Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

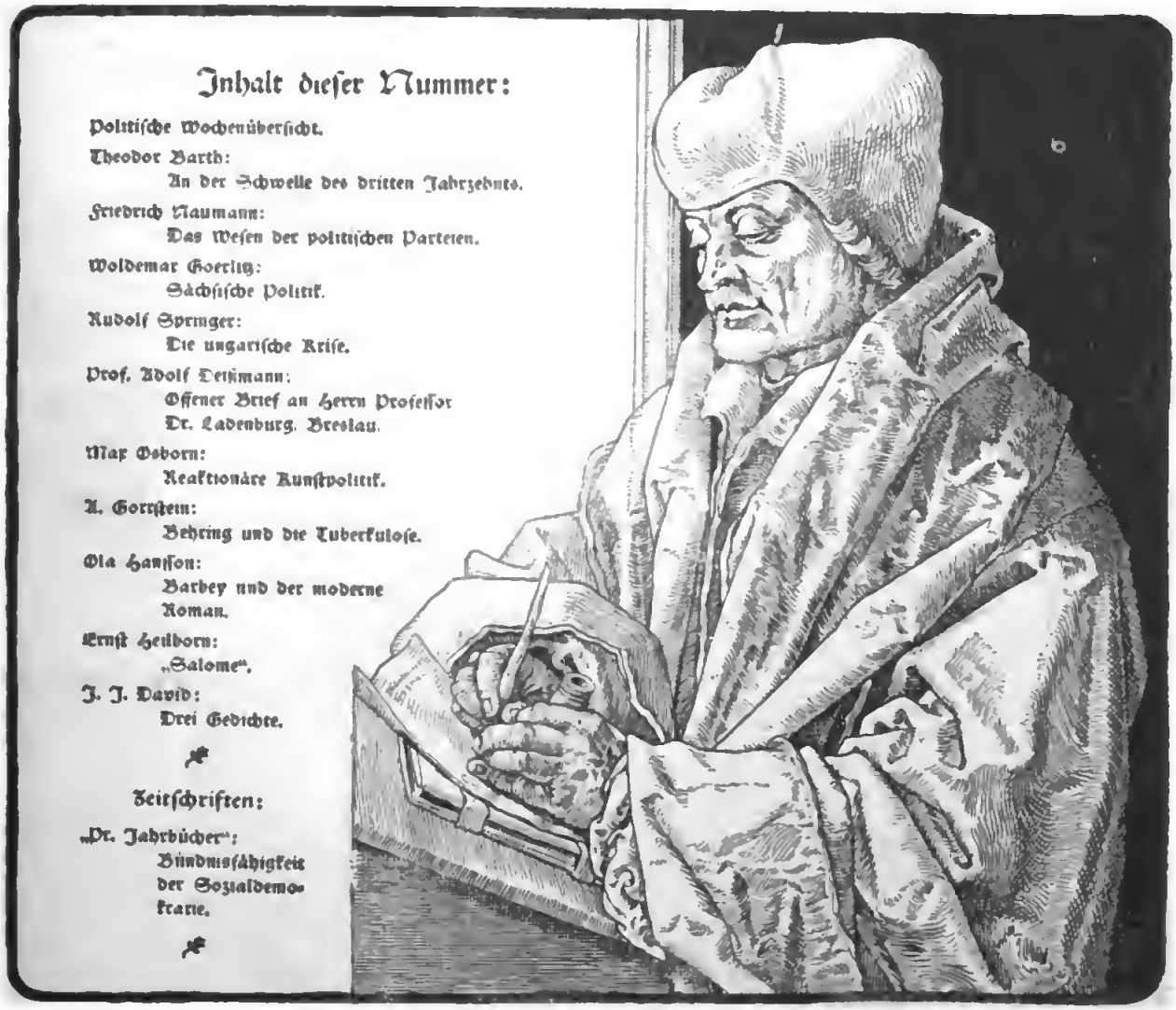
3. Oktober 1903. Nr. 1. 21. Jahrgang 1903.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107-8.



Inhalt dieser Nummer:

Politische Wochenübersicht.

Theodor Barth:
An der Schwelle des dritten Jahrzehnts.

Friedrich Naumann:
Das Wesen der politischen Parteien.

Woldemar Goerlitz:
Sächsische Politik.

Rudolf Springer:
Die ungarische Krise.

Prof. Adolf Deißmann:
Offener Brief an Herrn Professor Dr. Ladenburg, Breslau.

Max Osborn:
Reaktionäre Kunstpolitik.

A. Gorstein:
Behring und die Tuberkulose.

Ola Hansson:
Barbey und der moderne Roman.

Ernst Heilborn:
„Salome".

J. J. David:
Drei Gedichte.

Zeitschriften:

„Pr. Jahrbücher":
Bündnisfähigkeit der Sozialdemokratie.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1904 unter Nr. 5430 eingetragen.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 16 Seiten Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mark jährlich (3¾ Mark vierteljährlich), für die anderen Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pfg. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107-8 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Digitized by Google

ASBEST- & GUMMIWERKE ALFRED CALMON A.-G.

HAMBURG • BERLIN • DRESDEN • MÜNCHEN • LONDON • WIEN

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.
Stuttgart und Berlin.

Soeben erschienen:

Münchener Volkswirtschaftliche Studien:

Herausgegeben von Lujo Brentano und Walther Lotz

Siebenundfünfzigstes Stück

Dr. Edgar Ginsberg, Die deutsche Branntweinbesteuerung 1887—1902 und ihre wirtschaftlichen Wirkungen

Geheftet M. 2.—

Achtundfünfzigstes Stück

Dr. Lorenz Pieper, Die Lage der Bergarbeiter im Ruhrrevier

Geheftet M. 5.—

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Georg Reimer Verlag Berlin W. 35

Die Kunst im Leben des Kindes

Ein Handbuch für Eltern und Erzieher

Im Auftrage der Vereinigung

„Die Kunst im Leben des Kindes"

herausgegeben von

Will Drescher, Otto Feld, Max Osborn, Wilhelm Spohr u. Fritz Stahl

Mit 37 teils ganzseitigen Bildern

Mit Umschlag-Zeichnung von Otto H. Engel

Geheftet Mark 2.50, elegant gebunden Mark 3.—

J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H. in Berlin.

In unserem Verlage erschien:

Die Arbeiterfrage.

Eine Einführung.

Von

Dr. Heinrich Herkner,

o. ö. Professor der Volkswirtschaftslehre und Statistik an der Universität Zürich.

Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage.

gr. 8°. Preis 8 M., geb. 9 M.

„Schaff' gute Bücher
in dein Haus,
Sie strömen eigne
Kräfte aus,
Und wirken als ein
Segenshort
Auf Kinder noch und
Enkel fort."

Germania,

Lebens-Versicherungs-Aktien-Gesellschaft zu Stettin.

Versicherungsbestand am 1. August 1903: 668.5 Millionen Mark und 2.7 Millionen Mark jährl. Rente.

Sicherheitsfonds: 275 Millionen Mark.

Leistungen an Versicherte: 264 Millionen Mark.

Dividende nach Plan B im Jahre 1904 bis zu 66 % der einzelnen Prämie.

Günstige Versicherungsbedingungen, vorteilhafte Beteiligung der Versicherten am Reingewinn ohne Nachschußverpflichtung. Invaliditätsversicherung mit Prämien-Befreiung und Gewährung einer Rente bei Erwerbsunfähigkeit durch Krankheit oder Unfall.

Prospekte und jede weitere Auskunft kostenfrei durch die in allen größeren Orten angestellten Vertreter sowie durch

Stettin, im September 1903.

Die Direktion der Germania
Paradeplatz 16.

Voe kurzem erschieneo!

FRIEDRICH NAUMANN
Briefe über Religion

Preis, elegant ausgestattet, Mark 1.20.

Innerhalb weniger Wochen wurden von dem Naumann'schen Büchlein über

2000 Exemplare

verkauft, sodass die erste Auflage baid vergriffen sein dürfte.

In einem Aufsatz in der „Nation" XX No. 51 sagt Professor Ad. Harnack u. A.:

. . . . . Jeder der 27 Briefe hat seinen eigeneo Soooenstrahl, ein aufleuchtendes Bild oder eine Formolierung, gesättigt mit Wahrheit uod Kraft. Gerne würde ich sie hier zusammenstellen, sei es auch nur um zu zeigen, welch ein Instrument lo der Hand dieses sich befreiendeo Künstlers die Sprache ist. Aber der Ausdruck ist hier mehr als ein guter Ausdruck: er packt ein Stück wirklichen Lebeos, befreit es von den verdunkeloden Dünsten und macht es zum Gegeostaod der Freude.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie direkt vom

Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Hierzu Beilagen der Verlagsbuchhandlung Georg D. W. Callwey in München, des Verlages der Wochenschrift „Die neue Gesellschaft" und der Thüringischen Verlags-Anstalt in Eisenach.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur.

Herausgegeben

von

Dr. Th. Barth.

XXI. Jahrgang 1903/1904.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Berlin W. 35.
Lützowstraße 107—8.
Verlag von Georg Reimer.

Digitized by Google

Jahrgang XXI der „Nation".

Oktober 1903 — Oktober 1904.

Sachregister.

Die eingeklammerten Ziffern bezeichnen die Nummern, die freigelassenen die Seiten des einundzwanzigsten Jahrgangs.
Die im Register klein gedruckten Titel beziehen sich auf in kleinerem Satz gedruckte Artikel.

Absolutismus. Die Demoskierung des —. (43) 675.
Aerzte und Krankenkassen. (18.) 275.
Alfieri. Vittorio —. (2.) 26.
Altfranzösischen Moler. Die — —. (36.) 572.
Altsienesische Kunst. (48.) 764.
Amerikanisches. (9) 134.
Anglomone. Ein oller —. (5.) 73.
Antisemit oder Sozioldemokrat. (21.) 322
Arbeiterbewegung. Politische — und Liberalismus in England. (9.) 136.
Arbeiterkongreß. Erster deutscher —. (5.) 66.
Arbeiterkonsumvereine. (40.) 628.
Arbeiterorganisationen. Wanderarmut und —. (26.) 406.
Arbeiter und Bürger vor vierzig Jahren und heute. (2) 19.
Arenberg. Der Foll — und die Kriminolpolitik. (25.) 392.
Armenisches ous Rußlond. (11.) 165.
Attroppe. Eine politische —. (26.) 405.
Ausnohmegesetz. Das neue — gegen tändliche Arbeiter. (33.) 517.

Backfischl. (37.) 582.
Barbarenkultur. (44.) 696.
Barbey und der moderne Romon. (1.) 12.
Barnay, Ludwig: Künstlers Erdenwallen. (38) 603.
Barth Theodor —'s „Politische Porträts". (22.) 345.
Bauernkrieg. Der neue —. (41.) 643.
„Beate und Mareile." (4.) 58.
Behring und die Tuberkulose. (1.) 10 und (21.) 329.
Beichtstuhles. Die Politik des —. (27.) 419.
Belgien. Volksschule und Klerikolismus in —. (32.) 504.
Belgische Molerei. Die — — im neunzehnten Jahrhundert. (19.) 301.
Berliner Verkehrsfrogen. (24.) 375.
Berlioz. (11.) 168.
Bernstein. Der Fall —. (33.) 515.
Beyerlein. Franz Adam —. (16.) 250.
Bielschowskys Goethe-Biographie. (18.) 280.
Bierbaum, Otto Julius: Eine empfindsame Reise im Automobil. (30.) 476.
Bismarck. Mittnacht über —. (49.) 774.
Black days. (22.) 342.
Börsengesetzes. Die Abänderung des —. (22.) 339.
Boscoreale. Zum Silberschatz von —. (2.) 26
Bousset, Wilhelm: „Das Wesen der Religion." (34) 534.
Britisch-russische Probleme. (30.) 468.
Bryce. Ein neues Buch von James —. (11.) 169.

Bücherbesprechungen:

Statistikus: Freisinn und Sozialdemokratie vor den preußischen Landtagswahlen 1903. Bespr. von F. W. (5) 48.
G. Haberland: Groß-Berlin. Bespr. von P. N. (7.) 111.
Frédéric Loliée: Histoire des littératures comparées. Bespr. von Prof. Richard M. Meyer. (7) 112.
Hans Lindau: Abende in Versailles. Bespr. von R. M. M. (7.) 112.
Justus von Liebig: Sein Leben und Wirken. Bespr. von H. M (8.) 127.
Emil Heilbut: Die Impressionisten. Bespr. von P. Natan. (8.) 128.

Bücherbesprechungen:

Karl Emil Franzos: Aus Anhalt und Thüringen. Bespr. von R. Pissin. (8.) 128.
F. Daab und H. Wegener: Das Suchen der Zeit. Bespr. von Eugen Heerdegen. (9.) 144.
Felix Poppenberg: Maeterlinck. Bespr. von E. H. (10.) 161.
H. St. Chamberlain und Fr. Poske: Heinrich von Stein und seine Weltanschauung nebst H. v. Steins „Vermächtnis". Bespr. von R. M. M. (10.) 161
L. von Sybel: Gedanken eines Vaters zur Gymnasialsache. Bespr. von O. H. (12.) 192.
A. Wahlwill: Die hamburgischen Bürgermeister Kirchenpauer, Petersen, Versmann. Bespr. von A. St. (12.) 192.
Egon H. Straßburger und J. Trojan: Guck in die Welt. Bespr. von —l—m—n. (12.) 192.
B. Diederich: Von Gespenstergeschichten. Bespr. von J. J. David. (13.) 208.
H. Benzmann: Meine Heide. Bespr. von H. Philipp. (13.) 208.
Adolf Damaschke: Aufgaben der Gemeindepolitik. Bespr. von Fr. W. (14.) 224.
Rafael Altamira: Eine spanische Kulturgeschichte. Bespr. von Alfred Stern. (15.) 240.
A. Aulard: La Révolution Française et les Congrégations. Exposé historique et Documents. Bespr. von A. St. (15.) 240.
Adolf Weber: Depositenbanken und Spekulationsbanken. Bespr. von F (17.) 272.
Paul Heyse: Moralische Unmöglichkeiten und andere Novellen. Bespr. von —l—m—n. (18.) 288.
Paul Matter: La Prusse et la Révolution de 1848. Bespr. von —n—n. (18.) 288.

161513

Digitized by Google

Bücherbesprechungen:

Adolf Frey: Arnold Böcklin nach den Erinnerungen seiner Züricher Freunde. Bespr. von Prof. Wilh. Bolm. (22.) 351.
M Wolf: Frühlenz. Bespr. von —y—. (22.) 352.
Dr. Max Banner: Wie helfe ich meinem Schulkind? Bespr. von Bg. (22.) 352.
Jeene Forbes-Mosse: Peregrinas Sommerabende. Bespr. von E. H. (24.) 384.
J. D. Widmann: Calabrien-Apulien. Bespr. von —y—. (25.) 400.
Otto Hauser: Ein abgesetzter Pfarrer. Bespr. von Eugen Heerdegen. (26.) 416.
Hugo Salus: Novellen des Lyrikers. Bespr. von S. Mg. (26.) 416.
Carl Fander: In die neue Welt. Bespr. von —h—. (28.) 448.
Ferdinand Gregori: Schauspielee-Sehnsucht. Bespr. von —y—. (30.) 480.
Richard Voß: Ein Königsdrama. Bespr. von Eugen Heerdegen. (30.) 480.
Alfred Philippson: Das Mittelmeergebiet, seine geographische und kulturelle Eigenart. Bespr. von Prof. S. Günther. (31.) 496.
Aage Friis: Bernstorfferne og Danmark. Bespr. von Alfred Stern. (33.) 528.
Friedr. Aug. Dreßler: Moltke in seiner Häuslichkeit. Bespr. von B. (33.) 528.
Friedrich Hebbel: Sämtliche Werke. Bespr. von Harry Mayne. (35.) 559.
Julius Dahlteich: Ferdinand Lassalle und die Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung. Bespr. von Erich Eyck. (35.) 560.
Leonz Kahn: Die einheitliche Kodifikation des internationalen Privatrechts durch Staatsverträge. Bespr. von J. (35.) 560.
Paul Langhans: Eine freundliche Reisegabe. Bespr. von A. E. (37.) 591.
Otto Erich Hartleben: Loganbüchlein. Bespr. von B. (37.) 592.
Bilder aus dem Kinderleben des Pestalozzi-Fröbel-Hauses in Berlin. Bespr. von B. (38.) 608.
Dr. Rud. Breitscheid und Rud. Fabel: Monographien zur Weltpolitik. Bespr. von P. A. (39.) 623.
Hermann Kutter: Sie müssen. Bespr. von H. Kötschke. (39.) 624.
Else Lüders: Der „linke Flügel". Bespr. von Fr. Weinhausen. (39.) 624.
Alois Riehl: Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. Bespr. von Prof. Wilh. Bolm. (40.) 640.
M. A. Klausner: Die Gedichte der Bibel in deutscher Sprache. Bespr. von E. H. (41.) 656.
Arthur Schubart: Aus St. Hubertus Reich. Bespr. von S. Mg. (43.) 688.
B. S. Ard'l: Richard Roesicke. Sein Leben und Wirken. Bespr. von R. Breitscheid. (44.) 703.
J. Genfel: Friedrich Preller der Aeltere. Bespr. von A. E. (44.) 703.
Sigmar Schultze: Im Sturm der Zeit. Bespr. von S. Mg. (44.) 704.
Hermann Cohen: System der Philosophie. Bespr. von E. Fink. (45.) 719.
Gustav Steinbrink, Professor Dr. phil., Erster Vorsteher des stenographischen Bureaus des Hauses der Abgeordneten. Bespr. von —h—. (45.) 720.

Bücherbesprechungen:

Alfred von Bergee: Semmelweis und andere Geschichten. Bespr. von A. Bettelheim. (46.) 735.
Georg Busse-Palma: Die singende Sünde. Bespr. von S. Mg. (46.) 736.
A. Jeremias: Das Alte Testament im Lichte des Alten Orients. Bespr. von Jirae'. (47.) 752.
James Ford Rhodes: History of the United States from the Compromise of 1850. Bespr. von Poultney Bigelow. (47.) 752.
A. Hausding: Handbuch der Torfgewinnung und Torfverwertung. Bespr. von H. K. (48.) 768.
Richard Bürkner: Herder. Bespr. von Prof. Wilh. Bolin. (48.) 768.
Ludwig Fulda: Sinngedichte Bespr. von Prof. Richard M. Meyer. (48.) 768.
Frida Schanz: Hubertia Sollacher. Eine Waldgeschichte für Jung und Alt Bespr. von S. Mg. (50.) 800.
Ludwig Pietsch: Von Berlin bis Paris. Bespr. von A. M. (52.) 831.
Heinrich Reiter: Theorie des Romans und der Erzählkunst. Bespr. von Alexander von Gleichen-Rußwurm. (52.) 832.

Bureaukratie. Industrielle Oligarchie oder —. (47.) 741.

Calendarin Curoli IX. (26.) 410.
Capivi. Auf —'s Spuren. (35.) 546.
Cézanne. Paul —. (35.) 555.
Chamberlains Motive. (2.) 22, (3.) 42 und (4.) 52.
Chamberry. Aus —. (13.) 202.
Christuslegenden. (48.) 763.
Cobden. (36.) 563
Crimmitschau. (11.) 162.
desgl. der Fabrikantensieg von —. (17.) 259.

D'Annunzio: „La Figlia di Jorio." (26.) 412.
Daec. Jeanne —, eine Heilige? (20.) 312.
David, J. J.: „Die Hanna." (40.) 638.
Deak. Franz — und sein Werk. (3.) 39.
Defoe: „Moll Flanders". (38.) 601.
Demokratie und Kaisertum. (50.) 787.
Despoten. Die Verantwortlichkeit eines —. (46.) 728.
Deutsch-atlantischen Kabels. Die Vorgeschichte des zweiten — —. (38.) 595.
Deutsche Droma. Das — — des neunzehnten Jahrhunderts. (26.) 411.
Deutschen Kunst. Die Mobilmachung der — —. (17.) 268.
Deutschland und England. Zwei Briefe. (2.) 20.
Deutschsoziol und Nationalsozial. (3.) 41.
Devrient, Emil: Theater . . . (5.) 75.
Diaspora und Simultanschule. (46.) 728.
Dichtermonographien. (37.) 588.
Don Juan imaginaire. (25.) 395.

Eckhort: Eine Kanzel im vierzehnten Jahrhundert. (8.) 120.
Eisenbahnerstreik. Der ungarische —. (31.) 487.
Eisenbahntechnik. Die Zukunft der —. (14.) 214.
Elsaß-lothringische Verfassungsfrage. Die — —. (5.) 68.
„Empfundenes und Nachempfundenes." (29.) 459.
England. Politische Arbeiterbewegung und Liberalismus in —. (9.) 136.
Entortung. (7.) 103.
Erntezeit. (45.) 715.

Erzählungen, Gedichte, Skizzen:

Drei Gedichte. (1.) 15.
Reiseeindrücke aus Finland. (2.) 30 und (3.) 47.
Epiphanie. (4.) 60.
Titus. (5.) 79.
Friedl, der Tugendprotz. (6.) 95 und (7.) 108.
Die beiden Gräber. (8.) 125.
Der Gaiß-Christeli. (9.) 142 und (10.) 158.
Moral. (11.) 176.
Die Weltreise des kleinen Tyrnauer. (12.) 188.
Weihnachten. (13.) 206.
Ein Märchen, das sich weiter spinnt. (15.) 238.
Der Ritt des Freiwilligen Pöppelmann. (16.) 253.
Rippes. (17.) 271.
In Mittsommerzeiten. (18.) 285.
Doppelleben. (19.) 302.
Die Silbergrube. (20.) 319 und (21.) 334.
Die Nixe. (22.) 348
Kleopatra. (23.) 365.
Von den Frühlingsfahrten des Norddeutschen Lloyd. I. (24.) 382, II. (25.) 399 und III. (26.) 418.
Im Gasthaus zum König Arpad. (27.) 429.
Feinde. (28.) 446.
Mut. (29.) 462.
Kimmerlinger. (30.) 477.
Drei Briefe und eine Zeitungsnotiz. (31.) 494.
Bauernblut. (32.) 511 und (33.) 526.
Die arme Toinette. (34.) 539.
Aithra. (34.) 543.
Der Schafhirt. (35.) 556.
Die Lichtflamme. I. (36.) 574, II. (37.) 589, III. (38.) 606 und IV. (39.) 621.
Drei Gedichte. (40.) 639.
Die kluge Frau. (41.) 653.
Die Versicherung. (42.) 670.
„Gerettet." (43.) 685 und (44.) 701.
Das überlichte Licht. I. (45.) 717 II. (46.) 733 und III. (47.) 750.
Edmée oder „Wohlangebrachte Mildtätigkeit". (48.) 766.

Digitized by Google

Erzählungen, Gedichte, Skizzen:
Das Abenteuer des Bartolomäus. (49.) 782.
White House und Roosevelt. (50.) 797.
Musikantentod. (51.) 814 und (52.) 829.
Eucken, Rudolf: Von Form und Wesen. (5.) 72.

Familiennamen. Die deutschen —. (18.) 283.
Ferry. Jules —. (33.) 522.
Feuerbach Managraphie. Friedrich Jodls —. (43.) 684.
Feuerbach. Zur Biographie Anselm —'s. (18.) 282.
desgl. Zum Säkulargedächtnis Ludwig —. (25.) 393.
Fideikommiß: Ein Gesetzentwurf zur Legatisierung des Unrechts. (9.) 130 und (10.) 148.
Fischer. Kuno —. (43.) 683.
Flanders. Moll —. (38.) 601.
Frankreich. Aus dem heutigen —. (27.) 426.
desgl. und der Klerikalismus. I. (34.) 537, II. (35.) 547 und III. (36.) 565.
Franzos. Karl Emil —. (19.) 299.
Frauenkongreß (37.) 579.
desgl. der internationale —. (39.) 611.
Frauennachtarbeit. Gewerbliche —. (28.) 436.
Frauenroman. Der moderne —. (14.) 219 und (15.) 235.
Friedländer. Ludwig —. (42.) 664.

Gedichtbücher. Zwei —. (22.) 346.
Gefühlspolitik. Internationale Realpolitik und internationale —. (15.) 227.
Gehäuse. Unser neues —. (2.) 25.
Generalsynode: Liberalismus und Kirche. (8.) 115.
Gesetzentwurf. Ein — zur Legalisierung des Unrechts. (9.) 130 und (10.) 148.
Gewerkschaftsheeres. Der Aufmarsch des —. (42.) 661.
Gewerkvereine. Die deutschen —. (35.) 550.
Geyerstam, Gustaf af: Frauenmacht. (44.) 699.
Gissing. George —. (15.) 233.
Gladstone. (40.) 632.
Glossen zur Zeitgeschichte:
Messieurs, faites votre jeu! (9.) 137.
Eine Parallele. (10.) 150.
Deutscher Straftarif. (16.) 247.
Die entscheidende Kanalkompensation. (32.) 502.
Goethe-Biographie. Bielschowskys —. (18.) 280.
Goethe oder Köller? (32.) 499.
Göhre, Paul: Ein Proletarierleben. (41.) 647.
Goya. Francisco di — y Lucientes. (3.) 44.
Grillparzers Tagebücher. (12.) 185.
Großen Berliner Straßenbahn Die angeblichen Regreßansprüche der — — — wegen Entlassung der Hoch- und Untergrundbahn. (17.) 261.

Hammerstein. Des Freiherrn von — Entdeckung. (18.) 274.
Handelshochschulen. Die deutschen —. (10.) 151.
Handelspolitische Imbroglio. Das — —. (46.) 723.
Handelsverträge. Die Kündigung der —. (36.) 567.
desgl. : Eine Kanone, die nicht losgeht. (51.) 803.
Handlungsgehilfinnen. Das Stimmrecht der —. (38.) 594.
Hedins. Sven von — Reisewerk. (29.) 457.
Heimarbeiterschutzkongreß. Der erste —. (24.) 370.
Herder: Wirkungen des Papsttums auf die Menschheit. (12.) 185.
Herero-Aufstand. Der —. (17.) 264.
Herzog, August: „Empfundenes und Nachempfundenes." (29.) 459.
Hochwassergefahren. Die Gesetzentwürfe zur Verhütung von —. I. (31.) 484 und II. (32.) 499.
Hüdner, J. A. van: Das Tagebuch eines Diplomaten. (39.) 615.
Huch, Ricarda: „Von den Königen und der Krone." (35.) 553.

Jahrzehnts. An der Schwelle des dritten —. (1.) 2.
Japan: Das Land der Dichtung. (51.) 810.
Japanischer Nationalcharakter. (16.) 244.
Industrielle Oligarchie oder Bureaukratie. (47.) 741.
Jörgensen. Johannes —. (49.) 778.
Italienischer Badeort. Ein — —. (49.) 780.
Junkerrecht. (40.) 630.

Kanalvorlage. Die —. (29.) 450.
Kants Todestag. Zur Erinnerung an die hundertste Wiederkehr von — —. (19.) 290.
Kartelle. Ein interessanter Fall aus der neuesten Praxis deutscher —. (35.) 551.
desgl. Die Schädigung der Maschinenindustrie durch die —. I. (50.) 788 und II. (51.) 806.
Kartellenquete. Aus der —:
I. Das Ruhrkohlensyndikat. (20.) 308.
II. Das Kokssyndikat. (21.) 327.
III. Die Roheisensyndikate. (22.) 343.
IV. Der Halbzeugverband. (23.) 358.
V. Schlußbetrachtungen. (25.) 386.
Kartellfrage. Die — auf dem XXVII. deutschen Juristentag. (44.) 693.
Keller. Von Storm und —. (37.) 586.
Keyserling: „Beate und Mareile." (4.) 58.
Kinderbücher. Neue —. (11.) 171.
Kischinewer Prozesses. Die Ergebnisse des — —. (15.) 230 und (16.) 245.
Klerikalismus. Frankreich und der —. I. (34.) 537, II. (35.) 547 und III. (36.) 565.
desgl. Lehrerinnen und —. (24.) 378.
desgl. (52.) 819.
Klimt. Gustav —. (8.) 123.
Klinghammer. Pastor —. (24.) 381.
Koalitionsfreiheit. Die — der Postunterbeamten. (13.) 198.
Koalitionsrecht für die Landarbeiter. (12.) 181.
Kolberg-Köslin im preußischen Abgeordnetenhause. (23.) 355.
Köller. Goethe oder —? (32.) 501.
Konfession oder Nationalität? (31.) 483.
Königsberger Prozeß. Der — —. (44.) 691.
Kopp-Prozeß: Die Politik des Beichtstuhls. (27.) 419.
Körder. Von Taaffe bis —. (52.) 821.
Kaster. Edward B. —. (21.) 331.
Krankenkassen. Aerzte und —. (18.) 275.
Kretschman. Hans von —. (8.) 119.
Krieg. Der —. (20.) 307.
Kriminalpolitik. Der Fall Arenberg und die —. (25.) 392.
Kulturjubiläum. Ein —. (32.) 499.
Kunstausstellungen. Die Berliner —. (41.) 648.
Kunstdebatte. Die — im Reichstag. (21.) 326.
Kunstpoesie. Ueber Natur- und —. (20.) 314.
Kunstpolitik. Reaktionäre —. (1.) 8.
Kunst und Frau. (17.) 266.

Ladenburg. Offener Brief an Herrn Professor Dr. —, Breslau. (1.) 7.
Lagerlöf. Selma —'s Sagenbücher. (7.) 105.
desgl. : „Christuslegenden." (48.) 768.
Landtagswahlen:
An der Schwelle des dritten Jahrzehnts. (1.) 2.
Sozialdemokratie und Landtagswahlen. (2.) 24.
Aussprechen, was ist. (4.) 50.
Nach den Urwahlen. (7.) 98.
Es wird fortgewurstelt. (8.) 114.
Landwirtschaftliche Privatenquete. Eine — —. (46.) 724.
Larsen, Carl: Lebende und Erlebende. (34.) 542.

Lassalle. (49.) 771.
Lehrerinnen und Klerikalismus. (24.) 378.
Lenbach. (33.) 519.
desgl. Erinnerungen an —. (47.) 747.
Lexis, W.: „Das Unterrichtswesen im Deutschen Reich." (41.) 645.
Liaujang. (50.) 790.
Liberale Aktion. Die — — zur Reform des preußischen Wahlrechts. (26.) 402.
Liberale Jugend. (50.) 791.
Liberalen. Der Wahlverein der —. (3.) 34.
desgl. Die Einigung der —. (15.) 226.
desgl. Zur Generalversammlung des Wahlvereins der —. (2.) 18.
Liberaler Revisionismus. (13.) 194.
Liberalismus. Der — im Elsaß. (4.) 51.
desgl. und Bildung. (14.) 211.
desgl. und Kirche. (8.) 115.
Lie. Jonas —. (6.) 88.
Linke. Die — und das Heer. (25.) 386.
Logau. Friedrich von —. (39.) 618.
Loisy. Abbé —. (27.) 422.
Londons Abgrund. Aus — —. (19.) 297.
Louvre. Ein Spaziergang im —. (51.) 811.
Ludwig. Otto —'s Spruchweisheit. (13.) 199.
Lunéville. Der Haf von —. (48.) 760 und (49.) 775.

Macht ist Recht. (27.) 421.
Maeterlinck, Maurice: Der doppelte Garten. (46.) 731.
Marxkritik. Eine neue —. (34.) 535.
Maternité. (30.) 474.
Meinhardt. Adalbert —. (23.) 361.
Mendelssohn. Ein Epigone der Familie —. (17.) 265.
Metallgewerbe. Der Kampf im Berliner —. (7.) 100.
Mexikanischen Dollars. Die Leidensgeschichte des — —. (43.) 680.
Meyer. Conrad Ferdinand und Belly —. (8.) 125.
Mietsfrage. Zur —. (15.) 232.
Mirbachiade. Die —. (38.) 599 und (39.) 613.
Mirbeau. Octave —. (11.) 174.
Mittellandkanal: Gebaut wird er doch — nicht. (17.) 258.
Mommsen. Theodor —. (6.) 82.
desgl. Der Akademiker —. (47.) 745.
Mörikes Briefe. (10.) 154 und (32.) 507.
Marvan, Jean: Die Selbstvernichtung des Despotismus. (28.) 438.
Müller, Hans: „Die lockende Geige." (19.) 300.
Musikalische Glossen. (52.) 823.
Muther: Die belgische Malerei im neunzehnten Jahrhundert. (19.) 301.
Mutterschaftsversicherung. Das Problem der —. (37.) 583.

Nationale Kultur. (43.) 678.
Nationalität. Konfession oder —? (31.) 483.
Nationalsozial. Deutschsozial und —. (3.) 41.
Natur- und Kunstpoesie. Ueber — — —. (20.) 314.
Novae epistolae obscurorum virorum. I. (12.) 183, II. (14.) 217 und III. (18.) 278.

Orden und Titel. (40.) 627.
Orthopädie. Die Fortschritte der —. (44.) 695.
Ostasien. England, Rußland, Japan in —. (13.) 195.
Ostwald, Hans: Lieder aus dem Rinnstein. (4.) 56.

Panslawismus. Ein slawisches Opfer des — (24.) 373.
Parlamentsbriefe. I. (11.) 163.
desgl. II. (12.) 180.
desgl. III. (18.) 243.
desgl. IV. (17.) 260.
desgl. V. (18.) 277.
desgl. VI. (19.) 292.
desgl. VII. (20.) 311.
desgl. VIII. (21.) 325.
desgl. IX. (22.) 341.
desgl. X. (23.) 357
desgl. XI. (24.) 372.
desgl. XII. (25.) 390
desgl. XIII. (26.) 404.
desgl. XIV. (29.) 452.
desgl. XV. (30.) 467.
desgl. XVI. (31.) 486.
desgl. XVII. (32.) 502.
desgl. XVIII. (33.) 516.
desgl. XIX. (34.) 533.
Patria. (7.) 101.
Petrarcas. Zum 600. Geburtstag —. (42.) 668.
Phäaken. Aus dem Lande der —. (5.) 78 und (6.) 91.
Pissarro. Camille —. (9.) 138.
Plehwe. Die Zerrüttung Rußlands und Minister —. (4.) 53.
desgl. Herr von — und die finländische Frage. (Beilage zu Nr. 10.)
desgl. W. K. v. —. (44.) 690.
Poesie. Von einem Knecht der —. (12.) 185.
Politischen Parteien. Das Wesen der — —. (1.) 3.
Politischen Verfassungsfarmen. Die geschichtliche Bedingtheit der — —. (45.) 710.
„Politische Porträts". Theodor Barths — —. (22.) 345.
Polnische Bewegung. Die — — im oberschlesischen Industriebezirk. (28.) 434.
Prinzipien und Taktik. (23.) 354.
Protestantenleben. Ein —. (41.) 647.

Racines Esther. I. (41.) 651 und II. (42.) 664.
Radium. Ueber — und Radioaktivität. (26.) 407.
Reaktion. Die fine fleur der —. (16.) 242
Reaktionäre Kunstpolitik. (1.) 8.
Realpolitik. Internationale — und internationale Gefühlspolitik. (15.) 227.
Rechtsstaat Preußen. Im — —. (19.) 295.
Reichsgerichts. Die Entlastung des —. (34.) 532.
Reichstag. Der neue —. (10.) 147.
Renaissance? (31.) 490.
Resolution und Revolution. (48.) 754.
Rjepin. Elias —. (40.) 636.
Rokoko. (46.) 729.
Römische Eindrücke. (14.) 222.
Roosevelts „Jagdstreifzüge". (32.) 506.
Rosegger. Vom Vorleser —. (29.) 460.
Ruskin. John —. (50.) 792.
Russische Eindrücke:
I. Die Zarenfamilie. (38.) 599.
II. Die russischen Finanzen. (42.) 659.
III. Petersburg. I. (43.) 678.
IV. desgl. II. (45.) 712.
V. Die wirtschaftliche Zukunft Rußlands. (48.) 756.
Russisch-japanischen Krieges. Die wirtschaftlichen Ursachen des — —. (37.) 580.
Rußland. Was nun in —? (45.) 707.
desgl. „Ein Blick ins Zarenreich." (51.) 804.

Saardrücker Prozeß: Das patriarchalische System auf der Anklagebank. (38.) 596.
Sächsische Politik. (1.) 4.
Schauspielermemoiren. (7.) 107.
Scheinwerfer. (30.) 466.
Schiller-Fund. Ist der neue — echt? (39.) 620.
Schneiderinnenschutz. (30.) 471.
Schnellbahnen: 210 Kilometer. (6.) 87.
Schnellzugverkehr. Madorner —. (28.) 443 und (29.) 455.
Schrader. Karl —. (27.) 418.
Schuldeispiel. Ein —. (49.) 770.
Schulkampf. Der — in Württemberg. (39.) 614.
Schulunterhaltung. Die „Ersparnisse" der Agrarier bei der —. (48.) 755.
Schweiz. Eine Geschichte der — im neunzehnten Jahrhundert. (23.) 363.
Schwind. Moritz von —. (18.) 248.
Seekriegsrechts. Aktuelle Fragen des —. (47.) 738.
Seidel. Heinrich — als Lyriker. (9.) 139.
Sezession. Die Ausstellung der Berliner —. (10.) 155.
Simultanschule. Diaspora und —. (46.) 728.
Sittmödel. Das —. (52.) 824.

Digitized by Google

Sozialdemokrat. Antisemit oder —. (21.) 322.
Sozialdemokratie und Landtagswahlen. (2.) 24.
desgl. „Ein Schulbeispiel." (49.) 770.
Sozialdemokratischer Parteitag: Bremen kein Dresden. (52.) 820.
Soziale Hilfsarbeit. Zehn Jahre — —. (9.) 133.
Sozialistenkongreß. Vom internationalen —. (47.) 744.
Sozialpolitische Audienz. Eine — —. (12.) 179.
Spanische Eindrücke. (28.) 440.
Spitteler, Carl: Olympischer Frühling. (36.) 571.
Sprachproblem. Ein —. (32.) 509.
Stein, Ludwig: Vom Sinn des Daseins. (33.) 521.
Storm. Von — und Keller. (37.) 586.
Stosch. Die Denkwürdigkeiten Albrechts von —. (6.) 85.
Sudermann Apostata. (5.) 66.
Syndikatsfrüchte. (29.) 453.

Taaffe. Von — bis Körber. (52.) 821.
Tagebuch. Das — eines Diplomaten. (39.) 615.
Taines. Neue Briefe —. (31.) 491.
Taktik. Prinzipien und —. (23.) 354.
Theater.
Berliner Theater:
Stella und Antonie. (20.) 317.
Deutsches Theater:
Rose Bernd. (6.) 93.
Der Meister. (12.) 187.
Novella d'Andrea. (17.) 271.
Der einsame Weg. (21.) 333.
Das Wunder des heiligen Antonius. (25.) 398.
Ora et labora. (25.) 398.
Troilus und Cressida. (50.) 795.
Kettenglieder. (52.) 828.
Kleines Theater:
Die Raben. (4.) 59.
Elektro. (6.) 93.
Mutter Landstraße. (23.) 364.
Theater:
Lessing-Theater:
Der Sturmgeselle Sokrates. (2.) 29.
Neues Theater:
Salome. (1.) 14.
So ist das Leben. (10.) 157.
Der Strom. (13.) 205.
Schwester Beatrix. (20.) 317.
Schauspielhaus. Königliches —:
Der grüne Zweig. (16.) 252.
Schiller-Theater:
San Marcos Tochter. (5.) 46.
Thomas, Emil: Komikers Erdenwallen. (52.) 826.
Titel. Orden und —. (40.) 627.
Tschechow. (45.) 714.
Tuberkulose. Behring und die —. (1.) 10 und (21.) 329.

Ungarische Krise. Die — —. (1.) 6.
Ungarisch-österreichische Monarchie. Die — —. (13.) 197.

Viebig, Clara: „Das schlafende Heer". (28.) 445.
Villards. Henry — Memoiren. (31.) 488.
Vlamische Liberalismus. Der — —. (36.) 568.
Volksbildung. Das A und O der —. (19.) 294.
Volkshochschultag. Der erste deutsche —. (27.) 424.
Volksschule und Klerikalismus in Belgien. (32.) 504.
Volksschulfrage. Die —. (36.) 564.
Von Stufe zu Stufe. (34.) 531.

Wagner-Denkmalsrummel. Schlußwort zum —. (2.) 29.
Wahlrechts. Die liberale Aktion zur Reform des preußischen —. (50.) 791.
Wanderarmut und Arbeiterorganisationen. (26.) 406.
Wartensleben, J. C. Graf von: Ein moderner Konservativer. (42.) 658.
Weihnachten. (13.) 206.
Weltall und Menschheit. (37.) 584.
Weltausstellung. Der Clou der — von St. Louis. (11.) 166.
Weltkabelnetzes. Die neueren Fortschritte im Ausbau des — (48.) 758.
Wereschtschagin. (30.) 473.
Werner. Anton von —. (24.) 379.
West-Oestliches. (8.) 117.
Wilhelm II. Kaiser —. (21.) 328.
Wochenübersicht. Politische (1.) 1. (2.) 17. (3.) 33. (4.) 49. (5.) 65. (6.) 81. (7.) 97. (8.) 113. (9.) 129. (10.) 145. (11.) 161. (12.) 177. (13.) 193. (14.) 209. (15.) 225. (16.) 241. (17.) 257. (18.) 273. (19.) 289. (20.) 305. (21.) 321. (22.) 337. (23.) 353. (24.) 369. (25.) 385. (26.) 401. (27.) 417. (28.) 433. (29.) 449. (30.) 465. (31.) 481. (32.) 497. (33.) 513. (34.) 529. (35.) 545. (36.) 561. (37.) 577. (38.) 593. (39.) 609. (40.) 625. (41.) 641. (42.) 657. (43.) 673. (44.) 689. (45.) 705. (46.) 721. (47.) 737. (48.) 753. (49.) 769. (50.) 786. (51.) 801. (52.) 817.

Zedtwitzscher Schulgesetzentwurf. (34.) 531.
Zehnstundentag. Der — und die Textilindustrie. (14.) 212.
Zeitschriften:
Deutsche.
„Preußische Jahrbücher":
Bündnisfähigkeit der Sozialdemokratie. (1.) 10.
Französische.
„La Vie Nouvelle":
Ein französisches Friedensvotum. (14.) 256.
Zeitungsstimmen über unsere Generalversammlung. (8.) 37.
Zitatenschatz. Aus unserm —:
Wie soll man sich den Sozialdemokraten gegenüber verhalten? (1.) 7.
Vom Objekt und Subjekt. (5.) 67.
So make politics cowards of us all. (10.) 153.
Politische Neujahrsbetrachtungen. (14.) 214.
Dem Herrn von Einem ins Stammbuch. (24.) 373.
Zitelmann, Ernst: Radierungen und Momentaufnahmen. (15.) 238.

Autorenregister.

Die neben den Namen stehenden Ziffern bezeichnen die Seitenzahlen.

Africanus 264.
Aldenhoven, Carl 543. 792.
Arons, Kurt 58. 381. 670.
Arndt, Paul 151.

B. 526. 592. 608.
Bar, Ludwig von 738.
Barge, Hermann 710.
Barth, Theodor 2. 24. 50. 66. 82. 98. 114. 134. 147. 179. 194. 226. 242. 258. 295. 402. 418. 440. 458. 466. 488. 506. 515. 531. 546. 563. 579. 594. 615. 627. 723. 745. 754. 770. 787. 803. 819.
Behrens-Litzmann, A. 685. 701.
Bettelheim, Anton 345. 460. 735.
Bg. 352.
Bigelow, Poultney 752.
Bing, Just 88.
Bolin, Wilhelm 351. 640. 684. 768.
Bonn, M. S. 22. 42. 52.
Brandt, M. v. 195.
Breitscheid, Rudolf 136. 703.
Brentano, Lujo 18.
Bruchmann, K. 500.
Bryce, James 20.
Busse-Palma, Georg 429.

Charmatz, Richard 89. 197. 821.
Cohn, Hermann 292.
Cyrill 165.

Digitized by Google

David, J. J. 15. 123. 154. 188. 208. 280. 507. 519. 553. 647. 747.
Deißmann, Adolf 7.
Dohrn, Wolf 370.

E., A. 591. 703.
Engel-Reimers, Charlotte 471.
Ewald, Carl 176.
Eyck, Erich 560. 771.

F. 272.
Fink, E. 719.
Fitger, Arthur 248.
France, Anatole 79. 865. 537. 547. 565. 766.
Frauendienst, M. 87.
Fürth, Henriette 212. 436.

Gagliardi, Ernesto 22. 412. 474. 780.
Gagliardi, M. 26.
Ganz, Hugo 599. 636. 659. 676. 712. 756.
Gensel, Walther 44. 155.
Gerlach, H. v. 41. 117. 163. 180. 198. 243. 260. 277. 292. 311. 325. 341. 357. 372. 390. 404. 452. 467. 486. 502. 516. 533. 675. 820.
Gizycki, Paul von 645.
Girichen-Rußwurm, Alex. Frhr. von 668. 714. 832.
Gmelin, J. 614.
Goerlitz, Woldemar 4.
Gold, Alfred 824.
Goldmann, Karl 717. 733. 750.
Goldstein, J. 551.
Gothein, Georg 180. 148. 308. 327. 343. 358. 388. 434. 450. 484. 499. 724. 741.
Gottheiner, Elisabeth 297.
Gottstein, A. 10. 103. 329.
Grazie, M. E. delle 60.
Gunkel, H. 534.
Günther, S. 457. 496. 584.

Hanssen, Ola 12. 410. 522. 760. 775.
Hartmann, Ludo M. 424.
Hamser, Otto 331. 778.
Heerdegen, Eugen 144. 416. 480.
H., E. 161. 384. 656.
Heilborn, Ernst 14. 29. 46. 93. 120. 157. 187. 205. 252. 271. 317. 333. 364. 398. 490. 586. 638. 763. 795. 828.
Heine, Anselm 80. 47. 105. 266. 346. 542. 568. 699.
Hella 187.
Hennig, R. 595. 758.
Hirsch, Karl 698.
Hirschfeld, Otto 664.
H., O. 192.
Höcker, Paul Oskar 382. 399. 413.
Hohmann, Georg 696.
Holzner, Eugen 283.
Holdschiner, Richard 556.

J. 560
Ignotus 707. 804.
Israel 752.
Junius 150. 247. 502. 599. 613.

Karpeles, Gustav 78. 91.
Kuh, Eugen 630. 791.
Kellner, Leon 169. 632.
Kerr, Alfred 59
K., H. 768.
Kirchbach, Wolfgang 348. 811.
Kallmann, J. 166. 214. 261. 375. 443. 455. 788. 806.
Kötschke, H. 624. 744.
Kurella, Hans 392.

Lagerlöf, Selma 319. 334. 574. 589. 606. 621.
Landau, Paul 555.
Laßwitz, Kurd 290.
Leclère, Leon 56*.
Lewin, J. 407.
Lichtenstein, Arthur 782.
—l—m—n. 192. 288.
Lothar, Rudolph 107. 446.
Lüders, Else 583.

M., A. 831.
Martens, Kurt 253.
Mayer, Gustav 301. 504.
Mayne, Harry 125. 411. 559.
Mechelin, S. (Beilage zu Nr. 10.)
Mehring, Sigmar 56. 139. 300. 476. 603. 620. 810. 826.
Meinhardt, Adalbert 202. 539. 715.
Meyer, Richard M. 112. 219. 235. 265. 299. 571. 618 708.
M., R. M. 112. 161.
Meyer-Benfey, Heinrich 731.
Meyerfeld, Max 73. 238. 601.
Mg., S. 416. 688. 704. 736. 800
M., H. 127.
Michaelis, Alfred 126.
Mommsen, Karl 339.
Mommsen, Theodor 20. 26.
Müller, Reander 342.
Münzer, Kurt 494.

Nathan, Paul 25. 34. 101. 128. 227. 274. 307. 322. 354. 421. 459.
N., P. 16. 111. 623.
Naumann, Friedrich 3. 19. 206. 211. 323. 386. 419. 658. 678.
Nemenhoven, Emil 238.
—n—n. 288.

Osborn, Max 8. 138. 268. 326. 379. 473. 648.
Ostwald, Hans 406.

Poppritz, A. 611.
Pautsch, Otto 378. 728. 755
Philipp, H. 208.
Philippsan, M. 85. 119. 438.
Pissin, Raimund 198. 185. 250. 361.
Platzhoff-Lejeune, Eduard 696.
Pappenberg, Felix 75. 199. 395.

Raff, Helene 95. 108. 653.
Ranschaff, E. 72. 174. 426. 491. 521. 688 729.
Rathgen, Karl 244.
Röding, Therese 462.
Rudow, W. 181.

Salaman, Alice 133.
Salus, Hugo 639.
Schacht, Hjalmar 643.
Schmidt, Wilhelm 814. 829.
Schrader, Karl 115. 355 691.
Schotthoefer, F. 572
Schubart, Arthur 271. 477.
Schudring, Paul 282, 764
Schultze, Robert 580. 690.
Schulze-Gävernitz, Gerhard von 464.
Schürmann, W. 797.
Schwalb, M. 312. 422. 651. 664
Sembratowycz, Roman 373.
Siewert, Elisabeth 302.
Speyer, Richard 68.
Springer, Rudolf 6.
St., A. 192. 240.
Steig, Reinhold 314.
Stern, Alfred 240. 363. 528.
Strindberg, August 285.
Svendsen, Ferdinand 405. 445. 483. 501. 567. 582. 728. 774. 790.

Tews, J. 294. 564.
Tolliemitt, Robert 582.
—y— 448. 720.

Weinhausen, Fr. 66. 100. 162. 259. 275. 487. 517. 550. 596. 624. 628. 661.
Welti, Heinrich 29. 168. 823.
Werner, Justus 499.
W., F. 48. 224.
Wolf, Alfred 51.
Wolgast, H. 171.
Wolfschki, R. 690.

—y—. 352. 400. 480.

Zahn, Ernst 142. 158.
Zimmermann, Waldemar 535.
Zoldi, Martin 511. 526.

Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 1. Berlin, den 3. Oktober 1903. 21. Jahrgang.

Die Aktion

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108. Postzeitungs-Katalog pro 1904 Nummer 5430.

Politische Wochenübersicht.

Die Nachwehen des Dresdener sozialdemokratischen Parteitages sind doch viel heftiger, als sich erwarten ließ. Freilich laufen dabei noch immer so viele Zänkereien mit unter, daß es nicht ganz leicht ist, wesentliches und nebensächliches immer richtig auseinander zu halten. Politisch bedeutungslos ist natürlich das fortgesetzte persönliche Gezänk, so pikant und psychologisch interessant es auch vielen Zeitungslesern erscheinen mag; selbst wenn auf diesem Wege wirklich noch ein oder der andere Revisionist wie Göhre stürzen sollte, wird die politische Weiterentwicklung der Dreimillionenpartei davon unberührt bleiben. Bedeutsam ist dagegen die scharfe Kritik, die sich in überraschend zahlreichen Parteiblättern mehr oder minder offenherzig gegen die rauhe Behandlung der Revisionisten und Akademiker hervorwagt. Sie zeigt jedem, der überhaupt sehen will, daß nicht nur in der Reichstagsfraktion, nicht nur in der Zusammensetzung des Dresdener Parteitags, sondern auch innerhalb der Parteipresse der Revisionismus eine Macht geworden ist, die mit allen revolutionären Phrasen und radikalen Resolutionen nicht mehr totgeschlagen werden kann. Mag Bebel und seine Gefolgschaft auch weiteren schärfsten Kampf ankündigen: der Revisionismus marschiert!

Von dieser Tatsache sich klar zu überzeugen, ist darum so wichtig, weil die gesamte reaktionäre Presse in rührender Einmütigkeit die Dresdener Vorgänge für ihre scharfmacherischen Gelüste auszuschlachten eifrig bemüht ist. Mit welchem Erfolg, das bewies der Verlauf des Parteitags der preußischen Nationalliberalen in Hannover. Wie hatten etliche nationalliberale Zeitungen und einzelne „jungliberale" Vereine noch wenige Tage vorher so tapfer geschmäht gegen die reaktionäre Ausbeutung der Dresdener Tagung! Sogar mit der Möglichkeit des Paktierens mit der Sozialdemokratie bei den preußischen Landtagswahlen hatten sie verschämt zu liebäugeln gewagt. Und das Ergebnis? Eine Debatte und ein Wahlaufruf, in dem allen Reaktionären zum Trotz der Kampf gegen die Sozialdemokratie „diese in Wahrheit rückschrittliche Partei" mit einer Schärfe proklamiert wird, die den sogenannten jungliberalen Bestrebungen geradezu ins Gesicht schlägt.

„Von der Sozialdemokratie trennen uns abgrundtiefe Gegensätze. Mit den Konservativen sind wir in zahlreichen Wahlkreisen zusammengegangen, verschiedene unserer Abgeordneten sind durch konservative Hilfe gewählt. Es geht nicht an, daß wir erst bei den Reichstagswahlen mit den Konservativen gegen die Sozialdemokratie gehen, dann „Ganzes Bataillon kehrt!" kommandieren und bei den Landtagswahlen mit den Sozialdemokraten gegen die Konservativen gehen. Nur ist ein Zentrumsmann immer noch lieber als ein Sozialdemokrat. Die bürgerlichen Parteien müssen gegen die Sozialdemokratie fest zusammenhalten. Unter allen Umständen gegen die Sozialdemokratie."

Allerdings hat sich solchen Ausführungen gegenüber, die jedem Scharfmacherblatt zur Ehre gereichen könnten, auch vereinzelter Widerspruch geregt; aber er ist unendlich schwächlicher geblieben als etwa der der Revisionisten in Dresden. Dafür hat hier schon die echt nationalliberale Formulierung des Wahlaufrufs gesorgt, von der einer der neugebackenen Reichstagsabgeordneten im „Tag" begeistert schreibt, daß „die Redaktion mit geschickter Hand ausgestaltet wurde, hier etwas genommen, dort einiges zugefügt wurde", sodaß der Aufruf für alle Delegierten annehmbar geworden sei! Der Mann hat ganz recht, die Macht ist das hervorstechendste Charakteristikum dieses Wahlaufrufs und des Parteitags überhaupt gewesen. Wie nett liest sich doch die Forderung „zeitgemäße Reform des Dreiklassenwahlrechts"! Dabei kann man sich so ziemlich alles denken, was man will. Dabei kann man sich auch erinnern an die Tatsache, daß noch in der letzten Session des preußischen Abgeordnetenhauses gerade die Nationalliberalen den Antrag Barth auf geheime Landtagswahl eifrig zu Falle bringen halfen!

Und solche Haltung nimmt die nationalliberale Partei an demselben Tage an, wo der Abgeordnete Wallbrecht die famose Enthüllung macht, daß die preußische Regierung nicht einmal gewagt hat, gegenüber den Kanalrebellen die Konzession zum Bau des Mittellandkanals aus Privatmitteln zu erteilen. Angesichts dieser trostlosen Gewaltherrschaft der Reaktion in Preußen immer noch vor einer energischen Aktion gegen die Konservativen warnen, das Kommando „Ganzes Bataillon kehrt!" perhorreszieren, und dafür die „Politik der mittleren Linie" feiern, den Grundsatz „Leben und leben lassen" zum Leitmotiv für die Landtagswahlen machen — das ist eben echt nationalliberale Politik.

Dieser Politik bietet aber die Leitung der freisinnigen Volkspartei nach wie vor freudig die Hand zum Bunde. In einem zahmen Leitartikel übt die „Freisinnige Zeitung" zwar in vorsichtigster Form eine freundschaftliche Kritik am nationalliberalen Wahlaufruf, gibt aber doch ihrer großen Genugtuung über das taktische Zusammengehen mit dieser Partei der Halbheiten unverhohlen Ausdruck. Die Reaktion aber lacht sich ins Fäustchen! Nicht nur, daß ihr bei solcher Konstellation die absolute Mehrheit im Abgeordnetenhause sicher ist: sie weiß auch, daß sie mit diesen „Gegnern" im Notfall selbst ohne absolute Mehrheit im preußischen Dreiklassenparlament nach Belieben umspringen kann.

In diesen für jeden wahrhaft Liberalen so traurigen Zeitläuften ist wenigstens ein kleiner Sieg über die Reaktion tröstreich: der Fortbestand des Handelsvertragsvereins. Die

Reaktion, die diesen Fortbestand sehr ernstlich gefährdete und in demselben Augenblick den Handelsvertragsverein auflösen wollte, wo die Vertragsabschlüsse mit den auswärtigen Staaten erst beginnen, also ein Handelvertragsverein notwendiger als je ist, die Reaktion hatte diesmal wie leider so oft in den handelspolitischen Vorgängen der letzten Jahre ihre eifrigsten Vorkämpfer im Lager Eugen Richters. Offen und versteckt ist auf jener Seite gegen den Handelsvertragsverein agitiert worden, zuletzt noch in schmählichen Unterstellungen der „Freisinnigen Zeitung" und der „Breslauer Zeitung", die den Fortbestand nur als wünschenswert hinstellte für die Gehälter beziehenden Beamten des Vereins. Und dann hat der Ausschuß allen Intriguen zum Trotz mit vierfacher Stimmenmehrheit die Erhaltung des Vereins beschlossen! Das ist immerhin eine Enttäuschung für die Reaktion, die auf Grund der Richterschen Machenschaften schon hoffen durfte, den Erfolg der parlamentarischen Schutzzöllnerei ungestört durch den unbequemen Handelsvertragsverein einstecken zu können.

Im Ausland geht es an den verschiedenen Reibungsstellen, von denen hier wiederholt die Rede war, gegenwärtig lebhafter zu als je. Ob der Besuch des Zaren in Wien für die Balkanhalbinsel wenigstens für einige Zeit wieder Ruhe bringen und Bulgarien die Großmachtsgedanken austreiben wird, ob Ungarn nach dem abermaligen Sturze des Ministerpräsidenten Grafen Khuen zu gedeihlicheren parlamentarischen Verhältnissen kommen und Belgrad nach der strengen Verurteilung der Nischer Offiziere und unter seinem neuen Kabinet von weiteren inneren Umwälzungen verschont bleiben wird, das alles sind Fragen, die sich zwar augenblicklich jedermann aufdrängen, deren Beantwortung aber erst in der nächsten Zukunft möglich ist.

Unser unermüdlicher Theodor Mommsen hat einen neuen Beweis davon geliefert, wie sehr ihm die nationalen Interessen am Herzen liegen. Er hat in einer neugegründeten englischen Monatsschrift einen Brief veröffentlicht, der das englische wie das deutsche Volk eindringlich mahnt, sich der gemeinsamen großen Kulturaufgaben wieder mehr bewußt zu werden und nicht zeitweilige Verstimmungen zu dauernder Entfremdung auswachsen zu lassen. Wir werden unsern Lesern den bemerkenswerten Brief Mommsens im Wortlaut vorlegen, sobald wir in der Lage sind, ein englisches Echo desselben aus der Feder eines hervorragenden englischen Staatsmannes hinzuzufügen.

* * *

An der Schwelle des dritten Jahrzehnts.

Unsere Zeitschrift tritt den Lesern beim Ueberschreiten der Schwelle des dritten Jahrzehnts in veränderter äußerer Gestalt entgegen: in kleidsamerem Gewande mit andern Typen und neuer Orthographie. Der Kreis der Mitarbeiter, schon bisher nicht klein — weist doch das Inhaltsverzeichnis des letzten Jahrgangs mehr als hundertfünfzig Mitarbeiter auf — ist infolge der Verschmelzung der „Zeit" mit der „Nation" noch erheblich gewachsen, ebenso wie der Leserkreis. Wir hoffen, daß der Zustrom neuen frischen Bluts die Lebenskraft der „Nation" erhöhen und sie befähigen wird, noch nachdrücklicher als bisher sich ihrer Aufgabe zu widmen. Diese Aufgabe ist die alte: vorurteilslose Forschung. An keinem bedeutsamen Problem unserer Zeit wollen wir achtlos vorübergehen; die charakteristischen Erscheinungen auf künstlerischem, literarischem, wissenschaftlichem, wirtschaftlichem und politischem Gebiet wollen wir einer kritischen Betrachtung unterziehen und in den geistigen Kämpfen der Gegenwart das Unsrige dazu beitragen, daß die Grundsätze der Freiheit und der Humanität in erhöhtem Maße Anerkennung und Einfluß gewinnen. Der Liberalismus, den wir in der Politik vertreten, soll sich freihalten von Kleinlichkeit der Gesinnung und von Fraktionsengherzigkeit.

Die „Nation" ist jederzeit für eine Zusammenfassung aller aufrichtig liberalen Elemente eingetreten; aber man muß sich darüber klar sein, daß ein Zusammenwirken aller liberalen Kräfte in der praktischen Politik nur dann von dauernden Erfolgen begleitet sein kann, wenn sich alle liberalen Parteien mehr als bisher auf ihre liberalen Grundsätze besinnen. Was Naumann kürzlich auf diesen Blättern hervorhob, daß ein beträchtlicher Teil unserer heutigen liberalen Parteien „unter seinen eigenen Grundsätzen seufzt", ist nur allzu wahr: das liberale Bürgertum in Stadt und Land, von dem sowohl in Volksversammlungen wie in der liberalen Presse soviel Schönes gesagt wird, hat es zu einem nicht geringen Teil verlernt, aus den Grundsätzen des Liberalismus die praktisch-politischen Konsequenzen zu ziehen. Dadurch ist etwas Schielendes und Unwahres in den Liberalismus hineingekommen. Wie wäre es sonst auch möglich, daß die reaktionäre Presse führende Männer des Freisinns fortgesetzt mit ihrer Anerkennung und mit ihren Lobsprüchen überhäufen kann, ohne daß ein objektives Urteil das unbegreiflich fände? Ein Freisinn, dessen oppositionelle Politik die fortgesetzte Bewunderung der „Kreuzzeitung", der „Post" und der „Köln. Volkszeitung" erweckt, kann unmöglich der Ausbreitung und Kräftigung liberaler Prinzipien förderlich sein. Bevor ein Umbildungsprozeß innerhalb der liberalen Parteien selbst sich vollzogen hat, bleibt die Vereinigung aller liberalen Kräfte zum Zweck gemeinsamer praktisch-politischer Arbeit bloß ein frommer Wunsch.

Aber selbst wenn es gelänge, alle Gruppen des Freisinns zusammen mit den Nationalliberalen zu einer einheitlichen politischen Aktion zusammenzuführen, einen entscheidenden Einfluß könnte auch dieser Gesamtliberalismus nicht ausüben, wenn er sich nicht in die Lage bringt, mit der in der Sozialdemokratie organisierten Arbeiterschaft politisch zusammenzuwirken. Hier ist der springende Punkt unserer gesamten deutschen Politik. Manche Liberale betrachten es als eine Art Schändlichkeit, daß liberalerseits die bittere Wahrheit, daß auch der gesamte Liberalismus heute kein entscheidendes Gewicht mehr in die politische Wagschale werfen kann, offen ausgesprochen wird. Die Neigung, sich selbst etwas vorzulügen, ist ja gerade im politischen Leben besonders stark ausgebildet. Aber der Liberalismus ist lange genug mit vagen Vorstellungen von seiner eigenen Macht gefüttert worden und dabei nur heruntergekommen. Die bitterste Wahrheit ist heute für ihn bekömmlicher als die süßeste Lüge.

Man mag die sozialdemokratische Bewegung als ein nationales Unglück oder als einen verheißungsvollen nationalen Gärungsprozeß ansehen, man mag von den widerlichen Begleiterscheinungen dieser gewaltigen Bewegung sich auch noch so sehr abgestoßen fühlen, man wird, wenn man sich auch nur die geringste Objektivität bewahrt hat, doch nicht verkennen, daß die sozialdemokratische Bewegung einen immer wachsenden Teil der Gesamtbevölkerung ergreift. Die Sozialdemokratie in den Kreis der übrigen politischen Parteien zurückzuführen und die wertvollen Volkskräfte, die in dieser Partei stecken, einer aufgeklärten nationalen Politik dienstbar zu machen, ist die wichtigste Aufgabe, die heutigen deutschen Staatsmännern gestellt ist. Die Existenz einer sozialdemokratischen Partei mit drei Millionen Wählern hinter sich ist eine Tatsache, die in der praktischen Politik Anerkennung fordert. Kein Politiker, der seine fünf Sinne beieinander hat, kann heute noch daran

Digitized by Google

denken, mit Ausnahmegesetzen und Polizeimitteln eine so mächtige Partei niederhalten zu wollen. Die Möglichkeit, daß sie wieder zerfällt, ist ja nicht ausgeschlossen; aber bisher ist der Zerfall noch nicht erkennbar. Die Sozialdemokratie hat die Krisen des Dresdener Parteitages überstanden, und es scheint, als ob die Partei auch diese politisch-ästhetische Belastungsprobe ohne Minderung ihres Einflusses auf die arbeitenden Klassen aushalten wird. Die Besonnenheit oder der Revisionismus ist aus dem Dresdener Parteitage durchaus nicht geschwächt hervorgegangen. Ernsthafte Symptome einer Spaltung der Partei sind aber nirgends zu entdecken. Nebenbei bemerkt, halte ich das für ein Glück, nichts wäre bedenklicher, als wenn der Teil, der gemäßigtere Anschauungen vertritt, sich von der sozialdemokratischen Partei ablöste. Das würde die Zurückbleibenden nur radikaler und die Ausgeschiedenen einflußlos machen.

Unsere Hoffnungen knüpfen deshalb an eine Entwicklung an, die man als Mauserung der sozialdemokratischen Partei zu bezeichnen pflegt. Diese fortgesetzte Mauserung hat keine andere politische Partei so sehr zu wünschen wie die liberale. Denn ohne daß ein politischer modus vivendi zwischen ihr und der Sozialdemokratie hergestellt wird, bleibt der Liberalismus gegenüber den reaktionären Kräften ohnmächtig. Liberale Politik ist in Deutschland wie schließlich in allen Ländern mit stark entwickelter Industrie nur noch zu machen mit Hilfe der Klasse der Lohnarbeiter. Das ist das A und O jeder politischen Erkenntnis; keine Parteiphrase kann diese harte Wahrheit erschüttern. Ein Liberalismus, dem es ernsthaft um eine Zurückgewinnung politischer Macht zu tun ist, darf sich dieser Erkenntnis nicht verschließen und muß daraus auch für sein praktisch-politisches Verhalten die nötigen Folgerungen ziehen.

Theodor Barth.

Das Wesen der politischen Parteien.

Es ist sehr auffällig, wie wenig grundsätzliches Nachdenken bisher dem Wesen der politischen Partein an sich gewidmet worden ist. Während alle Zeitungen vom Parteistreit voll sind, vermeiden es die Historiker und Gesellschaftstheoretiker, die „Partei" tiefgründig zu behandeln. Meist stehen diese Gelehrten entweder mitten in der Partei, oder himmelhoch über ihr. Wer aber eine Naturlehre der Partei schreiben will, muß Sinn für Parteileben haben, ohne doch irgendwo eingeschworen zu sein, denn was er treiben soll, ist vergleichende Parteikunde. Je naturwissenschaftlicher er die Sache auffaßt, desto besser wird sie gelingen, und desto mehr wird sie denen nützen, die selbst irgendwo im Parteigetriebe arbeiten.

Es ist eine französisch geschriebene Doktorarbeit, die uns zu dieser Einleitung veranlaßt. Ob der Verfasser mehr deutsch oder französisch ist, wissen wir nicht, jedenfalls ist seine Kenntnis deutschen Parteilebens ziemlich ausgedehnt und seine Denkweise durch deutsche Wissenschaft, besonders durch Marx, sichtbar beeinflußt. Aber gerade Marx kann ja auch ebenso gut auf französisch angeeignet worden sein. Der Verfasser heißt Rudolf Broda, docteur en droit, und seine Arbeit entstammt dem Collège libre des Sciences sociales. Sie nennt sich Esquisse d'une histoire naturelle des partis politiques (Paris bei Guillaumin et Cie., Rue Richelieu 14, 1893, 1,50 fr.). Niemand wird diese Arbeit, die den Stempel fröhlicher und fleißiger Jugend an der Stirn trägt, für die endgültige Leistung auf dem Gebiet der Wesenslehre der politischen Parteien ansehen, aber ein guter Anfang weiterer Studien ist sie doch. Wir haben bis jetzt in Deutschland keine ähnliche Arbeit über dasselbe Thema. Vielleicht gefällt es dem Verfasser, seine Studien zu erweitern und dann den deutschen Lesern zugänglich zu machen.

Eine Erweiterung der Studien ist allerdings nötig, wenn der Versuch zur wirklichen Leistung werden soll. Es fehlt bis jetzt etwas von jener deutschen Gründlichkeit, die dem Verfasser hinreichend bekannt ist, und von der er wiederholt redet. Die Ideen sind vorhanden, scheinen im allgemeinen fruchtbringend formuliert zu sein, aber es fehlt an dokumentarischer Grundlage. Indem wir von diesem Mangel reden, werden wir der Sache selbst uns nähern.

Das kleine Büchlein von Dr. Broda würde sehr gewinnen, wenn es einen tabellarischen Anhang hätte, der folgendes bringt:

1. Das System, nach dem in den verschiedenen Ländern die Parlamente entstehen (Wahlmodus, direkte oder indirekte Wahl, Stichwahl, Klassenwahl, Zensuswahl, Dauer der Legislaturperioden, Volksreferendum, Plebiszit usw.);

2. die in den verschiedenen Ländern tatsächlich vorhandenen parlamentarischen Fraktionen und Parteien in ihrem Steigen und Fallen (Wählerziffern, Abgeordnetenzahlen in den verschiedenen Jahrzehnten des modernen parlamentarischen Betriebes).

Erst auf Grund solchen Materials lassen sich verschiedene für die Erkenntnis des Parteiwesens sehr wesentliche Resultate gewinnen. Beispielsweise ist es eine für mich noch ungeklärte Frage, unter welchen Voraussetzungen es Majoritätsparteien geben kann. Liegt es in der Natur des allgemeinen demokratischen Wahlsystems, solche Parteien zu schaffen und zu erhalten, oder ist die Zerstückelung der Kräfte ein immanentes Gesetz dieses Verfahrens? Darauf kann nur mit vorhandenem Tatsachenmaterial geantwortet werden. Auch fehlt mir die Antwort auf die Frage, ob das System der Stichwahlen wesentlich zur Erhaltung der Vielheit der Parteien beträgt oder nicht. Man denke sich England mit Stichwahlsystem! Vieles, was man jetzt aus Nationalcharakter oder Temperament erklärt, kann auch sehr einfache technische Ursachen haben. Diese Seite der Sache ist dem Verfasser nicht an sich fremd, aber er gönnt ihr etwas wenig Beachtung. Die Unterschiede zwischen dem Parteiwesen in Nordamerika, Frankreich und Deutschland werden recht interessant charakterisiert, aber trotz aller marxistischen Methode nicht scharf genug auf ihre formalen Ursprünge hin untersucht. Es ist möglich, daß schon diese Formalien den Nationalcharakter in sich tragen, es ist aber ebenso möglich, daß sie rein zufällig in diesem Lande so, im anderen anders geordnet wurden. Sehr bedeutsam ist es beispielsweise, ob die Wahlen mit bestimmten Parolen (Militärfragen, Zollfragen, Währungsfragen) oder ohne solche die Regel sind, mit anderen Worten, ob es Regierungen gibt, die wie Bismarck bestimmte Parteien emporheben und zerquetschen. Die Partei in freier Luft ist etwas anderes als die Partei im geschlossenen Raume.

Wenn Dr. Broda diese Formalbedingungen des Parteilebens stärker ins Auge gefaßt hätte, würde er wahrscheinlich einen stärkeren Unterschied zwischen politischen Bewegungen in nicht parlamentarischen Staaten und politischen Parteien in Staaten mit Parlamenten gemacht haben. Alles, was er über mittelalterliche und russische politische Gruppierungen sagt, gehört nicht scharf unter den Begriff der politischen „Partei", und auch die Erinnerungen an griechische und römische Vorgänge haben nur begrenzten Wert. Die Partei, deren Naturgeschichte wir brauchen, ist ein Organ am vorhandenen oder werdenden parlamentarischen Körper. Dieser Körper muß dargestellt werden, wenn man seine Organe verständlich machen will. Er muß historisch aus der Geschichte der einzelnen Länder heraus begriffen werden. Mit anderen Worten: wo und wie entstand die erste Partei im modernen Sinne, der erste von Personalwillkür freie Organismus zur Beeinflussung der Gesetzgebung? Wahrscheinlich muß bei

Digitized by Google

dieser Art des Vorgehens England noch stärker herangezogen werden, als es vom Verfasser geschieht.

Die Zweckbestimmung der Partei ist Ausübung gesetzgeberischer Macht. Wenn man diese Zweckbestimmung in den Vordergrund stellt, wird es ohne weiteres deutlich, daß eine Partei nicht zur Verbreitung einer gewissen Gesinnung geschaffen wird, so eng Gesinnung, Idee und politisches Handeln zusammenhängen mögen. Die Ausführungen Dr. Brodas über die Ideen im Parteileben sind vielfach geradezu glänzend geschrieben. Hier arbeitet in ihm der Franzose. Er selbst aber ist es auch, der uns zeigt, wie Parteien bestehen bleiben können, auch wenn sich ihr ganzer Ideenbestand verschiebt. Die Partei entsteht nicht ohne Idee, ist sie aber entstanden, dann verträgt sie es, daß unter Umständen der politische Apparat weiter funktioniert, auch wenn er das Gegenteil von dem tut, was er früher tat. Die englische Parteigeschichte ist in dieser Hinsicht sehr lehrreich. Das, was dann bleibt, ist in Wirklichkeit etwas rein formales, die Kontinuität organisierter politischer Arbeit. Oft bleibt zwar auch die Einheit des Subjektes der Tätigkeit, die Klasse, Konfession, Rasse, aber selbst im Subjekt kommen, wie beispielsweise im englischen Liberalismus, Verschiebungen vor.

Es ist sehr anzuerkennen, daß Dr. Broda trotz starker Abhängigkeit von Marx und trotz sichtbarer Vorliebe für ökonomische Parteien das Prinzip der wirtschaftlichen Klassen nicht als einziges hinstellt. Er gibt in diesem Zusammenhang eine gute Analyse des deutschen Zentrums. Auch bewahrt ihn seine Kenntnis der sehr flüssigen Parteien in Frankreich vor Ueberschätzung der Berufsgliederung. Besonders interessant ist die Ausführung darüber, daß es äußerst scharfe soziale Differenzen geben kann, ohne daß politische Wirkungen daraus entstehen. Nicht das Vorhandensein des sozialen Kontrastes an sich schafft die Partei, sondern erst die eintretende Veränderung im Kräfteverhältnis. Parteien entstehen, wo soziale oder religiöse Schichten merkbar zunehmen oder abnehmen. Daraus ergibt sich, daß es von vorn herein zwei Arten von Parteien gibt, offensive und defensive. Beide in ihrem Unterschiede zu begreifen, ist ein Teil der Arbeit an der Naturgeschichte der Partei.

Friedrich Naumann.

Sächsische Politik.

Der Ausfall der Reichstagswahlen wird auf Jahre hinaus für Sachsens politisches Leben entscheidend bleiben. Nicht allein infolge der enormen Zunahme der sozialdemokratischen Stimmen an sich, sondern besonders, weil dies Resultat speziell sächsische Gründe hat, weil sich die Opposition durchaus gegen das agrarisch-konservative Landesregiment richtete. Das zeigten die sozialdemokratischen Plakate, die ja stets die eigentliche Wahlparole bringen, das zeigte vollends die Stimmabgabe ganz unproletarischer Kreise, vieler Bauern, Fabrikanten, mittlerer und höher Beamten, wie man sie öffentlich oder im vertrauten Kreise erfuhr. Die Wahlen sind denn auch allseitig richtig verstanden worden.

Wie in Sachsen in den letzten Jahren regiert worden ist, haben viele Aufsätze und Artikel über „das agrarische Musterländchen" genügend ausgeführt. Weniger behandelt ist die ebenso wichtige Frage, wie denn eine solche Landespolitik überhaupt möglich war? Suchen wir sie umfassend und eindringend zu beantworten. Die Voraussetzung für alles bildete die Wahlrechtsänderung vom Winter 1895/96: sie machte bei dem starken Gegensatz von „Ordnungsparteien" und Sozialdemokratie die dritte Wählerklasse, die Masse der Lohnempfänger und niederen Beamten, politisch einflußlos, sie vermehrte das Gewicht der Grund- und Hausbesitzer durch Hinzurechnung der Grundsteuer bei der Steuerleistung; sie benachteiligte die industriellen und kommerziellen Besitzer großer Vermögen, da man alle über 2000 Mark hinausgehenden Steuerbeträge auch nur mit dieser Summe in Anrechnung brachte; sie nutzte durch das indirekte Wahlverfahren den persönlichen Einfluß und Zusammenhang der Dorf- und Kleinstadtbeamtenschaft und der „Gesellschaft" in den Großstädten politisch aus. Dazu kam die Beibehaltung der Wahlkreiseinteilung von 1868: die großen Städte haben nur die Hälfte der ihnen nach Einwohnerzahl und Steuerleistung zukommenden Sitze, die durch das ganze Land verbreitete industrielle Bevölkerung ist durch die Heraushebung einer Minderzahl von rein „städtischen" Wahlkreisen ihrer natürlichen politischen Zentren für die Wahlkampagne beraubt. Das Wichtigste aber war der streng konservative Geist im sächsischen Bürgertum: Jeder, der etwas auf sich und sein Gesinnungsrenommee hielt, gehörte zum konservativen Verein seiner Vaterstadt; dieser war wirklich die Vereinigung nicht nur aller strebsamen, sondern auch aller getreu kirchlichen und monarchisch loyalen, aller „gutgesinnten" Leute. Die Sachsen besitzen überhaupt einen schmiegsamen Volkscharakter, sie sind seit Generationen nicht durch große staatliche Erfahrungen oder gar Leistungen gestählt, auch die deutsche Einheit haben sie ja geschenkt bekommen! Andererseits trägt die führende Schicht in der konservativen Partei bei uns einen stark bürgerlichen Zug, sie tritt stets bevormundend auf, nicht kommandierend wie die preußische Militäraristokratie. Auch dem sächsischen Landadel fehlt die Straffheit, der Herrschaftsdrang, das pöbelverachtende Rassebewußtsein des „Junkers" — ein Ausdruck, der sich wirklich bei uns nicht recht einbürgert! Besonders charakteristisch schien mir immer, daß die sächsischen Adligen an der Landesuniversität nicht in ein Korps einzutreten pflegen, sondern als zwangloser Verein in aller Zurückgezogenheit und körperlicher Gefahrlosigkeit ihre ebenso feuchte Geselligkeit unter sich betreiben.

In den vierziger und sechziger Jahren hatte auch Sachsen seinen kleinbürgerlichen Liberalismus. Doch verfiel er schon in den siebziger Jahren einer totalen Degeneration, zertreten von Sozialistenfurcht und neu erwachendem Partikularismus. Eine merkwürdige Auferstehung, jäh und impulsiv, erlebte dieser Demokratismus Anfang der neunziger Jahre, in der mächtigen antisemitischen Bewegung, in der sich der wirtschaftliche Selbsterhaltungstrieb der Handwerker und Detaillisten mit stürmischem deutschen Nationalgefühl (der Kunstausdruck lautet jetzt „deutsch-völkisch") verband. Die Glanzzeit dieser sächsischen „Reformpartei" war ihr Kampf gegen die Wahlrechtsänderung 1895/96. Seitdem hat sich eine fortgesetzte Annäherung der sächsischen Konservativen und Reformer vollzogen. Das Bindemittel war auch hier die tödliche Feindschaft gegen die fortschreitende Sozialdemokratie, zugleich aber der ausgeprägt agrarische Standpunkt der Reformer: im Bunde der Landwirte fanden sich die feindlichen Brüder zusammen!

Nirgends in Deutschland hat der Bund der Landwirte einen solchen Siegeslauf gemacht wie in Sachsen, nirgends hat der fundamentale Gegensatz in der jetzigen Wirtschaftspolitik so revolutionierend auf die alten Parteien und auf die ganze politische Anschauungswelt des Volkes gewirkt. Die sächsischen Konservativen haben eine beispiellose Widerstandsunfähigkeit gegen die Oertelsche Propaganda bewiesen. Die Gründe liegen auf der Hand: Sachsen schreitet auf dem Weg der Industrialisierung allen deutschen Staaten voran; die Staatsregierung besaß infolge der Wahlrechtsänderung und aus persönlichen Gründen keinen nennenswerten Einfluß auf die konservative Partei; den sächsischen Konservativen fehlten große staatsmännische Traditionen, die ihnen jede skrupellose Interessenvertretung und speziell die bünd-

Digitized by Google

brüske Agitationsweise unsympathisch gemacht hätten; sie mußten fürchten, daß ihnen die populäre Reformpartei auch noch den agrarischen Wind aus den Segeln nahm. So wurde denn die konservative Landtagsfraktion zur parlamentarischen Vertretung des Bündlertums, und Oertel zum Festredner der konservativen Vereine, — auf kleinem Raum ein weltgeschichtlicher Vorgang!

So erklärt sich das konservative Regiment und seine agrarische Ausbeutung ohne Rücksicht auf die materiellen und ideellen Staatsinteressen, das ist die tiefere Erklärung für den Ausfall der Reichstagswahlen. Doch erst diese handgreifliche Konsequenz brachte weiteren Kreisen der sächsischen Gebildeten und Begüterten die Erkenntnis, daß die Konservativen eine „Partei" im schlechten Sinne, eine Vertretung materieller Sonderinteressen sei. Das ist das „Ereignis" des Jahres 1903 für uns, nicht die zweiundzwanzig sozialdemokratischen Mandate: Der Konservatismus als Gesinnung hat in Sachsen den Todesstoß erhalten! Dieser Vorgang hat sich im einzelnen vielfach geradezu humorvoll vollzogen: Im Mai in Freiberg und jetzt in Dresden entdeckten Mitglieder konservativer Vereine plötzlich ihr unkonservatives Herz und traten mit Geldbeiträgen oder gar als Wahlmänner für liberale Gegenkandidaturen ein. Unter den Fabrikanten hatte der „Verband sächsischer Industrieller" bereits kräftig vorgearbeitet, und jetzt entfaltet er durch sachlich vernichtende Veröffentlichungen vollends eine höchst bedeutsame Aufklärungsarbeit. Als beachtenswertes Symptom sei übrigens notiert, daß die „Dresdner Nachrichten" ihre selbstgewählte Rolle als führende waschecht konservative Tageszeitung Sachsens aufgegeben haben! In diesen Sturz sind die Dresdner Reformer, die „intellektuellen" Leiter der ganzen Bewegung, mit hineingezogen worden, die sächsische Reformpartei ist jetzt im wesentlichen ein „Bauernbund".

Dieser ganze Zusammenbruch brachte zunächst eine totale Verwirrung. Zunächst empfand und schrie man nur: „Es muß in Sachsen anders werden! Das Wahlunrecht ist schuld, das Maulkorbgesetz von 1896! Wahlrechtsreform!" Die Regierung erklärte sich im allgemeinen bereit. Da gewann bald ein anderes Gefühl, das zuerst nur eine Unterströmung bildete, die Oberhand: „Um Gottes willen nicht zu stark reformieren! Vor allem Schutz vor sozialistischer Majorisierung des Landtags! Schutz vor einem Klassenregiment der Lohnarbeiter!" Man fühlte sich ja so machtlos gegen diese Flut von unten, man wagte kaum noch in herkömmlicher Weise von „Volksverhetzung" zu sprechen. So lautete bald die Preisaufgabe für alle großen und kleinen Staatsmänner Sachsens: Wahlrechtsreform in „freiheitlichem" Sinne, aber mit automatisch funktionierender Schutzvorrichtung gegen jede Möglichkeit einer sozialdemokratischen Landtagsmehrheit, — in Sachsen die Forderung der Quadratur des Kreises! Und nun kamen sie, die verborgenen Genies, die Wahlrechtserfinder, die jahrelangen Grübler, die politischen Medizinmänner und Wunderdoktoren: Entwurf auf Entwurf lief bei Regierung und Zeitungen ein, natürlich meist anonym. Es ist nun für unsere ordnungsparteilichen Kreise charakteristisch, daß ein ganz unpolitisches Wahlrecht die meiste Befürwortung fand: ein Wahlrecht nach Berufsständen! Das Ziel aller Vorschläge war, jedem Berufsstand die „gebührende" (!?) Berücksichtigung seitens der Regierung zu sichern, die Herrschaft von Sonderinteressen auszuschließen, — man hatte gelernt. Aber die kurzsichtigen und kleinmütigen Staatsmännchen wollten dies ideale Resultat nun unmittelbar und grob zutage fördern, durch eine Art parlamentarische Künstlerei, indem einfach jede Berufsgruppe eine bestimmte Anzahl von Mandaten zugewiesen bekommt, und dabei versicherte jeder Erfinder, daß seine Verteilungszahlen nur „beispielsweise" gemeint wären, als ob nicht praktisch auf sie gerade alles ankäme! Zugleich hoffte man dadurch die politischen „Kämpfe" einzuschränken, die dem sächsischen Ordnungsmann besonders mausstehlich sind: das Gute soll sich mit Ruhe, mit Selbstverständlichkeit durchsetzen.

Im Laufe des August versiegte endlich diese Flut, die ihre Ablagerungen anscheinend am stärksten in Leipziger Blättern fand. Es ist die Schuld der Regierung und der Parteien, daß diese kompromittierenden Armutszeugnisse sich so breit machen konnten. Regierung und Parteien gaben nicht die geringsten Direktiven, ja die Nationalliberalen lehnten im voraus unter einem ganz nichtigen Vorwand die Beteiligung an der Wahlrechtskonferenz ab, die die Regierung für den September vorgeschlagen hatte. So ratlos stand gerade diese Partei vor dem großen Problem, sie war nicht im mindesten auf sein Auftauchen gerüstet! Und doch hätten hier die Nationalliberalen so leicht die Führung übernehmen können, denn sie hatten ja gar keinen Rivalen: die Sozialdemokratie mußte sich, bei der regsten Agitation in ihren Kreisen, im übrigen selbstverständlich abwartend verhalten; die antisemitischen Reformer trieben eine „Taktik", die mit ihrer Fülle von faustdicken Selbstwidersprüchen einen direkt schwindelhaften Charakter annahm; und die Konservativen waren so klug, überhaupt wenig verlauten zu lassen. Wenn ihre leitenden Köpfe darauf spekulierten, daß allmählich die Sozialistenfurcht die abgewichenen Kartellgenossen wieder zurücktreiben würde, so haben sie durchaus recht behalten.

Die Entscheidung lag bei den sächsischen Nationalliberalen. Ihre Hauptversammlung hat sich am 13. September prinzipiell für ein ungleiches Wahlrecht entschieden, sei es ein Pluralsystem oder ein Klassenwahlrecht rein nach der Steuerleistung; nur die Begründung des Vorstandsantrags haben die klugen Leute unter den Tisch fallen lassen, den Satz mit den „Massen", — wozu auch diese kompromittierende Offenherzigkeit? Dies Resultat ist nicht überraschend, aber zweierlei daran ist beachtenswert: Der Beschluß ist fast mit Einstimmigkeit gefaßt worden, die liberalen Dissenters konnten nur gerade „zu Worte kommen". Die Dresdner Nationalliberalen, deren Führer in der vorletzten Vereinsversammlung offen für das alte sächsische Wahlrecht eingetreten waren, und die eine besondere „Wahlrechtskommission" eingesetzt hatten, haben am 13. September ihren früheren Reichstagskandidaten, Geheimrat Viktor Böhmert, offenbar direkt desavouiert, — entweder sind sie der Konferenz still fern geblieben oder dort umgefallen, man weiß es nicht. Und gar die Leipziger Jungnationalliberalen, voran der redefreudige Dr. Höpfel, haben jugendfroh ihrem kürzlichen Mannheimer Beschluß ins Gesicht geschlagen, sich ganz speziell für ein Dreiklassenwahlrecht ausgesprochen, und das „Realpolitik" genannt. Als ob man ein Fundamentalprinzip wie das gleiche Wahlrecht zugunsten des direkten Gegenteils aufgeben müßte, weil seine Verwirklichung im Augenblick noch nicht zu erreichen ist! Als ob man nicht durch jahrelange mühsame Agitation in Presse und Versammlungen an seiner Verwirklichung arbeiten könnte, nota bene, wenn man sich an die „Massen" herangetraut! Aber die sächsischen Jungnationalliberalen wollen es ja garnicht, das gleiche Wahlrecht, sie haben in Wirklichkeit das Grundprinzip des alten Liberalismus, die politische Gleichberechtigung aller Staatsbürger, zum „alten Eisen" geworfen. Auch sie sehen offenbar nach gutem sächsischen Rezept das Wesen des „Nationalliberalismus" darin, durch eine unliberale Politik im Lande lauter Gegnern der nationalen Machtentfaltung in den Reichstag zu verhelfen!

Die zweite wichtige Erscheinung ist das Fehlen hervorragender Persönlichkeiten, die als Nationalliberale 1896 gegen die Wahlrechtsänderung gekämpft hatten, der Sohm, Adolf Schmidt, Binding, Schulze. Sie haben sich von ihrer alten Partei zurückgezogen, ein unersetzlicher Verlust an geistigen Kräften! Damit steht es in direkter Verbindung, daß alles politische Interesse innerhalb der Leipziger Studentenschaft sich (neben der alldeutschen Bewegung, die aber gerade hier abflauen soll) den Führern der Nationalsozialen zugewandt hat. Bei den letzten Reichstagswahlen ist auch bereits die Agitation für Hasse wesentlich von Reformern und den antisemitischen

Digitized by Google

„Leipziger N. Nachrichten" gemacht worden. Nun wird diese Mittelstandsbewegung den Leipziger Nationalliberalismus weiter von unten her aushöhlen, wie sie das mit Erfolg bei dem Dresdner Konservatismus getan hat (und im östlichen Preußen in konservativen Besitzständen weiter tut).*) Auch der Gegner empfindet die Tragik dieses Ausgangs einer einst so großartigen Bewegung.

Bei dieser Haltung der Nationalliberalen ist natürlich für die Wahlen selbst der Kampf gegen die Konservativen stark zurückgetreten. Parteilose bürgerliche Blätter haben auch schon seit Wochen Verständigung auf der berühmten „mittleren Linie" gepredigt, man dürfe es den Konservativen nicht durch scharfe Angriffe unnötig schwer machen, einen Teil ihrer Machtstellung freiwillig aufzugeben! So unterscheidet sich denn die diesmalige Wahlbewegung im ganzen nicht wesentlich von den frühern, auch die Resultate werden wohl gewiß nicht sehr viel anders ausfallen. Eine starke Mandatverschiebung wäre jetzt nur durch ein direktes Wahlbündnis aller Gegner der Konservativen, von den Nationalliberalen bis zu den Sozialdemokraten, zu erreichen, und einen solchen Schritt erwartete niemand von den sächsischen Nationalliberalen: ein subjektiv aufrichtiger, aber kurzsichtiger und rechthaberischer „Patriotismus" wirkt da zusammen mit der Furcht vor stärkerer Besteuerung der großen Vermögen. Lieber machen sie jede Wahlrechtsreform von der Gnade der Konservativen abhängig. Daß freilich die Roßweiner Nationalliberalen direkt für den eigentlichen Macher der bisherigen Regierung, den Geheimrat Mehnert, eintraten, war eine unnötige Selbstentwürdigung!

Man wird es unter diesen Umständen verstehen, daß uns sächsischen Nationalsozialen die Angliederung an die freisinnige Vereinigung verhältnißmäßig leicht fiel: wir mußten sowieso jetzt allen Nachdruck auf die liberalen Forderungen unseres Programms legen, denn einschneidende liberale Reformen sind hier in ganz besonderer Weise die Voraussetzung jeglicher ernsthaften Sozialpolitik. Wir werden jetzt alle Kräfte anspannen müssen, um diejenigen bürgerlichen Kreise, die vielleicht am 16. Juni ihrer Erbitterung den schärfsten Ausdruck gegeben haben und sich nun jedenfalls nicht mit Scheinreformen abspeisen lassen, aber ebenso wenig wirkliche Sozialdemokraten werden wollen, zu sammeln, und so neben der Sozialdemokratie für das große Ideal unserer Väter, die politische Gleichberechtigung aller Staatsbürger, zu kämpfen. Die parlamentarisch notwendige und natürliche Zwischenstufe auf dem Wege vom jetzigen Wahlrecht zu dem allgemeinen und gleichen ist das alte sächsische Wahlrecht (gleich, aber Zensus von drei Mark), einfach deshalb, weil es einerseits im Volksbewußtsein als das alte gute Recht lebt, und andererseits mit Naturnotwendigkeit über sich selbst hinausführen wird. Da die Dresdner Nationalsozialen diesmal auf eigene Kandidaturen verzichten, wollen sie dementsprechend in dem einen Wahlkreis für die parteilose bürgerliche Kandidatur des bereits genannten Handelskammersyndikus Schulze eintreten, in den beiden andern für die sozialdemokratischen Gegenkandidaten eines Konservativen und eines agrarischen Kartellkandidaten. Diese Parole hat der Vorstand des Dresdner Vereins in einer von ihm berufenen großen Wählerversammlung am 25. September öffentlich bekannt gegeben, Herr Dr. Barth rechtfertigte diese Parole in einem einleitenden Vortrage über „Liberalismus und Landtagswahlrecht" und erwies damit zugleich, daß die Fusion zwischen den Nationalsozialen und der Freisinnigen Vereinigung kein bloß mechanischer Vorgang ist, sondern auf politischer Ideengemeinschaft beruht.

Dresden. Woldemar Goerlitz.

*) Wie man inzwischen hört, ist bereits dem nationalliberalen Landtagsabgeordneten Gontard ein Mittelstandskandidat entgegengestellt, und für ihn erscheinen auch „Leipziger Konservative", von denen bislang niemand etwas wußte, auf dem Plan

Die ungarische Krise.

Das ist der Kern der ungarischen Krise, ja des österreichisch-ungarischen Problems überhaupt: Jede Nation ist von der Geschichte berufen, Staat, ein Staat zu sein; und das natürliche Ideal jedes Volksstammes ist der selbständige nationale Einheitsstaat. Aber die Geschichte, die jedem Stamm dieses Ideal und diese Tendenz in die Seele gelegt, hat nicht jedem die äußere Macht mitgegeben, das Ziel zu erreichen und festzuhalten: Unendlich ist der Wunsch, beschränkt das Können. Und so haben die österreichischen Deutschen Mühen und Mittel verschwendet, die Monarchie zu einem deutschen Staat zu machen — die Tatsachen haben sie gelehrt, bescheiden zu sein. So ringen die Tschechen um die Sonderstaatlichkeit der böhmischen Länder, aber ihre Arme sind zu kurz, sie können die Wenzelskrone nicht vom Himmel herablangen. Nun ist im periodischen Zyklus die Reihe an den Magyaren: Schrankenlos ist ihr Begehren, gewaltig ihr Wille, stark nicht nur ihr politischer Instinkt, sondern auch ihr äußeres Vermögen — aber über alles mächtig sind die Tatsachen: sie können den unabhängigen Nationalstaat oder, was gleichviel bedeutet, das nationale Heer nicht erringen und behaupten.

Wären sie eine kleine Nation, eingekeilt zwischen zwei großen Sprachgebieten und Reichen, etwa wie Holland, dann wäre ihre Selbständigkeit denkbar, man hätte sie als Puffer möglicherweise geschont, möglicherweise für ewig neutral erklärt. Aber das Schicksal hat sie zwischen acht ebenso große, ebenso isolierte Nationen oder abgerissene Nationsfragmente ins Donaubecken gesetzt, wo jeder den andern braucht, zu Nutz und Schutz, in das Zentrum Europas, das kraft dieser Lage allein, zwischen dem deutschen, dem russischen und den romanischen Nationalstaaten, aus Gründen des europäischen Kräftesystems Großstaat sein muß, wenn auch nicht gerade Großmacht. Dasselbe Schicksal hat der magyarischen Rasse auf ewig versagt, aus sich selbst den Großstaat zu bilden; sie ist halbfremd in Europa, wohnt an der Grenze des indogermanischen gegen den arabisch-türkischen Kulturkreis und war zur Grenzwacht allein zu schwach. Trotz alledem hätte diese Nation vermöge ihrer ganz seltenen politischen Begabung das Größte vollbracht, wäre diese Begabung nicht ihre einzige geblieben. Aber sie mußte den Deutschen ins Land rufen, daß er ihr Städte baue, das Gewerbe pflege, Wissenschaft und Kunst treibe, sie mußte und muß die Großindustrie und den Handel, selbst die Fabrikarbeit von Fremden besorgen lassen. Der Magyare erzeugt aus sich nicht die materielle und geistige Kultur, welche die nationale Herrschaft dauernd begründet. Und so zerrinnt ihm jede politische Eroberung unter den Händen. Wie oft er die ungarischen Deutschen, Slawen und Romanen mit sich fortgerissen, aufgesogen hat er sie nicht und wird er sie nie. Und so ist sein Los festgelegt: Er bleibt ein Glied wie andere Glieder der Völkerfamilie an der mittleren Donau, und hatte er die Macht, selbst die eigene Krone zu behaupten, so sind seine Hände zu schwach, dazu auch das Szepter und Schwert zu erringen. Und der Magyare ist vielleicht stärker als jeder der andern: Also führt keiner das Schwert, es ist und bleibt allen gemeinsam.

Nach einander lernen alle österreichischen Nationen Bescheidenheit — nur ist der Unterricht schwer, kostspielig, langwierig, tragisch, und da gibt es keinen Lehrmeister als — den Schaden, der klug macht. Die Völker Oesterreich-Ungarns müssen ihre Köpfe solange an einander wundstoßen, bis sie die Schranken jedes einzelnen, die Grenzen seiner Bewegungsfreiheit kennen und achten lernen. Ausgehend von dem brennenden Wunsche, Einheits- und Sonderstaat zu sein, müssen sie sich bescheiden, Glied eines höheren Ganzen zu sein: die Einsicht dieser Notwendigkeit — soll sie sich in einem ganzen Volke durch-

Digitized by Google

setzen — erfordert eine strenge, immer wiederholte Lehre der Geschichte.

Die Geschichte nimmt die Magyaren jetzt wieder in die Schule, wie in der Generation 1848 bis 1867. Die Geschichte, d. h. die geschichtlich gewordenen Tatsachen, die nationalen, kulturellen und politischen Machtfaktoren des Reiches. Eine Nation langt für sich nach dem Schwert, nach der nationalen Armee — sofort sind alle Nationen, Deutsche, Polen, Kroaten, Rumänen usw. völlig eins gegen die Aspirationen derselben. Ein Land der Krone erhebt sich über die andern, sofort nehmen die Landtage der übrigen Länder dagegen Stellung. Und zuletzt spricht der Kaiser selbst. Im Manöverlager zu Chlopy in Galizien verkündet der greise, friedfertige, schweigsame Monarch laut und vernehmlich, ja, fast in streitbarer, autokratischer Weise: Niemals wird er von den kaiserlichen Prärogativen zugunsten einer Nation etwas preisgeben, niemals. Man darf diese Kundgebung nicht in eine Linie stellen mit sonstigen monarchischen Aeußerungen. Sie hört sich an wie der Machtspruch eines absoluten Herrschers, sie betont die Reservatrechte der Krone in so schrankenloser Offenheit, daß sie von einem Stuart erlassen sein könnte. Diese Form möge das Ausland nicht täuschen, wie sie niemand in Oesterreich täuscht. Nicht in Hochmut, sondern in Sorge und Schmerz ist dies Niemals gesprochen, und der Kaiser ist dabei nichts als das Sprachrohr von sieben Völkern gegen das achte. Ja, man kann sagen: Franz Josef, der ungarische König, spricht als besonnener Magyare seine Warnung gegen die Unbesonnenen aus. Was wir unlängst behauptet haben: daß die deutsche Armee und der Dualismus eine Schutzwehr der Magyaren selbst gegen einen Ungarn zur Ohnmacht verurteilenden Trialismus, gegen die Entfesselung der unterdrückten ungarischen Nationalitäten sei, dieses Argument hat der Kaiser selbst den ungarischen Politikern vorgehalten und dezidiert erklärt, er gebe nicht nach aus wohlverstandenem ungarischen Interesse.

Der Armeebefehl Franz Josefs I. hat Ungarn in gewaltige Erregung, fast in Aufruhr versetzt, ganz Oesterreich aber — die Tschechen scheinen eine Ausnahme zu machen — beruhigt. Der Kaiser, überrascht über die Folgen, erläßt ein kaiserliches Handschreiben an den ungarischen Ministerpräsidenten, das besänftigen soll, aber die Gegensätze noch schärfer betont: Wie der Kaiser stets darüber gewacht habe, daß die Rechte der ungarischen Volksvertretung von jedermann geachtet und gewahrt werden, so sei er entschlossen, die ihm nach der beschworenen Verfassung zustehenden Rechte unversehrt zu behaupten und unverletzt seinen Nachfolgern zu überliefern; es sei seine königliche Pflicht, die Nation darauf aufmerksam zu machen, daß er auch jetzt an dem Ausgleiche festhalte. Damit sind alle Hoffnungen auf den nationalen Sonder- und Einheitsstaat begraben.

Aber Worte belehren Nationen nie, Erklärungen wirken an sich nichts, sie sind bloßer Ausdruck eines Strebens. Stünde hinter ihnen nichts als ein absoluter Wille, sie wären in den Wind gesprochen wie so viele Reden hochmögender Herren. Das ist die innere Schwäche dieser Kaiserworte, daß sie als der bloße Ausdruck monarchischen Willens erscheinen und so vom magyarischen Volke genommen werden. In dem Dilemma Volkswille oder Königswille haben die Magyaren immer zugunsten des Volkswillens zu entscheiden verstanden und hoffen es auch jetzt. Soll die Krone ihrem Worte Nachdruck verleihen, so muß sie an die realen Mächte appellieren, die hinter ihrem Willen stehen, dann muß sie den latenten Konflikt Oesterreichs gegen Ungarn, den latenten Haß der ungarischen Nationalitäten gegen die Magyaren offen wirksam machen. Wollte sie das vermeiden, so müßte sie unterliegen; und wenn sie es vermeiden und zurückweichen wollte, sie vermöchte es nicht, da die antimagyarischen Machtfaktoren sie treiben und die antimagyarischen Interessen nicht mehr zurückgedrängt werden können. Weder lassen sich also die Magyaren belehren noch ihre Gegner beschwichtigen. Die Karten sind verteilt, das Stichwort ist gefallen. Die Monarchie geht Verfassungskämpfen entgegen, für die alle bisherigen nur eine Andeutung, ein einführendes Vorspiel waren. Die schleichende Staatskrise ist in das akute Stadium getreten; was ihr Ende sein wird, das hegt verborgen im Schoße der Zeiten.

Wien. Rudolf Springer.

Aus unserm Zitatenschatz.

Wie soll man sich den Sozialdemokraten gegenüber verhalten?

„Es wird sicher resultatlos bleiben, heute dem Sozialdemokraten, dem organisierten Arbeiter seine Ideale und seine Führer nehmen zu wollen, ihn zuerst von innen heraus bekehren zu wollen. Er ist nur zu versöhnen, wenn man ihm zunächst seine Utopien läßt, aber praktisch mit ihm paktiert und verhandelt."

Gustav Schmoller,

Ueber das Maschinenzeitalter in seinem Zusammenhang mit dem Volkswohlstand und der sozialen Verfassung der Volkswirtschaft, Berlin 1905, Julius Springer, Seite 27.

Offener Brief
an Herrn Professor Dr. Ladenburg, Breslau.

Heidelberg, den 23. September 1905.

Hochgeehrter Herr Kollege!

Nach dem Berichte des durch seine Zuverlässigkeit bekannten Korrespondenten der „Frankfurter Zeitung" (Nr. 264 erstes Morgenblatt vom 23. September 1905) haben Sie auf der 77. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Cassel Behauptungen aufgestellt, die nicht unwidersprochen bleiben dürfen. Ich denke nicht an Ihre Sätze über Gott und Unsterblichkeit. In die Diskussion über diese grandiosen Probleme einzutreten, ist hier nicht der Ort, und Sie werden selbst das Bewußtsein haben, daß Sie mit Ihren Thesen gegen den Gottes- und Unsterblichkeitsglauben sich außerhalb des Gebiets der exakten Naturforschung gestellt haben: einem Glauben haben Sie einen andern Glauben entgegengestellt. Wer, wie ich, in dieser wahrhaft humanen Sache auf dem Standpunkt Keplers und Newtons steht, kann Ihre Bekenntnisse ohne nervöse Unruhe anhören.

Was mich veranlaßt, an Sie zu schreiben, hochgeehrter Herr Kollege, ist Ihre historische Anschauung, die als solche Gegenstand der historischen Kritik ist. Hier handelt es sich nicht um einen Glauben, sondern um exakte Forschung. Und da habe ich den Eindruck, daß Sie sich durch folgende Sätze in Widerspruch mit der historischen Wissenschaft befinden:

. . . alle humanen Bestrebungen der letzten Jahrhunderte sind ausgegangen von der Aufklärung, die die Naturwissenschaft brachte. Die Ueberzeugung, daß im Jenseits das Nichts ist, mußte zur Verdiesseitigung des Diesseits führen. Und so wurde durch die Naturwissenschaften erreicht, daß zuerst 1679 in England die persönliche Freiheit garantiert wurde, 1774 in Amerika der Unabhängigkeitsbegriff eingeführt wurde und endlich 1789 in Frankreich die allgemeinen Menschenrechte erklärt wurden. Die

Digitized by Google

Konsequenz war die Abschaffung der Sklaverei und der Leibeigenschaft. Und was das Christentum nicht erreichen konnte, die Naturwissenschaften haben es möglich gemacht. Es folgte die soziale Gesetzgebung. Alle Kulturstaaten, Deutschland voran, arbeiten heute an der Lösung der sozialen Frage. Und so haben die Naturwissenschaften den Geist der Toleranz, der Brüderlichkeit und der Friedensliebe in die Menschheit getragen. Wir wollen nicht harren auf ein besseres Jenseits, sondern werktätige Menschenliebe sei unser Wahlspruch.

So gewiß es ist, daß der Einfluß der Naturwissenschaften auf die Bildung der modern-europäischen Kultur der Aufklärung ein ungemein großer gewesen ist, so gewiß ist es doch auch, daß die moderne Naturwissenschaft und die Kultur der Aufklärung historisch nicht denkbar sind ohne die durch die deutsche Reformation bewirkte Befreiung der Geister. Ich vermisse in dem Bericht über Ihre Rede die Erwähnung dieses grundlegenden historischen Faktors — eines Faktors, der an Bedeutung dem Humanismus, den Sie mit Recht erwähnten, weit überlegen ist. Entschieden falsch ist die Behauptung, daß alle humanen Bestrebungen der letzten Jahrhunderte von der durch die Naturwissenschaften gebrachten Aufklärung ausgegangen seien.

Da der Beweis für diese meine Behauptung leicht zu führen wäre, wenn Sie wirklich das Wort „alle" gebraucht haben, beschränke ich mich auf die Widerlegung der Einzelheiten, auf die Sie exemplifizieren. Sie sehen es als eine Nachwirkung der Naturwissenschaften an, daß wir nach und nach alle jene modernen Errungenschaften von 1679, 1774, 1788, die Aufhebung der Sklaverei usw. und die soziale Gesetzgebung erhalten haben. Demgegenüber verweise ich auf die hochbedeutsamen Untersuchungen eines meiner hiesigen Kollegen, des Staatsrechtslehrers Georg Jellinek, der in seiner berühmten Schrift über die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte unwiderleglich gezeigt hat, daß jene Grundideen des modernen Staates, speziell auch der Toleranzgedanke, zum guten Teil in den religiösen Ueberzeugungen und Theorien der englischen und amerikanischen protestantischen Dissenters ihre Wurzel haben. Und wenn eine Gruppe französischer Staatsrechtsforscher gegen Jellinek nicht ohne Leidenschaft für die französische Originalität der Menschenrechte eingetreten ist, so hat diese Diskussion die Richtigkeit der Forschungen Jellineks nicht erschüttert. Daß ferner der größte Bekämpfer der Sklaverei, Wilberforce, eine der charaktervollsten Persönlichkeiten des christlichen England gewesen ist, ist ebenso bekannt, wie der Umstand, daß die deutsche Sozialgesetzgebung ohne die maßgebende Mitwirkung (ich sage nicht: durch das alleinige Verdienst) christlicher Ideen zustande gekommen ist.

Mit alledem soll die segensreiche Wirkung der Naturwissenschaften auf unsere moderne Kultur nicht verkleinert werden. Die Entwicklung der modernen Naturwissenschaft ist nur, gerade vom religiösen Standpunkt aus betrachtet, eine der gewaltigsten Tatsachen in der Geschichte unseres Geschlechts. Aber die wissenschaftliche Objektivität verlangt, daß bei der Erforschung des geistigen Komplexes, den wir die moderne Weltanschauung nennen, einer seiner wichtigsten konstitutiven Faktoren, das protestantische Christentum, nicht ausgeschaltet werde. Auch der Gegner dieses Christentums, der sich doch für die Formel „werktätige Menschenliebe" begeistert, sollte anerkennen, daß ihm diese Formel nicht aus der Naturwissenschaft geboren ist, sondern daß er sie aus unserer Schatzkammer, der Bibel Alten und Neuen Testaments, entlehnt hat.

In größter Hochachtung habe ich die Ehre zu sein

Ihr

ergebenster

Dr. Adolf Deißmann,

o. deutl. Professor an der Ruprecht-Karls-Universität

zu Heidelberg.

Reaktionäre Kunstpolitik.

Zu Beginn des Septembermondes hat sich im preußischen Kultusministerium ein Ereignis vollzogen, das an sich wenig aufregend ist: ein Geheimrat ist an Stelle eines andern gesetzt worden. Aber dies Ereignis gewann dadurch ein allgemeines Interesse, daß es sich um das „Dezernat für die Kunstangelegenheiten" handelt, das seinen Inhaber gewechselt hat. Der Geh. Oberregierungsrat Müller geht, und der Geh. Oberregierungsrat Schmidt kommt. Zu gleicher Zeit drang die Nachricht an die Oeffentlichkeit, daß das Dezernat ebenso wie die Verwaltung der Nationalgalerie fortan dem Ministerialdirektor Dr. Althoff unterstellt sein werde. Für den ferner stehenden Kunstfreund, der diese Nachrichten in der Zeitung las, klangen sie gewiß recht harmlos. Von Herrn Schmidts Kunstansichten weiß niemand etwas, auch Herr Althoff, der sonst wahrlich nicht Unbekannte, ist in bezug auf die bildenden Künste bisher völlig unbescholten, und im übrigen hat die sogenannte Kunstpflege, die bei uns an den offiziellen Stellen getrieben wird, gemeinhin mit der Kunst selbst so wenig zu tun, daß solche bürokratischen Verschiebungen zunächst kalt lassen. Doch von der andern Seite her erhält die Angelegenheit eine eigenartigere Beleuchtung: Herr Müller, so heißt es, geht oder muß gehen, weil er sich einer verbrecherischen Neigung zu der ††† „modernen" Kunst schuldig gemacht haben soll. Es sind allerdings schreckliche Dinge, die er auf dem Kerbholz hat. In einem giftgeschwollenen Artikel der „Kunsthalle" Nr. 24 werden ihm einige seiner ärgsten Greueltaten nachgewiesen. Er habe seine Seele der „Koalition von Künstlern, Kunsthändlern, Musenmsgelehrten und Kunstschreibern" verschrieben, „denen die heute vielgenannte Moderne nur ein Deckmantel, ein Schlagwort, ein Parteiname oder dergleichen ist, die es ihnen bequemer ermöglichen, die andern zu diskreditieren, zu isolieren und beiseite zu schaffen" — so sieht bekanntlich die Horde der Frevler aus, die weder Anton von Werner noch Kiesel, weder Knackfuß noch Sichel schonen und weder für unsere Denkmäler noch für unsere Postgebäude die vorschriftsmäßige Begeisterung an den Tag legen. Aus solch teuflischer Gesinnung heraus, wird dann weiter ausgeführt, habe er eine Reihe grausiger Untaten verübt. So sei er z. B. der „Scharfmacher" der Jury der diesjährigen großen Kunstausstellung gewesen. Sollte wirklich dem früheren Dezernenten, der das Amt eines Regierungskommissars in der Ausstellungskommission versah, in erster Reihe das Verdienst zuzuschreiben sein, daß die Ausstellung — beileibe nicht etwa eine gute, aber doch (man muß sich in diesem Lobe sehr vorsichtig ausdrücken) eine in mancher Hinsicht erträglichere, bessere Zeiten ankündigende, den Beginn von Reformmöglichkeiten in Aussicht stellende geworden ist? Was die Rekusés, die eine Broschüre veröffentlicht und ein Immediatgesuch an den Kaiser gerichtet haben, an üblem Dilettantismus und absoluter Unfähigkeit in ihren Reihen vereinigen, haben sie überdies in ihrer kläglichen Ausstellung bei Ball in der Potsdamerstraße deutlich genug bewiesen. Dann soll es Herrn Müllers Einfluß gewesen sein, der den Reichskommissar für St. Louis, Geheimrat Lewald, bestimmt hat, der Allgemeinen deutschen Kunstgenossenschaft nicht die Leitung der deutschen Kunstabteilung auf der amerikanischen Weltausstellung des nächsten Jahres auszuliefern — eine Tat, die abermals des höchsten Dankes wert wäre, wenn man an das Fiasko der Genossenschaft zu Paris 1900 denkt, wo sie uns so unsterblich blamiert hat.

Wenn ein Mann, der so wacker an einer langsamen Besserung unseres unhaltbar verrotteten offiziellen Kunstbetriebes mitgearbeitet hat, seiner Stellung enthoben wird, so kann das, wie die Dinge heute liegen, nur heißen, daß die Regierung eine solche Besserung nicht wünscht, und von diesem Standpunkt aus gewinnt die Berufung des Herrn Schmidt und die Machterweiterung des Herrn Althoff, der nun wohl den ähnlicher

Gesinnungen verdächtigen Herrn von Tschudi überwachen soll, ein anderes Ansehen. Die Regierung scheint entschlossen, die reaktionäre Kunstpolitik, die sie schon immer betrieben hat, zu verschärfen und systematisch auszugestalten. Es soll offenbar reiner Tisch gemacht werden. Die lebendige Kunst unserer Tage soll, wo es nur irgend angeht, mehr als bisher unterdrückt, zurückgesetzt, ausgeschlossen, mundtot gemacht und durch Nichtberücksichtigung bestraft werden. Mehr als bisher sollen die vorwärts stürmenden, mit sich kämpfenden, um neue Ausdrucksformen für den neuen Gehalt und Empfindungsgehalt der Gegenwart ringenden Kräfte als Umstürzler und Nörgler gebrandmarkt, mehr als bisher die Mittelmäßigkeit, die trivialen Phrasenhelden, die impotenten Schablonenarbeiter und die kalten Routiniers gefördert werden. Eine andere Bedeutung kann jene Verschiebung im Verwaltungsapparat des Kultusministeriums nicht haben.

Es muß immer wieder betont werden, daß es sich hier nicht um einen Kampf zwischen „moderner" und „alter" Kunst handelt, lediglich um einen Streit zwischen Kunst und Nichtkunst oder Unkunst, oder in manchen Fällen zwischen Kunst und Halbkunst handelt es sich. Gewiß ist es im allgemeinen schwierig, wenn nicht unmöglich, in Geschmacksdingen absolute Urteile aufzustellen; aber es gibt einen Punkt, wo dies dennoch möglich ist, wo sich ganz bestimmte Scheidungen vornehmen lassen, es gibt eine Grenze, die sich deutlich zwischen Kunst und Halbkunst hinzieht. Und das gerade ist das Schmerzliche, daß sich fast die gesamte Tätigkeit unseres offiziellen Kunstbetriebes in Preußen, soweit es sich nicht um die Sammlung alter, sondern um die Herstellung neuer Werke dreht, jenseits dieser Grenze, auf dem Gebiete der Halb- und Unkunst bewegt. Man denke an unsere Denkmäler! An unsere öffentlichen Gebäude! An deren innere Ausstattung! An unsere dekorativen Wandmalereien! An das, was auf dem Gebiete des Kunstgewerbes in jenen Bezirken geleistet wird, beispielsweise an jenes „Festgerät des Hofes für Enthüllungen und sonstige feierliche Anlässe", das kürzlich im Kunstgewerbemuseum ausgestellt war! An unsere Briefmarken! Unsere Münzen! Unsere Medaillen! Und auf der anderen Seite an die Kämpfe, die es kostet, wenn wirklich einmal ein Stückchen echter Kunst sich in diese Regionen verirrt. Was braucht es da der Beispiele, es sind offenkundige Tatsachen, von denen wir sprechen.

Unter diesen Umständen ist es am Ende ganz gut, wenn die Regierung einmal offen Farbe bekennt. Wenn eine reinliche Scheidung zwischen dem hergestellt wird, was von offizieller Seite für die „Kunstangelegenheiten" geschieht, und dem, was die lebendige Kunst unsrer Zeit treibt. Für diese ist das vielleicht ganz gesund. Denn im dauernden Kampf, im täglichen Ringen um die Existenz kann sie nur ihre Kräfte stählen und ihren Wagemut noch kecker betätigen. Ist sie frei von jeder Protektion, so ist sie auch frei von jeder Bevormundung und jeder Rücksicht. Und man hat ja überdies „Exempla von Beispielen", daß, wenn in der Politik nicht selten aus oppositionellen Parlamentariern opportunistische und schließlich reaktionäre Minister entstanden sind, diese Miquel-Entwicklung auch in der Kunst ihre Parallelen findet. Auch in vergangenen Zeiten war die Gunst hoher Herren und Fürsten den Künstlern oft gefährlich; es ging jedoch im ganzen schließlich alles zum guten aus, weil eben diese Herren und Fürsten auf dem Kunst- und Geschmacksgebiete tatsächlich die Führer und Leiter der Völker waren. Seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts hat sich das auf der ganzen europäischen Linie von Grund aus geändert. Ja, die Verhältnisse haben sich geradezu ins Gegenteil verkehrt: die Gewalten, die heute das Staatsleben beherrschen, bilden im Heerbann des Kunstpublikums den letzten Nachtrab. Im allgemeinen kann man sagen, wenn man bei ihnen überhaupt etwas findet, das mit Geschmack und Kunstverständnis Zusammenhänge aufweist, so ist es in der Regel der Geschmack und das Kunstverständnis von vorgestern. Die lebendige Fühlung mit der Kunstkultur unserer Zeit ist jenen Kreisen verloren gegangen. Darum ist es unmöglich, das Verhältnis zwischen Künstlern und Fürsten früherer Jahrhunderte und das gleiche Verhältnis in der Gegenwart von demselben Standpunkt aus zu betrachten. Wo sich die Grundlagen so völlig verschoben haben, lassen sich keine Vergleiche mehr ziehen. Es könnte für die junge und lebendige Kunst unserer Zeit unter Umständen recht bedenklich werden, wenn der Hof und die Regierung sie plötzlich zu ihrem Liebling erklären würden. Diese Zärtlichkeit wäre mir unheimlich.

Doch — wie sagte der alte Ibsen einmal zu einem Tischnachbar, der ihn bescheiden auf einen Widerspruch in zwei kurz aufeinander folgenden Behauptungen aufmerksam machte? „Lieber Freund, haben Sie schon einmal einen Gedanken zu Ende gedacht, o h n e auf Widersprüche zu stoßen?" . . . . So einwandfrei die Logik der eben ausgesprochenen Sätze ist, eben diese Logik ist doch ein wenig theoretisch. Das ist alles gut und schön, werden die Künstler sagen, aber wir brauchen Aufträge! Wir brauchen Mittel, die uns zur Verfügung gestellt werden. Wir brauchen die Beziehung zur Gesamtheit des Volkes, die ohne Mitwirkung jener Machtfaktoren doch nicht so leicht herzustellen ist. Die Verhältnisse im Kunstpublikum mögen sich verschoben haben, aber unsere Produktionsbedingungen sind dieselben geblieben. Wir leiden schweren Schaden darunter, daß man uns nicht fördert; noch schwereren dadurch, daß man uns hemmt. Und man hemmt uns vielfach nicht aus Ueberzeugung, sondern weil —

Ja, es hilft nichts, man kann nicht an dem Kernpunkt der Sache vorübergehen, man muß ihn ehrlich und ernsthaft herausschälen. Der eigene Geschmack des Kaisers in Kunstdingen ist es im letzten Grunde, der die Haltung der Regierung der jungen und lebendigen Kunst unserer Zeit gegenüber veranlaßt und bestimmt. Was nutzt es, die Schuld vom Ministerialdirektor auf den Minister, vom Minister auf den Chef des Zivilkabinets zu schieben. Es ist klar, daß den meisten Maßnahmen, die von diesen Stellen aus getroffen werden, die besonderen Kunstanschauungen des Monarchen zugrunde liegen. Es liegt mir durchaus fern, der Person des Kaisers gegenüber den schuldigen Respekt außer acht zu lassen. Aber es liegt mir auch fern, in Andeutungen und auf Umwegen auszusprechen, was ich denke. Es muß offen und ernsthaft die Frage aufgeworfen werden, ob es ein richtiger Zustand ist, wenn die persönlichen Kunstanschauungen des Kaisers für die Gestaltung eines Denkmals, eines Gebäudes, der großen Kunstausstellung, für die Besetzung der akademischen Stellen, für die Aufnahme oder Nichtaufnahme eines Werkes in die öffentlichen, vom Staate erhaltenen Sammlungen derartig entscheidend ist, daß daneben alle Meinungen der Sachverständigen absolut nicht ins Gewicht fallen. Wie diesem Zustande abzuhelfen ist, mag nicht so leicht zu entscheiden sein. Aber haltbar ist er nicht, wenn unsere Kunst sich nach Maßgabe der heute in ihr wirkenden Kräfte organisch entfalten und entwickeln und — was nur hierdurch erreichbar ist — den Wettbewerb mit der Kunst der anderen großen Nationen erfolgreich durchkämpfen soll. Hier ist der Punkt, wo die Kunstfragen in Fragen von allgemeiner nationaler Bedeutung münden, wo sie überdies aus dem Gebiet des Geistigen und Kulturellen in das des Materiellen, ja des Nationalökonomischen hinüberführen. Ein Blick auf den internationalen Kunstmarkt beweist das zur Evidenz. Von der ungeheuren Wichtigkeit des Kunstgewerbes und seines Einflusses auf das Handwerk garnicht zu reden!

Man kann darum doch wohl nicht sagen, daß die reaktionäre Kunstpolitik, in die wir nun erst recht hineinzusegeln scheinen, so ganz gefahrlos für die Kunst ist. Abgesehen von den unmittelbaren Folgen, die sich durch den argen Servilismus unserer Zeit einstellen werden: die Dinge liegen hier wesentlich anders als etwa in der Wissenschaft oder in der Literatur oder in der Musik. Die bildenden Künste, deren Ziel eine Steigerung und Veredelung des äußeren Lebens ist, sind zu eng ans Materielle

gebunden, um nicht jeden von außen kommenden Angriff auf ihre Entwicklung, jedes Eingreifen der Weltmächte in ihren Bereich schmerzlich zu empfinden. Eine Regierung kann durch Gewaltmittel kaum die Dichtung eines Volkes, wohl aber seine Malerei, noch mehr seine Bildhauerkunst, noch mehr sein Kunstgewerbe, noch mehr seine Architektur ruinieren. Und die Aussichten auf solche trüben Zukunftsbilder sind doppelt schmerzlich in unserer Zeit, da wir nach der politischen Einigung Deutschlands uns nach der langsamen Gewinnung einer geschlossenen und gefesteten nationalen Kultur sehnen, da Tausende ihr Herz, ihren Kopf und ihre Hand freudig in den Dienst dieser Idee stellen.

Es steht zu viel auf dem Spiele, als daß man die Hände mit fatalistischer Gelassenheit in den Schoß sinken lassen könnte. Die Erbitterung und Verbitterung wird steigen, die Annäherung und Ausgleichung verschiedenartiger Bestrebungen, die sich vorbereiten wollte, wird aufgehalten und auf unbestimmte Zeit vertagt, und der Kampf, der viele Kräfte stärken, andere erst lösen mag, wird wieder andere auch schwächen und vor der Zeit ermatten lassen.

Die ganze Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts ist erfüllt von dem verzweifelten Ringen der vorwärts weisenden Kräfte. Alle, aber auch alle, die wir heute als die Führenden dieser Epoche ansehen, haben gegen den „großen Krummen", diese unheimliche Verkörperung der zähen, indolenten Masse, die wir aus dem „Peer Gynt" kennen, und gegen die Verständnislosigkeit und die Feindschaft der herrschenden Mächte zu streiten gehabt. Wie viel dabei verkümmert ist, können wir heute garnicht mehr übersehen. Ist es unbedingt nötig, daß es im zwanzigsten Jahrhundert ebenso wird? Diejenigen Kreise, die ohne Parteieinseitigkeit (die gibt es links so gut wie rechts) und ohne Voreingenommenheit der lebendigen Kunst unserer Tage Luft und Licht gönnen, müßten sich zusammenschließen und in ernster, ehrlicher Arbeit, nicht aus negativer Oppositionsabsicht, sondern mit positiver Energie, soweit das möglich ist, dafür sorgen, daß nicht alles untergeht oder verkümmert und zerstört wird, was sich heute an frischer Kraft in der deutschen Kunst regt. Vielleicht läßt sich ein solcher Plan garnicht durchführen. Nun, dann wird es wohl mit der Erkämpfung der Stellung, die wir für unser Volk im Lande der Kunst ersehnen, ebenso lang oder noch länger dauern, als die Erkämpfung eines erträglichen staatlichen Zustandes für uns Deutsche gewährt hat. Aber dann wollen wir wenigstens unsere Pflicht tun.

Max Osborn.

Behring und die Tuberkulose.

Der Vortrag, den Behring auf der soeben beendeten Naturforscherversammlung in Cassel hielt und der gleichzeitig in zwei etwas verschiedenen Formen in der deutschen medizinischen Wochenschrift und als selbständige Broschüre erschien, wird voraussichtlich noch längere Zeit die ärztliche Welt beschäftigen. Er enthält persönliche Bekenntnisse des berühmten Verfassers über seine Stellung zur wissenschaftlichen Forschung und zu deren Hauptvertretern; er bringt die Veröffentlichung neuer wichtiger Tatsachen und verbindet mit ihr Ausblicke voll schöner Hoffnungen für die Zukunft; und diese in sich so verschiedenartigen Gegenstände werden zu einem Ganzen zusammengeschlossen durch die Darlegung einer eigenen Theorie über die Entstehung und Bekämpfung der Lungenschwindsucht. Diese Theorie bedeutet geradezu einen Umsturz der seit etwa 20 Jahren geltenden Grundsätze der Bekämpfung der Tuberkulose und der bakteriellen Infektionskrankheiten überhaupt und sie bringt obendrein Behring in einen bewußten unausgleichbaren Gegensatz zu der Schule, aus der er einst selbst hervorgegangen. Behring ist ein Schüler von Robert Koch, freilich neben Hueppe dessen selbständigster Schüler, und er bedient sich bei seinen Forschungen gleich Koch fast ausschließlich der experimentellen Methodik. In diesem Vortrag nun offenbart er sich als einen der schärfsten prinzipiellen Gegner der von Koch und seiner Schule bisher vertretenen Grundlehren; diese Gegnerschaft bezieht sich zunächst auf die Entstehung und Bekämpfung der Lungenschwindsucht, aber hier steht die Lehre von Behring Punkt für Punkt in diametralem Gegensatz zu der Anschauung, die Koch vor jetzt zwei Jahren in London zuerst auseinandersetzte und voriges Jahr auf der Berliner Tuberkulosekonferenz wiederholte. Es ist nötig, hier auf die Kochsche Lehre kurz wieder einzugehen. Nach ihm ist der Erreger der Tuberkulose der von ihm entdeckte Tuberkelbazillus. Die häufigste Form der Erkrankung beim Menschen ist die Tuberkulose der Lungen oder die Lungenschwindsucht. Sie kommt dadurch zustande, daß der Bazillus direkt in die Lungen durch die Atmung aufgenommen wird. Die Hauptansteckungsquelle ist daher der Auswurf der Schwindsüchtigen selbst. Menschliche und Rinder-Tuberkulose sind nicht identisch, der Bazillus der Rinder-Tuberkulose erzeugt bei Uebertragung auf den Menschen überhaupt keine Krankheitserscheinungen. Die Infektion mit bazillenhaltiger Milch und mit Milchprodukten bei deren Aufnahme durch den Verdauungskanal bedeutet daher keine Gefahr für den Menschen. Die Bekämpfung der Krankheit ist für Koch identisch mit der Vernichtung ihrer Erreger. Sie hat daher beim Lungenschwindsüchtigen selbst einzusetzen, dessen Auswurf vernichtet werden muß oder der, falls dies nicht möglich ist, isoliert werden soll. Gegen die in den Nahrungsmitteln vorhandenen Bazillen der Rinder-Tuberkulose bedürfe es dagegen irgend welcher besonderer Maßnahmen nicht. Auf dem Kongreß in Berlin 1902 äußerte sich dann Koch in ähnlichem Sinne, man habe noch nicht einen einzigen Fall beibringen können, in welchem der schädliche Einfluß der Milch, welche Tuberkelbazillen enthielt, durch direkte Beobachtung an Menschen einwandsfrei bewiesen werden konnte. Die Bekämpfung der Tuberkulose dürfe sich nicht auf Nebenwegen und namentlich nicht auf falschen Wegen verlieren, wenn sie wirklichen Erfolg haben solle. Sie müsse darauf ausgehen, die Hauptquelle, ja man könne sagen, fast die einzige Quelle der Infektion zu schließen. Das seien aber die Schwindsüchtigen, welche durch die Verstreuung ihres Auswurfs eine Gefahr für ihre Umgebung bildeten. Für die Bekämpfung der Krankheit käme nur der erkrankte Mensch selber in Betracht. — Die Kochsche Lehre, soweit sie zuerst die Verschiedenheit der Tuberkelbazillen menschlicher und tierischer Herkunft und weiter die Unschädlichkeit der letzteren für den Menschen behauptete, hat von den verschiedensten Seiten energische Ablehnung gefunden. In No. 47 des vorigen Jahrganges habe ich die Gründe, die gegen Kochs Lehre geltend gemacht wurden, zusammengestellt und namentlich auf die prinzipielle Bedeutung des Kampfes gegen diese Lehre hingewiesen; denn es handelte sich nicht nur um die Frage der Tuberkulose, sondern um die ganze Lehre von Koch, daß das Eindringen der Bakterien in den menschlichen Körper allein schon genügen solle, Krankheitsvorgänge auszulösen, ohne daß es hierbei der Mitwirkung besonderer in den Zuständen des Organismus selber liegender disponierender Momente bedürfe. Seit dieser Zeit ist der Widerspruch gegen Kochs Theorie noch erheblich gewachsen. Vor wenigen Monaten fand in der Berliner Medizinischen Gesellschaft eine eingehende Diskussion anläßlich der Nachprüfungen des Reichs-Gesundheits-Amtes statt, die eine Fülle von Tatsachen gegen die Kochsche Lehre brachte. Aber die öffentliche Gesundheitslehre hat sich nicht ohne weiteres entschließen können, die Autorität eines Mannes von seiner Bedeutung anzutasten. Man hat auf den vor

Digitized by Google

wenigen Wochen stattgehabten Kongressen in Brüssel und Dresden zwar betont, daß an den Vorbeugungsmaßregeln gegen die Gefahren der infizierten Milch trotz Koch weiter festgehalten werden müsse. Aber man erklärte andererseits, daß nach wie vor als die einzig wichtige Hauptquelle der Verbreitung der Schwindsucht der Auswurf des tuberkulösen Menschen selber zu gelten habe.

Das Auftreten Behrings muß die Festhaltung dieses Standpunktes erschweren. Denn Behring verwirft nicht nur die Lehre Kochs Satz für Satz; er stellt sich weiter mit seinen Gründen vollständig auf die Seite der älteren Gegner der ganzen Kochschen Ansteckungstheorie, ja er geht in der Formulierung seiner Ansichten weit über all das hinaus, was diese Gegner in zehnjährigem Kampfe gegen Koch und seine Schule je geltend gemacht haben. Nach Behring ist ebenfalls der Tuberkelbazillus das ursächliche Moment der Lungenschwindsucht; aber sein Eindringen in den Körper braucht nicht von Krankheitserscheinungen gefolgt zu sein, ja in der größten Mehrzahl der Fälle ist er an sich für den Organismus ungefährlich. Während nahezu jeder Mensch Gefahr läuft, vom Tuberkelbazillus infiziert zu werden, folgt diesem primären Vorgang selten oder überhaupt nicht eine fortschreitende Tuberkulose. Wo aber eine solche eintritt, ist dies die Wirkung irgendwelcher anderweitiger Erkrankungen oder Gesundheitsschädigungen des Organismus selbst, die im Bereiche der erworbenen Empfänglichkeit oder sogenannten Disposition lägen. Die Hauptquelle für die Schwindsuchtsentstehung — und diesen Satz hebt Behring ausdrücklich gesperrt hervor — ist die Säuglingsmilch. Nicht genug zu betonen sei die Infektionsgefahr, welche den Säuglingen nach dem Genuß von tuberkelbazillenhaltiger Milch drohe, mögen die Keime vom Menschen oder vom Tiere stammen. Der Ort des Eindringens der Keime sei also der Darmkanal und von diesem aus kämen sie auf dem Wege der Gefäßbahnen in die anderen Organe, insbesondere in die Lunge.

Was die Bekämpfung der Krankheit betrifft, so äußert sich Behring im Gegensatz zu Koch ganz und gar nicht direkt über die zur Vernichtung der Bazillen in der Außenwelt erforderlichen Maßnahmen. Wenn man aber Behrings Stellung zur Bekämpfung der Diphtherie kennt und den Vortrag heranzieht, den er über die Tuberkulose-Bekämpfung im März dieses Jahres im Wiener Verein für innere Medizin hielt, so kann man sehr leicht seine Stellung indirekt erschließen. Nach Behring ist der Diphtherie-Bazillus überall in der Außenwelt verbreitet, sein Eindringen in den Organismus ist fast unvermeidlich, die Entstehung von Krankheitserscheinungen aber ist erst die Folge einer individuellen Disposition; daher sei eine Vernichtung der Bazillen selbst durch Isolierung, Desinfektion usw. aussichtslos, wirkungslos und daher überflüssig. Behring bekennt sich um so eher zu einer Verwerfung des bisher beschrittenen Weges der Bazillenjagd in der Außenwelt, als er in der Immunisierung der gefährdeten empfänglichen Individuen und in der Behandlung der Erkrankten selbst mit Hülfe des von ihm erfundenen Serums ja genügend sichere Schutzmittel erblickt. Ueber die Bekämpfung des Tuberkelbazillus in der Außenwelt verliert er jetzt kaum ein Wort, er deutet höchstens an, daß im Zusammenleben mit Schwindsüchtigen die gelegentliche Infektion überhaupt kaum zu vermeiden sei, daß ferner ein Versuch, durch Absperrungsmaßregeln die Tuberkulose in bevölkerten Gegenden auszurotten, ihm nutzlos erschiene. Die Schwindsucht-Heimstätten und -Schutzstätten hält er sogar für Unternehmen, die vielleicht augenblicklich noch ganz brauchbar seien, die aber durch bessere Methoden allmählich überflüssig gemacht werden müßten, denn genau wie bei der Diphtherie glaubt er, auf Grund seiner langjährigen Arbeiten die Lösung der Frage in einer ganz anderen Richtung gefunden zu haben. Ihm ist es gelungen, auf demselben Wege, auf dem Jenner die Pocken bekämpfte, Rinder gegen die experimentelle und zufällige Infektion mit Tuberkulose immun zu machen, so daß auf die Infektion keine oder keine lebensgefährliche Erkrankung mehr erfolgt. Die Anwendung des gleichen Verfahrens auf Säuglinge, die hauptsächlich gefährdeten Individuen des Menschengeschlechtes, hält er bei der, wenn auch immerhin geringen, Lebensgefahr des Verfahrens nicht für durchführbar. Dagegen glaubt er auf Grund eigener Versuche die Hoffnung erwecken zu können, daß die Ernährung solcher Säuglinge mit der Milch immunisierter Rinder, vielleicht auch die Verfütterung eines geeigneten Tuberkulosegiftes ebenso gut Tuberkulosefestschutz erwirken könne, wie die direkte Einbringung in die Blutbahn. Jedenfalls aber wiederholt er, was er schon in Wien betonte, daß die Bekämpfung der Schwindsucht bei der individuellen Immunisierung der Säuglinge ohne viel Rücksicht auf die Verbreitung des Ansteckungsstoffes in der Außenwelt und auf den Unterschied der Herkunft vom Tiere oder vom Menschen einzusetzen habe.

Die Behringsche neue Lehre steht in mehrfacher Hinsicht in denkbar schärfstem Gegensatz zur älteren Kochschen Anschauung und läßt sich unter keinen Umständen mit ihr vereinen. Unsichere Gemüter, die gewöhnt sind, statt eigener Erfahrung und Kritik nur die Autorität des Meisters als Führungsstab gelten zu lassen, hat schon jetzt die Behringsche Rede in arge Bedrängnis gebracht. Skeptiker freilich könnten leicht angesichts der Tatsache, daß die beiden anerkannten Führer der Tuberkulose-Forschung mit Hülfe der gleichen Forschungsmethode, nämlich des Laboratoriumsversuchs, zu ganz entgegengesetzten Schlüssen kommen, sich gegen die ganze Forschungsrichtung wenden.

Wenn wir, abgesehen von Einzelheiten, die Hauptpunkte der Behringschen Lehre auf ihre Neuheit und Berechtigung prüfen, so ist das Wesentliche folgendermaßen kurz zusammenzufassen. Behring bestreitet die ganze Kochsche Kontagionslehre, daß das Eindringen des Bazillus allein schon genüge, um eine Krankheit hervorzurufen, ja, er bezeichnet sie direkt als ein Dogma, das den Tatsachen nicht standgehalten habe. Zur Entstehung der Krankheit bedürfe es außer dem Eindringen des Krankheitserregers in die Gewebe des Körpers noch weiterer Ursachen. Damit stellt sich Behring vollkommen auf die Seite der schon seit zehn Jahren aufgetretenen Gegner der Kochschen Krankheitslehre. Auch wenn er weiter betont, daß das Eindringen des Tuberkelbazillus wahrscheinlich schon recht häufig in frühester Jugend erfolge, daß dann der Bazillus Jahre und Jahrzehnte inaktiv oder latent im Körper ruhen könne, bis erst eine Gelegenheitsursache — schlechte Wohnungsverhältnisse, Krankheiten verschiedenster Art, schlechte Ernährung, übermäßige Arbeit usw. — den Bazillus mobil mache, so wiederholt Behring nur, was seit einer Reihe von Jahren eine immer größere Zahl von Aerzten betont hat. Man braucht nur die Berichte der letzten Berliner Tuberkulose-Konferenz vom Jahre 1902 durchzusehen, um zu finden, daß z. B. Andvord und Egger diesen Teil der Behringschen Lehre genau in gleicher Form vorgetragen haben. Ja, sie ist noch viel älter! In einem Vortrage über die Aetiologie der Tuberkulose aus dem Jahre 1887 hat z. B. Ziemssen betont, daß die Tuberkulose häufig schon im Kindesalter erworben würde, daß der Keim in den Geweben lange latent schlummere und erst später durch Mitwirkung anderer Ursachen aufflackere. Auch die Ansicht, daß der Bazillus, wenn er sich hauptsächlich in den Lungen ansiedele, nicht notwendig durch Inhalation, wie Koch, Cornet und Flügge behaupteten, eingedrungen sein müsse, ist vor Behring von vielen anderen Forschern, so von Aufrecht und Ribbert, betont worden. Neu ist daher in dem Behringschen Vortrag eigentlich nur die sehr interessante Begründung dieser Erscheinung, die sich auf Versuche seines Schülers Römer stützt; wir erfahren von Behring, warum gerade der Darmkanal des Säuglings besonders geeignet ist, die mit der Nahrung aufgenommenen Keime in den Körper eindringen zu lassen. Ob freilich die Ansicht Behrings in ihrer Einseitigkeit, daß wegen dieser Eigenschaft des kindlichen Darmkanals die primäre Infektion mit dem Tuberkelbazillus so gut wie ausnahmslos schon während des Säuglingsalters zustande käme, ob diese Formulierung auf die Dauer haltbar sein wird,

Digitized by Google

das müssen erst spätere Beobachtungen ergeben. Schließlich stützt sich diese Theorie doch auch nur auf experimentelle Beobachtungen an Versuchstieren und bedarf vor allem noch der Bestätigung durch die klinische Beobachtung. Es ist vorläufig aber sehr zweifelhaft, ob das von Behring formulierte Extrem, daß die Infektion hauptsächlich durch den Darmkanal zustande käme, viel länger haltbar sein wird, als das Kochsche Extrem, nach dem sie so gut wie nie durch den Darmkanal zustande käme. Geradezu revolutionär muß aber der von Behring bezeichnete neue Weg der Bekämpfung der Krankheit benannt werden, der von der Vernichtung des Auswurfes fast garnicht spricht und nur in der Beseitigung der Rindertuberkulose und in der Immunisierung der gefährdeten Kinder durch Verfütterung immunisierender Substanzen praktisch brauchbare Maßnahmen im Kampfe gegen die Lungenschwindsucht sieht. Gerade wir Gegner der einseitigen Kochschen Lehre, die wir die Bekämpfung der Tuberkulose durch die Beseitigung der Tuberkelbazillen in der Außenwelt nicht für erschöpft hielten, sondern daneben noch die Bekämpfung der Disposition durch soziale Maßnahmen, durch Verbesserung der Ernährung und Wohnung usw., verfochten, sind berechtigt, auch das Behringsche System für einseitig zu erklären, und die Vernichtung der menschlichen Auswurfstoffe nach wie vor für erforderlich zu halten.

Mit der Ausgleichung des Gegensatzes zwischen der Kochschen und der Behringschen Lehre wird die medizinische Wissenschaft sich in den nächsten Jahren noch ernst zu befassen haben. Jedenfalls ist es mit Beifall zu begrüßen, daß Behring bei aller Anerkennung für die hohe Bedeutung Kochs dennoch dessen neueste Tuberkuloselehre offen für einen Irrtum erklärt und damit auch der großen Zahl der lediglich einer Autorität folgenden Mediziner die Bahn für die Betätigung freierer Ansichten eröffnet.

Für nicht ärztliche Kreise bedarf es im Interesse der Bewertung der Persönlichkeit beider großer Forscher noch einiger aufklärender Worte, wie es denkbar war, daß solche Gegensätze in einer rein experimentellen Wissenschaft sich auftun konnten. Denn nur eine von den beiden Lehren kann richtig oder beide müssen falsch sein, gleichzeitig nebeneinander bestehen können sie nicht, und bei der Anerkennung dieser Tatsache läuft die Autorität beider Forscher Gefahr. Eine kleine psychologische Analyse dürfte verständlich machen, wie eine solche Differenz entstehen konnte. Koch ist in der Anwendung der experimentellen Technik und als Beobachter im Laboratorium eine allererste Größe, und es ist ihm auf diesem Boden wohl niemals je ein erheblicher Irrtum untergelaufen. Wer seine älteren Werke über die Aetiologie der Tuberkulose und Cholera wieder vornimmt, staunt über die Geschicklichkeit der Ueberwindung größter technischer Schwierigkeiten, über die Konsequenz in dem Ausbau des Forschungsplanes und über die Unerbittlichkeit der Methodik und der strengen Selbstkontrolle. Aber sobald Koch versuchte, die Ergebnisse des Laboratoriumsversuches in der Praxis zu verwerten, zeigte er häufig einen auffallend doktrinären Zug, vernachlässigte die Ergebnisse anderer Forschungsmethoden und setzte sich in einen Gegensatz zu der Realität der außerhalb des Laboratoriums vorhandenen Welt. Sein Ruhm als Forscher und Entdecker einer neuen Kleinwelt kann dadurch keine Einbuße erleiden. Im Gegensatz zu Koch ist Behring ein genialer Erfinder. Er will nichts anderes sein, seine beharrliche und zähe Arbeitskraft setzt er nur für die Erreichung bestimmter, bewußt formulierter und praktisch brauchbarer Endzwecke ein. Jede Tatsache, auch wenn sie von andern beigebracht, jede Idee, die er von andern Forschern umso eher entlehnen kann, als er selbst reich genug an eigenen Ideen ist, ist ihm willkommen, sobald sie ihm einen neuen Anhalt für praktischen Erfolg versprechende Arbeiten gewährt. Ideen, tatsächliche Befunde ohne unmittelbare praktische Beziehungen schaltet er einfach aus. Jedes System, jede Theorie, jedes abgerundete Lehrgebäude ist ihm aber vollständig gleichgültig. Ja, er macht sich bewußt über Forscher, die die Schöpfung eines solchen für lohnend halten, lustig. Maßgebend ist für ihn nur der praktische Erfolg, gleichviel auf welchem Wege oder Umwege gefunden, und er ist schnell bereit, eine Theorie, der er sich als einer Leiter bediente, und die er eben erst eifrigst verfocht, wieder beiseite zu werfen, sobald sie ihn in der Verfolgung seiner praktischen Ziele nicht fördert. Diese letzteren dagegen verficht er mit einer zähen Beharrlichkeit und mit einem Fleiß, in denen er kaum ein Vorbild hat. Behrings Wirken hat einen großen Zug, der ihn als einen ebenbürtigen Genossen den Schöpfern unserer modernen technisch-industriellen Rieseninstitute an die Seite stellt. Er hat in die experimentelle Forschung den Großbetrieb eingeführt.

Es ist heute noch gar nicht möglich zu sagen, ob die großen Perspektiven, die uns Behring für die praktische Bekämpfung der Tuberkulose eröffnet, ganz oder auch nur teilweise in Erfüllung gehen werden. Das ist aber sicher, daß er selbst diesem Ziel, das er sich einmal gesetzt hat, beharrlich und ohne sich durch zeitweilige Mißerfolge entmutigen zu lassen, nachgehen wird. Aber er würde der erste sein, der seine eigene heutige Lehre über die Tuberkulose-Entstehung modifizieren oder fallen lassen wird, sobald sie ihm einmal bei der praktischen Durchführung seiner therapeutischen Forschungen hinderlich sein sollte. Er würde dann vielleicht sogar den Gegner verspotten, der ihn auf sein soeben veröffentlichtes System festnageln wollte. Deshalb braucht man auch bei Behring sich nicht in der Kritik etwaiger schon jetzt als Uebertreibungen klar ersichtlicher Auswüchse und Einseitigkeiten seiner Lehre aufzuhalten und sie nicht allzu ernst nehmen. Mit der Darstellung seiner Theorien, von deren Richtigkeit er natürlich heute vollständig überzeugt ist, verfolgt er nur den Zweck, der Einführung seiner praktischen Behandlungsmethoden freie Bahn zu öffnen. Diese Methoden aber, soweit sie die Bekämpfung der Rindertuberkulose betreffen, sind durch jahrelange höchst umfangreiche Vorversuche so zuverlässig begründet, daß den Plan hier im großen durchzuführen eine Notwendigkeit geworden ist. Inwieweit die Uebertragung des gleichen Systems auf die Bekämpfung der menschlichen Krankheit Aussicht auf Erfolg hat, das mag die Zukunft lehren. Behring scheint aber mit Versuchen in dieser Richtung unter allen Vorsichtsmaßregeln schon den Anfang gemacht zu haben.

Neben diesen Ausblicken auf praktische Erfolge darf die theoretische Seite des Behringschen Vortrags, trotzdem er selbst das Theoretisieren gering achtet, nicht unterschätzt werden. Indem Behring sich rückhaltlos gegenüber der Kochschen Ansteckungslehre auf die Seite derjenigen Aerzte gestellt hat, die den Bazillus nicht als den alleinigen Feind gelten lassen wollen, hat er die vollständige Niederlage der seit zwanzig Jahren herrschenden Richtung besiegelt, welche im Kampf gegen die Seuchen als einziges Mittel die Bakterienjagd kannte.

A. Gottstein.

Barbey und der moderne Roman.

I.

Der Verlag Lemerre hat mich instand gesetzt, meine Rekonvaleszenz bei einem Bändchen Barbey d'Aurevilly zu genießen. Er hatte mir schon einmal früher in einer ähnlichen Lage denselben Dienst erwiesen, — im Jahre 1899, während ich im Gasthof zu den „Drei Rosen" am Rindermarkt in München an einem vergifteten Schnaps krank darniederlag. Damals überreichte er mir die

Digitized by Google

solidere Kost von „les philosophes et écrivains religieux“; diesmal bekam ich die leichtere Lektüre vom „Roman contemporain“. Letzteres Buch ist mir lieber; es ist mehr Barbey. Ueberhaupt sind ja diejenigen Werke eines Geistes am ergiebigsten, in denen er sich auf seinem ureigensten Gebiet betätigt; neben dem künstlerischen und literarischen Kritiker Barbey sind der Philosoph und Theologe Barbey ziemlich belanglos; seine philosophischen und religiösen Maximen erhalten erst dann ihren rechten Wert, wenn sie mit seinen dichterischen Schöpfungen, diesem direkten Ausfluß seiner ganzen Persönlichkeit, verschmolzen sind.

Der Titel des Buches ist zu anspruchsvoll, es umspannt bei weitem nicht solch ein großes Gebiet. Es behandelt nur französische Autoren. Und unter den Meistern des modernen französischen Romans fehlen zwei von den wichtigsten: Bourget und Maupassant. Es ist schwer zu verstehen, daß Barbey sich mit ihnen beiden nicht sollte befaßt haben, die ihn doch beide, jeder in seiner Weise, stark und sympathisch haben anregen müssen. Ist doch Bourget — abgesehen von dem politischen und religiösen Standpunkt, auf den er in der Reihenfolge seiner Romane zusteuerte, und wo er zum Ausgangspunkt Barbeys zurückgelangte — ist doch Bourget mitten in der kolorierten Stilzucht und der pietätlosen Argotmanier des Naturalismus unter allen seinen zeitgenössischen Kollegen der beste Handhaber der klassischen französischen Prosa, von der Barbey irgendwo in dem vorliegenden Buche sagt: „il ne faut pas monter en casse-cou la langue française“. Und sein normannischer Landsmann Maupassant ist ihm ja in vielen Hinsichten innerlich verwandt, — ihm viel mehr als dem dritten Normannen Flaubert, denn mit seiner warmen und vollen Fülle, seiner souplesse, wie die Franzosen mit einem unübersetzbaren Wort sagen, ist Maupassant eher ein Sohn Barbeys als ein Schüler des durch und durch kalten und gekünstelten Flaubert zu nennen. Bei den meisten der im Buche enthaltenen Dichterporträts endlich sind nur einzelne Arbeiten verwertet worden, was ja ein abgeschlossenes Gesamtbild beeinträchtigen muß.

Und doch gibt das Buch ein Gesamtbild — ein Gesamtbild einer großen Literaturepoche und ein Gesamtbild eines ihrer wuchtigsten Vertreter, Barbeys selbst. Daß diese Wirkung erzielt wird, obgleich das Buch nur aus zerstreuten und weit auseinanderliegenden Zeitungsaufsätzen aus den Jahren 1864 bis 1882 zusammengestellt ist, hat seine Erklärung in der durchgearbeiteten Einheitlichkeit des Barbeyschen Geistes, der alles in seinen festen Rahmen hineinzwingt und in künstlerischer Uebersichtlichkeit wiedergibt. Barbey hat als Kritiker in ganz seltenem Grade die Fähigkeit, den entscheidenden Zug in der dichterischen Physiognomie aufzuspüren — den Tropfen Originalität, der, wie klein er auch sein mag, „la goutte de vie pour nos oeuvres“ ausmacht. Er hat den sichern Instinkt und den sichern Griff für das Lebendige in den kleinen Begabungen sowie für das Tote in den großen.

II.

Der Kritiker Barbey sitzt nicht am Schreibtisch; er plaudert im intimen Kreise, wo alle Augen an seinen Lippen hängen. Er posiert gerne, — als Royalist, als Katholik, als Aristokrat, als Teufelskerl; aber ihm steht seine Pose, und er macht sie uns sympathisch. Er liebt die große und pathetische Geste, aber es ist Stil darin; er zeigt zuweilen die Züge der Familie Kraftmeier, aber mit einer gewissen, sehr persönlichen und ganz unnachahmlichen Mischung von Humor und Würde. Er liebt es zu zeigen, wie man es sich in der ausgesuchtesten Gesellschaft gönnen kann, die derbsten Bonmots und die unbeschürztesten Wahrheiten anzubringen, wenn man selbst ein Stück Rabelais ist, der zugleich über den Esprit und den Geschmack des Ancien régime verfügt.

Das schwarze Schaf ist ihm die gegenwärtige Gesellschaft, — „dies neunzigjährige alte Weib“, das aus der Revolution hervorgegangen. Zwei Ungetüme, der Materialismus und die Demokratie, haben sich auf die alte französische Gesellschaft niedergekauert, um sie zu erwürgen, und sich an die Stelle dieser ehemaligen Welt voll Saft und Esprit und Komik gesetzt. Nichts haßt Barbey so wie die Herrn dieser neuen Welt, die Bourgeoisie, die alles verkleinert, verflacht und verhäßlicht hat, und von der er u. a. in der Person des Bruders der Renée Mauperin eine amüsante Charakteristik und Historik gibt. Sogar die mauvais sujets der alten Welt, beispielsweise Mirabeau, waren gute mauvais sujets gegenüber den erbärmlichen mauvais sujets unserer Tage von der Sorte des Herrn Philippe bei Feuillet. Die heutige Gesellschaft hat weder den Mut noch das Zeug, irgend etwas ganz zu sein, sie ist ebenso wenig entschieden atheistisch, wie sie entschieden christlich ist; und er, der überzeugte Katholik, zollt den großen Kirchenfeinden des XVIII. Jahrhunderts, wie Voltaire und Diderot, einen Respekt, den er Sainte-Beuve und Renan verweigert. Es ist heutzutage ein vager Sentimentalismus, der die Welt beherrscht; er ersetzt die Religion, die Moral und das Gesetz; neben ihm huldigt unsere Zeit nur einem Gott: „dem goldenen Kalb, dem goldenen Esel, allen goldenen Tieren und ihren Exkrementen“.

Diese Gesellschaft nun ist der Gegenstand des modernen Romans. Das hat aber, meint Barbey, den Uebelstand, daß sie sich bis in unsere eigene Zeit hinein ziemlich unverändert erhalten hat, wie sie zur Zeit Balzacs war; und dieses Riesengenie, das für Barbey den Inbegriff aller Vollkommenheit im Reiche der Dichtung bezeichnet, hat sie in seiner „Comédie humaine“ so gründlich abgekonterfeit, daß für seine Nachfolger wenig oder nichts auf diesem Gebiete des sozialen Romans zu holen ist. Dazu kommt noch, daß für Barbey nie eine Gesellschaft den höchsten Gegenstand für die große Dichtung und den großen Dichter abgibt, sondern die menschliche Seele; die ganze realistische und naturalistische Sippe rangiert ihm deswegen auf einer relativ niedrigeren Stufe, weil sie diese wahre Aufgabe der Dichtkunst verkannt hat. „Die menschliche Seele, das ist das Unendliche; und jede Gesellschaft ist endlich“, heißt es im Aufsatz über Daudet; und im Essay über Flaubert: die Talente ohne Seele „haben das Unendliche verachtet; und es ist das Endliche, das sie tötet“. Die ganze Philosophie des Dichters Barbey liegt in diesen Sätzen, sowie auch der Grundgedanke und der Maßstab des Kritikers Barbey; aus dieser Einsicht schöpft und urteilt er. Seine Stellung gegen die realistische Schule, mit allen seinen Uebertreibungen und Ungerechtigkeiten, ist davon bedingt. Das document-humain System bezeichnet für ihn demgemäß den Tod der wirklich schöpferischen Dichtung; die Modell- und Mannequintheorie kommt ihm einer Bankrotterklärung des dichterischen Vermögens gleich. Das Dogma des Realismus von „l'exactitude dans le rendu“ als das Ziel der Kunst ist ihm ebenso eine Entartung und Verflachung wie das Bestreben, den Mechanismus von allem bloßzulegen: „das heißt den goldenen Schleier wegreißen, den die Einbildungskraft über das Skelett der Dinge wirft, wie Gott die Schönheit des Fleisches über das menschliche Skelett warf“. Und ein Korrelat von diesem Irrtum des Detailwahns des Inhalts ist der Irrtum des Detailwahns der Form. Barbey versteigt sich zum kühnen Bilde: „la description, cette maladie de peau des réalistes“; es geht solchen Werken übertriebener und künstlicher Stilpracht wie der Schildkröte Des Esseintes', deren Schale mit Edelsteinen inkrustiert ist: sie sterben daran.

III.

Gegen diesen hellen und leuchtenden Hintergrund treten die von Barbey gezeichneten Dichterprofile scharf hervor, — Feuillet und die Goncourts, Flaubert und Daudet, Zola und Richepin, Mendès und Huysmans.

Es ist erstaunlich, was Barbey aus der hehenswürdigen Unbedeutendheit Octave Feuillet gemacht hat —, Feuillet, den irgend jemand den Maiglöckchenpflücker genannt hat, den Musset den

Digitized by Google

tugendhaften Mondschein nannte und den Barbey das Bébé des Erfolgs nennt. Mit wohlwollender Neckerei rechnet Barbey es diesem Sohn der „Revue des deux Mondes“, der ihm „assez joli“ für diese „vilaine maman“ dünkt, an, daß er sich von seiner leichtgewonnenen Popularität nicht hat verderben lassen, sondern sein Talentchen auf seinem velozipedschnellen Ruhmesweg in Ehre gehalten. Er ist zwar l'homme comme il faut der von Barbey so verabscheuten heutigen Gesellschaft, und er ist beinahe so flach wie diese, die selbst noch weniger tief ist als der Firnis ihrer Wagenbauer, — er und die Personen seiner Romane „sind nur eins, sie sind er, er ist sie, lauter Feuillets“; er ist Liebkind des bürgerlichen Paris geworden, nachdem er Liebkind des Hofs gewesen, und gefiel zuletzt auch dem ehrenwerten Publikum der Provinz, wie artige junge Männer alten Damen gefallen. Und doch hat er jenen Tropfen Originalität, wovon oben gesprochen wurde, jenen Lebenstropfen der Werke, worauf es für den Kritiker Barbey allein ankommt. Er ist nie ein Charlatan geworden, er ist unter allen literarischen Strömungen und Windstößen stehen geblieben, wo er von Anfang an stand: „moral et leger, voilà sa visée“; jedes Jahr hat er seinen Roman geliefert, ohne geschmiert zu haben; „er wirft und leckt seinen kleinen Roman, mondain und moralisch, durch dessen durchsichtige Dünnheit man, wie den Fisch in der Wasserrinne, das Theaterstück sieht, das er daraus ziehen wird.“

Wie Barbey es Feuillet zum besonderen Verdienst anrechnet, daß er den „Abglanz der Romantik“, der noch über ihm ruht, nicht durch „naturalistische“ Beeinflussungen befleckt hat, ist sein Hauptvorwurf gegen die Goncourts, daß sie, ihrem Wesen und ihrer Begabung zuwider, in Zolasche Fußtapfen traten. Es ist auch eine seltsame Tatsache, daß das kleine und schmächtige Talent des Allerweltslieblings sich behauptete — wenn auch nur in monotonem Wiederholen —, während die ausgeprägte und erlesene Eigenart der Brüder an sich selbst irre wurde und in die Brüche ging. Diese durch Natur wählerischen und durch Studien geschulten Feinschmecker vergewaltigten sich selbst in der Wahl der Themata sowie in der Art der Behandlung. „Esprits amoureux et chauds“, wie Barbey sie mit zwei Worten kennzeichnet, wollten sie vorgehen wie der kalte Methodiker Flaubert; und Schöpfer und überlegener Handhaber eines Stils, dessen unvergleichlicher Charme auch mit zwei Worten zu kennzeichnen ist: „Sobre et clair, avec une harmonie de ton pleine de transparence et de nuances“, wollten sie mit ihren feinen Händen den plumpsten Tagesargot kneten, — man muß sich die Finger in die Ohren stecken, um diese schreienden Dissonanzen nicht zu hören. Barbey ist ganz besonders strenge gegen ihre „Madame Gervaisais“, weil er in diesem Roman eine tückische und hinterlistige „Karikatur des Katholizismus“ sieht. Und doch ist diese Seelenmalerei das Reinste und Bleibendste ihrer Werke: denn sie ist am remsten type Goncourt, in Stoff und Stil, — gehört zu jener race de livres, von der Barbey selbst irgendwo spricht.

Die beiden Dickhäuter Flaubert und Zola waren die bevorzugten Zielscheiben für die Pfeile Barbeys. Ihnen gegenüber kannten sein Spott und seine Indignation keine Grenzen. Zola fertigt er kurz ab. „Il y a plus bas que le ventre“, schreibt er betreffs „Le ventre de Paris“. „Il y a ce qu'on y met et il y a ce qui en sort“; und er fügt hinzu, es werde vielleicht Herr Zola sein, der mit seiner Feder, die nichts vergißt, letzteres beschreiben werde. Das ist ja ein sehr billiger Witz, der auf Barbey zurückfällt, statt Zola zu treffen. Ich bin selbst kein besonderer Bewunderer von Zola und noch viel weniger von Flaubert; Barbey macht sich aber ihnen gegenüber der Sünde vom Hindernis des Unbußfertigten schuldig. Für die guten Seiten des starken Talents Zolas hat er kein Verständnis, weil er kein Verständnis haben will. Und seinen starrköpfigen und apoplektischen engeren Landsmann Flaubert verunglimpft er, wie nur die engeren Landsleute einander verunglimpfen können; hierbei ist aber seine herablassende und boshaft ironische Kritik voll von treffenden und vernichtenden Bonmots. Flaubert ist ihm kein inspirierter Künstler, sondern nur ein literarischer Arbeiter mit einer kindischen Geduld, für den das Talent in der Mühe besteht, in der fortgesetzten und nie auslassenden Mühe. Er ist ihm „un robuste, qui se porte bien“ und ein Flaneur, „der durch alles, was unbedeutend, vulgär und gemein heißt“, herumstreift, weil das ihm Vergnügen bereitet. Er ist ihm kein Kopf mit Gedanken und sonstigem Inventar, sondern nur eine Hand; sein Gehirn ist nur eine laterna magica und er selbst nur ein brie-à-brac-Macher. Er war einmal in seinen ersten Werken wie „Madame Bovary“ Herr seiner Methode; in jedem weiteren Buche aber wurde die Methode immer mehr Herr über ihn. Wie Zola die zweifelhafte Ehre zukommt, uns die wissenschaftliche Unanständigkeit aufgetischt zu haben, nachdem wir mit dem XVIII. Jahrhundert hinter uns verschiedene Sorten Unanständigkeiten kennen gelernt: — „die naive Unanständigkeit, die wollüstige Unanständigkeit, die spitzbübische Unanständigkeit, die cynische Unanständigkeit“ —, so hat Flaubert der krassen Nacktheit der Worte eine ganz neue und besonders abstoßende Nuance gegeben durch die Beimischung von Kälte. Er hat nicht „la sincérité de ses Immondices“; ihm fehlt das Temperament, das sie trägt, die groteske Komik wie bei Rabelais, die Leidenschaft, die die Worte reinigt, indem sie sie entflammt. Den berühmten Stil Flauberts charakterisierte Barbey unübertrefflich: er malt mager und hart, schreibt er; man hat den peinigenden Eindruck eines in der Sonne glühenden Eisenblechs; seine Landschaften ohne Durchsichtigkeit, ohne Hintergrund, ohne schmelzende Fernsichten und schwimmende Nebel haben die Festigkeit und den harten Glanz des Metalls; und die Natur drängt sich in seiner Schilderung uns auf, grob faßbar wie eine Stickerei.

Auch von Daudet und Richepin gibt Barbey mit Sorgfalt und Sympathie ausgeführte Porträts. In den übrigen Bildnissen bleibt es bei einigen wenigen Strichen. Alles in allem wecken diese längst vergessenen Zeitungsaufsätze des längst verstorbenen Mannes, die jetzt gesammelt vorliegen und alle beste Kunst sind, viele schöne Erinnerungen in uns wach, — Ansichten und Eindrücke von der modernen französischen Dichtung, die ein breiter und starker Strom war mit seinen Tiefen und seinen Reizen, obgleich er mit Armen wie Maeterlinck und Prevost versandete.

München. Ola Hansson.

Theater.

Neues Theater. „Salome“. Drama in einem Aufzug von Oskar Wilde.

Zu einem Märchen sind Oskar Wilde die bitteren Worte geworden, die der Evangelist Matthaeus über Herodias und ihre Tochter niedergeschrieben. Zu einem Märchen, wie sie die moderne englische Malerei immer wieder, Seelisches zu versinnbildlichen, gibt. Grün die Wiese, an gradgewachsenen Stämmen goldene Aepfel, tief auf die Erde herabhängend, greifbar zwischen den Zweigen der Mond. Neben der schmächtigen, rothaarigen Königstochter, mit kleinen, nackten, silbrigen Füßchen, der riesige schwarze Henkersknecht mit dem entblößten Schwert.

Ein Märchen ist es, das Oskar Wilde in seinem Drama „Salome“ gegeben; greifbar die Charakteristik, verschleiert, doch heiß die Leidenschaften, vor allem aber — ein Märchen. Den Kopf des Johannes hat Salome gefordert. Herodes weigert ihn ihr und bietet ihr all seine Schätze: Märchengaben:

Digitized by Google

hundert weiße Pfauen mit goldenen Schnäbeln und purpurnen Füßen, Selenite, die erblassen, wenn die Sonne sie beschemt, Opale, Rubine, Beryllе; Türkise, die dem, der sie trägt, Unsichtbares vor Augen rücken. Aber die kleine Prinzessin schüttelt zu alledem den Kopf. Es ist, als hörte man die Tür der geöffneten Schatzkammer knarrend ins Schloß schlagen. Nun wird der Ring von des Königs Finger gestreift, der Todesring, und dem schwarzen Henker übermittelt: so fällt das Haupt des Täufers. Auch hier der Vorgang in Märchensprache übersetzt, mit malerischen Mitteln gedeutet.

Der Mond steht am Himmel. Jeder spricht von ihm, und jeder nennt ihn bei der Vorstellung, die seine Seele erfüllt. Dem Pagen ist er ein totes Weib, das einem Grabe entsteigt; der in heißer Glut zu Salome entbrannte junge Syrier sieht in ihm die kleine Prinzessin mit den silbrigen Füßen; den Herodes dünkt er ein nacktes, hysterisches Weib, — später erblickt er Blut in ihm; die nüchterne, kalte Herodias aber sagt befremdet, der Mond gleiche nur dem Monde. Insgesamt Märchenvorstellungen; aber in ihrer jeweiligen Eigenart lebt bereits Charakteristik auf.

Sie verschärft sich an anderen, kleinen Märchenzügen. Von dem rauschenden Flügelschlag des Todesengels, der den Palast umkreist, hat Johannes gesprochen. Herodes ist nichts davon zu Ohren gekommen. Aber wie er nachher mit seinen Gästen beim Becher sitzt, während Salome vor ihm tanzt, spricht er immer davon, wie er die schweren Flügel des Todes höre. Nichts vernehmen die andern, sie lachen ihn aus; der feige, abergläubische Tyrann allein hat die gleiche Vision wie der Prophet, — weil er so feige und so abergläubisch ist.

Das Märchen motiviert nicht. Seine Wirkung besteht darin, daß jedes Geschehnis unvermittelt hereinbricht. Auch darin hat Wilde den Märchencharakter gewahrt. Salome hat Johannes gesehen, gesprochen, sie hat danach verlangt, seinen Mund zu küssen. Er hat es ihr geweigert. Mit den Worten: „Ich werde deinen Mund küssen", ist sie von ihm geschieden. Zu nichts hat sie verraten, was in ihr vorgeht. Sie ist mit Herodes zusammen, er verfolgt sie mit seiner Brunst, sie tanzt vor ihm, er fordert sie auf, ihren Lohn zu bestimmen. Da plötzlich sagt sie: „Auf einer Silberschüssel den Kopf des Johannes." Das kommt ganz unvermittelt, aber es paßt sich gerade dadurch in den Rahmen ein, es wirkt deshalb so stark, weil es in nichts vorbereitet ist. Auch dramatisch erweist der dem Märchen abgelauschte Zug seine Kraft. Erst nachher, wie Salome das Haupt des Täufers in Händen hält, wie sie den Kuß auf die starren Lippen drückt, erfährt man, was in ihr vorgegangen.

Wilde hat es auch verschmäht, seinem Drama umständlich den historischen Hintergrund zu geben. Er hat sich begnügt, in den Juden der Zeit die rabbulistischen Wortfechter, die starren Begriffsfanatiker mit wenigen Strichen zu zeichnen, Leute, die gerade in ihrer Nüchternheit phantastisches Aufsehen gewinnen. Von Jesus erfährt man nicht viel mehr, als daß er Wunder tue und Tote auferwecke. Aber auch dieser kleine Zug wird sogleich für die Charakteristik eingelöst. „Ich verbiete ihm, Tote aufzuerwecken!", fährt Herodes mordbelastet auf. So fällt alles Licht auf die Hauptpersonen; nur damit sie sich wirksamer abheben, ist überhaupt etwas Hintergrund gegeben. Aus einem Stück Historie schuf Wilde sich selbstherrlich das zeitlose Märchen.

Zeitlos in den Geschehnissen, nicht zeitlos in den künstlerischen Mitteln. Es gibt in Wahrheit kaum ein zweites Werk, in dem eine bestimmte malerische Richtung so ganz zu Dichtung geworden wäre, wie in Wildes „Salome".

Das war es, was die Romantiker immer wieder zum Märchen führte: sie erhofften in ihm die erträumte Vereinigung der Künste zu finden. In Wildes „Salome" ist viel aus diesem Traume Wirklichkeit geworden. Auch musikalische Stimmungen, ja auch die, stellen sich ein. Ich denke an die große Szene, da Salome in Liebe erglühend dem Johannes gegenübersteht. „Ich bin in Deinen Leib verliebt," sagt sie. „Dein Leib ist weiß wie die Lilie eines Feldes, das kein Mäher noch berührte." Und da er ihr mit herbem Wort entgegnet, tun sich ihr die Augen auf, aber der Persönlichkeitszwang bleibt der gleiche. Sie widerruft ihre Empfindung und bestätigt sie in anderer Weise: „Dein Leib ist scheußlich, er gleicht dem Leibe eines Aussätzigen. . . . Doch in Dein Haar bin ich verliebt, Deine Haare sind wie Weintrauben, wie jene dunklen Trauben, die an den Reben Edoms hängen." Und da er sie abermals von sich scheucht, der gleiche Widerruf, die gleiche Bestätigung: „Deine Haare sind gräßlich, sie starren von Schmutz und Staub. Es ist Dein Mund, in den ich verliebt bin; Dein Mund ist wie ein Scharlachstreif auf einem Turm von Elfenbein." Das alles hat in seinem Wechsel von Wiederholung und Aufhebung, in seiner Monotonie und Kraft etwas von Fugenstil.

Man könnte „Salome" das Hohelied einer modernen, malerischen Romantik nennen. Bezeichnend genug, daß Wilde das Drama zu der Zeit schrieb, da der Naturalismus die Alleinherrschaft führte.

Immer im Gegensatz zu andern suchte er sein Selbst. Das führte ihn in die Wüsteneien der Geistreichelei, des Paradoxen. In guten Stunden aber fand er auch auf diesem Umweg heim.

Zumeist ein cynischer Skeptiker, aber auch ein schönheitgläubiger Märchendichter: das eine Gesicht ist bei ihm so wahr wie das andre.

Ernst Heilborn.

Drei Gedichte.

o

Mann und Stunde.

Die hadern und die streiten
Um Dinge, die vertan —
Hinab die Wasser gleiten,
Laß ich den leichten Kahn.

Ich seh' im Zorn sie schwellen,
Und bin gar still gemut —
Mir spiegeln sich die hellen
Gestirn' in tiefer Flut.

Dem Spiel der Wellenringe
Seh' ich beschaulich zu —
Und schärf' meine gute Klinge
Am starken Bauernschuh.

Weiß nicht, wer Stachelrede,
Wer Zorneswort ersann —
Es kommt eine bessere Fehde,
Da stell' ich meinen Mann.

Herbstlieder.

I.

Ich habe, diesen Weg zu gehen,
Vermieden manches liebe Jahr.
Ich wünschte dem kein Auferstehen,
Das einmal hell, doch sündig war;

Das ich aus meines Lebens Kreise
Gewaltsam bannen hab' gemußt —
Es bebt mir. Es flüstert leise,
Und hebt sich sehnend mir zur Brust.

II.

Der Jungwald hebt ein heimlich Singen —
Entschlafend spricht er noch mit sich;
Durchs Blaue schöne Sterne dringen
Und flirren fern und ängstiglich.

Wohl war dies Tal, wohl war ich selber
Vormals von stärkerm Licht erhellt —
Nun färbt das Laub sich gelb und gelber
Und wirbelt heimlos durch die Welt . . .

Wien. J. J. David.

Zeitschriften.

Bündnisfähigkeit der Sozialdemokraten.

(„Preußische Jahrbücher")

In der „Politischen Korrespondenz" der „Preußischen Jahrbücher" erörtert Prof. Hans Delbrück die Lage in Preußen und die Folgerungen, die aus dieser Lage gezogen werden müssen. Als Gebot der Stunde erachtet er die Notwendigkeit, die reaktionären Kräfte im preußischen Abgeordnetenhaus zu schwächen. Und um dieses Ziel zu erreichen, müsse von Fall zu Fall auch eine Kooperation mit den Sozialdemokraten angebahnt werden. Prof. Delbrück schreibt:

„Einige Sozialdemokraten im preußischen Landtag würden dort von höchstem Nutzen sein, und sie werden von doppeltem Nutzen sein, wenn sie die Extrem-Konservativen um soviel Sitze schwächen und dadurch reaktionäre Velleitäten verhindern helfen. Ich spreche es daher offen aus, daß auch die aufgeklärten Konservativen sich bei diesen Wahlen nicht scheuen sollten, unter allen Umständen gegen das Zentrum und je nach Verhältnissen und Personen, in gewissen Wahlkreisen auch gegen Konservative die Wahl von Sozialdemokraten zu unterstützen. Der Schade, der daraus entspringen kann, ist gering. Eine gewisse moralische Verwirrung, die dadurch in manchen Gemütern angerichtet werden mag, wird nicht zu leugnen sein, aber der Schade, den eine reaktionäre Majorität im Abgeordnetenhause anrichten würde, wäre unendlich viel größer, und diesen Schade ist schlechterdings nur abzuwehren, wenn man sich entschließt, trotz allen unseren Gegensatzes und selbst moralischen Widerwillens eine gewisse Verständigung mit den Sozialdemokraten anzubahnen."

Und an einer anderen Stelle heißt es:

„Von einer inneren Annäherung an die Sozialdemokratie und ihre Prinzipien ist keine Rede, aber bei der Kompliziertheit unseres Verfassungslebens, der Differenzierung zwischen Reichstag und Landtag, der Dreiklassenwahl, der Vielheit unserer Parteien ist es ganz unmöglich, daß die Mittelparteien sich behaupten, wenn sie nicht auch im gegebenen Fall einmal die Anlehnung nach links nehmen. Erlauben sich die Konservativen mit dem internationalen Katholizismus zu paktieren, so können die Nationalliberalen sich nicht anders retten, als wenn sie auch einmal mit der internationalen Demokratie paktieren. Wenn sie die Kraft dazu nicht in sich finden, geben sie sich selber auf."

In einer treffenden historischen Parallele beleuchtet Prof. Delbrück die Lage; er sagt:

„Ich möchte die Situation vergleichen mit der Lage Preußens während des Krimkrieges. Preußen stand in unsrigen Unentschlossenheit zwischen den Mächten. Der Bundestagsgesandte, Herr von Bismarck, wies den Ministerpräsidenten von Manteuffel und den nächsten Vertrauten des Königs, General von Gerlach, immer aufs neue auf das Mittel hin, das Preußen mit einem Schlage eine maßgebende Stellung in Europa gegeben hätte. Er empfahl, sich mit Napoleon ins Einvernehmen zu setzen oder wenigstens den Schein anzunehmen, als ob man imstande sei, mit ihm in ein Bündnis zu treten; sofort würden alle Mächte von dem größten Respekt vor Preußen erfüllt worden sein. Petersburg und Wien hätten gezittert, Napoleon hätte sich vor Dankbarkeit zu Füßen gelegt: man befolgt diese Politik nicht — aus Prinzip. „Wir werden uns doch nicht mit der Revolution verbinden", rief der General von Gerlach entsetzt aus. Der moralische Abgrund zwischen dem Usurpator Napoleon und dem legitimen König von Preußen könne nie überschritten werden. Die Folge dieser Moralpolitik war, daß Rußland und Oesterreich Preußen verachteten, Frankreich und England Preußen haßten, und alle vier darin einig waren, Preußen als eine eigentliche Großmacht nicht mehr anzuerkennen und es nur nachträglich noch zur Unterzeichnung der Pariser Akte zuzulassen. Das ist die Folge einer Politik, die nicht nach den Erwägungen der Macht, sondern abstrakter politischer Prinzipien gelenkt wird. Wenn die Nationalliberalen heute aus prinzipiellem Gegensatz gegen die Sozialdemokratie jedes praktische Zusammenarbeiten im einzelnen verschmähen, so handeln sie nach der Art Friedrich Wilhelms IV.; der Bundestagsgesandte Herr von Bismarck-Schönhausen durfte aber wohl schon damals der größere Staatsmann gewesen sein."

Wer die Gefahren der preußischen Reaktion für den Staat erkannt hat, und wem es Ernst ist mit der Bekämpfung der Reaktion, der kann zu anderen Schlüssen, wie Prof. Delbrück nicht gelangen. Vorurteil und engherzige Fraktionspolitik, — die schließlich auch ihre Enttäuschungen erleben wird, — mögen andere Wege wandeln; die Ueberzeugung aber, daß das Wachsen des reaktionären Einflusses ein Unglück für Preußen ist, muß zu den obigen Folgerungen selbst Politiker führen, wie Prof. Hans Delbrück, die ziemlich weit rechts stehen, und die zu den Freisinnigen durchaus nicht gehören, aber freilich zu den selbständigen, vorurteilslosen und patriotischen, politischen Denkern.

P. N.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Fr. Weinhausen, SW. Dessauerstraße 1, part. (Politik und Volkswirtschaft.)

Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 85 (Kunst und Literatur.)

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 2. Berlin, den 10. Oktober 1903. 21. Jahrgang.

Die Aktion

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W35, Lützowstr. 107/108. Postzeitungs-Katalog für 1903 Nummer 5470.

Politische Wochenübersicht.

Wenn diese Nummer in die Hände der Leser kommt, sind Mitglieder und Delegierte des Wahlvereins der Liberalen aus allen Teilen Deutschlands in Berlin zur diesjährigen Generalversammlung vereinigt. Schon aus den außergewöhnlich zahlreichen Anmeldungen zu ihr darf man schließen, daß die Verhandlungen dieses Jahres an bedeutungsvoller Tragweite nicht hinter denen früherer Jahre zurückstehen, sondern eher noch sie übertreffen werden. Zwei wichtige Fragen stehen hauptsächlich zur Beratung: die Schaffung einer strafferen, leistungsfähigeren Organisation und die Stellung zu den bevorstehenden Landtagswahlen in Preußen. Greift die eine tief in die Praxis des Parteibetriebes ein, so wird die andere neben den praktischen auch eingehend über prinzipielle Gesichtspunkte zu verhandeln Gelegenheit geben. Einer unserer Besten, Professor L. Brentano, hat weiter unten in ausführlicher Weise die Stimmung und die Wünsche zum Ausdruck gebracht, mit denen in weiten Kreisen einer Regeneration des deutschen Liberalismus entgegengesehen wird. Daß sich seine Hoffnungen reichlich erfüllen und die Beratungen und Beschlüsse im Berliner Architektenhause eine dauernde Stärkung und Förderung des liberalen Gedankens bedeuten mögen, das ist der Wunsch, mit dem wir die versammelten Freunde herzlich begrüßen.

Wie eine verheißungsvolle Vorbedeutung für unsere Generalversammlung möchte man die Einigungsbestrebungen ansehen, die gerade eben von der Deutschen Volkspartei aus Süddeutschland befürwortet werden, um „einen engeren Zusammenschluß der Gruppen der bürgerlichen Linken zur energischen Bekämpfung der rückschrittlichen Bewegung" herbeizuführen. Wohlgemerkt, nicht von der Schaffung einer einheitlichen, großen liberalen Partei der Linken ist die Rede. Diese bleibt leider aus Gründen, die wir oft genug auseinandergesetzt haben, auf absehbare Zeit hinaus nur „ein Ziel, aufs innigste zu wünschen". Wohl aber ist der Vorschlag eines engeren Zusammengehens der geschichtlich gewordenen Teile des deutschen Liberalismus, ein taktischer Bund zur Bekämpfung der Reaktion, ein Vorschlag, mit dem sich auch der Realpolitiker beschäftigen und befreunden kann. Die Umsetzung des Vorschlags in die Tat wird nicht leicht sein, wird viel Takt und Selbstverleugnung auf allen Seiten erfordern, wird viel Zeit und viel Geduld kosten, aber unmöglich ist sie nicht. Im gegenwärtigen Augenblick kommt es vielleicht zunächst nur darauf an, grundsätzlich die Bereitwilligkeit zur Mitarbeit an diesem erstrebenswerten Ziel zu erklären. Uns wird eine solche Erklärung besonders leicht, weil gerade wir seit Jahrzehnten unablässig die zwingende Notwendigkeit engerer Fühlungnahme aller liberalen Gruppen gepredigt haben.

Seitdem der Termin der preußischen Landtagswahlen feststeht, kommt auch in die Wahlvorbereitungen der liberalen Parteien langsam etwas mehr Leben. Säumig genug geht's freilich noch immer zu, und in vielen Wahlkreisen scheint man das Diplomatisieren und Kompromisseln hinter den Kulissen für wichtiger zu halten als eine frische, offene Agitation unter den Wählern. Schwerlich wird diese alte Methode, die so oft schon versagte, diesmal besondere Erfolge erzielen. Sicher ist, daß sie jeder großzügigen Wahlbewegung hinderlich und vorzüglich geeignet ist, das Interesse der liberalen Landtagswähler immer mehr abzustumpfen. Ohne solches Interesse ist jedoch auf bedeutsamere politische Reformen, am wenigsten auf die so bitter notwendige Reform des elendesten aller Wahlsysteme zu hoffen. In Bayern hat die Regierung eben einen Wahlgesetzentwurf vorgelegt, der im allgemeinen den durch Gesamtbeschluß der beiden Kammern des Landtags angenommenen Grundsätzen entspricht. Eine neue, zeitgemäße Wahlkreiseinteilung (auf 38000 Einwohner je ein Abgeordneter) beseitigt einigermaßen die frühere starke Bevorzugung des platten Landes vor den Städten. Wahlberechtigt ist jeder bayerische Staatsangehörige, der das 25. Lebensjahr zurückgelegt hat, seit mindestens einem Jahre die bayerische Staatsangehörigkeit besitzt und seit mindestens einem Jahre direkte Steuern zahlt. Die Ausübung des Wahlrechts ist bedingt durch die Ableistung des Verfassungseides. Für die Wählbarkeit zum Abgeordneten ist außerdem die Zurücklegung des 30. Lebensjahres erforderlich. Die Wahl ist direkt und geheim und erfolgt durch die relative Mehrheit der abgegebenen Stimmen, mit der Einschränkung, daß der Gewählte wenigstens ein Drittel der abgegebenen gültigen Stimmen auf sich vereinigen muß. Solche Bestimmungen, obwohl sie immer noch weit zurückbleiben hinter den Forderungen, die ein moderner, seines Persönlichkeitswertes bewußter Staatsbürger erheben wird, müssen doch jeden liberalen Landtagswähler in Preußen mit eifersüchtigem Neid und mit gerechter Entrüstung über das vorsintflutliche Wahlunrecht erfüllen, auf Grund dessen das preußische Dreiklassenparlament zustande kommt.

Allerdings wenn wirklich die Sozialdemokratie vom Liberalismus genau so scharf zu bekämpfen wäre wie die junkerlich-klerikale Reaktion, dann wäre es wenigstens dem bloßen Opportunisten zu verzeihen, wenn er die Pforten der Landtage nicht weit auftun will. Solches weite Aufsperren führt nämlich naturnotwendig zum Einzug sozialdemokratischer Abgeordneter in die Landesparlamente. In Sachsen-Meiningen haben sie eben erst unter gleichem und direktem Wahlrecht nahezu die Hälfte aller Sitze gewonnen, in Gotha sind sie nicht weniger

stark. Müssen da die Zweifrontenfanatiker nicht als konsequente Politiker das Landtagswahlrecht verschlechtern statt verbessern? Wo bleibt dann aber der vielgerühmte Liberalismus und seine unentwegte Vertretung?

In England ist der Kampf zwischen Schutzzoll und Freihandel, obwohl erst in den Anfängen stehend, schon reich an dramatischen Momenten. Als ein solches muß man das plötzliche Ausscheiden des Herzogs von Devonshire aus dem Ministerium Balfour bezeichnen. Der Lordpräsident des Geheimen Rates demissionierte an demselben Tage, an dem die Rekonstruktion des Kabinetts Balfour bekannt wurde. Dieses Kabinett, das aus lauter politisch unbewährten Persönlichkeiten zusammengeflickt ist, hat in dem freihändlerischen Herzog die markanteste Persönlichkeit verloren, die ihm neben Balfour selbst noch geblieben war. Einen maßgebenden Einfluß auf die weitere Entwicklung des Kampfes wird also das neue Ministerium kaum noch haben. Selbst die Tatsache, daß Austen Chamberlain als Sohn und Vertrauensmann seines größeren Vaters in dem Kabinett Balfour sitzt, wird jetzt nicht allzuviel zu bedeuten haben. Der Kampf dürfte sich vielmehr nun außerhalb der Regierung abspielen. Frei werden sich dann die Kräfte messen und England wird einen Kampf erleben, der an Heftigkeit und Erbitterung dem deutschen Zollkampf nicht nachstehen wird.

* * *

Zur Generalversammlung des Wahlvereins der Liberalen.

München, den 4. Oktober 1903.

Sehr geehrter Freund!

Sie erinnern sich des ersten Kapitels im dritten Buche der Discorsi des Machiavell. Es handelt von der Notwendigkeit, eine Sekte oder eine Republik häufig zu ihrem Anfang zurückzuführen. Solches Zurückführen geschehe durch äußeres Unglück oder innere Klugheit; durch das eine oder andere müßten sie periodisch zur Selbstbesinnung gebracht werden. Machiavell hat allerdings nicht die modernen politischen Parteien gekannt. Wäre es der Fall gewesen, er hätte sicher seine historischen Belege mit der Geschichte des Liberalismus bereichert. Weil dieser seinen Anfang vergessen hat, hat er in den letzten Dezennien Niederlage auf Niederlage erlebt. Er hat nun zu zeigen, daß es ihm nicht an innerer Klugheit gebricht, um aus dem erlittenen Unglück den Schluß zu ziehen, daß er sich auf seinen Anfang besinnen muß.

Was ist der Grundgedanke des Liberalismus? Einem jeden die Möglichkeit zu gewähren, seine Persönlichkeit zur größtmöglichen Entfaltung zu bringen. Mit diesem Gedanken ist die neue Zeit der Gebundenheit des Mittelalters entgegengetreten; der Liberalismus hat, indem er ihn verwirklichte, die alte autoritäre Ordnung gestürzt. Zuerst geschah dies auf religiösem Gebiete; denn nicht als Kind der Revolution, wie die „Kreuzzeitung" schreibt, sondern der Reformation ist er nördlich der Alpen entstanden; der Gedanke, daß das Individuum in seiner innersten heiligsten Ueberzeugung sich keiner Autorität zu beugen habe, sondern allein der selbsterkannten göttlichen Wahrheit, ist der Ausgangspunkt der gesamten modernen liberalen Bildung geworden. Hieraus ist dann historisch, wie leicht begreiflich, das Streben nach politischer Selbstbestimmung erwachsen sowie das Streben nach einer ökonomischen Ordnung, welche keinem die Bedingungen versagt, seine Anlagen und Fähigkeiten zur Entfaltung zu bringen. Somit ist der Kantsche Satz, daß kein Mensch nur Mittel zum Zweck für anderes sein solle, der Gedanke, der den Liberalismus in seinen Anfängen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens geleitet hat; und nur da ist es zur Revolution gekommen, wo die herrschenden Gewalten, die Zeit verkennend, sich der Verwirklichung dieses Gedankens entgegensetzten.

Der Gedanke der Freiheit für alle, ihrer Ueberzeugung unbehindert nachzuleben und ihre Persönlichkeit zu voller Entfaltung zu bringen, ist die werbende Kraft gewesen, welche dem Liberalismus die Unterdrückten jeglichen Glaubens, jedweden Volkes, jedweder Rasse und Klasse zugeführt hat. Wie in katholischen Ländern im 16. Jahrhundert die Protestanten, so haben im 19. in protestantischen Ländern die Katholiken in seinem Namen Gleichberechtigung verlangt. Er hat zur Aufhebung der Sklaverei, zur Emanzipation der von ihren Mutterländern unterdrückten Kolonien, zur Befreiung der unter fremdem Joche schmachtenden Nationen, zur Beseitigung der das Aufsteigen der Klassen und ihrer Angehörigen hindernden Schranken geführt. Er war es, der eine Unsumme von Talent und Opferfreudigkeit, alles was weitherzig und großdenkend war, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in die Reihen des Liberalismus geführt hat.

Was aber ist im weiteren Verlauf aus diesem Grundgedanken geworden?

Als er zuerst auftrat, erhoben seine Gegner den Vorwurf, es handle sich seinen Vertretern nur um ein Oto-tol de là que je m'y mette. Gegenüber den vornehmen Naturen, welche damals die Führung hatten, geschah dies zu Unrecht. Allem alle Bewegungen pflegen nach dem Siege zu entarten, wenn sie nicht, um mit Machiavell zu reden, gelegentlich durch Unglück und innere Klugheit zur Selbstbesinnung gebracht werden. Für viele, die sich heute liberal nennen, ist der Vorwurf nicht unberechtigt.

Nachdem der Liberalismus jeder religiösen Ueberzeugung seiner ersten Anhänger die erwünschte Freiheit erkämpft hatte, ist er vielfach in den Fehler verfallen, nun seinerseits Zwangsmittel des Staats gegenüber den Anhängern des alten positiven Glaubens zur Geltung zu bringen. Daß er, wo dies geschah, Schiffbruch erlitten hat, ist aber vom liberalen Standpunkt aus geradezu erfreulich. Denn es bestätigt nur die Richtigkeit des liberalen Gedankens von der Unwirksamkeit und Verwerflichkeit von Gewaltmitteln gegenüber jedweder inneren Ueberzeugung.

Fast noch mehr hat der zur Herrschaft gelangte Liberalismus den vorgenannten Kantschen Satz auf wirtschaftlichem Gebiete vergessen. Das Bürgertum, das nach dem Sinken der seine Kräfteentfaltung hemmenden Schranken zu einem bis dahin unerhörten Reichtum gelangt ist, hat den ihm zugefallenen Einfluß zu mißbrauchen gesucht, um sich einerseits auf Kosten anderer zu bereichern und den erlangten Reichtum durch staatliche Mittel gegenüber sich neu entwickelnden Kräften zu sichern. Besteht doch für viele der Unterschied zwischen konservativ und liberal lediglich in dem Unterschied von agrarischen und industriellen Schutzzöllen. Noch mehr aber zeigte sich die Engherzigkeit, als deutlich wurde, daß das bloße Hinwegräumen der alten Schranken nicht ausreichte, um auch den Besitzlosen das Aufsteigen zur Entfaltung ihrer Anlagen und Fähigkeiten und zur entsprechenden Teilnahme an den Segnungen der fortschreitenden Kultur zu sichern. Als die wirtschaftlichen Verhältnisse sich änderten und die in dem alten sozialen und wirtschaftlichen Programm in Aussicht genommenen Mittel sich unzureichend zeigten, diesem idealen Ziele des Liberalismus näher zu kommen, versteifte man sich trotzdem auf dieses Programm, das sich im Hinwegräumen hemmender Schranken erschöpfte; man stellte sich feindlich gegenüber jedweder positiven Veranstaltung und Organisation, wie sie notwendig war, wenn das gekennzeichnete Ziel des Liberalismus erreicht werden sollte.

Mit großem Geschick haben die Gegner des Liberalismus diese seine Fehler benützt. Sie haben diejenigen, welche der

Digitized by Google

Abfall des Liberalismus von seinen Prinzipien zu seinen Gegnern machte, teils an ihre Fahnen gefesselt, teils ihm als Feinde im Rücken erweckt. Die Folge war, daß der Liberalismus auch politisch seinen Einfluß verloren hat. Will er ihn wiedergewinnen, so muß er die begangenen Fehler wieder gut machen, indem er zu seinem Anfang zurückkehrt.

Dies stellt ihm große Aufgaben auf allen Gebieten.

Auf religiösem Gebiete suchen sich die Anhänger gewisser Religionsgemeinschaften abermals der Staatsgewalt zur Aufrechthaltung ihres Ansehens und ihrer Lehre und zur Ausbreitung dieser zu bedienen. Das widerspricht dem liberalen Grundprinzip vollständiger Gleichberechtigung jedweder religiöser Ueberzeugung. Alle staatlichen Begünstigungen einzelner Religionsgemeinschaften, sei es aus öffentlichen Mitteln, sei es durch Privilegien anderer Art, sind daher abzuwehren. Allein nicht weiter! Vor allem keine feindliche Stellung gegenüber irgendwelcher religiösen Ueberzeugung! Im Gegenteil: wie noch heute die englischen Katholiken der dortigen liberalen Partei angehören, muß der positiv Gläubige jedweder Denomination wieder die Ueberzeugung erlangen, welcher Windthorst so oft Ausdruck gegeben hat, daß er unter der Fahne des Liberalismus nicht nur Friede, sondern, wenn nötig, Verteidigung finde. Es muß wieder möglich werden, daß ein Anhänger jedweden Glaubens den Liberalen sich zuzählt.

Auf ökonomischem Gebiete aber bieten sich dem Liberalismus Aufgaben von zweierlei Art. Vor allem gilt es, alle Maßnahmen abzuwehren, welche die Staatsgewalt in den Dienst einzelner Erwerbszweige stellen, lediglich um diese auf Kosten anderer zu bereichern. Was aber die Arbeiter angeht, so gilt es nicht nur, alle Maßnahmen abzuwehren, welche deren fortschreitende Beteiligung an den Segnungen der Kultur zu behindern bezwecken, sondern auch alle positiven Veranstaltungen und Organisationen unbefangen zu würdigen und wirksam zu unterstützen, welche dem alten Ziele des Liberalismus dienen, einem jeden die Möglichkeit zur vollen Entfaltung seiner Persönlichkeit zu schaffen.

Auch der Sozialismus verfolgt kein anderes Ziel. Dadurch daß sich der Liberalismus, statt seine Lehre und die von ihm vorgeschlagenen Mittel wetherzig zu prüfen, vorurteilsvoll gegen ihn abschloß, ist jene Trennung der Arbeiter von den Liberalen entstanden, welche die wirksamste Ursache des Niedergangs des Liberalismus geworden ist. Daran, daß diese Trennung wieder völlig beseitigt werde, ist allerdings nicht zu denken. Allein ein Zusammenwirken beider ist nicht nur denkbar, sondern unerläßlich, wenn sie beide nicht den Gegnern, die ihnen heute übermächtiger denn je gegenüberstehen, erliegen sollen. Das lehrt uns die Geschichte, wohin wir blicken. Auch haben mich weder die dermalige Stellungnahme der freisinnigen Volkspartei zu den reaktionären Parteien und zur Sozialdemokratie, noch die Vorgänge auf der Dresdner Tagung der sozialdemokratischen Partei und ihre Nachwirkungen in dieser Anschauung erschüttert. Sie dürften vielmehr zu ihrer erneuten Bestätigung führen.

In dem Beitritt der Nationalsozialen zum Wahlverein der Liberalen und in der Aufnahme, welche sie hier gefunden haben, erblicke ich die Gewähr, daß der Wahlverein der Liberalen auf Grundlage der hier ausgesprochenen Anschauungen steht. Dadurch ist es mir möglich geworden, diesem auch meinerseits beizutreten. Da es die hier dargelegten Anschauungen waren, die mich in meiner Jugend zum Liberalismus geführt und bis heute bei ihm erhalten haben, würde ich sie auch auf der bevorstehenden Generalversammlung des Wahlvereins der Liberalen zum Ausdruck gebracht haben. Leider kann ich nicht zu dieser Versammlung kommen. Wenn Sie dies für angebracht halten, teilen Sie aber vielleicht dem Wahlverein der Liberalen mit, von welchen Gesichtspunkten aus mein Beitritt erfolgt ist.

Mit bestem Gruße

L. Brentano.

Arbeiter und Bürger vor vierzig Jahren und heute.

Gerade vor vierzig Jahren, am 14. Oktober 1863, schrieb Lassalle sein Flugblatt „an die Arbeiter Berlins". Dieses Flugblatt hatte an sich keine große Bedeutung, wurde aber Anlaß zu dem am 12. März 1864 begonnenen Hochverratsprozesse gegen Lassalle, der schließlich durch Lassalles schnellen Tod im August 1864 im Sande verlief. Wer das Flugblatt lesen will, findet es in der Bernsteinschen Ausgabe von Lassalles Reden und Schriften im zweiten Bande. Wenn wir aber heute von ihm reden, so geschieht es, um das Einst und Jetzt im Verhältnis von Arbeiterbewegung und Bürgertum zu vergleichen.

Damals war Berlin noch nicht sozialdemokratisch. Heute ist der Zustand so, daß der bürgerliche Liberalismus gegenüber einer überwältigenden sozialdemokratischen Masse im Verteidigungszustand steht und froh ist, daß er noch gewisse Posten halten kann. Heute geht in Berlin der Einfluß der Sozialdemokratie weit über die eigentlichen Arbeiterkreise hinaus, und besonders der große Osten der Stadt ist so sozialdemokratisch, wie kaum ein anderer Teil Deutschlands. Damals, da es noch weniger Arbeiter an sich gab, da aber doch der Prozentsatz der abhängigen und ärmeren Bevölkerung nicht geringer war als jetzt, war der Gedanke der „Arbeiterklasse" noch fast unbekannt. Die besten und gebildetsten Arbeiter gehörten zur Fortschrittspartei. Die Arbeiter der Borsigschen Fabrik, die damals stark hervortraten, waren demokratisch, nicht sozialistisch. Die Masse der kleinen Leute hatte sich überhaupt noch nicht als politisches Subjekt begriffen, was um so erklärlicher ist, da es das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht noch nicht gab, und das preußische Landtagswahlrecht der Menge ebenso ungünstig war wie heute. Damals wäre es an der Zeit gewesen, im Bürgertum Verständnis für die kommende Bewegung des vierten Standes zu pflegen, es wäre . . ., wenn die Demokraten und Liberalen jener Tage die ganze Bedeutung dessen, was sie durch Abstoßung der Arbeiterschaft verlieren würden, einsehen konnten! Aber wer außer Lassalle hatte vor vierzig Jahren einen wirklichen Eindruck davon, welche politische Macht in dem Wort „Arbeiter" umschlossen lag? Es gehörte statistisch volkswirtschaftliche Schulung dazu, die noch schlummernde und erst werdende Gewalt zu erkennen, und es war nötig, etwas von der französischen und englischen Entwicklungsgeschichte zu wissen, um die deutschen Anfänge richtig beurteilen zu können. Alle diese Kenntnisse fehlten aber in der Leitung des damaligen radikalen Liberalismus in Berlin. Man kämpfte, wohl oder übel, seine Gegenwartskämpfe und ließ die Zukunft Zukunft sein.

Und wir? Was haben wir aus diesen vierzig Jahren gelernt? Wir wissen, was aus den kleinen Anfängen Lassalleschen Agitation geworden ist. Jedermann weiß, was heute die Sozialdemokratie bedeutet, aber nur wenige rechnen in die Zukunft hinein. Die Mehrzahl kämpfte ihren Tageskampf und hat sich dabei hineingefunden, daß der Liberalismus klein geworden ist. Darüber aber, wie er weiter leben soll, denken die meisten nicht nach. Die einzige feststehende Tatsache der Zukunft aber ist, daß mit jedem Jahr die Volkszahl und damit die Proletarierzahl wächst. Diese Tatsache muß in alle Erwägungen eingesetzt werden, wenn wir klüger sein wollen als die Liberalen vor vierzig Jahren. Wir müssen genau wissen, daß es einen einflußreichen Liberalismus unter Mißachtung der proletarischen Massenbewegung gar nicht geben kann. Das ist der Sinn des Vorgehens von Dr. Barth, daß er in später Stunde den Sinn im Bürgertum wecken will, den es zu seinem Vorteil damals hätte haben sollen.

Was verlangten eigentlich damals die Arbeiter vom Liberalismus? Im Grunde nichts anderes, als daß er mit

Digitized by Google

seinen liberalen Grundsätzen Ernst mache. Die Frage des allgemeinen Wahlrechts war eben von Bismarck und Lassalle auf die geschichtliche Tagesordnung gestellt worden. Es war ganz klar, daß hier eine altliberale Forderung vorlag. Trotzdem war der Fortschritt gegenüber diesem Wahlrecht teils lau, teils abweisend. Lassalle sagt:

> Allen einzelnen durch die großen Gesamteinrichtungen des Staates in einer den jedesmaligen Zeitbedürfnissen entsprechenden Weise die reale Möglichkeit zur Selbsthilfe und Selbstentwicklung zu gewähren, das ist gerade der innerste Sinn der Freiheit, das ist der wahre Inhalt aller gesellschaftlichen Ordnung.

Dieser Satz behält seine Wahrheit, auch wenn alle Einzelheiten, um die man damals kämpfte, für uns überwunden sind. Der Gedanke der Produktivgesellschaften im Sinne der Vorschläge Lassalles als Ausgangspunkt der Herstellung eines neuen Wirtschaftszustandes ist längst verlassen worden. Andere Ideale traten an seine Stelle, und auch diese anderen Ideale haben ihre Zeit und ihre Geschichte, aber der Grundsatz, daß es der Inhalt der gesellschaftlichen Ordnung sein soll, die Kräfte der Selbstentwicklung zu entfalten, ist heute noch so wahr und dringend wie jemals. Natürlich kann es sich dabei nicht nur um die Selbstentwicklung der Einzelsubjekte handeln, denn diese ist immer nur ein Bestandteil der Selbstentwicklung der Klassen und Berufsgruppen. Das Wesen des Liberalismus ist es, an den Segen der freien Organisierung innerhalb der Staatsgesellschaft zu glauben. Dieses innere Wesen des Liberalismus wurde zurückgestellt, als man sich nicht entschließen konnte, die Arbeiter als gleichwertige Bestandteile der politischen Gesellschaft anzusehen.

Die Sache liegt nicht so, als hätte der Liberalismus die Arbeiter unterdrücken wollen. Auch das ist vorgekommen, aber viel wesentlicher ist es, daß er sie nicht heranziehen wollte. Gerade damals, vor vierzig Jahren, spielte die Frage der aktiven Beteiligung der Arbeiter am Nationalverein. Sie wurde abgelehnt. Die Bürger wollten unter sich bleiben! Die Arbeiter wurden als „geborene Ehrenmitglieder" beiseite geschoben. Und so ist es weiter gegangen. Der Berliner Fortschritt behandelte im November 1863 Lassalle in einer von ihm einberufenen Versammlung brennend unliberal. Die Fortschrittler klatschten der Polizei Beifall, als sie Lassalle verhaftete. Dieser praktische Unliberalismus hat Früchte getragen. Jetzt leiden wir alle an seinen Folgen. Und trotzdem gibt es noch immer Liberale, die die Fehler jener Tage stündlich zu wiederholen bereit sind!

Man denke doch darüber nach, was der Liberalismus wirklich getan hat, um die Arbeiter im Landtag und in der Gemeindeverwaltung gleichberechtigt zu machen! Der Gegensatz, in den sich damals der Fortschritt und Lassalle hineinarbeiteten, hat sich nicht vermindert, er hat nur immer neue Formen angenommen. Wenn es jetzt Liberale gibt, die unter keinen Umständen, auch nicht im politischen Tauschgeschäft, für einen Sozialdemokraten stimmen wollen, so versteht man sie leichter, verurteilt sie aber auch desto sicherer, wenn man sie im Lichte der 1863 begonnenen Gegensätzlichkeit von Bürgertum und Arbeiterschaft betrachtet.

Es ist notwendig, daß wir alle die Geschichte des deutschen Liberalismus uns immer wieder vergegenwärtigen, diese Geschichte, die in ihrem Anfang soviel Morgenröte und in ihrem Fortgang soviel Wolken hat. Nur aus vielseitiger Vertiefung in die Geschichte erwächst der neue Begriff eines Liberalismus, der nicht nur nach oben hin, sondern auch nach unten hin liberal sein will. Die Geschichte nämlich lehrt, daß nur ein Liberalismus, der sich entschließt, in jeder Richtung liberal zu sein, in großen geschichtlichen Momenten die innere Sicherheit hat, das Rechte zu tun. Vor vierzig Jahren war diese Sicherheit nicht da. Und nun, nach soviel herben Erfahrungen — was nun?

Friedrich Naumann.

Deutschland und England.

In der ersten Nummer einer unter liberalen Auspizien erscheinenden neuen englischen Monatsschrift „The Independent Review" hat dieser Tage Theodor Mommsen unter dem Titel „Ein Deutscher an die Engländer" ein Mahnwort veröffentlicht. Das eindrucksvolle Schreiben hat sowohl des Verfassers wegen wie um der Sache willen in beiden Ländern Eindruck gemacht, wovon u. a. auch ein Schreiben Hengms gibt, das einer der hervorragendsten Männer des englischen Liberalismus und der englischen Gelehrtenwelt, James Bryce, an den Herausgeber der „Nation" gerichtet hat. Bryce gehört zu den nicht seltenen englischen Staatsmännern, die eine ausgedehnte politische Tätigkeit mit eindringenden wissenschaftlichen Studien zu vereinigen gewußt haben. Er war in dem letzten Gladstoneschen und in dem Roseberyschen Ministerium in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Mitglied des Kabinetts und gehört als Mitglied des Unterhauses gegenwärtig zu den leitenden Männern der liberalen Opposition. Schon vor bald vierzig Jahren machte sich Bryce durch sein auch ins Deutsche übertragenes Werk „The holy Roman Empire" einen wissenschaftlichen Namen. Vor zehn Jahren veröffentlichte er sein dreibändiges Hauptwerk „The American Commonwealth", das beste Buch, das über die Vereinigten Staaten seit Alexis de Tocquevilles „De la Démocratie en Amérique" geschrieben ist.

Mommsens Artikel und Bryces Brief teilen wir unsern Lesern nachstehend mit:

Ein Deutscher an die Engländer.

„N'oublions pas", sagte vor Jahren ein französischer Staatsmann, „que la paix serait impossible, entre les deux nations, si on les excitait sans cesse l'une contre l'autre." Er sprach von Frankreich und England. Das Wort paßt heute leider auf England und Deutschland.

Wir stehen vor einer ernsten Gefahr, wenn es so weiter geht mit dem gegenseitigen Mißtrauen, dem Aufpauschen geringfügiger Meinungsverschiedenheiten und Kollisionen zu Staatshändeln, den unverantwortlichen Verhetzungen der englischen wie der deutschen Presse. Falls es nicht den besonnenen und ernsten Männern beider Nationen gelingt, hierin Wandel zu schaffen, so gleiten wir hinein in einen Krieg zwischen denselben, wenn auch nur in einen derjenigen, in denen die Kanonen nicht mitreden.

Was ist der Grund, weshalb die notwendige und heilsame kritische Kontrolle, in der alle Nationen einander gegenüberstehen, und auf der nicht zum letzten Teil die heutige Zivilisation beruht, zum Völkerhaß auszuarten, die wohltätige Flamme zur verzehrenden Feuersbrunst zu werden droht?

Auf die Gefahr hin, alte, im Heilen begriffene Wunden wieder aufzureißen, scheue ich mich nicht, es auszusprechen, daß der nun beendigte Burenkrieg diese Wendung herbeigeführt hat. Die Aufnahme, welche dieser Krieg in Wort und Tat bei der deutschen Nation gefunden hat, galt und gilt wohl noch bei der großen Masse der Engländer als Ausbruch unseres Engländerhasses. Vielleicht wird jetzt, wo das Geschehene der Geschichte angehört, eine ruhigere Auffassung auch jenseits des Kanals sich einstellen.

Jeder Akt eines im Kulturkreis stehenden Volkes, vom Königsmord an bis herab zu den Missetaten der Unteroffiziere und der Polizisten, unterliegt außer der rechtlichen und politischen Kontrolle der eigenen, dem Forum der öffentlichen Meinung der sämtlichen zivilisierten Nationen. Daß in dem Burenkrieg das

Verdikt dieses Gerichtshofes die Schuld, oder doch die größere Schuld, den Engländern beimaß, werden diese selbst nicht leugnen, und da der Krieg gegen unsere Vettern geführt ward, so fand diese moralische Opposition ihren stärksten und nachhaltigsten Ausdruck in Holland und Deutschland.

Als die beiden kleinen germanischen Republiken von dem britischen Empire annektiert werden sollten, und ihre Bürger dagegen die Waffen führten, hatten wir diejenigen Empfindungen, welche jeder Engländer haben würde, wenn es dem deutschen Kaiserreich — absit omen — belieben sollte, die Schweizer Republiken deutscher Zunge zum Deutschen Reich zu schlagen.

Der lebhafteste Ausdruck dieser Empfindung, vielleicht bei denen am lebhaftesten hervortretend, welche als alte England-Enthusiasten sich gern an die politische Stellung der englischen Regierung und der englischen Nation gegenüber Italien und Griechenland erinnerten, mußte selbstverständlich in England verletzen, aber ist es zu viel verlangt, wenn wir heute fordern, daß man auch dort sie verstehe?

Es soll damit keineswegs behauptet werden, daß, was in Deutschland gegen England getan und geschrieben wurde, ausschließlich aus solchen Motiven hervorging. Wir haben unsere nationalen Narren — bei uns heißen sie „Alldeutsche" —, welche einen eigenen, alle Herrlichkeit des Menschengeistes in sich beschließenden germanischen Adam dem allgemeinen snbintuieren. Wir haben neben dem berechtigten Wunsch im Handelsverkehr, in der Meerbeherrschung, in der Besiedelung der nicht europäischen Gebiete unseren Platz an der Sonne einzunehmen und zu behaupten, auch bösen Neid und Haß gegen ältere und glücklichere Konkurrenten. Aber ich weiß, daß ich nicht nur für mich, sondern für die Besten meines Volkes und für dessen große Mehrzahl spreche, wenn ich sage, daß wir wohl einen einzelnen Akt der englischen Nation gemißbilligt haben und mißbilligen werden, ihr selbst aber uns näher verwandt und in jeder Beziehung inniger verbunden fühlen als jeder anderen. Ist doch der Kern der englischen Sprache auch heute noch sächsisch, und ist Shakespeare, wie für England, so auch für Deutschland, der geistige Befreier geworden und geradezu der Vater unserer Poesie.

Auch dem neuen englischen Imperialismus steht Deutschland keineswegs feindlich gegenüber. Im großen und ganzen ist jede Steigerung des Gewichts, das England in den Weltverhältnissen behauptet, für Deutschlands Zukunft sicher kein Nachteil. Wenn England die inneren Schäden, welche insbesondere der letzte Krieg aufgedeckt hat, auszubeilen vermag durch Zusammenschluß seiner Reichseinheit, so tut das unseren vitalen Interessen so wenig Abbruch wie den englischen die Umwandlung des deutschen Zollvereins in den deutschen Kaiserstaat.

Man darf wohl an der Hoffnung festhalten, daß in den schweren Krisen, welchen vermutlich unsere Zivilisation entgegengeht, England und Deutschland ebenso zusammengehen werden, wie sie einstmals bei der „schönen Vereinigung" die französische Uebermacht verbündet in ihre Schranken zurückgedrängt haben.

Ich blicke zurück auf ein langes Leben, von dem, was ich für meine Nation und über ihre Grenzen hinaus hoffte, hat sich nur weniges erfüllt. Aber die heilige Allianz der Völker ist das Ziel meiner Jugend gewesen und ist noch der Stern des alten Mannes, und auch dabei bleibt es, daß den Deutschen und den Engländern bestimmt ist, ihre Wege zu gehen Hand in Hand.

Theodor Mommsen.

Brief von James Bryce.

London, den 3. Oktober 1903.

Lieber Dr. Barth!

Sie wünschten meine Meinung darüber kennen zu lernen, wie Theodor Mommsens Brief in der „Independent Review" voraussichtlich in England aufgenommen werden würde. Ich bin überzeugt, er wird willkommen sein; stammt er doch von dem verehrten Patriarchen der europäischen Wissenschaft, dem ersten unter den lebenden Gelehrten und Historikern. Niemand ist in höherem Grade berechtigt, die Gefühle der Klasse zum Ausdruck zu bringen, deren Zierde er ist, und als Wortführer jener ruhig und eindringlich Denkenden zu dienen, die imstande sind, sich über kleine Eifersüchteleien zu erheben. Eine solche Stimme muß ein sympathisches und entgegenkommendes Echo in England erwecken, nicht nur in dem Kreise literarisch und wissenschaftlich gebildeter Männer, die täglich fühlen, wie außerordentlich viel sie der deutschen Gedankenwelt schulden, sondern auch in dem Kreise jener, die den Versuchen selbstsüchtiger Politiker und unverantwortlicher Journalisten, Animosität zwischen zwei großen Völkern hervorzurufen, nicht nachzugeben geneigt sind. Darf ich hinzufügen, daß jene Engländer, die gleich mir Deutschland durch das Studium auf deutschen Universitäten kennen gelernt haben und Freunde unter den deutschen Gelehrten zählen, noch ganz besonders dankbar für die in Mommsens Brief zum Ausdruck gelangende Versicherung sind, daß in Deutschland eine Unterströmung wohlwollender Gesinnung gegen England bestehe, die durch den Wind, welcher die Oberfläche bewegt, nicht beeinflußt worden ist. Daß zwischen den verschiedenen Nationen gelegentliche Ausbrüche von Vorwürfen vorkommen, darauf muß man gefaßt sein. Es ist uns nicht verborgen geblieben, daß manche Deutsche, die wir als warme Freunde Englands zu betrachten gewohnt waren, doch Englands jüngste Haltung in Südafrika tadelten. Sie wissen andersseits, daß auch Engländer, die den südafrikanischen Krieg nicht billigten, doch durch die Heftigkeit verletzt worden sind, mit der ein Teil der deutschen Presse sich anläßlich des Krieges gegen England geäußert hat. Freiheitliebende Engländer haben nicht minder die Haltung der deutschen Regierung während der armenischen Metzeleien bedauert, aber sich damit getröstet, daß die Gefühle des deutschen Volkes sich nicht mit der Haltung der deutschen Regierung deckten. Ich will nicht untersuchen, welcher Teil bei diesen internationalen Meinungsverschiedenheiten im Recht war, aber ebenso wie kein verständiger Mann den gelegentlichen Anstoß, den er an dem Betragen eines alten Freundes nimmt, über seine dauernde Wertschätzung die Herrschaft gewinnen läßt, so sollten auch Engländer und Deutsche sich bemühen, jene Wolken von Mißverständnissen möglichst bald vorüberziehen und in Vergessenheit geraten zu lassen. Weder kolonialen noch kommerziellen Rivalitäten sollte man gestatten, dauerndes Mißbehagen hervorzurufen.

Die Welt ist groß genug für Deutschland und für England, und jedes kommerzielle Gemeinwesen hat von der Prosperität des anderen weit mehr zu gewinnen als aus dessen Mißgeschick. Wir in England sind gegenwärtig bedroht von einer Politik, die sich als eine reichliche und dauerhafte Quelle von Zwietracht erweisen dürfte. Man schlägt uns vor, in Tarifkriege gegen Länder einzutreten, welche hohe Zölle auf unsere Exportartikel legen. Auch ganz abgesehen von dem Verlust, den eine derartige Retorsionspolitik unserer inneren wirtschaftlichen Entwicklung bringen müßte, würden englische Freunde des Friedens eine solche Politik schon deshalb beklagen, weil sie unser Verhältnis zu anderen Ländern verbittern würde, im besonderen das Verhältnis zu den Vereinigten Staaten, der größten aller neuen Nationen, die aus Englands kolonialer Tätigkeit hervorgegangen sind, und zu Deutschland, dem alten stammverwandten Volke gemeinsamen teutonischen [Ursprungs.] Die

Garantien des Friedens werden vermindert, wo dem freien Warenaustausch Hindernisse entgegengestellt werden. Das Gefühl dafür, daß der Handel Schaden leidet, trägt — die letzten dreißig Jahre haben das deutlich genug bewiesen —, nicht wenig dazu bei, um die Leidenschaften, die zum Kriege führen, zu dämpfen. Ebenso wie wir wünschen, daß Deutschland und die Vereinigten Staaten durch Herabsetzung ihrer Zölle den internationalen Verkehr und damit die Garantie des Friedens steigern, ebenso hoffen wir auch, daß das englische Volk es ablehnen wird, diese neue Ursache internationaler Reibereien denjenigen beizufügen, die glücklicherweise zu verschwinden begonnen.

Theodor Mommsen spricht von den „nationalen Narren", die in Deutschland „Alldeutsche" genannt werden; auch wir haben unsere „Jingos", die außerhalb Englands kein Verdienst anerkennen und bald in Rußland, bald in Frankreich und bald in Deutschland Englands Feind erblicken. Sie stellen nicht das englische Volk dar. Auch bei uns gibt es Vertreter eines gesunden und vernünftigen Imperialismus, die es sympathisch begrüßt haben, daß die Deutschen auf einer nationalen Grundlage ihr altes majestätisches Reich wieder aufbauten, und die nichts mehr wünschen, als daß das britische Weltreich sich auf den Fundamenten des Friedens und der Freiheit erhebt. Diese Art von Imperialismus ist der Entwicklung Deutschlands in der Richtung, wie sie Mommsen vorzeichnet, ebensowenig feindlich, wie es das Deutsche Reich dem Wachstum Großbritanniens und seinen Kolonien zu sein braucht. Mögen diese Anschauungen in beiden Nationen Wurzel fassen, und mögen sie beide vorwärtsschreiten in friedlichem Wetteifer und ungestörter Freundschaft!

Ich verbleibe Ihr aufrichtig ergebener

James Bryce.

Chamberlains Motive.

Mit Chamberlains Abgang ist eine der merkwürdigsten Episoden des englischen Parlamentslebens beendet und aufgeklärt worden. Ein Ressortminister empfiehlt ohne Rücksprache mit den Kollegen, ja, im Gegensatz zu ihnen, Handlungen einer Wirtschaftspolitik, die völlige Umkehr von den bisher betretenen Wegen bedeutet. Er kündigt eine Agitation an, die das Land in fieberhafte Erregung versetzt. Verschiedene einflußreiche Kollegen protestieren. Um das Kabinett nicht zu sprengen, wird ein Waffenstillstand abgeschlossen, der nicht innegehalten wird. Während die Minister von der Notwendigkeit einer Untersuchung reden, werden bereits Millionen von Flugblättern im Lande verteilt. Der Minister, der diese ganze Agitation entfesselt hat, hat nicht daran gedacht, sein Portefeuille seinem Chef zur Verfügung zu stellen, um Freiheit des Handelns zu gewinnen. Der Ministerpräsident läßt ihn ruhig gewähren, obwohl eine Spaltung der Partei und ein Sturz des Kabinetts daraus folgen kann. Im Laufe der Agitation stellt sich heraus, daß eine Aufrechterhaltung des gesamten neuen Programms zu einer Wahlniederlage führen muß. Daraufhin resigniert Chamberlain, während der Premier sich ausdrücklich auf die eine Hälfte des neuen Programms verpflichtet und der anderen Hälfte seine theoretische Anerkennung gewährt. Fortab wird Chamberlain also agitieren und Balfour das Ergebnis dieser Agitation in Gesetzesform bringen. Es ist ein Spiel mit verteilten Rollen, das fortgesetzt wird, dessen Beginn, wie sich jetzt zeigt, Chamberlains überraschende Erklärungen bildeten. Er handelte allem Anschein nach im Einvernehmen, wenn Balfour bisher viel Initiative besessen hätte, könnte man sagen im Auftrage des Premiers, dessen sonderbare Geduld den revolutionären Neigungen eines Ressortministers gegenüber sich so erklärt. Chamberlain sollte den Wähler gewinnen, dann würde der Premier ihm die Partei zuführen. Chamberlains Aufgabe ist einstweilen nicht gelöst worden. So scheidet er, im Sturze den konsequentesten Gegner mit sich reißend, einstweilen aus dem Ministerium, das seine Politik aufgegriffen hat. Der Frontangriff ist mißlungen, der Premier wird jetzt eine Umgehung versuchen.

Es ist selbst heute nicht leicht, den Plan Chamberlains auch nur in den Grundzügen richtig wiederzugeben. Mit der ihm eigenen taktischen Geschicklichkeit hat er eher eine Anzahl Zollmöglichkeiten zur Besprechung gestellt, als einen Zollplan entwickelt. Er konnte hierdurch den Ansturm der Gegner auf bestimmte, vielleicht nebensächliche Punkte lenken, die er, wenn Gefahr droht, fallen lassen kann. Fest steht nur die negative Seite: Auf keinen Fall soll ein Zoll auf Rohmaterialien, wie Wolle und Baumwolle erhoben werden. Eine Vorzugsbehandlung für australische und südafrikanische Wolle ist damit ausgeschlossen, obwohl Wolle sich noch am besten zu Vorzugszöllen eignet, da sie das einzige Produkt ist, das die Kolonien in für den Bedarf des Mutterlandes ausreichender Menge produzieren. Die gesamte in England verbliebene Wolleinfuhr war 1901 400 Mill. lbs. Die Einfuhr nach England seitens der Kapkolonie und der australischen Kolonien übersteigt diesen Einfuhrbedarf bereits etwas.

Dagegen soll durch einen neu einzuführenden Zoll auf Zerealien, der kolonialem Getreide gegenüber nicht erhoben wird, ein Vorzugsverhältnis für die selbständigen Kolonien geschaffen werden, das diese mit differenzieller Behandlung englischer Produkte beantworten sollen. Die Einkünfte, die aus den neuen Zöllen stammen, sollten zuerst zur Bezahlung von Altersrenten verwandt werden, die Chamberlain seinen Wählern oft versprochen hatte. Die Absicht, hierdurch Stimmen zu gewinnen, trat so plump zutage, daß dieser Programmpunkt zeitweilig in den Hintergrund gerückt wurde. Man hofft Canada zum Kornlieferanten Englands zu machen, den canadischen Westen zu kolonisiren, nach dem bereits eine starke Einwanderung von amerikanischem Kapital und amerikanischer Arbeit stattfindet. Vom 30. Juni 1901 bis zum 30. Juni 1902 wanderten 24 000 Einwanderer in Canada von den Vereinigten Staaten aus ein, denen nur eine Einwanderung von 17 000 aus Großbritannien gegenüberstand. 18 000 Staatsangehörige der Union wurden gegen nur 12 000 britische Untertanen gezählt. Die Gefahr der Amerikanisirung Canadas ist daher naheliegend. Sie wird von den französischen (katholischen) Canadiern, deren 1½ Millionen in einem Staate von nicht 5½ Millionen eine Rolle spielen können, lebhaft empfunden: In der Union wäre für sie wenig Aussicht zur Beibehaltung dieses Einflusses. Sie stehen zur Partei Sir Wilfried Lauriers, der England die ersten Vorzugszölle einräumte. Sie wollen englische Staatsangehörige bleiben und haben daher ein großes Interesse an verstärkter englischer Einwanderung nach Canada. Um dies zu bewerkstelligen, ist die Aufteilung des großen Weizenterritoriums des Westens nötig. Man hofft das durch künstliche Steigerung der Ausfuhr nach England zu erreichen. Von 80 Millionen Zentner Weizen, die England 1902 importierte, stammten nur 23 Millionen aus den Kolonien, davon 9½ Millionen aus Canada. Von 19½ Millionen Zentnern Mehl stammten allein 15½ Millionen aus den Vereinigten Staaten. Canada soll durch Vorzugsbehandlung angespornt werden, diese Lücke in der nationalen Getreideversorgung auszufüllen. Die Zölle, die andern Ländern gegenüber erhoben werden, sollen eine Preissteigerung in London erzielen, deren Betrag kolonialen und heimischen Produzenten, die den Zoll nicht entrichten, in die Taschen fließen soll. Das bedeutet natürlich eine Steigerung der Ernährungskosten in England, die, wie Chamberlain zuerst meinte, durch Erhöhung der Löhne wettgemacht werden sollte. Diese Ausführungen waren nicht

Digitized by Google

populär, da derartige Lohnerhöhungen, selbst wenn sie eintreten, sich nicht gerade automatisch vollziehen. Es scheint daher, daß Chamberlain ein einfacheres Mittel zur Entlastung der arbeitenden Klassen anzuwenden gedenkt. Er betont, daß nichts in seinen Vorschlägen sei, was die Lebenskosten einer Familie erhöhen würde.*) Das deutet wohl darauf hin, daß gewisse reine Finanzzölle, also z. B. der Teezoll oder der Zuckerzoll ermäßigt oder aufgehoben werden sollen. Der Ertrag der Teezölle war 1901 bis 1902 5,8 Millionen Lstr. Der ein Jahr bestehende Kornzoll von 1 sh per Quarter wurde auf das Erträgnis von 2,5 Millionen Lstr. geschätzt. Ein Zoll von 2 sh ergäbe demnach 5 Millionen Lstr. Wenn man nun bedenkt, daß auch das nicht importierte Getreide im Preise gestiegen ist, — nur geht hier der Aufschlag an die Produzenten, dann wäre die Einführung eines 2 Schillingzolls das Maximum, das durch Aufhebung des Teezolls kompensiert werden könnte. Fände auch eine Aufhebung des Zuckerzolls statt, so könnte der Getreidezoll bis auf 4 sh steigen. Wenn die Belastung der Bevölkerung nicht vermehrt werden sollte, dann ergäbe sich unter allen Umständen ein finanzielles Mindererträgnis — da die Preiserhöhung des heimischen Getreides in die Taschen des Produzenten, nicht des Staates fließt. Durch eine solche Zollverschiebung sind natürlich die Mittel zur Gewährung von Altersrenten ebenso wenig vorhanden, wie in dem laufenden Budget. Die Verbreiterung der Steuerbasis, von deren Notwendigkeit so viel geredet wurde, ist nicht erreicht.

Chamberlains Freunde haben nun vielfach behauptet, ein kleiner Zoll bedeute keinen Preisaufschlag. Sie suchten das durch die Erfahrungen, die man während des Jahres 1902 mit dem 1 Schillingzoll machte, zu begründen. Wenn die Behauptung richtig ist, daß nicht der Konsument, sondern der Produzent im weitesten Sinne des Wortes den Zoll trägt, dann wird die Auflage eines solchen Zolles den Getreidebau der Kolonien kaum steigern. Wenn keine Preiserhöhung in London eintritt, wird der canadische Weizenbau dadurch nicht viel gewinnen, daß die Profite der Vereinigten Staaten etwas reduziert werden. Es ist mehr als zweifelhaft, ob die canadische Weizenproduktion beim gleichen *absoluten* Preisstand einen künstlichen Anstoß erhalten wird, da ein Rückgang der amerikanischen Weizenproduktion infolge der Zollbenachteiligung nicht sicher ist. Ein Zollschutz von 2 sh per Quarter ist kaum hoch genug, um als Anbauprämie zu wirken. Ein Zoll über 2 sh würde bei gleichem Steuerertrag die Bevölkerung Englands stärker belasten, als sich durch eine Aufhebung der Teezölle wett machen ließe. Eine starke Bevorzugung der Kolonien wird sich nicht durch minimale Opfer des Mutterlandes erkaufen lassen, und eine minimale Belastung des Mutterlandes wird den Kolonien nicht viel helfen. Sollte indes — wir wollen nicht untersuchen mit welchen Opfern — das Ziel erreicht sein und ausschließlich die Kolonien das Mutterland mit Korn versorgen, dann entbielte zwar der Monopolpreis, den sie im Verein mit den heimischen Produzenten auf dem englischen Markt erheben, einen Zoll, der an die Landwirte des britischen Weltreichs von der übrigen Bevölkerung gezahlt würde, in die Reichskasse flösse nichts. Je mehr fremde Länder aufhörten, Getreide nach England zu senden, desto geringer wäre der Ertrag der Getreidezölle. Es entstände also — nach Aufhebung des Teezolls und des Zuckerzolls — eine Mindereinnahme. Man hätte nicht nur kein Geld, Altersrenten zu bewilligen, es wäre nicht genügend Einkommen vorhanden, um die heute hinreichend gedeckten Staatsausgaben aufrecht zu halten. Diese finanziellen Folgen würden noch in verstärktem Maße eintreten, wenn man, um den Australiern entgegen zu kommen, Viehzölle einführte und, um die Fleischverteuerung wett zu machen, einen entsprechenden Zollabschlag auf andere Waren eintreten ließe.

Es ergibt sich aus dieser Betrachtung, daß der Teil der Chamberlainschen Suggestionen, der sich auf Vorzugsbehandlung kolonialer Nahrungsmittel bezieht, Dinge verheißt, die sich eo ipso widersprechen. Erfolgreiche Vorzugsbehandlung der Kolonien und Steigerung der Zolleinkünfte scheint einstweilen nicht gleichzeitig erreichbar zu sein, wenigstens nicht ohne sehr schwere Belastung des Konsumenten.

Ein drittes Ziel, dem Chamberlain zustrebt, ist, England durch Einführung von Zöllen eine Tarifrüstung zu verschaffen. England, so lautet das Argument, ist heute nicht imstande, fremden Staaten auf dem Wege der Verträge Begünstigungen gegen Entgelt zuteil werden zu lassen. Dank freier Wareneinfuhr steht fremden Staaten der englische Markt ohne Entgelt offen; daher ist England nicht imstande, sie zur Niederlegung ihrer Zollschranken zu zwingen. Die neu einzuführenden Zölle schaffen Kompensationsobjekte. Sie sollen gegen Konzessionen fremder Staaten erlassen werden. Hierdurch würde, wenn es sich um Nahrungsmittelzölle handelte, die erstrebte Mehrung der Staatseinnahmen wie die Bevorzugung der Kolonien wieder illusorisch. Man hätte nur den Appetit der Kolonien geweckt, nicht aber befriedigt. Mit der Einführung von Kompensationszöllen auf Nahrungsmittel könnte man aber nur solchen Ländern gegenüber Erfolg haben, die England Nahrungsmittel liefern. Dänemark könnte, um seinen besten Buttermarkt nicht zu verlieren, Reduktionen auf englische Maschinenerzeugnisse gewähren. Dagegen wäre z. B. Deutschland kaum genötigt, England Konzessionen zu machen, da Nahrungsmittel, mit Ausnahme von Zucker, keine ausschlaggebenden Ausfuhrartikel sind. In Hinsicht auf Zucker ist England durch die Zuckerkonvention gebunden.

In der Tat bezieht sich der Gedanke, Kompensationszölle zu schaffen und durch deren Aufhebung Konzessionen für englische Ausfuhr zu gewinnen wesentlich, wenn auch nicht ausschließlich, auf Industriezölle. Es sind die Lieblingsgedanken der niemals verstummten Fair-Trade-Partei, die wieder hervorgeholt werden und die sich der Premier angeeignet hat. England hat nicht Freihandel, so läuft dieser Gedankengang, sondern nur freie Einfuhr; die freie Ausfuhr wird durch *fremde Zölle* gehemmt. Englische Industrien werden fortwährend durch Ueberschwemmung des offenen englischen Marktes ruiniert, um so mehr, als ausländische Märkte von heimischen Kartellen ausgebeutet werden, die dann zu Schleuderpreisen in England verkaufen können, englische Industrien zerstören und schließlich ein Monopol auf dem englischen Markte erhalten werden. Die englische Bevölkerung wird arbeitslos; wenn das Vereinigte Königreich über 1 Million „Paupers" aufweist, so ist das eine Folge des Freihandels. Der Verkauf in England unter dem Produktionskostenpreis, wie solches durch Kartelle möglich wird, das sogenannte „dumping" wird mit moralischer Entrüstung gebrandmarkt. Durch Strafzölle — wie dies in der Zuckerfrage geplant war — soll dem „Schleudern" vorgebeugt werden. Durch Zölle gegen fremde Waren sollen dann deren Herstellungsländer veranlaßt werden, ihre Zölle England gegenüber herabzusetzen und so der englischen Industrie neue Märkte zu eröffnen.

Dieser Vorschlag, im Namen der Gerechtigkeit und des Freihandels Industriezölle einzuführen, läuft scheinbar zusammenhanglos neben den Vorzugszöllen den Kolonien gegenüber her. Er steht sogar in logischem Widerspruch zu demselben. Deutschland soll durch Erschwerung der deutschen Einfuhr gezwungen werden, England seinen Markt zu öffnen, Australien, das die Einwanderung solcher englischer Arbeiter ausschließt, die sich vorsorglicherweise vor der Reise eine Stelle besorgt haben, erhält hierfür erhöhte Viehpreise. Private Ausfuhrprämien, wie sie Trusts und Kartelle gewähren, sind verdammungswürdig; offene Prämien, die die canadische Regierung zahlt, werden ignoriert.

Trotz dieser Inkongruitäten besteht indes ein Zusammenhang zwischen den Vorzugszöllen und den Retaliationszöllen. Derselbe ist zur Zeit ein sehr loser geworden, da der Premier sich zwar theoretisch zu Chamberlains Programm bekennt, für

*) Brief an den Abgeordneten G. Fifth Peaeawen vom 18. August.

Digitized by Google

seine Politik aber die Retaliationszölle herausgegriffen hat. Soweit man die sehr unklare öffentliche Meinung, die z. B. im Briefkasten der „Times“ urbi et orbi sich kundgibt, verfolgen kann, besteht für Retaliationszölle auf Industriewaren mehr Sympathie praktischer Art als für koloniale Differenzialzölle. Es gibt immer notleidende Interessen, die berechnen, eine Dividende von 10 Prozent anstatt von 8 Prozent sei im nationalen wie im privaten Interesse angenehm. Außerdem appelliert der Gedanke der Retaliation vom Standpunkt sozialer Gerechtigkeit, an Leute, die sich Freihändler nennen. Mancher gemütreiche Sozialreformer glaubt durch Schutz der nationalen Arbeit auf dem Wege der Retaliation dem beschäftigungslosen Bodensatz des industriellen Englands Arbeitsgelegenheit verschaffen zu können. Man weist auf den Fortschritt hin, den schutzzöllnerische Staaten wie Deutschland und die Vereinigten Staaten gemacht haben, und empfiehlt Nachahmung, denn die Zeiten sind vorüber, da England selbst das Gute abwies, wenn es von auswärts kam.

Foxrock, Co. Dublin. M. J. Bonn.

(Ein weiterer Artikel folgt.)

Sozialdemokratie und Landtagswahlen.

Ueber dies Thema beabsichtigte ich, in der vorliegenden Nummer der „Nation“, die unmittelbar vor der Generalversammlung des Wahlvereins der Liberalen erscheint, nochmals einen Artikel zu veröffentlichen. Ich hoffe aber, den Zweck, den ich damit verfolgte, noch besser zu erreichen, wenn ich einfach eine Zuschrift an die Berliner „Nationalzeitung“ (Nummer vom Sonntag, den 4. Oktober cr.) im vollen Wortlaut zum Abdruck bringe. Es ist die Zuschrift eines nationalliberalen Delegierten zum hannoverschen Parteitag, und die Redaktion der „Nationalzeitung“ teilt obendrein mit, daß derselbe den Kreisen der westfälischen Großindustrie angehört. Die Zuschrift lautet:

„Der frühere Beschluß der sozialdemokratischen Partei, sich bei den Wahlen zum preußischen Landtag zu beteiligen, wurde gegen den Wunsch Bebels und der andern Extremen gefaßt: Bebel war dagegen, weil er ein Paktieren der Sozialdemokratie mit den bürgerlichen Parteien verhindern wollte. Durch die Dresdener Beschlüsse hat nun Bebel dafür gesorgt, daß auch diese Beteiligung zur Verschärfung der Gegensätze führen wird. Es wurde in Dresden der Grundsatz ausgesprochen, daß die sozialdemokratischen Wahlmänner nur dann für einen bürgerlichen Kandidaten stimmen dürften, wenn dre sozialdemokratischen Partei dafür Gegenleistungen gewährt würden. Es wird das in weiten Kreisen des Volkes für etwas Selbstverständliches und Billiges gehalten werden. Man sagt, die sozialdemokratische Partei ist die stärkste im Lande, und da ist es billig, daß sie auch im preußischen Landtag vertreten sei. Außerdem sei es politisch klug, sie sich auch über Fragen äußern zu lassen, die dort verhandelt werden; es sei das weniger gefährlich, als wenn sie, außenstehend, dieselben im Reichstag oder der Presse kritisieren. Die Sozialdemokraten würden auch im Landtag manche Mißstände zur Sprache bringen, die im Interesse des öffentlichen Wohls beseitigt werden müssen. Es würde nur eine kleine Zahl von Sozialdemokraten in den Landtag eindringen können, die unschädlich sei. Man müsse nur dafür sorgen, daß durch die Geschäftsordnung Obstruktion und Dauerreden unmöglich gemacht würden.'

Aber Bebel rechnet darauf, daß diese ruhigen Erwägungen bei den maßgebenden Personen der bürgerlichen Parteien die sehr berechtigte, durch die Dresdener Verhandlungen aufs neue gesteigerte Abneigung gegen die sozialdemokratische Partei nicht überwinden werden.

Die Stimmung auf dem hannoverschen Parteitag scheint ihm Recht zu geben. Er erreicht dadurch sehr viel: zunächst führt er die gemäßigten Elemente seiner Partei ab, die auf eine Verständigung mit den liberalen Parteien hofften, dann sät er weiteres Mißvergnügen unter den Parteilosen und Idealisten, welche die Sozialdemokraten bei den Wahlen so vielfach unterstützt haben. Vor allem erreicht er aber einen fast ganz konservativ-ultramontanen Landtag, von dem er mit Recht annimmt, daß er durch unsinnige Gesetze beim Vereinswesen, beim Vereinsrecht, der Kirche und dem Unterricht usw. die Gegensätze aufs äußerste verschärft, und das Heer der Unzufriedenen aufs neue vermehrt. Seine Berechnung ist leider voraussichtlich nur zu richtig. Die dritte Klasse gab bisher fast überall den Ausschlag für nationalliberale und freisinnige Abgeordnete, wo diese gewählt wurden. Dies war aber meist nur in den Kreisen der Fall, wo die dritte Klasse nicht ultramontan oder konservativ gesinnt ist, also nicht in den landwirtschaftlichen Bezirken. Hier hat die Sozialdemokratie bisher wenig Einfluß, und hier wird auch in der dritten Klasse diesmal ultramontan oder konservativ gewählt werden. Anders in den Gegenden, wo gewerbliche Arbeiter wohnen und Industrie vorwiegt: hier war bisher die Stütze der liberalen Parteien, und hier werden diesmal in der dritten Klasse sehr viele sozialistische Wahlmänner gewählt werden. Es wird dies bei der törichten Dritteilung in kleinen Bezirken auch zum Teil bei der zweiten Klasse der Fall sein.

Es wird also in allen Wahlbezirken dieser Art voraussichtlich ein Viertel bis ein Drittel der früheren Wahlmänner, die liberal waren, diesmal durch sozialdemokratische ersetzt werden. In großen Städten, wie Berlin, wo keine nennenswerte konservative oder ultramontane Partei besteht, werden wieder liberale Abgeordnete gewählt werden, aber nicht in den Bezirken, wo die konservativen und ultramontanen Parteien früher nahezu gleich stark oder etwas schwächer als die liberalen waren. Hier wird das konservativ-klerikale Bündnis siegen, weil die Liberalen viele Stimmen verlieren werden. Die Liberalen werden zwar oft in die Stichwahl kommen: dann gehen aber die Sozialdemokraten, die dabei ausgefallen sind, nach Hause und lassen die Liberalen durch Konservativ-Ultramontane abschlachten. Es wird also bei den Landtagswahlen das Umgekehrte eintreten, wie bei den Reichstagswahlen, wo die Nationalliberalen fast alle Mandate in der Stichwahl erhielten; bei den Landtagswahlen werden sie in der Regel verloren sein, wenn sie in die Stichwahl mit einem Konservativen oder Klerikalen kommen. Das ist Bebels und seiner Freunde Rechnung, und sie wird leider stimmen, wenn nicht die Nationalliberalen, welche in erster Linie getroffen werden, eine nie dagewesene geschickte und kräftige Agitation entfalten, und es ihnen gelingt, die Wähler der dritten Klasse für sich zu gewinnen. Es wird das allerdings nach den Erfahrungen der Reichstagswahlen in fünf Wochen sehr schwer sein!

Nun, nach den Wahlmännerwahlen wird man ja sehen, inwieweit Bebel Recht behält und welche Einbuße die nationalliberale Partei erleiden wird, wenn sie nicht dafür sorgt, daß einige Sozialisten in den Landtag kommen.

Ein solches Verfahren würde nicht eine Unterstützung der Sozialdemokratie, sondern ein Streich durch Bebels Rechnung sein: ein gefährlicher Agitationsstoff würde den Sozialdemokraten entrissen werden.

Es kommt alles darauf an, daß die Zahl der Anhänger und Mitläufer der Sozialdemokratie im Volke nicht vermehrt wird. Das Anwachsen ist viel bedenklicher, als dasjenige der Sozialdemokratie in den Parlamenten. Es wurde in Hannover behauptet, es bestände bei den Jung-Nationalliberalen der Plan, ein Bündnis mit der Sozialdemokratie zu schließen: es wird aber wohl kein Nationalliberaler dafür eintreten, daß auch nur ein Sozialdemokrat mehr als jetzt in den Reichstag kommt! Hier müssen sich alle bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie verbünden! Es sind schon zuviel Sozialdemokraten im Reichstag. Dort sind sie durch ihre große Zahl gefährlich, im Landtag schaden dagegen einige Sozialdemokraten nicht, sie nutzen vielmehr einer ruhigen Entwicklung des preußischen Staates.“

Was in dieser Zuschrift vom Standpunkt der nationalliberalen Partei aus deduziert ist, muß für jeden Freisinnigen um so stärker ins Gewicht fallen, als der Freisinn den Gefahren, welche die nationalliberale Zuschrift erörtert, in noch weit höherem Grade ausgesetzt ist.

Theodor Barth.

Digitized by Google

Unser neues Gehäuse.

Die „Nation" hat ihr „Gehäuse" verändert, und wie eine ganze Reihe von Zuschriften dartun, vielen zur Freude; einzelnen zum Leide. Das war vorauszusehen.

Die Gewohnheit macht dem Menschen, diesem anpassungsfähigsten der Geschöpfe, alles oder doch fast alles erträglich — möglicherweise ertrüge er schließlich selbst das Sterben, wenn er sich durch häufigere Uebung nur daran gewöhnen könnte —), und diese Gewöhnung, die ihn versöhnt, läßt ihn stutzen vor dem Ungewohnten. Wir zweifelten nicht daran, daß der neue Umschlag, die Leisten, die Anfangsbuchstaben und die Schrift auch solches Stutzen hervorrufen würden. Warum alsdann die Aenderung? Was soll sie bezwecken?

Zunächst ein Bekenntnis! Die Aenderung deutet für jetzt nur eine Absicht an; aber wir sind uns klar darüber, daß nicht in jeder Beziehung die Absichten schon ihre endgültige Verwirklichung gefunden haben. Leisten ja; aber daß die Leisten der letzten Nummer unsere Träume verwirklicht hätten, möchte ich nicht behaupten. Auch die Initialen, die hervortreten und den eintönigen Linienfluß unterbrechen — gewiß —; nur muß der erste Griff noch nicht als die glücklichste Lösung erscheinen. Anders scheint es mir mit den Typen zu stehen und mit dem Inhaltsverzeichnis in seiner neuen Form.

In diesen Schwabacher Typen liegt, wie ich glaube, Charakter; ihre Form mutet das Auge originell an und doch nicht so originell, wie in einzelnen allermodernsten Schnitten, die zugleich den Reiz des Rätsels gewähren. Wir sind in solchem Falle um recht viele Jahrhunderte zurückversetzt zur Zeit, da das Lesen eine Kunst war, und statt zu lesen und das Gelesene zu genießen, bal man alsdann den sinnigen Genuß, Buchstaben zu entziffern. Solange die Schrift dazu da ist, gelesen und nicht nur betrachtet zu werden, ist der voller Reize komponierte unleserliche Buchstabe doch nicht viel besser, als die schönste harte Nuß, zu der der bequeme Nußknacker fehlt. Haben wir die Grenze gehalten zwischen nützlicher, anspruchsloser Hausbackenheit und unbrauchbarer, überraschender Phantastik?

Was beabsichtigt war, läßt sich leicht sagen.

Diese sechzehn Seiten der „Nation", die den Lesern allwöchentlich in das Haus getragen werden, sind eine kleine Welt für sich; hoffentlich eine Welt, die mancherlei Anregungen enthält, die den Geist bald auf diese bald auf jene Bahnen führt, durch das Dornengestrüpp der Politik, über die Hochebene der Wissenschaft mit ihren weiten, klaren Fernblicken bis in die reichen Gefilde voll Wechsel und Farbe, wo die Kunst ihre Heimat hat. Jede Gedankenreihe sollte eindringlich zum Innern des Lesers sprechen; ihn anregen und ihm Vorstellungen von Lebendigkeit, greifbare, körperhafte, blutdurchströmte, geben. Und wenn der Leser alsdann nachdenklich mit Lesen innehält und den Blick planlos über die vor ihm liegende Seite schweifen läßt, dann ist solch eine weiße Seite mit ihren gleichförmigen Linien eine Öde Eintönigkeit von Buchstaben, und diese öde Eintönigkeit vor dem leiblichen Auge ist eine häßliche Disharmonie gegenüber der farbigen, lebendigen Fülle des mit dem geistigen Auge Geschauten. Der moderne Buchschmuck und der moderne Zeitschriftenschmuck will einen Ausgleich schaffen und diese Disharmonie lösen.

Auch in einem ernsten Arbeitszimmer sollten die Wände nicht kahl sein, doch ebensowenig aufdringlich bepackt. Das Drum und Dran soll nicht zerstreuen; ein Arbeitszimmer ist kein Museum und keine Galerie und kein Kuriositätenkabinett, aber dem modernen Menschen auch keine kahle Mönchszelle; ein paar diskrete Linien, die erfreuen, und die dann den Geist erfrischen; ein leises Anklingen an die Beschäftigung, so daß das Schauen ohne rauhen Stoß das Denken ablösen kann. Eine Umgebung, die die Stimmung nicht vernichtet und nicht veräußerlicht, sondern mit leisen Mitteln steigert und harmonisch löst.

Wir dachten, daß gerade so die Wände der „Nation" geschmückt werden sollten, das Studio, das wir alle acht Tage aufbauen. Dort ein paar schön geschwungene Linien, deren Fluß das nachdenkliche, ermüdete Auge ergänzt folgt. Ein kräftiger Buchstabe mittendrin als Ruhepunkt. Eine krause Leiste voll ablenkenden Lebens, und auch eine Initiale, die hervortritt aus einem kleinen Bildchen, das zum Artikel gehören sollte, gleichsam eine Ouvertüre in Linien. Das Programm ist da; wir beanspruchen darauf kein Patent. Daß die Ausführung schwierig ist, wußten wir immer, und wissen wir heute besser als vordem, gleich dem Künstler, in dessen Hand die wesentliche Ausführung liegt. Aber wir wissen auch, das Ziel ist erreichbar.

Daß die Eingangspforte ganz besonders behandelt werden mußte, ist sicher. Wer ist hier anzutreffen? Wes Geistes Kind treibt hier sein Wesen? Der modernen Entwürfe waren eine ganze Reihe; keiner ganz nach Wunsch. Wir durchwanderten das Museum. Wir dachten einen Augenblick an den Discobolo im Vatikan, diese wundervolle Gestalt, während er die Bahn überblickt, in der Linken noch den Diskus, erst prüfend, dann den sicheren Wurf entsendend, unvergleichlich in der Silhouette und daher auch als Zeichnung ganz sicher von großer Wirkung; allein — zu akademisch. Und nun ging es —, allerlei Erinnerungen, die allerlei Möglichkeiten boten, im Kopfe —, zu den Dürerschen Mappen. Als Interpret geistigen Strebens in Deutschland versagt er nie. Ein kurzes entzücktes Umwenden der Blätter, und er war gefunden:

> Imago Erasmi Roterolami ab Alberto Durero ad vivam Effigiem deliniata.
>
> MDXXVI
>
> AD

Der Erasmus von Rotterdam ist es so eigentlich nicht. Jahre waren verflossen, seitdem Dürer auf seiner holländischen Reise den großen Humanisten gesehen und in sein Skizzenbuch gezeichnet hatte. Als Erasmus sein Porträt im Stich erhielt, ließ er am 30. Juli 1526 mit aller Verbindlichkeit des Weltmannes danken für dieses Bild, „das ewigen Gedächtnisses würdig ist". Und dann fügte er mit höflicher Kritik hinzu: „Si minus respondet effigies mirum non est. Non enim sum is, qui fui ante annos quinque." Nach fünf Jahren kann man natürlich Anspruch auf volle Aehnlichkeit nicht machen, denn ich bin es, der sich verändert hat. Und wirklich dieses Bild des Erasmus ist nicht sowohl der Mann, der zu Rotterdam geboren wurde und der zu Basel starb, — und klein, zart, schwächlich sein Lebtag war —, sondern der Humanist des Reformationszeitalters, der Erasmus, wie er hätte aussehen können, eine Dürersche Verkörperung seines Geistes, der es erreicht, daß eine Zeitlang „erasmisch" „unfehlbar und vollkommen" bedeutete. Man hat ihn den Voltaire seiner Zeit genannt, und das war er auch in gewissem Sinne, das war er als „Anreger" — nicht als unerbittlicher Kämpfer.

Und diesen universellen Geist, der als Denker so frei und rücksichtslos war, hat der deutscheste der deutschen Künstler gestaltet, Dürer — voll Geradlinigkeit, Natürlichkeit und Innerlichkeit, Wärme und künstlerischer, genialer Kraft. Erasmus steht da im Atlasgewande, schreibend vor einem Pult, neben sich an der Wand eine Tafel mit der mitgeteilten Widmung, auf die wir Nachgeborenen nun unsere Widmungen an das Leben und an die Gestalten unserer Zeit setzen. Das fügte sich ganz ungezwungen zu einem abgeschlossenen Bilde. Der Dürersche Stich gibt noch mehr: entsprechend dem Geiste des Bildners, die Intimität und Behaglichkeit und den Charakter des Mannes, in dem sein Gelehrter lebt. Auf dem Tisch unter dem Schreibpult eine wohl geformte edle Vase mit einigen Blumen, wie ein Gruß aus der lebendigen Natur, und neben dem Humanisten, auf

Digitized by Google

einer Bank, Folianten mit Lesezeichen und Folianten geschlossen und aufgeschlagene Folianten, das Handwerkszeug.

Als Erasmus lebte und Dürer malte und stach, erschufen auch Raffael und Michelangelo und Luther und Copernicus eine neue Welt. Erasmus schrieb in jenen Tagen, da die mittelalterliche Finsternis sank:

„Die Quintessenz unserer Religion ist Friede und Einmütigkeit. Das kann nicht Bestand haben, wenn wir nicht so wenig wie möglich dogmatisch feststellen und in vielen Dingen jeden für sich urteilen lassen."

Und Erasmus baute die feste Brücke zum Altertum zurück über die zu uns noch immer unentbehrliche und immer neuerscheinende Schätze der Kultur gelangen. Er hätte den Cicero im Himmel selig wissen mögen; er hätte ausrufen mögen: Sancte Socrates, ora pro nobis, und er riß alle engen Schranken nieder und sagte:

„Wo Du auf Wahrheit triffst, betrachte sie als christlich."

Damals setzte in unserem Vaterland die Verschmelzung deutscher und antiker Kultur mit Macht ein und schien den Boden zu bereiten für die goldenen Saaten modernen Lebens.

Man wollte mit „Adlers Flügel alle Gründ am Himmel und Erden erforschen."

„O Jahrhundert, o Wissenschaften! Es ist eine Freude zu leben. — Es blühen die Studien, die Geister strömen über; Du Barbarei nimm den Strick . . ."

Eine ganz kurze Spanne weiter; die Sonne, die strahlend aufgehend im Gedicht und in Prosa, im Strich und im Relief ungezählt oft die Zeit damals versinnbildlicht hatte, sie ist gesunken, die giftigen Nebel heben sich; die Wissenschaften, die Künste verkümmern; die Deutschen zerfleischen sich; des Reiches Macht ist zu Ende, und die Reste eines kümmerlichen, engen Lebens, die hier und dort fortsprießen, drohen immer wieder im Elend zu verkümmern.

Welche gewaltigen Ströme hatten sich herangewälzt, um das Geröll und die Trümmer vergangener Jahrhunderte fortzuschwemmen; — die humanistische Wissenschaft, die befreiende Macht der Künste, die aus der Tiefe schöpfende Religiosität, die schreiende Sehnsucht der Massen nach seelischer Erquickung und nach sozialer Befreiung — nichts fehlte zum Siege, als daß diese Kräfte sich zusammenschlossen, sich verstehen und ausgleichen lernten, um dem deutschen Volke Jahrhunderte des Jammers zu ersparen; — und sie schlossen sich nach guter deutscher Art nicht zusammen, und sie zerrieben sich nach guter deutscher Art gegeneinander, und es war eine Lust in Deutschland zu leben nur noch für die Fremden, die von allen Seiten hereinbrachen und die deutsche Kultur in den Boden traten.

Beinahe vierhundert Jahre dauerte es, um das alte Gewebe in neuem Geschmack wieder herzustellen. Wir sind so weit. Aber man kann auf das erasmische Zeitalter nicht zurückblicken, ohne sich bangend zu fragen: Und wird es auch diesmal nicht gelingen, die modernen Kräfte zusammenzufassen; werden sie sich auch diesmal gegenseitig vernichten und den Verfall und das Chaos zurücklassen? Sie sind da, die ringenden Massen und die freien geistigen Epikuräer, die kühn in der Theorie — sich im Leben von der Unkultur angewidert abwenden, die Wohlmeinenden und die Dogmatiker und die deutsche hornierte Zanksucht und die feige Schwachmütigkeit, und es scheint wieder zu fehlen jener praktische Sinn für das Mögliche, der zur notwendigen Arbeit des Tages alle Temperamente und selbst widerstrebende Theorien einigen könnte . . . . .

Las ich in der „Nation" oder blickte ich auf das Titelbild? Waren es Buchstaben oder Linien, die ich vor Augen hatte?

Die Linien unseres Bildes sollten gefällig sein allen, und sie mögen dem einen oder dem andern zugleich eine nachdenkliche Predigt werden.

So war das Titelbild gedacht, das in unser neu gestaltetes Heim hineinführt.

P. Nathan.

Der Silberschatz von Boscoreale.

Am 13. April 1895 wurde in Boscoreale bei Pompeji ein Silberschatz aus einem Brunnen zutage gefördert: Vasen, Toilettengegenstände, Werkzeuge, insgesamt kunstreich gefertigt, mit allen Kennzeichen römischer Arbeit. Herr Edmond de Rothschild erwarb die Sammlung und machte sie dem Louvre zum Geschenk.

Kürzlich ging die Nachricht durch alle Zeitungen, daß der Montmartre-Künstler Mavence alias Ellina, der bei der Fälschung der Tiara des Saitaphernes seine Hand im Spiele hatte, einen Brief an den Direktor des Louvre gerichtet habe, in dem er sich anheischig machte, die Zeichnungen und Modelle vorzuweisen, die beteiligten Arbeiter zu nennen, mit einem Wort, den Beweis anzutreten, daß dieser Schatz eine Fälschung sei, an der er wiederum teil gehabt habe. Noch schwebt die Angelegenheit, denn der Direktor des Louvre, Herr Kämpfen, forderte Ellina auf, sein Material vorzulegen. Doch hat bereits der Restaurator des Schatzes, Herr A. André, öffentlich das Wort ergriffen und sich dahin ausgesprochen, daß der Schatz unmöglich gefälscht sein könne. Auch Theodor Mommsen bestreitet von vornherein die Möglichkeit einer Fälschung, und sein Urteil darf alle Besorgnisse um die Echtheit des wertvollen Fundes zerstreuen. Er schreibt an den Herausgeber der „Nation":

Genau so sicher, wie die Fälschung der Pariser Tiara ist, ist die Echtheit des Silberschatzes von Boscoreale. Wenn jene schon durch die widersinnige Inschrift verurteilt wird, so sind die zahlreichen Beischriften des Silberschatzes so beschaffen, daß auch der Kundigste sie nicht hätte anfertigen können. Insbesondere die zahlreichen Gewichtangaben in punktierter Schrift entsprechen einerseits so vollkommen den Hildesheimer und den sonst gleichartigen, und bieten anderseits, zum Beispiel in der Scheidung des Gefäßgewichts selbst und des Gewichts der dem Gefäß angelöteten Embleme, so viele Eigentümlichkeiten, daß für den Kenner jeder Zweifel wegfällt und es demselben nicht leicht fällt, wenn ein solcher vorgebracht wird, dabei auch nur höflich zu bleiben. Der Weg, auf dem dieser einzige Fund von Pompeji in den Louvre gekommen ist, zeigt sicher vielfach unklare Flecke; aber an ihm selbst haftet kein Trug.

Th. M.

Vittorio Alfieri.

Zum hundertjährigen Todestag.

Am 8. Oktober waren es hundert Jahre, daß Italien trauernd an der Bahre eines seiner großen Söhne stand.

Vittorio Alfieri drückte neben Goldoni und Metastasio der italienischen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts den Stempel auf. Der Blütezeit des Cinquecento war ein Jahrhundert der Erschöpfung, des Erschlaffens gefolgt. Man gefiel sich in krankhafter Sentimentalität, süßen Schäferspielen und schwülstiger Hohlheit. — Gasparo Gozzi war es, der als erster wieder auf Dantes Namen hinwies und die Literatur dadurch in nationale Bahnen lenkte und von dem französischen Joch befreite.

Bedeutsam war auch das Zurückgreifen auf die griechischen Klassiker, auf Homer. Hier ist an erster Stelle Alfieri zu nennen. Sein Platz in der Literaturgeschichte ist ihm gesichert, und es ist nicht unsere Absicht, an dieser Stelle einen litera-

Digitized by Google

rischen Essay zu geben. Sein Leben ist es, das uns den Weg zu seinen Werken zeigt. Und zu den hervorragendsten seiner Werke darf man wohl seine Selbstbiographie zählen, die als Kulturbild zweifellos seine Dramen und Satiren überdauern wird.

Schmucklos, fast trocken in der Sprache, gibt er uns ein Charakterbild seiner Persönlichkeit, seiner Entwicklung, von plastischer, lebendigster Anschaulichkeit.

Der ganze Alfieri spricht daraus: stolz und wahrheitsliebend bis zum Uebermaß.

Sein Geburtsjahr fällt mit dem Goethes zusammen. In Asti, im Piemontesischen, erblickte er am 17. Januar 1749 das Licht der Welt. Er, der Freiheitsdichter, der gegen die Tyrannen eiferte, ist von vornehmer Abkunft. Goethe schreibt über ihn in einem Brief an einen Berliner Freund etwas von oben herab: „Seine Natur war vollkommen gräflich, d. h. stockaristokratisch. Er haßte die Tyrannen, weil er in sich selbst eine Tyrannenader fühlte. . . .“ Und an einer anderen Stelle spricht er von seiner Hofnatur. Alfieri bezeichnet selbst seine vornehme Herkunft als ein Glück, aber er motiviert diese Anschauung in überzeugender und bescheidener Weise:

„Meine Eltern waren vornehm, begütert und ehrenhaft. Ich hebe diese drei Eigenschaften besonders hervor, weil sie mir für mich von großer Bedeutung erscheinen. Da ich selbst vornehmer Herkunft war, so konnte ich später, ohne daß ich mich des Neides und der Gemeinheit schuldig machte, den Adel an sich mißachten, seine Lächerlichkeiten, Mißbräuche und Laster bloßlegen; aber gleichzeitig schützte mich der heilsame und gesunde Einfluß der vornehmen Geburt davor, die vornehme Kunst, die ich ausübte, je zu beflecken. . . .“

An seinen Vater, der bei der Geburt des Sohnes schon das sechzigste Lebensjahr überschritten hatte, hat er keine Erinnerung, da jener starb, als Vittorio noch kein Jahr zählte. Ueber seine Mutter, die nach des Vaters Tode eine dritte Ehe eingeht — sie war die Witwe eines Marchese Cacherano gewesen —, schreibt er mit rührender Anhänglichkeit und Liebe. Schon früh zeigt sich bei dem Kinde eine gewisse Halsstarrigkeit und eine Melancholie, die durch eine der damaligen Zeitströmung entsprechende Strenge der Erziehung statt gebrochen zu werden immer neue Nahrung erhält. In seinem achten Lebensjahr erfüllt ihn eine solche Lebenstraurigkeit, daß er eines Tages, als er sich unbeaufsichtigt weiß, in den Schloßhof geht, auf dem Gras und Unkraut in wildem Durcheinander wuchert. Er hat von einem Unkraut — dem Schierling — gehört, dessen Genuß den Menschen tötet. In der Hoffnung, daß sich Schierling auch unter dem heimischen Unkraut befindet, legt er sich ins Gras, reißt mit vollen Händen, was um ihn herumwächst, aus und verschlingt es; die unsagbare Bitterkeit des genossenen Krautes verursacht ihm bald Uebelkeit, und der revoltierende Magen befreit ihn von der ungewohnten Kost. Bei Tisch bemerkt seine Mutter sein schlechtes Aussehen, er gesteht, von Schmerzen gepeinigt, die Wahrheit; ein leichtes Hausmittel verhindert weitere Folgen, und einige Tage Zimmerarrest geben seiner melancholischen Stimmung neue Nahrung. Wahrhaft tragikomisch ist eine andere Strafe, von der der Dichter aus seiner Kindheit zu erzählen weiß, und die einen unauslöschlichen Eindruck auf sein Gemüt ausübte. Wegen einer Lüge, die er, um sich für einen geringfügigen Umstand zu entschuldigen, seiner Mutter gegenüber vorbrachte, wurde er verurteilt, mittags um 12 Uhr mit der Nachtmütze zur Messe in eine der Hauptkirchen zu gehen. Heulend und schreiend muß er sich auf den Weg machen, vorn vom Hofmeister gezerrt, vom Diener von hinten gestoßen. Sobald die seltsame Gruppe aber in die verkehrsreichen Hauptstraßen einbiegt, verstummt der junge Sünder und schließt die Augen in dem Gefühl, diese Schande nie überleben zu können, um sie erst wieder nach Verlassen der Kirche, als er die stillen Straßen in der Nähe seines Hauses erreicht hat, wieder zu öffnen. Er verweigerte an diesem furchtbaren Tage Speise und Trank und erkrankte infolge der ausgestandenen Seelenfolter, sodaß die im Grunde sehr zärtliche Mutter über die Verzweiflung des Kindes heftig erschrak und niemals wieder eine ähnliche öffentliche Strafe über ihn verhängt wurde. „Für lange Zeit — so schließt Alfieri die Erzählung der kleinen Episode — war ich gegen jede Lüge gefeit, und wer weiß, ob ich es nicht jener verwünschten Nachtmütze verdanke, daß ich einer der am wenigsten verlogenen Menschen geworden bin.“

Mit zehn Jahren wurde er auf die Militärakademie nach Turin geschickt, wo seine wissenschaftliche Ausbildung, die schon vorher unter der Leitung des von ihm geliebten, aber schon damals als unfähig erkannten Don Ivaldi arg vernachlässigt war, nicht die geringsten Fortschritte aufwies. Gelegentlich eines Besuches bei seinem Onkel und Vormund in Cuneo dichtet er sein erstes Sonett, von dem er selbst sagt, daß es mehr eine Reminiszenz aus Metastasio und Arioſt — die beiden einzigen Dichter, von denen er etwas gelesen hatte — als eine eigene Arbeit gewesen sei. „Aber trotzdem erntete ich reichliches Lob — besonders von der Dame, an die es gerichtet war — und ich hielt mich bereits für einen Dichter . . .“

Ein interessantes Licht auf den seltsamen Charakter des Kindes wirft auch das Verhältnis zu seinem Diener Andrea, einem ganz unwürdigen Menschen, den man ihm zur Begleitung und . . . Erziehung vom Elternhause mitgegeben hatte. Auf Veranlassung des Vormundes wurde dieser Andrea endlich fortgeschickt, nachdem er sich einem liederlichen Lebenswandel ergeben hatte.

„Immer hatte er mich mit Schelt- und Schimpfworten traktiert und wenn er betrunken war, das heißt wöchentlich an vier oder fünf Tagen, mich sogar geschlagen und mißhandelt. In meinen leider sehr häufigen Krankheiten schloß er mich in mein Zimmer ein und überließ mich dort manchmal vom Mittagessen bis zum Abendbrot mir selbst, was sicherlich nicht zur Genesung beitrug und die Melancholie, zu der mein Temperament schon ohnehin neigte, verdreifachte. Und dennoch, wer würde es glauben? weinte ich wochenlang und litt unter der Trennung von meinem Quälgeist so schwer, daß ich jeden Donnerstag und Sonntag meine Schritte zu Andrea lenkte, dem das Betreten der Schule aufs strengste untersagt war!“ . . .

Als Alfieri sechzehn Jahre alt ist, stirbt sein Onkel, und er sieht sich plötzlich Herr eines beträchtlichen Vermögens, über das er frei verfügen kann. Er konnte nun seinen zwei Leidenschaften Genüge tun: reiten und reisen. Dem vielen Reiten verdankt er es, daß seine ungewöhnlich zarte Gesundheit sich allmählich kräftigte. Jahrelang bereist er alle Kulturstaaten Europas; zunächst Italien, aber immer in dem drückenden Gefühl mangelnder Bildung. Nicht einmal das Italienische war ihm geläufig. Ja seine ersten selbständigen Arbeiten verfaßt er in französischer Sprache und übersetzt sie dann erst in das heimatliche Idiom. Nach der ersten zweijährigen Etappe seiner Reise nimmt er wieder in Turin Aufenthalt und beschäftigt sich mit philosophischen Studien. Aber schon sechs Monate später ergreift ihn von neuem die Reiselust, und er durcheilt im Fluge Deutschland, England, Dänemark, Schweden, Rußland, Spanien und Portugal. Nicht gerade schmeichelhaft ist das Urteil, das er unserer engeren und engsten Heimat angedeihen läßt:

„Gleich beim Eintritt in die Staaten des großen Friedrich hatte ich das Gefühl, einer einzigen ununterbrochenen Soldatenkette gegenüberzustehen . . .“

In unserer Reichshauptstadt hält er sich ungefähr einen Monat auf, seine Abneigung gegen die Militärwirtschaft überträgt er auch auf den König selbst. Er wird von Friedrich in Audienz empfangen, und Graf Finck, der ihn vorstellt, fragt ihn, warum er, obgleich Offizier seines Königs, nicht in Uniform erschienen sei. „Weil mir schien, als seien an diesem Hofe schon genug Uniformen“, war Alfieris Antwort. „Der König“ — so fährt der Dichter in seiner Schilderung fort — „richtete die

landläufigen vier Worte an mich, ich beobachtete ihn scharf, indem ich ihm fest in die Augen blickte, im Herzen dem Himmel dankend, daß er mich nicht als Sklaven dieses Namens zur Welt hat kommen lassen. Gegen Mitte November verließ ich diese preußische Universalkaserne, die ich in dem Maße verabscheute, wie sie es verdiente" . . . Gelegentlich seines Besuches in Kopenhagen kann er es nicht unterlassen, Berlin noch einmal einen Seitenhieb zu erteilen, indem er unserer Heimat zwar eine schöne und großartige Architektur zugesteht, aber seiner Abneigung gegen die Soldateska wiederum in leidenschaftlicher Weise Ausdruck gibt und Kopenhagen vor allem in sein Herz schließt, „weil es nicht Berlin ist und nicht in Preußen liegt!"

Wirklich Gnade vor seinen Augen fand nur England. Vorübergehend denkt er sogar daran, sich ganz auf dieser Insel niederzulassen, „wo die Gerechtigkeit der Regierung und deren Tochter, die wahre Freiheit" ihn alle Unbill des Klimas vergessen machen.

Eine spätere Reise nach England unternimmt er einzig zu dem Zweck, seinen Reitstall zu ergänzen. Auf seine Pferde ist er mindestens so stolz, wie auf seine Werke: „ich gestehe" — so schreibt er an betreffender Stelle — „daß ich eine ebenso törichte wie abgeschmackte Eitelkeit in diesem Punkte besaß. Wenn meine Pferde in Ansons, in Paris, im Turm von Kenneru bewundert wurden, so erfüllte mich das mit Stolz, und ich hatte das Gefühl, als wären sie mein Verdienst und mein Werk".

Daß die Unabhängigkeit, zu der er in so jungen Jahren gelangte, verbunden mit der Zügellosigkeit seines Temperaments auch manchen Sturm über ihn heraufbeschwor, ist erklärlich. Sein erstes Drama entstand während einer solchen Liebeshaft. Im Jahre 1775 wurde seine **Kleopatra** aufgeführt und fand beim Publikum, das bei der damaligen dramatischen Armut nach neuer Kost gierte, Beifall. Dieser Erfolg war für Alfieri insofern von Bedeutung, als er ihn zu neuen Arbeiten und ernstem Studium ermutigte. Er selbst bezeichnet diese Erstlingsschöpfung späterhin als „Monstrum" und erklärt es als eine Schande für Publikum und Dichter, daß man sie geduldet und sogar mit Beifall geehrt habe. Bald folgten ihr andere Dramen klassischen Inhalts. Vertieftes Arbeiten, neue Reisen, besonders in Toskanischen, wirkten veredelnd auf seine Sprache und auf seine Schöpfungen.

Ausschlaggebend für seine ganze fernere Entwicklung und Lebensführung ist die tiefe Neigung, die ihn an die Gräfin Stolberg fesselte, die er in Florenz als Gattin des Grafen Albany kennen lernte, und die nach dessen im Jahre 1788 erfolgten Tode seine unzertrennliche Begleiterin blieb. Wohl hat die Nachwelt den Strahlenkranz zu trüben gesucht, den ihr der Dichter in seiner Selbstbiographie web. Bei der Aufrichtigkeit, mit der Alfieri bei der Abfassung dieses Werkes vorging, bleibt jedoch kein Zweifel, daß er sie in diesem Lichte sah und in dieser Verbindung sein Glück fand. Die günstige Aufnahme, die seiner **Antigone** zuteil ward, die mit verteilten Rollen in Privatgesellschaften vorgelesen wurde, er selbst hatte die Rolle des Kreon übernommen, veranlaßte ihn, — ein für damalige Zeiten ungeheures Unternehmen, — vier seiner Dramen im Druck erscheinen zu lassen. Fremdartig und von intimem Reiz mutet uns die Erregung an, in der der Dichter sich während der Druckarbeiten befindet:

„In fieberhafter herzklopfender Erregung hielt mich nur ein Gefühl der Scham davon ab, mir mein Manuskript zurückzufordern . . . Das kindische Beginnen in Rom von Haus zu Haus zu gehen und die ersten Früchte meiner Mühen in wohlgebundenen Exemplaren zu verschenken, beschäftigte mich mehrere Tage, nicht ohne daß ich in meinen eigenen Augen und auch in denen der Freunde eine etwas lächerliche Figur spielte."

Mit derselben einnehmenden Offenheit und Selbstironie berichtet er auch von der Audienz bei dem Papst Pius VI., dem er ebenfalls ein Exemplar seiner Werke überreicht, um nachher über seine eigene Feigheit und Unehrerei einem Manne gegenüber, den er im Innersten seines Herzens durchaus nicht hochachtet, sich bitter tadelnd zu äußern.

Schon im Jahre darauf ließ er einen zweiten Band Tragödien erscheinen, unter ihnen den **Oreste**, der ebenso wie der **Saul** noch heute in Italien auf dem Repertoire stehen und die bei seinen Zeitgenossen Stürme des Lobes entfesselten.

Im Jahre 1788 siedelte er mit seiner Freundin nach Paris über, wo die Revolution schon in vollem Anzuge war und er, der glühende Tyrannenhasser, achtungsvoll im Kreise der Kollegen aufgenommen wurde. Der Sturm auf die Bastille begeistert ihn noch zu einer Ode: **Parigi sbastigliato**, aber die Greuelszenen, deren Zeuge er wird, bewirken in seinen Empfindungen eine völlige Wandlung. Nachdem er im Jahre 1792 mit Hinterlassung seines Vermögens einen schleunigen Rückzug nach Italien angetreten, verdichtet er seine Abneigung, ja beinahe Haß gegen die Franzosen zu einem Werk, dem **Misogallo**.

Die letzten zehn Jahre seines Lebens verbringt der Dichter in unermüdlicher Arbeit. Er führt mit der Freundin in Florenz ein weltabgeschlossenes Leben. Den Sechsundvierzigjährigen überkommt mit einemmal die tiefe Sehnsucht, sich das Griechische anzueignen. „Seit zwanzig Jahren beschäftigte ich mich mit dramatischen Arbeiten pflegte ich lyrische Dichtkunst und fühlte plötzlich, wie eine Scham, daß ich nie die griechischen Tragödien, nie Homer und Pindarus gelesen." Und nun wirft er sich mit dem ihm eigenen Temperament und seiner eisernen Energie auf das neue Studium und eignet sich in kurzer Zeit eine überraschende Fertigkeit der schwierigen Sprache an. Er übersetzte in Versen die **Perser** des Aeschylus, den **Philoktet** des Sophokles, die **Alceste** des Euripides, sowie die **Frösche** des Aristophanes. Auch zeitigte dieses Studium eine Anzahl in der Manier des Aristophanes geschriebener Komödien, die aber, da der scharfen Satire des Dichters der Humor völlig mangelt, als mißlungen gelten dürfen.

Seine von jeher zarte Konstitution hielt den großen Anstrengungen dieser Tätigkeit nicht stand. Er kränkelte seit einiger Zeit und fühlte sein Ende nahen. Am 14. Mai 1803 schreibt er die letzte Zeile seiner Biographie. Er nimmt Abschied vom Leser, indem er ihm seine Stiftung eines Homerordens mitteilt, mit dem er selbst sich schmückt.

Goethe, der die Verdienste des Dichters wohl zu schätzen weiß, macht sich über die **Hofnatur** Alfieris lustig, „der sich selber für seine Verdienste nicht besser zu belohnen weiß, als daß er sich einen Orden anfertigen läßt."

Alfieri bedeutet für die italienische Bühne eine Reformation! Er hatte mit den konventionellen Formen gebrochen. „Er hat," sagt Sismondi, der italienische Literarhistoriker, „die künstlerische Schönheit, die Reinheit der Zeichnung, die Wahrscheinlichkeit, die der französischen Bühne eigen sind, mit der Wichtigkeit der Begebenheiten der griechischen Bühne, mit der Gedankentiefe der englischen Bühne verbunden." Mag dieses Urteil uns heute altmodisch anmuten, so bleibt es doch charakteristisch für die Bedeutung des Dichters bei seinen Zeitgenossen.

Am 8. Oktober 1803 schloß Vittorio Alfieri die Augen zum ewigen Schlummer.

In der Kirche von Santa Croce zu Florenz, der italienischen Westminsterabtei, fand er zwischen den Gräbern von Machiavelli und Michelangelo die letzte Ruhestätte.

Platen widmet dem Dichter dieses Distichon:

„Unter den Würdigsten schläfst du, ein Würdiger, wo der Sixtina
Schaffender Geist ausruht neben dem Machiavell."

M. Gagliardi.

Digitized by Google

Schlußwort zum Wagner-Denkmalsrummel.

Ueber das Berliner Richard Wagner-Denkmal und die Festlichkeiten, die zu seiner Enthüllung veranstaltet wurden, gebührt das Wort im Grunde nur einem Reporter, was wir dabei zu erschauen, zu hören und zu erleben hatten, ist, ernstlich bedacht, unter aller Kritik, und höchstens darüber wäre unter ehrsamen Zeitungsschreibern vielleicht zu debattieren, ob die Sache bei den „Unglücksfällen" oder unter der beliebten Spitzmarke „grober Unfug" schicklicher zu behandeln wäre. Beides läßt sich wohl begründen, denn wenn man fraglos den wüsten, marktschreierischen Enthüllungskonzertlärm als Unfug zu bezeichnen berechtigt ist, so läßt sich anderseits auch nicht verkennen, daß das Dasein eines solchen Herrbildes von Wagners Wesen und Größe, wie es die Arbeit von Eberlein ist, für die deutsche Reichshauptstadt eine öffentliche Kalamität bedeutet. Ein Mißgeschick, trotzdem der Berliner durch das Bismarckdenkmal und andere ähnliche Ehrenmäler nach und nach daran gewöhnt wurde, die großen Männer der Nation in eigentümlichster Transfiguration dargestellt zu sehen.

Doch geschehen ist geschehen. Der Fluch der Lächerlichkeit, dem es durch die unsäglich dumme und geschmacklose große internationale Wagnerfestwoche verfallen ist, ward Berlin als „Kunststadt" auf lange Zeit nunmehr anhaften und am Eberleinschen Wagner mit seinen Theaterpuppen wird man lernen müssen achtlos vorbeizugehen, denn fürs märkische Museum ist er leider noch nicht genügend veraltet. Es hat demnach auch keinen Zweck mehr, die vielen und triftigen Gründe, die gegen die Errichtung eines Wagner-Standbildes überhaupt und gegen die unwürdige Art dieser Berlinischen Denkmalsgründung insbesondere vorgebracht wurden, nochmals zu wiederholen. Die eine Tatsache, daß nicht nur die Familie und die persönlichen Freunde des Meisters, sondern auch alle namhaften Anhänger und Wortführer seiner Sache, dazu alle hervorragenden schaffenden Tonkünstler Deutschlands sich absichtsvoll von dem Feste fern hielten, sich aus Treue gegen den Geist Wagnerscher Kunst fernhalten mußten, diese eine denkwürdige Tatsache überhebt uns weitläuftiger Betrachtungen.

Eine Frage aber scheint angesichts des seltsamen Vorfalls doch angebracht: Was lehrt uns die Geschichte des ersten Richard Wagner-Denkmals? Worauf denn die erste Antwort zu lauten hat, daß öffentliche Denkmäler das Recht zum Dasein allein aus dem allgemeinen Verlangen nach dankbar ehrender Auszeichnung bestimmter Persönlichkeiten schöpfen können. Wo dies nicht der Fall ist, muß jede Denkmalserhöhung als ein Unfug bezeichnet werden. Einer wahrhaft großen Erscheinung gegenüber ist sie dann sogar bitteres Unrecht. Ein Genius von nationaler Bedeutung darf sich ein Denkmal, das die Gnade eines Fürsten, die Gönnerschaft eines Reichen oder die blinde Unterwürfigkeit einer Partei errichten will, verbitten, da er Anspruch und Anwartschaft auf die höheren Ehren hat, die allein die freie Liebe, die weitverbreitete Verehrung eines ganzen Volkes gewähren können. Ein durchaus gesundes und natürliches Empfinden war es also, das in weiten Kreisen Zweifel erweckte, ob ein solches von einer kleinen Gruppe von Verehrern geplantes nur durch die angenfällige Freigebigkeit eines Mäcenasspielers ermöglichtes Denkmal in Wahrheit auch eine „Ehrung" für Richard Wagner bedeuten könne. Es ist das einzige Tröstliche an dieser unerfreulichen Angelegenheit, daß doch deutlich zutage trat, wie eben gerade durch Wagners ernstes heiliges Kunstwerken im deutschen Volk sich mählich eine edlere Auffassung vom Verhältnis der Allgemeinheit zum Genius entwickelt. Wie sehr dies not tut, empfindet man heute gar oft peinlich — wenn man etwa irgend einen unentwickelten Jüngling sich mit dem vertraulichen Ausdruck Kamerad an Friedrich Nietzsche hinanflegeln sieht oder, wie in unserm Fall, zuschauen soll, wie ein völliger Kunstbarbar sich mit Berufung auf seinen Geldbeutel zum Schutzherrn des Wagnerschen Andenkens aufwirft. Es ist an der Zeit, diesen Herrschaften das nötige Verständnis für den Schicklichkeitsbegriff des „Distanzhaltens" beizubringen.

Distanz in einem andern, historischen Sinne wäre überhaupt bei der nachgerade zum gedankenlosen Sport ausartenden Denkmalsetzerei höchst empfehlenswert. Es gehört durchaus zu den üblen Eigenschaften unserer Zeit, daß sie so gern ihre eigene Nachwelt spielen möchte und den kommenden Geschlechtern am liebsten das Urteil über sich und ihre Helden vorweg nähme. Wir haben allen Grund, Richard Wagner zu lieben und ihm für das Große und Schöne, was er uns geschaffen, durch die Tat und die Gesinnung dankbar zu sein, wo es sich aber um äußerliche Erinnerungszeichen wie Denksteine und Standbilder handelt, da wäre es pflichtgetreuer und vernünftiger in erster Linie, derjenigen Meister zu gedenken, deren volle Bedeutung für unsere Kunst und unser Volkstum erst ermessen wurde, als ihre unmittelbare Wirkung aufs Leben längst erschöpft war. So möchte es uns, die wir der Herrlichkeit des Wagnerschen Dramas und seiner neuen Polyphonie teilhaftig geworden sind, wohl geziemen, dem alten Großmeister dieser Kunst, dem ewig jungen Johann Sebastian Bach vor allem Volke ein Denkmal zu setzen, und unsern Kindern oder Enkeln könnte es billig überlassen bleiben, dann den Schöpfer des Tristan und der Meistersinger in Erz oder Stein zu verewigen. Bis dahin könnte sich vielleicht auch der Künstler gefunden haben, der imstande wäre, die Größe und Eigenart Richard Wagners klar und voll zu erschauen und im Bilde festzuhalten. Eberlein ist dies so wenig gelungen, daß ein scharfer Beobachter die Befürchtung äußerte, die Statue möchte, wenn sie wie Memnons Bild zum Tönen käme, mit der süßen Cavatine des Gounodschen Faust sich vernehmen lassen, was denn wohl dem Denkmalstifter Herrn Kommerzienrat Leichner mehr Genuß bereitete als seinem armen Schützling Richard Wagner.

Heinrich Welti.

Theater.

Lessing Theater: „Der Sturmgeselle Sokrates". Komödie in 4 Akten von Hermann Sudermann.

Selten ist einer alternden Generation so Schweres auferlegt worden wie der, die an der revolutionären Bewegung des Jahres 1848 teilgenommen hatte. Denn nicht das ist das Bittere, daß Hoffnungen nicht in Erfüllung gehen und — Hoffnungen bleiben; hart ist es, wenn man im Alter die Fülle dessen hat, was man in der Jugend sich wünschte. Deutschland war geeinigt, aber es sah anders aus als man es sich geträumt hatte. Es herrschte ein fremder Geist. Die das Schiff gezimmert hatten, durften es nicht besteigen. Sie sahen sich verkannt und mißverstanden. Die eigenen Söhne waren es, die sie verkannten und nicht verstanden. Der große Rattenfänger, der ihr Lied, nur in ganz anderer Tonart geblasen, entführte ihnen schließlich ihre Kinder.

Selten hat eine Generation innerlich glücklicher gealtert, als unsere „Achtundvierziger". Vielleicht trug all das Mißgeschick dazu bei, die Individualitäten zu stärken. Diese alten Herren hatten Persönlichkeitszauber. Nicht hatten sie das Pathos ihrer Jugend abgestreift, aber eine weltmännische Ironie pflegte es zu mildern; und den wohlabgerundeten Satz begleitete die vornehme Geste. An ihrem Idealismus hielten sie fest, er gab ihrem Alter Jugend. Alles an ihnen

Digitized by Google

kündete das Wesen ungezwungener Humanität; etwas Weltbürgerliches stand ihnen zu Gesicht. Sie flochten gern ein französisches Wort in ihre Unterhaltung ein. Sie liebten das Zitat und die literarische Reminiszenz, sie lasen viel und pflegten ihre Bildung. Sie waren vielfach sogar literarische Gourmés, mit einer Neigung zum Unmodernen. Sie waren tolerant. So stellt sich dieser Typus in seinen edelsten Vertretern dar als ein schöner Einklang von Humanität, Bildung und Idealismus. So lebt er in unserem Gedächtnis fort. Hat die geschichtliche Entwicklung vielen ihrer Bestrebungen oder doch der Art, wie sie sie durchzusetzen dachten, unrecht gegeben: menschlich sind wir auf die Generation unserer alten Achtundvierziger stolz.

Und nun kommt Sudermann und schildert uns in seinem Sturmgesellen Sokrates und in den anderen Sturmgesellen denselben Typus. Wie gestaltet er ihn? Seine alten Achtundvierziger sind närrische Phrasenhelden. Sie kommen beim Bier zu Geheimsitzungen zusammen, dekretieren auf dem Papier Revolutionen, stellen gegen mißliebige Landräte Todesurteile aus, — zu vollstrecken am Tag der Volkserhebung. Von allen patriotischen Festen halten sie sich fern, die schwarz-weiß-rote Fahne ist ihnen ein Greuel, der Sedantag ein Aergernis. Sie sind Banausen ohne alle Bildung. Der eine hat ein Schankmädchen geheiratet, der andere betrügt seine Frau mit einer Kellnerin. Sie sind so wenig wahrhaft Idealisten, daß dieser Sturmgeselle Sokrates, der Zahnarzt ist, gegen seinen Sohn, der gleichfalls Zahnarzt, den ärgsten Brotneid hegt. Sie sind so wenig tolerant, daß unser Sokrates seinen Söhnen, da er erfährt, daß sie, der eine sozialistischen, der andere feudalen Bestrebungen huldigen, einfach den Stuhl vor die Tür setzt. Mit einem Wort, diese Sturmgesellen sind in allem gerade das Gegenteil von dem Wirklichkeitstypus. Bei Sudermann werden die alten Achtundvierziger zu kleinlichen,häßlichen Narren.

Ob Sudermann diese Demokraten mit Vorliebe oder mit Ironie behandeln wollte, als Gesinnungsgenosse oder als politischer Gegner, das stand bei ihm. Und das zum Kriterium zu machen, ist lächerlich philiströs.

Aber Sudermann sieht nicht richtig. Alles, was er in seiner neuen Komödie gibt, ist wie mit dem Zerrspiegel aufgefangen.

„Aber", könnte Sudermann einwerfen, „ich habe nicht den Typus der alten Achtundvierziger, ich habe Ausnahmeerscheinungen schildern wollen. Jede Generation zeitigt ihre Narren, warum diese nicht? Es sind nicht die Klugen, sondern die Törichten, an denen der Komödiendichter sein Wohlgefallen hat. Mein Stück heißt nicht ‚Die alten Achtundvierziger', es heißt ‚Der Sturmgeselle Sokrates'."

Möglich, daß Sudermann sich gegen seine eigenen Bedenken, und ich glaube, sie sind ihm aufgestiegen, so zu rechtfertigen suchte. Meinte er aber wirklich, eine Komödie aus lauter Ausnahmeerscheinungen zusammensetzen zu können, so überschätzte er nicht nur seine, sondern alle Kunst. Der Dramatiker vermag die Stimmungen, Ueberzeugungen, Empfindungen des Zuschauers ins Ungeheure zu steigern, sie durch andere zu ersetzen vermag er nicht. Auch für ihn müssen die Ausnahmen Ausnahmen bleiben. Oder er begegnet dem inneren Widerstand des Zuschauers, der sich sagt: das stimmt mit meinen Erfahrungen, mit meiner Kenntnis nicht überein. Die Regel, die ich in mir trage, straft solche Ausnahmen Lügen.

Die gute Regel hat Sudermanns häßliche Ausnahmen Lügen gestraft.

Gewiß, der Komödiendichter liebt die Narren. Daß er sie liebt, ermöglicht ihm, Anteilnahme für sie zu gewinnen. Er steht über ihnen und hebt sie zu sich hinauf. Sudermann aber hat Narren geschildert, ganz ohne sie zu lieben. Kühle Abneigung hat er gegen sie gehegt. Diese alten Achtundvierziger, närrisch wie sie ihm erscheinen, sind auch ihm eine höchst unangenehme Gesellschaft. Er hebt die Narren auch nicht zu sich herauf: er steigt zu ihnen hinab. Er wird trivial mit den Trivialen, Philister mit den Philistern, Narr mit den Narren. Zwei lange Akte hindurch läßt er den Zuschauer den Sitzungen dieser Sturmgesellen beiwohnen, man hört ihr törichtes Gezänk mit an, man ist Zeuge ihrer lächerlichen Verhandlungen, ihrer kindischen Erörterungen. Von einem überlegenen Geist gestaltet, könnten diese Meetings vielleicht komisch wirken; aber der Sturmgeselle Sudermann gibt nur ganz trockenen Bericht, er erspart keine noch so belanglosen Aeußerlichkeiten, er fängt jede Banalität gleichsam phonographisch auf. Und das macht seine Komödie langweilig schlechthin. Ganz abgesehen von allem künstlerischen und menschlichen Wert oder Unwert: auch in rein theatralischer Hinsicht ist Sudermann, unser gewiegtester Theatraliker, diesmal gescheitert.

Und doch finden sich Spuren, die auf besseres deuten. Neben dem ganz närrischen Konflikt, daß Zahnarzt Sohn der Bitte des Landrats willfährig ist und das Zahngeschwür des prinzlichen Jagdhundes heilt, eine Bitte, die Zahnarzt Vater im Ueberschwang seines Barrikaden-Liberalismus mit Entrüstung weit von sich gewiesen, neben diesem skurrilen Konflikt zeichnet sich schattenhaft der andere: der Wandel in den politischen Anschauungen entfremdet Vater und Sohn. Ganz von fern wird das Fontane-Thema von der Resignation des Alters gestreift. Denn ob liberal, ob konservativ, bis zu gewissem Grade bleiben wir alle in den Anschauungen unserer Jugend befangen, und es kommt die Zeit, die uns nicht mehr versteht, die wir nicht mehr begreifen. In unseren Söhnen schon ersteht uns diese Zeit.

Warum hat Sudermann, da er das alles doch zu empfinden scheint, es nicht gestaltet? Warum hat er nicht von hier aus Vertiefung für seine Charaktere gesucht? Warum verwendet er die latente Tragik, z. B. in den Gestalten des Rabbiners und seines Sohnes, nur immer anekdotenhaft? Warum hält er sich nicht an das Wesentliche seines Konfliktes? Warum steht er seinen eigenen Kreaturen so ganz lieblos gegenüber?

Warum? Es gibt ein Märchen von dem „Verlorenen Herz". Und dieses Märchen ist kein Märchen.

Ernst Heilborn.

Reiseeindrücke aus Finland.

Adieu Stockholm, du wunderschöne Inselstadt! Die Tücherschwenkenden laufen, da jetzt das Schiff wendet, mit grüßenden Augen, einander stoßend und verdeckend, zum Achterdeck und das Treppchen hinauf zur Kapitänsbrücke. Dunkel, wie ein schmaler wehender Fransensaum hängt die Doppelreihe der Geleiter am Rande der hart abgeschnittenen Stadtinsel. Jetzt taucht der breite ruhige Würfel des Königsschlosses auf, wächst still und mächtig in den rotblauen Abendhimmel hinein und gibt zuletzt die Herrschaft ab an die Telegraphenzentrale, deren riesige kronenartig geformte, durchscheinende Kuppel in unglaublichem Geschimmer und Gefunkel wie auf der Erde zu stehen scheint. Unsäglich blau und gold und rot ist alles rings. Je länger man auf das Meer hinsieht, desto röter wird es. Und jetzt huschen schwarze Schifferbootssegel phantastisch durch die Glut. Es ist schon elf Uhr und noch hell. Niemand denkt daran, die Kabine aufzusuchen, der laue farbige Abend hält alle wie im Bann. Es sind nicht viele Passagiere an Bord der „Nordküsten": Ein Amerikaner mit seiner Frau, die ich schon auf der

Fahrt durch den Götekanal sah, eine blonde stattliche Familie, aus deren Schwedisch man erkennt, sie seien Finländer, denn an Stelle des unbestimmten schwebenden Akzentes des schwedischen Schwedisch, skandieren sie scharf und hart, was zu der vernünftigen Deutlichkeit ihrer blauen Augen, dem klaren, frischen Teint gut paßt. Die Tochter, ein festes, großes Kind, trägt noch zum Ueberflusse eine jener Nasen im Gesicht, von denen ein witziger Finländer behauptete, sie seien nicht so übel geformt, nur leider schlecht befestigt.

Tonfall und Gesichtsbildung ist mir vertraut. Ich war schon einmal in Finland; drei Jahre ist es her; drei Jahre, die für das kleine Dreimillionenvolk voll Bitternis und Not gewesen sind. Damals zitterte noch der stolze Rausch gemeinsamer Erhebung, — wenn auch nutzloser, — in ihm nach. Wie würde ich es diesmal finden? Wie, mit allem, was als ewig schwangere Gewitterwolke über ihnen hängt?

Ich dachte an die leidenschaftlich blühende Heftigkeit ihres kurzen Sommers, der in seiner Gleichzeitigkeit von Blüten aller Jahreszeiten etwas vom Paradiese zu haben scheint. Gab es Einen, der so mächtig war auch da hinein Häßlichkeit zu tragen?

Noch sah ich keine! das arrogante Gesicht eines schwedischen Knopffabrikanten, die bedächtig umherwandernde Gestalt eines süddeutschen Holzhändlers hatten nichts Erregendes; auch ein englisches Hochzeitsreisepaar, das Wasserfälle sportmäßig besuchte und Europas Niagara, den Imatrafall in Finland, besichtigen wollte, verdarb den Abend nicht; und die dänische Masseuse aus des Märchendichter Andersens Geburtsstadt Odensee hatte nur insofern etwas Beunruhigendes, als ich in ihr meine nächtliche Kabinengenossin argwöhnte. Da sie aber hell und sauber mit verständigen Augen und recht intelligentem Gange einherschritt, gab auch sie keinen Anlaß zu trüben Gedanken; einzig ein jüdischer Bulgare, der Kischinew entflohen war, um in Schweden Beschäftigung zu suchen, und der nun wieder nach Rußland zurückkehrte, blieb als dunkler, drohender Finger geschehener und zu erwartender Ereignisse im lichten Bilde stehen, um so deutlicher für die Phantasie, da er auch körperlich durch natürliche Farbe und anhaftenden Schmutz dunkel erschien und seine Nähe durch einen durchdringenden, fettigen Geruch jedermann unerträglich machte.

Und jetzt sah ich auch, was ich vorher übersehen hatte, die rotgelbe russische Flagge, die unser finländisches Schiff trug, und gedachte dabei jenes stolz unvorsichtigen Gouverneurs von Finland, der bei einem Kongresse seinen Platz nur allein mit der blauweißen Fahne seines Vaterlands schmücken ließ und der Ehrbezeugung für den Großfürsten-Zar darüber vergaß. Ihm, namentlich der Broschüre, die er nachher zu seiner Rechtfertigung verfaßte, in der er Finlands Privilegien aufzählte, wird von vielen seiner Mitbürger das erste Erwachen der slawophilischen Eifersucht zugeschrieben und damit der Anfang der heutigen Not.

Die kurze Nordnacht war schon gegangen, als wir gegen 2 Uhr unsere einzige Station und damit finnisches Gebiet erreichten: die Alandsinseln.

Mariahamns Holzhäuser heben sich reinlich in ihrem hellen Braun aus dem Meere heraus, im Tannenwalde schimmert die neue Kuranstalt, zahlreiche Masse holzbeladener Schiffe verwandeln den kleinen Hafen in einen durchscheinenden nackten Wald, Granitkrallen greifen ins Meer und felsige Platten durchbrechen das noch frühlingshafte Grün des Bodens. Ich sehe das alles vom Guckloch meiner Kabine aus, denn die Nacht ist kalt und auf Deck liegen aufgerollte Matten und besetzt gehänfte Stühle, die Passage hindernd. Nur der gleichmäßig harte Schritt eines Matrosen klopft wachsam über meiner niederen Klause, und jetzt das Gelärme der neu eingenommenen Passagiere, die neugierig oben Umschau halten, ehe sie sich für den hellen Rest der Nacht schlafen legen, der Nacht, die, was das Im-Bett-Liegen betrifft, bei dem Schweden und Finländer bis tief in den Morgen hineingeht.

Voller Mittag ist es und glühend heiß, als wir in Abo ankommen. Die Stadt liegt flach und nüchtern am Wasser, nur das alte, massive Schloß, dessen mittelalterliche Formen links sichtbar werden und gegenüber dem Hafen der Vårdberg (Frühlingsberg) bringen etwas Schönheit in das, durch die Mittagsbeleuchtung entfarbig gewordene Bild. Aber wäre es auch der Garten Eden selber gewesen, der uns winkte, er wäre uns doch entstellt und ärgerlich geworden durch den Empfang, den die russischen Zollbeamten uns bereiteten. Die Vielgefürchteten sind allerdings schlimmer als ihre Kollegen anderer Länder, Rücksichtslosigkeit und Unwissenheit größer. Auch ist es, da man hier hauptsächlich auf Bücher fahndet, nicht recht verständlich, daß nur sehr einzelne der Beamten des Lesens kundig oder gar fremder Sprachen mächtig sind. Als man Ellen Keys Buch „Zwei Menschen" ergriff, das sie nur am Abend eines rosenumblühten, herzenswarmen Tages schenkte und mit einer Widmung versah, glaubte ich schon an feine literarische Parteilichkeit, da der Mann den Band aber verkehrt hielt, kam ich von meiner Ansicht zurück, noch mehr, als er mein harmloses Reichskursbuch für so staatsgefährlich hielt, daß er es noch immer mit grimmer Miene durchblätterte, nachdem ich mich schon erboten hatte, das verdächtige dort zu lassen und meine Adresse anzugeben, damit ich wenigstens mein Schiff nach Nädendahl, dem kleinen Badeorte in den Schären, wo ich vorerst rasten wollte, nicht versäume. Schließlich hielt es der Gestrenge doch für nötig, einen zweiten Sachverständigeren herbeizuholen, der endlich die Unschuld der mysteriösen Listen erkannte und das Buch freigab; — leider zu spät; das Boot war bereits abgegangen.

Ich benutzte die Zeit bis zum Abend, um mir die Stadt anzusehen. Auf dem Frühlingsberge saß neben mir auf der Bank eine schwedisch sprechende Bäuerin in reinlichem Kattunkleide, das dreizipflig gelegte helle Leinentuch um den Kopf gebunden, sodaß das feine, blasse, längliche Gesicht mit den intensiv blauen Augen fast ohne Haarrand war. Mit der leisen Stimme, die das finnische Volk in Gegenwart von „Herrschaft" anwendet, frei und fast anmutig in ihren großen, ungezwungenen Bewegungen, erklärte sie mir die Gebäude: das Stadthaus, das Observatorium, die Seemannsschule, die Domkirche und die Museen, ganz so, wie ein Gebildeter berichten würde; dann geleitete sie mich noch ein Stück, um mir die schönste Aussicht zu zeigen, worauf sie sich taktvoll entfernte.

Abo ist eine Stadt mit neuen, bedeutungslosen Straßen und alten, bedeutungsvollen Erinnerungen. Die Stadt existierte schon zur Heidenzeit als Handelsplatz, später als Hauptstadt des Landes, bald in russischer, bald in dänischer, bald in schwedischer Hand, häufig ein Opfer von Plünderung und Brand, immer wieder emporblühend. Kirche und Schloß sind die einzig Unzerstörbaren geblieben, selbst in dem großen, verheerenden Brande im September des Jahres 1827, der alle öffentlichen Gebäude einäscherte und der Stadt ihre Universität raubte, die durch des Grafen Peter Brahe hingebende Arbeit fast zweihundert Jahre hindurch in Ehren bestand. Jetzt wurden sie und der Senat nach der nunmehrigen Hauptstadt Helsingfors übersiedelt.

Noch eins aber blieb verschont: Das Gedächtnis an die Worte, die der Gouverneur Brahe in sein Gedenkbuch schrieb, als er Finland verließ. Walter Runeberg, ein Sohn des finnischen Nationaldichters, hat sie dort in Abo am Sockel seines Peter Brahe-Denkmals aufgeschrieben. Sie heißen: „Ich war mit meinem Lande und das Land mit mir wohl zufrieden."

Glücklichere Zeiten damals! . . .

* * *

In Nädendahl verlebe ich eine idyllische Sommerwoche. Dies ist ganz das sonnige, Tag und Nacht von starkem, warmem Blütenduft durchtränkte Sommerfinland, wie ich es noch in den Sinnen hatte.

Der kleine Badeort mit seiner alten, ernsthaften Steinkirche liegt festlich in Grün gebettet zwischen graurotfunkelnden Granit-

Digitized by Google

klippen. Inseln und Buchten und eine wilde Pracht von Felsblöcken, die über das Land hingestreut sind, geben der Landschaft ihren Reiz, zu dem das Meer Größe und Ruhe hinzuschafft. Man hatte mir gesagt, ich würde in Nädendahl durchaus nichts von der Schwere der politischen Verhältnisse merken. In der Tat bewirtete das Städtchen (der älteste Badeort Finlands), unbekümmert sowohl Finländer beider Parteien, als auch Russen. Freilich waren die oberen Klassen Finlands nur spärlich vertreten; teils aus Patriotismus, um mit dem feindlichen Nachbarn nicht zusammenzutreffen, dessen lebhafte Geberden, farbigere Kleidung und lautes Sprechen dem stillen, dunkelgekleideten Finländer ein Greuel ist, teils aber gewiß aus Geldmangel. Gerade die oberen Klassen sind pekuniär aufs äußerste betroffen. Infolge der Verabschiedung des Militärs und der Verabschiedung sowohl als des freiwilligen Austritts so vieler Regierungsbeamten, drängt sich alles zu den Banken, den industriellen Privatunternehmungen, ohne daß für die Arbeitslustigen nur zum kleinsten Teile Beschäftigung geschafft werden könnte. Dazu werden die fälligen Pensionen unerhört oft zurückbehalten, meist ohne Angabe eines Grundes, „um Spione damit zu bezahlen", wie mir ein junges Mädchen, bebend vor Entrüstung, sagte. „Das liegt in den Verhältnissen", fügte sie gleich darauf vorsichtig hinzu. Vielleicht hielt sie mich für eine Spionin! Das ist nur mehr als einmal passiert auf dieser Reise. Kein Wunder! Ist doch das ganze Land überschwemmt von Spionen jeder Gesellschaftsklasse und jeden Geschlechts. In Viborg entdeckte man, daß vierzig Dienstmädchen in russischem Solde standen. Allein in Viborg!

Hier freilich dringt von allem nur schwächstes Echo her. Der Sommer hat sowieso Leitende und Leidende dezentralisiert, und die einzige noch bestehende Helsingforser schwedisch geschriebene Zeitung, auf deren Nachrichten man angewiesen ist, bringt nur vorsichtigst Berichte. Wurde jemand ausgewiesen, sagt sie ohne jeden Kommentar, daß Herr X sich ins Ausland begeben habe, und wird verstanden. Aber so wenig man sich auch im Getriebe befinden mag, die internen Gegensätze der heimischen Parteien zeigen sich schon hier, im kleinsten Beieinander, deutlich genug. Da ist ein gut patriotisch gesinntes Ehepaar, das lange im Auslande gelebt und sich so in den Stand gesetzt hat, objektiver das Das der russischen Handlungsweise zu begreifen, so sehr auch das jedesmalige Wie sie bedrückt oder empört. Und da ist ihre Verwandte, eine schon grauhaarige, hochgewachsene Frau mit frischem Gesicht und leidenschaftlich patriotischer Begeisterung. Sie gehört zu denen, die noch an die Kraft und das Wollen der unteren Schichten ihres Landes glauben; und zu denen gehört sie, die neben ihrem schwedischen Idiom völlig der finnischen Sprache mächtig sind, deren Töchter finnisch Gesang pflegen und jede geistige Regung des Volkes aufmerksam bewundern. Wie ein Bericht aus mittelalterlicher Vorzeit klingt es, wenn sie in ungestümen Worten davon erzählt, wie straflos jedes Recht mit Füßen getreten wird, wie Horden von Polizisten in der Dunkelheit in die Häuser dringen, zerstören und nehmen, was ihnen beliebt, auch Unverdächtigstes, nur um ihre Willkür und die Ohnmacht der Bürger zu erweisen. Und wie Heldensänge klingt es, wenn sie von der stillen Größe der Gequälten spricht, wie sie durch ihren einfachen, klaren Mut, mit dem sie ganz allein vor ihre Ankläger hintraten und ihre Anschauungen bekannten, ihnen die Schamröte ins Gesicht trieben.

Von einem Abschiedsfeste spricht sie, das Finlands Frauen den Verbannten gaben, zu dem sie sich, um der Polizei zu entgehen, einzeln in ihren Kähnen aufs Meer hinausbegaben, wo ein bekränztes Schiff ihrer wartete. Dort unter offenem Himmel, sicher vor jedem Belauscher, gaben sie den scheidenden Freunden ihre Worte mit hinaus in die ungewisse Fremde. Und von dem Sonntage erzählt sie, da ein bestochener Priester den Betstuhl betrat, um der Gemeinde Gehorsam gegen die neugeplante russische Wehrpflicht zu predigen. Die ganze Kirche war menschengefüllt, kein Laut wurde vernehmbar, alle horchten der Predigt. Als aber die ominösen Worte beginnen wollten, da erhoben sie sich sämtlich, alt und jung und begannen ihr lautes „Ein feste Burg ist unser Gott". Danach stand ein Alter auf und erklärte, es sei nicht Sitte, daß ein Laie in Gottes Hause seine Stimme erhöbe, und er tue es auch nur, um dem Priester zu sagen, wenn er nicht augenblicklich die Kirche verlasse, so würden sie es tun. Bleich und zitternd begann der Unglückliche noch einmal seine Vermahnung. Da erhoben sich alle wie auf einen Befehl; ohne Wort und Blick zurückzusenden, gingen sie zur Kirche hinaus. Der Prediger aber war von dieser Stunde an geächtet. Niemand gab ihm einen Bissen Brot, niemand wollte ihm Obdach geben.

So erzählt die leidenschaftliche Frau, und ihre Stimme bebt. „Lieber tot als russisch!" ruft sie aus. Wir sitzen, zehn Minuten von den Kurhäusern entfernt, mitten im heißen farbigen Steinmeere, das voll Glimmerns und Leuchtens ist, meinen wettkämpfen, rosa geaderten Granitstuhl hat nur die Zeit selber geglättet und poliert. Man glaubt sich im Hochgebirge, so wild ist's ringsum, und so landkartengleich, wie vom Auge eines Obensitzenden plattgedrückt, erscheinen Buchten, Wald und Felsen. Gegenüber steht der Kirchturm in den lichten Himmelssee hinein, stolz und frei, als hätte er nie auf blasse, lebensfremde Nonnen hinabgeblickt, und dann jahrhundertelang auf strenge kunstfeindliche Protestanten, die voll Entsetzen die gemalten Nacktheiten früherer Zeiten vernichteten und verbargen. Der freiere Geist unserer Zeit hat das herrliche Gemäuer des Baues unter der verhüllenden, weißen Tünche freigelegt, vielleicht geht man auch hier noch daran, wie in der alten wundersamen Kirche in Lojo, die Wandfresken des fünfzehnten Jahrhunderts, die der prüde Protestantismus unter einer Kalkschicht verborgen hielt, wieder auszugraben. Vielleicht aber steht dann ein schmutziger fanatischer Pope am Altar, und zwischen den Klängen der altslawischen Worte der Liturgie wimmern die Beter ihr „gospodij pomiluj". Dann wird da drüben, anstatt des grauen ernsten Turmes, der in den Himmelssee ragt, sich ein rundes glitzerndes Kuppeldach dem Auge zeigen und ihm von Macht und Herrlichkeit der Erdenwelt erzählen. Was wird er anfangen mit dieser Botschaft, der auf seinem Stemboden undurchdringlich gewordene Finländer, der keinen stolzeren Glanz kennt, als das Blinken seiner Seen, das goldene Gefließe des Abendsonnen-Nebels über seinen Mooren?

Eben tönt durch die heiße duftende Stille Mädchengesang, eine starke, klagende Stimme, wenige Töne immer wiederholend, finnischer Volksgesang, und wenn man den Kopf ein wenig zur Seite biegt, erblickt man, durch die weißen Birkenstämme hindurch, die hier im Steinreiche in unbegreiflicher junger Herrlichkeit emporwachsen, eines jener weißgeränderten roten Holzhäuschen mit schwarzen Türen, wie sie hierzulande üblich sind. Die Näherin Amanda wohnt dort, eine „Erweckte", bei der sich jeden Sonntag die Armen und Bekümmerten der Gegend versammeln. Sie hört ihnen dann vor oder redet zu ihnen. Jetzt sitzt sie am Webstuhle. Bis herüber dringt das gleichmäßige Aufstampfen des arbeitenden Gestühles. Neben ihr am Herde hantiert die Lisa. Im offenen Fenster erscheint manchmal ihr runder blonder Kopf und ein Stück des hellen Nackens. Sie singt ein Liebeslied. Der, dem es gilt, ist in Amerika; ausgewandert, um sich den gefürchteten fünf Jahren des Militärdienstes in Rußland zu entziehen. In des Gouverneurs Listen aber wird sein Name aufgeführt unter denen, die sich dem Militärdienste gestellt haben, er und alle seine Auswandergenossen. Das füllt wenigstens das Papier und macht einen guten Eindruck beim Zaren und im Ausland.

Anselm Heine.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 3. Berlin, den 17. Oktober 1903. 21. Jahrgang.

Die Aktion

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108. Postzeitungs-Katalog für 1903 Nummer 5450.

Politische Wochenübersicht.

Von der hinter uns liegenden Generalversammlung des Wahlvereins der Liberalen, die weiter unten in einem besonderen Aufsatz gewürdigt wird, seien an dieser Stelle einige Tatsachen festgestellt. Es war die zahlreich besuchteste Generalversammlung der letzten Jahre; mehr als dreihundert Mitglieder und Delegierte verzeichnet die aufgelegte Präsenzliste. Die zum erstenmal vertretenen früheren Nationalsozialen machten ziemlich genau ein Viertel der Versammlung aus. Berlin, selbst unter der Bezeichnung Großberlin, stellte nur ein gutes Drittel der Besucher. Nah an sechzig Wahlkreise aus Nord und Süd, Ost und West waren vertreten. Bayern und Baden hatten wohl zum erstenmal Delegierte entsandt, Elsaß-Lothringen fehlte nur, weil sich zur selben Zeit in Straßburg eine äußerst verheißungsvolle liberale Landespartei konstituierte, in deren Vorstand mehrere erprobte, eifrige Mitglieder des Wahlvereins der Liberalen hineingewählt wurden. An den Verhandlungen der Generalversammlung beteiligten sich die auswärtigen Mitglieder naturgemäß am zahlreichsten und lebhaftesten. Die Nationalsozialen befleißigten sich wohl mit Absicht einer großen Zurückhaltung; bei den wichtigen grundsätzlichen Auseinandersetzungen über die Stellung zur Sozialdemokratie nahmen nur zwei von ihnen das Wort, während die zweiundzwanzig anderen Diskussionsredner des Sonntags langjährige Mitglieder des Wahlvereins waren. Unter letzteren war das jüngere Element wieder schwächer vertreten als die älteren, längst Bewährten und vielfach Erprobten. Der grundsätzliche Beschluß wurde gegen eine Minorität von nur ungefähr zwanzig Stimmen angenommen. — So darf man, unter welchem Gesichtspunkt immer die Tagung und ihre Ergebnisse betrachtet werden, mit Recht behaupten, daß die Gesamtpartei des Landes beraten und entschieden hat

Die sächsischen Landtagswahlen sind so ausgefallen, wie sie unter dem reaktionären sächsischen Wahlunrecht eben nur ausfallen konnten: Die agrarische Interessenvertretung, die höchstens $^1/_7$ der Bevölkerung hinter sich hat, bleibt nahezu unverändert. Zwar zieht ein ausgezeichneter Kenner des sächsischen Wirtschaftslebens und seiner Erfordernisse mit in den Landtag ein, der Dresdener Handelskammersekretär Schulze, ein entschiedener Gegner agrarischer Extreme, mit verblüffender Mehrheit im Herzen der Residenzstadt gewählt, der weite Kreise sächsischer Industrieller hinter sich hat und wohl noch manchmal den Rückwärtsern unbequeme Wahrheiten sagen wird. Aber große Taten wird auch er nicht vollführen können, ein einzelner Liberaler unter so vielen Reaktionären. Die paar Nationalliberalen der schärferen Tonart und der vielleicht noch hinzukommende einzige Sozialdemokrat (für Zwickau-Land) werden ebenfalls für die Vertretung des Liberalismus kaum ins Gewicht fallen in diesem Musterparlament agrarisch-konservativer Reaktion. Wie unter diesen Umständen die geplante Wahlrechtsreform ausfallen wird, ist nicht zweifelhaft. Sie wird unter der Devise stehen: „Wasch mir den Pelz, aber mach ihn nicht naß." Und doch täte dem „roten Königreich" eine wirklich liberale Wahlrechtsreform bitter not. Ging doch schon diesmal die Erbitterung so weit, daß selbst die Urwähler der zweiten Klasse in Mengen für sozialdemokratische Wahlmänner stimmten. Im übrigen werden durch den Ausfall der Wahl in Sachsen die Sozialdemokraten noch dringlicher als in Preußen belehrt, daß sie auf die Hilfe des Liberalismus angewiesen sind, wenn sie im Landesparlament Einfluß gewinnen wollen.

Ein Faustschlag ins Gesicht der Gerechtigkeit bedeutet die Forderung der sächsischen Konservativen, daß im Wahlkreise Zwickau-Land ein sozialdemokratischer Wahlmann durch einen konservativen zu ersetzen sei. Dort hat nämlich der Abgeordnete Stolle einen Wahlmann mehr als sein konservativer Gegenkandidat erhalten. Nun stellt sich aber heraus, daß einer seiner Wahlmänner nicht wahlberechtigt ist, weil er noch nicht sechs Monate im Kreise wohnt. Also verlangen die Konservativen Ersetzung dieses „Genossen" durch einen ihrer Wahlmänner, obwohl auf den jetzt ungültigen Namen mehr als 100, auf den Konservativen ganze 19 Stimmen abgegeben wurden. Ueber 100 Landtagswähler sollen um ihr engbeschränktes Wahlrecht gebracht werden, weil ein Wahlmann sich nicht genau genug über seine Wählbarkeit informiert hat. Die Sozialdemokraten verlangen für diesen Fall Nachwahl. Aber sie werden kaum damit durchdringen im Lande Sachsen! Vielleicht ist's sogar besser so. Denn, wenn auch nur ein einziger Sozialdemokrat in den sächsischen Landtag gewählt wird, so haben die Reaktionäre schon ihre Formel zurechtgelegt. In der „Deutschen Tageszeitung" liest man sie bereits mit folgenden Worten: „Daß das Wahlrecht nicht ganz schlecht ist, werden auch die Sozialdemokraten zugeben müssen, denen es vielleicht gelingt, trotz der Dreiklassenwahl einen Kandidaten durchzubringen, und zwar lediglich aus eigener Kraft. Wenn das möglich ist, so kann man ernstlich nicht von einem „plutokratischen" Wahlsystem sprechen." Zur Mißhandlung der Gerechtigkeit fügen diese „Kämpfer für die heiligsten Güter der Nation" auch noch den blutigsten Hohn gegen die Entrechteten!

Die Bodenreform in einigen ihrer weittragendsten Forderungen ist in Bayern soeben parlamentsfähig geworden. Die Zentrumsfraktion hat in der bayerischen Abgeordnetenkammer den Antrag eingebracht, dem Landtag noch

Digitized by Google

in dieser Session einen Gesetzentwurf vorzulegen, welcher in den Großstädten und in allen Gemeinden, deren Volkszuwachs innerhalb der letzten Zählungsperiode den Landesdurchschnitt um das fünffache überschritten hat, eine Beteiligung von Staat und Gemeinde an der festzustellenden Steigerung des Bodenwertes in der Weise einführt, daß beide Teile je 10 Prozent von diesem Wertzuwachs erhalten. Dazu kommt noch ein Antrag der „Freien Vereinigung" eben dieser Kammer auf Vorlegung eines Gesetzentwurfs zur Grundentlastung, durch welchen zwei Millionen Mark zur Förderung der freiwilligen Ablösung der Bodenzinse bereit gestellt werden. — Im verhältnismäßig industriearmen Bayern sind alle Parteien stärker als anderswo von ihrer bäuerlichen Wählerschaft abhängig. Das erklärt die bodenreformerischen Anträge, die von den Parteigenossen der Antragsteller in den anderen Bundesstaaten kaum gebilligt, viel weniger nachgemacht werden dürften.

Der Rettungsanker aller Wahlrechtsreaktionäre in Preußen ist und bleibt die gesinnungsmörderische Oeffentlichkeit der Stimmabgabe bei den Landtagswahlen. Selbst sogenannte mittelparteiliche Blätter trösten in diesen bewegten Zeiten ihre unruhig gewordenen Leser aus dem Philisterlande mit jenem angeblichen rocher de bronce. Freilich nur wenige werden dabei so offenherzig ihre innersten Gedanken verraten wie die „Saale-Zeitung" in Halle, die in einer längeren Kritik unserer Generalversammlung u. a. schreibt: „Der entscheidende Faktor bei den Landtagswahlen ist zunächst immer noch die Oeffentlichkeit der Stimmabgabe, und an dieser dürften zumal in den gegenwärtig politisch scharf zugespitzten und wirtschaftlich arg darniederliegenden Zeiten die Genossen doch größeren Anstoß nehmen, als die führenden Personen in der Sozialdemokratie zu glauben geneigt sind." Man hört ordentlich das „Gottseidank" der Erleichterung, das der auchliberale Artikelschreiber bei diesen Ausführungen unterdrückt. Daß aber „die wirtschaftlich arg darniederliegenden Zeiten" noch besonders herhalten müssen, um sein behagliches Gefühl der Sicherheit zu vermehren, das ist nicht nur illiberal, sondern jedes Scharfmacherorgans würdig!

Kein Tag vergeht fast mehr ohne die Kunde von einem neuen Zeugniszwangsverfahren. Eine Wochenschrift ist nachgerade außerstande, jeden Einzelfall zu verfolgen. Aber wenn sich das allem Volksempfinden hohnsprechende mittelalterliche Verfahren so breit macht wie jetzt, wo nicht mehr einzelne Redakteure monatelang eingesperrt werden, um ihnen eine Aussage zu entreißen, die sie um ihrer Berufsehre willen verweigern, sondern wo gleich ganze Redaktionen mit dem Zeugniszwang bedroht werden, dann ist lautester und schärfster Protest politische und sittliche Pflicht. In einem Artikel der „Leipziger Volkszeitung" war das Vorgehen der Leipziger Justizbehörde gegen die im Majestätsbeleidigungs-Prozeß verhafteten Redakteure kritisiert worden. Durch den Inhalt dieses Artikels fühlt sich nun der Ober-Amtsrichter Meißner, der die Untersuchung in dem Majestätsbeleidigungs-Prozeß geführt hat, beleidigt und hat Strafantrag gestellt. Und zwar richtet sich die Strafverfolgung nicht nur gegen den verantwortlichen, sondern auch gegen den politischen Redakteur des Blattes, der als Verfasser des Artikels vermutet und verfolgt wird. Beide sind bereits vernommen worden. Als sie die Auskunft über die Verfasserschaft des Artikels ablehnten, wurde ein Zeugniszwangsverfahren gegen die ganze Redaktion in Aussicht gestellt. — Zu den krassen Fällen Rehbein und Hildebrandt (um nur einige aus letzter Zeit zu nennen) kommt also diese wahrhaft ungeheuerliche Bedrohung einer ganzen Redaktion mit dem Zeugniszwangsverfahren noch hinzu! Wenn die Drohung wirklich wahr gemacht werden und richterliche Billigung finden sollte — was wir einstweilen immer noch für unmöglich halten —, so wäre ja künftig jedes mißliebige Blatt in ständiger Gefahr, mit Hilfe dieses Verfahrens mundtot gemacht zu werden! Da müssen die Parlamentarier aller Parteien möglichst bald ein ernstes und deutliches Wort reden!

Die Attentatsfurcht des russischen Zaren scheint nachgerade krankhaft zu sein. Daß er sich trotz unerhört strenger militärischer Absperrungen nicht in das lustige Wien hineinwagte, sondern nur einen Besuch auf dem etwas abgelegenen Kaiserschloß von Schönbrunn machte, hat allgemeines Befremden schon zur Genüge erregt. Daß er aber jetzt trotz aller getroffenen Sicherheitsvorkehrungen den Gegenbesuch in Rom ganz abgesagt hat, weil einige radikal-sozialistische Kreise Protestkundgebungen bei seinem Einzug angekündigt hatten, das macht doch die krankhafte Attentatsfurcht des Selbstbeherrschers aller Reußen vor ganz Europa offenkundig. Im übrigen wird die Besuchsabsage für „das europäische Gleichgewicht" ebenso bedeutungslos bleiben wie die eben ausgeführte Besuchsfahrt des italienischen Königspaares nach Paris. Haben Frankreich und England, haben Rußland und Oesterreich erst vor einigen Wochen bei derartigen Besuchen sich freundschaftlich über wichtige politische Fragen verständigt, ohne daß der Zweibund oder der Dreibund davon berührt wurden, so wird diese Antrittsvisite des italienischen Königspaares bei den Franzosen, die von vornherein einen besonders familiären Charakter trägt, erst recht ohne besondere politische Tragweite sein.

* * *

Der Wahlverein der Liberalen.

Der diesmaligen Zusammenkunft der Liberalen waren zwei Aufgaben gestellt. Die Nationalsozialen hatten ihren Anschluß an die Freisinnige Vereinigung vollzogen; diese Tatsache lag vor, aber mit welchen Empfindungen begleiteten diese Tatsache unsere alten politischen Freunde? Das mußte sich auf dem Parteitag ergeben; mit resignierter Abneigung, mit Kühle, mit abwartender Zurückhaltung, mit vorsichtiger Zustimmung oder mit rückhaltloser Freude — das waren die Möglichkeiten. Und jede dieser Möglichkeiten war politisch bedeutungsvoll.

Mißtrauen und Zurückhaltung in solchem Augenblick wirken wie Scheidewasser; wir von der Freisinnigen Vereinigung kennen das aus der Zeit her, da sich die Sezession mit der alten Fortschrittspartei zu verbinden schien und doch niemals innerlich verband, sondern tatsächlich nur verbündete. Rückhaltlose Aufrichtigkeit und echte Wärme verschmelzen allein; und die politische Kraft eines solchen Zusammenschlusses ist von Anfang an eine andere, wenn beide Teile fühlen, daß der Schritt, den sie getan, gutgeheißen wird, sowohl von der kühlen, bedächtigen politischen Ueberlegung, als auch von der menschlich subjektiven Empfindung, oder wenn der eine beim Händereichen bereits argwöhnisch ausschaut nach einer neuen, möglichst gesicherten Position, und wenn der andere dann erklärlicherweise folgt — und wenn so beide schließlich um ein Unterkommen für den Zeitpunkt sich sogleich bemühen, da sie wieder auseinander gegangen sein werden.

Betraf diese Frage das innere Leben der Partei, so war die zweite Frage in Preußen und schließlich nicht weniger im

Reich von Gewicht für die politische Entwicklung. Sie lautet kurz und prinzipiell: Dürfen mit der Sozialdemokratie Wahlbündnisse eingegangen werden? Einzelne Politiker, einzelne Zeitungen, auch die „Nation" hatten sich hierüber schon von Fall zu Fall geäußert. Für die großen Parteiorganisationen wurde diese wichtige Entscheidung zum erstenmal jetzt brennend und sie erforderte eine prinzipielle Antwort in diesem oder in jenem Sinne nunmehr, da sich die Sozialdemokraten entschlossen hatten, an den preußischen Landtagswahlen teilzunehmen. Dieser Wendepunkt in der Entwicklung der Sozialdemokratie kann die Entwicklung der andern Parteien nicht unberührt lassen.

Es war nicht überraschend, daß ein Verhandlungsprogramm wie dieses der Versammlung einen sehr starken Besuch sichern mußte, und es war ebenso wenig überraschend, daß die bei weitem überwiegende Anzahl der Besucher alte Mitglieder der Freisinnigen Vereinigung waren, während nur ein kleinerer Bruchteil zu jenen Parteigenossen gehörte, die aus den Reihen der Nationalsozialen hervorgegangen waren. Für die Nationalsozialen hatte der eine, materiell wichtigste Verhandlungsgegenstand nur eine geringere Bedeutung; für sie war das Verhältnis zur Sozialdemokratie bei Wahlen eine offene Frage nicht mehr, und so haben sich denn an der sehr lebhaften Diskussion hierüber nur zwei frühere Nationalsoziale mit kurzen Ausführungen beteiligt.

In freisinnigen Kreisen, die unserer politischen Richtung mit recht geringem Wohlwollen oder sogar mit schlecht verhüllter Antipathie gegenüberstehen, empfand man entsprechend der Steigerung dieser Antipathie das steigende Bedürfnis, für unsere Zukunft um so besorgter zu — erscheinen. Man warnte uns vor dem Antisemitismus der Nationalsozialen, den sie dadurch betätigt hatten, daß man ihnen Aeußerungen, wie sie von Herrn Kopsch herrühren, nicht nachsagen kann, während sie öfter als einmal in neuerer Zeit antisemitische Wahlkreise berannt hatten; man warnte uns vor ihrer politischen Unreife, die dadurch erwiesen wurde, daß sie aus Erfahrungen gelernt hatten, und daß sie schließlich einen Entschluß gefaßt hatten, der jeder politischen Partei besonders schwer wird, nämlich ohne Vorbehalt in eine andere Partei aufzugehen, wenn die allgemeine politische Lage, wenn die Hingabe an eine gesunde vaterländische Entwicklung dies erfordert. Solche Einsicht, die ohne eine große Selbstverleugnung nicht bestehen kann, ist selten genug, und so gebührt den Nationalsozialen das Verdienst, daß sie, durch die Ereignisse belehrt, den Mut und den Idealismus hatten, die Konsequenzen zu ziehen und sich damit das Verdienst erwarben, den ersten praktischen Schritt zu tun, um einen festen Zusammenschluß der bürgerlichen Opposition herbeizuführen.

Diese neuen Freunde, an deren Spitze Männer von so großem Talente standen, fanden die Aufnahme, die sie verdienen, und die Stimmung steigerte sich noch durch einen Umstand.

Ein Teilnehmer, der der Freisinnigen Vereinigung etwa so viele Tage angehört, wie unsere Beratungen gedauert haben, fühlte sich in seiner achtundvierzigstündigen Parteizugehörigkeit gedrungen, jene Warnungen zu wiederholen, die wir aus Zeitungen mit gleich freundschaftlichen Gefühlen bereits kannten. Er hat die ihm gestellte Aufgabe mit größtem Geschick zu — unseren Gunsten gelöst, seine Rede war ein Verdienst, um — unsere Sache. Die Wärme steigerte sich um viele Grade, da es notwendig geworden war, gegen jene gänzlich vereinzelte Taktlosigkeit Einspruch zu erheben.

Es war natürlich, daß auch aufrichtige Freunde und Anhänger unserer Partei den vollzogenen Zusammenschluß zunächst mit nüchterner Reserve und mit sachlichen Vorbehalten betrachtet hatten; wie hätte das anders sein können. Dieses Stadium hat ein jeder von uns ohne Ausnahme einmal durchgemacht. Ich persönlich kenne jetzt nicht einen, der nach diesem ersten Zusammenarbeiten mit den Nationalsozialen, nach dieser ersten persönlichen Aussprache, die Zeugnis für so viel politischen Takt, guten Willen und Begabung ablegte, behauptet, daß er für seine Befürchtungen eine Bestätigung gefunden hätte. Ich habe nicht beobachtet, daß die Stimmung bei den neuen Freunden eine andere gewesen ist. Auf solcher Grundlage läßt sich eine arbeitsfähige, straffere Organisation schaffen, wie sie unserer Partei notwendig ist und wie der Parteitag sie durchzuführen beschlossen hat.

Auf den ersten Verhandlungstag, der diese Auftakte gebracht hatte, folgte die wichtigste, rein politische Erörterung am zweiten Tage.

Das Problem, das erörtert wurde, stellt sich ohne jede Verhüllung in voller Klarheit so dar: Wie kann die immer wachsende reaktionäre Gefahr in Preußen, die zugleich immer gefährlicher für das Reich wird, wirkungsvoll bekämpft werden?

Zunächst durch ein Zusammenwirken aller freisinnigen und wirklich liberalen Gruppen. Hierüber gibt es keine Meinungsverschiedenheit in der Theorie; die Praxis ist leider häufig weniger erfreulich. Die Tendenzen der Freisinnigen Vereinigung in dieser Beziehung sind jedenfalls offenkundig; sie wurden auf dem Parteitag von neuem bekräftigt durch eine Resolution, die es freudig begrüßt, daß die süddeutsche Volkspartei das Werk einer Annäherung der verschiedenen Gruppen der Linken zu Zwecken der Kooperation direkt in Angriff nehmen will. Freudige Begrüßung dieses Vorsatzes durch unseren Parteitag ohne irgend eine abweichende Stimme; kühle Ablehnung bei der „Freisinnigen Zeitung", dem Parteiorgan der freisinnigen Volkspartei. Semper idem.

Nachdem die Sozialdemokratie beschlossen hatte, auch ihrerseits an den Wahlen für den preußischen Landtag teilzunehmen, entstand die Frage: Reicht unter diesen Umständen ein Zusammenarbeiten der Freisinnigen und Liberalen, und zwar nur dieser, aus, um die erstrebte Wirkung zu erzielen?

Die Sozialdemokraten hatten erklärt, daß sie den Freisinnigen nur dann Wahlhilfe leisten werden, wenn die Freisinnigen bereit wären, entsprechend dem Umfange dieses Beistandes hinwiederum den Sozialdemokraten zu einigen Mandaten im Abgeordnetenhause zu verhelfen. Wenn nicht, so würden die Sozialdemokraten ihre Wahlmänner Gewehr bei Fuß stehen lassen, selbst auf die Gefahr hin, daß eine nicht unerhebliche Anzahl freisinniger Mandate von den Konservativen erobert würde. Sentimental ist diese Politik nicht, aber da mit Sentimentalitäten politische Erfolge überhaupt nicht erzielt werden, so ist diese Taktik begreiflich.

Die Sozialdemokraten wollen sich den Eingang in das preußische Abgeordnetenhaus erzwingen, und sie bedienen sich hierzu des einzigen Mittels, das für sie Erfolg versprechen kann. Mit dieser harten Tatsache muß gerechnet werden. Schönrednerische, naive Deklamationen ändern nichts hieran. Umsonst ist die Wahlhilfe der Sozialdemokraten diesmal nicht zu haben.

Wie hoch sind die Kosten für die Freisinnigen? Die Sozialdemokratie hat unerfüllbare Anforderungen nicht gestellt. Sie will erst auf Grund der Stärke, die sie bei den Wahlmännerwahlen erreicht, ihre endgültigen Ansprüche erheben, und sie wird von der Gesamtheit der gemeinsam zu erobernden Mandate immer nur einen Bruchteil verlangen. Sie war einverstanden, von der gemeinsam den Reaktionären abzujagenden Beute den Löwenanteil den Freisinnigen zu überlassen.

Eine nüchterne Untersuchung der Wahlchancen ergibt nun, daß ohne die Hilfe der Sozialdemokraten, die in einer ganzen Reihe großer Städte über die dritte Abteilung fast ausschließlich und über Teile der zweiten verfügen, jene Sitze an die Reaktion mit höchster Wahrscheinlichkeit verloren gehen; die gleiche Untersuchung stellt fest, daß mit Hilfe der Sozialdemokratie sowohl diese Sitze für die Opposition sicher zu behaupten, als daß auch eine ganze Reihe Bezirke im Lande mit höchster Wahrscheinlichkeit den Reaktionären zu entreißen sind. Einerseits also die Aussicht auf

Digitized by Google

Verluste; anderseits die Aussicht auf eine Verstärkung der Freisinnigen, und überdies auf ein Erscheinen der Sozialdemokraten im Landtag, das heißt: auf ein nicht ganz unerhebliches Anwachsen der gesamten Opposition im preußischen Abgeordnetenhause.

Aber mit solchen Erwägungen des politischen Kalkulators ist die Bedeutung dieser Frage nicht erschöpft, nicht einmal in ihrem entscheidenden Punkte berührt. Entscheidend ist etwas ganz anderes.

Man muß sich die Stellung der Sozialdemokratie zu unsern parlamentarischen Institutionen ins Gedächtnis zurückrufen. Es gab einmal eine Richtung in jener Partei, die sich nicht einmal des allgemeinen gleichen direkten und geheimen Wahlrechts zum Reichstag bedienen wollte; es gab eine Zeit, da jene, die für die Benutzung des Reichstagswahlrechts stimmten, doch immer betonten, daß ein Mandat in erster Reihe Zwecken der Propaganda zu dienen habe, daß aber reale Verbesserungen von dem Parlamente eines Klassenstaates nicht zu erwarten seien. Heute ist die Sozialdemokratie mit dem Reichstag auf das innigste verwachsen; sie ist im Seniorenkonvent; sie steht an der Schwelle des Reichstagspräsidiums. Es gab eine Zeit, da sich die Sozialdemokratie des preußischen Dreiklassenwahlrechts unter gar keinen Umständen bedienen wollte; sie will es heute. Was bedeutet diese Entwicklung anders, als daß die Sozialdemokratie ursprünglich von einem Standpunkt, den sie **außerhalb** der Institutionen des heutigen Staates verlegt hatte, die heutige Gesellschaft und den heutigen Staat zu beseitigen und alsdann neu aufzubauen gedachte. Und die reale Macht und die gesunde Kraft der gegebenen Zustände zwang die Sozialdemokratie von Schritt zu Schritt, diesen Plan aufzugeben und mehr und mehr mit denselben Mitteln wie alle andern politischen Parteien ihrerseits Politik zu treiben. Heute will sie für diesen Zweck sich sogar des Dreiklassenwahlsystems bedienen.

Die Mittel, mit denen die Sozialdemokratie ihre Ziele zu verfolgen gedenkt, haben im Lauf der Zeit also schon eine wesentliche Umgestaltung erfahren — nicht in so hohem Grade in der Theorie, aber tatsächlich, und die Tatsache bedeutet mehr als die papierene Theorie. Die Kämpfe auf dem letzten sozialdemokratischen Parteitag sind ein Zeugnis hierfür; gegenüber der steigenden Macht der Tatsachen, die **gegen** das Programm sprechen, sollte wenigstens erneut die alte **Theorie** bekräftigt werden. Die Beteiligung an den Landtagswahlen ist ein neuer Schritt der Sozialdemokratie in die reale heutige Welt hinein; sie ergreift ein Instrument des heutigen Staates, eines der schlechtesten, das er geformt hat, und man mag wollen oder nicht, jener, der ein Instrument benutzen will, muß sich dem Wesen dieses Instrumentes wenigstens in gewissem Umfange anbequemen. Mit anderen Worten: der Parlamentarismus erzieht Parlamentarier und drängt jene zurück, deren Ideal „die Heugabel-Revolution" ist.

Ist es das Ziel, die Sozialdemokratie zu irgend einer Zeit dahin zu bringen, daß sie jene letzten Grundlagen, auf denen unsere Zivilisation beruht, respektire, so sollte es ganz sicher nicht geschehen, daß sie zurückgestoßen wird, wenn sie bereit ist, auf gemeinsamer Grundlage mit anderen Parteien an der Entwicklung des Staates zu arbeiten.

Diese Verflechtung der Sozialdemokratie in das moderne Staatsleben hat die Marxisten, die bei uns noch die herrschenden sind, in Italien und Frankreich ohnmächtig und ohnmächtiger gemacht; Kautsky selbst bezeugt diese Ohnmacht; und sie hat die Sozialdemokratie in England und in den Vereinigten Staaten so gut wie verschwinden lassen.

Noch eins kommt hinzu. Soll jemals die Sozialdemokratie davon überzeugt werden, daß die Freisinnigen ernstlich die schreiende Ungerechtigkeit des Dreiklassenwahlsystems zu beseitigen bereit sind und zwar in solcher Weise, daß auch die Arbeiterschaft eine entsprechende Vertretung im preußischen Abgeordnetenhause finde, dann sollte die erste Gelegenheit benutzt werden, um den Arbeitern durch **Tatsachen** zu beweisen, daß der Liberalismus nach dem Maße seines Vermögens schon heute bereit ist, den Ausgeschlossenen den Zugang zum Parlament zu eröffnen. Denn den Massen wird das Raisonnement nicht recht einleuchtend sein, daß die Freisinnigen wohl das Wahlrecht zugunsten der Arbeiter zu ändern beabsichtigen — was sie heute nicht können —; daß sie hingegen ihnen mit den Mitteln, über die sie **heute** verfügen, nicht zu Mandaten verhelfen wollen. Ein Versprechen für die **Zukunft** wird wenig bedeuten, wenn in der **Gegenwart** selbst der Versuch als unstatthaft gelten soll, ein solches Versprechen in kleinem Umfang zu realisieren. Und welch ein Prinzip: Wir wollen den Sozialdemokraten durch Aenderung des Wahlrechts ihre politische Betätigung erleichtern; aber ihnen unter dem heutigen Wahlrecht ihre politische Betätigung zu **ermöglichen**, das muß verpönt bleiben.

Es war daher in hohem Grade erfreulich, daß der Parteitag der Freisinnigen Vereinigung sich prinzipiell auf den Standpunkt stellte — und das taten auch die Gegner der vorgelegten Resolution —: Gewiß eine Kooperation bei den Wahlen mit der Sozialdemokratie kann im gegebenen Falle durchaus zweckmäßig sein und ist keineswegs prinzipiell zurückzuweisen; aber dieses **gebotene** Prinzip laut zu verkünden, erscheint aus praktischen Rücksichten nicht angezeigt. Bei vielen unserer Wähler ist die Erbitterung gegen die Sozialdemokratie noch zu groß, so ist es; und die Sozialdemokraten sind an dieser Erbitterung nicht unschuldig; — und bei diesem öffentlichen Wahlsystem ist es auch ganzen Gruppen von Persönlichkeiten schwer, häufig fast unmöglich, ihre Stimme einem Sozialdemokraten zu geben — auch diese Einsprüche haben ihre praktische Bedeutung.

Gleichwohl maß der Parteitag diesen Einwendungen ein ausschlaggebendes Gewicht nicht bei. Er war der Ansicht, daß diese Fragen der Opportunität zurücktreten müßten gegenüber der entscheidenden prinzipiellen Frage: Soll ein Anlaß, der sich bietet, benutzt werden, um der Sozialdemokratie eine neue Möglichkeit für die erzieherische Mitarbeit am Staate, wie er ist, zu gewähren, oder soll dieser Anlaß fahren gelassen werden, und soll damit die Kluft, die zwischen Sozialdemokraten und Bürgertum klafft, zur Befriedigung der Reaktion noch eine Vertiefung erfahren?

Wir glauben, die Entscheidung des Parteitages war eine richtige, und wir zweifeln nicht daran, auch die wenigen dissentierenden Freunde werden die prinzipiellen Gründe der Majorität schnell so bewerten, daß selbst in ihren Augen jene an sich begründeten Einwände, die sich aus der augenblicklichen Sachlage ergeben, mehr und mehr zurücktreten.

Von dem lächerlichen Phantom, als sei die Freisinnige Vereinigung im Begriff sozialdemokratisch zu werden, oder als wolle sie sich der Sozialdemokratie unter Preisgabe alter Grundsätze annähern, ist nichts übrig geblieben. Wir sind, was wir waren, und weil wir von taktischen Annäherungsversuchen an die Sozialdemokratie gar nichts, aber auch gar nichts halten, so kann es offen ausgesprochen werden: unsere Gegnerschaft gegen die Sozialdemokratie ist im innersten Wesen völlig unverändert. Die Ziele der heutigen Sozialdemokratie sind gänzlich andere wie die unseren; aber trotzdem können wir im gegebenen Falle gemeinsam operieren: Der Kampf gegen die Reaktion ist gemeinsam, und das Bestreben, den weniger Bemittelten die Segnungen der Kultur im steigenden Maße zu erschließen, kann für lange hinaus gemeinsam sein.

Wir **bekämpfen** die Sozialdemokraten nach wie vor, und als ein Mittel, eines der wirkungsvollsten Mittel des Kampfes, betrachten wir die Uebung der **Gerechtigkeit**. Es entspricht aber den fundamentalsten Begriffen der Gerechtigkeit, einer Partei von der Stärke der Sozialdemokratie auch das Preußische Abgeordnetenhaus zu öffnen.

Wir erwarten nicht, daß eine uns erfreulich erscheinende Entwicklung der Sozialdemokratie von **außen** wesentlich **gefördert** werden kann; aber **gehemmt** kann diese Entwicklung von außen werden, und als eine

Digitized by Google

starke Hemmung jeder weiteren Entwicklung würde es sicherlich gewirkt haben, wenn nicht eine einzige bürgerliche Partei, soweit es an ihr liegt, das schlechteste, die Arbeiter aufs äußerste benachteiligende Wahlsystem zugunsten der Geschädigten in der Praxis günstiger zu gestalten bereit gewesen wäre. Das ist vermieden. Der „Vorwärts" erkennt unumwunden an, daß die angenommene Resolution zugleich dem Standpunkt der Sozialdemokratie entspreche. Hierauf kommt es an.

Eine Fabel aber ist es, daß jemals und von irgend einer Person etwas anderes angestrebt worden ist, als jenes Ziel, das durch jene vom gesamten Vorstand der Partei eingebrachte und alsdann von der Versammlung angenommene Resolution erreicht worden ist. Die Resolution in ihrer Formulierung ist wiederholentlich geändert worden. Die Endabsicht war nie eine andere, und es ist naiv, die Erreichung dieses Zieles als eine Niederlage jener hinzustellen, die gerade dieses Ziel mit Konsequenz seit langem verfolgt haben.

Es ist eine neue, nicht gleichgültige Wendung in der deutschen Politik, daß die Sozialdemokratie sich an den preußischen Landtagswahlen beteiligen will. Der Stellungnahme zu dieser Wendung konnte sich keine Partei entziehen. In alle Parteien der Linken hat dieses Ereignis Gärungsstoff hineingeworfen; in die nationalliberale Partei wie in die freisinnige Volkspartei.

Die Freisinnige Vereinigung hat eine rückhaltlose Besprechung des Problems nicht gescheut, und sie resolvierte sich folgendermaßen: Die Gerechtigkeit und die politische Klugheit verlangen, auch der Sozialdemokratie die Pforten des Preußischen Abgeordnetenhauses zu öffnen, und die Gefahren der Reaktion gebieten, die Sozialdemokraten als gleichberechtigten Faktor zum Kampfe gegen diese Reaktion heranzuziehen.

Diese Wahrheit vor allem mußte einmal nachdrücklich ausgesprochen werden, und an sie wird sich das freisinnige und liberale deutsche Volk gewöhnen müssen. Ohne die Berücksichtigung dieser Wahrheit, und ohne die Zusammenfassung der bürgerlichen Opposition bleibt die Hoffnung auf Sieg ein politisches Altweibergewäsch.

P. Nathan.

Zeitungsstimmen über unsere Generalversammlung.

Wir geben eine gedrängte Zusammenstellung von Urteilen der Presse über die von der Generalversammlung des Wahlvereins der Liberalen angenommene Resolution zur Frage des Zusammenwirkens mit der Sozialdemokratie. Der Überblick über die Verschiedenheit der Urteile ist ebenso lehrreich wie unterhaltsam. Wir glauben, den Kommentar zu den einzelnen Stimmen unseren Lesern selbst überlassen zu sollen. Die Resolution lautet im Wortlaut:

Resolution:

Die Bekämpfung der konservativ-klerikalen Reaktion betrachten wir als die Hauptaufgabe des entschiedenen Liberalismus auch bei den bevorstehenden Landtagswahlen.

Die reaktionäre Mehrheit hindert in Preußen jeden ernsthaften Fortschritt auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Sie widersetzt sich der Befreiung der Schule von der kirchlichen Herrschaft ebenso wie der Hebung des Wirtschaftslebens durch den Ausbau unserer Wasserstraßen. Sie widerstrebt jeder Verstärkung des Einflusses der bäuerlichen Bevölkerung auf die Kreis- und Provinzialverwaltung wie jeder freiheitlichen Ausgestaltung des Vereinsrechtes. Daneben ist sie unablässig und nicht ohne Erfolg bemüht, ihren Einfluß auf die Reichspolitik auszudehnen.

Die Macht der reaktionären Parteien kann nur gebrochen werden durch eine gründliche Reform des Landtagswahlrechts. Als eine befriedigende Reform ist allein der Ersatz des Dreiklassenwahlsystems durch das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht, wie wir es im Reiche haben, anzusehen. Daneben ist eine den veränderten Bevölkerungsverhältnissen angepaßte Neueinteilung der Wahlkreise eine unerläßliche Forderung der Gerechtigkeit.

Um diese Ziele zu erreichen, müssen sich die liberalen Wähler in Stadt und Land zusammenschließen und mit aller Energie in den Wahlkampf eintreten. Nur ein zugleich einheitliches und kraftvolles Vorgehen kann dem Liberalismus jetzt und in Zukunft die gebührende Stelle unter den Machtfaktoren des öffentlichen Lebens verschaffen.

Da, wo wir zur Zeit den Wahlsieg nicht aus eigener Kraft erringen können, ist — trotz der prinzipiellen Gegensätze, die uns von der Sozialdemokratie trennen — eine Verständigung auch mit dieser angezeigt. Unseren Parteifreunden im Lande geben wir anheim, unter Berücksichtigung der lokalen Verhältnisse und auf Grund des bei den Urwahlen hervortretenden Stärkeverhältnisses in dahin zielende Verhandlungen einzutreten.

Vorwärts (Zentralorgan der Sozialdemokratie):

Die Resolution, die auf der Generalversammlung angenommen ist, entspricht den Anforderungen, die von unserer Seite an die Liberalen gestellt wurden. Es liegt nun im eigenen Interesse der Liberalen in den eigenen Wahlkreisen, der Aufforderung der Generalversammlung wirklich nachzukommen.

Freisinnige Zeitung (Zentralleitung der Fr. Volksp.):

Wie Abg. Barth auf dem Parteitag der Freisinnigen Vereinigung, hat sich wohl selten ein Parteiführer in einer solchen splendid isolation befunden. Das kommt davon, wenn ein Parteiführer wie Abg. Barth allgemeine Wahlparolen glaubt für die Partei ausgeben zu können einzig und allein nach seinen individuellen Eingebungen.

Berliner Neueste Nachrichten (großindustriell):

Auf dem gestrigen Parteitage der Freisinnigen Vereinigung hat ebenso wie auf der vielberufenen Dresdener Versammlung der befreundeten Sozialdemokraten die radikale Richtung gesiegt. Herr Dr. Barth hat es durchgesetzt, daß mit großer Mehrheit ein Beschluß angenommen wurde, welcher für die Wahlen eine Verständigung mit der Sozialdemokratie proklamiert. Wohl wandten sich alte bewährte Führer der Fraktion energisch und mit bitteren Worten gegen Dr. Barth, der geradezu eine Lobrede auf die frische, freie Sozialdemokratie hielt, welche seiner Erklärung nach in den freisinnigen Kampfesteich wieder neues Leben bringen muß. Abg. Pachnicke klagte, die Freisinnige Vereinigung würde ihren Boden untergraben, wenn sie einen Kompromiß mit den Sozialdemokraten einginge .... Auch Broemel sprach gegen Barth. Alles umsonst, diesem politischen Rattenfänger folgt die Schar der radikalen Jungen, und die nun glücklich der Freisinnigen Vereinigung angeschlossenen nationalsozialen Herren Naumann und v. Gerlach nun ein übriges für die neuen „Genossen", sodaß Herr Dr. Barth, wie Bebel in Dresden, Sieger auf der ganzen Linie bleibt.

Posener Neueste Nachrichten (liberal):

Es sei — im Gegensatz zu anderen unrichtigen Blättermeldungen — hier betont, daß bei der Abstimmung durchaus nicht die neuhinzugetretene nationalsoziale Gruppe den Ausschlag gab; diese Herren waren nur in kleiner Anzahl anwesend, hielten sich überhaupt während der zweitägigen Verhandlungen sehr im Hintergrund, und nur ihr Führer Herr v. Gerlach ergriff in der Landtagswahldebatte zu kurzen Ausführungen das Wort.

Weser-Zeitung (liberal):

Auch ohne die Rede Pachnickes konnte jeder den Versammlungsberichten schon entnehmen, wie wenig begründet die Annahme eines Sieges Barths ist, und aus dem Widerspruche, den auch die abgeschwächte Form der Resolution gefunden hat, läßt sich leicht ermessen, wie die Parteifreunde im Lande nach Maßgabe der lokalen Verhältnisse sich entscheiden werden.

Frankfurter Zeitung (demokratisch):

Es ist ja ausgesprochen worden, daß die Berliner die Mehrheit hatten und von ihrem engeren Residenzstandpunkte die Stellung zur Sozialdemokratie beurteilten. Es hat sich aber doch gezeigt, daß dieser Residenzstandpunkt, der einem Zusammenwirken der Liberalen mit den Sozialdemokraten das Wort redet, in der Provinz, wenn auch nicht überall in gleichem Maße, einen starken Rückhalt hat, daß

Digitized by Google

mancher Provinzler gerne weiter gegangen wäre, als ein Residenzler wie Dr. Pachnicke in dem Schlußsatz der später angenommenen Resolution empfahl. Es muß konstatiert werden, daß in der gestrigen Generalversammlung des liberalen Wahlvereins sich eine Reihe ungewöhnlich begabter, für politische Ideale begeisterter, opferfreudiger Männer zusammengefunden hat, die unzweifelhaft eine Zierde des deutschen Bürgertums sind und mit durch nichts zu erschütternde Zuversicht der künftigen Entwicklung verarbeiten. Die Stimmung, die Entschlossenheit, die da vielfach zum Ausdruck kam, haben als politisches Ferment vielleicht mehr Wert als die Resolutionen, die auf manchen Delegiertentagen beschlossen wurden, wo oft genügt, wenn ein kommandierender Offizier und eine Anzahl Korporale anwesend sind, die, wie sich dann bei den Wahlen herausstellt, nichts hinter sich haben.

Hannoverscher Courier (nationalliberal):

Das Erfreuliche an der Freisinnigen Vereinigung ist jedenfalls, daß sie manches vergessen und vieles gelernt hat, daß sie wandlungs- und entwicklungsfähig ist, mit der Zeit mitgeht und sich ihren Erfordernissen anzubequemen sucht. Sie steht in dieser Hinsicht in denkbar schroffstem Gegensatze zur Freisinnigen Volkspartei, deren Führer Eugen Richter in unaufhaltsamer, politischer Versteinerung begriffen ist. Mit welchem Stolz schreibt er gelegentlich in der „Freis. Ztg.", daß er, der Abg. Richter, in dieser oder jener Frage noch heute genau auf demselben Standpunkte stehe, wie in den Jahren 1866 und 1873. Spottet seiner selbst und weiß nicht wie. Daher der unerbittliche Haß, mit dem der Abg. Richter die Ausrottung des Fuchtel-Extronaenen, Ungenehmen, betreibt.

Magdeburger Zeitung (nationalliberal):

Auch in dieser abgeschwächten Fassung, die Barths Vorschlag zu einer bloßen Arnbeske mache, ist der letzte Absatz der Resolution bekämpft worden, und die Minderheit, die schließlich gegen ihn gestimmt hat, setzte sich aus Vertretern der Wahlkreise und Städte zusammen, die den Besitzstand der Freisinnigen Vereinigung im Parlament bilden. Gerade deshalb wäre ein Beschluß am besten unterblieben, zumal da die Art, wie er begründet worden ist, hier und da leicht bei den andern liberalen Parteien Anstoß erregen könnte, auf deren Unterstützung die Freisinnige Vereinigung auf jeden Fall angewiesen ist.

Berliner Zeitung (finksliberal):

Dr. Barth hätte die Mehrheit der Versammlung für sich gehabt, wenn er eine Resolution eingebracht hätte, welche seinen Standpunkt in allen Schäfe detente; er hätte damit um seines persönlichen Nimbus und einer politischen Idee willen, deren praktische Durchführbarkeit für die diesmaligen Wahlen nicht mehr in Frage kommt, möglicherweise eine Spaltung der Partei herbeigeführt. Er hat als Realpolitiker eingelenkt und selbst einer Resolution zugestimmt, die eine mittlere Linie verfolgt, indem sie nur da Verständigung mit den Sozialdemokraten empfiehlt, wo ein Wahlerfolg aus eigener Kraft ausgeschlossen erscheint. Barth hat sich damit darauf beschränkt, das zu fordern, was im Augenblick erreichbar erscheint; er ist dadurch nicht behindert, seinen Weg weiter zu gehen, der auf eine allgemeine Verständigung zwischen Sozialdemokratie und freisinnigem Bürgertum abzielt. Wann dieses Ziel erreicht werden wird, ist bei der Rückständigkeit, die in diesem Punkte nicht nur im liberalen Bürgertum, sondern auch bei liberalen Politikern herrscht, schwer vorherzusagen. Es ist der Fluch des Liberalismus in den ganzen letzten 40 Jahren stets gewesen, daß er die Fehler, die er begangen, immer erst zehn Jahre, nachdem er sie gemacht, als solche erkannt hat. Möge der Fehler, den das freisinnige Bürgertum begeht, indem es sich gegen eine Verständigung mit der Sozialdemokratie sperrt, recht bald eingesehen werden, jedenfalls bevor an ihm der Liberalismus ganzlich zugrunde geht.

Breslauer Zeitung (volksparteilich):

Wenn man sich schließlich auch auf eine Resolution geeinigt hat, die ein Zusammengehen mit der Sozialdemokratie bei den preußischen Landtagswahlen empfiehlt, so kann kein Zweifel daran sein, daß die vom Abg. Barth vorgeschlagene Taktik der ausgesprochenen Waffenbrüderschaft mit jener Partei Schiffbruch gelitten hat. Die ungefähr 40 Mitglieder, die gegen die Resolution stimmten, bedeuten noch lange nicht die ganze Summe des Widerspruches gegen eine Politik, die dem Liberalismus dienen mochte, indem sie ihn in Abhängigkeit vom extremsten Radikalismus bringt.

Berliner Volkszeitung (demokratisch):

Es mag vorweg festgestellt werden, daß sich der Parteitag mit erdrückender Mehrheit für ein Zusammengehen mit der Sozialdemokratie ausgesprochen hat. Die Freisinnige Vereinigung hat sich dadurch als weitsichtiger, politisch klüger, vorurteilsloser und praktischer erwiesen, als die Offiziellen und Offiziösen der Freisinnigen Volkspartei, die ihre Hoffnung bei der bevorstehenden Landtagswahl guten dem historischen Ausspruche einer Freisinnsleuchte: „Lieber mit Krocher als mit Barth" einzuweichen vorziehen. Die große Mehrheit, mit der die Resolution angenommen wurde, legt die Vermutung nahe, daß sie auch bei einer schärferen Fassung eine Majorität erlangt hatte. Indessen ist das Erreichte bedeutsam genug. Die Angst vor dem roten Gespenst erscheint nachgerade — und das ist das Erfreuliche an dem Vorgange — jedem unbefangenen Liberalen als eine Anomalie.

Nationalzeitung (nationalliberal):

Der Schlußsatz, der sich auf die Stellung zur Sozialdemokratie bezieht, hat bei Vertretern aus dem Lande zum Teil lebhaften Widerspruch gefunden, enthält aber, wie betont wurde, nur eine runde Bündnissodeeung, sondern nur die „Anheimgabe", von Fall zu Fall, „unter Berücksichtigung der lokalen Verhältnisse und auf Grund der bei den Urwahlen hervortretenden Stärkeverhältnisse", in Verhandlungen einzutreten.

Reichsbote (konservativ):

Ebenso wie von Herrn Ehlers wurde Herr Barth von seinem mecklenburgischen Vereinsbruder, Herrn Pachnicke, fast in jedem Punkte seiner Ausführungen widerlegt. Herr Barth half sich über das Unerquickliche der Situation, in der er sich befand, damit hinweg, daß er es als einen Vorzug der liberalen Vereinigung pries, die verschiedensten Ansichten innerhalb ihrer Reihen ertragen zu können.

Post (freikonservativ, Zentralorgan für Scharfmacherei):

Im Bebelschen Ballsaal mußten doch wenigstens noch ein paar Köpfe, ehe sie sich mit ihren Partnern zum Wirbeltanz entschlossen, mitwalzen und dann fein sauberlich zu Kreuze krochen; bei Herrn Barth und Genossen lagen sie schon von Beginn an auf dem Bauch und wollten garnicht anders liegen, als auf dem Bauch.

Berliner Tageblatt (liberal):

Wir halten es für das beste Ergebnis des Parteitages, daß er eine gebundene Marschroute für die Landtagswähler, wie sie Abg. Barth vorgeschlagen, abgelehnt hat.

Die Hilfe (Artikel des Abg. v. Gerlach):

Daß die Resolution schließlich mit überwältigender Mehrheit angenommen wurde, darauf kommt es weniger an, als darauf, daß die Diskussion die Zustimmung dazu fast aus allen Teilen des Landes ergeben hatte. Etwa 15 Redner traten dafür ein, und darunter waren ganze zwei Nationalsoziale! Die Nationalsozialen hielten sich absichtlich zurück, schon damit es nicht den Anschein gewinne, als wenn Eugen Richter recht hatte, als er prophezeite, durch den Eintritt der Berliner Nationalsozialen werde Barth eine Mehrheit erhalten. Die Berliner hatten nicht entfernt die Mehrheit auf der Generalversammlung. Trotzdem dieser Triumph der Barthschen Politik, die nunmehr, nach dem Ergebnis des 11. Oktober, als spezifisch Barthsche Politik zu bezeichnen eine Verleumdung wäre. Sie ist die Politik einer so großen Mehrheit der Freisinnigen Vereinigung, daß sie hinfort einfach als die Politik der Freisinnigen Vereinigung zu bezeichnen ist.

Der Tag (Artikel vom nationalliberalen Abg. Dr. Böttger):

Vielleicht könnten die Nationalliberalen als Mittelpartei in Zukunft einmal zwischen den beiden freisinnigen Gruppen eine Vermittlerrolle übernehmen, wenn auch bei ihr sich Personalscharfen ausgeglichen haben werden. Die Jungliberalen scheinen nämlich auf die Freisinnige Vereinigung nicht so feen zu stehen, wie manche Fraktionsführer tun. Bei den letzteren hat dagegen der furchtbare, erbitterte Obstruktionskampf die Abneigung gegen die Sozialdemokratie auch auf deren Waffenbrüder in jenem Kampfe, nämlich auf die Freisinnige Vereinigung, übertragen, und sie sind in der Wertschätzung Richters und seiner staatsmännischen Bedeutung auf einem Hügel angelangt, der keine Erhöhung mehr verträgt. So stehen denn manche der Alten in puncto Sozialliberalismus Richter und manche der Jungen der Barth-Naumann-Gruppe freundlicher gegenüber, ohne daß es darüber zu inkriminierten Meinungsverschiedenheiten gekommen ist. Im Grunde sind die Alten und Jungen bei den Nationalliberalen einig, daß Arbeiterschutzpolitik gegen die Arbeiter nicht auf die Dauer gemacht werden kann, und daß

Digitized by Google

der Liberalismus nicht auf alle Dauer auf die Mitwirkung erheblicher Bestandteile aus der Arbeiterschaft verzichten darf. Daß sich hier von Naumann und Barth geheime Ideengänge zur Politik von Bassermann und den Jungliberalen hinziehen ist jedem, der in den letzten zehn Jahren unsere innere Politik verfolgt hat, völlig klar. Ja, man kann sogar verraten, daß es sich auch bei den jüngeren Elementen in der Freisinnigen Volkspartei rebellisch gegen Richters Sparagnes und ähnliche Sozialistentötereien regt; auch hier gibt es schon sozialliberale Anwandlungen. Wenn diese Beobachtungen auch von den Sozialliberalen angestellt worden sind, und wenn sie in dieser Richtung ihre Politik am Sonntag vertieft haben, so haben sie dem Gesamtliberalismus eine Wegestrecke vorgearbeitet.

Franz Deak und sein Werk.

Am 17. Oktober werden hundert Jahre seit der Geburt Franz Deaks verflossen sein. Das neue Ungarn, das heutige Oesterreich-Ungarn ist zum großen Teile ein Werk dieses Mannes. Der einstige, schlichte Unteranwalt im Zalaer Komitate machte eine schnelle Karriere im öffentlichen Leben. Allerdings trat er zu einer Zeit auf die Bühne der Weltereignisse, in der sich eben erst die parlamentarische Tätigkeit in Ungarn nach längerer Ruhepause zu beleben begann und die Persönlichkeiten rasch zur Entwicklung kommen konnten. Deaks politische Laufbahn ließe sich in drei Abschnitte einteilen: Zuerst widmete der junge Deputierte seine Kraft der positiven Arbeit im Reichstage zu Preßburg. Die Grundlage für die Selbständigkeit des Karpathenreiches im Jahre 1848 wurde damals vorbereitet. Dann kam der passive Widerstand gegen die Mächte der Reaktion und endlich der Bau der dualistischen Verfassung der Habsburger-Monarchie.

In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts betrat Deak den Saal der Ständetafel des Preßburger Reichstages als Abgeordneter seines Heimatbezirkes, des Zalaer Komitates. Seine Sympathien galten der liberalen Opposition, die, von dem Geiste Szechenyis durchdrungen, mit der freiheitlichen Neugestaltung und Nationalisierung der Länder des heiligen Stefan beschäftigt war. Kölcsey schildert treffend den Charakter dieser Partei. „Was ist die Opposition?“ fragt er in seinem Tagebuche. „Die Verneinung alles dessen, was der Wiener Hof und sein Vertreter, der Personalis, dem der Vorsitz im Unterhause oblag, behauptet.“ Als Musterbild galt der wackere Johann Balogh, der neunundzwanzig Tage eine Sache mit Feuer und Schwert verfocht und sie am dreißigsten Tage nur deshalb aufgab, weil der Personalis sich unterdessen für sie erwärmt hatte. Mit dem Prinzipe der Verneinung brach Deak; ihm ist es zu danken, daß auf den Reichstagen von 1832—1836 und 1840 die Aufmerksamkeit den wirtschaftlichen Fragen, dem Schicksale der hörigen, kleinen Bauernschaft zugewendet ward. Der tatsächliche Gewinn erscheint nicht bedeutend. Aber aus dem Reichsrate drang der Geist des Liberalismus in das Land hinaus, den aufgeklärten Teil der Bevölkerung mit Enthusiasmus erfüllend. „Zwei gewaltige Triebe verleihen dem Bürger Kraft und Begeisterung zur Verteidigung des Vaterlandes, nur zwei Kräfte knüpfen das Volk zuverlässig an Vaterland und Gesetz und diese beiden Zauberkräfte sind: Freiheit und Eigentum.“ In diesen Worten des Zalaer Bürgers kündigten sich bereits die großen Strömungen an, die von 1840—1848 Ungarn beherrschten; das alte Magnatenregime wankte, der kleine Grundadel, die freie städtische Einwohnerschaft strebte nach ausgedehnterem Einflusse. Kossuth eröffnete den zähen Kampf mit dem Trompetenstoß: „Mit Euch — mit den Magnaten — wenn Ihr wollt, aber auch ohne Euch und selbst gegen Euch, wenn es sein muß!“ Deak hatte sich vom politischen Schauplatz zurückgezogen, verbittert durch den Streit um die Besteuerung des Adels. Die Magnaten beriefen sich auf die Bestimmung der goldenen Bulle: Der Adelige und sein Gut ist von jeglicher Abgabe befreit; sie verstanden nicht die Zeichen der Zeit und stützten sich beharrlich auf ihre Privilegien. Kossuth führte den Kampf weiter und Deak war mit ihm einen Sinnes. Später verhinderte den „Weisen der Nation“ eine andauernde Krankheit, persönlich an den Reichstagssitzungen teilzunehmen, aber er stand mit Rat und Tat den liberalen Abgeordneten zur Seite, schuf ihnen ein klares Programm.

Am 4. März 1848 wurde in der Ständetafel über eine Adresse an den Kaiser beratschlagt, die dem Monarchen die Forderungen Ungarns geordnet unterbreiten und den Wunsch nach der Einsetzung eines verantwortlichen Ministeriums aussprechen sollte. Am 16. März war eine feierliche Deputation des Reichstages in Wien mit der Adresse eingetroffen und Kaiser Ferdinand betraute den Palatin mit der Bildung eines Ministeriums. Graf Bathyany wurde der Chef der ersten selbständigen Regierung und Franz Deak sein Justizminister. Ihm, dem tüchtigen Juristen, fiel eine hervorragende Rolle bei der Umsetzung der Adresse in die Paragraphen der Verfassung zu. Am 11. April 1848 erschien der Monarch persönlich in Preßburg, um die Gesetze zu sanktionieren, die Ungarns Selbständigkeit, die Personalunion mit Oesterreich, begründeten. Bald bereute der Wiener Hof seine Zugeständnisse. Die Magyaren aber verwiesen auf ihren Schein und ließen nicht locker. Schließlich brachte die Frage der gemeinsamen Angelegenheiten und Lasten der beiden Reichsteile den Stein ins Rollen, der Ungarns kurze Freiheit zertrümmerte. Kossuth blies Sturm, Deak riet zum Festhalten an den und zum Beharren auf den Gesetzen des Landes. Doch legte er dem Revolutionsmanne keine Hindernisse in den Weg. „Wenn die Pferde ausreißen,“ rechtfertigte er seine Haltung, „ereignet es sich zuweilen, daß der Wagen nicht umwirft; wohl aber geschieht dies stets, wenn zwei die Zügel ergreifen und der eine nach links, der andere nach rechts reißt.“

Bekümmerten Herzens zog sich Deak, der als Justizminister sein heilsames Wirken in den Tagen des Sturmes, des Aufruhrs, nicht fortsetzen konnte, zurück und sah den Untergang des kaum erstandenen, schon weichenden Glückes seiner Nation. Später gedachte er noch oft mit Wehmut dieser Zeit und meinte: „Drei Dinge waren notwendig, damit einen die Revolution unter ähnlichen Umständen, wie sie damals in Ungarn wütete, nicht wegschwemmte: Verstand, Ehrenhaftigkeit und Glück.“ Deak verfügte über diese Gaben in hohem Maße; darum vermochte er sich über Tage hinweg zu retten, in denen die besten Männer des Magyarentums untergingen oder gebrochen wurden. Man muß nur in Csengerys Schrift über Ungarns Redner und Staatsmänner nachlesen, um zu sehen, wie fürchterliche Verwüstung der Freiheitskampf unter den führenden Persönlichkeiten angerichtet hat. Deak büßte durch seine Zurückhaltung viel an Volkstümlichkeit ein. Aber er konnte nicht anders handeln; ihm war es nicht gegeben den Rechtsbruch der 1848er Gesetze seitens des Wiener Hofes mit der Auflehnung gegen das Recht seitens des Volkes zu beantworten. Fiel auch die Masse von ihm ab, Kossuth, der umjubelte Heros, sagte damals zu Jokai: „Wenn wir siegen, ziehe ich mich zurück, dann brauchen wir einen besonnenen, nüchternen Staatsmann wie Deak.“ Und ähnlich haben auch andere, einsichtige Politiker geurteilt.

Als Ungarns Freiheit zerschellt war, gedachte man wieder der Warnungen Deaks, alles auf eine Karte zu setzen, und hörte auf seine Stimme. Von seinem Geburtsorte Kehida aus forderte er seine Nationalangehörigen zum „passiven Widerstand, gegen den Zentralismus und seinen Henkersknecht den Despotismus,“ auf. Die Wiener Regierung erklärte die Aprilgesetze des Sturmjahres für verwirkt; der „Weise“ beschwor seine Landsleute von der Rechtsbasis der 1848er Verfassung

nicht abzulassen und jede Unterstützung des herrschenden Regimes zu verweigern. Schmerling suchte ihn im Jahre 1850 zur Mitarbeit an dem neuen ungarischen Privatrecht zu gewinnen, nachdem er schon in den vierziger Jahren an der Ausarbeitung des Strafgesetzbuches in erster Reihe beteiligt war. Deak schrieb: „Nach den traurigen Ereignissen jüngst vergangener Zeiten, unter Verhältnissen wie sie jetzt noch bestehen, ist es mir unmöglich bei den öffentlichen Angelegenheiten tätig mitzuwirken."

In den fünfziger Jahren verlegte der Staatsmann seinen Wohnsitz nach Pest. Die zwei kleinen, einfachen Zimmer seines Logis wurden bald die „vornehmsten Salons des Landes", in denen die Politiker aus allen Gebieten Ungarns eintrafen, um mit Deak die Erscheinungen des öffentlichen Lebens zu besprechen. Von der Hauptstadt aus war er unermüdlich darauf bedacht, im Volke den Sinn für die 1848er Errungenschaften zu erhalten. „In erster Linie gebietet die Pflicht," schrieb er an Dr. Falk, „in der Nation das Gefühl für die verfassungsmäßige Freiheit wach zu halten, denn dann kann in einem günstigen Augenblick mit einem Federstrich die ungarische Konstitution wieder hergestellt werden und binnen vierundzwanzig Stunden können wir einen freien Staat haben." Der Vertrauensmann und geistige Leiter des fortgeschrittenen Magyarentums blieb in den Jahren des schwersten Druckes, der unerträglichen Bevormundung unbeugsam und hoffte auf den baldigen Umschwung der Verhältnisse.

Langsam, zögernd kam der ersehnte Wechsel herbei. Mit dem Oktoberdiplom von 1860 begannen die Versuche der Neubildung des Kaiserstaates, Experimente, die bald voll froher Hoffnungen begonnen, dann rasch aufgegeben, wieder aufgenommen und erst allgemach zu einem Abschlusse gebracht wurden. Konstitutionalismus und Absolutismus wechselten unaufhörlich, die Verfassungen selbst wurden wie alte Kleider abgelegt und durch neue ersetzt. Deak galt dem Wiener Hofe als der Vertreter der großen magyarischen Bevölkerungsmasse, und es entwickelte sich zwischen ihm und der Krone ein reger Adressen- und Reskriptwechsel, in dem der Gutsbesitzerssohn aus Kehida den glänzenden Redner, den Meister des ungarischen Staatsrechtes, den scharfen Polemiker und rückgratfesten Bürger zeigte. Deak gewann die Zustimmung des kurzlebigen Budapester Reichstages für seine Politik, die in dem Verlangen nach der Wiederherstellung der 1848er Personalunion, der Verfassung gipfelte und die Beschickung des Wiener Zentralparlaments ablehnte. Der Monarch beharrte auf dem Prinzip der Rechtsverwirkung, die Fäden der Verhandlungen rissen. Vier Jahre neuerlichen Absolutismus waren die Folgen für Ungarn.

In dieser Zeit vollzieht sich in Deak eine Wandlung, durch welche die Grundlage für den Ausgleich mit Oesterreich, den Friedensschluß mit der Krone, für sein Lebenswerk geebnet wird. Im Jahre 1865 erklärte er in einem zu Ostern im „Pesti Naplo" erschienenen Artikel, daß die ungarische Nation zwar ihre konstitutionelle Selbständigkeit nie opfern werde, jedoch bereit sei, ihre Gesetze auf dem legalen Wege mit dem *festen Bestande der Monarchie in Einklang* zu bringen, sobald vorher die Verfassung hergestellt würde. Das Vorhandensein gemeinsamer Angelegenheiten mit der westlichen Reichshälfte wurde zugegeben, die Notwendigkeit einer parlamentarischen Institution zur Erledigung dieser gemeinsamen Agenden anerkannt und die Delegationen als Auskunftsmittel vorgeschlagen. Die Krone ging auf die Proposition ein, der ungarische Reichstag trat zusammen. Die Thronrede vom 14. Dezember 1865 und das königliche Reskript vom 3. März 1866 zeigte großes Entgegenkommen. Die Auffassung der Rechtsverwirkung fiel. Kaiser Franz Josef bot die Hand zur Versöhnung, indem er den Ausgangspunkt für die Verhandlungen mit Ungarn auf den gemeinsam anerkannten Rechtsboden der pragmatischen Sanktion zurückverlegte, wobei ausdrücklich anerkannt ward, daß dieses Staatsgrundgesetz die Selbständigkeit, die innere Rechtsgestaltung und Verwaltung des Königreiches Ungarn mit seinen Nebenländern gewährleistet hat. Graf Beust beendete den „vergeblichen Wechsel von Reskripten, die nach Pest gingen, und von Resolutionen oder Adressen, die von Pest kamen"; er betrat den Weg der persönlichen Unterhandlung, auf dem schließlich der Friede mit Ungarn hergestellt wurde. Deak hatte gesiegt, das von ihm inspirierte Elaborat der Fünfzehner-Kommission des Pester Parlaments fand einige Monate nach der Schlacht von Königgrätz die kaiserliche Genehmigung: der 1867er Ausgleich war fertig.

Heute scheint uns der Dualismus unhaltbar, störend. Um aber das Verdienst Deaks richtig einzuschätzen, müssen wir die Frage aufwerfen: Was bedeutete der Ausgleich zur Zeit seiner Schöpfung? Der „Weise der Nation" sah schließlich nur zwei Wege vor sich: der eine führte dem Despotismus zu, auf dem andern konnte man leidlich vorwärts kommen, sofern es gelang, eine Brücke zu schlagen, die den Abgrund zwischen der Personalunion von 1848 und der vom Hofe aufgedrungenen Realunion übersetzte. Deak hat unter dem Zwange der Verhältnisse gehandelt; er sah, daß Ungarn im Zeichen des Absolutismus verkommen müsse, und überwand endlich den Abscheu vor der ihm aufgedrungenen Form des Friedenspaktes. Als vorübergehende staatsrechtliche Basis wäre der Ausgleich nicht so übel gewesen; der Fehler liegt allein in der Verwechslung des möglichen Provisoriums mit dem unmöglichen Definitivum. Durch den Dualismus über den Dualismus hinaus: so sprach die Stimme der Vernunft in den letzten Jahren. Was kann Deak dafür, daß man ihrer nicht zu achten verstand? Immerhin, der Ausgleich löste im Karpathenreiche die schlummernden Kräfte aus: Ungarn, von dem Deak einst sagte, daß es „vom Auslande als eine fruchtbare aber unkultivierte Kolonie Oesterreichs betrachtet werde," gewann die maßgebende Stellung in der habsburgischen Monarchie. Auf Kosten Zisleithaniens! Gewiß: doch man darf Deak *persönlich* keinen Vorwurf machen, man kann nur die Magyaren beneiden, die einen solchen Staatsmann ins Feld zu schicken hatten, während Oesterreich rechtlos, arm wie ein Bettler den Händen eines Fremden, dem Grafen Beust, ausgeliefert war.

Deak blieb immer der würdige Schüler Rottecks und Welckers in politischer und Szechenyis in nationaler Hinsicht. Aber darüber hinaus konnte er nicht kommen. In seinem juristisch geschulten Kopfe verdichteten sich diese Prinzipien zu Paragraphen, an deren Autorität das praktische Leben spurlos vorbei gleiten sollte. Der Deaksche Liberalismus war an gewisse Grenzen gebunden: ihm fehlte das Massenverständnis, die Genialität der Massenpolitik. Deshalb ist der Glanz der Länder der Stefanskrone bloß äußerlich; im Innern fault es und gärt es. Die 1867er Verfassung wurde auf eine zu kleine Grundlage gestellt. Die besitzende Klasse des Magyarentums allein bildet nicht den ungarischen Staat, und es ist eine alte Regel, daß die Gewalten, die nicht für das Reich nutzbar gemacht werden können, gegen dasselbe revoltieren. Mehr als den Bannstrahl Ludwig Kossuths, der den Ausgleich in einem offenen Briefe erbittert befehdete, mehr als das Toben der Kossuthianer ruiniert das Werk von 1867 dessen Halbheit und eigene Schwäche, die sich mit der Dauer seines Bestandes von Jahr zu Jahr fühlbarer macht.

Deak selbst war jeder Engherzigkeit unfähig, er tat, was sein Gewissen diktierte. An seinem Charakter ist kein Makel. Der „alte Herr" war von einem ideal einfach-bürgerlichen Wesen, von strengem Ernst im öffentlichen, von gemütlicher Vertraulichkeit im privaten Leben. Seine Kampfesweise blieb stets maßvoll und edel; wie vornehm hat er nicht Dr. Wenzel Lustkandls Streitschrift, das umfangreiche Werk über das ungarisch-österreichische Staatsrecht abgefertigt? Deak hatte nichts mit dem Chauvinismus der heutigen Magyaren gemein; er liebte seine Nationalität, sorgte für ihren Schutz, aber mißachtete nicht die andern Völker. Den Kroaten reichte er ein „weißes Blatt Papier", damit sie ihre Wünsche darauf schreiben konnten, wohl als Entgelt für die Verletzung ihres Staatsrechts beim Abschluß des Ausgleichs mit Oesterreich ohne ihre Befragung.

Digitized by Google

Schwer krank trat Deak noch für die freie Kirche im freien Staate ein; einige Jahre später, im Jänner 1876, erlöste ihn der Tod. Die Königin Elisabeth schmückte persönlich seinen Sarg, ganz Ungarn trauerte. Es weinte und — vergaß. Denn wo gibt es heute noch einen Deakisten: einen, der gleich dem „alten Herrn" „das Vaterland mehr lieben, als die Feinde hassen könnte," der einsehen würde, „man dürfe für das Vaterland alles opfern, nur nicht das Vaterland selbst" . . .?

Wien. Rich. Charmatz.

Deutschsozial und Nationalsozial.

Die sogenannten Deutschsozialen haben ihren Parteitag in Hamburg abgehalten. Sie stellen unter den drei oder vier offiziell antisemitischen „Fraktionen" des Reichstages die dar, die auf das Wort „sozial" den größten Wert legt. Während der Vorstand ihrer Bruderpartei, der „deutschsozialen Reformer", für den bevorstehenden Parteitag den Antrag stellt, den Namen in „deutsche Reformpartei" umzuwandeln, was als Akt der Ehrlichkeit mit Genugtuung zu begrüßen ist, haben sich die Deutschsozialen in Hamburg wieder alle Mühe gegeben, als „sozial" zu erscheinen. Das hatte diesmal freilich seinen sehr realpolitischen Hintergrund. Handelte es sich doch um den Versuch, aus der nationalsozialen Erbschaftsmasse das eine oder andere Legat zu erhaschen. Die Herren scheinen sich allen Ernstes eingebildet zu haben, daß das kein Versuch mit ganz untauglichen Mitteln sei, was allerdings dafür spricht, daß sie in gewissem Sinne doch Idealisten sind. Die Aufgabe, den Erbtitel politisch zu begründen, hatten sie ganz geschickter Weise einem ihrer besten Leute, Herrn Wilhelm Schack, übertragen.

Herr Schack ist Vorsitzender des Verbandes der deutschnationalen Handlungsgehilfen. Dieser Verband stellt eine der erfolgreichsten Gründungen dar, die die Geschichte der Berufsvereinigungen überhaupt aufweist. Er trägt noch heute ein stark antisemitisches Gepräge, schon dadurch, daß er, im krassen Gegensatz zu den elementarsten Grundsätzen der Berufsorganisation, das religiöse Bekenntnis — natürlich nicht aus religiösen Gründen — berücksichtigt. Andererseits steckt soviel Kraft und soviel gesunder Fortschritt in dem Verbande, daß es entschieden verkehrt ist, wenn ein Teil der liberalen Presse ihn durchweg als eine massa perditionis behandelt. Schon heute stehen weite Kreise des Verbandes bis in die führenden Schichten hinein dem sozialliberalen Gedanken sehr viel näher als dem antisemitischen. Es ist ja auch ein Unding, anzunehmen, daß eine Vereinigung kaufmännischer Angestellter auf die Dauer in einer agrarischen, verkehrsfeindlichen, engherzigen Mittelstandspolitik ihr Ideal erblicken sollte. Der Zwang der Tatsachen wird den Verband nach links treiben, wenn man diese notwendige Entwicklung nur fördert, statt sie durch plumpe Angriffe zu stören, wobei selbstverständlich die Betonung der prinzipiellen Verwerflichkeit der Verquickung von Berufsvertretung und Antisemitismus niemals zurückzutreten braucht. Noch liefern die deutschnationalen Handlungsgehilfen die „junge Garde" des Antisemitismus. Aber das Rekrutierungsgebiet dieser jungen Garde ist seiner Natur nach sozialliberale Domäne.

Herr Schack behandelte in Hamburg das Thema „die Nationalsozialen und der ‚neue' Liberalismus". Wenn man den bis jetzt vorliegenden, unvollständigen Zeitungsberichten trauen darf, hat er eine eigenartige Methode eingeschlagen, um möglichst viel Nationalsoziale zu seiner Partei herüberzuziehen. Er lobte nämlich die Nationalsozialen der Vergangenheit in einem, von seinem Standpunkt aus entschieden unhaltbaren Maße, um die Nationalsozialen der Gegenwart und Zukunft, soweit sie die Fusion mitmachen, um so mehr zu verketzern. Es war eine Einladung etwa nach dem Schema: Kommst du, so bist du ein lieber Kerl; kommst du nicht, so bist du ein trauriger Geselle. Die andern Redner hieben in dieselbe Kerbe. Sie erklärten, angesichts des nationalsozialen Schiffbruches um „guten Strand" beten zu wollen. Woraus wenigstens das eine hervorgeht, daß man selbst in den vermeintlichen Trümmern des nationalsozialen Schiffes noch recht annehmbare Werte erblickt. Uebrigens lag gerade auf Hamburger Boden für die deutschsoziale Spekulation wenigstens ein äußerer Anlaß vor. Auf dem Gebiet der Kommunalpolitik haben nämlich unsere Hamburger Freunde wiederholt in den antisemitischen Bürgerschaftsvertretern wirkungsvolle Kritiker einer sich gern liberal nennenden, aber sehr unsozialen und sehr illiberalen — man denke nur an das elende Wahlrecht, gegen das das preußische Gemeindewahlrecht pures Gold ist! — Mehrheit begrüßt.

Selbstverständlich können aber gelegentliche Verdienste, die sich die Hamburger Antisemiten als kommunale Oppositionsgruppe erworben haben, die glatt ablehnende Stellung der Nationalsozialen zu den Deutschsozialen nicht irgendwie beeinflussen. Auch die Beschlüsse des Hamburger Parteitags können das nicht. So wenig gegen sie zum Teil einzuwenden ist, so wenig haben sie doch andererseits zu bedeuten.

Man hat sich für das Reichstagswahlrecht erklärt. Sehr schön. Selbst konservative Kandidaten in Wahlnot pflegen das zu tun. Aber die Frage des Reichstagswahlrechts ist, nachdem auch die Gießebrechterei wieder eingeschlafen zu sein scheint, nicht sonderlich aktuell. Höchst aktuell dagegen ist das Landtagswahlrecht. Dazu, wie zu den preußischen Landtagswahlen, die doch in wenigen Wochen bevorstehen, hat man anscheinend kein Wort zu sagen gewußt. Pour cause! Als man vor vier Jahren zu einem antisemitischen Parteitag in Hamburg zusammen war, da wurde der Antrag gestellt, die Ausdehnung des Reichstagswahlrechts für alle gesetzgebenden Körperschaften zu fordern. Aber dieser Antrag wurde zurückgezogen, wahrscheinlich, weil der Antragsteller seiner Ablehnung gewiß war. Statt dessen wurde eine Resolution angenommen, die allen kommenden nationalliberalen Delegiertentagen als Muster empfohlen werden kann. Man beschloß nämlich:

„Den einzelnen Landesverbänden wird es überlassen, für die Wahlreform zu den Landtagen zu wirken, die sie für zweckentsprechend zur Wahrung der Rechte des Volkes und zur Förderung des Wohls der werktätigen Bevölkerung in Stadt und Land halten"

So fand man sich damals mit dem Landtagswahlrecht ab. Und heute, wo die Frage brennend ist, schweigt man sich einfach aus. Diese famosen Deutschsozialen, die einerseits mit dem Worte „sozial" solche Reklame machen und andererseits, wie Herr Schack es getan hat, den Nationalsozialen die wirklich soziale Gesinnung absprechen, rühren nicht die Hand, um die Voraussetzung für Landesvertretungen zu schaffen, von denen sozialer Fortschritt zu erwarten ist. Das kommt natürlich daher, weil sie nicht begriffen haben, daß man, um überhaupt vernünftige Sozialpolitik treiben zu können, erst eine Reihe liberaler Grundforderungen erfüllt haben muß, wovon wir in Preußen-Deutschland noch himmelweit entfernt sind.

Darum kann es auf uns alte Nationalsoziale auch keine besondere Anziehungskraft ausüben, wenn man, wie es wieder in Hamburg geschehen ist, sich für die Sicherung des Koalitionsrechts erklärt, da man ja nach den Aeußerungen Liebermann v. Sonnenbergs bei der Zuchthausvorlage vor irgend einer scharfmacherischen Interpretation dieser Forderung nicht sicher ist, oder wenn man für bestimmte sozialpolitische Einzelforderungen eintritt. Gewiß ist es billig, wenn die Herren Deutschsozialen für den Ausbau der sozialen Versicherungsgesetzgebung zu haben sind. Aber was wollen die Millionen, die man hierdurch etwa den

Digitized by Google

ärmeren Schichten zuwenden könnte, gegenüber den Milliarden besagen, um die unser Volk geschädigt würde, wenn die deutschsoziale Zollpolitik durchdränge? Von den drei deutschsozialen Reichstagsabgeordneten gehören zwei, Liebermann v. Sonnenberg und Graf Reventlow, zu den extremsten Agrariern, die der Reichstag überhaupt zählt. Ja, man tut ihnen sicher nur einen Gefallen, wenn man sie nach dem unfreiwilligen Ausscheiden von Oertel und Hahn als das parlamentarische „non plus ultra" des Agrariertums bezeichnet. Herr v. Liebermann ist der beliebteste Redner aus dem Zirkus Busch und aus den Provinzialversammlungen des Bundes der Landwirte. Graf Reventlow ist Provinzialvorsitzender des Bundes für Schleswig-Holstein und ein Mann, der offen den 7,50 Mark-Zoll für eher zu niedrig als zu hoch erklärt. Diese beiden Männer, die mit Zweidrittelmehrheit die Politik ihrer Fraktion bestimmen, sind nicht nur Gegner der bestehenden Handelsverträge, sondern Befürworter einer Politik, bei der überhaupt niemals mit irgend einem Lande ein Handelsvertrag zustande kommen könnte. Auf der einen Seite Zölle, durch die die deutschen Arbeiter ausgepowert würden, wie es die englischen zur Zeit der Chartistenbewegung waren, und Zollkriege, die die deutsche Produktion vielleicht auf den Stand von Spanien herabschrauben würden. Auf der anderen Seite die Forderung von „Sozialreformen".

Das ist die Politik von Leuten, die mit ausgeblasenen Eiern ein Omelette backen wollen.

Wir alten Nationalsozialen lehnen darum die Hamburger Offerte ebenso höflich wie entschieden ab. Selbst wenn wir nicht schon auf unserem ersten Parteitage vor sieben Jahren durch Verwerfung aller Ausnahmegesetze unsere prinzipielle Gegnerschaft gegen den Antisemitismus festgelegt hätten, würden wir auch durch die illiberale und agrarisch-antisoziale Politik der Deutschsozialen von ihnen als durch einen unüberbrückbaren Abgrund getrennt. Sollte trotzdem die eine oder andere morsche Planke zu dem deutschsozialen Gestade hintreiben, so sei ihm dies Strandgut ehrlich gegönnt.

H. v. Gerlach.

Chamberlains Motive.

II.

Es ist nicht meine Absicht, in eine kritische Würdigung der Chamberlainschen Andeutungen einzutreten. Das Ministerium wird vielleicht die Frage der Retaliationszölle zu einer praktischen machen. — Arthur Balfours Broschüre ist nur eine akademische Erörterung, kein Plan, — während Chamberlain als Wilder im Lande für die anderen Teile des Programms agitieren wird. Unter diesen Umständen hat eine Kritik heute nicht viel Sinn. Weit interessanter als die Besprechung recht unklarer Pläne*) ist eine Untersuchung der Gründe, die Chamberlains Vorgehen veranlaßt haben.

Chamberlains führende Rolle ist sicher zu Ende, wenn er bei der Entscheidung unterliegt. Man sagt, er habe sich einstweilen auf eine Niederlage bei den nächsten Wahlen und auf eine dann folgende schwache liberale Regierung eingerichtet. Wenn diese abgewirtschaftet habe und er als Oppositionsmann das Land bearbeitet habe, hoffe er an der Spitze einer Majorität wiederzukehren.

Chamberlains Feinde — und ein Mann vom Kaliber des Kolonialsekretärs hat an solchen nicht Mangel — schreiben das ganze Vorgehen persönlichem Ehrgeiz zu. Er hat, so sagen sie, gegen Gladstone intriguiert und ihn dann verlassen; er hat mit dem Homerule-Gedanken gespielt und dann, als die liberale Partei ihn aufgegriffen hatte, sie zersprengt. Es ist ihm nicht gegeben, Treue zu halten. Er sah, daß unter der indolenten Leitung Balfours die unionistische Partei in Mißkredit geriet, und erkannte die Gelegenheit, die Partei zu retten und sich zu ihrem Führer aufzuwerfen. Die Premierschaft, die er durch den Abfall von der liberalen Partei dauernd verscherzt zu haben schien, ist im Bereiche des Möglichen.

Nun ist der Ehrgeiz in Chamberlains Charakter sicher stark ausgeprägt. Mag er immerhin von Amtsmüdigkeit reden und ein „nunc dimittis" feierlich zitieren, es ist nicht wahrscheinlich, daß er den Schatten der Opposition anders als eine Art Sommerfrische aufzusuchen gedenkt. Ein Mann von 67 Jahren, der plötzlich eine revolutionäre Politik vorschlägt, eine riesenhafte Wahlagitation ankündigt und das Gefüge seiner Partei zu zertrümmern bereit ist, erscheint nicht als der müde Knecht, der in Frieden heimgehen will. Man tut indes Chamberlain Unrecht, wenn man seine neueste Kampagne nur als Ausfluß persönlichen Ehrgeizes betrachtet. Der gewesene Kolonialminister ist ein glühender Patriot, allerdings von jenem lauten Typus, der früher in England seltener war als anderswo. Er hat seit langem empfunden, daß das Vereinigte Königreich seine privilegierte Stellung unter den Großmächten des politischen und des wirtschaftlichen Lebens einbüßt, vielleicht durch eigene Fehler, zum größten Teil durch das natürliche Wachstum seiner Konkurrenten. In den sich selbst verwaltenden Kolonien besitzt aber England Länder, die die Vorzüge der erwähnten Konkurrenten, wirtschaftliche Jugend in hervorragendem Maße besitzen. Wenn England diese Kolonien entwickelt, kann es fortfahren an der Spitze der Weltwirtschaftsmächte zu marschieren, ohne auf den erniedrigenden Status des „Primus inter Pares" herabzusinken. Wirtschaftliche Entwicklung der Kolonien und hierdurch wirtschaftliche und politische Stärkung des Mutterlandes, ist das Ziel Chamberlains. England verteidigt die Kolonien mit seiner Flotte und stellt eventuell seine Armeen zu ihrer Verfügung. Die Beiträge der Kolonisten für Militärzwecke sind gering. Sie zur stärkeren Anteilnahme an den Reichsverteidigungslasten zu bewegen, ist seit langem sein Bestreben gewesen; wirtschaftliche Vorteile scheinen ihm das geeignetste Mittel, um die Kolonien zu veranlassen, sich in die Händel Europas hineinziehen zu lassen. England soll der bestzahlende Markt für die Kolonien werden, und die Kolonien ihrerseits sollen England Ersatz bieten für die fremden Märkte, die es an tüchtigere Konkurrenten verliert.

Chamberlains imperialistische Gesinnung ist über jeden Zweifel erhaben; aber sein Imperialismus ist kein angeborener Instinkt, wie etwa der Cecil Rhodes' war, er ist eine erworbene Fähigkeit. Chamberlain ist in der ganzen Enge der provinziellen englischen Fabrikstadt gereift; er wurde durch seine politische Entwicklung ganz allmählich an die Probleme des englischen Weltreiches herangeführt. Der Mann, dessen unruhiger Geist für das Aufrollen des Homerule-Problems mitverantwortlich ist, und dessen agitatorische Fähigkeit die Durchführung von Homerule verhinderte, wurde naturgemäß von dem Problem angezogen, die zersplitterten Stücke des britischen Weltreiches in eine Einheit

*) Inzwischen hat Chamberlain etwas mehr Klarheit in seine Pläne zu bringen gesucht: Auf Korn soll — Mais ausgenommen — ein 2 sh-Zoll gelegt werden, auf Fleisch ein fünfprozentiger Wertzoll; ausgenommen Speck; ein gleicher Wertzoll auf Molkereiprodukte. Die Kolonien sollen von diesen Zöllen, ebenso wie von Weinzöllen usw. befreit werden. Dafür soll der Teezoll auf 1/4, der Zuckerzoll auf die Hälfte ermäßigt werden. Das entstehende Defizit soll durch einen zehnprozentigen Wertzoll auf Fabrikate gedeckt werden.

Digitized by Google

zusammenzuschließen. Der Begriff der Weite und Grenzenlosigkeit, wie er kolonialen jungen Ländern selbstverständlich ist, dämmert ihm auf und berauscht ihn. Als er einmal seinem Unmut über Deutschland Luft machen will, sagt er, es sei kleiner als Queensland — und glaubt in einer endlosen Landfläche, die kaum ½ Million Menschen beherbergt, ein Gegenstück zu einem 50-Millionenreiche zu sehen. Der bloße Anblick von Flächenstatistik benebelt sein Hirn; Großes zu Großem zu fügen, politisch die Erdteile zu verbinden, die die Natur durch Meere getrennt hat, wird das Ziel seines Lebens. Es liegt mir fern, den Begriff der Weite für das geistige Leben der modernen Völker zu überschätzen; vor allem nicht für England. Wenn nicht die physische und psychische Beschränktheit englischen Städtelebens durch koloniale Entwicklung wett gemacht würde, so wäre die englische Atmosphäre wahrscheinlich unerträglich. Es ist jedoch eine enge provinzielle Auffassung, die Chamberlains Imperialismus charakterisiert.

Chamberlain redet von der Zusammengehörigkeit der englischen Rasse. Er appelliert an das Gefühl der angelsächsischen Blutsbrüderschaft, das sich auf den Schlachtfeldern Südafrikas erwiesen hat, aber die Mittel, es zu stärken, sind nicht die Pflege von Sprache, Tradition, Recht und Kultur, sie sind rein materieller Natur. Er stützt sich nicht darauf, daß die Kolonien sich als Teile des Mutterlandes fühlen, er will sie durch materielle Vorteile bestechen. Er reist in Englands Städten umher und verlangt von Englands Arbeitern aus idealen Gründen materielle Opfer, weil ihm die Anlehnung der Kolonien an England nur durch materielle Vorteile möglich erscheint. Das ist eine berechtigte Auffassung, die Menschenkenntnis verrät, aber es ist kein idealistischer Imperialismus. Wie ganz anders wußte doch jener seltsame Phantast den imperialistischen Gedanken in England zu wecken, der, halb Charlatan, halb Genie, der Königin von England die indische Kaiserkrone gab.

Der gewesene Kolonialminister hat von Zeit zu Zeit dieser seiner imperialistischen Gesinnung Ausdruck gegeben und die Notwendigkeit eines engen Zusammenschlusses der Reichsteile betont; er hat bei den verschiedensten Gelegenheiten, so letztes Jahr bei der Beratung des Getreidefinanzzolls, die Bildung eines britischen Reichszollvereins für wünschenswert erklärt, aber einen zusammenhängenden Plan hat er nicht produziert. Er steht seit fünfundzwanzig Jahren im Vordergrund des politischen Lebens; er ist ein vorzüglicher Agitator und Debatter, ein Taktiker und Maschinenpolitiker allerersten Ranges, daneben ein Verwalter, wie sie in englischen Ministerien selten sind. Als konstruktiver Staatsmann hat er sich noch nie erwiesen.

Als die Frage der Gewährung von Homerule auf der Tagesordnung stand und Chamberlain sich noch nicht endgültig von der liberalen Partei getrennt hatte, produzierte sein fruchtbares Hirn jeden Tag neue Projekte, die Irland Unabhängigkeit ohne Selbständigkeit geben sollten. Alle diese Projekte endeten in Rauch. Denn wie er die Konsequenzen der einzelnen Vorschläge zu ziehen begann, stieß er auf Prinzipien, die ihn erschreckten. Vergebens suchte er ihnen zu entgehen, bis er schließlich die Versuche aufgab und Unionist wurde. Sein Denken geht stets vom einzelnen zu dem allgemeinen, aber er verallgemeinert, ohne Tatsachen zu sammeln und zu sichten. Sein Geist hat eine merkwürdig schnelle Fassungsgabe; aber, wie er selbst wohl zugeben würde, er besitzt kein großes, allgemeines Wissen. Daher setzten ihn Tatsachen, die einer befriedigenden Erklärung wohl fähig sind, in Erstaunen. Er sieht, daß die Vereinigten Staaten und Deutschland Schutzzollsysteme haben und gleichzeitig wirtschaftliche Fortschritte machen. Sofort wirft sich ihm die Frage auf, ob nicht das Vereinigte Königreich, dessen wirtschaftliche Fortschritte nicht mehr so schnell sind, als sie es um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts waren, durch Anwendung von Schutzzoll zu neuer Größe gebracht werden könne. Er hat irgend einmal gehört, daß der deutsche Zollverein der Vorläufer des Deutschen Reichs gewesen ist. Mit der Neigung zu Analogien, die nicht schöpferische Geister auszuzeichnen pflegt, schlägt er eine Nachahmung des deutschen Zollvereins vor, aus dem dann ein Gebilde, ähnlich dem Deutschen Reich, entstehen soll. Von der Natur des letzteren ist er indes so mangelhaft unterrichtet, daß er Hannover für einen der Gliederstaaten hält. Den Unterschied, daß die Zollvereinsstaaten in und neben einander lagen, die britischen Kolonien weit verstreut sind, beachtet er nicht. Ebenso wenig ist er mit der Wirtschaftsgeschichte des eigenen Landes völlig vertraut. Sein Wissen besteht nur in dem, was er in einem langen, arbeitsreichen Leben durch Berufsarbeit und durch persönlichen Verkehr aufgeschnappt hat. Er hat indes die Gabe, das wenige sehr weitreichend zu machen.

Es wäre verkehrt, von einem praktischen Staatsmann philologische Exaktheit zu verlangen. Die Kunst, Menschen zu behandeln, sie zusammenzufassen und ihnen den eigenen Willen aufzuzwingen, die Fähigkeit, den richtigen Moment zu ergreifen, ist weit seltener als reiches Wissen. Man kann sogar sagen, daß große Kenntnis aller Einzelheiten oft den stärksten Willen lähmen würde. In diesem Sinne ist in der Politik Unwissenheit Macht. Zweifellos kann politischer Instinkt mangelndes Wissen häufig ersetzen. Chamberlain hat diesen Instinkt, soweit es sich um die Neigungen des Wählers handelt, dessen Seele er kennt wie kein führender Politiker vor ihm. Er repräsentiert selbst einen bestimmten Typus der englischen Mittelklasse und ist mit aller Begabung nur ein Mehrfaches des Wählers von Birmingham, nicht wesensverschieden von ihm. Das erklärt zum Teil seinen Einfluß auf die Massen, der den aller anderen lebenden Parlamentarier übertrifft. Er ist ein Mann nach ihrem Herzen, ein wirklich starker Mann, der Verwicklungen, Schattierungen und Nuancen nicht kennt, der alles für einfach hält und in unbegrenztem Vertrauen auf sich selbst vor keiner Schwierigkeit zurückschreckt. Er ist ein Mann, der arbeiten kann und nicht bloß mit der Arbeit spielt. Er begeht leicht Fehler, da er schnell und unvorsichtig ist, aber er besitzt genügend Findigkeit, um sich aus unbequemen Situationen zu befreien. Als Departementsminister, als Minister der inneren Angelegenheiten läßt sich kaum ein vorzüglicherer Leiter denken. Wo es sich aber um Weltpolitik handelt, wo eine reiche und dabei gezähmte Phantasie ebenso notwendig ist, wie das systematische Erfassen scheinbar zusammenhangloser Tatsachen, da versagt er. Sein Geist ist wie ein Scheinwerfer, dessen Licht immer nur einen schmalen Streifen, allerdings in schreiender Helle zu bestrahlen vermag. Man muß ihn in ständiger Drehung erhalten, um einen vollkommenen Ueberblick zu gewinnen; aber trotz aller so entstehender Unruhe ist stets nur eine Folge schnell wechselnder Ausschnitte erleuchtet, nie das Ganze.

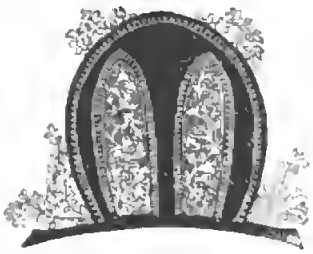
Als Chamberlain aus Südafrika zurückkehrte, hatte er zum erstenmal ein Stück des britischen Weltreiches in seiner ganzen kolonialen Ursprünglichkeit gesehen. Die Folge war, daß koloniale Bilder sein Vorstellungsvermögen ausfüllten. Mit schlecht verhehlter Verachtung sprach er auf einmal von den kleinen sozialen Fragen, deren Lösung die 40 Millionen Einwohner des Vereinigten Königreichs beschäftigt. Die Aspirationen von 10 Millionen Kolonisten nehmen ihn ausschließlich in Anspruch, und wie ihm der Teil stets das Ganze ist, vergißt er die Interessen von 40 Millionen, für die er in vergangenen Tagen so manche Wahlkampagne organisiert hatte.

Forrock, Co. Dublin. M. J. Bonn.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Digitized by Google

Francisco di Goya y Lucientes.



erkwürdigerweise ist von allen Perioden der neueren Kunstgeschichte diejenige bis jetzt am wenigsten klar erforscht worden, die etwa mit den Lebensjahren Goethes umschrieben wird. Während in der Literatur alles Vorhergehende gewissermaßen nur als eine Vorbereitung auf diese glänzende Blütezeit erscheint, ebbt das Interesse für die bildenden Künste entsprechend ab und erreicht nun seinen Tiefstand. Wir erwärmen uns noch für die Kunst des Rokoko, und wir studieren mit Liebe die Kunst der Romantik – was dazwischen liegt, läßt uns beinahe kalt. Für uns Deutsche mag der Grund darin liegen, daß unsre bildende Kunst in dieser Zeit weit hinter der Dichtung zurückstand und daß Goethe selbst künstlerischen Anschauungen huldigte, die uns heute fremd geworden sind. Wie ein Reif scheint über der ganzen Zeit der Klassizismus zu liegen, der von den Zeitgenossen als eine Wiedergeburt gepriesen, uns heutigen mit wenigen Ausnahmen nur als eine Kunst zweiter Hand gilt. Erst ganz allmählich beginnen wir zu erkennen, daß der Klassizismus nicht nur nicht die einzige, sondern nicht einmal die wichtigste Erscheinung der Zeit gewesen ist. Der große deutsche Künstler heißt nicht Carstens sondern Schadow, Gottfried Schadow, der die Kunst des Lebens so tapfer gegen den Olympier in Weimar verfocht. In Frankreich war nicht der Historienmaler sondern der Porträtmaler und Naturalist David die große Persönlichkeit, und neben ihm wirkte der herrliche Houdon, der sich überhaupt nur kurze Zeit vom Klassizismus unterjochen ließ. In England herrschte mit Turner und Constable an der Spitze, Old Crome und andern in der zweiten Linie, eine der herrlichsten Blütezeiten der Landschaftsmalerei als Ablösung einer nicht minder großartigen Zeit des Porträtfaches. Den merkwürdigsten, eigenartigsten und vielseitigsten Künstler aber hat in dieser Zeit Spanien in Francisco Goya hervorgebracht, dessen Lebens- und Schaffenszeit (1746 bis 1828) fast genau mit der Goethes zusammenfällt, ohne daß die beiden Männer wohl auch nur von Hörensagen einander gekannt hätten. Früher als der letzte große Ausläufer der spanischen Kunst betrachtet, erscheint uns Goya heute als der Vorläufer und einer der einflußreichsten Entwicklungsfaktoren der modernen Kunst. „Ein stürmischer und notwendigerweise ungleicher Geist, ein geborener Kolorist, durch und durch Maler, pittoresk bisweilen bis zum Uebermaß, ist Goya in seinen Neigungen ein durch und durch Moderner." So schrieb schon 1877 Paul Lefort. Er schlägt die Brücke von Tiepolo zu den Impressionisten, von Velazquez zu Manet.

Abgesehen von den Spaniern, haben ihm zuerst die Franzosen, in deren Lande er sein bewegtes Leben geendet hatte, ihre Aufmerksamkeit zugewandt. Aber es war mehr der Abenteurer und der Satiriker als der Künstler, es waren mehr seine Stoffe als ihr rein künstlerischer Wert, der sie fesselte. So entstand eine Reihe glänzend geschriebener und packender, aber wenig zuverlässiger Biographien und biographischer Essays, die den Namen volkstümlich machten, aber die geschichtliche Wahrheit einigermaßen verzerrten. In Deutschland war sein Name bis vor kurzem beinah unbekannt. Nur in den Kreisen weniger Liebhaber und Künstler zirkulierten seine Radierungen, von dem Maler wußte man so gut wie nichts. Wie in so vielem war auch hier wieder Richard Muther der Bahnbrecher. Allein statt von den vielfach mit fremden Zutaten versetzten Bächen der französischen Kritik auf die Uraquellen zurückzugehen, begnügte er sich damit, das Amüsanteste und Glitzerndste aus ihnen herauszusuchen und formte daraus eins der prickelndsten Kapitel seiner „Geschichte der modernen Malerei", das von anderen noch kritikloser wieder ausgeschrieben wurde. Jetzt endlich hat Goya auch bei uns einen ernsthaften Biographen gefunden. Auf den Werken von Lefort und besonders der Spanier Cardevera und de Viñaza fußend und ihre Forschungen auf Grund eingehendster Studien an Ort und Stelle in kluger und feiner Weise ausbauend und verbessernd, hat uns Valerian von Loga eine würdige und verläßliche Darstellung seines Lebens und seiner Werke geschenkt, die der Grotesche Verlag in Berlin in ein für deutsche Verhältnisse ganz außergewöhnlich vornehmes und geschmackvolles Gewand gekleidet hat. Die 126 Abbildungen, die — ein höchst nachahmenswertes Beispiel! — den Text nicht zerreißen, sondern ihm als Tafelwerk nachfolgen —, sind, soweit brauchbare Vorlagen überhaupt zu erlangen waren, recht gelungen und geben ein anschauliches Bild von dem reichen Lebenswerk des Meisters. Ganz besonderen Dank verdienen die wenigen, unscheinbaren Seiten, auf denen der Verfasser einen Katalog der Werke Goyas zusammengestellt hat. Nur wer, wenn auch nur im kleinen, etwas Aehnliches versucht hat, vermag zu beurteilen, eine wie unendlich mühselige Arbeit hier nötig gewesen ist, wie unzählig viele Korrespondenzen geführt werden mußten. Der Katalog der Malereien allein ist so von 403 Nummern bei Viñaza auf 607 angewachsen, nicht nur durch die Anführung von vorbereitenden Studien und Wiederholungen, sondern auch durch die Einfügung vollkommen neu entdeckter Werke. Dazu kommt ein Katalog der Handzeichnungen, der wohl überhaupt zum erstenmal versucht worden ist, und ein solcher der Radierungen und Lithographien. Die Beschreibung der Gemälde und Radierungen findet man bei de Viñaza, v. Loga hat sich, um sein Werk nicht allzusehr anschwellen zu lassen, mit einer knappen Anführung der Bezeichnung, der Maße, der gegenwärtigen und zum Teil der vergangenen Besitzer und, was besonders hervorgehoben zu werden verdient, der vorhandenen Vervielfältigungen begnügt. Nicht alle diese Rubriken konnten freilich bei jedem Bilde ausgefüllt werden.

In der Ausmalung der Lebensgeschichte ist der Verfasser bin und wieder vielleicht ein wenig gar zu enthaltsam gewesen. Er fand wohl in der schlichten Zusammenstellung rein urkundlichen Materials die beste Arznei gegen den überlieferten Roman von einem Duelljäger, Stierkämpfer und Don Juan, der sich in den Köpfen eingenistet hatte. Etwas breiter und eingehender wird seine Schilderung bei der Darstellung der entsetzlich korrumpierten Verhältnisse unter der Herrschaft des Strohmanns Karl IV., der sich am liebsten mit Stallknechten abgab, und der Maria Luisa, deren von Leidenschaften niedrigster Art durchwühlter Geist den wundervollen Körper nicht zu zerstören vermochte, sich aber in den Gesichtszügen mit erschreckender Deutlichkeit ausprägte. Aber auch hier nimmt der Verfasser nicht mehr Farbe in seinen Pinsel als nötig ist, um den Hintergrund zu beleben, ohne von der Hauptsache abzulenken.

Manchmal möchte man die Unerbittlichkeit bemahe bedauern, mit der so viele hübsche Legenden glatt abgetrennt werden. Was schadet es schließlich, wenn falsche Anekdoten über einen Künstler umlaufen, sofern das Interesse an seinen Arbeiten darunter nicht leidet sondern eher noch gewinnt? Wird nicht mancher, der die hübsche Liebesgeschichte mit der Herzogin von Alba gelesen hatte, auch die reizenden Bildnisse von der Hand des Meisters mit noch erhöhtem Eifer studiert haben? „Auch müßten die romantischen Verehrer der Alba-Legende bedenken", heißt es S. 82 ein klein wenig boshaft, „daß ein stummer Liebhaber vielleicht ganz angenehm, nicht aber ein tauber erwünscht ist, selbst wenn er krank und sich dem fünfzigsten Jahre nähert."

Etwas anderes ist es, wenn Werke durch untergeschobene Deutungen völlig ihr Gesicht verlieren und mißverstanden werden. Dies ist nach des Verfassers Urteil bisher bei dem berühmtesten Werke des Verfassers, den radierten „Capriehos" der Fall gewesen. Im Gegensatz zu den Franzosen und auch zu de Viñaza meint er, daß diese schneidende Satire nur all-

Digitized by Google

gemeine Gefühlsergüsse über die Schlechtigkeit der Zeiten und des menschlichen Geschlechts ohne persönliche Spitzen darstellten und daß ein neben dem bekannten harmlosen allerdings nicht im Original vorhandener, bitterböser Kommentar Govas apokryph sei. Vollkommen zu entscheiden wird die Frage nie sein, wenn nicht noch ein besonders glücklicher Fund gelingt. Vieles spricht entschieden für seine Annahme, auch außer dem ausdrücklichen Protest des Künstlers selbst und der sonst bezeugten Loyalität seines Charakters, die so starke Angriffe auf seine Gönner unwahrscheinlich macht. Wie hätte der Künstler auch nur einen Augenblick seines Lebens sicher sein können, und noch mehr: wie hätte der König das Werk von der Königlichen Chalkographie ankaufen lassen können? Und doch: je mehr ich mich in das Werk versenke, desto stärker werden meine Zweifel. In so seltsamen Verkleidungen, mit so merkwürdigen, zum Teil fast unverständlichen Unterschriften drückt sich niemand aus, der nur allgemeine Schäden geißeln, der nicht den Gedanken an sous-entendus erwecken will. Sicher ist auch, daß schon bald nach dem Erscheinen solche Deutungen versucht wurden. Und dann: wer die königliche Familie *so* malen durfte, wie es Goya getan hat — „eine Krämerfamilie, die das große Los gewonnen hat" ist das Bild im Prado genannt worden; ein „Uebermaß von Sinnlichkeit, jugendliche Laster, geistige Beschränktheit, Brutalität und Schwäche, verhaltene Bosheit und Heimtücke" finden sich nach von Logas eigenem Urteil darauf vereint —, wer, sage ich, die königliche Familie so malen durfte, der konnte auch noch anderes riskieren. Schließlich ist ein in einer beschränkten Anzahl (240) von Exemplaren gedrucktes Radierwerk noch kein öffentliches Pamphlet, und waren über die beteiligten Personen noch ganz andere Dinge stadtbekannt, als hier nur geheimnisvoll angedeutet wurden. Kurzum: ich neige doch mehr der früheren Ansicht zu. Ein Niederschlag von den Zuständen am Hofe ist sicher in dieses Werk hineingekommen. Wie dem aber auch sei: Das eine ist unzweifelhaft, daß die Blätter mit mehr oder weniger verstecktem Sinn schon heute nur sehr bedingt zu genießen sind, und nur den allgemein menschliche Torheiten und Laster geißelnden ein ewiges Leben beschieden sein wird.

Sehr interessant würde es sein, Govas Zusammenhang mit der älteren und der modernen Kunst einmal genau zu untersuchen, festzustellen, was er von der einen empfangen und was er der andern gegeben hat. Was unterscheidet ihn von Velazquez, dessen Werke er zum Teil allerdings ziemlich frei radiert hat, wieviel gab ihm Tiepolo, dessen Einfluß in den früheren Wandmalereien deutlich hervortritt? Hat er die Werke des Greco studiert? Von den Jüngeren scheint Delacroix einer seiner ersten Bewunderer gewesen zu sein. Die Verwandtschaft der beiden Männer kommt schon in den Lithographien zum „Faust" zum Ausdruck. Manet ist in seinen Motiven und deren Behandlung mehr als einmal direkt von dem Spanier abhängig, so z. B. auf dem „Balkon" im Luxembourg und bei den Stierkämpfen. Klingers erste Radierungen sind ohne ihn nicht denkbar, ebensowenig wie die des Engländers Strang. Und der bedeutendste unter den jüngeren spanischen Malern unserer Zeit, Ignacio Zuloaga, erscheint in vielem als sein direkter Fortsetzer. Dies sind nur einige der markantesten Beispiele. Einige dieser Fragen, deren erschöpfende Behandlung eine Arbeit für sich gewesen wäre, werden in unserem Buche beiläufig berührt. Vielleicht beantwortet sie uns der Verfasser einmal an einer andern Stelle. Diesmal kam es ihm vor allem darauf an, einen festen Baugrund zu schaffen.

So ist er auch an der Aufgabe vorübergegangen eine zusammenfassende Darstellung seiner rein künstlerischen Eigenschaften, seiner Technik, Farbe und Kompositionsweise zu geben. Eine höchst reizvolle, aber auch höchst gefährliche Aufgabe! Schrieb doch schon Lefort, daß „diese so pikante und so kühne, so verwickelte und eigensinnige, nervöse und mehr als alle andern den ersten Eingebungen folgende Individualität" hin und herschwanke, so daß man an der Analyse beinahe verzweifeln müsse. Allerdings haben er selbst und die schon mehrfach genannten Spanier vorzügliche Vorarbeiten gegeben.

Goya ist einer der am ungleichmäßigsten arbeitenden Maler gewesen. Je nach Stimmung und Laune warf er mit dem Pinsel eine bloße Pochade hin oder gab er ein reifes Meisterwerk. Zum Glück für den Biographen, nicht immer zum Glück für seinen Ruhm, sind die meisten Bilder nicht nur gezeichnet sondern auch datiert oder ihre Echtheit und ihr Datum sonst urkundlich erwiesen, sonst würde manches ihm abgesprochen, manches in eine ganz falsche Zeit gesetzt werden. Aber für andre Künstler sollte uns sein Fall als warnendes Beispiel dienen. Nicht jeder reift in emsiger Arbeit stetig der Vollkommenheit entgegen. Strudelköpfe voll Geist und Willkür wie Goya setzen zuweilen mit einem kühnen Sprung über einen Abstand, zu dessen Ueberwindung andre Jahre gebrauchen, und lassen sich dann wieder völlig gehen. Ihr Genie scheint ihnen angeboren zu sein, aber sie verrennen sich auch oft in Fehler und halten mit einem gewissen Trotz an ihnen fest.

Diese Ungleichheit zeigt sich am deutlichsten in den zweihundert Bildnissen, die er gemalt hat. Einige von ihnen gehören zu den besten aller Zeiten, wenn er auch die volle Ungezwungenheit des Velazquez fast nie erreicht hat, andere haben etwas Starres im Ausdruck, besonders der Augen, oder etwas Geziertes in der Haltung, und wieder andre sind überhaupt völlig charakterlos. Bei der königlichen Familie versöhnt uns das Arrangement, die Verteilung der Farbe und des Lichtes mit den unsympathischen Personen, die Familie des Grafen Osuna wirkt beinahe wie eine Zusammenstellung von Holzpuppen. Velazquez erfaßte eben auch jedes öde Hofbild mit künstlerischem Ernste; bei Goya merkt man nur zu oft die Unlust. Daher kommt es auch, daß derselbe Künstler, dessen unverfälschte beinahe brutale Wahrheitsliebe man bei vielen Werken bewundert, in andern ganz konventionell ist.

Aehnliche Beobachtungen kann man bei seinen Bildern aus dem Volksleben machen. Zum Teil sind es Vorlagen für Wandteppiche, zum Teil selbständige Werke. Wie oft sind da nicht nur Nachlässigkeiten im einzelnen, sondern sogar direkte Verzeichnungen zu bemerken! Aber wie oft versöhnt uns die Unmittelbarkeit des Eindrucks, die Lebendigkeit der Auffassung die glänzende Lichtführung mit allen Mängeln. Die Stierkämpfe in der Akademie gehören zu den besten „Impressionen", die die Kunst überhaupt hervorgebracht hat. Ein Gewimmel von Flecken und Fleckchen, aber jedes sitzt an der richtigen Stelle, jedes lebt und ist für den Gesamteindruck unentbehrlich. Nichts erschien ihm im Leben seines Volkes bedeutungslos; wenn eine Szene nur Farbe und Bewegung besaß, so war sie ihm auch wert mit dem Pinsel festgehalten zu werden. In den Werken seiner Jugend, besonders in den Teppichkartons, herrscht die anmutig heitere Auffassung des Dix-huitième vor, das alles durch eine verschönernde Brille sah, später kam er zu einem einfach kräftigen Realismus. Da finden wir Volksfeste, Märkte, Tänze, Frühstücke im Freien, allerlei Spiele (Blindekuh, Ballspiele, Schaukeln, Kartenspieler, Stelzenläufer), Brigantenszenen, Raufereien, Komödianten, Majas in den verschiedensten Situationen (darunter die beiden berühmten Bilder der Akademie San Fernando, jetzt im Prado), allerlei Figuren von der Straße wie das Milchmädchen und der Scherenschleifer in Budapest. Daneben führt er uns aber auch die ernsten und selbst die Nachtseiten des Lebens vor: Kirchenszenen, Flagellantenprozessionen, Geisterbeschwörungen; er zeigt uns die Inquisition, ihre Folterkammern und Gefängnisse. Zuweilen gerät er dabei ins Gebiet des Phantastischen, zu Geisterspuk und Szenen des Hexensabbats. Zweimal erhebt er sich in Darstellungen aus der Zeitgeschichte zu erschütternder Größe, in dem Straßenkampf vom 2. Mai und der Hinrichtung vom 3. Mai 1808. Besonders das letztere Bild kann niemand vergessen, der es einmal gesehen hat. Nur eins war diesem vielseitigen Manne nicht gegeben, die Darstellung echter religiöser Empfindungen. Seine Engel in San Antonio de la Florida sind allzu irdische, geschminkte

Schöne. Nur das dekorative Geschick und das genrehafte Beiwerk fesselt uns in den Werken dieser Gattung.

Es ist jetzt Mode, Goyas Radierungen in einem Atem mit denen Rembrandts zu nennen. — Das ist nicht verwunderlich in einer Zeit, die Daumier mit Michelangelo und Klinger mit Phidias vergleicht. Eine einzige Nebeneinanderstellung genügt um zu beweisen, daß es töricht ist, die Mischung von Aquatinta und Radierung seiner „Capriches" mit der Zauberkraft von Rembrandts Nadel zu messen. So grandios trotzdem einzelne Blätter sind, so schwach sind andere. Aehnliches ist von den grausigen Desastres de la Guerra zu sagen. Einen einheitlicheren Eindruck gewährt die „Tauromachie", doch sind auch in ihr Verzeichnungen nicht selten. Bei den „Proverbios" läßt schon die beinahe durchgehende Unverständlichkeit keinen wirklichen Genuß aufkommen. Der Ruhm, der erste Malerradierer seiner Zeit gewesen zu sein, bleibt dem Meister darum doch erhalten. Nicht zu vergessen sind übrigens seine Lithographien, in denen er für seine Zeit ganz Erstaunliches geleistet hat. Lernen wir doch bei unseren Wertschätzungen vorsichtig und gerecht zu sein! Mit unseren Verhimmelungen erreichen wir ja doch nur, daß Spätere dadurch zum Widerspruch gereizt ins andere Extrem verfallen. Raulbach, Piloty, Makart sollten uns als warnende Beispiele dienen. Es versteht sich nach unserer Charakteristik des Buches v. Logas von selbst, daß er sich von solchen Uebertreibungen freigehalten hat. Nur an wenigen Stellen möchten wir seinen feinsinnigen Analysen einen kleinen Dämpfer aufgesetzt sehen.

Es trifft sich außerordentlich glücklich, daß gleichzeitig mit dem Erscheinen dieses Buches zwei dem Staate geschenkte Werke Goyas in der Berliner National-Galerie aufgestellt werden konnten. Das größere von ihnen, „der Matbaum", ist eine seiner grandiosesten landschaftlichen Szenerien. Eine solche Farbenglut wie hier in dem tiefblauen Himmel, dem fahlbeleuchteten Felsennest und dem Volksgewimmel vorn hat auch er nur selten erreicht. Das kleinere ist eine seiner zahlreichen geistreich flüchtigen Stierkampfszenen. Da das alte Museum die prachtvolle Skizze zu der „Sitzung des Philippinen-Komitees" und ein Porträt des Meisters besitzt und seine Radierungen im Kupferstichkabinet vorzüglich vertreten sind, kann man also jetzt auch in Berlin einen Begriff von ihm erhalten, der, wenn auch nicht eine der allergrößten, so doch eine der fesselndsten Erscheinungen der Kunstgeschichte gewesen ist.

Walther Gensel.

Theater.

Schiller-Theater. „San Marcos Tochter." Ein romantisches Trauerspiel in 5 Akten von Arthur Fitger.

Nicht Zweifel war der Dichter diesmal dem Maler Arthur Fitger untertänig. Wenn je ein Trauerspiel, so ist dieses, „San Marcos Tochter", aus malerischen Anschauungen heraus geboren, einer Phantasie entwachsen, der eine frühzeit künstlerischen Schaffens in ihrem farbigen Abglanz erstanden, und die zu solchem Kunsttraum die Gestalten bildet. Halb allegorische Gestalten. Zwei Welten sehr verschiedenen, doch gleich reichen künstlerischen Stils werden vereinigt: Das alte Byzanz, das goldene, zur Zeit seines höchsten Glanzes, doch bereits dem Untergang geweiht, und das junge, aufblühende Venedig. Goldig liegt Sonnenglanz auf dem Hafen der griechischen Kaiserstadt, die venezianischen Galeeren nahen, man hört den Schlag der Ruder, die weißen Segel mit dem Löwenbanner werden gerefft, und dem geschmückten Schiff entsteigt die schöne, goldblonde Dogentochter, dem Kaiser von Byzanz die Hand zu reichen, mit ihm vor den Traualtar zu treten: das ist das neue Bild, das Arthur Fitger, diesmal mit der Feder, gemalt.

Halb allegorisch die Gestalten. Menschen, wie sie ein warmer Schönheitssinn in solche Umgebung träumt. Edle, hoheitvolle Erscheinungen. Und zu der äußeren Schönheit sucht der malerische Sinn den Gegensatz. Während die bräutliche Dogentochter die Fahrt über das Meer zurückgelegt, haben die schwarzen Blattern den kaiserlichen Bräutigam befallen. Er ist entstellt und siech, sein eines Auge tot, das andere gefährdet. So der Braut gegenüberzutreten, vermag der Kaiser nicht. Die Krone und mit ihr sein Bräutigamsrecht gibt er an seinen Zwillingsbruder ab, der ihm, bevor die Krankheit ihn geschlagen, ähnelte, von dem niemand ihn zu unterscheiden vermochte.

Dieser hochherzige Betrug entbindet die Tragik des Dramas. Die Dogentochter, gütevoll und warmen Herzens, gewinnt den Kranken lieber als den Gesunden. Und Aug in Aug mit ihr entflammt der freiwillig Enterbte zu heißer Leidenschaft . . . Um dann später doch wieder zu entsagen und seinen Verzicht durch freiwilligen Tod zu adeln. Freilich, zu unmittelbarer, individueller Tragik reift diese dramatische Entwicklung nicht. Es hat sich an Fitger gerächt, daß er das alte Komödienmotiv der Zwillingsverwechselung tragisch zu bewerten suchte. Das Schicksal hat so oft zu solchem Rollentausch gelächelt, warum, so fragt man sich, bewaffnet es hier den mitleidslosen Arm?

Und seltsam! Aus ganz anderer Stimmungssphäre, aus seinen malerischen Intentionen heraus, gelangt Fitger zu dem gleichen Motiv, um das Hauptmann in seinem „Armen Heinrich" gerungen. Die Sage von der heilenden Zauberkraft jungfräulichen Blutes findet hier auch Eingang. Der Tisch mit den ärztlichen Lanzetten steht im nächtlich dunklen Zimmer bereit, die schöne Dogentochter ist gewillt, für den Siechen ihr Herzblut hinzugeben. Ganz anders als Hauptmann hat Fitger die seelische Bereitschaft des Mädchens zu motivieren gesucht, nicht aus hysterischer Kränklichkeit heraus, sondern aus Begeisterung, Opferwilligkeit, Todestrotz der Starken — gelungen ist, meinem Empfinden nach, die Motivierung dem einen so wenig wie dem andern. Vielleicht schon deshalb nicht, weil psychologisch zu dem Glauben an den Täter auch immer Glaube an die Wirksamkeit der Tat gehört.

Doch tut man Fitger unrecht, wenn man die Tragik seines romantischen Trauerspiels allzu individualistisch deutet. Ihm kam es darauf an, zu dem farbenprächtigen Hintergrunde großzügige Gestalten, symbolische Schicksalsfügungen zu erschaffen. Und es ist bezeichnend, wie Fitger — ihm selber wahrscheinlich unbewußt — für sein „romantisches" Trauerspiel die Notwendigkeit eines Chors empfunden. Seine Kaiserin Irene, die Mutter der Zwillingsbrüder, steht an Stelle des Chors. Selten nur spricht sie aus ihrer persönlichen Lage, aus dem Empfinden des Augenblicks heraus. Ihre Worte deuten fast immer allgemeingültig das Geschehen. Sie sieht die hereinbrechende Tragik voraus, sie weist darauf hin. Ein Beispiel für viele: Die Brüder haben sich versöhnt, und neue Hoffnungen keimen auf. „Dieser Bruderstreit", sagt der eine, „tot und begraben soll er sein für ewig." Und sie, nicht als Mutter, sondern als Chor: „Wenn ihr begraben seid mit ihm; nicht eher."

Es ist der Maler Arthur Fitger, der diesen Hochzeitszug entworfen. Farbenprächtigen Kartons könnte man die einzelnen Akte des romantischen Trauerspiels vergleichen. Wohllautend die Sprache. Mitten aber in die bunten Verse drängen sich andere, die in diesem Zusammenhang fremd und doch gar wohlvertraut berühren, und der Lyriker Fitger, den wir lieben, ergreift das Wort, und sein moderner, individualistischer Pessimismus bringt die persönliche Note in das romantische Spiel:

Digitized by Google

„Das Leben ist ein Schiffbruch; jeder schwimmt
Auf einer Planke, einem Balkensplitter
Und sucht zu bergen, was ihm teuer ist.
Und du, mein Kind, blick auf; dir ward es besser;
Du schwimmst in sichrem Boote, wende nur
Die Augen ab von Not und Untergang,
Verschließ dem Ohr dem Schrei Versinkender;
Das ist uneigne Angelegenheit
Des Herrn der Welt, und er wird sie nicht ändern."

Der prometheische Trotz, der Arthur Fitgers machtvoller Gedichtsammlung „Requiem aeternam dona ei" die innerliche Eigenart verliehen, er kommt auch hier zum Ausdruck. Und ein zweiter, ganz moderner Zug gleitet in das romantische Spiel. In diese schönheitsprangende Welt tönt laut und lauter, und schließlich alles andere übertönend, der Ruf des Mitleids. Dies heiße Mitempfinden mit den Armen, den Gebrechlichen, Hungernden, dies seelische Mitdarben ist es, das Fitger den Trotz ins Herz gepflanzt wider den Vater droben in Himmelshöhn, der lächelnd auf die Qual seiner Geschöpfe herniederschaut. Das ist der ganz moderne Zug in diesem Manne, der sich von der modernen künstlerischen Bewegung vornehm, skeptisch ferngehalten. Und in dieser Empfindung sucht und findet Fitger seinem romantischen Trauerspiel die Lösung. Die Braut reicht dem ungeliebten Mann die Hand; aber an ihren Händen führt sie zum Traualtar zwei todbedrohte Kinder, die sie gerettet. Elenden helfen hilft schon ein gut Teil über eigenes Elend fort.

Das ist das letzte Bild in dem malerischen Hochzeitszuge von San Marcos Tochter; der modern empfundene Abschluß eines romantischen Spiels. Und so findet man auch hier doch mehr als nur den Maler in Fitger: den Menschen.

Ernst Heilborn.

Reiseeindrücke aus Finland.

(Schluß.)

Ein Herrenhof in der Nähe der Runeberg-Stadt Borgå! Der Besitzer und seine Frau sind ältere Leute, deren Töchter bereits verheiratet sind, der Sohn im Begriff sich in Petersburg in einer Fabrik eine Stellung zu machen, da in der Heimat kein Platz für ihn ist. Der älteste Schwiegersohn ist gerade unterwegs, um seinem ausgewiesenen Bruder das Geleit zu geben; man sorgt sich um ihn, weil er sich durch dieses Abschiednehmen in die Gefahr begeben möchte, auf die schwarze Liste gesetzt zu werden; der jüngere Schwiegersohn, Offizier in einem noch einzigen finnischen Regimente, der Garde, ist eben auf ein paar Tage aus Rußland, wo er Manöver hat, auf Urlaub gekommen. Er hat vor einiger Zeit seinen Abschied nehmen wollen, sein Gesuch kam ihm aber wieder zurück mit der Randbemerkung, daß der Dienst des Kaisers den Privatneigungen voranstehe und ihm somit der Abschied nicht bewilligt sei. Jetzt findet er sich leidlich in die Verhältnisse.

Das Gut ist herrlich von Wald durchwachsen, von Seen durchlöchert, von Felsen durchbohrt, lieblich und groß, je nachdem man sich wendet. Man angelt, jagt, rudert, fährt spazieren und sonnt sich im schon herbstlich duftenden Sommer (so eng reichen sich hier die Jahreszeiten die Hände) — aber den dunklen Sorgenuntergrund vergißt niemand nur einen Augenblick. „Das finnische Volk ist undankbar", heißt es verbittert. „Wir Gebildeten haben für die Leute getan, was irgend in unseren Kräften stand. Sehen Sie diese Spezialkarte von Finland an, sie wimmelt von roten Punkten; das sind die Volksschulen, die wir errichtet haben. Auf der ganzen Karte finden Sie nur drei grüne Punkte, die russischen Schulen. So ist es mit allem, was das Volk besitzt. Wir haben es ihm gegeben. Und jetzt gehen sie hin und verraten ihre Wohltäter für Geld an die Russen." Und man berichtet mir, wie alte Diener ihre Herren, die für die Aufklärung des Volkes gearbeitet hatten, als staatsgefährlich der Polizei anzeigten. „Wir lassen uns Leute aus Schweden kommen zu unserer persönlichen Bedienung" wurde mir gesagt, und ein ganz Verzweifelter schwor nach einer heftigen Szene mit seinem Kutscher in der ersten Aufwallung, er würde nächstens Russen kommen lassen zur Arbeit, dann wisse man wenigstens, wen man vor sich habe.

Diese Enttäuschung und Verbitterung dem Volke gegenüber habe ich bei dem größten Teile der Gebildeten gefunden. „Lieber russisch lernen, als daß die finnische Sprache Landessprache wird" hörte ich ein paarmal. Und das Volk mitten im Lande sagt: „Ob man russisch oder schwedisch zu uns spricht, kann uns einerlei sein, wir verstehen es ja beides nicht."

Aber nicht nur der Sprache wegen versteht man sich nicht zwischen Gebildeten und Volk — immer mehr kommt doch auch der Rassenunterschied zur Geltung, der Unterschied zwischen germanischer Abstammung und mongolischer, und die sogenannten Neufennomanen, die aus schwedischer Kultur heraus finnische Sprache und Literatur haben bereichern wollen, können es eigentlich keinem zu Gefallen machen. Die neugeschaffenen Worte des noch wenig entwickelten „Suomi" klingen dem Volke fremd, dem Gebildeten unorganisch. Moderne Romane liest der Bauer nicht, der Gebildete lieber schwedisch.

Der finnische Landmann ist für den Fremden durchaus nicht unsympathisch, und seine Lage als Tagelöhner erscheint im Vergleich zu der seiner Genossen in Rußland allerdings glänzend, sodaß er aus seiner augenblicklichen Gleichgültigkeit und Kurzsichtigkeit, die kommendes nachgiebig hinnehmen will, wohl schmerzlich geweckt werden wird, wenn erst die Peitsche auf ihn niedersaust.

Die Häuser der Leute sind durchweg sauber. Oft geben die Verheirateten den Ledigen Quartier, und eine Art Bett für etwaige Vorüberwandernde ist auch meist vorhanden. Die Schlafbänke der Familie sind rein gehalten, der Fußboden aus gestampftem Lehm mit Holzbrettern bedeckt und mit selbstgewebten wollenen Matten belegt, an der Decke hängen die Feierkleider, winters das im Herbst gebackene Brot an langer Stange, rund und durchlocht wie kleine Räder.

In diesem Jahre verspricht die Ernte gut zu werden, bis jetzt wenigstens hat der Juli keine seiner gefürchteten Frostnächte gebracht, die in wenigen Stunden die Hoffnung eines Jahres vernichten können. Nach solchen Unglückstagen muß der Bauer Birkenrindenmehl unter sein Brot mischen, um die Masse zu vermehren.

Es ist leidlich gute Luft in den menschengefüllten Stuben, deren Wände häufig mit Zeitungspapier beklebt sind. Der finnische Bauer wäscht sich zwar nie, aber er badet, manchmal zweimal die Woche. Jeder Bauer hat für seine Leute eine Dampfbadestube, jeder einigermaßen vermögende Landmann seine eigene. Im Winter läßt der Finne auf das Dampfbad eine Abkühlung draußen im Schnee folgen, im Sommer begnügt er sich mit dem See oder einer Uebergießung im Erdgeschoß der Badehütte, auf deren Dachboden er das Dampfbad einnimmt, während von unten ein großer Kessel heißen Wasserdampf entsendet.

Holz bekommt der Gutsarbeiter meist so viel er will, der Verheiratete ein Stückchen, freilich oft recht felsigen und schwer zu bebauenden Landes, für dessen Bearbeitung er aber wöchentlich eine gewisse Stundenzahl frei bekommt. Ich traf eine große Anzahl wohlhabender, selbständig gewordener, ehemaliger Tagelöhner. Ihre Wohnungseinrichtung strebt nach dem Städtischen. Der Rokokospiegel und die weißlackierten Rokokomöbel dürfen in der Wohnstube nicht fehlen, noch weniger der Gummibaum in der Ecke. — —

* * *

Digitized by Google

Im August war ich bei Helsingfors auf einem Gute bei überzeugten Altfennomanen, Leuten von schwedisch-finischer Abkunft, die ihre schwedisch anmahnenden Namen mit selbstgewählten finischen vertauscht haben, kein Wort schwedisch mehr sprechen mögen und alles Heil davon hoffen, daß alle schwedische Erinnerung so rasch wie möglich das Land verlasse. „Was haben sie denn für uns getan?" sagte er mir. „Erbittert haben sie die Russen gegen uns, die wir uns klugerweise nachgiebig gezeigt hatten. Da schreiben sie ihre Hetzzeitung „fria ord", die in Stockholm erscheint, und Plehwe bekommt sie zu lesen und ersinnt strengere Maßregeln. Was nützt es, wenn wir alle auf unserm Rechte bestehen und hinausgetan werden? Dann ist niemand mehr da, die Stellen einzunehmen, die natürlich von den Russen besetzt werden würden, wenn wir sie nicht inne hätten." Was die sogenannten Svekomanen dem Volke predigen, ist immer dasselbe: „Gebt nicht nach, haltet auf Euer Recht, hofft auf bessere Zeiten, in die Ihr herüberretten möchtet, was Euer ist. Menschen können sterben, Revolutionen kommen kommen, neue Regierungsanschauungen zur Herrschaft gelangen, wehe Euch, wenn Ihr dann schon Eure Rechte hingeworfen habt. Worauf wollt Ihr dann neu bauen?"

Komme ich dann nach Helsingfors selbst, zeigen mir fanatische Svekomanen „den Berg der Schiffbrüchigen", früher so benannt nach der Gruppe Schiffbrüchiger, die den Gipfel krönt, jetzt aber so bezeichnet, weil sich an ihn das große Haus anlehnt, in dem alle die Russen Wohnung gefunden haben, die niemand in der Stadt aufnehmen wollte. Die Krone hat das Haus gekauft, um ihre Beamten wenigstens unterbringen zu können. In den Straßen wird russisch gesprochen, russische Uniformen beherrschen an manchen Stellen das Bild, russische Namen, russische Schilder über den Läden. Der Helsingforser Bürger aber kauft nicht in diesen Geschäften. Sogar als im Frühjahr während einer harten Arbeitslosigkeit russische Speisehäuser für die Hungernden sich öffneten, nahm kein Finländer einen Bissen Brot von ihnen. Seufzend ist viel stolzer Widerstand müde geworden. Auch hier Verbitterung und Hoffnungslosigkeit. „Man schämt sich nächstens, noch nicht verhungert zu sein", sagte mir ein Regierungsbeamter. „Die Zeit wird kommen, wo man auf jeden von uns mit Fingern zeigen wird: Was muß das für ein Schaft sein, daß er noch im Amte ist. Und ein junger Gelehrter, der eben ein Buch über altfinnische Ethnographie beendet, klagt: „Alles ist verlorene Kulturarbeit. Wir haben keine Aufgabe mehr hier, man macht uns zu Asiaten."

So baut man das bunte Mosaikgebäude politischer Gesinnung vor mir auf, kläglich vielstückig; dazwischen aber strahlen in ekstatischem Glanze die Edelsteine des Mutes, des Selbstbewußtseins, der stolz unklugen Aufopferung.

So weit ich umherziehe — immer dasselbe!

Und nun stehe ich oben im Norden am Imatra. Das ist kein Wasserfall wie Trollhätta oder der Rheinfall — ein weißer kochender Riesenstrom ergießt sich aus dem Himmel selber durch die ehrfürchtig zur Seite tretenden Wälder, zwängt sich unter die Eisenbrücke hindurch und sprengt seine zischenden Schwerter ins Felsgestein. Man versteht hier die Sage von weißen Reiterscharen, die auf weißen Pferden mit wehender Mähne aus dem offenen Himmel herniederreiten, weiße, wehende Mäntel an den Schultern. Ein wildes Galoppieren, Aufbäumen und Schnauben der göttlichen Rosse. Wagners Hojhottohoh scheint hier gefunden.

Ich komme zum Hotel zurück — nichts in Ordnung, die ehemals als gut berühmte Wirtschaft ganz im Unstande. Der Grund — man hat den Herrn des Hauses eines Nachts aus seinem Bette geholt und wegen politischer Umtriebe ins Gefängnis gesetzt.

In Wilmanstrand wieder sehe ich die Vernachlässigung der einst so schmucken finischen Garnison. Pferde der russischen Soldaten haben binnen vierzehn Tagen sämtliche Ställe verschmutzen lassen, dagegen sind eine Anzahl neuer Schnapsläden entstanden.

Wieder Frieden und Schönheit in der Nähe von Viborg auf einem Villengute. Unbeschreiblich üppig färbt der frühe Herbst das arme Land. Die feuchte Jahreszeit bringt einen bunten Reichtum von Waldpilzen hervor, man sammelt, und sammelt auch Beeren aller Art, und erscheint sich im Königreiche des Friedens. Ein Laut aber nur, ein Zeitungsblatt, ein Brief aus der Welt draußen, ein Erinnerungstag und alle Sonne ist erloschen. Da sind junge Leute, die sich einen Tennisplatz gemacht haben, unschuldiger Flirt von einem zum anderen, da auch einmal ein wärmeres Hoffen — aber im Entstehen schon muß es ersticken. Welcher junge Mann kann jetzt an seiner Zukunft bauen, weiter hinaus denken, als bis zu morgen? Eine junge Lehrerin ist da, die deutschen Unterricht in den Schulen gab. Wird sie nicht brotlos werden, da jetzt alle Welt nur russisch lernen muß? Ein Advokat wohnt nebenan. Wie lange wird ihm noch erlaubt sein, sein Gewerbe zu treiben?

Nach Petersburg führt man mich und zeigt mir stolz das Denkmal Peters des Großen mit seinem Sockel aus finischem Granit, zeigt mir auch die Bilder des Malers Edelfeld aus Finland im Alexandermuseum dort.

* * *

Dann reise ich ab. Am Hafen stehen sie alle, die mir lieb geworden sind, die Vertreter der verschiedensten Meinungen und Parteien. Ihre Tücher wehen mir den Abschiedsgruß, aber jeder blickt scheel auf den anderen, sie vermeiden einander, erst die Ferne gibt ihnen eine Einheit zurück für das Auge. Schwarz unter ihren wehenden, weißen Freundschaftswimpelchen stehen sie am Rande des Meeres, das aussieht wie in Blasen kochendes Erz, das man mit Asche bestreut hat, jetzt nur noch ein feiner, dunkler Saum, hinter dem die Stadt aufwächst, beherrscht von dem weißen, sauber gegliederten Bau der protestantischen Nikolaskirche, die sich über ihrer hohen Freitreppe majestätisch erhebt, und von der kompakteren Masse der russischen Kirche, deren Grün und Gold malerisch gegen das Grau des Himmels steht. Und nun sieht man nur noch dieses entzündete sturmverkündende Grau und das aschfarbene kochende Meer — getrennt durch ein schmales Grenzstrichelchen, das Land, auf dem so viele Furcht, Willkür, Hoffnung, Stolz und Trauer umherwandelt.

So winzig schmal im großen Meere!

Anselm Heine.

Freisinn und Sozialdemokratie vor den preußischen Landtagswahlen 1903. Eine statistische Untersuchung auf der Grundlage amtlichen Aktenmaterials von Statistikus. Berlin, H. S. Hermanns Verlag. 44 Seiten. Preis 50 Pfennig.

Das ebenso aktuelle wie gründlich bearbeitete Schriftchen von Statistikus ist eine Materialsammlung für Freisinn und Sozialdemokratie. Es zeigt an der Hand amtlichen Aktenmaterials in ziffernmäßiger Berechnung die absolute Notwendigkeit des Zusammengehens von Liberalismus und Sozialdemokratie in gemeinsamem Kampfe gegen die Reaktion. Außer den Wahlkreisen, die heute bereits in freisinnigem Besitz sind, werden auch diejenigen eingehend besprochen, welche dem Liberalismus gute Aussicht auf Gewinn bieten. Der Verfasser hat sich dabei vielfach auf noch unbekanntes Zahlenmaterial berufen können. So ist ihm z. B. eine Uebersicht über die Parteistellung der Urwähler von der vorigen Landtagswahl zugänglich gewesen, die u. W. noch nirgends seither veröffentlicht wurde. Da er außerdem auch die Parteiverhältnisse der letzten Reichstagswahl zum Vergleich heranzieht und auch mit mancherlei Einzelheiten der untersuchten Wahlkreise bekannt ist, — offenbar, weil Statistikus selbst im liberalen Lager zu suchen ist — so dürfen seine Veröffentlichungen weiteste Beachtung aller interessierten Politiker und Wähler beanspruchen. Wir empfehlen das Schriftchen wärmstens.

F. W.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 4. Berlin, den 24. Oktober 1903. 21. Jahrgang.

Die Aktion

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108. Postzeitungs-Katalog für 1903 Nummer 5430.

Politische Wochenübersicht.

Der sozialdemokratische Aufruf zu den preußischen Landtagswahlen verdient vollauf die Beachtung, die er überall gefunden hat. Zum erstenmal hat die norddeutsche, unter Bebels fast unbeschränktem Einfluß stehende Sozialdemokratie ihre Forderungen an den Landtag programmatisch zusammengestellt, fünf Wochen nach dem blutigroten Parteitag von Dresden. Und herausgekommen ist eine gutgelungene Sammlung — echt liberaler Wünsche, von denen nur wenige eine dünne sozialdemokratische Verpackung erhalten haben! Ein sozialliberales Programm mit einigen für notwendig erachteten Radikalismen! Wie lange schon ist der entschiedene bürgerliche Liberalismus eingetreten für Ersatz des Dreiklassenwahlsystems durch das Reichstagswahlrecht, für Vereins- und Versammlungsfreiheit, Koalitionsrecht, Beseitigung der kriminellen Bestrafung kontraktbrüchiger landwirtschaftlicher Arbeiter, Reform der Wohnungsgesetze, der Rechtspflege und Beseitigung anderer Uebelstände! Wenn diese Dinge jetzt als Zielpunkte sozialdemokratischer Landtagsarbeit hingestellt werden: gibt es einen greifbareren Beweis für die oft genug von uns vertretene Ansicht, daß die Sozialdemokratie im preußischen Abgeordnetenhaus beim besten Willen nichts anderes tun könne als den entschiedenen Liberalismus zu unterstützen?

Was ist das aber für ein Liberalismus, der jetzt vor dem sozialdemokratischen Wahlaufruf die Hände ringt und alle Junker- und Scharfmacherorgane noch überbietet mit Lamentationen über „das heuchlerische Versteckspiel der Roten". Was für heimliche Endziele, glaubt man denn, können die Sozialdemokraten für die preußische Landesgesetzgebung verborgen hinter sich behalten haben? „Aber sie diskreditieren mit ihren „vorläufigen" und ihren übertriebenen Forderungen von vornherein die gleichlautenden, praktisch durchführbaren Forderungen des bürgerlichen Liberalismus!" Mit Verlaub, bei wem diskreditieren sie die? Doch nur bei denen, die ohnedies für wirklich liberale Forderungen nicht zu haben sind. Was macht es also praktisch aus, ob der Grad der Abneigung noch um zehn Prozent verstärkt wird oder nicht?

„Gut", sagt der sozialistenfürchtige Liberalismus, „aber die Uebertreibungen schaden auch in den Reihen der Liberalen selbst und hindern gemeinsames Zusammenarbeiten in praktisch-liberaler Politik." Aber welchen überzeugt sozialen Politiker haben denn seither die utopistischen Träumereien der Sozialdemokratie an praktischer Mitarbeit bei echter Sozialreform gehindert? Und uns Liberale sollten etliche sozialistische Schnörkel und Zukunftsphantastereien im sozialdemokratischen Landtagsprogramm an gemeinsamer Arbeit am echten Liberalismus hindern? Werden wir zunächst nicht alle Hände voll zu tun haben, vorausgesetzt daß wirklich etliche Sozialdemokraten gewählt werden, mit ihnen zusammen nur die allernächstliegenden, allerbescheidensten liberalen Forderungen, die uns absolut gemeinsam sind, durchzusetzen? Wie es nachher wird, wenn alle gegenwärtig drängenden Aufgaben erfüllt sind und die sozialdemokratischen Arabesken dann drankommen, darüber wird dann noch Zeit genug zum Kopfzerbrechen sein.

Also wie immer man das Landtagsprogramm der preußischen Sozialdemokratie beleuchten mag, vom Standpunkt des entschiedenen Liberalismus aus spricht es nur für die praktische Wahlparole: überall mit der Sozialdemokratie, wo beide gemeinsam der Reaktion Abbruch tun können und der Liberalismus allein nicht stark genug ist, um die Reaktionäre zu überwinden.

Ein eigenartiges Erinnerungsfest feiert die Sozialdemokratie in diesen Tagen, ein „Fest der Alten, die mit dabei waren", die Erinnerung an den 25jährigen Jahrestag des Beginns des Sozialistengesetzes. Wie ein Klang aus den nur allzubekannten Festreden sedanfeiernder Kriegervereine klingt es aus diesen Erinnerungsversammlungen zu uns herüber: „Es war einmal eine Zeit des Krieges und der Not und des jubelnden Sieges; nie sollen die Jungen die Erinnerung daran vergessen, die heute noch das Heer der Alten begeistert und erhebt." Aber die Jugend hat doch schon heute teilweise nur noch ein historisches Interesse für diese Vorgänge. Sie wird in ihrem Denken, Fühlen und Handeln heute im wesentlichen schon von ganz anderen Stimmungen und Beweggründen geleitet als die Alten, denen zu Ehren jetzt Erinnerungsfeste gefeiert werden. Sorgten nicht die Scharfmacher aller Kategorien so eifrig dafür, daß auch nach Aufhebung des Ausnahmegesetzes die Sozialdemokratie doch immer noch mit Ausnahmemaßen gemessen und behandelt würde, das Erinnerungsfest hätte nicht die ungezählten Tausende in Bewegung gesetzt, die jetzt die Versammlungen füllen.

In die Gerichtsstuben und die Bureaus der höheren Verwaltungsbeamten müßte vor allem der Widerhall jener Versammlungsreden dringen. Rund 1000 Erwachsene mit ebensoviel Kindern wurden während der 12jährigen Dauer des Ausnahmegesetzes ausgewiesen, 1299 Zeitungen und Druckschriften verboten, 332 Arbeitervereine aller Art aufgelöst, 731 Jahre und 6 Tage Strafhaft, Untersuchungshaft und Gefängnis über die Arbeiterschaft Deutschlands verhängt und trotzdem, oder gerade deshalb das Wachstum der sozialdemokratischen Wählerstimmen von 486 843 bei der letzten Hauptwahl vor Erlaß des Ausnahmegesetzes (10. Januar 1877) auf 1 427 289 Stimmen und 35 Mandate bei der letzten Wahl unter dem Gesetz (20. Februar 1890)! Wer daraus nicht erkennt, daß aller äußere Zwang dieser Massenbewegung gegenüber nur Oel ins Feuer gießen heißt, der muß mit Blindheit geschlagen sein. Wenn nun aber die Zeiten solcher Ausnahme-

Digitized by Google

gesetze für die Zukunft so lange ausgeschlossen erscheinen, als das Zentrum in Erinnerung an seine eigene Vergangenheit festbleibt, so wirken doch die unzähligen kleinen Nadelstiche, die den Arbeitern auf dem Verwaltungswege zugefügt werden, nicht minder fördersam für die Sozialdemokratie. Oder welche Wirkung könnte es anders haben, wenn der Landrat des Kreises Sauter den seit 13 Jahren amtierenden Bürgermeister und Kriegsveteranen Richter aus Grünberg bei Obersitzko mit dem Disziplinarverfahren zum Zwecke der Entfernung aus dem Amte beglückt hat, lediglich deshalb, weil dieser Bürgermeister ein ihm gehöriges, unbenutzt stehendes Gebäude mit Gartenanlagen aus reinen Geschäftserwägungen heraus dem Verbande der Maurer und Zimmerleute von Grünberg und Umgegend verpachtet hat, nachdem ihm der Kreis- und der Bezirksausschuß nacheinander die Konzession zum Wirtschaftsbetriebe darin verweigert hatten. Die Sozialdemokratie nutzt solche und ähnliche Entscheidungen einer hochlöblichen „Verwaltung weidlich zu ihrem Vorteil aus.

Die Aerztestreiks sind in Deutschland immer noch in der Zunahme. Dabei nehmen sie allmählich ganz die Form der industriellen Streiks an. Die Kassenärzte klagen über ungeheuerlich schlechte Honorierung, kündigen auf Verabredung den Kassen ihre Kontrakte und bieten ihre Dienste für die Zeit bis zur Neuregelung ihres Vertrages nur zu erheblich erhöhten Sätzen an. Annoncen werden in den gelesensten Zeitungen der Großstädte erlassen, in denen vor Zuzug gewarnt wird. Die Arbeitgeber, in diesem Falle meist Kassenvorstände aus dem Arbeiterstande, suchen ihrerseits „arbeitswillige" Aerzte von auswärts heranzuziehen, von denen sie verlangen, daß sie „ihren Kollegen in den Rücken fallen" und „schnöde Streikbrecherdienste" leisten. Die Scharfmacherpresse benutzt solche Vorkommnisse zur Diskreditierung der Krankenkassenverwaltungen insgesamt und behauptet, daß nur die sozialdemokratische Zusammensetzung derselben Schuld an den unerquicklichen Aerztestreiks trüge. Wie dumm! Die sozialdemokratischen „Kassenvorstände blamieren mit ihrer zwar erklärlichen aber unentschuldbaren Knauserigkeit und schlechten Behandlung der Aerzte ihre eigenen parteipolitischen Grundsätze bis auf die Knochen. Sie zeigen jeden Tag aufs neue, welch ein gewaltiger Unterschied zwischen Theorie und Praxis innerhalb der Sozialdemokratie gemacht wird. Sie lernen dabei auch gegen ihren Willen die Theorie nach der Praxis ummodeln. Es liegt also durchaus kein Grund vor, an der jetzigen gesetzlichen Regelung der Krankenkassenverwaltung irgend etwas zu ändern, um dadurch die Wahl oder auch nur das Uebergewicht von Sozialdemokraten in den Leitungen unmöglich zu machen.

Zwei größere Arbeiterkämpfe machen von sich reden: der Textilarbeiterstreik in Crimmitschau und der Berliner Metallarbeiterstreik. In Crimmitschau suchen seit nun schon acht Wochen die Arbeiter den Zehnstundentag und bessere Löhne zu erringen. Textilfabrikanten am Niederrhein und in anderen Industriezentren halten die Forderungen der Streikenden im großen und ganzen für berechtigt, weil in Crimmitschau seither Arbeitsbedingungen bestanden hätten, die der Konkurrenz das Leben schwer machten. Die Crimmitschauer Arbeitgeber behaupten ihrerseits, daß in der sächsischen Textilindustrie teilweise noch weit schlechtere Lohn- und Arbeitsverhältnisse herrschten und diese Konkurrenz sie daran hindere, den Wünschen der Streikenden zu entsprechen. Auf beiden Seiten wird mit großer Energie gekämpft. Die Arbeiter haben die Unterstützung der gesamten Arbeiterschaft Deutschlands gefunden und auch aus bürgerlich-liberalem Lager Sympathiebeweise erhalten. Die Fabrikanten versuchen neuerdings durch besondere Versprechungen die angeblich Arbeitswilligen unter den Streikenden für sich zu gewinnen. Es scheint indessen, daß den Arbeitern der Sieg zufallen wird, wenn sie nur imstande sind, einige Zeit noch die Kriegskosten aufzubringen.

In der Berliner Metallindustrie handelt es sich nicht um einen Notstreik, sondern um eine wohlerwogene Kraftprobe zwischen zwei gleich gut gerüsteten und organisierten Parteien, den verbündeten Berliner Metallindustriellen („Kühnemännerbund") und der Berliner Ortsgruppe des deutschen Metallarbeiterverbandes, der die größte und leistungsfähigste Gewerkschaft Deutschlands darstellt. Gekämpft wird um einen Tarif. Die Arbeiter wünschen, daß ihre Forderungen nicht nur für den Augenblick anerkannt, sondern als die Grundlage eines Tarifvertrages zwischen beiden Organisationen festgelegt werden. Es soll dadurch der Friede dauernd gesichert werden, ähnlich wie er im deutschen Buchdruckgewerbe bereits besteht. Die Arbeitgeber behaupten, auf die Bedingungen, die ihnen gestellt sind, nicht eingehen zu können, ohne die Leitung ihrer Betriebe aus der Hand zu geben. Aber ein Teil ihrer Kollegen, der dem Verband nicht angehört, soll die Forderungen bereits vor Ausbruch des Streiks bewilligt haben. Das Ende dieses Kampfes, der 3—5000 Arbeiter zum Feiern nötigt, läßt sich noch garnicht absehen, zumal die Streikenden einen Beschluß bei ihren zirka 10000 arbeitenden Berufskollegen durchgesetzt haben, daß diese fünf Prozent ihres Wochenlohnes regelmäßig an die Streikkasse abführen.

Im Ausland gehen in dieser Woche eine Reihe wichtiger Dinge vor, die zu besprechen sein werden, sobald sie abgeschlossen vorliegen. Nur darüber, daß König Leopold unverrichteter Sache vom Besuch am Wiener Hofe nach Belgien zurückkehren mußte, ist sich die internationale Politik einig. Die ungarische Krise soll der seitherige Finanzminister Lukacs lösen helfen, in Italien hat der abgesagte Zarenbesuch den Rücktritt des Gesamtministeriums zur Folge gehabt und dadurch sicher mehr Einfluß auf die Politik dieses Landes ausgeübt, als der etwa ausgeführte Besuch hätte ausüben können. In Norwegen wird ohne fürstliche Besuchsangelegenheit ein neues Ministerium gebildet. In Frankreich rechnet man noch die Ergebnisse des Besuches vom italienischen Königspaar zusammen, während Graf Lambsdorf, der russische Minister des Auswärtigen, bereits unterwegs nach Paris ist, um zu dokumentieren, daß die alte Liebe nicht daran denkt, sich von einer neuen Leidenschaft verdrängen zu lassen.

* * *

Aussprechen, was ist.

Unter dieser Ueberschrift veröffentlichte dieser Tage die sozialdemokratische „Chemnitzer Volksstimme" einen Artikel, in dem sich u. a. folgende Stelle fand:

„Man muß sich politisch auf den Boden der Tatsachen stellen, wie man sich wirtschaftlich längst auf den Boden der Tatsachen gestellt hat. Die Tatsache ist, daß wir nicht gegen den Willen der bürgerlichen Gesellschaft, sondern nur mit ihrer Zustimmung das durchsetzen können, was wir im Interesse der Arbeiter für notwendig halten."

Man sieht, auch in sozialdemokratischen Kreisen bricht die Erkenntnis nach und nach durch, daß die Kräfte der Dreimillionenpartei nicht ausreichen, um den Gang der politischen Entwicklung in Deutschland zu bestimmen. Sie werden dazu nie ausreichen, selbst wenn das Anwachsen der Stimmenzahl noch weiter anhalten sollte. Daß Deutschland jemals der ausschließlichen Herrschaft der Lohnarbeiterklasse unterworfen werden könnte, ist eine utopische Vorstellung. Ohne die Mitwirkung eines beträchtlichen Teils des Bürgertums wird die Arbeiterklasse politisch auf absehbare Zeiten hinaus nichts Wesentliches durchsetzen. Es ist sehr heilsam für die Sozialdemokratie, wenn sie das begreift, aber ebenso heilsam ist es für den Liberalismus, wenn er einsehen lernt, daß auch er nichts Erhebliches politisch durchsetzen kann, wenn er nicht die in der Sozialdemokratie organisierten Arbeiter auf seiner Seite hat. Auch für den Liberalismus ist es nützlich, das auszusprechen, was ist.

Digitized by Google

Könnten wir Freisinnigen darauf rechnen, für uns allein oder auch nur mit Hilfe der Nationalliberalen den Liberalismus in Deutschland wieder zu einem bestimmenden politischen Faktor zu machen, so wäre es vielleicht nicht weise, aber wenigstens entschuldbar, jeden Gedanken einer politischen Verständigung mit der Sozialdemokratie aufzugeben. Aber es besteht ja nicht einmal die Aussicht, daß der Liberalismus auch nur in der sehr schwachen Verdünnung des Nationalliberalismus bei uns wieder zu Kräften kommt, solange kein politischer modus vivendi, nicht wenigstens ein gewisses Zusammenwirken gegen die gemeinsamen Feinde des Liberalismus zwischen den Liberalen und der Sozialdemokratie ermöglicht ist. In dieser Erkenntnis liegt die Rechtfertigung der vielbesprochenen Resolution, welche die Generalversammlung des Wahlvereins der Liberalen am 11. Oktober gefaßt hat. Es ist nur ein geringes Zugeständnis an den Standpunkt derjenigen, die ein politisches Zusammenwirken zwischen Sozialdemokraten und Liberalen für unerläßlich halten. Aber so vorsichtig dieser erste Angriff auf ein eingewurzeltes Vorurteil auch erscheint, er enthält ein grundsätzliches Zugeständnis. Wenn es zulässig erscheint, in einem Falle unter gewissen Voraussetzungen mit der Sozialdemokratie zusammen gegen die Reaktion zu operieren, so bleibt alles weitere der Untersuchung vorbehalten, in welchen politischen Einzelfällen eine derartige Kooperation dem Liberalismus nützlich ist. Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob man es grundsätzlich ablehnt, mit einer andern Partei irgend ein Geschäft zu machen, oder ob man den Abschluß des Geschäfts an gewisse Bedingungen knüpft, mögen diese Bedingungen auch noch so schwer erfüllbar sein. Und dann ist es ferner ein Unterschied, ob man ein solches Geschäft gelegentlich bloß einmal tatsächlich abschließt, oder ob man sich grundsätzlich bereit erklärt, es unter Umständen abschließen zu wollen.

Die tiefere politische Bedeutung der Resolution der Generalversammlung des Wahlvereins der Liberalen besteht in der Anerkennung, daß es nicht gegen die Grundsätze des entschiedenen Liberalismus verstößt, sondern vielmehr durchaus diesen Grundsätzen entspricht, da, wo die eigene Kraft zur Bekämpfung der Reaktion nicht ausreicht, auch mit der Sozialdemokratie gemeinsame Sache zu machen. Ob dieser Beschluß bei den bevorstehenden Landtagswahlen mehr oder weniger praktische Bedeutung gewinnen wird, ist eine Frage zweiten Ranges, eine Frage nicht mehr der Grundsätze, sondern der Zweckmäßigkeit. Je mehr der einzelne Freisinnige sich davon durchdringen läßt, wie nötig eine Schwächung der klerikal-konservativen Reaktion in Preußen ist, um so eher wird er geneigt sein, die Zweckmäßigkeitsfrage zu bejahen. Daß die Reaktionäre selbst vollauf begreifen, was eine Kooperation zwischen Freisinnigen und Sozialdemokraten für sie bedeuten würde, das hat Freiherr von Zedlitz und Neukirch, der bekannte freikonservative Prokurist der Firma Junker & Co. im preußischen Abgeordnetenhause, im „Tag" jüngst deutlich genug zum Ausdruck gebracht, indem er schrieb: „Ungleich größeren Abbruch würde man den Konservativen und Klerikalen durch ein planmäßiges Zusammengehen mit den Sozialdemokraten haben tun können, darin hat Dr. Barth zweifelsohne Recht." Auch mein Freund Broemel hat vor einigen Tagen in einer Stettiner Versammlung mit treffenden Worten darauf hingewiesen, welche Bedeutung es haben würde, wenn die konservativ-klerikale Koalition im Abgeordnetenhause auch nur um 20 bis 30 Mandate geschwächt würde. Er meinte, selbst wenn dieser Zuwachs ausschließlich den Nationalliberalen zugute käme, so sei ein solches Anwachsen der Linken doch höchst bedeutsam, weil dadurch „wenigstens den reaktionären Bestrebungen auf dem Gebiete der Schule ein fester Damm entgegengesetzt und zugleich der Druck, welchen die konservativ-klerikale Mehrheit auf die Regierung ausübt, auch in anderen Fragen herabgemindert würde". Ich unterschreibe das durchaus, nur sehe ich nicht ein, wie dieser Zuwachs auf einem anderen Wege tatsächlich zu ermöglichen ist als auf dem von dem Freiherrn von Zedlitz befürchteten Wege eines Zusammenwirkens von Freisinnigen und Sozialdemokraten.

Es bleibt schließlich noch der Einwand zu beseitigen, daß, wenn sich schon einmal ein Zusammenwirken mit der Sozialdemokratie nicht vermeiden lasse, es doch wenigstens zweckmäßig sei, davon nicht vorzeitig zu reden. Auch sei es, so meinen manche, ja ganz überflüssig, die Frage vor den Urwahlen weiter zu erörtern, da man allseitig entschlossen wäre, erst abzuwarten, wie das Stärkeverhältnis der verschiedenen Parteien bei den Urwahlen sich herausgestellt, wie stark sich insbesondere die Sozialdemokratie dabei erwiesen habe. Aber wie soll denn eine solche Verständigung in der kurzen Zeit zwischen der Wahl der Wahlmänner und der Wahl der Abgeordneten herbeigeführt werden, wenn die öffentliche Meinung nicht vorher an den Gedanken einer solchen Verständigung durch ausgiebige Diskussion gewöhnt ist?

Und dann noch eines: Wenn schließlich unter dem Druck der Not nach den Urwahlen hier und da eine Verständigung zwischen Freisinnigen und Sozialdemokraten eintreten sollte, so steht die Sache doch ganz anders, je nachdem man sich vorher einer solchen Kooperation grundsätzlich zustimmend oder abgeneigt gegenübergestellt hat. Die Rolle einer Partei, die Wochen und Monate hindurch es als eine unerhörte Zumutung behandelt hat, mit der Sozialdemokratie zusammen zu marschieren, die aber dann, wenn es sich nach den Urwahlen herausgestellt hat, daß sie auf die Hilfe der Sozialdemokratie angewiesen ist, ihre stolzen Worte über Bord wirft und aus den Händen der Sozialdemokratie schließlich doch noch dieses oder jenes Mandat annimmt, ist gewiß nicht beneidenswert.

Die Freisinnige Vereinigung kann nach ihren Verhandlungen auf der Generalversammlung vom 11. Oktober in diese Rolle nicht mehr gebracht werden.

Theodor Barth.

Der Liberalismus im Elsaß.

Während im übrigen Deutschland das politische Leben im vielgestaltigen Parteiorganismus sich betätigt, dort also die Aufgabe zunächst darin bestehen muß, eine Basis für gemeinsames Handeln der linken Parteien zur Erlangung größeren Schwergewichts in den Parlamenten zu schaffen, sind wir im Elsaß erst in der Parteibildung begriffen. Bis vor wenigen Jahren war vom Parteileben hier kaum etwas zu spüren, die politischen Gewässer lagen still und wellenlos. Behaglich schaukelte das brote Regierungsschifflein auf ihnen. An Bord befand sich nur das Notabelntum. Dieses trieb und treibt zum Teil heute noch eine Art patriarchalische Politik, die erwachsen ist aus der geschichtlichen Vergangenheit des Elsasses, das vor seiner Angliederung an Deutschland das napoleonische Bevormundungssystem des „candidat officiel" durchgekostet und sich daran den politischen Magen chronisch verdorben hatte. Unter dem deutschen Regime wurde es nicht besser. Die im allgemeinen deutsch radebrechenden Herren Pohnker, einflußreiche, reiche, zum großen Teil auch umfangreiche Leute traten einige Tage vor der betreffenden Wahl mit dem Glorienschein der Regierungsgunst und -Gewalt bewaffnet vor das staunende Volk mit dem tiefsinnigen politischen Programm „Ihr kennt mich ja alle, also wählt mich". Und so geschah es unter ganz geringer Wahlbeteiligung. Gegenkandidaten gab es nur gelegentlich aus persönlichen oder lokalen Gründen. Auf diesem Wege kam bisher, gestützt durch ein eigenartiges Filtrierwahlsystem, das allerdings etwas besser ist als das preußische, was aber wenig besagt, ein Parlament zustande, von dem ein Herr

Digitized by Google

von Köller sagen konnte, es sei das beste der Welt. ein Musterparlament. Ein vernichtenderes Urteil über die politische Qualität dieser Volksvertretung als dies Lob des bekannten Exministers ist undenkbar.

Jetzt beginnt es anders zu werden, der historisch verständliche politische Winterschlaf ist zu Ende. In erster Linie trat die Sozialdemokratie auf den Plan, was zunächst eine eigentliche Parteibildung nicht hervorrief, sondern nur die politische Kinderkrankheit, genannt Politik der vereinigten Ordnungsparteien, zur Folge hatte. Erst das Auftreten der klerikalen Landespartei als der Form der Reaktion, mit der es der Liberalismus in erster Linie zu tun haben wird, bedeutet den Beginn einer parteipolitischen Zeit. Es ist für den politisch Denkenden höchst erfreulich, daß diese Partei in letzter Zeit zu allen Wahlen Stellung genommen hat und jedem Kandidaten, der sich nicht auf ihr Programm verpflichtete, sofort konsequent einen Gegenkandidaten stellte. Das bedeutete einen scharfen Schnitt in das verschwommene politische Leben. Eine Scheidung der Geister wurde dadurch herbeigeführt. Es ist nun nicht zu verkennen, daß in der Parteibildung auch auf liberaler Seite nicht immer rein politische, sondern oft auch konfessionelle Momente mit hereinspielen, was man bedauern, zunächst aber nicht ändern kann. Most ist immer trübe.

In vielen Teilen unseres Landes haben sich unter dem Eindruck der letzten Wahlen die liberalen Elemente zu Vereinen zusammengeschlossen. Am 11. Oktober haben sich diese Vereine, deren Zahl in stetem Wachsen begriffen ist, die zusammen über 4000 zahlende Mitglieder jetzt schon nach zweimonatlicher Arbeit umfassen, auf einem Delegiertentage zu einer liberalen Partei zusammengeschlossen. Mit Freude und Genugtuung blicken wir auf diese Geburtsstunde der liberalen Bewegung als Partei, schöpfen wir doch aus ihr die gute Zuversicht, daß das Kind den schönen Namen liberal verdient und darnach sein Leben einrichten wird. Das Programm, das einstimmig angenommen wurde, ist durchweht von freiheitlichem und sozialem Geiste und verlangt unter Anerkennung der Notwendigkeit der Erhaltung unserer Wehrkraft zu Wasser und zu Lande im Interesse der Weltmachtstellung Deutschlands entschiedene Reform auf allen Gebieten der inneren Politik. Es verlangt u. a. das Reichstagswahlrecht für den Landesausschuß (für die Gemeinden haben wir es), Neueinteilung der Reichstagswahlkreise, entschiedene Sozialreform, soziale Steuergesetzgebung, antiagrarische Wirtschaftspolitik guter Handelsverträge.

Taktisch ist ein Zusammengehen mit den vorhandenen demokratischen Organisationen, die allein übrigens nichts erreichen können, als gesichert zu betrachten. Die Stellung zur Sozialdemokratie ist ohne weiteres gegeben, angesichts des zahlenmäßigen Uebergewichts der Reaktion und bei richtiger Erfassung des sozialen Gehaltes, den der Liberalismus bergen muß, soll er noch eine Zukunft haben, ein Punkt, der mit erfreulicher Einmütigkeit betont wurde. In allen Wahlkreisen, in denen der Liberalismus gute Aussichten hat, große Anhängerzahl aufweist, ist er zur Erlangung des Sieges auf die Sozialdemokratie angewiesen. Diese hat nur in zwei, höchstens drei Städten Aussichten für die Zukunft. Wir sind in der glücklichen Lage, Vertretung echter liberaler Ueberzeugungen als allem gesunde Basis praktischer Erfolge betrachten zu können.

Die Führung liegt in der Hand von absolut zuverlässigen, freiheitlich gesinnten Männern. Ich nenne hier nur den Landesausschußabgeordneten Goetz, den Reichstagsabgeordneten Aff, den Chefredakteur Wolf, deren Namen in freiheitlichen Kreisen des Elsaß einen guten Klang haben.

So stehen wir jetzt am Anfang elsässischen politischen Parteilebens. Es winkt uns der Kampf gegen den Klerikalismus in erster Linie, ein Kampf gegen einen Gegner, dessen Kampfesweise etwa vergleichbar ist bezüglich der Form und des Gehaltes der antisemitischen, was genug besagen dürfte; ferner mit sporadischem Notabelnkonservatismus, der Hand in Hand geht mit dem im Elsaß regierungsfähigen Klerikalismus. Der letztere bezieht sein Sonnenlicht vom Zentrum. Die sogenannte (klerikale) Landespartei ist nur ein Ableger des Zentrums, auf den einige, dem verflossenen Protestlertum entnommene Forderungen wie „keinen Mann, keinen Groschen" aufgepfropft sind. Diese militärfeindliche Haltung hindert nicht, daß Geheimräte und Abbés Arm in Arm spazieren gehen, daß Salonkleriker bei privaten parlamentarischen Abenden eine Hauptrolle spielen, daß der orthodox-lutherische Herr von Köller den Herren Abbés mit und ohne Soutane im Landesausschuß väterlich ermunternd zunickt, wenn sie ein Kesseltreiben veranstalten auf den einzigen vorhandenen Sozialdemokraten, den Pfahl im fetten Fleische der „Volksvertretung". Das Eindringen der liberalen Landespartei in den Landesausschuß, mit konsequenter Kritik an allem reformbedürftigen ist vonnöten. Nur die mächtige Entfaltung des Liberalismus vermag unsere versumpften politischen Zustände zu heben.

Bei unserer kommenden Arbeit werden wir aber in erster Linie die Gesamtsituation im Reiche berücksichtigen. Wir wissen wohl, daß eine Ueberwindung der Reaktion, insbesondere der Zentrumsherrschaft, nur möglich ist durch Schaffung einer aktionsfähigen Linken. Deshalb muß es unser Endziel sein, eine Reihe freiheitlich gesinnter, politisch, wirtschaftlich und sozial zuverlässiger Volksvertreter nach Berlin zu senden. Das Ziel ist gesteckt, die Stimmung ist da, die Menschen sind da, ein wachsender Parteikörper, der an Masse zunimmt, dessen Adern mit politischem Blut sich füllen, ist vorhanden, die Organisation beginnt straffe Formen anzunehmen, der Weg zum Ziel führt durch politische Aufklärungsarbeit besonders in wirtschaftlicher und sozialer Beziehung. Möge es gelingen, die in Fluß gekommene Bewegung, die auch mit dem demokratischen, freiheitlichen Grundzug des Elsässers rechnen darf, so sehr er angekränkelt ist durch einen systematisch von Regierung und Notabeln großgezogenen Servilismus, in begonnener Richtung weiter zu führen, ganz aufgehen zu lassen im Strome eines neuen, sozialen Liberalismus.

Hunspach i./Elsaß. Alfred Wolf.

Chamberlains Motive.

III.

Im Frühjahr 1903 fand Chamberlain eine parlamentarische Situation vor, wie er sie nicht günstiger hätte wünschen können. Das Ministerium war in hohem Grade unpopulär; es war trotz großer numerischer Majorität zum Umfallen schwach. Der einzig populäre Minister war Chamberlain selbst, und bei den Iren allenfalls George Wyndham, der eine neue, gewinnverheißende Landbill eingebracht hatte. Solange diese zur Beratung stand, hatten die irischen Abgeordneten kein Interesse an dem Sturz des Kabinetts. Wenn Chamberlain versuchte, eine neue Wirtschaftspolitik zu inaugurieren und dabei nicht die Unterstützung der gesamten Partei fand, so mußten konservative Dissidenten sich mit dem Gedanken vertraut machen, eventuell eine liberale Regierung zu unterstützen. Das bedeutet aber, da die liberale Partei noch auf Homerule für Irland verpflichtet ist, eine — den Unionisten unmögliche — Unterstützung von Homerule. Gibt aber die liberale Partei Homerule auf, so verliert sie einmal über achtzig irische Stimmen im Parlamente, außerdem aber die Hilfe irischer Wähler in vielen englischen Wahlkreisen; überdies dürften hierdurch gewisse, bei den Iren vorhandene Schutzzollneigungen verstärkt werden.

Außer der parlamentarischen Situation bot auch die gesamte Stimmung des Landes Möglichkeiten, die ein geschickter Taktiker leicht ausnutzen konnte. Die Beteiligung der Kolonien am südafrikanischen Kriege hatte in England einen Enthusiasmus für die Kolonien erzeugt, der das Mißtrauen gegen selbstsüchtige kolomale Zollpläne langsam verdrängte. Der Krieg

Digitized by Google

selbst hatte ein geräuschvolles imperialistisches Gefühl wachgerufen, das von dem gemessenen stolzen Patriotismus, der das England vergangener Zeiten auszeichnete, seltsam absticht. England kontinentalisiert sich. Die ruhige, selbstsichere Verschlossenheit, die wir als Zeichen englischer Charakterstärke früher oft bewundert haben, beginnt in unruhigen Lärm umzuschlagen. England hat das Ausland selten verstanden und sich nie um dasselbe gekümmert. Sein Verständnis ist kaum gewachsen, aber mit einer Mischung von Sensationslust, Neugierde und Nervosität verfolgt es heute ausländische Dinge.

Der Gedanke, die ererbte Weltstellung mühelos bewahren zu können, macht allmählich unruhigem Zweifel Platz. Ein Schauder ergreift den bequemen Epigonen, wenn er em seiner Oberflächlichkeit wegen bequem lesbares Machwerk, wie E. Williams „Made in Germany" erwischt. „Der Morgan-Trust droht die englische Flagge vom atlantischen Ozean verschwinden zu lassen", „die Bagdadbahn bedeutet em Vordringen Deutschlands nach dem persischen Meerbusen". Dabei eine Regierung, die der deutschen Regierung bald Grobheiten sagt, bald gemeinsam mit ihr in Venezuela zweifelhafte Schulden eintreibt. Die Finanz- und Wirtschaftslage hat sich allerdings trotz des Krieges nicht wesentlich verschlechtert, aber hinter den Komplimenten, die man Onkel Sam macht, lauert die Furcht vor der amerikanischen Invasion. Die Erziehung der Bevölkerung ist mangelhaft, die Regierungsmaschinerie lächerlich kostspielig, und trotz der Beteuerungen aktiver und maktiver Staatsmänner, daß „efficiency" die Hauptsache sei, glaubt kein Mensch an ernsthafte Besserung. Diese wenig selbstsichere Stimmung — die moralisch-intellektuelle Depression des englischen Charakters der besseren Schichten spricht sich in nichts häßlicher aus, als in der gehässigen Kampfesweise, die Chamberlains Anhänger zu einer Zeit beliebten, wo die sachliche Prüfung der ganzen Frage noch vor sich gehen soll — benutzt der Kolonialminister. Er erklärt, eine ernste Krise sei im britischen Reiche ausgebrochen. Aber mit em bischen Vertrauen, ein bischen Opferwilligkeit und einem Tarif könne man durch Abschreiben kontinentaler Methoden die Sache in die Reihe bringen, ohne sich einem besonders schwierigen Selbsterziehungsprozeß unterwerfen zu müssen.

Diese günstige taktische Situation hätte allein kaum genügt, um Chamberlain eine Reform des englischen Handelssystems ankündigen zu lassen. Es war nicht freiwilliger Opportunismus, es war eine Notwendigkeit, der er zu gehorchen hatte.

Im Jahre 1897 gewährte Canada dem Mutterlande Vorzugsbedingungen, indem es auf englische Waren 12½ Proz. weniger Zoll erhob als auf solche, die aus fremden Ländern engehen. Diese Begünstigung widersprach dem belgisch-englischen Handelsvertrag von 1862 und dem deutsch-englischen Handelsvertrag von 1865, der den beiden Staaten die gleiche Behandlung in Canada zusicherte wie dem Mutterlande. Wollte dieses also Canadas Anerbieten annehmen, so mußten diese beiden Handelsverträge gekündigt werden. Im einjährigen Zeitraum zwischen Kündigung und Ablaufsfrist mußte Canada die beiden Länder ebenso wie England behandeln. Der Versuch, Zollbevorzugungen des Mutterlandes als nicht vertragswidrige Zollherabsetzungen durch die Kolonien zu erklären und die ganze Sache als innere Angelegenheit zu behandeln, konnte dem klaren Wortlaut der Verträge gegenüber nicht gelingen. Es war seit langem die Politik Englands gewesen, den Kolonien mit Selbstverwaltung freie Hand in Zollfragen zu lassen, sodaß sie den von England abgeschlossenen Handelsverträgen nach Belieben beitreten konnten oder nicht. Die Bindung Canadas erschien daher nicht am Platze, umso weniger, als die betreffenden Bestimmungen „ein Hindernis für die interne finanzielle Ordnung des britischen Reichs seien, was sich mit den engen Banden kommerziellen Verkehrs, die zwischen dem Mutterland und den Kolonien bestehen und gestärkt werden müssen, nicht vereinbaren läßt".*) Die Verträge wurden also gekündigt, einmal, um Canada eine selbständige Handelspolitik zu gestatten, dann aber, um die Regelung der Beziehungen zwischen Mutterland und den Kolonien zu erleichtern. Die Auflösung des Vertrags bedeutete daher für Canada die Anerkennung als handelspolitische Einheit, wie solche anderen Kolonien bereits früher zuteil geworden war. Die Folge der Kündigung war, daß Deutschland allen Ländern des britischen Reichs eine provisorische Verlängerung der Meistbegünstigung gewährte, Canada aber, das durch die Bevorzugung Englands Deutschland die Meistbegünstigung entzogen hatte, hiervon ausnahm. Canada erhöhte dann den Zollabschlag England gegenüber auf 33⅓ Prozent und wurde seinerseits von Deutschland nach dem autonomen Tarif behandelt.

Dies Vorgehen Deutschlands war rechtlich einwandfrei, wenngleich es den Regierungen Canadas und des Vereinigten Königreiches nicht zusagte. Sie suchten Deutschland einzureden, eine Zollherabsetzung einer englischen Kolonie dem Mutterlande gegenüber sei eine rein innere Angelegenheit, eine Entziehung der Meistbegünstigung finde dabei nicht statt, da, wie Chamberlain nachträglich herausfand, kein fremder Staat „nationale Behandlung" verlangen könne.*) Dies Argument war mehr als fadenscheinig. Man hatte den Handelsvertrag gekündigt, weil Canada handelspolitische Einheit, nicht aber ein unselbständiger Teil des britischen Reichs war. Man wollte die Vorteile rechtlicher Selbständigkeit und rechtlicher Unselbständigkeit gleichzeitig genießen. Dann führte man aus, die französischen Kolonien, die dem Mutterland Vorzugsbehandlung gewährten, hätten nichtsdestoweniger ebenso wie Frankreich selbst Meistbegünstigung in Deutschland. Die deutsche Regierung erwiderte, daß diese französischen Kolonien wirtschaftspolitische Autonomie nicht hätten; daß ihnen außerdem das Recht der Meistbegünstigung auf dem Vertragswege eingeräumt worden sei. Mit Canada bestehe kein Vertrag, da der Vertrag mit England von 1865, der Canada einschloß, aufgehoben worden war. Die ganze Situation war Canada nicht angenehm. Es tröstete sich eine Zeitlang mit dem Gedanken, daß die deutsche Ausfuhr nach Canada sieben Millionen Dollar betrage, die canadische nach Deutschland nur 1,4 Millionen Dollar. Auf die Dauer schien dieser Trost ungenügend, denn Anfang 1903 belegte Canada deutsche Waren mit Strafzöllen, um Deutschland zum Einlenken zu zwingen.

Das Ergebnis der ganzen Politik der Vorzugsbehandlung Englands durch Canada war also die Möglichkeit eines Zollkriegs zwischen Canada und Deutschland. Auf dem englischen Markt genoß Canada kein Privileg, für das England gewährte Vorzugsrecht mußte es eventuell den Verlust des deutschen Marktes vergewärtigen, der immerhin 1½ Prozent seines Exporthandels aufnahm.

Die deutsche Regierung hatte zu verstehen gegeben, daß sie jeder englischen Kolonie, die dem Mutterlande Vorzug gewähre und damit Deutschland von der Meistbegünstigung ausschloß, ihrerseits die Meistbegünstigung entziehen werde. Damit stand für alle Kolonien die Frage offen, ob sie eine Begünstigung der englischen Einfuhr mit dem eventuellen Verluste des deutschen Marktes nicht zu teuer erkauften; betrug doch z. B. die Ausfuhr sämtlicher australischen Staaten nach Deutschland 120 Millionen Mark.

Für England aber ergab sich einmal die Notwendigkeit, den Kolonien, die bereit waren, dem Mutterlande Vorzugszölle zu gewähren, ein Aequivalent für mögliche Opfer zu verschaffen resp. ihnen einen Anreiz zur Gewährung von Differenzialzöllen zu bieten. Dann mußte das Vereinigte Königreich die Kolonien, die es so unterstützten, im Falle eines Zollkriegs mit Deutschland schützen. Tat es das nicht, so würden die Kolonien wahrscheinlich Handelsverträge mit Deutschland schließen, und der Traum des Reichszollvereins war zu Ende. Um den Kolonien ein Aequivalent zu bieten, braucht man Zölle auf Nahrungsmittel; um den Kolonien im Zollkrieg gegen Deutschland beistehen zu können, bedurfte man der Retaliationszölle gegen

*) Correspondence with the Governments of Belgium and Germany as to their Commercial Relations with Great Britain and British Colonies [Cd. 1630] 1903. No. 11 p. 5.

*) Copy of Canadian Sessional Paper, House of Commons Paper [Cd. 1781].

Digitized by Google

Deutschland. Dies ist der innere Zusammenhang zwischen den Nahrungsmittelzöllen und den Industriezöllen, wie sie Chamberlain suggeriert. Die Ankündigung der Industriezölle wurde Chamberlain durch eine nicht ganz vorsichtige Bemerkung Herrn v. Richthofens erleichtert: Es sei zweifelhaft, ob Deutschland dem Mutterlande selbst noch Meistbegünstigung gewähren könne, wenn ein großer Teil des britischen Reichs gegen Deutschland diskriminiere. Sachlich ließe sich auch diese Andeutung rechtfertigen: Wenn englische Kronkolonien England bevorzugen, so ist das Mutterland, das sie regiert, zweifellos direkt verantwortlich. Bei den selbständigen Kolonien tritt eine offene Mitwirkung nicht zutage. Wenn aber das Kolonialministerium die Regierungen der Kolonien eventuell durch materielle Vorteile zu solchem Schritt veranlaßt, so liegt zweifellos eine mittelbare Verantwortung vor. Eine andere Frage ist es natürlich, ob eine Retaliation Deutschlands gegen England empfehlenswert ist.

Richthofens Aeußerung gab Chamberlain Gelegenheit, die Errichtung von Zollschranken gegen Deutschland zu empfehlen, um Deutschlands Drohungen gegenüber gewappnet zu sein, da England unter Freihandel waffenlos sei. Es war ihm gleichzeitig möglich zu betonen, ohne solche Retorsionszölle könne Deutschland wie jeder andere Staat sich in die inneren Angelegenheiten des britischen Weltreichs einmischen. Ueberdies verbreitete sich die Sage, Deutschland sei durch Chamberlains Reden so eingeschüchtert worden, daß es Canada nicht länger mit Retaliation bedrohe. So schien also Chamberlains Politik bereits vor ihrer Einführung reiche Früchte zu tragen. Nur hatte man die Tatsache unerwähnt gelassen, daß Canada, nicht Deutschland, zur Retaliation gegriffen hatte, ohne indes bis jetzt irgend welche Resultate zu erzielen.

In diesen hier geschilderten Folgen der canadischen Politik sind die wahren Ursachen zu suchen, die Chamberlains Bekehrung zum Schutzzoll veranlaßt haben. Es hat sich plötzlich herausgestellt, daß die Politik der Vorzugszölle zu schweren Schädigungen der Kolonien wie des Mutterlandes auf fremden Märkten führen kann, die Chamberlain durch Retorsionszölle zu vermeiden hofft. Canada hatte aus politischen Gründen England Vorzugszölle gegeben, um eine Anlehnung gegen die Vereinigten Staaten zu haben. Die französisch-katholische Bevölkerung, der Sir Wilfried Laurier angehört, ist einer Amerikanisierung Canadas nicht geneigt. Sie wünscht auf der anderen Seite eine schnelle Entwicklung der natürlichen Hilfskräfte Canadas, allerdings ohne zu bedenken, daß ein vermehrtes Einströmen amerikanischen Kapitals und amerikanischer Arbeit die Folge sein wird, wodurch die Gefahr der Amerikanisierung erhöht wird. Dazu kam, daß die ursprünglich freihändlerische canadische Regierungspartei in der Herabsetzung von Zöllen gegen England eine freihändlerisch gefärbte Maßregel erblicken konnte. Aber selbst für Canada ist der aus dieser Politik folgende Verlust auf fremden Märkten ohne entsprechenden Gewinn in England bedenklich; wie viel mehr für die anderen Kolonien, bei denen politische Motive nicht mitsprechen, und die weder Fähigkeit noch Neigung zu einer künstlich-beschleunigten wirtschaftlichen Entwicklung hegen. Canada sucht mit allen Mitteln Auswanderer anzulocken. Australien, dessen wirtschaftliche Entwicklung einstweilen nicht allzu schnell fortschreitet und das daher schutzzöllnerische Gedanken auf allen Gebieten des Lebens — den Geldmarkt ausgenommen — anwendet, sucht solche fern zu halten. Wenn Canada sich mit Deutschland ohne Einschreiten Englands vergleicht — ein Ziel, das den besonnenen canadischen Staatsmännern wie Sir Wilfried Laurier nicht unangenehm ist — dann ist die Möglichkeit des Reichszollvereins eigentlich zu Ende; eine Periode der Handelsverträge zwischen den Kolonien und fremden Ländern wird beginnen.

Chamberlain handelte also in einer Zwangslage, als er seinen protektionistischen Feldzug unternahm.

IV.

Eine Rechtfertigung seiner Politik folgt daraus nicht; denn Chamberlain selbst hat diese Zwangslage geschaffen, indem er ohne Voraussicht der möglichen Gefahren Canada die Politik der Vorzugszölle beginnen ließ. Sicherlich haben andere Momente, wie das Aufflackern einer antienglischen Stimmung in Australien, in Chamberlains Erwägungen mitgespielt, aber der Hauptgrund war, daß er die Gefahren nicht voraussah, die die Politik der Differenzialzölle mit sich bringen mußte. Er will nun die Waffen gewinnen, die die Aufrechterhaltung dieser Politik ermöglichen sollten.

Bewunderer eines Staatsmannes weisen gern darauf hin, daß er trotz tiefsten Stillschweigens alle Dinge vorausgesehen und sie bewußt nach bestimmter Richtung geleitet habe. So könnten auch Chamberlains Verehrer anführen, daß er die heutige Situation nur geschaffen habe, um den dickfelligen englischen Wähler zur Erkenntnis des Ernstes der Lage zu bringen. Es ist kein Zweifel, daß Chamberlain, wenn er am Steuer des Staatsschiffes steht, stets mit dem einen Auge nach dem Wähler schielt, eine Gewohnheit, die bisher nicht zur Sicherheit der Kurses beigetragen hat. Diesmal jedoch läßt sich nur Manael an Voraussicht und nicht diabolische Taktik nachweisen. Chamberlain und ihm folgend der Premier sucht im Augenblick nach Kompensationsobjekten, um die Gefahr der Differenzialzölle abzuwenden. Wenn er die Gabe hätte, eine Reihe sich bedingender Tatsachen bis zu Ende zu sehen, so hätte er andere Methoden anwenden müssen. Er hatte so viel Kompensationsobjekte in der Hand, wie er nur wollte, wenn er die Differenzialzölle selbst zu Kompensationsobjekten gemacht hätte. Wenn er angekündigt hätte, er wolle neue, für England bessere Handelsverträge abschließen, und die Alternative gestellt hätte: Zulassung von englischen und kolonialen Waren zu besseren Bedingungen auf fremden Märkten, oder Einführung von Vorzugszöllen für England in allen Kolonien, auch in den Kronkolonien, so hätte er erreichen können, welche von den beiden Möglichkeiten er vorgezogen hätte. Die Ausfuhr aus fremden Ländern nach sämtlichen Kolonien und nach Indien beträgt weit über 100 Mill. Lstr., ein beträchtliches Kompensationsobjekt. Man hätte sich nicht der Ausreden bedienen müssen, ein Herabsetzen der Zölle sei keine Beeinträchtigung fremder Staaten, man hätte, wenn man Zollerhöhung gegen fremde Staaten gefordert hätte, wahrscheinlich die Kolonien hinter sich gehabt und in der Tat wesentliche Vorzugsbedingungen für England erlangt. Ob die Ziele dieser Politik vernünftig gewesen wären, ist zu bezweifeln; aber die Mittel wären wenigstens tauglich gewesen.

Man muß die wirtschaftlichen Konsequenzen voraussehen, die aus einzelnen Vorgängen entspringen, wenn man die gesamte Wirtschaftspolitik des Landes auf eine neue Basis stellen will; es geht nicht an, Einzeländerungen vorzunehmen, ohne das System ausgedacht zu haben. Die Gabe des systematischen Durchdenkens ist aber gerade das, was Chamberlain nicht besitzt. Indem er, voll Vertrauen auf seine Fähigkeit, plötzlich entstandene Schwierigkeiten zu überwinden, Politik von Fall zu Fall trieb, beraubte er sich der Waffen, die er besaß. Er schreit nach Kompensationsobjekten, nachdem er sie weggeworfen hat: Es gibt kein besseres Beispiel hierfür, als die Abschaffung der Zuckerprämien. Wenn Chamberlain eine weitergehende Idee hatte, als die, den Westindiern eine Wohltat zu erweisen, so war es nur der halbunreife Gedanke, nach dem Beispiel der Aufhebung der Zuckerprämien, die Aufhebung anderer Prämien zu verlangen. Er möchte hier Herrn von Witte kopieren, wie er sonst deutsche und amerikanische Muster abschreibt. Eine geistige Eingliederung der Antizuckerprämienpolitik in ein System der Handelspolitik war ihm unmöglich, da er ein System nicht hat. Das Verlangen nach Aufhebung der Zuckerprämien war mächtigen Interessen in den Kontinentalstaaten mehr als unangenehm, vor allem in Deutschland, dessen Zuckerausfuhr nach England 1/4 seiner Gesamtausfuhr dorthin betrug. Es ist zweifelhaft, ob die Aufhebung der Prämien England irgend welche Vorteile bringen wird. Es wäre viel klüger gewesen, wenn Chamberlain ihre Aufhebung als Kompensationsobjekt behandelt hätte. Er hätte dann den Fortbestand der Prämien den Kontinentalstaaten gegen Konzessionen auf anderen Gebieten gestatten können. Hier hätte er mit Retaliation drohen können, ohne den britischen Handel zu erschüttern, und gleichzeitig wahrscheinlich Westindien eine bescheidene Bevorzugung gewähren

Digitized by Google

können. Es waren nicht doktrinäre Freihändler, es war der reichsbegründende Kolonialsekretär, der den „Revolver" fortgeworfen hatte, dessen England nach Lord Lansdownes Ausspruch bedarf.

Wer Chamberlains Vorgehen verfolgt, der sieht, daß seine Politik nicht etwa darin besteht, ein tiefdurchdachtes System stückweise in Anwendung zu bringen, wo immer sich eine Gelegenheit bietet. Sein Opportunismus ist nicht staatsmännisch, er ist experimentell. Von imperialistischen Phantasien geblendet, erfüllt von dem leichten Optimismus des häufigen Erfolges, probiert er eine neue Politik stückweise. Ueber die möglichen Folgen denkt er kaum nach, denn sein Selbstbewußtsein sagt ihm, er werde alle Schwierigkeiten überwinden. Er hat in der Politik stets die politische Maschine für das wichtigste gehalten und hat nie den beschämenden Glauben empfunden, daß die Natur der Dinge stärker sei als der „Caucus". Er zählt zu jenen unruhigen Köpfen, die nichts in Frieden lassen können. Er war in seinen Methoden immer revolutionär und wird es bis zum Ende seiner Tage bleiben, immer novarum rerum studiosus. Diese leidenschaftliche Ueberstürzung hat einstweilen zum Abgang Chamberlains geführt. Sie erinnert an die Hast, mit der einst der alte Gladstone Homerule durchzuführen trachtete, „an old man in a hurry", wie Lord Randolph Churchill sagte. Wird Chamberlain glücklicher sein als sein ehemaliger Führer?

Einstweilen will der britische Wähler von einem Zollverein nicht viel wissen, der auf Nahrungsmittelzöllen aufgebaut ist. Chamberlain wird daher als „Wilder" seine Erziehung zu beeinflussen suchen. Wird der Enthusiasmus der Kolonien, den Chamberlain durch Aussicht auf greifbare Vorteile mächtig angefeuert hat, bestehen bleiben, bis dies Erziehungswerk vollendet ist? Allem die Tatsache, daß Canada den Kolonialsekretär von den Verhandlungen, die es mit Deutschland pflog, nicht unterrichtete, wird einen Zweifel verständlich machen. Der Premier wird während dieser Zeit eine Politik der Retaliationszölle einleiten, um zu verhindern, daß sich die Schutzzollstaaten der englischen Manufaktureinfuhr verschließen. Er entwickelt in seinen Reden wie in einem geistreich geschriebenen Essay die Ideen der alten Fair-Trade-Partei. Das Zeitalter des Manchestertums ist zu Ende, dasjenige Sheffields beginnt.

Diese Politik, wenn man einige hübsche theoretische Spielereien Politik nennen will, soll nicht nur die englische Ausfuhr erleichtern, sie soll die Waffen schaffen, um später, wenn der englische Arbeiter sich an den Gedanken von Kornzöllen gewöhnt hat, koloniale Vorzugszölle gegen etwaige Retorsionsmaßregeln fremder Staaten durchzusetzen. Die Politik der Retaliationszölle bedeutet Nahrungsmittelzölle und eventuell einen internationalen Zollkrieg zur Durchführung eines britischen Reichszollverbandes. Ist es ein Zeichen von staatsmännischer Voraussicht, daß Chamberlain durch seine leidenschaftliche Agitation auch dem Blindesten diesen Zusammenhang klar gemacht hat?

Forrock, Co. Dublin. M. J. Bonn.

Die Zerrüttung Rußlands und Minister Plehwe.

Von einem russischen Freunde unseres Blattes, einem genauen Kenner der politischen Verhältnisse seines Vaterlandes, erhalten wir die nachstehende Darstellung, die ein Bild gibt von den wachsenden Wirren im Zarenreiche:

Plehwe hat als Nachfolger Sipjagins eine höchst schwierige Aufgabe übernommen. Was hat er getan?

Plehwe ging schon der Ruf eines zweifachen Konvertiten und Renegaten voraus: er soll ab origine Katholik gewesen, dann Reformist und später Griechisch-Orthodoxer geworden sein. Das erzählt man, um Plehwe zu charakterisieren. Simon Plehwe ist der einzige Minister des Innern, der als früherer Leiter der politischen Polizei zu dem einflußreichsten Ministerposten in Rußland emporgestiegen ist. Man muß wissen, mit welchen gemischten Gefühlen der Furcht und Verachtung von allen Seiten die politische Polizei in Rußland betrachtet wird, um den Eindruck der Ernennung des Herrn Plehwe zu würdigen. Seine erste Tat war, den unmündigen Mörder Sipjagins dem außerordentlichen Militärgerichte, d. h. dem Tode auszuliefern, was dem Bewußtsein der der Todesstrafe überhaupt abgeneigten Russen direkt widerstrebte. Nicht über Sipjagin soll hier ein Urteil gefällt werden, sondern es soll festgestellt werden, daß Plehwe sogleich einen Akt beging, gegen den die Empfindung der russischen gebildeten Gesellschaft, gleichgültig auf welchem politischen Standpunkt sie steht, sich auflehnte. Weitere Taten folgten. Die ihrem Charakter nach durchaus friedlichen Landbewohner in den Gouvernements Poltawa und Charkow wurden durch die furchtbarste Not zu Ausschreitungen veranlaßt: sie wurden auf die brutalste und selbst nach russischen Gesetzen auf eine völlig rechtswidrige Weise unterdrückt. An ganzen Gemeinden wurden summarische Körperstrafen vollzogen, und ganze Gemeinden wurden ebenso summarisch mit Geldkontributionen belegt (in Summa 800 000 Rubel). Diese Geldstrafen wurden ohne Rücksicht auf die Schuld des einzelnen den Gemeinden als juristischen Personen auferlegt. Das Rechtswidrige dieser Maßregel leuchtet ein. Nicht minder klar ist aber auch das wirtschaftlich Sinnlose, wenn man bedenkt, daß die wirtschaftliche Lage der betreffenden Gemeinden notorisch die denkbar schlechteste war. Statistische Untersuchungen, die um ein Dezennium zurückgreifen, haben diese Sachlage ziffernmäßig erwiesen. (Vergleiche „Chutorjanie", das Organ der Poltawer landwirtschaftlichen Gesellschaft, Nr. 31, 1903.) Seit 1893 hat sich die Lage in enormem Maße — dank dem Steigen der Pachtpreise und der Verminderung des Viehbestandes — verschlechtert. Prügel und Geldstrafe haben die verhungerten Bauern schließlich zum Schweigen gebracht, aber dieses Schweigen verdeckt nur Erbitterung und Haß.

Auf Anregung von seiten des angesehenen Präsidenten des Moskauer Landschaftsamtes D. N. Schipoff hatten sich bei ihm namhafte adlige Grundbesitzer und Semstwoleute im Mai 1902 versammelt, um über die Stellungnahme der Selbstverwaltungskörperschaften zu der großen Agrarenquête Wittes zu beraten. Diese private Versammlung, die eine völlig gesetzliche und maßvolle Aktion der Semstwos anregen wollte, hat den Teilnehmern nur Maßregelungen und Zurückweisungen seitens des Herrn Plehwe gebracht. Minister Plehwe war es auch, der die ganze umfassend angelegte und eingeleitete Agrarenquête, die der Ausgangspunkt zu einer Reformaktion im großen Stil werden konnte, durch direkte Einschüchterungen und Maßregelungen gänzlich vereitelte.

Wir erinnern nur an die Amtsentsetzung des Fürsten Peter Dolgorukoff und an die administrative Verschickung des greisen Schulmannes Bunakoff. Der einschüchterten Bevölkerung sollte auf diese Weise die Anteilnahme verekelt werden. Durch eine solche Politik hat Plehwe die besten Leute unserer Selbstverwaltung erbittert und eine fremdige Mitarbeit an den kulturellen Aufgaben der Zeit für sie unmöglich gemacht. In den Semstwokreisen, in den Kreisen unserer maßvollsten Vaterlandsfreunde, ist er der bestgehaßte Mann.

Die Arbeiterpolitik Plehwes ist vielleicht der widerwärtigste Teil seiner ganzen staatsmännischen Tätigkeit. Hier hat er durch seine Leute direkt die Rolle eines schmutzigen agent-provocateur gespielt. Der Briefwechsel des Odessaer Fabrikinspektors Popoff mit seiner Zentralbehörde im Finanzministerium läßt keinen Zweifel hierüber aufkommen. Seine Agenten haben Gewerkschaften gegründet, welche auf die Mithilfe der Polizei bauend, jedes Gefühles der Verantwortung gegenüber den Arbeitern bar waren und sinnlose Streiks selbst mit Anwendung von Gewaltmitteln gegen die verständigen Arbeiter anzettelten. Auf diese Weise ist der Generalausstand der Arbeiter in Odessa inszeniert worden mit seinen Folgen für die Teilnehmer, für Handel und Wandel und seinen Erschütterungen für das russische Staatsgefüge. Er verfolgte die unsinnige Idee durch den wirtschaftlichen Kampf den politischen Kampf zu ersticken und durch die Unruhen den Zaren einzuschüchtern und an seine Person als den einzigen, der die „Revolution" bändigen könne, zu fesseln. Dann, nachdem das Spiel mit dem Feuer sich als gar zu gefährlich erwiesen hat, sind Verfolgungen an der Tagesordnung. Plehwe war sogar gezwungen, seine agents-provocateurs mit Sadatoff an der Spitze, walten zu lassen, und Sabatoff war der Chef der sog.

Digitized by Google

„Schutzabteilung" in Moskau und später „Beamter für besondere Aufträge" im Ministerium des Innern. Gleichzeitig gibt er aber den Abschied dem Stadthauptmanne von Odessa, General Arsseiyeff, welcher sich den Treibereien der Plehweschen agents-provocateurs nicht anschließen wollte und durch seine maßvolle Handlungsweise während des Generalausstandes unnützes Blutvergießen vermieden hat.

Erklärlicherweise war die Aufregung und Erbitterung unter den russischen Arbeitern nie so stark als jetzt unter dem Regiment von Plehwe. Und diese Aufregung ist direkt eine Frucht der brutalen Unterdrückung, gepaart mit den provokatorischen Aufreizungen zu Streiks und Ungesetzlichkeiten.

Die Politik Plehwes gegenüber Finland ist zur Genüge bekannt. Ebenso wie die Finländer ist er jetzt auch im Begriff, die Armenier aus den ruhigsten und loyalsten Bürgern zu Unzufriedenen zu machen.

Empörend ist seine Politik gegenüber den Juden. Wer kennt nicht Kischineff und Gomel? Indem Plehwe durch seine Politik der Judenverfolgung und Judenhetze die gesellschaftliche Aufmerksamkeit auf die angebliche jüdische „Auflehnung" und „Frechheit" hinzulenken sucht, will er das Volk von den Fragen wirklicher innerer Reformen ablenken. Die Juden werden als die Unruhestifter und Revolutionäre par excellence hingestellt, obschon allein die geographische Verbreitung der sog. „revolutionären" Bewegung über Teile des Reiches, in denen es gar keine Juden gibt, diese Anschuldigung zu einer unsinnigen stempelt. Aber es tut nichts: die angebliche „Führerschaft" der Juden in der „revolutionären" Bewegung soll einerseits in den höchsten Kreisen die Juden unrettbar kompromittieren, andererseits die ganze Bewegung gegen die herrschenden Zustände, gegen die unerträgliche bureaukratische Tyrannei als antinational, als eine Judenmache vor der breiten Oeffentlichkeit in Verdacht bringen.

Das System Plehwe ist ein Werk der Willkür und der Lüge. Wir sahen: vor nichts hat es Halt gemacht. Durch ungerechte und sinnlose Unterdrückungen und Verfolgungen erbittert es die Bauern und bringt die Arbeiter in die höchste Aufregung. Die maßvollsten und loyalsten Versuche der Vertreter der Selbstverwaltung, sich über dringende Reformfragen zu verständigen oder sich auch nur auszusprechen, führen zu Verfolgungen, welche die öffentliche Meinung der gebildeten Kreise einerseits entmutigen, anderseits erbittern. Die Politik den Juden gegenüber ist nichts als eine niedrige Verhetzung (vide die Rede des Gouverneurs von Mohilew Klingenberg); die finländische und armenische Politik provoziert geradezu die Reichsfeindschaft.

Als der reaktionäre Sipjagin von der Hand Balmaschews fiel, nahm die öffentliche Meinung dies traurige Ereignis mit dem Gefühle der Erleichterung auf. Und Plehwe hat es so weit gebracht, daß der Haß gegen ihn in allen Kreisen zehnmal so groß ist als der gegen Sipjagin. Alle Welt weiß, daß Plehwe bei seiner Intelligenz sehr gut den Zusammenhang der Dinge kennt, und daß man ihn nicht mit Mangel an Einsicht entschuldigen kann.

Plehwe erblickt seine Mission in der Niederwerfung jeder reformatorischen Regung mit den Mitteln einer rücksichtslos wirkenden Polizeiwillkür*). Er nennt das Bekämpfung der Revolution. Aber was haben die liberalen Semstwoleute in der Art von Dmitry Schipoff, Michael Stachowitsch, Fürst Peter Dolgorukoff, Fürst Dmitry Schachowskoy mit der revolutionären Bewegung zu tun? Ist es nicht Plehwe selbst, welcher diese gemäßigten Führer der in den Selbstverwaltungskörperschaften organisierten öffentlichen Meinung aufs äußerste erbittert? Man braucht nur das Protokoll der von Plehwe inkriminierten Moskauer Konferenzen, die Ende Mai a. St. 1902 abgehalten worden sind, zu lesen. Es enthält nichts als Reformvorschläge wirtschaftlicher und rechtlicher Natur im Rahmen der bestehenden Staatsordnung. Sind das „revolutionäre" Bestrebungen? Es geschieht in Rußland dasselbe wie in Finland. Die Regierung setzt sich über Recht und Gerechtigkeit hinweg und erklärt dann jeden Widerstand gegen ihre willkürlichen und kulturfeindlichen Handlungen für „Revolution". Auf diese Weise wird in der Tat allmählich der Stoff zur größten Erbitterung aufgehäuft und den revolutionären Elementen vorgearbeitet. Nichts charakterisiert besser die Verwaltungsmaximen des Herrn Plehwe als Tatsachen: Als in Tomsk eine große Studentendemonstration inszeniert wurde, war es nur der vorsichtigen und jeder Provokation abholden Haltung des stellvertretenden Gouverneurs Baron von Delwig zu danken, daß kein Blutvergießen stattfand. Für seine Reserve und Umsicht in der Unterdrückung der „Unruhen" hat v. Delwig büßen müssen: in kurzer Frist wurde er gezwungen, seinen Abschied zu nehmen. Im Gegensatz hierzu wurde der Gouverneur von Wilna, General von Wahl, für eine auch nach russischem Gesetze geradezu strafbare Handlungsweise (körperliche Züchtigung der verhafteten Demonstranten!) mit einer hervorragenden dienstlichen Beförderung belohnt.

Aeußerste und brutalste Polizeiwillkür — ist die Maxime des Herrn v. Plehwe. Und unter der Herrschaft dieser Maxime wächst von Tag zu Tag die Schar der Unzufriedenen, nimmt die Erbitterung zu. Zu keiner Zeit war auch die Autorität und das Ansehen der Regierung schwächer als jetzt, unter dem Regiment des starken Mannes — von Plehwe.

Und der Zar bewahrt diesem Manne sein Vertrauen, der sich als Schützer des Kaisers unaufhörlich brüstet, das Zarentum und das Land unberechenbaren Wirren und Erschütterungen entgegenführt.

*) Vgl. die Auslassungen des Herrn Plehwe gegenüber dem Berichterstatter des Pariser „Matin".

Lieder aus dem Rinnstein.

Schon der Titel! Lieder aus dem Rinnstein — das klingt wie eine Beleidigung sittlich erzogener Ohren, wie eine Herausforderung gegen Lackstiefel und seidene Frauenschleppen. Das Büchlein, das sich so benennt, will sich auch recht trotzig Beachtung schaffen, zum Schrecken aller Literaturprotzen und Moralbonzen, die in der Dichtkunst ein höheres Bildungsinstitut, ein nur den besseren Ständen zugängliches Adelsstift für die geistige Auslese der Nation erblicken. Die sogenannte Armeleutepoesie ist freilich nichts Neues mehr. Hauptmann erzwang die Teilnahme dafür auf der Bühne, und andere mit ihm setzten die Arbeit so lange fort, bis der Anteil dem Ueberdruß wich. Die „Lieder aus dem Rinnstein", gesammelt von Hans Ostwald,*) bedeuten aber etwas anderes. Sie bringen zum erstenmal die Poesie, die von den untersten Schichten des Volkes ausgeht, also Volksdichtung im eigentlichen Sinne. Bei Hauptmann und seinen Mitdichtern waren die Armen, die Unterdrückten und Elenden, Gegenstand eines poetischen Gebildes, Ostwald läßt sie selbst auftreten, er gibt ihnen das Wort und läßt sie von ihrem Schicksal reden. Es ist auch hier und dort nicht ganz dieselbe Gesellschaft. Ostwald steigt noch eine Stufe tiefer, hinab bis zu den ganz Verkommenen, den absolut Besitzlosen und Verlorenen, die abseits von aller Kultur leben und auch garnicht mehr danach trachten, sich mit ihr zu vereinigen. Bei Hauptmann finden wir doch immer noch Gestalten, die zäh wie im Todesringen um ihre letzte Habe, ein wertloses Gerümpel, und mühselig erarbeitete Hungerbissen, aber doch immer noch um ein Eigentum kämpfen. Ostwald muß die Geschöpfe, die er uns vorführt, tatsächlich vom Rinnstein auflesen. Er packt sie auf der „Walze", wo sie in Sturm und Wetter durchs Land kreuchen, ohne Anhang, ohne Heimat, ohne Schutz und ohne Ziel.

Diese Ruhelosen der untersten Gesellschaftsschicht bilden ein merkwürdiges Gegenstück zu den Angehörigen der bevorzugten Stände, die gerade in unserer Zeit, ebenfalls von mächtigem Wandertrieb ergriffen, mit Eisenbahn, Fahrrad und Automobil der bequemen Seßhaftigkeit unserer Großväter untreu werden.

Die Stromer, die Landstreicher, sind wohl kaum aus freien Stücken so unstete Wanderer geworden, das Schicksal hat

*) Erschienen im Verlage von Karl Henkell & Co., Leipzig und Berlin, 1903.

sie hinausgetrieben, die Not und das Laster der Eltern. Aber draußen verhärtete sich ihr Gemüt, und sie warfen den Rest des Kulturdrills, wenn ihnen überhaupt solcher je zuteil geworden, über Bord.

Sie bauten sich eine eigene Welt. Fremdartig klingt es aus ihren Liedern, fremdartig nicht nur durch die Sprache, die ähnlich dem Rotwälsch der Verbrecher ihren besondern Wortschatz hat, sondern auch durch die Lebensweisheit, die sich in den Liedern offenbart. Gott und Vaterland sind ihnen tote Begriffe. Vergebens wird man aber auch in den Liedern dieser „duften Kunden" — so nennen sie sich in ihrem Lumpendeutsch — Anklagen gegen ein widriges Schicksal, Zornesausbrüche oder gar Drohungen gegen die Besitzenden suchen. Neid und Haß haben sie überwunden, und nicht einmal ihre unmittelbaren Peiniger, die Hüter des Gesetzes, entlocken ihnen ein erregtes Wort. Sie haben es aufgegeben, sich mit Wünschen und Sehnsuchtsgelüsten zu zermartern, ihr Sinn ist auf das nächste Dorf gerichtet: wenn sie dort ein Stück Brot und eine trockene Schlafstelle finden, ist ihr Herz befriedigt, und darüber hinaus fühlen sie nur noch eine unbändige Daseinsfreude.

Das ist das Seltsamste an diesen Deserteuren der Kultur — sie, die am wenigsten Grund zum Frohsinn haben, sind in ihrer Welt am ausgelassensten.

Ach, wie ist das Walzen schön!
Schumpeidi, schumpeida.
Ei man muß es nur verstehn!
Schumpeidi, eida! . . . . .

so beginnt eines der von Ostwald aufgefangenen Lieder, die er persönlich gesammelt hat. Ostwald befand sich selber Jahre lang auf der Walze. Von Hause aus Goldschmied, mußte er als Arbeitsloser in unfreiwilliger Ziellosigkeit auf der Landstraße liegen und mit all dem Gesindel, das sich vogelfrei da herumtreibt, in enge Beziehung kommen. Er hat die Erfahrungen aus jenen Tagen in sozialpolitischen Berichten und in Erzählungen von eigenartigem poetischen Reiz verwertet. Eine Frucht dieser siegreich überstandenen Lebensperiode ist auch die neue Liedersammlung.

Es sind allerdings nur wenige Lieder, die Ostwald dem Druck übergeben konnte. Ein großer Teil mußte der Oeffentlichkeit vorenthalten werden, denn diese Vagabunden reden selbstverständlich eine Sprache, die sich um die Gesetze des herkömmlichen Anstands wenig bekümmert. Schon das Gebotene ist stark genug im Ausdruck und wird von manch' verfeinerter Seele nur zögernd aufgenommen werden.

Zu den Strolchliedern gesellen sich in dem Bändchen, sie ergänzend, aber an Bedeutung wohl noch überragend, die Dirnenlieder. Wie jene harmlos, friedlich und heiter klingen, gärt in diesen die heftigste, zügelloseste Leidenschaft. Haß, Lüsternheit, Hohn, Rachsucht und wilde Empörung, alle ungezähmten Triebe des Menschenherzens, durchtoben diese Lieder, und während die Reime der Strolchpoesie oft banal, selbst philiströs dahingleiten, wirbelt hier ein Hauch von echter Poesie durch die toll stürmenden Verse. Das meiste hat Margarete Beutler selbstschöpferisch beigesteuert, die in freier Wahl das Elternhaus verließ und „der Sonne nachging". Hart und wuchtig ist ihre Dichtung, mit der bekannt zu werden auch der anfangs Widerstrebende Verlangen tragen muß. Nur eine Probe:

Totengräbers Therese.

Wenn der Alte Gräber gräbt,
putzt sich die Therese:
Vater sagt — nur schnell gelebt,
gleich, ob gut, ob böse.

Vater sagt — der Herrgott ist
nur Gebild' der Pfaffen,
und die Menschen, Leid' wie Christ,
hat die Erd' erschaffen.

Vater sagt — und die ist gut',
gibt nicht Lohn, nicht Strafen,
wer einmal da unten ruht,
kann für ewig schlafen.

Vater sagt — die Schädel sind
alle gleich geraten,
es verweht ein schneller Wind
gut' und böse Taten.

Vater sagt — ein Mädchen müßt'
früh sich Lieb' erwerben,
und das Schönste für uns ist,
sagt er — jung zu sterben.

Vater sagt — nur schnell gelebt,
sei es gut, sei's böse —
wenn der Alte Gräber gräbt,
putzt sich die Therese.

Man sieht, diese Margarete Beutler hat wenig gemein mit den artigen, bloudgeschielten Naturdichterinnen, deren jedes Jahr eine als neues Genie aus dem Volke entdeckt und auf den Schild gehoben wird. Sie wird ganz gewiß nicht den wohlerzogenen Schwestern in Apoll Konkurrenz machen und bis in die Paläste dringen, aber man möchte ihre Verse von der Gulbert, von einer deutschen Gulbert, vorgetragen hören.

An erschütternder Tragik und poetischer Kraft kommt ihren Liedern unter den modernen nur eines in dem Bändchen gleich, das von Hans Hyan „Die letzte Nacht" betitelte, in dem ein verstockter Mörder in der Stunde vor seiner Hinrichtung die grauenvolle Affektat ohne den geringsten Anflug einer Gemütsbewegung in seine Erinnerung zurückruft.

Verdammt, im sitz' ick in det Loch
schon fast 'n Jahr un janz in Eisen,
Un een Jestrenduis hat ma noch
bis jetz' keen Nichts kennt' entreißen.
't war doch mitten in die Nacht . . . .

und nun schildert er mit unheimlicher Wahrheit alle Einzelheiten des schaurigen Raubmords und wie sie ihn dann festgenommen. Keine Reue empfindet er, keine Angst. Doch, — er spricht sich selber Mut zu:

Na Mare, nu man nich gestennt!
Jetz' hesst et: Mut! . . . nu keen Jezitta!
Se kommen! . . . was? . . . is denn schon Zeit? . . .
Na ja, det is vor die son Futta! . . .
„— Wat? . . . ick? . . . . jawoll, ick bin bereit . . . .
. . . Herr Pastor! . . . . meine Mutta . . . . Mutta'! . . . ."

Ueberraschend bricht hier das kindliche Gefühl durch! Das eine Wort „Mutta" macht das verrohteste Scheusal zu unserm Mitmenschen.

Solche und ähnliche Gedichte erinnern an die reiche Literatur dieser Gattung von Liedern, die die Franzosen besitzen. Fast alle hervorragenden Lyriker des vorigen Jahrhunderts von Béranger, dem Vater der sozialen Lyrik, bis auf die zeitgenössischen Dichter und die Couplietlieferanten der Lyette Gulbert haben aus der Gefühlswelt der Elenden und Enterbten Stoff für ihre Dichtungen geschöpft. Nicht bloß die Proletarierdichter Dupont, Pottier, Mérat, Clément, Richepin, sondern auch Vertreter der dekadenten Hyperkultur, wie Baudelaire, bringen uns Gestalten aus der Welt der Verlorenen. Baudelaire zeigt uns einen betrunkenen Mörder:

Mein Weib ist tot — frei bin ich endlich!
Nun sauf' ich aber, was ich kann.
Kam ich mit leerem Taschen an.
Da heulte sie . . . her! es war schändlich.

Ich hab' sie an entlegnem Ort
Ins Brunnenloch hinabgeschmettert
Und ein paar Steine nachgewettert.
— Ich will nicht mehr dran denken! — Fort! —

Digitized by Google

Aber trotz seiner Trunkenheit denkt er doch daran, er vergegenwärtigt sich die letzten Stunden, die er mit dem Weib verbracht, dann jubelt er wieder, frei zu sein, und will nun erst recht trinken, um sich schließlich todbesoffen mitten auf die Straße zu werfen, einem Lastwagen in den Weg, gleichviel ob ihm die Räder über den Kopf gehen, oder den Leib mitten entzwei schneiden. —

Einige Lieder der Margarete Beutler und das von Hans Hyan sind in berlinischem Dialekt geschrieben, das ist insofern bemerkenswert, als sie das erste Beispiel dafür abgeben, daß der berlinische Dialekt, der bisher ausschließlich für Dichtungen komischen Inhalts verwendet wurde, auch zur Erzielung tragischer Wirkungen geeignet ist. Es gibt kaum eine deutsche Mundart, in der nicht neben Versen heiteren Charakters auch ernste und ergreifende Gedichte vorhanden sind. Nur dem berlinischen Dialekt hat man bisher diese Kraft nicht zugetraut. Es ist interessant, daß in einer Zeit, da unser Schriftdeutsch nahe daran ist, seinen Reimschatz erschöpft zu haben, sich neue fruchtbare Gebiete der Reimkunst erschließen, dort, wo der Quell der Sprache am frischesten und gesündesten hervorsprudelt, im mündlichen Verkehr des Volks.

Von den modernen Dichtern, die in den „Liedern aus dem Rinnstein" zu Wort kommen, sei noch Karl Henkell, kein „Verkommener", aber ihr längst bekannter Anwalt, und Martin Drescher erwähnt, der, ein preußischer Referendar, im freien Amerika unter die Vagabunden geriet und dieser Situation stimmungsvolle Verse ablauschte.

In jedem Deutschen steckt etwas vom Philologen, auch in Ostwald. Das zeigte er in der Anordnung seiner Sammlung. Er hat sich nicht mit der Darbietung zeitgenössischer Vagabundenlieder begnügt, er hat sein Buch auch mit historischem Material verstärkt. Er geht bis auf den Ursprung der Rinnsteinlyrik zurück, auf die lateinischen Goliardendichtungen des Mittelalters. Er bringt uns auch Uebersetzungen aus den Bummelliedern der Scholaren. Daran reihen sich Landsknecht- und derbe Volkslieder aus dem 16. Jahrhundert, dann die naiv-lüsternen Reimsächelchen der Schäferinnen, und so entwickelt sich das Bändchen historisch weiter bis — nun, wer rät? .... bis zu Goethe, Schiller, Heine, Lenau.

Man stannt doch wohl, daß man sie in der Gesellschaft sieht. Die Klassiker, und Lieder aus dem Rinnstein! Schillers Räuberlied paßt im Ton wirklich hin und auch Goethes „Vanilas" und „Frech und frah". Daß Ostwald die Sammlung durch Goethes mahnendes Vermächtnis: „Der Gott und die Bajadere" abschloß, mag als ein Bekenntnis des Herausgebers gelten. Wenn er die großen Dichter hereinzog, hätte er Freiligrath und Chamisso und den ungarischen Lyriker Karl Beck auch zulassen können. Doch fragt sich, wie weit Allbekanntes überhaupt in diese Sammlung gehört.

Bei einer neuen Auflage sollte Ostwald reichlicher aus der Dialektdichtung schöpfen. Sie birgt noch manche Perle, wenn auch so bald keine prächtigere wie die aus Scherers „Jungbrunnen" gefischte:

Dat du min Leevsten bist,
dat du wut werst.
Kum bi de Nacht, kum bi de Nacht,
segg mi, wo du herst.

Kam du um Middernacht,
kam du Klock een,
Vader slöpt, Moder slöpt,
ik slap alleen.

Klopp an de Kammerdör,
klopp an de Klink.
Vader meent, Moder meent,
dat deit de Wind.

Wer wird solch' bezaubernde Versmusik und die einschmeichelnde Innigkeit dieser Liebeswerbung aus Ohr und Herz verlieren!

Doch diese — Nachtseite des Lebens kannte und würdigte man schon vor den „Liedern aus dem Rinnstein".

Sigmar Mehring.

Beate und Mareile.

Viele unter uns sitzen und starren immer noch aufs Theater, als müsse es das neue Heil, die neuen Dichter bringen, daß wir wieder etwas zum Lieben haben. Und derweil uns die Augen flimmern von dem ewigen Starren aufs Theater, und während wir betrübter werden, weil uns von dorther unser Wunsch immer noch nicht so recht erfüllt wird, haben uns neue Dichter, hinterrücks sozusagen, schöne, neue Bücher gegeben, ist manches da, das zu lieben sich lohnt, wenn wir nur wollen und den Bals ein wenig von der Bühne abwenden. Erfreulicher als die Dramen sind die Romane der letzten Jahre. Wir haben jetzt eine ganze Reihe moderner Romane, die man sogar zweimal lesen kann, weil sie immer noch jung und frisch sind, trotzdem sie schon einige Jahre leben. Auf so ein neues, schönes Buch, das noch nicht alt ist, aber frisch und jung bleiben wird, auch nach einigen Jahren noch, möchte ich hinweisen. Das Buch kann den Hinweis, glaub ich, schon deshalb vertragen, weil es nicht dick ist. Man gontiert ja jetzt wieder ausnehmend dicke Romane. Unter fünfhundert Seiten tut's kaum noch einer. Wir prämiieren damit außer dem Talent auch noch den Fleiß, und da wir immer noch auf Moral halten, bedeutet der Fleiß etwas für unser literarisches Urteil. Ein zehnpfündiger, talentvoller Roman hat es zur Zeit leichter, sich durchzusetzen, als so ein Ding wie mein Roman, der nicht viel wiegt. Kaum zweihundert Seiten zählt er, und die Seiten sind nicht einmal eng bedruckt. Er liegt nicht schwer in der Hand. Mein Roman hat weiter den Fehler, daß er garnicht nach Mühsal und Arbeit riecht. Das ist in unserer demokratischen Zeit ein Fehler für sein Fortkommen. Ja, er ist sogar ein durch und durch aristokratisches Buch, in dem es nie keucht, schreit, schwitzt. Es will nicht einmal etwas, ist völlig tendenzlos. Es interessiert sich weder für die Frauenfrage noch für die soziale Frage, noch fürs Militär oder sonst etwas Brennendes! Nicht einmal sein Buchschmuck paßt zu ihm. Er ist niedlich. Das Buch aber nicht. Armes, feines Buch, du hast dir keine sonderlich günstige Zeit gewählt. Daß du auch grade im heutigen Deutschland zur Welt kommen mußtest!

Drei Frauen spielen in dem Buch eine Hauptrolle. Beate, die letzte eines alten Geschlechts, das müde geworden ist, sich zum Sterben bereitet und mit aller Kraft noch diese eine Blüte treibt. Eine Wunderblüte, zart, fein, gebrechlich, nicht blutvoll, aber doch lebensfähig, ihr Duft betäubt nicht wie der von Treibhausblumen, ihre Art hat nichts Lautes und Lärmendes wie die der Blumen in Bauerngärten. Stillen, alten Schlössern gibt sie ihren besonderen Duft, der leise, beruhigend dich umschwebt, der dich selbst zart und weich macht und ein wenig melancholisch stimmt. Neben Beate Mareile. Aus ganz anderm Holz geschnitzt. Blutvoll, die Tochter kleiner, aber bodenständiger Leute, die der Natur noch nahe sind. Kein altes Geschlecht, die Natur selbst gab Mareile ihre Reize. Sie hat mehr zu geben als alte Geschlechter, besonders wenn sie wie hier in Feiertagslaune war. Sie differenziert dann nicht mit

Digitized by Google

aller Vorsicht und kluger Ueberlegung, sie verschwendet. So eine Blüte bewundert man nicht aus der Ferne, betrachtet sie nicht mit künstlerischer Andacht, man will sie haben. Aber Mareile ist mit dem Schloßfräulein Beate zusammen aufgewachsen. Das hat in ihr rotes Blut mancherlei adelige Instinkte gepflanzt, die ihrer starken Natur viel Unruhe schaffen, was zur inneren Belebung dieser Gestalt wunderbar beiträgt. Schließlich wird sie aber doch wieder frei von diesen Instinkten. So dienten sie nicht dazu, ihre Natur zu verderben, sondern nur dazu, sie zu veredeln. Eve, die dritte der Frauengestalten, schuf die Natur am Alltag wie die starken, herb duftenden Waldgewächse. Sie kennt nur eins: Leben. Und Leben heißt nur eins: Lieben. Sie hat nur Triebe. Wie die Waldgewächse. Deshalb kann sie auch nicht sterben. Selbst dann nicht, als ihre Triebe aufs tiefste verletzt sind, da sie verschmäht wurden. „Sterben, nee, das versteh ich mich."

Diese drei Frauen liebt Günther von Tarniff, der Ehemann Beates. Von altem Stamm, hitzig von Blut, aber zur Zeit, da das Buch einsetzt, gerade ein wenig müde, ruhebedürftig, so recht in der Verfassung für die weiße Beate. Gut bürgerlich betrachtet, ist er nicht gerade hervorragend intelligent. Dafür hatte er die gute Kinderstube, die gute Erziehung solcher Häuser. Auch kam er in der Welt herum. Diese Leute werden besser mit dem Leben fertig, sehen, werten und genießen es besser als aller Verstand der Klugen. So ist er der Typus jenes Junkers, dessen Blut noch gesunde Nöte hat und alle Appetite wie das erbgesessener Bauerngeschlechter, die auch nicht tot zu kriegen sind. Zugleich aber alles moderiert und poliert durch die Kultur von heute.

Es ist ein interessanter Typus, dem man jetzt öfter begegnet. Ihn für die Dichtung einzufangen, blieb unserem Roman vorbehalten. Es ist jener Typus, über den die „Kreuzzeitung" so beweglich jammern kann, weil sie ihn von den modernen Ideen angekränkelt findet. In Wahrheit ist er ihr nicht mehr konservativ und beschränkt genug. Aber Günther von Tarniff ist nicht nur Typus, sondern auch ausgezeichnet individualisiert. Ich möchte an seiner Individualität nur eins besonders hervorheben, weil ich es für besonders gelungen halte: seine hübsche Jungenmanier, die sich nur wohl fühlt, wenn man den hübschen Jungen bewundert. Da er weiß, das beste Mittel dafür ist, liebenswürdig zu sein, liebenswürdig gegen jung und alt, vornehm und gering, so sorgt er überall für diese fast zärtliche Atmosphäre, bei seinem Diener Peter wie bei den alten Komtessen seines Hauses, in der Gesellschaft, wie bei den Gutsleuten. Ganz entzückend ist das durchgeführt. Und er erreicht damit, daß man ihm nie ernstlich böse sein kann, daß man ihn lieb hat gerade wegen seiner Schwächen, ja, daß man am Ende Beate gram wird, trotzdem er ihr Schweres antut und sie allen Grund hat zu ihrem Verhalten.

Diese vier Menschen sind umgeben von einer großen Menge anderer Leute aus allen Kreisen, von denen aber jeder oft durch zwei, drei kleine Striche nur sein eigenes Gesicht erhält. Alle diese Menschen wieder bewegen sich in einer ganz bestimmten Landschaft. Seit langem habe ich nicht mehr so exquisite Naturschilderungen gelesen. Das heißt: Naturschilderung ist schon ein viel zu langes und schweres Wort. Es handelt sich fast immer nur um ein paar knappe Sätze und Sätzchen. Aber wie ist in ihnen alles mit so ganz eigenen Augen gesehen. Nichts Entlehntes, keine Clichés, auch nicht die kleinsten, auch bei Dichtern sonst gangbare.

Mehr sage ich absichtlich nicht. Nur noch Namen und Autor: Beate und Mareile. Eine Schloßgeschichte von E. von Keyserling. (S. Fischer, Berlin.)

Wer dies Buch recht genießen will, dem rate ich, es dabei mit Liliencrons „Mäcen" zu halten: „Am besten bei verschlossenen Türen. Bequem sitzend oder liegend. Mit guten Zigarren versehen, wer Raucher ist. Durch nichts gestört."

München. Kurt Aram.

Theater.

Kleines Theater: „Die Raben". Von Henri Becque.

I.

Folgendes waren meine Eindrücke. Im ersten Akt wußte ich, daß der Vater vor dem Niedergehn des Vorhanges sterben würde. Das kommt davon, wenn man das Buch kennt. Dieser zu erwartende Tod lag wie ein Druck auf mir. Man hätte von rechtswegen überrascht werden müssen wie ein harmloser Zuschauer. Ganz überrascht waren aber die harmlosen auch nicht: weil von dem etwaigen Tode des Vaters hinreichend oft und hinreichend unterstrichen geplaudert wurde. Aha! sagt sich vollends ein alter Theaterfuchs in solchen Fällen — aha! Wie wenn beim Anzengruber jemand später erschossen wird und zuvor ein anderer rechtzeitig auf das Gewehr aufmerksam macht, etwa: „Hier steht das G'wehr; nehmt's euch in acht, Kinder, das Ding is g'laden." Aber beim Becque, einem Mann der Schlichtheit, einem Widersacher des Ueberkommenen, einem Herold des Alltags werden solche Mittel wohl nicht in Kraft treten? Der Alte, trotz dem Todesgerede, wird nicht sterben? Doch, er stirbt. Auf dem Theater (dacht' ich) muß zuletzt auch der schlichteste Künstler . . .

Er stirbt. Und dieser Todesfall wirkt fast garnicht. Auch auf die Harmloseren nicht. Sie hatten nur das Gefühl der Betretenheit (wie ich im Kleinen Theater teils durch Befragen feststellte, teils durch Beobachten). Ich weiß aber seit dem Tode der Wolffen, im „Roten Hahn", daß Schlagflüsse leicht wirkungslos in Dramen sind. Es ist, wie wenn ein Schrank umfällt. Erfahrungstatsache. Schlagfluß auf der Bühne wirkt nur als letztes Glied starker Erregungen. Am stärksten, wenn der junge, welcher in hanebüchenem Zusammenhang mit seiner „Aufgabe" stirbt, möglichst an ihr, nicht in einem Augenblick der Ruhe, zufällig, plötzlich. Erfahrungstatsache, Erfahrungstatsache! Der Alte bei Becque stirbt nun gar noch hinter den Kulissen am Schlag. Wir sagen nur: Gott — das kommt alle Tage vor.

Aber, meine Lieben, mehr will auch der Dichter nicht sagen. Auch der Dichter sagt nur: alle Tage kommt das vor. Es ist ein Alltagsvorgang; schmerzhaft für die Beteiligten, gleichgültig für den Betrachter. Um das Weh der Angehörigen über den Eintritt des Unglücks zu malen, gibt er verschärfend ein paar Gegensätze: eben hat der Alte noch aus der „Weißen Dame" gesungen — und gleich darauf . . . Zweitens (wie die Nachricht gemeldet wird): eben hat der Sohn noch zum Spaß den Schlafrock des Alten angezogen, seine Geberden nachgeäfft — und just in diesem Augenblick . . . Weiß der Leser Bescheid? Becque schafft nur das Nötigste zur Stelle. Später sieht man: ihm ist die Hauptsache gar nicht, den Schrecken des Todes zu malen — er braucht bloß für nachher das Faktum des Gestorbenseins. Mögen die Zuschauer kühl bleiben, wenn nur der Schmerz der Angehörigen dargestellt ist.

Immerhin: dieser Akt, mit dem Inhalt „Rasch tritt der Tod den Menschen an", hätte für mich wahre Bedeutung erst dann, wenn auch wir den Schmerz empfänden — wie die Angehörigen. Wenn es uns mindestens ähnlich erginge. Erschütterte Menschen zeigen kann ein Experimentator. Menschen erschüttern, ein Dichter.

So liegt der Fall. Nur kommt die entsetzliche Verwicklung hinzu, daß Becque dessenungeachtet ein Dichter ist.

II.

Also der erste Akt brachte die stärkste Wirkung des Dramas, die nicht besonders stark wirkt, rasch tritt der Tod den Menschen an. Nun zweiter Teil: „Das Opfer liegt — die Raben steigen nieder". Von Bekannten, von Gläubigern, von einem Sozius werden die Hinterbliebenen begaunert, im Netz verstrickt, um das Erbe gebracht. Wechsel des Familienglücks, gestern noch auf stolzen Rossen . . .

Ein heutiger Dramatiker würde die soziale Verdrängung in eine andere Schicht, die Proletarisierung der Familie dichten.

Sie sinkt! Sowie umgekehrt Hauptmanns Meisterschaft die noch im „Roten Hahn" eine Meisterschaft ist: das Emporsteigen der Wolffs zu Grundstücksherren, zu Besitzenden, zu Schönebergern malt. Aber nein: bei Becque bleiben die Personen in derselben Schicht, es geht ihnen nur schlechter. Der Sozius heiratet die eine Tochter; sie kommen also in den Besitz ihres gestohlenen Vermögens, auch noch des jenigen: bloß mit der schmerzvollen Bedingung, daß ein junges Mädchen sich einem alten Kerl zur Gattin hergibt. Sie waren also früher wohlhabend und glücklich; jetzt sind sie wohlhabend und unglücklich.

Daraus ergibt sich: daß ein soziales Schauspiel zu schreiben der Dichter nicht beabsichtigt hat. Sondern nur ein menschliches. Er rückt die Gemeinheit, das Raubtierische der Erdenkinder ins Licht; ein Hausfreund und Notar langt bei eingetretener Katastrophe nach Bauplätzen, ein Sozius nach unerfahrenen Gliedern; Menschliches, Allzumenschliches, auf der ganzen Linie.

Aber die Beteiligten werden, in ihrem Menschlichen, nur summarisch gezeichnet. Der Dichter gibt nicht ihren Leib und ihre Seele. Er gibt . . . gewisse Seiten von ihnen. Diejenigen Seiten, welche zum Aufbau des Gerüsts „Menschenselbstsucht" am allernötigsten sind; fertig. Ihr sollt ja schwerlich gar kein Mitleid haben mit dieser Witwe und den drei Töchtern. Ihr sollt einen Zusammenhang erkennen. Witwe hin, Töchter her, das gibt es alle Tage, beim Mitleid mit Einzelpersonen hält man sich nicht auf. Ihr sollt aber wissen: So geht es allenthalben zu. Das ist Eure Erde. Das ist Eure Nachbarschaft. Das ist Euer Schicksal. Das ist Euer Leben.

So spricht er. Ich weiß jedoch wieder: das Stück hätte für mich eine wahre Bedeutung erst dann, wenn wir mit jeder Tochter, oder bloß mit einer einzigen, oder mit der Mutter hinreißend mitfühlten, wenn wir durch das Schicksal bestimmter Personen erschüttert würden. Zusammenhänge aufzeigen kann auch ein betrachtender Kopf. Uns über Zusammenhänge aufjubeln zu lassen, ein Dichter . . . Henri Becque ist überdies grob; er unterstreicht; der Notar wird nach dem Todesfall gleich zu dickdeutlich kühl. Der Sozius hält gar einen Monolog, darin er Pläne mitteilt: ich werde räubern, die andern werden infolgedessen mitgehn. Und dergleichen. Besonders gute psychische Züge gibt es nicht. Es bleibt immer das Gerüst.

. . . Und warum bin ich trotzdem bewegt? Denn ich kann mir nicht helfen, es ist so.

Darum: weil ich zu vieles von diesem Dichter weiß. Weil ich hinter dem Gerüst ihn selber gewahre. Als einen dumpfen und bitteren Sohn dieser Erde; die Linke geballt; mit der Rechten den . . . Zusammenhang aufzeigend. Weil ich weiß, daß er gestorben ist im Jammer. Weil er fortging, ohne ein Zugeständnis gemacht zu haben.

Und weil ich ein Liebesgedicht von ihm kenne, das nicht vergehen soll:

Es ist nur nichts von ihr geblieben.
Kein Lockenhaud, das bald verblich.
Kein Bild. Kein Brief, den sie geschrieben.
Ich haßte sie, sie haßte mich.

So fängt es an . . . Je n'ai rien qui me la rappelle. Pas de portrait, pas de cheveux. Je n'ai pas une lettre d'elle. Nous nous détestions tous les deux.

III.

Als Rezensent jedoch hätt' ich zu äußern: daß der Wert dieses Werkes, als von einem Franzosen stammend in dem Verzicht auf jeden Einzelspruch liegt. Das Stück hält sorgfältig irgendwelche romantische Tragik fern; jeden Kniff; jede Mathematik. In Paris, 1882, war das ein Schritt, ein Entschluß. Und nur, auf der andern Seite: keine Menschen, sondern Träger von Schicksalen, bloße Glieder des Zusammenhangs. Sodaß man, eines ins andere, sprechen könnte: die Tugenden des Werks liegen in dem, was ihm fehlt; aber seine Nachteile liegen auch in dem, was ihm fehlt.

So ist es; nicht anders; oder ich will ein schlechter Kerl sein.

Und hierauf knüpfte sich leicht etwas über die Darstellung im Kleinen Theater. Manchmal, wenn die Witwe mit den drei Töchtern auf der Bühne stand, dacht' ich: sie spielen Maeterlinck. Aber das war vielleicht ein Trug, wegen der vier schwarzen Gewänder. Andere Szenen gerieten gut realistisch. Für dieses Theater und das mit ihm verbundene scheint beiläufig kein Lob zu schade, so tapfer und in so großem Sinne werden sie geführt. Die einzigen, die jetzt neuen Küsten zusteuern. Eine Hoffnung für Reisesehnsüchtige.

Wenn ich aber sagen soll, wie ich nur die Darstellung dieses Stücks denke, . . . so kann ich es am ehesten musikalisch aussprechen. Der Leser kennt den Satz in Es-dur, von Robert Schumann, darin er abgehackt und mit einer wunschtigen Brutalität die Tatsache malt: es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu; in der „Dichterliebe"; weit schroffer, roher, stumpfer als die Worte. Er malt das Leben, wie es — nicht dahinschreitet, schon mehr wie es dahinpoltert.

. . . Das ist der Stil für die „Raben". Mutatis mutandis. Es-dur, gehackt.

Alfred Kerr.

Epiphanie.

Sie hatten nicht einen Zug getan . . . die ganze Nacht. Immer wieder waren die Netze leer und schlaff heraufgekommen! Und der See lag doch so ruhig; kein Hauch kräuselte seine Fläche, die im ersten Schein der Dämmerung blaugrau und stumpf an ihre Ufer stieß. Aber die Nacht war schwül und gewitterig gewesen; und die schwarze, undurchdringliche Wolke, die gleich nach Sonnenuntergang heraufgestiegen, stand, wie durch eine rätselhafte Gewalt festgebannt, jetzt auch am Morgenhimmel. So zogen sie denn ihre Netze ein und ruderten langsam dem Ufer zu; immer tiefer in den Schatten jener Wolke hinein, die den ganzen Westen verhüllte, und zwischen den flachen Dächern der Stadt Tiberias lang und schleppend herabzuhängen schien. Hinter ihnen rieselte schon das Frühlicht auf der Flut. Aber es schien keine Macht zu haben über die Dunkelheit, in die ihr Boot hineinglitt. Wie geschmolzenes Blei troff das Wasser von ihren Rudern.

Simon Petrus atmete tief und lechzend auf. Dann schüttelte er langsam das Haupt. Welch eine Nacht! Und mit einer fast unwilligen Bewegung warf er sein schweißdurchtränktes Oberkleid ab. So hatte er dies Wasser noch nie gesehen, wie heute! Noch nie eine Nacht darauf verlebt wie diese; die auch nicht einen Atemzug von Kühlung aus der Tiefe geholt! Und dabei diese unbewegliche, seltsame Wetterwolke, die nun schon stundenlang über ihnen hing. Und wer weiß, wie lange noch? Er murmelte etwas in sich hinein. Dann beugte er sich über den Bootsrand und begann, mit der hohlen Rechten Wasser schöpfend, langsam Stirn und Brust zu kühlen.

Sein Nebenmann hob nicht einmal das Gewand empor, um es vor dem immer reichlicher zwischen den Fingern Simons herabtriefenden Wasser zu schützen.

„Du siehst doch, Thomas!?" warnte dieser. Aber der hagere Galiläer fuhr gerade nur mit der Hand über die durchnäßte Stelle und rückte auch nicht ein wenig weiter. Eine tiefe, senkrechte Grübelfalte stand, wie hineingerissen, zwischen seinen dunklen Brauen, und während er leise den Kopf hin- und herbewegte, zuckten die zusammengepreßten Lippen wie von einer mit Gewalt zurückgedrängten Frage.

Digitized by Google

Unwillkürlich hielt Simon ein. „Wo bist Du nur wieder mit Deinen Gedanken?“ fragte er; „daß du nicht hörst und siehst, was um Dich vorgeht?“ Mit einem gleichgültigen Blick streifte Thomas sein durchnäßtes Gewand. Dann hob er, halb verlegen, halb abwehrend, die Schulter und ließ sie ebenso langsam wieder sinken. „Es will mir eben nicht aus dem Sinn“; sprach er dabei leise vor sich hin. „Kann ich dafür?“

„Was will Dir nicht aus dem Sinn?“

„Weshalb der Herr uns befohlen, Jerusalem zu verlassen, und wieder hieherzukommen! Begreifst Du es?“

„Die Wege des Herrn begreift man nicht, die geht man!“ kam es rasch und heftig zurück. Simon erschrak über seinen eigenen Ton. Aber er konnte sich nicht helfen. So oft er die Grübelfalte zwischen den Brauen des Gefährten tiefer werden sah, übermannte ihn dieser gleichsam abwehrende Eifer. Denn er wußte ja so gut, in welcher Nacht sich diese Falte dort eingenistet hatte . . . wie ein scheuer, unzugänglicher Vogel.

„Und durftest doch diese Finger in seine Seite legen, Thomas!“ fügte Simon nach einer Weile mit sanftem Vorwurf hinzu. Wieder dieses Zucken zwischen den Brauen und um die Lippen; dieses hartnäckige Schweigen, und Sich-verkriechen der Blicke, wie in letzte, dunkelste Schlupfwinkel. Simon räusperte sich, um nicht aufs neue loszubrechen. Dann legte auch er sich ins Ruder. Leise rauschte das Wasser auf; und über die luftbronzierten, nackten Arme des galiläischen Fischers hinweg zuckte für einen Augenblick der schwache Widerschein des ersten Blitzes. Dumpf, und wie im Gewölk erstickend, rollte der Donner nach.

„Das hat die Kreatur gefühlt . . .“ murmelte Simon, mit einem bezeichnenden Blick nach den leergebliebenen Netzen. „Da suchen auch die Fische die Tiefe auf.“

Und sie legten sich noch eifriger in die Ruder. Rechts Simon Petrus und Nathanaël; links Jacobus, des Zebedäus Sohn; tief aufatmend, wie ein Erwachender, selbst Thomas. Aber die Luft blieb noch ruhig, die Wolke regungslos. Und nur das keuchende Atemholen der Männer ward hörbar; das Auf- und Niederschlagen der Ruder; das Geknarr des Holzes . . . dazwischen, wie verloren, ein leises Gegluckse im Kielwasser. Nur einer im Boote blieb untätig: der Jüngste. Die Arme mit den durchsichtig blassen und seltsam schmalen Händen um das emporgezogene Knie gelegt, saß er regungslos und wie vergessen auf dem Querbrettchen des Schiffes, das Antlitz gerade nach Westen gekehrt. Reiche, dunkle Haare schatteten in seine Stirn hinein und baumelten lang und lockig um die zarten, fast weiblichen Schultern. Kinn und Wangen waren bartlos; die Augen von einem starren Graugrün, in dem, dunkel und mächtig, eine auffallend weite Pupille schwamm. Das gab seinem Blick etwas Fremdes und Unergründliches. Es war, als schaue er aus doppelten Augen. Darunter lächelten zwei volle, fast kindlich-weiche Lippen.

Solange hatte dieser geschwiegen, daß die Rudernden fast erschraken, als er nun plötzlich zu sprechen anhub. Denn auch in seiner Stimme war gleichsam ein zweiter Ton, der seltsam vibrierend immer mitschwang und doch über allem blieb, was er sagte; so zurückgehalten und geheimnisvoll wie sein Lächeln.

„Wie eigen, daß Ihr darüber erst grübeln müßt, warum der Herr uns hiehergesandt . . . Du und Thomas!“ sprach er mit einem verträumten Blick auf Petrus.

„War ich es denn, der also tat?“ gab jener empfindlich zurück.

„Wie denn nicht? Da Du doch sagtest, daß man die Wege des Herrn nicht begreifen, sondern nur gehen könne!“

„Wie meinst Du also —?“ Und Petrus ließ das Ruder sinken.

Der Jüngling sah längst nicht mehr nach ihm. „Das sollten wir doch alle aus uns selbst wissen —“, kam es leise aber bestimmt zurück. „Denn hier sind wir ja so lange mit Ihm gewesen!“

Wie ein einziger Schlag fuhr es plötzlich durch die Arme der Rudernden. Sie brachen förmlich zusammen, und das Boot schoß nach der Richtung der Strömung eine Weile wie ziellos vorwärts; dann begann es sich langsam zu drehen. Ueber allen aber ragte, auf- und niederschaukelnd, die hagere Gestalt des Jünglings, dessen Pupille nun gleichsam die ganze Farbe der Augen aufzusaugen schien, und immer weiter sich dehnend, starr und fasziniert an einem fernen Ziel hing. Und wie sein Wort die Arme der anderen förmlich gelähmt hatte, so zwang sie nun auch sein Blick mit sich. Und wahrlich, es schien befremdlich, was sie sahen.

Am nordwestlichen Ufer des Sees, zwischen Tiberias und Kapharnaum, und nicht unweit der Stelle, an der sie zu landen vorhatten, stand eine alte, mächtige Dattelpalme. Seit sie und ihrer Väter Väter denken konnten, war diese Palme dort gestanden, ein Wahrzeichen der galiläischen Fischer, die mit Vorliebe gerade von dort immer ausfuhren und dort wieder anlegten. Nun war ihr Stamm bis zu zwei Dritteln seiner Höhe von dem Dunkel der Wetterwolke verschlungen, die gerade dort so schwer und tief herabhing, daß sie förmlich am Boden zu schleppen schien. Von der mächtigen Krone der Palme aber ging ein weithin sichtbarer Glanz aus; sie strahlte förmlich in all' dem Dunkel und schien so, ohne Stamm, ohne Wurzel und Heimstätte mitten in der Finsternis zu schweben, winkend, leuchtend, . . . zwischen Himmel und Erde! Ein Schauer ging durch die kleine Schar im Schiffe. Es fiel ihnen garnicht ein, erst nach dem Osten zu spähen, ob nicht etwa ein früher Strahl der aufgehenden Sonne sich in die Schleier des Gewitters verfangen. So überzeugt waren sie, ein Wunder zu schauen. Und wie überwältigt neigten sich die braunen Häupter, als der Jüngling, ohne die Augen abzukehren von jenem Gesichte, und mit demselben ruhigen Lächeln in der Stimme anhub: „Wißt Ihr's noch? Von dorther ist der Christus über die Wasser zu uns gekommen; auf den Wogen wandelnd, mitten im Sturm . . . damals!“ Noch tiefer sanken ihre Häupter. Doch sie schwiegen. Thomas allein öffnete den Mund. Und mit einem, scheu von dem Jüngling abgleitenden Blicke sprach er: „Und auch damals warst Du im Schiffe!“

Aber jener fragte: „Was willst Du damit sagen?“ Nach dem Ruder greifend, zog Thomas die Schultern empor. So hoch, daß die bärtige Hälfte des mageren Antlitzes fast zu verschwinden schien. Und seine Augen suchten den Boden des Schiffes. Doch seine Stimme hatte eine rauhe Kraft, als er erwiderte: „Ich habe mir zugeschworen, acht zu haben, damit ich künftig nur mit meinen Augen sehe!“

„Das tut desgleichen ja immer!“ lächelte Johannes. Thomas bückte sich noch tiefer herab. „Gleichwohl geschah'n solche Dinge immer nur, wenn Du im Boote warst!“ kam es trotzig zurück.

„Und doch glaubtest Du immer . . . . bei all' diesem Wissen?“

„Laß' ihn, Johannes,“ fuhr Petrus dazwischen, „er frevelt! Und der Zorn des Herrn steht schon über uns. . .“

Aber Thomas, als hätte er nicht gehört, erwiderte: „Was ich weiß und sehe, ist, daß Deine Kraft an die seine reicht. Wenn dies aber bei zweien geschehen kann, dann war er nicht der einzige. Und dann war noch ein dritter da. . . Der, den Du verließest um Jesu willen!“

Wie zwei undurchdringliche Schleier fielen die Lider des Jünglings über seine Augen. Sein Antlitz schien noch blässer zu werden. Und es war wie Dunkelheit in seiner Stimme, als er erwiderte: „Du meinst den Täufer?!“ Thomas nickte bloß. Jetzt mengte sich Jacobus, der ältere Sohn des Zebedäus ein. „Hat nicht der Täufer selbst meinen Bruder damals an den Christus gewiesen?“ eiferte er. Und mit einer Kopfbewegung: „Da sitzt Nathanaël, der kann es bezeugen, und Simon Petrus . . .“

„Laßt ihn!“ murmelte Simon mit einem unwilligen Blick nach dem Zweifler. „Damit wir ans Land kommen!“ Und die Ruder setzten wieder ein. Aber jene Lichterscheinung wurde immer klarer, immer intensiver. Auch die Luft schien noch schwüler zu drücken. Und die fernen Höhenzüge Galiläas schoben sich, schwarzviolett und förmlich greifbar, immer näher an den See heran. . . .

Wie sie alle aber auch dem Ufer zustrebten, ihre Gedanken hoben und senkten sich mit den Wogen, und auf jeder

Digitized by Google

sahen sie ihn einherschreiten. Wie ein fremder, unsichtbarer Körper drang das Gefühl seiner Nähe in sie hinein, und schien dann eben so wieder herauszuwachsen aus ihnen, und mit tausend Händen nach ihm zu tasten, mit weitgeöffneten Armen ihn zu erwarten! Und dazwischen lag Golgatha und ein leeres Grab . . . alle Schauer und Rätsel seiner Vollendung! Denn bis auf Thomas glaubten sie alle, daß er erstanden sei, und nur in den Hymnen, an dem Platz, von dem er immer als seinem Ausgang gesprochen, hatte ihn seither ihr Gebet gesucht: zur Rechten des Vaters! Darum hatten sie jeden Gedanken an die Zeit, da er als Mensch mit ihnen gewandelt, in demutsvoller Ehrfurcht bis heute unterdrückt. Und gerade angesichts dieser Gestade; und ob ihnen auch war, als müßten sie im Ufersand noch die Spuren seiner Füße sehen. Und nun dieses Wort des Johannes; dieser plötzliche Aufschrei der Sehnsucht in ihrer Brust nach dem, den sie noch nicht angebetet, aber wie geliebt hatten! Und ein heimliches Glücksgefühl voll keuschester Innigkeit stahl sich in ihre Seelen. Daß ihnen ward wie einer Braut, die, nachdem der Geliebte von ihr gegangen, erst dem Doppelsinn seiner Worte nachgrübelt und plötzlich mit einem leisen Aufschrei süßer Freude in sich zusammenzuckt. Und sie empfanden: Johannes hatte die Wahrheit gesagt, und den Wunsch des Herrn aus dem Geiste gedeutet, in dem er gehegt ward. Noch über das Grab hinaus wollte er mit ihnen wandeln, wie er es als Mensch getan. Darum hatte er sie hierhergesandt, nun seine Zeit erfüllet war. Damit sie ihn sehen, und immer wieder sehen konnten wie damals, und von ihrem Herzen die Scham fiel, die nicht zeigen wollte, wie sie gerade das Menschliche an ihm geliebt hatten und nun vermißten! Und war es ihnen nicht immer so ergangen, selbst da er noch lebte? Wenn er sich auch nur für kurze Zeit von ihnen getrennt?

Ueber die Wogen war er damals zu ihnen gekommen, als sie ihn vermißten. Und hinter ihm her bauschte sich sein Gewand, daß sie anfangs nicht wußten, sei es ein Menschenkleid oder eine zerflatternde Wolke? Und ob sie sein Antlitz gesehen, oder, im Sturm einherschreitend, den schlank aufgewühlten Leib einer blitzdurchleuchteten Woge? Und sie hatten die Arme ausgebreitet. Ihr Schifflein aber war plötzlich ans Land geworfen worden, wie sie es gewünscht in ihrer Angst. Und da stand er unter ihnen und lächelte . . .

„Herr, Herr . .!" murmelte Petrus zerknirscht in sich hinein. Er hörte noch immer den Hahn krähen im Vorhof des Kaiphas; und noch brannte ihm der Blick auf der Seele, mit dem der Verleugnete sich dort nach ihm gekehrt. Damals hätte er sein Leben dahingegeben für die Gnade eines einzigen, letzten Wortes der Verzeihung! Aber selbst von der Höhe des Kreuzes herab kam keines mehr, das ihm galt. Hinter den Schleiern jenes fürchterlichen Mysteriums, das sich auf dem Marterholze vollzog, war er vergessen worden . . . Nun war ihm oft, als müsse er die Hand des Meisters zwischen seine nehmen, wie einst, und diese ganze späte Reue darauf weinen, heiß und endlos, wie sie seine Nächte bedrängte. Und wieder murmelte Simon: „Herr — Herr!"

So fand jeder von ihnen etwas in seiner Seele, das nur den Menschen suchte, der von ihnen gegangen; nicht zuletzt der, welcher nur glauben konnte, was er sah . . . Thomas! In ihm schrie alles nach dem Gefährten jener Tage. Sein ganzer Zweifel war ein einziger Aufruhr der Liebe; ein Kampf mit dem Gott um den Menschen, der ihm der notwendigste war.

Wie ein heimliches Feuer brannte es zwischen ihnen; und ihre Wangen röteten sich, ihre Augen wurden groß und glänzend. Die Hände, welche die Ruder führten, waren wie eine einzige Kette, durch die derselbe Funke sprang.

Johannes aber saß noch immer aufrecht im Boote. Und da sie nur mehr ein halbes Stadium, das ist zweihundert Ellen, von der Stelle entfernt waren, wo sie zu landen gedachten, gewahrte er plötzlich einen Mann dort. Wie ein Wartender stand er am Fuß jener Palme; und der wunderbare Glanz, der früher von ihrer Krone ausgegangen, rann nun wie Wasser zwischen den feinen Wedeln hindurch, bis er voll und reich auf dem Scheitel des Mannes lag. Der Fremde trug ein lang herabwallendes, weißes Ueberkleid. Und wie Johannes hinsah, war ihm, als hätte er die Rechte erhoben, um ihm und den Gefährten zuzuwinken. Auch sah er ein Feuer brennen zu Füßen jenes Mannes. Und während die Flamme nach dem Saum seines Kleides leckte und ihren purpurnen Schein in die Finsternis wob, die noch immer ringsum lag, schien sie auch auf die nackten Füße des Fremden zwei seltsame Male zu zeichnen, die dort brannten, klein und rund wie die Blätter jener Hebronrosen, welche die Farbe des Blutes haben. Die im Schiffe aber merkten noch immer nichts. Und so behielt Johannes für sich, was er sah. Nur sein Knie sank leise herab, und die gefalteten Hände begannen sich ruckweise auszustrecken . . . Plötzlich kam auch in Petrus eine seltsame Unruhe. So daß er das Haupt hob und betremdet um sich sah, wie ein Aufgestörter. Und er fragte: „Wer hat mir gerufen?" Die anderen aber sahen ihn an, wie er sie. Denn es war keiner von denen gewesen, die um ihn saßen. Da zog er sein Ruder ein und lauschte nach dem Land hin. Und wieder war jener Ruf in seinem Ohr. Und er fragte: „Habt Ihr gehört?" Doch sie schüttelten die Häupter. Aber alle zogen die Ruder ein; und Thomas zuerst.

Da — mit einemmale — fuhr Johannes empor. Und mit ausgestreckten Armen langsam aber so sicher vorwärtsschreitend, als ging er auf festem Boden hin, sprach er: „Doch, ich höre!" Weil er aber ihre Blicke auf seinem Antlitz brennen fühlte, wandte er sich und nickte ihnen zu, wie zur Bekräftigung seiner Worte. Dann hob er die Rechte und wies nach jener Stelle. Und sie sahen nun, was er sah: das lodernde Feuer am Strande, den Mann, der dabei stand, und das seltsame Licht, das auf seinem Scheitel lag. An dem Leib des Petrus aber rann plötzlich ein Schauer hernieder. Denn er gedachte des Tages, da Christus, am Ufer des Sees dahinwandelnd, von jener Stelle ihn angerufen und dann ins Boot zu ihm gestiegen war und ihm und seinem Bruder den Ort gewiesen hatte, wo sie ihre Netze auswerfen sollten, um reichen Fang zu tun. Am Abend desselben Tages aber hatte er zu ihm gesagt: „Künftig wirst Du Menschen fischen!" Und Simon Petrus war mit ihm ans Land gestiegen, um ihm zu folgen. . . . All das wogte und ebbte plötzlich durch seine Seele, wie das Wasser unter ihm. So, daß es dunkel wurde vor seinen Augen, und er selbst sich gefangen fühlte, wie in einem Netz. Und da kam wieder jene Stimme vom Strand her. Und deutlich vernahm er nun, was sie gebot: „Werfet zur Rechten des Schiffes Eure Netze aus, und Ihr werdet finden!" Das aber waren die Worte, die er auch damals gehört hatte! Und wie Johannes fuhr er empor. So standen die beiden eine ganze Weile. Dann lächelte der Jüngling; und mit einer Stimme, die voll war von seligster Gewißheit, sprach er ruhig: „Der Herr ist es!"

Petrus fühlte, wie ihm das Blut nach den Schläfen strömte und dann wieder nach dem Herzen zurück, so heiß und heftig, daß er wie ein Schwindelnder um sich griff. Und eine unendliche Sehnsucht packte ihn und verschlug ihm den Atem. Er wollte sprechen, etwas sagen, aber er konnte nur schluchzen; und mitten hinein lachte er plötzlich — ein verstörtes, unheimliches Lachen, das sich wie ein Schrei aus seiner Kehle riß. Dann breitete er die Arme aus. Die Entfernung zwischen dem Boote und jenem aber war noch immer die gleiche. Denn die Hände der Jünger lagen wie gelähmt auf den Rudern, und während das Schiff sich leise schaukelte, liefen ihre Blicke über die Wellen und konnten kein Ende finden für ihre Gedanken. Das alles sah Petrus in einem Augenblick, und daß er halbnackt dastand im Angesichte des Herrn. Deshalb warf er hastig sein Oberkleid um und gürtete sich. Dann nahm er mit einem Schritt die halbe Länge des Bootes. Und plötzlich, die anderen merkten es kaum, so rasch war er gewesen, war sein Platz leer. Nur das Schiff prallte zurück von der Heftigkeit seines Abstoßes, und über die Wasser, die der Schwimmende mit kräftigen Armen zerteilte, lief ein weher Laut winselnder Sehnsucht, wie Tiere ihn ausstoßen, wenn sie eine geliebte Fährte wieder gefunden. . . .

Nun fuhren auch die anderen auf und griffen nach ihren Rudern. Johannes aber winkte dem Nathanäl, daß er mit ihm das Netz auswerfe, wie jener geboten. Und als sie es wieder

Digitized by Google

heraufbrachten, war es so schwer, daß des Johannes Bruder ihnen helfen mußte. Und Thomas sah alles; aber er ruderte weiter, und niemand hörte ein Wort von ihm. Selbst nach dem Strand sah er nicht mehr, ob dieser auch fast greifbar jetzt vor ihnen lag. Nur über das bleiche Silber der schuppigen Brut die sich im Netz durcheinander drängte, glitt immer wieder sein düsterer Blick; dazwischen, scheu und verstohlen, nach dem Johannes. Und so lief das Boot endlich geräuschlos in das Strandwasser, darin die purpurnen Reflexe jenes Feuers spielten, sodaß sie wie in einer blutigen Furt dahintrieben.

Als sie aber ans Land traten und den Fremden von Angesicht sahen, kam es wie Trauer über sie. Denn sie hatten Herzen voll Sehnsucht mitgebracht, und Lippen, die süß waren von Worten der Liebe, und nun standen sie da und fanden keine Hände für ihre Gaben — denn das war nicht der, den sie vermeint hatten! Und sie sahen ihn an und sich und schwiegen. Auch trug er kein weißes Gewand, wie es ihnen vom Schiff aus geschienen, sondern ein graues; und der Lichtschein, der um seine Scheitel gelegen, war verschwunden. Petrus hatte sich wie beschämt am Feuer niedergelassen, um seine Kleider zu trocknen. Und stumm lagerten sich die anderen neben ihn. Nur Johannes blieb stehen. Er konnte es nicht fassen in seiner Seele! Und seine Blicke irrten wie suchend an dem Fremden herab, ob er nicht wieder die seltsamen Male fände an seinen Füßen? Sein Auge war doch so scharf, und er wußte, was er gesehen . . . Aber im selben Augenblick ließ jener sich gleichfalls am Feuer nieder und schlug sein Gewand über die Füße, als sei ihm kalt. Und dabei sah er den Johannes an und lächelte. Doch der Blick des Johannes tauchte in den seinen, voll Qual und zehrender Sehnsucht, und leise fragte er: „Warum hast Du uns gerufen, Herr?" — Da wies der Fremde mit der Hand neben sich. Und Johannes, seinem Winke folgend, nahm Platz zu seiner Linken. Es war aber so viel Zärtlichkeit und Adel gewesen in dieser Gebärde des Unbekannten, daß ihm das Herz still stehen wollte vor Freude. Denn genau so hatte der Herr ihn immer zu sich geladen. Und er faltete die Hände und neigte das bleiche Antlitz in Demut, als er sich niederließ neben jenem. Auch Petrus hatte dies gesehen und mit ihm die anderen. Es war ihnen aber, als dürften sie nun erst recht keine Frage richten an den Fremden und forschen, ob Er es sei? Wie man die Finger legt an die Lippen und sich selbst Schweigen gebietet, um ein liebliches Gesicht nicht zu verscheuchen. Und so hielten sie selbst den Atem an, als jener zu reden anhub. Er aber sprach: „Ich wollte Euch fragen, Kinder, ob Ihr nichts zu essen habt für mich? Deshalb, sehet, rief ich Euch!"

Da winkte Petrus dem Thomas und dieser erhob sich und nahm zwei der größten und schönsten Fische aus dem Netz, weidete sie aus, brachte sie ans Feuer und legte sie auf die Glut. Und der Zufall fügte es, daß, als er sich wieder niederließ, er an die Seite des Johannes zu sitzen kam. Aber er sah weder jenen an, noch den Fremden, sondern wendete bloß die Fische und stierte in das Feuer, wie ein Mann, der allein bleiben will mit sich und seinen Gedanken.

„Da hast Du wohl die Nacht durchwandert, Herr?" nahm Johannes jetzt wieder das Wort. Und der Fremde entgegnete: „Die Nacht und den Tag, und noch viele Tage und Nächte, wie jeder muß, der an sein Ziel kommen will!"

„Du bist also fremd hier?" fuhr Johannes fort, und eine dumpfe Angst, eine schmerzliche Enttäuschung zitterte in seiner Stimme. Der Fremde sah ihn eine Weile groß und durchdringend an. Dann lächelte er und sprach: „Sind wir das nicht überall? Und ist uns nicht immer, als müßten wir nach einer Heimat suchen und nach einem Vater?"

Johannes neigte tief das Haupt; und sein Antlitz verklärte sich wie von innen heraus, als er antwortete: „Du hast es gesagt, o Herr!" Dem Petrus aber, der bisher keinen Blick gelassen von dem Fremden, geschah plötzlich etwas Seltsames: ihm war, als wandelten sich, nur für einen Augenblick, doch klar und deutlich, wie er's vom Schiffe aus gesehen, die Züge des Unbekannten wieder in jene des geliebten Meisters, so, daß seine Seele wie in Flammen stand, und die eigene Stimme ihm fremd klang, als er, wie von einer plötzlichen Eingebung bezwungen, laut und fest in das Schweigen hineinsprach: „Und viel Finsternis ward von uns genommen, o Herr, seit diese Worte gesprochen wurden!"

Jener aber, das Haupt nach ihm kehrend, fragte ruhig und befremdet: „Welche Worte?" Da neigte Petrus verwirrt das Antlitz. Und die anderen sahen sich an und schwiegen. Denn es waren Worte des Meisters gewesen, die der Unbekannte zu ihnen gesprochen. Und nun wußte er nicht . . .? Selbst Thomas war emporgefahren und hatte einen Augenblick in den fremden Zügen geforscht. Dann fuhr er mit der Hand langsam über Stirn und Augen, wie um ein Bild zu verwischen oder einen Gedanken hinwegzuscheuchen. Und endlich teilte er den anderen mürrisch mit, daß die Fische nun gar wären.

Als sie aber daran gingen, sie zu zerlegen, merkten sie, daß sie keine Brote hatten. Da langte der Fremde in sein Ueberkleid, und holte drei größere Brote daraus hervor. Und indem er sie langsam, fast feierlich brach und nach rechts und links hin verteilte, lächelte er und sprach: „Kommt, Kinder, haltet nun Frühmahl!" Und es schien ihnen ein ganz eigener Ton zu liegen in diesen Worten; etwas, das ihrer heimlichen Sehnsucht Antwort gab und entgegenkam wie auf verborgenen Wegen. So daß Simon Petrus, der gerade im Begriffe war sein Brot zu brechen wie jedes andere, unwillkürlich einhielt und von dem Brote nach dem Fremden sah und wieder zurück auf sein Brot. Denn das Wort „Frühmahl" war, wie von einem Gewichte belastet, schwer in seine Seele gefallen, so daß die Wagschale der Erinnerung dort plötzlich hoch emporschnellte, und er eines anderen Mahles gedenken mußte, von dem ihm noch heute der Mund bitter war und das Herz traurig. Und er legte das Brot neben sich und seufzte tief auf wie einer, dem noch nicht vergeben ward seine Schuld.

Dem Johannes aber, der keinen Blick gelassen hatte von der Hand des Fremden, schwindelte vor Seligkeit. Denn genau so hatte ja ihr Meister die Brote gebrochen, bei jenem traurig-süßen Ostermahle, den letzten, das sie mit ihm genossen. Und als nun jener auch ihm sein Teil hinreichte, zitterten ihm die Hände, daß er das Brot kaum an sich nehmen konnte. Und der Fremde, der dies sah, lächelte und fragte: „Was steigen Gedanken auf in Deinem Herzen?" — Da seufzte Johannes tief und schwer, denn er wußte ja noch immer nicht . . .?

Doch als er nun das Brot in Empfang nahm, das jener zwischen zwei Fingern und mit halbgeöffneter Handfläche ihm darreichte, kam plötzlich ein Schrei von seinen Lippen, und er packte mit der Linken den Arm des Thomas, der neben ihm saß, und stammelte: „Sieh'!" Und sein Antlitz ward blaß und ölern bis in die Lippen . . . Er hatte aber in der halbgeöffneten Handfläche des Unbekannten plötzlich dasselbe rote Mal gesehen wie früher, vom Schiffe aus, auf seinen Füßen. Und seltsam! Selbst Thomas, dem er doch nichts davon gesagt, auch jetzt nicht — hatte auf einmal dasselbe Gesicht! Und wie ein Schlag fuhr es dabei durch seine Glieder, so daß er entsetzt die Hand des Johannes von sich schüttelte und, wie jener bis an die Lippen erbleichend, zurückfuhr.

Da fragte der Fremde aufs neue: „Was sieht Euch an?" Und Johannes, dem es war, als ob ihn Wolken emportrügen, erwiderte mit einem Lächeln, das irr und schüchtern wie das Verlangen eines Kindes über seine Züge glitt: „O Herr . . . wie blüh'n Rosen hervor zwischen Deinen Händen?"

Es erwiderte aber der Fremde: „Ja . . . hier eine . . . und da noch eine! Die Zeit war voll, da hab' ich diese gepflückt auf meinem Wege!" Und sieh', nun waren es wirklich Hebrourosen, die zu Füßen des Johannes niederfielen!

Da kam eine unendliche Trauer über die Jünger. Die einen sagten sich, daß der Herr ihnen zürnen müsse, weil er, obgleich so nahe, sich doch nicht ganz zu erkennen gab. Die anderen wieder schalten sich innerlich ob ihrer törichten Zuversicht und trugen nur umso härter an ihrer enttäuschten Sehnsucht. Und so kam es, daß eine ganze Weile kein Wort gesprochen wurde zwischen ihnen, und nur die letzten Flämmchen des langsam verlöschenden Feuers mit leisem Geknister da und dort aufzuckten, bis alles Glut ward und Kohle. Der Blick

Digitized by Google

des Fremden aber wanderte wie erstaunt von einem zum anderen und hielt zuletzt bei Petrus, der, sein Brot neben sich, sein Frühmahl in der Rechten, noch immer reglos dasaß und auch nicht einen Bissen verzehrt hatte. Und nachdem jener ihn eine ganze Weile betrachtet hatte, fragte er plötzlich laut: „Warum genießest Du nicht von diesem?" Weil Petrus aber schwieg, sprach er noch lauter und voll zärtlicher Eindringlichkeit: „Liebst Du mich nicht, daß Du mein Brot verschmähest?" Da fiel dem Petrus auch der Fisch aus der Rechten, und er faltete die Hände, und sprach mit einer Stimme, die hervorzitterte wie aus den innersten Tiefen seines Glaubens und seiner Reue: „O Herr, Du weißt alles . . . Du weißt auch, daß ich Dich liebe!"

Der Fremde aber schüttelte das Haupt und sah von Petrus nach den anderen, als sollten sie ihm sagen, was dieses bedeute? Allein sie blieben stumm und regungslos . . . Und Thomas hatte die Arme aufgestützt und saß da, das Antlitz bis über die Stirne in den Händen vergraben. Doch als der Fremde ihn aufmerksamer betrachtete, sieh, da sickerten zwischen den braunen Fingern des rauhen Gahläers zwei große, helle Tropfen hervor und fielen langsam in seinen Schoß. Da fragte jener: „Was seid Ihr so betrübt in Euren Herzen?" Und es antwortete ihm Nathanaël: „Bist Du allein so fremd hier, daß Du nicht weißt von Jerusalem und was geschehen ist darin während dieser Tage?"

Und nun hub er an zu erzählen von der Lehre und dem Leiden ihres Meisters; und wie sie am dritten Tage sein Grab leer gefunden. „Denn er ist auferstanden," fügte er hinzu, „und ward von uns hinweggenommen, damit erfüllet werde das Gesetz und die Propheten!"

„Und Ihr — glaubt dies alles?" fragte der Fremde, als Nathanaël geendet. „Du sagst es, o Herr!" entgegnete der Jünger. „Denn hat er sich nicht dem und jenem unter uns geoffenbart auch *nach* seinem Tode? Zuerst freilich nur einem Weib, das durch ihn bekehrt ward, und an dem er große Wunder getan! Dann aber auch dem Johannes und Jacobus und mir und noch einigen anderen, die wir beisammen waren und uns verschlossen hatten in großer Angst vor den Juden!"

„Du vergaßest den Thomas zu nennen!" fuhr jetzt Johannes mit seltsamer Hast in die Rede des Gefährten. „Hat nicht auch er den Auferstandenen gesehen, und seine Finger gelegt in die Wunden des Christus?" Nathanaël schwieg. Doch Thomas ließ plötzlich beide Hände gerade herabfallen. Und weil er den Blick des Fremden wie fragend auf sich gerichtet sah, erwiderte er leise aber fest: „Dies geschah im Traume, Herr! Aber freilich —" und er fuhr sich mit der Rechten langsam und bedächtig über die Augen, wie ein Mann, der gewohnt ist, bis zuletzt der Wahrheit die Ehre zu geben — „aber freilich, als ich erwachte, sagten mir diese da, daß der Christus in Wahrheit bei uns gewesen, und alles, was ich gesehen und erzählt, in Wirklichkeit so geschehen wäre!"

„Thomas!" eiferte jetzt Johannes, und ein dunkles Feuer trat in seine Augen — „haben wir nicht gehört, wie Du ihn anriefest und zu ihm sprachst: „Mein Herr und mein Gott!?" Und nicht gesehen, wie er Deine Hand brachte an seine Seite? *Diese* hier!" Und mit heftigem Druck die Rechte des Zweiflers umklammernd, den Blick wie bannend auf ihn geheftet, sprach er langsam: „Weil Du mich gesehen, hast Du geglaubt; selig die nicht gesehen und geglaubt haben! Weißt Du es noch?"

Aber Thomas entwand sich in scheuer Hast seinem Griff; und bis auf Mannesbreite von ihm rückend, schrie er mit einer Stimme, die ein plötzliches Schluchzen förmlich hin- und herschüttelte: „Ach, was ich weiß . . . was ich *weiß*! Ich weiß nur, daß er so *unsäglich* gelitten hat!" Und er neigte das Haupt und weinte bitterlich.

Eine Weile blieb wieder alles ruhig. Dann sprach Nathanaël leise und wie vor sich hin: „Dahin, freilich, sind wieder viele Tage dahingegangen, seit dieses geschehen ist. Wir aber glaubten, daß er Israel erlösen werde!"

Nathanaël sprach es, und aller Augen richteten sich plötzlich auf den Fremden, und war eine solche Inbrunst und Gewalt in ihren Blicken, und soviel Hingebung und Unterwürfigkeit, daß es wie ein Gebet zu ihm ging, ob ihre Lippen auch schwiegen, und keine Worte fand ihre Scheu. Sein Auge aber, das stumm und klar wie eine Sonne alle Lichter ihrer Seele in sich trank, blieb unbewegt, und kam ihnen keine Antwort aus seinem Blick. Und so hing es wieder wie eine Wolke zwischen ihnen und ihm, die ihn verhüllte, und hoch emportrug über ihre tastende Sehnsucht . . .

Fast erschraken sie deshalb, als er plötzlich zu sprechen anhub, und seine Stimme an ihr Ohr kam, wie die eines anderen Menschen. Er aber hatte sich erhoben, und sein Gewand noch fester gegürtet. Und indem er ein wenig zurücktrat, wie ein Aufbrechender, sprach er: „Kleingläubige, was verzagt ihr, und fordert noch immer mehr der Wunder und Gesichte? Was denn hätte jener Großes getan, wenn er gekommen wäre, angetan mit Macht und Grausamkeit, und gestürzt hätte die Söldlinge, die da herrschen über Israel im Namen der Heiden? Wahrlich, ich sage Euch, nicht mehr wär' es gewesen, als jeder von uns könnte, wenn gekommen wäre die rechte Stunde! Was sucht Ihr also immer wieder nach einer Größe, die er nicht hatte? Und die vergehn müßte auf dieser Erde wie jede Gewalt? Denn Gewalt ist Sünde! Und habt nicht den Mut, zu weinen wie *dieser*?" Und seine Rechte ausstreckend, wies er auf Thomas. „Wahrlich, ich sage Euch: ob auch Zweifel sind in seiner Seele, in ihrem *Mitleid* erst ist der Christus wahrhaftig auferstanden! Und ihr, die ihr ihm schon Altäre baut in Euren Gedanken, seht zu, daß diese Glut nie verlösche darauf, wie hier das Feuer zu Euren Füßen. Oder daß sie Euch nie zur Flamme werde, daran Ihr nicht mehr bereiten könnt, als die tägliche Notdurft des Lebens! Denn wenn es jemals geschähe, um so viel kleiner würde Euer Gott, und sein Geheimnis hätte keine Kraft mehr! Ihr aber — um wie viel wäret Ihr wohl besser als jene, die tote Steine und eherne Götzenbilder verwahren in juwelenbesetzten Schreinen, und häufen Reichtum auf Reichtum, indes die Lebenden draußen darben, und vergessen werden, oder gar verfolgt? Weh' Euch und der Welt, wenn es jemals geschähe in seinem Namen! Diesem aber" — und wieder zeigte er auf Thomas — „zürnt nicht, ob Ihr auch nicht fasset den Geist, der aus ihm spricht. Denn, wahrlich, ich sage Euch: wer zweifelt aber *liebt*, auch er glaubt, — ohne gesehen zu haben!" Und er wandte sich und ging . . .

Dieses aber ward niemals aufgeschrieben. Auch ist es nicht zu finden in einem der heiligen Bücher. Denn als der Fremde von ihnen gegangen war, erhob sich Petrus. Und indem er tief aufatmete, sprach er laut und fest: „Nun wissen wir, daß dies nicht gewesen sein kann Christus, der Sohn Gottes! Denn nicht hätte Er *also* gesprochen!" Und Johannes, ihm zunickend, erwiderte: „Du sagst es!"

Und sie erhoben sich, nahmen ihre Fische und wanderten gen Kapharnaum. Und hinter ihnen brach das Gewitter los . . .

Wien. M. E. delle Grazie.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Fr. Weinhausen, SW. Dessauerstraße 1. part. (Politik und Volkswirtschaft.)

Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83 (Kunst und Literatur.)

Dr. Th. Barth, W. Tiergartenstraße 37.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 5. Berlin, den 31. Oktober 1903. 21. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108. Postzeitungs-Katalog für 1903 Nummer 5430.

Politische Wochenübersicht.

Stille wie in den Hundstagen lagert gegenwärtig über der Reichspolitik. Würde die Presse nicht getreulich von jeder Festrede der Minister bei den Denkmalsenthüllungen, auf Kongressen von Alkoholgegnern und bei ähnlichen wichtigen Anlässen berichten: man könnte vermuten, daß die verantwortlichen hohen und höchsten Reichsbeamten noch alle im Urlaub weilten. Selbst von der vielberufenen Finanzministerkonferenz weiß man authentisch nichts anderes zu sagen, als daß „Erörterungen über die Finanzierung des Reichsetats für 1904 und Anregungen zur Beseitigung von drückend fühlbar gewordenen Mängeln" stattgefunden haben. Kein großzügiges Reformprojekt, überhaupt kein Suchen nach neuen Wegen! Natürlich, jetzt, vor Erledigung der Handelsverträge und angesichts der ganz unsicheren Einnahmen aus den Zöllen ist eine Neuregelung der Reichsfinanzen für eine längere Zukunft kaum möglich. Alles, was jetzt geschehen kann, muß sich auf leise Reformen der gegenwärtigen Lastenverteilung beziehen. Wie die aber aussehen wird, das kann man wohl ohne große innere Erregung abwarten.

Die Landesparlamente nehmen jetzt das politische Interesse stärker als die Reichspolitik in Anspruch. In Bayern zeigten bei der politischen Generaldebatte die Wortführer des Zentrums, wie rücksichtslos diese Partei dort auftritt, wo sie die absolute Herrschaft hat. Minister gehen und kommen, Gesetze werden kategorisch verlangt oder im vornhinein verworfen, jede Regung von Liberalismus wird verhöhnt, erstickt, alles muß nach der klerikal-reaktionären Pfeife tanzen. — In der sächsischen Kammer spielt genau dieselbe Rolle das dort unumschränkt herrschende konservative Agrariertum. Kein einziger Sozialdemokrat ist bei der eben beendigten Wahl durchgekommen, das „rote Königreich" hat in seinem eigenen Landesparlament keine Spur von Rot. Bayern und Sachsen — jedes Land und jede Regierung haben die Mehrheitspartei, die sie sich selbst großgezogen haben und darum verdienen. — Auch Preußen steht unter diesem politischen Grundgesetz. Noch haben die Wähler die Zusammensetzung des preußischen Abgeordnetenhauses in der Hand. Hier und da macht sich auch bis weit in die Reihen der Nationalliberalen hinein eine Neigung zu einheitlicher Wahlaktion der gesamten Linken bemerklich. Das sind ja kleine Ansätze eines neuen, gesunden Liberalismus. Sie werden nur leider für diesmal noch zu keinen erheblichen praktischen Erfolgen führen, weil eine systematisch gezüchtete Angstmeierei es nur allzu gut verstanden hat, jede einheitliche Aktion der Linken unmöglich zu machen.

Die ungarische Krise ist formell durch Graf Tiszas Ernennung zum Ministerpräsidenten gelöst, materiell besteht sie in verschärfter Form weiter. Denn der Neuneraussschuß der liberalen Mehrheitspartei, der Graf Tisza entnommen ist, hat sich nach Anhörung seines Ministerprogramms gespalten, und die früher schon vorhandene Opposition außerhalb der liberalen Mehrheit hat sich nach der überraschenden Lösung stark verschärft. Die Presse Ungarns fordert zwar ziemlich einstimmig Einstellung des Haders, an dem nachgerade niemand mehr Gefallen habe; aber die Zukunft Ungarns wird erst zutreffend bestimmt werden können, wenn die Parteien selbst klare Stellung genommen haben.

Die Entwicklung der protektionistischen Bewegung in England erfordert nach wie vor das aufmerksamste Interesse aller mit England im Handelsverkehr stehenden Staaten und insbesondere das Interesse Deutschlands. Joseph Chamberlain setzt seine ganze gewaltige Agitationskraft ein, um die öffentliche Meinung Englands seinen protektionistischen Plänen günstig zu stimmen. Bisher hat er allerdings nur Volksversammlungserfolge aufzuweisen, während die angesehensten Politiker der liberal-unionistischen Partei, also der speziellen Partei, zu der Chamberlain selbst gehört, von seinen Beglückungsplänen nichts wissen wollen. Der Herzog von Devonshire hat seinen großen Namen und Einfluß vielmehr der Freihandelssache zur Verfügung gestellt, und auch der begabteste Sohn des verstorbenen Marquis of Salisbury, der zu den Führern der Konservativen im Unterhause gehört, tritt nachdrücklich für die Freihandelspolitik ein. Daneben stehen solche Kämpen wie Lord Goschen und der frühere Schatzkanzler Hicks Beach gegen Chamberlain im Felde. Trotzdem würde man sehr irren, wollte man Chamberlains Feldzug in seiner Gefährlichkeit unterschätzen. Speziell Deutschland hat alle Ursache, die Augen aufzumachen. Chamberlains agitatorische Taktik geht augenscheinlich darauf hinaus, durch Provokation eines Zollkrieges die nationalen Leidenschaften mit ins Spiel zu bringen. Und er hat dabei vornehmlich den industriell bedeutendsten Rivalen Englands, Deutschland, im Auge. Nichts würde Chamberlain gegenwärtig mehr willkommen heißen, als eine Gelegenheit gegen Deutschland Retorsionsmaßregeln zur Anwendung bringen zu können. Der Premierminister Balfour und der Schatzkanzler Austen Chamberlain, der Sohn des großen Agitators, würden sicherlich das ihrige tun, um den aus der Firma vorübergehend ausgetretenen politischen Partner in seinen Plänen zu unterstützen. Eben darum aber ist immer wieder die eindringliche Mahnung am Platze, daß man in Deutschland mehr als seither den Ernst und die weittragende Bedeutung der englischen Vorgänge würdigen möge.

* * *

Digitized by Google

Sudermann Apostata.

Hermann Sudermann hat jüngst eine politische Komödie „Der Sturmgeselle Sokrates" auf die Bühne gebracht, ein Theaterstück, das auf diesen Blättern künstlerisch bereits gewürdigt ist. Sudermann muß es sich gefallen lassen, daß man sein Stück nicht lobt, wenn man es schlecht findet. Aber er kann als Dramatiker verlangen, daß man die Gebilde seiner künstlerischen Phantasie unter künstlerischen Gesichtspunkten und nicht vom Standpunkt des politischen Philisters aus beurteilt. Charakterinsicherweise aber haben sich gewissenhafte Hüter der Traditionen des Jahres 1848 gefunden, die den Dichter Sudermann für die mangelnde demokratische Gesinnungstüchtigkeit seiner Helden verantwortlich gemacht haben. Man hat Sudermann daran erinnert, daß er einst freisinnige Zeitungsartikel geschrieben habe, und man hat ihn mehr oder weniger unverblümt des Renegatentums und der Pietätlosigkeit bezichtigt. Welch eine erhabene Auffassung vom Wesen der Kunst! Pietätvoll soll der Komödiendichter auch noch sein! Ich muß gestehen, daß nur ein einziger pietätloser Spötter wie Aristophanes lieber ist als die gesammelten Werke aller pietätvollen Komödiendichter aller Zeiten.

Aber Sudermann hat noch ein weiteres Verbrechen begangen. Er hat wider den demokratischen Geist des Jahres 1848 gesündigt. Statt demokratische Heroen auf die Bretter zu bringen, hat er Entartung geschildert. Ist das nicht Beweis genug, daß Sudermann, der frühere Demokrat, ein Renegat geworden ist?

Als Ludwig Bamberger im Juli 1849 seine Erlebnisse aus der Pfälzer Erhebung veröffentlichte, gab er dieser Schrift ein Vorwort mit auf den Weg, in dem folgendes zu lesen stand:

„Der und jener, welchem ich das nachfolgende Schriftchen ganz oder bruchstückweise mitgeteilt habe, ehe ich es dem Drucke übergab, hat mir von der Veröffentlichung desselben abgeraten: Der eine, weil er es überhaupt für zweckwidrig hielt, die Blößen, welche sich die eigene Partei gab, rückhaltlos aufzudecken, der andere, weil er nur befürchtete, daß der größte Teil des Publikums jener Ansicht sein und mir meine Offenheit hoch verübeln werde. Mich selber haben diese Vorwürfe nicht einmal zu ernstem Nachdenken bringen können. Uns bis aufs kleinste klarzumachen, an welchen Mängeln und Fehlern wir zugrunde gegangen sind, scheint mir eine so einfache Forderung des Menschenverstandes, daß mein Ohr für jeden Disput darüber taub ist. Daß wir nicht von der eigenen Partei reden können, ohne zugleich von der gegnerischen vernommen zu werden, mag unangenehm, mag nachteilig sein, doch ist es ein größeres Uebel, seine eigenen Unvollkommenheiten nicht zu kennen, als sie dem Gegner zu verraten."

Bamberger hat mir oft erzählt, welches Quantum von Liebenswürdigkeiten ihm diese Schrift eingetragen habe. Daß er ein elender Renegat sei, konnte er in sämtlichen Vossischen Zeitungen jener Tage lesen, und selbst der Umstand, daß er nachträglich wegen seiner Beteiligung am Pfälzer Aufstande zum Tode verurteilt wurde, diente kaum als Mildrungsgrund bei dem Urteil über seine publizistische Schandtat.

Sudermann mag es zum Trost gereichen, wenn er sich des Schicksals erinnert, das einst Bamberger ereilte; als er es wagte, an Mängel und Fehler der eigenen Partei zu erinnern. Nichts spricht mehr gegen eine Partei, als wenn sie keine Selbstkritik mehr zu ertragen vermag. An dieser ernsthaften Selbstkritik hat es der Liberalismus in Deutschland nur allzu lange fehlen lassen. Es ist so bequem, politische Mißerfolge der Ungunst der Zeiten, der Schändlichkeit der Gegner, der Undankbarkeit der Massen zuzuschieben und unentwegt zu versichern, daß die Ansichten, die man bereits vor vierzig Jahren gehabt hat, das sicherste Rezept der Volksbeglückung enthalten. Diesen Unentwegten ist niemals der tiefe Sinn des Kassandrawortes aufgegangen: „Nur der Irrtum ist das Leben." Den Irrtum zu erkennen, ist eine Hauptaufgabe des politischen Lebens, und deshalb muß man jeden willkommen heißen, der den politischen Philister aus seiner Selbstzufriedenheit aufstört und ihn, wenn nötig, auch recht unsanft daran erinnert, daß die Zeit nicht deswegen stillsteht, weil der fortschrittliche Landsturm nicht nachkommen kann.

Auch ich halte die neueste Komödie Sudermanns für kein Meisterstück und seine Helden nicht für sehr glaubhafte Charaktere, aber ich sehe den Mangel nicht in dem Zuviel, sondern in dem Zuwenig an Satire. Hätte Sudermann die Geißel künstlerischer Satire auf den heutigen Liberalismus niedersausen lassen, daß das liberale Bürgertum aufzuckte, so verdiente er, ob solcher Tat gepriesen zu werden. Nur keine wohlgefällige Selbstzufriedenheit, sondern Kritik, wenn es sein muß blutige Kritik! Nicht der Schmeichler, sondern der unerbittlichen Hand des Chirurgen bedarf der Liberalismus, und auch die Wahrheit, die uns unter der Narrenkappe entgegentritt, sollten wir willkommen heißen.

Theodor Barth.

Erster deutscher Arbeiterkongreß.

Was am Sonntag und Montag in Frankfurt a. M. unter der Firma „Erster deutscher Arbeiterkongreß" tagte, war im Grunde nichts anderes als ein allgemeines Aufgebot der Arbeitergefolgschaft des Zentrums. Die evangelischen Anhängsel dienten dabei trefflich zur Firmenverschleierung und der ebenso anspruchsvolle wie irreführende Titel tat ein übriges, um die Väter des neuen Unternehmens vor der breiten Oeffentlichkeit unsichtbar zu machen. Trotzdem ist das Unternehmen nicht ohne Bedeutung und wird den Politiker wie den Volkswirtschaftler vielleicht in nächster Zeit noch wiederholt beschäftigen.

Gewerkschaftlich ist freilich wenig genug dabei herausgekommen. Merkwürdigerweise! Denn der Kongreß gab sich mit voller Absicht als eine unpolitische, interkonfessionelle Veranstaltung zur Vertretung wirtschaftlicher Arbeiterinteressen. Mit Stolz stellte man fest, daß außer den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen alle nennenswerten nichtsozialdemokratischen Arbeitervereine Deutschlands versammelt seien. Es waren auch lediglich gewerkschaftliche Fragen, die verhandelt, gewerkschaftliche Forderungen, die in Resolutionen festgelegt wurden. Und dennoch — der gewerkschaftliche Ertrag der Frankfurter Tagung wird voraussichtlich recht gering sein.

Woher kommt das?

Die Zusammensetzung des „Ersten deutschen Arbeiterkongresses" war so ungleichmäßig wie nur denkbar. Neben sozialpolitisch strebsamen christlichen Gewerkschaftlern rückständigste Vertreter konfessioneller Arbeitervereine, neben leistungsfähigen Organisationen Vereine, die selbst dem intimen Kenner der deutschen Arbeiterbewegung gänzlich unbekannt sind, neben gewerkschaftlich regsamen Berufsvereinen die evangelischen Arbeitervereine Quandels und die Eisenbahnhandwerker des Peter Molz. Was können die deutschnationalen Handlungsgehilfen mit den unsozialen katholischen Arbeitervereinen Berlins und Ostdeutschlands gemein haben? Was verbindet den deutschen Gruben- und Fabrikbeamtenverband mit der Heimarbeiterinnenorganisation? Kann man sich denken, daß eine so bunt zusammengewürfelte Gesellschaft mit so grundverschiedenen Interessen auf

die Dauer eine einheitliche Arbeitervertretung allerbescheidenster Art wird darstellen können? Der einzige Beweggrund, der sie in Frankfurt zusammenführte, war der Demonstrationszweck gegen die Sozialdemokratie. Schon auf der Heimreise konnte man aus den Gesprächen der Delegierten heraushören, wie wenig sie selbst daran denken, dauernd in einheitlichen Bahnen zu laufen.

Daran werden sie auch schon die „Protektoren" der einzelnen Vereine und Verbände hindern, die Ehrenmitglieder und geistlichen Präsides, die nur scheinbar von diesem Kongreß ausgeschlossen waren. In Wirklichkeit waren einige von ihnen mit dabei, arbeiteten in den vertraulichen Vorbesprechungen und hinter den Kulissen gelegentlich mit und werden daheim schon dafür sorgen, daß die gewerkschaftlichen Bäume nicht in den Himmel wachsen. Niemand kann doch im Ernste glauben, daß die nationalliberalen Fabrikantenvereine Rheinland-Westfalens unter Quandels Führung oder die katholischen Arbeitervereine des Herrn v. Savigny und des Generalsekretärs Pfr. Fournelle gewerkschaftliche Forderungen werden vertreten dürfen, von den süddeutschen Unterbeamtenvereinen, dem christlichen Kellnerbund und dem Gutenberghund der Buchdrucker ganz zu schweigen. Wenn sie nicht nachträglich noch gegen die gefaßten zahmen Resolutionen des „Deutschen Arbeiterkongresses" protestieren, haben sie alles getan, was man von ihnen im Höchstfalle erwarten darf.

Es kommt hinzu, daß die in Frankfurt tagende Versammlung die widerspruchvollste politische Vertretung im deutschen Reichstag haben wird. Neben dem hochschutzzöllnerischen Zentrum, das die christlichsozialen evangelischen Arbeitervereine perhorresziert, werden sich um der deutschnationalen Handlungsgehilfen willen noch die Antisemiten Liebermann von Sonnenbergs um die Frankfurter Beschlüsse bemühen und — der Bund der Landwirte, der durch seinen Direktor Lucke-Patershausen dem Kongreß seine Sympathien aussprechen ließ! Kann man sich ausdenken, daß mit solcher Hilfe etwas Ersprießliches für die industrielle Arbeiterschaft Deutschlands herauskommt?

Daheim aber finden die Delegierten bei ihrer Rückkehr die träge stumpfe Masse der Mitglieder vor, die wie Bleigewichte den gewerkschaftlichen Fortschritt hemmen, über jede, auch die geringste Beitragsleistung jammern und von Kampf nichts wissen wollen. Und neben ihnen die rührige, kampfgewohnte, geschulte Masse der sozialdemokratischen Gewerkschaftler als erdrückende Konkurrenz! Wo bleibt da Raum für irgendwelche gewerkschaftliche Zukunftshoffnungen des „ersten deutschen" Arbeiterkongresses?

Eher könnte die politische Wirksamkeit der Frankfurter Tagung bedeutungsvoll werden. Der Kaiser hat das Begrüßungstelegramm der „mehr als 600 000 königstreuen, vaterländischen Arbeiter" in wärmsten Ausdrücken des Dankes und der Zuversicht beantwortet. Wie mag ihm die Veranstaltung geschildert worden sein? Als das etwas verspätete Ergebnis seiner Essener und Breslauer Arbeiterreden? Als Reaktion auf den Dresdener Parteitag der Sozialdemokraten? Oder in antischarfmacherischem Sinne als Beweis dafür, daß trotz des Ausfalls der letzten Reichstagswahlen und trotz Zuchthausvorlagen und ähnlicher Maßnahmen noch immer Hunderttausende deutscher Arbeiter vertrauensvoll zu ihm aufsehen, wenn nur die Grundforderungen: freies Koalitionsrecht, unparteiischer Gesetzesschutz, einflußreiche Vertretung in der Gesetzgebung gewährt werden? Viel kommt auf diese Darstellung an. Je nachdem die eine oder die andere Erklärung des Kaisertelegramms richtig ist, werden die Scharfmacher oder die arbeiterfreundlichen Sozialpolitiker die Oberhand haben. Wer, wie wir, den Verhandlungen beigewohnt hat, der wird überzeugt sein, daß wenigstens den maßgebenden Führern des Frankfurter Kongresses die Scharfmacherei, das Sturmbockspielen gegen die Sozialdemokratie fern lag. Aber für die politische Nachwirkung ist der tatsächliche Verlauf des Kongresses weniger ausschlaggebend als die Auslegung, die seine Verhandlungen und Beschlüsse an den höchsten Regierungsstellen finden werden.

So wenig befriedigend also eine Untersuchung der politischen und gewerkschaftlichen Folgen des Kongresses vorläufig abschließt, so erfreulich ist doch für alle ernsthaften Sozialpolitiker eine andere Seite noch! Den Scharfmachern gegenüber kann jetzt stets darauf hingewiesen werden, daß selbst so bescheidene und unverdächtige Vertreter wie die des „ersten deutschen" Arbeiterkongresses mit den sozialdemokratischen und Hirsch-Dunckerschen Arbeitern durchaus einig gewesen sind in der Verurteilung der heute vielfach üblichen Rechtsverkürzung und in der stürmischen Forderung nach mehr Licht und Luft und Ellbogenfreiheit für die Arbeiterberufsvereine. Wie bei der Ablehnung der Zuchthausvorlage seligen Angedenkens der Hinweis auf die einmütige Verurteilung derselben auch in nichtsozialdemokratischen Arbeiterkreisen besonders eindrucksvoll war, so haben die Klagen und Wünsche, die jetzt in Frankfurt lautgeworden sind, soweit sie sich mit denen der übrigen organisierten Arbeiterschaft decken, ein neues, erhebliches Gewicht erhalten. Reichsregierung und politische Parteien können sich ihnen jetzt noch schwerer als früher verschließen. Das ist freilich ein Erfolg, der allein schon die Mühen und Opfer der Frankfurter Tagung lohnt, selbst wenn sonst nichts dabei herauskommen sollte.

Fr. Weinhausen.

Aus unserm Zitatenschatz.

Vom Objekt und vom Subjekt.

I.

Der Dresdener Parteitag hat auch den Charakter der Sozialdemokratie im ganzen enthüllt. Man kann jetzt nicht mehr sprechen von einer Mauserung, von einer Umwandlung zu einer radikalen Linken. Herr Bebel hat sich als einen Todfeind unserer bürgerlichen Gesellschaft und unserer Staatsformen bis zu seinem letzten Atemzuge bekannt und gesagt, er werde alles daran setzen, um sie zu stürzen. Das ist der wahre Charakter der Sozialdemokratie, den sie in Dresden enthüllt hat!

Vossische Zeitung: Aus einem Bericht über die Rede des Abg. Eugen Richter vom 23. Oktober 1903.

II.

Wir haben nicht auf den Dresdener Parteitag warten müssen, um zu ähnlichen Ansichten über den wahren Charakter der Sozialdemokratie zu kommen. Nachdem sich nunmehr auch der Abgeordnete Eugen Richter davon überzeugt hat, daß eine Mauserung der Sozialdemokratie zu einer radikalen Linken ausgeschlossen ist, vielmehr in der Sozialdemokratie der Todfeind unserer bürgerlichen Gesellschaft und unserer Staatsformen, eine Revolutionspartei gefährlichster Form zu erblicken ist, so hoffen wir, daß Herr Richter und seine Freunde mit uns die Konsequenzen ziehen und die Sozialdemokratie nicht länger als eine gleichberechtigte Partei behandeln werden. „Die Sozialdemokratie kann nur Objekt, niemals Subjekt unserer Gesetzgebung sein!" sagte der Abg. v. Kröcher im Reichstage. Der Abg. Richter wird ihm beistimmen müssen.

Kreuzzeitung vom 24. Oktober 1903.

III.

Dies ist genau der Standpunkt, den die konservativen Parteien stets zur Sozialdemokratie eingenommen haben. Hoffen

Digitized by Google

wir, daß Eugen Richter auch dabei ist, wenn es gilt, die Konsequenzen aus dieser Erkenntnis zu ziehen.

Post vom 24. Oktober 1903

IV

Die „Kreuzzeitung" liest aus einem Auszug der „Voss. Ztg." über die Richtersche Rede heraus, daß derselbe erst jetzt sich überzeugt hat, daß eine Mauserung der Sozialdemokratie zu einer radikalen Linken ausgeschlossen ist. — Abg. Eugen Richter hat für seine Person in der Rede ausdrücklich hervorgehoben, daß er schon seit nahezu vierzig Jahren an keine mögliche Mauserung der Sozialdemokratie geglaubt und die Sozialdemokratie für dasjenige angesehen hat, was jetzt auf dem Dresdener Parteitag zum Ausdruck gekommen ist.

Freisinnige Zeitung vom 22. Oktober 1903.

Die elsaß-lothringische Verfassungsfrage.

Am 28. April d. J. hat der elsaß-lothringische Landesausschuß beschlossen, die Regierung des Reichslandes zu ersuchen, der Reichsregierung seinen „Wunsch" nach einigen eingreifenden Aenderungen der staatsrechtlichen Stellung des Landes und seines Parlaments zu unterbreiten. Die reichsländische Regierung hat die Uebermittlung dieses „Wunsches" zugesagt, und da sie geneigt zu sein scheint, einen Teil der gewünschten Aenderungen zu befürworten, so dürfte auch die Reichsregierung sich schwerlich völlig ablehnend verhalten. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß der neu gewählte Reichstag sich, sofern ihm nicht ein vorzeitiges Ende beschieden sein sollte, auch mit einer Vorlage zur Aenderung der Verfassung des Reichslandes zu befassen haben wird. Deshalb und weil die angestrebten Aenderungen der Verfassung des Reichslandes zugleich Aenderungen in der Zuständigkeit und Zusammensetzung verfassungsmäßiger Organe des Reiches bedeuten, dürfte die reichsländische Verfassungsfrage, die seit einigen Monaten in der reichsländischen Presse lebhaft erörtert wird, auch für einen altdeutschen Leserkreis Interesse bieten.

Der „Wunsch" des Landesausschusses geht dahin:

„1. daß die Verfassung des Deutschen Reiches bezw. das Reichsgesetz betr. die Verfassung und Verwaltung Elsaß-Lothringens dahin abgeändert werde, daß der Reichstag als gesetzgeberischer Faktor für Elsaß-Lothringen ausgeschaltet werde;

2. daß dementsprechend dem Landesausschuß die Befugnisse, die Stellung und der Name eines Landtags für Elsaß-Lothringen erteilt werden;

3. daß bei Beratung von elsaß-lothringischen Angelegenheiten im Bundesrat die drei von dem Landesherrn zu ernennenden Vertreter Elsaß-Lothringens stimmberechtigt seien."

Zum Verständnis und zur Beurteilung dieses „Wunsches" bedarf es eines Blickes auf die jetzige staatsrechtliche Lage Elsaß-Lothringens.

Elsaß-Lothringen ist „Reichsland", nicht „Bundesstaat". Während in den Bundesstaaten eine Landesstaatsgewalt besteht, die von der Reichsgewalt getrennt, nach Grund und Ursprung von ihr unabhängig und ihr nur in den durch die Reichsverfassung bestimmten Beziehungen untergeordnet ist, steht im Reichsland die Landeshoheit dem „Reiche" zu, dem das Land im Frankfurter Frieden abgetreten worden ist. Das „Reich", d. h. die Gesamtheit der deutschen Bundesstaaten, übt die Landeshoheit aus durch den Kaiser, nicht durch den Statthalter, der im wesentlichen nur Reichskanzler für die elsaß-lothringischen Landesangelegenheiten ist, wenn auch dem jedesmaligen Inhaber des Amtes vom Kaiser gewisse landesherrliche Befugnisse übertragen zu werden pflegen. Aus dem Mangel einer selbständigen reichsländischen Staatsgewalt ergibt sich eine weitgehende Mitwirkung der gesetzgebenden Faktoren des Reiches bei der elsaß-lothringischen Landesgesetzgebung. Zum Erlaß von elsaß-lothringischen Landesgesetzen bedarf es der Zustimmung des Bundesrats. An Stelle des Reichstags wirkt allerdings regelmäßig der Landesausschuß mit, aber der Erlaß von Reichsgesetzen unter Mitwirkung des Reichstags ist vorbehalten geblieben, und wenn von diesem Vorbehalt bisher nur in zwei Fällen Gebrauch gemacht worden ist, so übt doch schon die bloße Möglichkeit der Umgehung des Landesausschusses naturgemäß ihren Einfluß auf die Haltung und Abstimmung dieser Körperschaft aus. Auch sonst fehlen ihr gewisse Befugnisse, die den andern einzelstaatlichen Volksvertretungen zustehen: sie hat kein Interpellationsrecht, weder der Statthalter noch der ihm unterstehende Staatssekretär sind ihr verantwortlich, und ob ihre Mitglieder die parlamentarische Immunität besitzen, ist nicht unbestritten. Andererseits ist Elsaß-Lothringen zwar wie die andern Teile des Reiches im Reichstag vertreten, es hat aber keine Stimme im Bundesrat. Die reichsländische Regierung entsendet zu ihm drei Kommissare, die aber nur beratende Stimme haben, sich an den Abstimmungen nicht beteiligen. Und daß regelmäßig einige hohe reichsländische Beamte zu preußischen Bundesratsbevollmächtigten ernannt werden, gibt der reichsländischen Regierung gleichfalls kein Stimmrecht, da jene Beamte als preußische Bevollmächtigte ebenso wie die andern preußischen Bevollmächtigten nach Anweisung der preußischen Regierung zu stimmen haben.

Es besteht also der seltsame Zustand, daß, während der kleinste Bundesstaat seine Landesgesetzgebung selbständig durch eigene Organe regelt, beim Erlaß der elsaß-lothringischen Landesgesetze eine Körperschaft mitwirkt, in welcher Elsaß-Lothringen nicht einmal stimmberechtigt ist, wohl aber die beiden Mecklenburg, Lippe und Reuß Sitz und Stimme haben, und daß diese dem Reichsland so fremde Körperschaft sogar ohne Zuziehung der elsaß-lothringischen Volksvertretung Landesgesetze für Elsaß-Lothringen erlassen kann, wenn sie die Zustimmung des Reichstags erlangt, in dem die elsaß-lothringischen Interessen nur durch fünfzehn Stimmen vertreten sind.

Es ist begreiflich, daß die Elsaß-Lothringer mit diesem Zustand in hohem Grade unzufrieden sind. Nachdem sie über 200 Jahre lang als Angehörige eines Großstaats auf die kleinstaatliche Misere Deutschlands herabgesehen und wenigstens in den letzten acht Jahrzehnten dieses Zeitraums im Genuß voller Gleichberechtigung an der Politik jenes Großstaats lebhaften und tätigen Anteil genommen haben, sehen sie sich jetzt hinter die Angehörigen der kleinsten Duodezstaaten zurückgesetzt. In dem Deutschen Reich, an dessen politischem und geistigem Leben sie sich bis zu ihrer gewaltsamen Losreißung kräftiger als mancher andere Stamm beteiligt haben, und das sie bei ihrer Rückkehr in seinen Verband als die „wiedergewonnenen Brüder" begrüßte, fühlen sie sich als „Deutsche zweiter Klasse" behandelt. Und wenn die angebliche Notwendigkeit dieser Behandlung von altdeutscher Seite, wie es vor einiger Zeit wieder in einer minder haltbaren Tagesleistung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" geschah, daraus deduziert wird, daß das Land eine Kriegsbeute der verbündeten deutschen Staaten sei, so kann eine solche pseudohistorische Begründung nur das lebhafte Ehrgefühl der reichsländischen Bevölkerung noch mehr verletzen, ohne die dauernde Aufrechterhaltung des bestehenden Zustandes irgendwie zu rechtfertigen.

Dieser Zustand wird um so schwerer ertragen, als der Landesausschuß, der einzige dem Lande selbst entstammende Faktor der Gesetzgebung, nach seiner Zusammensetzung und seinen Leistungen vom Ideal einer Volksvertretung noch weiter entfernt ist als die meisten Landtage der Bundesstaaten. Dies ist eine notwendige Folge des eigenartigen Filtrierwahlsystems,

Digitized by Google

aus dem er hervorgeht. Er besteht zu etwa $^3/_5$ aus Abgeordneten der drei Bezirkstage von Ober-, Unterelsaß und Lothringen, im übrigen aus Abgeordneten der Gemeinderäte, die aber mit Ausnahme der Abgeordneten der vier größten Städte von den Gemeinderäten nicht direkt, sondern durch Wahlmänner gewählt werden. Es leuchtet ein, daß ein solches Wahlverfahren zwar eine ausgiebige Vertretung der Lokalinteressen sichert, auch eine ansehnliche Zahl von Abgeordneten liefern kann, die über eine gewisse Geschäftskenntnis verfügen, daß es aber den freiheitlichen und fortschrittlichen Strömungen, den Vertretern allgemeinerer politischer Gesichtspunkte den Eintritt ins Parlament sehr erschwert und den Zusammenhang zwischen den Abgeordneten und den Urwählern nahezu aufhebt, alles dies um so mehr, als die Verteilung der Abgeordneten die Landorte zum Nachteil der größeren Städte begünstigt. Demgemäß widmet sich ein großer Teil der Abgeordneten mit regem Eifer der hier schon aus der französischen Zeit her üblichen Patronage von Interessen der ihnen örtlich, beruflich oder auch verwandtschaftlich nahe stehenden Personen und verlangt in dieser Beziehung von der Regierung und ihren Organen die weiteste Berücksichtigung. Im übrigen aber sind die „députés" von einer ungemeinen Gefügigkeit, sodaß ernstere Meinungsverschiedenheiten zwischen Parlament und Regierung fast nur dann vorkommen, wenn diese trotz ihrer gut konservativen Richtung mit der reaktionären Gesinnung der Mehrheit oder mit ihrer engherzigen Knauserpolitik, die bereits wichtige Zweige des Staatsdienstes gefährdet, in Widerspruch gerät. Das Mißtrauen gegen das „Notabelnparlament" ist denn auch im Lande allgemein, und der Landesausschuß selbst ist sich seines geringen Rückhalts in der Bevölkerung und seiner Bedeutungslosigkeit so gut bewußt, daß der Abgeordnete Ruff ihn in der Verhandlung über die Verfassungsreform als „Scheinparlament" bezeichnen konnte, ohne auf Widerspruch zu stoßen. Wenn der jetzige politische Leiter der reichsländischen Regierung, der Staatssekretär v. Köller, es liebt, den Landesausschuß als Musterparlament zu feiern, so ist dies zwar deshalb sehr leicht begreiflich, weil die Köllerschen Husarenritte wohl in keinem anderen Parlament so schwächlichem Widerstand begegnen würden, im übrigen aber für alle, welche die Vergangenheit dieses Politikers kennen, nur ein weiterer Beweis für die Unzulänglichkeit der jetzigen Einrichtung.

Daß die Rücksicht auf die Sicherheit unserer Westgrenze oder auf den Schutz und die Förderung des Deutschtums im Reichsland die Aufrechterhaltung dieses unbefriedigenden Verfassungszustandes fordere, läßt sich nicht behaupten. Der „Protest" ist erloschen und wird, auch wenn dem Lande die volle bundesstaatliche Selbständigkeit gewährt wird, nicht wieder aufflackern, mag der Westwind noch so schmeichelnd über die Vogesen wehen. Ein aus allgemeinen und direkten Wahlen hervorgehender Landtag wird ebenso wenig einen Protestler in seiner Mitte sehen wie der jetzige vielfach gescholtene Landesausschuß. Vielleicht würde eine Demokratisierung des Wahlrechts sogar die Sympathien für französische Sprache und französisches Wesen in der elsaß-lothringischen Volksvertretung vermindern. Denn diese Sympathien haben ihren Sitz weit mehr in den ein mehr oder weniger gutes Französisch parlierenden Familien der „Notabeln" als in der Masse der Bevölkerung, von der nur noch etwa $^1/_8$ das Französische als seine Muttersprache betrachten kann, während der Rest, soweit er nicht der, namentlich in Lothringen sehr zahlreichen, altdeutschen Einwanderung angehört, seinen angestammten alemannischen oder rheinfränkischen Dialekt spricht.

Wahrscheinlich würde sogar der Vertrauensbeweis, der in der Gewährung der bundesstaatlichen Rechte liegen würde, zur Stärkung der deutschen Sympathien beitragen. Vertrauen erweckt Vertrauen, und daß dies bei den Elsaß-Lothringern vielleicht noch in ganz besonderem Maße gilt, hat sich sowohl nach der Aufhebung des Paßzwangs als auch nach der Aufhebung des Diktaturparagraphen gezeigt, da beide Maßregeln ein deutliches Anschwellen der deutschfreundlichen Strömung zur Folge hatten. Sodann ist mit dem Partikularismus zu rechnen, der dem im Reichsland überwiegenden alemannischen Element vielleicht noch in höherem Grad eigen ist als anderen deutschen Stämmen, und der im zentralisierten Frankreich keine Befriedigung finden konnte. Schon Bismarck hat darauf hingewiesen, daß man die Elsaß-Lothringer zu guten Deutschen machen müsse, indem man sie gute Elsaß-Lothringer werden lasse. Die jetzige beschränkte Autonomie hat zweifellos in diesem Sinne gewirkt, aber erst die Gewährung der vollen bundesstaatlichen Gleichberechtigung würde den Elsaß-Lothringern eine ungetrübte Freude an ihrem engeren und weiteren Vaterland ermöglichen. Die mit der Verfassungsreform verbundene scheinbare Verminderung der Befugnisse der Reichsgewalten würde sich also in Wirklichkeit als ein Mittel zur Stärkung des Reiches erweisen.

Aus der Reichsverfassung können weder gegen die Ausschließung des Reichstags von der Teilnahme an der elsaß-lothringischen Landesgesetzgebung noch gegen die Erhöhung der Befugnisse des Landesausschusses oder gegen die Aenderung des Wahlrechts zu demselben ernste Bedenken hergeleitet werden. Auch die Ausschließung des Bundesrats von der Teilnahme an der Landesgesetzgebung würde keine Aenderung des Verfassungsgesetzes des Reiches bedingen. Nur der Gewährung des Stimmrechts im Bundesrat stehen staatsrechtliche Schwierigkeiten entgegen, die nicht zu unterschätzen sind. Da die Landeshoheit im Reichsland vom Kaiser ausgeübt wird, so würden die reichsländischen Stimmen im Bundesrat nach Instruktion des Kaisers abgegeben werden, und da dieser zugleich König von Preußen ist, so würde die Gewährung des Stimmrechts an Elsaß-Lothringen eine Vermehrung der preußischen Stimmen bedeuten. Wenn man demgegenüber wohl auf Oesterreich-Ungarn und Schweden-Norwegen hinweist, wo die Einheit der Person des Herrschers die staatsrechtliche Selbständigkeit der unierten Staaten auf dem ihnen überlassenen Gebiet nicht beeinträchtigt, so übersieht man, daß in jedem von diesen Staatenpaaren der eine der beiden Genossen ein ausgesprochen parlamentarisches Regierungssystem besitzt, sodaß die Regierung tatsächlich nicht vom Monarchen, sondern von den dem Parlament verantwortlichen Ministern geführt wird. Daß ein solches System den Wünschen der reichsländischen Bevölkerung entsprechen würde, mag sein; daß aber die Ausstattung des Landesausschusses mit den Rechten eines deutschen Landtages noch keineswegs die Einführung des parlamentarischen Regierungssystems bedeuten würde, ist sicher. Vielleicht würde in der einen oder anderen minder wichtigen Frage das reichsländische Ministerium die reichsländischen Vertreter im Bundesrat frei instruieren können, vielleicht auch in Fragen, die für das Reichsland besonders wichtig, für Preußen dagegen gleichgültig sind, der Wunsch oder das Gutachten der reichsländischen Regierung sogar für die Instruktion der preußischen Stimmen ins Gewicht fallen. Bei jeder wichtigen Frage der Reichspolitik und, solange der Bundesrat noch an der reichsländischen Gesetzgebung teilzunehmen hätte, auch bei jeder für Preußen oder für Gesamtdeutschland in Betracht kommenden reichsländischen Frage würde aber für die Instruktion der reichsländischen Stimmen der Wille derselben Instanzen maßgebend sein wie für die Instruktion der preußischen Stimmen. Daß nun die anderen Bundesstaaten einer Vermehrung des preußischen Einflusses im Bundesrat nicht ohne weiteres zustimmen würden, steht außer Frage. Zum mindesten würden sie ihre Zustimmung davon abhängig machen, daß als Gegengewicht gegen die drei Stimmen, welche Elsaß-Lothringen entsprechend dem Stimmrecht des an Bevölkerungszahl, Größe und wirtschaftlicher Bedeutung etwa gleichstehenden Großherzogtums Baden und des kleineren Hessen zu erhalten haben würde, die Stimmenzahl von zwei oder drei anderen Mittel- oder Kleinstaaten zusammen um drei Stimmen erhöht würde. Ob sich für diese Kompensationsfrage eine Lösung finden lassen würde, welche die zu einer Verfassungsänderung erforderliche Stimmenzahl (43 von 58) im Bundesrat auf sich vereinigen könnte, darf wohl bezweifelt werden. Wäre es aber auch möglich, so wäre doch offenbar dem Hauptbeteiligten, dem Reichsland, mit der Gewährung von drei Stimmen, die bei allen wichtigen Fragen im preußischen Sinn abgegeben würden, in keiner Weise geholfen.

Den elsaß-lothringischen Politikern, die zum großen Teil von den rechtsrheinischen Zuständen nur oberflächliche Kenntnisse besitzen, mag bei der Forderung des Stimmrechts zum Bundesrat vielfach der Gedanke vorschweben, daß die elsaß-lothringischen Bevollmächtigten vom Landesausschuß oder einem ständigen Ausschuß desselben instruiert werden könnten. Daß ein solcher Vorschlag aber bei den Bundesregierungen einstimmiger Ablehnung sicher sein würde, liegt auf der Hand, denn seine Verwirklichung würde notwendigerweise in allen anderen Bundesstaaten entsprechende Forderungen der Landtage hervorrufen und so den Beginn einer vollständigen Umgestaltung des Bundesrats bedeuten.

Stimmrecht im Bundesrat kann hiernach Elsaß-Lothringen nicht erhalten, so lange der Kaiser die Landeshoheit ausübt, und hierin liegt eine große Schwierigkeit für diese Reform. Denn nach der ganzen Persönlichkeit des jetzigen Kaisers ist es wenig wahrscheinlich, daß er sich entschließen wird, jenes Recht aufzugeben, das ihm nach Lage der Gesetzgebung selbst durch Mehrheitsbeschlüsse des Bundesrats und Reichstags nicht gegen seinen Willen entzogen werden kann. Und wem soll die Ausübung der Staatsgewalt übertragen werden, wenn sie dem Kaiser entzogen wird? Daß der Gedanke einer Republik Elsaß-Lothringen vom Bundesrat und auch von der überwältigenden Mehrheit des Reichstags abgewiesen werden würde, bedarf kaum der Erwähnung. Ein Herzogtum oder Großherzogtum Elsaß-Lothringen mag einigen von romantischen Gefühlen oder höfischem Ehrgeiz beseelten Leuten als lockendes Zukunftsbild erscheinen. Wer aber dem Lande eine gesunde politische Entwicklung wünscht und die Verhältnisse nüchtern beurteilt, wird sich für diesen Vorschlag nicht erwärmen können. Strebertum und Cliquenwesen aller Art sind im Lande ohnehin genügend entwickelt und würden durch die Begründung eines Hofes nur einen weiteren Antrieb erhalten. Auch würde eine aus Altdeutschland herübergekommene Dynastie, sei es aus Gewohnheit und gesellschaftlichem Vorurteil, sei es aus vermeintlichem dynastischen Interesse, danach trachten sich eine adelige Umgebung zu schaffen und deshalb wahrscheinlich dahin gelangen an Stelle des nahezu verschwundenen einheimischen Adels eine eingewanderte oder neu geadelte Aristokratie zu züchten, ein Experiment, das in dem sehr demokratisch fühlenden Lande nur Mißstimmung erzeugen könnte. Vor allem aber würde der Reichstag sich schwerlich bereit finden, dem Reiche zu den 22 vorhandenen regierenden Geschlechtern noch ein neues zu bescheren, da er darin mit Recht vom nationalen Standpunkt einen Rückschritt und vom demokratischen Standpunkt aus einen Anachronismus sehen würde.

Politisch möglich erscheint eine Lösung, die in den Preßerörterungen über die Verfassungsreform vorgeschlagen worden ist: die Landeshoheit soll dem Reiche verbleiben, aber nicht wie bisher vom Kaiser, sondern von einem auf Lebenszeit ernannten Statthalter ausgeübt werden, der zwar vom Kaiser zu ernennen wäre, aber nur vom Bundesrat (unter Ausschluß der elsaß-lothringischen Stimmen) abgesetzt werden könnte; die jetzt dem Statthalter zustehenden ministeriellen Befugnisse hätten dagegen auf ein vom Statthalter zu ernennendes und dem elsaß-lothringischen Landtag verantwortliches Ministerium überzugehen. Ein Statthalter in dieser Stellung würde alle nötige Gewähr dafür bieten, daß die Regierung des Landes im nationalen Sinne geführt, aber auch sein Interesse im Bundesrat und an jeder anderen Stelle selbständig vertreten würde. Der Eintritt der drei elsaß-lothringischen Bevollmächtigten in den Bundesrat würde, da sie nur elsaß-lothringischen Instruktionen zu folgen hätten, keine nennenswerte Verschiebung der Stimmverhältnisse in dieser Körperschaft bedeuten, jedenfalls von keinem einzigen Staat als seinem besonderen Interesse abträglich empfunden werden können. Auch dem Kaiser wäre diese Lösung verhältnismäßig günstig. Mit dem Recht der Ernennung des Statthalters würde ihm immerhin ein Rest von der Ausübung der Landeshoheit, vor allem aber die Möglichkeit bleiben, diese Stelle jeweils einem Prinzen des kaiserlichen Hauses zu übertragen. Und wenn eine gewisse Einschränkung der staatsrechtlichen Befugnisse des Kaisertums mit dieser Aenderung verbunden wäre, so würde es durch sie doch keine nennenswerte Einbuße an wirklicher Macht erleiden, besonders da die reichsländischen Heereskörper selbstverständlich Teile des preußischen Kontingents zu bleiben haben würden. Immerhin ist es zweifelhaft, ob die Zustimmung des Kaisers und der anderen maßgebenden Faktoren zu dieser Lösung in absehbarer Zeit zu erreichen sein würde.

Der Landesausschuß hat weder diese Lösung adoptiert noch eine andere Lösung für die staatsrechtlichen Schwierigkeiten vorgeschlagen, welche der Gewährung des Stimmrechts im Bundesrat an Elsaß-Lothringen entgegenstehen. Es ist darum höchst wahrscheinlich, daß dieser „Wunsch" vom Reichstag und Bundesrat als mit der gegenwärtigen Organisation des Landes unvereinbar abgelehnt werden und bis auf weiteres nur die Bedeutung eines Zukunftsprogramms haben wird, obgleich der Landesausschuß ihn in ebenso bescheidener wie seltsamer Weise auf das Stimmrecht in elsaß-lothringischen Landesangelegenheiten beschränkt hat.

Unter diesen Umständen ist es von geringer Bedeutung, daß der Landesausschuß auch die Frage der **Ausschaltung des Bundesrats** aus der Mitwirkung an der Landesgesetzgebung nicht berührt hat: solange der Kaiser die Staatsgewalt im Reichsland ausübt, würden die anderen Bundesregierungen sich doch schwerlich dazu verstehen, ihrerseits auf die Teilnahme an der Landesgesetzgebung, die sie im Bundesrat ausüben, zu verzichten. Ein hierauf gerichteter Wunsch würde also voraussichtlich ergebnislos geblieben sein.

Wichtiger als die Ausschaltung des Bundesrats aus der Landesgesetzgebung, ja selbst wichtiger als die Gewährung des Stimmrechts im Bundesrat ist für das Land zweifellos die Schaffung einer wirklichen Volksvertretung an Stelle des jetzigen Schein- und Notabelnparlaments. Aber auch nach dieser Richtung ist der Landesausschuß im Vorgehen auf halbem Wege stehen geblieben. Er will die Erhebung des Landesausschusses zum Landtag und die Ausschließung des Reichstags von der Teilnahme an der Landesgesetzgebung, übergeht aber die **Aenderung des Wahlrechts** mit Stillschweigen. Nun kann aber, solange der Landesausschuß in seiner jetzigen Zusammensetzung bestehen bleibt und ihm das Vertrauen der Bevölkerung in demselben Maße wie bisher fehlt, keine irgend denkbare Aenderung seiner gesetzlichen Befugnisse ihn zu einem seiner Aufgabe gewachsenen Parlament umgestalten. Eine Erhöhung seiner Befugnisse kann dahin führen, daß einzelne Abgeordnete mit noch größerem Erfolg als bisher ihren Einfluß zur Patronage oder auch zur Bekämpfung persönlicher Gegner verwenden. Selbständige politische Ideen und freie, von persönlichen Gesichtspunkten unabhängige Kritik der Verwaltung werden durch eine solche rein formale Aenderung nicht in das Parlament eingeführt werden; vor allem wird sein reaktionärer Geist unberührt bleiben. Die unbedingt notwendige Aenderung in der Gesinnung und Haltung des Parlaments kann nur herbeigeführt werden durch die Einführung des demokratischen allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts.

Nun ist bei den Verhandlungen des Landesausschusses über den Verfassungsantrag von einigen Rednern in Aussicht gestellt worden, der Landesausschuß werde, wenn er erst die Rechte eines Landtags erhalten habe, die notwendige Aenderung des Wahlrechts vornehmen. Ob aber die Mehrheit des Notabelnparlaments zu einer solchen Reform noch großen Eifer zeigen wird, wenn sie erst die von ihr gewünschte Erhöhung ihrer Befugnisse erreicht hat, erscheint durchaus nicht unzweifelhaft. Jedenfalls wird es an Versuchen nicht fehlen, das Wahlrecht so zu gestalten, daß die Abgeordnetensitze ihren jetzigen Inhabern und ihren Gesinnungsverwandten möglichst erhalten bleiben, und da der Staatssekretär v. Köller sich bereits als entschiedenen Gegner der Einführung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts zum Landesausschuß bekannt hat, so würde, wenn man dem Landesausschuß und der Landesregierung die Reform überließe, wahrscheinlich irgend ein auf Klassenwahl oder Wahlzensus beruhendes Wahlsystem beschlossen werden, dessen Produkt dem jetzigen Landesausschuß so ähnlich sehen würde wie ein Ei dem anderen. Dies wäre

Digitized by Google

um so schlimmer, als durch die Ausschaltung des Reichstags das Mittel verloren gegangen sein würde, sozial fortschrittliche Gesetzesvorlagen auch gegen den Willen des Landesausschusses durchzusetzen. Auch würden Versuche mit einem Wahlzensus oder einem Klassenwahlrecht um so weniger angebracht sein, als im Reichsland selbst für die Wahlen zu den Gemeinderäten und den Kreis- und Bezirksvertretungen das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht gilt.

Daß vom nationalen Standpunkt diesem Wahlsystem keine Bedenken entgegenstehen, ist bereits erwähnt. Von manchen Seiten wird aber vielleicht befürchtet werden, daß es in dem zu vier Fünfteln katholischen Lande bei dem großen Einfluß der Geistlichkeit und der radikalen Richtung eines großen Teils derselben zu einem Ueberwiegen extremklerikaler Elemente führen müßte. Diese Befürchtungen hatten einen gewissen Schein der Berechtigung, solange von den fünfzehn Reichstagsabgeordneten des Reichslands zehn der in altdeutschen Zeitungen meistens als „Elsässer" bezeichneten „katholischen Landespartei" angehörten, in der jene Elemente zweifellos die Führung haben. In Wirklichkeit gehörten aber jener Partei oder doch ihrer Wählerschaft eine große Zahl von Elementen an, die mit ihr viel weniger durch klerikale Gesinnung als durch die speziellen elsaß-lothringischen Forderungen verbunden waren, deren Vertretung sie von anderen Parteien nicht erwarteten. Dies war besonders in Lothringen der Fall, wo andere Parteibildungen mit Ausnahme der Sozialisten bis vor kurzem noch kaum zu bemerken waren. Bei den letzten Reichstagswahlen haben sich nun diese großenteils liberalen oder doch nur gemäßigt klerikalen Elemente von der „katholischen Landespartei" losgesagt und, zum Teil im Kampf gegen diese Partei sowie gegen das Zentrum, vier Abgeordnete entsandt, die als „unabhängige Lothringer" das bunte Bild des Reichstags um eine weitere Nuance bereichern. Man wird diese Gruppe, für die jedenfalls die speziellen elsaß-lothringischen Interessen im Vordergrunde stehen, ebenso wenig den Klerikalen zurechnen dürfen wie irgend einer anderen deutschen Parteirichtung. Sie dürfte in kirchenpolitischen Fragen eine mittlere Linie zwischen dem liberalen und klerikalen Standpunkt einzuhalten suchen, im übrigen aber vom rechten Flügel der Liberalen nicht allzu weit entfernt stehen.

Nach dieser Abbröckelung bleiben der katholischen Landespartei nur mehr sieben Mandate, während die übrigen vier im Besitz der entschieden antiklerikalen Parteien sind, nämlich je eines im Besitz der Freikonservativen, der Nationalliberalen, der Freisinnigen Vereinigung und der süddeutschen Volkspartei. Die extremklerikale Richtung steht also mit sieben Mandaten gegenüber den vier antiklerikalen und den vier mittelparteilichen in der Minderheit. Dabei ist von den vier Mandaten der antiklerikalen Parteien für die nächste Zukunft wohl nur eines (Straßburg-Land) von den Klerikalen gefährdet, während die Klerikalen eins von ihren Mandaten (Colmar) nur infolge der Zersplitterung der Liberalen für diesmal behauptet, und ein zweites (Hagenau-Weißenburg) nur mit so geringer Mehrheit erobert haben, daß seine Wiedereroberung durch einen geeigneten liberalen Kandidaten sehr wohl möglich erscheint. Zwei oder drei andere Wahlkreise, in denen die Liberalen es diesmal noch nicht zu einer ernsthaften Kandidatur gebracht oder eine solche erst im letzten Augenblick aufgestellt haben, erscheinen für die Zukunft für sie nicht aussichtslos. Was die vier Wahlkreise der „unabhängigen Lothringer" betrifft, so ist zwar damit zu rechnen, daß die Zentrumspartei, die bereits diesmal aus dem angrenzenden Regierungsbezirk Trier herübergriff, in Zukunft dort erhebliche Fortschritte machen wird. Immerhin ist es bei dem Charakter des französischen Teiles der lothringischen Bevölkerung und bei den großen Arbeitermassen, die sich in den deutschsprechenden Teilen dieser Wahlkreise infolge der Entwicklung der Industrie angesammelt haben, wenig wahrscheinlich, daß der größere Teil dieser Wahlkreise in Zukunft in klerikalen Besitz gerät.

Bei dem allen ist zu berücksichtigen, daß die jetzige Einteilung der Reichstagswahlkreise den Klerikalen entschieden vorteilhaft ist. Ihre sieben Wahlkreise zählen durchschnittlich nur etwa 20 000, die vier antiklerikal vertretenen Wahlkreise dagegen durchschnittlich etwa 27 000 Wähler; in den vier mittelparteilichen Kreisen ist die Wählerzahl durchschnittlich noch etwas höher. Bei gleichmäßiger Verteilung der Abgeordnetensitze des künftigen Landtags würde für die Klerikalen also noch weniger Aussicht auf die Erlangung eines dauernden Uebergewichts bestehen, als sie nach der Zahl ihrer Reichstagsmandate zu haben scheinen. Auch die Zahlen der von den einzelnen Parteien im ganzen Land aufgebrachten Stimmen sind geeignet die Befürchtungen einer klerikalen Vorherrschaft zu widerlegen. Es wurden bei der Hauptwahl abgegeben:

für die katholische Landespartei und das Zentrum zusammen	90 373	Stimmen
für die vorhin als antiklerikal bezeichneten Richtungen	66 928	„
für die Sozialdemokraten	68 568	„
für die „unabhängigen Lothringer" . .	44 066	„
Die Antiklerikalen zählen also mit den Sozialisten zusammen	133 296	„ ,

d. h. rund 76 000 Stimmen mehr als die Klerikalen allein und nur etwa 8000 Stimmen weniger als die Klerikalen und die Lothringer zusammen.

Berücksichtigt man ferner, daß die liberale Organisation eben erst in der Entstehung begriffen ist, während die katholische Landespartei bereits seit längerer Zeit besteht und über das dichte und wohldisziplinierte Vertrauensmännernetz des elsässischen katholischen Klerus verfügt, so wird man zu dem Schluß gelangen, daß, wenn die reichsländischen Liberalen in Zukunft ihre Pflicht tun, das Land auch unter einem auf dem allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrecht beruhenden Landtag einer klerikalen Parteiherrschaft voraussichtlich nicht oder doch nicht auf längere Zeit anheimfallen wird. Zu einem mit polizeilichen Zwangsmaßregeln geführten Kulturkampf würde hier freilich auf absehbare Zeit ebenso wenig Raum sein. Die Mehrheit der elsässischen Liberalen ist aber auch zweifellos derartigen Kampfmethoden durchaus abgeneigt.

Nach alledem werden Bundesrat und Reichstag schwerlich in der Lage sein, den auf Stimmberechtigung im Bundesrat gerichteten Wunsch des Landesausschusses zu erfüllen, dagegen die beiden Wünsche auf Ausschaltung des Reichstags aus der Mitwirkung an der Landesgesetzgebung und auf Erhebung des Landesausschusses zum elsaß-lothringischen Landtag nicht nur aus Gründen der Billigkeit, sondern auch im wohlverstandenen Interesse des Reichslands und des Reiches gewähren, und als dritte Reform die vom Landesausschuß nicht begehrte Einführung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts zum künftigen Landtag hinzufügen müssen.

Ist dann einmal durch die Ergebnisse der elsaß-lothringischen Landtagswahlen und durch die Tätigkeit des neuen Landtags erwiesen, daß das Volk des Reichslands sich von klerikalen Hetzern so wenig irreführen läßt wie von protestlerischen Phantasten, so werden auch seine anderen Verfassungswünsche, Stimmberechtigung im Bundesrat und Ersetzung des Bundesrats bei der Landesgesetzgebung durch eine erste Kammer, mit größerem Nachdruck wiederholt werden können und schwerlich lange unbefriedigt bleiben.

Haben die Elsaß-Lothringer erst die vollständige Gleichstellung ihres Landes mit den Bundesstaaten erreicht, so werden sie sich zweifellos bald mit derselben zähen Vaterlandsliebe, die sie Frankreich bewiesen haben, an Deutschland anschließen, dem sie bis jetzt immer noch mehr aus Vernunft und etwas kühler Sympathie anhängen und die Treue halten.

Richard Sperber.

Digitized by Google

Von Form und Wesen.

Ein Durchschnittsleser hat gewöhnlich zweierlei gegen philosophische Betrachtungen zu erinnern: einmal, daß sie eigentlich überflüssig sind; zum andern, daß sie schwer zu lesen und schwer zu verstehen sind. Das erste ist richtig, als argumentum ad hominem, soweit dieser Mann in Frage kommt: denn er erbringt mit seiner Person den Beweis, daß es eben auch ohne tiefgründige Reflexionen geht. Wie Figura zeigt, braucht nicht jeder ein Philosoph zu sein. — Das zweite stimmt auch, insofern aller Anfang schwer ist. Und wer in materia logica und abstrakt gedanklichen Dingen wenig oder gar nicht bewandert ist, muß allenfalls den Kopf zwischen beide Hände nehmen. Romane sind von ungleich evidenterer Klarheit.

Also die Philosophie gehört nicht zum unentbehrlichsten Hausrat, das sei zugegeben. Aber sie ist darum noch keine Ausgeburt müßiger Erfindung. Sie setzt mit Notwendigkeit ein, wo der Mensch über den Kreis seiner nächsten Betätigung hinaustritt und seine geistigen Pflichten aufnimmt. Sie beginnt da, wo er damit beginnt, zu sich selbst zu kommen; wo er sich zu verstehen sucht im Verhältnis zu dem umgebenden All. Philosophie ist das Selbstbewußtsein, das sich zu objektivieren strebt. Sie ist der höchste und zusammenfassende Ausdruck unseres geistigen Seins. — Dabei wechseln die Methoden, an deren Hand, sozusagen, wir fortschreiten in der Erkenntnis der Dinge und unserer selbst; es wechseln die Systeme, in denen wir uns über den jeweiligen Stand unseres Wissens Rechenschaft ablegen. Und eben dieser Wechsel der Systeme ist die Geschichte der Philosophie. Sie wird still stehen an dem Tage, da der menschliche Geist still steht.

Gleichwohl finden sich immer Leute, die feierlich ernsthaft versichern, daß die Philosophie ein überwundener Standpunkt sei und ihre Zeit hinter sich habe; daß nur noch die Naturwissenschaft zu Recht bestehe. Es würde das nichts anderes besagen, als daß der Geist fortan nur noch eine partielle und nicht mehr eine universelle Geltung habe. Wenn aber dem so wäre, wer könnte sich dann vergewissert halten, daß er, der Geist, in parte berechtigt sei und nicht vielmehr, nach all dem Ausschweifen und Fehlgehen früherer Epochen, am Ende auch die Naturwissenschaft sich als ein Irrtum erweise? Und dann hätten die Gegner gewonnenes Spiel, die vom „Bankrott der Wissenschaft" sprechen.

Nein, der Gang unserer aufsteigenden Erkenntnis vollzieht sich in kontinuierlicher Weise, derart, daß ein Stadium aus sich das andere entbindet, es bestätigend, indem es zugleich es ablöst. So wird die Entwicklung ein Ganzes, an dem jedes einzelne Anteil hat und auch die letzte Stufe, auf der wir eben stehen, nur eine Sprosse vorstellt, die auch wieder überschritten werden muß. Nicht aus dieser oder jener Anschauung und Theorie, sondern aus der Tatsache des stetig sich vollendenden Geistes nehmen Wissenschaft und Denken ihre Autorität.

Die Wahrheit kristallisiert sich nicht an einem Punkte und innerhalb einer Begrenzung, sondern, wenn sie eben existiert, existiert sie auch überall und doch auf jedem Punkte wieder, den Umständen nach, in Beschränkung. Daraus folgt, daß wir uns nie rühmen dürfen, eine definitive Einsicht zu haben. Es gelingt uns im besten Falle, mit Hilfe vererbten Guts einen Schritt vorwärts zu machen.

Nun aber liegt es im Wesen einer angespannt tätigen Natur, daß, je bewußter sie in einer besonderen Idee hinlebt, sie desto leichter den Blick aufs Ganze verliert. Sie spezialisiert sich über ihren Erfolgen. Das hat ersichtlich auch unsere Periode getan, als sie die großartigen Ergebnisse der Naturwissenschaften gewahrte. Wie das immer geschieht: die Epoche krankte an ihren Vorzügen; was das Prinzip ihrer Stärke war, wurde die Ursache ihrer Einseitigkeit. Und schließlich meinte man nichts mehr gelten lassen zu müssen, als was sich positiv und erfahrungsgemäß beweisen ließ. So hat man den Sinn verloren für die Notwendigkeit und Bedeutung der abstrahierenden Reflexion. Und damit — wer will es leugnen? — hat sich eben das Verständnis für philosophische Betrachtung verdunkelt. Es wird uns schwer, vom Besonderen zum Allgemeinen aufzusteigen.

Es wird uns schwer, uns im Rein-Gedanklichen zu bewegen, vom Sinnenfällig-Vielfachen zur begrifflichen Einheit vorzugehen; über die Wandlungsformen hinweg das Wesen einer Tatsache festzustellen. Und daher das seltsame Unvermögen, Probleme allgemeinster Art zu begreifen; daher die geringe philosophische Einsicht. Sie kommt am krassesten darin zum Ausdruck, daß man, wie erwähnt, die Philosophie selbst nicht mehr gelten lassen will — was allerdings denn heißt, das Kunststück zuwege bringen, einen persönlichen Fehlbetrag für eine vermehrte Erkenntnis auszugeben. — Nicht viel besser steht es etwa um die Behauptung, daß die Moral unnötig oder vom Uebel sei. Auch diese Weisheit hat nämlich ihre Bekenner; und der Professor der Philosophie in Jena, Rudolf Eucken, hat sich vor Jahren angelegen sein lassen, ihnen zu erwidern. Der Artikel ist jetzt vor kurzem in einem Band gesammelter Aufsätze wieder neu abgedruckt worden*). Der gelehrte Autor bringt historische Argumente bei. Er zeigt seinen Lesern an Beispielen der Geschichte, daß eine starke Natur und gute Sitten nicht notwendig auseinander gehen, ja, daß auf den Gipfelpunkten der geistigen Entwicklung die ausgesprochen großen Persönlichkeiten sogar vom tiefsten Pflichtgefühl getragen wurden. Plato, die Stoiker, die christliche Urzeit, Luther und Kant sind Zeugen. — Diese Art am geschichtlichen Fall zu demonstrieren, hat etwas Unvollständiges, Unbefriedigendes. Man beweist doch immer nur für einen Kreis von Erscheinungen und schließt die Möglichkeit des Gegenteils daneben nicht aus. Aber ein Publikum, dem man erst bedeuten muß, daß die Moral nichts Willkürliches ist, wäre am Ende einer geistvoll-innerlichen Darlegung nicht gewachsen gewesen. Bei ihm verfängt das handgreifliche Exempel immer mehr, als eine prinzipielle, von Grund aus kommende Erörterung. Es verlangt nach Tatsachen und glaubt nicht daran, daß auch Ideen Tatsachen sind.

Weshalb ist die Moral ein Unveräußerliches der Menschennatur? Weil sie im moralischen Bewußtsein beruht, weil der Mensch, so lange er seine vielfältige Abhängigkeit nicht leugnen oder vergessen kann, aus der Beziehung zu den umgebenden Dingen und Wesen Rücksichten und damit Verpflichtungen sich erwachsen fühlt. Die Moral begründet sich in der Einsicht, daß wir nicht unabhängig sind; und wenn uns das vielleicht auf einer primitiven Stufe mehr gefühlsmäßig aufdämmert, rückt es doch bald, wenn wir uns höher und freier entwickeln, in zunehmendem Maße in das Licht der Erkenntnis. So ist die sittliche Qualität durch unsere geistige gewährleistet. Wir kommen zur Vorstellung des Ethischen, eben weil wir vernunftbegabte, denkende Geschöpfe sind. Daraus folgt, daß niemand zum Stürmer an der Moral werden kann, ohne seinem eigenen Verstande zunahezutreten oder, kurz und bündig gesagt, ohne eine Gedankenlosigkeit zu begehen.

Die Moral läßt sich nicht abschaffen; was sich verjüngt und wandelt, das ist nur die jeweilige Fassung, die gestern eine andere als heute war und morgen wieder eine andere sein wird. Denn jede Sitte ist ja begrenzt nach Ort und Zeit. Aber das Sittliche, als solches, ist unbegrenzt; es muß begriffen werden, als ein Thema, das sich immer wieder stellt, als eine Aufgabe, die nie zu Ende gelöst ist. Ueberlebt sich nun eine Anschauungsweise, derart, daß sie nicht mehr durchaus mit dem Zeitbewußtsein sich deckt, so wird sie als Störung und Fessel empfunden. Es treten Spannungen ein; man sucht sich vom Alten zu entfernen, man ringt nach Neuem. Und darüber glauben denn die einen aller Moral den Krieg ansagen zu sollen, während die anderen schon die öffentliche Ordnung gefährdet sehen — drüben die Hitzköpfe, hüben die Aengstlich-Rückständigen. Aber sie irren sich beide. In Wirklichkeit geht aus Widerhalt und Zerrungen die Form hervor, in welcher

*) Gesammelte Aufsätze zur Philosophie und Lebensanschauung von Rudolf Eucken. Leipzig. Verlag der Dürrschen Buchhandlung. 1903.

Digitized by Google

der alte Begriff seine Herrschaft fortsetzt. Der Fortschritt der Epochen besteht eben darin, daß sie von einer äußerlichen, stark formalistischen Aufnahme sich mehr und mehr zu wesentlicheren hinentwickeln. Das Sittlichkeitsgefühl verliert sich nicht vor der höher steigenden Erkenntnis; sondern wo ein ernstes Denken am Werke ist, da vertieft, da verschärft sich der Begriff der Verantwortlichkeit. Es genügt nicht mehr, summarische Rechtlichkeit nach der Konvention zu üben und zufrieden zu sein, wenn der Brauch beobachtet wird; sondern es zwingt uns von innen heraus, die Absichten zu erwägen und den Menschen näher nach seinem eigentlichen Sein zu befragen. An Stelle des Schemas tritt eine individuelle, verständnisvollere Schätzung. Und so darf Gretchen uns dauern, die Cameliendame uns rühren, obgleich, oder vielleicht weil, sie allzu menschlich waren. Vordem war es anders. Julia und Desdemona müssen sich erst von der Kirche ihr Recht beglaubigen lassen, und dann dürfen sie ihrer Leidenschaft nachgeben.

Mehrere Aufsätze in Euckens Buche behandeln das Verhältnis des modernen Menschen zur Religion. Die Frage ist in letzter Zeit vielfach erörtert worden, doch immer bei besonderen Anlässen, sodaß besondere Interessen mitsprachen. Um so mehr mußte man wünschen, daß jemand das Problem einmal im weiteren Zusammenhange, nur aus Gründen der allgemeinen Vernunft, also nur auf seinen logischen Gehalt hin zur Darstellung brächte. Hat Eucken das getan? Die Antwort wird sehr verschieden ausfallen. Es wird ihm nicht jeder beistimmen, wenn er die Religion gebunden glaubt an die Vorstellung einer höheren Welt. „Ihre Behauptung einer neuen Welt, einer übernatürlichen Wirklichkeit, mit deren Verfechtung sie steht und fällt" . . .*), so definiert er ihr Prinzip; und gewiß, die Mehrzahl aller Menschen versteht die Religion nicht anders. Aber man erlaube eine Erwägung, obschon sich deren viele aufdrängen möchten. Wenn die Religion von dem Glauben an ein Supernaturales abhängig ist, dann hört sie eben auf, wenn oder wo dieser Glauben aufhört. Dann ist sie nichts, das bleibend und notwendig wäre. Ja, man muß gestehen, daß sie dann für viele, und nicht für die Schlechtesten, ein überwundener Standpunkt wäre. Die Religion hätte da und dort, und zwar an manchem Punkte, ein Ende gefunden.

Nun aber wäre es ein Phänomen ganz eigener Art, wenn eine Regung, die, wie die religiöse, sich durch Jahrtausende fortgesetzt hat, plötzlich an einer Wende ins Nichts zurückliefe. Solch eine Vorstellung widerstrebt unserer philosophischen Erfahrung. Wir wissen, daß auch im Geistigen die Energien sich nicht verlieren. Sie bilden sich um, aber sie fallen nicht einfach aus. Sie wechseln ihre Ziele und Themen, aber sie bestehen weiter. Sie sind Tendenzen unserer Natur, in uns begründet, mit uns geboren. Ist es nicht das Wahrscheinlichste, daß sie sich mit uns entwickeln?

Und so verhält es sich wohl auch mit der religiösen Erhebung. Der Mensch sucht sich Rechenschaft zu geben über seine Stellung zur Unendlichkeit. Stufenweise, mit seiner Bildung, wachsen die Ideen, zu denen er sich bekennt. Wie Religion so nichts anderes sein kann, als der Ausdruck persönlicher Ueberzeugung, variiert sie auch nach dem Grade persönlicher Kultur. Das heißt, sie gehört nicht der einen oder anderen Entwicklungsphase an, sondern allen zusammen und jeder einzelnen.

Es geht mit der Religion, wie es mit der Moral und Philosophie ging. Sie wandeln sich ab in verschiedenen Formen, aber keine einzige dieser Formen erschöpft das Wesen. Es treibt immer wieder zu neuen Gestalten aus, welche kommen und verschwinden, welche notwendig und vergänglich sind und immer nur einen gewissen Begriff von der Sache geben. Sie nähern sich nur der Wahrheit, aber eben deshalb haben sie keinen Bestand. Und umgekehrt, weil sie nicht dauern, haben sie nur bedingte Bedeutung. Wie das tiefsinnige Dichterwort sagt: Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.

Ranschoff.

*) Die Stellung der Philosophie zur religiösen Bewegung der Gegenwart. S. 162.

Ein alter Anglomane.

In einem „Pendant zu des Herrn Professor Moritz Reisen" spricht der Verfasser Büschel von England als von einem Land, „dessen bloßer Name uns Deutschen, denen immer das näher am Herzen liegt, was fern und fremd ist, und die wir unsere eigenen Vorzüge darüber vergessen, eine Musik ist". Zwei Jahre später veröffentlichte ein Anonymus „Ein Wort zu seiner Zeit über die Anglomanie zu Berlin, von einem Teutschen . . ."

England uns Musik — Anglomanie in Berlin: das klingt wie ein Märchen aus uralten Zeiten. Long, long ago!

Wir sind im Jahre 1782. Karl Philipp Moritz, erst fünfundzwanzig Jahre alt und schon Professor am Köllnischen Gymnasium in Berlin, unternimmt seine „Reisen eines Deutschen in England". Otto zur Linde hat sie jetzt neu herausgegeben*) mit jener wissenschaftlichen Gründlichkeit, auf die wir uns immer noch etwas zugute tun dürfen. Man liest diese Reisebeschreibung, nicht nur wie jedes Buch aus früheren Tagen mit kulturgeschichtlichem Interesse, mit antiquarischer Neugier sozusagen, sondern überdies mit herzlichem Behagen: denn die Treuherzigkeit, die anspruchslose Bescheidenheit des Verfassers in körperlichen und geistigen Dingen hat sogleich etwas Anheimelndes. Wie eine altväterliche gute Stube. Außerdem hat Moritz aber auch seine persönlichen Verdienste: er schreibt schlicht, mit einer wohltuenden Natürlichkeit, die nichts von ihren Reizen eingebüßt hat, und er beobachtet teilweise ganz ausgezeichnet. Hier liefert uns die Gegenwart ein untrügliches Mittel, die Vergangenheit zu kontrollieren.

Freilich darüber werden wir uns nicht allzu sehr wundern, daß vieles, was damals richtig war, es bis zum heutigen Tag geblieben ist. Wir wissen, mit wie zäher Liebe die Engländer am Alten hängen, wie das Ererbte bei ihnen Ehrenbürgerrecht genießt. Und die stärkste konservative Macht ist die Kultur. Die war aber schon im London Shakespeares zu Hause; ist es im London Dr. Johnsons geblieben; bildet für uns heute den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht. Was sind hundertzwanzig Jahre in den Augen der Kultur? „Wie ein Tag, der gestern vergangen ist" . . .

Als geborener Hannoveraner stand Karl Philipp Moritz ja in engerer Verbindung mit England als die meisten Deutschen. So fühlte er sich vielleicht von vornherein lebhaft hingezogen zu britischem Wesen. Dazu kamen, wie Otto zur Linde hervorhebt, Jugenderinnerungen: die Freundschaft des Knaben mit einem Engländer im Bad Pyrmont, der er im „Anton Reiser" ein Denkmal gesetzt hat. Ferner fiel seine Entwicklung in die Periode des Sturms und Drangs. Herder hatte in dem bewegten Vorspiel „Von deutscher Art und Kunst" Shakespeares Größe verkündet; Goethe im „Götz" die Eroica der Shakespearomanie komponiert; Lenz, Klinger, Wagner konnten in solchen Akkorden nicht genug schwelgen. Aber die Invasion der englischen Dichter beschränkte sich nicht auf diesen einen: Milton war Klopstocks unerreichtes Vorbild; Youngs Nachtgedanken und Ossian rührten das ganze Zeitalter zu Tränen; und der heitere Oliver Goldsmith lieh Goethen die rosigen Gläser, durch die er das Sesenheimer Idyll erschaute. Es war eine literarische England-Schwärmerei ohne gleichen.

Auch Moritz hatte sich mit der zeitgenössischen Dichtung des Volkes, das damals tonangebend war, eingehend beschäftigt. Von früh auf war er englischer Lektüre geneigt. Besonders zugetan schien er Milton: er vergaß ihn nicht, da er von London aus seine Fußwanderung nach Derbyshire antrat. „Vier Guineen, etwas Wäsche, mein englischer Wegweiser, und eine Landcharte und Schreibtafel, nebst Miltons verlohrnen Paradiese, das ich bei mir gesteckt habe, sind meine ganze Equipage." Wenn der arme Teufel vom Gehen ermüdete oder unliebsame Erfahrungen auf der Landstraße machte — denn ein Fuß-

*) Heft 126 der deutschen Literatur-Denkmale des 18 und 19. Jahrhunderts. Berlin, 1903, B. Behrs Verlag.

Digitized by Google

gänger wurde wie ein Wundertier angegafft und noch obendrein von allerhand Gesindel belästigt —, dann flüchtete er in den Schatten einer Hecke und zog zum Trost seinen Milton aus der Tasche. Gelegentlich machte er die freudige Entdeckung, wie sehr die Naturschilderungen des Dichters mit der Wirklichkeit übereinstimmten, und die Landschaft schien sich einmal vor seinem Auge erst zu beleben, da er Miltons „kolossalische Beschreibung" in sich aufnahm.

Doch auch sonst trug ihm die Kenntnis der englischen Literatur gute Früchte. Er kam nicht ganz als unbeschriebenes Blatt nach London, die Namen der berühmtesten Plätze waren ihm aus Romanen geläufig, und bei der Kürze seines Aufenthalts (er blieb nur sieben Wochen in England) wäre es zum mindesten fraglich, ob er ohne alle Vorkenntnis imstande gewesen, die fremden Verhältnisse nicht lediglich sub specie nationalitatis zu betrachten. Denn Objektivität ist immer ein Resultat; zeugt von Vertrautheit mit dem Gegenstand.

Neben Milton wird Shakespeare als „das größte Genie, welches die Natur vielleicht je hervorbrachte", gefeiert. Der Zufall führte Moritz an Stratford am Avon vorbei, und nun versäumte er nicht, da hier Poststation war, die geweihte Stätte zu betreten. Des Dichters Geburtshaus erschien ihm allerdings „eines der schlechtesten, niedrigsten und unansehnlichsten"; das vermochte der Begeisterung indes keinen Eintrag zu tun. Da er weiter fuhr, studierte er jeden Fleck mit doppelter Aufmerksamkeit in dem Gedanken: „das ist nun die Gegend, wo ein solcher Geist, wie Schakespears, seine erste Bildung durch die ihn umgebende Natur erhielt! Denn die ersten Eindrücke der Kindheit bleiben doch immer äußerst wichtig, und sind gewissermaßen die Grundlage aller folgenden". Man möchte sagen, der deutsche Aesthetiker ahne hier von ferne das Gesetz des Milieus: so eifrig ist er bestrebt, Shakespeare aus seiner Heimatlandschaft zu erklären.

Ich deutete schon an: Karl Philipp Moritzens Eindrücke sind frei von jener zugespitzten Subjektivität, die das junge Deutschland auf den Schild hob, die wir in Heines Reiseschilderungen ihr frech-graziöses Spiel treiben sehen. Moritz ist noch treuer Chronist, dessen Aufzeichnungen sich der Objektivität befleißigen. Das schließt den Vorwurf der Anglomanie aus. Kritiklose Verhimmlung alles Englischen liegt ihm wirklich fern. Wenn er bewundert, — und er ist nicht blasiert genug, auf das Horazische Nil admirari zu schwören — so verrät sich darin die Lauterkeit seines Charakters. Darin darf man ihn als Kind seiner Zeit ansprechen, daß er englischem Wesen eine Zuneigung entgegenbringt. Eine Zuneigung, die später die politischen Flüchtlinge des Revolutionsjahres erwarben. Aber andererseits ist er nicht so deutschtümelnd, daß er das Fremde nicht bewundern mag, lediglich weil es fremd ist. Diese chauvinistische Abneigung hat erst die moderne Zeit entwickelt, seitdem „Deutschland, Deutschland über Alles" ein Glaubensbekenntnis geworden ist. Nun, jedes Volk hat seine Nationalhymne.

Unbefangenheit muß man dem Englandreisenden des Jahres 1782 nachrühmen. Er lobt das Gute um des Guten willen. Zum Glück kam er nicht aus irgend einem Krähwinkel, sondern aus der preußischen Hauptstadt, aus dem Berlin des großen Friedrich, das er oft zum Vergleich heranzieht. Damit gewinnt er einen sicheren Maßstab für die Beurteilung. Zunächst imponiert ihm — wie wär' es anders möglich? — Londons gewaltige Ausdehnung. „Wie groß kam mir Berlin vor, als ich es zum erstenmal vom Marienturm, und vom Tempelhoffschen Berge übersah: wie verschwindet es jetzt in meiner Vorstellung gegen London!" Von seiner Wohnung in Adelphi bis zur Börse hatte er so weit zu gehen, „wie von einem Ende Berlins zum anderen". Aber er gibt nicht nur dem Tiergarten den Vorzug vor dem so berühmten St. James-Park, sondern Berlins architektonische Schönheit gefällt ihm auch besser. „So weit ich diese Paar Tage über London durchstrichen bin, habe ich, im Ganzen genommen, nicht so schöne Häuser und Straßen, aber allenthalben mehr und schönere Menschen, als in Berlin, gesehen." An einer späteren Stelle modelt er dieses Urteil ein wenig um: „Es ist wohl wahr, daß London, im Ganzen genommen, nicht so schön wie Berlin gebaut ist, aber es hat mehrere und schönere große Plätze die sogenannten Squares, deren eine ziemliche Anzahl sind, und die denn doch unseren Gens d'armes-Markt, Donhoffschen, und Wilhelmsplatz an Pracht und Regelmäßigkeit zu übertreffen scheinen."

Um so bedingungsloser schwärmt Moritz für die sanfte Anmut der Londoner Umgebung, sobald er dem „melancholischen Gemäuer" der Riesenstadt entflohen. Er findet die Ufer der Themse „beständig schön und reizend" (wobei der Ton auf beständig liegt) und gerät in echtes Entzücken über die harmonische Abgestimmtheit des landschaftlichen Bildes: „Die mittelmäßigste Gegend von denen, die ich nun in England gesehen habe, würde in der unsrigen schon ein Paradies ausmachen." Wer möchte es ihm verargen, daß er für die sprödesten Reize der Mark, die so viel später erst entdeckt werden sollten, kein Organ hat? Ja, ein wehmütiges Gefühl beschleicht ihn, da er in all der Pracht und Herrlichkeit dieses majestätischen Gartens an Rückkehr denkt: „O ihr grünen Wiesen, und ihr Ströme, in diesem glückseligen Lande, wie habt ihr mich bezaubert! Allein dies soll mich nicht abhalten, auf jene dürren, mit Sand bestäubten Fluren wieder zurückzukehren, wo mein Schicksal mir den Fleck meiner Tätigkeit angewiesen hat."

Nicht minder schwelgt er im Anblick des Menschenschlags und ist nahe daran, die Theorie von der körperlichen Ueberlegenheit der angelsächsischen Rasse aufzustellen. Er beobachtet mit Vergnügen „fast lauter wohlgekleidete und schöngebildete Personen" und hält es für etwas „sehr seltenes bei einem Knaben oder jungen Menschen eine blasse Gesichtsfarbe, entstellte Züge, und schlechtproportionierte Gliedmaßen anzutreffen. Bei uns ist wirklich das Gegenteil etwas seltenes, sonst würden die schönen Menschen nicht so auffallen." Hier findet sich ein wenig schmeichelhafter, aber kaum anfechtbarer Vergleich zwischen der heranwachsenden männlichen Generation in London und Berlin: „Welch ein Kontrast, wenn ich mir unsere sechsjährigen, blassen, verzärtelten Berlinerknaben . . . denke, und dagegen hier lauter blühende, schlanke, rüstige Knaben . . . erblicke."

Der Jugenderzieher hat eine feine Witterung dafür, daß man die Kinder schon früh zur Selbstachtung anleitet, während „bei uns die Eltern vom Pöbelstande ihre Kinder wieder zu eben der Sklaverei erziehen, worunter sie selber seufzen." Natürlich ist auch der Patriotismus oder genauer: das Hochgefühl der Zugehörigkeit zu einem großen Volke bei allen Ständen und Lebensaltern stärker ausgeprägt: „Hier führt doch ein jeder, bis auf den Geringsten, den Namen Vaterland im Munde, den man bei uns nur von Dichtern nennen hört. For my country I'll shed every Drop of my Blood! sagt der kleine Jacke in unserm Hause, ein Knabe, der kaum zwölf Jahre alt ist." Und noch eine Stelle, die zeigt, wie Karl Philipp Moritz, gleich Lichtenberg, das Herz aufgeht, da er im konstitutionellen Musterstaat einer allgemeinen politischen Regsamkeit begegnet: „O lieber Freund, wenn man hier siehet, wie der geringste Karrenschieber an dem was vorgeht seine Theilnehmung bezeigt, wie die kleinsten Kinder schon in den Geist des Volks mit einstimmen, kurz, wie ein jeder sein Gefühl zu erkennen gibt, daß er auch ein Mensch und ein Engländer sey, so gut wie sein König und sein Minister, dabei wird einem doch ganz anders zu Muthe, als wenn wir bei uns in Berlin die Soldaten exerzieren sehen." Der junge Theodor Fontane schrieb vor fünfzig Jahren noch ganz ähnlich über diese „Teilnehmung" aller an allem.

So weit wir bis jetzt dem Spaziergänger durch London gefolgt sind, war eigentlich bloß von günstigsten Eindrücken zu berichten. Das ändert sich, sobald er seine Fußwanderung in die Provinz antritt. Freilich, die Schönheit der Landschaft entlockt ihm, wie erwähnt, manchen Panegyrikus und entschädigt ihn immer wieder für all das Ungemach, das er unterwegs erdulden muß. Aber zu einem Preislied auf die Bevölkerung vermag er sich nicht aufzuschwingen. Leider waren auch seine Erfahrungen nicht danach. Im besten Falle bemitleideten ihn die Leute, weil sie ihn für einen armen Schlucker hielten, bedauerten ihn, daß er sich keinen Platz in der Postkutsche leisten konnte. Sein sonderbarer Aufzug, der einen fechtenden Hand-

werksburschen vermuten ließ, wirkte nicht gerade Vertrauen erweckend und gab ihn dem Gespött preis. Namentlich die Wirte demütigten ihn schmachvoll: er wurde wie ein Bettler behandelt und mußte wie ein Gentleman zahlen. Nur zu begreiflich, daß er seinem Aerger nach Kräften Luft machte. Aber die Schlüsse, die er aus der Unhöflichkeit der Herbergsbesitzer und seinen sonstigen Beschwerden auf den Charakter der Engländer im allgemeinen zieht, sind mit Vorsicht aufzunehmen. Denn einmal ist man in England von jeher gegen Fremde mißtrauisch gewesen; die sprichwörtliche Zugeknöpftheit des Briten ist beinahe noch ein Euphemismus: häufig ist er geradezu abstoßend, um allerdings desto schneller aufzutauen, sobald man ihm ein Empfehlungsschreiben überreicht. Und dann sind ein paar unwirtliche Wirte doch recht unzulängliches Beweismaterial. Uebrigens hat es dem braven Moritz auch nicht an freundlichen Bekanntschaften gefehlt. Sein unerschütterlicher deutscher Idealismus ließ sich durch nichts aus dem Gleichgewicht bringen.

Max Meyerfeld.

Theater . . .

Lachweltkränze für den Mimen flicht Houbens Emil Devrient-Gedenkbuch.*)

Der Neffe des großen dämonischen Ludwig, der „kühle Adonis", wie ihn seine Freundin Birch-Pfeiffer nannte, der von der Bühne so beherrscht und klug, mit schöner Rede, edler Linie, idealem Maß sich seine Zeit eroberte, steigt in kalter Pracht statuarisch auf. Ein Relief von Rietschel schmückt den marmorbellen Titel. Weimarisch antikisierend, olympisch hoheitsvoll, lockenumwallt zeigt es den Künstler in Schillerscher Weihesphäre: „der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben . . ."

Des Buches Inhalt aber fügt um das kothurnische Bild einen Gegenrahmen voll bourgeoiser Genreszenen, die Devrient und viel mehr noch seine Zeitgenossen in der Kleinmenschlichkeit der Eitelkeit und des Gelderwerbs zeigen: les affaires sont les affaires. Marquis Posa im Mittelpunkt des bürgerlichen Dramas.

Die Biographie und die Korrespondenz, die dieser Band bietet, gewähren direkt keine große menschliche Ausbeute. Eifrig und gewissenhaft hat der Verwalter dieses Archivs seine Zeugnisse verwertet, er bringt aus Zeitungen und Büchern die nötigen orientierenden Rand-Illuminationen; aus der Spiegelung bewundernder und auch tadelnder Kritik läßt er das schauspielerische und menschliche Porträt Devrients erwachsen. Er handelt gründlich und mit offenbarem Respekt vor seiner Mission. Er fühlt das Amt des Sachwalters um so höher, als er Briefe vorlegen kann, die mit den bekanntesten Namen der Zeit unterschrieben sind. Diese Fülle berühmt signierter Briefe gibt aber so wenig wie das sorgsam geführte Kurrikulum aller Gastspielreisen Devrients individuelle, besondere Eindrücke. Die Briefe sind alle auf einen Ton gestimmt. Die Dramatiker huldigen dem gefeierten Schauspieler, und alle von der Birch-Pfeiffer bis zu Gustav Freytag wollen mit ihren Stücken unter seiner garantierten Siegesführung in die Oeffentlichkeit.

Einseitige Charakteristik ergibt sich so. Langweilig wird dies Buch, wenn man es seriös aufnimmt, interessant kann es nur werden, wenn man es gewissermaßen von der Seite, indirekt ansieht. Da spielt sich ein buntes Theater ab; alle Akteure haben, als wären sie von einem geistreichen Zeichner in der gleichen Situation aufgefaßt, etwas Verwandtes in der Haltung, mit der sie ihr Manuskript aus dem Gewande ziehen und vor dem Erfolgsaltare niederlegen. Und aus der Mitte dieses Komödienreigens ragt die marmorkühle Idealgestalt des letzten Idealisten.

* * *

Aus den Schilderungen der zeitgenössischen Kritik ersieht man, daß Emil Devrient in einer Zeit, als Dessoir und Davison mit den Mitteln unerbittlicher Charakteristik in ihren Verkörperungen alle menschlichen Abgründe aufspürten, und lieber bizarr, befremdlich, als glatt und gefällig sein wollten, die Weimarer Tradition des edlen Maßes vertrat, griechische Plastik in der Schauspielkunst. Goethes „Regeln für Schauspieler" waren sein Kanon. Die Umrisse, die Lyser von Devrients Stellungen in der Iphigenie, in der Donna Diana, im Carlos gezeichnet, stellen die hohe Schule klassischer Posen dar.

Sehr klug erkannte Heinrich Laube, wie Devrient aus dem Maß seiner Eigenschaften heraus sich seine künstlerische Art ausgebildet hatte: da sein Organ nicht frei von Nasal- und Gaumenton war und keine volle Hingabe im Ausbruch der Leidenschaft vertrug, so dämpfte er die Leidenschaft bis zu dem Ausdruck, dessen er mächtig war. Da sein Naturell und seine Körperbewegungen sich am günstigsten in abgemessenen Grenzen und Umrissen fühlten, war ihm eine gewisse statuarische Schönheit leicht erreichbar. In Wien hatte die echtere, einfachere und tiefere Menschendarstellung, die, von Lessing, Schröder und Iffland begründet, von der Unzelmann-Bethmann, Ludwig Devrient und Seydelmann fortgeführt wurde, viel höhere Geltung. Und Emil Devrient merkte das bei seinen Wiener Burggastspielen. Man vermißte hier an seinem Spiel die „lebensvolle Wahrheit und Kraft." Er wußte das selbst sehr genau, und er prägte aus seinen Eigenschaften heraus sich ein künstlerisches Ueberzeugungsprinzip: „das Ideal höherer Wahrheit."

Ihm lagen eigentlich nur Rollen „ohne reale Stufen", Rollen, die ohne die Stufen der wirklichen Welt ins Ungemessene trachten. Weil er dies erkannte, sprach er „aus Selbsterhaltung seine Verachtung des Realismus herausfordernd aus".

„Eingesungen in den idealen Ton" fand Laube ihn, und er sprach mit temperierter Anerkennung von seiner „Schönheit, Grazie und dem romantischen Sinn, seiner gebildeten Laune und seiner anständigen Form."

Aus der zeitgenössischen Kritik empfangen wir ein lebendiges Spiegelbild dieser Schauspielkunst. Gustav Freytag sagt, daß Devrient immer das Bestreben gezeigt habe, sich in Haltung, Geberde und Sprache so anmutig, schön und edel darzustellen, als die Rolle irgend gestattete, daß er mehr durch die Sprache als durch die Mimik charakterisierte.

Gustav Kühne schildert seinen Hamlet als „schwachen, zärtlichen Mutterssohn, süßen Schönredner, elegischen Mondscheinjüngling". Den Monolog legt er den Leuten „wie einen Bonbon auf den Teller", statt daß er ihn aus der rastlos arbeitenden Seele windet. Unbestreitbar aber bleibt dabei auch für diese scharfe Kritik Devrients „schönes, seelenvolles Organ, seine ideale Haltung, sein gebildetes Air in allem Tun und Lassen".

In Wien störten in „Kabale und Liebe" die für das bürgerliche Drama nicht passenden „weitausgreifenden Gesten und Kothurnschritte".

Karl Frenzel, der ihn sehr verehrte und seinen Egmont rafaelisch fand, skizziert ein aufrichtiges Porträt von ihm in der Schönheit des regelmäßigen Gesichtes, des gelockten Haares, des feingeschnittenen, lächeln-erhellten Mundes, und er deutet dabei diskret an, wie dieser Geschickte aus seiner Anlage, seinen Eigenschaften heraus sich die ihm liegende Rolle in Kunst und Leben allseitig ausbildete: „was in der Fürstlichkeit seines Auftretens ursprünglich, was angelernt war, vermochte ich nicht mehr zu unterscheiden; sie saß ihm tadellos wie sein Rock und war ihm zur zweiten Natur geworden. Bis zum Tranchieren eines Geflügels bei Tisch tat er alles mit einer gewissen Grandezza. Er hatte auch im Leben immer etwas Drapiertes." Der Nimbus sollte durch nichts gestört werden. Nie ließ er sich gehen. Und er, der ein sehr praktischer Rechner war, geriet

*) Frankfurt a. M. Literarische Anstalt.

Digitized by Google

außer sich, daß solche Inkognitoeigenschaft einmal innerhalb des künstlerisch-öffentlichen Rahmens seiner Existenz betont werden sollte. Er hatte nämlich in einem Stück gleich in der ersten Szene das Wort „Geld" dreimal zu betonen: „ich und Geld!" grollte er, „wenn ich wenigstens statt dieses gemeinen Wortes Gold sagen könnte".

Selbst Gutzkow, der ihm sehr nahe stand, war sich bei aller Bewunderung über die Schwächen dieses hohen Stils klar. Er entwirft ein Bild des von den vielen Gastreisen ermüdeten Darstellers, der eben nur noch die sichern äußeren Requisiten seiner Manier spielen läßt, vor allem die „rhetorischen Drucker"; „der innere Mensch, der diese Manöver beseelen sollte, war unbeteiligt".

Das ist das ausschlaggebende: „der innere Mensch blieb unbeteiligt". Kühl, souverän und vornehm, eine schöne Maske, der Held des Marmorreliefs, so steht er vor uns. Und im Gegensatz dazu sieht man die schwankende Gestalt seines großen Antipoden Dawison, der mit herb verknitterem Mund sein Urteil fällte: „Schönrednerei und Rhetorik, feine Mimik und edles Geberdenspiel machen den Schauspieler nicht aus, den Schauspieler machen die charakteristische Maske, der wirksame Ausdruck, die Schlagfertigkeit der Rede."

Bogumil Dawison erfaßten die Dämonen; die von ihm geschaffenen Gestalten wurden ihm zu hetzenden Furien; die Rosse seiner Troika — wie es J. J. David in seiner hell-dunklen Novelle zeichnet — gingen mit ihm durch und schleuderten ihn in die Tiefe. Emil Devrient aber nahm beizeiten klugen Abgang. Er rettete sich jedes Blatt seiner Lorbeerkränze unangetastet in das Privatleben. Er war mäßig und konservierte seine Schönheit, er erhielt sich die typische „ewige Jugend" der Virtuosen. Nie wallte ein Ungezügeltes in ihm auf und entriß ihm die Herrschaft. Und die Wahrheit über Emil Devrient liegt in Gustav Freytags Wort, er habe „schöne Haltung, Anmut und Adel auf unsern Bühnen durch ein ganzes Menschenalter zur Erscheinung gebracht," ein Lob, das in schöner Formulierung und geringem seelischen Inhalt dem Gelobten gleicht.

* * *

Zu den indirekten Spiegelungen kommen die direkten Aeußerungen der Briefe Devrients. Es sind die Briefe einer offiziellen Persönlichkeit, von vollendeter Höflichkeit, aber mit der entschiedenen Physiognomie der Wohlaffektiertheit, der Geneigtheit des Audienz erteilenden Fürsten. Würdig und verbindlich zugleich, gehalten, und freundwillig ermutigend. Das Sonore und der Brustton ist nicht zu verkennen, wenn er von unserm „gütigen, kunstsinnigen König" spricht, wenn er mit stolz-bescheidener Geste vor dem Herzog Ernst II. von Coburg die Periode anhebt vom „einfachen Künstler, dem es vergönnt war öfter in der Nähe des hohen Fürsten und seiner edlen Gemahlin weilen zu dürfen".

Selbstverständlich gesellt sich dazu — es soll hier nicht etwa ein nur moquant aufgefaßtes Bild gezeichnet werden — eine charmierende Liebenswürdigkeit, ein vornehm chevalereskes Gebahren, das ihm in allen Angelegenheiten, vor allem in dem Rivalitätsstreit mit Dawison, stets Noblesse in Worten und Werken auferlegte. Denn Stilgefühl hatte Emil Devrient, und für das „obllige" der Rolle, die aus seiner natürlichen Disposition erwachsen und mit liebevoller Kultivierung fortgezüchtet war bis zur Selbstverständlichkeit, besaß er ein haarfeines ästhetisches Gewissen.

Er übte bewußt die Tendenz zur Edelrasse. Ein innerlicher und äußerer Aristokrat von eigenen Gnaden zu sein, das bildete seinen Ehrgeiz, und an diesem Werk arbeitete er unermüdlich, und sicher war er auf keine seiner Bühnenrollen so stolz wie auf seine Lebensrolle, die er vollendet in allen Situationen durchführte, mit solcher bestrickenden Suggestionskraft, daß er, wie Frenzel sagt, über alle die Mimenschwächen, die er natürlich auch besaß, „Ehrgeiz, Eitelkeit, Neid, Hang zur Lüge," den „Fürstenmantel warf".

Solche Luxusnaturen sind im Grunde äußerst mißtrauisch, unnachsichtig, und empfindlich. Sie brauchen immer Bestätigung, ihr Wesen ruft immer Plandite, sie lechzen nach dem Opferdampf; da sie selbst keine starke, innere Hingabe, kein leidenschaftliches Aufgehen kennen, hungern sie danach, daß die andern mit solch schrankenlosem Tribut ihren Knien nahen und ihnen Bewunderung und Verehrung zu Füßen legen. Da sie auf dem Piedestal stehen und auf Altären sich goldene Stühle errichtet haben, so ist der Chor der Gläubigen für sie eine unentbehrliche Staffage. Und stets quält geheime Angst, es könnte ein neuer Gott erscheinen und das eigene Heiligtum verwaist werden. So kommt es, daß bei aller Vornehmheit Devrient es doch nicht verschmäht, das Feuer selber anzuheizen und die Propaganda zu schüren.

Er trieb die Kritiker an, er ließ sich für die Gastspiele Empfehlungen geben, veranlaßte durch Befreundete Referate in den Blättern, wobei ihm die ästhetische Würdigung weniger wichtig war als die Konstatierung der Hervorrufe. Er muß sehr scharf hinterher gewesen sein, denn Gutzkow, der ihn doch gewiß verehrt, der ihm im Geist auf allen Triumphzügen folgt und nicht aufhört „ihn zu predigen", dämpft ihn ein weniges: er spricht von der „Monotonie", die im Glücke liegt, orakelt etwas von Polykrates und meint schließlich beinah unmutig: „immer das Gleiche berichten von den Städten, die du besuchst — ich gäbe weit lieber eine Abhandlung über dich, als diese Notizen, die für den Gegenstand, wenn sie auch das Aeußere erschöpfen, zu kahl sind".

„Le théâtre c'est moi" dekretierte Emil Devrient. Er leistete stets dem Hervorruf in der Szene Folge, die Aufführung wurde mehr und mehr statt eines dramatischen Erlebnisses zu einem Devrientkultus, und dem Gefeierten war das gerade recht. Gold und Lorbeeren ist die Devise in seinen Briefen von den Siegesfahrten.

Ludwig Tieck war entrüstet über diesen illusionstörenden Personendienst, der das Werk erstickte, um einen Menschen zu ehren. Und Gutzkow, der von allen Korrespondenten am ehrlichsten und aufrichtigsten spricht, redet ernstlich auf Devrient ein. Er weist auf den „Wirrwarr lärmender Huldigungen', wie sie das Bild des Ganzen zerreißen, wie sie die Harmlosigkeit des Künstlers stören. Und er sagt sehr richtig, in der künftigen Theatergeschichte Deutschlands wird der Künstler am gefeiertesten sein, der nicht fünfzigmal an einem Abend gerufen wurde, sondern der, der den Mut hatte, dem Unsinn des Publikums wieder die Bahn zur Vernunft zu weisen und der erste war, der erklärte, daß er auf Hervorrufe nicht mehr käme. Gutzkow könnte sich nicht denken, daß Iffland oder Schröder sich in einer Rolle zehnmal aus ihrer künstlerischen Einheit und Inspiration hätten herausreißen lassen, sie würden sich einen Enthusiasmus, der den Blütenstaub der Darstellung mit roher Hand und Kehle wegbrüllt, verbeten haben: „Der erste, der diesen Schritt wagen kann, bist Du."

Gutzkow warnt später vor der Gastspielhetze überhaupt, wenn er auch im Anfang immer zu den fetten Fischzügen Glück wünscht („in Stettin hat man Geld. Gute Ernte!") Er kritisiert und korrigiert Devrientsche Auffassungen, er beurteilt die Rollen aus ihrem dramatischen Wesen und Charakter, während sie Devrient immer in bezug auf sich selbst ansieht. Wie empfindlich Devrient war, merkt man auch an der subtilen, diplomatischen Art, die Gutzkow ihm gegenüber zur Anwendung bringt. Jeder Einwand wird in lorbeerumwundener, goldener Schüssel überreicht. Mit „ehrfurchtsvoller Scheu" betritt Gutzkow „das Heiligtum seines ernsten Studiums", und die „Unerschütterlichkeit des Felsengrundes der Bewunderung" betont er immer wieder.

* * *

Den Herausgeber dieser Blätter, den Gutzkowbiographen Houben, lockte bei dieser Publikation die Idee einer Personalunion: das junge Deutschland der Literatur reflektiert in dem Helden der Bühne. Er wünschte in Devrient das Literarische mit dem Theatergeschichtlichen vereinigt darzustellen.

Devrient, der Schauspieler des jungen Deutschland, sollte sein Thema sein. Nun hat Devrient allerdings fast alle Dramen dieser Epoche auf die Bühne gebracht, aber nach allem, was wir hörten, muß er doch, trotzdem ihn gewisse Ehe-Erfahrungen

Digitized by Google

für jene „gefühlsschwindsüchtigen" passiven Helden geeignet machten, im bürgerlichen Drama weniger am Platz gewesen sein, als im stilisierten. Sein Verhältnis zu den Jungdeutschen scheint weniger ein seelisch-wahlverwandtes gewesen zu sein, wie es hier betont wird, sondern mehr ein praktisches, aus der Konstellation sich ergebendes.

Devrient brauchte für die Gastspiele immer neue Rollen, diese Dramatiker gaben die Losungen des Tages aus, man konnte mit ihnen „die Nation von der Bühne erfassen", so wählte er sie.

Und umgekehrt, die Dramatiker des jungen Deutschlands suchten ihn und seine Verbindung. Sie schickten ihm ihre Stücke, sie warben um ihn, weil sie alle verzückt zu ihm, dem großen allmächtigen Hexenmeister, aufsahen, der dürr raschelnde mit dem Gänsekiel beschriebene Blätter in Gold und Lorbeer verwandeln konnte. Mit Psalter und Harfe kamen sie zu Hauf, nicht nur Dramatiker, auch Schauspieler, dramaturgische Prätendenten, sich von diesem Herrn der Welt den lebendigen Odem einblasen zu lassen und dann im Gefolge seiner Triumphzüge auch sich einen Beuteanteil zu erobern.

Es ist nun ein interessantes Schauspiel menschlicher Komödie, die Vertreter einer Epoche ihre Reverenz nach einem Monument machen zu sehen in typisch uniformer Haltung. Aber mit der Literatur an sich hat das gar nichts zu tun. Es figurieren in diesem Briefarchiv alle Namen aus der Kunst der Zeit, aber von der Kunst ist verhältnismäßig wenig die Rede. Um Praktiken handelt es sich, um Wegebahnen; nicht von dem inneren Leben des Kunstwerkes handeln die meisten in Eile geschriebenen Briefe, sondern das Werk ist hier nur die Karte, auf der ein Hoffnungseinsatz für das Leben des Autors steht, und die einem abergläubisch verehrten Glücksstifter in die Hand gedrückt wird.

Wir sehen hier die Literatur nur von dem einen Gesichtswinkel ihrer öffentlichen Laufbahn; hinter die Kulissen blickt man; die moyens de parvenir werden erörtert, das Buch ist das richtige Theaterbuch. „Gefüllter Beutel, geschmeichelte Eitelkeit" sind Schlagworte, „Kasse machen", und „brechend volle Häuser", „die hohen Geldhaufen des Kassierers" sind stehende Begriffe. Kabotinage und Klatsch betätigt sich reichlich.

Vor allem in den Komödiantenbriefen der Louis Schneider und Rott, die sich dringlichst bemühen, bei aller Devotheit dem großen Wunderherr ein „auch' so" unter die Nase zu reiben. Moritz Rott schreibt an Devrient einmal nur deshalb, um ihm mitzuteilen, daß der König ihm nach der Vorstellung befohlen habe zu kommen, wie er ist, und daß er dann „im alten Oberrock und unrasiert" die erhebenden Worte der Majestät gehört habe: „Es war mir Bedürfnis, Ihnen zu danken".

Die Dramatiker treten als Vasallenaufgebot auf den Plan, sie appellieren an ihn. Rudolf Gottschall spricht es offen aus: die großen Schauspieler sind der einzige Halt der jüngeren Dramatiker in unserer Zeit; Devrient könne es daher ihnen nicht verübeln, wenn sie sich an ihn mit ihren Bitten, Hoffnungen und Wünschen wenden, daß er ihre Arbeit mit der Flagge seines Namens decke.

Er gibt sich ganz mit seinem Stück „Ferdinand von Schill" in seine Hand. Er beteuert, daß es keinen Anstoß erregen kann, und versichert ihn seiner Bereitwilligkeit zu allen Aenderungen.

Sie kommen alle, die Kleinen wie die Großen. Roderich Benedix schickt sein „Bemooftes Haupt" mit der Empfehlung, daß es in dem kleinen Wesel in vierzehn Tagen „bei brechend vollem Hause" dreimal gegeben wurde.

Laube widmet ihm das jus primae seiner Stücke. Und als er Devrients Interesse für den Marquis im „Rokoko" gewinnen will, machte er ihm diese ältere Rolle mundrecht: „obwohl er ein alter Herr ist, muß er noch schön und der beste Schauspieler sein".

Gustav Kühne wirbt und hofft, daß „ihre Interessen Hand in Hand gehen werden".

Robert Prutz streut Weihrauch und versichert, es sei „die einzige Schule für den dramatischen Dichter, wenn er einen vollendeten Schauspieler vor Augen hat", und er legt den von allen für Dresden „bedenklichen religiösen und anstößigen Verhältnissen" gereinigten „Moritz von Sachsen" für „kräftige und einflußreiche Verwendung" bei. Gutzkow schickte selbstverständlich alles Dramatische an den Freund, der so viel mehr vom Glück begünstigt war als er, und hofft, daß schwacher Abglanz von der Sonne auch auf ihn falle.

Otto Ludwig wünscht „ein Phantasiebild von sich in Devrients edler, warmer Körperlichkeit anschauen zu können" und überreicht die „Maccabäer".

Gustav Freytag naht mit der „Valentine", dem „Grafen Waldemar", den „Journalisten". Er gehört, nach seinem Wort, mehr zu der trotzigen als zu der klemmütigen Sorte. Er sucht trotzdem die Protektion; der typische Grundton, daß alles Dramatische erst durch Emil Devrient Leben und Erscheinung gewinnt, klingt auch hier durch, aber seine ganze Haltung ist eine aufrechtere, persönlich bewußtere.

In diesem Chor der Hilfeflehenden erscheint sogar Richard Wagner, und wie aus fremdesten Zeiten berührt seine Bitte: Devrient, der im Dresdener Hoftheater als Kassenfüller allmächtige Hauptperson war, möchte die Intendanz bewegen, die dritte Aufführung des „Tannhäuser", die den Erfolg entscheiden soll, nicht länger hinauszuschieben und ihn statt „Gottsched und Gellert" von Laube zu geben.

* * *

Unter all diesen im Grunde sehr typischen Zügen ist ein Bild von grotesker Komik, ein frauenzimmerliches Portrait, wie aus einem Glaßbrennerschen Almanach geschnitten. Es mit leichten Zügen nachzuziehen, kann man sich nicht entgehen lassen.

Es ist die Daguerrotypie der Dame Birch-Pfeiffer.

Sie ist die glühendste Emil-Enthusiastin, sie brennt lichterloh und sie weiß nicht, wer ihr mehr ans Herz gewachsen, die Kinder ihrer fruchtbaren Muse oder der göttliche Emil. Als Heiliger hängt sein Bild über ihrem Bette, und noch zweimal hängt er in ihrem „Schlaf-Arbeits-Empfangs-Seufzerzimmer". Sie himmelt ihn an, wie ein Backfisch und berechnet dabei, was ihr ein Gastspiel von ihm an ihrem Theater einbringen kann. Spekulationen, Erbarmungsappelle, Kulissenklatsch, Wutgekeif auf die Konkurrenten, maßlose Eitelkeit, Schmeichelei und Gewinsel vereinigen sich anmutig.

Die Birch ist immer in Rage, man sieht ihr Chignon fliegen, und ihre Briefe gehen staccato über einen Knüppeldamm. Sie spart mit Worten nicht und schleppt alle Phrasen zu einer Blütenlese zusammen: schnödes Geld, glühenden Genuß, purpurne Gletscher, Krater des Vesuvs, grüne Oasen . . .

Wie alle Cabotins beteuert sie ihren Grundsatz, keine Rezensionen zu lesen; immer steckt sie in Kabalen und Intriguen bald aktiv, bald passiv. In Geschäften hört bei ihr sofort Freundschaft und Liebe auf.

Zeternordio schreit sie, wenn jemand wagt, ihr in den Weg zu treten. Mit der Lungenkraft einer Furie, legt sie dann los, daß sie selbst drei Ausrufungszeichen hinter jedem Satz macht.

In ihrer Popularität als Erfolgsdramatikerin macht sie sich breit, wie in einem mächtigen Landauer und sieht verächtlich auf Gutzkow und die andern, die ihren Thespiskarren durch den Staub schleppen. Ueber die Kritik fühlt sie sich erhaben, die Tantième spricht das letzte Wort. Sie hat auch einmal eine „edlere Richtung" eingeschlagen, da aber deren Produkt, die „Villette", keinen Anklang fand, trumpft sie auf; jetzt macht sie nur noch „Effektkomödien, die ihr kinderleicht werden und die ihren Geist nicht anstrengen". Stolz fühlt sie sich „immer populärer werden", und sie ist tief befriedigt, daß sie die „arme, alleinstehende Frau" den konkurrierenden Männern soviel Neid und Aerger weckt.

Ihr Abgang aus diesem Reigen schließt mit einem Knalleffekt, alle Schleusen öffnen sich, der Brief steht unter Wasser. Blutige Tränen ergießen sich über Emils Künstlerhaupt, Bewunderungsschnauser machen sich Luft, und in einem Atem sprudelt sie an: „Gott erhalte Sie uns letzten Mohican" in „Ninon de l'Enclos ewiger Jugend".

* * *

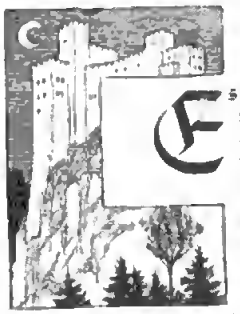
Digitized by Google

Eine buntgemischte Gesellschaft wandelt durch diese Briefe, Menschen und Werke, die uns heut, von den Journalisten abgesehen, längst entrückt sind. Devrient ließ sie alle zu sich kommen und nahm sie unter seine Fittiche. Der tiefste von ihnen, Otto Ludwig, scheint ihm am fernsten gestanden zu haben.

In der gleichen Zeit aber, als Devrient Robert Prutz einen begeisterten Brief über die Idee, Genialität und dramatischen Reichtum seines Dramas „Carl v. Bourbon" schrieb, interessierte sich Bogumil Dawison für Hebbel, und er ward, wie es Devrient für die Tagesmänner war, der Pfadfinder und Pionier des großen Unzeitgemäßen.

Felix Poppenberg.

Aus dem Lande der Phäaken.



I.

Es wird immer eine offene Frage bleiben, wieviel die Natur und wieviel die Mythe an den Empfindungen teilhaben, die den fremden Wanderer erfüllen, wenn er sich dem phäakischen Lande nähert, „dem großen, heiligen Ziele der Leiden, die ihm das Schicksal bestimmt hat". Vielleicht hängt die Antwort davon ab, ob, wie bei der Einfahrt des Odysseus in den Hafen von Scheria, die wütenden Stürme aller Enden daherbrausen und die rollenden Wogen das Schifflein an das Gestade werfen, oder ob, wie bei unserer Einfahrt, der Wind ruhte und die stille See von heiterer Bläue des Himmels erglänzte. Auch die flotte Musik zweier englischer Kriegsschiffe hat wohl die Einfahrt des „göttlichen Dulders" nicht begleitet. Sicher aber ist es, daß die Erinnerung an den Sagenkreis der Odyssee jeden, der einmal in ihrem Zauberbann gelebt hat, von der Landung im Hafen zu Korfu bis zur Abfahrt nicht mehr verläßt, sondern vielmehr auf Schritt und Tritt verfolgt.

Das moderne Korfu gibt ja wohl reichliche Veranlassung, den Unterschied auch dem vertrauntesten Menschenkinde klar zu machen. Und dennoch fühlt man sich dort immer noch mehr im Geiste der Antike als an vielen anderen klassischen Stätten. Man braucht Korfu weder durch die romantische Brille von Ferdinand Gregorovius noch durch die klassische Alexander von Warsbergs zu betrachten, um zu diesem Resultate zu gelangen. Aber wer den Mittelweg einschlägt, wird auch hier das Rechte finden.

Der erste Eindruck von Korfu ist der einer alten mittel- oder unteritalienischen Stadt. Alles ist eng und winkelig, die Häuser sind in venetianischer Art gebaut, mit Arkaden nach der Straße zu, mit winzigen Balkons und an jedem Verzierungen, meistens aus dem weichen, an der Luft verhärtenden Malta-Tuff, hie und da auch aus rotem Marmor gehaut. Die Straßen sind ziemlich steil, und das Treiben auf denselben unterscheidet sich nur dadurch von dem in Neapel oder Rom, daß die Griechen weniger lebhaft sind als die Italiener.

Eigentlich gibt es nur zwei Hauptstraßen: Dikasterion und Nikephoros, in denen sich das gesamte Leben in den Vormittags- und Abendstunden konzentriert. Reisende behaupten, daß das äußere Ansehen dieser Straßen ein Miniaturbild der Galatagasse in Konstantinopel bietet, aber schließlich hat ja jede Hafenstadt des Mittelmeers einen solchen orientalischen Winkel. In den Buden stapelt alles, was zum Meere, was für Fischer und Schiffer, für See- und Landreisen gehörig: dichte Lodenjacken mit dem zottigen Haar ihres Gewebes nach außen, braune und mehr noch weiße Tücher um den Hals zu schlingen, rote Leibbinden, Taue, Quersäcke für die Pferde und Esel im Gebirge, von jenem festen, gestreiften, buntfarbigen Stoff, die nur der Orient stark und ausdauernd, so jedes farben- und lichtliebende Auge erfreuend erfand. Dazu anderes, welches die See gebracht hat: Fische, gedörrte und frische, Spezereien, Datteln, Feigen, Alkohole und auch hier Eßwaren aus den Wäldern und Feldern des Innern selbst. In bergigen Massen goldene Orangen, Mandarinen, rote Paradiesäpfel, grüne Zitronen, gelbe Mispeln, Kartoffeln und Tomambuos, diesen ähnlich, Lauch, Birnen, Aepfel, Oel und Oliven, und dazu Garküchen, die dampfen und brodeln. In anderen Läden liegen Flanellhemden, rote griechische Seemannsmützen, die bekannten hydriotischen Kappen, höher und weiter als das türkische Fez, Hosenträger, Rockstoffe und fertige Kleider: dies alles ist aus Europa gekommen. Natürlich spielt sich das ganze Familien-, Geschäfts- und Handwerkerleben auf offener Straße ab, und nicht weniger interessant wie die Waren sind Käufer und Verkäufer. Die ersteren sind meist Italiener, Malteser, Griechen und Juden, die anderen Landleute, Albanesen, Montenegriner, die hier auf der Durchreise nach ihrer Heimat von einem Dampfer zum anderen Station machen.

Diese bunten Bergbewohner aus Albanien sind wohl der interessanteste Teil der die Straßen durchstreifenden Bevölkerung. Sie tragen goldgestickte, dunkelblaue Gamaschen, reich verbrämte Brustjacken, Pumphosen, Schnallenschuhe mit riesigen Schnäbeln, einen weiten, faltigen, zottigen Wollmantel, etwa in der Form eines Unterrocks unserer Damen, und im Gürtel tragen sie Pistolen und Dolche, sodaß man kaum den Wunsch oder das Bedürfnis hat, ihnen in einer abgelegenen Straße zu begegnen. Kein Zweifel, genau so wie heut hat es auch hier vor zweitausend Jahren ausgesehen und, wenn wir im Aristophanes lesen, so werden wir das Treiben auf den Straßen von Athen nicht anders geschildert sehen. Man kann in der Tat das griechische Altertum nirgends besser studieren als in solchen Städten.

Ein anderes Bild erhält man, wenn man in eine der großen Kirchen eintritt. Von diesen zeichnen sich aber nur die griechisch-katholische Kathedrale und die heilige Spiridion-Kirche aus; namentlich die letztere, in welcher auch die Reliquien des Heiligen, dem sie ihren Namen verdankt, gezeigt werden. Eine besondere Festlichkeit findet am Sonnabend vor Ostern hier statt, nämlich eine große Prozession, bei der die rote Fahne mit dem Bilde des Spiridion vorangetragen wird. In der Mitte folgt ein kleiner vergoldeter Sarkophag, mit blauem Samt bedeckt, in dem die Mumie Spiridions liegt. Die Prozession bietet einen schönen Anblick, aber am Ende flüchtet man sich doch gern wieder in die heiligen Schatten der Olivenwälder oder zu den wenigen Ruinen, die uns in Gedanken in das klassische Altertum zurückführen. Es ist töricht zu sagen, wie ich in einem Reisehandbuch gelesen habe, daß Korfu außer seiner schönen Lage nichts Ausgezeichnetes habe. Mir scheint, als ob es eine der interessantesten Städte am Mittelmeer wäre, vor allem schon durch seine Lage auf der Grenzscheide zweier Meere, zwischen Orient und Okzident und auf dem Wege von Europa nach Indien, dann aber auch durch seine merkwürdige Geschichte, in der Morgen- und Abendland sich beständig berühren und durchdringen, und endlich durch die klassischen Erinnerungen; denn man fühlt es ja täglich, wie recht Gregorovius hatte, als er sagte: „Wenn man einmal für die zauberhafteste Dichtung des Orients ein geographisches Eiland suchen will, so ist doch keins passender als dieses schönste im ionischen Meer, worin es auch von Ithaka am weitesten entfernt liegt." Mag nun die Kritik nicht zu dem Dichtertraum stimmen, wir haben immer die Empfindung, daß wir in dem Scheria des Königs Alkinoos umherwandeln. Und dieses schöne Gefühl lassen wir uns durch keine philologische Kritik rauben. Haben doch die alten Korkyreär schon im fünften Jahrhundert den König Alkinoos als den Heros ihrer Insel verehrt und ihm einen heiligen Hain geweiht. Thukydides erzählt, wie hart einmal die fünf reichsten Bürger von Korkyra bestraft wurden, weil sie Weinpfähle aus dem heiligen Hain des Alkinoos geschnitten hatten. Der stolze Anspruch der Korkyräer, die Erben der alten Phäaken Homers zu

Digitized by Google

sein, führte sie auch dazu, einem ihrer beiden Häfen den Namen des Alkinoos zu geben. Ja, ein neuerer Kritiker behauptet sogar, wie es scheint, nicht mit Unrecht, daß sie den Herrschersitz des alten Fürsten auf die Höhen jener am Ende der Stadt so kühn aus dem Meere aufsteigenden Zwillingsfelsen verlegten, die man die beiden Koryphäen nennt, und die Vergil vorgeschwebt haben mochten, da er „der Phäaken luftige Burgen" den Blicken seines nach Italien steuernden Helden in der Ferne entschwinden läßt.

Diese beiden Felsenspitzen sind das Wahrzeichen Korfus. Dorthin hat man auch später die Citadelle (Fortezza Vecchia) gebaut, die aber ebenso wie die im Westen der Stadt belegene Fortezza Nuova militärisch heute ohne jede Bedeutung ist. Man erhält ohne weiteres die Erlaubnis durchzugehen und den höheren der beiden Bergkegel zu besteigen, wo der optische Telegraph zum Signalisieren der ankommenden Schiffe und ein Leuchtturm sich befindet. Die Aussicht, die man von hier genießt, ist eine unbeschreiblich schöne. Die Versuche, sie trotzdem zu beschreiben, sind in den meisten Fällen mißglückt. Am besten hat noch Gregorovius diesen Ausblick geschildert. Wer hier durch das Fernrohr blickt, das der Wärter gegen eine Drachme uns zur Verfügung stellt, der sieht in Wahrheit ein wunderbares Stück Weltgeschichte von Jahrhundert zu Jahrhundert vorüberziehen. Aber mehr als die Geschichte fesselt uns hier die Natur, das geradezu feenhafte Panorama von Meer- und Küstenlandschaft, so groß, so farbenprächtig und so formenreich, daß es ohne Zweifel zu dem Schönsten gehört, was man in Europa sehen kann.

„Die herrliche Insel liegt da mit Bergen, Hügeln und Tälern, mit vielen Ortschaften im Grün uppige Olivenwälder, mit der Hafenstadt und den schimmernden Buchten. Ihr gegenüber steigt schroff aus dem Meer das Festland Epirus. Seine ernsten Bergmassen stehen in wirksamstem Kontrast zu dem lachenden Sommer des wilden Inselstrandes. Von den Akrokeraunien, den Donnerbergen des Heus, oberhalb Buthrotum bis nach Parga hin erblickt man die Reihe dieser gewaltigen Felsenmauer. Sie spiegeln sich finster, scheinbar feindlich in der Flut."

Dieser Kontrast wurde für uns noch dadurch verstärkt, daß die Bergspitzen Albaniens mit Schnee gekrönt waren.

Man gelangt zu der Zitadelle über eine Zugbrücke von der Esplanade aus, die auch Spianata genannt ist, einem herrlichen Platz, mit Baum- und Parkanlagen bepflanzt und auf der einen Seite von einer langen Reihe von Palästen und Häusern begrenzt. Hier spielt sich das öffentliche Leben Korfus ab, was aber nicht verhindert, daß auf demselben Platz die Soldaten exerzieren, die Schüler des Gymnasiums turnen und die Mägde kleine Kinder spazieren führen.

Die schönste Straße Korfus ist ohne Zweifel der Boulevard der Kaiserin Elisabeth, früher Strada Marina genannt. Hier findet gegen Abend ein eleganter Korso statt. Man geht etwa eine halbe Stunde auf einem gut gepflasterten Boulevard, immer dicht am Meere bis zur Vorstadt Kastrades, in der der Altertumsforscher viel Interessantes finden mag. Rechts am Wege ist das Grabmal des Menekrates, der wahrscheinlich auf einer Seereise verunglückte; eigentlich das einzige, noch ziemlich gut erhaltene Bauwerk des Altertums. Der Inschrift nach glauben die Philologen, daß das Denkmal sieben- oder achthundert Jahre vor Christi Geburt errichtet worden. Es wäre dann so alt, als man gewöhnlich die Lebenszeit Homers ansetzt, und es ist kein Wunder, daß diejenigen, welche in Korfu durchaus das alte Scheria wiederfinden wollen, sich gern dem Gedanken hingeben, daß dieses Grabdenkmal von dem Dichter der Odyssee gesehen worden sein kann, als er sich hier sein lebendes Bild für die Stadt und die Gärten des Alkinoos holte."

Von den Spaziergängern am Boulevard denkt wohl niemand an diese klassische Bedeutung des Grabdenkmals, auch von den Reisenden nicht, und doch gehört nicht viel Phantasie dazu, um sich das alte klassische Altertum hier in Stadt und Umgebung zu rekonstruieren. In der Lebensweise des Volkes, in seinen Spielen, in seinen Bewegungen, hie und da sogar in seinen Trachten steckt noch ein Rest alter Ueberlieferungen, den der am besten herausfinden kann, der sich mit dem griechischen Altertum vertraut gemacht hat und der in Korfu allerdings auf Schritt und Tritt Anklänge, Beziehungen, Ueberreste und Verbindungen mit der klassischen Zeit entdecken wird.

Es erscheint mir daher unbegreiflich, wie man Korfu langweilig finden kann. Ich meine, es gibt für den klassisch Gebildeten nur wenig interessantere Städte selbst in Griechenland. Diese Anschauung kommt in neuerer Zeit immer mehr zum Durchbruch, und Korfu ist nicht mehr bloß eine Durchgangsstation für Reisende nach Kairo, sondern es wird auch um seiner selbst willen besucht. Das milde Klima bringt es mit sich, daß Kranke, namentlich solche, die an Krankheiten der Respirationsorgane leiden, hier rascher Heilung finden. Diese klimatische Bedeutung Korfus wird auch immer mehr erkannt. Korfu würde aber noch vielmehr in Aufnahme kommen, wenn die einheimische Bevölkerung nicht so indolent wäre. Es geschieht in der Tat dafür, um Korfu zu einer ansehnlichen Fremdenstadt zu erheben, so gut wie garnichts. Kein anständiges Kaffeehaus, keine auch nur halbwegs eleganten Läden, kein Sammelpunkt der Gesellschaft, eine ungenügende Postverbindung, die nur viermal in der Woche die Briefe bringt, keine Restaurants, ein Theater, in dem nur selten gespielt wird — das sind die Verhältnisse in Korfu. Bloß zwei Hotels sind dort, in denen Fremde wohnen können. Diese Hotels sind allerdings recht gut, aber sie sind namentlich in der Frühjahrs- und Herbstsaison so überfüllt, daß man oft nicht einmal ein bescheidenes Unterkommen finden kann. Es ist unbegreiflich, daß die findigen und geschäftskundigen Italiener sich der Sache noch nicht bemächtigt und dort alle die Institutionen geschaffen haben, die notwendig sind, um zahlreiche Fremde heranzulocken.

Die Fremden, die gegenwärtig Korfu besuchen, die Kranken natürlich ausgenommen, sind hauptsächlich Engländer und Deutsche. Die deutsche Gesellschaft, die meist im Hôtel d'Angleterre sich zusammenfindet, ist eine recht gute; trotzdem bleibt es für den Fremden immerhin unangenehm, daß er ausschließlich auf das Hotel angewiesen ist und nirgends auch nur eine Tasse Kaffee oder ein Glas Bier trinken kann. Was könnten Deutsche oder Italiener aus Korfu machen, wo alle Bedingungen gegeben sind, und wo die Natur von selbst das Schönste und Beste in jeder Jahreszeit darbietet! Es ist daher natürlich, daß die Ausflüge in die herrliche Umgegend Korfus den Glanzpunkt einer Reise nach der Inselstadt bilden. Von diesen Ausflügen, die auch für weitere Kreise von Interesse sein dürften, will ich in einem Schlußartikel erzählen.

Gustav Karpeles.

Titus.*)

Nachdruck dieser Skizze nicht gestattet.

Herr von Terremondre war in der Provinz Antisemit, und das besonders während der Jagdsaison. Wenn er im Winter in Paris war, pflegte er bei jüdischen Finanzmännern zu dinieren und war ihnen gewogen, weil sie ihm unter sehr vorteilhaften Bedingungen Bilder für seine Sammlung erstanden.

Er war Nationalist und Antisemit im Stadtrat, weil eine andere Meinung vor dieser Behörde als nicht wohlanständig galt. Da es aber in der kleinen Stadt keine Juden gab, so bestand der Antisemitismus hauptsächlich darin, den Protestanten das Leben schwer zu machen, die für sich eine strenge, abgeschlossene Gemeinde bildeten.

*) Autorisierte Uebersetzung von Gertrud Savić.

„So wären wir also Gegner, mein lieber Herr Bergeret," sagte Herr von Terremondre, „das tut mir aufrichtig leid, denn Sie sind ein Mann von Geist, aber Sie leben außerhalb der sozialen Bewegung. Sie stehen nicht im öffentlichen Leben. Wenn Sie wie ich mit Hand anlegen würden, so wären Sie ebenfalls Antisemit."

„Sie tun mir zu viel Ehre an," erwiderte Herr Bergeret. „Ich Antisemit! . . . . Die Semiten, die früher Chaldäa, Assyrien und Phönizien bevölkerten, die auf dem ganzen Küstenstrich des mittelländischen Meeres Städte gründeten, sind heute die über die ganze Welt zerstreuten Juden und bilden zahllose arabische Völkerschaften in Asien und Afrika. Mein Herz ist wahrhaftig nicht groß genug, um soviel Haß fassen zu können."

„Sie scherzen, alter Freund," sagte Herr von Terremondre, indem er die Zügel straffer anzog, da sein Pferd die Zweige der Gebüsche benagte. „Sie wissen recht wohl, daß es sich hier lediglich um den Antisemitismus gegen die in Frankreich lebenden Juden handelt."

„Ich müßte also vierundzwanzigtausend Menschen hassen. Das ist mir immer noch zu viel . . . das geht über mein Vermögen."

„Man verlangt ja nicht gerade von Ihnen, daß Sie sie hassen," erklärte Herr von Terremondre. „Aber Sie müssen zugeben, zwischen den Juden und Franzosen herrscht Unverträglichkeit. Der Antagonismus ist unüberwindlich. Das liegt nun einmal in den Rassen."

„Ich bin im Gegenteil überzeugt," meinte Herr Bergeret, „daß die Juden sich außerordentlich leicht assimilieren, anpassen und verschmelzen. So bereit einstmals Esther, die Nichte Mardochais, war, in den Harem des Ahasveros einzutreten, so gerne willigen heute die Töchter unserer jüdischen Finanziers ein, die Erben der größten Geschlechter unseres christlichen Frankreichs zu heiraten. Nachdem wir solche Vereinigungen sehr oft erlebt haben, kommen Sie etwas zu spät, wenn Sie mir von der Unmöglichkeit einer Verschmelzung der beiden Rassen reden wollen. Außerdem halte ich es vom Uebel, wenn man in einem Lande einen Rassenunterschied macht. Denn nicht die Rasse macht das Vaterland. Es gibt in Europa kein Volk, das nicht aus einer Vermischung und Verschmelzung von zahlreichen Rassen zusammengesetzt wäre. Als Cäsar in Gallien eindrang, war das Land von Kelten, Galliern und Iberern bewohnt, die alle verschiedenen Ursprungs und verschiedener Religion waren. Die Stämme, die dort ihre Dolmen*) aufbauten, waren nicht vom selben Blut, wie die Völkerschaften, welche die Barden und Druiden verehrten. Zu dieser Vermischung der verschiedensten Nationen kam dann der Einfall der Germanen, Römer und Sarazenen, so entstand ein heldenhaftes, herrliches Volk . . . . das Frankreich, welches Europa und die ganze Welt Gerechtigkeit, Freiheit und Philosophie lehrte. Erinnern Sie sich an das schöne Wort von Renan, ich wollte, ich könnte es genau wiedergeben: ‚Was aus den Menschen ein Volk macht, das ist die Erinnerung an die großen Taten, die sie zusammen vollbracht haben, und der Wunsch, neue zu vollbringen'."

„Das ist alles recht schön," stimmte Herr von Terremondre bei, „aber da ich nicht den Wunsch hege, in Gemeinschaft mit Juden große Taten zu vollbringen, so bleibe ich Antisemit."

„Sind Sie auch sicher, daß Sie das immer völlig sein können?" fragte Herr Bergeret.

„Ich verstehe Sie nicht, mein Lieber."

„So will ich mich deutlicher ausdrücken. Sehen Sie, es ist eine bekannte Tatsache: jedesmal wenn man die Juden angreift, so hat man eine beträchtliche Anzahl von ihnen auf seiner Seite. Gerade so erging es Titus."

Als die Unterhaltung hier angelangt war, setzte Bergerets Hund sich mitten auf den Weg und schaute seinen Herrn mit stiller Resignation an.

„Sie können nicht leugnen, daß Titus in den Jahren 67 und 70 unserer Aera ein starker Antisemit war. Er eroberte Judäa und vernichtete die Bewohner. Er bemächtigte sich Jerusalems, verbrannte den Tempel und machte aus der Stadt einen Haufen von Asche und Ruinen, der einige Jahre darauf, weil er keinen Namen mehr hatte, Aelia Capitolina genannt wurde. In dem Pomp seiner Triumphzüge ließ Titus den siebenarmigen Leuchter nach Rom bringen. Ich glaube, das hieß den Antisemitismus bis zu einem Punkte treiben, den Sie, ohne Ihnen Unrecht tun zu wollen, denn doch wohl nicht anstreben. Nun wohl! Titus, der Zerstörer von Jerusalem, behielt unter den Juden eine große Anzahl Freunde. Berenice liebte ihn zärtlich, und Sie werden wissen, daß er sie sehr gegen ihren und seinen eigenen Willen verließ. Flavius Josephus ergab sich ihm, und Flavius war wahrlich nicht einer der geringsten unter seinem Volk. Er stammte von den asmonäischen Königen ab; er lebte als strenger Pharisäer und schrieb griechisch in ziemlich korrekter Weise. Als der Tempel in der heiligen Stadt zerstört war, folgte er Titus und wurde ein Vertrauter des Kaisers. Er erhielt sogar das Stadtrecht, den Titel eines römischen Kavaliers und eine Rente. Aber glauben Sie nicht, mein Herr, daß er dadurch Verrat am Judentum begehen wollte. Er blieb im Gegenteil dem Gesetze treu und befleißigte sich, Altertümer seiner Nation zu sammeln. Kurz: er war und blieb Jude und war Titus' Freund. Nun hat es aber zu allen Zeiten einen Flavius unter Israel gegeben. Ich lebe, wie Sie schon sagten, fern von der Welt und dem Menschengetriebe, aber ich wäre höchlichst überrascht, wenn die Juden nicht auch heute auf sehr verschiedenen Wegen wandelten und eine beträchtliche Anzahl zu eurer Partei gehört."

„Es ist wahr, einige sind in der Tat auf unserer Seite," erwiderte Herr von Terremondre. „Manche haben sich sogar um die Sache recht verdient gemacht."

„Das dachte ich mir wohl," sagte Herr Bergeret. „Es werden unter ihnen recht tüchtige Leute sein, die es im Antisemitismus zu etwas bringen werden. Vor dreißig Jahren hat man viel das Wort eines geistreichen Senators wiederholt, der bei den Juden die große Fähigkeit bewunderte, daß ihnen alles gelingt, was sie anpacken. Als Beispiel zitierte er einen gewissen Hofprediger jüdischer Abkunft: ‚Sehen Sie, sagte er, ein Jude ging unter die Priester und wurde Monseigneur.'

„Stellen wir doch nicht immer wieder barbarische Vorurteile auf, suchen wir nicht danach, ob ein Mann Jude oder Christ ist, sondern einzig danach, ob er rechtschaffen und seinem Lande nützlich ist."

Herrn von Terremondres Pferd fing an ungeduldig zu werden, und der Hund sah seinen Herrn bittend an und wedelte mit dem Schweife voll Ungeduld, den unterbrochenen Spaziergang wieder aufzunehmen.

„Glauben Sie nicht, daß ich alle Juden in Bausch und Bogen verdamme," sagte Herr von Terremondre. „Ich habe ausgezeichnete Freunde darunter. Aber ich bin Antisemit aus Patriotismus."

Darauf reichte er Herrn Bergeret die Hand, versetzte seinem Pferde einen leichten Schlag und ritt davon. Er war kaum einige Schritte weit gelangt, als Herr Bergeret ihm nachrief:

„He? mein Lieber, noch einen guten Rat: da ihr nun einmal auf diesem Standpunkt steht und ihr euch mit den Juden überworfen habt, so solltet ihr ihnen auch nichts schuldig bleiben. Ihr solltet ihnen den Gott wiedergeben, den ihr ihnen genommen habt. Denn ihr habt ihnen ihren Gott genommen . . ."

Paris. Anatole France.

*) Keltische Steindenkmäler.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin

Digitized by Google

Nr. 6. Berlin, den 7. November 1903 21. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108. Postzeitungs-Katalog für 1903 Nummer 5430.

Politische Wochenübersicht.

Die Zusammenkunft zwischen Wilhelm II. und Zar Nikolaus hat für die auswärtige Politik Deutschlands kaum eine andere Bedeutung als die der öffentlichen Bekundung, daß Deutschland den weitausschauenden Plänen Rußlands in Ostasien und seiner mit Oesterreich vereinbarten Balkanpolitik in keiner Weise hinderlich zu sein gedenkt. Ein Friedenssiegel Wilhelm II. unter die mancherlei Fürstenbesuche des letzten Jahres! Daß sich nebenher Graf Bülow und Graf Lamsdorf auch noch über die allmählich brennend notwendige Lösung der Handelsvertragsfrage unterhalten haben werden, ist eben so sicher, wie das Ergebnis dieser Aussprache unsicher ist.

Theodor Mommsen ist am 3. November beerdigt worden. Die Stadtverwaltung von Charlottenburg, deren Ehrenbürger er war, hat ihm in der Kaiser Wilhelm Gedächtniskirche eine würdige Trauerfeier bereitet. Als Vertreter des deutschen Kaisers war der Kronprinz erschienen. Adolf Harnack würdigte die Verdienste des Toten in einer Weise, die da zeigte, daß er die persönliche und wissenschaftliche Freundschaft des unersetzlichen Meisters der Altertumskunde verdiente.

Der Reichsbankpräsident Koch feierte dieser Tage sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum und hat bei diesem Anlaß die üblichen Ehren und Auszeichnungen entgegengenommen. Der Jubilar hat sich mehr als die konventionellen Verdienste eines pflichtgetreuen Beamten erworben. In jenen Zeiten, als bei uns in Deutschland die Gefahr bestand, daß eine übel beratene Staatsleitung einen ernsthaften Versuch mit der Einführung des Bimetallismus machen könnte, ist er mit allem Nachdruck für die strikte Aufrechterhaltung der Goldwährung eingetreten. Sein Vorgänger im Reichsbankpräsidium, Herr von Dechent, war nicht ganz frei von bimetallistischen Schwächeanwandlungen. Heute ist der Bimetallismus ja glücklicherweise tot; aber man sollte nicht vergessen, daß Deutschland einmal nahe daran gewesen ist, den Lockungen so tiefgründiger Gelehrten wie Graf Mirbach, von Kardorff und Dr. Arendt zu folgen und dem Silberschwindel wirkliche Opfer zu bringen. Ein Mann wie Koch, der viel mit dazu beigetragen hat, daß Deutschland diese gefährlichste wirtschaftliche Verirrung erspart geblieben ist, verdient vollauf jene Sympathie, die ihm aus so weiten Kreisen entgegengebracht wird.

In Köslin hat in der abgelaufenen Woche der Wahlfälschungsprozeß gegen die Rittergutsbesitzer Otto und Gustav Käding in Gr. Satspe stattgefunden. Die Angeklagten waren verdächtig, bei der letzten Reichstagswahl, wo sie als Wahlvorsteher bezw. Beisitzer fungierten, eine größere Anzahl von Stimmzetteln, die auf Dr. Barth lauteten, mit konservativen Stimmzetteln, die auf den Kandidaten Malkewitz lauteten, betrügerischerweise vertauscht zu haben. Die Angeklagten leugneten. Das Beweismaterial war aber so erdrückend, daß das Gericht ihre Schuld als erwiesen annahm. Das Urteil stellt den Tatbestand folgendermaßen fest:

„Der Gerichtshof ist nach dem Ergebnis der Beweisaufnahme zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Angeklagten sich gemeinschaftlich der Wahlfälschung schuldig gemacht haben. Ist es auch ein Rätsel, wie sonst solch ehrenwerte Herren eine solche Tat begehen konnten, so ist die Tatsache der Wahlfälschung doch nicht abzuleugnen. Die Zeugen haben sämtlich einen durchaus glaubwürdigen Eindruck gemacht. Zieht man selbst diejenigen Zeugen ab, die in ihren Aussagen nicht ganz sicher waren, so bleiben doch immer noch einige zwanzig Zeugen übrig, die mit vollster Bestimmtheit bekundet haben, sie haben für Dr. Barth gestimmt; jeder Irrtum sei ausgeschlossen. Es ist auch nicht anzunehmen, daß die 30 Sozialdemokraten in der Stichwahl umgefallen seien und für den konservativen Kandidaten gestimmt haben. Es muß mithin eine Wahlfälschung zugunsten des Kandidaten Malkewitz vorgenommen worden sein. Dafür spricht auch der Umstand, daß die Stimmzettel für Barth zusammengelegt und zum Teil beschmutzt waren, während die Stimmzettel für Malkewitz offen und vollständig rein waren. Nach dem Ergebnis der Beweisaufnahme hat der Gerichtshof es für erwiesen erachtet, daß der Angeklagte Gustav Käding die Stimmzettel falsch vorgelesen und der Angeklagte Otto Käding die Barthschen Stimmzettel in entsprechender Zahl mit denen für Malkewitz vertauscht hat."

Auf Grund dieser Feststellung sind die beiden Angeklagten zu je sechs Wochen Gefängnis verurteilt worden. Wenn das, was zwei konservative Rittergutsbesitzer in Gr. Satspe verbrochen haben, einmal zwei Sozialdemokraten zur Last gelegt werden könnte, wie hoch glaubt man wohl, daß die moralische Entrüstung der Stützen von Thron und Altar, und wie hoch die Strafe solcher Uebeltäter steigen würde! Dieses Rätsel geben wir unsern Lesern zur geneigten Beantwortung auf.

Es steht jetzt noch der Prozeß gegen Verfasser und Verbreiter eines gegen Dr. Barth gerichteten verleumderischen Flugblatts aus. In diesem noch nicht aus dem Stadium des Ermittelungsverfahrens herausgekommenen Strafprozeß wird es sich u. a. auch darum handeln, in welchem Maße Beamte des Landratsamts bei der Verbreitung des Flugblatts tätig gewesen sind.

Ungarn erhoffte von seinem neuen Ministerpräsidenten Tisza eine bessere Zukunft, nachdem es ihm gelungen zu sein schien, die liberale Mehrheit vor Zersplitterung und Selbstzerfleischung zu bewahren. Diese Hoffnung war leider von kurzer Dauer. Denn schon bei seiner ersten Vorstellung im Budapester Abgeordnetenhaus sind die Parteileidenschaften, die mühsam niedergehaltenen, wieder hell aufgeflackert und haben unter Tiszas eigenen Gesinnungsgenossen Zwietracht entzündet.

Digitized by Google

In Bulgarien hat die Regierung mit Hilfe der südlichen „Prügelbanden" eine erdrückende Mehrheit, 146 gegen 43 Oppositionelle, bekommen. Die Unruhen in Makedonien werden deshalb kaum früher aufhören.

Italien hätte beinahe einen Millerand bekommen. Giolitti, der neue Ministerpräsident, hatte nicht nur den Radikalen, sondern auch den Sozialisten Vertretung in seinem Ministerium zugedacht. Jetzt, nach dem ausgebliebenen Zarenbesuch! Aber die italienische Sozialdemokratie fühlt sich offenbar in ihrer unverantwortlichen Opposition wohler als in verantwortlicher Ministerstelle. Sie verzichtete freiwillig und versprach nur Unterstützung des Ministeriums Giolitti. Blieb also der Bund mit den bürgerlichen Radikalen. Aber der scheiterte wieder an Personenfragen. So sieht Giolitti die erhoffte „breite Basis" seines Ministeriums unter seinen Füßen schwinden und wird froh sein müssen, wenn er sich auf eine Mehrheit stützen kann, die nicht größer und nicht anders ist, als die seiner kurzlebigen Vorgänger.

Bei den jüngsten städtischen Wahlen in Newyork hat erneut die große Korruptionsmaschine von Tammany Hall gesiegt. An die Stelle des vor zwei Jahren zum Mayor von Newyork gewählten tadellosen Bürgers Seth Low ist ein Gefolgsmann des gefährlichen Richard Croker gewählt, der Name des Neugewählten ist Mc Clellan. Wie alle Bürgermeister von Tammanys Gnaden wird er wenig zu sagen haben. Der boss von Tammany Hall wird hinter den Kulissen wie früher die Drähte ziehen. Schlimm für Newyork, nicht ungefährlich für die Politik der Union.

* * *

Theodor Mommsen.

In großer nationaler Besitz ist uns Deutschen genommen: Theodor Mommsen ist tot. Als der Allbezwinger dem Unermüdlichen die Knochenhand aufs Herz legte, stand Mommsen schon hart an der Schwelle des siebenundachtzigsten Lebensjahres; und er zahlte wie jeder Sterbliche dem Greisenalter seinen Tribut. Was er der Wissenschaft geben konnte, war nur noch eine Nachlese. In unerschöpflicher Fülle hatte er zwei Menschenalter hindurch immer neue Früchte tiefgründigen Gelehrtenfleißes der Menschheit dargereicht. Goldene Früchte auf silberner Schale. Selbst im hohen Greisenalter versiegten nicht alle schöpferischen Quellen dieser reichen Natur, und die kraftvolle Art, mit der er in den letzten Jahren seines Lebens zu bedeutsamen Fragen der Zeit Stellung nahm, zeigte deutlich genug, daß der Feuergeist unter dem schneeigen Scheitel noch immer tätig war. Aber er selbst empfand es bitter, daß die Schaffenskraft allmählich erlahmte. So durfte man nicht mehr viel von ihm erwarten. Die Werke seines Geistes aber sind seit lange ein dauernder Besitz unserer Nation.

Wenn große Männer für ihr Volk nur durch ihre Leistungen Bedeutung hätten, so brauchte der Verlust eines Mannes wie Theodor Mommsen, dessen reiche Lebensarbeit im wesentlichen abgeschlossen war, nur an dem Maßstab der Pietät und Dankbarkeit gemessen zu werden. Aber die nationale Bedeutung führender Geister liegt nicht nur in dem, was sie erdacht, gewirkt und erarbeitet haben, sondern nicht minder in ihrer Persönlichkeit. Sie zahlen nicht nur mit dem, was sie tun, sondern vornehmlich durch das, was sie sind. Theodor Mommsen gehörte zu jenen großen Gelehrten, mit deren Namen auf dem ganzen Erdenrund die Vorstellung von dem Primat deutscher Wissenschaft verknüpft wurde. Er war in einem gewissen Reiche des Geistes der anerkannt Erste. Seine wissenschaftliche Autorität war ein Teil des deutschen Ruhmes, und Unzählige, die von der Tragweite seiner Arbeiten nur eine unklare Vorstellung hatten, empfanden bei dem bloßen Klange des Namens Theodor Mommsen Respekt vor dem Lande, das ihn sein eigen nannte. Das Leben eines solchen Mannes ist ein köstlicher Besitz für sein Volk. Solange es hieß: Deutschland besitzt einen Helmholtz, einen Virchow, einen Mommsen, erkannte man willig Deutschland die Führung im Reiche der Wissenschaften zu. Jetzt, da auch der letzte der Allergrößten von uns genommen ist, schließt eine Glanzperiode unserer nationalen Geistesgeschichte ab, und Deutschland muß sich seine Vorherrschaft auf wissenschaftlichem Gebiet aufs neue erkämpfen.

Theodor Mommsen war eine Persönlichkeit im Sinne des Goetheschen Worts, das diesen Begriff mit dem höchsten Glück der Erdenkinder verknüpft. Das empfanden alle, die ihm näher traten, aber es ahnten auch die, welche ihn nur vom Hörensagen kannten. Von dem Typus eines deutschen Professors hatte er im Aeußern manches, dem Charakter nach wenig. Immer aufs neue trat der Kämpfer hervor, und in dieser eigenartigen Mischung feurigen Temperaments und immensen Gelehrtenfleißes lag der ganz besondere Reiz seiner Individualität. Die rücksichtslose Wahrheitsliebe, die ihn bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten leitete und vor keiner Autorität, vor keiner feststehenden Ansicht Halt machen ließ, trieb ihn auch immer wieder von Zeit zu Zeit aus der Stille der Studierstube auf das Forum hinaus, um dort an allen Geistesschlachten seines Volkes mitkämpfend teilzunehmen. Ungleich jenen Gelehrten, die ihre wissenschaftlichen Arbeiten zum erwünschten Vorwand nehmen, um sich der politischen Betätigung zu entziehen, war er stets bereit, seinen großen Namen und sein scharfes Wort auch in den Dienst der Partei zu stellen, die er für Freiheit und Humanität streiten sah. Sobald er aber eingriff, konnte man sicher sein, daß er nicht auf jener Seite stand, die sich der Gunst der Mächtigen erfreute. Er hat es vielmehr Zeit seines Lebens den herrschenden Gewalten außerordentlich schwer gemacht, ihn mit jenen äußeren Ehren und Auszeichnungen zu bedenken, denen ein Mann von seinem Verdienst nur schwer entgeht. Das eine glückte ihm allerdings, daß dem schlichten Professorentitel kein geheimrätlicher Zusatz noch auch der Titel Exzellenz beigefügt wurde. Aber um zahlreiche Orden ist er nicht herumgekommen. Er trug sie selten, jedoch mit Gelassenheit und Würde. Geistreiche Würde ohne Steifheit zeichnete ihn überhaupt aus.

Wer ihn nur in der Haltung kennen gelernt hat, in der ihn die kleine bekannte Statuette von Pracht zeigt, in einen Pelz vergraben, mit Büchern unterm Arm, das Haupt etwas vorgebeugt, das scharf geschnittene Gesicht von einem Schlapphut überschattet, unter dem die langen weißen Haare hervorquellen, der konnte in diesem in sich gekehrten Passanten nicht leicht den geistvollen Plauderer vermuten, der in einer angeregten Tafelrunde Frauen und Männer durch seine Unterhaltung entzückte. Anregender Geselligkeit sehr zugetan, entzündete sich sein Temperament gern und leicht an dem Witz der Tafelgenossen. Die Stunden, die ich vor Ludwig Bambergers gastlichem Kamin in der Margarethenstraße mit Theodor Mommsen, Otto Gildemeister und Franz von Stauffenberg zugebracht habe, sind für mich unvergeßlich. In diesem Kreise konnte sich Mommsen völlig gehen lassen, und Sarkasmen, begleitet von einem eigentümlichen trocknen Lachen, würzten reichlich seine Rede. Ludwig Bamberger war ein ähnlich gearteter Geist, und beide Männer verband eine

Digitized by Google

enge Freundschaft. Als Bamberger seinen siebzigsten Geburtstag feiern konnte, widmete ihm Mommsen auf diesen Blättern tief empfundene, ehrende Worte, und wahrhaft ergreifend war der Abschied, den der große Forscher von seinem toten Freunde nahm. Die Leiche war in Bambergers Arbeitszimmer aufgebahrt. Als Mommsen sich erhob, um den Scheidegruß zu sprechen, holte die Uhr auf dem Kamin, die so manche geistreiche Plauderstunde mit ihrem melodischen Ticktack begleitet hatte, aus, um die zehnte Stunde zu schlagen. Es war, als ob die Leidtragenden eindringlich daran erinnert werden sollten, daß die Lebensstunde vollendet sei. Dann sprach Mommsen schlichte Worte rührender Freundschaft mit einer Ergriffenheit, die den Anwesenden Tränen in die Augen trieb; und als er seine Rede vollendet hatte, brach er auf einem Stuhl am Fußende des Sarges zusammen, vergrub das Gesicht in beide Hände und schluchzte. Welch eine Huldigung für Ludwig Bamberger, diese Tränen!

Zu Mommsens siebzigstem Geburtstag hat einst Theodor Gomperz eine meisterliche Charakteristik des großen Gelehrten in der „Nation" gegeben, und die Vielseitigkeit seines Geistes nach einem bekannten Macaulayschen Wort mit dem Rüssel des Elefanten verglichen, der gleich geschickt ist, eine Stecknadel vom Boden aufzulesen und einen Baum des Urwalds zu entwurzeln. Unermeßlich nannte Gomperz in jenem Essay Mommsens Forschertätigkeit. Der Versuch einer annähernd erschöpfenden Aufzählung seiner Werke, so meinte er, würde gar bald an der Ermüdung des Lesers scheitern, während jedes zusammenfassende Urteil fast notwendig auf achselzuckenden Unglauben stoßen müsse. „So genüge denn die Bemerkung, daß Mommsen, selbst was den bloßen Umfang und die Vielseitigkeit seiner Gelehrten-Schriftstellerei betrifft, von keinem seiner Paars in alter und neuer Zeit übertroffen worden ist, nicht von Scaliger oder Casaubonus, nicht von Boeckh oder Salmasius. Kritische Textausgaben einzelner Schriftsteller sowohl als ganze Quellengebiete, zumal der juristischen, Emendationen zu den verschiedensten Autoren, Erörterungen jeder Art von antiquarischen Fragen drängen einander. Heute fesselt der staatssozialistische Versuch des Kaisers Diokletian, die Schaffung eines Preismaximums für alle Warengattungen, morgen die Oertlichkeit der Teutoburger Schlacht seine Aufmerksamkeit. Hier verlangt die halbverkohlte Registratur eines pompejanischen Bankiers, dort eine Sammlung von Gladiatorenmarken oder ein Militärdiplom aus Siebenbürgen Deutung und Herstellung. Einmal liefern Erztafeln, welche das Stadtrecht zweier spanischen Städte enthalten, ein andermal eine den Rechenschaftsbericht des Kaisers Augustus verewigende riesenhafte Steininschrift aus Angora in Kleinasien Stoff zur Betätigung kritischen Scharfsinns und zu weitreichenden historischen Folgerungen. Den geradezu zahllosen Einzelabhandlungen stehen umfassende Bearbeitungen ganzer Disziplinen zur Seite, so neben dem numismatischen Hauptwerk über das „Römische Münzwesen" die „Römische Chronologie" und das zugleich vielbändige und von tiefster Originalität gesättigte „Römische Staatsrecht"."

Das Gebiet dieses Riesenfleißes erscheint so ausgedehnt wie das einstige Römerreich. Ein ungeheures Tatsachenmaterial wurde insbesondere durch die Sammlung lateinischer Inschriften unter Mommsens Führung beschafft, gesichtet, kritisch geordnet. Echtes war vom Unechten zu scheiden, Textlücken zu ergänzen, und daneben handelte es sich darum, auch den geographischen, historischen, antiquarischen Gewinn aus dem neugewonnenen Urmaterial in monographischen Darstellungen auszuschöpfen. Aber der Spürsinn des antiquarischen Entdeckers wurde nie dauernd vom Detail festgehalten. Er gewann stets den Weg zurück zu den Zusammenhängen des Kulturlebens. Er trug die Gelehrsamkeit nicht als eine drückende Last, sondern als eine Waffe im Kampfe der Geister. Der Altertumsforscher erwies sich zugleich als glänzender Geschichtsschreiber. Als vor nahezu einem halben Jahrhundert Mommsens „Römische Geschichte" erschien, wirkte dies modern geschriebene Werk geradezu revolutionär. Alte gelehrte Perrückenstöcke fielen beinahe in Ohnmacht ob dieser „im schlechtesten Zeitungsstil" pessimo actorum diurnorum stilo — geschriebenen Bände. Von den plutarchischen Helden wurde ein Schulstaub von Jahrtausenden abgeklopft, der gefeierte Cicero als ein seichter Schwätzer, der große Pompejus als subalterner Unteroffizier behandelt — wie vertrug sich das mit der antiquarischen Würde! Dieser subjektiven Darstellung gegenüber gerieten die ältesten Vorstellungen ins Wanken. Wo man gewöhnt war, pedantische Trockenheit ihr Wesen treiben zu sehen, stieß man plötzlich auf eine bezaubernde Frische und Ungezwungenheit des Ausdrucks. Hier wurde eine reiche Quelle der Belehrung gleichzeitig zu einer Quelle des Genusses. Mommsen hat die römische Geschichte ganz modern behandelt. Er hatte begriffen, daß die Schatten der Vergangenheit uns nie Rede stehen werden, wenn wir sie nicht mit unserem eigenen Blute tränken. Jahrzehnte hindurch ständiger Sekretär der Akademie der Wissenschaften, trug doch keine seiner literarischen oder rednerischen Kundgebungen den Stempel akademischer Langweiligkeit. Seine Reden zur Begrüßung neuer Akademiemitglieder und seine Gedächtnisreden sind erfüllt von Esprit; mit ihrer Knappheit wahre Kabinettstücke scharfer Charakteristik in der meisterhaften Art der Zeichnung Plutarchs im fünften Bande seiner „Römischen Geschichte".

Der Charlottenburger Antiquar, wie er sich einst in einem Telegramm an den Kaiser nannte, war auch in der allermodernsten Literatur zu Hause wie wenige. Ich besitze noch eine Postkarte aus dem letzten Jahre seines Lebens, in der er mich auf die kürzlich erschienenen Gedichte einer nur bis dahin gänzlich unbekannt gebliebenen jungen Frau aufmerksam machte und die Besprechung derselben in der „Nation" empfahl. Daß er selbst einst mit Theodor Storm den Weg zum lyrischen Parnaß eingeschlagen und Cardaccis Verse ins Deutsche übertragen hatte, daran erinnerte er sich ebenso gern wie an seine Tätigkeit als Zeitungsredakteur.

Die Verbindung mit der Presse hat er niemals ganz verloren, und die „Nation" kann sich rühmen, ihn immer wieder von Zeit zu Zeit dazu verlockt zu haben, pessimo actorum diurnorum stilo sich an der Diskussion brennender Tagesfragen zu beteiligen. In Nr. 11 des ersten Jahrganges, vor fast zwanzig Jahren, legte er eine Lesefrucht auf den Studiertisch des Herrn von Kardorff. Er knüpfte an ein damals gerade in Afrika am Fuße des Auresgebirges in Timgad, der römischen Stadt Thamugadi gefundenes Reglement eines Statthalters von Numidien aus der Zeit des Kaisers Julianus an, um daraus einen Pfeil gegen den Bimetallismus des Herrn von Kardorff zu schnitzen. Mommsen hat unserer Zeitschrift sein Interesse in den sämtlichen zwanzig Jahren ihres Bestehens nie entzogen. Noch vor wenigen Wochen bekundete er es durch die nur zur Veröffentlichung gesandte Notiz über die Echtheit des Silberschatzes von Boscoreale.

Was Mommsen mit unserer Zeitschrift verband, war die Politik. Der Historiker, der dem staatsmännischen Genie Julius Cäsars ein unvergängliches literarisches Denkmal gesetzt hat, konnte an den politischen Ereignissen seiner Zeit nicht stumpf und gleichgültig vorübergehen. Seine subtilen Untersuchungen über das altrömische Strafrecht hatten sein Interesse an den Mängeln unserer Strafrechtspflege nicht erstickt. Er ging nicht unter in der Weisheit der Pandekten. Es ist nicht einmal richtig, daß er als wissenschaftlicher Grandseigneur die Tagespolitik nur von oben herab begönnert hätte. Er ergriff vielmehr sehr entschieden Partei; er wartete auch nicht auf eine ideale politische Partei, der er sich zurechnen würde, wenn sie jemals kommen sollte. Er rechnete sich zu einer jener Parteien, die in der Wirklichkeit und nicht bloß in der Vorstellung existieren. Daß dies unsere Partei, die Partei der Freisinnigen Vereinigung war, darauf durften wir stolz sein. Als ihm der Vorstand des Wahlvereins der Liberalen zum achtzigsten Geburtstag ein Glückwunschschreiben sandte, antwortete Mommsen:

Digitized by Google

Sagen Sie es unserm Verein, wie dankbar ich Ihnen allen bin und bleibe für Ihre freundlichen Worte . . . . . Zum Volksvertreter hat mich Gott nicht geschaffen und nur die Not gemacht, aber ein guter Bürger denke ich gewesen zu sein und zu bleiben. So lassen Sie mich auch ferner einen der Ihrigen sein.

Er ist stets einer der unsrigen geblieben. Er erschien gelegentlich auf unsern Parteitagen, zum letztenmal im Dezember 1902, nachdem der Rechtsbruch des Antrags Kardorff eben erfolgt war. Als die ehrwürdige Erscheinung unsern Sitzungssaal betrat, erhob sich die Versammlung und applaudierte. „Klatschen Sie nicht, meine Herren, es ist jetzt keine Zeit zum Beifallklatschen," rief er in den Saal, und alle verstummten. An jenen Parteiverhandlungen nahm er dann auch rednerisch Anteil und lieh seiner tiefen sittlichen Entrüstung über das im Reichstag durch die Mehrheitsparteien Geschehene Worte von hinreißender Wirkung. Es war keine rasch vorübergehende Empfindung gewesen, die ihn zu dieser demonstrativen Beteiligung an unsern Protesten veranlaßt hatte. Kurz darauf erschien in der „Nation" sein Aufsatz: „Was uns noch retten kann". Eine Kundgebung, die das denkbar größte Aufsehen hervorrief. Es war jener Artikel, der die Frage des Zusammengehens mit der Sozialdemokratie erörterte und den Satz enthielt:

„Dem ebenso falschen wie perfiden Köhlerglauben muß ein Ende gemacht werden, daß die Nation sich teile in Ordnungsparteien und in eine Umsturzpartei, und daß es die erste politische Pflicht der zu jenen sich zählenden Staatsbürger sei, die Millionen der Arbeiterpartei als perhorreszierend zu meiden und als staatsfeindlich zu bekämpfen."

Dieses politische Epigramm hat programmatische Bedeutung erlangt. Unsere politischen Gegner haben Zweifel zu erregen versucht, ob Mommsens damalige Kundgebung eine spontane gewesen sei. Ich bin in der Lage, dafür einen vollgültigen Beweis zu liefern, indem ich einen Brief zum Abdruck bringe, den Mommsen unter dem 7. Dezember 1902 an mich richtete. Ich gebe denselben faksimiliert wieder, da es manchen Leser interessieren wird, die Handschrift des Fünfundachtzigjährigen kennen zu lernen.

THEODOR MOMMSEN
CHARLOTTENBURG
March-Straße 8.

Liebe Freund,

Besonders ist erwünschtig Ihnen meine Ansicht in der Weise zu äußern, daß die [illegible] Gerüchte von Sozialdemokratie, [illegible] der Ihre Zustimmung, Ihre Sympathie, Ihre Anfrage den Abfall und den Verrat gegenüber mit einander stehe? Ich

[illegible] Ihnen [illegible] Ihre Ansicht [illegible] mit der Sozialdemokratie für [illegible]; allerlei Gerüchte [illegible] mich nicht. Dass Sie mich [illegible] Ihrer Ansicht sind und für [illegible]. Meine Meinung [illegible] über alles; [illegible] nicht [illegible] kann [illegible] Sie sind ganz [illegible] werden. Es [illegible] Ihnen Zustimmung [illegible] Ihre Anfrage [illegible] Sympathie [illegible] Ihre Anfrage [illegible] Ihnen [illegible] Ihre Anfrage [illegible] Ihnen [illegible] Ihre Anfrage [illegible] Ihnen

wirkung an der Ausführung dieser Idee war, außer Mommsen für Deutschland, bereits einer der ersten Männer Englands und ein Amerikaner von Weltruf gewonnen. Mommsen sollte beginnen. Er schrieb den Aufruf und derselbe war schon gesetzt, als der Besuch der Burengenerale in Deutschland die Stimmung verdarb und die Verwirklichung der Idee unter den eingetretenen Mißverständnissen unzeitgemäß schien.

Daß Mommsen zu Sarkasmen sehr geneigt war, bezeugen gar manche Anekdoten, aber ungleich vielen anderen großen Männern war er weder eitel noch empfindlich. Einen Widerspruch, der gut motiviert war, vertrug er durchaus. Ich kann hierbei aus eigener Erfahrung sprechen. Im Jahre 1898 nach dem Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges hatte eine große internationale Revue bei einer Anzahl bekannter Männer eine Umfrage gehalten, wie sie zu diesem Kriege ständen. Auch Mommsen hatte sich geäußert. Der deutsche Vertreter der Revue war sehr glücklich über diesen Erwerb, denn Mommsens Aeußerung war so pointiert, daß sie das größte Aufsehen machen mußte. Er zeigte mir den bereits fertiggestellten Korrekturabzug. Ich mußte ihm recht geben, daß es journalistisch betrachtet ein Leckerbissen war, aber die Amerikaner waren damals wenig geneigt, eine vielleicht an sich gerechtfertigte, aber sehr scharfe Kritik ihres Vorgehens gegen Spanien gleichmütig entgegenzunehmen. Aus dem Munde eines von ihnen so verehrten Mannes wie Mommsen würde das Urteil des großen Geschichtsforschers in den Vereinigten Staaten außerordentlich verstimmend gewirkt haben. Ich unternahm es, Mommsen diese Bedenken zu unterbreiten. Er ließ dahingestellt, ob sie berechtigt seien, aber da ich auf Grund der denkbar besten Informationen über die Stimmung in Amerika gehandelt hatte, so erklärte er sich damit einverstanden, daß sein Artikel nicht erschien. Meine Intervention hat er mir niemals nachgetragen.

„Dem rechten Mann liegt das Ideal im Ziel und nicht in den Wegen." Dieses Wort stammt von Theodor Mommsen; ihm hat er nachgelebt. Der Grundsatz schließt den Eigensinn und kleinliche Rechthaberei aus. Ein glühender Patriot, war er stets bereit, auch die Verdienste anderer Völker um die Kultur anzuerkennen. Er glaubte, kein guter Deutscher sein zu können, wenn er sich nicht auch als Weltbürger fühlte. Das wußte man auch außerhalb Deutschlands. So ist denn die Klage um den Toten universell, wie es die Werke des Lebenden waren. Es gibt keine humanistische Arbeitsstätte auf Erden, in der nicht ein Empfinden dafür bestände, daß die Welt um einen großen Mann ärmer ist.

Theodor Barth.

Die Denkwürdigkeiten Albrechts von Stosch.

Nicht nur auf den großen Gebieten der Weltpolitik, des Gewerbfleißes und des Handels schemen wir moderne Deutsche das seit Jahrhunderten Versäumte nachholen zu wollen. Auch die Persönlichkeit als solche, in ihrer Betätigung und ihrem Selbstgefühl hat sich bei uns seit fünfzig Jahren viel kräftiger und bewußter entwickelt, als je seit dem Ende des Reformationszeitalters. Daher die Fülle von Selbstbiographien und Denkwürdigkeiten allerart, von der des einfachen Arbeiters bis zu der des gekrönten Königs, die in charakteristischem Gegensatze zu der Dürftigkeit steht, die sich vorher in der deutschen Memoirenliteratur beträchtlich geltend machte. Der großen Zahl derartiger Schriften aus der jüngsten Periode Deutschlands reihen sich, als bemerkenswertes Glied, die „Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht von Stosch" an, die, zuerst in verschiedenen Nummern der „Deutschen Revue" veröffentlicht, nunmehr in Buchform erschienen sind.*)

Freilich, der Druck von oben, der sich bei der literarischen und wissenschaftlichen Behandlung der neuesten Geschichte so vielfach bemerkbar macht, hat auch auf diese Publikation einen verhängnisvollen Einfluß geübt: sie mußte bei dem Jahre 1872 innehalten, mit der Uebernahme des Marineministeriums durch Stosch, mit dem Augenblick, da er der hervorragendste politische Vertrauensmann des Kronprinzen Friedrich Wilhelm wurde. Die Gegensätze, die sich da zu Bismarck und gelegentlich auch zu Kaiser Wilhelm I. einstellten, dürfen selbst heutzutage noch nicht besprochen werden, gerade den Hauptteil des Bildes, wie der Herausgeber ausdrücklich im Nachwort sagt (S. 274), mußte man somit ausschneiden. Es bietet diese Erscheinung für denjenigen, der sich mit der Geschichte des Kaisers und der Kaiserin Friedrich beschäftigt hat, nichts Ueberraschendes. Die lähmende Furcht, höchsten Ortes anzustoßen, hat zur Folge, daß wichtigstes historisches Material nicht allein dem gegenwärtigen Geschlecht vorenthalten bleibt, sondern wahrscheinlich für immer vernichtet wird.

Auch in dieser ihm aufgedrungenen Beschränkung bietet das Buch viel Bedeutendes und Fesselndes. Wir müssen allerdings hier unterscheiden: die zahlreichen Briefe, die sich der General zur Grundlage für seine Selbstbiographie von seinen Freunden zurückerbeten hatte und darin, mit Ausmerzung alles ihm ungeeignet Dünkenden, aufnahm, besitzen urkundliche Zuverlässigkeit. Der verbindende Text aber, der gelegentlich und meist in weitem zeitlichen Abstand von den Ereignissen niedergeschrieben wurde, steht deshalb unter dem Einfluß subjektiver und augenblicklicher Stimmungen sowie der unvermeidlichen Täuschungen des Gedächtnisses. Hier muß man bisweilen die kritische Sonde mit Nachdruck in Tätigkeit setzen.

Der Eindruck, den die Persönlichkeit des Verfassers auf uns ausübt, ist ein geteilter. Seine hervorragende militärische Begabung, seine ungewöhnliche organisatorische Kraft, die Festigkeit seines Willens und die scharfe Prägung seines klaren Urteils gehen Hand in Hand mit einer, an sich natürlichen, hohen Schätzung seines eigenen Wertes. Das Empfinden ist bei ihm weniger entwickelt als der Verstand: die herzlichen Töne fehlen ihm beinahe ganz, von Hingebung an die ihm Nächststehenden ist ebenso wenig zu spüren, wie von schöner, liebevoller Wärme bei Beurteilung seiner Nebenmenschen, auch derer, die ihm Wohlwollen bewiesen und wesentliche Förderung bereitet haben. Er sieht letzteres lediglich als eine ihm zukommende Gerechtigkeit an. Von dem norddeutschen Wesen besitzt er vorzüglich die Schärfe, den hellen Blick, die Neigung zur Kritik, die Beharrlichkeit — von der Tiefe des Gefühls, die sonst sich häufig unter der oberflächlichen Kühle des Norddeutschen verbirgt, ist ihm wenig gegeben. Deshalb ist er, wie aus seiner eigenen Darstellung hervorgeht, immer hochgeachtet, aber nie beliebt gewesen.

Der streitbare Geist des Kalvinismus waltete in diesem Sprößling einer alten reformierten Pastorenfamilie, die schon dem Großen Kurfürsten seinen Hofprediger gegeben hatte. Albrecht von Stosch hatte von diesen seinen Vorfahren eine aufrichtige Religiosität geerbt, die in seinen jüngeren Jahren sich sogar zu strenger und positiver Kirchlichkeit verdichtete, wie ein Schreiben vom 18. Oktober 1847 (S. 28 f.) deutlich erweist, später nahm sie einen etwas freieren Charakter an, allein der Glaube blieb in ihm lebendig und erschien ihm als der beste Teil des Menschen — er machte das wärmste Gefühl aus, das

*) Hrsg. von Hauptmann a. D. Ulrich v. Stosch (Sohn des Admirals); Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1904.

Digitized by Google

ihn beseelte. Aber dieser Glaube beeinträchtigte nicht das eingehende und dauernde Interesse für Literatur und Wissenschaft, das ihm gleichfalls aus dem Hause geistig hervorragender Pastoren überkommen war. Inmitten angestrengter dienstlicher Tätigkeit studiert er, und zwar immer mit der ihm allerorten eigenen systematischen Vollständigkeit, die Werke der deutschen englischen und französischen Klassiker. Die wichtigsten Erzeugnisse der Tagesschriftsteller lernt er bald nach ihrem Erscheinen kennen. Er schließt sich gern einem so bedeutenden Autor, wie Gustav Freytag, an; aber nicht minder dem ausgezeichneten Rechtslehrer Franz von Holtzendorff. Denn, nach dem Vorbild seines Vaters, schätzt er auch die strenge Wissenschaft und befreundet sich grundsätzlich mit bedeutenden Werken der Jurisprudenz, der Geschichte, ja selbst der Philosophie; inmitten der mühseligen Geschäfte der Verwaltung der Besatzungsarmee in Frankreich findet er Zeit und Lust, Hartmanns „Philosophie des Unbewußten" durchzuarbeiten.

Solche Geistesrichtung erhob ihn von seiner Jugend an hoch über den Gesichtskreis des gewöhnlichen Kommißoffiziers, und die feine Geselligkeit, in die ihn schon die Beziehungen seines mit einflußreichen Familien der Bodenaristokratie verschwägerten Elternhauses einführten, erweiterte noch seine Anschauungen. Er löste sich von der Beschränktheit feudaler und militärischer Standesurteile und verstand die Forderungen der Zeit nach freierer Gestaltung der politischen und sozialen Verhältnisse. Er wünschte und erhoffte die Einigung des großen Vaterlandes. Das war es, was man den „Liberalismus" Stosch's nannte. Allein sein klares und scharfes Denken flößte ihm eine recht ungünstige Meinung von der Verworrenheit und Unsicherheit des damaligen Liberalismus ein, und seine mehr praktische als idealistische Natur sowie sein angeborenes Bedürfnis nach Disziplin und starker Macht von oben her sträubten sich gegen die radikalen Forderungen, die die Fortschrittspartei erhob, auf dem Gebiet des Glaubens wie auf dem der Politik. Er sah in dem Hause Hohenzollern „den Repräsentanten einer göttlichen Ordnung in Europa" (an Gust. Freytag, 5. April 1870). Einem solchen Mann kann man eine extreme, zerstörende Richtung nicht zuschreiben.

Wie stellt sich nun, in der Auffassung Stosch's, dessen Verhältnis zu Bismarck dar? Von seiner grundsätzlichen Gegnerschaft gegen den Reichskanzler, wie dieser sie in seinen „Gedanken und Erinnerungen" annimmt, ist in Wahrheit nicht die Rede. Stosch schätzt, ja bewundert in vollem Maße den Genius des großen Mannes. Allein seine eigene stolze und kräftige Natur und das Bewußtsein seiner persönlichen Verantwortlichkeit als Offizier und Beamter kann sich der erdrückenden Uebermacht nicht unterwerfen, die Bismarck auf jeden, der ihm nähertritt, auszuüben sucht. Daraus ergeben sich immer neue Konflikte, seelische und tatsächliche, die durch Bismarcks Unwahrhaftigkeit, seine Rachsucht, seine lebhafte Einbildungskraft, die überall Feinde und Intriganten sah, noch mehr verschärft werden.

Mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm trat Stosch durch den Major von Normann in Verbindung, bei dessen Wahl zum Sekretär des kronprinzlichen Paares er mitgewirkt haben will (S. 51); den entscheidenden Einfluß, den er sich dabei zuschreibt, hat er allerdings nicht geübt. Seitdem hat der hohe Herr den hervorragenden Offizier immer wieder und immer mehr an sich herangezogen. Man gewinnt den Eindruck, als ob der gütige, zu Vertrauen und Zuneigung von der Natur veranlagte Fürst dem General-Admiral weit größere Freundschaft geschenkt habe, als dieser, in seiner kritischen und kühlen Art, dem Prinzen.

Als Augen- und Ohrenzeuge berichtet Stosch über das Verhältnis des Kronprinzen zu Bismarck, das während der Konfliktszeit ein bis zu häufigen, leidenschaftlichen Ausbrüchen gereiztes, nach dem Königgrätzer Siege ein freundschaftliches war. Während der folgenden vier Jahre arbeiteten beide Männer in gegenseitiger Wertschätzung nach gleichen Zielen hin, oft im Gegensatz zum König, der „die Vergangenheit noch nicht überwunden" hatte". Es wird hier bestätigt und ergänzt, was ich über diese Dinge in meiner Biographie Kaiser Friedrichs und Forckenbecks ausgeführt habe. Die Aufgabe war, Deutschland unter Preußens Führung zu einigen. „Im preußisch-konservativen Fahrwasser sein Ziel zu erreichen, hält Bismarck bei dem antideutschen Partikularismus dieser Partei für unmöglich; im liberaleren Kurs aber glaubt er nicht ohne den Kronprinzen steuern zu können" — schreibt Stosch an Normann den 17. Juli 1866. Zum Deutschtum hat sich die konservative Partei Preußens erst bekehrt, seitdem ohne dieses die schönen Aemter in Heer, Marine und Verwaltung nicht zu erhalten waren. — Später, nach 1870, als Bismarck den Kronprinzen nicht mehr gebrauchte, hat er ihn kaltblütig und unbarmherzig in die Ecke geschoben. Und das glückte ihm leicht.

Denn Wilhelm I. hat weder als König noch als Kaiser seine, wahrscheinlich mehr instinktmäßige als bewußte, Eifersucht auf seinen Sohn und voraussichtlichen Erben verleugnet. Der Ausdruck eines Wunsches von seiten des Kronprinzen oder seiner Gemahlin genügten meist, zumal während der Konfliktszeit, daß gerade das Gegenteil verfügt wurde. Friedrich Wilhelm hingegen erwartete, noch am Vorabende des Krieges mit Oesterreich, von dem herrschenden inner- und außerpolitischen Systeme „den Zusammenbruch des ganzen Gebäudes hohenzollernscher Machtstellung" (S. 66—69). Stosch bringt uns abermals den Beweis, daß der ganze Militärkonflikt der sechziger Jahre durch das Drängen der militärischen Umgebung König Wilhelms auf eine Kraftprobe dem Parlament gegenüber veranlaßt war. Stosch selber forderte allerdings ein starkes stehendes Heer zu genügender Ausbildung der Streitmacht für den Krieg, hielt aber eine dreijährige Dienstzeit für überflüssig zur Ausbildung der Fußtruppen und sogar der fahrenden Artillerie. Er teilte also den Standpunkt der damaligen liberalen Partei des Abgeordnetenhauses, der dann noch unter der jetzigen Regierung tatsächlich über die an Wilhelm I. hartnäckig behaupteten Einrichtungen den Sieg davon getragen hat. Alle einsichtigen Militärs waren derselben Ansicht, wie Stosch, auch der durchaus konservativ gesinnte Kommandierende des vierten Armeekorps, von Schack, der die Aufrechterhaltung der dreijährigen Dienstzeit, anstatt der vom Abgeordnetenhause geforderten zweijährigen, für ein Werk der Kamarilla und zumal des Generaladjutanten von Manteuffel hielt, „der die Puppen ruft und ihnen ihre Rolle in den Mund legt" (28. Sept. 1862, S. 52). Eine Anspielung, deren Bedeutung niemand verkennen wird!

Gegenüber den von nahe beteiligter Seite jüngst unternommenen Versuchen, Edwin von Manteuffels Charakter als rein und tadellos hinzustellen, sei erwähnt, daß Stosch, gerade als er dem General dienstlich sehr nahe getreten war, eine recht ungünstige Meinung von ihm sich bildete: „Mache und Reklamebedürfnis überwiegen in ihm absolut" (S. 268).

Der Krieg des Jahres 1866 spiegelt sich in den Denkwürdigkeiten Stosch's, der in der Umgebung des Kronprinzen eine so wichtige Stellung einnahm, in anziehender und bedeutsamer Weise wieder, zumeist durch Briefe, die am Tage der Ereignisse selbst geschrieben sind. Man sieht da, wie der König nur ganz widerstrebend, mit List und Gewalt, von Bismarck in den Krieg gezogen wurde; wie der Kronprinz, zuerst ein eifriger Gegner des „Bruderkrieges", bei der herannahenden Entscheidung mit echt hohenzollernschem und soldatischem Mute zur Offensive drängt, während sein Vater immer nur von Verteidigung gegen einen österreichischen Angriff hören will. Diese Schwachmütigkeit bleibt dem Könige noch lange: bei Königgrätz glaubt er zunächst an eine furchtbare Niederlage — „das ist ja wie in der Schlacht bei Auerstädt" — und denkt an den Rückzug. Auch nach erfochtenem Siege unterschätzt er durchaus dessen Bedeutung, nennt die Armee seines Sohnes in der Verfolgung des geschlagenen Feindes und rettet diesen so vor der Vernichtung (S. 93). Man wird immer wieder zu der Ueberzeugung genötigt: ohne die genialen Männer, die er sich mit

Digitized by Google

bewundernswertem Takte zu seinen maßgebenden Beratern erkor, hätte Wilhelm I. weder eine große Politik geführt, noch militärische Erfolge davongetragen. Der Kronprinz und Blumenthal waren es, die die Verwerfung des von den Oesterreichern erbetenen kurzen Waffenstillstandes und die endliche Wiederaufnahme des Vormarsches durchsetzten. Ueber den entscheidenden Anteil des Kronprinzen an den Friedensverhandlungen zu Nikolsburg gibt Stosch als Augenzeuge neue Aufschlüsse, die auch zur Feststellung der bisher unsicheren Datierung dienen (S. 104—107).

Es ist nicht angängig, hier die Fülle des Interessanten auch nur anzudeuten, die Stoschs Briefe über den großen Krieg mit Frankreich bieten. Auf die absolute Herrschaft, die Bismarck nach seinen gewaltigen Erfolgen über seinen greisen Monarchen ausübte, und der sich dieser in seiner bescheidenen Anerkennung des überlegenen Willens und Geistes des Kanzlers unterwarf, sowie über die Gesinnung und die Ansichten des Kronprinzen fallen scharfe und charakteristische Lichter, die aus urkundlichen Quellen hervorgehen.

Wir legen das Buch aus der Hand, — nicht gerade mit Zuneigung für den Autor erfüllt, aber mit Hochachtung und seelischer Erregung und mit dem tiefen Bedauern, daß sein Denkmal ein Torso bleiben mußte, dem die wichtigsten Teile fehlen. Auch hier tritt die Tragik in ihr Recht, die alles betroffen hat, was mit Kaiser Friedrich III. im Zusammenhang stand.

M. Philippson.

210 Kilometer.

Eine eisenbahntechnische Skizze.

Der Schnellbahnwagen der „Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft" hat auf der Versuchsstrecke Marienfelde—Zossen bei Berlin am 28. Oktober den Rekord von 210 Kilometern erreicht, nachdem einige Tage vorher der Siemens-Wagen es bis zu 207 Kilometer in der Stunde gebracht hatte. Darob Freude unter den beteiligten Technikern, die das erstrebte Ziel überschritten sahen, Staunen unter dem Publikum über den Wagemut des „Lokomotivführers" und die Tüchtigkeit der Maschinen und Apparate, welche sich doch noch im Versuchsstadium befinden. Allerdings können wir Deutsche darauf stolz sein, endlich auch im Eisenbahnbetrieb eine Leistung aufzuweisen, die alles bisher Dagewesene weit in den Schatten stellt. Wir hatten uns ja schon daran gewöhnt, daß die grundlegenden Neuerungen „Uebern großen Teich" kamen: die eleganten vierachsigen Wagen, mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet, die „Mammuth"-Maschinen, gegen die unsere Maschinen sich als Zwerge ausnehmen, und nicht zum mindesten die gesteigerte Fahrgeschwindigkeit, die in Amerika erreicht sein soll. Zwar haben auch unsere Dampflokomotiven grundlegende Neuerungen aufzuweisen, die betreffen jedoch mehr die innere Konstruktion der Maschine. Die Wiege des Verbundsystems, d. h. der Ausnutzung desselben Dampfes in zwei Dampfzylindern nacheinander, stand in Deutschland, und noch in jüngster Zeit ist mit der Verwendung des überhitzten Dampfes ein guter Schritt vorwärts in der Entwicklung der Dampflokomotive getan.

Ob das Staatsbahnsystem der Einführung grundlegender Neuerungen besonders günstig ist, kann mit Recht bezweifelt werden. Bei uns wird die Eisenbahn als eine zwar unsichere, aber doch als die beste Einnahmequelle des Staates angesehen. Jede Neuerung wird unter dem Gesichtspunkt betrachtet: „Werden auch nicht die Einnahmen durch Einführung der Neuerung verringert?" und da neue Systeme stets bedeutende Entwicklungskosten verursachen, sucht man sich die letzteren zu ersparen. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn die Schnellbahnversuche nicht durch die eigentlich am meisten interessierte Eisenbahnverwaltung, sondern von der „Gesellschaft für elektrische Schnellbahnen" vorgenommen werden, allerdings unter Zustimmung und Kontrolle der Eisenbahnverwaltung als Aufsichtsbehörde; durch Zufall kam es ferner, daß als die geeignetste Gleisanlage nicht eine Strecke der Kgl. preußischen Staatseisenbahn angesehen wurde, sondern die unter der Verwaltung der Militäreisenbahn stehende Strecke Marienfelde—Zossen. Durch dieses Arrangement wurde leider die Frage der Schnellbahnen nur nach der einen Seite hin gelöst: Elektrische Schnellbahnen können mit weit höheren Geschwindigkeiten als jetzt üblich fahren. Ob Dampflokomotiven auch mit einer gesteigerten Geschwindigkeit von etwa 150—160 Kilometern pro Stunde fahren können, bleibt unter diesen Umständen unbeantwortet.

Das Material zu den Versuchen wurde von den beiden größten Elektrizitätsgesellschaften, den Siemens-Schuckertwerken und der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, geliefert; beide Firmen haben im Laufe der drei Versuchsjahre je einen Schnellbahnwagen ausgerüstet, welcher nach den neuesten Erfahrungen gebaut und in den technischen Details so tadellos durchgebildet ist, daß man schon heute beide Wagen als durchaus zweckentsprechend bezeichnen kann. Das Ziel der Versuche war nicht einen Geschwindigkeitsrekord aufzustellen, sondern in wissenschaftlicher Weise die Grundbedingungen experimentell festzustellen, nach denen ein Wagen gebaut sein muß. Es wurde daher als erreichbare Geschwindigkeit 150—160 Kilometer pro Stunde festgesetzt. Daß diese Zahlen so bedeutend überschritten sind, ist dem kühnen Wagemut der leitenden Ingenieure und dem frischen Zug, der alle Teilnehmer beseelt, zuzuschreiben; ob Siemens & Halske oder die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft diesen mehr Zufallserfolg aufweisen, ist ganz untergeordneter Bedeutung. Einige technische Details aber dürften interessieren, soweit sie dazu dienen, den Unterschied zwischen den Dampflokomotiven und elektrischen Schnellbahnen klar zu machen:

1. Es hat sich gezeigt, daß der Unterbau und das Schienenmaterial selbst bei den Strecken mit verstärktem Unterbau nicht genügt, um den erhöhten Beanspruchungen durch den Schnellverkehr zu genügen; es mußte daher eine ziemlich bedeutende Verstärkung des Materials stattfinden. In dankenswerter Weise hatte die Verwaltung der Militäreisenbahn es übernommen, diese Vorarbeiten auszuführen, welche zu einem Gelingen der Versuche wesentlich beigetragen haben. Ebenso ist die Verwendung starker Kurven zu vermeiden, da durch die hohe Zentrifugalkraft des Zuges leicht der Spurkranz über die Schienen gehoben werden kann. Man kann sich mit Recht darüber wundern, daß der kleine Spurkranz an dem Rande von 2.7 Zentimetern Höhe auch bei den hohen Geschwindigkeiten genügt, um ein sicheres Fahren zu erzielen. Die Techniker trauten ihm nicht ganz und ordneten Zwangsschienen an; jedoch scheint diese Vorsicht entbehrlich.

2. Mit Rücksicht auf die Sicherheit des fahrenden Zuges wird es notwendig sein, die Strecke auf mindestens 100 Kilometer vor dem Zuge frei und betriebsbereit zu halten, d. h. die Wegeschranken müssen geschlossen, die Signale gezogen und das zu durchfahrende Gleis frei sein. Da bei einem starken Zugverkehr ein solches Freihalten einer Strecke sehr störend für den sonstigen Verkehr sein wird — z. B. bei der Hamburger Strecke müßte, wenn die Schnellbahn auf den vorhandenen Gleisen verkehren sollte, 1/3 der ganzen Strecke gesperrt werden, — so wird es geboten sein, für den Schnellverkehr einen eigenen Bahnkörper zu schaffen. Dies wird sich auch mit Rücksicht auf die Sicherheit des Bahnbewachungspersonales empfehlen, da für die Zuleitung nach den Versuchen hochgespannter Drehstrom zur Verwendung kommt.

Digitized by Google

3. Die angenommene Spannung von etwa 10,000 Volt empfiehlt sich für Kraftübertragungen auf sehr weite Entfernungen, während im Straßenbahn- und Vorortbetrieb Gleichstrom von 500—700 Volt üblich ist. Der Unterschied ist bei flüchtiger Besichtigung sofort erkennbar: Drehstrom erfordert drei Leitungen, von denen mit drei Bügeln der Strom abgenommen und den Antriebsmotoren nach Transformierung auf eine niedere Spannung zugeführt wird. Bei Gleichstrom genügen statt dessen zwei Leitungen, von denen die eine in der Luft aufgehängt wird, während als zweite Leitung die Schienen benutzt werden. Je höher die Spannung, um so größere Vorsichtsmaßregeln sind für das Bedienungspersonal erforderlich, da bei Drehstrom bereits eine Spannung von 500 Volt lebensgefährlich ist.

4. Die Schnellbahnwagen sind nach Art der D-Wagen gebaut, nur sind sie erheblich länger und besitzen zwei dreiachsige Drehgestelle. Die Antriebsmotore sitzen auf den Achsen der Wagen, sodaß der Personenwagen selbst als Lokomotive dient, genau wie im Straßenbahnverkehr. Im Wagen selbst sind in reichstem Maße alle die Schutzvorrichtungen angebracht, welche das Bedienungspersonal und die Passagiere vor den lebensgefährlich hohen Spannungen schützen.

Bei der Beurteilung der Einführung von Schnellbahnen ist man versucht, eine Rentabilitätsberechnung aufzustellen und dadurch ihre Zweckmäßigkeit zu beweisen oder zu widerlegen. Meines Erachtens ist dieses Vorgehen falsch. So wenig man bei der Einführung der Telegraphie auch nur eine annähernd richtige Schätzung des Depeschenverkehrs haben konnte, der durch diesen Schnellbetrieb sich einbürgerte, so wenig kann man heute den Verkehr auf einer zukünftigen Schnellbahn taxieren. Sicher ist: Erst wenn die Vorteile des Schnellverkehrs im geschäftlichen Leben erkannt sind, wird sich ein genügend starker Verkehr entwickeln; so lange etwa die Schnellbahn auf den Verkehr von Vergnügungsreisenden angewiesen ist, wird sich schwerlich eine Rentabilität ergeben. Am meisten wird die Schnellbahn Berlin—Hamburg diskutiert. Augenblicklich gebraucht man zur Zurücklegung der 288 Kilometer eine Zeit von $3\frac{1}{2}$ Stunden. Durch Einführung des Schnellverkehrs von 150—160 Kilometerstunden würde sich diese Fahrzeit unter der Annahme, daß unterwegs überhaupt nicht gehalten wird, auf ca. 1 Stunde und 45 Minuten ermäßigen. Während man heute nur schwer an einem Tage von Berlin nach Hamburg und zurückfahren kann — es bleiben im günstigsten Falle nach dem Sommerfahrplan ca. 5 Stunden zur Erledigung geschäftlicher Angelegenheiten übrig — könnte man durch den Schnellverkehr schon gegen 9 Uhr morgens in Hamburg sein, dort etwa bis 5 Uhr Geschäfte betreiben, um am Abend bereits in Berlin bureaumäßig die Angelegenheiten zu bearbeiten. Wie weit durch solch eine Möglichkeit der moderne Geschäftsbetrieb beeinflußt werden wird, ist schwer anzugeben.

Doch wie die Berliner Stadtbahn ihre Entstehung nicht dem Bestreben der Eisenbahnverwaltung verdankt, den Berlinern ein erstklassiges Verkehrsinstitut zu schaffen, sondern militärische Gründe in erster Linie den Bau veranlaßten, so könnte auch der Bau der Schnellbahnen durch strategische Rücksichten notwendig werden. Man denke an den ungeheuren Vorteil, wenn etwa bei einem Krieg mit 2 Fronten die Kommandierenden der Ost- und Westarmee in 3 Stunden vom Kriegsschauplatz in Berlin zu einer Konferenz zusammentreffen, die gemeinsamen Aktionen festsetzen und nach wiederum 3 Stunden am Kriegsschauplatz eintreffen können. Im Notfalle wäre es auch möglich, auf diese Weise Truppen und Kriegsmaterial in kürzester Zeit von dem einen Kriegsschauplatz nach dem andern zu befördern. Die Einnahmen durch den Personenverkehr in Friedenszeiten werden dann von der Verwaltung, genau wie bei der Stadtbahn, als angenehme Beigabe empfunden, ohne daß ein Hauptwert darauf gelegt wird.

Gegen den Bau einer elektrischen Schnellbahn sprechen die ganz enormen Kosten, welche solch ein Bau erfordern würde. Man verweise nicht auf die bereits mit Drehstrom betriebene und seit zirka $1\frac{1}{2}$ Jahren in Betrieb befindliche Valtellinabahn und auf die anderen in der Schweiz und Oberitalien bereits fahrenden elektrischen Fernbahnen. Für diese liegen die Verhältnisse wesentlich günstiger. Vorbedingung für den Bau solcher elelektrischen Bahnen ist stets das Vorhandensein einer ausreichenden Wasserkraft, welche die gesamte für den Bahnbetrieb notwendige Energie gewissermaßen umsonst liefert. Dann handelt es sich nur um die Anlagekosten der Krafterzeugung, der Fernleitung und des rollenden Materials, d. h. um einmalige Ausgaben, die durch den Verkehr in kürzerer Zeit amortisiert werden können. Leider verfügt unser deutsches Vaterland nicht über derartige Naturschätze: Wir müssen zur Erzeugung der Energie große Dampfanlagen schaffen, in denen durch Verbrennen der Kohlen die notwendige Energie geschaffen wird. Hierdurch stellen sich die Betriebskosten bei weitem höher, sodaß die Anlagen solcher elektrischen Bahnen sehr viel schwieriger sind.

Wir wollen trotzdem hoffen, daß es mit den Schnellbahnen nicht ebenso gehen möchte, wie mit den elektrischen Straßenbahnen: zuerst werden in Deutschland die entscheidenden Erfindungen und Konstruktionen angegeben, in Amerika, dem Lande der Konkurrenz, werden diese Erfindungen praktisch verwertet, dann überzeugen wir uns in Deutschland von der Zweckmäßigkeit, und erst nach Jahrzehnten gelangen bei uns auch diese Fortschritte zur Anwendung. Möge durch Zusammenarbeiten der beteiligten Staatsverwaltungen und eventuell privater Gesellschaften die Möglichkeit geschaffen werden, das zum Bau notwendige Kapital aufzubringen und vielleicht unter staatlicher Garantie zu verzinsen.

Doch das sind Erwägungen, die wir Techniker gern unseren Kaufleuten und Verwaltungsbeamten überlassen. Wir haben unsere Pflicht und Schuldigkeit getan, mögen diese Schwierigkeiten, welche meines Erachtens kleiner sind als die technischen, in ebenso glänzender Weise gelöst werden.

M. Frauendienst.

Jonas Lie.

1833. 6. November. 1903.

I.

Wie ist der Dichter des norwegischen Heims. Ich habe einmal das Glück gehabt einen Weihnachtsabend in Jonas Lies Hause in Paris zuzubringen. Der Weihnachtsabend ist das Fest der Häuslichkeit. So trug das Fest das Gepräge innigen Heimgefühls, dessen man sich erst recht bewußt wird, wenn man in der Fremde ist. Hier war alles echt norwegisch vom „Weihnachtsbranntwein" bis zum Weihnachtslied. Es war ein Stück Norwegen, obgleich es in der Rue Poisson draußen am Triumphbogen lag.

Der Dichter des norwegischen Heims! — Das kennzeichnet Jonas Lie vor den beiden anderen Dichtern des Dreigestirns, das in unserer Literaturgeschichte seinen Platz gefunden. Ich will nicht behaupten, daß Ibsen und Björnson weniger norwegisch seien als Lie. Aber wenn ein Ausländer wissen will,

Digitized by Google

comment on peut être Norvégien, sollte sich zuerst an Jonas Lie wenden, um Bescheid zu bekommen. Denn Ibsens Menschen sind „mit Himmel und Meer verwandt" und Björnsons sind mit Björnson verwandt. Lies Menschen aber sind zu allererst mit denen verwandt, die uns hier in Norwegen erfreut und geärgert haben. So wie bei Jonas Lie sieht es in Norwegen wochentags aus. Emil Nicolaysen, der seiner Zeit eine Besprechung von der „Familie auf Gilje" geschrieben, erzählt, daß er nach der Lektüre nachts darüber grübelte: wo in aller Welt hast du diesen Hauptmann Jaeger getroffen? So ist es mit allen Lie-Menschen: es ist uns, als hätten wir sie alle irgendwo getroffen; — auf den Straßen der Kleinstädte oder beim Ferienbesuch auf den Gehöften oben in den Tälern. Oder haben wir ihre Züge auf alten Familienporträts gesehen? Genug, wir kennen sie. Jede Miene im Gesicht, jede Bewegung des Körpers, — wir sehen das alles so deutlich, daß wir es — schon früher gesehen haben müssen. Und in den Lie-Büchern finden wir nicht nur die Personen, sondern auch das Leben, das Zusammen, das Durcheinander, wie es sich unter norwegischen Menschen gestaltet. Die Wochentagswirtschaft auf den Höfen, die Wochentagsarbeit auf den Beamten- und Geschäftskontoren. Die Unruhe, wenn man das Haus für Besuche und Gesellschaften zurecht macht; die Erregung und Lebhaftigkeit, den Lärm und die Stimmung bei Bällen und Diners. Und noch mehr: wir sehen, wie sich dies Getriebe in allen Teilnehmern wiederspiegelt. Das, worauf sie sich freuen, das, woran sie sich erfreuen. Ihre Pläne, Hoffnungen, Sorgen. Wem sie zu gefallen suchen und wie sie's machen, um zu gefallen. Und dann wie das alles von den verschiedenen mit verschiedenen Augen angesehen, aufgenommen und beurteilt wird. Das alles sieht Jonas Lie im Augenblick; er gibt uns die volle Wirklichkeit, wie sie im lebendigen Moment hin und her wogt, „das Flüchtige, das das Ewige ist", wie es Nils Kjaer vortrefflich ausdrückt. Und nicht nur die Menschen, auch die Dinge sind da im ewig lebendigen Zusammenspiel der Wirklichkeit. Jonas Lie nimmt auch alle „Geräte" mit, — Fischnetze und Boote in den Nordlandserzählungen, Segel und Taue in den Seemannsgeschichten. Und in den späteren Novellen gibt es gewiß kein Ding, das zur Wirtschaft und Arbeit im Hause gehört, das in der Schilderung nicht mitspielte. Jonas Lie muß alles dabei haben, was zum Mechanismus des Gesamtspiels in der mannigfaltigen Wirklichkeit gehört. Und nicht nur im Reiche der Wirklichkeit. Wenn er einen „Gaufin" schildert — „Finen" nennt man bei uns die Lappländer in den Nordlanden und „Gau" ist der Name ihrer Hexenkünste —, so vergißt er nicht die gelben Gaufliegen und sonstigen Gaugeräte anzubringen, sodaß man nicht nur den Eindruck ihrer Zauberei bekommt, sondern auch deutlich sieht, wie alles zugeht. Eben darin besteht die Kunst Jonas Lies: er sieht jedes einzelne und zugleich das Ganze, und läßt uns jedes einzelne und das Ganze sehen. Dadurch bekommt die Schilderung die sichere Lokalfärbung, in der seine Meisterschaft liegt. Es ist das genaueste Porträt der Wirklichkeit, so wie die Wirklichkeit in Norwegen und unter Norwegern ist und aussieht.

II.

Der Aesthetiker mag vom „sehenden Auge des Dichters" soviel hin- und herreden wie er will; der Psychologe wird immer behaupten, daß eine Kunst der Wirklichkeitsschilderung wie Lies nur einem inneren intensiven Verhältnis zur Wirklichkeit entspringen kann. Und es wurde Jonas Lies Schicksal, daß er zur Literatur kam, als eben die Wirklichkeit ihn mit ihren harten Krallen gepackt hatte.

Jonas Lie ist am 6. November 1833 in Modum unweit des späteren, bekannten südnorwegischen Bades geboren. Fünf Jahre später wurde sein Vater zum Stadtrat in Tromsö ernannt; so hat der Dichter seine Kindheit im Land der Mitternachtsonne verlebt. Da oben sind die Naturverhältnisse riesenhaft, da ist der Winter eine sechsmonatlange Schreckensnacht und der Sommer ein ewig strahlender Tag, an dem alle Kräuter wie ein Wunder aus der Erde emporschießen. Da wogen die seltsamsten Volksschläge durcheinander — die Lappländer auf ihren Skis und mit ihren Rentieren, die Finländer, die Russen, die auf ihren „Lodjen" (russischen Schiffen) ihren Roggen herbringen und an den Sommerabenden in ihrer halb asiatischen Tracht, in langen Talaren und wunderlichen Mützen, haufenweise durch die Straßen der kleinen Stadt wandern. Da hat Lie während der acht Jahre seiner Kindheit Eindrücke empfangen, die ihn zum Dichter gemacht. Aber es dauerte lange Zeit, bis es so weit kam. Er besuchte später das Gymnasium in Bergen und dann die berühmte „Studentenfabrik" des originellen Heltberg, wo er mit Ibsen, Björnson und Vinje zusammen auf der Schulbank saß —, Björnson hat in einem Gedicht, Garborg in seinen „Bauernstudenten" die eigentümliche Schule geschildert. So wurde Lie schließlich Student. Es war die Zeit der Romantik und des Skandinavismus, er wurde mit in die Künstlerkreise gezogen, trieb hin und her, unsicher und im Dunkeln tappend. Doch hatte er rechtzeitig sein juristisches Examen gemacht und sich noch dazu verlobt. Er kam als Rechtsanwalt nach Kongsvinger, verheiratete sich, und seine finanziellen Verbindungen mit der Hauptstadt — vor allen mit A. B. Stabell, dem damaligen Redakteur des „Morgenbladet", gaben bald dem jungen Juristen eine bedeutende Position. Im Glommental befand man sich eben in einer Gründerzeit, und Lies Dichterphantasie riß ihn in Gründungen und Spekulationen hinein. Da griff die Wirklichkeit unsanft ein; sie hieß Zusammenbruch; und mit Lies Stellung und Tätigkeit war es aus. Oekonomisch ruiniert, ohne feste Arbeit, ging er mit seiner Frau, der vortrefflichen Thomasine, und mit seinen Kindern nach der Hauptstadt. Aeußerlich gebrochen, aber innerlich aufrecht, trat er in die Literatur ein. Es schien ein Nothehelf, aber es war der innere Beruf. Und im ewig wogenden Spiel von Reue und gutem Gewissen, von Zweifel und Selbstgefühl — wie er es ein Menschenalter später in „Faste Forland" so ergreifend geschildert — bekam Lies Dichterange sein Sehvermögen. Zwei Jahre hat es gedauert, dann gab er 1870 „Den Hellseher", der ihn mit einem Schritt in unserer Literatur festen Grund fassen ließ. Der Rechtsanwalt Lie war Jonas Lie geworden.

Der Dichter war zu den Erinnerungen und zum Lande seiner Kindheit geflüchtet. Und ein neues Reich der Romantik tat er da oben im hohen Norden auf, inmitten romantischer Natur, in der die Gegensätze ins Kolossale wachsen, mit wundersam einfältigen, praktisch soliden, aber im Innern mystisch veranlagten Menschen, mit Sagen und Aberglauben, mit beinah patriarchalischer, gesellschaftlicher Ordnung, mit altväterlicher Treuherzigkeit. Aber diese Romantik fußte auf einer weiten Wirklichkeit. Der Dichter führte den Leser zur Arbeit am Strande mit Booten und Segeln, in die Gesindestube, wo man am langen Winterabend Sagen und Geschichten raunt. Er zog in die lichten Zimmer des friedlichen Pfarrhofes und zum wilden Sturm draußen in den Scheren. Von der elenden Krankenstube in der Hauptstadt aus zeichnet sich das alles im Jugendglanze: dort oben hat der kranke David Holst sein innigstes Leben gelebt. Diese stille Geschichte von Liebe und Tod wurde zur Verdichtung des ganzen Nordlands; und die Kritik ernannte Lie sofort zum Nordlandsschilderer. Er hatte mit diesem Buch nicht nur seine dichterische Position, sondern auch seine dichterische Etikette bekommen.

Er erhielt ein Stipendium zu der sonderbarsten und vielleicht vernünftigsten Stipendienreise, die je ein norwegischer Verfasser unternommen. Er reiste die ganze Küste entlang bis nach der Stadt seiner Kindheit, nach Tromsö hinauf. Und das Resultat war der „Dreimaster Zukunft". Noch breiter war hier die Schilderung, noch seltsamer und romantischer waren

Digitized by Google

die Gestalten; wir sahen die ganze Welt des Finnenvolkes, ihr Getreibe mit den Rentieren im Sommer fluten auf der See; die Rückfahrt über die Grenze in den „Pulks“ während die Nordlichtkrone über den Schneeflächen leuchtet; ihre mystischen Gesänge und heidnischen Gebräuche. Und unter ihnen hob sich die mächtige Gestalt des alten Finnenweibes, der „silbernen Sara“, hervor. Aber wenn die Bilder im romantischen Glanze leuchteten, waren sie dabei nicht weniger ethnographisch genau, und in der inneren Handlung war keine Spur von Romantik. Er ist nichts weniger als ein romantischer Poesiebeld, dieser Morten Jonsen, der echte Nordländer, schüchtern und verlegen, aber doch klug und im entscheidenden Augenblick sicher und kühn in seinem Handeln. Was ihm den Sieg bringt, ist das ganz Unromantische, daß er arbeiten kann, daß die vier Wände krachen; sicher, unverdrossen, ohne Einhalt. Wie ist sein Ehrgefühl doch ganz praktisch-realistisch, wenn er es nicht wagt, um die Tochter des großen Hauses anzuhalten, aber später, als der Vater Bankrott gemacht, seine Werbung anbringt. Da bekommt er freilich seinen Korb; denn bei aller Liebe will das Mädchen sich ihm gegenüber behaupten. Es ist das Präludium zum späteren Hauptmotiv bei Jonas Lie, das Selbstgefühl des Weibes in der bataille de l'amour.

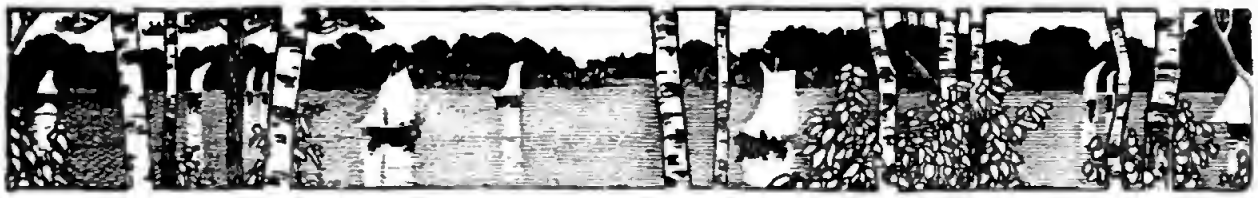
Der Storthing bewilligte Lie eine „Dichtergage“, so wie er Ibsen und Björnson sie bewilligt hatte. Offiziell wurde er ihnen also gleichgestellt, und das Publikum rechnete ihn von nun an als den Dritten im Bunde. Mit dem nächsten Buch erweiterte er sein Dichterreich. Er verließ Nordland und schilderte das Seemannsleben im südlichen Norwegen; — es war das Meisterwerk „Der Lotse und sein Weib“. Wie ist da im Klange alles trefflich geschildert: Arendal, die rührige, selbstgefällige, gesprächige Kleinstadt rund um die Bucht gelegen, und die einfache, reinliche, dürftige Lotsenhütte auf der Schere, wo die Schiffe ein- und ausfahren, wo das Meer da draußen Tat und harte Arbeit, die Stadt da drinnen Verkehr und Vergnügen bedeutet. Hier ist Lies Menschendarstellung in die Tiefe gewachsen. Er hatte früher die Menschen ehrlich und verständnisvoll geschildert, mit diesem Buch aber ward er erst recht der „Dichter des Verständnisses“, wie ihn Garborg in dem schönen Buch über Lie genannt, das er zum sechzigjährigen Geburtstage des Dichters herausgab. Der Lotse Salvo Kristiansen mit dem strammen Zuge um den Mund, der seine Frau liebt, ihr mißtraut, sie tyrannisiert; — er ist einer der lebendigsten Menschen, die es in unserer Literatur gibt. Er begehrt nichts heißer als ihr zu vertrauen, aber er weiß es, er ist nur ein einfacher Seemann, und sie ist einmal mit einem Seeoffizier verlobt gewesen, und wie kann sie dann —? Wie muß sie da nicht —? Wenn der Standesdruck den ehrgeizigen, emporstrebenden Mann niederhält, mißtraut er ihr aus einem instinktiven Rachegefühl, dann kommt die stramme Linie um den Mund; der Blick verdüstert sich, und Frau und Kinder wagen es kaum, sich im Hause zu regen. Vom Wechsel der guten und bösen Tage hängt das Schicksal von Haus und Habe ab. Aus Trotz segelt er seine Brigg auf den Grund, und aus Trotz bestimmt er, daß der Sohn in die Seeoffizierschule soll. Ihm gegenüber steht das prächtige Lotsenweib, gedrückt und doch glücklich; aber in ihrem inneren Widerstand immer sicher; sie führt ihren Krieg gegen den Mann, den sie liebt, und hält nicht ein, bis sie ihr Teil an der Herrschaft errungen hat. Zum erstenmal führt uns Lie hier den stillen Krieg zwischen Mann und Frau innerhalb ihrer vier Wände vor Augen, den er später öfters meisterhaft dargestellt hat. Die Gefühlswelt der Romantik ist hier eine Welt der Wirklichkeit geworden, in der es sich um Herrschaft und Arbeit handelt, doch der primus motor ist das Gefühl im Herzen. Da haben wir den ganzen Jonas Lie; der Konflikt ist bei ihm immer ein Streit der Gefühle, aber das Herzensleben bekommt erst recht seine Bedeutung als Quelle oder Hemmung der gesunden, tüchtigen Arbeit, die den Menschen ihr Glück und ihren Wert verleiht.

Die See war Lie nicht genug; er versuchte in ein paar Romanen das moderne Hauptstadt- und Badeleben zu schildern, allein er hatte damit keinen Erfolg und kehrte wieder zur See zurück („Rutland“ und „Gaapaa!“ — Immer zu!) Doch da war seines Bleibens nicht, denn immer bewegter wurde die Zeit um ihn her; die politischen und sozialen Kämpfe spiegelten sich fast in jedem Buch ab, das die Presse verlassen. Alle möglichen Probleme wurden unter Debatte gesetzt, von den Eisenbahnsystemen bis zur Theorie der Erblichkeit — es war die Zeit des „Neuen Systems“, der „Gespenster“ und der „Arbeiter“. Lie konnte nicht unberührt bleiben, er mußte in die Bewegung hinein, um sich innerlich zu entwickeln. Er schrieb einen Arbeiterroman „Lebenslänglich verurteilt“. Hier war Naturalismus und Humor vereint; sie sind sonst Gegensätze, die sich nicht vertragen wollen. Und die naturalistische Kritik erklärte denn auch schroff, daß hier kein echter Naturalismus sei; allein der Sieg war halb gewonnen, das Buch machte einen starken Eindruck. Vollständig wurde der Sieg, als im Herbst 1883 „Die Familie auf Gilje“ erschien, mit der Lie als Schriftsteller in eine neue Phase eintritt, die seiner Entwicklung den Abschluß gibt.

III.

Lie ist in der Literatur ungefähr das, was in der Mythologie ein Lokalgott ist. Seine Personen sind an gewisse Kreise gebunden, in der äußeren Lebensführung wie in der inneren Denkweise bleiben sie im Bann dieses ihres Kreises. Es ist immer eine in sich abgeschlossene Welt, die er betrachtet, eine Welt, die stets ein wenig abseits vom Wege liegt. Es ist Nordland, es ist die Welt der Seeleute, und von der „Familie auf Gilje“ an kam noch die alte Zeit dazu, das Leben der Beamten, der Offiziere und der Kleinstädter von etwa 1840—70. Der besondere Charme seiner Bücher beruht auf der gegenseitigen Beleuchtung der Personen durch das Milieu und des Milieus durch die Personen. Die ganze Lebensart und Denkweise des Kreises wird in den Menschen des Buches personifiziert, und die Personenschilderung wird interessant, eben weil sie in eine Ferne gerückt wird, die jetzt im Begriff ist der Geschichte anheimzufallen, in die Zeit unserer Eltern und Großeltern. Aber dennoch ist die Wirkung nicht eine historische, sie ist in erster Linie rein menschlich. Wir haben im letzten Dezennium eine Literatur erhalten, die die alte Zeit schildert, namentlich Schriften von Wilhelm Krag — in denen uns die Zeitcharakteristik vornehmlich interessiert. Lies Werke in seiner letzten Periode unterscheiden sich dadurch von denen Krags, daß wir hier ganz von den menschlichen Kämpfen ergriffen werden. Sie stammen aus den 80er Jahren, da die Literatur die großen Fragen des Menschenlebens diskutieren und entscheiden wollte. Lie nimmt in dieser Problem-Literatur seine eigene und feste Sonderstellung ein. Er liebt das Problem, aber er liebt durchaus nicht die Debatte. Das Problem — das ist Menschenleben, das ist das Ringen des Menschen mit dem Schicksal, das ist die bewegende Kraft, das allgemeine Gesetz jedes besonderen Konflikts. Bei der Debatte aber, — da tritt man schon aus dem besonderen Leben heraus. Sie ist ein Räsonnieren über das Menschenleben, nicht das Menschenleben selbst. Schon 1883 war Lie mit dieser Zeitrichtung fertig. „Wir schwatzen Anatomie anstatt Menschen zu geben“, schrieb er kurz und bündig — es war zum Teil gegen die letzten Werke Ibsens und Björnsons gerichtet. Ihrer Natur lag die Problemdebatte nahe, Lies Natur aber fern. Ibsen, der Denker, der radikale Individualist, hatte der Gesellschaft bittere Worte zu sagen, Björnson, der geborene Redner und Agitator, wollte sie reformieren. Lies künstlerische Begabung aber liegt in seinem Auge und in seinem Ohr. Er weiß genau, wie der Doktor Grunth aussieht oder wie der Kommandeur Witt sich geberdet. Jede Bewegung, jeden Tonfall, jede unwillkürliche Interjektion des Gesprächs versteht er nachzubilden, jedes zufällige Hin- und Herwogen des einsamen Sinnens uns vor

Digitized by Google



Augen zu führen. Dabei ist jedoch sein eigener Stil holperig, inkorrekt, beinahe unbeholfen. Er ist eben kein Debattant; darum haben seine Bücher im Stillen gewirkt und keinen Staub aufgewirbelt; nichtsdestoweniger gehören sie zu den Kampfdichtungen der 80er Jahre. Es gereicht dieser Dichtung zum großen Lob, daß sie für die freie Entwicklung des Menschenlebens und gegen jede konventionelle Lüge zum Schwert griff, und Lie ist damals in die Reihen der Freiheitskämpfer getreten und darin geblieben; seine Art zu kämpfen aber war die, daß er zeigte, wie vordem gelitten und gestritten worden, wie gelitten und gestritten werden mußte. Er ließ, wie Herman Bang es glücklich ausdrückt, „der Menschen Schicksale in die Diskussion eintreten".

Es war eine innere Verwandtschaft, die ihn zu den Alte-Zeit-Romanen führte. Zu diesen Beamtenkreisen gehörte seine Familie; es drehte sich alles um Menschen und Dinge, die er selbst in seiner Kindheit und Jugend gesehen hatte oder mit denen ihn eine frische Tradition verband. Er brauchte sie nicht auszugraben, und sie wurden für ihn keine Museumsgegenstände. Das ganze Leben und Treiben weiß er uns in voller Lebhaftigkeit vor Augen zu führen. Wie ergötzt man sich an Schilderungen, wie z. B. der Ankunft der „Weihnachtsfuhre" aus der Hauptstadt in der „Familie auf Gilje". Das Fragen und Erzählen: was dem Diener während der neuntägigen Reise passiert sei, und wen er in der Stadt gesprochen, was er da gesehen! Die Freude der Kinder an den Naschereien, das ordentliche Nachsehen „Ma's", ob alles genau stimme, das Poltern des grimmigen Hauptmanns über die Rechnungen und was sich die Frauen so viel Ueberflüssiges angeschafft haben! Es ist eine Schilderung, die sich zum Kulturbild verhält wie das paysage intime zur Landschaft.

So ist Lies Problemdichtung auch im Stil des paysage intime. Seine Menschen sind nichts weniger als öffentliche Persönlichkeiten; die großen Fragen des Menschenlebens spielen sich alle innerhalb des Heims ab, und sie werden unter Lies Händen Probleme des Familienlebens. Eben darum wird die Schilderung durchaus naiv und gegenständlich; es handelt sich nie um eine „Frage", immer nur um einen Fall, in dem die Frage latent wirkt, und von dem das Schicksal der Personen abhängt. . . .

Ein Dichter, der in dem Maße wie Lie die goldene Gabe der Naivetät besitzt, wird von selbst „der Dichter der Natürlichkeit". Das ist Lie in jeder Fiber seines Seins. Jeder Zwang, jede Konvenienz, jede Ziererei, jedes Vorurteil, jeder Uebergriff ist ihm verhaßt. Der tüchtige und gesund fühlende Mensch ist sein Ideal. Seine Lieblingsgestalten, Männer wie Frauen, sind so einfach und natürlich, so arbeitsfreudig und liebefähig, so „stillos" wie er selbst. Er hat mit gleichem sympathischen Verständnis Jugend wie Alter geschildert; namentlich hat er eine Reihe von Jünglingen und jungen Mädchen gegeben, die so frisch und ungeziert wirken, wie es nur junge Norweger und Norwegerinnen können. Es paßt auf sie nur die ausgetretene Bezeichnung, daß sie aus dem Leben gegriffen sind. Aber auch in den Greis weiß er sich hineinzuleben; vortrefflich ist z. B. im „Großvater" die Gestalt des alten Seeoffiziers, der zusehen muß, wie alles im Hause des Sohnes schief geht, und doch nicht einzugreifen, dem Sohne die Augen zu öffnen wagt, damit nicht alles noch ärger werde, wenn das glückliche Band von den Augen gefallen.

Bei aller Wirklichkeitsliebe aber hat Lie einen romantischen Zug. Er liebt den Mann, der über die Grenzen hinausstrebt; er beurteilt ihn nicht nach dem, was er leistet, sondern nach dem, was er in seiner Seele trägt. Gefters hat er die verkommenen Genies in ihrem traurigen Zwittersein mit warmer Sympathie geschildert. Und er liebt die feinfühligen Menschen, deren Seele und Gewissen so fein organisiert sind, daß sie in dieser rauhen Welt des Strebens und der Kämpfe zu Grunde gehen. Genial geschildert vor allem ist da der „neue" Geschäftsmann Johnston aus aller, seiner Familie, den das Glück mit der Assekuranz des schon gescheiterten Schiffes tötet, weil er an der eigenen Redlichkeit zu zweifeln begann. („Böse Gewalten"). Diese Vorliebe für den Romantiker, der sich an der wirklichen Welt stößt, bringt gerade die volle Wirklichkeitstreue mit all ihren Kräften und Bestrebungen, all ihrer Beschränktheit und Rührigkeit zur Erscheinung. Bei Jonas Lie sind das romantische Gemüt und das realistische Auge Kräfte, die in harmonischer Gegenwirkung stehen. Die Menschenschilderung tritt hervor, die Tendenz macht sich nur durch sie geltend, aber es ist die ethische Tendenz, die uns sehen macht. Sie hat die Menschen und die menschlichen Zustände mit dem Gewissen herausgefühlt.

Doch Jonas Lie gehört nicht zu den schlechten Tendenzdichtern, die nicht an dem Menschlichen der Gegenpartei teilnehmen wollen. Ueberall verweilt er mit Liebe, wenn er etwas Ursprüngliches entdeckt. Wie trefflich ist z. B. der Hauptmann Jaeger, der alte Haustyrann in der „Familie auf Gilje" gestaltet. Jeder Strich in der Schilderung, es sei im Guten oder im Bösen, erzählt von der Freude des Künstlers am Ausmalen. Und vor allem, wie steht in den „Bösen Gewalten" der Direktor Bratt in seiner brutalen Kraft, in seiner Herrschsucht und Ueberlegenheit, in seinem Wirken-Wollen und Wirken-Können uns leibhaftig vor Augen. Es ist eine der Prachtgestalten, bei denen man fühlt, daß selbst bei der engherzigsten Kleinlichkeit der geborene Herrscher dahinter steckt — toujours le roi! Es läßt sich begreifen, daß das Buch einem inneren Ringen mit der mächtigsten Persönlichkeit Norwegens entsprungen ist. Aber Lies sicher arbeitende Phantasie hat dieselbe vollständig im gegebenen, kleinstädtischen Milieu festgehalten: dieser Gewaltherrscher ist durch und durch ein Kleinstädter. Jonas Lie versteht nämlich bis zur Meisterschaft seine persönlichen Eindrücke wie seine persönlichen Anschauungen in den Kreis seiner Dichtung zu transponieren.

Darum decken sich in so merkwürdiger Weise bei ihm die Umrisse der künstlerischen und ethischen Tendenzen. Er ist Romantiker genug, um die Welt, die er schildert, in Bewegung setzen zu können, das weithin reichende Streben läßt die enge, alltägliche Wirklichkeit scharf hervortreten. Er ist künstlerischer Realist genug, um für sein romantisches Grundmotiv die starre Wirkung des Tatsächlichen beim Leser zu erzielen. Er ist objektiver Künstler genug, um allen Charakteren des Gesamtspiels feste Umrisse zu geben, und er ist ein Impressionist, der immer im lebendigen Augenblick verweilt. So hat er seine Landsleute porträtiert, wie sie im tiefen Grunde ihrer Natur organisiert sind. Er hat die Art und Weise geschildert, in der sie denken und fühlen, in der ihre Natur unwillkürlich gegen alles, kleines wie großes, reagiert. Und dabei tritt als Schlußresultat eines jeden Buches Lies eigene Persönlichkeit hervor, und in seiner eigenen Natur gibt er das Beste, Gesundeste, Frischeste vom Leben und Streben des norwegischen Volkes.

Bergen (Norwegen). Just Bing.

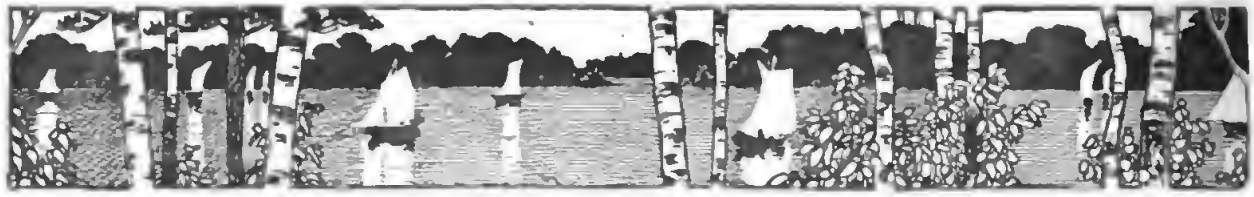
Aus dem Lande der Phäaken.

II.

Zwei Punkte in der herrlichen Umgebung Korfus sind es vor allem, die die Aufmerksamkeit des Fremden in Anspruch nehmen. Der eine von ihnen erregt in der Tat auch das meiste Interesse, dagegen haben für den andern nicht alle Auge und Sinn. Und doch ist auch dieser Punkt so einzig, so schön und so merkwürdig, daß man wirklich sehr weit reisen muß, um etwas Aehnliches zu finden.

Alle, die in ihrer Jugend auf der Schule den Homer gelesen haben, werden sicher in Korfu den Hafen des Alkinoos

Digitized by Google



suchen. Der erste Spaziergang ist denn auch in der Tat, sei es zu Fuß, zu Wagen oder mit einem Segelboot vom Hafen um die Zitadelle herum an der Villa Reale mit ihrem herrlichen Park und an den Trümmern eines alten Asklepiostempels vorüber bis zur alten Bai von Kardakio, an die sich jener längst versandete Hafen von Kalikiopulo anschließt. Vor dem einen Eingang zu diesem Hafen erhebt sich steil aus dem Meere ganz plötzlich eine Klippe, die den Eingang zu sperren scheint. Es ist ein harter Fels, von Zypressen, Orangen, Quitten und Oliven umgeben. „Pontikonisi!" ruft der Führer, das heißt die Mäuseinsel, und wir erinnern uns sofort an die Erzählung von dem versteinerten Schiff des Odysseus, als welches die Sage dieses Inselchen ausgibt:

„Da nahte sich Poseidon,
Schlug es mit flacher Hand und siehe, plötzlich versteinert
Wurzeln es fest am Boden des Meeres. Drauf ging er von dannen."

Wenn man anstatt zu Schiff den Weg zu Fuß zurücklegt so gelangt man hinter der Villa Reale zum Abhang eines Hügels, wo der berühmte Aussichtspunkt „Kanoni" sich befindet, der einen herrlichen Blick auf das schroff aus dem Meer steigende große Felseneiland und die schön geschwungenen Linien der dahinter sich erhebenden Berge gewährt. Weniger schön ist der Abstieg über Stein und Geröll. Unten erwartet uns schon der Fährmann mit langem, weißem Barte, der wohl an antike Vorbilder gemahnt, und in wenigen Minuten befinden wir uns auf der Insel. Auf dem obersten Gipfel steht ein Kirchlein. Warsberg nennt diesen Gipfel den versteinerten Mast des phäakischen Schiffes. Die ganze Klippe, nach dem höchsten Berge der Insel Pantokrater genannt, hat etwa dreißig Fuß Höhe und sechshundert Umfang; sie ist terrassenförmig aufgebaut. Rosen und Zypressen, Lorbeer und Myrthe, Agave und Cactus umgeben die ganze Insel und die Zypressen bilden auf ihr einen langen Gang. Auf dem Außenwege zum Kirchlein finden wir griechische und italienische Inschriften, die an fürstliche Besuche erinnern sollen. Zwei erregen unser besonderes Interesse. Die eine für den verstorbenen Kronprinzen Rudolf von Oesterreich, die andere für seine kaiserliche Mutter. Diese Inschrift lautet: „Elisabeth von Oesterreich ruhte hier; für sie hauchten die Lüfte milder, und gern bewahrt diese Klippe, die ihr Blumen bot, die Erinnerung an sie." Das war im Jahre 1861. Wehmütige Erinnerungen steigen auf. Die Einsamkeit des Ortes, die wundervolle Luft, das Blühen und Duften ringsherum, das Rauschen des Meeres, alles vereinigt sich zu einer poetischen Stimmung von seltenem Zauber.

Das Kirchlein auf diesem Eiland ist nur sehr klein, es ist vor fünfhundert Jahren hier erbaut worden. Zwei Mönche hausen in dem kleinen Kloster nebenan, wie der Reiseführer berichtet, allein wir haben keinen gesehen und deshalb auch die Flasche Wein gespart, für die man zum Besten der Kirche angeblich zwei bis drei Drachmen zu geben hat. Warum dieses Eiland die Mäuseinsel heißt, weiß ich nicht. Die Fremden, die hierher kommen, fragen wohl auch den Fährmann oder Mönch vergeblich darnach; beide, der Fährmann und der Mönch, haben sicher keine Ahnung von dem versteinerten Schiff des Odysseus, das dort fest im Meere wurzelt.

Auch davon haben sie keine Ahnung, daß ein anderer Zauberer und Poet, wenn auch nicht in Worten, so doch in Farben dieses Pontikonisi zum Vorbilde eines seiner berühmtesten Gemälde gemacht hat. Sein Name ist Arnold Böcklin, der in seiner „Toteninsel" genau so, wie es vor uns sich erhebt, Pontikonisi wiederholt verewigt hat als die wundervollste Elegie auf die sterbende Antike. Wenn man Böcklin nachsagt, daß er die intimsten Regungen der Natur genau kennt und beobachtet, so lernt man seine volle Bedeutung erst dann wirklich kennen, wenn man die landschaftliche Szenerie gesehen hat, die er uns in dieser Insel in so kraftvoller Weise vorführt. Ohne Zweifel hat Böcklin an dieser Mäuseinsel, die Poseidon mit dem Dreizack in den Meeresgrund festgewurzelt hat, sich begeistert; selbst die aufgereihten Steine am Ufer sind auf seinem Bilde zu sehen.

Derselbe Fährmann, der uns hierher geleitet, führt uns auf dem Rückwege zu einem zweiten Inselchen, das noch kleiner ist als das erste, und das, wenn ich nicht irre, gar keinen Namen hat. Es ist wohl nur eine abgerissene Klippe, die zu dem bergigen Uferland gehört. Auch hier ist eine kleine Kirche der heiligen Maria gewidmet, zu deren Bau manche Tempelreste des alten Korkyra verwendet wurden. In diesem kleinen Kloster soll nun wieder eine Nonne hausen. Aber ich habe weder hier die Nonne, noch drüben die Mönche zu Gesicht bekommen. Sie war freilich schon alt, als Gregorovius hier war. So schloß sich die Erinnerung an ein zweites Sestos und Abydos für ihn von selbst aus. Die Sage von Hero und Leander kann aber allerdings auch hier gespielt haben, denn so märchenhaft ist alles da, wo Meereswellen die Eilande innig umflüstern.

Ein kurzer Weg führt, nachdem der Fährmann etwas ungeduldig uns aus dem poetischen Traum geweckt, vom Ufer nach dem im üppigsten Pflanzenwuchs prangenden Gasturi mit seinen malerischen weißen Häusern und seinen Olivenbäumen. Was wir hier erwartet, finden wir allerdings nicht, denn unser Reiseführer behauptet, daß sich hier „bewährtem Urteil" nach, die Formen des altklassischen Menschenschlages am reinsten bewahrt haben sollen. In Korfu erzählt man sich ebenfalls, daß die Frauen Gasturis die schönsten der Insel seien. Ich habe ihrer viele die Felsengassen auf- und absteigen gesehen, aber leider keine gefunden, die etwa altgriechische Formen verraten oder gezeigt hätte. Eine Nausikaa, die unten am Strande die Wäsche trocknete, habe ich allerdings getroffen, aber es wäre mir lieber gewesen, wenn ich ihr nicht begegnet und so das poetische Bild ungetrübt bewahrt hätte.

Ueber Gasturi gelangt man an einem kleinen Restaurant, das sich kühn Bella Vista nennt, vorbei zu dem Orte, der Korfu in den letzten Jahren am meisten berühmt gemacht hat, nämlich zu der Villa Achilleion der unglücklichen Kaiserin Elisabeth von Oesterreich. Wer mit der Vorstellung einer modernen Villa hinkommt, der wird angenehm enttäuscht sein. Es ist viel eher ein Schloß oder, wie es im Reiseführer zutreffend heißt, ein moderner Palast im Geiste der hellenischen Antike. Ueber das Achilleion ist schon sehr viel geschrieben worden, und ich kann es mir ersparen, nochmals eine Schilderung aller Herrlichkeiten zu geben, die dort zu sehen sind. Der Rundblick von der Terrasse auf Korfu, die albanesische Küste, das Pindusgebirge und die akrokeraunischen Berge ist unvergleichlich schön. Man braucht wirklich kein Poet zu sein, um hier dichterisch gestimmt zu werden; auch dem prosaischsten Touristen kann das all diesen Herrlichkeiten gegenüber leicht passieren, wenn man durch das breite Gittertor aus gegossenem Eisen, von reich durchbrochener Arbeit, eingetreten ist. Das Schloß ist auch heute noch zu besichtigen. Ein freundlicher, österreichischer Beamter führt die Fremden gern durch Säle und Gärten, doch wird unser Blick vor allem gefesselt durch den sterbenden Achilles unseres Ernst Herter, der dem Feenschloß seinen Namen verliehen.

Und nun eilen wir, wie es sich von selbst versteht, zum Heine-Denkmal. Wir müssen den ganzen Berg hinuntergehen, über die doppelte Marmortreppe bis zum Meere fast. Wie ein offener, runder, antiker Tempel erhebt es sich vor unsern Augen. Weiße Säulen tragen seine Kuppel, darauf steht eine goldene geflügelte Nike, die einen Lorbeerkranz hält. Unter der Kuppel aber befindet sich das Marmorbild von Heine, das der bekannte dänische Bildhauer L. Hasselriis ausgeführt hat.

Der Dichter ist sitzend dargestellt, den Kopf sinnend auf die rechte Hand gestützt, während ihm aus der ruhenden Linken ein Blatt Papier entgleitet, darauf die Klage zu lesen:

Digitized by Google

Was will die einsame Träne?
Sie trübt mir ja den Blick.
Sie blieb aus alten Zeiten
In meinem Auge zurück.

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Du alte, einsame Träne,
Zerfließe jetzunder auch.

Dies Lied ist auf Wunsch der Kaiserin in den Marmor eingemeißelt worden. Und wer nicht lange nach Erklärungen sucht, wird auch hierin den Grund finden für die Vorliebe der Kaiserin für den Dichter.

Heine war der Dichter des Meeres; er liebte das Meer wie seine Seele, und es war ein unvergleichlich sinniger Gedanke, auf hohem Fels, weitausschauend über das tiefblaue Meer, sein Standbild zu errichten.

Reicher Segen war mit der Kaiserin über das arme weiße Bergdorf von Gasturi gekommen. Das ist nun alles vorbei, der Segen und die Schönheit; nur das Achilleion steht und kündet von vergangener Pracht. Es lugt noch aus der herrlichen Naturumgebung hervor, wenn man Korfu verläßt. Es prägt sich tief in unsere Erinnerung ein, und es ist der schönste Abschied, den wir von dem Lande der Phäaken nehmen können, wenn wir die Erinnerung an den Marmorpalast, an das säulengetragene Dach, an die Marmorbilder, an die unglückliche Frau, die all diese Herrlichkeiten hervorgezaubert und dann verlassen mußte, und an die großen Dichter, die dieses Meer besungen, immer wieder in uns hervorrufen, während unser Schiff seine silbernen Furchen durch die ewigen Wogen zieht. Auch noch in der Dämmerung des Abends, auf der Weltwasserstraße nach Brindisi, da der Vollmond sein bleiches Licht über die unendliche Flut ausgießt und Korfu immer mehr zurückweicht, zieht die Fülle der Gestalten und Eindrücke immer wieder an unserm geistigen Auge vorüber, die das Land, die Insel und die Stadt der Phäaken in ihrer unvergleichlichen Schönheit dargeboten haben.

Gustav Karpeles.

Theater.

Deutsches Theater: „Rose Bernd". Schauspiel in 5 Akten von Gerhart Hauptmann. — Kleines Theater: „Elektra". Ein Trauerspiel nach Sophokles von Hugo von Hofmannsthal.*)

Kritik üben heißt in gewissem Sinne immer bei dem Weib von Endor einkehren, die Vergangenheit heraufbeschwören und sie um Rat befragen. Denn das ist im Grunde die einzige unwiderlegbare Kritik, die die Zeit übt, da sie das Tote zu dem Toten wirft. Die Ueberlebenden haben uns Rede zu stehen. Und da ich kürzlich wieder einmal Balzac gelesen, war mir als hätte er wirklich Antwort auf die Frage nach dem Geheimnis des Lebens. Seine Antwort ist keine andere als die der anderen; sie klingt nur deutlicher, weil er uns zeitlich näher steht.

Wie vieles erscheint selbst in Balzacs Romanen heute veraltet! In manchen Zügen macht sich das Konventionelle, in anderen etwas beinahe Sentimentales geltend. Vielleicht haben wir seither gelernt, klarer und schärfer zu sehen, vielleicht war die Empfindungsweise damals wirklich eine andere als heute. Aber eines ist es, das in diesem Balzac immer wieder packt und ergreift und emporträgt: wie Riesenschatten vom Abendhimmel heben sich die Gestalten, die er geschaffen, ab. Sie wachsen über ihre Umgebung hinaus. Im Handeln oder Leiden wirken sie gleichmäßig groß. Und in dieser Größe seiner Gestalten scheint mir seine und alle Lebenskraft zu ruhn.

Und heute? Uns ist die Größe zu einem Ammenmärchen geworden.

* * *

Einmal ist es Gerhart Hauptmann gelungen, und das war in „Fuhrmann Henschel", seine Gestalten groß erscheinen zu lassen. Es war, als wäre der Naturalist zum Mystiker geworden. Das Gefühl der Schicksalsfügung stellte sich ein. Ein Unfaßbares und Unbegreifliches machte sich geltend. Aus Schuld und Schicksal wob es sich zusammen, und, indem es diesen Mann zermalmte, machte es ihn groß.

Auch in Hauptmanns neuem Drama „Rose Bernd" besteht eine Verbindung von Schuld und Schicksal. Aber es ist nichts Unbegreifliches darin; im Gegenteil. Ganz logisch ist sie konstruiert und höchst folgerichtig; wie zwei Räder einer Uhr greifen beide ineinander.

Rose Bernd hat, trotzdem sie einem ehrlichen und braven, freilich auch bigotten Mann versprochen ist, sich dem Gutsbesitzer Flamm zu eigen gegeben; sie trägt ein Kind von ihm unter dem Herzen. Sie betrügt ihren Bräutigam, damit ladet sie Schuld auf sich. Zugleich aber gewinnt ein Schurke, der Maschinist Streckmann, dadurch Gewalt über sie, daß er Zeuge ihres Fehltritts geworden; das ist Schicksalsfügung. Fände Rose Bernd innerlich die Kraft, ihrem Verlobten und ihrem Vater die Wahrheit zu gestehen, so wäre der Bann gebrochen; aber diese Kraft fehlt ihr. Mit ihrer tiefsten Erniedrigung erkauft sie das Schweigen Streckmanns, und damit greifen Schuld und Schicksal noch fester ineinander. Streckmann hält sein Versprechen nicht, er setzt dem Mädchen und ihren Angehörigen mit häßlichen Andeutungen zu, es kommt zu einer Schlägerei, bei der er dem Bräutigam ein Auge ausschlägt, und nun strengt der Vater eine Beleidigungsklage gegen ihn an. Wieder hat das Schicksal Rose Bernd vor die gleiche Frage gestellt: die Wahrheit bekennen oder neue Schuld auf sich laden. Und wieder fehlt ihr die Kraft zur Wahrheit. Sie leistet vor dem Richter einen Meineid, sie streitet jedes unerlaubte Verhältnis zu Flamm wie zu Streckmann ab. Und damit ist sie ihrem Schicksal verfallen. Die Furcht vor der Meineidstrafe treibt sie dazu, ihr eben heimlich geborenes Kind zu töten. — Das ist das Drama von Rose Bernd, der Kindesmörderin. Ich kann mir nichts vorstellen, das folgerichtiger wäre.

Im Gegensatz zu Rose Bernd ersteht eine andere Gestalt des Dramas, die gelähmte Frau des Gutsbesitzers Flamm, dieselbe, die von ihr hintergangen ist. Nur ein Kind hat sie ihr eigen nennen dürfen, und dieses eine ist gestorben. Aber in ihrem Empfinden ist sie ganz Mutter geblieben. Wie eine Mutter nimmt sie sich der Verirrten an, auch dann noch, als sie erfahren, daß das Mädchen in ihre eigenen Frauenrechte eingegriffen. Sie ist es, die in ihrer weichen, klugen Art das Mutterempfinden und das Gefühl für Mutterpflichten in derselben Rose Bernd weckt, die bestimmt ist, ihr Kind zu töten. Das ist ein Höhepunkt des Dramas. Und andererseits: die Furcht, ihrem Verlobten ihren Fehltritt eingestehen zu müssen, trieb Rose Bernd tiefer und tiefer in die Schuld. Nun wohl, dieser Verlobte findet, freilich als es zu spät ist, in seiner Frömmigkeit, die eben doch mehr ist als Frömmelei, die Kraft, ihr zu verzeihen. Er will sich ihrer annehmen, mit ihr in die Ferne ziehen, will ganz ihr leben. Man sieht es: scharf gezeichnete Gegensätze bedingen die Struktur des Dramas. Ich sage keineswegs, daß sie logisch erklügelt seien. Hauptmann hat es verstanden, dem allen warme Lebensfarbe zu geben. Seine Gestaltungskraft tritt in seinem neuen Drama prachtvoll kräftig zutage. Ich weise nur darauf hin, daß die Rechnung stimmt. Nirgends ergibt sich ein Rest. Und da ich

*) Beide Dramen sind in geschmackvoller Ausstattung im Verlag von S. Fischer, Berlin erschienen.

Digitized by Google

allerdings der Meinung bin, daß das „Irrationelle" kein notwendiger Bestandteil aller groß wirkenden Kunst, stimmt sie mir zu sehr.

„Das Mädel . . . was muß die gelitten han", das sind die Schlußworte des Dramas. Zum großen Teil ist es in ihnen erschöpft. Mit wirklicher Meisterschaft hat Hauptmann diesmal die naturalistische Technik gehandhabt, in dieser Hinsicht bezeichnet sein neues Drama entschiedenen Fortschritt über seine früheren Werke. Diese Technik aber geht in ihrer Eigenart darauf aus, äußere Lebensausschnitte möglichst wirklichkeitstreu zu geben. Sie fragt nichts nach der inneren Linie. Die seelischen Vorgänge kommen für sie überhaupt nur soweit in Betracht, als sie sich äußerlich geltend machen. Jeder echt naturalistische Dichter, der diesen Stoff behandelt hätte, mußte Rose Bernd an den drei entscheidenden Wendepunkten ihres Geschicks im Kampfe mit sich selbst vorführen. Wie sie nicht die Kraft findet, ihrem Bräutigam die Wahrheit zu gestehen und dadurch Streckmann anheimfällt; wie sie sich verführen läßt, den Meineid zu leisten; wie die Furcht vor der Strafe sie dahin treibt, ihr Kind zu morden. Diese drei innerlich tragenden Szenen fehlen bei Hauptmann ganz. Dreimal findet man statt dessen Rose Bernd wieder, nachdem die Entscheidungen gefallen. Jedesmal trägt sie den Stempel des inzwischen Geschehenen auf der Stirn. Mit sicherer psychologischer Kunst hat Hauptmann das namentlich im vierten und fünften Akt gestaltet. Man sieht Rose Bernd wieder am Rollstuhl der gelähmten Frau, und sie ist wie verwandelt, wie ausgetauscht — sie hat den Meineid geschworen. Rose Bernd steht ihrem Vater und ihrem Bräutigam gegenüber, und sie ist bis zum Wahnsinn entstellt — sie hat ihr Kind gemordet. So sicher ist diese Psychologie, daß der Zuschauer sich überzeugt, wie die Tat hat innerlich zustande kommen können, daß ihm in allem Wandel die Einheit der Persönlichkeit vor Augen tritt, daß er aus den Stationen, wo er weilt, den Weg der Unglücklichen zu überblicken wähnt.

„Das Mädel . . . was muß die gelitten han"; der letzte Eindruck des Dramas ist damit wirklich erschöpft. Leiden sah man sie kaum. Aber gerade darum, weil ihr Leid keine Worte fand, wirkt es so schauerlich. Grausamer als die grausamste Wirklichkeit ist die Phantasie, und ihr bleibt es überlassen, das Bild dieser Qualen selbsttätig zu schaffen. Daher das Marternde in Hauptmanns neuem Drama. Diese Rose Bernd ist wie ein Tier, das, den Strick um den Hals, zur Schlachtbank geführt wird. Sie kann, scheint es, sich nicht zur Wehr setzen; sie findet, scheint es, keinen Laut für ihre Qual. Sie ist das Bild des Menschen in seiner tiefsten Ohnmacht, und selten sind Leiden so peinigend geschildert worden. Ich frage mich nur, ob das der Zweck des Dramas.

Viel wichtiger aber dünkt mich ein anderes: die Folge dieser Technik ist es, daß die Menschen hilflos und gefesselt erscheinen. Kein Wunder! Man sieht nur die Rose Bernd, die ihrem Schicksal entgegengeführt wird. Mit jedem Akt ist die Schlinge ihr fester um den Hals gelegt. Die Kämpfende, mit sich Ringende sah man nie. Was geschehen, ist geschehen, und sie trägt die Folgen. Ganz unfrei erscheint sie so, ganz willenlos, ganz — klein. Es fehlt ihr jede Spur von Größe, weil man den inneren Kampf nicht sieht. Denn nur im Kampfe offenbart sich Größe; sie ist auch dann darin, wenn er zur Niederlage führt.

Ich gestehe: nie ist mir das Unzulängliche der naturalistischen Technik so zwingend vor Augen getreten wie hier, da Hauptmann sie mit sicherem Können gemeistert hat. Die Augenblickswirkung ist stark, aber sie hält nicht stand. Hauptmanns Gestaltungskraft überzeugt, aber seine Menschen gewinnen nicht Macht über die Seele. Man sieht Elende, die unter Lasten zusammenbrechen. Man verschenkt seine Anteilnahme, nichts zwingt dazu.

* * *

Nicht der Kothurn war es, der die Gestalten der antiken Tragödie groß erscheinen ließ. Groß sind sie in der Einfalt ihres Empfindens, in der Charakterfestigkeit ihres Wesens, im Ueberflutenden ihrer Leidenschaft. Es läßt sich an ihnen nicht deuten und mit ihnen nicht rechten, so wenig wie mit Naturgewalten. Es war Gottesdienst in der Art, wie Sophokles seine Menschen schuf.

Die „Elektra" des Sophokles hat Hugo von Hofmannsthal jetzt in seiner Weise umgedichtet.

Von einer sehr logischen, psychologischen Ueberlegung geht Hofmannsthal aus. Wie eine niedere Magd wurde Elektra von Klytämnestra und Aegisth, die ihr mißtrauten, gehalten. Mit Einkerkerung drohte man ihr, an Schlägen fehlte es nicht. So wenig wie ihrer Schwester Chrysothemis wurde ihr ein Gatte gegeben. Sie welkte dahin. Und ihre ganze Seele war erfüllt von dem einen Gedanken, den Vater an der Mutter zu rächen. All ihr Empfinden gehörte dem Gemordeten.

Wie muß sich ein junges Weib, so alles Lichtes beraubt, entwickeln? fragt der moderne Psychologe. Sie wird tückisch und grausam werden. Zu einem ohnmächtigen Dämon wächst sie auf. Sie wird einer Schlange gleichen, bereit, jedem, der des Weges kommt, in die Ferse zu stechen. Was an Leidenschaft in ihr ist, wandelt sich in Haß. Hofmannsthals Elektra sagt es selbst, daß ihre Seele eine Wunde sei, ein Brand, ein Eiter und eine Flamme. Perverse Triebe ersetzen die um ihr Recht betrogene Sinnlichkeit. Sie haßt die Mutter, darum sieht Elektra sie in ihren ehebrecherischen Umarmungen immer vor Augen. Was geht zwischen Klytämnestra und Aegisth vor, während sie selbst sich schlaflos auf ihrem Lager wälzt? Jede häßliche Liebkosung vergegenwärtigt sie sich. Ihre eigene Seele befleckt sie, ihr jungfräuliches Empfinden geht verloren, ihr Schamgefühl wird ertötet, sie schwelgt in sinnlich-sinnenfeindlichen Vorstellungen:

„Eifersüchtig sind
die Toten: und er schickte mir den Haß,
den hohläugigen Haß als Bräutigam.
Da mußte ich den Gräßlichen, der atmet
wie ein Viper, über mich in mein
schlafloses Bette lassen, der mich zwang,
alles zu wissen, wie es zwischen Mann
und Weib zugeht. Die Nächte, weh, die Nächte,
in denen ich's begriff! Da war mein Leib
eiskalt und doch verkohlt, im Innersten
verbrannt. Und als ich endlich alles wußte,
da war ich weise, und die Mörder hielten —
die Mutter mein' ich, und den, der bei ihr ist, —
nicht einen meiner Blicke aus!"

Das ist Hofmannsthals Elektra: eine Schlange, die an ihrem eigenen Gifte stirbt. Ihr zur Seite eine Chrysothemis, die nur die eine Sucht kennt, ins Ehebett zu kommen, Kinder zu gebären und zu säugen, sehr viel Kinder, gleichviel von wem. Ihr gegenüber eine Klytämnestra, von Träumen gefoltert, von feiger Angst gepeitscht, tückisch und schmeichelnd, blutdürstig und abergläubisch. Mit ausgetüfteltem, aber an sich feiner Psychologie hat Hofmannsthal an den großen Gestalten antiker Dichtung herumgedeutelt und — siehe, sie erscheinen winzig klein. Die Rechnung stimmt und — tötet.

Daneben die Gestalten des Sophokles, — das ist Gericht in sich.

Auch Gerhart Hauptmanns Menschen scheinen klein. Aber sie tragen die Farbe des Lebens, sie sind aus Dichterphantasie geboren, Blut ist in ihren Adern und der Schweiß der Alltagsarbeit hat ihre Stirn gebräunt. Diese Hofmannsthalschen Wesen aber sind verstandgeboren. Ein Aesthet hat sie, eklektisch, amateurhaft, experimentell in ein Scheindasein gerufen. Ein Aesthet, der des lebendigen Empfindens für seine eigene Zeit entbehrt, wähnte der Sophokleischen eine moderne Elektra

Digitized by Google

gegenüberstellen zu können. Aber die er heraufbeschwor, ist keine Elektra, und sie ist nicht modern.

Zu einem Ammenmärchen ist uns die Größe geworden. Da draußen aber flutet die Wirklichkeit, nicht minder gewaltig — ich glaube gewaltiger, als in Balzacs, als in des Sophokles Tagen.

Ernst Heilborn.

Friedl, der Tugendprotz.

Nachdruck dieser Erzählung nicht gestattet.

Hinter der Kirche pflegte an Sonntagen nach dem Gottesdienst eine Art Börse stattzufinden: die Bauern machten da ihre Handelssachen ab und tauschten auch etwelche Neuigkeiten aus. Man erfuhr da, wie schwer einer in der öffentlichen Meinung wog, und ob er neuerdings von Glück oder Unglück zu sagen hätte. Diesmal verhandelten die Gruppen der Männer und Burschen, die rauchend beisammen standen, den Fall eines jungen Wirtes, der erst vor zwei Jahren geheiratet und seine Wirtschaft angetan hatte, jetzt aber durch allerhand Unfälle auf die Gant gekommen war. Die meisten bedauerten ihn, denn er sowohl wie sein Weib waren bei hoch und nieder beliebt gewesen. Emgeweihte versicherten, es wäre nie so weit mit ihm gekommen, wenn nicht ein paar schlechte Leute, darunter ein Konkurrent, ihm geflissentlich den Kredit untergraben hätten. Ein junger Mann aber sagte:

„Ist alles recht, Leut'! Aber ganz ohne Schuld, scheint mir, kommt doch keins in Schaden. Und was die Reden von schlechten Leuten betrifft, so geht schließlich nirgend kein Rauch auf, ohne daß so was wie ein Feuerl da ist. Wenn einer ganz und gar ehrbar is in Worten und Werken und weicht kein Trittl net vom rechten Weg ab, nachher müsset's schon kurios zugehn, wenn man ihm eins anhängen kunnt! A so mein' ich's."

Der so sprach, war der Gottfried vulgo Friedl Kirchmair. Er sprach es mit sanfter eindringlicher Stimme, als ob er predigte oder ein Gedicht vortrüge; gekleidet war er in neuen grauen Loden, hatte kein Stäubchen am Hut, und der silberne Beschlag seiner Pfeife glitzerte in der Sonne. Ebenso blitzte die dicke silberne Uhr, die er jetzt hervorzog, beschaute und wieder einschob mit den Worten: „Jetzund pfiat Gott beieinander! Ich muß heim, daß ichs Mittagmahl net versäumen tu!" — Darauf ging er bedächtigen Schrittes davon.

„Dös sieht ihm wieder gleich, dem Tropf, dem geschwollenen," schimpfte der Brunnthaler Sepp hinter ihm her. Die älteren Männer murrten ein wenig, daß so ein junger Hahn sich herausnehme, so überlaut zu krähen. Aber der Volkhardt-Michel sagte: „Laßt's ihn doch gehn, er is amol a so. Ihr kennt's doch seine Sprüch!" — Dabei blieb es, denn die andern Bauern wollten nun auch wie der Friedl tun und sehen, was die Weibsleute daheim ihnen gekocht hätten.

Den Friedl und sein Sprüch kannte freilich ein jedes. Man hatte Zeit zu der Bekanntschaft gehabt, da seine Art von der Wiege an unverändert die gleiche gewesen. Schon als winziges Fatschenkind hatte er stocksteif und mäuschenstill mit zufriedener Miene in seinen Kissen gelegen. Seine Mutter erzählte überall, wie spielend leicht ihr Söhnchen aufzuziehen sei; und später sorgte sie fleißig, daß aus der unbewußten Tugendübung eine bewußte werde. Sie ermahnte das etwas phlegmatische Bübchen zu unverbrüchlicher Artigkeit, ihm dafür allgemeine Beliebtheit und ein zuckersüßes Leben verheißend, während gegenteiligen Falles jedermann ihn schief ansehen und der Schwarze mit der Mistgabel sich seiner Seele bemächtigen würde. Wirklich leuchtete der kleine Friedl in der Schule allen Kameraden als Muster des Fleißes und der Sittsamkeit voran. Niemals schwänzte er, noch kam er zu spät, er spielte dem Herrn Lehrer keinen Possen und beschmutzte seine Hefte nicht. Wenn er in einer Woche kein Fleißbillett bekam, so weinte er bitterlich und betrachtete sich wie von Gott geschlagen. Durfte er vollends im Chorhemdchen bei der Messe zudienen, dann bot seine andachtverklärte Miene ein Bild der Erbauung für die Gemeinde; und alle Mütter schluchzten, seine eigene zumeist. Der Vater war anfänglich weniger von der Tadellosigkeit seines Buben, die ihm geradezu unheimlich erschien, beglückt gewesen; allmählich aber gewöhnte er sich daran und äußerte gegen die Nachbarn: „Mit dem Buben kannst nix richten; der is amal so heilig und stirbt so heilig." —

Tatsächlich wuchs die Tugend des Friedl in gleichem Maße wie sein Körper. Er war schon hoch in die Zwanzig, hatte beim Militär gedient und nicht eine einzige Strafe bekommen. — Dinge wie „Nacherexerieren" und „Mittelarrest" kannte er nur vom Hörensagen. Man hätte ihn gern bei den Soldaten behalten, aber er lehnte ab, denn, so sagte er, er wußte, was er als einziger Sohn seinen Eltern schuldig sei. Dieselbe Antwort hatte er auf die Frage, warum er eigentlich in kein Kloster gehe. Sein Wandel war dennoch fast klösterlich; er betrank sich niemals, raufte nicht und spielte nicht Karten. Auch gehörte er zur Aloisiusbruderschaft, trug bei kirchlichen Aufzügen das Bild dieses Heiligen voran und befleißigte sich gegen die Madeln einer würdevollen Zurückhaltung. Dieselben fanden sein Gebahren unleidlich, um so mehr, als er ein hübscher Bursche und infolge seiner Arbeitsamkeit gut gestellt war. Die Burschen nannten ihn, da der Ausdruck „Musterknabe" ihnen unbekannt war, nur „Tugendprotz" oder „fader Tropf". — Der einzige, der ihm bisweilen die Stange hielt und auch freundschaftlich mit ihm verkehrte, war der Volkhardt-Michel. Der war von der Natur mit einem ziemlichen Grad von Trägheit und Vergeßlichkeit gesegnet, auch sonst eben kein Engel — und der musterhafte Friedl hatte während der Schuljahre und Militärjahre, die sie gleichzeitig durchgemacht, ihn mehrmals vor Strafe bewahrt durch rechtzeitige Warnung. Das rechnete der Michel ihm hoch an.

Die Schwester des Michel dagegen, die Nandl Volkhardt mit den drallen Armen und den leuchtenden dunklen Augen, ließ nicht ein gutes Haar an ihres Bruders Freund. Sie hieß ihn einen Heimtücker, Bettbruder und Maulmacher über den andern und stritt gegen den Michel, der dabei harrte, er möge den Friedl gern, und der sei im Grunde wirklich ein guter Kerl. Sogar ihren Eltern verargte es die Nandl, daß sie diesen Verkehr begünstigten, entschieden beeinflußt von der Beliebtheit, die Friedl bei weltlichen und geistlichen Autoritäten genoß.

Auch anderweitig gereichte dieser Umstand ihm zum Vorteil; das bewies ein unerwartetes Geschehnis: die Verlobung Friedls mit der Grubhofer-Kathi. Das war eine steinreiche Erbtochter, die von ihren Eltern so hoch wie ein Demant im Preise gehalten ward, obschon sie außer dem Gelde nur unliebliche äußere und innere Eigenschaften besaß. Die Alten hatten sich den Schwiegersohn eigens ausersehen, weil an seiner Aufführung nicht der leiseste Makel haftete und sie somit hoffen konnten, ihre zusammengescharrten Reichtümer würden bei ihm in guten Händen sein. Zudem gab seine Gemütsart ihnen die Hoffnung, nach wie vor das Regiment im Hause zu behalten. Das merkte auch des Friedl Vater, der dem Sohn mißmutig

Digitized by Google

zuraunte: „Da kannst es nachher auf jeder Suppen mitessen, daß Du der Eingeheiratete bist" — Die Mutter dagegen schwamm in Stolz und Glück, daß ihr Augentrost der Jungbauer auf dem Grubhof werden sollte. Verschieden war auch die Stimmung unter der Dorfjugend, denn während die einen spöttisch memten: „Hat er doch amal eine gefunden, der er seinen heiligen Leib anvertraut!" paßten andere dem Friedl auf und redeten ihm ab. „Aber Mensch, bedenk doch! So ein Bosnickel, wie der alt' Grubhofer is — und die Weiber sein die nämlichen, die junge gar; die platzt schier vor Hochmut und Gift." Der Friedl schlug die Augen nieder und entgegnete sanft: „Schaut's, es sein doch ehrengeachtete Leut', die Grubhoferischen. Und meine Mutter sagt, ich krieget's so fein wie im Himmel. Und wo's jetzt einmal so weit is, will ich auch kein Verdruß nicht machen." Dabei blieb es.

Am empörtesten war die Volkhardt-Nandl, als Michel die Nachricht von Friedls bevorstehender Heirat nach Hause brachte. „Da hast'n jetzt, Dein' sauberen Spezi", fuhr sie los, „verhandeln laßt er sich an die zuwiderste Dingin und redt nix und dent nix, bloß dem Geld und der Bequemlichkeit zu lieb! So was ist vor mir gar kein Mann nicht, ins Gesicht möcht' ich's ihm sagen."

Jedenfalls zeigte sie es ihm deutlich: sie schoß an dem Friedl, wo sie zufällig seiner ansichtig ward, mit so wütendem Blicke vorüber, daß der Bursche, der sich bewußt war, keines Menschen Feind zu sein, sich fruchtlos den Kopf darüber zerbrach. Es hatte ihm schon emigemal leid getan, daß seines Freundes Schwester ihm sichtlich auswich, seit sie beide herangewachsen waren. Er beschloß teils aus christlicher Friedensliebe, teils weil sie ihm sonst gefiel, eine Aussöhnung herbeizuführen und paßte die Nandl beim Kirchgang am Sankt Annatage ab. Mit einem wohlausgedachten Glückwunsch zum Namenstage überreichte er ihr einen hübschen Rosenkranz aus buntglänzenden Glasperlen. Aber sie rührte keine Hand, das Geschenk in Empfang zu nehmen. „Behalt's für Dich!" sagte sie trocken, „oder thu's Demer Kathi schenken! So leicht wie Du laß ich mir die Schneid' nicht abkaufen."

Damit kehrte sie ihm den Rücken. Verblüfft und gekränkt schlich der Friedl davon, dem Sinn dieser Abweisung nachgrübelnd. „Jetzt so was! Die kann mich, schemt's, gar nicht schmecken." Den Michel ließ er übrigens die Sache nicht entgelten. Der brauchte ihn wieder sehr notwendig. Im nächsten Marktflecken war Kontrollversammlung, der sie alle beide beizuwohnen hatten, vor dergleichen Veranstaltungen graute dem Michel schon eine Woche vorher. „Gelt, Frwdl", sagte er recht dringlich zu diesem, „punkt sieben Uhr in der Früh geht die Gaudi an, und drei Stunden Weg sein's; gelt, Du laßt mich abholen, daß ich mich net versäum', um's Haar wär's mir schon einmal geschehn."

„Kannst Dich verlassen", versicherte der andere, „ich hol' Dich ab und laß' Dich net versäumen."

Die Nandl hatte eine böse Zeit. Wenn sie es sich selbst noch so sehr verdachte, sie konnte es nicht ändern, daß sie nicht bloß Groll, sondern Kummer wegen des Friedl empfand. Sie hatte ihn gern leiden mögen vordem, als er noch schulpflichtig war und sich immer freundlich gegen sie betrug, statt wie die anderen Buben ihr die Leckerbissen wegzureißen und das Haar zu raufen. Und gesittet und arbeitsam war er doch auch jetzt noch und hübsch zum Anschauen, aber freilich: ein fischblütiger Lapp und überdies versprochen mit der kropfigen, unguten Person, der Kathi! Die Nandl hatte Zornestränen im Auge, wenn sie daran dachte; schwer seufzend wälzte sie sich im Bette herum, denn ihre Nächte waren fast noch schlimmer als ihre Tage. Darum bat sie ihre heilige Namenspatronin, die Mutter Anna, inbrünstig, ihr doch die unnützen Gedanken auszutreiben und ihr die Ruhe wieder zu geben.

Es war feierlich still. Nur der Brunnen an der Hausecke rieselte sacht, und eine der Tauben auf dem Taubenkobel gurrte bisweilen im Schlaf. Eben hub die Kirchenuhr zu schlagen an, aber der Wind ging nicht von jener Seite, und die Zahl der Schläge war nicht deutlich zu unterscheiden. In der tiefen Finsternis entschlief das junge, starke Ding allmählich.

Plötzlich fuhr sie wieder auf. War das ein Pfiff unter ihrem Fenster gewesen? Sie glaubte noch zu träumen, da flog etwas an die Scheibe mit scharfem Klang, wie ein geschleuderter Kiesel. Und dann — jetzt konnte kein Zweifel mehr sein — pfiff es noch einmal von drunten, leise aber deutlich. „Ob gar einer fensterln möcht'? Mir ist's eins: ich tue net auf und rühr' mich nicht!"

Einige Augenblicke blieb alles still — dann aber ließ sich ein anderes Geräusch vernehmen, so wie wenn jemand eine Leiter herbeischleifte und bedutsam an die Hauswand anlehnte. Und jetzt — Nandl bekam doch Herzklopfen, jetzt stieg wahrhaftig jemand herauf. Eine Hand griff an die Brüstung des geschlossenen Fensters, versuchte zu öffnen, Gottlob, der Riegel hielt fest und klopfte dann zwei-, dreimal Die von außen gemurmelten Worte konnte Nandl nicht recht verstehen; doch bekannt däuchte sie die Stimme. Und nun drückte auch das Gesicht des nächtlichen Gastes sich an das Glas, sodaß von dem ewigen Lämpchen, das Tag und Nacht unter dem Muttergottesbilde brannte, ein schwaches Licht auf ihn fiel. Es war der Kirchmair-Friedl!

Nandl verkroch sich unter die Decke, sie wollte nichts sehen und selbst unsichtbar sein. Zugleich schlug drunten der Hofhund heftig an, das schien den Besucher vollends darüber zu belehren, daß er nicht willkommen sei. Er stieß ein unwilliges Brummen aus und klomm eilfertig die Leiter hinab. Zu ihrer Beruhigung entsann sich Nandl, daß der Hund fest angehängt war, aber sie setzte sich doch auf und lauschte den sich entfernenden Männertritten, bis sie im Dunkel verklangen.

Sie zitterte ordentlich vor Entrüstung. Nicht wegen der Tatsache des Fensterlns, die so häufig war und an der man kaum Anstoß nahm, wenn sie von ganz ledigen Burschen geübt ward. Nur daß einer, dessen feierlichen Verspruch man soeben erst gefeiert, sich dergleichen herausnahm, das war pure Schlechtigkeit. „Eine andre will er heiraten, und mir will er beim Fenster 'neinsteigen, so ein Haderlump!"

Dennoch tat es ihr im allergeheimsten Herzenswinkel wohl, daß er wenigstens bei ihr und nicht bei einer dritten auf die Lumperei verfallen war. Dies Gefühl ganz zu unterdrücken, gelang ihr auch am Morgen noch nicht, als sie kopfschüttelnd die deutlichen Fußspuren unter ihrem Fenster betrachtete. Die Leiter, deren Platz hinterm Hause am Zaun war, lag gleichfalls an verkehrter Stelle. — Nandl spürte ein Bedürfnis nach Mitteilung. Gerade fügte sich's, daß ihre beste Freundin, die Theres, vorüberging. „Du Theres," rief Nandl ihr zu, „geh doch her: ich muß Dir was verzählen."

Die Theres, die bei der Erzählung beide Hände überm Kopfe zusammenschlug, wurde natürlich zum Stillschweigen verpflichtet. Aber sie hielt nicht Wort Noch vor Abend wußten alt und jung, daß der Friedl, der scheinheilige Friedl, versucht hatte, zu der Volkhardttochter einzusteigen. Der Friedl, der nach außen so steif und ehrbar tue, wie ein gemalter Türk', sei ein heimlicher Sünder!

München. Helene Raff.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin

Digitized by Google

Nr. 7. Berlin, den 14. November 1903 21. Jahrgang.

Die Aktion

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108. Postzeitungs-Katalog für 1903 Nummer 5430.

Politische Wochenübersicht.

Die erste Kunde von der Halsoperation Kaiser Wilhelms wirkte trotz aller beruhigenden Bulletins und mikroskopischen Untersuchungsergebnisse alarmierend. Es gab niemand, der nicht in banger Befürchtung an das entsetzliche Leiden gedacht hätte, dem unseres Kaisers Vater erlegen ist. Inzwischen haben die täglich ausgegebenen Berichte über den Verlauf und die in allen Punkten übereinstimmenden ärztlichen Kommentare die Grundlosigkeit jeder ernsten Befürchtung ergeben. Die ersten Autoritäten Deutschlands, die die Operation ausgeführt und den weiteren Verlauf überwacht haben, stehen mit ihren Namen für die Ungefährlichkeit der Sache ein.

Das Ergebnis der preußischen Urwahlen ist bei Redaktionsschluß erst teilweise bekannt. Aber das eine steht bereits fest, daß die Mehrheitsverhältnisse im Abgeordnetenhause nahezu völlig unverändert bleiben. Die Freisinnigen werden vielleicht um ein paar Mandate geschwächt, die Nationalliberalen, wie es scheint, um einige gestärkt werden. Im übrigen bleibt alles beim alten. Das Dreiklassenwahlsystem hat sich als Konservierungsmittel für die Macht der Reaktion wieder einmal glänzend bewährt. Die Sozialdemokratie hat aus eigener Kraft kein Mandat erwerben können. Hier und da hat sie respektable Minoritäten aufgebracht und bildet in einzelnen Wahlkreisen das Zünglein an der Wage. Nur in ganz wenig Fällen, vielleicht nur im Wahlkreise Breslau, ist aber die Konstellation eingetreten, daß die Reaktionäre die relative Mehrheit der Wahlmänner haben, sodaß die Reaktion siegt, wenn es aus Mangel einer Verständigung zwischen Freisinnigen und Sozialdemokraten zur Stimmenthaltung der letzteren kommt.

Harte Urteile werden in Deutschland gegen keine Klasse und keinen Stand so zahlreich gefällt, als gegen die Arbeiter. Seitdem das Zuchthausgesetz gefallen ist und das Geschrei der Scharfmacher über Arbeiterterrorismus die ganze Welt erfüllt hat, scheint der Schutz der Arbeitswilligen auf richterlichem Wege für notwendiger als je früher erachtet zu werden. Dabei entstehen dann Urteile, die dem Laien einfach unverständlich sind. Der Beamte des Holzarbeiter-Verbandes, Peikert, war vom Schöffengericht in Breslau zu drei Wochen Gefängnis verurteilt worden, weil er einem Arbeitswilligen auf der Straße zugerufen haben sollte: „Ihr seid Streikbrecher geworden, das werden wir euch schon einmal anstreichen." Peikert legte Berufung gegen das Urteil ein und stellte bei der Verhandlung fest, daß der belästigte „Streikbrecher" ihm auf seine Worte hin sofort eine Ohrfeige versetzt und gewalttätig vorgegangen sei, während Peikert selbst, dem auch sonst das Zeugnis eines besonnenen und allgemein geachteten Arbeiters gegeben wurde, die Gewalttätigkeit in keiner Weise erwidert habe. Es wurde ferner festgestellt, daß der Arbeitswillige ein mehrfach mit Gefängnis vorbestrafter Mensch ist, der erst jüngst ein Jahr wegen Körperverletzung seiner Frau gesessen hat. Während die Unbescholtenheit Peikerts anerkannt wurde, konnte weiter darauf hingewiesen werden, daß P. bei allen Lohnstreitigkeiten zur Ruhe gemahnt und vor Gewalttätigkeiten gewarnt habe. Ein Fabrikant mußte als Zeuge bestätigen, daß in seiner Tischlerwerkstätte ein Streik durch das ruhige und versöhnliche Eingreifen Peikerts schnell und friedlich beigelegt wurde und er den besten Eindruck von dessen Person und Wirksamkeit erhalten habe. Trotz dieser glänzenden Beweisaufnahme beantragte der Staatsanwalt Verdoppelung der Strafe, und das Gericht erhöhte dieselbe gar noch einmal um das Doppelte, nämlich auf drei Monate Gefängnis! Daß solche Richtersprüche in der Arbeiterschaft den unheilvollen Glauben an eine Klassenjustiz geradezu züchten, ist leider eine Erfahrung, die man bei einiger Beobachtungsgabe täglich machen kann.

Die Lehrer gehören zu denjenigen Berufsklassen, die viele Jahrzehnte lang gesellschaftlich unterdrückt worden und erst in der Neuzeit zu wirklichem Standesgefühl erwacht sind. Ihr Standesgefühl ist darum ganz naturgemäß gegenwärtig noch besonders empfindlich. Was einem ihrer Berufskollegen widerfährt, das halten sie leicht für eine Beleidigung aller. Diese Tatsache, die jedermann, der im öffentlichen Leben steht, bekannt ist, muß man sich ins Gedächtnis rufen, wenn man ein richtiges Urteil über den Kastengeist bekommen will, der unser höheres konservativ-junkerliches Beamtentum erfüllt und jüngst in Hannöverschen einen recht bezeichnenden Vorfall veranlaßte. Der seiner fanatisch konservativen Gesinnung wegen bekannte Landrat von Gronau traf im Wartezimmer II. Klasse einen Lehrer, bei dem er nur eine Fahrkarte III. Klasse vermutete. Der Landrat machte den zuständigen Beamten auf diese Ungeheuerlichkeit aufmerksam, und der sorgte natürlich schnellstens für Entfernung des Lehrers aus dem Wartesaal II. Klasse. Inzwischen haben aber zahllose konservative Wahlredner wieder die Lehrerfreundlichkeit der Konservativen in den höchsten Tönen gefeiert.

Die Geheimliga gegen die Sozialdemokratie, die den letzten Reichstagswahlen ihre unmittelbare Entstehung verdankt, macht gegen ihren Willen einmal wieder von sich reden. In Konferenzen, an denen „dem Hofe und der Regierung nahestehende Persönlichkeiten" teilgenommen haben, soll nach neuen Bahnen zur Bekämpfung der Sozialdemokratie gesucht worden sein. Man will an der Hand der sozialdemokratischen Theorie sowie der Aeußerungen der Führer und Agitatoren den Massen die Augen über die sozialdemokratischen Lehren öffnen und eine antisozialdemokratische Agitation größeren Stils entfalten. Ein

Digitized by Google

„Programm" soll zunächst ausgearbeitet und die Ausführung des Planes finanziell sichergestellt werden, ehe die Geheimliga weitere Schritte tun wird. — Das alles hört sich so kindlich naiv an, daß man nicht meinen sollte, daß ernsthafte Politiker, und wären es auch nur Scharfmacher, dahinterständen. Die Sozialdemokratie spottet bereits über den Versuch, „den Massen die Augen über die sozialdemokratischen Lehren zu öffnen". Sie meint, daß dieser Versuch bei einiger Wahrheitsliebe und Energie zur Bekehrung der eigenen Scharfmachergefolgschaft führen könne. Auf jeden Fall ist das ganze geheimnisvolle Treiben schon jetzt ein wirksamer unerschöpflicher Agitationsstoff für die Sozialdemokratie und eine Fundgrube guter Witze für alle humoristischen Blätter.

In Deutsch-Südwestafrika ist eine Empörung unter den Hottentotten (Bondelzwarts) ausgebrochen, über die in Windhoek und im deutschen Kolonialamt nur erst sehr spärliche und wenig zuverlässige Berichte vorliegen. Der Gouverneur hat entsprechende Streitkräfte abkommandiert, um den Aufstand energisch zu bekämpfen. Es ist zu hoffen, daß diese verhältnismäßig noch zukunftsreichste afrikanische Kolonie Deutschlands vor langwierigen und schwierigen kriegerischen Kämpfen bewahrt bleibt.

Das neue italienische Ministerium Giolitti hat durch den Selbstmord des Finanzministers Rosano einen starken Stoß bekommen, zumal Giolitti persönlich zu Rosano innige Freundschaftsbeziehungen unterhalten hat. Dem Selbstmörder wurde von dem Sozialisten Giovanni Bergamasco öffentlich nachgesagt, daß er gegen entsprechend hohe Bezahlung ihn, den früheren Anarchisten, aus dem Gefängnis widerrechtlich befreit habe. Die Angelegenheit wird trotz der hinterlassenen Versicherungen Rosanos, daß er als Ehrenmann sterbe und einer Intrigue zum Opfer gefallen sei, noch starke Nachwirkung für die Politik Italiens haben.

Als wahren Grund, warum Turati, der Führer der gemäßigten italienischen Sozialisten, den Eintritt in das Ministerium Giolitti abgelehnt habe, führt er jetzt selbst die Schwäche und innere Zerrissenheit der Parteien der äußersten Linken an. Diese seien in Italien schwach und unreif, die sozialdemokratische Partei durch den Streit verschiedenartiger Tendenzen zerrissen, die Arbeiterbewegung geschwächt. Deshalb hätte ihr die Macht gefehlt, im entscheidenden Moment Giolitti zur Einhaltung des richtigen Kurses zu zwingen. Turati polemisiert bei dieser Gelegenheit sehr heftig gegen die Strizzimethode und das Demagogentum des revolutionären Flügels. Im ganzen bestätigt er nur, daß sich's auch in Italien für die Sozialdemokratie in unverantwortlicher Oppositionsstellung erträglicher leben läßt, als in einem verantwortlichen Ministerium.

Der Ferienaufenthalt des mächtigsten Mannes der Welt, des russischen Zaren, den er dieses Jahr besonders lange in Wolfsgarten bei Darmstadt genommen hatte, soll zwar nach zuverlässigen Schilderungen hinter dreifacher Postenkette von Militär und Gendarmerie ebenso gemütlich und zwanglos gewesen sein wie der irgend eines reichen Privatmannes in ungeschützten Parks und Waldungen. Trotzdem hat ihn natürlich die Politik in verschiedenen Gestalten in das dortige Jagdschloß verfolgt und selbst beim Temisspiel und Bäumefällen keine Ruhe gelassen. Zwei politische Interpellationen sind dabei recht eigentlich auf den menschlich schlichten Ferienaufenthalt zugeschnitten gewesen: eine Eingabe jüdischer Einwohner von Kischinew und ein Protest landesverwiesener Finen. In welcher Weise beide zur Kenntnis des Zaren gebracht sind, ist weniger bekannt als die Tatsache, daß sie wirklich der hier von seiner Höflingsschar befreite Herrscher durch private Vermittlung zu Gesicht bekommen hat. Möge der Appell der Vergewaltigten vom falschunterrichteten an den nunmehr richtig informierten Zaren recht bald spürbare politische Folgen für sie zeitigen.

Auf dem amerikanischen Isthmus hat sich am 3. November in der Hauptstadt Panama die neue Republica del Istmo vom Mutterstaat Columbien losgerissen und für selbständig erklärt. Die Regierungstruppen mußten nach kurzer vergeblicher Beschießung der Stadt durch ein columbianisches Kriegsschiff weichen, und ebenso wurden in Colon, dem zweiten Hauptorte des Isthmus, nach kurzem Widerstand die Anhänger Columbiens und der Machthaber von Bogota zum Abzug gezwungen. Die übrigen, sämtlich kleinen Orte der Landenge, haben sich der Revolution angeschlossen. Columbien mit seinen 4 Millionen Einwohnern wird den dünnbevölkerten Landstrich von Panama, der an Ausdehnung den drei preußischen Provinzen Rheinland, Westfalen und Hannover gleichkommt, aber nur 400 000 Einwohner zählt, nicht zurückerhalten, da Kriegsschiffe der Union an beiden Seiten des Isthmus versammelt sind, um die Ruhe zu sichern. Die ganze staatliche Neubildung hat weit mehr geschäftliche als politische Bedeutung. Die Durchführung des Panamakanals zwischen Colon und Panama ist durch die „Kanalrevolution" gesichert. Die columbischen Machthaber, die sich seither geweigert hatten, dem Drängen der Union auf endliche Durchführung des Panamavertrags zu entsprechen, haben jetzt die Folgen ihrer Weigerung zu tragen. Der mächtige Schutz der Union steht den Revolutionären zur Seite. Wie weit sie bei dem Handel aktiv beteiligt gewesen ist, wird sich wohl bald herausstellen. Völkerrechtlich korrekt haben sich die Dinge sicherlich nicht vollzogen. Das Rechtverhältnis zwischen Columbien und den Vereinigten Staaten von Amerika ist aber derart, daß das kleine Columbien mit seinen völkerrechtlichen Protesten schwerlich irgendwo Gegenliebe finden wird.

* * *

Nach den Urwahlen.

Das Resultat der preußischen Urwahlen ist noch nicht bekannt, während diese Zeilen geschrieben und gesetzt werden. Aber der Ausfall dieser Wahlen ist in einer Beziehung heute schon vorauszusagen. Der reaktionäre Block, bestehend aus den Konservativen und dem Zentrum, wird im wesentlichen unerschüttert bleiben. Hier und da mag ein Mandat für die Konservativen verloren gehen, aber die beiden konservativen Parteien werden auch in das nächste Abgeordnetenhaus mit annähernd 200 Mann eintreten, und daß das Zentrum von seinen 100 Mandaten viel verliert, ist ebenfalls nicht anzunehmen. Die Linke wird diesen rund 300 Mandaten der verbündeten Reaktionäre auch mit Einschluß der am meisten rechts stehenden Nationalliberalen im günstigen Falle nur etwa 120 Mandate entgegenzustellen haben. Aber selbst wenn das Unerwartete geschähe und die Lage der Linken zuungunsten der Rechten sich um ein weiteres Dutzend Mandate verschöbe, so bliebe die parlamentarische Lage, soweit die Mehrheitsverhältnisse in Betracht kommen, doch unverändert.

Das öffentliche Interesse an dem Ausfall der Urwahlen hat sich deshalb auch von vornherein um einen ganz anderen

Punkt gedreht, nämlich darum, welchen Einfluß das Neueintreten der Sozialdemokratie in die Landtagswahlbewegung ausüben werde. Wird die Sozialdemokratie, die bisher noch niemals einen Vertreter in das preußische Abgeordnetenhaus entsandt hat, trotzdem sie die numerisch stärkste Partei des Landes ist, bei diesen Wahlen zum erstenmal in das preußische Parlament einziehen? Und ferner — das ist sogar die wichtigste Frage — wird das rein aus eigener Kraft geschehen oder durch ein Zusammenwirken mit freisinnigen Wahlmännern? Die Sozialdemokratie gibt sich der meines Erachtens allerdings trügerischen Hoffnung hin, daß sie in vereinzelten Wahlkreisen durch sich allein siegen werde. Sollte sie so das Ziel einer Vertretung im preußischen Abgeordnetenhause erreichen, so würden wir das für kein Unglück, sondern im Gegenteil für einen politischen Gewinn halten. Es ist für jeden gerecht Denkenden unerträglich, wenn die stärkste Partei eines Landes in dem Parlament dieses selben Landes nicht zu Worte kommen kann. Daneben aber erscheint es uns auch ein positiver politischer Gewinn zu sein, wenn die Sozialdemokratie an den wichtigen parlamentarischen Geschäften Preußens unmittelbar beteiligt wird. Wenn diese Zeilen unseren Lesern vor die Augen kommen, werden sie bereits wissen, ob es den Sozialdemokraten gelungen ist, irgendwo rein aus eigener Kraft eine Mehrheit von Wahlmännern zu erzielen.

Bei weitem wichtiger aber ist die Frage, ob der Sozialdemokratie durch eine Kooperation zwischen sozialdemokratischen und freisinnigen Wahlmännern der Eintritt in das preußische Abgeordnetenhaus verschafft wird. Es sind dabei die verschiedensten Kombinationen möglich. In einzelnen Wahlkreisen kann die Sozialdemokratie soviel Wahlmänner aufgebracht haben, daß diese, wie man sich auszudrücken pflegt, das Zünglein an der Wage bilden. Sollten in diesen Wahlkreisen die liberalen Wahlmänner die relative Mehrheit haben, so würde nach der von der Sozialdemokratie kundgegebenen Taktik der Sieg der Liberalen feststehen, denn die sozialdemokratischen Wahlmänner würden in keinem Falle die Reaktionäre unterstützen. Liegt die relative Mehrheit aber bei den Reaktionären, so beansprucht die Sozialdemokratie dafür, daß sie den Liberalen beispringt und so den Sieg gegen die Reaktion entscheidet, eine Kompensation, und zwar entweder in demselben Wahlkreise, wenn es sich um mehrere Mandate handelt, oder in einem anderen Wahlkreise.

Der Sozialdemokratie sind wegen dieser von ihr offen proklamierten Taktik in der freisinnigen Presse fortgesetzt Vorwürfe gemacht. Unzweifelhaft können bei Befolgung jener Taktik in einzelnen Wahlkreisen, die bisher freisinnig oder nationalliberal vertreten waren, Reaktionäre gewählt werden. Aber dieser Fall wird eben nur dann eintreten, wenn die liberalen Wahlmänner sich weigern, mit den Sozialdemokraten gemeinsame Sache zu machen. Es ist zuzugeben, daß diese Taktik der Sozialdemokratie etwas von Erpressung an sich hat, und wir, die wir der Meinung sind, daß im Kampf gegen die Reaktionäre der linksstehende Kandidat auch ohne jede Kompensation zu unterstützen ist, die wir also auch einen Sozialdemokraten gegen jeden Reaktionär ohne jedes politische Entgelt durchbringen helfen würden, könnten der Sozialdemokratie gerechte Vorwürfe machen, daß sie den Kampf gegen die Reaktion nicht unter dem ausschließlichen Gesichtspunkte der Unterstützung der näherstehenden Partei führen wolle. Aber aus dem Munde freisinniger Politiker, die garnicht daran denken, ihrerseits die Sozialdemokraten bei einer etwaigen Stichwahl gegen reaktionäre Kandidaten zu unterstützen, klingt der Vorwurf, daß die Sozialdemokratie mit ihrer neuesten Taktik der Reaktion Vorschub leiste, ein wenig unlogisch. Alle die großen und schönen Worte von der Notwendigkeit, die Macht der Reaktion im preußischen Abgeordnetenhause zu brechen, erscheinen doch als leere Redensarten, sobald man nicht gewillt ist, diese Schwächung der Reaktion auch durch Unterstützung der Sozialdemokratie herbeizuführen. Nun wissen wir aber bereits aus den Erfahrungen der Reichstagswahlen, daß selbst unter der Herrschaft des geheimen Wahlrechts immer nur ein Teil der Freisinnigen — in der Regel sogar nur der kleinere Teil — bereit ist, in Stichwahlen, die sich zwischen einem Reaktionär und einem Sozialdemokraten abspielen, für den letzteren als das kleinere Uebel Partei zu ergreifen. Bei offener Stimmabgabe ist eine solche Parteinahme für einen sozialdemokratischen Kandidaten noch weniger zu erwarten, und jene freisinnigen Zeitungen, die so beweglich darüber klagen, daß es doch eigentlich eine Schändlichkeit von der Sozialdemokratie wäre, die Freisinnigen, wenn sie auf die Hilfe der Sozialdemokratie angewiesen sind, gegenüber den Reaktionären im Stich zu lassen, haben ihrerseits nichts dazu getan, um ihre eigenen Leser dafür zu erziehen, daß sie den Sozialdemokraten beispringen, sobald einmal nur durch deren Unterstützung der Reaktion ein Parlamentssitz abgenommen werden kann. Im Gegenteil, diese selben Blätter fahren gleichzeitig fort, auseinanderzusetzen, daß unter der Herrschaft der offenen Stimmabgabe von liberalen Wahlmännern nicht erwartet werden könne, daß sie für einen Sozialdemokraten stimmen.

Sollte somit der Fall eintreten, daß die freisinnigen Wahlmänner in einem Wahlkreise der Zahl nach in die dritte Reihe rückten, hinter die Reaktionäre und hinter die Sozialdemokratie, so ist leider nicht sehr wahrscheinlich, daß, nachdem die freisinnige Presse ihren Beruf zur Erziehung der freisinnigen Wählerschaft so mangelhaft erfüllt hat, eine Besiegung der Reaktion durch Unterstützung der sozialdemokratischen Kandidaten eintreten wird. Man muß sogar darauf gefaßt sein, daß sich liberale Wahlmänner finden werden, die in einem solchen Fall lieber für den ausgesprochenen Reaktionär als für den Sozialdemokraten stimmen. Und dabei werden sie obendrein die Zustimmung gesinnungstüchtiger freisinniger Zeitungen finden, die es den Sozialdemokraten zum schweren Vorwurf machen, daß sie in Fällen, wo die Freisinnigen nur mit Hilfe der Sozialdemokratie über die Reaktionäre siegen können, eventuell entschlossen sind, zwar nicht Reaktionäre direkt zu unterstützen, aber sich doch der Abstimmung zu enthalten.

Es wird jedoch voraussichtlich auch der Fall eintreten, daß in einem Wahlkreise mehrere Mandate, die bisher in den Händen der Reaktionäre waren, nur durch ein Zusammenwirken liberaler und sozialdemokratischer Wahlmänner gewonnen werden können, sodaß die Frage für die Liberalen erwächst: Sollen wir die Reaktion um mehrere Mandate schwächen, indem wir der Sozialdemokratie eins der neu zu erobernden Mandate abgeben? Hier läge der Gewinn für die eigene Partei und daneben eine weitere Schwächung der Reaktion auf der Hand. Werden die Freisinnigen wenigstens in diesem Falle die Entschlossenheit besitzen, alte Vorurteile über Bord zu werfen? Oder werden sie auch in einem solchen Fall versagen? Das ist gegenwärtig die politisch interessanteste Zweifelsfrage. Sollte sich herausstellen, daß die Freisinnigen selbst in einem derartigen Fall gegen die Reaktion nicht ernst machen, dann werden die Reaktionäre daraus ganz naturgemäß den Schluß ziehen, daß das ganze verehrliche liberale Bürgertum in Stadt und Land als politische Gegnerschaft nicht sehr zu fürchten ist. Man wird die Redner der liberalen Minorität im Abgeordnetenhause mit der stillen Erwägung anhören, daß hinter den Worten keine ernste politische Entschlossenheit steckt, und man wird insbesondere garnicht daran denken, das elendeste aller Wahlsysteme irgendwie zu korrigieren. Würde dagegen auch nur in einem einzelnen Fall der Nachweis erbracht werden, daß der liberalen Wählerschaft die Geduld gerissen ist, und daß sie trotz aller Abneigung gegen die Sozialdemokratie bereit ist, lieber mit dieser in eine Verbindung einzutreten, als die reaktionäre Wirtschaft weiter zu unterstützen, so wäre das ein Fingerzeig, den die Reaktionäre sicherlich verstehen würden. Sie würden dann begreifen, daß der reaktionäre Bogen nicht weiter gespannt werden darf.

Aus diesem Grunde gewinnt das Verhalten freisinniger Wahlmänner in solchen Wahlkreisen, die nur mit Hilfe der Sozialdemokratie von der Reaktion gewonnen oder der Reaktion gegenüber behauptet werden können, eine weitgehende politische Bedeutung.

Theodor Barth.

Der Kampf im Berliner Metallgewerbe.

anz dieselbe Erfahrung, die man in der Kriegsgeschichte vergangener Jahrhunderte bestätigt findet, zeigt sich auch in der viel kürzeren Geschichte der wirtschaftlichen Kämpfe der letzten Jahrzehnte: Je geringer die Kräfte der streitenden Partner, je undisziplinierter die kämpfenden Truppen, je primitiver ihre Waffen: um so blutiger und häufiger sind die Kämpfe gewesen, die sie ausfochten. Erst mit der Vervollkommnung und Disziplinierung der Truppen und Kampfesmittel werden die Kriege seltener und kürzer. Das Verantwortungsgefühl steigt. Die Kriegsfolgen sind bei den erforderlichen Massenaufwendungen an Menschen, Geld, Verpflegung usw. selbst für den Sieger noch äußerst schmerzliche und werfen den Besiegten auf lange Zeit hinaus in seiner sonst vorwärtsschreitenden Entwicklung zurück. Wer will unter solchen Umständen noch so leichtherzig in den Krieg gehen, wie es unsere Stammesväter bis ins Mittelalter hinein oft genug taten? Wer will noch so jähzornig und unüberlegt einen Streik anfangen, wie es in den achtziger Jahren oft genug geschah?

Der Berliner Metallarbeiterstreik ist ein Kampf zwischen zwei wohl organisierten Gegnern. Der Deutsche Metallarbeiterverband ist gegenwärtig die stärkste Berufsvereinigung, die wir unter den sogenannten sozialdemokratischen Gewerkschaften haben. Auch unter den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen ist der der Maschinenbauer und Metallarbeiter bei weitem der stärkste. Die Kassenverhältnisse dieser Berufsorganisationen sind wohlgeordnete. An ihrer Spitze haben sie besoldete Beamte, die, entsprechend ihrem großen Wirkungskreise, sorgfältig ausgewählt sind und zu den tüchtigsten Arbeiterführern überhaupt gehören. Wöchentlich erscheinende ausgezeichnet redigierte Fachblätter, öffentliche Berufs- und zahllose Branchen- und Werkstattversammlungen sorgen neben eifriger persönlicher Agitation für den Zusammenhalt der Arbeiter untereinander.

Auch die Arbeitgeber der Berliner Metallbranche sind vorzüglich organisiert. Die Vereinigung der Fabrikanten der „schweren" Eisenindustrie Berlins gehört zu den zielbewußten und leistungsfähigsten Arbeitgeberverbänden Deutschlands. Neben ihnen steht eine umfassende „Vereinigung Berliner Metallwaren-Fabrikanten". Beide Arbeitgeberorganisationen haben gleichfalls ihre wohlgefüllten Kriegskassen, ihre besoldeten tüchtigen Beamten und gelegentlich ihre gemeinsamen Versammlungen. Auf besondere Preßvertretung können sie verzichten, da sie in fast allen großen Zeitungen des sogenannten bürgerlichen Lagers ihre Sache ohne Schwierigkeit vertreten können. Bezeichnenderweise wurde kürzlich in einer Versammlung der Metallwaren-Fabrikanten sogar darüber geklagt, daß bei diesem Streik einige Blätter wie z. B. der „Berliner Lokal-Anzeiger" allzu eifrig die Interessen der Arbeitgeber wahrgenommen haben!

Von jeher hatten nun die streikenden Parteien im Kriegsfalle ihre besonderen Kampfesmittel. Die Arbeiter pflegten ihre arbeitslosen Kollegen aus der Streikkasse zu unterstützen, den Zuzug Arbeitswilliger durch Agitation an allen Zentralpunkten deutscher Metallindustrie und durch ausgestellte Streikposten an Berliner Bahnhöfen und vor gesperrten Fabriken zu verhindern, und durch ihre Fachpresse und den „Vorwärts", das Zentralorgan der Sozialdemokratie, den Kämpfenden Mut zuzureden. Tägliche Streikversammlungen sorgten weiterhin für gegenseitige Ermutigung und Kontrolle. — Die Arbeitgeber ihrerseits kämpften mit schwarzen Listen, suchten durch Agenten Arbeitswillige aus den benachbarten Industriegegenden heranzuschaffen, hielten sich mit Hilfe der oft nur allzu entgegenkommenden Polizei die unbequemen Streikposten möglichst weit vom Halse, benutzten ausgiebig die großen Zeitungen zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung, beriefen öfters Generalversammlungen zwecks Orientierung über den Stand der Gesamtlage, unterstützten die schwächeren Kollegen, die einen längeren Geschäftsstillstand nicht tragen konnten, und suchten solche Vereinsmitglieder, die etwa im Laufe eines längeren Kampfes vorzeitig ermatteten und die Arbeiterforderungen erfüllen wollten, durch Drohung mit Geldstrafen (verfallenen Sichtwechseln) oder mit Lieferungserschwerungen festzuhalten.

Seit wenigen Jahren ist ein neues Kampfmittel vielfach erprobt worden. Sobald die Arbeiter einer Fabrik oder einer Spezialbranche zu streiken beginnen, sperren die Arbeitgeber möglichst viele Arbeiter derselben Kategorie aus. Sie tun das zu dem ausgesprochenen Zweck, den kämpfenden Arbeitern möglichst viel arbeitslose Unterstützungsberechtigte auf den Hals zu schicken, damit die Kriegskasse der Arbeiter möglichst schnell sich erschöpfe. Die Arbeiter können nicht umhin, ihre arbeitslos gewordenen Kollegen zu unterstützen, weil sie sonst fürchten müssen, daß diese zu Arbeitswilligen werden und den Kämpfenden in den Rücken fallen. Sie gehen deshalb — nicht aus Barmherzigkeit, sondern in Wahrung ihres eigenen Vorteils — so weit, selbst nichtorganisierte Ausgesperrte, die vielleicht nie einen Pfennig zur Berufsorganisation beigesteuert haben, ausreichend zu unterstützen. Dadurch werden neuerdings bei allen wirtschaftlichen Kämpfen nicht mehr nur einseitige Riesenverluste der Unternehmer, sondern auch kolossale Geldopfer der Arbeiter verursacht. Wer es am längsten aushält, bleibt Sieger. Jeder Kampf wird, selbst wenn er aus kleinsten Ursachen entspringt, leicht zur gewaltigen Machtprobe.

Natürlich hat die neuste Kampfesart ihre Grenzen an der geschäftlichen Gesamtlage eines jeden Industriezweiges. Kommt ein Streik der Arbeiter in der Hochsaison, so werden die Arbeitgeber sich dreimal überlegen, ob sie ihn mit allgemeiner Aussperrung und dadurch mit längerem Stillegen des Betriebes beantworten sollen. Entstehen dagegen in Zeiten der Geschäftsflaue Differenzen, so sind die Arbeitgeber in günstigerer Lage als die Arbeiter. Daraus folgt, daß bei den neueren Arbeitskämpfen außerordentlich viel auf den Anfangspunkt ankommt. Um diesen Punkt richtig zu erfassen, ist es nötig, daß die führenden Geister im Arbeiter- wie im Arbeitgeberlager die Geschäftslage der gesamten Branche nicht nur in Deutschland, sondern auch im Ausland zu überschauen, alle Chancen genau abzuwägen und danach erst ihre Maßregeln zu treffen imstande sind. Ferner ist durchaus erforderlich, daß die Organisation auf beiden Seiten so straff und gut diszipliniert ist, daß sie im gegebenen Augenblick zu willfährigen Werkzeugen in den Händen ihrer Leiter werden. Und schließlich kommt alles darauf an, daß im Kampfe selbst die Führer niemals ihre Kaltblütigkeit verlieren und vor allem nicht den richtigen Moment verpassen, wo „das ganze Hall" geblasen werden muß.

Man sieht aus alledem, wie überaus kompliziert und verantwortungsreich heute ein Arbeitskampf geworden ist. Nichts ist falscher, als heute noch jeden Streik von vornherein als einen Ausbruch ungezügelter Leidenschaft oder sündhafter Begehrlichkeit auf seiten der Arbeiter anzusehen. Ebenso verkehrt würde es sein, wollte man etwa jede Aussperrung als unberechtigte Herausforderung der Arbeiter durch ihre Arbeitgeber und als

Digitized by Google

unsoziale Scharfmacherei betrachten. Wie die Zeiten vorbei sind, wo irgend ein Raubritter aus langer Weile, aus Uebermut, oder aus Lust zur Grausamkeit ein Fähnlein Reiter um sich sammelte und zur Fehde hinüberzog, dem benachbarten Burgherrn entgegen, so ist es auf wirtschaftlichem Gebiet auch ausgeschlossen, daß irgend welche Arbeiterführer oder Beamte von Arbeitgeberverbänden aus purer Hetzlust oder agitatorischer Gewinnsucht einen Streik oder eine Aussperrung vom Zaune brächen. Natürlich kommen bei der verhältnismäßig kurzen Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, deren erster umfangreicher Kampf noch nicht viel länger als ein Menschenalter hinter uns zurückliegt, noch Ausnahmen auf beiden Seiten vor. Es gibt noch Verzweiflungsstreiks und Uebermutskämpfe, Aussperrungen, die nur den „Herrn im Hause" markieren sollen; aber das sind im allgemeinen doch nur ganz vereinzelte Erscheinungen, die bereits heute schon auf dem Aussterbeetat stehen.

Der Berliner Metallarbeiterstreik ist der Typus eines ernsten modernen Wirtschaftskampfes. Er begann damit, daß eine Sektion der Berliner Metallarbeiter, die Gürtler und Drücker, in etlichen Fabriken Forderungen stellten. Und zwar sollten diese Forderungen nicht einer augenblicklichen Not abhelfen, sondern die Bedingungen für einen geplanten und in naher Aussicht stehenden Tarifvertrag verbessern. Man wollte auf eine Reihe von Jahren einen Friedensvertrag abschließen und durch einen kurzen Kampf vorher möglichst günstige Vertragsbedingungen erzielen. Die Arbeitgeber beantworteten aber den Streik der Gürtler und Drücker mit einer allgemeinen Aussperrung ihrer Arbeiter, nachdem die bestehenden Arbeitgeberverbände ihren angegriffenen Kollegen zu Hilfe geeilt waren und deren Sache zur eigenen gemacht hatten. Freilich kam es nicht zu der umfangreichen Aussperrung, mit der gedroht worden war. Ein Teil der Metallindustriellen gehörte von vornherein nicht zu den korporativ Zusammengeschlossenen und kümmerte sich deshalb nicht um die Grundsätze ihrer Berufskollegen oder wich ihnen durch freiwillige Zugeständnisse an die Arbeiter von vornherein aus. Außerdem war die Konjunktur nicht so ungünstig, daß die verbündeten Metallindustriellen ohne weiteres ihre Fabriken hätten schließen können. So wurden insgesamt nur 8000, oder nach anderen Berichten 5000 Metallarbeiter ausgesperrt und fielen der Unterstützungskasse ihrer Berufsorganisation zur Last. Ueber die genauen Ziffern herrscht nun ebenso wie über alle Einzelvorgänge, die seit der Dauer des achtwöchigen Kampfes zu verzeichnen sind, ziemlich dichtes Geheimnis. Das ist auch ein charakteristisches Merkmal der modernen Wirtschaftskämpfe: in beiden Lagern hüllt man alle Kriegspläne und taktischen Entscheidungen in undurchdringliches Dunkel, um dem Gegner gegenüber möglichst gedeckt zu sein. Wüßte die eine Partei ganz genau über die Lage der anderen Bescheid, so wäre ihr der Sieg gewiß. Wenn z. B. im Berliner Metallarbeiterstreik die Arbeitgeber bestimmt wüßten, ob es wahr wäre, daß, wie das Gerücht behauptet, die Kasse der Ausgesperrten bereits erschöpft und größere Anleihen bei den Buchdruckern und anderen Gewerkschaften gemacht seien, oder ob vielmehr, wie die Ausgesperrten selbst behaupten, die Unterstützungen nicht nur regelmäßig seither gezahlt, sondern neuerdings aus Ueberfluß an Mitteln noch erhöht worden seien, so würden sie zweifellos danach ihre Maßnahmen bezüglich Beendigung des Streiks einrichten. Und umgekehrt, die Arbeiter würden ihr Verhalten sehr anders einrichten, je nachdem sie sicher wüßten, ob die Fabrikanten unter sich absolut einig und geschlossen das Ende um jeden Preis abwarten oder ob sich der Gegensatz zwischen Kleinen und Großen in der Tat bemerkbar macht und die Zahl derer wächst, die unter allen Umständen Beendigung der Aussperrung und Wiederaufnahme der Produktion wünschen. Daß man trotz aller Bemühung hüben und drüben über diese Dinge nichts Zuverlässiges erfahren kann, ist ebenso bezeichnend für das geschickte Operieren der Führer, wie für den modernen Wirtschaftskampf überhaupt.

Wenn zwei so gut gerüstete und vortrefflich geführte Mächte einander gegenüberstehen, wie hier, so ist es ganz überflüssig, etwa fragen zu wollen, auf welcher Seite die Schuld am Krieg liegt. Auf den Erfolg kommt alles an. Darum wird auch von beiden Seiten der Kampf ohne große persönliche Erregung mit jener stummen Energie geführt die noch immer ein Zeichen von selbstbewußter Kraft gewesen ist. Die einsichtsvollen Führer auf beiden Seiten werden hoffentlich dafür sorgen, daß nicht der richtige Moment des Friedensschlusses versäumt wird; sonst könnte es leicht geschehen, daß dasjenige Heerlager, das über seine wirklichen Kräfte hinaus die Schlacht um jeden Preis zu halten versucht, bei diesem zwecklosen Versuch so aufgerieben wird, daß es auf Jahre hinaus alle Lust am Kämpfen und alle Macht zu energischer Abwehr verliert. Das nämlich wäre gerade im Interesse des Friedens durchaus nicht der wünschenswerteste Zustand. Dieser erfordert vielmehr zwei ungefähr gleich starke Kontrahenten, wenn der Frieden im Gewerbe aufrecht erhalten werden soll. Wenn Arbeiter und Arbeitgeber beiderseits gut organisiert sind, sodaß keiner die Kräfte des anderen unterschätzt, so kommen am ehesten jene langfristigen Tarifverträge zustande, die heute allein den wirtschaftlichen Frieden garantieren. Das Buchdruckgewerbe steht in dieser Hinsicht vorbildlich vor aller Augen.

Nachschrift: Unmittelbar vor Redaktionsschluß kommt die Nachricht, daß die Drücker und Gürtler den Streik aufheben, die Arbeiter also unterlegen sind.

Fr. Weinhausen.

Patria.

Naumann, der Herausgeber der „Hilfe" bringt den Lesern jetzt zum viertenmal ein Jahrbuch; er nennt es Patria, Jahrbuch der „Hilfe" 1904*).

Das neueste Jahrbuch enthält zwölf Beiträge, die von den verschiedensten Personen verfaßt, die verschiedensten Stoffe behandeln. Naumann selbst spricht über das allgemeine Wahlrecht. Vorurteilslos sieht er auch in diesem Wahlrecht natürlich nur das Produkt gegebener historischer Voraussetzungen; auch dieses Wahlrecht kann verschwinden, wenn die Voraussetzungen, von denen es bedingt ist, nicht mehr vorhanden sind; aber gerade weil diese zur Zeit in alter Kraft bestehen, muß unser Reichstagswahlrecht, wie es ist, heute bis zum äußersten verteidigt werden. Lujo Brentano handelt über Ausfuhrprämien mit jener eindringlichen Klarheit, die auch demjenigen ein verwickeltes volkswirtschaftliches Problem verständlich macht, der diesen Fragen ferner steht. Brentanos populäre Abhandlungen bringen fast stets einen zwiefachen Vorteil; sie verbreiten Licht in einer bestimmten Richtung, und was noch weit mehr Nutzen stiftet, ihre Folgerichtigkeit ist eine Schulung für das volkswirtschaftliche Denken. Wie selten ist sie, diese Fähigkeit zu isolieren; aus dem Komplex der menschlichen Beweggründe die wirtschaftlichen Motive herauszuschälen, und die Wirkungen, die aus diesen Motiven entspringen, bis in alle ihre Konsequenzen zu verfolgen. Die bewegliche Phantasie des Geschäftsmanns großen Stils, der die möglichen Kombinationen des flutenden Lebens mit seiner unendlichen Mannigfaltigkeit in Betracht zieht, und die geradlinige Abstraktionsfähigkeit des Mathematikers, den keine kreuzenden Komplikationen von der Verfolgung des gesetzmäßig Unabänderlichen in der angewandten Wissenschaft ablenken, sind gleichermaßen hierfür not-

*) Buchverlag der „Hilfe". Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google

wendig. Gerlach spricht mit befreiendem Spott vom Antisemitismus; Pachnicke über Liberalismus und Sozialpolitik; die religiöse Note fehlt nicht; Professor Sohm erörtert in seinem Beitrag „Die zwei Schwerter", das Verhältnis von Staatsautorität und Kirchenautorität. Wie soll man Bilder betrachten? Warum empfinden wir Hochgefühl, wenn wir winzigen Menschlein auf der höchsten Spitze eines Riesenberges nach Gefahren und Anstrengungen angelangt sind? Das alles wird auseinandergesetzt, und wenn ich noch weiter fortfahre, habe ich bald das ganze Inhaltsverzeichnis abgeschrieben und hinter jede Zeile dieses Verzeichnisses eine schulmeisterliche Note hingesetzt. Das will ich gewiß nicht; ich will nur sagen, dieses Jahrbuch enthält von hervorragenden Männern zum Teil ganz ausgezeichnete Beiträge, die gleichermaßen Kunst und Politik, soziales Leben und wirtschaftliche Entwicklung berühren.

Wir in der Redaktion der „Nation" pflegten das Inhaltsverzeichnis einer Nummer unser „Menü" für die Woche zu nennen. Solch ein Menü bedeutet mehr als die Servierung einer bestimmten Anzahl politischer und literarischer Gänge. Jede erfahrene Hausfrau und jeder Feinschmecker weiß, es erfordert die geglückte Zusammenstellung einer Speisenfolge — wie wir heute unter Aufwendung von zwölf Buchstaben sagen, — nicht nur, daß jedes einzelne Gericht gut sei, sondern sie alle müssen zu einander passen, und für die journalistische Küche ist es nicht anders. Gewiß zwölf Beiträge geben einen Band; aber eine Einheit müssen sie nicht geben, und diese „Patria" ist ein Band u n d ein Buch, und ein Buch sein, heißt nicht nur von Gnaden des Kleistertopfes zusammengefügt sein, sondern zusammengehören, wie ein Freundeskreis zusammengehört, so verschiedenartig die Individualitäten sind, aus denen er besteht. Ein Etwas verbindet sie alle.

Ueber dieses Etwas des Patria-Freundeskreises — im neuen und in den vorausgegangenen Jahrgängen — möchte ich noch ein paar Worte sagen.

Ich könnte mir die Sache sehr leicht machen, und als charakteristisch, Idealismus und Frische hervorheben; kein welker verzärtelter, vom wirklichen Leben abgewandter Idealismus; ein frisches, mutvolles Streben nach großen Zielen in jener Wirklichkeit, wie sie uns umgibt. Aber das Unterscheidende ist doch noch etwas anderes.

Diese Stimmung und diese Charakteranlagung, die sich — um es kurz zu sagen — bei den Naumannianern findet, setzt sich in praktische Politik um durch die klare Erkenntnis, daß wir einer neuen Zeit mit neuen Problemen gegenüberstehen.

„Das Geschlecht, das nun an die Reihe kommt, steht auf den Schultern der Reichsgründungsgeneration. Wir sind nicht mehr das Volk von 36 Millionen, nicht mehr das ruhige Agrarvolk, nicht mehr die Nation von Partikularisten . . . Wir haben unseren Weltverkehr, unsere Warenproduktion, unsere Technik, unsere Arbeitermassen . . . Die Neuzeit schuf sich ihr eigenes Volk, dieses Volk will zum Bewußtsein seines Wesens kommen."

Und jene Männer, die sich hier zusammengefunden haben, wollen durch ihre eifervolle Tätigkeit dem deutschen Volke helfen, sich dessen bewußt zu werden, was die neue Zeit verlangt.

Dieses bewußte Aufgreifen der Gegensätzlichkeit unserer Tage zur Zeit, da Fürst Bismarck als Reichskanzler alterte, bezeichnet die Stärke, die Originalität, die innere Lebensberechtigung der Richtung; und diese notwendige Gegensätzlichkeit wurde zugleich zu einer Quelle der Schwäche. Aus den neuen Voraussetzungen heraus konnte man Folgerungen um so unbekümmerter ziehen, je rücksichtsloser man die politische Tradition durchbrach; aber politische Tradition, innerlich gesunde und abgestorbene, ist eine Macht im öffentlichen Leben; diese Macht war groß genug, um die Nationalsozialen als Nationalsoziale scheitern zu lassen; diese Tradition allein ist hingegen nicht stark genug, um jenen Liberalismus von neuem vorwärts zu bringen, der über nichts, als über diese Macht verfügt. In gegenseitiger Durchdringung und in der Ausgleichung zwischen alter gesunder liberaler Reichsgründungstradition, die sich seit der Konfliktszeit unter Bismarck gebildet hatte, und zwischen den Bedürfnissen des gegründeten, in Kraft und gesunder Entfaltung dastehenden neuen Reiches liegen gute Bürgschaften für die Zukunft.

Man kann die zwei Richtungen, die sich begegneten und die sich jetzt durchdringen, auch unter dem Gesichtspunkt individueller Geistesanlagen charakterisieren.

Es widerstrebte den Tatsachen, wollte ich behaupten, daß die Nationalsozialen hervorragende Staatsrechtslehrer und Nationalökonomen in ihren Reihen nicht besessen hätten. Aber ihre eigentümliche Färbung hat diese Strömung durch Männer dieser Art nicht erhalten. Es widerstrebte gleichfalls den Tatsachen, wollte ich sagen, daß die Freisinnigen ideal gesinnte Männer, bei denen warmherziges Empfinden der stärkste Antrieb politischen Handelns war, in ihren Reihen n i c h t gezählt hätten; aber ihr eigentümliches Gepräge hat der Liberalismus der letzten zwanzig Jahre durch solche Individualitäten doch nicht empfangen. Die klare wissenschaftliche und realpolitische Erkenntnis staatsrechtlicher und nationalökonomischer Notwendigkeiten überwog hier; das warme Mitgefühl, die heiße Liebe zu Deutschland und zu den Millionen Deutscher, die außerhalb deutscher Kultur in der Barbarei, in wirtschaftlicher, intellektueller, seelischer Barbarei leben, überwog dort. Auf eine plumpe Formel gebracht, könnte man sagen: Wir berechneten, was jede Mark Getreidezoll für eine Familie in Deutschland bedeutet; wie diese Last auch unser Staatsrecht verbiegt, denn die der Zeit unentbehrliche demokratische Gleichberechtigung läßt sich zwischen verkümmerten Proletariern und fetten Mastbürgern auf die Dauer nicht aufrecht erhalten, und wir schlossen mittels dieser Deduktionen auf das Wachsen gefährlicher Empfindungen bei den benachteiligten Volksmassen. Jene sahen, diese Empfindungen sich im Volk unmittelbar betätigen; sie lebten das „Seelenleben der Gesellschaftslosen" unmittelbar mit — Göhre begab sich unter sie —, und als sie sich überlegten, Abhilfe zu schaffen, gelangten sie zu staatsrechtlichen Folgerungen und mußten sich der Mühe unterziehen, zu berechnen, was eine Mark Steuer für Familienglück und Familienkultur bedeuten. Es kann für stark ausgeprägte Individualitäten nicht bedeutungslos sein, woher sie kommen; Naumann kam von der Kanzel und aus der Seelsorge, und unsere besten Leute waren seit einem Menschenalter aus den juristischen und volkswirtschaftlichen Universitätsseminaren, aus den Weltkontoren hervorgegangen, wie weitsichtig sie auch ein Leben großen Stils gemacht hatte. Die Fähigkeit politischer Kritik und sachlicher, volkswirtschaftlicher Erfassung staatlicher Vorgänge mußte hier, die Fähigkeit warmherziger Hingabe und Begeisterung für die humanen Aufgaben der Politik mußte dort überwiegen. Leistungsfähig ist aber nur jene Politik, bei der weder diese noch jene Qualitäten einseitig im Vordergrunde stehen.

Bismarck, der kühlste und klügste Rechner unserer neuen Politik, entfachte für seine Zwecke immer wieder die Empfindungen, die besten und auch die gemeinen Empfindungen des deutschen Volkes; keine große politische Bewegung ohne zugleich starke Gefühlswallungen der Volksmassen. Ist aber der Kampf gegen die Reaktion für die Linke das Gegebene und das aus Tradition und aus kühler Erwägung unmittelbar Abzuleitende, so kam man mit der Tradition wie der kühlen Erwägung allein ebenso wenig vorwärts, wenn es sich darum handelte, jene Schuttmassen an Vorurteilen und jenes Geröll der Verbitterung hinwegzuschwemmen, die allmählich sich zu einer Mauer zwischen liberaler Bürgerschaft und sozialdemokratischer Arbeiterbevölkerung aufgestaut hatten. Die Wirkung warmherzigen Empfindens bürgerlicher Kreise ist für die Entwicklung i n n e r h a l b der Sozialdemokratie sehr problematisch; an dem Gedanken muß festgehalten werden, für die innere Fortbildung der Sozialdemokratie können zunächst nur Sozialdemokraten tätig sein; aber diese Fortentwicklung bleibt allein denkbar, wenn das

Digitized by Google

Bürgertum sie nicht hindert, wenn das Bürgertum alte Beleidigungen und neue Verbitterungen vergißt, und dieses Vergessen wird durch Predigten scharfsinniger politischer Klugheit allein niemals erzielt werden; auch an die besten Empfindungen muß appelliert werden; ein Meer von geistigem und materiellem Elend muß eingedämmt werden, und wo die politische Frage in die humanitäre Frage umschlägt, da finden unsere neuen Freunde meist das packendste und das eigenartigste Wort.

Man kennt jene zutreffende Behauptung: Der Mensch ißt, um zu leben, aber der Mensch lebt nicht, um zu essen. Man darf auch sagen: Die Partei ringt nach Mandaten, um zu leben, aber die Partei lebt nicht, um nach Mandaten zu ringen. Teile der liberalen Opposition sind auf dem besten Wege, in diese Sackgasse zu geraten. Das ist das Schlimmste, denn eine politische Tätigkeit, die sich nicht in jedem Augenblick bewußt bleibt, Kulturarbeit für das eigene Volk und schließlich für die Menschheit zu sein, ist wie eine Pflanze ohne Samen und ohne Frucht, eine Pflanze, die nicht erquickt und die dem Absterben nicht fern ist.

Dieses Jahrbuch, von dem ich sprach, setzt sich die Aufgabe, Kultur zu verbreiten, auch politische Kultur. Das Etwas, das seine Eigenart ausmacht, sind heute nicht allein die gesunden Anschauungen, sondern seine erquickliche Empfindungswärme, die nicht nur kluge Bürger, sondern auch opferbereite Patrioten erzieht, denen die Politik zugleich ein Herzensangelegenheit ist. So ist denn der Name Patria nicht schlecht gewählt.

P. Nathan.

Entartung.

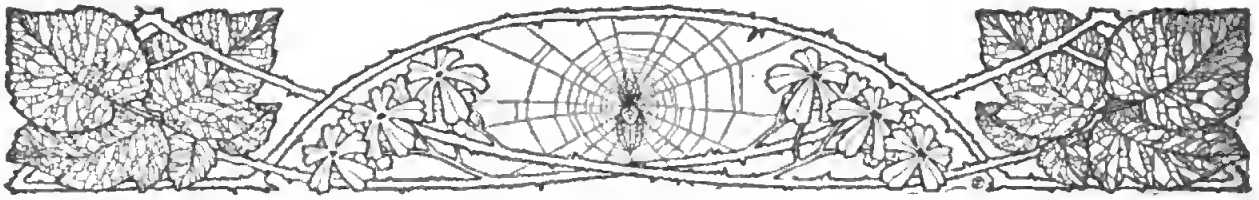
Seit einigen Jahren ist das Interesse der Gebildeten für die Rassenfrage lebhaft rege geworden; die Werke von Gobineau werden wieder hervorgeholt und das Buch von H. St. Chamberlain erlebt zahlreiche Auflagen. Da ist es von Wichtigkeit, darauf hinzuweisen, daß auch auf dem besonderen Gebiete der hygienischen Wissenschaft sich ein Seitenstück zu jener Bewegung entwickelt, die Rassenhygiene. In bewußtem Gegensatz zur Individualhygiene haben Alfred Ploetz, Reibmayr und andere die leitenden Gesichtspunkte einer Hygiene der Rasse zu entwickeln versucht. Die Vertreter dieser Richtung entlehnen ihre Grundlagen den darwinistischen Anschauungen und betonen die Kehrseiten hygienischer Erfolge. Die Fortschritte der öffentlichen Gesundheitspflege führten nach ihnen dazu, daß eine größere Zahl schwächlicher Individuen, die anderenfalls dem Untergang verfallen wären, das Alter der Fortpflanzungsfähigkeit erreichten und durch Vererbung dann ihre körperliche Minderwertigkeit auf ihre Nachkommen übertrügen. Dadurch sei die Gefahr einer Zunahme schwächerer Elemente und somit einer Degeneration der Rasse gegeben. Besonders hat A. Ploetz in seinem Buche „Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen" den Versuch gemacht, die äußeren Schädlichkeiten, denen die menschliche Gesellschaft ausgesetzt ist, ausschließlich nach dem Gesichtspunkte ihrer Einwirkung auf die Auslese einzuteilen.

Er bezeichnet sie als selektorische, nicht selektorische und kontraselektorische, je nachdem sie durch Vernichtung nur der Schwächsten und durch deren Ausschluß von der Fortpflanzung die Rasse verbesserten oder durch Vernichtung auch lebenskräftigster Individuen (Kriege usw.) dem Fortschritt der Rasse entgegenwirkten oder ohne Einfluß auf die Rassenentwicklung sind. Was bei Ploetz ein wissenschaftliches, sorgfältig begründetes und der Berücksichtigung wertes System ist, das wurde im Kampfe der Tagesmeinungen häufig als wohlfeiles Schlagwort breitgetreten. Alle Fortschritte der modernen Hygiene sollten schließlich der Rassenentwicklung nur hinderlich sein. Wir beluden uns durch die Philanthropie mit einer Menge schwächlicher Existenzen, die in einer früheren Zeit schonungslos dem Untergang geweiht gewesen wären, und schädigten zugunsten einzelner Bevorzugter die Gesamtheit. Solche Schlagworte sind, mehr oder weniger geschickt verfochten, in der letzten Zeit allzu oft laut geworden, als daß die Fachgelehrten der Hygiene nicht dagegen ihre Stimme hätten erheben sollen. Die Lehre selbst ist aber durchaus nicht neu, sie geht vielmehr schon auf den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zurück, tauchte also lange vor Darwin auf. So bestritt schon Malthus die Möglichkeit, durch Beseitigung einiger Ursachen des Todes die gesamte Sterblichkeit zu verbessern; der Strom des Todes würde sich auf einem anderen Wege freien Lauf verschaffen und an anderen Stellen nur um so reißender werden. Auch bei Laplace, Villermé und andern finden sich ähnliche Ansichten. Herbert Spencer, der ebenfalls den hygienischen Fortschritten einen dauernden Erfolg bestritt, erwähnt sogar, daß Darwin gerade aus den Malthusschen Ausführungen eine Anregung zu seinen Forschungen über die Bedeutung des Kampfes ums Dasein gezogen habe. In umgekehrter Fassung finden sich auch in Virchows Vorträgen zur öffentlichen Gesundheitspflege Anklänge an diesen Gedankengang, wenn er sagt, daß die Schädlichkeit mancher Volksseuchen von einem weiteren Gesichtspunkte aus nicht immer absolut zu beklagen sei; denn gewisse Schädigungen der Volksgesundheit erledigten sich dadurch, daß sie den Träger vernichteten und damit ihre Wirkung selber auslöschten. Jedenfalls aber hatte dieser Streit um die prinzipielle Bedeutung der Maßnahmen zum Schutz der Schwachen jahrzehntelang geruht, um erst neuerdings von einigen Vertretern der Rassenhygiene mit Energie wieder aufgenommen zu werden. Die Gründe, die sie beibringen, sind bisher nur theoretischer und deduktiver Art. Sie regen zwar zum Nachdenken an, ob nicht in der Tat eine zu weit getriebene individuelle Prophylaxe ihre Gefahren für die Zusammensetzung der Gesamtheit durch deren Entartung einschlösse. Aber die Rassenhygieniker haben bisher eine Lücke in ihren Ausführungen nicht ausfüllen können, nämlich den tatsächlichen Nachweis der Zunahme körperlich minderwertiger Mitglieder unserer Gesellschaft an der Hand objektiver statistischer Untersuchungen von großem Umfange.

Diese Lücken versuchen in neuester Zeit drei fast gleichzeitig erschienene Arbeiten auszugleichen; aber alle drei stammen nicht aus dem Lager der Rassenhygieniker, sondern von gegnerischer Seite, von den Verfechtern der Notwendigkeit einer kräftigen, aktiven Hygiene, die nicht danach zu fragen hat, ob sie einem Starken oder Schwachen zugute kommt. Die Hygieniker M. Gruber in München, W. Kruse in Bonn und der Medizinalstatistiker Prinzing behandeln in kritischer Form das Thema der Entartung, und alle drei Arbeiten kommen zu dem Ergebnis, daß die Zustände der Gegenwart keinerlei Anhaltspunkte für die Berechtigung jener pessimistischen Argumente der Rassenhygieniker abgeben. Wenn man diese drei Arbeiten nebeneinander hält, die sich zum größeren Teil auf die Bevölkerungsstatistik berufen und hierbei alle Seiten des Problems erschöpfend behandeln, muß man zu dem Ergebnis gelangen, daß ihnen ihr Ziel, den Nutzen hygienischer Abwehrmaßnahmen für die Gesamtheit zu erweisen, durchaus gelungen ist. Am umfassendsten ist die Arbeit von Kruse.*) Nach seinen Ausführungen ist in den letzten zwanzig Jahren die Sterblichkeit durch die Abnahme der akuten und chronischen Infektions-

*) Zeitschrift für Sozialwissenschaft. VI 6 und 7.

Digitized by Google



krankheiten und vieler anderer Organleiden ganz erheblich herabgegangen, nur die Säuglingssterblichkeit sei hoch geblieben.

Die Sterblichkeitsstatistik spräche also gegen eine Zunahme hinfälliger Existenzen. Das Gleiche gelte für die Erkrankungsstatistik. In der Armee sei eine bedeutende Abnahme vieler Erkrankungen eingetreten; auch die Zahl der Gebrechlichen sei mindestens nicht gestiegen, die Zahl der Blinden sogar gesunken. Die Anthropologie lehre ebenfalls, daß das moderne Geschlecht in seinem Körperbau und seinen Größenverhältnissen hinter den früheren Geschlechtern durchaus nicht zurückstände. Auch der schädigende Einfluß der Kultur, der durch den Zuzug nach den Städten sich schärfer geltend machte, habe in der Neuzeit durch die erfolgreiche Anpassung der Bevölkerung an großstädtisches Leben sich nicht als degenerierendes Moment herausgestellt. Die Abnahme der Sterblichkeit sei großenteils die Folge moderner hygienischer Bestrebungen, es sei somit indirekt der Beweis geführt, daß von solchen eine Entartung nicht zu befürchten sei. — Einige andere Gesichtspunkte zieht Gruber in seiner Arbeit „Führt die Hygiene zur Entartung der Rasse?"*) heran. Er weist nach, daß die Abnahme der Sterblichkeit gerade in den wohlhabenden Kreisen, die sich besonders die Fortschritte der Hygiene zu Nutzen machen könnten, zur Beobachtung komme. Umgekehrt, je schärfer der Kampf ums Dasein, wie z. B. bei Naturvölkern, desto größer sei die Sterblichkeit. Am wirksamsten aber ist wohl die Grubersche Arbeit dort, wo sie den Deduktionen der Pessimisten ebenfalls Deduktionen entgegensetzt. Er weist darauf hin, daß die Schlagworte von der körperlichen Minderwertigkeit, der größeren Empfänglichkeit Schwächerer für äußere Schädlichkeiten usw. nicht absolut gelten könnten, sondern daß die körperliche Widerstandskraft relatio nach Lebensalter, sozialen Verhältnissen, zeitweisen Einflüssen variierte. Die natürliche Auslese, wie sie von Theoretikern deduziert werde, ließe sich in dieser schematischen Fassung gegenwärtig nicht mit der Wirklichkeit in Uebereinstimmung bringen. Im übrigen seien auch die von Geburt an Starken oft durch äußere Schädlichkeiten, denen sie sich besonders exponierten, recht sehr gefährdet. So würden Tausende von körperlich Tüchtigen zu Mindertüchtigen, und fast jede Schädlichkeit, die kritiklos als ein Mittel zur Auslese hervorgehoben werde, zeige sich ganz allgemein als Uebel für Starke wie für Schwache. Gegenwärtig habe die Milderung des grausamen Kampfes ums Dasein durch fortschreitende Kultur nur Segen gebracht. Wir hätten sogar eher ein Zuwenig als ein Zuviel an Hygiene. — Prinzing beschränkt sich in seiner Arbeit „Die angebliche Wirkung hoher Kindersterblichkeit im Sinne Darwinscher Auslese"**) auf einen besonderen Fall, an dem er in sehr interessanter Form den indirekten Beweis gegen die Deduktion führt. Er vergleicht Gegenden mit großer und geringer Kindersterblichkeit untereinander und stellt ihnen die Sterblichkeit der nächsthöheren Altersklassen, namentlich an Tuberkulose, sowie die Militärtauglichkeit gegenüber. Wäre die Kindersterblichkeit von Bedeutung für die Auslese der Schwächsten, so müßte in Gegenden mit großer Kindersterblichkeit später die Zahl der Militärtauglichen größer, die Zahl der Schwindsüchtigen geringer sein als umgekehrt. Für gewisse kleinere Distrikte ist dies auch von Rahts und Elben betont worden, doch im großen trifft es durchaus nicht zu. Die größere Kindersterblichkeit hat sich eben durchaus nicht als ein Reinigungsmittel der Gattung von schwächlichen, hinfälligen Existenzen bewährt. Sie ist lediglich die Folge grober Unsitten in der Kinderernährung, welche auch den Kräftigsten dahinraffen können und sich durchaus nicht gerade die Schwächsten aussuchen.

Man muß die Ergebnisse und Gründe der drei Hygieniker, soweit sie sich auf die tatsächlichen Zustände in der Gegenwart stützen, als zwingend anerkennen. Unsere Bevölkerungsverhältnisse geben ein günstiges Bild von dem Nutzen hygienischer Maßnahmen. Sie lassen nichts erkennen von einer drohenden Entartung im Sinne einiger Rassenhygieniker. Aber der Beweis, der hier vorliegt, ist nur ein indirekter, und er gilt zudem nur für die Gegenwart, nicht aber prinzipiell zur Widerlegung jener Deduktionen. Bewiesen ist durch die genannten Arbeiten eigentlich doch nur, daß die Befürchtungen der Rassenhygieniker für die Gegenwart nicht zutreffen, ferner noch, daß die Begründung ihrer Lehren eine zu schematische ist, um den komplizierten Bedingungen der Wirklichkeit völlig gerecht zu werden. Prinzipiell und dauernd ausgeglichen ist aber damit der Gegensatz nicht, der zwischen den Bestrebungen zum Schutze des Schwachen und den damit verknüpften etwaigen Gefahren für die Gesamtheit sich geltend machen könnte. Es handelt sich in einer etwas anderen Form um die auch auf anderen Forschungsgebieten auftauchende Frage, was mehr zu berücksichtigen sei, die angeborenen Anlagen oder die erworbenen Eigenschaften. Aber dieser noch unausgeglichene Gegensatz läßt sich im vorliegenden Fall in der Wirklichkeit gar nicht so schwer beseitigen. In der Theorie hat die Rassenhygiene mit ihrer These zweifellos recht, daß eine Prophylaxe, welche das Ziel erreicht auch die Schwächsten vor der Berührung mit äußeren Gefahren vollständig zu schützen, unsere Gesellschaft mit einer Fülle minderwertiger Existenzen beladen würde, die die Entwicklung der Gesamtheit nur schädigen könnte. Es wäre das genau so, als wenn der Lehrplan der höheren Schulen auf die Fassungskraft der Mindestbegabten zugeschnitten wäre und nicht auf die des Durchschnitts. In der Praxis gestaltet sich die Frage aber ganz anders. Hier hat für absehbare Zeit die Hygiene noch zu viel zu tun, um der erworbenen Schädlichkeiten der Gesellschaft Herr zu werden, als daß sie sich jetzt schon mit den angeborenen schädlichen Anlagen beschäftigen könnte, die quantitativ neben den ersteren weit zurücktreten und heut nur in einigen Sonderfällen von verhältnismäßig geringem Umfang Berücksichtigung verlangen.

Die Sterblichkeit hat in den letzten fünf Jahrzehnten in allen Ländern ganz erheblich abgenommen, und zwar in Stadt und Land. Die Ursachen dieser Abnahme sind aber fast durchweg in der Beseitigung sozialer und kultureller Mißstände zu suchen. Diese Mißstände waren so enorm, daß sie absolute Schädlichkeiten darstellten und somit weit über die mittlere Widerstandskraft der Gesellschaft hinausgingen. Sie waren also kontraselektorisch im Sinne von Ploetz; sie waren viel zu stark, um irgend einen Einfluß im Sinne der Auslese ausüben zu können. Ihre Beseitigung ist die Frucht fortschreitender Kultur und fortschreitender öffentlicher Gesundheitspflege. Dieser Prozeß ist noch lange nicht zum Abschluß gekommen. Man braucht nur der Kindersterblichkeit zu denken, die nicht abgenommen hat, und die fast ausschließlich nicht die Folge angeborener Rassenschwäche, sondern bestehender sozialer Mißstände ist. Man denke auch des modernen Kampfes gegen die Tuberkulose mit allen seinen Phasen, der auf dem Umweg über die Bakterienvernichtung schließlich auch dazu geführt hat, der Krankheit durch soziale Maßnahmen entgegenzutreten. Auf diesem Gebiete ist noch für viele Geschlechter reichlich Arbeit vorhanden, und wenn der Kampf abgeschlossen sein sollte, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß inzwischen neue Kulturbedingungen andere Gefahren heraufbeschworen haben, mit denen unsere späteren Nachkommen sich noch auseinanderzusetzen haben werden. Sollten in einem neuen goldenen Zeitalter die Nachkommen unserer heutigen Hygieniker vor die Aufgabe eines Kampfes gegen die gesundheitsschädlichen Folgen erworbener sozialer Mißstände nicht mehr gestellt sein, dann wird es an der Zeit sein, der Fragestellung der Rassenhygieniker von der Verhinderung der die Gattung verbessernden Auslese durch Erhaltung der Schwächsten wieder näherzutreten. Die Deduktionen darwinistischer Rassenhygieniker sind also durch die indirekten

*) Münchener medizinische Wochenschrift 1903. 40/41.
**) Zentralblatt für allgemeine Gesundheitspflege 1903.

Beweisführungen der obenangeführten Arbeiten im Grunde nicht unbedingt widerlegt. Aber es bedarf einer solchen Widerlegung vorläufig gar nicht: denn wir haben in der Gegenwart noch viel dringendere praktische Aufgaben, ehe wir den Propheten der Entartung zuzugestehen brauchen, daß sie in der Theorie und gelegentlich vielleicht auf einem kleinen Gebiete auch in der Praxis recht haben.

A. Gottstein.

Selma Lagerlöfs Sagenbücher.

In einer schwedischen Biographie ihres Erstlingswerkes Gösta Berling — erzählt die Dichterin unter dem Titel „Eine Sage von einer Sage", daß sie auf einem Besitztum aufgewachsen sei, das früher Pastorat war, und daß dieser Umstand ihrem Denken ein pathetisches Gepräge gab. Sie selber war ein kränkliches Kind, nachdenklich, zum Zuhören geneigt. Das Porträt, das der kleinen Schrift beigegeben ist, zeigt ein paar schmale aufmerksame, unpersönlich blickende Augen unter scharf gezeichneten Brauen, kurzgeschnittenes Haar und einen weichen Mund, der doch geschlossen ist, wie vor rasch entschlüpfenden Worten. Ein kluges, sympathisches Gesicht. Aber doch ein Zug von Lehrerin darin. Und Selma Lagerlöf war Lehrerin, mehrere Jahre hindurch. Aus diesem Beruf vielleicht hat sie die Gewohnheit genommen, sich selber so nüchtern und pedantisch Rechenschaft zu geben über die Entstehung ihrer Arbeiten. Sie erzählt uns ganz genau, wie sie erst beabsichtigte ein Schattenspiel aus Gösta Berlings Abenteuern zu machen, dann die Romanform wählte und weiterhin gern die Sprache der Romantik angewendet hätte, wenn die Romantik nicht damals tot und verpönt gewesen wäre! Sie überlegt sich, daß ein Aneinanderreihen von lauter Einzelerlebnissen, die scheinbar immer neu beginnen, dem Buche Reichtum und Stärke geben könnte, und zuletzt endlich findet sie, daß eine rhythmische Prosa das Beste für ihr Werk sein würde. So schreibt sie es denn in dieser Form.

Glücklicherweise haftet den Werken selbst nichts von dieser kühlen Gedankenarbeit an. Oder doch nur wenig.

Gösta Berling ist auch hier in Deutschland bekannt genug. Man braucht kein Wort mehr darüber zu sagen. Und jetzt spricht man sogar schon in den elektrischen Stadtbahnen von Selma Lagerlöfs neuen Büchern: „Jerusalem". Jerusalem ist eine Erzählung in zwei Teilen, denen ein Vorspiel vorangeht. Dieses Vorspiel ist das Beste, was die Dichterin je geschrieben hat. Wundervoll ist die realistische und doch knappe Schilderung des Frühlingsmorgens an dem Jung Ingmar pflügt.

„Jung Ingmar", „Ingmarstochter" — klingt das allein nicht schon wie Sagastil? Und doch sind diese und ähnliche Bezeichnungen nichts weiter, als die genaue Uebersetzung der Ausdrücke, die in Schweden noch jetzt auf dem Lande üblich sind. Nur um dieser Worte willen mußte der naive Erzählerstil Selma Lagerlöfs, den sie so kunstvoll mit dem Pathetischen zu mischen weiß, erfunden werden. Gerade in der Kindlichkeit seiner Konstruktion wirken erhabene Dinge um so wahrer und eindringlicher.

„Die Sonne schien freundlich, das Gras war feucht vom Tau und die Luft war so frisch, daß es mit Worten nicht zu sagen ist", heißt es entzückend kindlich und fährt dann lehrerhaft fort: „Das war ein ganz anderer Trott als gewöhnlich!" (den die Pferde laufen).

Als der Vater Jngmar stirbt, setzt man ihm die drei Kindlein, bei deren Rettung er sich den Tod geholt, auf das breite, mit dem kostbarsten Teppich bedeckte Bett, und da endlich kommt der Häusler, nach dem man geschickt hat, weil der alte Jngmar ihn noch einmal sehen wollte. Es ist ein Geheimnis zwischen den beiden Männern. Eines Tages nämlich, als sie zusammen über die Brücke gingen, war es ihnen, als ob jemand zu ihnen sagte, sie sollten die Augen aufheben. Das taten sie, und da sahen sie den Himmel offen über sich.

Als nun der Häusler an das Bett des reichen Jngmar tritt, streichelt der ihm sacht die Hand und sagt: „Ich gehe nun dorthin, ich."

Da beugt sich der Häusler vor und sieht ihm tief in die Augen. „Und ich komme nach, ich."

Wieder ist es die schwedische Sprache, die dieses wirksame Schluß-Ich dazu dichtet. Es ist die täglich übliche Form im Gespräche. Nicht aber vermag Selma Lagerlöf uns wirklich glauben zu machen, daß ein Bauer so empfindet wie Jngmar, da es ans Sterben geht. Uns vielleicht, aber die Schweden selber, die ihr zwar oft mystisch abergläubiges und frommes Landvolk kennen, lächeln ein wenig über Selma Lagerlöfs Bauern, — ein entzücktes und bewunderndes Lächeln, wie wir es für die Märchen unserer Kinder haben „und da sagte die Kuh".

Durch Visionen und Träume werden Geschicke entschieden in diesen Erzählungen. Freilich ist es auch eine religiöse Erhebung, die uns geschildert wird, „eine Erweckung," wie man sich dort noch heute auszudrücken pflegt, wenn irgend eine Sekte Anhänger findet im Lande. Hier, in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, handelt es sich um die Lehre, die von Amerika herüberkommt und deren Vertreter der Fanatiker Hellgum ist. Man soll alles irdische Gut versäumen um der ewigen Seligkeit willen, ist die Forderung des Strengen. Selma Lagerlöf zeigt uns, wie diese Lehre Familien auseinanderreißt, Lebenswege verbiegt und zu verschütten scheint nnd wie zuletzt Scharen von Gläubigen nach Jerusalem auswandern, um dort ihre wahre Heimat zu gründen.

Wunderbar fein und pathetisch zugleich ist der Kampf des neuen Glaubens mit der orthodoxen und konservativen Art der Bauern geschildert, wundervoll vor allem der Held des Buches Jung Jngmar, der von seinem alten, schönen Erbhofe vertrieben, schließlich wider Gemüt und Gewissen eine vernünftige Heirat tut, um sich die Heimat wieder zu erobern. Im zweiten Bande kommt Jngmar erst ganz am Ende wieder vor, wird aber sofort der Interessanteste und Glaublichste des ganzen Buches.

Die Ausgewanderten in Jerusalem werden uns in dieser neuen Erzählungsreihe gezeigt, die uns Albert Langen in deutscher Uebersetzung ein Jahr nach dem ersten „Jerusalem" darbietet. So kunstvoll einfach die Einkleidung der ersten Einleitung war, die uns in Form eines träumerischen Selbstgespräches beim Pflügen mit Jung Jngmar die ganze Vorgeschichte seines Hauses erleben läßt, so lehrhaft trocken ist die des neuen Buches. Sie erinnert an Polterabendaufführungen mit ihren allegorisierenden Personifikationen von Liebe, Treue, Kunst und ähnlichem.

Miß Gordon, die einst bei einem Schiffbruche die Stimme Gottes hörte, die sie zum Leben und heiligen Tun erweckte, liegt in Palästina während einer unerträglich heißen Nacht auf einem Hügel und sinnt traurig über die Verfolgungen und Nöte nach, die sich ihrer in Jerusalem gegründeten Christengemeinde entgegenstellten. Da überkommt sie plötzlich die Vorstellung „gleich wie es in alten Schlössern bestimmte Gespensterzimmer gibt, so wäre es wohl möglich, daß diese altertümliche Stadt mit ihren öden Hügeln der Aufenthalt der Gespenster der alten Welt wäre," und alsobald beginnen der heilige Stein und das heilige Grab eine Zwiesprache miteinander, in der sie

Digitized by Google

sich gegenseitig bekämpfen, indem jeder seine eigenen Vorzüge über die des anderen stellt. Schließlich erhebt sich die Lauscherin und schleudert ihre zürnenden Worte zwischen die Streitenden: „Wehe Euch, wehe Euch, was seid Ihr für Heiligtümer? Ihr streitet und kämpft miteinander und durch Euern Streit kommt Unfriede, Haß und Verfolgung in die Welt. Aber Gottes letztes Gebot heißt Einigkeit, vernehmt das."

Also öde akademische Gedankenformulierung!

Zum Glück entschädigt das weitere Buch, das denselben Gedanken fortführt, durch einzelne Szenen voll Kraft und Schönheit.

Es heißt, Jerusalem tötet die Menschen. Welches Jerusalem? fragt Selma Lagerlöf. Ist es das Jerusalem der Gewalt, der Macht und des Krieges, wie man es auf dem Hügel der Könige vor seinem Geiste auftauchen sieht, ist es Gethsemane und der Oelberg, das Jerusalem des Todes und des Gerichtes? Ist es Golgatha, das Jerusalem des Leidens und der Versöhnung? Nein, alle diese Jerusalems sind es nicht. Man muß zum Nordwesten der Stadt gehen, um es zu finden; dorthin, wo die stattlichen Missionspaläste stehen, wo die Konsuln verschiedener Länder, wo Pilger, Popen und Diakonen wohnen, Katholiken, Protestanten, Methodisten und Quäker. Hier ist das Jerusalem der Seelenjagd, das Jerusalem der bösen Zungen und der Lästerung, das Jerusalem, das tötet.

Ein Zug großer Enttäuschung geht durch das ganze Buch. Vorbereitet ist er schon im Ausgange des zweiten, da die Kinder der Auswanderer, sich weinend an den Händen haltend, heimlich fortgehen vom Bahnhofe ihrer Heimat (wo Eltern und Freunde in der Hast der Reisevorbereitung ihrer nicht geachtet haben) und klagend ausrufen: „Wir wollen nicht nach Jerusalem." Ergreifend in ihrer Knappheit ist die Geschichte von Birger Larsson, dem Schmied, der sich so glühend darauf gefreut hatte die Herrlichkeit Jerusalems zu schauen, als er aber in Jaffa ans Land stieg, erkrankte er sogleich. Drei Tage nahm sein Fieber zu, und er jammerte unaufhörlich, daß er so weit hergekommen sei und nun sterben solle, ohne Jerusalem gesehen zu haben. Da verfertigten sie eine Bahre, und eines Abends, als die Luft sich ein wenig abgekühlt hatte, trugen sie ihn hinein nach Jerusalem. Aber er sah am Damaskustor nichts als eine graubraune Mauer aus Stein und Mörtel, und als er es bei seiner Ankunft von ferne im Sonnenuntergang gesehen, da war es golden und leuchtend gewesen. Er sieht die verstümmelten Bettler, die schmutzigen Hunde, riecht den ekelhaften Gestank der Kehrichthaufen in den Straßen, und immer mehr kommt ihm die Gewißheit, daß seine Freunde schlecht genug sind, ihn, den Sterbenden zu belügen. Wie konnten sie es nur übers Herz bringen, ihm einen armseligen Stadtteil irgendwo bei Jerusalem zu zeigen, anstatt der ewigen Stadt? Plötzlich kommt ihm ein guter Gedanke: „Sie machen es so, damit ich mich nachher desto mehr freue." Nun liegt er geduldig still und läßt sie machen, lächelt über ihre heilige Grabeskirche, wartet und wartet. Ganz zuletzt entdeckt er, daß nichts kommt hinter dem, was sie ihm zeigen.

Der zweite Teil dieses zweiten Buches beschäftigt sich dann wieder mit dem Ingmarsgeschlecht. Der Held des Buches holt sich die einst von ihm Geliebte widerwillig und auf den Befehl seiner jetzt von ihm geliebten Frau, die sich von ihm scheiden läßt, aus Jerusalem zurück in die schwedische Heimat. Die Sache ist sehr kompliziert, endet aber mit allgemeinem Glücklichsein und mit einer Doppelheirat. Jede einzelne dieser Unwahrscheinlichkeiten ist mit einer Schönheitsfülle ausgestattet, mit einer Kunst raffiniertester Einfachheit erzählt, daß man das Buch immer wieder zur Hand nimmt.

Ganz auf dem Gebiete vorzeitlicher Sagen bewegt sich Selma Lagerlöf in ihrem, kürzlich in deutscher Uebersetzung ebenfalls bei Langen erschienenen Buche „Die Königinnen von Kungahälla".

Die Stadt Kungahälla war ehemals die vornehmste Stadt Norwegens, der Ort, wo die Könige der drei nordischen Reiche zusammenkamen; jetzt gehört sie unter dem Namen Kungelf als ein unbedeutendes Städtchen zur schwedischen Krone. Kurz vor Göteburg an ruhigem Flusse ruhig liegt die Stadt da und läßt die Dichterin erzählen über Entstehung und Geschichte ihrer großen Vergangenheit.

Hier ist Selma Lagerlöf wieder souveräne Herrscherin, hier hat ihr rhythmisches Sagen und Singen nichts von gemachter Kindlichkeit oder lehrhafter Popularitätspose.

Gleich die erste Erzählung „Die Waldkönigin", die die mythische Entstehung der Stadt erzählt, zeigt alle Kräfte und Zauber der Verfasserin. Der junge Silvius Antonius Poppius, der weichliche Sohn eines reichen römischen Kaufmanns sucht sich für seinen blasierten Lebensüberdruß ein Grab. Aber nicht das Wasser in der Nähe der Stadt lockt den Genüßling, er will in einem klarblauen Meere sterben und die Schaumwellen, die er aus der Tiefe emporjagt, sollen nicht den rußbedeckten Schaumblasen gleichen, die am Flußrande stehen und zittern, sie sollen schneeweiß und frisch sein. Auf einem Schiffe seines Vaters begibt er sich ins Meer hinaus. Nach dreimonatlicher Fahrt kommen sie an eine wilde Schärngegend und an einen Strand, wo die Bäume ihr Astwerk so ineinander verflechten, daß es feste undurchdringliche Mauern bildet. Plötzlich kommt aus der Wildheit dieses nur durch Tierhöhlen dem Auge zugänglich gemachten Waldes ein süßer Duft und da steht ein königliches Elenn mit einem Walde von Geweihenden auf dem stolzen Haupte. Langsam schnuppernd geht es ins Wasser hinein, hinter seinen breiten Hörnern schimmert etwas Helles, Rosiges, man sieht ein Mädchenantlitz von hellem Haar umgeben und endlich eine nackte Frau, die Versteckenspielt hinter dem Geweih des Hirsches, dabei neugierig und lüstern blickt nach den Schmuckgewändern und Kostbarkeiten, die der junge Römer ihr am Rande des Schiffes lockend vorhält. Dies Locken — ein geworfener Ring, den sie auffängt, der Zipfel eines Purpurkleides, ihr Haschen, Wagen und Zaudern — sind wie die starke, wilde Musik eines alten Nationaltanzes komponiert. Schließlich wird der Römer herabgezerrt und auf dem Rücken des starken Rentiers nach der Wildnis hin entführt, wo er, gebessert und gekräftigt der Gründer und Vater der Stadt wird.

Auch in diese heidnische Vorzeit hinein aber trägt die Erzählerin ein Stück Pessimismus.

Da ist Margarete Fredkulla, die Friedensfürstin, die sich mit dem König Magnus verheiraten soll, damit der lange böse Krieg ein Ende habe. Grenzenloser Jubel begleitet ihren Ritt in Norwegens Königreich hinein. Jeder gibt ihr das Beste, was er hat, ein Hirtenjunge sein schönstes Lied, das Lied, das König Magnus in trauriger Liebe für Mathilden, des Kaisers Tochter, gedichtet hat. Als Margarete dieses Lied hört, wendet sie in Verzweiflung ihr Roß, um nicht dem Manne zu gehören, der eine andere liebt, aber ihr Schwur und Mitleid mit dem Volke halten sie wieder zurück. Und sie reitet dem Bräutigam entgegen, sie die viel lieber sich unter die raschen Hufe seines Renners werfen möchte, damit er sie töte.

Noch moderner ist die letzte Geschichte vom traurigen Könige, der seiner, ihm bestimmten Braut zureitet. Sie waren einander schon seit ihrer Kindheit angetraut, ohne daß sie sich je gesehen hätten; wohlbehütet wartet sie auf ihn in ihrem Turme, aus Stein gebaut. Viel lieber aber wäre er spornstreichs geritten gekommen, um sie aus einem verzauberten Schlosse mit Gewalt zu entführen, denn er sehnt sich nach allem was groß und stolz ist und findet nur graues Mißgeschick auf seinem Wege. Nach blitzendem Rot sehnt er sich und nach scharfem Schwarz, das in Gold spielt. Je näher er dem Turme kommt, um so größer wird sein Unmut. Schließlich sagt er sich: Ich bin ja doch noch König. Niemand kann mich zwingen, das zu tun, was ich nicht will. Damit dreht er sein Pferd und reitet heim. Die Prinzessin aber trauert weiter in ihrem Turm. Und sie hat brennend rote Lippen, rabenschwarzes Haar mit Gold durchsponnen.

Digitized by Google

Mir scheint manchmal, grade dieser Zug moderner, nervöser Pessimistik ist es, der Selma Lagerlöfs Sagen dem Publikum extra schmackhaft macht, so daß es auch gläubig das wahrhaft Einfache und Zeitlose in ihren Büchern mit einschlürft. Denn warum spräche man sonst in den Trams von Selma Lagerlöfs Sagenbüchern?

Anselm Heine.

Schauspielermemoiren.

Wer heute über das deutsche Theaterleben, über den Zustand der deutschen Bühne sich unterrichten will, der blickt nach den beiden Zentren, nach Wien und Berlin. Es scheint, als ob sich gerade in letzter Zeit der Gegensatz zwischen diesen beiden Städten immer stärker entwickeln würde. Es sieht ganz so aus, als ob wir Zeugen werden sollten eines Kampfes um die Hegemonie. Wie liegen nun die Dinge? Es ist gewiß nicht Lokalpatriotismus, wenn ich behaupte, daß das Wiener Publikum geschmackvoller, vorurteilsloser, empfänglicher, gutmütiger, leichter entzündlich ist als das Berliner. Es ist unliterarischer — vielleicht — aber darum auch weniger eingeschworen auf einen Namen, eine Schule, eine Fahne. Es hat eine lange Tradition des Theaterbesuches hinter sich, es hat gleichsam eine Schule der Empfänglichkeit durchgemacht wie das Publikum keiner anderen Großstadt. Das Wiener Burgtheater war hundert Jahre lang der Mittelpunkt des geselligen und künstlerischen Lebens, hier wurde der Sinn für das Verständnis der Schauspielkunst großgezogen, der freilich auch zu einem Abusus führte, zum Kult der Schauspielerei. Es ist bekannt, wie in den vormärzlichen Tagen die Zensur in den Zeitungen, ja sogar in der täglichen Unterhaltung, alle Beschäftigung mit politischen und sozialen Dingen verbot und die Wiener förmlich dazu drängte, sich vor allem mit dem Theater zu beschäftigen. Wir spüren heute noch den Vormärz in allen Gliedern. Das Theater, der Schauspieler werden mit einer Umständlichkeit und einem Interesse behandelt, das im kühleren Norddeutschland an solche Dinge nicht gewendet wird. Der Wiener ist weich, bei aller Rauheit, die er gern posiert. Er lacht gern und hat die leichte Träne Gewonnenes Spiel für den Dichter im Theater! Vieles und viele wurden in Wien überschätzt. Von Unterschätzung in Theaterdingen kann man bei uns nicht reden. Und trotzdem sieht es ganz so aus, als ob Wien bestimmt wäre, im Kampfe um die Vorherrschaft, die es einst unbestritten besaß, zu unterliegen, wenn nicht der Mann kommt, den es seit Jahrzehnten dringend braucht: eine Persönlichkeit als Leiter eines Theaters. Wenn in Berlin von neuen Theaterprojekten die Rede ist, dann heißt es immer: ein bestimmter Mann, dessen Qualitäten bekannt sind, sucht einen Grund und Kapital. Er findet beides, denn in Berlin gilt die Persönlichkeit. Wenn man nach Berlin schaut, sieht man auf den direktorialen Stühlen Männer sitzen, die uns was zu sagen haben. Nicht der Name des Theaters, nicht der Ort, wo es steht, der Name des Leiters ist das Programm. Unsere Wiener Theaterdirektoren sind die unpersönlichsten, farblosesten Leute von der Welt. Ein individuelles Programm hat keiner, geschweige denn den Mut, seinen persönlichen Geschmack durchzusetzen. Was nutzen die besten Truppen, wenn die Führer fehlen? Allerdings hätte Wien einen Führer, wie ihn besser und genialer ganz Deutschland nicht besitzt, aber es ist ein echt Wiener Schildaer Stücklein, daß man diesen Mann ziehen ließ. Nun sitzt er in Hamburg und leitet das deutsche Schauspielhaus. Er heißt Baron Berger.

Auch in Wien gibt es jeden Augenblick ein neues Theaterprojekt. Aber es wird beim Schwanze aufgezäumt. Es tun sich Bürger zusammen und wollen ein Theater gründen. Oder ein Platz ist da, der nach einem Theater schreit. Aber niemals heißt es, ein Mann ist da, der geeignet wäre, ein neues Theater zu führen. Und nur dieser Weg kann zu einer gedeihlichen Theatergründung führen. Denn die Persönlichkeit — das mögen sich die Wiener gesagt sein lassen — ist beim Theater alles. Berlin hat persönliche Theater, Wien hat unpersönliche Theater, das ist der Kernpunkt der ganzen Frage.

Ein Buch eines Schauspielers hat mich zu dieser Betrachtung geführt. Dr. Rudolf Tyrolt hat eben seine Memoiren veröffentlicht. („Aus dem Tagebuche eines Wiener Schauspielers" 1884—1902. Erinnerungen und Betrachtungen von Dr. Rudolf Tyrolt, Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1904.)

Dr. Tyrolt, der am Wiener Stadttheater bekannt und beliebt war, am Burgtheater keinen rechten Wirkungskreis fand und erst am Deutschen Volkstheater seine großen Erfolge errang, ist ein derb gemütlicher Schauspieler, der auch in Berlin (im Februar 1898) warme Aufnahme fand. Er selbst sagt über sein Talent, daß es im Fache der ernst gemütlichen und komisch chargierten Charakterrollen begrenzt sei und fügt hinzu: „Meine Komik war nie eine positive mit meiner Individualität zusammenhängende, sondern sie wuchs charakteristisch aus den Gestalten heraus, die ich darzustellen hatte." Imre von Botosányi im „Journär", Schöllhofer im „groben Hemd", Lolos Vater, Bartel Turajer, Schalanter im „Vierten Gebot", das waren seine besten Rollen, in denen er seine breite Gemütlichkeit mit einer gewissen, ihm eigenen Schärfe durchsetzen konnte. Diese Rollen wird ihm in Wien wohl so bald keiner nachspielen. Dr. Tyrolt war ein sehr gewissenhafter Schauspieler, der jeden Tag genaues Buch führte über Ereignisse, Erlebnisse und Erfahrungen. Aus diesen Aufzeichnungen entstanden seine Memoiren. Er schildert einfach und schlicht den Werdegang des Schauspielers. Die Eltern wollten den Sohn zum Juristen bestimmen, und in der Tat mußte Tyrolt erst sein Doktorat ablegen, ehe er, seinem inneren Drange folgend, zur Bühne durfte. Das Schicksal meinte es gut mit ihm. Es ersparte ihm die Wanderfahrten mit Schmieren, die bösen Anfänge. Nach zwei kurzen Engagements in der Provinz, Olmütz und Brünn, kam Tyrolt an das Wiener Stadttheater, wo er von 1872—1884 blieb. Vom Jahre 1884—1888 war er am Burgtheater engagiert, vom Jahre 1889—1902 spielte er am Deutschen Volkstheater. Indem er sein Wirken an diesen Bühnen erzählt, von seinem Verhältnis zu den Kollegen und zur Direktion spricht, gibt er bald mit mehr, bald mit weniger Absicht eine Geschichte des Wiener Theaterlebens der letzten dreißig Jahre. Und aus dieser Geschichte wird eben der Satz immer klarer, den ich eingangs als charakteristisch für unsere Zustände aufstellte: daß die leitende Persönlichkeit immer mehr aus unserem Theaterleben verschwindet und daß dieser Mangel das Uebel ist, an dem die Wiener Bühnen kranken.

Tyrolts Lehrmeister und Führer war Laube. Das ganze Buch ist getragen von der Liebe und Verehrung für den letzten großen Wiener Theaterdirektor. Sehr treffend sagt Tyrolt: „Der richtige Theaterchef muß vor allem auf der Bühne zu Hause sein, hier muß er sich als Herr fühlen, mit einem Wort, er muß verstehen Regie zu führen, Stücke zu beurteilen und Talente heranzubilden; dann und nur dann imponiert er seinen Mitgliedern. So sind Schröder, Immermann, Maurice, Laube, Dingelstedt, Förster und L'Arronge zu berühmten Namen gekommen. Die sogenannten Bureautheaterdirektoren haben stets nur ein kurzes Leben geführt." Tyrolt vergißt hinzuzufügen, daß die Bureautheaterdirektoren in letzter Zeit in Wien ein viel zu langes Leben führen. Laube war das Ideal des wirklichen Theatermannes. „Er hatte den Mut, weil er das Verständnis besaß, selbst schwächere dramatische Werke durch Bearbeitung, Streichungen und Zusätze, Verschiebungen einzelner Szenen sowie durch geistvolle und vor allem wirksame Inszenierung auf die Höhe eines anständigen Erfolges zu

bringen. Darin lag seine für die deutschen Bühnendichter wohltuende Helfersgabe." Ein deutscher Dichter würde heute in Wien eine solche Hilfe vergebens suchen. Und sie ist doch für den Schaffenden unentbehrlich. Ich glaube nicht an die Stücke, die so aufgeführt werden, wie sie geschrieben wurden. Die rechte Bühnenform kann ihnen erst die wirkliche Bühne geben. Darum erscheint uns die französische Technik so unendlich überlegen, darum sind wir immer voll Bewunderung für die Exaktheit ihres Mechanismus, weil eben der französische Dichter erst auf der Probe seinem Stück die endgültige Form gibt. Laube war ein Meister der anregungsreichen Probe, weil er selbst mitschaffend, mitfühlend am Baue teilnahm.

So viel Sympathie Tyrolt für Laube hat, so antipathisch ist ihm die Tätigkeit von Laubes Vortragsmeister Alexander Strakosch. Sonst freilich bemüht sich Tyrolt seine Abneigung gegen gewisse Stücke und Richtungen, gegen Schauspieler und Kritiker möglichst zu dämpfen. Man merkt es dem Buch an, daß sein Autor es nicht gern mit dem oder jenem verderben wollte. Trotzdem spricht er manch offenes Wort, und er trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er vom Deutschen Volkstheater sagt: „daß dem jungen Kunstinstitute von vornherein der eigentliche artistische Führer, Oberregisseur und Dramaturg fehlte, der berufen war mit seiner auf gediegenem Theaterwissen aufgebauten und über alle Zweifel erhabenen, unanfechtbaren Autorität dem Deutschen Volkstheater die richtige Signatur zu geben. Mit Ausnahme Ludwig Martinellis, eines bühnenerfahrenen, gewissenhaften und tüchtigen Regisseurs für Volksstück und Posse, lag die Führung unserer künstlerischen Arbeit zumeist in unzulänglichen, den strengeren Wiener Theaterbedürfnissen kaum entsprechenden Händen. Der oberste Regisseur und dramaturgische Chef, die Seele eines jeden Theaters fehlte, und ich glaube, er fehlt heute noch." Wie man sieht, läuft jede ernste Kritik des Wiener Theaters — stehe man nun als Kritiker außerhalb oder als Schauspieler innerhalb des Gebriebes — auf dieselbe Klage hinaus. Der Mangel einer starken, führenden Persönlichkeit, der sein Zeichen der Wahl der Stücke, dem Stil des Schauspielers, der Art der Proben aufdrückt, ist die Krankheit, an der die Wiener Bühne siecht. An Tyrolt trat wiederholt die Versuchung heran, Direktor zu werden. Im März 1885 fragte der Berliner Agent von Selar im Auftrag des Generalintendanten Hülsen bei ihm an, ob er geneigt wäre den Posten eines artistischen Leiters am Berliner Schauspielhause anzunehmen. Im Jahre 1892 wollte Tyrolt nach Muster des Berliner deutschen Theaters ein Wiener Sozietättheater ins Leben rufen. „Figarotheater" hätte es heißen sollen. Aber das Projekt kam nicht zustande, obzwar es von allen Wiener Theaterplänen der letzten Jahrzehnte gewiß das gesundeste war, schon aus dem Grunde, weil hier die Anregung von theater- und literaturkundigen Persönlichkeiten ausging. Mit andern Worten, weil hier der Drang, von der Bühne herab zu wirken, das treibende Agens war und nicht das Verlangen in ein neues Schauspielhaus zu gehen. Es ist ein Gesetz, daß sich die Bühne ein Publikum schafft, nicht das Publikum eine Bühne. Ein gesundes, lebenskräftiges Theater entsteht immer dann, wenn ein Mann auftaucht, der den Leuten was zu sagen hat und zu sagen weiß und zu diesem künstlerischen Zweck das Instrument des Theaters benötigt. So werden in Berlin Bühnen errichtet. Sie gedeihen, wenn der Mann die richtige Persönlichkeit war, sie gehen zugrunde im entgegengesetzten Fall. In Wien hat sich das ganz falsche Prinzip eingenistet, für einen Bezirk, für ein gewisses Publikum ein Theater zu gründen. Die Wiener Theatergeschichte der letzten Jahre zeigt an traurigen Beispielen, wie diese Gründungen ausgehen.

Zu solchen Betrachtungen regen die Erinnerungen Dr. Tyrolts an. Es wäre uns freilich lieber gewesen, wenn er rücksichtsloser seinen Meinungen Ausdruck gegeben hätte. Die vielen Reisebeschreibungen, der Abdruck zahlreicher lobenden Kritiken ist dafür nur ein schwacher Ersatz. Wien besitzt und besaß immer eine ganze Reihe gebildeter und kluger Schauspieler, die über ihre Kunst Buch führten; aus den Tagebüchern wurden dann Memoiren. Ich erinnere bloß an Anschütz und Costenoble, an Schöne und Baumeister, dessen Aufzeichnungen freilich noch keiner gesehen hat. Gerade aus diesen Schauspielerbüchern, so parteiisch sie sind, und so unparteiisch sie sich geben, lernt man die Wiener Theatergeschichte am besten, sieht man die Mängel am klarsten, die Vorzüge am hellsten. Wir haben in Wien alles Material zur gedeihlichsten Entwicklung der Bühne. Es fehlt nur der Mann, der aus dem Rohstoff das Kunstgebilde schafft.

Wien. Rudolph Lothar.

Friedl, der Tugendprotz.

Nachdruck dieser Erzählung nicht gestattet.

(Schluß.)

Es heißt, im Himmel herrscht die größte Freude über einen Sünder, der Buße tut. Auf Erden dagegen ist die Freude größer über einen Gerechten, der in Teufels Küche kommt. Die Heimat des Friedl machte hiervon keine Ausnahme: männiglich lachte sich ins Fäustchen, daß des Friedl Gleißnerei offenbar geworden und sein Tugendkrönlein ihm vom Haupt gefallen war.

Der Gegenstand dieses unchristlichen Jubels schritt ahnungslos am übernächsten Tage, der ein Sonntag war, die Straße daher, sauber und würdig angetan wie immer. Er wunderte sich über die schadenfrohen Blicke, die ihn von vielen Seiten trafen, und über das Köpfezusammenstecken hinter seinem Rücken. Er begegnete dem Herrn Pfarrer und grüßte ehrfurchtsvoll; der geistliche Herr aber kniff streng die Lippen zusammen und sah nach einer anderen Richtung, um den Gruß nicht erwidern zu müssen. Dem Friedl ward mit einemmal so unbehaglich zu Sinn, überstürzt eilte er einem Bekannten entgegen, der gerade des Weges kam, einem älteren Manne, der ihm wohl wollte. „Raudtner, bitt' recht schön, was is denn, was haben die Leut' gegen mich?"

„Weißt Friedl," sagte der Raudtner gedehnt, „das könntst Du' leicht derraten! Is es epper fein, wenn ein Bräutigam sich 'so aufführt?" Der Friedl schwor, er wisse von keiner Aufführung, überhaupt von nichts. Darauf hat der andre sich aus, er möge ihm nichts weis machen; es lange schon, daß er die Zeit her die ganze Welt zum Narren gehabt. Und in kurzen Worten hielt er ihm vor, was man ihm schuld gebe.

„Jetzt, das is zum Lachen," begehrte der Friedl auf. „Ganz anders war die Geschicht! Der Volkhardt-Michel bitt' mich schön, ich soll ihn die Kontrollversammlung, die gestern ganz in der Früh gewesen ist, net versäumen lassen. Ich sag 's ihm zu; und in der Stockfinsternis, ich schätz', so um drei Uhr, mach' ich Lärm unter seinem Fenster und wie sich nix rührt und regt, hol' ich mir die Leiter von hinter dem Haus und steig' schön stad hinauf. Aber das Fenster is fest zu, mein Lispeln und leis' Anrufen nützt nix, obendrein hebt der Hund zum Bellen an. Herrschaft, denk' ich, das Malefizvieh zerreißt mir am End' meine Hosen, und geschwind rutsch' ich hinunter, denn meine Schuldigkeit an dem Schlafratzen hatt' ich doch

getan. Das ganze dumme Gered käm' also höchstens davon her, daß ich in der Dunkelheit 's falsche Fenster erwischt hätt', dann wär' ich freilich mit schuld, daß der Michel richtig verschlafen hat und wegen dem heut in Arrest sitzt."

Ganz gegen seine sonstige Art hatte der Friedl so laut und aufgeregt gesprochen, daß ein paar andere Männer bei ihm und dem Raudtner stehen geblieben waren. Der Raudtner meinte, ein bißl sehr kurios sei das Ding, erklärte jedoch nicht offen seinen Unglauben; da fragte einer der Neugekommenen ganz trocken: „Nachher hast wahl auch aus Versehen der Nandl neulich das wundernette Rosenkranzl schenken wollen? Des Volkhardts seine Magd hat 's gesehen."

Der Friedl errötete. „Das war grad ein Namenlagspräsent", stammelte er unsicher. „Und gestern auf d'Nacht hast ihr halt verspätet zum Namenstag gratulieren wollen! Pfüat Dich Gott, Friedl, wir sitzen Dir nicht auf!" —

Der Friedl kam sich vor wie behext, als er den lachend Davongehenden nachschaute. Völlig verstört schlich er nach Hause. Schon im Flur vernahm er streitende Stimmen aus der Stube. Drin saß der Grubhofer mit zornrotem Gesicht und einer bösen Falte zwischen den Augenbrauen. Das hätte er wissen sollen, versicherte er keifend einmal über das andre, was für ein tugendsamer Jüngling der Friedl sei. Dann hätte er seiner Tochter weniger mitgegeben, und überhaupt: ob das eine Art sei, ein Mädel, das seine fünfzehntausend schwer ist, so in Schimpf und Spott zu bringen. Der alte Kirchmair, sonst kein Mann von vielen Worten, erklärte sehr bestimmt, das habe der Friedl sicher nicht getan. Aber der Grubhofer wußte alles, sowohl vom Fensterln wie vom Rosenkranz und zwar mit Ausschmückungen, welche das Wohlwollen der Nachbarn noch hinzugetan. Den ganzen Haufen Anklagen warf er dem eintretenden Friedl ins Gesicht.

Bebend vor Aufregung suchte der Aermste ihm den richtigen Sachverhalt darzustellen, aber der Grubhofer war von Haus aus geneigt, seinen Nebenmenschen mehr Schlechtes denn Gutes zuzutrauen und zudem konnte er sich im innersten Herzen nicht verhehlen, daß einem Mann sehr wohl die Volkhardt-Anna besser als seine Ursula gefallen dürfte. Immer wieder kam er auf die Rede zurück: etwas müsse doch daran sein. Da riß sogar dem Friedl die Geduld.

„Das ist eine Gemeinheit", schrie er förmlich wild, „eine Gemeinheit, mir so was zuzutrauen!" — „Der Gemeine bist Du, daß Du's weißt", brüllte der Grubhofer dagegen. Doch der alte Kirchmair erhob nun auch seine Stimme. „Du, trau' Dir fein net! Das leid' ich von keinem Menschen, daß er sich in meiner Stuben so aufführt — wenn er zehnmal den Geldsack anhängen hat!" — Ein Wort gab das andre; schließlich endete der Zwist der beiden Alten damit, daß der Grubhofer den Verspruch für gelöst erklärte und hinaushastete. Friedls Mutter, die vergeblich zu vermitteln gesucht, jammerte laut um den Entgang der schönen Heirat, der Vater jedoch ließ die Faust schwer auf den Tisch fallen und sagte: „Jetz is mir erst wohl, weil der alte Ruach nicht mein Schwäher wird!" —

Beide Eltern glaubten den Versicherungen ihres stets so überbrav gewesenen Sohnes und trösteten ihn, wenn der Volkhardt-Michel aus dem Arrest käme, der müsse für ihn zeugen. Aber Friedl brütete verbissen vor sich hin; er konnte den Groll über so viel erlittene Ungerechtigkeit nicht hinabwürgen.

Des Nachmittags ging er ins Wirtshaus, obgleich die Mutter ihm abredete. Bei seinem Erscheinen räusperten sich die versammelten Burschen, scharrten mit den Füßen und stießen einander an. Eine Pause entstand, die ihm zeigte, man habe zuvor von ihm geredet. Friedl setzte sich wortlos an einen Nebentisch, während das Gespräch allmählich, unter häufigen Seitenblicken auf ihn, wieder in Fluß kam. Endlich ergriff einer der Anwesenden die Zupfgeige und begann Gstanzln zu singen. Da fing auch der Brunntalersohn, der dem Friedl stets aufsässig gewesen, an:

„Diendl, mach's Fenster zua,
Denn selbst der bravste Bua,
Wals erst recht finster is,
Traut er sich g'wiß!" —

und ein andrer fiel ein:

„Ich tu' fast'n", sagt der Fuchs —
Mag koa Täuberl mehr krieg'n".
Aber z'Nacht is er flugs
In Kobel einig'stieg'n.

Die übermäßigste Heiterkeit der Hörer lohnte dem Gesang. Friedl saß wie auf Kohlen; seine langgewohnte Friedfertigkeit und Gesetztheit stritt noch gegen den Zorn, den die so deutlich auf ihn gemünzten Witzeleien ihm erregten. Schließlich hielt er sich doch nicht mehr, sondern ging auf den Brunntalersohn zu und erkundigte sich, wem eigentlich die Gestanzeln vermeint seien? Der lehnte breit zurück und sagte: „Wer Ohren hat zu hören, der höre!" „Nachher", stotterte Friedl inmitten des allgemeinen Beifalls, „nachher laß einmal schauen, wo Du die Ohren hast," und er verabfolgte ihm einen ganz kräftigen Backenstreich.

Das war das Zeichen zum Beginn eines Heidenlärms. Der Brunntalersepp sprang auf wie ein Tiger, die Schmach zu rächen, seine gesamten Freunde standen ihm bei. Friedl, der fast selbst über sein flinkes Handgelenk erschrocken war, hatte nun allen Ernstes sich seiner Haut zu wehren. Er riß einen Stuhlfuß aus und schlug mit halbeingekniffenen Augen blindwütig drein, wohin er eben traf. Trotzdem er aber noch mehr Hiebe empfing als austeilte, ward ihm bei der ungewohnten Tätigkeit gar nicht übel zu Mut; er fand, sie erleichtere ihm das Herz bedeutend. Die Burschen konnten sich nicht genug wundern, daß der Friedl, diese Schlafhaube, doch so viel Mut und Kraft besitze, und obwohl sie ihn schließlich Herr wurden, war er doch in ihrer Achtung gestiegen. Er aber, einmal im Zuge, hörte nicht auf, denen, die ihn hinauswerfen wollten, Püffe zu versetzen; einige davon trafen sogar den Amtsdiener, der Ordnung zu stiften kam. Dafür wurde Friedl mit den paar wildesten Raufbolden aufnotiert und ihm bedeutet, er werde schon noch seine gesetzliche Buße zu leisten haben.

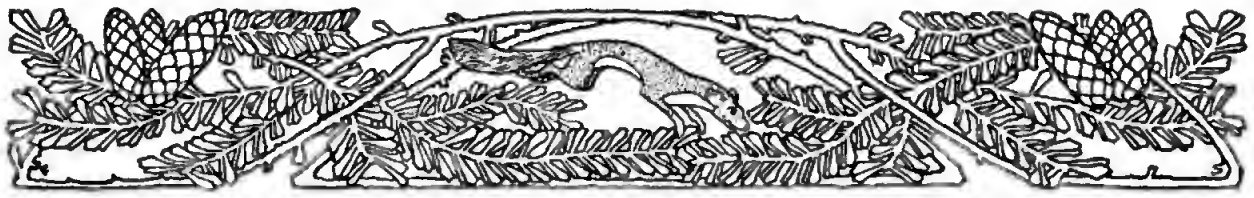
Das brachte ihn mit einmal zu sich. Vor der Tür des Gasthauses stehend, erwog er bestürzt, daß er nun wirklich sich hatte verleiten lassen über die Stränge zu hauen und wie! Jesus, wie konnte einer doch ganz unschuldig in solche Geschichten dreinkommen. Eine große Mutlosigkeit war in ihm; er begab sich zum Bader, die erlittenen Schäden bepflastern zu lassen. Dann lungerte er trübselig auf der Straße, sinnend, was sein Freund Michel, die unwissende Ursache von allem, wohl dazu sagen würde?

„Aber was nutzt ihm denn nachher seine Bravheit?" würde der Michel ganz sicher rufen, und hatte er etwa nicht recht!? Was zum Henker nutzte die Bravheit, wenn einem dafür nicht lauter Angenehmes widerfuhr und man entsprechend estimiert wurde! Von Kindesbeinen an hatte der Friedl sich jedes vergnügliche Nebenausgehen versagt, in der Hoffnung, so am glattesten und gesichertsten durch die Welt zu kommen, nun mußte er statt dessen falschen Verdacht leiden und bekam Prügel. Wenn er wenigstens zuvor etwas davon gehabt hätte!

Seine Tugend reute ihn plötzlich sehr. Er nahm sich fest vor: da die Menschen schon so geneigt seien, einander Schlimmes zuzutrauen und zuzufügen, so wollte er wenigstens das ihm Angetane verdienen und sich künftig nichts abgehen lassen.

In dieser trotzigen Stimmung bestärkte er sich immer mehr. Es bekümmerte ihn nicht einmal, daß die Raufere später noch ein gerichtliches Nachspiel in der Stadt haben mußte. Was lag daran? Fast jeder im Dorf hatte schon eine Vorstrafe wegen Raufens in seinem Leumundszeugnis, also! Trotz

Digitized by Google



der vorgerückten Stunde ging er nicht heim, sondern trollte in seinen zerfetzten, schmutzigen Kleidern den Ort hinunter. Er hatte noch Durst. Zum Hauptwirt wollte er nicht zurück, weil da vielleicht noch so etliche liebe Freunde saßen. Aber ganz außerhalb, an der Straße, lag ja eine kleine Schenke, da kehrte er ein.

Es sah ziemlich öde in der kleinen Gaststube aus, denn die Wirtsleute waren auf dem Abzug! Sie hatten abgewirtschaftet; morgen zog der neue Besitzer an. Die verweinte junge Frau, die dem Friedel auf sein Verlangen zu trinken brachte, weckte zuerst seine Erinnerung. Ja so, er war ja bei dem Straßenwirt, der verarmt war durch eigenen Unstern und Bosheit der Nebenmenschen. So ein armer Teufel! Freilich: er, der Friedl, hatte gesagt: wenn einer zu Schaden komme, sei immer eigene Schuld dabei.

Seitdem hatte er eine gründlichere Einsicht in den Weltlauf bekommen — beschämt senkte er den Kopf auf die Tischplatte. Inzwischen trat der Wirt selbst herein, ebenso gedrückt aussehend wie die Frau, und setzte sich zu ihr in die Ecke, wo sie strickte. Friedl verstand nicht, was beide sprachen, aber er hörte die Ergebung im Klang ihrer Stimmen, und bei flüchtigem Umblicken sah er, wie die Frau ihre Hand auf die ihres Mannes legte und dieser sie fest drückte. Die Frau hielt zu ihrem Manne in Ehre oder Schimpf, in Glück oder Unglück — das begriff Friedl. Und der Gedanke an die Grubhoferin durchkreuzte seinen Kopf. Die hätte ganz gewiß in keiner mißlichen Lage mit ihm Hand in Hand gestanden, die nicht! — „Das ist noch's Beste bei der ganzen malefizischen Irrung," dachte Friedl, „daß ich das hoffärtige Weibsbild losworden bin! Net einmal nach ihr'n Geld fraget ich mehr!" — Mittendrin fiel ihm die Volkhardt-Nandl ein — sonderbar, die konnte er sich ganz gut vorstellen, wie sie mit ihren kräftigen Armen einem, den sie gern hätte, half, sich durch widrige Zeiten und Verhältnisse durchzuarbeiten. Die schon!

Aber die Wirtsleute waren wirklich zum Bedauern! Friedl spürte so sehr das Bedürfnis, etwas an ihnen gut zu machen, daß er ihnen zum Abschied noch rechten Verdienst geben wollte. Deshalb leerte er seinen Geldbeutel in die Hand des Wirtes und schnitt dessen Widerspruch ab mit der Verfügung: „So lang wie's reicht, bringst mir zu trinken." — Leider erwies sich Friedl's mäßig gewöhnte Natur diesem Vorsatz nicht gewachsen. Keine halbe Stunde verfloß, da war ihm so sterbenstraurig zu Mut — er unterschied nicht mehr recht, was er vor Augen hatte. Er warf sich dem Wirt um den Hals und schluchzte: „Schau, ein ganz patenter Mensch bist Du — ein ganz patenter — tragst mir's net nach, gelt, daß ich Dir unrecht getan hab'! Du und Dein Weib, ihr seid's die einzigen — während die ganze andere Bagasch — die Ehrabschneider, die höllischen — gegen einen so patenten Menschen wie mich." — Vor seinen Ohren erhub sich ein Dröhnen und Summen; seine Stimme versagte, und dann wußte er nichts mehr. —

Der Straßenwirt brachte den Besinnungslosen auf einem Schubkarren zu seinen Eltern gefahren. Die alte Kirchmaierin rang die Hände: rein ausgewechselt sei ihr Bub, rein verhext! Wie um Himmelswillen das nur enden solle! — Der Vater erklärte gelassen: „Wenn er lang so fortmacht, kauf ich mir'n amal und red' deutsch damit. Aber eigentlich muß ich sagen: verstehen tu' ich ihn jetzt besser wie zuvor." —

Schier zwanzig Stunden währte es, bis Friedl auf dem Lager, wo der Vater mit Hilfe des freundlichen Heimbegleiters ihn niedergelegt hatte, seinen Rausch allmählich überwand. Es dämmerte, ja dunkelte schon wieder, als er ausgeschlafen hatte. Stöhnend richtete er sich in die Höhe und rieb sich die schweren Augenlider; da streifte sein Ellenbogen etwas, das neben dem Bette an einem Nagel hing und sich nun leise klirrend bewegte. Ja so, das war der bunte, gläserne Rosenkranz, den die Nandl verschmäht und den er deshalb in seiner eigenen Kammer aufgehängt hatte. Er betrachtete die Perlen nachdenklich. Eigentlich stammte von dem voreiligen Mundwerk der Nandl alles Unheil her. Es wunderte ihn, daß er dafür nicht zorniger auf sie war. Aber eine Auseinandersetzung mit ihr gehörte sich im Grunde doch! —

Der Friedl stand behutsam auf, brachte seine Kleider einigermaßen in Ordnung und netzte sein Gesicht mit Wasser aus dem irdenen Kruge. Dann schlich er auf Socken, um von den Eltern nicht gehört zu werden, durch die Hintertür zum Haus hinaus.

Es war genau eine so stille und dunkle Nacht wie jene andre vor drei Tagen. Auf dem Volkhardthofe schlief männiglich, nur die Tochter saß wach in ihrer Kammer, weil die Nachrichten über des Friedl neuestes unglaubliches Betragen sie nicht ruhen ließen. Da wurde wiederum ein Steinchen sacht an ihr Fenster geworfen — wieder rief es leise von unten — und als sie stumm blieb vor Schreck und Staunen, da hörte sie, wie abermals eine Leiter angelegt wurde!

Sie hielt sich nicht länger — flink war sie am Fenster und tat es auf. „Willst bleiben, wo Du bist!", flüsterte sie heftig der wohlbekannten Gestalt entgegen, die da auf halber Höhe der Leiter hockte.

Aber der Friedl ließ sich's nicht anfechten. Er klomm vollends herauf und setzte sich stramm vor dem Mädchen hin, das fortfuhr, ihn im leisesten Ton auszuschelten.

„Ich hab' was zu reden mit Dir unter vier Augen", begann er eben so leise.

„So? — jetzt bei der Nacht?" —

„Ist ganz gleich. Du mußt mir meine Ehr' wiedergeben, daß Du's fein weißt. Du hast mich in Verruf gebracht." — Die Nandl kicherte: „Also ist's einmal umgekehrt. Für gewöhnlich tun das die Buben den Diendln. Aber hör' mein lieber Friedl, Deine Ehr' wird schon mein Bruder herstellen, morgen oder wenn s'ihn herauslassen aus dem Arrest. Der hat sicher ein großes Erbarmen mit Dir — zuwegen der Irrung. Also irr' Dich jetzt nicht weiter, sondern schieb' ab und wart' bis morgen, wo Du nachher wieder im funkelnagelneuen Heiligenschein umeinander steigen kannst vor den Leuten und vor der Grubhoferischen." —

Der Friedl schüttelte den Kopf. „Mit der Grubhoferischen laß mich aus! Wegen der reden wir noch nachher. Und die Leut, das ist, offen gesagt, eine Bande! Ich hätt' gemeint, für mich dürft' ein jeder alle drei Schwurfinger aufrecken und tät's auch; derweil braucht's nur eine winzige Gelegenheit, nachher helfen s'alle einen verschandln. Drum weil's doch so ist, werd' ich mir auch keine Mühe nimmer geben; von mir aus reden s' über meiner, wie s' mögen. Ich tu was mich g'freut!" — Mit diesen Worten schwang er sich plötzlich sehr behend und entschlossen auf das Fenstersims und — war drinnen, ehe die Nandl sich's versah.

Die fuhr erschrocken zurück; aber ihre Stimme war fest, als sie sagte: „So, und ein Haderlump werden aus so einem Gotteslampl wie Du vorgestellt hast — das freuet' Dich am End. Wenn Dir an Deinem eigenen guten Gewissen grad so wenig gelegen ist, wie an der Meinung von den Leuten — dann kannst mir leid tun, verstehst?" — Dabei erhielt der Friedl, der sich ihr zu unbedacht genähert hatte, einen tüchtigen Puff zur Abwehr; und hierauf lief sie schleunig einen geweihten Wachsstock anzuzünden, den sie gegen etwaige Anfechtung des Bösen im Nachtkastl verwahrte. Das ewige Lämplein gab gar so wenig Licht.

Etwas eingeschüchtert hatte Friedl sich auf die Kleidertruhe gesetzt und begann nun in seinem früheren sanften Ton: „Geh, sei net so. Ich mein, so schlimm wär 's doch net mit mir. Mir liegt schon noch an dem, was man glaubt von mir, heißt das, was jemand glaubt, der 's aufrichtig gut meint mit mir, deswegen war 's nix mit der Grubhoferischen. Aber die Straßenwirtin zum Beispiel, vergleichsweis' geredt." Und er erzählte sein Erlebnis in der armen verganteten Wirtschaft, ohne sein Mitleid und den daraus entstammten Rausch zu verschweigen. Die Nandl lauschte ihm aufmerksam und flüsterte

am Ende: „Hörst, Dein Rausch gefallt mir besser wie alles, was ich die letzten Jahr' erfahren hab' von Dir."

Ein unterdrücktes Räuspern, dann hob der Friedl weich und zaghaft an: „Ja und kurz, also weil ich doch mein', es müßt' gut sein, eine Seel' bei der Hand zu haben, die genau weiß, was sie von einem denken muß, und zu einem haltet, ja und — Nandl, wie wär 's: Du tätst mich heiraten?"

Die Nandl kehrte flink ihr Gesicht ins Dunkel, damit er nicht sähe, wie ihre Augen schalkhaft, aber doch zärtlich aufblitzten. „Du," sagte sie nach kurzem Schweigen, „da braucht's zuerst schon eine gründliche Ueberlegung."

„Aber nicht zu lang! Geh, Nandl, tu halt ja sag'n!" Er hatte sich wieder herzugemacht und schlang die Arme um ihren Leib, „Gesteh's, Du hast mich ein bißl gern?" „Ja!" tönte es kaum vernehmlich zurück. Da wollte der Friedl hell aufjauchzen, die Nandl konnte ihm eben noch mit den Händen den Mund verhalten. Dafür riß er sie an sich, und die beiden herzten sich mit aller Freudigkeit einer eben erst klar gewordenen gesunden Liebe.

Da jedoch der Friedl sich immer feuriger und schließlich allzu anspruchsvoll geberdete, begriff die Nandl, nun sei es an ihr, Verstand und Tugend zu betätigen. „Fahr ab, mein Büberl", kicherte sie, „Du bist mir ein ganz Schlimmer! Haubenhochzeit mag ich keine, also fahr ab!" Aber erst durch den Hinweis, daß sie schließlich im Haus drunten Hilfe habe, gelang es ihr, ihn gefügig zu machen und zum Rückzug zu bewegen. Im Hinabklettern, das er nur zögernd bewerkstelligte, sandte er noch den vorhin unterdrückten Jauchzer als Abschiedsgruß zurück, sodaß der Hofhund, wie ehedem, kläffend aus dem Schlafe auffuhr. Allein der Friedel fürchtete keinen Kettenhund mehr; er schwenkte seinen Hut gegen das Fenster, von dem es kosend spöttisch herniederklang: „Gute Nacht, heiliger Friedl!"

* * *

Der frei gekommene Volkhardt-Michel verkündigte in der Tat überall die Unschuld des Friedl. „So was tät' ja der Friedl gar nie," war der Kehrreim seiner allerorts abgegebenen Ehrenerklärung. Aber nur eine wohlgesinnte Minderheit nahm dieselbe buchstäblich; darunter der Straßenwirt, dem Friedl versprochen hatte, ihm durch ein Darlehen emporzuhelfen. So und so viele, die sich den Ruhm ihres Scharfblicks nicht rauben lassen wollten, machten schlaue Gesichter und meinten, es sei natürlich, daß der Michel sich bemühe, seinen nunmehrigen Schwager weiß zu waschen. Nur daß Friedl das Mädchen, zu dem er fensterln gegangen, auch heiratete, darin sahen die Leute einen Rest seiner einstigen Tugend.

Er aber fragte nach keines lieben Nächsten Ansicht mehr, sondern schritt mit seiner Nandl, die stolz und wehrhaft unterm Kranze an ihres menschgewordenen Wachsengels Seite ging, seelenvergnügt zum Altar.

München. Helene Raff.

Groß-Berlin. Ein Beitrag zur Eingemeindungsfrage von Georg Haberland. Berlin. Leonhard Simion Nachflg. 1904.

Diese kleine Broschüre gibt eine treffliche Orientierung über die Berliner Eingemeindungsfrage.

Vielfach mag man im Reiche und auch in unserem eigenen preußischen Vaterlande der Ansicht sein: Was geht uns diese Lokalfrage an? Was kann es uns interessieren, ob die Berliner Vororte, ob Schöneberg und Charlottenburg, ob Tegel und Weißensee mit Berlin eine kommunale Einheit bilden, oder ob die Reichshauptstadt für sich bleibt und die Vororte desgleichen? Solche Anschauung birgt einen Irrtum. Diese Frage des lokalen Interesses ist doch zugleich eine Frage für ganz Preußen und für Deutschland dazu. Im Kerne handelt es sich darum: Wie ist die finanzielle Leistungsfähigkeit Berlins auf einer Höhe zu erhalten, um den gestellten Aufgaben zu genügen, und zu den Aufgaben, denen Berlin gewachsen bleiben muß, gehört es auch, auf kommunalem Gebiete Ansprüchen zu genügen, die sich aus der Stellung der Stadt als Hauptstadt Preußens und als Mittelpunkt des Reiches ergeben. Dabei sind die Aufwendungen für Repräsentation keineswegs an hervorragende Stelle zu rücken. Wichtiger ist, daß Berlin auf allen Gebieten kommunaler Tätigkeit Mustergültiges und Hervorragendes zu leisten verpflichtet ist oder doch zu leisten sich bemühen muß. Der Mittelpunkt des Reiches ist der Kritik, auch des Auslandes besonders unterworfen, und eine kommunale Rückständigkeit Berlins bedeutet mehr als nur eine lokale Misere.

Wie liegen nun die Verhältnisse?

Im Jahre 1891 war die preußische Staatsregierung gewillt, zu einer Eingemeindung großen Stils die Hand zu bieten. Damals waren die städtischen Behörden in ihrer Majorität leider nicht weitsichtig genug, um mit Entschiedenheit den Plan aufzugreifen und zur Reife zu bringen. Dann schlief in guten Finanzjahren die Frage; sie beschäftigte ausschließlich jene unbequemen Elemente, die über den Augenblick hinaussahen; jetzt, in schlechteren Finanzjahren rückt das Problem wieder für jedermann in das Gesichtsfeld.

Berlin ist von einem Kranz von Vorstädten umgeben; jene eigenartige Beobachtung, für die schon die verschiedenartigsten und doch nie ganz genügende Erklärungen formuliert worden sind, wiederholt sich auch hier. Die wohlhabende und reiche Bevölkerung der Stadt wohnt im Westen; im Westen der Stadt und in den westlichen Vororten; im Osten wohnt die Armut, wie im Norden, wie zum Teil auch im Süden. Eine Linie von Nordwesten und von Südwesten gegen den Mittelpunkt Berlins würde etwa die reichsten Teile der Stadt und der Vororte von den armen und ärmsten Quartieren trennen.

Nun bilden Berlin und die Vororte in jeglicher Beziehung eine Einheit; sie sind zum Teil so verwachsen, daß zwei Häuser, die Mauer an Mauer stehen, gleichwohl zwei verschiedenen kommunalen Organisationen angehören können. Berlin und die Vororte sind vor allem auch unter dem Gesichtspunkt wirtschaftlicher Entwicklung eine unteilbare Einheit; es gibt kein abgesondertes Charlottenburger Wirtschaftsgebiet; in Rücksicht auf das Wirtschaftsleben gibt es nur ein Groß-Berlin. Aber dieses Groß-Berlin, das als wirtschaftliches Produktionsgebiet eine Einheit darstellt, ist in bezug auf seine finanzielle Leistungsfähigkeit außerordentlich differenziert, und diese Differenzierung fällt vielfach zusammen mit der Abgrenzung in selbständige kommunale Gebilde.

Im Osten selbständige arme Vorstadtgemeinden, die, je ärmer sie sind, um so größere gemeinnützige Aufwendungen für ihre unbemittelte Bevölkerung schließlich zu machen gezwungen sein werden. In der Mitte Berlin, dessen bisherige Leistungsfähigkeit eine bessere Ausbildung der Wohlfahrtseinrichtungen gestattete, und das mit dieser Ausbildung seiner humanitären Institutionen die Armut mehr und mehr, insbesondere aus dem Osten und Norden anzieht. Dieses Zuströmen stellt immer neue Anforderungen an die Berliner Steuerzahler, und je größer die Anforderungen werden, um so mehr wird der an und für sich schon vorhandene natürliche Zug der wohlhabenden und reichen Berliner Bevölkerung in die westlichen Vororte verstärkt. Der Reichtum fließt aus Berlin ab in die westlichen Vororte; die Armut strömt nach Berlin ein aus den östlichen Vororten, so würde die schematische Formel lauten; und diese Entwicklung hat die Tendenz, sich stetig zu verstärken, denn je größer die Armut, um so größer die Notwendigkeit von Aufwendungen für die Allgemeinheit auf dem Gebiete des Armenwesens, der Krankenpflege und so fort; je größer die Aufwendungen, um so höher die Steuern und um so stärker das Bestreben der Reichen, diesem wachsenden Steuerdruck nach Westen zu entweichen, wo die Annehmlichkeit der Lage sich mit geringerem Steuerdruck bei allgemeiner Wohlhabenheit verknüpft. Das Ergebnis muß sein, daß die finanziellen Schwierigkeiten hier noch schneller wachsen werden, als die Leistungsfähigkeit steigt, während dort die Leistungsfähigkeit schneller steigen wird, ohne daß die Ansprüche entsprechend rasch sich entwickeln.

Für diese Tendenzen bietet die Broschüre von Georg Haberland, der Stadtverordneter in Berlin ist, die statistischen, überaus interessanten Unterlagen. Diese Broschüre voll Sachlichkeit und Uebersichtlichkeit wird die Unterlage bieten für alle weiteren Erörterungen.

Besitzt die Regierung in Preußen und insbesondere der Minister des Innern Initiative, Vorurteilslosigkeit und genügende vorausschauende politische Intelligenz, so wird er, was 1891 durch die städtischen Behörden

versäumt wurde, jetzt bei dringender Veranlassung zum Abschluß bringen. Tut er es nicht, so wird — wie es ein Antrag des Stadtverordneten Preuß bezweckt, — durch äußerst schwierige Verhandlungen von Kommune zu Kommune der Versuch — und er wird immer unzulänglich bleiben — einer Milderung der allseitigen Schädigungen unternommen werden müssen.

Berlin wird alsdann leiden und eine Reihe der Vororte auch. Wenn aber die Reichshauptstadt weniger leistungsfähig ist, insonderheit die großen sozialpolitischen Aufgaben in Angriff zu nehmen, die den Kommunen vor allem zufallen, so bedeutet das mehr als nur ein lokales Ereignis. Die Frage der Schaffung eines leistungsfähigen Groß-Berlin ist zugleich die Frage, wie die Reichshauptstadt nebst den untrennbaren Anhängseln ihre zentrale Stellung in Deutschland auszufüllen vermag. Die Lösung ist unter allen Umständen keine leichte.

Dringend ist die Aufgabe gewiß schon heute. Aber wir sind nicht mehr gewohnt, daß die Minister unserer Tage sich eilen, gegen konservative Antipathien bei unserem preußischen Abgeordnetenhaus schwierige Aufgaben zu einer vorurteilslosen Lösung zu bringen. Es ist zu fürchten, daß es in diesem Falle nicht anders sein wird. Es wäre zu wünschen, daß der heutige Minister des Innern von so guten Intentionen beseelt wäre, wie sein Vorgänger 1891.

P. N.

Frédéric Loliée: Histoire des littératures comparées. Des Origines au XX siècle. Préface de O. Gréard. Paris, Ph. Delagrave. XIII und 497 S.

Die vergleichende Literaturgeschichte ist noch nicht so weit vorgerückt, daß eine geschickte Hand auf ihrer Grundlage die Weltliteratur „von den Ursprüngen bis zum zwanzigsten Jahrhundert" darstellen könnte — die vergleichende Literaturgeschichte mindestens, wie wir sie verstehen und nach Analogie anderer vergleichender Wissenschaft zu verstehen berechtigt sind. So bietet denn auch F. Loliée vielmehr das, was man in Deutschland „allgemeine Literaturgeschichte" nennt: in geographisch-chronologischer Kurve die Darstellung der nationalen Literaturen. Wenn man diese „Geschichten der Weltliteratur" nach der jeweilig führenden Nation anzuordnen pflegt, so tritt freilich für den Franzosen dieser Wechsel der Suprematien in der neueren Zeit fast ganz zurück hinter dem Bedürfnis, die französische Literatur allezeit im Vordergrund zu halten. Diese nationale Parteilichkeit tritt sehr stark hervor: während das Nibelungenlied neben dem Rolandslied keine Erwähnung findet, während Dante mit zwei Zeilen abgetan wird und im Altertum erstaunlicherweise die Psalmen, die hebräischen Propheten, das Buch Hiob ungenannt bleiben, geht eine Schilderung des Hotel Rambouillet nicht einmal an einem Namen wie Racan vorüber! Das Gleiche zeigt sich bei der Würdigung der angeführten Autoren: Bossuet wird neben Plato gestellt, während für Shakespeare nur eine Reihe herkömmlicher Wendungen zur Verfügung steht!

Französische Eigenart verleugnet auch die Darstellung selbst nicht: die Vorliebe für willkürliche Dreiheiten wie Homer, Moses, Valmiki oder Epiktet, Dio Chrysostomus, Plutarch, oder Taine, Carlyle, de Sanctis; oder die uns so altertümlich-kanzelhaft anmutende Kette stehender Epitheta: „der ernste und gestrenge Bossuet, der sanfte Fénélon, der männliche Bourdaloue, der stürmische Joseph de Maistre" — sie erinnern uns daran, wie gern die Lehrbücher unserer Nachbaen eine elegante, sich schnell einprägende Formulierung über eine eindringende Kennzeichnung stellen. Das Bedenklichste dabei ist freilich, daß oft genug diese Versuche einer Schlagwortcharakteristik so arg vorbeischießen. Calderon einen „esprit observateur", Defoe einen „grand rieur" oder gar Spinoza den „précurseur du materialisme moderne" nennen zu hören — das macht argwöhnisch. Auch deutet etwa die Beschreibung, die von den Skalden gegeben wird, oder die Auskunft über die beiden Edden nicht eben auf eine wirkliche Sachkenntnis; die Citate wissen neben neueren französischen Werken — bei denen höchst seltsam „le célèbre écrivain français Ernest Renan" wie ein Unbekannter vorgestellt wird — fast nur leere Namenhäufungen zu bringen; über Tacitus oder gar die berühmten „Wanderungen" der Indogermanen werden längst abgetane Anschauungen vorgebracht. Kurz — eine aus eindringender Kenntnis der großen Dichtungen und gründlichem Studium auch der deutschen und englischen Fachliteratur gewonnene Darstellung liegt nicht vor.

Wohl aber ist die altbekannte Physiognomie der Hauptepochen und mindestens der bekanntesten Werke in einer geschickten Anordnung und gefälligen Schreibweise gegeben. Dominiert für den Verfasser Frankreich so entschieden, daß die englische Literatur auch da, wo sie nach seinem eigenen Geständnis die französische mitbestimmte (wie im Zeitalter Voltaires) nur nachträglich erwähnt wird, oder daß Swift und Sterne in den Petitdruck der Anmerkungen herab müssen, während Baif oder Lacretelle oben im Text prangten, so ist doch eben diese Parteilichkeit der Anordnung des Buches dienlich, das so im wesentlichen eine Geschichte der französischen Literatur und ihrer internationalen Berührungen, auf internationalem Fundament errichtet, darstellt. Die Einteilung in Jahrhunderte wird dem Verfasser von seinen Landsleuten hoffentlich weniger verdacht als dem Rezensenten von den seinigen!

Fördernd erscheint zumeist der letzte Teil des Buches, auf den freilich das ganze Werk angelegt ist. Der Verfasser gibt hier eine Uebersicht der Weltliteratur in der Gegenwart; freilich tritt auch hier die einheimische Poetenwelt allzu stark in den Vordergrund. Die theoretische Unparteilichkeit erlaubt Herrn Loliée wohl einzuräumen, daß seit den Tagen Napoleons das französische Prinzipat in der Literatur aufgehört hat, und zumal dem deutschen Geist vielseitige Anerkennung zu spenden; die praktische Einseitigkeit läßt aber dann doch Gerhart Hauptmann und selbst Tolstoj (nur Ibsen nicht) fast verschwinden, wa ausführlich über die kleinen Décadents seiner Heimat gehandelt wird. Die anschließende Charakteristik der Volksindividualitäten bietet wenig neues, aber doch unter dem spezifisch literarischen Gesichtspunkt eine bequeme Uebersicht. Endlich zieht Loliée Schlußfolgerungen: nach seiner Meinung schreitet die Poesie wie die Menschheit überhaupt der Einheitlichkeit entgegen, und höchstens zwei große Typen werden überleben: der europäisch-amerikanische und der orientalische Mensch und Dichter.

Richard M. Meyer.

Hans Lindau: Abende in Versailles. Breslau 1903. Schiesische Verlagsanstalt.

Dies hübsche Schriftchen ist in der geschichtlichen Atmosphäre von Versailles entstanden, wo nicht nur die erdrückende Bildermasse des Musée historique und die marmorne Feldherrnparade der Monumentalität unserer Siegesallee die erträglichste Anrede verschaffen, sondern wo vor allem die Stimmung zum historischen Genuß einlädt. Der Verfasser schildert diesen eigenartigen Genuß, der uns Modeene für unsere Modernität entschädigen muß, mit feinstem Verständnis; und die Nebel verdichten sich zu den Umrissen des bedeutendsten Meisters, den diese Kunst jetzt kennt: Anatole France.

Leider aber sind, wie es scheint, nur die ersten Abende solchem Träumen in der Herbstluft günstig, das sich dann zu hübschen Bemerkungen über die Venus vom Milo und andere Pariserinnen (S. 81), über die französischen Essayisten (S. 84) und die Leipziger Professoren (S. 131) verdichtet. Nachher wird es regnerisch; man geht aufs Zimmer und liest und schreibt ans Wrundt (S. 77, 129 f.) und besonders aus Schmarsow (S. 113 f.) zu lange Stücke aus. Sie gehören zum Thema, zu der Lehre vom Aufnehmen der Schönheit, zur „Makroästhetik" (S. 120) und zu der Kunstfreude, der eine Predigt (S. 176) so gut zugerechnet wird, wie G. Kellers feingedeutetes Tanzlegendchen (S. 178); aber sie wirken formlos. Der Bewunderer von St. Beuve (S. 90) und Taine (S. 123 f.) wird wieder zum Schüler deutscher Gelehrten.

Doch auch hier erfreut dann die ehrliche Hingabe, die warmherzige Lernfreude, die liebevolle Symbolik. Und so bleibt das Büchlein doch ein Gegenstand des besten Kunstgenusses: der Freude an einer sympathischen Persönlichkeit.

R. M. M.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 8 Berlin, den 21. November 1903. 21. Jahrgang.

Die Aktion

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108. Postzeitungs-Katalog für 1903 Nummer 5430.

Politische Wochenübersicht.

Zu den zahllosen Ungeheuerlichkeiten des preußischen Dreiklassenwahlsystems gehört auch die, daß im Zeitalter des Fernsprechers und der zwei- bis dreimal täglich erscheinenden Zeitungen acht volle Tage nötig sind, um zu erkennen, daß in der Zeit zwischen Urwahlen und Abgeordnetenwahlen kein zuverlässiger Ueberblick über den Ausfall zu gewinnen ist. Wenn man noch hinzunimmt, daß in etlichen Wahlkreisen die Entscheidung an wenigen Stimmen hängt und in anderen über die Parteistellung vieler Wahlmänner keine absolute Klarheit herrscht, so versteht man, daß wir heute, am Tage der Abgeordnetenwahlen, unmöglich schon die endgültige Zusammensetzung des neuen Abgeordnetenhauses angeben können. Wahrscheinlich wird die konservativ-klerikale Mehrheit um einige Mandate stärker werden. Sie bleibt die Kraft, die stets das Böse will und stets das Böse schafft. Die Freisinnigen und die Freikonservativen werden voraussichtlich ein paar Mandate verlieren, die Nationalliberalen einige gewinnen, im übrigen wird alles nahezu vollständig unverändert bleiben. Die Sozialdemokratie ist gänzlich leer ausgegangen. Die respektable Minderheit, die sie in einer ganzen Reihe von Wahlkreisen bekommen hat, und der Vergleich mit den Ergebnissen bei der geheimen Stimmabgabe der Reichstagswahl in diesem Sommer zeigen aufs deutlichste, daß der Charakter des preußischen Landtagswahlgesetzes der eines tatsächlichen Ausnahmegesetzes gegen die Sozialdemokratie ist.

Die Deutsche Volkspartei hat am Sonntag ihren Parteitag in Heilbronn abgehalten und dabei neben anderen Beratungsgegenständen hauptsächlich dem Zusammenschluß der Linken ihre ganze Kraft gewidmet. Mit erfreulicher Einstimmigkeit wurde jene früher schon mitgeteilte Bruchsaler Resolution des Parteiausschusses angenommen, wonach „die Gruppen der bürgerlichen Linken zur energischen Bekämpfung der rückschrittlichen Bewegung einen engeren Zusammenschluß suchen" sollen. Landtagsabgeordneter Oeser, einer der politischen Leiter der „Frankfurter Zeitung", hatte zu dieser Frage ein vorzügliches Referat gehalten, das bei aller Würdigung der seitherigen traurigen Zersplitterung des Liberalismus doch in sehr energischer Weise die Möglichkeit eines praktischen Zusammengehens der Linksparteien betonte. Verschiedene liberale Gruppen ein und desselben Ortes hätten schon bei den letzten Reichstags- und Landtagswahlen Fühlung gesucht und seien gemeinschaftlich vorgegangen. Auch in den Parlamenten werde sich vielleicht über die bisherige gemeinsame Besetzung der Kommissionen hinaus Gelegenheit zu einheitlichem Vorgehen bei wichtigen Aktionen finden. Die Wähler seien schon längstens für gemeinsames Operieren aller liberalen Gruppen. Daher müsse es, wo soviel guter Wille vorhanden sei, auch einen Weg zum Ziele geben. Der Freisinnigen Vereinigung und den Nationalsozialen gegenüber, die auf ihrer letzten Generalversammlung den Willen zur Einigung offen bekundet hätten, werde man, ohne Aufgeben prinzipieller Forderungen, auch in Militär- und Marinefragen näher kommen, da man doch in der Beurteilung der kulturellen Seite des Militarismus einig sei. Die Freisinnige Volkspartei, die seither noch immer geschwiegen habe, müsse jetzt erst einmal sagen, wie sie zu den Einigungsbestrebungen stehe. — In der Diskussion gab es von Baden her schärfste Kritik an der Leitung der Freisinnigen Volkspartei. Im ganzen beurteilten alle Redner die Sachlage nüchtern und besonnen, lehnten den Vorschlag eines Einigungsparlaments in Frankfurt a. M. ab und sprachen sich zunächst nur für lokale und parlamentarische Kooperation aus. In der „Frankfurter Zeitung" wird, offenbar aus der Feder Oesers selbst, in einem zusammenfassenden Rückblick auf den Parteitag die Situation mit folgenden Worten geschildert:

> Daß von den Nationalliberalen her manche noch wirklich liberale Elemente nach links gekommen sind, wurde gern anerkannt. Der Nationalliberalismus als solcher aber, dessen Rolle beim Zolltarif unvergessen ist, erscheint in seiner heutigen Gestalt nicht reif für ein Bündnis, wenn er auch in Preußen den Konservativen und dem Zentrum gegenüber das kleinere Uebel ist. In der Haltung den Sozialdemokraten gegenüber war der Parteitag gleichfalls einig. Die Allüren, die diese Partei seit Dresden angenommen hat, fanden scharfe Verurteilung. Im übrigen ist es ganz selbstverständlich, daß sich jede Partei zunächst von ihren eigenen Interessen und der politischen Gesamtsituation leiten lassen muß. Demgemäß wahrt sich auch die Deutsche Volkspartei nach allen Seiten hin die völlige Freiheit ihres Handelns. Sie akzeptiert weder die Parole: „Unter allen Umständen gegen die Sozialdemokratie", noch jene: „Unter allen Umständen für die Sozialdemokratie." Aber sie handelt gemäß dem Grundsatz: „Unter allen Umständen gegen die Reaktion — auch mit der Sozialdemokratie." Die Selbsteinkehr, die wir für die bürgerliche Linke fordern, muß in der Sozialdemokratie ebenfalls vorhanden sein, wenn die Front des Kampfes dahin gerichtet werden soll, wo es notwendig ist — gegen die Reaktion.

Wie sehr sich alle jene täuschen, die von der Dresdener Tagung der Sozialdemokratie und von dem nachfolgenden Gezänke einzelner Parteiführer eine erhebliche Schwächung der Agitationskraft dieser Partei erwartet haben, das lehrt sehr augenfällig der Ausfall der Nachwahl im 15. sächsischen Reichstagswahlkreis. Bei der Hauptwahl im Sommer hatte dort Paul Göhre mit 19.270 Stimmen gegen 11 478 nationalliberale gesiegt. Am Dienstag bei der Ersatzwahl er-

Digitized by Google

hielt der Sozialdemokrat Stücklen 16 070 Stimmen gegen 10 517 nationalliberale. In keinem Wahlkreise Deutschlands konnte die Dresdener Tagung so unmittelbar auf die sozialistischen Wähler wirken und so nachdrücklich von den Gegnern ausgeschlachtet werden, als in diesem. Und dennoch der Sieg mit solcher Mehrheit! Kein Wunder, wenn jetzt die Zielbewußten in der Partei sich so stark fühlen, daß sie im 22. sächsischen, durch Tod erledigten Wahlkreise den Kampfgefährten Zubeils und Taeterows, den bekannten Berliner Zehngebote-Hoffmann aufzustellen den Mut haben.

Die nationalsoziale Sonderbündelei, die unsere guten Freunde in nachbarlicher Sorge so trefflich aufzubauschen und als Schreckgespenst der Fusion an die Wand zu malen für nötig hielten, hat, wie wir es voraussagten, erfreulicherweise keinen Boden gefunden. Die kleine Schar der „Antifusionisten" hat auf einer eigenen Vertreterversammlung in Frankfurt a. M. „die Unmöglichkeit der Schaffung eines allgemein organisatorischen Zusammenschlusses der nicht zum Wahlverein der Liberalen übergetretenen Nationalsozialen festgestellt" und beschlossen, die „Hilfe" Naumanns als Organ weiter zu behalten. Nachdem die erste Hälfte unserer Prophezeiung eingetroffen ist, dürfen wir auch die zuversichtliche Hoffnung aussprechen, daß sich nun die zweite Hälfte in absehbarer Zeit erfüllen wird, daß nämlich die trefflichen Kräfte, die sich jetzt politisch isoliert haben, den Anschluß an die liberale Gesamtbewegung auch noch finden werden.

Die Entwicklung der zollpolitischen Kämpfe in England verdient größere Aufmerksamkeit, als ihr bisjetzt durchweg in Deutschland geschenkt wird. Die Chamberlainschen Ideen gewinnen sichtbar an Boden. Selbst ein Mann wie der frühere Finanzminister Sir Michael Hicks-Beach kokettierte jüngst in einer zu Bristol gehaltenen Rede in bedenklicher Weise mit Retorsionszöllen gegen Schutzzollstaaten. Wenn man bedenkt, daß Hicks-Beach noch bis vor kurzem zu den festesten Stützen des Freihandels innerhalb der konservatioen Partei gerechnet wurde, so erscheint sein Abfall sehr beachtenswert. Die Leiter der protektionistischen Propaganda in England spitzen ihre ganze Agitation auf einen Zollkrieg mit Deutschland zu. Sie rechnen bereits mit einiger Bestimmtheit darauf, daß unsere deutschen Agrarier ihnen mit oft bewährter handelspolitischer Unbesonnenheit in den Schuß laufen werden. Die Zeiten, in denen Deutschland ungestraft handelspolitische Dummheiten machen konnte, sind vorüber.

Die Monarchenbesuche sind noch immer nicht zu Ende. Eben macht das italienische Königspaar dem König Eduard von England seine Gegenvisite in London. Der neue Minister des Auswärtigen, Crittoni, ist mitgereist und bekundet schon durch seine bloße Gegenwart, daß der Besuch auch eine politische Seite hat. Daß diese sich auf eine Einigung über die Mittelmeerfrage bezieht, ist niemandem zweifelhaft. England hat dasselbe Interesse wie Italien, daß das Mittelmeer kein französisches Gewässer wird. Da aber die jetzt in London sich aufs neue verbrüdernden Monarchen und Staatsmänner der guten Laune Frankreichs sich vorher beiderseits versichert haben, und da Rußland, Oesterreich und Deutschland bei den Monarchenbesuchen dieses Sommers ihr Plazet ebenfalls schon erteilt haben, so kann man wieder einmal das schöne Lied singen: Europa hat Frieden, Europa hat Ruh. Wenn auch Spanien am Vorabend eines republikanischen Putsches zu stehen scheint und in Italien Giolitti nicht weiß, ob er bleiben oder gehen oder Neuwahlen ausschreiben soll, und wenn der österreichische und der ungarische Ministerpräsident einander unter dem Beifall ihrer Parlamente sich nicht nur versteckt, sondern sehr offen und deutlich befehden, wenn schließlich auch der russische Minister des Auswärtigen, Graf Lamsdorf, die Tage seiner Ministerherrlichkeit zu Ende gehen sehen soll, so kann man doch bis Weihnachten wenigstens sagen: Europa hat Frieden, Europa hat Ruh.

* * *

Es wird fortgewurstelt.

Die preußischen Landtagswahlen, die am 20. November zum formalen Abschluß gelangen, schaffen für die nächsten fünf Jahre ein Abgeordnetenhaus, das seinem unmittelbaren Vorgänger fast so ähnlich sieht wie ein Ei dem andern. Die Verschiebung in den Stärkeverhältnissen der einzelnen Parteien ist so gering, daß ein mit preußischen Verhältnissen nicht vertrauter Politiker annehmen könnte, die Bevölkerung sei mit den Leistungen des preußischen Parlaments in der letzten fünfjährigen Legislaturperiode so außerordentlich zufrieden gewesen, daß keinerlei Bedürfnis bestanden habe, an diesem trefflichen Instrument der öffentlichen Meinung auch nur das mindeste zu ändern. Wir zweifeln auch garnicht daran, daß die Reaktionäre, insbesondere die in Preußen maßgebenden Junker, aus diesem Wahlresultat die Folgerung ziehen werden, daß ihre Herrschaft dem Volke hoch willkommen ist, und daß, wenn man nicht auf das lästige Wählen, wobei ja erfahrungsmäßig doch keine Veränderung herauskomme, ganz verzichten wolle, man doch im übrigen alles hübsch beim alten belassen müsse.

Und die Regierung? Graf Bülow wird sich des weisen Spruchs erinnern: Quieta non movere. Wenn es ihm gelingt, bei den Junkern und bei den Ultramontanen keinen Anstoß zu erregen, so hat er Aussicht, noch längere Zeit an der Spitze der preußischen Regierung zu bleiben. Nur nicht diese lästigen Reformen! Keinen Mittellandkanal, keine Wahlreform! Wozu auch? Das Volk ist ja zufrieden; es hat das gerade eben bei den preußischen Landtagswahlen gezeigt. Ja, wenn die Linke Wahlerfolge aufzuweisen hätte! Aber sie bleibt ja selbst mit Einschluß jener Nationalliberalen, die von einem Freikonservativen nur durch die äußere Bezeichnung verschieden sind, in einer hoffnungslosen Minderheit: ein Viertel gegen drei Viertel. Zwar daran konnte ja unter dem Dreiklassenwahlsystem überhaupt nicht gedacht werden, daß die reaktionäre Mehrheit gebrochen wurde. Aber wenn das liberale Bürgertum sich aufgerafft und wenigstens gezeigt hätte, daß es zu avanzieren versteht, so hätte sich vielleicht doch ein einflußreicher Staatsmann gefunden, der mit der bloßen Fortwurstelungspolitik gebrochen hätte.

Aber leider muß zugestanden werden, daß der Liberalismus sich der politischen Situation nicht gewachsen gezeigt hat. Die Reaktionäre haben den Eindruck gewonnen, daß der Kampf des Liberalismus gegen die Reaktion mit bloßen Holzschwertern geführt ist. Es lag auf der flachen Hand, daß bei diesen Landtagswahlen nur durch ein Zusammenwirken zwischen Liberalismus und Sozialdemokratie der Reaktion ernsthaft Abbruch geschehen konnte. Ob dabei ein paar Mandate mehr oder weniger gehalten oder erobert wurden, war nicht das Entscheidende. Wenn dagegen die reaktionären Parteien die Ueberzeugung hätten gewinnen müssen, daß der Liberalismus entschlossen war, mit den sozialdemokratischen Arbeitern im Kampf gegen die Reaktion gemeinsam Sache zu machen, so würde das allen Reaktionären und auch der Regierung eine heilsame Lehre gewesen sein. Man hätte dann begriffen, daß der Liberalismus über das Stadium schöner Bekenntnisse hinausgekommen sei und nicht mehr mit sich spaßen lasse. Statt dessen ist jetzt auch noch der Beweis geliefert, daß selbst in solchen Fällen, in denen der Liberalismus durch ein

Digitized by Google

Zusammengehen mit den Sozialdemokraten gegenüber einer konservativ-klerikalen Koalition liberale Mandate — wie in Breslau — behaupten, oder — wie in Teltow-Beeskow-Storkow-Charlottenburg — den Konservativen abnehmen konnte, er nicht die Entschlossenheit besaß, der Reaktion nachdrücklich entgegenzutreten. Die fadenscheinige Ausrede mancher freisinnigen Blätter, die Sozialdemokratie hätte in den bezeichneten Wahlkreisen die Schuld an dem Siege der Reaktionäre, weil sie nicht ohne Beteiligung an den zu haltenden oder zu erobernden Mandaten den Liberalen ihre Unterstützung habe leihen wollen, ist kaum ernst zu nehmen. Man verlangt von der Sozialdemokratie eine Unterstützung gegen die Reaktionäre mit demselben Atemzuge, mit dem man erklärt, daß man lieber Mandate den Reaktionären preisgeben, als ein Mandat von ihnen erobern wolle, wenn man genötigt sei, das zweite Mandat den Sozialdemokraten als Preis im Kampf gegen die Reaktion mit verschaffen zu müssen.

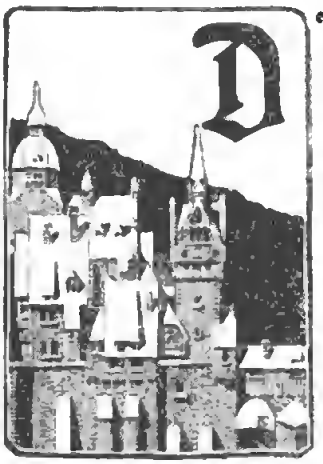
Die Sozialdemokratie wird also auch in dem nächsten Abgeordnetenhause nicht vertreten sein; die zahlreichste Partei des Landes kommt in der sogenannten Volksvertretung Preußens nicht zu Wort. Während man der Sozialdemokratie alle Tage vorwirft, daß sie eine Klassenpartei sei, läßt man ein Klassenparlament bestehen, das schon durch seine äußere Zusammensetzung jedem deutlich vor Augen führt, daß in Preußen eine parlamentarische Klassenherrschaft besteht, die sich gegen diejenigen richtet, die man beschuldigt, den Klassenkampf zu schüren. Das ist nicht mehr bloß theoretische, das ist praktische Klassenpolitik. Der Liberalismus hat sich die gute Gelegenheit entgehen lassen, die Sozialdemokratie durch Beteiligung an den Geschäften des preußischen Parlaments vor positive Aufgaben zu stellen. Die Sozialdemokratie bleibt in der für sie ungleich bequemeren Position der Ausgestoßenen. Der Umstand, daß die zahlreichste Partei des Landes trotz eifrigsten Bemühens, in das Abgeordnetenhaus zu gelangen, doch alle Türen verschlossen gefunden hat, stempelt das Dreiklassenwahlrecht in Preußen zu einem tatsächlichen Ausnahmegesetz gegen die in der Sozialdemokratie organisierten Arbeiter. Und indem der Liberalismus trotz theoretischer Anerkennung der maßlosen Ungerechtigkeit des Dreiklassenwahlsystems doch seinerseits nichts dazu getan hat, um dieses Ausnahmegesetz auch nur in einem einzigen Falle zu durchlöchern, hat er den Glauben an den Ernst seines Kampfes gegen das elendeste aller Wahlsysteme erschüttert. Er kann diesen Glauben nur wiederherstellen durch einen zähen, rücksichtslosen Kampf gegen dieses Dreiklassenwahlsystem.

Dieser Kampf muß geführt werden im Abgeordnetenhause, aber vor allem durch eine populäre Agitation. Daß man im Abgeordnetenhause selbst nichts erreichen, daß jeder, auch der bescheidenste Reformvorschlag an dem Widerstande der Reaktionäre scheitern wird, ist völlig sicher. Die preußischen Junker denken garnicht daran, dies Wahlsystem, unter dem sie so ausgezeichnete Geschäfte machen, auch nur in einer Beziehung zu ändern. Gegen alle Erwägungen der Gerechtigkeit sind sie völlig taub. Gutwillig geben sie von diesem Wahlrecht nichts preis, heute weniger als je. Nachdem die jüngsten Landtagswahlen für sie so befriedigend ausgefallen, und nachdem sie sich davon überzeugt haben, daß die Gefahr eines Zusammenwirkens zwischen Liberalismus und Sozialdemokratie — die einzige Gefahr, die sie ernsthaft fürchteten — zur Zeit garnicht besteht, daß somit der Liberalismus durchaus als quantité négligeable behandelt werden darf, werden sie für alle Reformvorschläge, selbst für die bescheidensten, nur Hohn und Spott haben. In solchen Lagen gibt es aber stets weise Parlamentarier, die reformeifrigen Freunden begreiflich zu machen suchen, daß es praktischer Politiker unwürdig sei, mit Reformvorschlägen zu kommen, deren Ablehnung von vornherein sicher sei. Dieses Argument wird auf die Nationalliberalen voraussichtlich einen so durchschlagenden Eindruck machen, daß sie dem Abgeordnetenhause mit Anträgen auf Abänderung des Dreiklassenwahlsystems nicht beschwerlich fallen werden. Die Freisinnigen im Abgeordnetenhause aber vermögen die Wahlreformkampagne nur dann mit einigem Nachdruck zu führen, wenn sie sich auf eine starke Reformagitation außerhalb des Parlaments stützen können.

Werden die preußischen Freisinnigen sich zu einer solchen Agitation aufraffen, oder wird auch bei ihnen die Parole lauten: es wird fortgewurstelt!

Theodor Barth.

Liberalismus und Kirche.



Der Liberalismus, der im Jahre 1848 seine Entstehung hatte, trotz seiner Niederlage sich aufrecht erhielt, seit 1859 sich kräftig entwickelte und von 1867 an entscheidend bei dem Ausbau des deutschen Reiches mitgewirkt hatte, war keineswegs ausschließlich politisch; er war eine Weltanschauung, die sich auf allen Gebieten des Lebens, in der Naturwissenschaft, der Rechtswissenschaft, der Volkswirtschaft, auch auf religiösem Gebiet geltend machte. In dieser Allgemeinheit lag der Hauptgrund seiner Stärke; in allen wesentlichen Dingen waren die Liberalen einig. Die Gebildeten waren in der sehr großen Mehrzahl liberal. Darum war es auch unvermeidlich, daß der Norddeutsche Bund und das Deutsche Reich, denen ja im Anfang alle andern Parteien abgeneigt waren, auf liberalen Grundlagen aufgebaut wurden. Bismarck konnte damals nur von dieser Seite die Hilfe finden, deren er bedurfte.

Darum tragen denn auch die in der ersten Zeit des wiedererstandenen Deutschen Reiches geschaffenen Einrichtungen liberalen Charakter. Trotz aller späteren Aenderungen im einzelnen ist dieser doch geblieben. Aber die Liberalen haben in jener Zeit noch nicht verstanden, was uns heute durch die Erfahrung schmerzlich zum Bewußtsein gebracht ist, nämlich, daß es nicht genügt, liberale Gesetze zu machen, sondern daß sie auch liberal, also von Liberalen angewendet werden müssen, wenn sie ihrer Absicht entsprechend wirken und weiter entwickelt werden sollen.

Nicht bloß mit den staatlichen, auch mit den kirchlichen Einrichtungen ist es so gegangen.

Eine Hauptforderung des im Protestantenverein seine Vertretung findenden Liberalismus war die Umbildung der vom Staate konsistorial regierten Geistlichenkirche in eine in ihrem innern Leben selbständige, sich aber in das staatliche Leben einfügende Volkskirche, in welcher die Laien das entscheidende Wort haben sollten.

Der Preußische Staat hat für seine alten Provinzen diese Volkskirche durch die Gesetzgebung der Jahre 1873 bis 1876 geschaffen, der evangelischen Kirche eine auf der Wahl ihrer Gemeindemitglieder beruhende Selbstverwaltung gegeben und ihr die Gesetzgebung in allen kirchlichen Angelegenheiten überlassen. Die Einrichtungen waren nicht vollkommen, insbesondere waren die Vorschriften für die Wahl der drei übereinander aufgebauten Synoden so, daß die Gefahr einer wachsenden Beiseiteschiebung der Minoritäten auf den höheren Stufen nahe

Digitized by Google

lag, aber die Mängel wären unschwer im Laufe der Zeit zu beseitigen gewesen, wenn die Gesetze im Sinne derer, welche sie geschaffen hatten, angewendet wären.

Aber schon als das die Reform abschließende Gesetz, die Generalsynodalordnung im Jahre 1876 erschien, war die Stellung der beiden Männer, welche hauptsächlich an demselben mitgewirkt hatten, des Kultusministers Falk und des Präsidenten des Oberkirchenrats Herrmann, erschüttert, und ehe die erste Generalsynode zusammentrat, war Herrmann durch Hegel, Falk durch Puttkamer ersetzt, beide streng orthodoxe, dem Neuen feindliche Männer. Kaiser Wilhelm, der 1858 mit der Orthodoxie aufgeräumt hatte, war dieser wieder gewonnen, Bismarck hatte seinen Frieden mit der grundsätzlich orthodoxen preußischen Junkerpartei gemacht. Von der Regierung wurde nun die Orthodoxie offen begünstigt, ihr Recht, zahlreiche Mitglieder in die Provinzialsynoden und die Generalsynode abzuordnen, wurde in diesem Sinne geübt. So ist es bis auf den heutigen Tag geblieben.

Aber trotzdem hätte die Entwicklung einen andern Weg nehmen können, wenn in den Gemeinden das rechte Interesse für das kirchliche Leben gewesen wäre. Daran fehlte es aber.

Die große Mehrzahl der Gemeindemitglieder hatte anfänglich gar keine Idee von der Tragweite der neuen Einrichtung, und die Geistlichen bemühten sich nicht, das Verständnis dafür zu fördern. Die gebildete Laienwelt war durch politische Kämpfe und durch das Erwerbsleben ganz in Anspruch genommen. Dazu kam, daß die zur Bedeutung gelangte Ritschlsche Theologenschule für kirchenpolitische Angelegenheiten nur geringes Interesse hatte.

So ist es gekommen, daß die Herrschaft in der Kirche von Anfang an in die Hände einer immer mehr gerade durch die geschickte Benutzung der synodalen Einrichtungen erstarkenden Orthodoxie fiel. Den Konsistorien und dem Oberkirchenrat mögen die orthodoxen Ansprüche manchmal unbequem werden, aber sie fügen sich, zumal sie bei wichtigen Entschlüssen an die Mitwirkung der meist orthodoxen Synodalvorstände gewiesen sind. Konservative Staatspolitik und orthodoxe Kirchenpolitik stützen sich gegenseitig, und gelegentlich muß ihnen auch der Ultramontanismus helfen.

Das seltsame ist geschehen, daß in der Volkskirche einer Bevölkerung, wo so wenig Boden für sie ist, wie in der deutschen, heutzutage die Orthodoxie zur fast unumschränkten Herrschaft gelangt ist und sich so stark fühlt, daß sie rücksichtslos die Regierung angreift, und daß diese es nicht bloß geduldig hinnimmt, sondern wo sie irgend kann, hilfreiche Hand leistet. Ganz natürlich! Denn wenn sich der Kultusminister auch gegen manches, was ihm zugemutet wird, wehren muß, weil staatliche Rücksichten es ihm gebieten, so ist er im Herzen doch desselben Sinnes und sucht, wie schon seine Vorgänger, möglichst den Wünschen zu entsprechen.

Die Generalsynode, welche kürzlich getagt hat, gibt ein deutliches Bild dieser Zustände, in ihrer Zusammensetzung sowohl wie in ihren Verhandlungen.

Die Mehrheit in der aus 196 Mitgliedern bestehenden Versammlung bildete die Geistlichkeit, in welcher allein die dem Kirchenregiment angehörigen Konsistorialpräsidenten, Konsistorialräte, Generalsuperintendenten und im Amte stehenden Superintendenten über 80 zählten. Von den Laien bestand die große Mehrzahl aus adligen Herren, hohen aktiven und inaktiven Staats- und Hofbeamten und Offizieren. Sehr gering war das bürgerliche Element vertreten, einige wenige Richter, Bürgermeister, Kommerzienräte, Fabrikanten. Die beiden orthodoxen Parteien, die konfessionelle Gruppe und die positive Union, zählten zusammen 141, die evangelische Vereinigung nur 55 Mitglieder. In dieser hatten sich alle diejenigen zusammengefunden, welche den beiden andern Parteien nicht zutreten wollten; viele von ihnen standen denselben aber doch sehr nahe und wenige waren bereit, den orthodoxen Bestrebungen entschieden entgegenzutreten.

Daß eine solche Versammlung keine Vertretung des evangelischen Volkes ist, liegt auf der Hand, ebenso aber auch, daß für sie nicht die Gemeinde, sondern die Geistlichkeit den Hauptgegenstand des Interesses bildete und ihr Hauptziel die Förderung der orthodoxen Bestrebungen war.

Die Verhandlungen haben dies bestätigt. Neben vielen, die persönlichen Verhältnisse der Geistlichen, Kollekten, Missionen und dergl. berührenden Gegenständen hat die Synode in einer Anzahl von Sitzungen die sogenannte Professorenfrage behandelt, d. h. die Forderung der Orthodoxie, daß nichtorthodoxe Professoren der Theologie an den Universitäten nicht angestellt werden und nicht lehren dürften, und daß, um dies zu verhindern, nicht bloß — wie es schon geschieht — der Oberkirchenrat, sondern auch der Generalsynodalvorstand bei der Anstellung befragt werden müßte.

Der Oberkirchenrat hatte sich gegen diese letzte Forderung gewehrt, der Beschluß der Generalsynode hat sie aufrecht erhalten.

Nach einigen anerkennenden Worten für die bisherige Wirksamkeit des Oberkirchenrats bei der Besetzung der theologischen Professuren lautet der Beschluß:

„Im Hinblick auf die von mehreren Provinzialsynoden zum Ausdruck gebrachten Sorgen bekennt die Generalsynode sich einmütig zu Christo Jesu, dem eingeborenen Sohne Gottes, dem für uns Gekreuzigten und Auferstandenen, dem einigen Mittler unseres Heils. Sie vertraut, daß zu Professoren der Theologie nur Männer ernannt werden, welche im Glauben und Bekenntnis des Sohnes Gottes stehen.

Die Generalsynode ist überzeugt, daß die für die Theologie der Gegenwart bestehenden Schwierigkeiten in der Behauptung und Verteidigung des biblischen Christentums nur überwunden werden können, wenn die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung mit der Gebundenheit an die Tatsachen des Heils im Einklang steht. — Sie spricht allen Theologen, die durch ihre Arbeit den evangelischen Glauben bekräftigen und verteidigen helfen, ihren Dank aus. Aber sie erklärt, daß die Kirche es nicht ertragen kann, wenn der Grundsatz der Gleichberechtigung der Richtungen sogar auf den Gegensatz der naturalistischen und der christlichen Weltanschauung ausgedehnt wird. — Indem sie die vorgekommenen Aergernisse beklagt, welche die gläubige Gemeinde verwirren, gibt sie der Gewißheit Ausdruck, daß auch die gegenwärtigen Kämpfe innerhalb der theologischen Wissenschaft schließlich zur neuen Begründung und Vertiefung der unveränderlichen Wahrheit des Evangeliums führen werden.

An dem Wunsche einer Mitwirkung des Generalsynodalvorstandes bei der Begutachtung der zu berufenden Dozenten hält die Generalsynode unter Bezugnahme auf den Kommissionsbeschluß der vierten ordentlichen Generalsynode fest."

Gegen diesen Beschluß haben freilich von 184 Mitgliedern 57 gestimmt, aber eine große Zahl von diesen hat erklärt, daß ihre Ablehnung sich nur gegen den die Mitwirkung des Generalsynodalvorstandes betreffenden letzten Satz richte.

Also die große Mehrheit der Generalsynode, und unter ihnen gerade die im Kirchenregiment stehenden, haben mit diesem Beschluß die ausschließliche Berechtigung des orthodoxen Bekenntnisses und die Verdammung der ganzen liberalen theologischen Richtung nicht bloß für die Professuren, sondern für die Kirche überhaupt ausgesprochen.

Die Professoren der Theologie sind Staatsbeamte, die vom Staate eingesetzt und besoldet werden und unter seiner Disziplinargewalt stehen. Daran wird auch der orthodoxeste Kultusminister nichts ändern wollen und können, aber er kann neue Besetzungen von Professuren in orthodoxem Sinne vornehmen, das ist es, was die Verhandlungen der Synode erreichen wollten und wahrscheinlich erreichen werden.

Auf die Regelung der kirchlichen Lehrfreiheit, die kirchlichen Erfordernisse der Anstellungsfähigkeit und die kirchlichen

Digitized by Google

Grundsätze über die Besetzung der geistlichen Aemter hat der Staat keinen Einfluß mehr. Nichts hindert es, daß die Forderung des orthodoxen Bekenntnisses rücksichtslos auf die Besetzung der geistlichen Aemter angewendet, und daß auch gegen die im Amte befindlichen Geistlichen, wenn sie sich nicht der Orthodoxie fügen, vorgegangen wird. Sie sind ganz in die Hände der geistlichen Behörden, Konsistorium und Oberkirchenrat gegeben, deren Mitglieder den Synodalbeschluß mit angenommen haben; der Staat bezahlt freilich diese Behörden, hat aber keinen Einfluß auf ihre Entscheidungen.

Wird dies durchgeführt, wird alles, was die ernste Arbeit theologischer Wissenschaft geleistet hat, gestrichen und die evangelische Kirche ausschließlich auf den Standpunkt des sechzehnten Jahrhunderts zurückgedrängt, so wird die Bedeutung der Kirche für Kultur und Leben immer mehr aufhören, und alle Bemühungen, den öffentlichen Unterricht sich zu unterwerfen, alle Stadtmissionen, Diakone, Helfer usw. werden daran nichts ändern.

Einstweilen freilich hat die Orthodoxie die Macht nicht bloß in der Kirche sondern auch im preußischen Staate; sie wird nicht säumen, davon Gebrauch zu machen. Rechtgläubige Pastoren sollen auf Staatskosten als Professoren sich ausbilden, von den Kirchenbehörden geleitete Predigerseminare und Lehrvikariate sollen die auf den Universitäten etwa eingesogenen ketzerischen Ideen bekämpfen, die Aufsicht über die Amtsführung der Geistlichen soll verschärft werden. Die unter dem Titel der Bekämpfung der Sozialdemokratie bewilligte Kirchensteuer wird zum guten Teil zur Unterstützung der neben den Gemeinden stehenden, in orthodoxen Händen befindlichen kirchlichen Einrichtungen, Stadtmissionen, Helfer u. dergl. verwendet werden. Geplant ist schon die Wiedereinführung einer Kirchenzucht über den Wandel der Kirchenangehörigen, und damit diese ja nicht durch Ausübung ihres Wahlrechtes die Orthodoxie erschüttern können, wird beabsichtigt, dieses — das ohnehin durch die Forderung einer besondern bei dem Geistlichen oder einem Gemeindekirchenrate nachzusuchenden Eintragung erschwert ist — noch weiter dadurch zu erschweren, daß die Bewilligung der Eintragung an die Abgabe einer besonderen Erklärung über kirchliches Wohlverhalten geknüpft wird. Eine höchst sonderbare Zumutung, wenn man bedenkt, daß die Mitgliedschaft einer Gemeinde nicht freiwillig ist, sondern alle evangelischen Einwohner des Parochialbezirks trifft, die ohne weiteres alle kirchlichen Lasten zu tragen haben.

Im Abgeordnetenhause wird von evangelisch kirchlichen Dingen geredet werden, schon deshalb, weil die Regierung eine neue große Dotation der evangelischen Kirche zur Ablösung der Pensions-Witwenkassenbeiträge der Geistlichen zugesagt hat, aber auch bei der Frage des Volksschulwesens. Aber selbst wenn das Abgeordnetenhaus nach seiner Zusammensetzung den Willen haben könnte, bessernd einzugreifen, gerade auf den wichtigsten Gebieten fehlt ihm die Zuständigkeit.

Eine durchgreifende Aenderung können nur die Kirchenangehörigen selbst herbeiführen, indem sie ihr Wahlrecht richtig anwenden, in die Gemeindekörperschaften selbständige Männer wählen, welche der Herrschsucht der Geistlichen entgegentreten und dafür sorgen, daß jeder evangelischen Ueberzeugung — möge sie orthodox oder liberal sein — in der Kirche gleiches Recht gewährt wird. Die Zusammensetzung der Gemeindekörperschaften entscheidet dann auch über diejenige der Synoden.

Viel leichter könnte hier Wandel geschaffen werden, als z. B. in der preußischen Politik, weil die Synodalordnung bereits die allgemeine, gleiche, geheime, direkte Wahl hat; sie braucht nur richtig angewendet zu werden.

Was damit erreicht werden kann, hat Berlin gezeigt. Es ist erreicht, und zwar mit steigendem Erfolge, in zahlreichen Gemeinden die Körperschaften ganz oder zum größeren Teile oder zur Hälfte mit liberal denkenden Männern zu besetzen. Die eben beendigten Wahlen haben neue Erfolge gebracht. Dies ist das Verdienst des mittleren Berliner Bürgertums, welches mit großem Ernste und warmer Hingebung für ein freies Kirchentum eintritt, nicht bloß bei den Wahlen, sondern ganz besonders auch durch die eifrigste Teilnahme an der kirchlichen Verwaltung. Es ist bezeichnend, daß bei der Wahl nirgends den liberalen Gemeindekörperschaften hat vorgeworfen werden können, daß sie es in irgend einer Beziehung an sich hätten fehlen lassen; sie sind vielmehr mit Erfolg bestrebt gewesen, auch mit ihren orthodoxen Geistlichen friedlich zusammen zu wirken. Ja, man sagt, daß manche orthodoxe Geistliche lieber mit liberalen Gemeindekörperschaften als mit ihren eigenen Gesinnungsgenossen zusammen arbeiten

Was in Berlin geschehen ist, könnte ebenso leicht, vielleicht noch leichter in anderen größeren Städten geschehen; es gehört nur dazu, daß einige wenige angesehene Leute an die Spitze treten, organisieren und leiten. Hilfe würden sie schon finden. Aber gerade in den Kreisen, welche zu solcher Leitung berufen wären, fehlt es an Interesse und Hingabe. Man klagt wohl über die Zustände in der Kirche, man ist unzufrieden mit dem Bestreben, die Schule sich zu unterwerfen, man faßt stolze Beschlüsse gegen Ultramontanismus und Jesuiten, aber man denkt nicht daran, daß deren beste und völlig einwandfreie Bekämpfung ein weitherziges, in unserer Zeit und unseren Anschauungen stehendes Protestantentum ist — und überläßt die Kirche der Orthodoxie.

Will der Liberalismus wieder die Macht im deutschen Leben haben, welche ihm jetzt mehr als je gebührt, so darf er in kirchlichen Dingen nicht beiseite stehen. Nur wenn er wie der alte Liberalismus in allen Gebieten des Lebens sich betätigt, wird er sich wieder zur Geltung bringen können.

K. Schrader

West-Oestliches.

Wohin man in den letzten Tagen auch kam, von jedem konservativen Manne, von jeder staatserhaltenden Frau konnte man das Bedauern äußern hören, daß die beiden Sensationsprozesse von Forbach und Wroblewo so in voller Oeffentlichkeit verhandelt worden seien. Man tadelte natürlich die enthüllten Zustände. Viel schärfer aber tadelte man, daß sie enthüllt worden seien. Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens — na ja, im allgemeinen muß das wohl sein. Aber in solchen besonders skandalösen Fällen? Und könnte man nicht wenigstens die Berichterstattung der Presse darüber zwangsweise einschränken? Muß denn alle Welt erfahren, wieviel Schmutz es gibt?

Mir scheint, wenn solche Prozesse nicht von Zeit zu Zeit ganz von selbst kämen, müßte man sie mit Fleiß herbeiführen. Natürlich wäre es außerordentlich viel erfreulicher, wenn wir durchwegs Zustände hätten, die das Bestehen einer Gesellschaft für ethische Kultur als überflüssig erscheinen ließen. Da dem

nun aber einmal nicht so ist, so ist es besser, daß gewisse Prozesse zeigen, was ist, als daß sich die weitesten Schichten unseres Volkes in holdem Wahne wiegen.

Nicht das spezifisch Juristische ist das eigentlich bemerkenswerte an beiden Prozessen. Gewiß ist es eine interessante Streitfrage, ob man einen Schriftsteller gerichtlich dafür zur Rechenschaft ziehen soll, daß manche seiner Figuren Aehnlichkeit mit existierenden Personen haben. Gewiß erörtern Millionen von Menschen mit Eifer die Frage nach Schuld oder Unschuld der Gräfin Kwilecki. Die famosen Gutachten der Schreibsachverständigen, die künstlerisch-medizinische Prüfung der Familienähnlichkeit, die ungeheuerlichen Widersprüche in den Zeugenaussagen, das tägliche Auf und Nieder der Wagschale der Schuld, alles das hält die Spannung des Publikums Wochen hindurch wach. Aber schließlich eine juristische Doktorfrage und ein aufregender Kriminalroman mehr oder weniger, das hat nicht viel auf sich. Das wirklich Wertvolle beider Prozesse liegt ausschließlich auf kulturhistorischem Gebiet.

Für den Grafen Bülow wie für jeden derzeitigen preußisch-deutschen Staatsmann sind die Polen eine gleichartige Masse, deren hervorstechendste Eigentümlichkeit die ist, die sie mit den Kaninchen teilen. Für den, der etwas gründlicher an das polnische Problem herantritt, scheiden sich die Polen in zwei deutlich erkennbare Schichten: das neue Polentum und das alte Polentum. Das neue Polentum ist eine — ach, so ungewollte! — Frucht der Germanisirungspolitik. Es steht dem Deutschtum zwar in tödlicher Feindschaft gegenüber, ist ihm aber wesensgleich. Die Struktur des neuen Polentums in den östlichen Provinzen ist genau dieselbe wie die des dortigen Deutschtums, nur daß eine einzige Schicht fehlt, die der höheren Beamtenschaft. Was man als charakteristisch für das alte Polentum ansah, der schroffe Gegensatz zwischen einer reich begüterten Adelsschicht und einer dumpfen Proletariermasse, das Fehlen eines Mittelstandes, das existiert nur noch vereinzelt. Im allgemeinen haben die Polen jetzt genau so leistungsfähige Mittelschichten aufzuweisen wie die Deutschen. Sie haben eben von der deutschen Kultur, dem deutschen Gelde, das ihnen durch den Kanal der Ansiedlungskommission so reichlich zufloß, und von der Ordnung der preußischen Verwaltung profitiert. Der Zwang, Deutsch zu lernen, macht sie, ceteris paribus, den Deutschen sogar überlegen, die das Polnische in der Regel natürlich nicht lernen. Denn in gemischtsprachigen Distrikten werden sprachkundige Leute für eine Reihe von Posten besonders qualifiziert erscheinen. Die Ausschließung von der höheren Beamtenlaufbahn führt die fähigen Elemente des Polentums, die sonst im Regierungsdienst politisch kalt gestellt wären, ausschließlich dem gewerblichen Leben, dem ärztlichen Stande, dem Rechtsanwaltsberufe zu, d. h. einflußreichen bürgerlichen Stellungen, die mit voller politischer Unabhängigkeit verbunden sind.

Je gefährlicher das neue Polentum für das Deutschtum ist, wenigstens, wenn man sich auf den Standpunkt der Hakatisten stellt, um so unbedenklicher ist von demselben Standpunkte aus das alte Polentum, dessen würdige Vertreter die Helden von Wroblewo sind. Ein polnischer Fideikommißbesitzer, bei dem trotz 70 000 Mark Rente der Gerichtsvollzieher zum Hausfreund avanciert ist, muß in den Augen eines Hakatisten ein viel annehmbareres Individuum sein, als ein armer Teufel von idealistischem Primaner, der sich in geheimen Sitzungen an alten Kapiteln der polnischen Geschichte berauscht. Der eine vertritt das passive, der andere das aktive Polentum. Das Majorat Wroblewo unter der Herrschaft des gräflichen Ehepaares bedeutet, daß 30 000 Morgen polnischen Landes nicht dem Gedeihen des polnischen Volkes dienen, sondern die Mittel für die Lotterwirtschaft sich international vergnügender Aristokraten liefern und nebenbei einem in Stumpfsinn und Armut verkommenden Volke zum Aufenthalt dienen. Ein Fideikommiß wie Wroblewo kompromittiert moralisch das Polentum und legt es wirtschaftlich lahm. Im Wesen des Fideikommisses liegt es, daß es die Inhaber vom Kampf ums Dasein entbindet und sie dadurch, wenn sie nicht gerade ausnahmsweise tüchtige Personen sind, schwächt oder sogar demoralisiert. Wollte man das neue Fideikommißgesetz, das Preußen bedroht, zu einer Waffe in der Hand des Deutschtums machen, so sollte man bestimmen, daß nur Polen Fideikommisse begründen dürfen. Ein solches Privilegium würde sich bald als so odiosum herausstellen, daß es die intelligenteren Polen bald mehr fürchten würden, als jegliches Zitatensäcklein der preußischen Minister. Recht viele Wroblewos und recht viele deutsche Bauernhöfe zum Vergleich daneben — das germanisiert! Ob deutsches Fideikommiß oder polnisches Fideikommiß, auf beiden ist polnische Wirtschaft häufig genug.

Wollte man eine Politik der Bosheit machen, so sollte man den Polen den Fideikommißstempel schenken und sie von der königlichen Genehmigung zur Gründung von Fideikommissen dispensieren. Will man eine vernünftige Politik auch auf die Gefahr hin betreiben, daß die unteren Massen des polnischen Volkes dabei kulturell und wirtschaftlich profitieren, so muß man die Aufhebung aller Fideikommisse fordern. Gut, daß der Wroblewoer Prozeß noch vor der Vorlage des neuen Fideikommißgesetzes gekommen ist.

Wroblewo—Forbach, äußerst Ost — äußerst West, und dennoch, wer hat den Mut, zu sagen, in Wroblewo sei es polnisch-östlicher zugegangen als in der kleinen Garnison an der Westgrenze? Mit schonungsloser Offenheit sind die Zustände in Forbach enthüllt worden, dank der Energie und der Vorurteilslosigkeit eines militärischen Verhandlungsleiters, der allen Ziviljuristen Deutschlands zum leuchtenden Vorbild dienen könnte. Ein Abgrund hat sich vor den verblüfften Blicken des Publikums aufgetan. Man hielt wohl schon vorher den deutschen Leutnant nicht gerade für ein Muster von Solidität. Aber daß sich eine solche Fülle von Schmutz in einer einzigen kleinen Garnison ansammeln könnte, das hat kaum jemand geahnt, geschweige denn zu behaupten gewagt. Mußte doch jeder, der vor dem Bilseprozeß eine ähnliche Schilderung eines Offizierkorps gegeben hätte, befürchten, nicht nur der schnöden Verleumdung einer verdienten Institution bezichtigt, sondern auch noch zu wer weiß welchen Strafen verurteilt zu werden. Vor dem Prozeß nannte man Bilse einen phantastischen Pamphletisten, nach dem Prozeß findet man in ihm einen allerrealistischen Schriftsteller, dessen „Etude de moeurs contemporaines militaires“ vielleicht über sein Maß an Taktgefühl streiten läßt, sicher aber um der Folgen willen verdienstvoll genannt werden muß. Schmutz gibt es überall. Aber es gibt Leute, die es für ein nationales Verbrechen halten, wenn man solchen Schmutz auch in der Armee konstatiert. Niemand hätte es sonderlich auffällig gefunden, wenn man aus einem polnischen oder französischen Offizierkorps die Forbachiaden berichtet hätte. Aber man dachte: unsere deutschen Leutnants sind doch bessere Menschen. Nun zeigt es sich, daß es überall so ziemlich gleichmäßig menschelt. Es ist nicht sonderlich angenehm für uns, daß das an Gerichtsstelle festgestellt wurde. Aber es ist besser, wir wissen es, als daß wir uns in den nationalen Uebermenschenträumen unserer Alldeutschen wiegen. Nichts führt sicherer zum Untergang als Pharisäismus. Das ernste Nachdenken über Beyerleins und Bilses Romane ist patriotischer als alle Sedanfeiern zusammengenommen.

Freilich sind in dem Forbacher Fall die besonderen Umstände der westlichen Grenzorte als mildernd anzurechnen. Wer je die tödliche Oede dieser Nester kennen gelernt hat, in denen die feindliche Zurückhaltung der eingesessenen Bevölkerung die gesellschaftlichen Beziehungen noch dürftiger gestaltet als in rechtsrheinischen Garnisonen, der wird es begreiflich finden, daß mancher Offizier auf Abwege gerät. Alle können ja nicht Bilses und Bandels sein, denen geistige Beschäftigung einen moralischen Halt gewährt. Aber selbst wenn in den Grenzgarnisonen ein häufigeres Straucheln der Offiziere erklärlich er-

Digitized by Google

scheint, so dürfte es doch selbst dort nicht die Regel bilden, von der sich nur ein paar Ausnahmen abheben, übrigens Ausnahmen, die womöglich ihre Ausnahmestellung mit Gefängnis, Disziplinarstrafen oder Duellen zu büßen haben. Ein Irrtum wäre es auch, wenn man sich damit tröstete: so etwas kommt nur in kleinen Grenz garnisonen vor. Mir scheint, wenn ich nach meinen Erfahrungen urteilen darf, daß das „klein" eine größere Rolle dabei spielt als die Grenze. Stumpfsinn ist aller Laster Anfang. Als ich zum erstenmal in einer kleinen Garnison einen älteren Premierleutnant kennen lernte, der sich rühmte, seit dem Offiziersexamen kein Buch mehr gelesen zu haben, wurde mir die Ursache mancher Erscheinung klar, die ich mit Bedauern festgestellt hatte, ohne eine rechte Erklärung dafür zu wissen. „Klein-Paris" nannte man im Volksmunde die zweite kleine Garnison, die ich genau kennen lernte. Es fehlte ihr nur ein Bilse, um sie so berühmt zu machen wie Forbach. Aber sie lag nicht an der französischen Grenze, überhaupt an keiner Grenze. Verzweifeln hätte man wirklich manchmal mögen an dem Geist unseres Offizierkorps. Glücklicherweise habe ich in großen Garnisonen, insbesondere in Berlin, reichlich Gelegenheit gehabt, zu sehen, daß es an Gegenstücken erfreulichster Art nicht fehlt.

Unbegreiflich bleibt mir an der Forbacher Sache, wie es möglich gewesen ist, daß so viele moralisch minderwertige Offiziere ruhig im Dienst bleiben konnten. Man ist ja beim Militär in puncto Ehre außerordentlich heikel. Eine Unbesonnenheit, begangen selbst im Zustande schwerster Trunkenheit, und man muß sich schießen, oder man wird fortgejagt. Ein Ueberspringen beim Avancement durch einen jüngeren Kameraden, und man muß seinen Abschied einreichen. Aber wer im Stile der Forbacher Offiziere seinen Dienst auffaßt, dessen Ehre war so reinlich und so zweifelsohne, daß man ihm das Wohl deutscher Soldaten noch immer anzuvertrauen für zulässig hielt. Hier ist die Grenze, wo sich unsere schlichte bürgerliche Moral und die spezifisch militärische scheiden. Ich würde es, offen gestanden, für ehrenvoller für die Armee halten, wenn sie die Nichtduellanten behielte und dafür die Kameraden Bilses ausmerzte.

Noch eins. Man ist bekanntlich schon streng bei der Prüfung der Qualifikation der Offiziersaspiranten. Weniger bei der Prüfung ihrer geistigen Fähigkeiten als bei der Untersuchung ihrer Familienverhältnisse. Wer nicht die nötige Vorsicht in der Auswahl seiner Eltern bekundet hat, wird nicht Offizier, und wäre er ein militärisches Genie wie Bonaparte. Erstes Erfordernis: Kinderstube! Man rechtfertigt dies damit, daß man nur auf diese Weise den „guten Geist" und den „guten Ton" des Offizierkorps aufrechterhalten könne. Geist und Ton des Forbacher Offizierkorps und seiner Dépendencen! Ich wüßte nicht, daß jemals eine Gemeinschaft von Männern minder offizierfähigen Ursprunges sich ähnlich bloßgestellt hätte. Ueberall kommen räudige Schafe vor. Die „gute Kinderstube" scheint leider nicht im mindesten dagegen immun zu machen. Uns, die wir eine etwas demokratischere Rekrutierung des Offizierkorps fordern, wird man in Zukunft jedenfalls schwerer als bisher die allein offizierfähig machende Kinderstube entgegenhalten können.

Weder der Kwileckiprozeß noch die Bilseaffäre haben den Kennern etwas sonderlich neues verraten. Aber sie haben das, was sonst als Uebertreibung oder gar Verleumdung bezeichnet zu werden pflegt, in das Licht des Zeugeneides gerückt. Dies Licht mag den Dunkelfreunden zu grell sein. Wir können's vertragen.

H. v. Gerlach.

Hans von Kretschman.

Kann man sich eine tiefere Tragik denken, als wenn zwei Menschen, die durch die engsten Bande des Blutes und durch innigste Liebe verknüpft sind, ohne ein Verschulden von der einen oder der anderen Seite, durch die Macht gleich starker und dabei unversöhnlich gegensätzlicher Ueberzeugungen von einander losgerissen, sich entfremdet, mit Groll erfüllt werden? Ein alter Offizier, frei von den meisten Vorurteilen seines Standes, ja im Herzen mehr den einfachen Soldaten als den adligen Kameraden zugetan, aber doch mit allen Fasern seines Wesens an seinem Kriegsherrn und dem monarchischen Prinzipe hängend, voll glühender Liebe, wie zu seiner Gattin, so zu seiner Tochter; und dann diese Tochter, die von ihrem Vater seit ihrer Geburt vergötterte „Lily", die, von modernem Denken und Fühlen ergriffen, mit tiefstem Ernste und unwiderstehlichem Glaubensdrange über die Etappe der ethischen Kultur zur Sozialdemokratie geführt wird. So ist der tragische Konflikt gegeben, den selbst das kindliche Lallen der Enkel nicht zu schlichten vermag. Am schmerzlichsten aber empfinden wir dabei für den alten General Hans von Kretschman, weit mehr noch als für seine Tochter, Frau Lily Braun. Denn diese hat die Zukunft, hat die heranwachsenden Kinder, hat das unendliche Ideal, für das sie lebt und streitet. Der greise Held jedoch findet auf seinem Wege zum Grabe keinen Ersatz mehr für die Liebe, die ihm aus dem Herzen gerissen ist; und sein Kriegsherr, sein Kaiser, für den er so schweres leidet, entläßt ihn in Ungnade.

Das sind die Eindrücke, die aus der Einleitung hervorgehen, die Frau Lily Braun, geb. v. Kretschman, den „Kriegsbriefen aus den Jahren 1870—1871 von Hans von Kretschman, weiland General der Infanterie" (Berlin, Georg Reimer, 1903), voranschickt. Wahrlich, ein merkwürdiges und charakteristisches Zeitbild! Zunächst die Herausgeberin selber, die in den Kreisen einer aristokratischen Offiziersfamilie heranwächst, die in ihrer Jugend als regelmäßige Spielgefährtin mit den Kindern der prinzlichen und kronprinzlichen Herrschaften verkehrt, die aber, durch das rege und glänzende geistige Leben Berlins den Anschauungen des väterlichen Hauses entfremdet, durch die fesselnde Persönlichkeit Egidys den Bestrebungen der Gesellschaft für ethische Kultur zugeleitet wird, nach harten inneren und äußeren Kämpfen sich deren literarischem Vorkämpfer, dem kranken Georg von Gizycki, als treu sorgende und mitarbeitende Gattin widmet, endlich als schriftstellernde und öffentlich redende Sozialdemokratin völlig mit dem alten, tief erregten Vater bricht und, nach Gizyckis baldigem Tode, einen hervorragenden Verfechter des „Umsturzes", Heinrich Braun, heiratet. Das ist eine Persönlichkeit, die unsere aufrichtige Teilnahme in Anspruch nimmt, als Kämpferin in dem schwersten Streite.

Und doch, wie gesagt, noch herzlicher fühlen wir für den General. Er tritt uns in seinen Briefen, in der Vollkraft seines Lebens, sehr nahe, näher als aus der einleitenden Darstellung seiner Tochter, der er mehr als alternder, verbitterter, durch ihre eigene Entwicklung gereizter und gehärteter Mann in der Erinnerung steht. Inmitten der Gefahren, Aufregungen, Entbehrungen und Beschwernisse des Krieges lodert sein unendliches Liebesbedürfnis, seine tiefe Zärtlichkeit für Frau und Tochter immer und immer wieder auf. Dieser für seinen Beruf begeisterte, todesmutige, mit wichtigsten und verantwortungsreichen Aufgaben betraute Soldat vergießt „Tränen beim bloßen Anblick einer Adresse von teurer Hand"; sein stetes Denken und Fühlen gilt seiner „lieben, einzigen Jenn" — seiner Gattin — und dem „Lilychen". — „Alles Glück wäre für mich keins, hätte ich nicht Dich und Lily, dadurch wurde ich ein anderer Mensch." — „Nachdem ich mir überlegte, wo mein Glück ist, finde ich nur Euch beide." — „Alles bist Du

Digitized by Google

mir geblieben", schreibt er seiner Gemahlin, „das schöne Fräulein, dem ich gefallen möchte, die Braut, der ich die Hände unter die Füße hätte legen mögen; die Frau, deren Leben ich zu einer Reihe von glücklichen Tagen machen will." — „Deine Macht ist größer, als Du ahnst, Du bist der gute Engel meines Lebens." So oft wie möglich kauft er während des Feldzugs für Frau und Tochter Andenken, Geschenke, kostbare Kleiderstoffe. Er teilt seiner „geliebten Jemm" alle Eindrücke seines regen und verständnisvollen Kunstsinnes und seines lebendigen sozialen und ethnographischen Interesses mit. Der herrschende Teil in der Ehe scheint die Frau zu sein, die er gern scherzend als „den Engel mit dem Stocke in der Hand" bezeichnet. Ihm selbst bleiben solche überkräftigen Anwandlungen fern: „Ich werde immer weich, wenn ich an Euch beide denke, die Ihr mir alles in der Welt seid." Aber auch der Mutter, der Schwiegermutter ist er ein liebevoller, treuer, zärtlich besorgter Sohn.

Sein Güte und Milde reichen über den engen Kreis der Seinigen hinaus. Das menschliche Gefühl, das in den Stunden des Kampfes schweigen muß, macht sich nach dessen Beendigung um so gewaltiger geltend, „wie ein gestautes Wasser, das doppelt hervorbricht, wenn man die Schleuse zieht"; am Tage nach der ungeheuer verlustreichen Schlacht bei Vionville (16. August 1870) hat er „geheult". Aber nicht nur den Landsleuten und Kameraden, auch den Feinden gilt sein Mitgefühl; das Leid der besiegten und gedemütigten Franzosen, die er doch als Volk keineswegs freundlich beurteilt, „schneidet ihm ins Herz". Er galt ihnen als „das milde Prinzip", an das sie sich unablässig mit ihren zahllosen Beschwerden und Wünschen wandten. Von Bedrückungen der Einwohner wie von dem „Rollen" herrenlosen französischen Eigentums hielt er sich sorgfältig fern: „Ich habe es mir zur Pflicht gemacht, mit reinem Gewissen aus diesem Kriege zu kommen, und werde es auch durchführen." Wie alle gebildeten und menschlich empfindenden Offiziere, sehnte er bald das Ende des furchtbaren, wenn auch siegreichen Krieges herbei: „Man muß sechs Monate long all' das Elend gesehen haben, das der Krieg im Gefolge hat; man muß erfahren haben, wie selbst die Tage glänzender Siege die Träne im Auge nicht zu ersticken vermochten über die, welche den Sieg machten und, tote Männer, auf dem Schlachtfelde liegen; man muß das alles erfahren haben, um ermessen zu können, mit welchen Gefühlen wir den möglichen Frieden begrüßen." Der Mensch der Jetztzeit, auch der Soldat von Beruf, ist eben für den Krieg zu human.

Adelsvorurteile lagen dem General fern. Seine Anerkennung und seine Zuneigung galten während der Kriege viel weniger den Edelleuten und Offizieren, als dem „Bauernjungen, in dem Gold verborgen liegt", sowie den „Lehrern, Industriellen, Gelehrten — Menschen, die viel gelernt haben und im gewöhnlichen Leben in ihren eigenen Schuhen stehen".

Kretschman erwarb sich als Generalstabsoffizier des dritten — brandenburgischen — Armeekorps große Verdienste; besonders hat er durch rechtzeitiges Herbeiholen der Artillerie und der ersten Infanteriekolonnen des zehnten Korps die Schlacht bei Vionville für die Deutschen gerettet. Aber dabei zeigt er hohe, rührende Bescheidenheit. Trotz seiner Erregung über die Opfer des Krieges, trotz seiner fast unbezwinglichen Sehnsucht nach Frau und Kind bricht ein herzlicher, nicht oberflächlicher, sondern aus der Tiefe seines Gemüts sprudelnder Humor immer von neuem siegreich hervor. Kunst und Natur finden in ihm stets einen begeisterten und einsichtigen Bewunderer. So vereinigt sich in ihm eine Reihe liebenswürdigster Eigenschaften.

Aber duldsam war er nicht. Unrecht und Irrtum mochte er niemals schweigend ertragen; bis zu einem gewissen Grade eine Don Quijote-Natur im besten Sinne, widersetzte er sich ihnen, soweit sie in sein Bereich kamen. Während er in beiden Kriegen — 1866 wie 1870 — die Armeeleitung durch Prinz Friedrich Karl scharf tadelte, schloß er sich dem Prinzen mit Hingebung an, als dieser späterhin bei Wilhelm I. in Ungnade gefallen war. Mit leidenschaftlicher Treue hing er an seinem Chef im französischen Kriege, dem General Konstantin von Alvensleben, dessen hervorragende Begabung und außerordentliche Verdienste, die lange Zeit nicht die gebührende Anerkennung fanden, er stets mit Eifer verfochten hat.

Eine solche Natur schreckte auch nicht davor zurück, selbst dem Thronerben gegenüber das zu verfechten, was er für militärisches und vaterländisches Interesse hielt. In dem Kaisermanöver 1887 wagte es Kretschman, mit dem ihm anvertrauten Heeresteile den des Prinzen Wilhelm zu besiegen. Der greise Kaiser sprach ihm lebhafte Anerkennung aus. Zwei Jahre später, als Wilhelm II. den Thron bestiegen, äußerte Kretschman sich scharf über mancherlei Neuerungen, zumal über die jüngst so beliebten glänzenden Manöverangriffe großer Kavalleriemassen gegen eine noch unversehrte Infanterie. Bald darauf erhielt er die Aufforderung, seinen Abschied zu nehmen, im Januar 1890.

Die Verabschiedung hat Haus v. Kretschman innerlich gebrochen, da er mit Leib und Seele Soldat und überzeugt war, noch Tüchtiges leisten zu können. Nur der Seinigen halber führte er noch sein Leben fort und suchte durch Gewaltmärsche, trotz der Schmerzen des einst bei Königgrätz schwer verwundeten Beines, sowie durch militärschriftstellerische Tätigkeit die wühlende Pein zu betäuben. Dann kam die „Abtrünnigkeit" seiner Tochter — daß die spätergeborene zweite, Mascha, einen Künstler geheiratet, hat ihn weniger verletzt. Von Lily sagte er sich sogar öffentlich los. Am 31. März 1895 starb er, im siebenundsechzigsten Lebensjahre. Keine Ehrenwache stand in der Kapelle neben seinem Sarge, keine Musik spielte, kein Bevollmächtigter des Kaisers gab ihm das Geleit; selbst das übliche Beileidstelegramm an die Witwe war ausgeblieben.

Auf den militärgeschichtlichen Inhalt der Feldzugsbriefe aus den Jahren 1870 und 1871 möchte ich hier nicht eingehen. Die Anschauungen und Urteile, die aus den Eindrücken des Augenblicks hervorgegangen und sofort auf das Papier geworfen sind, bedürfen einer kritischen Sichtung, die in diesen Blättern nicht am Platze wäre.

Aber wir müssen der Herausgeberin dankbar sein, daß sie, unerschrocken und pietätvoll zugleich, nach der Art ihres Vaters, dem Entfremdeten und doch Verehrten ein dauerndes Denkmal gestiftet hat.

M. Philippson.

Eine Kanzel im vierzehnten Jahrhundert.

Man gedenke des Straßburger Münsters. Diese Geist gewordenen Steine sprechen vom Leben lang dahingegangener Geschlechter. Man begreift, wie Generationen daran bauten, weil sie die Hände nicht davon lassen konnten. Die Empfindungsweise wandelte sich, die Notwendigkeit, das Werk zu schaffen, blieb. Für alle war diese Notwendigkeit vorhanden, für alle Bürger der Stadt, fünf Jahrhunderte lang. Jeder nahm teil an dem Bau, jeder in seiner Weise. Manche Hände beschäftigte er, viele Geister, alle Gemüter. Das innere Leben einer blühenden Stadt Jahrhunderte hindurch ist hier verkörpert. Man steht vor dem Straßburger Münster und begreift das.

Und nun ist ein Buch erschienen, man liest es, und diese Begriffe bereichern sich, diese Gedanken gewinnen Inhalt.

Man sieht einen Mann, während der Zeitläufte, die man sich vergegenwärtigte, die Kanzel dieses selben Straßburger Münsters besteigen, man hört die Worte des Predigenden. Es ist Meister Eckhart.*)

Johann Eckhart ist zwischen 1250 und 1270 geboren, er trat in den Dominikanerorden ein. Er hat an der Pariser Universität gelehrt, wurde Provinzialprior von Sachsen, später Generalvikar von Böhmen. 1314 kam er als Magister und Professor der Theologie nach Straßburg, wo er bis zum Jahre 1317 blieb. 1327 ist er gestorben. Zwei Jahre nach seinem Tode erschien eine päpstliche Bulle, die 26 seiner Lehrsätze als ketzerisch verdammte.

Ich sage, man vergegenwärtige sich Meister Eckhart auf der Kanzel des Straßburger Münsters, und unsere Vorstellung vom geistigen Leben des Mittelalters wird eine andere und reichere.

* * *

Man muß, den schwer Verständlichen sich zu gewinnen, von einer doppelten psychologischen Tatsache ausgehn: Meister Eckhart hatte sich mit dem gesamten Wissen seiner Zeit, auch dem naturerkennenden, durchdrungen. Er lebte in den Kirchenvätern, fühlte sich zumal zu denen, die pantheistische Vorstellungen hegen, hingezogen. Er kannte von griechischer Philosophie das, was damals erschlossen war, neuplatonische Spekulationen waren ihm geläufig. Daneben aber die selbstverständliche Ueberzeugung: alles Erkennen ist nur ein Verstehen und Deuten der Offenbarung, die Gott der Christenheit hat zuteil werden lassen.

Und andererseits: Meister Eckhart war ein Mann, der alle Bücher beiseite schob und sich in die Geheimnisse seiner eigenen Seele versenkte. In Weltabkehr empfand er die „andere Seele" in seiner Seele. Jenes Etwas im Menschen, das allen Mystikern gesprochen hat. Ueber das Raum und Zeit und die gegenwärtigen Dinge keine Kraft haben, das Ewigkeitsahnungen vermittelt. Das sich mit aller Schöpfung eins fühlt. Den „obersten Teil der Seele" nennt es Meister Eckhart. Es hat für ihn offenbarende Kraft.

Meister Eckhart ist die Einheit alles Naturgeschehens Grundtatsache. Der Eckstein, auf dem sich sein Münster aufbaut. Er nennt sie — und wie sollte er anders? — Gott. „Ja, Holz und Stein und Baum und alle Grashalme haben allesamt ein Wesen in der Erstheit."

Gott ist die Einheit aller Natur, er ist in allen Kreaturen. Darauf kommt Meister Eckhart immer wieder zurück. „Darum ist die Gottheit an allen Orten und in allen Kreaturen und in jeder ganz und gar." Wäre das nicht der Fall oder hörte Gott auf, die Natur zu erfüllen, so setzten alle Kräfte aus. Nicht in dem Sinne, daß Gott ohne weiteres die Naturkraft wäre. Eine andere Vorstellung schiebt sich ein: die Natur jagt nach Gott. Daher alle Bewegung. „Daß Gott in Ruhe ist, das bringt alle Dinge zum Laufen."

Man sieht, von pantheistischen Vorstellungen geht Meister Eckhart aus. Aber sie müssen der christlichen Offenbarung dienstbar gemacht werden. So klar durchdacht ist diese mystische Spekulation, so sehend diese träumende Seele, daß man den Finger auf den Punkt legen kann, in dem die beiden Linien sich schneiden. Ich wenigstens wähne, daß es der entscheidende Satz ist, in dem Meister Eckhart sein pantheistisches Empfinden in den religiösen Vorstellungskreis zurückleitet, wenn er sagt: „Gott befindet sich in all seinen Kreaturen und insbesondere in einer edeln Seele." Die Seele, die sich in alle Schöpfung verlor, begimt sich in Gegensatz zu ihr zu setzen.

Die in ihr Selbst versenkte Seele verneint die Welt.

Es waren Gefühlsoffenbarungen, denen Meister Eckhart sein pantheistisches Empfinden verdankte. Gedankliche Spekulationen treten ergänzend dazu. Sie sind bei ihm das wenigst Originale; hier ermißt man den Einfluß der Neuplatoniker.

Je höher im Rang ein Ding ist — das bildet für den denkenden Mystiker den Ausgang, — desto allgemeiner ist es. Gott ist demnach das Allerallgemeinste. Und in der wundervoll sinnlichen Art, die Meister Eckhart eigen, macht er sich und dem Zuhörer sein Meinen klar: „Ich dachte (es ist schon manches Jahr her) wenn ich gefragt würde, wieso jede Grasspinne der andern so ungleich wäre, dann antwortete ich: daß alle Grasspinnen so gleich sind, das ist noch wunderbarer."

Alles, was da ist, ist Abbild der lebendigen Idee. Diese lebendige Idee ist in Gott und ist Gott. Vorübergehend nennt Eckhart Gott die Seele aller Dinge; aber dabei macht er nicht Halt. Vielmehr das Wesen aller Dinge ist Gott. Das, in dem sie alle eins sind. In allen Dingen ist Wesen. „Wenn also Gott das eigentliche Wesen, so muß darum notwendigerweise Gott in allen Dingen sein . . . Bliebe Gott nicht bei und in der Kreatur, wenn sie in ihr Wesen kommt, so müßte sie notwendig bald von ihrem Wesen abfallen."

Gott ist: das ist alles, was sich von ihm sagen läßt. Er ist so wenig der Gerechte, wie er der Gute ist. Keine Eigenschaft kommt ihm zu. Kein Name nennt ihn. Er steht außerhalb von Raum und Zeit. Aber dadurch, daß er ist, ist er aller Naturen Natur, Wesen der Wesenden. Denn er trägt aller Naturen Natur unzerstückt in sich.

„Was Gott in der Kraft ist, das sind wir im Bilde."

Wir denken wieder der in ihr Selbst versenkten Seele. Der „oberste Teil der Seele", jene Ewigkeitsahnungen fassende Kraft im Menschen, gottet sich. Gelingt es, alle Bilder der Kreaturen abzutun, Wollen und Begehren abzustreifen, gelingt es der Seele, ihr eigenes ursprüngliches Wesen rein in sich darzustellen, so stellt sie gleichzeitig Gott dar. Dann wirkt Gott in ihr. Es kann aber nur gleiches auf gleiches wirken — also, das Ursprüngliche im Menschen ist Gott. Meister Eckhart sagt: „Wisset, daß keine Seele in Gott hineinkommen kann, bevor sie nicht so Gott wird, wie sie Gott war, bevor sie geschaffen wurde." Aber er geht auch weiter: „Das Wort, das Augustin spricht: Was der Mensch liebt, das ist der Mensch, ist folgendermaßen zu verstehen: Liebt er einen Stein, so ist er ein Stein, liebt er einen Menschen, so ist er ein Mensch, liebt er Gott — um traue ich mich nicht weiter zu sprechen, denn sage ich, daß er dann Gott ist, so könntet ihr mich steinigen wollen."

Es ist nur eine andere Wendung desselben Gedankenganges, wenn Meister Eckhart meint, die in sich selbst versenkte, dem Kreatürlichen abgeschiedene Seele zwinge Gott in sich selbst hinein. „Er bedarf deiner tausendmal mehr als du seiner." Wo er sein kann, da muß er sein.

Ein Bild aus der Naturerkenntnis seiner Zeit, und vielleicht gilt es ihm mehr als ein Bild, stellt sich ein. Ein leerer Raum zieht an. Leert sich die Seele alles Irdischen, so zieht sie Gott mit Naturkraft an. Und derselbe Vergleich wird verwendet, das Sühnopfer auf Golgatha zu deuten: „Also machte sich unser Herr Jesus Christus leer, als er mit seiner Weisheit alle Dinge an sich ziehen wollte, denn er ließ alles Blut ausfließen, das in seinem Körper war, und dadurch zog er alle Barmherzigkeit und Gnade, die im Herzen seines Vaters war, so vollständig und so reichlich an sich, daß es für die ganze Welt genug war."

Mystisch wie die Deutung des Sühntodes, mystischer noch und kecker, ist die Umdeutung des Weihnachtsevangeliums. In deine göttliche Seele gebiert Gott, so ihm die Stätte bereitet ist, den Sohn. Täglich gebiert er ihn und allerorten in die keusch empfängliche Seele.

Aus pantheistischen Anschauungen, mit Einflechtung neuplatonischer Ideen, hat sich eine in sich geschlossene Welt-

*) Meister Eckharts Mystische Schriften. In unsere Sprache übertragen von Gustav Landauer. Berlin 1903. Karl Schnabel. (Axel Junckers Buchhandlung).

Digitized by Google

vorstellung innerhalb der christlichen Begriffssphäre gebildet. Man kann nicht sagen, daß das Christentum darin zu rein symbolischer Bedeutung verflüchtigt sei. Das Absterben für alles Irdische ist hier Ausgang und Ziel: es entspricht das durchaus der weltabgewandten Auffassung, die damals dem Evangelium ganz allgemein zuteil wurde.

An indische Vorstellungen sogar fühlt man sich gemahnt und an die Sage, daß der sein Selbst abtötende Büßer stärker werde als die Gottheit.

Meister Eckhart steht auf der Kanzel des Straßburger Münsters und predigt. Bibelworte deutet er ganz souverän um, seinem Sinnen und Meinen entsprechend. Er sagt auch, daß alles, was die heilige Schrift von Gott beibringen könne, Gott mehr ungleich als ihm gleich sei. Denn der der Dinge Wesenheit ist, ist unerkennbar.

Das Gebet um irdische Dinge weist der Meister ab. Gott um etwas bitten, heiße sich zum Knechte Gottes (!) machen. Und in wundervoll sinnfälligem Vergleich zeigt er das Törichte solchen Gebets. Nichts anders sei es, als wollte jemand mit peinigenden Mühen die weite Reise zum Papste antreten und spräche dann, ans Ziel gelangt, also: „O Herr und heiliger Vater, ich bin mit großen Kosten auf beschwerlichen Wegen zweihundert Meilen gereist, und bin hierhergekommen, um euch zu bitten, mir — eine Bohne zu schenken." Ganz das Gleiche sei es, Gott etwa um Gesundheit anzuflehen. So ganz gering ist der Wert alles Irdischen. Oder geringer noch. Alles Kreatürliche ist — das Nichts.

Der Prediger mahnt auch nicht, gute Werke zu vollbringen. Zum mindesten nicht, in ihnen den Zweck des Lebens zu suchen. Es gibt nur einen Lebenszweck: mystische Versenkung in das eigene Ich und damit in Gott. Nur da ist wahrhaftes Sein. „Dein Nichttun ist dein oberstes Werk." Wie soll der Gott, der die Wesenheit des Alls ist, nach irgend jemandes guten Werken fragen? „Gäbe jemand tausend Pfund Goldes, auf daß man damit Kirchen und Klöster baute, so wäre das ein großes Ding. Aber doch hätte der viel mehr gegeben, der tausend Pfund für nichts achten könnte: der hätte viel mehr getan als jener." Doch bleibt sich der deutsche Mystiker bewußt, daß der in Gott Versenkte auch gute Werke üben müsse. Nur ist das bei ihm nicht Zweck, sondern Folgeerscheinung. Wie ein Schlauch, der nicht all seinen köstlichen Inhalt bergen kann und überquillt, so der in Gott Versenkte.

Es ist auch nicht wahr, daß Gott den Menschen richte, etwa am jüngsten Tage. Der Mensch richtet sich selbst, durch die nackte Tatsache, ob er den Gott in sich entdeckt hat oder nicht.

So der Prediger auf der Kanzel des Straßburger Münsters.

* * *

Und zu seinen Füßen dichtgedrängt die Menge der Andächtigen. Straßburger Bürger und Bürgerinnen. Handwerker, zum Teil dieselben, die beim Bau des Münsters Hammer und Meißel führen. Und das scheint mir das Wunderbare, das hat mich bestimmt, diese Zeilen zu schreiben: daß diese guten Straßburger des vierzehnten Jahrhunderts diesen Prediger verstanden! Nicht das ist seltsam, daß hier ein großer Geist ersteht, sprachschöpferisch begabt, der aus verschiedenen Tatsachen doch zumeist aus seinem Innern heraus, sich eine Weltanschauung von kühner Größe und grandioser Einheit schafft — das hat es vereinzelt zu allen Zeiten gegeben. Sondern, daß dieser Mann auf die Kanzel tritt und hier eine Gemeinde findet. Wir wissen aber, daß sein Anhang groß war.

Ludwig Tieck hat in seiner Novelle „Der Schutzgeist" eine kleine Geschichte von Tauler, dem Schüler des Meisters Eckhart, gleichfalls Prediger in Straßburg, erzählt. Ein Laie kam zu Tauler und bat ihn, nachdem er lange Zeit sein Beichtkind gewesen, er möge ihm zu Frommen eine Predigt darüber halten, auf welche Weise er zu Gott, soviel es irdisch möglich, am nächsten gelangen könne. Das tat Tauler unter Aufbietung all seiner großen Gelehrsamkeit, und tags darauf kam der Laie wieder zu ihm und brachte ihm eine Aufzeichnung jener Predigt; die war so kundig und gelehrt verfaßt, daß Tauler das Wissen dieses Laien anstaunen mußte. Er bat den zum Abschiednehmen Gekommenen, immer in seiner Nähe zu bleiben. Aber der Laie sprach: Was soll ich Euch und was sollt Ihr mir? Ihr erfreut Euch menschlich Eurer hohen Gaben. Das Geheimnis, durch Demut, durch Vernichtung Eurer selbst den Ewigen und seine unergründliche Liebe zu finden, ist Euch noch nicht erschlossen. — Die Worte gingen Tauler so zu Herzen, daß er sich von der Welt zurückzog und nicht mehr predigte. Als er nach Jahren die Kanzel zum erstenmal wieder bestieg, vermochte er kein Wort vorzubringen, schluchzend stand er da. Er galt für geistesgestört. Und abermals mußten Jahre vergehen, bis er sich imstande fühlte, die Kanzel wieder zu betreten und den Gott, der sich ihm in Weltabgeschiedenheit offenbart hatte, zu predigen. — Das Wesentliche, worauf es in dieser kleinen Geschichte ankommt, ist: der Einfluß der gemeinen Laien auf diese Mystiker, und damit auch das Verständnis, das diese bei jenen fanden.

Man muß sich klar darüber werden: die Enge des Lebens, das Geregelte des Tagwerks, die trauliche Phantastik jedes Hausgeräts hatte in diesen Menschen des Mittelalters eine Art des Denkens großgezogen, die der unsern geradezu entgegengesetzt ist. Sie dachten, wenn man so sagen darf, nach innen. Nichts lenkte sie von der Wunderwelt ihrer träumerischen Vorstellungen ab. Aber sie hatten auch offenbar eine erstaunliche Fähigkeit, ihre Begriffe logisch zu verbinden. Sie hatten die Phantastik des Verstandes und den Verstand der Phantastik. Ueber Gottes Wesen nachzugrübeln, war ihnen geläufig. Sie vertrauten kindlich ihrem eigenen Denkvermögen und zweifelten nicht, daß es sie zu Gotterkenntnis führen könne. Und das alles gilt von dem Handwerker wie von dem Patrizier. Die gesamte Bildung der Zeit wog nicht schwer, aber sie war in den Städten bis zu hohem Grad Gemeingut geworden. Auch darin der große Unterschied zu unseren Tagen. Man braucht nur an die weite Verbreitung sicheren Stilgefühls im Kunsthandwerk zu denken, um sich darüber klar zu werden. Meister Eckhart betrat die Kanzel des Straßburger Münsters, nahm den Rosenkranz aus den Händen der Betenden, trug seine kühnen mystischen Spekulationen vor, setzte den alten Kriegsgott Jehovah und den Vater des Gekreuzigten in die Natur der Naturen und in das Wesen der Dinge um und — wurde verstanden.

Was Tieck von Tauler und dem Laienbruder erzählt, ganz ähnliches berichtet Meister Eckhart von sich selbst und Schwester Kathrei. Die gotterfüllte, unwissende Magd wird seine Lehrmeisterin. Und wir wissen, daß die Frauen der Zeit wirklich das beste Publikum der deutschen Mystiker waren, daß diese Saat in ihren Seelen Wurzel schlug, ja, daß mystische Anregungen von ihnen ausgingen. Man kann sich noch heute darüber Rechenschaft ablegen, daß der deutsche Frauentypus unter dem Einfluß dieser religiösen Mystik gewisse, ihm eigentümliche Züge gewonnen hat. Die Geburt der deutschen Iphigenie bereitet sich hier schon vor. Und zwar gewinnt der Typus ein Ansehen, das uns etwa eine Luise Hensel vergegenwärtigt.

Man erfaßt in Meister Eckhart die Eigenart des Denkens des Mittelalters, und doch treten entscheidende Züge hervor, in denen bereits die Anschauungsweise einer viel späteren Zeit charakteristisch ans Licht drängt. So fließt alles in einander. In Meister Eckhart steckt auch ein Stück Renaissance und Reformation. Er sucht seinen Gott in seiner Naturerkenntnis. Er ist Individualist. Er reißt die Schranken zwischen Priester- und Laientum gänzlich nieder.

Während Meister Eckhart in Straßburg predigte, erstand in eben der Stadt der Kaufmann Rulmann Merswin, der die Geistlichen Pharisäer nannte, gegen sie eiferte und schrieb und einen Bund gotterleuchteter Laien gründete.

Ernst Heilborn.

Gustav Klimt.

Es wird demnächst wohl auch in Berlin widerhallen vom Geklirr der Becken, dem feierlichen Getön der Tuben, dem Jauchzen der Verzückten, die aus dem Hause der Sezession ausschwärmen, der Welt zu verkündigen, welches Heil und welcher Künstler ihr an Gustav Klimt geworden sei.

Und ich muß wieder einmal kühl und gelassen bleiben, der ich sonst wahrhaftig gern schwärme und, müde vom Alltag, gern die schmeichelnden und dunklen Wellen des Geheimnisvollen, wie es aus der Seele eines großen Künstlers in die meine überströmt, nachzitternd und mitschwingend mich läutern lasse.

Es muß eine große Trunkenheit in den Gemütern der Verständigen und nach Licht Hungernden gewesen sein in jenen frühen Tagen der Wiedergeburt, da man bestimmt und immer sicherer erkannte, man stünde an der Schwelle von ganz Neuem, Ungeahntem; da, sagen wir, des Boticelli „Primavera" in all seiner jauchzenden Herrlichkeit verkündigte, es sei mit aller Erstarrung für immer zu Ende und eine neue Zeit voll Sonne und Triebkraft angebrochen. Wer solches vor Gustav Klimt empfindet, dem will ich eines neiden: seine Fähigkeit, sich berücken zu lassen oder sich selbst zu betrügen. Beides eine neidenswerte Gabe.

Ich verspüre nie und nirgends den Anhauch jener wirklichen und ungewollten Größe, jener Kraft, die gar nicht anders kann, wie bei allen wirklich bedeutsamen Erscheinungen der Kunst vor Gustav Klimt. Tut man ihm unrecht, indem man solches von ihm begehrt, dann muß er sich wohl bei seinen Freunden bedanken, die ihn immer als ganz vereinzelt, als gar nicht mit gewöhnlichen Maßen meßbar ausgeschrieen haben. Er ist wirklich ein höchst begabter Endlicher; wirklich auf den Maler, das heißt auf sein ausgezeichnetes Auge hin von der Natur organisiert und gestellt. Nur ein Elend und ein Unglück — er tut vor diese vortrefflichen Augen so sehr gerne fremde Brillen und gewöhnt sich so sehr daran, daß er es als Unbill empfindet, wenn man davon spricht.

Es ist dies mit ein wienerisches Unwesen. An Begabungen hat es uns niemals gefehlt; wohl aber an der Fähigkeit, sie einzuschätzen und zu würdigen. Diesen lassen wir im Winkelchen vergreinen und sich vergrämeln, bis er an und in sich unsicher wird; dem anderen nuten wir, weil er manches kann, zu, alles zu vermögen, und wir stacheln ihn so über die Grenzen seines Vermögens, bis dahin, wo er sich nicht behaupten kann, so achtbar, ja unvergleichlich seine Anlagen gewesen sein müssen. Die Kunde aber, er sei das Heil und sein Bringer, die wird über niemanden wirkungslos ergehen. Ich spreche nur von denen, die guten Willens sind; nicht einmal von jenen, an denen es bei uns auch nicht mangelt, die uns den Clown, der uns im Kopfstand auch noch die Zunge weist, als großen Künstler aufdrängen möchten. Ein Minderer bisse sich bei einem solchen Versuche nämlich die Zunge ab.

Es ist ja ein begreiflicher Ehrgeiz in einer Stadt so voll künstlerischer Ueberlieferungen und Instinkte, endlich einmal den großen, seine Zeit erfüllenden und in die Zukunft deutenden Meister aus sich geboren zu haben, der voll sei von allem, was seine Zeit bewegt, befähigt, es zu gestalten. Ob er gegenwärtig bei uns lebt und schafft, ist mir nicht so sicher; daß er aber nicht Gustav Klimt heißt, scheint mir über allem Zweifel. Gewiß — wer versucht nicht, den Erwartungen seiner Freunde zu entsprechen? Wer, wenn er ein rechtschaffener Mensch ist, setzte nicht sein Letztes an dieses Ziel, besonders wenn es notwendig so mit seinen eigensten und innigsten Wünschen zusammenstimmen muß? Am Streben fehlt es denn auch bei Klimt nicht; er überspannt seine Kräfte sogar und hat sich sicherlich redlich bemüht, den Gedankeninhalt seiner Zeit, von dem die ganz Großen erfüllt woren, in sich überzuleiten. Nur widergeben, nur gestalten kann er ihn nun einmal nicht. Und darauf kommt es am Ende doch einzig an.

Man wünschte ihn als Ideenmaler. Und er ward's. Da ist ein Bild, vor dem ich lange im redlichsten Bemühen gestanden bin, es zu ergründen. Allerhand Kerle, langgestreckt auf etwas, das man nicht gut bestimmen kann. Also, und weil darunter so etwas wie Sterne durchschimmert, werden es wohl Wolkenschieber sein. Eine dunkle Ideenassoziation, nachdem Wolken so hoch nicht zu reichen pflegen, ein dunkler Begriff, immerhin aber etwas, wobei ich mir etwas denken kann. Ich freue mich meines eigenen Scharfsinns, bis mich ein Blick in den Katalog belehrt, ich hätte „die Toten" vor mir. Eine fatale Offenbarung, nach der man vollkommen resigniert.

Es haben seine allegorischen Gestalten, von denen es nur so wimmelt, überhaupt allerhand fatale und nicht gut zu verstehende Gewohnheiten an sich. Ich spreche nicht von ihrer Abneigung gegen jegliche Bekleidung, die ihr gutes Recht ist und ohne die sie im Reigen ihrer Geschwister schlecht Figur machen möchten. Auch nicht von der Art, in der sie einen gewissen Körperteil dem Beschauer entgegenstrecken, man weiß nur nicht gut, zu welchem Ende. Lüstern, zu Klimts Ehre sei es gesagt, wirken sie nämlich niemals. Aber, sie haben eine falsche Neigung, ein Fußbad in Waschblau oder sonst etwas zu nehmen, das dem angestrebten Zweck der Reinlichkeit nicht eben gemäß ist. Ohne allen Scherz: die Freude an der Farbigkeit hat es Klimt in einer Weise abgewonnen, daß die Farbe, ohne Rücksicht darauf, daß sie in der Malerei doch nur Dienerin der Form zu sein hat, beinahe Selbstzweck geworden ist, daß er sich an ihr allein und ihrer Wirkung, die er mit tausend Kniffelchen zu erhöhen weiß, vergnügt.

Da sind die Deckengemälde für die Universität, vielleicht der größte Auftrag, den der Staat zu vergeben hat, der über ungestümes Fordern seiner Freunde Klimt zuteil geworden ist. Das war bisher eine Trauerposse. Jede Fakultät, die mit einem solchen Deckengemälde beglückt werden sollte, hat sich mit einer merkwürdigen Entschiedenheit dagegen auf die Hinterbeine gestellt. Die Philosophie, so reich der Sternenhimmel über ihr ausgespannt ward, begann; die Medizin folgte nach. Beide Bilder zu begreifen, war unbedingt unmöglich, und wenn man hundertmal die Erläuterungen der Wissenden und der in die letzten Gedankenirrgänge Klimts Eingedrungenen vernommen hatte. Man stand dennoch vor Rätseln, wenn man nicht einfach Farbensymphonien anschauen wollte, womit man doch um nichts eigentliches klüger ward, warum diese Fülle von Wasserköpfen gerade bei der Philosophie, von sonstigen Rätseln bei der Medizin. Es ist ja wahr — von Unbegreiflichem wimmelt es bei beiden Wissenschaften. Nun aber, vor der Jurisprudenz versagt jeder Versuch, sie zu begreifen. Da ist ein virtuos gemalter — ultraviolett mit allerhand Schiller — Urnebel, der übrigens vielleicht ganz was anderes ausdeutet. Da sind schmerzlich gereckte Frauengestalten, zum Teil in Posituren, die bei ungebrochenen Gliedmaßen nicht gut einzunehmen sind. Da ist ein Mann mit heftig ineinandergekrampften Händen, zwischen denen sich ein ausgerecktes Bein befindet, von dem niemand bestimmen kann, wem oder wohin es eigentlich gehört. Und assyrische Gottheiten, schadenfroh, wie sie nun immer sind, schreiten auf Goldgrund irgendwohin. Du lieber Gott — die Juristerei ist nun einmal erfüllt von Dunkelheiten, und ein Narr fragt mehr, als alle Weisen dieser Welt zu beantworten fähig sind, meinte der Gottesmann Martinus. Ich bin begierig, was die Rechtsgelehrten, die doch in allen Künsten der Abwehr bewandert sind, zu dieser Darstellung ihrer Wissenschaft sagen und wie sie sich mit ihr versöhnen werden, wenn sie erst wirklich einmal die Aula schmückt.

Und so scheint es denn beinahe, als bliebe nichts von Gustav Klimt. Wer aber einen solchen Eindruck von einem

Digitized by Google

echten und nur in die Irre gedrängten Künstler, von einem der saubersten und bestimmtesten Könner, die heute in deutschen Landen leben, wachrief, der würde sich nicht minder an ihm und an aller Entwicklung versündigen, als die ihn mit rastloser Beflissenheit in Irrwege geführt haben, die er in jedem Augenblick verlassen kann, da er seiner selbst und seiner Kraft bewußt wird, und demgemäß seine eigensten und ihm mit unauslöschlichen Runen von der Natur vorbestimmten Pfade zu wandeln beginnt. Denn hier sind reiche Gaben; zum Teil verschüttet unter Angelerntem. So hat er viel dem Whistler abgeguckt, hat überhaupt allenthalben und vielleicht mehr, als ihm gut und gesund war, Auslug gehalten. Dies alles ist ihm aber nur angeflogen, wie mannigfache Färbungen und Tinten edlen Stahl überhauchen, ohne darum im Grunde etwas über seinen Kern und seine Schneidigkeit zu vermögen. Denn ich habe seit vielen Jahren eine hohe und eine schöne Meinung von Gustav Klimt, ehrlicher gewiß als die jener, die in ihm die innere Stimme gewalttätig überschreien. Ich will sie begründen, will einen Begriff von dem zu geben versuchen, was er kann und was er fahren lassen soll, um sich wider sein Bestes und Eigenstes zum Allkünstler aufwippen zu lassen.

Er ist ein Zeichner von einer unglaublichen und weitspannenden Sicherheit. Da ist eine Viktoria, mit der Feder hingezeichnet für eine Adresse an den ehrwürdigen und unbesieglichen Rudolf von Alt, der an Menzel erinnert in der urewigen Frische und Sicherheit des Auges, nur daß ihn leidige Verhältnisse nicht zur vollen Entfaltung seiner Gaben kommen ließen, ganz stilisiert, ehern hingeschmiedet und unvergeßlich in Kraft und Ausdruck.

Da ist ein leicht laviertes Kinderköpfchen, das man nicht mehr los wird in seiner Weichheit und unvergeßlichen Anmut. Man weiß, wie schwer das hinhuschende Seelchen in einem Kinderantlitz zu fassen ist; hier ist es vollkommen meisterlich, unbewußt und unentrinnlich ergriffen. Und recht im Gegensatz dazu und dennoch mit gleicher meisterlicher Sicherheit — in wenigen Linien ist die ganze katzenhafte und lauernde Launenhaftigkeit der Sarah Bernhardt eingefangen.

Oder — da ist ein Blatt: „Die Tragödie". Streng der Ausdruck der Muse; fast zum Fürchten herb, medusenhaft der der Maske, die sie vor sich hinhält. Und wieder ein rechter Kontrast — das Blatt: Juni. Ein allerliebstes, sehr junges Frauenköpfchen. Die Unterlippe ein gut Stück kürzer als die obere, was nach schmollendem Eigenwillen aussieht. Und darüber zwei reife und ganz prachtvolle Frauengestalten, die einander über Blüten und reifenden Früchten die Hände entgegenstrecken.

Dies gilt nur vom Zeichner. Von jener Farbenfreudigkeit, ja Farbenschwelgerei ohne Rücksicht auf die eigentliche Aufgabe, deren ich bereits gedacht, in der sich aber doch nur ein geborener Maler verlieren kann, ganz abgesehen, ist aber Klimt auch ein Maler von ganz ungemeinen Eigenschaften. Er hat sich nur Dinge in sein Schifflein heben lassen, die es an fröhlicher Fahrt dahin hindern, wohin es eigentlich steuern müßte. Er scheint mir eine durchaus sinnenfreudige Natur, die sich zu einer Grübelei gezwungen hat, die ihr weder wohl ansteht noch bekommt. Beweis: in allen seinen großen Dingen, ganz besonders jetzt in der Jurisprudenz, ist ein Suchen nach Stil, das allenthalben, bei den archaistischen Richtungen, wohl gar bei den Assyrern Anschluß und Anlehnung sucht. So schreiten und so gehaben sich die Götter auf Tempelfriesen, wie bei ihm oberhalb des Zwistes und der nur allzu menschlich gegebenen Qual der Sterblichen. Was ist das aber für eine Jugend, und wie gering muß im Grunde ihr Zutrauen in sich und die eigene Schöpferkraft sein, die sich in Urzeiten und sogar ins fabelhafte Assur um Schutz und Mittel der Wirksamkeit wendet? Daß Japan oft und oft durchspürt wird, sei nur nebenbei vermerkt.

Aber, Klimt vermag eine Atterseestimmung ganz unvergleichlich. Das ist nämlich ein ganz eigenes Wasser, bläulich, aber etwa vom Blau abgeschöpfter Milch und sehr leise irisierend. Welche Tinten da nun ein Abendhimmel darein wirft — rot und tiefer angeglühtes grünliches Blau, wie da der Abendwind seine Spuren hineindrückt in flinken und hüpfenden und harmlosen Wellchen, bis die ganze Flut überrieselt erscheint — dies kann niemand besser. Er empfindet überhaupt Stimmungen und Stimmungsinhalt nicht nur einer Landschaft in einer untrüglichen und sehr erfreulichen Weise.

Und daneben ist er ein sehr sicherer Porträtist. Er liebt, nach Whistler, ein wenig sehr die hingehauchten Farben, die so den Duft und die Seele der Dinge andeuten, und das gerät ihm denn, da er's gar zu gern und zu oft anwendet, und man immer das Gefühl nicht loswerden kann, es sei nicht durchaus sein Eigen, manchmal nach Manier. Aber da ist das Bildnis eines jungen Mädchens: rosa das Kleid, ein rotes Buch in den Händen, sehr rosig und noch ganz vom Licht der ersten Jugend überflogen das Gesichtchen. Das nun zwingt wie ein Traum von Güte und von einer sorgsam und mit ängstlicher Liebe gehüteten und gewiegten Reinheit.

Oder, da sind die zwei Supraporten für den Palast unseres letzten Kunstfreundes großen Stiles: Nikolaus Dumba. Hans Makart hat das beste und wichtigste Teil zu seiner Ausschmückung getan, an der mitzuwirken nun Gustav Klimt berufen ist. Die eine: die Musik, erinnert mich wohl an Ferdinand Khnopf. Die Frauensperson, schwarzhaarig und mit starren Augen, die da in die Saiten der Leier mit weitgespreizten Fingern greift, wie im Entsetzen über das, was sie wachruft, gemahnt an ihn, wie die feierliche Schnitzerei ihr gegenüber. Desto entzückender ist der andere Türschmuck. Am Flügel Franz Schubert, das Haupt voll erhoben, der Wucht der Töne zu lauschen, die sich ihm eben offenbarten. Neben ihm ein Mädchen, ganz Versunkenheit, ganz Glück, die jugendliche Gestalt herangehoben an den großen Meister, das Gesichtchen angeglüht von einem geheimen, roten Licht, etwa des offenen Kaminfeuers, das auch die noch anstrahlt, die, holde Schwestern der Horchenden, hinter ihm die Weise anheben. Ein Mann daneben ist wirksame Kontrastfigur.

Zu diesen Bildern kehrt man immer wieder, wenn man sich vor den großen Kompositionen verwirrt, hilflos und gepeinigt gefunden hat, mit einer ehrlichen Neigung, sich und seinem Aerger vor so viel Gewollt-Unbegreiflichem unziemlich heftigen Ausdruck zu leihen. Da erkennt man denn auch, was Klimt, — bei allen und eben für ihn überflüssigen Beeinflussungen durch andere, die Mode waren und bei denen er zur Schule gehen zu müssen glaubte, um der Allkünstler zu werden, — als eigenen und köstlichen Besitz hat. Er vermag den Flaum, der an den Dingen haftet, den keuschen Duft, der über ihnen wittert und sie umwebt, Menschen, ungetrübt durch häßliche und verwirrende Leidenschaften, mit einem starken Drang zum Besten und zum Schönsten, — Gegenden, die einsam sind, als hätte nie die Spur eines Menschen ihre Schönheit befleckt. So eine Stimmung hat er sicher. Es ist freilich, als hielte nur die innere Spannung seine Gestalten zusammen; daß sie Knochen haben sollten, das vergißt man gerne. Nicht die Kraft, nicht der Ernst, der letzte Lebensrätsel überdenkt, sind sein Reich. Aber ein Reich offenbart er, das besteht und dennoch den meisten verschlossen ist; ein Reich, in dem süße Frauen gebieten und alles Maß, Harmonie und Anmut ist; den Ausblick zu seligen Inseln voll geheimen Wohllautes könnt' er offenbaren, besänne er sich endlich einmal ganz auf sich und täte mit hastigem Ruck all seine Brillen von sich samt denen, die sie ihm aufgenötigt. . . .

Wien. J. J. David.

Conrad Ferdinand und Betsy Meyer.

Jüngst erst, beim Hingange Clara Mörikes, haben wir uns wieder einmal vergegenwärtigen können, welche bedeutsame Stellung in der Geschichte der Literatur doch die Schwestern unserer Dichter einnehmen. Cornelie Goethe, Bettina Brentano, Ulrike v. Kleist, das sind, um nur ein paar herauszugreifen, Namen, die aus dem Leben dreier großer Dichter und damit aus der Geschichte des deutschen Geisteslebens nicht wegzudenken sind. Solchen Namen reiht sich jetzt Betsy Meyer würdig an: freudig begrüßen wir ihre Erinnerungen an den Dichter des „Jürg Jenatsch" (nach der ersten Veröffentlichung in der „Deutschen Rundschau") nun auch in Buchform.*)

Vor Jahren hat der Dichter, der so schwer aus seiner Zurückhaltung herausging, einmal zu ihr gesagt: „Mein Lebenslauf ist im Grunde unglaublich merkwürdig. Wie werden sie einst daran herumrätseln! — Nur du könntest ihn erzählen, und du tust es nicht." C. F. Meyer hat Recht behalten, insofern sein Charakterbild trotz erschlossener Quellen wohl noch lange schwanken wird in der Geschichte, die ihn bald zum kraftvollen Renaissancemenschen von eherner Geschlossenheit, bald zum modern-nervösen, ja pathologischen bloßen Instrument der Dichtung stempelt. Aber er hat nicht Recht behalten, indem die Schwester, an deren Ueberleben keiner von beiden gedacht, nun doch als die Berufenste zur darstellenden Feder des Biographen gegriffen hat. Der literarhistorischen Forschung war sie auch so keine Fremde mehr. Adolf Freys aufschlußreiche Meyer-Monographie ist unter ihrer stillen Mitarbeit erwachsen, ganz ähnlich wie des Unterzeichneten Mörike-Biographie unter ständiger Beihilfe des alten Clärle. Jetzt gibt Betsy Meyer die wertvollste selbständige Ergänzung zu Freys Buch, das die künstlerische Abrundung nach innen hin doch ein wenig vermissen ließ.

Und zwar zeigt sie sich ihrer Aufgabe vollauf gewachsen. Im geraden Gegensatze zu der Schweizer Dichterschwester Regula Keller ist sie weit mehr als eine „Mittelschlagsnatur", wie sie allzu bescheiden selbst sich nennt. Sie ist nicht bloß eines höheren Geistes „sterbliches Gefäß", sondern eine eigen geartete runde Persönlichkeit, ihres Bruders wert.

Sie war ihm, was auch schon kein Kleines ist, nicht nur das stets empfängliche und durch dankbare Aufnahme anregende ideale Publikum, sondern sie durfte ihn wirklich beratend fördern. Eine hochgebildete Aristokratin, die auch von des Bruders Historikerbegabung etwas verspüren läßt, selbst als Malerin mit der Kunst vertraut und, wie auch wir jetzt sehen, der Wortdarstellung in hohem Grade mächtig, konnte sie Conrad Ferdinand um so mehr sein, als sie, nach eigenem Bekenntnis, eine von dem Dichter unabhängige und vielfach andere Wege einschlagende Natur ist. Sie hat ihn stets verstanden, ihn aber nie kritiklos angeschwärmt wie Emma von Niendorf den unglücklichen Lenau. Ja, ihr Buch atmet sogar eine objektive Kühle, wie man sie, Emma Uhland und Marianne Immermann etwa ausgenommen, in den Aufzeichnungen von Dichterfrauen sonst nicht findet. Diese nach außen hin kühl erscheinende Reserve teilt sie mit ihrem Bruder und weiterhin ja auch mit ihrem ganzen Volksstamme. C. F. Meyer hatte nichts von des jungen Goethe überfließendem Drange sich beichtend hinzugeben und noch weniger von des alten Behagen, sich in einem Eckermann historisch niederzulegen. Er hat sich niemandem je ganz erschlossen, auch der Schwester nicht, die ihm die nächste war. Betsy gibt das in einigen Fällen zu; in erhöhtem Maße lesen wir es zwischen den Zeilen. Manche Frage, die ihr auf den Lippen schwebte, hat eine befangene Scheu sie nicht gegen den Bruder aussprechen lassen.

Wohl kommt man durch ihre Schilderungen dem Menschen Meyer beträchtlich näher als bisher; aber so recht warm, wie mit Schiller oder gar Justinus Kerner, wird man mit ihm auch hier nicht. Conrad Ferdinand Meyer wird wohl immer mehr bewundert und verehrt als herzlich geliebt werden. Seine Flamme leuchtet mehr, als daß sie wärmt. „Er schreibt Brokat", sagte der so völlig anders geartete Gottfried Keller einmal von ihm. Meyer gibt mehr Festspeise als tägliches Brot. Und so sieht man ihn auch im Leben nie im bequemen Hausrock, man wird nicht recht heimisch bei ihm, sondern bleibt immer Gast. Stets empfängt uns der Dichter in einem hohen Saale von wohnlicher Pracht, zu dessen Fenstern das „Firnelicht, das große, stille Leuchten," majestätisch hereinglänzt.

Dieser Eindruck wird fast noch verstärkt durch das reife, kluge und schöne Buch, mit dem Betsy Meyer unsere Kenntnis des Dichters sehr wesentlich bereichert hat.

Leipzig. Harry Maync.

*) Conrad Ferdinand Meyer. In den Erinnerungen seiner Schwester Betsy Meyer. Berlin, Gebr. Paetel, 1903. 246 S.

Die beiden Gräber.

Die beiden Gräber lagen nebeneinander, die ersten jenseits des breiten Weges, der den stillen Ort in zwei langgestreckte Flächen teilte. Jeglichen Schmucks bar, erhoben sich die beiden Hügel mit ihren klobigen, reifbedeckten Erdschollen inmitten eines Stückes überjährigen Rasens, dessen Grün sie nur noch trostloser erscheinen ließ.

Seit einem Monat hatte niemand den Friedhof betreten. So wich die hölzerne Eingangspforte, die einzige Unterbrechung in der mäßig hohen Umfassungsmauer, nur langsam den derben, blauroten Armen der Süperschen, der Totengräbersfrau, als sie sich jetzt, die Arme ein wenig gebeugt und die Zähne mit einem halbunterdrückten Kraftwort aufeinanderpressend, gegen die widerspenstigen Latten stemmte.

„Mien Chott, nä, dat Sei ok akkrat kamen mötten, wo eck an'n Waschfatt steh, un mien Mann mit die kranken Swiene weck is!" jammerte sie. Und, offenbar bemüht, die Fragelust ihrer schweigsamen Begleiterin anzuregen, fügte sie kopfschüttelnd und mit bedeutungsvollem Blinzeln hinzu: „Dat is mich mien Leiwsdag ni richtich mit die Swiene."

Doch die andere besaß für das Mysterium, das ihr da in so zarter Weise angedeutet wurde, keinerlei Verständnis. „Hier, Frau," sagte sie kurz, indem sie ihrer Börse ein Geldstück entnahm, „ich danke Ihnen, ich will nun selbst sehen . . . . ."

Aber da verkannte sie die höheren Zwecke der Süperschen gründlichst. Schon längst hatte die eine Gelegenheit herbeigesehnt, mit der vornehmen Dame, die so unnahbar ausschaute und in der Tat bislang alle Forschungskünste der zünftigen Klatschbasen des Städtchens zuschanden gemacht hatte, persönlich Fühlung zu gewinnen. Beileibe nicht aus Neugierde! Aber man möchte doch gern eingehend darüber unterrichtet sein, was das für Leutchen sind, die da mit uns dieselbe frische Teutoburger Waldluft genießen, in dieselbe Stadtkasse Steuern zahlen und dafür desselben Nachtwächters Schutz überliefert werden, ja, neben denen man — was für ein Totengräbersweib besonders wichtig — neben denen man vielleicht dereinst die Ehre hat, begraben zu liegen.

„Och nä, eck kann Sei joa wiesen," beharrte sie drum, nachdem sie das Trinkgeld, nicht ohne vorher die Hände um-

Digitized by Google

ständlich an der blauen Leinenschürze abgeputzt zu haben, in Empfang genommen. „Sei sin joa man 'ne korte Tiet Wittfru un säker 't ierste Moal op'n Jodenkerkhowe, ni woahr? Wat hebben Sei ok süs hier to daun hatt!" Und als keine Antwort erfolgte, offenbar, weil die Frage nicht in ihrer ganzen, tiefgründigen Bedeutung erfaßt war, ergänzte sie sich in bewußt harmlosem Ton: „Sei hebben't joa anners vör sick seihn."

Ja, ja, das Städtchen besaß in der Süperschen eine feine Diplomatin, so eine von der alten Schule. Nur dieser paar Redewendungen und -schwenkungen hatte es bedurft, und ganz unvermerkt war ein fester Operationspunkt auf jenem heiklen Gebiet gewonnen, das, obwohl von vielen ohne Unterschied des Standes mit zähem Eifer erstrebt, doch bislang als unerreichbar gelten mußte. Daß Frau L. Christin und von adliger Abkunft sei, daß sie vor ihrer Heirat mit dem jungen, jüdischen Gelehrten, dem letzten Sproß einer im Orte reich gewordenen Kaufmannsfamilie, in Berlin gelebt habe — damit war so ziemlich das gesamte Material erschöpft, das man, größtenteils durch die freundlichen Bemühungen der Dienstboten und des Milchmädchens, zur Feststellung der Persönlichkeit der interessanten Fremden hatte zusammenbringen können. Völlig im dunkeln blieb dagegen, wie und wo sie ihren Mann kennen gelernt, und warum sie ihn genommen habe, ob sie deshalb von ihren Eltern verstoßen sei, ob sie überhaupt noch Eltern habe, wo diese wohnten, ob und mit wem ihre Geschwister verheiratet seien, ob sie selbst am Ende gar sich mit der Trauung vor dem Standesamt begnügt und, dies zugestanden, auch sonst von Religion und Moral losgesagt habe, ob . . . ., kurz, die tausend Fragen, deren Klärung alsbald nach dem Einzug hätte erfolgen müssen, harrten noch der Antwort. Das machte die Bürgerschaft, insonderheit die regierenden Familien, mißtrauisch.

Als dann nach kaum halbjähriger Ehe der kränkliche Mann einem Fieberanfall erlegen war, sank die Aussicht, den Geheimnissen des Hauses L. auf die Spur zu kommen, auf einen zuvor nicht erreichten Tiefstand herab. Denn fruchtlos blieben schon alle Versuche, der Witwe nach dem Begräbnis, von dem sie, der Kleinstadtsitte folgend, sich ferngehalten, in liebevoller Teilnahme die Hand zu drücken; es schien ihr also daran gelegen, Art und Maß ihrer Trauer einer berufenen Kritik zu entziehen. Und es stand dringend zu befürchten, daß sie eines Tages, und eines nicht zu fernen Tages, der Stätte ihres kurzen Eheglücks — oder Eheleids, wer konnte das wissen? — auf Nimmerwiedersehn den Rücken wenden würde.

So fühlte die Süpersche doppelt und dreifach die schwere Verantwortung, die auf ihr lastete. Allein sie besaß zuviel Selbstschätzung, um im geringsten zu bezweifeln, daß sie im Verlauf der nächsten Viertelstunde alles und mehr wissen werde, als sie und irgend eine andere zu wissen immer begehren mochte. Dann würde sie an ihr Waschfaß zurückkehren und, wie das just so ihre Art, das Gehörte für ewige Zeiten still im Busen verschließen.

Nun standen sie vor den beiden Gräbern.

„Dit hier, dit ierste, dat is nu ähren Mann, un dat annere da de ahl Segelbaumsche," erklärte die allzeit Auskunftbereite, um sich dann in breitester Ausführlichkeit über das sonderbare Spiel des Zufalls zu ergehen, daß derselbe Tag der kleinen jüdischen Gemeinde die älteste Frau und den jüngsten Ehemann genommen. Das sei gewiß nicht ohne Bedeutung. Süper, der sich auf eine dreißigjährige Totengräberpraxis stütze — denn seit ihm von einem hohen Magistrat der Posten anvertraut, hatte er seine schätzbare Kraft im Nebenamt auch der jüdischen Gemeinde zu Diensten gehalten —, Süper habe auch schon seine Bedenken geäußert, ob hier alles mit rechten Dingen zugegangen sei. Vielleicht wisse die junge Frau . . . . .?

Die Witwe stand, ohne den Redestrom der andern zu unterbrechen, unbeweglich da, den Schleier emporgeschlagen und das Taschentuch in den gefalteten Händen. Die Umrisse des feinen, vom Ostwind leicht gerötteten Gesichts und des nicht übermäßig großen, aber wohlgebauten, schmiegsamen Körpers hoben sich scharf von dem dunklen Hintergrund der epheuüberwachsenen Mauer ab.

Unbeweglich stand sie da und starrte auf die beiden Grabhügel. „Wie öde, wie grenzenlos öde," sagte sie endlich, mehr zu sich selbst, als zu ihrer Begleiterin. Die jedoch wußte sofort Bescheid: da getraute sich eine nicht zu fragen. So beeilte sie sich, unaufgefordert zu erzählen, wie am Begräbnistage zwar von Nachbarn und Bekannten, „süllst vun'n Burgemester," Palmwedel und Kränze in Masse gespendet seien. Doch Süper habe sich versagt, das Grab mit den Freundschaftsbeweisen zu schmücken. Denn der „Jodenpaster" liebe das nicht, und Süper habe drum all das Grün und die Kränze, „süllst 'n Burgemester sien," kurzer Hand in einer Friedhofsecke aufgestapelt. Etwas „triste" sähe das ja nun aus, aber wenn erst das Frühjahr komme mit seinen Aurikeln und Stiefmütterchen „un wat sei süs för de Chräbers nühmen," so wäre ja dem Uebelstand leicht abzuhelfen.

Die Witwe schien zu sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, um auf die gutgemeinten Anregungen einzugehen. Sie antwortete nichts, und nach kurzer Zeit wandte sie sich langsam der Pforte zu, ohne der andern auch nur einen Gruß zu gönnen. Die blickte kopfschüttelnd hinter ihr her. „So'n Lork!" *) Aber als nun das Frühjahr wirklich kam, durfte sie mit Genugtuung feststellen, daß sich ihre Voraussage wörtlich erfüllte. Denn alsbald erschien die Witwe und mit ihr der einzige Gärtner des Ortes auf dem Friedhof, und anfangs Juni prangte das eine der beiden Gräber im schönsten Schmuck der obligaten Stiefmütterchen. Aber was neu war, und die Süpersche nicht im entferntesten hatte ahnen können: auch der Tischler kam und zimmerte unter der Esche, die dem Grab einen Teil ihres Schattens spendete, eine bequeme Ruhebank.

Und hierhin zog es die Witwe Tag für Tag, sobald die Mittagsglut den kühlen Lüften der nahen Dämmerung gewichen war. Ein Band aus der Bücherei des Verstorbenen, irgend ein vielgelesenes Werk seines Lieblingsdichters, half die Einsamkeit ringsum vergessen.

Aber öfter noch saß sie, den Kopf ein wenig hintenüber geneigt und die Hände unter dem Knoten ihres vollen, blonden Haares verschränkt, und ließ die Blicke auf jenem blütenüberdeckten Hügel ruhen. Dann gedachte sie des Toten, den sie da gebettet hatten — oder nein, sie gedachte seiner nicht, sie lebte mit ihm, sie sah ihn vor sich liegen, gerade wie damals in seiner letzten Krankheit, sehr blaß und die dunklen Augen unheimlich groß; sie sah ihn ganz deutlich und hörte seine wohlbekannte Stimme, wenn er auf ihre vielen Fragen Antwort gab.

Sonderbar, sie war gewiß nicht schwachnervig und sentimental, und dennoch unterlag sie wieder und wieder dem Spiel ihrer Sinne, wenn sie das Bild des Toten in voller Körperlichkeit vor ihre Seele zauberten. Und gerade hier und nur hier, im Anblick seines Grabes, ward aus der Täuschung Wirklichkeit und Leben. Sie wußte, daß, was dort unter dem Hügel lag, nichts war, als ein schmuckloser Holzkasten, darin eine kalte, reglose Masse, fast unvergleichbar dem Körper des Verblichenen. Indes ihre Phantasie bedurfte eines sichtbaren Zeichens, um Gehalt und Form zu gewinnen.

So war ihr das Grab weit mehr, als die stille Lagerstatt, darin ein Toter den Schlaf ohne Erwachen schlief. Es zog sie zu ihm hin, wie es sie früher in die Arme des Geliebten gezogen hatte. Sie war hier in seiner Nähe. Sie vergaß in jenen Dämmerstunden ganz den verzweiflungsvollen Schmerz, der sich ihr sonst bei der Erinnerung an das ewig Verlorne wie ein Alb auf die Brust legte, ihr den Atem benahm, und sie mit einem Gefühl hilfloser Angst erfüllte, daß sie hätte aufschreien mögen. Selbst die Nächte, oh diese endlos langen Nächte ohne Schlummer, waren dann vergessen.

*) Eigentlich „Lurch", scherzhaft für: falsche Person.

Aber etwas, irgend etwas Unerklärliches, störte ihre Sammlung. Zuerst empfand sie nur eine gewisse Unruhe, als werde sie von Feindes- oder Spötterblick beobachtet, von einem Fremden in ihren heimlichsten Gedanken belauscht. Doch das wuchs bald zum Mißbehagen, zur tiefen Verstimmung, zur Qual. Sie sah ein fratzenhaftes Gesicht, das sie anglotzte; es klang ihr wie Hohnlachen in den Ohren.

Und plötzlich, ganz unversehens, erkannte sie des Uebels Quelle: war da nicht wirklich eine Lauscherin, stand es nicht dort, jenes widerwärtige, alte Weib mit der Hängelippe und den Fischaugen, das niemals ekelhafter erschien, als wenn es, mit der schmutzigen Hand sich fortwährend über die Brust fahrend, die endlose Geschichte seiner Leiden herunterjammerte? Oh die Törin, die sie war, daß sie nicht längst gewußt hatte, was sie quälte! Gleichgültig schritt sie an dem Dutzend Grabhügel jenseits des Weges vorüber; was waren die anders, als halbverfallene Erinnerungszeichen an etwas, das sie nie gekannt und gesehen hatte, das mit ihr durch kein Gefühl der Freude oder Beklommenheit verbunden war. Selbst nicht den unbewußten Trieb verspürte sie, die Schnörkelzüge auf den schwerfälligen, flechtenüberwachsenen Steinen zu entziffern. Da regte und bewegte sich ihr nichts, da lag der Tod und hielt die plumpen Glieder über den Rasen ausgebreitet.

Aber der Hügel da zu ihren Füßen und neben ihm der andere bargen Lebendiges. Auch der andere.

Sie grollte ihrem Schicksal, daß sie sich dem Besten, was sie besaß, der Erinnerung an das Vergangene, nicht hingeben durfte, ohne zugleich mit Bitterkeit der Stunden zu gedenken, die ein aussichtsloser Kampf gegen die Uebermacht der Vorurteile erfüllt hatte. Vorurteile? Aber war sie nicht die unerhört Kühne, die allem Spott und aller sanften Mahnung zum Trotz die mauerumhegte Inselveste ihres Standes verlassen, die Schiffe hinter sich verbrannt und den Schritt geradenwegs ins Unbekannte, Beargwöhnte gerichtet? Was vermochten ihr, die Herrlicheres nicht kannte, als ihrer Eingebung frei zu folgen, und die nichts schwerer trug, als sich dem Zwang der Kaste, der Mode und der gesellschaftlichen Ueberlieferung zu beugen, was vermochten Vorurteile gegen *sie*!

Allein, es war nicht wegzuleugnen, ob sie es auch begehrte: da gedachte sie sich ihre eigene Welt, wie sie in ihren Träumen lebte, aufzubauen, eine Welt der Freiheit und Duldung — und eine Vettel, triefäugig und mit schlimmen Gesten, sprach sie an, und ihre Ideale lagen allesamt in Trümmern. Sah sie die Alte vor sich stehen — und das geschah bald oft genug, seit sie dem wortreichen Klagen einmal nachzugeben unklug genug gewesen —, so fühlte sie kaum anders, als damals, Jahre zurück, da sie noch ein adelsstolzes Jüngferlein sich viel zu hoch gedünkt, um auf das Tun und Treiben jenes fremden Stammes überhaupt zu achten. Das ließ sich nicht abschütteln. Mehr als einmal war sie dann, bevor die Tränen kamen, in das Studierzimmer ihres Mannes geflüchtet, daß er sie vor ihr selber schütze. Der griff nach ihrer Hand. Ob er der Alten das Haus verbieten solle? „Nein, nein, nur das nicht!" Sie wäre fähig gewesen, die Verhaßte zurückzuholen. „Versuche nur nicht, dich zu zwingen," hatte er einst gesagt, „oder du kannst dich deines Sieges nie recht freuen. Aber du wirst verstehen lernen, ganz von selbst, vielleicht durch irgend einen Zufall. Dann aber machen dich gewiß die Nichtigkeiten lachen, die dir jetzt die Lebensfreude vergällen, und du siehst die Welt gleich mir als unseres Herrgotts großen Bienenkorb. Höchst seltsam, magst es glauben, das Gewimmel, und höchst unterhaltend. Und wirst du einmal gestochen, nur nicht gleich zetern; was gibst du den armen Tierchen die Schuld? Die *müssen* stechen, ob sie nun wollen oder nicht. Aber ein andermal auf der Hut sein und sich nicht wieder stechen lassen!"

Ja, er! Wer so der dumpfigen Gefängniszelle, davor Unduldsamkeit und Ueberhebung Posten stehen, hätte spotten können. Vergebens rief sie den Verstand mit seinem neunmal weisen Rat zu Hilfe; nichts, nichts vermochte der. Noch sprach ihr das Gefühl den letzten Richterspruch. Und der Gedanke an jenes Weib, das sie die eigene Schwachheit erkennen gelehrt, löste immer wieder den gleichen, beschämenden Haß in ihr aus.

Sie zwang sich, das Grab, dieses unglückselige Grab, nicht zu beachten. Sie wollte vergessen, wer dort lag.

Indes, ob sie sich auch kindisch und töricht schalt, sie sah mit Wohlbehagen den Hügel, den sie im Frühjahr und Sommer mit liebender Sorgfalt gepflegt, durch die Fülle seines Blütenschmucks und Blattwerks den bescheidenen, nur mit struppigem Gras bedeckten Nachbar fast erdrücken. Und sie malte sich aus, wie bald die Pracht des Grabsteins den Gegensatz noch heben würde.

Als der Todestag sich jährte, reiste sie nach Düsseldorf, das Schaustück zu bestellen. Sie wählte einen kostbaren Marmor, der, fast unbehauen, allein durch die Wucht seiner Masse wirken sollte. Die Vorderseite schmückte nichts, als das Reliefbild des Verstorbenen.

Im Februar wurde der Stein gesetzt. Dann kam ein wolkenloser, lenzwarmer Tag, und zum erstenmal nach langer Unterbrechung betrat sie die feuchten Wege, die zur vertrauten Stätte führten.

Gespannt, des neuen Anblicks froh zu werden, überwand sie die kurze Entfernung, die Landstraße und dann rechts ab das Stückchen Feldweg, ungewöhnlich schnell. Nun trat sie mit perlender Stirn durch die Friedhofspforte.

Aber — was war das? Wie dumm, wie ärgerlich! Man hatte sich geirrt und von den beiden Gräbern just das unrechte mit dem Kunstwerk geschmückt. Und sie nannte sich pflichtvergessen, weil sie die Arbeit zu überwachen versäumt.

Doch die Süperin, die unvermerkt herangeschlichen, klärte alles auf.

Nein, man hatte sich nicht geirrt, gerade so stand der Stein an seinem richtigen Platz. Sie, die Süperin, sie allein war die Schuldige. Sie hatte leider die Gräber mit einander verwechselt, damals, am ersten Tage ihrer Bekanntschaft, in der Erregung über die hohe Ehre des Besuchs. Dann waren Gärtner und Tischler gekommen, viel Geld und viel Liebe war auf die unrechte Stelle verwendet, und da hatte sie es nicht mehr über sich vermocht, die Schande ihres Irrtums preiszugeben.

Aber jetzt war sie bereit, die Sühne auf sich zu nehmen, mochte auch die Getäuschte die ganze Schale ihres Zornes über sie ergießen. Und voll Ergebung schlug sie die Augen nieder.

Doch es erfolgte nichts. Kein hartes Wort, geschweige denn die Flut von Vorwürfen, die nun hätte herembrechen müssen. Ja, wenn nicht alles trog, umspielte sogar die Lippen der Witwe, die ihren Blick nicht von dem Marmorbildnis wandte, ein leises Zucken, fast wie ein Lächeln. Und war es nicht, als nicke sie den lebensvollen Zügen des Verstorbenen wie in geheimem Einverständnis zu?

Ja, ja, diese vornehmen Damen! Wer sich da auskennen mochte.

Alfred Michaelis.

Justus von Liebig: Sein Leben und Wirken. Von Dr. Adolph Kohut. Gießen, Verlag von Emil Roth. 1904. Preis br. 5 M.

Zu den zahlreichen Publikationen, welche im Mai dieses Jahres zur Hundertjahrfeier des großen Chemikers Liebig erschienen, gesellt sich jetzt post festum eine „volkstümlich gehaltene, umfassende Schilderung seines Schaffens und Wirkens, mit Berücksichtigung eines ausgedehnten Briefwechsels mit namhaften Zeitgenossen". —

Im allgemeinen geht man mit gewissem Bedenken an volkstümliche Lebensbeschreibungen; sie bedeuten oft mehr eine Vulgarisierung als

Digitized by Google

eine Popularisierung. Bei diesem Buch jedoch hat sich der Verfasser in weiser Zurückhaltung hauptsächlich auf die Wiedergabe wertvoller Publikationen anderer, auf Anführung von Briefen und Beibringung zahlreicher, menschlich fesselnder Züge seines Helden beschränkt. Dadurch ist die Darstellung von einer Lebendigkeit, welche über das Interesse an der Persönlichkeit Liebigs hinaus, sich auf die allgemeinen sozialen und vor allem naturwissenschaftlichen Zustände des vorigen Jahrhunderts erstreckt.

Eine historisch unrichtige Angabe bezüglich des Chloralhydrats drfindet sich auf Seite 293. Der Verfasser erwähnt, daß Liebig „fast ein Sechzigstel" Chloralhydrat und Morphium gegen seine Schlaflosigkeit gebraucht habe. Da Liebig 1803 geboren ist, so müßte er also etwa Ende 1862 diese Substanz (welche er selbst im Jahre 1832 dargestellt hatte), als Schlafmittel angewandt haben. Aber erst sieben Jahre später — im Jahre 1869 — ist die schlafmachende Wirkung des Chloralhydrats von O. Liebreich entdeckt worden! Richtig ist, daß Liebig noch vor seinem Hinscheiden die Wirkung des Chloralhydrats an sich selbst erprobte.

Das, was Seite 299 über den Gärungsprozeß gesagt wird, hätte wohl etwas eingehendere Behandlung verdient. — Der Verfasser sagt: „Nach dem heutigen Stand der Wissenschaft, speziell auf dem Gebiete der Bakteriologie, steht es zweifellos fest, daß Pasteur Liebig gegenüber im Rechte war und daß er von der Natur der Gärung eine klarere Vorstellung als sein deutscher Gegner hatte . . ."

Der mechanisch-chemischen Gärungstheorie Liebigs stand die vitalistische Anschauung Pasteurs — ohne Hefezellen keine Alkoholgärung! — schroff gegenüber. Aber gerade die Forschungen der letzten Jahre haben die Ansicht Pasteurs, daß die Alkoholgärung des Zuckers an die Lebenstätigkeit von Hefepilzen gebunden sei, widerlegt, nachdem es 1896 Buchner gelungen, Zuckerlösung durch Zusatz des in den Hefepilzen enthaltenen Zellsaftes unter vollständigem Ausschluß lebender Hefepilze zu vergären. Zweifellos kommt die Tatsache, daß Alkoholgärung lediglich durch Einwirkung einer organischen Substanz auf Zucker bewirkt werden kann, der von Liebig vertretenen, rein chemischen Anschauung von der Gärung sehr nahe. Pasteur selbst hielt s. Zt. die Frage offen, ob es sich bei der Gärung um einen physiologischen Stoffwechselvorgang handle, bei welchem die Hefezelle Zucker verzehre, und Kohlensäure und Alkohol ausscheide, oder ob diese Substanzen chemische Spaltungsprodukte der Einwirkung eines in der Hefe enthaltenen Enzyms auf den Zucker seien. Unter allen Umständen hielt er aber die Anwesenheit von Spaltpilzen für den Gärungsprozeß erforderlich. — Jedenfalls hätte bei Besprechung der Pasteur-Liebigschen Kontroverse die bedeutsame Entdeckung Buchners wohl Erwähnung verdient. Doch solche Unzulänglichkeiten beeinträchtigen nicht eben wesentlich den Wert des Buches. Wissenschaftlichen, chemischen Ergebnissen und Angaben kritisch zu begegnen, ist wohl überhaupt nicht Sache des Verfassers, dessen großes kompilatorisches Geschick volle Anerkennung verdient. —

Das anregende Buch, welches eine Anzahl Abbildungen und faksimilierter Briefe enthält, kann einem allgemeinen Leserkreis bestens empfohlen werden.

H. M.

Emil Heilbut: Die Impressionisten. Berlin 1903. Bruno Cassirer.

Heilbut ist einer der ausgezeichnetsten Beurteiler moderner Bilder in Deutschland. Das ist gewiß keine geringe Eigenschaft; ursprüngliche Begabung ist notwendig, und diese Begabung muß geschult sein durch vieles Sehen in vielen Ländern. Aber noch seltener und noch höher zu veranschlagen ist die Gabe, die so gewonnenen Eindrücke andern mitteilen zu können und ihnen nicht nur ein fertiges Urteil zu übermitteln, sondern aus den Buchstaben, die von dem Bilde berichten, die Stimmung des Kunstwerkes und die Individualität des Künstlers erstehen zu lassen; Worte zu benutzen, um Farben und Linien mit ihren Wirkungen vor unser geistiges Auge zu stellen; eine Uebertragung vorzunehmen, die zu dem Schwierigsten gehört, und die, wenn sie nicht Kunst ist, doch dem künstlerischen Schaffen sehr nahe kommt. Man könnte sagen, es muß das Ideal dessen sein, der über bildende Kunst schreibt, aus den Formen und Farben, von denen zu berichten ist, die geistigen Impulse herauszuempfinden, denen das Werk seine Entstehung verdankt; diese Impulse uns nachempfinden zu lassen, sie und die technische Vollkommenheit, mit der sie verkörpert wurden, zu wägen. Es gibt Kritiken und Kritiken. Die einen lesen sich wie Schulzensuren; weder von dem Schüler, — er ist so oft ein Meister, — noch von seinen Leistungen erhält man ein Vorstellung: dies ist „genügend" jenes „ungenügend". Die andern lassen einen Menschen erstehen, der, wie er aus Farben und Formen zu seinen Mitmenschen sprach, nun durch den Mund eines andern zu uns in Worten spricht. Ueber diese so seltene Kunst verfügt Heilbut.

Das oben genannte Buch enthält aphoristische Aufzeichnungen, die bei Gelegenheit der Wiener Ausstellung von Kunstwerken des Impressionismus — sie fand im Februar und März dieses Jahres statt — entstanden sind. Einzelne dieser kleinen Skizzen liest man mit hohem Genuß; wer die besprochenen Gemälde kennt, hat diesen Genuß, und wer sie nie gesehen hat, dem ersteht das Bild eines Künstlers und seines Schaffens. Eine Reihe von Reproduktionen sind beigegeben; sie sind gut für den, dem sie ein gesehenes Werk in das Gedächtnis zurückrufen; für jene, die die Arbeiten nicht kennen, bleibt die Abbildung tot, wie es nicht anders sein kann, und das Wort Heilbuts ist allein lebendig; unglücklicherweise ist es auf diesem Gebiet meist umgekehrt.

Daß nicht jeder jede Ausführung billigen wird, braucht nicht gesagt zu werden; Aesthetik ist keine Mathematik und ein ästhetisches Urteil kein Dogma.

P. Natan.

Karl Emil Franzos: Aus Anhalt und Thüringen. Reise- und Kulturbilder. Berlin 1903. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.

Die unablässig wachsende Erleichterung des Reisens und Verkehrs ist sicher eine Erscheinung, der jeder mit Freuden zusieht: um seiner selbst, wie um der großen Schar der Unbemittelten willen, die in immer zunehmendem Maße Gelegenheit erhalten, Welt und Menschen zu sehen und so eines Bildungsmoments teilhaftig zu werden .... Wenn der Reisende das Reisen würdigt und versteht! Das aber läßt die Freude an dem gesteigerten Verkehrsmöglichkeiten nicht ungeteilt sein, daß nunmehr Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit der gereist werden kann, so oft in oberflächliches Hasten ausarten, das der Neugierbefriedigung dient, der Sucht, mit den Namen bewältigter Gegenden und Länder zu prunken. Wie wenige, die mit Liebe, wie wenige, die andächtig reisen! Darum ist ein Buch wie Franzos' „Reise- und Kulturbilder" mit herzlicher Genugtuung zu begrüßen. Es enthält sechs Berichte einer Fahrt durch Anhalt und Thüringen, die vor zwei Jahren im Feuilleton der Vossischen, National- und anderer Zeitungen, zu einem Teil auch an dieser Stelle die Leser erfreuen durften. Gerade weil diese während des Erlebens entstandenen und darum mit frischer Unmittelbarkeit wirkenden Schilderungen mit freiem Blick und Lebhaftigkeit gegeben, treue Darstellungen des Gesehenen sind, steht ihnen zu, einem größeren Kreis von Gelegenheitsreisenden den Trieb zu selbständiger und vertiefter Betrachtung von Land und Volk zu wecken und zu kräftigen. — Franzos sieht mehr als viele andere und hat das Glück und den Spürsinn zugleich, Unbekanntes und Merkwürdiges zu entdecken. Dabei unterstützt ihn glücklich ein stark entwickeltes historisches Interesse, das hin und wieder sogar ein wenig sich vordrängt, so daß sein Buchwissen die Naivität des Genießens, mindestens des Nachgenießens für den Leser, beeinträchtigt. Aber die Freudigkeit, mit der gegeben wird, mag auch damit versöhnen. — Durch Gegenstand und Behandlung fesseln vor allem der erste, dritte und letzte Aufsatz: der Bericht aus einer verschollenen Fürstenstadt (Zerbst); die Beschreibung des Wörlitzer Parks („elysäische Felder"); Paulinzelle. Kunst und Kultur vergangener Epochen werden liebevoll und mit unterhaltender Lebendigkeit dargestellt.

R. Piffin.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 9 Berlin, den 28. November 1903. 21. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108. Postzeitungs-Katalog für 1903 Nummer 5430.

Politische Wochenübersicht.

Der Reichstag ist zum 3. Dezember einberufen, die parlamentslose, die glückliche Zeit soll ein Ende haben. Freilich wird der neue Reichstag zunächst keine großen Aufgaben zu lösen haben. Die Verlängerung des Handelsprovisoriums mit England und die Etatberatung, das ist alles, was ihn vor Weihnachten noch beschäftigen wird. Mit einiger Spannung fragt man nur, ob der Kaiser persönlich, wie das sonst bei Beginn neuer Legislaturperioden Regel ist, den Reichstag eröffnen, und in welcher Form die Sozialdemokratie nach Dresden Anspruch auf einen Vizepräsidenten erheben wird.

Der Abschluß der preußischen Landtagswahlen hat folgendes Resultat gezeitigt:

	verloren	gewonnen	insgesamt Mandate	gegen bisher
Konservative	5	9	142	143
Freikonservative	8	4	55	57
Centrum	5	2	98	99
Nationalliberale	7	12	80	75
Freisinnige Volkspartei	8	6	23	25
Freisinnige Vereinigung	2	—	8	10
Polen	—	—	13	13
Dänen, Bund der Landwirte, Wildliberale, Wildkonservative			11	7

Es macht nachgerade einen komischen Eindruck, daß bei der Besprechung dieses Ergebnisses dieselben Leute, die die von uns empfohlene Taktik mit aller Energie bis zum letzten Augenblick bekämpft und ihre Anwendung auf der ganzen Linie verhindert haben, jetzt nicht müde werden festzustellen, unsere Taktik habe sich nicht bewährt. Unbelehrbare sollten sich nicht obendrein noch lächerlich machen. Wer nicht einsehen will, daß die Frage der Mandatsgewinnung eine sekundäre ist gegenüber jener wichtigen Frage, ob der Liberalismus Verständnis für die deutsche Arbeiterbewegung und Mut für ein gelegentliches Zusammengehen mit der Sozialdemokratie hat, dem ist eben nicht zu helfen. Für uns ist der Ausfall der preußischen Landtagswahlen nichts als ein Beweis mehr für die Richtigkeit des so oft schon von uns verfochtenen Grundsatzes: Liberalismus ohne Arbeiterbewegung ist hoffnungslos!

Die Leitung der freisinnigen Volkspartei hat nun endlich in der „Freisinnigen Zeitung" eine klare Antwort auf die Einigungsbemühungen der süddeutschen Volkspartei gegeben. Sie ist so ausgefallen, wie man es nach der Gesamthaltung und dem Inhalt dieses Blattes längst wußte: „Der Heilbronner Parteitag hat den Zusammenschluß der Liberalen nicht gestärkt, sondern eher in Frage gestellt;" mit dem badischen Flügel der deutschen Volkspartei, der eine offene Kritik an der Berliner Leitung gewagt hatte, „ist ein Zusammenschluß nach dem Verhalten in Heilbronn überhaupt von vornherein ausgeschlossen;" mit der Freisinnigen Vereinigung ist „zu keiner Zeit die sachliche Uebereinstimmung so in Frage gestellt gewesen, als gerade gegenwärtig". Es gibt selbst unter den Gegnern des Liberalismus niemanden, der von Herrn Eugen Richter eine andere Antwort erwartet hätte. Man legt sie zu den übrigen und bemüht sich nur noch energischer, trotz dieses vorauszusehenden Widerstandes eine Verständigung und möglichst auch einheitliche Aktionsfähigkeit zwischen den verschiedenen Gruppen des wirklichen Liberalismus herbeizuführen.

Habemus papam! Die preußische Landeskirche hat in der Person des hannoverschen Oberkonsistorialrats Voigts wieder einen neuen Präsidenten des Oberkirchenrats erhalten. Wenn seine Wirksamkeit in der Vergangenheit Schlüsse auf die Zukunft zuläßt, muß er ein Mann nach dem Herzen jener Orthodoxie sein, die sich auf der letzten preußischen Generalsynode so unangenehm breit gemacht hat. Denn sein Name stand unter jenem Erkenntnis, das den Osnabrücker Pastor Weingart wegen mangelhafter Rechtgläubigkeit zur Amtsenthebung verurteilte unter Aufhebung der mildernden erstinstanzlichen Entscheidung, die sich mit einem Verweis begnügt hatte. Schlimme Aussichten für den Liberalismus in der preußischen Landeskirche!

Der Prozeß Kwilecki hat, wie seit Wochen vorauszusehen war, mit Freisprechung aller Angeklagten geendet. Zu den beachtenswerten Kulturbildern dieses Prozesses hat der (inzwischen allerdings schon ausgeschiedene) Staatsanwalt noch ein neues hinzugefügt. Ueber den Eid polnischer Katholiken hat er Wendungen gebraucht, die in dürren Worten darauf hinauskommen, daß der katholische Eid minderwertig sei, weil die Beichte ein so bequemes Reinigungsinstitut für etwaige Meineide wäre. Wir sind gegen den Verdacht der Freundschaft mit Klerikalismus und Orthodoxie selbst bei unseren fanatischsten Gegnern gesichert; umsomehr fühlen wir uns verpflichtet, auf diese sonderbare Eidesauffassung eines preußischen Staatsanwaltes hinzuweisen. Es ist ja nicht ein Einzelfall. Man erinnert sich, wie preußische Staatsanwälte gelegentlich den Eid der Sozialdemokraten oder den Eid der Juden für minderwertig erklärt haben. Nun kommt der polnisch-katholische Eid noch hinzu! Es bleibt also einstweilen nur der altpreußisch-evangelische Eid noch unangetastet. Aber wie lange noch? Sieht man denn nicht ein, wohin sich das Institut der Staatsanwaltschaft verrennt, wenn es seine Aufgabe lediglich darin erkennt, jeden Angeklagten um jeden Preis zur Verurteilung zu bringen?

Aus dem Lande des Ochsenkopfes und der fehlenden Verfassung, aus Mecklenburg machen wieder einmal zwei Prachtstücke mittelalterlichen Geistes die Runde durch die Zeitungen. Das erste ist der Wortlaut der Einberufung eines allgemeinen „Landtages" durch den Großherzog Friedrich Wilhelm:

Wir fügen euch hiermit gnädigst zu wissen, daß Wir die Haltung eines allgemeinen Landtages beschlossen haben, und daß derselbe am 17. November d. J. in Sternberg eröffnet werden soll. Gleichwie Wir nun solchen Landtag hiermit Landes-Fürstlich ausgeschrieben haben wollen so befehlen Wir euch andurch gnädigst, euch des Abends vorher, als am 16. November d. J., in Sternberg einzufinden und nach gebührender Anmeldung am folgenden Tage die in Unserm Namen euch zu eröffnenden Propositionen, deren Inhalt bieneben beigefügt ist, zu erwarten, der gemeinsamen Beratschlagung darüber beizuwohnen und ohne erhebliche Ursache vor erfolgtem förmlichen Landtagsschlusse euch nicht von dannen wegzubegeben. Ihr tut nun solches oder nicht: so sollet ihr dennoch zu allem dem, was von den Anwesenden gehörig wird beschlossen werden, gleich andern Unsern gehorsamsten Landsassen und Untertanen verbunden und gehalten sein. Hieran geschieht Unser gnädigste Wille.

Solche mittelalterlich-neuzeitlichen Aktenstücke verdienen im Wortlaut unseren Nachkommen erhalten zu bleiben. Die folgende Geschichte tritt diesem Aktenstück würdig zur Seite. Der Küster und Lehrer Rehm in Pampow war wegen persönlicher Differenzen mit seinem Ortsgeistlichen nicht bei diesem, sondern in der Schweriner Nikolaikirche zum Abendmahl gegangen. Das Konsistorium verurteilte ihn darauf „wegen Abendmahlsverschleichung" zur Strafversetzung. Auf die eingelegte Berufung milderte das Oberkirchengericht dieses Urteil zwar in eine Geldstrafe von 30 Mark um, hielt aber das fluchwürdige Vergehen der Abendmahlsverschleichung aufrecht. Jetzt hat Rehm unter dem Schutze des Deutschen Lehrer-Vereins beide Urteile und die Begründung seiner Berufung veröffentlicht und damit überall eine so durchschlagende Wirkung erzielt, daß die vorgesetzte Behörde schleunigst — das Disziplinarverfahren gegen ihn eingeleitet hat! So geschehen im Jahre des Heils 1903.

Ein Ministerkonflikt von seltener Heftigkeit und Rücksichtslosigkeit besteht zwischen dem ungarischen Ministerpräsidenten Tisza und dem österreichischen Alministerpräsidenten v. Körber. Beide sagen sich vor versammeltem Kriegsvolk in der Geschichte der Diplomatie unerhörte Grobheiten. Daß sie damit ihre hitzigen Gegner im Parlament versöhnen, ist richtig, und vielleicht sogar beabsichtigt. Ob sie aber damit die Obstruktion, die im österreichischen wie im ungarischen Parlament allmählich alles lähmt, auf die Dauer beseitigen werden, kann stark bezweifelt werden. Auf jeden Fall bringt es die Reputation der österreichischen und ungarischen lenkenden Staatsmänner um den letzten Rest, wenn sie sich auf öffentlichem Markt mit Invektiven gegenseitig frozzeln.

Als Frucht des Besuches des italienischen Königspaares am englischen Hofe soll ein englisch-italienischer Schiedsgerichtsvertrag entstanden sein, der in der Abfassung dem französisch-englischen Vertrag entspricht, jedoch inhaltlich eine allgemeinere Grundlage hat. Die Botschaft klingt sehr wahrscheinlich, kann aber in ihrer Tragweite erst richtig abgeschätzt werden, wenn der Wortlaut des Schiedsgerichtsvertrages vorliegt.

In Frankreich haben die Sozialisten bei zwei wichtigen Anlässen besonderen Mut bewiesen. Im Kampfe des Ministerpräsidenten Combes gegen den Klerikalismus haben sie den Sieg herbeiführen helfen. Mit 147 gegen 136 Stimmen wurde der Antrag Delpech, der jeglichen Kongregationsunterricht in den Schulen verbietet und damit die Macht der Kirche über die Schule ganz erheblich schwächt, im Senat angenommen. Die zahlreichen Mittelschulen der staatlich anerkannten Orden werden verschwinden, sobald der Beschluß Gesetzeskraft erhält. — Noch unmittelbarer griffen die französischen Sozialisten in die Debatte der Deputiertenkammer über die Abrüstungsfrage ein. Der offizielle Berichterstatter für das Budget des Auswärtigen, der Sozialist de Pressensé, hatte in seinem Bericht beantragt, die Ausgaben für das Heer im Frieden herabzusetzen, und Abg. Hubard hatte gar die Regierungen aufgefordert, zum Zwecke der Herabsetzung der Heeresausgaben mit den anderen Mächten in Verbindung zu treten. Die große Majorität der Deputiertenkammer mit Delcassé an der Spitze bekämpfte beide Anträge mit Erfolg, sodaß mit 400 gegen 60 Stimmen ein Vertrauensvotum für den Minister des Auswärtigen herauskam. Immerhin bedeutet es eine mutige Tat, daß die sozialdemokratischen Antragsteller die ernsthafte Diskussion der Abrüstung im französischen Parlament erzwungen haben. Der Kampf gegen die Revanche-idee und den Hurrahpatriotismus bleibt in Frankreich nicht dem liberalen Bürgertum, sondern der Arbeitervertretung vorbehalten.

Die englisch-indische Regierung scheint einen bedeutsamen Schachzug gegen Tibet vorzuhaben. Angeblich will die Regierung dieses zentralasiatischen Staates in vertragswidriger Weise den Handel zwischen Indien und Tibet stören. Eine englisch-indische Kommission wurde diesen Sommer an der Grenze am Weiterreisen verhindert. Nun ist sie zum zweitenmal, unter dem Schutze einer starken Militäreskorte aufgebrochen, und die Tibetaner weigern sich nun erst recht, eine fremde, stark bewaffnete Macht in ihr Land hineinzulassen. Je nach der Energie des englisch-indischen Vorstoßes können unabsehbare Verwicklungen entstehen, denn ein Vertrag zwischen China und Rußland sieht ausdrücklich Waffenbrüderschaft für den Fall vor, daß eine dritte Macht mittelbar oder unmittelbar darauf ausgeht, in Tibet Unruhe zu stiften. Es ist auch schwer anzunehmen, daß Rußland und China, von denen das letztere sogar formelle Oberhoheitsrechte über Tibet hat, ruhig zusehen sollten, wie England sich in diesem, für den Handel nicht unwichtigen Punkt Zentralasiens festsetzt.

* * *

Ein Gesetzentwurf zur Legalisierung des Unrechts.

Auf dem üblichen Wege durch den „Reichsanzeiger" ist vor einigen Monaten der vorläufige Entwurf eines Gesetzes über Familienfideikommisse veröffentlicht worden. Wer sich der mühseligen Arbeit unterzog die 208 Paragraphen der ersten elf Abschnitte und die 37 des vierzehnten und fünfzehnten Abschnitts durchzustudieren — der zwölfte und dreizehnte Abschnitt: „Die Fideikommißbehörde" und „Kosten und Stempel" fehlen im Entwurf noch — der mußte die Ansicht gewinnen, daß es sich hier im wesentlichen um eine fleißige Arbeit eines Juristen handelte, dem der Auftrag zuteil geworden ist, die vielgestaltigen gesetzlichen Vorschriften über Fideikommisse, wie sie in den einzelnen Teilen des preußischen Staates bestehen,

Digitized by Google

unter weitestgehender Schonung derselben zu einem einheitlichen Gesetz zusammen zu schweißen. Man konnte höchstens seiner Verwunderung Ausdruck geben, daß ein mit den modernen Anschauungen derart in Widerspruch stehendes feudales Gebilde wie die Familienfideikommisse eine so umfangreiche gesetzgeberische Arbeit lohnen sollte.

Anders freilich sieht sich die Sache an, wenn man sich in die „Begründung" des Entwurfs vertieft; der „Reichsanzeiger" allerdings bringt sie nicht; was hat die profane Menge auch für ein Interesse an Fideikommissen, und sollte wirklich ein nicht direkt Beteiligter, ein Mensch, der weder Fideikommißbesitzer noch Agnat ist, so neugierig sein, so wird diese sträfliche Neugierde sicher von der dem Entwurf entströmenden Langeweile so abgeschreckt werden, daß er gar nicht nach der Begründung fragt; zu was braucht also der Reichsanzeiger anzugeben, wo dieselbe zu haben ist. Und doch ist sie ebenso interessant, wie der Entwurf langweilig ist. Ist es nicht schon recht interessant, daß sie im Verlag der freikonservativen „Post" erschienen ist, von wo sie auch politisch Andersgläubige für 6 Mark beziehen können? Das mag viel sein, aber es nicht zu viel; man muß eben den Antiquitätenwert berücksichtigen, denn was in dieser Begründung steht, das war schon vor 125 Jahren antiquiert, das vertraten schon damals nur die politisch und wirtschaftlich rückständigsten Schichten. Wenn man voll ermessen will, wie weit wir es in Preußen in der Reaktion gebracht haben, so braucht man nur diese Begründung zu lesen.

I.

„Die Errichtung eines Familienfideikommisses bezweckt die Erhaltung des Glanzes, d. h. der besonders hervorragenden Stellung einer Familie und damit ihrer Bevorzugung vor anderen Familien."

Art. 4 der Verfassungsurkunde für den preußischen Staat sagt: „Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich. Standesvorrechte finden nicht statt."

Hier wird ein Gesetzentwurf vorgelegt, der ausgesprochen die „Bevorzugung gewisser Familien" vor anderen verlangt, ja der, „da nur wenige Familienmitglieder des Fideikommißbesitzes teilhaftig werden können, wiederum zu einer Bevorzugung dieser wenigen Familienmitglieder vor den übrigen" führt. Die Begründung hilft sich dem gegenüber damit, daß ja niemandem die Errichtung eines Familienfideikommisses untersagt sei, wie denn neben 886 adligen sich 97 bürgerliche Fideikommißbesitzer in Preußen befänden.

Die Frage, „ob für den Staat ein begründeter Anlaß vorliegt, derartige Bevorzugungen in Abweichung von der sonstigen Ordnung des allgemeinen bürgerlichen Rechts zuzulassen", wird zwar „vom Standpunkt einer die Ausgleichung aller rechtlichen Unterschiede als das allein Richtige darstellenden Lehre unbedingt verneint", „die geschichtliche Entwicklung zeigt aber, daß diese Lehre keinen festen Halt gewinnen konnte, indem die Familienfideikommisse immer, wo sie aufgehoben wurden, kurz darauf wieder eingeführt sind".

Gewiß, in Preußen sind die Fideikommisse, die durch die Verfassung von 1848 und auch durch die revidierte Verfassung vom 31. Januar 1850 beseitigt worden waren, in der Zeit der allergrößten Reaktion durch Gesetz vom 5. Juni 1852 wieder eingeführt worden, aber in Oldenburg, in der bayerischen Rheinpfalz und in den Reichslanden sind dieselben endgültig beseitigt, und vor allen Dingen in Frankreich hat selbst die ärgste Reaktion unter Karl X. trotz aller Versuche des Ministeriums Peyronnet sie nicht wiederherstellen können, ja gerade die Pairskammer war es dort, welche sich mit Erfolg dieser allerreaktionärsten Maßregel widersetzte.

Der Verfasser der „Begründung" freilich scheint jene hoch bedeutsamen Debatten nicht zu kennen, durch welche sich die Pairskammer Frankreichs 1826 so berühmt gemacht hat; ihm sind die Graf Molé, Baron Barante, Herzog von Choiseul, Graf Cornudet, Herzog von Broglie, Graf Lanjumais, Herzog Decazes, Graf Roy, Graf Siméon, Baron Pasquier und wie sie alle heißen, unbekannt, jene Aristokraten, die mit Feuer und Geist kämpften für den Geist der Gleichheit im Innersten der Familie; er kennt augenscheinlich nicht die glänzende Darstellung jener Vorgänge, die Brentano in dem Kapitel „das droit d'aînesse unter der Restauration und seitdem" seiner „Erbrechtspolitik" gegeben hat.

Was geht es auch die Bevölkerung an, ob die Errichtung eines Fideikommisses einen Akt der Ungerechtigkeit, der Lieblosigkeit gegen die benachteiligten Familienmitglieder in sich schließt. „Denn für ein gesetzgeberisches Vorgehen können nicht allgemeine philosophische Erwägungen, sondern nur die Rücksichten auf die tatsächlichen Verhältnisse ausschlaggebend sein, und Rücksichten dieser Art müssen aus Gründen politischer, sozialer und wirtschaftlicher Natur zur Beibehaltung der Familienfideikommisse führen."

Es soll allerdings Menschen geben, die der Meinung sind, daß der Familiensinn nicht durch Bevorzugung eines, nicht durch die schwere Benachteiligung aller anderen Familienglieder gefördert wird. Ging doch der Code civil in seinen Anordnungen über die Gleichheit der Erbteilung gerade von dem Gedanken der Familie aus, sieht er — ebenso wie das alte Recht — in den Kindern und Kindeskindern Personen, die schon bei Lebzeiten des Erblassers gewissermaßen Miteigentümer von dessen Vermögen sind; waren es doch ausgesprochene Royalisten, die für diese Bestimmung eingetreten waren, die Herren de Maleville, Bigot de Préameau, de Portalis, de Malesherbes, de Sèze, vor allen de Tronchet, der bereits 1793 sagte: „Es ist nicht nötig, Republikaner zu sein, es genügt, daß man Mensch sei, um die Gleichheit unter den Kindern ein und desselben Vaters zu wünschen."

Und wie nahm das Frankreich der Restauration, das von 1826 den Gesetzentwurf auf Wiederherstellung der Fideikommisse auf? Brentano schildert in dem w. o. zitierten Aufsatz auf Grund der Quellen die Stimmung, wie folgt:

„Der Skandal war enorm. Er fand Widerhall in ganz Frankreich. — — Wie ein Lauffeuer griff die Entrüstung um sich. Bald gab es keinen Sohn einer Mutter mehr, gleichviel ob ältesten oder jüngsten, der nicht seine Ehre darein gesetzt hätte, nach dem auferstandenen Gespenst mit Steinen zu werfen. Namentlich aus den Gebieten des droit coutumier, in denen das Erstgeburtsrecht früher geherrscht hatte, vor allem aus dessen Vaterland, der Normandie, regnete es Proteste. — Der Instinkt des Volkes hatte hinter den bescheidenen Forderungen des Entwurfs das Prinzip erkannt, das wieder eingeführt werden sollte. Gegen dieses als das Stärkste, was die Reaktion bis dahin versucht hatte, gegen den Angriff auf die durch die Charte garantierte Gleichheit aller Staatsbürger richtete sich der Angriff."

Es gibt eben philosophische Köpfe — der Verfasser der Begründung gehört augenscheinlich nicht dazu, er verwahrt sich ja ausdrücklich dagegen, daß philosophische Erwägung bei der Gesetzgebung mitzusprechen habe — die der Meinung sind, daß die Gesetze in erster Linie dem Rechtsbewußtsein des Volkes entsprechen müßten; es gibt Idealisten, die die Grundlage des Staatswesens in der Familie sehen, und die durch ein der Gerechtigkeit ins Gesicht schlagendes Erbrecht nicht den Keim der Zwietracht hineintragen wollen. Es ist recht bezeichnend, daß die älteste Erzählung, die wir über das Erstgeburtsrecht haben, die von Jakob und Esau eine widerwärtige Betrugs- und Erbschleichereiaffäre ist, daß die etwas höhere christliche Lehre — schon Paulus, aber auch die Kirchenväter — im Gegensatz zum jüdischen Erstgeburtsrecht für die gleiche Erbberechtigung aller Geschwister eintrat. Und zu welch erbaulichen Zuständen die „Staats- und Familien erhaltende Institution der Fideikommisse" führt, das lehrt ja neuerdings wieder der Prozeß Kwilecki.

Ein Gesetzentwurf, der die Bildung und Erhaltung von Fideikommissen fördert — und das

will dieser Entwurf — der befördert das Unrecht, der setzt sich mit dem Rechtsgefühl des Volkes in schreienden Widerspruch.

II.

Politische und soziale Gründe sind es in erster Linie welche diese „Abweichung von der sonstigen Ordnung des allgemeinen bürgerlichen Rechts" rechtfertigen sollen. Betrachten wir sie näher:

Die Familienfideikommisse sollten „denjenigen Familien, deren Mitglieder berufen erschienen, sich an besonders hervorragender Stelle im Dienst des Staats und des Gemeinwohls zu betätigen die materielle Unterlage zur Erfüllung dieser Pflichten sichern." Man beruft sich dabei auf Suarez, der in den amtlichen Vorträgen bei der Schlußrevision des allgemeinen Landrechts ausführte,

> „daß die Stiftung neuer Familienfideikommisse nur in dem einzigen Falle vorteilhaft für den Staat sein könne, wenn es darauf ankomme, adlige Familien zu erhalten, welche den Heeren des Staates die Anführer liefern müßten, und die nach der einmal bestehenden Verfassung an vielen andern Orten an Gewerben und Industrie keinen Teil nehmen könnten."

„Der dieser Bemerkung zugrunde liegende Gedanke — heißt es wörtlich in der Begründung — hat auch heute noch seine Berechtigung."

„Zwar nicht gerade nur adlige Familien zu erhalten, wohl aber überhaupt Familien, die dem Staate eine Gewähr dafür bieten, daß sich jederzeit Kräfte finden, die geeignet und bereit sind, die immer steigenden Anforderungen freiwilliger Betätigung auf politischem und sozialem Gebiet in staatserhaltendem Sinne zu erfüllen. Diese Gewähr ist vorzugsweise in einer dauernden Seßhaftmachung solcher Familien innerhalb des Staatsgebiets zu erblicken, und zwar ist es der Großgrundbesitzerstand, der besonders berufen erscheint, den eben erwähnten hohen Erwartungen gerecht zu werden."

Suarez, trotzdem er in den Anschauungen seiner Zeit stand und den Vorurteilen eines gerade in der Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. sehr einflußreichen Hofadels in weitgehendem Maße Rechnung zu tragen gezwungen war, verkannte keineswegs, daß die Familienfideikommisse für den Staat nicht nützlich, sondern selbst damals bereits überwiegend schädlich seien, nur ganz bedingt und verklausuliert ist der einzige Grund, den er für deren eventuelle Nützlichkeit anführt. Die Berufung auf ihn ist demnach recht deplaziert.

Die Begründung versucht gar nicht einmal, für die Suarezsche „Voraussetzung" der Nützlichkeit von Familienfideikommissen auch nur den schüchternsten Beweis anzutreten. Es läge doch sehr nahe, diesen Beweis an den großen Heerführern und Staatsmännern Preußens zu führen, aufzuzählen, welche unter ihnen Fideikommißbesitzer zu Vätern hatten, oder welche Fideikommißbesitzer durch Erbgang geworden waren. Ich bin in deren Biographie nicht sehr vertraut, aber soviel weiß ich, daß weder Suarez selber, noch Blücher und York, weder Scharnhorst noch Gneisenau, weder Maaßen noch Moltz, weder Bismarck noch Delbrück, weder Moltke noch Roon, weder Blumenthal noch Göben, weder Caprivi noch Miquel aus dem Stande der Fideikommißbesitzer hervorgegangen sind, und soweit diese Männer später Fideikommisse gegründet haben, wird man schwerlich behaupten wollen, daß ihre beglückte Nachkommenschaft der Primogenitur sich Verdienste um den Staat erworben hätte, welche die ihrer Väter überstrahlten. Ich will garnicht bestreiten, daß unter den Fideikommißbesitzern sich sehr tüchtige, ehrenwerte, staatserhaltende Elemente befinden, daß eine Reihe von ihnen dem Staate sehr brauchbare Beamte und Offiziere gestellt haben, aber trotz aller Konnexionen, die gerade ihnen das Avancement im Heeres- und Staatsdienst so außerordentlich beschleunigen, verschwinden sie sowohl an Zahl wie an Leistungen hinter denen, die, ohne mit diesem goldenen Löffel im Munde geboren zu sein, als Offiziere und Beamte dem Staate dienen.

Die Begründung macht sich damit aber auch einer schweren Kränkung der aus anderen Berufsständen, ja selbst der aus dem nicht fideikommissarisch gebundenen Großgrundbesitz hervorgegangenen Staatsdiener schuldig, die sich danach als solche zweiter Klasse vorkommen müssen — selbst wenn sie die unvergleichliche Ausbildung als Korpsstudent genossen haben.

Im allgemeinen wird es für die Charakterbildung, für den Studiengang eines Menschen nicht von Vorteil sein, wenn er sich sagen kann, daß er auch ohne sich besonders anzustrengen, schon vermöge seiner Geburt eine besondere Anwartschaft auf Aemter, Titel und Würden hat, daß er weder Fleiß noch Sparsamkeit aufzuwenden hat, um sich ein angemessenes Einkommen zu erwerben, um vor Sorge und Not im Alter geschützt zu sein. Auch das leichtsinnigste Schuldenmachen kann den Fideikommißbesitzer nicht um ein „standesgemäßes" Einkommen bringen; die Sequesterverwaltung muß ihm ein solches gewähren. Nur ungewöhnlich tüchtige Charaktere werden trotz dieser charakterschwächenden Momente sich zu Männern durchringen, welche der Allgemeinheit hervorragende Dienste leisten.

Es liegt aber auch in der Natur der Sache, daß der Fideikommißbesitzer, nachdem er dem Staat einige Jahre als Leutnant oder Rittmeister, als Regierungsrat oder Landrat Dienste geleistet hat, die das Maß dessen, was andere Leute in solchen Stellen leisten, im allgemeinen wohl nicht übertreffen, sich der Bewirtschaftung seiner Güter widmet; ja wie später bei Besprechung der „wirtschaftlichen Gründe", aus welchen der Entwurf die Fideikommißbildung fördern will, nachgewiesen werden wird, ist das ja gerade die Absicht. Da ist es denn nur natürlich, wenn unter den hervorragenden Feldherren und Staatsmännern sich so selten ein geborener Fideikommißbesitzer befindet. Dann sollte man aber auch ungesunde, dem Rechtsbewußtsein widersprechende Einrichtungen nicht mit so fadenscheinigen, unwahren Gründen stützen wollen. Wie ist denn überhaupt der Großgrundbesitz speziell in Ostelbien entstanden? Gerade jetzt vor hundert Jahren hat Ernst Moritz Arndt an Vorpommern und Rügen, später haben Knapp und Fuchs in klassischen Darlegungen die Ursachen des Untergangs des Bauernstandes und des Aufkommens der Gutsherrschaften geschildert. Das Bauernlegen, die ungemessene Vermehrung der bäuerlichen Dienstlasten auf den durch die Einziehung von Bauernland geschaffenen herrschaftlichen Ackerwerken, sie entsprangen ganz vorzugsweise dem Geldbedürfnis der Edelleute, das entstand, als sie statt auf ihren Landsitzen zu wohnen, das Bedürfnis fühlten, bei Hofe zu leben, sich im Glanz der großen und kleinen Majestäten und Dörchläuchtings zu sonnen. Nicht das Bedürfnis nach Staatsdienern und Offizieren, sondern das nach Hofschranzen, ja nach einer glänzenden Hofgesellschaft, ließ meist die Fürsten die Augen zudrücken gegenüber dem schreienden Unrecht, das ihren treuesten Untertanen, den Bauern, zugefügt wurde; wenn in den altpreußischen Landesteilen sich noch ein Rest von Bauern erhalten hat, wenn diese nicht wie in schwedisch Pommern fast ganz vernichtet worden sind, so hat das seinen Grund darin, daß Friedrich der Große schließlich dem Bauernlegen einigermaßen einen Riegel vorschob, aber noch bei der Bauernbefreiung wurde als Ablösung für die Hof- und Spanndienste den Bauern wiederum ein großer Teil ihres Besitzes genommen und dem Großgrundbesitz zugeschlagen.

„Das Staatswesen, wie es sich in Deutschland entwickelt hat, kann das volle Gedeihen nur dann finden, wenn über das Land hin eine Anzahl angesessener, hervorragend angesehener und bemittelter Existenzen verbreitet ist, deren Sinn und Verständnis von Jugend auf den öffentlichen Angelegenheiten des Kreises, der Provinz, des Staates erschlossen ist, und die deshalb in den Organen der Selbstverwaltung wie der staatlichen Gesetzgebung nicht nur mit uneigennütziger Hingebung, sondern auch mit gründlicher Kenntnis der Zustände des Landes tätig zu sein vermögen."

Nach dieser Stilprobe ist man allerdings berechtigt, den Verfasser der Begründung für einen ausgezeichneten Satiriker

Digitized by Google

zu halten. Die „uneigennützige Hingebung“ unserer Junker!! Ich glaube, selbst die Führer des Bundes der Landwirte werden dabei ein Augurenlächeln nicht unterdrücken können.

Wie schön und naiv schrieb doch vor wenigen Jahren der Geschäftsführer der Brennerei-Berufsgenossenschaft:

„Braucht die Spiritusindustrie Mittel, so werden sie in Gestalt einer neuen Steuer von den Konsumenten erhoben. — Will man sich eine Konkurrenz vom Halse schaffen (Melassebrennerei), so wird sie flugs durch Steuern erdrückt. Dazu bedarf es nur der nötigen Intelligenz und der erforderlichen Macht, d. h. des gehörigen Einflusses auf die gesetzgebenden Faktoren.“

Darauf allein kommt es den Junkern an, die Macht in den Händen zu behalten und sie so auszunutzen, daß ihr Weizen dabei blüht, daß sie an der Staatskrippe stehen.

Ist es nicht aber auch eine furchtbare Anklage gegen die preußische Schule, speziell die auf dem Lande, daß für die doch wahrhaftig nicht allzu schwierigen Aufgaben der ländlichen Selbstverwaltung das genügende Material nur von den Großgrundbesitzern gestellt werden könne? In den Gegenden mit stark entwickeltem Klein- und Mittelbesitz, in Baden, Württemberg, Hessen, Nassau, im Rheinland, in Hannover, Oldenburg, Thüringen, Schleswig-Holstein, kann man über eine solche Auffassung nur lachen; und wenn in manchen Gegenden Ostelbiens, wo der Großgrundbesitz dominiert, es heut noch vorkommen mag, daß aus der Zahl der wenigen ärmlichen Kleinbesitzer, die nur einen ganz ungenügenden Schulunterricht genossen haben, nicht die geeigneten Männer für die Aufgaben der Selbstverwaltung gewonnen werden können, so ist es Aufgabe des Staates, auf bessere Bildung, auf die Entstehung lebens- und leistungsfähigen Mittel- und Kleinbesitzes hinzuwirken, statt die Ursachen solcher geistiger und wirtschaftlicher Rückständigkeit dauernd zu konservieren.

Ist doch aber die ganze Verwaltungsmaschinerie in Preußen — wie mir einmal ein hoher Reichsbeamter klagte — derart in dem eisernen Netz der Konservativen, daß nur deren Anhänger als Amtsvorsteher und Gemeindevorsteher bestellt oder bestätigt werden, daß jeder politisch Andersdenkende als ungeeignet für derartige Aemter angesehen wird.

Daß aber selbst heut auch in Ostelbien vom politischen Standpunkt aus der Großgrundbesitzer keine Notwendigkeit ist, das hat einer der besten Kenner der östlichen Provinzen Preußens, ein Mann, den die Agrarier manchesmal gegen uns ins Feld geführt haben, ein Mann, der früher selbst Landwirt war und durch Familientradition mit dem Großgrundbesitz auf das engste verknüpft ist, Professor Conrad-Halle, vor zwei Jahren mit folgenden Worten ausgeführt:

„Nach unserer Ansicht ist der Großgrundbesitzerstand in der jetzigen Ausdehnung weder eine wirtschaftliche noch eine politische Notwendigkeit, hat vielmehr nach beiden Richtungen seine Berechtigung eingebüßt und wird sie mehr und mehr einbüßen.“

Der Fideikommiß-Gesetzentwurf dagegen will die Herrschaft der geborenen und gelernten Junker erhalten und ausdehnen; er will eine bevorrechtete Kaste schaffen, welche ein vorzugsweises Anrecht auf die Aemter des Staates hat; denn gerade die Enterbung der jüngeren Söhne zugunsten des Erstgeborenen macht deren Versorgung mit Staatsstellen doppelt notwendig.

Und damit widerstreitet die ganze Tendenz dieses Gesetzentwurfs auch dem zweiten Satz des Art. 4 der preußischen Verfassung:

„Die öffentlichen Aemter sind unter Einhaltung der von den Gesetzen festgestellten Bedingungen gleich zugänglich.“

Georg Gothein.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Zehn Jahre soziale Hilfsarbeit.

Als im Herbst 1893 eine Reihe von Männern und Frauen, die in der Wohlfahrtspflege, im öffentlichen Leben Berlins an leitender Stelle standen, die Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit gründeten, begegnete dieser Versuch in weiten Kreisen gerechten Zweifeln. Das Komitee, das sich zur Gründung der Gruppen zusammenfand, hatte die Teilnahmlosigkeit der Mädchen und Frauen in besitzenden Kreisen gegenüber der sozialen Not besiegen wollen. Die so vielfach brach liegende Frauenkraft wollte man für wichtige gemeinnützige Zwecke heranziehen, dem öffentlichen Leben und der Wohlfahrtspflege tatkräftige Hilfe gewinnen, über deren Mangel allerwärts geklagt wurde. Im kleinen Rahmen hatte Frau Minna Cauer schon einen Versuch gemacht, eine Organisation zu schaffen, um Mädchen und Frauen zur Hilfeleistung in der Armenpflege, der Blindenfürsorge und dergleichen heranzuziehen. Die neue Anregung, die ein junger Nationalökonom, Dr. Otto Köbner gab, führte schließlich zur Gründung der sozialen Gruppen, die die Frauen für praktische soziale Arbeit gewinnen, daneben aber auch gleichzeitig durch theoretische Unterweisung in den Sozialwissenschaften tüchtig machen sollten. Eine Reihe von Berliner Wohlfahrtsanstalten erklärte sich bereit, die Mitglieder der Vereinigung in der praktischen Arbeit anzuleiten und ihnen Tätigkeitsgebiete zu erschließen (Krippen, Kinderhorte, Armenpflegevereine, Blinden- und Waisenhäuser, Krankenhäuser usw.). Verschiedene Dozenten stellten sich zur Verfügung, die theoretische Ausbildung durch Kurse über sozialpolitische Fragen in die Wege zu leiten. Wie viel Sympathie und Interesse diesem Versuch entgegengebracht wurde, geht daraus hervor, daß Männer wie Georg von Bunsen, Professor Schmoller, Professor Sering, Direktor Schrader, daß bekannte Aerzte und Prediger sich mit den in der Frauenbewegung tätigen Frauen vereinigten, um einen Aufruf zur Beteiligung an diesen Bestrebungen zu versenden.

Trotzdem blieb zunächst der Glaube, daß diese Gründung Erfolg haben könne, in weiten Kreisen gering. Man fürchtete den Dilettantismus der Frauen, und die Presse wies unverblümt darauf hin, daß nur wenige sich für solche Arbeit eignen dürften. Es war vorgesehen, daß die Mitarbeiterinnen zu bestimmten Tagen ihre Hilfeleistungen in den einzelnen Anstalten ausüben sollten, je nach der verfügbaren Zeit ein oder mehrmals wöchentlich. Auch hiergegen richtete sich die Kritik. Der Betrieb der Anstalten würde dadurch gestört werden, und die Hilfsbedürftigen würden unter solch wechselnder Tätigkeit leiden müssen. Die vorgebrachten Zweifel, deren Berechtigung nicht unterschätzt werden darf, haben der Vereinigung damals nur zum Nutzen gereicht, denn sie haben von vornherein darauf hingewirkt, daß die Leiter größere Aufmerksamkeit auf solche eventuellen Mißstände richteten und sie nach Kräften zu vermeiden suchten.

Nachdem die sozialen Gruppen nun ein Jahrzehnt zurückgelegt haben, ist wohl der Zeitpunkt gekommen, in dem geprüft werden kann, ob das Ziel erreicht worden ist oder erreicht werden kann. Eine Denkschrift über die bisherige Entwicklung der Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit zu Berlin (Berlin 1903. Selbstverlag des Vereins) läßt erkennen, daß es tatsächlich gelungen ist, die geschilderten Klippen zu vermeiden und eine Organisation zu schaffen, die dem wachsenden Bedürfnis nach geschulten Kräften auf dem Gebiet sozialer Arbeit gerecht werden kann. Wohl ist im Laufe der Jahre manche Aenderung der leitenden Personen erfolgt, wohl mußte die Form der Organisation sich immer wieder neuen Bedürfnissen anpassen, aber im großen und ganzen ist die Vereinigung stets dem Ziel treu geblieben, das ihr gestellt war. Die Zahl der Mitarbeiterinnen, die anfangs gering war und sich in den ersten Jahren nur wenig vermehrte, ist jetzt auf fünfhundert gestiegen. Die meisten arbeiten auch jetzt nur an bestimmten Tagen wöchentlich in den verschiedenen Anstalten;

Digitized by Google

nur wenige Mitarbeiterinnen können sich der sozialen Hilfsarbeit völlig und berufsmäßig widmen. Daß aber auch die regelmäßige Mitarbeit an einigen Wochentagen von den Anstalten gern gesehen wird, daß dabei Disziplin und Ordnung herrschen kann, geht daraus hervor, daß eine immer wachsende Zahl von Anstalten und Vereinen die Ueberweisung von Helferinnen aus den Gruppen begehrt. Wenn in den letzten Jahren in jedem Winter hundert bis hundertundfünfzig neue Helferinnen durch die Gruppen gewonnen wurden, so hätte diese Zahl sich noch verdoppeln und verdreifachen können, um allen Anforderungen und Wünschen, die dem Komitee ausgesprochen wurden, gerecht zu werden. Und man kann wohl sagen, daß sich nunmehr gleichwertig neben den Zweck der praktischen Ausbildung neuer Mitarbeiterinnen die Vermittlungstätigkeit der Gruppen von geschulten, tüchtigen Kräften an die Wohlfahrtsanstalten Berlins stellt. Auch für öffentliche Aemter, für die Annahme von Vormundschaften, für die Mitarbeit bei der Ausführung des Fürsorgeerziehungsgesetzes, für die Annahme des Amtes der Armenpflegerin konnten die sozialen Gruppen den zuständigen Behörden Vorschlagslisten unterbreiten.

Das vertiefte Interesse und Verständnis der Frauen konnte aber nur dadurch geweckt und gefördert werden, daß die praktische Arbeit der Gruppen jederzeit durch theoretische Unterweisung ergänzt worden ist. Alljährlich sind eine Reihe von Vortragskursen veranstaltet worden, die Probleme der Volkswirtschaft und der sozialen Politik behandelten. Aus den letzten Jahren sind dabei namentlich zu nennen: Vorträge über die Wohnungsfrage von Herrn Dr. Eberstadt; über Armenpflege von Herrn Stadtrat Münsterberg; über Kinderschutz von Herrn Lehrer Agahd und dergl. mehr. Außerdem finden regelmäßig Besichtigungen von Wohlfahrtseinrichtungen, von großen Fabriketablissements und dergl. statt, um die Mitglieder mit all den Einrichtungen vertraut zu machen, die das Gebiet sozialer Fürsorge betreffen. Regelmäßige Sitzungen der einzelnen Gruppen von Mitarbeiterinnen dienen dazu, diese zu einem tieferen Eindringen in die sozialen Probleme anzuregen. Ein Jahreskursus bildet Frauen für berufsmäßige Tätigkeit in der Wohlfahrtspflege aus, und eine Stellenvermittlung für solche berufsmäßigen und besoldeten Kräfte in der Wohlfahrtspflege soll leitende Kräfte für Kinderhorte, für weibliche Arbeitsnachweise, Arbeiterinnenheime und dergl. für Stellungen auch außerhalb Berlins nachweisen.

Dieser Entwicklungsgang der sozialen Gruppen läßt wohl darauf schließen, daß die Begründer der Vereinigung das Bedürfnis der Zeit richtig erkannt hatten, und daß sie die rechten Mittel gefunden haben, um es zu befriedigen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Teilnahmlosigkeit vieler Frauen gegenüber den sozialen Mißständen durch die Agitation der Gruppen beseitigt worden ist. Hat doch auch außerhalb Berlins diese Organisation eine ganze Reihe von Nachbildungen erfahren (Hamburg, Königsberg, Frankfurt a. M.). Daß die auf diese Weise gewonnenen Kräfte tatsächlich nutzbar gemacht werden konnten, ergibt sich daraus, daß in allen Wohlfahrtsvereinen Interesse daran gezeigt wird, solche Helferinnen zu gewinnen und überwiesen zu erhalten. Auch die Notwendigkeit einer theoretischen Ausbildung für soziale Tätigkeit, die zuerst manchem Zweifel, namentlich unter den Frauen selbst, begegnete, beginnt anerkannt zu werden. Die verschiedensten Unterrichtsinstitute nehmen Kurse über Wohlfahrtspflege, über Volkswirtschaftslehre und dergleichen in ihr Programm auf, und mehrere bedeutende Wohlfahrtsvereine und Anstalten haben gleichfalls ähnliche Ausbildungseinrichtungen für ihre Mitarbeiterinnen zu schaffen begonnen. So nennt die „Denkschrift" Kurse der inneren Mission, des Vereins zur Fürsorge für die weibliche Jugend, des Pestalozzi-Fröbelhauses, der Dörstlingschen Schule u. a. m. Es scheint demnach überall erkannt zu werden, daß die Frauen sich zunächst auf Bürgerpflichten vorbereiten müssen, wenn sie solche ausüben wollen. Die Tatsache, daß in der Wohlfahrtspflege vielfach Männer mitarbeiten, die keine umfassende Vorbereitung hierfür aufweisen können, ist für die Frauen eben kein Grund, unvorbereitet an Aufgaben wie die öffentliche Armen- und Waisenpflege und dergl., heranzutreten, die sie glauben mit vollem Recht für sich beanspruchen zu dürfen. Die sozialen Gruppen scheinen den Weg gewiesen zu haben, um die Mädchen und Frauen der besitzenden Kreise planmäßig zur Erfüllung solcher Pflichten zu erziehen, in einer Zeit, in der die Mitarbeit der Frauen im öffentlichen Leben geradezu zum Bedürfnis geworden ist.

Sicherlich haben diese Bemühungen auch dazu beigetragen, die Anschauungen über den Pflichtenkreis der Frauen zu verändern und den Frauen soziale Arbeitsgebiete zu eröffnen, die ihnen vor zehn Jahren noch allgemein verschlossen waren. Das öffentliche und politische Leben, die großen inneren Aufgaben von Staat und Gemeinde konnten an den Frauen erst Mitarbeiterinnen finden, als diese sich soziale Bildungselemente zu eigen gemacht hatten. Und wenn sicherlich die Mitarbeit der Frau auf all diesen Gebieten auch nur im ersten Anfang steht, so ist darauf hinzuweisen, daß es eben erst einer Schulung und Erziehung der Frau für diese Aufgaben bedurfte, daß die Frauen viel zu lange von jedem ernsteren Lebensinhalt ferngehalten waren.

Auch die Frauen selbst, die sich an den Bestrebungen der Gruppen beteiligten, haben durch diese Arbeit eine trostlose Oede und innere Leere beseitigen gelernt, unter der manche Frauen und jungen Mädchen — und nicht die schlechtesten — gelitten haben. Sie haben die Arbeit als „schönes und stolzes Vorrecht der Freien und Starken" schätzen gelernt, sie, die bis dahin vielfach auf einen geschäftigen Müßiggang, auf eine Beschäftigung mit überflüssigen Dingen oder ausschließlich auf die Pflege der eigenen Kultur hingewiesen worden waren. Man muß selbst „reich sein, um viel geben zu können," und so mußte die Arbeit erst zu einer Kraftquelle für die Helferinnen gemacht werden, die ihr Leben reicher, lebenswerter gestaltet, ehe sie den Hilfsbedürftigen wirksame Hilfe bringen konnten. Nur wer lernend an kleinen Aufgaben sich erprobt, der wird auch die Befähigung zu größerem Tun erlangen, und so trägt denn auch die Arbeit dieser Gruppen dazu bei, ein starkes soziales Empfinden in unserm Volk wachzurufen, das die soziale Kluft zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden zu verringern versucht, und damit unser Volk dem sozialen Frieden näher führt.

Alice Salomon.

Amerikanisches.

Bekannt ist, daß unter der Tropensonne Mittelamerikas neue Staatsgebilde gelegentlich wie Pilze emporwachsen. Der erste beste unzufriedene General wirft eine Republik über den Haufen und gründet eine neue. Durch derartige revolutionäre Vorgänge wird die Aufmerksamkeit Europas in der Regel nur vorübergehend gefesselt. Die Entstehung der jüngsten dieser mittelamerikanischen Republiken, der Republica del Istmo, hat sich dagegen unter Umständen vollzogen, die eine nähere Betrachtung verdienen.

Der Senat der Republik Columbien hatte sich kürzlich bei der Ratifikation eines zwischen Columbien und den Vereinigten Staaten von Amerika abzuschließenden Vertrages über die Herstellung

Digitized by Google

eines Schiffahrtskanals widerspenstig gezeigt. Der in Aussicht genommene Vertrag unterwirft den ganzen Bezirk, durch den der Panamakanal geführt werden soll, der tatsächlichen Oberhoheit der Vereinigten Staaten. Wider Erwarten stieß die Ratifikation des Vertrages in Columbien auf Schwierigkeiten. Um diese zu beheben, wurde nun eine Revolution hervorgerufen und der Isthmus von Panama schlankweg von der Republik Columbien abgerissen. Es unterliegt auch nicht dem geringsten Zweifel, daß die Kanalinteressenten diese Revolution inszeniert haben.

Bis soweit unterscheidet sich diese Revolution noch nicht wesentlich von ähnlichen süd- und mittelamerikanischen Umwälzungen. Ernster wird die Sache aber dadurch, daß sich der Verdacht nicht abweisen läßt, die Regierung der amerikanischen Union habe diese Kanalrevolution begünstigt. Amerikanische Zeitungen, wie z. B. die hochangesehene New Yorker „Evening Post", beschuldigen die Regierung ihres Landes ganz offen der Mitwissenschaft und bezeichnen den Präsidenten Roosevelt geradezu als die treibende Kraft in diesem Handel. Das Verhalten der amerikanischen Regierung läßt auch kaum eine andere Auslegung zu. Nicht bloß fanden sich zur rechten Zeit an der Landenge von Panama amerikanische Kriegsschiffe ein, welche die Revolutionäre unter die Fittiche des amerikanischen Adlers nahmen, sondern die neugebackene Republik wurde auch in unschicklicher Hast sofort anerkannt und Hals über Kopf ein neuer Kanalvertrag mit den Gewalthabern der neuen Republik vereinbart. Zugleich hat man der Regierung von Columbien zu verstehen gegeben, daß sie es nicht riskieren solle, die abgefallene Provinz mit Waffengewalt wieder zu unterwerfen. Kurzum, die Vergewaltigung Columbiens seitens der amerikanischen Union ist in einer Weise erfolgt, bei der man es nicht einmal für der Mühe wert gehalten hat, auch nur den Schein der Loyalität zu wahren.

Die europäischen Großmächte sind schon längst nicht mehr imstande, auch nicht willens, irgend etwas zu hindern, was die amerikanische Union in Mittelamerika treibt. Kein verständiger Politiker wird den europäischen Mächten auch zumuten wollen, sich in diesen Handel zu mischen. Der Vergewaltigungsakt, der sich auf dem Isthmus von Panama vollzieht, wird deshalb voraussichtlich keinen ernstlichen diplomatischen Einspruch erfahren; Columbien selbst aber ist viel zu schwach, um gegen die Riesenkraft der amerikanischen Union irgend etwas ausrichten zu können. Der Coup erscheint somit nach jeder Richtung hin gelungen.

Nur eine dunkle Wolke erhebt sich am Rooseveltschen Himmel. In den Vereinigten Staaten selbst ist kein geringes Mißbehagen entstanden über diese allzu smarte Umgehung des Völkerrechts. In dem amerikanischen Volk regen sich starke moralische Kräfte, die das ganze Verfahren der Rooseveltschen Regierung als eine Minderung der nationalen Ehre betrachten. Das Wort „Flibustierpolitik" ist bereits gefallen, und es darf als sicher angenommen werden, daß der neue Kanalvertrag im Senat der Vereinigten Staaten eine einschneidende Kritik erfahren wird. Ganz sicher wird sich die demokratische Partei die Gelegenheit nicht entgehen lassen, den ganzen Vorgang von moralischen Gesichtspunkten aus in der bevorstehenden Präsidentschaftswahlkampagne grell zu beleuchten. Die Präsidentenwahl vollzieht sich im nächsten Herbst. Theodore Roosevelt muß sich darauf gefaßt machen, von seinen politischen Gegnern von jetzt ab nur noch als „Flibustier" bezeichnet zu werden. Es ist nicht unmöglich, daß er bei der bevorstehenden Präsidentenwahl über die Republica del Istmo zu Falle kommt.

Seine Aussichten sind überhaupt keineswegs so gut, wie man das bei uns bisher annimmt. Der imperialistische Rausch der letzten Jahre ist in den Vereinigten Staaten zwar noch nicht verflogen, aber eine gewisse Ernüchterung ist doch bereits deutlich erkennbar. Der geschäftliche Aufschwung, der so lange anhielt und wie üblich zu einem großen Teil auf das Konto der in der Macht befindlichen Partei gesetzt wurde, ist einer deutlichen Depression gewichen. Zu Dutzenden sind große Trusts bereits in Bankerott geraten. Endlich hat die Begeisterung für den Protektionismus beträchtlich nachgelassen. Man lernt die Schattenseiten der Schutzzöllnerei wieder besser erkennen. Die Aussichten der demokratischen Partei, von neuem ans Ruder zu kommen, sind deshalb gewachsen. Sollte es den Demokraten gelingen, den Einfluß des Unglückspolitikers Bryan niederzuhalten, und einen Präsidentschaftskandidaten vom Schlage eines Cleveland oder gar diesen selbst zu nominieren, so würde damit Roosevelts Wiederwahl recht unwahrscheinlich werden.

Roosevelt hat in den Jahren, in denen er als Präsident fungierte, viel von sich reden gemacht und den Präsidentensessel dicht neben die ältesten Thronsessel Europas gerückt. Das hat einem großen Teil des amerikanischen Volkes vorübergehend imponiert. Aber man darf nicht vergessen, daß das amerikanische Volk neben aller Neigung für das Sensationelle doch vor allem einen sehr soliden Menschenverstand besitzt, dem die Phantasterei in der Politik auf die Dauer durchaus nicht behagt. Das Wesen der amerikanischen Institutionen ist ein sehr konservatives. Es gibt keine unbeweglichere Verfassung als die der Vereinigten Staaten. Die konservativen Seiten des amerikanischen Wesens werden in der Regel von Europäern, die nur die bewegliche Außenseite des Geschäftslebens sehen, allzu leicht verkannt. Es ist ja jetzt bei uns in Deutschland Sitte geworden, über die Vereinigten Staaten Bücher zu schreiben. Wer sechs Wochen „drüben" war, fühlt sich bereits legitimiert, seine tiefgründige Kenntnis der Vereinigten Staaten in einem Buch von 200 bis 300 Seiten niederzulegen. Nur wenige, die den Beruf zur Schriftstellerei in sich haben, widerstehen dem Reiz, der Mit- und Nachwelt ihre wertvollen Ansichten über das interessante Land mitzuteilen. Sie sollten sich an das Wort jenes Engländers erinnern, der dreißig Jahre in China lebte, und als man ihn fragte, ob er seine in China gesammelten Erfahrungen nicht in einem Buche niederlegen wollte, erwiderte: „Als ich drei Monate im Lande war, fing ich an, das Buch zu schreiben; jetzt, da ich dreißig Jahre hier bin, sehe ich, daß meine Kenntnisse doch nicht ausreichen, um das Buch zu vollenden."

Das meiste von dem, was in den letzten Jahren von Deutschen über die Vereinigten Staaten publiziert ist, hätte recht gut ungedruckt bleiben können. Dahin rechne ich übrigens nicht L. M. Goldbergers Buch: „Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten" (Verlag F. Fontane & Co., Berlin). Wer Goldbergers Buch mit einiger Kritik zu lesen versteht, wird darin manches finden, was in der Tat geeignet ist, die landesüblichen Vorstellungen über amerikanisches Wesen in zutreffender Weise zu berichtigen. Allerdings hat auch Goldberger sich von der Neigung der Amerikaner für Superlative nicht ganz freizuhalten verstanden. Die Vereinigten Staaten sind in noch viel höherem Maße das Land der Superlative als das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Alles ist bei ihnen das Größte, das Reichste, das Klügste in the world. Ich werde nie vergessen, wie man mir einst in einer der großen amerikanischen Städte ein Rathaus zeigte, an dem architektonisch nichts zu rühmen war, von dem man mir aber versicherte, daß bei dem Bau desselben — mehr gestohlen worden sei, als an irgend einem anderen Rathause der Welt.

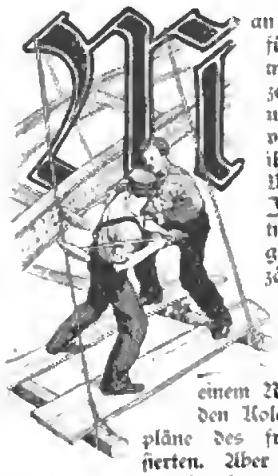
Diese Uebertreibungen sind zum Teil höchst amüsant und bilden einen sehr wirksamen Einschlag in dem bunten Gewebe des amerikanischen Humors. Dieser amerikanische Humor in seinen literarischen Formen wird bei uns noch lange nicht genug gewürdigt. Mir ist kürzlich die sehr dankenswerte Uebersetzung von George Horace Lorimers „Briefe eines Dollarkönigs an seinen Sohn" (Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin 1903) vor die Augen gekommen. Ich kann dieses Buch angelegentlichst empfehlen. Es ist im besten Sinne des Wortes amüsant. Dabei steckt in diesen Briefen eine Geschäftsmoral, die an die Franklinschen Traditionen anknüpft. Alles in diesem Buche ist gesund. Die Lehren, die der alte gerissene Schweine-

Digitized by Google

schlächter-Millionär seinem Sohne erteilt, sind Muster von bon sens. Vor 125 Jahren erschienen in England Lord Chesterfields „Letters to his Son", die wegen ihres weltmännischen Tones ebenso berühmt wie durch ihre laxe Moral berüchtigt geworden sind. Mit den Briefen jenes englischen Aristokraten vergleiche man die Briefe unseres amerikanischen Großschlächters. Durch nichts kann man besser davon überzeugt werden, wie viel höher die Moral der demokratischen Geschäftswelt Amerikas ist im Vergleich zu den moralischen Anforderungen der englischen Aristokratie des achtzehnten Jahrhunderts. Um amerikanisches Wesen kennen zu lernen, sind die Briefe des Dollarkönigs an seinen Sohn geeigneter als die meisten Publikationen der heutigen literarischen Entdecker Amerikas.

Theodor Barth.

Politische Arbeiterbewegung und Liberalismus in England.



Man rüstet sich in England schon jetzt für die nächsten Parlamentswahlen, in denen die Entscheidung über die zollpolitischen Pläne Chamberlains und Balfours fallen muß. Abgesehen von der gewaltigen Bedeutung, die ihm die Zollparole gibt, wird dieser Wahlkampf deshalb von besonderem Interesse sein, weil eine neue politische Gruppe in ihn einzugreifen gedenkt, die Arbeiterpartei. Zwar zählt das Haus der Gemeinen unter seinen Mitgliedern schon heute etwa ein Dutzend Arbeitervertreter: sie haben erst vor kurzem von sich reden gemacht, als sie in einem Rundschreiben an ihre Kollegen in den Kolonien gegen die Brotverteuerungspläne des früheren Kolonialministers polemisierten. Aber das Dutzend stellt keine selbständige Fraktion dar, es bildet einen Bestandteil — den radikalsten allerdings — der liberalen Opposition. Das Streben geht nun dahin, diese Zahl zu verstärken und die Gruppe vollständig auf eigene Füße zu stellen.

Derartige Bemühungen treten heute nicht zum erstenmal hervor. Seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist immer wieder der Wunsch laut geworden, der Arbeiterschaft eine starke politische Repräsentation zu geben, sind immer neue Organisationen entstanden, die diesem Zwecke dienen sollten. Doch die Anstrengungen waren so gut wie vergeblich. Sie scheiterten an der Scheu der Trade-Unions vor politischer Betätigung und zum Teil auch an der Bereitwilligkeit, mit der Liberale und Konservative aus parteipolitischen Rücksichten auf die Forderungen der Arbeiter eingingen. Nur wenn besonders große Dinge auf dem Spiel standen, waren die Gewerkvereine zu bewegen, ein wenig aus ihrer Reserve herauszutreten, so z. B. als im Jahre 1871 die liberale Regierung die Vorteile, die sie durch die Trade Union Act gewährt hatte, durch die Criminal Law Amendement Act wieder illusorisch machte. Damals entschlossen sich die Arbeiterorganisationen eine Liga pekuniär zu unterstützen, die die parlamentarische Vertretung der Arbeiterschaft betrieb, und der es dann auch 1874 gelang, zwei von ihren Kandidaten durchzubringen. Der Eifer ließ bald nach, da die zur Herrschaft kommenden Konservativen den Moment erfaßten und sich den Ausbau der Gesetzgebung gemäß den Ansprüchen der Trade-Unions angelegen sein ließen. Auch die übrigen Ligen, die sich im Laufe der Jahre bildeten, erzielten mit ihren Versuchen keinen irgendwie nennenswerten Erfolg.

Mit den alten orthodoxen Gewerkschaften ließ sich eben eine derartige Bewegung nicht inszenieren, es bedurfte des Anstoßes von seiten der nächst niedrigeren sozialen Schicht, um der Idee wieder neues Leben zu geben. Als die ungelernten Arbeiter sich organisierten und in dem gewaltigen Dockarbeiterstreik ihr erste Kraftprobe ablegten, sahen sie in der parlamentarischen Vertretung den notwendigen politischen Rückhalt für ihre Bestrebungen, und gleichzeitig erweiterten sie das Programm, indem sie, zum Teil auch unter dem Einfluß sozialdemokratischer Gedankengänge, die Emanzipation der Arbeiterdelegierten im Parlament von den beiden großen Parteien forderten. Aber die kollektivistische Unterströmung im „Neuunionismus" war der Bewegung verhängnisvoll, die große Menge der englischen Arbeiter dachte nicht daran, die alten Bahnen zu verlassen, und auch die ungelernten Massen verloren das Interesse an der Politik, nachdem auf wirtschaftlichem Gebiete ihre nächsten Wünsche ganz oder zum Teil erfüllt waren. Im Jahre 1895 gelang es keinem einzigen Kandidaten der Independent Labour Party, einer für englische Verhältnisse immerhin nicht ganz schwachen Organisation, ein Mandat zu erobern. Der Kongreß der Gewerkschaften hatte zwar zu wiederholten Malen die Notwendigkeit, das Arbeiterelement im Unterhause zu stärken, anerkannt, aber bei diesen zu nichts verpflichtenden Sympathiekundgebungen war es geblieben.

Der 1899 auf dem Kongreß zu Plymouth gefaßte Beschluß, eine Konferenz von Trade-Unionisten, Genossenschaftlern und Sozialisten einzuberufen, die über die Möglichkeit einer gemeinschaftlichen Aktion zugunsten der politischen Betätigung beraten sollte, war unter diesen Umständen an sich kein Ereignis, dem man eine besondere Bedeutung beilegen mußte. Wortführer des Labour Representation Committee, das aus jenen Besprechungen geboren ward, weisen auf die damalige politische Lage hin: die Verfahrenheit und Haltlosigkeit des Liberalismus habe zu dem Zusammenschluß der Arbeitergruppen gedrängt. Es mag sein, daß derartige Erwägungen eine Rolle gespielt haben, aber das Labour Representation Committee wäre heute vielleicht schon wieder der Vergessenheit anheimgefallen, zum mindesten würde von ihm nicht so viel die Rede sein, wenn nicht eben auch in dieser Zeit wieder, ähnlich wie in den siebziger Jahren die Trade-Unions die Hand an der Kehle spürten. Verschiedenen kleineren, nur wenig beachteten Rechtsstreitigkeiten, deren Ausgänge sämtlich einen den Interessen der Arbeiter ungünstigen Wandel in der Auffassung des Gewerkschaftsrechts erkennen ließen, folgte in den Jahren 1900 bis 1902 der Taff-Vale-Prozeß, der mit einem Schlage den Fachvereinen ihre gänzlich veränderte Situation enthüllte. Von der obersten Instanz, den Law-Lords, erfloß eine Entscheidung, die, entgegen der bisherigen Auffassung der Trade-Unionakte, die Verantwortlichkeit der Gewerkschaft für Handlungen ihrer Beamten anerkannte und das wichtige Recht des Streikpostenstehens illusorisch machte. Eine von liberaler Seite im Mai 1902 provozierte Abstimmung des Unterhauses entschied zuungunsten der Arbeiterverbände, gegen die überdies seit einigen Monaten das größte englische Blatt, die „Times", mit den heftigsten Anklagen zu Felde zog. Der Trade-Unionismus ist mit einem Wort in eine schwere Krisis geraten, er sieht, wie die Fundamente seiner Existenz von feindlichen Elementen unterwühlt werden, und das läßt ihn der politischen Bewegung das Interesse zuwenden, das er ihr Jahrzehnte hindurch versagt hat. Das zu Anfang 1900 gegründete Labour Representation Committee zählte nach einjährigem Bestehen 375,931 Mitglieder, heute ist die erste Million beinahe erreicht, wobei die Mitglieder

Digitized by Google

von 56 Trade Councils nicht eingerechnet sind. Bedeutsamer noch als dieses numerische Anwachsen ist aber die neuerdings scharf betonte Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Association. Einem bemerkenswerterweise von sozialistischer Seite gestellten Antrag gemäß nahm man im Februar auf einer Konferenz zu Newcastle eine Resolution an, wonach die Beamten des Labour Representation Committee ebenso wie die von ihm nominierten Kandidaten und mit seiner Unterstützung gewählten Parlamentsmitglieder keiner von den großen Parteien angehören noch ihre Interessen fördern dürfen, und dieser Beschluß wurde auf dem Gewerkschaftskongreß im September gewissermaßen sanktioniert.

Mit der Resolution von Newcastle war die neue Partei als solche endgültig ins Leben getreten, und da unter den obwaltenden Umständen damit gerechnet werden mußte, daß sie bei den Wahlen eine Rolle spielen würde, setzten sogleich die Debatten über ihr Verhältnis zu den bestehenden Parteien, d. h. natürlich in der Hauptsache zu den Liberalen ein. Es sehen sich demzufolge Liberalismus und Arbeiterpartei in England zur Zeit ganz ähnlichen Problemen gegenüber, wie Liberale und Sozialdemokraten in Deutschland, gegenwärtig speziell in Preußen, und es läßt sich unschwer auch ein Parallelismus in den Auffassungen und Stimmungen auf beiden Seiten feststellen. Hier wie dort gibt es im Lager der Arbeiter Intransigenten, die jede Kooperation mit der Bourgeoisie ablehnen und die Kluft nicht tief und breit genug machen können; in England wie in Deutschland haben wir auch Vertreter des Liberalismus, die keine Gemeinschaft mit den Arbeitern wollen, denen sie den Abfall von den Lehren des orthodoxen Liberalismus und den Versuch, zu parteipolitischer Selbständigkeit zu gelangen, schwer verdenken. Furcht vor einem Mandatsverlust, persönliche Gekränktheit, ästhetische und sentimentale Rücksichten spielen dabei jenseits des Kanals ebensogut ihre Rolle wie bei uns. Anderseits finden sich aber auch in England Männer, die mit allem Nachdruck ein entschlossenes Zusammengehen der beiden Gruppen zum Kampf gegen die Konservativen befürworten. Sie können das, weil es in den großen Fragen, die in England im Vordergrunde des Interesses stehen — Unterrichtsbill und Zolltarifpläne — tatsächlich ebensowenig Differenzen zwischen Liberalen und Labour Party gibt, wie solche zwischen den entsprechenden Parteien in Preußen angesichts der zunächst zu erledigenden parlamentarischen Aufgaben obwalten. In einer Beziehung ist die Einigung in England sogar noch leichter: die Arbeiterpartei hat vorläufig kein „Endziel". Sie enthält sehr starke sozialistische Bestandteile, aber in der Praxis denkt sie nicht über das Erreichbare hinaus, sie lebt nicht in zukunftsstaatlichen Träumereien, und es ist bezeichnend, daß auf der erwähnten Konferenz in Newcastle über ein umfassendes Programm kein Wort gesprochen worden ist. Zunächst handelt es sich nur um Durchsetzung gewisser Reformen der Arbeitergesetzgebung und vor allem um die Sicherung des Rechtes der Trade-Unions. Einzelne Kandidaten, so äußerte sich gelegentlich ein Arbeiterführer, mögen ihrer persönlichen Ueberzeugung nach Sozialisten sein, die Partei als solche soll keine Luftschlösser bauen sondern die drängendsten Reformen im Parlament durchzusetzen suchen.

Natürlich erhöht diese Beschränkung gleichzeitig auch die Gefahr, daß die junge Gruppe auseinanderfällt, wenn eine Regierung — sei es nun eine liberale oder konservative — die dringendsten Forderungen befriedigt. Sie wird aus Selbsterhaltungsrücksichten ihre Ziele weiter stecken müssen, und die Gewerkschaftler werden sich den Unterschied zwischen einer selbständigen Fraktion und einer Arbeitergruppe innerhalb der liberalen Partei allmählich klar zu machen haben. Daß das manchen von ihnen nicht ganz leicht werden wird, ergibt sich schon daraus, daß einzelne Trade-Unions, die prinzipiell mit der Parteiautonomie einverstanden sind, auf der Aufstellung eines Arbeiters aus ihrer Branche bestehen. Man wird abwarten müssen, ob diese Schwierigkeiten sich überwinden lassen, oder ob es auch diesmal bei einem Anlauf bleibt. Viel wird gewonnen sein, wenn überhaupt erst einmal eine Anzahl von Vertretern der Partei im Parlament sitzen, und bei der gegenwärtigen Konstellation darf man für die nächsten Wahlen diesen Erfolg erwarten; die Siege in den Nachwahlen von Clitheroe, Woolwich und Barnard Castle bieten ja eine gewisse Gewähr dafür. Ein Fiasko würde jedenfalls nicht nur dem Interesse der Arbeiter sondern auch dem des Liberalismus widersprechen. Die Zukunft der liberalen Idee beruht in England so gut wie anderwärts auf dem Verständnis des Bürgertums für soziale Fragen und auf seiner Bereitwilligkeit zu einer den Arbeitermassen freundlichen Politik.

Rudolf Breitscheid.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Messieurs, faites votre jeu!

Se. Exzellenz haben nichts dagegen, daß gejeut wird. Bewahre! Sie erinnern sich noch mit Vergnügen der seligen Staatsanwaltszeiten, wo sie selber mitgemacht haben. Aber feste! Was kann es nach des Tages Last und Hitze auch Schöneres geben als so ein kleines oder noch besser ein großes Jeu im Kreise von lauter unbedingt satisfaktionsfähigen Gentlemen? Die Nerven sind herunter. Da hat man wieder seine liebe Not mit so einem verdammten Kerl von Schankwirt gehabt, der in seinem Lokal verbotene Glücksspiele geduldet hat. Die Sache war doch sonnenklar! § 285 des Strafgesetzbuches! Aber dieser Rabulist von Verteidiger wollte dem Gerichtshof weismachen, es habe sich um gar kein verbotenes Glücksspiel, sondern um einen höchst harmlosen Schafskopf oder so etwas ähnliches — was die Spiele dieser Leute schon für Namen haben! — gehandelt. Und dabei hatte der Kunde noch die Frechheit zu behaupten, die Bäckermeister, die beim dicken Himmel ihre paar Markstücke riskierten, seien seiner Ansicht nach viel weniger zu beanstanden als die sogenannte gute Gesellschaft, die in ihren Kasinos an einem Abend ungezählte Tausende umsetze und so manchen schon zum Selbstmord getrieben habe. So ein Sozialdemokrat! Als ob es nicht der älteste Grundsatz jeder staatserhaltenden Justiz sei: wenn zwei dasselbe tun, so ist es nicht dasselbe. Uebrigens ist es auch noch ein verdammter Unterschied, ob man in einem öffentlichen Lokal jeut und dadurch die öffentliche Moral vergiftet, oder ob wir so ganz entre nanu unser Spielchen machen. Wem soll das eigentlich was schaden? An uns ist doch nichts zu verderben. Man kann noch so oft jeuen und dabei ein so vorzüglicher Staatsanwalt sein, daß man es sogar zum Justizminister bringt. Na, und wenn wirklich mal einer um die Ecke geht — das gibt Luft für die Hintermänner. Uebrigens ist ein anständiger Tod mit einer Kugel durch den Kopf noch lange nicht das Schlimmste, was einem Gentleman passieren kann. Hat nicht mal irgend so ein Schriftsteller behauptet, das eigentliche Ziel des Lebens sei, in Schönheit zu sterben? Es ist zwar sonst nicht viel von den Leuten zu halten, die etwas drucken lassen. Aber da hat so ein Mann doch mal einen ganz vernünftigen Gedanken gehabt.

Schön war's doch, als man noch Staatsanwalt war! Wenn nur die miesen Referendare nicht immer Silbergeld gesetzt hätten! So etwas wäre bei Gardeoffizieren nicht vorgekommen. Aber Notüre bleibt Notüre. Silbergeld: puh! Olet. Nächstens wird irgend so ein Referendarius Meyer am Ende noch Nickel auf das grüne Tuch werfen. Na, zu Zeiten

Digitized by Google

haben wir es den Bürschchen wenigstens gezeigt, was sich schickt. Runter mit dem Plunder vom Tisch! Pour le garçon! Mag der Erdenwurm sich den Dreck aus dem Staube klauben. A propos, da nörgeln solche Philisterseelen an unserer Ausdrucksweise herum. Wir schimpften! Nu, wenn schon! Es kommt doch wahrhaftig nicht darauf an, was gesagt wird, sondern, wer etwas sagt. Nennt unsereins jemand einen Hammel, so kann sich der Betreffende höchstens geschmeichelt fühlen. Ist doch ein Zeichen von Intimität. Aber so ein Plebejer hat ja keine Ahnung von den Umgangsformen der anständigen Gesellschaft.

Ob ich noch jene? Nee. Wissen Sie, man muß in meiner Stellung auf die sogenannte öffentliche Meinung Rücksicht nehmen Uebrigens eine blödsinnige Erfindung, diese öffentliche Meinung. Kredit hätte ich ja noch mehr als früher, auch wenn es mal heftig in unbar ginge. Aber quod licet . . . na, und so weiter. Und dann, man wird auch alt. Wissen Sie, ich fühle mich gar nicht mehr so frisch. Ich würde mich kaum wundern, wenn mir meine Gesundheit verböte, länger als noch ein paar Monate im Amte zu bleiben. Wahrhaftig.

Ich scheide übrigens befriedigt. Ich habe immer meine Pflicht getan. Mein Wirken wird nicht vergebens gewesen sein.

Rouge gagne!

Hello.

Camille Pissarro.

Gestorben ist der ehrwürdige Patriarch des Impressionismus. Am 12. November wurde Camille Pissarro, zweiundsiebzigjährig, von einem schmerzensvollen Altersleiden erlöst, das ihn vor kurzer Zeit erst aus rüstigster Arbeit gerissen hatte. Der Nestor der modernen Malerei ist mit ihm dahingegangen, der Senior der berühmten „Ecole des Batignoles", deren Mitglieder einstens, in den sechziger und siebziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts, oben auf dem heiligen Berge von Montmartre sich um Edouard Manet scharten. Pissarro war zwei Jahre älter als Manet selbst, den er um zwei Dezennien überlebt hat, älter als Sisley, der kurz vor der Weltausstellung von 1900 starb, älter als Zola, der leidenschaftliche kritische Herold der Gruppe, älter als Degas und Renoir und Claude Monet, die nun als die letzten Sanlen der alten Garde übrig bleiben.

Als im Herbst 1896 der junge Durand-Ruel die erste größere Sammlung französischer Impressionistenbilder, von denen bis dahin hier nur ein paar Kenner und Künstler vereinzelte Proben besaßen, nach Berlin brachte und in seinem Hotelzimmer im Kaiserhof zur Schau stellte — wie alle Kaufleute: um Geschäfte zu machen; aber zugleich Kulturwerte verbreitend —, als Herr von Tschudi sein Pariser Kabinett einrichtete, als dann kurz darauf der Salon Cassirer als ein Berliner Stapelplatz für diesen Zweig der neuen Kunst begründet wurde und die Sezession ihre Ausstellungen begann, in denen sie durch Kerntruppen aus dem Auslande ihrem deutschen Fähnlein den Rücken steifte, mußte man dem Publikum immer wieder sagen, daß es nicht jugendgrüne Stürmer und Dränger, sondern alte und alternde Leute mit weißen und grauen Bärten seien, deren Werke sich ihm hier präsentierten. Das war nicht wunderbar. Denn die Kunst dieser Männer erschien so frisch und zukunftsfroh, so unbefangen und vorurteilslos, daß man den rascheren Pulsschlag der Jugend zu spüren vermeinte. Die lachenden, ungeduldigen Farben ihrer Bilder erglänzten so sieghaft und temperamentvoll, daß man in den Beherrschern des malerischen Neulandes, das sich erschloß, noch deutlich die Entdecker und Wegbahner erkannte.

Von vornherein aber trat uns der pater familias des Kreises, der alte Pissarro, besonders nahe. Unter all diesen Franzosen ist keiner, dessen Kunst sich so eng mit dem berührt, was wir in Deutschland von der Malerei erwarten. Es hilft nichts: so innig und so wichtig die künstlerischen Beziehungen der Nationen, ihre gegenseitigen Anregungen und Befruchtungen geworden sind, es gibt in den letzten Gründen des Kunstgefühls bei den Völkern fundamentale Verschiedenheiten, die sich kaum je verwischen werden. Damit soll chauvinistischem Uebereifer beileibe nicht das Wort geredet werden. Wir können ohne den Impressionismus französischer Prägung nicht auskommen, können seine Schule nicht entbehren und sind auf die erzieherische Kraft seiner Lehre, welche die höchste bisherige Ausbildung malerischer Technik bedeutet, angewiesen; unser Weg geht notwendig durch ihn hindurch. Aber unser Ziel führt über ihn hinaus. Auch wir wollen den farbigen Abglanz des Lebens und der Natur im Bilde auffangen. Doch unsere Sehnsucht gibt sich noch nicht damit zufrieden. Auch wir wollen und müssen unser Auge schärfen und unsere Hand üben. Doch nicht um sie als Herren einzusetzen, sondern um sie zu fähigen Dienern unserer Seele zu machen.

Aus Camille Pissarros Schöpfungen fühlen wir den ersten leisen Frühlingshauch dieser Zukunftskunst zu uns herüberwehen. Und darum vor allem lieben wir ihn. Er hat mit unendlicher Zärtlichkeit sein Malerhandwerk betrieben, hat das lebendige Licht des Tages und die zitternde Luft der Atmosphäre, in der wir atmen, mit immer erneuter Sorgfalt studiert und zu bannen gesucht. Er ist in alle Geheimnisse des unkompakten Fluidums gedrungen, das den Raum der Welt erfüllt, ist mit spähendem Blick den Strahlen der Sonne gefolgt, die ungehindert oder von Wolkenschatten gedämpft in tausend und abertausend Abstufungen von Helligkeit über den Dingen der Natur ruhen und mit ihren Farben spielen, durch weitgedehnte Wiesen und Aecker und Kornfelder, durch Baumwipfel und Häusermassen, über beschneite Dächer und lehmige Landstraßen eilen, mit den kleinen Wellen der Flüsse und Seen hüpfen, in Blumen und Gräsern und Halmen sich fangen, Menschen und Tiere und Gegenstände umfließen. Den ganzen unbegrenzten Reichtum der Wirklichkeit an schimmernden, schwebenden, unbestimmt schillernden Nüancen, an farbigen Hauptwerten und Neben- und Uebergangstönen hat er mit der Gewissenhaftigkeit eines Forschers in seinen Elementen zu erkennen getrachtet. Immer neue Mittel hat er angewandt, um der strahlenden Transparenz der Beleuchtung dieses Planeten, dem Weben und Wehen seiner Luftschicht gerecht zu werden. Erst drang er mit dem lyrischen Subjektivismus Corots vor. Dann mit der getragenen Poesie der Fontainebleauer. Schließlich, stets einen weiteren Schritt Bodens sich erkämpfend, mit der methodischen Schärfe der Impressionisten. In dieser letzten Phase seiner Entwicklung hat er die größten Triumphe gefeiert, und gerade hier durch alle Strenge der Methode hindurch die tiefste Wesenheit seiner Individualität glorreich offenbart. Pissarro hat vielleicht nicht den unheimlich kultivierten Geschmack des Degas besessen, dessen Sensibilität mit allen Bunden des Raffinements gehetzt ist. Ihm war vielleicht nicht der alles durchdringende Blick Claude Monets eigen, der die Natur zwingt, ihm ihre verborgensten Schätze zu enthüllen; auch nicht der Jagdhundinstinkt Renoirs, der den sinnlichen Duft und Zauber der Dinge dieser Welt zu wittern und abzuheben weiß. Aber Pissarro hat anderes dafür einzusetzen. In seinen Bildern schlummert, unbewußt und tief verhüllt, eine Empfindung, von der sich unsichtbare Fäden zur

Digitized by Google

Seele des Beschauers hinüberziehen. Auf dem untersten Grunde seiner Kunst blühen zarte Blumen von holder, süßer Schönheit. Er führt unseren Blick über weite Ebenen zu fernen Horizonten, durch baumumrauschte Wege und Alleen, hinter denen, im zarten Dunst verschwimmend, Häuser und Schornsteine auftauchen, über leichtbewegte Wasserflächen zu freundlichen Ufern. Und mit den tausendfältigen Harmonien der farbenklingenden, lufterfüllten, lichtdurchströmten Natur summt leise, ganz leise, nur dem Wissenden vernehmbar, ein gedämpfter Unterton: ein Ton der Sehnsucht.

Pissarro hat wohl nie absichtlich auf solche Wirkung hingearbeitet. Er hatte bewußt nur malerische Ziele. Rein als ein Künstler des farbigen Ausdrucks ist er an seine Probleme herangetreten. Mehr noch als seine Genossen hat er es geliebt, die Hauptmotive, die er sich wählte, von allen Seiten zu umkreisen, um auch ihre letzte malerische Ergiebigkeit auszunutzen. Wie Degas die lange Reihe seiner Ballettbilder, Monet die seiner Heuschober, Renoir die seiner badenden Schönen, so hat Pissarro eine ganze Anzahl von Bilderserien gemalt, in denen er das gleiche Thema zu allen Tages- und Jahreszeiten, unter allen wechselnden Einflüssen der Witterung, in allen Beleuchtungen und Stimmungen der Natur behandelte. So entstand der umfangreiche Zyklus seiner unvergleichlichen Pariser Straßenbilder, vom Boulevard Clichy, vom Boulevard Malesherbes, vom Boulevard des Italiens, dieser klassischen Muster moderner Städteschilderung, die den ganzen eigentümlichen Zauber des betäubenden Weltstadtlebens mit sparsamen Mitteln meisterhaft zusammenfassen, das bunte Gewimmel und Gedränge der Menschen und Wagen, das sich bei blauendem Himmel fröhlich sonnt und in tausend Farbentupfen zerrinnt oder beim Regen sich in der nassen Fläche des Asphalts spiegelt, die grünen oder kahlen Boulevardbäume und die hohen, durch Schaufenster, schreiende Anschläge und Reklameapparate mannigfaltig unterbrochenen Mauern der Häuser, über denen das feine Grauviolett der Pariser Luft lagert, das alles mit japanisierendem Kunstgriff von oben her gesehen, daß sich in kleinem, scheinbar willkürlichem, in Wahrheit wohlberechnetem Ausschnitt eine ganze Welt vor unseren Augen ausbreitet. Dann die Serien, in denen er die stets sich verändernden Bilder interessanter Architekturen in der freien Luft festhielt, wie die Zyklen der Louvrefassaden oder der berühmten Impressionistenkirche: der Kathedrale von Rouen. Dann die Reihe der Arbeiten, in denen er die Eindrücke aus der Umgebung seines Landhauses in Eragny, unweit von Paris, sammelte. Weiter die der Szenen aus Dieppe, wo der Alte in den letzten Jahren so gern weilte, um das Leben am Hafen, auf dem Markte, bei den Kirchen zu studieren. Zuletzt hatte er sich nach Havre gewandt, um auch dort das Treiben des Hafens zu verwerten, dessen Reize er in Dieppe kennen gelernt hatte. Daneben aber galt seine Liebe ununterbrochen der Landschaft der Normandie, ihren Bauerngehöften und Gärten, ihren fruchtbaren Ebenen und ihren kleinen Nestern, von deren schlichter Schönheit seinem Malerauge nichts entging.

Aber immer klingt jener heimliche Nebenton mit, den er nicht suchte, der sich von selbst bei ihm einfand. Die immanente Poesie der Natur hat sich diesem Meister wie keinem seiner Mitstrebenden offenbart, und instinktiv hat er, was sein inneres Auge sah und seine Seele erlebte, in die Aeußerungen seines koloristischen Sinnes hineinverwoben. Nicht unmöglich, daß hier das jüdische Blut Pissarros mitgesprochen hat. Denn nicht nur talmudistische Verstandesklarheit, auch weiches, aus unergründlichen Tiefen des Gefühls stammendes pantheistisches Natur- und Weltempfinden gehört zu den charakteristischen Eigenschaften der jüdischen Art.

In Camille Pissarros Entwicklung hat sich der ganze Werdegang der französischen Malerei in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts abgespiegelt. In jungen Jahren kam er, der in St. Thomas, einer Insel der kleinen Antillen, als dänisches Staatsbürgerlein geboren war, nach Frankreich. Es wurde schon darauf hingedeutet, daß er in den Landschaftern von Barbizon seine ersten Lehrmeister sah. Millet namentlich ward ihm ein Vorbild; er führte Pissarro in die normannische Ebene. Aber wenn der jüngere Künstler auch bald als der „legitime Erbe" des großen Jean-François gefeiert wurde, er war doch von Hause aus ein geborener Landschafter; an Millets epische Figurenmalerei hat er sich nie herangewagt, wenn auch seine menschlichen Gestalten früher ein wenig selbständiger dastanden und erst allmählich ganz zu Teilen ihrer Umgebung wurden. Dann hat auch Pissarro in London geweilt und aus Turners neuer Licht- und Farbenwelt entscheidende Anregungen und Wünsche gesogen, die dann durch Manets kühne Tat zum Leben erweckt wurden. Doch wenn ihn die Eigenart seiner innersten Natur nie ganz in Millets Bahnen gezogen hatte, so bewahrte er sich auch Manet gegenüber seine persönliche Note. So steht seine historische Erscheinung vor uns: ein Analytiker, mit einer heimlichen Anlage zur Synthese; ein überzeugter Jünger kühl-objektiver Naturbeobachtung, mit einem unausrottbaren Subjektivismus im Herzen; ein Mitglied aus dem Kreise der „Augenmere", mit einer Seele voll warmen Fühlens und tief im letzten Winkelchen der Empfindung verschlossener Poesie — ein Künstler, der gerade uns Deutschen ein Wegweiser für den Pfad der Zukunft sein könnte. Darum legen auch wir, voll Trauer und ehrfürchtiger Bewunderung, einen Kranz von weißen Blumen auf sein frisches Grab.

Max Osborn.

Heinrich Seidel als Lyriker.

Konstruieren ist Dichten! so rief der jugendliche Ingenieur in der Begeisterung seiner Berufstätigkeit. In der Tat brauchte unsere moderne Zeit Dichter für die neue Baukunst, Dichter, deren Phantasie zu den alten Grundrissen und Berechnungen neue Formen ersann, um all den märchenhaften Erfindungen gerecht zu werden, die der Menschengeist seit einem halben Jahrhundert in nie geahnter Fülle den Geheimnissen der Natur zu entlocken wußte.

Heinrich Seidel war solch ein Dichter-Ingenieur, er war es vor Jahrzehnten, als man noch nicht daran dachte, diesem Berufe das wissenschaftliche Mäntelchen umzuhängen. Jetzt gibt es staatsamtlich beglaubigte Doktor-Ingenieure. Der Titel zeigt die neueste Richtung, die sich von freiem künstlerischen Empfinden abwendet, und das ist schade. Heinrich Seidel aber hat als Ingenieur am Bau mancher Brücken und Bahnhöfe der Reichshauptstadt mitgewirkt.

Seidel selbst blieb nicht bei dieser Kunstübung; ihn lockte nicht die prometheische Versuchung, die Technik mit dem Feuer seiner Gedankenblitze in neue Formen zu zwingen, ihn reizte nicht das pharaonische Verlangen, durch den kunstreichen Aufbau von granitnen Blöcken seinen Namen für Jahrhunderte zu festigen. Etwas von dem bescheidenen Glück der Enthaltsamkeit seines Leberecht Hühnchen steckt in dem Dichter. Träumerisch ließ er den tönenden Hammer sinken und zog sich zurück in den lauschigen Wald, hier Frohes und Ernstes zu sinnen und im leichten, flüssigen Wort zu gestalten.

Schlichte, trauliche Erzählungen schuf er, vom Lichte des Humors durchsonnt, die längst zum Hausschatz des Volkes gehören. Mit seinen Gedichten trat Seidel auch schon vor mehr als dreißig Jahren zum erstenmal heraus. „Blätter im Winde" nannte er sie, dann „Winterfliegen" und eine spätere Sammlung „Glockenspiel". Die Liebe zur Natur, die Liebe zur engeren Heimat prägt sich schon in diesen Bezeichnungen aus. Jetzt

Digitized by Google

liegt die Gesamtausgabe seiner Gedichte vor*) und gewährt einen Ueberblick über die ganze Lyrik Seidels, der, ein Sechziger, uns sicherlich noch manches Neue in Reimen schenken wird, kaum aber etwas von anderer Art als das bisher Gebotene.

Die Lyrik ist die persönlichste aller Dichtungsformen, bei vielen Lyrikern läßt sich aus den Gedichten heraus die treueste Biographie zusammenstellen, man gewinnt ein unumstößlich sicheres Bild von dem Seelenleben und von den äußeren Daseinsbedingungen des Dichters. Nicht so bei Seidel. Er wahrt auch in seiner Lyrik die Objektivität des Epikers. Nichts erzählt er uns von seinem Heim, von seinen Gewohnheiten, von seiner Umgebung, fast nichts entschleiert er von seinem Wollen und Schaffen, und was wir aus den Gedichten von ihm wissen möchten, können wir nur zwischen den Zeilen lesen, stellen wir uns nur aus hier und da verstreuten Merkmalen zusammen. Er ist wie ein streng sich zurückziehender Einsiedler, der sich scheut, Besuch zu empfangen, sich fremden Blicken preiszugeben. Daher wohl auch seine Liebe zum Wald, den er so gern durchstreift, in dessen Dickicht er sich lagert, dessen Leben und Weben er mit forschenden Augen ergründet. Als echter Norddeutscher kennt er nur den als reizlos geltenden, doch aber von stimmungsvollem Zauber umwobenen Kiefernwald. Seine herbe Schönheit, seine melancholische Poesie hat Seidel lange vor Leistikow entdeckt, lange vor den Sezessionsmalern in eigenen Farben geschildert. Er zeigt uns die norddeutsche Heide:

Wenn rötlich in den Gipfeln träumt
So still der letzte Sonnenschimmer,
Und alles eings mit Gold sich säumt,
Wenn sanfte Schwermut wie ein Duft
Liegt in der weichen Abendluft
Und sich der Wald im letzten Strahle
Abspiegelt in dem glatten See.

Der ältere Dichter gibt uns aber mehr als der moderne Lobkünder des Kiefernwaldes, der uns in seinen Bilderausschnitten nur die schweigsamen, reglosen Stämme schauen läßt. Der Dichter führt in den lebenerfüllten, regsamen Wald. Da hören wir zu Häupten:

ein sanftes Singen
Und niederwärts im sonn'gen Kraut
Ein Wetzen, Schwirren und ein Klingen.
Am Sandhang stehn die Schwebefliegen.
Und die Perlmutterfalter wiegen
Am Thymian sich . . . . . .
Die Ammer singt
Verschlafen ihre kurzen Zeilen
Am Waldesrand. Auch flötet wohl
Versteckt im Wipfel ein Pirol.
Hier schreit ein Häher rauh und eigen,
Dort klopft ein Specht . . . .

Und auch das vielgestaltige Leben am Waldesboden entgeht ihm nicht:

Eidechsen huschen dort am Grunde,
Und Käfer krabbeln durch das Laub.
Die Spitzmaus schnüffelt dort nach Raub.

Mit Wohlgefallen betrachtet er dieses Kleinland:

Wie es von tausend Tierchen wimmelt,
Wie's lebt und webt und kriecht und krimmelt
Und von den feinsten Stimmlein schallt!

Weiter vertieft sich sein Blick in die zwerghafte Welt von Moos und Flechten, ein Wäldchen im Walde:

Hier zierlich tannenbaumverzweigt,
Dort fein verästelt wie Korallen,
Und hier bebechert und beknopft,
Dort Keulchen, siegellackbetropft,
Und hier Teompetchen, die nicht schallen.

Welches Malers Hand vermag so in die Einzelheiten zu dringen! Der Dichter wird zum Lehrer der Naturkunde, der uns für die unscheinbarsten Wunder des Waldgeheimnisses Aug' und Ohr schärft. Aber wie er unsere Sinne bereichert, das geschieht nicht im trockenen Lehrstil, sondern im gefälligen Spiel des dichterischen Kunstausdrucks.

Die Freude an der Natur, an ihren ureigenen, von Menschenhand unberührten, von Menschengeist unbeeinflußten Schöpfungen ist ihm in seiner frühesten Jugend eingeimpft worden. „Glücklich zu preisen ist jeder, der seine Kindheit auf dem Lande oder in einer kleinen Stadt verlebt hat", erklärt Seidel mitten im wirbelnden Berlin. Ihm war dieses Glück gegeben. Aus der Kindheit erzählen uns seine Verse anmutige Geschichtchen, wie er sich auf die Wiese lagerte und von Gewürm umkribbelt Bücher las, wie er dem Bauern auf dem Acker zuschaute, wie ihm im blühenden Heidekraut die Märchenfee erschien, wie er Sonntags in der Dorfkirche des Küsters Kunst bewunderte:

Anschwellen ließ er bald der Töne Flut
Und bald ersterben wieder meisterlich. —
Die Glockentöne schwammen hin ins Land
Und zogen wie an Fäden nun herbei
Auf schmalen Wegen her durch Korn und Wiesen
Die Menschen fern und nah im weiten Rund.

Und in dem Kindesherzen regte sich der Wunsch:

Daß einst im Lauf der Zeiten käm' ein Tag,
Wo ich sie läuten dürfte und auch könnte
Wie unser Küster, der ihr Meister war;
Doch glaubt' ich kaum, so Hohes zu erreichen.

Nun ist er ein Glöckner der heiligen Kunst geworden, obwohl er bescheiden eingesteht:

An eine andere Glocke hab' seitdem
Ich schüchtern mit dem Finger angepocht.

Seidel wurzelt hartnäckiger als irgend einer in seiner engsten Heimat, seine Welt schließt ab mit der Zone des Kiefernwaldes und hält jeden Zugang aus der Ferne versperrt. Strenge warnt er:

Folge niemals fremden Moden.
Welschem Wind und nord'schem Dunst,
Denn nur aus der Heimat Boden
Wächst und blühet wahre Kunst.

Diese niederdeutsche Schollentreue gibt seinen Gedichten Mark und Kernigkeit, aber auch jene düstere, phantasiearme, etwas eintönige Stimmung, die selbst den Sonnentag nur mit winterlich blassem Licht malt. So kommt es, daß Seidel sich in seinen Gedichten als Humorist erweist, ohne eigentlich lustig zu sein. Es ist der Humor des überlegenen Philosophen im Gegensatz zu der ausgelassenen Heiterkeit des sorglosen Naturkindes. Seidels Lebensweisheit bekundet sich in einem seiner „Lieder", die den vierten Abschnitt des stattlichen Bandes füllen:

Aus dem Reich der niedern Dinge,
Der gemeinen Nützlichkeit
Hebt die Lerche ihre Schwinge
In den Aether blau und weit.

*) Gedichte von Heinrich Seidel, Gesamtausgabe. Stuttgart und Berlin 1903. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Digitized by Google

Steht ihr Nest auch wohl geborgen
Auf der festen Erde Grund,
Steigt sie aufwärts jeden Morgen
Und das Höchste wird ihr kund.

Also von den Erdendingen
Wende aufwärts dein Gesicht,
Laß die Seele frei sich schwingen
Aus dem Staub ins goldne Licht.

Denn es lehrt die hohe Kunde
Dieser Vogel grau und klein:
Heimisch auf dem Erdengrunde
Und des Himmels mächtig sein.

Von seinen „Geschichten, Mären und Schwänken", von seinen „Fabeln, Satiren und Sinnsprüchen" sind wenige so scherzhaft und erheiternd, so witzig und sarkastisch, wie der Titel dieser Abschnitte erwarten läßt. Doch es sind Meisterstücke darunter, die zu dem Köstlichsten unserer neueren Lyrik gehören. Allbekannt wohl, doch wert in unserem Gedächtnis aufgefrischt zu werden, ist die reizende Fabel „Das Huhn und der Karpfen":

Auf einer Meierei
Da war einmal ein braves Huhn,
Das legte wie die Hühner tun,
An jedem Tag ein Ei
Und kakelte,
Mirakelte,
Spektakelte,
Als ob's ein Wunder sei.

Es war ein Teich dabei,
Darin ein braver Karpfen saß
Und still vergnügt sein Futter fraß.
Der hörte das Geschrei:
Wie's kakelte,
Mirakelte,
Spektakelte,
Als ob's ein Wunder sei.

Da sprach der Karpfen: „Ei!
Alljährlich leg' ich 'ne Million
Und rühm' mich des mit keinem Ton!
Wenn ich um jedes Ei
So kakelte,
Mirakelte,
Spektakelte, —
Was gäb's für ein Geschrei!"

Die Tierwelt gab dem Dichter häufig Anregung zu solch geistreichen Satiren, erwähnt seien nur die kleinen Versgefüge „Der Gimpel", — „Das Infusorium", — „Das Hummelchen".

Bei den Erzählungen scheint die gebundene Rede ihn etwas einzuengen, es fehlt ihm, zumal da, wo er heitere Vorgänge schildert, die rhythmische Buntheit, mit der zum Beispiel Kopisch ähnliches bewältigte. Ganz anders wirken seine plattdeutschen Reime. Hier ist Seidel Meister der Sprache und des Reimes, hier fühlt er sich heimisch und wohlig, hier ist er voll frischester Laune. „Die beiden Trina's", — „Hamelfleisch un Räuben", — „Krischan Römpagel un't Kunzert" sind Prachtstücke von bezwingender Komik. Eines von den kürzeren Stücken sei hier eingereiht:

Dei Galgen in Massow.

Eins in dei gaure olle Tied
Wir dat in Stargard mal so wiet,
Dat ein oll Pierdeiw bammeln süll.
Dei Galgen harr bi Hitt und Küll
All lang in Wind und Währe stahn
Un wir toletzt tan'n Deubel gahn
Un m'n Dutt tosamenschaten. —

Wo süll'n sei nu den Pierdeiw laten?
Ein megen Galgen der wir düer
Un't wir trotz Afgaw un trotz Stüer
Ok gor kein Geld nich in dei Kaß —
Dat keem sei bannig flecht tau Paß.
Doch Ratsherr Voß wüßt immer Rat
Un harr ock hier gliek einen prat.

Bei sär: „In Massow hebben s'n niegen —
Dor kann bei Reepers Dochter kriegen,
Dor hebben s'nich dei Kosten schugt
Un einen mächtig groten bugt —
Dor kän'n sik lägen an versammeln,
Un bei kann in Gesellschaft bammeln."

Na Massow schreben s'un ein Breif,
Doch mit dei Saak dor güng dat schleif:
Dei Maßowsch Rat, dei wull nich ran
Un wir dorgegen Mann för Mann.
„Wi hebb'n dat swore Geld nich schugt
Un uns den schönen Galgen bugt —
Dor is kein Platz för frönde Sünner —
Dei is för uns un för uns' Kinner!"

Die Großstadtluft ist seiner Muse nicht günstig. Immer erst, wenn er dem hastenden Stadtlärm entronnen ist, fügen sich seine Empfindungen und Betrachtungen zu sinnigen Reimen. Von seinem früheren Beruf spricht Seidel nur in Gelegenheitsgedichten. „In froher Tafelrunde" singt er Trinklieder, wie „Das Steinkohlenlied", „Die Anilinfarben". In dem Gedicht „Zur Hundertjahrfeier der Technischen Hochschule" preist er die Errungenschaften der neuen Forschung:

Die Menschheit hob den Sonnenschatz,
Den reichen, wunderbaren,
Der aufgespart an stillem Platz
Lag seit Millionen Jahren.

Berlin, in dessen Mitte Seidel seit Jahrzehnten lebt, gibt seiner Reimlust kaum einen Anlaß zur poetischen Schilderung. Nur einmal zeichnet er eine Szene von echt berlinischem Gepräge, in der Idylle: „Die Musik der armen Leute." Mit lebhafter Bildlichkeit beschreibt er den Leiermann, der in den Hof einer richtigen Berliner Mietskaserne eindringt und mit seinem Drehorgelspiel den Musikprofessor zur Verzweiflung bringt. Aber die stadtluftbleichen Kinder freuen sich an dem Walzertakt und beginnen zu tanzen, und das schlumpige Weib aus dem Keller lugt hervor mit dem Säugling im Arm und wiegt ihn nach dem Rhythmus der Melodie, und im ersten Stock das „Mädchen für alles" trällert den Text mit und denkt an den blauen Dragoner. Der hungrige Aktenschreiber, die fleißige Nähterin, der Schuster in der Werkstatt, sie alle werden aus ihrem Alltagsdunst herausgerissen, und ein Strahl der Freude belebt sie.

Denn ein wenig Licht ins graue Leben
Bringt die Musik der armen Leute.

Dies ist die volkstümlichste von Seidels Dichtungen, eine, die an Fontanes realistische Versgebilde erinnert. Auch dem Kindermund lauscht er herzige Reime ab, allerliebst ist ein Gedichtchen: „Die Kopfarbeit." Pastors Töchterlein stört den Vater, der rauchend seine Predigt überdenkt und das Kind fortweist, — er stecke tief in der Arbeit. Das Kind glaubt es nicht, weil es den Vater nicht arbeiten sieht. „Ich tu' die Arbeit mit dem Kopf", belehrt der Pastor. Das stellt die Kleine endlich zufrieden:

„Ach, mit dem Kopf, nun weiß ich's ja,
Ich sah es doch: Du rauchst, Papa!"

Aus dem Kinderspiel zieht der Dichter auch philosophische Belehrung. Seine Weisheit erprobt sich an dem Vergleichnis:

Die Seifenblase schimmert weiß zuerst.
Dies wandelt sich in Blau, das Blau in Purpur.
Das schöne Rot verschwimmt in Gold sodann.
Und dies verblaßt in Weiß. — Alsbald ein Zittern
Geht durch das zarte Rund und es zerplatzt.

* * *

Digitized by Google

Der ersten Kindheit lämmerweiße Zeit
Entschwindet bald; es kommt das Knabenalter
Mit einer Welt voll blauer Wunderdinge
Und unbekannter Fernen. — Lieblich dann
Erschließt der Liebe seelig Morgenrot
Dem Jüngling sich. — Doch strenger wird die Zeit:
Es muß der Mann im Kampf nach Golde ringen,
Bis er, ein Greis in weißem Silberhaar,
Zurücksinkt in die alte Kindlichkeit
Und dann ins Grab! —
Dies war es, was ich dachte,
Als jüngst mein Knabe Seifenblasen machte.

Die Sammlung bringt noch einen Anhang, „Scherze", darin Seidels Reimfertigkeit Orgien feiert. Hier vergnügt er sich an Doppelreimen, Ghaselen und Schüttelreimen in kecker Klangfärbung.

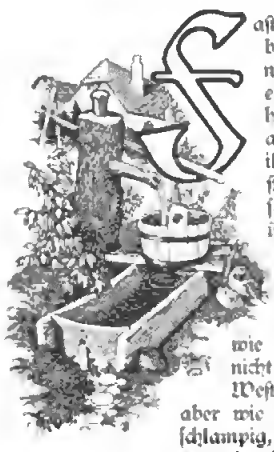
Seidels Lyrik steht abseits von der modernen Zeit: darin liegt aber gerade ihr Vorzug. Sie ist nicht angekränkelt von der nervösen Unruhe, die unsere Jugend durch alle Leidenschaften des Lebens jagt. Dieser Lyrik fehlt die Mannigfaltigkeit und Tiefe der modernen Weltanschauung, sie duftet aber in ihrem friedlichen, engabgeschlossenen Raume wie eine Schwester jener schmucklosen Kiefern, von denen Seidel, der Getreue, sich nicht zu trennen vermag.

Sigmar Mehring.

Der Gaiß-Christeli.

Eine Skizze.

Nachdruck dieser Skizze nicht gestattet.



Fast täglich, wohl an die hundertmal bin ich ihm doch begegnet und habe nichts an ihm gesehen, als daß er ein Bub war wie die anderen, die herumliefen. Selbst dann, als er mir auffiel, war nichts auffallendes an ihm. Auf dem schmalen Bergsträßchen kam er daher. Eine Flucht schöner Tage hatte den Weg braun überstaubt, auch Christelis nackte Füße und Beine waren braun, so wußte man nicht, wo der Weg aufhörte und der Christen anfing. Im ganzen Uebrigen aber war der just wie ein anderer. Einen Rock hatte er nicht an; die Hemdärmel, die aus der Weste schauten, waren ziemlich weiß, rauh aber wie Zwilch. Die Weste hing offen und schlampig, zwei Knöpfe hatte sie wohl noch, wenn der Bub sie hätte zuknöpfen wollen. Die Hosen — jesses die Hosen — die sahen aus wie die Ebene im Unterland, die in dunkelgrüne Matten und geschorene Matten, in graue und braune Ackervierecke geteilt ist. In lauter Flickvierecke war dem Christen seine Hose geteilt. Auch ein paar Löcher wies sie auf; damit der Schnee auf der Ebene nicht fehle, blitzte zwischen den Vierecken an zwei Stellen das Hemd hervor. Auf die nicht übergeraden Beine hingen die Fransen der Hosenstämme herab. Der Kopf war klein, der Hut, der darauf saß, groß; manchmal trug ihn wohl der Vater, manchmal der Bub. Hahaha, der Hut! Er bestand aus einem Stück Filz oder Leder oder Pappdeckel; der hätte eine Belohnung verdient, der noch herausgefunden hätte, aus welchem Stoff der Hut bestand, aber es war ein Hut der Form nach, eine weiche, spitz zulaufende Kuppe und ein zerknitterter, verschlissener, in allen Formen und Farben prangender Rand daran, und er saß nach hinten geschoben fest auf dem steckigen, schwarzen Haar. Seit wir näher bekannt geworden sind, gibt der Christeli ihm manchmal einen kleinen Dreher, wenn wir aneinander vorübergehen, das ist, wenn ihn die Höflichkeit sticht. Häufiger trottet er an einem vorüber mit einem ernsthaften, herben Gesicht, vielleicht hat er die Herrenlaune, die ihm eingibt: Er soll zuerst grüßen, der fremde Hudel, ich bin daheim hier! Im Gesicht ist der Christen gelb-braun wie an Beinen und Armen. Es ist eine schöne, ebenmäßige, satte Farbe von den Backen zum Hals, vom Hals zur Brust, die meist aus dem offenen Hemd schaut; auch hat die Farbe nichts krankhaftes und nichts unreinliches, beileibe nicht, die Haut sieht vielmehr so frisch aus, als ob der Bub alle Augenblicke unter dem kalten Wasserstrahl der Dorfbrunnenröhre läge. Das Gesicht ist starkknochig, eher schmal und hager, hat eine eckige Stirn, ein kleines, hartes Kinn, abstehende Ohren, schwarze, eng zusammengewachsene Brauen über braunen Augen. Der Mund ist breit, hat aber schmale Lippen; wenn die geschlossen sind, läuft der Mund wie ein schmaler, fester Strich von Wange zu Wange, lacht er, so bohren sich zwei Grübchen in die Backen.

So — und als der Christen mir auffiel, sah er mich an. Das war wie gesagt, nachdem ich ihm schon weiß Gott wie manchmal vorher begegnet war. Er sah mich an und ich ihn, sein Blick wich dem meinen nicht aus; eine scharfe Falte saß in seiner Stirn und in seinen dunkelbraunen Augen war ein Licht, das fast stach. Als er vorüber war, mußte ich lachen. Der Bub hatte keinen Laut von sich gegeben, auch nicht gegrüßt, natürlich nicht, und doch war es, als hätte er mir ins Gesicht das Wort geworfen: „Was gaffst denn so, du? Hast, denk ich, schon mehr Menschen gesehen als mich". Vielleicht war es darum, daß ich auf ihn aufmerksam wurde.

Als ich ihn wieder sah, war es an einem Nebeltag. Ich stieg über einen breiten Bergrücken, einen Weg, wo wenige gehen; das sind immer die besten. Zu sehen war nichts als der herbe Boden, bald kurzes Gras, bald nackter Fels, bald harte Granitsplitter und weißer Sand. Die Nebel hingen still, ohne Bewegung über alles, was rings sich auftürmte, herab, hielten den Wildbach versteckt, der in der Tiefe donnerte, und den dunklen Wald, der über dem Abhang stand. Rings war eine graue, fast furchterregende Ruhe und Düsterkeit. Aber die Luft war kühl, und durch die Glieder rann es einem wie neue Kraft. Da klang ein dumpfer Hornton aus der Höhe herab, langgezogen und stark. es war sonderbar, welche sieghafte Macht in dem unmelodischen, fast murrenden Ton lag, der die Nebel überwand, die alles verhüllten und banden, der aus ihnen hervorbrach mit einer rauhen Gewalt, die gleichsam stiernackig und mit langsamer Wucht überstampft, was ihr im Wege ist. Der Ton setzte nur so lange aus, als ein Mensch, um tief Atem zu holen braucht, dann hob er von neuem an, und je höher ich stieg, desto näher scholl er. Dann stand über mir auf einem Felsblock der Christen mit einem Kuhhorn. Der Nebel tat sich just so viel auf, daß ich ihn sah und er wie in einem grauen Gewölbe stand. Das eine Bein war ein wenig vorgesetzt, der nackte Fuß stemmte sich fest auf den Felskopf, beide Hände hielten das Horn, so blies der Bub mächtig und daß seine Backen zum Platzen gefüllt waren, hinein und sah mich nicht kommen. Ich blieb stehen. Da klingelte es in den Nebeln, da und dort, scharf und kurz. Nun wußte ich, daß der Christen, der Gaisbub, seine Herde lockte. Das Läuten der Schellen stand in seltsamem Einklang zu der Magerkeit der Tiere, es war ein dürrer, kurzer Ton; ohne daß man sie sah, ließ sich jeder Sprung, den die einzelne Ziege tat, verfolgen. Dann tauchten sie aus der grauen Nacht, weiß, scheckig, dunkel und strichen dem Fels zu, wo der Christen stand. Es war, als ob der sie am Faden heranzöge. Er setzte das Horn ab und musterte die Herde. Als einzelne Tiere zu lange säumten,

Digitized by Google

fluchte er eins, griff wieder zum Horn und stieß hinein, zornig, herrisch dieses Mal. Langsam kamen die Nachzügler gestrichen. Da stieg er vom Stein und setzte sich an die Spitze des Zuges. Wie weiland der Rattenfänger von Hameln vor dem Rattenheer zog er vor seiner Herde einher. Als er an mir vorüber kam, grinste er und griff an den Hutrand; er hatte gemerkt, daß ich ihn beobachtet hatte. Dann zogen sie weiter, in der Art aber, wie der Bub Herr war über die Herde und gewissermaßen Herr über die Nebel, die ihn nicht kümmerten, über den gehässigen, rauhen Hang, den er mit nacktem Fuß beschritt, lag es wie Freiheit und Kraft, lag etwas, das mich packte.

Einige Tage darnach ging ich durch die Dorfgasse, die schmale, sandige, mit den Holzhütten zu beiden Seiten, die sie wie Knöpfe das Kleid in spärlichen Reihen säumen, als ob immer wieder ein paar zwischen hinein ausgefallen wären. Die rauchschwarzen Türen standen offen, denn es war Abend und Sonntag und warm; auf den grauen zertretenen Schwellen lag das milde Gold der versinkenden Sonne. Die von Ober-Ebneten hockten und standen vor diesen Türen und ließen mich Spießruten laufen. Die meisten boten ein kurzes, zögerndes „Tag", einzelne drehten sich ab und traten ins Innere; was soll einer grüßen, wenn er sich die Mühe ersparen kann! Beim „Plutten", dem Christeli seinem Vater, war die ganze Familie in der Tür beisammen. Die Arnoldin, das kleine, krummbeinige, runde Weib mit dem freundlichen Gesicht saß auf einem Stuhl und hielt das Jüngste auf dem Schoß. Der Arnold, der Vater, der den schönen Uebernamen der „Plutt" trug, lehnte hemdärmelig an der Hausmauer und rauchte aus der Stummelpfeife. Er war lang und hager, hatte ein blatternarbiges, bleiches, verhungertes Gesicht und einen kurzen, just nur an die Mundecken reichenden, rauhen, schwarzen Schnurrbart. Sein Kopfhaar war spärlich und an den breiten Schädel gepappt; dem Alois Arnold sah die Armut aus den tiefliegenden Augen. Neben ihm hockte sein Aeltester, ein Taugenichts, der wenig auf Taglohn und viel ins Wirtshaus ging, hager wie der Vater, mit einem Gesicht von kranker Farbe. Der Christen und seine Schwester, die Vroni, hatten ihren Sitz auf einem Baumstamm, der von der letzten Holzteilung her noch vor der Hütte lag. Zwischen dem Josef, dem Aeltesten, und der Vroni fehlte noch ein Bub, der war auswärts, war unten in Obersee in Dienst. Die Vroni war ein gerade gewachsenes siebzehnjähriges Ding mit einem unschönen, gelben Gesicht, kohlschwarzem Haar und denselben dunkelbraunen, klugen Augen, wie der Christen sie hatte. Der, der Geißbub, beliebte, sich unserer Bekanntschaft zu erinnern, als ich daherkam. Er lachte, griff an den Kopf, wo der Hut diesmal nicht saß, und sagte ein „Tag". „Tag", grüßten die anderen. Mit der Alten ging die Freundlichkeit durch. „So wollt Ihr eben noch ein wenig laufen", meinte sie. Aus der Verlegenheitsfrage wuchs ein mühsames Gespräch, weil ich stehen blieb. Der Arnold, die Vroni und der Christen nahmen nicht daran teil, nur der Nichtsnutz, der Josep, war gesprächig und die Arnoldin.

„Sind sie schon daheim, die Gaißen?" fragte ich. Der Christeli sah auf und über die nächste Hütte hinaus an die Berglehne. Er hielt den Kopf in beiden Händen, stieß die Backen in die Höhe und schwieg. Statt seiner antwortete die Mutter: „Nein, es hat ein anderer ausgetrieben heute."

„Der da will fort morgen, der Bub", winkte der Josep über die Schulter nach dem Christen hin.

„Fort?" fragte ich..

„Ja, eben", wand die Arnoldin mühsam eine Erklärung auf. „Wißt Ihr, einen Bruder hat er jetzt halt da unten in Obersee."

Aus den Mitteilungen, die dann abwechselnd die Frau und der Bursche gaben und die von ihren Lippen, knack, knack, wie abgebrochen, fielen, war zu entnehmen, daß es dem Bruder, der als Messerputzer in einem großen Gasthof war, gut ging, und daß er geschrieben hatte, der Christen möge kommen, er habe eine Stelle als Laufbursche für ihn im gleichen Hause.

„Gehst gern?" fragte ich den Bub. Der nahm die Augen nicht von der Berglehne: „He ja", sagte er, „einmal sehen kann man ja, wie es da ist!"

„Verdienen kann einer halt", meinte die Frau; „hier verdient einer ja nichts, und das tut er."

„So, so", sagte ich.

„Eben ja", sagte die Arnoldin.

Damit schlief das Gespräch so langsam wieder ein, wie es angehoben hatte, und ich ging weiter.

Am nächsten Tage war ich Zeuge, wie der Christen in Ebneten abfuhr. Weil ich diese seltsame Reise mit ansah und von des Buben redseliger Mutter erfuhr, was nachher geschah, auch den kleinen krummbeinigen Christeli allezeit so vor meinem inneren Auge habe, als stünde das Konterfei seiner erhabenen Persönlichkeit richtig irgend auf eine der Platten meines Innern eingeätzt, muß ich das hier ausführlich erzählen.

Der Christen kam um sieben Uhr in der Frühe vom Weiler Oberebneten ins Hauptdorf heruntergestiegen. Das ist eine halbe Tagreise; die von Oberebneten wohnen hinter dem Wald, halb am Himmel oben; die Murmeltiere hören sie pfeifen, aber die Lokomotive nicht, darum stehen sie in der Einsteighalle von Ebneten, wenn der Weg sie einmal aus ihrem Talwinkel herausführt, immer mit weitgesperrten Augen und Mäulern so angedonnert da, daß man sie vor lauter Mitleid gern haben muß. Der Christen kam auf der breiten, sauberen Straße daher, die zum Bahnhof führt. Er war im Sonntagsstaate; ich sah ihn zum erstenmal so herausgeputzt. Einen neuen Hut hatte er auf, der noch vor Schwärze glänzte und den man sich noch nicht einmal in der ganzen Farbenvergangenheit des Werktaghutes vorstellen konnte, zu der er doch einst hinabsinken mußte. Sein Anzug war ein bißchen warm für die Jahreszeit, aus schwerem grauem, kurzhaarigem Schafwollstoff mit Hirschhornknöpfen, und ähnelte ein wenig der ausgiebigen Gewandung eines Eskimo. Von den Hosen hingen keine Franzen; aber kurz waren sie auch und ließen zwischen den derben, stark eingefetteten Schuhen den grauen gestrickten Strumpf sehen, der nicht hochmütig war und nicht einmal dergleichen tat, als wäre er feiner als edler Kartoffelsackstoff. Das Gesicht des Christeli war so gelbbraun und so frisch wie immer, vielleicht noch frischer als sonst. Es war, als sei das schwarze Haar an den Schläfen noch feucht, die Ohrläppchen und der Zipfel der starken, festen Nase waren rot, just als trockene das kalte Waschwasser erst in den Tälchen des Gesichts. In der Hand trug der Christen einen grauen Handkoffer. Der hatte früher den zwei Brüdern gedient, wann sie zum Militär einrückten, war deshalb nicht mehr gerade neu, auch nicht mehr ganz diebsicher, weshalb dem Schloß zur Unterstützung ein alter faseriger Strick um den Kofferbauch gewunden war.

Je näher der Christen dem Bahnhofe kam, desto mehr veränderten sich seine Züge, die anfänglich hell gewesen waren wie der Himmel, der ihm mit seiner schönsten Sonne aus dem Heimattal zündete. Es war, als ziehe sich Linie um Linie des Gesichtes straff, die braunen Augen, die vorher von Lehne zu Lehne, von Hütte zu Hütte die Frage geblitzt hatten: „Seht Ihr mich, wie ich ausziehe?" wurden ruhig, schauten geradeaus, mit einer Art Starrheit, als wäre ihr Blick an ein Ziel genagelt, dem der Christen fadengerade zugeleitet werde. Wenn ihm Leute begegneten, grüßte er nicht. Er stapfte nur fürbaß, etwas wie Zorn im Gesicht, als lägen hundert Hindernisse zwischen ihm und dem Bahnhof und müßte er sie mit dem zornigen Gesicht hinwegschrecken. Was brauchten Leute ihn anzusehen? Und er merkte, wie sie lächelten. Eine dünne Röte kroch in seine hageren Wangen, und seine Schritte wurden größer. Dann tauchte er in der Menge der Reisenden unter, die sich in den Gängen des Bahnhofs drängte. Ich sah ihn nachher daraus auftauchen, als er, seine Fahrkarte in der Hand,

Digitized by Google

die Einsteigehalle betrat. Seine Züge hatten jetzt einen ganz harten Schnitt. Es war, als sähe man ihn sich selber zusprechen: Hindurch mußt, Christen, und wenn es das Leben kostet! So stieg er in den Wagen dritter Klasse, schob den Handkoffer unter die erste Bank gleich an der Türe und setzte sich. Rings um ihn füllten sich die Plätze, Stimmen schwirrten, in allen Sprachen fuhren Worte und Rufe hin und wider, der Christen saß wie ein Held in dem Getriebe und zuckte nicht, obwohl ihm heiß und kalt war unter all dem Fremdvolk; aber er sprach auch nicht. Als seine Nachbarin, eine dicke redselige Deutsche, die mit drei Töchtern reiste und mit diesen des Christelis nächste Umgebung bildete, ihn fragte: „Nun, und und wo willst Du hin, allein, Kleiner?" drehte er nur den Kopf nach dem Fenster und sagte kein Wort. Die Frau lachte laut auf darüber nachher. Dann pfiff der Zug und fuhr ab.

Als der Arnold-Christen in Oberseе ankam, mag er aus dem Gewühl der Reisenden, das da, in der Fremdenstadt, noch zehnmal größer ist als oben in Ebmeten, wiederum aufgetaucht sein wie ein stachliges Sonderwesen, das sich dem übrigen Volk nicht mischt, sondern geradeaus seine besondere Straße geht. Der graue strickumwundene Handkoffer und der Christeli standen nachher hinter dem prachtvollen Bahnhofsgebäude, auf dem weiten Platz, wo die Omnibusse der Gasthöfe, eine ganze Herde, die ankommenden Reisenden verschlangen. Der Christen und der Koffer standen etwas abseits, gerade noch nahe genug, daß der Bub das goldene „Hotel Schweizerhof" auf dem größten und ihm nächsten Hotelwagen lesen konnte. Der „Schweizerhof" war dem Christen sein Reiseziel. Es fiel ihm ein, daß der beste Weg, in der großen unbekannten Stadt den Gasthof zu finden, der wäre, mit dem Wagen dort, der voller Reisende war und auf den sie jetzt mächtige Koffer luden, hinzufahren. Er nahm seine Kleiderherberge auf und tat einen Schritt. Da fiel der Blick des uniformierten Portiers auf ihn, flüchtig, spöttisch, so wie man eine dicke, verächtliche Fliege ansieht. Der Christen stellte den Koffer wieder nieder und drehte sich ab. Einen Augenblick später machte er sich zu Fuß auf den Weg. Zwei Straßen und eine Brücke leiteten vom Bahnhof hinweg. Er wählte die Brücke. Und weil in diesem Augenblick der Omnibus heranrollte, auf dessen Türbrett, das eine Bein in der Luft schlenkernd, der goldgesäumte Portier stand, hob der Bub, einem plötzlichen Impuls folgend, zu laufen an und trottete im Sturmschritt dem Kasselkasten nach, den Handkoffer in der Hand. Es war ein Bild, das befremdlich in die Straßen der Stadt sich fügte, sodaß die Menschen stillstanden, lachten, mit Fingern wiesen und ein allgemeines Aufsehen entstand.

Die Fahrt des Hotelwagens und der Eillauf des Christen dauerten nicht lange. Das Hotel Schweizerhof stand breit, stolz, groß und vornehm über der Straße, sodaß diese einzig es von dem blauen, weiten See trennte. Auf der Straße hielt der Christen an, sah eine Weile zu, wie die Reisenden drüben aus dem Wagen stiegen, das Gepäck abgeladen wurde und der Eingang des Gasthofs sich mit Menschen füllte. Dann biß er die Zähne zusammen und schritt hinüber. Gerade ehe er die weite, von Marmorsäulen getragene Halle betrat, die selbst noch weit schöner war als droben in Ebmetten die neue Kirche, tat er einen Blick rückwärts und ins Freie hinaus. Ueber der weißen Straße lag die Sonne, aber leuchtender und herrlicher lag sie über dem stillen, wie von leisem Atem gehobenen See. Der schien nach Süden kein Ende zu haben. Weit dehnte sich das leuchtende Blau. Aber — ja — ganz fern baute es sich auf wie aus blauen Dünsten steigend, dunkel am Fuß, weiß in der Höhe, hoch wie Mauern, schlank und zackig wie Türme und ferne und heimlich schimmernd — Berge. Dem Christen gab es einen Stich, als wäre ihm ein Messer in die Seite gefahren, gerade als er den schweren Schub zum erstenmal auf den Steinplattenboden des Hoteleingangs setzte. Er nahm mit dem letzten Blick die heimatlichen Berge mit in das Haus, das er betrat.

Göschenen (Schweiz). Ernst Zahn.

(Schluß folgt.)

Das Suchen der Zeit. Blätter deutscher Zukunft, herausgegeben von Friedrich Daab und Hans Wegener. 1. Band. Düsseldorf und Leipzig 1903. Karl Robert Langewiesche.

Mit der Zeit hat sich ein rechter Flügel der großen Nietzsche-Gemeinde herausgebildet, der mehr und mehr an Ausdehnung gewinnt. Zahlreiche jüngere Theologen gehören ihm an und „persönliches Leben!" heißt die Parole. Sie unterscheiden zwischen organischem und anorganischem geistigen Leben; unter letzterem verstehen sie alle Schablone, alles Philistertum, alle Dressur. Sie erstreben freie Entfaltung, Entwicklung jedes menschlichen Wesens in seiner Eigenart. Aber von dem Nietzscheschen Herren- und Uebermenschenideal wollen sie doch nichts wissen. Im Gegenteil. Sie teilen die Abneigung Nietzsches gegen das Christentum so wenig, daß sie vielmehr in der Person Christi die „allerpersönlichste Persönlichkeit" sehen, und manche, wie der aus seinen Vorträgen bekannte Dr. Johannes Müller und sein Freund und Mitarbeiter Heinrich Lhotzky, behaupten sogar, die gesunde, harmonische Entwicklung einer Persönlichkeit sei nur durch den Anschluß an die Persönlichkeit κατ' ἐξοχήν, Jesus, zu erreichen. Eine Art Sprechsaal für diese halb theologische, halb philosophische Sekte von Neu-Nietzscheanern wollen die „Blätter deutscher Zukunft" sein, deren erster Band (1903) soeben geschmackvoll ausgestattet im Verlag von Karl Robert Langewiesche erschienen ist. Unter den Mitarbeitern treffen wie bekannte Namen wie Arthur Bonus, Friedrich Niebergall, Superintendent Meyer-Zwickau, Gertrud Prellwitz. Ein Geleitwort von Arthur Bonus „Unsere Hoffnung" schlägt den Grundakkord an, der die Sammlung durchhallt. Eine Auseinandersetzung zwischen Darwinismus und Fechnerianismus mit vielen neuartigen und fruchtbaren Gedanken bringt die erste Abhandlung von Friedrich Daab, einem noch wenig bekannten Schriftsteller. Die religiösen Strömungen der Gegenwart betrachtet Friedrich Niebergall, und es fällt da manch kräftiges Wort gegen den neuerdings so sehr in Schwang gekommenen Buddhismus und Spiritismus. Dr. Johannes Müller selbst, der Herausgeber der „Blätter für persönliches Leben", ist nicht vertreten, aber Heinrich Lhotzky hat eine seiner biblischen Erzählungen beigesteuert, die das Verhältnis Kains und Abels unter dem Gesichtspunkt „Uebermensch und Herdenmensch" behandelt. Lhotzky ist ein Charakterkopf, wie man ihn schwerlich markanter finden wird. Es ist erstaunlich, was er aus all den unzähligemal durchgeackerten Geschichten und Geschichtchen des alten Testaments an neuen und frappanten Eindrücken herauszuholen weiß. Wertvolle Aufschlüsse über das Seelenleben, die „geheimen Erfahrungen der Propheten Israels" bietet eine religionspsychologische Studie von Hermann Gunkel. Tröstlich ist's gerade nicht, daß wir noch unter demselben trüben mediumistischen Spuk, unter der gleichen Verherrlichung der Extase zu leiden haben, aber um so beruhigender wirkt Gunkels klarwissenschaftliche Betrachtung dieser Nachtseiten des religiösen Gefühls. In nicht sehr erfreulichem Gegensatz dazu steht der schwüle Mystik atmende Panegyrikus von Gertrud Prellwitz: „Erfüllung". „Entnahm ich was der Worte Schwall" — so ist's die Sehnsucht nach einem übergewaltigen religiösen Genie, das uns ein geheimnisvolles „drittes Reich" heraufführen soll. Daß manches von den gegenwärtigen Aengsten und Nöten der evangelischen Kirche anklingt, kann uns bei der Mitarbeiterschaft so vieler Theologen nicht wunder nehmen. So enthält denn auch Meyer-Zwickaus Aufsatz „Ein Hemmnis deutscher Zukunft" einen geharnischten Kampfruf wider den Ultramontanismus und die angeblich romfreundliche Haltung der deutschen Regierung, die à la Wartburgstimmen mit kritischen Seitenhieben bedacht wird.

Hettstedt. Eugen Heerdegen.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weindauſen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 10 Berlin, den 5. Dezember 1903. 21. Jahrgang.

Die Aktion

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108. Postzeitungs-Katalog für 1903 Nummer 5430.

Politische Wochenübersicht.

Der Deutsche Reichstag ist am 3. Dezember in Vertretung des Kaisers durch den Reichskanzler mit einer rein geschäftlichen Thronrede eröffnet worden, die zu besonderem politischen Kommentar keinen Anlaß bietet.

Seitdem die Nationalsozialen sich mit der Freisinnigen Vereinigung verschmolzen haben, eine Verbindung, über welche sich einige alte Tanten in der Presse noch immer nicht beruhigen können, scheint die Phantasie der politischen Heiratsvermittler neu belebt zu sein. Der neueste Vorschlag, ausgehend von einem anonymen Mitgliede des Wahlvereins der Liberalen, wird im „Hannoverschen Courier" und in der „Nationalzeitung", und zwar nicht im Annoncenteil, sondern dort, wo sonst ernsthafte redaktionelle Betrachtungen stehen, den Zeitgenossen unterbreitet. Er läuft darauf hinaus, daß die eben erst geschlossene Verbindung zwischen den Nationalsozialen und der Freisinnigen Vereinigung wieder getrennt und der alte Stamm der Freisinnigen Vereinigung, losgelöst von einigen Unverbesserlichen, in die Arme der nationalliberalen Partei geführt werde. Wie es bei Heiratsvermittlungen üblich ist, werden die Vorzüge beider Parteien in das hellste Licht gestellt. Die Nationalliberalen sind danach beinahe ebenso freisinnig wie die Mitglieder der Freisinnigen Vereinigung, und die Freisinnige Vereinigung ist fast ebensowenig radikal wie die Nationalliberalen. Der Zeitpunkt für diese sinnreichen Erwägungen ist recht glücklich gewählt. Es ist jetzt gerade ein Jahr her, seitdem die nationalliberale Partei des Reichstags den Rechtsbruch des Antrags Kardorff auf ihr Gewissen lud, und es ist noch kein Jahr her, seitdem im preußischen Abgeordnetenhause der bescheidene freisinnige Antrag auf Einführung der geheimen Stimmabgabe bei den preußischen Landtagswahlen durch die nationalliberale Fraktion zu Fall gebracht wurde. Immerhin brauchten die Schatten der Vergangenheit kein unüberwindliches Hindernis zu einem Zusammenwirken mit einer dem energischen Liberalismus neugewonnenen Partei zu sein. En politique il n'y a rien d'aussi absurde que la rancune. Aber die Zumutung für eine entschieden liberale Partei, sich in die Arme der Paasche, Heyl zu Herrnsheim und Oriola zu flüchten, ist so romantisch, daß es kaum verständlich erscheint, daß ernsthafte und angesehene Blätter solchen politischen Faschingsscherzen ihre Spalten öffnen.

Dabei soll keineswegs bestritten werden, daß innerhalb der nationalliberalen Partei eine nicht geringe Anzahl vorurteilsfreier liberaler Männer steckt, mit denen politisch zusammenzuarbeiten für die Freisinnige Vereinigung nur erwünscht sein könnte. Das Bedauerliche ist nur, daß diese aufrichtig liberalen Männer nicht die maßgebenden Kräfte ihrer Partei sind, sondern daß die reaktionär-agrarischen Elemente den Ton angeben. Die Männer, die noch im vorigen Reichstag den linken Flügel bildeten, sind bei den Wahlen ausgeschaltet, während der rechte Flügel gestärkt ist. Wie vorurteilsfrei und liberal gelegentlich einzelne angesehene Mitglieder der nationalliberalen Partei zu handeln vermögen, das hat vor Jahresfrist der Kammergerichtsrat Karsten erwiesen, als er jenen von gerechtem Zorn erfüllten Entrüstungsartikel über die Beteiligung seiner Freunde am Antrag Kardorff in der „Nationalzeitung" veröffentlichte. Ein ähnliches Beispiel von echt liberaler Gesinnung liegt jetzt in einer Zuschrift des nationalliberalen Universitätsprofessors Pfleiderer an die „Berliner Zeitung" vor. Die Zuschrift behandelt das Thema „Liberalismus und Sozialdemokratie" und deckt sich inhaltlich in allem wesentlichen mit den Anschauungen, die in diesen Blättern seit Monaten geltend gemacht sind. Professor Pfleiderer spricht es als seine Ueberzeugung aus,

„daß die bisher beliebte Praxis des Kampfes mit zwei Fronten den Liberalismus überall nur von Niederlage zu Niederlage geführt habe und somit ein Beharren auf diesem Wege nur darauf hinauslaufen könnte, daß der Liberalismus fortan auf eine aktive Rolle in der Politik ganz verzichten und den klerikal-konservativen Reaktionsparteien die unbeschränkte Herrschaft über das deutsche Volk überlassen müßte."

Er führt ferner aus, daß „die liberalen Parteien für sich allein nicht imstande seien, die gegnerische Majorität zu brechen". Er schließt die Erwägung an, daß „der Eintritt einiger sozialdemokratischer Abgeordneter in den Landtag nicht nur ganz ungefährlich, sondern in mehrfacher Hinsicht nützlich" wäre:

„Denn," so heißt es wörtlich weiter, „für eine Verfolgung ihrer radikalen Utopien hätten dieselben bei ihrer Minderheit gar keine Aussichten. Es bliebe ihnen also, um überhaupt etwas zu erreichen, nichts anderes übrig, als sich der Arbeit der liberalen Parteien für zeitgemäße Reformen anzuschließen. Die gemeinsame Arbeit an praktischer Politik ist aber für jede Partei das beste Mittel der Erziehung zu gesunder politischer Gesinnung und der Ueberwindung utopischer Schwärmerei. Dafür also einen Teil der sozialdemokratischen Partei zu gewinnen, schien mir gerade nach den Reichstagswahlen eine dringende patriotische Aufgabe zu sein, die auch keineswegs mehr für aussichtslos gelten konnte, nachdem diese Partei durch die Aufnahme vieler bisher liberaler, bürgerlicher Elemente über die engen Schranken einer radikalen Sekte tatsächlich hinausgewachsen war. Mit dieser Auffassung stand ich auch unter meinen politischen Freunden keineswegs allein."

Pfleiderer weist dann darauf hin, wie sehr die Stimmung für ein Zusammenwirken mit der Sozialdemokratie durch die abstoßenden Szenen auf dem sozialdemokratischen Parteitage in Dresden verdorben sei und schließt daran die nachstehenden Bemerkungen, die unsere freisinnige Presse vom Schlage der „Vossischen Zeitung" über alle ihre Redaktionstische hängen sollte:

Digitized by Google

„Die große Masse unserer liberalen Wähler ist noch zu sehr in der Gefühlspolitik befangen, als daß sie jetzt schon imstande wäre, ihre Wahltaktik den Forderungen einer nüchternen, verstandesmäßigen Realpolitik anzupassen. Sie wird die üblen Folgen einer fortgesetzten reaktionären und stagnierenden Politik noch länger und peinlicher erfahren müssen, ehe sie sich zu dem Entschluß aufrafft, alle Vorurteile und Nebenrücksichten zurückzustellen hinter den einen Zweck, die Freiheit unseres geistigen Lebens und die gesunde Entwicklung unserer sozialen und wirtschaftlichen Politik vor dem drohenden Untergang zu retten. Inzwischen gilt es, das künftige Wiedererstarken und Machtgewinnen des zur Zeit lahmgelegten Liberalismus dadurch vorzubereiten und anzubahnen, daß bei allen seinen Parteien und bei allen Volksklassen, einschließlich der Arbeiterschaft, das Bewußtsein von der Gemeinsamkeit der bedrohten Interessen geweckt und das Trennende als nebensächlich hinter das Verbindende zurückgestellt wird."

In solchen Aeußerungen eines „Stubengelehrten" steckt zehnmal mehr praktisch-politischer Verstand als in dem ewigen Gejammer über die rüpelhaften Umgangsformen vieler Sozialdemokraten. Daß gerade den Scharfmachern in der Sozialdemokratie nichts unbequemer ist als eine derartige Vorurteilslosigkeit, kann man erneut aus den gequälten Späßen sehen, die der „Vorwärts" an die Ausführungen des Professors Pfleiderer knüpft. Die Scharfmacher auf der Rechten und die Scharfmacher in der Sozialdemokratie tun alles, was sie können, um zu verhindern, daß die Gegensätze zwischen dem liberalen Bürgertum und der in der Sozialdemokratie organisierten Arbeiterschaft irgendwie überbrückt werden. Eppur si muove!

Der Liberalismus darf sich nur nicht durch die scharfmacherischen Torheiten der Sozialdemokratie, die gelegentlich bis zu einer geradezu unsinnigen politischen Haltung führen, beirren lassen, selbst das Verständige zu tun. Gerade jetzt liegen einige Absurditäten einer sozialistischen Scharfmachertaktik vor, die soweit geht, der Reaktion aktive Wahlhilfe gegen den Liberalismus zu leisten. Bei den badischen Landtagswahlen geschah das in Schwetzingen, wo der Rechtsnationalliberale mit sozialdemokratischer Hilfe gegen den Demokraten durchkam, und bei den Landtagswahlen in Sachsen-Weimar hat sich dasselbe Manöver wiederholt. Dort wurde ebenfalls ein rechtsstehender Nationalliberaler nur dadurch gegen den bisherigen freisinnigen Vertreter durchgebracht, daß vier sozialdemokratische Stimmen für ihn abgegeben wurden. Gewiß hat der Freisinn in Sachsen-Weimar ebenso wie s. Zt. in Preußen eine rechtzeitige Verständigung mit der Sozialdemokratie versäumt und sich nachher gesträubt, ein ihm sicheres Mandat als Belohnung für Wahlhilfe in zwei unsicheren Wahlkreisen abzugeben. Aber dieses taktisch vielleicht unkluge Verhalten gab der Sozialdemokratie doch noch nicht das Recht zu einer prinzipiellen Verirrung schwerster Art, wie sie nun einmal die Stimmabgabe für einen ausgemachten Reaktionär ist. Diese Verirrung ist um so befremdlicher, als im Landtag von Sachsen-Weimar seither schon die Reaktion übermächtig war. Unter den aus indirekten Wahlen hervorgegangenen dreiundzwanzig Abgeordneten befinden sich nicht weniger als zehn Bürgermeister und ein Bezirksdirektor, die sämtlich gegen jede Anwandlung eines demokratischen Gedankens gefeit sind. Zu ihnen gesellen sich vier Rittergutsbesitzer und ein konservativer Rechtsanwalt, von den zweihundert Großgrundbesitzern des Landes gewählt, sowie ein Rentner, zwei Kommerzienräte und zwei hohe Forstbeamte, von den sogenannten Tausendtalermännern gewählt. Diesen einundzwanzig antiliberalen Abgeordneten stehen nur zwölf freiheitlicher gerichtete gegenüber, unter denen jetzt zwei Freisinnige und zwei Sozialdemokraten sitzen. Durch einen falschen Wahlfanatismus der Sozialdemokratie sind also zwei Sitze des Freisinns verloren gegangen.

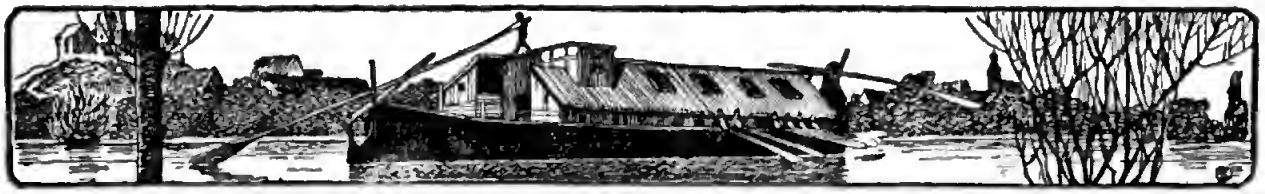
Wie immer unmittelbar hinter den Landtagswahlen hat auch diesmal wieder die Reform des veralteten Wahlsystems zahlreiche Befürworter gefunden. Nicht nur in Preußen, auch in Bayern und Baden und Sachsen und in Sachsen-Weimar wünschen zahlreiche Wähler das Wahlrecht zu ändern. In Preußen bemüht sich eine einflußreiche Korrespondenz des Zentrums ganz überflüssigerweise zu versichern, daß diese Partei nicht daran denke, Wahlrechtsreformen einzuleiten. In Bayern scheint die lange schon vorbereitete und endlich in Gang gekommene Reform neuerdings durch Uneinigkeit der Parteien wieder zu scheitern. In Baden hat gerade eben bei Eröffnung des Landtages die Thronrede folgende Aenderungen angekündigt: die Wahl zur zweiten Kammer soll künftighin auf der Grundlage des gleichen geheimen und unmittelbaren Wahlrechts stattfinden. Damit aber der Einfluß dieser, vielleicht allzu demokratisch ausschauenden zweiten Kammer nicht übermächtig werde, soll die erste Kammer nach Zusammensetzung und Machtbefugnissen noch reaktionärer als seither ausgestaltet werden. In Sachsen kommt die Wahlrechtsreformbewegung nach dem Ausschluß des nationalliberalen Abgeordneten Schulze aus allen Kommissionen jetzt auch in solchen Kreisen in Fluß, die seither gleichgültig oder ablehnend beiseite standen. In Sachsen-Weimar hat in der vorigen Session schon der jetzt ausgefallene freisinnige Abgeordnete und Oppositionsführer Kühner-Eisenach 15 Stimmen auf einen Wahlrechtsreformantrag vereinigt. Bei der neuen Zusammensetzung ist es fraglich, ob es überhaupt zur Wiederholung des jetzt noch aussichtsloseren Antrages kommt. So sitzt bei allen Wahlrechtsreformbestrebungen die Reaktion auf dem Throne und schaut im Vollgefühl ihrer unbesiegbaren Macht behaglich den liberalen Anstrengungen zu.

In Frankreich kommt die Affäre Dreyfus wieder auf die Tagesordnung. Seit der großen Rede von Jaurès im April d. J., nach der sich der französische Kriegsminister namens der Regierung zu einem Revisionsverfahren und zur Erforschung der Wahrheit unter jeder Bedingung bereit erklärte, war die neue Aktion schon lange zu erwarten. Infolgedessen ist die Aufregung auch nicht so allgemein, wie bei den beiden früheren Verhandlungen der Affäre. Die neu vorliegenden Tatsachen sollen folgende sein: Entdeckung zweier neuer Fälschungen, die der Archivar Cribellin im Einverständnis mit Henry verübt hat, Verheimlichung von mehr als hundert Dreyfus günstigen Schriftstücken vor dem Kriegsgericht, und Enthüllungen über die wahren Urheber der Zeugnisaussage des berüchtigten Czernuski. Die Kommission, die über das Revisionsgesuch des Exhauptmanns Dreyfus auf Anordnung des Justizministers zu befinden hat, besteht aus dem Katholiken Durand, dem Protestanten Marignan und dem Israeliten Alphandéry, sowie drei Direktoren aus dem Justizministerium. Diese Kommission berichtet mit entsprechenden Anträgen an den Justizminister, und der kann das Revisionsgesuch auch dann noch an den Kassationshof verweisen, wenn die Revisionskommission sich dagegen aussprechen sollte. Da der Justizminister die Initiative zum Wiederaufnahmeverfahren einmal ergriffen hat, so ist sicher anzunehmen, daß er es auch durchsetzen wird.

Zwischen Rußland und Japan nehmen die alten Streitigkeiten über Korea wieder einen größeren Ernst an. Japan soll anerkannt haben, daß Rußland in der Mandschurei „vorherrschende Interessen" habe, verlangt aber für diese Anerkennung und stillschweigende Duldung der russischen Ansprüche, daß sein Einfluß in Korea ebenso anerkannt werde. Man streitet sich insbesondere darüber, ob Yongampho und andere Häfen Koreas dem fremden Handel geöffnet werden sollen oder nicht. Rußland sträubt sich dagegen, weil Yongampho an der Mündung des Yalou für die russischen Interessen in der Mandschurei als offener Hafen gefährlich werden könne. Beide Mächte sollen größere Truppenmassen zusammenziehen.

Die Finländer kämpfen ihren Kampf ums Recht mit bewunderungswürdiger Zähigkeit weiter. Man kann diesem

Digitized by Google



kleinen Kulturvolk, das seine nationale Bildung und seine Grundrechte vor der rücksichtslosen Barbarei russischer Machthaber auf einem klaren Rechtsboden zu verteidigen bemüht ist, seine Sympathie nicht versagen. Die „Nation" bringt in dieser Nummer in Form einer Beilage ihren Lesern ein Schriftstück zur Kenntnis, das aus der Feder des früheren finländischen Senators L. Mechelin, eines der hervorragendsten Kämpfer um Finlands Rechte, stammt. Wir empfehlen unsern Lesern die Lektüre dieser Schrift auf das angelegentlichste.

* * *

Der neue Reichstag.

Während das neugewählte preußische Abgeordnetenhaus von seinem Vorgänger kaum zu unterscheiden sein wird, sieht der Reichstag, der in dieser Woche zur ersten Session der elften Legislaturperiode zusammengetreten ist, ganz wesentlich anders aus als der Reichstag der Jahre 1898 bis 1903. Zwischen der Rechten, dem Zentrum und der Linken sind zwar auch im Reichstage wesentliche Machtverschiebungen nicht eingetreten. Aber innerhalb der Linken ist die Verschiebung bedeutsam. Während im letzten Reichstag die drei freisinnigen Gruppen zusammen noch beinahe ebenso stark waren wie die Sozialdemokratie, sind sie im neuen Reichstage noch nicht einmal halb so stark. Selbst mit Einschluß der Nationalliberalen ist die sogenannte bürgerliche Linke nur ungefähr ebenso stark wie die Sozialdemokratie, während sie vorher beinahe doppelt so stark war.

Diese Veränderung des Schwerpunkts auf der Linken wird ohne Zweifel ihre parlamentarischen und politischen Folgen haben. Die Sozialdemokraten, bei denen bekanntlich die Ueberzeugung, daß nur die Lumpe bescheiden sind, tiefe Wurzeln geschlagen hat, werden es darauf anlegen, den Schein zu erwecken, daß sie die einzige Partei bilden, die Volksrechte noch wirksam im Reichstage vertreten wolle und könne, während die Rechte und das Zentrum sich noch mehr als bisher bemühen werden, die Sozialdemokratie parlamentarisch zu isolieren. Diese Isolierung war das Hauptziel des verflossenen Sozialistengesetzes. Je weniger wahrscheinlich es ist, das Sozialistengesetz neu wieder erstehen zu lassen, umsomehr werden die Reaktionäre bemüht sein, die Entfremdung zwischen den in der Sozialdemokratie organisierten Arbeitern und dem liberalen Bürgertum auf anderem Wege durchzusetzen. Sobald es sich um konkrete politische Aufgaben handelt, ist das nicht ganz leicht, da sich bei der Entscheidung über konkrete Fragen die sachlichen Gegensätze zwischen der Reaktion und dem Liberalismus klar erkennen lassen. Wenn es sich um neue Handelsverträge oder eine Reform des Börsengesetzes oder auch nur um die Erneuerung des Handelsprovisoriums mit England handelt, so wird schließlich doch in der Regel der entschiedene Liberalismus mit der Sozialdemokratie zusammengehen, und die reaktionären Parteien werden sich auf der anderen Seite sammeln. Je mehr jedoch die Reichstagsverhandlungen mangels größerer sachlicher Aufgaben zu bloßen Wortgefechten sich entwickeln, umso leichter wird es sein, die verschiedenen Parteien der Linken aufeinander zu hetzen.

Es ist charakteristisch, wie wenig bei allen Erörterungen über die nächste parlamentarische Zukunft bei uns davon die Rede ist, welche Haltung die Reichsregierung einnehmen wird. Man scheint sich ganz des Gedankens entschlagen zu haben, daß die Regierung die Aufgabe hat, in den Parlamenten die politische Führung zu übernehmen. Bei uns fragt man heute nur, welche der politischen Parteien den meisten Einfluß auf die Haltung der Regierung gewinnen wird, und bei der Beantwortung dieser Frage ist wiederum ziemlich alle Welt einig, daß der Reichskanzler wohl oder übel im Kielwasser des Zentrums segeln werde. In Preußen sind es die Junker, im Reich das Zentrum, die die Regierungspolitik vornehmlich beeinflussen. Es ist kein Anzeichen dafür vorhanden, daß sich dieser Zustand ändern werde.

Graf Bülow ist überhaupt nicht der Mann der Initiative. Nicht ungeschickt in der Benutzung augenblicklicher Situationen, scheint er leider durchaus nicht den Ehrgeiz zu besitzen, staatsmännisch mehr zu leisten, als sich aus den Verlegenheiten des Tages mit Geschick herauszuwinden. In unserer inneren Politik ist dieser Mangel weiterer Ziele niemandem mehr verborgen. Aber allmählich stellt sich auch der Zweifel ein, ob es in der auswärtigen Politik anders liegt. Es ist unverkennbar, daß Deutschlands Verhältnis zu den anderen Großmächten einen gewissen Wandel erfahren hat, der Deutschlands politische Lage unbequemer macht. Aus der Extratour, die Frankreich mit Italien tanzte, ist nach und nach eine Annäherung entstanden, die zwar nicht notwendigerweise zu einer Entfremdung zwischen Italien und Deutschland führen muß, aber doch eine gewisse Verschiebung der Sympathien bereits jetzt in die Erscheinung treten läßt. Wichtiger noch sind die freundschaftlichen Beziehungen Deutschlands zu England, die durch den veränderten handelspolitischen Kurs, den die englische Regierung einzuschlagen im Begriff steht, unter Umständen stark in Frage gestellt werden können. Solange in England die Freihandelspolitik unangefochten herrschte, konnte der schutzzöllnerische Ueberschwang in Deutschland unser Verhältnis zu England kaum trüben An Retorsionen wurde in England ernstlich nicht gedacht, solange man von dem Segen des Freihandels auch ohne Reziprozität in den leitenden politischen Kreisen Englands überzeugt war. In dieser Beziehung ist inzwischen eine völlige Wandlung eingetreten. Gerade die Ideen der Retorsionspolitik sind in England auf fruchtbaren Boden gefallen und beherrschen heute bereits die Regierung. Chamberlain, der irrende Ritter von Artur Balfours Tafelrunde, zieht im ganzen Lande umher und gewinnt für diese Retorsionspolitik immer neue Freunde. Deutschen Staatsmännern ist eine neue und keine leichte Aufgabe erwachsen in der Begegnung dieses handelspolitischen Chauvinismus. Es ist noch keineswegs sicher, ob die Chamberlainsche Agitation das englische Volk zum Protektionismus verführen wird. Auch im unionistischen Lager gibt es starke und einflußreiche Kräfte, die dem Protektionismus entgegenwirken. Das energische Eintreten des Herzogs von Devonshire zugunsten der bisherigen Freihandelspolitik ist in dieser Beziehung besonders bedeutsam und wird vermutlich dazu führen, daß die Wahlen, in denen die Entscheidung des Volkes herbeigeführt werden soll, noch geraume Zeit verschoben werden. Umso willkommener würde es Josef Chamberlain sein, wenn er durch Entfachung eines Zollkrieges, insbesondere mit Deutschland, dem kommerziellen Hauptrivalen Englands, die wirtschaftspolitische Diskussion von dem Gebiet kühler Erwägungen auf das Gebiet nationaler Leidenschaften hinüberspielen könnte.

Angesichts dieser Lage Deutschlands England gegenüber wäre es doppelt wünschenswert, wenn das handelspolitische Provisorium, in dem wir uns gegenwärtig mit allen unseren Nachbarstaaten auf dem Kontinent befinden, bald einer definitiven Regelung Platz machte. Es war ein Kardinalfehler, daß man aus Liebedienerei agrarischen Velleitäten gegenüber den günstigen Moment zu einer einfachen langfristigen Verlängerung der Caprivischen Handelsverträge verpaßt hat. Jetzt hat man einen absurden Zolltarif konstruiert, den man nicht in Kraft setzen kann, und der bei allen Handelsvertragsverhandlungen nur ein Stehimwege ist. Die handelspolitische Lage Deutschlands ist heute ungünstiger, als sie seit Menschengedenken gewesen ist, und Graf Bülow wird seine ganze diplomatische

Geschicklichkeit nötig haben, um das Reichsschiff durch alle handelspolitischen Klippen durchzubugsieren. Wie weit er sich dabei auf die Unterstützung seiner parlamentarischen Freunde auf der Rechten und im Zentrum verlassen kann, ist eine offene Frage. Wir fürchten, er wird auch hier aus lauter Abneigung vor ernsthafteren Kraftproben eine Politik begünstigen, die von der Hand in den Mund lebt!

Theodor Barth.

Ein Gesetzentwurf zur Legalisierung des Unrechts.

III.

Die Sicherung des Glanzes, der bevorzugten Stellung der Familie ist nicht der wesentliche, wenigstens nicht der ausschließliche Zweck, welcher mit dem Familienfideikommiß erreicht werden soll. Denn sicherer in seinen Erträgen als ein Grundbesitzfideikommiß, dessen Einnahmen sehr erheblichen Schwankungen ausgesetzt sein können, ist das Geldfideikommiß; das aber will der Gesetzentwurf verbieten, wenigstens soll es das Grundbesitzfideikommiß nur ergänzen können. Gerade dem Zweck, dem Staat aus geeigneten Familien Beamte und Offiziere zuzuführen, würde aber ein Geldfideikommiß, das diesen Staatsdienern, deren Gehälter den sozialen Anforderungen ihrer Stellungen, besonders in den unteren Chargen, meist sehr wenig entsprechen, Zulagen zu gewähren vermöchte, weit eher Genüge leisten; man verweist statt dessen auf die Form der Familienstiftung.

Der wichtigste Zweck, den das Gesetz erreichen will, ist die Erhaltung des Großgrundbesitzes und zwar in den alten Familien.

„Das Familienfideikommiß ist das wirksamste Mittel, um einen leistungsfähigen Großgrundbesitz und damit einen wirtschaftlich und sozial unabhängigen Großgrundbesitzerstand auf die Dauer zu erhalten. — Zwingt man den Großgrundbesitz unter die Pflichtteilsgrundsätze, so ist erfahrungsmäßig während weniger Generationen zuerst Ueberschuldung und demnächst Zersplitterung des Großgrundbesitzes die Folge."

Diese letztere Behauptung ist ohne jeden Beweis; selbst in Frankreich, wo man bei den Versuchen, die Fideikommisse wieder herzustellen, stets mit denselben Argumenten gekommen ist, schreibt der Vicomte d'Avenel 1894: Was die Bodenfläche angeht, die unter Ludwig XVI. in Anbau gewesen ist, so hat die Bodenzersplitterung seit 100 Jahren nicht merklich zugenommen. — —

Man hat wohl oft Klagen darüber gehört, daß wir zu viel Großgrundbesitz haben, daß die Latifundien eine Gefahr für den Staat seien, daß es notwendig sei, durch innere Kolonisation mehr Klein- und Mittelbesitz zu schaffen; man hat zu diesem Zweck das Rentengutsgesetz geschaffen, die Tätigkeit der Generalkommissionen erweitert, die Ansiedlungskommission mit dem 200 Millionenfonds ins Leben gerufen; der deutsche Bauer mußte durch die Getreidezölle vor dem Untergang bewahrt werden, nun kommt Herr von Podbielski mit seinen Adjutanten und erklärt: Hauptsache ist, den Großgrundbesitz zu erhalten; und da er sich selbst nicht erhalten kann, da er auch mit Getreidezöllen in seinem jetzigen Umfange nicht gut zu erhalten ist, so muß man ihn mit Fideikommissen so festlegen, daß das sträfliche Beginnen, aus Herrenland wieder das zu machen, was es früher war — Bauernland —, zunichte gemacht wird.

Wenn man sich die sieben östlichen Provinzen Preußens ansieht, so ist es wirklich schwer zu verstehen, wie es möglich ist auf den Gedanken zu kommen den Großgrundbesitz im jetzigen Umfang erhalten zu wollen. Umfaßten doch nach Meitzen: „Der Boden des preußischen Staats" bereits 1866 die Krongüter und königlichen Familiengüter 142 700 Hektar, die Staatsgüter (Domänen und Forsten) 2 318 294 Hektar, die im Besitz von Gemeinden befindlichen Güter 522 947 Hektar, die tote Hand (Universitäten, Kirchen, Stiftungen usw.) 507 656 Hektar und die Lehns- und Fideikommißgüter 1 528 842 Hektar ertragsfähige Fläche; allein die der letzteren war aber bis 1900 auf 1 640 842 Hektar angewachsen. Schon 1866 waren also 23 Prozent der ertragsfähigen Fläche dem Verkehr entzogen, dauernd festgelegt; heut dürften es nahe an 24 Prozent sein. Die Betriebe über 100 Hektar nehmen in ganz Deutschland 24,4 Prozent in Preußen 31,7 Prozent und in den sieben Ostprovinzen 42 Prozent der landwirtschaftlich benutzten Fläche ein. Da der fideikommissarisch gebundene Grundbesitz zur Zeit nur 6,24 Prozent der Gesamtfläche des Staates einnimmt, so ist damit klar bewiesen, daß auch, wo diese Bindung nicht besteht, von der behaupteten Zersplitterung des Großgrundbesitzes nicht die Rede sein kann.

Im Gegenteil, wir leiden in Preußen unter einem ganz ungesunden Latifundienbesitz. Rechnet man diesen von einer Besitzgröße von mehr als 1000 Hektar an, so gab es in den sieben östlichen Provinzen Preußens:

Eigentümer	Besitzgröße in Hektar	Anzahl der Güter
854	von 1000 bis 1 500	1360
365	„ 1500 „ 2 000	789
323	„ 2000 „ 3 000	889
182	„ 3000 „ 5 000	814
113	„ 5000 „ 10 000	803
46	„ mehr als 10 000	1799

Diese 1885 Latifundienbesitzer besaßen also 6454 Rittergüter oder jeder durchschnittlich 3,43 Güter. Aber selbst bei allen 17 896 Gütern über 100 Hektar in den östlichen Provinzen ergibt sich, daß im Durchschnitt 1½ Güter auf einen Besitzer entfallen.

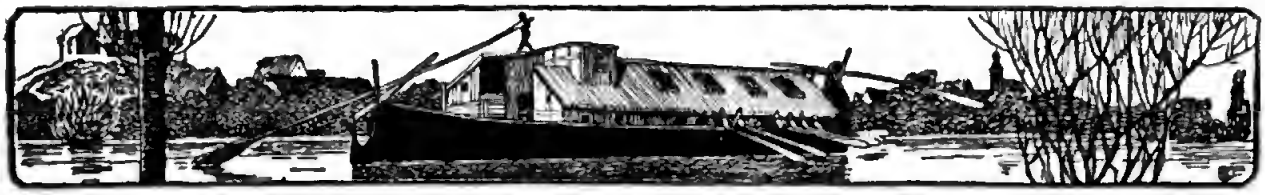
Die 1883 Latifundienbesitzer der sieben Ostprovinzen verfügten nach Conrad über 4,916,897 Hektar oder 21,66 Proz. der in Betracht kommenden Fläche, und zieht man die Domänen und Staatsforsten noch hinzu, so sind das 30,22 Proz. und exkl. der Staatsforsten 22,93 Proz.

In einzelnen Gegenden ist das Verhältnis noch viel ungünstiger; in Schlesien gibt es Kreise, wo 60 Proz. und mehr der ganzen Fläche fideikommissarisch gebunden sind; ähnlich liegen die Verhältnisse im Regierungsbezirk Stralsund.

Es soll der Begründung des Entwurfs ohne weiteres zugegeben werden, daß für die Forstwirtschaft der Großbesitz und Großbetrieb das rationellere ist, ja daß hier die Beschränkung in der Ausnützung durch die Fideikommisse sich eher als volkswirtschaftlicher Vorteil, denn als Nachteil erweist, indem dadurch auf einen nachhaltigen, geregelten Betrieb hingewirkt wird. Aber was daselbst an wirtschaftlichen Gründen für die fideikommissarische Bindung des eigentlichen landwirtschaftlichen Besitzes ausgeführt wird, hält keiner ernsthaften Prüfung stand.

Wenn gesagt wird, daß der Großgrundbesitzer bei hinreichender Kapitalkraft auf den meisten Wirtschaftsgebieten größere Roherträge zu erzielen vermag, als der minder bemittelte kleine Besitzer, so muß eine solche Aeußerung aus dem Landwirtschaftsministerium heraus billig Verwunderung erregen. Bekanntlich liegt der Schwerpunkt der deutschen Landwirtschaft längst in der Viehhaltung und verschiebt sich immer mehr dahin. Selbst nach den famosen Erhebungen über die Renta-

Digitized by Google



bilität typischer Landwirtschaftsbetriebe ergab sich, daß 40,6 Prozent der Einnahmen der untersuchten Betriebe aus dem Verkauf selbst erzeugter Produkte auf Vieh und tierische Produkte entfielen; da diese Erhebungen aber fast ausschließlich die Großbetriebe mit schwacher Viehhaltung berücksichtigten, so muß angenommen werden, daß nicht 40,6 sondern nahezu 60 Prozent hierauf entfallen. Darüber aber ist man sich doch in allen landwirtschaftlichen Kreisen einig, daß die Viehwirtschaft gewissermaßen das Monopol des Klein- und Mittelbetriebes und für den Großbetrieb nur ein notwendiges Uebel ist.

Ein einziges Beispiel genüge dafür, daß der Kleinbesitz auch größere Roherträge herauswirtschaftet, als der Mittelbesitz: Die Domäne Mesekenhagen bei Greifswald ist vor einigen Jahren in Rentengüter umgewandelt worden; früher ernährten sich darauf 100—120 Köpfe, heut 280—300. Die Domäne hielt 41 Pferde, 120 Kühe mit Aufzucht, 150 Schweine und Ferkel, 180 Hühner; bei den Rentengütern betragen die entsprechenden Zahlen 82 — 280 — 350 — 800; die Zahl der Schafe, die früher 600 betrug, ist allerdings auf 20 zurückgegangen. Infolge der stärkeren Viehhaltung und entsprechend dem vermehrten Dünger sind auch die Ernteerträge jetzt erheblich größer als früher; die Kultur ist intensiver geworden. Jetzt wird allerdings nur sehr wenig Getreide verkauft, dagegen an Eiern sechsmal so viel als früher, an Butter 17—18 000 Pfund p. a. ferner zirka 400 Schweine, 200 Fettkälber usw.; 1400 Obstbäume sind heut mehr auf derselben Fläche als damals. Die Rentengutsbesitzer bringen an Pacht und Zinsen ungefähr doppelt so viel auf, wie die Domänenpacht betrug; trotzdem kommen sie vorwärts. Dr. Rubow hat an seiner Heimatgemeinde Schwessin zahlenmäßig das Gleiche nachgewiesen. Auch Conrad sagt in seiner soeben erschienenen Besprechung des Gesetzentwurfs:

„Nur da leistet der landwirtschaftliche Großbetrieb mehr als der Kleinbetrieb, wo er mit hervorragender Intelligenz durchgeführt wird. Daß diese aber durch Fideikommisse nicht gefördert wird, kann man allerdings als einen durchschnittlichen Erfahrungssatz aufstellen. Wenn in den in Rede stehenden Kreisen noch heutigentags die Auffassung besteht und danach gehandelt wird, daß die angemessene Ausbildung für den Gutsbesitzer im Husarensattel gefunden wird und daß nachher ein Jahr genügt, um hoch vom Roß herab als Volontär die Landwirtschaft sich anzusehen und, wenn es hoch kommt, noch ein weiteres Jahr auf irgend einer landwirtschaftlichen Hochschule einige theoretische Lehranschauungen aufgenommen werden, so kann nicht nur keine höhere Leistung erwartet werden, sondern es versteht sich ganz von selbst, daß in diesen so ausgebildeten Herren sogeborene notleidende Landwirte großgezogen werden, die allerdings nur durch Staatshilfe auf Kosten der übrigen Bevölkerung in den gegenwärtigen Zeiten zu erhalten sind, auf die Dauer aber nur, wenn sie mit gesetzlichen Ketten an die Grundstücke gefesselt werden."

Es heißt geradezu die deutsche Landwirtschaft in die Bahnen geringerer Rentabilität, des wirtschaftlichen Rückschritts lenken, wenn man den Großgrundbesitz künstlich erhalten will, wo derselbe wirtschaftlich nicht das Gegebene ist. Die sinkende Tendenz der Getreidepreise, die mit der starken Bevölkerungszunahme des immer mehr zum Industriestaat sich entwickelnden Deutschlands Hand in Hand gehende Preissteigerung der tierischen Nahrungsmittel müssen zur Verringerung und Verkleinerung der Großbetriebe, zur Vermehrung der Kleinbetriebe und kleineren Mittelbetriebe ebenso führen, wie seinerzeit das Steigen der Getreidepreise und das daraus folgende Sinken der tierischen Nahrungsmittel eine der wesentlichsten Ursachen der Aufsaugung des Kleinbesitzes war; gerade das klassische Land des Latifundienbesitzes England und Schottland ist ein beweiskräftiges Beispiel dafür, aber auch Ernst Moritz Arndt hat schon vor hundert Jahren nachgewiesen, daß die Zeit der höchsten Getreidepreise die des stärksten Bauernlegens war.

Wer einen Begriff von dem Landhunger hat, der gerade in den Gegenden herrscht, wo der Großgrundbesitz überwiegt, wie dort die auf erbärmlichstem Boden gebildeten Rentengüter wie warme Semmel weggehen, wie fortwährend von den kleinen Leuten petitioniert wird, Domänen zu zerteilen, abzuverkaufen oder in einzelnen Parzellen zu verpachten, wie gerade da, wo viel fideikommissarisch gebundener Besitz ist, diese Klagen am lautesten sind, der versteht nicht, wie ein landwirtschaftliches Ministerium eine Vorlage bringen kann, den Großbesitz im heutigen Umfang zu erhalten, ja ihn auszudehnen.

Es ist nichts als hohle Phrase, wenn von dem segensreichen Einfluß des mit reichem Kapital und ohne Schulden wirtschaftenden Fideikommißbesitzers als Vorbild für die übrige Landwirtschaft, von der günstigen sozialen Wirkung, die ein solcher Herr für die Umgegend bilde, gesprochen wird. Es soll gewiß nicht verkannt werden, wie vielfach die Bewirtschaftung größerer Güter durch tüchtige Besitzer für die Klein- oder Mittelbesitzer ein segensreiches Vorbild gegeben hat, wie ihr Rat, die Aussprache in Vereinen zur Hebung des Betriebes auch in den kleineren Wirtschaften wesentlich beigetragen hat, aber die Fideikommisse haben hieran einen verschwindenden Anteil, denn je größer der Besitz, um so geringer die Neigung, ihn selbst zu bewirtschaften, auf ihm zu wohnen.

Von den 6454 Gütern in großen Herrschaften über 1000 Hektar waren insgesamt nur 1040 von dem Eigentümer bewohnt, nur von 996 unter ihnen wird mitgeteilt, daß sie ihre Güter selbst bewirtschaften; 239 Eigentümer, die im Besitz von 51,8 Proz. aller dieser Güter waren, blieben diesen ganz fern; 68 Proz. dieser 6454 Güter waren übrigens in den Händen des Adels.

Der Gesetzentwurf will allerdings besonders das Zustandekommen kleiner Fideikommisse fördern, ohne freilich der übermäßigen Ausdehnung großer Schranken zu ziehen. Er will sie schon dann zulassen, wenn sie ein landwirtschaftliches „nachhaltiges" Einkommen von 10 000 Mark gewähren, wovon 7000 Mark aus einem Gutsbetriebe herrühren müssen. Wie mit einem Einkommen von 10 000 Mark der Glanz einer Familie erhalten werden soll, wird in heutiger Zeit nicht recht verständlich sein; im allgemeinen wird man das als das Einkommen eines gut situierten Bürgers ansehen können, der damit keine großen Sprünge machen und nur bei bescheidener Lebensführung seinen Kindern eine angemessene Erziehung geben kann; eine „besonders hervorragende Stellung" wird eine Familie, die im Besitz eines Fideikommißeinkommens von 10 000 Mark ist, nicht einnehmen, selbst dann nicht, wenn dieses Einkommen das drei- oder vierfache betrüge. Je geringer aber das Einkommen des Fideikommißbesitzers, um so größer die Neigung für die benachteiligten Kinder möglichst viel zurückzulegen, um so weniger wird schließlich für die Förderung des Gutes getan, noch dazu, wenn mangels männlicher Leibeserben das Stammgut an eine Seitenlinie übergeht.

Das verhältnismäßig sehr niedrige Einkommen, das von einem Fideikommiß verlangt wird, dürfte aber — und das ist ja die Absicht — dazu führen, daß möglichst viele unserer sog. Rittergüter in Fideikommisse umgewandelt, also dem Verkehr entzogen und dauernd in einer Wirtschaftsform erhalten werden, die vielleicht durchaus unvorteilhaft ist. Bei Gütern dieser Größe ist aber der Ertrag meistens von der persönlichen Tüchtigkeit des Besitzers oder Bewirtschafters abhängig, und diese wird nicht ohne weiteres mit dem Gut ererbt; hier spielt Veranlagung, Charakter, Neigung eine wesentliche Rolle, und indem man ungeeignete Persönlichkeiten unlöslich mit dem Gut verknüpft, züchtet man geradezu notleidende Existenzen; und es wird die natürliche Folge sein, daß, da ja Staat und Gesetz die Erhaltung dieser Familien in einer bevorzugten Lage mit einem nachhaltigen Mindesteinkommen verlangen, nunmehr auch die Gewährleistung dieses Einkommens beansprucht wird, wobei der Antrag Kanitz noch als die mildeste Form einer solchen Garantie angesehen werden dürfte.

Schon jetzt ist die Zunahme der fideikommissarisch gebundenen Fläche eine recht erhebliche. In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sind zu den 1850 bereits vorhandenen 520 Fideikommissen mit 1 262 850 Hektar Fläche 500

Digitized by Google

neue mit 995 000 Hektar Fläche hinzugetreten; davon kam allerdings ein nicht unbeträchtlicher Teil auf Umwandlung alter Lehngüter, wobei indessen der vorhandene Allodialbesitz meist mit gebunden wurde. Heut, da der Umwandlungsprozeß beendet ist, sind doch im Jahrfünft 1896—1900 noch 64 neue Fideikommisse errichtet, 197 erweitert worden, und trotz des Aufhörens von 5, der Verkleinerung von 217 Fideikommissen betrug in diesen fünf Jahren der Zugang an gebundener Fläche 75 193,7 Hektar, eine Zahl, die die Begründung auffallend gering findet. Aber selbst bei dieser ungewöhnlich geringen Zunahme würde dies für ein Jahrhundert über $1^1/_2$ Millionen Hektar ausmachen; und es läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß der Gesetzentwurf seinen Zweck erfüllt, und in ganz anderem Maß als bisher Fideikommisse gegründet werden. Gerade in einer Zeit, da die Sucht nach Titeln und Würden eine so lebhafte ist, da so häufig reiche Bürger zu Edelleuten, diese zu Freiherren und Grafen, letztere zu Fürsten gemacht werden, da gerade das Streben nach Rangerhöhung bei dem Großgrundbesitz so stark ist, und da reich gewordene Industrielle viel mehr Wert auf den Rittergutsbesitzer, namentlich aber auf den „feudaleren" Fideikommißbesitzer, als auf den Geheimen Kommerzienrat legen (obgleich auch dieser unter Umständen nicht verachtet wird), muß ein solcher Gesetzentwurf ganz außerordentlich stimulierend auf die Bildung von Fideikommissen wirken; denn gerade die bevorzugte Stellung der Familie, die der Entwurf will, ist der stärkste Anreiz für die Plutokratie Großgrundbesitz zu erwerben, ihn fideikommissarisch zu binden. Das ist stets so gewesen: zu Pitts Zeiten beherrschte ein reich gewordener Industrieller auf Grund des Landes, das er aufgekauft hatte, 7—8 Unterhausmitglieder; hunderte strebten danach ähnlichen politischen und sozialen Einfluß zu erlangen.

Durch dieses Streben, Großgrundbesitz und damit politischen und sozialen Einfluß zu erlangen und der Familie durch Bindung zu erhalten, findet auf der einen Seite eine Steigerung der Nachfrage nach Land, auf der anderen eine Beschränkung des Landangebots statt, die zu einer künstlichen Steigerung der Bodenpreise führt; Landbesitz wird Luxussache; es entsteht ein schneidender Widerspruch zwischen Kaufwert und Ertragswert von Grund und Boden; für den reichen Mann, der der sozialen Stellung wegen oder zu seinem Vergnügen Land erwirbt, ist das nicht von Belang, aber dem kleinen Landwirt wird es dann unmöglich, Besitzer zu werden. Obgleich der Kleinbetrieb in England heute der wirtschaftlich vorteilhaftere ist, kann sich ein Kleinbesitz, ein Bauernstand dort nicht mehr entwickeln; nachdem durch die zweihundertjährige Wirkung der Fideikommißgesetze über die Hälfte, nahezu $^3/_4$ des Bodens sich in der Hand von Leuten befindet, die eine Leibrente davon beziehen, aber weder verkaufen noch testieren können und nach dem Rest von seiten der großen Masse reicher Leute lebhafte Nachfrage besteht, ist für den Bauer, der des Ertrages wegen wirtschaften muß, kein Platz mehr.

Der ungesunden Ausdehnung der Fideikommisse glaubt der Entwurf dadurch begegnen zu können, daß er für die Errichtung neuer, die Erweiterung bestehender die königliche Genehmigung verlangt. Daß damit irgend ein Schutz geschaffen wird, glaubt im Ernst wohl niemand. Mit Recht sagt Conrad:

„Man stelle sich doch nur vor, in welche mißliche Lage man den Herrscher versetzt, an den solche Gesuche von ihm nahestehenden Persönlichkeiten gebracht werden, auf deren Freundschaft er Gewicht legt, auf deren Unterstützung er in vieler Hinsicht angewiesen ist. — — Macht man aus Baronen Grafen, aus Grafen Fürsten, so steigert man den Standesaufwand noch in besonderer Weise; und der Fürst, der die Standeserhöhung durchführt, fühlt sich natürlich auch verpflichtet, nun auch die wirtschaftlichen Grundlagen für den erforderlichen Aufwand zu schaffen resp. zu fixieren und zwar durch Vergrößerung und Ausdehnung der Fideikommisse."

Der Entwurf mag den Besitzern von Fideikommissen willkommen sein, indem er ihnen in deren Verwaltung und Benutzung größere Freiheit einräumt, besonders lästige Schranken beseitigt; für das Land muß er verhängnisvoll werden auch in wirtschaftlicher Beziehung, da er den Anreiz zu umfassenden Neugründungen von Fideikommissen gibt; und insofern wirken auch die technischen Verbesserungen, die er bringt, nachteilig.

Hatte man mit dem Rentengutsgesetz ein schwaches Pferd vor den Wagen der inneren Kolonisation gespannt, so spannt man mit diesem Entwurf zwei starke Pferde dahinter, zumal wenn er in dem Geist ausgeführt wird, der die Begründung durchweht, der Geist rechtlichen, politischen, sozialen und wirtschaftlichen Rückschritts.

Ein Fideikommißgesetz, das einen bescheidenen Fortschritt darstellen sollte, müßte vor allem zwei Bestimmungen haben:

1. Die Errichtung und Erweiterung von Familienfideikommissen ist verboten.
2. Ueber die Auflösung bestehender Familienfideikommisse entscheidet der Familienschluß mit einfacher Mehrheit.

Bei dem auf Grund des elendesten aller Wahlsysteme gewählten preußischen Abgeordnetenhause, bei dem Vorwiegen der Fideikommißbesitzer im Herrenhaus kann leider über das Zustandekommen des Entwurfs kein Zweifel sein, nicht einmal darüber, daß die Mehrheiten dieser gesetzgebenden Körperschaften alles tun werden, um den jetzt drei Prozent betragenden Stempel, der bei Errichtung zu bezahlen ist, auf ein Prozent herabzusetzen. Graf Mirbach hat es ja schon früher beantragt: „Uneigennützige Hingebung" nennt das die Begründung.

Georg Gothein.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Eine Parallele.

Die einen waren konservative Rittergutsbesitzer, der andere war ein sozialdemokratischer Rechtsanwalt. Die einen wohnten in Gr. Satspe im Reichstagswahlkreise Kolberg-Köslin, der andere hatte einen doppelten Wohnsitz, in Rostock und in Berlin. Die beiden konservativen Rittergutsbesitzer hatten sich als Wahlvorsteher und Beisitzer gemeinschaftlich einer Wahlfälschung schuldig gemacht, indem sie ein paar Dutzend Stimmen, die für den freisinnigen Kandidaten abgegeben waren, heimlich und in betrügerischer Weise mit Stimmzetteln, die auf den konservativen Kandidaten lauteten, vertauschten. Der sozialdemokratische Rechtsanwalt hatte bei der Hauptwahl am 16. Juni seine Stimme in Rostock, wo er als Wähler eingetragen war, abgegeben und am 25. Juni bei der Stichwahl nochmals in Berlin, wo er ebenfalls in der Wählerliste stand. In dem einen Fall leugneten die Angeklagten den Tatbestand, ohne zu bestreiten, daß sie sich einer Wahlfälschung schuldig gemacht hätten, wenn die ihnen zur Last gelegten Handlungen erweisbar seien. In dem anderen Fall gab der Angeschuldigte offen zu, daß er doppelt gewählt habe, bestritt aber, daß seine Handlung strafbar sei, und schützte eventuell einen Rechtsirrtum vor. In beiden Fällen handelte es sich um bisher unbescholtene Angeklagte. In beiden Fällen nahm ferner das erkennende Gericht die Schuld als erwiesen an, bei den konservativen Rittergutsbesitzern im vollsten Umfange der Anklage, bei dem sozialdemokratischen Rechtsanwalt nur insofern, als er zu Unrecht bei einer Stichwahl in Berlin abgestimmt habe, nachdem er bei einer Hauptwahl in Rostock bereits von seinem Recht als Wähler Gebrauch gemacht hätte. Das erkennende Berliner Gericht kam zu einer Verurteilung von 14 Tagen Gefängnis, lehnte es aber ausdrücklich ab, dem Angeklagten

irgend ein ehrloses Motiv zu unterstellen. Das erkennende Köslmer Gericht verurteilte die Angeklagten zu sechs Wochen Gefängnis.

Wie aber stellten sich die Vertreter der öffentlichen Anklage in den beiden zur Parallele herangezogenen Straffällen? Der Köslmer Staatsanwalt beantragte sechs Wochen Gefängnis und keinen Ehrverlust, der Berliner Staatsanwalt beantragt vier Monat Gefängnis und ein Jahr Ehrverlust. Artikel 4 der Verfassungsurkunde für den preußischen Staat enthält die Bestimmung:

„Alle Preußen sind vor dem Gesetz gleich."

Junius.

Die deutschen Handelshochschulen.

Die älteste der vier gegenwärtig in Deutschland bestehenden Handelshochschulen hat im Sommer 1903 ihr elftes, die jüngste ihr viertes Semester beendet. Diese Zeit ist zu kurz, als daß sich schon die Erfolge der neuen Hochschulen in weiteren Kreisen hätten bemerkbar machen können. Doch ist sie lang genug, um es lohnend erscheinen zu lassen, einen Rückblick auf die bisherige Entwicklung der deutschen Handelshochschulen zu werfen.

Trotz ihres gemeinsamen Programms haben sich die einzelnen Anstalten recht verschiedenartig entwickelt. Vergleiche können nur mit großer Vorsicht gezogen werden, da die gleichen Bezeichnungen (z. B. der verschiedenen Hörergruppen) an den verschiedenen Anstalten mehrfach Ungleiches bedeuten. In Cöln werden die „Semmaristen", d. h. die seminaristisch gebildeten Lehrer, welche sich auf die Handelslehrerprüfung vorbereiten, nicht zu den „Studierenden" gerechnet, in Leipzig wohl; in Frankfurt heißen die Studierenden einschließlich jener „Seminaristen" „Besucher". Auch sind die Begriffe „Hospitanten" und „Hörer" in Cöln und Frankfurt keineswegs gleichbedeutend. Es würde zu weit führen, die zum Teil recht umständlichen Definitionen der Begriffe hier anzugeben. Die Hospitanten und Hörer hören entweder nur wenige Vorlesungen, oder sie besitzen nicht die Vorbildung, die sie zur Immatrikulation als Studierende berechtigen würde.

Die Leipziger Handelshochschule zählte in ihrem zehnten Semester (Winter 1902/03) 395 Studierende, die Aachener, welche erst vor kurzem die Bezeichnung „Handelshochschule" erhalten hat, gleichfalls in ihrem zehnten Semester (Sommer 1903) nur elf Studierende, die Cölner Handelshochschule in ihrem fünften Semester (Sommer 1903) 221 Studierende ausschließlich der „Seminaristen", deren Zahl von achtzehn im ersten auf acht im vierten Semester gesunken war, die Frankfurter Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften, die nach ihrer Satzung „auch alle Aufgaben einer Handelshochschule zu erfüllen hat", in ihrem vierten Semester 121 „Besucher". Abgesehen von der Aachener Anstalt, hat der Besuch der Handelshochschulen beständig und verhältnismäßig rasch zugenommen.

In der Statistik der Leipziger Handelshochschule werden keine Hörer erwähnt; Hospitanten kennt man dort nicht. In Aachen zählte man neben den elf Studierenden noch drei Hospitanten und zwei „Gäste". Dagegen betrug in Cöln die Zahl der Hospitanten und Hörer in jedem Semester etwa 600 bis 700, in einem (Winter 1902/03) sogar 1331. Die Frankfurter Akademie hatte in jedem Semester rund 300 bis 500 Hospitanten und Hörer. Zum Vergleich der Cölner und Frankfurter Ziffern ist zu bemerken, daß in Frankfurt nicht nur von der Akademie, sondern auch noch von anderen Instituten, wie z. B. vom Freien deutschen Hochstift, wissenschaftliche Kurse veranstaltet werden, die ein zahlreiches Publikum anlocken, während die Cölner Handelshochschule keine ähnlichen Einrichtungen neben sich hat.

Auffallend ist an der Leipziger Handelshochschule die große Zahl der studierenden Ausländer. Von den 395 Studierenden des zehnten Semesters waren 220 Inländer und 175 Ausländer; etwa die Hälfte der letzteren stammte aus Rußland. In Cöln zählte man unter den 221 Studierenden nur zwanzig Ausländer, in Frankfurt unter den 121 „Besuchern" nur neunzehn.

Ueber die Vorbildung der Studierenden ist folgendes festgestellt worden. In Leipzig waren die Studierenden im Winter 1902/03 etwa zur Hälfte Abiturienten höherer Lehranstalten; unter diesen befanden sich 144 Ausländer und nur 45 Inländer. Die Zahl der seminaristisch gebildeten Lehrer (sämtlich Inländer) betrug 46. Dazu kamen 157 Kaufleute mit dem Einjährig-Freiwilligen-Zeugnis (darunter 127 Inländer). In Aachen gelten auch für die Studierenden der Handelshochschule die Immatrikulationsbedingungen der technischen Hochschule; dort berechtigt also das „Einjährigen"-Zeugnis nicht zur Aufnahme. Von Cöln wird berichtet, daß von den 201 im Sommersemester 1903 immatrikulierten deutschen Studierenden 48 unmittelbar nach dem Abiturienten-Examen und 155 nach beendigter kaufmännischer Lehrzeit die Handelshochschule bezogen hatten. Ueber Vorbildung und Beruf der übrigen Zuhörer werden keine Angaben gemacht. Die Frankfurter Akademie ist in erster Linie für solche Besucher bestimmt, welche die erste und grundlegende wissenschaftliche Ausbildung in ihrem Berufe bereits empfangen haben; sie soll in dieser Hinsicht eine „Ergänzung zu den bestehenden Universitäten und technischen Hochschulen", d. h. eine Fortbildungsanstalt für bereits akademisch Gebildete sein.*) Tatsächlich waren auch im Sommer 1903 von ihren „Besuchern" 40, von den Hospitanten 47 bereits akademisch gebildet. Unter den „Besuchern" befanden sich 62 Kaufleute, 19 Industrielle und Techniker, 17 Juristen und höhere Verwaltungsbeamte, 3 mittlere Verwaltungsbeamte, 13 seminaristisch gebildete Lehrer, die sich größtenteils auf den Handelslehrerberuf vorbereiten, 3 Studierende der neueren Sprachen und 4 Vertreter sonstiger gelehrter Berufe. Die Hospitanten und Hörer setzten sich dem Berufe nach folgendermaßen zusammen: 99 Kaufleute, 13 Industrielle und Techniker, 15 Juristen und höhere Verwaltungsbeamte, 18 mittlere Verwaltungsbeamte, 16 akademisch gebildete Lehrer, 56 seminaristisch gebildete Lehrer, 43 Lehrerinnen, 12 sonstige Berufe, abgesehen von den berufslosen Frauen, deren Zahl 41 betrug.

Von der Art des auf den Handelshochschulen betriebenen Studiums kann man sich auf Grund der über die Anstalten veröffentlichten Berichte ein Bild machen. Ueber die prinzipielle Seite der Sache habe ich mich in meiner Broschüre „Das Studium auf der Handelshochschule" (Berlin 1903, L. Simions Verlag) eingehend geäußert. Ich stellte, gestützt auf programmatische Erklärungen von berufener Seite, das Postulat auf, daß das Studium einen durchaus hochschulmäßigen Charakter tragen solle; es solle keine direkte Vorbereitung auf den Broterwerb bezwecken, sondern eine hohe, allgemeine geistige Bildung vermitteln; es müßten die Lehrfreiheit der Dozenten und die Lernfreiheit der Studierenden gesichert sein; kurz es müsse auf der Handelshochschule nach den alten bewährten Grundsätzen der Universitäten gelernt, gelehrt und geforscht werden, das Niveau des Unterrichts solle daher, ohne allzu

*) Auch in Cöln sind für das Wintersemester 1903/04 „verwaltungsakademische Kurse" angekündigt worden.

große Rücksicht auf die schlechter vorgebildeten Elemente unter der Zuhörerschaft, der Vorbildung der Abiturienten höherer Schulen angepaßt werden. Es ist ein ungemein schwieriges Problem, in welchem Verhältnis die allgemeine akademische Geistesbildung zur besonderen kaufmännischen Fachbildung auf den neuen Unterrichtsanstalten stehen sollte. Von der Lösung desselben wird es abhängen, ob diese Anstalten sich als wirkliche Hochschulen bewähren, oder ob sie sich allmählich zu mittleren Fachschulen umbilden werden. Auf anderen Wissensgebieten, z. B. bei der Ausgestaltung des landwirtschaftlichen, technischen, bergmännischen Unterrichtswesens, hat man sich den gleichen Problemen gegenüber gefunden; und es hat sich gezeigt, daß in den Fällen, in denen die Zulassung zu den Anstalten schon bei geringerer Vorbildung möglich war, und in denen das Unterrichtsniveau aus „praktischen" Gründen dem niedrigeren Bildungsstande angepaßt wurde, die Anstalten es sehr schwer, ja unmöglich fanden, den Charakter einer Hochschule zu wahren. Wie sich die deutschen Handelshochschulen in dieser Hinsicht entwickeln werden, ist gegenwärtig schwer vorauszusagen. Da der Kaufmannsstand sich aus sehr verschiedenen sozialen Bestandteilen zusammensetzt und die verschiedensten Bildungsschichten umfaßt, so ist es nicht unmöglich, daß im Laufe der Zeit auch unter den Handelshochschulen eine Differenzierung eintreten wird. Die jetzt bestehenden Anstalten haben zweifellos sämtlich das lebhafte Verlangen, vollwertige Hochschulen zu sein und zu bleiben. Aber es fehlt doch nicht an Anzeichen, daß in gewissen Kreisen der Wunsch besteht, auf den Handelshochschulen die auf die unmittelbare praktische Verwertung hinzielende kaufmännische Fachbildung zuungunsten der allgemeinen Geistesbildung in den Vordergrund zu rücken. Bis jetzt handelt es sich nur um von vielen kaum bemerkte Tendenzen dieser Art, in denen aber meines Erachtens ernste Gefahren enthalten sind. Das gewiß berechtigte Bestreben, an dem Nutzen der neuen Unterrichtsanstalten möglichst weite Kreise des Kaufmannsstandes teilnehmen zu lassen, kann zu einer verhängnisvollen Herabdrückung des Unterrichtsniveaus, zur Einbuße des Hochschulcharakters führen. Es ist meines Erachtens die Pflicht weitsichtiger Verwaltungsbehörden und namentlich der Dozenten, beizeiten dieser Tendenz entgegenzuwirken.

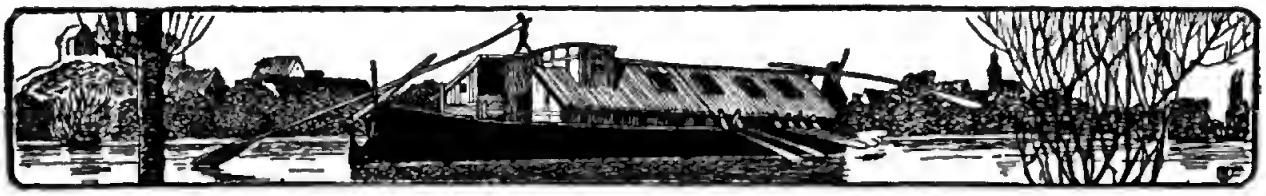
In den Leipziger und Aachener Handelshochschulen, deren Studierende bekanntlich auf die Vorlesungen an der Universität und der technischen Hochschule angewiesen sind, besteht eine solche Tendenz selbstverständlich nicht. An diesen Anstalten ist umgekehrt zu befürchten, daß die speziellen Interessen der kaufmännischen Studierenden beim Ueberwiegen der Juristen usw. in den Vorlesungen und Uebungen nicht genug berücksichtigt werden können. Am 6. November 1902 betonte der Studiendirektor der Leipziger Handelshochschule, Professor Raydt, in einem Vortrage von neuem, es sei „ein auf gänzlicher Unkenntnis beruhender grober Irrtum, wenn man die Leipziger Handelshochschule als eine Fachschule bezeichne und sie als solche niedriger als eine Universität einschätzen wolle." „Unsere Hochschule gibt den jungen Leuten, die sich für die höchsten Aufgaben des Handelsstandes vorbereiten wollen, eine tiefgehende, akademische Bildung in allen Wissenszweigen, die mit dem Handelsverkehr und den Grundlagen des Handels zusammenhängen." (Vergl. Fünfter Jahresbericht der Handelshochschule zu Leipzig. Leipzig 1903, S. 7.) Um Mißverständnissen vorzubeugen, setze ich hinzu, daß nicht ein mit dem Minimum der verlangten Vorbildung einsetzendes viersemestriges Handelshochschulstudium als gleichwertig mit einem regelmäßigen Universitätsstudium angesehen werden kann, sondern daß zur Vollwertigkeit die Vorbildung der Abiturienten höherer Lehranstalten und ein sechs- bis achtsemestriges Studium auf der Handelshochschule gehört.

Die Gefahr, daß dem niedrigeren Bildungsstande und den unmittelbaren „Bedürfnissen der Praxis" allzugroße Konzessionen gemacht werden, besteht für alle selbständigen Handelshochschulen, zumal wenn sie jung sind und den Ehrgeiz haben, möglichst rasch äußere Erfolge zu erzielen.

Der Studiendirektor der Cölner Handelshochschule, Prof. Schumacher, hat vor kurzem einen sehr interessanten „Bericht über den ersten zweijährigen Studiengang" an dieser Anstalt veröffentlicht. Der Bericht zeigt, mit wie großem Eifer man in Cöln gearbeitet, und wie sehr man sich bemüht hat, die für die Handelshochschule zweckmäßigste Unterrichtsmethode zu finden. Indessen kann ich mich bei der Lektüre der sehr dankenswerten Veröffentlichung des Gedankens nicht erwehren, daß man in Cöln grundsätzlich geneigt ist, jene gefährlichen Konzessionen zu machen, ja bereits damit begonnen hat. Nach meinem Empfinden wird in der Cölner Schrift der Ton zu sehr auf die gewiß nicht zu unterschätzende praktische Verwertbarkeit der auf der Handelshochschule zu erlangenden Bildung gelegt, und zwar auf den in Geld zu berechnenden Nutzen im kaufmännischen Berufe. Diese Bildung soll, wie es in der Broschüre heißt, „die Anwartschaft auf die höheren und höchsten Stellen gewähren, für die in allen Zweigen des Handels und der Industrie immer fühlbarer der große Mangel an geeignet vorgebildeten tüchtigen Kräften hervortritt". Ich vermisse in dem neueren Bericht — im Gegensatz zu manchen früheren programmatischen Erklärungen — ein Hervorheben des geistigen Wertes der Hochschulbildung, ein Anklingen jenes Idealismus, der doch, man sage was man wolle, das kostbarste Gut des deutschen Volkes und zugleich, wie Prof. Raydt in dem bereits erwähnten Vortrag sich ausdrückte, der „beste Realismus" ist.

Als das „wichtigste Hauptfach" gilt nach dem Cölner „Bericht" die Volkswirtschaftslehre. Sie kann und muß in der Tat an der Handelshochschule eingehender und ausführlicher behandelt werden als an der Universität. Es ist auch durchaus zu billigen, wenn „die Organisation des Weltverkehrs und Welthandels, insbesondere das internationale Geld-, Bank- und Börsenwesen, die Handelsgeschichte und Handelspolitik der wichtigsten Kulturländer der Gegenwart, die Gewerbe- und Sozialpolitik, vor allem die moderne Arbeiterfrage, das Versicherungswesen sowie die Kolonialwirtschaft" an einer Handelshochschule in einer Vertiefung und Ausführlichkeit behandelt werden, „wie sie nur ausnahmsweise sonst sich vorfinden". Aber unter dieser Bevorzugung gewisser Teilgebiete der Wissenschaft dürften meines Erachtens andere nicht leiden. Ich halte es für höchst bedenklich, den Unterschied zwischen dem üblichen Universitätskolleg über theoretische Nationalökonomie und der entsprechenden Vorlesung an der Handelshochschule so zu formulieren, daß an letzterer „abstrakte Theorien, z. B. spekulative Untersuchungen über den Wertbegriff zurücktreten" sollen. Die „Theorien", mit denen der Universitätsstudent vernünftigerweise bekannt gemacht werden kann, sollten dem Studierenden der Handelshochschule nicht fremd bleiben. Für ebenso bedenklich halte ich die Zurückdrängung der Finanzwissenschaft und der Agrarpolitik, „die für Studierende einer Handelshochschule keine unmittelbare Bedeutung hat und erst bei Erweiterung der allgemeinen Bildung dieselben fesselt". Eine Vernachlässigung der agrarpolitischen Fragen innerhalb des weiten Gebietes der Wirtschaftspolitik ist nicht nur wissenschaftlich anfechtbar, da sie das Verständnis mancher wichtiger volks- und weltwirtschaftlicher Zusammenhänge erschwert, sie ist auch vom nationalen Standpunkt zu bedauern, da auf diese Weise eine Gelegenheit zur Milderung sozialer Gegensätze, der Konflikte zwischen einseitigen Vertretern der Interessen der Landwirtschaft und der Industrie, versäumt wird. Der Industrielle und Kaufmann soll, wie in dem Cölner Bericht mit vollem Recht hervorgehoben, die Arbeiterfrage genau studieren; dasselbe gilt aber auch aus ganz ähnlichen Gründen von der Agrarfrage. So können die Handelshochschulen dazu beitragen, die sozialen Gegensätze abzuschwächen oder wenigstens die Kurzsichtigkeit, welche die Interessenkämpfe so sehr erschwert, zu vermindern. Darin erblicke ich eine ihrer wichtigsten Aufgaben.

Digitized by Google



Befremdend sind die Ausführungen des Cölner „Berichts“ über das Studium der Rechtslehre. Hier wird ein Unterschied gemacht zwischen dem „streitigen Recht“, das für den Fachjuristen in erster Linie steht, und dem „Recht des täglichen Geschäftslebens“, das im Mittelpunkt des Unterrichts an der Handelshochschule stehen soll. Ich halte diese Einteilung für sehr unglücklich. Die Ausscheidung des an der Handelshochschule vorzutragenden juristischen Stoffes ist jedenfalls außerordentlich schwierig; um so vorsichtiger muß man bei der Formulierung der hierbei maßgebenden Grundsätze sein. Ich fürchte, daß viele Juristen aus den Cölner Ausführungen den — sicher nicht berechtigten — Schluß ziehen werden, daß an der Handelshochschule die Rechtslehre nicht nach streng wissenschaftlicher, hochschulmäßiger Methode behandelt wird.

Diese Beispiele mögen genügen. Sie deuten an, wohin man eventuell gelangen kann, wenn man nach der Cölner Methode „jede Vorlesung ausschließlich den Bedürfnissen des Kaufmanns anpaßt“.

An der Frankfurter Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften glaubt man den Interessen der Studierenden, auch der kaufmännischen, mehr zu dienen, wenn man beim Studium, so weit möglich, die alte bewährte Methode der Universitäten anwendet; das schließt nicht aus, daß man beständig Fühlung mit der Praxis sucht. In sehr eindrucksvoller und klarer Weise ist der Standpunkt der Frankfurter Akademie noch jüngst beim Rektoratswechsel am 21. Oktober 1903 von den Professoren Morf und Burchard begründet worden, deren Reden jetzt auch gedruckt vorliegen (Verlag von G. Fischer-Jena). In manchen Fällen ist man in Frankfurt, nachdem gewisse Neuerungen sich als unpraktisch erwiesen hatten, zur alten Methode zurückgekehrt. Es hat sich z. B. gezeigt, daß die Spezialisierung der Vorlesungen neben manchen Vorzügen auch erhebliche Nachteile hat, und daß die großen zusammenfassenden Vorlesungen, wie sie an den Universitäten regelmäßig gehalten werden, nicht entbehrt werden können. So ist an der Frankfurter Akademie die vier- bis fünfstündige Vorlesung über „praktische Nationalökonomie“ oder „Wirtschafts- und Sozialpolitik“ wieder eingerichtet worden; eine solche Hauptvorlesung erwies sich als notwendig zur Gewährung eines Gesamtüberblicks über das weite Gebiet der Wirtschafts- und Sozialpolitik und zur Darlegung des Zusammenhanges der vielen wirtschafts- und sozialpolitischen Einzelprobleme. Ein besonderer Vorzug des Unterrichts an der Frankfurter Akademie besteht in der Veranstaltung von zahlreichen „Uebungen“. Die Akademie wendet in besonders ausgiebigem Maße diese neueste außerordentlich erfolgreiche Methode der Universitäten an. Sie hat eine stattliche Zahl von Seminaren eingerichtet, ein volkswirtschaftliches, ein juristisches, ein statistisches, ein Versicherungsseminar, ein Seminar für Handelslehrer, ein neusprachliches Seminar. Die Tätigkeit dieser Seminare erstreckt sich allerdings teilweise über das Arbeitsgebiet einer Handelshochschule hinaus; die Mitglieder derselben haben zum großen Teil schon ein Hochschulstudium hinter sich. In den Seminaren halten die Studierenden, wie an der Universität, schriftlich ausgearbeitete Vorträge, denen regelmäßig Diskussionen folgen. Zu diesen wichtigsten Uebungen treten andere, für welche die juristischen „Praktika“ und „Exegetika“ der Universitäten vorbildlich geworden sind; sie erstrecken sich auch auf nichtjuristische Fächer, z. B. auf die Volkswirtschaftslehre. Eine Neuerung bilden die „Besprechungen“, die im Anschluß an Vorlesungen abgehalten werden. In diesen Besprechungen wird den Studierenden Gelegenheit gegeben, unter Bezugnahme auf das Vorgetragene Fragen zu stellen, Bedenken zu äußern usw.; die Dozenten treten auf diese Weise in nähere Fühlung mit ihren Hörern und können sich vergewissern, inwieweit die Studierenden den Vorträgen zu folgen vermögen. Zuweilen knüpfen die Besprechungen an die Lektüre geeigneter Schriften an; in diesem Falle können sich die Studierenden besser auf die Erörterung vorbereiten und aus derselben größeren Nutzen ziehen. Es ist bekannt, wie sehr viele Universitätsdozenten eine Ergänzung der üblichen Vorlesungen durch derartige Uebungen wünschen. Die Methode hat sich an der Frankfurter Akademie so gut bewährt, daß die Zahl der Uebungen und Besprechungen von Semester zu Semester rasch zugenommen hat. Für das Wintersemester 1903/04 sind beispielsweise allein in der volkswirtschaftlichen Abteilung fünf verschiedene Seminarübungen, drei sonstige Uebungen und drei Vorlesungen mit Besprechungen angekündigt. Uebrigens sind auch an der Cölner Handelshochschule in den letzten Semestern ähnliche Uebungen und Besprechungen eingerichtet worden.

Zur Zeit dürfte es kaum möglich sein, sich über die zweckmäßigste Einrichtung des Studiums auf der Handelshochschule zu einigen. Vielleicht wird man sich nie darüber einigen; und es wird sich wohl allmählich die jetzt schon wahrzunehmende Differenzierung zwischen den Handelshochschulen verschärfen. Viele werden sicher auch in Zukunft das Hauptgewicht auf eine unmittelbar im Beruf zu verwertende höhere Fachbildung legen. Zahlreiche andere indessen werden nach einer allgemeinen wissenschaftlichen Geistesbildung verlangen, die zwar erst mittelbar, dann aber um so intensiver und umfassender der Praxis dient. Namentlich die besser vorgebildeten Studierenden werden sich selbst mit der vollendetsten Schulung für die berufliche Praxis nicht zufrieden geben wollen. Sie werden nach wie vor zur Universität ziehen, es sei denn, daß auch die Handelshochschulen oder wenigstens einige von ihnen sich mit dem Geiste des Idealismus erfüllen, der das Lebensprinzip der deutschen Universitäten ist und sich auch im praktischen Leben als der beste Führer der Deutschen zu Erfolgen im internationalen Wettkampfe bewährt hat.

Frankfurt a. M. Paul Arndt.

Aus unserm Zitatenschatz.

So make politics cowards of us all.

Die „Vossische Zeitung“, unentwegte Vertreterin der Traditionen von 1848, veröffentlicht folgende mannhafte Sätze in dem Leitartikel ihrer Morgenausgabe vom 2. Dezember:

„Die gesamte Stellung der Staatsgewalt zur Sozialdemokratie ist so unzweideutig, daß jeder, der öffentlich für sie eintritt, besorgen muß, daß ihm Unbequemlichkeiten erwachsen, sofern er irgendwie mit der Regierung zu rechnen hat ....

Da ist eine Menge Lehrer, die Mannesmut genug beweisen, wenn sie liberal stimmen. Sie müssen, wenn sie ihre Stimme dem Sozialdemokraten geben, befürchten, auf die schwarze oder vielmehr rote Liste zu kommen und in Zukunft hintangesetzt zu werden. Da sind Privatdozenten, die Professoren, außerordentliche Professoren, die ordentliche werden wollen. Da sind Rechtsanwälte, die auf das Notariat nicht von vornherein verzichten möchten, vielleicht nicht einmal auf den Justizratstitel. Da sind Reserveoffiziere, die vielleicht mit schlichtem Abschied entlassen werden, wenn sie für den sozialdemokratischen Kandidaten stimmen. Die Regierung versagt schon einem sozialdemokratischen Stadtverordneten, wenn er in die Schuldeputation gewählt wird, die Bestätigung; wie sollte man glauben, daß sie einen Stadtrat, einen Bürgermeister bestätigen werde, der sozialdemokratisch gestimmt hat? Die Regierung verfügt über Remunerationen, über Beförderungen, über Lieferungen, über Begünstigungen aller Art. Und viele Wahlmänner, die nicht mit der Regierung zu tun haben, sind an andere Rücksichten gebunden, über die sie sich nicht hinwegsetzen können.“

Digitized by Google

Mörikes Briefe.

Noch der treffliche Goedecke, nach Umfang der Kenntnisse und Unabhängigkeit des Urteils sonst einzig, nennt Mörike nur zweimal und gelegentlich: als Herausgeber der Gedichte des unseligen und früh an der eigenen und an der Not des Lebens verkommenen Wilhelm Waiblinger und bei Ludwig Bauer und der Orplid-Spielerei der beiden Jugendfreunde.

Er wittert Ungesundes dahinter und irrt, mindestens was Mörike anlangt, gründlichst. Es ist das Recht der Jugend, sich eine Traumwelt zu schaffen und nach innerem Bedürfnis auszugestalten. Es hatte so ziemlich jeder seine Orplid-Periode; man wird in „Wahrheit und Dichtung" ähnliches finden. Es ist eben leichter und wird also früher versucht, ganz frei Ersonnenes zu meisteen, ehe man sich mit den harten Realitäten des Lebens stellt und herumschlägt.

Seither ist die Wage manches zur Höhe gestiegen, den man vordem sehr bewundert. Man ist den Schwaben gegenüber, auch Uhland nicht ausgenommen, zweifelnder geworden und findet sie da und dort wohl etwas abgeblaßt. Nur Mörikes Wertung — ich spreche vom Lyriker — steigert sich beständig. Und die beiden Bände seiner Briefe — besorgt von Karl Fischer und Rudolf Krauß — deren ersten eben die Verlagshandlung von Otto Elsner ausgegeben hat, werden seine Gemeinde sicherlich erheblich anwachsen lassen.

Es ist ein sehr inniges Leben, in das wir Einblick gewinnen. Ein leises und heimliches Reifen einer Dichteenatur, die früh den Wert der Beschränkung empfindet, die Zurückgezogenheit preist; denn dem beschaulich Lebenden springen bei zufälliger Begegnung alle jene Züge entgegen, die einer belauern muß, der inmitten der Welt und ihrer Wunderlichkeiten lebt. Eine unendliche Liebe zur Heimat; jeden ihrer Reize saugt Mörike in sich mit einer fast bewußten Zärtlichkeit. Man lese die Schilderung seines Vikariates in Ochsenwang, da er sich behaglich fühlte.

Es fehlt nicht an Schatten. Er selber kränkelt. Geliebte Geschwister sterben, so jener Bruder August, an dem er mit unauslöschlicher Liebe hängt, so seine Schwester Luise. Sein Bruder Karl, musikalisch sehr begabt, läßt sich in „demagogische" Umtriebe ein, die ja in Württemberg erbarmungslos genug geahndet wurden, büßt dafür mit einem Jahr Festung und bringt die ganze Familie in den schlimmen Geruch gefährlicher Gesinnung. Auch Eduard wird in die Untersuchung gezogen — weil er einen Brief, ohne Ahnung von seinem „gefährlichen" Inhalt, befördert.

Ein Makel bleibt, trotz der Gunst der Prinzessin Marie, die des Dichters Wert erkennt und ihm zweimal aus freien Stücken die Mittel zur Wiederherstellung seiner Gesundheit zur Verfügung stellt. Es steht schlecht mit seinen Aussichten beim hohen Konsistorio: er muß ein gut Teil von Württemberg durch und muß so lange als Vikarius wandern, daß ihm die Herzensgeliebte, Luise Rau, darüber verloren geht. Außerhalb der Kirche erkennt die Familie seiner Braut keine rechte Versorgung für einen, der sich ihrem Dienst geweiht, und das Mädchen selber scheint des Harrens müde geworden zu sein. Die schönsten und herzlichsten dieser Briefe gehören ihr.

Mörike selber, so ehrlich er den Gottesmann Martinum verehrt, dessen Tischbecher — ein kostbares Eigen! — sich in seiner Familie vererbt, ist sich über die Berufung zur Seelsorge keineswegs so ganz klar. Er kämpft hart, fast bis zur Schwelle des Cleversulzbacher Pfarrhauses mit sich, da er endlich heimisch wird. Versuche werden gemacht, sich jenseits des geweihten Bereiches ein Hüttchen zu bauen; nichts wird verschmäht, selbst dem Gedanken an den Journalismus, in dem man sich, so einfach eben damals seine Anforderungen noch gewesen sein mögen, gerade Mörike nicht denken kann, wird tapfer ins Auge gefaßt. Man merkt die unwiderstehliche Anziehungskraft eines Welthauses, wie das der Cottas, auf schaffende Geister.

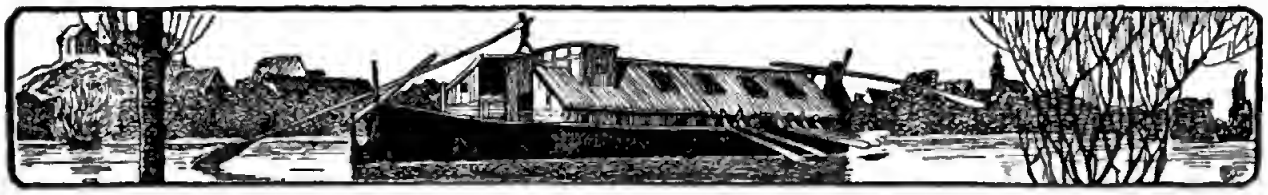
Es fehlt nicht an Humoren. Ganz köstlich ist die Geschichte mit Freiligrath, der durch seinen Aufzug verdächtig wird und den nicht einmal die Verwendung des Baron Cotta so ohne weiteres aus dem Polizeigewahrsam befreien kann. Man lächelt darüber — und dennoch, wie viel gewalttätige Bevormundung und empörende Niedertracht war hinter jenem System. Uebrigens gefällt Freiligrath Mörike nicht übel; trotzdem wird insgeheim und leise über die Kühnheit seiner Reime gespöttelt, sein ganzes Abenteuer Freiligrathisch glossiert. Schärfer und unverhohlener zückt Mörike seine Klinge gegen den frühverstorbenen Wilhelm Hauff, der ihm nach seinem Weltwesen allerdings ein ziemlicher Greuel gewesen zu sein scheint. Er ist eben ein ganzer Schwabe — das heißt, entschieden in Liebe und Haß und immerdar, und gebe er sich noch so harmlos, den Schelm im Nacken.

Jeder Blumengruß ist ihm erquicklich; jedes Geschenk — eine alte Sanduhr, nach der ja die Dauer der Kanzelrede gemessen ward — ein kunstvolles Kruzifix bereitet ihm eine Herzensfreude. Gern treibt er Gärtnerei. Ein Granatenbäumchen, das im schwäbischen Boden anfangs kümmert und dann doch gedeiht und sich mit der roten Pracht seiner Blüten herausputzt, erfüllt ihn mit Jubel und wird einem seiner Herzensfreunde zugeeignet. Ueberallhin begleitet ihn seine Hausmenagerie, wie billig nach Kategorien unterschieden in Geschöpfe verschiedener Artung, und zwar in „stinkende und zugleich singende", zweitens „rein singende", drittens „rein stinkende", viertens „solche, die weder stinken, noch singen, unter welche letztere der Joli und die Katze zu kommen sich schmeicheln". Ganz besondern Spaß macht ihm sein Star. Er führt förmliche Zwiegespräche mit ihm, schilt ihm die italienische Oper und ergötzt sich über das, was der Vogel in seiner Waldsprache entgegnet, will Friedrich Theodor Vischer, der auch durch diesen ersten Band in seinen Anfängen schreitet und gern Tierseelen und — Physiognomien beobachtet, zur Erforschung eines solchen Geschöpfchens anreizen.

Einen ansehnlichen Raum, wie billig, gewinnt die Musik. Er hat sie sehr geliebt und besonders Mozart doch tief und ganz begriffen, hat ja selbst im Knarren eines Pförtchens seine Weisen herausgehört. Seinen eigenen Operntext: „Die Regenbrüder" für Ignaz Lachner hat doch erst Hermann Kurz, mit dem ihn eine herzliche, doch oftmals schwankende Freundschaft verband, zu Ende gebracht. Manche Sorgen bereitet ihm die Vertonung seiner Lieder aus Maler Nolten. Er selber findet gern Weisen, die er aber niemandem übermitteln kann. So hat Bruder Karl diese Aufgabe übernommen: der aber saß eben damals, seine Sünden zu büßen, auf Hohenasperg, und ob eine besonders anregende Lust um die Festung weht, weiß ich nicht. Für ihn überträgt er die Strophe einer lateinischen Hymne voll frommer Inbrunst, wie er sich doch überhaupt — und zwar mit beständiger Rücksicht auf seine Vorgänger — als Uebersetzer betätigt. Gern gedenkt er seiner zeichnerischen Versuche.

Es fehlt nicht an prächtigen und mannhaften Bekenntnissen zur Kunst, die echt goethisch erfaßt und begriffen wird. Ein wunderhübschestes Kapitel ist das der Entdeckung des Grabes von Schillers Mutter auf dem Friedhofe von Cleversulzbach. Nur ein Fruchtbaum bezeichnet die Stelle, wo die Vergessene, die Frau des Majors schläft. Er aber erkundet mit dem Spürsinn des liebenden Forschers aus den Lebensgewohnheiten der Toten heraus, wen dieser Hügel deckt. Ein herrenloses Grabmal wird angeeignet und hergerichtet, indem Mörike den überflüssigen Zierat beseitigt; mit eigener, in solcher Arbeit geübter Hand, in einer Fraktur, auf die sich jeder Steinmetz was einreden dürfte, gräbt er die zwei Worte: „Schillers Mutter" in den Stein, pflanzt eine Trauerweide und rettet so eine Stätte voll ehrfürchtiger und heiliger Erinnerungen für viele.

Digitized by Google



Ein Kompliment verdienen die Herausgeber. Es ist nicht ein leeres Blatt stehen geblieben. Man hat den ersten Band kaum hinter sich und man leckert dem zweiten entgegen und fühlt die herzliche Liebe zu Mörike in sich gefestigt. Denn in ihm ist Anmut und Maß der Seele; eine große Liebenswürdigkeit, die niemals ins Weibische fällt. Es ist ein gar stilles Leben — still, wie ein wohl besäter Acker. Wunden, die darum nicht minder schmerzen, weil sie nach innen bluten. Ein großer Reichtum in den Beziehungen, nicht an ihnen. Keinerlei Hasten oder Drängen nach der Anerkennung, die spät über die kleine Gemeinde kam und nun immer mehr die Besten vereinigt. Ich habe nicht zitiert, so lockend manchmal die Versuchung war. Aber dieses ist ein Buch, nicht zum Herpflücken, zum Genuß für stille und versenkte Stunden.

Wien. J. J. David.

Die Ausstellung der Berliner Sezession.

Es ist ein wunderliches Gefühl, das uns beschleicht, wenn wir aus der jetzigen Sezessionsausstellung kommen, die, wie die vergangenen Winterausstellungen dieser Vereinigung, den zeichnenden Künsten im weitesten Sinne gewidmet ist. Man hat nicht gerade Offenbarungen erlebt, aber eine so große Fülle starker oder merkwürdiger Eindrücke empfangen, wie vielleicht auf keiner Berliner Ausstellung der letzten zehn Jahre. Es ist, als sei man in einer großen Gesellschaft mit vielen neuen Gesichtern gewesen; in einer buntscheckigen Gesellschaft, wo viele Sprachen geredet wurden und manche Erscheinung uns zunächst mehr befremdete als anzog, aber beileibe in keiner schlechten, sondern unter fast lauter geistreichen Menschen, von denen ein jeder etwas besonderes zu sagen hatte. Es befinden sich sonderbare Individuen unter den Künstlern der Sezession, aber daß beinahe alle überhaupt Individuen sind und keine Schablonenmenschen, ist so außerordentlich erfreulich. Unendlich verschieden ist das, was sie uns sagen, und nicht minder verschieden die Art, wie sie es sagen. Die einen sprechen schlicht und kräftig aus, was sie in der Natur gesehen, die anderen erzählen geheimnisvoll, was sie von ihr geträumt. Dem ist sie ein leuchtendes Farbenspiel, diesem ein Spiel seltsam verschlungener Linien. Viele lauschen andächtig auf die Aeußerungen der Menschenseele, andere scherzen über sie, und den dritten zuckt es nur skeptisch oder spöttisch um die Mundwinkel. Um den Vergleich mit der Gesellschaft zu Ende zu führen, so könnte ich sie mir etwa so vorstellen: eine Gruppe, die sich um Auguste Rodin geschart hat, um sich von ihm seine Auffassung von der Form erklären zu lassen, und eine Gruppe von Aesthetен, die in bequemen Fauteuils, die Zigarette im Munde, den Aphorismen Beardsleys lauscht; ein paar ernste und stille Männer um Hans von Marées und ein fröhlicher Tisch, an dem die beiden Schweden Zorn und Larsson mit Liebermann, Slevogt, Corinth und anderen beim Weine sitzen; dann ein paar lustige Gesellen, die, von Gruppe zu Gruppe gehend, ihre Einfälle zum besten geben, und ein paar einsame, wie Turner und Munch, die aus den Ecken heraus ihre Blicke über das Getriebe schweifen lassen.

Mit dieser Charakteristik ist zugleich ein Hauptkennzeichen der Ausstellung gegeben. Wie fast immer in der Sezession überwiegen auch diesmal die Ausländer, nicht der Zahl, aber der Bedeutung nach. Sie sind auch mit den reichsten Kollektionen vertreten. Vermutlich wird dies auch jetzt wieder bedauert und darauf hingewiesen werden, daß weder die Franzosen noch die Engländer noch sonst ein Volk uns darin Gleiches mit Gleichem vergelten. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß diese kein Bedenken tragen, ihre Konzertprogramme oft ganz und gar aus deutscher Musik zusammenzusetzen. Warum sollte der Staat bei uns nicht einiges Geld für französische Bilder ausgeben dürfen, da die Pariser Oper doch ungeheure Tantièmen für die Musikdramen Wagners bezahlt? Und über Unterschätzung unserer eigenen Kunst können wir uns doch nicht beklagen, da Böcklin fast märchenhafte Preise erzielt, Klinger und Thoma in den Himmel gehoben werden und Lenbach und Kaulbach, Uhde und Stuck, Knaus und Meyerheim, Liebermann und Leistikow und viele andere fast alle ihre Werke von der Staffelei weg verkaufen. Uns gegen das Ausland hermetisch abzuschließen, wäre der größe Verderb für unser Kunstleben. Und da in der großen Berliner Ausstellung jetzt eine chauvinistische Richtung die Oberhand zu gewinnen scheint, muß die Sezession um so fester an ihren alten Grundsätzen halten.

Vielleicht das Schönste, sicher aber das Zarteste und Feinste der Ausstellung sind die Aquarelle William Turners (gest. 1851), von denen wohl noch nie eine größere Anzahl in Deutschland vereinigt war. Träume eines Landschafters könnte man sie nennen. In den duftigsten Farben zaubert er uns mit wenigen Pinselstrichen seine Gesichte hin, engere oder freiere Variationen über gegebene Themata — Sonnenuntergang am Meere, Alpenlandschaft, Venedig — oder auch einfach Szenen aus Märchenland. Die Malerei wird ganz zur Musik, zu Harmonien von unsäglichem Wohlklang, das Gegenständliche scheint ganz zu zerfließen, aber seine Stimmung ist mit faszinierender Kraft zusammengefaßt. Noch größeres Aufsehen als diese kleinen Wunderwerke erregen Rodins Handzeichnungen, die einen ganzen kleinen Saal füllen und noch auf die Eingangswand des folgenden übergreifen. Bildhauer pflegen nicht gern zu zeichnen, und wenn sie es tun, so sind ihre die vorspringenden und zurückgehenden Partien andeutenden Striche für den Laien oft kaum zu entziffern. Hier aber haben wir zarte, leicht mit bräunlichen Tönen ausgefüllte Umrißzeichnungen von einem unendlich feinen Gefühl für die Form und die Bewegung. Den größten Erfolg erzielen freilich auch sie bei den Künstlern, und dem ist ganz gut so. Denn das große Publikum wird am Gegenständlichen haften, und dies ist bei Rodin fast immer sehr und zum Teil mehr als erwünscht frei. Aehnliche Bedenken erregen Beardsleys (gest. 1898) Illustrationen. Er hätte sie „Fleurs du mal" nennen können, wie Baudelaire seine Gedichte getauft hat. Die Menschen werden bei ihm zu Arabesken, aber zu Arabesken mit Seele, mit einer abnormen, von perverser Sinnlichkeit erfüllten Seele. Zuerst denkt man freilich nicht daran, da bewundert man nur den unendlichen Geschmack, mit dem die Illustrationen zum Text gestimmt sind, sodaß sich unmittelbar beim Aufschlagen der Seite aus schwarzen und weißen Flecken und in graziösem Rhythmus geschwungenen Linien das harmonischste Bild ergibt. Dringt man aber näher ein, so möchte man oft mit Mephisto ausrufen:

Ich griff nach holden Maskenzügen
Und faßte Wesen, daß mich's schauerte.

Ein ganz starker, ganz persönlicher, aber fast satanischer Künstler.

Von den eigentlichen Graphikern des Auslandes ist diesmal der größte von allen, der jüngst verstorbene Whistler, mit einer kleinen Auswahl von Radierungen vertreten, unter denen sich einige Seltenheiten befinden, so das sehr frei und geistreich behandelte Blatt „Die Schmiede" und die erste

Digitized by Google

Originalradierung, die überhaupt unter seinen Händen entstanden ist, eine topographische Ansicht mit Randskizzen. Angeblich hat der junge Künstler diese „Einfälle" mit seiner Stellung bezahlen müssen — ein Verlust, der ihm reichen Gewinn, die Freiheit eintrug. Von den Franzosen hat Besnard seinen hinreißenden, wenn auch ungleichen Zyklus „La Femme" geschickt, der ein interessantes Gegenstück zu Klingers „Ein Leben" und „Eine Liebe" bildet. Bei Klinger ist das Seelische die Hauptsache, bei Besnard das dramatische Geschehen. In der Darstellung stürmischer Bewegungen leistet er sein Höchstes. Dabei ist er in seinen technischen Mitteln einfacher als jener, da er sich streng auf die eigentliche Aetzung beschränkt. Manchem sind diese Blätter zu virtuos erschienen, aber von Virtuosität können die meisten Deutschen noch eine recht ansehnliche Dosis gut vertragen. Deshalb lieben wir ja die Nordländer so, weil sie — mit Ausnahme Munchs natürlich, der eine fast vollzählige Sammlung seiner Werke geschickt hat — die Pariser Leichtigkeit mit der nordischen Frische und Kraft vereinigen. Zorn ist ein stets gern gesehener Gast der Sezession. Seine Virtuosität verliert sich nie in Mätzchen und Seitensprünge, sondern ist durch den vollsten künstlerischen Ernst gebändigt. Jeder Strich seiner Radiernadel hat Bedeutung, ist kühn und geistreich zugleich. Wie sich da aus Lagen paralleler Striche nicht nur die Form entwickelt, sondern auch Licht und Farbe suggeriert werden, das erweckt immer von neuem unsere Bewunderung. Sein Landsmann Larsson ist bei uns weniger bekannt. Von allen Heimatskünstlern ist er der frischeste, fröhlichste, eigenartigste und talentvollste. Wenn man im Museum in Stockholm die Aquarelle gesehen hat, auf denen er sein Haus und seine Familie schildert, dann bekommt man eine wahre Sehnsucht dieses Heim kennen zu lernen und bedauert, daß man wohl noch einen Tag mit der Bahn und einen halben mit dem Wagen fahren müßte, um da oben in Darlarne bei ihm anzulangen. Ein paar prächtige Porträtköpfe — darunter ein Selbstbildnis —, Kinderbilder mit Blumen, ein reizender Akt im Freien und mehrere Studien und graphische Blätter zeigen hier zwar nicht alles, was er kann, lehren ihn aber doch einigermaßen kennen und lieben. Gesunde Künstler sind auch die beiden Israels, Vater und Sohn, die eine ganze Reihe Zeichnungen und Radierungen gesandt haben. Von den übrigen Ausländern seien noch die in sehr gedämpften und doch starken Farben gehaltenen Landschaften des Londoners Henry Muhrmann und die Zeichnungen der beiden Italiener Fornara und Minozzi genannt, die den Einfluß Segantinis in Auffassung und Technik deutlich zeigen.

Unter den deutschen Städten tritt diesmal Berlin ganz besonders stark in den Vordergrund. Der Führer der Sezession Liebermann hat wieder eine Anzahl seiner beliebten Motive gesandt, Reiter am Meere, badende Knaben, einen Biergarten und ähnliches, zum Teil farbig, zum Teil nur schwarz und weiß. Sehr reich ist Leistikow vertreten, mit ungemein kraftvollen Gebirgsszenerien in Aquarell, Kohlezeichnungen, Lithographien und Radierungen. Corinth stellt den Karton der Mittelgruppe einer Grablegung aus, der die schönsten Erwartungen für das daraus zu gestaltende Gemälde erweckt, ferner Radierungen und Handzeichnungen, darunter Akt- und Handstudien von einer bei dem oft etwas ungeschlachten Maler ungewohnten Feinheit, man könnte beinah sagen Eleganz. Slevogt hat neben ein paar höchst farbigen Impressionen in Pastelltechnik die Originale zu seinem famosen Ali Baba geschickt. Das im vorigen Jahre bei Cassirer erschienene Buch hat den Fehler, daß Druckschrift und Bilder nicht recht zusammen gehen. Trotzdem war es natürlich richtig, diese köstlichen „Improvisationen" der Künstlerlaune mit dem Text zusammen herauszugeben, der sie inspiriert hat. Wer da meint, daß es unter unseren Modernen keine Leute mit Einfällen — künstlerischen Einfällen natürlich — gäbe, kann sich hier eines besseren belehren. Freilich gehört schon ein geschultes Auge dazu, um aus diesen oft krausen Linien, diesen hastigen Andeutungen die Absichten des Malers voll herauszulesen.

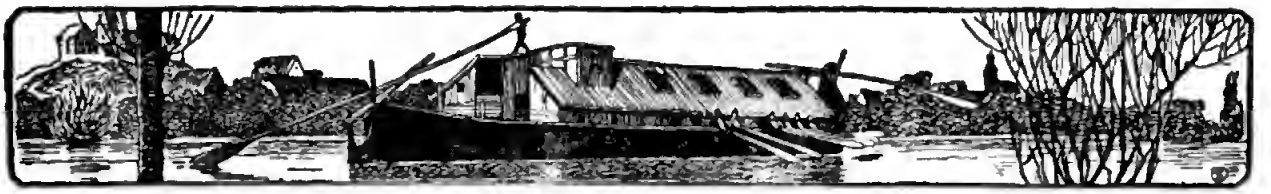
Eine große Ueberraschung bringt uns Heinrich Zille. Sicherlich, der Einfluß Steinlens und Toulouse-Lautrecs ist in diesen farbigen Zeichnungen aus dem wildesten Osten und Norden Berlins zu spüren, aber er hat ihren urwüchsigen Charakter keineswegs zu verwischen vermocht. Dabei sind diese Szenen der äußersten seelischen und körperlichen Verkommenheit mit einem Humor geschildert, der wenigstens dem zweiten der genannten Franzosen vollständig abgeht. Und wie famos sind diese bald zu dicken, bald zu dünnen, bald behaglich sich in ihrem Schlamme wälzenden, bald recht trübselig dreinschauenden, schlampenden und schlotternden, zerlumpten oder mit bunten Fähnlein aufgeputzten Gestalten in ihren Physiognomien und allen ihren Bewegungen festgehalten. Käthe Kollwitz hat außer ihren zum größten Teil schon bekannten Radierungen und Lithographien eine Anzahl Zeichnungen von ungleichem Werte gesandt, von denen besonders einige Köpfe von Arbeiterfrauen einen tiefen Eindruck hinterlassen. Auch die beiden Hübner, Philipp Klein, Otto Feld, Ernst Heilemann, Hermann Struck und mehrere andere haben interessante Arbeiten beigesteuert.

Aus München finden wir zahlreiche Originale Adolph Münzers zu seinen koketten und amüsanten Jugend-Illustrationen, Radierungen von Reifferscheid, einige Zeichnungen Oberländers und — eine Ueberraschung — mehrere köstliche Humoristika Adolf Hildebrands, die scheinbar aus längst vergessenen Mappen ans Tageslicht gezogen worden sind. Dresden ist hauptsächlich durch Zeichnungen Richard Müllers in seiner bekannten bis ins Einzelnste durchführenden Manier, Stuttgart durch Radierungen und Zeichnungen Graf Kalckreuths vertreten. Eine Enttäuschung bereiten die beiden Blätter zum Zyklus „Vom Tode II", die Klinger aus Leipzig geschickt hat. Es kommt mir wahrlich nicht leicht an es aussprechen zu müssen, aber gerade einem Manne wie Klinger gegenüber ist man vollste Aufrichtigkeit schuldig: das ältere Blatt, „Der Künstler", ist wohl das Schwächste, was seit langem aus seiner Hand hervorgegangen ist, und auch gegen das ganz neue, „Die Pest", erheben sich trotz seines unleugbar großen Stimmungsgehaltes manche Bedenken.

Zu den Deutschen dürfen wir auch den Prager Orlik und Ferdinand Andri rechnen, der diesmal Wien ganz allein vertritt. Ersterer zeigt uns, außer einer großen Anzahl seiner bekannten Blätter „Aus Japan", mehrere recht charaktervolle Porträts in den verschiedensten Techniken, letzterer Illustrationen voll sprudelnden Humors zu einer Jugendbücherei. Endlich sind zwei Deutsche zu nennen, die fern von der Heimat in Rom ganz ihren hohen und edlen Idealen gelebt haben, Hans von Marées (gest. 1887) und Karl von Pidoll (gest. 1903). Ihre schlichten und großen Akte und Entwürfe scheinen in das bunte Gewimmel die ernste Mahnung zu rufen, daß es außer der Kunst, die ergötzt und anregt, noch eine andere gibt, die den Menschen in eine Sphäre reinerer Menschlichkeit hebt.

Aus alledem geht hervor, daß die Sezession den Vorwurf der Einseitigkeit, den man früher zuweilen gegen sie erhob, diesmal ganz sicher nicht verdient. Sie hätte es nicht nötig gehabt, ihre abwechslungsreiche Ausstellung durch Werke der Plastik noch anziehender zu gestalten. Da dies aber einmal geschehen ist, so wollen wir ihr auch hierfür danken, für den prächtigen Stier Tuaillons, die Bronzen des Belgiers Dubois, die Gruppen des Fürsten Troubetzkoy und die Werke von August Kraus und Max Levi in Rom.

Walther Gensel.



Theater.

Neues Theater: „So ist das Leben." Schauspiel in 3 Bildern von Frank Wedekind.

Das ist die eindrucksreichste Szene in Frank Wedekinds neuem Schauspiel: nächtlicherweile kommt das fahrende Volk, Gesindel aus aller Herren Ländern, zur Elenden-Messe unter dem Galgen zusammen. Und den Hügel unter dem Galgen betritt der verbannte König, und er singt das Lied seines Leides zum Harfenspiel seines Töchterleins. Mit königlichem Anstand, mit fürstlicher Haltung trägt er es vor. Aber unter dem Gesindel entsteht ein ungeheurer Jubel, sie klatschen in die Hände, sie wiehern vor Lachen. Die Elenden haben in dem König ihren Komiker gefunden. Es fehlt auch nicht an einem fahrenden Komödianten und Eigner eines Thespiskarrens, der den König als Spaßmacher dingt.

Ich meine, Wedekind selbst ist der König unter dem Galgen, dessen Tragik zur Groteske wird. Der den schneidenden Gegensatz in seinem Herzen spürt zwischen innerer Hoheit, die er sich träumt, und der Banalität des Lebens, das ihn umgibt. Der komisch genommen wird, wenn er sein Schalksgesicht in ernsthafte Falten legt und mit pathetischer Geste und absurd-phantastischen Worten von der Tragik des Erdendaseins spricht. Der den Königsmantel der Romantik umgetan hat und darin für einen Maskengarderobier genommen wird. Ist er ein König?

Auf die Szene, von der ich sprach, folgt im losen Wandel dieser Bilder eine andere: der König, der nun zum Spaßmacher herabgesunken, tragiert seine Rolle vor dem Mann, der ihn vom Thron gestoßen und aus dem Land vertrieben, und der nun seinerseits König geworden ist. Schlächtermeister war er ursprünglich seines Zeichens. Wieder jubelt und lacht die Menge. Der allein, der nun das Szepter führt, empfindet die tiefe Tragik, den Seelenschmerz des Königtums aus den Worten und Gesten des spaßigen Tragikers heraus; er führt ihn von der kleinen Bretterbühne herab, um ihn zu seinem Hofnarren zu machen. Hofnarr, das heißt bei Wedekind, vertrautester Berater. Es ist klar, daß diesem Auftritt Steigerung gegen den voraufgehenden nottat, daß in dieser Begegnung das Drama seinen Höhepunkt finden mußte. Ging dort die Tragik ins Groteske über, so mußte hier die Groteske tragisch zwingend erscheinen. Und hier versagt Wedekind gänzlich. Nur das Negative ist ihm gegeben. Als Zerstörer einer Welt ist er prachtvoll; aber wo es gilt, das kleinste Eckchen wahren Daseins aufzubauen, versagen ihm die Fähigkeiten. Er ist Karikaturist aus Zwang, nicht aus Laune. Was er bietet, ist auch immer Augenblickseinfall. Keine Vorbereitung, keine Steigerung. Mit seinen Kräften hauszuhalten, versteht er nicht.

Ist Wedekind ein König, so gehört er sicherlich zur Art derer, die vertrieben werden. Er mag, wie es ihn dünkt, eine Herrschernatur sein, aber er herrscht nicht. Wie sehr er ein negativer Geist, verrät schon seine Technik. Anstatt den Stoff zu gliedern und zu komponieren, zerpflückt er ihn in Fetzen. Die flickt er dann wieder bunt aneinander. Man könnte aus seinem Drama ganze Auftritte herausstreichen, und es entstände keine Lücke. Man könnte andere Bilder hinzufügen, und es gäbe keinen Ueberfluß. Die Bühne, für die Wedekind schreibt, ist das Kasperle-Theater der Romantik.

Ich gestehe, mir liegt dies einfältig groteske Kasperle-Theater ganz so am Herzen, wie Wedekind selbst. Ich weiß, man kann sich über Arnim und Brentano die Stirn kalt und das Herz heiß lesen. Und es ist keiner unter den Modernen, der bei allen Exzentrizitäten den Volksliedton der Romantik so zu treffen gewußt hätte, wie Wedekind in seinem neuen Drama. In einzelnen Zügen sind ihm ganz tiefe und ganz echte Wirkungen gegeben. Wie im Volkslied ist bei ihm die Phantastik hin und wieder wundersam schlicht. In grellen Gegensätzlichkeiten läßt er ein Gefühl in seiner äußersten Kraft erstehen. Das flackernde Licht seiner Fackel erhellt manche Züge menschlicher Art wirkungsvoller, als die klarste Beleuchtung. Es ist keckste Eigenart in der Weise, wie er seine Puppen schnitzt, seine groteske Linienführung ist immer ganz persönlich. Marottenhaft und wunderlich gibt er sich, aber auch mit verwegener Laune und mit übermütigem Herrengefühl. Er hat den Sonderlingsstolz. Er ist der letzte Nachkomme jener Romantik, die in ihrem Wesen mannhaft war und echt und kantig und nach Gelbveigelein nichts fragte. Wirklich, es fällt mir schwer, mit diesem Manne unter dem Galgen, der die Königsrolle tragiert, zu rechten.

Aber König Wedekind dekretiert: So ist das Leben, und man kann nicht umhin, das Dekret der landflüchtigen Majestät zu deuten.

So ist das Leben: der Schlächtermeister wird König, und der geborene Herrscher wird vom Thron gestoßen, aus seinem Reich vertrieben. Die einzelnen Etappen seiner Wanderfahrt durchs Leben bilden die lose gefügten Handlungsmomente des Dramas, das alles, nur kein Drama ist. So ist das Leben, daß dem Schicksal Gewalt wurde, das Oberste zu unterst zu kehren. Ein tolles Spiel treibt das Geschick mit Menschen: für den Niedrigen, Gemeinen hat es einen Thron und einen Hofstaat und Prachtgewänder, die aufrechte Herrennatur zieht es in den Staub und zwingt sie, an der Landstraße ihr Brot zu betteln. Der geborene Herrscher wird Schneiderlehrling, und da er in tiefster Erniedrigung sich selbst, den König verflucht, wird er wegen Majestätsbeleidigung vor Gericht gestellt. Er muß im Gefängnis schmachten. Er findet auf der Elenden-Messe für das Wort seines Schmerzes nur Hohn und wird der Hofnarr des Mannes, der ihn der Krone beraubt, seines Landes verwiesen hat. Das Leben ist ein Würfelspiel; wer etwas einzusetzen hat, verliert.

Aber seltsam! Es ist, als hätte die Romantik, die allzeit Trügerische, Wedekind die Würfel, die Beweiskraft haben sollten für das Spiel des Schicksals, vertauscht. Mit ihrer doppelzüngigen Doktrin vom Gottesgnadentum der Herrschaft hat sie den Adepten gefoppt. Wer immer auf dem Thron sitzt, sagt die Romantik, ist König von Gottesgnaden; sie beugt ihr Knie auch vor der Majestät, die vor der Oelung mit Hackmesser und Wurstkessel hantierte.

Zunächst: der Schlächtermeister erweist sich bei Wedekind als ein viel besserer Herrscher als die geborene Herrennatur. Ihn liebt sein Volk, der Friede segnet seine Grenzen. Gut! sei das Ironie. (Ironie, wenn man so will, mit einem starken Wirklichkeitszug.) Aber sehr bald erweist es sich, daß der Schlächtermeister mit der Krone auch innerlich ein König ist. Er allein ist imstande, die Tragik aus dem Theaterspiel seines vertriebenen Rivalen herauszufühlen. Er macht ihn zu seinem Ratgeber, er befolgt seinen Rat. Da der Mann im Narrenkleide sterbend bekannt hat, er sei kein anderer als der frühere König selbst, läßt er ihn, trotzdem alle Beweise fehlen, nur auf die Möglichkeit der Wahrheit hin, in der Fürstengruft beisetzen. Er willigt ein, daß sein eigner Sohn die Tochter des verachteten, landflüchtigen Mannes als Gemahlin auf seinen Thron erhebt.

Wie also ist das Leben? Der Verstoßene wird in seinem Kinde wieder erhöht. An Stelle der würdigen Natur ist ein anderer, nicht minder Würdiger auf den Thron erhoben. Das Schicksal hat die Drähte gerührt, aber es hat sie nicht verwirrt. Wie also ist das Leben? Man erwartete von dem ironischen Manne eine ironische Antwort, der Anfang seines Dramas schien die Annahme zu bestätigen: man steht zum Schluß der baren Antwortlosigkeit gegenüber. Wedekind ist wie eine Sphinx, die die Lösung ihres Rätsels selbst vergessen. Sein Drama fällt in Einzelwirkungen auseinander, es fehlt das geistige Band.

Der Mann unter dem Galgen, der die Königsrolle tragiert, ist kein König. Wedekind hat kein Reich verloren, er

Digitized by Google

hat nie eins besessen; alles entgleitet ihm unter den Händen. Man mag mit ihm weinen oder über ihn lachen, es bleibt sich gleich. Unter dem Galgen gilt sein keckes Schalksgesicht für ein Königsantlitz. Niemand aber, weder die Gefoppten noch die Enttäuschten, sollten den Spielmannsdank ihm schuldig bleiben.

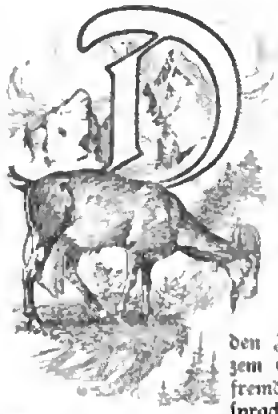
Ernst Heilborn.

Der Gaiß-Christeli.

Eine Skizze.

[Nachdruck nicht gestattet.

(Schluß.)



D rinnen, in dem großen Hotel, schien niemand weder Zeit noch Acht für den Gais-Christeli zu haben. Eine ganze Anzahl Menschen standen noch herum; soeben angekommene Fremde, die in allen Sprachen durcheinander welschten, der Portier in der Goldtressenuniform, ein anderer noch vornehmerer in langem Tressenrock, ein paar Kellner, die hin- und herschwirrten wie Fliegen, und den Frack wie eine Fahne hinter sich herwehen ließen; endlich ein ganz hoher unter den Menschen, den Zylinder in der Hand, in schwarzem Gehrock und weißer Weste. Eine fremde, erregte, vielschwatzende Frau sprach den letzteren ein paarmal hintereinander mit „Herr Direktor" an. Der Direktor hielt einen Zettel in der Hand, von dem er Nummern ablaß, worauf, wie der Christen deutlich sah, die fremden Reisenden in einen Kasten gesperrt wurden, der mit ihnen plötzlich in die Höhe fuhr. An diesem Kasten stand ein Bub wie er selber einer war, jesses nur ganz anders, auch in eine Uniform gesteckt, und geschniegelt und städtisch und — und frech — denn er entdeckte ihn, den Christen, zuerst und sah ihn dann mit einem Blick an, als ob er die Stelle verunreinigte, wo er stand. Er sneß auch den Mann im langen Tressenrock an, als er eben wieder die Kastentür hinter zwei Reisenden schloß, sodaß dieser auf ihn, den Christen, aufmerksam wurde. Der Mann kam kurz darauf mit zwei großen Schritten herüber gestiegen. „Was willst denn Du?" fragte er mit nur halblauter, heftiger Stimme und einer Entrüstung im Ton, als hätte der Christeli ihm vorher die Zunge gezeigt. Der schluckte einmal; einen großen Klumpen Zorn und Tränen schluckte er hinunter. Dann murrte er: „Zum Bruder will ich, zum Arnold aus Ober-Ebneten, der hier ist." Da schob ihn der andere durch eine ziemlich verborgene Tür in der Nähe aus der hellen Halle in die Dunkelheit eines engen Ganges. „Jean", rief er da mit gedämpfter Stimme, in irgend eine Tiefe hinab, „der Jean soll kommen." Dann drehte er sich ab und ging davon. Der Christen stand jetzt nicht nur allein, sondern auch in der Nacht des Flurs völlig blind da. Aber nicht lange. Schritte kamen über eine steinerne Treppe aus jener Tiefe herauf, in die der Betreßte hinabgeschrien hatte. Auf einmal knarte etwas, und der Blitz eines Lichtes sprang so jäh von der Decke herab, daß der Bub ganz dumm dastand, als hätte ihn ein wirklicher Blitz geschlagen, und es war doch nur eine elektrische Lampe aufgeflammt.

„Bist Du's?" fragte einer den Christen, und 's war sein Bruder, der Hans, den er jetzt ein Jahr nicht mehr gesehen und den er kaum mehr erkannt hätte, wenn nicht in der Stimme und Sprache doch noch die Bergrauheit geklungen hätte. Sonst hatte der Hans beim Eid nicht mehr viel Heimi,ches an sich. Die Ohren standen ihm noch vom Kopf wie ehedem, aber das Gesicht war so — so glatt, wie die Stadtgesichter sind und — und eine grüne Schürze trug er, eine Weste mit schwarz glänzenden Aermeln dazu, sauber sah er aus, gar nicht mehr grobknochig, nicht mehr bäurisch schwerfällig.

„Bist Du's?" sagte der Hans.

„Tag", gab der Christeli zurück. Er streckte dem Bruder die Hand hin; ihre Finger berührten sich kurz, trocken, wie sie sich in den Bergen grüßen.

„Komm", sagte dann der Aeltere und stieg über enge gewundene Steintreppen dem Christen voran, immer höher; der Gaisbub war schon auf manchen Berg gestiegen, so hoch glaubte er in seinem Leben nie gekommen zu sein.

„Daß Du immer da gehst, wenn Du auf und ab mußt im Haus", sagte der Hans, „nicht über die Fremdentreppe, hörst".

„Ja", sagte der Christen. Von dem, was der andere meinte, hatte er keine Ahnung. Aber er wallte es sich nicht merken lassen. Der — der Hans hatte auch so etwas an sich, so etwas Herrenhaftes, gleichwie der andere, der vorhin in der Halle, der nach jedem Satz beizufügen schien: Lug doch nicht so dumm darein, Christen!

Endlich hatte die berghaft hohe Treppe ein Ende und mündete in einen Gang, der unterm Dach lag; weißgetünchte Sparren waren hoch an der Decke erkennbar. Auf den Gang führten eine Menge Türen, von denen der Hans eine auftat. „Da schlafen wir", sagte er, „der Küser schläft auch da und der Liftbub". Was das für zwei waren, wunderte den Christen nicht, weil ihm der Kopf schon dumpf war und nichts neues mehr darin Raum hatte.

„Zieh das Sonntagsgewand aus", befahl jetzt der Hans, „dann kommst herunter, über die Treppe hinab in die Putzkammer, wirst es schon finden".

Er stand schon wieder in der Tür, als er das sagte. „Wie geht es daheim?" fragte er aber doch noch.

„Gesund sind sie", sagte der Christen. Dabei sah er den Bruder mit einem verfahrenen Blick an, sah gar nicht den, sondern irgendwie durch denselben hindurch in blaue, dunstumsponnene Ferne. Riesige steinerne Mauern ragten auf — Berge — Berge.

„Mach, eil Dich," sagte der Hans.

„Ja", gab der Christen mechanisch zurück. Aber als der andere schon hinaus war und die Tür geschlossen hatte, stand er noch immer und sah ins Leere und sah fern verschleiert — das — was er von der Straße in die Gasthofhalle tretend mit in das Haus hereingenommen hatte. Er mußte sich einen Stoß geben, daß er davon los kam. Nachher tat er seinen Handkoffer auf und zog sich um. Das dauerte nicht lang; denn eine Unruhe trieb ihn, zu erfahren, was in diesem großen, fremden Haus, in dem einer nicht Lust hatte zu atmen, weiter werden würde. Er verließ die Kammer und suchte die dunkle Treppe, fand sie auch und stieg hinab. Seine schweren Schuhe klapperten auf den Steinstufen. Er stieg hinab und gab sich Mühe, die eigenen Tritte zu dämpfen, deren Schwere ihm zum erstenmal in seinem Leben auffiel. Von der Treppe schien ihm, daß sie geradewegs in die Hölle hinabführen müßte; denn sie wollte immer nicht aufhören und immer nicht. Unten, als es endlich heller zu werden anfing — ein Lichtstreifen stach aus irgend einer Tiefe herauf — begegneten ihm zwei Befrackte, zwei Kellner. Sie stutzten, als er über sie kam, sahen zuerst ihn und dann einander an; dann platzten beide mit einem Lachen heraus, sprachen auch etwas in einem Deutsch, das von dem Christen seiner Sprache so verschieden war wie eine feine Frauenhand von einer Knechtsfaust und das der Bub deshalb nicht ganz verstand, aus dem er aber erriet, daß sie sich über ihn

Digitized by Google

lustig machten. Darum hatte er das dunkle Blut in den braunen Backen, als er kurz darauf vor der Tür eines großen, lauten Raumes stand, von dem, so unerfahren er war, er doch wußte, daß er eine Küche war. Zwei mächtige Herde mit glänzendem Kupfergeschirr standen in der Mitte, und an die zwölf Köche in weißen Jacken, Schürzen und Kappen fuhren hin und her. Eine Menge anderer Leute gingen ab und zu, es war ein Lärm, Rasseln, Klirren, Klappern, Schwatzen, Schelten, Lachen, daß einem der Kopf davon brummte. Und in der hellen Tür stand der Christeli wie aus einer andern Welt hergeregnet, unbeholfen, klein und klotzig, rauh und eckig, wie ein rechter Stein, der sich denen da, dem Küchenvolk, in den Weg gewälzt. Ein Frauenzimmer, das eben und blindlings durch die Tür gerannt kam, überrannte ihn fast, kreischte eines, schimpfte eines, war aber eilig und machte sich weiter. Inzwischen kam von hinten der Hans Arnold über den Gaisbub. Woher der aufgetaucht war, wußte der Christen nicht; der Teufel mochte sich da unten in dem Gewier von Gängen zurecht finden!

„Komm doch", sagte der Hans ärgerlich. Da ging der Christen dem Bruder nach, aber er sah nicht, wohin ihn der brachte. Sie standen gleich darauf an einer anderen Tür, die zu einem kleineren, allerlei Maschinenzeug haltenden Raum führte. Der Christen sah, daß das dem Hans sein Reich sein mußte, also auch seines. Er staunte die Maschinen an, von denen eine ein Rad war, in dem Messer steckten. Als er das eine Zeitlang betrachtet hatte, war es auf einmal verschwunden und statt seiner war Dunst und Nebel und fernes Gebirg und er starrte hinüber und dachte: Jetzt laufst dann, wieder heim laufst! Eine lange Weile merkte er nicht, daß der Hans auf einem Tisch saß und auf ihn einredete, ihm gute Lehren gab, ihn foppte und schmähte zugleich, weil er so dumm sei.

„Morgen mußt zum Herrn!"

Erst dieses Wort fing Christens Ohr auf. Er fuhr herum. „So zum Herrn, zu dem, dem der Schweizerhof gehört?" fragte er.

„Ja, da wirst eingeschrieben. Eine Predigt bekommst auch, wie Dich zu halten und was zu tun hast! Stell' Dich dann nicht so dumm! Sagst auch Ja zu allem, hast gehört, nachher kannst immer tun wie Du willst und ich will Dich schon weisen."

Der Christen sah den Hans an. Der tat, als ob er etwas gelte in dem großen Haus, war nicht scheu und langsam, wie doch jeder in Ober-Ebmeten war — war kein rechter Ebmeter mehr! Der Christen würde das vielleicht laut heraus gesagt haben, aber der andere stieg eben von seinem Tisch, weil eine Glocke tönte, und sagte: „Zum Essen läutet's. Komm, Du! Wirst wohl mögen."

So trotteten sie zusammen nach der großen, heißen, hellen Küche zurück und durch diese hindurch nach einem Nebenraum, wo zwei große Tische und eine Herde Brettstühle standen. Um die Tische herum saß ein ganzes Volk, Männer und Frauenzimmer, fürnehme und weniger fürnehme, geschniegelte und schlichtere, nur bäurisch wie der Christeli war keins . . Aber sie schwatzten und aßen hastig und beides mit unheimlicher Fertigkeit. Der eine Tisch schien der adligere zu sein; es war nicht der, an dem sie selber, der Hans und der Christen, sich jetzt niederließen. An seinem einen Ende saß ein Herr mit einer weißen Weste und einem hochtrabenden Wesen, dann ein Kellner, mit einem Bürgermeisterbauch und einem großen Schnurrbart und ein nicht mehr ganz junges Fräulein mit einer weißen Schürze und einem Schlüsselbund am Gürtel. „Der Sekretär, der Oberkellner und die Haushälterin", erklärte der Hans, weil er sah, daß der Christen hinüberstarrte. Zu jenen trat jetzt einer von den Köchen, ein großer, dicker Mann mit einem fetten Gesicht und fetten Fingern. Der Christen hatte gesehen, daß der in der Küche nichts tat, sondern nur befahl, daß er also wohl eine Art Kochoberst sein mußte. Jetzt aber trug er eine große gedeckte Schüssel und stellte sie eigenhändig vor die drei wichtigen Persönlichkeiten hin, die der Hans vorhin benannt hatte. Diese schlugen darüber ein Halloh auf, drückten dem Küchenmenschen die Hand und nannten ihn mit allen schönen Namen.

„Alle Augenblicke steckt er denen etwas Besonderes zu", murrte der Hans dem Christen ins Ohr, „wir andern müssen fressen, was auf den Tisch kommt."

Das schien aber dem Christen nicht zutreffend; denn ein Kellner, der eben eine Platte mit Hühnerbraten in die Küche gebracht hatte, kam gar nicht erst an den Tisch herüber, sondern griff mit fünf Fingern in seine Platte, nahm und nagte, was und so viel ihm beliebte, in einer andern Ecke aber stand ein Mädchen und schlang von dem kunstvollen Bau einer süßen Speise hastig so viel hinunter, als für sechs gewöhnliche Menschen genügt hätte.

Und das ganze Treiben war fremd; unschön; wider den Strich ging es einem. Der Christen war baff. Er nahm mechanisch ein Stück Fleisch aus einer Schüssel, die ihm einer hinbot, aber die Augen hatten so viel zu tun, daß der Mund nicht auf seine Rechnung kam. Jetzt stieß eines der Frauenzimmer einen kleinen Schrei aus, und ein allgemeines Gelächter entstand, weil der Person ihr Nachbar, der Goldtressenportier, sie geküßt hatte. Darauf kreischte eine andere, weil einer der Köche sie in den Arm kniff, dann schimpfte hier einer, und dort schüttelte ein anderer sich vor Lachen und dann warf der Oberkoch einem seiner Handlanger eine Pfanne nach, weiß der Himmel warum. Der Christen saß und hatte keinen Atem. Keine Luft war in dem Küchenloch und unter den Menschen allen und keine Stille war da und — und —

Ha — jetzt war alles versunken, der Wirrwarr der essenden und schnatternden Gasthofangestellten und die Küche und die Wände und — Nebel war und ein Weg — hinauf — hinauf zwischen Lehnen und Felsen — heim!

Der Christen stand auf; er hatte noch keinen Bissen angerührt.

„Was willst denn? Iß doch einmal", sagte der Hans. Der Bub gab keine Antwort. Er ging zwischen den Tischen hindurch auf seinen schweren klappernden Schuhen unbeholfen aber störrisch.

„Wo willst denn hin, Du?" rief der Hans ihm nach. Die am Tisch lachten. Als der Christen immer weiter ging, nicht Antwort gab und sich nicht umsah, wieherten sie. Aber der Bub trat in die Küche und ging zur Tür hinaus.

Als der Hans nach einer Weile oben in der Kammer ihn suchte, lag er im Bett und tat, als schliefe er. „Wart", dachte jener, „morgen will ich Dich drillen."

Am anderen Morgen rüttelte er den Christen frühzeitig aus dem Schlafe. „Du, mach, daß fertig wirst, wir müssen früh an die Arbeit hier, tu nicht so faul, beim Eid!"

Der Christen war in Oberebmeten mit der Sonne aufgewesen; von Langschlafen hatte er nie etwas gewußt. Jetzt aber murrte er, drehte und dehnte sich, während der andere in die Kleider fuhr und schimpfte. Der Kleine brachte es auch fertig, erst mit einem Bein aus dem Bett zu sein, als ihre beiden Schlafgenossen schon aus der Tür waren und der Hans der ihm im Zorn die Bettdecke weggerissen hatte, mit einem „Dem Vater will ich es berichten, was Du für ein stieriger bist, ein Holzkopf, ein besessener" das Zimmer verließ. Dann aber ging es wunderbar schnell, daß der Christen auf einmal geschuht und gewandet im Eingang zur Putzstube des Bruders stand. Nicht nur geschuht und gewandet, auch den neuen schwarzen Filzhut hatte er auf und den Handkoffer trug er in der Hand. Er stellte den letzteren fest auf den Boden, sodaß der Hans, der emsig daran war, einen Stiefel glänzend zu reiben, sich umsah und dann so wie angedonnert dastand, daß trotz seiner verfeinerten Gasthofkleidung plötzlich der Oberebmeter wieder an ihm erkennbar war, der ob etwas Neuem Maul und Augen aufreißt. Er glich jetzt auch dem Christeli wieder, und aufs Haar.

„Ich gehe dann wieder heim!“ sagte der.

„Was?“

Der Schuh flog auf die Putzbank. Mit der Bürste kam der Hans auf den Christen los. „Meinst, ich laß mich für das ansehen? Eine Stelle habe ich Dir besorgt hier, jetzt willst fortlaufen und ihn zum Narren halten, den Herrn! Meinst — memst, das laß ich mir nachsagen! Willst den Koffer hinauftragen oder nicht und“ — er hob drohend die Bürste.

„Blas mir“, sagte der Christeli. Sein braunes Gesicht sah aus wie gegossen, Zug um Zug ganz straff und fest. Die braunen Augen leuchteten in einem kriegerischen Zorn. In diesem Augenblick kamen schwere knarrende Schritte den Steinbodenflur entlang, der Goldtressenportier! Er blieb stehen. „Was ist denn?“ fragte er.

„Er will fortlaufen“, sagte der Hans, der so wild war, daß er fast flennte.

„Dreckbub, Du,“ sagte der mit den Goldtressen. — „Willst wohl an die Arbeit gehen oder — “ drohte er dann und streckte den Arm aus, als ob er den Christen schütteln wollte. Der bückte sich, entwischte und stellte sich wieder, ein paar Schritte entfernt, den Handkoffer fest in der Hand. „Blas mir, Du,“ sagte er. Damit zündete er mit einem braunen Blitz aus seinen Augen furchtlos in die des Tressenmannes. Im nächsten Augenblick stürmte er davon. Fast durch Zufall fand er den Weg gleich in die Vorhalle, wo die Säulen standen und alles Pracht und Reichtum war. Hier rannte er gegen den fein schwarz gekleideten, zylindertragenden Herrn, den Direktor.

„Wo willst denn Du hin?“ fragte der.

„Blas mir“, schrie der Christen zum drittenmal und schwang den Handkoffer, daß er selber nur so flog. Dann stürmte er aus der großen, weit offenen Tür auf die Straße, sah nichts mehr, hörte nichts mehr, merkte nur plötzlich, daß er Luft hatte, freie, kühle, morgendliche Luft. Da jauchzte er, gellend und jäh: „Juhuhuhui“.

Die Straße war noch still, die wenigen Vorübergehenden aber blieben stehen, starrten ihn an, lachten — einer schimpfte: „Auch ein guter, scheint er, der Lausbub da —.“

Aber in der Ferne, weit über dem nebelverhangenen See schimmerte es weiß und wie rosig übergossen, als brenne ein Licht verborgen hinter Schleiern und werfe seinen Schein auf Schnee — fern — fern! — Das waren die Berge!

* * *

Ich habe das Kuhhorn gehört, in das der Gais-Christeli stieß, als er von seiner Talreise heimkam. Ich weiß nicht, welche Macht in dem Brüllen des Horns gelegen hat, wenn der Uristier der Alten hineinstieß in Kampf und Sieg! Aber — aber, mir scheint — der kann auch nicht mächtiger hineingeblasen haben als jetzt der Christeli. In dem Hornton war Brüllen und Jauchzen und Schmettern, man fühlte, wie dem, der hineinstieß, die Brust schwoll, ja man zagte fast: Wird sie ihm nicht springen!

Und — irgendwie — an dem Gaisbub, dem krummbeinigen, braunen, dem Alltagbub, dem einer hundertmal begegnen kann, ehe er ihm einmal auffällt, ist seitdem etwas! — Etwas Großes ist auf einmal an ihm.

In den Bergen haust das arme Volk. Da hocken die Bauern unter den Lawinen und wenn diese kommen und Gaden und Häuser zerschmettern, stehen jene und starren, und nachher stellen sie Häuser und Gaden wieder hin, wo die zerstörten gestanden, zäh, weil — es nur einen Heimatboden gibt. Da hocken Bauern und hungern und sehen weiter unten im Tal die Leute auswandern, die arm sind wie sie, und anderwärts ein leichteres Brod suchen, sehen es und bleiben sitzen, weil — weil es nur einen Heimatboden gibt! Ihrer einer ist der Bub, der Christen. Heim ist er gekommen, weil er nicht abtrünnig werden kann, und es ist etwas Großes um einen, der nicht abtrünnig wird in dieser Zeit, da die geschmeidigen und feinen so zahllos sind, die sich bücken und winden und sich finden und denen die Welt gehört!

Göschenen (Schweiz). Ernst Zahn.

„Maeterlinck“ von Felix Poppenberg. Moderne Essays, herausgegeben von Dr. Hans Landsberg. Berlin 1903. Gose & Tetzlaff.

Der Liebhaber spricht. Zwanglos wählt er aus Maeterlincks Schriften das aus, was seinen persönlichen Neigungen entgegen kommt, manches schiebt er achtlos beiseite, um sich in manches zu vertiefen. Die äußerliche Entstehungszeit der Bücher gilt ihm gleich, er ist nicht ängstlich um biographische Details bemüht, er sucht nicht pedantisch eine Entwicklung festzulegen. Aber das einzelne, auf das er die Augen heftet, entsteht ihm in ursprünglichem Glanz wieder und muß Rechenschaft ablegen. Und diese Rechenschaft ist eine tiefe und innerliche und wahre. Auch fließt aus den einzelnen Erörterungen so viel Licht, daß man das Uebergangene oder nur mit einem Wort Gestreifte deutlich zu erkennen wähnt.

Zur rechten Zeit wandelt sich der Liebhaber — und das muß wohl jeder, der rechtes Genießen sucht — in den Kritiker. Dem viel gepriesenen „Monna Vanna“-Erfolge steht Poppenberg kühl gegenüber; es entgeht ihm nicht, daß der Weg, der hier aufs Theater führte, ein Abweg von dem Heimgang war. Auch darüber läßt sich Poppenberg nicht täuschen, daß uns der mystische Essayist Maeterlinck näher, daß er höher steht als der Dichter. Und so klingt der Preis Maeterlincks in den des stillen Mannes aus, der in seinem heiteren, blumengartenumgebenen Landhaus sinnend dem Leben der Bienen nachgeht, aus dem wundersamen Treiben des kleinen Flügelvolks das Rätsel des Menschendaseins zu ergründen; dasselbe Rätsel, das Maeterlinck in jüngeren Tagen Schicksal nannte, und dessen Sitz er nunmehr in der Menschenbrust gefunden. — der Liebhaber spricht. Das ist die Weise, in der Poppenberg Maeterlinck zu erkennen sucht: er horcht auf den Widerklang, den Maeterlincks Worte in seinem eigenen Innern finden. Wo der sich einstellt, da muß der angeschlagene Ton der rechte gewesen sein.

E. H.

H. St. Chamberlain und Fr. Poske: Heinrich v. Stein und seine Weltanschauung nebst H. v. Steins „Vermächtnis“. Leipzig und Berlin 1903. G. H. Meyer.

Der Ethiker hat das vor dem Politiker voraus, daß er sein Ideal jedenfalls verwirklichen kann — nämlich an sich selbst. Aber wie selten ist ein Prediger, der sich selbst Beichte obhört! wie unauffindbar ein Pädagog, der sich selbst erzieht! Und hier stellt sich die Antinomie ein, daß das Werk für den ausführenden Künstler um so schwerer wird, je vollendeter der Denker es erdachte!

Heinrich v. Stein, einer der reinsten und edelsten Männer, die je gelebt, trug ein hohes Ideal im Busen: das des „Helden“, der zugleich „Heiliger“ ist. Wie es aus seinem Wesen erwuchs, zeigt Poskes besonnener Kommentar jenes „Vermächtnisses“, in dem Stein den reifsten Inhalt seiner Gedankenerlebnisse zusammenfaßte, während Chamberlain in anfechtbarerer Weise die allgemeinen Vorbedingungen in Rasse, Religion und Zeit (Richard Wagners Zeit!) zu ergründen sucht. Aber das gelingt gerade dem Propheten der germanischen Individualität vortrefflich, zu zeigen, was auf eine so starke als zarte Seele wirkte: der Anblick des Grues, das eigene Bedürfnis; was äußerlich blieb: das bloße Studieren, die Anforderungen des Lebens. So war Heinrich von Stein zum Märtyrer geboren; denn wer Held und Heiliger zugleich sein will, will und wird Märtyrer sein.

R. M. M.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Beilage zur „Nation“

XXI. Jahrg., No. 10.

Herr von Plehwe und die finländische Frage.

In seiner „Review of Reviews“ interpellierte Herr W. T. Stead Herrn von Plehwe über das Ziel der russischen Politik in Finland. Dieser antwortete darauf in einem Briefe, der nicht nur in Steads Zeitschrift, sondern auch in der „Nouvelle Revue“ veröffentlicht und später von mehreren Pariser Zeitungen nachgedruckt worden ist.

Den Eindruck, welchen die Auseinandersetzungen des Herrn von Plehwe auf jeden aufmerksamen Leser machen, hat Herr Stead richtig wiedergegeben, wenn er sagt:

„Der schlimmste Feind Rußlands hätte kaum eine furchtbarere Anklage gegen das russische Ansehen, gegen die autokratische Gewalt und gegen die Ehre der russischen Regierung erheben können, als es diese Ausführungen tun, die mit soviel erkünstelter Harmlosigkeit von dem russischen Minister des Innern gemacht wurden.“

Wenn ich in dieser Polemik das Wort ergreife, so geschieht dies nicht, um meinerseits gegen die Schlußfolgerungen des Herrn Stead Widerspruch zu erheben. Ich tue es, um den Artikel des Herrn von Plehwe einer Analyse zu unterziehen, welche die Wahrheit über die von ihm in falschem Lichte dargestellten oder mit Stillschweigen übergangenen Dinge erkennen lassen wird. Es handelt sich in der Tat nicht um einen unerheblichen Vorgang, um ein zufälliges Ereignis, das von heute auf morgen vergessen werden könnte, — es handelt sich um ein System von Gesetzesverletzungen, das sich mehr und mehr verschärft, und dessen Konsequenzen immer unheilvoller werden. — Ich werde mich dabei bemühen, nicht das zu wiederholen, was schon Herr Nesvoy in einer ausgezeichneten Kritik des Plehweschen Briefes im „Européen“ gesagt hat.

„Bei der Kritik der russischen Politik in Finland,“ sagt Herr von Plehwe, „ist es ratsam, einen Unterschied zu machen zwischen den Grundprinzipien der russischen Politik .... und deren Anwendung, die von den Umständen abhängt.“ Und er fügt hinzu, daß diese Prinzipien einen „dauernden Charakter tragen, während die Anwendung der Mittel, derentwegen diese Politik angeklagt wird, unwesentlich und vorübergehend ist“.

Es ist das eine sehr feine Unterscheidung, denn fast immer offenbaren sich die Prinzipien in der Art ihrer Anwendung, d. h. in ihren Wirkungen. Herr von Plehwe will, wie es scheint, daß diese Wirkungen, durch welche die finländische Verfassung Schlag auf Schlag verletzt, und durch welche dies friedliebende Volk alles dessen beraubt worden ist, was ihm die individuelle Sicherheit und Freiheit garantierte, nur als „unwesentliche“ Maßnahmen angesehen werden sollen: die „Grundprinzipien“ würden dadurch nicht berührt. — Mir scheint jedoch eins der Grundprinzipien jeder Regierung zu sein, daß sie niemals zu ungesetzlichen, ungerechten oder unehrenhaften Mitteln ihre Zuflucht nimmt.

Welches sind nun die Grundprinzipien, die das „Programm der russischen Regierung“ bilden?

Herr von Plehwe spricht davon zunächst ganz allgemein und in so vagen Ausdrücken, daß es schwierig ist, den wahren Sinn seiner Worte zu erkennen. Aber er drückt sich dann genauer aus, sobald er auf Finland zu sprechen kommt.

„Die Verbindung des Prinzips der Einheit des Reiches mit dem der lokalen Autonomie, die einer autokratischen Gewalt, welche die allgemeinen Geschicke des Reiches bestimmt, mit einer lokalen Selbstverwaltung bildet das eigentliche Ziel, das man nicht aus den Augen verlieren darf, wenn man das Verhalten der russischen Regierung im Großherzogtum Finland beurteilen will.“

Herr von Plehwe hat vergessen, daß es einen andern Umstand gibt, den man nicht aus den Augen verlieren darf, nämlich, daß das „eigentliche Ziel“ der von ihm verkündeten Politik vollständig dem Gesetze zuwider ist.

Die russische Regierung — oder sagen wir hier lieber der Kaiser von Rußland — hat nicht das Recht, in Finland die autokratische Herrschaft einzuführen. Die monarchische Herrschaft in Finland ist eine konstitutionelle Herrschaft, die in den Grundgesetzen des Landes niedergelegt ist. Diese Gesetze zu respektieren, ist Pflicht des Monarchen, selbst wenn er das nicht bei seinem Regierungsantritt feierlich versprochen hätte; denn Kaiser Alexander I. hat sie unwiderruflich bestätigt, und in diesen Gesetzen selbst ist gesagt, daß kein grundlegendes Gesetz erlassen, aufgehoben oder mit Zusätzen versehen werden kann ohne die Zustimmung der Stände des Landes. Nun haben aber alle Nachfolger Alexanders I. bei ihrer Thronbesteigung

Digitized by Google

das Versprechen wiederholt, die grundlegenden, d. h. die konstitutionellen Rechte des Großherzogtums unverletzt aufrecht zu erhalten. Es besteht also, außer der verbindlichen Kraft des Gesetzes selbst, die feierliche Zusage des kaiserlichen Wortes.

Was den Charakter der finländischen Verfassung anlangt, so würde es zu weit führen, bei dieser Gelegenheit auf die Beschränkungen einzugehen, welche jene der monarchischen Gewalt hinsichtlich der Gesetzgebung, der Finanzen und der Garantien auferlegt, die die Rechte und Freiheiten der Bürger umschließen. Die Verfassung Finlands ist andererseits kein Geheimnis; es gibt darüber eine ausgedehnte französische, deutsche, englische, skandinavische und holländische Litteratur, welche die Rechte des finländischen Volkes erkennen läßt.

Gegenüber dem Bestreben des Herrn von Plehwe, der sich stellt, als ob er die Existenz dieser Verfassung überhaupt nicht kennt, halte ich es doch für nützlich, einen Auszug aus einer gesetzgeberischen Akte verhältnismäßig jungen Datums zu geben, welche zwar keine besondere Reform zum Gegenstand hat, aber doch die wesentlichen Gedankengänge früherer Gesetze hinsichtlich der gesetzgebenden Gewalt enthält. Es ist das Manifest vom 13./25. Juni 1886:

„Wir Alexander III. usw. tun kund und zu wissen: Nach der gemäß § 71 des Grundgesetzes für den Landtag vom 15. April 1869*) gegebenen Bewilligung und Zustimmung der Stände Finlands geruhen wir, unter Aufhebung des § 6 des Bündnisvertrages von 1789 festzusetzen und zu bestimmen, daß die §§ 51 und 52 des benannten Grundgesetzes bezüglich des dort enthaltenen Zusatzes, wonach den Ständen das Recht der Initiative bewilligt ist, die nachstehende abgeänderte Fassung erhalten:

§ 51. Abgesehen von dem Petitionsrecht, welches die Stände von früheren Zeiten her genießen, haben die im Landtage vereinigten Stände das Recht der Initiative bei Erlaß, Abänderung und Aufhebung allgemeiner Gesetze,**) welche der übereinstimmenden Entscheidung des Kaisers und Großherzogs sowie der Stände unterliegen. Es können jedoch keine Anträge auf Erlaß, Abänderung oder Aufhebung von Grundgesetzen oder von Gesetzen, welche die Organisation der Verteidigung des Landes oder des Meeres betreffen, eingebracht werden . . . .“

Alle Welt begreift, daß der Monarch kein Selbstherrscher in einem Lande ist, in dem die allgemeine Gesetzgebung der übereinstimmenden Entscheidung des Monarchen und des Landtages unterliegt.

Aber Herr von Plehwe nimmt keinen Anstand, in dem Programm, welches er vor den Augen Europas entwickelt, die Dinge so darzustellen, als ob die autokratische Gewalt in Finland freies Spiel hätte.

Man sieht aus dem eben mitgeteilten Auszug, daß sich Kaiser Alexander III. nicht das Recht angemaßt hat, zu dekretieren, die Stände besitzen das Recht der Initiative in gesetzgeberischer Beziehung. Obgleich es sich um eine Ausdehnung der Rechte des Landtages handelte, vollzog sich diese Reform nach den Vorschriften, die das Grundgesetz zur Geltung bringt, d. h. unter der Mitwirkung des Landtages.

Aber die Ratgeber des erhabenen Sohnes Alexanders III. haben seit 1899 nicht aufgehört, ihm Ideen zu suggerieren, die dem geltenden Recht zuwider sind, und von ihm eine ganze Reihe von Dekreten vollziehen zu lassen, die in die Rechte des Landtages in ungesetzlicher Weise eingriffen und die gesetzliche Ordnung im Großherzogtum auf den Kopf stellten.

Es muß indes anerkannt werden, daß Herr von Plehwe in seinem Artikel nicht für die Vernichtung der finländischen Verfassung eintritt: er zieht die Methode des Taschenspielers vor. Er gibt sich den falschen Schein, als ob er glaube, Finland habe sich seit 1809 unter einer autokratischen Herrschaft befunden. Er spricht von „lokaler Selbstverwaltung“ dieses Landes, die nach seiner Auffassung „eine solche Ausdehnung unter dem russischen Regiment in den letzten hundert Jahren erlangt hat, daß sie alle Seiten des ökonomischen Lebens umfaßt und sich sogar auf das öffentliche Leben erstreckt. Die russische autokratische Gewalt hat dort einen unbestreitbaren Beweis ihrer staatserhaltenden Kraft hinsichtlich der sozialen Entwicklung und Vervollkommnung gegeben.“

Aber diese Phrasen stehen in einem zu augenfälligen Widerspruch mit den wirklichen Verhältnissen, wie sie die Geschichte bezeugt. Die Selbstverwaltung des Großherzogtums ist keine „lokale Selbstverwaltung“, sie ist die Selbstverwaltung eines Staates, denn Finland hat seine eigenen Zentralbehörden, die nicht den Zentralbehörden des Kaiserreiches unterstehen, und die gesetzgebende Gewalt in Finland ist eine andere und anders organisiert als die gesetzgebende Gewalt im Reiche. Und seit dem ersten Tage der Vereinigung Finlands mit Rußland hat die Selbstverwaltung des Großherzogtums die Ausdehnung gehabt, die ihr von Rechts wegen noch bis zu dieser Stunde zukommt, und die viel größer ist, als es nach den vorerwähnten Sätzen des Herrn von Plehwe scheint, da sie „alle Seiten“ des Staatslebens umfaßt mit einziger Ausnahme der auswärtigen Politik.

Was die ökonomische, intellektuelle, soziale und politische Entwicklung anlangt, deren Finland sich besonders während der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts erfreuen durfte, so ist diese nicht dem russischen autokratischen Regiment zu verdanken; sie ist vielmehr auf die Herrschaft des Gesetzes und auf die tätige und segensreiche Mitwirkung der nationalen Vertretung bei den Staatsangelegenheiten zurückzuführen.

Wenn Herr von Plehwe, der mit den Funktionen eines Staatssekretärs für Finland betraut ist (schon dies ist eine Verletzung des Gesetzes, das für diesen Posten die finländische Staatsangehörigkeit bedingt), nicht die Zeit gehabt hat, die Gesetze und die Geschichte des Landes zu studieren, so hätte er sich doch über die politische Lage des Großherzogtums unterrichten können, indem er nur ein wenig über die Bedeutung gewisser Umstände nachzudenken brauchte, die ihm nicht unbekannt bleiben konnten. Er hätte sich fragen sollen, warum es einen Staatssekretär von Finland und einen finländischen Kanzler seiner Majestät gibt, obgleich keine der Provinzen des Reichs in St. Petersburg durch ähnliche Institutionen vertreten ist; weiter, warum die Finland betreffenden Entscheidungen des Monarchen von dem Staatssekretär für Finland und nicht von den russischen Ministern gegengezeichnet werden. Er hat bemerken müssen, daß die allgemeine Verwaltung des Großherzogtums dem finländischen Senat unter dem Vorsitz des Generalgouverneurs und nicht den russischen Behörden anvertraut ist. Er konnte kaum übersehen, daß die Handelsbeziehungen zwischen dem „russischen Kaiserreich und dem Großherzogtum Finland“ durch gesetzliche Bestimmungen geregelt sind, die in Rußland und Finland feierlich verkündet wurden und im wesentlichen auf dem Prinzip der Reziprozität beruhen, während der Handel der einzelnen russischen Provinzen untereinander sich nach einer gleichmäßig durch die russische Gesetzgebung erlassenen Norm ordnet. Er muß notwendigerweise Kenntnis von der Tatsache haben, daß es Anleihen des finländischen Staates gibt, die auf fremden Börsen eingeführt sind, ebenso wie es Anleihen des russischen Staates gibt, während es keine Staatsanleihen

*) Dieser § 71 enthält folgende Bestimmung: „Jedes Grundgesetz kann nur erlassen, abgeändert, interpretiert oder aufgehoben werden auf Grund kaiserlichen oder großherzoglichen Willens unter Zustimmung aller Stände (d. h. der vier Stände, welche die Ständeversammlung bilden).

**) Der Monarch hat nach der finländischen Verfassung das Recht, Gesetze (oder vielmehr Verordnungen, Satzungen usw.) ohne Mitwirkung der Stände in Fragen der Verwaltung oder der öffentlichen Wohlfahrt zu erlassen.

Digitized by Google

gibt und geben kann, die von russischen Provinzen aufgenommen sind.

Und um sich zu überzeugen, daß die hier als Beispiele angeführten Tatsachen nicht im entferntesten Abweichungen von der Regel oder Anomalien darstellen und nur die normale Folge oder die richtige Konsequenz der politischen Lage des Großherzogtums sind, hätte Herr von Plehwe, wenn er den finländischen Gesetzen mißtraute, nur die Sammlung der „Grundgesetze des russischen Reiches" einzusehen brauchen, die vom Kaiser Nikolaus I. als richtig anerkannt wurde. Artikel 4, welcher von der politischen Zusammensetzung des russischen Reiches handelt, besagt, daß mit dem russischen Reiche untrennbar vereinigt sind: das Königreich Polen (welches vordem einen selbständigen Staat bildete) und das Großherzogtum Finland; er zählt nicht die russischen Provinzen auf. Das Kapitel über die Gesetzgebung beschäftigt sich überhaupt nicht mit Finland, nicht einmal in dem Artikel, welcher das Bestehenbleiben lokaler Gesetze zuläßt, die eine Ausnahme von den allgemeinen Gesetzen bilden. Auch hat man später, als man an die Kodifikation der lokalen Gesetze ging, die in gewissen Provinzen des Reiches in Geltung waren, darin nicht die finländischen Gesetze einbezogen. Herr von Plehwe hätte auch in den Verordnungen, welche der oben angeführten Gesetzessammlung beigefügt sind, Anweisungen gefunden, nach denen sich die russischen Minister mit den Organen der finländischen Regierung ins Einvernehmen setzen sollten, wenn es sich um die Regelung von Fragen handelte, die das beiderseitige Interesse betrafen.

Es liegt mithin viel näher, anzunehmen, daß nicht Unkenntnis Herrn von Plehwe zu seinen Worten veranlaßte, wenn er von Finland als von einer Provinz spricht, die eine gewisse Selbstverwaltung unter der Oberhoheit der autokratischen Gewalt genieße. Mit Absicht hat er es sorgfältig vermieden, Fragen des Rechts zu berühren. Aber diese „erkünstelte Harmlosigkeit", wie es Herr Stead nennt, kann niemand täuschen. Das politische Programm, das Herr von Plehwe darlegt und verteidigt, tritt in seinen Grundsätzen, seinem Ziele und in seiner Anwendung als eine Verletzung der Rechte des finländischen Volkes in die Erscheinung.

Herr von Plehwe versäumt nicht, ein Loblied auf das berühmte Manifest vom 3./15. Februar 1899 zu singen. Es ist dies allerdings ein Gesang, bei dem die falschen Töne überwiegen.

Er sagt, daß dieser Erlaß „ein Vermächtnis der Vergangenheit, eine Folge der natürlichen Entwicklung der Dinge ist. Die Beteiligung Finlands an dem historischen Geschick des russischen Reiches mußte von selbst die Anregung von Fragen zur Folge haben, deren Lösung sowohl für Finland wie für das russische Reich eine notwendigerweise gemeinsame ist".

Welches sollten diese Fragen sein, die gemeinsame Gesetze erfordern? Herr von Plehwe nennt nicht ein einziges Beispiel. Er kann es eben nicht tun. Die „Beteiligung an dem historischen Geschick des russischen Reiches" macht sich in Wahrheit auf dem Gebiete der internationalen Politik geltend, welche von dem Monarchen unter Mitwirkung des russischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten geleitet wird, und auf die sich die Kompetenz des finländischen Landtags nicht erstreckt. Ebenso sind die verbrieften Rechte Finlands, obgleich sie anordnen, dass die allgemeine Militärpflicht der finländischen Staatsangehörigen ebenso wie das Militärbudget des Großherzogtums durch die finländischen gesetzgebenden Körperschaften festgesetzt werden sollen, keineswegs der Bestimmung zuwider, daß die auf das finländische Gebiet bezüglichen Verteidigungsmaßnahmen von dem russischen Kriegsministerium getroffen werden; denn dies erfordern die Interessen des gesamten Reiches.

Welches Gebiet der Gesetzgebung man auch durchforschen mag, um festzustellen, ob ein Erfordernis für gemeinsame Gesetze im Reich und im Großherzogtum vorhanden ist, mag dies nun das bürgerliche Recht, das Strafrecht, Handelsrecht, Seerecht, Agrarrecht, Forstrecht, die Schulgesetzgebung oder ein beliebiger anderer Gegenstand sein, man wird immer nur zu einem negativen Resultat kommen. Jeder einzelne begreift auch, daß eine gesetzgebende Gewalt, die durch konstitutionelle Prinzipien geregelt ist, nicht mit einer autokratischen gesetzgebenden Gewalt zusammenwirken oder gemeinsam handeln kann. Nicht minder einleuchtend ist es, daß, wenn man gemeinsame Gesetze für Rußland und Finland schaffen wollte, man sie nicht den in beiden Ländern so verschiedenen sozialen Verhältnissen anpassen könnte.

Die fast hundertjährige Kenntnis, die man von den Beziehungen zwischen Finland und Rußland hat, genügt übrigens, um die Nichtigkeit der Behauptung des Herrn von Plehwe darzutun. Nun hat aber die von der russischen zu unterscheidende finländische Gesetzgebung niemals Gesetze verhindert, die das gegenseitige Interesse beider Länder betrafen. So hat man z. B. durch mehr oder weniger übereinstimmende russische und finländische Gesetze oder Verordnungen die Handelsbeziehungen beider Länder geregelt, ferner die strafrechtliche Verfolgung von Russen in Finland und Finländern in Rußland, dann die Art und Weise, in der man finländische Dokumente, die einem russischen Gerichtshof vorgelegt werden müssen, beglaubigt und umgekehrt. Im Jahre 1826 wurden Bestimmungen getroffen, nach denen die kompetenten Behörden beider Länder sich damit weiterhin befassen sollten, ähnliche gesetzgeberische Maßnahmen der Genehmigung des Monarchen zu unterbreiten. Und wenn es sich darum handelt, in Finland ein Gesetz zu erlassen, das die Interessen Rußlands berühren würde, so kann der Gesetzentwurf dem Monarchen zur Bestätigung nicht vorgelegt werden ohne die Hinzufügung einer Meinungsäußerung des betreffenden russischen Ministers.

Weder die wirklichen Bedürfnisse, noch die wohlverstandenen Interessen hatten die Urheber des Manifests vom 3./15. Februar 1899 im Auge. Was sie bezweckten, war, die Rechte und Interessen Finlands der gefährlichen und abstrakten Idee der Vereinheitlichung zu opfern. Deshalb wollte man sich in unbestimmten Grenzen halten und nichts über das eigentliche Ziel der Gesetzgebung genau festlegen, — ganz ebenso wie es Herr von Plehwe in dem Artikel tut, der uns hier beschäftigt.

Er führt des weiteren historische Tatsachen an, um seine Behauptung zu unterstützen, daß das Manifest von 1899 ein „Vermächtnis der Vergangenheit" sei.

„Diese Frage (d. h. die der allgemeinen oder gemeinschaftlichen Gesetzgebung) wurde aufgeworfen, als man daran ging, die finländischen Grundgesetze zu kodifizieren. Jene auf Befehl Alexanders II. unternommenen Arbeiten ergaben unzweifelhaft, daß Finland ein integrierender Bestandteil des Reiches ist. Sie wurden unter der Regierung seines erlauchten Nachfolgers Alexander III. fortgeführt und wiesen die Notwendigkeit nach, allgemein gültige Gesetze für das ganze Reich, mit Einschluß von Finland, zu erlassen."

Herr von Plehwe entstellt hier die geschichtliche Wahrheit. In dem Programm für die Aufstellung von Grundsätzen bei den Arbeiten der Kodifikation, das auf Befehl Kaiser Alexanders II. ausgearbeitet und von ihm unter dem 7./19. Dezember 1864 genehmigt wurde, findet sich nicht ein Wort, das den von Herrn von Plehwe gezogenen Schluß zuläßt. Es wird darin vielmehr in Artikel 2 gesagt, daß das Großherzogtum gemäß seiner „Regierungsform (dieses ist die Benennung

des hauptsächlichsten konstitutionellen Gesetzes) und seinen Gesetzen" verwaltet wird. Dies schließt jeden Gedanken aus, Finland solchen Gesetzen zu unterwerfen, wie es das Manifest von 1899 tun will. Die Kodifikation, die auf Befehl Kaiser Alexanders III. fortgeführt wurde, weil unter seinem Vorgänger nur ein Teil erledigt worden war, geschah lediglich zu dem Zweck, alle in Kraft befindlichen Gesetzesvorschriften, auf welchen das Staatsrecht des Großherzogtums beruht, zu sammeln und systematisch zu ordnen. Sie war also keineswegs das, was Herr von Plehwe behauptet.

Er fährt dann folgendermaßen fort: „Die Grundlagen der betreffenden Verordnung sind 1893 bestimmt worden und bilden somit die einzelnen Bestandteile des Manifestes von 1899. Wenn diese Verordnung sechs Jahre lang nicht in Kraft war, so hat dies lediglich seinen Grund darin, daß sich kein Anlaß bot, der es besonders dringend gemacht hätte, sie anzuwenden."

Diese Darstellung ist keineswegs genau. Im Jahre 1892 wurde eine aus hohen russischen und finländischen Beamten bestehende Kommission beauftragt, den von dem finländischen Senat ausgearbeiteten Plan einer Kodifikation der finländischen Grundgesetze zu prüfen. Die fünf russischen Mitglieder dieser Kommission stellten, statt sich mit dem genannten Plan zu beschäftigen, den Entwurf einer Verordnung auf, welche die Schaffung gemeinsamer Gesetze für das Kaiserreich und das Großherzogtum bezweckte. Die vier finländischen Mitglieder protestierten gegen den Entwurf, der die finländische Verfassung nicht beachtete, und legten einen amendierten Entwurf vor, der für gewisse bezeichnete Materien eine gemeinsame Gesetzgebung vorsah, ohne die finländischen Grundgesetze zu verletzen. Der Kaiser befahl, beide Entwürfe der Kanzlei des Reichsrats zu übermitteln, aber sie nicht von diesem Reichsrat ohne besondere Ermächtigung beraten zu lassen. Diese Ermächtigung wurde bei Lebzeiten Alexanders III. nicht erteilt. Sie wurde am 11. Februar 1895 von Herrn von Plehwe, der damals Chef der Kanzlei des Reichsrats war, beim Kaiser Nikolaus erbeten, aber von dem Kaiser verweigert, der erklärte, es läge kein Anlaß vor, auf die von der genannten Kommission vorgeschlagenen gesetzgeberischen Maßnahmen einzugehen.

Es lag also keine fertige Verordnung vor, die nur in Kraft gesetzt zu werden brauchte. Es gab vielmehr zwei von einander sehr abweichende Entwürfe, die noch nicht einmal dem Reichsrat zur Beratung vorgelegt worden waren. Diese Beratung hat zudem nie stattgefunden. Entgegen der für die Gesetzgebung in Rußland getroffenen Bestimmung, wonach jeder Gesetzentwurf von dem Reichsrat geprüft werden muß, bevor er dem Monarchen vorgelegt wird, unterbreitete man die ganze Angelegenheit im Januar 1899 einem Ausschuß oder einem „besonderen Rat", der heimlich und hastig die Gesetzesakte soweit vorbereitete, daß sie am 3./15. Februar 1899 veröffentlicht werden konnte. Es ist dies also ein Gesetz, das in jeder Beziehung das Gepräge der Ungesetzmäßigkeit trägt.

Herr von Plehwe sagt uns, um auseinanderzusetzen, warum der Entwurf von 1893 im Jahre 1899 wieder aus dem Archiv genommen wurde: „Die Notwendigkeit hierzu machte sich erst geltend, als das alte Militärgesetz abgelaufen war; erst dann erschien das Manifest." Das ist wieder eine Ungenauigkeit. Es gab keinen Endtermin für das alte Militärgesetz Finlands vom Jahre 1878, denn dieses war für eine unbegrenzte Zeit erlassen worden wie fast alle Gesetze. Dies hätte natürlich nicht verhindert, es zu amendieren oder durch ein anderes zu ersetzen, aber nur mit Zustimmung der Stände.

Herr von Plehwe spricht weiter von dem 1899er Manifest, um dessen verdienstliche Eigenschaften zu erläutern. Er sagt: „Diese Akte sei im wesentlichen der hundertjährigen Tradition treugeblieben, der die Beziehungen Rußlands zu Finland das Gepräge verliehen haben." Es ist jedoch klar, daß diese Akte mit der hundertjährigen Tradition gebrochen hat. Er sagt: „dieses Gesetz hat die Form bestimmt, unter der sich in Finland die Macht einer autokratischen Gewalt kundtun kann; aber gleichzeitig hat es so peinlich die Eigenheiten des finländischen Lebens respektiert, daß es nicht die Verfassung einer einzigen lokalen Institution des Großherzogtums berührte." Sollte Herr von Plehwe wirklich so naiv sein, zu glauben, daß das Manifest, obwohl es dem Landtag sein Recht, über eine nicht bestimmte Zahl von gesetzgeberischen Fragen zu entscheiden, nimmt, nicht die Verfassung dieser Institution berührt hat? — Ich glaube es nicht.

Herr von Plehwe behauptet sodann, daß die neuen Bestimmungen über die militärische Aushebung, welche mit dem Manifest des Jahres 1899 verkündet wurden, „die Lasten der finländischen Bevölkerung vermindert haben". Er sagt, daß die Rekrutenaushebung „herabgesetzt" worden sei: von 2000 sei sie auf 500 und in diesem Jahre auf 280 herabgesetzt worden.

In dieser Weise die öffentliche Meinung täuschen zu wollen, ist unentschuldbar. Das Jahreskontingent war nach dem alten Gesetz proportional dem wirklichen Bestande der aktiven Truppen und wurde mit Zustimmung des Landtags festgesetzt. In der neuen Verordnung vom Jahre 1901 gibt es keine Begrenzung des Jahreskontingents; seine Festsetzung hängt von der autokratischen Gewalt ab. Die außergewöhnliche Verminderung der Rekrutenzahl im Jahre 1902 und 1903 ist nichts weiter als eine Kriegslist, zu der man seine Zuflucht nahm, um die Einführung der neuen Bestimmungen zu erleichtern. Ihre Verkündigung hatte nämlich lebhafte Proteste hervorgerufen, die unter anderem in einer mit mehr als einer halben Million Unterschriften bedeckten Adresse an den Monarchen Ihren Ausdruck fanden. Diese Kriegslist nun hatte anfänglich im Jahre 1902 keinen großen Erfolg; allein 40 Proz. der Ausgehobenen entzogen sich der Stellung (rund 10 000 von 25 000). Späterhin hat man jedes Zwangsmittel versucht, um die Jugend einzuschüchtern oder zu verleiten. Und man ergriff strenge Maßnahmen gegen diejenigen Justizbeamten, welche erklärten, sie könnten kein Gesetz zur Anwendung bringen, das entgegen dem im Grundgesetz vorgeschriebenen Modus erlassen sei. Mehrere Mitglieder der drei Appellationsgerichte wurden plötzlich ihres Amtes enthoben. Man hat sogar eine stattliche Zahl von Verwaltungsbeamten abgesetzt, darunter 4 von 8 Provinzgouverneuren und 11 städtische Bürgermeister. Endlich hat im April 1903 ein kaiserlicher Erlaß dem Generalgouverneur außerordentliche und ungesetzliche Vollmachten erteilt, welche ihm erlauben, alle diejenigen eigenmächtig zu verfolgen, die in seinen Augen „der Staatsordnung schädlich" sind, d. h. alle, die sich in der einen oder anderen Weise den Verfassungsverletzungen widersetzen.

Unter solchen Umständen, die einem Belagerungszustand gleichen, vollzog sich 1903 die Aushebung der Rekruten. Ein großer Sieg für Herrn Bobrikoff! Die Zahl derjenigen, die der Aushebung Folge leisteten, stieg von 40 auf 67 Proz. — nicht auf 80 Proz., wie Herr von Plehwe angibt. Aber dennoch, welch erbärmlicher Sieg! Wie viel gequälte und erbitterte Gemüter bedeutet dies, wie viel Lug und Trug, der in den Herzen der Jugend Platz gefunden hatte!

Aber warum hat man denn nicht dieser netten Militärverordnung Gehorsam leisten wollen, die nach Herrn von Plehwe „die Lasten der Bevölkerung vermindert"?

In erster Linie und vor allem geschah es, weil die Pflicht der Bürger, den Heeresdienst zu leisten, in gesetzmäßiger Weise nur unter Mitwirkung des Landtags beschlossen werden kann. Die Militärverord-

nungen des Jahres 1901 haben nicht Gesetzeskraft, sie sind für die Staatsangehörigen nicht bindend. Wollte man diesen Verordnungen freiwillig nachkommen, so würde man nur die Einführung der selbstherrlichen Gewalt im Lande erleichtern.

Die neuen Verordnungen verlangen den Dienst in den russischen Truppen. Zu diesem Zweck sind die finländischen Truppen mit alleiniger Ausnahme des Gardebataillons mit Ende des Jahres 1901 aufgelöst worden. In den ersten Jahren hat man die Rekruten in der finländischen Garde untergebracht. Diese Anordnung gehört zu dem, was ich als Kriegslist bezeichnet habe. Aber die vollständige Durchführung der neuen Verordnung wird nicht auf sich warten lassen. Dann werden alljährlich die Tausende junger Finländer in Rußland dienen müssen. Ohne den Schutz der Gesetze ihres Vaterlandes, ohne Kenntnis der Sprache, der Sitten, der Gesetze Rußlands, unter dem Kommando von Offizieren einer anderen Nationalität werden sie sich in einer sehr unglücklichen Lage befinden.

Diese Seite der Dinge hat Herr von Plehwe mit Stillschweigen übergangen. Er hat nicht den eigentlichen Brennpunkt der Angelegenheit berührt; er hat wahrscheinlich begriffen, daß er die Position, die er zu verteidigen sucht, kompromittieren würde, sobald er das wahre Ziel der verfassungswidrigen Verordnungen des Jahres 1901 zugestände.

Das wahre Ziel besagter Militärreform ist die Russifizierung. Die Bobrikoff und Genossen wissen sehr wohl, daß der Heeresdienst in Rußland die Finländer weder zu besseren, noch zu treueren und loyaleren Soldaten machen wird, als es die der aufgehobenen finländischen Truppen waren. Sie wissen auch, daß „die Einheit der Armee des russischen Reiches", die man als Vorwand zu der Reform benutzte, schon seit langem vorhanden war, da die finländischen Truppen in Wirklichkeit in allen Einzelheiten nach demselben System wie die russischen Truppen ausgebildet und einexerziert waren. Aber die Mitglieder der Kamarilla haben gedacht, daß bei einem mehrjährigen Heeresdienst unter russischen Kameraden das nationale Fühlen der jungen Finländer verloren gehen würde, daß sie als Russen in ihr Vaterland zurückkehren würden.

Jeder unparteiische Beurteiler wird also anerkennen müssen, wie berechtigt die in Finland gemachten Anstrengungen sind, um die Regierung zu bewegen, den verhängnisvollen Weg zu verlassen, den sie in der Frage des Militärwesens betreten hat.

Herr von Plehwe vermeidet auch, bei seiner Verteidigung des russischen Programms von anderen Maßnahmen der letzten Zeit zu sprechen, die darauf abzielen, dem finländischen Volke die auf der Nationalität beruhenden Rechte zu rauben. So ist in einem Manifest des Jahres 1900 befohlen worden, daß das Russische die offizielle Sprache der Verwaltungsbehörden in Finland sein solle. Eine Verordnung aus dem Jahre 1902 bestimmte, daß der russische Text der finländischen Gesetze der Originaltext sei; die finnischen und schwedischen Texte sollten nur als Übersetzungen gelten. Beide Erlasse bilden eine Verletzung des bestehenden Rechts und der natürlichen Rechte der finländischen Nation.

In Finland gibt es bei einer Gesamtbevölkerung von 2 800 000 Menschen nur etwa 6000 Personen, deren Muttersprache das Russische ist. Zieht man außerdem die andere Tatsache in Betracht, daß alle diejenigen Quellen, aus denen die öffentlichen Beamten ihr Wissen und ihre Belehrung schöpfen können, die Dokumente, die Akten, die juristische und ökonomische Literatur, in schwedischer oder finnischer Sprache verfaßt sind, so wird man begreifen, daß die Ersetzung der Landessprache durch das Russische in der Verwaltung eine Ungeheuerlichkeit ist, selbst wenn man diese Maßregel nur vom praktischen Gesichtspunkt aus betrachtet. Und gesetzt den Fall, es gelänge, diese „Reform" durchzuführen, für die alle natürlichen Bedingungen fehlen, — wie würde sich alsdann „das beiderseitige Zusammenwirken der Staatsgewalt und der Bevölkerung", wovon Herr von Plehwe in seinem Programm salbungsvoll spricht, gestalten?

Die russische Sprache hatte einen angemessenen Platz in den höheren Schulen. Die Schüler erlernten die Elemente der Sprache, sie konnten sich später darin vervollkommnen, wenn sie eine Karriere einschlugen, in der diese Kenntnis für sie nützlich oder notwendig war. Herr Bobrikoff wollte jedoch aus den Schulen ein Instrument zur Russifizierung machen. Er hat an höchster Stelle mit Hilfe des Herrn von Plehwe einen Erlaß durchgesetzt, der bestimmt, daß die Zahl der dem Unterricht in der russischen Sprache gewidmeten Stunden vergrößert werden soll. Auf Kosten aller anderen Unterrichtsgegenstände, besonders der beiden heimischen Sprachen und der heimischen Literatur, auf Kosten der Einheitlichkeit des Lehrplans, auf Kosten auch der Gesundheit der Jugend müssen jetzt die Schulen, die unter der strengen Aufsicht zahlreicher zu diesem Zweck besonders eingesetzter Inspektoren stehen, ihren Zöglingen jene schwierige Sprache beibringen, von der kein Wort in ihren Familien oder in ihrer ganzen Umgebung erklingt. Man kennt nicht die menschliche Natur, wenn man glaubt, daß diese Umgestaltung eines guten Lehrplans andere Früchte tragen kann als eine Herabdrückung der geistigen Kultur, soweit sie in den Schulen ausgebildet wird, und daß sie nur Gefühle zu erzeugen vermag, wie sie despotische Maßregeln stets im Gefolge haben. Anstatt nun aber zuzugestehen, daß die Versuche einer Russifizierung eine der Ursachen für die in Finland herrschende große Unzufriedenheit bilden, behauptet Herr von Plehwe im Gegenteil, „die russische Herrschaft habe am meisten dazu beigetragen, das nationale Empfinden der finnischen Rasse neu zu beleben." Diese Behauptung ist eine historische Lüge, die einer schlechten Sache dienen soll.

Ich muß noch in der Abhandlung des Herrn Plehwe auf eine große Lücke hinweisen, welche die neue russische Politik mit bezug auf Finland kennzeichnet. Er sagt kein Wort über die zahlreichen Verordnungen, die, der Verfassung zuwider, in den Jahren 1900 bis 1902 ergangen sind und

die Unabhängigkeit der Gerichtshöfe beseitigten;

die rechtliche Lage der Verwaltungsbeamten erschütterten, indem sie sie in vollständige Abhängigkeit vom Generalgouverneur brachten;

die Sicherheit der einzelnen dadurch untergruben, daß ihnen das Recht genommen wurde, solche Polizeiagenten gerichtlich zu verfolgen, die eine gesetzwidrige Handlung zu ihrem Schaden begehen;

die bestimmten, daß die in dem Grundgesetz enthaltene Anordnung, wonach nur finländische Staatsangehörige zu Beamten ernannt werden dürfen, auf Russen keine Anwendung findet, daß diese vielmehr zu den öffentlichen Ämtern zugelassen werden sollen, selbst wenn sie die Gesetze und die Sprache des Landes nicht kennen;

die die hundert Jahre alte Senatsverfassung verschlechterten, um in den Händen des Generalgouverneurs und Senatspräsidenten eine diktatorische Macht zu vereinigen, die mit den verfassungsmäßigen Grundsätzen unverträglich und der Amtsführung schädlich ist.

Die Grundsätze der russischen Politik, die Herr von Plehwe rühmt, erkennt man in ihrer ganzen Wunderlichkeit, wenn man die folgenden Umstände in Betracht zieht.

Das Manifest vom 3./15. Februar 1899 hatte, obgleich es die konstitutionelle Verfassung hinsichtlich

Digitized by Google

der Gesetzgebung verletzt, soweit sie die Interessen des ganzen russischen Reiches berührt, ausdrücklich erklärt, die alten Vorschriften über die Gesetzgebung sollten in Kraft bleiben für alle gesetzgeberischen Fragen, die Finland allein betreffen.

Die Frage des Militärwesens ist die einzige, die auf Grund dieses Manifestes der Beratung des Reichsrates unterworfen wurde. Sie ist dem Beschlusse dieses Rates zuwider entschieden worden. Aus Mangel an Gelegenheit konnte das Manifest keine weitere Anwendung erfahren.

Alle anderen gesetzgeberischen Maßnahmen der Jahre 1900 bis 1902, die ich vorhin erwähnte, fallen unter die Fragen, welche nur Finland betreffen. Entgegen der im Manifest gegebenen Erklärung sind diese Maßnahmen getroffen worden, ohne das geltende Gesetz zu beachten, das die Mitwirkung des Landtages für die Gesetzgebung bei einer derartigen Materie erfordert haben würde.

Die autokratische Gewalt mißachtet also ohne weiteres ihre eigenen Erklärungen.

Und ferner: Die Verordnungen, die, entgegen dem Grundgesetz, ein neues Verfahren für die Absetzung von Justiz- oder Verwaltungsbeamten vorschreiben, waren kaum publiziert worden, als man sich anschickte, eine stattliche Zahl derartiger Beamten abzusetzen, ohne das vorgesehene Verfahren auch nur im geringsten zu beachten. Es wird in denselben Verordnungen gesagt, daß die Amtsenthebung nicht den Verlust des Pensionsanspruchs mit sich bringen solle. Aber alle Amtsenthebungen waren seitdem von der Bestimmung begleitet: ohne Pension.

Die autokratische Gewalt mißachtet also die Gesetze, die sie selbst erlassen hat.

Ungesetzlichkeiten, Ungehörigkeiten, Unordnung, Ungerechtigkeiten — das sind die „Grundzüge" der Politik, die durch die Herren Bobrikoff und von Plehwe vertreten wird.

Trotzdem verkenne ich nicht, daß ein gewisser Geist der Folgerichtigkeit ihnen nicht abgeht. Sie verfolgen energisch das große Ziel, soviel als möglich von dem zu vernichten, was in dem öffentlichen Leben des finländischen Volkes ehrwürdig, kraftvoll und nützlich war, alle Grundlagen seiner politischen und nationalen Existenz.

Ich gebe wieder Herrn von Plehwe das Wort:

„Nachdem wir die eigentlichen und dauernden Ziele der russischen Politik in Finland dargelegt haben, wollen wir die Ursachen betrachten, die durch unwesentliche und vorübergehende Maßregeln die gegenwärtigen Kundgebungen hervorgerufen haben. Unbestreitbar sind jene Maßnahmen streng; aber sie wurden nur von den Forderungen einer Zweckmäßigkeitspolitik diktiert. Außerdem sind sie auf die Ausweisung von 26 Finländern zurückzuführen und auf die ohne Pension erfolgte Entlassung einiger Beamten. Übrigens war es kaum möglich, diejenigen, welche ihren Vorgesetzten den Gehorsam verweigerten, im Staatsdienste weiter zu behalten. Es war nicht möglich, das Vorhandensein eines Komplotts länger zu dulden, das eine ruhige und die Gesetze respektierende Bevölkerung zur Empörung gegen die Regierung zu drängen suchte, und zwar in demselben Augenblick, da die klügsten Angehörigen der finländischen Bevölkerung mit aller Kraft die gesetzliche Autorität unterstützten, trotz des Druckes geheimer Agitatoren, welche die Bewegung leiteten."

Herr von Plehwe hat es für klug gehalten, die wichtigste der „unwesentlichen und vorübergehenden Maßregeln" nicht mit aufzuzählen, nämlich den Erlaß „betreffend die Maßregeln zur Aufrechterhaltung der Staatsordnung und der öffentlichen Ruhe". Ich habe ihn bereits erwähnt. Der Generalgouverneur ist durch dieses Dekret für drei Jahre mit dem Rechte betraut worden:

Buchhandlungen, Restaurants und andere kommerzielle und industrielle Unternehmungen zu schließen;

jede Art von Versammlungen, selbst ganz private Versammlungen, zu verbieten;

solche Personen aus Finland auszuweisen oder nach Rußland zu deportieren, die der Staatsordnung schädlich sind.

Seine Entscheidungen in dieser letzten Beziehung sollen jedoch der Genehmigung des Kaisers unterliegen, wenn es sich nicht um ganz dringende Fälle handelt.

Der Erlaß bestimmt ferner, daß der Generalgouverneur der Kompetenz der Gerichtshöfe solche Sachen entziehen kann, die seiner Meinung nach durch die Gouverneure entschieden werden sollen, und er ermächtigt den Generalgouverneur und die Gouverneure, sich in die Angelegenheiten der Gemeinden einzumischen, deren Unabhängigkeit aber doch durch das Gesetz erklärt worden ist.

Herr Bobrikoff ist also ermächtigt, den Gesetzen zuwider zu handeln, so lange er die finsteren Pläne der Bedrückung und der Tyrannei verfolgt, die sein politisches Programm ausmachen. Und diese diktatorische Gewalt gebraucht er in viel weiterem Umfange, als Herr von Plehwe angibt. Er muß sehr schlecht über das, was in Finland vorgeht, unterrichtet oder kein sonderlicher Liebhaber der Wahrheit sein, um zu behaupten, daß die „vorübergehenden" Maßnahmen, die sehr ernster Natur sind, „nur eben in der Ausweisung von 26 Finländern und in der ohne Pension erfolgten Entlassung einiger Beamten bestehen".

Zunächst wollen wir bemerken, daß die eigenmächtige Entlassung von Beamten systematisch durch den Erlaß von 1902 vorgesehen wurde, der keine vorübergehende Verordnung ist. Die Entlassungen, von denen Herr von Plehwe spricht, gehören also nicht in die Kategorie der „unwesentlichen" Maßnahmen, die eine Folge der Diktatur sind. Und es handelt sich nicht um „einige Beamte", die entlassen worden sind, sondern um hundert, die zur Elite unserer Beamtenschaft gehören, wie Senatoren, Mitglieder der Appellationsgerichte, Gouverneure, Leiter und Mitglieder von Verwaltungsbehörden, Sekretäre des Senats, der Präfekturen, Bürgermeister usw. Ferner haben mehrere Beamte dieser Kategorien ihren Abschied genommen, um nicht die Anwendung verfassungswidriger Verordnungen unterstützen zu müssen. Man begreift, daß die Art, wie die so freigewordenen Stellen unter dem Einfluß des Herrn Bobrikoff neubesetzt wurden, außerordentlich schädlich für das Land gewesen ist.

Was die finländischen Staatsangehörigen anlangt, die auf Grund des in Rede stehenden diktatorischen Dekrets aus ihrem Vaterlande ausgewiesen wurden, so beschränkt sich die Zahl nicht auf 26 Personen, wie Herr von Plehwe angibt. Die Zahl der Ausgewiesenen beträgt hier bereits mehr als 40. Und Herr Bobrikoff wird sich zweifellos das Vergnügen machen, sie fortgesetzt zu vergrößern. Hierbei muß man sich noch folgende Umstände vergegenwärtigen. Die Strafe der Verbannung oder der Ausweisung wurde durch das neue Strafgesetzbuch des Jahres 1889 aufgehoben. Ungesetzmäßig an sich, wird die Strafe jetzt in willkürlicher Weise auf dem Verwaltungswege verhängt. Keine Untersuchung in gesetzlicher Form hat die Schuld der Ausgewiesenen dargetan. Herr v. Bobrikoff glaubt, dieser oder jener Staatsbürger ist „der Staatsordnung schädlich". Er befiehlt ihm, das Land in fünf oder acht Tagen zu verlassen. Ihm wird angekündigt, daß er, falls er dem Befehle nicht Folge leistet, zurückgehalten und nach Rußland gebracht werden wird. Einige von jenen Leuten haben verlangt, vor Gericht gestellt zu

Digitized by Google

werden. Die Regierung hat dem Verlangen nicht stattgegeben. Warum? Weil die Personen, um die es sich handelt, nichts getan haben, was eine Anklage rechtfertigen könnte. Herr von Plehwe spricht von „dem Vorhandensein eines Komplotts, das eine ruhige und die Gesetze respektierende Bevölkerung zur Empörung gegen die Regierung zu drängen sucht". Dies ist nicht zutreffend. Es ist kein Komplott, wenn die Staatsangehörigen ihre Ansichten über die im Lande geschaffene Lage austauschen und dabei der Meinung Ausdruck geben, daß es die Pflicht eines jeden sei, der Verfassung treu zu bleiben. Es ist keine Empörung, wenn man sich weigert, Verordnungen zu beachten, die entgegen der konstitutionell vorgesehenen Ordnung erlassen sind. Das Komplott findet da statt, wo das durch Plehwe und Bobrikoff repräsentierte Vernichtungs-Programm vorbereitet wird. Jede Verletzung der Verfassung ist ein revolutionärer Akt, und man sieht sehr wohl ein, wo sich der eigentliche Herd der Empörung befindet. Nicht die Verteidiger der gesetzlichen Zustände — mögen sie ausgewiesen sein oder nicht — sind in diesem Konflikte die Verbrecher.

Ich werde nur kurz die weiteren Mißbräuche der Gewalt aufzählen. Man veranstaltet Haussuchungen, oft ohne irgend einen gesetzlichen Vorwand. Angesehene Leute werden willkürlich eingesperrt und lange in Haft behalten, ohne daß das gesetzliche Verfahren beachtet wird. Die übermäßig verstärkte Polizei ist unter den Auspizien des Herrn Bobrikoff ein Instrument der politischen Verfolgung geworden. Die Kommunalverwaltungen sind allen möglichen Verdrießlichkeiten ausgesetzt, besonders hinsichtlich der Wahlen zu Vertrauensposten. Der Übel größtes, das durch diese Diktatur verursacht wird, ist jedoch die Verderbtheit, die sie über das Land verbreitet. Diejenigen Beamten, welche die Befehle des Herrn Bobrikoff auszuführen haben, gewöhnen sich daran, dem Gesetze und der Stimme des Gewissens zuwider zu handeln. Nach Denunziationen lüstern, bedienen sich der Generalgouverneur und seine Agenten der Spione und Angeber unter den Proletariern, den Dienstboten, den kleinen Landleuten und anderer Existenzen, deren moralische Eigenschaften der Versuchung nach leichtem Gewinn nicht gewachsen sind, oder deren Intelligenz nicht genügend entwickelt ist, um die Gemeinheit von Dienstleistungen zu begreifen, die man ihnen „im Namen der Staatsgewalt" bezahlt. Die Denunziationen solcher Leute liefern dann das Material zu geheimen Akten, aus denen der Diktator Auskunft schöpft, wenn er seine Opfer wählt.

Eine allgemeine Unsicherheit ist das unvermeidliche Ergebnis der ungesetzlichen Maßregeln geworden, die angeblich die Ordnung und die Ruhe aufrecht erhalten sollen!

Aber Herr von Plehwe bittet die Freunde Rußlands, an der möglichen „Vereinbarkeit der Prinzipien einer autokratischen Regierung mit individueller Freiheit" nicht zu zweifeln!

Fast alle Zweige der Verwaltung — alle diejenigen, auf welche Herr Bobrikoff seinen schädlichen Einfluß ausgedehnt hat — verspüren die Nachwehen der neuen Regierung, sei es infolge der Verschlechterung des Personals, sei es, weil man ihnen Aufgaben oder Arbeiten zuweist, die gesetzwidrig oder in anderer Weise verwerflich sind. Besonders ist bei den Provinzbehörden infolge der unmittelbaren Einmischung des Generalgouverneurs der Dienst zerrüttet. Die oberste Zentralbehörde, der Senat, weist noch mehr als die unteren Behörden das Zeichen des Druckes der neuen Gewalt auf. Die jetzigen Mitglieder des Senats, die auf Vorschlag des Herrn Bobrikoff ernannt sind, haben die Erfahrung machen müssen, daß ihre Willfährigkeit, anstatt dem Lande Nutzen zu bringen, nur die Gefahren der Lage vermehrt und die moralische Autorität des Senats erschüttert hat, der einst vom Volke und vom Herrscher geachtet wurde.

Herr von Plehwe erklärt jedoch vor Europa, daß die Behörden „in unabhängiger und unerreichbarer Weise ihre Wirksamkeit üben!"

Er sagt ferner: „Die weisen Elemente der Bevölkerung, welche die erdrückende Majorität bilden, haben sich beruhigt und fangen an, Vertrauen zur Regierung zu gewinnen."

Es ist unnötig, den Beweis zu führen, daß die Ruhe, die unter einer tyrannischen Regierung entstanden ist, nur eine äußerliche sein kann. Andererseits erscheint es angezeigt, daran zu erinnern, daß die Haltung der Bevölkerung während dieser ganzen Krisis ruhig und angemessen war; die wenigen jugendlichen Kundgebungen, die mit unterliefen, stellen nur bedeutungslose Ausnahmen dar. Aber wo ist die Ruhe, wo ist die Mäßigung, welche die Haltung der Regierung ausgezeichnet haben sollte? Das sind Eigenschaften, die ihr seit Jahren abhanden gekommen sind: Was man sieht, sind erbitternde Maßregeln, Mißbrauch der Gewalt in unaufhörlicher Folge.

Wie kann Herr von Plehwe die erdrückende Mehrheit, von der er spricht, kennen? Wenn die Stimme des Volkes erstickt ist durch die übertriebene Strenge der Zensur, durch das Verbot von öffentlichen Versammlungen, sogar durch das Verbot, an den Monarchen zu petitionieren, und schließlich durch eine Schreckensherrschaft voller Bedrohungen, so hat man kein Recht zu behaupten, das Volk sei ruhig und vertrauensvoll. Wenn es aber doch Leute gibt, die zur gegenwärtigen Regierung Vertrauen haben, so gehören sie nicht zu den „klugen Elementen der Bevölkerung". Es sind zwar Parteisplitter vorhanden, die sich fügen und Nachgiebigkeit empfehlen, aber sie tun es sicherlich nicht aus Vertrauen, sondern aus Berechnung oder Schwachheit.

Möchte Herr von Plehwe doch eine Volksabstimmung herbeiführen, die ganz freimütig und unbeeinflußt die Frage beantworten sollte: Habt Ihr Vertrauen zur gegenwärtigen Regierung? Er würde finden, daß die überwältigende Mehrzahl der Stimmen auf „Nein" lautet.

Wenn ich von Äußerungen geringerer Wichtigkeit absehe, so muß ich doch noch einige Worte über die politische Insinuation sagen, die sich in dem Plehweschen Artikel findet.

Herr Stead hatte von dem früheren guten und herzlichen Einvernehmen zwischen Rußland und Finland gesprochen, Herr von Plehwe setzt dem folgende Phrase entgegen: „Die Wahrheit ist, daß man zu allen Zeiten die finländische Bevölkerung unablässig bearbeitet hat, um eine Trennung von Rußland in allen Beziehungen des moralischen und äußeren Lebens herbeizuführen."

Das moralische und äußere Leben hat in Finland seinen friedlichen Weg unter dem Schutze der Gesetze und Behörden des Landes genommen, es ist durch die Monarchen gestärkt worden und hat sich unter ihrer Ägide entwickelt. Es hat keine Verschmelzung mit dem Leben des russischen Volkes gegeben. Infolgedessen kann niemand die Idee gehabt haben, eine „Trennung" in dieser Hinsicht herbeizuführen. Seit zwanzig Jahren sind Preßpolemiken ausgefochten worden, in deren Verlauf die russischen Journalisten, welche die Vernichtung der Rechte Finlands forderten, die Finländer beschuldigten, sie arbeiteten auf eine Trennung hin. Diese wieder haben ihre Rechte verteidigt und deren Unverletzlichkeit dargetan.

Diese Polemik würde nicht das bedauerliche Ergebnis einer Störung der guten Beziehungen zwischen

Digitized by Google

Rußland und Finland gehabt haben, wenn nicht die umstürzlerischen Ideen, welche durch gewisse russische Zeitungen und auch durch Pamphletisten verbreitet wurden, von einer Gruppe von Staatsmännern oder Bureaukraten aufgegriffen worden wären, die in Rußland reaktionäre Politik treiben und die liberalen Institutionen des Großherzogtums mit scheelen Augen ansehen.

Herr von Plehwe spricht zur Bekräftigung seiner unbegründeten und unlogischen Behauptung von „Agitatoren", die in der ausländischen Presse geschrieben haben. Er sollte doch einsehen, daß man nicht durch die ausländische Presse „die finländische Bevölkerung bearbeiten" kann. Er sollte auch begreifen, daß eine Politik, die mit allen guten Überlieferungen gebrochen und sich in wenigen Jahren zu einem Schreckensregiment entwickelt hat, nicht geeignet ist, die einstigen freundschaftlichen Beziehungen zu befestigen. Wir wissen übrigens, daß die besseren Elemente des russischen Volkes, wenn sie jene Politik beurteilen, sie mit den Prinzipien des Rechts und der Billigkeit sowie mit dem Ansehen und den wahren Interessen Rußlands für unvereinbar erklären.

Herr von Plehwe lehrt uns, daß „bezüglich der eigentlichen Ziele dieser Politik die größte Übereinstimmung zwischen dem General Bobrikoff und allen Ratgebern und Dienern Sr. Majestät herrsche, welche mit den finländischen Angelegenheiten betraut und überzeugt sind, daß die gegenwärtig in Finland getroffenen Maßnahmen durch die dringendsten Staatsinteressen Rußlands bedingt werden."

Welches sollten diese „Staatsinteressen" sein? Herr von Plehwe gibt darüber keine Auskunft. Er täuscht sich jedoch, wenn er glaubt, kategorische Ausführungen genügen, um den Mißbrauch der Gewalt zu rechtfertigen, um den es sich hier handelt.

Des weiteren erklärt er nicht, was er unter dem Ausdruck versteht: „welche mit den finländischen Angelegenheiten betraut sind". Nun ist dieser Ausdruck freilich leicht zu erklären. Er kann kaum etwas anderes bedeuten als das, was man im allgemeinen mit dem Worte „Kamarilla" bezeichnet. Und wir vernehmen, daß die größte Übereinstimmung zwischen dem General Bobrikoff und allen Mitgliedern dieser Kamarilla vorhanden ist, — obwohl es, wie man sagt, Mitglieder der russischen Regierung gibt, welche das Vorgehen dieses Generals in Finland mißbilligen.

Wenn Herr von Plehwe in seinem Artikel von dem in Finland verfolgten politischen Programm spricht, so bezeichnet er es mehrfach als das Programm der russischen Regierung. Das würde den Glauben erwecken, als ob dieses Programm dem Kaiser durch die ordnungsmäßigen Organe der russischen Regierung anempfohlen worden sei. Aber dem ist nicht so. Weder der Ministerrat noch der Reichsrat haben jemals ein politisches Programm beraten, das man im Großherzogtum zu dem Zwecke durchsetzen wollte, dort die autokratische Gewalt einzuführen. Wenn ähnliche Beratungen stattgefunden hätten, so würden Staatsmänner, die das Recht achten, vorhanden gewesen sein, die darauf hinwiesen, daß rechtlich der finländischen, aber nicht der russischen Regierung die Leitung der finländischen Angelegenheiten zusteht, ebenso die Kompetenz, dem Monarchen hierauf bezügliche Programme zu unterbreiten.

Das Manifest vom 3./15. Februar 1899 — der erste schwere Schlag, der die finländische Verfassung betroffen hat — ist von einer geheimen Kommission ohne Wissen des Reichsrats ausgearbeitet und erlassen worden. Andere außergewöhnliche und mehr oder weniger geheime Kommissionen haben die weiteren Schläge vorbereitet. Immer dieses Spiel hinter den Kulissen, das die Handlungsweise der Kamarilla charakterisiert, immer ungehörige Vorgänge, immer die Verachtung des Gesetzes! Nach seiner Ernennung zum Staatssekretär von Finland hat Herr von Plehwe, anstatt das Wohl Finlands zu fördern, die sich ihm bietenden Gelegenheiten benützt, um die verderblichen Pläne seiner Kamarilla zu fördern.

Der Verteidigungsartikel, den Herr von Plehwe veröffentlicht, sagt uns nicht, inwiefern er zur Wahrung der Interessen Rußlands genötigt sein sollte, Finland der autokratischen Herrschaft zu unterwerfen und dieses zivilisierte Volk seines Nationalcharakters zu berauben. Ich glaube, alle diejenigen, welche diese Frage unter dem Gesichtspunkt der Erfordernisse politischer Weisheit beurteilen, werden die Meinung teilen, daß Rußland keine Vorteile von einer Politik ernten kann, die das Resultat hat, die gesetzliche Ordnung in Finland in Verwirrung zu bringen, die Verwaltung zu zerrütten, beständige Konflikte zwischen den Behörden, die jene verfassungswidrigen Verordnungen durchführen, und den Einwohnern, die der Verfassung treu geblieben sind, zu schaffen, durch eine allgemeine Unsicherheit die soziale und ökonomische Tätigkeit lahmzulegen, in den Gemütern bittere Unzufriedenheit und tiefes Mißtrauen zu säen, — mit einem Wort, die Beziehungen zwischen Rußland und Finland zu vergiften.

L. Mecheiin.

Verlag von Georg Reimer in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 11. Berlin, den 12. Dezember 1903. 21. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35. Lützowstr. 107/108. Postzeitungs-Katalog für 1903 Nummer 5430.

An die Leser der „Nation".

Der künstlerische Schmuck, mit dem wir die „Nation" seit dem Beginn des 21. Jahrgangs ausgestattet haben, hat nach und nach eine Form gewonnen, die nicht mehr die Spuren eines bloßen Versuchs trägt. Kopfleisten und Initialen werden für jede Nummer besonders gezeichnet. Wir glauben, in der Art, wie wir den Schmuck in den letzten Nummern verwandt haben, nunmehr auf einen Weg gelangt zu sein, den wir fortsetzen könnten. Wie jede Neuerung, hat sich auch unser künstlerischer Schmuck nicht ohne Empfindungswiderstände eingebürgert. Neben Stimmen, die uns ob dieser Neuerung beglückwünschen, fehlt es auch nicht an Stimmen, die eine Sehnsucht nach der guten, alten Zeit verraten, in der das Gehäuse der „Nation" nüchtern und einfach dastand.

Wir haben uns deshalb entschlossen, einmal eine Umfrage bei unsern Lesern zu veranstalten. Schmuck oder nicht Schmuck: das ist die Frage, die wir hiermit zur Abstimmung unterbreiten. So wenig wir geneigt sein würden, es auf eine Abstimmung ankommen zu lassen, was in der „Nation" geboten werden soll, so sehr sind wir bereit, den Wünschen unserer Leser in bezug auf die äußere Ausstattung entgegenzukommen. Wir legen deshalb dieser Nummer eine Fragekarte bei, bitten dieselbe ausfüllen zu wollen und dann an den Verlag zurückgelangen zu lassen. Unsern politischen Grundsätzen entsprechend, soll die Abstimmung eine allgemeine, gleiche, direkte und geheime sein, wobei es jedoch keiner und keinem der Abstimmenden verwehrt ist, sein Votum mit seinem Namen zu versehen.

Die Redaktion.

Politische Wochenübersicht.

Die schillernde Seifenblase der Fusionierung von Freisinniger Vereinigung und linkem Flügel der Nationalliberalen war schon zerplatzt, ehe noch geschäftsführender Ausschuß und Fraktion der Freisinnigen Vereinigung einmütig erklärten, daß die politischen Voraussetzungen und Neigungen für einen solchen Plan fehlten. Nichtsdestoweniger haben mißgünstige Freunde weiterhin sich Mühe gegeben, neue Räubergeschichten zu erfinden. Eine direkte Anfrage der Freisinnigen Vereinigung soll an die Parteileitung der Nationalliberalen wegen der Fusion ergangen sein. Sogar die offizielle Antwort auf die erfundene Anfrage wird im Wortlaut mitgeteilt. Ferner soll Herr von Gerlach von allen Kommissionen ausgeschlossen und ein großer Zank unter den Abgeordneten der Freisinnigen Vereinigung über die Wahl Singers zum Vizepräsidenten des Reichstags gewesen sein. Alle diese Ausstreuungen beruhen, wie jeder mit den politischen Verhältnissen Vertraute weiß, auf Erfindung. Sie werden von uns hier nur erwähnt, um zu zeigen, in welcher ungeschickten aber planmäßigen Weise Verdächtigungen gegen die Freisinnige Vereinigung zusammengeschrieben werden.

Politische Statistik hat ihre Bedeutung, in der Regel eine ernste, manchmal auch eine bloße anekdotische. Zu solchen statistischen Anekdoten rechnen wir die charakteristische Feststellung, wonach seit dem 15. Oktober die „Freisinnige Zeitung", die so gern die verfolgte Unschuld spielt, sechsundachtzigmal gegen Sozialdemokraten, sechzigmal gegen die Freisinnige Vereinigung, dagegen nur vierunddreißigmal gegen Konservative, achtmal gegen Bündler und gar nur zweimal gegen Antisemiten und Zentrum zu Felde gezogen ist. Dagegen verdient die amtliche „vergleichende Uebersicht der Wahlen von 1898 und 1903" ernste Beachtung. Nach ihr haben sich am ersten Termin 68,1 Prozent und am zweiten 76,1 Prozent der Wähler an den Reichstagswahlen beteiligt. Von den einzelnen Parteien gibt die amtliche Tabelle folgendes Entwicklungsbild:

	1898		1903	
	Wählerzahl	Proz.	Wählerzahl	Proz.
Deutsch-Konservativ	859 222	11,1	948 448	10,0
Reichspartei	343 642	4,4	333 404	3,5
Nationalliberale	971 302	12,5	1 313 051	13,8
Freisinnige Vereinigung	195 682	2,5	243 230	2,6
Freisinnige Volkspartei	558 314	7,2	542 556	5,7
Deutsche Volkspartei	108 528	1,4	91 217	1,0
Zentrum	1 455 159	18,8	1 875 292	19,7
Polen	244 128	3,1	347 784	3,7
Antisemiten	284 250	3,7	244 343	2,6
Bund der Landwirte	110 589	1,4	118 759	1,2
Bauernbund	140 504	1,8	111 325	1,2
Andere Parteien (Nationalsoziale, Dänen, Welfen, Litauer, Elsässer usw.)	268 234	3,5	248 023	2,6
Unbestimmt	92 157	1,2	55 249	0,6
Zersplittert	13 846	0,2	11 684	0,1
Sozialdemokratie	2 107 076	27,2	3 010 771	31,7

Nach diesen amtlichen Feststellungen haben seit 1898 an Stimmenzahl absolut abgenommen: Reichspartei, Freisinnige Volkspartei, Deutsche Volkspartei, Antisemiten, Bauernbündler, Wilde. Absolute Zunahme, aber Abnahme im Verhältnis zur

Digitized by Google

vermehrten Wählerzahl haben Konservative und Bund der Landwirte. Absolut und relativ gewachsen sind Nationalliberale, Freisinnige Vereinigung, Zentrum, Polen und Sozialdemokraten. Die letzteren haben verhältnismäßig am stärksten zugenommen, nämlich auf je 100 abgegebene Stimmen 4,5. Das erfreuliche absolute und relative Wachstum der Wählerstimmen, die auf die Freisinnige Vereinigung gefallen sind, muß allen denen zu denken geben, die von einer entschiedenen Vertretung des Liberalismus ängstlich abrieten und den energischen Kampf gegen die Zollmehrheit im letzten Winter für verkehrt hielten.

Die sogenannte kleine Reichsfinanzreform, mit der sich der neue Staatssekretär des Reichsschatzamtes v. Stengel eingeführt hat, ist nicht ganz so bedeutungslos, wie sie auf den ersten Blick erscheinen könnte. Bisher wurde ein Teil der Reichseinnahmen aus Zöllen und Verbrauchssteuern an die Bundesstaaten überwiesen und dafür von ihnen wieder Matrikularbeiträge für das Reich erhoben, deren Höhe jährlich vom Reichstag bewilligt werden mußte. Nach dem Entwurf des Herrn v. Stengel sollen die Matrikularbeiträge künftig fortfallen und die Reichseinnahmen ausschließlich auf Verbrauchsabgaben und Zöllen beruhen. Damit aber würde das Interesse der Bundesstaaten an der Finanzgebarung und damit gleichzeitig — wenigstens teilweise — an der Politik des Reiches vermindert, dem Reichstag das Einnahmebewilligungsrecht, das sich auf einmal bewilligte Zölle nicht erstreckt, genommen und wegen des Fortfalles von Matrikularzuschüssen ein größerer Anleihebedarf erzeugt werden, der bald zur Einführung neuer Verbrauchsabgaben führen müßte. Im letzten Grunde bedeutet also die angebliche Reichsfinanzreform nichts anderes, als die Vorbereitung auf neue indirekte Steuern. Wer grundsätzlich für Herabsetzung der Zölle und Verbrauchssteuern im Reich und ihren Ersatz durch direkte progressive Besteuerung (Erbschaftssteuer, Vermögenssteuer, Reichseinkommensteuer) eintritt, dem muß das Debüt des neuen Schatzsekretärs nicht unbedenklich erscheinen. Die Beseitigung der Matrikularbeiträge ist allerdings ein wünschenswertes Ziel, nur muß es auf dem Wege von direkten, jährlich neu zu bewilligenden Steuern erreicht werden. Ob das Zentrum bei seiner jetzigen Ablehnung des Entwurfs bleiben wird, läßt sich erfahrungsgemäß erst nach der zweiten Lesung mit Sicherheit erkennen.

Eine revisionistische Stimme läßt sich im sozialdemokratischen Lager wieder laut und mit besonderer Deutlichkeit vernehmen. Der Sozialdemokrat Kolb schreibt in den „Sozialistischen Monatsheften" unter anderem:

„Der Revisionismus ist nicht tot; er lebt und marschiert. Er ist, sowie die Dinge nun einmal liegen, überhaupt nicht unterzubringen. Die Zahl der nicht bekannten Revisionisten ist viel größer, als die der bekannten und wenn man schon damit anzufangen hätte, bestimmte Richtungen innerhalb der Sozialdemokratie durch Gewaltmaßregeln unschädlich zu machen, so hätte man diese Operation aller Voraussicht noch recht oft wiederholen müssen."

Kolb wendet sich dann gegen Kautskys bekanntes Gemälde von der sozialen Revolution und meint: Wenn wirklich noch ein letzter entscheidender Kampf zwischen Proletariern und Bourgeoisie geführt werden müsse, dann müßte die Sozialdemokratie erklären, daß ihre ganze parlamentarische Tätigkeit erfolglos gewesen und der zweite Teil ihres Programms auch nicht einmal teilweise im Gegenwartsstaate zu verwirklichen sei. Dann wäre auch die seitherige Taktik der Sozialdemokratie, die auf Eroberung politischer Macht in dem kapitalistischen Gegenwartsstaate hinauslaufe, verkehrt. In Wirklichkeit sei sie aber richtig und die Sozialdemokratie tue nach Kolb recht daran, wenn sie nach und nach Einfluß auf die Regierung zu gewinnen versuche. Solche Stimmen sind von symptomatischer Bedeutung und bestätigen das Urteil derer, die sich nicht ausreden lassen wollen, daß die Sozialdemokratie auf dem Wege zur radikalen Reformpartei marschiert.

Im ungarischen Parlament scheint der Friede einzuziehen. Die Obstruktion hat wenigstens ihre Tätigkeit einstellen müssen, und das ungarische Abgeordnetenhaus wird demnächst wieder ernsthaft arbeiten können. Tisza hat es mit seiner überlegenen Taktik fertig gebracht, eine Zertrümmerung der liberalen Mehrheitspartei durch Apponyi zu verhindern, die klerikale Volkspartei mit ihrem eigenen Vorsitzenden, dem Grafen Zichy, und anderen Magnaten zu entzweien und die Kossuthpartei zu spalten. Sie, die der Hauptträger der Obstruktion geworden war, hat sich mit ihrem Führer Kossuth an der Spitze mit 46 gegen 28 Stimmen für Beendigung der Obstruktion unter Bedingungen erklärt, die Tisza wohl erfüllen kann. Was nun noch an Obstruktion übrig bleibt, ist an Zahl so gering und an Bedeutung so minderwertig, daß von daher keine großen Gefahren mehr drohen. Ob freilich Tisza mit positiver Politik ebenso erfolgreich sein wird, wie mit Bekämpfung seiner Gegner, das muß sich erst noch zeigen.

* * *

Crimmitschau.

Bei den ersten Verhandlungen des neuen Reichstags hat sofort, wie zu erwarten war, Crimmitschau eine bedeutsame Rolle gespielt. Die verhältnismäßig kleine sächsische Industriestadt ist auf dem besten Wege, eine traurige Berühmtheit in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung zu erlangen. Seit sechzehn Wochen tobt dort ein wirtschaftlicher Kampf in der Textilindustrie, den die Arbeiter eine Aussperrung, die Arbeitgeber einen Streik nennen. Dreißig Spinnereien mit 3500 Arbeitern und fünfzig Webereien mit 4000 Arbeitern sehen sich zu feiern gezwungen. Außerdem sind natürlich die von ihnen abhängigen Hilfsgewerbe wie Kistenbauereien, Papierhülsenfabriken u. dgl. vollständig lahm gelegt. Alle von der Arbeiterschaft abhängigen Handwerker, Kleinkaufleute und Gewerbetreibende sind stark in Mitleidenschaft gezogen. Der ganze Ort seufzt unter der Last dieses beispiellos langwierigen Kampfes.

Und weit über die Grenzen von Crimmitschau hinaus hat der Kampf in der Textilindustrie schon seine Wellen geschlagen. Bis nach Thüringen und an den Rhein hin macht sich das Fehlen des notwendigen Garnes, das Crimmitschau zu liefern pflegte, seit Wochen und Monaten unangenehm bemerkbar. Noch stärker als auf die Industrie wirkt der Kampf auf die beteiligten Parteien der Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Die Arbeiterschaft Deutschlands hat sich hinter die Crimmitschauer Arbeitsbrüder gestellt und mit seltenem Opfermut seither die regelmäßige Auszahlung der Streikunterstützung in Höhe von 75 000 Mark wöchentlich ermöglicht. Auch die Arbeitgeber außerhalb Crimmitschaus haben sich nicht auf moralische Unterstützung ihrer bedrängten Kollegen beschränkt, sondern beginnen materielle Opfer zu bringen, um die Fortsetzung des Kampfes zu ermöglichen. Freilich sind bisher von ihnen nur zirka 10 000 Mark wöchentlich an Fabrikantenunterstützung aufgebracht worden. Aber ein neuer Aufruf versucht Stimmung dafür zu machen, daß diese Unterstützung mindestens verdoppelt wird. So haben wir einen Kampf, der nur vorgeblich in Crimmitschau geführt wird, in Wirklichkeit aber eine Kraftprobe zwischen

Digitized by Google

deutschem Unternehmertum und deutscher Arbeiterschaft insgesamt ist.

Indessen so lehrreich eine Verfolgung dieser Seite des Ringens sein könnte, möchten wir heute die Aufmerksamkeit auf eine andere weit wichtigere richten, nämlich auf die Haltung der Behörden in dem Kampfe. Es ist eine bekannte Tatsache, daß in den wirtschaftlichen Kämpfen die Behörden immer behaupten, neutral zu sein, in Wirklichkeit aber oft Maßnahmen ergreifen, die eine Begünstigung der Arbeitgeber bedeuten. Niemals ist das in den letzten größeren Kämpfen so deutlich zutage getreten wie in Crimmitschau. Von kühler Objektivität bis zu einseitiger, seither unerhörter Parteinahme gegen die Arbeiter und für die Unternehmer hat sich dort die Behörde hinreißen lassen. Mit der Verfolgung der Streikposten fing es — wie gewöhnlich — an. Aus „verkehrstechnischen Gründen" wurde ihnen zunächst das Postenstehen vor den Fabriken und auf den Bürgersteigen untersagt. Als sie patrouillierten, wies man sie von der Straße weg. Als sie sich in die Hauseingänge stellten, wurde ihnen das verboten. Die Wirtschaften, aus deren Fenstern sie nunmehr auf vorüberziehende Arbeitswillige einzuwirken versuchten, erhielten den polizeilichen Befehl, die Fenster geschlossen zu halten. Der Bahnhof wurde für die Streikposten gesperrt, während die Fabrikanten in dem Wartesaal II. Klasse ein Bureau einrichten durften. So war jede Einwirkung auf die sogenannten Arbeitswilligen, von denen es übrigens nach sechzehn Wochen insgesamt nur zehn Prozent der beteiligten Arbeiter gibt, unmöglich gemacht.

Wenn man diese Maßregel allenfalls noch mit dem pflichtmäßigen „Schutz der Arbeitswilligen" entschuldigen will, den sich seit dem Begräbnis der Zuchthausvorlage anscheinend die Behörden besonders glauben angelegen lassen sein zu müssen, so hat man auch nicht die allergeringste Entschuldigung für das weitergehende Eingreifen der Polizei, das in den letzten Tagen bekannt wurde. Weil einige Belästigungen Arbeitswilliger vorgekommen sind, die nicht einmal genügend Stoff zur Ausbeutung für die Scharfmacherpresse boten, und mit gerichtlicher Ahndung hinreichend gesühnt worden wären, hat die Amtshauptmannschaft Zwickau für Crimmitschau alle öffentlichen Auf- und Umzüge, Tanzvergnügungen und Versammlungen (auch nichtöffentliche) verboten und alle Gast- und Schankwirtschaften um 12 Uhr abends geschlossen. Das Versammlungsverbot trifft die kämpfenden Arbeiter an der empfindlichsten Stelle. Es macht ihnen nämlich die Kontrolle über die Arbeitslosen und damit über den Stand der ganzen Bewegung nahezu unmöglich. Streikunterstützungen können nicht mehr ordnungsmäßig ausgezahlt werden, weil auf polizeiliche Verfügung hin immer höchstens sechs Personen in einem Lokal gleichzeitig anwesend sein dürfen. Beruhigungen aufgeregter Gemüter, wie sie in Streikzeiten in den täglichen Versammlungen gang und gäbe sind, werden unmöglich gemacht, Unbesonnenheiten einzelner können weniger als früher verhindert werden. Die Mutlosen können nicht aufgerichtet und zum unverzagten Aushalten ermuntert werden.

Das ist eine bisher auch bei den erbittertsten wirtschaftlichen Kämpfen unerhörte Polizeipraxis. Natürlich haben die Arbeiter sich nicht ruhig diesen vernichtenden Schlag gefallen lassen wollen, sondern sie sind den letzten Weg gegangen, der ihnen noch offen blieb, sie haben eine Deputation an den sächsischen Minister des Innern von Metzsch nach Dresden abgeordnet. Sie sollte sich über die Maßnahmen der Polizei beschweren und um Abhilfe ersuchen. Der Minister hat die Arbeiterdeputation nicht einmal vorgelassen. Zwei Geheimräte haben die Leute auf den Instanzenweg verwiesen, d. h. sie haben ihnen klar gemacht, daß jeder einzelne Fall etwa vorkommender Polizeiwillkür im langsamen Instanzenzug zu verfolgen sein würde. Natürlich ist das ein geradezu hohnvoller Rat für die Arbeiter. Und die Erbitterung ist durch diese sächsische Regierungsweisheit ins unermeßliche gesteigert worden, die Verantwortung von den unteren Verwaltungsbehörden auf die höchsten Regierungsstellen übergegangen.

Die Arbeitgeber können auch fernerhin ohne Versammlungen auskommen, denn sie können gelegentlich privater Hausbesuche oder vermittels des Fernsprechers sich sehr leicht untereinander verständigen. Die Arbeitnehmer sind aber ohne Versammlungen garnicht in der Lage, den wirtschaftlichen Kampf auf die Dauer fortzuführen. Man muß infolgedessen, selbst wenn man über die Berechtigung des Kampfes in Crimmitschau verschiedener Meinung sein sollte, aus Gründen der Gerechtigkeit aufs lebhafteste mit den betroffenen Arbeitern protestieren gegen die einseitige parteiische Stellungnahme der sächsischen Polizeiorgane.

Auch aus politischen Gründen ist scharfer Protest hier geboten. Die scharfmacherischen Elemente innerhalb der Sozialdemokratie müssen durch Erfahrungen, wie sie Crimmitschau bietet, in ihrer Position gestärkt werden. Die gesunde Entwicklung dieser Partei aus einer revolutionären zu einer reformerischen wird durch die Crimmitschauer Vorgänge weit mehr gestört, als etwa durch die Zänkereien des Dresdener Parteitages. Nur die Scharfmacher der Reaktion haben allen Grund, mit Crimmitschau zufrieden zu sein. Bezeichnenderweise sind das dieselben Scharfmacher, die dann wieder sich moralisch furchtbar entrüsten, wenn berichtet wird, daß gelegentlich sozialdemokratische Wähler einen Landrat öffentlich verhöhnt und ihm auf jede Weise ihre Geringschätzung bezeugt haben. Wie kann man aber von der Masse der Arbeiter verlangen, daß sie Respekt vor den Personen haben sollen, die ihnen jenes Polizeisystem verkörpern, das so offenkundig Partei gegen sie in den wirtschaftlichen Kämpfen ergreift?

Der Kampf in Crimmitschau geht weiter. Anfang Januar beginnt dort die neue Saison in der Textilindustrie. Vorher ist an keinen Frieden zu denken, weil jede Partei von der andern vermutet, daß sie am Ende ihrer Kräfte wäre und die neue Saison nicht noch einmal unbenutzt verstreichen lassen könne. Wer Anfang nächsten Jahres zur Nachgiebigkeit zuerst gezwungen sein wird, läßt sich heute, da Gesamtarbeiterschaft und Gesamtunternehmertum sich mit den Kämpfenden solidarisch erklärt haben, garnicht absehen. Das eine ist aber schon heute gewiß, daß das behördliche Ansehen und das Vertrauen in die Gerechtigkeit der Verwaltungspraxis durch Crimmitschau in der Arbeiterschaft aufs stärkste erschüttert worden ist.

Erst Löbtau, jetzt Crimmitschau! Die Scharfmacherelemente der Reaktion und der Sozialdemokratie können sich gratulieren.

Fr. Weinhausen.

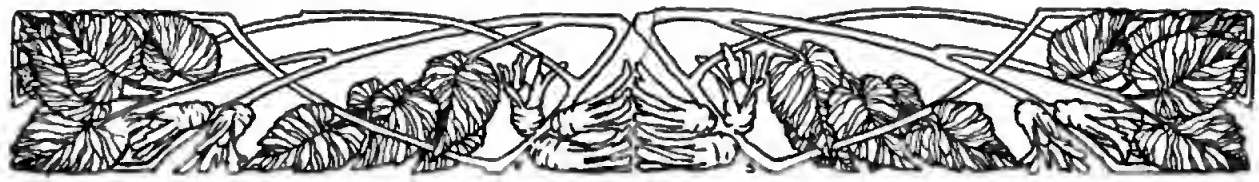
Parlamentsbriefe.

I.

An Stelle eines „Alten Herrn" des Parlaments tritt ein parlamentarischer Fuchs, um den Lesern der „Nation" einen regelmäßigen Ueberblick über die Reichstagsverhandlungen zu geben. Dieser Unterschied in der Person führt natürlich auch einen Unterschied in der Sache herbei. Was dem einen selbstverständlich und darum vielleicht unbeachtlich erschien, findet der Neuling in seiner parlamentarischen Unschuld bemerkenswert oder gar kritikbedürftig.

Ich muß z. B. gestehen, daß ich gleich bei der Eröffnung des Reichstages im Weißen Saale des Schlosses einige ketzerische Gedanken nicht unterdrücken konnte. Wie die Bundesratsmitglieder zu zweien nach Art eines spazierengeführten Mädchenpensionates hineinmarschiert kamen, wie dann der Kanzler eine

Digitized by Google



ziemlich lange, aber recht nüchterne Thronrede den sehr indifferent sich verhaltenden Reichstagsmitgliedern vorlas, wie schließlich ein alter Herr ein Hoch auf den Kaiser ausbrachte; und als dann alles vorbei war, da stieg in mir die Frage auf: wozu das? Wäre es nicht viel angemessener, wenn die Eröffnung des Reichstages auch im Reichstage erfolgte? Können nicht die Abgeordneten im Schloß in eine etwas prekäre Lage kommen? Diesmal wurde ja die Thronrede gänzlich stillschweigend entgegengenommen. Selbst die helle Kampfesfanfare gegen die Rebläuse blieb ohne Echo. Aber bei früheren Gelegenheiten ist doch die Thronrede von Bravos unterbrochen worden. Nun, wo Beifallsäußerungen zugelassen sind, dürfen auch Mißfallenskundgebungen nicht ausgeschlossen sein. Sollte eine kommende Thronrede etwa unter dem starken Beifall der Konservativen die Verschlechterung des Wahlrechts oder ein Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie ankündigen, so wäre das Schweigen der übrigen Abgeordneten eine keineswegs genügende Antwort darauf. Ein Kampf mit Bravo und Zischen auf dem Parkett des königlichen Schlosses, das ist aber ein kaum vorstellbarer Gedanke. Wäre es deshalb nicht wirklich besser, wenn man alle Reichstagsangelegenheiten einschließlich der Thronrede auf einen Boden verlegte, wo höfische Sitten keine Rolle spielen? In den Reichstag, was des Reichstags ist!

Daß während der Thronrede nicht das schüchternste Bravo ertönte, erklärt sich daraus, daß niemand recht befriedigt war. Gewiß ist von unserem Standpunkt aus der einen oder anderen Stelle zuzustimmen, so, wenn die Reform des Börsengesetzes und die Entschädigung unschuldig Verhafteter angekündigt wird. Aber in dem entscheidenden Punkt, in der Frage der Handelsverträge, enthält die Thronrede weiter nichts als ein paar verlegene Redensarten. Die Regierung scheint sich eben gründlich in der Sackgasse des Zolltarifs festgefahren zu haben! Auch was über die Sozialpolitik gesagt wird, sind, von der Ankündigung der Kaufmannsgerichte abgesehen, nur Redensarten ohne Inhalt. Und was über die freundliche Lage der auswärtigen Verhältnisse gesagt wird, hat man bereits in jeder Thronrede gehört. Die Thronrede möchte ich sehen, die von einer Störung der freundlichen Beziehungen spricht. Das wäre ja identisch mit einer Kriegserklärung. Und darum würde wahrscheinlich auch eine Thronrede acht Tage vor Ausbruch eines großen Krieges von Friedfertigkeit überträufeln.

Vom Schloß ging es in den Reichstag zu einer absolut überflüssigen Sitzung. Die Namen aller Abgeordneten wurden vorgelesen und die Präsenzziffer festgestellt. Warum schließt sich an diesen Akt nicht unmittelbar die Wahl der Präsidenten und Schriftführer? Ein voller Tag könnte dadurch gewonnen werden. Diese Art der geschäftsordnungsmäßigen Obstruktion will mir durchaus nicht einleuchten. Der einzige Zweck der Uebung kann eigentlich nur der sein, dem Alterspräsidenten das Vergnügen zu verschaffen, sich volle vierundzwanzig Stunden seiner Funktionen zu erfreuen. Uebrigens auch noch eine Frage, ob diese Einrichtung des parlamentarischen Seniorats zweckmäßig ist, und ob nicht z. B., wenn nun einmal das Alter maßgebend sein soll, das jüngste Mitglied des Hauses im allgemeinen einen viel geeigneteren provisorischen Präsidenten abgäbe. Aber freilich, die ältesten Mitglieder werden wohl in der Regel besonders „staatserhaltenden" Parteien angehören, während die Einführung des Minoratssystems sehr leicht der äußersten Linken — entsetzlich! — Chancen bieten könnte. Doch im ganzen ist das ja eine Frage, deren Wichtigkeit höchstens eine Erörterung im Plauderton gestattet.

Der zweite Sitzungstag, Freitag, verlief ebenso eintönig wie der erste. Von Anfang bis zu Ende wurde nichts gemacht als gewählt. Bei diesem stumpfsinnigen Geschäft — à propos, da fällt mir wieder eine Neulingsbemerkung ein. Warum in aller Welt müssen wohl die Namen aller Abgeordneten viermal aufgerufen werden, einmal zur Wahl des Präsidenten, dann zweimal zu der der zwei Vizepräsidenten, schließlich nochmals zu der der acht Schriftführer? Würde nicht ein Aufruf genügen? Könnten nicht bei den folgenden Wahlen die provisorischen Schriftführer mit der famosen Aichbichlerschen Urne von Platz zu Platz gehen und die Zettel einsammeln? Das würde doch die langweilige Geschichte um vielleicht zweidrittel abkürzen. Langweilig war das Wahlgeschäft nicht nur deshalb, weil es an sich schon gerade keine geistreiche Zeitverwendung darstellt, sondern vor allem deshalb, weil das Resultat ja von vornherein feststand. Man wußte, daß das Präsidium — um diesen nicht ganz ordnungsmäßigen Ausdruck zu gebrauchen — aus den Grafen Ballestrem und Stolberg und Herrn Paasche bestehen würde, und daß man den Sozialdemokraten nicht einmal einen lumpigen Schriftführerposten gönnen wolle. Ueberrascht hat nur zweierlei: einmal, daß gegen den Grafen Ballestrem eine so große Zahl von weißen Stimmzetteln, über hundert, abgegeben wurde, und dann, daß Singer bei der Abstimmung für den ersten Vizepräsidenten nur achtundsechzig Stimmen auf sich vereinigte. Die erste Ueberraschung bewies, daß sich erfreulicherweise weit über die Sozialdemokratie hinaus das Andenken an die bedauerliche Art der Präsidialführung während des Zollkampfes frisch erhalten hat. Die zweite Ueberraschung sollte es den Sozialdemokraten nahe legen, bei kommenden Gelegenheiten etwas weniger angefochtene Persönlichkeiten für solche Posten zu präsentieren. Mir scheint ja, daß ausreichende Gründe, Singer abzulehnen, nicht vorlagen. Aber wozu den bürgerlichen Abgeordneten die Ausübung eines Aktes der Gerechtigkeit so erschweren oder ihnen wenigstens einen so bequemen Vorwand bieten? Was nicht überrascht hat, mich wenigstens nicht, ist die Tatsache, daß die freisinnige Volkspartei dem Präsidium des Rechtsbruchs ihr Vertrauen ausgesprochen hat, indem sie, wie die „Freisinnige Zeitung" besonders hervorheben zu müssen glaubt, beschlossen hatte, keine weißen Zettel abzugeben. Einige Blätter hatten den schnöden Verdacht geäußert, die Herren Graf Ballestrem, Graf Stolberg und Paasche verdankten ihre Wahl freisinnigen Männern nicht. Dagegen mußte natürlich Protest erhoben werden. Die freisinnige Volkspartei hat in voller Harmonie mit der gesamten Rechten gestimmt. Dafür wurde sie auch durch zwei Schriftführerposten belohnt. Die einundachtzig Sozialdemokraten haben keinen bekommen, die fünfzig Nationalliberalen einen, aber die einundzwanzig Volksparteiler zwei. Man darf wohl sagen, daß die Brotverteuerungsmehrheit keine Partei so nobel behandelt hat wie die freisinnige Volkspartei.

Nach den Anstrengungen zweier Tage ohne eigentliche Arbeit erholte sich das Hohe Haus durch eine viertägige Pause. Erst Mittwoch trat man wieder zusammen, nunmehr endlich zu wirklicher Arbeit. Der neue Reichsschatzsekretär v. Stengel debütierte mit seiner Etatsrede. Er erbrachte damit sicherlich den Beweis, daß er kein Redner ist. Aber, na, man kann gar kein Redner und doch ein außerordentlich tüchtiger Finanzmann sein. Ob Herr v. Stengel das ist, weiß man noch nicht. Der Inhalt seiner Rede stand jedenfalls kaum über dem Durchschnitt einer bureaukratischen Geheimratszusammenstellung. Jede Andeutung eines schöpferischen Gedankens, einer Initiative nach irgend einer Richtung hin vermißt man. Was er für die sog. kleine Reichsfinanzreform hervorbrachte, war, wie Herr Schädler richtig betonte, nur ein verwässerter Aufguß Miquelscher Ideen.

Nach Herrn v. Stengel gab es nur noch die Rede des Zentrumssprechers, der in diesem Fall der Domdekan Schädler war. Wenn man nicht wüßte, daß beim Zentrum nichts so heiß gegessen wird, wie es gekocht ist, so müßte man seine Rede als eine Inauguration einer oppositionellen Zentrumspolitik anschauen. Denn abgesehen von einigen etwas schwülstig klingenden Eingangsworten über den Kaiser wurden recht kritische Töne angeschlagen. Es schien fast, als wolle der Zentrumsmann Herrn Bebel die Rosinen aus seinem Kuchen

Digitized by Google

picken. Die „kleine Garnison“, die Militärmißhandlungen, der Kwileckiprozeß, die Kosten der Weltpolitik, eine „Affäre“ nach der anderen wurde hervorgeholt und in eine für die Regierung nicht gerade freundliche Beleuchtung gerückt. Kurz, es sah ziemlich gefährlich aus. Aber man weiß ja: das Zentrum läßt mit sich reden.

H. v. Gerlach.

Armenisches aus Rußland.

In Nr. 4 dieses Jahrgangs brachte die „Nation“ einen Artikel unter dem Titel: Die Zerrüttung Rußlands und Minister Plehwe, der den Nagel so auf den Kopf trifft, und der auch einmal für die russischen Armenier ein anerkennendes Wort findet — eine Rarität in deutschen Zeitschriften von heute —, daß vielleicht auch die folgenden Zeilen, die sich auf direkte, durchaus zuverlässige Nachrichten aus Transkaukasien gründen, für die Leser der „Nation“ von Interesse sind.

Die Tageszeitungen berichteten wiederholt von den Vorgängen die sich abspielten, wenn russische Behörden in letzter Zeit armenisches Kirchengut „übernahmen“, um so die Selbständigkeit der armenischen Schule und damit auch der Kirche zu untergraben. Man erfuhr, daß es bei dieser Gelegenheit manchmal zu Revolten kam, weil sich die armenische Bevölkerung dem Vorhaben der Behörden widersetzte. Daß die Armenier ruhig zuschauen, wenn man ihnen eins ihrer wertvollsten Güter, ihre Schule, auf die sie mit Recht stolz sind, ruiniert, kann nur der verlangen, der es für eine selbstverständliche Eigenschaft der menschlichen Natur hält, daß sie sich noch bedankt, wenn sie gefoltert wird. Immerhin bot das den russischen Behörden einen ihnen gewiß nicht unangenehmen Vorwand, möglichst brutal vorzugehen. Wie aber benehmen sie sich, wo man ihnen keinen Widerstand entgegensetzt, sondern armenischerseits nur nicht zugegen sein will, wenn so eine Uebergabe vor sich geht? Am 25. September (alten Stils) galt es die Uebernahme des Vermögens des armenischen geistlichen Seminars in Etschmiadsin, dem Mittelpunkt der armenischen Kirche. Das Vermögen des Seminars beträgt viele Millionen, wenn auch nicht in bar. Kein Mensch kann verlangen, daß der Vorstand dieses Seminars die Uebernahme selbst in die Wege leitet. Man blieb dem Akt fern, widersetzte sich aber auch weiter nicht. Was tut die russische Behörde? Sie schickt einfach Kosaken nach Etschmiadsin, die alle Geldschränke aufbrechen und wie Räuber mitnehmen, was ihnen in die Finger fällt. Sogar die alten armenischen Gold- und Silbermünzen ließen sie mitgehen. Herr v. Plehwe aber fährt den Erzbischof von Eriwan an wie einen Spitzbuben und schickt ihn in die Verbannung, weil er den Kosaken nicht noch dankbar die Hände geküßt hat. Das nennt sich russisches Verwaltungsverfahren! Außerdem hat die Regierung strengste Weisung an die Bankhäuser ergehen lassen, daß sie unter keinen Umständen armenischen Anstalten und Kirchen deren eigenes Geld auszahlen dürfen. So „verwaltet“ Herr v. Plehwe! Vielleicht gelingt es auf diesem Wege, die armenische Schule in Transkaukasien zu vernichten, der armenischen Kirche ihre Aktionsfähigkeit zu nehmen, den armenischen Studenten in Europa, die zum guten Teil aus armenischem Kirchenvermögen unterstützt werden, die Möglichkeit zum Studium zu rauben, aber unschädlich macht man die Armenier damit doch nicht; selbst wenn man kein Mittel unversucht läßt, sie geistig und kulturell auf das Niveau der niedrigsten transkaukasischen Völkerschaften herabzudrücken. Als Rußland der Georgier nicht durch Waffengewalt Herr werden konnte, holte es sich die georgischen Edelleute freundschaftlich nach Petersburg und Moskau und ließ sie dort durch Trunk, Spiel und Weiber demoralisieren. Das Volk verkam dann ganz von selbst in Tiflis und Umgegend. Man rühmte sich, die Georgier unschädlich gemacht zu haben. Aber gerade jetzt erwachen die Georgier wieder aus ihrer Lethargie, besinnen sich wieder auf ihr Volkstum und gründen zur Hebung desselben allerorten Vereinigungen. Selbst die Georgier hat man durch Gewalt also nicht klein gekriegt. Mit den Armeniern wird das noch weniger gelingen, denn ihre Edelleute haben es von jeher in Petersburg und Moskau zu etwas gebracht, sind nicht verkommen, und das Volk ist nüchtern und arbeitsam. Konnte die Türkei sie nicht vernichten, einfach deshalb nicht, weil sich das Volk bei seinem gesunden, innigen Familienleben immer wieder regeneriert, so wird es Rußland erst recht nicht gelingen. Um aber den russischen Armeniern ihre kulturellen Errungenschaften zu nehmen, dafür dürfte es doch wohl zu spät sein. Seit Mitte des vorigen Jahrhunderts ungefähr begann europäische Kultur heimisch zu werden in den transkaukasischen, armenischen Schulen; und zwar speziell deutsche Kultur. Als Goethe und Schiller dort bekannt wurden, taten es ihnen die beiden so an, daß immer mehr wohlhabende Armenier in Deutschland studierten und dann deutsche Bildung mit in ihre alte Heimat brachten. So findet man denn jetzt in Etschmiadsin z. B. deutsche Zeitschriften aller Art, wissenschaftliche und andere, sowie auch die wichtigste Buchliteratur der modernen, ritschlschen Theologie. Es gibt in diesem Kloster immer einige Archimandriten, die gut deutsch sprechen, sodaß man sich manchmal geradezu unter Deutschen zu befinden glaubt. Dem Schreiber dieser Zeilen ging es wenigstens so, wenn er dort war. Gerade das aber ist den Russen ein Dorn im Auge. Sie wollen, daß dort unten ausschließlich „russische“ Kultur verbreitet werde, sie haben, da die armenische Geistlichkeit nicht nachgab und sich nicht rein russisch einrichten wollte, schon vor Jahren in Transkaukasien einfach die wichtigsten armenischen Schulen geschlossen. Aber die Armenier blieben standhaft, sie wollten nicht einsehen, weshalb sie ihre Schulen nicht einrichten konnten, wie es ihnen gut schien, zumal sie rein aus armenischem Kirchengut und armenischen Privatmitteln unterhalten werden. So suchen die Russen denn jetzt diese Schulen dadurch unschädlich zu machen, daß man ihnen einfach die kirchlichen Subsistenzmittel entzieht. Vielleicht gelingt ihnen, was sie wollen. Aber die außerrussische Kultur vernichten sie damit doch nicht, weil sie schon viel zu fest und tief gewurzelt ist. Erreichen wird man durch solch barbarisches Vorgehen nur, daß nun auch die russischen Armenier und damit auch die in Persien und der Türkei nicht mehr an das schöne Märlein glauben: Rußland sei der geborene und ehrliche Schützer der orientalischen Christenheit. Erreichen wird man, daß alle armenischen Intellektuellen jenen drei großen armenischen Vereinigungen zufallen, die man in Europa zu Unrecht, aber mit Vorliebe kurz und bündig, revolutionär nennt. Den Vereinigungen kann das nur lieb sein. Der Regierung weniger. Und vielleicht wird der Zar, der sich, wie man in Rußland allgemein erzählt, nur höchst ungern abends zu Bett begibt, weil er auf seinem Lager immer nihilistische Zeitungen findet, (vielleicht legen sie die russischen Scharfmacher selbst dorthin!) nun auch armenische Drohschriften bald dort finden. Vorteilhaft ist das weder für ihn noch für Rußland.

Digitized by Google

Es handelt sich um Unterdrückung eines freiheitlich gesinnten, kulturell überaus wertvollen Schulwesens und um die Knebelung eines Kirchenkörpers, der so tolerant ist in religiösen Dingen, wie ich überhaupt noch keinen kennen gelernt. Daß sich diese Kirchengemeinschaft aber nicht selbst aufgibt, sondern an ihrer Existenz festhält, liegt nicht zum wenigsten daran, daß in ihr allein die armenische Nation noch einen sichtbaren Mittelpunkt besitzt. So etwas gibt keine Nation preis, solange sie noch einen Funken von Selbstgefühl hat; und am wenigsten, wenn sie in ihrer Besonderheit von allen Seiten hart bedrängt wird.

Wie wenig konfessionell engherzig diese Kirche ist, beweisen z. B. die Gräber von Europäern aus ganz anders gerichteten Konfessionen, die sich hart am Eingang zu dem größten kirchlichen Heiligtum der Armenier befinden, am Eingang zu der alten Kirche in Etschmiadsin selbst. Wo gibt es eine Kirche in Europa, die Andersgläubige gerade an einer solchen Stätte begräbt? Es beweisen aber auch die unzähligen Geschichten, die in Transkaukasien über den liberalen Sinn führender armenischer Geistlicher erzählt werden, und die besonders für den viel sagen, der wie ich auch bei dem jetzigen Katholikos, dem geistlichen Oberhaupt der armenischen Kirche, wie auch bei einer ganzen Anzahl ihrer höchsten Würdenträger diese Weitherzigkeit fand. Eine dieser Geschichten ist so bezeichnend und auch für Europa so beherzigenswert, daß sie hier erzählt sei. Sie hat zum Helden einen Katholikos zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Er hieß Narses. Die Armenier selbst, die mit Beiworten sparsam sind, gaben ihm den Beinamen: der Große.

Der heilige Synod wollte schon vor hundert Jahren die armenische Kirche um jeden Rest von Selbständigkeit bringen. Damals auf gütlichem Wege, wie es jetzt auf dem Verwaltungswege alias durch Gewalt versucht wird. Der heilige Synod fühlte damals das Bedürfnis, da er sozusagen ja auch eine religiöse Instanz sein will, besagtem Narses klar zu machen, daß das russisch-katholische Bekenntnis das einzig wahre sei, zu dem er also als frommer Mann mit den Armeniern übertreten müsse. Man redete viel von dem religiösen Wert dieses Bekenntnisses, soviel, daß Narses schließlich tat, als sei er über dem Gerede eingeschlafen. Verwundert sah man auf den Kirchenfürsten, der, statt sich bekehren zu lassen, schlief. Dann ärgerte man sich und stieß ihn unsanft an. Narses fuhr auf wie aus einem schweren Traum, sah lächelnd um sich und erzählte: Mir träumte gerade, der jüngste Tag sei angebrochen. Ich sah Christus sitzen auf einem goldenen Thron in einem hohen und herrlichen Saal, und vor ihm versammelt alle Christenvölker der Erde. Einzeln traten die Menschen zu dem Thron, und an jeden richtete Christus eine Frage. Zu dem ersten sprach er: Was bist Du gewesen auf Erden? Der erste antwortete: Ich war russisch-orthodox. Da deutete Christus hinter sich auf ein weites Tor, durch das der Mensch verschwand. Der zweite trat vor. „Was bist Du gewesen?" Der zweite antwortete: Ich war Armenier, Gregorianer. Der dritte antwortete auf die Frage: Ich war Syrer, Nestorianer; der vierte: Ich war lutherisch; der fünfte: Ich war römisch-katholisch; der sechste: Ich war reformiert. Sie alle wurden von Christus nach dem weiten Tor gewiesen und verschwanden. Immer neue Menschen traten herzu. Sie alle verschwanden durch das Tor. Als niemand mehr in dem Saale war, stand Christus auf, breitete schmerzlich die Arme weit aus und sprach: Hier waren Reformierte, Lutheraner, Gregorianer, Nestorianer, Römisch- und Russisch-Katholische, wo sind denn aber die Christen? Kaum hatte er das gesagt, da weckte Ihr mich aus meinem Traume, schloß Narses lächelnd.

Von solchem toleranten Geist ist der maßgebende Teil der Geistlichkeit bis auf diesen Tag beseelt. Wenn man bedenkt, daß diese Kirche umgeben ist von der untolerantesten der Welt, der russischen, daß sie inmitten von Schiiten und Suniten ihr Leben fristet, wirkt das fast wie ein Wunder, jedenfalls wie eine große Wohltat. Daß eine solche Kirche, solche Schulen ruiniert werden, liegt jedenfalls nicht im Interesse aller derer, die europäische Kultur und Bildung auch in Asien wissen wollen, und die erkannt haben, daß die geborenen Vermittler hierfür in diesen Teilen Asiens die Armenier sind.

Es ist bezeichnend, daß in Deutschland kaum eine einzige, große, freier gerichtete Zeitung mit Ausnahme der „Frankfurter Zeitung" einmal ein Wort für die Armenier bereit hat, Nicht weniger bezeichnend ist, daß im Jahre 1897 mit Ausnahme der „Frankfurter Zeitung" sich kein einflußreiches deutsches Tagesblatt großen Stils fand, daß einem entschiedenen Wort für die Armenier seine Spalten öffnete. Die „Nation" kannte ich damals noch nicht, und von Kirchenzeitungen rede ich hier nicht. Und nicht weniger charakteristisch, daß das maßgebende deutsche Telegraphenbureau, trotzdem ich stichhaltige Berliner Empfehlungen ihm zur Verfügung stellen konnte, nicht eins meiner Telegramme aus jener Zeit über wichtige Vorgänge kurz nach den großen Massakres aus dem Innern des Landes zu bringen für gut befand. Man war und ist allgemein noch so „politisch", daß man lieber dem fast systematisch betriebenen Verächtlichmachen der Armenier zustimmt, als auch nur die kleinste Silbe zum Verständnis ihrer Situation und ihrer Art veröffentlicht. Man schaut jetzt fast überall der moralischen Unterdrückung des freigesinntesten Volkes in jenen Gegenden genau so teilnahmlos zu wie seinerzeit ihrer physischen Dezimierung durch die Türkei. Alles aber, was nicht reaktionär gesinnt ist, hätte guten Grund, seine Stimme zu erheben gegen den brutalen Kampf, den eben russische Barbarei gegen ein Volk führt, das sich der Kultur befleißigt und ihr zu dienen bestrebt ist.

Cyrill.

Der Clou der Weltausstellung von St. Louis.

Vor einigen Tagen hat der Reichskommissar für die Weltausstellung in St. Louis in einem Vortrage über die Beteiligung des Deutschen Reiches ein deutliches Bild von dem Umfange gegeben, in welchem deutsche Kunst und deutscher Gewerbfleiß sowie unsere wissenschaftlichen Leistungen in St. Louis vertreten sein werden. Daß von unserer Großindustrie nur vereinzelte Zweige die Ausstellung beschicken, war längst bekannt, weil diese Ausstellung nicht aus dem innern Bedürfnis der Industrie hervorgegangen ist und es deshalb um so weniger angebracht erschien, in einer Zeit wirtschaftlichen Rückganges große Opfer für einen mindestens unsichern Erfolg aufzuwenden. Der Reichskommissar hat nun bei Besprechung der Verkehrsabteilung erwähnt, daß in der deutschen Gruppe einige Gegenstände höchsten Rekords zu sehen sein werden, auch wurde darauf hingedeutet, daß vielleicht noch die elektrischen Schnellwagen von der Militärbahn Berlin—Zossen nach St. Louis gebracht werden könnten. Dieser letzteren beiläufigen Erwähnung möchten wir eine kurze Besprechung widmen, da es uns bedünken will, daß die gesamte übrige deutsche Abteilung von St. Louis nicht entfernt soviel Aufsehen erregen würde wie eine der Bedeutung der Sache entsprechende Ausstellung der deutschen Schnellwagen.

Um was handelt es sich bei diesen Schnellwagen und ihren verblüffenden Geschwindigkeitsziffern eigentlich? Ganz gewiß nicht um die Tat eines einzelnen Erfinders oder einer einzelnen Firma, sondern um die bisher in der Welt einzig dastehende Entwicklung des elektrischen Betriebssystems für den

Digitized by Google

Vollbahnbetrieb. Diese Entwicklung aber muß, zumal sie in so gründlicher und wissenschaftlich-technischer Art in fast vierjähriger Arbeit erfolgt ist, für das Verkehrswesen aller Länder der Erde das größte Interesse bieten und deshalb auch die Beachtung der breiten Volksmassen finden. Daß diese Erwartung zutrifft, beweisen die sensationellen Berichte der ausländischen Fachblätter und Tageszeitungen, und wenn sehr einflußreiche amerikanische Blätter wiederholt aussprachen, daß die Besichtigung der Berliner Schnellfahrteinrichtungen eine Reise über den Ozean wert sei, so haben sie damit nur dem allgemeinen Empfinden Ausdruck gegeben. Es soll keineswegs behauptet werden, daß durch die Berliner Schnellfahrten die unmittelbare Anwendbarkeit des elektrischen Betriebssystems auf eigentliche Schnellbahnen oder gar die Wirtschaftlichkeit dieses Betriebssystems erwiesen worden sei, dagegen dürfen wir einwandsfrei feststellen, daß bisher in keinem andern Lande Fahrgeschwindigkeiten von 200 km/Stunde und mehr betriebssicher erreicht worden sind und daß diese Tatsache mittelbar einen gewaltigen Einfluß auf das Eisenbahnwesen aller Länder ausüben muß, wie sich schon jetzt aus den verschiedensten Anzeichen ergibt. Die deutsche Elektrotechnik im Bunde mit den Erfahrungen der Eisenbahntechnik wird also reformierend auf das gesamte heutige Eisenbahnwesen einwirken, was selbst diejenigen zugeben müssen, welche die Schnellfahrten nur als eine Art von Laboratoriumsversuchen anerkennen möchten. Jedenfalls haben sie eine durchaus internationale Bedeutung, welcher gegenüber das schnellste Automobil, der am höchsten gestiegene Luftballon und andere, an sich allerdings wertvolle Ausstellungsstücke vollständig in den Schatten treten.

Auch die Art, in welcher die Schnellfahrten durchgeführt und ihre wissenschaftlich-technisch sehr wertvollen Resultate gewonnen worden sind, ist geeignet, das Interesse des Auslandes zu erregen. Ohne die mindeste Aussicht auf direkten geschäftlichen Gewinn, wohl aber in der sicheren Erwartung großer Opfer an Zeit und Geld haben sich zwei deutsche elektrotechnische Firmen ersten Ranges und eine Anzahl von Vertretern des deutschen Großkapitals zusammengetan, um unter Mitwirkung hervorragender Ingenieure und Konstrukteure die Grundlagen für den elektrischen Schnellbetrieb festzustellen, welche für alle Nationen maßgebend sein werden. Dieses Vorgehen ist so charakteristisch für unseren deutschen Kulturzustand gegenüber dem unserer Hauptkonkurrenten auf dem Weltmarkte, daß wir schon damit einen großen moralischen Erfolg für das Deutschtum erreichen müssen. Ob Schnellbahnen nach deutschem System sogleich ausgeführt werden, darauf kommt es zunächst gar nicht an, aber unzweifelhaft wird für alle Zeiten das Resultat der Berliner Schnellfahrten als Grundlage für die fernere Entwicklung des elektrischen Bahnbetriebes zu gelten haben. Wie sich aus der kleinen Probebahn der Berliner Gewerbeausstellung von 1879 der elektrische Straßenbahnbetrieb, aus den Vorführungen Edisons in Paris 1881 die elektrische Glühlichtbeleuchtung, aus der Kraftübertragungsanlage der Frankfurter Ausstellung von 1891 die moderne Elektrotechnik in einem ihrer wichtigsten Zweige entwickelt hat, so wird man in gleicher Weise den künftigen elektrischen Schnellbetrieb der Vollbahnen von den Berliner Schnellfahrten von 1903 herleiten.

Bei dieser Sachlage muß es unverständlich erscheinen, daß man an maßgebender Stelle nicht schon nach den ersten Resultaten des Schnellbetriebs ernstlich daran gedacht hat, dieses in Deutschland entwickelte Betriebssystem nebst seinem Zubehör in St. Louis zur Ausstellung zu bringen und damit für die deutsche Abteilung einen Anziehungspunkt zu schaffen, wie ihn seit mehr als einem Jahrzehnt keine andere Ausstellung gehabt hat. Auch der Reichskommissar hat in seinem Vortrage betont, daß die Weltschau in St. Louis trotz dieses Charakters für uns vorzugsweise als eine den Amerikanern gegenüber erfolgende Darbietung deutschen Gewerbfleißes zu betrachten sei. Wer nun das amerikanische Publikum kennt und namentlich dessen Interesse für alles beobachtet hat, was zum Verkehrswesen gehört, der wird uns darin zustimmen müssen, daß kein anderer Gegenstand der ganzen Weltausstellung auf so allgemeines Interesse zu rechnen hat wie die deutschen Schnellwagen. Es wäre somit ein niemals wieder gut zu machender Fehler, wenn diese neueste, namentlich in qualitativer Hinsicht so bedeutsame Errungenschaft deutscher Technik in St. Louis fehlen sollte.

Daß diese Anschauung in den Kreisen der deutschen Technik und Industrie ganz allgemein besteht, wäre durch Umfrage leicht festzustellen; namentlich die im Ausstellungswesen erfahrenen Männer werden es unbegreiflich finden, daß nicht die Reichs- und Staatsbehörden in allererster Linie an diese Ausstellungsobjekte gedacht haben. Zudem ist bekannt, daß die Schnellfahrten auf der dem Militärfiskus gehörigen Militärbahn stattgefunden haben, und daß ferner im preußischen Etat von 1903 die Summe von 300 000 Mark ausgeworfen war für die Bereitstellung eines betriebsfähigen Schnellbahngleises und für andere Zwecke dieses Betriebes, sodaß man mit vollem Rechte ein öffentliches Interesse an diesen Schnellfahrten geltend machen kann. Darin liegt auch für die beteiligten Firmen, denen die Aufwendung von Mitteln für Ausstellungszwecke nicht wohl zugemutet werden kann, eine Art von moralischer Verpflichtung, mindestens einen der beiden Schnellwagen in der einen oder anderen Weise für St. Louis zu überlassen. Dieser Wagen würde zugleich den Hauptanziehungspunkt der preußischen Eisenbahnausstellung bilden.

Den Einwand, daß das Interesse der beteiligten Firmen durch die Ausstellung der Schnellwagen in St. Louis nicht gefördert, sondern vielleicht sogar geschädigt werden könnte, wird man kaum ernstlich erheben wollen. Wer bei der Entwicklung von Verkehrssystemen Nachahmungen fürchtet, die ja auch ohne Ausstellung bei den vielfachen Veröffentlichungen der Details nicht ausbleiben werden, der tut wirklich besser, auf diesem ganz internationalen Gebiete garnicht erst anzufangen. Zudem ist ja für wirklich neue Konstruktionen der Patentschutz völlig ausreichend.

Die vorliegende Frage ist vor kurzem von dem Schreiber dieser Zeilen angeregt worden, und zwar wurde hierbei in erster Linie an die Vorführung des Schnellbetriebes auf einer mit privatem Kapital in St. Louis zu erbauenden Rundbahn von einigen Kilometern Radius gedacht, während in zweiter Linie, wenn für den ersten Fall die Zeit nicht mehr ausreichen sollte, die Vorführung beider oder des einen der Schnellwagen nach Art des sibirischen Zuges auf der Weltausstellung von Paris 1900 in Betracht kam. In beiden Fällen müßte dem zu bildenden Konsortium von Kapitalisten das Recht zugestanden werden, die Mitfahrt oder die Besichtigung der Schnellwagen von einem Eintrittsgeld abhängig zu machen.

Viel würdiger aber wäre es, wie gleichfalls bereits in der erwähnten Anregung gesagt wurde, wenn das Deutsche Reich als solches die Ausstellung der Schnellbahnwagen im Interesse des Ansehens der deutschen Industrie in die Hand nähme, wofür eine entsprechende Form unschwer zu finden sein würde. Den Amerikanern einerseits und unserer gesamten Industrie andererseits könnte niemals ein besserer Dienst geleistet werden. Aus dieser Ueberlegung, bei welcher es sich keineswegs um eine Parteisache, sondern nur um eine Regung des gesunden Menschenverstandes handelt, wäre auch der Vorschlag abzuleiten, daß der Reichstag, dem ohnehin eine Nachforderung von 500 000 Mark für St. Louis unterbreitet wird, bei dieser Gelegenheit die Erwartung aussprechen möge, daß die Reichsregierung nichts unversucht lasse, um die Schnellbahnwagen in einer der großen Bedeutung der Sache entsprechenden Weise in St. Louis zur Ausstellung zu bringen. Die dazu benötigten Mittel von höchstens 250 000 Mark können dem Werte dieser Ausstellung gegenüber keine Rolle spielen. Diesen Vorschlag der Oeffentlichkeit und der Volksvertretung zu unterbreiten, ist der Zweck unserer Ausführungen.

J. Kollmann.

Digitized by Google

Berlioz.

Am 11. Dezember sind hundert Jahre verflossen seit Hector Berlioz geboren ward. Dies wird vielerorts Anlaß bieten, des bedeutendsten und eigenartigsten französischen Tondichters feierlich zu gedenken, zu allgemeiner freudiger Teilnahme an diesem denkwürdigen Erinnerungsfest aber wird sich die Musikwelt schwerlich entflammen lassen. Denn obwohl nun auch bereits ein Menschenalter vergangen ist, seit der geistreiche Begründer der neuern Programmusik aus den Reihen der Lebenden schied, obwohl die Tage des ersten Kampfes um die „symphonie fantastique" und ihren Schöpfer gar schon siebzig lange Jahre zurückliegen: zu einer ruhigen und klaren Anschauung dieser merkwürdigen Künstlererscheinung hat sich die Gesamtheit der schaffenden und nachschaffenden Musiker bis auf den heutigen Tag nicht erhoben. Unsicher pendelt das Urteil zwischen Vergötterung und Verketzerung. Die einen verehren in ihm einen echten Erben Beethovens, andere aber bekreuzen sich heute noch vor ihm wie vor dem musikalischen Gottseibeiuns. Nun steckt in diesen Uebertreibungen freilich mehr überlieferte Parteiweisheit als selbsterrungene Einsicht, die Lebhaftigkeit aber, mit der sie vorgetragen und verteidigt werden, läßt doch erkennen, daß in den Werken des vielumstrittenen Künstlers Kräfte wirksam sind, die immerfort noch in der Welt Aeußerungen, Triebe und Gedanken von fortzeugender Lebendigkeit auszulösen vermögen.

Erkennen wir darnach mit Sicherheit, und nicht zum mindesten gerade am leidenschaftlichen Widerstreben der Gegner, daß in den Tondichtungen dieses vielgerühmten und hart geschmähten Musikers eine wahrhaft schöpferische Natur sich auswirkt, so ist es dagegen schwieriger, das Wesen dieser seltsamen Künstlerpersönlichkeit zu bezeichnen und sie aus der Mischung von angeborenen Fähigkeiten und erworbenen Fertigkeiten, von rassenhaften Trieben und anerzogenen „angebildeten" Idealen richtig zu erfassen und zu würdigen. Denn Hector Berlioz ist wohl die widerspruchsvollste Erscheinung, die uns aus der Geschichte der neuern Musik entgegentritt. Franzose von Geburt, Germane aus Wahlverwandtschaft, Tondichter Kraft seines höchst gespannten Geistesstrebens, Tonmaler vermöge seiner reichsten, ursprünglichsten Anlage, Romantiker als Orchesterpoet, Klassizist als Opernkomponist, Epigone Lesueurs und Spontinis und dabei doch ein Progone der neuesten deutschen Musik von Liszt bis Richard Strauß! Wer faßte die Fülle der Gegensätze, die in diesem einzigen Tausendkünstler steckten und vermöchte sie auf eine kurze, klare Formel zu bringen!

Will man dem Kern dieser Künstlerpersönlichkeit näher kommen, so ist es vor allem erforderlich, sie aus dem Zusammenhang mit den führenden Geistern, mit der Entwicklung und dem Kampflärm der deutschen Musik herauszulösen und sie in erster Linie als Ergebnis französischer Zeitkultur zu betrachten. Aufschlußreicher als das mißverständliche und allzuviel mißbrauchte Schlagwort vom „französischen Beethoven" wird ein Hinweis und Blick auf die Landsleute und Zeitgenossen Berlioz', auf Eugène Delacroix, den Maler, und Victor Hugo, den Dichter, sein. Denn der Schöpfer der symphonie fantastique ist der echtbürtige Bruder dieser Kraftgenies aus der Frühzeit der französischen Romantik. Wie das Kunstschaffen dieser beiden Stürmer und Dränger — Hugo hatte 1821, Delacroix 1822 den Kampfplatz des öffentlichen Wirkens betreten — so bedeutet auch die Tätigkeit des fast gleichaltrigen Berlioz in ihrem innersten Wesen vor allem eine Absage an die Kunst des alten Regimes, eine Auflehnung gegen Madame La Règle und Monsieur Le Bon-Goût. Vor 1789 waren Literatur, Malerei und Musik in Frankreich durchaus Gesellschaftskunst gewesen, mit dem Ablauf der politischen und sozialen Umwälzung, d. h. etwa von 1815 an, bildete dagegen die Gesamtheit der Nation den Hörer- und Zuschauerkreis der Schaffenden. Die Weite dieses Wirkungskreises führte aber keineswegs nunmehr zu einer Verallgemeinerung, zu einer schlicht-typischen Gestaltung des Kunstausdrucks. Die „Masse" stand dem Künstler so fern und fremd gegenüber, daß ihre Resonanz ihn kaum mehr zu berühren, geschweige denn in seiner Tätigkeit mitzubestimmen vermochte. So waren die schöpferischen Geister nunmehr angewiesen, Richtung und Ziel, Maß und Gesetz ihres Schaffens lediglich in sich selbst zu suchen, und es entwickelte sich auf dem poetischen, malerischen und musikalischen Gebiete jene neue, subjektive Persönlichkeitskunst, die allein etwa durch die Aufdringlichkeit ihrer Mitteilung, durch überlautes Sprechen, grellen Farbenauftrag, klangliche Ueberraschungen, mitunter noch verrät, daß sie sich doch auch an eine „Außenwelt" wendet.

Lassen sich sonach manche Grundzüge der seltsamen Künstlerpersönlichkeit eines Berlioz aus der Stellung des romantischen Künstlers zum französischen Leben der Zeit verstehen, so erläutern sich andere Eigentümlichkeiten seines Lebenswerkes wiederum aus der Berührung und Geistesverwandtschaft des vereinsamten Tondichters mit den Bestrebungen und Leistungen der zeitgenössischen Literatur und Kunst. Die Neigung, den Moment höchster Anspannung, außerordentlicher Erregung als günstigsten Vorwurf künstlerischer Behandlung zu ergreifen und die daraus folgende Vorliebe für das Uebermaß teilt Berlioz mit allen bedeutenden Begabungen des romantischen Zeitalters. Die Entfesselung der Einbildungskraft in der Vorstellung äußerster Möglichkeiten, letzter Dinge und eschatologischer Zustände ist ein allgemeines Merkmal romantischer Kunst. Neben Delacroix' „massacre de Scio" und Victor Hugos „Han d'Islande" wirken Berlioz' Hexensabbate, Orgien und Höllenfahrten ganz selbstverständlich und natürlich. Und ebenso ist Berlioz jene schwärmerische Hingabe an die Natur, jenes leidenschaftlich-genußvolle Sichvergessen im bunten Wechsel der Welt, jene artistische Berauschung am farbigen Abglanz des Lebens gemeinsam mit anderen Künstlern, die damals an Stelle der gestürzten „raison" die Phantasie und ihre Lieblingstochter die Caprice zur Herrscherin erhoben hatten. Lord Byrons lyrische Landschaftsschilderungen, Victor Hugos farbenprächtige „Orientales" haben in Berlioz' entzückenden Tonbildern des Naturwebens würdige Gegenstücke gefunden.

Im großen Kulturbild seinerzeit ist also Berlioz keine vereinzelte, befremdende Erscheinung, wohl aber wirkt er so, betrachtet man seine Werke und sein Wirken im engern Rahmen des zeitgenössischen französischen Musiklebens. Von diesem Hintergrunde hebt sich seine Persönlichkeit sowohl nach ihrer eigentümlichen Anlage als nach ihrem Wollen scharf ab. Der Komponist der romantischen Programmouvertüren wie „Waverley" (1827), „Rob-Roy" (1831) und gar „König Lear", der kühne Schöpfer der „fantastique" und der Haroldsymphonie mußte in den Pariser Konzertsälen Ueberraschung, Verblüffung, ja Schrecken hervorrufen. Zwar hatte die „romantische Musik" 1825 mit dem zum „robin des bois" verwandelten, arg verhunzten Freischütz auch in Paris ihren siegreichen Einzug gehalten, und in schüchternen Ansätzen machte sich gelegentlich auch in neuen französischen Opern, z. B. in Boieldieus „Dame blanche" ein neues Klangwesen bemerklich. Im wesentlichen aber hielt sich die französische Musik in den Bahnen, die ihr die Meister des 18. Jahrhunderts gewiesen hatten, und den Grundton der allgemeinen Musikempfindung gab noch immer Gluck an mit seinen Jüngern Spontini und Méhul und Grétry. Vernehmlich klingt diese Grundnote, wenigstens für ein feines Ohr, auch noch durch manche Stücke des jungen Berlioz. Gluck und Spontini waren ja nach seinem eigenen Geständnis die Weckrufer seines menschlichen Schaffensdranges gewesen. Aber mehr und mehr wird in seiner Kunst diese schlichte Weise, die uns namentlich in der Gesangsmusik Berlioz noch öfter als einen Zögling Rousseaus erkennen läßt, übertönt, überflutet von Klängen wilder, verwegener, leidenschaftlicher Art, und in dem kühnen Aufbau, großer, eine reiche innere Welt umspannender Tongedichte wird die Idylle nur noch als Episode geduldet.

Digitized by Google

Nicht mehr das schöne Abbild, sondern der getreue erschöpfende Ausdruck wird das Ziel dieser Kunst, und die Sehnsucht Berlioz' gipfelt darin, mit der ins Uebergroße und Unmäßige gesteigerten Darstellung seines vielgestaltigen, widerspruchsvollen Innenlebens ergreifend und überzeugend zu der ach so fremd gewordenen Mitwelt zu sprechen.

In diesem heißen Drang zur Größe, in diesem unablässigen Streben zur Wahrhaftigkeit und zum Lebensernst haben wir das Charaktermal zu erkennen, das Berlioz' Musik vor der seiner Landsleute auszeichnet. Es ist zweifellos, daß ihm diese Art unter dem Einfluß germanischer Kunst zum Charakter ausreifte. Goethe, Shakespeare und Beethoven wurden ihm von früh an Erzieher zu einem Kunstideal, dem nur in der völligen künstlerischen Bewältigung des Lebens Genüge geschieht. Außergewöhnliche und bedeutende Tonwerke sind ihm beim Ringen nach diesem Ziel gelungen, das Meisterwerk aber, Weltbild und Seelenausdruck zugleich, wie es in Goethes Faustdichtung, in Beethovens fünfter und sechster Symphonie seiner Sehnsucht vorschwebte, vermochte er nicht zu schaffen.

Den Ursachen dieses für das Leben und Streben eines so ernst und tief angelegten Künstlers tragischen Versagens nachzugehen, erforderte eine eindringliche historische und psychologische Untersuchung. Hier kann nur flüchtig auf den einen, freilich wichtigsten Grund dieses Künstlerverhängnisses hingedeutet werden: auf den Zwiespalt zwischen seiner feinsten eigensten Begabung und seinem höchsten Streben. Berlioz war eine starke innere Anschauungskraft zu eigen. Seine Phantasie spielte sicher mit den letzten und höchsten Dingen, und aus einem ganz besonderen Talent erwuchsen ihm auch immer neue Mittel, seine „Gesichte" im Tonwerke zum Klingen zu bringen. Er war ein Tonmaler ohne Gleichen, aber seine Tongemälde durch den Hauch der Empfindung als inneres Erlebnis erscheinen zu lassen, das wollte ihm nicht immer glücken. Unempfundene Musik hat er wohl nie oder selten geschrieben, aber für die Größe seiner Anschauung, die weiten und kühnen Maße seiner Phantasiebilder gebrach es seiner Empfindung öfter an Wucht und Fülle, sodaß der Eindruck des bloß äußerlichen Gepränges, des rein sinnlichen Farbenreizes entstand. Daher denn, wenigstens in Deutschland, die Neigung, Berlioz nur als fabelhaften Techniker, als Zauberkünstler der Orchesterpalette fassen zu wollen, gelten zu lassen. Wie aber, wenn die Ohren seiner Landsleute aus diesen Kundgebungen der reichsten, lebhaftesten Klangphantasie auch den wesensverwandten Grundton der Empfindung besser, deutlicher herauszuhören vermöchten als die Deutschen? Wie aber, wenn im Reize dieser feinsten und blühendsten Sinnlichkeit gerade die Eigenart der französischen Psyche sich am vollsten und reinsten auswirkte?

Wie aber . . . . . doch lassen wir die Fragen, deren diese problematische Künstlererscheinung des 19. Jahrhunderts immer neue an uns stellt. Der Weisheit letzter Schluß heischt, vor diesem Rätsel uns vorläufig zu bescheiden. Wir werden uns umso ergebener darein finden, wenn wir neben die tausend und abertausend abfälligen Urteile die Worte halten, mit denen der ihm durchaus wesensfremde, überragende Richard Wagner in einem vertrauten Brief an Franz Liszt 1860 den „berühmten" Berlioz charakterisiert hat: „Auch Berlioz' Artikel über „Fidelio" hat mir deutlich wieder gezeigt, wie allein der Unglückliche steht, und daß auch er so zart und tief empfindet, daß ihn die Welt nur beleidigen und seine beleidigte Gereiztheit mißbrauchen kann, daß sie und die ihn umgebenden Einflüsse ihn in wunderbare Irre führen und sich selbst ihm so entfremden, daß er unwissend gegen sich selbst schlägt. Aber gerade durch das tolle Phänomen hindurch erkannte ich, daß der Hochbegabte nur wieder den sehr Hochbegabten zum eigentlich erkennenden Freunde haben kann, und das bestimmte mich zu der Einsicht, daß in dieser Gegenwart doch nur wir drei Kerls eigentlich zu uns gehören, weil nur wir uns gleich sind, und das sind — Du — Er — und Ich! — Aber das muß man ihm am allerwenigsten sagen: er schlägts aus, wenn er's hört. Armer Teufel, so ein geplagter Gott!"

Welch eine Grabschrift für den Schöpfer der phantastischen Symphonie und der großen Totenmesse ist doch dies Meisterwort: Armer Teufel, so ein geplagter Gott!

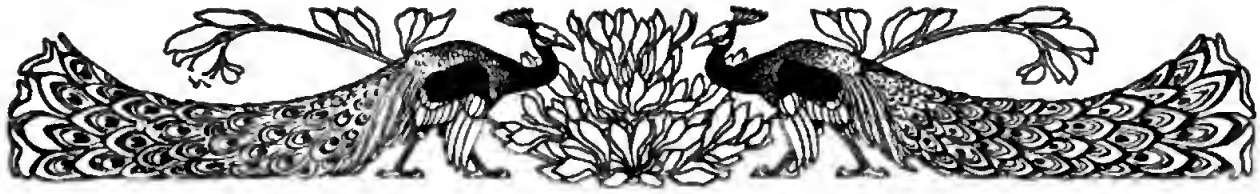
Heinrich Welti.

Ein neues Buch von James Bryce.

Die großen Männer sind rar geworden in England, und was die Zeitgenossen „groß" nennen, wird vor der Nachwelt schwerlich dieses Adelsprädikat behaupten. Und die Ungunst der Verhältnisse hat es gefügt, daß die kleinwinzige Zahl der wahrhaft Großen zur Untätigkeit oder unfruchtbaren Sisyphusarbeit verurteilt ist. Die liberale Partei ist in England seit vollen zehn Jahren ohne Einfluß und Macht; so kommt es, daß marktschreierische Zwerge von der gedankenlosen Menge in den Himmel gehoben werden, während ein Großer wie James Bryce fast in Vergessenheit gerät. Selbst ein sonst so gut unterrichtetes und umsichtiges Blatt wie der „Daily Chronicle" läßt sich in einem Nachruf auf Lecky den merkwürdigen Ausspruch entschlüpfen, daß mit dem Geschichtsschreiber der englischen Revolution, S. R. Gardiner und dem Darsteller der europäischen Gesittung im Mittelalter, W. E. H. Lecky, die letzten großen Vertreter der Geschichtsschreibung aus England verschwunden seien! Wie soll man sich eine solche Fahrlässigkeit erklären?

Wenn Bryce nicht längst mit seiner „Geschichte des heiligen römischen Reiches" seinen Weltruf als Historiker begründet, wenn er mit der Darstellung des nordamerikanischen Staatswesens („The American Commonwealth" 1888, London, Macmillan) nicht seinen alten Ruhm erneuert hätte, seine neueste Leistung würde in ruhigen Zeitläuften als ein literarisches Ereignis ersten Ranges begrüßt werden. Die „Beiträge zur zeitgenössischen Biographie" („Studies in Contemporary Biography" 1903, London, Macmillan) sind das Werk eines Weltmannes und Denkers, der die menschlichen Dinge von den höchsten Gipfeln betrachtet und wie ein Weiser, Gerechter beurteilt; Sprache und Stil zeigen die milde Reife des vielerfahrenen, wortgewandten Sprechers, der bei aller Fülle der sich drängenden Gedanken die Aufnahmefähigkeit des Zuhörers nicht aus den Augen verliert. Im Gegensatz zu den Schriften eines Freeman und Gardiner hat alles, was aus der Feder von Bryce stammt, etwas Lebendiges, Anmutiges, Liebenswürdiges an sich; das Steife, Papierene der neueren Literatur fehlt vollständig. Wenn man weiß, daß er jahrelang als Universitätslehrer gewirkt hat und dem Parlamente seit 1880 angehört, wird man sich diese quellige Frische leicht erklären. Bryce ist im Hause der Gemeinen einer der allerersten Redner, und ich werde nie den Eindruck vergessen, den ich im Achtziger Klub gelegentlich des liberalen Wahlsieges von 1892 erhielt. Der Sieg wurde more anglico durch ein großes, langes Diner gefeiert, und es ging natürlich hoch her; aber es lag so etwas wie stille Verzagtheit in der Luft. Die Mehrheit Gladstones war sehr winzig aus-

Digitized by Google



gefallen, und überdies hatte man das dunkle Gefühl, daß der alte Mann nicht ganz die alte Schwungkraft, nicht mehr die siegreiche Zuversicht besaß. Als Fremder und unbeteiligter Beobachter wurde ich mir dieser Stimmung rascher bewußt als die anderen Festgäste; empfunden wurde sie von allen. Da erhob sich Bryce: eine spärliche Gestalt mit einem scharfgeschnittenen Rassekopf auf den schmalen Schultern. Haupt- und Kinnhaar war schon damals ergraut, fast weiß; umso nachdrücklicher traten die sprühenden Augen aus dem frischen, jugendlichen Gesicht hervor. Er sprach nur wenige Minuten, aber die kurze Rede traf den Nagel auf den Kopf und wirkte wie eine Zauberformel auf die Stimmung des Abends. „Unsere Mehrheit ist klein", sagte er, „recht klein, und die Gegner des liberalen Gedankens schöpfen aus diesem Geburtsfehler einigen Trost. Aber da erinnere ich mich der Schilderung, die der alte Homer von seinem Helden Diomedes gibt. Er war klein, aber ein Kämpfer (a fighter)." War das ein Jubel, als das echt englische Wort von den Lippen des Redners fiel! Der ganze Abend wurde von dem wirkungsvollen Schlager, der fighting majority, beherrscht.

Die Gegner des liberalen Gedankens hatten freilich recht, als sie der neuen Mehrheit eine geringe Lebenskraft voraussagten; der überraschende Rücktritt Gladstones und die Niederlage von 1895 besiegelten das Schicksal der Partei für lange Zeit, und die inneren Zwistigkeiten taten das ihrige, um Männer von dem Geist und Charakter eines Bryce in den Hintergrund des politischen Lebens zu drängen. Aber selbst in der Niederlage — wie scharf hebt sich die Persönlichkeit des gestürzten Ministers von den siegreichen Nachfolgern ab! Während der ganzen traurigen Folge von falschen Voraussetzungen und verhängnisvollen Schlüssen, welche die Politik Chamberlains in den letzten fünf Jahren beherrschte, hat kein englischer Staatsmann so deutlich gesehen und so furchtlos die Wahrheit gesagt, wie Bryce; hätte die übermütige Regierung auf Bryce gehört, nein, nur seinen haarscharfen Beobachtungen in Südafrika einige Aufmerksamkeit geschenkt, England hätte sich den Burenkrieg erspart, und es wäre wohl nie zur heutigen Verwirrung im britischen Reiche gekommen. — — —

An der Spitze der zwanzig Essays steht „Benjamin Disraeli, Earl of Beaconsfield". Das ist die Perle des Buches, ein wahres Meisterstück biographischer Kunst. Eine ganze Bücherei ist über die „Sphinx von Westminster" zusammengeschrieben worden, Anhänger und Gegner haben ihn mit mehr oder weniger Sachlichkeit darzustellen versucht, Anekdotenjäger haben Bände mit echten und zweifelhaften Aussprüchen des rätselhaften Mannes gefüllt; aber eine Lebensbeschreibung im großen Stile, wie sie allen Staatsmännern Englands von berufener Seite zuteil geworden ist, steht immer noch aus. Bryce hat also die schwere Aufgabe gehabt, Ziegel ohne Lehm und ohne Stroh zu machen (wie man in England zutreffend sagt), denn er hatte sich ausschließlich auf seine persönliche Kenntnis Beaconsfields zu verlassen — und wie hat er diese Aufgabe gelöst! Der ehrgeizige Mann mit dem hochfliegenden Wollen wächst vor unseren Augen und gewährt uns so tiefe Blicke in das Uhrwerk seiner verwickelten Motive, daß wir alle seine verblüffenden Handlungen als naturnotwendige Ergebnisse vorhandener Triebe, die scheinbaren Widersprüche und Unverträglichkeiten in seinem Charakter als die Kämpfe des Mannes mit den Umständen begreifen — die Sphinx tut den steinernen Mund auf und erklärt uns das Rätsel ihres Seins. Wer hat jemals mehr in einer Lebensbeschreibung geleistet?

Noch bewunderungswürdiger als die tiefe Menschenkenntnis und scharfsinnige Verwertung der kleinsten Züge für die Herausarbeitung des Porträts erscheint mir die Großmut und Wahrheitsliebe, mit der Bryce den Schöpfer des Imperialismus, den lebenslangen Gegner Gladstones und eigentlichen Vater der konservativen Partei behandelt. Beaconsfield hat sich den Haß der liberalen Staatsmänner redlich verdient, und da heute, wie vor fünfundzwanzig Jahren, die Gedanken jenes merkwürdigen Mannes die politische Lage beherrschen, wäre es nur menschlich gewesen, wenn der treue Gefolgsmann Gladstones dem alten Erbfeinde seine Sünden vorgehalten und die vielen Blößen im Charakter Beaconsfields dazu benützt hätte, die ganze konservative Partei mit seinen Speerstreichen zu treffen. Bryce hat sich von solcher Schwäche ferngehalten und zwar, wie man aus jeder Zeile sieht, ohne besondere Anstrengung: seine Wahrheitsliebe ist um so vieles größer als seine persönliche Empfindung. Um nur ein Beispiel anzuführen. Bryce rühmt den weiten Blick Beaconsfields, wie es keiner seiner Biographen vorher getan hat, und es ist anzunehmen, daß die Konservativen nicht zögern werden, das wohlbegründete Urteil des liberalen Historikers durch die tausend Kanäle und Kanälchen ihrer dienstwilligen Presse in die großen Massen zu tragen, denn so schlagende Beweise von der Ueberlegenheit Beaconsfields über alle Staatsmänner seiner Zeit hat keiner beigebracht. Schon im Jahre 1844 gab er in seinen Reden über den Zustand Irlands eine Diagnose dieses Landes, die für lange Jahre maßgebend war. Irland, sagte er, leide an einem verhungerten Bauernstand, einer fremden Kirche und einer abwesenden Aristokratie, und es ist die Aufgabe eines Staatsmannes, diese Uebel durch friedliche und verfassungsmäßige Mittel zu beseitigen. — Während des amerikanischen Bürgerkrieges (1861—1865) war Beaconsfield der einzige Staatsmann in England, der nicht für die Südstaaten eintrat, im Gegensatz zu Männern wie Palmerston, Russell, Gladstone, Derby, die an die Niederlage des Nordens glaubten, vielleicht weil sie sie im Stillen erhofften. — Und endlich seine Wahlpolitik von 1867! Das, was dem kurzsichtigen Salisbury damals als unverantwortliches Abenteuer, als unwürdiges Manöver erschien, nämlich die Erweiterung des Wahlrechts, war in Wahrheit eine sichere Beurteilung der englischen Massen, die allerdings keiner in solchem Grade besaß wie Beaconsfield. Die Tories fürchteten, mit der Erteilung des Wahlrechts an die Massen würden sie sich ihr eigenes Grab schaufeln; daher Salisburys Empörung über den Schritt seines rätselhaften Chefs. Beaconsfield aber wußte, wohin der „Sprung ins Dunkle" führen werde und hatte den Mut, den Sprung zu tun. Daß er die Herrschaft der konservativen Partei zur Folge hatte, weiß jetzt jede Geschichte der englischen Verfassungskämpfe zu erzählen.

Wenn es einmal an der Zeit sein wird, England im Zeitalter der Königin Victoria darzustellen — eine großartige, aber unendlich schwierige Aufgabe —, dann wird man die „Beiträge zur zeitgenössischen Biographie" von Bryce als eine Geschichtsquelle von höchstem Werte anschlagen. Die Staatsmänner, Philosophen, Geschichtsschreiber, Theologen, Schriftsteller, Juristen, denen die übrigen neunzehn Essays gewidmet sind (Arthur Penrhyn Stanley, Dean of Westminster 1815 bis 1881; Thomas Hill Green 1836—1882*); Archibald Cambell Tait, Archbishop of Canterbury 1811—1882; Anthony Trollope 1815—1882; John Richard Green 1837—1883; Sir George Jessel 1824—1883; Hugh M'Calmont Cairns, Earl of Cairns 1819—1885; James Fraser, Bishop of Manchester 1818—1885; Stafford Henry Northcote, Earl of Iddesleigh 1818—1887; Charles Steward Parnell 1846—1891; Henry Edward Manning, Archbishop and Cardinal 1808—1892; Edward Augustus Freeman 1823—1892; Robert Lowe, Viscount Sherbrooke 1811—1892; William Robertson Smith 1846—1894; Henry Sidgwick 1838—1900; Edward Ernest Bowen 1836 bis 1901; Edward Lawrence Godkin 1831—1902; John Emerich Dalberg-Acton, Lord Acton 1834—1902; William Ewart Gladstone 1809—1898) sind im eigentlichsten Sinne des

*) Die Hegelsche Philosophie dieses Oxforder Lehrers hat durch den wohlbekannten Roman „Robert Elsmere" von Mrs. Humphrey Ward eine gewisse Volkstümlichkeit erlangt.

Digitized by Google

Wortes „Repräsentative Men", die in ihrer Person, gleich den Helden der epischen Vorzeit, ganze Epochen zusammenfassen. Ein Hauptreiz des prächtigen Buches aber ist es, daß man sich mit einem klassischen Darsteller, einem großen Politiker, einem Auserlesenen unterhält.

Wien. L. Kellner.

Neue Kinderbücher.

(Dichtungen und Bilderbücher.)

Mit der Jugendlektüre vollzieht sich eine Wandlung. Es gilt eine Reaktion gegen die schrankenlos ausgebeutete Meinung, daß man sich in der Jugendschrift zum Kinde herablassen müsse. Diese Meinung hatte zur Folge gehabt, daß die Jugendschriftstellerei eine Domäne der dichterischen Unfähigkeit und des Dilettantismus wurde und daß der Erwachsene alle Lust an dieser Lektüre verlor. Er kaufte die bunten Sächelchen, wie man eine Süßigkeit oder ein Spielzeug kauft und beglückte die Kinder damit zu Geburtstag oder zu Weihnachten. Die Reformer gehen von der Ansicht aus, daß die Lektüre minderwertiger Bücher einen geschmackverbildenden Einfluß auf das Kind übe und daß die unliterarische Haltung so weiter Volkskreise auf schlechte Gewöhnung zurückzuführen sei. In Verfolg dieses Gedankens kamen sie zur Verwerfung des spezifischen Kinderbuches und zu dem Grundsatz, daß die Jugendschrift in dichterischer Form ein Kunstwerk sein, d. h. literarischen Wert haben müsse. Anstatt nun die schier unübersehbare und Jahr für Jahr sich erneuernde Flut spezifischer Jugenddichtungen zu mustern und zu sichten, hielt man bei der großen Dichtung Umschau. Das Resultat war hocherfreulich. Das von Jahr zu Jahr wachsende Verzeichnis empfehlenswerter Jugendlektüre, das die vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften herausgeben,*) enthält bereits eine große Zahl von Büchern, die auch den literarisch Gebildeten erfreuen und zugleich mit Interesse und Gewinn von der Jugend gelesen werden können. Die Prüfungsausschüsse begnügen sich aber nicht damit, die hie und da zerstreuten Einzelwerke namhaft zu machen, sie sorgen durch besondere Ausgaben, die sie teils selbst beschaffen, teils veranlassen, dafür, daß jedermann bequem und billig zu den Quellen gelangen kann, aus denen ein neues Geschlecht Durst nach der guten Dichtung und Kraft, sie zu genießen, gewinnen soll.

Dichtungen, die aus dem Volksgeiste früherer Epochen geboren sind, finden bei dem Kinde, das die Entwicklungsstufen der Nation für sich jedesmal wieder durchmacht, zumeist offene Sinne, und es ist eine oft bemerkte Tatsache, daß solche Bücher gleichsam Stufe für Stufe von dem Geschmack der Erwachsenen zu dem der Jugend hinabgesunken sind. Ich erinnere aus der Weltliteratur an Robinson und Gulliwers Reisen, aus der deutschen Literatur an die Volksepen, die Volksbücher (Eulenspiegel usw.), Münchhausen. Die Reformer haben zuerst den Versuch gemacht, auch neuzeitige Erzähler, ja lebende Dichter der Jugend zu bieten. Nachdem der Hamburger Ausschuß mit Storms „Pole Poppenspäler" (Westermann, Braunschweig, geb. 50 Pf.) und den drei Roseggerschen Sammelbänden „Als ich noch der Waldbauernbub war" (Staackmann, Leipzig, geb. à 70 und 90 Pf.) den Anfang gemacht hatte, folgte der Braunschweiger Ausschuß mit einer Auswahl aus Raabe, betitelt „Deutsche Not und deutsches Ringen" (Hafferkrug, Braunschweig, geb. 90 Pf.), und die Elberfelder Lehrer gaben in einem „Gefunden" betitelten Bändchen (Union, geb. 80 Pf.) unter älteren Autoren Rosegger, Schmitthenner, Björnson und Kielland eine Stelle. Der Erfolg all dieser Bücher war bei dem billigen Preise ein großer: von Pole Poppenspäler ist jetzt das zweiundfünfzigste Tausend ausgegeben, die drei Rosegger-bände sind in zusammen 70000 Exemplaren verbreitet.

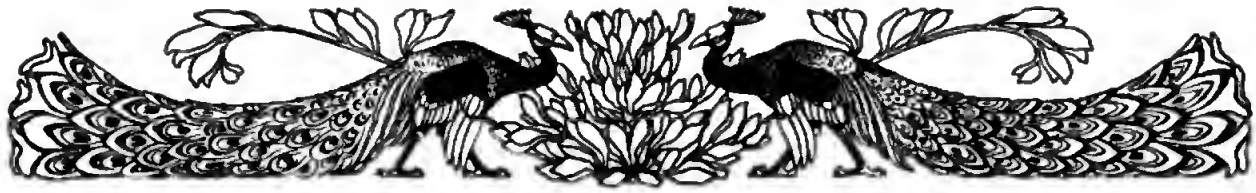
Die diesjährige Ausgabe moderner Erzähler des Hamburger Ausschusses wird vielleicht Widerspruch hervorrufen bei denen, die nicht beachten, daß auch bei der Jugend, und hier erst recht, nicht jedes Buch für jeden Geschmack geeignet ist. Die „Kinderwelt" (Wunderlich, Leipzig, geb. 60 Pf.) ist eine Sammlung von acht Erzählungen von Helene Böhlau, Detlev v. Liliencron, Charlotte Niese, Helene Voigt, Johannes Kruse, Jacob Loewenberg. Jedes Stück ist ein Kleinod moderner Erzählerkunst, voll zarter Stimmung und seelischer Vertiefung. Dieser Vorzug aber macht es für viele Kinder ungeeignet. Erst wenn das Geschlecht sich im Kinde regt, naht die Zeit für Erfassung von Stimmung und Seele. Dazu kommt, daß mit Ausnahme der lustigen Ratsmädelgeschichte von Helene Böhlau alle Stücke tieftragischen Inhalts sind, wieder ein Umstand, der den Kreis der Lesergemeinde noch enger zieht. Aber für den so bestimmten Kreis ist es ein köstliches Buch, das nur nicht in einem Zuge verschlungen, sondern stückweise gelesen werden sollte.

Der radikale Gedanke der Reformer wirkte auch auf solche Kreise ansteckend, die geradezu zur Bekämpfung desselben sich zusammengeschlossen hatten. Das zeigen die beiden Bände „Neues Schatzkästlein", Erzählungen für jung und alt, ausgewählt und zusammengestellt vom Prüfungsausschuß für Jugendschriften des Vereins evangelischer Lehrer und Schulfreunde zu Elberfeld (L. Wiegand, Hildenbach, à geb. 90 Pf.). Auch hier tritt das Streben klar zutage, nur literarisch Wertvolles zu bieten; daß die Auswahl positiv-kirchlich gerichtete Schriftsteller, wie Karl Stöber, G. H. v. Schubert, Emil Frommel bevorzugt, und daß mehr der ethische Gehalt als die ästhetische Gestaltung für die Wahl der Stücke ausschlaggebend war, kann bei der Richtung des herausgebenden Vereins weder befremden, noch ist es ein Hindernis, die Büchlein zu empfehlen, da im ganzen die literarische Höhe innegehalten ist. Das Beispiel der Ausschüsse hat dann auch einzelne zur Durchforschung der Literatur nach guten Erzählungen für die Jugend angeregt. Nachdem schon vor einigen Jahren Henningsen in seinen „Zwölf Erzählungen" (Spamer, Leipzig, 2,50 M.) eine Reihe guter moderner Erzählungen zusammengestellt hatte, geht nun Dr. Gustav Porger mit philologischer Gründlichkeit und, was mehr ist, mit literarischer Feinfühligkeit und pädagogischem Geschick vor. In der bekannten „Sammlung deutscher Schulausgaben" aus dem Verlage von Velhagen & Klasing sind bereits vier Bändchen „Moderne erzählende Prosa" erschienen (à 1 M. geb.). Da finden wir Rosegger, Liliencron, Wildenbruch, Marie v. Ebner-Eschenbach, Hermine Villinger (1. Bändchen für 13jährige), Storm, C. F. Meyer, Raabe, Stern (2. Bändchen) Ernst Muellenbach, Gangkofer, Herm. Heiberg, Karl Söhle, Margarete v. Bülow, Volkmann-Leander, Ilse Frapan, Schmitthenner, Fritz Lienhard (3. Bändchen), Anzengruber, Adolf Pichler, Ferd. v. Saar (4. Bändchen). Die drei letzten Bändchen werden nur begabten und für ernste Lektüre erzogenen Kindern von 13 oder 14 Jahren aufwärts in die Hand gegeben werden können.

Mit Recht legt Porger Gewicht darauf, daß die Jugend früh auf den literarischen Charakter des Autors achten lerne. Darum bietet er nur Stücke, die bezeichnend sind für die dichterische Eigenart und schickt jeder Dichtung eine biographische Einleitung voraus. Sind diese Bändchen, wie auch die oft all-

*) Gratis zu beziehen von Herrn W. Senger in Hamburg 22, Wagnerstraße 55.

Digitized by Google



zugründliche philologische Texterklärung im Anhang zeigt, in erster Linie für den Schulgebrauch in höheren Lehranstalten bestimmt; so andererseits die drei soeben erschienenen stattlichen Bände „Schatzkästlein“ desselben Herausgebers (Velhagen & Klasing à 2,50 Mark geb.), die sich als eine erweiterte Ausgabe jener Bändchen präsentieren, für die Privatlektüre. Die Bände sind in aufsteigender Linie gedacht, nach der Schwierigkeit des Verständnisses geordnet: Band 1 für das Alter von 12—13 Jahren, Band 2 für 14—15 jährige, Band 3 für 16—17 jährige.

Solche Sammelbände, die drei, vier oder mehr Dichter einbegreifen, widersprechen eigentlich dem Ideal eines Buches. Das Buch soll nach Inhalt und Stimmung sein eigenes, fest umrissenes Gesicht haben. Am ehesten mag die Einstimmigkeit noch erreicht werden durch den gleichen landschaftlichen und ethnographischen Hintergrund, wie in Borgers 4. Bändchen „Moderne Prosa“, das nur österreichische Dichter und Stoffe bringt oder wie das oben erwähnte „Kinderwelt“, das, abgesehen vom ersten Stück spezifisch, norddeutschen, vorwiegend holsteinischen Charakters ist.

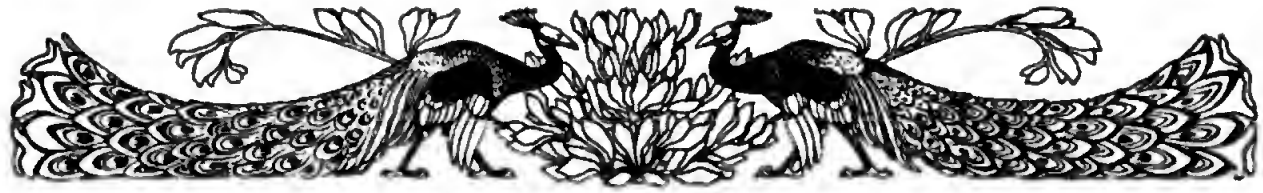
Ganz holsteinisch und dabei, im Gegensatz zu dem oben genannten Buch, voll lachenden Sonnenscheins ist das von mehreren norddeutschen Prüfungsausschüssen im Verein mit Professor Wisser herausgegebene plattdeutsche Märchenbuch „Wat Grotmoder vertellt“ (mit Bildern von Prof. Winter, Eugen Diederichs, Leipzig, geb. 75 Pf.). Wisser sammelt seit Jahren aus dem Munde alter Tagelöhner und Mütterchen in seiner ostholsteinischen Heimat Märchen und Schwänke. Aus dem großen Schatz, der schon beisammen ist und der, einmal veröffentlicht, von wirklich wissenschaftlicher Bedeutung sein wird ist eine Auswahl getroffen, die für alle des Plattdeutschen mächtigen Kinder eine vorzügliche Lektüre ist. Eine solche Fülle drolligen Humors und eine so lebensvolle, schlagende Ausdrucksweise bietet die Sammlung, daß auch Erwachsene und namentlich Vorleser das Buch mit Freuden begrüßen werden. Dem Werk ist übrigens durch das vom Kieler Prüfungsausschuß vor zwei Jahren herausgegebene plattdeutsche Geschichtenbuch von Fehrs „Ut Jlenbek“ (Ausstattung und Bilder von Vogeler Worpswede, Lühr und Diercks-Garding, 50 Pf. geb.) bereits vorgearbeitet, und auch in den Schullesebüchern gewinnt der Dialekt an Boden, sodaß die Leseschwierigkeit mehr und mehr überwunden wird.

Ein voller landschaftlicher Klang geht auch durch ein anderes Dialektbuch, das der Hamburger Ausschuß eben herausgebracht hat: J. P. Hebel, Alemannische Gedichte. (Georg Wigand, Leipzig. Geb. 90 Pf.) Das Buch ist in doppelter Hinsicht ein Jubiläumswerk: genau vor hundert Jahren veröffentlichte Hebel die erste Ausgabe seiner allemannischen Gedichte, und vor hundert Jahren wurde der große Meister geboren, dessen köstliche, dem Ton der Gedichte so ganz entsprechenden Bilder das Büchlein zieren: Ludwig Richter. Um den Kindern, die das Buch etwa vom 12. Jahre an besitzen können, die Mühe des Einlesens zu erleichtern, sind die bekannten hochdeutschen Uebertragungen von Robert Reinick beigegeben. Wenn man aber die Jugend anleitet, die Originale laut und wiederholt vorzulesen, so wird sie nicht nur leicht in das Verständnis hineinkommen, sondern es ergibt sich noch ein besonderer Gewinn, der beim stummen Lesen ausgeschlossen ist. Die Freude an Klang und Rhythmus, die das kleine Kind so auffällig und allgemein bekundet, ist in späteren Jahren, aus welchen Gründen, möge dahin gestellt bleiben, fast durchweg bei der Jugend erloschen, bis sie in den Entwicklungsjahren, verbunden mit der Neigung für das Pathetische, wieder erwacht, um aber meist nicht wieder jene Ursprünglichkeit und Selbständigkeit erlangt, die nötig ist, um Gedichten aus rein künstlerischem Empfinden heraus Interesse entgegenzubringen. Man sollte darum Kinder oft Gedichte laut lesen lassen, damit sie am Klang und an der Bewegung der eigenen Worte Vergnügen empfinden lernen. Dazu ist das Buch vorzüglich geeignet, das der Münchener Prüfungsausschuß dies Jahr herausgebracht hat Kopisch, „Gedichte für die Jugend“. (Max Kellerer, München. Geb. 50 Pf.) Die Stoffe dieser Gedichte, die seit langem z. T. zum eisernen Bestand der Lesebücher gehören, sind so recht für 11—13jährige Kinder geeignet; die Gnomen, Zwerge und Riesen der Sage, die Schwänke der Volksbücher, die Kriegstaten der vaterländischen Helden sind mit so lebendigem Rhythmus, mit so neckischer Lautmalerei dargestellt, daß das Vorlesen zweifellos von jedem nicht durch sensationelle Lektüre verbildeten Kinde mit Vergnügen und künstlerischem Gewinn geübt wird. Etwa vom 13. Jahre ab mag dann auch ein Versuch mit der von der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung schon vor einigen Jahren veranstalteten Auswahl „Liliencrons Gedichte“ (Schuster & Loeffler, Berlin; geb. 75 Pf.) gemacht werden; auch hier lockender Klang, auch hier packende Stoffe aus Krieg und Sage, jedoch mit einer leisen Hinüberleitung zum landschaftlichen Stimmungsweben und zur edlen Liebeslyrik. Mit Anthologien für die Jugend sind wir jetzt gut versehen. Lobsien, Selige Zeit (Schünemann, Bremen, mit vortrefflichem Buchschmuck, geb. 1,25 M., Prachtausgabe 3 M.) enthält mit feinem Gefühl ausgewählte alte und neue Kinderlieder, die schon vom achten Jahre an entzücken werden. Ernst Weber hat es unternommen, in einer Reihe von Bänden nach bestimmten Ueberschriften „eine Auswahl aus dem Schatz deutscher Dichtung für Jugend und Volk“ zu treffen. Der Gesamttitel ist „Der deutsche Spielmann“ (F. Georg D. Callwey und Karl Haushalter in München, jeder Band 1 M.); die drei ersten Bände sind erschienen: „Kindheit“, „Wanderer“, „Wald“. Der erste ist von Ernst Kreidolf, der zweite von Cissarz, der dritte von W. Weingärtner farbig und schwarzweiß illustriert. Der gut ausgewählte Text und die prachtvollen Bilder ergänzen sich zu einer schönen Einheit. Sind diese Bände für klein und groß, so recht für den Familientisch berechnet, so wendet sich die vortreffliche Anthologie aus modernen Dichtern „Vom goldnen Ueberfluß“ von Loewenberg (Voigtländer, Leipzig, geb. 1,60 M.) an die reifere Jugend; an diese vor zwei Jahren erschienene Sammlung und das im vorigen Jahr herausgekommene „Hausbuch deutscher Lyrik“ von Ferd. Avenarius (Callwey, München, mit feinem Buchschmuck, geb. 3 M.) sei nur erinnert. Ein gutes Buch für 10—12jährige, ist Scharrelmann, „Aus Heimat und Kindheit und glücklicher Zeit“ (Janssen, Hamburg, geb. 1,50 M.). Ein Dichter und Lehrer schaut mit den Augen der Kinder die Stadt und Umgebung Bremens. So wird er dem Kinde verständlich und bleibt dem Erwachsenen interessant.

Unseren germanischen Mythen und Heldensagen wird mit Recht ein vermehrtes Interesse entgegengebracht; nicht nur, daß hier deutsche Eigenart aus tiefem Schachte quillt, sie haben für die moderne deutsche Musik, Dichtung und bildende Kunst annähernd die Bedeutung erlangt, die vor 150 Jahren griechische Mythologie hatte. Die längst rühmlich bekannte Prosabearbeitung der alten Heldensagen von Heinrich Keck wird von Dr. Bruno Busse nach neueren germanistischen Anschauungen umgearbeitet. Der erste stattliche Band, Gudrun- und Nibelungensage umfassend, liegt vor (G. B. Teubner, Leipzig, geb. 3 Mark). Nordische und deutsche Göttersagen und alle deutschen Heldensagen in knapper Darstellung bietend und durch allgemein verständliche Einleitungen für die wissenschaftliche Auffassung vorbereitend, erschien Adolf Langes für Schule und Haus dargestellte „Deutsche Götter- und Heldensagen“ in zweiter verbesserter Auflage. (G. B. Teubner, Leipzig, geb. 7,50 Mark.) Beide Bücher sind von Robert Engels mit vortrefflichen, allerdings in seltsam berührender Technik gegebenen farbigen Originallithographien und mit kräftig wirkendem Deckelbilde geschmückt.

Der die Jugendschriftenbewegung charakterisierende Zug, alte Schätze der Dichtung der Jugend in künstlerischem Gewande darzubieten, hat zu einer auf dem Gebiet des Kinderbuches ganz neuen Buchkunst geführt. Das Streben nach literarischer

Digitized by Google



Emporbildung von Jugend auf bestand ja nicht für sich allein, es entstand und wuchs in engster Fühlung mit dem Gedanken einer künstlerischen Erziehung der Jugend überhaupt. Der Verlag Fischer & Franke in Berlin ging, unterstützt von einer Reihe tüchtiger Künstler, mit dem „Jungbrunnen, einem Schatzbehalter deutscher Kunst und Dichtung" voran, Martin Gerlach & Co. in Wien folgte mit „Gerlachs Jugendbücherei". Das Jungbrunnen-Unternehmen, aus dem eine ganze Reihe Bändchen in das „Verzeichnis empfehlenswerter Jugendlektüre" aufgenommen worden ist, lehrte zuerst wieder auch für das Jugendbuch eine einheitliche, in Schrift, Bild und Schmuck zusammenstimmende Ausstattung fordern. Blieb der „Jungbrunnen" mit seinen Schwarz-Weiß-Bildern, an die alte Dürersche Holzschnittweise erinnernd, im ganzen derb und kräftig, so bildete „Gerlachs Jugendbücherei" die Buchkunst nach der farbigen, zart-intimen Seite hin aus. Den früher erschienenen Bänden (Grimm, Bechstein, Knaben-Wunderhorn à 1,50 M.) reihen sich in diesem Jahre an: Die Nymphe des Brunnens nach Musäus, illustriert von Ignaz Taschek, ein sechster Grimm-Band, Bilder von Otto Tauschek und ausgewählte Gedichte von Nikolaus Lenau, illustriert von Hugo Steiner. Ueber diese Bände ist eine solche Fülle von Schönheit in Farbe und Linie — bald ein wenig ins Weiche, bald ins Barocke hinüberdrängend — ausgeschüttet, daß es zum Verwundern ist. Dabei ein so reifer, fast überreifer Geschmack in der gesamten Anordnung, in Einband, Vorsatzpapier und Zierstücken, daß jeder Band ein kleines Kunstwerk für sich ist und die Frage berechtigt erscheint, ob die Jugend das alles zu würdigen in der Lage ist. — Fischer & Franke, die die Jungbrunnen-Serie zum Abschluß gebracht haben, haben dies Jahr einen von Barlösius vortrefflich illustrierten „Eulenspiegel" (geb. 5 M.) und einen „Frau Holle" betitelten Märchen- und Mythenband mit Bildern von Franz Staffen (3 M.) auf den Markt gebracht. Namentlich der erstgenannte Band ist textlich und bildlich vortrefflich und einheitlich, dazu dem Zeitcharakter des alten Volksbuchs in feiner Weise angenähert.

Das Streben, altes nationales Gut der Jugend auf Neue darzubieten, erstreckt sich auch auf die bildende Kunst. Nachdem Lichtwark Holbeins „Bilder des Todes", dann das „Marienleben" in billigen und doch ganz vorzüglichen Ausgaben herausgebracht hatte, richtete er seine Aufmerksamkeit auf den Hamburger Maler und Zeichner Otto Speckter, dessen Bilder zu Heys Fabeln seit einem halben Jahrhundert die deutsche Kinderwelt erfreut hatten. Hinterlassene Zeichnungen des Meisters wurden zu einem „Katzenbuch" (Janssen, Hamburg, geb. 50 Pf.) und einem „Vogelbuch" (ebenda, geb. 1 M.) zusammengestellt und Gustav Falke, der Meister der sprachlichen Grazie, dichtete dazu köstliche Verse. Dann gab Avenarius den „Gestiefelten Kater" mit den prachtvollen Landschaften (Calwey, München, geb. 60 Pf.) und der Hamburger Prüfungsausschuß Andersens Märchen mit den feinen Tonbildern Speckters heraus (Verlagsanstalt Hamburg, geb. 1 M.). In diesem Jahr ließ derselbe Ausschuß die schöne, ursprünglich für eine englische Ausgabe geschaffene Bilderserie zu Grimms Märchen „Brüderchen und Schwesterchen" (Janssen, Hamburg, geb. 1 M.) erscheinen. Der nach dem Original gut getroffene Ton der Bilder befremdet neben dem weißen Papier des Textes ein wenig, auch mag hier und da die Zeichnung etwas unbeholfen sein, aber die Bilder atmen so viel Poesie, daß die Neuherausgabe eine Bereicherung unserer Bilderbuchliteratur bedeutet.

Das Ludwig Richter-Jubiläum hat den Leipziger Lehrerverein zur Herausgabe einer „Ludwig-Richter-Gabe" für das deutsche Haus veranlaßt (Dürr, Leipzig, 1 M.)*), die sechzehn der köstlichen Holzschnitte des Meisters in großem Format bietet. Es ist ein herrliches und billiges Festgeschenk.

Die Jugendschriftenreform hat auch sehr erfreuliche Neuschöpfungen auf dem Gebiet des farbigen Bilderbuchs gefördert. Als erster Künstler ist hier Ernst Kreidolf zu nennen, dessen Bilderbücher im Verlage von Schaffstein & Co in Cöln, künstlerische Eigenart, Einheitlichkeit in Auffassung und Stil und Kindertümlichkeit auszeichnen. Nachdem er den Anfang mit den „Blumenmärchen" gemacht hatte, die in diesem Jahr in zweiter Auflage erschienen sind (5 M.), folgte der vielumstrittene und m. E. vortreffliche Fitzebutze" mit Versen von Richard und Paula Dehmel (5 Mark), dann kamen „Die schlafenden Bäume" (1,50 M.) und, im vorigen Jahr, „Die Wiesenzwerge" (5 M.), und soeben erscheint „Schwätzchen". Die Wiesenzwerge, wohl das köstlichste deutsche Buntbilderbuch, sind in dem neuen Werk nicht entfernt erreicht. Im Kolorit steht es zum Teil höher, Einband und Vorsatzpapier sind von gleicher Schönheit, aber der Inhalt, der durch eine Anzahl unbedeutender Kindergedichte des Künstlers gebildet ist, besitzt weder die Einheitlichkeit noch die Tiefe und Ursprünglichkeit jener Märchendarstellung, namentlich aber fehlt jene köstliche Phantasie, die Himmel und Erde, Wald und Wiese, Baum und Blume mit neuem, originellem Leben begabt. Kreidolf ist ganz er selbst, wenn er Märchen erdichtet und mit Pinsel und Stift darstellt.

Kreidolfs charakterisierende Art geht dem durch die süßliche Jouenal-Bildkunst verdorbenen Geschmack unseres Durchschnittspublikums schwer ein. Noch schwerer wird das der Fall sein mit einer sehr interessanten Neuerscheinung des Schaffsteinschen Verlages: Rumpumpel, ein Buch für junge Mütter und ihre Kleinsten von Paula Dehmel, mit Bildern von Karl Hofer (5 Mark). Paula Dehmel ist als Kinderliedichterin rühmlichst bekannt, Karl Hofer ist mir neu, und ich muß gestehen, ich habe seine Art noch nicht ganz verdaut. Er geht mit einer Unbekümmertheit auf primitive Darstellung aus, daß man beim ersten Anblick erschrocken ist. Dies Primitive ist gegeben im Sinne des kleinen Kindes. In der Art, wie ein Kind bei seinen ersten Zeichnungen eine Bewegung darstellt — von allem Nebensächlichen absehend und nur das eine, was ihm im Sinne liegt, mit starker Uebertreibung gebend — so läßt er die Linie nur das ausdrücken, was gerade gesagt werden soll; weder die Natur, noch die Formenschönheit dürfen dreinreden. Ein tanzender Mensch drückt, so stark und deutlich wie nur möglich, nur Tanzen aus, sonst nichts. Daß von jeder Darstellung des Körperhaften abgesehen ist, versteht sich von selbst. Das ermöglicht große Flächen ungebrochener Farbe, wodurch der Farbensinn der Kleinen gewiß günstig beeinflußt wird. Die Farbengebung — die Bilder sind mittels Schablonen mit der Hand koloriert — ist das Schöne an dem Buch das ohne weiteres eingeht, die Formengebung das Originelle, das in seiner Absicht erfaßt und mit naiven Kinderaugen geschaut sein will. „Sternschnuppen" von Moser und Kollbrunner mit Bildern von Gertrud Kohrt (Künzli, München, 1 Mark) macht nicht solche Schwierigkeiten; es ist leichte, nicht immer originelle, aber amüsante Kunst. Zu Carl Ferdinands z. T. recht guten Kinderreimen hat H. v. Volkmann in „Ri-

*) Dies Werkchen ist ein buchhändlerisch interessanter Fall. Als es Ende September d. J. erschien, bot der herausgebende Verein es den Lehrern und Schülern bei Abnahme von mindestens 50 Stück zu 40 Pf. bei kostenfreier Zustellung an. Heute, zwei Monate später, wird das sechste Zehntausend gedruckt, und die Schulen, die es massenweise bestellen, müssen wochenlang auf Lieferung warten. — Schreiber dieses gab vor Jahresfrist eine 5 Bogen umfassende Sammlung „Schöne alte Kinderreime" in guter Ausstattung im Selbstverlag heraus, die in Partien von 25 Stück zu 10 Pf. exkl. Porto (einzeln 15 Pf.) abgegeben wurden. Heute sind von dem Büchlein über 80 000 Stück vertrieben, meist durch die Lehrer, die es den Kindern besorgen. — Die vortrefflichen „Wiesbadener Volksbücher", die für 10—20 Pf. Perlen deutscher Erzählungsliteratur bieten, werden außer durch den Buchhandel durch die Konsumvereine vertrieben und sind schon in über 1 Million Exemplaren verbreitet. Das sind drei klassische Beispiele, wie billige Bücher auch ohne Inanspruchnahme des Sortiments Verbreitung finden.

Digitized by Google

Ra-Rutsch" (Behrs Verlag, Berlin, 1,50 Mark) gute, mitunter sehr schöne Bilder geliefert, die das kindliche Leben darstellen, in den landschaftlichen Darstellungen aber den vollsten künstlerischen Ton geben.

Es liegt auf der Hand, daß ein Buch, dessen Bilderschmuck von verschiedenen Künstlern hergestellt wird, der Gefahr einer gewissen Buntheit und Stillosigkeit ausgesetzt ist. Es gab eine Zeit, sie liegt erst wenige Jahre zurück, wo weder Publikum noch Verleger, dafür ein Empfinden hatten. Jetzt ist es auch damit anders geworden. Der Schafsteinsche Verlag bietet für eine erstaunliche Entwicklung des Stilgefühls einen interessanten Beleg in seinen drei Jahrbüchern „Knecht Ruprecht". Der strebsame Verlag der Gebrüder Künzli in Zürich und München zeigt dieselbe Erscheinung in seinem „Jugendland", von dem in diesem Jahr der dritte Band erschienen ist. Eine ganze Reihe hervorragender Künstler, die zum Teil von der Münchener „Jugend" her bekannt sind, hat an dem Bande gearbeitet. Trotzdem ist eine sehr wohltuende Einheit gewahrt worden, zu der nicht wenig eine strenge Gleichheit und Geschlossenheit des Typenbildes beigetragen hat. Der Text ist freilich nicht überall auf der Höhe, und daran wird vielleicht ein Jahrbuch-Unternehmen für die Jugend immer scheitern. Denn wirkliche Dichtungen, die zugleich für die Jugend geeignet sind, schießen nicht aus der Erde, und auf Bestellung wächst nichts. Das mag vielleicht der Grund sein, weshalb der Schafsteinsche Verlag an Stelle des „Knecht Ruprecht" mit vorwiegend Originalbeiträgen diesmal einen „Getreuen Eckart" (2 Mark) hat erscheinen lassen, der fast nur alte volkstümliche Kinderpoesie zur textlichen Unterlage der Bilder genommen hat. So ist ein sehr erfreuliches Bilderbuch zustande gekommen, das literarisch hoch steht und bildlich mit Ausnahme des Deckels und des Schlußbildes manch schöne Einzelheit von namhaften Künstlern bringt.

Das Jahr hat eine reiche Ausbeute des Guten in Wort und Bild gebracht. Ernst zu nehmende Künstler stehen jetzt hinter dem Kinderbuch, — nun sollte aber auch das Publikum Vertrauen bezeigen, auch wenn der an das Neue noch nicht gewöhnte Geschmack nicht recht mit will. Ist die künstlerische Qualität durch den künstlerischen Rang des Autors gewährleistet, so ist das Kind der einzige wirklich kompetente Beurteiler. Was der Jugend gefällt, läßt sich im voraus schwer bestimmen; und doch ist ein Buch wertlos für das Kind, wenn es ihm nicht mit offenen Armen entgegenkommt, wobei nie vergessen werden darf, daß schon das Kind seinen individuell bestimmten Geschmack hat. Diesen zu erforschen und darnach eine ganz individuelle Liste guter Kinderbücher für das eine Kind aufzustellen, das ist eine eben so schwierige wie lohnende Erzieherarbeit gebildeter Eltern.

Hamburg. H. Wolgast.

Octave Mirbeau.

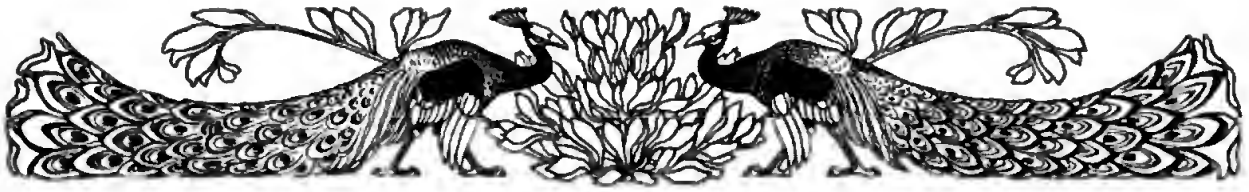
Octave Mirbeau ist ein Mann, den zu schildern seine Fährlichkeit hat, weil man unwillkürlich dabei in die Superlative gerät. Freilich würde man damit nur die Methode anwenden, die er selbst ausübt. Wer ihn nach dem Eindruck seiner Bücher im Tone richtig herausbringen will, darf keine Sourdine aufsetzen. Oder wer diese Physiognomie auf ihre besondere Valeur im Bilde festhalten will, darf nicht den Pastellstift gebrauchen. Monsieur Mirbeau ist ein Mann der sehr energischen Reflexe.

Jeder kennt die Menschen, die zu sehr von sich selbst eingenommen sind. Sie lassen nur sich gelten. Ihr eigenes Urteil ist ihnen immer das maßgebliche. Sie sind absolut in der Art, wie sie das Wort führen und nie daran denken, sich kritisch zu prüfen. Ihr Verdikt zielt immer nur gegen andere. Ausfahrend, wortreich, absprechend, um was es sich auch handeln möge, so sind sie sich nie zu laut und glauben sich niemals vorlaut. Ihr Witz besteht darin, daß sie sich überbieten, immer noch stärker auftragen; aber vielleicht, daß sie allein an diesem Witze Gefallen finden. Die anderen nehmen mehr oder weniger nur die Empfindung des Unleidlichen mit. Sie müssen einen Mann anhören, der mehr spricht, als ihm gut ist, als er verantworten kann. Er verletzt jeden einigermaßen gebildeten Sinn. Und das ist eben bei Octave Mirbeau der Fall. Maßlos und anmaßend, mit dieser Formel kann man ihn bezeichnen. Obwohl seine Begabung nicht ganz unbeträchtlich ist, hat doch die Wirkung, mit der sie sich auslöst, stets etwas Unangenehmes.

Mirbeaus erster großer Roman, „Le Calvaire", muß auf der Wende von 1886 zu 1887 erschienen sein. Er ist stark eklektisch gehalten; der Schriftsteller stand ersichtlich unter dem Einfluß größerer Vorgänger, doch nicht in dem Maße, daß man daraus einen Vorwurf gegen ihn hätte herleiten können. Die Geschichte des jungen Mannes, der sich an eine Kokotte bindet und darüber sein besseres Selbst verliert, war von Daudet in der „Sappho" behandelt worden. Die Jugendgeschichte, die Schilderung der Eltern, der Versuch, eine hereditäre Entwicklung aufzuzeigen, erinnerte an Flaubert und „Madame Bovary". Aber die Ausführung ging im einzelnen dann wieder oft in die ätzend-scharfe Manier Guy de Maupassants über; man konnte an „Bel-Ami" denken oder noch mehr an „Une vie". Das eine oder andere Detail kam in „Nana" vor. Trotzdem aber blieb manches, was ein selbständiges Wollen und auch ein Können verriet. Es war schon ungewöhnlich, wenn ein Franzose in einem Kriegsbild nicht die Deutschen, sondern seine Landsleute rücksichtslos als Marodeure vorführte — ein entschiedener Versuch, sich unabhängig zu halten. Mit einer gewissen Weichheit entwarf er die Silhouette eines blondbärtigen deutschen Reiters, der auf Vorposten, nahe am Feind, die Sonne aufgehen sieht und, sehnsüchtig ergriffen, mit seinen Gedanken der Heimat entgegeneilt. Dieses und anderes waren Ansätze zu einer feineren Pinselführung, die mit der größeren Reife vielleicht ja noch besser herauskommen konnte. Zunächst ging freilich im zweiten Teile des Buches die Schilderung einseitig ganz ins Trübe, schließlich mit einem Stich ins Exzentrische. Aus dem Elend des einen Falles steigt die Vision eines Weltenelends auf: „Juliette" — die Dirne — „hörte auf, eine Person zu sein; sie war nicht mehr eine Frau, die ihre Sonderexistenz führte, sie war die Prostitution selbst, die sich in ihrer ganzen Größe auf der Welt fühlt; das unreine, ewig beschmutzte Idol, dem nach die Menge rannte in atemloser Hast, durch tragische Nächte hin, erleuchtet von den Fackeln ungeheuerlicher Dämonen."

Das ist ein Beispiel jener gewaltsamen Art, wie Mirbeau das Wahre im Vehementen und Krassen sucht. Seine ganze Anlage scheint sich zusehends, gleichsam mit ihrem natürlichen Gefälle, nach dieser Seite hin zu entwickeln; und die leiseren Regungen — wenn sie vorhanden sind — kommen nicht mehr auf. Immer extrem-arrogant, einer von denen, vor welchen so ziemlich nichts besteht, die sich berufen fühlen, Rehraus zu machen; Sozialist, Antibourgeois, Priesterfeind, und alles natürlich in den kräftigsten Farben: so kann man ihn kennen lernen in den „Mauvais bergers", seinem sozialpolitischen Drama, oder in einem Tendenzroman, wie „Sebastian Roch". Doch nicht genug damit. Solch eine kritische Superiorität muß auch noch finden, daß die Welt, das Leben überhaupt eine einzige Niedertracht ist. Diese Weisheit hat er im „Jardin des Supplices" niedergelegt. Das Buch, eine Phantasmagorie in Romanform, trägt die zartfühlige Zueignung:

Digitized by Google



„Den Priestern, den Soldaten, den Richtern,
den Menschen,
welche die Menschen erziehen, leiten, regieren,
widme ich
diese Seiten voll Mord und Blut."

Wohlverstanden, die also Apostrophierten sind die beamteten Mörder der Menschheit. Und das Thema dieses rabiaten Tiefsinns ist in den Worten gegeben: „Nun ja! . . . . ich glaube wohl, daß der Mord die angelegentlichste Beschäftigung des Menschen ist und daß sich alle unsere Akte von ihm herleiten." Den Inhalt im einzelnen zu verfolgen, ist unmöglich und überflüssig. Nur soviel, daß eine Orgie schamlos wilder, lüstern-grausamer Phantasie einsetzt, wo alle Sinne, krankhaft gepeitscht, aufkreischen, und wo die bunte Pracht der Natur — wir sind in China — mit einer exotischen Unzucht wüst durcheinander wirbelt. So ist die ewig üppige, ewig zerstörende, nie ersättigte und versagende, im Zeugen tödliche Kraft des Lebens. Und unser Dasein gleicht jenem Garten, wo inmitten des berauschenden, glühenden, verschwenderischen Werdens die raffiniertesten Folterwerkzeuge des Todes aufgestellt sind: es ist selbst dieser jardin des supplices.

„Ach! Die Lebenspforten öffnen sich immer nur auf den Tod, öffnen sich immer nur auf die Paläste und Gärten des Todes . . . . . Und das All erscheint mir, wie ein riesiger, wie ein unerbittlicher Foltergarten." — — —

Moral.*)

Nachdruck nicht gestattet.

Mein kleiner Junge hat ein Dreirad, das er gar nicht brauchen kann, denn es ist in allen Gliedern verrostet, knirscht erbärmlich, kippt um und schlägt seinem Reiter blutige Schrammen.

Dennoch geht er nie aufs Land, ohne es mit zu nehmen, denn es verschafft ihm natürlich ein außerordentliches Ansehen unter den Knaben draußen. Die Miene, mit der er den Mechanismus erklärt, ist nicht übel, und die, mit der er den Unglücklichen betrachtet, der das Tier bestiegen und einem sicheren Untergange entgegenstürzt, gibt der ersteren nichts nach.

Selbst probiert er es nicht mehr, denn er will Lotse werden. Er beschaut sich die Jollen im Hafen, hat sich einen Südwester und eine Joppe aus Oeltuch angeschafft und benutzt seine Mußestunden zum Auffischen von abenteuerlichen Flunkereien.

Heute nun haben wir eine Waschfrau, die ihren achtjährigen Buben Peter mitgebracht hat.

Peters Gesicht ist groß und kahl wie einer der hiesigen sandigen Hügel. Eine Sommersprosse hie und da, ein großes und ein kleines Ohr und ein paar ungeheure, kugelrunde, wasserblaue und vollkommen ausdruckslose Augen.

Diese Augen sind auf das Dreirad geheftet, das vor unserm Hause ruhig weiter rostet. Die Semmeln, die man Peter gibt, verschwinden Bissen um Bissen in seinem Mund, die Augen aber verlassen das Dreirad nicht. Er bittet nicht um Erlaubnis, es leihen zu dürfen, spricht überhaupt kein einziges Wort, er starrt es an.

Ich mache meinen Jungen auf dies Phänomen aufmerksam. Die Maschine wird vorgefahren, Peter bekommt seine Lektion und liegt einen Augenblick später auf dem Kopf im Graben mit dem Pferde über sich.

Wir wickeln ihn heraus. Die Nase blutet, den Daumen hat er sich verrenkt und an seiner Hose hängt ein langer Fetzen herunter. Aber Peter würdigt Nase und Daumen keines Gedankens und die Hosen waren so wie so nur Fetzen. Er klettert abermals hinauf, fällt abermals und ist glücklicher als er je gewesen.

Ich geh' den Hügel hinab zum Baden, und wie ich zurückkomme, steht Peter, wo er anfangs stand, über und über mit Blut und Schmutz bedeckt und starrt vor sich hin. Das Dreirad aber ist nicht da. Ich frage ihn, ob er des Spiels schon müde geworden, bekomme aber zur Antwort ein Nein, das einzige Wort, das ich Peter je habe sagen hören; das klingt aber so bestimmt, daß es mich vielsagend dünkt.

Bei genauerer Untersuchung stellt sich heraus, daß mein Söhnchen dem Peter die Maschine weggenommen. Er erklärt mir, er habe es getan, nachdem er gehört, was der Lotse über Peter gesagt habe. Dieser, der Peter, sei ein Lumpenkerl; dieses und jenes hätte er getan. Seine Mutter sei ein Lumpenweib und sein Vater, der tot ist, sei ein ungemeiner Lump gewesen.

Es berührt mich sehr peinlich, daß mein Söhnchen schon angefangen hat, sich um die Moral der Leute zu kümmern. Wir müssen ja freilich alle hier zu Lande den Weg wandern, es scheint mir nur, er könnte noch ruhig einige Jahre darauf los sündigen und andere sündigen lassen. Ich weiß mir aber keinen Rat, und so gehen wir hinüber zum Lotsen, der das Dreirad in seine Werkstatt eingeschlossen.

„Da ist ein Schloß vorgehängt," sagt mein Junge entzückt, „der Peter kann nicht hinein und sich's holen."

„Wie weißt Du denn, daß Peter es haben möchte?"

„Da ist Peter," sagt er; und richtig, Peter steht da.

Er ist uns in der unbestimmten Hoffnung gefolgt, etwas zu seinen Gunsten müsse geschehen. Ich interessiere mich jedoch nicht für den Peter, . . . ich schaue mein Söhnchen an, dessen Blick so höhnisch und selbstgefällig auf ihm ruht, daß es mir durchs Herz schneidet.

Der alte Lotse und ich geben beisete, und er sagt nur dasselbe, was er meinem Jungen gesagt. Er redet in seiner gewöhnlichen, friedlichen Weise, die mich zu einem feinen Herrn und ihn zu einem braven Mann macht, dem es zukommt, mich unter all dem Gesindel, das ich nicht kenne, zurechtzuweisen.

„Mein lieber Freund," sage ich. „Das ist eine dumme Geschichte. Ich kümmere mich nicht im geringsten um den sittlichen Wandel, den man Peter und seiner Familie zuschreibt, ich kümmere mich aber um meinen Jungen. Er soll gut und brav sein und nicht in den Sünden anderer Leute herumwühlen."

„I bewahre," sagt der Alte gekränkt. „Das Dreirad gehört ja Ihnen."

„Nein . . .," erwidere ich betrübt, „das ist es eben, daß es nicht mir gehört, sondern meinem Söhnchen. Wäre es mein, dann hätten wir die Geschichte rasch abgetan."

Der alte Lotse versteht mich nicht. Er beschreibt mir eine vortreffliche Erziehungsmethode, die ich schon früher mal gehört. Ich schaue zu den beiden Knaben hinüber und weiß nicht, was zu tun ist.

Wehmütig gedenke ich der guten alten Tage, da ich und mein Büblein allein auf der Welt waren. Jetzt ist sie voll von Menschen. Alle Augenblicke stehen wir machtlos da vor irgend einem Konflikt, und dieser scheint nicht einer der leichtesten zu werden.

Denn ich möchte den alten Lotsen nicht in den Augen meines Jungen herabsetzen, wenn ich es auch könnte. Der Alte hat ihn gern, und er hat den Alten gern. Sie segeln zusammen auf dem blauen Meer und besteigen seltsame, fremde Schiffe. Sie gehen miteinander zur Heuernte, arbeiten zusammen in der Werkstätte, und der freundliche alte Seemann gibt der Phantasie meines Bübleins ein Fundament, das was vertragen kann.

Andererseits aber will ich entschieden nicht seine moralische Entrüstung anfachen.

So breche ich denn ohne weiteres brutal ab, wie auch Caesar und manche andere, die in Not waren, schon vor mir getan haben, und sage:

„Peter mag gern das Dreirad leihen."

Der Lotse schließt die Tür auf und zieht es hervor, Peter ergreift es mit gierigen Händen.

„Nun schönen Dank sagen, Peter," sagt der Alte. „Und hübsch aufpassen auf die Maschine!"

Ich gehe heim, und während ich auf der Gartenbank betrübt sitze und über meine Ohnmacht trauere, spielt sich das Drama aufs niedlichste weiter.

Der Lotse und mein Söhnchen stehen jenseits der Straße und ducken die Köpfe zusammen wie zwei böse alte Bauern. Sie sehen mir ganz gleich aus: etwas vorgebeugt, mit krummen Rücken, neidisch und selbstgefällig stehen sie da.

Peter stürzt gleich auf den Kopf und stößt sich diesmal so nachdrücklich, daß er das Dreirad am liebsten stehen ließe. Das fällt ihm aber nicht ein. Es macht ihm Spaß, den feinen Knaben und den alten Lotsen, der so wichtig tut, zu ärgern, und er schielt zu ihnen hinüber mit einem boshaften Blick.

Es sind wirklich drei nette Kerle.

Ich aber gehe traurig hinein und mache Verse, die zu nichts gut sind.

Carl Ewald.

*) Autorisierte Uebersetzung von Helmi Kolstroem.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 12. Berlin, den 19. Dezember 1903 21. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W35, Lützowstr. 107/108. Postzeitungs-Katalog für 1903 Nummer 5430.

Politische Wochenübersicht.

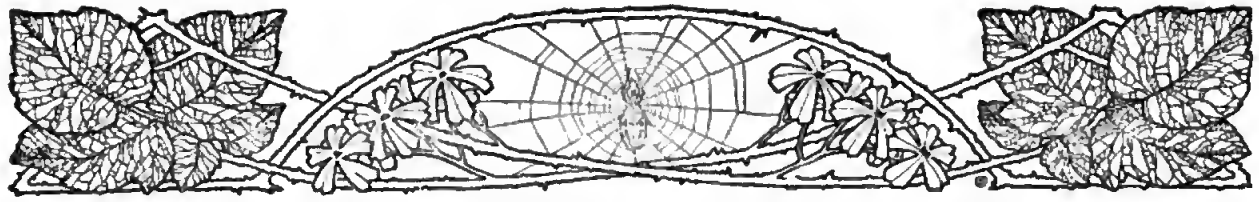
In der Rede des Reichstagsabgeordneten Schrader gelegentlich der ersten Lesung des Etats im Reichstage ist jene Stelle vielfach beachtet worden, die von der Stellung des Liberalismus zur Sozialdemokratie handelte. Wir geben deshalb diese Ausführungen des Vorsitzenden der Reichstagsfraktion der Freisinnigen Vereinigung und des Wahlvereins der Liberalen hier nach dem stenographischen Wortlaut wieder:

„Wir haben immer, bald in der einen, bald in der anderen Weise durch das Sozialistengesetz, durch Bedrohung mit neuen Gesetzen und dadurch, daß auch andere Gesetze vielfach nicht mit der vollen Billigkeit gegenüber den arbeitenden Klassen angewendet sind, einen Kampf gegen die Sozialdemokratie oder, ich will richtiger sagen, gegen unsere arbeitenden Klassen geführt, der notwendigerweise eine Verbitterung und eine wachsende Verbitterung herbeigeführt hat. Alle diese Maßregeln dienen zu garnichts weiter, als die Macht der führenden Persönlichkeiten der Sozialdemokratie zu verstärken. Wenn mit den sozialdemokratischen Ideen aufgeräumt werden soll, so bleibt nur ein Weg übrig, nämlich: den berechtigten Anforderungen der arbeitenden Klassen in jeder Beziehung willig zu entsprechen, ihnen die volle Gleichberechtigung, die ihnen ja sogar in den Erlassen von 1890 zugesagt war, zu gewähren, die volle Gleichberechtigung, nicht bloß indezug auf die Wohlfahrtseinrichtungen u. dgl., auch die volle Gleichberechtigung in politischer Beziehung" ... „Für uns ist die Frage: wollen wir diesen Bestrebungen (die Gleichberechtigung zu erringen) entgegentreten oder wollen wir sie fördern und versuchen, sie in die richtigen, ruhigen Bahnen zu leiten. Das letztere scheint mir eine politische Aufgabe allerersten Ranges für uns zu sein, ich will es aussprechen: allererstes Ranges für Leute, die liberal sind. Der Liberalismus soll seine Existenzberechtigung gewiß nicht aufgeben, er ist notwendig als eine Vermittlung zwischen den Extremen auf beiden Seiten; die Liberalen sind jetzt die einzigen, die in der Lage sind, den ruhigen Gang in der Entwicklung herbeizuführen und aufrecht zu erhalten" ... „Nun weiß ich ja das eine: ich spreche davon, daß, wenn den arbeitenden Klassen die Gleichberechtigung auch politisch gewährt wird, wie die Dinge jetzt liegen, die Sozialdemokratie Vorteil hat. Wie werden, wenn in die gesetzgebenden Körperschaften, wie ich das namentlich von Preußen wünsche, Arbeiter gewählt werden können, unter ihnen zweifellos sozialdemokratische Arbeiter, vermutlich in Ueberzahl finden. Das mag uns unbequem sein, aber wie tragen dann an dem, was die Entwicklung, an der doch wahrlich unsere herrschenden Parteien nicht unschuldig sind, herbeigeführt hat" ... „Was die Entwicklung dann sein mag, ob die Sozialdemokratie ihre Ziele aufgibt, ob vielleicht die Arbeiter sich in großer Zahl anderen Parteien zuwenden, — ich weiß es nicht, das kann ich nicht prophezeien. Ich kann nur das eine sagen: es ist notwendig, daß wir in wirtschaftlichen und politischen Dingen selbst mit Opfern der übrigen Klassen den Frieden wieder herstellen, den wir auf das dringendste nötig haben. Kein großes Reich kann so große Differenzen in seinem Innern dauernd ertragen, wie sie bei uns vorhanden sind und bei jeder Gelegenheit in wirtschaftlichen und politischen Dingen hervortreten" ... „Im Hinblick auf die Gesamtentwicklung, im Hinblick auch auf das, was jetzt schon uns in so mancher Beziehung bedrückt und bedrängt, habe ich den lebhaften Wunsch, daß wir allmählich zu anderen Beziehungen zu unseren arbeitenden Klassen kommen, als sie heutzutage bestehen."

In diesen Ausführungen kommt der Standpunkt zum Ausdruck, den inbezug auf das Verhältnis zur Sozialdemokratie die alte Freisinnige Vereinigung ebenso wie die neu hinzugetretenen Nationalsozialen bisher vertreten haben. Die getreuen Nachbarn, die so emsig bemüht sind, die alten Mitglieder der Freisinnigen Vereinigung mit den ehemaligen Nationalsozialen zu verhetzen, dürften dadurch nicht auf ihre Rechnung kommen.

Die staatlichen Betriebe, die bekanntlich vor allem in sozialer Hinsicht Musterbetriebe sein sollen, sind weit davon entfernt, auch nur das politische Grundrecht ihrer Angestellten und Arbeiter zu erfüllen, nämlich ihnen freie Betätigung ihrer politischen Gesinnung zu überlassen. Nicht einmal ungeschmälertes Petitionsrecht oder auch nur die Freiheit, in Versammlungen ihre Lage zu beraten, wird den Beamten und Arbeitern in staatlichen Betrieben zuerkannt. Ein krasses Beispiel dafür ist das Versammlungsverbot, das die Oberpostdirektion in Hamburg am Montag ergehen ließ, als ihr bekannt wurde, daß der Reichstagsabgeordnete v. Gerlach den Postunterbeamten denselben Vortrag halten wollte, den er wenige Tage vorher in Berlin vor mehr als 1000 Briefträgern, Postschaffnern und anderen Postunterbeamten gehalten hatte. In diesem Vortrag wurde in durchaus maßvoller Form die Forderung erhoben, den Postunterbeamten in derselben Weise wie den Postassistenten Ausbau ihrer einzelnen Berufsvereine zu einem Verbande über das ganze Deutsche Reich hin und Abonnement auf ein unabhängiges Fachorgan zu gestatten sowie Erhöhung ihres seit dreißig Jahren unverändert gebliebenen Wohnungsgeldzuschusses in einer Höhe zu gewähren, die den heutigen Mietspreisen entspricht. Diese Forderungen wurden, wie wir als Ohrenzeugen versichern können, durchaus loyal vorgetragen, ebenso diskutiert und aufgenommen. Trotzdem hat es die Hamburger Oberpostdirektion für nötig gehalten, durch einen schleunigen Runderlaß zwar nicht vor dem Besuch der Versammlung ausdrücklich zu warnen, wohl aber daran zu erinnern, daß es verboten sei, in Versammlungen „Gelegenheit zu geben, agitatorisch durch aufreizende, die Organe der Reichsregierung und insbesondere die vorgesetzte Dienstbehörde herabsetzende Reden die Einmütigkeit vertrauensvollen Zusammenwirkens in der Beamtenschaft zu untergraben". So treiben unsere Behörden praktische Sozialpolitik! — Zufällig an demselben Tage, wo das Versammlungsverbot erging, hat die „Freisinnige Zeitung" in Berlin einen Artikel unter der Ueberschrift „Demagogisches Treiben" gebracht, in dem sie die Art, wie Abgeordneter v. Gerlach die Beamtenfrage besprochen und wie die liberale „Berliner Zeitung" die Ver-

Digitized by Google



sammlung geschildert habe, als „eine verwerfliche Demagogie“ bezeichnet, im Vergleich mit welcher die Sozialdemokraten „noch als unschuldvolle Waisenknaben anzusehen seien“. Der Artikel, dem nur die Forderung eines Ausnahmegesetzes gegen alle nicht von der Leitung der Volkspartei approbierten liberalen Versammlungsredner fehlt, könnte jedem Scharfmacherorgan zur Ehre gereichen. Uebertrumpft wird er nur durch eine neuere Notiz derselben „Freisinnigen Zeitung“, worin ohne ein Wort der Kritik der Ukas der Hamburger Polizeibehörde im Wortlaut mitgeteilt und festgestellt wird, daß v. Gerlach „schwer enttäuscht“, seine Aufforderung zur Diskussion „mit eisigem Schweigen beantwortet“ sei.

Die „Berliner Volkszeitung“ bringt unter dem Titel „Die große Exkommunikation“ folgende von der „Freisinnigen Zeitung“ dem Wortlaut nach dementierte, der Sache nach aber zugegebene und verteidigte Nachricht:

„Auf dem letzten Berliner Parteitage der freisinnigen Volkspartei ist beschlossen worden, den der Organisation zugehörenden Bezirks- und andern Vereinen in Berlin zur Pflicht zu machen, daß sie nicht den Abgeordneten Dr. Barth auffordern, in diesen Vereinen zu reden. Wir erwarten in Kürze einen Parteiukas, der den zur freisinnigen Volkspartei haltenden Berliner Gastwirten verbietet, dem p. Barth, wenn er ihr Lokal betritt, Speisen und Getränke zu verabfolgen; der den freisinnigen Theaterdirektoren aufgibt, dem p. Barth den Eintritt in ihr Haus zu verwehren. Wird dieses Boykottierungssystem stilvoll ausgebaut, so wird Dr. Barth sich bald gezwungen sehen, barfuß und im Bußerhemde drei Tage vor der Redaktion der „Freisinnigen Zeitung“ zu stehen, bis er gegen das Versprechen, auszuwandern, als reuiger und zerknirschter Sünder Gnade findet bei dem Oberketzergericht in der Zimmerstraße. Oder sollte er auf den schlauen Gedanken verfallen, daß, was er den Berlinern sagen will, er ihnen ebenso gut in Volksversammlungen wie in Bezirksvereinsversammlungen sagen kann? Dann allerdings wäre der große Bannfluch eine lächerliche Posse.

Die Disziplin in der freisinnigen Volkspartei scheint übrigens doch noch nicht völlig hergestellt zu sein. Wie wir erfahren, hat abermals ein Berliner Bezirksverein der freisinnigen Volkspartei die Kühnheit gehabt, Dr. Barth um einen Vortrag zu ersuchen. Der nächste Ukas wird nun wohl darin bestehen, daß auch der Besuch von Versammlungen, in denen Dr. Barth spricht, durch eine harte Strafe geahndet wird, etwa durch zwangsweise Lektüre der „Freisinnigen Zeitung“ oder durch Auswendiglernen des Parteiprogramms, speziell jenes Passus, der mit den Worten beginnt „Schutz der freien Meinungsäußerung in Wort und Schrift“.

Soldatenmißhandlungen werden jetzt in erschreckendem Umfange öffentlich bekannt. Kein Tag ohne aufsehenerregende Prozesse in dieser Richtung. Natürlich wird die Oeffentlichkeit lebhaft dadurch erregt und das Ansehen und der Wert des Heeres bei den eigenen Volksgenossen bedenklich erschüttert. Dem verschließen sich allmählich auch jene bürgerlichen Politiker nicht mehr, die früher, wenn Bebel und andere Sozialdemokraten Fälle von Soldatenmißhandlungen im Reichstage zur Sprache brachten, nicht laut genug über sozialdemokratische Verleumdungssucht zu schelten wußten. Diesmal hat Schädler als Vertreter des Zentrums den Anfang mit scharfer Kritik gemacht und alle übrigen Parteien, mit Ausnahme der Konservativen, sind ihm auf dem Gebiete gefolgt. Die Reden allein werden aber nicht viel bessern. Man müßte zu Anträgen kommen, wie in der bayerischen Abgeordnetenkammer neulich einer vom Abgeordneten Müller eingebracht und dort einstimmig angenommen wurde. In ihm wurde verlangt, daß alle Offiziere und Unteroffiziere, welche planmäßig Mißhandlungen begehen, oder sie durch ungenügende Aufsicht ermöglichen, aus der Armee rücksichtslos zu entfernen seien. Und der bayerische Kriegsminister hat die volle Berechtigung des Antrages zugegeben und nur formelle Bedenken dagegen geltend gemacht. Vielleicht wird im bayerischen Reichsrat der Antrag Müller noch zu Falle gebracht werden; aber schon hat der Kriegsminister feierlich erklärt, daß bestimmt im Sinne des Antrags fortab in Bayern verfahren werden solle. Sollte im deutschen Reichstag nicht ähnliches zu erreichen sein, wenn nur die Parteien, die ja wohl in ihrer überwiegenden Mehrheit über die schädigende Wirkung der Soldatenmißhandlungen einig sind, sich zusammentun und mit Energie vorgehen? Wenn man die Väter und Mütter der Kompagnien, die Hauptleute und Feldwebel, rücksichtslos mit Entlassung bedrohte, wäre Besserung vielleicht noch am ehesten zu erwarten. Die Abschreckungstheorie würde dann einmal an einer Stelle angewandt sein, wo sie noch wirklich Erfolg verspricht.

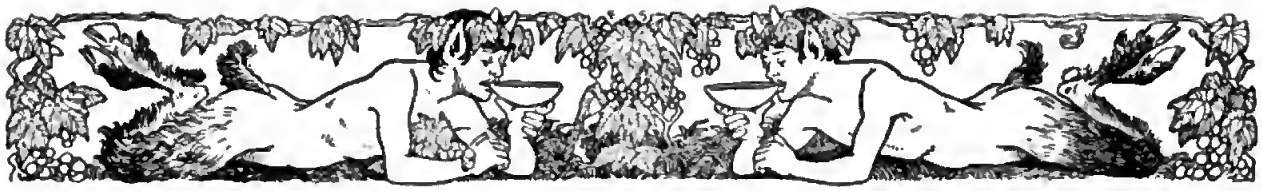
In den Londoner Wahlbezirken Lewisham und Dulwich sind dieser Tage zwei Nachwahlen zum Unterhause erfolgt, die um deswillen ein besonderes Interesse erregten, weil bei diesen Wahlen die Chamberlainsche Schutzzollpolitik den Kernpunkt des politischen Streites bildete. Obgleich nun der Herzog von Devonshire, der seinerzeit mit Chamberlain zusammen aus der Gladstoneschen Partei austrat und als Führer der liberalen Unionisten später in das Kabinett Salisbury eintrat, seinen ganzen gewaltigen sozialen und politischen Einfluß gegen die Chamberlainschen Kandidaten in die Wagschale geworfen hat, sind dieselben dennoch gewählt worden. Die Konservativen haben damit zwar nur zwei Wahlkreise behauptet und nicht erobert, der Wahlausfall ist aber doch ein sichtbares Zeichen für das Anwachsen der Strömung zugunsten des Chamberlainschen Protektionismus. Es kann nicht oft und nachdrücklich genug darauf aufmerksam gemacht werden, daß die nächsten Ziele der Chamberlainschen Politik auf einen Zollkrieg mit Deutschland gerichtet sind. Wie uns der Brief eines mit der jüngsten Geschichte des englischen Kabinetts sehr vertrauten Gewährsmannes bestätigt, waren bereits anläßlich des Notenwechsels zwischen der englischen und deutschen Regierung über die Frage der handelspolitischen Stellung Canadas starke Anstrengungen gemacht, um es zu einem Zollkriege zwischen England und Deutschland kommen zu lassen. Die Bemühungen sind damals nur gescheitert an dem Widerstande jener freihändlerischen Kabinettsmitglieder, die inzwischen ausgeschieden sind. Unser Gewährsmann, der, nebenbei bemerkt, die Haltung der deutschen Regierung in der canadischen Angelegenheit für sachlich durchaus gerechtfertigt hält, schreibt in dem angezogenen Briefe wörtlich weiter:

„Wenn die deutsche Regierung Südafrika und Neuseeland ähnlich behandeln sollte wie Canada, so wäre die Position der Freihändler in England fast hoffnungslos. Es ist beinahe unmöglich, einer Volksversammlung begreiflich zu machen, daß wir nicht nötig hätten, unseren kolonialen Landsleuten zu helfen, wenn sie dafür bestraft werden sollten, daß sie uns eine Freundlichkeit erweisen.“

Die deutsche Regierung ist handelspolitisch noch nie vor eine so schwere Aufgabe gestellt gewesen wie gegenwärtig. Der Wiederabschluß neuer Handelsverträge mit unseren kontinentalen Nachbarstaaten ist gewiß wichtig; aber das handelspolitische Minimum lagert heute über England. Statt ihren Geist in Tiraden gegen den sozialistischen Zukunftsstaat zu erschöpfen, sollten unsere Staatsmänner sich auf den handelspolitischen Sturm vorbereiten, der von heute zu morgen ausbrechen kann.

Das japanische Unterhaus hatte den Eröffnungsakt, den der Kaiser persönlich vollzog, mit einer Adresse an ihn beantwortet, die ein ganz unzweideutiges Tadelsvotum für die kaiserliche Regierung enthielt und ein bestimmteres Auftreten Rußland gegenüber verlangte. Der Mikado hat daraufhin das Unterhaus aufgelöst. Er mußte das tun, weil die Minister in Japan nicht vom Parlament, sondern allein vom Kaiser abhängig

Digitized by Google



sind; und er konnte es tun, weil das Oberhaus auf seiten der Regierung stand. Die gegenwärtige Lage ist für die Regierung deshalb so bequem, weil sie jede Möglichkeit chauvinistischer Verhandlungen im Parlament unmöglich macht. Das Ministerium Katsura wünscht Erhaltung des Friedens. Wie lange es aber auf dem jetzigen Weg langsamer diplomatischer Verhandlungen, die von Rußland immer wieder verschleppt werden, dem allgemeinen Volkswillen entgegentreten kann, läßt sich heute noch nicht mit Bestimmtheit voraussagen.

Aus Serbien kommen neue alarmierende Nachrichten. Die Streitigkeiten im Militärkörper zwischen Königsmördern und Rächern des Königsmordes scheinen an Heftigkeit noch nichts verloren zu haben. Auch unter den beiden radikalen Parteigruppen herrscht Unversöhnlichkeit. Es wird sogar berichtet, daß die Gesandten der Großmächte sämtlich beauftragt seien, vor Weihnachten Belgrad zu verlassen, um den Hoffestlichkeiten der Weihnachts- und Neujahrstage zu entgehen und die Berührung mit den Königsmördern zu vermeiden. Allein gegen alle diese Nachrichten darf man wohl mißtrauisch sein. Erst den König Peter offiziell anerkennen und nachher durch zeitweilige Abberufung der Gesandten schwierige Verwicklungen heraufbeschwören, das wäre eine so planlose Politik, daß man sie nicht allen europäischen Großmächten zutrauen kann. Eher wird richtig sein, was der ungarische Minister des Aeußeren, Graf Goluchowski, in dieser Hinsicht ausführte, daß es die benachbarten Großmächte schon in ihrem eigenen Interesse als ihre Hauptaufgabe ansehen, „dem neu erwählten Könige seine wahrhaft dornenhafte Aufgabe nicht zu erschweren".

* * *

Eine sozialpolitische Audienz.

Im ganzen — haltet Euch an Worte.

Der Reichskanzler Graf Bülow hat der Sozialdemokratie im Reichstage ein glänzendes Gefecht geliefert. Jeder Schuß traf. Allerdings handelte es sich um Schüsse aus einer Salonpistole, abgegeben auf einen Walfisch. Immerhin hat das jeu d'esprit vielen Wohlgesinnten große Freude gemacht. Auch das ist ein Erfolg. Nur soll man sich nicht über seine Tragweite täuschen. Wenn die Sozialdemokratie dialektisch zu vernichten wäre, so würde sie schon lange mausetot sein. Die Absurditäten des sozialpolitischen Zukunftsstaats, den wir uns aus sozialistischen Andeutungen mühsam konstruieren mußten, hat ein jeder von uns schon einmal schlagend nachgewiesen. Aber daß durch diese Gedankenarbeit der Zuzug zur Sozialdemokratie aufgehalten wäre, wird sich kaum nachweisen lassen. Die Sozialdemokratie geht nicht an den Vorzügen ihrer Gegner zugrunde, nicht einmal an den Fehlern ihrer eigenen Führer. Man hat es eben nicht mit einem dialektischen Prozeß, sondern mit einer sozialen Evolution zu tun. Solange die sogenannten bürgerlichen Parteien das nicht erkannt, und solange sie nicht aus dieser Erkenntnis die politischen Konsequenzen gezogen haben, wird die Sozialdemokratie ein feindliches Element der gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftsordnung bleiben.

Keine Zuckerbrotpolitik wird daran etwas ändern. Die politische Emanzipation der Arbeiter tritt eben vornehmlich darin zutage, daß man zwischen Wohltaten und Rechten hat unterscheiden lernen. Der Arbeiter verlangt Rechte, verlangt Rechtsgleichheit. Hat er erst diese erlangt, so werden, wie er glaubt, die wirtschaftlichen Wohltaten schon von selbst kommen. Die guten Werke allein tun es nicht mehr. Die moderne Sozialpolitik unterscheidet die Rechtfertigung durch den Glauben bereits deutlich von der Rechtfertigung durch die bloßen guten Werke. Der verstorbene Freiherr von Stumm konnte sich mit Recht darauf berufen, daß er ein fürsorglicher Arbeitgeber sei, daß ihm das materielle Wohl seiner Arbeiter aufrichtig am Herzen liege. Trotzdem wird er in der Geschichte der modernen Arbeiterbewegung, wie ich glaube durchaus mit Recht, als einer der schlimmsten Reaktionäre genannt werden. Denn die Devise dieser modernen Arbeiterbewegung lautet „Rechte", nicht „Wohltaten".

Aus dem Verlauf der Audienz, die Graf Bülow dieser Tage den Delegierten des jüngst in Frankfurt am Main abgehaltenen nichtsozialdemokratischen Arbeiterkongresses bewilligt hatte, scheint hervorzugehen, daß auch der Reichskanzler noch in der Vorstellung befangen ist, man könne der Sozialdemokratie durch sozialpolitische Wohltätigkeit den Wind aus den Segeln nehmen. Er sprach mit Emphase davon, daß „die verbündeten Regierungen sich ihrer sittlichn Aufgaben gegenüber den Arbeitern vollkommen bewußt und entschlossen seien, sie gewissenhaft zu erfüllen". Sittliche Aufgaben — ein schönes Wort, wer 's recht verstände. Nur schade, daß ein jeder sich etwas anderes darunter denken kann. Wenn in politischen Dingen von der Sittlichkeit gesprochen wird, so geschieht das in der Regel, weil man Rechtsforderungen zu entgehen wünscht. Sittliche Aufgaben sind ihrer Natur nach einseitig; ihre Erfüllung beruht nicht auf einem Pakt, sondern geht aus einer einseitigen Willensäußerung hervor. Auch die sozialpolitische Rolle, die Graf Bülow in dieser Audienz der Krone anwies, war im wesentlichen die des gütigen patriarchalischen Herrn.

Ob dieser Eindruck der Worte des Grafen Bülow ein richtiger ist, muß sich alsbald erweisen. Die Forderungen, welche die Arbeiterdeputation an ihn gerichtet hat, sind Rechtsforderungen. Es handelt sich um den Ausbau des Koalitionsrechts, um die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine und die Errichtung paritätischer Arbeitskammern. Da man annehmen muß, daß die Arbeiterdeputation den Herrn Reichskanzler nicht unvorbereitet überfallen hat, da es vielmehr wahrscheinlich ist, daß es sich hier um ein wohlpräpariertes Frage- und Antwortspiel handelte, so erscheint die Antwort des Herrn Reichskanzlers recht vage und berechtigt noch nicht ohne weiteres zu der Hoffnung, daß die vorgetragenen Arbeiterforderungen baldigst erfüllt werden. Die Widerstände gegen diese Forderungen dürften nicht gering sein. Vermutlich werden sie sich allerdings bei den kontradiktorischen Verhandlungen im Reichstage, bei denen insbesondere das Zentrum durch seine nahen Beziehungen zu dem in Rede stehenden nichtsozialdemokratischen Arbeiterkongreß zugunsten jener Forderungen einigermaßen engagiert ist, weniger heftig bemerkbar machen. Umso stärker aber werden die sekreten Einflüsse auf die Regierungen fühlbar werden.

Unsere agrarischen Reaktionäre wissen nur zu gut, daß jede Erweiterung des bestehenden Koalitionsrechts für die Industriearbeiter die Frage der Einführung eines Koalitionsrechts für die Landarbeiter der Entscheidung näher bringt. Was den Industriearbeitern recht ist, ist den Landarbeitern billig. Die Landarbeiter leben bei uns tatsächlich unter vorsintflutlichen Rechtsverhältnissen. Unsere Agrarier aber denken nicht daran, den Landarbeitern das Koalitionsrecht gutwillig einzuräumen. Schon deshalb werden sie alles daransetzen, um unter der Hand auch jede Erweiterung des Koalitionsrechts für Industriearbeiter zu hindern. Sie fürchten das böse Beispiel für ihre Hintersassen.

Sollte Graf Bülow sich aber auch betreffs der bereits organisierten Industriearbeiter nur mit dem schönen Schein begnügen wollen, zufrieden, etwas gewollt zu haben, was sich schließlich als nicht erreichbar herausstellt, so würde er als Schrittmacher der Sozialdemokratie dieser einen großen

Digitized by Google

Dienst erweisen. Enttäuschte Hoffnungen sind für die Entwicklung der politischen Unzufriedenheit dasselbe, was der künstliche Dünger für das Wachstum der Pflanzen ist. Die sozialpolitische Audienz, die Graf Bülow jüngst erteilt hat, führte zwar noch nicht zu einem sozialpolitischen Wechselakzept, aber doch zu dem Versprechen, den Wechsel akzeptieren zu wollen. Wenigstens wird man in den Kreisen der christlichen Arbeiter die Sache so auffassen. Stellt sich diese Auffassung als ein Mißverständnis heraus, so wird Graf Bülow schwerlich verhindern können, daß der Zustrom zur Sozialdemokratie auch aus den Reihen der königstreuen Arbeiter bedenklich anwächst. Selbst eine noch so geistreiche abermalige dialektische Vernichtung der Sozialdemokratie wird daran nichts ändern.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

II.

Sechs Tage lang hat der Reichstag den Etat in erster Lesung beraten. Dabei haben einzelne Redner auch gelegentlich über den Etat gesprochen. Ich stelle das ausdrücklich fest, weil viele Zeitungen, die den Etat betreffenden Ausführungen für so langweilig erachten, daß sie sie im vermeintlichen Interesse ihrer Leser ganz zu unterschlagen oder doch aufs äußerste zu verkürzen für ihre Pflicht halten. Was sollten die Redner auch viel oder gar noch Interessantes über den Etat vorbringen? Die Finanzlage ist schlecht, und niemand weiß, wie sie zu verbessern ist. Das heißt, die Freunde direkter Reichssteuern wissen es wohl. Aber Herr v. Kardorff schätzt ihre Zahl so gering, daß er erwartet, niemand von den heutigen Reichstagsabgeordneten werde ihre Einführung erleben. Na, man wird ja sehen. Inzwischen unterhält man sich ohne besondere Anteilnahme über die „kleine Finanzreform" des Freiherrn v. Stengel. Natürlich, warum soll sich jemand über die Frage aufregen, ob er das bei ihm ungenügend vertretene Geld lieber aus der rechten oder aus der linken Hosentasche herausholen soll? Ja, wenn es sich darum handelte, wie mehr Geld in die Taschen zu bringen sei! Aber da diese Frage ganz aus dem Spiel blieb, so mußte man sich mit der Erörterung von Formalien begnügen, worin der Abgeordnete Eugen Richter ja bekanntlich Meister ist. Er machte seinem Rufe, der beste Etatstechniker zu sein, wieder alle Ehre. Im übrigen wurde natürlich zur Sparsamkeit ermahnt. Dieser Ruf ist so alt, wie der Reichstag selbst, wie der Parlamentsveteran Kardorff hervorhob. Er hätte auch noch hinzufügen können, daß notorisch solche Empfehlungen ein für allemal ohne Erfolg bleiben.

Die Hauptsache bei der Etatsberatung waren, wie stets, die Nebensachen. Drei Dinge standen diesmal im Vordergrund: die Militäraffären, die Stellung zur Sozialdemokratie und die Crimmitschauer Aussperrung.

Der neue preußische Kriegsminister, Herr v. Einem, hatte ein schweres Debüt. Das gab er auch selbst zu. Mit sorgenvoller Miene begann er seine erste Rede. Es waren soviel Dinge aus der Armee bekannt geworden, die sich nicht verteidigen ließen, daß die klügste Taktik, die er einschlagen konnte, die war, sie einfach preiszugeben. Das tat er denn auch und erwies sich damit mindestens als geschickter parlamentarischer Taktiker. Die Herren aus Forbach wurden einfach in die Wüste geschickt. Aber Herr v. Einem wollte mit der Opferung dieser Sündenböcke nun auch die Geschichte abgetan haben. Er schwor beinahe, daß es nur ein Forbach gebe. Vor dem Bilseprozeß hätte er sicherlich geschworen, daß es kein Forbach geben könne. Denn nach seinen eigenen Worten hat er ja bei der ersten Lektüre des Bilseschen Romans das Buch voll Entrüstung über diese „Verleumdungen" beiseite geschleudert. Und dann war es doch wahr. Und wenn es mehr Bilses gäbe, würden am Ende auch mehr Forbachs zutage treten. Wenigstens spricht für diese Vermutung mindestens ebensoviel wie für die entgegengesetzte des Herrn Kriegsministers. Sollte er längere Zeit in seinem Amte zu verharren Gelegenheit haben, was ich ihm nach seinem ersten Auftreten durchaus wünsche, so wird er wohl noch einsehen lernen, daß es für einen Minister überhaupt das Beste ist, möglichst vorsichtig in seinen Ausführungen zu sein. Unvorsichtig war außer dem Reinigungseid im Namen des Offizierkorps auch die milde Beurteilung, die er den Mißhandlungen zuteil werden ließ, die Unteroffiziere im Aerger sich zuschulden kommen lassen. Gewiß ist ein grundsätzlicher Unterschied zwischen einer Quälerei aus Bosheit und einem Schlag in der Aufwallung zu machen. Aber die Herren Unteroffiziere sollen doch auch ihr Temperament zu zügeln versuchen. Einen besonders starken Ansporn dazu wird ihnen die Rede ihres neuen Chefs nicht geben. Ebenso unvorsichtig war die Bemerkung des Herrn v. Einem, man sei in dem Kreise, aus dem man das Offiziersmaterial herausholt, zu weit gegangen. Die Zurückweisung dieser Meinung war der stolzeste Moment in der Etatsrede Eugen Richters. Der Groll des alten Volkstribunen brach durch und gab seinem Organ den vollen Klang, der fast im ganzen Hause Widerhall fand. Hier war Richter wieder einmal Sprachrohr der allgemeinen Volksstimmung. Das mochte wohl auch Herr v. Einem merken. Darum suchte er in seiner zweiten Rede einzulenken. Er versprach, sogar einen etwaigen Sohn Richters als Avantageur einzustellen. Das ist ja sehr entgegenkommend, beweist aber nichts. Denn Eugen Richter ist immerhin Regierungsassessor a. D. Ehe nicht Herr v. Einem Tatsachen für sich anführen kann, die für eine demokratischere Beschaffung des Offiziersatzes sprechen, als sie heute üblich ist, ehe er dem Reichstage nicht wenigstens einen Offizier anführen kann, der Sohn eines „kleinen Mannes" ist, wird man bei der Behauptung stehen bleiben müssen, daß der Offizierberuf noch immer das Privileg der privilegierten Klassen ist.

Gaben die Militärgeschichten die pikanten hors d'oeuvre des parlamentarischen Menüs ab, so bildeten die Kämpfe um die Sozialdemokratie die pièce de résistance. Graf Bülow eröffnete den Kampf mit einer sehr sorgfältig, fast zu sorgfältig, präparierten Rede, die dem neuen Reichstag den Stempel aufdrücken sollte. Die Miquelsche Sammelpolitik in zwar nicht verbesserter, aber vermehrter Auflage. Der ganze Reichstag soll es sein, von Adolf Stöcker bis Eugen Richter, der sich zusammenschließt im Kampfe gegen die Sozialdemokratie. Das war der Grundton der ersten Rede. Aber als es einige Herren selbst nach der zweiten Rede noch nicht völlig erfaßt zu haben schienen, da ergriff der Kanzler zum drittenmal das Wort und wurde nun so deutlich, daß selbst die parlamentarischen Waisenknaben es kapieren mußten. Die „eine reaktionäre Masse" unter dem wohlklingenden Namen des „Zusammenschlusses aller bürgerlichen Parteien", das ist das Ideal der Bülowschen Politik. Um dieses Ideal zu fördern, hat sich Graf Bülow sogar der ihm gewiß recht unerfreulichen Mühe unterzogen, sich mit einzelnen Stellen der sozialdemokratischen Literatur durch seine vortragenden Räte vertraut machen zu lassen. Ohne ihm zu nahe zu treten, darf man wohl behaupten, daß er, der sich sonst umfassenderer allgemeiner Bildung als ein gewöhnlicher preußischer Minister erfreut, zu der für einen gebildeten Menschen erforderlichen allgemeinen Bildung die Kenntnis der sozialdemokratischen Literatur nicht rechnet. Wenigstens merkt man aus seinen Reden von einer solchen Kenntnis nichts. Diesmal schwenkte er allerdings den „grünen Bädecker für die Reise nach Utopien", wie er Kautskys letzte Schrift nannte, in seiner Hand. Ob er aber

diesen Bädecker gelesen hat, ist mir zweifelhaft. Er hat wenigstens nichts daraus zitiert, und er hat doch sonst keine Abneigung gegen das Zitieren. Da er ja selbst nicht nach Utopien zu reisen beabsichtigt, mag er die Lektüre des dafür bestimmten Reiseführers für überflüssig erachtet haben. Unter diesem Mangel einer gründlichen Kenntnis der Sozialdemokratie litten die sämtlichen Bülowschen Reden erheblich. Sie waren ja reizende Feuilletons. Aber geschadet haben sie der Sozialdemokratie nichts. Und wenn Graf Bülow mit Engelszungen geredet hätte, so wäre es auch noch so gewesen. Denn was nützen die besten Reden und die feinsten Witze gegenüber den Tatsachen? Die einzige Tatsache „Crimmitschau" hätte genügt, um jeder antisozialdemokratischen Rede die Spitze abzubrechen.

Das Material, das die sozialdemokratischen Redner Bebel und Stolle über die Crimmitschauer Aussperrung vorbrachten, mußte jeden sozial empfindenden Menschen, der bisher etwa noch Zweifel hegte, zur Stellungnahme für die Arbeiter bestimmen. Im allgemeinen sind ja Lohnkämpfe eine Sache der Beteiligten. Ergreift aber, wie in Crimmitschau, die Behörde in offenkundiger Weise Partei für den einen Teil, natürlich für die Arbeitgeber, so ist der Zeitpunkt gekommen, da sich die Oeffentlichkeit einzumischen hat, um dem anderen Teil zu Hilfe zu kommen und so das Gleichgewicht wieder herzustellen. Der „kleine Belagerungszustand", der selbst nach den Worten des sächsischen Kommissars Dr. Fischer über Crimmitschau verhängt worden, ist ein schreiendes Unrecht gegen die Arbeiter. Herr Fischer mit all seiner lächelnden sächsischen Gemütlichkeit hat nicht eine Tatsache beizubringen vermocht, die das Verhalten der sächsischen Behörden entschuldigen könnte. Seine Reden waren so hilflos wie die Denkschrift, mit der einst die Regierung die Zuchthausvorlage zu begründen versuchte. Herr Fischer beschwerte sich über die Ausdrücke, mit denen ihn die sozialdemokratische Presse bedacht hätte. Auch mir erschienen sie sehr ungehobelt. Nachdem ich aber den Herrn Fischer bis zu Ende angehört hatte, kamen sie mir wenigstens erklärlich vor. Das einzige, was man zu seiner Entschuldigung vielleicht anführen könnte, wäre, daß er ein Amt und keine Meinung habe.

Nicht in allen Dingen schnitt die Sozialdemokratie so gut ab wie in der Crimmitschauer Affäre. Auf dem Gebiet der auswärtigen Politik holte sich Herr Bebel sogar eine sehr gründliche Abfuhr von Bülow. Aber diese Niederlage — sollte nicht auch mancher Revisionist sie für eine solche halten? — wurde mehr als wett gemacht durch die Scharfmachereien der Herren v. Kardorff, v. Tiedemann und Graf Limburg-Stirum. Prachtvolles Agitationsmaterial ist ihnen dadurch geliefert worden. Auch Herr Budde beteiligte sich an diesem Lieferungsgeschäft. Er hat im vorigen Winter erklärt, seine Eisenbahner könnten frei wählen, auch sozialdemokratisch. Diese eigentlich selbstverständliche Zusicherung der Wahlfreiheit wurde von ihm feierlichst zurückgenommen. Ein „falscher Zungenschlag" habe sie verschuldet. Merkwürdig. Wenn ein preußischer Minister mal etwas wirklich verständiges sagt, so ist es nur aus Versehen geschehen. Hervorgehoben zu werden verdient übrigens, daß Eugen Richter in seiner Rede von jeder Polemik gegen die Sozialdemokratie abgesehen hat. Er kann also noch sprechen, ohne gegen die Sozialdemokratie zu kämpfen. Noch bemerkenswerter ist, daß Herr Blumenthal, ein Mitglied der deutschen Volkspartei, die bekanntlich mit der freisinnigen Volkspartei bisher gemeinsame Fraktionssitzungen abgehalten hat, in schönster Weise das Zusammengehen mit der Sozialdemokratie gegen die Reaktion befürwortet hat. „Der einzige wirklich liberale Mann des deutschen Reichstages muß ans dem Elsaß kommen!" rief Herr Ledebour. Nun, der einzige ist er nicht. Aber daß unter denen, die mit Herrn Richter bisher aufs engste verbunden waren, auch ein Mann von den Anschauungen Blumenthals ist, das ist allerdings besonders erfreulich. Der Reichstag kann sich dieses „Neulings" freuen.

So ganz neben der sogenannten Etatsberatung her wurde auch noch die Verlängerung des Handelsprovisoriums mit England in allen drei Lesungen erledigt. Die Parteien von den Konservativen bis zu den Sozialdemokraten waren entschlossen, von einer gründlichen Erörterung des Gegenstandes diesmal abzusehen. Nur die Antisemiten schlossen sich von diesem Uebereinkommen aus und schickten den Grafen Reventlow zu seiner Jungfernrede vor. Da ihm von allen Seiten entgegengetreten wurde und insbesondere Graf Posadowsky den richtigen Ton der Erwiderung fand, so hat seine gegen England scharfmachende Rede wohl keinen besonderen Schaden angerichtet. Immerhin ist es erwähnenswert, daß das einzige Material, das Herr Chamberlain aus den Reichstagsdebatten für seine Kampagne entnehmen konnte, von einem Antisemiten und Führer des Bundes der Landwirte geliefert wurde. Das stellte sogar Herr v. Kardorff fest. Vielleicht kann man es eben dem Grafen Reventlow als mildernden Umstand anrechnen, daß er sich der Tragweite seiner Worte nicht bewußt war. Oder will er von einem solchen mildernden Umstand nichts wissen?

H. v. Gerlach.

Koalitionsrecht für die Landarbeiter.

Für die englischen Industriearbeiter wurde im Jahre 1869 nach heftigen Kämpfen die gesetzliche Anerkennung der Gewerkvereine errungen und ihnen damit die Möglichkeit gesichert, bei der Festsetzung der Arbeitsbedingungen ein entscheidendes Wort mitzureden. Ihr Erfolg veranlaßte auch die Landarbeiter, sich zu demselben Zweck zu organisieren. Die Geschichte der im Jahre 1872 beginnenden Landarbeiterbewegung ist auf das innigste verknüpft mit dem Namen ihres hervorragendsten Führers Joseph Arch. Er selbst hat 1898 mit seiner Lebensbeschreibung die Geschichte der Bewegung geschrieben.

Joseph Arch, 1826 geboren, ist der Sohn eines Landarbeiters und bis zum Eintritt in seine politische Laufbahn im Jahre 1872 selbst Landarbeiter gewesen. Er hatte eine sehr harte Jugend durchzumachen. Hunger und Not waren in seinem Elternhause oft zu Gaste. Die Gelegenheit, Bildung zu erwerben, war kaum vorhanden. Der Landadel verlangte vom Arbeiter nicht Wissen und Denken, sondern nur Arbeit. Durch eigene Tüchtigkeit und Geschick arbeitete sich Arch bald aus der untersten Schicht empor und wurde Führer von Arbeiterkolonnen, sogenannten Gangs, in der Ernte auf dem Felde und im Winter im Walde. Da er als Gangführer viel im Lande herumkam und sich durch sein Beispiel, gerechte Behandlung seiner Untergebenen und Ehrlichkeit in der Lohnzahlung überall Achtung erwarb, so wurde sein Name unter den Landarbeitern bekannt. Inzwischen suchte er die Mängel in seiner Bildung durch eisernen Fleiß auszugleichen. An öffentliches Auftreten gewöhnte er sich durch Predigten in den Gemeinden der nonkonformistischen, d. h. von der Staatskirche getrennten religiösen Sekten. Religiöses Beiwerk verstärkte auch später die Kraft der Landarbeiterbewegung. Jahrzehntelang hatte sich Arch mit dem Gedanken der Organisation seiner Berufsgenossen getragen, ohne jedoch seine Zweifel an der Möglichkeit zum Schweigen bringen zu können. Er wartete den Ruf ab. Und der Ruf kam.

Digitized by Google

Am Anfang der siebziger Jahre, als das Korn und das Brot am teuersten war und das Land am höchsten im Preise stand, da war das Los der Landarbeiter auf seinem Tiefpunkt. Eine enorm große Anzahl von Arbeitern war auf Zuschüsse zu ihren Hungerlöhnen aus der Armenkasse angewiesen. Eine Deputation von Arbeitern der Grafschaft Warwickshire wandte sich an Arch um Hilfe. Mit heiligem Ernst folgte er dem Ruf. An einem kalten Winterabend hielt er unter einem alten Nußbaum auf freiem Felde die erste Versammlung ab. 2000 Arbeiter waren dort auf die von Mund zu Mund fliegende Kunde, daß Arch zu ihnen sprechen würde, zusammengeströmt. Archs Rede machte einen gewaltigen Eindruck. Das war die Geburtsstunde der Landarbeiterunion. Und jetzt begann eine rastlose Organisationsarbeit. Arch eilte von Ort zu Ort und gründete überall Zweigvereine. Schon nach einem Jahr zählte die Union 70 000 Mitglieder. Ihr Programm forderte als Zweck der Union: Soziale Hebung der Landarbeiterklasse durch Lohnerhöhung, Kürzung der Arbeitszeit, Verbesserung der Wohnungen, Beschaffung von Hausgärten und Landeigentum, Beihilfe zur Reise für Mitglieder, die an einem andern Ort Arbeitsgelegenheit suchen. Bei Lohnstreitigkeiten soll ein aus Arbeitgebern und Arbeitern zusammengesetztes, unparteiisches Schiedsgericht entscheiden. Ein Exekutivbureau soll die Interessen der Union vertreten und die Einhaltung der Statuten überwachen. Das Bureau soll die Arbeitszeit nicht über zehn Stunden festsetzen, Ueberzeit soll mit 4 pence (= 32 Pf.) bezahlt werden, Sonntagsarbeit als Ueberzeit gelten. Am Sonnabend soll die Arbeit um 4 Uhr aufhören, mit von der Union zu bestimmenden Ausnahmen.

Auf die Union gestützt, gingen dann die Arbeiter in einzelnen Bezirken zur praktischen Durchsetzung ihrer Forderungen über. Harte Kämpfe waren die Folge. Den Arbeitern standen drei Kategorien von Interessenten gegenüber: die Grundherren, deren Rente bedroht war, obgleich an Zahl nur einige tausend, so doch von großem Einfluß; die Pächter als unmittelbare Arbeitgeber (3/4 der Fläche Englands wird durch Pächter, nur 1/4 durch Eigentümer bewirtschaftet); und endlich die Geistlichkeit der Hochkirche, die durch persönliche und gesellschaftliche Beziehungen an die besitzenden Klassen gekettet ist. Von dieser Seite erfolgte natürlich auf den Stoß der Gegenstoß.

Als das anfängliche Erstaunen über die unter ihren Füßen sich ausbreitende Bewegung sich in den Groll über die Bedrohung ihrer absoluten Machtstellung verwandelt hatte, begannen auch die Arbeitgeber sich zu organisieren. Arbeiter, die Lohnerhöhungen forderten, wurden ausgesperrt. In einer Reihe von Grafschaften brachen Streiks aus. Die Union unterstützte die Streikenden. Die Mitglieder konnten nur geringe Beiträge leisten, da in vielen Gegenden der Lohn einer Woche oft nicht ausreichte um die Schulden der vorigen Woche zu bezahlen. Die Lohnkämpfe hätten trotz aller Opferwilligkeit für die Arbeiter mit einer Niederlage geendet, wenn ihnen nicht eine Großmacht, die Presse, und mit ihr die öffentliche Meinung zu Hilfe gekommen wäre. Der bekannte Kriegskorrespondent Archibald Forbes schrieb, nachdem er sich in den Streikgebieten über die Verhältnisse unterrichtet hatte, einige Artikel zugunsten der Arbeiter. Sofort wandte sich ihnen das öffentliche Interesse zu, der Union flossen von allen Seiten reichliche Mittel zu, und die Lohnforderungen wurden durchgesetzt. Durch die Wirksamkeit der Union sind die Löhne von 9—10 Schilling (= 1 Mark) pro Woche auf 14—15 Schilling gestiegen. Die Behörden stellten sich vielfach auf die Seite der Arbeitgeber und suchten durch Eingriffe in das Versammlungsrecht die Bewegung einzudämmen Es wurden jedoch Prozesse wegen verbotener Versammlungen unter freiem Himmel mit Berufung auf das Recht, durch solche Versammlungen Petitionen an das Parlament zu veranlassen, siegreich durchgefochten.

Eine starke Waffe in dem Lohnkampf war die Förderung der Auswanderung, um das Arbeitsangebot im Inland zu vermindern. Arch ging im Jahre 1873 im Auftrage der Union zum Studium der Auswanderung und Ansiedlung englischer Arbeiter nach Kanada. Die kanadische Regierung versprach weitgehende Förderung der Ansiedler. Der Erfolg seiner Reise, auf der Arch übrigens bei hervorragenden Leuten viel Anerkennung fand, schüchterte die Farmer ein und machte sie nachgiebig. Die Bedingungen für die Auswanderung waren günstig. Dennoch widerriet Arch deren übermäßige Ausdehnung im patriotischen Interesse, damit das Mutterland selbst nicht zu arm an tüchtigen Arbeitskräften werde. Verbesserung der Lage der Arbeiter in der Heimat, das war sein vornehmstes Ziel.

„Während unsere besten Arbeiter zum Lande hinausgetrieben werden, lassen wir", sagte er wohl besonders mit Bezug auf die irische Einwanderung, „den Ausschuß anderer Länder hereinströmen. Ein guter englischer Arbeiter ist wohl wert, behalten zu werden. Im Namen des Wohlsunseres Vaterlandes laßt uns ihn behalten."

Als bestes Mittel, ihn auf dem Lande festzuhalten, empfiehlt Arch die zu annehmbaren Bedingungen gewährleistete Ueberlassung von 4—5 Morgen Acker zu Pacht oder Eigentum.

Die Union war ursprünglich nur für die Vertretung wirtschaftlicher Interessen gegründet worden. Mit der wirtschaftlichen Macht wuchs aber auch zugleich der politische Einfluß der Landarbeiter. Durch die Parlamentsreform im Jahre 1884 bekamen sie das uneingeschränkte Wahlrecht und damit das politische Telephon, durch das sie ihren Willen bei beiden großen Parteien geltend machen konnten. Beide, Konservative und Liberale, haben seitdem zugunsten der Landarbeiter Gesetze gemacht. Arch hat seit 1885 fast ununterbrochen dem Parlament angehört und an seinem Teile als Liberaler mitgearbeitet an den Gesetzen, die den Arbeitern Beteiligung an der Schul- und Kommunalverwaltung gewährten. Nicht ist bisher trotz einiger auf Erleichterung des Grundbesitzerwerbs abzielender Gesetze eine energische Gesetzgebung zur Ansässigmachung von Arbeitern erreicht worden. Da aber unlängst ein Gesetz, das die irischen Kleinpächter zu Eigentümern machen will, in beiden Häusern des Parlaments große Majoritäten gefunden hat und seiner Durchführung harrt, so ist nicht anzunehmen, daß man schließlich vor den Landlords Englands, wo die Grundbesitzverteilung ebenso unglücklich ist, Halt machen wird. Die Union starb, nachdem die Landarbeiter vollberechtigte Staatsbürger geworden waren, eines natürlichen Todes.

Was können wir für unsere Verhältnisse aus der englischen Landarbeiterbewegung lernen? Die Etappen der Erfolge der Bewegung werden durch folgende Stichworte bezeichnet. Organisation in der Union, Lohnerhöhung, Stimmrecht, durch dieses Einfluß auf die kommunale Verwaltung und auf eine den Arbeitern günstige Agrargesetzgebung. Die englischen Landarbeiter hatten, als ihre Verhältnisse unerträglich wurden, in ihrem Koalitionsrecht die Möglichkeit, sich zu organisieren und durch die Union alle weiteren Erfolge zu erzielen. In dem Vorwort, das sie als Herausgeberin der Lebensbeschreibung Archs vorausschickt, schreibt die Gräfin von Warwick, man wage nicht auszudenken, was geschehen wäre, wenn die Leitung der Bewegung in den Händen eines weniger fähigen und weniger gemäßigten Mannes gelegen hätte, wenn von demagogischer Hand der Feuerbrand der Empörung in die gärende Unzufriedenheit der Massen geworfen worden wäre. Arch und seine Mitarbeiter konnten den Kampf mit gesetzlichen Mitteln führen, weil das Gesetz ihnen die Waffe der Organisation in die Hand gab.

Die deutschen Landarbeiter haben keine Koalitionsfreiheit. Nur die Vereinigungen der gewerblichen Arbeiter zur Erlangung günstiger Arbeitsbedingungen werden durch den § 152 der Gewerbeordnung geschützt. Vorläufig besitzen die Landarbeiter freilich noch ein weit wirksameres Mittel, ihre Lage zu verbessern. Sie vermindern durch Abwanderung das Arbeitsangebot auf dem Lande und schaffen dadurch den jetzt bestehenden Zustand, daß immer zwei Arbeitgeber einem Arbeiter

Digitized by Google

nachlaufen. Für die Zurückbleibenden erhöhen sich dadurch selbstverständlich die Löhne. Diese sind nach den Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik seit den siebziger Jahren im Durchschnitt etwa um 50 Prozent gestiegen. Sobald aber einmal, etwa infolge einer länger andauernden Krisis, die Industrie nicht mehr imstande ist, unseren Bevölkerungszuwachs (jetzt 8—900 000 Menschen jährlich) aufzunehmen, dann wird auch der Ueberschuß der Landbevölkerung auf dem Lande zurückgestaut; es würde auch dort eine Reservearmee entstehen und die Löhne drücken. In diesem Augenblick wäre die Vereinigung der Landarbeiter in einer starken Organisation eine Lebensfrage für sie. Schon der Kampf um den neuen Zolltarif — es war in erster Linie ein Kampf um die Lebenshaltung der Arbeiter, ein Lohnkampf — hätte ein ganz anderes Gesicht bekommen, wenn eine kräftige Organisation den 5½ Millionen Landarbeitern ihre Interessensolidarität mit den Industriearbeitern zu Gemüte geführt und ihnen gezeigt hätte, daß sie, abgesehen von ihrem Konsumenteninteresse, auch als Verkäufer der Ware Arbeitskraft an einer blühenden, neue Arbeitsgelegenheit schaffenden Exportindustrie und demgemäß an der Verhinderung der Erhöhung der Zollmauern aufs dringendste interessiert sind.

Joseph Arch hatte öfter Mühe, Ungesetzlichkeiten und Verbrechen zu verhindern, als die Erregung am stärksten war. Es gelang ihm, weil er seine Mitkämpfer auf gesetzliche Waffen hinweisen konnte. Ist denn beim Eisgang die Gefahr eines Dammbruchs nicht um so größer, je enger die Dämme gezogen sind? Man braucht nicht die Schrecken des Bauernkrieges an die Wand zu malen — die Gesamtheit hat ein großes Interesse daran, daß schweren Erschütterungen in dem landwirtschaftlichen Beruf vorgebeugt werde. Sie können nur verhütet werden, wenn man allen Klagen und Schmerzen einen Mund gibt, der sie ausspricht, damit das Uebel erkannt wird und eine vernünftige Heilbehandlung eintreten kann. Ein derartiges Organ wirkt als druckanzeigendes Manometer und zugleich als Sicherheitsventil, wenn die Spannung zu stark wird.

Die großen Berufsgruppen der Unternehmer und Arbeitgeber sind in den Landwirtschafts-, Handels-, Gewerbe- und Handwerkskammern offiziell organisiert. Die gewerblichen Arbeiter haben in den Gewerbegerichten und in den Gesellenausschüssen für bestimmte Zwecke offizielle Organe bekommen. Die Gewerkschaften, private Berufsvereine der Industriearbeiter, werden von den Regierungen als legitime Vertretungen anerkannt, ihre Kongresse beschickt. Für die Landarbeiter handelt es sich darum, erst einmal die Möglichkeit solcher Vertretung ihrer Sonderinteressen durch Beseitigung des unter den deutschen Bundesstaaten vor allem noch in Preußen bestehenden Koalitionsverbotes.

Die englischen Arbeiter kamen von der wirtschaftlichen Organisation zum politischen Stimmrecht. Den deutschen steht der umgekehrte Weg bevor. Sie können wenigstens dem Buchstaben des Gesetzes nach zunächst durch die Reichstagswahlen auf eine ihre Interessen berücksichtigende Reichsgesetzgebung hinwirken. In der Praxis freilich kann auch das neue Gesetz zur Sicherung des Wahlgeheimnisses die Beeinflussung der Arbeiter durch die Arbeitgeber nicht vollkommen beseitigen. Die wirtschaftliche Abhängigkeit des Arbeiters läßt sich eben nicht aufheben, und die auch nach dem neuen Wahlreglement bestehenbleibenden, oft viel zu kleinen Wahlbezirke ermöglichen doch immer noch eine indirekte Kontrolle. Das Reichstagswahlrecht bietet den Landarbeitern also eine nicht ungefährliche und darum wenig wirksame Handhabe, die Koalitionsfreiheit, diese „ganz gewöhnliche Freiheit des Menschen", wie Waldeck sie nannte, zu erringen. Es ist auch deshalb weniger wertvoll für den deutschen Landarbeiter als das Stimmrecht für den englischen, weil die Deutschland eigentümliche Trennung der Kompetenzen von Reich und Einzelstaaten fast das ganze große Gebiet der Agrarpolitik den letzteren zuweist. In Preußen z. B. ist der Einfluß der Landarbeiter auf die Agrarpolitik infolge des Dreiklassenwahlrechts verschwindend gering. Die Landarbeiterpolitik ist eine Politik gegen die Landarbeiter. Ernteurlauber, Galizier und Gefangene werden zu einem fast unlauteren Wettbewerb zugelassen. Selbst die Rentengutsgesetze sind mit ihren Beschränkungen der Verfügungsfreiheit kein zweifelfreies Geschenk. Auf die Kommunalpolitik und damit auf die Schul- und Armenverwaltung können die Landarbeiter, wenigstens in Preußen, aus demselben Grunde keinen Einfluß erlangen. Sie sind also in all diesen Beziehungen übler daran als ihre englischen Standesgenossen.

Es ist merkwürdig, daß in der englischen Landarbeiterbewegung sozialistische Ideen gar keinen Boden gewonnen haben. Auch diese Tatsache dürfte, außer auf die ganze Veranlagung des englischen Volkscharakters, darauf zurückzuführen sein, daß klar erkannte Ziele durch gesetzliche Mittel erreichbar waren. Nach Joseph Arch ist Sozialismus in England nur als eine radikale Reformpartei möglich mit einem auf physische, moralische und intellektuelle Hebung der unteren Klassen abzielenden Programm. In Deutschland hingegen dringt die Sozialdemokratie auch in die Kreise der Landarbeiter ein. Aus einer durch die Pommersche Landwirtschaftskammer veranstalteten Umfrage bei den Arbeitgebern geht hervor, daß die sozialdemokratische Propaganda fast in allen Kreisen selbst dieser beinahe rein landwirtschaftlichen Provinz Fortschritte macht. Man darf darin wohl, ebenso wie in der fortdauernden Abwanderung vom Lande, ein Symptom einer wachsenden allgemeinen Unzufriedenheit unter den Landarbeitern erblicken. Das Mißbehagen verlangt nach einem Organ. Man soll durch Gewährung der Koalitionsfreiheit wenigstens die Möglichkeit schaffen, daß es sich selbst bildet.

Das beste Heilmittel aber gegen die Schmerzen der Landarbeiter besteht darin, daß man ihre Zahl möglichst verringert dadurch, daß man sie zu Kleinbauern macht. Eine vernünftige innere Kolonisation löst die Landarbeiterfrage am besten.

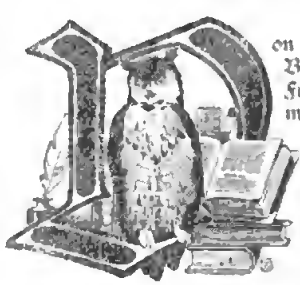
W. Rubow.

Novae epistolae obscurorum virorum.

I.

Der Hofprediger Andreas Fuchs an den Obertammerherrn Baron von Rünberg.

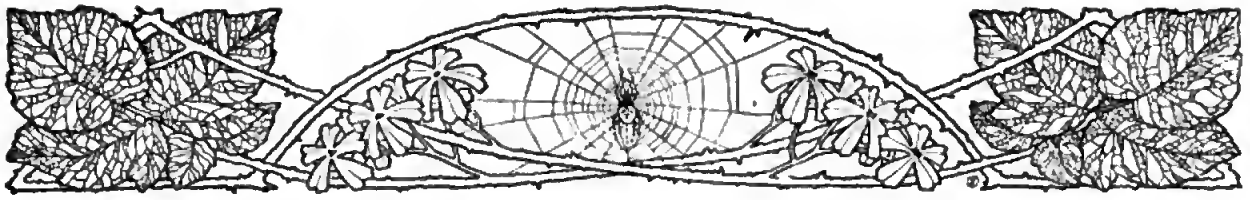
Hochverehrter Freund!



en den guten Nachrichten über Ihr Befinden habe ich mit herzlicher Freude Vermerk genommen, nicht minder lieb war mir die Mitteilung, daß die Gerüchte von gewissen Verstimmungen an gewisser Stelle gegen uns und unser Wirken wieder einmal gänzlich grundlos gewesen sind. Dem Herrn sei Dank! Denn das wäre wahrlich das einzige, was uns eine ernste Sorge für die Zukunft bereiten könnte. Um so befremdlicher sind mir die Anwandlungen von Kleinmut, die hier und da aus Ihren Zeilen herausklingen.

Sie klagen, daß es überall murrt und gärt gegen unser Tun und unsern Einfluß, daß unserer so wenige sind und der Bösen so viele und von so mannigfacher Art; Sie fürchten, wenn die Feinde und Dränger sich zusammenschließen, wenn sie

Digitized by Google



zurückstellen, was etwa sie trennt, die Satane vom graden und vom krummen Horne, und nur gedenken, daß sie des Gottesreiches Erzfeinde sind, daß sie uns dann doch übermannen möchten; denn, sagen Sie, der Geist der Zeit sei wider uns, und gegen den bösen Zeitgeist vermöge doch vielleicht nicht dauernd der Einfluß der wenigen Guten obzusiegen trotz aller Gunst der Hohen und Mächtigen.

Verzeihen Sie mir, mein liebwerter Baron; aber in solchem Kleinmut erkenne ich Sie nicht wieder; das ist nicht die Sprache des christlich-germanischen Edelmannes; lassen Sie solche Gedanken den Zeitungsschreibern, die selten christlich und noch seltener germanisch sind!

Zeitgeist! Ich bitte Sie, lassen Sie sich von Schemen schrecken? Und dann blicken Sie zurück! Gab es je eine Zeit, da der sogenannte Zeitgeist *nicht* gegen uns gewesen wäre und gegen die, so da vor uns von unserer Stelle wirkten? Hätte man vor hundert Jahren, da alle Throne wankten vor dem Baal der Revolution, oder im Jahre der Schande 1848, oder auch nur vor einem Menschenalter, da das neue Reich im bedenklichen Bunde mit jenem modernen „Zeitgeist" erstand, — hätte man damals gedacht, daß wir nach all den Greueln so dastehen würden, wie wir heute stehen? Was haben all diese Geister der Zeit über uns vermocht?! Dessen wollen wir uns freuen, nicht in Hochmut, sondern in Demut; denn es ist nicht unser Verdienst, vielmehr der Finger des Herrn, der stark ist in den Schwachen, und die Stärke der Bösen mit Blindheit schlägt, und das Schlechte zum Guten wendet! Daraus wollen wir aber auch frohe Zuversicht schöpfen für die kommende Zeit. Glaubten unsere Väter nicht, daß das Ende unserer Tage gekommen sei, da die neumodische „Volksvertretung" eindrang in das alte, königliche Preußen, da die Majorität die Autorität zu verdrängen schien? Nun, heute möchten doch auch wir diese „Volksvertretung" in Preußen und ihre Majorität nicht missen. Wahrlich, sie dachten es schlecht zu machen mit uns, und es ist uns zum guten gediehen.

Und fest halten wollen wir das hoffnungsvolle Vertrauen zu unserem lieben deutschen Volke! Gewiß, draußen in der Fremde, bei den Wälschen und sonst in der Welt sieht es schlimm genug aus; und denkt man dann an unsere Dreimillionenpartei, so mag es einem treuen Manne bang werden ums Herz. So kann ich Ihre Sorge, mein edler Freund, schließlich wohl verstehen, aber doch nicht teilen. Gerade in dem, worauf es ankommt, war der Deutsche stets anders, als jene Völker; er ist noch heute anders und wird, so Gott will, anders bleiben. Das gilt von der Zeit, da wir noch nichts waren als das Volk der Dichter und Denker; und es gilt von der heutigen Zeit der realen Machtpolitik. Dichter und Denker! Seit Jahrhunderten haben die gefeiertesten von ihnen scheinbar Waffen wider uns geschmiedet; von den Führern der sogenannten Aufklärungsliteratur an, die wider unsere Vorväter als die „festen Säulen der Barbarei" eiferten und die Konfessionalität der Wissenschaft bekämpften schon vor einem Vierteljahrtausend, bis zu den Lessing und Kant, den Schiller und Goethe, die doch allesamt unsere Freunde wahrlich nicht waren. Wohl mögen wir grimmig oder traurig werden bei manchen Stellen ihrer Schriften, die bildungsstolze Zeitungsschreiber gelegentlich heute noch wiederkäuen. Jedoch wenn man's unbefangen und ruhig betrachtet: — was haben schließlich alle jene Leute geschadet? In Wirklichkeit nichts, oder sie nützen sogar der guten Sache. Entweder sie werden längst nicht mehr gelesen, dann schaden sie nichts; oder sie werden gelesen, eher noch zitiert, dann freut sich der „aufgeklärte" und „liberale" Deutsche von Herzen, daß so Schönes und Kühnes schon vor so langer Zeit so freimütig gesagt und geschrieben und sogar gedruckt ist; er ist zufrieden im Gemüt und tut gewißlich nichts böses. Auch daß solche Leute im christlichen deutschen Staate zu Ehren gekommen sind, das mag uns wohl Aergernis geben; aber es hat doch auch sein Gutes. Der „Heide" Pufendorf ward schließlich — brausen Sie nicht auf, teurer Baron — kurbrandenburgischer Geheimerrat und Hofhistoriograph; der größere Heide Goethe herzoglicher Minister, er und der Ehrenbürger der französischen Republik, Schiller wurden vom heiligen Reiche geadelt; Kant war doch ordentlicher Professor in Preußen; nur der Lessing hat's nicht sonderlich weit gebracht. Deshalb ist auch noch heute die „Vossische Zeitung" unentwegt oppositionell; aber sie ist doch stolz auf den Glanz jener anderen liberalen „Größen". Soll man ihr und ihresgleichen die harmlose Freude mißgönnen? Die Hauptsache ist, daß trotz alledem im wesentlichen alles beim Alten geblieben; und jene Freude ist darum nicht nur unschädlich, sondern, weil sie besänftigend wirkt, ein staatserhaltendes Imponderabile.

Also selbst die, deren Gesinnung schlecht ist, sind doch ganz fern von bösen Taten, weil sie eben — Gott sei Lob — Deutsche sind; und vom Gedanken zur Tat ist bei unserem lieben Volke ein Weg, den es ohne Führung seiner von Gott gesetzten Obrigkeit noch niemals mit Erfolg zurückgelegt hat; niemals! Die Geschichte ist erfüllt von den Heldentaten deutscher Männer, wenn sie ihren Fürsten folgten; ohne der Fürsten Befehl aber tut das deutsche Volk nichts, weder Gutes noch Böses. Also haben wir Acht auf die Herren, daß sie vom rechten Geiste erleuchtet seien; so wird nichts schlimmes geschehen. Sehen Sie die größte Tat unserer Geschichte an, unsere Reformation! Wie bald tat unser Volk die Schwarmgeister ab, die Täufer und Bauerndemagogen, die mit dem Gotteswort sich vermaßen wider die Fürsten anzugehen. Nur wo die Fürsten es hielten, gedieh das hohe Werk; und trotz mancher Kämpfe blieb es doch im wesentlichen dabei: cujus regio, ejus religio!

Daran wird auch die Dreimillionenpartei nichts ändern; dessen bin ich völlig getrost und gewiß; denn sie sind ja schließlich doch auch — wenigstens zum größten Teil — sozusagen noch Deutsche. Ihre Gedanken sind furchtbar; aber solange kein Fürst sie führt, tun sie wahrlich nichts. Und vor allem grundlos ist Ihre Furcht, mein bester Baron, daß jene Leute sich mit unseren anderen Feinden zusammenfinden könnten zu einer mächtigen, unwiderstehlichen Rotte aller Bösen, die wider uns anginge als ihren gemeinsamen Feind. Nein, Verehrter, Sie versündigen Sich am guten Geiste unseres Volkes; dergleichen tut der Deutsche nimmer. Es müßte sie denn eine verblendete Obrigkeit zusammenführen; doch das wird nicht geschehen, dafür können und werden wir sorgen, soweit es etwa noch vonnöten werden sollte. Die wenigen Vermessenen aber, die solchen Bund wider den Willen der Obrigkeit auch nur zu denken wagen, erleiden ja eben vor unseren Augen das verdiente Schicksal der Schwarmgeister; von beiden Seiten schlägt man mit wahrer Begeisterung gerade auf sie. So ist es immer gewesen, und so muß es und wird es auch bleiben im deutschen Lande. Binden und einigen kann nur die Obrigkeit; von selbst weiß und fühlt der Deutsche nur, was ihn von seinem Nächsten in der Gesinnung trennt und scheidet. Und will einer diese Grenzzeichen verrücken, so fallen sie alle über ihn her; das ist sein Erfolg: eine gemeinsame Tat! Schnell aber rücken sie dann nur noch weiter von ihm und von einander ab. Wahrlich, es ist ein gutes Volk.

Nun ja freilich: die Obrigkeit! Da ist gewiß nicht alles, wie Sie und ich es wohl wünschten. Viel Lauheit und Eitelkeit und glattes Wesen. Was braucht ein gewisser Herr „Cosmopolis" und solches Zeug zu lesen und gar noch damit schön zu *tun*? Viel Nerven und wenig Nerv! Indessen auch das hat seine guten Seiten. Es war doch herzliche Freude im guten deutschen Volke ob seiner geistreichen Obrigkeit; man ist glücklich, sich damit sehen lassen zu können vor den Völkern Europens; wir sind den guten Leuten nicht Europäer genug. Und ich denke, verehrter Freund, habeant sibi! Auch diese Freude ist harmlos, solange nur die Redensarten europäisch sind, die Taten aber gut ostelbisch! Da heißt es freilich: die Augen offen; doch ist mir deshalb nicht bange. Wir bauen auf festem Grund! Davon nächstens, wenn Gott Kraft gibt, noch einiges weitere.

Digitized by Google

Möchten meine Worte die Zweifel in Ihnen zerstreut und die alte Zuversicht Ihres tapferen Herzens wieder hergestellt haben; denn daß wir zusammen und ohne Zagen die Hand am Werke haben, das fordert die gute Sache. Lassen Sie mich bald Gutes hören.

In herzlicher Verehrung

Ihr

Andreas Fuchs.

Wirkungen des Pabstthums auf die Menschheit.

Aus Herders Manuscript *)

der „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit".

(Buch XIX Kapitel II.)

Mitgetheilt von Bernhard Suphan (Weimar).

Ferne seys von uns, jedem Bischofe in Rom oder andern Orten, jedem Abbt, Mönch und Priester aufbürden zu wollen, daß er sich die Maximen des Reichs zu welchem er gehörte, deutlich gedacht, oder sie gebilligt und mit Strenge befolgt habe. Wie manche Regenten, Diener und Unterthanen leben und wirken in politischen Verfaßungen, deren Grundsätze sie nicht kennen, ja welche sie oft nicht, oft unvollkommen und mit schwerem Herzen ausüben. In Menschen läßet sich die Menschheit, in Christen das Christenthum nie so ganz verdrängen, daß sie nicht, und selbst wider Willen, unmenschliche oder unchristliche Maximen verabscheuen, und sich nicht alle Mühe geben, was ihnen von solcher Art aufgelegt wird, und wozu sie ihr Stand verbindet, mit ihren beßern Grundsätzen wenigstens in eine Art Harmonie zu bringen, und jenes durch diese zu mildern. Da nun das Pabstthum nicht in Einem Tage und Jahre aufkam, da es größtentheils von Zeitumständen und vom persönlichen Charakter einzelner Bischöfe zu Rom abhing, daß Grundsätze solcher Art in Ausübung gesetzt und allgemach herrschende Maximen, ja selbst Lehren der Kirche wurden: so ist, zumalen in beßern Zeiten, jedem Mitgliede derselben, das von beßern Grundsätzen durchdrungen ist, der edle Vorzug und Trost erlaubt, solche nicht für die seinigen anzuerkennen, ja wo es möglich ist, sie zu schwächen und zu vernichten. Indeßen muß um dieser edleren Seelen willen die Wahrheit der Geschichte nicht gekränkt werden: denn diese stehet in factis da, ja das ganze Gebäude stehet noch da, das nach dergleichen Maximen aufgeführt worden ist. Die Kirche hat keine Lehre, keinen Grundsatz zurückgenommen, aus welchem sie einst dergleichen practische Folgen herleitete; und nur die Zeiten haben sich verändert, daß ein Gregor 7. und Innocenz 3. heutiges Tages schwerlich mehr aufkommen würden. Die Lehren aber, durch welche sie aufkamen, stehen noch unerschüttert da; die Bande, die den geistlichen Stand an die Kirche und an den Statthalter Christi zu Rom knüpfen, sind noch nicht aufgelöset: denn wenn solche auch hie und da erschlaffet sind, so kommt es nur auf Personen und Zeitumstände an, die sie strenger anziehen und halten. Die Wahrheit der Geschichte befiehlt es also, daß ich die Erscheinung der Hierarchie, wie sie sich im Großen darstellt, auch in ihren Wirkungen zeige.

Abermals also muß man das Gute abrechnen, welches die päbstliche Religion in den mittleren Zeiten nicht als Werkzeug der Hierarchie, sondern als Christenthum gebracht hat. Wenn sie z. B. bei den Einfällen der Barbaren die Nothleidenden in Schutz nahm, sie tröstete und erquickte: wenn sie die Sklaverei, den Menschenraub und Menschenhandel nicht begünstigte, sondern verdammte; wenn sie friedsame, nützliche Künste dem wilden Kriegshandwerk vorzog, und so viel an ihr war, dem Handel, dem Ackerbau, dem stillen, häuslichen Leben u. s.*) Sicherheit gewährte: so gehört dieses alles eigentlich nicht der Hierarchie, sondern den Grundsätzen des Christenthums zu, die auch ohne einen Bischof von Rom hätten bestehen mögen. Wie lange nämlich erkannte die aristokratische Einrichtung der Bischöfe den Oberhirten zu Rom nur sehr unvollkommen, oder gar nicht; ja auch ohne diese getheilte Hierarchie, wer würde es läugnen, daß Christen, die vom menschenfreundlichen, reinen und starken Geist Christi durchdrungen gewesen wären, für die leidende Menschheit reinere und größere Thaten würden gethan haben, als die hie und da ein Institut, ein guter Bischof, ein menschenfreundliches Kloster, oder endlich die Freistäten der Kirche thaten. Zu Freistäten, zu Aufnahme der Bedrückten, zum Schutz der Künste, der Handwerke, der Meßen u. s. als zum letzten Hauptzweck waren diese Institute doch nicht gestiftet; es waren nur nützliche Nebenzwecke, welche sie ihrer leichten Erreichung wegen mitnahmen, und die der Menschheit, oft ihnen selbst unwißend, nur dadurch Vortheil brachten, daß sie ihnen, den Geistlichen und der Kirche, zuerst und oft lange allein Vortheil gebracht hatten. Nie kommt man aber bei Einrichtungen solcher Art auf einen reinen Grund, wenn man vom Wesentlichen nicht das Zufällige unterscheidet; vielmehr siehet man sich in der traurigen Verlegenheit, das Unvollkommene oder gar Böse anpreisen zu müßen, weil es durch Zufälle und Nebenumstände etwas Gutes veranlaßt hat. Gutmüthige Verwirrungen dieser Art machen die Philosophie der Geschichte falsch und unerträglich; daher wir uns vor diesem Nebel hüten, und uns des Lichts der Sonne erfreuen wollen, gesetzt, daß es uns auch unangenehme Gegenstände zeige.

*) Anmerkung der Redaktion. Der Herausgeber der kritischen Gesamtausgabe der Herderschen Schriften Prof. Dr. Bernhard Suphan (Weimar) setzt uns in die Lage in Erinnerung an den Todestag Herders — 18. Dezember 1803 — diesen bisher ungedruckten, interessanten Abschnitt aus dem Herderschen Manuskript unsern Lesern mitzuteilen.

*) u. s. „und ferner" setzt Herder für „und so weiter".

Von einem Knecht der Poesie.

egierungen, von Gefühls- und Verstandeseigenschaften, so wertvoll sie in einem Menschen sind, so gut überhaupt für den Charakter die Zusammensetzung aus Elementen von verschiedenem Gewicht, Schmelzbarkeit, Gehalt: es gibt unglückliche Mischungsverhältnisse, Punkte labilen Gleichgewichts, auf die gestellt eine Existenz niemals zur Ruhe kommt. Da lebt in einem Menschen Anhänglichkeit und Mitteilungsbedürfnis, soviel, daß seine Nichtbefriedigung schmerzt, doch Starrsinn und Befangenheit, Hochmut und Scham hindern mit Notwendigkeit jede dauernde Entfaltung belebenden Verkehrs. Gerecht zu sein ist Einem Bedingung eines befriedigten Daseins; aber Skepsis schwärzt und vergällt ihm das Urteil über sich selbst, und im Gefolge des Zweifels kommt die Mutlosigkeit, droht Selbstverachtung;

Digitized by Google

Trotz und aufbrausendes Temperament trüben das Verhalten gegen Nächste und Fernere. Er ist gut, vielleicht gutherzig von Natur, aber Mangel an Selbstvertrauen beraubt ihn des unentbehrlichen eigenen festen Halts; so wird er ausgenutzt, oft ignoriert.

Ein Mann, den diese und noch andere widerstrebende Kräfte hin und her bewegten, ist Grillparzer gewesen. Erst die Kenntnis seiner Briefe und vollständigen Tagebücher*) macht es möglich, in dunkle und feierliche Tiefen der Seele eines verschlossenen und verbissenen, hypochondrischen Menschen hineinzuleuchten. Was seine schwankende Stellung, sein Wesen, als Ausnahme, als vielleicht einzig erscheinen läßt, ist aber der Umstand, daß Grillparzer früh dem Bann der Kunst verfallen ist, daß er in der Krone der Poesie sein Leben verbracht hat.

Ein ganz merkwürdiger Widerspruch waltet zwischen der menschlichen und dichterischen Existenz dieses Mannes! Grillparzer ist ein willenloses Werkzeug der Poesie. Gleich der Erde, auf der er wandelt, scheint er nicht nur, er ist auch äußerlich hart und starr. Mit widerstrebender Materie widerwillig kämpfend, vegetiert er gleichgültig, ein subalterner Beamter. Er macht nach kurzer Blüte das lange Welken eines kränkelnden Körpers durch. Doch unter der Lavadecke seiner äußeren Existenz brodelt mit dumpfer Glut eine gestaltungharrende dichterische Masse und bricht in seltenen, elementaren Stößen empor. Bei ihrem kurzen Leuchten ordnet, belebt, weitet sich ihm die Welt der menschlichen Erscheinungen und fügt sich zum Kunstwerk unter der Herrschaft poetischer Ideen, die allein in ihm mächtig sind. Dann weiß er alles, erkennt alles, erinnert sich an alles, fühlt, liebt, freut sich, ist ein Mensch. Ist dieser Zustand vorüber, tritt wieder die alte Erstarrung ein. Ich bediene mich der Worte des Dichters. Ihm sind die Dinge des wirklichen Lebens, ja seine Wahrheiten und Ideen ein Zufälliges, ein Unzusammenhängendes, Schattenähnliches, das nur unter der Hand des Dichters zu einer Notwendigkeit wird. Für ihn gibt es keine andere Wahrheit als die Dichtkunst. „In ihr habe ich nur nie den kleinsten Betrug, die kleinste Abwesenheit vom Stoff erlaubt." Grillparzer spricht von seinem natürlichen Zustand einmal als von einem mit Zerstreuung abwechselnden, verworrenen Brüten, am liebsten ohne Gegenstand, mit hin und wieder aufzuckenden Gedankenblitzen. Auch wenn sich ein Gegenstand eingestellt habe, so walte immer wieder die Lust vor, innerlich es mit ihm abzumachen. Eine Tragödie in Gedanken zu schreiben, entspräche seinen innersten Wünschen. Verständnisvoll bemerkt er über Katharina Fröhlich, seine Katti, sie betrinke sich in Musik wie ein Säufer im Wein. Die anschaulichste Analogie findet er im eigenen Wesen. Sein Bedürfnis geht dahin, sich in Ideen zu berauschen. Eine Sehnsucht nach „passivem Geistesgenuß" erfüllt den Wirklichkeit-fremden Mann. Es ist die Folge eines unbegrenzten Strebens nach Kunst, es ist die Konsequenz eines ausschließlichen Lebens in der Phantasie, die nur zu oft den Sieg über die Wirklichkeit davongetragen habe, wie er gesteht.

Selbst in der Geliebten kann er nur das Bild lieben, das seine Phantasie sich von ihr gemacht. Das Wirkliche wird ihm zu einem Kunstgebilde, das ihn durch die Uebereinstimmung mit seinen Gedanken entzückt, bei der kleinsten Abweichung um so heftiger abstößt. Auch die arme Katti wird ein Opfer seiner Idee. Was körperlos als untrübbarer Schein seine Einbildungskraft bezaubert, enttäuscht in menschlich unvollkommener Erscheinung sein dichterisches Auge. Seine reizbaren Sinne beleidigt die notwendig temperierte Stimmung des Saiteninstrumentes Welt. Aus der Sphäre seiner „Dinge an sich" zeitweilig hinabsteigend zu den Körpern, findet er sich nicht zurecht und verwirft das Störende. Diese immer von neuem gemachte Erfahrung beschreibt er selbst so: „Von dem Augenblick an, als der teilnehmende Gegenstand nicht mehr haarscharf in die Umrisse passen wollte, die ich bei der ersten Annäherung voraussetzend gezogen hatte, warf ihn auch mein Gefühl als ein Fremdartiges so unwiderruflich aus, daß meine eigenen Bemühungen, mich nur in einiger Stellung zu erhalten, verlorene Mühe waren." So geschaffen hat Grillparzer recht, mit schlichtem Wort von sich zu sagen, er sei der Liebe nicht fähig. Aber dieses Urteil ist zu erweiteren; ebensowenig ist er der Freundschaft, der Hingebung, ebensowenig ist er irgend eines innerlichen Verkehrs mit andern Wesen überhaupt fähig. Ein lehrreiches Korrelat dieser Geistesbeschaffenheit ist die Beobachtung Grillparzers an sich, daß Werke fremder Dichter ihn nicht in ihrer wirklichen Gestalt bewegen, sondern durch die Erregung seiner Phantasie, der ungeahnte Assoziationen erschlossen werden. Halb verlöschte Bilder erneuern sich in seiner Seele, reizende Ideale formen sich und enthusiasmieren ihn: sie rezitiert die Seele zu den fremden Versen, die er laut liest. Diese sind nichts als das Akkompagnement für einen Text in seiner Seele. Ob sich hier ein Vorgang nur in höchster einseitiger Steigerung darstellt, den jeder Genießer eines Kunstwerks zu erleben hat? Es scheint so. „Umschaffung" hat man diesen notwendigen Vorgang treffend genannt. Ihn macht auch Grillparzer durch, er aber, der Dichter, unter dem Zwange seiner gleichsam prästabilierten poetischen Eigenwelt stehend, mit solcher Rücksichtslosigkeit, daß der Genuß der fremden Kunst ihm versagt bleibt. So auch der ganzen fremden Welt überhaupt. Es ist ihm weiterhin also jeglicher Verkehr mit andern unmöglich, der bedingt ist durch die Fähigkeit, gelegentlich und stückweise seines Selbst zu entsagen.

Dieser naturgegebenen Selbstbeschränkung ist Grillparzer sich qualvoll bewußt. Aus dem Heiligtum seiner herrischen Poesie zu seltnem Schaffen wie in Raserei berufen, ist er ein Ausgeschlossener von der Welt, an die allein körperliche Fäden ihn binden — nach unentrinnbarem Schicksalsspruch „ein Geistes- und Gemütsegoist". Wer vermag auszudenken, wie furchtbar dieses Leben gewesen sein muß? Käme er je dazu, die Geschichte der Folge seiner inneren Zustände niederzuschreiben, man würde glauben, die Krankheitsgeschichte eines Wahnsinnigen zu lesen, schreibt schaudernd der sechsunddreißigjährige. Damals hatte er unergriffen am Sterbelager einer einst geliebten Frau gestanden und vor der eigenen Teilnahmlosigkeit grimmig entsetzt gerufen: „Himmel! kann man dahin kommen, die Menschen nur als Figuren einer Komödie zu betrachten, die nur durch ihre Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit der Idee anziehen oder abstoßen, ohne Rücksicht, daß sie ein Lebendes selbst sind . . . .?"

* * *

Diesem Menschen der Stimmung, der so vollkommen von ihr abhängt, daß er ohne sie sich als den Alleruntüchtigsten fühlt (wie etwa Hugo Wolf), diesem Diener der Phantasie ist ein scharf bohrender, grübelnder Verstand zuteil geworden, der ihn plagt und doch wieder seinem Wesen und Bedürfen unentbehrlich ist. Früh schon klagt er über die abnehmende Wärme seiner Einbildungskraft und verwünscht seine dauernde Verstandeskälte, die wie ein hohnlachender Narr hinter jedem Vorhang hervorgucke. Mit Grauen ahnt er eine Zeit völliger Ernüchterung und sehnt sich nach einem Schmerz, einer Verzweiflung, die — wenn auch nur für eine Stunde — sein Wesen ganz in eine Empfindung aufgehen ließe. Aber gleichzeitig verdrießt und peinigt es ihn, wenn er nicht vollkommen Herr seiner selbst bleibt. Dessen bedarf er, um wenigstens nach außen den Halt zu bewahren, den er so schmerzlich innerlich entbehren muß. Von all dem Seelenleid darf und soll die Welt nichts erfahren. Er, der selbst dem Schein einer Aufdringlichkeit aus dem Wege geht, den eine tiefe Schamhaftigkeit zurückhält, seinen innern Menschen nackt zu zeigen — auch

*) Zwei Bände, herausgegeben von Glossy & Sauer, im Cottaschen Verlag. — Chronologisch geordnet und mit Anmerkungen versehen, bereichern sie auch inhaltlich die ersten Veröffentlichungen, in den Jahrbüchern der Grillparzergesellschaft (1891, 1893), nicht unwesentlich.

Digitized by Google

Katti nicht, die er „von allen Menschen am wenigsten“ haßt — er gibt sich das Wort: „Ich will sterben mit den Waffen in der Hand. Nur nicht den Gedanken aufgeben, das jederzeit Herrsein seiner selbst, niemandem sich vertraut! Niemandem geklagt!“

So von Natur auf sich selbst zurückgewiesen, vertieft er seit frühester Jugend sich in Beobachtung und Ergründung dieses Selbst. Sein bohrender Verstand löst und leitet diesen psychologisch analysierenden Trieb. „Bin ich ein guter Mensch oder nicht?“ Dieser Zweifel des Siebzehnjährigen ist typisch. Er zerfasert sich. Er wird aus übertriebenem Gerechtigkeitsgefühl bitter ungerecht. Dann ist er zeitweilig maßlos strenge gegen sich, um etwa seinen so oft beklagten „Hang zum Müßiggang“ zu bekämpfen, der doch nichts anderes ist als das notwendige Resultat seines poetischen Frondienstes. Dann zwingt er sich zur Führung eines regelmäßigen Tagebuches und fährt trotz inneren Ekels daran fort, denn er erblickt in diesen täglichen Notaten einen Damm gegen seine „immer gefährlicher um sich greifende mißmutige Zerstreutheit“. Er gibt sein Abendessen auf, weil der Körper anfange, eine gewisse Oberhand über den Geist zu gewinnen. „Hat mich irgend jemand einmal lachen oder spazieren gehen und reiten und fahren gesehen, so sah er nicht einen übermütigen Bruder Lustig, sondern einen gepeinigten Gemütskranken, der sich auf Geheiß des Arztes und nach schwer gefaßtem Entschluß nötigte, seinen Zustand auf Augenblicke zu vergessen und im Vergessen zu erleichtern“, schreibt der Konzeptpraktikant dem Grafen Chorinsky. Der Höhe seiner zergliedernden Selbstqual entspricht das Maß seines Selbstgefühls. Es findet besonders starke Worte in den amtlichen Schreiben Grillparzers — mehr als dreißig sind erhalten —, die aus dem Mund des Subalternen noch greller klingen. „Ganz Deutschland weiß, daß und wie ich mich beschäftige“, fährt jener Brief des Dreißigjährigen fort. Diese offiziellen Briefe in ihrer forzierten Haltung gehören zum Interessantesten der Korrespondenz des Dichters, der sie angewidert einmal charakterisiert als „halb ohnmächtig, halb demütig, halb stilisiert, halb Aktengewäsch“.

Um so tiefer nur der Rückfall in Mißtrauen und Zweifel an sich selbst. Ein entsetzliches Gefühl beschleicht ihn, es sei mit seiner Dichtergabe zu Ende. Darum ein überschwenglicher Dank an Müllner, der ihm das Vertrauen auf sich selbst gerettet habe. „Alles kann ich ertragen, aber Selbstverachtung nicht.“ In solchen Zuständen rückt ihm wiederholt der Gedanke eines gewaltsamen Abschlusses nahe. — Ihm fehlt der Mut, er wird dessen mit lähmender Gewißheit inne, — seine Individualität durchzusetzen. Eine bedeutende Umgebung verwirrt ihn völlig, macht ihn zu jeder freien Aeußerung seines Selbst vollkommen unfähig.

Das klassische Beispiel dafür ist sein Verhalten in Weimar, das ihn umjubelte, und Goethe gegenüber, der ihm mit väterlichem Wohlwollen entgegenkam. „Es kam mir vor, als ob die Geister aller dort (in Weimar) Verstorbenen und noch Lebenden sich dagegen auflehnten, daß ich mich unter sie stellen wolle. Ein solches Gefühl der Insuffizienz war mir noch nirgends gekommen.“ — —

So hilflos, verkannt, zerworfen stand dieser poetische Geist immer vor der unerbittlichen Wirklichkeit.

* * *

Der ganze Briefband gibt ein niederdrückend trübes Bild vom Kampf des Talents mit der fühllosen Außenwelt. Ein peinigender Eindruck, diese Monotonie der Themen in den Briefen, die, zum größten Teil an die Fröhlichs, vor allem an Katti, gerichtet, fast alle ihm selber gelten. Kaum e i n ganz ungetrübter Genuß, dessen der Dichter zu erwähnen hätte. Da wechseln Klagen über die zerrüttete Gesundheit mit den regelmäßigen Beschwerden über die schändliche Verpflegung während der alljährlich unternommenen Badereise, von der eine Besserung des kranken Körpers immer aufs neue erhofft, nie erlangt wird: da wechselt der Kummer des Patrioten über die zerfahrenen Geschicke des Vaterlandes mit dem Schmerz und der Wut über die unseligen Stunden, die seine „verfluchte“ Familie ihm bereitet. Wir erleben, wie ruckweise seine armselige wirtschaftliche Lage sich hebt, vom unentgeltlich tätigen, dann besoldeten Konzeptspraktikanten zum Hofkonzipisten, von da nach manchen Enttäuschungen, Zurücksetzungen zum Archivdirektor, mit welchem Posten der Verbitterte auf weiteres Ansteigen resigniert.

In spärlichen Reflexen zieht das beschränkte Leben dieser unglücklichen Natur vorüber, „die alles mit sich selbst und als ein Einsamer abzumachen“ gewohnt ist. Ein ewiges Streben mit ewiger äußerer Hemmung, so stellen sich seine Lebensumstände in kurzer Formulierung dar. „Ich bin 42 Jahr alt und fühle mich als Greis.“ Was er in seiner Rede auf Beethoven ausspricht, gilt auch von ihm: Nach einem trachtend, um eines sorgend, für eines duldend, alles hingebend für eines, so ging dieser Mann durch das Leben, ein Knecht der Poesie.

Strausberg. Raimund Pissin.

Theater.

Deutsches Theater: „Der Meister“. Komödie in 3 Akten von Hermann Bahr.

Ein findiger Mann hat eine Entdeckung gemacht; eine Entdeckung im Reich der Poesie, und die sind selten. In den Sittenstücken der Augier und Dumas fehlte es nie an einem Räsonneur; wo es not tat, war der immer zur Stelle; galt es das Für oder Wider der These zu erhärten, so konnte sich der Verfasser ganz auf ihn verlassen. Heut, da das psychologische Drama und die Charakterkomödie in der Mode sind, ist ein armer Dichtersmann auf die Kunst verwiesen, aus den Handlungen und Worten der Menschen ihr Sein und Empfinden zu erhellen; das ist recht unbequem. Wie aber? Wenn man den Räsonneur, sagen wir, zu einem psychologischen Studienreisenden machte? Wenn man ihm ein brennendes Interesse für das, was in anderen Menschen vorgeht, für ihre Anschauungen, Motive und Impulse in die Seele pflanzte? Wenn man dem Helden die liebenswürdige Gewohnheit gäbe, seine Entschlüsse, Taten und Gedanken mit diesem Manne eingehend zu erörtern, wie dann? Wir stehen in der Tat vor der Entdeckung, von der ich sprach. Hermann Bahr ist es, in dessen Namen sie die Nachwelt feiern wird, seine Komödie „Der Meister“*) das denkwürdige Werk, in dem der moderne psychologische Räsonneur zum erstenmal die Welt der Bretter beschritten.

Ein psychologischer Studienreisender wird gesucht. Da unser Dichter ein belesener Mann, so erinnert er sich unschwer an Voltaires „L'Ingénu“. Ganz zeitgemäß zu sein, wandelt er den Huronen in einen Japaner. Ein junger japanischer Arzt, der von Europens übertünchter Sittlichkeit nichts weiß, steht drei Akte hindurch mit dem psychologischen Notizbuch bereit. Und da der Held der Komödie keinen schöneren Genuß kennt, als den, dem Forschbegierigen als Objekt zu dienen, da er ihm jedesmal hinzubittet, wenn er mit seiner Frau, die ihn betrügt, und mit seinem Bruder, der ihn anfeindet, die intimsten

*) Das Buch ist im Verlag von S. Fischer, Berlin, erschienen.

Digitized by Google

Fragen seines Ehelebens diskutiert, da er ihm gegenüber seine Monologe hält, so ist hier ein psychologischer Spiegel sondergleichen geschliffen. In diesem Spiegel zeichnet sich ein Bild —

„Spieglein, Spieglein, an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?"

Es ist das Bild der überlegenen Natur, das in dem Spiegel erscheint. Der Held in Hermann Bahrs Komödie verdient in der Tat den Namen „Meister". Alle sittlichen Begriffe hat er von sich abgestreift, die Menschen, armes Gewürm, vermag er nur noch komisch zu nehmen. Er ist so überlegen, daß zwei Leutchen seiner nächsten Umgebung durch die Uebermacht seines Geistes ganz plattgedrückt erscheinen — einst wollte Sie Violinistin werden, Er Operateur, nunmehr bleibt ihnen nichts übrig als einander zu heiraten. So überlegen ist der „Meister", daß er den ersten Akt hindurch nichts tut als überlegen sein. Er ist so überlegen, daß ihn seine Frau betrügt.

Aber weit gefehlt, wer da annehmen wollte, daß solches Hintergangenwerden ihn peinlich berühre. Im Gegenteil. Es gibt ihm erst den rechten Anlaß, in seiner eigenen Ueberlegenheit zu schwelgen. Er sagt sich: mir ist es von Zeit zu Zeit Bedürfnis, mich außerehelich zu ergetzen — seien wir gerecht: darf die Frau nicht das gleiche Verlangen spüren? Sie darf es. Was Hänsel recht ist, ist der Grethe billig. Und da er zudem eine philosophische Natur, wird ihm die Erleuchtung: „Es gibt Menschlichkeiten, die man weiß, aber an die man von teuren Wesen nicht erinnert werden will. Wir ertragen uns nicht, wie wir sind. Darum führe ich mein Tier lieber aus". Infolge eines Brandes und einer Méglisé-Rettung ist der Fehltritt der Frau publik geworden (geahnt hat er ihn längst), der Verführer stellt sich ihm zur Rechenschaft. Er aber schickt ihn heim, nachdem er ihm durch einen Probeschuß auf das Bild seiner Frau wie ein Spielhagenscher Held seine Unfehlbarkeit im Pistolenschießen erwiesen. Er bedarf auch keiner Auseinandersetzung mit der Ungetreuen; das psychologisch Notwendige macht er mit dem japanischen Arzte ab.

Es ist kein Zauberbild, das der Spiegel gezeigt. Es schaut nur der hinaus, der hinein geblickt. Hermann Bahr, der jenseits der Grenzpfähle der gemeinen Philistermoral wandelt, Hermann Bahr, der Lächler, hat seine eigene Ueberlegenheit vor Gericht gestellt. Und siehe! er war seiner eigenen Ueberlegenheit überlegen.

Hermann Bahr desavouiert seinen Helden. Frauen sind merkwürdige Geschöpfe, und die Frau des „Meisters" wird ihrer ehelich garantierten Freiheit nicht froh. Die Weitherzigkeit ihres Gatten berührt sie nicht angenehm. Sie sagt sich: warum meinen Mann betrügen, wenn ihn das nicht schmerzt? Wozu die Heimlichkeit, wenn ihr der Reiz des Verbotenen abgeht? Draußen wartet der Galan, und nun ist sie es, die die Unterredung herbeiführt, die Rechenschaft ablegt, Trennung heischt und Abschied nimmt. Draußen wartet der Galan. Angesichts der drohenden Trennung aber bricht die Ueberlegenheit des „Meisters" ins Nichts zusammen. Nur äußerlich bewahrt er seine Haltung. Ein letztes Mal tritt er vor den Spiegel —

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier,
aber Sneewittchen ist tausendmal schöner als Ihr."

Ich habe bei dem allen das Gefühl, als versuchte ein gewandter Artist sich selbst auf die Schultern zu springen. Beinahe --, und es wäre ihm gelungen.

Ernst Heilborn.

Die Weltreise des kleinen Tyrnauer.

Nachdruck nicht gestattet.

Der kleine Tyrnauer war, und das will schon etwas besagen, der überflüssigste kleine Beamte einer sehr großen und mächtigen Bank.

Er zeichnete sich durch gar nichts vor seinen zahlreichen Berufsgenossen in Wien aus, trug sich nach Kräften elegant, war ganz stattlich und besuchte gern ein Literaten-Café.

Das bringt nämlich in den Ruf geistiger Strebsamkeit, der mindestens nicht schädigt. Und weil da immer Journalisten verkehren, die das allerneueste wissen und herumtragen, so saß man an der Quelle manchen Tratsches. Kenntnis davon zu haben, kann aber nur nützen.

Und so verweilte er denn geraume Zeit hinter seinem Berg von Zeitungen, der hier so ziemlich vor jedem aufgetürmt wurde und horchte mit der größten Spannung auf jedes Wort, das am Nebentisch fiel, auf jeden Witz, der hier, oftmals sorgfältig zu Haus ausgesonnen, improvisiert ward; lachte unendlich innig und herzlich und war wohlgelitten, weil die Kibitze mit zur Herrlichkeit dieser Gesellschaft gehören.

Und dieses ging so durch Jahre. Bis ein Ereignis eintrat, das ihn selber zum Gesprächsstoff machte, von dem er sein Leben lang zehren wird. Der kleine Tyrnauer machte eine Weltreise und wurde dadurch eine Merkwürdigkeit sogar in diesem Cafehaus, das von lauter Merkwürdigkeiten besucht ward. Denn er hatte keinen Haupttreffer gemacht; einen unbändigen Forschertrieb hatte nicht einmal der Zahlkellner in ihm gesucht, der sonst, belehrt durch die Erfahrung von Jahrzehnten, im unhärtigen Gymnasiasten den stilisierten, alternden Goethe der Zukunft witterte. Und wenn schon, unsere Banken stellen ja — über Verwendung — überflüssige, kleine Beamte an; aber sie so zu bezahlen, daß sie Weltreisen machen könnten — so unergründlich gütig ist kein Verwaltungsrat in Wien.

Natürlich kannte sich das ganze Cafehaus. Und man war nicht wenig stolz auf die beiden Aristokraten, die von Zeit zu Zeit kamen. Es waren zwei Oberleutnants, der eine bei Dragonern, bei Husaren der andere.

Besonders der bei den Dragonern machte allenthalben ein gewisses Aufsehen, wo er sich zeigte. Er war ein bildhübscher Junge, blitzend von Lebenslust und von Kraft. Keineswegs dumm; nur sehr bequem in seiner Redeweise. War nicht gewohnt sich anzustrengen und dennoch seiner Wirkung gewiß und sicher zu gefallen, wo er gefallen wollte.

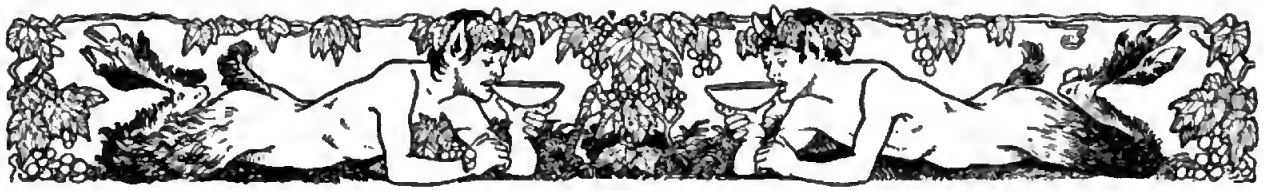
Sie nahmen in der Regel eine Nische für sich ein, tranken Kognak, stierten auf die Gasse und dachten nicht eben viel.

Geschäftlich hatten sie hier nichts zu suchen; denn Geldgeber verkehrten aus guten Gründen da nicht, und einen anderen Zusammenhang mit der Literatur hatten sie nicht, als daß sie sich für eine Schauspielerin interessierten, die eben in der Mode war und für sie auch Opfer brachten. Trotzdem setzte sich der Dragoner manchmal an den Stammtisch, horchte sehr zerstreut ein wenig, lächelte, trank noch einen Kognak und ging.

Und so kam der große Tag im Leben des kleinen Tyrnauer, der sich inzwischen schon sein bescheidenes Eckchen am Tisch der Berühmtheiten ersessen hatte. Denn einmal — es war noch ziemlich zeitig — trat der Dragoner an die Tafelrunde heran und fragte in seiner gelassen hochmütigen Weise „Will einer von den Herren vielleicht eine Weltreise machen?" Sonst kein Wort.

Das schlug ein wie ein Blitz. Und ganz so nahm es die Besinnung. War's ein Scherz? Danach sah das Aristokratengesicht vor ihnen nicht aus. Eine Weltreise! Das reizte jeden. Aber was stak dahinter? Der kleine Tyrnauer erfing sich zuerst: „Ich, Herr Graf", piepte er in seiner Aufregung.

Digitized by Google



Der Dragoner musterte ihn: „Kriegst denn auch so lang' einen Urlaub? Auf ein halbes Jahr?"

Darüber war der kleine Tyrnauer außer Sorgen. Er kannte die Wichtigkeit seiner Stellung besser als einer. „Es wird nicht leicht sein, weil ich doch sehr fehle, aber ich werde ihn mir schon richten."

„Ist gut. Alsdann kommst Du morgen zu mir, und ich sag Dir alles." Und er kehrte sich und ging mit seinem Kameraden. Draußen fragte ihn der: „Du, was war denn der Kleine, mit dem Du Dich herumdutzt?"

„Meinst', ich kann mir ein jeden merken, mit dem ich per Du bin?" denn er war mit seinen Bruderschaften ziemlich freigebig. Besonders, wenn er sich im vorgerückten Zustand befand; und um niemanden zu beleidigen, duzte er jeden. Ob es der zu erwidern wagte, war seine Sache. „Servus!"

„Wohin gehst' denn?"

„Nach Haus', halt schreiben."

„Schreiben?" Dem Husaren erstickte die Stimme: „Bist närrisch?"

„Ja schreiben." Er nahm den Säbel hoch und sah sehr interessiert zu, wie ein hübsches Mädchen die Röcke raffte, um über die Straße zu kommen. Alsdann entfernte er sich langbeinig.

* * *

Poldi Kirchnegger aber ging wirklich heim und schrieb wirklich bis in die tiefe Nacht. Und nicht einmal, wie sich sein Kamerad tröstend auslegte: „Amour-Briferln".

Er tat's mit einer finsteren Entschlossenheit und mit verhaltener Wut. Er ging nicht einmal zum Abendbrot. Das mußte ihm der Bursch nach Hause bringen. Und er stärkte sich dazu mit einem hübschen Quantum Rotspohn, und hernach nahm er noch einen Kognak zu sich.

Den nächsten Tag ging es wieder an. Mit gleichem Ernst, aber mit noch größerem Ingrimm. Weil ein an sich fatales Tun durch die Dauer nicht eben anmutender wird. Erst zu Mittag betrat er wieder das Wiener Pflaster für ein Weilchen. Aß, trank einen hastigen Schwarzen und schrieb weiter.

Endlich, noch eh' der kleine Tyrnauer kommen sollte, war er fertig. Er tat einige schnelle und starke Luftstiche, freute sich seiner Gelenkigkeit und Kraft und überflog sein Werk. Er war mit sich sehr zufrieden. Am Ende — das ging und las sich so ganz leidlich. Hätte es sein müssen, so hätte man die Kunst ganz passabel getroffen.

Gottlob — und sein ganzer prächtiger Hochmut regte sich — man hatte das in alle Ewigkeit nicht notwendig. Aber gar so vieles Wesen damit hermachen, das war doch lächerlich. Er wurde ganz lustig dabei, und als der kleine Tyrnauer an seine Türe pochte, da mußte er sich natürlich erst besinnen, wen er eigentlich da vor sich habe, und was er bei ihm wolle; war aber hernach ganz nett zu ihm.

Er gab ihm alle Informationen. Und Tyrnauer verstand wohl nicht, wozu man das von ihm begehre, ganz genau aber, was er zu tun hätte. Denn er war recht geweckt, und die Aufträge zeichneten sich durch große Klarheit aus. Das lernt man beim Kommandieren. Er empfing Fahrkarten, Empfehlungen, Paßkarte, einen ganz annehmlichen Geldbetrag, Briefe mit der strengsten Weisung, wo ein jeder aufzugeben sei. Und zum Schluß, als er schon gehen wollte, gab ihm Kirchnegger noch alle Reisehandbücher darauf, die ihm so böse Stunden bereitet. Er musterte den Weltreisenden, der ziemlich bepackt vor ihm stand, kritisch, und nicht eben erbaut. „Halt ein bissel anders wenn Du ausschauen tätest, so könnte es nicht schaden" meinte er und hatte einigermaßen Unrecht damit. Denn mit ihm konnte sich der kleine Tyrnauer freilich nicht messen. Aber sonst war er ein ganz ansehnlicher Bursche und durfte passieren. Die Hand zum Abschied konnte ihm der Poldi Kirchnegger nicht geben. Denn in der Rechten hielt er eine Zigarette, in der Linken aber die Reitgerte, weil er nach solcher und so ungewohnter Strapazarbeit natürlich das Bedürfnis hatte, sich zunächst durch einen scharfen Ritt und hernach durch einige standesgemäße Zerstreuungen aufs Gleiche zu bringen.

In derselben Nacht noch dampfte der kleine Tyrnauer nach Süden. Zunächst nach Triest. Von da weiter immer weiter, dem Sonnenaufgang und seinen Wundern zu. Allenthalben, wo er sich seinen Instruktionen gemäß vorstellte, ward er in einer Weise aufgenommen in der sonst überflüssige kleine Beamte einer noch so großen und mächtigen Bank nicht begrüßt zu werden pflegen. Immer nebliger versank ihm sein Beruf, immer mehr und gläubiger fühlte er sich der verwunschene Prinz aus dem Feenmärchen.

Das Kaffeehaus aber hatte einen neuen und ausgiebigen Gesprächsstoff. Man sprach von des Poldi Kirchnegger unerhörten Launen; von dem unsinnigen Schwein und der Vordringlichkeit des kleinen Tyrnauer, der so an sich gerissen hätte, was doch einem anderen viel wichtiger gewesen wäre.

Je weiter er sich entfernte, desto schwärzer und häßlicher erschien sein Charakterbild den Zurückbleibenden. Während vieler Monate, mit ehrlicher Hingebung ward's immer dunkler untermalt. Es kamen keine Ansichtskarten? Natürlich — er war hochmütig geworden. Wären aber welche gekommen — natürlich er mußte sich patzig machen! Das Rechte war da schwer zu treffen.

Auch der Poldi Kirchnegger war übrigens verschwunden. Ganz spurlos und ohne daß ein Mensch eine Ahnung hatte, wo denn der flotte Junge, der so oft durch dreiste Abenteuer in aller Leute Mund gewesen war, hingeraten sei.

* * *

Poldi Kirchnegger war der zukünftige Herr eines ganz ansehnlichen Majorates. Allerhand Stiftsdamen waren auch in der Familie und verzärtelten den hübschen und feschen Jungen in der unerhörtesten Weise.

Er diente für einige Jahre. Als Rittmeister sollte er quittieren, damit er's doch zu was gebracht hätte, ehe er die Bewirtschaftung des ausgedehnten böhmischen Gutes übernahm und sich natürlich standesgemäß verheiratete. Es war da schon eine Erbtochter in Sicht, die sich's garnicht besser wünschte, als einmal Gräfin Fini Kirchnegger auf Kirchenegg zu sein und die wußte, daß man's in ihren Kreisen vor der Ehe und manchmal auch in ihr nicht gar so strenge nahm.

Nun trieb's der Poldi allerdings ziemlich toll. Aber, das war doch nur natürlich, wenn einem die Weiber so nachliefen! Er war ein glänzender Reiter und in allen Künsten, die einem jungen Kavalier zustehen, außerordentlich beschlagen. Er verstand sich auf Pferde wie ein Roßkamm und auf Weiber, wie keiner. Die ihm einmal gefiel, die war gemacht, um die riß man sich. Im übrigen war er von einer köstlichen Unbildung, von einer naiven und unbesieglichen Frische. Er genoß, wie das nur ein unverkümmerter und gedankenloser Rassemensch kann, und erhielt sich so immer springkräftig.

So ging natürlich heidenmäßig viel Geld auf. Da langte keine Apanage, und was die zahlreichen Tanten bekümmert und dennoch innerlich stolz auf den prächtigen Tollkopf zuschossen, das hielt auch nicht lange. Es gab keinen Wucherer in der Wiener Stadt, der nicht schon mit Poldi Kirchnegger zu tun gehabt hätte. Kein Geschäft war ihm zu gewagt, wenn er wieder mal Geld brauchte. Und er trieb's mit Humor. So trug er einmal eine gedörrte Pflaume als Uhrraubhängsel. Das war damals gewesen, da er zweitausend Sack bosnische Zwetschken erstanden hatte, um sie einem Mittelsmann des hilfreichen Menschen um ein Viertel des Kaufpreises weiter zu geben, weil er doch wissen wollte, wie diese Dinger eigentlich aussehen, an denen man so heidenmäßig viel Geld verliert.

Ein andermal besaß er einen Park von Lokomotiven, hinreichend, um eine ganz stattliche Bahn zweiter Güte auszu-

Digitized by Google

zurüsten. Auch eine Gemäldegalerie, — die schönsten Namen waren in ihr vertreten — mußte er sich einmal anlegen, dessen Kunstbegeisterung im Grunde nicht über die Freude an „lebenden Bildern" hinausreichte. Es ist nämlich der Wucher bei uns strengstens verboten und mit harten Strafen bedacht, wer aber bosnische Zwetschken oder Lokomotiven oder echte Rembrandts zu fünfhundert Gulden das Stück an sich bringt, um sie, selbst ohne sie gesehen zu haben, vom Besitze unbefriedigt, tunlichst rasch wieder loszubringen, der hat gekauft und verkauft, also ein ganz unanfechtbares Geschäft gemacht, das sich für den Vermittler freilich gut auszahlt, ohne ihm auch nur des mindesten Gefahr oder Einbuße an bürgerlichen Ehren zu drohen.

Eben damals war er aber gründlich verliebt, statt sich wie sonst nur lieben zu lassen.

Geschmack hatte der Poldi Kirchnegger immer gehabt. Das lag im Blut. Und so war denn auch diesmal gegen seine Herzensdame gewiß nichts einzuwenden.

Sie war Schauspielerin. Und sie hätte sogar Talent gehabt, wäre sie vor den mannigfachen Zerstreuungen und Versuchungen ihres Lebens nur dazu gekommen, etwas zu lernen.

So gab's gelegentliche Erfolge, nach denen die Kenner bedauerten, daß solche Anlagen hier nicht richtig gelenkt oder entwickelt würden, daß die kleine Doris im Grunde ein wunderhübsches Schaustück war und blieb.

Sie verstand dieses Bedauern vielleicht nicht einmal. Ihr ging es doch glänzend. Man umschwärmte sie und warb um sie, und es gab keinen Wunsch, den sie sich hätte versagen müssen. Das war doch zu hübsch eingerichtet.

Und man konnte sich gar keine süßere Geliebte ausdenken. Sie hatte keine Launen und sie war niemals muckisch. Und hübscher als sie konnte ein Weib überhaupt nicht sein. Voll Anmut, voll Liebenswürdigkeit: erfüllt vom Lebenshunger derer, denen nur ein kurzes Wandeln im Licht gegönnt ist. Es leuchtete in ihren sanften, braunen Augen, die fast zu groß und zu feucht von Schimmer waren.

Wie ein Kind, so gutmütig ist sie gewesen. Und selbst in ihrem Leichtsinn war etwas kindlich Gutmütiges. Sie ließ sich gerne beschenken, hatte natürlich eine große Freude an Schmuck. Das ließ ihr so gut. Damit allein aber war sie nicht zu gewinnen. Ihr Herz mußte auch dabei sein. Und den Schmuck, mit dem sie gestern einer übereifrig bedacht hatte, den gab sie ihm, wenn er in Verlegenheiten war, morgen wieder — ihm oder dem anderen, der ihr über Nacht lieber geworden war.

Es gab damals kein schöneres Paar, als diese zwei. Alle fanden das, und man tuschelte, wenn sie erschienen: Er dreist, sicher und kraftvoll: sie schlank und mit einer leisen und schüchternen Fülle, ganz mädchenhaft und mit so kleinen Händen, daß man garnicht verstand, wie sie so großes Geld vertun konnten. Denn was Geld sei, davon hatte die Doris so wenig einen Begriff wie nur möglich, und über ihre Zukunft machte sie sich denn auch nicht mehr Gedanken, als ein gut gehaltenes Kind.

Und so verbrachten sie denn eine allerliebste, freilich auch eine sündteure Zeit. Und dem Poldi gefiel sie immer besser, je länger er sie kannte, wie unterhaltlich und wie voll reizender Einfälle sie war. Was man in seinen Kreisen am meisten fürchtet, die Langweile, das gab es mit ihr niemals. Und sie sprach ganz vortrefflich französisch; und sie konnte sich benehmen, ganz Dame, um ihren Uebermut insgeheim austollen zu lassen; und sie spielte sehr hübsch Klavier und sang Couplets, daß alles hellauf und lustig wurde. Kurz — das Gerücht tauchte auf, der Poldi Kirchnegger hätte der Doris das Heiraten in aller Form versprochen.

Das machte kein kleines Aufsehen. Das größte natürlich im Palais Kirchnegger in der Strohgasse.

Dorten kannte man nur zwei Begriffe, nach denen das ganze Leben geregelt werden mußte: standesgemäß und standeswidrig. Es war durchaus standesgemäß, daß der Poldi die Doris aushielt. Denn sie war eine ganz dicke Person. Er vertat freilich mehr mit ihr als notwendig, aber das war nun einmal in der Regel so. Höchst standeswidrig aber war es, daß er sie zur Gräfin Kirchnegger machen wollte. Das war ein Unglück und unbedingt zu hintertreiben.

Wie aber? Denn der Junge war höchst bockbeinig und drohte mit allerhand Geheimnisvollem, das an sich standeswidrig ist. Und so wurde denn in der Strohgasse ein Familienrat um den anderen unter Beziehung von Anwälten und von „Geschäftsfreunden" des Poldi gehalten und so viele Stiftsdamen reisten damals zwischen Prag und Wien, daß ganz ernsthaft an die Einlegung eines neuen Schnellzuges zwischen diesen beiden Städten gedacht wurde. Natürlich — sehr beschleunigt und nur mit Wagen erster Klasse.

Ergebnis: der Poldi hatte die Wahl. Er m u ß t e quittieren und sich zu einem Onkel, der im Ruf tiefer wirtschaftlicher Kenntnisse stand, in's Slawonische begeben, um sich da in der agronomischen Wissenschaft zu vervollkommnen. Er umschrieb das respektlos, um die Mistfuhren laden zu lernen. Oder: er d u r f t e eine Weltreise machen. Ein halbes Jahr und neue Eindrücke, das würde wohl genügen ihn die Doris vergessen zu lassen. Natürlich eine standesgemäße Weltreise, entsprechend ausgedehnt und mit der Verpflichtung, sich an jeder Station beim Konsul vorzustellen, einen erschöpfenden Bericht über seine Eindrücke an die Seinigen zu verfassen und ihn der Sicherheit halber vom Vertreter der Monarchie ordnungsmäßig beglaubigen zu lassen.

Da war nichts zu machen. Der Poldi Kirchnegger geriet in eine schöne Raserei und zerschmiß an seinem Burschen ein ziemliches Geschirr. Doris lassen? „Ewig nicht!" oder wie er sich der Sicherheit halber ausdrückte: „Noch lange nicht!" Quartieren und im Slawonischen Stulpenstiefel tragen? Fiel ihm nicht ein! Eine Weltreise machen? Zu fad, wenn man so gar keinen Wissensdurst oder Beruf zum Reiseschriftsteller in sich empfand . . .

Poldi Kirchnegger bewies, daß ein junger Aristokrat noch heutigen Tages für eine große Liebe jeden Opfers fähig ist. Denn er dachte nach; er studierte mit Nutzen und Ernst allerhand Reisehandbücher, und er saß bis in die tiefen Nächte hinein wach, nicht aber in schon sehr fescher Gesellschaft, vielmehr in seinem Kämmerlein einsam und schrieb . . .

* * *

So reiste denn der kleine Tyrnauer ins Blaue und immer Blauere hinein, wie im Wunder immer neuen Wundern entgegen.

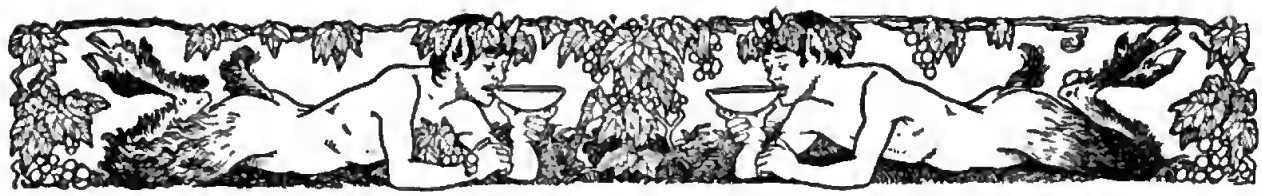
Er erfüllte seine Aufträge pünktlich — sie waren am Ende nicht so verwickelt oder schwer zu behalten — fand sich immer besser und sicherer in seine Rolle.

Hatte er seine Pflichtbesuche gemacht, den einen oder die mehreren Briefe, nachdem ihm der Dauer des Aufenthaltes gemäß vorbestimmt war, der Post übergeben, so genoß er und sah mit gewitzten und immer schärferen Augen.

Aber mit steigendem Schrecken gedacht' er der notwendigen Heimkehr, wann der Märchenglanz, der mit eins in sein Leben eingebrochen war, wieder verrinnen mußte und nichts übrig blieb, als der überflüssigste kleine Beamte einer großen Bank, dem man seine Entbehrlichkeit für mindestens ein volles halbes Jahr amtlich bescheinigt. So empfing er, wie einer, der davon für den Rest seines Lebens wird zehren müssen.

Hochgräfliche Eltern erhielten mit jeder fälligen Post die erwünschten Berichte des Majoratserben und freuten sich innigligh mit ihnen und mit ihrer eigenen Klugheit. Es kostete — gut; aber es konnte unmöglich ganz ohne Wirkung bleiben. Erstaunlich übrigens, wie gut der Junge schreiben konnte. Auch die Tanten Stiftsdamen, die doch öfters zu Büchern kamen, fanden das, und es sei doch eigentlich ganz schade, daß er niemals hatte lernen wollen, und die Briefe gefielen auch jener jungen Dame gar sehr, die sich nichts Besseres wünschte, als einmal Herrin auf Kirchenegg zu sein.

Digitized by Google



Inzwischen erging es der Doris und dem Poldi Kirchnegger eben auch nicht übel.

Es war ihm noch von der für die Weltreise bestimmten Summe ein ganz hübsches Stück Geld übrig geblieben, denn so viel als ihm ausgesetzt war, kam seinem Stellvertreter doch nicht zu.

Damit mußte nun vernünftig gewirtschaftet werden. Und zwar wurde zunächst eine Villa in Neulenghach gemietet. Das ist eine halbe Stunde Schnellzug von Wien; recht hübsch gelegen, und es kommt dennoch niemals ein Mensch dahin.

Da nisteten sie sich nun ganz behaglich ein. Und es war wieder niedlich, welche Talente zur Hausfrau die kleine Zigeunerin, die Doris, entfalten konnte, wie heimlich unordentlich sie alles einzurichten wußte, welche Würde sie entfaltete. Sie hatte halt Begabung für jede Rolle.

Man war auch nicht gar zu viel allein. Denn sie mußte in Sicht bleiben, sonst hätte man Verdacht geschöpft und Nachforschungen eingeleitet, die leicht zu verdrießlichem Ende, wohl gar zur Aufdeckung des gesamten Schwindels führen konnten. So machte sie denn ihre Proben mit und besorgte ihre Einkäufe; erschien sogar beim Derby, wo sie doch nicht gut fehlen konnte, und bei dem man den Poldi Kirchnegger sehr vermißte. Sie gewann sogar ganz erheblich dabei, die allerliebste Wetterhexe, die in allem Glück hatte, das sie unternahm.

Fuhr sie nach der Vorstellung heim, dann erwartete er sie, den Rockkragen unmenschlich hochgestellt, immer im tiefsten Schatten, damit ihn ja niemand erkenne, schon in Hütteldorf oder mindestens auf dem Bahnhof. Das waren Fahrten, gewürzt durch eine nicht gerade tödliche, aber immerhin ernsthafte Gefahr, kurze Wanderungen voll unsinnigen Reizes. Denn er war noch knabenhaft jung genug, um dies Versteckenspielen als etwas Köstliches zu empfinden und auszugenießen, und Doris hatte Sinn dafür wie für jedes Abenteuer. An theaterfreien Tagen aber gehörte man einander ganz.

Manchmal kam ein ganz sicherer Kamerad zu Gast.

Das gab dann intime Mahlzeiten, so hübsch, ach so hübsch! Die sich nicht selten zu kleinen Gelagen auswuchsen, belebt durch die unerschöpfliche Laune der Doris, durch ihre Einfälle, durch ihre flackernde und unbesiegliche Lebensfreudigkeit.

Der so etwas mitmachen durfte, der vergaß es nicht leicht wieder und beneidete den Poldi Kirchnegger um den Geniestreich, den hinter dem guten Jungen eigentlich niemand gesucht hätte, und um das unverschämte Schwein, das er dabei gehabt hatte und ja selbstverständlich und mit dem Recht des Besitzers genoß.

Und ja verging ihnen in diesem versteckten und vergessenen, rings von Buchen umzogenen Winkel des Wienerwaldes ein Frühling, wie sie noch keinen verlebt zu haben vermeinten. Er drängte ihnen blühend und freudig entgegen. Weite Ritte ins Grüne, sich verlierend in Schluchten, dahin sprengend durch schöne Kesseltäler, an deren Rand sich schon die blauen und feierlichen Alpen emportürmten.

Der kleinen Doris, als Stadt- und Theaterkind, war alles neu, alles eine Ueberraschung. Von einer himmlischen Unwissenheit war sie in diesen Stücken, und er konnt' ihr immer wieder was erklären oder aufzeigen. Auch dies ein Vergnügen. Denn wo hatte sie bisher ihren Sommer verbracht? In Ischl oder in anderen Orten, wo die Natur und die gute Luft eigentlich nur Vorwand für ganz was anderes sind. Und so verging denn auch ein gutes Teil der Ferien vollkommen nach Wunsch. Und es war im Grunde erstaunlich, wie billig der Spaß kam.

Der Sommer wollte endigen, und die Herbstregen begannen. Wieder nahm Doris ihre täglichen Fahrten in die Stadt auf und wieder brachte sie die neckischesten Geschichten mit, so voll von Feinheiten und Bezügen, daß sie eigentlich nur die Eingeweihten zu würdigen wußten, und erzählte sie mit ihrem ganzen Uebermut und ihrer ganzen Schelmerei. Der Poldi aber hörte sie nur mit halbem Ohr, und konnte ihnen nicht mehr so ganz gerecht werden. Denn er fühlte sich ausgeschlossen aus einer Sphäre, in der er vordem gern geatmet, und nur durch eine Mittelsperson Anteil daran zu haben, das konnte ihm auf die Dauer denn doch nicht genügen.

So nahe war er an Wien mit seinen tausend Vergnügungen! Und er sollte so gar nichts davon haben, sich herummopsen und in den traurigen Nebel blicken, der zu Morgen und Abend pünktlich aufkroch und brodelte!

Er langweilte sich gründlich. Und alle Künste der kleinen Doris vermochten nichts gegen das fatale Gefühl, an der Schwelle aller Freuden zu sitzen und von ihnen geschieden zu sein. Er beneidete jeden seiner Kameraden; den kleinen Tyrnauer — höchst standeswidrig für Poldi Kirchnegger! — beneidete er, der immer neues sah und genoß — für sein Geld überdies, während er die kleine Doris dazu schon auswendig kannte.

Sie spielte freilich ein paar Stückchen mehr als die anderen! Im Grunde aber waren sie immer dieselben, und dabei entdeckte er etwas in sich, wofür er niemals Anlage zu besitzen vermeinte. Er wurde eifersüchtig, eifersüchtig auf jeden seiner Kollegen, von dem sie erzählte, auf jeden aus seinem Kreise, dem sie begegnet war.

An sich war der Aufenthalt in der Villa, die denn doch nur für den Sommer gebaut und gedacht war, nicht eben behaglich. Er wurde durch solche Auseinandersetzungen nicht gerade erquicklicher. Die Fahrten durch den Herbstnebel bekamen der kleinen Doris schlecht, sie begann zu hüsteln, und die Abende, an denen sie nicht spielen mußte, waren so endlos lang! Sie war daran nicht gewohnt, nicht geneigt, ihm immer eine Rechenschaft über sich und ihr Tun einzuräumen, verstand garnicht recht, mit welchem Fug man derlei von ihr forderte.

Es kam zu sehr häßlichen Auftritten. Die vertrug sie garnicht, und sie waren das schlechteste Mittel, sie wieder zu gewinnen. Der Poldi Kirchnegger wußte das wohl und ärgerte sich über sich. Aber er war zu ungezügelt, um sich beherrschen zu können, und aus lauter Gift und Galle vergaß er sich immer wieder und ließ sich hinreißen.

Eines Tages war die kleine Doris verschwunden. Ohne Sang und Klang und ohne jeden Abschied. Sie war nun emmal keine Freundin davon. Poldi Kirchnegger aber blieb ganz allein und hatte Gelegenheit, sich in zwei feinen Künsten, in der Musik und in der Mathematik, zu vervollkommnen: er blies nämlich Trübsal und zählte Tage.

So trafen zwei große Ereignisse zusammen; der kleine Tyrnauer kam von seiner Weltreise zurück und ließ sich weidlich bestaunen, Poldi Kirchnegger tauchte wieder auf, und allenthalben, wo einer sich dafür interessierte, wurde es bekannt, daß er mit der Doris vollkommen zerstritten und entschlossen sei, sich demnächst standesgemäß zu verheiraten. Die hochgräflichen Eltern aber freuten sich nicht wenig darüber und über ihren weisen und so ganz geglückten Plan. Es gibt eben nichts, das so bildet und einen schlummernden Charakter weckt wie eine Reise.

Auch der kleine Tyrnauer hatte seinen Beruf wieder aufgenommen. Er ist, weil er viel gesehen hat, ganz gut gelitten und kommt hübsch langsam vorwärts in seiner, bald hätte ich geschrieben auf seiner Bank. Auch er ist verheiratet, und sein Speisezimmer ist phantastisch mit Erinnerungen an seine Weltreise dekoriert und sieht garnicht aus wie das eines kleinen Beamten, und es hört sich an wie der Eingang eines Märchens oder wie eine unerhörte Aufschneiderei, wenn er beginnt: „Da ich Gast des Maharatscha von Lahore war . . ." Und es ist dennoch wahr — das Märchen seines Lebens, von dem man nun nach ja vielen Jahren wohl sprechen darf, da es recht märchenhaft allen zum Heile geriet.

Wien. J. J. David.

Digitized by Google

Ludwig von Sybel: Gedanken eines Vaters zur Gymnasialsache. Marburg. R. G. Elwertsche Buchhandlung.

Der Professor für klassische Archäologie an der Universität Marburg, L. von Sybel, der sich durch Spezialschriften auf dem Gebiete der Archäologie, wie z. B. seinen Katalog der Skulpturen zu Athen, und durch zusammenfassende Arbeiten, wie die Weltgeschichte der Kunst im Altertum, welche kürzlich in zweiter Auflage erschienen ist, einen geachteten Namen unter seinen Fachgenossen erworben hat, hat den Abgang seines Sohnes vom Gymnasium, „das er glatt durchlaufen hat", zum Anlaß genommen, seine Gedanken und Erwägungen über Zustände und Aufgaben und Ziele des humanistischen Gymnasiums, die ihm während der Schulzeit seines Sohnes praktisch, und infolge des gleichzeitig in Preußen geführten großen Streites über die Gymnasialbildung theoretisch entgegengetreten sind, in einer Broschüre niederzulegen, deren Lektüre wir allen, welche sich für die höhere Bildung und Kultur unseres Volkes interessieren, sehr empfehlen möchten. Dadurch, daß diese „Gedanken" aus dem praktischen Leben herausgewachsen sind, hat ihre Aussprache einen lebendigeren Ausdruck gewonnen, als es derartigen Schriften sonst eigen zu sein pflegt. Sie hat aber auch einen praktischen Zug bekommen, bleibt nicht auf den Höhen der Theorie stehen, sondern läßt sich auch auf die Aeußerlichkeiten des Gymnasialwesens ein. Sybel handelt in sechs Kapiteln von „wichtigen Nebensachen". Was er darunter versteht, mag gleich der Titel des ersten Abschnitts andeuten: „Kleidung und Frühstück. Fußfrei, halsfrei. Der Ranzen. Milch. Die Halle." In vier Kapiteln spricht er von der „Sache": „Griechisch und Lateinisch. Kunst. — Deutsch und Geschichte. — Weltgeschichte. Naturkunde und Mathematik. Biologie und Erdkunde. — Religion und Philosophie." Man sieht, es ist ein großes Thema, über das sich hier der Vater eines Abiturienten ausspricht. Das kann nicht nach allen Seiten hin erschöpfend auf 64 Seiten geschehen. Aber alle wichtigen Fragen der heutigen Gymnasialpädagogik werden doch gestreift und durch die klare, bestimmte, lebendige und knappe Fassung, die der Verfasser seinen Gedanken zu geben gewußt hat, uns nicht nur zum klaren Bewußtsein gebracht, sondern auch die Sache gefördert. Sybel tritt natürlich nicht nur für das humanistische Gymnasium, wie es bestanden hat, ein, sondern möchte es noch, sozusagen, humanistischer machen, als es war, indem er sich für die Bevorzugung des griechischen Unterrichts vor dem lateinischen lebhaft ausspricht. Das sagt der Schlußsatz, im weitesten Sinne gefaßt, deutlich genug: „Ceterum censeo: Die Römer haben uns unterworfen, die Griechen werden uns frei machen." — Natürlich wird Sybel auf vielfachen Widerspruch stoßen. Die Schulmänner, welche für ihre Schüler, die ohne volle Kenntnis der klassischen Sprachen blieben, jetzt die volle Berechtigung zu Universitätsstudien erstritten haben, — was weder Sybel noch Referent irgendwie bedauert, vielmehr begrüßt, — fangen schon an die Existenzberechtigung des humanistischen Gymnasiums zu bestreiten, und die Schulen, auf denen die Ueberlegenheit unserer deutschen Wissenschaft und Kultur zum guten Teil beruht, als unnütz und gefährlich hinzustellen. Ich will diesen Männern nicht die Wahrhaftigkeit ihrer Ermunziationen absprechen. Es wiederholt sich aber hier nur die schon so oft gemachte Erfahrung: zuerst kämpft man nur um Gleichberechtigung und Freiheit, hat man diese wohl oder übel erreicht, so sucht man die Errungenschaften sofort zur Unterdrückung anderer Richtungen und Ueberzeugungen zu mißbrauchen.

O. B.

Die hamburgischen Bürgermeister Kirchenpauer, Petersen, Versmann. Beiträge zur deutschen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts von Adolf Wohlwill. Hamburg. Otto Meißners Verlag 1903.

Die Namen der drei hamburgischen Bürgermeister, die hier vereint erscheinen, sind den Spalten der „Nation" nicht fremd. Mögen die Leser dieser Zeitschrift nunmehr von der jüngsten Arbeit des ausgezeichneten Hamburger Historikers Kenntnis nehmen, unter dessen Händen sich die drei biographischen Skizzen zu einem Gesamtbild von eigenartigem Reiz vereinigt haben. Der leichte Fluß der Darstellung erinnert an die ursprüngliche Form der Vorträge, die in der Aula des Hamburger Johanneums gehalten worden sind. Die Benutzung des Hamburger Staatsarchives und privater Aufzeichnungen ermöglicht die Erweiterung unserer Kenntnisse durch urkundliche Aufschlüsse. Dies hatte sich schon in der 1900 von Wohlwill veröffentlichten Biographie Petersens gezeigt. Hier, wo es sich um die Verfolgung der drei Lebensläufe handelt, gelingt es ihm vorzüglich, den Zusammenhang der Geschichte Hamburgs mit der deutschen Gesamtgeschichte vor Augen zu stellen. Die Einheitsbewegung der Jahre 1848 und 1849, der Krieg von 1866 und die Gründung des norddeutschen Bundes, die Erreichung des Deutschen Reiches und der Zollanschluß: das sind gleichsam die Stichworte, die diesen Zusammenhang bezeichnen. Es läßt sich denken, daß namentlich in den letzten Abschnitten auf das Verhalten Bismarcks ein scharfes Licht fällt. Was die drei Bürgermeister selbst betrifft, so wird die Verschiedenheit ihrer Anlagen und Charaktereigenschaften durch den Nachweis ihrer gemeinsamen Leistungen keineswegs verdunkelt. Mitunter, so z. B. bei dem Vergleich des vielseitigen Kirchenpauer mit einem „der Koryphäen der süddeutschen Reichsstädte im Zeitalter der Reformation" wirkt ein kurzes, glücklich gefundenes Wort mehr als lange Ausführungen es hätten tun können. Im ganzen gilt von allen dreien, was der Verfasser am Schluß seiner Darstellung sagt: „Der Losung des Dichters gemäß sammelten sie im kleinsten Punkte die höchste Kraft. Auch das Kleine vollbrachten sie mit großem Sinne. Nicht selten jedoch waren sie veranlaßt, ihren Blick in die Weite zu richten und ihre Kraft großen und bedeutenden Aufgaben zu widmen. Dann erschienen sie so recht als Repräsentanten hanseatischer Sinnesart. Sicher hat ihr Wirken nicht wenig dazu beigetragen, daß hansisches Wesen in Deutschland aufs neue zur Anerkennung gelangt und der beste Teil der hansischen Traditionen Gemeingut des gesamten deutschen Volkes geworden ist."

A. St.

Egon H. Straßburger und J. Trojan: Guck in die Welt! Gedichte und Erzählungen für die Kleinen, mit farbigen und schwarzen Bildern namhafter Künstler. Eßlingen und München, J. F. Schreiber. 3d S. kl. 4°.

Bei nahezu vollendeter künstlerischer Ausstattung bringt dies für den nächsten Weihnachtstisch bestimmte Kinderbuch eine Reihe anmutiger und wohlgelungener Gedichtchen, die den kleinen Herrschaften, denen die hübsche Gabe zugedacht ist, sicherlich bald vertraut werden. Ob dies auch bei den Erzählungen in Prosa der Fall sein wird, bleibe dahingestellt. Für eine sehr bemessene Auffassungsfähigkeit berechnet, sind sie im ganzen doch etwas zu nüchtern geraten, und bei der längsten von ihnen, „Wichtelmännchen-Geschichte" überschrieben, wird man ein wenig mehr Phantasie wünschen, die bei reichlicher Anwendung das hier zweifellos störende Ausklingen in einen Mißton verhütet haben würde. Um so dankenswerter sind die metrischen Beiträge, unter denen die reizenden Ringelreime „Im Mai", sowie das hübsche „Drachenlied", das niedliche „Sommerfreude" und das sinnige „Rühe mich nicht an" nicht leicht an Wohlklang und Liedlichkeit übertroffen werden dürften.

—l—m—n.

Briefkasten.

Buchschmuck der „Nation". Unsere Umfrage in voriger Nummer hat erfreulich viele Leserinnen und Leser zur Einsendung von Gutachten veranlaßt. Die Wagschale scheint sich bis jetzt zugunsten der Beibehaltung des Schmuckes zu neigen. Unsere Entscheidung wird aber noch einige Zeit aussetzen müssen, bis eine noch größere Anzahl von Antwortkarten eingelaufen ist. Wer also noch im Rückstande sein sollte, wird gebeten, nun bald seine Meinung uns kund zu tun!

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 13. Berlin, den 28. Dezember 1903. 21. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108. Postzeitungs-Katalog für 1903 Nummer 5430.

Der Weihnachtsfeiertage wegen gelangt diese Nummer zwei Tage früher zur Ausgabe.

Politische Wochenübersicht.

Die Sozialistendebatte gelegentlich der ersten Lesung des Etats im Reichstage beschäftigt die öffentliche Diskussion noch immer lebhaft. Der Aufruf des Reichskanzlers an alle bürgerlichen Parteien, sich zu gemeinsamem Kampfe gegen die Sozialdemokratie zusammenzuschließen, findet durchaus nicht überall Anklang. Die jahrzehntealten, traurigen Erfahrungen mit der Politik der Sammlung sind allerdings auch wenig geeignet, Vertrauen in die neue Kanzlerparole zu setzen. Führende liberale Zeitungen Süddeutschlands, wie die „Münchener Neuesten Nachrichten", bekennen offen, daß sie „als Liberale in der Wahrung der edelsten Kulturgüter, der Freiheit der Wissenschaft, der Kunst, der Geistesbildung, der Menschenwürde, der Kraft der Persönlichkeiten in den Sozialdemokraten auch heute noch bessere Bundesgenossen sehen, als in den finsteren Mächten der Reaktion und des Zentrums". „Wir Liberalen suchen aus freien Stücken solche Bundesgenossen nicht, aber wo man uns zwingt, können wir nicht anders. Wir müßten unsere Vergangenheit und Zukunft gleichermaßen verleugnen, wenn wir in der Bekämpfung der Sozialdemokratie unter allen Umständen die höchste Aufgabe des Liberalismus erblicken wollten." An diesem vernünftigen Standpunkt, den auch weite Kreise des Liberalismus in Norddeutschland teilen, wird die neueste Regierungsmaßnahme nichts ändern, die die Massenverbreitung der Bülowschen Sozialistenreden „im Auszug" anordnet. Man wird sich die Geschichte einiges Geld kosten lassen und damit doch nicht an jene Kreise herankommen, auf die man in erster Linie wirken will.

Die frohe Weihnachtsbotschaft mit ihren Friedensklängen hat in Crimmitschau die Erbitterung der um den Zehnstundentag kämpfenden Arbeiter nur gesteigert, und wiederum sind es die Behörden gewesen, die Oel ins Feuer gegossen haben. Sie haben nämlich die geplanten großen Bescherungsversammlungen verboten und dadurch den Arbeitslosen die Möglichkeit genommen, sich mit ihren Familienangehörigen gemeinsam der Weihnachtsgaben zu freuen, die ihnen die Solidarität ihrer Arbeiterkollegen in ganz Deutschland beschert hat. Ob die Behörden garnicht an die Wirkung ihrer Verfügungen denken? Sie erreichen doch mit ihnen nicht einmal den äußeren Erfolg der Versammlungshintertreibung und Entmutigung. Denn die Streikenden gehen nunmehr „ins Ausland", nach dem nahegelegenen Altenburgischen und halten dort ihre Weihnachtsversammlungen ab. Aber mehr als Tausend von ihnen sind jetzt aus der Kirche ausgetreten, die keine Hand gerührt hat, um die Feier des Weihnachtsfestes der Arbeiterschaft in Crimmitschau zu ermöglichen. Ihre Glocken werden trotzdem läuten: Friede auf Erden!

Der Kampf selbst kann noch lange dauern. Die Streikunterstützung der Arbeiter ist angeblich bis Mitte Februar sichergestellt. Die Arbeitgeber, die bis jetzt einen Produktionsausfall von 11½ Millionen Mark beklagen und nach eigenen Angaben ganz ungenügende Aushilfskräfte zur Verfügung haben, sind fest entschlossen, unter allen Umständen durchzuhalten, „wenn es sein muß, jahrelang"! Allerdings werden sie von auswärts jetzt mehr als früher unterstützt. Auch der Zentralverband deutscher Industrieller, hat offiziell seine Unterstützung zugesagt. Aber selbst wenn die Geldmittel aus diesen Kreisen noch reichlicher flössen und den augenblicklichen Ausfall der Crimmitschauer Fabrikanten vollständig deckten, so würden sie doch nicht den Abfall der Kundschaft und damit künftigen dauernden Schaden wett machen, den Crimmitschau auf dem Textilmarkte erleidet.

Interessante Urteile über die deutsche Sozialdemokratie und die innere Lage in Deutschland fällt Jaurès der begabteste und kenntnisreichste Führer der französischen Sozialdemokratie, in der „Petite Republique":

„Indem der Reichskanzler unter dem Beifall der Mehrheit erklärte, daß kein Sozialist Staatsbeamter werden könne, schloß er drei Millionen Menschen von der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten aus. Eine Partei, welche durch Gewalt exkommunizirt ist, kann nicht von der Teilnahme an der Staatsgewalt reden. Die deutsche Sozialistenpartei kann nicht einmal mit Klarheit ihre politischen Pläne und Zukunftsabsichten ausdrücken. Sie kann, aber auch das nur mit Vorsicht, ihre theoretische Vorliebe für die Republik markieren. Aber sie kann nicht unzweideutig erklären, daß sie nur unter einem republikanischen Regime die Lenung der Geschäfte übernehmen würde; denn damit würde sie die Gefahren des Augenblicks und die Schwierigkeiten des Kampfes noch erhöhen und schließlich kann sie selbst nicht wissen, ob sie nicht als Uebergangsform ein demokratisch umgestaltetes Kaisertum annehmen muß. Noch weniger kann der Sozialismus sich jetzt schon bereit erklären, mit dem Kaisertum zu regieren; denn das wäre eine Unterwerfung im Augenblick, wo der Staat mit dem Waffenkampf droht. Aus diesen Widersprüchen erklärt sich manche Verlegenheit in Bebels Reden, dessen in Einzelheiten sich verlierende Kritik im Mißverhältnis zu der kolossalen Offenbarung der sozialdemokratischen Stärke bei den letzten Wahlen steht."

Neben diesen Ausführungen ist die scharfe Zurechtweisung besonders bemerkenswert, die Jaurès seinen deutschen Parteigenossen wegen ihrer ewigen Angriffe auf Millerand zuteil werden läßt:

„Niemals wurde soviel von Millerand gesprochen wie im Reichstag. Wenn Bülow nicht von ihm sprach, so tat es Bebel, und wenn Bebel es nicht tat, so sprach Bülow von ihm. Vielleicht würden die deutschen Sozialisten klug handeln, der in dieser Richtung so schwierigen Kontroverse aus dem Wege zu gehen, in welcher sie sich immer mehr verwirren. Die Frage ist nicht, ob Bebel rinst Millerand werden möchte, oder ob Bülow einst Millerand werden könnte. *Für die deutschen Sozialisten kommt es nur darauf an, zu wissen, ob sie ein Regime erobern können, welches die Stellung der Frage überhaupt zuläßt.* Alle diese Probleme wollen wir gern mit den deutschen Sozialisten diskutieren, sobald sie für sich selbst gegeben sind. Bis dahin mögen sie uns mit dem *intoleranten Dogmatismus* verschonen und mit ihren Dissertationen, welche sich noch im Stadium der *Schulübungen* befinden."

Man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, daß die deutsche Sozialdemokratie weit einflußreicher und mächtiger als heute dastehen würde, wenn sie ihre Taktik den Ratschlägen eines Jaurès entsprechend eingerichtet hätte. Es ist deshalb nur zu wünschen, daß seine Worte nicht ungehört verhallen.

Das Drama von Kischinew hat durch den offiziellen Prozeß gegen die Mordbrenner ein Nachspiel bekommen, das an trauriger Enthüllung von Rechtsbeugung und schmachvoller Vergewaltigung der Gesetze kaum der Hauptaktion nachsteht. Die blutige Mitschuld der russischen Behörden an den Metzeleien von Kischinew ist zwar gerichtsmäßig festgestellt und Militär und Polizeiverwaltung in ihrer ganzen Erbärmlichkeit vor aller Welt bloßgestellt worden, aber hier lagen auch die Tatsachen so offenkundig am Tage, daß es aller Vertuschungskunst von Richtern, Staatsanwälten und Zeugen unmöglich war, zu beschönigen. Insgesamt ist aber die Gerichtsverhandlung so parteiisch geführt worden, daß die Anwälte der als Nebenkläger zugelassenen Juden sämtlich ihr Amt mit Protest niederlegten, und die Entlastungszeugen überhaupt kaum gehört wurden. Zu der Schande von Kischinew noch der Hohn auf die russische Gerichtsbarkeit: Das ist ein Kulturbild von abstoßender Widerwärtigkeit!

* * *

„Liberaler" Revisionismus.

Mit der Einsicht in die Unzulänglichkeit bestehender Parteiformeln verknüpft sich Grund und Ursache dessen, was man im heutigen politischen Jargon „Revisionismus" zu nennen pflegt. Die Tendenz zum Dogmatisieren, zum Festlegen der Anhänger auf bestimmte Glaubenssätze besteht in der Politik wie in der Kirche. Nur tritt in der Politik, bei der es sich um diese Welt handelt, das Bedürfnis zu einer Revision der Glaubenssätze öfter und rascher hervor als in der Kirche, deren Hauptdomäne das Ueberstnnliche ist. In keiner politischen Partei war die Neigung zur dogmatischen Festlegung der Anhänger so ausgebildet wie in der Sozialdemokratie. Und doch hat es nicht lange gedauert, bis der Revisionismus seinen Einzug hielt. Die Ketzer, die sich vermaßen, an den heiligen Büchern der Partei, insbesondere an Marx' „Kapital", Kritik zu üben, wurden behandelt wie Tempelschänder. Die Schriftgelehrten des Marxismus stürzten sich auf sie, und auf den Parteitagen wurde des öfteren fürchterliche Musterung gehalten. Aber der Revisionismus war nicht umzubringen, und gerade, daß er nicht umzubringen war, zeigt, wie viel Lebenskraft in der ganzen Partei steckt. Trotz allen Dogmenfanatismus bricht immer aufs neue die Einsicht durch, daß die Partei ein höheres Ziel zu verfolgen hat, als den dialektischen Finessen des Propheten Marx gerecht zu werden, nämlich das Ziel, der Arbeiterklasse einen wachsenden Anteil an der realen politischen Macht zu erkämpfen. Dies Ziel tritt den Massen von Jahr zu Jahr klarer vor die Augen, während es denselben Massen von Jahr zu Jahr gleichgültiger wird, ob dies Ziel im Wege des orthodoxen Kollektivismus oder auf einem andern Wege erreicht wird — wenn man ihm überhaupt nur näherkommt.

Ein revisionistisches Bedürfnis besteht für den Liberalismus in gleicher Weise wie für die Sozialdemokratie, vielleicht sogar in einem höheren Grade. Der Liberalismus ist eingekeilt zwischen Reaktion und Sozialdemokratie. Die Reaktion weigert sich, die vollen Konsequenzen aus der großen wirtschaftlichen Revolution unseres Zeitalters zu ziehen. Die alten Machthaber wollen nicht freiwillig abdanken. Man ist allerdings wohl oder übel bereit, gewisse Konzessionen den neuen Trägern wirtschaftlicher Macht zu gewähren. Aber den Löwenanteil der politischen Macht sucht man mit allen Mitteln zu behaupten, und unter diesen Mitteln ist keins, das so wirksam wäre wie die Vertiefung des Gegensatzes zwischen den kapitalistischen Interessen und den Interessen der Arbeiter. Die seit Jahrzehnten andauernde Schwächung des Liberalismus ist in letzter Linie darauf zurückzuführen, daß die liberalen Parteien die ihnen durch die wirtschaftliche Entwicklung vorgeschriebene Stellung auf der Seite der aufstrebenden Volksschichten nicht resolut genug eingenommen haben. Ihr Ziel mußte sein, die alten reaktionären Mächte allmählich zu deposseidieren und die geistigen und wirtschaftlichen Hauptträger unseres modernen Verkehrslebens an deren Stelle zu bringen. Das konnte aber mit Erfolg nur geschehen, wenn man die aufstrebenden Arbeitermassen in ihrem politischen Emanzipationskampfe konsequent unterstützte und so eine politische Interessengemeinschaft herstellte, die den Sieg über die reaktionären Parteien verbürgte. Statt dessen haben sich die Liberalen von den Arbeitern abdrängen lassen und sind heute tatsächlich eine Pufferpartei geworden, die von beiden Seiten ihre Püffe bekommt, aber niemals ausschlaggebend ist, weil sie bisher weder die Geschlossenheit noch die Entschlossenheit besitzt, um sich nachdrücklich auf die eine oder die andere Seite zu schlagen. Daß der Liberalismus niemals zur Macht gelangen wird, wenn er diese schwankende Haltung beibehält, ist ebenso gewiß, wie es eine unbestrittene Tatsache ist, daß er infolge dieser schwankenden Haltung von Jahr zu Jahr an selbständiger politischer Bedeutung eingebüßt hat.

Jeder liberale Revisionismus muß an diese Tatsachen anknüpfen und klar und offen die Gewinnung wirklicher Macht als oberste politische Forderung aufstellen. Sobald der Liberalismus aber überhaupt erst wieder eine feste Stellung im politischen Leben einnimmt, kann sie nur auf der Seite der geistig und wirtschaftlich Aufwärtsstrebenden sein. Der Liberalismus ist ein Kind der modernen staatlichen Entwicklung. Ein Liberalismus, der sich dazu hergäbe, gegen die politische Emanzipation der unteren Volksschichten Front zu machen, hätte keine politische Existenzberechtigung mehr. Er wäre tatsächlich nur ein Hilfskorps der Reaktion. Die Ausführung der Idee einer Zusammenfassung aller sogenannten bürgerlichen Parteien einschließlich der Liberalen zum Kampfe gegen die in der Sozialdemokratie organisierten Arbeiter wäre in Wahrheit nichts anderes als die Verwandlung des Liberalismus in eine Stütze der Reaktion. Das Ziel des liberalen Revisionismus ist ein völlig entgegengesetztes: nämlich der Zusammenschluß aller wirklich liberalen Elemente, um auf diese Weise befähigt zu werden, zusammen mit den in der Sozialdemokratie politisch organisierten Arbeitern die reaktionäre Herrschaft zu zerbrechen und Deutschland auch politisch zu einem modernen Staatswesen zu machen.

Theodor Barth.

Digitized by Google

England, Rußland, Japan in Ostasien.

Die sogenannte ostasiatische Frage hat eine verzweifelte Aehnlichkeit mit dem berüchtigten Tiere, der Seeschlange, von dem einzelne vom Schicksal besonders begünstigte Menschen von Zeit zu Zeit ein mehr oder minder großes Stück zu sehen bekommen haben wollen; von dem aber die Mehrzahl nur spricht, um es achselzuckend zu anderen verbrauchten Märchen in die Ecke zu werfen, wo dergleichen Kram zu ruhen pflegt, bis er sich wieder einmal der Aufmerksamkeit aufdrängt. Das letztere ist in jüngster Zeit mit der ostasiatisch-mandschurisch-koreanischen Frage, — es würde nicht schwer sein, noch ein halbes Dutzend nationaler Bezeichnungen hinzuzufügen — so vielfach der Fall gewesen, daß es vielleicht nicht uninteressant sein dürfte, dem Wundertier, namentlich auch mit Bezug auf die Frage, woher des Weges und wohin, etwas gründlicher nachzuspüren. Wie bei allen solchen Geschöpfen geht der Ursprung bis in die älteste Zeit zurück, und es war eine japanische Kaiserin, die wahrscheinlich nie existiert hat, die einen Feldzug, der ebenso wahrscheinlich nie stattgefunden hat, gegen Korea unternommen haben soll. Das verhindert aber nicht, daß die kleinen japanischen Musmes noch heute, wenn sie sich in dem Zustand befinden, der eine Vermehrung der japanischen Bevölkerungszahl durch sie wahrscheinlich erscheinen läßt, sich ein rotes Band um den Leib binden, wie weiland Ihre Majestät Djingu mit dem Erfolge tat, ihre Entbindung um viele Monate, bis nach Beendigung des Krieges, hinauszuschieben. Von dieser fabelhaften Expedition datiert aber auch der Appetit Japans auf Korea und der Wunsch, seine Waffen jenseits des Meeres leuchten zu lassen. Letztere Krankheit ist wiederholt in höherem oder geringerem Maße zum Ausbruch gekommen. Der schlimmste Anfall fand in den letzten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts statt, und es bedurfte eines gewaltigen Blutlassens, um die Fieberhitze abzukühlen, die sich damals Japans, Koreas und Chinas bemächtigt hatte; der folgenreichste 1894, als Japan Korea aus chinesischen Händen befreite und sich selbst als seligen Erben an die Stelle des früheren Geschäftsinhabers zu setzen suchte. Wie es damals durch Rußland, Deutschland und Frankreich aus Leaotung hinauskomplimentiert wurde, ist bekannt. England hatte zur Zeit gerade einen heftigen Anfall von „splendid isolation" und unterließ es, seine ostasiatischen Interessen anders als dadurch wahrzunehmen, daß es den alten Freund und antirussischen Puffer, China, über Bord warf und für den neuen, Japan, nur Worte hatte, während Japan es versäumte, die Bedingung zu stellen, daß auch die drei Mächte ihre Finger von dem Kuchen lassen sollten, den man ihm nicht gönnen wollte. Das würde ihm, mit Hinsicht auf das Talent der russischen Diplomatie, unbequeme Abmachungen zu ignorieren, wahrscheinlich auch nicht viel genutzt haben, aber es hätte doch besser ausgesehen. Rußland benutzte die Gelegenheit zur Gründung einer russisch-chinesischen Eisenbahngesellschaft, in dem Sinne, daß China Rußland gestattete, mit russischem Geld, Ingenieuren und Material eine russische Eisenbahn durch chinesisch-mandschurisches Gebiet zu bauen und dort zu verwalten und militärisch zu schützen. Das Jahr 1898 brachte dann einen weiteren Fortschritt Rußlands durch die pachtweise Erwerbung Port Arthurs und Talienwans und der sich daran knüpfenden Verbindung dieser Plätze mit dem mandschurischen Teil der transsibirischen Bahn. Das Jahr 1899 endlich mit dem Boxeraufstande war eine unangenehme Ueberraschung für die russische Regierung, eine so unangenehme, daß man während einiger Zeit hinter ihr fremdnachbarliche Machenschaften suchen wollte; schließlich mußte man aber diesen nach jeder Richtung hin unbegründeten Argwohn fallen lassen. Daß die russischen Lokalbehörden im Grenzgebiet vollständig den Kopf verloren hatten und ihre, aber nur in ihrer Einbildung gefährdete, Lage durch Novaden und sonstige Niedermetzlungen unschuldiger und friedfertiger Chinesen im größten Stile zu sichern suchten, ist von der russischen Presse totgeschwiegen worden, wobei ihr die der zivilisierten Länder auf das willfährigste sekundierte; die russische Regierung aber benutzte die Gelegenheit, die ganze Mandschurei militärisch zu okkupieren und sich auch in dem Vertragshafen Niuchwang festzusetzen. Von deutscher Seite hatte man keinen Grund, weder einen politischen, militärischen oder kommerziellen, sich in diese Frage zu mengen, was man der englischen Regierung sofort offen und ehrlich erklärte, als sie versuchte, das 1900 getroffene sogenannte Yangtze-Abkommen, durch das die offene Türe für ganz China gewährleistet wurde, auf die Mandschurei auszudehnen. Um seine wirklichen oder anscheinenden Interessen in der Mandschurei zu schützen, vielleicht auch um Japan, das schon nach der Anerkennung als wenigstens asiatische Großmacht drängte, oder um dasselbe gegen Rußland auszuspielen — Motive und Gang der Verhandlungen sind noch nicht genügend aufgeklärt — schloß England am 30. Januar 1902 zu London einen Vertrag mit Japan, in dem im wesentlichen die Unabhängigkeit Chinas und Koreas anerkannt wurde, denen gegenüber beide Regierungen erklärten, keinerlei aggressive Absichten zu besitzen; gleichzeitig verpflichteten sie sich unter gewissen Bedingungen zu gegenseitiger Unterstützung. Lord Lansdowne bezeichnete in einem an den englischen Vertreter in Peking unter demselben Tage gerichteten Erlaß den Vertrag als eine Vorsichtsmaßregel für die Verteidigung wichtiger englischer Interessen, die nach keiner Richtung hin die gegenwärtige Stellung oder die legitimen Interessen anderer Mächte bedrohe. Rußland erwiderte diesen englisch-japanischen Vorstoß durch den Abschluß eines Abkommens mit Frankreich, am 20. März 1902, in dem die beiden Mächte ihre Uebereinstimmung mit dem von England and Japan ausgesprochenen Prinzip der Unabhängigkeit Chinas und Koreas erklärten, die dem Handel und der Industrie aller Mächte geöffnet bleiben müßten, und sich ebenfalls unter gegebenen Umständen, d. h. unter der Bedingung wie England und Japan, daß eine von ihnen gegen mehrere Mächte zu kämpfen hätte, gegenseitige Unterstützung zusicherten. — Von dem Schreiber dieser Zeilen ist nach dem Bekanntwerden der englisch-japanischen Abmachungen an dieser Stelle darauf hingewiesen worden, daß man unrecht tun würde, denselben irgend welchen praktischen Wert beizulegen, und der weitere Verlauf der Angelegenheit hat diese Auffassung durchaus bestätigt. China, das in der ganzen Frage nur die Rolle des Dulders gespielt hatte, war trotzdem bemüht gewesen, von Rußland die Rückgabe der Mandschurei zu erlangen, und das letztere hatte sich dazu unter Bedingungen bereit erklärt, die es politisch and industriell zum Herrn dieser Provinz oder richtiger der drei Provinzen, aus denen die Mandschurei besteht, gemacht haben würde. Chinesischerseits war man, trotz der Härte dieser Bedingungen, bereit, sie anzunehmen, da man in der Erledigung dieser Frage gewissermaßen den endlichen Abschluß der durch den Boxeraufstand hervorgerufenen Schwierigkeiten sah und die herrschende Familie ein gewisses dynastisches Interesse daran hatte, das Land ihres Ursprungs zurückzugewinnen. Hier setzte indessen englischer und japanischer Einfluß ein und wußte nach vieler Mühe die chinesische Regierung dazu zu bewegen, die russischen Bedingungen als unannehmbar zu bezeichnen und, wenn auch nicht auf der einfachen Räumung der Mandschurei, so doch auf der Rückgabe der letzteren unter milderen Bedingungen zu bestehen, womit sich Rußland nach weiteren Verhandlungen endlich mit der Maßgabe bereit erklärte, die Räumung der Mandschurei allmählich vorzunehmen and sie am 8. Oktober zu beginnen. Angriffe berittener mandschurischer Räuber, der Chuchunzen, auf die Eisenbahn wie auf russische Truppen, — die politischen Gegner Rußlands

Digitized by Google

wollen darin bestellte Arbeit sehen, — sind dann die Veranlassung gewesen, daß auch dieser Räumungstermin ergebnislos verstrich und die Frage heute so steht, wie sie vor dieser Festsetzung stand und Rußland, relata refero, auf seinen ersten Bedingungen, oder vielmehr noch auf verschärften besteht, wenn es die Mandschurei überhaupt räumen soll, wogegen sich gewichtige Stimmen zu erheben scheinen. Die Frage zwischen Rußland und China wird aber erst verständlich, wenn man die verschiedenen Nebenfragen berücksichtigt, — eine derselben, die japanische, ist inzwischen zur Hauptfrage geworden, die fortwährend in die Hauptverhandlungen hineingespielt und ihren Abschluß wesentlich verhindert haben dürfte.

Um mit einer dieser Nebenfragen zu beginnen, die aus dem weiteren Verlauf der asiatischen Frage als praktisch ausgeschaltet zu betrachten sein dürfte, so haben Verhandlungen zwischen den Vereinigten Staaten einer- und Rußland resp. China andererseits, sowohl zu einer Erklärung Rußlands, daß es nichts gegen die Eröffnung einiger Plätze für den fremden Handel in der Mandschurei einzuwenden haben werde und andererseits zu dem Abschluß eines Vertrages zwischen den Vereinigten Staaten und China geführt, in dem das letztere diese Eröffnung zugesteht. Die Zustimmung Rußlands wurde von der amerikanischen Presse und auch in dortigen politischen Kreisen als ein großer Erfolg des Staatssekretärs Hay gefeiert; seitdem haben die Ereignisse recht viel Wasser in diesen Wein geschüttet, und man ist in Washington zu der Ueberzeugung gekommen, daß wenig oder kein Verlaß auf russische Zusicherungen sei. Trotzdem bedurfte es kaum einer besonderen Erklärung, wie sie Zeitungsnachrichten zufolge auf eine japanische Anfrage erteilt worden sein soll, um die Ueberzeugung zu erwecken, daß die Vereinigten Staaten nicht daran denken, die ostasiatische Frage zum Ausgangspunkt einer kriegerischen oder auch nur einer ernsthaften diplomatischen Aktion zu machen. Von allen andern Gründen abgesehen, ist das Jahr einer Präsidentenwahl, und 1904 ist ein solches, durchaus keine zu einer solchen Aktion angetane Zeit, die zum mindesten den Nachteil haben würde, die Vereinigten Staaten in eine gemeinsame politische oder gar militärische Aktion mit einer europäischen oder asiatischen Macht zu verwickeln, wogegen man sich bis jetzt hartnäckig gesträubt hat.

Japans Lage ist eine viel kompliziertere, da bei ihm seine Beziehungen zu Korea in die mandschurische Frage hineinspielen, so wie seine Bemühungen, China für seine panasiatische Politik zu gewinnen, die von dem offiziellen Japan geleugnet werden können, aber trotzdem unzweifelhaft bestehen. Japan hat seinerzeit die ostasiatische Frage angeschnitten, um sich Koreas oder des maßgebenden Einflusses auf dasselbe zu bemächtigen, ehe die europäischen Mächte, besonders Rußland bereit und imstande seien, ihm diese Beute streitig zu machen. Es hat große Ausgaben für seine Armee und Flotte gemacht und befindet sich jetzt, mit erschöpften oder wenigstens recht geschwächten finanziellen Mitteln einem Gegner, Rußland, gegenüber, der gar keine Miene macht, ihm einen maßgebenden Einfluß auf die Entwicklung der Dinge in Ostasien zu gestatten. Das Volk, die Armee und die Flotte sind bereit, es auf einen Krieg mit Rußland ankommen zu lassen und drängen darauf, wie die Haltung eines großen Teils der Presse und der parlamentarischen Mehrheit beweisen. Das Mißtrauensvotum der letzteren hat die Regierung mit der Auflösung des Abgeordnetenhauses beantwortet, und von dem Drängen des Parlaments an das ruhigere Urteil der alten Herren appelliert, die das Shogunat gestürzt und das neue Japan ins Leben gerufen haben. Aber das alles sind nur Mittel, um Zeit zu gewinnen, und es läßt sich nicht verkennen, daß nicht nur die Regierung, sondern die Dynastie vor einer folgenschweren Entscheidung stehen. Ein Aufgeben des maßgebenden Einflusses in Korea, den Japan nicht besitzt, aber beansprucht, und ein dauerndes Zurückweichen vor Rußland könnte auch die Dynastie ernsthaft gefährden; man darf bei der Beurteilung der Frage nicht übersehen, daß die Ansicht, daß die Regierung der Taikuhus, das Bak'fu, den Fremden nicht energisch genug entgegenträte, sehr wesentlich zum Sturz desselben beigetragen hat, und daß der Mikado oder Tenno, wie er heute genannt wird, durch das Hervortreten aus der mystischen Zurückgezogenheit, in der er lebte, viel von dem Prestige eingebüßt hat, das man früher dem empereur fainéant als dem Nachkommen der Götter auf der Erde zollte. Ein dauerndes Zurückweichen Japans vor Rußland würde außerdem alle Chancen des ersteren in China zerstören und es für Jahrzehnte in die zweite Rolle in Ostasien zurückweisen, wo es doch die erste zu spielen beanspruchen möchte. Man wird daher nicht unrecht tun anzunehmen, daß es in der koreanischen Frage und vielleicht auch in der mandschurischen — es ist schwer festzustellen, wie weit Japan in der letzteren in seinen Zusicherungen China gegenüber gegangen ist — eine Grenze gibt, über die es nicht zurückweichen kann und wird. Darüber scheint sich auch Rußland klar zu sein, und man nimmt wohl nicht mit Unrecht an, daß seine hinhaltende Politik Japan gegenüber und sein Drängen in Peking von dem Gedanken eingegeben sind, an letzterem Platz ein fait accompli zu schaffen, das Japan zwingen würde, die mandschurische Frage aus seinem Programm zu streichen. Man kann schließlich auch in der Politik nicht königlicher als der König sein. In russischen Regierungskreisen scheinen sich endlich auch Bedenken über den Ausgang eines etwaigen Kriegs mit Japan bemerkbar zu machen. Die Vorbereitungen dafür sind lange nicht so weit gediehen, als man von russischer Seite anzugeben pflegt, und namentlich sind gar keine Docks und sonstigen Werke vorhanden, in denen eine russische Flotte ihre in einem Gefecht erlittenen Schäden ausbessern könnte. Der Ausgang eines Kriegs in Ostasien wird aber von der Herrschaft über die See abhängen; daran ändert auch das Vorhandensein der transsibirischen Bahn nichts, die ein energischer Gegner immer leicht Tausende von Kilometern vom Operationsgebiet entfernt zerstören kann. Der Krieg am Ausgange des 16. Jahrhunderts wurde trotz der Erfolge der Japaner auf dem Lande ebenso durch die Niederlage ihrer Flotte durch das vereinigte chinesisch-koreanische Geschwader entschieden wie die Seeschlacht am Yalu das Schicksal des Krieges 1894 besiegelte. Das wird man in Petersburg auch nicht übersehen haben. — Was endlich England anbetrifft, so scheint man sich dort nicht über den Einfluß klar zu sein, die ein weiterer, auch nur diplomatischer Erfolg Rußlands auf die politische Lage in ganz Asien haben müßte. Der alte Li Hung chang pflegte die englischen Konsuln und Diplomaten damit zu ärgern, daß er ihnen sagte, daß ihr ehrenwertes Land sich doch sehr vor Rußland fürchten müsse. Man hat sich englischerseits darüber damit zu trösten gesucht, daß Li von den Russen bestochen worden sei, und wenn Prinz Ching dem Drängen der Russen inbetreff der Bedingungen, unter denen dieselben die Mandschurei zurückzugeben bereit sind, nachgeben sollte, so wird man auch dafür wieder den russischen Rubel verantwortlich machen. In Persien aber, in Afghanistan und vielleicht sogar in Indien wird man den schlechten Witz des alten Li wiederholen, der dann vielleicht eine bittere Wahrheit werden könnte. In asiatischen Ländern mehr als irgendwo anders, spielt das Prestige eines Staats die Hauptrolle, und der Staat, der das seine verliert, wird schwer dafür zu büßen haben. Das scheint man in London immer wieder zu vergessen.

Weimar. M. v. Brandt.

Digitized by Google

Die ungarisch-österreichische Monarchie.

Die Verhältnisse in Ungarn beginnen sich zu bessern, seitdem Franz Kossuth seine Getreuen von der „parlamentarischen Revolution" zur normalen Opposition zurückführte. Wäre die Welt von Gerechtigkeit erfüllt, dann müßte dem Grafen Apponyi der Triumph des Sieges zuerkannt werden. Sein bekanntes Memorandum an den Ministerpräsidenten Szell wies der Opposition die Bahnen. Allein seinen Händen war das Banner entsunken, und da es das Oberhaupt der Unabhängigkeitspartei aufgriff und zu Erfolgen trug, erntet dieses, wo ein anderer gesäet hat. Ueber den Sohn des Landesgouverneurs der Revolutionsperiode sind vielfach falsche Vorstellungen verbreitet. Ludwig Kossuth stand im letzten, grellflammenden Abendrot einer versinkenden Glanzzeit, das die Enkel Arpads fälschlich für die Morgenröte einer neuen Ruhmesepoche hielten. Sein Sprosse lebt unter geänderten Verhältnissen. Der Kriegsplatz ist begrenzt, gekämpft wird im geschlossenen Parlamentssaale. Der alte Kossuth steht den Magyaren als kühner Stürmer vor Augen, während der junge ein kluger Evolutionist ist, der schrittweise das Ziel seines Vaters zu erreichen sucht und sich dabei der Mittel Deaks bedient. Deshalb sehen die Politiker Ungarns nichts von der Größe des einstigen Volksführers an ihm, sie verkleinern ihn, weil sie haben möchten, daß der Franz ganz Ludwig Kossuth sei. Dieser aber tritt mehr in den Barabas, Lengyels, Polonyis zutage. Für das Ausland ergibt sich jedoch daraus keine Veranlassung, vom Standpunkte praktischer Politik und Tatsachenwertung aus das nationale Verdienst des Führers der Unabhängigkeitspartei um die letzten magyarischen Errungenschaften und um den Friedensschluß in elfter Stunde zu schmälern.

Napoleon III. fand ein vortreffliches Wort, das zur richtigen Beurteilung der ungarländischen Helden aller Zeitläufte dient. Ihm wurde der Verkehr mit den Rebellen des Karpathenreiches vorgeworfen; da ließ er zu seiner Rechtfertigung schreiben: „Die Ungarn sind keine Revolutionäre, sondern Patrioten." In der Tat: die Aufrührer im Stephansreiche wurden stets als Patrioten gefeiert, und die Patrioten waren bis auf wenige Ausnahmen immer Rebellen. Daher machte man sich während des einjährigen Schreckensregimes im Budapester Abgeordnetenhause vergebliche Hoffnung, daß die Magyaren die aufständischen Parlamentarier kaltsetzen würden. Jedes Blatt der ungarischen Geschichte erzählt von Kämpfen und Widerständen, die nichts anderes als Obstruktionen in verschiedenen Formen waren. Die nationalen Illusionen üben auf das Magyarentum Wunderwirkungen aus; sie unterwerfen sich die Stammesangehörigen mit Allgewalt und besitzen selbst die Kraft, aufrechte Charaktere zu brechen. 1859 veröffentlichte Eötvös ein Buch über die Garantien der Macht und Einheit des Habsburgerstaates, sah sich aber zum Widerruf gezwungen, als die Aussichten für die Selbständigkeit des Stefanreiches besser wurden. Das ist nur das Beispiel eines bedeutenden Staatsmannes, der unter der Wucht der nationalen Bewegung umfattelte; wie viel eher muß die Schwäche der heutigen, kleinen Epigonen begriffen werden.

Zum erstenmal erfochten die Enkel Arpads ganz aus eigener Kraft einen entscheidenden Sieg. Früher stand hinter ihnen der Türke, Franzose oder eine andere Macht, und auch noch Vilagos hätte die große Staatskunst Deaks allein kaum ausgereicht, den Wiener Hof mürbe zu machen. Die Intriguen der ungarischen Emigranten in Turin, London und Paris, die diplomatischen Verbindungen Kossuths, Klapkas, Telekys und Kiß jagten den Staatsmännern des Kaiserstaates tollen Schrecken ein. Dennoch ist der Erfolg der letzten parlamentarischen Kämpfe nach einer Richtung größer, als der aller vorhergehenden Waffentaten. Die österreichfeindlichen Kurutzen haben nunmehr die österreichfreundlichen Labanzen gänzlich aufgerieben, da die direkten Nachkommen der letzteren — die Mehrheitsabgeordneten — den Standpunkt der 1867er Verfassung aufgaben. Heute ist die traditionelle Zweiteilung im Lager der Magyaren geschwunden; der Geist Rakoczys lebt in allen Köpfen und berauscht die einen wie ordinärer Branntwein, die anderen wie französischer Champagner. In Ungarn gibt es jetzt wirklich keine Partei mehr, die das gegenwärtige Verhältnis mit Cisleithanien aufrecht zu erhalten sucht. An dieser Tatsache geht man in den offiziellen Kreisen Oesterreichs scheinbar achtlos vorüber. Mit der Naivität eines Kindes, das beim Brande des elterlichen Hauses die wilde Schönheit des Flammenspieles bewundert, verkündete Herr von Körber, in den Erklärungen des Grafen Tisza nichts Bedenkliches gefunden zu haben. Für den Staatslenker der westlichen Reichshälfte gibt es bloß eine Entschuldigung: das österreichische und ungarische Staatsrecht ist in seinen Wechselbeziehungen fast so verwickelt, wie es das geozentrische Weltensystem vor dem Erscheinen Kopernikus war. Damals rief ein Astronom verzweifelt aus, es sei leichter die Gestirne zu bewegen, als ihren Lauf zu begründen.

Die Spuren des Chlopyer Armeebefehls sind verweht. Cisleithanien hält zwar noch vorderhand an dem vollen Umfange der Hoheitsrechte des Monarchen fest, aber in Transleithanien wurde der Grundsatz anerkannt, daß alle Rechte — auch die Majestätsrechte — dem nationalen Willen entspringen, „welchem seit der Gründung des Königtums auch die Krone als integrierender Bestandteil angehört". In Ungarn ist die staatsrechtliche Geschichtswissenschaft zur dienenden Magd der Politik herabgesunken und gilt nur nach der 1903 umrevidierten, von der Unabhängigkeitspartei besorgten Ausgabe. Armer Deak, armer Graf Andrassy! Rasch sind die Autoritäten von einstmals durch die politischen Machthaber unserer Zeit verdunkelt worden. Anläßlich der Vereinbarung des Ausgleichstextes beanstandete Baron Hübner im Namen der österreichischen Regierung den Ausdruck: „Ungarisches Heer". Darauf schrieb Andrassy, das Hauptgewicht sei auf jenen Teil des Paragraphen (§ 11 G. A. XII 1867) zu legen, „der die prinzipielle Einheit des Heeres involviert, indem hierin nicht nur die einheitliche Leitung, sondern auch die Führung und innere Organisation des Heeres auf die unzweideutigste Art als dem Rechte Sr. Majestät zustehend anerkannt wird." Allein was nützt die Anrufung historischer Fakten und Absichten, sobald ihre Leugner die Gewalt haben, über sie hinweg zur Tagesordnung zu schreiten. Die Magyaren erwirkten für sich das Recht, auf Kosten Cisleithaniens nach und nach eine ungarländische Armee heranzubilden; sie sind mit ihrer Ingerenzforderung auf die Hoheitsrechte durchgedrungen. Die Ideale von 1848 nähern sich ihrer abermaligen Verwirklichung. Könnten die gefallenen Freiheitskämpfer des Sturmjahres aus den Gräbern emporsteigen, es würde ihnen die Genugtuung zuteil, daß vor ihren Prinzipien der greise Kaiser von Oesterreich, Oesterreich selbst und — nachdem die nationalen Rechte der Kroaten berücksichtigt werden sollen — neun Millionen eigener Landesbewohner kapitulieren mußten. Da die Fiktion der gemeinsamen Wehrmacht aufrecht erhalten wird, erstreckt sich der Einfluß des Budapester Parlaments auf das gesamte Reichsheer. Im Karpathenreiche wird man in Zukunft selbst über den österreichischen Teil der Armee indirekt Verfügungen treffen können. Die westliche Reichshälfte, auf der die Lasten des Gesamtstaates liegen, bleibt dagegen rechtlos. Würde es aber einmal dem österreichischen Reichsrate gelingen, die Errungenschaften Transleithaniens für sich auszunützen, dann müßte sofort das morsche Gebälk der militärischen „Gemeinsamkeit" zusammenfallen. Zwei Parlamente mit häufig auseinandergehenden Absichten können eben nicht auf einen Organismus einwirken. Zieht man einen schwachen Körper nach zwei verschiedenen Seiten, so wird er wahrscheinlich bald entzwei reißen. Dabei ist noch garnicht gesagt, wer dem ungarischen Abgeordnetenhause gegenüber für die Krone verantwortlich sein wird. Der gemeinsame Kriegsminister kann — wenn die Parität der Reichs-

Digitized by Google

teile auch bloß dem Scheine nach fortbestehen soll — nicht der einen Reichshälfte verantwortlich der anderen unverantwortlich sein. Es muß also befürchtet werden, daß der karpathenländische Landesverteidigungsminister zum Reichsoberkriegsminister avanciert. Dies wäre die neueste Phase des Dualismus.

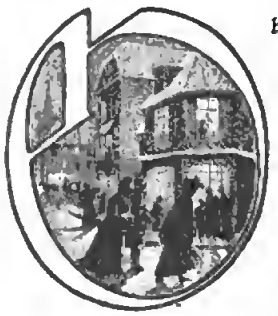
Unter dem fortwährenden Gezeter der Magyaren wurde das österreichisch-ungarische Reichsgebilde allmählich zum ungarisch-österreichischen Staate, in dem die beiden Teile einander nicht koordiniert sind, sondern der erste dem letzteren übergeordnet ist. Der Dualismus, wie ihn seine Schöpfer dachten, hat längst zu existieren aufgehört und ist heute nur der Deckmantel, unter dem das Stefansreich seine de facto eroberte Selbständigkeit zum Schaden Oesterreichs verbirgt. Dennoch sind die Enkel Arpads mit den gegebenen Verhältnissen unzufrieden; sie wollen auch ihre rechtliche Unabhängigkeit aufrichten. Die Magyaren schicken sich an, das Testament ihres Diktaters von 1848 zu vollstrecken, auf dem mit Flammenschrift die Worte stehen: Werdet selbständig, ganz frei von Wien! In Ungarn bewahrte sich bis heute das Magyarentum die Vorrechte seines Stammes, obwohl dadurch der letzte Rest jener „Liberalität" gegenüber den andern Völkern, die Ludwig Kossuth in England und Amerika als Ruhmestitel seiner Landsleute pries, verloren gegangen ist. Die Magyaren fühlen sich sicher und übersehen, wie nahe ihnen die Aktualität des großen nationalen Problems schon durch die bevorstehende Wahlrechtsreform gerückt wird. Sie geben sich noch immer dem Irrglauben hin, einen rein magyarischen Nationalstaat bilden zu können, während Ethnographie, Geographie und Geschichte einen Nationalitätenstaat verlangen. Stefan der Heilige stellte bereits zweifellos in besonderer Berücksichtigung der Beschaffenheit seines Reichs den Satz auf: ein Staatswesen, in dem eine Nationalität allein sich die Herrschaft anmaße, könne nur schwach sein. Die Enkel Arpads erstreben ihr einiges selbständiges Nationalkönigtum, da sie noch nicht wie Oesterreich eine Aera Taaffe hinter sich haben. Aber die Zeiten werden sich ändern.

In Cisleithanien, wo die Statistik die Vorteile einer Absonderung von den Ländern der Stefanskrone deutlich zeigt, könnte man eigentlich der Personalunion mit voller Gemütsruhe entgegengehen — hätte nicht auch Oesterreich eine allerdings schon brennende Völkerfrage. In der westlichen Hälfte der Monarchie wartet sie schon seit Jahrzehnten vergeblich auf eine Lösung, die bloß deshalb hinausgeschoben wird, weil man sich hütet, an dem Gebäude der Staatseinrichtungen den kleinsten Umbau vorzunehmen. Die Einsturzgefahr des dünnwändigen Nothaues liegt zu nahe. Die Angst vor der vielleicht notwendig werdenden Neuformung der gesamten Staatseinrichtungen verleitete die österreichischen Politiker bisher zur Tatsachenfälschung, daß der 1867er Ausgleich trotz der heftigen Stürme intakt geblieben sei. All die Demütigungen durch die Magyaren wurden willig getragen, nur um an dem Phantom hängen zu können, der Dualismus stehe fest, er enthebe die Staatsmänner der Sorge um die Lösung der Reichsfrage und der mit ihr aktuell werdenden großen und kleinen Nationalitäten- und Organisationsprobleme. Das ist der wahre Grund, der in Oesterreich behördlich geförderten Vortäuschung der in allen Stücken wohlerhaltenen Realunion. Dieser cisleithanischen Bequemlichkeitslüge zuliebe wird man den wirtschaftlichen Ausgleich mit Ungarn auf Grund des § 14 erledigen — die Magyaren werden schon zur Beruhigung ihres konstitutionellen Gewissens eine Formel ersinnen. Man will weitere zehn Jahre hindurch mit verschränkten Armen zusehen, damit es den guten Oesterreichern ja nicht eines Tages einfallen könne, gegen die „bessere Einsicht" der Regierung einen Absagebrief an Transleithanien zu schreiben.

Allein der Staatsmann denkt und politische Notwendigkeiten bestimmen. Die ungarischen Wirren lenkten wieder einmal die Blicke auf das Damoklesschwert der österreichisch-ungarischen und österreichischen und ungarischen Krise, das seit Jahren über den Köpfen schwebt. Das Gefühl der Unsicherheit läßt sich nicht mehr überwinden, ehe die reinliche Scheidung der zwei Staatshälften vorgenommen ist und die Verhältnisse der beiden Ländergruppen auf zweckmäßiger Basis neugeregelt werden. Die quacksalberischen Mittelchen scheinen gänzlich aufgebraucht; es hilft nichts, man wird bald Mittel versuchen und an die Lebensfrage des Habsburgerstaates mit offenen Augen herantreten müssen.

Wien. Rich. Charmatz.

Die Koalitionsfreiheit der Postunterbeamten.



Ohne Einspruch der Behörden wurde am 30. Januar 1898 in Berlin ein Verband der deutschen Post- und Telegraphen-Unterbeamtenvereine begründet. Im grundlegenden § 1 der Statuten hieß es von dem Verbande:

„Er hat den Zweck, in Gemeinschaft mit den Bezirks- und Ortsvereinen Königstreue, Vaterlandsliebe, Geselligkeit und Bildung zu pflegen, sowie den durch Unglück in Not geratenen Mitgliedern durch einmalige und ihren dereinstigen Witwen und Waisen durch laufende Unterstützungen die wirtschaftliche Lage zu verbessern, weil dies den einzelnen nicht gelingt, auch selbst in den Vereinen sich die Kräfte noch zersplittern.

Ein weiterer Zweck des Verbandes besteht noch darin, die Spezialversicherungen der Bezirks- und Ortsvereine als Sterbe- und Krankenkassen mit allen gesetzlichen Mitteln kräftig zu unterstützen, eine Kasse für Feuer- und Ueberschwemmungsgefahr durch besondere Satzungen zu errichten, Verträge mit Lieferanten abzuschließen sowie Unterrichtskurse und Vorträge zu veranstalten.

Man wird zugeben müssen, daß derartige Satzungen einem Verbande von Kriegervereinen alle Ehre machen würden. Selbst die skrupelvollste Verwaltung kann nichts daran auszusetzen haben, sie müßte gerade die Verbreitung von Bildung unter Unterbeamten als für den Staatszweck bedenklich ansehen.

Die absolute Harmlosigkeit der Satzungen hat den Verband nicht davor bewahrt, schon nach 3/4 Jahren vom Leben zum Tode befördert zu werden. Herr v. Podbielski, als Staatssekretär des Reichspostamts, blies ihm mittels Erlasses vom 25. Mai 1899 das Lebenslicht aus. In diesem Erlasse hieß es, Postunterbeamtenvereine dürften sich mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Verhältnisse in den einzelnen Bezirken und im Hinblick auf die Größe des Reichspostgebiets nicht über mehrere Oberpostdirektionsbezirke erstrecken. Außerdem wurde angeordnet, daß in die Vorstände oder sonst in leitende Stellungen nur noch im Dienst befindliche Beamte gewählt werden dürften.

Durch den Erlaß würde der Verband zwar nicht formell aufgelöst — dazu fehlte jede gesetzliche Handhabe —, aber materiell vernichtet. Welchen Grund hatte Herr v. Podbielski hierfür? Die Statuten konnten den Grund nicht darbieten, da sie nicht zahmer und loyaler hätten lauten können, wenn sie aus der Feder des Herrn Staatssekretärs selbst geflossen wären. Folglich müßte der Grund in der Tätigkeit des Verbandes liegen. Merkwürdigerweise führt nun der Erlaß nicht eine einzige Tatsache an, die die Verbandstätigkeit im Sinne der

Digitized by Google

Reichspostverwaltung hätte belasten können. Und als sich eine Deputation des Verbandes zu Herrn v. Podbielski begab, um das Anklagematerial kennen zu lernen, da stellte sich wirklich heraus, daß nichts, buchstäblich nichts gegen den Verband vorlag. Herr v. Podbielski hielt sich auch weiter nicht erst mit dem Versuche auf, Scheingründe geltend zu machen. Er wählte den bequemeren Weg der Drohung. „Wer nicht von Berlin nach Nimmersatt versetzt werden will, soll dem Vorstand des Verbandes fern bleiben."

Daraufhin löste sich der Verband auf. „Freiwillig" natürlich. So behauptete wenigstens Herr v. Podbielski. Selbst von Herrn Stöcker mußte er sich jedoch sagen lassen, daß man nur dem Zwang gefolgt sei, und daß den Mitgliedern der Verzicht auf ihren Verband ein großer Schmerz gewesen sei.

Natürlich wurde die Angelegenheit im Reichstag zur Sprache gebracht, von dem Abgeordneten Müller-Sagan und anderen. Aber man ging merkwürdig sänftiglich mit dem Herrn Staatssekretär um. Dabei gab er sich eine Blöße nach der anderen. Statt wenigstens zu versuchen, sein Verhalten mit Vernunftgründen zu rechtfertigen, beschränkte er sich darauf, den Verband zu verunglimpfen als eine „Stätte für Leute, die nichts zu tun hätten und doch Agitation trieben". Dabei hatte er noch die Naivetät, zu behaupten, er beschränke nicht die Koalitionsfreiheit, sondern sage nur, auf gesunder Basis solle sich gleich mit gleich zusammenfinden. Die Koalitionsfreiheit an sich hielt also auch er für etwas Selbstverständliches. Das haben ja auch immer alle Scharfmacher und Autokraten bis zum Freiherrn v. Stumm und zum Minister Budde hinauf getan. Sie erklärten stets das Koalitionsrecht nicht beschränken zu wollen; ihre Arbeiter und Beamten dürften sich koalieren. Sie wollten nur ihren Untergebenen vorschreiben, wie und wo sie sich zu koalieren haben. Daß dies „modifizierte" Koalitionsrecht überhaupt kein Koalitionsrecht im modernen Sinne, sondern gerade das Gegenteil davon ist, braucht an dieser Stelle nicht erst gesagt zu werden.

Der Erlaß vom 25. Mai 1899 blieb trotz der vom Reichstag daran geübten Kritik bestehen. Auch als Herrn v. Podbielskis Regime durch das des Herrn Kraetke abgelöst wurde, blieb alles beim alten. Noch am 14. Dezember d. J. hat die Oberpostdirektion Hamburg Veranlassung genommen, auf den Erlaß hinzuweisen.

Und dabei ist er von A bis Z unhaltbar. Nur aktive Beamte werden an der Spitze von Postbeamtenvereinen geduldet. Das heißt, man schließt alle die Leute aus, die Zeit und Unabhängigkeit genug haben, um große Vereinigungen wirklich erfolgreich zu verwalten. Man verbietet den Zusammenschluß der Postunterbeamten durch das ganze Reich und verhindert damit, daß sich eine wirklich leistungsfähige Organisation entwickle. Man motiviert dies Verbot mit der „Verschiedenheit der Verhältnisse". Lehrer und Geistliche, Hausbesitzer und Mieter, Arbeiter und Agrarier, alles organisiert sich durch das ganze Reich, trotz der „Verschiedenheit der Verhältnisse". Nur den Postunterbeamten soll es verwehrt sein.

Nur den Post u n t e r beamten! Die Post beamten dürfen einen großen Verband über das ganze Reich hin bilden. Der Verband der Post- und Telegraphenassistenten hat nach schweren Kämpfen, dank seines trefflichen Fachorgans, der „Deutschen Postzeitung", und dank der außerordentlich energischen Unterstützung durch den Reichstag sich sein Existenzrecht erkämpft. Ob der Postassistent in Nimmersatt oder in Forbach steht, er darf demselben Verbande angehören. Die „Verschiedenheit der Verhältnisse" tritt erst in dem Augenblick in Wirksamkeit, da die Briefträger von Nimmersatt mit denen von Forbach zusammen einem Verbande anzugehören wünschen.

Diese Verschiedenheit in der Beurteilung der Verhältnisse der mittleren Postbeamten und der Unterbeamten charakterisiert den Erlaß vom 25. Mai 1899 als einen Akt reiner Willkür. Man hat die Organisation der Postunterbeamten zerrieben, weil man sie zerreiben wollte. Stat pro ratione voluntas. Die Frage ist nur die, wie lange es sich der Reichstag noch gefallen lassen wird, daß man immer weiteren Schichten der Reichsbeamten ihr Vereinigungsrecht illusorisch macht. Es ist ja richtig, daß auch die preußischen Eisenbahner ihres freien Koalitionsrechtes beraubt sind. Aber schließlich kann man doch wohl erwarten, daß Beamte, die vor das Forum des Reichstages gehören, etwas rascher zu ihrem Rechte kommen als die Bedauernswerten, die von dem Dreiklassenparlamente ressortieren.

H. v. Gerlach.

Otto Ludwigs Spruchweisheit.

Aus Otto Ludwigs Nachlaß kommt ein schmales Brevier voll Lebenssprüche.*) Keine fröhliche Wissenschaft geben sie, auch keine Offenbarungsblitze zucken; man denkt bei diesen Sätzen an jenes Kontrastbild: Hebbel tigergleich die dramatische Beute in gewaltigem Satze anspringend, Otto Ludwig sie langsam zögernd bald von dieser, bald von jener Seite umschleichend. So umschleicht der Dichter hier sich, das Leben, die Menschen und die Kunst, widerwillig fast, aber doch unwiderstehlich gezwungen, geht er auf Raub, Wahrheit einzufangen; hin und her wendet er sie und wittert an ihr, was sie der gequälten Kreatur für Unmutsnahrung bieten könnte. Aus dieser Nahrung kommt dann ein gewisses Befriedigtsein über die Bestätigung, Erkenntnisruhe dämpft für Augenblicke das wirre Trübsal der Affekte, und der unausgesprochene Sinn des Ganzen ist wie ein Echo jener alten resigniert ökonomischen Weisheit: man muß versuchen m i t seinen Leiden zu leben.

* * *

Indirekte Spiegelung überwiegt, Otto Ludwig spricht fast nie von sich auf diesen Notizblättern. Er hält Distanz und verallgemeinert, aus dem Hintergrund aber schaut uns das von den Malen der Gedankenpassion zerfurchte Leidensantlitz des Dichters an, in dessen Innern eine zarte Phantasie, ein wahrhaft scheues Seelchen von dem Räderwerk eines demantscharfen Intellekts zerrieben wurde.

An der Schwäche des äußeren Lebens leidet er, und er wird sich peinlich klar über die Produktivität empfindlicher Temperamente, aus geringen Ursachen die kunstvollsten und verwickeltsten Verdrußkristallisationen zu erzeugen. Jene Kombinationen, die der Verfolgungswahnsphäre nicht zu fern stehen und die man oft bei Künstlern findet, umschreibt er mit einem gewissen Vergnügen an dem sauberen Gedankenpräparat: „wenn wir Ursachen haben, unzufrieden mit uns zu sein oder mit unserer Lage, dann läßt uns ein heimliches Selbstbedauern alles auf uns und unsere Lage beziehen, wir sind sinnreicher als je, gilt es, ein Verbindungsglied zwischen uns und Dingen zu finden, die wir sonst nicht bemerkt hätten, ja die wir uns oft erst erschaffen."

Einen interessanten Gegensatz zu einer Grillparzerstelle in den Tagebüchern bildet Otto Ludwigs Bemerkung über den Affekt. Er stellt den Normalsatz auf, daß der Affekt eine Tendenz zum Allgemeinen hat, daß er aus dem individuellen Erlebnis sich eine Universalbetrachtung züchtet, daß der Menschenhaß z. B. ein sozusagen „chronisch gewordener Affekt über einige wenige individuelle Erfahrungen" ist. Bei Grillparzer dagegen, der in der inneren Vorstellung viel stärker fühlend war, als m

*) Gedanken Otto Ludwigs. Verlegt bei Eugen Diederichs. 1903. Leipzig.

Digitized by Google

den äußeren Lebensbeziehungen, gestaltete es sich gerade umgekehrt. In ihm war a priori ein solcher Haß gegen das Imaginär „Schlechte, Widrige, Abgeschmackte", daß er nicht erst aus Einzelfällen zu verallgemeinern brauchte. Die Verallgemeinerung war gleich da, und von ihr kam er auf entgegengesetztem Wege zur Individualisierung. Er suchte sich „Grollträger", „Sündenböcke", er suchte die Einzelperson, die ihm sichtbarlich all das, was ihm zuwider war, darstellen, in der er die Menschheit hassen konnte. Er hatte „zur Mißbilligung des Schlechten an sich eine Leidenschaft gegen die Schlechten nötig".

* * *

Der immer spekulierende dramatische Rechner, der alle Dinge aus der Sphäre des dramatischen balancierenden Organismus ansieht, zeigt sich in einer Bemerkung, die fast wörtlich an eine Hebbelstelle in den Briefen erinnert. Beide betonen die theoretische Freude darüber, daß Leute der Umwelt nicht aus ihren Rollen fallen und ihren Charakter betont energisch durchführen, und beide sind sich einig, daß die Anschauungsbefriedigung an dem konsequent-charakteristischen Handeln größer sei als die Mißstimmung über das vielleicht unsympathische der Handlung an sich.

Und dem entspricht auch der Satz, daß jede Figur im Drama „wie ein Weltkörper" seinen besonderen Lauf haben müsse, dessen Gesetz ihre innerste Natur vorschreibt.

* * *

Ein scheues Streiflicht auf die Krisen des Schaffenden, der mit seinem Dämon zusammengekettet, eingesperrt ist, ohne sich in einen Winkel der Neutralität, auf eine harmlosere Ebene des Gleichmaßes retten zu können, wirft die Stelle, die das ständige in seiner Ordnung von Tag zu Tag schreitende Gewerbe als Wohltat preist. Und das „Malheur d'être poète" klingt erschütternd aus dem scheinbar ruhig erkenntnisklar hingeschriebenen Satz, daß solch Gewerbe „uns das Gegenüber mit unserem Inneren erspart und die Ordnung seines Fortschrittes regelnd und vermittelnd auf die inneren Zustände wirkt". Man erinnert sich dabei an jene so ergreifenden Briefe Anzengrubers aus seiner letzten Zeit, da er angstvoll in die innere träge Leere blickt, sich tot und stumpf und verendet fühlt, und mit traurigem Spaß schreibt: „ich bin ein armes Hundel, mir fallt nix ein." Und das Deprimierendste dieses Zustandes ist, daß er, der die Berufsfron sonst verabscheut, jetzt den Redaktionstag herbeisehnt, der ihn durch das bestimmte Pensum von dem „Gegenüber mit sich" für Stunden wenigstens erlöst.

* * *

Aus der Vita contemplativa Otto Ludwigs ergeben sich Erkenntnisse. „Der Handelnde ist jederzeit borniert, ist er es nicht, so wird er nicht zum Handeln kommen," sagt er, der Grübler, der es weiß. Und andererseits lockt ihn die andere Vorstellung eines für ihn unerreichbaren Wesens, er huldigt ihr wie einer herrlichen Göttin, zu deren Füßen er sich klein und elend beugt.

Er preist das Imposante der Leidenschaft, und divinatorisch über die gemeine Logik hinaus zu einer phantasiehöheren Auffassung steigert er seine Vorstellung: „die Leidenschaft gibt dem Menschen die ungeheuerliche Macht über ihn selbst, denn sie bringt in sein Tun und Denken jene grandiose Konsequenz, welche die Vernunft nach ihren eigenen sittlichen Forderungen bewirken sollte, aber nicht bewirkt".

Und im Vorstellungsenthusiasmus entzündet sich Otto Ludwig an dem Rhythmus des Krieges, potenziertes Leben träumt er, „im Kriege fliegt es wie ein Adler, im Frieden schleppt es am Boden fort wie eine Schlange". Die gleiche unfruchtbare Sehnsucht ist das, die Grabbe mit Schlacht- und Heldentum-Visionen spielen, und Barbey d'Aurévilly in aufschwungsarmer, nüchterner Zeit Momentimpulse, Attacken, Fanfaren, Eroberungsstürme auf dem Papiere malen ließ.

* * *

Otto Ludwig wandelt auf diesen Blättern den geheimnisvollen Weg, der nach innen führt und zu den schweren, dunklen Pforten der Vie intérieure leitet. Hier ist Eleusis und hier oder nirgends sind die Mysterien unseres Seins, die sich vollziehen, ohne daß unser Bewußtsein teil daran hat und an deren Toren wir ängstlich lauschend stehen, einen Schatten zu erhaschen von dem Schicksalsweben. Hellhörige und tiefer Schauende sind eingedrungen in dies Reich und haben sich einige Fußbreit erobert, ihre Beute brachten sie den anderen, Draußenharrenden als einen Schatz der Armen, — vordem Novalis, heute Maeterlinck.

Man denkt an sie, wenn man Otto Ludwigs Gedanken über das Jenseits der inneren Welt liest, das dem Menschen so fremd und unzugänglich ist, wie mythische Ferne, um das er ringen muß und von dem er doch immer nur Phantome erspähen kann. Auch Otto Ludwig ahnt den „vergrabenen Tempel" in uns, und führt alles auf uns selbst zurück. Von den Träumen raunt er

„tief
In uns liegt ein verborgener Sinn, der vorfühlt
Art und Gestalt noch ungeborener Zukunft
Und manches, was uns Traum erscheint, ist nur
Sein Schatten, den ein nahendes Geschick
In unserer Seele Spiegel wirft."

Wie Novalis sagte „Schicksal und Gemüt sind Namen eines Begriffes", wie Maeterlinck vom fruchtbaren Herzen sprach, das die äußeren Einflüsse unserem Wesen entsprechend umwertet, so verlegt auch Otto Ludwig alles Schicksals-Glück- und -Unglückwerden in uns. Das Aeußere ist nur Rohstoff, am Menschen liegt es, wozu er ihn formt. Der Mensch soll nicht sorgen, daß er in den Himmel, sondern, daß der Himmel in ihn komme. Nicht auf die tatsächlichen Ereignisse kommt es an, sondern auf das geistige Gewebe, das der, der sie erlebt, um sie spinnt. Und gleich Maeterlinck glaubt Otto Ludwig an die Steigerung und Ausbildung der inneren schicksalsprägenden Fähigkeiten, die Kraft geben, das, was begegnet, zum Glück zu machen.

Aber ein Bescheiden bleibt, wir wandeln doch im Dunkel und raten nur und deuten an schnell verschwindenden Zeichen herum: „alle unsere Ahnungen und Gefühle sind ein Echo; den bloßen Ton können wir nicht vernehmen und ertragen."

* * *

Von den subjektivischen Geheimnissen menschlichen Wesens weiß Otto Ludwig so manches; grüblerisch entdeckt er sich die Schliche, auf denen der Intellekt versucht des Unbewußten Herr zu werden, die Trugschlüsse, mit denen er sich die Illusionen der Eigenherrschaft und Selbsterkenntnis vortäuscht. Er trifft eine Wahrheit aus dem inneren Staatshaushalt, wenn er die „Ratsversammlung von Gründen und Gegengründen", die wir vor einer Entscheidung abhalten, als Komödie entlarvt: wir entschließen uns wohl nach den Gründen, aber „gewöhnlich hat unsere Neigung schon gehandelt, ehe der Verstand noch die Stimmen gezählt".

Neigung und Trieb erzeugen die Arrangements der Gründe, die dann scheinbar bestimmend werden und die Einbildung selbständigen Handelns erwecken, während die Handlung längst vor der „Ratsversammlung" latent beschlossene Sache war.

* * *

Ueber Wesenszwiespältigkeiten finden sich sichere Beobachtungen. Kundig wird jene Komplikation berührt, daß die Bemerkungen eines Menschen oft in scheinbarem Widerspruch

Digitized by Google

mit den ihn beherrschenden Leidenschaften stehen. Das Kapitel der getrennten, nebeneinander existierenden Provinzen im Wesen des Menschen wird hier gestreift, jenes Problem, daß das Bewußtsein von der einen Provinz auf die Vorgänge in der anderen sieht, sich wundert, sich scheut, sich ekelt. Die Fragen partieller Unverantwortlichkeit tauchen auf, der periodischen „Besessenheit" sonst durchaus urteilsfähiger Personen, die, wenn der Trieb „abreagiert" ist, ganz vernünftig, unabhängig und unbefangen ihn analysieren. „Momentane Freiheit in der Knechtschaft", nennt Otto Ludwig das, und der Menschendichter wittert die tragikomischen, die humoristischen Blitze, die aus ihr entstehen, das Lächeln im Weinen und umgekehrt, der Selbsthohn, das Selbstbelächeln, das Mitleid mit sich selber, gleichsam „des Freien in uns mit dem Bewältigten in uns".

* * *

Der immer mit dramatischer Distanz Sehende kommt auf die psychologische Haupterkenntnis vom „fruchtbaren Moment", von der für uns selbst und für die anderen wesensenthüllenden Macht der Situationen. Situationen entbinden, sie bringen die Eigenschaften ans Licht, Situationen sind die sichtlichen äußeren Darstellungen des inneren Wesens, durch sie wird es materialisiert. Darin muß also die offenbarende Kraft des Dramatikers liegen, solche Situationen herbeizuführen, die in die Gefühlswelt Flut bringen und das Verborgene, Unterirdische in Bewegung und Aufruhr setzen.

Von der „Gelegenheit" spricht Otto Ludwig auch; daß die Gelegenheit aus uns macht, was wir nie zu werden dachten. Aber nicht kurzsichtig wird die Gelegenheit etwa als äußere, uns bestimmende Macht angesehen, die Gelegenheit ist diesem Subjektivischen vielmehr nur das Auslösende, nur ein Erregungsfaktor für eine in uns vorhandene Disposition.

Ist der entsprechende Gegenstand nicht vorhanden, so bleibt die Gelegenheit ohnmächtig, unfruchtbar. Das ist der Sinn des Wortes: „Gelegenheit ist unsere Verräterin."

* * *

Einer der feinsten psychologischen Sätze von der Dunkelheit und Unbewußtheit der Lebenswege ist aus der weiblichen Gefühlssphäre: „Die Unschuld selbst wird an dem Weib zur Verräterin, sie muß sie schon verloren haben, um zu wissen, daß man sie verlieren und wie man sie schützen kann."

Der Satz ist das Motto zu einem bestimmten literarischen Stoffgebiet; Heinrich von Kleist hat es in der Marquise von O. nur gestreift, voll behandelt haben es Otto Ludwig selbst in seiner Novelle „Maria" (aus dem Nachlaß), aus der das Zitat stammt, und, was weniger bekannt sein dürfte, Barbey d'Aurévilly in der „Histoire sans nom".*). Zschokkes „Blaues Wunder" ist nur eine Variation des dankbaren Motivs auf das Platt-Lüsterne hin.

Um was es sich hier handelt, ist die Schwängerung einer Bewußtlosen; eine geheimnisvolle Empfängnis; die Gefühlsverwirrung eines Weibes, das Mutter wird, ohne wissend zu sein. So fassen Otto Ludwig und Barbey d'Aurévilly das Motiv, bei ihnen handelt es sich wirklich um Jungfrauen, die in völliger Unbewußtheit, in der intakten Virginität des Gefühls und Geistes Mutter werden. Kleist hat dadurch, daß er in seiner Novelle eine Witwe als Erlebende wählte, sich der feinsten psychologischen Möglichkeiten beraubt.

An der Lasthenia der „Histoire sans nom", wie an der Maria erfüllt sich die Wahrheit, daß man die Unschuld verloren haben muß, um zu wissen, daß man sie verlieren kann. Sie haben sie beide unter dem Schatten des Unbewußtseins, im deckenden Schlaf des Somnambulismus verloren. Sie wissen nichts von diesem Verlust, darum sind sie im Gefühl unschuldig geblieben und begreifen nicht, was mit ihnen vorgeht; das Physisch-Verräterische ist ihrem Verstehen ganz entrückt, und sie können nicht fassen, was die Menschen von ihnen wollen. Eine sublime, rein mit psychologischen Mitteln behandelte Paraphrase der unbefleckten Empfängnis ist das.

Der französische Romantiker sucht dabei mehr die Atmosphäre und Stimmung des Unheimlich-Rätselvollen zu verdichten, er ballt die Finsternis eines bergeüberlasteten, düsteren Schlosses, in dem das Leben stockt und die Nacht Verbrechen zeugt, zu einem flackernden Phantasiestück voll düsterer Koloristik. Das Malerische und das Fabulierende, die alte romanische Novelle mit pittoresken Lichtern aufgehellt, ist sein künstlerisches Ziel. Der Deutsche aber hält sich ganz auf das Psychologische gerichtet.

Die Gefühlsverwirrung, das Durcheinander widerspruchsvollen, inneren Getriebes ist sein Thema, und er führt aus, wie allmählich die Kinderpsyche in dem weib- und muttergewordenen Körper der physischen Entwicklung folgt:

„eine wundersam gemischte Empfindung — sie fühlte sich durch etwas in ihrem Tiefsten aufgeregt, was ihr Gefühl ebenso verletzte, als es ihr Verlangen reizte, trieb sie vom Stuhl zum Fenster, vom Fenster auf den Stuhl zurück. Sie flüchtete zu ihrem Kinde. Sie mühte sich etwas anderes zu denken; vergebens. Jener Gedanke kehrte immer wieder zurück und verlor allmählich das Erschreckende. Bald empfand sie es nur noch wie ein süßes Grauen, und so gab es jener Vorstellung nur doppelten Reiz, indem es die Neugier weckte, warum und wovor sie doch eigentlich sich grauen müßte. Und wenn sie nun das Kind ansah, kam es ihr so märchenhaft vor, daß sie Mutter und doch Mädchen die Wonnen so gar nicht kannte, deren Frucht das ‚kleine Leben sein sollte'. . . ."

* * *

Otto Ludwigs Denkfäden spinnen sich immer in die künstlerische Werkstatt hinüber. In der Kunst fühlt er die Ueberwindung der menschlichen Gebundenheit; der Abhängige, Gefesselte wird in glücklicher Stunde der überschauende Weltenlenker, der Schicksale fügt und über das Aeußere und Engpersönliche hinaus wächst zum Herrn der Welt. Stolze Münze prägt er für dieses Gefühl; das in Trümmer geschlagene Leben baut der Künstler wieder auf, den zerstückelten Menschen bindet er mit Sebastian Bachscher Schöpfungsharmonie. Und als höchsten Seelengenuß am Kunstwerk verkündet er die gesteigerte Höhenaussicht über das Leben. Statt mit unsern engen Organen schauen wir mit dem weiteren Gesicht des Künstlers, er trägt uns für Momente auf Gipfel, auf die „Regenbogenbrücke", „auf die Abhänge eines andern Sternes": „wo wir nur einen kleinen Fleck überschauen konnten, beherrschen wir nun ein ganzes Reich".

Aber neben solchen berauschenden Vorstellungen, die den Dichter in seinen gnadenreichsten Momenten zeigen, kennt Otto Ludwig alle Depressionen und Krisen. Er beschreibt die Gefahren des Lebens in der Einbildung, jene Zwischenexistenz, die so unheimlich aus Grillparzers Tagebüchern uns ansieht, die in Ibsens Epilog „Wenn wir Toten erwachen" vorwurfschwer den Mund auftut und vom Verbrechen des Künstlers am Leben spricht, die in Hofmannsthals Dichten im Bild des in der Phantasie lebenden und vom Tod als Gläubiger des Lebens gemahnten Toren auftaucht und immer wiederkehrt, das ungelebte Leben klagend.

Otto Ludwig spricht von der Phantasie, die Sättigung nicht aufkommen läßt, weil sie ihre Gerichte immer noch schmackhafter würzen kann; neben ihr und ihren „Paradis artificiels" wird die Wirklichkeit immer farbloser und mangelhafter und das Ungenügen daran immer stärker. Woraus dann die völlige Schwächung und Verwirrung kommt, „daß solchen die Menschen und die sittlichen Verhältnisse nur ein Material für ihre Träume werden".

Die Erbitterung der tiefen Künstler gegen die Sprache, die geliebte, umworbene und ewig enttäuschende, sie kennt Otto Ludwig auch. Er weiß die schmerzliche Erfahrung, daß

*) Unter dem Titel „Finsternis" in einer deutschen aparten Bibliophilenausgabe bei Julius Bard erschienen.

Digitized by Google

auf dem Weg vom Kopf zum Papier das beste verloren geht; er kennt das trügerische Komödiantenwesen der Worte und entlarvt ihr schillerndes unbeständiges Wesen; „Heuchler und Schmeichler" nennt er sie, die mit der Laune des Lesers wechseln, und er fühlt tief das Beredte des Schweigens:

Wenn stumm das Herz ist, macht das Wort sich breit,
Wo Herz und Herz sich um das Höchste fragen,
Wird deiner Sprache reiche Armut stumm.

Ueber die Form klagt Otto Ludwig, daß die Deutschen kein plastisches Versmaß haben, kein freies, den Stoff umfließendes, wie „ein Flor schöne Formen", und er grollt über das Klappen der Reime, „worin die Gedanken sich fangen, wie Mäuse in der Falle".

Der Grüblerische, der immer eng umzäunt vom Dickicht der Reflexionen ist, träumt von einem schrankenlosen, befreiten Schweben, gedankenentbunden, von einem Klang und Duft gewordenen Gefühl, von einer „unmittelbaren" Poesie, er denkt sie sich als „Fixierung des Spiels der Phantasie, wie es Gedanken- und Gefühlsfolgen begleitet". Was Otto Ludwig hier ahnend andeutet, haben die Romantiker versucht („denn Gedanken stehn zu fern"), und Mallarmé, André Ghide, Maeterlinck in den „Serres chaudes" gaben Gedichte gewissermaßen nur als Aetherschwingungen, als Oszillationen von Tönen, Bildern, losgelöst von der bindenden Kontrolle des Intellekts.

* * *

Ein Garten der Erkenntnis ist dies Buch; Lichtungen öffnen sich und zeigen Hoffnungsfernen; aber die Wege leiten nicht dahin und führen immer wieder in verstricktes Dornendickicht, und schließlich verlieren sie sich im Dunkel: „Wir hoffen auf Schatten, wir leben von Schatten, wir fürchten uns vor Schatten . . ." le malheur d'être poète

Felix Poppenberg.

Aus Chambéry.

Eine französische Provinzstadt am heißen Sommertag! Meint man doch die Mittagsstille auf lautlosen Sohlen vor sich herschleichen zu sehen, wie sie mit ihren müden, schweren Flügeln die geraden Straßen, die sonnglühenden Plätze von Menschen leerkehrt. Als wir von der hochgelegenen Landstraße her in das Tal der Leisse hinunterfuhren, in dem sich Chambéry angebaut hat, da lag es förmlich wie eine Wolke von Dunst und Schweigen über der Stadt, der Rauch des eben zum Montcenis vorübergegangenen Zuges hing unbeweglich in der stehenden, brütenden Luft. Und in der Stille sprachen, da wir die Stadt betraten, nur die Denkmäler mit vernehmlicher Stimme von dem Leben, das hier war und ist.

Obwohl Savoyen eigentlich erst seit 1859 zu Frankreich gehört, da der König von Italien dieses sein Stammland, als Dank für den Beistand im Krieg gegen Oesterreich, an Napoleon III. abtreten mußte, obwohl noch heute in der Sprache des Volks hier sich italienische Elemente mit französischen mischen, scheint die Stadt sich ganz und mit Freuden französisch zu fühlen. Als ein Zeichen dessen steht auf einem kleinen Platze, die bescheidenen niedrigen Häuser weit überragend, eine mächtige Frauengestalt, überlebensgroß, stolz und kühn, die leidenschaftlich die Fahne Frankreichs sich an die Brust preßt. Dieses schöne Werk des Pariser Bildhauers Falguière ward zur hundertjährigen Wiederkehr des Tages errichtet, an dem Savoyen 1792, in der Revolutionszeit schon einmal, wenngleich nur vorübergehend, französisch geworden war.

Ein paar Schritte weiter blickt von der Spitze einer steinernen Säule, kaum deutlich erkennbar in dem flimmernden Sonnenduft, der General Boigne zu uns herab. General Boigne ist ein Sohn der Stadt, und einer, der seines hohen Standortes wohl würdig ist, — hat er doch seine in Indien erworbenen Millionen seiner Vaterstadt hinterlassen. Aus den vier Seiten des mit Waffen und Trophäen gezierten Unterbaues der Säule treten vier mächtige Elefanten hervor, als Anspielung auf den indischen Reichtum, und ergießen aus ihren gewaltigen Bronzerüsseln Wasserstrahlen in vier halbrunde Brunnenbecken. Ein Monument, das vielleicht nicht allen Regeln der Schönheit entspricht, denn die Riesentiere ragen nur zur Hälfte heraus, bleiben mit halbem Leibe noch in der weißmarmornen Säule stecken. Mit seiner originellen Silhouette aber prägt sich dieses Elefantendenkmal desto fester ins Gedächtnis.

Von der Boignesäule geradeaus geht eine Straße durch die ganze Länge der Stadt zu dem Schloßplatz, über dem die alte Burg der Herzöge von Savoyen auf grünbewaldeter Terrasse ragt. Breite Stufen führen hinauf und auf halber Höhe der Treppe steht abermals ein Denkmal, zwei Stadtsöhnen gewidmet, Brüdern und Dichtern, den Grafen de Maistre. Auf ihrem weißen Marmorsockel heben sich die beiden Gestalten, in der Kleidung vom Anfang des 19. Jahrhunderts, malerisch ab von dem Massiv der dunkelgrünen Laubbäume dahinter. Der jüngere Bruder Xavier blickt mit einer anmutig leichten Bewegung bewundernd zu dem älteren hinauf. Und dieses Hinaufblicken und diese Anmut sind charakteristisch für ihn. Den Traditionen ihres alten Adels gemäß, sind die beiden Grafensöhne aus Chambéry Royalisten gewesen, Feinde der Revolution und Napoleons. Da Savoyen französisch wurde, wollten sie lieber ihrer Heimat entsagen, als ihren Ueberzeugungen, und haben sich nach Rußland geflüchtet. Während aber der ältere, Joseph, der Gelehrte, in seinen Schriften zu einem leidenschaftlichen Kämpen für Jesuitismus und Kirchenzucht geworden sein soll, blieb der Soldat frei von jedem Fanatismus, ein liebenswürdiger Poet aus der Zeit der Empfindsamkeit.

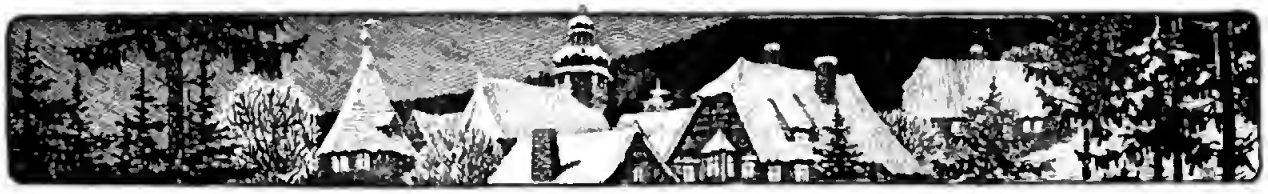
Xavier de Maistre ward berühmt durch ein einziges Buch, ein kleines Büchelchen in kurzen Kapiteln, in fließend leichtem Ton hingeschrieben. Es heißt: Die Reise rings um mein Zimmer.

Das Thema klingt so selbstverständlich, daß man sich fragt, weshalb nicht hundert Schriftsteller vor ihm dasselbe Buch schon geschrieben haben. Es gibt Gedanken, die schweben unsichtbar und ungeboren um uns her, jeder könnte sie aussprechen, so einfach sind sie, so natürlich. Aber wie nur der rechte Künstler im rechten Moment die Statue sehen kann, die heimlich im weißen Marmorblock schlummert, daß er sie wecke mit seinem Meißel, so ist es auch damit. Wer zuerst den Einfall hatte, das Selbstverständliche zu sagen, aufzuschreiben, der verdient dann wohl seinen Platz in der Weltliteratur. Denn er schenkte ihr etwas, was oft tiefere, größere Geister nicht geben konnten — etwas Neues.

Es war nur ein Zufall, der den jungen Grafen Xavier darauf verfallen ließ, in den vier Wänden seines Zimmers sein Ich zu schildern. Er sah sich nämlich gezwungen, diese vier Wände durch zweiundvierzig lange Tage höchst eingehend zu betrachten. Hätten nicht vielvermögende Freunde sich hilfreich des jungen Duellanten angenommen, sein Stubenarrest würde, so meint er, wahrscheinlich ihm Zeit gewährt haben, anstatt der zweiundvierzig Kapitel seiner Reisebeschreibung einen Foliobund zu verfassen.

So sitzt er denn also im Reisekleide — einem langen, warmen Schlafrock — in der Postkutsche — nämlich seinem Lehnstuhl — und führt uns bald an den Wänden spazieren, von dem Gemälde seiner Geliebten zu dem Stahlstich von Werthers Lotte, die, Tränen im Auge, Albert die Pistolen reinigt, und von dem Schreibtisch hinüber zum Bett, aus dessen Wärme, aus dessen hübschen weiß-rosa Kissen der junge Herr

Digitized by Google



so schwer, so ungern sich morgens erhebt. Wie es bei einer richtigen Postkutsche nicht anders sein kann, und wie man es bei Schilderungen der Reiseabenteuer damaliger Zeit zu lesen gewohnt ist, fällt ihm auch einmal sein Gefährt, der Lehnstuhl, um und wirft ihn auf den Boden. Das geschah bei einer jener Luftfahrten ins Blaue, die gelegentlich sein Geist macht, der Schwere des Körpers tollkühn vergessend. Wie gewöhnlich muß da der „andere", das Tier, die Bestie oder Materie, mit Beulen am Kopfe dafür büßen, daß jener leichtbeschwingtere Genosse allzu hoch zu fliegen strebte. Und der Autor hält auf der Station an — am Kamin —, streckt seine Füße, sie von der langen Fahrt zu erwärmen auf den Fender, läßt Rosine, seine liebe Hündin, sich behaglich auf seinen Knien in die langen Schöße des buntgeblümten Reisegewandes einwickeln und horcht dem Zwiegespräch, das in ihm die beiden halten, sein Geist und — der „andere". Wer, der träumt und wer, der schreibt, hätte nicht das Streiten der beiden schon in sich gehört? So z. B. wenn er über einem Buche plötzlich spürt, wie seine Seele weit, weit abschweift, während der brave „andere" gehorsam die ganze lange Seite, Zeile um Zeile, hinunterlas, ohne daß auch nur ein Schimmer von dem Gelesenen zu seinem Bewußtsein gedrungen wäre. So hat auch uns jetzt, des zartfühlenden Humoristen gedenkend, unsere Seele durch die Seiten seines Buches wieder einmal spazieren geführt, während der „andere" unsere Füße vom Schloßplatz von Chambéry die Treppe, am Denkmal der Brüder de Maistre vorüber, zu der Burg hinaufsteigen ließ.

Die alte Burg der Herzöge ist ein malerisches Gemenge von Baulichkeiten aller Zeiten, in denen sich heute die Präfektur und städtische Bureaux befinden. Vom Schloßplatz unten sieht man die halbrunde Apsis einer Kapelle vorragen, in der Formen reinster, edelster Gothik an die Sainte Chapelle von Paris erinnernd. Als wir aber hinauf gelangten, unter gewölbtem Torbogen hindurch auf einen weiten, offenen Platz, sahen wir über breiten Stufen, auf denen in der Sonne Kinder spielten, ein Portal der Hochrenaissance. Und drinnen in der Kapelle selbst waren kahle Wände, frisch weiß getüncht und stimmungslos, an denen Photographien hingen. Nebenan aber enthielt ein kleiner Raum die Nachbildung einer Reliquie, vor der ward einem so seltsam zu Mute, als wäre man plötzlich aus unsern Tagen ins fernste Mittelalter versetzt.

Ein Geistlicher schloß uns den Schrank auf. In freudiger Hast tat er es, stolz, daß Fremde kamen, die seinen Schatz zu besichtigen wünschten. Denn ihm war dies alte, vergilbte Tuch, das er uns sehen ließ, das Leintuch selbst, in welchem Christus beerdigt worden.

Die Herzöge von Savoyen, die schon im 15. Jahrhundert abwechselnd in Chambéry und in Turin residierten, haben die heiligste Reliquie ihres Hauses, das Leichentuch Christi — Il Santissimo Sudario — oder Il Santissimo Sindone — dorthin überführt. Später erbauten sie am Dome von Turin die schwarzmarmorne Kapelle mit den weißen Fürstenstandbildern, die uns vor Jahren, da wir sie besuchten, einen so unheimlichen, düstern Eindruck machte. Auf dem Hochaltar dort ruht, in eine sargartige Urne verschlossen, das Heiligtum heute noch, obwohl aus den Herzögen Könige von Sardinien wurden, sie jetzt Könige von Italien sind und Gegner des Papsttums — die Reliquie bewahren sie mit der alten Verehrung.

Der Herr Kanonikus aber schien es wirklich vergessen zu haben, daß es nur eine Kopie war, die er uns hier zeigte. Andächtig folgte er mit seinem Stabe auf dem Tuche den undeutlich verschwammenen Konturen, die einen Körper erraten ließen. Dann drehte er das Gestell um, über das die lange Leinewand gebreitet war, und zeigte uns die zweite Seite mit dem andern Körperabdruck.

Die Bestattung geschah nämlich, so erklärte er, indem man den Leichnam unseres Herrn auf das Tuch bettete und darauf mit dem übrigen Teil ihn zudeckte. So entstand auf der ersten Hälfte, auf der Notre Seigneur mit seiner ganzen Schwere ruhte, ein kräftigerer Abdruck, dagegen sind die Gesichtszüge kaum zu erkennen. Nur die Spuren der ritzenden Dornen rings um die Schläfen, nur die Blutflecken da auf der Stirn, im Haar, an den Schultern sind schwärzlich und dunkel. — Denn Sie müssen wissen, fuhr er fort mit andächtiger Trauer, Notre Seigneur war mit einer Geißel gezüchtigt worden, die, ähnlich wie eine russische Knute, an ihren Enden Knoten hatte und harte Metallstückchen in diesen Knoten. Da auf der Brust die tieferen Wunden beweisen und zeigen uns ganz klar, diese Beschaffenheit der Geißel. Und hier die Wunde in der Seite. Und hier auf den gekreuzten Händen, vielmehr an den Handgelenken; und auf den Füßen . . . . . Da kommen nun die Gelehrten und sagen, der Doppelabdruck der Gestalt sei auf chemisch-natürlichem Wege in dem Tuche entstanden. Weil Johannes und Joseph von Arimathia wahrscheinlich, wie es Sitte damaliger Zeit war, das feine Leintuch, in das sie unsern Herrn legten, mit Aloe, Oel und Spezereien getränkt hatten, habe der kalte Schweiß des nach unsäglicher Marter Verstorbenen einen photographischen Abdruck, ein Negativ, auf dem Linnen zustande gebracht. Was braucht's da Chemie und Photographie, und so viele moderne Forschungsweisheit, wenn unser Herr ein Wunder tun will! Notre Seigneur lag auf diesem Tuche, wer wollte daran zweifeln? Hier noch ein Beweis: Sie sehen doch da die bräunlichen Striche, die häßlichen, mißfarbigen länglichen Flecken zu beiden Seiten des heiligen Leichnams? Nun hören Sie nur. Es war ein Feuer hier entstanden, in dieser selben Sainte Chapelle, zu der Zeit, da man le Saint Suaire noch hier verwahrte. Und da die Canonici voll Schrecken den Schrein aufschließen, ist die metallene, flache Kapsel, in der das Tuch lag, beinahe geschmolzen. Und da sie nun mit zitternden Fingern, das flach zusammengelegte Leintuch den Hüllen entnehmen, da ist es angesengt in allen Bügen, an allen Ecken, wa es zusammengefaltet gewesen. Aber, o Wunder, wie sie das Tuch auseinanderbreiten, staunen sie. Die Brandflecken ziehen sich wie ein Rahmen, oben, unten, zu beiden Seiten, längs der Gestalt hin, diese selber, der Abdruck, den Notre Seigneur hinterlassen, die Stelle, wa er gelegen hatte — blieb unversehrt.

Und noch eins, fügte der Kanonikus hinzu, als wir schweigend neben ihm standen und führte uns aus dem Seitengemach, in dem das Tuch hing, zurück in die eigentliche Sainte Chapelle, — da sehen Sie, da an der Wand, die Photographie, die man vor ein paar Jahren von dem Santissimo Sudario zu Turin bei elektrischem Lichte gemacht hat. Sehen Sie, so mächtig, so deutlich, so herrlich erscheint das Haupt mit der Dornenkrone! Und war doch so blaß und verschwommen unklar auf dem Tuch selbst. Ist auch das noch nicht ein Wunder? —

Die vergrößerte Photographie an der Wand der Sainte Chapelle zeigte einen edlen Christuskopf von beinahe Dürerschem Typus. Ueber Stirn und Nase sieht man deutlich erkennbar Fältchen sich ziehen, sieht das Gewebe des feinen Linnens. Ja, das ist freilich merkwürdig genug, wenn die Photographie — und ohne Retouche? — herausholt und darstellt, was auf dem Vorbild unmöglich zu erkennen war.

Der Kanonikus stand mit gefalteten Händen andächtig vor dem Lichtbild des Kopfes in schwarzem Holzrahmen.

Ein Wunder! schien er immer noch halblaut mit seufzenden Lippen für sich zu murmeln. —

Und was wäre denn an der Geschichte nicht wundersam? Daß im Jahre 1389 *) mehrere Bischöfe, Bischöfe der katholischen Kirche, dem Papst erklärten, dies Tuch, das wahrscheinlich in Frankreich gewebt ward, weil man Webstühle von solcher Breite im Orient nicht hatte, dieses Tuch sei falsch, sei von einem Handwerksmeister, wie er das in der Beichte gestanden, selbst gemalt; daß darauf ein Papst, Clemens VII., eine Bulle

*) F. de Mély „Le saint Suaire de Turin, est il authentique? Paris, Ch. Poussielgue.

Digitized by Google

erläßt und verbietet, das Tuch als Reliquie auszustellen, weil es nichts sei, als eine Nachbildung vom 'Leichentuch' Christi. Und daß trotzdem, im Jahre des Heils 1898 fünfmalhunderttausend Pilger vor derselben bemalten oder mit einem Holzstock bedruckten alten Leinwand vorüberzogen, sie zu verehren, ist das nicht wundersam genug? Wie geringen Einfluß haben Worte der Vernunft, selbst wenn ein Papst es ist, der sie ausspricht, da wo die Menschen glauben wollen.

„Die einen riefen in ihrer Not Sancta Barbara, die andern den heiligen Georg an oder Sainte Nytouche", — so heißt es einmal bei dem argen Spötter Rabelais im Gargantua „und noch andere das ‚Saint Suaire' von Chambéry — aber das verbrannte so gründlich, daß man auch nicht ein Fädchen mehr retten konnte." — Rabelais irrt sich, das Tuch ist freilich, wie wir sahen, arg angesengt worden, aber selbst das hat seiner Heiligkeit bis zum heutigen Tag nicht zu schaden vermocht.

Nachdenklich gingen wir aus der Kapelle, gingen die Treppe vom Schloß hinab, an dem Doppelstandbild der beiden frommgläubigen de Maistre vorüber und zurück in die Stadt.

Im Kontrast zu all den großen und feierlichen Monumenten, zum Schluß eine Statuette, die nicht handgroß ist. Im Museum sitzt der zahnlose, alte Custos gähnend bei den zerbröckelnden Steinfragmenten und Pfahlbaufunden, den höchst merkwürdigen tönernen Formen für Bronzegußmesser, den Nadeln, den unbequemen Kopfstützen aus hartem Stein und den zahllosen Spinnwirteln. Aber an all den Geräten vorüber gehen wir zu einem Glasschrank, in dem eine kleine antike Bronze steht. Sie soll in der hiesigen Gegend gefunden sein. Wie das Figürchen mit leichter Bewegung des schlanken Körpers die Golddrahtringe von ihrem Arm zu streifen sucht, das ist so zierlich, allerliebst, daß man das kleine Bildwerk zum Vergleich gern einmal neben seiner bekannteren Schwester, der Sandalenbinderin im Museum von Neapel, sehen möchte. Man möchte es fragen, woher es stamme, wer es wohl aus südlicherer Heimat hierhergebracht hat und ob es auf einem Hausaltar einst verehrt ward, oder, wahrscheinlicher, nur diente mit andern Schätzen seinem Besitzer die kunstliebenden Römeraugen zu erfreuen.

Aus der dämmerigen Kühle des großen Museumssaals mußten wir wieder hinaus in die Sonnenglut, um durch die Vorstädte bergauf den Weg nach dem Haus „Aux Charmettes" zu fahren. — Eine sentimentalisch-idyllische Stille liegt in dem schmalen Tal, ruht über den Wiesen mit grasendem Vieh, über den weinberankten Ulmen, zieht mit den langen Pappelalleen dunklere Striche in das duftige Graugrün der Landschaft. Selbst den großen Formen der Berge verleiht die Luft ein weiches Rosa, ein bläulich-zartes Grauviolett, daß sie nicht düster sondern sanft und lieblich erscheinen. Die richtigen Dolmetscher dieser Stimmungen sind Xavier de Maistre und Lamartine, der in seinem Raphael dieselbe Fahrt schildert, die wir heute machten. Der aber, dem das Häuschen da oben am Berghang seinen Ruhm verdankt, Jean Jacques Rousseau, ist kein idyllischer Dichter gewesen.

„Was wäre Chambéry ohne Jean Jacques?" ruft Lamartine aus, „ein Himmel ohne Sonnenstrahlen, eine Stimme ohne Widerhall, eine seelenlose Landschaft. Der Mensch, der Dichter gibt nicht allein andeen Menschen Leben — er belebt die ganze Natur. Und trägt er eine Art Unsterblichkeit mit sich in den Himmel hinauf, so läßt er eine andere an den Orten, die er geweiht hat. Geht man seinen Fußspuren nach, so findet man sie und meint in Wahrheit mit ihm zu reden." —

Als wir, wo der Fahrweg endigte, das Tal weiter hinaufgingen, war uns Jean Jacques Rousseau im Grunde nicht so sehr nahe. Es war, wie vorher beim Besuch der Sainte Chapelle, eine Art von Wallfahrt zu einem Schrein, dessen Heiliger nicht der unserige ist.

Ein grünbewachsenes Gitterpförtchen bildet den Eingang zu dem kleinen Vorgarten. Das Häuschen selbst liegt ein wenig erhöht, nur eine Steinstufe, zerbröckelt, mit Resten von Stroh, Grünzeug, Hühnerfutter, führt hinein. Vom Flur, der eng ist, mit Klinkern gepflastert, geht man an der Küche vorüber in das Erdgeschoßzimmer, wo an den Wänden Bilder der Madame de Warens, Rousseaus und etliche Lithographien und Stiche jener Zeit hängen. Und über eine schmale, etwas wackelig gewordene Treppe mit weißgestrichenem Holzgeländer steigt man hinauf zu den Schlafzimmerchen. Es ist alles so klein, so zierlich, Bett und Lehnstuhl mit ihren zerschlissenen, alten Bezügen aus Zitz oder Kattun, die Bilder an den Wänden, die bunt geblümten Tapeten, alles sieht aus, als stamme es wirklich von damals her — selbst der Staub und die Mottenlöcher. Und aus den Fenstern geht der Blick hinab in das weite, von violettgoldenem Sonnenlicht und Abendduften erfüllte Tal von Chambéry. Diesen Ausblick von den Fenstern, den hat Rousseau ganz so genossen.

Es war im Jahre 1736, daß er und seine Freundin, Madame de Warens, hier hinaufgezogen sind, in dieses Häuschen am stillen Berghang, wo er meinte friedlicher mit ihr leben zu können, als unten in der engen Stadt. Hier oben genoß der junge Genfer Uhrmachersohn, der um sich leichter durchs Leben zu bringen und um zugleich seiner reizenden Beschützerin einen Gefallen zu erweisen, katholisch geworden war, das kurze Glück seines Lebens, „die friedlichen, rasch entfliehenden Momente, die ihm das Recht gewährten, zu sagen, er habe gelebt". — „Ich stand mit der Sonne auf und war glücklich, ich ging spazieren und war glücklich, ich sah Maman (so nannte er seine um ein Dutzend Jahre ältere Geliebte) und war glücklich, ich verließ sie und war glücklich. Ich durchstreifte die Wälder, die Höhenzüge, wanderte in den Tälern umher, las, faullenzte, ich arbeitete im Garten, ich pflückte Früchte, ich half in der Wirtschaft, und das Glück folgte mir überall hin, ich hätte nicht zu bezeichnen gewußt, worin es lag, es war in mir selber!" Als er einmal, um dreißig Jahre später, im Gebüsch die blaue Blüte des Immergrüns entdeckte, die er hier mit Madame de Warens gepflückt hatte, da begrüßt er sie mit einem Aufschrei der Freude „voilà de ta pervenche!", daß sein Begleiter ihn staunend ansieht, was er denn habe. War ihm doch bei dem Anblick des Blümchens die ganze Heiterkeit jener Zeit, seine Liebe, seine Wonne, sein Hoffen, war ihm seine Jugend plötzlich im Herzen lebendig geworden.

Da am Fenster lehnend, den Blick abwechselnd in das trauliche, kleine Stübchen mit dem zerschlissenen Himmelbett und den bunten Tapeten gerichtet, abwechselnd über das verwahrloste Gärtchen hinaus auf die Berge im Abendlicht, erfaßt mich die Poesie des Ortes. Er sei nicht mein Heiliger, sagte ich vorhin, nun ist er mir hier doch näher gekommen. Madame de Warens erscheint mir lieblicher mit ihrem blonden Lockenkopfe, anziehender guckt mich in den vier Wänden ihres Stübchens das kindlichblaue Augenpaar an. Die seltsam unbegreifliche Mischung von Vernunft und Unvernunft, von Herzensgüte und Herzensverderbtheit, die Rousseau uns mit ebenso vielen entschuldigenden, wie mit verdammenden Worten doch nicht verständlich machen konnte, sie ist in diesem stillen Zimmerchen der Charmettes lebendig geworden. Und wie der Abenddunst draußen das Tal verklärt, tritt sie uns verschönt und lächelnd entgegen, daß wir ihr viel verzeihen müssen.

„Geht man den Fußspuren des Dichters nach", so hieß es in jener Beschreibung des Lamartine, „dann meint man wirklich mit ihm zu reden, — l'on converse réeltement avec lui"!

Der Rousseau aber, mit dem wir in dem Häuschen „Aux Charmettes" verkehrten, war noch nicht berühmt, war nicht einmal Schriftsteller, weder den „Emile" noch die „Nouvelle Heloise" hatte er verfaßt, und während er an sich erlebte, was ihm später zu den schönsten Szenen der „Confessions" den Stoff liefern sollte, ahnte er schwerlich, mit wie grausamer Realistik er sich und seine arme Maman einst darstellen würde. Dieser junge Rousseau von Annécy und Chambéry und der alte verbitterte, vom Verfolgungswahn gepeinigte Misanthrop, der in Montmorency und Paris sein Leben aufschreibt, sie sehen

Digitized by Google

einander noch viel weniger ähnlich, als der junge Frankfurter Goethe dem steifgewordenen Herrn Geheimderat. Dadurch zeigen die „Confessions" zwei so heterogene Bilder: den zart empfindsamen Liebhaber zugleich mit dem Selbstverleumder, der mit seiner Wahrheitsbrille das Häßliche, Schmutzigsinnliche, in sich, wie in anderen, verletzend aufspürt. Es leben in jeder Brust wohl zwei Seelen oder auch mehr. Aber zwei so entgegengesetzte, wie Rousseau sie mit psychologisch scharfsichtiger Lupe in seinem Ich zu finden weiß, haben sich in einem Menschen selten vereinigt, und noch viel seltener besaß ein Mensch wohl diese leidenschaftliche Wahrheitsliebe, diese vor nichts zurückschreckende Aufrichtigkeit, um die so verschiedenen Seiten seines Wesens zu entschleiern.

In dem Häuschen „Aux Charmettes" haben wir, wie gesagt, nur den einen, den jungen Rousseau, daheim getroffen.

Als wir fortgingen, wurden schon die Schatten länger. Der schmale Bach rauschte kühling längs unseres Weges. Ein leises Wehen ging durch die Kastanien und die Büsche, eine traumhaft süße Ruhe senkte sich über die Hügel und Wiesen, zog aus dem Seitental in die Weite, in welcher die Stadt lag. An dem Elefantenbrunnen kamen wir noch einmal vorüber, da saßen die Bürger von Chambéry vor dem kleinen Café, aßen Gefrorenes und plauderten in behaglicher Abendstimmung. Die Savoyarde mit der republikanisch stolzen Haltung hob die Fahne Frankreichs hoch in den Himmel. Aber in dem leisen Dämmern verschwand die Leidenschaft ihrer Geberde. Diese sanfter gewordene Luft schien alles zu mildern, auszugleichen. Durch die Stadt fuhren wir auf schnurgerader Straße, eingefaßt von hochragenden Pappeln an der rauschenden Leisse, hin. Und im Dunkel und Dunst des Abends verschwammen die so verschiedenen, widerspruchsvollen Eindrücke des heißen Tages zu einem einzigen und schönen.

Hamburg. Adalbert Meinhardt.

Theater.

Neues Theater: „Der Strom". Drama in 3 Aufzügen von Max Halbe.

So jung an Jahren er noch ist, — Max Halbe hat etwas von einem Kriegsveteranen. Man freut sich der Orden und Ehrenzeichen auf seiner Brust, man läßt sich gern durch ihn an Kämpfe, die nicht mehr die unseren sind, erinnern, man gönnt es ihm von Herzen, daß er alljährlich einmal, an Königs Geburtstag, die alte, gute Uniform wieder anlegen darf.

Das ist das Charakteristische für diesen, innerlich wohl kaum sehr „glücklichen Mann": wirft man ein neues Stück von ihm auf die kritische Wage, so schnellt der Zeiger vorwärts, gleitet dann zurück, um schließlich immer wieder auf demselben toten Punkte Halt zu machen. Fortgang und Rückschritt heben sich jeweilig bei ihm auf. Ist das Liebesmahl zu Ende, so hat man des Veteranen bereits vergessen.

Von sozialen Fragen ging der deutsche Naturalismus aus, er stellt in gewissem Sinne eine Synthese von Bismarcktum und Sozialdemokratie dar: Halbe ist der einzige, der den sozialen Problemen treu geblieben. Erörterte „Haus Rosenhagen" das Bauernlegen, so steht der Kampf ums Majorat im Mittelpunkt des neuen Dramas. An diesem Kampfe ist der Gutsbesitzer Peter Doorn zum Verbrecher geworden. Er hat ein letztwilliges Testament seines Vaters, in dem auch seine jüngeren Brüder bedacht waren, unterschlagen. Vielleicht, so deutet Halbe an, mußte er es tun, wenn anders er das väterliche Gut vor dem Konkurse retten wollte.

Die Prämissen für ein bühnenwirksames Drama sind gegeben, Halbe schreibt dies derbgefügte Theaterstück. Er zeichnet seine Gestalten in starren Umrißlinien, er schafft schlagende Kontraste. Er läßt Brüder in Haß mit einander ringen, er führt den Gatten dazu, auf die eigene Frau, die ihm die eheliche Gemeinschaft aufgesagt, einen Gewaltangriff zu machen, das Verbrechen tritt zutage, der Uebeltäter wird verstockter, Sühne folgt auf Schuld. In dieser Umrißmanier gezeichnet, erscheinen die Gestalten größer, an packenden Szenen fehlt es nicht. Rein bühnenmäßig betrachtet, ist der „Strom" ein wirksames Werk.

Immer hat es Halbe verstanden, Konflikte zu schürzen, — in ihrer Lösung erwies er sich meist hilflos wie ein Kind. Das ist der Fortschritt, den der „Strom" auch innerlich bezeichnet, daß diesmal auch der rechte Ausklang gefunden worden. Die Uebeltat, die er an dem Bruder verübt, hat den Verbrecher gegen sein Opfer verhärtet: der ältere mißhandelt den jüngeren, er läßt ihn Knechtdienste tun, er macht ihm das Leben auf jede erdenkbare Weise unerträglich. Bildungshungrig, ist dieser jüngere Bruder ohne jede Bildungsmöglichkeit aufgewachsen, schlechte Gewohnheiten haben Macht über ihn gewonnen, die Verachtung, die ihm auf Schritt und Tritt entgegengebracht wurde, hat ihm etwas Böswilliges, Verstecktes gegeben; er ist wie eine Schlange, immer zu stechen bereit. Der Haß glimmt unter der Asche, er wird mit Entdeckung der Testamentsunterschlagung zu lodernder Flamme angefacht. Finden diese beiden Brüder, der Verderber und der Verderbte, nachher im wilden Ringkampf um den Stromdamm, den der jüngere in mörderischer Absicht durchstechen, der ältere retten will, — finden die beiden aneinandergekrampft in den Fluten ihr Grab, so scheint mir damit die tragisch richtige Lösung gegeben. Alles Tatsächliche ist in Halbes neuem Drama gut fundiert und nach logischem Richtmaß geschichtet.

Das aber gibt Halbe das veteranenmäßige Ansehn, daß er seinen eigenen Waffen nicht mehr traut. Niemand kann dem starren Schulrealismus skeptischer gegenüberstehen, als Halbe selbst es tut. In diese brutale, graue Stoffwelt hinein hat ihm ein Ruf der Sehnsucht geklungen, — doch hat diese Sehnsucht ihm gelogen. Sie hat ihn verführt, seinem Naturalismus ein symbolistisches Mäntelchen umzuhängen, und das hat zu seiner Verschönerung nicht beigetragen.

Halbes neues Drama heißt nicht der „Kampf ums Majorat", es heißt der „Strom". Die Weichsel fließt in unmittelbarer Nähe des Gutshofes vorüber; stellt sich der Eisgang ein, so drohen Tod und Verderben. Zugleich aber setzt der Strom ein symbolistisches Mühlchen in Bewegung. Das klappert nun vom ersten Auftritt bis in den letzten hinein. In dem Strom sind vor Zeiten die beiden Kinder des Gutsbesitzers ertrunken, und mystisch-hellseherisch erkannte dieser hartgesottene Bursche darin sogleich die Strafe für die Testamentsunterschlagung; ersteht Streit im Hause, so ist die Zeit des Eisgangs nicht mehr fern; die alte, im übrigen gut gezeichnete Großmutter ist eigens bestellt, das Herannahen der Flut in ahnungsvollen Stammellauten zu verkünden; flammt der Haß hell auf, so bricht das Flußeis; der Strom verschlingt zu guter Letzt die Opfer brüderlicher Zwietracht, — mit einem Wort, dieser Strom, der die Naturgewalt versinnbildlichen soll, ist nur ein szenisches Raffinement, gleichsam eine Kulisse hinter den Dekorationen. Halbe aber glaubte in ihm das „Poetische" zu geben. Nun wohl; dies „Poetische", das auf den heterogenen Stoff aufgeklebt ist wie eine Oblate, zeitigt Stilblüten, die nicht schön sind.

Es mag eine ehrliche Sehnsucht gewesen sein, deren Ruf Halbe vernommen, aber es war kein künstlerisch ehrlicher Weg, den er, ihrer Lockung folgend, eingeschlagen. Suchte er Poesie,

Digitized by Google

so mußte er sie im Innern seiner Gestalten finden, in seelischer Ergründung, im Mitleben der Leiden. Da aber klafft die Leere.

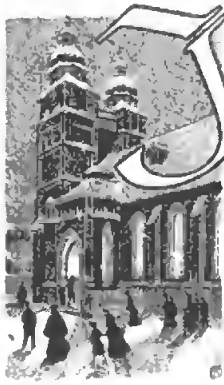
Diese Halbeschen Personen sind nur eben Handlungsträger, sie sind so mit Motiven überlastet, das von ihrem eigentlichen Sein kaum etwas zu erkennen ist. Man sollte meinen, die Gestalt des jüngeren Bruders, dieses unter der Tyrannei des Aelteren in seinem Wachstum verkümmerten Knaben, hätte einem Dichter zu reicher, inniger Seelenschilderung Anlaß bieten müssen. Halbe kennt nur seine Pubertätsgelüste auf die schöne Schwägerin, seinen Lesehunger nach Büchern, die er irgendwo auf dem Boden findet, seine kindlichen Anschauungen, die hart an Dummheit streifen, und drückt ihm zur Vervollständigung der Charakteristik die allbeliebte Schnapsflasche in die Hand. Und vollends die junge Frau, die Gattin des Gutsbesitzers, die neben diesem im Mittelpunkt des Dramas steht! Seit Jahren hat sie Kenntnis von dem Verbrechen ihres Mannes, aber sie hat geschwiegen: nur die Ehe rechte hat sie seit dem Tode ihrer Kinder dem Gatten nicht mehr eingeräumt, und glaubte damit — seltsame Heilige! ihrem Gewissen genug zu tun. Ihr Schwager, der zweitälteste der Brüder, kehrt nach jahrelangem Fernsein heim: als junges Mädchen hat sie ihm, zugunsten ihres späteren Mannes, einen Korb gegeben; jetzt hat sie nichts Eiligeres zu tun, als ihm ihr Herz auf halbem Wege entgegenzutragen. Die Liebe zu ihm und der Gewaltangriff des Mannes führen sie dazu, das Geheimnis preiszugeben, das hinter ihrem Rechtsbewußtsein so sicher schlummerte! Und von dieser selben Frau versichert Halbe in indirekter Charakteristik, daß sie die Gütige, Hehre, Reine sei. Sie ist die Lichtgestalt in seinem Drama.

Sie wurde es in Wirklichkeit bei der Aufführung des Neuen Theaters, da Frau Sorma sie mit ihrer herzgewinnenden, ergreifenden, diesmal auch ganz echten Kunst verkörperte. Nur trat hier in Erscheinung was Halbe vielleicht geträumt, nicht was er geschaffen.

Unfähig, von innen herauszugestalten, sucht Halbe das Poetische im drum und dran, in Aeußerlichkeiten: ein Epigone der Literaturbewegung, zu deren Erweckern er einst selbst gehörte.

Ernst Heilborn.

Weihnachten.



In richtiger Weise für den Leserkreis der „Nation“ über Weihnachten zu schreiben, ist nicht ganz leicht, da die Leser durch keinerlei Band gemeinsamer religiöser Ueberzeugung verknüpft sind. Es sind Leute darunter, die das ganze Weihnachtsfest nur als einen Zwang der Gewohnheit ansehen, an der sie selbst innerlich keinen Teil haben. Sie haben kein Ohr für die Mystik gerade dieser Tage, kein Verhältnis zur christlichen Ueberlieferung, keinen Sinn für alle kleinen und großen Symbole des Festes der Lichter und des Tannenbaumes. Ich weiß nicht, ob sie in ihrer eigenen Welt überhaupt Feste feiern würden, aber sicher ist, daß sie gerade dieses nicht feiern würden. Es sind auch solche darunter, die ihren Kindern die Christfreude gönnen, ohne sie selbst irgendwie zu haben, und solche, die sich alles dessen wenig annehmen, was die Konfessionen in ihren Kirchen über Bethlehem predigen, und nur zufrieden sind, einen Abend traulich und hell mit den Ihrigen zu verleben. Daneben aber gibt es andere, die an diesem Tage, den man das Fest der Liebe nennt, das Problem einer liebloseu christlichen Gesellschaft stärker empfinden als sonst im ganzen Jahre, und die deshalb gerade jetzt voll Anklage und Bitternis sind, und wieder andere, die eben dieses Fest der Liebe als Stärkung ihrer eigenen Nächstenliebe und Gottesliebe mit einer inneren Genugtuung begrüßen, und die ohne dieses Fest gar nicht sein möchten, weil von ihrer Kindheit an bis heute Weihnachten ihnen wirklich etwas seelisch Wertvolles gewesen ist. Wer kann sie alle kennzeichnen, zu denen ich jetzt etwas über Weihnachten sagen soll? Eins nur ist sicher, daß diesem Leserkreis nicht damit gedient ist, wenn man einige schöne Worte von allgemeinem Idealismus redet, der über allen Festen, Formen und Bekenntnissen schwebt. Dieser allgemeine Idealismus ist nämlich etwas so Wesenloses, daß er keiner einzigen Seele etwas hilft und nützt. Was uns nützt, sind bestimmte, konkrete Gedanken und Anschauungen. Diese können verschieden sein, sind sogar sehr verschieden, aber sie sind doch etwas, während die grundsätzliche Farblosigkeit ein Nichts ist. Jeder Maler muß mit bestimmten Farben malen, wenn er den Augen etwas mitteilen will, es ist aber nicht nötig, daß es immer dieselben Farben sind, mit denen gemalt wird. Mit anderen Worten: so gut man in der Kunst das Recht der Individualität und ihres Stiles und Inhalts anzuerkennen gelernt hat und nicht verlangt, daß alle klassisch oder alle französisch malen sollen, wenn sie nur überhaupt etwas bieten, so soll man auch in der Religion individualistisch denken lernen und nicht Generalformeln suchen, sondern individuellen, persönlichen Inhalt. Damit aber bin ich schon mitten drin im Weihnachtsproblem.“

Was vielen nämlich Weihnachten schwer macht, ist das bestimmte Gefühl, daß die offizielle Erklärung dieses Festes für die allermeisten Zeitgenossen nicht paßt. Sie kommen sich vor wie Zuhörer einer Festrede, der man nicht widerspricht, weil das unschicklich sein würde, deren Inhalt man aber nicht recht glaubt. Fast jeder kennt Gelegenheiten, da man sich selbst als unwahrhaftig schilt, weil man still mitmacht, was man für toten Wortkram hält. Eine solche Gelegenheit scheint Weihnachten zu sein. Wir lassen es geschehen, daß man so tut, als glaube die ganze heutige Menschheit an alles das, was unsere Ahnen wirklich glaubten. Wir sind still und rufen nicht: es ist vorbei! Wenn wir rufen würden, würden wir unzart handeln, und wenn wir nicht rufen, so schämen wir uns der Feigheit. Fast keiner kommt ganz ungebrochen durch so ein Fest hindurch. Da sind die Kinder mit ihren Fragen, da sind die Lieder, die Bilder, da ist ein Engel am Baum und da kommt eine Karte mit dem Stern. Alles ist voll von einer Mischung von Legende, Geschichte, Theorie, Moral, Sitte, Spielerei, von einem Zauber romantischer Art, in dem tiefstes und wahrstes mit geringstem und zerbrechlichem sich mengt, wo altgermanisches, palästinensisches, römisches, altväterisches und modernes, naives und sentimentales sich unklar und wirr durcheinanderschiebt, wo das, was nur die Kinder glauben, und das, was noch die Alten glauben, sich nur nebelhaft von einander abhebt, wo aber alle Wirrnis und Buntheit der Motive und Traditionen sich auflöst im Lichte und im Willen, festlich zu sein, es koste, was es wolle. Dieses in seiner Art grandiose Gemisch, das mit der Weissagung im Paradies beginnt und bis zur elektrischen Lampe reicht, die der Aelteste seiner Mutter schenkt, dieses Gemisch ist es, dem wir hilflos gegenüberstehen, sobald wir ehrlich sein wollen, und ehrlich möchte man zu Weihnachten so gern sein. Dieses Gemisch, dem wir nicht gerecht werden, wenn wir sagen: das alles ist, weil heute Jesus geboren wurde, und dem wir doch auch seinen Kern wegnehmen, wenn wir diese Geburt verschweigen wollen. Und diese Geburt selbst, was ist sie, was war sie, was ist sie für uns?

Vielleicht hilft es einigen Lesern etwas, wenn ich sage, daß Weihnachten ein katholisches Fest ist. Weder der Protestant

Digitized by Google

noch gar der in unserer Umgebung lebende Israelit können ein solches Fest aus sich heraus schaffen. Wir Protestanten sind viel zu schulmäßig und lehrhaft, um Weihnachten hervorzubringen. Wir haben dieses Fest geerbt und alles das in Weihnachten hineingeschoben, was wir an Katholizismus noch in uns hatten. Der Katholik ist in Anbetracht der Mischung seiner Andachtsgegenstände das ganze Jahr hindurch in der inneren Lage, in der wir Protestanten zu Weihnachten sind. Das ist ihm weder zu Lob noch Tadel gesagt, sondern zur Erkenntnis der Dinge. Man gehe in eine katholische Kirche! Da stehen allerlei Heilige, die allerlei Wunder getan haben. Eine ganz genaue Fixierung dessen, was davon geglaubt werden soll, gibt es nicht. Alles ist flüssig. Die Madonna von diesem oder jenem Berge heilt viele Kranke. Wie viel Heilungsfälle man glauben will, ist Sache des einzelnen. Es ist noch alles naiv, undogmatisch, kritikfrei. Die Sage scheidet sich noch nicht von der Lehre. Vieles ist nur Gebrauch, nicht Gesetz. Und Welt und Heiligtum wissen sich gut mit einander zu vertragen. Drin ist die Messe am Hochaltar und draußen ist die Messe der Händler, die ebenso Marienbilder anbieten wie Brillen und Pantoffeln. Das ist das Mittelalter, ein Kinderzustand, den wir nicht mehr haben, den aber gehabt zu haben auch unsere Zeit nicht vergessen kann. Die anderen christlichen Feste sind vom Protestantismus entkatholisiert worden, bei Weihnachten ist es nicht geglückt, und gerade deshalb warf sich das Gemüt der Protestanten so sehr auf dieses eine Fest mit aller seiner unverwüstlichen Buntheit. Es ist geschichtliche Kraft in diesen Tagen, und mancher, der theoretisch mit diesem Feste nicht zurechtkommt, wird ihm milder gegenüberstehen, wenn er begreift, wie es geworden ist.

Aber der Satz, daß Weihnachten auch auf protestantischem Boden, ja gerade auf ihm, ein katholisches Fest ist, ist mit dem Gesagten noch nicht erschöpft. In der Mitte des Festes steht der Gedanke an das Kind Jesus und an seine Mutter. Es ist das einzige Mal, da bei uns, nach Streichung aller ihrer Feste, Maria noch emportaucht. Durch alle Weihnachtsandacht, wo solche vorhanden ist, zieht sich ein Ave Maria! Und vom Christkindlein wird gesprochen, als sei es noch immer Kind. Das Christkind bringt die Ueberraschungen. Das ist die alte Teilung: der Christus in der Krippe als Wesen für sich, ganz wie die Maria auf dem Berge, die wieder anders wirkt als die Maria im Tal. Dieses Christkindlein paßt in keine Dogmatik hinein und wird doch mit jeder Generation von Kindern neu geboren. Es ist die Religion der Kinder, die hier die Schriftgelehrten überwindet. Wem die Dogmatik des Festes zu schwer ist, der freue sich daran, daß sie sich selbst nicht durchsetzen kann: der Gottmensch wird gepredigt, und das Christkindlein wird gefeiert.

Und damit sind wir nun doch an dem schwersten Punkte angelangt. Mitten im bunten Gemisch steht der Satz, daß Gott seinen Sohn gab. Ohne diesen Satz würde das ganze Fest nicht existieren. Das Fest ist altkatholisch in seinem Glauben. Das fühlt jeder, und hier beginnt sich das moderne Bewußtsein zu sträuben. Man kann vieles tragen und mitmachen, aber hier scheinen die Verbindungsfäden zu fehlen. Jeder ist gern bereit, Jesus Achtung und Ehre zu erweisen. Diese Achtung ist über die Konfessionsgrenzen hinaus Gemeingut der Zivilisation geworden, aber Weihnachten ist mit dieser allgemeinen Achtung nicht zufrieden. Es redet von der Jungfrau Maria und vom Wunder. Auch wenn uns die Theologen diese Dinge leicht machen, indem sie sie vergeistigen, man weiß doch, daß das Fest nicht bloßer Geburtstag des Meisters von Nazareth sein will, sondern, daß es ein Fest des Bekenntnisses ist, wie jedes der alten Feste aller Religionen. Irgendwie müssen wir uns mit diesem alten Bekenntnischarakter des Tages auseinandersetzen, wenn uns der Tag selbst nicht leid werden soll.

Zunächst scheint es da nötig, daß wir unumwunden zugeben, daß unsere Vorfahren eben diesen Weihnachtsglauben gehabt haben, und daß er ihnen keine Last sondern eine Bereicherung ihres Lebens war. Wir wollen uns doch unsere Vorfahren nicht anders denken als sie wirklich gewesen sind! Sie waren massiv in ihrer ganzen Weltauffassung. Ihnen waren die himmlische Welt und die irdische Welt wie zwei Reiche, deren Kräfte greifbar ineinanderflossen. Das Nebeneinander der zwei Welten hat für uns aufgehört. Wir sind alle in irgend einer Weise monistisch geworden. Aber hatten sie nicht ein Recht, in ihrer Art die Dinge anzusehen? Wenn Weihnachten nichts wäre als ein unsterbliches Denkmal der Geistesart unserer Ahnen, so würde es schon deshalb des Wertes für uns nicht entbehren. Wir wollen doch sonst geschichtlich denken. Warum denn hier nicht? Weshalb die Spuren austilgen, wie wir geworden sind? Es ist doch wahrhaftig keine Unehre, daß wir Väter mit Weihnachtsbekenntnis gehabt haben, denn tüchtig waren sie doch mit diesem ihrem alten Glauben. Sie waren anders als wir. Gut! Ein Tag im Jahr ist dazu da, daß wir bei ihnen geistig zu Gaste sind. Aufklärung besteht doch heute nicht mehr darin, daß man alle Vergangenheit für blöde Nacht erklärt.

Reden wir also am Weihnachtstage mit unseren Vätern und sprechen wir mit ihnen über einst und jetzt! Ob wir glücklicher sind als sie? Ob wir nicht manches weggeworfen haben, was noch Wert hatte? Gewiß, wir können nicht zurück, aber auch unser anderes, neues Bewußtsein hat noch seine dunklen Stellen. Auch wir sind nur Menschen, gerade wie sie. Ist es nicht möglich, daß unsere Kinder wieder Durst nach Mystik bekommen und Hunger nach irgend einem Glauben? Die Probleme des Lebens sind noch immer kalt und finster. Vielleicht ist es dann doch gut, daß es noch Bibeln gibt! Wir sitzen still im Zimmer und lassen einmal die Alten zu Worte kommen. Man braucht ja nicht immer gleich alles festzuhalten, was sie sagen. Einiges davon genügt, um etwas Vätergold in unseren Alltag zu schütten. Das heißt Weihnachten: Rücksprache mit unserer Vorgeschichte.

Auf diese Weise verliert das Fest den Druck der Unwahrheit. Wir bleiben, was wir sind, aber wir öffnen uns dem, was wir als die Vorgeschichte auch unseres geistigen Lebens nicht wegleugnen können. Wir überwinden die merkwürdige Scheu, die uns so oft abhält, die Dinge des innern Lebens als ebenso beachtlich und ebenso sachlich zu behandeln, wie die Dinge des äußern Daseins. Ist es nicht im Grund eine Lüge, so zu tun, als hätten wir das nicht, was die Alten die Seele nannten? Wir haben es noch immer, wenngleich unsere Vorstellungen über den Zusammenhang körperlichen und sozialen Lebens mit dem Inhalt unseres Bewußtseins heute andere sind als früher. Ich sage nicht, daß wir eine Theorie von der Seele haben, nein, aber daß wir nicht so himmelweit vom Wesen der Alten entfernt sind, um gar nicht mehr zu wissen, was sie zur heiligen Weihnacht dachten.

Nun was dachten sie denn? Sie hatten eine rührende Inbrunst für den Sohn Gottes, der von der Mutter Maria geboren wurde. Alle alten Weihnachtslieder sind dieser Inbrunst voll. Und gerade diese Lieder haben wirklich gelebt. Das war keine bloße Schulmeisterei. Es ist alter Seeleninhalt, wenn Paul Gerhard, der beste Dichter des Luthertums, sein Weihnachten mit den Worten beginnt: „Ich steh an deiner Krippe hier, o Jesu, du mein Leben.“ O ihr wunderlichen alten Väter, wie habt ihr solche merkwürdige Inbrunst haben können! Ich will mir doch einmal eure alten Pastellbilder im Vorsaal ansehen! Da hängt ihr in aller eurer Nüchternheit, und inmitten dieser Nüchternheit soviel Unbegreiflichkeit! So unbegreiflich werde auch ich einmal meinen Nachkommen sein! Und ich werde zufrieden sein, wenn sie mich einmal so achten, wie ich euch achte, ihr lieben, wunderlichen, gläubigen, guten Alten! . . . . .

Hier, scheint es, soll ich aufhören zu schreiben, denn das, was nun kommt, ist für jeden einzelnen verschieden. Jetzt beginnt das Weihnachtsgespräch darüber, was eigentlich der

Digitized by Google

Vater und was der Großvater geglaubt hat und worauf sie Wert legten und wie sie dazu kamen, gerade so zu sein, wie sie waren. Und die Jugend merkt an diesem Abend, daß es eine innere Geschichte der Familien gibt. Dabei brennen die Lichter sachte zu Ende. So gehen die Generationen dahin wie diese Lichter. Eins verlöscht langsam nach dem andern. So gehen auch wir dahin. Unser Leben ist nur ein Stück in einem langen und großen Spiel, und zu diesem Spiel gehört auch die Geschichte der heiligen Weihnacht, und es ist doch gut, daß es Tage gibt, an denen wir das Lied der Alten hören: o du selige, o du fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit. Morgen beginnt wieder die Arbeit, heute aber ist es still. Laßt uns lauschen, was in der Stille sich bewegt!

Friedrich Naumann.

„Von Gespenstergeschichten" von Dr. Benno Diederich. Leipzig 1903. Schmidt & Spring.

Ein immerhin interessantes Buch, nach dem ich mit einiger Erwartung griff, und das ich gelesen zu haben keineswegs bereue, obzwar ich den Verfasser auf manches Uebersehen aufmerksam machen muß. Das ist ja bei einem ersten Versuch nicht anders möglich. Gewiß steckt eine höchst achtenswerte Belesenheit in der Arbeit und ein sehr ehrliches Bemühen, den Mitteln nachzugehen, durch die im Leser jenes Gefühl erzeugt wird, als knarrten die Pforten des Zwischenreichs und die Bewohner, die schattenhaft und erfüllt von einer unauslöschlichen Sehnsucht nach dem schmerzlich vermißten Lichte darin hausen, zögen wider uns herauf. Zur diesen Zweck aber hätte die Analyse der ersten, allerdings zugleich der großartigsten Geistergeschichte genügt, die ich kenne. Dies ist der Besuch Sauls bei der Hexe von Endor. Hier sind nämlich die Elemente derjammen, die seither nur mit mehr oder minder Geschick neu gruppiert worden sind. Ein starker Geist, dem wir mit Anteil in wachsende Verstörung das Geleit gegeben haben; der nun bei Künsten das Heil sucht, die er selber ang verpönt hat; dem gar von jenem, der ihn erst erhoben, dann verfolgt hat, das letzte Ende verkündigt wird, also daß Saul, der König uder Israel, hinschlagt zur Erde, so lang er ist — und er ragte um Haupteslange über alles Volk! — und wir in der toten und schweigenden Nacht miterzittern vor seinem Sturz. An den Eingang hat das Diederich wohl gestellt; zum Ausgangspunkt zu nutzen hat er's nicht verstanden. Wenn aber Shakespeare für die Untersuchung der Wirksamkeit von Geistererscheinungen auf der Bühne durchforscht werden mußte, so war es unbedingt notwendig, endlich einmal, trotz Lessing, den genugend ergründeten Hamlet links liegen zu lassen und sich etwas mehr im Macbeth umzusehen. Hier ist nämlich durch die Hexen, durch die Erscheinungen aus dem Kessel, endlich durch den Dolch und Banquos Geist jede Möglichkeit erschöpft: Vision, Erscheinung, Sinnestäuschung sind ganz genau nach ihren Bedingungen zu umgrenzen und zu studieren. Man horte auch ganz gern etwas mehr uber Byron, desonders uber den „Manfred", der nicht einmal genannt wird. Ueber die Bewertung der Autoren möchte man mit Diederich auch mehr als nur einmal hadern ich kann mich für Heyses Geistergeschichten nicht in dem Maße begeistern, daß mir E. T. A. Hoffmann daneben einen Klapps zu verdienen scheinen wurde, der denn doch von einer großen Kraft und von jener Macht der Stimmung ist, daß man lachen mochte, während einem das Gruseln das Haar lupft. Läßt man sich auf diese Materie ein, dann muß man sich unbedingt Friedrich Halms erinnern. Der Mann war ein süßlicher Dramatiker — gut; er hat als Lyriker nur zu oft Reime von der Art verbrochen, wie sie Lebkuchler gern auf uberzuckerte Herzen drucken lassen — weiter: den Schaudern und Geheimnissen um seine „Marzipan-Tiefe" aber durfte der Erforscher dieser Materie nicht ausweichen. Er mußte seener, wenn er schon die Beschwörung der seligen Geister auf die Bretter zu schildern unternahm, nicht vergessen, daß ein höchst lasterhaftes, höchst verwerfliches und dennoch durchaus genialisches Werk besteht: des kranken Oscar Panizza „Liebeskonzil". Viel zu hoch eingestellt ist uberdies der Einfluß Zolas. Es soll denn doch nicht ohne Widerspruch bleiben, daß alle Romanliteratur Deutschlands unter seinem Banne stunde, wie Diederich behauptet, bis in die Familienblätter hinein, daß wir nur deshalb keinen Geisterroman hätten, weil sich bei ihm kein Muster dafur fände! Das würde nicht einmal ein Franzose zu behaupten wagen; gerade hier haben wir eine gesunde und fur das Familienblatterwesen leider auch eine nur zu haltbare Tradition, an der mit großem Eifer weiter gestrickt wird, haben höchst schatzenswerte Versuche und vielleicht schon mehr als das zu selbstgewachsenen Leistungen. Weiter: ich schätze Arthur Schnitzler — dem Dr. Diederich fuhrt ihn und sogar Rudolf Hawel schon an — so hoch, wie nur einer. Aber den „Parazelsus" ein genuales Werk möcht' ich darum doch nicht heißen; eben den nicht. Es ist uberhaupt ein unruhiges Horchen nach Zeit — und vielleicht auch noch nach Zeitungsstimmen in dem Buch, jene innige Vertrautheit fehlt, in der allein die Geisterchen zu uns raunen und uns umspinnen mit Lauten, die nicht zu deuten noch zu uberhören sind. Es regt an, gewiß: denn man hatte das Bedurfnis nach etwas Aehnlichem, erkennt es vielleicht erst im Augenblick, da einem das Werk zur Hand liegt. In dieser Form aber ist's mehr ein Lesebuch, als was anderes; ein lesbares sogar, aber eines, das immer uber sich deutet, wie die Gespenster deuten nach der Quelle, aus der sie geflossen sind.

Wien. J. J. David.

Hans Benzmann: Meine Heide. Gedichte. Leipzig. Max Hesses Verlag.

Im Gegensatz zu den vielen frühreifen Talenten der letzten Jahre, die sich mit einem erstaunlich abgerundeten, ausgereiften Erstlingsbuche verausgabten, tritt uns in Hans Benzmann ein Dichter voll gesunder Kraft und Entwicklung entgegen, der mit wenigen zielbewußten Schritten den Weg aufwärts genommen hat. Sein stürmisch garendes Erstlingsbuch „Im Frühlingssturm" machte weitere Kreise auf ihn aufmerksam und schien Versprechungen zu enthalten, die der Dichter in seinem „Sommersonnenglück" aufs trefflichste erfullte.

Vor kurzem nun erschien ein neues Buch von ihm unter dem Titel „Meine Heide", das neben alten liebgewordenen Gedichten neue, ausgereifte Gaben seiner Kunst bietet, wie z. B. „Die Ballade von der Treue", „Die tönernen Heiligen", „Das Totenvoglein" u. u. Einigen der neuen Gedichte freilich fehlt die köstliche Frische und Ursprünglichkeit der früheren; ich denke da besonders an das eine Gedicht „An die Natur", das man nur als einen matten zweiten Aufguß jenes stimmungsvollen Liedchens „Abendsegen" empfindet. Indessen ist hier nicht das einzelne Gedicht ausschlaggebend fur den Wert oder Unwert des Buches, sondern der einheitliche Zug, der hindurchgeht und es aus der Reihe ähnlicher Sammelwerke vorteilhaft heraushebt als ein geschlossenes Kunstwerk, das den getreuen Spiegel einer eigenartigen Persönlichkeit bildet.

Hugo Philipp.

Briefkasten.

Buchschmuck der „Nation". Ueber den in mehr als einer Beziehung interessanten Ausfall unserer Umfrage, an deren Beantwortung ungefähr ein Viertel der Abonnenten sich beteiligt hat, werden wir in der nächsten Nummer einen ausführlichen Bericht geben.

Dr. M., Berlin, Zimmerstraße. Besten Dank für Ihre statistischen Bemühungen. Daß die „Freisinnige Zeitung" keinen Anspruch auf die Rolle der verfolgten Unschuld erheben könne, war uns allerdings nichts neues. Amusant aber ist es freilich doch, daß, wie Sie errechnet haben, in den letzten zwei Monaten (rund sechzig Nummern) die „Freisinnige Zeitung" in siebenundfunfzig gesonderten Artikeln und Artikelchen unsern Herausgeber Dr. Barth persönlich mit Angriffen beehrt hat.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 14. Berlin, den 2. Januar 1904 21. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Der Buchschmuck der „Nation".

Auf unsere Umfrage sind bis zum 28. Dezember 847 Antworten eingelaufen. Für die Aufrechterhaltung des Buchschmucks stimmten 596, dagegen 251. Besonders dankbar sind wir jenen zahlreichen Lesern, die sich nicht damit begnügt haben, ihr Interesse an der Ausstattung unserer Zeitschrift durch ihr einfaches Votum zu bekunden, die vielmehr ihre Abstimmung auch begründet haben. Bei der Durchsicht der eingegangenen Antworten kann man sich aufs neue davon überzeugen, daß es in ästhetischen Fragen noch schwerer ist als in politischen, alle Köpfe unter einen Hut zu bringen. Da sind Leser, die sich garnicht vorzustellen vermögen, wie man auf einen Buchschmuck verzichten mag, den man haben kann, und andere, die in der Erinnerung an die gute alte Zeit der nüchternen Einfachheit wehmütige Töne anschlagen. Selbst in Versen, zum Teil sogar in recht guten und witzigen Versen, sind die verschiedenartigsten Empfindungen zum Ausdruck gebracht. Einzelne Kopfleisten und Initialen sind zum besondern Stichblatt der abfälligen oder anerkennenden Kritik gemacht, wobei die Pfauen sehr schlecht, die Faune sehr gut weggekommen sind. Einigen Abstimmenden hat auch die deutsche Sprache nicht genügt, um ihren Gefühlen einen entsprechenden Ausdruck zu verleihen. „Redde, redde mihi Nationem sine decorationibus" schreibt ein verehrter Freund und Mitarbeiter. Die Umfrage hat sogar in einzelne Familien Zwietracht getragen. In mehreren Fällen wird festgestellt, daß die Frau für, der Mann gegen Schmuck ist. Des öftern kommt auf den Karten auch die fürsorgliche Erwägung zum Ausdruck, ob die Sache nicht zu kostspielig sei: eine wohl aufzuwerfende Frage! Außerdem sind auch in nicht geringer Zahl Antworten eingelaufen, die Vorschläge enthalten, wie man den Schmuck noch wirksamer und künstlerischer gestalten könne. Derartige Winke werden einer ernsthaften Prüfung unterzogen werden. Endlich bekennen auch verschiedene Leser, daß ihnen zuerst der Buchschmuck unwillkommen und störend gewesen sei, daß sie sich aber nach und nach daran gewöhnt hätten und ihn jetzt nicht mehr missen möchten.

Wir hoffen, daß auch diejenigen unserer Leser, die für die Neuerung bisher noch nicht gewonnen sind, in ähnlicher Weise nach einiger Zeit dem Buchschmuck Geschmack abgewinnen, besonders dann, wenn, wie wir wünschen, es gelingen wird, ihn immer künstlerischer zu gestalten. Sie werden sich gewiß auch damit trösten, daß bei der loyal vorgenommenen Abstimmung weit mehr als zwei Drittel der Abstimmenden sich für die Fortführung der Neuerung erklärt haben, und eine Zweidrittelmehrheit pflegt selbst bei Verfassungsänderungen als ausreichend zu gelten.

Die Redaktion.

Politische Wochenübersicht.

Ein neues Jahr beginnt mit neuen Erwartungen, neuen Hoffnungen, neuen Anläufen. Das Jahr 1903 schloß für den Liberalismus mit einem Defizit ab. Aus zwei Wahlen im Reich und in Preußen ist der entschiedene Liberalismus geschwächt hervorgegangen. Die weitverbreiteten Wünsche nach einem engeren Zusammenschluß der liberalen Gruppen sind unerfüllt geblieben. Nur die Verschmelzung der Nationalsozialen mit der Freisinnigen Vereinigung war als ein erster Schritt zur Konsolidierung des Liberalismus zu begrüßen. Die Erkenntnis ist im Wachsen, daß der Liberalismus in Deutschland nie wieder eine respektable Machtstellung einnehmen wird, wenn er nicht eine wirkliche Regeneration erlebt. Die Wurzeln des Liberalismus sind so triebkräftig wie je, aber die Pflege dieser Wurzeln läßt viel zu wünschen übrig. Infolge eines Mangels an Energie in der Vertretung der eigenen Grundsätze hat man nach links hin Anhänger eingebüßt und nach rechts hin an Widerstandskraft verloren. Man wage nur, wieder wirklich liberal zu sein und sich nicht bloß die Fälle auszusuchen, wann und wo man liberal sein will, dann wird dem Liberalismus auch bald wieder die Beschämung erspart bleiben, von den Reaktionären gepriesen zu werden.

Weihnachtswoche und Jahreswechsel standen stark unter dem Zeichen von Crimmitschau. Bis in die Blätter der äußersten Rechten hinein wurde die schrille Dissonanz zwischen Weihnachts- und Neujahrsstimmung und dem erbitterten achtzehnwöchigen Kampf in der sächsischen Textilzentrale empfunden. Bezeichnenderweise ist denn auch in diesen Tagen zum erstenmal von ernsthaften Einigungsvorschlägen die Rede. Statt der früheren elfstündigen und der von den Arbeitern geforderten zehnstündigen Arbeitszeit soll von den Fabrikanten einstweilen die zehneinhalbstündige bewilligt werden, um dann nach einem Jahr die Arbeitszeit um eine weitere Viertelstunde zu verkürzen und vor Ablauf von drei Jahren in neue Verhandlungen über Herabsetzung des Arbeitstages auf zehn Stunden einzutreten. Die Arbeitgeber scheinen ebenso wie die Arbeiter solche und ähnliche Bedingungen für erwägenswert zu halten. Schwieriger ist die Forderung: „Maßregelungen dürfen nicht stattfinden". Die Arbeitgeber erklären soviel Einbuße an Kundschaft und Arbeitsaufträgen erlitten zu haben, daß sie ganz außerstande seien, die alte Arbeiterzahl zu beschäftigen. Vielleicht lassen über diesen Punkt die Ausgesperrten, von denen ja viele schon abgereist und anderweitig untergebracht sein sollen, noch mit sich reden. Jedenfalls ist jetzt wenigstens ein Schimmer von Hoffnung auf Beilegung des Kampfes vorhanden. Der Friedensschluß ist ebenso den Arbeitgebern wie den Arbeitern zu wünschen, denn Mitte Januar beginnt die neue Saison für Crimmitschau. Sie

Digitized by Google

noch einmal ungenutzt vorübergehen lassen, wäre der Ruin der Textilindustrie Crimmitschaus.

Ueber die Stellung der liberalen Partei im Bürgertum zur Sozialdemokratie und zur sozialen Frage hat sich der bekannte braunschweigische Sozialpolitiker, Landgerichtsrat Kulemann, jüngst in einem Artikel der „Sozialen Praxis", ausgesprochen, den er „Discite moniti" überschreibt. Herr Kulemann hat sich keiner Partei verschrieben und spricht deshalb gewissermaßen als Unbeteiligter. Um so beachtlicher ist es, daß er auf Grund seiner jahrzehnte langen eifrigen sozialpolitischen Studien zu denselben Schlußfolgerungen kommt, die seit lange die „Nation" vertreten hat. Der Liberalismus hat nach Kulemann durch seine Untätigkeit selbst verschuldet, daß die Arbeiter sich von ihm abwandten und in der Sozialdemokratie allein ihre politische Vertretung verkörpert sahen. Die Kluft zwischen Bürgertum und Sozialdemokratie kann nur geschlossen werden, wenn die führenden Kräfte innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft sich der Elemente annehmen, die noch nicht in der sozialdemokratischen Zwangsjacke stecken, aber auch für ihren Teil die Anerkennung und Durchsetzung freiheitlicher Grundrechte verlangen. Die bürgerlichen liberalen Kreise sollten sich, soviel an ihnen ist, der Mitarbeit an der sozialen Frage im Sinne der aufsteigenden Arbeiterklasse nicht entziehen und an der Verwirklichung des Inhaltes der Kaisererlasse vom Februar 1890 kräftig mithelfen. Die Forderungen, die der sogenannte Frankfurter Arbeiterkongreß gestellt habe, seien Mindestforderungen, die nur der nicht anzuerkennen brauche, der die Bezeichnung Arbeiterfeind auf sich nehme. Es wäre wünschenswert, daß der Schlußappell Kulemanns an diejenigen Liberalen, die vor der folgenschweren Entscheidung stehen, überall auch dort gehört würde, wo seither der Beschäftigung mit Sozialpolitik ängstlich oder geflissentlich aus dem Wege gegangen wurde.

Unter den Postbeamten herrschte in diesen Weihnachtstagen einmal ausnahmsweise heller Jubel und eitel Wonne. Ihnen war großes Heil widerfahren, denn die ganze chinesische Stufenleiter herab ist von Herrn Krätke, der seine Leute gründlich zu kennen scheint, ein Regen von Knöpfen und Sternen niedergegangen. So unglaublich es in unsern Tagen auch klingt, so wird uns doch aus beteiligten und gut unterrichteten Kreisen versichert, daß die Freude der mittleren Postbeamten über die ihnen zuteil gewordenen Titelverleihungen nicht leicht überschätzt werden kann. Das sollte allen ernsthaften Leuten und den verantwortlichen Stellen doch zu denken geben. Mit dieser völlig undeutschen Art der Einschätzung leerer Aeußerlichkeiten haben wir es glücklich so weit gebracht, daß uns auf diesem Gebiete wirklich nichts mehr zu tun übrig bleibt. Titel und Schnüre und Knöpfe statt ernsthafter Reformen und wirklicher Freiheiten! Besser kann es nur werden, wenn endlich eine gründliche Abrüstung von oben erfolgt, wie sie Kaiser Friedrich einst in seiner Proklamation dem deutschen Volk verheißen hat. Jetzt sind wir weiter als je davon entfernt.

Auch die Offiziere haben eine Weihnachtsüberraschung erhalten, die mit gemischten Gefühlen aufgenommen zu werden verdient. Der „neue Paletot" hat Längsfalte, Achselstücke, rote Vorstöße für die Generäle, kurz, eine Reihe von Aenderungen bekommen, die das Gegenteil der allseitig erwünschten Vereinfachung bilden. Die Ausgaben für Uniformierung werden damit immer höher hinaufgeschraubt. Und die Ausrüstung der Offiziere wird nach und nach ebenso mit entbehrlichem äußeren Beiwerk belastet, wie es bei der der Mannschaften schon seit Jahren zu geschehen pflegt. Allmählich muß die Frage auftauchen, ob es nicht an der Zeit wäre, diese Angelegenheit dem Ressort des „Simplizissimus", dem sie seither anvertraut war, zu entziehen, und vor einem wesentlich ernsteren Forum zu verhandeln.

Die Totenliste des Jahres 1903 ist in den letzten Tagen noch um mehrere notable Persönlichkeiten erweitert worden. Albert Schäffle, der bedeutende Nationalökonom, ist, fast dreiundsiebzig Jahre alt, gestorben. Schäffle gehörte zu den gedankenreichsten nationalökonomischen Gelehrten. Sein „Bau und Leben des sozialen Körpers" zeigt ihn als hervorragenden Systematiker. Wilhelm Roscher nennt ihn in seiner „Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland" „einen der allerbedeutendsten Nationalökonomen unserer Zeit". „Schäffle vereinigt, so führt er aus, eine große Stärke der Analyse und Definition gerade für die allgemeinsten Begriffe mit einem praktischen Blick gerade für die allerneuesten Verkehrserscheinungen (Aktiengesellschaften, Gründungsbanken, Handelskrisen usw.), deren einige von ihm zuerst wissenschaftlich formuliert worden sind, und mit der wissenschaftlichen Gewandtheit des geübten Journalisten" . . . . „Sein Werk über „Kapitalismus und Sozialismus" gehört zu den wichtigsten Versuchen, das Wahre, das im Sozialismus verborgen liegt, vom Irrtum zu scheiden. Es ist zugleich einer der kräftigsten Angriffe gegen die plutokratischen Ausartungen der Zeit." Es sind dreißig Jahre her, seitdem Roscher dies günstige Urteil über Schäffle fällte, kurz nachdem der Versuch Schäffles, sich — als Handelsminister Oesterreichs — in der praktischen Politik zu betätigen, mit einer bösen Enttäuschung geendet hatte. Inzwischen hat Schäffles Feder nicht gerostet, ist vielmehr unablässig tätig gewesen. Der letzte Dienst, den er seinem Vaterlande leistete, bestand in der einschneidenden Kritik des Zolltarifentwurfs, der vor Jahresfrist durch den deutschen Reichstag gepeitscht wurde. Seine Kritik dieses Entwurfes gehört zu den abfälligsten Gutachten, welche die deutsche Wissenschaft über jenes gesetzgeberische Machwerk geliefert hat.

Noch ein anderer namhafter Gelehrter, wenn auch auf einem ganz anderen Forschungsgebiet, ist von dem Partherpfeile des fliehenden Jahres getroffen worden: Otto Hartwig. Als Vorsteher der Universitätsbibliothek in Halle und als Herausgeber des von ihm begründeten „Centralblatts für Bibliothekswesen" gehörte Hartwig zu den Autoritäten der modernen Bibliothekswissenschaft. Daneben hatte er sich aber auch als Geschichtsforscher und Literarhistoriker einen Namen gemacht. Besonders die mittelalterliche Geschichte Italiens, vornehmlich die der Stadt Florenz, bildete sein Hauptforschungsgebiet. Daneben hatte Hartwig ein außerordentlich entwickeltes Interesse für unsere moderne Politik. Mit Ludwig Bamberger stand er auf einem sehr vertrauten Fuß, und auch unserer Zeitschrift hat er im Laufe der Jahre manchen wertvollen Beitrag geliefert. Er gehörte zu jenen durch und durch liberalen Geheimräten, die bei uns glücklicherweise noch immer nicht völlig ausgestorben sind.

Endlich hat uns der Telegraph die Nachricht von dem Tode Zanardellis gebracht, des italienischen Patrioten und Staatsmanns, der noch an den revolutionären Kämpfen, die schließlich zur Einigung Italiens führten, teilgenommen hatte und erst vor kurzem als Ministerpräsident Italiens vom öffentlichen Schauplatz abgetreten war. Er gehörte zu der nicht geringen Zahl der wahrhaft liberalen Staatsmänner, deren sich Italien seit Cavour zu erfreuen hatte.

Giolitti, Zanardellis Nachfolger, ist übrigens nicht minder liberal als sein Vorgänger, und es scheint, als ob der König von Italien modernen liberalen Anschauungen ebenfalls zugeneigt ist. Der liberalen italienischen Regierung ist es gelungen, allmählich das Verhältnis zu Frankreich, das lange ein gespanntes war, wieder zu einem normalen, ja selbst freundschaftlichen zu gestalten. Beweis dafür ist der Schiedsgerichtsvertrag, der neuerdings zwischen beiden Ländern nach dem Muster des kürzlich zwischen England und Frankreich abgeschlossenen Vertrages zustande gebracht ist. Man kann über die Tragweite solcher Schiedsgerichtsverträge verschiedener Meinung sein, jedenfalls vermindern sie die Zahl jener inter-

Digitized by Google

nationalen Differenzpunkte, die zu einer kriegerischen Verwicklung führen können.

In dem australischen Staatenbund haben kürzlich politische Wahlen stattgefunden, deren Ausfall ein weitreichendes Interesse verdient. Es existiert in Australien eine besondere Arbeiterpartei, Labour Party. Diese Partei ist aus den Wahlen so stark hervorgegangen, daß sie sowohl im Unterhause wie im Senat zwischen der Regierungspartei und der Opposition die Entscheidung gibt. Im Senat ist sie jetzt sogar die stärkste Partei, sie hat 14 Sitze inne, während die Regierungspartei im Senat nur über 10 und die Opposition über 12 Sitze verfügt. Solange Opposition und Regierungspartei sich nicht miteinander verständigen, kann deshalb nichts geschehen, ohne daß die Arbeiterpartei gewonnen wird. Diese australische Arbeiterpartei hat manche Aehnlichkeit mit unserer Sozialdemokratie, nur ist sie nicht freihändlerisch, sondern so stark schutzzöllnerisch, daß sie auch allen Plänen auf Einführung von Vorzugszöllen für englische Produkte durchaus widerstrebt. Diese australischen Wahlen vernichten deshalb auch die Hoffnungen Chamberlains, daß Australien dem Beispiele Canadas, Südafrikas und Neuseelands folgen könnte. Von den rund 500 Millionen Mark Import Australiens entfallen fast drei Viertel auf Einfuhren aus Großbritannien und englischen Kolonien. Gerade die Konkurrenz dieser Artikel ist es, welche von den australischen Schutzzöllnern in erster Linie unangenehm empfunden wird. Der Sieg des Protektionismus in Australien muß deshalb als eine Niederlage des Protektionisten Chamberlain angesehen werden. Chamberlain kann ausrufen: „Weh mir, meine Grundsätze haben gesiegt!"

* * *

Liberalismus und Bildung.

Wir müssen unsere Forderungen auf dem Bildungsgebiet in einigen festen und volksverständlichen Sätzen aussprechen, damit sie von der Masse begriffen werden. Die bloße Versicherung, daß alle Liberalen für Bildung sind, genügt nicht. Mit allgemeinen Gedanken allein kann man nicht agitieren. Für die Agitation braucht man konkrete Einzelpositionen. Als erste solche Position schlagen wir vor:

Keine deutsche Schulklasse darf mehr als fünfzig Kinder enthalten!

Das ist an sich kein neuer Satz, aber der Liberalismus hat ihn bis jetzt nicht in den Vordergrund seiner Agitation gestellt. Dieser Satz geht nicht bis an die Grenze des Erreichbaren. Lehrervereine und pädagogische Literatur sind vielfach weiter gegangen, und auch die Gesetzgebung von Holland und Dänemark haben geringere Ziffern als Normalzahlen fixiert. Aber gerade deshalb, weil er nichts übertriebenes fordert, ist dieser Satz gut. Dafür, daß nirgends mehr als ein halbes Hundert Kinder in der Klasse sitzen sollen, ist das Verständnis aller Eltern zu gewinnen, denen überhaupt etwas an der Bildung ihrer Kinder gelegen ist. Die Halbhundertklasse kann ein Programmwort werden wie der Achtstundentag.

Wie steht es jetzt? Eben erscheint das neue statistische Jahrbuch für das Königreich Preußen und bringt für den größten deutschen Bundesstaat offizielle Angaben. Im Durchschnitt der Monarchie kommen in der Volksschule, um die es sich natürlich in erster Linie hier handelt, in den Städten auf eine Schulklasse 56, auf dem Lande 54 Kinder. Dieser Durchschnitt sieht nicht übermäßig ungünstig aus, aber hinter ihm verbergen sich größte Ungleichmäßigkeiten. Schon die Durchschnittszahlen der Regierungsbezirke sehen vielfach sehr ungünstig aus:

Regierungsbezirk	Zahl der Kinder in der Stadt	auf dem Lande
Oppeln	65	64
Aurich	58	60
Münster	60	66
Arnsberg . . .	65	63
Düsseldorf . . .	62	66
Cöln	58	64
Trier	62	61
Aachen	60	60

Das sind also die schlechtesten Schulgebiete Preußens! Es ist auffällig viel katholisches Gebiet darunter. Aber auch in diesen Gebieten sind die Durchschnittsziffern keineswegs ein erschöpfender Ausdruck der Wahrheit, denn die kleinen Klassen kleiner Orte helfen die Schäden des Gesamtzustandes verdecken. Um den Schaden genauer zu sehen, muß man wissen, was in Preußen heute als normale Klasse gilt. Eine normale Klasse darf haben

in der Halbtagsschule	60 Kinder
„ „ einklassigen Schule . . .	80 „
„ „ mehrklassigen Schule . . .	70 „

In nicht normalen Klassen, das heißt also in Klassen, die mehr als diese Ziffern aufweisen, wurden im Jahre 1901 unterrichtet

Regierungsbezirk	Prozent der Kinder in der Stadt	auf dem Lande
Oppeln	34	42
Aurich	29	34
Münster . . .	54	46
Arnsberg . . .	37	44
Düsseldorf . . .	27	44
Cöln	42	38
Trier	27	29
Aachen	19	33

Die Zustände im Regierungsbezirk Münster sinken geradezu zum Himmel. Dort sitzt überhaupt kaum mehr als die Hälfte der Kinder in normalen Klassen. Daß es früher dort noch schlimmer war, ist wahrhaftig ein geringer Trost. Aber traurig ist auch das andere, daß kein einziger Bezirk, auch nicht die Stadt Berlin, es fertig bringt, alle Kinder in „normalen" Klassen zu unterrichten. Die Zahl der Kinder, die in überfüllten Klassen sitzen, ist im Jahre 1901 noch immer 1 256 000! Und dabei gilt eine Klasse von 70 oder 80 Kindern nicht als überfüllt!

Die Forderung der Halbhundertklasse ist diesen Zuständen gegenüber eine Umwälzung der Volksbildungsfrage überhaupt. Sie bedeutet eine Vermehrung der Schulräume, des Lehrerbestandes, der Seminare zur Heranbildung der erforderlichen Lehrer und der Lehrergehälter zur Erlangung der nötigen Zahl von Lehrkräften. Alle anderen Volksschulfragen hängen von der Frage der Normalklasse ab. Deshalb ist es richtig, hier und nur hier einzusetzen.

Es versteht sich von selbst, daß man die Halbhundertklasse nicht ohne große finanzielle Aufwendungen erreichen kann. Die jetzigen Schulausgaben sind folgende (1901):

Digitized by Google

	in den Städten	auf dem Lande
Persönliche Kosten .	84 872 000 M.	95 990 000 M.
Sachliche Kosten . .	19 825 000 „	20 865 000 „
Baukosten	21 267 000 „	29 120 000 „
	128 964 000 M.	145 979 000 M.
	272 943 000 M.	

Diese große Summe wird jetzt teilweise ohne wirklichen Nutzen verausgabt. Denn was nützen die Klassen von 80 bis 100 Kindern, selbst bei treuer Lehrerarbeit? Es liegt einer der Fälle vor, wo man die Betriebsmittel steigern muß, damit etwas Reelles erreicht wird. Wie hoch die Steigerung bei Durchführung der Halbhundertschule sein würde, läßt sich aus dem vorhandenen Material nicht mit Sicherheit angeben. Wir wollen aber eine allgemeine Schätzung vornehmen. Heute kostet ein Kind etwa 48 Mark. Wir nehmen an, daß es bei durchgeführter Halbhundertklasse unter Einrechnung der indirekten Kosten 70 Mark bedürfen wird. Diese Steigerung macht bei 5 670 000 Kindern etwa 125 Millionen aus. Diese Summe muß aufgebracht werden, wenn wir in Preußen ein den Zeitverhältnissen entsprechendes Minimalmaß von Volksbildung erreichen wollen.

Die Frage der Regelung der Schullasten wird voraussichtlich den preußischen Landtag beschäftigen. Es ist hohe Zeit, daß Ordnung auf diesem Gebiet geschaffen wird. Aber außer der Ordnung ist die Steigerung der Ausgaben an sich nötig. Was wir jetzt für Schule geben, ist zu wenig. Und wir werden die Mehrbelastung tragen können, denn Schulausgaben rentieren sich volkswirtschaftlich.

Das ist der Hauptgrund, weshalb wir nicht vorwärts kommen, weil weite Kreise die Schulausgaben für volkswirtschaftlich unproduktiv ansehen. Aber es ist gar nicht mit wenigen Worten auszusprechen, was die Halbhundertschule für die Leistung der Nation ausmachen würde. Man sehe nach Dänemark! Eine Nation mit durchgebildeten Einzelpersonen ist von unverwüstlicher Kraft. Es dauert kein Jahrzehnt, so setzen sich die Schulausgaben in Steuerkraft um. Jetzt treiben wir mit unserem deutschen Menschenmaterial eine extensive Wirtschaft. Je mehr wir zur intensiven Betriebsweise übergehen, desto größer wird der Ertrag sein. Kinder, die das doppelte Maß von Schulpflege genießen, sind später auch das doppelte wert.

Friedrich Naumann.

Der Zehnstundentag und die Textilindustrie.

Im Jahre 1899 fand von Reichswegen eine Umfrage über Umfang, Gründe, Art und Folgen der Fabrikarbeit verheirateter Frauen statt, als deren wesentlichstes, für den Kundigen keineswegs unerwartetes Resultat sich die Notwendigkeit herausstellte, nicht nur die verheirateten, sondern alle fabrikarbeitenden Frauen besser zu schützen und dies an erster Stelle durch eine beträchtliche Verkürzung der täglichen Arbeitszeit. Das überreiche Material, das in dieser Richtung damals zutage gefördert wurde, verdichtete sich indessen noch nicht zu entsprechenden Gesetzesvorschlägen und Maßnahmen. Die Reichsregierung, die sich einer ganz besonderen Vorsicht und Zurückhaltung befleißigt, wo es sich um die Wahrscheinlichkeit eines Eingriffs in das Interessengebiet des Zentralverbandes deutscher Industrieller handelt, ordnete vielmehr für das Jahr 1902 eine neuerliche Erhebung an, diesmal auf die Frage beschränkt, ob es zweckmäßig und angängig sei, die gesetzliche tägliche Arbeitszeit von elf auf zehn Stunden herabzusetzen und an den Vortagen von Sonn- und Festtagen einige weitere Erleichterungen eintreten zu lassen? Das den Sachkenner wiederum nicht überraschende Ergebnis ist bekannt. In Preußen arbeiteten von 395 000 Fabrikarbeiterinnen 250 000, das sind 62 Prozent, zehn Stunden und weniger. In Baden hatten 39,5 Prozent der Arbeiterinnen eine Arbeitszeit bis zu zehn Stunden, in Sachsen-Altenburg und Weimar 60,4 bezw. 45 Prozent. Ebenso günstiges berichten einige andere kleine Bundesstaaten, während Sachsen, Bayern, die Reichslande nähere Nachweise vermissen lassen und von andern die Sonderberichte noch ausstehen.

Sonach wäre, wenn man nur diese Verhältniszahlen in Betracht zieht, die Forderung des Zehnstundentages als eine Angelegenheit zu betrachten, die sich als ein Selbstverständliches, in absehbarer Zeit und in günstigem Sinne erledigen muß. Ganz anders, wenn wir uns den Gewerben zuwenden. 145 985, das sind etwa 37 Prozent aller Fabrikarbeiterinnen, waren in Preußen in Textilbetrieben beschäftigt. Davon hatten 87 567 gleich 60,3 Prozent eine Arbeitszeit von mehr als zehn Stunden, das heißt also: von den 145 000 Arbeiterinnen, die mehr als zehn Stunden arbeiteten, gehörten 60 Prozent dem Textilgewerbe an.

Dies eine Beispiel mag uns genügen. Es ist typisch für alle andern Staaten. Arbeitszeiten von mehr als zehn Stunden sind hauptsächlich in der Textilindustrie anzutreffen, als dem Gewerbe, in dem sich vorwiegend Frauenarbeit findet und das daher alle ihre charakteristischen Begleiterscheinungen, insbesondere aber überlange Arbeitszeit bei schlechter Entlohnung, aufweist.

Die 1899er Berichte der Gewerbeaufsichtsbeamten haben erschütternde Bilder von den Begleit- und Folgeerscheinungen dieser Zustände entrollt. (Es sei hier insbesondere auf die Berichte aus den Reichslanden verwiesen. Im Oberelsaß waren 1899 von 8841 verheirateten Frauen 8379 gleich 96 Prozent in der Textilindustrie tätig. Vergleiche auch Fürth: „Fabrikarbeit verheirateter Frauen". S. 40 ff.). Uebermenschlich fleißige und pflichtgetreue Mütter, die einen sechzehn- bis achtzehnstündigen Gesamtarbeitstag ohne Murren auf sich nehmen und diese opferwillige Heldengröße zumeist mit Siechtum, manchmal mit frühem Tode bezahlen. Aber auch Säuglingssterblichkeit, Verwahrlosung und Kriminalität der Kinder und Jugendlichen, Zerrüttung des Familienlebens und Trunksucht der Männer, das sind die Folgen überlanger Arbeitszeit.

Alledem gegenüber laut und immer lauter und von allen Seiten her der Ruf nach einer Herabsetzung der Arbeitszeit als der zwar nicht einzigen aber vornehmsten Grundlage eines menschenwürdigen Daseins, einer Erhaltung und Erneuerung des Familienlebens. Seit Monaten stehen die Crimmitschauer Spinner und Weber, zu drei Fünftel Frauen, im Kampf für den Zehnstundentag und für eine kleine Lohnerhöhung, begleitet von der Sympathie weitester Volkskreise. (Crimmitschau ist der klassische Boden, dem Martin seine Argumente gegen die Fabrikarbeit verheirateter Frauen entnahm.)

Auch hier wieder das alte Lied, daß nach „der einmütigen Ueberzeugung der Textilindustrie eine gesetzliche Reduktion der Arbeitszeit der Arbeiterinnen auf weniger als elf Stunden eine schwere Schädigung enthalten würde." Der Gewerberat für Frankfurt a. O. meint: „Die Einführung des zehnstündigen Arbeitstages für die Frauen werde der gesamten Tuchindustrie des Bezirks die Konkurrenz sehr erschweren, sie in große Unkosten stürzen, wenn sie sich die Konkurrenzfähigkeit erhalten wolle, und für die Arbeiterinnen einen erheblichen Ausfall an Verdienst mit sich bringen." Der „Verein Rheinisch-Westfälischer Baumwollspinner" befürchtet „für die Industrie eine entsprechende Verteuerung der Produktionskosten, für die Arbeiter einen, der Verkürzung entsprechenden Lohnausfall". Mit Grazie so weiter. Verteuerung der Produktion, Konkurrenzunfähigkeit, Ausschluß

Digitized by Google

vom Weltmarkt, Untergang der Industrie, das sind die mannigfachen Variationen der Grundmelodie. Sie ertönte ebenso, als man vor nahezu fünfzig Jahren die Ten Hours Bill im englischen Parlament beriet, und sie wird ertönen, so oft eine neue Maßregel geplant wird, nicht etwa um die Leistungsfähigkeit der vaterländischen Industrie zu lähmen oder herabzusetzen, sondern um ihr durch die Erhöhung der Kraft und Widerstandsfähigkeit wie der Intelligenz und Arbeitsfreudigkeit der Arbeiterschaft ebenso wie durch den Ansporn zur Verbesserung der Arbeitsmethoden einen neuen Impuls zu geben. „Das kräftigere Volk ist das überlegene." Es liegt eine gewisse Tragik in der Verblendung, mit der man in manchen Unternehmer- und leider auch in Regierungskreisen sich der Einsicht verschließt, daß die Arbeiterschaft, indem sie für ihr Menschenrecht in jedem Sinne, besonders aber indem sie für die Verbesserung der Arbeits- und Lohnbedingungen kämpft, dem Volksganzen, der Erhaltung und Erhöhung des Gesamtwohles, der wirtschaftlichen und geistigen Machtstellung, geradezu unschätzbare Dienste leistet.

Glücklicherweise fehlt es indes auch in Fabrikantenkreisen nicht an Einsichtigen, in der Textilindustrie so wenig wie in anderen Gewerben. Da sind einzelne, die diskutable kurzfristige Uebergangszeiten vorschlagen, andere, die erklären, daß die Industrie in kürzester Zeit etwaige Störungen überwinden und selbst großen Vorteil von der geplanten Herabsetzung der Arbeitszeit haben würde. So nahm, wie der Bericht aus Hildesheim meldet, „die Leistungsfähigkeit des einzelnen Arbeiters und des ganzen Betriebes mit der Verkürzung der Arbeitszeit in keiner Weise ab, hatte vielmehr meistens besser geschulte und ordnungsliebendere Arbeiter, sowie eine Verbesserung der Betriebseinrichtungen im Gefolge, wodurch die Konkurrenzfähigkeit nur noch gestärkt wurde". Eine große Textilfirma des Cölner Bezirkes steht selbst auf dem Standpunkt, daß „bei der nötigen Einsicht seitens der Arbeiter auch eine geringere als zehnstündige Arbeitszeit die Produktion nicht einschränken würde" und hat sich bereit erklärt, „neunstündige Arbeitszeit einzuführen, sofern es ihr gestattet werde, dieselbe auch für die jugendlichen Arbeiter nur durch eine längere Mittagspause unterbrechen zu dürfen". Und selbst in der am härtesten von der Konkurrenz bedrohten Baumwollspinnerei hat ein großer Betrieb des Bezirkes Aachen die Erfahrung gemacht, daß bei zehnstündiger Arbeitszeit der Ausfall an Arbeitsleistung durch Ersparung an Betriebskosten reichlich ausgeglichen wurde. „Es hat sich noch immer erwiesen, daß eine Herabsetzung der Arbeitszeit nicht eine entsprechende Verminderung der Produktionsfähigkeit nach sich gezogen hat", heißt es aus Arnsberg, und von einer Spinnerei des Regierungsbezirkes Münster wird berichtet, daß

„die Gesamtproduktion zur Zeit der Betriebseinschränkung sogar noch etwas größer war, als zur Zeit des Vollbetriebs. Die Arbeiterschaft kam pünktlicher und nutzte die Zeit aufs intensivste aus, um tunlichst auf der bisherigen Lohnhöhe zu bleiben".

Das sind Bekundungen von hohem Wert. Sie besagen zwar nichts, was nicht schon längst bekannt gewesen wäre, aber ihre Hauptbedeutung liegt darin, daß sie aus Unternehmerkreisen der Textilindustrie stammen. Den Textilleuten läßt sich aber noch ein anderer Widerspruch aus ihren eigenen Reihen nachweisen. Während sie sonst streng darauf halten und es auch in der Eingabe, die der Zentralverband deutscher Industrieller gegen den Zehnstundentag an den Reichskanzler gerichtet hat, besonders betont wird, daß die elfstündige Arbeitszeit auch in der Textilindustrie als „nicht übermäßig anstrengend" empfunden werde, hat die „Deutsche Industriezeitung", das Organ des Zentralverbandes von „kompetenter Seite", nämlich aus der „Textil- und Färberzeitung", einen Passus übernommen, der da lautet:

„Namentlich hinsichtlich der Frauenarbeit können die medizinischen Akten darüber als geschlossen gelten, daß zehn Stunden das höchste Arbeitsquantum sind, das der weibliche Körper ohne ernstliche Benachteiligung ertragen kann."

Dieses Zugeständnis von „kompetenter Seite" ist von ungeheuerem Wert, und Dr. v. Rottenburg, der Kurator der Universität Bonn, hat sich durch die Beleuchtung, die er ihm in der „Sozialen Praxis" angedeihen ließ, ein großes Verdienst erworben. Vielleicht ist es aber auch nicht unnütz, es noch von einer anderen Seite her zu erläutern, indem wir einen Blick auf die besonderen Verhältnisse innerhalb der textilindustriellen Arbeiterschaft werfen.

Wir haben oben schon mit wenigen Strichen die Begleit- und Folgeerscheinungen ausgedehnter Arbeitszeit skizziert. Es erübrigt daher nur der zahlenmäßige Nachweis, daß und warum alle diese Schädigungen gerade innerhalb der Textilarbeiterschaft so besonders fühlbar werden. Die genauen Zahlen, die dafür zu Gebote stehen, greifen allerdings etwas weit zurück, haben aber dafür den Vorzug unbedingter Authentizität. Ferner ist aus ihnen zu schließen, daß sie nur Anfangszustände widerspiegeln, da mit der 1895 einsetzenden wirtschaftlichen Prosperitätsperiode auch die Industrie einen solchen Aufschwung nahm, daß sie alle verfügbaren Arbeitskräfte und besonders die verheirateten Frauen mehr als je zur Arbeit heranzog. Das aber, die starke Heranziehung der verheirateten Frauen, ist gerade das Entscheidende. 1895 befanden sich unter $6^1/_2$ Millionen erwerbstätiger Weiblicher nur 160 498 = 2,5 Prozent verheiratete Frauen. Davon entfielen 70 655, das sind 44 Prozent aller verheirateten Frauen, auf die Textilindustrie. 1895 betrug ihre Zahl 111 194 von 229 334, das sind 48,49 Prozent aller Verheirateten. Diese starke Anteilnahme verheirateter Frauen gibt dem ganzen Gewerbe sein eigentümliches Gepräge. Erwerbsarbeit der Frauen und insbesondere der verheirateten Frauen ist überall da, wo sie in größerem Umfang auftritt, identisch mit langer Arbeitszeit und schlechter Entlohnung, und wenn Männer- und Frauenlöhne hier, wo die Frauenarbeit überwiegt*), einander mehr genähert sind als in anderen Gewerben, so bedeutet das nur eine gleich schlechte Entlohnung für beide. Als Beweis dafür sei angeführt, daß die acht Berufsgenossenschaften der Textilindustrie unter dem Durchschnittsverdienst sämtlicher versicherungspflichtiger Arbeiter bleiben.

Das Bild ist also gegeben. Ein ausgedehntes Gewerbe, in dem mehr als die Hälfte aller Arbeiter weiblichen Geschlechtes ist (im Jahre 1895 wurden insgesamt 465 066 Textilarbeiterinnen gezählt), lange Arbeitszeiten und niedrige Löhne. Und auch die Folgerungen ergeben sich von selbst. Eine Sozialpolitik, die wirklich reformieren will, hat die Pflicht, alle Bestrebungen zu unterstützen, ja selbst zu inaugurieren, die darauf abzielen, hier eine Besserung der Verhältnisse, das heißt eine Gesundung des Familienlebens, eine Erleichterung und Erhöhung der Lebenshaltung anzubahnen. Der Zehnstundentag ist eine Etappe auf diesem Weg, und ebenso unverständlich wie das Verhalten der Textilfabrikanten nach den Zu- und Eingeständnissen aus ihren eigenen Reihen ist das der Reichsregierung, die trotz des vorliegenden, geradezu erdrückenden Materials in der Thronrede jeden Hinweis auf die baldige gesetzliche Festlegung des Zehnstundentages vermissen ließ.

Der Reichskanzler hat versucht, diesen Fehler wieder gut zu machen, indem er in der Reichstagssitzung vom 10. Dezember 1903 in einigen allgemeinen Wendungen davon gesprochen hat, daß „die verbündeten Regierungen versuchen werden, nach und nach die großen Fragen der Arbeitszeit und der Arbeitsverfassung, der Frauen- und Kinderarbeit, der Lohnzahlungsmethode so weit zu lösen, als dies möglich ist unter voller Aufrechterhaltung unserer Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt". Ja, der Mann, der das Wenn und das

*) Im Königreich Sachsen waren 1895 von 176 588 Arbeitern der Webeindustrie 97 595 = 62 Prozent weiblichen Geschlechts.

Digitized by Google

Aber erdacht — —. Wer sich auskennt, weiß, daß der Schluß all die schönen Vorsätze und Versprechungen des Vordersatzes wieder aufhebt, aber in betrübender Weise mit dem Vorgehen der sächsischen Regierung, ihren Versammlungs- und Lustbarkeitsverboten, ihrer Verhinderung des Streikpostenstehens übereinstimmt. Sogar das Verbot der Weihnachtsfeiern war möglich. Werktätige Liebe wollte den Kämpfern für den Zehnstundentag den Baum schmücken. Nun loht das Weihnachtsfeuer warmherziger Sympathie in weiten Volkskreisen um so höher und heller empor.

Frankfurt a. M. Henriette Fürth.

Aus unserm Zitatenschatz.

Politische Neujahrsbetrachtungen.

I.

em Großen strebe nach, strebe nach dem schwer Erreichbaren; es gibt nichts Großes, das leicht zu erreichen wäre. Beschränke deine Ziele nicht auf Unternehmungen, deren Erfolg sich in wenigen Jahren oder auch nur während deines Lebens erhoffen läßt. Fürchte nicht den Vorwurf der Don Quixoterie oder des Fanatismus; hast du vielmehr erst reiflich erwogen, was du unternehmen willst, und siehst du deinen Weg klar vorgezeichnet, und bist du fest überzeugt, das Rechte zu tun, so gehe vorwärts, selbst auf die Gefahr hin, in Stücke zerrissen zu werden von denselben Männern, durch deren gewandelte Herzen dein Vorhaben dereinst vollendet werden wird. Kämpfe mit aller Kraft gegen jedwedes Hindernis, einerlei, wie groß oder klein auch die Zahl derer ist, die dich unterstützen. Bist du im Recht, so wird die Zeit schon kommen, da die kleine Gefolgschaft zu einer großen Menge anschwellen wird.

Strebst du nach etwas Edlem und erreichst es, dann wirst du gewöhnlich noch vieles andere gleichzeitig mit erreicht haben. Hundert andere gute und edle Dinge, an die du gar nicht gedacht hast, werden nebenbei erreicht sein, und zwar um so sicherer, je schärfer und aufregender der Kampf war, welcher dem Siege vorherging. Herz und Gemüt eines Volkes werden niemals bis zum Grunde aufgewühlt, ohne daß diese Bewegung mannigfache Frucht brächte.

John Stuart Mill
in einer Rede aus dem Jahre 1868.

II.

„Dem politischen Boykottierungssystem sich mit aller Kraft entgegenzustellen, sollte die vornehmste Aufgabe speziell des Liberalismus sein. Ein wirklich liberaler Mann kann sich deshalb aber auch nicht blindlings einrangieren lassen in die Armee der sogenannten „Ordnungsparteien". Der wahre Patriotismus erfordert vielmehr, daß man einer Partei gegenüber, die mehr als eine Million deutscher Wähler zählt, sich nicht auf den hochmäßigen Standpunkt stellt: mit Euch verhandeln wir nicht! sondern daß man sachlich prüft, welche Forderungen dieser Partei man als berechtigt anerkennen kann, welche man ablehnen muß. Es ist eine Lebensfrage für das deutsche Volk, daß sich die Sozialdemokratie nicht in der Weise weiter entwickelt, wie das in den letzten zehn Jahren geschehen ist, das heißt: politisch abgetrennt von der übrigen Bevölkerung, der nicht ausgestoßen werden kann, der zusehends wächst, der den größten Teil der politisch denkenden Arbeiter des Landes umfaßt, darf nicht weiter isoliert, er muß wieder assimiliert werden. Deshalb nieder mit allen gesetzlichen Schranken und mit allen Schranken des Vorurteils, durch welche die Sozialdemokratie von der übrigen Bevölkerung getrennt wird. Ihre Zurückführung in den breiten Strom des nationalen Lebens ist nur auf diese Weise zu ermöglichen. Behandeln wir die Sozialdemokratie genau so wie alle andern politischen Parteien.

Stellt man sich auf diesen objektiven Standpunkt so wird man auch leicht eine große Anzahl politischer Berührungspunkte finden. In den Fragen des Sozialistengesetzes, der Lebensmittelbesteuerung, der Handwerkerpolitik, der Koalitionsfreiheit, der Wahlfreiheit, ja in allen Punkten, wo die politische Freiheit ins Spiel kommt, fällt der Standpunkt des wahren Liberalismus mit dem der sozialdemokratischen Partei durchaus zusammen . . . . . Was kann uns unter solchen Umständen abhalten, mit den Sozialdemokraten ein gutes Stück Wegs zusammen zu wandeln? Ob uns die Kartellbrüder deswegen in die tiefste Tiefe der nationalen Hölle verbannen, kann uns doch ebenso wenig anfechten, wie wenn — um mit dem Reichskanzler Fürst Bismarck zu reden — der Wind durch den Schornstein fegt."

Theodor Barth
aus der politischen Neujahrsbetrachtung der „Nation"
vom 4. Januar 1890.

Die Zukunft der Eisenbahntechnik.

Die seit einigen Jahren von der Studiengesellschaft für elektrische Schnellbahnen durchgeführten Versuche mit elektrisch angetriebenen Schnellwagen, welche die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf die Militärbahn Berlin—Zossen gerichtet haben, sind in der Presse des In- und Auslandes nach den verschiedensten Richtungen hin behandelt und zumeist in einer den tatsächlichen Verhältnissen wenig entsprechenden Weise zur Darstellung von Zukunftsbildern verwertet worden. Naive Schwärmer haben die erzielte höchste Fahrgeschwindigkeit von 210 km/Stunde zur Grundlage neuer Fahrpläne gemacht und ohne Rücksicht auf die Terrainverhältnisse und die vorhandenen Bahnlinien ausgerechnet, wieviel Zeit und Geld das reisende Publikum künftig ersparen werde. Mit dieser Auffassung hat man das Ziel der elektrischen Schnellfahrten durchaus verkannt; sie hatten keineswegs den Zweck, hohe Rekordziffern zu erreichen und dieselben ohne weiteres als Vorbild, für den bestehenden Eisenbahnbetrieb hinzustellen, sie sollten vielmehr dazu dienen, neben einer Menge von wissenschaftlich-technischen Daten die betriebssichere Leistungsfähigkeit des elektrischen Antriebes festzustellen und die für erhöhte Fahrgeschwindigkeiten am besten geeignete Konstruktion der Bahnanlage, der Kraftzentrale und der Betriebsmittel zu erproben. Zum ewigen Ruhm der deutschen Technik ist dieses Ziel im wesentlichen erreicht worden,

Digitized by Google

es kann nicht geleugnet werden, daß die gesamte Eisenbahntechnik durch die erwähnten Schnellfahrten sehr wesentlich gefördert worden ist und daß manche Vorurteile geschwunden sind, die nicht nur in Laienkreisen über die künftige Gestaltung des Eisenbahnwesens bisher bestanden. Darin liegt vor allem die große Bedeutung des Zusammenwirkens des deutschen Großkapitals mit der Technik, daß die Resultate der Schnellfahrten der gesamten Welt zugute kommen und daß sie mit sehr erheblichem Aufwand an Intelligenz und Kapital ohne irgendwelche Aussicht auf unmittelbaren Gewinn auf deutschem Boden gewonnen worden sind. Welcher amerikanische Trust wäre wohl bereit gewesen, in einer wissenschaftlich-technischen Frage in gleicher Weise vorzugehen? In dieser Beziehung haben wir ganz gewiß die vermeintliche amerikanische Gefahr nicht zu fürchten, und so lange die deutsche Wissenschaft mit der Technik und dem Großkapital zusammengeht, kann uns kein Gefühl der Bangigkeit überkommen, daß wir nicht durch qualitative Leistungen weitere Gebiete des Weltmarkts für die deutsche Industrie erobern sollten, sofern nicht wirtschaftliche und handelspolitische Maßnahmen einen solchen Erfolg in Frage stellen.

Wenn wir nun einige Kapitel der Eisenbahntechnik herausgreifen, so sei zunächst darauf hingewiesen, daß durch die Schnellfahrten die Anschauungen über die zweckmäßigste Art der Bahnanlage und die Konstruktion des Oberbaues sehr wesentlich geklärt worden sind. Gegenüber mehrfachen Vorschlägen, für höhere Fahrgeschwindigkeiten den Unterbau aus Beton herzustellen, hat man bei der im letzten Frühjahr durch die Eisenbahn-Brigade vorgenommenen Erneuerung des Bahnkörpers der Militäreisenbahn an der bewährten Schotterbettung festgehalten und damit das Richtige getroffen. Was den Oberbau betrifft, so wurden die schweren Kiefernschwellen derart zusammengeschoben, daß 18 Schwellen auf eine Schienenlänge von 12 m kommen. In die Schwellen wurden zur sichern Befestigung der Schienen Hartholzdübel eingelassen, in welche die schweren Holzschrauben eingreifen. Die direkte Unterlage der Schienen bilden kräftige Hakenplatten, sie geben den Schienen die bei uns übliche schräge Stellung von 1 : 20 nach der Mitte des Bahngleises. Zur seitlichen Führung der Wagenräder hat man der Vorsicht halber auf dem größten Teil der 23 km langen Versuchsstrecke horizontal gelegte Leitschienen auf eisernen Böcken eingebaut, die zugleich wesentlich zur Versteifung des Gleises beitragen. Die Versuchsfahrten haben indessen ergeben, daß, abgesehen von den Kurven, diese Leitschienen auch bei den größten Fahrgeschwindigkeiten entbehrlich sind, und daß die erwünschte Starrheit des Gleises auf andere, einfachere Weise erreichbar ist. Die Fahrschienen des Bahngleises sind Vignolschienen normalen Profils von 41 kg Metergewicht und 12 m Länge mit Stumpfstoß, nur auf 250 m Länge ist der vortrefflich bewährte Wechselsteg-Verblattstoß nach System Haarmann zur Anwendung gekommen. Das Gewicht der Schienen ist sonach kein außergewöhnliches, die statische Berechnung hatte ergeben, daß diese 41 kg schweren Schienen auch bei den größten Fahrgeschwindigkeiten der mehr als 90 t schweren Schnellwagen völlig ausreichen müsse und daß es unnütz sein würde, der Schiene ein größeres Gewicht zu geben. Dagegen wurde auf eine starke Schotterbelastung des Gleises Wert gelegt, sodaß der Oberbau mit Schotterbelastung ein Gesamtgewicht von etwa 300 kg für das Gleismeter aufweist. Die Praxis hat die Resultate theoretischer Rechnung in jeder Beziehung bestätigt, der Oberbau wie der Unterbau der Bahnanlage haben sich bei den zahlreichen Schnellfahrten vortrefflich bewährt, auch die Schienen und die Schienenstöße zeigten bei einer allerdings sehr vorsichtigen Unterhaltung der Bahnanlage nur relativ geringen Verschleiß. Man wußte zwar längst aus dem Lokomotivbetrieb, daß der Verschleiß des Oberbaues viel mehr mit der dichten Zugfolge und dem häufigen Bremsen als mit der großen Fahrgeschwindigkeit zusammenhängt — die Schienen der Berliner Stadtbahn müssen nach fünf Betriebsjahren erneuert werden —, indessen auch viele Fachleute waren im Zweifel, ob nicht für Fahrgeschwindigkeiten von 150 km und mehr ein erheblich größeres Schienengewicht erforderlich sein werde. Diese Frage ist durch die Schnellfahrten jetzt verneint worden, was als außerordentlich wichtig für die Eisenbahntechnik bezeichnet werden muß. Denn das Festhalten an den bisherigen, durchweg recht geringen Fahrgeschwindigkeiten kann nun nicht mehr wie bisher mit dem bloßen Hinweis auf die erforderlichen hohen Aufwendungen für einen neuen, sehr schweren Oberbau motiviert werden, da bei guter Unterhaltung der gegenwärtige Oberbau für verdoppelte Fahrgeschwindigkeiten völlig ausreicht. Der vielgerühmten Goliathschiene, an deren ausschließlicher Verwendung die Eisenwerke lebhaft interessiert gewesen wären, wird also in der künftigen Eisenbahntechnik keine hervorragende Rolle zufallen. Wo man schwerere Schienen wählt, wird es nur mit Rücksicht auf den Verschleiß des Schienenkopfes, nicht aber wegen der größeren Widerstandsfähigkeit und Betriebssicherheit geschehen. Allerdings erfordert die erhöhte Fahrgeschwindigkeit eine andere Linienführung als die der heutigen Dampfbahnen, man wird Kurven unter 2 km Radius nach aller Möglichkeit vermeiden und zugleich günstigere Steigungsverhältnisse anwenden müssen. Niveaukreuzungen der Schnellbahn durch andere Schienenwege und durch Straßen sind nach dem Muster der heutigen englischen Bahnen ausgeschlossen. Für den Schutz der Telegraphen- und Fernsprechleitungen gegen Beeinflussung durch den hochgespannten Strom der Bahnanlage muß in umfassender Weise gesorgt werden. Dagegen braucht nach dem Ergebnis der elektrischen Schnellfahrten der übliche Gleisabstand unserer Bahnen nicht vergrößert zu werden, da auch bei den größten Fahrgeschwindigkeiten ein irgendwie gefährlicher Luftdruck nach der Seite hin nicht auftritt.

Gehen wir nun zu den Betriebsmitteln über, so wußte man schon aus dem Dampfbetrieb, daß nur der Wagen mit Drehgestellen stärkster Bauart für größere Geschwindigkeiten in Betracht kommen kann. Man hat für den 22 m langen Wagenkasten der Schnellwagen zwei dreiachsige Drehgestelle von 5 m Radstand mit mittlerer Laufachse bei einer Entfernung der Drehzapfen von 13,3 m konstruiert, für die anfänglich projektierten vierachsigen Drehgestelle von 6 m Radstand fehlte der Raum. Der Bandagendurchmesser beträgt 1230 mm, sodaß der Boden des Schnellwagens 1415 mm über die Schiene liegt. In der äußeren Erscheinung gleichen die Schnellwagen übrigens dem bekannten D-Zugmodell, nur hat man zur leichteren Ueberwindung des Luftwiderstandes die Dachenden haubenartig nach unten gebogen und die Stirnflächen der Wagen mit paraboloischen Abschrägungen versehen oder kurz abgerundet. Bei den weiteren Versuchen mit vor die Stirnflächen der Wagen gesetzten Spitzen, die nach Art eines Schiffskiels oder eines Schneepfluges wirken, hat sich ergeben, daß durch diese Spitzen der Verzögerungswiderstand der Luft um mehr als 10 Prozent verringert werden kann, sodaß hierin eine erhebliche Ersparnis an Betriebskraft liegt. Von dem Wagenwicht von 93 t entfallen 42 t auf die elektrische Installation, deren Verteilung auf die Wagenlänge trotz erheblicher Schwierigkeiten recht gut gelungen ist. Jedes Drehgestell eines Wagens trägt zwei Motoren von je über 4 t Gewicht, die entweder direkt auf der Drehgestellachse sitzen oder auf einer diese Achse umgebenden hohlen Welle befestigt sind und durch Mitnehmer die Achse antreiben. Jeder der vier sechspoligen Motoren vermag beim Anfahren bis über 750 und bei der vollen Fahrt 1250 Pferdestärken zu leisten, der sekundäre Stromkreis der Motoren erhält nur eine Spannung von 400 Volt. Während des Passierens der Anfahrtstrecke von etwa 9¼ km Länge beträgt die Gesamtleistung der Motoren rund 2700 Pferdestärken, zur Erhaltung der höchsten Fahrgeschwindigkeit von 200 km/Stunde sind dann noch etwa 1150 Pferdestärken erforderlich. Die Regelung der Motoren beim Anlassen geschieht durch in den sekundären Stromkreis ein-

Digitized by Google

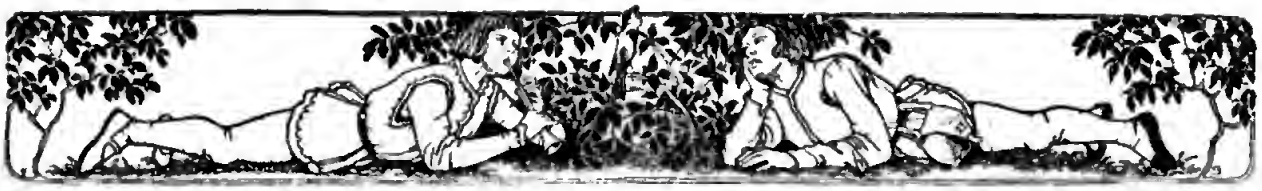
geschaltete Metall- oder Flüssigkeitswiderstände. Der Auslaufweg des ungebremsten Wagens bei 210 km Geschwindigkeit würde auf ebener Strecke mindestens 35 km betragen, noch bei 100 km Geschwindigkeit hat der Auslaufweg eine Länge von 9 km. So stark auch der Luftwiderstand, welcher bei 210 km Geschwindigkeit auf 250 kg für jedes der 10 Quadratmeter der Stirnfläche des Schnellwagens festgestellt wurde, der Bewegung des Wagens entgegenwirkt, indem er entgegen früherer Annahme immer direkt proportional dem Quadrate der Fahrgeschwindigkeit bleibt und etwa $^1/_{13}$ des Atmosphärendrucks erreicht, so kann doch ein sehr heftiger Wind den Schnellwagen nicht hindern, die Geschwindigkeit von 200 km und mehr zu erreichen, wobei allerdings eine stark gebaute und widerstandsfähige Leitungsanlage vorausgesetzt wird. Aus den mit den Schnellfahrten erzielten Fahrtresultaten ergibt sich, daß für einen regulären Schnellbetrieb die Motorwagen wie auch die Anhängewagen noch erheblich stärker und kräftiger gebaut werden müssen als die Wagen der heutigen D-Züge, und daß namentlich auch der Radstand der Drehgestelle möglichst groß zu wählen ist. Im übrigen hat sich gezeigt, daß die elektrischen Schnellwagen ohne jede Schwierigkeit mehrere D-Zugwagen mit Geschwindigkeiten von 160 km und mehr fortbewegen und daß der Kraftbedarf für Anhängewagen relativ gering ist.

Die erwähnten Verhältnisse greifen schon in die Frage der **Betriebskraft** hinüber, zu welcher zunächst die Hauptmerkmale des Dampfbetriebes und des elektrischen Betriebes zu erörtern sind. Die Dampflokomotive hat bis jetzt im normalen Verkehrsbetriebe nur höchste Geschwindigkeiten von wenig über 100 km/Stunde aufzuweisen. Daß sie es auch bei Verwendung der Dampfüberhitzung sehr viel weiter bringen und mit der Geschwindigkeitsleistung der elektrischen Schnellwagen erfolgreich konkurrieren werde, ist nicht zu erwarten. Dabei würden auch die hygienischen Nachteile des Dampfbetriebes noch erheblich gesteigert werden. In rein technischer Hinsicht sind u. a. der ganze Aufbau schwerer Dampflokomotiven, die relativ ungünstige Gewichtsverteilung, die schwierige Ausgleichung der bewegten Teile, die Unterhaltung der Dichtungen, die hohe Lage des Schwerpunktes der Maschine als hinderlich für die Betriebssicherheit bei hohen Geschwindigkeiten zu bezeichnen, selbst wenn es gelänge, Dampflokomotiven für die oben angegebenen Kraftleistungen und den starken Wechsel der letzteren bei nur einigermaßen rationellem Wirkungsgrade zu bauen. Voraussichtlich wird also für Fahrgeschwindigkeiten schon von 140 km/Stunde aufwärts die elektrische Betriebsart in technischer Hinsicht den Sieg davontragen. Die Art der auf der Militärbahn Marienfelde—Zossen verwendeten elektrischen Betriebskraft muß hier kurz berührt werden. Die 13 km von dem Speisepunkte der Bahnlinie entfernte Zentrale erzeugt mit einer normal 2500 Pferdestärken leistenden Drehstrommaschine Drehstrom von 6000 Volt Spannung, welcher mittels zweier Transformatoren auf eine Spannung bis zu 14 000 Volt gebracht und durch die bekannten drei Leitungen der Leitungsanlage längs der Bahnstrecke zugeführt wird. Die Stromabnehmer des Wagens nehmen nun den hochgespannten Drehstrom von der Leitungsanlage ab und führen ihn zunächst zu den unter dem Boden des Wagens liegenden beiden Transformatoren, welche die Spannung auf Mittelspannung herabmindern, mit der die elektrische Energie in die vier Wagenmotoren gelangt. Es findet also eine doppelte Umsetzung der Stromspannung durch Transformatoren statt. Die Firma **Siemens & Halske A.-G.** hat nun, um den Betrieb rationeller zu gestalten, auf einer besonderen Versuchsstrecke in **Lichterfelde** erfolgreich begonnen, den hochgespannten Drehstrom von 10 000 Volt direkt den Motoren zuzuführen, sodaß die Transformatoren im Wagen wegfallen und das Wagengewicht auf etwa 80 t vermindert werden kann. Aber auch dann bleiben die noch vorhandenen Unvollkommenheiten der Leitungsanlage und der Stromabnehmer bestehen, sie werden trotz der außerordentlichen Einfachheit der Leitungen und ihrer vorzüglichen Sicherung gegen die Gefahren der Kurzschlüsse vorläufig noch ein Hindernis für die Entwicklung des Schnellbahnverkehrs bleiben, zumal die Einflüsse der Witterung noch nicht ausreichend studiert sind. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß man der viel einfacheren Leitungsanlage wegen späterhin zu dem System des einphasigen Wechselstroms übergeht, bei welchem zudem die Energieverluste in den Widerständen beträchtlich verringert werden können, sodaß der Gesamtwirkungsgrad höher ist.

Es lag nicht im Programm der Berliner Schnellfahrten, die **Wirtschaftlichkeit des elektrischen Schnellbetriebes** genau zu untersuchen, da es sich bei diesen Fahrten hauptsächlich darum handelte, die betriebssichere Leistung etwa der doppelten der im Dampfbetriebe üblichen Durchschnittsgeschwindigkeit festzustellen. Dieses Ziel ist im vollsten Umfange unter gleichzeitiger Gewinnung höchst wertvoller wissenschaftlich technischer Daten erreicht worden. Daß aber der elektrische Schnellbetrieb mit den unentbehrlichen Reserveanlagen der Zentrale, der Gleise, der Leitungen und der Betriebssicherungen neben den hohen Unterhaltungskosten der Bahnanlage und der Betriebsmittel sowie den erhöhten Ausgaben für ein vorzüglich eingeschultes und überaus verantwortliches Personal ganz bedeutend erhöhte Betriebsausgaben gegenüber dem heutigen Dampfbetriebe aufweisen muß, kann für keinen Sachkundigen zweifelhaft sein. Wahrscheinlich aber würden die gleichen Leistungen im Dampfbetriebe, wenn sie überhaupt betriebssicher erreichbar wären, noch höhere Betriebsausgaben erfordern. Demgegenüber steht die allgemeine und wirtschaftlich durchaus berechtigte Forderung der Verbilligung der Personen- und Gütertarife, mit welcher bei der Verquickung des Finanzwesens des Staatsbahnbetriebes mit den Etats der Einzelstaaten erhöhte Betriebsausgaben nicht vereinbar sind. Wir sind ja leider weit davon entfernt, den Staatsbahnbetrieb als rein wirtschaftlich und sozial wirkend ansehen zu können. Es bleibt also zunächst nur übrig, den etwaigen Bau von elektrischen Schnellbahnen dem privaten Unternehmungsgeist zu überlassen, wobei indessen der Staatsverwaltung zweifellos die Verpflichtung zufällt, solchen Unternehmungen mit völlig lastenfreien und die Aussicht auf Rentabilität bietenden Konzessionen nach aller Möglichkeit entgegenzukommen. Die Unternehmer aber werden sich über das wirklich vorhandene **Verkehrsbedürfnis für eine Schnellbahn** im einzelnen Falle eingehend zu informieren haben, es ist selbstverständlich, daß der heute noch als Luxus geltende Schnellbetrieb auch erheblich höhere Tarife beanspruchen kann. Aber auch ohne das Bestehen einer Schnellbahn für den Verkehrsbetrieb kann nicht mehr zweifelhaft sein, daß die Ergebnisse der elektrischen Schnellfahrten auf unsere heutigen Dampfbahnen und ihren gesamten Betrieb einen erheblichen Einfluß ausüben werden, und zwar vornehmlich nach der Richtung einer in mäßigen Grenzen erhöhten Fahrgeschwindigkeit und der Erhöhung der Betriebssicherheit. Auch der soeben in den Eisenbahnbetrieb erfolgreich eingeführten drahtlosen Telegraphie wird in letzterer Beziehung eine nicht unwichtige Rolle zufallen. Im übrigen wird der elektrische Betrieb mittels dritter Schiene für Gleichstrom oder mit der einfachen Oberleitung für einphasigen Wechselstrom den Dampfbetrieb, da er mit letzterem hier auch wirtschaftlich konkurrieren kann, auf Stadtbahnen und Vorortbahnen, bei welchen bei Geschwindigkeiten von 60 bis auf 100 km/Stunde und bei relativ geringen Zuggewichten sehr häufige Fahrgelegenheit verlangt wird, allmählich verdrängen. Infolge der erhöhten Fahrgeschwindigkeit unserer Dampfbahnen aber wird sich mehr und mehr die alte Forderung geltend machen, daß mindestens die Schnellzugs-Hauptstrecken vom Güterverkehr entlastet und jedenfalls von den Zentren der Kohlen- und Eisenindustrie **eigene Güterschleppbahnen** nach unseren Seehäfen oder den Umschlagplätzen angelegt werden.

Schon aus dieser flüchtigen Skizze der Art des künftigen Eisenbahnverkehrs und der mit ihm zusammenhängenden Technik läßt sich erkennen, daß die elektrischen Schnellfahrten einen

Digitized by Google



erheblichen mittelbaren Einfluß auf das heutige Eisenbahnwesen ausüben werden und daß daher auch hier wieder deutsche Wissenschaft und opferwillige Ausdauer allen Nationen der Erde die größten Dienste geleistet haben.

J. Kollmann.

Novae epistolae obscurorum virorum.

II.

2. Der Kommerzienrat Aronsfeld an den Oberkammerherrn Baron v. Künberg.

Hochgeehrter Herr Baron!

on Ihrem so überaus liebenswürdigen Schreiben angenehm überrascht, fühle ich mich fast beschämt durch die Dankesworte, mit denen Euer Hochwohlgeboren mich beehren. Auf Wort! Die Stiftung des Kirchenfensters entsprang lediglich dem frommen Drange meines Herzens und meiner Frau. Es gebührt mir dafür keine weitere Anerkennung als die Güte der Annahme. Auch bin ich ganz einverstanden, daß der Oeffentlichkeit gegenüber mein Name nicht genannt wird. Ich verstehe, o Gott, ich verstehe vollkommen. Was ich zur Ehre unserer christlichen Kirche tue, das tue ich ja nicht um des äußeren Scheines willen. Wenn die wenigen eingeweihten Persönlichkeiten meine Gesinnung nicht verkennen, so genügt das meiner stillen Empfindung durchaus. Was ist der Ruhm des Namens?

Allerdings bezüglich des Namens, da habe ich eine große Bitte an Sie, verehrter Herr Baron. Ich bin nämlich in einer recht peinlichen Situation. Vor Jahren, als ich die heilige Taufe empfing — ich war ja leider kein Kind mehr —, da hätte ich meiner guten Frau folgen und mit dem Glauben auch den Namen meiner Väter ablegen sollen. Aber wie es so geht; die ganze Sache war mir noch so neu; geschäftliche Rücksichten — ich stand doch damals noch nicht so da wie heute; also ich konnte mich nicht dazu entschließen. Inzwischen habe ich eingesehen, daß es sehr unrecht von mir war; es ist eben doch eine halbe Sache, ein peinlicher Zwiespalt zwischen dem innern und dem äußeren Menschen. Also will ich mein Unrecht gern gut machen, das soll man doch als sittlicher Mensch tun, wenn man es reumütig eingesehen hat. Auch werden die Kinder groß; mein Aeltester hat keinen Sinn fürs Geschäft; er fühlt den inneren Beruf zum Kavalleristen. Kurz und gut; ich habe um die Genehmigung nachgesucht, einen einzigen Buchstaben, bloß das kleine o, aus meinem Namen weglassen zu dürfen; gerade d e r Name ist so biegsam, das ist ja sein einziger Vorzug. Aensfeld! — dagegen ist doch garnichts zu sagen. Und nun denken Sie, verehrtester Herr Baron, diese Genehmigung will die Behörde mir nicht erteilen. Angeblich habe neuerdings ein Ministerialreskript oder dergleichen bestimmt, daß der Glaubenswechsel kein genügender Grund zu Namensänderungen sei! Begreifen Sie das, Herr Baron? Billigen kann es Ihr frommer Sinn keinesfalls. Hat nicht auch der Apostel seinen Namen geändert, und ganz so, wie ich es möchte, durch einen einzigen Buchstaben: Saulus—Paulus!? Soll der wahrhaftige Mensch scheinen wollen, was er nicht ist? Wenn ich weiter Aronsfeld heiße, so scheine ich Jude, da ich doch Christ bin. Darf unser christlicher Staat das christliche Sakrament der Taufe verleugnen oder ignorieren? Darf er verbieten, daß der, der durch die Taufe ein neuer Mensch geworden ist, mit dem alten Adam auch den alten Namen ablege? Mit Recht wirken in Ihrem wie in aller Guten Sinn der Staat und alle seine Behörden dahin, daß der strebsame Untertan im christlichen Staate sich lossagt vom verstockten Festhalten am jüdischen Sonderwesen. Und hat er es getan und sein Heil erkannt, dann zwingt ihn derselbe Staat, das äußere Absonderungszeichen des alten Bundes im Namen weiter zu schleppen für sein Leben und seine Kinder und Kindeskinder!

Das kann ein Mann, wie Sie, verehrtester Herr Baron, unmöglich wollen; und deshalb bin ich sicher, daß Sie meine Bitte gütig erfüllen und Ihren mächtigen Einfluß benutzen werden, um doch noch die Genehmigung meines so natürlichen und sittlich berechtigten Antrages durch die zuständigen Behörden zu erwirken. Schon im voraus sage ich Ihnen meinen herzinnigsten Dank, zugleich im Namen meiner guten Frau, die sich Ihnen angelegentlichst empfiehlt; und verharre, hochverehrter Herr Baron,

in hochachtungsvoller Dankbarkeit

(Unterschrift unlesbar.)

3. Der Oberst Graf Rittwitz an denselben.

Bester Baron!

Es tut mir leid, Sie mit einer komischen Sache behelligen zu müssen; aber heutzutage kann man nie wissen, ob nicht die scheinbar einfachste Geschichte furchtbar verzwickt ist; nimmt man nicht vorsichtig an der richtigen Stelle Fühlung, so macht man ahnungslos eine Bombendummheit, und es kann einem hernach höllisch in die Bude regnen. Also besser ist besser. Hören Sie, Teuerster. Präsentiert sich mir da neulich ein Jüngling, nommé Aronsfeld; will bei meinem Regiment als Avantageur eintreten!! Ich denke natürlich, der junge Hebräer ist toll, und will ihn mit einigen zarten Andeutungen in diesem Sinne der frischen Luft wiedergeben. Aber mit der Zähigkeit seiner Rasse und in erstaunlich manierlicher Haltung insinuiert mir der fremde Knabe einen Schreibebrief seines eher père: christlicher Sohn christlicher Eltern, wird bald ganz stubenrein Arnsfeld heißen; Vater steht eifrig in der kirchlichen Bewegung, mit Ihnen besonders liiert, ja, gibt Sie, Verehrtester, als Prima-Referenz auf — usw. Das machte mich doch einigermaßen stutzig; erklärte zwar ziemlich bestimmt, daß mein Bedarf für absehbare Zeit gedeckt sei; erlaubte aber dem in spe Arnsfeld doch, gelegentlich nochmal anzutreten. Denn, wie gesagt, heute kenne sich der Teufel aus. Und nun frage ich Sie, Baron, um Himmelswillen, ist's denn menschenmöglich? Wollen Sie mir wirklich diese alttestamentarische Laus in meinen Attila setzen?

Bin gut Freund mit unserem hiesigen Regierungspräsidenten, höllisch fixer Kerl, als Präsident noch sehr jung, oben persona gratissima, rasende Karriere vor sich. Den frage ich neulich, was er täte, wenn sich ein Jude bei ihm zum Regierungsreferendar meldete? Lacht bloß; so was käme nicht vor. Wenn aber doch? Nun lächelt er nur noch, setzt die Amtsmiene auf und orakelt: „Ja, lieber Oberst, wir vom Zivil sind auf die Verfassung vereidigt, Ihr nicht.“ — Na, und? — „In der Verfassung steht: ‚Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich. Standesvorrechte finden nicht statt. Die öffentlichen Aemter sind für alle dazu Befähigten gleich zugänglich.‘ Juden sind eben zu diesen Aemtern nicht befähigt. Basta!“ — Großartig! Wenn sie aber getauft sind? Steht darüber auch was in der Verfassung? — Er lächelt noch amtlicher. „Aber gewiß, bester Graf. ‚Der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem

Digitized by Google

religiösen Bekenntnisse.' Das heißt doch: Ungetaufte Juden sind wie ungetaufte zu behandeln. Allerdings — keine Regel ohne Ausnahme. Es gibt da schwierige Fälle, höhere Rücksichten. Im Sinne religiöser Gleichberechtigung nehmen wir beide ja auch richtige Christen bürgerlichen Standes nicht gern: Standesvorrechte finden eben nicht statt. Indessen muß man unter Umständen doch Ausnahmen zu machen wissen; es ist das, wie wir Juristen sagen, quaestio facti."

Na, und meine quaestio facti habe ich Ihnen nun vorgetragen, lieber Baron. Ich bin nur ein einfältiger Kriegsknecht, und so finde ich mich nicht heraus. Alle Sakramente in Ehren; aber wenn die Leute vor der Taufe krumme Knochen haben, sind sie nachher vermutlich auch nicht gerade; und der Aronsfeld muß doch die Nase des Aronsfeld weiter tragen. Uebrigens hat mein hoffnungsvoller Knappe eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Prinzen Feuerburg, Durchlaucht; wissen Sie, wir nannten's immer: interessantes südliches Kolorit. Na, und dann die ganzen Anschauungen, Familientradition und so. Ich meine, trotz des neuen Glaubens und neuen Namens oder vielmehr gerade deswegen hat so'n Mensch innerlich einen gewissen Knax. Jedoch ich bekenne mich als Stümper in der Theologie und Kirchenpolitik usw.

Das hat mir gerade jetzt auch noch ein anderer Fall zu Gemüte geführt. Habe da einen Leutnant von Kessen im Regiment, aus der stockkatholischen Familie; der Bischof von Kessen ist sein Onkel. Als der junge Mann sich zum Eintritt meldete, wollte ich ihm dieserhalb von wegen der Duellfrage ein bißchen den Puls fühlen. Aber mein damaliger Adjutant, ein Oberschlauer, der das Gras wachsen hört, hielt mich zurück. Was der Kessen sagen müßte, wäre ja klar; und dann gäbe es eventuell großen Spektakel; Onkel Bischof und Zentrum und Reichstag und Strafgesetz und Parität und Tod und Teufel. Na schön; ich ließ es bleiben; und jetzt haben wir die Bescherung. Hat sich der junge Herr mit 'nem kleinen Bürgermädchen verplempert. Kommt vor. Da ist aber ein Bruder. Zahntechniker oder so was; der nimmt die Sache ritterlich und fordert meinen Leutnant. Tableau! Ist der Herr Bruder satisfaktionsfähig? Wir möchten gern beide Augen zudrücken; denn der Mann ist versessen auf die Ehre, sich mit einem veritablen Leutnant zu schießen. In dem Fall hielte er das Maul; anderenfalls schlägt er Lärm. Aber Kessen kann nicht; er ist ganz abhängig vom Onkel Bischof. Ach, Liebster, Religion muß sein, und zwar sehr; aber diese verschiedenen Religionen verwirren den ganzen Dienstbetrieb; es ist zum Tollwerden.

Bei uns hier draußen weiß man nie so recht, woher der Wind weht; und das muß man doch in so heiklen casibus wissen. Sie aber sind doch der bestorientierte Sterbliche; also, trautester Baron, geben Sie mir einen Wink, aber bitte, ein bißchen deutlich. Zu Gegendiensten gern bereit, soweit sie ein armer Reitersmann in der Provinz leisten kann.

Stets der Ihre

Rittwitz.

4. Der Hofprediger Andreas Fuchs an denselben.

Verehrter Freund!

Daß Sie mir die interessanten Briefe, die anbei zurückfolgen, mitgeteilt haben und meinen Rat in diesen Fragen hören wollen, weiß ich als schönes Zeichen brüderlichen Vertrauens gebührend zu würdigen. Aber ich vermesse mich nicht, Ihnen Ratschläge für Ihr Handeln zu geben; das ist nicht meines Amtes. Ich bin kein Mann weltlichen Tuns, sondern ein stiller Diener am Wort; und nur soweit es in mein Feld einschlägt, will ich über die angeregten Fragen grundsätzlicher Art meine bescheidene Meinung sagen.

Zunächst und vor allem sollen wir nicht vorschnell und dünkelhaft mit einem Worte die tiefsten Fragen abtun wollen, wie es die Pharisäer taten. Macht die Taufe den Christen? Hier kann nun einmal unsere Rede nicht sein: ja ja, nein nein. Wer um äußeren Vorteils willen zum Kreuze kommt, der ist gewißlich schlimmer denn ein Jude; und es ist ein schweres Aergernis, daß gewisse Geistliche es gar zu leicht nehmen mit der Prüfung des inneren Menschen. Doch wer vermag auch bei gewissenhaftester Prüfung den Menschen ins Herz zu sehen? Auf der anderen Seite müssen wir doch die Vollkraft des Sakramentes anerkennen, wenn es in rechter Gesinnung empfangen ist. Welches aber die rechte Gesinnung sei, das können nur die beurteilen, die selbst die rechte Gesinnung haben. Also wer mit uns ist und unserer Sache, der ist in Wahrheit ein Christenmensch; wer aber wider uns ist, der ist und bleibt ein Jude, und wäre er es nie gewesen! Auch ist es gewißlich nicht ratsam, gar zu bereitwillig alle Unterschiede hinwegzuräumen in Namen und Gunstbeweisen; das will erst durch lange, treue Bewährung für die gute Sache verdient sein; wir müssen unser christlich-germanisches Volk möglichst rein erhalten. Auf der anderen Seite können wir aber doch nicht allzu strenge sieben und seihen; das wäre nicht klug; denn wohin müßten wir auf dieser Bahn kommen? Sie wissen ja selbst, teuerster Baron, wie große Trübsal dadurch über gar manche gut christliche, ja adlige Familie käme; denken Sie nur an das gräfliche Haus Eidam-Kudum und manche andere. Das gäbe wahrlich ein großes Aergernis bei allen Guten. So also geht es nicht. Vergessen wollen wir doch auch nicht, wie manche Kräfte und große Mittel durch eine gewisse milde Nachsicht in diesem Punkte der guten Sache gewonnen werden. Und wenn die Leute wirklich, wie unser vortrefflicher Rittwitz meint, einen inneren Knax bekommen, dann haben wir sie nur um so fester in der Hand.

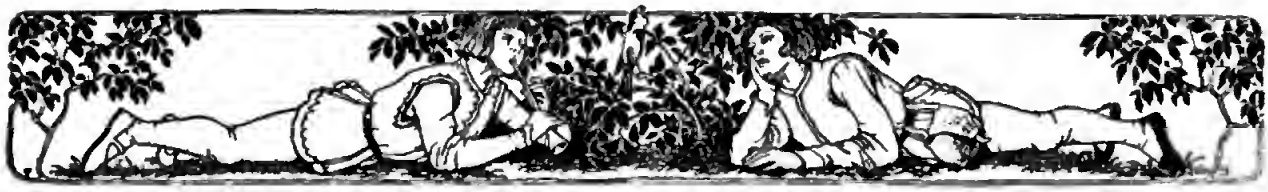
Doch in die Klage des tapferen Grafen wegen der Religionsverschiedenheit kann ich — unter uns — nicht ganz einstimmen. Freilich, freilich müssen wir von ganzem Herzen wünschen, daß dereinst alle Welt die reine Lehre erkenne und bekenne. Inzwischen aber hat doch auch der Gegensatz der Konfessionen sein Gutes; ich fürchte, ohne diesen Gegensatz würde gerade unser Volk bald zu lau werden im Glauben; so jedoch entzündet sich der Eifer der einen immer wieder am Gegensatz zum Glauben der anderen. Indessen sollten wir an unserem Teile die Gefühle des katholischen Adels und Klerus gerade jetzt nicht reizen; Sie wissen, weshalb. Kann man die Kessensche Sache nicht totmachen in der Stille? Vielleicht besänftigt man den eifrigen Bruder durch einen Titel oder dergleichen?

Uebrigens, mein werter Freund, war es nicht die Meinung meines letzten Briefes, wie Sie anzunehmen scheinen, daß alles bei uns gut bestellt und gegen den Umsturz nichts zu tun sei, und wir uns ruhig verhalten können. Ruhig sollen wir sein und zuversichtlich in unserem Herzen; aber um so lauter und kräftiger sollen unsere Freunde ihre Stimme erheben, weil die Obrigkeit nicht genug für die gute Sache tut. Das tut sie nie; und sie täte noch weniger, wenn sie uns nicht hörte und spürte. Gerade weil die Bösen nicht so gefährlich sind, wie es scheint, soll man sie aufs Haupt schlagen oder es doch von der Obrigkeit heischen. Tut sie es nicht, so fühlt sie sich doch genötigt, uns und der guten Sache andere Beweise ihres Eifers zu geben, auf daß m a n nicht irre an ihr werde; tut sie es aber, dann bedarf sie unserer Stütze erst recht. Und somit, liebster Baron, wünscht Ihnen ein frohes und gesegnetes neues Jahr

Ihr stets ergebener

Andreas Fuchs.

Digitized by Google



Der moderne Frauenroman.

epriesen viel und viel gescholten" — die Worte, die Helena, der Verkörperung des schönen und gefährlichen Weibes, gelten, sie lassen sich wohl auch auf den Frauenroman der Gegenwart anwenden. Allerdings möchte das Preisen hinter dem Schelten erheblich zurückbleiben. Leben wir doch eben wieder in einer Epoche der Unzufriedenheit und Verstimmung, in einer Zeit, die alle vielgepriesenen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte und Jahrhunderte aufs neue einer wenig wohlwollenden Prüfung unterwirft, nur zu geneigt, sie zu schelten oder ironisch abzutun. Auch der Frauenroman ist ein Produkt der neueren Entwicklung; auch er muß es sich gefallen lassen, im ganzen mitleidslos verurteilt oder bis auf wenige Ausnahmen verworfen zu werden; während daneben auch hier die begeisterten Lobredner gerade dieser Entwicklung nicht fehlen. Suchen wir uns von solchen unfruchtbaren Gesamtbeurteilungen fernzuhalten und historisch zu verstehen, wie der heutige Frauenroman entstand und was seine Eigenart und Bedeutung ist!

Erzählt haben die Frauen immer; und wenn ihr eigenes Temperament sie nicht dazu verlockt hätte, würden die Fragen und Bitten der Kinderstube die Mutter und die Großmutter gezwungen haben, zu erzählen. Durch alle Generationen der Weltgeschichte hindurch müssen wir uns die Bilder wiederholt denken, die die neuere Literaturgeschichte uns vorführt: Goethes Mutter, wie sie mit phantastischen Geschichten die Lust zum Fabulieren in dem Kinde erweckt, oder wie sie ihrer Adoptivenkelin Bettina mit reizend ausgeschmückten Berichten aus der Jugend ihres großen Sohnes die Bahn ihrer biographischen Dichtung vorzeichnet. Frau Rat kann uns die Verkörperung der weiblichen Erzählerkunst sein: heiter, frisch, liebevoll, dem Märchenhaften zugeneigt, gern an Glanz und Pracht sich etwas frauenhaft ergötzend. Wie erzählt sie so hübsch von dem prachtvollen, roten Mantel, den Wolfgang ihr abnahm, um beim Schlittschuhlaufen ihn um die Schulter zu schlingen! wie vergnügt schildert sie ihre stattliche Zurüstung zum Empfang der Mme. de Stael! Lehrhaftigkeit tritt hinter der reinen Fabulierfreude zurück; wie man es auch noch heut in der Kinderstube beobachten kann, daß die Väter fast stets mehr moralisieren als die Mütter; ein kleiner, schalkhafter Zug zur freundlichen Ermahnung und pädagogischen Neckerei ist freilich damit keineswegs ausgeschlossen.

Aber Frau Rat vergegenwärtigt uns auch die beiden Stufen weiblicher Erzählerkunst. Die Mutter erfindet, die Großmutter berichtet; Wolf hört Märchen, Bettina biographische Anekdoten. Das ist typisch. Nicht, daß die Phantasie nicht auch in der Greisin noch lebendig war; nicht, daß vermutlich nicht auch bei der jungen Mutter schon der Kaiser Karl VI. und der Stadtschultheiß und vielleicht Vincenz Fettmilch und die alte Frankfurter Revolution in den Märchen mitgespielt haben möchten! Aber eine Zeit, die ganz im Märchenhaften lebt, wird doch abgelöst von einer andern, der die Wirklichkeit märchenhaft und poetisch genug ist. Wir werden auch im Frauenroman diesen Wechsel bemerken. Es ist kein Zufall, daß in bestimmten Perioden die Romanschriftstellerinnen so gern auch Geschichtswerke und Biographien schreiben: Caroline v. Wolzogen und Johanna Schopenhauer, Fanny Lewald und Luise v. François, Ilse Frapan und Ricarda Huch. Es ist noch weniger Zufall, daß auf den Höhen der Kunst der Frauenroman Biographie und Dichtung verschmilzt, bei Bettina, bei Marie v. Ebner, bei Helene Böhlau. Man kann das von dem Roman der Männer nicht so behaupten: „Wilhelm Meister", der biographische Roman Goethes, steht künstlerisch nicht so hoch wie „Werther" und die „Wahlverwandtschaften", denen die Anlehnung an die Kunstform der Lebensgeschichte fehlt; Gottfried Keller oder Eduard Mörike haben in späteren Romanen und Novellen noch höheres erreicht als in den freilich unendlich reizvollen biographischen Jugenddichtungen „Der Grüne Heinrich" und „Maler Nolten". — Und ebenso wenig ist es Zufall, daß die kunstlose Nachahmung der Biographie so oft Schriftstellerinnen verhängnisvoll geworden ist: ich erinnere nur an Gabriele Reuters bösen Fibelroman „Aus guter Familie" und die allerdings viel höher stehende „Wacht am Rhein" von Clara Viebig.

Seit der ältesten Zeit also ward die Frau nicht bloß allgemein zum Erzählen hingezogen, sondern auch zu bestimmten Formen des Erzählens. In jener gärenden Menschheits- und Völkerepoche, die wir die Stufe der Naturvölker nennen, sitzen die jungen Männer zusammen in ihrem gemeinschaftlichen Bundeshause, das kein Weib betreten darf; die Alten erzählen ihnen Heldentaten, Kriegsabenteuer, Reiseschicksale. Das ist Epik. Die Jungen erzählen sich selbst gegenseitig von den Triumphen ihrer Liebeswerbungen — jeder unverdorbene Jüngling ist ein Stück Don Juan —, oder von den Niederlagen der Nebenbuhler. Das ist Roman. Oder Alte und Junge zusammen tauschen Nachrichten über merkwürdige Erlebnisse, lehrreiche Vorgänge, unerwartete Zufälle aus. Das ist Novelle. — Während dessen hocken die Weiber bei der gemeinsamen Arbeit. Auch die alten Stammütter haben nichts erlebt; wo sollte Episches herkommen? Sie berichten den aufhorchenden Mädchen von ihren Vätern und Gatten — sie treiben biographische Kunst. Oder die jüngeren Mütter liegen auf dem Feld, säen und jäten, und ruhen sich unter ihren Kindern aus, denen sie alles als erfüllt vorerzählen, was sich das Kinderherz träumt — sie pflegen das Märchen. Das sind die natürlichen Gattungen der Frauendichtung. Die liebste Dichterbiographie war Gottfried Keller die, die Uhlands Witwe verfaßte, und keinem Erzähler verdankten die Brüder Grimm so viel für ihre unvergleichlichen „Kinder- und Hausmärchen" wie einer alten „Märchenfrau".

Doch hat sich früh schon das weibliche Talent über diese Arbeitsteilung hinausgewagt. War die Biographie ihm längst durch die Männer geraubt worden, so suchte es nun Anteil am Roman. Der berüchtigte „roman de longue haleine" des 17. Jahrhunderts fand in jener Mlle. de Scudéry, die E. Th. A. Hoffmann so liebenswürdig porträtiert hat, fast den klassischen Autor; ruhmvoller aber steht am Eingang der modernen psychologischen Romandichtung die „Prinzessin von Cleve" (1678) der Gräfin Lafayette — ein feines Gemälde zarter Seelenzustände auf liebevoll ausgeführtem, höfischem Hintergrund: weibliche Feinheit überbietet hier die vorbildliche Kunst der italienischen Novellisten.

Aber wenn solche Erscheinungen in Frankreich vereinzelt blieben, kann es sicher nicht befremden, daß sie in Deutschland ganz fehlten. Die deutsche Frau stand würdig neben dem Mann, wo die Herzensnot sich in tiefempfundenen Gedichten Luft machte: im Kirchenlied zumal, später auch im persönlichen Bekenntnislied bis zu der Höhe, die die weibliche „Konfession" bei Marianne v. Willemer und Annette v. Droste erklomm. Die Briefschreiberin — die ja immer ein gut Teil Biographin ist und gern auch etwas Märchenerzählerin! — schlug in dem Zeitalter der Scudéry und der Gräfin Lafayette alle männliche Konkurrenz mit den prachtvollen Briefen nieder, die Elisabeth Charlotte von der Pfalz, die sittenstrenge Mutter des sittenlosen „Regenten", in die Heimat sandte. Bekenntnis und Bericht aber suchte damals niemand im Roman; Erfindung begehrte man und Belehrung. Auch dies hätte sicherlich die deutsche Frau geben können — hätte sie damals überhaupt Schriftstellerin sein dürfen! Aber nur Gedichte und Briefe

Digitized by Google

waren ihr gestattet. So mußte der deutsche Frauenroman seines Entstehens noch lange harren.

Endlich kamen weichere Zeiten. Eine „frauenhafte" Epoche zog heran. Man strömte über von Empfindung und Menschenliebe. Man verweichlichte das eigene Herz und gewöhnte sich, jeden Schmerz unschamhaft aller Welt zum Mitleid anzubieten. Rousseau erzog auch die Deutschen nach seinem Bilde, und Richardson, der gefühlvoll moralisiereude Engländer, ward vor allem von den Mädchen mit Jubel begrüßt; denn er malte nicht nur bedenkliche Helden der vornehmsten Welt, sondern auch Tugendbolde, in die trotz ihrer gelegentlichen Sündenfälle jede wohlerzogene Jungfrau sich „furchtbar schnell" verlieben konnte. Unter beider Romandichter Einfluß stand Goethe, als er den „Werther" schrieb, stand vorher schon sein Lehrer Wieland. Und Wielands Jugendgeliebte und Lebensfremdin ward die erste deutsche Romandichterin von einiger Bedeutung: Sophie Laroche (1731—1807).

Seit ihrem Erstling, der „Geschichte des Fräuleins von Sternheim" (1771) war die unselbständige Nachahmerin jener Muster berühmt. Man fühlte die Emanzipation des weiblichen Geschlechts durch ihr Beispiel gefördert. Der Roman war durch Rousseau lyrisch, durch Richardson Briefroman geworden; so lag er den Frauen zur Hand. Hatte es aber irgend etwas zu bedeuten, daß unter den Nachahmern genialer oder doch bedeutender Romandichter sich von nun an neben männlichen auch weibliche Halbtalente befanden? Der weibliche Nachahmungsroman schoß ins Kraut; wie Sophie v. Laroche zu Rousseau und Richardson, so stellte sich Caroline v. Wolzogen (1763—1847), Schillers Schwägerin, zu Goethe, und ein Friedrich Schlegel konnte ihre von Affektation nicht freie, aber gut geschriebene „Agnes von Lilien" (1798) dem Dichter des „Wilhelm Meister" zuschreiben. Ungleich talentvoller nahm Dorothea Schlegel (1763—1847), die Tochter des Rationalisten Moses Mendelssohn und Gattin des Romantikers Friedrich Schlegel, die Manier des romantischen Romans auf, (der selbst am Muster des „Wilhelm Meister" erwachsen war); ihr „Florentin" (1801) übertrifft an kunstgerechter Form, an sicherer Psychologie und maßvollem Entwickeln der neuen Weltanschauung die meisten Romane der Tieck, Arnim, Brentano, Eichendorff. Fragment ist freilich auch er geblieben, und „Florentin" hat nicht, wie die „Gräfin Dolores" oder „Godwi" die Entschuldigung, durch übermächtiges Ausströmen von poetischer Stimmung und romantischem Geist sich vor der Zeit erschöpft zu haben. Die Tochter des Popularphilosophen behielt bei aller Energie ihrer Bekehrung zum Katholizismus und „Schlegelianismus" etwas von der Nüchternheit des Vaters. Der Gegensatz zwischen romantischem Leben und verstandesmäßigem Dichten, den sie zeigt, tritt in ihrer Glaubensgenossin Fanny Lewald später noch stärker hervor.

Für die Unselbständigkeit dieser Schriftstellerinnen hatten ihre männlichen Kollegen noch kaum ein Auge. Wie gnädig hat Goethe selbst die endlosen Nachahmungsromane der Johanna Schopenhauer (1766—1838) behandelt und in Karlsbad die drei Bände ihrer „Gabriele" (1819) aufmerksam gelesen, was heut ihm niemand nachmacht! Welches Ansehen erntete die gutmütige Caroline Pichler (1769—1843) mit ihrem glatten christlichen historischen Bekehrungsroman in Briefen, dem „Agathokles" (1808) oder Therese Huber (1764—1829) mit der unüberwindlichen Flut ihrer moralisch-erbaulichen Gescheitheiten in Romanform! Doch brachte von ihnen allen keine eine neue Note. Bezeichnend genug sind es fast immer Töchter oder Gattinnen bedeutender Männer, oft, wie Dorothea Schlegel und Therese Huber, beides zugleich; oder neben die Philosophentochter Dorothea Schlegel tritt die Philosophenmutter Johanna Schopenhauer. Sophie Laroche aber ist das glänzendste Los gefallen; nicht bloß war sie die erste namhafte Romandichterin Deutschlands, sie wurde auch die „Großmutter der jüngeren Romantik", Clemens Brentanos und der Gattin Achims v. Arnim: der Bettina.

Mit Bettina v. Arnim (1785—1859) beginnt eine neue Epoche des Frauenromans. Natürlich dauerte der eifrige Betrieb der gerade noch eben allenfalls talentvollen Romanschriftstellerinnen fort, Fanny Tarnow (1783—1862) oder die bedeutendere Henriette Paalzow (1788—1847) ließen die Nebenströme ihrer Produktion in den breiten Fluß jener behaglichen Erzähler münden, der von August Lafontaine über die Tromlitz, van der Velde, Blumenhagen, Smidt bis zu Karl v. Holtei und Wilhelm Hauff so selbstsüchtig und unermüdlich dahinrauscht. Ob sie dabei eine aristokratische Tendenz mit den Geschichten von englischen Schlössern und französischen Grafen verbanden, wie Henriette Paalzow, deren „Godwie Castle" (1836) und „Sainte Roche" (1838) am preußischen Hof die Beliebtheit der Romane Lafontaines erbten, oder ob sie eben nur mit spannenden Schicksalen und fremden Sitten und erotischen Landschaften wirkten, wie Fanny Tarnow, das machte unter den Schriftstellerinnen so wenig, wie unter den Schriftstellern einen wesentlichen Unterschied.

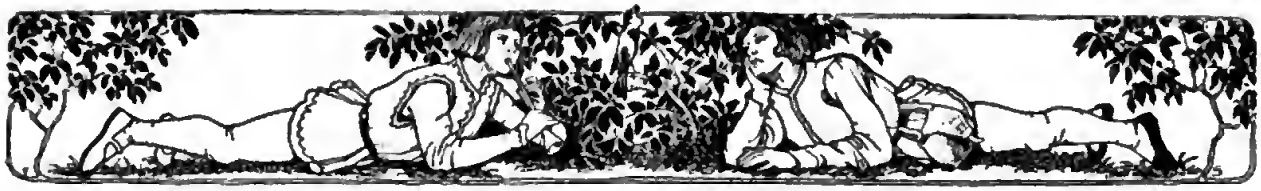
Aber mit Bettina kam etwas Neues. Und es kam gleich stark, mächtig; und es führte gleich eine zweite bedeutsame originelle Erscheinung mit sich: die Gräfin Hahn-Hahn. Das Neue war etwas scheinbar sehr nahe Liegendes. Bis dahin hatte die Frau geschrieben, als wenn sie ein Mann wäre; etwas weicher im Ton vielleicht, wie Sophie Laroche, aber doch sonst völlig nach dem Muster der Männer. Plötzlich fiel es den Dichterinnen ein, sich ihrer abweichenden geistigen Organisation zu erinnern und sie sich zunutze zu machen. Nicht durch mechanische Gleichstellung der Geschlechter, sondern durch tiefbegründete Arbeitsteilung war hier wie überall die wahre Emanzipation der Frau zu erreichen.

Mancherlei freilich hatte in den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts wirken müssen, um diese Wandlungen zu ermöglichen.

Auch die Romantik wollte „emanzipieren", wollte brechen mit philisterhafter Tradition und gesellschaftlichem Zwang; aber ihr stand immer als Ideal der Künstler vor Augen. Mochte sie diesen Idealtypus nach dem Modell Goethes oder Albrecht Dürers formen, oder nach dem eigenen Temperament von Novalis oder Brentano — immer blieb der zu voller künstlerischer Individualität durchgebildete Mann ihr höchstes Ideal. Für Brentano gehören die Frauen zu den „Philistern", d. h. zu den unselbständigen, von außen her bestimmten Naturen. Novalis hat seine Braut vergöttert, gerade weil sie kein fertiges Weib war, sondern eine Knospe, die so viel versprach. — Aber anders dachte das Junge Deutschland, das der Romantik so vielfach verwandt war. Anregungen zur Anerkennung der weiblichen Individualität hatte die Romantik gegeben; was Schleiermacher in seinem Katechismus für edle deutsche Frauen vortrug, hatten Caroline Schelling und Rahel Varnhagen verwirklicht: volle Selbständigkeit, starke Persönlichkeit. Aber erst dem Jungen Deutschland ward es Ernst mit dieser Forderung. Was die Romantiker in eleganter Galanterie ihren Damen vortrugen, das riefen die Jungdeutschen stürmisch in die Welt hinaus. Die Frau sollte als neue Kraft eintreten in die Entwicklung, als neuer Faktor in die Kunst.

Und was sie lehrten, hatte jenseits des Rheins eine geniale Natur erfüllt. George Sand (1804—76) ward die Befreierin des wirklichen Frauenromans. Von „Indiana" (1832) und besonders von „Lelio" (1833) datiert für die Weltliteratur jene Epoche, die für die deutsche Dichtung mit Bettinas „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde" (1835) anhob. Der jungdeutsche Roman der Laube („Das Junge Europa" 1833) und Gutzkow („Maha Guru" 1833) traf bei uns in seiner großen Wirkung zusammen mit dem ungeheuren Widerhall der Bekenntnisse George Sands. Die „Unverstandene" trat auf, das tief empfindende Weib, das gleichsam durch einen trüben Nebelkreis von Vorurteilen, Gewohnheiten, Mißverständnissen hindurch mit dem männlichen Verständnis Fühlung suchte. Die eigentümliche Mischung von zartem Gefühl und trotzigem Eigensinn

Digitized by Google



im weiblichen Intellekt, die eigenartigen Kurven des weiblichen Gefühlslebens, wurden Medium und Objekt zugleich für den neuen Frauenroman. Mit den Augen der Frau sollten die Welt, die Liebe, der Mann erschaut werden.

Vergeblich erhob Deutschlands größte Dichterin in einem Protestgedichte Widerspruch: Annette v. Droste, die fortfuhr, in lyrischer Form die große Intensität ihres Fühlens, die ganze Eigenart ihrer Beobachtungskunst darzutun. Der Emanzipationsroman schien ihr eine greuliche Verirrung; sie errötet ob der Keckheit, die „Zeus und allen Göttern den Handschuh hinwirft". Ihrer sensitiven Keuschheit war es zuwider, auf offenem Markt so laut, so deutlich zu beichten; wie Grillparzer, wie H. v. Kleist, wie Hölderlin empfand sie ein unverhülltes Geständnis des innersten Gefühls vor der Menge als Entweihung.

Anders fühlte Bettina. Sie ist so recht ein Bindeglied zwischen der Romantik und dem Jungen Deutschland. Die stürmische Vordringlichkeit teilt sie mit beiden Richtungen; das Schwelgen im poetischen Moment, die Verachtung der gemeinen Vorurteile mit der Romantik; die sozialpolitische Tendenz, die Neigung zum literarischen Heroenkultus des „großen Unverstandenen" mit den Jungdeutschen. Aber sie war dabei selbst eine Individualität, eine Natur.

Nahezu fünfzig Jahre war „das Kind", als sie ihr erstes und schönstes, reifstes und größtes Werk erscheinen ließ: den „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde". Und doch war sie jugendlicher als die Jugend jener Tage, denn zwei Kräfte hatte sie sich gewahrt, die jener Zeit verloren gegangen waren: die Kunst zu erleben und die Fähigkeit zu verehren. Es waren Tage der Kritik und Spekulation, der literarischen Technik und der politischen Polemik; Erlebnisse aber kannte man nur noch auf dem Papier, und Verehrung da am wenigsten. Platen und Rückert, Börne und Hebbel, Schopenhauer und Humboldt — viel kannten sie; aber sich von den Vorgängen der Welt im Innersten verjüngen und beleuchten lassen, das hatten die Alten verlernt und die Jungen nie besessen. Bettina aber hatte sich diese Kraft bewahrt. Darin besteht der wundersame Zauber ihrer fragmentarischen Briefromane. Von einem Geist, den sie liebend verehrt, läßt sie sich leiten; an der Hand Goethes, ihres Bruders Clemens Brentano, ihrer Freundin, der Günderode, beschaut sie die Welt und erlebt alles noch einmal und nun erst wirklich, indem sie die Welt in jenem Geist sich spiegeln läßt. Wie ein Liebespaar die Natur in neuem Licht erblickt, weil jede Blume und jedes Hälmchen von den Augen des Geliebten bestrahlt wird, so sieht sie das Leben heller beglänzt von den sie überall begleitenden Augen des Dichters, der Freundin, des Jugendgenossen. Hier erhält die Form des Briefromans eine ganz neue Berechtigung — nicht bloß deshalb, weil wirklich authentische Briefe benutzt, kombiniert, umgedichtet sind, sondern deshalb vor allem, weil der fingierte Adressat doch eine Wirklichkeit ist! J. Grimm hat einmal gesagt, wie sich die Frauen auch anstellen — was sie schrieben, seien doch am Ende immer Briefe. Ein bestimmter Leser schwebt vor, eine intime Anrede, ein vertrauliches Vorzeigen von Geheimnissen; der Mann dagegen spricht auf dem offenen Markt zu vielen. Der Roman erhielt eine neue Vornehmheit, indem er eine bestimmte Bildung auch des Gemüts, eine große Empfänglichkeit, Anteil an hohen Problemen voraussetzte — in viel entschiedener Weise voraussetzte, als das schließlich jedes eigentümliche Produkt einer originellen Persönlichkeit tut.

Bettina zog vollkommen die Folgerungen aus den Voraussetzungen der damaligen Frauendichtung. Brief, nicht bloß in der äußeren, auch in der inneren Form, ist ihre zutunliche und später freilich auch manieriert zudringliche Art zu schreiben; Lyrik erfüllt jeden Brief und jeden Satz; beständiges Erleben ohne eigentliche Entwicklung, begeistertes Verehren ohne klares Verständnis — das ist das Wesen ihrer Romane von Goethe und Bettinen, von Clemens und Bettinen, von der Günderode und Bettinen. „Ichromane" in Briefform sind es alles, und Künstlerromane zugleich, weil die Heldin, die Erzählerin eine Künstlerseele im Busen trägt. Feinfühlig empfindet sie die Zeitströmungen vorher, predigt das soziale Königtum, ergreift jede Zeitfrage mit dem Herzen; und so leben ihre Schöpfungen noch heut, da sowohl die romantischen als die jungdeutschen Romane niemand mehr liest.

Jungdeutsch und romantisch zugleich ist die zweite Bahnbrecherin des Frauenromans: Ida Gräfin Hahn-Hahn (1805—1880). Die vielverspottete Aristokratin steht trotz all ihrer feudalen Neigungen dem jungen Deutschland innerlich sogar näher als die von der Jugend angeschwärmte Patrizierstochter. Wohl hat die Tochter des stolzen mecklenburgischen Adels in Aeußerlichkeiten, in der Anwendung des Salonjargons, in der Beschreibung eleganter Toiletten und „hochfeiner" Zimmereinrichtungen alles übertroffen, was etwa heut der berüchtigte Snobismus Bourgets darin leistet; wohl konnte Fanny Lewald, ihre Feindin in der Weltauffassung — und ihre Nebenbuhlerin in der Liebe in der glänzenden Parodie „Diogena" (1847) die Affektation der Weltdame verspotten: „Es ist wahr, die Strümpfe, welche ich damals in der bewußtlosen Geschäftigkeit eines Kindes strickte, hatten einen unwiderstehlichen Charme . . . ." „Ich schwamm in Tränen. Ich hatte mich auf die braune Samtkoudette meines hellblauen Salons geworfen." Aber bei alledem stand Ida Hahn-Hahn den Demokraten vom jungen Deutschland innerlich näher als Bettina. Aristokraten waren sie ja auch. Geistesaristokraten, und nicht bloß das: die Zukunftsstraßen voll Austern und Champagner verlockten Gutzkow und Laube nicht minder als den übermütigen Heine.

Ida Hahn-Hahn war jungdeutsch vor allem in einem Punkt: „fordernd", um es mit Goethe auszudrücken, war ihre ganze Richtung. Bettina hatte selig in Gefühlen geschwelgt; Ida Hahn-Hahn schuf den weiblichen Problemroman. Bettina besaß, was sie verlangte: Heroen, die sie mit lyrischer Schwärmerei umdichten konnte; Ida Hahn suchte erst den Heros. Ihre Romane in der Zeit, da sie wirklich Bedeutendes schrieb, sind ein Schrei der Sehnsucht nach dem Herrn, dem Uebermenschen, dem Ueberwinder. Als sie dann in dem katholischen Glauben die bezwingende Macht gefunden hatte, die „Faustina" (1841) und „Sibylle" (1846) vergeblich gesucht hatten; als „Der Rechte" (1859), den sie umsonst in der „Gesellschaft" gesucht hatte, in der Kirche ihr entgegengetreten war, da erlosch ihr ganz auf Sehnsucht und Forderung begründetes Talent. Aber die Zeit ihrer Irrfahrten hatte genügt, um sie zur Pfadfinderin des lyrischen Frauenromans zu machen. Der Roman als Mittel, sich den Geliebten zu erschaffen, der Roman als Experiment der sehnsüchtigen Phantasie, das war es, was lange vor Maria Janitschek und Helene Böhlau Ida Hahn-Hahn gab.

Sie blieb in der Form und der superlativischen Charakterzeichnung von George Sand abhängig, ohne deren Stilkünste zu erreichen, während Bettina eine Virtuosin des Stils war, aber eine eigentliche Romantechnik gar nicht anstrebte. So besaß Deutschland auf einmal zwei interessante Romandichterinnen. Es mußte reizen, sie zu vergleichen, und etwa noch eine Vertreterin des alten Nachahmungsromans daneben zu stellen. So hat der geistreich-frivole Alexander v. Sternberg im Jahre der Revolution Ida Hahn-Hahn, Henriette Paalzow und Bettina verglichen, freilich mit entschiedener Parteilichkeit für die erste und gegen die dritte:

„Wollen wir bei dem alten Gleichnis mit dem Pegasus bleiben, so reitet die eine ihn als moderne Amazone mit der Reitgerte in der zierlich behandschuhten Rechten, mit Hut, Schleier und Reitkleid; die zweite besiegt das fabelhafte Tier als mittelalterliche Schloßdame, die mit allem Anstand einen Ritt in den benachbarten Park tut, gefolgt vom Zeremonienmeister und zweien Heiducken; die dritte sitzt mit affektierter Ungeschicklichkeit zu Pferde, indem sie die Manieren eines Seiltänzers, eines Jokeys und manchmal sogar eines betrunkenen Bauern nachahmt."

„Ich möchte einen andern Vergleich wählen," sagte die Gräfin. „Man gebe diesen drei Damen ein Thema; es soll in dem Kerne aller

Digitized by Google

Romane in den einfachen drei Worten bestehen: „Hans heiratet Gretchen" — wie wird die erste es behandeln? Sie macht vor allen Dingen Hans zu einem Grafen oder Baron, sie gibt ihm Augen, deren Iris goldbraun ist, sie gibt ihm ferner eine kleine Hand, einen kleinen Fuß; dann, wenn er alles besitzt, was ihm zukommt, läßt sie ihn sich in Gretchen verlieben. Gretchen ist verheiratet; sie hat einen dummen Mann; Hans ist zwar auch nicht gescheit, aber er ist einmal Hans, Hans der Liebhaber, Hans der Seducteur; Hans der superb reitet, der gute Toilette macht, der ein magnifiker Schütze ist und sich auf Schulden, Duelle und Tänzerinnen versteht. Alles das versteht Gretchens Mann nicht; darum ist er eben dumm. Die Sache geht vorwärts, sie kommt zum Schluß: Hans heiratet endlich Gretchen. Die zweite dagegen hat irgend ein altes Schloß, ein château d'Espagne, dahinein setzt sie Gretchen, die bei ihr eine feudale Person ist, ein Geschöpf, das sich in Brokat kleidet, and dessen Füße so klein sind, daß sie nur in einer Sänfte vom Schloßberg herabgetragen werden kann. Hans ist ein Marquis mit einem sehr langen feudalen Titel. Irgend eine alte Familienkonfusion hat die beiden Schlösser von Gretchen und Hans ineinander verwickelt. Es gibt Dokumente, Papiere, Wandschränke, geheime Fächer im Getäfel; ferner gibt es tugendhafte Grafen und unschuldige Kinder. Auch hier geht die Sache vorwärts, sie kommt zum Schluß: Hans heiratet Gretchen. Die dritte findet es unter ihrer Würde, nichts als eine Geschichte zu schreiben: sie macht irgend einen großen Mann zu ihrem Hans und sich zu seinem Gretchen. Die Sache geht nicht vorwärts; sie kommt auch nicht zum Schluß, — Hans heiratet Gretchen nicht. Die erste macht aus ihrem Roman zwei Teile, die zweite drei und die dritte einen. Die erste benennt ihr Buch schlechtweg „Hans", die zweite nennt es „John-Castle", die dritte gibt ihm den Titel „dies Buch gehört Hans".

Diese Vergleiche setzen in der Tat charakteristische Eigenheiten der drei Formen des damaligen Frauenromans treffend ins Licht: sie illustrieren den feudal-aristokratischen Forderungsroman der Gräfin Hahn, der sich nur an eine anspruchsvolle Elite auch des Geistes richtet; den bürgerlich-feudalen Unterhaltungsroman der Henriette Paalzow, der breiten Kreisen gefallen will; und den ganz persönlichen Bekenntnisroman der Bettina, der eigentlich von gar keinem Publikum weiß und nur für Einen schreibt.

So hatte sich das weibliche Geschlecht den Roman erobert. Es fühlte sich seiner so gewiß, daß es zunächst garnichts weiter tat, um ihn sich innerlich anzueignen. Man hielt es nunmehr für selbstverständlich, daß die Frau so gut schreiben könne, wie der Mann; und wie der Mann den Roman in jener „fordernden Epoche" vorzugsweise, ja fast ausschließlich als Waffe gebrauchte, so tat es auch die Frau. Es entstand der weibliche Tendenzroman. In ihn lief die Schriftstellerei Bettinens aus, als sie von der Dichterbiographie zur sozialpolitischen Agitation überging; in ihn die Romandichtung der Gräfin Hahn, als sie Bekehrung predigte statt den weiblichen Byron darzustellen. Gerade die Frommen ergriffen gern diese Waffe; wie geistliche Schriftsteller, Meinhold, Biernatzki, vor allem Jeremias Gotthelf, so schrieb Marie v. Nathusius (1817—1857) ihr frommes, aber fein malendes „Tagebuch eines armen Fräuleins" (1853); so verfaßte eine ungenannte Eiferin (Wilhelmine Canz, gest. 1902) den gegen die Aufklärung gerichteten satirischen Roman „Eritis sicut deus" (1854), dessen Pamphletstil vorerst mehr Glück machte als die psychologische Kunst der Pfarrerstochter von Magdeburg, die übrigens mit dem Adressaten von Bettinas letztem Briefroman, Philipp Nathusius, vermählt war. Tendenziös ist aber auch der Roman der liberalen Frauen, vor allem der beiden berühmtesten Schriftstellerinnen nach Bettina und Ida Hahn-Hahn: Fanny Lewald und Luise v. François.

Fanny Lewald (1811—1889) war in allem der Gegenpol der mecklenburgischen Gräfin. Nur in einem Punkte glichen sie sich: in der Romantechnik des eigenen Lebens. Stürmisch wie ihr bewunderter Byron fuhr Ida Hahn-Hahn nach kurzer glücklicher Ehe abenteuernd durch die Welt, bis sie am Fuß des Kreuzes Ruhe fand; eines verheirateten Mannes Liebe brachte der getauften Jüdin leidenschaftliche Kämpfe, bis die Ehe mit dem elegant-geistreichen Adolph Stahr sie dauernd beglückte. Sonst aber ist die kluge, besonnen richtende Fanny Lewald wirklich der beinah zu genaue Gegensatz zu der geistreichen Phantastin, die „Sibylle" schrieb, und freilich auch zu der poesievollen Träumerin des „Briefwechsels mit einem Kinde". Bettina ist eine Meisterin in der Kunst, Stimmungen auf uns zu übertragen; Ida Hahn-Hahn erfaßt mit genialem Blick dauernde Seelenzustände und hat das traurige „Gesetz der Umwandlung" zuerst verkündigt, dessen Klassiker Ibsen wurde: das Gesetz, wonach auch die heißeste Leidenschaft, auch das feurigste Gefühl sich unverändert nicht erhalten kann. Fanny Lewald bietet weder in der kleinen noch in der großen Psychologie Neues; aber sie versteht es, einen festen Roman zu bauen, gemeinverständliche Charaktere in klaren Linien sich bewegen zu lassen. Bekenntnisroman ist auch ihre Dichtung, wenn sie etwa in „Prinz Louis Ferdinand" (1849) die geistreiche, aber unschöne Rahel darunter leiden läßt, daß der schöne, vielbegehrte Held sich, wie alle, an ihren Verstand wendet — und niemand an ihr Herz. Aber ihr Herz hatte auch wirklich soviel nicht zu bieten wie das ihrer literarischen Nebenbuhlerinnen. Sie war eine kalte Natur. In ihrer Lebensauffassung ist nichts von der Poesie Bettinens und der Ida Hahn-Hahn. Beide sehen auch im Weibe nur den Menschen; sie — die Bürgerin. Eine rechtschaffene Ausfüllung des Lebens ist ihr Ideal; Caroline v. Wolzogen steht ihr nach ihrem eigenen Geständnis näher als die genialen Frauen der Folgezeit. Der Frau ihre gebührende soziale Stellung zu sichern — das ist ihr Ziel; das Recht des Individuums steht dahinter zurück. So wird ihr Roman zum Vorläufer jener freilich niedriger stehenden Fibelromane, in denen das Schicksal der Heldin lediglich als Paradigma sozialer Verhältnisse dienen soll, wie bei Gabriele Reuter; aber auch der höheren Problemromane, in denen eine weibliche Seele an den bestehenden Verhältnissen sich erprobt, wie bei Helene Böhlau.

Der Roman der Fanny Lewald ist also wieder ein „Nachahmungsroman". Die Romane der Gutzkow und Spielhagen mit ihrer Technik und ihrer Tendenz dienen als Vorbild; daß eine Frau „Die Familie Darner" (1857) geschrieben hat, ist beinahe ein Zufall.

Richard M. Meyer.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Römische Eindrücke.

I.

Eine Universitätsvorlesung bei Enrico Ferri.

Der Ueberfülle der Eindrücke, die Rom bietet, entströmt ein Reiz, dem sich niemand zu entziehen vermag. Wie im römischen Erdreich die Spuren mehrerer Kulturepochen aufeinander stoßen, so ist man in der Hügelstadt im Verlauf weniger Stunden Eindrücken ausgesetzt, die ganz entgegengesetzten Weltanschauungen entstammen, und die sich gleichzeitig nicht leicht in einem menschlichen Hirn unterbringen lassen.

An einem sonnigen Novembervormittag schlenderte ich durch die engen, winkligen Straßen bei der Piazza Navona. Lautes Lärmen und ein Menschenauflauf lockte mich bis an die Schwelle der römischen Alma mater. Längst war mir bekannt, daß die Vorlesungen des gerade in diesen Tagen so oft genannten Agitators und Soziologen Ferri zu den Ereignissen gehören, an denen teilzunehmen kein Rombesucher unterlassen sollte; der Tag, die Stunde stimmte, ich wagte mich in den geräumigen Hof der Sapienza — das ist der bezeichnende Name, den die Universität im Volksmunde führt — und betrat die Schwelle des Hörsaales, wo Enrico Ferri der Jugend seine Weisheit einimpft.

Die Jünger der Wissenschaft pflegen sich zu diesen Vorlesungen sehr zeitig einzufinden, nicht gerade aus übertriebenem Lerneifer, sondern weil sie sich sonst der Gefahr aussetzen, daß englische, französische oder deutsche Jungfrauen in reifen Jahren, die sich überall da zahlreich einstellen, wo es umsonst etwas mitzumachen gibt, ihnen ihre Plätze fortnehmen. Jungitalien hilft sich über die Langeweile des Wartens fort, indem es einen kunstgerechten Radau anstellt, wie er wohl kaum auf irgend einer anderen Universität der Welt möglich wäre. Ueber eine halbe Stunde lang vollführen sie einen Höllenspektakel, der Steine erweichen, Menschen rasend machen könnte; sie ahmen die Stimmen der Tiere, vom zahmsten Haustierchen bis zum reißenden Wolfe mit einer Echtheit nach, die einem „Professionel" Ehre machen würde. Vom Katheder herab werden mißliebige Professoren imitiert unter höhnischen Zwischenrufen und boshaften Randbemerkungen, die von der einen Hälfte der Zuhörerschaft mit tosendem Beifall, von der anderen mit ebenso energischem Widerspruch aufgenommen werden. Als beliebtes Intermezzo stimmen alle anwesenden Musensöhne wiederholt diese oder jene Strophe des Arbeiterliedes an, wobei sie den Rhythmus mit Stöcken auf Tischen und Bänken schlagen — keine schlechte, aber an dieser Stätte ganz unerwartete musikalische Leistung. Während dieses ganzen Spektakels bekommt der Eindringling nur einen flüchtigen Schimmer von der hohen Obrigkeit zu sehen. Ein Pedell tritt ein, um eine Gasflamme über dem Katheder anzuzünden, man zielt mit leeren Cerinischachteln nach seinem Haupt — Zigaretten werden wie im Freien geraucht — und kneift ihn vertraulich in die Wange, sodaß der Aermste sich glücklich schätzt, wenn er seine Mission, der Wissenschaft zu leuchten, erfüllt hat, und den Saal verlassen kann.

Endlich betritt der Langerwartete elastischen Schrittes den Saal: ein schöner Lockenkopf à la Dickens, blaue Augen, feine und zugleich ausdrucksvolle Züge. Erst nachdem er seine Zuhörerschaft daran erinnert hat, daß sie sich nicht auf dem Markt befinde, stellt sich Ruhe ein. Der Beneidenswerte besitzt ein wundersam einschmeichelndes Organ. Mit wahrer Meisterschaft versteht er damit umzugehen, und der unglaubliche Reichtum seines wissenschaftlichen Wortschatzes erhöht den Reiz seines Vortrages noch um ein Bedeutendes. Wie immer reitet er auch heute das Steckenpferd der italienischen Kriminalistenschule, den „criminale nato", mit dem er in tollen Sprüngen über Hecken und Gräben hinwegsetzt. Gelegentlich kommt er auch auf das verschieden geartete juristische Gewissen des lateinischen und angelsächsischen Stammes zu sprechen. Er führt aus, wie selbst die mondsüchtigste Tochter Albions sich nicht scheue, als Entschädigung für einen ihr geraubten Kuß ein ansehnliches Sümmchen einzuheimsen. In Italien würde sich jeder entehrt wähnen, der nur daran denken könnte, eine Angelegenheit so delikater Natur in dieser eigenmützigen Weise aus der Welt zu schaffen. In Italien gewähre das Gesetz selbst einer Familie, die in ruchloser Weise ihres Ernährers beraubt wird, keinerlei Entschädigung. Eine solche Buße wird zwar dem Mörder, wenn er bemittelt ist, auferlegt, fließt jedoch der Staatskasse zu, obschon der Staat seine vornehmste Pflicht, das Leben der Bürger zu schützen, in schnödester Weise versäumt hat. Auch die geistige Ueberlegenheit der Lateiner über die germanische Rasse macht Herr Ferri zum Gegenstand seiner Ausführungen. Seine Ansicht über diesen viel erörterten Punkt dürfte er jedoch kaum vor seinem Schöpfer verantworten können. In seinen Augen steht es unumstößlich fest, daß in bezug auf Mutterwitz ein des Lesens unkundiger süditalienischer Bauer weit über dem gelehrtesten deutschen Professor stehe. Dem selbstbewußten Wollen, dem konsequenten Ausharren, der Festigkeit des Charakters, denen die angelsächsische Rasse ihre Stellung in der Welt verdankt, läßt jedoch der Redner volle Gerechtigkeit widerfahren. Ein kleiner Abstecher über den Kanal gibt dem beliebten Professor Gelegenheit, die Schuld des angeblichen Verfalles Englands dem übertriebenen Hang zum Sport in die Schuhe zu schieben. Er pflichtet dem bekannten Axiom Spencers: „Vor allem muß der Mensch ein schönes und gesundes Tier sein" rückhaltlos bei, aber auch dies müsse „cum grano salis" verstanden werden. In England lege man das Schwergewicht auf die Ausbildung der Muskeln und vernachlässige das Gehirn — in Italien und Frankreich geschähe bei völliger Vernachlässigung der Leibesübungen gerade das Gegenteil.

Das, was England einbüße, käme unbestreitbar Deutschland zugute, vor dem den Hut abzunehmen Ferri, trotz des langsamen Fassungsvermögens der Germanen, keine Gelegenheit unbenutzt vorbeigehen läßt. Am schlimmsten kommt bei seinen Ausführungen die heimatliche Regierung davon. Vom Lehrstuhl herab gefällt sich der Redner gegen die Männer, die die Geschicke Italiens lenken, in ebenso leidenschaftlichen Ausdrücken, wie von seinem parlamentarischen Sitze herab. Der einzige Unterschied besteht darin, daß die jugendliche Zuhörerschaft, die zu seinen Füßen auf jedes seiner Worte wie auf ein Evangelium lauscht, sich in Beifallsstürmen austoben kann ohne jegliche Einmischung seitens der Präsidentenglocke.

Die knappe, dem Redner bemessene Stunde ist blitzschnell verstrichen. Mit leicht nach hinten gebeugtem Haupt schreitet der beredte Volkstribun durch die Reihen seiner ihm Beifall klatschenden Verehrer. Kaum hat er jedoch den Rücken gewendet, so stellt sich das Tohuwabohu mit ungeschwächter Kraft wieder ein und verbreitet sich wie ein Lauffeuer bis auf die Straße. Die Herren Studiosi stauen sich in bedrohlicher Haltung vor dem Eingang der Sapienza. Von innen versuchen dienstbare Geister die Tür zuzuschließen — dem widersetzen sich die Musensöhne mit aller Macht. Karabinieri und Guardie di sicurezza sehen dem Gebahren mit derselben Gleichgültigkeit wie irgend einer der Volksbelustigungen, die das Leben in Rom zu einem ununterbrochenen Karneval machen, zu. Aus diesem oder jenem Grund demonstrieren die römischen Studenten immer, sei es gegen einen unbeliebten Professor, sei es gegen einen todesmutigen Minister, der einen schwachen Anlauf nimmt, die im argen liegenden Universitätsreglements wieder zu Ehren zu bringen, am liebsten jedoch gegen Oesterreich. Bei besonders bedenklichen Anlässen wird eine Tür aus den Angeln gehoben, ein Katheder in Brand gesteckt, dann rückt das Militär ein und die Universität bleibt auf ein paar Tage geschlossen. In der Kammer wird hie und da eine Interpellation vorgebracht. Der Minister des Innern beantwortet sie, wie in den jüngsten Tagen durch Giolitti geschehen, wegen der übertriebenen Wichtigkeit, die harmlosen Jugendstreichen beigelegt wird, von oben herab, und wenn der Riegel der Sapienza wieder aufgeschoben wird, ist alles wieder beim alten.

II.

Eine Theatervorstellung in der Chiesa del Gesù.

Diesmal — gerade vierundzwanzig Stunden, nachdem ich Ferri zu Füßen gesessen hatte — befinde ich mich wieder auf dem Heimweg von dem Forum Romanum und schlendere durch die vornehmen, von den hohen Palästen alter Patriziergeschlechter eingesäumten Straßen um das Kapitol. Auf dem Gesù-Platz treibt mich der Menschenstrom fast willenlos in die gleichnamige Kirche. Rom weist keine zweite Kirche auf, die so prunkvoll, aber auch so barock wäre, wie diese Hochburg der Jesuiten, wo die Königin Margherita während ihres winterlichen Aufenthalts im Weichbild der ewig jungen Stadt ihre Andacht abzuhalten pflegt.

An einer Kapelle links ist ein hohes Podium ohne Brüstung aufgerichtet worden. Darauf thronen zwei hochwürdige Pater, zwischen ihnen auf einem Tisch ein hohes Kruzifix. Der eine der beiden Pater ist in der Stadt unter dem Namen des „Dotto" — Gelehrte —, sein Widersacher unter demjenigen des „Ignoranto" — Einfaltspinsel — bekannt. Den „Dotto", den Anwalt der guten Sache, zeichnet eine gewisse Wohlbeleibtheit und entsprechende Gutmütigkeit aus, der „Ignoranto", der

Digitized by Google

die schlechte Sache vertritt, ist dagegen ein schwarzer, hagerer, lang aufgeschossener Geselle. Der „Dotto" spricht zu seinem Nachteil das tadelloseste Italienisch, der „Ignorante" bedient sich der römischen Volksmundart und gibt sich ersichtlich die größte Mühe, deren Vokalreichtum noch wohlklingender zu gestalten. Der „Dotto" rückt nur mit Argumenten vom reinsten Christentum ins Treffen, der „Ignorante" widerlegt sie mit hausbackenen Lehren, gewürzt mit homöopathischen Dosen effektsicheren Jägerlateins. Die Unterhaltung dreht sich um wichtige parlamentarische Debatten, ernste städtische Angelegenheiten, sensationelle Prozesse, allerlei Stadtklatsch, die Zügellosigkeit im gesellschaftlichen Leben, auswärtige Ereignisse von internationaler Tragweite, und wiederholt sich an jedem Sonntagnachmittag vom November bis zu Ostern. Selbst Nekrologe für die jüngsten in den Hades gestiegenen Persönlichkeiten von öffentlicher Bedeutung stehen an der Tagesordnung, wobei der Redner des Verewigten gut oder schlecht gedenkt, je nachdem er seine Weltanschauungen geteilt oder bekämpft hat. Den tragischen Tod Zolas hörte ich selbst als ein gerechtes Gottesurteil feiern. Das Ganze läuft auf einen Wochenbericht hinaus, der vor den gedruckten den unermeßlichen Vorzug hat, daß er einer leichtgläubigen Gemeinde, ohne Möglichkeit der Widerlegung, mündlich übermittelt wird. Dabei stellen sich beide Sprecher, als ob sie, statt vor einer kirchlichen Gemeinde, unter vier Augen ihre Ansichten über die Tagesereignisse zwanglos austauschten.

Der Dialektik des geriebenen Herrn „Ignorante" entsprießen die wunderlichsten Blüten. Zum Beleg dafür, daß unter äußerem Zwang nicht nur Personen aus dem geistlichen Stande, sondern selbst Heilige berechtigt sind, einen Schritt vom Pfade der absoluten Wahrheit abzuweichen, gab der vielgenannte „Ignorante" zwei Geschichtchen zum besten, die ich hier einschalten möchte: „Der heilige Anastasius hatte sich in einem Kahn auf die See geflüchtet, Schergen waren im Begriff, ihn einzuholen: die Folter harrte zweifellos seiner. ‚Hast Du den Anastasius gesehen?' fragten sie ihn, als sie ganz in seine Nähe gelangt waren. ‚Gewiß, er ist nicht weit von hier!' erwiderte der Angeredete. Und während die Verfolger die Verfolgung wieder aufnahmen, kehrte er um und brachte sich in Sicherheit."

„Ich sehe zum Beispiel, wie ein Spitzbube jemand auf der Straße das Portemonnaie aus der Tasche zieht. Ich dränge mich an ihn und knüpfe eine Unterhaltung mit ihm an. Sobald wir jedoch in die Nähe eines Schutzmannes kommen, packe ich ihn am Kragen und mit den Worten: ‚In die Hölle mit Dir, Schuft!' übergebe ich ihn seinem Schicksal!"

Die nie erlahmende Wachsamkeit des Allmächtigen illustrierte der redegewandte Herr durch folgende Kraftprobe, die höchst wahrscheinlich selbst Brehm entgangen sein dürfte:

„Ein alter Fischer pflegte so müde vom Fischfange zurückzukehren, daß er in seinem Kahn einnickte. Ein schlauer Fuchs schlich sich auf den Kahn und fraß sich an den frischen Fischen zum Platzen voll. Der liebe Gott schien eine Zeitlang ein Auge zuzudrücken, dann kam aber die Vergeltung desto unerbittlicher. Eine Nacht fischte der Alte eine ungeheure Hummer — die Scheren ellenlang! (mit der gebührenden Geberde!) Als Meister Reineke sich nun an die Hummer machen wollte, packten ihn die mit den Scheren so fest, daß der Gepeinigte laut zu heulen anfing. Der Bestohlene wachte auf und rief in seiner freudigen Bestürzung aus: „Sieh einer an, da bin ich auf See auf die Jagd gegangen!"

Nie vorher war mir die praktische Weltweisheit des Ignaz von Loyola so naiv zu Gemüte geführt worden wie bei dieser Gelegenheit in der goldstrotzenden Kirche der Piazza del Gesù. — Selbstverständlich könnte die eigenartige Veranstaltung nicht so glatt vom Stapel gehen, wenn die Pater, die beide zur Aristokratie der Geistlichkeit gehören und gewiß im Besitz des Doktorhutes sind, nicht ihre Rollen vorher sozusagen eingeübt hätten. — Immer und überall hat die Geistlichkeit eine unvergleichliche Meisterschaft besessen, sich den ausgesprochenen Hang des Volkes zum Phantastischen, zum Theatralischen zunutze zu machen. — Das Gerüst zwischen zwei Beichtstühlen in dieser aristokratischsten Kirche Roms steht kaum auf derselben Höhe wie ein ländlicher Thespiskarren, es stellt jedoch den letzten Funken aus dem großen kulturellen Herd kirchlicher Schaukunst dar, von den eleusischen Mysterien zu den Vorstellungen kirchlichen Inhalts in den himmelstrebenden Gotteshäusern des Mittelalters, die den Keim für das moderne Drama legten. In der Tat fanden solche rednerischen Duelle bis kurz vor 1870 unter freiem Himmel, besonders auf der Piazza vor dem Pantheon, beim Scheine qualmender Pechfackeln statt!

Die Eindrücke, die in Rom so unerwartet auf den Ahnungslosen einstürmen, sind im höchsten Grade lehrreich und fesselnd. Es gehört aber Zeit und Ueberlegung dazu, sie zu sichten und zu klären. Dem Hirn der heranwachsenden Generation geschieht durch den Hochdruck, dem der Demagoge Ferri es unterwirft, ebenso Unrecht, wie dem Hirn der abtretenden Generation durch die sophistische Redekunst der weltklugen Jesuiten. Zu verwundern ist nur, daß unter der Einwirkung so entgegengesetzter Strömungen, bei dem unmittelbaren Zusammenstoß so widersprechender Ansichten, nicht häufiger den Köpfen und den Personen Schaden geschieht. Glücklicherweise scheint unter der feurigen Sonne Latiums ein Eindruck den andern auszulöschen, und die Fülle der Anregungen selbst wird zu dem zuverlässigsten Entlastungsventil.

E. Gagliardi.

Adolf Damaschke: Aufgaben der Gemeindepolitik Fünfte, wesentlich erweiterte Auflage. 13.—20. Tausend. Verlag Gustav Fischer-Jena. 288 Seiten, Preis M. 1,50.

Adolf Damaschke, der Vorsitzende des Bundes deutscher Bodenreformer, wird ebenso wie die Sache, die er berufsmäßig vertritt, selbst von denen nicht immer freundlich beurteilt, die seine Bestrebungen wirklich kennen. Aber das vorliegende Buch gehört garnicht zu den bodenreformerischen Bundesschriften im engeren Sinne. Es kann auch dem überzeugten Gegner der Bodenreform von ungeheurem Nutzen sein. Denn es stellt eine Materialsammlung von Aufgaben und Lösungsversuchen der Gemeindepolitik dar, die nicht nur dem Kommunalpolitiker, sondern selbst jedem Gemeindegliede außerordentlich erwünscht sein muß. Selbstverwaltungsrecht, Gemeindewahlrecht, Verhältniswahlsystem, Frauenwahlrecht, allgemeine Volksschule, Privatschule, Lernmittelfreiheit, Schulhygiene, Fortbildungsschule, Volksbildung, Volksunterhaltungsabende, Gemeindearbeiter, Regiebetriebe der Kommunalverwaltungen, kommunale Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, Submissionswesen, Gemeindegrundeigentum Wohnungsfragen, Steuerfragen, Gemeindeprogramme: das sind nur einige der zahlreichen Kapitelüberschriften, die auf den Reichtum des dargebotenen Materials schließen lassen. In Wirklichkeit ist das Material aber nicht nur reichhaltig, sondern auch tiefgründig und durchweg zuverlässig. Natürlich sind einzelne größere Kapitel stark bodenreformerisch gefärbt. Aber das Buch insgesamt will zunächst garnicht propagandistisch für die Bodenreform wirken, sondern nur einer gesunden Gemeindepolitik neue Wege zeigen. Und diese Aufgabe erfüllt es in hervorragendem Maße. Wer als Mitglied des Gemeindeparlaments in einer aufblühenden, riesig schnell wachsenden Vorortgemeinde sitzt und sich dort täglich vor neue, folgenschwere Entscheidungen gestellt sieht, dem wird Damaschkes Buch ein geradezu unentbehrliches Nachschlagewerk zur Beratung und Belehrung. Man kann scharfer Gegner der bodenreformerischen Theorien sein und wird dieses Buch doch um der praktischen Gebrauchsfähigkeit willen aufs höchste loben müssen. Es wird sich schwerlich ein kommunalpolitisches Werk finden, das man mit so unbedingter Befriedigung über unmittelbare Belehrung aus der Hand legt, wie dieses. Der billige Preis von M. 1,50 erleichtert die überaus wünschenswerte weite Verbreitung.

Fr. W.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 16. Berlin, den 9. Januar 1904 21. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35. Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

In der politischen Stille, die das Weihnachts- und Neujahrsfest herkömmlich zu umgeben pflegt, ist ein Reformvorschlag des Berliner Historikers Professor Hans Delbrück für das preußische Landtagswahlrecht viel beachtet worden, den er in seinen „Preußischen Jahrbüchern" veröffentlicht hat. Seine Stimme mußte naturgemäß umso mehr Aufmerksamkeit finden, als er als einer der schärfsten Widersacher gegen das reaktionäre preußische Dreiklassenwahlrecht bekannt ist. Umso bedauerlicher ist es, daß er einen Vorschlag veröffentlichen konnte, der das jetzige Wahlunrecht nur noch verschärft. Professor Delbrück empfiehlt nämlich ein Pluralstimmrecht nach belgischem Muster. Jedermann soll eine Stimme haben; wer seine Dienstpflicht als Soldat erfüllt hat, eine Stimme mehr; wer die einjährige Prüfung bestand, eine weitere Stimme; der Akademiker abermals eine Mehrstimme. Schließlich sollen auch noch Mehrstimmen geschaffen werden für verschiedene Stufen direkter Steuern, sodaß ein besonders bevorzugter Wähler bis zu zwanzig Stimmen haben kann. Mit diesem System werden die unteren Klassen nicht nur benachteiligt, weil sie arm sind, sondern auch noch dazu herabgesetzt, weil sie angeblich ungebildet sind. Als minderwertig stehen sie da, und haben doch in Wirklichkeit, wie ein Blick in den Reichstag und die verschiedenen Landesparlamente lehrt, Vertreter aus ihren eigenen Reihen entsandt, die es an Intelligenz und politischer Klugheit mit ihren akademischen Kollegen sehr gut aufnehmen können. Sehr bezeichnend ist auch, daß dieser Vorschlag — und das will gerade Delbrück! — die Masse der arbeitenden Bevölkerung in den Parlamenten dauernd nicht hochkommen läßt. Das Pluralstimmrecht mit seinen zahllosen Mängeln ist in Belgien ebenso verhaßt, wie das Dreiklassenwahlrecht in Preußen. Man kann es daher nur bedauern, daß dieser Reformvorschlag, an dem alle Reaktionäre ihre Freude haben, von einem Manne ausgegangen ist, der an politischer Vorurteilslosigkeit seine freikonservativen Parteigenossen sonst um Haupteslänge überragt.

Wie weit man mit derartigen Reformvorschlägen kommt, das zeigt sich gerade eben sehr augenfällig an dem Machwerk, das die sächsische Regierung als „Denkschrift über die Wahlrechtsreform" den Kammern hat zugehen lassen. Diese Verbindung von direkten Dreiklassenwahlen mit berufsständischen Wahlen ist nicht nur eine wahltechnische Ungeheuerlichkeit, sondern auch inhaltlich ein Hohn auf den Namen „moderne Wahlrechtsreform".

Unsere Agrarier haben wieder einmal den Beweis erbracht, wie wenig sie sich um die Vertretung sogenannter nationaler Interessen kümmern, wenn ihre eigenen wirtschaftlichen Interessen dabei in Frage kommen. Im Reichstagswahlkreis Osnabrück haben sie sich für die bevorstehende Ersatzwahl gegen den Nationalliberalen Wamhoff für den von den Welfen aufgestellten v. Bar erklärt. Das ist gewiß nichts Ueberraschendes für den, der die Skrupellosigkeit unserer Agrarier kennt. Man weiß ja, daß sie schon für viel ärgere „Reichsfeinde" als die Welfen gestimmt haben. Aber es ist doch wertvoll, daß wieder einmal an einem flagranten Beispiel konstatiert werden kann, wie dieselben Leute über nationale Sentimalitäten erhaben sind, die sonst bei jeder Gelegenheit den einen „vaterlandslosen Gesellen" schelten, der die offizielle Polen- und Welfenpolitik der agrarischen Regierung zu kritisieren wagt.

Der Großherzog von Hessen hat sich wegen der vorurteilslosen Art seines persönlichen Verkehrs mit den unteren Volksschichten schon längst den Haß aller deutschen Scharfmacher zugezogen. Daß er mit dem Abgeordneten Ullrich einmal auf einem parlamentarischen Bierabend einige Worte gewechselt hat, das hat ihm den Namen „der rote Großherzog" eingetragen. Neuerdings hat er sich nun einen neuen Umsturzversuch alles Bestehenden zuschulden kommen lassen. Mit seinem Hofprediger hat er unerkannt der Weihnachtsfeier wandernder Handwerksburschen in der Herberge zur Heimat eine Stunde lang beigewohnt. Das genügt der Scharfmacherpresse zu dem höhnischen Rat, der rote Großherzog möge sich doch auch noch mit einem sozialistischen Ministerium umgeben, um eine klare Situation zu schaffen. Man müsse einmal „verantwortliche Leute" haben, an die „man" sich halten könne. An den Großherzog persönlich scheint „man" sich nämlich nicht halten zu können; wenigstens hat er schon bei der früher gegen ihn betriebenen Hetze gezeigt, daß er sich nicht einschüchtern läßt. Aber ganz abgesehen von der politischen Torheit solchen widerwärtigen Treibens: zeugt es nicht auch von großer Gefühlsroheit, wenn man dem Fürsten eines deutschen Bundesstaates die harmlose Ausübung brüderlicher Nächstenliebe am Weihnachtsfeste verbieten will, die man jedem anderen Staatsbürger nicht nur gestattet, sondern nahezu zur Pflicht macht?

Der Kampf ums Recht, der von Herrn Dr. Barth seit einem halben Jahre gegen die konservativen Verfasser und Verbreiter eines verleumderischen Flugblatts, in dem er des Kaufs sozialdemokratischer Stimmen bei der letzten Reichstagswahl beschuldigt war, geführt wird, ist in ein neues Stadium getreten. Nachdem es Herrn Dr. Barth gelungen war, eine Verfügung des preußischen Justizministers zu erwirken, die den renitenten Ersten Staatsanwalt von Köslin zur Einleitung des Ermittlungsverfahrens nötigte, und nachdem dann in diesem Ermittlungsverfahren, wenn auch nicht der Verfasser, so doch diejenigen entdeckt waren, von denen die Verbreitung des Flugblatts ausging, lehnte es die Staatsanwaltschaft in Köslin

Digitized by Google

abermals ab, gegen die entdeckten Verbreiter des verleumderischen Flugblatts vorzugehen. Nach der Meinung des Staatsanwalts in Köslin seien jene konservativen Ehrenmänner durch den § 193, der von der Wahrnehmung berechtigter Interessen handelt, gedeckt. Auf die gegen diesen ablehnenden Bescheid an den Oberstaatsanwalt in Stettin gerichtete Beschwerde ist jetzt nach sechswöchentlicher Ueberlegung ein Bescheid eingegangen, in dem die Oberstaatsanwaltschaft sich genau wie früher auf den Standpunkt des Ersten Staatsanwalts in Köslin stellt. Auch in diesem Bescheide des Oberstaatsanwalts spielt § 193 des Strafgesetzbuchs die entscheidende Rolle. Dabei wird u. a. folgender Grundsatz aufgestellt: „Weshalb sollte dieser Schutz des § 193 entfallen, wenn jemand es zur Wahrnehmung seiner Interessen für geboten erachtet hat, auf ein vermeintliches Verbrechen seines Gegners hinzuweisen?" Mit diesen Worten wird die völlige Vogelfreiheit eines Kandidaten zum Reichstage proklamiert. Hätten die Konservativen Dr. Barth statt des Verbrechens des Stimmenkaufs des Diebstahls silberner Löffel beschuldigt, so hätten sie sich danach ebenfalls auf den Schutz des § 193 berufen können, falls, um mit dem Oberstaatsanwalt in Stettin zu reden, „sie es zur Wahrnehmung ihrer Interessen für geboten erachtet hätten, auf einen vermeintlichen Diebstahl ihres Gegners hinzuweisen". Selbstverständlich hat Herr Dr. Barth gegen diesen Bescheid erneut die Beschwerde beim preußischen Justizminister erhoben.

Der Kampf in Crimmitschau, auf den nachgerade die Augen von ganz Deutschland mit Spannung gerichtet sind, scheint jetzt wirklich ohne Aussicht auf einen billigen Frieden „bis zum bitteren Ende" durchgekämpft werden zu sollen. Die Fabrikanten haben sich neuerdings ebenso bestimmt wie am ersten Tage gegen jede amtliche oder private Vermittlung ausgesprochen. Sie wollen um jeden Preis durchhalten. Dasselbe erklären die Arbeiter tun zu wollen. Die Haltung der Behörden, die kein Unbeteiligter — außer den Crimmitschauer Pfarrern! — öffentlich zu verteidigen wagt, hat in erster Linie zu dieser Unversöhnlichkeit der streitenden Parteien beigetragen. Jetzt kann aller menschlichen Voraussicht nach nur noch ein Mittel den unseligen Kampf abkürzen: ein Reichsgesetz, oder doch die offizielle Ankündigung eines solchen, das die Arbeitszeit der Fabrikarbeiterinnen ganz allgemein auf zehn Stunden festsetzt. Gründlich vorbereitet ist ja gerade dieses Gesetz schon längst, der Mehrheit im Reichstage ist es auch sicher, und daß die Gesetzgebungsmaschine im Einzelfall auch einmal überraschend schnell arbeiten kann, das haben wir ja vor Jahresfrist erst bei dem Zolltarifgesetz erlebt!

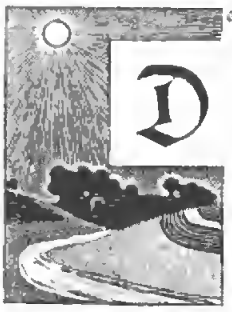
Der deutsch-russische Handelsvertrag liegt noch immer in unabsehbarer Ferne. In den letzten Tagen haben sich die Kundigen darüber gestritten, ob die Verhandlungen zwischen den deutschen und russischen Unterhändlern nur auf einige Monate unterbrochen oder überhaupt abgebrochen seien. Und dabei jährt es sich jetzt gerade, daß unsere neunmalweisen Handelspolitiker vom Schlage des Herrn Bassermann im Reichstag und außerhalb desselben jedem, der es hören wollte, geheimnisvoll ins Ohr flüsterten: „Die Vorlage eines Vertragsentwurfs zwischen Deutschland und Rußland ist für den Februar dieses Jahres (1903!) noch bestimmt zu erwarten!" Wir beneiden die Herren nicht um ihren Prophetenruhm und noch viel weniger um ihre handelspolitische Einsicht.

Die französische Sozialdemokratie ist die zersplittertste von allen sozialistischen Parteigebilden Europas. In ihr ist Besonnenheit und Radikalismus, nüchterne Klugheit und verrannte Torheit in einer Weise gemischt, daß der Draußenstehende, der die Teile für das Ganze nehmen wollte, die Partei bald in den Himmel loben und bald in die Hölle verurteilen müßte. So hat sie auch jüngst wieder eine Probe ihres zwiespältigen Wesens abgelegt. Ihre Besonnenheit kam darin zum Ausdruck, daß siebzehn Deputierte für das Budget gestimmt haben; und ihre Torheit dokumentierte sich darin, daß eine radikale Gruppe den Genossen Millerand, den bekannten Exminister, aus der Partei ausschloß! Trotz solcher Vorkommnisse bleibt unter der geschickten Führung von Jaurès die französische Sozialdemokratie doch eine wertvolle Stütze der Regierung und ein Machtfaktor ihrer Politik.

Ob sich Rußland und Japan schlagen oder vertragen werden, das ist gegenwärtig die am eifrigsten diskutierte Frage der äußeren Politik, deren Beantwortung in der letzten Woche um keinen Schritt weiter gekommen ist.

* * *

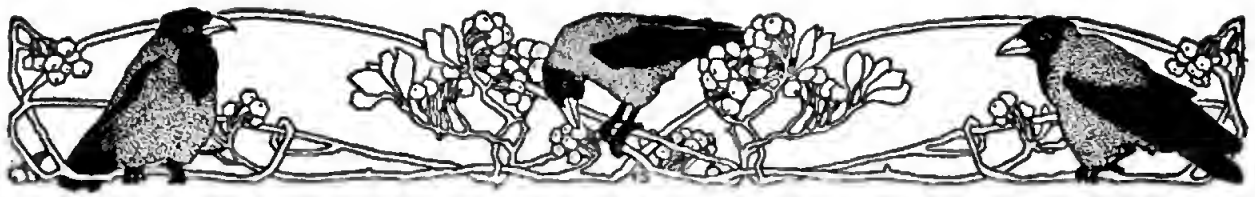
Die Einigung der Liberalen.



Der Wunsch nach einem engeren Zusammenschluß aller aufrichtig liberalen Elemente ist in Deutschland seit langer Zeit rege. Nach ungünstigen Wahlen tritt er besonders stark hervor. Seit Monaten bildet er einmal wieder den Stoff für zahllose Leitartikel der liberalen Presse. Nicht bloß freisinnige Zeitungen und Redner erörtern die Aussichten liberaler Einigungsbestrebungen, auch in nationalliberalen Organen der öffentlichen Meinung wird das Thema variiert. Es handelt sich dabei nicht um den Zusammenschluß aller Liberalen zu einer einheitlichen Partei, sondern nur um ein geschlossenes Zusammenwirken für politische Zwecke, die den Liberalen gemeinsam sind. Der Wunsch ist sicherlich nicht unbescheiden, und schon die bloße Tatsache, daß er immer wieder und von den verschiedensten Seiten geltend gemacht wird, zeigt zur Genüge, daß er einem weitverbreiteten politischen Bedürfnis entgegenkommt. Leider sind die zahllosen Erörterungen mehr in die Breite als in die Tiefe gegangen. Gewiß würde der Einfluß des Liberalismus beträchtlich wachsen, wenn alle liberalen Kräfte zu einer Kooperation zusammengefaßt werden könnten. Gewiß gibt es in den Programmen der verschiedenen liberalen Gruppen wichtige Forderungen, bei denen im Grunde alle Liberalen übereinstimmen. Aber von der Feststellung dieser unzweifelhaften Tatsachen bis zu einer einheitlichen Aktion ist noch ein weiter Schritt.

Um diesem Ziel näherzukommen, empfiehlt der „Hannoversche Courier" in einem sehr liberal gehaltenen Leitartikel vom 3. Januar, daß „jede der bestehenden liberalen Gruppen für sich ihren Ehrgeiz darein setzen möge, die liberalen Grundsätze in den eigenen Reihen möglichst energisch zu betonen, eine die andere in dieser Betonung zu übertreffen". Der Rat ist gut, aber leichter gegeben als ausgeführt. Die Meinungsverschiedenheiten, welche heute die verschiedenen liberalen Gruppen am weitesten trennen, beziehen sich viel weniger auf die Programmforderungen selbst als auf die Art und Weise, wie man sie am zweckmäßigsten zur Erfüllung bringt. Ein Zweifrontenpolitiker, der da meint, dem Liberalismus nur dienen zu können, wenn er die Reaktion und die Sozialdemokratie als gleich gefährliche Feinde behandelt, wird in der praktischen Politik sich natürlich anders verhalten als ein Politiker mit denselben liberalen

Digitized by Google



Grundsätzen, der davon überzeugt ist, daß die einzige Möglichkeit, den Liberalismus in Deutschland wieder zu einem politischen Machtfaktor zu machen, in einem Zusammenwirken mit den Arbeitern zu suchen ist.

Muß wegen derartiger Gegensätze nun aber jede Hoffnung auf ein engeres Zusammenwirken der Liberalen aufgegeben werden? Ich glaube nicht. Wenn schon eine völlige Einigung der Liberalen gegenwärtig aussichtslos erscheint, wäre es nicht doch möglich, wenigstens für einzelne wichtige Fragen einen gemeinsamen Schlachtplan zu entwerfen und nach einem gemeinsamen Plane vorzugehen? Der bereits herangezogene Artikel des „Hannoverschen Courier" regt diesen Gedanken ebenfalls an, indem er meint, die Aufgabe der liberalen Parteien müsse vor allem darin liegen, „Einigungen von Fall zu Fall zustande zu bringen, wenn es sich um die Abwehr reaktionärer Angriffe gegen gemeinsame Errungenschaften des Liberalismus handelt". Das nationalliberale Blatt sieht zunächst nur Einigung zum Zweck der Abwehr vor. Aber die Erfahrung hat gezeigt, daß in bloßen Abwehrbestrebungen keine genügende Kraft steckt, um verschiedenartige Parteien zu einigen. Jede Gruppe wehrt nach ihrer Façon ab, und Verabredungen, wie eine gemeinsame Defensive zu gestalten sei, pflegen selten zustande zu kommen und sich noch seltener zu bewähren.

Anders liegt die Sache, wenn es sich um einen gemeinsamen Angriff, um eine gesetzgeberische Initiative handelt. Sollte es nicht möglich sein, alle liberalen Gruppen, einschließlich der Nationalliberalen, zunächst unter Beschränkung auf weniges, zu einer gemeinsamen Aktion mit einem positiven Ziel zu bestimmen? Man nehme auf sozialpolitischem Gebiete die Frage einer Reform des Koalitionsrechts, die Frage der Einführung des Zehnstundentages für Fabrikarbeiterinnen. Sollte es ganz unmöglich sein, alle liberalen Parteien des Reichstages dabei um gemeinsam formulierte Initiativanträge zu scharen? Die Zeit für die Lösung dieser sozialpolitischen Fragen ist günstig. Das geeinte Vorgehen der Liberalen könnte reale Erfolge haben. Eine erfolgreiche gemeinsame Unternehmung auf einem gesetzgeberischen Gebiete würde sicherlich weiteren Einigungsbestrebungen Vorschub leisten. Im preußischen Landtage gibt es eine Reihe wichtiger Fragen, betreffs deren eine materielle Uebereinstimmung zwischen allen Liberalen besteht, z. B. die Frage des Mittellandkanals. Bei einigem guten Willen müßte sich eine alle Liberalen umfassende Vereinbarung, wie das Mittellandkanalproblem parlamentarisch zu behandeln ist, leicht erzielen lassen. Vielleicht könnte man auch auf dem Schulgebiete zu gemeinsamen Reformforderungen kommen. Gewisse Minimalforderungen für die Verbesserung des Volksschulwesens, etwa in der Richtung der von Naumann aufgestellten Minimalforderung: „Keine preußische Schulklasse darf mehr als fünfzig Kinder enthalten", würden auch bei den Nationalliberalen kaum auf grundsätzliche Schwierigkeiten stoßen. Die Einigungsbeispiele sind willkürlich gewählt; man könnte ihre Zahl leicht vermehren. Zur Veranschaulichung der Idee genügen aber die gegebenen Beispiele.

Derartige auf Einzelfälle beschränkte Einigungsaktionen haben den großen Vorzug, daß sie die Initiative der einzelnen liberalen Gruppen im übrigen durchaus nicht behindern, weder innerhalb des Parlaments noch außerhalb desselben. Es ist zuzugeben, daß es sich zunächst nur um tastende Versuche handeln würde, wie weit man mit der Einigungsidee heute überhaupt kommen kann. Stellt sich dabei heraus, daß selbst derartige bescheidene Versuche eines Zusammenwirkens aller liberalen Elemente praktisch nicht durchführbar sind, so wäre damit der Beweis geliefert, daß die Vorbedingungen für die Einigung der Liberalen einstweilen nur auf dem Gebiet der Gefühlspolitik liegen. Es wäre aber auch schon ein Gewinn, wenn auch nur darüber Klarheit geschaffen werden könnte.

Theodor Barth.

Internationale Realpolitik und internationale Gefühlspolitik.

In keinem Jahre traten die Gegensätze internationaler Realpolitik und internationaler Gefühlspolitik so schroff nebeneinander wie in dem abgelaufenen; und Deutschland ist das Reich, das diese Scheidung vor allem herbeigeführt hat.

Immer von neuem ist von den die Geschicke entscheidenden Persönlichkeiten bei uns die Versicherung abgegeben worden, daß es der deutschen Politik am Herzen liege, mit den Vereinigten Staaten von Amerika in bester Freundschaft zu leben; und nicht ein Schritt Deutschlands, nicht der Versuch zur Einleitung einer Handlung ist zu verzeichnen, der dieses Programm Lügen gestraft hätte. Gleich unserer offiziellen Politik ist die Stimmung unserer Bevölkerung eine für die Vereinigten Staaten durchaus freundschaftlich gesinnte. Nirgends zeigen sich greifbare starke Interessengegensätze, und doch gibt es Politiker in den Vereinigten Staaten, und es gibt dort Zeitungen, die Mißtrauen gegen uns zu säen suchen, und die mit der gänzlich phantastischen Möglichkeit eines Krieges zwischen beiden Staaten beständig spielen.

Deutschland steht nirgends in der Welt in einem wahrhaft gefahrdrohenden politischen Gegensatz zu England. Deutschland bedroht nicht Canada, wie das seitens der Vereinigten Staaten geschehen könnte. Deutschland ist nicht unmittelbar beteiligt an den nordafrikanischen ernsten Schwierigkeiten, die Marokkos wegen in jedem Augenblick sich ergeben können; Deutschland bekämpft den Einfluß Englands in Asien, wo das Vereinigte Königreich am empfindlichsten ist, weder in Persien, weder an der Grenze von Indien, nicht in Tibet und nicht in China, und doch fühlt ein erheblicher und ein starker Teil der englischen Presse sich veranlaßt, beständig die Stimmung gegen Deutschland zu erregen, und diese Erregung war so stark, daß die Kooperation Englands und Deutschlands gegen Venezuela vor dem Unwillen der Bevölkerung kaum bestehen konnte, und daß dieses selbe bösartige Empfinden die englische Regierung und — sehr gegen ihren Willen — die englischen Kapitalisten zwang, die finanzielle Beteiligung bei dem weiteren Ausbau der anatolischen Bahnen abzulehnen.

Deutschland ist der Politik Rußlands auf der Balkanhalbinsel hindernd nicht in den Weg getreten, und Deutschland ist gegenüber der asiatischen Politik Rußlands gänzlich passiv, in dem Grade passiv vor allem inbezug auf die russische Politik in der Mandschurei, daß wir uns hierdurch das besondere Uebelwollen Englands zugezogen haben, und doch flammte die russische Presse auf, als deutsche Privatleute den Bau der anatolischen Bahnen fortsetzen wollten, und der größte Teil der russischen Presse stellt sich gegen Deutschland genau wie der entsprechende Teil der englischen und der amerikanischen Presse.

Die Haltung der öffentlichen Meinung in Frankreich ist korrekt, aber die alte Unterströmung besteht fort, und auch die französischen Kapitalisten wurden verhindert, mit dem deutschen Privatkapital gemeinsam ein Kulturwerk, wie den Ausbau der Bahn in das Euphrattal, ins Werk zu setzen. Auch dieser Vorgang bleibt signifikant.

Es lohnt wohl, die Ursachen dieses Uebelwollens zu analysieren. Zwei Worte geben die Erklärung für Frankreich: Elsaß-Lothringen; und es kommt hinzu, daß in Frankreich solche Strömungen unwiderstehlich werden, wenn sie durch verwandte Strömungen in Rußland verstärkt werden.

Bei weitem nicht so offenliegende Ursachen speisen das Uebelwollen der anderen Staaten gegen Deutschland.

Vor allem: der Deutsche ist im Ausland nicht beliebt; er ist geschätzt; er ist geachtet; beliebt ist er nicht. Es fehlen uns als

Digitized by Google

Nation jene Eigenschaften, die bestricken; weder die Liebenswürdigkeit, noch die Gewandtheit der Verkehrsformen, noch die Eleganz zeichnen uns aus, wiewohl wir zweifellos viel weltläufiger geworden sind. Wer uns schätzen will, muß tiefer graben; dann findet man sehr respektable Anlagen, aber diese Anlagen, die Achtung einflößen, schüren doch zugleich die Abneigung gegen uns. Unsere besten Eigenschaften machen uns zu sehr unbequemen Konkurrenten auf dem ganzen Erdenrund, und so ist denn der Deutsche gleichmäßig respektiert und mißliebig in Rußland, wie in England und den englischen Kolonien, weniger in den französischen Kolonien und überhaupt nicht in den Vereinigten Staaten, wo die eigene geschäftliche Tüchtigkeit sich durch die der Deutschen nicht bedrückt fühlt. Rechnet man hinzu, daß auch heute noch Deutschland mit seiner Vergangenheit von kaum einem Drittel Jahrhundert und seinem erstaunlichen wirtschaftlichen Aufschwung seit kaum zwei Dezennien als ein Parvenü und lästiger Eindringling betrachtet wird, so hat man die Ursachen beieinander, die es bewirkten, daß ein so rauher Wind aus den Spalten der fremdländischen Presse uns entgegenweht. Diese Ursachen sind es zugleich, die die charakteristische Tatsache zuwege brachten, daß man in England die Burensympathien Frankreichs vergaß; daß die Staatsoberhäupter beider Staaten Besuche austauschten, und daß beide Länder einen Schiedsgerichtsvertrag abschlossen, der für die reale Politik wenig bedeutet, aber der ein weiteres Symptom ist für die Absicht, die Beziehungen zueinander so gut wie nur möglich zu gestalten, während man Deutschland seine Burensympathien in England nicht vergißt; — die Handelsrivalität hält diese Wunde offen; diese Strömungen sind es zugleich, mit denen vor allem Chamberlain rechnet, — sodaß man mit Frankreich zu einem Austausch intimer Sympathiekundgebungen gelangt, und hinwiederum schon das Zusammenarbeiten deutschen und englischen Kapitals in Kleinasien verhindert wurde.

Man kann sagen, daß die Presse als Ausdruck der Stimmungen der Bevölkerung vielfach schroff Deutschland gegenübertritt, während die Regierungen, die sich fernhalten von Sympathien und Antipathien der Gefühle und von den Verstimmungen, die sich aus den Rivalitäten in der Privatwirtschaft herleiten, — die den Blick auf die großen realen politischen Gegensätze gerichtet halten, Deutschland vorurteilsloser gegenüberstehen, freilich doch nicht ohne den Volksempfindungen Zugeständnisse zu machen.

Und ein Umstand ist es, der vor allem dazu führt, diese Zugeständnisse größer und größer werden zu lassen; nämlich die politische Passivität Deutschlands in internationalen Fragen, oder man kann den nämlichen Gedanken auch so ausdrücken: Deutschland ist heute für keine Großmacht ein wertvoller Freund, und Deutschland verfügt daher heute auch nicht über die zuverlässige Freundschaft irgend einer Großmacht. Gewiß, wir verfügen über den Dreibund, der nochmals erneuert worden ist, aber was bedeutet er? Soviel wie der Zweibund, sein Gegenspiel.

Wir haben uns der Hilfe Italiens und Oesterreich-Ungarns versichert für den Fall, daß Rußland und Frankreich über uns herfallen sollten, und Frankreich verfügt über die Hilfe Rußlands für den Fall, daß wir in Frankreich einbrechen. Diese Möglichkeiten sind dermaßen aus dem politischen Gesichtskreis gerückt, daß Oesterreich-Ungarn mit Rußland eine Verständigung über die Balkanfragen, und Frankreich mit Italien als Zeichen der Sympathie einen Schiedsgerichtsvertrag abgeschlossen hat, und daß Italien mit Frankreich zu einer freundschaftlichen Verständigung über die Mittelmeerfragen zu gelangen sucht, eine Verständigung, der England beizutreten wünscht, während einmal in Ergänzung des Dreibundvertrages die englische Flotte bestimmt war, die italienische Küste vor den Schlachtschiffen Frankreichs zu schützen. Diese Verschiebungen kann man nicht mehr als „Extratour" bezeichnen.

Der Dreibund- und der Zweibundvertrag muten heute an wie ein Pelz im Sommer; an sich ein sehr nützliches Kleidungsstück, aber wenn die Sonne senkrecht steht, nicht zu gebrauchen, und der Gefahr ausgesetzt, daß die Motten es angefressen haben, ehe die Kälte wiederkehrt. Der Strom der Ereignisse hat sein Bett verändert, und Schutzdämme, die zur Abwehr gegen seine wilden Einbrüche einmal sehr zweckmäßig waren, sind heute ohne ernsten Wert; man trägt sie nicht ab, aber sie werden auch nicht so instand gehalten, wie früher einmal. Es bleibt sehr fraglich, ob sie je wieder zu Bedeutung gelangen, und wenn, dann wird der Wogenschwall sich doch in anderer Richtung heranwälzen, als es in der Vergangenheit befürchtet werden konnte.

Die elsaß-lothringische Frage mag als Begleiterscheinung großer internationaler Verwicklungen nochmals auftauchen, der Urquell großer Verwicklungen wird sie nicht mehr sein; damit fehlen die realen Voraussetzungen für den Dreibund wie für den Zweibund, und die Aera Bismarckscher internationaler Politik ist endgültig geschlossen. Die beherrschende Macht europäischer Gegensätze ist wesentlich gemildert durch orientalische, außereuropäische Gegensätze; in diese Gegensätze ist Deutschland unmittelbar nicht verstrickt, daher seine Passivität, und daher die Nötigung der Mächte unter Außerachtlassen der europäischen Bündnisse zu neuen Kombinationen zu gelangen, die keineswegs den europäischen Beziehungen parallel laufen müssen. Es entsteht auf diese Weise eine internationale Politik, die entsprechend der Entwicklung der Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphen den ganzen Erdball umspannt, und für die es in ihrer Kompliziertheit verwandte Verhältnisse in keiner Periode der Vergangenheit gibt.

Die Rückwirkung dieser Lage auf England ist am deutlichsten. Die fast unangefochtene Domäne Englands war seit hundert Jahren die außereuropäische Welt. Unangefochten ist England längst nicht mehr, und unbeschadet aller Neuerwerbungen ist es beständig zu neuen Konzessionen gezwungen. Daher der Drang nach einer Konsolidierung, diese Voraussetzungen der Chamberlainschen Pläne, nach einer wirtschaftlichen und politischen Konsolidierung, um den steigenden Bedrohungen gewachsen zu bleiben.

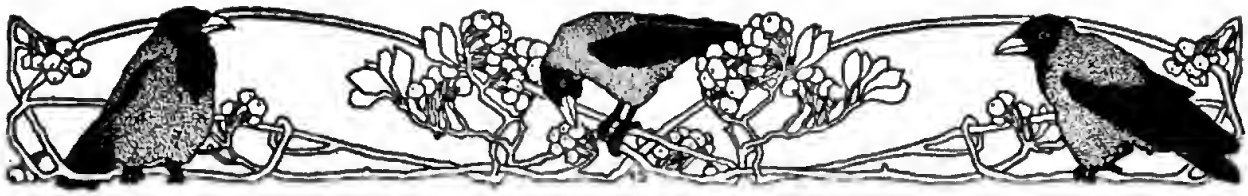
Das Panamagebiet ist den Vereinigten Staaten völlig ausgeliefert; vor ein paar Dezennien hätte man in England eine solche Entwicklung für undenkbar erklärt; in Alaska bringt England den Vereinigten Staaten empfindliche Opfer, um sogar auf Kosten der Stimmung in Canada jede Reizbarkeit in den Vereinigten Staaten zu beseitigen. Für Nordafrika sucht England mit Frankreich und Italien zu paktieren, um diese Mächte nicht auf die feindliche Seite zu drängen; auf der Balkanhalbinsel, wo England einmal Regen und Sonnenschein machte, gebieten heute Oesterreich-Ungarn und Rußland, und in ganz Asien ist Rußland zu einer Machtentfaltung gelangt, die in England vor zwanzig Jahren als gänzlich unerträglich gegolten hätte.

Trotz allen Verhüllungen ist der Feind Englands das russische Reich, und um gegen Rußland stark genug zu bleiben, muß sich England entschließen, seine Verbindlichkeiten einzuschränken. Es zog sich aus dem europäischen Orient zurück in der Hoffnung, daß für Rußland andere Gegner entstehen würden; aber Rußland fand keinen Gegner, sondern eine brauchbare Verständigung, und in Nordafrika muß England gleichfalls Konzessionen machen, ohne sicher zu sein, Frankreich dadurch bleibend zu befriedigen.

Der greifbare Vorteil kommt an Frankreich, das sich durch eine Politik großer Geschicklichkeit zwischen England und Rußland international günstig gestellt hat, und das sich Vorteile von beiden Seiten vielleicht sichern kann; wie Italien durch seine Stellung zwischen Frankreich und England sich gleichfalls von beiden Seiten Vorteile zu sichern sucht.

Die Frage bleibt, wie lange läßt sich eine solche mittlere Stellung aufrecht erhalten. Die Entscheidung kann schnell erfolgen.

Digitized by Google



Unaufhörlich machen England und Rußland ihre Gegenzüge in Asien. Während des Burenkrieges hat Rußland seine Stellung in Nordasien außerordentlich konsolidiert; sein Einfluß in Persien wuchs; es kam der indischen Grenze immer näher; es begann Tibet in den Kreis seines Einflusses zu ziehen; es legte die Hand auf Nordchina. Jetzt, nachdem die Folgen des Burenkrieges einigermaßen überwunden sind, sucht England in Südpersien sich festzusetzen, und eine bewaffnete Expedition nach Tibet ist unterwegs. Auch diese gegenseitige Pionierarbeit hätte noch längere Zeit dauern können, bevor englische Roträcke und russische Grünröcke sich mit dem Bajonett gegenseitig Liebenswürdigkeiten vermitteln mußten. Und die englische Regierung und die russische Regierung hätten in dem Gefühl der Verantwortung es sich gewiß angelegen sein lassen, diesen Augenblick hinauszuschieben. Es sind nicht mehr die Regierungen alter Reiche, die auf den Krieg losmarschieren; das tun die jüngeren Kulturstaaten, die in ihrer Jugend noch verwegener und zu einem hohen Spiele geneigter sind.

Man pflegt herkömmlich die asiatische Politik Rußlands außerordentlich zu loben; als konsequent, als weitschauend, als Ausfluß großer, traditioneller staatsmännischer Fähigkeiten zu bezeichnen. Es scheint mir, daß diese Politik in weit höherem Grade das Ergebnis eines tastenden Expansionstriebes als berechnender Voraussicht ist. Rußland drängte vorwärts, und seine Eroberungen erfolgten in der Richtung, in der sich die Widerstände am schwächsten erwiesen; so gelangte ganz Nordasien und große Teile Mittelasiens in den Besitz des Zarenreiches hin bis zum Meere nach Wladiwostock, weder wirtschaftlich sehr begehrenswerte Gebiete, noch war das offene Meer erreicht, — die Japanischen Inseln liegen vor der Küste — noch auch nur das eisfreie Meer. Eine riesige Landgrenze, gefährdet durch die Nachbarn im Süden, schließt diese an sich unergiebigen Gebiete ab, die vom Zentrum der russischen Kraft weit abliegen. Alle diese Eroberungen, mit gewaltigen Kosten herbeigeführt, bedeuteten an sich wenig; sie waren eine Vorbereitung; eine Vorbereitung, um an das „warme, südliche Meer" zu kommen. Vielleicht daß die Zukunft das Verdikt abgibt, diesem Ziele hätte eine wahrhaft weitsichtige russische Politik durch einen Vorstoß in Persien, dem Zentrum der russischen Macht so viel näher, zustreben sollen, statt durch ganz Nordasien hindurch den Gegnern eine Angriffsflanke zu bieten. Gleichviel; Rußland baute die sibirische Bahn, und soll seine Politik die erhofften Früchte tragen, so muß ein Ausgang südwärts, also westlich von Korea, zum Gelben Meer eröffnet werden. In dieser Politik liegt heute historische Notwendigkeit. Daß diese Notwendigkeit gegen ein Lebensinteresse Japans verstößt, hat zu der ernsten Spannung im äußersten Osten geführt.

Japan ist relativ übervölkert; es bedarf zur nationalen Entfaltung neuen Landes, und es kann aus Gründen der nationalen Sicherheit Korea, das nur durch eine schmale Meeresstraße von den japanischen Inseln getrennt ist, nicht in fremde Hände gelangen lassen. Legt aber Japan die Hand auf Korea, so ist das russische Wladiwostock abgeschnitten, und es ist auch Port Arthur, von dem japanischen Korea und von dem englischen Wei-hai-wei gegen das offene Meer flankiert, für Rußland in hohem Grade entwertet. Der Konflikt, der damit gegeben ist, kann durch guten Willen noch einmal hinausgeschoben werden; aus der Welt läßt er sich nicht schaffen. Hier liegen Gegensätze vor, die sich aus dem Werdegang beider Staaten herausgebildet haben, und die durch diplomatische Geschicklichkeit sich nicht bleibend überwinden lassen.

Wird die Verständigung noch diesmal gelingen? Eines kann man sagen; schwerlich wird das offizielle Rußland offen der angreifende Teil sein. Rußland besitzt, was ihm zurzeit notwendig ist; und Japan macht den Versuch, auf diplomatischem Wege Rußland aus seiner Stellung hinaus zu manövrieren. Mißlingt dies, so wird Japan zu handeln gezwungen sein, ehe Rußland sein Heer im Osten noch weiter verstärkt hat.

Bricht dieser Kampf aus, so kämpft Japan um seine Existenz und Rußland um einen hohen Einsatz — um die endgültige Fruchtbarmachung jahrzehntelanger Riesenanstrengungen und um sein Prestige in Asien. An Japan ist England gefesselt unter gewissen Umständen, an Rußland die französische Republik gegebenenfalls. England wird die Lage für sich ausnutzen in Innerasien. Die Balkanchristen werden sie für sich ausnutzen in der Türkei, und während Rußland und England in Asien gefesselt sind, könnten Frankreich und Italien die Mittelmeerfrage Nordafrikas zu lösen suchen.

Die charakteristischen Merkmale einer neuen Zeit mit ihren neuen politischen Anforderungen treten hier zum erstenmale mit Klarheit hervor. Der jahrzehntealte, stets verhüllte Gegensatz zwischen Rußland und England droht durch Japan zu einem akuten Konflikt ausgelöst zu werden. Aus der europäischen Politik ist eine engverknüpfte europäisch-asiatisch-afrikanische Politik geworden, die Europa zunächst nur stärker an seinem südöstlichsten Rande in der Türkei berühren dürfte. Nicht mehr zentrale europäische Fragen, die für Deutschland stets so verhängnisvoll waren, stehen im Mittelpunkt der Weltpolitik, sondern außereuropäische Fragen, bei denen Deutschland weniger als irgend eine Großmacht beteiligt ist.

Und während Deutschland jahrhundertelang das gefährdetste Land war, weil es stets durch gleichzeitige Kriege auf verschiedenen Fronten bedroht werden konnte, so besteht heute genau dieselbe Gefahr für Rußland wie für England. Die internationale Entwicklung hat sich zugunsten Deutschlands verschoben und zwar auch aus dem Grunde, weil es noch eine ungelöste Frage ist, ob Rußland und England den unverhältnismäßig gewachsenen Ansprüchen, die die erweiterten Verhältnisse an sie stellen, bleibend gewachsen sind; Rußland vor allem finanziell; England vor allem militärisch.

Trotz der Sympathien und Antipathien der Nationen und trotz Zweibund und Dreibund, die für andere Ziele gedacht waren, wird die Realpolitik die Gefühlspolitik mehr und mehr zurückdrängen; die außereuropäischen Fragen sind es, die die Mächte zu neuen Konstellationen führen werden. Deutschland, das nicht unmittelbar beteiligt ist, erscheint nicht verpflichtet, diesen Prozeß zu beschleunigen, und die Passivität Deutschlands kann das Gute haben, dem Frieden zu dienen. Ohne über die zukünftige Stellung Deutschlands sicher zu sein, wird es jedem Großstaat um so schwerer, sich in gewagte Abenteuer einzulassen.

Alle Fragen, die heute auf der Tagesordnung stehen, sind keine Lebensfragen für Deutschland. Nur wenn das österreichisch-ungarische Problem in wahrhaft gefahrvolle Entwicklungen geriete, würde Deutschland an die Front treten müssen. Bis dahin können wir trotz der Antipathien, die uns leider entgegengebracht werden, unserer nationalen Konsolidierung auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet leben. Tun wir es?

Unsere politische Entwicklung wird durch die Reaktion gehindert, und unser fernerer wirtschaftlicher Aufschwung ist in Frage gestellt, je unwahrscheinlicher es wird, daß wir zu günstigen Handelsverträgen kommen. Deutschland ist heute von Kriegsgefahren frei; aber den vollen Nutzen des Friedens zu genießen, hindert uns eine verfehlte Heimatpolitik.

P. Nathan.

Digitized by Google

Die Ergebnisse des Prozesses in Kischinew.

Da die Prozeßverhandlungen über die Exzesse in Kischinew unter Ausschluß der Oeffentlichkeit stattfanden, so konnten nur spärliche Nachrichten über die Vorgänge im Gerichtssaal an die Oeffentlichkeit gelangen. Wir sind jetzt in der Lage in den nachstehenden Darlegungen die Ergebnisse der Voruntersuchung wie des Prozesses in ihren wesentlichen Teilen unsern Lesern vorzulegen. Der folgende Artikel ist uns von einer Persönlichkeit zur Verfügung gestellt, deren Zuverlässigkeit außer Zweifel steht, und die sich in der Lage befindet, auch das zu wissen, was unter Ausschluß der „Oeffentlichkeit" sich abgespielt hat. Die Darlegungen bestätigen, was vorausgesetzt wurde. Man mordete, schändete und plünderte in Kischinew, weil einflußreiche Männer innerhalb der russischen Regierung eine solche staatserhaltende Tätigkeit des gebildeten und ungebildeten Mob für zweckmäßig erachteten.

Unser Gewährsmann schreibt uns:

Petersburg, den 25. Dezember 1903.

Wohl nur in Rußland konnte es geschehen, daß für einen Prozeß wie den Kischinewer, den die gesamte Kulturwelt gespannt erwartet hatte, der Ausschluß der Oeffentlichkeit von oben herab dekretiert wurde. In jedem andern Lande hätte man sich gescheut, die von den Besten des Volkes ersehnte Wahrheit zu verhüllen. Allein es war tatsächlich unmöglich, diese für Polizei und Verwaltung so blamablen Gerichtsverhandlungen vor aller Welt abzuhalten. Denn auch in diesem Segmente der Kischinewer Vorgänge — sollen doch dem ersten Prozeß einundzwanzig andere folgen — hat es sich gezeigt, daß die gegen die russische Verwaltung in der europäischen Presse und teilweise selbst in den unter einem Damoklesschwert befindlichen russischen Zeitungen erhobenen Beschuldigungen keineswegs übertrieben, vielmehr von der Wirklichkeit überboten waren. Es ist jetzt notorisch erwiesen, daß die Judenschinderei regelrecht vorbereitet worden war. In welchem Grade die Kischinewer Verwaltungsorgane an der Inszenierung der Exzesse sich beteiligt hatten, konnte und durfte natürlich ein an Händen und Füßen gebundener Gerichtshof inbezug auf die einzelnen Personen nicht aufklären. Aber was selbst vor diesem Gericht zutage trat, läßt keinen Zweifel mehr aufkommen, daß die Kischinewer Brutalitäten vor allem dem Verhalten der Polizei zuzuschreiben, zum Teil ihr Werk sind.

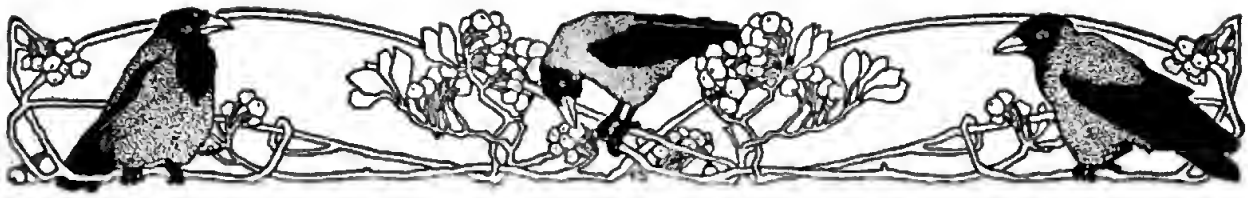
Sicher ist, daß Ustrugow, der damalige Vizegouverneur von Kischinew und Zensor, am blutdürstigen Hetzblatt „Bessarabetz" persönlich mitgearbeitet hat. Zenge Bürgermeister a. D. Schmidt hat vor Gericht geschildert, welche intimen Beziehungen zwischen Kruschewan, dem Herausgeber des Hetzblattes, und Ustrugow, seinem Mitarbeiter und offiziellen Zensor, geherrscht haben. Dies ging so weit, daß Kruschewan selbst die von Ustrugow gestrichenen Stellen ruhig in seiner Zeitung veröffentlichen ließ, ohne die für jeden andern in einem solchen Fall unvermeidliche Inhibierung des Blattes befürchten zu müssen. Was dies zu bedeuten hat, kann nur der verstehen, der den „Bessarabetz" zur Zeit seiner stärksten Aktivität gelesen hat. Man denke sich, daß ein Pückler zu einer auf den ersten Kultivierungsstufen befindlichen Gesellschaftsschicht tagtäglich in spaltenlangen Artikeln, Notizen, Briefen, Antwortschreiben usw. unverhüllt und mit den rohesten Ausdrücken von der Notwendigkeit spricht, die Juden abzuschlachten, daß er Hunderte von Malen die Masse geradezu zum Judenmorde auffordert! Ja, dies gibt erst eine schwache Vorstellung von den wahnwitzigen Ausfällen des „Bessarabetz", der anstandslos einen Kreuzzug gegen die Juden predigte. Und dieses Blatt durfte unbehelligt erscheinen und genoß in solchem Maße den Schutz der Ortsverwaltung, daß sie das Gesuch um die Erlaubnis zur Herausgabe eines neuen Blattes mit anderer Tendenz nicht einmal an die höheren Instanzen abgeschickt hat.

Daß die Polizei nichts unternommen hatte, um die bevorstehenden Metzeleien zu verhindern, konnte sie trotz aller Heuchelei selbst nicht leugnen. Wochenlang wußte jedermann in Kischinew, daß an den Osteragen blutige Judenkrawalle stattfinden würden. Die Polizei war zehn Tage vor den Exzessen, wie Polizeileutnantsgehilfe Dobrofselsky bekunden mußte, gewarnt, der Gouverneur ebenfalls. Aber die sonst mit der äußersten Härte verfahrende Polizei ließ ruhig die Verbreitung aufwiegelerischer Proklamationen zu, die die Judenmetzelei zu Ostern ansagten und den Exzedenten Straflosigkeit zusicherten, während ein christliches Restaurant mit Plünderung bedroht wurde, falls die Proklamation nicht verlesen würde. Ruhig sah die Polizei mit an, wie vor dem Fest Leute in die Häuser gingen und genau notierten, wo ein Jude, wo ein Christ wohne. Daß die brutalen Ausbrüche des Hasses fast mit militärischer Disziplin organisiert worden waren, ist im Laufe des Prozesses mit der größten Bestimmtheit festgestellt worden. Es ist aber weiter erwiesen, daß Polizisten zum einfachen Volk vor Ostern gesagt haben, es sei ein Ukas des Zaren angelangt, die Juden drei Tage lang zu schlagen. Vor allem jedoch ist das geheimnisvolle Treiben des Baron v. Lövendal, des Vorstehers der Geheimpolizei, vor den Kischinewer Mord- und Raubtaten mit unheimlichem Lichte beleuchtet worden. Der Mann, der, aus Petersburg angelangt, einige Monate vor den Krawallen wie ein Meteor am Kischinewer Polizeihimmel aufgetaucht war und bald nach dem Exzeß verschwunden ist, hatte in der unglücklichen Stadt viel zu tun. Von Zeugen und Anwälten wurde in fast unverhüllter Form gegen ihn die Beschuldigung erhoben, daß er der eigentliche Organisator der Schreckenstage gewesen sei. Agenten dieses Lövendal waren in der Menge und hetzten sie mit den Worten: „Schlaget die Juden!" Wie der politische Gefangene Kretschmar dem Petersburger Schriftsteller und Mitarbeiter der Zeitschrift „Obrasowanie" Aschéschow erzählt hat, befanden sich unter den Verhafteten anfangs drei Agenten Lövendals, die jedoch bald freigelassen wurden. Selbst Freymat, der Hauptuntersuchungsrichter während der Voruntersuchung, hat einem Freunde dieses Aschéschow erzählt, daß Lövendal wie dessen Agenten an den Ausschreitungen teilgenommen haben. Von ihm hing es ab, wann die Exzesse ein Ende nehmen sollten. Als der Gouverneur auf die Bitten der Juden hin endlich am zweiten Schreckenstage sich anschickte, eine Rundfahrt durch die Stadt zu machen, um mittels strenger Maßnahmen die Krawalle zu unterdrücken, da war es wiederum Baron Lövendal, der durch eine kurze Unterredung den Gouverneur umstimmte, und das Gemetzel dauerte fort.

Zwei Tage lang wurde geplündert und gemordet, ohne daß es, wie es schien, in Kischinew möglich war, diesen „Ausbruch der Volksleidenschaft" einzudämmen. Dann aber wurde es plötzlich still, ganz still, so daß man bei dieser Ruhe kaum glauben konnte, dort sei Tage lang Blut geflossen. Wodurch wurde diese auffallende Beruhigung erreicht? Schon durch die Nachricht, daß das Militär zugunsten der Juden eingreifen würde, war das feige Mordgesindel hinweggefegt worden. Wie General Bäckmann vor Gericht ausgesagt hat, war kaum das Militär gegen 6—7 Uhr des zweiten Exzeßtages in den verschiedenen Stadtteilen aufgestellt, als um 8 Uhr, ohne daß ein Schuß gefallen wäre, bereits Ruhe eintrat. Um 11 Uhr abends sei die Stadt wie ausgestorben gewesen. Niemand hat während des Prozesses auch nur eine Erklärung abgeben können, warum die 8000 Soldaten, die in Kischinew sich aufhalten, nicht früher zum Schutze der Gemordeten herangezogen wurden, warum auf Veranlassung von Lövendal ein großer Teil des Militärs zu „geheimen Zwecken" untätig im Gouvernementshof verbleiben mußte. In Kischinew klappte überhaupt alles: Nachdem der Gouverneur endlich nach langem Zögern am zweiten Exzeßtage um 12 Uhr mittags das Militär zum Einschreiten aufgefordert hatte, da war „schon um 6—7 Uhr abends das Militär über die Stadtbezirke verteilt", um die Worte des Generals Bäckmann, Vorstehers der Kischinewer Garnison, wiederzugeben. So verspottet sich, ohne es zu wollen, der General selbst.

Und wo war die Polizei während der lustigen Mordtage? Sie waren alle, Polizisten wie Soldaten, auf den Beinen, haben jedoch, wie jetzt nicht mehr zu leugnen ist, fast ausnahmslos nur zugeschaut oder direkt „mitgearbeitet". Zahlreiche christliche Zeugen, darunter Advokat Schnitow, Dr. Sizinsky (Bürgermeister und Hauptarzt des Semstwokrankenhauses), Guriew (Verwalter der fremdkonfessionellen Klöster Bessarabiens) u. a. haben bekundet, daß die Ausschreitungen vor den Augen der Polizei stattgefunden haben. Wir greifen einige Einzelfälle aus den Aussagen heraus. So bekundete Stabsarzt Eduard Müller: „In der Puschkinskaja plünderten etwa fünfundzwanzig Personen in Gegenwart von drei Polizisten und fünfundzwanzig Soldaten. Und als ich die Soldaten fragte, warum sie untätig seien, wurde mir die Antwort zuteil: ‚Dazu muß die Polizei die Erlaubnis

Digitized by Google



geben'." Oberstleutnant Tarnowsky erzählte: „Um 12 Uhr mittags ging ich mit einer Kompagnie Soldaten in die Stadt. Als ich fragte, ob ich nicht Exzedenten verhaften sollte, die an meiner Patrouille vorübergingen und das Volk aufhetzten, indem sie ihnen erzählten, sie hätten einen *geschlachteten* Christen aus einer Tonne herausgezogen, wurde mir geantwortet, daß es *noch nicht nötig sei*." Guriew: „Während des Exzesses wandte ich mich an einen mir bekannten Rittmeister einer Streifwache mit den Worten: „Was, Sie spazieren herum?" Mit Unwillen erwiderte er: „Ja, wir spazieren, da uns nichts anderes befohlen ist". Als ich einen jüdischen Laden zu retten suchte, erscholl eine Stimme aus der Menge: „er rettet ein jüdisches Haus, wir wollen ihm dafür die Fenster einschlagen!" Ich bat nun den Polizeimeister um vier Soldaten, er lehnte es jedoch ab. „So werde ich — sagte ich — nach der ersten eingeschlagenen Scheibe schießen." „Schießen Sie, ich werde froh sein," antwortete er spöttisch und wandte sich ab." In einem andern Falle wandte sich ein Christ Ostan an einen Unteroffizier, der mit fünfzehn Soldaten untätig dastand, mit der Bitte, er möchte doch die Ueberfallenen schützen, er erhielt aber eine ablehnende Antwort. Während einer der schrecklichsten Abschlachtungen, bei der die Brutalität alle Grenzen überschritt, sodaß die Exzedenten die Menschen wie Rasende herumhetzten, über ihre Opfer wie Raubtiere herfielen und die empfindlichsten Qualen für sie ersannen, im Hof der Gostinaja Nr. 33 tat die Polizei, die mit Herrn Polizeileutnant Solowkin an der Spitze in der nächsten Nähe des Tatorts sich befand, nichts und benahm sich selbst außerordentlich zynisch.

War es nicht logisch, wenn die Menge glaubte, die Polizei und das Militär seien dazu da, um die Exzedenten vor jeder Notwehr seitens der Geplünderten zu schützen? So erzählt Zeuge Advokat Schmitow: „Ich habe einen plündernden Bauern gefragt, wie es nur möglich sei, solche Exzesse in Gegenwart des Militärs zu begehen, worauf ich die Antwort erhielt: Das Militär ist gekommen, um uns vor den Juden Schutz zu gewähren." Die Exzedenten mußten, wie Schmitow sich ausdrückte, als sie die Straflosigkeit ihrer Handlungen sahen, zur *Ueberzeugung* kommen, daß sie ganz und gar nach dem Gesetze verfahren. Einen charakteristischen Fall erzählte Dr. Sitzinsky aus dem Semstwokrankenhause. Da lagen nach den Exzessen verwundete Christen und Juden durcheinander. Man las einen Aufsatz des „Besaradetz", in welchem die ausdrückliche Aufforderung enthalten war, die Juden totzuschlagen. Als nun die Juden sagten, dieses Blatt sei ein lügnerisches, beriefen sich die Christen zum Beweis der Wahrheit darauf, daß die Regierung es zu drucken gestattet habe. „Die Regierung hat es erlaubt," also schwirrte es fortwährend in der Luft während der Exzesse, und gar viele waren fest überzeugt, die Regierung habe es *befohlen*. Warum würde sonst Polizei und Militär allen denen, die sie um Schutz anflehten, antworten, es sei noch kein Befehl erlassen worden, gegen die Exzedenten vorzugehen? Was sollten die Plünderer sonst denken, wenn sie z. B. folgende typische Szene sahen, die Zeuge Fischman vor Gericht bezeugt hat? „Bei der Plünderung meines Hauses," erzählte er, „war eine Patrouille zugegen. Der Offizier kommandierte den Soldaten „fünf Schritt zurück!", gleichsam um der Menge der Exzedenten freieren Spielraum zu schaffen. Fledentlich wandte ich mich an Polizei und Militär, aber die Soldaten schlugen mich mit den Kolben."

Geradezu kläglich ist die Aussage des ehemaligen Vizegouverneurs Ustrugow während der Voruntersuchung. Am ersten Tage habe er gegen halb elf Uhr abends vom Wächter des Gouvernementsverwaltungsgebäudes erfahren, daß in einigen Häusern Fenster eingeschlagen worden wären. Am zweiten Tage habe er gleichfalls nur *zufällig* von der Erneuerung der Ausschreitungen gehört, und um fünf Uhr abends sei er zum Gouverneur gerufen worden, um eine Rundfahrt zu machen und die Plünderer zur Vernunft zu bringen. Ohne selbst an einen Erfolg zu glauben, habe er mit *drei* Dragonern den Versuch gemacht; so oft er jedoch sich einem Orte der Krawalle genähert habe, seien die Exzedenten fortgelaufen, sodaß er nur mit klagenden Juden habe sprechen können. Zweimal habe er den Versuch gemacht, das Militär zu Hilfe zu rufen, um durch eine Umzingelung von beiden Seiten die Flucht der Exzedenten zu hemmen und wenigstens einen Teil derselben zu verhaften, aber beide Male sei ihm eine Absage zuteil geworden. Man vergegenwärtige sich, wie lächerlich der Vizegouverneur sich selbst hinstellt: von den Exzessen, welche eine Welt entrüstet haben, erfuhr er „zufällig", und gegen die Exzedenten konnte er nichts ausrichten, da sie ihm stets das Nachsehen gelassen hätten. Der ehrenwerte Hetzapostel wollte besonders schlau seine Taten unter dem Mantel der Lächerlichkeit verbergen, offenbarte jedoch die ganze Heuchelei der Polizei. Mit kühnen Worten charakterisierte ein Verteidiger der Angeklagten, Schdanow, das Verhältnis zwischen Polizei und Exzedenten etwa folgendermaßen: Es sei absolut ausgeschlossen, daß die Plünderermassen einzig und allein aus eigenem Antrieb losgegangen seien. Er wisse nicht, woher ihnen dieser Befehl gekommen sei, wer sie gezwungen habe, die Juden zu schlagen, aber er wisse wohl, daß „die Polizei sich ihnen nicht habe widersetzen *können*. Der Polizeileutnant Solowkin konnte selbst nichts tun und wandte sich deshalb an den Polizeimeister, der Polizeimeister an den Gouverneur, der Gouverneur an Baron Löwendal. Ich weiß nicht, was sie alle am Einschreiten verhindert hat, ich weiß nur, *daß die Metzelei erst dann ein Ende nahm, als von oben die nötige Weisung eingetroffen war*."

Allein nicht nur das *passive* Verhalten der Polizei gegenüber den Exzedenten trat durch den Prozeß klar zutage. Wie festgestellt wurde, beschränkte sich die Polizei nicht auf diese bescheidene Rolle. Namentlich niedere Polizeiorgane nahmen an den Ausschreitungen teil, viele Schutzleute hetzten die Plünderer zur energischen Arbeit auf. So große Mühe nachher auch darauf verwandt wurde, die Angeklagten durch Zusicherung milderer Strafen von Aussagen abzuhalten, welche die Polizei kompromittieren könnten, — nicht immer gelang dieses Treiben. So sagte der geklagte Theodor folgendermaßen aus: „Ich bekenne mich schuldig, ich habe geplündert. Ich hatte einen Knüttel, Balsun ein Brecheisen. Die Polizei sagte nur: ‚schlage die Juden!', worauf ich anfing, Fenster und Türen einzuschlagen. Ein Schutzmann zeigte uns, wo die besten jüdischen Läden sind. Balsun rief mich und den Kameraden Wakar und sagte: ‚Es ist ein Recht vorhanden, die Juden zu schlagen.' Die Polizei war die ganze Zeit während der Exzesse in der Puschkinskaja hinter den Plünderern und sprach: ‚Weiter, weiter!' Der Polizeileutnantsgehilfe Makedon nahm mich am Arm, verhaftete mich und versprach, mich nach zwei Tagen freizulassen. Der Offizier und die Streifwache stürzten mit Geschrei auf die Juden." Zeuge Guriew hörte selber am 7. April einen Schutzmann den Exzedenten zurufen: „Schlaget nicht hier, *dort* ist ein jüdisches Haus!" Um nicht mit den weiteren gleichartigen Aussagen zu ermüden, sei nur noch die allgemeine Aeußerung der Dr. Sitzinsky erwähnt. Während der Exzesse sagten die Behörden: „Es schadet nicht, diese Fetzen zu schütteln."

Und sie „schüttelten" gehörig mit, Soldaten und Polizisten plünderten und stahlen, und ein großer Teil der geraubten Sachen ist bei den Gesetzeshütern geblieben, trotzdem der Polizeimeister, als der Tumult vorüber war, an die Polizeiorgane die Aufforderung richtete, die „aufbewahrten" Sachen schleunigst abzugeben, falls sie sich nicht einer gerichtlichen Verfolgung aussetzen wollten. Wie weit die Anteilnahme des Militärs an den Krawallen ging, zeigt die Aussage des Revieraufsehers Blagoi hinsichtlich des Punktes, an welchem er die Aufsicht hatte: „Gegen zweihundert Soldaten plünderten die Waren. Ich konnte keine Soldaten festnehmen, weil drei mir bekannte Feldwebel, die dabei standen, die Verhaftung von Soldaten nicht zuließen. Bei diesen wurde eine Menge geraubter Gegenstände gefunden."

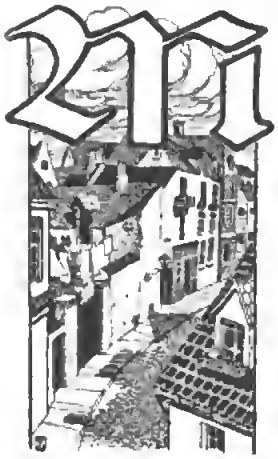
Die meisten Polizeibeamten hatten völlig das Bewußtsein der ihnen im Namen ihres Amtes zustehenden Aufgaben eingebüßt. Der Polizeileutnant Solowkin nahm einzelne Wöchnerinnen unter seinen Schutz — für den Preis von je fünf Rubeln pro Kopf. Nicht weniger interessant ist die Bekundung des Anwaltes Portugeis: „In unserem Stadtteil wurde einzig und allein mein Haus geplündert, was mir der Polizeileutnantsgehilfe Sadoroschny *versprochen* hatte, weil er unwillig geworden war, als ich ihn um Hilfe bat." War schon die Bitte eines Juden um Hilfe vor der Zerstörungswut in den Augen der Polizei eine Sünde, so wurden die Versuche der Juden, sich den Exzedenten entgegenzustellen, mit allen möglichen Mitteln, bald mit lügenhaften Beruhigungen und Schutzversprechungen, bald mit Gewalt, niedergehalten. Sich wehrende Juden wurden von Soldaten geschlagen, und die Polizei verfuhr hierbei mit der größten Energie. Der Polizeileutnant Dobrosselsky hat, wie er selber bezeugte, nicht nur einer Anzahl Juden die Stöcke abgenommen, sondern acht von ihnen mhaftiert, weil sie im Augenblick der Exzesse ihre Pässe nicht vorzuzeigen vermochten. Woran nur eine Kischinewer Polizeiseele beim Anblick fließenden Blutes und tobender Raserei zu denken vermochte! Ihn überbot allerdings ein anderer Gemütsmensch, Polizei-

Digitized by Google

leutnant Solowkin, der, als er während des Blutbades in der Gostinajastraße 33 auf den Schauplatz der Morde hinkam und von Baranowitsch auf die Leiche seines erschlagenen sechzehnjährigen Sohnes hingewiesen wurde, nichts anderes zu tun hatte, als seine Schuhe zu beschauen, ob sie nicht mit Blut bespritzt seien.

(Schluß folgt.)

Zur Mietsfrage.

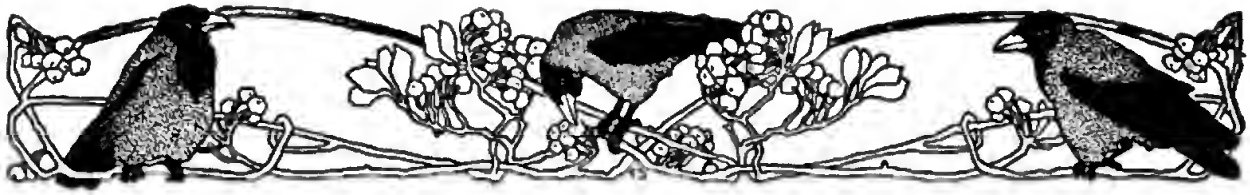


Mit dem neuen bürgerlichen Recht ist der Streit zwischen Vermietern und Mietern nicht aus der Welt geschafft worden. Die Gesetze, die vor 1900 in Anlehnung an das römische Recht im weitaus größten Teile Deutschlands galten, waren den Mietern überwiegend ungünstig. Es sei hier nur an das berüchtigte Hamburger „Kahlpfändungsrecht" und die innerlich unhaltbare Vorschrift: „Kauf bricht Miete" erinnert. Demgegenüber hat nun aber das neue bürgerliche Gesetzbuch sich der Interessen des Mieters mit besonderer Liebe angenommen. Gewiß ist der engherzige Standpunkt mancher Vermieterorganisationen zu verwerfen, demzufolge das Rechtsverhältnis zwischen Vermieter und Mieter lediglich Privatsache ist. Es liegt vielmehr ein starkes öffentliches Interesse vor, die Rechte der wirtschaftlich Schwächeren, also der Mieter, in Obacht zu nehmen. Auf der anderen Seite muß aber das Mietrecht, das von Gesetzes wegen in Ermangelung besonderer Verträge zu gelten hat, so gefaßt sein, daß der Mieter nicht auf Kosten des Vermieters wohnen kann. Denn das Vermieten von Wohnungen ist keine Wohltätigkeitseinrichtung. Wenn jemand so unbemittelt ist, daß er eine Wohnung nicht bezahlen kann, so muß der Staat oder die Gemeinde eintreten. Es ist daher nicht richtig, wenn man das Mietrecht so ausgestalten wissen will, daß das Pfandrecht des Vermieters nahezu eine leere Form wird. Auf diese Weise überträgt man nur die Pflichten der Allgemeinheit auf den engen Kreis der Vermieter. Dennoch muß man sagen, daß diese Tendenz dem neuen Mietrecht nicht ganz fremd ist. Nicht bloß die dem Mieter notwendigen Sachen sind der Pfändung nicht unterworfen, sondern alle diejenigen, deren er „zum standesgemäßen Haushalt" bedarf. Die Gefahr für den Vermieter wird um so bedeutender, als in den größeren Städten (wo die Miete nicht gerade im voraus bezahlt werden muß) die ärmsten Schichten des Volkes ihren Bedarf an Mobilien bedauerlicherweise größtenteils in den Abzahlungsgeschäften befriedigen. Dazu kommt noch, daß nach dem neuen Recht der Mieter die Wohnung erst räumen muß, wenn er das zweitemal ganz oder teilweise mit der Zahlung einer Mietsrate im Rückstande bleibt. Auf den ersten Blick wird diese Bestimmung dem sozialen Empfinden gerecht, denn sie ist augenscheinlich dazu bestimmt, den Interessen des Arbeiters, der vielleicht außer Stellung ist und darum eine Mietsrate nicht zahlen kann, zu dienen. Die Bestimmung wäre aber erst dann nach beiden Seiten gerecht, wenn man angeordnet hätte, daß auch der Vermieter erst in Verzug kommt, wenn er mit der zweiten Rate der Hypothekenzinsen ganz oder teilweise im Rückstand bleibt. Wenn auch der beliebte sozialdemokratische Ausdruck, daß die Vermieter in den meisten Fällen die „Hausknechte ihrer Hypothekengläubiger" sind, in dieser Ausdehnung sicherlich nicht zutrifft, so wird doch eine ganze Reihe der Vermieter erst durch den Eingang der Mieten in die Lage versetzt, die Hypothekzinsen zu zahlen. Es wird einleuchten, daß deshalb die Vermieter in die Zwangslage versetzt sind, ihre Rechte durch Abschluß von Mietsverträgen, die von dem gesetzlichen Mietrecht abweichen, zu erweitern.

Der Streit zwischen Vermietern und Mietern, das heißt zwischen den Organisationen beider wirtschaftlichen Gruppen, hat nun gerade inbezug auf die zweckmäßige Fassung der Mietsverträge schon seit langem die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Denn die Angriffe der Mietervereine richten sich in erster Linie gegen das Formular, das die Hausbesitzerorganisationen in der Regel ihren Mietsverträgen zugrunde legen. Wenn man ein solches Formular aufmerksam durchliest, so findet man, daß planmäßig alle durch das bürgerliche Recht den Mietern gegenüber dem früheren Zustande verliehenen Vorteile in ihr Gegenteil verkehrt werden. Vom Standpunkte eines solchen Vertrages aus gesehen, muß förmlich eine Gunstbezeigung darin gesehen werden, wenn überhaupt ein Vermieter noch eine Wohnung vermietet! Einzelne Bestimmungen gehen selbst über das Maß des gesetzlich Erlaubten hinaus, wie z. B. wenn der Mieter im Vertrage eidesstattlich versichert, daß die von ihm einzubringenden Sachen sein Eigentum sind. Die Erklärung an sich ist notwendig und nützlich, um den Mieter auf etwaigen Betrug festzunageln. Dagegen hat der Vermieter keinerlei behördliche Qualifikation; ihm gegenüber wird die eidesstattliche Versicherung zur Posse. Lächerlich ist auch, wenn einzelne Verstöße gegen die Hausordnung das Recht sofortiger Exmission geben sollen. Es liegt nicht im Sinne des täglichen Verkehrs, daß jemand, der einmal etwa einen Korridor zu reinigen unterlassen hat, aus der Wohnung herausgesetzt werden kann. Solche und andere Ungeheuerlichkeiten finden sich wörtlich in den Vertragsformularen einzelner Hausbesitzerorganisationen. Es ist kein Wunder, wenn die Mieter, indem sie dagegen ankämpfen, die öffentliche Sympathie erobern. Freilich müßte dabei auch gesagt werden, daß es bei weitem nicht alle Hausbesitzer sind, welche von den ihnen in derartigen Verträgen eingeräumten, weitgehenden Rechten auch stets rücksichtslosen Gebrauch machen. Tatsächlich raten ja auch die meisten Vermietervereine ihren Mitgliedern, nur maßvollen Gebrauch von den ihnen verliehenen Befugnissen zu machen und den Vertrag in ganzer Strenge lediglich gegen chikanöse Mieter zu gebrauchen. Aber auch hier gilt, daß man den bösen Schein meiden soll. Durch den starren Inhalt der Formulare, wie sie bisher von den Vermietervereinen empfohlen werden, haben sich letztere in der öffentlichen Meinung großen Schaden zugefügt. Die Rechtsprechung hat wiederholt einzelne besonders scharfe Abmachungen als gegen die guten Sitten verstoßend bezeichnet, und die Mieterbewegung ist gerade dadurch nicht zum wenigsten in Fluß gekommen, daß die Ungerechtigkeiten und Unbilligkeiten des Wortlautes der bisherigen Verträge jedem Unparteiischen in die Augen springen.

Wenn nun die Mieter empfehlen, es überhaupt bei den Vorschriften des Gesetzes bewenden zu lassen, so ist das bei der geschilderten Lage der Gesetzgebung eine für die Hausbesitzer in ihrer Mehrheit kaum annehmbare Forderung. Wohl aber wird man verlangen müssen, daß ein Vertragsformular eingeführt wird, das die Interessen der beiden im wirtschaftlichen Gegensatz stehenden Teile zu einem versöhnlichen Ausgleich bringt. Ich möchte für die Aufstellung eines solchen Vertragsformulars den Leitsatz geben, daß dasselbe einerseits das Recht des Vermieters auf Zahlung der Miete nach Kräften sicherstellen muß, daß aber andererseits der Mieter, abgesehen von Fällen groben Verschuldens, frei von jeder andern Zahlung und Leistung die Mietsache wie seine eigene gebrauchen kann.

Digitized by Google



In diesem Sinne ist zwischen dem Hausbesitzerverein und dem Mieterverein zu Dessau ein Abkommen getroffen worden, wonach beide Vereine ein Mietsvertragsformular gemeinschaftlich aufgestellt haben. Es ist das meines Wissens der erste Fall in Deutschland, und es steht zu hoffen, daß der Vorgang Nachahmung finde, weil auf diese Weise ein für die beteiligten Kreise nicht unwichtiger sozialer Streitpunkt aus der Welt geschafft wird.

Das Formular gibt den Vermietern das Exmissionsrecht, wenn der Mieter mit einer Mietsrate länger als sieben Tage nach dem Fälligkeitstermin im Rückstande bleibt. Der Mieter muß weiter Mängel in der Wohnung binnen drei Tagen nach dem Einzuge dem Vermieter schriftlich anzeigen, widrigenfalls dieser nicht haftet. Der Mieter haftet nur für Schäden, die infolge nicht ordnungsmäßiger Behandlung der Mietssache entstehen, allerdings auch für solche, die von seinen Familienangehörigen und Bediensteten angerichtet werden. Denn da diese nicht vom Vermieter, sondern vom Mieter ausgewählt werden, so ist es auch billig, daß der Mieter für ihr Verschulden aufkommt. Der Mieter muß schließlich sich darüber erklären, wem die von ihm einzubringenden Sachen gehören, und sich verpflichten, einer zweckentsprechenden Hausordnung zu folgen. Hiermit sind die wesentlichen Punkte des Vertrages, soweit sie von den Vorschriften des bürgerlichen Gesetzbuchs abweichen, wiedergegeben. Es ist wohl anzunehmen, daß ein verständiger Hauswirt selbst chikanösen Mietern gegenüber mit den ihm durch diesen Vertrag gegebenen Befugnissen auskommt.

Ist auch die Mieterfrage, wie alle wirtschaftlichen Streitpunkte, im Grunde eine Machtfrage, so steht doch zu hoffen, daß nicht bloß das soziale Empfinden unserer Zeit, sondern auch die Klugheit und das eigene Interesse die Vermieterorganisationen auf den Standpunkt des Dessauer Hausbesitzervereins führen wird, der durch sein Abkommen mit dem Mieterverein unter voller Wahrung des Interesses der Hausbesitzer jenem den besten Grund zu berechtigten Klagen genommen hat. Nur auf diesem Wege wird man den Vermietern die Sympathien der öffentlichen Meinung zurückgewinnen können, und das ist heute, da bis weit in das bürgerliche Lager hinein die Hausbesitzer mit neuen Steuerprojekten bedroht werden, für sie doppelt notwendig.

Dessau. Hermann Cohn.

George Gissing.

Es war bei einem Diner der Literarischen Gesellschaft. Ich saß neben dem jungen Mr. Harrison, dem Sohn Frederic Harrisons. Er erzählte mir, sein Vater — ein Siebzigjähriger — versuche sich jetzt zum erstenmal an einem Roman .... Ich weiß nicht mehr, welche Gedankenverbindung mich plötzlich zu der Frage drängte, ob er mir etwas von George Gissing mitteilen könne; aber ich weiß noch sehr gut, warum mir dieser Dichter gerade damals besonders am Herzen lag.

Spät hatte ich seine Bekanntschaft gemacht — viel zu spät, wenn ich bedenke, wie wir manchen im Grunde gleichgültigen Schriftsteller eine Zeitlang mitschleppen, nur weil ihn ans der Zufall in den Weg geführt hat. Und derselbe Zufall hat uns andere, die uns weit mehr geben können, wer weiß wie lange vorenthalten. Eigentlich haben wir ja zu allen Künstlern ein ganz persönliches Verhältnis; oder wenn aach nicht zu Allen, so doch zu denen, die wir lieben, deren Werke in unserer eigenen Natur eine verwandte Stimmung finden. Doch es herrscht auch in diesem Gefühlskreis die Tücke des Objekts. Haben wir erst einmal den Anschluß an einen hervorragenden Menschen versäumt, so raffen wir uns schwer auf, diese Lücke auszufüllen. Das angeborene Widerstandsvermögen ist da mit im Spiele. Ich glaube, es entwickelt sich auch mählich, ohne daß wir es wollen, eine leise Voreingenommenheit, eine gewisse Tücke des Subjekts. Wir haben so lange gewollt und es nicht gekonnt, daß wir dann, wenn wir können, nicht mehr wollen. Jeder von uns, die wir uns beruflich mit der Literatur, mit der Kunst überhaupt befassen, hat so sein kleines Sündenkonto. Der eine kennt Mendelssohn, der andere Hölderlin nicht.

Kurz, ich kannte lange nichts von George Gissing — als seinen Namen. Und immer stand er auf meiner Liste. Da wurde mir eines Tages sein letztes Buch „The Private Papers of Henry Ryecroft“*) aus England zugeschickt. Ich überwand das unbehagliche Gefühl, die Bekanntschaft mit einem Dichter durch sein letztes Werk zu eröffnen, and begann die Lektüre. Kaum hatte ich zwanzig Seiten gelesen, da war es mir zur Gewißheit geworden, daß ich schon ein persönliches Verhältnis zu dem Dichter gewonnen hatte: seine Menschlichkeit hatte sich mir erschlossen. Er schlug Akkorde an, die in mir fortklangen. Er weckte vertraute Stimmungen. Er belebte meine Einsamkeit. Er brauchte mich nicht zu überreden, er überzeugte mich. Seine Betrachtungen über alles Leidvolle, was Menschenbrust durchbebt, über alles Freudvolle, was Menschenherz erhebt, waren mir aus der Seele gesprochen. Und vor allem: seine Liebe zu England brauchte nicht um Gegenliebe bei mir zu betteln. Aber je weiter ich las, umso mehr bestärkte sich der Eindruck: hier spricht ein Mann, der mit dem Leben abgeschlossen, völlig abgeschlossen; der seinen Frieden mit der Welt gemacht hat. Ein Mann, der im Leid des Daseins hart gehämmert worden ist: ein Dulder. Er betrachtet von der Höhe seiner Einsiedlerwarte das ferne Gewimmel der törichten Menschlein, die in beständigem Kampfe aller gegen alle hadern, nicht mit Zarathustra-Bitternis, sondern mit mildem Lächeln; nicht mit dem Hochmut, der andere verachtet, um mit der eigenen Person Kult zu treiben, aber auch nicht mit dem Zynismus, der sich selbst verachtet, um andere verachten zu können. Hier spricht ein Mann, letzten Verstehens voll, der das abgegriffene Terenzwort „nichts Menschliches ist mir fremd“ mit Fug im Wappen führen darf. Doch weil er alles versteht, hütet er sich, alles zu verzeihen. Weil er den Becher des Wehs bis zur Neige gekostet, weil er durch den schnöden Zufall seiner armen Geburt nicht mit den Frohen an der Tafel des Lebens sitzen durfte, sondern ihr die Leckerbissen abringen mußte, hat er den Genuß innerlich überwunden und ist doch für seine Annehmlichkeiten empfänglich geblieben. Seine Seele hat sich auf sich selbst besonnen. In dieser Renaissance, die jenseits von Hoffen und Harren steht, erblühen ihm ein neuer Glaube an die Menschheit und eine vertiefte Liebe zur Natur. Wie ihm die Natur in der Stille seiner ländlichen Muße näher rückt, entfernt sich die Menschheit seinem Blick. Er wird der wahre Einsame, glücklich im Besitz seiner selbst. Nun sollen ihm die anderen seine Kreise nicht mehr stören . . .

Man fühlt es sogleich: Henry Ryecroft, der sich nach jahrelangem, enttäuschungsreichem Frohndienst in der Tagesschriftstellerei freiwillig zur Ruhe gesetzt hat, der sturmgefriedete, in der vita contemplativa aufatmende Henry Ryecroft ist George Gissing. Die romanhafte Einkleidung nimmt dem Bekenntnisbuch nichts von seinem autobiographischen Werte. Sie mag durch den Geschmack des britischen Publikums veranlaßt sein: denn in England hat man es gern, wenn sich der Autor hinter seinem Werke versteckt oder zum mindesten eine Maske vorbindet. Schon durch diesen Drang zur Offenheit, dieses ersichtliche Bedürfnis, Erdichtetes und Erlebtes in Einklang zu bringen, zu unlösbarer Mischung zu veramalgamieren, diese Roasseausche Note, die Goethe, von der Allmacht der Persön-

*) Westminster, Archibald Constable.

Digitized by Google

lichkeit durchdrungen, zu einer keynote künstlerischen Schaffens erhob, unterschied sich George Gissing wesentlich und vorteilhaft von dem Gros der englischen Massentrabanten. Er hätte sich nie in der Rolle eines Schleppenträgers des öffentlichen Geschmacks wohl gefühlt, nie zu einem Schönheitsfärber aus Profession gleich den Unterhaltungsfabrikanten erniedrigt.

Was wunder, daß George Gissing bei seinen Landsleuten als Apostel des Pessimismus verschrien war? Daß sie ihn als einen konsequenten Realisten brandmarkten und — solche ebenso verwegene wie verlegene Vergleiche sind ja nicht auszurotten — ihm den Makel eines englischen Zola anhängten? Der optimistische Grundzug dieses gesundesten Volkes bäumte auf, wandte sich von ihm ab. Die ganze neuere englische Literatur ist ein leuchtendes Manifest des unverbrüchlichen Glaubens an den Sieg des Guten; Browning, Carlyle, Ruskin haben ihm die Fahne vorangetragen, in dieser Gefühlszone als Proselytenmacher gewirkt. Da hat der Pessimismus verlorenes Spiel. Jünglinge, die mit Gott und der besten seiner Welten zerfallen sind, mögen durch dieses heilsame Durchgangsstadium gehen; der gereifte Mann blickt lächelnd vom Hafen der gesicherten Existenz auf seine Jugendirrungen zurück. Wenn aber ein Greis wie Thomas Hardy sich in den Pessimismus verbohrt, so erweckt das höchstens Mitleid. Vielleicht hat George Gissing unter seinem Rufe gelitten; seine Bücher haben es sicher, denn sie fanden nur in beschränktem Maße Gnade vor den Augen der nach Erheiterung lechzenden Lesegemeinde. Sie begrüßte den Umschwung in seiner Gesinnung, das mildere, wohltemperierte Empfindungsklima seines „Henry Ryecroft" mit freudiger Genugtuung und bereitete seinem letzten Werk einen Erfolg, den sie früheren Spenden seiner ehrlichen Feder verweigert hatte.

— — Mir schien das Einlenken zu sanfter Resignation, Henry Ryecrofts wehmütige Weise, die nun George Gissings Schwanengesang wurde, durch äußere Umstände geboten oder beschleunigt. Ich hatte eine Ahnung, daß ihm eine Schwinge gebrochen sei, daß er flügellahm am Boden flattere. Und sie ward leider bestätigt. Damals sagte mir mein Gewährsmann, George Gissings Tage seien gezählt; die tückische Lungenschwindsucht gestatte ihm nicht mehr, in Englands Nebel zu leben; er habe in Südfrankreich einen Badeort aufgesucht, ein Todgeweihter. Am 28. Dezember ist er dort (in Jean-de-Luz) gestorben.

Mehr noch fast als den Dichter pries mir Mr. Harrison den Menschen. George Gissing war sein Hauslehrer gewesen. Er kannte die widrigen Schicksale, die dieses Edelwild gehetzt hatten. Als blutjunger Mann hatte er sich mit einem gemeinen Frauenzimmer, einer Wäscherin, eingelassen, die er später aus Anstand heiratete. Die turbulente Ehe, die den verheißungsvollen Schriftsteller zu niedriger Lohnarbeit zwang und seine Exkommunikation aus der besseren Gesellschaft zur Folge hatte, nahm für ihn den denkbar günstigsten Ausgang: sie, die er aus dem Straßenschmutz aufgelesen hatte, kehrte in ihr Element zurück. Der Niederschlag dieser Erfahrungen soll sich in dem Roman „Thyrza" (1887) finden. Mein freundlicher Tischnachbar rühmte ferner ganz besonders die Einleitungen, die George Gissing zu der sogenannten Rochester Edition von Charles Dickens' Werken geschrieben habe. Hier sei Dickens, der doch nachgerade anfange, der Zeit seinen Tribut zu zollen, zum erstenmal ein unbefangen-moderner Kritiker erstanden. (Ich erinnere mich, daß es dieser Ausgabe in England zurzeit nicht an Anfechtungen gefehlt hat.)

George Gissing wurde am 22. November 1857 in Wakefield geboren, der uns durch Oliver Goldsmith unsterbliche Idylle geläufigen Fabrikstadt in Yorkshire. Seine Erziehung erhielt er am Owens College in dem nahen Manchester und bezog später, täusch' ich mich nicht, die Universität Oxford. Mit siebenundzwanzig Jahren veröffentlichte er sein erstes Buch. Der Titel „The Unclassed" (Die Klassenlosen) steht wie ein Wegweiser am Eingang seiner Laufbahn. Von Anbeginn gehörten seine Sympathien den Enterbten, den Ausgestoßenen, den Stiefkindern des Schicksals. Sie waren ihm ans Herz gewachsen. Er machte nicht die bei den Romanschreibern seines Landes herrschende Mode mit, den Besitzenden zu schmeicheln, sich vor Rang und Würden ehrfurchtsvoll zu verneigen. So kam es, daß ihm die Reichen, Selbstsüchtigen, im Luxus Schwelgenden literarisch nicht recht gelingen wollten, wie Charles Dickens und Anzengruber, oder doch farblos blieben, während er sich allmählich zum besten Kenner des unteren Mittelstandes in England entwickelte. Warum sollten auch — nach einem Ausdruck Thackerays — „die da unten wimmeln" zu Romanhelden weniger geeignet sein? Lediglich weil das Publikum lieber in Paläste als in Hütten schaut, sich lieber im Glanze sonnt als in Dürftigkeit friert? Nein, das Glück — lehrt George Gissing — ist sehr gleichmäßig unter alle Klassen und Stände verteilt:

„Das Leben der Allerärmsten ist ein Nahrungskampf; auf die Reichsten, die von diesem einen Druck befreit sind, stürmt eine solche Menge künstlicher Sorgen ein, daß die wenigen Augenblicke wahrhafter Ruhe, die ihnen gegönnt sind, die ihrer Antipoden nicht übertreffen .... Es ist ein Irrtum, der bloßer Gedankenlosigkeit entspringt oder der Unkenntnis, wenn man sich einbildet, die arbeitende oder sogar die mittellose Bevölkerung stöhne beständig unter der Bürde ihres Daseins. Man gehe doch einmal die ärmste Straße im Londoner Osten entlang, und man wird eben soviel Gelächter hören, eben soviel Lustigkeit antreffen wie sie irgend eine Verkehrsader des Westens bietet ... Man freut sich des Lebens ebenso sehr in den Slums wie im Palast."

Freilich, George Gissing hat von diesem Lebensgenuß nur einen schwachen Abglanz zu geben vermocht. Ihm stellte es sich nicht farbig dar, sondern grau, grau in grau. Erst sein Henry Ryecroft entdeckt, da schon der Abend seiner Erdenfrist dämmert, die rosigen Töne, und so scheint die Praxis seiner Theorie doch etwas zu widersprechen. Bei aller Verwandtschaft mit Dickens hat die Natur den strengen Richter des Dichters leider um dessen köstlichstes Angebinde betrogen: den Humor.

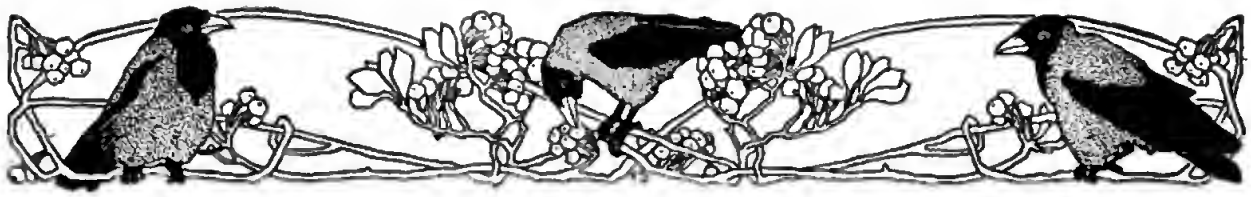
Wohl griff Gissing herzhaft ins volle Menschenleben hinein, aber nicht mit Dickensscher Illusionsfreudigkeit, sondern mit Zolaschem Schematismus, von seines Gedankens Blässe ein wenig angekränkelt. Er hat sich hier ein System ausgebildet, das angeblich den Reiz der Neuheit besaß.

„Wonach ich strebe — verkündet er durch den Mund eines Schriftstellers, der wie alle seine Lieblingsfiguren eigene Züge mitbekommen hat —, das ist ein absoluter Realismus im Bereich der niedrig Anständigen. Das ist, wie ich es auffasse, ein neues Feld; ich kenne keinen Schriftsteller, der das gewöhnliche, gemeine Leben treu und ernst behandelt hat. Zola schreibt ausgesprochene Tragödien; seine nichtswürdigsten Gestalten werden heroisch durch den Platz, den sie in einem stark imaginären Drama ausfüllen. Ich will die wesentlich Unheroischen vornehmen, das Alltagsleben jener breiten Volksmehrheit, die kärglichen Verhältnissen preisgegeben ist. Dickens verstand die Möglichkeit solcher Arbeit, aber sein Hang zum Melodrama einerseits, sein Humor andererseits hinderten ihn, sich ihr zu widmen."

Das Ergebnis dieses mehr wissenschaftlichen als belletristischen Reproduktionsverfahrens wäre — unaussprechliche Langweile: denn sie verleiht nach Gissings eigner Versicherung dem Leben der „ignobly decent" das Gepräge. Zum Glück steckte zu viel vom Dichter in ihm, als daß er dem Fluch der Methode heillos erlegen wäre.

Berührte er sich also in der Stoffwahl mit Dickens, so war Zola dem Anfänger unstreitig Vorbild in der Ausführung. Er trachtete nach Totalität, ohne jedoch die gewaltige Monumentalität seines Meisters zu erreichen. Ihm gebrach es an der zyklopischen Faust, die nach Gutdünken auftürmt oder zerschmettert; er hatte eine peinlich genaue Hand, die sich auch in der sorgsamen Ausfeilung des Stils verriet und in dem Betracht wenigstens den Franzosen übertraf. Dessen Milieulehre verpflanzte er mit Stumpf und Stil nach England, und in der Fülle des Details bleibt George Gissing kaum hinter ihm zurück. Seine Breite knüpft nicht etwa an die üble Tradition des britischen Romans an, der sich von jeher gern im Irr-

Digitized by Google



garten müßigen Fabulierens und dichtgesäter Abschweifungen tummelte, sondern sie bekundet deutlich Zolaschen Einfluß darin, daß jede Einzelheit noch in dem Gesamtorganismus ihren Zweck ausfüllt. Immerhin hütete sich Gissing wohlweislich, die Theorie auf Kosten der Straffheit der Komposition zu übertreiben.

Sein Streben nach Wahrheit äußerte sich auch darin, daß er die Liebe, das A und O der Literatur, auf das gehörige Maß zu reduzieren suchte. Zweifellos aus Abneigung gegen den englischen Dutzendroman, der kein anderes Thema kennen will als die Beziehungen der Geschlechter zueinander. Die Vorliebe des Publikums für diesen Gegenstand erklärte er daraus, daß es so wenig Liebe in der wirklichen Welt gebe; aus demselben Grund verlangten ja auch die Armen immerwährend Geschichten von den Reichen zu lesen. „Die Liebe ist im Leben der meisten Frauen das Unbedeutendste. Sie dauert ein paar Monate, möglicherweise ein Jahr oder zwei, und dann bezweifle ich, ob sie oft die erste Erwägung ist." Und wie stellt sich der Mann zu dieser Kardinalfrage? „In der Regel ist die Ehe das Resultat eines gelinden Vorziehens, das durch die Umstände ermutigt und bedächtig zu einem starken sexuellen Gefühl gesteigert wird. . . Dieselbe Art Gefühl könnte fast für jedes nicht gerade abstoßende Weib erzeugt werden." In George Gissings Büchern ist denn auch von vielen anderen Dingen die Rede, was gewiß für Leihbibliothekenstammgäste keine empfehlenswerte Eigenschaft war.

Seiner beiden wichtigsten Romane wäre noch in Kürze zu gedenken. Schon zwei Jahre nach seinem Erstling erschien „Demos" (1886), im Untertitel eine Erzählung vom englischen Sozialismus genannt und mit einem Motto aus Goethe geschmückt: „Jene machen Partei; welch' unerlaubtes Beginnen! Aber unsere Partei, freilich, versteht sich von selbst." (Dem trefflichen Mann sei seine bei jeder Gelegenheit bezeugte Verehrung für Goethe insbesondere und für deutsche Geisteskultur überhaupt nicht vergessen.) Als novellistisches Freskogemälde einer politischen Bewegung ist „Demos" stark verblaßt. So meisterhaft auch die Schilderung einer Proletarierfamilie gelungen ist, so glücklich unter den Gegenspielern Licht und Schatten verteilt sind, so künstlerisch die Vertreter des Sozialismus — hier die radikalen, dort die ästhetischen, denen William Morris als Folie diente — abgestuft werden: die praktische Verwirklichung der sozialistischen Ideen, die den Kern der Handlung bildet, mutet romanhaft an. Jedoch keineswegs romanhafter als Walter Besants Utopie, die eines Tags in Stein verewigt ward. Eigentlich steht andres im Vordergrund: ein Kampf ums Majorat und das uralte epische Motiv vom Fluch des Goldes. An den Mutimers, einer im Schweiße ihres Angesichts arbeitenden, ungebildeten, aber in ihrer Art durchaus glücklichen Familie, wird gezeigt, wie der Dämon Geld alle Daseinsbedingungen umstülpt und den Charakter verdirbt. Die Schwester verblödet im Genuß; der eine Bruder entwickelt sich zum Taugenichts, der andere begeht Treubruch. Recht behält die alte Mutter, die den hereinbrechenden Reichtum von sich abwehrte und warnend ihre Stimme erhob. Von hier führt im weiten Bogen eine Linie zu Henry Ryecroft, der die kulturellen Segnungen bescheidenen Besitzes preist und mäßigen Wohlstand für die Basis einer daseinswürdigen Existenz hält.

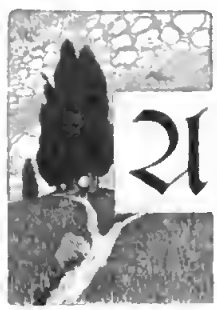
Bei Henry Ryecroft mündet alles, was George Gissing geschaffen. Wie sein Zwillingsbruder spricht uns Edwin Reardon an aus dem prachtvollen Roman „New Grub Street" (1891), der mit dem Herzblut seines Verfassers getränkt ist. (Grub Street war in Popes Zeitalter das Zentrum der Literaturbörse.) Hier hat George Gissing ein journalistisches Vanity Fair entrollt. Gab er in Edwin Reardon seinen David Copperfield, so gelang ihm in Jasper Milvain eine männliche Becky Sharp. Diesem wetterwendischen, ein bißchen frivolen, im Grunde aber nicht schlechten Gesinnungsproteus der Feder gebührt vielleicht unter sämtlichen Charakterporträts des Dichters die Palme. Und als Kontrastfigur fast ebenbürtig der anständige, das Leben und die Kunst gleich ernst nehmende, ringende Literat Reardon, der sich nach Sonne sehnt und das Land der Griechen mit der Seele sucht: ein Henry Ryecroft der Vergangenheit. Neben den beiden Protagonisten unvergeßliche Episodengestalten aus dem „piccolo mondo moderno" des Schriftstellertums. Mit der Wollust des Schmerzes werden hier die Leiden eines von widrigen Verhältnissen niedergezogenen, innerlich stolzen, sich zu Tode schreibenden Märtyrers seines Berufs aufgezeichnet.

Aber erfreulicherweise schließt George Gissings Lebenswerk nicht mit einer solchen Disharmonie. Die Krankheit muß ihn über das rauhe Diesseits emporgetragen, ihm die Augen für die freundlicheren Aspekten des irdischen Jammertals geöffnet haben. So schaute er noch, da er sich langsam zum Abschiednehmen rüstete, die Strahlen der untergehenden Sonne, sah die Welt von ihrem Purpurlicht übergossen. Dem Tode blickte er mit stoischer Gelassenheit, als freier Mann in Spinozas Sinn entgegen. Und als ihn schon die Schatten der Nacht umschwebten, fand er eine weichere Melodie, Töne voll süßen Friedens. Aus dem Halbdunkel treten Henry Ryecrofts verklärte Züge hervor. . .

Max Meyerfeld.

Der moderne Frauenroman.

II.



Auch der neue Anstoß kam vom Ausland. George Eliot (1820—1880) war würdig und selbständig neben die Beherrscher des englischen Romans, die Dickens und Thackeray, getreten. Sofort aber hatte sie ihren Erzählungen eine eigene Form verliehen. Die Frau, wie sie die geborene Erzählerin ist, ist auch die geborene Erzieherin. Man hätte deshalb längst erwarten sollen, daß die Schriftstellerinnen sich mit Erfolg des Erziehungsromans bemächtigten. Den hatte Rousseau neu begründet, und „Wilhelm Meisters Lehrjahre" waren das klassische Meisterwerk der Gattung geworden. Ein Held, der von vornherein „ein unbeschriebenes Blatt" ist, wird durch geheimnisvollgewandte Führung dahin gebracht, ein würdiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden, wie eben der Dichter diese Aufgabe jedesmal auffaßte.

Nachahmungen von weiblicher Seite hatte der Erziehungsroman bald gefunden; eine neue Nuance gab ihm erst George Eliot. Erziehungsromane waren all ihre Werke von den „Scenes of clerical life" (1854) an, vor allem die bedeutendsten: „Adam Bede" (1859), „The Mill on the Floss" (1868), „Middlemarch" (1871). Aber von denen Goethes und Tiecks waren sie so verschieden — wie weibliche Erziehung von männlicher. Der männliche Pädagog, er mag noch so guten Willen zum Individualisieren haben, geht von einem allgemeinen Ideal aus; deduktiv, von dem Allgemeinen zum Einzelnen herabsteigend, verfuhren sie, von Platon bis Pestalozzi. Aber die weibliche Erzieherin hat wieder einen ganz persönlichen Ausgangspunkt, wie bei ihren literarischen briefartigen Erzeugnissen: ein bestimmtes Kind sieht sie, will es erziehen, ausbilden, fertig machen. Induktiv verfährt sie, vom Einzelnen geht sie aus, oft mit falscher Verallgemeinerung. Und so sind die Mädchen und Jungfrauen, die in „der Mühle vom Floßbach" oder im „Middlemarch"

Digitized by Google

vom Leben — und von der Dichterin erzogen werden, viel eigenartigere Gestalten als Wilhelm Meister und ihr Schicksal paßt sich ihnen sozusagen viel enger an.

Diese Art des weiblichen Erziehungsromans übernahmen zwei große deutsche Schriftstellerinnen, die schon durch ihre persönliche Freundschaft ein eng zusammenhängendes Paar bilden: Luise v. François (1817—1893) und Marie v. Ebner-Eschenbach (geb. 1830). Beide entstammen aristokratischen Kreisen, wie Bettina und Ida Hahn-Hahn. Beide aber sind erfüllt von dem Geiste einer neuen Zeit und ihr Haupt ist mit einem reichlichen Tropfen demokratischen Oels gesalbt. Luise v. François ward durch schlimme Erfahrungen sogar zu einer entschieden adelsfeindlichen Richtung gedrängt, und ihr Meisterwerk, „Die letzte Reckenburgerin" (1871) predigt so entschieden das Evangelium der bürgerlichen Arbeit wie Freytags „Soll und Haben". In ihren Novellen streift die Zeichnung adliger Nichtstuer mit glänzender Außenseite und hohlem Innern zuweilen an Spielhagens Junkerkarikaturen. Aber dennoch sind ihre Romane keineswegs bloße Nachahmungen der maßgebenden Schriftsteller ihrer Zeit. Jene sinnige Vertiefung in die Phasen der weiblichen Entwicklung, jene herzliche Mitarbeit an der Selbsterziehung ihrer Heldinnen hat bei Freytag oder Spielhagen kein Seitenstück. Sie vereinigt den psychologischen Scharfsinn der Gräfin Hahn mit der festen Technik der Fanny Lewald und sie besitzt auch etwas von der leidenschaftlichen Stimmungskunst Bettinens: so wurde „die letzte Reckenburgerin" das erste durchgebildete Kunstwerk auf dem Gebiet des Frauenromans.

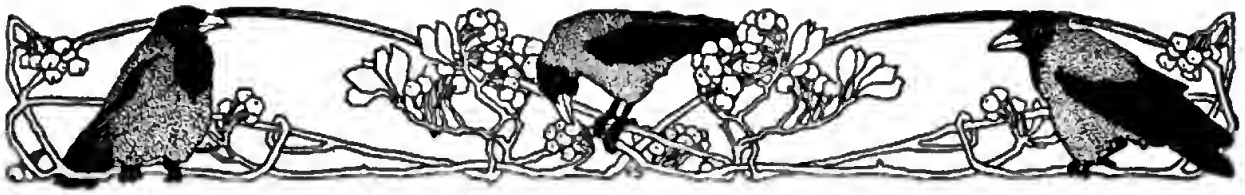
Marie v. Ebner ist durch ein glücklicheres Leben von der tendenziösen Einseitigkeit ihrer verehrten Lehrerin behütet geblieben. Und wenn jene oft die Not bedrückte, konnte die Comtesse Dubsky ganz frei sich in ihrer Individualität entfalten, während sie gleichzeitig vor den Exzentrizitäten der Gräfin Hahn und der George Sand, ja selbst vor den Eheschicksalen der Fanny Lewald und der George Eliot bewahrt blieb. So kamen all ihre Anlagen zu reichster Entfaltung; sie ward auch Dichterin, Meisterin des Aphorismus, vor allem aber doch eine große Romanschriftstellerin.

Stärker fast als bei Luise v. François ist in ihr die pädagogische Neigung ausgeprägt. Schon ihre erste größere Erzählung, „Bozena" (1870) trug diesen Charakter, den „das Gemeindekind" (1882), „Rittmeister Brand" (1896) und andere Romane noch lebhafter an den Tag legen. Oft ist es geradezu ein Kurs spezieller Erziehung, in dem eine einzelne Anlage gebändigt oder ausgebildet werden soll, die soziale Tüchtigkeit vor allem (wie bei Goethe und Luise v. François) oder die Wahrhaftigkeit. Wie weit bleibt sie aber dabei doch entfernt von trockener Lehrhaftigkeit! In jeder Menschenseele sieht sie ein schönes Bild verborgen, das hinaus will ans Licht; dem will nun ihre Kunst herausbelfen. Dazu muß sie, Erzieherin und zugleich Arzt, Krankenpflegerin, sich liebevoll einfühlen in die Seele, muß sie mit nimmermüder Hingabe die geheimen Regungen der Psyche beobachten, wie sie in ihrem Gefängnis die Flügel regt; sie muß mit weisem Zuspruch, mit klugem Ahnen des Schicksals, mit sicherem Ueberblick ihr Sorgenkind hüten und darf doch die anderen darüber nicht vergessen. Fanny Lewald ist klug; Marie v. Ebner ist weise. Luise v. François weiß weibliche Seelen zu verstehen und zu erziehen; Marie v. Ebner ist der männlichen ihres „Gemeindekindes" so sicher wie der weiblichen Bozenas. Bettina weiß Stimmungen auszukosten; Marie v. Ebner macht sie der Entwicklung dienstbar. Das vor allem zeichnet sie vor fast allen Romandichterinnen aus: die feste Herrschaft über den Stoff. Sie meistert den Stoff in ihren Novellen wie nur Paul Heyse, in ihren Romanen wie kaum einer unter unseren Romanverfassern. Ein klarer und ihr ganz eigener Stil ist das äußere Kennzeichen dieser Souveränität.

Problemromane im eigentlichen Sinne hat sie auch verfaßt und die satirische Tendenz von „Erit is sicut deus" in Literatursatiren fortgesetzt, die zu ihren besten Werken nicht gehören. Aber selbständig bleibt sie auch in „Bertram Vogelweid" Selbständigkeit aber fehlt gerade den lautesten unter den Romanschriftstellerinnen der nächsten Generation. Wie Fanny Lewald haben Emil Marriot (geb. 1855) und Gabriele Reuter (geb. 1859) den Problemroman von den männlichen Kollegen nur übernommen, um ihn im Stil altmodischer oder in der Technik kunstloser, in der Tendenz aufdringlicher und in der Psychologie dürftiger als sie weiterzuführen. Andere brachten wohl eigene Talente mit: Adalbert Meinhardt (geb. 1848) geistreiche Ironie und Erfassung eigenartiger Charaktere (in „Heinz Kirchner" 1893) und, was mehr bedeutet, eine selbst erarbeitete Weltanschauung; Hermine Villinger (geb. 1849), Ilse Frapan (geb. 1852) und Charlotte Niese (geb. 1859) kräftige Erfassung des Lokalkolorits (Schwarzwaldgeschichten 1892 — Zwischen Elbe und Alster 1890 — Aus dänischer Zeit 1892, 94); Anselm Heine (geb. 1855) glückliche Wahl interessanter Probleme (Drei Novellen 1896; darin „Peter Paul"); aber eine Erneuerung der inneren Form des Romans strebten sie nicht einmal an: ihnen genügte seine herkömmliche Technik. Da sie diese aber mit eigenem Gehalt zu füllen wußten, gelang ihnen mehr als den unruhigen, nervösen, ja hysterischen Halbtalenten, die so bald zu völliger Kunstlosigkeit entarteten, wie die begabte Erzählerin Ossip Schubin (geb. 1854) oder die ernst strebende Novellendichterin Anna Croissant-Rust (geb. 1860) oder die eigentümlichste unter ihnen, Maria Janitschek (geb. 1850), die mit ihrem Versuch scheitern mußte, die weibliche Nervosität selbst gleichsam mit den zuckenden Kurven ihrer Blutschläge eine neue Technik der lyrischen Erzählung diktiren zu lassen. Sie unterlag dem Temperament, wie Ossip Schubin dem Stoff, und die fade Eleganz der kosmopolitischen Salonromane der einen ist so sicher ein Abweg wie die kranke Aufgeregtheit der zeitlosen Problemnovellen der andern. Tiefer tauchte Margarete v. Bülow (1860—1884) in den Strom, der alle Dichtung verjüngt: in die mit innerstem Anteil erfaßte Zeitstimmung; aber der liebenswürdigen Kraft, die ihre „Novellen" (1884) erfüllt, gebrach es an der Zeit zu voller Entwicklung. Andere stehen in dieser eben noch mitten drin, wie Klaus Rittland (geb. 1864), die vom exotischen Nachahmungsroman („Unter Palmen" 1896) einmal schon zu einem beachtenswerten Problemroman („Ein Moderner" 1901) aufstieg, oder die jüngste unter den Romandichterinnen, Sophie Höchstetter (geb. 1873), die nur aus zu eigensinnig-betonter Subjektivität („Sehnsucht, Schönheit, Dämmerung" 1898) es zur Herrschaft über den Stoff noch nicht gebracht hat.

Selbst die hervorragendste Meisterin des zeitgenössischen Lokalromans, Clara Viebig (geb. 1860) hat einen eigentlichen Frauenroman nicht geschrieben. Wohl verrät sich das Geschlecht der Verfasserin in der leidenschaftlichen Sinnlichkeit der „Kinder der Eifel" (1897) oder des „Weiberdorfes" (1900) lebhafter, als bei so vielen andern, die die Romanproduktion der Gegenwart mit Durchschnittsleistungen bereicherten, die jeder mittelmäßige Schriftsteller ebenso gut hätte schreiben können. Wohl verleugnen sich in ihren Problemromanen („Rheinlandstöchter" 1897, „Es lebe die Kunst" 1899) weibliche Schwächen nicht: die Gehässigkeit, mit der die Gegenspieler der Lieblingsfigur verfolgt werden; die kleinliche Satire in persönlichen Porträts; die Anwendung der verbrauchtesten Romanszenen und andere störende Eigenheiten „aus guter Familie". Und in der „Wacht am Rhein" (1902), einem Meisterstück der Milieuschilderung und des Lokalkolorits, ist immer noch der allzu kunstlose biographische Rahmen ein Verräter weiblicher — ich will nicht sagen Unkunst, aber Minderkunst. Dennoch wird diese kräftige und von ernstem Streben vorwärts getragene Erzählerin wohl in der Geschichte des deutschen Romans ihren Platz ehrenvoll behaupten, eine eigene Stellung aber in der Entwicklung des modernen Frauenromans nicht beanspruchen dürfen. Auch ihr

Digitized by Google



Roman ist doch wesentlich nur eben der unserer Zeit überhaupt, mit den Vorzügen und Fehlern, die die Romane Sudermanns, Omptedas, Polenz und anderer zeitgenössischer Schriftsteller als Familienähnlichkeit besitzen: tapfere Tendenz („das Tägliche Brot" 1902), sorgfältige Beobachtung, unfreier Stil, allzu gebundene Anlage. Auch sie hat die Individualität des Weibes für die Ausbildung der Romanform nicht dienstbar zu machen gewußt.

Dies aber taten drei andere, neben Marie v. Ebner, die doch einer früheren Generation angehört, die eigentlichen Repräsentantinnen des modernen Frauenromans: Isolde Kurz, Helene Böhlau, Ricarda Huch; ein Dreiklang, der dem von Bettinen, Ida Hahn-Hahn und Luise v. François einigermaßen verglichen werden könnte.

Isolde Kurz (geb. 1853) ist unter ihnen die strengste Künstlerin. Sie hat sich an den Meistern der historischen Novelle geschult, und ihre „Florentiner Novellen" (1890) erinnern oft ruhmwürdig an C. F. Meyer; aber daneben blieben heimische Einflüsse mächtig, die Traum- und Märchenfreude ihrer schwäbischen Heimat; die realistische Phantastik J. Kerners und besonders Mörikes; die Neigung, in ferne, verklungene Existenzen gleichsam fortlebend einzutreten, die aus ihrem Vater Hermann Kurz, aus Ludwig Uhland und Wilhelm Hertz so glänzende Virtuosen nicht sowohl des Uebersetzens als des Weiterdichtens gemacht hat. Und sucht man nach einem Wort für das Eigentümlichste ihrer Kunst in den „Italienischen Erzählungen" (1895), in „Unsere Carlotta" (1901), so ist es eben dies Weiterdichten. „Es gibt auch Ereignisse, die nicht schlafen können", heißt es am Schluß ihrer unvergleichlichen Erzählung „Mittagsgespenst". Es gibt Landschaftsbilder, Personen, Gegenstände, an denen ein eigentümlicher Zauber des Erlebnisses haftet: Werthers wirkliches oder vermeintliches Grab; ein Mensch, den eine merkwürdige kranke Vorstellung beherrscht; ja, ein Reisesack. Sie lösen einen zarten Duft von eigenem Erlebnis aus, den der gröbere Sinn nicht faßt, den selbst der feinere meist nur rein stofflich aufnimmt. Sie aber wird zur lyrischen Biographin des Ereignisses, das nur noch in seinem Nachhall leise fortlebt. Aus der Atmosphäre, nicht aus der Tatsache erwächst ihr die Geschichte. Diese Sensitivität besitzen viele unserer Lyriker, neben Mörike vor allem Lenau, und Storm besitzt sie in der Lyrik und in der Novelle. Neu aber ist die Kraft, mit der Isolde Kurz die lyrische Anregung plastisch sich ausleben läßt. Das ist in modernster Wandlung die uralte Märchenkunst unserer Mütter, die aus jedem Puppenstückchen eine Fabel spinnt, die ganz selbständig dasteht und doch nur zu dem einen kleinen Gegenstand gehört — jene Phantastik der weiblichen Seele, die Ibsen in der Gattin des Baumeisters Solneß mit grausamer Härte ironisiert hat.

Isolde Kurz aber ist, wie fast alle Dichter, die Lyrik und Epik zugleich mit Glück pflegen, wie Eduard Mörike, wie Theodor Storm, wie Paul Heyse nur der Novelle gewachsen, nicht dem Roman. Novelle und Roman umspannt die Begabung von Helene Böhlau (geb. 1859). Wie Clara Viebig hat auch sie dem Götzen des weiblichen Tendenzromanes geopfert, der „Emanzipationsroman" genannt wird und doch nur beweist, daß die Künstlerin weder vom Stoff, noch von dem falschen Ehrgeiz, eine Doublette des männlichen Tendenzschriftstellers zu sein, sich emanzipiert hat („Halbtier" 1899). Aber ihre eigentliche Kraft liegt nicht da, wo sie soziale, sondern wo sie allgemein menschliche Ideale verficht. Da fühlt sie, wie Marie Ebner, in einen Stein verzaubertes, pulsierendes Leben, Durst nach Schönheit („Der schöne Valentin" 1886) und nach Schaffen von Schönheit („Der Rangierbahnhof" 1896). Es ist aber ihre eigene Seele, die sie dort verzaubert fühlt, und leidenschaftlich wie Ida Hahn-Hahn macht sie deshalb den Roman zum Werkzeug der Selbsterziehung, der Selbstvollendung. Romantisch wie Bettina sieht sie in der Gesellschaft nur das zermalmende Ungeheuer, das Schönheit zertritt und die Freiheit vernichtet; jungdeutsch ruft sie mit allzu großer Deutlichkeit zwischen den Gestalten hindurch ihr eigenes Wollen dem Leser zu; modern bedient sie sich des Symbols, um Realismus mit höherer Bedeutung, Darstellung des packenden Einzelfalls mit allgemeinerem Sinn zu verbinden. Der wirkliche Konflikt der modernen Frau, den Marie Janitschek nur von der Seite der Moral und Gabriele Reuter nur von der der Hygiene anfaßt, wird hier in seiner Tiefe ergriffen. Es ist dies Problem: daß die moderne Frau schwankt zwischen dem Ideal, „nur Mensch" zu sein und dem, ihre weibliche Eigenart zu voller Freiheit auszubilden. Und aus diesem tief erfaßten Dilemma erwuchs ihr auch eine Erneuerung der inneren Form. Nur einige Romane der Frau v. Ebner-Eschenbach kommen an Geschlossenheit den ihren gleich. Eine feste, in großen Zügen angelegte Komposition wird durch glücklich gewählte Leitmotive festgehalten und in entscheidenden Momenten an geistreichen Symbolen verdichtet. In der Kunst, die Gespräche im Roman als Mittel der Charakterentwicklung und zugleich zur Veranschaulichung des Fortschritts der Handlung zu benutzen, hat sie von dem größten Meister dieser Technik gelernt: von Goethes „Wahlverwandtschaften". Echt weiblich aber bleibt bei dem allen wie die subjektive Ungerechtigkeit ihrer Charakterzeichnung so auch die nervöse, wenn auch prächtig stilisierte Sprache.

Ricarda Huch (geb. 1864) endlich gehört ganz der neu erwachten Romantik, wie sie ja auch die Geschichtschreiberin der romantischen Schule wurde. „Erinnerungen von Ludolf Ursleu" (1891) und „Aus der Triumphgasse" (1902) sind so recht charakteristische Produkte der Neuromantik; und freilich zugleich auch jener weiblichen Tendenz auf die romantische Biographie. Die Neigung, alle Handlung aufzulösen in Stimmung („Vita somnium breve" 1903), die Bevorzugung exzentrischer Charaktere, eine gewisse Weltfremdheit in der Haltung der Hauptpersonen, die malerische Buntheit des Hintergrundes rufen die Erinnerung an „Florentin" und Bettinen zurück. Daneben steht aber eine entschiedene Freude an realistischem Detail; und wenn auch diese bei Romantikern wie Achim v. Arnim und E. Th. A. Hoffmann nicht ganz fehlt, so ist doch ganz anders die sozialpolitische Perspektive. Zumal in der „Triumphgasse" erweitert sich das Bild der romantisch-realistischen Elementsmalerei zu einem symbolischen Gemälde der menschlichen Gesellschaft, der Hunderttausende, die darben und leiden, damit einigen wenigen ein götterähnliches Wandeln im Licht gestattet sei . . . Aber während sie so fast wie der sozialistische Tendenzroman malt, bleiben doch ihre geheimen künstlerischen Sympathien auf der Seite der Glücklichen; fast wie in Tiecks symbolischer Novelle „Des Lebens Ueberfluß", wo ein sorgloses Paar aristokratischer Lebensvirtuosen sich von der Arbeit eines armen Weibes nährt. Und so wird denn auch hier das Symbol gern und glücklich verwandt und die ganze Sprache ist durchdrungen von dem Zauber eines persönlichen Stils, der von Anschauung voll gesättigt nur anzudeuten braucht, um Stimmung zu erwecken. —

Blicken wir zurück, so sehen wir in der Entwicklung des Frauenromans eine siegreich aufsteigende Linie. Zwei Perioden lösen sich regelmäßig ab: solche der Nachahmung männlicher Romandichter (Sophie Laroche und Dorothea Schlegel — Fanny Lewald und Marie Nathusius — Emil Marriot und Gabriele Reuter) und solche der selbständigen Gestaltung eines eigentlichen Frauenromans (Bettina und Ida Hahn-Hahn — Luise v. François und Marie v. Ebner-Eschenbach — Isolde Kurz, Helene Böhlau und Ricarda Huch). Die spezifische Natur des Frauenromans zeigt sich natürlich überall in der dichterischen Verwertung der den Frauen eigentümlichen Gaben. Wie eng sind die Romane von Clemens und Bettina sich verwandt, mit ihrer Märchenhaftigkeit, Launenhaftigkeit, Naturschwelgerei! Aber Clemens lebt nur in der Vorstellung gesteigerter Wirklichkeit, Bettina im Aussaugen der Wirklichkeit, die sie durch das Auge ihrer Heroen poetisch verklärt sieht. Gutzkow hat wie die Gräfin Hahn aus dem Roman ein Mittel gemacht, aus der Breite unserer Existenz die Pyramide einer geistigen

Digitized by Google

Aristokratie aufschießen zu lassen; aber sie suchte mit dem Gefühl einen Heros als höchste Spitze, er mit dem Verstand eine ganze Gemeinschaft der „Ritter vom Geiste". Luise v. François teilt die bürgerlich-erzieherische Tendenz Gustav Freytags; aber sie individualisiert aus eigenen Erfahrungen das Bild, das ihm von Adel, Bürgertum, Handelsstand etwas gelehrt — schematisch vorschwebt. Der gleiche Unterschied trennt etwa die politisch-pädagogischen Romane Spielhagens von denen der Frau Ebner, oder die Künstlerromane der Ricarda Huch von denen eines Walter Siegfried. Ueberall steht der Roman, der ja nun einmal eine Mittelgattung ist und bleibt, bei den Männern der Wissenschaft oder doch der gelehrten Darstellung (man denke nur an Zola!), bei den Frauen dem lyrischen Erguß, der Dichtung (Bettina!) näher. Selbst die lyrische Novelle Eichendorffs, Mörikes, Storms setzt nicht so stark eine ganz eigene Stimmung im Empfänger voraus, wie sogar der Roman der Isolde Kurz oder Ricarda Huch. Deshalb ist gerade der bessere Frauenroman, wie die Briefliteratur selbst und wie die individuelle Lyrik, auf einen engeren Kreis der Genießenden beschränkt, während Fanny Lewald oder Ossip Schubin breite Massen erobern mögen. Das freilich, was die größte Kunst allein erreicht, blieb bis heut dem Frauenroman versagt: ein vollendetes Meisterwerk genügt vielen und wenigen, bietet der Menge, was sie verlangt, und den Kennern, was sie wünschen. Einen „Werther", „Wahlverwandtschaften", „Mörikes Reise nach Prag" hat uns noch keine weibliche Feder geschenkt.

Denn jene Vorzüge des echten Frauenromans werden durch schwere Nachteile erkauft. Weil er ein Herzenserguß ist, aus der Stimmung heraus an einen wirklichen oder erträumten Genossen der Stimmung geschrieben wie ein Brief oder ein Gedicht (während der „Werther" erst entstand, als Goethe seinen Roman mit Lotte Buff ausgelebt hatte), deshalb ist seine Form allzu leicht regellos, zerflatternd (wie bei Bettina, Ida Hahn-Hahn, Maria Janitschek). Und wenn die Dichterin diese Gefahr kennt, hilft sie sich allzuoft durch eine starrschematische Anordnung (wie Gabriele Reuter, wie zuweilen auch Anselm Heine, Isolde Kurz, Helene Böhlau). Als Rettung bietet sich der Gebrauch des Symbols dar, der eine Auflösung in lyrische Momente mit einer Verdichtung der Handlung zu vereinigen gestattet (wie im „Rangierbahnhof" oder der „Triumphgasse"). Doch auch sonst wußte strenge Selbsterziehung bei Luise François, Marie v. Ebner, Isolde Kurz jene Gefahr zu überwinden und die einfach große Linienführung der Meister zu erreichen.

Weniger, als man meinen sollte verrät, sich der weibliche Autor in der Behandlung des Helden. Die Anbetung seiner siegreichen Kraft bei Bettina oder Ida Hahn wird bei Spielhagen oder Sudermann noch mehr ins Unerträgliche gesteigert und fehlt unseren Schriftstellerinnen fast ganz. Häufiger charakterisiert diese die Neigung, dem Helden oder der Heldin durch kleinliche Bosheiten und unaufhörliche Verfolgung seiner Gegner zu dienen. Sudermann wirft den Gegenspieler mit einem mächtigen Bogenstoß über den Haufen; aber Gabriele Reuter, Clara Viebig, Klaus Rittland lassen ihn nicht aus den Augen, um ihn ohne Erbarmen mit Nadelstichen zu quälen.

Wohl gibt es daneben noch einen anderen sogenannten Frauenroman, der ganz auf dem Kultus des schönen Helden aufgebaut ist: die vielbewunderte fleißige Handarbeit der toten und lebenden Marlitts. Wir hatten ihn hier nicht zu erwähnen, wir sprechen von Kunst, und nicht von Handwerk.

Und wohl uns, daß wir von Kunst auch hier sprechen dürfen! Der moderne Frauenroman hat sich zur Höhe einer eigenen Kunst erhoben. Und in Deutschland blüht er mehr als sonst: vereinzelt steht die bedeutende Erscheinung der Selma Lagerlöf, während es England nicht über die Gouvernantenromane der Mrs. Humphrey Ward hinausgebracht hat und Frankreich nicht einmal bis zu diesen! Deutschland hat das Vaterland von George Sand und Mme. de Lafayette ebensowohl wie das von George Eliot überholt — ein Ruhm, den wir freilich nur durch eine fast krankhafte Vielgeschäftigkeit der weiblichen Schriftstellerwelt erkaufen konnten. So viele Marlitts (um keinen Namen aus der Gegenwart zu nennen) mußten für den Tag schaffen, damit einige wenige Schriftstellerinnen von der Bedeutung der Luise v. François oder der Marie v. Ebner an dem schlechten Beispiel die zu vermeidenden Schwächen, wie an Goethe, an Gottfried Keller, an Paul Heyse die zu erstrebenden Vorzüge erlernen könnten!

Nun aber, glaub' ich, ist es auch genug der dilettantischen Vor- und Nebenarbeit! Nun ist der moderne Frauenroman mündig geworden; nun sollen die Nachahmungen fremder Kunst aus weiblicher Feder schweigen! Und wenn sie sich noch laut machen, sollen die Leser selbst und vor allem die Leserinnen sie schweigen heißen. Nur die Strenge des Publikums kann wie alle Kunst so auch den modernen Frauenroman auf seiner Höhe erhalten und noch höher führen!

Richard M. Meyer.

Ein Märchen, das sich weiterspinnt.

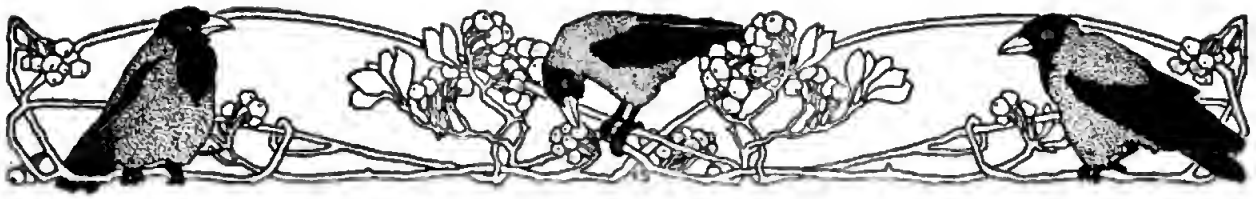
olgt ein ordentlicher Professor der Jurisprudenz dichterischen Neigungen, so muß er auf eine gewisse Voreingenommenheit der Kritik gefaßt sein. Zwar war ja auch Goethe Jurist, aber doch nur im Nebenberuf, und jedenfalls war er kein Professor der Rechtswissenschaft. Mit dem Vorurteil, das sich leicht einstellt, wenn man den wissenschaftlichen Kothurn mit der leichten Sandale des Poeten vertauscht sieht, haben auch Ernst Zitelmanns „Radierungen und Momentaufnahmen". (Leipzig. Verlag von Duncker & Humblot 1904) zu kämpfen.

Der Titel des kleinen Buches ist ein wenig prätentiös, gerade in seiner Bescheidenheit. Einfälle, wie sie einem nachdenklichen Beobachter angesichts einer an sich geringfügigen äußern Begebenheit kommen, sind hier zu kleinen literarischen Skizzen verarbeitet. In wenigen Sätzen wird das Sujet festgestellt mit einem mehr oder weniger geistreichen Kommentar versehen und dem Leser zum weiteren Nachdenken überantwortet. Die Gattung dieser literarischen Aperçus ist nicht neu, in dem vorliegenden Buch aber in eigenartiger Weise variiert. Nicht alles ist gelungen. Gelegentlich mischt sich Gemeinplätzliches ein, was gerade dieses Genre schlechterdings nicht verträgt, manches ist aber auch graziös formuliert, hie und da eine leichte Satire, gelegentlich eine witzige Bemerkung, das ganze leicht und anmutig, ohne besondere Tiefe. Weniger Radierung als Momentaufnahme! Da es sich um eine leichte Ware handelt, nimmt es sich ein wenig zopfig aus, daß die zierlichen Einfälle in einem Inhaltsverzeichnis unter 101 gesonderten Etiketts sorgfältig registriert sind. Man soll bei solchen Blüten der Phantasie sich hüten, in dem Leser den Gedanken an ein Herbarium zu erwecken. Daß es sich in der Tat nicht um ein trocknes Herbarium handelt, dafür mögen einige Proben als Beleg dienen.

Zuerst ein kleines Gespräch zwischen der „gnädigen Frau" und dem Diener Josef. Josefs Mutter liegt im Sterben. Die gnädige Frau tröstet Josef damit, daß er die Mutter demnächst im Himmel wiederfinden würde.

„Ach, gnädige Frau, erwiderte der Diener schüchtern, ich habe viel darüber nachgedacht, aber daß wir nach dem Tode persönlich weiterleben, das kann ich nicht glauben.

Digitized by Google



Da fiel ihm die gnädige Frau streng in die Rede. „Schämen Sie sich, Josef! Daß wir Menschen unsterblich sind, das wissen wir durch die Offenbarung, daran läßt sich gar nicht zweifeln, jeder anständige Mensch glaubt daran. Jedenfalls, so lange Sie in meinen Diensten sind, haben Sie an die Unsterblichkeit zu glauben, verstehen Sie wohl? ich verlange das! Nun können Sie gehen. — Aber darüber ist nichts zu lachen. Das ist sehr historisch, altes Herrenbewußtsein: cuius regio ejus religio."

Sodann eine sozialpolitische Momentaufnahme:

Sie saßen um den Kamin zusammen, der Hausherr, die Hausfrau, die Gäste, Männer und Frauen. Und wieder war das Gespräch auf das Elend der Allerärmsten gekommen. Erzählungen und Schilderungen, nüchterne Pläne und kühne Träume, Barmherzigkeit und Hoffnung wurden laut, die Herzen taten sich auf, man stritt und einigte sich, feine Gedanken blitzten empor, in dunkle Ferne flog der Blick. Gestalten wuchsen heraus und nahmen greifbare Form und Farbe an.

Ach Else, sagte der Gatte, als sie wieder allein waren, mit seiner Zeit leben, das erst heißt leben. Wie arm waren wir, so lange wir uns an unserm Glück genügen ließen! erst seit dieser Strom sozialen Mitleids auch durch unsere Seelen gegangen ist, erst seitdem fühle ich den vollen Wert, Mensch zu sein, und so, einig mit Dir . . .

Ja, ja, sagte die schöne Frau und legte sich bequemer in den Sessel zurück, aber das soziale Mitleid ist doch sehr anstrengend.

Endlich ein kleines Phantasiestück im Legendenstil:

Ein ungeschicktes kleines Engelsbübchen, das noch nicht recht laufen und fliegen konnte, war beim Spielen im Himmelssaal ausgerutscht und über den Himmelsrand herab auf die Erde mitten in einen großen Wald gefallen; weh hatte es sich nicht getan, aber es war doch sehr erschrocken. Nun saß es im hohen Grase in einer sonnigen Waldlichtung, gerade bei der Höhle des großen Drachen. Der lag mit riesigem Maul, einem langen Schwanz, den er unter sich geschlagen hatte, und bunten Schuppen über den ganzen Leib und verdaute. Das Engelchen sah den Drachen an und klatschte dann vor Entzücken in die Hände. Nein, wie bist Du schön! sagte es, so etwas Schönes gibt's bei uns im Himmel garnicht! Was hast Du für blanke Schuppen! Darf ich Dich einmal anfassen? Ich will Dir auch gewiß nicht wehtun!

Da lachte der Drache, daß ihm dicke Tränen aus den Augen liefen, und sein breites Maul ganz naß wurde. Und nun lachte das Engelchen auch und jauchzte laut, und der Sommerwind lachte in den Kronen der alten Bäume, und die Sonne lachte vom blauen Himmel auf die beiden herab, wie sie miteinander spielten.

Dann wurde das Engelchen vom Spielen müde und verlangte heim. Aber da war guter Rat teuer, denn es wußte den Weg nicht. Da sagte es zum Drachen: Weißt Du, wenn Du mich auf den Rücken nimmst und in die Stadt trägst, dann kann ich zum Pfarrer gehen und den fragen, der weiß ja Bescheid, wie man in den Himmel kommt.

Und so tat der Drache.

Und die ehrsamen Bürgersleute, die ihren Sonntagnachmittagsspaziergang in den Feldern vor der Stadt machten, waren sehr erstaunt, als plötzlich aus dem Walde heraus der große Drache heranschnod, während ein Engel mit goldenen Locken auf ihm saß und ihn mit einer Gerte zu rascherem Lauf anspornte, und sie erschraken und flüchteten schreiend hierhin und dorthin.

Vor der Stadt stieg das Engelchen herab und legte seine prallen Aermchen an das Maul des Drachen und küßte ihn liebreich zum Abschied, und dann lachte es und jauchzte laut, und nun lachte auch der Drache, und der Sommerwind lachte durch die goldnen Aehren des Feldes, und die Sonne lachte vom blauen Himmel herab. Und so schieden sie in Freundschaft.

Das Geschichtchen ist hübsch komponiert aber nicht zu Ende geführt; es hört da auf, wo der Knoten sich schürzt. Was fängt der Pastor mit dem Engel an? Der Verfasser darf es als eine Anerkennung für die gewährte Anregung betrachten, daß er einen Leser seines Buches, der zugleich ein alter Freund der „Nation" ist, dazu verführt hat, die Geschichte fortzuspinnen, und zwar in dieser Weise:

Als der Engel nun den Pastor gefunden hatte, der ihm sagen sollte, wie er in den Himmel käme, fragte ihn dieser nach dem ersten Artikel des christlichen Glaubens. Den wußte der kleine Engel nicht. Und die Frau Pastorin sagte: Vor allen Dingen darf er nicht so unanständig herumlaufen, und holte ihm Kleider.

Das ist ja ein Mädchenrock, sagte der Pastor, und es ist doch — so zu sagen —

Wenn es ein Engel ist, sagte die Frau Pastorin, so gibt es da keinen Unterschied. Und der Pastor schwieg.

Am meisten Schwierigkeit machten die Flügel. Sie wurden fest zusammengebunden und unter das Kleid gesteckt, sodaß der Engel aussah wie ein puckliges kleines Mädchen.

Der Pastor fragte wieder: Glaubst Du an Gott den Vater?

Den kenne ich, sagte der Engel. Das ist der alte Mann mit den vielen Haaren, die so weiß sind wie Silber. Am Sonntag trägt er eine große Krone. Wenn er die abnimmt, dann leuchtet seine Stirne, daß man nicht hinsehen kann.

Der Pastor brummte: Wir werden ihn zu dem schwindsüchtigen Kandidaten geben. Der soll ihn im christlichen Glauben unterweisen. Der Verein für verwahrloste Kinder mag für seinen Unterhalt sorgen.

Der Kandidat wohnte in einer Dachstube mit einem Fenster. Vor dem Fenster stand ein Birnbaum und über dessen Gipfel konnte man weit in den Himmel sehen. Da saß er auf einem alten Lehnstuhl mit Roßhaarpolstern. Den Engel hatte er auf dem Schoß und erzählte ihm von den armen Leuten, denn mit anderen kam er nicht zusammen, und der Engel erzählte ihm, wie es im Himmel war. Sonntag Nachmittag gingen sie in die Kirche. Dann durfte der Engel dem Kandidaten seinen großen Regenschirm tragen, ohne den er nicht ausging. Wenn dieser dann predigte, mußte er immer husten. Aber das tat nichts, denn die alten Frauen, die ihm zuhörten, husteten auch, besonders die alte Böttchersche. Wenn die ihren Anfall bekam, hörte er auf zu predigen, bis er vorüber war. Der kleine Engel saß in einem Kirchenstuhl mit hohen Wänden. Manchmal machte er sich ganz klein, daß der Kandidat ihn nicht sehen konnte, und dann stand er wieder ganz schnell auf und nickte ihm zu. Dann lächelte der ein wenig, predigte aber ruhig weiter. Des Abends saßen sie vor dem offenen Fenster. Der Engel setzte sich auf den großen Tabakskasten, der auf der Fensterbank stand, und dann sahen sie nach dem Sternenhimmel. Einmal fiel eine große Sternschnuppe, und der Engel sagte: Da hat wieder einer über die Mauer geworfen.

Wer hat geworfen? fragte der Kandidat.

Ach, wenn die Sterne noch weich sind, wenn sie neu gebacken werden, dann dürfen wir uns damit werfen. Und dann machen wir zwei Parteien, und wenn wir dann nahe an die Himmelsmauer kommen, fliegen viele Sterne über die Mauer weg. Aber das macht nichts. Es sind immer noch genug davon da.

Das wußte ich auch nicht, sagte der Kandidat, aber schlaft ihr denn nicht in der Nacht?

Im Himmel ist keine Nacht.

Richtig, das hätte ich wissen können, schlaft ihr denn überhaupt nicht?

Doch, sagte der Engel, wenn wir müde sind, gehen wir zu den heiligen Nonnen. Die nehmen uns auf den Schoß und singen zweistimmig. Da schläft sichs gut.

Nach einiger Zeit kam der Pastor und wollte wissen, was der kleine Engel gelernt hätte. Es war aber nicht viel. Im zweiten Artikel warf es alles durcheinander, Pontius Pilatus und die Jungfrau Maria, und die Wasistdas konnte er gar nicht behalten. Als der Pastor von Jesus Christus sprach, sagte er: Das ist ein guter Mann. Als ich noch ganz klein war, bin ich einmal auf die Nase gefallen, als er gerade vorbeiging. Das tat so weh, daß ich laut weinte. Da nahm er mich bei den Flügeln auf, hielt mich über sein Gesicht und küßte mich. Da tat mir nichts mehr weh und ich griff mit beiden Händen in seinen schönen schwarzgelockten Bart. Aber die Federn, die er angefaßt hatte, sind golden geworden. Seht nur! Und er sah sich nach seinen Flügeln um. Doch die waren nicht zu sehen.

Digitized by Google

Sehr verdächtig, sagte der Pastor, Herr Kandidat! Der böse Feind nimmt mancherlei Gestalten an. Binden Sie ihm nur die Flügel recht fest!

Damit ging er. Der Kandidat aber hatte eine andere Sorge, nämlich, daß der Engel nicht genug zu essen bekäme. Der mochte nur Weihnachtskuchen und Marzipan. Und im Himmel bekämen sie süßen Wein, sagte er, der hieße Vino santo. Dabei war der Kleine gewachsen und war ganz dünn und leicht geworden, und, wenn er ging, war es, als ob er schwebe. Endlich war soviel Geld gespart, daß man eine Flasche Tokayer kaufen konnte. Als sie nun zusammen nach Hause gingen, sagte der Engel plötzlich: Onkel Kandidat! Bist du böse? Du siehst mit einmal so böse aus.

Nein, sagte der, ich bin nicht böse. Ich denke nur an die alte Böttchersche, die kann nicht mehr in die Kirche kommen, und der Arzt hat gesagt, sie solle stärkenden Wein trinken. Der Engel sah nach der Flasche und dann rief er: Weißt du was? Ich mag keinen süßen Wein trinken, aber die alte Böttchersche, die mag ihn gern. Und als es Nacht geworden, saßen sie wieder am offenen Fenster. Draußen war es taghell und ganz still und in der Höhe leuchteten die vielen, vielen Sterne. Der Kandidat sagte: Ich will dir von Weihnachten erzählen.

Das kenne ich, sagte der Engel, dann singen die großen Engel Gloria in Excelsis. Ich weiß, wie es geht. Soll ich es dir vorsingen?

Ja, sagte der Kandidat.

Und der Engel sang mit seinem silbernen Stimmchen, und der Kandidat hatte sich in seinen Lehnstuhl zurückgelegt und sah nach den Sternen. Dann sagte er: Du armer Wicht! zog dem Engel die Kleider aus und band ihm die Flügel los. Der hüpfte empor, spannte die Flügel und flog zum Fenster hinaus. Einmal, zweimal wiegte er sich über dem Birnbaum hin und her und das Mondlicht glänzte auf seinen zarten Gliedern. Dann kam er zurück, stellte sich auf die Lehne des Stuhls und sagte dem Kandidaten leise ins Ohr: Komm mit!

Damit flog er wieder fort und war im Mondschein verschwunden. — Als die alte Aufwartefrau am Morgen früh in die Stube kam, saß der Kandidat noch in seinem Lehnstuhl. Die Sonne hatte sein Gesicht gerötet, daß er ganz glücklich und gesund aussah, und der Morgenwind spielte in seinen Haaren. Lange sah sie ihn an. Dann drückte sie ihm die Augen zu und sagte: Gott hab' ihn selig.

Carl Neuenhoven.

Eine spanische Kulturgeschichte.

Als Hermann Baumgarten vor mehr als dreißig Jahren seine vortreffliche Geschichte des neuzeitlichen Spanien schloß, ließ er seine Darstellung in die folgende Betrachtung ausmünden: „Im Grunde ist die Frage der spanischen Zukunft die Frage der Zukunft der ganzen romanischen Familie: wird der Katholizismus, nachdem er durch seinen feindseligen Gegensatz zu allen großen Kulturaufgaben der modernen Welt die von ihm geleiteten Völker im innersten Herzen verwundet hat, die geschlagenen Wunden auch wieder heilen? Wird er einer Umkehr, einer Aussöhnung mit dem Geist der Arbeit, der Prüfung, der kritischen und sittlichen Selbstbestimmung, der selbstlosen Hingebung an ideale Lebenszwecke, welcher trotz ihm die Führung der Welt übernommen hat, fähig sein? . . . Der Beruf dieser Völkerfamilie ist bisher ein zu großer gewesen, als daß wir uns eine Zukunft der menschlichen Kultur ohne ihre volle Mitwirkung denken können. Und so scheiden wir, wie trostlos die Gegenwart erscheinen mag, auch von Spanien mit Hoffnung." Es könnte kaum einen besseren Kommentar zu diesen Worten des deutschen Historikers geben als das jüngst erschienene kleine Werk seines spanischen Fachgenossen Rafael Altamira: Historia de la Civilizacion Española (Barcelona, Manuel Soler, Editor). Der Verfasser, Professor an der Universität Oviedo, hat sich schon durch eine Reihe tüchtiger Arbeiten bekannt gemacht. Das Studium der spanischen Volksseele und der spanischen Geschichte bildet ihren Hauptgegenstand. Aber wie sehr er bemüht ist, sich auch zum Vermittler fremder Geistesströmungen zu machen, beweist u. a. eine Uebersetzung von Fichtes „Reden an die deutsche Nation", die man ihm verdankt. In dem vorliegenden Werk gibt er einen vorzüglichen Ueberblick der Geschichte der spanischen Zivilisation von den Uranfängen bis zur Gegenwart. Als Teil einer Sammlung billiger Handbücher durfte er den mäßigen Umfang von 240 Seiten nicht überschreiten. Aber im engsten Rahmen entfaltet sich ein lebensvolles Bild, und dem darstellenden Wort kommt eine Auswahl sehr brauchbarer Illustrationen zu Hilfe.

Aus dem Halbdunkel der prähistorischen Jahrhunderte, das durch Höhlen- und Gräberfunde schwach erhellt wird, werden wir zur Betrachtung der phönizischen und griechischen Kolonisation, der keltischen Invasion und der karthaginiensischen Eroberung geführt, bis mit der Geschichte des Einflusses von Römertum und Christianisierung helleres Licht einbricht. Es folgt „Die westgotische und die muselmanische Herrschaft" in zwei Kapiteln, hierauf die Zusammenfassung der Geschichte des späteren Mittelalters unter dem Titel: „Wiederherstellung der nationalen Hegemonie." Daran reihen sich die Kapitel: „Das Ende der Wiedereroberung und die politische Einheit", „Die spanische Hegemonie und der Niedergang", „Der Versuch der Wiedergeburt", Das neunzehnte Jahrhundert". Bei diesem raschen Gang durch ein so unermeßliches Feld ist nichts, was dem Begriff der Zivilisation im weitesten Sinne gehört, vergessen. Landbau, Handel, Gewerbefleiß, Ständewesen, Religion, Recht werden gleicherweise, freilich selbstverständlich nur aus der Vogelperspektive, gestreift wie Wissenschaft, Künste, Unterricht, Gewohnheiten des häuslichen und des öffentlichen Lebens. Dabei bewährt der spanische Gelehrte eine rühmenswerte Unbefangenheit des Urteils. Er deckt die unheilvollen Folgen des im sechzehnten Jahrhundert auf die Spitze getriebenen „katholischen Imperialismus" für die Zivilisation des Volkes schonungslos auf. Er weist hin auf die heute noch bestehenden Mängel der Schuldildung, auf die Niederlagen der Kolonialpolitik, auf die Hemmungen der Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens. Aber er gibt sich nicht einem verzweifelnden Pessimismus hin. Vielmehr gewinnt der Leser aus seinen skizzenhaften Schlußbetrachtungen doch den Eindruck, daß die spanische Zivilisation, allmählich immer empfänglicher für Zuflüsse fremder Kultur, nicht am Verdorren ist, sondern neue Blüten erhoffen läßt.

Alfred Stern.

A. Aulard: La Révolution Française et les Congrégations. Exposé historique et Documents. Paris. Ed. Cornély 1903.

In unseren Tagen, da der Kampf um das Recht der Kongregationen im Mittelpunkt der inneren Politik Frankreichs steht, muß es von hohem Interesse sein, zu erfahren, wie diese große Angelegenheit im Lauf der französischen Revolution sich gestaltete. Niemand war so wohl befähigt, diesen Gegenstand zu behandeln wie der Pariser Professor A. Aulard, dessen unermüdlicher Fleiß schon so viel für die Erforschung der Revolutionsgeschichte geleistet hat. Sein kleines Buch füllt im strengen Sinn des Wortes eine Lücke aus, da es bisher an einer erschöpfenden Darstellung und an einer befriedigenden Wiedergabe der einschlägigen Dokumente fehlt. Jene bildet den ersten Teil seiner Arbeit, bei aller Kürze reich an drastischen Einzelheiten, durchaus sachlich und leidenschaftslos. Viel umfangreicher ist der zweite Teil, der die mit kritischer Sorgfalt vorgenommene Sammlung zahlreicher Aktenstücke enthält. Sie beginnen mit den ersten Debatten der Konstituante über die geistlichen Orden und die Säkularisation von Klostergut. Sie enden mit dem Dekret der Legislative vom 18. August 1792, das auf die radikale Aufhebung aller geistlichen die radikale Aufhebung aller weltgeistlichen Kongregationen folgen ließ. Mitunter, namentlich wo es sich um die Frage der Befugnis des Jugendunterrichtes handelt, glaubt man beim Durchlesen dieser vergilbten Dokumente den Vorklang der heutigen Schlachtrufe aus beiden Lagern zu hören. Auf jeden Fall hat das heutige Geschlecht die beste Gelegenheit, beim Studium der Veröffentlichung Aulards das Für und Wider aus den Meinungsäußerungen und Erfahrungen der Vergangenheit nachzuprüfen.

A. St.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 16. Berlin, den 16. Januar 1904 21. Jahrgang.

UNIVERSITY

Die Aktion

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Die sächsische Wahlrechtsreform, die die Regierung des „roten Königreichs" in ihrer sozialpolitischen Hilflosigkeit in Vorschlag bringt, entpuppt sich bei genauerem Zusehen als ein musterhaftes Machwerk sächsischer Reaktion. Von 83 Abgeordneten sollen 48 mit Hilfe des Dreiklassenwahlsystems gewählt werden, wobei sich in der dritten Klasse die Masse derer befinden soll, die weniger als 35 Mark Jahressteuern zahlen. Wenn hierbei schon die Arbeiterbevölkerung stark benachteiligt ist, so wird sie bei der mit der Klassenwahl verkoppelten berufsständigen Wahl überhaupt ausgeschaltet. Hier sollen ausschließlich die Unternehmer Wahlrecht erhalten. Die Landwirtschaft bekommt 15, Industrie, Handel und Handwerk zusammen nur 20 Vertreter. Man sieht, wie in dem industriellsten Lande Deutschlands — schon 1895 gab es nur noch 565 000 landwirtschaftlich, dagegen 2 700 000 industriell Berufstätige — geradezu planmäßig die Industrie entrechtet und die Landwirtschaft bevorzugt wird. Daß trotzdem die sächsischen Agrarkonservativen die Regierungsvorlage als unannehmbar hinstellen, zeigt nur, von welchem Kaliber diese Interessentenvertretung ist. Mit Hilfe der allein zustimmenden wenigen nichtagrarischen Konservativen kann die Regierung aber ihren Entwurf nicht durchbringen. Dies neue Denkmal sächsischer Reaktion wird danach wohl in einem Museum für gesetzgeberische Altertümer verschwinden, in den es gehört.

Die lebhafte Agitation vieler Prinzipale und Handelskammern hat nicht verhindert, daß die neuen Kaufmannsgerichte nach dem Muster der Gewerbegerichte aufgebaut und den Amtsgerichten nicht angeschlossen werden sollen. Die rührige Unterstützung, die die Regierung vor etwa einem Jahre schon bei allen Gehilfenvertretungen und vielen Sozialpolitikern fand, als sie einen Vorentwurf im gleichen Sinne veröffentlichte, mag sie in ihrem Vorgehen gestärkt haben. Die Einzelheiten des Regierungsentwurfes sind durch die Tageszeitungen schon bekannt: in Gemeinden mit mehr als 50 000 Einwohnern müssen, in kleineren können zur Entscheidung von Streitigkeiten aus dem Dienst- oder Lehrverhältnisse zwischen Kaufleuten und ihren Handlungsgehilfen und Handlungslehrlingen, Kaufmannsgerichte errichtet werden. Auf Antrag der Beteiligten kann die Errichtung auch gegen den Willen der betroffenen Gemeinden von der Landeszentralbehörde angeordnet werden. Die Zusammensetzung wird nach § 11 des Gewerbegerichtsgesetzes geregelt. Vorsitzender und Stellvertreter müssen die Befähigung zum Richteramt besitzen; sie können am Sitz eines Gewerbegerichtes aus diesem entnommen werden. Die vier Beisitzer, zur Hälfte aus Kaufleuten, zur Hälfte aus Handlungsgehilfen bestehend, werden in unmittelbarer und geheimer Wahl gewählt; es kann jedoch auch durch Ortsstatut bestimmt werden, daß die Beisitzer von Körperschaftsvertretungen der Kaufleute oder der Handlungsgehilfen gewählt werden. Dieser letzte Punkt wird die Kritik im Reichstage am lebhaftesten beschäftigen. Daß die freien kaufmännischen Korporationen gesetzlich vorgeschriebene Wahlen sollen vollziehen können, steht in der Geschichte der freien Berufsvereine bisher beispiellos da und wäre ein bedeutsamer Fortschritt. Auf der anderen Seite ist es nicht unbedenklich, an die Stelle des direkten geheimen Wahlrechts aller Beteiligten das indirekte Wahlverfahren zu setzen, das die große Masse der gerade in diesem Berufe noch vorhandenen Unorganisierten von vornherein von der Beteiligung bei den Wahlen ausschließt. Auch daß die Apothekergehilfen der Kompetenz der Kaufmannsgerichte nicht unterstehen und die Handlungsgehilfen erst mit 25 Jahren wahlberechtigt sein sollen, wird noch Gegenstand eingehender Beratung sein müssen.

Selbst die der Voreingenommenheit für die Arbeiter gewiß nicht verdächtigen sächsischen Behörden stellen mit Bedauern vor dem Lande fest, daß in Crimmitschau alle Einigungsversuche an dem unbeugsamen Widerstand der Fabrikanten scheiterten. Es wird wenige Leute geben, die sich darüber noch wundern. Wohl aber muß es im höchsten Gerade verwunderlich erscheinen, wenn solche rücksichtslose Kampfesführung nicht nur von Privatunternehmern, sondern auch von Behörden geübt wird. Die Eisenbahndirektion Elberfeld hat ihren zum Teil seit langen Jahren angestellten Bahnärzten zum 1. April gekündigt, weil die Mehrzahl von ihnen in ihrer nebenamtlichen Eigenschaft als Kassenärzte der Betriebskassen des genannten Direktionsbezirkes die freie Arztwahl durchführen wollten und dabei den widerstrebenden Kassenvorständen gegenüber von ihrem vertragsmäßigen Kündigungsrechte Gebrauch gemacht hatten. Die Königliche Eisenbahndirektion Elberfeld sucht nun in bayerischen, elsässischen und schlesischen Blättern arbeitswillige Aerzte, ganz nach Crimmitschauer Muster! Während man aber vor der Starrköpfigkeit von Privatunternehmern, die lieber „Herr im Hause" bleiben als auf ihr eigenes und das allgemeine Wohl Rücksicht nehmen wollen, machtlos dasteht, sollte man mit den Leitern von Staatsbetrieben, die doch bekanntlich soziale Musterbetriebe sein wollen, wenn sie in gleich rücksichtsloser Weise vorgehen, doch deutlich reden. Böse Beispiele verderben gute Sitten.

In erfreulich entschiedener Weise hat der Vorsitzende der neuen liberalen Landespartei für Elsaß-Lothringen Notar Götz aus Straßburg, in einer vielbeachteten Programmrede den modernen Liberalismus vertreten. Gegenüber der Zumutung, daß alle bürgerlichen Parteien eine geschlossene

Digitized by Google

Phalanx gegen die Sozialdemokratie bilden sollten, betonte Notar Götz, ähnlich wie kürzlich der elsässische Demokrat Blumenthal, die Notwendigkeit der Einigung aller liberalen Elemente gegen rechts hin, gegen den Klerikalismus. Es sei zu wünschen, daß in Deutschland der Gedanke der Einigung der Liberalen bald zur Tat werde. In Elsaß-Lothringen sei man stolz darauf, daß es der liberalen Landespartei gelungen sei, ein Programm zu finden, auf dessen Boden sich alle liberalen Schattierungen, von den nationalliberalen bis zu den demokratischen, zusammengelan hätten. In der Tat ist zwischen den reichsländischen Liberalen und Demokraten eine Verständigung über praktisches Zusammengehen bei politischen Aktionen erreicht. Freilich ist der Liberalismus in Elsaß-Lothringen auch nicht so sehr mit historischem Ballast beschwert, wie in Alt-Deutschland.

Der „Simplizissimus", unstreitig das beste politische Witzblatt, das wir gegenwärtig in Deutschland haben, hat schon lange den Zorn jener Kreise erregt, die sich mit Vorliebe „Stützen von Thron und Altar" nennen. Ganz besonders gehaßt wird der überlegene Witz und die beißende Satire des Münchener Blattes von den bayerischen Dunkelmännern. Natürlich vergilt es diesen Haß mit rührend liebevoller Behandlung der Schwächen des in Bayern allmächtigen Zentrums und der Kaplanokratie. So hat es auch neulich dem Zentrum eine Spezialnummer gewidmet, als Antwort auf die heftigen Beschimpfungen durch die Partei im bayerischen Landtag. Aber die Nummer ist vom bayerischen Staatsanwalt konfisziert worden. Das passierte freilich nicht nur dem „Simplizissimus", sondern auch weniger boshaften Blättern schon öfter. Hier ist das Auffallende nur, daß bereits drei Tage vor Erscheinen die Nummer konfisziert werden konnte. Wenn dieses Verfahren unter den Staatsanwälten Deutschlands Schule machen sollte, so wäre bald kein Blatt mehr vor der Beschlagnahme sicher. Denn es braucht nur irgend ein feindseliger Denunziant dem Staatsanwalt zu verraten, daß diese oder jene Zeitung böses plane, so ist es um sie geschehen. Tatsächlich berichten alle, die einen Einblick in die konfiszierte „Simplizissimus"nummer erhalten haben, daß ihr Inhalt harmlos im Vergleich zu andern, nicht konfiszierten Nummern des Blattes sei, sodaß sich sicherlich kein Schwurgericht in Bayern zur Billigung der Konfiskation finden werde. Die deutsche Presse und der deutsche Liberalismus müssen daher einmütig gegen solche staatsanwaltlichen Neuerungen protestieren.

Bei der Neuwahl des französischen Kammerpräsidiums hat die sozialistisch-radikale Fraktion den sozialdemokratischen Führer Jaurès im Stich gelassen. Die vier Hauptgruppen der Linken hatten sich vorher auf seine Kandidatur vereinigt. Von den 115 Deputierten der sozialistisch-radikalen Fraktion haben bereits mehr als die Hälfte ihren Austritt erklärt, um unter dem Namen sozialistisch-reformistische Gruppe in engster Fühlung mit den eigentlichen Sozialisten eine neue Fraktion zu bilden. So wird der Verrat jener bürgerlich-radikalen Gruppe, die der Sozialdemokratie in Frankreich angeblich am nächsten stand, eine Stärkung eben dieser Sozialdemokratie im Gefolge haben. Das wird sich noch besonders zeigen, wenn wirklich, wie das Gerücht geht, der jüngst vom sozialistischen Verbande des Seine-Departements ausgeschlossene Exminister Millerand an die Spitze der neuzubildenden Gruppe treten sollte.

Eine nicht ganz ungefährliche Schutztruppe des französischen regierungsfeindlichen Klerikalismus scheint in neuester Zeit der reichsländische Klerikalismus bilden zu wollen. Nicht nur daß Blätter seiner Protektion, wie das in Straßburg erscheinende Wochenblatt der „Volksfreund", wegen fortgesetzter Hetzerei gegen die antiklerikale Politik der französischen Regierung in Frankreich verboten wurden; neuerdings ist auch der elsässische Reichstagsabgeordnete Pfarrer Delsor „wegen Gefährdung der öffentlichen Sicherheit" aus Frankreich ausgewiesen worden, als er im Begriff stand, im katholischen Vereinshause in Lunéville einen religiös-sozialen Vortrag zu halten. Nun ist zwar 1896 schon der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete für Mülhausen, Bueb, als er zusammen mit dem Vertreter von Straßburg, Bebel, auf französischem Boden eine sozialdemokratische Versammlung abhalten wollte, mit derselben Begründung ausgewiesen worden; die Ausweisung Delsors macht aber um deswillen in Frankreich besonderes Aufsehen, weil man gegen klerikale Reichsländer dort seither solch ein schneidiges Vorgehen nicht gewohnt war. Der Vorgang erregt die Franzosen natürlich weit mehr als unsere deutschen politischen Kreise, für die Delsor einfach ein Privatmann ist, der Verantwortung und Folgen seiner Handlungen allein zu tragen hat. Aber die französischen Klerikalen benutzen sehr geschickt den Chauvinismus und das Mitgefühl mit den Elsaß-Lothringern für ihre regierungsfeindliche Agitation. Auch läßt sich nicht leugnen, daß bis in die Kreise der Republikaner hinein die rigorose Handhabung der Ausweisungspolitik nicht gebilligt wird, weil sie als eine Unterdrückung der Meinungsfreiheit empfunden wird, die der französischen Republik unwürdig sei. Es ist also nicht ganz ausgeschlossen, daß der „Fall Delsor" für die innere Politik Frankreichs noch seine Folgen hat.

Der Aufstand der eingeborenen Bevölkerung in Deutsch-Südwest-Afrika, der sich vor Monaten noch auf den Stamm der Bondelzwarts am Südrand der Kolonie beschränkte, hat sich inzwischen auch auf den weit kriegerischeren Stamm der Hereros im Herzen der Kolonie erstreckt. Sie haben sehr planmäßig zunächst die telegraphische Verbindung zwischen dem Regierungssitz Windhoek und dem Landungshafen Swakopmund, darauf auch die Eisenbahn zwischen beiden Hauptorten zerstört und damit die Regierung des Landes vorläufig isoliert. Die wenigen vorhandenen Truppen sind natürlich sofort den Aufständischen entgegengeschickt worden. Da aber der Stamm der Hereros insgesamt 65 000 Köpfe zählt und keine größeren kriegerischen Erfolge haben darf, wenn nicht die anderen Stämme mit in Aufruhr geraten sollen, so werden Truppennachschübe seitens Deutschlands unvermeidlich sein. Der jetzt unterwegs befindliche Ersatztransport kann frühestens am 3. Februar in Swakopmund landen.

* * *

Die fine fleur der Reaktion.

Am 16. Januar wird jene politische Bühne neu eröffnet, auf der die Reaktion bei uns in Deutschland ihre dauerhaftesten Repertoirestücke aufzuführen pflegt. Das preußische Abgeordnetenhaus tritt mit dem alten, bewährten reaktionären Ensemble erneut vor das Publikum. Was wir zu hören bekommen werden, wird nicht neu sein, aber es wird sehr resolut vorgetragen werden. Die Reaktionäre und besonders deren Kerntruppe, die preußischen Junker, fühlen sich durch den Ausfall der letzten Landtagswahlen erheblich gekräftigt. Denn jede Strafe für fünf Jahre hindurch begangene politische Sünden ist ausgeblieben. Der wohltemperierte Volkswille des Dreiklassenwahlsystems hat für weitere fünf Jahre den Junkern die politischen Geschicke des Landes anvertraut. Kein Wunder, daß die Beherrscher des preußischen sogenannten Parlaments heute den Kopf höher tragen als je. Man wird ihnen das gerechterweise nicht ver-

Digitized by Google

übeln können. Die einzige ernsthafte Gefahr, die sie zu fürchten hatten, die Verständigung des Liberalismus mit der Sozialdemokratie, ist für sie glücklich vorübergegangen, der Liberalismus ist nicht gestärkt, die Sozialdemokratie nach wie vor völlig ausgeschlossen, die preußische Regierung weniger als je bereit, den Reaktionären Zaum und Zügel anzulegen.

Für die Stimmung in den Kreisen der Junkerpartei ist es bezeichnend, daß man ernstlich damit umging, Herrn Krause, den bisherigen zweiten Vizepräsidenten, der von den Nationalliberalen präsentiert wurde, nicht wieder in das Präsidium zu wählen. Das scheint aber selbst für das Zentrum ein etwas zu starker Tabak gewesen zu sein. Daß sich das Zentrum der Nationalliberalen gegen die rabiaten Junker annehmen muß, ist auch nicht übel. Eigentlich ist es schade, daß es nicht zu dieser Brüskierung der Nationalliberalen kommt; es hätte das zur Klärung der ganzen politischen Lage einiges beitragen können. Jedoch auch ohne dies wird es sich sehr bald herausstellen, daß die Nationalliberalen wohl oder übel gegen Konservative und Zentrum in Opposition treten müssen. Ihre Nachgiebigkeit kann nie so groß werden, daß sie der Rechten des Abgeordnetenhauses genügt. Die Nationalliberalen sind im preußischen Abgeordnetenhause tatsächlich genau so ohnmächtig wie die Freisinnigen. Immerhin könnten die Liberalen, wenn sie geschlossen und, was noch wichtiger ist, mit rücksichtsloser Energie vorgingen, der Reaktion das Leben schon sauer machen. Haben sie auch nicht die parlamentarische Majorität auf ihrer Seite, so haben sie doch die wichtigsten geistigen und wirtschaftlichen Kräfte hinter sich, deren Einfluß keine Regierung ganz unzugängig bleiben kann.

Aber darf man hoffen, daß der Liberalismus von seinen Angriffskräften energisch Gebrauch machen wird? Die Reaktion ist an keiner Stelle so angreifbar wie bei dem verrottetsten aller Wahlsysteme, dem Dreiklassenwahlrecht. Hier ist jeder Vorstoß für die Reaktionäre höchst unbequem, zumal seitdem in allen anderen größeren deutschen Bundesstaaten die Wahlreformbewegung in Fluß gekommen ist. Wir werden bald sehen, ob der preußische Nationalliberalismus bereit ist, in eine ernsthafte Wahlreformaktion einzutreten. Bisher hat es nicht den Anschein, als ob man sich zu bemühen gedenkt.

Was den Mittellandkanal anbetrifft, so wird es nur von der Haltung der reaktionären Mehrheit abhängen, wie viel oder wie wenig die Regierung erlangt. Auf eine ernstliche Kraftprobe der Regierung darf man sich nicht gefaßt machen. Sie selbst scheint ja bereits auf das Mittelstück des Mittellandkanals freiwillig verzichtet zu haben. Die Regierung will mit den Reaktionären ihren Frieden schließen, und ein preußischer Junker gibt nichts umsonst. Vielleicht wird man aus dem zu erwartenden großen Pudding der wasserwirtschaftlichen Vorlage nur die agrarischen Rosinen herausklauben, und sich für dieses mühsame Geschäft von der Regierung noch extra in agrarpolitischen Konzessionen bezahlen lassen.

Soweit das wichtige Gebiet der Schulfrage in Betracht kommt, darf man auf eine weitgehende Harmonie zwischen Konservativen und Zentrum rechnen. Kurzum, an welchem Zipfel auch immer man den Schleier der Zukunft lüftet, was man darunter bemerkt, ist für den Liberalismus unerbaulich genug. Wahrscheinlich wird das jetzige preußische Abgeordnetenhaus inbezug auf die Förderung reaktionärer Bestrebungen einen neuen Rekord schaffen. Sobald am 16. Januar der Vorhang aufgegangen ist, wird man rasch genug über den Geist — sit venia verbo — der neuen Darstellung im reinen sein.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

III.

Zahlreich waren die Reichstagsabgeordneten zur Wiedereröffnung des Reichstages am 12. Januar zusammengeströmt. Die Nationalliberalen hatten ihre Leute sogar telegraphisch animiert. Vielleicht hatte man befürchtet, daß die Sozialdemokraten bei schwacher Vertretung der anderen Parteien die endgültige Präsidiumswahl zu einer Kraftprobe benutzen würden. Ob die Sozialdemokraten an irgend etwas Aehnliches auch nur gedacht haben, weiß ich nicht. Jedenfalls erhob sich von keiner Seite Widerspruch, als Akklamation für das alte Präsidium vorgeschlagen wurde. Man wollte damit dem Vertrauenskollegium der Brotverteuerungsmehrheit natürlich kein Vertrauensvotum erteilen, sondern nur die Geschäfte nicht unnötig aufhalten. Die Stärke und der Wille der beiden entgegengesetzten Richtungen stand ja von der Dezemberabstimmung her fest.

Fast ebenso rasch wie der erste Punkt der Tagesordnung wurde ein halbes Dutzend anderer erledigt. Rechnungssachen. Ein paar Zentrumsredner versuchten, Opposition und Sparsamkeit zu markieren, indem sie Etatsüberschreitungen rügten.

Eine wirkliche Debatte gab es aber nur bei der Frage der Reichsanleihen. Sie gab dem neugewählten Vertreter für Berlin I, dem Vorsteher der Aeltesten der Kaufmannschaft, Kämpf, Gelegenheit zu einer recht wirkungsvollen Jungfernrede. Er knüpfte nämlich an den niedrigen Kurs der Reichsanleihen eine tebhafte Kritik des Börsengesetzes. Der Nationalliberale Semler und der freisinnige Vereinler Dove, als Syndikus der Berliner Kaufmannschaft, Sachverständiger ersten Ranges, sekundierten Herrn Kämpf. Dem gegenüber spielte Herr Arendt als Künder der „segensreichen" Wirkung des Börsengesetzes eine ziemlich kümmerliche Rolle. Es mag ja sein, daß er sich als Silbermann für den berufenen konservativen Sprecher in Börsensachen hält. Aber das Milieu hat jedenfalls, was etwa von Natur an Sachkenntnis für kaufmännische Angelegenheiten in ihm steckte, gründlich zerstört. Sachlich kam bei der ganzen Erörterung natürlich kaum etwas heraus. Positiven Wert hätte es nur haben können, wenn auf die sehr deutliche Frage des Abgeordneten Dove, wann die Novelle zum Börsengesetz und die Abänderung der Börsensteuer zu erwarten sei, eine ebenso deutliche Antwort von der Regierung erfolgt wäre. Aber die Regierung hüllte sich in ein wenig versprechendes Schweigen. Freiherr v. Stengel eilte zwar sofort, nachdem er Doves Frage gehört hatte, zum Grafen Posadowsky und konferierte eifrigst mit ihm. Augenscheinlich hätte jedoch die Antwort des Regierungsvertreters so unbestimmt oder so wenig befriedigend lauten müssen, daß Graf Posadowsky die Nichtbeantwortung für das geringere Uebel im Sinne der Regierung hielt.

Nach Erledigung der Regierungsvorlagen gab es eine kleine Sensation. Es standen nicht weniger als fünf Interpellationen auf der Tagesordnung. Die erste war die des Zentrums über die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine und die Arbeitskammern. Man war auf lange, tief gehende Diskussionen gefaßt. Neben dem Empfang der „christlichen" Arbeiter durch den Reichskanzler mußte ja vor allem der ganze Fall Crimmitschau mit dem nachgerade anfreizend wirkenden Verhalten der dortigen Fabrikanten zur Sprache kommen. Aber gerade das mochte die Regierung fürchten. Sie hätte natürlich weder die Unversöhnlichkeit der Crimmitschauer Unternehmer noch das scharfmacherische Verhalten der sächsischen Behörden gut heißen können. Ihre Erklärungen hätten eine moralische Unterstützung der ausgesperrten Arbeiter bedeuten müssen. Das mochte sie vielleicht nicht riskieren. Kurz, Graf Posadowsky erklärte, die Regierung werde erst später zur Beantwortung

Digitized by Google

der Interpellation des Zentrums bereit sein — vermutlich erst dann, wenn Crimmitschau erledigt ist.

So kam man denn sofort zu der sozialdemokratischen Interpellation über die Wurmkrankheit. Ein außerordentlich wichtiger Gegenstand, aber keiner, über den eine größere Zahl von Abgeordneten sich Sachkunde beimessen konnte. So spielten sich denn die Erörterungen fast ausschließlich zwischen den Aerzten und den Kennern der Bergarbeiterverhältnisse ab. Daneben mußte natürlich der preußische Handelsminister ausgiebigst Rede stehen, zwar nicht als Sachverständiger, aber als Verantwortlicher, gestützt auf die Berichte seiner Organe, die ja dazu da sind, um der mangelnden Sachkunde ihres Chefs — die an sich natürlich keinen Vorwurf bedeutet — ihr Fachurteil zu suppeditieren. Die Sozialdemokraten machten Herrn Möller das Leben recht sauer, indem sie musterhaft sachlich vorgingen. Neben ihrem alten Fachmann in Bergwerksachen, Sachse, hatten sie diesmal einen neuen Sprecher in der Person des noch recht jugendlichen Hué. Eine brillante Akquisition! Der günstige Eindruck, den man als Leser der „Berg- und Hüttenarbeiterzeitung" von der Person ihres Redakteurs haben mußte, wurde noch verstärkt durch die Art seines Auftretens. Was Herr Hué sagte, hätte jeder sozial gesinnte Liberale nicht nur sagen *können*, sondern eigentlich sagen *müssen*. Die wenigen Male, da er im Tone scharf wurde, war die Schärfe des Tones auch sachlich geboten durch die Natur der kritisierten Tatsachen. Mittel von zwingender Heilkraft gegen den neuen, bösen Feind des Bergarbeiters konnten freilich auch die Sozialdemokraten nicht empfehlen. Die Debatte ging daher am Mittwoch abend aus, wie man befürchten mußte, ohne positives Ergebnis.

H. v. Gerlach.

Japanischer Nationalcharakter.

Die Frage: was halten Sie eigentlich von den Japanern? verfolgt einen jetzt wieder wie im Sommer 1894. Was soll man antworten? Der Frager will in drei Worten ein Urteil, klipp und klar, hören. Das kann der Befragte nur abgeben, wenn er von der Sache denkbar wenig versteht. Je mehr man Land und Leute beobachtet, je mehr man die Literatur studiert hat, um so schwieriger scheint es, ein ganzes Volk richtig zu beurteilen. Und gar eines, das von uns so verschieden ist, wie die Japaner. Schnell fertig ist der flüchtige Tourist. Meist ist er Enthusiast, hat den guten Willen die Dinge zu finden, wie er sie erwartet, ästhetisch zu schwelgen oder derberen Genüssen zu huldigen. Licht und Sonne, Frühlingsblütenpracht, anmutige und gefällige Mädchen, Frohsinn und Höflichkeit: Japan ist ein Paradies. Es gibt auch Leute, die nicht wie die Masse urteilen wollen. Das Wetter ist schlecht, und die Mädchen hat man sich noch ganz anders gedacht. Die Kulis haben einen beim Landen überfordert, und ein Student auf der Straße war unhöflich. Herr Meyer hat im Klub erzählt, wie unzuverlässig die Geschäftsleute sind. Am anderen Tage steht fest: Das ganze Japan ist ein fauler Zauber.

Aus der Touristenliteratur lernen wir wohl die Touristen kennen — nicht immer lohnt die Bekanntschaft — aber nicht die beschriebenen Völker. Auch was gewichtiger und anspruchsvoller im wissenschaftlichen Gewande einherschreitet, ist oft mit Vorsicht aufzunehmen. Die Begeisterung für die Japaner hat nur zu oft in engem Zusammenhang gestanden mit klug berechneter, offizieller Liebenswürdigkeit, die der Eitelkeit des berühmten Mannes schmeichelte, oder mit der Hoffnung auf die Bestellung eines Kriegsschiffes oder mit dem Wunsch nach Anstellung oder ganz einfach mit der baren Honorierung.

Und wie manches grämliche und bittere Urteil über das neue Japan entsprang geschäftlichem Mißerfolg, getäuschten Hoffnungen, gekränkter Eitelkeit.

Aber auch in der ernst zu nehmenden Literatur sind die Urteile sehr verschieden. Auch die Männer, die Japan und die Japaner wirklich kennen und dabei den ernsten Willen haben, der Wissenschaft und der Wahrheit zu dienen, auch sie urteilen doch heraus aus ihren Erfahrungen und Erlebnissen, sie sehen die Dinge durch das Medium ihres Temperaments, ihrer Weltanschauung. Und je größer die Kenntnis des einzelnen, um so größer die Schwierigkeit ein Gesamturteil abzugeben, das den Urteilenden selbst befriedigt.

Ein Volk von einigen vierzig Millionen Köpfen zeigt naturgemäß schon nicht den gleichen Volkscharakter in allen Landesteilen. Wie sehr auch in Japan die jahrhundertelange Isolierung nach außen einigend gewirkt hat, im Inneren war Japan bis in die siebziger Jahre das Land der territorialen Zerrissenheit und kleinstaatlichen Abgeschlossenheit. Wie man körperlich zwei Typen von Japanern unterscheiden kann, so nach Charakter und Veranlagung. Die seit der Restauration von 1868 führenden Landsmannschaften, die Satsumaner und die Choshu-Leute, kann man geradezu als die Repräsentanten beider Typen ansehen. Jene bieder und eckig, etwas langsam im Denken, tapfere Draufgänger und ritterliche Haudegen, zäh im Festhalten; diese gewandt und glatt, geistig beweglich, nie verlegen um ein Auskunftsmittel. Satsuma liefert die tüchtigen Frontoffiziere und Kommandeure für das Heer und vor allem die Marine, Choshu versorgt Generalstab und Ministerium. Das gilt in übertragenem Sinne auch für andere Gebiete. Wie die alten Haudegen Saigo und Oyama, so stammt aus Satsuma der tapfere langjährige Leiter des Finanzwesens Matsukata. Choshu aber gehören an, um nur einige der Bekanntesten zu nennen: der Feldmarschall Yamagata, Marquis Ito, Graf Inouye, General Katsura, der gegenwärtige Ministerpräsident.

Aber sehen wir auf das japanische Volk als Ganzes: auch da liegen die Widersprüche scheinbar unvermittelt nebeneinander. Wie nüchtern, wie plattutilitarisch will einem oft japanische Denkweise erscheinen. Und unmittelbar daneben die verwegenste Romantik, das reizbarste Ehrgefühl, die selbstloseste Treue, nicht nur beim Zwei-Schwerter-Mann der alten Zeit; ebenso gut beim heutigen Dienstboten. Es ist bekannt, welch feines Kunst- und Stilgefühl, welch sicheren Geschmack der Japaner besitzt. Aber durchaus nur im Bereich des Althergebrachten. Auch der feinsinnigste japanische Sammler führt Dich mit Stolz in ein europäisch eingerichtetes Empfangszimmer, in dem Farben und Formen allem Schönheitssinn und Geschmack Hohn sprechen.

Wer hätte früher die Japaner anders als ultrakonservativ bezeichnen können? Und heute ist kein Vorwurf so verbreitet als der von der japanischen Neuerungssucht.

Vieles, was im heutigen Japan überraschend und sonderbar erscheint, erklärt sich aus dem schnellen Uebergang von der alten, starren, feudalen Ordnung zu einer ganz modernen Verfassung von Staat und Gesellschaft, von chinesischer zu europäischer Bildung. Gewiß gehört es zu den merkwürdigsten Vorgängen in der Geschichte, wie Japan in wenig Jahrzehnten unsere Entwicklung von Jahrhunderten zu durcheilen sucht. Aber man streift doch nicht so einfach einen ganzen Kulturzustand ab, wie ein vertragenes Gewand. Die alte Zeit ragt noch überall in die Gegenwart hinein. Wenn man Spencer und Bluntschli übersetzte, so war damit noch nicht die aus chinesischem Literatentum ererbte Herrschaft der literarischen

Digitized by Google

Phrase entthront. Und der Feudalismus, in seinen Formen rettungslos beseitigt, lebt noch im politischen Geist. Was man heute in Japan politische Parteien nennt, hat nichts mit unseren Parteien zu tun, auch wenn sie sich „liberal" und „konservativ" nennen. Es sind Gefolgschaften einzelner Führer, zusammengehalten durch Landsmannschaft, durch persönliche Beziehungen, durch Patronage. Bis in das Unterrichtswesen erstreckt sich die Idee der Gefolgschaft. Das Blühen mancher Privatschulen neben den staatlichen Unterrichtsanstalten, obgleich sie in ihren Leistungen meist jämmerlich inferior sind, erklärt sich daraus, daß sie eine Organisation der Klientel der Führer sind.

Was dem beobachtenden Europäer, vor allem dem Nordeuropäer, zuerst am stärksten auffällt, ist die allgemeine Gesittung des Volkes. Es handelt sich nicht bloß um die oft und mit Recht gerühmte japanische Höflichkeit, nicht bloß um die Formen einer festen Gewohnheit und äußerlichen Sitte. Es handelt sich um ein tief wurzelndes Gefühl für das, was schicklich ist. Auch beim Chinesen spielt das eine Rolle. Aber ihm kommt es an auf den Schein, das „Gesicht", wie er selber bezeichnend sagt. Dem Japaner ist, unterstützt durch ein heiteres Temperament, die Sitte, das Schickliche viel mehr ein Teil seines Wesens geworden. Daher eine Selbstbeherrschung, die oft über unser Verständnis hinausgeht, die mit lächelndem Gesicht das Schmerzlichste erzählt. Daher nicht selten der Schein der Unwahrhaftigkeit, weil es sich nicht schickt, geradezu die Dinge beim Namen zu nennen, ohne Umschweife zu sagen, was man will, rundweg eine Bitte abzuschlagen.

Brechen aber durch diesen festen Panzer der Sitte die elementaren Leidenschaften, dann rasen sie. Daher die Ausbrüche von Grausamkeit, die bei dem liebenswürdigsten Volke doppelt überraschen. Nichts ist bezeichnender als ein Vergleich der japanischen Kriminalstatistik mit der unsrigen. Körperverletzungen kommen in beneidenswert geringer Zahl vor, Mord und Totschlag ist viel häufiger als bei uns.

Mit der allgemeinen Gesittung hängt doch wohl die allgemeine Ordnungsliebe und Fügsamkeit zusammen. Wie leicht hat es die Polizei gegenüber großen Volksmassen. Kein Volk ist leichter zu regieren zu gewöhnlichen Zeiten. Aber die scheinbar unbegrenzte Macht der Regierung fand auch schon unter der absoluten Verfassung eine Schranke, wenn in den führenden Klassen eine allgemeine Ueberzeugung sich leidenschaftlich regte. So war es, als 1881 die Verfassung versprochen wurde, so 1889 als der Plan gemischte Gerichtshöfe für die Fremden einzuführen an der allgemeinen Erregung des Nationalgefühls scheiterte. Mit solcher Erregung, die vor dem politischen Meuchelmord und dem Einsetzen des eigenen Lebens nicht zurückscheut, muß jede japanische Regierung rechnen.

Das Nationalgefühl, der nationale Ehrgeiz, der brennende Patriotismus der Japaner: das ist der Quell, aus dem die ganze neuere Entwicklung Japans entsprungen ist. Schon Engelbert Kämpfer sprach am Ende des 17. Jahrhunderts von „diesen stolzen Heiden". Heute gibt es nichts, was Jung-Japan sich nicht zutraute. Wie der einzelne Jüngling unbekümmert zu jedem beliebigen Examen sich meldet, der zwölfhundertste für eine Stelle, so versucht es der Unternehmer auf allen denkbaren Gebieten der Industrie. Vielleicht glückt es. So haben sich die führenden Kreise des Volkes mit unerschütterlichem Selbstvertrauen vor einem drittel Jahrhundert an den Neuaufbau des Staats und des Wirtschaftslebens gewagt. Ihr Nationalgefühl ertrug es nicht, daß Japan an Macht und Reichtum hinter den europäischen Staaten so weit zurückstehen sollte. Ebenbürtigkeit zum Mindesten wollte man sich erobern. Man fing an Kanonen und Kriegsschiffe zu kaufen, und man mußte ein neues Wehrsystem aufbauen. Man brauchte Geld, und man war genötigt, ein modernes Finanzwesen aufzurichten. Die alte Staatsmaschinerie brach zusammen, und man reorganisierte Verwaltung und Beamtentum. Die klassische Weisheit des chinesischen Altertums versagte vor den neuen Anforderungen, und man holte aus dem Okzident dessen Technik und Wissenschaft. So entstand das neue Japan unter mancherlei Nöten und Leiden und Opfern. Wer wollte heute leugnen, daß die japanischen Patrioten das Ziel ihres Ehrgeizes erreicht haben? Seit 1899 ist die Konsularjurisdiktion beseitigt und damit eine der bitteren Kränkungen des japanischen Ehrgefühls. Im Jahre 1900 kämpften japanische Truppen Schulter an Schulter mit denen der Großmächte gegen chinesische Barbarei. In dem leidenschaftlichen nationalen Ehrgefühl der Japaner, das keine Regierung ignorieren darf, liegt auch der Schlüssel für das Verständnis der gegenwärtigen politischen Lage im Osten.

Heidelberg. Karl Rathgen.

Die Ergebnisse des Prozesses in Kischinew.

(Schluß)

Nicht genug, daß die Polizei die Selbstverteidigung der Juden auch in den äußersten Fällen nicht geduldet hatte, sie suchte noch obendrein daraus tückische Waffen gegen die Mißhandelten zu schmieden. Die Tatsache, daß am zweiten Exzeßtage zirka 300 Juden des Morgens auf dem Weinplatze sich versammelt hatten, um sich gemeinschaftlich zu wehren, ist bekanntlich in dem in vielen Stücken widerlegten Ministerialbericht so entstellt wiedergegeben worden, daß die antisemitischen Zeitungen sich nicht schämten, den Spieß umzudrehen und in unerhört verlogener Weise von Exzessen seitens der Juden in Kischinew zu sprechen. Wie es sich in Wahrheit zugetragen hat, lehrt die Aussage des Revieraufsehers Borowitzky, der die betreffenden Juden *entwaffnet* hat. „Am 7./20. April (zweiter Exzeßtag) sah ich auf dem Weinplatze um 7 Uhr morgens eine große Menge mit Stangen, Säbeln, Gewehren bewaffneter Juden. Es waren gegen 300 Personen. Auf dem Platze war schon eine Anzahl jüdischer Buden zertrümmert. Die Juden liefen auf mich zu, beleidigten mich jedoch nicht, und auf meine Aufforderung, sich zu zerstreuen, antworteten sie: „Wenn wir uns zerstreuen werden, wird man uns schlagen, wie es gestern geschehen ist." Die Streifwache kam, und auf unseren Befehl bin ginzen die Juden auseinander." Während der ganzen Zeit hat er, wie er weiter aussagt, nur eine einzige Schramme gesehen, welche Juden einem Christen beigebracht hätten. Hatte doch die Polizei überall dafür gesorgt, daß die Ueberfallenen nicht einmal in der Lage sein sollten, sich ihrer Haut wehren zu können. Die gegenteiligen Behauptungen einzelner interessierter Zeugen tragen geradezu den Stempel der Lüge. So sagte ein bekannter Kischinewer Hetzer Pronin folgendes aus: „Nach sorgfältiger Untersuchung habe ich mich überzeugt, daß die Juden selbst an den Krawallen schuld gewesen sind, daß sie früher die christlichen Häuser zu überfallen begannen und damit den Anlaß gegeben hatten." Das war doch eine radikale Bekundung, die geeignet wäre, die ganze öffentliche Meinung umzustimmen. Wo aber waren die geplünderten Christen, warum schwiegen sie? Mit einem Schlage konnte ja die Ehre der Exzedenten, der Polizei, des Militärs wenigstens bis zu einem gewissen Grade gerettet werden. Herr Pronin behauptete auch anfangs, eine Menge Beweise für seine Behauptung in den Händen zu haben. Aber in die Enge getrieben, sagte er, daß er keine Namen auswendig kenne, sie seien in einem Notizbüchlein verzeichnet, das er am nächsten Tage dem Gerichtshofe zur Verfügung stellen würde. Und als der nächste Tag, der Entscheidungstag, kam und die Advokaten in den Mann drängten, er solle das welterschütternde Notizbuch nun vorzeigen, da war es „gestohlen, vom Dienstmädchen gestohlen". Also sprach Herr Pronin, aber der Gerichtshof brach in ein homerisches Gelächter über die „gestohlenen" Beweise aus. Dieser Herr Pronin hätte gewiß die verschiedensten Mittel angewendet, um Beweise zu schaffen, gewiß auch solche, die nicht „gestohlen" werden konnten. Denn eine Woche vor dem Prozesse hatte er zu Polizeileutnant Lutschinsky, wie dieser bezeugte, gesagt: „*Für uns ist es notwendig* nachzuweisen, daß die Juden

Digitized by Google

zuerst christliche Häuser zu überfallen begonnen haben." „Für uns"? für wen denn? Und warum „notwendig"? Allerdings wird es verständlich, wenn man die Verdrehungskünste und Leistungen der Pronin und Genossen, wie sie im Verlaufe des Prozesses ans Tageslicht kamen, kennen lernt. Man versteht es dann, warum ein Verteidiger der Angeklagten, Sfacharow, als das siebenstündige Kreuzverhör des Pronin zu Ende war, diesem zurief: „Auf dieser Anklagebank müssen nicht jene Leute, sondern Sie sitzen!"

Allein Pronin konnte sich leicht trösten. Er wußte, daß noch viele andere auf die Anklagebank hingehörten, die frei herumlaufen und jetzt weiter hetzen, er wußte, daß von den „Richtigen" niemand im Anklagezustande sich befinde. Da war ein Student Malai, der während der Exzesse durch die Straßen sauste und den Plünderern Befehle austeilte, der immer wieder kam und die Menge mit den Worten: „Kinder, Insiger!" anfeuerte. Da war ein Seminarist Stratulewsky, der mit einem Brecheisen zu den Krawallen sich einfand, da waren Notar Pissarschewsky (der, als die Schande endbar wurde, sich das Leben nahm) und ein gewisser, noch jetzt im öffentlichen Leben stehender Sinodino, auf welche die Menge der Exzedenten sich berufen konnte. Vor dem Kleiderladen Fischmans rief Pissarschewsky den Plünderern zu: „Was steht Ihr, gehet hinein und ziehet Euch um!" und ebenso hetzte er gemeinsam mit Sinodino die Plünderer auf die Bank der zweiten Gesellschaft gegenseitigen Kredits: „Schlaget die Judenbank!" Sie und verschiedene andere Leute aus den intelligenten und halbgebildeten Kreisen wiegelten immer mehr die entfesselten Menschenmassen auf, manche von ihnen leiteten geradezu die numerierten Plünderergruppen, die, wie Rechtsanwalt Königschatz bezeugte, also angerafft zu werden pflegten: „Eh, Ihr Siebenten! Eh, Ihr Sechsten!" Alle die Führer und Leiter der Krawalle sind der Verfolgung entschlüpft, obgleich auf verschiedene von ihnen direkt mit Fingern gezeigt wurde. Denn es war allgemeiner Grundsatz, daß nur die Marionetten, die blinden Werkzeuge, zur Buße herangezogen werden sollten. Kann es doch nicht wundernehmen, daß dort, wo das Menschenleben und das Menschlichkeitsgefühl wertlos waren, das Recht mit Füßen getreten wurde. Die Untersuchungsrichter rekrutierten sich aus denselben antisemitischen Kreisen, welche während der Exzesse gejauchzt und Bravo gerufen hatten. Wer mit Bewußtsein gehandelt hatte, war frei, und nur die von den Aufwieglern und der Polizei halb betrogenen Plünderer wurden verhaftet. Oberleutnant Tarnowsky erzählte: „Als die Verhaftungen schon begonnen hatten, wandte sich ein älterer gebildeter Herr an mich mit den Worten: „Sie spaßen wohl, Herr!" und rief dann der Menge laut zu: „Schlaget los, Kinder!" Dieser Mann wiegelte die Masse auf und feuerte sie durch seine Autorität an. Ich habe ihn dann verhaftet, aber er wurde freigelassen." Solche und noch schlimmere Beispiele ließen sich aus den Verhandlungen vielfach anführen. Allein, da sich viele Leute aus der Gesellschaft, aus Polizei- und Militärkreisen zu arg kompromittiert, manche es nicht einmal verstanden hatten sich rechtzeitig zurückzuziehen, so galt es für die Beteiligten und die Voruntersuchung, die Angeklagten- und Zeugenaussagen in bestimmter Richtung zu beeinflussen, umzumodeln, teilweise aus der Welt zu schaffen. Besonders planmäßig ging der aufs höchste bloßgestellte, oben erwähnte Pronin vor. Er suchte alle Kreise zu bearbeiten, schrieb den berüchtigten Artikel „Wer ist schuld?", kam oft ins Gefängnis und bat den Gehilfen des Gefängnisverwalters (wie dieser bezeugt hat), die Verhafteten mit dem Inhalt seines Aufrufes bekannt zu machen.

Schlimmer noch als Privatpersonen verfuhren die Untersuchungsrichter, die nicht nur, wie erwähnt, Personen, die ihnen direkt als Täter angegeben waren, nicht festnahmen, sondern auch Verhaftete (z. B. die Agenten des Barons Löwendal) freiließen. Auf die Zeugen übten sie einen geradezu strafbaren Einfluß aus, die Aussagen korrigierten sie nach Gutdünken. So erzählte der ehemalige Arzt des Semstwokrankenhauses Dr. Doroschewsky, wie der Hauptuntersuchungsrichter Freynat sein Zeugnis korrigiert und Stellen ausgelassen, die er für „unnötig" gehalten habe, z. B. die Namen derer zu verzeichnen, welche die Tatsache der in die Nasenlöcher der ermordeten Fonazdbi eingeschlagenen eisernen Nägel bezeugen könnten. Ein anderes Beispiel: Als Simon Baranowitsch, dessen Sohn, ein sechzehnjähriger Realschüler, in fürchterlicher Weise erschlagen wurde, dessen andere Kinder nur mit der größten Not dem Tode entronnen sind, der selber von tobenden Exzedenten verwundet und herumgehetzt wurde, und dessen Frau in Wahnsinn verfiel, als dieser Baranowitsch dem Untersuchungsrichter Misso über das eigentümliche Verhalten der Streifwache, des Polizeileutnants Solowkin und des Revieraufsehers Trofimow, welche das schauerliche Morden in dem Hofe Gostinaja 33 ruhig zuließen, nähere Mitteilungen machte, da begann Misso zu schreien und drohte mit Festnahme. Auch bei der zweiten Vernehmung lehnte er es ab, diese die Polizei kompromittierenden Angaben zu protokollieren. Am schärfsten ging Freynat selber den Zeugen zuleide. Als der ehemalige Ladeninhaber Fischman, dessen Kleidergeschäft im Werte von 35 000 Rubel völlig ausgeplündert wurde, vor einem Vertreter Freynats verschiedene Aussagen über das Treiben Pissarschewskys, Sfinadinos, des Militärs und der Polizei und zwar auf Grund zahlreicher Beobachtungen machte, da wollte jener diese Angaben nicht niederschreiben und ging zu Freynat in das Nebenzimmer. Nun kam dieser mit einer Peitsche in der Hand und begann dem Fischman mit Gefängnis und Zuchthaus zu drohen. Dieser schickte ihm sodann die Aussagen per Post zu, erhielt sie jedoch zurück.

Ein anderes Verhalten hatte man vom Gericht selber erwartet, und die jüdische Bevölkerung hoffte, daß sie hier ihr Recht finden würde. Denn zur Ehre des russischen Volkes muß es gesagt werden, daß die Justiz in Rußland, politische Prozesse ausgenommen, im allgemeinen auf einer viel höheren Stufe steht, als die Verwaltungsorgane. Die Erwartungen waren um so berechtigter, als der Gerichtshof sich nicht, wie die Untersuchungsrichter, aus lokalen Richtern zusammensetzte, sondern aus der Universitätstadt Odessa designiert wurde. Jetzt, nach den langen Verhandlungen des Prozesses läßt sich zwar nicht sagen, daß der Gerichtshof besondere antisemitische Anwandlungen an den Tag legte; speziell der Vorsitzende scheint von solchen frei gewesen zu sein. Aber die Personen, die in einer so wichtigen Sache zu Gerichte saßen, waren sehr schwache Menschen, die allen Forderungen von oben ohne weiteres nachkamen. Es hat sich gezeigt, daß der Kischinewer Gerichtshof nur ein kleines Rädchen in der großen russischen Maschine war. Der Maschinenlenker aber hatte den Weg dieses Rädchens vorgezeichnet, und der von speziellen Beamten kontrollierte Gerichtshof wagte nicht, diese Schranken zu überschreiten. Aufs strengste war dem Gerichtshof untersagt, nach der Entstehung der Krawalle zu forschen. Dieserhalb kam es schon zu Anfang zu einem Zusammenstoß zwischen dem Präsidenten und dem Vertreter der Zivilkläger Karabtschewsky. Als ein Zeuge von den Heldentaten des Pissarschewsky zu erzählen begann, ließ ihn der Vorsitzende nicht weiterreden, da derartiges nicht zur Sache gehöre. Vergebens forderte der Advokat Karabtschewsky, daß der Untersuchungsrahmen erweitert würde, sodaß die Zeugen über alle Wahrnehmungen während der Exzesse vernommen werden könnten, vergebens schlossen sich diesem Antrag die Verteidiger der Angeklagten an; der Gerichtshof lehnte diesen Antrag rundweg ab.

Trotz aller Einschränkungen kamen doch im Laufe des Prozesses ungemein wichtige Tatsachen und Enthüllungen an den Tag, die allmählich in fast allen Anwälten die Annahme einer Organisation der Judenexzesse zur Gewißheit reifen ließen. Deshalb stellten sie den Antrag, der Gerichtshof möge beschließen, daß eine Ergänzungsuntersuchung notwendig sei, um den Spuren der Organisation nachzugehen und die Organisatoren zur Verantwortung zu ziehen. Nicht um die Zahl der Angeklagten zu vermehren, führte Rechtsanwalt Kalmanowitsch aus, sei es den Antragstellern zu tun, sondern um die wahren Schuldigen herauszufinden. Darum ermahnte er die Richter, vor keiner Person Halt zu machen, wie hoch auch die von ihr eingenommene Stellung sei. Der Gerichtshof, der in seinen Beschlüssen so gebunden war, daß der Präsident einmal betreffs eines Protestes der Zivilkläger nach Beratung verkündete: „Obgleich der Protest der Zivilkläger berechtigt ist, hat der Gerichtshof doch beschlossen, ihm nicht stattzugeben" — dieser Gerichtshof lehnte natürlich den Antrag einer Ergänzungsuntersuchung ab. Da begab sich jene denkwürdige Szene, daß fast sämtliche Vertreter der Geschädigten und Verteidiger der Angeklagten demonstrativ den Saal verließen und sich von ihren Verpflichtungen lossagten. Von dem großen Stabe der Anwälte (etwa 30 Personen) waren schließlich nur noch der berüchtigte Antisemit Schmakow und ein Kollege verblieben.

Mit hinreißender Beredsamkeit erklärte der große russische Advokat Karabtschewsky diesen Exodus: „Wir haben," sagte er, „zu wiederholten Malen die größte Kraftanstrengung aufgewendet, um unsere innere Erregung zu bemeistern und den Ausdruck zurückzuhalten, der sich uns auf die Lippen drängte: „Das ist doch keine Justiz, und hier

Digitized by Google

ist nicht der Tempel der Gerechtigkeit." Dies geschah namentlich so oft, als durch die Zeugenaussagen bekannt wurde, daß die gegenwärtigen Angeklagten nur mißbrauchte Werkzeuge seien, zufällig herbeigeführte Leute, welche nicht einmal verstehen, wovon die Zeugen reden und wen sie meinen, indem sie die Anzeichen einer bestandenen Organisation und planmäßigen Vorbereitung der gräßlichen Bluttaten klarlegten." Er zog dann in seiner geradezu klassischen Rede zum Vergleich die auf Befehl des Königs Herodes ausgeführte Ermordung aller neugeborenen jüdischen Kinder männlichen Geschlechts heran. „Unter jenen Mördern sind manche gedungene, manche freiwillige Fanatiker. Kann man dies etwa als eine Volkserhebung betrachten, oder ist es als Ueberfall eines Teiles der Bevölkerung gegen einen anderen aufzufassen? Nein, es war zu einfach die Ausführung eines verbrecherischen Befehles." Die Aufgabe des Kischinewer Gerichts sei, alle Mittel zur Erforschung der Wahrheit zu erschöpfen und vor allem festzustellen, wer der eigentliche Entrepreneur, der Urheber der erlogenen Gerüchte von einem kaiserlichen Befehle, die Juden totzuschlagen, gewesen sei. Man müsse ferner erfahren, mit welchem magischen Worte Baron Lövendal, der während der Exzesse gewiß eine traurige Rolle gespielt habe, es vermocht habe, den Gouverneur von energischen Schritten während der Krawalle zurückzuhalten. Karabtschewsky deutet noch auf die Zwecke hin, die Lövendal mit der Inszenierung der Krawalle haben konnte.

Es hat sich nämlich herausgestellt, daß für die Zeit der Exzesse eine regierungsfeindliche Demonstration erwartet wurde. Da nun ein beträchtlicher Teil der jüdischen Jugend an den allgemeinen sozialistischen Manifestationen teilnimmt, so hatte offenbar der Judenkrawall den Zweck, diese Demonstration unmöglich zu machen und, was noch wichtiger war, überhaupt auf die jüdischen Sozialisten abschreckend zu wirken. Deswegen war eine vollständige Untersuchung der Entstehung dieser Tendenzexzesse von solcher Bedeutung für die gesamte jüdische Bevölkerung Rußlands. Die bloße Verurteilung der unwissenden Angeklagten, sagte Karabtschewsky, biete den Juden keine Garantie für die Zukunft. Wir müssen ihnen sagen: „Gehet in Eure Häuser, laßt Euch feste Schlösser an Fenstern und Türen machen und wisset, wenn irgend wo unter Euch Revolutionäre auftauchen sollten, wird man mit Euch gleichfalls abrechnen!"

Gerade die Weigerung des Gerichts, eine Ergänzungsuntersuchung für notwendig zu erklären, beweist am stärksten, daß in Kischinew eine Mord- und Rauborganisation gehaust hat. Wäre nichts zu befürchten gewesen, so hätte der Gerichtshof nachgegeben. Und warum ersehnte nicht Lövendal, der als Arrangeur der Ausschreitungen fortwährend bezeichnet wurde, von dessen Agenten gesagt wurde, daß sie Anführer von Plünderbanden gewesen seien, warum ersehnte er nicht eine weitere Untersuchung, um sich zu rehabilitieren? Warum ferner ließen die andern Personen, die als Organisatoren und Leiter bezeichnet wurden, diesen schrecklichen Verdacht auf sich sitzen und verlangten nicht die völlige gerichtliche Aufklärung? Gewiß haben sie gute Gründe für diese Bescheidenheit.

Das Bild der Schreckenstage von Kischinew konnte in diesem Prozeß nur bruchstückweise hervortreten. Um den Gesamteindruck zu vermeiden, wurden von vornherein die Vorgänge auf zweiundzwanzig Prozesse verteilt. Die Szenen z. B., welche Korolenko in seiner erschütternden Schilderung „Haus Nr. 13" wiedergegeben hat, sind in diesem ersten Prozeß noch nicht zur Sprache gelangt. Aber schon jetzt sind die meisten Berichte über Kischinew bestätigt. Selbst der Staatsanwalt, der die Schrecken abzuschwächen sich bemüht hat, mußte zugeben, daß am zweiten Exzeßtage über 1500 Häuser demoliert, das jüdische Eigentum vernichtet, 38 Juden ermordet und über 500 Juden verwundet worden sind. Es ist aber auch bestätigt worden, daß Frauen vergewaltigt (Aussage des Rabbiners Ettinger), daß schwangere Weiber auf den Bauch geschlagen, Augen geblendet, Nasen mit Nägeln durchbohrt, Ohren abgehackt, Lippen abgeschnitten, Arme verrenkt wurden usw. (Aussage des ehemaligen Arztes des Semstwokrankenhauses Doroschewsky). Die Exzedenten waren so grausam und blutdürstig geworden, daß sie förmlich ihrer Sinne nicht mächtig waren und Marterei erfanden. Ein Exzedent z. B. lief nach einer Säge, um einem Burschen, dem er oben auf dem Balken nicht beikommen konnte, die Beine abzusägen, und nur durch einen Zufall entrann der Aermste dem Schicksal eines andern Märtyrers, eines Tischlers, dem die Mörder mit dessen eigener Säge einen Arm abgesägt haben. Und wir erfahren wirklich, daß Offiziere, Kaufleute, Beamte usw. an diesen Torturen sich so geweidet haben, daß sie sich vor Freude nicht halten konnten. Wahrlich, man weiß nicht, wen man mehr bedauern soll die Gefolterten oder die Folterer.

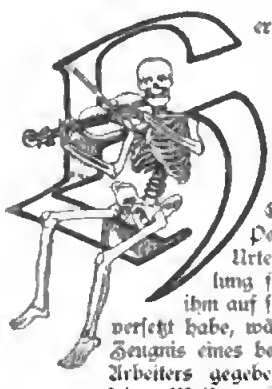
Die Frage ist nun: ist der Kampf schon zu Ende? Wird das Experiment, durch Judenabschlachtungen die Revolution zu schwächen, fortgesetzt werden? Wie dem auch sei, schon die jetzt fast fortwährend an verschiedenen Orten herrschende Panik der jüdischen Massen ist von unheilvollen Folgen sowohl für die Juden als für das russische Reich.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Deutscher Straftarif.

Motto: Si duo faciunt idem, non est idem.

I.



Peikert, Sozialdemokrat und Beamter des Holzarbeiterverbandes, war vom Schöffengericht in Breslau zu drei Wochen Gefängnis verurteilt worden, weil er einem Arbeitswilligen auf der Straße zugerufen haben sollte: „Ihr seid Streikbrecher geworden, das werden wir Euch schon einmal anstreichen." Peikert legte Berufung gegen das Urteil ein und stellte bei der Verhandlung fest, daß der belästigte Streikbrecher ihm auf seine Worte hin sofort eine Ohrfeige versetzt habe, während Peikert, dem auch sonst das Zeugnis eines besonnenen und allgemein geachteten Arbeiters gegeben wurde, die Gewalttätigkeit in keiner Weise erwidert habe. Der Arbeitswillige war ein mehrfach mit Gefängnis vorbestrafter Mensch, Peikert unbescholten. Ein Fabrikant bestätigte als Zeuge, daß in seiner Tischlerwerkstatt ein Streik durch das ruhige und versöhnliche Eingreifen Peikerts schnell und friedlich beigelegt wurde.

Urteil des Berufungsgerichts gegen Peikert: drei Monate Gefängnis.

* * *

Seitdem die Aerzte streiken, gibt es auch „arbeitswillige" Aerzte und Beleidigungen der Streikenden gegen die Arbeitswilligen im Aerztestand. Dr. Franz in Schleiz hatte inbezug auf die arbeitswilligen Aerzte bei der Textilbetriebskrankenkasse geäußert: „Lumpen gibt's in jedem Stand!" Eine Anzahl Aerzte fühlte sich dadurch beleidigt. Das Schöffengericht in Schleiz verurteilte Dr. Franz zu — 60 Mark Geldstrafe. Es wurde Berufung eingelegt und zwar von den Beleidigten, denen das Urteil zu niedrig erschien. Die Strafkammer in Gera verwarf jedoch die Berufung unter der Motivierung, daß sich Dr. Franz in einer leicht erklärlichen Erregung befunden habe, weil die Kläger die Stellen ihrer im Streik befindlichen Kollegen besetzt hätten.

II.

Zwei konservative Rittergutsbesitzer in Gr.-Satspe hatten sich als Wahlvorsteher und Beisitzer gemeinschaftlich einer Wahlfälschung bei den letzten Reichstagswahlen schuldig gemacht, indem sie ein paar Dutzend Stimmen, die für den freisinnigen

Digitized by Google

Kandidaten abgegeben waren, heimlich und in betrügerischer Weise mit Stimmzetteln, die auf den konservativen Kandidaten lauteten, vertauschten. Die Staatsanwaltschaft in Köslin beantragte sechs Wochen Gefängnis, das Gericht erkannte auf die gleiche Strafe.

* * *

Der sozialdemokratische Rechtsanwalt und Reichstagsabgeordnete Dr. Herzfeld hatte bei einer Stichwahl in Berlin am 25. Juni 1903 abgestimmt, nachdem er vorher bei einer Hauptwahl am 16. Juni in Rostock bereits von seinem Recht als Wähler Gebrauch gemacht hatte. Die Berliner Staatsanwaltschaft beantragte als Strafe vier Monate Gefängnis und ein Jahr Ehrverlust, das Gericht erkannte auf vierzehn Tage Gefängnis, kein Ehrverlust.

III.

Der sozialdemokratische „Vorwärts" hatte bei der Beurteilung eines Wahlkrawalls in Laurahütte eine Reihe von Handlungen der Polizeiorgane festgestellt und mit einigen kritischen Glossen versehen. Eine dieser Glossen bezieht sich auf folgenden Fall: Ein Amtsvorsteher berichtet über einen bei jenem Krawall Erschossenen und bemerkt dabei, es sei ihm ganz recht geschehen; der Erschossene sei obendrein ein gewalttätiger Mensch gewesen, der die Hand gegen seine eigenen Eltern erhoben habe, und dem deshalb die Verwandten keine Träne nachweinten. Diesem Bericht des Amtsvorstehers fügt der „Vorwärts" nur die zwei Worte hinzu: „Sehr gemütstief!" In der Prozeßverhandlung gegen den „Vorwärts" bekundeten die Eltern des Totgeschossenen, daß ihr Sohn ein ordentlicher Mensch gewesen sei und nie die Hand gegen seine Eltern erhoben habe. Die Berliner Staatsanwaltschaft beantragte gegen den angeklagten Redakteur des „Vorwärts" trotzdem wegen Beleidigung jenes Amtsvorstehers eine Strafe von sechs Wochen Gefängnis; das Gericht erkannte auf vierzehn Tage Gefängnis.

* * *

Im Wahlkreise Waldeck-Pyrmont hatten bei der letzten Reichstagswahl zwei Oberagrarier gegen den liberalen Kandidaten, der schließlich gewählt wurde, ein gedrucktes Schreiben gerichtet, daß von den schärfsten Beleidigungen, von Ausdrücken wie Lügner, Verleumder, hintertistig, feige usw. wimmelte. Das Blatt war in mehr als hundert Exemplaren an die Vorsteher sämtlicher Gemeinden versandt. Das Schöffengericht zu Wildungen stellte fest, daß die Vorwürfe jeder tatsächlichen Unterlage entbehrten, und verurteilte die beiden Unterzeichner zu — je fünfundzwanzig Mark Geldstrafe. dem Beleidigten wurde nicht die Befugnis zur Veröffentlichung des Urteils zuerkannt.

* * *

Gegen den freisinnigen Potitiker Dr. Barth war seitens der Konservativen in einem anonymen Flugblatt kurz vor einer Reichstagsstichwahl im hinterpommerschen Wahlkreis Kolberg-Köslin, bei der er zur Wahl stand, der durch nichts begründete Vorwurf des Kaufs sozialdemokratischer Stimmen erhoben. Das Flugblatt war im ganzen Kreise verbreitet worden; das Landratsamt in Köslin hatte sich an der Verbreitung beteiligt. Der Erste Staatsanwalt in Köslin lehnt wiederholt die Strafverfolgung ab, der Oberstaatsanwalt in Stettin tritt ihm bei unter Bezugnahme auf § 193 des Strafgesetzbuchs, der von der Wahrnehmung berechtigter Interessen handelt. Der Hauptsatz in dem ablehnenden Bescheid des Oberstaatsanwalts lautet: „Weshalb sollte dieser Schutz des § 193 entfallen, wenn jemand es zur Wahrnehmung seiner Interessen für geboten erachtet hat, auf ein vermeintliches Verbrechen seines Gegners hinzuweisen?"

IV.

Ein Eisenbahnbeamter, der einen bei ihm bediensteten Knecht am Halse würgt und dann mit einem Krückstock durchgeprügelt hat, wird vom Schöffengericht in Zabrze kostentos freigesprochen. Begründet wird das Urteil damit, daß in der Anwendung des Krückstocks im vorliegenden Fall eine Körperverletzung mittels gefährlichen Werkzeugs nicht zu sehen sei, daß eine einfache Körperverletzung allerdings vorliege, aber straffrei bleiben müsse, weil der angeklagte Dienstherr durch die vorhergegangene Weigerung des Mißhandelten, einen Befehl auszuführen, beleidigt worden sei und deshalb ein Recht hatte, sich Genugtuung zu verschaffen.

Justitia est fundamentum regnorum!

Junius.

Moritz von Schwind.

Die sich mehrenden Säkularfeiern sind, wenn überhaupt eine, so doch nur eine schwache Ergänzung der Lücken, die der Tod in den Reihen unserer großen Meister reißt; die meisten klaffen unausgefüllt und traurig unserm Auge entgegen. Nicht ohne tiefe Wehmut vermögen wir des Mannes zu gedenken, dessen hundertster Geburtstag den Namen Moritz von Schwind heute in alle Feuilletons bringt; wird er doch schon morgen in dem trüben Chaos der Tagesleidenschaften und Modeinteressen wieder untersinken. Haften wird er nur denen, die ihn immerdar geliebt haben und keines Festsermons bedürfen, ihn ferner zu lieben, so lang die Sonne scheint. Und dennoch, so schwach die Stimme solch festlicher Gedächtnisrede auch sein möge, besser eine schwache als gar keine; besser ein schnell welkender Kranz auf dem Grabe unserer geliebten Toten als das wuchernde Unkraut des Vergessens.

Solche Meister in ihrer Kunst wie Goethe, Mozart und Beethoven hat das neunzehnte Jahrhundert auf dem Gebiete der bildenden Kunst, namentlich der Malerei, nicht hervorgebracht. Deutschland so wenig wie das Ausland. Wohl aber eine schöne Reihe solcher, die sich einem Uhland, einem Weber und Schubert an die Seite stellen dürfen; und da tritt uns in erster Linie Schwind entgegen. Eine volle, ganz in sich abgerundete Persönlichkeit, steht er da, wie vor ihm keiner da war, wie nach ihm keiner wiederkommen kann. Und das ist es, worauf der Wert des Künstlers doch im wesentlichen beruht; was ihn den Großen zugesellt, gleichviel ob unter diesen Großen nicht noch einige andere größer sind als er. Die aus tüchtigen Schulen hervorgegangenen tüchtigen Meister sind in der Malerei, so gering man sie auch in der Dichtung schätzen muß, keineswegs zu verachten: brave Leute, gesunde Hausmannskost, ohne die man nicht wohl leben kann, gute, arbeitsvolle Wochentage; allein das Fest, die sprudelnde Freude, die himmlische Weihe bringt auch in der Malerei erst der Genius, der allein sich selber gleicht.

Schwinds Gestalt scheint in der Reihe unserer Künstler der melodischsten eine; sein äußeres Leben gleicht seinen Kunstwerken. Keinerlei schreiende Kontraste. Keine maßlose Modeüberschätzung, wie sie seinerzeit Kaulbach in den Himmel erhob; keine ebenso maßlose Unterschätzung, wie sie denselben Mann in den Kot zu treten suchte und die erst jetzt, allmählich, ganz allmählich mit dem Zünglein der Wage auf gerechteres Maß in Lob und Tadel sich einzustellen beginnt. Kein Martyrium wird es Böcklin, dank der Allweisheit der zünftigen Aesthetiker durchzudulden gehabt hatte; keine sinnlos plärrende Dalailama-

Digitized by Google

anbetung, wie sie dieselben Aesthetiker, nachdem sie ihren Tag von Damaskus erlebt, dem armen Böcklin unter dicken Weihrauchswolken, die sein klares Auge schließlich bis zum Cäsarenwahnsinn trübten, in tausend Feuilletons und Vorträgen zu genießen gaben. Kein im Glanz einer unaussprechlichen Luxusentfaltung plötzlich aufsteigendes und leider schnell wieder verlöschendes Meteor wie Makart, noch ein vom tragischen Fluche belasteter Stiefsohn des Glücks wie Alfred Rethel. Was Schwind gefollt hat, das hat ihm ein gütiges Geschick gewährt zu vollenden, und um den ihm gebührenden Lohn — wir reden nicht von den Rechenpfennigen der Welt, sondern von der Liebe des Volkes — ist er nicht verkürzt worden. Natürlich wußten ihn die Leute nicht sogleich nach Gebühr zu schätzen, aber er wurde nie verachtet; vollends war er nie so ungenießbar, daß sich die Herren von der Feder hätten abmühen müssen, mit großen Reklameartikeln das Publikum zum Genuß Schwinds zu „erziehen". Der Verfasser dieser Zeilen erinnert sich aus seiner Kindheit des Erscheinens der Münchener Bilderbogen vom Herrn Winter, vom Gestiefelten Kater, von der Gerechtigkeit Gottes, und des Entzückens, das sie sogleich bei Jung und Alt erregten, und er war zehn Jahre später Augenzeuge des Triumphes der Sieben Raben auf der ersten großen historischen Kunstausstellung im Jahre 1858. Hier thronte als Olympier Cornelius mit seinen Apokalyptischen Reitern, neben ihm Kaulbach mit der Völkerscheidung, Rethel mit den Aachener Kartons und dem Hannibalszuge, Genelli mit seinem Homer und Aesop, auch die alten Klassiker Carstens und Koch und manch prätensiöses Stück sogen. Historienmalerei prangte in bunter Farbenfreudigkeit, selbst einige Ansätze des neueren Kolorismus, namentlich auf landschaftlichem Gebiet, tauchten auf. Zu sehen gab es wahrlich in jener, durch eine feierliche Messe in der Basilika inaugurierten und durch einen großen Festzug der Akademie eröffneten Ausstellung genug; allein der Zug der Besuchenden nahm in den damals noch sehr spartanisch dekorierten Räumen des Glaspalastes sehr bald eine entschiedene Richtung auf die abgelegenste Kurzwand, an der Schwinds Sieben Raben hingen. Hier war von allem das Kostbarste geboten. Das ging wie selbstverständlich von Mund zu Mund; nirgend auch der Versuch eines Widerspruchs. Die Akademie war stolz auf ihren Meister. Schwind hatte freilich nur einen einzigen Atelierschüler, während das Atelier Pilotys selbst mit Zuhilfenahme verschiedener Dependenzen die Menge der Lernbegierigen nicht fassen konnte — natürlich: bei Piloty war sehr viel sehr Lernenswertes und in hundert Lebenslagen Brauchbares zu lernen, während Schwinds Pinsel ein Zauberstab war, der allein in der Hand des Meisters seine Macht ausübte, — aber auch die strebsamsten Pilotschüler stimmten freudig ein in den Preis Schwinds. Bonmots und sarkastische Bemerkungen des geistreichen Mannes wurden mit Eifer kolportiert. Einer der Schüler wollte dabei gewesen sein, wie Schwind und Kaulbach auf dem Korridor einem und demselben Türchen zugestrebt wären und Schwind, der den Vorsprung gewonnen, sich lächelnd zurückgewendet hätte: „Herr Direktor, auf der ganzen Akademie gönne ich Ihnen den Vortritt; nur hier bin ich gern der erste."

Neben den Sieben Raben war damals noch der Ritter Curt ausgestellt und, wenn wir nicht irren, auch der Freiburger Karton, und auch hier zeigte sich die in der Kunstgeschichte so oft wiederkehrende Erscheinung, daß ein großes, ganz unbedingt siegreiches Hauptwerk den Leuten auch die Augen für manche relativ unbeachteten Nebenwerke öffnet. Man hat gleichsam Schlüssel und Vorzeichnung für die ganze Symphonie gefunden und fühlt Harmonie sich an Harmonie fügen, wo bisher mehr Ansätze als Vollendungen zu walten schienen. Die Wartburgfresken waren in der damals noch ziemlich reisescheuen Zeit, die noch keine Blitzzüge, dafür umso mehr mangelhafte Anschlüsse besaß, wenig bekannt; wer kam denn nach Eisenach außer fußwandernden Studenten und Handwerksburschen? Allmählich aber fanden diese Perlen deutscher Kunst in vortrefflichen Stichen und Holzschnitten den Weg zu ihrem Volke; das alte Aschenbrödel erwachte aus dem Zauberschlaf, in dem sie neben ihrer Schwester Dornröschen so lange gelegen hatte; kurz: der Eintritt Schwinds in die Reihe unserer Größten war verbrieft und besiegelt.

Wir haben entfernt nicht alle auf Schwind bezügliche Literatur gelesen und wissen nicht, ob nicht schon von anderer Seite ein Bedenken erhoben ist, das wir hier in aller Bescheidenheit anzudeuten wagen wollen. Schwind hat ja kaum eine Figur gezeichnet, die nicht ein ganzer Charakter wäre, d. h. an deren Existenz man nicht auch außer der einen vom Maler gerade dargestellten Situation durchaus glaubte, und dennoch gibt es eine ganze Kategorie, die plötzlich allen guten Kern des Meisters verleugnend, zu ganz konventionellen Theaterpuppen wird, das sind seine jugendlichen Helden, Königssöhne usw. Ein steter Unstern waltet über ihnen, selbst die sonst so famose Korrektheit der Zeichnung gerät ins Wanken, denken wir an Aschenbrödels Königssohn, an den ganz unseligen Tannhäuser resp. Heinrich von Ofterdingen, an den Ritter von Lusignen und vollends an den Grafen von Gleichen. Dieser süße junge Mann wirkt geradezu komisch, wenn man sich eben ihn in der Situation des Grafen von Gleichen vorstellt.

Dagegen finden sich unter Schwinds weiblichen Figuren einige der anmutigsten, die die Kunst überhaupt hervorgebracht hat. So die in ihrer Unschuld siegreich erstrahlende treue Schwester am Brandpfahl, so die Königin der Nacht in der Wiener Oper.

Schwind gilt in dem landläufigen Urteil für die schönste Blüte der Romantik, aber das ist doch nur halb wahr, denn Romantik in ihrem Widerspruch zwischen Sinnlichem und Uebersinnlichem, und Malerei, die alles was sichtbar ist, ihr unermeßliches Reich nennt und darüber hinaus machtlos ist, gehen nicht wohl zusammen. Welch grauenvolle Gespenster hat die romantische Dichtung geschaffen; mit einem Gespenst im Bilde könnte man nicht einmal bei der blödesten Frau Vase einen Effekt erreichen. Schwind hat sich freilich in einem Falle eine dahinzielende Aufgabe gestellt, allein auch ihre Unlösbarkeit dargetan. Er hat einen Erlkönig gemalt. Der Zauber der Dichtung liegt in dem Gegensatz zwischen den alltäglichen, keineswegs beunruhigenden Erscheinungen der Umgebung und der furchtbaren, bis zur dramatischen Halluzination gehenden Deutung des fieberkranken Kindes. Die beständig beruhigenden, ohnmächtigen Worte des Vaters zeigen die Schrecklichkeit der Vorgänge in der Seele des Sohnes. Wenn wir nun aber im Bilde tatsächlich einen grauen Mann neben dem Reiter einherschweben, wenn wir tatsächlich tanzende Weibergestalten aus dem Sumpfe auftauchen sehen, dann hat ja das Kind nicht mehr Grund zum Schrecken als der Vater auch, und der ganze Zustand schwebender Angst, in die der Dichter unsere Seele mit einem zaubermächtigen Griff ins Uebersinnliche versetzt, wird gleichsam glatt gewalzt durch die unisone Sinnlichkeit in dem Bilde des Malers. Schwind hat zahlreiche Elfentänze, um den Mond schwebende Feen, in der Tiefe der Fluten dahinstreichende Nixen gemalt, aber alle diese Figuren wollen nichts sein als liebliche Gebilde der Phantasie; sie denken nicht an einen Gegensatz zwischen Wirklichkeit und dem ewig Unbegreiflichen.

Aber Schwind war insofern allerdings ein echter Romantiker, als er mit größerer Vorliebe und größerem Glück denn je ein anderer den äußeren Apparat, Szenerie und Kostüm der romantischen Dichter zur Erscheinung brachte. Ritter und Burgfräulein, Gänsemägde und Königssöhne, Hexen und Kobolde, fahrende Musikanten und einsame Statuen in mondbeschienenen, verwilderten Lorbeergärten, hohe Schlösser und entlegene Klausen, all das beherrschte der Stift des Meisters, und die ganze wundervolle Märchenwelt jener sinnbefangenden, mondbeglänzten Zaubernacht stieg auf in der alten Pracht.

Auch wenn man nicht wüßte, daß Schwind in herzlicher Jugendfreundschaft mit Franz Schubert verbunden gewesen, und daß in München der Altmeister Franz Lachner und sein Bruder die nächsten Freunde des Meisters waren, so müßte

Digitized by Google

man, aus all seinen Bildern, auf seine Liebe zur Musik schließen. Diese vielen fahrenden Musikanten, die er in Ernst und Scherz darstellt, diese schmachtenden Geigerlein und Mandolinen trillernden Ritterjünglinge, vollends aber der gesamte Fluß seiner Linien ist ja förmlich von Wohllaut durchtränkt. Die schöne Melusine, die Nebensonne, freilich die bleichere Nebensonne, der sieben Raben, schwimmt daher wie ein breiter Strom von Melodie, und während wir so mit Entzücken die großen, aus dem vollen geschöpften Züge genießen, reißt es uns zu fast noch freudigerer Bewunderung hin, wenn wir sehen, wie er auf ganz kleinem Raume einen mächtigen Ensemblesatz in völliger Klarheit aufzubauen weiß, man denke an die Ankunft der kleinen Elisabeth auf der Wartburg, man denke an Aschenbrödels Pantoffelprobe, bei der der Künstler, um sich im Gedränge gewissermaßen noch selbst zu überbieten, mitten in das Volksgetümmel noch eine Reiterstatue hineinkomponiert hat, man denke vollends an die Armen und Elenden, die bei ihrem Austritt aus dem Gefängnis die treue Schwester noch einmal begrüßen wollen. Es ist schwer, sich angesichts dieses Blattes, das ein Höchstes in der Kunst darstellt, der Tränen zu erwehren.

Neben Kaulbach und Ludwig Richter war es vornehmlich Schwind, der durch Wiederbelebung der Gestalten der Tierfabel, der Kunst einen neuen Strom von Humor und Laune zuführte. Weniger boshaft als Kaulbach traf Schwind den gemütlich komischen Charakter der Tiere, und die Münchener Kunst hat jahrzehntelang auf Krugdeckeln, Aschenbechern, Waidmessergriffen u. dgl. mit dem Pfunde gewuchert, das Schwind zuerst hier deponiert hat.

Während wir dieses schreiben, liegt uns beständig die Stimme des Versuchers im Ohre, neben Schwind auch des anderen, viel teuren Mannes, seines Zeitgenossen Ludwig Richter zu gedenken und mit allem was uns an Beredsamkeit zu Verfügung stände, unseren Lesern eindringlich ans Herz zu legen, wie diese beiden großen Künstler den höchsten Schwung der Phantasie mit der unbestechlichsten Naturtreue und die reine Schönheit mit der reinen Wahrheit verbunden haben. Aber wohin sollte das führen, ist unser Stoff doch ohnehin weit größer als unsere Fähigkeit ihn zu erschöpfen. Die zweite Versuchersstimme möchte uns verleiten von unseren persönlichen Beziehungen zu dem Meister einiges auszuschwatzen, aber auch da möge eine Stichprobe genügen. Als ich im Frühjahr 1858, auf weitschichtigen Umwegen mit einer Empfehlung an Schwind ausgestattet, nach München kam, überreichte ich dem Herrn Professor eine Komposition aus der Odyssee, unter die ich, in schülerhafter Eitelkeit, einen griechischen Vers gesetzt hatte.

„Schau, schau", sagte Schwind, „Griechisch können's auch? Da dürfen's nur noch zeichnen und malen lernen, nachher geht Ihnen nichts mehr ab." Dann im Herbst forderte er mich im Vorbeigehen auf, ihm einmal wieder etwas zu bringen, und ich zeigte ihm eine Komposition nach einem Goetheschen Epigramm, einen Dichter, der in tiefer Waldeinsamkeit die Tänze der Musen und Grazien belauscht. „So, das sieht anders aus als der Odysseus, so machen's weiter." Und bei Beginn des neuen Semesters war ich, der ich mich vorher nur mit einer provisorischen Aufnahme hatte begnügen müssen, regelrecht immatrikulierter Akademieschüler. „O Traum der Jugend, o goldner Stern."

Es gab natürlich auch damals Rivalität und Wettstreit unter den Münchener Künstlern genug, aber daß Schwind einen Feind gehabt hätte, wäre ganz undenkbar gewesen. Sein Wesen vereinigte alle Tugenden des Süddeutschen in sich; die robuste Kraft seines neuen bairischen Vaterlandes paarte sich auf das liebenswürdigste mit der Grazie der einzig schönen Kaiserstadt an der blauen Donau.

Seine Werke sind wohl von je alsbald in den Besitz seiner Kenner gelangt; in dem letzten Jahre sammelte Graf Schack allerlei Schwindsche Träume für seine Galerie. Wir können ein Lächeln nicht unterdrücken, wenn wir diese kleinen Meisterwerke mit den ähnlich gewollten Träumen Tischbeins vergleichen, zu denen sogar Goethe einen poetischen Text schrieb. Wie ist in den hundert Jahren die Kunst aus Dilettantismus und Konventionalismus zu gesunder Kraft erstarkt! Schwinds Werke gehören zu den Zierden der Schackgalerie, obwohl Schacks haushälterisches Mäcenatentum für Schwind entfernt nicht die Bedeutung hatte wie für Genelli, Böcklin und Feuerbach, die alle drei ohne Schack wahrscheinlich verhungert wären. Unter den jüngeren Künstlern haben Carl Gehrts und Hermann Vogel mit Glück den Sinn des Meisters kultiviert.

Es wäre überflüssig hier irgend eine summarische Uebersicht auch nur der Hauptwerke Schwinds geben zu wollen; die bei Velhagen und Klasing erschienene Monographie von Friedrich Haack leistet das in dankenswertester Weise und fügt ein biographisches Gemälde zusammen, das uns den Meister abermals nahe ans Herz rückt. Was wir hier als leuchtende Vorbildlichkeit in seinem Wesen bezeichnen möchten, das ist der reine Goldklang der Freude, der ihn durchströmt, Laune, Witz, Behagen, Satire und eine Anbetung der Schönheit, die noch heute eine fromme Gemeinde um ihn versammeln sollte.

Horn bei Bremen — Arthur Fitger.

Franz Adam Beyerlein.

Franz Adam Beyerlein, einer der augenblicklich meist Genannten, ist der Typus dessen, was man wohl als einen volkstümlichen Schriftsteller bezeichnet. Volkstümlich nicht in dem guten Sinne, daß er, die edlen Keime der Volksseele hegend, als ein Erzieher und Mehrer menschlichen Adels aufträte, sondern in jener herabsetzenden Nüance des Begriffs, die das Fremdwort „populär" ausdrücken mag. Ein Mann, den ein unfehlbarer Instinkt für die Gesinnungen, Neigungen, das Bedürfnis und die Stimmung der Menge leitet. Vielleicht ist bewußtes Studium, Spekulation, was wir im wesentlichen für Trieb halten; die Entscheidung darüber ist schwierig. Jedenfalls beeinflußt ihr Ausfall in keiner Weise die Feststellung des Tatsächlichen, die Beobachtung seiner Wirkung, die Prüfung der Elemente, die den Erfolg gewährleisteten. Beyerlein ist eine weithin vernehmbare Stimme des Volkes; er ist ein Exponent seines Durchschnittswesens.

Welcher Mittel bedient sich Beyerlein, geeignet . . . Nein! Diese Ausdrucksweise birgt eine Ungerechtigkeit, falls er aus Instinkt handelt; ich muß — neutral — fragen: Wie schreibt Beyerlein, so daß ihm die Gunst der Leser zufällt? — Dem buchhändlerischen Erfolge seines Romans „Jena oder Sedan?" (Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin) sind nur wenige der letzten Jahre zu vergleichen. — Er schreibt im Sinne des großen Publikums. Seine Schreibweise wie seine Gesinnung weisen die wichtigsten der Eigenschaften auf, die den Durchschnittsmenschen kennzeichnen. Seine Darstellung charakterisieren: Drastik; Kontraste: Vorliebe für Effekte; für Sensationelles; für das, was rührt.

Digitized by Google

Beyerlein bevorzugt Drastisches, in der Erzählung wie in der Charakteristik. Keine originale Derbheit, wie sie ein weißköpfiger Haudegen hat, kein Lakonismus, der etwa dem vielerfahrenen alten Arzt eigentümlich ist, sondern das Lärmvolle, Grelle, das auch die Kinder lieben. Es werden die kräftigsten Töne, die lebhaftesten Farben gewählt; dem Leser möglichst Vertrautes, das oft wiederholt wird. Zwei verschieden geartete Hauptleute haben immer messerscharfe Augen. Bei einem Mädchen wird mehr als ein halbes Dutzend mal der „herrliche Wuchs", die „vollen weißen Arme", die „prachtvolle Brust" hervorgehoben. Sonst erfahren wir nicht viel von ihr, aber der Leser weiß nun genug, um sich das Lockende der jugendlichen Sünderin nach seiner Erfahrung, seinem Können auszumalen. So gibt der Agitator in der Volksversammlung keine ausführlichen, fein gefügten Schilderungen, nicht sinnreiche Erklärungen, sondern ruft mit überlauter Stimme weniges Eingängliche wieder und wieder; nicht in wechselnden Ausdrücken, sondern stereotypen Wendungen, die packen, weil sie dem Leser vertraut sind. Gelegentlich, wenn er mit den überkommenen, stereotyp gewordenen Schlagwörtern nicht ausreicht, bildet Beyerlein wohl selbst ein neues, wie jenes gute von den „dekorativen Offizieren", wie gleich den Titel des Romans, „Jena oder Sedan?", das Einzige, was — als gefügeltes Wort — später die Existenz des Romans bezeugen wird.

Kontraste erhöhen die beschränkte Anschauungsgabe des durchschnittlich veranlagten Menschen, erleichtern ihm die Unterscheidungen. Beyerleins Buch läßt sich fast restlos in Gruppen von Gegensätzen auflösen: unter den Offizieren stehen Güntz und Reimers, Realist und Idealist gegen einander: diese beiden zusammen mit dem Oberst als die Tüchtigen den Liederjahnen, Gezierten, Beschränkten und Hochmütigen gegenüber. So herab bis zu den Gemeinen, z. B. den innigen Freunden Vogt und Klitzing, dem „derben Bauern" und dem „kränklichen Schreiber"; gerade die Gegensätzlichen sind durch enge Freundschaft verbunden. Von den beiden sozialistischen Kanonieren ist einer hager, asketisch, „düster dreinschauend", schwärmerisch, der andere flink, lustig, gefällig; er hängt das Mäntelchen nach dem Winde. Für die Frauengestalten gilt gleichfalls das Gesetz stärksten Kontrastes, das ebenso die ganze Reihe der Ereignisse beherrscht.

Die robustere Konstitution des gewöhnlichen Menschen verträgt nicht nur, sie fordert heftige Reizungen. In „Jena oder Sedan?" häufen sich Erregungen bis zum Aufdringlichen. Beyerlein verbindet ein ungemeines Verständnis für das Wirkungsvolle mit einem seltenen Talent für die Komposition starker Effekte. Sie würzen die unverhältnismäßig hohe Zahl der Episoden des Romans, deren wuchernde Ueberfülle um so weniger Berechtigung hat, als sie zum Teil in gar keinem Zusammenhang mit dem Problem, das in dem Titel komprimiert ist, stehen. So z. B. das weitläufig ausgesponnene, mit üppiger Erfindung ausgestaltete dreifache Ehebruchsdrama der Wachtmeisterfamilien Heppner und Heimert, das zwei Menschen das Leben, einem den Verstand kostet, während das Weib des einen nackend in den Wald gepeitscht wird, wo sie für immer verschwindet. Beyerlein kultiviert eine lediglich stoffliche Sensation. Gerade sie gefällt der breiten Masse, die am Kunstwerk ausschließlich das Ereignis reizt. An sich völlig belanglose Erlebnisse des Tages, Schauergeschichten, Stücke der Chronique scandaleuse des Kasernenhofs wie der höheren Gesellschaft werden zum Gegenstand der Darstellung gemacht. Wenn irgend etwas geschähe, die Darstellung über den Mitteilungswert hinaus zu erheben (durch Vertiefung der Charakterschilderung, Feinheit der Form, durch Nüancierung), würde sie dem Verständnis und Interesse des Lesers entrückt, der nichts als die Bekanntschaft mit dem erregenden Stoffe wünscht. — Jedesmal werden die Effekte von langer Hand vorbereitet. Diese wohl überlegte Anordnung bringt die Frage: ob Naivetät, ob Spekulation in Beyerleins Schaffen zutage liege, von neuem nahe. Dennoch ist auch jetzt noch die Entscheidung zweifelhaft, denn das beharrlich angewendete und dadurch wirksame Mittel des Verfassers ist simpel: warten lassen die Neugier und die Erwartung spannen. Vieles wird von Anfang schon — offen oder auch geheimnisvoll — angedeutet, um einige hundert Seiten später verwirklicht zu werden. Manches Requisit der Handlung, das erst gegen Schluß Verwendung finden soll, taucht schon zu Beginn des Buches auf. So hören wir auf den ersten Seiten die Unteroffiziere bei der Rekrutenbesichtigung rufen: „Wir von der Sechsten (Batterie) haben einen Buckligen!" Mit diesem Spott kränken sie einen Steinträger, dem schwere Arbeit den Rücken etwas gerundet hat. Der Mann wird geschildert: breitschultrig, gedrungen, riesenstark. Dann ist es still vom Steinträger Findeisen. Aber gegen Ende der Erzählung, zwei Jahre danach, bei der Rekrutenentlassung, geschieht jene furchtbar strafende Tat, daß der brutale Kammersergeant Kerfer von gewaltigen Händen wie ein Prellbock gegen die Mauer geschleudert und mit zerquetschtem Schädel fortgetragen wird. Findeisen schleuderte ihn. — Immerhin ist diese — hier etwas übertrieben angewendete — Methode Spannung zu erregen, zu allgemein beliebt, als daß sie zum Beweis raffinierter Spekulation auf die Gesinnung der Leser dienen könnte. Es wird eben diesen Autor eine der Menge kongeniale Gesinnung beherrschen. Er hat eine instinktive Witterung für deren Stimmung. Die geht dahin, sich heftig spannen, sich mächtig erregen, sich stofflich stark erschüttern zu lassen. Diesem Bedürfnis kommt Beyerlein entgegen.

Ungern entbehrt das Publikum der sanfteren, gemütlichen Affizierung. Vornehmlich solche ist ihm erwünscht, auf die auch physisch reagiert wird. Obenan steht die Rührung, die sich in Tränen auflösen darf. Auch dem Wunsch der Leser nach tränenvoller Rührung begegnet Beyerlein. Er bietet sie in dem Verhältnis Vogts und Klitzings — da ist Freundschaft das Bindende; in dem Doppelverhältnis des Oberleutnants Reimers zu Hanna von Gropphusen, zu Marie Falkenhein — da werden die Fäden zwiefach unglücklicher Liebe gezogen. Er schafft der verhaltenen, darum um so lebhafter ergreifenden Rührung einen Träger in der Gestalt des weißhaarigen Chausseegeldeinnehmers und Feldwebels a. D Friedrich August Vogt, einer Gestalt recht nach dem Herzen des Lesers: arbeitsam und mäßig; ernst, fast streng, von soliden Grundsätzen; unerschütterlich gerecht; ein Findelkind. Dieser Mann hängt mit unendlicher Liebe an seinem einzigen Jungen (dem Helden des Romans), der das Pfand einer spät geschlossenen, allzurasch durch den Tod gelösten Ehe ist. Als der Franz zu den Soldaten muß, gibt der Vater sich die größte Mühe, seine wehmütige Zärtlichkeit, die er nie gezeigt, auch jetzt dem jungen Burschen zu verbergen. Es gelingt seiner Selbstbeherrschung. Aber der Leser vernimmt mit herzlicher Rührung den leisen Ausruf, da der Sohn schon die Treppe hinauf ist: „Mein guter, guter Junge!" — Welch furchtbarer Schlag für den Alten, als Franz, dieser musterhafte Soldat, dieser ehrenhafte Mensch, vor ein Kriegsgericht gefordert und um einer Lappalie willen zu fünf Monaten Gefängnis verurteilt wird! Er reist nach der Residenz, er spricht den Hauptmann seines Kindes, den Sohn selbst — schon im Gefängnis! Welche Gelegenheiten zu inniger Rührung. Es ist höchste Entrüstung über die Vergewaltigung des ehrlich Tüchtigen, die schließlich diesen königstreuen, konservativen Feldwebel a. D. für den Sozialdemokraten stimmen läßt. Es ist ihm schlechterdings unfaßlich, daß solche Ungerechtigkeit in der Welt bestehen könne.

Friedrich August Vogt, wie auch gewiß die meisten Leser Beyerleins, verharren in der selbstverständlichen Erwartung, daß das Gute belohnt werde, das Böse aber ein Ende mit Schrecken nehme. Noch besser, wenn der Böse am Ende sich bekehrt. Eben dieser Erwartung, genau dieser unausgesprochenen Gesinnung kommt Beyerlein entgegen. Ein Wohlbehagen befriedigter Gerechtigkeit darf seine Leser ergreifen. Er sieht, was ihm lieb ist zu sehen, eine gütige Vorsehung, die alles wohl macht. Das ist der Kern der Beyerleinschen Anschauung, wenn auch viel Arabeske voll widersprechenden Details ihn freier scheinen

Digitized by Google

läßt. Die Forderungen der Durchschnittsmoral erfüllt Beverlein; so hat er ihre Vertreter für sich.

* * *

In dieser gedrängten Analyse eines Schriftstellertypus, der in seltener Vollständigkeit Art und Wesen des Philistertums widerspiegelt, ist absichtlich von all dem Außerliterarischen nicht gesprochen, das die Wirkung seiner Persönlichkeit unterstützend, unwiderstehlich das Publikum anzieht. Vom Patriotismus vor allem. Beverlein versetzt das patriotische Fühlen wieder und wieder in Wallungen. In dieser Sphäre liegt der Konzeptionspunkt seines Romans. Dazu kommen verständige Bedenken, die der Verfasser über die deutsche Heereseinrichtung vorbringt. Eine gute und temperamentvolle Zusammenfassung der gegenwärtigen Zweifel und sorgenden Gedanken, die einem der wichtigsten Glieder des Staatsorganismus zugewendet sind. Aber auch sie verdankt dem Mangel an Originalität, nicht nur im Gehalt, sondern auch in der Formulierung, die allgemeine Aufmerksamkeit, die sie gefunden.

Dieses und anderes blieb unerwähnt, weil es außerhalb des Themas lag, Beverlein als literarischen Exponenten des Philistertums zu charakterisieren. Man darf Beverlein nicht Dichter, man könnte ihn „Halbdichter" nennen. Denn wenn ihm auch einige Elemente dichterischen Schaffens zu eigen sind, — eine leidliche Beobachtungsgabe, Kompositionstalent und Sinn für wirkungsvolle Gruppierung —, so reicht ihr Besitz nicht zu, jene Dreiheit von Eigenschaften zu ersetzen, die er entbehrt: frei schaffende Phantasie zuvörderst, — er kann nur das Durchschnittliche, Alltägliche, Gewohnte wiedergeben, darüber hinaus versagt seine Kraft; Intuition sodann, jene Gabe, Gestalten und Vorgänge im geistigen Schauen mitzuerleben. Beverlein ist nicht fähig, die Suggestion der Wahrheit oder der Wahrscheinlichkeit zu geben, daß seine Geschöpfe sich so und so gestaltet, verändert, bewegt, daß sie gerade so gelebt hätten, wie er sie leben läßt. Gewiß ist vieles auch so möglich, aber bei vielem empfindet man nur die Willkür des äußerlich einrichtenden Schriftstellers ohne die Beruhigung innerer Notwendigkeit. Daher die völlige Mangelhaftigkeit seiner Psychologie, die geradezu grotesk in seinem Jugendroman „Das graue Leben" *) wirkt, der sich „einen Beitrag zur Psychologie des vierten Standes" nennt. — Die dritte der Eigenschaften, deren Beverlein ermangelt, ohne die sogar das edel Gedachte und wahrhaftig Gefühlte häßlich vorgebracht wird, ist Formgefühl. Das geht ganz und gar seiner Sprache ab, die — bis auf wenige kleine gehobene Partien gegen den Schluß hin — jeden Schönheitssinn, Schwung und freien Anstand, Haltung, jede Pflege schmerzlich vermissen läßt.

* * *

Was Beverlein an Fähigkeiten besitzt, genügt nicht nur, es prädestiniert ihn zum Theaterschriftsteller, der des Erfolges sicher ist. Sein „Zapfenstreich", das Repertoirestück des Lessingtheaters, beweist es. Das ist die ihm gemäßeste Sphäre. Und immerhin, zehnmal wünschenswerter scheint es, daß weite Kreise an den von ehrlicher Ueberzeugung getragenen Werken dieses „Dichters des Philistertums", eines nicht unsympathischen Mannes, teilnehmenden Genuß haben, als daß sie seichten, charakterlosen zeitgenössischen „Lustspielen" zujubeln. Beverlein hebt das Volk zwar nicht über sich hinaus, doch regt er es auf, und jede Erschütterung, die keine unsittlichen Beweggründe hat, ist heilsam.

Strausberg. Raimund Pissin.

*) „Das graue Leben" ist jetzt in II. Auflage bei Albert Langen in München erschienen.

Theater.

Schauspielhaus: „Der grüne Zweig". Schauspiel in 3 Aufzügen von Felix Philippi.

Felix Philippi hat auch in diesem Jahre wieder, wie alljährlich, sein gänzlich belangloses Stück zur Aufführung gebracht. Darüber wäre nichts zu sagen. Aber er ist diesmal, wohl ermutigt durch die letzten Erfolge, ehrlicher gewesen, er hat ganz keck in die eigene Brust gegriffen. Dadurch beginnt er, wenn nicht als Schriftsteller, so doch als Mensch psychologisch interessant zu werden.

Es gab eine Zeit, da kam uns Felix Philippi ibsensch, und ich kann nicht sagen, daß ich mit Hochgefühl an diese Periode seines Schaffens zurückzudenken vermag. Er marschierte dann in der Reihe der jungen Realisten mit und warf sich, als er dabei nicht recht vorwärts zu kommen einsah, auf die Dramatisierung aktueller Zeitereignisse. In seinem „grünen Zweig" aber ist all solcher erborgter Flitter von ihm abgefallen. Er offenbart sein Gemüt in schlichter Ursprünglichkeit. Er schreibt ein Rührstück, wie Schröder und Iffland und Frau Birch-Pfeiffer sie vor ihm sehr viel besser geschrieben, und regt sich an der trüben pekuniären Lage eines alten, ehrlichen Buchhalters dramatisch-gefühlvoll auf.

Wohnt man einer Philippi-Première bei, so darf man sich alsbald überzeugen, daß man zwischen lauter guten Freunden des Verfassers sitzt. Ein elegantes Publikum hat sich da zusammengefunden, und es wird in kordialem Ton von dem Helden des Abends gesprochen, man sieht der Vorstellung mit einem Lächeln entgegen, man klatscht wenn der Vorhang gefallen und sagt, daß Philippi ein liebenswürdiger Mann sei und daß man ihm das Dichten zugute halten müsse. Daraus geht eines zur Genüge hervor, und das ist es, was mir den Menschen Philippi psychologisch interessant macht: er bewegt sich offenbar alltäglich in großer Gesellschaft, und ist trotzdem in seinem literarischen Geschmack und, mehr als das, in seiner ganzen Empfindungsweise auf dem Standpunkt des Gouvernantenromans, der illustrierten Jugendschriften, des goldenen Schatzkästleins stehen geblieben. Innerlich gehört er in eine ganz andere Welt, als es die ist, in der er sich äußerlich bewegt.

Das wäre an sich noch nicht befremdend. Hyperkultur und Raffinement haben noch zu allen Zeiten die Sehnsucht nach schlichtester Natürlichkeit wachgerufen. Aus dem kaiserlichen Rom und seinen aufreibenden Freuden heraus hat sich ein Horaz in ländliche Einfachheit und Stille gesehnt und gewünscht, die Pflugschar mit eigenen Händen führen zu müssen; bei einem Tolstoj ist der Wunsch zur Tat geworden; geht man der Romantik auf den Grund, so sieht man, daß es dieselbe Sehnsucht ist, nur verinnerlicht, vertieft, wenn das kindliche Märchen als höchste Dichtungsoffenbarung erscheint. Aber von dem allem ist bei Philippi nicht die Rede. Ihn zeichnet nicht die Sehnsucht aus, sondern der Besitz; er sucht auch nicht das Natürlich-Schlichte, sondern das Konventionell-Naive. In seiner Welt stehen die Tugenden den Lastern gegenüber, reihenweise aufmarschiert, und dem Tugendhaften legt der liebe Gott ein gefülltes Portemonnaie unfehlbar unter den Weihnachtsbaum.

Es war deshalb verzeihlich, nahm man an, daß Felix Philippi ein gewissenloser Macher sei, der den unkultivierten Instinkten der breiten Masse der Theaterbesucher bewußt entgegenkomme. Ich sage mich von diesem Glauben angesichts des „grünen Zweiges" frei. Philippi ist, wie er sich gibt. So reine Züge trägt das Laster nicht! Ihm ist es wirklich bitter ernst darum, wenn sein dramatischer Held, ein alter, ehrlicher Buchhalter, der durch die Krankheit seiner Frau in äußerste Bedrängnis geraten, der Versuchung, ein Fabrikationsgeheimnis an den Konkurrenten zu verkaufen widersteht, weil

Digitized by Google

in dem entscheidenden Augenblick sein Töchterchen hereinkommt und ihn „Väterchen" ruft. Mit diesem Braven schlägt Philippis Herz. Und es ist ihm innerlicher Zwang, dem Mann, der sich in so schwerer Versuchung so glänzend bewährt hat, nun auch aus Not und Bedrängnis zu helfen; was prompt geschieht.

Ich frage mich, wie ist es möglich, daß ein Mann, der in der mondänen Gesellschaft einer modernen Großstadt ein- und ausgeht, innerlich so primitiv empfindet, und ich finde darauf keine Antwort. Aber man darf menschlich seine Freude an solcher gänzlichen Unverderbtheit haben. Es ist etwas Rührendes um diese Harmlosigkeit.

Die Leute haben recht: man muß ihm sein Dichten zugute halten.

Ernst Heilborn.

Der Ritt des Freiwilligen Pöppelmann.

Nachdruck nicht gestattet.

Novellette.

Wenige Tage vor der Schlacht bei Königgrätz marschierte das zweite Sächsische Reiterregiment in südöstlicher Richtung auf Dolan.

Die fünfte Eskadron, die den äußersten Flügel des Regiments und zugleich des gesamten Armeekorps bildete, hatte Befehl, Verbindung mit den Oesterreichern zu halten, eine Aufgabe, die um so schwieriger wurde, je mehr sich diese nach Osten wandten.

Die Preußen aber waren dem Feinde bereits hart auf den Fersen.

Immer größer wurde die Entfernung der sächsischen von den österreichischen Truppen; schließlich erreichte sie das Maß von mehreren Stunden.

Um seiner Aufgabe nach Kräften gerecht zu werden, hatte der Rittmeister der fünften Eskadron am 29. Juni früh den Premierleutnant von Schwanewede mit einer ausgedehnten Patrouillenkette in seine linke Flanke entsendet, bis zum späten Nachmittag jedoch noch keine Meldung von ihm erhalten.

Der Rittmeister entschloß sich daher, einen Reiter nachzuschicken.

Auf Befragen empfahl der Wachtmeister den Freiwilligen Pöppelmann, der sich, obwohl wegen körperlicher Schwäche anfangs zurückgewiesen, von der Universität weg zum Kriegsdienst gedrängt hatte und bei jeder Gelegenheit Zeichen eines heftigen Tatendurstes kundgab.

Pöppelmann wurde herangerufen.

Sein Aufzug mußte jeden Freund männlicher Kraft und Schönheit empören. Höchst unglücklich saß dieser Reitersmann zu Pferde: unsicher, wackelig, verbogen wie ein schadhafter Bleisoldat, gleichsam nur zufällig und vorübergehend auf den Sattel dort hinaufgehängt. Er hatte eine klapperdürre Figur, einen birnenförmigen Kopf, mit kurzen, blonden Ringellöckchen bedeckt, und ein blasses Gesicht, dessen weichliche Züge einen merkwürdigen Gegensatz bildeten zu der klobigen Nase und mehreren Schmissen, sogenannten Durchziehern, die dicht nebeneinander über die ganze Backe bis zum Ohr hinliefen.

Sobald er vor dem Rittmeister parierte, überzog sich sein Bleichgesicht mit mädchenhafter Röte, seine sanften Augen aber begannen unter dem Einfluß einer großen inneren Erregung hin und her zu rollen.

Der Rittmeister unterdrückte ein Lächeln und erteilte den Befehl:

„Reiten Sie links ab, zunächst die Landstraße entlang, immer geradeweg nach Osten! Wo Sie durch ein Dorf kommen oder jemandem begegnen, fragen Sie nach dem Herrn Premierleutnant und seiner Patrouille! Dringen Sie womöglich bis zu den österreichischen Kolonnen durch und suchen Sie, wenn man auch dort von ihm nichts weiß, das Gelände in südlicher Richtung ab! — Wiederholen!"

Der Freiwillige Pöppelmann wiederholte den Befehl, fließend, doch mit belegter Stimme, als wenn ihm ein Knödel im Halse säße.

Jetzt sah sich der Rittmeister seinen Meldereiter genauer an:

„Mensch! Was ist denn los? Sie zittern ja am ganzen Leibe! — Haben Sie Angst? — Zum Teufel, so sagen Sie's lieber gleich! Dann ruf' ich mir einen andern!"

„Zu Befehl — nein, Herr Rittmeister! Das ist bloß so meine körperliche Gewohnheit." Pöppelmann hatte sich mit einem Ruck steif aufgerichtet, so gut es ihm gelingen wollte, starrte seinem Vorgesetzten fest in die Augen und hörte auf zu zittern.

„Eine verdammt schlechte Angewohnheit! Nehmen Sie Ihre Knochen zusammen! Sie wollen doch die Tressen haben? — Uebrigens — wenn Sie sich dem Auftrag nicht gewachsen fühlen — zwingen will ich Sie nicht. Die Sache hat ihre Schwierigkeiten. Der feindliche Vortrab ist nahe genug. Wer da vorbeischlüpfen will, braucht Vorsicht und Courage! Können Sie's leisten? Können Sie? — Wie?"

„Herr Rittmeister, gehorsamst bitte ich darum."

„Gut! Also reiten Sie! Abmarsch! Adieu! Galopp!"

Pöppelmann galoppierte davon. Die ganze Schwadron sandte ihm ein fröhliches Gelächter nach; denn willenlos flog er auf dem Sattel hin und her, ein dürres Blatt im Spiel der Winde.

Fast bereute der Rittmeister seine Wahl; doch suchte er schließlich eine gewisse Rechtfertigung in der höheren Intelligenz dieses studierten Soldaten.

„Was hat der Kerl für komische Manieren?" fragte er den Wachtmeister noch. „Glotzt einen an wie ein verrückter Bulldogg und knirscht dazu mit den Zähnen!"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister! Er ist schon ein Kauz, sozusagen. Aber sehr tüchtig im Dienst, und bei den Mannschaften beliebt als gefälliger Kamerad. Hält was auf sich und gibt sich Mühe wie nur einer. Drängt sich zu allen schweren Sachen! Wenn er so wütig glotzt und vor sich hin brummelt das — das hat nichts weiter zu sagen; das tut er nur so für sich. — Werde es ihm aber noch abgewöhnen, zu Befehl, Herr Rittmeister!"

Pöppelmann nahm seinen vorgeschriebenen Weg. Das Pferd, ein etwas träger Wallach von älterem Jahrgang, auf den Namen Quatember getauft, ging gar bald von selbst aus dem lästigen Galopp in einen Zotteltrab und endlich in den behäbigsten Schritt über, ohne daß sein Reiter davon irgend welche Notiz genommen hätte.

Viel zu angelegentlich war der Studiosus Pöppelmann mit seiner eigenen Verfassung beschäftigt. Er hielt Musterung über sich, erteilte Kritik, sprach sich ermunternd zu:

„Schon recht! Vortreffliche Gelegenheit! Nun wird es sich zeigen!" so brummelte er zufrieden vor sich hin. „Landregen! Sehr gut! — Kalt! Naß! Geht durch bis auf die Knochen! Desto besser! Gerade gesund! Soll nur so bleiben! — Stimmung frisch! Spüre nichts! Alles noch wie sich's gehört!"

Sieben Uhr war vorüber; schon brach unter dem trüben Himmel der Abend herein.

Die Wiesen zu beiden Seiten der Straße nahmen die vage Form grauer, uferloser Seen an, die jeden Augenblick zusammenzufließen und Roß und Reiter zu verschlingen drohten.

Die Landstraße bog nun scharf nach rechts. Pöppelmann zauderte, ward sich jedoch seiner Pflicht bewußt und zwang das Pferd, sehr gegen dessen Willen, geradeaus zu traben, mitten

Digitized by Google

hinein in das düstere Wiesenland, in die unbestimmte Dämmerung, nach Osten zu.

Die Umrisse eines breiten Grabens tauchten auf. Quatember passierte ihn vorsichtig kletternd. Stracks wandte Pöppelmann zurück und ließ ihn das Hindernis in kühnem Sprunge nehmen. Aergerlich kaute Quatember die Trense, Pöppelmann aber, obwohl er die Bügel und fast auch das Gleichgewicht verloren hatte, triumphierte.

Sie gerieten auf einen schmalen Feldweg, der ganz durchweicht war, ein Sumpf von Lehm, darin Quatembers Hufe tief bis an die Fesseln einsanken.

Keine Spur menschlicher Behausung war zu entdecken, kein Laut zu vernehmen als das eintönige Niederrauschen des Regens, sein Geplätscher in den Pfützen, sein Rieseln, sein Flüstern in Gras und Gestein.

Quatember benahm sich folgsam und verständig bis zu dem Moment, da ein geheimnisvolles Etwas quer über den Weg raschelte. Es konnte den Umständen nach nichts anderes gewesen sein als eine harmlose Feldmaus; aber der Schreck, der ihm davon in die Glieder fuhr, genügte, ihn von nun ab stark nervös zu stimmen. Seine Ohren begannen zu spielen; bald spitzte er sie aufmerksam, bald legte er sie angstvoll zurück. Weiße Marksteine waren in kurzen Abständen längs der Wiesen aufgestellt. Vor jedem derselben scheute Quatember, sprang regelmäßig ganz verstört mit einem wilden Satz beiseite, fauchte durch die Nüstern und war nur mit Mühe in weitem Bogen daran vorbeizubringen. Vor jedem Markstein immer von neuem dasselbe Spiel.

Studiosus Pöppelmann trat in gereizte Erwägungen ein über die Charaktereigenschaften der Gattung Pferd: „Wieso nennt man das Pferd ein kluges und mutiges Tier? Was kann alberner und feiger sein als dieser regelmäßige, unüberwindliche Anfall von Schrecken vor einem kleinen leblosen Block, dieser Schrecken, der jedesmal sich als unbegründet herausstellt und doch jedesmal wieder das ganze Tier beherrscht!"

Und nun — das fehlte gerade noch! — blieb der Gaul mitten im Wege steifstehen, eigensinnig, widerspenstig gegen jeden Versuch, ihn vorwärts oder zurück zu bringen.

So blieb Pöppelmann denn nichts weiter übrig, als von seinem Quatember herabzuklettern und ihn unter Koseworten, die keineswegs von Herzen kamen, am Zügel sachte zu führen.

Es war doch ein eigen Ding um so eine Pferdepsyche. Man hätte meinen sollen, daß sogar ihren Marotten suggestive Kräfte innewohnten; denn Pöppelmann, der eben noch so befriedigt seine Seelenruhe konstatieren durfte, konnte nun nicht umhin, wie angesteckt von seines Gaules Nervosität, gleichfalls auf das unheimliche Schweigen rings zu horchen, Marksteine für seltsames Getier zu halten und über die öden Wiesen nur zögernd sich vorwärts zu tasten.

Er war es jetzt, der plötzlich grundlos stehen blieb, wenn auch nur, um sich selbst mit kränkendem Argwohn zu untersuchen. Die Finger seiner rechten Hand befühlten den linken Puls; dann griff er unter den Waffenrock, um auch das Herz zu prüfen und mußte sich eingestehen, daß es ungewöhnlich stark und beschleunigt an die Rippen poche.

Wie zuvor, dem Rittmeister gegenüber, so begannen auch jetzt wieder seine gutmütigen Augen zu rollen und in die Dunkelheit hinaus zornig zu glotzen. Höchst unzufrieden knurrte und räsonnierte er wieder zu sich selbst:

„Also nun doch! Sind wir so weit? Der alte Jammer! das niederträchtige Fleisch! Krümmt sich — sträubt sich — rebelliert! — Oh, verdammt! — Aber wart', ich komm' dir! — Diesmal gelingt dir's nicht! Diesmal krieg' ich dich unter! Und wenn ihr jämmerlichen Knochen auch klappert wie Totengebein, mein Schädel soll euch Mores lehren. Diesmal gilt es! Sollt mir schon Ordre parieren!" —

Entschlossen knöpfte Pöppelmann den Waffenrock zu, schwang sich mit Kühnheit auf sein Roß und trabte an.

Bei aller Jugend war Pöppelmann schon ein gelehrter Herr. Er hatte mit Scharfsinn und Ausdauer die Weltweisheit studiert, alle Begriffe des Lebens waren ihm klar; auch bezüglich seiner eigenen, unvollkommenen Natur gab er sich keiner Täuschung hin.

Weitverzweigte Kenntnisse besaß er in den moralischen Dingen. Insbesondere hatte ihn da aus gewissen Gründen das Wesen der Tapferkeit beschäftigt; ja das Problem dieser unbestimmten Eigenschaft verfolgte und peinigte ihn in jeder Lage, war auch jetzt ihm gegenwärtig.

Eine Stelle aus Plato fiel ihm ein, wo der Feldherr Laches über das bloße Verständnis einer Tugend aburteilt und schließt: „Sofern einer nicht in hervorragender Weise sich vor andern in der Tapferkeit auszeichnet, kann er unmöglich vermeiden, lächerlich zu werden, wenn er sich dafür ausgibt, diese Wissenschaft zu besitzen."

Unerträglich, daß irgend ein antiker Feldherr oder auch ein mangelhaft gebildeter Rittmeister aus der Gegenwart einem dergleichen vorhalten durfte, und gar noch mit zureichendem Grunde!

Es war nämlich dem Studiosus Pöppelmann vor etwa einem Jahre etwas passiert, davon sein ganzes Lebensfundament ins Wanken geriet, was ihm heute noch bitter zu schaffen machte. Eine Probe aufs Exempel hatte nicht gestimmt. Ein Stück Praxis hatte seinem hochgespannten Ideale nicht genügt.

Seit seiner Kindheit hatte Pöppelmann kein anderes Ziel, als vollkommen zu sein in allen Tugenden. Die meisten derselben, als da sind Gerechtigkeit, Sanftmut, Sittenstrenge und andere derart hatte er sich auf Grund seiner Natur bald angewöhnt. Sein Schmerzenskind dagegen war von jeher die Tapferkeit gewesen. Trotz aller Willensanstrengungen konnte er nicht umhin, jeden starken Menschen zu fürchten und, wenn er auch nur von ferne bedroht wurde, schleunigst die Flucht zu ergreifen.

Er hatte nicht nachgelassen, in Tapferkeit sich zu üben, für Fälle der Gefahr sich gewissermaßen zu trainieren; doch immer erfolglos. So oft die Krisis eines Streites oder die Notwendigkeit eines entschlossenen Angriffs nahe bevorstand, versagte er und machte kehrt.

Da hatte er sich denn endlich folgende Zwangsaufgabe gestellt: Mit dem robustesten seiner Freunde verabredete er eine Bestimmungsmensur. Sehr bereitwillig, schmunzelnd ging der also Geforderte darauf ein. Man belegte Waffen bei zwei Landsmannschaften und trat, vorschriftsmäßig bandagiert, mit exakt geschliffenen Schlägern einander gegenüber.

Schon dieser Augenblick der Kampfbereitschaft wandelte den armen Pöppelmann in ein Bild tiefsten Jammers. Die von vertrocknetem Blut gesteiften Bandagen, in die man ihn gezwängt, die ihn umgebenden fremden Couleurstudenten mit ihren kriegerisch zerfetzten Gesichtern, der schreckliche Geruch von Bier, Blut und Karbol, der die niedrige Schenkstube erfüllte, das alles rüttelte dermaßen an Pöppelmanns dünnen Gliedern, daß er wankend, schlotternd dastand, wie ein Todeskandidat auf dem Richtplatz.

Als nun vollends das mörderische Kommando: „Fertig! Los!" erklang und sein Gegner, durchaus nicht rücksichtsvoll, die blanke Klinge ihm um die Ohren sausen ließ, war es mit dem Rest seiner Fassung vorbei. Blind vor Schrecken, nur mechanisch, schlug er selbst mit seiner Waffe um sich, wich vor jedem Hieb entsetzt zurück, bog und wand und duckte sich, quittierte jeden Treffer mit einem qualvollen Stöhnen, schäumte zwar vor Wut, aber nur über sich selbst, daß er das Gegenteil tat von dem, wozu er doch so fest entschlossen war, rollte die Augen, knirschte mit den Zähnen über seine Schwäche und haltlose Feigheit, über seine ganze namenlose Schande.

Bereits nach dem dritten Gange war er kampfunfähig, abgeführt infolge einer Tiefquart, die ihm die Backe spaltete und zwei Zähne einschlug.

Digitized by Google

All die kriegerischen Gestalten um ihn her wälzten sich vor Lachen, und der Senior seiner Landsmannschaft bedeutete ihn, daß er auch ohnedies gezwungen worden wäre, abzutreten, da er kannibalisch schlecht gestanden und gefochten hätte wie die alten Parther, die bekanntlich fliehend kämpften.

Diese Erinnerung war es, die Pöppelmann auch jetzt als Soldat wieder in seinem Gemüte hin und her bewegte. Sie bereitete ihm arge Pein und stachelte ihn auf zu wilden Entschließungen.

Zunächst stand bei ihm fest, daß er keinesfalls unverrichteter Sache zu seiner Schwadron heimkehren dürfe.

Zwar ließ ihn der Verbleib des Herrn Premierleutnant ebenso gleichgültig wie der ganze Feldzug — nicht aus sächsischem Patriotismus, sondern zu seiner höchst persönlichen Erziehung war er Soldat geworden — aber jeden Vorwand für einen ängstlichen Rückzug wollte er sich von vornherein zerstören.

Um dem Befehl seines Rittmeisters ernstlich nachzukommen, hätte er sogleich viel schärfer reiten, Gelände und Himmelsrichtung aufmerksam beobachten und seine zerstreuten Gedanken sammeln müssen. Da jedoch ganz andere Dinge ihm am Herzen lagen, so war unausbleiblich, daß er bald überhaupt nicht mehr wußte, woher er gekommen und ob er nicht vielleicht mit Quatember einen Zirkel beschrieb.

Stunde auf Stunde verrann ihm nutzlos. Es war völlig Nacht geworden, undurchdringliche Finsternis umgab ihn; kein Dorf, keine Menschenseele konnte er ausfindig machen, geschweige denn die Oesterreicher oder gar den Herrn Premierleutnant.

Sein Pferd stapfte jetzt todmüde, resigniert im Schlamme vorwärts. Nur dem Zufall hatte er es zu danken, wenn es nicht unvermutet mit ihm in einer Lehmgrube oder einem Sumpf verschwand. Er strich ein Zündholz an, um sich notdürftig zu orientieren und nach der Uhr zu sehen; aber die Flamme ward vom strömenden Regen augenblicklich gelöscht.

Unter solchen Umständen wäre wohl auch einem Beherzteren bange geworden. Wie demnach Pöppelmann zu Mute war, läßt sich nur mit Grausen denken.

Aufrecht hielt ihn nichts als der Trotz seines sittlichen Ideals, mit dem er seine armen, angstgefolterten Lebensinstinkte beständig aufpeitschte oder auch verhöhnte. Ob ihm gleich schon gehörig gruselte, so zog er doch, nun erst recht, auf Abenteuer weiter in die Nacht hinaus, um gleich jenem Märchenhelden das Gruseln immer besser zu lernen, um es endlich mit Gewalt zu überwinden.

Er bedachte und hielt sich ausdrücklich vor, daß seine Lage keineswegs gefahrlos sei, daß es ihm an Kopf und Kragen gehen könne. Dann wieder schweiften seine Gedanken ab zu den glücklicheren Naturen, die mühelos mutig sind, weil sie des Scharfsinns oder des Feingefühls, einer klaren Erkenntnis oder einer lebendigen Phantasie ermangeln, sodaß sich in ihrem Kopfe das Bild einer drohenden Gefahr nur unvollkommen spiegelt und sie gedankenlos heiter zum Streit ausziehen wie Krieger eines barbarischen Stammes, auch alle Schmerzen schwächer spüren, weil ihr Gehirn nur schwacher Vorstellungen fähig ist.

Der Ast eines vereinzelten Obstbaumes streifte seine Schulter. Da fiel ihm ein, daß es vielleicht gut wäre, Quatember daran festzubinden; denn es jammerte ihn seines braven Tieres, das unter diesem Konflikt der Pflichten ganz schuldlos mit zu leiden hatte. Pöppelmann folgte also seiner edlen Regung, forderte Quatember, indem er ihm die Gurte lockerte, zur Nachtruhe auf, bot ihm auch eigenhändig Gras und nasse Blätter als Futter dar. Für sich selbst fand er in der Nähe einen Stein, darauf er hungrig und fröstelnd, in fatale Betrachtungen tief versunken, den Anbruch des Tages erwartete.

Zum Glück hellte sich gegen Morgen der Himmel etwas auf. An den gelblichen Streifen einer Wolke erkannte Pöppelmann den Stand der Sonne, und alsbald kletterte er wieder in den Sattel.

Was in seiner gegenwärtigen Lage militärisch von ihm gefordert wurde, war ihm völlig unbekannt. Dagegen wußte er genau und hielt es für das einzig wesentliche, daß er seine Furcht zu überwinden habe, und zwar mit allen moralisch zulässigen Mitteln.

Seiner Pflicht als Meldereiter glaubte er zu genügen, wenn er jetzt nach Osten, auf die österreichischen Kolonnen zu ritt; sich selber dagegen war er schuldig, die Mündungen der feindlichen Gewehre zu suchen. Er wählte den Mittelweg und schlug die nordöstliche Richtung ein.

Mit zunehmender Tageshelle sah er vor sich ein Gehölz. Auf schmalem Wege drang er hindurch und geriet nun an den Fuß eines Hügels, der ihm die Aussicht versperrte. Es war einer jener vulkanischen Kegelberge, wie sie in der Gegend von Gitschin häufig vorkommen.

In demselben Augenblick, da er, oben angekommen, Umschau hielt, erschien von der anderen Seite eine drei Mann starke Patrouille.

„Wie? — Schon die Oesterreicher?“ fragte sich Pöppelmann überrascht, und ein Gefühl großer körperlicher Erleichterung ließ ihn endlich freier atmen.

Als er jedoch die Unifarmen der fremden Reiter näher sich betrachtete —: Pelzmützen, rote Attilas, Dolmans über die Schultern gehängt — ward er mit Entsetzen inne, daß er Preußen vor sich hatte, preußische Ziethenhusaren, eine Patrouille des Feindes.

Sekundenlang blieb er regungslos, an allen Gliedern wie gelähmt. Dann riß er sein Pferd herum und jagte zurück, den Hügel wieder hinab, ganz besessen von dem einen Instinkte, sich zu retten.

Kaum aber fühlte er sich einigermaßen sicher, vielleicht noch nicht einmal entdeckt, als die Vernunft in ihm die Oberhand gewann und mit der Vernunft die Kraft seines trainierten Willens.

Zwar geriet sein Körper in einen jämmerlichen Zustand: der Angstschweiß brach ihm aus allen Poren, die Pulse klopften zum Zerspringen, Uebelkeit würgte ihn, kaum hielt er sich im Sattel aufrecht; doch sein Schädel wurde all dessen Herr und wußte die Herrschaft grimmig zu behaupten.

Immer klarer und heller, fast sonnig wurde es in diesem überladenen Studentenschädel. Er sagte sich, daß eine große, wichtige Stunde, vielleicht die größte seines Lebens herangekommen sei, daß sie ihn reif und würdig finden solle, als einen Mann von innerlich vollendeter Kultur. Das physische Leben aber irgend eines Studiosus Pöppelmann sei keinen Pfifferling wert. Im schlimmsten Falle ginge der Welt ein mittelmäßiger Philosoph verloren. — Navigare necesse est, vivere non necesse! Nichts gilt der Leib, alles gilt unseres Geistes Vollkommenheit, wie sie sich äußert in Taten!

Pöppelmann setzte seinen Quatember in Galopp und riß aus der Halfter die Pistole.

Noch ehe er auf das Feld vor dem Hügel gelangt war, stürmte der führende Offizier der Patrouille auf ihn ein. Pöppelmann schoß nach ihm, sah nach, wie die Pelzmütze vom Kopf flog und galoppierte vorüber.

Vor Aufregung verdunkelte sich ihm der Blick. Wie hinter einem Nebelschleier sah er die drei Husaren kommen. Da er die Pistole im Schreck des Feuerns hatte fallen lassen, so zog er jetzt den Säbel und schlug damit auf den Vordersten los.

Ein Hieb auf die Hand des Gegners, der ihn gleichfalls mit dem Säbel bedrohte, und er gewahrte, wie dieser, noch umklammert von drei abgehauenen Fingern, zu Boden sank.

Hierdurch ermutigt griff er sogleich den Zweiten an, versetzte ihm, jetzt schon mit größerer Gewandtheit, mehrere Hiebe über Kopf und Arme, sodaß auch dieser Gegner den Kampf aufgeben mußte.

Während er sich nun mit dem dritten Husaren herumschlug, traf der Offizier ein, dem er nur die Mütze vom Kopf geschossen; das Handgemenge wurde fortgesetzt.

Digitized by Google

Wie ein Wahnsinniger haute und stach Pöppelmann um sich; er sah nicht wohin und vergaß, warum. Alle Besonnenheit, alles menschliche Gefühl hatte ihn verlassen. Unter dem Bann einer furchtbaren inneren Notwendigkeit wütete er mechanisch weiter, keuchend, stöhnend, Schaum vor den Lippen — ein wildes, verzweifeltes Tier.

Ein paarmal schrie der Offizier ihn an:

„Sachse, ergib Dich! — So ergib Dich doch! Du hast genug getan! — Potz Donnerwetter, er ist toll! Er hat den Verstand verloren!"

Pöppelmann hörte ihn nicht. Bald schwanden seine letzten körperlichen Kräfte. Ein Hieb über die Zügelfaust warf ihn aus dem Sattel; er kam auf die Beine zu stehen, hielt mit der verwundeten Hand sein Pferd fest und versuchte mit der rechten sich weiter zu verteidigen.

Ein tiefer Hieb quer über den Kopf raubte ihm endlich die Besinnung. Blutüberströmt, ohnmächtig sank er ins Gras.

Die Husaren hoben ihn auf und schleppten ihn mit sich fort, ins preußische Lazarett. — — — — — — — — — —

Pöppelmann erwachte wieder zum Leben.

Allenthalben feierte man ihn als einen großen Helden.

Die feindlichen Kameraden drängten sich, ihm die Hand zu schütteln; Offiziere plauderten mit ihm, voller Güte und Bewunderung. Ein berühmter preußischer General schenkte ihm sogar zwei Taler und sagte: „Wenn ich lauter solche Soldaten hätte, würde ich die Hölle erobern!"

Von seinem König erhielt Pöppelmann die goldene Sankt Heinrichs-Medaille für persönliche Tapferkeit.

Mit unsterblichen Lettern steht der Name Pöppelmann in der Geschichte seines ruhmreichen Regiments verzeichnet.

Er selbst aber war mit sich noch immer nicht zufrieden. Wohl empfand er Genugtuung darüber, daß es ihm endlich gelungen war, dem schwachen Fleische gegenüber seinen Willen durchzusetzen; aber er allein wußte auch, wie jammervoll ihm eigentlich dabei zu Mute gewesen war.

Die schwerste Aufgabe stand ihm noch bevor: stolzen und freien Herzens Kämpfe zu bestehen, alle Kämpfe des Lebens zu feiern wie ein heiteres Fest.

München. Kurt Martens.

Zeitschriften.

Ein französisches Friedensvotum.

(La Vie Nouvelle.)

Der letzte der vier Adventsonntage hat in der reformierten Kirche Frankreichs einen hoffnungsvollen Namen erhalten. Er heißt: Dimanche de la paix und wird von den Predigern zur Förderung christlicher Friedensgedanken verwendet. In welcher Weise dies, wo nicht auf allen, so doch auf manchen Kanzeln geschieht, zeigt uns folgendes, in dem bekannten protestantischen Wochenblatt „La vie nouvelle" am 19. Dezember veröffentlichter Artikel von Jean d'Arvey, den wir hier auszugsweise geben:

Der Krieg hat einen ersten Todesstoß erhalten an dem Tage, da er eine wissenschaftliche Arbeit geworden ist, da Mechanik und Chemie ihm seine Hekatomben zuführten. Auch mußten die Menschen, um klüger zu werden, erst die Eitelkeit gewisser Träume erkennen. Und ein solcher Traum ist der sogenannte Kriegsruhm. Uns Franzosen hat er leider nichts Anderes in den Händen zurückgelassen, als ein bißchen Asche. Gegen ganz Europa haben wir Krieg geführt, da wir überzeugt waren, die Verbrüderung der Völker müsse mit Kanonen geschaffen werden. Erreicht haben wir damit nur, daß sich gegen uns überall gerechter Haß erhob, und daß in weniger als einem Jahrhundert unser Land dreimal von feindlichen Heeren überflutet wurde. Dies die Bilanz unserer kriegerischen Tugenden und Leistungen! Allzu leicht ist es wahrlich, den im Sturm zusammengestürzten Regierungen die Verantwortlichkeit hierfür aufzubürden, eine Verantwortlichkeit, die auch wir, als Mitschuldige der Angeklagten, zu tragen haben. Erst als wir besiegt waren, wurde sie uns zu schwer. So lange aber Victoria unsern Fahnen folgte, herrschte zwischen der französischen Nation und ihren Führern, vollkommenes Einverständnis. Man erinnere sich nur, wie im Jahre 1870 die Männer behandelt wurden, die damals versuchten, dem tollsten unserer Abenteuer sich zu widersetzen! Nun, im Spiel der eisernen Würfel, bei dem man wie in jedem andern Spiel, mit dem unfaßbaren Zufall zu rechnen hat, haben wir bittere Enttäuschungen erlebt. Andern Völkern unser Joch aufzubürden, wäre uns ganz natürlich erschienen; selbst aber gebeugt zu werden, ist uns unerträglich gewesen. Das sogenannte Recht des Stärkeren ist uns erst verhaßt geworden, als es gegen uns sich geltend machte. Alsdann haben wir nicht ein „Mea culpa" gesprochen, sondern mit der Vorspiegelung einer künftigen, sehr problematischen Revanche uns hypnotisieren lassen und so allen andern Wahngebilden ein neues hinzugefügt. Es soll aber nicht heißen, daß ganz Frankreich diesem Wahn huldigt. Uns, als Nachfolgern Christi, liegt es ob, den Krieg zu brandmarken, selbst den Krieg, dessen Zweck wäre, die Nationalehre zu rächen. Denn jede Rache ist vom Uebel. Damit soll nicht gesagt sein, daß wir den Rechtsverletzungen, durch die man über eine Bevölkerung so verfügt, als wäre sie eine Herde, mit einfacher Resignation gegenüberstehen. Nein! aber die moralisch notwendige Wiederherstellung des verkannten Rechts erwarten wir nicht von den Launen der ewig blinden Siegesgöttin, sondern von dem immer weiter und kräftiger sich verbreitenden Gerechtigkeitssinn. Ihm gehört die Zukunft. Denn sie gehört Gott, zu dessen Füßen einst alle eitlen Pläne politischer Klugheit scheitern werden.

Inkonsequent ist es, Frieden und immer wieder Frieden zu verkündigen, während man seine Kraft in Kriegsrüstungen erschöpft. Also wollen wir konsequent sein und im Namen des Evangeliums alles verdammen, was Menschen gegen Menschen bewaffnet. Dies zu tun, ist um so mehr unsere Pflicht, als heutzutage alle Nationen, während sie, rein und allein um materieller Vorteile willen, ihre Kriegsrüstungen stets vermehren, nicht das geringste Opfer beingen wollen, um den abscheulichsten an schwachen, ihrem Schutze unvertrauten Völkerschaften verübten Greueltaten, durch Vereinigung ihrer Kräfte, Einhalt zu tun. Oder ist es nicht die Schmach unseres Jahrhunderts, daß unter den Augen der in voller Rüstung zuschauenden Christenheit, des Tamerlans würdige Metzeleien ungestraft verübt werden?

Uebersetzt von D. M. S.

Druckfehlerberichtigung.

In dem Inhaltsverzeichnis der vorigen Nummer ist Hermann Baumgarten als Verfasser der besprochenen spanischen Kulturgeschichte bezeichnet. Wie aus der Besprechung selbst hervorging, ist der Verfasser dieser Kulturgeschichte Rafael Altamira.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Fr. Weinhausen, SW. Dessauerstraße 1. part. (Politik und Volkswirtschaft.)

Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83 (Kunst und Literatur.)

Dr. Th. Baeth, W. Tiergartenstraße 32.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 17. Berlin, den 23. Januar 1904. 21. Jahrgang.

Die Aktion

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Wir leben gegenwärtig in der parlamentarischen Hochsaison. In Berlin tagten letzte Woche neben dem Reichstag gleichzeitig die beiden Häuser des Landtages. Die Eröffnungsakte waren von den Lebensäußerungen dieser beiden sogenannten Volksvertretungen bis jetzt das bemerkenswerteste. Die Thronrede, welche der König verlas, interessierte weit mehr durch das, was sie nicht enthielt, als durch die geschäftsmäßig nüchternen Ankündigungen, die sie brachte. Kein Wort von der Aussicht auf eine Wahlreform des Dreiklassenwahlunrechts! Keine Andeutung einer Hoffnung auf Einbringung eines Schulgesetzes, das die Schullasten in Preußen gerechter als heute verteilt! Fluchtähnliches Zurückweichen der Regierung vor dem Kanaltrotz der Junker! Wenn es inbezug auf die Politik des preußischen Landtages noch irgend welche Illusionisten in Preußen-Deutschland geben sollte, so müßten sie von dieser Introduktion der neuen Legislaturperiode geradezu in Bestürzung versetzt worden sein.

Das Herrenhaus bezog am Tage seiner Eröffnung seinen neuen Palast in der Leipzigerstraße. Ein Bau, wie für Jahrhunderte gefügt! Und der Vizepräsident von Manteuffel stellte in seiner Eröffnungsrede fest, daß in diesem neuen modernen Prunkbau der alte Geist weiter herrschen solle! Graf Bülow hielt zur Einweihung des Hauses eine Rede, die zwar ganz stilgerecht in die eleganten Räume sich einfügte, aber doch an etlichen Stellen wie Persiflage klang. Wer könnte es auch ernst nehmen, wenn der preußische Ministerpräsident dem Herrenhaus den Geist der „Arbeitsfreudigkeit" wünschte! Eher schon könnte man mit einstimmen, daß er das Herrenparlament als „Ballast" des Schiffes bezeichnete. Selbst der Schlußsatz seiner gefeilten Rede muß baß verwundern: „der König in Preußen voran, Preußen in Deutschland voran, Deutschland in der Welt voran." Anfang und Ende dieses bon mots kann man sich gern gefallen lassen; aber Preußen in Deutschland voran? Klingt das nicht in dem Augenblick, da die Regierung offenkundig in der Kanalangelegenheit vor dem preußischen Landtag Kotau gemacht hat, wie eitel Selbstverspottung?

Im preußischen Abgeordnetenhaus hat es in der ersten Sitzung ebenfalls nicht an der nötigen Heiterkeit gefehlt. Die unentwegtesten unter den konservativen Ueberagrariern hatten wochenlang vorher in allen Tonarten verkünden lassen, daß man bei der Präsidentenwahl schreckliche Rache an dem linken Flügel der Nationalliberalen und ihrem Führer, dem Abgeordneten Dr. Krause, nehmen walle. In Wirklichkeit lief die ganze Sache darauf hinaus, daß einige agrarische Heißsporne unmittelbar vor der glatt vollzogenen Wiederwahl Dr. Krauses schleunigst den Sitzungssaal verließen. So entzogen sie sich wenigstens vor ihren Wählern der schweren Verantwortung für den staatsgefährlichen Wahlakt.

Unter den zahlreichen Interpellationen, die den Reichstag im neuen Jahr beschäftigt haben, steht an Wichtigkeit die der konservativen Agrarier über die Kündigung der Handelsverträge oben an. Graf Kanitz als Wortführer von „uns Bauern" spielte dabei die Rolle des nimmersatten notleidenden Agrariers vortrefflich. Ebenso gut verstand es aber auch Graf Posadowsky, sich als die gekränkte Unschuld aufzuspielen, die, nach soviel Liebesmühen um die Agrarier, eine bessere Behandlung verdient hätte, als sie ihr hier zuteil würde. Aus den abgewogenen dunklen Worten des Staatssekretärs ließ sich nur soviel mit Sicherheit entnehmen, daß es um die Aussichten neuer Handelsverträge verzweifelt schlecht bestellt sein muß. Natürlich war es den Rednern der Linken ein Leichtes, Kapital aus der Interpellation und der zweideutigen Antwort der Regierung zu schlagen. Die agrarische Mehrheit und die agrarische Regierung mögen sehen, wie sie sich aus ihrer Zollpein herauswinden.

Von weittragenden Folgen war auch die inzwischen in dreimaliger Lesung bewilligte Nachtragsforderung der Regierung für Deutsch-Südwest-Afrika. Der Aufstand der Hereros hat dort Formen angenommen, die keinen Zweifel am Ernst der Gesamtlage mehr zulassen. Es gilt jetzt so schnell und so ausreichend wie möglich das Leben und Eigentum der deutschen Einwanderer Südwest-Afrikas zu schützen. Möge die einmütige Aktion der Vertretung des deutschen Volkes die erhofften Folgen haben.

Der frühere preußische Eisenbahnminister v. Maybach ist im 82. Lebensjahre gestorben. Unter ihm vollzog sich die Verstaatlichung der preußischen Privatbahnen. Man hat sich daran gewöhnt, diese große Transaktion als einen unbedingten Erfolg anzusehen. Daß es für den preußischen Staat ein glänzendes Geschäft gewesen ist, darüber läßt sich nicht streiten. Vom Standpunkt der Verkehrsreformer aus kann der Segen freilich etwas zweifelhafter erscheinen. Immerhin wird der Mann, der diese große Verstaatlichung durchgeführt hat, in der Geschichte Preußens seinen Platz behalten.

In der bayerischen Kammer der Reichsräte hat der Graf Moy den Antrag gestellt, bei der Revision des Landtagswahlgesetzes das Wahlrecht der Geistlichen aller Konfessionen auszuschließen oder zu beschränken. Damit hat er weit über Bayerns Grenzen hinaus die öffentliche Aufmerksamkeit erregt. Graf Moy ist kein beliebiges Mitglied des bayerischen „Herrenhauses"; er hat engste Beziehungen zur höchsten Aristokratie des Landes und zum Hof; war er es doch, der vor 1½ Jahren

Digitized by Google

dem Regenten die für Kunstzwecke verweigerten 100 000 Mark aus eigener Tasche zur Verfügung stellte. Wenn dieser Mann jetzt so schroff gegen die Geistlichkeit vorgeht, so läßt sich die Vermutung nicht ohne weiteres von der Hand weisen, daß er sich vorher mit einflußreichen Freunden über seinen Antrag ausgesprochen hat. Natürlich wird er mit ihnen über die Aussichtslosigkeit desselben einig gewesen sein. Wenn er trotzdem den Antrag brachte, so beabsichtigte er wohl die denkbar schärfste Kritik an der politischen Propaganda der katholischen Geistlichkeit zu üben, die viel an der Leidenschaftlichkeit und Gehässigkeit im politischen Leben Schuld trägt. Dennoch ist das vorgeschlagene Mittel verwerflich, weil es an dem Grundpfeiler des modernen Staatsrechts, an der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz rüttelt. Man möge die Freiheit der Wahlen gegen jede unzulässige Beeinflussung wirksamer als seither schützen, aber man darf nicht an ein Ausnahmegesetz gegen irgend eine Klasse oder irgend einen Beruf denken. Bemerkenswert bleibt auf alle Fälle, daß selbst in den kirchlichen und aristokratischen Kreisen der bayerischen Konservativen sich jener Haß gegen die geistlichen Demagogen festgesetzt hat, der in den anderen Bevölkerungsschichten schon längst verbreitet war und das religiöse Empfinden ebenso wie die politische Unabhängigkeit des Staatsbürgers unerträglich beeinträchtigt.

Es hat sich in der Berliner Stadtverordnetenversammlung ein Vorgang abgespielt, der bezeichnend ist für die Empfindungen, mit denen die verschiedenen freisinnigen Gruppen einander gegenüberstehen. Der Vorstand der neuen Fraktion der Linken war, wie üblich, am Jahresbeginn zu wählen. Gegen die Wiederwahl des Schriftführers sprach nichts; trotzdem war bekannt, daß seine Wiederwahl beanstandet werden sollte, weil das Blatt, die „Berliner Zeitung", deren Besitzer er ist, zwar ihre freisinnige Richtung mit aller Treue verfolgt, aber freilich auch an der Haltung der freisinnigen Volkspartei im gegebenen Falle Kritik zu üben sich unterfängt. Ein freisinniger Mann, der das zuläßt, ist augenscheinlich nicht wert, das verantwortungsvolle Amt des Schriftführers einer Fraktion der Berliner Stadtverordnetenversammlung zu führen. Dementsprechend handelte man. Aber offen diesen weitherzigen Standpunkt zu vertreten, trug man freilich Bedenken, und in der Mitteilung an die Presse, die den volksparteilichen Strafvollzug meldete, wurde sogar behauptet, der bisherige Schriftführer habe seine Kandidatur zurückgezogen. Das ist richtig: aber in dem Augenblick freilich, da die Motive der Opposition gegen seine Wiederwahl offensichtlich waren, stellte er sie wieder auf und unterlag bei der Wahl. Man könnte also mit gleich gutem Gewissen behaupten, daß jemand, der an ein Billettschalter tritt und um ein Billett nach Paris bittet, sich aber alsdann verbessert und ein Billett nach Petersburg tatsächlich bestellt und dementsprechend erhält, dann doch nach Paris abgereist sei. Einige Stadtverordnete, und zwar auch solche, die sich der freisinnigen Volkspartei zurechnen und die der Ansicht sind, daß ein offenes Wort der Kritik selbst gegen diese Partei noch nicht geeignet sei die Berliner Stadtverordneten zu disqualifizieren, traten mit dem Verfehmten aus. Kein welterschütternder Vorgang, aber ein Symptom dafür, wie verständnisvoll die Vorbereitungen gefördert werden, um durch Zusammenschluß zu einer aktionsfähigen freisinnigen Linken zu gelangen.

In England wird die Agitation für und gegen die Chamberlainschen Zollpläne mit unverminderter Heftigkeit fortgesetzt. Zu den bemerkenswerten Erfolgen der liberalen Gegner Chamberlains gehört der eben errungene Wahlsieg in Norwich. Für den verstorbenen konservativen Abgeordneten wurde ein Liberaler mit 8576 Stimmen gegen 6756 konservative gewählt; dabei hatte der Arbeiterkandidat Roberts außerdem noch 2444 Stimmen auf sich gezogen. Kein Wunder, daß in den politischen Kreisen Englands diese Ersatzwahl als ein Anzeichen der allgemeinen Volksstimmung angesehen wird, das seine Vorbedeutung für die kommenden allgemeinen Wahlen haben werde. Wir wissen indessen aus unseren letztjährigen Erfahrungen in Deutschland sehr wohl, daß solche Einzelerfolge noch nicht unbedingt symptomatische Bedeutung zu haben brauchen.

Das Frage- und Antwortspiel zwischen Rußland und Japan geht weiter. Nachrichten, die mit Sicherheit auf den offenen Ausbruch der Feindseligkeiten hindeuteten, liegen aus der letzten Woche ebenso wenig vor, wie solche, die den Frieden verbürgen.

* * *

Gebaut wird er doch nicht.

Als Bismarck die berühmte Emser Depesche appretierte, meinte Moltke, vorher war es eine Chamade, jetzt ist es eine Fanfare geworden. Graf Bülow hat von dem Fürsten Bismarck gelernt und in der Mittellandkanalfrage ebenfalls eine Verwandlung eintreten lassen. Allerdings in umgekehrter Weise: einst war es eine Fanfare — und was für eine! jetzt ist es eine Chamade — und was für eine! Wie hat man seinerzeit das große nationale Werk der Verbindung des Westens mit dem Osten der Monarchie durch einen leistungsfähigen Schiffahrtsweg als ein nationales Kulturwerk ersten Ranges gepriesen! Wie hat sich die Regierung heilig und teuer verschworen, daß sie diese nationale Aufgabe allen Hindernissen zum Trotz durchsetzen werde! Wie nachdrücklich hat selbst der Träger der Krone sich mit seiner ganzen Autorität für den Mittellandkanal eingesetzt! Wie mitleidig blickte man auf die Skeptiker, die da glauben konnten, solchen Worten würden nicht schließlich auch entsprechende Taten folgen!

Und heute? Die Regierung hat in aller Form vor dem Junkertum kapituliert. Aus dem Kanalnetz hat man die wichtigsten Maschen fallen lassen. Die Verbindung zwischen dem Westen und dem Osten der Monarchie ist preisgegeben. Das leistungsfähige Konsumgebiet der Reichshauptstadt bleibt geflissentlich von dem industriellen Westen getrennt. Es fehlt eigentlich nur, daß man den Ostelbiern zuliebe jetzt auch noch die Eisenbahnen zwischen der Weser und der Elbe abbräche. Aber wer weiß, was noch werden wird. Vielleicht geben die Agrarier im Landtage nur unter dieser Bedingung ihre Zustimmung zur Herstellung des Kanaltorsos. Dieser Mittellandkanal ohne Mittelstück ähnelt einem Wagen mit drei Rädern; auf das vierte Rad ist um des lieben Friedens willen verzichtet worden.

Daß die Regierung ihr Kind mit eigenen Händen verstümmelt hat, ist eine Selbstdemütigung, die weittragende politische Folgen haben muß. Unsere Verkehrsreaktionäre sind zugleich politische Reaktionäre. Sie haben über die preußische Regierung einen vollen Sieg davongetragen. An der Schwelle einer neuen Legislaturperiode kündigt die preußische Regierung ihre Unterwerfung unter das Junkertum feierlich an. Das berechtigt die Reaktion zu den kühnsten Hoffnungen. Im Reichstage haben unsere Agrarier bereits unwirsch gefragt, wann denn nun endlich das System der Handelsverträge zerstört werden würde. Nachdem man so völlig Herr im preußischen Hause geworden ist, verlangt man auch im Reichshause die Unterwerfung der Regierung unter den Willen des Junkertums. Das ist nicht verwunderlich.

Und der Liberalismus? Graf Bülow hat ihn vor kurzem eingeladen, in den Reihen der „Ordnungsparteien" Platz zu

Digitized by Google

nehmen und mit diesen gemeinschaftlich die Sozialdemokratie zu bekämpfen. Bei dem ersten Anlaß aber, bei dem das Interesse der nationalen Arbeit ernsthaft ins Spiel kommt, bei dem es sich darum handelt, unsere Volkswirtschaft gegen den agrarischen Unverstand zu verteidigen, sieht sich der entschiedene Liberalismus genötigt, mit der Sozialdemokratie zusammen die Reichsregierung gegen die unsinnigsten Anforderungen der sogenannten Ordnungsparteien zu verteidigen. Die Nationalliberalen aber, die angeblich ihr liberales Herz wieder entdeckt haben, halten den Agrariern gehorsam den Steigbügel. Im Abgeordnetenhause gibt es keine Sozialdemokraten. Die Freisinnigen werden dort ganz allein stehen, wenn sie für die Kanalpläne der preußischen Regierung kämpfen, die diese selbe Regierung nicht mehr zu verteidigen wagt. Wer kann noch daran zweifeln, daß der Liberalismus eine Zweifrontenpolitik treiben muß?

Theodor Barth.

Der Fabrikantensieg von Crimmitschau.

So ist das in der Wirtschaftsgeschichte Deutschlands beispiellose Ringen von Crimmitschau zu Ende gegangen, wie es seit Wochen schon von Unbeteiligten vorausgesehen werden mußte. Bedingungslos sind die Arbeiter, so weit sie wieder angenommen wurden, in die Fabriken zurückgekehrt. Fast die Hälfte der 7000 Ausgesperrten bleibt bis auf weiteres arbeitslos, alle kosten die bittere Erfahrung des „vae victis" aus. Was einmütig alle unbeteiligten Volkswirte und alle vorurteilslosen Beobachter des Kampfes herbeigewünscht haben, daß ein glimpflicher, für beide Teile annehmbarer Friede zustande käme, das ist unerfüllt geblieben. Die ganze Wucht der vollendeten Niederlage lastet auf den Arbeitern, die Arbeitgeber triumphieren.

Zwecklos wäre es, jetzt noch einmal auf alle einzelnen Phasen des Kampfes genauer zurückzukommen. In den zweiundzwanzig Wochen, die er gedauert hat, haben sich ohnedies die wichtigsten Momente allen Interessenten und Interessierten tief genug in die Erinnerung eingegraben. Man weiß, daß nur in fünf Fabriken einige hundert Arbeiter zu streiken begannen, und daß die Arbeitgeber auf diesen Angriff mit der Aussperrung von sämtlichen 7000 bei ihnen beschäftigten Arbeitern und Arbeiterinnen antworteten. Zuerst war es ein Kampf wie alle anderen, mit verhältnismäßig geringen Machtmitteln auf beiden Seiten. Dann griffen die Behörden in einer selbst für Sachsen unerhört einseitigen Weise ein. Das war das eigentlich Charakteristische am Crimmitschauer Ringen. Wir haben schon größere Aussperrungen und länger dauernde Kämpfe im modernen Wirtschaftsleben gehabt; aber noch niemals haben sich die Behörden so rücksichtslos auf die Seite der Arbeitgeber gestellt wie hier. Dadurch erst kam die Verschärfung und Verbitterung in den Kampf. Jetzt erst mischte sich die Sozialdemokratie ein und veranlaßte mit ihrer rührigen Agitation auch die Arbeitgeber zum Zusammenschluß. Von beiden Seiten ist dann im Laufe der Entwicklung ganz Außerordentliches geleistet worden. Man mag stehen, auf welcher Seite man will: daß beide Parteien mit einer Zähigkeit und mit Hintansetzung selbst der eigenen Existenz rein um des Prinzips willen so unerhörte Opfer gebracht haben, ist anerkennenswert. Den Arbeitern jetzt vorrechnen wollen, daß sie Hunderttausende an Verdienst verloren und andere Hunderttausende an Unterstützung verbraucht haben, wäre eben so ungerecht, als wenn man den Unternehmern einen Vorwurf daraus herleiten wollte, daß sie Millionen geopfert und die Zukunft der Industrie Crimmitschaus aufs Spiel gesetzt haben, um ihren Willen durchzudrücken. Der Besiegte hat schließlich immer unrecht, gewiß! Aber das heißt doch noch nicht, daß er obendrein noch verunglimpft werden darf. Unrecht haben die besiegten Arbeiter darin gehabt, daß sie die Zähigkeit ihrer Arbeitgeber, die immer als kapitalschwache Unternehmer auftraten, im Kampfe unterschätzten. Aber sie büßen ihr Unrecht jetzt wahrlich schwer genug, und es ist nicht an der Zeit, noch moralische Vorwürfe auf ihre Niederlage zu häufen.

Die Folgen des Fabrikantensieges von Crimmitschau sind noch unabsehbar. Ueberall im Lande regen sich die Arbeitgeber und schließen sich zusammen. Ein Verband aller Arbeitgeberverbände Deutschlands ist im Werden. In den einzelnen Industrien koaliert man sich noch besonders. Die Arbeiter sind mit ihren Kassen erschöpft, sie werden Mühe haben die Tausende der weiterhin Ausgesperrten auf Wochen hinaus vor Not und Entbehrung zu schützen. Stärker als diese Tatsachen wirkt aber der moralische Eindruck des „bitteren Endes" von Crimmitschau. Der Zentralverband Deutscher Industrieller entwickelt eine ganz ungewöhnliche Rührigkeit. Seine bekannte Parole „Herr im eigenen Hause sein" wird wieder zur Selbstverständlichkeit für weite Arbeitgeberkreise werden. Auf der anderen Seite sind die Arbeiter, selbst wenn sie sich finanziell schnell erholen sollten, auf Jahre hinaus in ihrem Vertrauen auf die Macht der Selbsthilfe gebrochen. Wer wird sobald wieder wagen einen ernsten Kampf zu beginnen? Kann nicht auch der vorsichtigste Versuch zur Verbesserung der Arbeiterbedingungen so unglücklich enden, wie der Crimmitschauer?

Das ist der schlimmste Eindruck, den der Ausgang des Crimmitschauer Kampfes bei Beteiligten und Unbeteiligten hinterlassen könnte: die Arbeiterbewegung ist wirtschaftlich machtlos, wenn die Arbeitgeber geschlossen und rücksichtslos zusammenstehen. Ständen wir nicht glücklicherweise vor einem industriellen Aufschwung, dessen Anzeichen mit jedem Tag deutlicher werden, so müßte man sehr pessimistisch in die Zukunft blicken. Zum Glück lehrt aber die Erfahrung, daß jeder wirtschaftliche Aufschwung auch die Arbeiterbewegung stärkt. So rücksichtslos, wie es der Theorie nach jetzt den Scharfmachern richtig erscheinen mag, wird in der Praxis der Fabrikantensieg von Crimmitschau doch wohl nicht ausgenutzt werden können. Das Unternehmertum ist zu stark daran interessiert, den wirtschaftlichen Aufschwung auszunutzen. Es wird sich deshalb im großen und ganzen vor allzu schroffen Repressivmaßregeln hüten. Die gewerkschaftlich organisierte Arbeiterschaft wird freilich eine Erholungspause nach den riesigen Opfern, die sie für Crimmitschau gebracht hat, nötig haben. Sie wird in dieser Zeit manches hinnehmen müssen, was sie sich bei anderer Gelegenheit nimmermehr würde bieten lassen. Aber die Kassen werden wieder gefüllt, die Organisationen ausgebaut werden, und dann wird es von der weiteren Entwicklung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse und von dem Vorgehen der Unternehmer abhängen, ob das Ende des Crimmitschauer Ringens zu einem großen Revanchekrieg oder — zum dauernden Frieden, zum allgemeinen Abschluß von Tarifverträgen führt.

Das Tarifamt des deutschen Buchdruckerverbandes, das gleichmäßig aus Prinzipalen und Arbeitern zusammengesetzt ist, hat eben unter Hinweis auf die schweren, wirtschaftlichen Kämpfe der letzten Zeit an den Reichstag eine Eingabe ge-

Digitized by Google

richtet, worin es eine gesetzliche Erleichterung und Regelung von Tarifeinrichtungen nach dem Beispiel des Buchdruckerverbandes anregt. Es ist freilich schwer einzusehen, in welcher Weise die Gesetzgebung diese freien Verträge zwischen Unternehmertum und Arbeiterschaft künstlich schaffen soll. Sie haben nur dann Zweck, wenn sie auf dem freien Willen, der wirtschaftlichen Einsicht der Vertragschließenden begründet sind. Wenn die Parteien unter gesetzlichem Zwang Frieden schließen müssen, werden die Verträge doch nicht peinlich genau innegehalten. Jeder sucht nach Vorwänden, um wieder losschlagen zu können. Außerdem zeigt auch gegenwärtig gerade der Schriftgießerstreik in Leipzig, daß die besten Tarifeinrichtungen nicht vor weiteren Kämpfen im Wirtschaftsleben schützen. Immerhin kann es nicht schaden, wenn unter dem Eindruck der Crimmitschauer Niederlage nachdrücklich auf den Segen der Tarifgemeinschaften hingewiesen wird.

Ein Weg steht aber noch offen, der zweifellos geeignet wäre, die in der deutschen Arbeiterschaft aufgehäufte Erbitterung schnell und erheblich zu reduzieren: ein schleuniges Gesetz zur Einführung des Zehnstundentages für die Frauen. Was die Arbeiter aus eigener Kraft nicht erreichen konnten und was die Unternehmer zum Teil doch auch darum nicht bewilligen wollten, weil sie fürchteten, in den Verdacht schwächlicher Nachgiebigkeit zu geraten, das müßte von Gesetzeswegen jetzt durchgeführt werden. Die Frage des zehnstündigen Frauenarbeitstages ist längst spruchreif für Deutschland. Die Statistik lehrt, daß ein hoher Prozentsatz gerade der intensivsten und größten Betriebe ihn schon eingeführt hat. Die amtlichen Untersuchungen der Fabrikinspektoren über die Verkürzung der Arbeitszeit für Fabrikarbeiterinnen haben im vorigen Jahre überwiegend zu dem Ergebnis geführt, daß der zehnstündige Maximalarbeitstag möglich und wünschenswert sei. Im Reichstage findet sich schon seit Jahren eine Mehrheit für ihn. Darum wäre es aus volkswirtschaftlichen und mehr noch aus politischen Gründen überaus wünschenswert, wenn die Reichsregierung jetzt ohne Zögern ein entsprechendes Gesetz einbringen würde.

Wenn die Opfer von Crimmitschau, die auf beiden Seiten gebracht worden sind, den Zehnstundentag für alle Fabrikarbeiterinnen Deutschlands herbeigeführt hätten, dann wären sie nicht vergeblich gewesen.

Fr. Weinhausen.

Parlamentsbriefe.

IV.

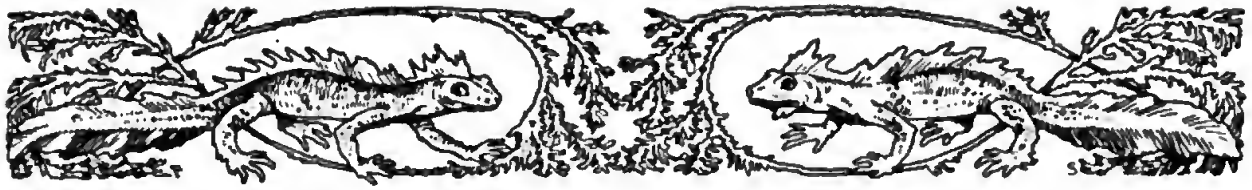
Jeden Tag ein ander Bild: gestern Handwerkerversicherung, heute Zeugnishaft der Journalisten, morgen Kündigung der Handelsverträge, übermorgen Rußland in Deutschland. Interpellation folgte auf Interpellation im Reichstag. Und fast bei jeder ergab sich völlige sachliche Uebereinstimmung der entschiedenen Liberalen und der Sozialdemokraten. So verschieden die Temperamente Bebels und Schraders sind, so konnte doch auch Bebel sachlich nicht entschiedener die deutsche Ausweisungspraxis brandmarken, als es von Schrader geschah. Die Rede, die Bernstein gegen die frivolen Zollkriegsprovokationen der Agrarier hielt, hätte ebensogut von Gothein gehalten sein können, und umgekehrt. Bei dem Zeugniszwang verhielt es sich ähnlich. Es zeigte sich hier wieder, wie sonst so oft, daß die meisten drängenden politischen Fragen solche des Liberalismus und nicht des Sozialismus sind, und daß infolgedessen den Sozialdemokraten meist garnichts anderes übrig bleibt, als radikalen Liberalismus zu prästieren.

Viel weniger Uebereinstimmung als zwischen Sozialdemokratie und entschiedenem Liberalismus war zwischen dem Freisinn und den Nationalliberalen zu entdecken. Zwar hatten die Nationalliberalen wegen der Zeugniszwangshaft der Redakteure interpelliert. Aber sie brachten es nicht übers Herz, diesen Akt eines selbstverständlichen Liberalismus zu leisten, ohne sich durch einen kleinen reaktionären Zusatz gewissermaßen vor ihren Freunden von der Rechten zu entschuldigen. Der Interpellant Jänecke, Verleger des „Hannoverschen Courier", sonst anscheinend einer der vertrauenerweckenderen unter seinen Parteifreunden, forderte nämlich strenge Strafen für Beleidigungen. Niemand aus seiner Partei widersprach. Ausdrücklich aber stimmte ihm Herr Arendt zu. Natürlich, das könnte unseren Herrn Konservativen passen! Ihnen kann ja leider soviel passen, was die einst liberalen Nationalliberalen heute tun. Besonders willkommen mußte ihnen sein, daß Herr Paasche dazu ausersehen wurde, die Fraktion bei der Interpellation des Grafen Kanitz zu vertreten. Einen zuverlässigeren Agrarier als ihn gibt es ja kaum in den nationalliberalen Reihen. Herrn Paasche machte es denn auch besondere Freude, festzustellen, daß seine ganze Fraktion für die Minimalzölle auf Getreide sei. Ja, ja, die erst freihändlerische, dann in wirtschaftlichen Fragen neutrale Partei hat ihren Rechtsabmarsch recht deutlich angetreten. Herr Sattler steht ja sonst, wohl unter dem wohltätigen Einflusse seiner Landtagstätigkeit, eine Nuance mehr links. Aber als er über die russische Spitzelwirtschaft nach langem Zögern das Wort ergriff, da brachte auch er es fertig, seine liberale Gesinnung gründlichst zu verbergen. Kein Wort der Mißbilligung über das Verhalten der preußisch-deutschen Behörden. Glaubte er nicht an die Authentizität des von den Sozialdemokraten vorgebrachten Materials, so hätte er doch wenigstens prinzipiell Verwahrung einlegen müssen gegen den Standpunkt des Staatssekretärs des Auswärtigen.

Das, was Freiherr v. Richthofen als seine Regierungsmaxime verkündete, ist das stärkste Stück, das sich in dieser Session ein Regierungsvertreter geleistet hat. Die preußische Polizei hat ihre Gefälligkeit gegen Rußland verschiedentlich so weit getrieben, daß sie die Ausweisung von Russen in eine Auslieferung verwandelte. Leute, die sich weder in Deutschland etwas hatten zu schulden kommen lassen noch in Rußland ein Vergehen begangen hatten, auf Grund dessen sie von Preußen hätten ausgeliefert werden müssen, sind von den preußischen Behörden nominell nur ausgewiesen, tatsächlich aber bis an die russische Grenze gebracht und dort den russischen Schergen zur Verschickung nach Sibirien oder sonstiger Bestrafung für ihre politische Gesinnung preisgegeben worden. Dies ebenso würdelose wie unmenschliche Verfahren wurde vom Freiherrn v. Richthofen nicht nur mit keinem Wort gemißbilligt, sondern im Gegenteil auch für die Zukunft in Aussicht gestellt. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich bei Sozialdemokraten und Freisinnigen. Aber der nationalliberale Sprecher fand kein Wort der Erwiderung auf diese offizielle Proklamierung staatlicher Unkultur. Qui tacet consentire videtur. Die Konservativen stimmten ausdrücklich, die Nationalliberalen schweigend zu. Man hätte meinen sollen, in jenem Augenblick habe selbst der laueste Liberalismus in Wallung geraten müssen. Aber von den Nationalliberalen des Reichstages lernt man erst, was alles unter der Firma „liberal" Unterkunft finden kann.

Stand an drei Tagen der Liberalismus zur Debatte, so handelte es sich an zweien um soziale Dinge, nämlich um die Handwerkerversicherung und um die Kaufmannsgerichte. Ob man sich für oder gegen die noch recht ungeklärte Handwerkerversicherung erklärt, ist eine Frage für sich. Jedenfalls tut man gut, wenn man sich die Konsequenzen vor Augen hält, wie das Dr. Pachnicke und namentlich Graf Posadowsky in schärfster Form taten. Fängt man an, eine Kategorie der Selbständigen gegen Alter und Invalidität zu versichern, so

Digitized by Google

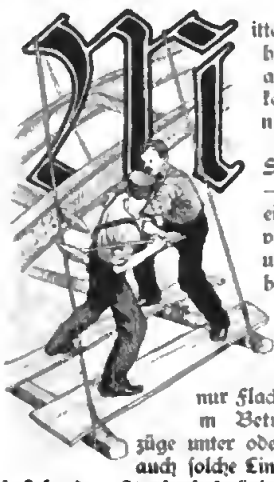


können mit vollem Recht alle anderen Kategorien dasselbe für sich beanspruchen. Was den Handwerkern recht ist, ist den Kaufleuten und Bauern billig. Damit wären wir denn mitten drin in der allgemeinen Staatsbürgerversicherung, von der denn auch der neugewählte Antisemit Frölich bereits sprach. Viel klarer ist die Frage der Kaufmannsgerichte. Der soziale Fortschritt, der darin liegt, wurde am ersten Beratungstage von sämtlichen Rednern anerkannt. Der Gesetzentwurf scheint also die besten Chancen zu haben. Höchstens daß es an dem Wahlrecht der weiblichen Angestellten, das Graf Posadowsky für unannehmbar zu erklären die bedauerliche Aufgabe hatte, zur Katastrophe kommen könnte.

Neben den liberalen und sozialen Angelegenheiten gab es ein nationales Zwischenspiel trauriger Art. Das heißt, der Anlaß, der Aufstand der Hereros, ist betrüblich. Die Art und Weise dagegen, wie der Reichstag dazu Stellung genommen hat, kann nur befriedigen. Die Sozialdemokraten ließen durch den Mund von Bebel erklären, daß sie die Kredite nicht ablehnen, sondern sich der Stimme enthalten würden. Das ist meines Wissens der erste Fall, in dem sich die deutsche Sozialdemokratie von ihrem Standpunkt der reinen Negation in Machtfragen entfernt hat. Noch ist sie nicht bis zur Bejahung gediehen. Sie hat in der Mitte zwischen nein und ja Halt gemacht. Aber das ist immer besser, als wenn sie einfach auf dem Nein festklebt. Die erste Tat der Sozialdemokratie im neuen Reichstag läßt Gutes für die Zukunft erhoffen. Bebel scheint wirklich recht zu haben, daß der Revisionismus in der Fraktion ziemlich stark ist.

H. v. Gerlach.

Die angeblichen Regreßansprüche der Großen Berliner Straßenbahn wegen Zulassung der Hoch- und Untergrundbahn.

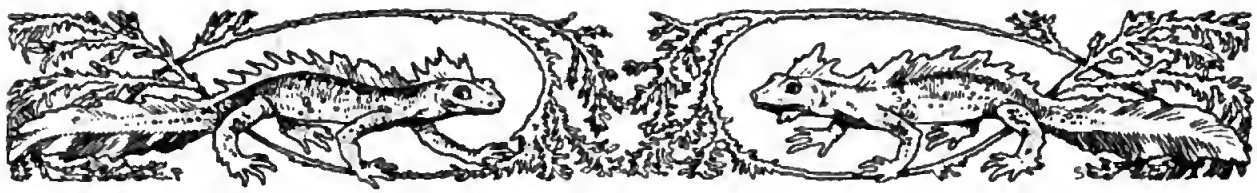


Mitteilungen der Tagespresse zufolge hat die Große Berliner Straßenbahn auf eine Anfrage der städtischen Verkehrsdeputation: ob sie der Genehmigung der Fortführung der Untergrundbahn bis zum Spittelmarkt widersprechen wolle, — geantwortet, daß sie auf Grund einer reichsgerichtlichen Entscheidung vom 28. März 1898 gegen den Bau und Betrieb von derartigen Wettbewerbslinien Widerspruch erhebe und sich ihre Schadenersatzansprüche vorbehalte. In dem Antwortschreiben wird gesagt, daß als Wettbewerbslinien natürlich nicht nur Flachbahnen, sondern auch solche Linien in Betracht kämen, welche die Straßenzüge unter oder über der Fahrbahn benutzen, da auch solche Linien sehr wohl geeignet seien, einer bestehenden Straßenbahnlinie ihren Verkehr ganz oder teilweise zu entziehen. Es wird ferner behauptet, daß die angeführte Entscheidung des Reichsgerichts einen ganz ähnlichen Fall behandle.

Dieser gänzlich irreführenden Darstellung der Rechtslage gegenüber erscheint es geboten, der Sache einmal auf den Grund zu gehen und im öffentlichen Verkehrsinteresse Klarheit zu schaffen, damit nicht wieder einmal im Trüben gefischt werde. Es kommen hier in Betracht die Erkenntnisse des Reichsgerichts vom 29. März 1898 in Sachen der Stadtgemeinde Cöln gegen die Cölnische Straßenbahngesellschaft und vom 12. Mai 1903 in Sachen der Stadtgemeinde Bonn gegen die Rheinisch-Westfälische Bahngesellschaft in Berlin. Zur Klarstellung der Frage, ob diese Erkenntnisse einen ähnlichen Fall wie den in Berlin vorliegenden betreffen, ist es nun vor allem erforderlich, den tatsächlichen Feststellungen der Vorinstanzen nachzugehen, da diese Feststellungen der Revisionsinstanz entzogen sind. In dem Rechtsstreite Cöln handelt es sich um eine Feststellungsklage dahin, daß die Stadt Cöln auf Grund der zu Recht bestehenden Straßenbenutzungsverträge in derselben Ausdehnung berechtigt geblieben sei, Straßenbahnen mit elektrischem Betrieb anzulegen und betreiben zu lassen, wie es ihr nach dem Wortlaut jener Verträge für Pferdebahnen zustand. Ferner wurde die Feststellung verlangt, daß die Cölnische Straßenbahngesellschaft nicht berechtigt sei, der Anlage und dem Betrieb von vier näher bezeichneten elektrischen Bahnlinien seitens der Stadt Cöln zu widersprechen, während ihr zugleich aus den erwähnten Verträgen die Verpflichtung obliege, für diese von der Stadt Cöln projektierten Linien die Kreuzung und teilweise Mitbenutzung der vorhandenen Gleise in vertragsmäßiger Weise zu gestatten. Nachdem die erste Instanz der Feststellungsklage in vollem Umfange stattgegeben hatte, wurde in der Berufungsinstanz vom Oberlandesgericht Cöln dahin erkannt, daß von den von der Stadt Cöln projektierten vier elektrischen Bahnlinien nur die eine Linie gänzlich, die anderen drei Linien aber nur teilweise dem Widerspruchsrechte der Straßenbahngesellschaft entzogen seien, und daß ferner die Straßenbahngesellschaft die Kreuzung ihrer in den Vororten belegenen Pferdebahngleise nicht zu gestatten brauche. Die Berechtigung der Stadt Cöln, für die von ihr projektierten Linien innerhalb ihres Weichbildes die Kreuzung und Mitbenutzung der Gleise der Straßenbahngesellschaft in vertragsmäßiger Weise zu beanspruchen, wurde auch in der Berufungsinstanz anerkannt, die Stadt Cöln aber mit einem Drittel der Kosten belastet. Die gegen dieses Erkenntnis des Berufungsgerichtes eingelegte Revision ist nun durch Urteil des Reichsgerichts vom 29. März 1898 kostenfällig zurückgewiesen worden. Von dem somit durch das Reichsgericht als frei von Rechtsirrtum anerkannten Erkenntnis des Oberlandesgerichts Cöln kommt für die vorliegende Frage der Teil in Betracht, der von der Zulässigkeit von Konkurrenzlinien gegenüber den einmal genehmigten Pferdebahnlinien der Cölnischen Straßenbahngesellschaft handelt. Nach § 1 des Vertrages vom 19. Juli 1882 hat die Stadtgemeinde Cöln der dortigen Straßenbahngesellschaft den Bau und Betrieb von Pferdebahnen in genau bezeichneten Straßen gestattet, ferner hat sich die Stadt in § 3 dieses Vertrages und in einer später erweiterten Fassung das Recht vorbehalten, andere Pferdebahnlinien zu genehmigen, auch solche, die von den konzessionierten Linien ausgehen oder in dieselben münden, und auch diesen etwaigen neuen Unternehmungen die Mitbenutzung der vorhandenen Linien bis auf 300 Meter Länge und die Kreuzung derselben zu gestatten. Der spätere Vorbehalt vom Jahre 1886 setzte fest, daß dieses Recht der Stadtgemeinde sich auch auf diejenigen Straßen beziehen solle, auf welchen die der Cölnischen Straßenbahngesellschaft früher und gegenwärtig genehmigten Linien sich befinden, sofern polizeiliche Rücksichten der Aufnahme neuer Linien nicht entgegenstehen.

Das Berufungsgericht hat nun ausgeführt, daß die Stadtgemeinde Cöln aus diesen Vorbehalten kein Recht auf Konzessionierung von Konkurrenzlinien für einen wirklich erheblichen und unmittelbaren Wettbewerb herleiten könne. Der Stadt stehe vielmehr nur das Recht auf Genehmigung „anderer Pferdebahnlinien" zu, welche verschiedenartig von den der Straßenbahngesellschaft konzessionierten sind. Sonach seien nach einer sachentsprechenden Auslegung des Vertragswillens

Digitized by Google



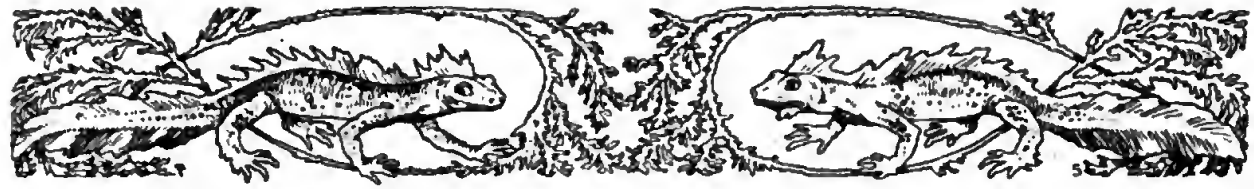
der Parteien auch die zu den letzteren Linien in unmittelbaren Wettbewerb tretenden Linien, somit alle eigentlichen Konkurrenzlinien, von dem zugunsten der Stadtgemeinde gemachten Vorbehalte ausgeschlossen. Das Gericht erklärt es aber ausdrücklich für durchaus möglich, daß Linien, die den gleichen Ausgangs- oder Endpunkt haben, doch gegenseitig nicht in unmittelbare Konkurrenz treten, vielmehr im allgemeinen ganz andere Straßenzüge verfolgen und ganz verschiedenen Zwecken dienen. Sodann heißt es weiter, daß Konkurrenzlinien nicht schon dann als vorhanden anzusehen sind, wenn in irgend einer Beziehung ein gewisser Wettbetrieb gegenüber den Linien der Gesellschaft entstehen kann, vielmehr erfordert die Annahme einer Konkurrenzlinie einen wirklich erheblichen und unmittelbaren Wettbetrieb durch die neue Konzession. Die Stadt Cöln habe sich durch Konzessionierung des Pferdebahnnetzes der Gesellschaft des Rechtes begeben, die der Gesellschaft verliehene, mit großen Verpflichtungen belastete Berechtigung während der Vertragsdauer durch einseitige Handlungen zu beeinträchtigen und zu gefährden, was dem Sinn und Zweck der Verträge zuwiderlaufen würde. Es könne sich bei der Auslegung der Straßenbahnverträge nur darum handeln, inwieweit die Beschränkung gehe, die sich die Stadtgemeinde selbst bezüglich der Benutzung der Straßen zu gleichartigem Betrieb gezogen hat. Das die Revision zurückweisende Erkenntnis des Reichsgerichts legt den Begriff der „Konkurrenzlinie" ebenfalls dahin aus, daß eine solche Linie eine gleichartige Unternehmung mit unmittelbarem Wettbewerb für die bereits bestehende Linie sei.

In dem Bonner Rechtsstreite handelt es sich gleichfalls um eine Feststellungsklage, in deren Verlauf wiederum das Oberlandesgericht Cöln für Recht erkannte, daß der Stadtgemeinde Bonn der Betrieb der elektrischen Bahn in der Stadt Bonn vom Bahnhof bis zur Rampe der Rheinbrücke untersagt und dieselbe für verpflichtet erklärt wird, der klägerischen Bahngesellschaft den Schaden zu ersetzen, welcher ihr durch den Betrieb dieser Linie entstanden ist und noch entsteht. Der bezügliche Vertrag vom Jahre 1890 enthielt die Bestimmung, daß die Straßeneigentümer während der Vertragsdauer auf den betreffenden Straßen „im ganzen keine weiteren Konzessionen zur Anlegung einer konkurrierenden Bahnlinie zu erteilen" verpflichtet seien (mit einigen Einschränkungen zugunsten etwaiger künftig anzulegender Bahnen) und daß ferner der Bahngesellschaft im Fall des Baues einer stehenden Rheinbrücke der Anschluß an das Bahngleis sowie der Betrieb über die Brücke gestattet werden müsse, soweit die Oertlichkeit dies erlaube und die Stadt Bonn dazu berechtigt sei. Das Berufungsgericht stellt nun im einzelnen auf Grund der örtlichen Verhältnisse die Wesentlichkeit und den unmittelbaren Wettbewerb der von der Stadt Bonn inzwischen erbauten elektrischen Bahnlinie vom Staatsbahnhofe bis zur Brückenrampe gegenüber dem Pferdebetriebe der nach dem Rhein führenden Linie der Gesellschaft fest. Nach den Gründen wird einer Linie „im ganzen" Konkurrenz gemacht, wenn sie durch den Betrieb einer anderen, dasselbe Ziel verfolgenden und denselben Verkehrszwecken dienenden Linie in den bisherigen Grundlagen gedeihlichen Betriebes erheblich beeinträchtigt wird. Auch hier handelt es sich wie im Cölner Rechtsstreit um einen gleichartigen, unmittelbaren Konkurrenzbetrieb, der in jedem einzelnen Fall ausdrücklich festgestellt werden muß. Das Reichsgericht hat in seinem die Revision zurückweisenden Erkenntnis vom 12. Mai 1903 ausgeführt, daß die rechtlich einwandfreie Entscheidung des Oberlandesgerichts im wesentlichen auf Vertragsauslegung beruhe. Es kommt also immer auf die tatsächliche Würdigung der im Vertrage ausgesprochenen Willensmeinung der Kontrahenten an, nicht ohne weiteres können deshalb allgemeine Regeln für die Kennzeichnung von unzulässigen Konkurrenzlinien aus der Auslegung eines bestimmten Vertrages abgeleitet werden. Fehlen aber in einem Vertrage bezügliche genaue Bestimmungen, so ist immer die Gleichartigkeit und der unmittelbare Wettbewerb des späteren Betriebes ausschlaggebend.

Bei der Vergleichung der Pferdebahnverträge von Cöln und Bonn ergibt sich, daß beide Verträge nichts anderes sind als Straßenbenutzungsverträge, die den betreffenden Gesellschaften für die Vertragsdauer das Recht gewähren, die bestimmt bezeichneten städtischen Straßenzüge in einer genau vorgeschriebenen Weise für die Anlage und den Betrieb von Pferdebahnlinien mitzubenutzen. Diese Mitbenutzung städtischer Straßenzüge für den Bahnbetrieb hat nach dem unwiderleglich klaren technischen Begriff der „Straßenbahn" in der Weise zu geschehen, daß der allgemeine Straßenverkehr durch Bau und Betrieb der Bahnanlage nicht behindert wird, daß vielmehr der allgemeine Straßenverkehr sich über diese Bahnanlage hinweg bewegen kann. Es ist deshalb in allen Straßenbenutzungsververträgen ohne Ausnahme die ausdrückliche Bestimmung getroffen, daß die Querschnitte der Straßenbahnschienen einen unmittelbaren Anschluß der Schienen an die Straßenoberfläche ermöglichen. Der Gleiseinbau in die Straßenfläche, durch den eine Störung des übrigen Straßenverkehrs vermieden wird, ist sonach ein wesentliches Merkmal für den Begriff der „Straßenbahn". Nicht wesentlich dagegen ist für diesen Begriff die Betriebsart, d. h. die Anwendung von tierischer oder mechanischer Zugkraft, da in dem angezogenen Erkenntnisse im Cölner Rechtsstreit z. B. der Stadt Cöln das Recht zugesprochen worden ist, neben dem Pferdebahnnetz der Straßenbahngesellschaft eigene Straßenbahnen mit elektrischem Betrieb in demselben Umfange anzulegen, wie es ihr für Pferdebahnlinien vertragsmäßig zustand. Auch das preußische Kleinbahngesetz vom 28. Juli 1892, das nicht einmal eine zutreffende Definition des Begriffes „Kleinbahn" hat finden können, hat an dem Begriff „Straßenbahn" und noch weniger an den privatrechtlichen Verpflichtungen der einen Straßenbenutzungsvertrag abschließenden Kontrahenten irgend etwas geändert. Es ist deshalb mindestens für die Praxis durchaus gleichgültig, ob die beiderseitigen Verpflichtungen der Kontrahenten vor oder nach dem Erlaß des Kleinbahngesetzes entstanden sind. Daher müssen grundsätzlich die unter dem Kleinbahngesetz abgeschlossenen Straßenbenutzungsverträge der Städte Berlin und Charlottenburg in allen privatrechtlichen Beziehungen ebenso ausgelegt werden wie die vor Erlaß des Kleinbahngesetzes abgeschlossenen Verträge der Städte Cöln und Bonn. In dem Vertrag der Stadtgemeinde Berlin mit der Großen Berliner Pferdeeisenbahn-Aktiengesellschaft und der Neuen Berliner Pferdebahngesellschaft vom 2. Juli 1897 / 17. Januar 1898, welcher nach § 1 zugleich eine neue Fassung der alten Pferdebahnverträge aus dem Jahr 1880 darstellt, handelt es sich gleichfalls um die Mitbenutzung städtischer Straßen für bestimmte Verkehrslinien. Wesentlich für die Art der Benutzung städtischer Straßen zur Ausübung des Straßenbahngewerbes ist die Bestimmung in § 2 der als Anlage dem Vertrage beigefügten „Allgemeinen Bedingungen für die Anlage von Straßeneisenbahnen in Berlin bezw. über die Anlage elektrischer Straßenbahnen", wonach weder durch das Profil der Schienen noch durch die Konstruktion der Gleise oder durch die Anlage der Bahn überhaupt das Fahren anderer Wagen über die Bahn in irgend einer Weise erschwert werden darf. Ueber den entsprechenden Einbau der Bahngleise in die Straßenfläche ist eine ganze Reihe von Bestimmungen getroffen, nach denen es sich in dem ganzen Vertrage nur um „Straßenbahnen" gemäß dem oben definierten Begriffe handelt. Mithin beziehen sich auch alle in dem Vertrage enthaltenen privatrechtlichen Verpflichtungen beider Kontrahenten nur auf eigentliche Straßenbahnen, der Vertragswille steht also in dieser Hinsicht außer allem Zweifel.

Ueber die Zulassung anderer Straßenbahn-Unternehmungen in den für die Bahnanlagen der Großen Berliner Straßenbahn

Digitized by Google

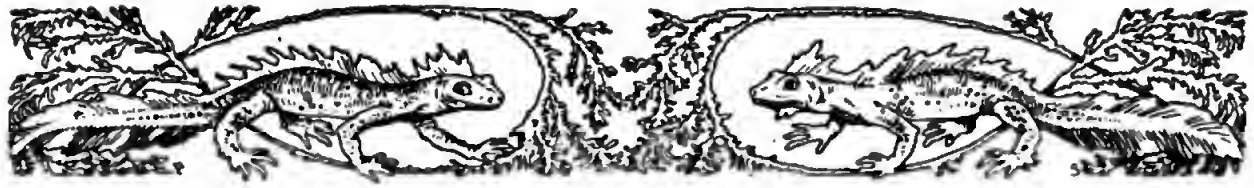


bestimmten Straßenzügen sind in § 30 des Vertrages eingehende Bestimmungen getroffen, aus denen im Sinne des Cölner Erkenntnisses genau die Grenzen erkennbar sind, innerhalb deren sich die Stadt Berlin des Rechtes der Zulassung weiterer Straßenbahn-Unternehmungen begeben hat. Außerhalb dieser Grenzen liegt kein Rechtshindernis für die Zulassung anderer Straßenbahnbetriebe vor, sobald es sich im Sinn der in den Rechtsstreiten von Cöln und Bonn ergangenen Erkenntnisse nicht um gleichartige und unmittelbare Konkurrenzbetriebe handelt. Zu Konkurrenzbetrieben dieser Art gehört aber keinesfalls die elektrisch betriebene Hoch- und Untergrundbahn, über deren Anlage die Stadt Berlin mit der Siemens & Halske Kommanditgesellschaft am 18./25. Juni 1895 einen Vertrag abgeschlossen hat. Denn der Betrieb der Hoch- und Untergrundbahn ist zunächst in keiner der hier in Betracht kommenden Beziehungen gleichartig mit dem Betriebe der in dem Straßenbenutzungsvertrage der Stadt Berlin mit der Großen Berliner Straßenbahn gemeinten Straßenbahnen. Der letztere Vertrag spricht nur von Straßenbahnen mit in die Straßenfahrbahn ohne Behinderung des übrigen Straßenverkehrs eingelegten Schienen, während es sich bei der Hoch- und Untergrundbahn um eine Bahnanlage mit eigenem, von der Straßenfahrbahn ganz unabhängigen, in erheblicher Höhe über die Straße oder in beträchtlicher Tiefe unter derselben belegenen Bahnkörper handelt, der zudem in keiner Beziehung an die Richtung der betreffenden Straßenzüge gebunden ist. Die Straßenbahn, die den Personenverkehr in den betreffenden Straßen von Haus zu Haus besorgt, kann ihre Haltestellen, ihre Linienführung, ihre Kreuzungen jeden Augenblick in einfachster Weise nach ihren jeweiligen geschäftlichen Interessen ändern, die Hoch- und Untergrundbahn dagegen ist ganz nach Art der Vollbahnen auf ihre ursprüngliche Anlage für alle Zeiten angewiesen, die auf den Hochbahnstrecken in die Straßenfahrbahn gestellten Tragesäulen sind im Gegensatz zu der Bahnanlage der Straßenbahn ein direktes Hindernis für den übrigen Straßenverkehr. Es würde deshalb ganz und gar rechtsirrtümlich sein, hier von gleichartigem Wettbewerb beider Bahnsysteme im Sinn des Cölner Erkenntnisses zu reden. In dem Bonner Erkenntnis ist nicht einmal das über die Rheinbrücke führende Straßenbahngleis als gleichartig mit dem übrigen Straßenbahngleis im Sinne des Straßenbenutzungsvertrages anerkannt worden, obgleich dieses Brückengleis die unmittelbare Fortsetzung des eigentlichen Straßenbahngleises darstellt. Die beiden Berliner Bahnsysteme sind aber zweifellos viel mehr voneinander verschieden, sie haben nur die ganz unwesentlichen Merkmale gemeinsam, daß sie beide mit elektrischer Betriebskraft betrieben werden und zunächst dem Kleinbahngesetze unterstellt sind. Der Vertrag über die Anlage der Hochbahn bestimmt in § 2 bezüglich der Benutzungsart der städtischen Straßen und Plätze, daß die Benutzung im wesentlichen darin bestehen wird, daß die Unternehmerin Stützen und Pfeiler, die bestimmt sind, die Bahn und die Bahnhöfe nebst Zubehör zu tragen, aufstellt und die so angelegte Bahn betreibt. Vergleicht man diese Bestimmungen mit den eingehenden Vorschriften der Straßenbahnverträge über die Anlage des Bahnkörpers in der Straßenoberfläche, so ergibt sich ohne weiteres die völlige Ungleichartigkeit beider Bahnanlagen und Betriebe. Zudem ist auch der Betrieb der Hoch- und Untergrundbahn keinesfalls ein „Straßenbahngewerbe" im Sinn der alten und neuen Straßenbahnverträge; die aus den Straßenbahnverträgen resultierenden, privatrechtlichen Verpflichtungen der Stadtgemeinde Berlin werden also durch den Hochbahnvertrag nach keiner Richtung hin verletzt. Wollte man die Straßenbahn als einen mit der Hoch- und Untergrundbahn gleichartigen Bahnbetrieb anerkennen, so müßte man logischerweise auch zu dem Schlusse kommen, daß der Magistrat von Berlin berechtigt sei, auf Grund des § 4 des Straßenbahnvertrages die gleichartige Neuanlage von 150 km (doppelgleisig für eingleisig gerechnet) Hoch- und Untergrundbahn an Stelle der eigentlichen Straßenbahn von der Bahngesellschaft zu verlangen, welche Leistung diese letztere innerhalb der Vertragsdauer auszuführen haben würde. Dieses Verlangen würde von der Straßenbahn-Gesellschaft jedenfalls mit großer Entrüstung zurückgewiesen werden, obgleich es nur eine Konsequenz der angeblichen Gleichwertigkeit beider Bahnbetriebe wäre.

Ebensowenig wie von der Gleichartigkeit kann von der Unmittelbarkeit des angeblichen Konkurrenzbetriebes die Rede sein, zumal sich die Haltestellen und somit die Fahrgäste beider Bahnbetriebe keineswegs an derselben Stelle befinden und letztere nicht demselben Endpunkt zugeführt werden. Wie leicht ersichtlich, liegen bei der Hoch- und Untergrundbahn ganz verschiedene Verkehrszwecke gegenüber dem Verkehr auf der eigentlichen Straßenbahn vor, die Unmittelbarkeit des Wettbewerbes ist somit ganz im Sinn des Cölner Erkenntnisses entschieden zu verneinen. Die Hauptsache bleibt ferner immer der lediglich auf Straßenbahnen gerichtete Vertragswille beider Parteien.

Aus unsern Ausführungen ergibt sich zur Evidenz, daß die auf der Vertragsauslegung und auf den allgemeinen Grundsätzen von Recht und Billigkeit beruhenden, durchaus zutreffenden Entscheidungen in den Rechtsstreiten von Cöln und Bonn in keinerlei Beziehung für die Stellungnahme der Großen Berliner Straßenbahn gegenüber der städtischen Verkehrsdeputation verwertet werden können, der Mangel der Gleichartigkeit und Unmittelbarkeit des angeblichen Wettbewerbs im Zusammenhang mit dem Vertragswillen der Parteien schließt vielmehr die Anwendung der Billigkeitsklausel vollkommen aus. Die tatsächlich bestehende oder sich etwa entwickelnde Konkurrenz der Hoch- und Untergrundbahn gegenüber der Straßenbahn ist jedenfalls kein Wettbewerb im Sinne der erwähnten Erkenntnisse, sie kann nur in Vergleich gebracht werden mit der Konkurrenz, die überall in der Welt technische Fortschritte den älteren Einrichtungen machen. Eine solche Konkurrenz aber kann nur durch ausdrückliche Hervorhebung im Vertrage, niemals aber nach den Grundsätzen von Recht und Billigkeit hintenangehalten werden. Wie sich der Dienstmann oder Bote durch den Telegraphen oder Fernsprecher in seinen Interessen bedroht fühlt, wie der Postwagen durch den Eisenbahnverkehr, das Segelschiff durch den Dampfer ersetzt wird, so werden die Straßenbahnen der Weltstädte im Lauf der natürlichen Entwicklung durch andere Bahnsysteme zwar nicht ersetzt, wohl aber für den Betrieb, namentlich auf längeren und mit Verkehrsschwierigkeiten verbundenen Strecken, ergänzt werden. Diese Entwicklung aus Rücksicht auf die Dividenden einer Erwerbsgesellschaft aufhalten zu wollen, wäre ein wirtschaftlicher und sozialpolitischer Nonsens ohne gleichen. Es wird sich kein ernst zu nehmender Sachverständiger und noch weniger ein deutscher Gerichtshof finden, der den Standpunkt der Großen Berliner Straßenbahn für berechtigt erklärte. Niemals war die Rechtslage zweier Kontrahenten klarer als in dem vorliegenden Fall, in dem zugleich der gesunde Menschenverstand und das öffentliche Verkehrsinteresse der Reichshauptstadt so eng verbunden sind. Hätte die Große Berliner Straßenbahn, deren ganze Politik im Grunde in einer meist wenig geschickten Vertretung ihrer Sonderinteressen und in dem Bauchrutschen vor dem Eisenbahnministerium besteht, noch Sympathien zu verlieren, so würde das durch ihre neueste Erklärung geschehen sein. Wie eine weltverlorene, durch ein vermeintliches Monopol geschützte Eisenbahndirektion früherer Zeiten, setzt sich in gänzlich deplazierter Weise die rein formalistische Straßenbahnverwaltung über die berechtigten Ansprüche des Publikums unserer Weltstadt hinweg, um nun noch in der neuesten Kundgebung eine Probe von beispielloser Arroganz zu geben. Wäre bei ihr nicht von jeher die Technik das fünfte Rad am Wagen gewesen, so hätte sie schon vor längeren Jahren mit durchgearbeiteten Projekten für die Entlastung der Hauptlinien hervortreten können und nicht die ihr so unangenehme Anlage der Hoch- und Untergrundbahn erst abzuwarten brauchen. Daß sie sich jetzt auf vermeintliche, von dem Oberlandesgericht Cöln

Digitized by Google



für ihre Zwecke konstruierte Rechte beruft, beweist so recht die Hilflosigkeit ihrer Lage, zugleich geht daraus hervor, daß sie sich dieser vermeintlichen Rechte beim Vertragsschluß mit der Stadt Berlin jedenfalls nicht bewußt gewesen ist. In diese Lage ist sie durch den Formalismus, der es verschmäht, sich in lebendiger Verkehrstätigkeit in den Dienst des Publikums zu stellen, gebracht worden; nur eine gründliche Reform an Haupt und Gliedern kann zu einer Verbesserung dieser Lage führen. Der Stadt Berlin aber ist nur dringend zu raten, den Vertrag über den Ausbau der Untergrundbahn schleunigst zum Abschluß zu bringen und den Baubeginn nach aller Möglichkeit zu fördern, ohne sich durch die ganz haltlosen Ansprüche der Straßenbahn irgendwie beirren zu lassen. Diese Straßenbahn möge klagen und schon die bisherige Konkurrenz in dem Verkehr zwischen dem Halleschen Tor und dem Potsdamer Platz zur Grundlage ihrer Ansprüche machen; denn je länger sie mit dieser Klage wartet, um so unendlich schwieriger wird der Nachweis des erlittenen Schadens sein. Die öffentliche Meinung dagegen und die preußische Volksvertretung werden ihr wachsames Auge darauf zu richten haben, daß nicht auch diesesmal aus einer angeblich unklaren Rechtslage die Straßenbahn in irgend einer Weise Vorteile herausschlägt, auch für den Fall, daß sie ihren formalistischen Verwaltungsapparat noch erweitern sollte. „Recht muß Recht bleiben", die Wahrheit dieses alten Satzes muß der Großen Berliner Straßenbahn in ganz unzweideutiger Weise klargemacht werden.

J. Kollmann.

Der Herero-Aufstand.

Gewaltige, breite und hohe Sanddünen trennen die riesige, hochliegende Steppe Deutsch-Südwestafrika vom Meere. In die Einsamkeit und Weltabgeschlossenheit dieser Steppe haben sich seit langer Zeit Herero und Hottentotten und noch einige andere Völkerschaften geteilt. Auf dem spärlichen Gras, das zwischen den, weite Striche überwuchernden Dorngebüschen sich findet, haben sie ihre Viehherden geweidet, von deren Fleisch sie sich wieder selber ernährten; Nomadenvölker, die nur durch die selten vorhandenen „Pützen" (offenen Wasserlachen) die man zur Viehtränke braucht, an bestimmte Stellen festgebannt wurden. In den Formen einer losen Häuptlingsverfassung, mit Ober- und fast selbständigen Unterhäuptlingen politisch gegliedert, haben sowohl die verschiedenen Stämme wie vor allen die beiden Hauptrassen in unaufhörlicher Feindschaft, einem fortwährenden Kampf um die „Futterplätze" gelebt. Die ältere Rasse der Hottentotten schien in diesem Kampf langsam zu unterliegen. — Es war kein gesegnetes Land, das die beiden Rassen bewohnten. Auch durch der Hände Arbeit hätte man ihm wegen seiner Dürre nicht wesentlich mehr zu entlocken vermocht, als es einem so mühelos in Form des Viehfutters schenkte. Man brauchte das Nichtstun garnicht einmal zu lieben, man war durch die Natur einfach dazu gezwungen. Man konnte sich nicht „entwickeln." Aber — irgend etwas mußte man tun; und was gab es Schöneres, als gelegentlich einen „Trekk" und einen Kampf mit den verhaßten, häßlichen Leuten von der anderen Farbe? Das war der Inhalt des Lebens!

Die Deutschen kamen ins Land. Die Herero sahen die Ankömmlinge anfangs ganz gern, denn sie halfen ihnen gegen die Hottentotten. Es kamen überdies nur ganz wenige; man konnte ihnen Vieh verkaufen und sich von dem Ertrag allerhand bisher unbekannte Genüsse verschaffen. — Daß man nicht mehr wie früher sich alle paar Jahre ordentlich raufen durfte, verschmerzte man so vorderhand. Aber in den letzten Jahren kamen immer mehr Weiße. Sie kauften gerade in dem Gebiet, in dem man angesiedelt war, zahlreiche Farmen; ihre Händler zogen dem „armen unwissenden Herero" das Fell über die Ohren, man mußte ihnen große Teile seiner Viehherden zu ihrer Bezahlung hingeben, die durch die Rinderpest und Dürre sowieso schon dezimiert worden waren.*) Was hatte man davon, daß der weiße Mann da war? Nichts, nur Strafen, den Verlust der freien Bewegung und jetzt die Armut. — Der Herero aber hat sich ja mit dem verkauften Vieh auch das Gewehr des Weißen verschafft, der Weiße hat es ihm selber verkauft. Der Weiße hat den Herero niemals besiegt, er hat Verträge mit ihm geschlossen, aber jetzt nahm er ihm von seinem Vieh also — . . .

Mehr braucht man nicht zu sagen, um den Aufstand in Südwest-Afrika verständlich zu machen. Er ist nicht die Folge irgend welcher besonderen Bedrückung, sondern einfach die veränderte Fortsetzung des alten Kampfes um die Futterplätze, der dort immer geherrscht hat. Es genügte eine gewisse Portion Sorglosigkeit bei den Deutschen und etwas zu viel Freiheit für ihre Händler, um ihn zum Ausbruch kommen zu lassen.

Daß wir unsere Landsleute in diesem Kampfe aus der Umzinglung heraushauen, ist ja selbstverständlich; es gibt aber recht zahlreiche Leute, die sich angesichts der heutigen Sachlage, und zwar ganz naturgemäß, fragen: Was hat es überhaupt für einen Zweck, daß wir diese „Sandbüchse" mit ihren nach freiem Nomadentum sich sehnenden Völkern halten und jährlich dafür mehr als sieben Millionen ausgeben? Lassen wir doch die Futterplätze dort den Herero und Hottentotten, denen sie ursprünglich gehörten. — Diese Stimmung ist sehr weit verbreitet, sie wird, wenn sie auch nicht die offizielle der Reichstagsmehrheit ist, schon für die Frage, in welcher Art der Aufstand unterdrückt werden soll, eine gewichtige Rolle spielen, vollends aber bei der weiteren, was neben dem Militärisch-notwendigen etwa für die Kolonie aufgewandt werden soll. Deshalb zu ihr ein Wort.

Südwestafrika ist eine Steppe; eine Steppe, die nur im Norden, wo sie in die eigentlichen Tropen hineinreicht, sich in Waldbestände verliert, und die nur dart so viel Regenfall hat, daß sie ohne künstlich beschafftes Wasser den Ackerbau zuläßt. Wasser wird künstlich im ganzen nur durch Bohrungen, d. h. immer nur in beschränkten Mengen beschafft werden können. Was kann eine solche dürre Steppe uns nützen?

Für die Aufnahme des Teils unseres Bevölkerungsüberschusses, der auswandern will, offenbar nichts oder recht wenig. Dieser Auswanderungsüberschuß braucht sich heute noch nicht in die Steppe zu flüchten; er findet in Nord- und Südamerika für sehr lange Zeit noch gewaltige fruchtbare Flächen, wo er in der Form ertragreicher Felderbestellung sein Brot zu finden vermag. Es wäre ganz vergeblich, ihn von dort ablenken zu wollen; ja, wir könnten ihn in Südafrika nicht einmal gebrauchen. Er besteht zu neun Zehnteln aus fast kapitallosen Leuten, die als ganz kleine Farmer, wenn nicht überhaupt nur als Arbeiter ihre Existenz auswärts zu finden suchen. Die südafrikanische Steppe aber ernährt nur den leidlich vermögenden Mann, der imstande ist, sich eine Viehherde und ein Areal von tausend Hektar und mehr mit seinem Anfangskapital zu erwerben. Sie gestattet nur den allerextensivsten Wirtschaftsbetrieb, und dieser kann ausschließlich Großbetrieb sein, nur Kapital, nicht aber Menschen aufnehmen. — Auf die Quadratmeile bringt man bei der heutigen Art des Besiedelns etwa vier

*) Siehe die gutinformierte Zuschrift an die „Frankf. Ztg." Nr. 19 v. 19. d. Mts.

Menschen, in die ganze Kolonie auf deren leidlichen Boden künftig vielleicht 40 000 als Kolonisten. Das sind Zahlen, die für die Beurteilung der Siedlungsbedeutung der Kolonie ausreichend sind.

In der südwestafrikanischen Steppe liegen Kupfererze, vielleicht auch Diamanten begraben. Es ist bekannt, daß Kupferminen bei Otavi im Norden sich als ertragreich genug herausgestellt haben, um ein Bergwerk- und Bahnunternehmen, die keine Staatsunterstützung irgend welcher Art genießen werden, ins Leben zu rufen. — Mag sein, wird man sagen, aber überlaßt doch den interessierten Kapitalisten ruhig die Ausbeutung der Minen. Zur Sicherung von deren Betrieb ist es doch nicht nötig, das ganze ungeheure Gebiet so groß wie Deutschland mit Stationen zu überziehen, den Bondelzwarts, Hottentotten, den Herero, den Ovambo ihre Bewegungsfreiheit zu nehmen, sie dadurch zu Aufständen, die uns teures Geld kosten, zu reizen, — ist es ferner nicht nötig, mit staatlichen Mitteln Siedler ins Land zu ziehen, denen man vielleicht niemals wieder zurückfließende Vorschüsse gibt.

Sicherlich nicht. Haben also diese Siedler mit den Geldern à fonds perdu und mit dem System von Verwaltungs- und Militärstationen, das zu ihrem Schutz notwendig ist, für uns gar keinen Wert? Darauf ist zu antworten: Sie können einen Wert, und zwar einen recht erheblichen, und werden ihn für uns *gewinnen*. Sehen wir zu an einem Beispiel.

Die große industrielle Weltfirma „Deutschland" stellt unter anderem in ausgedehntem Maße Wollwaren her. Das ist sogar einer ihrer zukunftsreichsten Artikel. Früher hat sie die dafür nötige Wolle unter ihrer eigenen Kontrolle im Lande erzeugt. Die intensive Landwirtschaftskultur aber, die die Dreifelderwirtschaft verdrängte, trieb mit den Schafen auch die Wollerzeugung aus dem Lande heraus. Ging doch die heimische Schafzahl z. B. in der kurzen Zeit von 1882—95 von 21 auf 12 Millionen zurück. An die Stelle trat Auslandsbezug. Aber unglücklicherweise ist man hier im ganzen nur an zwei große Weltlieferanten gebunden: Australien und Argentinien. Von 160 000 Tonnen ganz roher Wolle, die man jetzt von außen her braucht, muß man allein von diesen beiden Lieferanten mehr als 120 000 beziehen. Eine solche einseitige Abhängigkeit von so wenigen Lieferanten ist sehr fatal; sie ist direkt gefährlich. — Bestimmte Witterungsverhältnisse in einem einzigen auswärtigen Lieferungslande, verbunden mit Spekulation daselbst, können die ganze heimische Produktion in Unordnung bringen. Was hat die Baumwollhausse und Spekulation in den Vereinigten Staaten, die hier den ganz prädominierenden Lieferanten für den Weltmarkt darstellen, der europäischen Baumwollindustrie für Schläge versetzt! Es ist dringend zu wünschen, daß man nicht für andere wichtige industrielle Rohstoffe wie eben z. B. für Wolle in eine ähnliche einseitige Abhängigkeit von einem einzigen, fremden Lande gerät.

Südafrika ist ein Land der Schafzucht! Schon heute beziehen wir aus den englischen Teilen, denen die unsrigen durchaus analog sind, nicht unerhebliche Quantitäten an roher Wolle: 13 800 Tonnen. Warum sollen wir nicht in einer späteren Zukunft einmal auch aus unserem Gebiet ein beträchtliches Quantum beziehen? — Da haben wir also zum Beispiel eine große Aufgabe für die südafrikanischen Siedler. Es wird unsere und ihre Aufgabe sein, soweit als an ihrem Teile möglich, die Zahl der großen internationalen Wollieferanten um einen weiteren zu vermehren und uns dadurch vor einer drohenden recht gefährlichen Abhängigkeit mit zu bewahren. — Was wir in Südafrika durch die staatlich unterstützte Siedlung tun, ist, daß wir uns an der Entwicklung eines wichtigen Rohstoffgebietes der Erde als Nation zu beteiligen suchen, eine Arbeit, die sich sicherlich in der Linie unserer Lebensinteressen als eines großen Verarbeitungslandes bewegt.

Was verlangt werden muß, ist nur, daß man diese Arbeit auch als solche erkennt und betreibt. Es muß gerade von den Leuten, denen die Kolonisation als militärische Spielerei unangenehm ist, verlangt werden, daß wirklich *ganze* Arbeit geschieht. — Soll man in Südafrika an die eigentlichen wirtschaftlichen Aufgaben kommen, so muß der für die fremden Völkerschaften schmerzhafte, aber unvermeidliche Prozeß — unvermeidlich, weil ihn bei unserem Verzicht andere Europäer durchführen würden —, der Prozeß der Herabdrückung der Farbigen, zu entwaffneten Massen, endlich einmal bis zu Ende durchgeführt werden. Er muß durchgeführt werden, um an ihn sofort einen sorgfältig durchgeführten Schutz der Farbigen gegen Uebervorteilung und Ausbeutung durch Weiße anknüpfen zu können. Auch diese jetzigen Kämpfe wieder mit einem Kompromiß abschließen zu lassen, wäre schlimmer als ein Verzicht auf die Kolonie. Denn wer will nach dem, was geschehen ist, Leute als Siedler in die Kolonie bringen, wenn er ihnen nicht sagen kann: Die Farbigen sind endgültig entwaffnet, Ihr seid trotz Eurer ungeheuren Zerstreutheit im Lande doch sicher! Und was soll die ganze Kolonie, wenn man sie nicht in einen Zustand versetzt, in dem eine wirkliche Ansiedlungstätigkeit möglich erscheint? Ob man dabei nicht überhaupt mit dem jetzigen System der zum Teil aus Farbigen bestehenden Polizeitruppe wird brechen und zu einer Milizorganisation der weißen Bevölkerung wird übergehen müssen, sei hier nicht erörtert. Die absolute Entwaffnung der Farbigen ist jedenfalls das eine und erste; weiter aber darf, wenn möglich, nicht ein Tag Verzögerung für die wirtschaftliche Erschließung eintreten. Die Regierung hat im Sommer vorigen Jahres einen Kommissar hinausgesandt, der die Frage der Besiedlung organisatorisch in die Hand nehmen soll und der gegenwärtig die Kolonie noch bereist. Möge er nicht nur heiler Haut aus der jetzigen schlimmen Affäre hervorgehen, sondern mögen ihm dann auch Mittel zur Verfügung stehen, die Besiedlung wirklich in Angriff zu nehmen.

Africanus.

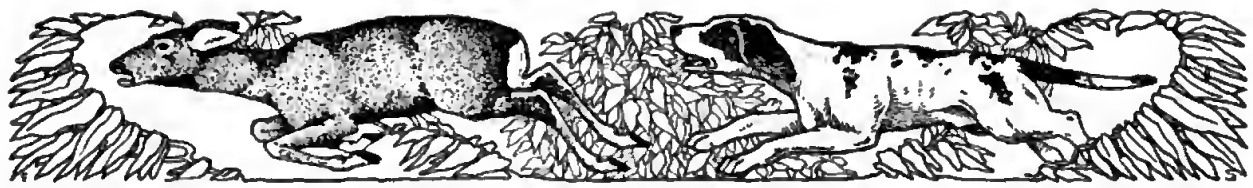
Ein Epigone der Familie Mendelssohn.*)

Paul Hensel, der bekannte Philosoph und Biograph Carlyles, hat im Vorwort selbst Zweifel darüber eingestanden, ob die Aufzeichnungen seines Vaters sich zur Ausbreitung vor der Oeffentlichkeit eigneten. Er hat sich dann doch dafür entschieden, weil Sebastian Hensel einen wichtigen Typus verkörpere: den Uebergang von der idealistischen zur realistischen Periode. „Von Jean Paul zur Leitung eines Hotels — darin mag mancher einen Abfall sehen — einen Lebenslauf in absteigender Linie. Gerade dieser Weg aber ist typisch für eine große Anzahl tüchtiger Männer geworden, und trügt nicht alles, so liegt gerade darin ein Teil der Erklärung für die oft aufgeworfene Frage, wie es möglich war, daß die unpraktischen Deutschen so rasch auf dem Gebiet industriellen Wettbewerbs es mit ihren geschulten Konkurrenten aufnehmen konnten."

Ich fürchte, für diese Entwicklung gibt es doch charakteristischere Beispiele als den Epigonen der Familie Mendelssohn. Vor allem: ich sehe in seiner Jugend nichts von dem spezifischen Gepräge der idealistischen Generation, wie es etwa dem jungen Lothar Bucher anhaftet. Er liest freilich mit Leidenschaft Jean Paul und bewegt sich mit angeborener Selbstverständlichkeit unter den musikalischen und konversationellen Genüssen seiner Verwandschaft. Aber jene etwas frostige Ironie, die bei den Geschwistern Mendelssohn neben einem warmherzigen Enthu-

*) *Sebastian Hensel.* Ein Lebensbild aus Deutschlands Lehrjahren. B. Behrs Verlag, Berlin XIV und 419 S.

Digitized by Google



siasmus steht, bleibt in seinen Jugendbriefen ohne diese Folie; und es berührt nicht angenehm, wie — objektiv der Zwanzigjährige schon über Ludwig Uhland urteilt. Auch muß ausgesprochen werden, daß die Mitteilung von Briefen ohne Schaden hätte eingeschränkt werden mögen. Jene diesem Milieu eigene Wißboldigkeit, die schon bei Fanny Hensel und Rebekka Dirichlet oft stört, wird in dem schwächeren Abguß störend, zumal man eben nicht so unmittelbar, wie bei den Vorfahren, den Eindruck einer liebenswürdig-tüchtigen Persönlichkeit daneben stehen hat.

Etwas ist freilich auch in diesem flotten Anekdotenerzähler vom Dichter: davon zeugt etwa die wirklich poetische Schilderung eines von der Nonnenraupe verwüsteten Waldes; wie denn überhaupt das Landgut für Hensels Aufzeichnungen einen bessern Hintergrund bildet als die ungeliebte Vaterstadt. Aber die in Berlin spielende letzte Partie führt allerdings in eine interessante Epoche; und wenn fortwährend der segensreiche Einfluß der Regierung auf die Residenzstadt ausposaunt wird, so verfolgt man hier wieder einmal an der Leidensgeschichte der Markthallengesellschaft die Kämpfe der aufblühenden Großstadt mit der Bureaukratie.

Ein tüchtiger Geschäftsmann wird der erste Leiter unseres „Kaiserhofs" gewiß gewesen sein, wie so viele unserer Achtundvierziger, Unruh, Ziegler, Schulze-Delitzsch. Aber war es nötig, daß er deshalb für den kämpfenden Idealismus seiner eigenen Jugend nur noch Hohn übrig hatte? Wer den Konflikt in Altpreußen durchgemacht hatte, sollte doch vorsichtig sein, ehe er die menschlichen Schwächen der tapferen Gegner einer maß- und schamlosen Reaktion so einseitig entblößte! Aber freilich fürchten wir, daß gerade hier Sebastian Hensel für den Nationalliberalismus als Weltanschauung typisch ist.

Hensel, der gut ödipodeisch „der Familie Mendelssohn Vater und Sohn zugleich" war, indem er als verdienstvoller Herausgeber des unschätzbaren Briefbuches die Physiognomie seiner Vorfahren mütterlicherseits vor der Welt fixierte — er hat doch etwas vom „Erben" im gefährlichen Sinn. Auf dem Gelände des jetzigen Herrenhauses ward er geboren — so etwas von der angeborenen Ueberlegenheit des preußischen Junkers verrät sich überall in seinem Auftreten. Gerade für das echte deutsche Bürgertum scheint er weder in seinen Schwächen noch in seinen Vorzügen ein typischer Repräsentant; und vielleicht wäre das Buch noch interessanter, wenn er es wäre.

Richard M. Meyer.

Kunst und Frau.

unst und Frau? Novalis meint einmal, die Frau sei geschaffen als ein wirksamer Gedanke Gottes das Unerforschliche darzustellen, und sie beraube sich selbst, wenn sie zu ergründen suche, wo sie doch bereits die Lösung sei.

Das „Darstellen" ist hier natürlich passiv gedacht.

Wir heutigen Frauen aber sind anderer Meinung. Wir versuchen darzustellen, aktiv darzustellen und zu ergründen. Das bindert nicht, daß einige von uns sich bewußt sind, daß im Prinzip Novalis recht hat; daß im Prinzip, also im Anfange, die Frau vielleicht sogar nur als Zubehör des Mannes geschaffen wurde und daß die ganze mächtige und beglückende Entwicklung, die sie genommen hat, vielleicht auf falscher Voraussetzung emporblüht, und daß (so werden einige von uns meinen) eben daher die großen Konflikte und Schmerzen herrühren, die wir durchzumachen haben, wenn wir, anstatt passiv, aktiv darstellen, wenn wir Künstler sein wollen.

Mit diesen Konflikten und Schmerzen beschäftigen sich zwei Drittel der heutigen Frauenbücher. Ich wähle aus der Menge auf gut Glück ein paar heraus: „Kunst", Roman von Auguste Hauschner,*) „Töchter der Zeit" von Leonie Meyerhof-Hildeck**) und „Sonnenwende", Roman von Käte Stauffer.***)

Das erste der drei Bücher „Kunst" ist das Werk reifer gewissenhafter Weltbetrachtung. Es ist eine Befriedigung, sich von diesem gelassen gewordenem Verstehen, das keine Entrüstungsschreie mehr kennt, an die Hand nehmen zu lassen, eine Freude, mit diesem beobachtungsgeübten Auge zusammen über Menschen und Dinge hinzublicken und hinein in die Gründe der Seelen.

Auguste Hauschner hat all diese Eigenschaften schon in ihrer trefflichen Novelle „Daatjes Hochzeit" erwiesen. Die Art, wie sie sich dort mit Holaschem Fleiße in die intimen Gewohnheiten und Zustände der holländischen Schifferfamilie hineinzufinden wußte, ist, wie es scheint, charakteristisch für ihr Schaffen. Denn, hat man es in ihrem neuen Roman auch mit Paris, München, Malern und sonstigen Menschen aus der Gesellschaft zu tun, mit einem Milieu also, das der Schriftstellern erreichbarer ist, als Daatjes Umwelt — so sehen, wie die Verfasserin es sieht, tut doch eben nur der Sammler, nicht der Spaziergänger.

Schon an und für sich bedeutet es Gutes, daß man ein Buch Seite für Seite mit Interesse liest, das so hundertmal Geschildertes zum hundertunderstenmale wiederschildert.

Eine junge Malerin in Paris, ihre Eindrücke dort, ihre Hoffnungen, ihre Enttäuschungen, ihre Kämpfe, ihre Verzweiflung, ihre Niederlage — das ist der Inhalt des ersten Buches. Aber es ist eine so feste Charakterisierung darin, eine so straffe Komposition, so sichere Kritik für das, was die Autorin ihrem Papierkorbe überantwortet hat, daß man eben gefesselt wird. Vor allem ist die Sprache respektvoll behandelt. Sie ist überall sachgemäß, bleibt selbst bei Rede und Antwort feinfühlig im Rhythmus der Epik. Oft wird die direkte Rede durch ein leise dirigierendes Bindewort wieder zum Erzählungsstrome wohltuend zurückgebracht. Wie hier:

„‚Gleich bin ich wieder da.' Aber sie kam erst nach einer halben Stunde wieder." —

Im Anfange fallen ein paar französierende Wendungen auf, die vielleicht Pariser Farbe geben möchten:

„Des Morgens, wenn sie, (die Boulevards) ein großer Festsaal, ihre Gäste erwarteten."

Und wie in Daatjes Hochzeit alle Einzelheiten des Häringsfanges mit erstaunlicher Sachkenntnis geschildert werden, so in „Kunst" die malerische Technik, die malerische Schauweise. Die Malerkolonie zum Beispiel bei Montigny, Frau Justes Küche mit ihrem vierfarbigen Licht ist prächtig eindrucksartig gesehen.

„Alle diese Farben trafen sich in der Mitte auf dem großen Holztische, der ganz bedeckt war mit Lebensmitteln. Daran saßen auf hohen Stühlen zwei blasse, dunkeläugige Mädchen und reinigten tiefblaue Pflaumen, die sie entsteinten und in mächtige Kupferkessel warfen. Ein drittes Mädchen, robust, mit hoch aufgesteckten roten Haaren, rührte in Kasserollen auf der Platte des schwarzen Herdes, den ein mächtiger Rauchfang bedeckte, besetzt mit Messinglenchtern, Bauernkrügen und farbigen Emmachtöpfen."

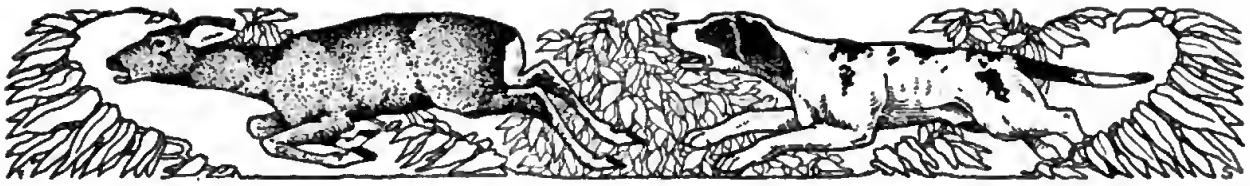
Das Buch ist Max Liebermann gewidmet und erinnert an mehr als dieser Stelle an die Weise des großen, sicheren Konstatierers.

*) Verlag von Albert Langen, München.

**) Cottasche Buchhandlung Nachf.

***) Verlag von Heinrich Minden, Dresden und Leipzig.

Digitized by Google



Im zweiten Buch tritt, anstatt der Figur der ringenden Marianne Bruckner, der Maler Hans Staiger (ihr künftiges Schicksal), in den Vordergrund. Sie sind sich früher begegnet, sie zu ihm aufsehend, durch sein Urteil niedergeschmettert. Nun, da sie ihn wiedersieht, auch er enttäuscht von sich selber; schwach geworden in der Ehe mit einer ungebildeten, schönen, aber unerheblichen Frau; vom Publikum verspottet. Da er sich aufraffen will, wird sie seine Trösterin. Sie feuert ihn an, wie er wieder sie. Ihr Porträt, von ihm gemalt, das seines Töchterchens von ihr, sind Rettungen an beiden. Zuletzt, da Staiger sich — als Mann und Künstler besinnungslos verhetzt — erschießen will, gibt Marianne sich ihm zu eigen und führt ihn so dem Leben und der Kunst zurück.

Meisterhaft menschlich sind Frau und Kind des Künstlers geschildert, Prachtnaturen in sich, nur eben Niederungsmenschen, schöne, vollblütige Kreaturen, die gut essen und trinken und lieben wollen und denen Kunst nichts bedeutet als Erfolg.

Und sie behalten recht, ganz vorwurfslos recht, wie das Tägliche immer recht behält vor dem Sonntage. Mariannes Leidenschaft, die so viel Ausschließlichkeit verlangt von dem Geliebten, quält ihn, seine eigene Stumpfheit bringt ihm Selbstvorwürfe, neue Pein. Im Schoße der Familie, die ihm jetzt, da er leidlich anerkannt ist, Toleranz und Bewegungsmöglichkeit gewährt, wird er endlich der große Künstler, zu dem ihn Marianne mit dem Opfer ihres Selbst, ihrer Kunst, hat machen wollen. Denn nur noch *seine* Kunst hat sie gelebt all die Zeit her. Und als ihr Liebesglück zusammenbrach, hält sie auch Gerichtstag über sich selbst, sie versteht, daß „das Weib die Sklavenketten des Geschlechts zerbrechen muß, will sie schaffen und erreichen dem Manne gleich. Sie war schwer belastet von dem Erbe tausendjähriger Knechtschaft, nicht Künstlerin, nur eine liebesstarke Magd."

Er, der Mann, hatte wohl auch gelitten eine Weile, aber die Opfer, die er gebracht hatte, waren nicht unheilbar, weder in der Kunst, noch in der Liebe. Und das nicht etwa, weil er der stärkere Künstler ist von beiden, sondern weil sie, das Weib, die stärkere Liebende ist.

Und so begibt sich Marianne hinweg aus der hohen Halle der Kunst und flüchtet in den stillen Vorhof derer, die künstlerisch Kunst zu genießen, nachzufühlen verstehen. Von dort aus will sie wirken als Mitempfinderin, Mitteilerin der Glücklicheren drinnen am Altar der Kunst.

Frauentrost!

In den „*Töchtern der Zeit*" liegt der Konflikt, in den die beiden in die Kunst Hineinstrebenden geraten, nicht im Verhältnis zwischen Mann und Weib, sondern im Gegensatz der Anschauungen von Mutter und Töchtern. Das Problem ist geistreich so gewendet, daß die Mutter ihre erste, große Liebe erlebt, sie aber den Töchtern, die sie nicht begreift, zu opfern bereit ist und daß eben dieser vermeintlichen Gefühlslosigkeit wegen die Töchter sie mißachten.

Auch in diesem Roman spielt das Leben der Maler eine Hauptrolle, hier sogar nimmt seine Schilderung den weitaus größten Teil des Buches ein.

Flott und frisch sind die Szenen hingesetzt, manches verpufft wieder, das reizerregend wirkte. So die psychologisch feine Andeutung, daß die dichtende Helma es peinlich empfindet, wenn ihr das Gefühl abhanden kommen will, daß sie die einzige ist in ihrer Familie, die stark denkt und empfindet, daß die Schwester Worte äußert, die nur sie selbst, Helma, denken dürfte, ganz leise.

Es ist das Leben der *Malerinnen*, ihre Arbeit, ihr Streben, ihre Freundschaften, ihre Schwärmereien und Neigungen für die Männerwelt und ihre Feste, die geschildert sind. Münchner Luft. Die Verfasserin, der wir ja schon seit einer Reihe von Jahren eine Anzahl in Form und Inhalt bedeutsamer Bücher verdanken, braucht sich keinen Zwang anzutun, um sich in den Gedankengang dieser Mädchen hineinzubegeben, sie ist — das zeigen all ihre Romane und Novellen — des malerischen Sehens gewöhnt. Wo immer sie eine Landschaft, ein Gesicht, eine Umgebung beschreibt, spielt das Licht und seine Wirkungen eine Hauptrolle bei ihr. Vielleicht ist der vorliegende Roman nicht einmal das ausgeglichenst gute ihrer Bücher, aber es hat mit ihren früheren den ehrlichen, begeisterten Kampfesmut gemein, der gegen Halbheit, Gebundenheit, Kälte unermüdet, mit immer neuen Waffen zu Felde zieht.

Im vorliegenden Buch fehlt es ihr auch an Humor durchaus nicht. Der Dichter Kulisch; die emanzipierte, weil absichtlich auffallende, sonst übrigens großzügige Melton, die sich schämt, wenn man erführe, daß sie mit ihrem jungen Ehegatten in der gleichen Wohnung wohnt; die komische Situation, daß die Mutter die weiblich Vielbegehrte ist, die zwischen ihren sachlich vorwärtsstrebenden Töchtern ihren Liebesfrühling begeht. Bedeutsamer noch ist die Wärme und Fülle der Erzählung, die psychologische Wahrheit und gebändigte Buntheit in dem Vielerlei dieser Malmädchen aus allen Erden- und Himmelszonen. Es ist ein Buch, das unterhält und wärmt.

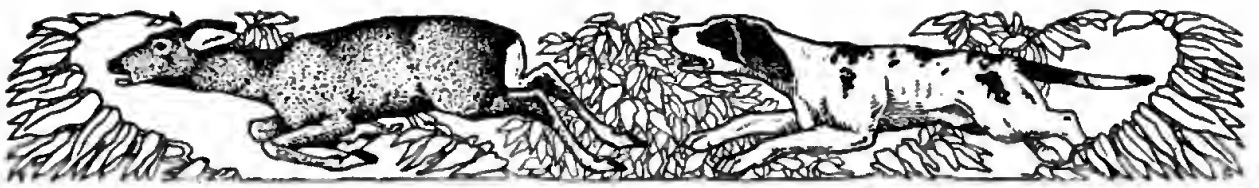
Ganz noch hilflos Anklagende ist Käte Stauffer, die Verfasserin der „*Sonnenwende*". Es ist Talent in dem Buche dieser Anfängerin, Wissen, Geist und ein wenig zu viel Theorie noch. Vieles, was da geschildert wurde, ist mehr gewußt, als gekannt. Zuviel ist in den engen Rahmen hineingepreßt, das Außergewöhnliche allzu selbstverständlich begangen — alles in allem ist es ein gewissenhaft gearbeitetes Buch, von einem ernsten Menschen tief bedacht und empfunden. Daß dieses Empfinden und dieses Denken über so schwierige Probleme, wie es die Berechtigung oder Verwerflichkeit der bürgerlichen Ehe ist, uns noch nicht erschöpfend scheinen will — ist kein Verurteilen des Romans überhaupt. Margarete, eine Tochter aus guter — das will in diesem Falle sagen, aus karikiert spießbürgerlicher — Familie, hat bereits theoretisch die Ueberflüssigkeit der gesetzlichen Ehe in sich ausgemacht, ehe sie mit einem Manne zusammengeführt wird, der es als sein Lebenswerk betrachtet, menschliche Zusammenhänge ohne Hilfe des Staates zu funktionieren. Ein russischer Anarchist. Sie selbst ist Schriftstellerin und vertritt — noch ganz erfahrungslos — denselben Standpunkt. „Unser junges Gewissen heißt das gut", sagt sie ihrer alten Lehrerin, die nicht mehr mit ihr Schritt halten will.

Das klingt ein bißchen nach Modesport.

So gäbe es allerlei auszusetzen in der „*Sonnenwende*". Aber dann kommen fest zupackende Szenen, wie die mit dem Schutzmann, der die Anarchistenfeier auflösen soll, schließlich aber mittrinkt und sich als Sozialdemokrat bekennt. Manches etwas anekdotisch, anderes aber doch wieder sichere, zusammenhängende Charakteristik. Dieser Anarchistenbund selbst „Die Sonnenwende" scheint mit eigenen Augen beobachtet, es sind durchweg Gestalten, die persönliche, wenn auch einigermaßen karikierte Züge tragen. Das Beste an dem Buch aber sind die eingestreuten, unwillkürlich den aktuellen Lauf unterbrechenden Reflexionen. Sie sind es, die mehr als die Ereignisse des Romans, von wahrhaftigem Leben zeugen. Das Menschliche der „Sonnenwende" liegt eben wieder in dem Konflikt der künstlerisch empfindenden Frau, die um ihre Freiheit kämpft. Erst mit ihrer Familie — aber dies ist doch, so sehr es im Roman in den Vordergrund gestellt wird, nur der äußerliche Konflikt — dann aber mit ihrer eigenen Frauenempfindung, die Ewigkeit will in der Liebe, garantierte Ewigkeit, auch durch die Gesetze, wo ihre eigene Erkenntnis und die Erkenntnis des Mannes, den sie liebt, sie den Weg der äußersten Freiheit weisen. Auch Margarete geht unter tausend Schmerzen ihren Lebensweg unter den sich befeindenden Zeichen: Frau und Kunst.

Anselm Heine.

Digitized by Google



Die Mobilmachung der deutschen Kunst.

Während im fernen Osten bedrohliche Wolken sich zusammenballen, die den Himmel des Völkerfriedens beängstigend verfinstern, sieht es auch bei uns im eignen Hause recht kriegerisch aus. Die preußische Regierung hat gegen die deutsche Kunst die „Feindseligkeiten eröffnet", und die angegriffene Großmacht hat darauf mit einer umfassenden Mobilisierung ihrer Streitkräfte geantwortet.

Denn darüber wollen wir uns doch einmal Klarheit verschaffen: Es handelt sich nicht um eine bestimmte Partei, die entrechtet, sondern um die deutsche Kunst schlechthin, deren Freiheit erdrosselt werden soll. Es handelt sich nicht darum, daß eine einzelne „Richtung" bekämpft, sondern darum, daß eine andere, nämlich die der Mittelmäßigkeit, der Banalität und der Phrase, auf Kosten sämtlicher anderer „Richtungen". gewaltsam gefördert und zur Alleinherrschaft emporgehoben werden soll. Wohl besteht die Opposition scheinbar aus einer einzigen Fraktion: der sezessionistischen. Aber schon der Name „Sezession" weist darauf hin, daß sich unter diesem Banner solche Künstler zusammengefunden haben, die zunächst viel weniger gemeinsame positive Ziele als ein negatives im Auge hatten: sich von der Majorität der übrigen Künstler zu trennen, weil in ihr der Schlendrian und die Unduldsamkeit zu übermächtigem Einfluß gekommen waren. Die Persönlichkeiten, denen eine Weiterentwicklung der deutschen Kunst am Herzen lag, die neuen technischen Mitteln, neuen Ausdrucksformen zustrebten, wollten eine reinliche Scheidung von denen herbeiführen, die mit einer zur Rückständigkeit gewordenen Starrheit an dem einmal Erlernten und Geltenden festhielten, als handle es sich um eherne und unverletzliche Gesetze. Keine neue „Schule" ist mit den Sezessionen begründet worden; denn gerade dem Schulzwang wollte man entfliehen. Einig waren sich die Stürmer und Dränger von vornherein nur in dem, was sie verpönten: in ihrer Abkehr von der Gemächlichkeit des herrschenden Kunstbetriebes. Für die Art jedoch, wie diese Gemächlichkeit bekämpft werden sollte, wurden keine bindenden Prinzipien aufgestellt, und mehr als einmal im Verlauf der zwölf Jahre, die seit der Begründung der ersten deutschen Sezession verflossen sind, bog der Weg plötzlich um und tauchten neue Ziele auf. In diesem großen Rahmen haben sich Liebermann und Thoma, Leibl und Böcklin, Klinger und Slevogt, Stuck und Leistikow, Uhde und Trübner, Habermann und die Worpsweder, Graf Kalckreuth und Albert v. Keller, die für Rodin begeisterten Bildhauer und die Schüler Adolf Hildebrands ausgezeichnet vertragen, — größere Gegensätze sind kaum denkbar. Aber alle diese höchst verschiedenartigen Individualitäten blickten und blicken in gemeinsamer Begeisterung zu der Fahne empor, auf der die Parole der Zukunft leuchtend prangt. So ward die Partei der Sezessionen die Partei der eigenartigen Persönlichkeiten und der vorwärtsweisenden Kräfte — und nur diese Partei ist es stets und überall gewesen, welche die lebendige Kunst eines Volkes in sich verkörpert.

Man mache doch einmal den Versuch und lege allen denen, die sich gegenwärtig ernsthaft mit der Kunst beschäftigen, die Frage vor: ob sie nicht der Meinung sind, daß in den Sezessionen, wie sie sich einmal entwickelt haben, der Schwerpunkt der heutigen deutschen Kunst zu suchen sei. Unter all den Schriftstellern, Gelehrten, Galeriedirektoren und sonstigen höheren Museumsbeamten, Aesthetikern, großen Sammlern und Liebhabern wird nur ein verschwindender Bruchteil diese Frage vernemen. Wohl gibt es auch unter den Künstlern, die außerhalb der Sezessionen stehen, hervorragende Männer. Es gibt Persönlichkeiten, die zu eigenartig sind, um sich überhaupt einer Gruppe anzuschließen. Es gibt andere, deren Lebensarbeit so gut wie abgeschlossen ist, und die zu alt sind, um sich noch mit der Jugend verstehen zu können, wie etwa Menzel, der vor langen Jahrzehnten selbst einer der radikalsten Revolutionäre der deutschen Malerei gewesen, oder wie Reinhold Begas, der vor einem halben Jahrhundert von den Vertretern des damals herrschenden Geschmacks als der keckste Neuerer zurückgewiesen wurde, der aber heute keine Gelegenheit versäumt, seine eigene Jugend Lügen zu strafen und denen, die jetzt jung sind, Steine in den Weg zu werfen. Es gibt wiederum andere, die sich zwar äußerlich von den Sezessionen fernhalten, ihnen aber in ihrer Kunstart näher stehen, — die eben darum auch von den Gegnern der künstlerischen Fortschrittspartei folgerecht befehdet werden; man vergleiche den Fall Kampf.

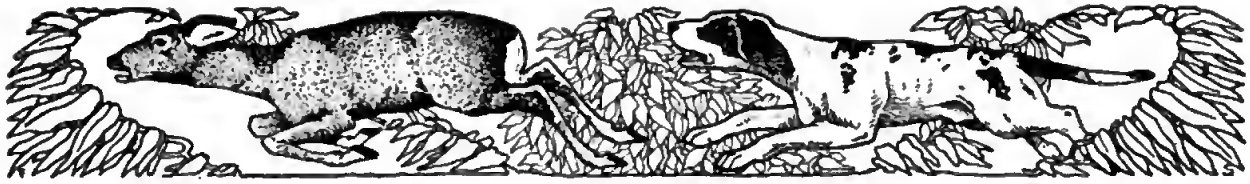
So stellt sich das Resultat dieser Uebersicht dar: In den nichtsezessionistischen Verbänden ragen einzelne bedeutende Namen hervor, wie einsame Klippen in öder Meereseinsamkeit, die Sezessionen aber verkörpern in ihrer Masse, so viel gelegentlich darin fruchtlos experimentiert und im Eifer des Gefechts über die Stränge gehauen werden mag, das Prinzip der von zukunftskräftigem Leben erfüllten deutschen Kunst unserer Tage. Und nun mache man die Gegenprobe und lege denselben Persönlichkeiten die zweite Frage vor: ob sie in der offiziellen Kunst, die im Königreich Preußen getrieben und von oben her begünstigt wird, eine gute Kunst sehen. Und diesmal wird es ein verschwindend kleiner Bruchteil sein, der die Frage bejaht!

Nein, es hilft kein Sträuben: nicht die „sezessionistische Richtung" (die es ja gar nicht gibt), sondern die deutsche Kunst der Gegenwart, soweit man von einer solchen sprechen kann, ist es, gegen welche die preußische Regierung die Feindseligkeiten eröffnet hat. Man mache keinen Trugschluß, indem man auf die Tatsache verweist, daß die außerhalb der Sezessionen stehenden Künstler die Mehrheit bilden. Nicht die Gesamtheit oder die Majorität aller Künstler oder derjenigen, die sich mit Kunst beschäftigen, ist die „deutsche Kunst der Gegenwart". Sondern eben jene Gesamtheit der starken Persönlichkeiten und der vorwärtsweisenden Kräfte — d a s ist die „deutsche Kunst der Gegenwart"!

Die angegriffene Großmacht hat nun ihre Truppen zusammengezogen. Es versteht sich von selbst, daß dies nicht auf preußischem Gebiet, sondern in einem anderen Bezirk deutscher Zunge geschehen ist. In Weimar, dieser merkwürdigen Stadt, deren Luft erstaunlich günstige Bedingungen für das Gedeihen künstlerischer Triebe haben muß, ward der Bund besiegelt. Zwistigkeiten im eigenen Lager, wie den Streit zwischen Berlin und München, vergaß man angesichts des gemeinsamen Feindes, ein Schutz- und Trutzbündnis ward geschlossen, und die nächsten strategischen Maßregeln wurden beraten. Und Weimar, die altheilige Stätte unserer klassischen Geisteskultur, um die uns die Völker der Erde beneiden, die kleine Residenz, die dann im neunzehnten Jahrhundert Franz Liszt in ihre engen Mauern zog und damit zu einem Hauptmittelpunkt des modernen deutschen Musiklebens ward, die schon vor vierzig Jahren durch die Berufung von Böcklin, Begas und Lenbach einen Versuch machte, in ihrer neugegründeten Kunstschule eine Zentrale der neuen Bestrebungen auf diesem Gebiete zu schaffen — ein Versuch, der freilich mißlang —, Weimar bietet nun der gehetzten und verfolgten bildenden Kunst des zwanzigsten Jahrhunderts gastliche Unterkunft.

Es ist nicht die Lage Weimars im Herzen von Deutschland allein gewesen, welche die sezessionistischen Delegierten zur Wahl dieses Treffpunkts bestimmt hat. Ohne Zweifel war die künstlerische Situation, die in Weimar seit einigen Jahren durch die Stellung des jungen Großherzogs Wilhelm Ernst zu den schwebenden Kunstfragen geschaffen ist, hierbei von Bedeutung. Wohl hat die kleine thüringische Residenz auch schon vorher im deutschen Kunstkampf ein kräftig Wörtlein mitgesprochen. Hier hat Graf Leopold Kalckreuth lange Zeit gewirkt, und er wäre vielleicht dort geblieben, wenn ihm nicht der damalige Akademiedirektor Graf Görz, der selbst ein mehr als mäßiger Künstler war und neben Kalckreuth nicht zur Geltung kommen konnte,

Digitized by Google



den Aufenthalt auf die Dauer unmöglich gemacht hätte. Hier hat Ludwig von Gleichen-Rußwurm, Schillers Enkel, die neue Natur- und Farbenanschauung zu Ehren gebracht. Hier lebte in Rohlfs lange Zeit vor der Ausbreitung des modernen Programms ein kraftvoller Vorkämpfer des deutschen Impressionismus, der leider zu sehr im Dunkel blieb. Hier lehrt Theodor Hagen seit Jahr und Tag seine Schüler eine ehrliche, gesunde und durch keine Schulvorschriften verbildete Wirklichkeitskunst. Doch seit kurzem ging man in Weimar mit auffallender Energie an den systematischen Ausbau dieser künstlerischen Fundamente. Hans Olde wurde zum Direktor der Kunstschule berufen. Ludwig von Hofmann als Professor dorthin gezogen. Schultze-Naumburg und neben ihm van de Velde zur Neubelebung des Kunstgewerbes gewonnen. Dem Grafen Harry Keßler die Reformierung und Ausgestaltung des neuen Museums für Kunst und Kunsthandwerk anvertraut. So wurde die weimarische Künstlerschaft in außerordentlicher Weise gestärkt, und als der St. Louiser Gewaltakt bekannt wurde, war die weimarische Lokalgenossenschaft die einzige nichtsezessionistische, die sich in Gemeinschaft mit den Sezessionen dem empörenden Vorgehen des Hauptvorstandes der Allgemeinen Deutschen Kunstgenossenschaft widersetzte.

Weimar war durch alle diese Dinge der geborene Sammelpunkt für den sezessionistischen Heerbann. Hinzu kam das offensichtliche sympathische Interesse, das der Großherzog den modernen Bestrebungen entgegenbringt. Unleugbar wären ohne dies Interesse die eben genannten Berufungen nicht erfolgt, unleugbar war es auch für die vorbereitende Arbeit der Weimarer Herren zum Tage des 15. Dezember von großem Wert. Es hat sich dann ja auch gezeigt, daß der junge Fürst den Begründern des „Deutschen Künstlerbundes" aufs liebenswürdigste entgegenkam, daß er sie seiner Sympathie, an der die gesamte Hofgesellschaft und offizielle Welt Weimars lebhaft teilnahm, versichern ließ und die Führer zu sich ins Schloß lud.

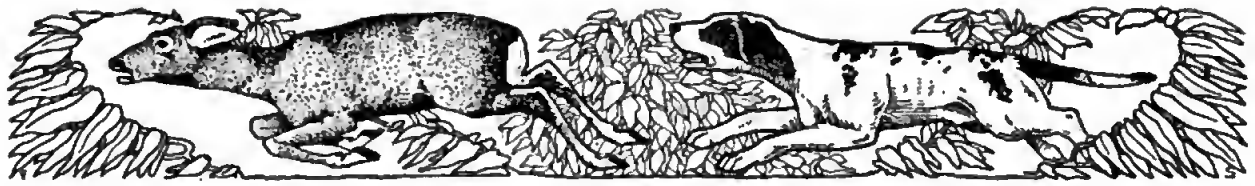
Man wird die Bedeutung dieser Erscheinung für die deutsche Kunst nicht überschätzen. Aber immerhin ist sie von starkem Interesse, weil sie ein völlig ungewohntes Bild darbietet. Auch der Prinzregent Luitpold von Baiern hat aus seiner Neigung für die Münchener Sezession niemals ein Hehl gemacht und ihr eine gleichberechtigte Stellung neben der dortigen Genossenschaft eingeräumt. Auch der Großherzog von Hessen-Darmstadt hat, vor allem auf kunstgewerblichem Gebiet, das Protektorat über Bestrebungen sehr moderner Art übernommen. Aber diese Liebenswürdigkeit eines deutschen Bundesfürsten gegen die Gesamtheit der Sezessionisten ist neu.

Wie ist das zu erklären? Man weiß, wie sehr der Großherzog Wilhelm Ernst Kaiser Wilhelm II. verehrt. Wie er in dem Reichsoberhaupt ein Musterbild ritterlicher Herrschertugenden erblickt. Wie er sich seiner Autorität und seinem lebhaften Geist gern und bewundernd anschließt. Wenn er trotzdem die eine Künstlergruppe, die der Kaiser mehr als einmal in den schärfsten Worten seiner heftigen Abneigung versichert hat, in solcher Weise empfängt, wie es geschehen ist, so muß er doch wohl die Ueberzeugung hegen, daß diese Künstlergruppe für das Gedeihen der deutschen Kunst von der allergrößten Wichtigkeit ist, muß er mindestens der Meinung sein, daß man den Most, der hier recht lebhaft schäumt und sich hier und da vielleicht sogar ein wenig absurd geberdet, in Ruhe ausreifen lassen soll, um den edlen Wein nicht zu verlieren, den er möglicherweise ergeben kann. Der junge Großherzog hat ganz einfach in dieser Sache den Instinkt seiner Generation, er ist in derselben Zeit Mann geworden, da die moderne Kunst bei uns kraftvoll emporblühte, und diese Tatsache allein bedingt, wie bei so vielen jüngeren Leuten, seine innere Stellung zu ihren Bestrebungen. Es ist dabei durchaus nicht nötig, ja es könnte unter Umständen ganz falsch sein, den Großherzog nun gleich für einen „begeisterten Sezessionisten" zu erklären. Er hat einfach das Gefühl: hier drängen allerlei Keime zum Licht, deren Reifen man doch einmal mit ansehen kann, hier werden sogar jetzt schon einzelne Dinge geschaffen, die mich stark fesseln und interessieren — und angesichts solcher Tatsachen kann man doch nicht alle die Vertreter dieser Dinge einfach als Kunstverbrecher betrachten.

Kaiser Wilhelm II. hat stets in Angelegenheiten, die andere Bundesstaaten betreffen, sogar in Sachen der Kunst, die ihm doch besonders am Herzen liegen, viel zu viel Takt bewiesen, als daß man annehmen könnte, er werde dem Großherzog von Sachsen diese Stellungnahme verübeln, oder es könne sich aus dem Geschehenen eine Spannung zwischen den Höfen von Berlin und Weimar herausbilden. Vielmehr scheint es mir doch nicht ganz ausgeschlossen, daß die Sympathiekundgebungen für die moderne Gruppe seitens des Großherzogs auf den Kaiser einen gewissen Eindruck machen könnten. Es ist vielleicht das erstemal, daß der Kaiser von einem Manne, der durch seine Stellung unter allen Umständen Anspruch auf Beachtung hat, eine Meinung vertreten sieht, die der seinigen nicht entspricht. Es wäre ja auch nicht unmöglich, daß im Laufe der letzten Jahre bei den wiederholten Zusammenkünften des Kaisers mit dem Großherzog gelegentlich das Gespräch auf Kunstfragen gekommen ist. War das der Fall, so könnte wohl auch einmal in des Kaisers Gegenwart eine Anschauung der modernen Kunst gegenüber zum Ausdruck gekommen sein, zu der sich ein anderer in abhängigerer, weniger souveräner Stellung ihm gegenüber bisher auch dann kaum je bekannt hat, wenn sie selbst seiner Ueberzeugung entsprach. Ich bin davon überzeugt, daß der Kaiser in seiner Umgebung und im Kreise aller derer, mit denen er überhaupt in Berührung kommt, inbezug auf seine Kunstanschauungen noch nie auf einen sorgsam begründeten Widerspruch gestoßen ist. Es mag nicht leicht sein, dem Kaiser gegenüber in persönlichem Gespräch einen solchen Widerspruch zu unternehmen, und gewiß hat nicht jeder den Takt und die Sicherheit, das in angemessener, jedoch wirksamer und wohlvorbereiteter Form zu unternehmen. Aber bedauerlich bleibt es doch, daß es, wie wir anzunehmen Grund haben, noch niemals geschehen ist, und daß der Kaiser noch nie Gelegenheit genommen hat, von irgend einem Vertreter moderner Kunstanschauungen Vortrag zu verlangen. Es ist ja doch ein so merkwürdiges Problem, daß ein Monarch wie Wilhelm II., der in seiner ganzen Weltanschauung sich so oft als Kind seiner Zeit, als moderner Mensch gezeigt hat, in der Kunst so wenig mit dem Ideengang seiner fortgeschrittenen Zeitgenossen übereinstimmt. Wir alle wissen, wie viel Gewinn wir in dieser Hinsicht aus anregenden, gegenseitig aufklärenden, berichtigenden und befruchtenden Gesprächen gezogen haben und dauernd ziehen! Warum sucht der Kaiser nicht einmal ein solches Gespräch mit einem freimütigen, unabhängigen Manne? Man sollte denken, gewisse Strömungen der aufstrebenden Kunst, z. B. ihre Sehnsucht nach monumentalem, großem Ausdruck, nach festlicher und glänzender Verschönerung des Lebens, müßten gerade seiner Natur zusagen.

Doch das ist es eben: die verantwortlichen Räte der Krone werden entweder des Kaisers Meinung durchaus teilen — wie diese sicherlich im großen Publikum, immer abgesehen von der überwältigenden Mehrheit aller Kunstverständigen, vielfach geteilt wird —, oder sie werden sich hüten, um „des bißchen Kunst" willen ihre hohe Stellung zu gefährden. Und wenn sie, selbst auf der Basis der kaiserlichen Kunstanschauung stehend, trotzdem die einseitige Begünstigung der einen und die ebenso einseitige Verdammung der anderen Meinung für einen Fehler halten sollten, so werden sie noch weniger dem Herrscher gegenüber für eine gerechtere Verteilung der Staatsgunst auf die verschiedenen Künstlergruppen plädieren, auf die Gefahr hin, sich schon dadurch unter Umständen um „des bißchen Kunst" willen seinen Unwillen zuzuziehen. Es wird nun aber sehr viele Leute geben, und sicherlich nicht die schlechtesten im Lande, die der Meinung sind, daß das „bißchen Kunst" nicht eigentlich so unwichtig ist, daß vielmehr die Kunst im Leben der Völker eine erheblich höhere Stellung einnimmt, als man vielfach in unsern

Digitized by Google



maßgebenden Kreisen heute zu glauben scheint, daß schließlich ein Teil des Höchsten, was eine Nation überhaupt der Welt gibt, in ihren künstlerischen Leistungen besteht.

So lange das alles nicht anders wird, gebietet der deutschen Kunst der Trieb der Selbsterhaltung, sich zu wehren, nicht nur durch Proteste und theoretische Auseinandersetzungen, — sondern durch Taten, und auf die Feindseligkeiten, welche die Regierung des Königreichs Preußen und die von ihr beeinflußten Kreise der Reichsregierung gegen sie richten, mit Gegenschlägen zu antworten. Der Zusammenschluß der modern gesinnten Künstlerpersönlichkeiten (man kommt, der Kürze halber, um das schreckliche Wort „modern" nicht herum) war ein solcher, und man kann es wohl begreifen, daß die Regierung diesen Schritt sehr unangenehm empfand. Seltsam genug war freilich ihr Verhalten bei dieser Angelegenheit. Es steht fest, daß der Kultusminister Dr. Studt einige Tage vor dem 15. Dezember in Begleitung des Dezernenten für die Kunstangelegenheiten, Geh. Oberregierungsrats Schmidt, in Weimar gewesen ist. Es steht ferner fest, daß diese Vertreter des preußischen Ministeriums in Weimar mit verschiedenen maßgebenden Persönlichkeiten über Kunstangelegenheiten, und zwar nicht lediglich über Fragen allgemein ästhetischer Natur, gesprochen haben. Es steht weiter fest, daß die Herren dort bei diesen Gesprächen durchaus den Eindruck gewinnen mußten, die Fehler, die in Berlin inbezug auf die Kunst gemacht werden, könnten nur Weimar zugute kommen. An diesen Tatsachen können alle Dementis nicht rütteln, und wenn sie auch mit so hochmütiger Bestimmtheit auftreten wie die der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", die sich an unwesentliche Aeußerlichkeiten klammern. Daß freilich die Herren dabei die Absicht gehabt haben sollen, die zu erwartende Aktion der „Modernen" zu verhindern oder die weimarischen Sympathien den Sezessionisten gegenüber einzuschränken, daß sie womöglich gar ihre auffallende Reise nach Weimar unmittelbar vor dem Zusammentritt des Delegiertentages im Hinblick auf diesen unternommen, daß sie überhaupt die schwebenden Streitfragen mit besonderer Absicht zum Gegenstande ihrer Weimarer Unterhaltungen gemacht haben, — das alles sind, versteht sich, böswillige Ausstreuungen „sezessionistischer Heißsporne". Offiziell lag natürlich alles ganz anders! Offiziell erklärt sich alles auf die einfachste und harmloseste Weise!

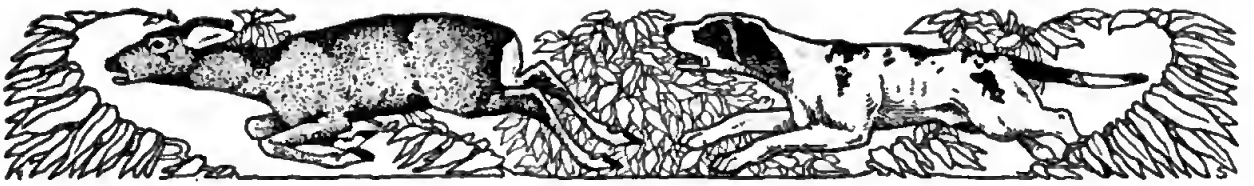
Gewiß, nachweisen lassen sich derartige Absichten kaum. Wenn jemand zu mir kommt, um mich angeblich nach der Adresse meines Schneiders zu fragen, und mich im Laufe des Gespräches beiläufig um hundert Mark angeht, so wird er, zumal wenn ich ihm das Geld nicht geborgt habe, die Behauptung, der Zweck seines Besuches sei weniger die Erkundigung der Schneideradresse als die Erlangung der hundert Mark gewesen, als eine böswillige Erfindung meinerseits bezeichnen. Aber niemand wird ihm Glauben schenken!

Es wird versichert, der Kultusminister habe erst nach seiner Rückkehr von der Weimarer Reise von dem „Deutschen Künstlerbund" erfahren. Das glaub' ich! Denn vorher wußte von einem „Deutschen Künstlerbund" wohl niemand etwas. Niemand wußte vorher, zu welchen Formen der Organisation die Zusammenkunft der sezessionistischen Delegierten führen würde. Aber daß diese Zusammenkunft stattfinden würde, daß sie eine engere Fühlung der führenden Minorität im deutschen Kunstleben bezweckte, das wußte jeder, und allein darauf kommt es an. Oder sollten auch davon unter allen Menschen, die sich mit Kunstdingen beschäftigen, in dieser Kampfzeit gerade der preußische Kultusminister und sein Dezernent für die Kunstangelegenheiten, sie allein, nichts gewußt haben? Wer das glauben will, der — soll es glauben!

So ist denn der offene Krieg ausgebrochen, der an dieser Stelle vor Monaten bereits angekündigt wurde (in Nr. 1 des laufenden Jahrgangs, vom 3. Oktober). Der „Deutsche Künstlerbund" hat sich konstituiert und tritt nun als ein Nebenbuhler der „Allgemeinen Deutschen Kunstgenossenschaft" auf, die gerade in diesem Jahre das Jubiläum ihres halbhundertjährigen Bestehens feiern kann. Der „Bund" hat klugerweise darauf verzichtet, einen komplizierten rechtlichen Organismus zu bilden, der, wie jeder Mensch weiß, in geistigen und Kunstangelegenheiten immer bedenklich ist. Er ist kein „Verband", in dem sich die Einzelsezessionen von Berlin, München, Stuttgart, Karlsruhe und Düsseldorf (in Dresden gibt es leider keine mehr) als Glieder zusammenschließen, sondern eine freie, über das ganze Reich sich erstreckende Vereinigung, der natürlich auch solche Künstler als Mitglieder beitreten können, die nicht einer lokalen Sezession angehören (ist auch schon geschehen). Doch die neue Vereinigung will die Aufnahme neuer Mitglieder nicht lediglich, wie die Genossenschaft, von der Tatsache abhängen lassen, daß die Betreffenden sich überhaupt künstlerisch beschäftigen, sondern stellt für diese Aufnahme andere Formen auf, die in gewissem Sinne das Prinzip einer Auslese ermöglichen. Die neue Organisation wird nun selbstverständlich die Gleichberechtigung neben der Genossenschaft beanspruchen, und man wird sie ihr auf die Dauer nicht versagen können. Freilich hat man das zunächst einmal versucht und hat dem Künstlerbund auf seine Bereitwilligkeit, sich noch jetzt, natürlich unter annehmbaren Bedingungen, an der St. Louiser Ausstellung zu beteiligen, einen ablehnenden Bescheid gegeben. Es wird sich zeigen, ob die preußische Regierung und die Reichsregierung, so weit sie unter ihrem Einfluß steht, weiter über den Künstlerbund Acht und Bann verhängen kann. Die Dinge haben nunmehr den Charakter einer ausschließlich künstlerischen Angelegenheit verloren und den einer Sache von allgemeinem öffentlichen Interesse angenommen. Es kann nicht ausbleiben, daß sowohl im Reichstag beim Etat des Reichsamts des Inneren wie im preußischen Landtag beim Etat des Kultusministeriums diese Verhältnisse eingehend zur Sprache gebracht werden. In der Budgetkommission des Reichstags haben ja diese offenbar bevorstehenden Debatten bereits ein Vorspiel gefunden. Die Volksvertretung kann es nicht dulden, daß mit den Mitteln der Allgemeinheit eine bestimmte Künstlergruppe protegiert wird, während man die andern boykottiert. Sie muß verlangen, daß man der Kunst die absolute Freiheit ihrer Entwicklung läßt, daß man nicht nach Maßgabe eines einzelnen persönlichen Geschmacks in diese Entwicklung eingreift, sondern da, wo es sich nicht um Aufträge der Krone, sondern um die staatliche Behandlung künstlerischer Angelegenheiten handelt, mit Berücksichtigung des Urteils der Sachverständigen in gerechter Verteilung der Staatsgunst vorgeht. Sie muß verlangen, daß man auf solche Weise ebenso wie in anderen Staaten, ja wie in anderen deutschen Bundesstaaten, der neuen Ausdrucksformen zustrebenden jungen Kunst die Gelegenheit nicht versagt, ihre Kräfte zu entfalten und zu üben.

Man weise nicht aufs literarische Gebiet hin. Wenn Friedrich der Große, der Goethes Götz eine „dégoûtante platitude" nannte, ein Feind unserer glorreich aufsteigenden nationalen Dichtung war, so konnte das an dem Siegeslauf der deutschen Poesie, an dem Aufstieg des Sturms und Drangs zur Glanzhöhe unserer klassischen und romantischen Literatur nichts ändern. Immer wieder muß gesagt werden: in der bildenden Kunst liegen die Dinge anders. Hier werden vielfach Mittel gebraucht, die nur der Staat — früher nur die Fürsten — gewähren kann. Und so lange die Regierung bei uns der gerade jetzt so hoffnungsfroh sich entwickelnden Kunst den freien Weg verrammelt, wird es Kampf und Krieg geben. Die Brutalisierung der modernen Kunst durch ihre an Zahl übermächtigen Gegner hat im vorigen Jahrzehnt die Sezessionen zur Welt gebracht. Der allgemeine Boykott, der jetzt ausgesprochen wurde, hat beim „Deutschen Künstlerbund" Geburtshilfe geleistet. Herr Anton von Werner, das treibende Element bei allen diesen Berliner Angelegenheiten, in dessen Händen die Fäden aller antisezessionistischen Intrigen zusammenlaufen, hat sich wiederum als ein Teil der mephistophelischen Kraft bewährt, die bekanntlich oft das Gute schafft, ohne es zu wollen. Nun hat die

Digitized by Google



deutsche Kunst ein festgefügtes Heer. Wir werden doch sehen, wer schließlich Sieger bleibt!

Muß denn in Deutschland immer alles in blutigem, innerem Zwist erkämpft werden? Vielleicht ja! Vielleicht ist das unser Schicksal! Vielleicht auch ist dann das in ferner Zukunft liegende, endliche Erreichen des Ziels, um das so schwer gerungen werden mußte, wertvoller und gibt stärkere Garantien für die spätere Zeit, als wenn es im Hui „genommen" würde. Dieser Wechsel auf die Zukunft ist allerdings für die Lebenden ein schwacher Trost. Und bei dem jetzigen Wettlauf der Nationen wird er uns auch verzweifelt wenig nützen. Aber immerhin, auch der Krieg hat seine Lust! Ihr wollt den Frieden nicht? Schön! wir sind gerüstet.

„Marsch, marsch, ihr Herrn, Trompeter, die Fanfare!
Zum Kampf! Zum Kampf!" . . .

Max Osborn.

Theater.

Deutsches Theater: „Novella d'Andrea". Schauspiel in 4 Aufzügen von Ludwig Fulda.

„Ein Jüngling liebt ein Mädchen."

Es ist kein geringerer als der Prinz von Cypern — wir bewegen uns in Fuldas neuem Schauspiel in der fröhlichen, hochgemuten Zeit der Renaissance —, der die Universität Bologna bezogen und den gar heftige Liebespein zu Füßen der klugen und gelehrten Tochter Novella des Professors der Jurisprudenz d'Andrea treibt. Novella ist sie nach einem Buche ihres Vaters getauft worden, und wenn sie über ihren Folianten sitzt, dann darf man sie dreimal bei ihrem Namen rufen, ohne daß sie es hört. Aber Frauenohr ist ein gar kitzlich Ding, und wenn ein anderer Name als der ihre oder der des Prinzen ertönt, dann springt sie beseligt auf, und alle Bücher sind vergessen.

„Die hat einen andern erwählt" —

Der Lehrer des Rechts Giovanni da Sangiorgio hat es ihr angetan, ihr Lehrer. Um seinetwillen hat sie das Studium beider Rechte ergriffen, um seinetwillen bereitet sie — als erste Frau — sich vor, den Doktorhut der Universität Bologna zu erwerben, ach! und um seinetwillen setzt sie sich den Aergernissen der Vorlesung vor übermütigen Scholaren aus. Er, der junge Professor, schätzt sie dieserhalb ungemein; er ist es sogar, der ihr den Schleier von der Reise mitgebracht hat, den sie nur vor das Gesicht zu binden braucht, um fortan tiefen Ernst und Lerneifer unter den Studenten zu verbreiten. Aber auf den Gedanken, daß ein so gelehrtes Fräulein trotzdem zu lieben vermöge, daß er selbst der heilige Geist all ihrer Wissenschaftlichkeit, auf solch beglückenden Gedanken verfällt ein Professor nicht.

„Der andre liebt eine andre" —

Das Schwesterlein der Gelehrten ist es, die er sich auserkoren. Schwer zu sagen, warum? Vielleicht, weil sie so einen Duft wohlgelungener Braten um sich verbreitet, vielleicht auch nur, weil sie sich selbst als dumm bezeichnet und von der klugen, liebevollen Schwester des öfteren so genannt wird. Oder auch deshalb, damit er im Schlußakt seinen Irrtum — denn ganz eigentlich liebt er die Kluge — einsehen kann. Genug —

„Und hat sich mit dieser vermählt."

Wie leicht sich ein Lyriker wie Heine das vorstellt! Ganz einfach, geradezu frivol einfach, ohne daß ihm die geringsten Skrupel erwüchsen, schreibt er: „Und hat sich mit dieser vermählt". Anders Fulda, der Dramatiker. Er kennt die Wirklichkeit und ihre Bitternisse. Er weiß, daß der Liebende nicht etwa zu dem geliebten Mädchen oder ihrem Vater geht, ihr seinen Antrag zu machen. Nicht doch; dazu hat er nicht den Mut, obwohl er sie ein paar Tage vorher bereits geküßt hat. Er wendet sich an die ältere, die kluge Schwester, die ihn liebt, und bittet sie, für ihn zu werben. Er trägt ihr die Bitte so vor, daß sie glauben muß, der beabsichtigte Antrag gelte ihr selbst. Er spricht ihr eine Viertelstunde lang derart von seiner Liebe, daß sie alles in ihrem aufjubelnden Herzen auf sich beziehen darf. Wie reich ist doch dem Lyriker gegenüber der Dramatiker, der die Wirklichkeit also kennend ausschöpft! Er gewinnt eine Szene, wahrhaft erquickend für das in bräutlichem Zittern harrende Mädchen, erquickend für des Zuschauers mitfühlendes Herz. Auch weckt er damit gar zauberisch in seiner Heldin Neid, Mißgunst, kleinlichen Haß gegen die Bevorzugte — Eigenschaften, deren auch eine Renaissanceheldin nicht entraten darf, will sie modern erscheinen. Er braucht dann nur zwischen den dritten Akt, in dem sich solches zugetragen, und den vierten einen Zeitraum von zehn Jahren zu legen, um recht davon zu überzeugen, daß die Mißgünstige sich in wissenschaftlicher Tätigkeit zu wahrhaft edler Resignation durchgerungen und damit ein Gefühl der tiefen Befriedigung mitzuteilen. —

„Es ist eine alte Geschichte" —

Sie ist es in der Tat, da Arthur Fitger in seiner „Hexe" ganz den nämlichen Konflikt behandelt hat, mit dem kleinen Unterschied doch, daß er die innerliche Tragik der Unverstandenen, um ihre Liebe Betrogenen zu lösen suchte, während bei Fulda alles Empfinden in kleinlicher Ichsucht verpufft. Was bei ihm „immer neu" bleibt, ist nur die tröstende Vorstellung, daß eine Frau, die aus heimlicher Liebe zu irgend einem Gelehrten sich der Wissenschaft zugewandt hat, doch so Hervorragendes darin leistet, daß ihr als erster der Doktorhut zuteil wird, daß sich zu ihren Vorlesungen die Scholaren drängen, daß — sie selbst darin später die Befriedigung findet, die ein um seine Liebe betrogenes Leben zu verklären imstande. Als ein kokettes, liebreizendes Theaterdämchen entschleiert sich die Wissenschaft dem glücklichen Dramatiker, der nun kraft besserer Kenntnis den Lyriker korrigieren darf:

„Und wenn sie just passieret,
Dem bricht das Herz nicht entzwei."

Ernst Heilborn.

Nippes.

I.

Der Wegmacher.

Ich hatte mich beim Jagen verspätet und schritt eilig auf der staubigen Landstraße dahin, um den letzten Zug nicht zu versäumen.

„Wie weit ist's nach Wilding?" fragte ich einen schlanken Ernteurlauber, der mir entgegenkam. „A gringe Stund!" — „Danke!"

Ich war etwa zwanzig Minuten weiter gewandert, als ich einem alten Weib begegnete, das in einer großen Butte Beeren trug. „Na, wielang hab ich nach Wilding?" — „A guate Stund gwiß, Herr!" — „Dank schön!"

Wenig erbaut beschleunigte ich meine Schritte und traf nach einer weiteren Viertelstunde einen Wegmacher, der sich gerade die Pfeife stopfte. „No, Herr Nachbar, wie weit ist's noch nach Wilding?" fragte ich stehenbleibend.

Der Biedere zündete erst seine Pfeife an, dann sagte er bedächtig: „Dös kimmt drauf an, wie schnell ös geht!"

Der Mann dachte objektiv! Respekt! ich zog unwillkürlich den Hut — aber ich dankte ihm nicht.

2.

Ein Cato.

Von der „voraussetzungslosen" Wissenschaft war unser Gespräch auf die „Unbestechlichkeit" der Richter gekommen.

„Auch ich weiß davon ein Beispiel zu erzählen!" sagte plötzlich der älleste aus unserem Kreise, ein pensionierter Bezirksamtmann. „Es war während meiner Praktikantenzeit auf dem Lande, als einer der Herren am Stammtisch meinen damaligen Vorstand fragte: „Aber sagen Sie doch, Herr Amtsrichter, wie kommt es nur, daß der Hauser-Sepp, der berüchtigte Fischdieb, in der gestrigen Verhandlung so unverdient glimpflich wegkam? Man hoffte allgemein, Sie würden, selbst ein so eifriger Fischer, den Kerl, der soviel auf dem Kerbholz hat, exemplarisch abstrafen!"

„Das sah ich voraus und gerade deshalb gab ich ihm das gesetzliche Mindestmaß!" antwortete würdevoll der richterliche Cato.

3.

Der Sträfling.

An Kaisers Geburtstag hatten sich verschiedene Gutsbesitzer aus der Umgegend zu einem Diner versammelt. Von der Not der Landwirte und dem neuen Zolltarif war man auf persönliche Verhältnisse zu sprechen gekommen; da plötzlich rief einer der Herren: „Ist es wahr, Rhaden, Sie hätten einen entlassenen Sträfling, der natürlich nirgends unterkam, als Pferdewärter angestellt?"

„Allerdings!" erwiderte der Angeredete, „der Mann hat seine Schuld schwer gebüßt, sie soll vergeben und vergessen sein; wie kann er denn sonst in die Gesellschaft zurückfinden?"

„Unglaublich, unerhört! der wird seine Erfahrungen machen!" tönte es durcheinander.

Und Rhaden machte seine Erfahrungen — zehn Jahre war Claus, jener ehemalige Sträfling, sein treuester und fleißigster Knecht, rührend bemüht, seinem Herrn das Vertrauen zu lohnen, das dieser in ihn gesetzt.

Da meldete eines Tages der greise Verwalter dem Gebieter, zwei Schinken seien am Morgen aus der Vorratskammer gestohlen worden.

Blitzschnell durchzuckte den Gutsbesitzer ein Verdacht — „Wo war . . .?" entfuhr es ihm unwillkürlich . . .

„Claus war morgens mit mir auf dem Fohlenmarkt!" lächelte verständnisvoll der Alte.

München. Arthur Schubart.

Depositenbanken und Spekulationsbanken. Ein Vergleich deutschen und englischen Bankwesens. Von Dr. jur. et phil. Adolf Weber (Bonn). Leipzig. Verlag von Duncker & Humblot.

Es mögen ungefähr zwölf Jahre her sein, daß Cäsar Straus, der Verfasser der Broschüre: „Unser Depositengeldersystem und seine Gefahren", sich bemühte, Berliner Bankiers zu der Errichtung eines „einheitlichen Depositeninstituts" zu veranlassen. Deutschland hatte damals eine Reihe von Bankbrüchen zu verzeichnen, und die Vorschläge Cäsar Straus' wurden daher an mancher Stelle des Studiums und der Prüfung für wert erachtet. Allein die erfahrenen Geschäftsleute sahen damals ein, daß insbesondere die Anschauungen, die in Deutschland das sparende Publikum hinsichtlich des Zinserträgnisses seines Kapitals hegt, eine auch nur bescheidene Rentabilität eines solchen Depositeninstituts nicht erwarten ließen. Sie nahmen davon Abstand, den Vorschlägen des Herrn Straus zu folgen. Seine eingangs erwähnte Broschüre hatte jedoch nach anderer Richtung einen großen Erfolg. Als Auslassungen eines viele Jahre hindurch an der Frankfurter Börse tätig gewesenen Mannes wurde sie von seiten unserer reaktionären Parteien als eine besonders wirksame Waffe im Kampfe gegen unser Bankwesen betrachtet. Die „Wirtschaftsreformer" haben die Errichtung von Depositenbanken nach englischem Muster als ein unbedingtes Postulat hingestellt, das eventuell mit Hilfe der Gesetzgebung erreicht werden müsse. Es ist das Verdienst des Weberschen Buches, Licht- und Schattenseiten des deutschen und englischen Bankwesens in klaren Ausführungen beleuchtet und dabei den Nachweis geführt zu haben, daß den englischen Depositenbanken eine Reihe von Mängeln anhaftet, die in volkswirtschaftlicher Beziehung nicht gering zu veranschlagen sind. Weder räumt auch mit der in Deutschland noch vielfach verbreiteten Ansicht auf, daß die englischen Banken der Börse völlig fern stehen. Er weist nach, daß große Beträge der englischen Depositenbanken den Brokers der Stock Exchange zur Reportierung zur Verfügung gestellt werden, und daß dadurch die englischen Banken dem Einfluß von Börsenkrisen nicht entzogen bleiben. Die Gefahr für England wird nur dadurch geringer, daß die zweimalige Liquidation an der Londoner Börse eine schnellere Sichtung und ein leichtes Abstoßen der reportierten Effekten möglich macht. Der Verfasser macht darauf aufmerksam, daß gerade von Ausländern die im deutschen Bankwesen herrschende Arbeitsvereinigung als ein Vorteil angesehen wird, da sie den Banken diejenige Ausdehnung ihres Operationsfeldes ermögliche, welche die moderne Volkswirtschaft erfordere. Die Art und Weise der Beaufsichtigung der englischen Banken kann, wie Weber zeigt, uns in keiner Weise als Muster dienen. Er hält sie sogar noch für mangelhafter als in Deutschland. Alle Vorschläge, die zur Besserung des Geldverkehrs in Deutschland gemacht sind, seien nicht so inhaltsschwer, daß man ihretwegen unsere Gesetze einer Revision unterziehen müsse. —

Weber ist reiner Theoretiker. Das Resultat seiner Arbeit hat er durch ein sehr eingehendes und gründliches Studium der einschlägigen Literatur und auch der Zeitungen erreicht. Jeder Satz, den er geschrieben hat, läßt sich mit Leichtigkeit kontrollieren. Allerdings sind ihm auch, wohl aus Unkenntnis, einige Irrtümer unterlaufen. So urteilt er durchaus unrichtig, wenn er behauptet (Seite 134), die deutschen Banken hätten „schwer wiegende Fehler" gemacht und sich einem geradezu „unverantwortlichen Leichtsinn" hingegeben, als sie in den achtziger Jahren Argentinien Kredit gewährten. Er hätte diesen Satz sicherlich nicht geschrieben, wenn ihm die Seiten 369 u. ff. der Protokolle der Börsenenquêtekommission bekannt gewesen wären, aus denen nach der Aussage eines Experten unzweideutig hervorgeht, daß die Stellungnahme des auswärtigen Amts für die Uebernahme der argentinischen Anleihen durch deutsche Banken von entscheidendem Einfluß gewesen ist. „Der Staat", heißt es dort, „hat uns geradezu aufgefordert, dorthin zu gehen und unsere Verbindungen auszudehnen." So notwendig es ist, bei Untersuchungen ähnlicher Art, wie die Weberschen über das Bankwesen, auch die Aeußerungen der Presse als Quellen der Forschung zu berücksichtigen, so sehr ist es ein Gebot der Vorsicht, gerade bei solchen Urteilen, wie das oben zitierte, ihren Wert nicht zu überschätzen. Im großen und ganzen wird man sagen müssen, daß das Webersche Buch alle bedeutenderen Fragen des englischen und deutschen Bankwesens in geschickter Anordnung erörtert und jedem, der sich mit diesem Thema beschäftigt, für sein Studium reiche Anhaltspunkte bietet.

F.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 18. Berlin, den 30. Januar 1904 21. Jahrgang.

UNIVERSITY

Die Aktion

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Die Etatsberatung im preußischen Abgeordnetenhause hat diesmal außergewöhnliche Beachtung hervorgerufen. Die Konservativen haben es so gut wie selten verstanden, ihre Uebermacht im preußischen Dreiklassenparlament und ihre Herrschaft über die preußische Regierung vor breitester Oeffentlichkeit zu dokumentieren. Die bedingungslose Kapitulation der Regierung vor den Kanalrebellen, die schon in der Thronrede zum Ausdruck kam, wurde durch eine schöne Rede Bülows noch ausdrücklich bestätigt. Daß sich der preußische Ministerpräsident bei dieser Gelegenheit als Gegner aller politischen Konsequenzmacherei und als ehrfürchtigen Diener parlamentarischer Mehrheiten selbst lobte, — dieser grausame Spott kann nur mit der demütigenden Rolle entschuldigt werden, in die die Regierung von den Konservativen hineingezwungen war. Burschikoser trat Bülows Ministerkollege v. Hammerstein auf. Was er über das preußische Dreiklassenwahlrecht und dessen „Reform" sagte, ist so bezeichnend für den preußischen Minister des Innern vom Jahre 1904, daß wir es an anderer Stelle ausführlich würdigen. Seine Ausführungen über die preußische Polenpolitik, die mit den Worten schlossen: „Unsere Langmut ist noch viel zu groß; wir haben nicht zu verhandeln mit Gegnern, sondern wir haben zu befehlen und sie haben zu gehorchen" stehen auf derselben Höhe moderner Regierungsweisheit, wie seine Ausführungen über das Sparlotto Scherlschen Ingeniums und über die in Aussicht stehende Reform des Schulgesetzes. Nimmt man zu den Ministerreden noch die scharfmacherischen Reden der konservativen und freikonservativen Parteiführer hinzu und die Kritik des Zentrumsführers Bachem am bestehenden Reichstagswahlrecht, das „als das reine Ideal nicht anerkannt werden kann, weil es doch, wie es sich gezeigt hat, Mißstände mit sich bringen kann, Mißbräuchen einen gewissen Raum gibt, von denen wir nicht wünschen können, daß sie ausgedehnt werden", so hat man ein feines Abbild der Reaktion, die im preußischen Abgeordnetenhaus selbstbewußt und unumschränkt herrscht.

Ein mitteleuropäischer Wirtschaftsverein hat sich auf Betreiben des Breslauer Professors Dr. Julius Wolff aus den verschiedenartigsten Elementen unseres wirtschaftspolitischen Lebens zusammengefunden. Bezeichnend für die Neugründung ist es, daß die konstituierende Versammlung in Berlin keine ordentliche Aussprache über Zwecke und Ziele der Vereinigung wagte. Wie hätten auch die mitratenden und mittatenden Schutzzöllner, die bekanntlich als obersten Leitsatz den „Schutz der nationalen Arbeit" verherrlichen, dem Gedanken der internationalen Produktionsteilung Wolffs zustimmen können? Auch die Gleichmacherei in der Produktion und die allmähliche Herausbildung von Typen, nach denen in den verschiedenen Ländern mit entsprechender Arbeitsteilung produziert werden soll, hätte von praktischen Industriellen, die bei der Gründung mitwirkten, bekämpft werden müssen, weil alle Qualitätsware Individualisierung und Spezialisierung verlangt, nicht aber Generalisierung und Schablonisierung. Allgemeine Zustimmung kann von den Plänen Prof. Wolffs eigentlich nur die angestrebte Reform der Verzollungstechnik beanspruchen. Ob aber auf diesem allerdings wichtigen und praktischen Gebiete etwas Ersprießliches erreicht wird, das hängt in erster Linie von der Leitung und von der bis jetzt noch garnicht vorhandenen Einheitlichkeit des Willens der Mitglieder ab.

Die neutrale Haltung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion zur Regierungsforderung für Südwestafrika hat den Unteroffizieren in der Partei gewaltige Kopfschmerzen verursacht. Verrat an der Arbeitersache ist noch das geringste, was sie hinter der Stimmenthaltung ihrer Fraktion im Reichstag wittern. Zubeil, der Prinzipienhüter, hat sich an die Spitze der Kritik gegen seine eigenen Fraktionsgenossen gestellt und in einer Sitzung des Wahlvereins für den Kreis Teltow-Beeskow eine Resolution veranlaßt, die Widerruf der revisionistischen Abstimmung verlangt. Das Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei nimmt zu dieser Resolution in einer Weise Stellung, die den Verdacht erwecken muß, als ob wirklich so etwas wie ein Sieg Zubeils über den Beschluß der Reichstagsfraktion in Aussicht stände. Einstweilen können wir indessen noch nicht glauben, daß törichter Unverstand und falschverstandene Prinzipienhüterei über das natürliche Empfinden und die vernünftige Taktik triumphieren sollten, die die sozialdemokratische Fraktion gerade bei der Lesung der Nachtragsforderung für Südwestafrika bewiesen hat.

Der Aufstand in Deutschsüdwestafrika ist noch immer nicht in seiner ganzen Tragweite übersehbar. Neben englischen Alarmnachrichten, die von unerhörten Grausamkeiten der aufrührerischen Hereros und von Empörung nahezu aller Eingeborenenstämme zu berichten wissen, kommen auch vereinzelte beruhigende Nachrichten aus den bedrohten Städten selbst, die noch Hoffnung auf einen glimpflichen Verlauf der ganzen Aktion zulassen. Auf jeden Fall ist es gut, daß ohne Zögern Truppen zur Bekämpfung der Aufständischen abgesandt worden sind.

Ein großes Brandunglück in Aalesund, durch das mehr als 10000 Menschen mitten in nordischer Winterkälte obdachlos wurden, und eine blühende norwegische Stadt vernichtet ist, hat dem deutschen Kaiser Anlaß zu hochherzigem Eingreifen und unseren großen deutschen Schiffahrtsgesellschaften Gelegenheit zu bewunderungswerter Entfaltung ihrer Riesen-

Digitized by Google

kräfte gegeben. Kein Mann ist in diesen Tagen in Norwegen populärer gewesen als Wilhelm II., und die überaus rasche und energische Hilfeleistung aus Deutschland vermehrt in merklicher Weise die Sympathien der nordischen Bevölkerung für uns.

In der französischen Kammer hat die Ausweisung des elsässischen Abbé Delsor noch zu stürmischen Debatten geführt, die mit einem beachtlichen Sieg der Regierung Combes geendet haben. Die krampfhaften Versuche der nationalistisch-klerikalen Opposition, Delsor zu einem Märtyrer der elsaß-lothringischen Gefühle zu stempeln und seine Ausweisung zur Auffrischung von alten Revanchegedanken auszunutzen, sind kläglich gescheitert. Dabei erhielt Herr Ribot, der Hauptgegner der Regierung, noch einige wohlverdiente Züchtigungen mit dem Nachweis, daß gerade er in seiner früheren Ministerzeit zahlreiche Ausweisungsbefehle gegen Elsässer erlassen und daß gerade er angeordnet habe, daß auf den Schullandkarten Elsaß-Lothringen von Frankreich abgetrennt und Deutschland zugeteilt werde. Die Verhandlungen ergaben noch mehr als die Abstimmung selbst, daß die Revanche-idee in Frankreich ihre faszinierende Wirkung längst eingebüßt hat.

König Leopold II. von Belgien hat sich dieser Tage in Berlin unter den Geburtstagsgratulanten Kaiser Wilhelms II. befunden. Daß sein Besuch mehr als der Ausdruck eines persönlichen Freundschaftsbeweises ist, geben diesmal auch die offiziösen Blätter zu. Es handelt sich für Leopold II. um die Sicherung seines afrikanischen Kolonialbesitzes gegen die beiden übermächtigen Liebhaber des weiten und reichen Kongogebietes, England und Frankreich. Leopold II. ist ein geschickter Diplomat. Zeitweilig hat er es zur Sicherung seines Kongostaates für notwendig gehalten, mit dem Zweibund zu kokettieren. Wenn er gegenwärtig einen Besuch in Berlin macht, so hält er es wohl für wichtig, sein Verhältnis zum Deutschen Reich zu revidieren und wärmer als seither zu gestalten. Er will mit dem mächtigen Nachbarn eine dauernde Verständigung über die Begrenzung des Kongogebiets herbeiführen. Ob ihm das gelingt, und ob Graf Bülow die günstige Situation, in der er sich König Leopold gegenüber befindet, ausnutzen wird, läßt sich natürlich heute noch nicht absehen.

* * *

Des Freiherrn von Hammerstein Entdeckung.

Nicht etwa, daß seine Exzellenz entdeckt werden müßte. Das ist bereits vor längerer Zeit geschehen. Er sitzt heute auf dem Fauteuil des Ministers des Innern allen sichtbar im preußischen Abgeordnetenhause, und bei den jüngsten Debatten erhob er sich, um jedem guten Preußen die beruhigende Versicherung zu geben, „daß für den Moment, da es notwendig sein wird, polizeilich gegen die Sozialdemokratie einzuschreiten, Sie mich auf meinem Posten finden werden." Es gab eine Zeit in Preußen, da solche französischen Versicherungen napoleonischer Dekadenzzeit nicht abgegeben wurden; es war nicht üblich, mit dem Säbel zu rasseln, weil niemand bezweifelte, daß er im gegebenen, unglücklichen Fall sich brauchbar erweisen würde. Und auf dem Posten befinden . . .? natürlich vorausgesetzt, daß Herr von Lucanus nicht die Ablösung herangeführt hat. Der Minister von Hammerstein rief sodann den Polen zu: „Wir haben nicht zu verhandeln mit Gegnern, die uns ebenbürtig sind; wir haben zu befehlen und Sie haben zu gehorchen." Wirklich das sagte, nach dem Bericht der „Kreuzzeitung", Herr von Hammerstein im preußischen Abgeordnetenhause zu Berlin, und nicht Herr von Plehwe zu einer Deputation der Finen oder Armenier oder Polen in seinem Ministerium zu St. Petersburg. Es verdient vermerkt zu werden, daß der Bericht bei diesen Worten Beifall meldet. Mag man zur Polenfrage stehen, wie man will — und kein Deutscher kann sie unter national-polnischem Gesichtspunkt betrachten — solcher Beifall bei solchen Worten in der „Volksvertretung" ist äußerst charakteristisch für den Grad parlamentarischer Kultur in Preußen. Herr von Plehwe sagt vielleicht das nämliche, aber den Beifall der Vertreter des Volkes hat Herr von Plehwe wenigstens alsdann nicht — darin sind wir Rußland über. Herr von Hammerstein pries auch die gleichzeitige Ermunterung zum Sparen und zum Lotteriespiel, diese Scherlsche Mixtur, diese Anfeuerung zur wirtschaftlichen Vernunft und zur wirtschaftlichen Unvernunft im nämlichen Augenblick, etwa nach dem Grundsatze jener weitsichtigen Heidenmissionare älterer Zeit, die die Schwarzen dadurch in die Kirchen brachten, daß sie ihnen nach dem Kirchgang ein Glas Schnaps verabfolgten. Doch auch dies System ist keine Entdeckung des Herrn von Hammerstein; er lobte nur die Geschäftserfindung des Herrn Scherl. Die ganz unbestrittene Entdeckung des Herrn Ministers liegt vielmehr auf dem Gebiete des preußischen Wahlrechts.

Das preußische Dreiklassenwahlsystem ist das elendeste aller Wahlsysteme genannt worden, bekanntlich vom Fürsten Bismarck — ein durch ewiges Zitieren langsam zu Tode gehetzter Ausspruch. Man kann das preußische Dreiklassenwahlrecht auch für sehr gut erachten, wenn man der Ansicht ist, daß die stärkste Garantie für die Erhaltung einer konservativen Majorität in der preußischen zweiten Kammer dem Staat zum Segen dient. Man kann es für sehr nützlich halten, wenn man als Reaktionär den eigenen reaktionären Einfluß sich konservieren will. Man kann es tadeln, man kann es loben in allen Nüanzen; man kann es als staatsverderbend verfluchen und als staatserhaltend preisen, das ist geschehen, und solche Behauptungen lassen sich von einem gegebenen Standpunkt aus verstehen und begründen. Wer sie aufstellt, hat Vorgänger und darf Originalität nicht für sich in Anspruch nehmen. Aber Herr von Hammerstein ist originell. Nachdem er von neuem als starker Mann erklärt hatte, daß er nie die Hand dazu bieten werde, die Fundamente dieses Wahlsystems zu ändern, stellte er — wie wiederum die „Kreuzzeitung" in ihrem Bericht versichert — und ihr ist eine Böswilligkeit in diesem Fall nicht zuzutrauen — die folgende Behauptung auf:

> „Kein anderes Wahlsystem ist so genau der Ausdruck der öffentlichen Meinung als unser Dreiklassenwahlsystem in Preußen."

„Oho" und Lachen links." Welch despektierliche Aeußerungen! Denn das gerade sind die Worte, die die monumentale Entdeckung des Herrn von Hammerstein enthalten.

Würde ich die Versicherung erhalten haben, daß Herr Singer einige Kirchenfenster gestiftet habe, um sich der Verleihung des Kronenordens vierter Klasse allmählich zu nähern, oder daß Herr Bebel als königlicher Kommissionsrat dereinst zu sterben erhoffe, ich wäre nicht überraschter gewesen durch solche Mitteilung als durch die von Herrn Minister von Hammerstein gemachte Eröffnung. Sie verlangt, daß wir alle unsere politischen Anschauungen von Grund aus revidieren und die Arithmetik, die doch bisher als eine feste Säule in dieser schwankenden Welt betrachtet wurde, obenein.

Die politische öffentliche Meinung setzt sich zusammen aus den Anschauungen der mündigen Bevölkerung. Nun ist es bisher unbestritten, daß es in Preußen Sozialdemokraten gibt. An dieser Tatsache, die aus den Ergebnissen der Reichstagswahl sich durch Addition und Subtraktion ermitteln läßt, und

Digitized by Google

die mehr Sozialdemokraten nachweist, als uns lieb sein kann, rüttelt doch auch Herr von Hammerstein nicht. Sozialdemokraten gibt es nicht im Abgeordnetenhaus — und doch ist das Haus der genaueste Ausdruck der öffentlichen Meinung. Das preußische Wahlsystem führt auch zu dem Ergebnis, daß der idiotische Sohn eines vielfachen Millionärs unter Umständen einen hundertfach so großen politischen Einfluß bei der Wahl auszuüben vermag als preußische Minister, die mit Portiers zusammen wählen, deren Haupttätigkeit die Beschäftigung mit Staatsangelegenheiten nicht ist. Doch das Wahlsystem bleibt der genaueste Ausdruck.

Fürst Bismarck hat kühne Behauptungen aufgestellt, die falsch waren; Behauptungen von solcher Kühnheit hat er natürlich niemals aufzustellen für zweckmäßig erachtet.

Freiherr von Hammerstein hat sich bemüht, den Beweis zu erbringen, daß er „der starke Mann" sei oder wenigstens ein starker Mann. Und um dies zu erhärten, brauchte er starke Worte und noch stärkere Behauptungen. In dieser Beziehung ist der Beweis der Stärke erbracht.

Herr von Hammerstein gehört ganz gewiß nicht zu den wahrhaft bösartigen Ministern des Innern, wie sie in Preußen nicht allzu selten gewesen sind; er gehört zu den Ministern, die überraschen. Solche Ueberraschungen mehren sich und mehren sich in Preußen und Deutschland. Bald auf diesem Posten, bald auf jenem verantwortungsvollen Posten zeigen sich Männer, die nicht nur auf einem anderen politischen Standpunkt als wir Liberale stehen — das wäre nicht verwunderlich — sondern auf einem Standpunkt, der statt Opposition oder Zustimmung allseitig nur Staunen erregen kann.

Preußen und Deutschland haben ja zweifellos eine ganz solide Konstitution, und Originalität bei Staatsmännern und Politikern ist gut, aber die Entdeckung eines Ministers ist doch beängstigend, daß unser Dreiklassenwahlsystem von allen Wahlsystemen die öffentliche Meinung am genauesten zum Ausdruck bringe. Man kann von diesem Wahlsystem vieles behaupten, nur dies eine gewiß nicht.

Und wenn es doch von einem Minister des Innern behauptet wird, welche Perspektive eröffnet solch ein Standpunkt?

P. Nathan.

Aerzte und Krankenkassen.

Traurige Folgen eines sozialen Gesetzes! Seit dem 1. Dezember 1883 haben wir den Krankenversicherungszwang in Deutschland, und seit fast eben so langer Zeit ist unser Wortschatz um den Ausdruck „Aerztestreik" bereichert! In den letzten Monaten ist dieses Wort sogar zum Kampfesruf in fast allen Gauen des Deutschen Reichs geworden. In Leipzig und in Solingen, in Magdeburg und in Cöln, in München-Gladbach und in andeen Städten haben die Aerzte einmütig ihre Kassenstellen zum 1. April gekündigt; die Gesamtzahl der Kündigungen, die am 1. Januar oder in den nächsten Monaten ausgesprochen oder beabsichtigt sind, wird von beteiligter Seite auf über 3000 geschätzt. Rund $^1/_3$ aller Kassenärzte stehen also im Kampf. Die Zeitungen sind voll von Berichten über das Vorgehen der Aerzte, über die Abwehrmaßregeln der Kassenverwaltungen und über das Verhalten der Aufsichtsbehörden. Nachdem am 25. d. M. auch noch der allgemeine Kongreß der Krankenkassen Deutschlands in Leipzig getagt und als einzigen Gegenstand seiner Beratung die Streitigkeiten zwischen Aerzten und Krankenkassen behandelt hat, gibt es gegenwärtig kein aktuelleres sozialpolitisches Thema, als das von den Aerzten und Krankenkassen.

Es ist ohne weiteres klar, daß die Bedeutung dieser Streitigkeiten weit hinaus geht über die jener wirtschaftlichen Kämpfe, denen wir im industriellen Leben fast tagtäglich begegnen. Daß der Aerztestand finanziell und moralisch nicht andauernd zurückgehen darf, ist eine Forderung der Volksgesundheit, der Kultur; und daß die 9 641 742 Personen, die die Krankenversicherung im Jahre 1901 im Deutschen Reiche umfaßte, jederzeit die denkbar beste Hilfe und Pflege in Krankheitsfällen finden, ist noch dazu eine nationale Notwendigkeit. So erklärt es sich, daß nicht nur weite unbeteiligte Volkskreise, sondern auch die Regierungen mit innerer Anteilnahme und gespannter Aufmerksamkeit den wirtschaftlichen Kämpfen folgen, die sich jetzt zwischen Krankenkassen und Aerzten entwickeln.

Es ist ja bekannt, um was es sich bei ihnen handelt. Die Kassenärzte haben sich im Verband zur Wahrung der wirtschaftlichen Interessen der Aerzte (Sitz Leipzig) eine Organisation geschaffen, die mit großer Energie und bemerkenswertem Geschick auftritt. Dieser gewerkschaftliche Verband hat folgende Hauptforderungen aufgestellt: Erhöhung der Arzthonorare (wegen der durch die Novelle zum Krankenversicherungsgesetz gesteigerten Leistungsanforderung), Einführung der freien Arztwahl, und Zulassung einer ärztlichen Vertretung bei den Kassenverwaltungen, soweit Aerzteinteressen in Betracht kommen. Die Forderungen sind sehr klar und auch für den Laien ohne weiteres verständlich. Wenn sie trotzdem so lebhafte Kämpfe hervorrufen, so liegt das wohl an der Schwierigkeit ihrer Durchführung.

Zuerst die Erhöhung der Arzthonorare! Die Statistik ergibt, daß die Kosten für ärztliche Behandlung pro Mitglied und Jahr von 1888 bis 1900 gestiegen sind:

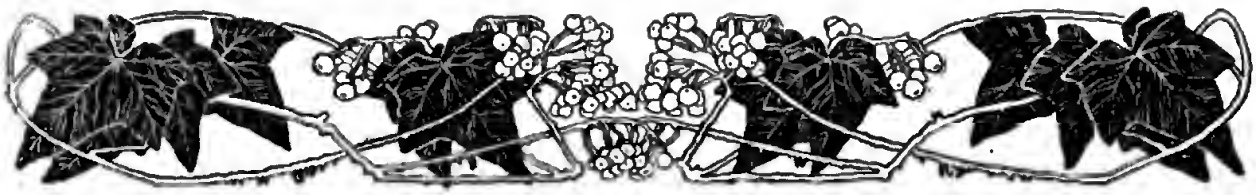
in den	Gemeindekrankenversicherungen . .	von	1,98	auf	2,51 Mark
„ „	Ortskrankenkassen	„	2,15	„	3,26 „
„ „	Betriebskrankenkassen	„	3,73	„	5,05 „
„ „	Baukrankenkassen	„	3,55	„	5,36 „
„ „	Innungskrankenkassen	„	1,73	„	3,18 „

Trotz dieser Steigerung behaupten die Aerzte, daß sie unter aller Würde bezahlt würden. Und sie haben ganz recht, wenn sie auf die Bezahlung im Einzelfall hinweisen, die oft für die Konsultation 30 Pfennige und weniger beträgt. Sie schießen aber doch wohl über das Ziel hinaus, wenn sie hier und da verlangen, daß kein Pauschquantum mehr vereinbart, sondern nach den Mindestsätzen der ärztlichen Gebührenordnung jede Einzelleistung honoriert werde. Die Krankenkassen behaupten wenigstens, daß sie bei solchen Honorarsätzen unter keinen Umständen mehr weiterexistieren könnten. Das Krankenkassengesetz erlaubt nur Beiträge zu erheben, die im Höchstfall 6 Prozent des verdienten Arbeitslohnes betragen. Seither, d. h. im Jahre 1900 zahlten

4,3	Proz.	aller Kassen	bis zu	1½	Proz.	des	wirkl.	Arbeitsverdienstes
25	„	„	„	1½—2	„	„	„	„
61,5	„	„	„	2—3	„	„	„	„
9,2	„	„	„	3—4½	„	„	„	„

Die Kassenverwaltungen behaupten nun, daß die Arzthonorare sämtlicher Krankenkassen, die gegenwärtig bereits vierzig Millionen Mark betrügen, bei der Erfüllung der neuen Anforderungen der Aerzte hundert Millionen Mark überschreiten würden. Diese Summe sei garnicht aufzubringen, ohne daß die Gesetzgebung höhere Beiträge als seither gestatte. Die aber würden niemals von den Arbeitgebern, welche bekanntlich zu gleichen Teilen beisteueen müssen, gutgeheißen werden. Viel-

Digitized by Google



mehr würden solche Maßnahmen nur zur Vermehrung der untüchtigen Betriebskrankenkassen führen. Der Ausweg, die finanzielle Leistungskraft der Krankenkassen mit Hilfe eines Reichszuschusses (ähnlich wie bei der Invaliditäts- und Altersversicherung) zu erhöhen, wird von den Krankenkassen perhorresziert, weil man ganz mit Recht fürchtet, daß der Staat, wenn er einmal Zuschüsse zahlt, auch weitgehende Aufsichtsrechte über die heute noch ziemlich freie Kassenverwaltung verlangen wird. Den anderen Ausweg, daß die Kassenärzte fest angestellt werden und somit in dieselbe Lage kommen, wie etwa höhere Verwaltungsbeamte in kommunalen oder großen Privatbetrieben, lehnen die Aerzte ihrerseits ab.

So stehen sich auf dem Gebiete der höheren Honorarforderung die beiden Parteien noch unausgesöhnt gegenüber, obwohl sie beide fortgesetzt versichern, daß sie nichts Unbilliges voneinander verlangen und jede die berechtigten Ansprüche der anderen erfüllen wolle.

Nicht viel anders ist es mit dem zweiten Streitpunkt, der freien Arztwahl. Hier hat sich erst ganz neuerdings ein seltsamer Umschwung vollzogen. Zuerst erhoben die Arbeiter den Ruf nach freier Arztwahl. Sie hatten bei den berufsgenossenschaftlichen Aerzten so schlechte Erfahrungen gemacht, daß sie glaubten, in gesundheitlicher Beziehung weit besser zu fahren, wenn sie nicht auf einzelne festangestellte Kassenärzte angewiesen seien, sondern wie jeder Privatmann freie Auswahl unter allen Aerzten des Ortes hätten. Diesem Ruf nach freier Arztwahl stemmten sich die Kassenvorstände, die möglichst billig wirtschaften und deshalb möglichst wenig Aerzte beschäftigen wollten, entgegen. Dabei fanden sie in der Regel die stark von ihnen abhängigen Kassenärzte, die obendrein in solcher Handhabung des Kassenarztprivilegiums noch Schutz vor unbequemer Konkurrenz erblickten, auf ihrer Seite. Allmählich kam dann der Umschwung. Die privilegierten Kassenärzte gerieten in immer stärkere finanzielle und teilweise auch moralische Abhängigkeit von den Kassenverwaltungen; hinter den wenigen festangestellten Kassenärzten drängte die Masse der unbeschäftigten Kollegen. Der Andrang zum medizinischen Berufe nahm ganz bedeutend zu. Gab es im Jahre 1885 noch 15 764 Aerzte in Deutschland, so stieg ihre Zahl im Jahre 1902 bereits auf 29 133, d. h. ihre Zahl vermehrte sich um 74 Prozent, während gleichzeitig die Gesamtbevölkerung nur um 20 Prozent wuchs. Die Ueberfüllung bedrohte den Aerztestand mit Proletarisierung. Da begannen die einsichtigen Vertreter zu erkennen, daß nichts der Proletarisierung so sehr entgegenzuwirken geeignet sei, als wenn man allen Standesangehörigen den Zugang zu den Krankenkassenstellen gleichmäßig eröffnete. Sie sahen ferner ein, daß das Mittel der freien Arztwahl gleichzeitig auch größere Unabhängigkeit der einzelnen Aerzte von den Kassenverwaltungen im Gefolge haben müsse. So kamen sie zu der von ihnen früher bekämpften Forderung der freien Arztwahl. Die Kassenverwaltungen waren jetzt in doppeltschwieriger Lage. Dem einmütigen Ansturm von Mitgliedern und Aerzten suchten sie dadurch entgegenzuwirken, daß sie die Mitglieder von der Nutzlosigkeit der freien Arztwahl zu überzeugen versuchten. Sie taten das mit folgenden Argumenten: 1. Die freie Arztwahl kommt auf eine Versorgung der Aerzte hinaus, „sie macht aus der Versicherung der Arbeiter eine Versicherung für Aerzte". 2. Da neu zuziehende Aerzte in der Regel von ihren Standesgenossen das erste Jahr hindurch von jeder Kassenpraxis ausgeschlossen werden, so bleibt die „freie" Arztwahl doch lückenhaft. 3. Sie bleibt ferner deshalb lückenhaft, weil auch bei der freien Arztwahl noch eine große Zahl von Spezialisten und besonders berühmten Aerzten den Kassenmitgliedern doch nicht zur Verfügung stehen. 4. Die freie Arztwahl ist für den Aerztestand finanziell unwirksam, weil die Erfahrung lehrt, daß es trotz ihrer unter den freigewählten Aerzten „Kassenkönige" sowohl wie Kollegen mit ganz geringen Bezügen, also Bevorzugte und Zurückgesetzte gibt. 5. Die freie Arztwahl erschwert jegliche Kontrolle der Kassenverwaltung über die Aerzte, sodaß der „Pointjägerei" Tür und Tor geöffnet und skrupellosen Geldseelen unter den Aerzten die Möglichkeit des Mißbrauchs ihrer Vertrauensstellung allzusehr erleichtert ist. 6. Die freie Arztwahl erleichtert auch den Simulantenunfug, weil unlautere Elemente unter den Kassenmitgliedern alle paar Monate ihren Arzt wechseln und so ihre Verstellungskünste ohne Entdeckungsgefahr immer neu erproben können. 7. Die freie Arztwahl muß naturgemäß zur Erhöhung der Medikamentenrechnungen führen.

Unter den hier wiedergegebenen Gründen gegen die freie Arztwahl sind sicherlich beachtliche mit ganz unbeweisbaren vermischt. Nicht nur die Aerzte bestreiten die Richtigkeit aller genannten Einwände, sondern auch eine Anzahl von Kassen haben in Berlin, München und anderwärts mit der freien Arztwahl die allerbesten Erfahrungen gemacht. Freilich wird der Begriff „freie Arztwahl" dabei auch in verschiedener Weise ausgelegt. Nur an kleineren Orten kann natürlich die Arztwahl gänzlich frei sein. In größeren verbietet sich schon aus Gründen räumlicher Entfernung die absolut freie Auswahl für Aerzte wie für Mitglieder; hier wird unter freier Arztwahl ein Bezirkssystem verstanden, bei dem die Mitglieder zwischen einigen im Bezirk wohnenden Aerzten die Auswahl und dazu noch die Möglichkeit haben, zu besonderen Vertrauensärzten zu gehen, wenn sie einmal mit ihren Bezirksärzten Differenzen haben sollten. Schließlich versteht man — und das ist wohl die meist gebräuchliche Auslegung — unter freier Arztwahl auch noch die Möglichkeit, unter allen angestellten Kassenärzten (nicht unter allen Aerzten des Ortes!) frei wählen zu können. Man ersieht aus dieser Darstellung schon die Schwierigkeit des Kampfes um die freie Arztwahl. Man ersieht aus ihr freilich auch, wieviel verschiedene Wege einer gütlichen Einigung gerade bei diesem Punkt möglich sind. Es ist sehr erfreulich, daß der III. allgemeine Krankenkassenkongreß Deutschlands in Leipzig alle diese Wege der Verständigung durch den Beschluß offen gelassen hat, er stehe den Bestrebungen der Aerzte nach Einführung freier Arztwahl nicht grundsätzlich ablehnend gegenüber, halte diese aber für eine Angelegenheit der einzelnen Kassen und Verbände. Wenn der Aerzteverband eine ähnlich entgegenkommende, grundsätzliche Stellung einnimmt, so ist zu hoffen, daß es hier bald zu einer alle Teile befriedigenden Einigung kommen wird.

Die Forderung der Aerzte nach Vertretung in der Kassenverwaltung, soweit es sich um Beratung von Angelegenheiten handelt, bei denen sie mitbeteiligt sind, ist eine so selbstverständliche, daß daran wohl keine ernsthaften Einigungsversuche scheitern werden.

Ueberblickt man noch einmal die Parteien und ihre Streitpunkte, so wird man zwar anerkennen müssen, daß auf beiden Seiten recht viel guter Wille dazu gehört, um den notwendigen Frieden wieder herbeizuführen, man kann auf der anderen Seite aber auch mit Rücksicht auf das in Frage kommende Allgemeinwohl viel bestimmter als von irgend welchen anderen Parteien in privatwirtschaftlichen Kämpfen verlangen, daß Entgegenkommen und Nachgiebigkeit auf beiden Seiten ernstlich gezeigt werde. Es geht nicht an, die Streitigkeiten zwischen Aerzten und Krankenkassen ohne weiteres mit denen zwischen privaten Arbeitgebern und Arbeitnehmern gleichzusetzen. Schon die Haltung der Behörden bei den Aerztestreiks läßt darauf schließen, daß in Wirklichkeit ein Unterschied besteht. In der Regel sehen wir hier nämlich die Behörden auf seiten der Streikenden! Auch die Arbeitswilligen, die sich sonst besonderen Schutzes von Polizei und Gerichten erfreuen, werden hier nicht immer freundlich behandelt, dürfen gelegentlich sogar straflos von ihren Kollegen in öffentlicher Wirtschaft als „ehrlos" hingestellt werden. Bei langandauernden Aerztestreiks, wie eben erst in Cöln, tritt die Regierung rücksichtslos den Kassenverwaltungen und den angeworbenen ärztlichen „Arbeitswilligen" entgegen. Diesem praktischen Verhalten der Behörden, das übrigens durchaus nicht immer die Billigung des objektiven Zuschauers finden wird, entspricht auch die sonstige Gesamtlage. Es leuchtet

Digitized by Google

ohne weiteres ein, daß rechtlich die Kassenverwaltungen von vornherein dadurch im Nachteil sind, daß man sie gesetzlich zwingt, ihre Mitglieder ärztlich zu versorgen, den Aerzten dagegen keinerlei Zwang auferlegt, ihre Kräfte den Kassen zur Verfügung zu stellen. Daraus entspringt auch der wirtschaftliche Nachteil im Kampf, daß die Kassenverwaltungen in weit höherem Maße Konsumenten als Arbeitgeber für ärztliche Tätigkeit sind.

Auf diese grundsätzlichen und praktischen Unterschiede hinzuweisen, ist deshalb notwendig, weil in den Diskussionen der letzten Wochen immer wieder der falsche Vergleich mit irgend welchen beliebigen Arbeiterstreiks gezogen worden ist. Dadurch ist viel Verbitterung auf beiden Seiten geschaffen worden, die im Interesse eines baldigen Friedens ebenso beklagenswert ist, wie unnötige Einmischung von Behörden oder von gänzlich unbeteiligten Zuschauern. Die streitenden Parteien sind wohl beide besonnen genug, um zu wissen, welche Bedeutung ihr Kampf für das allgemeine Volkswohl hat, und um ernsthaft zu versuchen, sobald als möglich zu einem ehrlichen Frieden zu kommen.

Fr. Weinhausen.

Parlamentsbriefe.

V.

Es gehört zu den fables convenues, daß im Reichstag eigentlich immerfort überflüssiges Zeug geredet und wenig praktische Arbeit geleistet werde. Natürlich könnte manche Rede unterbleiben, manche kürzer ausfallen. Aber so steht es denn doch nicht, als wenn eigentlich nur durch den Schluß der Debatte die Redeströme eingedämmt werden könnten. Man muß im Gegenteil sagen, daß sich fast die Gesamtheit der Abgeordneten eine Zurückhaltung im Reden auferlegt, die um so anerkennenswerter ist, als sich die Wähler über nichts mehr freuen, als wenn sie den Namen ihres Abgeordneten recht oft in den Parlamentsberichten lesen. Bei zwei Gelegenheiten fiel mir diese Zurückhaltung besonders angenehm auf, bei der Regierungsvorlage über den Servistarif und bei dem nationalliberalen Diätenantrage.

Zu dem Diätenantrag läßt sich ja allerdings neues beim besten Willen kaum noch vorbringen. Neu war nur der Hinweis des Abgeordneten Schrader auf die Rede, die Graf Bülow gerade im Abgeordnetenhause gehalten hatte. Er hatte sich dort nämlich auf den liberalen und konstitutionellen Mann hinausgespielt, indem er den Rückzug der Regierung in der Kanalfrage mit der Rücksichtnahme auf den Willen der Mehrheit entschuldigte. Herr Schrader ersuchte mit Recht den Reichskanzler Grafen Bülow, sich den Ministerpräsidenten Grafen Bülow zum Muster zu nehmen. Warum will er mit Gewalt in Preußen konstitutionell regieren — d. h., was er so nennt, in Wirklichkeit war es garnicht konstitutionell, wenn die Regierung ohne weiteres das Hafenpanier ergriff —, während er sich im Reiche weigert, dem Wunsche der Mehrheit Rechnung zu tragen? Und zwar einem Mehrheitswillen, der seit Jahrzehnten mit wachsender Wucht zum Ausdruck kommt, und den er selber teilt! Vorsichtigerweise war Graf Bülow im Reichstag nicht erschienen. Allen Unbequemlichkeiten geht er ja gern aus dem Wege. Dazu ist der Graf Posadowsky da, um als Kugelfang zu dienen. Natürlich denkt der Staatssekretär des Innern wahrscheinlich sehr vernünftig über die Diätenfrage. Natürlich kann er keinen einzigen haltbaren Grund für die Aufrechterhaltung des bestehenden Zustandes anführen. So beschränkte er sich denn diesmal — was konnte er in seiner Lage auch anders machen? — auf die kurze Erklärung, es sei ihm zweifelhaft, ob die verfassungsmäßige Mehrheit im Bundesrat für die Diäten sei. Tatsächlich, das pfeifen die Spatzen von den Dächern, ist es nur Preußen, an dem die Sache hängt. Die Bedenken sind viel weniger verfassungsmäßiger als absolutistischer Natur. Darum war der schärfste Protest des Reichstages gegen diese Brüskierung angezeigt. Er erfolgte denn auch bis in die Reihen der Reichspartei hinein. Im Namen eines Teils der Freikonservativen sprach sich Herr Arendt für die Diäten aus. Er verspricht sich davon sogar eine Verminderung der sozialdemokratischen Abgeordneten. Dr. David erklärte, daß seine Partei selbst auf diese Gefahr hin die Diäten akzeptiere. Bis auf wenige Konservative und Reichsparteiler — in beiden Fraktionen gibt es auch Diätenfreunde — war sich das ganze Haus in der Verurteilung der Haltung der Regierung einig. Aber man beschränkte sich durchweg auf kurze, würdige Protesterklärungen.

Ebenso knapp wurde die erste Lesung des neuen Servisgesetzes behandelt. Da hätten sich Bände reden lassen. Es herrscht in den Kreisen der Beamten, namentlich der Unterbeamten, die hellste Empörung darüber, daß man noch immer an keine Erhöhung des Wohnungsgeldzuschusses geht. In der Tat ist der heutige Zustand ja für viele Orte ein Skandal. Wenn man z. B. bedenkt, daß in Berlin das Wohnungsgeld seit 1873 unverändert geblieben ist, so wird man zugeben müssen, daß sich dafür eine Rechtfertigung überhaupt nicht finden läßt. Die 240 Mark Wohnungsgeld, die damals die Unterbeamten bekamen, mochten damals ausreichend erscheinen. Inzwischen sind die Mieten fast alljährlich in die Höhe geklettert. Aber das Wohnungsgeld blieb konstant und soll es, wenn es nach dem Willen der Regierung geht, weitere zehn Jahre bleiben. Natürlich sind die Orte, die nach der Regierungsvorlage in eine höhere Servisklasse kommen, ziemlich befriedigt. Aber die ungeheuere Masse derer, die im alten Zustand verharren, vielleicht verharren müssen, weil sie, wie Berlin, bereits in den höchsten Klassen sind, überschütten den Reichstag mit Eingaben. Vielfach klingt der Schrei der Unterbeamten ganz verzweifelt. Immer wieder hat der Reichstag die Regelung des Wohnungsgeldes, den Bedürfnissen der Zeit entsprechend, abgesondert vom Servisgesetz gefordert. Immer wieder haben die Beamten darauf gehofft, daß die Regierung endlich ein Einsehen haben werde. Natürlich muß sie die neue große Enttäuschung unwillig machen. Unwillig klagen auch sämtliche Redner im Reichstag, diesmal sogar einschließlich der der Konservativen. Aber da man die Sache vorläufig als hoffnungslos ansieht, beschränken sich die Redner auf kurze Aeußerungen des Bedauerns. Der Kardinalfehler der Vorlage, die Verkoppelung von Offiziersservis und Beamtenwohnungsgeld, ist ja diesmal nicht wieder gut zu machen. Verbesserungen im einzelnen kann fast nur die Budgetkommission, an die die Vorlage geht, machen, nicht das Plenum. So muß man sich denn leider wahrscheinlich damit bescheiden, das Servisgesetz nicht, wie die Regierung will, auf zehn Jahre, sondern auf möglichst kurze Zeit, vielleicht zwei oder drei Jahre, zu beschließen. Ist die Regierung verstockt, so muß sich der Reichstag auf die Hinterbeine stellen.

In einer Kommission ruhen vorläufig auch die Kaufmannsgerichte. Ueber sie ist ja zwei Tage lang recht ausgiebig diskutiert worden. Gerade bei diesen Erörterungen zeigte sich die unwiderstehliche Macht des sozialen Gedankens. Eine Reihe von Rednern der bürgerlichen Linken, die am zweiten Verhandlungstage zu Worte kamen, hatten die schwersten grundsätzlichen Bedenken gegen die Schaffung neuer Sondergerichte. Aber mit der einzigen Ausnahme des nationalliberalen Rechtsanwalts Semler erklärten sie sich sämtlich bereit, schließlich doch für das Gesetz zu stimmen. Seine endgültige Annahme ist fast sicher. In welcher Form sie freilich erfolgen wird, steht noch ganz dahin. Namentlich über das Wahlrecht der Frauen war keine Klärung zu erzielen. Kaum ein Redner,

Digitized by Google

der nicht dafür gesprochen hätte. Aber Graf Posadowsky war nicht dazu zu bringen, sein „unannehmbar!“ zu modifizieren. Sicher würden die Regierungen an dieser Frage das Gesetz nicht scheitern lassen, wenn Nationalliberale und Zentrum dieselbe Festigkeit bewiesen, wie die Junker beim Mittellandkanal. Aber wer wagt es, sich so ausschweifenden Gedanken hinzugeben!

Mit dieser Woche begann die zweite Lesung des Etats. Rasch war der Etat des Reichstags erledigt. Dann aber fing das Reichsamt des Innern an. Ich bin gerüstet, noch manchen Parlamentsbrief über diesen Etat zu schreiben. Darum will ich's heute kurz machen. Es gibt ja keinen Punkt der Sozialpolitik — und was kann man nicht alles unter „Sozialpolitik“ subsummieren! —, der hier nicht zur Sprache gebracht werden dürfte. Zahllose Resolutionen liegen vor, soviele, daß der Präsident eine besondere Uebersicht darüber anfertigen lassen mußte. Alles, was diese Resolutionen umfassen, ist aus der Generaldiskussion ausgeschieden. Dennoch waren die ersten 1½ Tage der Debatte kaum mehr als die Ouvertüre zu dieser Generaldiskussion. Ist der letzte Akt vorüber, dann wollen wir unser Urteil abgeben.

H. v. Gerlach.

Novae epistolae obscurorum virorum.

III.

5. Der Kanonikus Franz Xaver Dachsmann an den Oberkammerherrn Baron von Rünberg.

Sehr geehrter Herr Baron!

urch unsern gemeinsamen Freund, den Herrn Hofprediger Fuchs, erfahre ich soeben, daß Sie durch den Artikel des „St.-Josefsboten“ gegen die paritätswidrige Vermehrung der evangelischen Schulen im Muckertaler Kreise unangenehm berührt seien. Da ich einerseits der Redaktion jenes tapfern katholischen Blattes persönlich nahe stehe, andererseits es lebhaftest bedauern müßte, wenn bei Ihnen eine Mißstimmung sich festsetzte, aus welcher sich zum Schaden der guten Sache weitere Mißverständnisse ergeben könnten, so beeile ich mich, mit einer offenen Aussprache zu einer Klärung unserer Situation beizutragen. Ich darf dabei wohl freundlicher Aufnahme Ihrerseits gewiß sein, da ich mich von der größten Hochschätzung Ihrer Gesinnung wie Ihres Wirkens, hochverehrter Herr Baron, durchdrungen weiß.

Unser Verhältnis oder vielmehr das unserer beiderseitigen Freunde zu einander bietet ja insofern nicht unerhebliche Schwierigkeiten, als es bei aller Gemeinsamkeit in der Grundanschauung und den Zielen doch einen gewissen Antagonismus der äußern Betätigung nicht umgehen kann; ja gerade die Verfolgung jener gemeinsamen Ziele vollzieht sich notwendig in der Form einer stärkeren Betonung dieses Antagonismus. Hier ist der Punkt, wo sich der politische Kopf von dem blinden Eiferer unterscheiden muß, der über der Form das Wesen, über dem Mittel den Zweck vergißt. Wir lieben gewiß beide diesen modernen Zeitgeist nicht; aber wenn wir ihn wirksam bekämpfen wollen, müssen wir ihm seine Methode absehen; und da gilt es vor allem, das Prinzip der Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung sachgemäß anzuwenden.

Bleiben wir beispielsweise bei der Schulfrage. Wir wissen uns eins in der unbedingten Verwerfung der seelenmörderischen Simultanschule; und unsere gemeinsame Arbeit hat hier auch schon recht schöne Erfolge aufzuweisen, deren schönsten ich darin sehe, daß der gottlose Liberalismus seine freche, aber konsequente Forderung der religionslosen Schule garnicht mehr geltend zu machen wagt; die Aufrechterhaltung des schwächlichen Kompromisses der Simultanschule ist nachgerade sein höchstes, aber auch schon unerreichbares Ideal. Die Zurückdrängung der simultanen durch die konfessionellen Schulen heißt doch aber nichts anderes, als die Ueberwindung des konfessionellen Indifferentismus durch die Belebung der konfessionellen Unterscheidungen. Darüber sind wir uns doch klar? Gerade im Muckertaler Kreise war durch das langjährige Bestehen von Simultanschulen das konfessionelle Bewußtsein in höchst bedenklicher Weise eingeschläfert. Nachdem dieses Aergernis nunmehr mit Ihrer tatkräftigen Unterstützung Gott sei Dank beseitigt ist, zieht der wackere St.-Josefsbote nur die Konsequenz dieses hocherfreulichen Ereignisses, indem er das konfessionelle Bewußtsein aufrüttelt. Er schießt hinüber; mögen Ihre Freunde in Gottes Namen herüberschießen; das wird der gemeinsamen Sache wahrlich nicht schaden, sondern nützen; vorausgesetzt, daß einsichtige Männer allzu blinden Eifer im geeigneten Augenblick zu zügeln wissen.

Und dabei ist das Prinzip der Parität ein vortreffliches Mittel. Gewiß glauben wir nicht, diese Fragen wie Rechenexempel mit toten Zahlen nach Schächerweise lösen zu können; solche Torheit kann uns nur die Torheit der Liberalen zutrauen. Aber das Paritätsprinzip vereinigt in ausgezeichneter Weise zwei schwer vereinbare Dinge. Es proklamiert edelste Duldsamkeit, indem es loyal die volle Gleichberechtigung des Gegners — Sie werden, verehrtester Baron, diesen Ausdruck nicht mißdeuten — durchaus anerkennt. Jedoch zugleich hält es das Bewußtsein des Gegensatzes, der Unterscheidung unablässig wach, indem es die Sonderung, die ständige Abwägung von Mein und Dein in aller und jeder Beziehung durchführt. Es stellt den niedrigen Eigentumsfanatismus in den Dienst der höchsten und heiligsten Ideen und veredelt ihn so. Ein solches Prinzip sollen uns die Herren Liberalen, die so gern auf ihren sogenannten Prinzipien herumreiten, erst einmal nachmachen!

Daß jenes Gefühl des Andersseins, der konfessionellen Scheidung den ganzen Menschen durchdringen, ihm durch die Erziehung in Fleisch und Blut übergehen, der unausrottbarste Teil seines Wesens werden muß, darüber sind wir ja einig; denn das eben ist doch der Sinn unseres gemeinsamen Kreuzzuges für die streng konfessionelle Schule. Wir sind beiderseits von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Betonung der Unterscheidungslehren im Religionsunterricht unfruchtbar bleibt, wenn nicht alle Unterrichtsfächer ohne Ausnahme vom strengkonfessionellen Geist erfüllt sind. Der Liberalismus vermag in seiner abergläubischen Ueberschätzung des armseligen „Wissens“ das nicht zu begreifen. Wir aber erkennen, daß es im Volksunterricht nicht auf „Wissen“, sondern auf Gesinnung ankommt; keine Gesinnungsbildung ohne Moral, keine Moral ohne Religion, keine Religion ohne Konfession. Was braucht der Knecht oder die Magd viel öden Wissensballast? Der ist ihnen und der Gesamtheit viel mehr verderblich, als förderlich; desto mehr aber bedürfen sie zu ihrem und aller Heil des positiven Glaubens. Wehe, wenn ihnen dieser getrübt wird durch Ueberlieferung irgendwelchen Wissensstoffes in konfessionell indifferenter Weise, durch tägliche Berührung mit andersgläubigen Mitschülern, durch die furchtbare Gewissensanal, die Autorität andersgläubiger Lehrer als moralischer Führer anerkennen zu müssen. Wir sind also von ganzem Herzen einig über die absolute Verwerflichkeit jeder derartigen Vereinigung.

Dabei stehen wir nun gemeinsam einem natürlichen Feinde gegenüber, und das ist der Staat! Lassen wir uns die klare

Digitized by Google

Unbefangenheit des Urteils auch nicht durch unsere heiligsten Wünsche trüben, mein verehrter Baron; der heutige weltliche Staat ist im innersten Kern seines Wesens gerade so gottlos wie der gottloseste Liberalismus; er *muß* eigentlich liberal sein, und *will* es doch *nicht* sein, *darf* es nicht wollen! Hier ist der Hauptpunkt für unsere gemeinsame Arbeit. Wir fordern vom heutigen Staat das ihm Unmögliche; wir *müssen* es von ihm fordern, damit nicht Schaden leide, was höher und heiliger ist als dieser weltliche Staat. Wir fordern den christlichen Staat; aber gibt es für uns ein Christentum ohne Konfession? Und kann der „paritätische" Staat also wahrhaft christlich sein? Aber weiter. Kann er auch nur die unchristlichen, die glaubenslosen Elemente wirklich ausstoßen? Nein, der Staat, wie er ist, muß nach seinem Selbsterhaltungstriebe gerade alle die Unterscheidungen, die wir betonen, zu verwischen wünschen; er will den „konfessionellen Frieden", wie es die lauwarmen Beamtenseelen nennen, den konfessionellen Indifferentismus, den wir verdammen. Er *muß* seiner innersten Natur gemäß die möglichste Ausgleichung der Anschauungen, darum die möglichste Gemeinsamkeit der elementaren Bildung aller seiner Bürger erstreben. Für ihn muß das sozialdemokratische Dogma: „Religion ist Privatsache" — eigentlich den Zauber eines eminent staatserhaltenden Prinzips haben. Aber da grinst ihm auch schon das Gespenst des Umsturzes entgegen. Unterwühlt er nicht so die Fundamente seiner Autorität? Gibt es weltliche Hoheit ohne höhere Weihe? Wird den Thron ehren, wer den Altar nicht ehrt? Und gepeitscht von der Todesangst der Kreatur, flüchtet der weltliche Staat in unsern Schutz. Wir aber, Sie und wir, halten ihm erhobenen Armes das Kreuz entgegen: in hoc signo vinces!

Wird er es wirklich? Ich weiß es nicht; aber zuversichtlich hoffe ich: in hoc signo vincemus! Ich weiß nicht, ob der Staat wirklich seine gottlose Natur läuternd abstreifen kann, seinen Ursprung aus dem Sündenfall, den ihm schon St. Augustinus mit gottbegnadeten Worten vorgehalten, jemals überwinden kann. Immer wieder scheut er, soweit ihn auch die Furcht zu uns getrieben, doch vor der letzten Selbstverleugnung, dem demütigen Bekenntnis seiner eigenen Niedrigkeit zurück; und dann springen ihm die Liberalen, die er doch, uns zu gefallen, mit Ruten streicht, bilfreich bei, auf daß wir sie nicht mit Skorpionen geißeln. Alljährlich sieht man dies merkwürdige Schauspiel beim Kultusetat im preußischen Abgeordnetenhaus. Aber wenn der christliche Staat in absehbarer Zeit nicht möglich ist, so ist doch unsere Herrschaft im weltlichen Staat möglich; ja, wir sind im Begriff, sie zu vollenden, wenn wir uns recht verstehen.

Unser Verhältnis zu diesem Staate ist ein verschiedenes; aber gerade wegen dieser Verschiedenheit so recht zu gegenseitiger Ergänzung geeignet. Sie stehen ihm näher; wir stehen ihm freier gegenüber. Daher ist Ihr unmittelbarer, persönlicher Einfluß größer; wir haben nicht vergessen, wie wir solchem Einfluß das Ende des diokletianischen „Kulturkampfes" mit verdanken — unbeschadet der festen Widerstandskraft unserer heiligen Mutter, der Kirche. Und diese Einflüsse erweisen sich ja täglich segensreich für die gute Sache. Unser aber ist die größere agitatorische Kraft, weil wir im Namen der Freiheit dem Allmachtdünkel des Staates entgegentreten können. Bei Ihnen ist die Freiheitsforderung gefährlich, weil Ihnen außerhalb des Staates die bindende Norm fehlt, bei uns ist die Freiheit fester gebunden, als es staatliche Macht vermag. Und da auch Sie nach Freiheit vom Staate streben müssen, kann Ihnen die Gemeinschaft mit uns nur förderlich sein. Je größer aber unser gemeinschaftlicher Einfluß im Staate ist, desto mehr wächst der Widerstand aller Gottlosen und damit die Gefahr des Umsturzes; um so ängstlicher aber sucht dann wieder schon dieser weltliche Staat unsere Hilfe. Gewiß wird einst der Tag kommen, da sich das Wort erfüllt: Ein Hirt und eine Herde! Wie es sich jedoch erfüllen mag, das überlassen wir in Demut den unerforschlichen Wegen höheren Ratschlusses. Bis dahin ist es uns gegeben, gerade durch Trennung einig und stark zu sein.

Es wird Ihnen, verehrtester Herr Baron, ebenso wie mir zu besonderer Beruhigung und Befriedigung gereichen, daß ich mich in diesen Grundanschauungen der vollsten Zustimmung Ihres wie meines hochwürdigen Freundes Fuchs erfreue; und so hoffe ich denn auch auf Ihr prinzipielles Einverständnis.

In aufrichtigster Hochschätzung

Fr. Xaver Dachsmann.

6. Der Oberst Graf Rittwitz an den Oberkammerherrn Baron v. Künberg.

Liebster Baron!

Soll ich in alledem den Finger des Herrn Oberkammerherrn sehen oder nicht? Allah weiß es besser! Jedenfalls bin ich etlicher Sorgen ledig. Die Sache des kleinen Kessen ist sogar fast zu gut erledigt. Der Bruder Zahntechniker hat den Professortitel. Darob arge Verschnupfung etlicher gelehrter Herren vom hiesigen Gymnasium, die sotanen Titel noch nicht haben, während der neue Professor den Humaniora schon in der Quarta den Rücken gekehrt hat. Um auch mal Latein zu reden, und zwar mit Bismarck: neseio quid mihi magis faxementum sit. Nicht dagegen der weitere Effekt, daß der verrückte Kerl von Kessen nun die Professorschwester einigermaßen ebenbürtig findet und sich — hol' ihn der Teufel! — mit Heiratsgedanken trägt. Bodenlose Unsittlichkeit. Na, aber dieser Skandal wird mit allen Mitteln verhindert werden; ich sage, mit allen!

Daß der nunmehrige Arnsfeld zunächst beim Train eingestellt ist, finde ich tadellos. Später kann man ja weiter sehen; vielleicht wäre ich dann mal nicht abgeneigt. Der Junge macht sich, wie ich höre. Hat zwar schon einen Rüffel gekriegt, weil er einen Einjährigen „krummer Judenbengel" tituliert hat; aber wird seiner Karriere nicht schaden. Er markiert die nötige Distance. Wenn er übrigens das strategische Genie seines Alten geerbt hat, wird's mal ein kleiner Moltke.

Ist da nämlich noch 'ne kuriose Geschichte. Sie kennen ja meine Klitsche in der Mark. Ist kein Rübenboden; das einzige, was darauf gedeiht, sind Hypotheken; die aber großartig; und bei der unsagbaren Handelspolitik unserer glorreichen Reichsregierung — Na kurz, ich war gar nicht böse, als eines schönen Tages ein Agent antritt: hat einen Käufer für das Ding, und zwar bar. Wer ist der rettende Engel? Der alte Arnsfeld! J Du Schweinhund, denk' ich. Damals schwebte noch die Sache des Herrn Sohnes; und komme mir mächtig catonisch vor; denn da ich ihn nicht genommen habe, wird sich das Geschäft zerschlagen. Nun denken Sie! Der Alte bleibt trotzdem bei der Stange; und heute hat er die Klitsche — nicht zu billig, natürlich. Erst hinterher fällt mir ein: da ist ein Vorwerk dabei, das heißt Ahrensfelde! Merken Sie was? Arnsfeld auf Ahrensfelde! Ich sage Ihnen, der Mann holt sich das abgelegte o wieder, von v und n zierend flankiert. Wird ein Fideikommiß daraus machen; der Junge heiratet nachher sehr standesgemäß. Mein Gott; ich begreife das; denn auch mir blühen fünf liebliche Töchter. Kurz und gut, wir stehen hier an der Wiege eines märkischen Uradels.

„Ja wohl", sagt mein Freund, der Regierungspräsident, „das hat Preußen groß gemacht; die Vorurteilslosigkeit! Wenn einer nur keinen eigenen Charakter haben will, sondern hübsch wartet und strebt, bis er ihm von oben verliehen wird; dann ist alles möglich. Ein gewisser demokratischer Zug. Haben Sie die Liste vom letzten Ordensfest gelesen? Der reiche Arnsfeld und mein Regierungssekretär, Ihr Roßarzt und der weltberühmte Professor Denker — alle vier den roten Adler vierter!

Digitized by Google

Ja, demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung. Und sie sind alle vier gleich glücklich."

So spricht mein Freund. Ich habe aber Zweifel. Der Uhlenburg von den 12. Kürassieren hat den Kronen zweiter, und ich? U je: die Schleife zum Roten dritter! Diese Uhlenburgs! Doch ich will nichts gesagt haben.

Aufrichtig der Ihre

Rittwitz.

Bielschowskys Goethe-Biographie.

Es war Dr. Albert Bielschowsky nicht vergönnt, seine Goethe-Biographie zu Ende zu führen.

Ein vorzeitiger Tod rief den feinen Kopf vor dem Abschluß seines großen Lebenswerkes ab. Und hie und da meint man im zweiten Band es zu verspüren, daß er die letzte Fürsorge nicht mehr an dieses Werk stilistisch wenden konnte.

Professor Theobald Ziegler in Straßburg hat Goethes Verhältnis zur Romantik beleuchtet, hat den Abschluß und die Faustexegese, Professor S. Kalischer in Berlin das sehr wichtige und an neuen Aufschlüssen für mich belangreiche naturwissenschaftliche Kapitel beisteuern müssen: zwei gemalte Fenster im Dom, den Bielschowsky aus seiner Goethe-Innigkeit heraus dem Kultus des Einzigen aufgerichtet hat.

Einem gewissen Argwohn wird jede Goethe-Biographie begegnen, mit einem leisen Widerstreben aufgenommen sein. Denn von ihm trägt man im innersten Herzen ein ganz bestimmtes Bild. Gewonnen hat man's aus der Betrachtung seines Lebens und seiner Werke: hat's nach der eigenen, wachsenden Erkenntnis und Reife immer neu gemodelt und ausgestaltet, bis es einem ein guter Gefährte und Begleiter geworden ist, den man nicht anders zu sehen wünscht, als er uns eben vertraut ist.

Zu niemandem sonst hat man ein solches persönliches Verhältnis. Immer wieder wendet, ja flüchtet man sich zu ihm, gewiß, auf jeder, auch der scheinbar gleichgültigsten Seite einem jener Sätze voll abgründiger Tiefe und unendlicher Leuchtkraft zu begegnen, wie er allein sie vermag. Jene scheue Liebe, die der Lebende jedem abgewann, der ihm näher treten durfte, die webt auch noch um den Verewigten und bannt die Seelen. Der einen in diese Zauberkreise, in die man aus eigenstem Vermögen vordringen möchte, geleiten will, dem weiß man es eigentlich nicht einmal Dank.

Aus dieser großen und ehrfürchtigen Liebe heraus arbeitet Bielschowsky. So gewinnt er unsere Neigung sich, nachdem er sie seinem Helden nicht erst zu erwerben braucht. Das ganze, unabsehliche Material der Schriften und der immer schwellenden biographischen Behelfe übersieht und beherrscht er mit erstaunender Sicherheit und Kraft des Gedächtnisses. Er hat sich an Goethe verloren, um sich selber finden zu können und wird dennoch, bei aller Hingebung, niemals unfrei. Andere suchen den Zugang zu Goethe zu sperren, orakeln, wie es der Olympier selber zu unguten Stunden getan und wie man sich's von ihm gefallen lassen mochte. Die sie mit Dornen umzeunen, der Quelle möchte Bielschowsky den freiesten Schuß gewähren.

Es ist eine musterhafte Klarheit und ein schöner Fluß der Darstellung in dem Buch. Die Sprache ist gar sauber und gefeilt, sodaß die eine Plattheit — Wunder genug, daß es bei einem Werk von diesem Umfang nur eine ist! — die ihm widerfährt oder die gelegentliche Ueberschwenglichkeit doppelt auffällt.

Es ist nur natürlich, daß der erste Band besser und lebendiger geriet, als der Abschluß. Denn im jungen Goethe war jene mitreißende Kraft, die auch in der Schilderung unwiderstehlich wirkt. Auch dieser ungestüme Strom geriet hernach ins Breite. Da spiegelt er freilich alle Himmel, alle Gestirne und jedes feinste Farbenspiel an seinen Ufern. Oftmals aber scheint er zu stocken, ja wohl gar bedenklich zu sumpfen.

Es muß in diesen Büchern viel von Liebe gesprochen sein. Denn sie hat Goethe durch sein ganzes, reiches und langes Leben geleitet, fast bis an seinen Ausgang. Ungesegnet und unbegabt hat ihn keine entlassen, mit der sein Pfad sich verflochten hatte, von jener ersten heimischen und heimlichen Knabenliebe an, die ihn in so böse Händel mit einer hohen und wachsamen Obrigkeit verwickeln zu sollen schien, bis zu Marianne von Willemer und jener Ulrike von Levetzow, die der Greis in sein verödetes Haus führen wollte. Das gab doch zu schlimmem Zwist mit August, der sich unglaublich roh gegen den großen Vater stellte, Anlaß. Es wiederholt sich eben alles.

Große Kunst und Mannigfaltigkeit ist an ihre Darstellung gewendet. Ganz besonders an Lilli, durch die er später die Entstehung eines der reifsten Werke des Dichters aufhellt, das bis nun in seiner innerlichen Veranlassung nicht klar genug war, und an Frau von Stein, die ihm so vieles gegeben, die ihn den Adel Leonorens und Iphigeniens begreifen gelehrt. Es ist eine hübsche Ironie des Schicksals, daß Goethe selber, durch Ersparungsmaßregeln, die er als Sparminister des Großherzogs zu Lasten der Hofkavaliere, die sonst an der Tafel Serenissimi zu schmausen gewohnt waren, treffen mußte, Herrn von Stein wieder an jenen häuslichen Herd gewöhnte, daran sich sonst der Gast so sehr behagt. Die erste Trübung eines Verhältnisses begann damit, das lang an sich gewährt und uns mit dem Köstlichsten beschenkt hat.

Ganz prachtvoll ist die Schilderung seiner Beziehungen zu Karl August. Anhebend im Brausen der Geniezeit; fortgeführt zunächst in tausend Tollheiten von Kraftnaturen, die sich übermütig Luft machen müssen, damit sie sich der eigenen Fülle entladen. Wie nun Goethe früh sich von dem lauten Wesen angeödet fühlt, ohne sich ihm entziehen zu dürfen, weil mit darin seine Macht über den jungen Fürsten begründet liegt, wie er Vergnüglichkeiten nur noch veranstaltet und eben so mitmacht und sich dabei immer bewußter als Lenker des jungen Fürsten zu hohen Aufgaben und reinen Begriffen seines Amtes empfindet, das ist mit großer Kunst und Kraft gegeben. Ein Kabinettsstückchen von Stimmung ist die Schilderung des stillen und verrotteten Weimar, halb Bauernstädtchen, halb Residenz, wie es den Frankfurter Patriziersohn empfing, durch den es ein Wallfahrtsort der Gebildeten und der Mittelpunkt des europäischen Geisteslebens werden sollte, nach dem Andächtige immer noch pilgern.

Befremdend und nicht allein aus dem Bedürfnis einer tatenfrohen Natur zu erklären, ist Goethes ewiges Schwanken, seine sonderbare Unsicherheit über jenen Weg, den ihn seine eigensten Anlagen führen. Er ist zu reich und zu gährend, zu sehr in beständiger Entwicklung begriffen, um sich auf einem Punkt verweilen und beruhigen zu können. Unmittelbare Wirkungen, die Möglichkeit durch persönliches Eingreifen fast augenblicklich fördern und ändern zu können, reizen ihn unwiderstehlich. So empfindet er die Staatsgeschäfte, die er sich aufgehalst, wohl als eine Last, ohne sich ihrer aber jemals ganz zu entledigen, auch da es möglich, höchsten Ortes in Zeiten der Verstimmung wohl gar erwünscht gewesen wäre. Das Interesse an gewissen Dingen, wunderlich genug zum Beispiel am Straßenbau, verläßt ihn zeitlebens nicht mehr. Die Wissenschaften locken ihn immer wieder, so sehr ihn die Ungunst und die Abwehr der Zünftigen verdrießt; die Malerei reizt ihn, wie eine heimliche, unbesiegliche Liebe, die nur keine Erwiderung fand. Immer wieder muß er sich darauf besinnen, ja wohl gar darauf gestoßen werden, es sei in der Dichtung sein eigenster Beruf beschlossen.

Digitized by Google

Ein stärkstes Verdienst von Bielschowskys Buch aber sehe ich darin, daß es die bequeme Legende vom glücklichen Goethe für immer und endgültig zerstört.

Ich habe nie so recht daran glauben können. Denn Stärke der Empfindung fast allein unterscheidet im letzten Grunde den Schaffenden von dem, der empfängt und die Dinge hinnimmt.

Er ist leichter und inniger zu beseligen, als die andern. Ebenso ist er aber im ganz gleichen Grad allen Schmerzen zugänglicher, allen Enttäuschungen gegenüber wehrloser, ist's desto sicherer, wenn er durchaus hilfreich und selbstlos ist, wie es Goethe gewesen.

Alle Schmerzen, die er erlitten, bleiben dem Schaffenden unvergänglich. Er mag sie längst verwunden wähnen — mit eins melden sie sich wieder, schieben sich, schattenhaft und grau, zwischen ihn und die hellste Sonne, daran er sich erfreuen wollte, und verstören ihm den besten Tag.

Dazu kommt manche Schuld, deren Erinnern nicht zu tilgen ist. Der sich selber behaupten und erhalten will, der muß manch einem und wohl gar mit vollem Bewußtsein wehe tun. Fremde Leiden, denen man gern steuern möchte, ohne es zu können, weil doch der Einfluß des Mächtigsten begrenzt ist, gesellen sich und sprechen unheiligen Zauber über das Herz aus, das sich an sie verloren hat. Und die Schmerzen der Produktion, die immer den Urgrund des Wesens aufrührt, immer, auch wenn sie befreit von dem, was anderes zerstören müßte, wie ein abgestorbener Fötus die Mutter tötet, die ihn trägt, unendlich erschöpft, sind noch keinem erspart geblieben.

Ihm aber ward nichts von allem geschenkt, das Menschenschicksal bedeutet. Freunde fielen ihm ab und in den Rücken, versuchten sich, wie der unselige Lenz, in widerwärtigen und fruchtlosen Zettelungen gegen ihn. Noch zuletzt löst sich das Verhältnis mit Herder, daran er seit den Tagen von Straßburg unverrückt und mit sorglichem Bemühen festgehalten, in der unerquicklichsten Weise. Mißverständnisse zwischen ihm und seinem Fürsten, die wohl aus der Welt, in ihrer Nachwirkung aber nicht aus seiner Seele zu schaffen waren. Es ist kein Wunder, daß ihn nicht allein in der Wertherperiode, daß ihn auch später, viel späterhin der Gedanke an Selbstmord immer wieder angetreten hat, daß er aus allen Wirrungen und Wirrnissen, in die er sich nur zu bald in Weimar verstrickt sah, endlich die Flucht nach Italien als Lösung und Rettung wagen mußte, so vieles er damit zerstörte.

Es ist seines Verhältnisses zu Christiane zu gedenken, das Bielschowsky denn auch nicht so rosig sieht, wie man es neuerdings manchmal aufzuschminken versucht hat. Gewiß — sie hat sich während der französischen Invasion durch persönlichen Mut, während späterer Krankheiten durch hingebende Pflege manches Verdienst um Goethe erworben. Aber ihre Leichtfertigkeit hat ihm üble Stunden bereitet; wohnlich ward es ihm niemals in dem Hause, in dem sie als Herrin waltete und daraus er die Mutter seines Sohnes nicht bannen konnte; und verziehen hat ihm die Weimaraner Gesellschaft dieses Verhältnis nun einmal nie. Es ist immer so: wozu wir uns nach Pflicht und Gewissen gedrungen fühlen, dies wird uns zumeist verargt. Dem höchste und anregendste Geselligkeit ein Bedürfnis gewesen, der fühlt sich bald völlig vereinsamt und leidet schmerzlich darunter. Jahre vermeidet er's, die Mutter zu sehen, und an ihrem Sterbebett ist er nicht gestanden. Der Ausgang Augusts, dessen Tod nie vor ihm erwähnt werden durfte, hat ihm arg ans Herz gegriffen. „Alt werden, heißt viele überleben." Das heißt also auch, sich immer wieder und immer enger einzurichten beginnen.

Die ganze hohe und vorbildliche Menschlichkeit Goethes hat Bielschowsky begriffen und uns nahe gebracht. Es scheint ihm auch geglückt zu sein, den inneren Bezug des Dichters zu einem seiner reinsten Werke, zu „Hermann und Dorothea" aufzufinden. Die Anekdote, die Goethe den Stoff gab, kennt man schon längst. Gerade seine Art ist es aber sonst nicht, sich solcherart anregen zu lassen, ohne das Ganze höchst persönlich zu tingieren. Und nun erinnert Bielschowsky daran, daß eben in jener Zeit die Jugendgeliebte, deren Bild ihm am längsten gegenwärtig war, daß Lilli von Türckheim auf der Flucht aus dem Elsaß, die sie, als französische Bäuerin verkleidet, unter manchen Fährlichkeiten durch Soldatenroheit glücklich gewagt, wieder in seinen Gesichtskreis gekommen war. Dann knüpft sich der innere Bezug zwanglos; dann stimmt es auch, daß über Dorotheas Lippen, während sie an Hermanns Seite sein Besitztum durchschreitet, kein Wort kommt, das die Bäuerin verrät.

Bei aller Ehrfurcht vor Goethe macht aber Bielschowsky nicht alle Verzückungen der Goethe-Korybanten mit. Er ist eben ein feiner Analytiker gewesen. Er hat seine Bedenklichkeiten gegenüber dem zweiten Teil des Faust, wo denn doch dem Maskenwesen unbillig viel Raum und Bedeutung zugestanden wird. Ich weiß überhaupt nicht, ob der alte Goethe mit seiner Abneigung gegen Hofdienst für seinen Wolf so ganz unrecht hatte, ob der Aufenthalt in Weimar wirklich so glücklich in seinem Leben Epoche gemacht hat, wie man uns gelehrt. Er erkennt ferner das Anorganische, das sich dem Schluß zu in „die Wahlverwandtschaften" drängt, hat guten Humor genug, dem alten Herrn auf die Finger zu klopfen, die so liederlich „die Wanderjahre" zusammengestoppelt haben. Sehr schön und sinnreich ist seine Deutung des „Märchens". Ein Genuß aus dem Ganzen und Vollen wird aber diesem Werk gegenüber immer nur denen möglich sein, denen Nüsseknacken an sich eine Freude bedeutet. Ich bescheide mich ihm und der „Natürlichen Tochter" gegenüber längst.

Sehr schön ist das lyrische Kapitel. Nur Bielschowskys Begeisterung für „die Braut von Korinth" kann ich nicht teilen; sie ist im Grunde ungoethisch und, wie man in der Periode, in der sie entstand, Schillers Spornen in Goethes Schaffen spürt, so vermerkt man hier direkt seinen Einfluß. Worin der einzige Wohllaut der Goetheschen Sprache liegt, dies läßt sich in keiner Analyse begreiflich machen. Sicherlich hat jedes seiner Gedichte einen geheimen, einen symbolischen Zug; allzuviel Gedankenlast aber soll man ihnen nicht aufbürden wollen. Lerchenschwingen sind dazu nicht geschaffen. Karl Augusts Wort über Goethe: „Es ist possierlich, wie ernsthaft der Mensch wird", hat seinen ganz guten Grund. Er hat es doch gemünzt, da ihm der Freund und Erzieher von einer Reise statt mit frischen Berichten mit statistischen Nachweisen und mit Aufzeichnungen über Marktpreise zu dienen vermeinte. Und noch einer Stelle muß widersprochen sein. Mit Recht betont wohl Bielschowsky, wie durchaus deutsch gesinnt der Dichter gewesen ist. Aber, wenn er meinte, Goethe hätte sich in der Zeit der Freiheitskriege nicht exponieren dürfen, er hätte sich aufbewahren müssen, weil er der einzige war, der, wenn es schief ging, Napoleon zur Erhaltung der Nation bewegen konnte, so reizt das zum Widerspruch. So stark ist niemand, daß er eine Nation auslöschen oder erretten könnte. Genug, daß Goethe in seinem Volk die Sehnsucht nach dem Elsaß wieder angefacht hat, bis sie endlich zur Erfüllung ward. Ihn zu einer Bedeutung heraufschrauben, deren er nicht bedarf, soll vermieden sein, wie die eine platte Wendung, etwa: „wie stand Goethe jetzt da!" Derlei kann man einem Gymnasiasten schwer passieren lassen, und so wären diese beiden Stellen bei einer Neuauflage entschieden zu tilgen.

Ueberrascht hat es mich, aus Professor Kalischers Aufsatz zu erfahren, wie ungeheuer die Nachwirkungen Goethes auf dem Gebiet der Naturwissenschaften sind, wie ausgezeichnet er zur Beobachtung veranlagt und befähigt war. Allseitig bewundern mag man nicht gerne; wo man sich gegen eine überragende Größe nicht mehr verstocken darf, dort will man's ihr abdingen. So hilft man sich bei Goethe, wenn man seine naturwissenschaftlichen Liebhabereien als spielerisch, als Tun eines begabten und reichen Dilettanten abfertigt, dem bei seinen Mitteln und in seiner Muße natürlich auch manches Fündlein

Digitized by Google

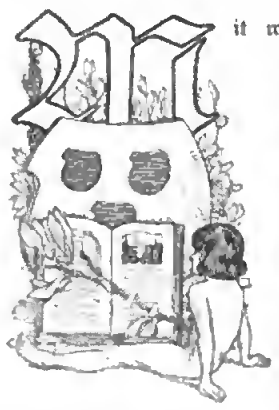
glückte. Und nun knüpfen ganze Disziplinen, die emsig und mit Erfolg bearbeitet werden, an diesen Mann und seine Anregungen; auch wo er in den Prämissen irrte, (Farbenlehre), kam er zu Gedanken vom höchsten Wert, die kräftig weiter wuchern; behielt recht gegenüber den Herren von der Kunst und der „exakten Forschung".

Auch dies verstärkt mir nur die Tragik in Goethes Leben. Wissen, daß man das Rechte in vielen Dingen erkannt hat, und ein ganzes Geschlecht sich schwerhörig dagegen verhalten sehen, aus Vorurteilheit, aus Uebelwollen, dies ist denn doch eine arge Bitterms. Gelegentliche und verklausulierte Zustimmung, nachdem man solche Taten vollbracht und solches Zujauchzen vernommen, dies muß auch ein starkes Gemüt verstimmen und heimsuchen. Und nun war Goethe überdies von Jugend auf gewöhnt, zu gebieten, kraft seiner Persönlichkeit und ihres Zaubers, kraft seiner Gaben. Es ist eine große Weichheit, eine Weiblichkeit des Gefühlslebens in ihm: allenthalben mußt' er sich so verletzt fühlen und die ganze Gunst seiner äußeren Lebensverhältnisse, des Glaubens an sich, den ihm frühe und allgemeine Erfolge gegeben, war erforderlich, damit er sich eben nur behaupte, sich nicht völlig verliere und der Selbstzerstörung, und sei es die schlimmere: in und aus der Seele, anheimfalle. War doch der Schwester, die Cornelia hieß, wie seines Lieblingshelden Tasso, ein schlimmes Leben und ein früher Tod verhängt; endigte der Vater doch im Trübsinn. Derlei furcht tief und unentrinnlich.

Es sind Grenzen der Menschheit, die Bielschowskys Buch aufweist. Sein Held hat sie durchmessen und erweitert. Aber auch ihm ist das nicht ohne Kampf, nicht ohne schwere Wehen geglückt. Alle Höllen, auch die, deren Erinnerung ihn immer wieder schreckte, wie die, in der ihm der Tasso angeglüht ward, mußt' er durchschreiten, eh' er, spät und bei seinem heißen Herzen unwillig genug, in olympischer Herrlichkeit und Verein-samung thronte, wie wir ihn nun zu sehen gewohnt sind.

Wien. J. J. David.

Zur Biographie Anselm Feuerbachs.



Mit warmer Liebe hat der nun auch schon heimgegangene Julius Allgeyer das Leben und die Kunst Anselm Feuerbachs auf Grund einer 24 jährigen Bekanntschaft mit dem Künstler und einer innigen, durch die eigene Stecherkunst vertieften Vertrautheit mit dem Werk, dem Wollen und Wesen des einsam, verkannt und verbittert am 4. Januar 1880 in Venedig verstorbenen Malers beschrieben. Allgeyer hatte sich aus kleinen Verhältnissen und dürftiger Kultur herausgearbeitet; sein Leben blühte erst auf, als 1850 die Sonne Feuerbach über seinen kleinen Wolkenträumen aufging. Der Glaube an diesen Künstler hat ihn dann zu dem seltenen Mann heranreifen lassen, dessen Freundschaft die Edelsten schätzten, dessen Treue und Energie für Feuerbachs Andenken ihm selbst etwas Heroisches gab. Die sorgsam vorbereitete und auf alles erreichbare Material gestützte Biographie, welche s. Zt. in der „Nation" ausführlich angezeigt wurde, ist trotzdem ein Torso geblieben. Denn die gesamte Korrespondenz Feuerbachs, namentlich die Briefe an die Mutter, welche von dieser der Berliner Nationalgalerie übergeben worden waren, blieb Allgeyer damals unzugänglich. Es hieß „über die Verwertung der Briefe Feuerbachs sei bereits anderweitig verfügt" — mit diesem Satz wurde ein Mann abgefertigt, der durch goldene Treue sich als den klassischen Feuerbach-Biographen dokumentiert hatte. Wir wollen den Namen desjenigen nicht nennen, der seine Versprechungen nicht eingelöst hat, da es nicht ohne Bitterkeit abginge. Herr von Tschudi gab auf eine erneute Anfrage im Jahr 1897 die Briefe dann frei. Wehmütig ist es, daß Allgeyer die Veröffentlichung nicht mehr erlebt hat; er ist über diesen Arbeiten und der Biographie Clara Schumanns, die leider in den Anfängen stecken blieb, gestorben. Carl Neumann, der bekannte Rembrandtbiograph, hat das schöne Vorrecht gehabt, das fast Vollendete abzuschließen und herauszugeben. In zwei stattlichen Bänden liegt nun ein Werk vor, das Feuerbachs „Vermächtnis" nicht entthronen, aber korrigieren soll. Denn jenes Büchlein ist von einer alten Mutter zusammengestellt, die mit dem Sohn bitter über die Welt geworden war. Es ist zu weich geblieben, es fehlt das Heroische darin. Den Freund wurmte es, daß Feuerbach als verkanntes Genie mehr denn als heldenhafter Kämpfer im Gedächtnis des Volkes leben sollte, das ihn gelassen verhungern ließ, das aber doch von ihm als Mutterland mehr als Italien geliebt wurde.

Ueber die Tragödie dieses Künstlerlebens ließe sich viel Trauriges, viel Beschämendes sagen. Ihre Schwermut wirkt jetzt erst mit voller Stärke, da Brief an Brief sich reiht, jeder beinahe auf denselben grauen Ton der Enttäuschung gestimmt. Es ist so schnell hingesagt: „ein Künstler, der erst nach seinem Tod zur Geltung kam". Was steht alles hinter dieser Tatsache! Es handelt sich nicht um einen von den vielen, die mit dem Leben nicht fertig wurden, noch weniger um einen zu Eigenartigen, dem die Welt nur zögernd sich ergab; sondern hier steht die nackte Tragödie vor uns, daß unsere Zeit einem genialen Mann auch jenes Gran von Anerkennung versagt hat, den selbst der Bedeutendste nicht entbehren kann. Man mag manche Gründe in Feuerbachs Natur und auch in seiner Kunst auffinden, die das verständlich machen — entschuldigen können sie kaum. Haben die Leute, die damals mächtig waren, geahnt, daß ihre Arbeiten von den Bildern dieses Mannes vernichtet werden würden und daß es gefährlich sei, ihn aufkommen zu lassen? In Karlsruhe, in München, in Berlin, in Wien hat man so gehandelt. Zu den wenigen Freunden hat auch Graf Schack nur bedingt gezählt. So ist Feuerbach denn vor 24 Jahren einsam und stolz gestorben, in vielem gebrochen, aber ungeknickt im Glauben an sich. Er hat geweissagt, daß seine Kunst in fünfzig Jahren groß dastehen würde. Es hat nicht so lang gedauert, bis er die volle Beachtung und viel Liebe und Verehrung fand. Die Gegenwart von heute ist keine kompetente Richterin. Denn wir stecken zu tief in anderen Problemen, wir sind dem Bann des Klassizistischen eben erst entronnen, sodaß wir der Kunst eines Feuerbach nicht vorurteilslos gegenüberstehen können. Viele von uns beklagen es, daß er seine koloristische Begabung in Rom mehr und mehr vernachlässigte und in der Figur das Höhere sah. Wie sein er auch später koloristisch nachdachte, zeigt die schöne Skizze zur Medea in der Berliner Nationalgalerie. Dagegen ist das Berliner Gastmahl des Plato allzu chargiert; das Karlsruher mit seinem Raum, seinem Licht und der viel bescheideneren Architektur ist entschieden vorzuziehen.

Allgeyer identifiziert sich mit Feuerbachs Absichten, er geht mit ihm durch alle Träume und Ansprüche und ist kein kritischer Biograph. Es ist schön, daß Neumann daran nicht getastet hat, obwohl ihm manchmal die Finger gejuckt haben mögen. Selbst wenn man Feuerbach vorwirft, daß er immer und zuviel gefordert habe — er war nur mit Hilfe dieses Selbstbewußtseins das, was er war. Gewiß hat er nicht mit der Welt paktiert; aber er kokettierte nicht mit einer Einsamkeit

Digitized by Google

an der er schwer trug. Er ging gänzlich eigene Wege; gewiß entschied über manches auch seine archäologische Vergangenheit. Aber ist man deshalb ein Klassizist, weil man das allgemein Menschliche am liebsten in den Gestalten des Mythus und der antiken Historie sucht? So sicher wie in seiner eigenen Kunst, urteilt er über die Leistungen anderer, oft ungerecht, aber noch öfter bewunderte Modegötzen mit einem derben Ausdruck entthronend. Man soll ihn nicht mit den Malern des modernen Lichtkampfes vergleichen, die ganz andere Interessen haben, sondern mit den damaligen „Meistern" in München, Wien, Berlin, mit Makart, Piloty usw. Am würdigsten ist der Vergleich mit Boecklin, der vielleicht nicht so ungünstig auszufallen braucht, wie man zunächst meinen möchte. Allgeyer nennt Boecklin originell, Feuerbach original. Sicher enthalten des letzteren Arbeiten eine konzentriertere geistige Kultur.

Ganz besonderen Wert hat das von Neumann mit größter Genauigkeit aufgestellte Verzeichnis der Oelgemälde, Skizzen, Aquarelle und Zeichnungen, das nicht weniger als 772 Nummern zählt. Möchte dieses Register helfen, den von vielen gehegten Wunsch zu verwirklichen, einmal eine Uebersicht über Feuerbachs Kunst zusammenzubringen in einer Auslese, die natürlich vollständiger sein müßte als bei der Ausstellung, die Berlin im Todesjahr Feuerbachs gemacht hat. Vielleicht fühlt Karlsruhe im nächsten Jahr, wenn wir den 25. Todestag Feuerbachs feiern, diese Pflicht; man dürfte der Unterstützung aller Beteiligten heute sicher sein.

Paul Schubring.

Die deutschen Familiennamen.

Goethe sagte einmal: „Der Eigenname eines Menschen ist nicht etwa wie ein Mantel, der bloß um ihn her hängt, und an dem man allenfalls noch zupfen und zerren kann, sondern ein vollkommen passendes Kleid, ja, wie die Haut selbst ihm über und über angewachsen, an der man nicht schaben noch schneiden kann, ohne ihn selbst zu verletzen." In der Tat betrachten wir jede Verunstaltung und Verstümmelung unseres Namens auch heute noch als eine persönliche Beleidigung und gestatten sie gutwillig nur im vertrautesten Freundeskreise. Diese Treue und Pietät gegen unsern Namen ist aber etwas ganz Merkwürdiges angesichts des Umstandes, daß wir die eigentliche Bedeutung unserer Familiennamen zumeist nicht kennen: wir geben sozusagen mit einem verschlossenen Kuvert durch das Leben, das wir vor jeder fremden Berührung energisch schützen, dessen Inhalt wir aber meist selbst nicht kennen. Und wie vielen wird ihr Name, an dem sie doch ganz unschuldig sind, geradezu zu ihrem Schicksal! Wie vielen gerät er beim Gange durch das Leben und die Gesellschaft immer wieder störend und hindernd zwischen die Beine! Wie viel Spott muß ein armer Teufel, ein kleiner Krämer über sich ergehen lassen, wenn ihm der Zufall einen pompös klingenden Namen beschieden hat! Wie oft wählen Schauspieler und schüchterne Schriftsteller ein verhüllendes Pseudonym, weil ihr eigentlicher Name durch irgend einen zufälligen Anklang einer spottbereiten Kritik von vornherein den billigen Anlaß zu einem schlechten Witz gewähren könnte!

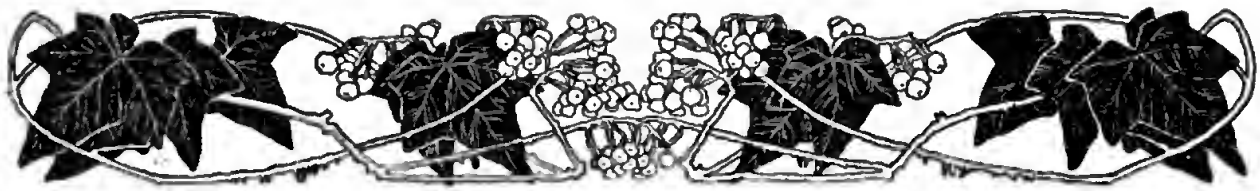
Daß aber unsere Familiennamen für uns so oft, was ihren eigentlichen Sinn betrifft, ein Geheimnis bleiben, ist ganz begreiflich: stellen sie doch zum größten Teil eine fossile Sprachschicht dar, ein Stück längst verflossener sprachlicher Entwicklung. Unsere Familiennamen entstanden nämlich in der zweiten Hälfte des Mittelalters, etwa zwischen 1200 bis 1300. Damals setzten sich Vornamen als Familiennamen fest und gingen vom Vater auf den Sohn, von diesem auf den Enkel über. Wir brauchen nur an die unter uns Lebenden zu erinnern, die „Günther", „Hagen", „Rüdiger", „Dietrich" heißen; das sind die Zeugen jener Zeit, in der die bisher als Vornamen gültigen Benennungen zu Zunamen oder Familiennamen wurden. Aber solche alten germanischen Namen haben, da sie als Familiennamen fest und versteinert wurden, die weiteren Entwicklungen der Sprache nicht mehr mit durchgemacht, sie haben mit all den Veränderungen, denen die Sprache seither unterworfen war, nicht Schritt gehalten, und so ragen sie denn wie die Ruinen alter Burgen in unsere lebendige Gegenwart hinein. Was bedeutet „Hildebrand?" Was heißt „Hilde?" Erst ein Germanist belehrt uns, daß es soviel wie „Kampf" ist, der ganze Name also mit „Kampfesbrand" zu übersetzen ist. Ebenso steht es mit „Waldemar", „Rüdiger" usw. Aber nicht nur das Alter hat die Namen rätselhaft gemacht, auch die Dialekte haben ihren großen Anteil an dieser Verdunkelung. Als die Familiennamen sich bildeten, gab es ja noch keine deutsche Gemeinsprache: so bildete jede Landschaft nach der in ihr gültigen Mundart die Namen. Durch Luther wurde das Hochdeutsche dann allerdings Schriftsprache, und viele übersetzten nun ihre „plattdeutschen" Namen in die Gemeinsprache. Aber daß das nicht durchgreifend geschah, beweisen uns Namen wie „Niebuhr" (Neubauer), „Voß" (Fuchs), „Schulte" (Schulze), „Möller" (Müller) usw. Dazu kommt der gewichtige Einfluß fremder Sprachen: zunächst der der Slawen, die einmal den ganzen Osten Deutschlands bis zur Elbe und Saale inne hatten. Alle die Namen auf —itz, —itsch, —ow, —in sind noch heute Beweise dieser geschichtlichen Tatsache. Dann kamen romanische Elemente aller möglichen Art, besonders Franzosen, in kleineren Quantitäten auch Litauer, und ließen Reste ihrer sprachlichen Eigenart in der deutschen Namenwelt zurück.

Mehr aber noch als diese fremden Faktoren haben die Deutschen selbst zur Verdunkelung des Sprachgutes, das in ihren Namen geborgen lag, beigetragen: unter dem Einfluß des Humanismus haben sie ihre ehrlichen Namen in die possierlichsten lateinischen Formen umgegossen, aus „Hausschein" „Oekolampadius" gemacht, ja sogar das Griechische herbeigezogen, um „Waldseemüller" in „Hylacomylus" zu übersetzen. Repräsentiert dieser Zug zum Fremden ein gewichtiges Moment für die Namensgeschichte, so bietet sich noch ein viel bedeutsameres in der Volksetymologie dar. Diese hat sich einer ganzen Masse von Namen, die auf den ersten Blick dem Gemeinverständnis nicht deutlich waren, bemächtigt und hat ihren ursprünglichen Sprachbestand zerstört, um den ganzen Namen mit altvertrauten Vorstellungen in einen Zusammenhang zu bringen. So wurde „Kiesewetter", das man nicht mehr als „Kiese das Wetter" (wähle, prüfe das Wetter) erkannte, in „Küsswieder" umgestaltet, und vieles andere mehr. Außerdem gab es ganz eigenmächtig willkürliche Entstellungen, wie „Faßbinder" zu „Vaßbender", „Knyrim" aus „Knieriem" usw. usw.

Unübersehbar also sind die Einflüsse, die entstellend und verschleiernd auf die deutschen Namen eingewirkt haben: bewußte und unbewußte elementare und persönlich-willkürliche Kräfte haben daran mitgearbeitet, das reine Sprachgut tausendfach zu verfälschen und umzugestalten. All die kulturellen Vorgänge, deren Niederschlag sich in den Familiennamen äußert, hat nun ein deutscher Gelehrter, der pommersche Sprachforscher Albert Heintze in einem prächtigen Werk*) erschöpfend dargestellt. Eine wirklich erstaunliche Fülle linguistischer, geschichtlicher und kulturgeschichtlicher Gelehrsamkeit ist da verarbeitet. Und die Resultate werden in der anspruchslosesten und sachlichsten Weise vor uns ausgebreitet, ohne daß der Verfasser, was jetzt so oft geschieht, mit der Pose des Polyhistors vor

*) Die deutschen Familiennamen, geschichtlich, geographisch sprachlich. 2. Auflage. Halle, Waisenhaus, 1903, 266 Seiten.

Digitized by Google



uns hintritt. Er gliedert das Material äußerst übersichtlich und führt von den ältesten Zeiten der Namengebung bis in die jüngsten Tage mit sicherer Hand. In einer Einleitung vergleicht er die deutschen Namen mit den griechischen und lateinischen und zeigt, daß der ideale Schwung, der in den griechischen Namen auf —kles (Ruhm), —phanes (Erscheinung), —sthenes (Kraft) uns entgegenleuchtet, auch unsern altgermanischen Namen eigen ist (Dilmar = Perikles, Nikophanes = Sigibert), während die unsägliche Nüchternheit, die in den römischen Namen waltet (Cicero = Erbsenmann, Lentulus = Linsenmann, Claudius = Lahmer usw.) einer ganz andern, nämlich einer satirischen Welt angehört.

Was nun aber die deutschen Familiennamen in ihrer Gesamtheit betrifft, so zerfallen sie in drei Schichten: die erste Schicht bilden die alteinheimischen, heidnischen Namen, die ursprünglich Personennamen waren, wie z. B. Albrecht, Arnold usw., die zweite die später hinzugekommenen christlichen Namen wie Peter, Paul usw. Auch diese waren, wie die Namen der ersten Schicht zuerst Personen- oder Vornamen, und wurden natürlich auch nachher, nachdem sie als Familiennamen fest geworden waren, immer wieder auch als Personennamen verwendet. Eine dritte Schicht bilden solche Namen, die ursprünglich als unterscheidende Zusätze zu den Personennamen der ersten beiden Schichten hinzutraten, wie z. B. (der) Weber, (aus) Wittenberg, (der) Große usw. Diese dritte Schicht ist natürlich die jüngste.

Was die alteinheimischen Namen, also die erste Schicht, betrifft, so gehören zu ihr all die Namen, die den germanischen Heldenmut, Kraft, Kühnheit, Waffen, Heer, Ruhm, Tierwelt der alten Deutschen widerspiegeln, also alle die Bildungen vom Stamme „Hild", „Gund", „Rad", „Bad", „Wig", „Ger", „Heri" usw. usw. Die zweite Schicht, die Kirchennamen, gewinnen seit der Hohenstaufenzeit die Oberhand: zuerst „Johannes", „Petrus", „Paulus", „Jacobus", dann „Martin", „Christoph", „Georg". Hierbei treten merkwürdige Mischungen altheidnischer und christlicher Vorstellungen ein, besonders beim Namen des Erzengels „Michael", der dadurch, daß „Michael" an das altdeutsche „michel" (groß) anklang, besondere Bedeutung gewann. Die Reformation bewirkte dann, daß noch mehr Namen der Bibel entnommen wurden. Aber alle diese biblischen Namen mußten sich im Laufe der Zeit eindringende sprachliche Umgestaltungen gefallen lassen: sie waren dem Volke zu vielsilbig und wurden daher im Gebrauche abgeschliffen und verkürzt. Zugleich wurde — einem deutschen Betonungsgesetz zuliebe — der Akzent gern auf die erste Sylbe zurückgeworfen. Nicht selten wurden auch einfach die Anfangssylben abgeschnitten. So entstand aus „Erasmus" „Rasmus" oder „Asmus", aus „Ambrosius" „Brosche", aus „Andreas" „Enders", aus „Nikolaus" „Klaus", aus „Joachim" „Achim" usw.

In kulturgeschichtlicher Beziehung das wichtigste Kapitel bilden die Namen der dritten Schicht. In früheren Jahrhunderten, da sich das Leben in engen Kreisen vollzog, hatten in Deutschland die Namen der ersten beiden Schichten genügt. Es gab keine Zuwanderungen, und in jeder Stadt kannten sich alle Bürger so genau, daß Verwechslungen ausgeschlossen waren, auch wenn es mehrere Leute gab, die „Albrecht" oder „Nikolaus" hießen. Der zunehmende Verkehr, die Verdichtung der Bevölkerung, das Aufkommen geschäftlicher Urkunden machte dann auf einmal unterscheidende und genau fixierende Zusätze zu den Namen notwendig. Diese Zusätze konnten nun entweder sich auf die Beschäftigung oder das Amt beziehen, sie konnten hervorstechende Eigenschaften, oder endlich den Wohnsitz betreffen. Die „Beschäftigung" bildete nun entweder einen Stand oder ein Gewerbe (Nicola „der Schreiber", dann Nicola Schreiber, ebenso Müller, Schulze, Schmidt, Schneider). Die Eigenschaften bezogen sich auf geistiges (der Kluge) oder auf körperliches (der Breitkopf). Auch imperativische Zusammensetzungen finden sich da: Bleibtreu, Hassenpflug (Haß den Pflug), Hauschild (Hau den Schild). Der „Wohnsitz" konnte entweder ganz allgemein bezeichnet werden, z. B. auf dem Berg = Auffenberg, am Tor = Amtor, im Hofe = Imhof, oder es traten wirkliche Ortsbezeichnungen auf, wie z. B. „Meißner" (aus Meißen), „Speckbacher" (aus Speckbach) usw. Hierher gehören ferner die Adelsnamen, z. B. von Falkenstein, von der Asseburg, die also ursprünglich reine Lokalbezeichnungen waren, ferner die „Hausnamen". Hieß ein Haus „zum Hahn", so lag es sehr nahe, den Besitzer nach seinem Hause zu benennen. Aus dieser Sitte, die Häuser mit Tierbildern zu versehen und nach den Tieren zu benennen, entstehen die meisten unserer Tiernamen, die wir als Familiennamen in deutschen Landen vorfinden.

In eine dieser Kategorien müssen sich also alle deutschen Namen einordnen lassen: natürlich haben die verschiedenen Gegenden Deutschlands besondere sprachliche Umgestaltungen mit den Namen vorgenommen und haben auch ihre Lieblingsnamen, an denen sie ihre sprachlichen Spezialtriebe besonders gern betätigen: der Nordwesten (Friesland, Hannover Oldenburg) geht mit den Namen anders um als der Nordosten (Holstein, Mecklenburg, Pommern), und Oberdeutschland zeigt in den Namen des Südwestens andere Gestaltungen als in denen des Südostens. Bei dieser Umschau, welche die Oertlichkeiten in Betracht zieht, kommen nun die fremdsprachlichen Einflüsse sehr in Betracht: am Rhein spielen französische Tendenzen, an der Oder und der Elbe slawisierende eine große und einflußreiche Rolle. Die Namen, beziehungsweise ihre Träger, leisten nun der Entnationalisierung entweder Widerstand und behalten, soweit nicht lautphysiologische Notwendigkeiten zwingen, die alten Formen bei, oder sie zeigen sich liebedienerisch gegen ihre fremde Umgebung und schämen sich nicht, aus „Schmidt" „Chémit", aus „Witzel" „Ficelle", aus „Kleemann" „Clément", aus „Schumann" „Szumann", aus „Schreiber" „Szraiber" zu machen. Und nicht nur unter Franzosen und unter Slawen findet eine derartige Namensverstümmelung seitens rückgratsloser Deutscher statt: auch viele Deutsche in Ungarn legen ihre alten Namen ab und akkomodieren sich an die magyarische Sprache. So verwandelt sich „Bamberger" in „Vambéry", „Hundsdörfer" in „Hunfalvy", „Schedel" in „Tsedy" usw. Verhältnismäßig gering sind die Einbußen, welche die deutschen Namen in Amerika erfahren: aus „Grünbaum" wird „Greenbaum", „aus „Rosenkranz" „Rosecrans". Im allgemeinen handelt es sich hier also eigentlich nur um die Umsetzung aus einem Dialekt in den andern, aus dem Hochdeutschen in das Angelsächsische.

Ein besonderes und nicht uninteressantes Kapitel der Namengebung bilden die Namen der Juden. Hier spielen zunächst die Patronymika eine große Rolle: „Jakoby", „Jakobsohn", „Mendelssohn" sind Beispiele hierfür. Außerdem kommen Eigenschaftsbezeichnungen („Treu", „Freundlich"), Tiernamen („Hirsch", „Wolf", „Adler"), Ortsbezeichnungen (entweder Ortsnamen selbst wie: „Cassel", „Wien", „Turnau", oder Ortsnamen mit dem Suffix „er" wie: „Berlmer", „Wiener") in Betracht. Bemerkenswert sind hierbei jene Namen, die wie Ortsnamen aussehen, in Wirklichkeit aber keiner existierenden Oertlichkeit entsprechen, z. B. Löwenthal, Lilienthal usw. Die Beobachtungen des Verfassers wollen wir noch um eine Kleinigkeit ergänzen: in Oesterreich gibt es eine Masse jüdischer Namen auf „eles", die äußerlich an die griechischen Namen „Praxiteles", „Aristoteles" anklingen. In Wirklichkeit repräsentieren sie Muttername und stammen aus einer Zeit, da ein numerus clausus für die Judenehen bestand. Alle Kinder, die aus Ehen stammten, die außerhalb dieses numerus clausus geschlossen worden waren, wurden nicht als ehelich anerkannt und erhielten daher den Namen ihrer Mütter. Es wurde also einfach an den Frauenvornamen „Taubele" ein genitivisches s angehängt und der Name „Taubeles Sohn" daraus gebildet. Daraus wurde dann einfach „Taubeles", eine Form, in der der Name heute, da niemand mehr das Patronymikon in ihm erkennt, noch fortbe-

Digitized by Google

steht. Ebenso „Jeiteles“ aus Jettels Sohn, wobei „Jettel“ Kosewort für „Henriette“ ist. Mutternamen gibt es übrigens ausnahmsweise auch in der alten deutschen Namengebung. „Vernaleken“ führt Heintze als Beispiel an; es bedeutet: (Sohn) der „Frau Aleke“, worin „Aleke“ Kosewort für „Adelheid“ ist . . .

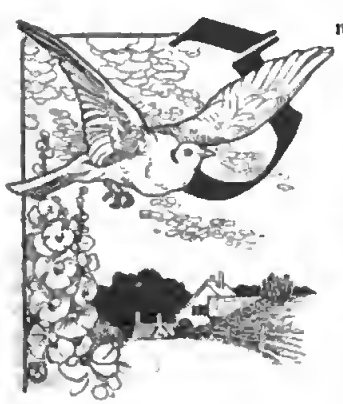
So haben wir an Heintzes Hand die ganze Welt der deutschen Namen durchschritten. Eine Fülle kulturgeschichtlich denkwürdiger Tatsachen ergibt sich aus ihrer eingehenden Betrachtung. „Was die bergende Hülle der Erde für den Altertumsforscher, das sind die Orts- und Personennamen für den Sprachforscher“, sagt einer unserer ersten Germanisten. Gegen den Reichtum dieser Erscheinungen kommen die gelegentlichen schüchternen Versuche, heutzutage *neue Namen zu erfinden* — bei Proselyten und Findlingen, auch bei staatlich gestatteten Namenswechseln treten solche Fälle ein — garnicht in Betracht. Derartige Neubildungen haben immer etwas Gekünsteltes, Gemachtes, Affektiertes. R. Hildebrand hat einmal treffend von diesen Namenerfindungen gesagt: „Es ist wie ein Stückchen goldig beleuchteten Bergnebels, ohne feste Form, ohne Halt.“

Prag. Eugen Holzner.

In Mittsommerzeiten.*)

Ein Märchen.

Nachdruck nicht gestattet.



In Mittsommerzeit, wenn die Erde in den nordischen Landen Braut ist, wenn die Quelle noch läuft, wenn die Blumen der Wiese noch aufrecht stehen und die Vögel noch singen, da kam die Taube aus dem Walde und setzte sich vor die Hütte, in dem die neunzigjährige Mutter zu Bett lag.

Die Alte hatte zwanzig Jahre gelegen, und sie konnte durchs Fenster alles sehen, was auf dem Hofe geschah, den ihre beiden Söhne besorgten. Aber sie sah die Welt und die Menschen auf ihre besondere Weise, denn die Fensterscheiben waren in allen Farben des Regenbogens angelaufen, sodaß sie nur den Kopf etwas zu drehen brauchte, damit alles nach einander in rot, gelb, grün, blau, lila erschien. War es also ein Wintertag, und standen die Bäume in Reif, als trügen sie weißes Laub aus Silber, so drehte sie den Kopf auf dem Kissen, und die Bäume wurden grün; es war Sommer, der Acker wurde gelb, der Himmel wurde blau, auch wenn er selbst grau war. Auf diese Weise glaubte sie, sie könne zaubern; und sie langweilte sich nie.

Aber die zauberischen Scheiben hatten auch eine andere Gabe; denn sie waren ausgebaucht, sodaß sie das, was draußen war, bald vergrößert, bald verkleinert zeigten. Wenn also ihr großer Sohn nach Hause kam und garstig war und draußen auf dem Hofe schrie, so wünschte die Mutter ihn wieder klein und artig; und gleich sah sie ihn so klein. Oder wenn die Kindeskinder draußen angetrippelt kamen, und sie dachte an ihre Zukunft, so — eins, zwei, drei — kamen sie ins Vergrößerungsglas, und sie sah sie erwachsen, als große Menschen, reine Riesen.

Wenn aber der Sommer kam, dann ließ sie das Fenster öffnen; denn so schön wie es draußen war, konnten die Scheiben es nicht zeigen. Und jetzt am Mittsommerabend, da es am allerschönsten war, lag sie und sah auf Wiese und Hag hinaus, wo die Taube ihr Lied anstimmte. Sie sang so schön von Jesu Christ und von der Freude und Herrlichkeit des Himmelreiches, und sie hieß alle willkommen, die mühselig und beladen waren.

Die Alte hörte, aber sie dankte vielmals, denn die Erde war heute so schön wie der Himmel selbst, und sie wünschte es sich nicht besser.

Da flog die Taube über die Wiese in den Berghain hinauf, wo der Bauer stand und einen Brunnen grub. Er stand tief unten in der Erde, hatte drei Ellen Erde übern Kopf, ganz wie in seinem Grabe.

Die Taube setzte sich in eine Fichte und sang von der Freude des Himmelreiches, überzeugt, daß der Mann unten in der Erde, der weder Himmel, Meer noch Wiese sah, sich nach dort oben sehnen würde.

„Nein,“ sagte der Bauer, „ich muß erst einen Brunnen graben; denn sonst kriegt mein Sommergast kein Wasser, und dann zieht die kleine, unglückliche Frau mit dem Kinde fort.“

Die Taube flog an den Strand hinunter, wo der Bruder des Bauern dabei war Netze aufzunehmen; und sie setzte sich ins Schilf, um zu singen.

„Nein,“ sagte der Bruder des Bauern, „ich muß Essen fürs Haus schaffen, sonst schreien die Kinder vor Hunger! Später! Mit dem Himmel hat's Zeit! Erst das Leben und dann der Tod!“

Die Taube flog nach der Großhütte hinauf, wo die kleine, unglückliche Frau für den Sommer wohnte. Sie saß jetzt auf der Veranda und nähte auf der Handmaschine; weiß wie eine Lilie war sie im Gesicht unter dem roten Filzhut, der gleich einer Mohnblüte auf ihrem schwarzen Haar lag, das so schwarz wie ein Trauerflor war. Sie wollte der Kleinen eine schöne Schürze nähen, für den Mittsommerabend, und das Kind saß zu ihren Füßen am Boden und zerschnitt die Zeugstücke, die sie bekam.

„Warum kehrt Papa nicht heim?“ fragte die Kleine.

Das war gerade die schwere Frage, welche die junge Mutter selbst nicht beantworten konnte, und wahrscheinlich der Vater auch nicht, der da im fremden Lande seinen Kummer hütete, der doppelt so groß war wie der der Mutter.

Die Nähmaschine ging schlecht, aber sie stach und stach; so viele Nadelstiche, wie sie ein Menschenherz ertragen kann, ehe es ganz verblutet; und jeder Stich band den Faden doch fester — wie wunderlich!

„Ich möchte heute ins Dorf gehen, Mama!“ sagte die Kleine, „und ich will die Sonne sehen, denn hier ist es so dunkel.“

„Du darfst heute nachmittag nach der Sonne gehen, mein Kindchen!“

Es war nämlich dunkel zwischen den hohen Klippen auf diesem Strande der Insel, und das Haus stand mitten zwischen schwarzen Fichten, die die Aussicht auch auf das Meer verdeckten.

„Und dann möchte ich, daß Du mir viel Spielsachen kaufst, Mama.“

„Kinder, wir haben so wenig, wovon wir kaufen können!“ antwortete die Mutter und beugte den Kopf tiefer auf die Brust.

Und das war die Wahrheit, denn der Wohlstand hatte sich in Schwierigkeiten verwandelt; keinen Dienstboten hatten sie für den Sommer, und die Mutter mußte alles selbst tun.

Als sie jetzt aber die traurige Miene des Kindes sah, hob sie es auf ihr Knie.

*) Nach dem unveröffentlichten schwedischen Manuskript von Emil Schering.

Digitized by Google

„Faß' Mama um den Hals!" sagte sie.

Die Kleine tat es.

„Gib Mama einen Kuß!"

Sie bekam ihn von einem kleinen, halboffenen Munde, wie dem eines Vogeljungen; und als die Mutter einen Blick aus diesen Augen erhielt, die blau wie die Blüte des Flachses waren, da strahlte ihr schönes Gesicht von der harmlosen Unschuld des Kindes wieder, und sie sah selbst wie ein glückliches Kind im Sonnenschein aus.

„Hier singe ich nicht vom Himmelreich, dachte die Taube, aber kann ich ihnen dienen, so werde ich."

Und dann flog sie nach dem Sonnendorf, denn da hatte sie zu tun.

* * *

Jetzt war es Nachmittag, und die kleine Frau nahm den Korb auf den Arm und das Kind an die Hand, um zu gehen. Sie war noch nie im Dorfe gewesen, aber sie wußte, daß es nach Sonnenuntergang lag, auf der andern Seite der Insel; und der Bauer hatte gesagt, es seien sechs Gatter und sechs Gattertore, ehe man hinkäme.

Und so gingen sie.

Zuerst kam ein Fußsteig mit Steinen und Baumwurzeln, sodaß die Kleine getragen werden mußte, und das war schwer genug. Der Arzt hatte dem Kinde verboten, seinen linken Fuß anzustrengen, denn der war so weich, daß er leicht krumm wachsen konnte.

Die junge Mutter brach unter ihrer lieben Last beinahe zusammen, und die Schweißtropfen perlten über ihr Gesicht, denn es war heiß im Walde.

„Ich bin so durstig, Mama!" klagte das kleine Mädchen.

„Geliebtes Kind, fasse Dich in Geduld, dann bekommst Du Wasser, wenn Du da bist."

Und sie küßte die trockenen kleinen Lippen des Kindes, und da lächelte das Kind, seinen Durst vergessend.

Aber die Sonne brannte, und die Luft stand still im Walde.

„Jetzt mußt Du versuchen ein wenig zu gehen," sagte die Mutter und setzte das Kind nieder.

Aber der kleine Fuß bog sich, und das Kind konnte nicht gehen.

„Ich bin so müde, Mama!" klagte das Kind und setzte sich nieder, um zu weinen.

Aber auf dem Boden wuchsen die schönsten kleinen Glocken aus einem Rosenrot, das nach Mandel duftete; und das Kind hatte noch nie solche kleinen Blumen gesehen; und da lächelte sie wieder, daß die Mutter in ihrem Herzen gestärkt wurde und den Weg mit dem Kinde auf dem Arm fortsetzen konnte.

Jetzt waren sie beim ersten Gattertor und gingen hindurch und legten das Zaunband sorgfältig um.

Da hörten sie einen Schrei, einem lauten Wiehern gleich; und ein loses Pferd stürzte herbei, stellte sich mitten auf den Weg und wieherte; und auf seinen Schrei wurde im Walde von rechts und links und ringsumher geantwortet; und es dröhnte im Boden, knackte in den Zweigen und knallte in den Steinen. Und die Verlassenen standen mitten unter einer Schar losgelassener Pferde.

Das Kind verbarg sein Gesicht an der Brust der Mutter, und sein kleines Herz tickte vor Angst wie eine Uhr.

„Ich bin so bange!" flüsterte sie.

„O Gott im Himmel, hilf uns!" betete die Mutter.

Da hörten sie eine Schwarzamsel in den Fichten singen; und siehe, im selben Augenblick liefen die Pferde nach verschiedenen Seiten davon; und es wurde wieder still.

So erreichten sie das zweite Gatter und legten das Zaunband um.

Da war das Brachfeld, und die Sonne brannte heißer als im Walde. Die Erdschollen lagen in langen, grauen Reihen; aber an einer abschüssigen Stelle sahen sie die Schollen sich plötzlich bewegen, und das waren die Rücken einer Schafherde.

Schafe sind ja artige Tiere, besonders das Lamm, doch mit dem Widder ist nicht zu spaßen, er ist vielmehr ein unartiges Ding, das gern die anfällt, die ihm nichts Böses getan haben. Und jetzt kam er gerade auf ihrem Wege über den Graben gesprungen. Er beugte den Kopf und ging rückwärts.

„Ich bin so bange, Mama," sagte die Kleine und ihr Herz klopfte.

„O gnädiger Gott im Himmel, hilf uns," seufzte die Mutter und sah betend zu dem blauen Gewölbe auf.

Und dort ruhte, wie ein Schmetterling flatternd, eine kleine Lerche; und als sie zu singen anfing, verschwand der Widder unter den grauen Schollen.

So kamen sie zum dritten Gattertor. Jetzt begann der Boden sich zu senken; es wurde unter den Füßen naß, und da war ein Bruch. Die Erdhöcker sahen wie kleine Gräber mit weißen Blumen aus, Wollblumen oder Baumwollblumen; und es kam darauf an, so zu gehen, daß man nicht ins Moor einsank. Da wuchsen schwarze Beeren, die giftig waren, und die wollte das Kind pflücken, aber durfte nicht, und darum wurde es traurig, denn es verstand nicht, was giftig ist.

Wie sie so dahingingen, bemerkten sie einen weißen Lappen, der zwischen die Bäume hindurch gezogen wurde; die Sonne verbarg sich, und ein weißes Dunkel umgab sie, das unheimlich war. Aus diesem Weißen ragte jetzt ein Kopf mit einem weißen Stern und zwei krummen Hörnern hervor, und dann brüllte der Kopf. Und da erschienen mehrere Köpfe, viele, und sie kamen immer näher.

„Ich bin bange, Mama," flüsterte das Kind. „Ich bin so bange."

Die Mutter tat einen Schritt zur Seite und sank zwischen zwei Erdhöckern ins Moor ein.

„O Gott, großer, gnädiger, erbarme Dich!" rief die Mutter aus der Tiefe ihrer Seele.

Und da war der Wind zu hören, der starke Meereswind, der durch den Wald kam; und die Bäume bogen sich demütig vor dem großen Geist; und eine junge Kiefer neigte sich nieder; es flüsterte etwas aus ihrer Krone ins Ohr der Verlassenen; und als sie mit der einen Hand in den Zweig faßte, richtete sich die Kiefer auf und erhob die Verzweifelte aus dem Bruch.

Der Nebel war im selben Augenblick fortgeblasen; die Sonne schien wieder, und sie standen beim vierten Gattertor. Aber die Mutter, die ihren Hut verloren hatte, trocknete die Tränen des Kindes mit ihrem schwarzen Haar, und als die Kleine darüber lächelte, da leuchtete es in dem armen Mutterherzen auf, und sie vergaß alles überstandene Böse, sodaß sie neue Kräfte bekam, um das fünfte Tor zu erreichen. Da wurde es hell in ihrem Herzen, denn sie sah rote Ziegeldächer und Flaggen; und längs des Weges wuchsen Schneebälle und wilde Rosen, zwei und zwei, ganz als ob sie einander liebten, der weiße Schneeball und die hellrote, wilde Rose.

Die Kleine konnte jetzt gehen; und sie pflückte den Korb voll Blumen, in denen die Puppe Lisa die Mittsommernacht schlafen sollte, um schöne Träume zu haben.

So spielten sie ihren Weg dahin, sorglos wieder, denn sie hatten nur noch einen Birkenhag, so waren sie da. Jetzt stieg der Weg einen kleinen Hügel hinauf; und als sie oben waren und nach links umbogen, stand der Stier mitten auf dem Weg.

Es war unmöglich zu fliehen, und zermalmt fiel die Mutter auf die Knie nieder, legte das Kind vor sich auf den Boden, beugte den Kopf schützend darüber, sodaß das lange Haar wie ein schwarzer Schleier herabhing; und mit erhobenen Händen sprach sie ein stilles Gebet. Und von ihrer Stirn tropfte der Angstschweiß wie rote Blutstropfen auf den Boden nieder.

„O Gott, bat sie; nimm mein Leben, aber schone das des Kindes!"

Da hörte sie Flügelschläge in der Luft; und als sie aufsah, flog eine weiße Taube dem Dorfe zu, der Stier aber war fort.

Digitized by Google

Und als sie nach ihrem Kinde sah, saß die Kleine am Wegrande und pflückte Walderdbeeren, die so rot waren wie Blutstropfen; und da verstand sie, wo die hergekommen waren.

Sie gingen durchs letzte Gattertor und wanderten dem Dorfe zu.

In der Sonne lag es, an einer grünen Bucht, unter großen Linden und Ahornen; und auf einem Hügel war die weiße Kirche mit dem roten Glockenstuhl daneben zu sehen; der Pfarrhof in Syringen, das Posthaus in Jasmin und das Haus des Gärtners unter einer großen Eiche. Alles lag so hell da, und die Flaggen wehten; kleine Boote säumten Ufer und Landungsbrücken, und man sah, daß es Mittsommerabend war.

Aber sie trafen keinen Menschen. Jetzt wollten sie zuerst zum Kaufladen gehen und einkaufen, und da sollte die Kleine auch etwas zu trinken haben.

Als sie dahin kamen, war der Laden geschlossen.

„Ich bin so durstig, Mama," klagte das Kind.

Sie gingen zur Post. — Da war geschlossen.

„Ich bin so hungrig, Mama."

Die Mutter war stumm, denn sie verstand nicht, warum an einem Alltag geschlossen war und warum keine Menschen zu sehen waren.

Sie ging zum Gärtner. Da war geschlossen, und ein großer Hund lag vor der Tür.

„Ich bin so müde, Mama."

„Das bin ich auch, mein Kind, und wir müssen einen Trunk Wasser suchen.

Und sie gingen von Hof zu Hof; aber es war überall geschlossen; und das Kind konnte nicht weiter gehen, denn sein kleiner Fuß war so müde, daß es hinkte. Als die Mutter die kleine schöne Gestalt so schief geneigt sah, da ermüdete sie auch und setzte sich an den Rand des Weges, mit dem Kind auf ihren Knien. Und die Kleine schlief ein.

Da hörte sie eine Taube in den Syringenbüschen singen, und sie sang von der Freude des Himmelreiches und von der Sorge und Qual der Erde.

Aber die Mutter sah auf ihr schlafendes Kind und auf dessen kleines Angesicht, das von einer Haube mit weißen Spitzen eingefaßt war, gleich den Blütenblättern auf der weißen Lilie. Und sie glaubte das Himmelreich in ihren Armen zu haben.

Aber das Kind erwachte und verlangte zu trinken.

Die Mutter blieb stumm.

„Ich will heimgehen, Mama," klagte die Kleine.

„Denselben schrecklichen Weg zurück? Niemals! Lieber gehe ich in die See," antwortete die Mutter.

„Ich will heimgehen!"

Die Mutter erhob sich. Sie hatte in der Ferne junge Birken hinter einem Hügel aufragen sehen; und während sie die betrachtete, begannen die Bäume sich zu bewegen und zu gehen. Da verstand sie, daß es Menschen waren, die Birkenlaub zu den Lauben des Mittsommers gebrochen hatten; und sie schlug den Weg dorthin ein, wo sie Wasser finden würde.

Auf dem Wege dahin bemerkte sie eine kleine Hütte hinter einem grünen Staket mit weißer Pforte; da stand die Tür offen und lud freundlich ein. Sie trat durch die Pforte ein und kam in einem Garten mit Päonien und Akeleis. Jetzt bemerkte sie, daß die Gardinen unten vor den Fenstern waren; und alle Gardinen waren weiß. Aber ein Fenster in der Dachstube stand offen, und zwischen Balsaminen streckte sich eine weiße Hand hervor und winkte mit einem kleinen weißen Tuch, als winke sie einem, der verreisen will.

Sie ging vor bis zum Vorbau, und da lag in dem hohen Grase ein Kranz aus grünem Myrtenreis mit weißen Rosen. Aber der war zu groß, um ein Brautkranz zu sein.

Dann trat sie auf den Gang und fragte, ob wer da sei. Da keine Antwort zu hören war, ging sie in die Stube hinein. Auf dem Boden stand, mitten in einem Wald von Blumen, ein schwarzer Sarg mit silbernen Füßen. Und im Sarge lag ein junges Mädchen mit einer Brautkrone auf dem Kopf.

Die Wände im Zimmer waren aus neuen Föhrenbrettern, nur mit Oel gefirnißt, sodaß alle Aeste zu sehen waren. Und in den ovalen Astlöchern sahen die dunklen, querdurchsägten Aeste wie Augensteine aus.

Das Kind bemerkte zuerst die seltsamen Wände und sagte: „Sieh die vielen Augen, Mama."

Ja, da waren Augen aller Art; große, beredte, ernste; kleine leuchtende Kinderaugen mit einem Lächeln in den Winkeln; böse Augen, die zuviel des Weißen zeigten; offene, wache Augen, die im Herzen forschten; und dort saß ein großes, mildes Mutterauge, das liebevoll auf das tote Mädchen sah; und in dem Auge hing eine klare Träne von Föhrenharz, die in den Strahlen der untergehenden Sonne rot und grün gleich einem Diamanten funkelte.

„Schläft das Mädchen?" fragte das Kind, das nun die Tote zu Gesicht bekommen hatte.

„Ja, sie schläft."

„Ist es eine Braut, Mama?"

„Ja, es ist eine Braut."

Die Mutter hatte sie erkannt! Es war das Mädchen, das zu Mittsommer Braut sein sollte, wenn der Seemann nach Hause kam; als aber der Seemann schrieb, er könne erst zum Herbst kommen, brach ihr Herz; denn sie wollte nicht bis zum Herbst warten, wenn die Bäume das Laub verlieren und die Stürme anfingen.

Sie hatte auf den Gesang der Taube gelauscht und ihn verstanden.

Als jetzt die junge Mutter ging, wußte sie, wohin sie gehen würde.

Sie stellte den schwarzen Korb draußen vorm Gattertor fort und nahm das Kind auf ihren Arm; lenkte die Schritte auf die nächste Wiese, die sie vom Strande trennte. Es war ein Meer von Blumen, das um ihren weißen Rock säuselte und flüsterte, und der Rock wurde von allem möglichen Samenmehl gefärbt; Hummeln, Bienen und Schmetterlinge erhoben ihre Flügel und flogen singend in einer einzigen bunten Goldwolke voraus. Nach dem Strand hinunter ging sie mit leichten Schritten.

Da sah sie draußen auf der Bucht ein weißes Segelboot mit gespannten Segeln gerade auf die Landungsbrücke zukommen, aber es war niemand am Steuer zu sehen. Und sie watete weiter, in Blumen und Blumenduft badend, sodaß ihr weißer Rock wie ein Blumenbeet aussah, aber mit viel feineren Farben.

Unten an den Weiden des Strandes blieb sie stehen; da saß ein Vogelnest zwischen Stamm und Zweig; und als der Baum im Abendwind schaukelte, wurden drei kleine Daunenjungen gewiegt, welche die Kleine gleich streicheln wollte.

„Nein, mein Kind," sagte die Mutter, „berühr das Vogelnest nicht."

Und gerade als sie an den Strandsteinen standen, landete das weiße Boot, unmittelbar zu ihren Füßen, aber es war kein Mensch darin.

Da nahm sie das Kind und stieg an Bord. Und sofort wendete das Boot und steuerte aus der Bucht heraus.

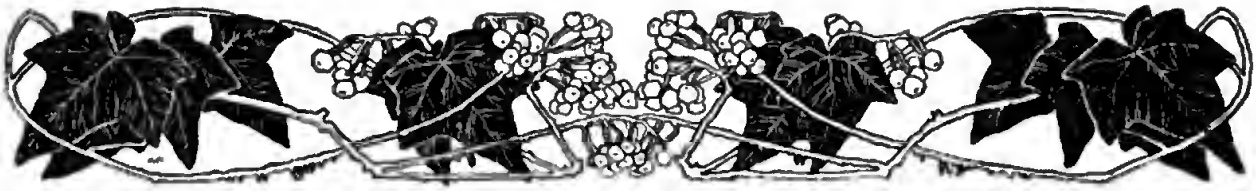
Als sie unter der Landzunge vorbei segelten, auf der die Kirche stand, fingen alle Glocken an zu läuten, aber so hurtig und freudevoll.

Und das Boot glitt aus der Bucht und kam auf den Fjärd hinaus, von wo das offene Meer zu sehen war.

Das kleine Mädchen glänzte vor Freude, denn das Wasser war so blau und ruhig; und es war nicht Wasser mehr, in dem sie fuhren, sondern es waren Flachsblüten, die das Kind mit seiner ausgestreckten Hand pflückte.

Und die Blüten neigten sich und erhoben sich wie kleine Wellen flüsternd gegen den Bootsrand. Unendlich schien sich das Flachsfeld vor ihnen auszubreiten; dann aber wurden sie in einen weißen Nebel gehüllt, und sie hörten wirkliches

Digitized by Google



Wellengeplätscher. Aber über dem Nebel klang der Gesang der Lerchen.

„Wie können die Lerchen auf dem Meere singen?“ fragte die Kleine.

„Das Meer ist so grün, daß die Lerchen glauben, es sei eine Wiese“, antwortete die Mutter.

Jetzt zerteilte sich der Nebel wieder; der Himmel war blau wie ein Flachsfeld, und die Lerchen erhoben sich.

Da erblickten sie, geradeaus im Meere, eine grünende Insel mit weißen Sandufern, wo weißgekleidete Menschen Hand in Hand wanderten. Und die untergehende Sonne beleuchtete das goldene Dach eines Pfeilerganges, wo weiße Feuer unter heiligen Opferschalen brannten; und über der grünenden Insel breitete sich ein Regenbogen in rosenrot und schilfgrün aus.

„Was ist das, Mama?“

Die Mutter konnte nicht antworten.

„Ist es das Himmelreich, von dem die Taube sang? Was ist Himmelreich, Mama?“

„Das ist ein Ort, Kind, wo alle Menschen Freunde sind,“ antwortete die Mutter, „wo kein Kummer und kein Unfriede ist.“

„Dann will ich dahin kommen,“ sagte das Kind.

„Das will ich auch,“ sagte die müde, verlassene, geprüfte Mutter.

Stockholm. August Strindberg.

Paul Heyse: Moralische Unmöglichkeiten, und andere Novellen. Stuttgart und Berlin 1903. J. G. Cotta Nachf.

Sollte etwa Frau Toutlemonde nedst Anhang ob der Betitelung des neuesten Novellenbandes unseres unerschöpflichen Erzählers ein Gelüste zu sittlicher Entrüstung anwandeln, so können wir sie über das Unverfängliche des Inhalts beruhigen. In der längeren, gegen die Hälfte des Buches füllenden meisterhaften Novelle, nach der es benannt worden, handelt es sich um einen jener ernstlichen Konflikte, in denen das Nachgeben zu einer seelischen Unmöglichkeit wird, genau so unwiderstehlich wie irgendwelche physische Unmöglichkeit. Die überaus anziehende, in ihren Gestalten packend lebendige Handlung, von einer knapp gehaltenen Vor- und Nachgeschichte eingerahmt, spielt sich in wunderbar anschaulich geschilderten vier Tagesvorgängen auf einem märkischen Landgut ab und entwickelt das Problem der Mutterliebe unter dem Gesichtspunkt eines ausgeprägt egoistischen Charakters. Möge man von diesem Charakter und dem dadurch bedingten Verlauf des Ganzen weniger angesprochen sein, so wird man doch der Richtigkeit der Durchführung seine Bewunderung nicht versagen; bei der entschieden künstlerischen Behandlung des Gegenstandes ist für einen vollhaltigen ästhetischen Genuß hinlänglich gesorgt. Ländlichen Schauplatz, doch anscheinend auf süddeutschem Gebiet, hat auch die mittlere der hier noch vorliegenden Novellen. Sie handelt von getrübtem Eheglück, getrübt durch ein hartes Verhängnis, das sich in unvermeidlicher Kinderlosigkeit kundgibt. Das heikle Thema in die Form eines Bekenntnisses der durch den Fluch getroffenen Frau gekleidet und schon dadurch jeglicher Anstößigkeit entzogen, gelangt zu einer wahrhaft ergreifenden Gestaltung. Die zwei übrigen Erzählungen, beide als eigenes Erlebnis des Dichters vorgeführt, betreffen das Geschick sonderbarer Käuze, wie sie freilich nicht jedem Menschenauge kenntlich sind. Im Gegensatz zu den „Märtyrern der Phantasie“, von denen uns Paul Heyse manches zu erzählen gedacht, könnte man die eine der nun geschilderten Persönlichkeiten als „Märtyrer“ der absolut nüchternen Auffassung der Menschen und Dinge bezeichnen. Man wird das ihr vom Dichter zugewandte Interesse gern teilen und dies auch der anderen Persönlichkeit gegenüber tun, einem aus bäuerlichen Verhältnissen sich emporringenden Malergenie, wobei es zu beachtenswerten Erörterungen über moderne Kunst kommt. Alle vier Erzählungen klingen in einen wehmütigen, an das vielfach über Menschenloos verhängte Leid gemahnenden Ton aus. Nur dieser tiefe Ernst erinnert an den vorgeschrittenen Lebensstand des Dichters, von dessen immer noch reger und frischer Schaffenskraft man auch hier die freudigste Gewißheit gewinnt.

—l—m —n.

La Prusse et la Révolution de 1848. Von Paul Matter. Paris, Alcan, 1903.

Die frühere Abgeschlossenheit der französischen Geschichtschreibung gegen alles, was außerhalb der Grenzen des eigenen Landes vorging, hat längst aufgehört, seitdem ein neuer, streng wissenschaftlicher und zugleich universaler Geist, zumal unter dem Einflusse von Monod und Lavisse, in die Historiographie jenseits der Vogesen eingezogen ist. Besonders hat sich das Interesse der jüngeren Gelehrten dem Jahre 1848 zugewandt, in dem sie mit Recht die Geburtsstunde des neuen, zeitgenössischen Deutschlands erblicken. Während andere über die Ereignisse jenes merkwürdigen Jahres eigenen archivalischen und bibliographischen Studien obliegen, hat Herr Matter, der von Haus aus Jurist und Staatsanwalt in Paris ist, die bereits bekannten Materialien zu einer trefflichen Darstellung zusammengefaßt, mit gesunder Kritik, guter und lebendiger Charakteristik in klarer und flüssiger Sprache, unter Hervorhebung alles Nötigen und Wirksamen. Es ist sehr interessant, die Anschauungen eines sachkundigen Fremden über die damalige Bewegung zu erfahren. Freilich muß man einige Irrtümer in betreff der Vergangenheit Preußens im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert sowie über die Rolle, die Friedrich Wilhelm IV. seit dem Jahre 1850 gespielt hat, mit in den Kauf nehmen; allein sie berühren den Gegenstand nicht, den der Verfasser zur eigentlichen Aufgabe seiner Forschung und Schilderung gemacht hat. Neueren Versuchen gegenüber, Friedrich Wilhelm IV. als zielbewußten Vorkämpfer der deutschen Einigung darzustellen, den nur die bösen Märztage in seinem lödlichen Bemühen gestört hätten, und als systematischen Förderer des Konstitutionalismus, der ohne die Revolution sich viel schönee entfaltet haben würde, zeigt Matter uns den König nach beiden Richtungen hin in seiner vollen Haltungslosigkeit und Unentschlossenheit, schwankend nach allen augenblicklichen Anregungen, immer unklar und von mystischen Vorstellungen erfüllt. Er weist auch die so oft und kühn geäußerte Behauptung zurück, daß die Berliner Revolution von Fremden, Nichtdeutschen hauptsächlich durchgeführt worden sei. Aber er huldigt ebenso wenig der populären Seite, sondern verurteilt mit Schärfe die Blindheit und den Radikalismus der damaligen Berliner Bewegung, ihre Pöbelhaftigkeit, die das gesamte Bürgertum der Reaktion in die Arme trieb. Hier wäre für alle Seiten auch in der Gegenwart vieles zu lernen, da abermals pöbelhaftes Treiben innerhalb der Sozialdemokratie unsere Bürgerschaft in heillosen Schrecken versetzt. Dieser Furcht unterlagen auch die aus der Bewegung von 1848 hervorgegangenen preußischen Minister, die, anstatt die freiheitlichen Errungenschaften zu sichern, die Reaktion vorbereiteten. Es fehlte der Revolution an einem kraftvollen Führer, an einem Mirabeau oder Bismarck, sie verlief, abgesehen von nutzlosen Putschen und einzelnen Greueln, in tönenden Reden und unpraktischen Beschlüssen. Und doch lebte in jener Bewegung ein so gesunder Keim, sie entsprach so sehr den Forderungen der Zeit und dem nationalen Bedürfnisse, daß sie schließlich durch ihre leidenschaftlichsten Gegner zum großen Teile verwirklicht wurde. Herr Matter sagt mit Recht: „Man tötet die Menschen, nicht die Ideen. Die Gedanken von 1848 bewahrten ihre Lebenskraft, und einige der unbestimmten Hoffnungen sind zur Wahrheit geworden. Deutschland verdankt jener, an Dauer kurzen, aber an Inhalt reichen Zeit ein lebhafteres Empfinden seines Volkstums, ein gebieterischeres Verlangen nach Freiheit und Unabhängigkeit.“

—n —n

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin

Digitized by Google

Nr. 19 Berlin, den 6. Februar 1904. 21. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Im preußischen Abgeordnetenhaus kann sich die reaktionäre Mehrheit in agrarischen Demonstrationen anscheinend garnicht genug tun. Kein Tag vergeht fast ohne ein neues Heldenstücklein. Eins davon ist der Kampf für die Freizügigkeit der Trichine. Der Ausdruck ist dem neuen agrarischen Schlagwort „Freizügigkeit des Fleisches" entlehnt. Sie meinen damit, daß das Vieh und Fleisch des Inlandes ebenso frei und unkontrolliert sein soll, wie sie das ausländische Vieh und Fleisch kontrolliert und exkludiert zu sehen wünschen. Hauptsächlich hat es ihnen die Trichinenschau angetan. Die obligatorische Untersuchung der Hausschlachtungen, die reichsgesetzlich festgelegt werden sollte, haben sie hintertrieben. Im preußischen Abgeordnetenhaus haben sie ein Verbot der Nachuntersuchung in den städtischen Schlachthäusern erreicht. Und nun laufen sie Sturm gegen die im Verwaltungsweg vielfach in Preußen angeordnete Untersuchung der Hausschlachtungen auf Trichinen. Wenn es nach dem Willen der konservativ-freikonservativ-nationalliberalen Agrariermehrheit und ihrer Zentrumsfreunde ginge, so müßte die Trichinenschau überhaupt wieder beseitigt werden, weil sie angeblich der Landwirtschaft zuviel Kosten auferlegt und bei der Seltenheit der Trichinen keine sanitäre Notwendigkeit sei. Bescheiden wie die Agrarier nun einmal sind, verlangen sie nicht nur die Aufhebung dieses für die Konsumenten notwendigen Schutzgesetzes, sondern auch noch gleichzeitig eine Entschädigung aus Staatsmitteln für untauglich gefundenes Schlachtvieh. Das ging denn doch selbst Herrn von Podbielski zu weit. Was allerdings die agrarische Mehrheit nicht hinderte, die Freizügigkeit der Trichinen durch Mehrheitsbeschluß zu fordern.

Das interessanteste Landesparlament Deutschlands war in der vergangenen Woche unstreitig die bayerische Abgeordnetenkammer. Die verhinderte Verlesung eines „Simplizissimus"-Artikels aus der beschlagnahmten Zentrums-Spezialnummer dieses Witzblattes durch den Zentrumspräsidenten Dr. von Orterer hat den letzten Anlaß dazu gegeben, daß Bayern nun ein ganz klerikal regiertes Abgeordnetenhaus hat. Durch nichts hätte die Unduldsamkeit und Ueberhebung des Zentrums so offensichtlich vor aller Welt bloßgestellt werden können, als durch diese erzwungene Alleinherrschaft im Parlament. Freilich tragen die andern Parteien ihr Teil Mitschuld. Wenn man jetzt hört, daß die Liberalen mit Einschluß des offiziell sich entrüstenden Vizepräsidenten von Leistner innerlich garnicht so ungehalten über das gewalttätige Vorgehen des Zentrums gewesen sind, so ist das ebenso bedauerlich, wie es pikant ist, daß das Zentrum in Bayern zu seiner parlamentarischen Uebermacht nicht am wenigsten durch die Wahlhilfe der Sozialdemokratie gekommen ist, die jetzt ebenso schlecht behandelt wird, wie alle andern Minoritätsparteien. Dem Zentrum aber ist nunmehr Gelegenheit gegeben, sich ganz aus eigener Kraft so gründlich wie möglich vor dem Lande zu kompromittieren.

Auch das sächsische Landesparlament hatte in den letzten Tagen interessante Beratungen, die an die von der Regierung eingebrachten Wahlrechtsreformvorschläge anknüpften. Staatsminister v. Metzsch hielt eine große Rede gegen das allgemeine gleiche Wahlrecht und für eine Reform, die der Arbeiterschaft ein wirksames Wahlrecht garantiere, dabei aber die Sozialdemokratie nicht aufkommen lasse. Natürlich mußte er sofort selbst eingestehen, daß diese staatsklugen Wünsche praktisch undurchführbar seien. Die müde Verteidigung des Regierungsentwurfs durch den Minister ließ erkennen, daß man in der Regierung keine allzu großen Hoffnungen mehr auf den Entwurf setzt. Bemerkenswert war in der Ministerrede noch die schroffe Ablehnung einer Reformierung der ersten Kammer, die in aller Bescheidenheit die Nationalliberalen von der Regierung gefordert hatten. Herr v. Metzsch konnte die Objektivität, Stabilität, Unabhängigkeit, Freimütigkeit und Fürsorglichkeit dieser ersten Kammer garnicht genug rühmen. Dabei muß man wissen, daß die Vertreter von fünf Standesherrschaften und rund 1000 Rittergütern mit 27 Sitzen die absolute Mehrheit unter 48 Parlamentariern haben. In Wirklichkeit bringt jedoch die ländliche Grundsteuer, die hier so bevorrechtet ist, daß der Grundbesitz 56 Prozent aller Kammersitze hat, heute nicht ganz 2 Prozent aller direkten Staatssteuern auf!

Eine wörtlich in Erfüllung gegangene politische Prophezeiung Dr. Barths aus dem Jahre 1896 gräbt der „Vorwärts" aus. Dr. Barth hatte damals gelegentlich einer Wahlprüfungsdebatte im Reichstag vor der Annahme des Grundsatzes gewarnt, daß eine Kassierung der Wahl eintreten müsse, sobald gewisse grobe Wahlbeeinflussungen festgestellt wären, auch wenn sie auf den Ausfall der Wahl allem Anschein nach gar keinen Einfluß gehabt hätten. „Bei einem soweit gehenden Formalismus", so führte Dr. Barth aus, „würde man schließlich dahin kommen können und müssen, daß, selbst wenn alle gegen den schließlich siegreichen Kandidaten verübten Wahlbeeinflussungen nicht zu verhindern vermocht haben, daß dieser Kandidat zum Siege kam, dennoch die Wahl zu kassieren sei, weil an sich unzulässige Wahlbeeinflussungen vorgekommen sind. Ein solcher Formalismus würde unter Umständen zur reinen Absurdität führen." Diese Absurdität droht jetzt Wirklichkeit zu werden bei der beantragten Kassierung der Wahl des sozialdemokratischen Abgeordneten Braun in Frankfurt-Lebus. Dort hatte der Regierungspräsident v. Windheim schon im Januar vorigen

Digitized by Google

Jahres ein Wahlflugblatt der konservativen Partei in unzulässiger Weise mitunterzeichnet, das sich natürlich in schärfster Form gegen die sozialdemokratische Kandidatur wandte. Trotz dieser unzulässigen Wahlbeeinflussung zu seinen Ungunsten hat der Sozialdemokrat nachher gesiegt und — soll jetzt kassiert werden.

Alle überradikalen Aeußerungen, die sich gelegentlich einzelne Sozialdemokraten zuschulden kommen lassen, und alle hochgradige Entrüstung über sie pflegt bei den Parteien schnell in Vergessenheit zu geraten, sobald sie sozialdemokratische Wahlhilfe brauchen. Einen besonders netten Beleg für diese alte Erfahrung hat die nationalliberale „Osnabrücker Zeitung" eben in dem Wahlkampf zwischen dem konservativen Agrarier und dem mit Hilfe der Sozialdemokraten durchgebrachten Nationalliberalen Wamhoff geliefert. Sie schreibt:

Welchen Wert die Sozialdemokratie als Partei der unabhängigen und unerschrockenen Kritik besitzt, darüber ist sich niemand im Zweifel, und was speziell ihre Anregungen auf sozialpolitischem Gebiete betrifft, so müßte derjenige blind sein, der nicht bemerkte, daß sie befruchtend nach mehr wie einer Seite hin gewirkt haben. Noch auf vielen andern Gebieten sind die Liberalen in der glücklichen Lage, den Bestrebungen der Sozialdemokraten nicht entgegentreten zu müssen, und wer da Gelegenheit hat, im Reichstage zuzusehen, wie die Sozialdemokraten sich um Unterstützung ihrer Anträge bei den Liberalen und diese umgekehrt bei den Sozialdemokraten bemühen, zu bemerken, wie höflich und zuvorkommend die Unterhändler beider Parteien miteinander verkehren, der weiß auch, wie oft sozialdemokratische und liberale Abgeordnete bei der Abstimmung für ein und dieselbe Sache eintreten."

Solche Ausführungen soll man sich gut merken für die Zeit, wenn liberale Organe wieder einmal in Entrüstung über die bürgerlichen Politiker sich nicht genug tun können, die ein Zusammengehen mit der Sozialdemokratie vom Standpunkt eines entschiedenen Liberalismus aus unter bestimmten Voraussetzungen empfehlen.

Wir leben in einem nervösen Zeitalter. Wenn ein Schiller heute die „Räuber" geschrieben hätte, so würde er ganz sicher kein Theater gefunden haben, auf dem sein Drama zur Aufführung gelangt wäre. Jeder preußische Zensor hätte sich bekreuzigt, alle preußischen Staatsanwälte, von Köslin bis Cassel, wären in Bewegung gekommen, und die gesinnte ordnungsparteiliche Presse würde den großen Bann über den dichterischen Anarchisten verhängt haben. Von Schillers „Räubern" bis zu dem „Fabrikantentiede" der „Hilfe" ist ein weiter Schritt, nicht nur in dichterischer Beziehung, sondern auch was die anklägerische Wucht anlangt. Ueber diese paar Verse, deren dichterischer Wert zu gering ist, als daß sie nicht besser ungedruckt hätten bleiben können, ist eine Anzahl Zeitungen hergefallen wie über ein schreckliches publizistisches Verbrechen. Der Herausgeber der „Hilfe", der, wenn er nicht gerade von Berlin abwesend gewesen wäre, ohne Zweifel die journalistische Entgleisung verhindert hätte, wird als Jakobiner verschrieen. Natürlich sucht die reaktionäre Presse den Vorfall nach Möglichkeit parteipolitisch auszuschlachten. Daß sie damit keinen nachhaltigen Erfolg haben wird, beweist die besonnene Haltung der „Danziger Zeitung", die — obwohl sie das Fabrikantenlied aufs schärfste verurteilt — der „Kons. Korrespondenz" folgendermaßen den Text liest:

„In jeder Partei kommen gelegentlich journalistische Exzesse einzelner vor. Um solchen Dingen eine ganze Partei diskreditieren zu wollen, ist zwar ein bequemes, aber jedenfalls kein loyales Mittel im politischen Kampfe. Denn es ist doch sonnenklar, daß eine Partei nicht jedem sich zu ihr zählenden Schriftsteller bei jeder von ihm geschriebenen Zeile die Hand führen kann."

Das englische Parlament hat am 2. Februar eine überaus wichtige und entscheidungsvolle neue Session begonnen. Die Zollfrage, über die natürlich die letzte Entscheidung erst später erfolgen wird, wird beide Häuser fortgesetzt beschäftigen. Schon die Adreßdebatte tat das, die sich im Anschluß an die ziemlich farblose Thronrede in beiden Häusern des Parlaments entwickelte. Lord Lansdowne kam im Oberhaus als Regierungsvertreter u. a. auf die Chamberlainschen Zollpläne zu sprechen. Er verhehlte zwar seine Sympathie für Chamberlains Bestrebungen nicht, erkannte aber auch die ungeheuere Gefahr eines möglichen Fehlschlagens der Schutzzollpolitik an und plädierte deshalb für eine äußerst vorsichtige Haltung der Regierung im Streit der Protektionisten und Antiprotektionisten. Nach wie vor müssen also die englischen Vorgänge mit der angespannten Aufmerksamkeit verfolgt werden, die sie ihrer Bedeutung nach verdienen.

Aus Deutschsüdwestafrika sind erfreulicherweise günstige Nachrichten eingelaufen. Sie berichten nicht nur von völliger Unterwerfung und Entwaffnung der Boudelzwards, sondern auch bereits von dem Entsatz der gefährdeten Hauptansiedlungsorte Okahandja und Windhuk und dem allgemeinen Rückzug der Hereros. Wer aus diesen Nachrichten aber etwa schließen wollte, daß nun die Hauptarbeit schon geschehen und die Sicherheit des Landes für alle Zukunft bereits garantiert wäre, der würde die wirkliche Lage sehr stark verkennen.

* * *

Der kritische Gedanke.

Zur Erinnerung an die hundertste Wiederkehr von Kants Todestag (12. Februar 1904).

Hell und klar wie selten in dieser Jahreszeit war die Sonne an jenem Sonntag, den 12. Februar 1804, über Königsberg aufgegangen. Da verbreitete sich die Kunde in der Stadt: Kant ist gestorben. Die Leute blieben auf der Straße stehen und sagten sich's. Ein Soldat, erzählt man, deutete auf ein vereinzeltes kleines, weißes Wölkchen, das über den blauen Himmel zog, und sprach zu den Umstehenden: „Das ist die Seele Kants, die gen Himmel fliegt."

Sie hätten's ja nicht begründen können, die einfachen Leute, daß heute in ihrer Stadt der größte Denker aller Zeiten von der Erde geschieden war. Aber es war der naive Ausdruck einer Volksstimmung, die sich mit dem Namen Kant verknüpft hatte, ein unmittelbares Gefühl der Volksseele; ein so reiner, so vollendeter Geist mußte unmittelbar in die reinen Regionen des Unendlichen schweben — — So fühlte schon der Zeitgenosse, der uns diesen Zug überliefert.

Schon damals war Kants Einfluß auf die Kulturwelt wohl der mächtigste, den ein Denker ausübte, verstärkt eben durch jene unbestechliche Reinheit seiner lediglich auf den Gewinn der Wahrheit gerichteten Lebensarbeit, die ihn zum Gewissen der Menschheit machte. Seitdem hat sein Geist unaufhaltsam weitergewirkt, auch in denen, die es nicht wissen, wie in denen, die ihn bekämpften. Ganz unübersehbar ist es, wie seine Denkart umgestaltend tätig blieb in allen einzelnen

Digitized by Google

Disziplinen der Wissenschaft, in der Kunst und in der Lebensführung.

Kants Lehre selbst ist dauernd ein Gegenstand der Untersuchung für die Philosophen. Hier teilt sich die Arbeit, und, wie es so ist, der eine pflegt die des andern nicht immer als gleichwertig anzusehen, wobei nicht die Leistung gemeint ist, sondern die Absicht und Methode. Und doch sind alle diese Arbeiten notwendig, erst in ihrer Zusammenwirkung können sie die ganze Kraft des Kantschen Lebenswerkes neu lebendig machen. Was der Meister gelehrt, geschrieben und hinterlassen hat, das muß wortgetreu festgestellt und ermittelt werden. Aus diesem Text heraus muß die innere Wahrheit, der eigentliche Gedankeninhalt erkannt werden, ganz objektiv und unabhängig davon, wie Kant selbst zu dieser Erkenntnis gekommen ist, so gut wir den Pythagoreischen Lehrsatz als wahr erkennen, obwohl wir nicht genau wissen, wie Pythagoras, ja wer überhaupt ihn entdeckt hat. Ferner, es ist auch eine berechtigte Aufgabe zu erforschen, wie in Kant die Gedankengänge sich entwickelt und beeinflußt haben; ihre Lösung kann manches zum Verständnis beitragen, nur kann man daraus nichts für die Wahrheit der Lehre selbst ermitteln. Man darf den historischen Wert solcher Feststellungen schätzen, sie aber nicht mit dem systematischen Inhalt der kritischen Philosophie vermengen. Endlich noch muß man dies beachten. Ein mathematischer Lehrsatz oder die Lösung einer Aufgabe bleibt richtig, man braucht indessen heute den Beweis oder die Lösung nicht auf dem Wege zu gewinnen, wie es etwa Archimedes oder Euklid mußten. So bleibt aber der kritische Grundgedanke richtig; doch können wir sehr wohl eine Ableitung der von Kant entdeckten Wahrheiten und eine Darstellung des Inhalts seiner Lehre auch auf einem andern Wege erstreben und gewinnen, als es dem ersten Entdecker möglich war. Die Kulturarbeit eines Jahrhunderts, und noch dazu eines vom Kantschen Geiste befruchteten Jahrhunderts, während dessen zugleich die Naturwissenschaft und Technik neue Geisteswerte schuf, in der Biologie die Entwicklungslehre ungeahnte Zusammenhänge klar legte, die Chemie eine mathematische Grundlage erhielt, die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse sich umgestalteten, hat andere Bedürfnisse und auch andere Mittel der Darstellung. Nur das Prinzip der kritischen Denkungsart muß gesichert bleiben. Man kommt auch heute von Königsberg nach Erlangen, aber schneller und sicherer, als Kant auf dem ihm von befreundeter Seite so schön und ausführlich angeratenen Wege dahin gekommen wäre, wenn er den Ruf nach Erlangen — nicht abgelehnt hätte.

Es ist genau im Geiste Kants, wenn wir uns an das Prinzip seines Denkens halten und den Inhalt der neuen Zeit nun von dieser grundlegenden Anweisung aus zu ordnen suchen. Das Revolutionäre in Kant bestand in der Schöpfung einer neuen Denkart. Sie heißt die kritische, im Gegensatz zur dogmatischen. Nicht ein System von Lehrsätzen wollte er geben, sondern er wollte lehren, wie man selbst zu philosophieren hat. Denn Wissenschaft ist niemals vollendet; fortzeugen soll sie und das unerschöpfliche Werden der Erfahrung in gewissenhafter und von allen Nebenabsichten freier Prüfung formen zum lebendigen Inhalt des fortschreitenden Menschengeistes. Dreierlei verlangte er von der Klasse der Denker. Erstens: Denke selbst! Zweitens: Bei der Mitteilung mit Menschen denke dich an die Stelle jedes andern! Drittens: Denke jederzeit einstimmig mit dir selbst!

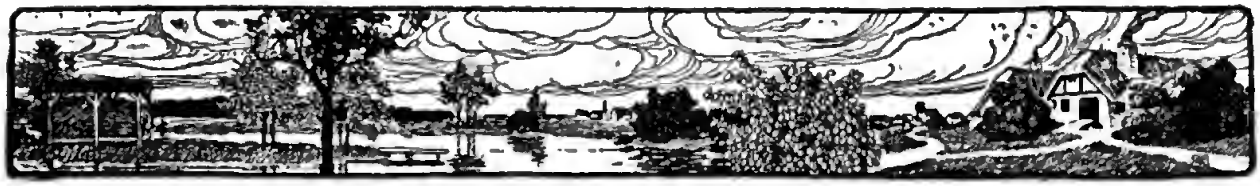
Eine solche Einstimmigkeit im Denken würde nicht möglich sein, wenn man sich dabei von Gefühlen und Wünschen beeinflussen ließe oder von der Tradition oder der Autorität, die bereits irgend eine als ehrwürdig verkündete Lehre besitzt. Denn wenn das Resultat, das unser Denken liefern soll, uns vorgeschrieben ist in irgend einer Hinsicht, so ist das Denken eben unfrei und dogmatisch, nicht kritisch. Es ist dabei ganz gleichgültig, ob diese Vorschrift von einer äußeren Autorität stammt, einer Kirche, einer weltlichen Macht, einem Vorurteil der Menge; oder ob sie aus einem inneren Wunsche stammt, wie das Gelüst nach Herrschaft und Ansehen, oder aus der Sucht, durch bloße Mittel des Gefühls, der Phantasie, des willkürlichen Einfalls Lehrsätze und Lebensregeln zu schaffen. Setzt man ein subjektives Gefallen an einem bestimmten Endergebnis voraus, so hat man damit bereits die Freiheit des Denkens in unkritischem Sinne beschränkt.

Schon deshalb wäre es ganz falsch, die kritische Denkart, weil sie sich auf das Wesen des menschlichen Denkens besinnt, für ein subjektives Verfahren zu halten, wodurch dem Weltinhalt diejenigen Gesetze vorgeschrieben werden sollen, nach denen die menschliche Seele verfährt. Nein, das Weltgeschehen wie der subjektive Vorstellungsverlauf sollen beide aus allgemeinen Gesetzen als gegenseitig bedingt begriffen werden. Was Kant Denken nennt, ist nicht der psychologische Vorgang im einzelnen Menschen, sondern das allgemeingültige, logische Denken, auf dessen Widerspruchslosigkeit die Möglichkeit der Erkenntnis überhaupt beruht. Kritisch denken heißt daher, die allgemeingültigen logischen Formen an dem gesamten Erfahrungsstoff ins Bewußtsein heben, um dadurch den Weltinhalt zu ordnen und zu entscheiden, ob wir es mit Vorgängen in Raum und Zeit oder mit Willensrichtungen oder mit Gefühlen zu tun haben.

Es gibt in der ganzen Geschichte der Philosophie nur eine Tat, die sich mit der Umwälzung durch Kant vergleichen läßt, das ist die Entdeckung des Begriffs „Gesetz" durch Platon oder, wie wir wohl richtiger sagen, durch Sokrates. Diese Tat geschah ebenfalls durch eine kritische Selbstbesinnung auf das Wesen der menschlichen Erkenntnis, und sie gipfelte in der Einsicht, daß Erkenntnis nur möglich ist auf Grund allgemeingültiger Bedingungen, die wir Gesetze nennen, Gesetze über das, was *ist*, wie die logischen und mathematischen, und über das, was sein *soll*, wie die ethischen und ästhetischen. Die 22 Jahrhunderte bis Kant brachten philosophisch nur die Verarbeitung und Erweiterung, zum Teil auch den Verfall des Alten und die Vorbereitung des Neuen. Zwei große geschichtliche Tatsachen aber drängten zu einer neuen Grundlegung der Philosophie, weil sie, wie es schien, in einen unlöslichen Widerspruch ausliefen. Die eine war die im ganzen Abendlande durchgeführte Festlegung des religiösen Bewußtseins durch die christliche Glaubenslehre, die andere war die Entstehung der mathematischen Naturwissenschaft. In dieser wurde zum erstenmal ein Gebiet unzweifelhaft nachgewiesen, worin kein anderes Gesetz galt als das der mathematischen Notwendigkeit, und dieses Gebiet umfaßte nichts Geringeres als das ganze Weltgebäude selbst. Wie konnte nun, wenn das Universum wie ein Uhrwerk vorausberechenbar ablief, damit die moralische Freiheit und der religiöse Glaube in Einklang gebracht werden? Alle die zahllosen Versuche, diesen Widerspruch zu erklären, waren vergeblich, solange nicht wieder ein neuer Sokrates in die Tiefe der Erkenntnisquellen hinabstieg. Der Begriff des Gesetzes, den die Griechen entdeckt hatten, war da, aber zwischen die logischen und mathematischen Gesetze auf der einen, die moralischen und ästhetischen auf der anderen Seite, zwischen denen kein Widerspruch bisher bestand, hatte sich ein neues eingeschoben, das *Naturgesetz*. Und über alle forderte eine weitere Gesetzform die Herrschaft, der religiöse Glaube. Die Gesetze waren in Streit geraten. Jetzt galt es eine neue Prüfung, nicht über den Inhalt der Gesetze, sondern über das Recht ihrer Existenz und die Ausdehnung ihrer Gebiete. Es galt nicht die Frage, was lehrt die Naturwissenschaft, oder was lehrt die Kirche? Es handelte sich darum: Worauf beruht das Recht der Wissenschaft? Was können wir wissen? Welcherart sind die Urteile der theoretischen Erkenntnis? Und: Worauf beruht das Recht des Glaubens? Was dürfen wir hoffen? Welcherart sind die religiösen Urteile? Das kann nicht die Naturwissenschaft entscheiden, das kann nicht der Glaube entscheiden, sondern dazu gehört eine neue Art der Untersuchung — die Kritik der Erkenntnis. Sie ist Kants Werk.

In dieser Kritik werden die Bedingungen untersucht, auf denen die Möglichkeit beruht, daß solche Wirklichkeitsgebiete

Digitized by Google



existieren, wie wir sie als gesetzliche Natur einerseits, als religiösen Glauben andererseits erfahren. Ihr Gegensatz läßt sich kurz bezeichnen als den der Notwendigkeit und der Freiheit. Und damit ist zugleich die Ausdehnung der Frage dahin gegeben: Worauf beruht die Möglichkeit der sittlichen Forderung und worauf die des ästhetischen Gefallens? Für Kant selbst war es das Hauptinteresse, den Unterschied zwischen der unbedingten Geltung des Sittengesetzes und der Eigenart der wissenschaftlichen Erfahrung festzustellen. Die Religion betrachtete er im wesentlichen auch von der moralischen Seite. Wenn ich den Gegensatz, der zur kritischen Frage führte, oben an dem von Erkenntnis und Glauben erläuterte, so geschah es, weil dieser Gegensatz der eigentlich treibende im Bewußtsein der Menschen war, weil sich an ihn das tiefste allgemeine Interesse knüpfte. Er löst sich aber erst dann, wenn außer den Bedingungen der theoretischen Erkenntnis auch die der Moral und der Kunst in ihrer Unabhängigkeit festgestellt sind. Und dann wird man heute, im Kantischen Geiste weitergehend, das Recht der Religion auch der Moral gegenüber noch etwas selbständiger formulieren dürfen.

Das Resultat der Analyse des allgemeinen Bewußtseins, die Kant vollzogen hat, die Fülle seiner Gedankenarbeit, die sich erst in jahrelangem Studium der Einzelheiten erschließen kann, in wenigen Sätzen darstellen zu wollen, erscheint mit Recht als Vermessenheit. Aber doch möchten wir die prinzipiellen Ergebnisse der kritischen Philosophie auch in einer kurzen Formel zusammenhaben. Wie soll das möglich sein? Ohne eine gewisse Einseitigkeit geht es wohl nicht; man muß sich einen Standpunkt wählen, so weit entfernt, daß man die großen Umrisse überblickt, und muß für dieses Mal viel Einzelheiten in Kauf geben.

Wie am Todestage Kants jener unbekannte Soldat auf der Schmiedebrücke in einem fernen, weißen Wölkchen Kants Seele in die Ewigkeit ziehen sah, so dürfen wohl auch wir nach hundert Jahren die Seele der ganzen kritischen Philosophie einmal aus unserer weiten Entfernung betrachten, daß sich ihre Elemente wie die Nebelteilchen der Wolke zu geschlossenen Formen runden.

Kant grenzte die Gebiete des Erkennens, des Wollens und des Fühlens gegeneinander ab und bestimmte ihre Geltung. Kritisch denken heißt ja vor allem, nicht Resultate fertig in sich aufnehmen, sondern sie in sich selbst neu erzeugen und den Gedankenmhalt selbst verarbeiten. So sind auch die genannten Gebiete der menschlichen Erfahrung, Natur, Sittlichkeit, Kunst, nichts an sich Gegebenes und Fertiges, sondern wir kennen sie nur, insofern wir sie für die ganze Menschheit als Kultur erarbeilen im forschenden Denken, im sittlichen Wollen, im ästhetischen Fühlen. Wir erzeugen diese Gebiete, indem wir ihre Grundgesetze uns zum Bewußtsein bringen. Jene Grundbestimmungen, auf denen die Möglichkeit der Erfahrung beruht, stehen fest; denn sie sind unabhängig von Zeit und Raum und der Wahrnehmung unserer Sinne, eben weil sie die Bedingungen sind, wodurch der Weltinhalt und wir selbst als vorstellende Einzelwesen erst möglich sind. Zur Gestaltung gelangen sie aber erst in der Entwicklung der Kultur; ihre volle Selbständigkeit, ihren unerschütterlichen Eigenwert haben sie dadurch, daß ihre Grundgesetze die verschiedenen Wirklichkeiten bedingen, die wir erleben.

Da ist zunächst die Bedmgung der theoretischen Erkenntms. Alles, was wir erkennen, muß in Raum und Zeit gesetzlich und notwendig bestimmt sein. Das Gebiet, das sich auf diese Weise abgrenzt, nennen wir die Natur, insofern sie Gegenstand wissenschaftlicher Erkenntnis ist.

Dann die Grundlage der sittlichen Urteile: Es soll sein! Die Möglichkeit dieser Form der Forderung ist gleichbedeutend mit der Freiheil, mit der Selbstbestimmung wollender Wesen, ich will sein. Daraus ergibt sich als Sittengesetz: Achte jedes Ich wie dein eigenes als Repräsentanten der ganzen Menschheit; handle so, daß du jederzeit wollen kannst, der Grundsatz dieses Handelns möge allgemeines Gesetz sein.

Diese gänzlich unabhängigen Gesetzgebungen hat nun das Leben der Menschheit zu vereinen, Notwendigkeit und Freiheit. Sie sind tatsächlich vereint im Bewußtsein des einzelnen, denn wir sind ja sowohl denkende als wollende Wesen. Die Gewißheit hiervon knüpfl sich an das, was wir Gefühl nennen; es gibt uns die Sicherheit der Existenz. Aber nur unserer Existenz als Einzelwesen, jeder erlebt nur sich selbst. Dennoch gibt es auch ein Gebiet der Allgememgültigkeit des Gefühls, es ist das ästhetische. Beziehen sich unsere Gefühle nicht auf die Existenz der Dinge und nicht auf die wirkliche Erfüllung des Sittlichen, sondern nur auf die Vorstellung des Wahren und Guten, indem wir durch die Phantasie beide als vereint uns erdichten, so entstehen die Gefühle, die uns im Reiche der Kunst beherrschen. Das allgemeine Gefallen, das wir in den ästhetischen Gefühlen voraussetzen, beweist, daß es im Gefühl eine Vereinigung von Notwendigkeit und Freiheit nicht bloß für den einzelnen, sondern auch für die Menschheit gibl.

Aber diese Gefühle knüpfen sich nur an die Vorstellung, sie erzeugen nur den schönen Schein. Die Menschheit will noch mehr. Sie will gewiß sein, daß die Notwendigkeit des Naturverlaufs der Erfüllung des Sittengesetzes nicht widerstreitet. Nun erleben wir ja an uns selbst, die wir doch als Individuen zur Natur gehören, daß wir die Forderung des Sittengesetzes nicht nur besitzen, sondern auch in uns aufnehmen und damit eine Tat der Freiheit vollziehen. Also repräsentiert unser Ich eine Macht, die über die Natur, als das bloß Erkennbare, hinausgeht. Ein Wesen, das in dieser Weise das Gesetz freiwillig in sich aufnimmt und damit zum Gesetzgeber wird, nennen wir eine Persönlichkeit. In der Persönlichkeit schließen sich jene selbständigen Gebiete zusammen. Wie das geschieht, ist unserer Erkenntnis verschlossen; wir wissen nur, daß es geschieht. Hier, in der Persönlichkeit, ist somit die Stelle, wo das Vertrauen entspringt, daß es eine, wenngleich unerforschliche, Einheil gibt, worin Notwendigkeit und Freiheit zu einem gemeinsamen Zwecke, zur Verwirklichung des Gulen zusammenwirken. Hier haben wir daher auch darüber zu entscheiden, wie wir uns zu dieser unendlichen Einheit des Weltzwecks stellen. Wir sind darin vollständig frei. Es ist eine Tat der Persönlichkeit, durch die wir unsere Gefühlsstellung zum Unendlichen vollziehen; durch sie haben wir Religion. Was auch in Raum und Zeit geschehen möge, was auch die Wissenschaft entdecke, die Freiheit unseres Vertrauens bleibl unbeschränkt, daß eine unendliche Macht existiert, die alles zum besten leitel; hier baut sich der Glaube seine beseligende und erlösende Welt.

Das ist die Unabhängigkeit aller Kulturgebiete, das ist die Freiheit, die Kant der Menschheit errungen hat. Sie zu bewahren durch getreue Arbeit, ist die Aufgabe, die er uns hinterließ, und das Mittel, sie durchzuführen, ist der kritische Gedanke.

Gotha. Kurd Laßwitz.

Parlamentsbriefe.

VI.

Man kann sich freuen, daß sich der Reichstag so viel mil Sozialpolitik beschäftigt. Aber man muß bedauern, daß dabei so wenig herauskomml. Um so mehr, als das geringe Ergebnis nicht etwa verschuldet wird durch zu geringen Eifer der Abgeordneten, sondern lediglich durch eine mangelhafte Dispositlon der Debatte. Seit Jahren weiß man, daß beim Gehalt des Slaats-

Digitized by Google

sekretärs des Reichsamts des Innern alle sozialpolitischen Fragen erörtert zu werden pflegen. Das würde auch garnichts schaden, wenn diese Fragen hübsch der Reihe nach behandelt würden. Dies Jahr hätte sich besonders leicht Ordnung in die Sache bringen lassen. Es liegt eine große Reihe von Resolutionen vor, die die gegebene Disposition für die Erörterungen darstellen. Man brauchte nur zu beschließen, diese Resolutionen, in Gruppen zusammengefaßt, nach einander zu erledigen, und dann den mageren Rest, über den es keine Resolutionen gibt, in Kürze abzutun. Statt dessen wurde auf Antrag des Präsidenten beschlossen, erst die Generaldiskussion über das Gesamtgebiet vorzunehmen und dann die Resolutionen zu besprechen. Natürlich werden die Spezialgebiete, die die Resolutionen behandeln, doch in die Generaldiskussion hineingezogen. So gibt es denn ein Kunterbunt ohnegleichen. Jeder Redner behandelt zu den zehn Sachen, die schon seine Vorredner behandelten, noch zwei oder drei ihn noch besonders interessierende Spezialien und ruft dadurch wieder andere auf den Plan, die ihm gerade auf diesem Gebiet glauben entgegentreten zu müssen. So geht es in infinitum und leider recht oft ohne Grazie.

Ein recht charakteristisches Beispiel für die Zeitvergeudung infolge der mangelhaften Disponierung des Beratungsstoffes bietet der Fall Crimmitschau. Daß dieser Streik oder diese Aussperrung, wie man es nennen will, in den Reichstagsverhandlungen einen breiten Raum einnehmen würde, war selbstverständlich. Aber der gegebene Anlaß dafür war der Zehnstundenantrag des Zentrums, da es sich ja in Crimmitschau in der Hauptsache um die Verkürzung der Arbeitszeit gehandelt hatte. Natürlich wird bei diesem Antrag die ganze Crimmitschauer Affäre wieder aufgerollt werden. Alles, was jetzt an drei oder vier Tagen schon darüber gesagt worden ist, war desbalb pro nihilo. Trotzdem konnte man es keinem Redner verdenken, wenn er auf Crimmitschau zu sprechen kam, nachdem Herr Trimborn in seiner „sozialpolitischen Jahresrevue" damit den Anfang gemacht hatte. Die Sozialdemokratie nahm natürlich den Faden auf, den das Zentrum zu spinnen angefangen hatte. Der sächsische Bundesratsbevollmächtigte Fischer, der geistige Vater der berühmten „höhnischen Gesichter", versuchte, das sozialdemokratische Material durch sein Material zu entkräften. Freiwillige sächsische Kommissare sprangen ihm bei, der Nationalliberale Lehmann, Bassermanns höchst unsozialer Nachfolger, der sich selbst in Crimmitschau bei den Fabrikanten informiert hat, und der Antisemit Graefe, Sachsens letztes staatserhaltendes Bliemchen. Bürgerliche Abgeordnete, die der Sozialdemokratie nicht den Triumph lassen wollten, allein die Rechte der Arbeiter den Uebergriffen der Behörden gegenüber vertreten zu haben, nahmen vom freiheitlichen und sozialen Standpunkt aus zu den Crimmitschauer Vorgängen Stellung. Alles das wäre sehr klärend gewesen, wenn es sich im Rahmen einer geschlossenen Diskussion abgespielt hätte. Aber wenn die Crimmitschauer Dinge durch stunden-, fast tagelange Erörterungen über die Versicherungsgesetzgebung, die Kartellenquête, das Automobilgesetz, die Landarbeiter, die Gewerbeinspektion, die Hamburger Bordelle, die Landwirtschaftsenquête, die Kassenärzte, die Dienstboten, die Handwerkerfrage und drei bis vier Dutzend andere Gegenstände unterbrochen wurden, so mußte man das Gefühl bekommen, daß es schade um die Zeit sei. Jedes Ding zu seiner Zeit und in seiner Art! Es gibt kaum ein Beispiel dafür, wie stark gegen diesen Grundsatz gesündigt wird, als die Behandlung der Frage, ob dem Grafen Posadowsky sein Gehalt zu bewilligen sei — denn diese einfache Etatsposition ist ja die Grundlage der ganzen Debatte! Keinen einzelnen Abgeordneten trifft ein Vorwurf. Selbst wenn eine Anzahl die Selbstdisziplin übte, zu schweigen, so würde das nicht mehr nützen, als wenn die deutschen Jäger im Frühjahr keine Schnepfen schössen. Bei dem Massenmord im Süden fällt es wenig ins Gewicht, ob auch in Deutschland noch von dem kümmerlichen Rest etwas abbröckelt. Nur gemeinsames Vorgehen aller Fraktionen kann Abhilfe bringen. Man mißverstehe mich nicht. Ich gönne der Sozialpolitik genau so viel Zeit wie bisher. Aber ich wünschte, daß eine zweckmäßige Gliederung des Beratungsstoffes zu einer wirklichen Ausnützung der Zeit führt.

Eine konzentrierte Debatte gab es nur bei der Beratung der Zentrumsinterpellation über die Berufsvereine und die Arbeitskammern, die den letzten Sonnabend füllte. Herr Trimborn, der sich bei der angegriffenen Gesundheit Hitzes immer mehr zum sozialpolitischen Protagonisten des Zentrums entwickelt, begründete die Interpellation mit der sozialen Wärme und Entschiedenheit, die an ihm stets so angenehm berührt. Leider war die Posadowskysche Antwort um viele Grade kühler. Man merkte so recht, daß der Staatssekretär hier nur ein Amt und keine Meinung hatte. Er war das Sprachrohr der verbündeten Regierungen, denen er persönlich in der Sozialpolitik ja um mehrere Nasenlängen voraus ist. Gewiß, die Berufsvereine sollen Korporationsrechte bekommen. Aber beileibe nicht alle Berufsvereine! Die Staatsarbeiter und andere nicht näher bezeichnete Arbeiterkategorien sollen von vornherein von dem soziolpolitischen Fortschritt ausgeschlossen sein. Außerdem fand sich in der Antwort des Staatssekretärs ein mysteriöser Passus über den „Schutz der Minderheiten", die in Erinnerung an die Zuchthausvorlage die bedenklichsten Perspektiven eröffnet. Wann die Berufsvereine die Rechte juristischer Oersonen bekommen sollen, blieb ebenso im Dunklen wie die Frage, wann die Gewerbegerichte zu Arbeitskammern werden ausgestaltet werden. Daß es überhaupt geschehen soll, wurde in Aussicht gestellt. Die allerdringendste Frage, die der Sicherung des Koalitionsrechts durch Einführung eines Reichsvereinsgesetzes, ließ Graf Posadowsky einfach unbeantwortet.

Zufrieden war niemand mit der Auskunft des Herrn Staatssekretärs. Der Linken und dem Zentrum bot sie zu wenig, der Rechten schon zu viel. Herr Trimborn hatte recht, als er in seinem Schlußwort sagte: wenn irgend etwas die Hoffnung erwecke, daß aus der Reform der Regierung doch mehr herauskomme, als man zunächst erwarte, so sei es der Kampf, den Herr v. Kardorff selbst gegen diesen bescheidenen Fortschritt führe.

Nach drei Ruhetagen, die wir Mariä Lichtmeß zu verdanken hatten, begann am Mittwoch die erste Lesung des Gesetzentwurfs über die Entschädigung unschuldig Verhafteter. An dem Gesetzentwurf ist außer dem Grundgedanken einfach nichts zu billigen. Er sieht aus, als wenn die Regierung nicht von dem Gedanken ausginge, daß es eigentlich die verdammte Pflicht und Schuldigkeit des Staats ist, schadlos zu halten, wen er durch ungerechtfertigte Verhaftung geschädigt hat, sondern als wenn sie vermeinte, den unschuldig Verhafteten eine Wohltat zu erweisen, an der man möglichst viel abknapsen könne. Will man wirklich etwas bekommen, so darf man in den letzten Jahren nicht vorbestraft sein, man darf nicht gegen die „guten Sitten" — ein jedes Polizeiherz entzückender Kautschuckbegriff! — verstoßen haben, man muß seine Unschuld bewiesen haben, man muß durch Gerichtsbeschluß, nicht durch Staatsanwaltschaftsverfügung entlassen worden sein. Warum? Darum. Alles, was die Regierung in der Begründung und durch den Mund des Staatssekretärs Nieberding zur Rechtfertigung ihrer Engherzigkeit vorgebracht hat, könnte sie sich schenken, wenn sie nur den Mut hätte, den wirklichen Grund einzugestehen. „Es soll wenig Geld kosten, und man will eine neue Waffe gegen Sozialdemokraten, Polen und ähnliche Leute haben." So was sagt man natürlich nicht, aber man denkt es.

So, wie der Entwurf vorliegt, wäre es wohl besser, er würde abgelehnt. Es gibt sogenannte Fortschritte, die man lieber nicht mitmacht, weil, wie Wolfgang Heine richtig ausführte, gerade solche verhunzten Reformen gründliche Reformen auf wer weiß wie lange verhindern. Die Opposition auf der

Digitized by Google

Linken war denn auch erfreulich rege. Nützen wird sie freilich nicht viel. Denn der Zentrumsredner Gröber ließ zwar kein gutes Haar an irgend einer Einzelbestimmung, ließ aber doch den Willen zur Bejahung des Ganzen erkennen. Roma locuta, causa finita.

H. v. Gerlach.

Das A und O der Volksbildung.

enn Friedrich Naumann in Nr. 14 der „Nation" eine Parole für die liberale Bildungspolitik ausgab, so beabsichtigte er damit, eins der größten Uebel im Volksschulwesen abzustellen. Naumann möchte, daß kein Volksschullehrer seine Liebe und Sorgfalt zur selben Zeit auf mehr als ein halbes Hundert Kinder zu verteilen gezwungen wäre. Unter sonst gleichen Verhältnissen kann man annehmen, daß die Schularbeit um so fruchtbarer wird und die inneren Erziehungswirkungen um so mehr zur Geltung kommen, je mehr das einzelne Kind als Individuum behandelt werden kann. Massendrill ist weder Unterricht noch Erziehung. Insofern trifft Naumanns Forderung mitten ins schwarze. Auch bei fünfzig Schülern in einer Klasse ist die individuelle Behandlung jedes Kindes noch recht schwer, weswegen in höheren Schulen die Zahl vierzig nicht überschritten werden soll. Ausschweifend kann man diese Forderung also nicht nennen, und doch würden, um ihr zu entsprechen, etwa 25 000 neue Volksschulklassen eröffnet und, wenn jede Klasse auch einen eigenen Lehrer haben sollte, etwa 40 000 Lehrer neu angestellt werden müssen. Das würde aber, wenn man die jetzigen Besoldungssätze und sächlichen Aufwendungen zugrunde legt, die Kleinigkeit von etwas über 100 000 000 Mark jährlich mehr erfordern, ganz abgesehen von den nicht ohne weiteres auszurechnenden, aber recht beträchtlichen Baukosten für die neuen Schulklassen und Lehrerwohnungen.

Ich bin nicht der Meinung, daß der preußische Staat bei einem Etat von drei Milliarden an einer solchen Mehrbelastung zugrunde gehen würde. Ich glaube sogar, daß er ähnliche Summen schon für viel weniger wichtige Zwecke ausgegeben hat; ob aber die preußische Regierung und die Mehrheit des Landtages diese Dinge ganz ebenso ansehen und, wenn es der Fall sein sollte, sich zu den entsprechendsten praktischen Maßnahmen entschließen können, ist für mich etwas unsicher. Wenn es aber geschähe und Naumanns Forderung erfüllt würde, so müßten wir in demselben Augenblick mit einem Zusatzantrag kommen, der reichlich noch ebenso viel kosten würde.

Der Sachverhalt ist nämlich folgender. Der preußische Staat vermag augenblicklich schlechterdings nicht die nötige Lehrerzahl herbeizuschaffen. Es wird eine Lehrerbildungsanstalt nach der andern gegründet und in den bestehenden Seminaren und Präparandenanstalten werden Nebenkurse eingerichtet, in der Lokalpresse und von seiten der Behörden und der Geistlichkeit Rekruten für den Lehrerstand geworben, die Unterstützungen erhöht — aber alles hilft nichts. Wo der Mangel am größten und infolgedessen die Werbearbeit am eifrigsten ist, bleiben viele Plätze leer. Man muß annehmen, daß unter dem Druck des Lehrermangels die Anforderungen an die angehenden Lehrer nach Möglichkeit ermäßigt werden, oft auch wohl noch etwas mehr, sodaß heute mancher auf das Katheder kommt, dem in besseren Zeiten die Tür vor der Nase zugeschlagen würde. Was sollte nun geschehen, wenn der Staat plötzlich 40 000 Volksschullehrer mehr anstellen wollte? Entweder müßte man einen tiefen Griff in den Staatssäckel tun und die Lehrerbesoldungen so aufbessern, daß dadurch dem Lehrerberuf eine weitaus größere Anziehungskraft gegeben würde, oder die Anforderungen an die Leistungen herabsetzen, vielleicht auch über manchen kleinen Fleck in der Lebensgeschichte des pädagogischen Rekruten hinwegsehen. Daß ein preußischer Unterrichtsminister weitherzig genug sein darf, die letztere Praxis zu billigen, glaube ich nicht, und so bliebe nur der gedachte tiefe Griff in die Staatskasse übrig.

Es werden freilich noch andere Mittel empfohlen. Wenn man keine Männer haben kann, so nehme man Frauen. Schon richtig, aber wenn dies Verfahren nicht vorsichtig angewandt wird, bewirkt es statt einer Verminderung eine Vergrößerung des Uebels. Die starke Vermehrung des Lehrerinnenkontingents in den Städten, insbesondere in den besser zahlenden Gemeinden, ist einer der leider bisher übersehenen Gründe des Lehrermangels. Das junge Lehrergeschlecht sieht sich auf die Dörfer verbannt — von 18 020 Volksschullehrern im Alter von 20 bis 26 Jahren amtierten 1901 14 597 auf dem Lande — und kann auch für später auf Vorrücken in die Städte nicht hoffen. Diese in ihren Erwartungen arg getäuschten, vom 21. bis 25. Lebensjahre zum großen Teil mit 660 Mark und freier Dachstubenwohnung und Feuerung besoldeten jungen Lehrer, die später ein Einkommen von 900 Mark mit dreijährigen Zulagen von je 100 Mark haben, sind für Eltern, die sich nach einem Beruf für begabte Söhne umsehen, keine Lockvögel, und daß sie selbst ihren Beruf besonders eifrig loben, ist auch nicht anzunehmen.

Je mehr Lehrerinnen in den Städten, umso weniger Lehreranwärter für das Land! Auf diese Art ist also nichts zu erreichen. Nun könnte der preußische Staat allerdings in einzelnen Landesteilen Lehrer über den Bedarf hinaus erhalten. Das Rheinland, Westfalen, Hannover und Sachsen haben gefüllte und überfüllte Seminare. Aber in dem Augenblick, da man Miene machen würde, die Ueberzahl nach dem Osten zu verschicken, würde der Zudrang auch dort stark abnehmen. Auch den Wegzug aus dem Osten darf man aus demselben Grunde nicht unterbinden. Schon daß die jungen Lehrer durch Seminarrevers auf fünf Jahre der Regierung sich verschreiben müssen, ist ein Fehler. Die wider ihren Willen in einem hinterpommerschen oder ostpreußischen Junkerparadiese festgenagelten Lehrer schrecken mehr vom Eintritt in den Volksschuldienst ab, als eine noch so eifrige Propaganda der Behörden gutzumachen vermag. Ließen die Regierungen jeden jungen Lehrer in den Ostprovinzen, der hier nicht bleiben will und dem seine Fähigkeiten eine bessere Stellung eröffnen, einfach seines Weges ziehen, so hätten sie zwar mehr Lehrerwechsel, aber auch mehr Lehrer.

Die preußische Staatsregierung verschließt sich leider immer noch der Tatsache, daß die materielle Stellung des Volksschullehrerstandes, trotz der Verbesserungen infolge des Besoldungsgesetzes, heute eine völlig unmögliche geworden ist. In einem Volke, in dem auch der letzte Handarbeiter ein gut Stück Schulbildung nötig hat, wo das ganze wirtschaftliche, politische und nationale Leben auf einer weitgehenden Volkskultur beruht, steht die pädagogische Arbeit höher im Kurse, als in Spanien und Rußland. Haben die Oberlehrer diesen erhöhten Wert der Schularbeit für sich so nachdrücklich zur Geltung zu bringen gewußt, daß man ihnen die Besoldung und Rangstellung der Richter zugestehen mußte, so kann man die Volksschullehrer nicht wie ungelernte Handarbeiter und Unterbeamte bezahlen. Das ist aber leider bei dem größten Teil der Landlehrer in den Ostprovinzen der Fall. Die recht zahlreichen Lehrer mit dem gesetzlichen Minimum haben erst im höheren Alter ein größeres Einkommen als die Unterbeamten des Staates und des Reiches,

Digitized by Google

und ein junger oberschlesischer Kulturträger erwirbt, wie in den Zeitungen fast bis zum Ueberdruß festgestellt worden ist, oft weniger, als ein gleichaltriger Sackträger.

Das erklärt alles. Mit Recht verlangen die Volksschullehrer, daß ihre Arbeit nicht geringer bezahlt werde, als die der Subalternbeamten, die zumeist eine kürzere und weniger kostspielige Ausbildung genießen, und deren Arbeit in einem Kulturstaate wohl *neben*, aber nicht *über* die des Volksschullehrers gestellt werden kann.*)

Man hat die Volksschullehrer immer arg angefahren, wenn sie derartige unbequeme Vergleichungen anstellten. Auch den Oberlehrern wurde es verdacht, daß sie nicht weniger sein und weniger gelten wollten als die Richter. Aber auf dem Vergleich beruht schließlich jede sachgemäße Feststellung von Ansprüchen. Besoldungsfragen sind gar nicht anders zu lösen. Es gibt kein Bedarfsminimum, wenn man nicht eine gewisse soziale Stufe und eine dieser entsprechende Lebenshaltung zugrunde legt.

Jede Schulreform ist ein Schlag ins Wasser, wenn die Schule nicht zugleich über Lehrer verfügt, die ihrem Amte ganz gewachsen sind. Wir brauchen in der Volksschule *ganze* Männer, nicht nur die besten Köpfe, sondern Charaktere, von denen wir wünschen, daß sie sich im Denken und Handeln unserer Jugend vervielfältigen. Die liebe Mittelmäßigkeit gehört nicht aufs Katheder: Geist kann sich nur am Geiste entzünden: Aber dann darf man auch nicht eine Lehrerbesoldung für ausreichend halten, nach deren Normen das Anfangsgehalt eines Weichenstellers von einem starken Bruchteil der Lehrer erst nach einer Reihe von Dienstjahren erreicht wird. Das ist kein Aequivalent alles dessen, was vom Volksschullehrer verlangt wird, und zwar von den Freunden karger Lehrergehälter zumeist am lautesten und dringendsten. Und wenn der Volksschullehrer nicht ist, wie er sein soll . . . . . dann wird grausam Gericht gehalten, und man rückt weit ab von dem „halbgebildeten Schulmeister". Wenn das Land der Schulen deren in größerer Zahl hätte, so wäre es ein Schandfleck für den Staat und eine schwere Anklage gegen diejenigen, die dafür verantwortlich sind.

Schlechte Schulhäuser, überfüllte Schulklassen, mangelhafte Lehrmittel *hindern* den Fortschritt der Volksbildung, unzureichend qualifizierte Lehrer machen ihn *unmöglich*. Und keine Macht der Erde kann das Eindringen von ungeeigneten Elementen in den Lehrerberuf hindern, wenn die Unterrichtsverwaltung nicht unter den besten Kräften die Wahl hat. Das ist zurzeit nicht der Fall, und darum steht unsere öffentliche Wohlfahrt hier vor einer großen Gefahr, die man allen, die ein Gewissen für diese Dinge haben, zeigen sollte. Hier liegt ein Jena und Sedan — wohin man steuert, da wird man seinerzeit anlangen!

J. *Tews*.

*) Ueber das Verhältnis des Volksschullehrerstandes zu den Subalternbeamten ist neuerdings eine lesenswerte Broschüre von dem Altonaer Volksschullehrer *August Bielfeldt* erschienen. Der Titel lautet: „Der preußische Volksschullehrer und die Subalternbeamten, statistische Untersuchungen über Ausbildung, Ausbildungskosten und Diensteinkommen." (Altona, Selbstverlag.) Die fleißige Arbeit ergibt übrigens, daß auch die städtischen Lehrer in ihrer Besoldung hinter den Subalternbeamten weit zurückbleiben. Die Gerichtssekretäre erreichen in 20 Dienstjahren 3900 Mark, die Eisenbahnsekretäre 4200 Mark. Das durchschnittliche Einkommen der Landlehrer in demselben Dienstalter beträgt dagegen 1960 Mark, das der städtischen Lehrer 2515 Mark, und diese Bezüge erhöhen sich bis zum 31. Dienstjahre nur auf 2212 und 2879 Mark. Das sind die *Durchschnittsgehälter* für das ganze Staatsgebiet, die aber in den *Ostprovinzen* lange *nicht erreicht* werden.

Im Rechtsstaat Preußen.

Ein erfahrener Zoologe vermag aus einem einzigen charakteristischen Knochen das Tier zu bestimmen, zu dem der Knochen gehört. In ähnlicher Weise genügt dem Politiker oft ein einziger charakteristischer Rechtsfall, um daran den ganzen Rechtszustand eines Volkes klar zu demonstrieren. Mit einem derartigen bezeichnenden Rechtsfall haben wir die Leser dieses Blattes bereits vor einigen Monaten bekannt gemacht. Es handelte sich dabei um die Kösliner Flugblattangelegenheit, deren Behandlung durch die Vertreter der Anklagebehörde die öffentliche Meinung bereits häufiger beschäftigt und die in allen Stadien der Entwicklung lebhaftes Befremden hervorgerufen hat. Jener Rechtsfall ist nun dieser Tage zum Abschluß gelangt; das Ende ist mindestens so interessant wie der Anfang und wird den nachstehenden Epilog gerechtfertigt erscheinen lassen.

Ich will kurz die tatsächlichen Vorgänge rekapitulieren: Bei den Reichstagswahlen im Juni v. J. kam es im Kreise Kolberg-Köslin zu einer Stichwahl zwischen dem Bündler Malkewitz und mir. In der Hauptwahl war Malkewitz um etwa 1300 Stimmen hinter der Summe der auf mich und den sozialdemokratischen Kandidaten entfallenen Stimmen zurückgeblieben. Da es nach Lage der Verhältnisse keinen Zweifel unterliegen konnte, daß die Sozialdemokratie mich für das kleinere Uebel halten und deshalb in der Stichwahl für mich stimmen würde, so durfte unter normalen Verhältnissen meine Wahl als gesichert gelten. Statt dessen unterlag ich in der Stichwahl; der Bündler erhielt rund 200 Stimmen mehr als ich. Die Stimmenvergleichung ergibt, daß zwar nicht in den größeren Städten, wohl aber auf dem Lande zahlreiche Wähler, die in der Hauptwahl für mich gestimmt hatten, in der Stichwahl auf den bündlerischen Kandidaten übergegangen sind. Das ungünstige Resultat ist zur Hauptsache herbeigeführt durch ein Flugblatt, welches einen Tag vor der Stichwahl im ganzen Kreise zur Verbreitung gelangte, und in dem ich neben anderem des Kaufs sozialdemokratischer Stimmen bezichtigt war. Der Vorwurf war an sich so albern, daß Wähler von einiger politischer Erfahrung dadurch nicht irregemacht werden konnten. In den Städten verfing das Flugblatt deshalb auch durchaus nicht; auf dem Lande aber hat es seine Wirkung geübt. Die Täuschung der ländlichen Wähler erscheint um deswillen einigermaßen begreiflich, weil an der Spitze des konservativ-bündlerischen Wahlkomitees der Erste Staatsanwalt in Köslin stand, und weil ferner das Flugblatt vom Landratsamt in Köslin aus zur Versendung gelangte. Daß manche Wähler dadurch in den Glauben versetzt werden konnten, die Beschuldigungen eines aus dem konservativen Lager stammenden anonymen Flugblatts könnten nicht vollständig aus der Luft gegriffen sein, erscheint unter solchen Umständen verzeihlich. Die Leute werden sich gesagt haben, daß aus einem politischen Lager, an dessen Spitze der Erste Staatsanwalt steht, derartige Beschuldigungen eines mit Gefängnis zu bestrafenden Vergehens nicht hervorgehen könnten, wenn an der Sache nicht etwas Wahres wäre. Auch wird man in der Verbreitung des Flugblatts durch das Landratsamt vermutlich eine Art Beglaubigung der Richtigkeit jener Beschuldigungen gesehen haben.

Daß es danach im öffentlichen Interesse lag, auf gerichtlichem Wege festzustellen, in wie hohem Grade es sich hier um eine perfide Verleumdung handelte, leuchtet ohne weiteres ein. Für den Kenner der einschlagenden politischen Zustände konnte es dabei von vornherein keinem ernsthaften Zweifel unterliegen, daß diejenigen, welche als Verfasser und Hauptverbreiter jenes anonymen Flugblatts in Betracht kamen, sich völlig bewußt gewesen waren, daß die Behauptungen jenes Flugblatts unwahr seien.

Digitized by Google

Der Versuch, durch ein öffentliches gerichtliches Verfahren den Tatbestand klarzustellen und die Verleumder zur Bestrafung zu bringen, ist nun völlig gescheitert, obgleich, wie ich glaube, nichts unterlassen ist, was geschehen konnte, um das erstrebte Ziel zu erreichen. Die Staatsanwaltschaft in Köslin stellte sich von vornherein auf den Standpunkt, daß die Verleumder durch den § 193 des Strafgesetzbuches, der von der Wahrung berechtigter Interessen handelt, vor der Bestrafung gedeckt seien. Die Oberstaatsanwaltschaft in Stettin trat dieser Auffassung des § 193 bei, machte aber dabei folgende wichtige Zugeständnisse:

„Zuzugeben ist, daß die in dem verbreiteten Flugblatt erhobenen Beschuldigungen beleidigend und im wesentlichen gegen Ihre Person (d. d. gegen mich) gerichtet sind. Zuzugeben ist ferner, daß die Verfasser und Verbreiter des Flugblatts diese Beschuldigungen anscheinend nur auf Grund von Gerüchten ohne genügende tatsächliche Unterlage aufgestellt haben. Zuzugeben ist schließlich, daß mit Rücksicht auf die von Ihnen hervorgehobenen besonderen Umstände des Falles das öffentliche Interesse soweit berührt erscheint, daß im Falle genügenden Anlasses zum Einschreiten der Strafrichter und nicht der Privatklagerichter mit der Entscheidung zu befassen sein würde."

Aus diesen Feststellungen der Oberstaatsanwaltschaft in Stettin, die bereits im ersten Stadium der Sache, nämlich in einem Bescheide vom 14. Juli v. J. gemacht wurden, erhellt, daß die Verweisung auf den Weg der Privatklage garnicht in Frage kam. Daß die öffentliche Klage indiziert sei, nahm man nach der Natur dieses Falles ohne weiteres an. Man hielt nur die Verfolgung für zwecklos, weil man, ohne den Fall auch nur durch eine Beweiserhebung klarzustellen, annahm, die Verleumder seien vor der Bestrafung durch den § 193 gesichert. Eine Beschwerde gegen diese Auffassung der Oberstaatsanwaltschaft in Stettin beim Justizminister ergab die Anordnung der Einleitung eines Ermittlungsverfahrens. Dieses lag abermals in den Händen der Kösliner Staatsanwaltschaft. Es ist derselben nicht gelungen, den Verfasser des Flugblatts ausfindig zu machen, aber Personen, die der Verbreitung des Flugblatts dringend verdächtig waren, sind festgestellt worden; insbesondere ist auch auf die Tätigkeit des Landratsamts bei der Verbreitung des Flugblatts hinreichendes Licht gefallen. Die Staatsanwaltschaft in Köslin stellte sich aber nach diesem Ermittlungsverfahren genau auf denselben Standpunkt, den sie vorher eingenommen hatte. Sie berief sich abermals auf den § 193 und lehnte das Einschreiten ab. Die Oberstaatsanwaltschaft in Stettin trat ihr in dieser Auffassung von neuem bei, und zwar in einem Bescheide, der den klassischen Satz enthielt:

„Weshalb sollte der Schutz des § 193 entfallen, wenn jemand es zur Wahrnehmung seiner Interessen für geboten erachtet hat, auf ein vermeintliches Verbrechen seines Gegners hinzuweisen?"

Diese Auffassung der Oberstaatsanwaltschaft deckte sich durchaus mit der früheren Auslegung des § 193. Wenn der Justizminister der Meinung war, daß diese Auslegung richtig sei, so hätte er keinen Anlaß gehabt, die Einleitung eines Ermittlungsverfahrens anzuordnen. Indem er es tat, verwarf er damit indirekt die Anschauung des Stettiner Oberstaatsanwalts von der Tragweite des § 193. Man hätte deshalb annehmen sollen, daß die erneute Beschwerde beim Justizminister über die hartnäckig festgehaltene Auslegung des § 193 in Konsequenz der früheren Auffassung desselben Justizministers nun zur Anordnung der öffentlichen Klage führen werde. Der Justizminister hat aber diese Konsequenz seines früheren Verhaltens nicht gezogen, sondern unter dem 24. Januar den Bescheid ergehen lassen,

er habe keinen Anlaß gefunden, die Verfügung des Oberstaatsanwalts zu Stettin vom 4. Januar d. J. im Aufsichtswege abzuändern, da mir in Gemäßheit des § 170 der Strafprozeßordnung der Antrag auf gerichtliche Entscheidung zustehe.

Derselbe Justizminister, der das unbestrittene Recht besitzt, in einem solchen Falle die irrigen Auffassungen der unteren Instanzen zu korrigieren, der von diesem Recht bei dem gleichen Rechtsfall schon einmal Gebrauch gemacht hatte, lehnt es jetzt plötzlich ab, zu der Streitfrage seinerseits Stellung zu nehmen. Aber er ist so zuvorkommend, dem Beschwerdeführer einen anderen Weg zu weisen, auf dem er sein Recht suchen kann. Bedauerlich ist dabei nur eins: der Weg, den der Herr Justizminister weist, ist nicht gangbar. Es kann dem Herrn Justizminister kaum verborgen geblieben sein, daß die Rechtspraxis, und zwar im Einklang mit wissenschaftlichen Kommentaren der Strafprozeßordnung, in Beleidigungsfällen, bei denen neben der öffentlichen Klage auch die Privatklage möglich ist, den § 170 nicht als einschlägig anerkennt. Die Kenntnis dieser Rechtspraxis hat mich von vornherein dazu bestimmt, nicht jenen Holzweg einzuschlagen, auf den der Herr Justizminister mich verweist. Ich muß es deshalb dankend ablehnen, den Rat des Herrn Justizministers zu befolgen. Die Sache hat jetzt alle Stadien durchlaufen, in denen darauf gerechnet werden durfte, die Verleumder im Wege einer öffentlichen Klage zur Verantwortung zu ziehen.

Das Resultat ist lehrreich. Politiker, die sich in Preußen in einen Wahlkampf begeben, können ungestraft von irgend einem verleumderischen Schuft mit Flugblättern angefallen werden, in denen man ihnen die schimpflichsten Verbrechen vorwirft. Unsere preußische Justiz ist so wohl organisiert, daß sie über solche dunklen Ehrenmänner ihre schützenden Hände ausbreitet, indem sie ihre Verleumdungen unter den Begriff „Wahrnehmung berechtigter Interessen" stellt.

Allerdings macht nicht jeder in unserem wohlorganisierten preußischen Rechtsstaate dieselbe Erfahrung. Wir vernehmen z. B., daß die Staatsanwaltschaft sich der Ehre des Kommerzienrats Bahn, der bei der letzten Reichstagswahl im Sorauer Kreise kandidierte und sich zu den Nationalliberalen rechnet, durch Erhebung einer öffentlichen Klage angenommen hat.

Die Angriffe sind dort erfolgt nicht von Konservativen, sondern von einer sozialdemokratischen Zeitung, deren Angriffe auch nicht annähernd so beleidigend waren, wie es die Angriffe der Konservativen in dem verleumderischen Flugblatt gegen mich gewesen sind. Da der Sorauer Fall aber nicht durch den Kösliner, sondern durch einen anderen Staatsanwalt zur öffentlichen Klage gebracht wird, so ist niemand verpflichtet, sich über diese Meinungsverschiedenheit zweier preußischer Staatsanwälte zu wundern. Interessanter wird die Sache aber, wenn derselbe Staatsanwalt in zwei Beleidigungsfällen, die materiell fast genau gleich liegen, das eine Mal, wo die Beleidigung von einem antisemitisch-agrarischen Blatt gegen einen freisinnigen Reichstagskandidaten erhoben war, den Antrag des Beleidigten auf Erhebung der öffentlichen Klage ablehnt, und in dem anderen Falle, in dem es sich um die Beleidigung eines antisemitischen Reichstagskandidaten durch ein sozialdemokratisches Flugblatt handelt, dem Antrag des Beleidigten auf Erhebung der öffentlichen Klage stattgibt. Die Staatsanwaltschaft, die hier das „Si duo faciunt idem, non est idem" zur Anwendung gebracht hat, ist die Staatsanwaltschaft in Cassel. Die Ehre des Herrn Liebermann von Sonnenberg wird durch eine öffentliche Klage repariert, die Ehre des Herrn Potthoff wird auf den Weg der Privatklage verwiesen. In meinem Falle war die Staatsanwaltschaft allerdings darüber nicht im Zweifel, daß an und für sich die öffentliche Klage am Platze sei; aber hier trat der § 193 des Strafgesetzbuchs schützend vor die verfolgten konservativen Lämmer.

Und jene Sozialdemokraten, die sich wegen Beleidigung des Kommerzienrats Bahn und des Herrn Liebermann von Sonnenberg demnächst zu verantworten haben, wird man auch ihnen den Schutz des § 193 angedeihen lassen? Darüber

Digitized by Google

haben die Gerichte zu entscheiden. Wann wird der geduldige Staatsbürger bei uns endlich die Weisheit des obersten preußischen Rechtsgrundsatzes begriffen haben: „Wenn zwei dasselbe tun, so ist es nicht dasselbe!"

Theodor Barth.

Aus Londons Abgrund.

Trafalgar Square! Von der Höhe der Säulenhalle vor der Nationalgalerie schweift der Blick über den weiten Platz. Er haftet an der mächtigen korinthischen Granitsäule mit der Statue Nelsons; auf den vier kolossalen ruhenden Löwen, die in ewigem Gleichmut sich von den Wogen des immer wechselnden Straßenlebens umspülen lassen, und ruht mit Genuß auf dem griechischen Portikus der Martinskirche, der in seinem edlen Ebenmaß alle andern Gebäude des Platzes in den Schatten stellt.

* * *

Ein ander Bild! Heller Frühjahrssonnenschein liegt über dem Hydepark ausgegossen. Auf den kiesbestreuten Wegen drängt sich eine buntgekleidete, heiter plaudernde Menge — flirtend, bewundernd, kritisierend. Lässig zurückgelehnt in ihren Wagen fahren die eleganten Damen der Welt und Halbwelt in scheinbar unendlicher Reihe langsam vorüber. Die gepuderten steifen Diener auf dem Bock dünken sich noch vornehmer, als ihre Herren, die auf dem Rücksitz im Vergleich zu den Damen nur eine minderwertige Rolle zu spielen scheinen.

* * *

Es dämmert. Die ersten Straßenlaternen werden angezündet. Omnibusse, Lastwagen und Geschäftsfuhrwerke jeglicher Art drängen sich auf dem engen Fahrdamm von Ludgate Hill. Geschäftige Fußgänger eilen achtlos aneinander vorüber. Inmitten des Strudels steht fast unbeweglich der „Policeman" und regelt mit eiserner Ruhe den Verkehr. Eisenbahnzüge donnern über den Viadukt, der die Straße in weitem Bogen überspannt. Dahinter aus grauer Dämmerung ragt die gigantische Kuppel der Paulskirche empor — das Bild erhabener Ruhe über dem lauten Getriebe der Großstadt.

* * *

Das sind Augenblicksbilder, wie sie der Fremde aus London mit nach Hause nimmt. Es ist das London, wie es auch dem Durchschnittsengländer bekannt ist; was wir alle meinen, wenn wir von „London" sprechen. Zwar wissen die meisten von uns, daß es noch ein anderes London gibt, das selten eines Fremden Fuß betritt, er sei denn „für soziale Dinge interessiert" und es gelüste ihn einmal am eigenen Leibe jenen Schauder zu empfinden, dessen gelinder Vorschmack ihn schon bei Nennung des Namens „Whitechapel" überrieselt hat. Die wenigsten jedoch haben die geringste Vorstellung von dem Leben in jener Millionenstadt östlich der City, von dem uns ein einmaliger Einblick — der kaum die Sensationslust befriedigt — niemals einen Begriff geben kann. So viele mutige, menschenfreundliche Pioniere auch schon ihren Weg in den dunklen Stadtteil genommen haben, niemals ist es ihnen gelungen, eine ganz klare Vorstellung von dem Leben der Bevölkerung zu gewinnen und sie andern zu vermitteln. Denn sie nahmen in ihrer eigenen Person einen zu großen Teil des „Westens" mit; sie schufen Ausnahmezustände, kleine „westliche" Oasen in der großen Wüste des Ostens. Sie sahen die Ostlondoner niemals „unter sich", sondern immer nur im Verkehr mit sich selbst, d. h. mit Leuten aus einer andern Welt, denen sie sich unwillkürlich anzupassen suchten oder vor denen sie sich scheu in ihr Inneres zurückzogen. Sie sahen ihn ferner nicht während seines gewöhnlichen Tageslaufes, sondern immer nur, wenn ungewöhnliche Ereignisse ihn aus dem täglichen Einerlei hinausdrängten — in Unglücks-, Krankheits- und andern Notfällen; bei festlichen Veranstaltungen „zum Wohl der arbeitenden Klassen", bei Vorträgen oder dergleichen.

Kein Wunder daher, wenn trotz aller Berichte, die bisher aus Londons Osten nach dem Westen drangen, — trotz der Romane Walter Besants und trotz der eingehenden wissenschaftlichen Behandlung der Ostlondoner Zustände durch Charles Booth — ein kleines vor kurzem anonym erschienenes Büchlein, das den Titel „Aus dem Abgrund"*) führt, einen wahren Sturm des Erstaunens heraufbeschwor.

Man fühlt es, diese Stimme „aus dem Abgrund" spricht die Wahrheit. Sie zeigt die Dinge, wie sie sind. Sie nennt das Kind bei dem rechten Namen. Was sie uns schildert, ist ein Bild des Ganzen. Sie verzichtet auf alles Episodenhafte, woran alle früheren Schilderer hängen blieben. Sie geht über alles Zufällige hinweg. Und was sich vor uns entrollt, ist ein Bild nutz- und ziellosen Kampfes, unentrinnbaren Schicksals, sang- und klangloses Werdens und Vergehens.

Hören wir, was diese Stimme spricht:

„Wir sind unserer so viele, und wir nehmen unaufhörlich zu. Das ist unser Unglück. In unglaublicher Zahl drängen wir aus dem umliegenden Lande hinein in die Stadt; jedes Schiff setzt eine Ladung von uns ab; durch die Tore der Geburt strömen wir ein in endlosen Scharen. Der Strom bricht niemals ab, der Vorrat wird nie geringer, der Fluß niemals trocken. Wie ein Heuschreckenschwarm fallen wir über das Land her. Der bloße Druck der großen Menge treibt uns bis in die entlegensten Ecken, läßt uns jede leere Spalte ausfüllen, einen dem anderen auf die Zehen treten und schnell den Platz derer einnehmen, die im Gedränge erdrückt worden sind. Wir füllen Fabriken, Werkstätten, Wäschereien und Logierhäuser. Wir lassen uns in kleine Hütten und verfallende Häuser und in riesige häßliche Arbeiterkasernen packen. Wir drängen uns in die Kneipen und die wenigen offenen Plätze, die noch vorhanden sind; wir fließen über in Kanalschiffe, in Stadtbahnbögen und trockene Entwässerungsgräben."

Und weiter:

„Dieser ewige Zustrom, der unser größter Feind ist, verdunkelt unser ganzes Leben. Wir kämpfen am Morgen um die Sitze in der Pferdebahn, die uns nach Norden führt, und kämpfen um dieselben Sitze am Abend, wenn wir von der Tagesarbeit zurückkehren. Von unseren schläfrigen Kindern aus der Wohnung gedrängt, stürzen wir uns auf die Kneipen, wo wir uns unsere Mitmenschen auch nicht vom Leibe halten können. Ueberall um uns herum sehen wir die Zeichen unseres unaufhörlichen Wachstums. Riesenhafte Gebäude werden aufgeführt, in die unsere Kinder jeden Tag auf mehrere Stunden verschwinden. Kaum ist eines vollendet, so ist es schon gefüllt, und ein anderes wird begonnen."

Auf der ungeheuren Masse, die den „Abgrund" bevölkert, lastet ein ewiges Schweigen, — ein Schweigen, das um so unheimlicher wird, je mehr die Menge an Zahl zunimmt.

*) „From the Abyss" of its Inhabitants by one of them. London 1903. R. Brimley Johnson.

Digitized by Google

„Obgleich wir immer lärmen, sprechen wir doch fast nie. Trotz unseres geräuschvollen äußeren Lebens dringen unsere Worte niemals an das Ohr der Welt. Wir haben keine Führer, keine Dolmetscher, keine Sprachrohre. Nur ein Wahnsinniger könnte in den Mietskasernen des Ostens nach neuen fruchtbaren Ideen suchen. Wir leben ein eigenartiges Leben, das mit keinem anderen zu vergleichen ist. Aber wir haben keinen Versammlungsort, keine Zeitung, keinen gemeinsamen Mittelpunkt. Täglich gehen wir an unsere Arbeit, stumm zufrieden, wenn sie leicht und einträglich ist, stumm verzweifelt, wenn das Gegenteil eintritt, aber immer stumm."

Mit heißender Ironie bespricht der Verfasser die nutzlosen Versuche der Außenwelt, die stummen Massen von Zeit zu Zeit ihrer Lethargie zu entreißen. Wenn die Wahlen herannahen, oder wenn das Volk zum Protest gegen irgend ein schreiendes Unrecht angestachelt werden soll, füllen sich die Mauern und Bretterzäune mit Anschlägen, welche die Bevölkerung auffordern, sich recht lebhaft zu beteiligen. Dann kommt der große Tag, der vielleicht das Schicksal der Nation entscheidet. Eine verhältnismäßig garnicht in Betracht kommende Zahl von Leuten begibt sich halb aus Neugier, halb weil sie gerade nichts anderes zu tun haben, nach dem Versammlungsort. Mit glasigen Augen schauen sie den Redner an, stumm verwundert über seine unerklärliche Lebhaftigkeit, stark belustigt, wenn ihm irgend ein kleines Mißgeschick zustößt — im Grunde vollkommen gleichgültig. Und wenn sie am anderen Tage in der Zeitung von der ungeheuren Demonstration in Ostlondon lesen, machen sie sich kaum klar, daß sie auch dabei waren.

Vollkommen unberührt — und das ist vielleicht der Punkt, über den wir uns bisher die größten Illusionen gemacht haben — bleibt die Masse auch durch die sozialen Reformversuche einzelner wohlmeinender Menschenfreunde.

Die erste Frage, die ein Ostlondoner stellt, wenn er von irgend einer philanthropischen Veranstaltung hört, ist nicht „Was wollen die Leute?" sondern „Wieviel bekommen sie dafür?" Auf dem Wege zu und von der Arbeit sieht er sich die Galerien und Museen, die warmherzige Leute „aus der anderen Welt" gestiftet haben, von außen an, ohne je den Wunsch zu empfinden, sie zu betreten. Er läßt auch gelegentlich Vorlesungen über „die Ethik Dantes" oder „die Poesie der Renaissance" über sich ergehen, wenn die Anzeigen, die zu ihrem Besuch anlocken sollten, auffällig genug waren, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, aber sie hinterlassen keine Spur. Vorlesungen und Predigten, Kunst und Wissenschaft, sie alle gehen an dem Manne, der nichts kennt als Arbeiten, Essen und Schlafen, vorüber, wie der bloße Schatten eines Traumes.

Die Arbeit der Settlements, die vor sechzehn Jahren so hoffnungsfreudig begonnen wurde, scheitert an der Trägheit der großen Masse. Sie berührt kaum den Teil der Bevölkerung, den sie zu retten auszog. Und die Leistungen, die dem einzelnen Menschenfreund, der vielleicht sein Leben der guten Sache gewidmet hat, so gewaltig erscheinen, weil er den Einzelfall vor Augen hat, werden verschwindend klein, fallen überhaupt garnicht ins Gewicht, wenn man sie als Einwirkungen auf die große Masse betrachtet. Der Sauerteig — und wenn man ihn verdoppeln, verdreifachen, ja verzehnfachen wollte — reicht einfach nicht aus, um die zähe Masse zu durchdringen. Die Arbeit der Settlements gleicht dem Kampf mit der lernäischen Hydra, der an Stelle eines abgeschlagenen Kopfes zwei neue erwachsen. Gelingt es hier und da Einfluß auf das Leben eines Menschen zu gewinnen, so entgleiten doch seine Kinder schon wieder den sorgenden Händen, und alles ist wieder, wie es vordem war.

Mehr und mehr gelangt man zu der Ueberzeugung, daß hier mit Kleinarbeit — und alle Settlementsarbeit muß ihrer privaten Natur nach Kleinarbeit bleiben — nichts, aber auch garnichts auszurichten ist. Mit Eimern läßt sich der Ozean nun einmal nicht ausschöpfen.

Aber was tun? Hierauf weiß uns der Verfasser auch keine Antwort. Er steht ratlos vor der überquellenden Lebensfülle in Londons Abgrund. Der Eindruck, den seine Worte hinterlassen, ist ein überwältigender, niederdrückender.

Man fühlt sich versucht, einfach die Hände in den Schoß zu legen und die Dinge ihren Lauf gehen zu lassen. Aber gibt es hier wirklich keinen Ausweg? Sollte hier wirklich jede Arbeit verloren, jede Mühe umsonst sein?

Auf diese Frage gibt uns ein anderes Buch Antwort, ein Buch, das nicht von der Verzweiflung, sondern von einer großen Hoffnung erfüllt ist. „Englands nächster Feldzug*), heißt es, und zur Aufgabe hat es sich gestellt, den Plan zu diesem Feldzug gegen die Armut darzulegen.

Es geht aus von dem Worte John Stuart Mills: „Wenn die Dinge sehr schlimm stehen, bringen kleine Maßregeln nicht eine kleine Wirkung, sondern gar keine Wirkung hervor." Darum verwirft es die kleinen Maßregeln von vornherein und ruft England zu einer großen nationalen Leistung auf. Was die Verfasserin fordert, läßt sich unter den Schlagwörtern „Allgemeine Registrierung der Einwohnerschaft", „Elberfelder System" und „Innere Kolonisation" zusammenfassen. Sich an deutsche Vorbilder anlehnend, befürwortet sie, nicht ihre sklavische Nachahmung, sondern ihre Anpassung an englische Verhältnisse, vor allem die Schöpfung eines „Londoner" Systems der Armenpflege, ähnlich wie wir es in Deutschland in den meisten Großstädten besitzen.

Daß das in England möglich ist, wo man bisher in jedem Bruch mit der alten Systemlosigkeit einen Angriff auf die „Freiheit" erblickte, ist schon ein gewaltiger Fortschritt; umso bedeutsamer, weil Julie Sutter kein Prediger in der Wüste mehr ist, sondern nur der Ueberzeugung Ausdruck verleiht, zu der neben ihr viele andere einflußreiche Persönlichkeiten gelangt sind.

„Wir müssen", sagt Scott Holland, der bekannte Kanonikus von Sankt Paul, in seiner Vorrede zu dem Büchlein, „den Geist des Elberfelder Systems zu dem unseren machen. Der Hilfstätigkeit muß eine Organisation zugrunde liegen und zwar nicht nur die Organisation privater Wohltätigkeit, sondern die Organisation einer gesamten Gemeinde, der die verantwortungsvolle Aufgabe obliegt, die Gesundheit der ganzen Körperschaft zu erhalten und zu fördern. Es muß die Ueberzeugung lebendig werden, daß wenn ein Glied leidet, die Gesamtheit leidet. Um ihrer Aufgabe gewachsen zu sein, muß die Hilfstätigkeit Vollständigkeit anstreben. Halbe, zeitweise, ungewisse Hilfe schadet mehr, als sie nutzt.

Hierin liegt das Geheimnis des Elberfelder Systems. Und dieses Geheimnis müssen wir uns aneignen, wenn wir irgend etwas tun wollen, um dem Schrecken entgegenzutreten."

Miß Sutters Buch spricht jedenfalls das rechte Wort zur rechten Zeit. Es zeigt den Weg zur Lösung einer des größten Aufgaben, vor der England je gestanden hat. Das Schicksal von Millionen hängt davon ab, ob das Land die Wichtigkeit dieser Aufgabe voll erkennt. Der Weg zum Ziel ist durch viele alte Vorurteile versperrt, nicht zum mindesten dadurch, daß diesmal das Heil aus Deutschland kommen soll. Democh ist der erste Schritt getan. Das Ziel ist gesteckt. England wird zu beweisen haben, daß es stark genug ist, mit Vorurteilen zu brechen, wenn das Wohl seines eigenen Volkes auf dem Spiele steht.

Dr. Elisabeth Gottheiner.

*) Britain's Next Campaign by Julie Sutter. London 1903. R. Brimley Johnson.

Digitized by Google

Karl Emil Franzos.

Am 28. Januar ist Karl Emil Franzos, erst fünfundfünfzig Jahre alt, nach schwerem Leiden dahingeschieden. Mit ihm entschwindet einer der interessantesten Charakterköpfe aus unserer literarischen Welt.

Unsere Schriftsteller haben zumeist eine weitgehende Abneigung gegen Literaturhistoriker und Literaturgeschichte — wodurch sie sich nicht zu ihrem Vorteil von den Staatsmännern und Politikern unterscheiden, die den Historikern und der Geschichtschreibung zumeist eine besonders lebhafte Teilnahme entgegenbringen. Franzos gehörte zu den rühmlichen Ausnahmen. Sein literarhistorisches Interesse blieb keineswegs an Aeußerlichkeiten haften; daß er eifrig und mit Glück Autographen sammelte, daß es ihn freute, ein seltenes Buch in Händen zu halten — das waren nur Symptome eines innigen Verhältnisses zu der deutschen Literatur überhaupt. Er hat in mühevoller Arbeit die Dichtungen von Georg Büchner dem deutschen Volke neu geschenkt, hat besonders für Heinrich Heine, aber auch für Ernst Schulze, Georg Herwegh und andere wichtige Nachweise gegeben, hat seine Zeitschrift „Deutsche Dichtung" zu einer Sammelstätte von Briefen und Urkunden neuerer Dichter gemacht. Er war auch unter den vielen, die mit meiner „Literatur des 19. Jahrhunderts" aus persönlichen Gründen nicht ganz zufrieden waren, der einzige, der sich in ruhiger, sachlicher Weise, mündlich und öffentlich, mit meiner Darstellung auseinandersetzte. In vielen Punkten wird man seine eigene Auffassung annehmen können; denn er war eben durch jenes literarhistorische Interesse auch zu sorgfältiger Prüfung seiner eigenen Stellung geführt worden und bei ausgeprägtem Selbstgefühl doch von jener gefährlichen Selbstüberschätzung weit entfernt, die so viele neuere Autoren die Kritik fliehen läßt als den instinktiv gefürchteten Feind ihres beglückenden Wahns.

Franzos war sich vollauf bewußt, in einem bestimmten Grad ein Vertreter des Judentums in der deutschen Literatur zu sein. Obwohl viele Eigenschaften, die man nun einmal gewöhnlich mit dem Bild des „jüdischen Schriftstellers" zu verbinden pflegt, ihm abgingen, war er doch vielleicht der letzte unter unsern Autoren, der sich fast ebenso sehr als Sprecher seiner Religionsgemeinschaft wie seines Volkes ansah. Zu dem österreichischen Literarhistoriker Richard v. Muth sagte er schon vor langen Jahren: „Was Karl Beck für die ungarischen Juden bedeutet, das bedeute ich für die Juden meiner Heimat." Was aber bedeutete Karl Beck? Offenbar: das Aufgeben einer noch abgesonderten Provinz im deutschen Geistesleben, den Anschluß eines abgetrennten Teils an die große Bewegung des Revolutionsjahres.

Als ich Schiller besonderen Einfluß auf seine dichterische Entwicklung zugeschrieben hatte, bestritt er das entschieden. Weder habe er von ihm so tiefe Einwirkung gefühlt, noch sei sie in seinen Werken zu finden. Goethe und Heine seien es gewesen, die den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck auf ihn ausgeübt hätten. — Für Heine ist das nun wohl zweifellos. Franzos' literarisches Interesse konzentrierte sich nicht nur zufällig auf den großen Lyriker. Er sagte wohl im Scherz von sich selbst, daß er „ein Prosageschäft habe;" doch aber hat die Heinische Mischung von Sentimentalität und Ironie vor allem die lyrische Färbung seiner besten Erzählungen bewirkt. Und wenn er Heine vor allem so auffaßte, wie der erste Impressionist sich vor allem aufgefaßt wissen wollte: als den tapferen Soldaten im Befreiungskriege der Menschheit, so ist auch hierin Franzos sein Schüler gewesen, und zwar mit ehrlicherer Hingabe, mit festerer Konsequenz als der ungezogene Liebling der Grazien. — Goethes Einfluß aber wird man schwerer herausfinden. Dennoch möchte ich ihn nicht abstreiten. Franzos war von Haus aus sicherlich eine höchst leidenschaftliche Natur, den gefährlichsten Lockungen eines für alle Sinnenschönheit empfänglichen Temperaments zugänglich. Wenn er sich in bewußter Selbsterziehung zu jener stillen Humanität durchkämpfte, die auch in seinen Büchern stets als das höchste Ideal erscheint, so war es doch wohl vor allem der Große von Weimar, an dem er sich bildete. Es war wohl dies gemeinschaftliche Erlebnis, das ihn zu Conrad Ferdinand Meyer in engere freundschaftliche Beziehungen brachte, als bei der grundverschiedenen künstlerischen Veranlagung und Tendenz zu erwarten gewesen wäre.

Er sei, schloß Franzos seine Selbstcharakteristik ab, seines Wissens nie etwas anderes gewesen als was er noch sei: ein romantischer Realist.

Nun enthält zwar das Wort „romantisch" an sich schon, wenn wir es als literarische Kennzeichnung gebrauchen, die Anerkennung eines nicht geringen Maßes von Realismus: romantische Realisten waren E. Th. A. Hoffmann und Heinrich v. Kleist gewiß in ganz anderm Umfang als Franzos. Aber was er ausdrücken wollte, trifft zu: auf dem Grund einer romantischen Stimmung eine realistische Darstellung.

Die Stimmung war romantisch, obwohl Franzos durch und durch ein verspäteter Sohn unserer großen Aufklärungszeit war — verspätet, weil eben seine podolische Heimat eine weite Strecke hinter dem Kulturboden Deutschlands lag, weil „Halbasien" überall Grenzpfähle gegen das Eindringen des Geistes unserer Humanitätsperiode aufwies — polnische und russische, orthodox-jüdische und ultramontan-katholische, junkerliche und kleinstädtische Grenzpfähle. Aber eben, weil die Blütezeit jener Ideen dahin war, verklärte sie ein romantischer Schimmer. Für den Sohn des ernsten, einsamen Bezirksarztes in Czortkow war das Deutschland der Goethe, Schiller, Herder und vor allem auch Lessing ein sonniges Paradies, das er wiedererobern helfen wollte. Die Novelle „Schiller in Barnow" symbolisiert diese Stimmung aufs trefflichste.

Nun aber wußte der Knabe schon, der unter den „frommen" Juden und den Christen gleich fremd war, daß neben diesem Paradies es noch die Erde gab, in der wir unser Brot im Schweiß unseres Angesichts essen müssen. Der Gymnasiast hatte sich in die klassische Bildung mit Leidenschaft gestürzt; er übersetzte Vergil ins Griechische und war noch spät stolz darauf, daß Mommsen ein seltenes Zitat aus einem antiken Autor bei ihm bemerkte. Mit dem vielsprachekundigen Ernst Eckstein liebte er es, in klassischem Latein zu korrespondieren. — Aber eine Berufsaussicht konnte ihm das in dem Oesterreich der Reaktion so wenig eröffnen wie nachher das fleißige Studium der Rechte. Er war ein Sohn des Revolutionsjahres, und somit stand er unter dem Schicksal der Reaktionsjahre. Er lernte beobachten, prüfen, vergleichen. Der Haß gegen den ungebildeten Adel Polens machte ihn, wie den Preußen Spielhagen der gegen unsere Junker, zum Satiriker. Die mitfühlende Liebe zu den Zurückgedrängten machte ihn wie seine Glaubensgenossen Auerbach und Kompert zum Didaktiker. Aber das kluge Auge, dem vielleicht noch die entfernte französische Abstammung von dem aus Nancy emgewanderten jüdischen Färbermeister Levert etwas von der nüchternen Beobachtungsgabe der Franzosen lieh, machte ihn mehr als diese alle zum Sittenschilderer.

So entstand die ethnographische Novelle, in der Franzos es zu wirklicher Meisterschaft brachte und deren Kunst er in der Roman- und Novellendichtung seiner letzten Jahre wohl nicht mehr erreicht hat. „Aus Halbasien" und „Die Juden von Barnow" werden sein bester Titel auf Nachruhm bleiben. Er selbst bezeichnete mir den „Gottsucher" als sein reifstes Werk; ich fand doch auch hier zu viel „Roman", gesuchte Situationen, gewaltsame Effekte, Manier in der Darstellung. Aber jene beiden Sammlungen kulturhistorischer Novellen bezeichnen wirklich einen Höhepunkt nicht nur seines Schaffens.

Die Romantik war immer gern in malerische Fernen gezogen und hatte sich gern in kulturfremde Niederungen ver-

Digitized by Google

senkt. Aber wenn ihre Charakterzeichnung oft realistisch war — nie war es ihre Landschaftszeichnung. Als dann aus der Neuromantik der Reaktionszeit die kulturhistorische Novelle der Scheffel und Riehl erwuchs, da nahm ihr Realismus in den Einzelheiten der Lebensformen stark zu; aber noch immer ermangelte der Hintergrund bestimmter Färbung. Bei Franzos trat er in seine Rechte. Der landschaftliche Hintergrund ward in seiner Physiognomie so bestimmt aufgefaßt wie nur etwa in Gregorovius' Historienbildern; der ethnographische so lebendig wie bei Charles Sealsfield, zu dessen Art die seine überhaupt überraschende Aehnlichkeiten zeigt: in der freiheitlichen Tendenz, der Achtung vor dem „höheren Gesetz", der Freude an den starken ungebrochenen Naturen, zu der sich bei Franzos freilich die Bewunderung der stillen Weltüberwinder gesellt.

Der Erfolg dieser Bücher, die bekanntlich lange nach einem Verleger suchen mußten, war so groß wie verdient. Franzos hat ihn nicht wieder erreicht. Wohl kehrte er immer wieder auf den Boden seiner größten Triumphe zurück; aber er suchte sich vielleicht mehr, als es seiner Anlage entsprach, zum eigentlichen Epiker zu entwickeln. Dazu fehlte ihm die hohe Objektivität der einen, der große Kampfesatem der andern unter den echten Epikern; seine Ironie konnte Goethes Ruhe, seine sentimental-satirische Subjektivität C. F. Meyers verhaltene Leidenschaftlichkeit nicht ersetzen. Aber unermüdlich strebte er zu höherer Ausbildung. Als ich ihn fragte, ob er Gutzkow — mit dem er noch an einer Gasthaustafel gesessen hatte — für einen Dichter halte, erwiderte er: „In dem Sinne nicht, in dem nur der ein Dichter ist, der lebendige Figuren erschafft!" Ob dies Urteil auf den Verfasser der „Ritter vom Geiste" zutrifft, steht dahin — auf den von „Uriel Acosta" trifft es zu; aber wir müssen es auch für ihn selbst anrufen und dürfen ihn rühmen, daß die Kunst, lebendige Gestalten zu erschaffen, ihn nie ganz verließ. Nur mißglückte ihm leicht die Führung der Fabel, die etwa in „Judith Trachtenberg" alle psychologische Wahrscheinlichkeit, im „Kampf ums Recht" alle Spannung zerstört. Realist in der Erfassung der Einzelcharaktere blieb er in der Komposition nur zu oft in der romantischen Technik befangen, die packenden Momenten die Seele aller Epik, die innere Entwicklung, opfert.

Er war aus seiner österreichischen Heimat nach Berlin übergesiedelt, wo er sich rasch einen großen, anregenden Umgang erworben hatte. Seine treffliche Gattin war an seiner Seite in inniger Arbeitsgemeinschaft auch selbst zur Schriftstellerin und Mitarbeiterin an jener Zeitschrift geworden, die seit Jahren im Mittelpunkt seiner unermüdlichen Arbeit stand. Pflichtbewußt hat er, bis ihm die Kräfte versagten, durch manche schwere Zeit hindurch für seine „Deutsche Dichtung" gesorgt. Sein literarisches Ansehen auch im Ausland ward durch zahlreiche Uebersetzungen, wie im Inland durch vielfache Neuauflagen bezeugt. Er genoß das Gute, das ihm zuteil ward, mit resignierter Freude und fand sein größtes Glück in der innigen Geistesgemeinschaft mit seiner Frau und den Freunden, denen er treu und auch hilfsbereit ergeben war. Die Romantik war unter dem Druck mancher Erfahrung, manches Verzichts abgeblaßt, der Realismus neben dem festgehaltenen Glauben an das humane Ideal zurückgewichen. Er war zu einer keineswegs kampfscheuen, aber friedliebenden Ergebung gelangt. Die schweren Leiden der letzten Tage ertrug er wieder mit einer merkwürdigen Mischung jener grundlegenden Tendenzen seines Wesens. In klare Todesbereitschaft mischten sich Phantasien; er erhob sich von dem Leidenslager und sprach, als seine getreue Pflegerin ihn erschreckt anrief: „Wohin gehst du?" romantischer Realist bis zuletzt, die erschütternden Worte: „Ich gehe zu sterben . . ."

Richard M. Meyer.

„Die lockende Geige."

Wenn im Konzertsaal Beethovens feierliche Hymnen den Hörer zum Weltgeist emporheben, wenn Wagners tief leidenschaftlicher Klangwirbel das Innerste aufwühlt, wenn die nervöse Musik der Ganzmodernen von einer Stimmung in die andere wirft, dann klingt es wie Erlösung von drückendem Zauberbann aus Mozarts milden, streichelnden Tönen, sie führen zur Ruhe, zur innerlichen Freude, zu bescheidenem Glück.

So wird der Leser fühlen, der in den Tagen der brutalrealistischen oder sinnbetäubend erotischen, der philosophisch-mystischen oder karikiert satirischen Lyrik Hans Müllers Gedichtbuch öffnet: „Die lockende Geige".*) Zarte, liebliche Mozartweisen entklingen ihr, das Spiel eines Mannes, der nicht dem Hörer das Trommelfell zersprengen, das Herz zerreißen, die Seele martern will, der nur Friede verbreiten, Güte lehren, Heiterkeit schenken möchte.

Das ganze Buch ist ein sonniger Frühlingstag. Schon die Einleitung bereitet darauf vor:

Ich bin ein Birkenbaum mit schlanken Aesten,
Die kamm den ersten Blütenzauber hatten;
Ich wachte fern von prunkenden Palästen
Und gebe schlichten Häusern meinen Schatten.

Und wo sich Tanz und Träume lieblich gatten,
Dort lad' ich euch zu bunten Wiesenfesten.

Und wer sich niederläßt unter diesem Birkenbaum und durch das zitternde Blättergrün in den blauen Himmel schaut, der wird gefeit sein gegen den Frosthauch des Lebens, gegen Sorge, Not und Leid, er atmet Frühlingsluft, und ihn durchrieselt Sonnenwärme.

Nicht der Uebermut eines unerfahrenen Jünglings, nicht die Ausgelassenheit eines leichtsinnigen Gecken tollt aus diesen Gedichten, es leuchtet aus ihnen die geklärte Seelenruhe eines gereiften, freien Geistes, das reiche Gemüt eines kindlich reinen Menschenfreundes. Die Heiterkeit des Dichters ist die Errungenschaft energischer Selbstzucht, ist die siegreiche Ueberwindung des Schmerzes. Das lehrt sein Lied von der „Lerche":

Die Lerche sang und wiegte sich,
Da war kein Groll und kein Verdruß.
Die Lerche sagte: sei wie ich,
Ich juble, weil ich jubeln muß.

Mir wird ein jeder Ton so leicht,
Als ob ich niemals klagen sollt.
Sei du wie ich! Dein Angesicht
Wird schön sein und dein Haar wie Gold.

Und jedes Lied: ein Dank und Preis,
Und jeder Tag: ein Sonnenschein.
Soll singen, wer vom Jubel weiß,
Wer weinen muß, soll stille sein.

Es steckt viel Frömmigkeit in Müllers Gedichten, aber es ist nicht jene aufdringliche, bekehrungssüchtige, dogmatisch

*) Verlag von Albert Langen, München 1904.

Digitized by Google

beschränkte, sondern eine naive, fast unbewußte, die man wie eine kleine angenommene Schwäche selbst nicht merkt. Wäre es anders, dann könnte Hans Müller nicht ein so harmlos herziges Genrebildchen schaffen, wie:

Die Schulmädchen.

Der Sonntag hat seine Heiligkeit,
Wenn früh die Meßner läuten.
Die Mädchen müssen brav und zu zweit
In die Kirche St. Thomas schreiten.

Sie tragen alle im duftenden Haar
Eine Blume und seidene Maschen,
Und ihr leichtes Schreiten ist wunderbar,
Und die Kleider sind frisch gewaschen.

Und die stille, alte Lehrerin
Muß die Mädchen sorgsam hüten,
Denn manche sind von wilderem Sinn
Wie junge, berauschte Blüten.

Und jede hat schon ihr sündig Gebet
Und heimliches Augenleuchten —
Heut predigt der blonde Katechet,
Doch morgen werden sie beichten.

Hans Müller ist kein Tändler, keiner, der in seichter Selbstzufriedenheit auf das Höhere verzichtet, es sich bequem macht mit dem, was ihm in den Schoß gefallen ist. Ein echter Dichter, wagt er sich auf den Schwingen der Sehnsucht empor zu luftigen Wolkenhöhen, weit über Erdendunst und Erdenträgheit.

. . . . Wunsch ist Seligkeit,
Die euch starke Flügel leiht,
Nie wird zu den Sternen fliegen,
Wen die Wünsche nicht besiegen.

Dieser tatenlustigen Sehnsucht gibt er in vielen seiner Gedichte Ausdruck. Ihn belastet Sehnsucht nicht mit tränenvoller Schwermut, ihn befreit sie zu fröhlichem Schaffen.

So hallt Lied auf Lied von der „lockenden Geige"; wirkliche Lieder sind es, leicht hingehaucht, klangvoll und sinnig. Nur eins der Gedichte ist etwas länger, im Blankvers und romanzenartig: „Renaissance", eine feingemalte Szene aus dem Cinquecento am Hofe des Papstes Julius II. Und ein noch längeres Stück enthält das Buch: „Aus einer biblischen Dichtung". In zwei Gesängen: „Fülle" und „Das verlorene Paradies" wird Adams und Evas Sündenfall geschildert, mit hohem poetischen Glanz, in duftschweren Reimen und in gedankentiefer, edler Sprache. Auch hier kommt wieder des Dichters glückhafte Weltauffassung zum Durchbruch, der Sieg der Freude. Jehova belehrt den armen, ungekannter Gefahr entgegenziehenden Adam:

„Aus Tod und Opfern wächst die Ewigkeit,
Und jeder Schmerz ist einem Glück geweiht."

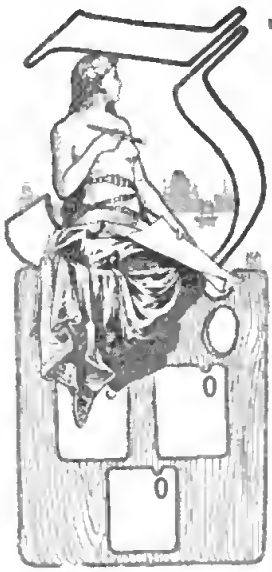
Ja, Hans Müllers Jehova ist selbst in der Stunde der Rache kein zürnender Heros, er bleibt, ganz gegen alle Ueberlieferung, aber um wieviel herrlicher und erhabener, der Allgütige, der den Abgefallenen bei der Vertreibung aus dem Paradies noch den Trost ins Herz legt:

„Glaubt treu an euch, die ihr an mich nicht glaubt,
Seid stark im Werke, müht die jungen Glieder
Und baut im Schmerz und Schweiß die Schöpfung wieder."

So sprießt Segen aus dem Boden, wo immer dieses Dichters Fuß ihn berührt. Alles wandelt sich durch ihn in erfreuende Sonnenhelle, in lachenden Erdenlenz. Wer auf die „lockende Geige" lauscht, wird in geläuterter Stimmung dem Dichter danken.

Sigmar Mehring.

Die belgische Malerei im neunzehnten Jahrhundert.



In deutscher Sprache eine Geschichte der belgischen Malerei zu schreiben, könnte in verschiedener Hinsicht eine dankbare Aufgabe sein. Wir wissen in Deutschland überhaupt nicht viel über Belgien. Rodenbergs hübsches Buch ist bald ein viertel Jahrhundert alt, und von bildender Kunst ist darin fast garnicht die Rede. Die belgische Malerei aber teilt sich mit der holländischen in den Vorzug, die längste und am wenigsten unterbrochene Tradition zu besitzen. Sie ist wesentlich einheitlicher als die der meisten andern Völker. Die Zusammenhänge mit den klimatischen, landschaftlichen, geschichtlichen Bedingungen liegen besonders klar zutage. Wenn sich je eine Kunst dazu eignete, in plastischer Form als ein geschlossenes Ganzes mit Berücksichtigung aller einwirkenden Faktoren, einschließlich der wirtschaftlichen, begriffen und von einem genauen Kenner aufgebaut zu werden, so wäre es die belgische Malerei. Als ich daher kürzlich die Anzeige las, daß der bekannte Kunstschriftsteller Professor Muther ein Buch über „die belgische Malerei im neunzehnten Jahrhundert" *) herausgegeben habe, eilte ich, mir das Buch zu verschaffen, und mit großen Erwartungen, wie sie der Name eines so erfolgreichen Autors erwecken durfte, ging ich an die Lektüre des hübsch ausgestatteten Bändchens. Ich will es gleich vorausschicken: ich wurde grausam enttäuscht. Das Buch von Muther bringt uns in keiner Richtung weiter, und die Geschichte der belgischen Malerei bleibt für Deutschland zu schreiben.

Schon auf der ersten Seite des Werks machte mich die Captatio benevolentiae stutzig, es gebe keine historischen Vorarbeiten und deshalb möge man die Irrtümer, die im einzelnen etwa unterliefen, entschuldigen. Nun besitzt man aber in französischer sowohl wie in niederländischer Sprache eine umfangreiche Literatur über die belgische Malerei im neunzehnten Jahrhundert, ich erinnere nur an die großen Werke von Camille Lemonnier und von Du Jardin, an den Abriß von Wauters, an die interessanten und saftvollen Monographien Eugène Demolders, des Schwiegersohns von Rops. Auch manche von Künstlern selbst herrührenden Broschüren und Zeitschriftenaufsätze wären zu berücksichtigen gewesen.

Um ein Buch über die deutsche Malerei im neunzehnten Jahrhundert zu schreiben, genügte es nicht, die Nationalgalerie in Berlin zu durchwandern und sich dabei Bleistiftaufzeichnungen zu machen. Herr Muther hat ein Buch über die belgische Malerei im neunzehnten Jahrhundert abgefaßt und sich dabei

*) Berlin, S. Fischer.

Digitized by Google

fast nur auf das Material beschränkt, das er im Brüsseler neuen Museum vorfand. Nicht einmal die moderne Abteilung des Antwerpener Museums scheint er zu kennen. Belgische Kunstausstellungen und Privatgalerien hat er anscheinend nicht besucht, von den Ateliers jener Maler, die selten ausstellen, ganz zu schweigen. Unter den lebenden Künstlern ist Herr Khnopff der einzige, über den uns etwas intimere und verständnisvollere Bemerkungen mitgeteilt werden. Das ist leicht erklärlich, weil Herr Khnopff in Wien ein gern gesehener Gast ist und weil dieser geistreiche Causeur sich dort von Herrn Muther des öftern hat interviewen lassen. Eine mehr als ganz auf der Oberfläche bleibende Verwandtschaft zwischen dem Urvlämen Maeterlinck und dem aus österreichisch-spanischer Familie stammenden und von fremden Kulturen bedingten Khnopff vermag ich nicht zu entdecken. Auch der Vergleich zwischen Khnopff und Schnitzler scheint mir völlig verfehlt. Daß van Rysselberghe mehr „große dekorative" als „zarte Wirkungen" erzielen will, war mir neu. Ueber den typischen Schilderer Brabants und der weiten vlämischen Ebene Victor Gilsoul und über den Marinemaler Marcette erfahren wir nur, daß sie Kanalbilder malen. Warum? Weil die Brüsseler Museumskommission zufällig von Gilsoul ein Kanalbild angekauft hat. Unter den Dutzenden von Bildern Marcettes, die ich kenne, entsinne ich mich überhaupt keines Kanals. Die Stillebenmalerin Alice Ronner erhält von Herrn Muther den Vornamen Elise, Alfred Verhaeren wird einmal in Adolf umgetauft, Ensor heißt bei ihm Endor, aus Uytterschaut wird Hyterschout. Diese letzten Ungenauigkeiten wollten wir ihm aber gern verzeihen, und selbst über die Kunde, daß Henry van de Velde das moderne Kunstgewerbe geschaffen habe, wollten wir uns des Lächelns enthalten, wenn uns Herr Muther in seinem Werk überhaupt greifbare Gesichtspunkte gäbe, wenn er die Verschiedenheit der Schulen berücksichtigte, die wesentlichen Einflüsse deutlich heraushöbe und wenigstens die bedeutendsten Meister in ihrer Eigenart scharf hinstellte. Ueber die Invasion des Pleinairismus und über die Reaktion dagegen hat er uns nichts mitzuteilen. Joseph Heymans' wird in diesem Zusammenhang nicht gedacht. Bei Boulenger der vielleicht wie niemand seit Constable Gewitterwolken malte und oft malte, ist die Natur „gewöhnlich anmutig lieblich". Die für die belgische Kunst so charakteristischen Gründe, die den als Bildhauer beginnenden jungen Constantin Meunier auf Jahrzehnte zum Maler machten, sind Herrn Muther unbekannt, hingegen tut er sich etwas darauf zugute, daß er Rops als Maler entdecke.

Was der Verfasser nun gar über das Land, dessen Malerei er beschreibt, mitteilt, ist, wie wir mit Bedauern aussprechen müssen, mehr als oberflächlich. Es ist einfach nicht wahr, daß „kaum irgendwo" die Gegensätze von Reichtum und Armut so unvermittelt aufeinanderplatzen wie in Belgien. Die Rolle, die in stofflicher Hinsicht das soziale Element in der belgischen Malerei spielt, ist mit dieser Bemerkung abgefertigt. Des weiteren lesen wir: „Belgien ist ein fettes, üppiges Land. Es ist ein Vergnügen, in Brüssel diese Backfische zu sehen, die, fast noch Kinder doch schon Frauen sind; diese Damen zu sehen mit dem weichen, wiegenden Gang und den breiten ausladenden Hüften. Die meisten sind schwanger." Herr Muther hat vermutlich seine Studien über die Brüsseler Weiblichkeit in der Fischhalle gemacht.

Ueber den Geschmack und den Stil des Verfassers will ich mit ihm nicht streiten. Erfreut wird man nicht durch Sätze wie: „Belgische Bilder betrachten heißt immer ein Moorbad nehmen" oder durch die Bemerkung, daß die Betrachtung der Bilder von Gyens „fast die Lust auf einen Schnaps erweckt".

Muthers Buch über die belgische Malerei im neunzehnten Jahrhundert ist der Feuilletonaufsatz eines gewandten Journalisten, nicht mehr, nicht weniger. Die Abbildungen, die das Werk begleiten, sind geschickt ausgewählt und mir sie geben ihm einigen Wert.

Brüssel. Gustav Mayer.

Doppelleben.

Der Teich im Bauerngarten droben in Finland war rund, stetig floß durch ein Gitter ein Bächlein daraus, das durch die Wiesen zog und sich in mancherlei Rinnsale, Gräben und Furchen, Sumpfstellen und Brüchen im Ackerland verteilte. Niemals nahm das Wasser des Teiches ab. Klar und still in gleicher Höhe lag es in der grünen Rasenkante und spiegelte auf eine sonderliche Weise Wolken und Himmelsbläue, die krummen Obstbäume und den Hollunderbusch. Auf eine sonderliche Weise. Der Ahn der jetzigen Bauern hatte das empfunden und war darüber verloren gegangen.

Als dem Ahn des jetzigen Bauern der Bart wuchs, trieb er sich an einem Frühlingsabend, der einen vertrödelten Sonntag beschloß, im Garten herum, kam an den Teich und setzte sich auf das kurze, maigrüne Gras des Randes. Es wurde ganz still in ihm, ganz still und leer, er vergaß alles von heute und gestern, alles von Arbeit, Lärmen, Ehrgeiz, Gelächter, Sorgen und Liebeshandel. Die Obstbäume standen in Blüte. Er sah feine Blättchen wehen, vor ihm, neben ihm, im Rücken, sie hüllten ihn ein wie ein Schauer fernen Gedenkens. Es kamen ihm Dinge aus frühen Kindertagen in den Sinn. Er sah die Mondsichel in der Spiegelung zwischen den krausen Rätselästen hängen, im dunkel vergißmeinnichtblauen Himmel ein Beet von weißen Blumenhügeln. Da fing ihm an das Herz zu brennen, und die Gedanken vergingen ihm. Bilder zogen auf, entschleierten sich zu seltsamer Deutlichkeit, standen einen Herzschlag lang in unnennbar tiefem, schwerem Reiz, der seine Brust mit schmerzhafter Sehnsucht erfüllte — und versanken.

Der Ahn hat geheiratet und noch manches Jahr gelebt, aber er war sonderlich in seinem Wesen und ging verloren.

Des Ahnen Sohn vermählte sich mit einem jungen Weibe, und als er zur Nacht sich in die Schlafkammer begab, sah er im Hochzeitsbett ein Wesen liegen. Jesus Maria, was für ein Wesen! Ganz zart, ganz nackt, ganz weiß wie Mondschein, gebettet auf ihren eigenen spinnwebfeinen Haaren, der Mund wie ein Kirschblütenblatt klein, die Augen rund, in denen sich Lichter spiegelten, die nirgends brannten. Ganz süß und hold und ganz erbarmungslos — blickte sie den Mann an, als kenne sie ihn von Urbeginn und stets und ganz und gar; hebt die Brust mit den beiden zarten weißen Hügelein, die nach rechts und links weisen und läßt sie mählich sinken, so als hätten sie seine Seele bis auf den letzten Tropfen mit einem Atemzuge in sich hineingetrunken — und ist fort.

Der Bauer war nicht lange mit seinem Weib zusammen. Mit dem, was ihm geblieben war, hing er an ihr in Treuen und Ehren, aber das war nicht sehr viel. Er war nachdenklich und gern allein. Nach einigen Jahren starb er, und es schien ihm ganz recht zu sein, daß das Ende so bald kam und er in finischer Erde begraben wurde.

Des Bauern Sohn, als er noch ein Knabe war, liebte natürlich den väterlichen Garten und die Ackererde mit den vielen Wässerchen, Gruben und Sumpfflecken. Er kannte das Bandgras und die Marienblätter, die engen Laubchen in den Büschen, die eigensinnigen Aeste an den krummen Bäumen und draußen die freien Bäume auf dem Felde, die bald einen Saal bildeten oder aufrecht und einzeln in der Weite der Luft im Acker standen — und alles das kannte ihn. Ein Kind, das man abends im Garten mit der Laterne suchen muß, das dann knurrt und weint, weil es so argen Zwang und solch dumme Enge in der Stube ertragen muß, das sein Gebet abhaspelt und flink die Mutter küßt, damit es sich in seine Träume kopfüber stürze — so war der Bauer in seinen jungen Tagen.

Und der Teich war immer da, er war das wache Auge im Garten, der Born des Neuen, der Spiegel einer lieblicheren und vertrauteren Welt, ob sie gleich ferner war. Und immer noch floß es weiß und plaudernd durch das schwarze Gitter,

Digitized by Google

und jede Wasserglätte im offenen Land erzählte von dem Reichtum des runden, stillen Beckens. Der Bauer saß, als er ein Jüngling geworden, am grünen, gebogenen Rand. Er sah den ertrunkenen, bunten, reichen Himmel und eines Vogels helle Brust, die vorüber blitzte, die schwarzen, wirren Baumfiguren, die zitternde Ranunkel auf einem Zickzackstengel. Ihm war, als laure ein Etwas um ihn in Liebe und unsäglicher Schönheit, jetzt, gerade jetzt, Eingang suchend in seine Seele. Mit gefurchter Stirn zauderte er, es gebrach ihm an Mut sich diesem Etwas hinzugeben, und doch strebte er sehnsüchtig dem Neuen zu.

Er lebte doppelt und jenes Leben, das ihm aus Wald und Feld und Wasser und Busch zugekommen, war zehntausendmal reicher, feiner, tiefer, lebenswerter als dieses brave, gespreizte, lächerlich arme, grobe und böse Leben, in dem er seinem Tagewerk nachging. War das, was er bis jetzt Erholung, Vergnügen genannt hatte, auch nur ein wenig Erhebung und Genügen gewesen? Es machte ihn so glückselig, daß er nun genau und für alle Zeit wußte, wohin sein Leben ausströmte, daß er hüpfend in den Gartenwegen herumspazierte und an jedem Baum und Blatt und Klang, am fahlen, gelben Licht nach Sonnenuntergang herausspürte, daß sich ihm so Köstliches entschleierte.

Da der Bauer so jung zu seinem Anwesen gekommen war, galt er für eine ansehnliche Person im Dorf. Man fand, er müsse heiraten. Hier und da sah er ein Mädchen mit Wohlgefallen und ein wenig Unruhe im Geblüt an, aber es war in ihm eine Stimme, die mahnte ihn, sich nicht zufrieden zu geben mit diesem Wohlgefallen, und rasch kühlte sich sein Sinn, und seine Seele wurde still und zog ihn zu seinem heimlichen Leben hin.

Er unterschied sich von allen andeen Leuten im Dorf, so kam es, daß er zwar ansehnlich dastand, man ihn aber doch nicht für einen richtigen Bauern hielt. Hatte er etwa ein paar fette Ochsen verkauft, und man fragte ihn: „wie geht's, wie steht's," dann antwortete er sicherlich etwas bedrückt und ungeduldig: „Danke, nicht gut geht's mir." — Oder bei schönstem Erntewetter wünscht ihm sein Nachbar Glück dazu, daß er den Weizen so trocken in die Scheune bekommen, und er murmelt: „Ach ja, ganz schön, aber ich träumte nichts, was mir gut tut." Der Nachbar forscht: „Was träumtest Du?" „Ach, nur daß der König zu Besuch in mein Haus kam, und ich ihn gastete. Er legte mir einen Orden um und schenkte mir ein Haus in der Stadt. Hernach sprang die Bürgermeisterstochter durchs Fenster hinein und machte mir einen Antrag."

„Ja, was träumst Du denn sonst Schönes?" erkundigt sich der Nachbar, der so vernünftig ist, daß er schließlich auch einmal an einem Verdrehten Anteil nehmen kann. „In vorvoriger Nacht fing ich Schmetterlinge, die waren halb wie Vögel mit weichen Klauchen, ein Seidenfellchen auf dem Rücken. Der eine war braun mit korallenroten Tupfen, der andere aber war blau."

„Himmelblau?" „Ach nein," sagt der Bauer und sieht versonnen und lächelnd dem Nachbar über die Schulter. „Sie zogen vor mir her zu einem Wald unter Sternen. Da lag der Wald, wo sich mein Garten in den Fensterscheiben spiegelt, unter Steenen. Es ist nicht das, aber ich war daheim und fand Genügen, das ist es."

Der Nachbar läßt den jungen Bauer stehn, zum Aergern war keine rechte Ursache, aber auch nicht zur Freude. Seine Tochter hatte ihren Sinn darauf gesetzt, den jungen Bauern zu freien, einen festen, heißen Sinn . . . Sie steckt sich hinter den Pfarrer, er solle dem jungen Bauern ins Gewissen reden, da er nie zur Kirche ging.

Eines Tages sitzt der Bauer in des Pfarrers kahler, sonniger Stube. „Ich errege kein Aergernis," sagt er tief überzeugt. „Wie wäre das möglich? Mich kümmert dies alles zu wenig."

„In welcher Art lebt Ihr?"

„Mich kümmert nur eins, was den andern eine Gleichgültigkeit und Kleinigkeit in dem Gelärme ist. Seht man in einen Blumenkelch, etwa in den einer Malve am Sommermorgen, dann rinnt da ein Tropfen tief drin, in dem Tropfen glüht ein Glanzfleck, in dem Fleck ein Goldpunkt, der spiegelt noch wieder eine Welt, das ist meine Welt. Von dem Leben das Spiegelbild, von allem Bunten und Reizenden der Traum, das, was nicht mehr sagbar ist, was verborgen, siebenmal versteckt und hundertmal verlöscht ist, das ist meine innigste Liebe."

„Glaubt Ihr denn, daß Ihr damit ein ganzes Menschenleben füllt und ausschöpft? Wie kann sich ein verständiger, derber Mann wie Ihr also verlieren! Ihr solltet ein Weib nehmen und damit Eurem Leben den Schwerpunkt geben, Liebe und Sorge für andere!"

* * *

Der Bauer hat sein Tagwerk hinter sich, er sieht dem Wind zu. Die Dalien an den Himbeersträuchern wanken wie auf der Flucht vor den herüberlangenden Reisern. In den Eschenbäumen hängt ein sparsames Muster von Blättern, Zungen, die in die Herbstluft lecken. Grüner, kalter Glanz neben schwarzen Halbmonden bedeckt den Teich. Von dem Welken, Eilen, Flattern, dem herben, süßen Duft vergehender Blüten weiß die strenge Klarheit des abendlichen Himmels nichts.

Ein Tor knarrt dem Bauern im Rücken, ihn eilt es nicht sich umzusehen; wohl einer der Knechte, der ihm eine Bestellung macht. Im Raschellaub stocken Schritte, nichts als des Windes Brodeln und Sagen.

Sie steht ihm im Rücken, die Nachbarstochter, die gekommen ist, ihn zu sehen, weil er nicht kommt, sie zu sehen, und weil es an ihrem Herzen nagt, seinen Anblick zu entbehren. Da, wie sie ihn stehen sieht, sagt ihr eine Stimme in der Brust: nie und nie gewinne ich diesen Mann! Er sieht sich um und fragt im Näherkommen mit einem Lächeln, ob sie etwas von ihm wolle. Ja—a, ein Bündchen Majoran und Minze bäte sie, und ihre Zähne klappern ihr aufeinander, ihr beben die Arme. Als sie ihn nahe aus großen Blauaugen finster und fordernd ansieht und die Lippen bewegt, die Worte der Anklage gegen ihn wegen seiner Herzenshärte lautlos formen, da wird dem Bauer, als wälze sich ihm eine große Schuld auf den Nacken. Sie gehen nach der Hauswand, wo die Kräuter an den Riegeln der Läden trocknen.

„Du kannst nicht wegen der Kräuter, Wigga," sagt der Bauer leise und halb wider Willen. Das Mädchen zuckt mit den Achseln. „Wegen was sollte ich kommen! Um mit einem Stein zu reden?" Dann preßt sie die Faust auf den Mund.

„Nimm die Hand von den Lippen," sagt der Bauer, gerührt über ihren Gram. Er mag nicht sehen, wie die Lippen zucken, die Wimpern in Tränen kleben, die Stirn in kleinen, runden Falten sich zusammenzieht. Er ergreift ihre Hand, sie sieht ihn atemlos an. „Denkst Du Dir viel Glück dabei, mich zum Manne zu haben?" fragt er.

Das blonde Gesicht überstrahlt Seligkeit. Der Bauer beobachtet genau die Veränderung, sie dünkt ihn sehr schön.

„Ich hab' meine eigene Art zu leben, von der ich nicht lasse, willst Du mich nicht stören? Willst Du zufrieden sein mit dem, was ich Dir geben kann? In Treuen und Ehren will ich es Dir geben. Willst Du damit zufrieden sein und mir glauben, daß ich es nicht anders kann?"

„Ich will," sagt sie und drückt seine Hand an den Busen und möchte ihm an den Hals fallen und zaudert bangend, als ob er ein gar zu hoher Herr wäre, der sich in Rätsel verhüllt. Seine Lippen sprechen von Annäherung und seine Augen von Immerfremdsein. „Du wirst es schwer finden mit mir," sagt er, „überleg Dir's." Der Bauer legt Wigga vorsichtig die Hand auf die hellrote Wange. „Nein," sagt sie, „ich will keinen anderen als Dich."

In ihrer Kammer löst sie in Glut und jauchzend ihre Zöpfe und küßt sie, die ihres Liebsten Mund küßte. In Wahr-

heit — der große Spröde hatte sie geküßt und würde sie zum Weibe nehmen. In Wahrheit! Wird er erst ihr Mann sein, dann läßt er sein wunderliches Wesen. Sie war stark und sink, stark und schön und so verliebt! Wigga tanzte in ihrer Stube.

* * *

Der Bauer war zufrieden und heiter, aber sein Weib war es nicht immer. Sie schaute auf ihn und nahm Aergernis an seinem Wesen. Arbeit und Sorge teilte er mit ihr in seiner stillen Weise und ließ ihr freie Hand, sich zu vergnügen, aber er ging nicht mit, wenn es dazu kam, Feste zu feiern.

Die Frau fand von Tag zu Tag mehr heraus, daß es gar zu wenig war, was ihr der Mann gönnte. Sah sie ihn an in seinem merkwürdig sicheren Glück, zu dem sie den Weg nicht wußte, dann versteinerte ihr Herz und darauf ihr Gesicht in eifersüchtigem Weh. Was für einen Vorwurf sollte sie ihm machen? Daß er einsam war, so viel er konnte, daß seine Seele voll war und ihre hungrig um ihn herumschlich?

Er gibt mir keinen Vorwurf, da will ich ihm einen geben, sagte sie zu sich, denn ich liebe ihn ohne Maßen! Sie geht zum Vater und beredet sich mit ihm. Der schüttelt anfänglich den großen, birnenförmigen Kopf, aber das junge Weib ist so in Hitze, und einen andern Rat kann er ihr nicht geben, also gibt er nach . . . . . .

Der Bauer besitzt eine Scheune, die liegt frei in seinem Acker auf einer Bodenwelle, bald dahinter kommt die Grenze.

„Was tut denn die Tochter alle Tag' bei der Scheune?" fragt ihn sein Schwiegervater beiläufig. „Du hast einen Junggesellen zum Nachbar, nah' bei der Feldscheune; ein schönes, junges Weib hast Du auch, sieh Dich für!"

„Ah", sagte der Bauer mit einem leichten Unwillen, und es gab ihm einen Ruck, den sein großes, graues Gesicht nicht verriet . . . . . .

In voller Nachmittagssonne liegt die Scheune in Golddunst. Auf ihrem Dach trägt sie einen Schauer Lämmerwölkchen, die alten Pappeln stehen flimmernd und dunkel, sie helfen die Lämmerwolken tragen wie Kandelaber. Am Roggenrand liegen rote Steine, die sind heiß; bunt blinkt es aus dem Halmedüster und duftet bedrückend schwer. Im Dornenbusch ruft ein Vogel, was im Herzen wallt, und aus den Furchen im Getreide lockt Grauen, das durch die Seele zieht. Liegen die Teiche im Kornmeer, grüne Teiche von jenem Wasser, das wir ersehnen? Rauschen da die Halme jenes Lied, das alle Unbilden löscht und von aller Niedrigkeit erlöst? Oder ziehen da heimtückische Kornweiblein den Törichten an jedem Haar in sein kaltes Verderben?

Die Scheunentüren stehen offen. Gold fließt durch den Bau, auf dem Dach sitzt eine Reihe Tauben. Pappel, pappel reden die großmächtigen Kandelaber; von oben her neigen sich die Lämmerwolken in ihre wonnezitternden, breitsehnsüchtigen Kronen. Auf dem Dach ahmt der Schatten das zärtliche Spiel nach. Die müßigen, freien Tauben heben ihre Schwingen klappernd und werfen sich in den Golddunst. Ein Vogel lacht vorüberjagend. Dem Bauer schwillt die Brust in Riesenfreude . . . .

Im vorjährigen Stroh, welches das Fach mit einer glatten Schicht deckt, sitzt des Bauern Weib, neben ihr der Junggeselle, der Nachbar.

„Guten Tag," sagte der Bauer. Mit blinzelnden Augen sieht er genug, er fühlt, wie alles zusammenhängt. „Was treibt Ihr hier?"

„Ich kam des Wegs, sah Deine Frau sich mühen, das vorjährige Haferstroh zu ebnen, da half ich ihr," sagt der Junggeselle verdrossen und steht auf.

„Wollt Ihr noch weitere Tage gemeinsam arbeiten?" fragt der Bauer.

„Nie wieder," sagt die Frau hastig. Durch das Stroh, in das sie einsinkt, strebt sie ihrem Manne zu.

„Hol mich dieser und jener, nicht noch einmal," murmelt der Junggeselle, trampelt unentschlossen auf der Lehmtenne und geht dann.

„Warum zitterst Du?" fragt der Bauer sein Weib. Sie nimmt ihm einen Strohhalm vom Rock mit kalter Hand. „Aus unglücklicher Liebe zu Dir," jammert es in ihrem Herzen, aber ihre Lippen bleiben stumm.

Der Bauer schiebt den hölzernen Riegel vor das Scheunentor nach Westen. „Komm in die Sonne," sagt er zu seinem Weib.

„Warum traust Du mir nichts Schlechtes zu und daß ich Dich im Ernst betrüge, da Du so kalt zu mir bist?" fragt sie, über die Schwelle stolpernd.

„Ich weiß, daß Du redlich bist. Und dann — er ist ja eine Vogelscheuche von einem Mann," sagt der Bauer.

„Wer, der Nachbar? Ein lustiger, blonder Mann mit roten Backen? Hältst Du Dich denn für so schön, daß ich neben Dir keinen anderen sehen könnte?"

Die Frau sieht ihrem Mann seitwärts in das tiefe, heitere Auge, das in der Weite ruht. Sie möchte alles um sich und in sich in Stücke reißen, um einen Liebesblick. Ratlos, unter seinem Reiz erliegend seufzt sie: „Du hast den Zauber!"

„Der Zauber hat mich," sagt der Bauer. „Wenn Du Dir gar keinen Rat weißt mit Deiner Liebe, dann blick hinauf."

„Ich sehe nur Dich," sagt das Weib traurig.

Sie gehen in der vollen Sonne über eine holprige Wiese, die endet in einen Sumpf, in dem Gebüsch mit roten Blättern steht. Moos polstert sich weich, und Unkraut steht wuchernd zwischen Gestrüpp. Da lassen sie sich nieder.

„Sag mir ein gutes Wort," sagt das Weib mit rauher Stimme. Der Bauer pflückt eine rosa Kleestaude und hält sie empor.

Wigga erhebt sich mit Nachdruck. „Ich wollte, ich hätte Ekel vor Dir und Deinem Wesen!"

Der Bauer sieht zu ihr auf, wie sie dasteht in ihrer dunklen Tracht, das große blonde Gesicht wie ein Ungewitter.

„Sind wir nicht im Frieden miteinander? Was hab ich versehen?" fragt er. „Weshalb versuchst Du es mit Deinem Geracker, die Feier zu stören!"

„Du verdienst meine Treue nicht, Du willst meine Liebe nicht, meine Güte ist Dir gleich. Dein Herz hängt an Banmesspitze, Gott weiß wo!" klagt sie, und ihre Miene wird finster wie eine Felskluft. Der Bauer sagt: „Laß mir meine Zufriedenheit."

„Und Dein Weib läßt Du klagen und darben," schreit Wigga. „Du bist behext! Aber eines Tages, vielleicht im Winter, wirst Du des Zaubers los und ledig sein, denk an meine Worte! Dann wird Dir das Wasser nichts mehr sein als das Wasser, das Mensch und Tier säuft, im Traum werden Dir die Sorgen und Plackereien des Tages gewürzt wieder kommen, die Krähen werden Dir von dem krächzen, was Du verloren hast, die Glocken werden Dich zu Jammer erschüttern. Das Blättchen wendet sich! Dein Eingeweide wird sich umdrehen in bitterlicher Angst; Du wirst zu mir gekrochen kommen, daß ich Dich stütze und berate!"

Der Bauer erbleicht, sein Auge rollt und seine Faust greift nach der Brust. Dann wird er sanft. „Wenn Du mich liebst, wünschst Du mir dies Elend?" sagt er betrübt.

„Ja, so weit bringst Du mich."

* * *

Bis in den Winter hinein ertrug der Bauer sein Leben, an dem seines Weibes Hände zogen und zerrten, um ihm den Glanz abzustreifen. Bis in den Winter . . .

Elisabeth Siewert.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weindausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 20. Berlin, den 15. Februar 1904. 21. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Alles Interesse konzentriert sich gegenwärtig auf die Nachrichten, die vom ostasiatischen Kriegsschauplatze einlaufen. Gleichgültig liest man die Versicherungen Japans und Rußlands, daß immer gerade der Gegner es gewesen sei, der zum Kriege provoziert habe. Dagegen addiert man eifrig die russischen Kriegsschiffe, die vor Tschemulpo, und die russischen Handels- und Transportschiffe, die auf hoher See von den Japanern bereits fortgenommen sind. Man sucht fleißig in alle Einzelheiten der Seeschlacht von Port Arthur einzudringen, die so ungünstig für die Russen begann. Auch folgt man gespannt den offiziellen Erklärungen und offiziösen Nachrichten der unbeteiligten Großmächte und übt sich in Prophezeiungen über das schließliche Verhalten Englands und der Vereinigten Staaten. Ob die letztgenannten Erfolg haben werden mit ihrem Bestreben, die Neutralität Chinas im russisch-japanischen Kriegsspiel unter allen Umständen und mit Unterstützung aller nichtbeteiligten Großmächte aufrecht zu erhalten? Und auf welche Seite sich Korea jetzt, nach der Besetzung von Söul durch die Japaner schlagen wird?

Die Rückwirkung der Kriegserklärung auf die Berliner Börse war eine solche, wie sie von Kennern der einschlägigen Verhältnisse häufig vorausgesagt worden ist. Natürlich erschüttert ein Krieg die Börsen aller Länder. Besonders heftig wurde auch die Pariser Börse in Mitleidenschaft gezogen, erklärlicherweise, da Milliarden russischer Werte sich in Frankreich befinden. Für den Umfang der Panik in Berlin ist hingegen ausschließlich die deutsche Börsengesetzgebung verantwortlich zu machen; darüber kann ein Zweifel nicht bestehen. Und die Wirkung dieser Börsengesetzgebung wird noch verderblicher sein, wenn ein Krieg, der Deutschland näher oder unmittelbar berührt, zum Ausbruch kommen sollte. Diese Erfahrung der letzten Tage ist natürlich kein Anlaß für eine schwache Regierung, das Notwendige einer agrarischen Opposition gegenüber durchzusetzen.

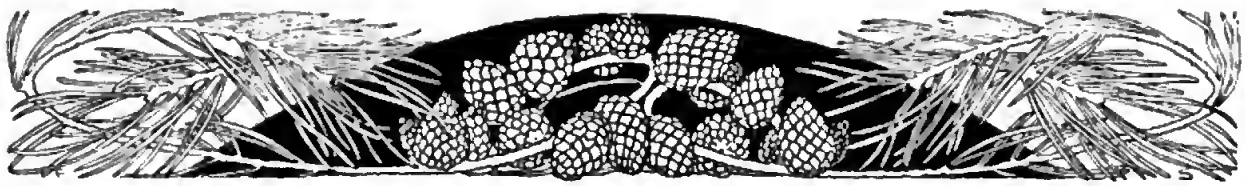
Das preußische Abgeordnetenhaus war in der letzten Woche verhältnismäßig nur kurze Zeit mit etwas anderem als mit agrarischen Interessen beschäftigt. Man beriet die Vorlage über die Dienstaufsicht bei den größeren Amtsgerichten. Der aufsichtführende Richter soll den Titel Amtsgerichtsdirektor und dieselbe Befugnis den Amtsrichtern gegenüber haben, wie der Landgerichtsdirektor in seinem Landgerichtsbezirk. Merkwürdigerweise hat der nämliche Justizminister die neue Vorlage eingebracht der erst vor drei Jahren im Herrenhaus sich entschieden gegen eine derartige Regelung der Dienstaufsicht an Amtsgerichten aussprach. In der Beratung wurde nicht mit Unrecht geltend gemacht, daß die Unabhängigkeit der Richter durch diese neue Kontrollinstanz voraussichtlich nicht gefördert und die Auswahl von Landgerichtsdirektoren noch enger als seither auf einen bestimmten Kreis, nämlich auf den der Amtsgerichtsdirektoren, beschränkt werden würde. Das Schicksal der Vorlage, die an eine besondere Kommission verwiesen wurde, ist ungewiß.

Entschiedener zeigte sich das Junkerparlament bei der Beratung des konservativen Antrags auf Bestrafung des Kontraktbruchs. Angeblich und dem Wortlaut nach wollen die Junker und Junkerfreunde in erster Linie den Kontraktbruch der Arbeitgeber und seine Begünstigung durch Stellenvermittler treffen. In Wirklichkeit ließen die Debatten aber keinen Zweifel darüber, daß man hauptsächlich die Bewegungsfreiheit der Landarbeiter einzuschränken wünscht. Zwar konnte von den großen Rittergütern Ostelbiens, wo die Gesindeordnung unumschränkt herrscht, der freikonservative Abgeordnete Gamp schon jetzt erklären: „Ein Inspektor, der einen renitenten Arbeiter vor sich hat, kann auf dem Lande, wo die Polizei nicht gleich in der Nähe ist, häufig ohne ein paar Ohrfeigen nicht auskommen." Aber künftig sollen auch noch Landgendarmen neben dem ohrfeigenden Inspektor stehen und dafür sorgen, daß kein Arbeiter dem anderen seine Unzufriedenheit mit den Unerträglichkeiten der Gesindeordnung zu erkennen gibt! Trotz des lebhaften Widerspruchs der liberalen Abgeordneten nahm die konservativ-agrarische Mehrheit mit Zentrumsunterstützung den Antrag an, und der Agrarierliebling unter den Ministern, Herr v. Podbielski, der das zerschnittene Tischtuch schon längst wieder vergessen hat, erklärte sich bereit, noch in dieser Session einen Gesetzentwurf im Sinne des Antrages vorzulegen! Die Landarbeiter würden damit wiederum einen Grad unfreier werden.

In der badischen zweiten Kammer hat die Kommission für Wahlrechtsreform einmütig die von der Regierung vorgeschlagene Erweiterung des Budgetrechts der ersten Kammer abgelehnt, im übrigen aber nach eingehenden Besprechungen den Regierungsentwurf als eine geeignete Grundlage für weitere Diskussionen angesehen. Allerdings sind noch mancherlei Meinungsverschiedenheiten der Parteien untereinander und der Parteien mit der Regierung und der Ersten Kammer aus dem Wege zu räumen. Wenn aber die zweite Kammer so einmütig weiter vorgeht und eifersüchtig darüber wacht, daß die Rechte dieser Volksvertretung nirgends geschmälert werden, so ist doch zu hoffen, daß die Reform, die einen Fortschritt bedeutet, unter Dach gebracht wird.

In Bayern, wo bekanntlich ebenfalls die Landtagswahlrechtsreform auf der Tagesordnung steht, hat die liberale Landespartei sich gegen den Regierungsentwurf erklärt, wenn die Bestimmungen über die relative Mehrheit

Digitized by Google



(statt der Stichwahl) nicht beseitigt und die jetzt vorgeschlagene Wahlkreiseinteilung nicht geändert werde. Allerdings wird, wie wir früher gelegentlich schon einmal mitgeteilt haben, bei der vorgeschlagenen Wahlkreiseinteilung die ländliche Bevölkerung noch immer stark bevorzugt; aber auf der andern Seite wird doch auch die seitherige Benachteiligung der Städte durch den Reformvorschlag der Regierung erheblich abgemildert. Da außerdem in absehbarer Zeit die Wünsche auf liberale Wahlkreiseinteilung in Bayern absolut unerfüllbar erscheinen, so wäre es überaus wünschenswert, wenn sich die bayerischen Liberalen soweit zusammenfänden und ihre Verbesserungsanträge noch derartig modifizierten, daß bei dem jetzigen Reformversuch wenigstens eine kleine Besserung herausspringt. Lieber eine geringe Reform als gar keine, oder gar — wie in Preußen — ein ministerielles Loblied auf das elendeste aller Wahlsysteme.

Im elsaß-lothringischen Landesausschuß hat sich die neu gegründete liberale Landespartei durch ihren Führer, Notar Götz, gleich in den ersten Tagen der Generaldebatte zum Etat vorteilhaft eingeführt. Seine echt liberale Rede wurde durch die freiheitlichen Anträge unterstützt, die am nämlichen Tage eine Gruppe liberaler und demokratischer Landesausschußabgeordneter einreichte. Sie fordern im wesentlichen Reform der reichsländischen Verfassung und Verwaltung, Reform des Vereins- und Versammlungsrechts, Einführung des allgemeinen, geheimen und direkten Wahlrechts zum Landesausschuß. Herrn v. Köller wird die letzte Forderung besonders unbequem sein, denn sie beweist ihm, daß alle liberalen Elemente im Lande wirklich zusammengehen und seine „Politik der klerikalen Versöhnung" gründlich Fiasko gemacht hat. Statt eines Ordnungskartells gegen die Sozialdemokratie nun ein liberales Kartell gegen den Klerikalismus! Wenn nur das „Schwarze Meer" Herrn Köller nicht früher fortspült als das von ihm so gefürchtete „Rote Meer!"

Der liberale Verein Kaiser Friedrich in Dessau hat in seiner Generalversammlung nach einem Referate des Vorsitzenden, Landtagsabgeordneten Art'l, folgende programmatische Resolution einstimmig angenommen:

„1. Die Generalversammlung spricht ihre volle Zustimmung zu der durch die Namen Roesicke und Dr. Barth personifizierten Politik aus, welche bei der Betätigung liberaler Grundsätze im Bedürfnisfalle den taktischen Anschluß an die Sozialdemokratie nicht scheut und erneutes Aufblühen des Liberalismus durch gesteigerte Beachtung der berechtigten Interessen der Arbeiter in Stadt und Land wie aller wenig bemittelten Volkskreise herbeiführen will. 2. Die Generalversammlung bedauert, daß der Streik der Crimmitschauer Weber von den Arbeitgebern als Machtfrage behandelt ist. Die Versammlung erhofft, daß bei weiterer Weigerung der Arbeitgeber, den Zehnstundentag für weibliche Arbeiter, wenn auch in absehbarer Zeit, einzuführen, die Reichsgesetzgebung den zehnstündigen Maximalarbeitstag für weibliche Arbeiter festlege."

Der Wahlkreis Anhalt I, den nach dem Tode Richard Roesickes, der Vorsitzende des Wahlvereins der Liberalen, Direktor Schrader, im Reichstage vertritt, hat von jeher mit Recht die Aufmerksamkeit aller Liberalen in hohem Grade auf sich gezogen. Dort macht eine sehr starke und regsame Sozialdemokratie dem liberalen Kandidaten mit größter Anstrengung den Sieg streitig. Dennoch ist es bei den beiden letzten Wahlen gelungen, ein starkes Wachstum der Sozialdemokratie, wie es in anderen Wahlkreisen zu konstatieren war, hintanzuhalten und den Liberalismus infolge seiner entschieden freiheitlichen und arbeiterfreundlichen Haltung — trotz des Zusammengehens mit der Sozialdemokratie bei den Landtagswahlen! — zum Siege zu führen. Kann das Vorbild des Wahlkreises Anhalt I auch nicht für alle übrigen von der Sozialdemokratie gefährdeten Wahlkreise in jeder Einzelheit getreulich kopiert werden, so muß es doch andererseits für die liberale Politik nach wie vor als äußerst lehrreiches Exempel bezeichnet werden.

Ein neues Kommunalprogramm haben die aus der „Fraktion der neuen Linken" der Berliner Stadtverordnetenversammlung ausgetretenen sieben Liberalen, die sich zu einer „sozialfortschrittlichen Gruppe" vereinigt haben, veröffentlicht. Es ist das erste liberale Kommunalprogramm in Berlin. Seine hervorstechendsten Forderungen sind folgende:

Beseitigung der Ungleichheit und Oeffentlichkeit der Stadtverordnetenwahl, Aufhebung des Hausbesitzerprivilegs, gesetzliche Normierung des staatlichen Bestätigungsrechts, Ausdehnung der Rechte der Stadt in der Schulverwaltung, allgemeine achtstufige Volksschule als gemeinsamer Unterbau für die höheren Bildungsanstalten, obligatorische Fortbildungsschulen bis zum 18. Lebensjahre mit Tagesunterricht, Ausgestaltung des Schularztsystems, Heilstätte für Genesende, Lungenkranke und Wöchnerinnen, Individualisierung der Armenpflege unter Beteiligung der Frauen, rationelle städtische Bodenpolitik unter Erhaltung und Vermehrung des städtischen Grundbesitzes, rechtzeitige Erschließung unbebauter Terrains, Unterstützung von gemeinnützigen Baugenossenschaften und Gesellschaften, Uebernahme aller monopolartigen Unternehmungen (Verkehrswesen, Beleuchtung, Krafterzeugung) in städtische Regie, stärkere Besteuerung des unverdienten Wertzuwachses, Eingemeindung der Berliner Vororte usw.

Das sind in Wahrheit „sozialfortschrittliche" Forderungen, denen man nur wünschen kann, daß sie in der kommunalen Vertretung der Reichshauptstadt bald ein lebhaftes Echo und unter den Behörden und Korporationen anderer Städte schnell Freunde und Nachahmer finden möchten.

England hat über die britische Mission nach Tibet amtliche Schriftstücke veröffentlicht, die durch die Schärfe des Tones gegen Rußland geradezu verblüffend wirken. Als die britische Mission ausrückte, erhob der russische Geschäftsträger, Graf Benckendorff, gegen irgend welche Verletzung des status quo ernste Vorstellungen bei Lord Lansdowne. Darauf antwortete dieser, es erscheine ihm über die Maßen sonderbar, daß solche Einsprüche von einer Macht erhoben würden, die auf der ganzen Welt niemals zögerte, sich in die Rechte der Nachbarn einzumischen, wenn die Umstände das zu erfordern schienen. Er wies dabei ausdrücklich auf die russischen Uebergriffe in der Mandschurei, in Turkestan und Persien hin. Wenn man solche im diplomatischen Verkehr ganz ungewöhnliche Sprache Englands betrachtet, denkt man unwillkürlich an ein Bismarcksches Wort, wonach drohende und unhöfliche Antworten nur unmittelbar vor dem Ausbruch eines Krieges angewandt zu werden pflegen. Steht ein solcher für England jetzt auch nicht vor der Tür, so beweisen doch seine umfangreichen Mobilisierungen den Ernst der Gesamtlage.

Die Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel fingen schon vor dem Ausbruch des russisch-japanischen Krieges an, unruhiger als seither zu werden. Die ersten bulgarischen Banden sind bereits als Frühlingsboten in Makedonien aufgetaucht. Und während die Flinten schon wieder zu schießen beginnen, verhandeln in aller Gemütsruhe die Vertreter der europäischen Mächte, die Zivilagenten Oesterreichs und Rußlands, in Salonik mit dem türkischen Generalgouverneur Hilmi Pascha über die Zustände in Makedonien und die Durchführung der versprochenen Reformen. Die hartgeprüfte Bevölkerung Makedoniens, die seither den unleidlichen Bedrückungen und Unruhen zum Teil durch Auswanderung nach Rumänien und auch nach Amerika aus dem Wege ging, könnte aber leicht die Gelegenheit, daß Rußland in Ostasien festgelegt ist, zu einem Verzweiflungsakte benutzen, der den schlummernden Vulkan der Balkanhalbinsel in lebhafte Tätigkeit versetzen und auch Oesterreich-Ungarn mit beunruhigen würde.

Aus Deutschsüdwestafrika kommen Nachrichten, daß alle bedrohten Hauptplätze durch unsere Truppen bereits entsetzt sind und die aufständischen Hereros beim Anblick unserer

Digitized by Google

Soldaten schleunigst ausreißen. Solange unsern Truppen kein ausreichendes Pferdematerial zu Verfügung steht, ist es leider nicht möglich, den zurückweichenden Feind zu verfolgen und zu entwaffnen. Aber auch, wenn dieses herbeigeschafft sein wird, läßt die seitherige Kampfmethode der Aufständischen schon erkennen, daß sich der Feldzug sehr in die Länge ziehen wird.

* * *

Der Krieg.

Jeder Krieg ist ein Unglück, und gewiß sollte jedes brauchbare Mittel angewandt werden, um einen Krieg zu verhindern. In dieser Beziehung stimmt jene Gruppe der Friedensfreunde, die die Realität der gegebenen Verhältnisse im Auge behält, mit jener andern Gruppe zusammen, die die Verwirklichung eines Ideals in einer Welt will, die für dieses Ideal im einzelnen Falle die Voraussetzung nicht bietet. Die Phantastik beginnt hier bei der Annahme, daß jeder Krieg sich bei gutem Willen schon heute vermeiden lasse. Auch ein Zar erfährt das.

Der Werdegang der Staaten, wie sie vorhanden sind, kann zu Interessengegensätzen von solcher Bedeutung führen, daß ein Ausgleich nicht mehr möglich ist. Das eine Interesse muß alsdann weichen für immer oder zurzeit, und wir kennen kein anderes Mittel, in solchen extremen Fällen die Entscheidung herbeizuführen, als den Krieg. Kriege, die unter solchen Voraussetzungen ausbrechen, bleiben freilich ein Unglück; frivole Kriege sind es nicht, und an diesem Maßstab gemessen, ist der Krieg zwischen Rußland und Japan kein frivoler Krieg, sondern eine historisch gegebene, notwendige Krisis, deren Ausbruch noch auf einige Zeit hätte hinausgeschoben werden können, aber die nicht aus der Welt zu schaffen war. Das macht die Größe und die Bedeutung dieses Konfliktes aus.

Die russische Politik hat zur Eroberung des Nordens von ganz Asien geführt. Ob diese Politik ein großer Irrtum war oder eine Tat vorausschauender Klugheit — ich neige zu ersterer Annahme — gleichviel, heute liegt das Ergebnis historisch abgeschlossen vor. Rußland hat für diese Politik ungeheure Opfer gebracht; an Menschen, an finanziellen Aufwendungen; das größte finanzielle Opfer durch den Bau der sibirischen Bahn nach Wladiwostok. Soll diese Politik eines großen Reiches, die es ein Menschenalter hindurch mit äußerster Hartnäckigkeit vorwärts getrieben hat, Früchte tragen, so muß Rußland sich aus dem unwirtlichen Norden einen Zugang zum eisfreien, südlichen Meer schaffen. In der notwendigen Konsequenz dieser Politik lag die Okkupation der Mandschurei und der Vorstoß von dort bis Port Arthur; hier ist das offene Meer, der Anschluß an den unbehinderten Weltverkehr zuerst gewonnen. Eine solche Position kann Rußland nicht wieder aufgeben, oder doch nur dann, wenn erwiesen ist, daß seine Kräfte heute nicht ausreichen, aus seiner Politik im äußersten Osten die gegebenen Folgerungen zu ziehen. Ohne Verwirklichung jener Folgerungen würde diese ganze Politik ein Riesenirrtum und ein Riesenfehlschlag sein.

Für Japan ist die Lage nicht weniger zwingend. Japan hat bewundernswerte Opfer gebracht, um ein moderner Großstaat zu werden. Das Ziel, das Japan vorschwebte, war, seinen Einfluß auf das ostasiatische Festland auszudehnen; dort für seinen Bevölkerungsüberfluß und dort für seine kaufmännische Unternehmungslust und für seine politische Betätigung Spielraum zu gewinnen, entweder als Mitbewerber der europäischen Mächte und der Vereinigten Staaten, oder im kühnsten, phantastischen Hoffen unter Beseitigung jedes außerasiatischen Einflusses. Japan hat für diesen Zweck einen siegreichen Krieg gegen China geführt, ohne zum Ergebnis zu kommen, und statt daß die japanische Fahne auf der Halbinsel von Liautung wehte, sitzen an der äußersten, meerbeherrschenden Spitze dieser Halbinsel in Port Arthur die Russen. Jeder Monat mußte dort die Herrschaft der Russen weiter befestigen, und diese Befestigung bedeutet, daß die politischen Hoffnungen Japans in entsprechendem Grade aussichtslos wurden. Hatte Rußland sich endgültig und mit entsprechender Macht auf der Linie zwischen Port Arthur und Wladiwostok festgesetzt, so war auch das Schicksal Koreas besiegelt; auch Korea mußte dann an Rußland fallen, und damit waren für Japan nicht nur alle Hoffnungen verloren, sondern Japan geriet alsdann unmittelbar unter eine beständige Bedrohung durch Rußland. Japan konnte bis zu jenem Augenblick mit seinen Entschlüssen warten, da es noch hoffen durfte, eine solche Entwicklung rückgängig machen zu können; ein Warten darüber hinaus, hieß abdizieren.

Augenscheinlich war man in Japan der Ansicht, daß ein weiteres Zögern die russische, militärische Stärke in verhängnisvoller Weise vermehren werde; so schlug man los; das war eine gegebene militärische Notwendigkeit, die die Sachlage erzwang und mit der Rußland rechnen mußte. Daher ist auch die Frage, wer die internationale Etikette beim Beginn der Feindseligkeiten verletzt hat, irrelevant; sie ist eine politische Haushofmeisterfrage.

Da Japan sich den Zeitpunkt des Losschlagens wählte, so war von Anfang an anzunehmen, daß es ihn gut wählen würde. Das hat sich bestätigt. Es gelang Japan sogleich eine Reihe Erfolge zur See zu erringen. Diese Erfolge entscheiden nichts über den Ausgang des Feldzuges, aber sie schufen für Japan die Voraussetzungen für einen siegreichen Feldzug. Unterlag Japan auch zur See sogleich, dann war eine Landung in Korea unmöglich und damit unmöglich ein Hinausdrängen Rußlands aus seinen Positionen auf dem Festlande. Die Schwächung der russischen Flotte ermöglicht den Zusammenstoß zu Lande, und sie bringt auch in der Beziehung Japan einen Vorteil, daß dieser Zusammenstoß beschleunigt werden kann, ehe Rußland noch weitere Verstärkungen zu Lande herangezogen hat. Insofern fallen diese Erfolge stark ins Gewicht.

Daß Rußland seine Stellung zur See durch Schiffsnachschübe wesentlich stärken kann, ist nicht wahrscheinlich; solche Nachschübe haben auf ihrem Riesenwege keine Häfen zur Kohleneinnahme, solange nicht andere Mächte sich am Kriege beteiligen; und den kleineren Nachschüben, die noch eintreffen können, würde von einer überlegenen japanischen Flotte aufgelauert werden.

Die Frage bleibt, ist Rußland zu Lande ebenso schlecht vorbereitet? Hier hat es in jedem Falle die Möglichkeit, Verstärkungen auf der sibirischen Bahn heranzuziehen, aber mit welcher Langsamkeit und welchen Schwierigkeiten würde auf dieser eingleisigen Bahn die Nachführung von Proviant und Munition verknüpft sein, während Japan durch Beherrschung der See auch in dieser Beziehung im Vorteil ist, solange sich nicht der Krieg tief ins Innere zieht. Die militärische Ueberlegenheit Rußlands auf dem Papier ist zweifellos, aber ob diese militärische Ueberlegenheit im äußersten Osten des Reiches, in der Mandschurei und in Korea sich wird zur Geltung bringen lassen? In Japan ist man jedenfalls der Ansicht, daß dies nicht möglich sein wird.

Unter diesen Umständen wäre es garnicht ausgeschlossen, daß der Krieg sich lange hinzieht, sich verzettelt in den Riesengebieten, daß es Rußland nicht gelingt die Japaner ins Meer zu werfen, ebensowenig wie die Japaner in der Lage sind,

Digitized by Google

Rußland im äußersten Osten des Reiches einen entscheidenden Schlag zu versetzen; der Ausgang des Krieges wird dann wesentlich auch von der finanziellen Leistungsfähigkeit der Staaten abhängen, und es liegt eine partie remise, ein lahmer Ausgang keineswegs außer dem Bereich der Möglichkeit — vorausgesetzt, daß nicht andere Staaten in den Kampf im Osten hineingezogen werden. Und das bleibt unwahrscheinlich.

Nur Frankreich und England oder China könnten zunächst in Frage kommen. Aber China hat Rußland wie Japan gleichmäßig zu fürchten, und China wird es für vorteilhaft halten, daß beide sich gegenseitig schwächen. England ist zwar der stille Teilhaber in dem kriegerischen Geschäft, das Japan entriert; das englische Blaubuch, das über Tibet veröffentlicht worden ist, beweist, wie es England sich angelegen sein läßt, die Verlegenheiten Rußlands zu erhöhen; das wird England im eigenen Interesse und zum Vorteile Japans gewiß auch des weiteren tun und nicht nur in Tibet. Darüber hinauszugehen, hätte England nur Veranlassung, wenn Japan in seiner Existenz bedroht würde, und mit dieser Möglichkeit ist vorläufig nicht zu rechnen. Auch England wird es für den günstigsten Ausgang der Affäre betrachten, wenn Rußland und Japan sich gegenseitig erheblich schwächen; damit sinkt das Prestige Rußlands in ganz Asien und Japans in China, und England würde wieder die Vormacht in Asien. Daß endlich Frankreich auf Grund seines vagen Vertrages mit Rußland sich in den Kampf stürzte, ist durchaus nicht anzunehmen; für welche realen Zwecke sollte es diesen lebensgefährlichen Kampf führen, der die eigene koloniale Stellung in der ganzen Welt als Einsatz darbrächte? Damit Rußland am Gelben Meere Fuß fassen kann? Die Vorliebe für die politische Don Quijolerie ist in Frankreich stark im Rückgang.

Gewinnt die Verwicklung im Osten an Ausdehnung, so bleibt es am wahrscheinlichsten, daß eine chinesische Volksbewegung diese Komplikation herbeiführt.

Deutschland aber wird jede Entwicklung ertragen können, die für die Vereinigten Staaten, für Frankreich und England erträglich ist, und Deutschland hat daher gewiß keine Veranlassung, in diesem Gebiete eine besondere politische Initiative zu entwickeln.

Weit bedenklicher können die Rückwirkungen des ostasiatischen Zusammenstoßes auf die Balkanverhältnisse werden. Die Ablenkung Rußlands nach Ostasien schwächt die Kraft, die die Ruhe auf der Balkanhalbinsel bisher vor allem erzwungen hat. Die Bulgaren werden den Zeitpunkt zum Losbrechen mit der Schneeschmelze auf dem Balkan im Frühjahr als gekommen erachten. England kann der Ansicht sein, daß diese neue Verlegenheit, die damit Rußland erwächst, ein politischer Vorteil für das Vereinigte Königreich sei und daher der verdeckten Unterstützung zum wenigsten wert wäre. Politische und humanitäre Erwägungen werden gleichmäßig in derselben Richtung England vorwärts drängen. Und Frankreich hat auch seinerseits bereits wiederholt Anstalten getroffen, um sich in der Orientpolitik von Rußland zu trennen und sich England, wie es der Tradition entspricht, zu nähern. In diesem Falle muß Oesterreich-Ungarn zu entscheidenden Entschlüssen kommen und Italien desgleichen. Jene Gefahren, die dann entstehen, werfen ihre Schatten auch nach Deutschland hinüber, und es ist nicht wahrscheinlich, daß Sarafow und seine Hintermänner ferner ruhig bleiben, nachdem sich ihre Aussichten so wesentlich verbessert haben.

Noch ein Faktor bleibt zu berücksichtigen: die inneren Zustände Rußlands. Das Plehwesche Regiment hat die Unzufriedenheit im Zarenreich riesenhaft anschwellen lassen und im Ausland die Antipathien gegen Rußland gesteigert. Für die Haltung der Vereinigten Staaten kommt dieser Faktor erheblich in Ansatz. Solche Sünden der inneren Politik sind schließlich immer einmal verhängnisvoll für die auswärtige Politik; auch für deutsche Verhältnisse sollte man mit dieser Erfahrung rechnen. Wenn nun die auswärtige Politik Rußlands einen starken Mißerfolg erleidet, wird dann die heutige Ordnung im Zarenreiche ohne Erschütterungen fortbestehen? Und welche Folgen haben diese Erschütterungen?

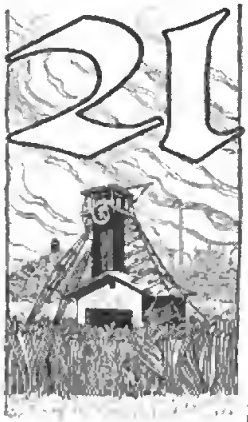
Eines ist zweifellos, dieser Krieg verscheucht eine Reihe politischer Phantome. Zu diesen Phantomen kann man rechnen: die Hoffnung auf einen harmlosen Ausgleich der Gegensätze zwischen Rußland und England und die Hoffnung auf eine russisch-französisch-englische Gruppierung; zu diesen Phantomen kann man auch rechnen das russisch-französische Bündnis, das Frankreich Milliarden gekostet hat, das ihm die Freiheit seiner Entschließung raubt, und das auf Voraussetzungen aufgebaut ist, denen keine Realität innewohnt; zu einem solchen Phantom — es muß dies ausgesprochen werden, — ist heute auch der Dreibund geworden, der die elsaß-lothringische Frage zum Eckstein der Politik machte, und diesen Eckstein hat sie nicht mehr.

Bisher konnte man sagen, es dämmert eine neue Zeit herauf; heute kann man sagen, diese neue Zeit ist da. In höherem Grade muß unser Blick durch die Balkanhalbinsel als durch die Vogesen gefesselt sein. Wir sind auf der Balkanhalbinsel nicht unmittelbar beteiligt, aber es bleibt wahrscheinlich, daß dort trotz aller Vereinbarungen sich nun beschleunigt neue Gegensätze zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn herausbilden, und dann hat auch Deutschland Entschlüsse zu fassen, und wir werden hoffentlich nicht von der Entschlußlosigkeit sein, wie im Jahre 1856.

Es hat durchaus den Anschein, daß dieser russisch-japanische Krieg eine Wetterwende für die internationale Politik wird. Die internationale Politik ist nicht mehr von europäischen Problemen beherrscht; die Politik des Erdenrundes wird zu einer Einheit, und ein Zeichen, daß die europäische Kultur ihren Weg um die Erde zu vollenden beginnt, liegt auch darin, daß eine ferne ostasiatische Macht es unternimmt, sich einer europäischen Macht als ebenbürtigen Gegner berechtigterweise entgegen zu stellen. Gewiß, es gab Kolonialkriege; sie hatten einen ganz anderen Charakter. Aber seit den entlegenen Zeiten der Araber-, der Hunnen- und der Türken-Invasionen ist eine gleiche Bedrohung europäischer Machtentfaltung durch außereuropäische Kräfte nie zu verzeichnen gewesen.

P. Nathan.

Aus der Kartellenquete.



Auffallend neu ist die Behauptung nicht, daß wir noch in den Kinderschuhen des Parlamentarismus stecken; erneut wird sie bewiesen durch die vom Reichsamt des Innern veranlaßte Kartellenquete. Man würde es als ein gefährliches Präzedens ansehen, eine parlamentarische Enquete niederzusetzen und dieser die Rechte zu verleihen, ohne welche sie nichts Positives leisten kann, das Recht, die Personen zu vernehmen, deren Auskunft sie für wesentlich erachtet, das Recht, sie unter dem Eid zu vernehmen und dadurch sowie durch Einsicht der Geschäftsbücher die Wahrheit zu ermitteln. Das erlaubt bei uns die Rücksicht auf die kartellierten Großunternehmer nicht, denen man um Gotteswillen nicht weh tun möchte, denen man nicht zumuten will, etwas auszusagen, was ihnen unbequem ist. Ging man doch, wie der Staatssekretär Graf Posadowsky in

Digitized by Google

der Reichstagssitzung vom 28. Januar 1904 erklärte, davon aus, daß es sich bei der Untersuchung nicht so sehr um ein staatliches Interesse handelt, wie um ein Interesse der beteiligten Kartelle und Gewerbetreibenden. Und deshalb hat man denn von einer Enquete abgesehen und eine Aussprache zwischen beiden Teilen, den Kartellen als Verkäufern und ihren Abnehmern herbeigeführt. Man hat die Leiter der größten Kartelle und einige ihrer Freunde zu ständigen Mitgliedern dieser Kommission berufen, daneben wohl mehr zur Dekoration einige Professoren der Nationalökonomie und ein paar Abgeordnete; manche der letzteren waren ursprünglich nicht berufen und sind dies erst auf ihren Wunsch worden; weshalb sie dies wünschten, ist aus ihrer bisherigen Tätigkeit, oder richtiger Untätigkeit, nicht recht ersichtlich.

In diesem Kreise spielen sich die „kontradiktorischen Verhandlungen" als eine teils gemütliche, stellenweis recht ungemütliche Plauderei ab, je nachdem die Kartellabnehmer sich den Kartellen bereits vollständig unterworfen haben und von diesen mit einem gewissen Wohlwollen als notwendige Mittelspersonen behandelt werden, oder aber ob sie noch den Verzweiflungskampf um ihre Selbständigkeit, ja um ihre Existenz kämpfen.

Das Ruhrkohlensyndikat.

Zu den ersteren Kartellen gehören die Kohlenkartelle, insbesondere das Ruhrkohlensyndikat. Auch der, welcher die Kartelle, weil sie die freie Konkurrenz und damit die natürliche Preisbildung beseitigen, die Preise ihrer Erzeugnisse künstlich hochhalten, bekämpft, wird zugeben müssen, daß die Organisation dieses Syndikats eine höchst sorgfältig durchdachte, in ihrer Art meisterhafte ist, und daß die Leitung sowohl durch die angenehmen Verkehrsformen wie auch durch eine gewisse Rücksichtnahme auf die Interessen der Abnehmer die schlimmsten Härten vermeidet, beziehungsweise abzustellen sucht. Und wo dies nicht geschieht, wird auf die Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen, auf die gute Absicht, weiter zu bessern, auf die Schwierigkeit, alle Teilnehmer zu einem zweckmäßigen Beschluß zusammen zu bekommen, hingewiesen. Gerade die kleineren kapitalschwächeren mit höheren Selbstkosten produzierenden Werke drängen auf höhere Verkaufspreise; sie auch fühlen sich am meisten durch das Syndikat beschränkt, während die großen wohl größere Gesichtspunkte, auch mehr Kulanz gegen die Abnehmer befürworten, sich aber sonst leichter den Maßnahmen des Syndikats fügen, in dem sie freilich auch das große Wort führen.

Der Kohlengroßhandel ist durch das Ruhrkohlensyndikat ersetzt worden; die noch bestehenden Händler sind im wesentlichen nur noch Agenten des Syndikats, freilich mit dem Unterschied, daß sie das Delkredere gegenüber der Kundschaft tragen; aber das eigentlich Kaufmännische in dem Geschäft, die Berücksichtigung der Konjunktur beim Ein- und Verkauf ist fortgefallen; die Einkaufs- und die Verkaufspreise werden ihnen vom Syndikat vorgeschrieben, jede Abweichung wird aufs strengste geahndet. Man hat sich wohlwollend mit dem Großhandel geeinigt, hat ihm ein reichliches, sicheres Einkommen gewährleistet, aber eigentlich nur den derzeitigen Inhabern bezw. ihren männlichen Leibeserben in der Geschäftsnachfolge; jeder Verkauf des Geschäfts ist ausgeschlossen, jede andere Erbfolge vom Syndikat zu genehmigen, das kaum Veranlassung haben wird, diese quasi Abfindung weiter zu gewähren; es kann die Sache in Zukunft billiger machen. Morituri te salutant so charakterisierte treffend ein alter Großhändler die für den Großhandel mit Ruhrkohlen durch das Syndikat geschaffene Lage. Ist doch selbst der Rayon, in dem er verkaufen darf, dem Händler vorgeschrieben. Einen sehr erheblichen Teil des Verschleißes — an die Eisenbahnen, an die Groß- und die mittlere Industrie, soweit ihr Jahresbedarf 6000 t jährlich erreicht — hat sich das Syndikat vorbehalten; hier dürfen die Händler nicht liefern. Diesen größeren unmittelbaren Verbrauchern werden etwas billigere Vorzugspreise gewährt, sie sind auch nicht unter allen Umständen gezwungen abzunehmen, so nicht, wenn sie bei notwendiger Betriebseinschränkung die Kohlen nicht brauchen. In solchen Fällen braucht das Syndikat allerdings auch nicht zu liefern.

Die führende Persönlichkeit eines der größten deutschen Syndikate erklärte, „daß in dem Statut keines Kartells gesagt sei, daß eine Hebung des Absatzes bezweckt wäre. Denn es ist das in sich selbst ein Widerspruch — — die Interessenten haben sich zusammengeschlossen, um bessere Preise zu erzielen; damit ist auch gesagt, daß der Abnehmer einen höhern Preis bezahlt, und hiergegen ist die Hebung des Absatzes ein gewisser Widerspruch."

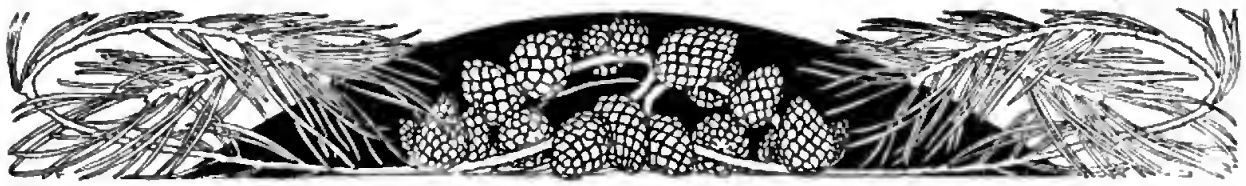
Die Kartelle werden eben nicht im Interesse der Abnehmer, sondern in dem der Produzenten gegründet. Freilich eine weitsichtige Kartellleitung wird eine Preispolitik führen können, welche die Interessen der Abnehmer auch bis zu einem gewissen Grade berücksichtigt; denn es braucht dieselben, es muß suchen, sie lebensfähig und kaufkräftig zu erhalten. Zweifellos hat das Kohlensyndikat in der Zeit der aufsteigenden Konjunktur eine weise Mäßigung bewahrt und damit zu deren Dauer wesentlich beigetragen; aber der Appetit kam beim Essen: je länger die Konjunktur dauerte, je größer die Gewinne in andern Industriezweigen wurden, um so stürmischer verlangten die Syndikatsmitglieder die Steigerung der Kohlenpreise, um so weniger vermochte die Syndikatsleitung, die zweifellos mäßigend einwirkte, dem zu widerstehen. Und wie es dann immer kommt: die höchsten Kohlenpreise wurden festgesetzt, als die Konjuktur schon umgeschlagen war, während freilich in der Kohlenindustrie noch — namentlich infolge einer durch die Presse geschürten unsinnigen Kohlenangst — Hausse herrschte. Die Eisenindustrie litt schon seit dem Frühsommer 1900 unter Absatzstockungen und stark weichenden Preisen, ein Vorgang, der sich in 1901 noch rapid verschärfte, und in dieser Zeit schwerster Krisis mußte sie die höchsten Kohlenpreise bezahlen, denn sie sah sich gezwungen, schon zeitig im Jahre 1900 ihren Bedarf für das ganze Jahr 1901 abzuschließen. Solche langfristigen Abschlüsse sind in Zeiten aufsteigender Konjunktur für den Verbraucher sehr angenehm, in denen absteigender aber verderblich, sie verschärfen und verlängern die Krise.

Die schöne Theorie, daß durch die Kartelle die Krisen verhindert, ja auch nur abgeschwächt würden, hat durch die Preispolitik des Kohlensyndikats wie durch die noch weit schlimmere des Koks- und Roheisensyndikats sowie des Halbzeugverbandes ein gründliches Loch bekommen. Die Phrase, daß die Kohlenindustrie die feste Säule in dem wankenden Gebäude sei, die man durch eine stetige Preispolitik unerschüttert lassen müsse, klingt für die Kohlenproduzenten allerdings sehr schön, für die Kohlen konsumierende Industrie dagegen recht wenig vertrauenerweckend. Unbegreiflich aber ist es, wenn sich die Vertreter des Vereins deutscher Maschinenfabriken dieser Phrase mit der Begründung anschließen, daß der gute Geschäftsgang im Kohlenbergbau für die Maschinenindustrie von der größten Wichtigkeit sei, da dieser ihr bester Abnehmer sei.

Werden denn in Zeiten einer niedergehenden Konjunktur mehr Kohlen gebraucht, wenn die Preise hoch, als wenn sie niedrig sind? Werden mehr Kohlen gefördert, mehr Erweiterungs- und Neuanlagen vorgenommen, wenn der Verbrauch künstlich eingeschränkt wird, als wenn er sich natürlich entwickeln kann?

Dabei konnte damals die Preispolitik des Kohlensyndikats um deswillen noch nicht so schädlich wirken, als es noch eine große Zahl von Outsider-Zechen gab, die ihre Preise natürlich in der Zeit des industriellen Rückgangs stets etwas unter den Syndikatspreisen hielten, damit sehr gute Geschäfte machten und ihren Absatz erheblich ausdehnten, während der der Syndikatszechen zurückging; jetzt aber sind alle Zechen des Ruhrreviers im Syndikat vereinigt mit Ausnahme der fiskalischen, die aber die Preispolitik des Syndikats stets mitmachen.

Digitized by Google



Dem Vorwurf, daß die Syndikatsleitung die größte Steigerung der Kohlenpreise zu einer Zeit vorgenommen habe, in welcher der wirtschaftliche Niedergang bereits eingetreten, setzte sie die Behauptung entgegen, daß derselbe im Sommer 1900 absolut nicht vorauszusehen gewesen wäre. Ich habe in der Kommission an einer Reihe von Tatsachen nachgewiesen, daß der Umschwung damals bereits klar zutage lag und bin daraufhin von den besoldeten Vertretern großindustrieller Vereine aufs heftigste angegriffen worden. Da trifft es sich denn recht gut, daß bei den kontradiktorischen Verhandlungen über das Druckpapiersyndikat der publizistische Vertreter dieser Interessentengruppe, der Herausgeber der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung", Herr Dr. Reismann-Grone, ausgeführt hat, daß bereits im Frühjahr 1900 die Hochkonjunktur gebrochen gewesen sei, daß zu dieser Zeit bei der Drahtindustrie in Hamm die Krise ausgebrochen sei, daß dort schon im Juni umfangreiche Feierschichten eingelegt worden seien, ebenso wie in andern Betriebsstätten der Fertigeisenindustrie; schon im Hochsommer war der Roheisenmarkt in vollständiger Deroute und bereits im April kündigte die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" die Baisse an.

Die Syndikatsleitung hat also die Konjunktur nicht richtig beurteilt, sie hat die deutlichen Symptome des wirtschaftlichen Niederganges, die zahlreiche Handelskammern und führende Organe der Industriereviere klar darlegten, nicht erkannt, wenigstens ihnen nicht Rechnung getragen, sondern die Krise durch die Kohlenpreiserhöhungen verschärft. Ich will damit gegen die führenden Persönlichkeiten dieses Syndikats keinen Vorwurf erheben, denn dieselben sind in ihrer Preispolitik abhängig von den Zechenvertretungen, und deren Beschlüsse beruhen meist auf Kompromissen. Daß aber ein Kompromiß meist nicht gerade der Weisheit höchster Schluß ist, dürfte nicht zu bezweifeln sein. Wunder muß es nur nehmen, daß, nachdem das Syndikat eingestandenermaßen sich inbezug auf die Entwicklung der Konjunktur so gründlich getäuscht und in Verfolg dieser Täuschung eine für die Allgemeinheit so gefährliche Preispolitik geführt hat, der preußische Finanzminister sich bewogen gefühlt hat, in seiner Etatsrede vor der Weisheit des Kohlensyndikats eine tiefe Verbeugung zu machen; freilich die Preispolitik, welche der preußische Bergfiskus in jener Zeit getrieben hat, war eine noch erheblich kurzsichtigere als die des Syndikats.

Darüber, zu welchen Preisen nach dem Inland und zu welchen nach dem Ausland verkauft worden ist bezw. wird, konnte eine positive Antwort nicht erlangt werden; das war Geschäftsgeheimnis, das nicht preisgegeben wurde; das wenige darüber beigebrachte Material war lediglich geeignet, den Tatbestand zu verschleiern. Der Umstand, daß das Syndikat überall da, wo die Konkurrenz, namentlich der englischen Kohle, in Frage kam, in der Zeit des industriellen Rückgangs wesentlich billiger, als im nichtbestrittenen Gebiet verkaufte, läßt den Schluß zu, daß es ebenso bei den Exportverkäufen verfahren ist.

Inwieweit die Klagen der Abnehmer über unreine Förderung, Lieferung minderwertiger ungeeigneter Kohle berechtigt waren, ließ sich nicht ermitteln. Das Interesse, sich den Kunden durch gute Ware zu erhalten, seine speziellen Wünsche zu befriedigen, hört mit der Einsetzung des Syndikats für das einzelne Werk wohl auf, aber in Zeiten stürmischer Nachfrage hat die Qualität der Kohle sich immer verschlechtert. Man wird anerkennen können, daß die Syndikatsleitung jedenfalls bestrebt gewesen ist, für gute Ware zu sorgen, was von einzelnen Abnehmern geradezu anerkannt worden ist.

Als ein besonders hoch anzuerkennender Vorteil des Kohlensyndikats wurde es bezeichnet, daß die stabilen Kohlenpreise auch stabile Löhne der Bergarbeiter herbeigeführt hätten. Ganz zutreffend ist das nicht, denn dieselben sind mit der absteigenden Gesamtkonjunktur heruntergegangen, und zwar stärker als die Kohlenpreise; immerhin haben sie sich auf erfreulicher Höhe gehalten. Aber es ist doch nicht angängig, in den Kohlenbergleuten eine Art von Ueberarbeitern mit hohen Löhnen zu züchten, auf Kosten der großen Masse anderer Arbeiter, deren Lohn durch die Verteuerung der Produktionskosten durch hohe Kohlenpreise indirekt herabgedrückt wird. Auf die Dauer würde das Verfahren auch gar nicht einmal zugunsten der Bergleute ausschlagen, denn der Lohn richtet sich nach Angebot und Nachfrage, und sinkt er in den andern Berufen, so strömt eine solche Menge Arbeiter aus diesen dem Bergbau zu, daß damit auch hier der Lohn gedrückt wird.

Wie schwer aber manche Industriezweige unter der Verteuerung der Kohle leiden, das zeigte sich drastisch in den lebhaften Klagen, der größtenteils seit Mitte 1900 mit Verlust arbeitenden reinen Walzwerke und der Bandeisenwalzwerke, sowie der Kleineisenindustrie. Der gute Rat, diese Werke möchten sich doch auch zu Kartellen zusammenschließen und ihre erhöhten Produktionskosten durch höhere Verkaufspreise ihrer Erzeugnisse ausgleichen, ist in den meisten Fällen nicht gangbar, denn in je mehr Betriebe eine Industrie zersplittert ist, um so schwieriger, um so unmöglicher erweist es sich, sie unter einen Hut zu bringen; auch werden die Kosten der Verwaltung und Kontrolle eines solchen Kartells zu hoch, während andererseits die Outsider den Kartellzweck illusorisch machen, und neue draußen stehende Werke entstehen um so leichter, je weniger Kapital zu deren Anlage erforderlich ist.

Die Kartellfähigkeit ist daher auf die Großindustrie und zwar mit wenigen Ausnahmen auf die der Rohstoffe und Halbfabrikate begrenzt.

Die Art der Beteiligung an der Produktion nach Förderschächten mußte mit Notwendigkeit dazu führen, daß leistungsfähige Zechen mit geringen Förderkosten wenig leistungsfähige mit hohen Selbstkosten aufkauften, und stillegten und deren Beteiligungsziffer der ihrer billiger produzierenden Werke zuschlugen. In der freien Konkurrenz würde sich der Vorgang in der Art vollzogen haben, daß die schwächeren Betriebe einfach aufgehört hätten; die Operation, wie sie infolge der Syndikatsbildung eingetreten ist, ist schmerzloser; jedenfalls kann die Wirkung vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus nicht beklagt werden.

Bedenklicher ist freilich eine andere Folgeerscheinung: die hohen Kohlenpreise geben den Hüttenwerken mit eigenen Kohlengruben einen gewaltigen Vorsprung vor denen, die die Kohlen kaufen müssen; letztere werden jenen gegenüber konkurrenzunfähig; soweit sie das Kapital aufbringen können, suchen sie sich in ihrem Kohlenbezug unabhängig zu machen, indem sie Zechen erwerben; je mehr solcher gemischter Werke entstehen, umso größer also das Quantum billig produzierter Ware ist, das auf den Markt kommt, umso weniger wettbewerbsfähig werden die auf den Kauf von Kohlen angewiesenen Werke. Auch dieses Syndikat wirkt also auf die Bildung gemischter Riesenbetriebe, auf das Verschwinden der Mittelbetriebe.

Eine verwandte Organisation ist die oberschlesische Kohlenkonvention, nur daß sie viel loser ist, daß sich in ihrem sehr viel kleineren Kreise die Vorgänge in fast gemütlich patriarchalischer Weise abspielen, daß man auch mehr Rücksicht auf die im engeren Industriebezirk belegenen, auf den Ankauf von Kohlen angewiesenen Werke nimmt, und darüber die Gegensätze nicht so schroffe werden, wie im Ruhrrevier. Es handelt sich bei ihr um kein Syndikat, das den Verkauf tätigt, sondern nur um eine Konvention, welche den Absatz auf der Hauptbahn in den gröberen Sortimenten (über 15 mm) für die einzelnen Gruben festlegt oder für deren Ueberschreitung Konventionalstrafen erhebt, und um die Festsetzung von Mindestpreisen für die einzelnen Marken. Der Verkauf steht den Zechenverwaltungen frei, doch haben sie das zum Hauptbahnversand gelangende Quantum meist an einige Großhändlerfirmen verschlossen, von denen zwei, Caesar Wollheim und Em. Friedländer in Berlin, allein über mehr als 60 Prozent dieses Quantums verfügen. Hier besteht also der Handel in seiner vollen Selbständigkeit weiter; nur bezüglich der Einkaufspreise ist er durch die von der Konvention festgestellten Mindestpreise gebunden; freilich, die beiden genannten Firmen wirken auch bei dieser

Digitized by Google

Normierung sowie bei der der sogenannten Listenpreisen mit, nach denen der Verkauf an die weiteren Abnehmer stattfindet.

Außerhalb der Konvention stehen die fiskalischen Gruben, die mit ungefähr 1/3 an der Gesamtförderung beteiligt sind; in der Preisstellung gehen sie aber mit der Konvention Hand in Hand, und nur in den seltensten Fällen machen sie dieser durch billigere Preise Konkurrenz; stellenweis sind sie in der Preissteigerung noch rascher vorgegangen, als die der Konvention angehörenden Gruben.

Daß ein guter Großhandel für Produzenten, Kleinhandel und Konsumenten von Vorteil ist, haben die Verhandlungen über die oberschlesische Kohlenkonvention mit voller Klarheit ergeben; die Gewinne desselben mögen in den Jahren der Hochkonjunktur recht hohe gewesen sein, man kann der Meinung sein, daß es volkswirtschaftlich richtiger sei, den Konsumenten mehr davon in Gestalt billigerer Preise zukommen zu lassen, aber seine distributive Aufgabe hat der Großhandel ausgezeichnet gelöst; natürlich konnte er in der Zeit der Kohlenangst nicht ungeheuerlichen Ansprüchen genügen und nicht allen denen Kohlen ablassen, die diese früher von wo anders her bezogen hatten; aber er hat der Versuchung widerstanden, die Angstkonjunktur mit ihren Phantasiepreisen auszunutzen. Und auch die Produzenten sind der Meinung, daß bei Ausschaltung des Großhandels und eigenem Debit dieser den Preis nicht billiger stellen würde, als jener die Arbeit heut besorgt. Für den Konsum aber liegt in der immer noch vorhandenen, wenn auch freilich recht eingeschränkten Konkurrenz ein Vorteil. Es ist daher kaum anzunehmen, daß die lose oberschlesische Kohlenkonvention in absehbarer Zeit die feste Form eines Syndikats annehmen wird

Indessen ebenso wenig wie dem Ruhrkohlensyndikat ist es der oberschlesischen Konvention gelungen, sich als der volkswirtschaftliche Regulator zu erweisen, als welchen sie sich so gern darstellen; ursprünglich recht vorsichtig in der Preiserhöhung, kam der Appetit beim Essen. „Man wollte auch einmal mit dem großen Löffel essen", meinte ihr Vorsitzender, nur kam dieser Hunger leider in dem Moment, als die Gesamtkonjunktur umschlug, und wenn man auch die schweren Fehler übermäßig langer Abschlüsse vermied, so fand man doch auch nicht den Entschluß, die Preise auf ein Niveau zurückzusetzen, das der wirtschaftlichen Lage der anderen Industrien entspricht; man schränkt den Bedarf durch hohe Preise lieber ein und erhöht damit seine Förderkosten, statt ihn durch billigere Preise zu beleben.

Auch bei kluger Leitung — und ich stehe nicht an, diese beim Syndikat wie bei der Konvention durchaus anzuerkennen — wird das egoistische Interesse das volkswirtschaftliche im Laufe der Zeit stets überwiegen; und das macht es so bedenklich, eine solche Macht über das ganze Wirtschaftsleben in die Hände eines Verbandes weniger Interessenten zu legen. Wie nachteilig solche Machtfülle wirkt, wenn zufällig weniger Maß haltende Elemente die Führung bekommen, zeigen das Koksyndikat, die Roheisensyndikate und der Halbzeugverband.

Georg Gothein.

(Weitere Artikel folgen.)

Parlamentsbriefe.

VII.*

Nachdem der Reichstag noch einen zweiten Tag auf die erste Lesung des Gesetzes über die Entschädigung unschuldig Verhafteter verwandt hatte, kam wieder die allgemeine Sozialpolitik an die Reihe. Noch zwei Tage wurde de rebus omnibus et quibusdam aliis diskutiert. Den Ruhm, eine der längsten und dabei die überflüssigste Rede gehalten zu haben, darf der nationalliberale Exgeneralsekretär Patzig für sich in Anspruch nehmen. Man hatte den Eindruck von seiner Rede, daß sie eine Zusammenstellung alles dessen enthalte, was Herr Patzig im Laufe der letzten Jahre in seinen vielen Wahl- und Agitationsversammlungen gegen die Sozialdemokratie gesagt hat. Die Abgenutztheit des Inhalts wurde nur noch übertroffen durch die Trockenheit der Darstellung. Wenn nationalliberale Blätter in Zukunft noch einmal Lust verspüren sollten, sich über die Vergeudung der Zeit des Reichstags durch Dauerreden zu beklagen, werden sie es sich gefallen lassen müssen, daß man ihnen ihren Herrn Patzig recht nachdrücklich unter die Nase reibt.

Der interessanteste Moment in der zweitägigen Debatte war zweifellos das Rededuell David-Heyl. Dr. David, der neue Vertreter von Mainz, wo ihn übrigens die bürgerliche Demokratie schon im ersten Wahlgang unterstützt hat, hat schon einmal kurz das Wort ergriffen. Zu einem sozusagen programmatischen Auftreten kam es aber erst Sonnabend. In außerordentlich geschickter Weise kleidete Dr. David seine positiven Darlegungen in die Form einer Polemik gegen den nationalliberalen Freiherrn von Heyl und den Zentrumsmann Erzberger. Ueberhaupt konnte er seine Jungfernrede kaum geschickter konzipieren. Er ist einer der bekanntesten und wissenschaftlich vielleicht der bedeutendste Revisionist. Daß es ihm an Mut nicht fehlt, hat er auf dem sozialdemokratischen Parteitag in Hannover bewiesen, wo er dem sechsstündigen Angriff Bebels auf Bernstein in einer meisterhaften und dabei absolut offenherzigen Rede von vierstündiger Dauer entgegentrat. Er gehört eben nicht zu den Revisionisten, die die Vorsicht für den wichtigsten Bestandteil ihrer Taktik halten. Auch jetzt, bei seiner ersten großen Reichstagsrede, hat er sich gehütet, irgendwie seinen revisionistischen Standpunkt in Abrede zu stellen. Trotzdem rief ihm Bebel zu, als er die Treppe hinunterstieg: „das haben Sie gut gemacht, David!" David hatte es eben verstanden, nicht nur mit glänzender Dialektik und überlegener Sachkenntnis die Herren Erzberger und von Heyl in die Ecke zu treiben, sondern auch die Differenzen innerhalb der Sozialdemokratie mit einem Takte zu behandeln, der bei einem Fraktionsgenossen des Herrn Stadthagen doppelt sympathisch berührt.

Freiherr von Heyl gab sich redliche Mühe, den Eindruck der Davidschen Rede zu zerstören. Er brachte auch, wie fast stets bei seinem Auftreten, einen gewissen Eindruck hervor. Er besitzt nämlich einen Aplomb, der solange verblüffend wirkt, bis man dahinter gekommen ist, wie wenig dahinter steckt. Er versteht das, was der Engländer „bluff" nennt. Mit der Miene eines infallibel ex cathedra sprechenden Papstes stellt er Tatsachen fest und widerlegt er sozialdemokratische Behauptungen. „Donnerwetter, hat der Mann einen tüchtigen und fleißigen Sekretär!" So denkt man unwillkürlich, wenn man ihn reden hört, da natürlich niemand es für möglich hält, daß ein Mann, der ein so ungeheueres Vermögen zu verwalten hat, noch Zeit übrig haben könnte, um sich aus allen Ecken der Tages- und Bücherliteratur sein Material zusammenzusuchen. Prüft man aber dies sogenannte Material etwas genauer, wie es erst der Sozialdemokrat Wurm und dann David getan hat, so bleibt nicht viel mehr übrig als eine Reihe nicht erweislich wahrer oder erweislich unwahrer Behauptungen.

Mit dem Redekampf David-Heyl war das letzte Interesse an der Generaldebatte erschöpft. Man atmete ordentlich auf, als vier sozialdemokratische Redner vergeblich vom Präsidenten aufgerufen wurden. Als letzter stand der Sachse Stolle auf der Rednerliste. Er hielt eine „Generalabrechnung" über Criminitschau mit dem sächsischen Bundesratsbevollmächtigten Fischer, der, gutmütig und hilflos wie immer, kaum noch einen schwachen Versuch des Widerstandes machte. Damit war die Sache zu Ende. Graf Posadowsky konnte sich seines Sonntags freuen. Denn Sonnabend 7¾ Uhr wurde ihm sein Gehalt bewilligt.

Digitized by Google

Die neue Woche begann mit einer großen Ueberraschung. Eigentlich sollte in die Beratung der drei Dutzend Resolutionen eingetreten werden, die zum Etat des Reichsamts des Innern eingebracht waren. Aber der Präsident sah ein, daß jeder Gedanke an eine rechtzeitige Erledigung des Etats ausgeschlossen war, wenn man jetzt über alle diese Resolutionen debattieren wolle. Und so berief er denn den Seniorenkonvent. Mit seltener Bereitwilligkeit einigte man sich Montag um die Mittagsstunde von äußerst rechts bis äußerst links, die Resolutionen bis nach Ostern zurückzustellen. Als sich das Gros der Abgeordneten um ein Uhr zur Plenarsitzung einfand, wurde ihnen die große Neuigkeit mitgeteilt. Niemand erhob Widerspruch. Aber manchem wurden seine Rededispositionen arg durchkreuzt. Wer seine Rede zu den ersten Resolutionen fix und fertig im Kopfe oder in der Mappe mitbrachte, mußte sich damit abfinden, sie bis Ende April reifen oder welken — je nachdem! — zu lassen. Wer dagegen entschlossen gewesen war, zu den ersten Spezialtiteln des Reichsamts des Innern zu sprechen, mußte auf dies Vorhaben verzichten. Denn wer hat das Material für eine Rede da, die er frühestens in acht Tagen zu halten erwartet? Graf Ballestrem schmunzelte. Das paßte ihm in den Kram. Titel um Titel wurde aufgerufen und ohne Diskussion angenommen. Immer rosiger strahlte das Gesicht des Präsidenten, immer fröhlicher schwenkte er sein rotes Taschentuch.

Im Galopp war man beim Reichsgesundheitsamt angelangt. Ein paar Reden waren hier gemeldet. Alle sprachen nur ein paar Minuten. Hurrah! Hurrah! Die Sache machte sich. Man hörte schon verschiedentlich die Vermutung äußern, der ganze Etat des Innern werde erledigt werden. Auch der sozialdemokratische Redner, Scheidemann, machte nur einige kurze Bemerkungen über die Verschmutzung der Flüsse. Da empfand Herr Rettich in seiner agrarischen Seele das Bedürfnis, ein Klagelied über die niedrigen Schweinepreise anzustimmen und das Fleischbeschaugesetz in die Debatte zu ziehen. Nur einige Sätze waren es. Aber sie boten Herrn Scheidemann den überaus willkommenen Anlaß, seine Rede, die er zu den zurückgestellten Resolutionen über die Fleischbeschau vorbereitet hatte, an den Mann zu bringen. Die Rede war lang, aber gut. Mit erdrückendem Material kritisierte sie das Fleischbeschaugesetz als die so ziemlich schlechteste Frucht unserer agrarischen Gesetzgebung, was etwas heißen will. Mit dieser Rede Scheidemanns war die Schleuse aufgezogen. Nun strömten die Redefluten. Den halben Montag, den ganzen Dienstag, den ganzen Mittwoch drehte sich die Debatte fast ausschließlich um das nationale und das internationale Schwein. Zwar gab es auch allerlei Intermezzi über den Honig und die Leichenverbrennung, die Essigsäure und die Fäkalien, den Doktortitel der Veterinäre und die Verfälschung des Weines. Sogar über das Reichsgesundheitsamt selbst und seine Beamten sprach ein Redner. Dr. Böttger war dieser wunderliche Heilige. Aber das Leitmotiv der Debatte blieb doch: revenons à nos cochons! Fast alle agrarischen Führer, Gamp und Graf Reventlow, Dr. Wolff und Graf Kanitz und manche andere noch erschienen auf dem Plan. Auch das Zentrum und die Nationalliberalen schickten in den Herren Klose und Wallau Waschechte vor. Von der Linken führte den Kampf neben Scheidemann besonders wirkungsvoll Gothein. Die Regierung verhielt sich reserviert. Mittwoch Abend war man glücklich mit den Schweinen im reinen, d. h. der Präsident des Reichsgesundheitsamts bekam sein Gehalt bewilligt.

H. v. Gerlach.

Jeanne Darc, eine Heilige?

Im Vatikan ist ein vor zehn Jahren bei der Kommission der kirchlichen Ritualien eingeleiteter Prozeß beinahe zum Abschluß gekommen. Beinahe; denn Jeanne Darc, über deren vielerwärts und schon seit Jahrhunderten gepriesenen Eigenschaften Leo XIII. durch ein von 27. Januar 1894 datiertes Dekret eine regelrechte Untersuchung angeordnet hatte, ist jetzt — noch nicht in die Schar der kanonischen Heiligen aufgenommen, wohl aber feierlich anerkannt worden als „eine verehrungswürdige Magd Gottes, die sämtliche Tugenden, die drei christlichen sowohl wie die sogenannten vier Kardinaltugenden, in einem heroischen Maße (au degré héroïque) geübt hat." Daß sie dies getan, ist durch ein am 6. Januar dieses Jahres erlassenes Dekret, festgestellt worden. Nun bleiben noch, ehe sie förmlich heilig gesprochen wird, vier ihrer Wunder näher zu prüfen. Drei Wunder wenigstens sind, wenn die Sache gelingen soll, durchaus notwendig. Wahrscheinlich aber werden alle vier, die noch zu untersuchen sind, diese letzte Feuerprobe bestehen. Sie werden wohl ebenso gut bezeugt sein wie viele andere, die von Autoritäten allerersten Ranges, in der katholischen und auch in der protestantischen Kirche, über jeden Zweifel der Gläubigen schon längst erhoben wurden.

Warum aber Jeannes „Heroizität" gerade am 6. Januar ausgesprochen wurde, ist durchaus nicht zufällig, sondern infolge einer sehr sinnreichen Kombination geschehen. Der 6. Januar nämlich — daran werden wir in der Vorrede zu jenem Dekret erinnert — ist „der Tag, an welchem (gleich zu Beginn unserer Aera) der Erlöser durch einen Stern den Nationen sich offenbarte, zugleich ist er der Geburtstag Jeannes, jener Gottesdienerin, die zuerst im irdischen, dann im himmlischen Jerusalem ein glänzender Stern zu werden bestimmt war." Zwei Tatsachen, die unerschütterlich fest ständen — wenn die in einem unserer vier Evangelien enthaltene Erzählung von „Magiern, die aus dem Morgenlande", dem Stern des Messias folgend, über Jerusalem nach Bethlehem zogen und dem Kindlein Jesus ihre Huldigung darbrachten, geschichtlich und mit dem hier fraglichen Datum ausgestattet wäre; wenn man jene „Magier" für drei Könige, für Repräsentanten „der Nationen" halten könnte; wenn es jetzt, nachdem sie schon seit 1900 Jahren vom Schauplatz abgetreten sind, auch für Laienaugen sicher wäre, daß „die Völker damals einer göttlichen Offenbarung teilhaftig geworden sind;" und wenn es ausgemacht wäre, daß im XV. Jahrhundert das Geburtsregister im Dorfe Domremy durchaus regelrecht geführt wurde. Doch auf der Höhe des vatikanischen Standpunkts kommen solche philiströsen Nörgeleien nicht in Betracht, und so durfte der 6. Januar dort als besonders geeignet erscheinen zur Proklamation des jüngsten päpstlichen Dekrets. Fraglich aber bleibt es doch, wenigstens für viele Fernerstehende, ob sich dieses Dekret für die Welt, wie sie heutzutage ist, auch nur ebenso gut eignet, wie der 6. Januar für seine Erlassung. Ausdrücklich wird zwar in der Vorrede gesagt, daß „Frankreich, das ehemals seine Rettung und seine Ehre der Jungfrau von Orleans zu verdanken hatte, unter den schwierigen und trüben Umständen, worin es sich jetzt befindet, lernen möge, Frieden und Gerechtigkeit sich von ihr erbitten zu lassen, nachdem ihr die Kirche vorläufig schon den glorreichen Titel einer Heroine verliehen hat." Da aber Frankreich, obwohl es sich ehemals sehr gern die erstgeborene Tochter der Kirche nennen ließ, auch die Heimat Rabelais', Calvins, Montaignes, Voltaires

Digitized by Google

und anderer Geister solcher Art geworden ist, werden manche unserer französischen Zeitgenossen, leise oder laut, lächelnd oder zürnend, sagen, daß sie sich nach dieser glorreichen Fürsprecherin garnicht sehnen. Selbst fromme Katholiken werden vielleicht denken, daß Frankreich im Himmel Fürbitter und Fürbitterinnen schon in beträchtlicher Anzahl besitze, daß es am Ende, wie ein Sprichwort sagt: „besser ist, sich an Gott zu wenden als an seine Heiligen," und daß Jeannes Fürbitte, da sie Frankreich unter Umständen, die noch viel „trüber und schwieriger" waren als die jetzigen, nichts geholfen hat, ihm schwerlich jetzt viel helfen werde. Leute aber, die für kirchliche und himmlische Dinge weniger als für irdische sich interessieren, werden es ungern sehen, daß gerade jetzt geschichtliche Erinnerungen wieder aufgeführt werden, durch die die neueste Annäherung zwischen England und Frankreich — fast ist es eine entente cordiale — eher gestört als gefördert werden könnte. Vielleicht auch gibt es Franzosen, die da meinen, daß, weil Heilige doch für ihre Verehrer vorbildlich sein sollen, die Jungfrau von Orleans für die französische Mädchenwelt ein sehr gefährliches Vorbild wäre. Denn Frankreich braucht Mütter, viele Mütter und möglichst viele Kinder. Jungfrauen, weltliche und klösterliche, hat es mehr als genug.

Uebrigens ist wohl zu bedenken, daß das Urteil der katholischen Theologen, wie über einige andere Kandidaten der Kanonisation so auch über Jeanne Darc von jeher geteilt war. Als Ketzerin ist sie von französischen Theologen und Juristen im Mai 1431 verurteilt und dem weltlichen Arm, der sie dem Feuertod übergab, ausgeliefert worden. Seitdem haben ihre Verehrer mehrmals versucht, bei der römischen Kurie ihre Heiligsprechung zu erwirken. Bis jetzt vergeblich, da politische und auch theologische Bedenken ihrem Verlangen immer entgegentraten. Noch vor einigen Wochen, den 15. Dezember 1903, sprach der hochehrwürdige Kardinal Dominicus Ferrata, vor der Kommission der kirchlichen Ritualien, zweifelnd die Frage aus:

„Ob es gewiß sei, daß Jeanne Darc die drei christlichen und die vier Kardinaltugenden in heroischem Maße geübt habe." Die Antworten der über diese Frage abstimmenden hochehrwürdigen Herren wurden reiflich erwogen, der Papst aber enthielt sich vorerst eines endgültigen Urteils und forderte die Anwesenden auf, in einer so wichtigen Sache, die göttliche Erleuchtung zu erflehen."

Daß ihre Gebete auf mich armen Ketzer gewirkt haben, glaube ich nicht; wohl aber hat mich die Veröffentlichung des Heroizitäts-Dekrets, als ich es am 9. Januar im „Temps" las, angeregt, in dem vortrefflichen Buche von Joseph Fabre die Protokolle des „Procès de condamnation de Jeanne d'Arc" mit neuem Interesse zum zweitenmal zu lesen. Diese Lektüre aber, ich will es hier gestehen, hat mich zu einer der päpstlichen Gewißheit entgegengesetzten Ansicht gebracht. Ich glaube wirklich, — daß Jeanne Darc, obwohl sie eine hervorragende Heldin war, weder die drei christlichen noch die vier philosophischen Kardinaltugenden in einem heroischen Maße geübt hat.

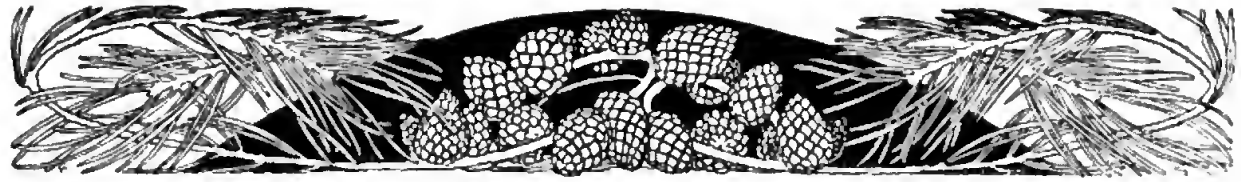
Glauben hatte sie ganz sicher, ja einen gewaltigen, „Berge versetzenden". Doch war weder der Grund noch der Gegenstand ihres Glaubens so geartet, wie er nach katholischer Kirchenlehre geartet sein soll, sein muß. Der Grund ihres Glaubens waren, nach ihren eigenen Aussagen, die ihr zuteil gewordenen Erscheinungen und Stimmen, nicht irgend welche kirchliche Lehre, noch irgend welche kirchliche Autorität. Was die Erzengel Michael und Gabriel, die heilige Katharina und die heilige Margaretha zu ihr sprachen, das glaubte sie; nach ihren Geboten und Verboten, nicht nach irgend welchen Geboten und Verordnungen der Kirche oder auch der heiligen Schrift, richtete sie ihr Tun und Lassen, sogar die Wahl ihrer Kleidung.

Weil aber die ihr zuteil gewordenen Erscheinungen für jeden, der nicht auf mittelalterliche, oder noch ältere Lehrnormen verpflichtet ist, nichts anderes waren noch sein konnten als der Reflex ihrer eigenen Gedanken und Gefühle, so glaubte sie, obwohl sie von der Realität und Wahrhaftigkeit dieser Erscheinungen überzeugt war, eigentlich doch nur an sich selbst, an ihren Geist und an ihr Herz, sowie von jeher und überall alle Ketzer getan haben und noch tun. Ihr Glaube war durchaus und radikal ketzerisch. Und ketzerisch war auch ihre Hoffnung; denn sie hoffte ganz bestimmt zweierlei: daß die Engländer in sieben Jahren aus Frankreich vertrieben sein würden und daß sie selbst, wenn sie nur Jungfrau bliebe, sicher ins himmlische Paradies kommen würde. Nebenbei erwartete sie, daß, wenn sie in Gefangenschaft oder schwereres Elend geriete, ihre Heiligen ihr helfen würden. Als sie aber rettungslos im Kerker schmachtete und dem schrecklichen Feuertod entgegensah, zerfiel und verschwand ihre Hoffnung, und was an deren Stelle trat, ein sehr dürftiges, aus eigener Angst und ein bißchen Kirchenlehre zusammengesetztes Gemisch, kann man nicht als ihr Eigentum ansehen, und jedenfalls war es keine heroische Hoffnung und auch keine echt kirchliche. Denn immer hatte ihr beides gefehlt: die kirchliche Vermittlung und die von der katholischen Kirche notwendig erachtete Bescheidenheit und Demut. Liebe hatte sie eine sehr große, aber eigentlich doch nur für das unglückliche Frankreich, genauer gesagt: für das Stück Land, dessen schauderhaftes Elend „la pitié qui est au pays de France" ihr jugendliches Herz ergriffen und ihre übermäßig erregbare Phantasie erschüttert hatte. Schön und edel war diese Liebe, doch mischte sich darein mehr als ein Tropfen minder edler Leidenschaften, etwas von Lust an Abenteuern, ein dunkles Streben nach Ehre und Erhöhung. Ihrem Glauben, ihrer Hoffnung, ihrer Liebe kann man gerade nicht jede Christlichkeit absprechen, da der Begriff der Christlichkeit zu den dehnbarsten, zu den eigentlich undefinierbaren gehört; wohl aber darf man behaupten, daß in ihr keine dieser drei Tugenden dem Musterbilde gleicht, das die katholische Kirche ihren Anhängern vorhält. Und auch neben der katholischen, wüßte ich keine andere Kirche zu nennen, die Jeanne Darc, so wie sie wirklich war, zu ihren regelrechten, orthodoxen Mitgliedern zählen würde.

Zu den vier antiken Kardinaltugenden aber stand, wie ich glaube, Jeanne Darc in einem nicht minder mißlichen Verhältnis. Weder Plato noch Aristoteles, weder Zenon noch Epikur würden in ihr die von ihnen gepriesenen Haupttugenden, jedenfalls nicht in einem heroischen Maße, wiederfinden. Das Mädchen von Domremy hat gelegentlich strategische Einfälle gehabt, die auch von tüchtigen Heerführern hoch geschätzt wurden. Und in den Antworten, die sie ihren Richtern gab, war sie manchmal geradezu spirituelle, ja malicieuse wie eine echte Französin. Doch hatte ihre Klugheit, so groß sie sein mochte, fast immer ein entschieden krankhaftes Gepräge. Hellenische Sophrosyne, d. h. ein gesundes, kräftiges, klares Denken, war es nicht, sondern immer und überall ein mit Träumen und hysterischen Visionen verbundenes.*) Ihre Tapferkeit war groß, doch zeigte sie sich nur darin, daß sie in das Kampfgewühl, dem sie als Weib hätte fern bleiben sollen, sich hineinstürzte und darin sich wohl gefiel. Doch unter der Last ihres furchtbaren Schicksals brach am Ende ihre Tapferkeit zusammen. Durch die Entbehrungen und Aengste ihrer Gefangenschaft, durch die Aufregungen und Mühen ihres Prozesses erschöpft, suchte Jeanne, indem sie eine Abschwörungsformel nachsprach und eigenhändig unterzeichnete, ihr Leben zu retten. Diesen Widerruf, der ihr nicht die heiß ersehnte Freiheit, sondern nur die Begnadigung zu lebenslänglichem Gefängnis verschaffte, widerrief sie nach wenigen Tagen. Als sie aber dann, wegen dieses Rückfalls in die abgeschworene

*) Ihre Heiligen kamen zu ihr, das sagte sie vor Gericht, gewöhnlich dreimal jeden Tag; an manchen Tagen noch öfters. Sie hat sie umarmt, ihren Wohlgeruch gerochen, ihre Wärme empfunden, obgleich sie in himmlischer Leibhaftigkeit, immer von Licht umflossen, ihr erschienen.

Digitized by Google



Ketzerei, eine „hérétique relapse“, dem Feuertode entgegenging und ihre Heiligen, wider ihr Erwarten, ihr nicht zu Hilfe kamen, leistete sie nochmals etwas wie einen Widerruf, um sich den Trost einer letzten Kommunion zu ermöglichen. Menschliche, leicht begreifliche und verzeihliche Schwächen, aber wahrlich nicht Leistungen einer heroischen Tapferkeit! Wie viele Märtyrer, denen keine katholische Kirchenbehörde jemals die Ehre der Heiligsprechung verleihen wird, haben in den Folterkammern der heiligen Inquisition und auf dem Scheiterhaufen, als verworfene Ketzer, eine größere Tapferkeit bewiesen als diese neueste Heldin! Jeannes Mäßigkeit und Selbstbeherrschung soll heißen: ihre Temperantia, bestand wesentlich darin, daß sie Jungfrau blieb bis zu ihrem Tode, also ungefähr bis zu ihrem neunzehnten Lebensjahr. Eine Leistung, die, so groß man sie auch schätzen mag, doch nicht heldenhafter war als die von Millionen Mädchen, die solche Lebensweise in Klöstern oder auch außerhalb jeder Klausur, und ohne sich in Mannskleidern zu verschanzen, vor den Augen aller Welt zustande bringen. Ihre Gerechtigkeit zeigte sich, in ihrem Verhalten zu ihren Eltern, denen sie sich durch eine selbstwillige Flucht entzog; zu ihren Richtern, die sie mit einigen zweideutigen Aussagen, durch Allegorien, deren buchstäbliche, irrige Auffassung sie veranlaßte, täuschte; zu ihren Verehrern, denen sie einiges Wunderbare nicht ungern vorspiegelte: nichts weniger als heldenhaft. Betrachtet man aber, wie Plato, die Gerechtigkeit als die Summa, als den Inbegriff der drei anderen Kardinaltugenden, so erscheint sie in Jeanne Darc von sehr problematischer Größe, da in ihr jene drei anderen Tugenden, wie wir gesehen haben, an schweren Mängeln litten.

Dies alles, und noch einiges andere, was hier ausführlich zu besprechen, zu lang wäre, sagte ich mir, als ich jene überaus interessanten Protokolle des Prozesses las, der zu Jeannes Verurteilung geführt hat. Und ich wunderte mich, daß in der Kommission der kirchlichen Ritualien „der Advokat des Teufels“ dies alles, da er es doch wahrscheinlich wußte, entweder nicht gesagt oder tauben Ohren gepredigt hat. Hat er aber diese Bedenken — oder andere gleichwertige vorgebracht, so ist es desto merkwürdiger und trauriger, daß sein Wort verdunkelt worden ist durch die vom Papste erflehte Erleuchtung, oder übertönt durch die Zuflüsterungen eines Geistes, den seine Heiligkeit nicht gerufen hat, jenes Geistes, der, wie erzählt wird, einem Kardinal die berüchtigten Worte ins Herz legte: „Mundus decipi vult, ergo decipiatur“. Ein häßlicher Spruch, den wir aber durch Einschaltung eines einzigen einsilbigen Wörtleins in eine gute Kampfparole verwandeln könnten und sollten, nämlich so: „Mundus decipi vult, ergo non decipiatur“.

Heidelberg. M. Schwalb.

Ueber Natur- und Kunstpoesie.

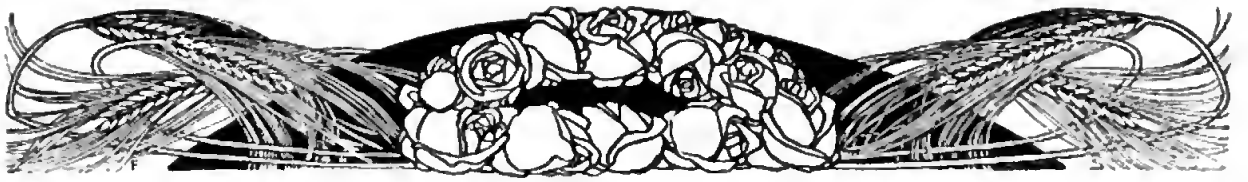
Aus ungedruckten Briefen Jacob Grimms und Achim v. Arnims.

Eine der früh angenommenen Ueberzeugungen Jacob Grimms, an der er mit Zähigkeit festhielt, und die auch sein Bruder Wilhelm mit einigem Vorbehalt gelten ließ, ist seine prinzipielle Unterscheidung zwischen Natur- und Kunstpoesie. Zur Naturpoesie zählte er, innerhalb des Gebietes deutscher Dichtung, alle älteren Epen nebst den erzählenden und lyrischen Gedichten der früheren Zeit. In diesen Hervorbringungen der Naturpoesie sah er die edelsten Kräfte, und zwar unschuldig und unbewußt, wirksam. In den Gebilden der Kunstpoesie dagegen, die an die Stelle der Naturpoesie, in steter Entfernung der Menschheit von der Heiligkeit ihres Ursprungs, getreten sei, herrsche nicht mehr ein allgemeiner, oder ein der Allgemeinheit innewohnender Trieb sich poetisch mitzuteilen, sondern die Kunstabsicht des einzelnen Dichterindividuums. Die ursprüngliche Naturpoesie stellte Jacob Grimm dichterisch-produktiv unvergleichlich höher, als die moderne Kunstpoesie. Man empfindet den Zusammenhang dieser Anschauung Jacob Grimms mit Savignys, seines Lehrers, Rechtsauffassung. Auch Savigny wollte die rechtsbildende Kraft, die er einer ursprünglichen, unbewußt schaffenden Periode der Menschheit zuschrieb, für die moderne Zeit nicht gelten lassen. Einen prinzipiellen Gegner hatten beide an Achim von Arnim. Wie dieser Savignys Buch vom Berufe seiner Zeit zur Gesetzgebung bestritt, so trat er in gleicher Weise auch Jacob Grimm auf dem Gebiete der deutschen Dichtung entgegen, und zwar in aufschlußreichen Briefen, die sie beide über Natur- und Kunstpoesie wechselten.

Den Beginn ihrer Erörterung dieser Frage bemerken wir schon in der Heidelberger Einsiedlerzeitung vom Jahre 1808. Jacob Grimm, als Arnims Mitarbeiter, hatte dort in Nr. 11 in den „Gedanken: wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten“ behauptet: „So innerlich verschieden die beiden, die Kunst- und die Naturpoesie, erscheinen, so notwendig sind sie auch in der Zeit abgesondert und können nicht gleichzeitig sein“, wozu Arnim in einer Note bemerkte: „Wir wünschen den historischen Beweis davon, da nach unserer Ansicht in den ältesten wie in den neuesten Poesien beide Richtungen erscheinen.“ Diesen historischen Beweis suchte Jacob Grimm nun 1811 in seinem ersten Buche „Ueber den altdeutschen Meistergesang“ zu erbringen, und dies Buch gab den unmittelbaren Anstoß zur Auseinandersetzung zwischen den Freunden.

„Deinen alten Lieblingsunterschied zwischen Natur- und Kunstpoesie kann ich Dir“, schrieb Arnim, „nach innigster Ueberzeugung als etwas in Menschen ganz Getrenntes garnicht zugeben. Nie ist eine ohne die andre, aber leicht mag in einem Menschen eine von beiden abwechselnd das Uebergewicht gewinnen, und wenn wir in der Minnepoesie den Naturtrieb, im Meistergesang das Kunstbewußtsein überwiegend finden, so wäre es allerdings sehr interessant, diese Stellen oder Einzelheiten in den älteren Meistern der Geschichte wegen zu sondern, und nach dem wenigen, was ich vom Titurel kenne, wäre er gerade dazu recht geschickt, beides deutlich zu machen . . . Merkwürdig ist mir in dieser Hinsicht eine Stelle Deiner Vorrede, wo Du den gebildeten Menschen geradezu schuld gibst, sie wollten etwas an die Stelle der Naturpoesie setzen, was diese nie erreichte. Dies scheint mir der Gipfel des Mißverständnisses, worüber Du selbst bei genauerer Betrachtung erschrecken wirst, denn Du tust den besten Menschen aller Zeiten damit ein himmelschreiendes Unrecht, die ihre Natur und ihren Trieb, so gut sie es vermochten, aussprachen und auch ihr Volk hatten und begeisterten — denn wo zweie im Namen des Geistes versammelt sind, da will er unter ihnen sein — wenn gleich die große Menschenmasse gleichgültig vor ihnen übergegangen ist. Wenn ich je mit Begeisterung für Volkspoesie und mit ihr gefühlt habe, so war es bei Gott nicht darum, weil ich meinte, eine andre Natur und Kunst habe sie hervorgebracht, als jene, die mir in unsern Tagen manche Langeweile gemacht hat; nur darum, weil sie die Sichtung schon bestanden hat, in der auch vieles aus unsrer Zeit bestehen wird, darum suchte ich sie der Welt möglichst sichtbar vor Augen zu stellen. Es wird mir sehr lieb sein, auch Deine entgegengesetzte Meinung recht grell darüber zu vernehmen, denn ich wünschte hierin Ueberzeugung zu haben, und ich bin gewiß, daß gerade dieser Dein Lieblingsunterschied zwischen Natur- und Kunstpoesie den gefährlichsten Einfluß auf Deine meisten Ansichten haben und insbesondre auf Deine Sagensammlung eine beschränkende Gesinnung übertragen muß. Ich wollte in Goethes Namen beschwören, daß bei allem Bewußtsein dessen, was er treibt, was gewöhnlich Kunst genannt wird, er sich doch häufig von der Eingebung seiner

Digitized by Google



Natur überrascht fühlt, die ihm Erfindungen und Einwirkungen auf andre unbewußt schenkt, an die er nie vorausgedacht hatte; so schwöre ich Dir im Namen der Homeriden, der Volksliedersänger, daß keiner, der mehr als einen Vers gesungen, ohne Kunstabsicht war, aber freilich mochte diese oft sehr gering sein gegen das, was er unbewußt erreichte. Nach dieser meiner Ueberzeugung wirst Du es in mir begreiflich finden, daß ich sowohl in der Poesie wie in der Historie und im Leben überhaupt alle Gegensätze, wie sie die Philosophie unsrer Tage zu schaffen beliebt hat, durchaus und allgemein ableugne."

Auf den „getadelten Unterschied zwischen Natur- und Kunstpoesie" entgegnete jetzt Jacob Grimm: „Diesen Unterschied habe ich als etwas historisches aufgenommen und immer so vorgestellt, nie aber als etwas gleichzeitiges gedacht, da ich ihn auch aus der Historie beweise. Es ist also ungerecht, mir vorzuwerfen, wie Du mir tust, daß ich in beiderlei nicht wieder auch dasselbe erkenne, nämlich Poesie, indem ich ja auch beide Poesie heiße. Die Poesie ist das, was rein aus dem Gemüt ins Wort kommt, entspringt also immerfort aus natürlichem Trieb und angeborenen Vermögen diesen zu fassen, — die Volkspoesie tritt aus dem Gemüt des Ganzen hervor, was ich unter Kunstpoesie meine, aus dem des einzelnen. Darum nennt die neue Poesie ihre Dichter, die alte weiß keine zu nennen, sie ist durchaus nicht von einem oder zweien oder dreien gemacht worden, sondern eine Summe des Ganzen; wie sich das zusammengefügt und aufgebracht hat, bleibt unerklärlich, wie ich schon gesagt habe, aber ist doch nicht geheimnisvoller, wie das, daß sich die Wasser in einen Fluß zusammentun, um nun miteinander zu fließen. Mir ist undenkbar, daß es einen Homer oder einen Verfasser der Nibelungen gegeben habe.

Die Geschichte beweist den Unterschied z. B. damit, daß kein gebildetes Volk mit aller Kraft und Anstrengung ein Epos hervorzubringen vermag, und es nie vermocht hat; es blieb bei den Versuchen, die nur in mehr oder weniger Törichter verschieden sind. Goethe würde hier auch nichts ausrichten, seine Achilleis ist kläglich nicht fortgesetzt, und die gewandte Ausführung eines Fragments kommt in keinen Anschlag, weil es nicht so schwer ist, einzelne Stücke in ein Epos einzufügen, andererseits noch schwerer, nicht zu merken, daß man damit in der Tat nichts tut, sondern nur einen alten Ton in sich nachhallen läßt, d. h. schon dagewesene epische Gedanken und Reden einer neuen Stellung unterwirft; sobald das nun in die Länge zieht, geht einem der Atem darüber aus.

Weiter kommen wir freilich auf die Frage, ob die alte Poesie besser und mehr ist, als die neue? oder ob wir besser sind, als die frühen Menschen? Nun gestehe ich Dir, daß mir alles Gespräch zuwidergeht, das sich gleich auf die heiligsten Sachen bringt, wo das dritte Wort Gut und Bös, Gott und der Teufel ist, worüber ich bloß mit mir selbst denken mag, wenn ich im Bett liege, oder sonst einmal einsam bin. Schreiben könnte ich darüber, aber erst, wenn ich vorher eine große Einleitung geschrieben, damit ich hineinkäme und aus Furcht, sonst mißverstanden zu werden. Ich glaube, spüre und traue, daß etwas Göttliches in uns ist, das von Gott ausgegangen ist und uns wieder zu ihm führt. Dieses bleibt und lebt immer im Menschen und wächst wie ein Feuer aus sich selber groß, aber historisch, d. h. in unsern Zeitbegriffen aufgefaßt, offenbart es sich sehr verschieden, im Verhältnis zu dem irdischen, menschlichen.

Die alten Menschen sind größer, reiner und heiliger gewesen, als wir, es hat in ihnen und über sie noch der Schein des göttlichen Ausgangs geleuchtet, etwa wie helle, reine Körper noch eine Weile fortleuchten oder glänzen, wenn man sie unmittelbar aus dem grellen Sonnenstrahl in dichte Dunkelheit versetzt. So ist mir nun die alte, epische Poesie — Sagen-, Mythengeschichte, reiner und besser, ich will nicht sagen, lieber und näher, als unsere witzige, d. h. wissende, feine und zusammengesetzte, in der ich den Trieb nach Wissen und Lehren, wiewohl in sich notwendig und wahrhaft erkenne. Die alte Poesie ist unschuldig und weiß von nichts; sie will nicht lehren, d. h. aus dem einzelnen auf alle wirken oder fühlen, d. h. die Betrachtung des weiten Ganzen der Enge des einzelnen unterstellen. Die Fabel, sowohl die Geschichte, als Tierfabel, ist daher ursprünglich durchaus weder ethisch noch didaktisch und das *ὁ μῦθος δηλοῖ* und alle Reflexion erst später hinzugetreten.

Ferner: die alte Poesie ist ganz wie die alte Sprache einfach und nur in sich selber reich. In der alten Sprache sind lauter einfache Wörter, aber diese in sich selbst einer solchen Flexion und Biegung fähig, daß sie damit wahre Wunder tut. Die neue Sprache hat die Unschuld verloren, und ist äußerlich reicher geworden, aber durch Zusammensetzung und Zufall, und braucht daher manchmal großer Zurüstung, um einen einfachen Satz auszudrücken. Da alles zusammenhängt insofern, als in allen Gleichnissen ein Stück geheimer größerer Wahrheit liegt, als die ist, welche um der auswendigen Unähnlichkeit willen man nicht gern zugegeben bekommt, so laß mich das mit folgender Sage vergleichen, der man die Wahrheit ansieht: Zuerst haben die Menschen durch bloßes Anblicken Kinder erzeugt (Gott wirkt mit bloßen Gedanken), hernach aber Küsse dazu gebraucht, endlich Umarmung und leibliche Vermischung.

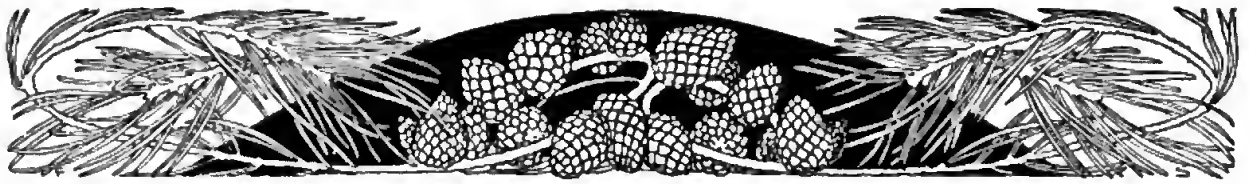
Ferner: die alte Poesie hat eine innerlich hervorgehende Form von ewiger Gültigkeit; die künstliche übergeht das Geheimnis derselben und braucht sie zuletzt gar nicht mehr. In der Naturpoesie ist Prosa unmöglich, in der Kunstpoesie wird Prosa notwendig, da schon die Sprache prosaisch wird. Wie wollte man in Goethes Wilhelm Meister oder Wahlverwandtschaften oder in vielen Büchern Jean Pauls aber nicht eben die wahre Poesie finden, die in Goethes Liedern liegt? oder beten in ihren ungeschmückten Kirchen die Protestanten nicht eben so fromm, als die Katholiken, welche an ihrer alten Metrik mehr hängen geblieben sind?

Ich sehe also in der Kunstpoesie — oder wie Du nennen willst, was ich meine, obwohl das Wort gut ist und auch an nichts Totes, Mechanisches erinnern soll — eine Zubereitung, in der Naturpoesie ein Sichvonselbstmachen; in jener ein reines Kämmerlein, in dieser ein ganzes Land; wenn ich traurig bin und spazieren gehe, so finde ich Trost in der Macht und Wahrheit der Natur, ich habe nur einen Halm aufzuheben; dies ruht darauf, daß ich weiß, daß sie auch im kleinsten standhält; auf ähnliche Art kann der betrübteste Mensch in einem Epos lesen, während ihm ein Drama widersteht und sein Unglück dieselbe Anmaßung hat.

Daß die Grenzen alter und neuer Poesie nicht nach der Schnur gehen, sondern wie Krebsgang, bald vor- bald rückwärts (vor alters brauchte man dieses ehrliche Mittel, um Grenzstreite zu schlichten), neben und ineinander, das habe ich ja ausdrücklich besagt. Aber darum bleibt mein Unterschied doch, und wirft Licht auf die Mittelzeit. Wenn ich also sage, daß die Kunstpoesie die der Natur aus sich selbst herzustellen sucht, ohne sie zu erreichen, so glaube ich recht zu sagen. In diesem Sinn ist Goethes Poesie weniger als eine alte Mythologie, wie Luther weniger, als das Christentum; gewiß hat Luther nach Wahrheit gerungen im Glauben, wie Goethe nach der in der Dichtkunst, und keiner von ihnen umsonst; aber dieses Bewußtsein und Ringen des einzelnen kann nicht soviel sein, als die unbewußt dastehende Wahrheit, ein armes Volkslied verhält sich zu einem tüchtigen Meistergesang, wie der Herzensglaube des einfältigen Pfarrkinds zur Predigt eines gelehrten Theologen. Auch ich zweifele nicht, daß Goethe mit einem gewissen Instinkt dichtet, was er schon lange Zeit mit sich überdacht hat, aber dafür überlegt auch die Volkspoesie so wenig ihre Metra, als der singende Vogel, welchen Ton er singen wolle und wie er Schnabel, Zunge oder Kehle dazu zu richten habe.

Wie Du meinen Unterschied absprechen kannst, verstehe ich nicht, am wenigsten, daß Du beide Richtungen durchaus zugleich finden willst, dasselbe hattest Du schon vor einigen Jahren zu einem kleinen Aufsatz von mir, in den „Einsiedlern" (Nr. 19 Sp. 152), erinnert. Glaubst Du nicht, daß etwas

Digitized by Google



ebenso unwiederbringlich untergehe, als die Jugend, und ebenso notwendig ein anderes kommen muß, als das Alter? Ausgegangen sind die großen reinen Tiere, welche Pflanzen aßen, und die Elephanten vermindern sich; die großen viel Tage langen Wälder sind ausgehauen worden, und das ganze Land ist mehr und mehr in Wege, Kanäle und Ackerfurchen geteilt — warum sollte die epische Poesie allein können geblieben sein? Der unseren ist es gleichviel, ob sie sich in einen Wald oder einen einzeln stehenden Baum setzt, wie die jammerhafte Sigune im Titurel mit der Leiche ihres Geliebten, von wo sie wehmütig und hoffend durch das Laub an Himmel blickt.

Du willst überhaupt nichts von Gegensätzen wissen; sie liegen doch in der ganzen Natur. Beispiele: Weiß und Schwarz, Tag und Nacht usw. Ich widerlege Dich mit dem, der in allen Mythen wiederkehrt, und den selbst neue Philosophen nicht aus diesen, sondern aus sich selbst genommen haben. Ich meine den Unterschied zwischen der goldenen, silbernen und eisernen Zeit, und was alle Mythen aussagen, läßt sich nicht wegräsonnieren, sondern ist wahr. Das Gold ist rein, in sich herrlich, unzerstörlich; das Eisen auch wahr und organisch, aber großer Politur und Verarbeitung fähig und schimmert viel mehr, auch unterliegt es dem Rost. Alle Arbeit muß von außen an ihm gemacht werden, und es ist nicht weich wie das Gold, das sich aus sich selber in Faden spinnen läßt. Der Glaube an Gott und die Herrlichkeit der Natur halten ewige Probe, während die Lehren, Dogmen und Wissenschaften der Menschen untergehen, nachdem sie ihre Zeit erfüllt haben.

Du kannst mich nun nicht mißverstehen. Auf den Meistergesang hab ich deswegen hiervon die Anwendung machen müssen, weil in ihm die Metrik im dunkeln Nachgefühl ihres wahren Fundaments geglüht und ausgeglüht hat, und als sie die Förmlichkeit zu weit trieb, die Notwendigkeit der Prosa erregen mußte. Wenn Dir die Fortsetzung des vorigen Bildes eben so recht, als mir gerade unwillkürlich ist: der Meistersang könnte wie das Silber erscheinen, das nicht mehr so schwer, aber dafür hellerklingend, härter und schärfer ist.

In zwei Punkten tust Du mir unrecht. Einmal, daß Du meinst, ich ließe die Meistersänger nicht neben den Minnesängern bestehen; welches ich ja tue, erkläre sie aber für einartig und verschweige nicht, daß die minnesingenden Meistersänger nachher abgekommen sind. Sodann, daß Du von meiner einseitigen Ansicht nachteiligen Einfluß für die Sagensammlung befürchtest. Gerade muß ihr das nutzen, da alle Sagen mythisch, folglich alt sind, folglich ich um so fester auf neue Ausscheidung aller später angesetzten Flicklappen dringen werde. Eine Trennung, die alle kritische Mythographen vorgehabt haben, obschon sie sich dabei manche sonderbare Regeln gemacht. Darüber darf kein Anstand sein, daß Goethes Pandora und Iphigenia, aller Poesie ungeachtet, unmythisch sind und in der Mythologie keinen Gebrauch von sich geben."

Diesen Ausführungen stellte Arnim nun wieder entgegen: „Nie habe ich den Einfluß der Geschichte auf die Poesie geleugnet, aber eben weil es keinen Moment ohne Geschichte gibt als den absolut ersten der Schöpfung, so ist keine absolute Naturpoesie vorhanden, es ist immer nur ein Unterschied von mehr oder weniger in der Entwicklung beider; wenn auch die Menschen zur Zeit des Homer noch keine Zuckersiedereien hatten, so kochten sie doch schon ihr Fleisch usw. Je weniger ein Volk erlebt hat, desto gleichförmiger ist es in Gesichtszügen und Gedanken; jeder Dichter, der als solcher anerkannt wird, ist dann ein Volksdichter und viele zusammen werden in dem gemeinschaftlichen Sinne des Volkes und in seiner Geschichte unter gewissen Umständen etwas Gemeinschaftliches leisten können, was allerdings über das einzelne Bemühen späterer Zeit hinausragt, wo in der verschiedenen Individualisierung durch die Geschichte selten an ein gemeinsames Zusammendichten gedacht werden kann, es sei denn durch Zwang, woraus auch wieder nichts werden kann. Daher das Mißlingen größerer epischer Gedichte, wenn gleich in diesen ebenso wenig bloße Naturpoesie wie in den späteren bloße Kunstpoesie ist; ich glaube das Wort dormitat et bonus Homerus Dir schon angeführt zu haben, leere Künstlichkeiten, Flickreime usw. werden Dir genug in den Nibelungen begegnet sein. Mitten in dieser ganz einzelnen Ausbildung der reicheren vom Volk zur Familie, von der Familie zu den einzelnen durchgreifenden Geschichte, die der Begeisterung des einzelnen ein immer engeres Feld der Einwirkung beschreibt, rückt dann doch das Ganze eines Volkes wieder durch gewisse Zustände fort, die alle ergreifen, auf der andern Seite kehrt das Jahr und die Liebe allezeit in gleicher Gestalt wieder, und wer alles dreies vor allen gefühlt und ausgesprochen hat, wird wieder wie in der ältesten Zeit von allen begriffen, und da es außer den Kritikern niemand gibt, der sich aus dem Verfassernamen eines Gedichts viel macht, so vergessen sich von solchen Liedern sehr oft wieder die Verfasser für die meisten, während wenige sie wissen. So ging es mir in dem ersten Bande des Wunderhorns, daß ich nicht wußte, von wem (I, 315) das Lied sei: ‚Auf, auf ihr Brüder und seid stark', bis es mir der Buchhändler sagte, ich hatte es in allen Dörfern auf ein hundert Meilen herum gehört. Die französischen Trompeter, die das Schillersche Reiterlied sehr häufig blasen, wissen wahrhaftig von Zumsteeg und Schiller nichts und glauben, der liebe Gott habe es ihnen zum Trost in Spanien verliehen, wenn sie nichts zu fressen haben, wie es denn auch wahr sein mag, daß niemand das gehört, was ihn begeistert. Ich würde es als einen Segen des Herren achten, wenn ich gewürdigt würde, ein Lied durch meinen Kopf in die Welt zu führen, das ein Volk ergriffe, aber das bleibt auch ihm anheimgestellt, ich bin mit meiner Lebenstätigkeit zufrieden, wenn auch nur wenige Menschen in meinen Arbeiten etwas gefunden, was auch sie gesucht, gesucht haben, ohne es aussprechen zu können, und das ist mir von so vielen, besonders von Frauen, über die Dolores geäußert worden, von Frauen, die durchaus mehr gegen mich als für mich eingenommen waren, daß ich ungestört in meinem Schreiben fortfahre, wie es die Stunde gibt, Du wirst es notwendig finden, daß ich in einer Untersuchung, die auch meine Beschäftigungen trifft, individuell werden muß, so bin ich überzeugt, daß Du in dem Hauptkennzeichen von Naturdichtung, daß sie kein Metrum gesucht hat, zu weit gehst. So habe ich, bis auf ein paar Sonette und Elegien, fast nie aufs Metrum gedacht, dennoch sind diese Lieder meist, wie mir die Erfahrung zeigt, so in meiner eignen Natur bestimmt und empfunden, daß sie von wenigen mitempfunden werden; auf der anderen Seite bin ich überzeugt, daß eine Lieblingsmelodie, in die allerlei beliebte Geschichten eingepaßt sind, also ein Suchen nach einem bestimmten Metrum, die meisten Heldenlieder der Dänen hervorgebracht hat, wobei uns scheinbare metrische Abweichungen nicht stören müssen; wir wissen nicht, wie sie gelesen haben, auch haben ja die lyrischen Maße der Griechen und Römer ähnliche, nicht gleiche Freiheiten."

Hiermit sind eigentlich die Gegensätze in der Auffassung der Poesie fertig hingestellt, und die Gesichtspunkte erschöpft. Wie ein Nachspiel zu der großen Zwiesprach erfolgt noch eine weitere Antwort und Entgegnung darauf. Zuerst Jacob Grimm: „Deine Ansicht von alter Volkspoesie halte ich hauptsächlich deshalb für unrichtig, weil Du mir sie eben zu äußerlich zusammensetzen willst. Glaubst Du mit mir, daß die Religion von einer göttlichen Offenbarung ausgegangen ist, daß die Sprache einen eben so wundervollen Ursprung hat und nicht durch Menschenerfindung zuwege gebracht worden ist, so mußt Du schon darum glauben und fühlen, daß die alte Poesie und ihre Formen, die Quelle des Reims und der Alliteration ebenso in einem Ganzen ausgegangen ist, und gar keine Werkstätten oder Ueberlegungen einzelner Dichter in Betracht kommen können. Der einzelne, erste Erfinder, den Du anzunehmen scheinst, wäre ein übermenschlicher Mensch gewesen, daß er so tief in das Geheimnisvolle gegriffen und das gefunden hätte, was sich Jahrtausende als recht und allein gut bewährt hat, während alle späteren Erfindungen einzelner nur gar kurze Zeit hinge-

Digitized by Google

halten haben. Wie aus der einen Sprache alle anderen kräftig geflossen sind, so ist auch der Kern der Mythe unter alle Stämme verbreitet worden, und jeder hat den Funken der Poesie mit sich genommen. Wie wäre sonst auch die Aehnlichkeit ganz entfernter Mythen und die Existenz desselben Lieds in allen Dialekten zu begreifen? Die Sprache hätte tausendmal von neuem erfunden, das Lied hundertmal wieder gedichtet werden müssen! An unsere Uebersetzungen ist dabei nicht zu denken. Sollte Dir aber die Anwendung des Gesagten auf die altdeutsche Poesie bedenklich scheinen, so bitte ich bloß das eine zu erwägen, wie große lange Zeit schon die Deutschen in Europa und Deutschland gewesen sein müssen, als wir sie, durch die Römer kennen lernen, und wie noch viel später die Periode gekommen ist, wo sich die deutsche Kunstpoesie zuerst gezeigt hat. Du hast auch in Görres Buch (Mythengeschichte der asiatischen Welt) die historische und notwendige Folge der Mythen nicht anerkennen wollen. Wenn Du in den Nibelungen leere Künstlichkeit und Flickreime mutmaßest, so fordere ich Dich auf, mir das durch Beispiele zu beweisen, nur nicht aus Hagens Modernisierung, worin dergleichen natürlich vorkommt. Aus einem ähnlichen Grund stehen auch im gedruckten Heldenbuch Flickreime, hätten wir aber die Nibelungen aus dem zehnten oder elften Jahrhundert, so würde doch noch manches vortrefflicher sein, als in unserem Text, den wir höchstens ins zwölfte setzen dürfen. Durchaus richtig ist Dein Gefühl, daß unsere moderne Metrik bloß auf Sitte und Gewohnheit beruht und nur dadurch geheiligt wird; damit bist Du für Deine Sonette vollkommen gerechtfertigt; Voß aber mit seinen horazischen Maßen und Fouqué mit seinen nordischen Reimen sind Sünder und Lügner."

Mild zum Abschlusse mahnend entgegnete noch Arnim: „Es ergeht uns, lieber Jacob, wie alle Streitschriften erwiesen haben, die Fragen mehren sich, und die Antworten müssen immer weitläuftiger werden, wenn sie alles berücksichtigen sollten, jeder erlaubt sich in der Seele des anderen Schlüsse und Folgerungen, die der andere nicht im Sinne hatte. So hatte ich in meinem vorigen Briefe, wo ich von der Entstehung der Poesie sprach, nicht daran gedacht, ihr den Trunk aus ewigen Quellen abzusprechen, der aber bleibt allen Zeiten, auch denen, wo keine Verse gemacht werden, und vielleicht noch reiner; wo aber Begeisterung außer ihrem inneren Genusse ein Aeußeres schafft, da wird sie selbst schon wieder ein Gegenstand der Beobachtung und erfüllt sich nicht mehr ganz. Auch darin tust Du mir unrecht, wenn Du mein Urteil über Görres dahin deutest, als ob ich die Folge in der Mythenentwicklung leugnete, es gibt nur eine Menge von Seelen, die an dieser Entwicklung nicht teilgenommen haben und doch auch zu den dort genannten Religionen gehörten, und die doch auch religiös waren; ja ich glaube z. B., daß es sehr religiöse Gemüter zu allen Zeiten gegeben hat, die niemals auf die Frage vom Pantheismus gekommen sind und recht gut mit Gott und der Welt standen, ohne zu wissen oder nachzudenken, wie die Welt oder das Böse entstanden sei. Was die Flickreime in den Nibelungen betrifft, so bitte ich die Verse, wo Schildes Rant vorkommt, anzusehen, weil dieses Rant nach meiner Ansicht fast immer bloß wegen eines vorhergehenden Reimes; überhaupt sieh Dir die Reime auf man und ant an, wie viele darunter bloß des Reimes wegen, ohne etwas Notwendiges und Lebendiges darzustellen, so schlecht wie im Heldenbuche ist freilich nicht gereimt; im kürzeren Liede haben aber Flickreime mir oft eine eigene Anmut, es ist als wenn das ganze Gemüt von der Geschichte so ergriffen ist, daß es die Reime so nebenher abtut, in dieser Ansicht werden Dir vielleicht manche Reime in Wilhelms altdänischer Uebersetzung recht angenehm werden usw."

Keiner der beiden Freunde ist aus seiner Meinung gewichen, jeder hat in eigener Art weitergearbeitet und empfunden.

Wilhelm Grimm griff eigentlich nicht in die Debatte ein, fühlte sich aber, wie auch in vielen anderen Fragen damals, Arnim näher als seinem Bruder Jacob. Er hatte soeben seine Uebersetzung altdänischer Heldenlieder veröffentlicht, eine Unternehmung, die Jacob grundsätzlich nicht billigte. Als Wilhelm an Arnim sein Buch schickte, sagte er, ihm dazu: „Wenn Du Lust hast, und Du willst eine Rezension davon schreiben, so wird mirs lieb sein. . . Ich meine, es könnte schön werden, wenn Du etwas über das Verhältnis dieser Poesie zu der unserer Zeit, nämlich der vortrefflichen derselben, denn zu der schlechten ist es endlich hinlänglich ausgesprochen, sagen wolltest: wenn ichs auch nicht von mir glaube, so gibts doch gewiß eine Partei, welche diese alte Dichtung überschätzt, daher würde eine Stimme, die nicht zu den Gegnern gehört und die Poesie überall anerkennt, gern vernommen werden. Es wird auch auf den Unterschied zwischen Kunst- und Naturpoesie ankommen: wenn Du behauptest, daß bei der Natur- oder Nationaldichtung eben auch Besonnenheit sei, so geb ich Dir das gleich zu, wie es ganz klar im Nibelungenlied und Homer ist, ebenso daß Goethes Fischer und König in Thule so gut ein Volkslied sei, als das beste in dem Wunderhorn, und der Unterschied ist gewiß nicht absolut, sondern nur zeitlich, als solcher aber hat er sich oft gezeigt."

Das traf nicht weit von Arnims Meinung ab. Ist dieser aber auch nicht dazu gekommen, öffentlich über Natur- und Kunstpoesie sich auszusprechen, da eine Rezension der altdänischen Heldenlieder schließlich unterblieb, so hat er doch seine Ueberzeugung in seiner Korrespondenz mit den Freunden niedergelegt, aus der sie nun, nach bald hundert Jahren, lehrreich an sich und wichtig für seine Arbeitsweise hervortritt.

Reinhold Steig.

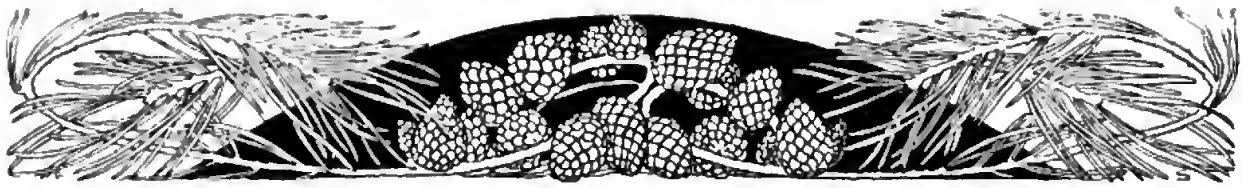
Theater.

Neues Theater: „Schwester Beatrix". Eine Klosterlegende in 3 Akten von Maurice Maeterlinck. — Berliner Theater. „Stella und Antonie" Schauspiel in 4 Aufzügen von Otto Julius Bierbaum.

ie Jungfrau und die Nonne", eine der sieben Legenden Gottfried Kellers, erzählt, wie die Weltlust vom Herzen eines Klosterfräuleins Besitz ergreift, wie sie zur Nachtzeit flüchtet und sich einem Ritter anvertraut; wie ihre Schutzpatronin, die liebe Jungfrau Maria, in Zucht und niederen Diensten derweil ihre Stelle im Kloster versieht, sodaß niemand das Entweichen gewahr wird. Nach mancherlei Fährlichkeit lebt die Nonne in glücklichem Beisammensein mit dem Ritter, den sie angetroffen, bringt ihm vier Söhne zur Welt und erzieht sie als gute Mutter, — dann aber fühlt sie die Stunde gekommen, da sie in ihr Kloster zurückkehren soll. Sie tut es, nimmt ihre Nonnenpflichten wieder auf und erlebt den Tag der Ehren, da ihre vier Söhne mit dem Kreuz geschmückt vor dem Altar der Klosterkirche niederknien, bereit, im heiligen Krieg ihr Leben zu wagen. Und das Bild der heiligen Jungfrau blickt milde lächelnd auf die jungen Krieger hinab.

Ganz den nämlichen Stoff hat Maurice Maeterlinck in seiner Klosterlegende „Schwester Beatrix" behandelt. Auch hier die Nonne, die das Kloster verläßt, diesmal, weil die Liebe sie ruft, auch hier die Jungfrau Maria, die ihre Stelle einnimmt und in einem Blumenwunder die Heiligkeit der armen Schwester dartut, deren Gestalt sie geborgt. Aber

Digitized by Google



der Schwester Beatrix selbst ist kein gutes Schicksal beschieden. Der Ritter, der sie entführt, verläßt sie, Schande und Erniedrigung warten ihrer, es sterben ihre Kinder, und das jüngste tötet sie selbst in Verzweiflung. An Leib und Seele geschändet, eine Sterbende, kehrt sie nach fünfundzwanzig Jahren in das Kloster zurück. Sie klagt sich selbst an, aber niemand glaubt ihr, es wird ihr wie einer Heiligen begegnet, deren Gottesruhm sich ja längst dargetan; so überkommt sie angesichts des Todes eine Ahnung göttlicher Barmherzigkeit.

In beiden Dichtungen ist das gleiche Motiv behandelt, und doch klaffen zwischen ihnen alle Empfindungsweiten menschlichen Denkens. Dort der Realist, der seine behagliche Freude hat an verklungener Kindergläubigkeit und liebreizender Naivetät, der, mit mehr als einem Tropfen Goetheschen Bluts in den Adern, den Himmel der Erde untertänig macht und gesunder Sinnlichkeit das Ehrenkränzlein flicht, gleichviel ob aus Rosen oder aus Lilien — dort der Mystiker, der irdischem Irrgang überirdische Tröstung findet, der Seraphiker, der das Lied der Seelen singt, die nicht verloren gehen dürfen, der modern-müde Wanderer, der seiner Sehnsucht eine Heimat sucht.

Gleichviel, ob der Züricher Weise oder der vlämische Adept einem persönlich näher steht, künstlerisch ist das Motiv von beiden Dichtern in gleich vollendeter Weise behandelt worden. Auch Maeterlinck hat hier verwirklicht, was ihm vorgeschwebt. In blütenduftiger Innigkeit ersteht der Wunderglaube. Alle Zauber katholischen Kirchentums umnebeln die geschmeichelten Sinne, und man meint ein Glöcklein rufen zu hören, das man als Kind vernommen. Die Wirklichkeit versinkt, und die Stimmen der Seelen werden laut. Und ob man gleich weiß, daß die goldenen Bilder, der Weihrauch der Kerzen, das schwere Rauschen der buntseidenen Gewänder hier nur von einem Sammler, der aus grauer Alltagsnüchternheit zu diesen seinen Schätzen flüchtet, dekorativ aufgeboten sind, ob man sich sagt, daß dieses kindliche Händefalten höchstes Raffinement, gleichviel, die Stimmung siegt. Deshalb siegt sie, weil abgesehen von allem Drum und Dran der seelische Zauber echt ist.

Es sind nicht nur stilistische Künste, durch die Maeterlinck die Stimmung zwingend mitteilt. Er ist bis zum Quell der Romantik vorgedrungen und schöpft ihre Wasser da, wo sie rein sind. Er tändelt nicht in ihren Tändelweisen, er erfaßt die Gemütsstimmung, die allen romantischen Empfindungen zugrunde liegt. Im Seelischen findet er den Frieden, den er sucht. Aber freilich, es sind auch stilistische Mittel, höchst erlesene, über die er verfügt. Es hebt im Eingang des zweiten Aktes ein Frage und Antwortspiel an, das in seiner äußeren Kindlichkeit und seinem inneren Gedankenschmelz an den Anfang des zweiten Teils von Novalis' „Heinrich von Ofterdingen" erinnert, — daran erinnert wie ein Tiffany-Glas an einen Edelstein. Man könnte die ganze Klosterlegende, die Schwester Beatrix durch alle irdischen Verfehlungen und doch nicht vom Wege ihrer Seele abführt, sogar mit einem Novalisschen Worte deuten: „Wo gehen wir denn hin?" „Immer nach Hause."

Anders freilich ist es um die Bühnenwirkung von „Schwester Beatrix" bestellt. Hier kommt diese erlesene, stilisierte Lyrik nur da zur Geltung, wo sie, wie bei dem Blumenwunder des zweiten Aktes, in Handlung umgesetzt ist. Zu leicht erscheint im grellen Licht der Rampen der seelische Kampf in Schwester Beatrix selbst, es rächt sich, daß man vom Niedergang ihres Schicksals nicht Zeuge ist: so büßt auch der Heimgang der Verirrten an seelischer Tragkraft ein.

Verkörpert Maeterlinck die Richtung der Neuromantik, die an Novalis anknüpft, so sei ein Vergleich Bierbaums, des Verfassers von „Stella und Antonie" mit Tieck gewagt. Wie Bierbaums, war auch Tiecks Dichten zumeist nur ein Spielen mit Formen, auch hinter Tiecks Werken steht nicht in irgend welcher Spiegelung die Wirklichkeit, sondern — die Literatur.

Held des Literaturdramas „Stella und Antonie" *) ist ein Dichter, der unglückliche Johann Christian Günther, der vielleicht als erster Naturlaute in die deutsche Dichtung trug und in einer Zeit, die noch tief im Zopftum steckte, den litterarischen Typus der Kraftgenies verkörperte. Ein liederlicher Gesell, dem nach dem bekannten Goetheschen Worte sein Leben wie sein Dichten zerrann, der aber den Mut seiner Empfindungen hatte. Der Gegensatz zum Zeitmilieu ist in dieser Persönlichkeit ausdrucksvoll gegeben, Bierbaum hat ihn in den Gestalten zweier Frauen, die Johann Christian beide liebt, zu vertiefen gesucht. Stella, das Naturkind, das derb sinnliche Weib, die treulose Eva — Antonie, die Gräfin mit aristokratischen Allüren, die gelangweilte Dame, der der kecke Bursch mit der Poetenstien eben recht kommt, ihrer Abenteuerlust und ihrem Nervenreiz zu dienen. Die Ansätze zu lebensvollem Charakterdrama wären gegeben, aber Bierbaum schlägt diesen Weg nicht ein. So schnell wie sie erschaut waren, so schnell lösen sich die Charaktere in Nebel auf. Bierbaum liegt auch scheinbar nichts daran, sie zu Wesen aus Fleisch und Blut zu verdichten. „Liebe denkt in süßen Tönen."

Auf Stilscherze ist Bierbaum aus, und die gelingen ihm prächtig. Das literarische Konzert der Zeit, die schwülstige Weise Hofmannswaldaus, die Flötentöne der Schäferdichtung, die mythologisch-frostige Art der Opitzianer und, sie alle übertönend, die frischen, kecken Geigenklänge Günthers — das klingt in lustiger, spielender Nachahmung aus seinem Drama wieder. Der Lyriker Bierbaum bewährt sich. Ja, mehr als das, er gewinnt sogar den Stimmungsreiz, der solchem Stilspiel eigen sein kann. Es ist, als öffnete man ein altes Buch mit verblichenem Goldschnitteinband und zierlichen Miniaturen.

Was den Literaturdramen Tiecks Interesse und Wert verlieh, ist neben der kecken Einseitigkeit die großzügige Einheitlichkeit der Kunst- und Weltanschauung: die aber fehlt dem Neuromantiker Bierbaum ganz.

Er glaubt mit Büchern zu spielen, und die Bücher spielen mit ihm. Urteil- und kritiklos hat er dort wie hier genascht, ohne ausgeprägten eigenen Geschmack gesammelt, was der Augenblickslaune behagte oder die Mode ihm ins Haus getragen, hat das mühelos Erworbene nie verarbeitet und zu eigenem Besitz gemacht, und so sieht sein Literaturdrama wie ein Stammbuch aus, in das bald der, bald jener ein paar nette Verse hineingeschrieben.

Die denkbar größte Unklarheit innerlich. Von Sitte spricht Comtesse Antonie dem Dichter, und es klingt aus ihren Worten etwas wie ein inneres Selbstbekenntnis Bierbaums heraus. Goethesche Weisen locken. Antonie spielt die Leonore-Rolle. Aber kurz vorher hat noch dieselbe Antonie sich pervers-lüstern daran aufgeregt, daß der Mann, dem sie nun von Sitte spricht, nackt ausgepeitscht werden sollte, kurz nachher behandelt sie den, dem sie sich liebend ergeben, wie einen Hund. Ein Kapitel Krafft-Ebing als Ouverture zu einem Goetheschen Weihegesang; rein lyrische Klänge neben masochistischen Perversitäten! Die Mode des Tages hat dies Stück diktiert, und sie ist eine herzlose Kokette.

Alle Dichtung fordert Glauben, und der ist immer Persönlichkeitstribut. Es ist etwas in der Art Maeterlincks, daß man ihm mehr glaubt, als man ihm vielleicht glauben dürfte; in der Bierbaums etwas, daß man auch anzweifelt, was bei ihm echt.

Ernst Heilborn.

*) Das Buch im Verlag von Albert Langen. München 1903.

Digitized by Google

Die Silbergrube.*)

Nachdruck nicht gestattet.

König Gustav III. war auf einer Reise durch Dalekarlien begriffen. Eilig hatte er es, und den ganzen Weg wollte er wie im Flug durchfahren. Und als sie mit solcher Eile dahinrasten, daß die Pferde wie gestreckte Riemen den Weg entlang lagen und der Wagen an den Biegungen auf zwei Rädern stand, da steckte der König den Kopf durchs Wagenfenster und rief dem Kutscher zu: „Warum sputet er sich denn nicht? Glaubt er etwa, daß er eine Eierschale führt?"

Da sie in so toller Hast über schlechte Landstraßen fuhren, wäre es beinahe ein Wunder gewesen, wenn Zaumzeug und Wagen gehalten hätten. Das konnten sie dem auch nicht, sondern am Fuße eines steilen Hügels brach die Deichselstange, und da saß nun der König. Des Königs Kavaliere sprangen aus dem Wagen und schalten den Kutscher, aber das machte den Schaden nicht geringer. Es gab keine Möglichkeit für den König die Reise fortzusetzen, ehe nicht der Wagen instand gesetzt war.

Als die Hofherren sich umsahen, um etwas ausfindig zu machen, womit sich der König zerstreuen könnte, indes er wortete, merkten sie, daß ein Kirchturm aus einem Gehölz aufragte, das ein Stück weit entfernt am Wege lag. Sie schlugen dem König vor, sich in einen der Wagen zu setzen, in denen der Hofstaat fuhr, und zur Kirche zu fahren. Sonntag war es, und der König konnte ja dem Gottesdienst beiwohnen, damit die Zeit verginge, bis die große königliche Karosse fertig wäre.

Der König ging auf den Vorschlag ein und fuhr zur Kirche. Früher wor der König viele Stunden lang durch dunkle Waldgegenden gefahren, aber hier sah es fröhlicher aus; große Felder und Dörfer und der Dalekarlier Aelf, der hell und prächtig zwischen gewaltigen Massen von Erlengebüsch dahinglitt.

Nur hatte der König insofern Unglück, als der Küster den Ausgangspsalm gerade im selben Augenblick anstimmte, in dem er auf dem Kirchenhügel aus dem Wagen stieg; und das Volk begann aus der Kirche zu wandern. Aber wie die Menschen so an ihm vorbeikamen, blieb der König mit dem einen Fuß im Wagen und dem andern auf dem Trittbrett stehen und rührte sich nicht vom Fleck, sondern betrachtete sie nur. Das waren die schmucksten Leute, die der König je gesehen hatte. Die Burschen waren alle über gewöhnliche Manneshöhe, mit klugen, ernsten Gesichtern, und die Frauen kamen so stattlich und würdig gegangen, daß der König fand, daß es ihnen wohl anstehen könnte, im feinsten Schloß zu wohnen.

Den ganzen vorhergehenden Tag hatte sich der König vor der öden Gegend geängstigt, an der er vorbeigekommen war, und er hatte einmal übers andere zu seinen Kavalieren gesagt: „Nun fahre ich gewiß durch den allerärmsten Teil meines Reichs." Aber als er nun das Volk sah, das in die schmucke Kirchspieltracht gekleidet war, da vergaß er, an Armut zu denken. Es wurde ihm im Gegenteil warm ums Herz, und er sagte zu sich selbst: „Mit dem König von Schweden steht es nicht so schlimm wie seine Feinde glauben. So lange meine Untertanen so aussehen, werde ich wohl noch imstande sein, meinen Glauben und mein Land zu verteidigen."

Er befahl den Hofherren, dem Volk zu verkündigen, daß der Fremde, der mitten unter ihnen stand, ihr König sei, und daß sie sich um ihn versammeln sollten, sodaß er zu ihnen reden könne.

Und nun hielt der König eine Rede an das Volk. Er sprach von der hohen Treppe vor der Sakristei, und die schmale Treppenstufe, auf der er stand, ist noch heute erhalten.

Der König begann darzulegen, wie schlimm es im Reiche stände. Er sagte, daß die Schweden von Russen wie Dänen mit Krieg bedrängt würden, und daß dies unter andern Umständen nicht so gefährlich wäre, aber das Kriegsheer sei von Verrätern durchsetzt, und der König habe keine Armee, auf die er sich verlassen könne. Darum sei ihm nichts übrig geblieben, als selbst hinaus in die Provinzen zu ziehen und seine Untertanen zu fragen, ob sie sich den Verrätern anschließen, oder dem König treu sein und ihm mit Leuten und Geld helfen wollten, sodaß er das Vaterland befreien könne.

Die Bauern verhielten sich ganz still, während der König sprach, und als er geschlossen hatte, gaben sie kein Zeichen der Zustimmung oder des Mißfallens.

Dem König schien es selbst, daß er sehr beredt gewesen sei. Die Tränen waren ihm mehrere Male in die Augen getreten, während er gesprochen hatte. Aber als die Bauern noch immer ängstlich und unschlüssig dastanden und sich nicht entschließen konnten, ihm zu antworten, runzelte er die Stirn und sah mißvergnügt drein.

Die Bauern begriffen, daß es dem König schwer fallen müßte zu warten, und endlich trat einer von ihnen aus der Menge hervor.

„Nun mußt Du wissen, König Gustav, daß wir heute keinen Königsbesuch im Kirchspiel erwarteten," sagte der Bauer, „und darum sind wir auch nicht sogleich bereit, Dir zu antworten. Ich will Dir raten, daß Du in die Sakristei gehst und mit unserm Pfarrer sprichst, während wir miteinander das beratschlagen, was Du uns vorgelegt hast."

Der König begriff, daß er fürs erste keinen besseren Bescheid erlangen könne und fand es am klügsten, den Rat des Bauern zu befolgen. Als er in die Sakristei kam, war niemand da außer einem, der wie ein alter Bauer aussah. Er wor groß und grobknochig, mit derben Händen, die von harter Arbeit schwielig waren, und trug weder Kragen noch Mantel, sondern Lederhosen und einen langen, weißen Schafpelz wie all die andern Männer.

Er stand auf und verneigte sich vor dem König, als dieser emtrat.

„Ich glaubte, ich würde den Pfarrer hier finden," sagte der König.

Der andere wurde ein wenig rot. Er fand es peinlich zu sagen, daß er selbst der Seelsorger dieser Gemeinde sei, da er sah, daß der König ihn für einen Bauer hielt.

„Ja, der Pfarrer pflegt um diese Zeit hier zu sein," sagte er.

Der König ließ sich in einem großen, hocharmigen Lehnstuhl nieder, der dazumal in der Sakristei stand und noch heutigen Tags da steht und ganz unverändert ist; nur eine vergoldete königliche Krone hat die Gemeinde an der Rückenlehne anbringen lassen.

„Habt ihr einen guten Pfarrer hier im Kirchspiel?" fragte der König. Er wollte versuchen, Anteilnahme an dem Schicksal der Bauern zu zeigen.

Als der König ihn so fragte, schien es dem Pastor unmöglich, zu sagen, wer er sei. Es ist besser, der König bleibt bei seinem Glauben, daß ich nur ein Bauer bin, dachte er und antwortete, der Pfarrer sei gut genug. Er predige Gottes Wort rein und klar, und er versuche zu leben, wie er lehre.

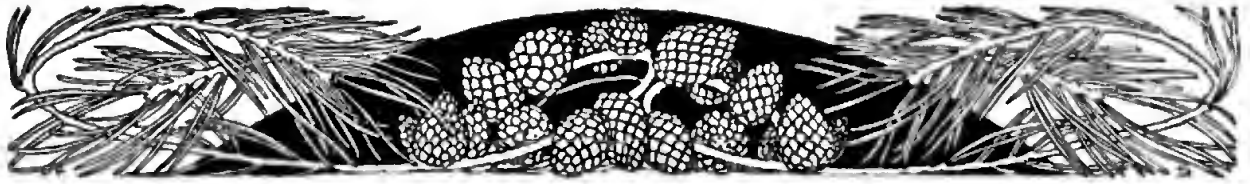
Der König fand, dies sei eine gute Auskunft, aber er hatte ein scharfes Ohr, und merkte em gewisses Zögern im Ton.

„Das klingt so, als wäre er doch nicht so recht mit dem Pfarrer zufrieden," sagte er.

„Er ist wohl ein bißchen eigenwillig," sagte der Pastor. Er dachte, daß, wenn es sich begeben solle, daß der König erführe, wer er war, es ihm nicht gefallen würde, daß er da gestanden und nur Lob auf sich selbst ergossen hätte; und darum

*) Einzig autorisierte Uebertragung aus dem Schwedischen von Francis Maro.

Digitized by Google



wollte er sich auch mit ein wenig Tadel hervorwagen. „Es gibt welche, die vom Pfarrer sagen," fuhr er fort, „daß er ganz allein dieses Kirchspiel lenken und regieren will."

„Dann hat er es auf jeden Fall aufs beste geführt und geleitet," sagte der König. Es wollte ihm nicht gefallen, daß dieser Bauer sich über den beklagte, der über ihn gesetzt war. „Mich dünkt, hier sieht es aus, als herrschten gute Sitten und altväterische Schlichtheit."

„Das Volk ist brav," sagte der Pastor, „aber es lebt auch weit weg in Armut und Abgeschiedenheit. Die Menschen hier würden wohl auch nicht besser sein als andere, wenn die Versuchungen dieser Welt ihnen näher kämen."

„Nun, es ist ja wohl keine Gefahr vorhanden, daß das geschieht," sagte der König und zuckte die Achseln. Er fand, daß er an einen geraten war, der sich unnötige Sorgen machte.

Der König sagte nun nichts weiter, sondern begann mit den Fingern auf dem Tische zu trommeln. Er meinte, daß er genug gnädige Worte mit diesem Bauer gewechselt hätte und begann sich zu wundern, wann wohl die andern bereit sein würden, ihm Antwort zu geben.

Diese Bauern sind nicht sehr eifrig, ihrem König zu Hilfe zu kommen, dachte er. Wenn ich nur meinen Wagen hätte, so würde ich von ihnen und all ihren Beratschlagungen fort meiner Wege fahren.

Der Pastor hinwiederum saß bekümmert da und kämpfte mit sich selbst, wie er eine wichtige Sache entscheiden solle, mit der er zu Ende kommen mußte. Er fing an, sich zu freuen, daß er dem König nicht gesagt hatte, wer er sei. Nun konnte er mit ihm über das reden, was er sonst nicht hätte zur Sprache bringen können.

Nach einer kleinen Weile brach der Pfarrer das Stillschweigen und fragte den König, ob es sich wirklich so verhielte, wie er ihn eben sagen gehört, daß die Feinde Schweden bedrohten und das Reich in Gefahr sei.

Der König meinte, daß dieser Mann soviel Verstand haben sollte, ihn nicht weiter zu stören. Er sah ihn groß an und antwortete nicht.

„Ich frage, weil ich hier drinnen stand und vielleicht nicht ganz richtig hören konnte," sagte der Pastor. „Aber wenn es sich wirklich so verhält, dann will ich sagen, daß der Pfarrer dieser Gemeinde vielleicht imstande wäre, dem König mehr Geld zu verschaffen, als er benötigt."

„Mich dünkt, er sagte doch ganz kürzlich, daß alle hier so arm seien," erwiderte der König und dachte, der Bursche wisse wohl selbst nicht, was er schwätze.

„Ja, das ist wahr," versetzte der Pastor, „und der Pfarrer hat auch nicht mehr als irgend ein anderer. Aber wenn der König so gnädig sein will, mich ein Weilchen anzuhören, dann will ich erzählen, wie es kommt, daß der Pfarrer die Macht hat, ihm zu helfen."

„Er mag sprechen," sagte der König. „Es scheint ihm leichter zu werden, die Worte über die Lippen zu bringen als seinen Freunden und Nachbarn draußen, die wohl nie mit dem zu Rande kommen, was sie mir zu sagen haben."

„Es ist nicht so leicht, dem König zu antworten," sagte der Pastor. „Ich fürchte, daß es schließlich der Pfarrer auf sich nehmen muß, es für die andern zu tun."

Der König legte ein Bein über das andere, drückte sich tief in den Lehnstuhl, kreuzte die Arme und ließ den Kopf auf die Brust sinken.

„Nun kann er beginnen," sagte er in einem Tone, als schliefe er schon.

„Es waren einmal fünf Männer aus diesem Kirchspiel, die auf Elennjagd in den Wald zogen," begann der Pastor. „Einer von ihnen war der Pfarrer, von dem wir sprachen. Zwei der andern waren Soldaten und hießen Olof und Erik Svärd, der vierte der Männer war ein Gastwirt hier im Kirchdorf und der fünfte war ein Bauer, der Israels Person hieß."

„Er braucht sich nicht die Mühe zu machen, so viele Namen aufzuzählen", murmelte der König und ließ den Kopf auf die eine Seite hinübersinken.

„Diese Männer waren gute Jäger", fuhr der Pastor fort, „und sie pflegten sonst Glück zu haben. Aber an diesem Tage waren sie weit und breit umhergezogen, ohne etwas anzutreffen. Endlich hörten sie ganz zu jagen auf und setzten sich nieder, um zu plaudern. Sie sprachen davon, daß es im ganzen Walde keine Stelle gäbe, die sich urbar machen ließe, alles sei nur eben Felsen und Morast. ‚Unser Herrgott hat nicht gerecht gegen uns gehandelt, daß er uns ein so karges Land gegeben hat,' sagte einer von ihnen. ‚Anderswo können die Menschen sich Reichtum und Ueberfluß verschaffen, aber hier vermögen wir uns mit knapper Not unser tägliches Brot zu erarbeiten."

Der Pastor hielt einen Augenblick inne, gleichsam im Zweifel, ob der König ihn auch höre, aber der König machte eine Bewegung mit dem kleinen Finger, um zu bedeuten, daß er noch wach sei.

„Gerade als die Bauern davon sprachen, merkte der Pfarrer, daß es im Felsengrund an einer Stelle glitzerte, wo er zufällig mit dem Fuß das Moos weggestoßen hatte. Das ist doch ein merkwürdiger Stein, dachte er, und stieß noch ein Mooshügelchen weg. Er nahm einen Steinsplitter auf, der am Moose hängen geblieben war und ebenso glänzte wie all das andere. Es ist doch wohl nicht möglich, daß dies hier Blei sein kann? sagte er. Nun sprangen die andern auf und stießen das Moos mit den Büchsenkolben weg. Und als sie das getan hatten, war es prächtig zu sehen, wie eine breite Erzader sich durch das Gestein zog. Was glaubt ihr, daß dies sein kann? sagte der Pfarrer. Die Männer schlugen Steinsplitter los und bissen hinein. Das wird wenigstens Blei oder Zink sein, sagten sie. Und der ganze Berg ist voll davon, sagte der Pfarrer."

Als der Pastor in seiner Erzählung so weit gekommen war, sah man, wie der Kopf des Königs sich ein wenig hob und ein Auge sich öffnete. „Weiß er, ob einer dieser Leute sich auf Erze und Gesteine verstand?" fragte er. — „Nein, davon verstanden sie nichts," antwortete der Pastor. Da sank der Kopf des Königs hinab, und seine beiden Augen schlossen sich wieder.

„Sowohl der Pastor wie die, welche mit ihm waren, freuten sich sehr," fuhr der Pastor fort, ohne sich durch die Gleichgültigkeit des Königs irre machen zu lassen. „Sie dachten, daß sie nun das gefunden hätten, was sie reich machen könnte und ihre Nachkommen ebenfalls! ‚Nie mehr werde ich zu arbeiten brauchen!' sagte einer der Soldaten, ‚ich werde die ganze Woche nichts tun, und am Sonntag in einer goldenen Kutsche zur Kirche fahren!'

Es waren sonst verständige Leute, aber der große Fund war ihnen zu Kopf gestiegen, sodaß sie wie Kinder sprachen. So viel Besinnung hatten sie doch, daß sie das Moos wieder zurechtlegten und den Schatz verbargen. Dann merkten sie sich genau den Platz, wo er sich befand, und gingen heim.

Bevor sie sich trennten, bestimmten sie, daß der Pfarrer nach Falun fahren und den Berghauptmann fragen solle, was dies für ein Erz sei. Er sollte so bald als möglich zurückkommen, und bis dahin gelobten sie einander mit heiligen Eiden, keinem Menschen zu verraten, wo das Erz zu finden sei."

Der Kopf des Königs hob sich wieder ein wenig, aber er unterbrach den Erzähler mit keinem Wort. Er schien nun im Begriff zu glauben, daß der andere ihm wirklich etwas wichtiges zu sagen haben müßte, da er sich durch seine Gleichgültigkeit nicht stören ließ.

Falun. Selma Lagerlöf.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 21 Berlin, den 20. Februar 1904. 21. Jahrgang.

Die Aktion

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Die Generalversammlung des Bundes der Landwirte im Zirkus Busch unterschied sich diesmal in der Tonart sehr erheblich von ihren Vorgängerinnen. Nach der eklatanten Wahlniederlage und angesichts der Schwierigkeiten, welche die Regierung gegenwärtig hat, um auf Grund des agrarischen Zolltarifs Handelsverträge zustande zu bringen, fühlte sich die Leitung des Bundes zum Einschwenken veranlaßt. Diedrich Hahn, der im vorigen Jahre noch den Nationalliberalen und Freikonservativen, die in der Bundesuniform herumliefen, in der Schlacht aber zum Feinde übergingen, den Krieg angesagt und der geflissentlich den Grafen Bülow immer wieder mit falschem Zungenschlag Graf Caprivi genannt hatte, mußte diesmal ganz formell um Entschuldigung für seine vorjährigen derben Zirkusspäße bitten. Herr v. Oldenburg-Januschau, der den Konservativen „mit einem Rückenfehler" die Gründung einer selbständigen Agrarpartei angedroht hatte, wetterte diesmal nur gegen Sozialdemokraten, Juden und Börse. Diese drei „inneren Feinde" mußten überhaupt auf der diesjährigen Generalversammlung die Schimpfkosten zahlen. Dagegen verfuhr man mit den Parteien der Rechten und der Regierung säuberlich. Sogar den „tüchtigen Männern" in den Reihen der Nationalliberalen spendete man freundliches Lob. Dem Grafen Bülow gegenüber war man von geradezu verblüffender Sanftmut. Vermutlich um seine Geduld bei den Schwierigkeiten des Abschlusses von Handelsverträgen nicht auf eine zu harte Probe zu stellen. Man wird ja bald sehen, ob die mildere Tonart größeren Eindruck auf die Regierung macht, als die frühere Methode der Einschüchterung, die nach den letztjährigen Wahlergebnissen allerdings ihre Wirkung verfehlen muß. Im übrigen repräsentierte der Bund nach außen hin auch diesmal wieder eine respektable Macht. Der Mitgliederbestand hat sich zwar seit dem vorigen Jahre auffallenderweise nicht vermehrt; es sind noch immer in runden Ziffern 111 000 Mitglieder östlich und 139 000 westlich der Elbe, trotz etwa 9000 Agitationsversammlungen im abgelaufenen Jahre und trotz der Wahlbewegung, die sonst stets die Mitgliederziffer der Parteien zu heben pflegt. Stillstand also auf der ganzen Linie! Trotzdem liegt kein Grund vor, diesen Gegner zu unterschätzen.

In der Vereinigung der Steuer- und Wirtschaftsreformer, die im Anschluß an die Zirkusversammlung der Bündler tagte, hat der Abgeordnete Jacobskötter, der Renommierhandwerker der Konservativen, in einem Referat über den Mittelstand den Kampf gegen die Warenhäuser für aussichtslos erklärt. „Die Entwicklung läßt sich eben nicht aufhalten. Ich bin gewiß kein Freund der großen Warenhäuser, aber ein Mittel zu deren geeigneter Bekämpfung habe ich noch nicht gesehen. Die großen Magazine sind eine Notwendigkeit unserer Zeit, und ich bedauere nur, daß die Handwerker nicht selbst die Warenhäuserfrage mehr in die Hand nehmen." Diese Ausführungen, die dem Sinne nach auch Graf Posadowsky gelegentlich im Reichstage schon gemacht hat, sind im gegenwärtigen Augenblick darum besonders interessant, weil die Reaktionäre des preußischen Abgeordnetenhauses in derselben Woche einen Zentrumsantrag Fuchs beraten haben, der „im Interesse des Mittelstandes" eine Einschränkung der Warenhäuser durch Erhöhung der Steuer verlangte. Zwar warnte Minister Möller dringend vor Aenderung des Warenhaussteuergesetzes. „Ich halte es für ein durchaus verkehrtes Prinzip, die Intelligenz zu besteuern." Aber natürlich konnte er ebensowenig wie die Redner der Linken verhindern, daß der Antrag sehr ernsthaft genommen und an die verstärkte Kommission für Handel und Gewerbe verwiesen wurde.

Am 7. Februar hat die Lippische liberale Volkspartei in Barntrup ihren zweiten Parteitag abgehalten und einmütig mit ihren 98 Ortsvereinen und 3000 Mitgliedern den Anschluß an den Wahlverein der Liberalen (Sitz Berlin) beschlossen. Einen hohen Prozentsatz der Gruppe bilden die Lippischen Ziegler, die bekanntlich eine besondere Art von Wanderarbeitern darstellen, welche im Frühjahr ihre Heimat verlassen, um Anfang Winter dahin zurückzukehren.

Die Bürgerschaftswahlen in Hamburg haben nach verschiedenen Seiten hin Ueberraschungen gebracht. Ein neues Wahlgesetz und eine neue Bezirkseinteilung war geschaffen, auch die Stichwahlen neu eingeführt worden, sodaß sich der Wahlausfall nicht vorhersagen ließ. Das Wahlrecht blieb an eine fünf Jahre lange Versteuerung eines Einkommens von mindestens 1200 Mark gebunden. Und trotzdem hat die Sozialdemokratie von den 40 Bezirken, in denen gewählt wurde, 12 gleich in der Hauptwahl gewonnen, und sie ist in 6 weiteren in die Stichwahl gekommen. Aehnliche Betrachtungen, wie dieser überraschende sozialdemokratische Wahlsieg löst der Ausgang des in der Presse vielfach erwähnten Kampfes zwischen Dr. Petersen und Dr. Goldfeld aus, von denen sich der erstere selbst zur sogenannten „Barth-Naumannschen Richtung" des Liberalismus öffentlich bekannt hatte, während der Freisinnige Dr. Goldfeld sich als Gegner dieser Richtung seinen Wählern vorstellte. Beide kandidierten in demselben Wahlkreise gegeneinander, der hauptsächlich die wohlhabendere Hamburger Wählerschaft umfaßt. Dr. Petersen behauptete aber gegenüber Dr. Goldfeld mit großem Vorsprung sein Mandat. Mit diesen Wahlerfahrungen ist auch die Niederlage in Einklang zu bringen, die der Hamburgische Antisemitismus erlitten hat. Hier, in seiner alten Hochburg, am Sitze der hervorragendsten und geschicktesten Führer, hat die antisemitische Reaktion ihre beiden zur Wahl

Digitized by Google

stehenden Sitze verloren und keinen neuen gewonnen. In der Hamburger Bürgerschaft wird also der bekannte Führer des deutsch-nationalen Handlungsgehilfenverbandes, Herr Schaack, eine Zeitlang noch die einzige Säule sein, die von entschwundener antisemitischer Pracht zeugt.

Vom ostasiatischen Kriegsschauplatz sind die Nachrichten in der letzten Woche sehr viel spärlicher als früher eingelaufen. Es scheint aber, daß Japan auch jetzt wieder eine Reihe kriegerischer Erfolge zur See gegenüber Rußland aufzuweisen hat. Gespannt sieht man auf die weitere Entwicklung des Kriegsdramas. Die Neutralisierung Chinas scheint der Theorie nach den unbeteiligten Großmächten gelungen zu sein; wieweit sie sich in der Praxis durchführen läßt, ist indessen den — Chinesen noch sehr fraglich. Viel kommt auf die Haltung Englands und Frankreichs jetzt an. Alarmnachrichten allgemeiner Art, wie die, daß Rußland gegen England rüste, oder daß England seine Flotte gefechtsbereit halte, finden sich selbst in sehr ernsthaften großen deutschen Zeitungen. Besonders schwierig ist die Rolle, die Frankreich zufällt. Durch einen Geheimvertrag, dessen Einzelbestimmungen niemand kennt, durch finanzielles Interesse und durch das Ehrgefühl, das verlangt, dem Bundesgenossen beizuspringen, falls er unterliegt, fühlt sich ein Teil der französischen Politiker einigermaßen für Rußland engagiert. Dagegen fehlt es auch nicht an kühl abwägenden Stimmen, die lediglich auf das Interesse des Landes sehen und von einer Einmischung in das ostasiatische Kriegsspiel entschieden abraten. Ja, unter der sozialistischen Arbeiterschaft beginnt es sich sogar lebhaft gegen Rußland und für Japan zu regen. Erwägt man, daß die sozialistischen Abgeordneten eine Hauptstütze der gegenwärtigen Regierung sind, so erhält die Arbeitersympathie für Japan und gegen Rußland ein besonderes Gewicht. England hat ein Blaubuch mit dem Schriftwechsel über die Besetzung der Mandschurei durch Rußland veröffentlicht, das den Zeitraum vom 13. Juli 1900 bis zum 8. Januar 1904 umfaßt. An diesem Tage wurde nämlich vom russischen Botschafter dem Marquis Lansdowne in aller Form die Erklärung abgegeben, daß Rußland nicht in die bestehenden Vertragsrechte der fremden Mächte in der Mandschurei eingreifen wolle. Lansdowne drückte sich befriedigt über die russischen Versicherungen aus, bedauerte aber, daß Rußland es unmöglich gefunden habe, auch nur einen einzigen Schritt in der vorgezeichneten Politik zu tun. Das englische Volk spähe nach bestimmten Beweisen für die Absicht Rußlands, seine Versprechungen zu erfüllen. Beispielsweise würde die Ankündigung, daß Mukdschwang geräumt werden solle, eine beruhigende Wirkung haben. — Man sieht, daß auch in diesem Falle wieder die englische Diplomatensprache stark vom Engagement Rußlands in Ostasien beeinflußt ist. Nimmt man hinzu, daß England — natürlich aus purer Gerechtigkeitsliebe — eifersüchtig darüber wacht, daß russischen Kriegsschiffen jetzt nirgends und an keinem Punkte der Welt irgend eine Vergünstigung zuteil wird, und daß alle Mächte strengste Neutralität halten, so erkennt man, wie gespannt die Gesamtlage ist.

Frankreich hat in aller Stille ein neues Abkommen mit Siam getroffen, das ihm alle Vorteile des bestehenden Vertrages von 1902 sichert, dazu aber eine Reihe von Bestimmungen bringt, die starken wirtschaftlichen und politischen Einfluß im siamesischen Laos und in den Provinzen um den großen See garantieren. Siam hat sich verpflichtet, in diesen Provinzen eingeborene Polizei unter französischen Offizieren zu halten. Französisch-Indochina wird auf diese Weise wertvolle Absatzgebiete für seinen Handel in Siam erhalten. Die französische Rechtsprechung soll auf alle französischen Schutzbefohlenen ausgedehnt werden. Alles in allem ist das Abkommen zwischen Frankreich und Siam ein erheblicher Vorstoß der Franzosen, der zweifellos in London als solcher empfunden werden wird.

Von der Balkanhalbinsel böse Nachrichten, türkische Truppen kämpfen mit den Albanesen; erklärlicherweise eine Aufforderung an die Bulgaren, auch ihrerseits die Schwierigkeiten der Türkei zu vermehren.

* * *

Antisemit oder Sozialdemokrat.

Die freisinnige Volkspartei war im Besitz des Wahlkreises Eschwege-Schmalkalden. Der Vertreter des Wahlkreises mußte sein Mandat niederlegen; er verfiel dem Strafrichter wegen geschäftlicher Verfehlungen. Daß dieses Ereignis, dem jeder Zusammenhang mit der Politik fehlt, der freisinnigen Volkspartei bei ihren Anhängern in Eschwege-Schmalkalden geschadet haben sollte, ist nicht anzunehmen und ist zu bestreiten, denn im anderen Falle müßte die Urteilsfähigkeit der Wähler ganz besonders niedrig eingeschätzt werden. Gerade für diesen Wahlkreis gibt es überdies einen Präzedenzfall. Im Jahre 1894 gewannen die Antisemiten, als ihr Vertreter Leuß zu Zuchthaus verurteilt war, denselben Wahlkreis in der Ersatzwahl ohne Schwierigkeit wieder. Diesmal hat die erforderliche Nachwahl leider den Freisinnigen eine Niederlage gebracht. Der Kandidat der freisinnigen Volkspartei erhielt 4083 Stimmen, der Freikonservative 3525 Stimmen; beide fielen aus, und es ist eine Stichwahl notwendig zwischen dem Sozialdemokraten Hugo, der 5824 und dem Antisemiten Raab, der 4350 Stimmen erhalten hat. Die Wahl steht mithin zwischen dem Antisemiten und dem Sozialdemokraten.

Setzt man voraus, daß die Reserven, über die die Parteien verfügen, sich etwa die Wagschale halten, und daß die konservativen Stimmen überwiegend auf den Antisemiten übergehen werden, so hängt es von den Freisinnigen ab, ob der Antisemit oder der Sozialdemokrat gewählt wird; sie können den Antisemiten zu Fall bringen, wenn sie für den Sozialdemokraten stimmen; sie verhelfen dem Antisemiten zum Mandat, wenn sie sich der Stimme enthalten.

Diese Alternative ist geradezu ein Schulbeispiel für die Erörterung der Frage: Wie sollen sich die Freisinnigen zur Sozialdemokratie stellen?

Rückt man in solcher Allgemeinheit diesen Satz in den Vordergrund, so besteht die größte Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Diskussion entgleisen wird. Im Hintergrund dieser Frage erblicken die einen alsdann ein umfassendes Bündnis mit der Sozialdemokratie, und sie heben mit Recht hervor, daß für ein solches allgemeines Bündnis die Voraussetzungen fehlen und zwar auf beiden Seiten, bei den Freisinnigen, wie bei den Sozialdemokraten.

Ich möchte an dieser Stelle einfügen, was Theodor Barth in einem Vortrage zu München im Januar d. J.*) über dieses Problem gesagt hat:

„Es wird in absehbarer Zeit ein eigentliches Bündnis zwischen beiden Richtungen auch nur zum Zwecke des gemeinschaftlichen Kampfes gegen den gemeinsamen reaktionären Gegner kaum ernsthaft ins Auge gefaßt werden dürfen. Von Fall zu Fall, bei einzelnen Anlässen, mag es zu Verständigungen und Vereinbarungen kommen, aber für ein politisches Bündnis, wie es beispielsweise in Frankreich in dem republikanischen Block der gegenwärtigen Regierungsmehrheit vorhanden ist, wird es bei uns so bald nicht kommen. Dazu ist die Einsicht und die Vorurteilslosigkeit

* Die Rede ist auch im Buchhandel als Broschüre erschienen: „Neue Aufgaben des Liberalismus". Buchverlag der „Hilfe". Berlin 1904. 30 Pf.

Digitized by Google

bei uns noch nicht groß genug, weder im sozialdemokratischen noch im liberalen Lager. Auch wir Vertreter des liberalen Revisionismus müssen ein näheres Ziel ins Auge fassen, und dieses Ziel heißt: ritornare al segno, zurück zu den liberalen Grundprinzipien. Die liberalen Parteien müssen den Mut gewinnen, die liberalen Grundsätze auf dem Gebiete des gesamten modernen Wirtschaftslebens und insbesondere auch in dem Verhältnis zu der Klasse der Lohnarbeiter dem Geist und der Wahrheit nach zur Geltung zu bringen."

Das ist treffend, wie mir scheint, und diese Sätze lassen sich auch unmittelbar auf die Wahl in Eschwege-Schmalkalden zur Anwendung bringen.

Die Frage: ob für den Sozialdemokraten oder ob durch Stimmenthaltung für den Antisemiten, muß einzig und allein im Hinblick auf die Interessen des Liberalismus gelöst werden. Das verlangen unsere liberalen Grundsätze. Wie steht es im vorliegenden Fall?

Herr Raab ist als politische Individualität Demagoge; er hat sich als solcher in Hamburg bewährt, wo er seinen Wohnsitz hat; er hat sich als solcher bewährt im jetzigen Wahlkampfe. Seinen Ueberzeugungen nach ist er wilder Antisemit, Agrarier und Reaktionär. Daß freisinnige Anschauungen durch die Politik des Herrn Raab im Reichstage bei irgend einer Gelegenheit Förderung sollten finden können, ist naturgemäß ausgeschlossen. Ueber die Persönlichkeit des Herrn Hugo vermag ich nur zu sagen: Nachteiliges nicht bekannt, und ich stütze mich dabei auf die „Freisinnige Zeitung", die die Vorgänge in Eschwege-Schmalkalden sehr genau registriert hat. Im übrigen ist er Sozialdemokrat; das heißt, ein Politiker, dessen letzte Zukunftsziele gänzlich andere als die der Freisinnigen sind, und dessen Gegenwartspolitik bei ungezählten Gelegenheiten im Reichstage genau zu denselben Abstimmungen führt, wie sie von den Freisinnigen geübt wird. In der Verteidigung der vorhandenen politischen Rechte kämpfen beide Parteien den nämlichen Kampf; sie müssen zusammen kämpfen, um der geistigen Freiheit Raum zu schaffen, wie für wirtschaftliche und politische Gerechtigkeit; Gebiete von gewaltiger Bedeutung an und für sich, und heute vor allem.

Die praktische Politik führt Sozialdemokraten und Freisinnige immer wieder zusammen, soweit sie auch die Theorie und nicht selten zugleich die Methode des politischen Kampfes trennen mag; und die praktische Politik führt reaktionäre Antisemiten und Freisinnige niemals zusammen, und die Theorie und die Methode des politischen Kampfes trennen beide überdies unüberbrückbar.

Welche Folgerung ergibt sich hieraus?

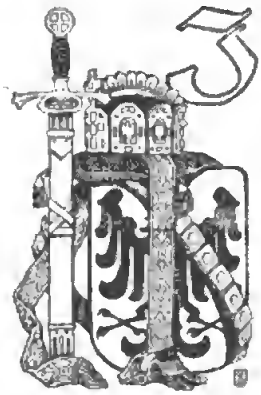
Unser Unglück in Deutschland ist es, daß wir die Politik stets zu sehr im Abstrakten betrieben haben; nicht in Rücksicht auf das, was heut und morgen zu geschehen hat, sondern jede Partei hat einen politischen Katechismus, um ins politische Himmelreich zu kommen, und wer nicht an diesen Katechismus vom ersten bis zum letzten Paragraphen glaubt, muß als Feind betrachtet werden. Nur das Junkertum und der Klerikalismus sind praktisch in ihren Zielen. Sie lassen sich die andern Parteien um politische Glaubenssätze zanken und zersetzen, und während wir allesamt uns die Köpfe und Hälse brechen um Programmpunkte und Differenzen und Differenzchen, die für die Gegenwart irrelevant oder fast irrelevant sind, benutzen jene die Gelegenheit und legen mit festem Entschluß ihre Hand auf diese Gegenwart ohne alle theoretischen Zukunftsskrupel. Sie herrschen, und wir vertiefen die Gegensätze, die uns in der Theorie trennen, und bleiben ohnmächtig.

Wollen wir die Reaktion bekämpfen, so führt das Einmaleins der Politik dazu, in Eschwege-Schmalkalden den Sozialdemokraten gegen den Antisemiten zu unterstützen. Und ist jede Stimme im Reichstag, die gegen die Reaktion in die Wagschale fällt, schon an und für sich von Bedeutung, so ist es nicht weniger bedeutungsvoll, daß die Freisinnigen sich gewöhnen lernen, unbeschadet ihrer Grundsätze und unbeschadet ihrer Antipathien und Sympathien, auf das praktisch Erreichbare loszugehen. Wenn sich aber nichts weiter praktisch erreichen läßt, als einen Sozialdemokraten zur Bekämpfung der Reaktion in den Reichstag hineinzubringen, so muß eben dem reaktionären Antisemiten der Weg ins Parlament durch ihn versperrt werden.

Das Ziel läßt sich erreichen, wenn die Leitung der freisinnigen Volksparter ihren Einfluß im Wahlkreise einsetzt und offen erklärt, der Antisemit darf weder direkt, noch indirekt durch Stimmenthaltung unterstützt werden.

P. Nathan.

Kaiser Wilhelm II.



Jüngst hat Dr. Paul Liman, der in Berlin wohnende geistige Leiter der „Leipziger Neuesten Nachrichten", ein Buch über Kaiser Wilhelm II. veröffentlicht, das nicht ohne Wirkung bleiben kann, da es sich über das Durchschnittsmaß politischer Tagesbetrachtungen sichtlich emporhebt und einen Gegenstand bespricht, der an sich schon in der Mitte des politischen Denkens steht. Ueberall empfindet man den wachsenden Imperialismus als Tatsache, und die Frage ist nur, ob bei dieser Entwicklung die Vorteile oder die Nachteile größer sind, und zwar Vorteile und Nachteile nicht im kleinen Sinne irgend einer Partei, sondern für das geschichtliche Werden der Nation im ganzen betrachtet.

Das Buch Dr. Limans heißt „Der Kaiser, ein Charakterbild Wilhelms II.", ist bei Schwetschke in Berlin erschienen, umfaßt 312 Seiten und kostet gebunden 6,50 Mark. Es ist schriftstellerisch gut, wenn auch durch die Menge längst bekannter Zitate für den politisch unterrichteten Leser etwas zu breit. Die Menge der Zitate gehört aber gerade bei diesem Buch zur Methode. Hat man die Methode erfaßt, so findet man den Weg zum eigenen Urteil. Liman arbeitet fast genau so wie Bevorlein in „Jena oder Sedan". Beide sind in gewisser Weise von Zola abhängig. Sie verstecken das eigene Temperament unter einem wohlgeordneten Realismus. Strich für Strich und Zug um Zug ist im einzelnen wahr. Alles ist sorgfältig beobachtet und notiert, und wenn jemals durch bloße Addition von Merkmalen das Wesen der Dinge erkannt werden kann, so sind sie beide der Darstellung des Wesens sehr nahe gekommen. Niemand wird nun leugnen, daß ohne Addition einzelner Worte und Taten ein Charakterbild möglich ist, aber die Frage ist, ob diese Art der Nachbildung zum wirklichen Miterleben des Ganzen genügt. Um zunächst ein Wort über Bevorlein zu reden, so würde seine Arbeit erst dann in den richtigen Rahmen gestellt sein, wenn auch die Heere der Vergangenheit und der anderen Völker in gleicher Detailausführung vor uns gebracht werden könnten, damit das, was jetzt als besondere Gegenwartsschwäche erscheint, seinen Hintergrund in dem Menschlichen und Allzumenschlichen findet, das immer und überall jeder militärischen Organisation anhaftet. Ferner müßte das Notwendige, das in der Umwandlung des Heeres im Uebergang vom Agrarvolk zum Industrievolk liegt, das Unvermeidliche, Schicksalsmäßige, stärker heraustreten, damit man nicht unbillig über die urteilt, denen das Schicksal

Digitized by Google

verwickelte Aufgaben stellt, die ihnen noch nicht völlig klar sind, an deren Bewältigung sie aber ringen. Im Einzelkampf kann dieser ganze Hintergrund alles Menschentums nicht immer aufgedeckt werden. Da wird Schlag gegen Schlag gefochten, sobald man sich aber zu künstlerisch gereifter Darstellung der Gegenwart sammelt, ist es nötig, mehr zu bieten als Photographien bei grauer Gesamtbeleuchtung. Dies alles gilt mit wenig Aenderungen auch von Limans Kaiserbuch. Es ist als Sammlung von Einzelmomenten von einer fast peinlichen Vollständigkeit. Alle Worte Wilhelms II., die irgendwann unsere Nerven getroffen haben, werden hier wieder frisch. Alle kleinen und großen Stöße, die er irgendwie den verschiedensten Berufsschichten oder Geistesrichtungen versetzt hat, alle vergessenen Einzelheiten aus nun sechzehn Jahren werden wach. Wilhelm II. steht in naturalistischer Kleinmalerei, fast in Pointillage, im Vordergrund, und hinter ihm stehen al fresco gemalt, groß, ruhig und erhaben Bismarck, Wilhelm I. und Friedrich III. Daß auch diese Männer ein Leben führten, das aus einzelnen Augenblicken bestand, wird völlig vergessen. Alles, was Busch aus Bismarcks Leben zusammengetragen hat, liegt unendlich weit hinter uns. Der eiserne Kanzler ist zur Monumentalfigur geworden und Wilhelm II. wird mit ihm verglichen, wie wenn man einen Menschen von Fleisch und Bein neben den Moses von Michelangelo stellte. Das aber heißt ungerecht gegen den Lebenden sein. Und dann hat auch Wilhelm II. das Recht, als Produkt seiner Zeit und seiner Lage aufgefaßt zu werden. In der Darstellung erscheinen hundert Sachen als zufällig und willkürlich, die bei näherem Zusehen in dem betreffenden Augenblick sachlich motiviert und erklärbar waren. Es ist sehr leicht Antithesen zu formulieren, wenn man nicht in Anschlag bringt, daß die politischen Situationen sich ändern, wenn man so tut, als hinge unsee Verhältnis zu England, Rußland oder Amerika nur von uns Deutschen ab. Auch Bismarck war voller Wetterumschläge und Wechsel. Auch seine Umgebung lispelte um ihn herum, was er wohl jetzt wieder tun werde. Und es war Bismarcks großes Recht, so zu sein; an diesem Recht hat aber auch Wilhelm II. sein volles menschliches Teil. Und dieses Recht verkürzt ihm die Darstellung Limans. Das Schicksal, das er als aus Gottes Hand gegeben ansieht, stellte nun einmal den Sohn Kaiser Friedrichs und seiner Gattin an die Stelle, an der er steht. Er hat sich nicht zum Kaiser gemacht, er ist dazu geworden. Für die Last, die in solcher erblichen Schicksalsfügung liegt, hat Liman kein merkbares inneres Mitempfinden. Man kann nicht sagen, daß er dem Kaiser unfreundlich gegenübersteht, aber kalt, kalt bis ans Herz hinan, kalt wie ein Angehöriger einer anderen Zeit. Und diese Kälte wird die politische Wirkung dieses Buches bestimmen. Es entzieht dem Kaiser Herzen, ohne ihm und anderen zu nützen.

Dr. Liman ist absoluter Bismarckverehrer. Er würde der Mann dazu sein, literarisch die Bismarcklegende zu schaffen, die nötig sein würde, wenn sich eine konservative Gegenbewegung gegen Wilhelm II. erheben wollte. Er würde für Bismarcks Nachfolger die erforderliche historische Romantik liefern. Aber weder die konservative Gegenbewegung noch der Mann, der die Fahne von Friedrichsruh gegen den Industriekaiser entfaltet, ist da. Die „Kanalrebellen" denken noch auf lange Zeit hinaus nicht daran, sich gegen die Krone in ein grundsätzlich gegnerisches Verhältnis zu stellen, und sie haben auch, politisch angesehen, keinerlei hinreichende Veranlassung dazu, solange sie von Wilhelm II. und seinen Ministern durch kleine Tagesopposition soviel erlangen können wie bisher. Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß während der Zeit dee Zentrumshöhe etwas Derartiges eintritt. Erst dann, wenn einmal bei weiterer Industrialisierung Deutschlands Wilhelm II. oder sein Nachfolger mit einem neuen Caprivi arbeiten würden, könnte der Zeitpunkt kommen, für den Liman prädisponiert ist. Bis dahin fehlt seiner Auffassungsweise der unmittelbare politische Zweck. Und das ist es, was das Lesen seines Buches so bleiern macht. Man liest den ganzen langen Prozeß Bismarck gegen Wilhelm II. noch einmal durch und weiß dabei doch, daß es für diesen Prozeß keine Revisionskammer gibt. Auch wenn etliche neue Beweisstücke gefunden würden, was macht es aus? Aber selbst das ist nicht der Fall. Liman bringt kein wesentlich neues Moment zur Frage der Entlassung Bismarcks. Das ist kein Vorwurf gegen ihn, denn das, was noch heute dunkel ist, wird voraussichtlich bis zum Tode des jetzigen Kaisers dunkel bleiben. Der dritte Band der „Gedanken und Erinnerungen" wird jetzt nicht erscheinen und die endgültige Darstellung der Trennung vom Gesichtspunkt des Kaisers aus noch weniger. Irgend wann öffnen sich wahrscheinlich die Brunnen des Jahres 1890, aber heute wird man das schwere Empfinden nicht los, daß es im Grunde keinen Sinn hat, das Nachverfahren mit unzureichenden Mitteln zu eröffnen.

Im Beginn der Wahlzeit habe ich es einmal erlebt, daß ein Sozialdemokrat ohne alle Zusatzbemerkungen eine lange Reihe kaiserlicher Aussprüche vorlas, die er sich mit Absicht ausgesucht hatte. Der agitatorische Eindruck war, wie es schien, sehr groß und zwar nicht im Sinne kaiserlicher Politik. An diesen Mann mußte ich denken, als ich Limans Buch in Händen hatte. Natürlich ist Liman himmelweit entfernt, sozialdemokratisch wirken zu wollen, er steht ja auf der ganz entgegengesetzten Seite, aber das Verfahren ist sehr ähnlich. Nur ist der Unterschied der, daß bei jenem Sozialdemokraten der politische Zweck offen zutage lag, daß er aber bei Liman nicht zu finden oder nicht vorhanden ist. Es ist wohl möglich, daß Liman selbst sagt: „ich hatte beim Schreiben keinen politischen Zweck, ich wollte nur wiedergeben, was gewesen ist." Gut! Das kann subjektiv richtig sein, objektiv aber wirkt dieses Buch in der Richtung der politischen Desperation. Wenn nämlich Kaiser Wilhelm nichts anderes ist, als was Liman an ihm findet, dann ist es reine Glückssache, ob wir dem staatlichen Ruin entgegengehen oder nicht. Auf den Kaiser, den Liman beschreibt, kann man keine nationalen Hoffnungen aufbauen. Auf wen oder was aber in diesem Augenblick dann sonst? Auf welche politische Kraft, die stark genug ist, seinen Einfluß zu neutralisieren? Hier hört das bestimmte politische Denken auf und der formlose Pessimismus tritt ein. Dieser Pessimismus ist tatsächlich in den halbagrarischen und kleinbürgerlichen Mittelschichten weit verbreitet, aber er ist eine Krankheit, und es ist falsch, ihm geflissentlich Material in die Hände zu spielen. Nicht das ist falsch, den Kaiser anzugreifen, wenn man eine bestimmte andere Politik für besser und möglich hält, aber das ist es ja, was bei Liman fehlt. Er vermehrt den Geist des bloßen zwecklosen Kritisierens, und, so wenig er unser Freund ist, dazu ist er als Schriftsteller eigentlich zu gut.

Da ich vor kurzem in München und Dresden über „Die Politik Kaiser Wilhelms II." gesprochen habe, und da eine Nachschrift meines Vortrages im Verlag der „Freistatt" in München erschienen ist (25 Pfennige), so kann ich für meine mehr optimistische Auffassung des Kaiserproblems diejenigen, die sich näher dafür interessieren, auf diese Nachschrift verweisen. Hier muß es genügen, etliche Hauptpunkte zu markieren. Liman sieht als das eigentlich Charakteristische am Kaiser seine patriarchalisch-persönliche Auffassung seines königlichen Berufes an. die mit der Auffassung der zeitgenössischen Welt in Widerspruch steht. Der „patriarchalische Absolutismus" verlangt vom Volk Unmögliches, denn „der politische wie geistige Protestantismus sträubt sich gegen das Dogma der Unfehlbarkeit". Darüber aber, wie der Kaiser zum Diktator wurde, fehlt bei Liman jede eingehendere Untersuchung. Es erscheint als rein persönlicher Zufall. Dem gegenüber ist zu sagen, daß die Zeit des Ueberganges vom Agrarstaat zum Industriestaat notwendig eine Zwischenperiode enthalten muß, in der die alte Herrschaftsbasis wankt und die neue Basis noch nicht da ist. Die alte Aristokratie erlahmt gegenüber dem Weltverkehr, und die neue Aristokratie ist politisch noch lange kein festes Gebilde. Die Monarchie

muß sich aus Selbsterhaltungsgründen von ihrem alten Untergrund trennen und hat doch noch kein neues Festland für ihre Füße. Daß in solcher Lage eine gewisse Isoliertheit und damit Absolutheit des Monarchen entsteht, ist nicht unnatürlich, ebenso wenig wie das andere, daß sich Unsicherheiten, Zickzackkurs und Nervosität des Handelns zeigen. Wir bestreiten das Vorhandensein der von Liman breit aufgeführten Symptome keineswegs, kommen nur bei unserer Diagnose zu dem anderen Schlusse, daß das, was Liman als das Charakteristische ansieht, fast unvermeidliche Begleiterscheinungen eines an sich gesunden und normalen Prozesses sind, und daß nicht die Begleiterscheinungen den Kern der Sache ausmachen, sondern der Prozeß selbst, dessen Inhalt kurz dahin ausgesprochen werden kann: die hohenzollernsche Dynastie sucht ihren Frieden mit dem Zeitalter der Industrie. Das geht nicht ohne allerlei halbe Versuche. Aber es liegt keine Veranlassung vor, die Halbheiten als Zeichen von Zersetzung der Regierungskraft an sich einzuschätzen, sobald man im Auge behält, daß Staatsleitung immer und auch in der Bismarckschen Periode Menschenarbeit gewesen ist, die als solche ihre Begrenztheit in sich hat. Das Große am gegenwärtigen Kaiser ist, daß er die Richtung auf den deutschen Industrialismus gefunden hat. Darin liegt sein notwendiger Fortschritt gegenüber dem Zeitalter Bismarcks. Darin liegt auch die Einheit seiner Persönlichkeit, der man unrecht tut, wenn man das „Impulsive", das sie zweifellos hat, allzu sehr in den Vordergrund rückt. Die Einzeläußerungen sind impulsiv, aber das Leben als Ganzes hat seine immer wieder erkennbare Richtung. Und was würden wir heute in der deutschen Politik erleben, wenn wir den Kaiser nicht hätten? Dann würde das Zentrum erst recht die deutsche Vormacht sein. Auch Wilhelm II. muß mit dem Zentrum regieren; das muß bei heutiger Lage jeder deutsche Staatsmann, denn weder die Konservativen noch die Sozialdemokraten sind als Regierungsgrundlage möglich, und der Liberalismus allein ist zu schwach dazu. Aber man denke sich an Stelle unseres Kaisers einen weniger persönlichen Herrscher! Dann würden wir uns an eine Unfehlbarkeit gewöhnen müssen, die der politische und geistige Protestantismus noch schwerer tragen könnte als die absolutistischen Formen bei dem jetzigen Herrscher, selbst wenn auch sie im einzelnen Fall nicht leicht zu ertragen sind.

Friedrich Naumann.

Parlamentsbriefe.

VIII.

Fast vier volle Tage hat der Reichstag dem Reichsversicherungsamt gewidmet. Zum großen Teil brachten die Debatten darüber lediglich eine Neuauflage der Generaldiskussion zum Reichsamt des Innern. Der unglückselige Streit zwischen den Krankenkassen und den Aerzten droht endemisch zu werden. Die Behauptungen auf der sozialdemokratischen Seite, die die Krankenkassen durch dick und dünn vertritt, befinden sich in diametralem Gegensatz zu denen der Doktoren Mugdan und Becker, die in erster Linie den Interessen der Aerzte dienten. Sicherlich kann man den Herren Mugdan und Becker eingehende Sachkenntnis nicht absprechen. Aber ebenso ungerecht wäre es, einem Mann, wie dem Sozialdemokraten Fräßdorf, der so innig mit dem Krankenkassenwesen verwachsen ist, kein Gehör zu schenken. Was ist Wahrheit? Ich muß gestehen, daß ich bei diesem krassen Widerstreit der Meinungen lebhaft den Wunsch verspürte, es möchte auf der bürgerlichen Seite auch ein Kassenvertreter und auf der sozialdemokratischen ein Arzt sitzen und das Wort ergreifen. Dann hätte vielleicht der Reichstag ein wenig von der Klarheit in dieser Frage erhalten können, an der es trotz der endlosen Debatten noch immer völlig mangelt. Ich wenigstens bekenne, daß ich über das non liquet noch nicht hinaus bin. Und andern Leuten, die weder mit beruflicher Sachkenntnis noch mit vorgefaßten Meinungen belastet sind, wird es vielleicht ebenso gehen. Bedauerlich aber bleibt, daß all die Verhandlungen des Reichstags über diese Frage völlig ergebnislos waren. Sollte es nicht Zeit, höchste Zeit sein, daß eine unparteiische Stelle — vielleicht die Gesellschaft für Sozialreform? — die Streitfrage prüft und eine Art Tarifvertrag zwischen den Beteiligten zustande zu bringen versucht? Man braucht wahrlich kein Harmoniedusler zu sein, um die Begrabung dieser Streitart nicht nur für wünschenswert, sondern auch für möglich zu halten.

Halb wie Scherz und halb wie Ernst nahm sich das Ende des Zweikampfs zwischen der Sozialdemokratie und dem Freiherrn v. Heyl aus. Beim Reichsamt des Innern hatte der „König von Worms" der Sozialdemokratie den Fehdehandschuh hingeworfen. Er las eine Menge Material vor, das einen gewissen Eindruck hervorbrachte. Stimmten die Tatsachen, so waren allerdings einige recht verwundbare Stellen der Sozialdemokratie bloßgelegt. Sie wäre davon nicht eingegangen. Sie hat schon manchen andern Puff überwunden. Aber immerhin: eine starke parlamentarische Niederlage wäre es gewesen. Aber, siehe da! die Tatsachen schienen nicht zu stimmen. Erst nahm Emanuel Wurm die Außenforts der Heylschen Festung ein; dann bemächtigte sich Dr. David durch einen umfassenden Angriff der gesamten inneren Umwallung, und schließlich beim Reichsversicherungsamt schoß Stadthagen noch die Zitadelle zusammen. Dem edlen Freiherrn blieb nichts als eine Trümmerstätte: lauter zerstörte Behauptungen. Es gibt doch viel wirkungsvolles Material gegen die Sozialdemokratie. Merkwürdig ist es wirklich, daß die gewerbsmäßigen Scharfmacher fast regelmäßig gerade auf das allerungeeignetste hereinfallen. Aber freilich, alle diese Männer kennen ja die Sozialdemokratie nicht. Mit einem ad hoc zusammengestoppelten Material kann man wohl vor einer Versammlung der „Ordnungsparteien" — Zutritt nur gegen Karte! — rauschenden Beifall erzielen. Aber in einer freien Arena des Reichstages sind andere Leute als Freiherr v. Heyl nötig, um der Sozialdemokratie geistige Niederlagen beizubringen.

Am besten bei der gesamten Debatte über das Reichsversicherungsamt schnitt Graf Posadowsky ab. Nicht nur, daß man wieder seine wunderbare Einzelkenntnis der Versicherungsgesetzgebung bewundern konnte. Vor allem zeigte sich seine Vorurteilslosigkeit im hellsten Lichte. Er nimmt das gute, wie einst Caprivi, wo er es findet. Auch wenn ein Sozialdemokrat wie Robert Schmidt oder Molkenbuhr einen praktischen Vorschlag macht, um eine Lücke der Gesetzgebung auszufüllen, so geht er ohne weiteres darauf ein. Mindestens verspricht er, alles zu prüfen. Und bei diesem Minister ist man sicher, daß die Zusage einer Prüfung keine bloße Redensart ist. Auch Graf Posadowsky hat seine Schwächen. Den polnischen Beschwerden gegenüber z. B. benahm er sich wie ein Hakatist reinsten Wassers. Aber im ganzen macht er doch in der Gruppe unserer Minister und Staatssekretäre weitaus die beste Figur.

Nach einem Kunstintermezzo mit politischem Hintergrund, das fast 1½ Sitzungstage in Anspruch nahm, begann Mittwoch der Postetat. Das Zentrum legte wieder einmal eine Probe seiner klugen Taktik ab. Wie bei der ersten Lesung des Etats Schädler allen nachfolgenden Rednern die Rosinen aus dem Kuchen pickte, indem er alle politischen Mißstände in den Bereich seiner Kritik zog, so machte sich diesmal Gröber zum Fürsprech aller Beamtenbeschwerden und Beamtenforderungen. Es lebt doch noch manches vom Geiste Windthorsts in seinen Epigonen. Man weiß ja, das Zentrum kann auch anders. Trotzdem es jüngst ungeheuer forsch sozial und frei-

Digitized by Google

heitlich aufgetreten ist, fügt es sich sehr oft den „staatsmännischen" Erwägungen vom Regierungstische. Aber es schlägt doch wenigstens einen anderen Ton der Regierung gegenüber an als z. B. die Nationalliberalen, in deren Namen Herr Patzig eine Rede so recht im Sinne der „mittleren Linie" hielt. Immerhin trat auch er wie der Zentrumsredner für das Koalitionsrecht der Unterbeamten ein. Herr Kraetke hat also das ganze Haus mit Ausnahme der Konservativen gegen sich, wenn er dabei beharrt, den allgemeinen Verband der Postunterbeamten zu verbieten. Aber den Herrn Staatssekretär scheint der Wille des Reichstags sehr kühl zu lassen. Die Rede, mit der er auf die Wünsche Gröbers antwortete, war weiter nichts als eine Ansammlung von meist völlig unbegründeten Ablehnungen. Gewiß, Herr Kraetke hat ein gutes Herz und möchte manches in seinem Ressort zugunsten der Beamten ändern. Aber was nützt das beste Herz, wenn es mit einer fast absoluten Passivität Hand in Hand geht? Als auf den „wohlwollenden Autokraten" Podbielski der „wohlwollende Bureaukrat" Kraetke folgte, glaubten manche Leute, es werde wenigstens in Fragen wie der des Koalitionsrechts eine Aenderung zum Besseren eintreten. Herr Kraetke hat uns am Mittwoch gezeigt, daß die Bureaukratie auf die staatsbürgerlichen Rechte der Beamten gerade so gut pfeift wie das Junkertum.

H. v. Gerlach.

Die Kunstdebatte im Reichstage.

Das war mehr, als man erwarten konnte! Auch der zuversichtlichste Optimist hätte nicht zu hoffen gewagt, daß die Parteien des Reichstags einstimmig der Reichsregierung für ihre St. Louiser Kunstpolitik ein Mißtrauensvotum erteilen würden! Daß nacheinander die Fraktionen von der äußersten Linken bis zur äußersten Rechten ihre Redner vorschicken würden, um gegen die Boykottierung jeder selbständigen künstlerischen Regung von Staatswegen und gegen die Protektion der hohlen preußischen Hofkunst Protest einzulegen! Die Art dieses Protestes wies naturgemäß parteipolitische Schattierungen auf; das Ziel war jedem Fall das gleiche.

Es ist schon öfter in deutschen Parlamenten über Kunstangelegenheiten gesprochen worden. Aber das geschah meistens im Zusammenhang mit anderen Fragen rein politischer Natur. Ueber die speziellen Probleme der modernen bildenden Kunst jedoch, über den Impressionismus und die Sezessionen, über Manet und Liebermann, Thoma und Klinger hat man sich im Reichstag noch niemals so ausführlich unterhalten. Vor allem aber ist dort noch nie über diese Dinge so verhältnismäßig verständig gesprochen worden wie am letzten Montag und Dienstag. Verhältnismäßig! Denn es fielen noch genugsam Bemerkungen, die deutlich bewiesen, wie viel wir in Deutschland immer noch „zu kultivieren haben" (so sagte schon Goethe!). Wenn Herr Singer den Schwerpunkt der modernen Kunst darin sah, daß sie das „Volksleben in seiner wahren Gestalt" schildere, also genau so falsch von rein stofflich-gegenständlichen Gesichtspunkten ausging wie der hochgestellte Redner, der vor einigen Jahren verächtlich von der „Rinnsteinkunst" sprach, wenn der Konservative Hennig meinte, die „Sezessionisten legten keinen Wert auf den Fleiß" und ihre Kunst wolle „zu einem Uebermenschentum führen", wenn der Zentrumsführer Spahn seine sehr hübschen Darlegungen über die Bedeutung des Impressionismus mit der Behauptung einleitete, „Manet habe die Sezession begründet" (er starb 1883, und die erste Sezession, die der Pariser Champ de Mars-Künstler, entstand 1889), wenn Graf Oriola von der „Zügellosigkeit mancher sezessionistischen Bilder" und sogar von der „Frechheit der Technik" sprach, die ihn gelegentlich allein schon verstimme, wenn er die alte Laienklage über die „nicht durchgearbeiteten Dinge" anstimmte und die moderne Kunst zum Teil destruktiver Tendenzen beschuldigte, — so wird man über die Rattenkönige von Mißverständnissen, die hier ihr Wesen trieben, gewiß den Kopf schütteln. Die Künstler und Kunstfreunde werden wohl allgemein die Ansicht teilen, daß über die ästhetische Seite der Angelegenheit die feinsten Bemerkungen von dem Abgeordneten Müller-Meiningen und von — Herrn von Kardorff gefallen sind, der der Regierung gewiß noch nie in seinem Leben so scharfe Opposition gemacht hat wie bei dieser Gelegenheit. Herr von Kardorff hat freilich einen Maler zum Sohn, eins der begabtesten und frischesten Talente unter den jüngeren Mitgliedern der Berliner Sezession, und es wäre immerhin möglich, daß in den überraschenden Kunstanschauungen des greisen konservativen Politikers ein neuer Beweis für das alte Wort „Das Kind ist des Mannes Vater" zu finden wäre. So pflügt die Jugend den spröde gewordenen Boden um!

Aber mag immerhin vieles von dem, was gesagt wurde, dem Kunstfachmann sonderbar erscheinen, mag er aus den Verhandlungen die beruhigende Ueberzeugung gewinnen, daß ihm auch jetzt noch immer recht viel Aufklärungs- und Vermittlungsarbeit übrig bleibt, — es muß doch betont werden, daß sich noch niemals eine Kunstdebatte in einer unserer Volksvertretungen so würdig und anregend abgespielt hat wie diese. Seit der berüchtigten Sitzung, in der sich das wüste Geschrei gegen Franz Stuck und Adolf Hildebrand erhob, und seit dem Frühling 1900, da der Kampf um die lex Heinze tobte, hat sich das Kulturniveau des Reichstags doch unverkennbar gehoben. Ohne jeden Zweifel ist hierin ein Symptom für eine gewisse Steigerung und Vertiefung des Kunstinteresses in allen Kreisen zu erblicken. Die ganze Art, wie von den überzeugten oder instinktiven Gegnern moderner Kunstanschauungen schließlich doch über diese gesprochen wurde, der Mangel an dem früher bei jeder Gelegenheit zutage tretenden öden Haß gegen das Neue, die Hochachtung, die selbst durch die Ablehnung hindurchklang, die Anerkennung der hervorragenden modernen Persönlichkeiten, der deutlich erkennbare Wunsch, dem Verständnis der zunächst befremdlichen Erscheinungen näherzukommen, — alles das darf immerhin freudig begrüßt werden. Vor allem aber erfüllt es mit lebhafter Genugtuung, daß von allen Seiten die Forderung erhaben wurde: „Man soll die Entwicklung nicht stören! Man soll sie aufmerksam verfolgen und abwarten, was daraus wird! Man soll der jungen Kunst, die in ihrer Sturm- und Drangperiode natürlich Uebertreibungen mit sich bringt, Gelegenheit bieten, ihre Kräfte zu üben, zu stählen, an großen Aufgaben zu entfalten und zu steigern. Der Staat kann keine andere Aufgabe haben als wohlwollende, besonnene Unparteilichkeit und Zurückhaltung. Die Begründung der Sezessionen war eine Notwendigkeit, eine Wohltat, eine Befreiung, ja eine Erlösung; nun laßt, die Jugend sich austoben!"

So klang es aus allen Reden der Reichsboten, mehr oder minder scharf und klar formuliert, heraus. Und Graf Posadowsky, dem die undankbare Aufgabe zugefallen war, dieser verblüffenden und wohl kaum erwarteten Einmütigkeit gegenüber die Haltung der Regierung zu rechtfertigen, fand nirgends eine Stütze. Er war allein auf weiter Flur. Ruhig, aber kühl, ohne ein „Bravo!", ohne ein „Sehr richtig!" hörte man ihn an; und niemanden hat er überzeugt. Der Staatssekretär hatte in der Budgetkommission gesagt, er halte die „sezessionistische Richtung" — dieser unklare Begriff wurde fortwährend herangezogen — keiner „Veredelung" für fähig. Der Abg. Müller-Meiningen hingegen rief aus, nur Banausen könnten behaupten, daß Männer wie Klinger, Leibl, Liebermann nicht zur Veredelung der deutschen Kunst beigetragen hätten. Graf Posadowsky schränkte allerdings vor dem Plenum jenen schönen Ausspruch erheblich ein. Er meinte, es sei weder Sache der Regierung noch des Parlaments, den Streit der

Digitized by Google

künstlerischen Parteien zum Austrag zu bringen. Schön! Dann soll die Regierung aber auch die Konsequenzen aus dieser Erkenntnis ziehen und sich nun nicht ihrerseits doch ein Richteramt anmaßen, indem sie die eine der beiden Parteien wie eine Gruppe ungezogener Kinder oder bombenwerfender Anarchisten behandelt.

Doch die Einigkeit der Reichstagsfraktionen erstreckte sich noch weiter. Sie ging über die St. Louiser Aktion, die ja doch nur das Schlußglied einer Kette bildet, weit hinaus und wandte sich an die Quelle des Uebels: gegen die einseitige höfische Kunstdiktatur, die nachgerade unerträglich geworden ist. Ob nun Herr Hennig sagte, die Kunst könne nicht „reglementiert" werden, oder ob Herr Dove, der für seinen erkrankten Parteigenossen Dr. Pachnicke eingetreten war, gegen den „Zäsarismus" und „Autokratismus" sprach, der sich auf dem Kunstgebiete wie in vielen anderen Provinzen des öffentlichen Lebens immer bedrohlicher geltend mache, — gemeint war das Gleiche! Und wenn der Konservative schüchtern meinte, die Fürsten hätten in vergangenen Zeiten viel Gutes für die Kunst getan, so wurde ihm von liberaler Seite flugs erwidert, daß nur die Fürsten der Kunst durch ihre Protektion wahrhaft genutzt hätten, die ihr die volle Freiheit der Entwicklung sicherten. Man hätte hinzufügen können, daß im modernen Staatswesen für eine Kunstförderung durch die Fürsten im Sinne der absolutistischen Zeit kein Raum mehr vorhanden ist, daß die veränderten öffentlichen Verhältnisse eben auch eine veränderte öffentliche Kunstpflege erfordern.

Ebenso einig war man in der Verurteilung der empörenden Zurückweisung der Sezessionisten in den symptomatischen Fällen außerhalb St. Louis', etwa bei der durch den preußischen Kultusminister veranlaßten Streichung der modernen Namen auf der Liste einer geplanten Ausstellung in Chicago, die durch diesen Eingriff nicht zustande kam, oder bei der Weigerung desselben Kultusministers, den Ankauf eines Bildes von Leistikow, den die Landeskunstkommission einstimmig beschlossen hatte, dem Kaiser auch nur zur Genehmigung zu unterbreiten, lediglich aus dem Grunde, weil Leistikow Vorstandsmitglied der Berliner Sezession ist. Und einig war man vor allem in der Verurteilung dessen, was unsere offizielle preußische Hofkunst bisher geleistet hat. Von Kardorff und Oriola bis zu Singer und Südekum fiel ein Hagel spöttischer und empörter Worte über unsere greuliche Denkmalsplastik, ertönte ein einstimmiger Ruf der Entrüstung über die unverantwortliche künstlerische Nebenregierung des Herrn Anton von Werner. Dem Berliner Akademiedirektor werden die Ohren geklungen haben!

Graf Posadowsky mußte selbst zugeben, daß man innerhalb der verbündeten Regierungen über die Fragen der modernen Kunst „verschiedener Meinung" sei. In der Tat: von den zahlreich anwesenden Vertretern der außerpreußischen Bundesstaaten trat nicht einer auf, der dem Staatssekretär des Innern beisprang. Nicht einer verwahrte sich gegen die von mehreren Seiten geltend gemachte Ansicht, daß die Einzelregierungen die Uebergehung, um nicht zu sagen: die Vergewaltigung bei der plötzlichen Umwandlung der Organisation für St. Louis recht unangenehm empfunden hätten. Selbst Herr von Kardorff warnte mit bezug auf ein Wort Bismarcks vor den „kleinen Verstimmungen", die mitunter „unliebsame Konsequenzen bei großen Dingen" haben. Doch auch auf diese Anzapfung schwiegen die Vertreter Bayerns, Sachsens, Hessens, Sachsen-Weimars, — sie werden ihre guten Gründe dafür gehabt haben. Ob sie im Bundesrat selbst bei verschlossenen Thüren auch schweigen werden? . . . Wir wissen alle, daß man in München, Dresden, Darmstadt, Weimar wesentlich anders über die aufstrebende deutsche Kunst denkt als in Berlin.

Es erscheint nahezu ausgeschlossen, daß diese Reichstagsverhandlung vom 16. Februar auf die Regierung und auf die allerhöchste Stelle gar keinen Eindruck machen sollte. Wenn wir auch nur eine leise Spur von Konstitutionalismus besitzen, dann ist es doch für die maßgebenden Faktoren, sollte man meinen, unmöglich, über eine derartige Kundgebung einfach zur Tagesordnung überzugehen. Freilich, unser Vertrauen auf diese leise Spur von Konstitutionalismus ist längst kein sehr großes mehr. Ein merkwürdiges Schauspiel: in früheren Jahrhunderten mußten die Fürsten oft der trägen und zähen Masse des Volkes gegenüber für die Eigenart der großen, freien Künstler eintreten. Heute sind die Rollen vertauscht. Es könnte doch wohl sein, daß auch die Volksvertretung, wenn sie energisch ist, bei diesem Vorgehen etwas Positives erreicht. Allgemein wurde der Wunsch ausgesprochen, daß die Staatsgunst in Zukunft gerecht verteilt, d. h. zunächst, um etwas Greifbares in der Hand zu haben: daß die jährlich bewilligten Mittel der Kunstgenossenschaft und dem Künstlerbunde zu gleichen Teilen zugewandt werden sollten. Graf Oriola meinte sogar, er werde, falls dies nicht geschehe, es sich im nächsten Jahre sehr überlegen, ob er für diese Etatsposition stimmen werde — eine Ueberlegung, die zweifellos von manchen Abgeordneten geteilt werden wird. Nun müßte freilich auch die Gesamtheit des Volkes dem Reichstag zu Hilfe kommen und nicht durch den lächerlichen Byzantinismus, den man bei Denkmalssetzungen und ähnlichen Gelegenheiten seit Jahren so vielfach bemerkt hat, die Bemühungen des Parlaments illusorisch machen.

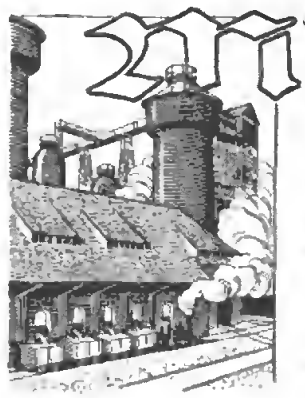
Doch komme es, wie es will: der 16. Februar 1904 war ein Feiertag für die deutsche Kunst und für den deutschen Reichstag. Seine Lehren und seine Stimmung werden sobald nicht vergessen werden können.

Max Osborn.

Aus der Kartellenquete.

II.

Das Koksſyndikat.



Man kann das Koksſyndikat bis zu einem gewissen Grade ein internationales Syndikat nennen, denn es hat mit dem belgischen Syndikat ein Abkommen getroffen über die Verteilung der Absatzgebiete bezw. über den Anteil der Lieferungen in den gemeinsamen Absatzgebieten; selbstverständlich geht Hand in Hand damit eine Verständigung über die Preise. An dem gesamten Absatz der beiden Koksſyndikate war das belgische mit 19,18, an dem im Rayon B, welcher sich auf Belgien und das nördliche Frankreich (Haute Marne) erstreckt, mit 63½ Prozent beteiligt. Anfragen von deutscher Seite an das belgische Syndikat werden von diesem dem Ruhrkohlensyndikat überwiesen. Da die geringe Produktion von minderwertigem Koks der fiskalischen Gruben an der Saar fast garnicht ins Gewicht fällt, herrscht das Ruhrkoksſyndikat bis Berlin und darüber hinaus, fast unumschränkt.

Diese Herrschaft hat es zunächst dazu benutzt, den Abnehmern Verkaufsbedingungen aufzuzwingen, welche den Charakter einer pactio Leonina haben: die notwendige Betriebseinschränkung eines abnehmenden Werkes entbindet dasselbe nicht von der Verpflichtung der Abnahme, wohl aber ist das Syndikat berechtigt, nicht oder weniger zu liefern oder eine andere schlechtere Marke, wenn das liefernde Koksofenwerk eine Betriebseinschränkung erfährt. Dabei darf das abnehmende Werk unter keinen Umständen den Koks weiter verkaufen; der

Digitized by Google

Abnehmer muß den Koks, wenn er ihn nicht braucht, aufstapeln und kann sich an den wachsenden Koksbergen erfreuen; allerdings hat in der Zeit des ärgsten Darniederliegens das Syndikat einzelnen Abnehmern aus der Eisenindustrie die Abnahmefrist verlängert, aber auch das war nur guter Wille und wurde willkürlich gehandhabt. Ja, man scheute sich nicht Mehrlieferungen, die in früheren Jahren über den Schluß hinaus geleistet und die längst abgerechnet waren, von den geschlossenen Lieferungen späterer Jahre in Abzug zu bringen, was als eine einfache Nichterfüllung eingegangener Verträge bezeichnet werden muß. Und aus Furcht später nichts zu kriegen, mußte der Abnehmer sich das gefallen lassen.

Von allen Abnehmern wurde übereinstimmend über die außerordentliche Qualitätsverschlechterung des Koks unter der Herrschaft des Syndikats geklagt; den Eisengießereien wurde Koks geliefert, der so schlecht war, daß er als Gießereikoks im Cupolofen garnicht verwendet werden konnte, und weiter verkaufen durften sie ihn nicht; jede Grenzbestimmung: was als der teurere Gießereikoks, was als der billigere Hochofenkoks anzusehen sei, wurde vom Syndikat abgelehnt; die Kleineisengießereien waren stellenweis genötigt, um ihren Bedarf an Brechkoks bestimmter Größe zu decken, andere Korngrößen und Qualitäten mit zu beziehen, die sie nicht gebrauchen konnten und die sie nicht verkaufen durften. Aber auch die Hochofenwerke bekamen so aschenhaltigen Koks, daß eines derselben bei einem Jahresbedarf von 120 000 Tonnen seine jährlichen Mehrausgaben bloß infolge Qualitätsverschlechterung auf 274 800 Mark berechnen mußte, ganz abgesehen von den Unannehmlichkeiten und dem weiteren Verlust, den es durch die schlechte Koksqualität und die dadurch bedingte ungünstige Beeinflussung des Betriebes hatte; natürlich litt darunter auch die Qualität des Roheisens, das der Gießer dann kaum verarbeiten konnte.

Von seiten des Syndikats wurde die Verschlechterung des Koks auf die unreine Förderung durch die Bergarbeiter geschoben, nur merkwürdig, daß diese selben Arbeiter die andern Kohlensorten ganz rein förderten, wie ja bei den Verhandlungen des Kohlensyndikats die Qualitätsverbesserung ausdrücklich anerkannt worden ist. Nein, um genug Koks liefern zu können, wurden den Kohlenwäschen mehr Kohlen zugeführt, als sie richtig verarbeiten konnten, wobei für den Produzenten noch der Vorteil herausſprang, daß, je weniger Schiefer er herauswusch, um so mehr gewaschene Kohle resultierte, freilich von entsprechend schlechterer Qualität.

Im freien Wettbewerb hatte jedes Koksofenwerk ein Interesse daran, guten Koks zu liefern; für Qualitätsware erhielt man bessere Preise, und man erhielt sich die Abnehmer; das Syndikat aber hat einen Einheitspreis für allen Koks einer Sorte (Hochofenkoks, Gießereikoks, Brechkoks) festgesetzt; da macht natürlich der das beste Geschäft, der die schlechteste Ware liefert. Eine solche Benachteiligung können sich aber die guten Koks liefernden Werke auf die Dauer nicht gefallen lassen; hier ist der Keim zum Zerfall des Syndikats gegeben, wenn nicht gründliche Abhilfe geschaffen wird; freilich, wie diese erreicht werden soll, darüber gehen zurzeit die Ansichten von Produzenten und Konsumenten diametral auseinander. Zweifellos ist aber, daß durch das jetzige Verfahren die deutsche Koks verarbeitende Industrie aufs schwerste geschädigt wird, daß auch die Qualität ihrer Erzeugnisse wesentlich darunter leidet.

Die Preispolitik des Koksſyndikats war in den ersten Jahren seines Bestehens bezw. des wirtschaftlichen Aufschwunges eine maßvolle; noch 1899 hatte man mit den Abnehmern einen Jahresschluß für 1900 mit 14 Mark pro Tonne gemacht, was gegenüber dem Preis von 11 Mark in den Jahren 1893—95 allerdings schon eine ziemliche Steigerung bedeutete; als dann sich aber eine Koksknappheit herausstellte, erfand man ein Mittel, die Abnehmer gefügig zu machen, diesen Preis auf 17 Mark zu erhöhen; man erklärte ihnen, der Preis für 1901 werde nur 20 Mark sein, für die, welche bereits in 1899 für 1901 ihren Bedarf abschlössen; man sei aber bereit, den Abschlußvertrag pro 1900 mit dem pro 1901 auf der Basis eines Durchschnittspreises von 17 Mark zu fusionieren; wer das nicht wolle, dem könne man für 1901 keinen Koks und keinen Preis garantieren. Ein erheblicher Teil der Hochofenwerke sträubte sich auf das energischste gegen diese Zumutung, aber die Macht war beim Syndikat, und ohne Koks kann kein Hochofenwerk arbeiten, man akzeptierte also und suchte sich dadurch zu decken, daß man einen gleichen Druck auf die Abnehmer von Roheisen, die Puddel- und Flußeisenwerke und Gießereien ausübte, ebenso lange Kontrakte einzugehen, was diese auch notgedrungen taten, ohne ihrerseits bei ihren Abnehmern eine Rückdeckungen finden zu können bezw., wo sie es in Fertigeisen tun konnten, schließlich vielfach gezwungen waren, ihre Abnehmer aus den Schlüssen herauszulassen, weil diese zu schwach waren, ihre Verpflichtungen bei der veränderten Marktlage zu erfüllen. „Den letzten beißen die Hunde", bemerkte treffend ein Vertreter der reinen Walzwerke.

Durch diese Fusionsverträge wurde ein Moment waghalsigster Spekulation in das ganze Geschäft hineingetragen, indem man die Abnehmer indirekt zwang, sich auf siebenundzwanzig Monate im voraus zu hohen Preisen zu binden, eine Zeit, auf deren Dauer kein Mensch die Konjunktur beurteilen konnte.

Der Preisrückgang für Schweißeisen und Flußeisen in dieser Zeit betrug rund 30 Prozent, der Eisenverbrauch ging von 128,4 kg auf den Kopf in 1899 auf 90,3 kg in 1901 und 76,6 kg in 1902 in Deutschland zurück, und der Kokspreis stieg von 1899 auf 1901 von 14 auf 17 Mark, er betrug 1903 noch 15 Mark. Und diese Fusionsverträge waren das Signal für das Roheisensyndikat und bis zu einem gewissen Grade auch für den Halbzeugverband ihre Abnehmer zu eben solchen unseligen langen Schlüssen zu nötigen.

Im Vergleich zum Koksſyndikat hat das Kohlensyndikat außerordentlich maßvoll und weise gehandelt. Der Vorsitzende des letzteren, der gleichzeitig stellvertretender Vorsitzender des ersteren ist, hat damals gegen die Fusionsverträge gestimmt, aber er meinte, der Verlauf der Dinge habe ihm nicht Recht gegeben, denn ohne dieselben würden die Kokspreise 1901 noch wesentlich höher als 20 Mark gewesen sein; hätten doch die Konsumenten im freien Verkehr und für Nachlieferungen erheblich höhere Sätze bezahlen müssen. Diese Schlußfolgerung ist irrig. Daß das Syndikat 1901 im freien Verkehr sich 20 bis 22 Mark für Koks im Inland bezahlen ließ, war nur dadurch möglich, daß auf Grund der Abschlüsse kein Abnehmer Koks, den er nicht brauchte, verkaufen durfte, daß die Hochofenwerke ihrerseits wieder die langen Koksverträge zum Anlaß genommen hatten, langsichtige Verkäufe von Roheisen und Halbzeug abzuschließen und auf deren Abnahme bestanden bezw. zu Zwangsverkäufen schritten, wo nicht abgenommen wurde; daß schließlich das Hochofensyndikat seine Produktion erheblich einschränkte und einem Teil der Abnehmer Fristen in der Abnahme gewährte. Durch all diese größtenteils wenig schönen Gewaltmittel konnte das Koksſyndikat, nachdem es seine Produktion für 1901 fast verschlossen hatte, für die geringen übrig bleibenden Quantitäten allerdings noch höhere Preise erzielen. Daß aber bei freiem Wettbewerb mit der sinkenden Eisenkonjunktur spätestens 1901 auch normale Kokspreise eingetreten wären, beweist am besten das Beispiel Englands, wo Anfang 1900 Koks 35 sh kostete, in der zweiten Hälfte des Jahres auf 23 sh zurückging und im Oktober bereits auf 17,50 sh angelangt war, um im Jahre 1901 noch tiefer zu sinken. Ohne Syndikat hätten wir vielleicht 1899 und Anfang 1900 höhere Kokspreise gehabt, aber es wäre auch rascher die Rückkehr zu normalen Preisen eingetreten und damit nicht diese schwere Krisis heraufbeschworen bezw. verlängert worden.

Während die deutschen Werke die hohen Preise bezahlen mußten, wurde der ausländischen Konkurrenz der Koks wesentlich billiger geliefert; noch 1902 erlöste das Syndikat im Aus-

Digitized by Google

land, das noch dazu verhältnismäßig weit mehr von den wertvolleren Koksſorten (Gießereikoks) bezieht, faſt 2 Mark weniger pro Tonne als im Inland, ja nachgewieſenermaßen wurde in Konkurrenz gegen niederſchleſiſchen Koks den Werken der Prager Eiſeninduſtrie mit 8,10 Mark geliefert zu derſelben Zeit, da der inländiſche Konſument mindeſtens 17 Mark bezahlen mußte; das nennt man Förderung der nationalen Wirtſchaft!

Weſentlichen Vorteil von dieſer Preispolitik hatten wiederum die gemiſchten Werke mit eigenen Hüttenzechen und Koksanſtalten; wer es ermöglichen konnte, der ſicherte ſich ſeinen Bedarf durch den Erwerb eigener Zechen und Anlage von Koksanſtalten; 1895 gab es 7 Hüttenzechen mit 4 Millionen Tonnen Förderung, 1902 deren 18 mit 11 Millionen Tonnen. Stellenweiſe vereinigten ſich verſchiedenartige Intereſſenten zu gemeinſamem Vorgehen, ſo der Norddeutſche Lloyd mit Krupp; erſterer, um ſeinen Bedarf an Dampferkohlen, letzterer, um den an Kokskohlen zu decken. Die Rieſenbetriebe vermögen das, und niemand wird es ihnen verargen, aber die mittleren und kleineren gehen zugrunde, nicht etwa, weil ſie an ſich nicht lebensfähig ſind, ſondern an der Politik der Syndikate.

Georg Gothein.

(Weitere Artikel folgen.)

Behring und die Tuberkuloſe.

In ſeinem Vortrage auf der Naturforſcherverſammlung zu Caſſel, über den in der Nr. 1 der „Nation" vom 3. Oktober 1903 ausführlich berichtet worden iſt, vollzog Behring bei der Darlegung ſeiner Anſchauungen über Entſtehung und Bekämpfung der Tuberkuloſe den Bruch mit der Kochſchen Schule. Im Gegenſatz zu dieſer erklärte er, daß die Krankheit nicht durch Einatmung der Bazillen hervorgerufen werde, ſondern durch das Eindringen der Keime in den Darmkanal, und zwar vorzugsweiſe in den des Säuglings. Von dort aus gelangten die Bakterien an verſchiedene Stellen des Organismus, in denen ſie unter Umſtänden lange unſchädlich verharren könnten, bis ſie in einem ſpäteren Lebensalter durch Gelegenheitsurſachen auf dem Wege des Gefäßſyſtems nach anderen Organen, beſonders den Lungen, verſchleppt würden, wo ſie dann ihr Zerſtörungswerk ausübten. Die Bazillen der Perlſucht und der menſchlichen Schwindſucht ſeien in ihrer Fähigkeit, beim Menſchen Krankheitsvorgänge hervorzurufen, durchaus gleichwertig. Die Bekämpfung der Krankheit habe beim Säugling zu beginnen; der bisher eingeſchlagene Weg, die Einatmung der vom Kranken verſtreuten Auswurfsſtoffe zu verhüten und die Erkrankten in Lungenheilſtätten zu behandeln, ſei gegenüber dem von ihm ſelbſt neu vorgeſchlagenen Wege mindeſtens minderwertig. Die rückhaltloſe Entſchiedenheit, mit der Behring den Bruch mit der Kochſchen Schule vollzog, erregte damals großes Aufſehen, ohne zunächſt erhebliche Entgegnungen hervorzurufen.

Im Januar 1904 nun gibt Behring ſeinen damaligen Mitteilungen durch drei gleichzeitig an verſchiedenen Orten gemachte Veröffentlichungen eine breitere Grundlage. In der „Therapie der Gegenwart" ſpricht er von „Säuglingsmilch und Säuglingsſterblichkeit", im „Verein für innere Medizin" über „Schwindſuchtsentſtehung und Tuberkuloſebekämpfung", und in der „Berliner Kliniſchen Wochenſchrift" veröffentlicht er Leitſätze, betreffend die Schwindſuchtsbekämpfung bei Menſchen und Tieren. Die letzte Arbeit iſt die bedeutungsvollſte und muß zur Ergänzung der beiden anderen herangezogen werden, trotzdem dieſe bei weitem mehr Aufſehen erregt haben und ſchon jetzt eine Fülle von Entgegnungen in der Tages- und Fachpreſſe hervorgerufen haben als Vorflut einer großen Zahl von Arbeiten, die wir über den gleichen Gegenſtand noch zu erwarten haben. Denn Behring ſtellt hier, geſtützt auf zahlreiche eigene Verſuche an Tieren und auf die Durchſicht der Weltliteratur, eine eigene Theorie der Schwindſuchtsentſtehung auf, die durchaus neue Bahnen einſchlägt und deshalb für die Beurteilung eine große Unbefangenheit vorausſetzt; der Leſer iſt gezwungen, unter faſt völliger Abſtraktion von den bisher geltenden Lehrmeinungen an deren Prüfung heranzutreten. Wie meiſt bei Behring, zerfällt auch jetzt ſeine neue Lehre in zwei Teile, einen rein praktiſchen, der Vorſchläge zur Bekämpfung bringt und verhältnismäßig leicht zu überſchauen iſt, und einen theoretiſchen, der alle Eigenarten des Behringſchen Temperaments widerſpiegelt. Der letztere zeichnet ſich diesmal beſonders durch Kühnheit der Kombination aus. Der Leſer ſteht vor einem ganz neuen Syſtem von Vorſtellungen, mit denen ſich vertraut zu machen es einer geraumen Zeit intenſiver Vertiefung bedarf. Es iſt nicht leicht, ohne weiteres feſtzuſtellen, wie weit die neu entwickelten Geſichtspunkte das Ergebnis der Gedankenarbeit eines kombinierenden Genies, wie weit ſie die Folgerungen des nüchternen Forſchers ſind, der über eine breitere Grundlage experimentell gewonnener Tatſachen verfügt.

Der praktiſche Teil der neuen Behringſchen Veröffentlichungen, ſoweit er die Caſſeler Rede fortſetzt, geht von ſeinen Verſuchen zur Immuniſierung der Rinder aus. Behring hatte bekanntlich im Laboratorium feſtgeſtellt, daß es gelingt, Rinder gegen die zufällige und künſtliche Anſteckung mit Perlſucht zu immuniſieren, wenn man ihnen in einem möglichſt frühen Lebensalter die Bazillen menſchlicher Tuberkuloſe in die Adern einſpritzt. Dieſe Verſuchsreihe, im Laboratorium abgeſchloſſen, ſoll ſich jetzt durch Nachprüfung im großen beſtätigen und iſt damit für Behring erledigt. Für Menſchen iſt der gleiche Weg der Immuniſierung nicht gangbar. Hier bleiben nach Behring vorläufig nur zwei Wege übrig: 1. Vermeidung des Importes von Tuberkelbazillen mit den Nahrungsmitteln, insbeſondere mit der Milch im kindlichen Lebensalter, 2. Zufuhr von Gegengiftkörpern mit der Milch in der früheſten Säuglingsperiode zwecks der Unſchädlichmachung eingedrungener Tuberkelbazillen. Die Gewinnung ſolcher Antikörper iſt gegeben; ſie finden ſich in der Milch hoch immuniſierter Kühe. Eine große Schwierigkeit liegt aber in deren Konſervierung; denn die Milch iſt niemals frei von Keimen, die ſie zerſetzen. Durch dieſe Zerſetzung aber werden auch die Antikörper vernichtet. Das gleiche Schickſal erleiden ſie durch das Kochen der Milch. Es bedarf alſo eines Verfahrens, um die Milch, und ſei es auch nur für eine Woche, unzerſetzt verſendbar zu erhalten. Ein ſolches Verfahren glaubt Behring praktiſch durch Zuſatz minimaler Mengen von Formaldehyd zur Milch aufgefunden zu haben. Verſuche an Kälbern haben gute Erfolge gezeitigt. Eine ſolche Behandlung der Milch hat aber nach Behring noch einen zweiten Vorzug. Die rohe Milch enthält für ſich ſchon eine Reihe Schutzkörper, welche die ſchädlichen Darmgärungen des früheſten Säuglingsalters verhindern. Auch dieſe Schutzkörper fermentartigen Charakters werden durch die Zerſetzung der Milch oder durch deren Abkochung unwirkſam. Behring geht ſogar auf Grund von Beobachtungen an Kälbern ſoweit, zu behaupten, daß der Genuß gekochter Milch einen großen Anteil an der Sterblichkeit der Säuglinge in den Städten habe, ganz unabhängig von der Tuberkuloſegefahr. Bekanntlich iſt ja die Säuglingsſterblichkeit in den Städten im Gegenſatz zur Abnahme der Sterblichkeit an der Mehrzahl beſtimmter Todesurſachen nicht herabgegangen. Mit ſeinem Formalinverfahren will alſo Behring zwei Zwecke gleichzeitig erreichen: erſtens will er den Säuglingen den Genuß ungekochter Milch wieder zugänglich machen, zweitens will er überhaupt den Verſand der Milch tuberkuloſefreier Kühe und der Immunmilch ermöglichen.

Digitized by Google

Diese rein praktische Seite der Frage hat schon heute großen Widerspruch erfahren, der nur zum Teil berechtigt ist. Die Steigerung der Säuglingssterblichkeit in den Städten steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der Außentemperatur, sie ist bei weitem am größten im Hochsommer. Als Hauptschutz gegen die Gefahr des Hochsommers gilt eine möglichst reine Gewinnung des Produkts, und zum Schutz gegen spätere Zersetzungen entweder die sofortige Abkühlung auf sehr niedere Temperaturen oder die baldige Abkochung. Von der intensiven Sterilisierung durch längere Erhitzung ist man in den letzten Jahren zurückgekommen, weil die Milch dadurch Veränderungen erleidet, die für das Aufziehen der Kinder nicht gleichgültig sind. Ein Verfahren, das es ermöglicht, die Milch so zu konservieren, daß sie die Eigenschaften der frisch gewonnenen Milch bewahrt und doch keine krankheitserregenden Keime enthält, wäre ein Gewinn. Die gegenwärtige Gesetzgebung aber läßt den Zusatz chemischer Konservierungsmittel nicht zu. Daß die Vorschläge Behrings, soweit die von ihm angegebenen Dosen in Betracht kommen, vom Standpunkt der Arzneimittellehre gerade noch zulässig sind, hat soeben Liebreich ausführlich begründet. Der Vorschlag Behrings geht somit dahin, falls Muttermilch oder Ammenmilch nicht zur Verfügung steht, Säuglingen ungekochte Milch zu verabreichen, die von tuberkulosefreien oder tuberkulosefeimmunisierten Rindern stammt und die entweder sofort frisch konsumiert wird, oder, falls dies nicht möglich ist, durch den Zusatz minimaler, an sich unschädlicher Mengen von Formaldehyd versendbar gemacht wird. Gegen diesen Vorschlag läßt sich, vorausgesetzt, daß die Milch auch sonst keine Krankheitserreger enthält, nicht viel einwenden. Mit dieser Säuglingsernährung glaubt Behring gleichzeitig den aktiven Kampf gegen die Tuberkulose des Menschen eingeleitet zu haben. Dieser Schluß ist aber nur dann zutreffend, wenn die weiteren theoretischen Ausführungen Behrings als richtig anerkannt werden.

Diese Theorie nun, die er in seinen Leitsätzen kurz andeutet und deren Belege er in einer späteren, großen Veröffentlichung nachträglich beizubringen beabsichtigt, ist von hohem Interesse. Denn sie weist eine Lücke in unserer bisherigen Tuberkuloseforschung nach, deren Vorhandensein bisher trotz intensivster Beschäftigung mit dem Gegenstand übersehen worden ist, und sie beansprucht diese Lücke schon jetzt auszufüllen.

Alles, was wir bis zum heutigen Tage über den Kampf des Tuberkelbazillus mit dem menschlichen oder tierischen Organismus, in den er eingedrungen war, wußten, beruhte auf den Ergebnissen zweier Untersuchungsmethoden, erstens auf den Prüfungen des pathologischen Anatomen, der an der Leiche die Veränderungen nachwies, die der Krankheitserreger erzeugt hatte, und zweitens auf den Untersuchungen des Experimentators, der einem empfänglichen Versuchstiere größere Mengen des Keims künstlich einverleibte. Bei der ersten Methode kommen nur solche Fälle zur Beobachtung, in denen der Körper dem Bazillus tödlich erlag oder in denen der Bazillus Veränderungen hervorrief, die dem bloßen oder bewaffneten Auge sichtbar werden. Bei der zweiten Methode hatten natürlich nur die Fälle Interesse, in denen der Tierversuch wahrnehmbare Reaktionen ergab. Behrings neueste Forschungen eröffnen nun einen Einblick in ein außerordentlich wichtiges, bisher gänzlich vernachlässigtes Gebiet der Forschung. Um seine Ergebnisse zu würdigen, muß man sich durchaus von alteingewurzelten Vorstellungen freizumachen suchen. Als er in Cassel seinen Satz von dem Ursprung der Tuberkulose im Säuglingsalter aufstellte, war man sofort mit der Gegenfrage bei der Hand, wo denn die Bazillen so lange versteckt blieben, die in so früher Zeit aufgenommen, erst im Jünglingsalter oder später zu manifesten Erkrankungen führen sollten. Gerade diese Frage beantwortet Behring in seinen Leitsätzen, indem er schildert, was geschieht, wenn die Bazillen auf natürlichen Eingangspforten entweder in einen wenig empfänglichen Körper eindringen oder in sehr geringer Zahl aufgenommen werden. Die Pilze werden durch weiße Blutzellen an ganz bestimmte Stellen des Gefäßsystems verschleppt. Dort gehen sie entweder ohne weiteres zugrunde, oder sie erzeugen gewisse Knötchenbildungen, die sich ebenfalls wieder auffangen und damit einer späteren Wahrnehmung entziehen. Aber es bleibt etwas zurück, Veränderungen in der Wand der Blut- und Lymphgefäße, die anatomisch wahrnehmbar sind, und funktionelle Störungen, die sich in einer Ueberempfindlichkeit gegen die Giftwirkung des Tuberkelbazillus kennzeichnen.

Ist eine größere Menge von Tuberkelbazillen aufgenommen, so können die anatomischen Veränderungen des Gefäßsystems so hochgradig sein, daß sie die Zustände bedingen, die man als Skrophulose bezeichnet. Die funktionellen Veränderungen nun beeinflussen den Organismus derart, daß, wenn im späteren Leben auf irgend eine Weise eine erneute Aufnahme von Tuberkelkeimen erfolgt, nunmehr der Organismus anders reagiert, als ein gesunder Körper, nämlich mit käsigen, für Tuberkulose charakteristischen Veränderungen und schließlich im Endstadium unter Mitwirkung disponierender Momente mit Lungenschwindsucht. Das Primäre bleibt also die eigenartige Veränderung des Gefäßsystems und die gesteigerte Giftempfindlichkeit, die der Organismus schon des Säuglings auf den ersten Import des Tuberkelbazillus erfährt, und die ihn veranlaßt, in ganz anderer Weise auf eine später eintretende Infektion zu reagieren, als ein von solchen Beeinflussungen frei gebliebener Organismus, oder als das Versuchstier, auf dessen Beobachtung wir unsere bisherigen Schlußfolgerungen aufbauten. Die menschliche Lungenschwindsucht ist die Folge einer Neuinfektion eines seit seiner Säuglingszeit durch Aufnahme von Tuberkelbazillen in bestimmter Weise disponiert gewordenen Organismus.

Behrings neue Lehre imponiert dadurch, daß sie statt qualitativer Begriffe quantitative Vorstellungen betont, daß sie nicht Zustände, sondern Vorgänge studiert und daß sie ein neues, bisher unerschlossenes Gebiet eröffnet.

Ob sie richtig ist, das werden erst eingehende Nachprüfungen festzustellen haben, die nicht ausbleiben werden. Was bisher dagegen vorgebracht ist, in der Hast des Tages und weil die Anhänger herrschender Lehren arg betroffen sind, zielt nicht auf den Kern der Sache. Gar manche Vertreter der heute noch mächtigen kontagionistischen Schule sind vortreffliche Techniker, aber sie sind an schöpferischen Ideen allmählich so steril geworden, wie ihre geliebten Nährböden. Der Hauptpunkt der Streitfrage liegt eben tiefer, als ihre bisherigen Einwände erraten lassen.

Behält Behring mit seiner neuen Theorie Recht, so ist die medizinische Forschung um eine Vorstellung bereichert, die sich an Größe vielleicht den Errungenschaften der modernen chemisch-physikalischen Theorien zur Seite stellen läßt. Ergibt sich allmählich, daß bei Behrings neuer Lehre die Phantasie des Entdeckers den Tatsachen weit vorausgeeilt ist, so hat er eine Lücke unseres Wissens aufgedeckt, welche die Forschung sich beeilen wird auszufüllen.

Jedenfalls findet er heut fast allenthalben Widerspruch. Und auch das ist ein Vorteil. Denn leider war in der experimentellen Medizin die Unsitte eingerissen, daß man die Richtigkeit einer neuen Lehre weniger mit Gründen, als mit der Berufung auf deren Schöpfer zu erhärten suchte. Jeder Zweifel wurde damit abgetan, daß ja Koch oder Behring oder Flügge die Gewährsmänner seien. Das hat jetzt glücklicherweise aufgehört, und der dadurch erleichterte Kampf um die freie Meinung wird der Wissenschaft nützen, wenn auch der Ruhm der einen oder anderen Autorität dabei erblassen sollte.

A. Goltstein.

Digitized by Google

Edward B. Koster.

Neben der Moderne in Holland, deren Hauptvertreter auf lyrischem Gebiete Willem Kloos und Helene Swarth (jener der radikalen, diese der gemäßigten Richtung angehörend) ich an dieser Stelle bereits besprochen,*) darf man auch jene Dichter nicht unberücksichtigt lassen, die scheinbar ihre Antagonisten sind, abhold allen Extremen, überlieferungstreu, Schätzer des Alten, wo es gut ist. Wenn sie die übereifrigen Neuerer in ihren Blättern einst arg befehdeten, nachwiesen, wie sie eigentlich all ihr neues nur von dem Auslande herübergeholt hatten und dagegen auf die Größen der älteren Literatur hinwiesen, die auch noch heute als Ausgangspunkt für eine heimatliche Kunst zu gelten hätten, einer Kunst aus dem Volke und für das Volk, so war dies nichts als die notwendige Gegenströmung, über die es jetzt schon möglich ist, historisch zu urteilen. Der Satz Hegels von These, Antithese und Synthese ist auch hier wieder zur Wahrheit geworden. Die Modernen haben manche ihrer Forderungen selbst nicht ganz zu erfüllen vermocht, sie, die einst Freiheit gepredigt hatten, haben sich selbst Gesetze gegeben, haben selbst die Schulung an den besten Werken vergangener Zeit nach ihrem Werte anerkannt; andererseits wieder haben die Verfechter der Tradition das Gute an der neuen Richtung schätzen gelernt, ihr viel von ihren künstlerischen Mitteln abgesehen und sind wohl ganz unter ihre Mitarbeiter gegangen, seitdem sie nicht mehr so ausschließend schroff dasteht.

Und nicht nur das. Wenn man nun die ganze Periode von 1880 bis 1900 überblickt, in der sich die grimmen Kämpfe zwischen alt und neu abspielten, so entdeckt man, daß indessen von beiden Seiten jeweilig Werke geschaffen wurden, die man keiner bestimmten Richtung ganz zusprechen kann, und es werden viele sein, die gerade diese darum für die besten halten. In dem Huldigungswerke zur Thronbesteigung der Königin Wilhelmina Eeuw halve Eeuw („Ein halbes Jahrhundert", Amsterdam, 1898) weist in dem literarhistorischen Teile Prof. J. te Winkel, gewiß einer der berufensten Kenner, darauf hin, wie viele Berührungspunkte doch Albert Verwey's, des leidenschaftlichen Vorkämpfers der Moderne, epische Dichtung „Persephone" von 1883, eben jenem Werke, mit dem der „Nieuwe Gids", das Organ der Moderne, eröffnet wurde, mit dem epischen Gedichte „Niobe" von Edward B. Koster zeige, fast zehn Jahre später erschienen (1893) und von einem offenkundigen Anhänger der älteren Richtung verfaßt, dem man im Kreise der Radikalen bis dahin nicht die geringste Aufmerksamkeit gezeigt. Und es ist bezeichnend, daß Edward B. Koster nun selbst zu den Dichtern des „Nieuwen Gids" gehört. So mag er wohl als ein Typus für seine Richtung gelten.

Edward B. Koster ist 1861 zu London geboren und klassischer Philologe von Fach, wie unter den Modernen ihr Extremster, Herman Gorter. In gleicher Weise haben auf ihn die Engländer und die Griechen eingewirkt und in dem Punkte, in dem sich diese am meisten begegnen, in der Naturbeobachtung, am meisten seine Sinne geschärft. Es kam hierzu noch das außerordentliche Feingefühl der Holländer für die wechselnden Stimmungen der Natur, auf das ich in meinem Essay über den Landschafter Willem Hamel **) eingehender hinweisen konnte, und so ward er, durch Herkunft wie Studium zugleich diesem Gebiete zugeführt, der eigentliche Naturdichter in der holländischen Literatur unserer Zeit. Anders als für die meisten modernen Dichter seit Lenau, der zum erstenmal seine eigenen Stimmungen ganz in die Natur hineinzauberte und ihr selbst Leben und Melodie gab, — er hierdurch das Vorbild Pol de Monts und der Helene Swarth, — völlig anders ist für Koster die Natur wieder wie einst für die Griechen und dann für Wordsworth nur Gegenstand der Betrachtung. Wenn man in Geibels „Klassischem Liederbuch", diesen Meisterübertragungen griechischer und lateinischer Gedichte, die Naturstücke nachliest oder sich einiger Fragmente der Sappho erinnert, so hat man die direkten oder indirekten Vorbilder für Kosters Naturgedichte. Aber den Griechen war die Schilderung der Natur selten oder nie künstlerischer Selbstzweck, man hat darum selbst ihr Verständnis für die Natur bezweifelt, wogegen doch wieder die zahlreichen Fragmente sprechen, die uns erhalten sind. Lange Zeiten hindurch blieb die Natur den Menschen tot, war Objekt, das man sah und an dem man vorüberging, und nur bei den größten Genien, bei Dante und Shakespeare, bemerkt man die Regungen eines feineren Mitgefühls mit den Naturstimmungen. Erst die Engländer des 18. Jahrhunderts lernten sich ihnen bedingungslos hingeben, mit der ganzen Ueberschwenglichkeit der Entdeckerliebe. Thomsons „Jahreszeiten" beschworen eine ganze Legion von Nachahmern herauf und beherrschten eine ganze Epoche. Das Erbe Thomsons trat dann Wordsworth an, weit realer als er und weniger empfindsam, doch etwas langatmig. Was Wordsworth in seiner ausführlichen Weise nicht zu erreichen vermochte, das gelang mit denselben Mitteln Tennyson in seinen Idyllen durch eine weise Beschränkung auf die wichtigsten Details und künstlerische Einordnung des Naturbildes in einen erzählenden Rahmen; er ward einer der Meister dieser objektiven Naturschilderung. Edward B. Koster steht ihm in der Kürze und der künstlerischen Beschränkung nahe, aber er verzichtet auf das epische Element. Ihm wird die Natur das einzige Motiv, und recht als Holländer schildert er sie mit feinen, genauen Strichen, manchmal vielleicht zu sehr ins einzelne gehend, jedoch stets unter einem bestimmten Farbenton und in einem treulich festgehaltenen Stimmungsklang. Ich könnte hier manches wiederholen, was ich über Willem Hamel sagte; sie scheinen verwandte Künstler, wie ja auch eines der Lyrikbücher Edward B. Kosters, Natuurindrukken en -Stemmingen (1895) einige Blätter von Willem Hamel enthält und ihm gewidmet ist als dem gevoelvollen schilder der natuur. Diesem Buche gingen die in den Gedichten von 1888 und dem Bande Liefde's Dagerrad („Morgenrot der Liebe", 1890) gesammelten Jugendverse voraus, die ziemlich unbeachtet blieben, es folgte 1900 in Tonen en Tinten — wie Naturindrukken en -Stemmingen kurze Prosastücke und Verse untermischt enthaltend — Kosters beste lyrische Gabe. Unschwer läßt sich in diesen Bänden des Dichters Entwicklung bis zu jenem Künstler verfolgen, als den ihn die vorangegangenen Zeilen schildern. Uebersetzungen aus klassischen Dichtern und aus dem Englischen, die in keinem fehlen, Gedichte in englischer und in deutscher Sprache, die man in den ersten findet, verraten offen, welchen Einflüssen sich Koster zu Beginn seines Schaffens hingab. Ohne dabei seiner ursprünglichen Begabung untreu zu werden, geht er in den beiden letzteren Bänden mehr und mehr zur Moderne über, deren Individualismus er nun auf seine Naturschilderungen überträgt. Seine Bilder werden immer typischer holländisch, ja in Tonen en Tinten sind manche Seiten nur wie Tagebuchblätter mit genauer Bezeichnung des Ortes, an dem der Dichter gweilt oder an den er gedacht, da er diese Worte niederschrieb. Wohl kein anderer holländischer Dichter hat, wenn man etwa Frederik van Eedens wunderbar zarte und feinsinnige Märchendichtung „Der kleine Johannes" ausnimmt, die holländische Landschaft mit dieser Sicherheit gezeichnet, wie es Koster tut. Gern bedient er sich, wie auch Wordsworth und Tennyson, des schlichten Blankverses, und einige dieser Stücke erschienen in

*) Vergl. die „Nation" Jahrgang 1901 Nr. 40 und Jahrgang 1902 Nr. 15.

**) Die „Nation" Jahrgang 1903 Nr. 35.

Digitized by Google

des Dichters eigener Ueberſetzung in der Zeitſchrift „Aus fremden Zungen“ (Jahrgang 1903), nachdem ich bereits in meine „Niederländiſchen Lyrik“ (1901) mehrere Sonette von ihm aufgenommen hatte. Ich überſetze eines der Stücke aus ‘Tonen en Tinten zum Beiſpiel:

Ein Stückchen Welt in einem Regenbogen:
Einige Bauernhäuschen in dem Kornfeld,
Das feuchten Windes Beben überſtreicht,
Einige Bäume, deren Laub, vollfarbig,
Scharf dunkel von dem Licht der Abendluft,
Mattblau mit einem Hauch von Grün, ſich abhebt,
Ein Eckchen Heide, überzogen ſanft
Von einem ſchmelzend violetten Flor,
Ein kleiner Hügel, oben gelb von Sand
Mit ſchwarzem Dornengeſtrüppe nur und einem
Kronloſen Stamm, armſelig und allein:
Und über alles biegt ſich weich der Bogen,
Es ſegnend mit der Farben reiner Pracht,
In ſeinen ſtarken Arm von Licht es ſchließend,
Das langſam ſchwindet, wie die Sonne ſinkt,
Und endlich hingeht, da es Abend wird.
Dann glüht der helle Glanz der Luft noch nach
In roſenroten Wölkchen, die zerſtreut
Wie Blumen blühen auf dem Himmelsfeld,
Bis ſie auch welken und das Land eingsum
Vernebelt in der grauen Dämmerung.

Koſter wäre kein echter Holländer, wenn er nicht über alles die Heide liebte, deren Zauber den holländiſchen Malern ihre ſchönſten Bilder gibt: ihr weiht auch er ſeine ſchönſten Gedichte. Eines von dieſen iſt mir beſonders lieb um der lieblichen Vertonung durch Gijsbert van Lammeren willen, die mir ſtets im Ohre klingt, ſo oft ich die ſchlicht-innigen Strophen leſe:

Wo die wilde Biene ſummt,
Da iſt mein Gebiet;
Heidebienenſummen
Klingt in meinem Lied.

Wo die wilde Blume blüht,
Da iſt mein Gebiet;
Duft der Heideblumen
Haucht aus meinem Lied.

Wo der wilde Wind weht,
Da iſt mein Gebiet;
Heidewindes Rauſchen
Säuſelt durch mein Lied . . .

Neben Edward B. Koſters lyriſchen Büchern ſteht ſeine epiſche Dichtung „Niobe“, die bereits eingangs erwähnt wurde. Seine Vorgänger ſind hier Emants mit ſeinen beiden Schöpfungen „Lilith“ (1879), deutſch von Anna Crous, 1895) und „Götterdämmerung“ (1883, deutſch von P. A. Schippert, 1902) und Albert Verwey mit ſeiner „Perſephone“, ſein Nachfolger J. B. Schepers mit ſeinem „Bragi“ (1898) im „Nieuwen Gids“ erſchienen), alles Dichtungen in jambiſchen Quinaren und, wie ſchon Prof. J. te Winkel hervorhob, einander im weſentlichen ganz ähnlich, mag auch Emants und Koſter aus der älteren Richtung hervorgegangen ſein, Verwey und Schepers dagegen der Gefolgſchaft Willem Kloos' angehören. Verweys „Perſephone“ iſt vielleicht die bedeutendſte Dichtung, aber Koſters „Niobe“ beſteht ruhmvoll neben ihr. Es iſt das nicht jener marbre faronche auf dem Gipfel des Sipylos, là transporté nul ne sait d'où, von dem Verlaine ſprach, ſondern eine ſchönheitsvolle, und darum doch lebenswarme Geſtalt aus jenem Griechenland, das die Dichter mit ihrer Seele ſuchen, eine freie Nachſchöpfung der antiken Sage, die in der kurzen Weiſe, wie ſie uns überliefert wird, vielfach der Ausfüllung bedurfte. Was nun andere Dichter veranlaßt hätte, die Fabel auszugeſtalten und ihre Phantaſie ſpielen zu laſſen, das ward Koſter zum Anlaß, jenen Raum der Naturſchilderung zu widmen. Die Natur ward ihm eine mithandelnde Perſon. Und war es ein Sturm, der die verſteinte Niobe auf den Sipylos trug, ſo bebt in der Nacht, da ſie geboren wird, der Ruf „Niobe“ durch den Berg:

Nur einmal ſcholl er tief aus ſeinem Grunde,
So daß die Bäume ſelbſt vor Schrecken bebten
Mit bleicher Zweige bangem Blattgezitter.
Wie einer, der in tiefem Schlafe liegt
Und plötzlich iſt's ihm, daß er niederſtürzt
In Abgrundtiefen und er ſchreckt empor
Aus ſeinem Schlummer angſterfüllt, beklommen,
So bebt' auf dieſen Ruf der ganze Berg
Und ließ die Bäume wanken, die er trug.
Denn dröhnend klang der ſtarken Stimme Schall
Gleich eines Donners Wut, der ſeine Kraft
An einer Felſenwand zu Splittern ſchlägt,
Und weit dahin erſcholl es: „Niobe!“
Da quollen Bäche aus dem Gipfel auf
Und ſtürzten talwärts bleich im Mondenlicht
Und ſchoſſen ſach dann wieder in den Grund,
Sich bohrend durch den trocknen Sommerſand: —
Wie kurze Tränen waren ſie des Bergs.

Und Niobe wuchs auf

der Lilie gleich,
Die an des Hermos Ufer herrlich blüht,
Mitten im grünlich-blauen Uferrohr,
Das jeden Frühling ſchlank zur Höhe ſtrebt,
Wo Fanne mit einander balgen um
Die ſchönſten Rohre, die ſie mit dem Wachs
Der Bienen Sipylos' zuſammenfügen,
Sich Flöten machend, wie ihr Vater Pan.
Und oftmals lag ſie lauſchend auf der Wieſe,
Wo reich an Krümmen ſich der Hermos wand,
Beſtreut mit tauſend Funken Sonnenſchein,
Froher Gedanken gleich in einem Traum,
Daß ſie dem Abendlied der Nymphen lauſche,
Der Faune langgezognem Flötenſang.
Oft auch an eines ſtillen Weihers Saum
Saß ſie und blickte auf ihr eigen Bild,
So glatt zurückgeſtrahlt, als hielte ihr
Einee Najade hand den Spiegel vor.
Und dann ergriffen ſie die dunklen Augen,
Voll tiefen Träumen und gebrmer Macht,
Wie ſeltne Waſſerblumen, aus der Flut
Des Weihers ſich erhebend, auf zum Licht . . .

Aus dieſen wenigen Verſen wird man Koſters Art, den antiken Stoff zu behandeln, erkennen. Es iſt die homeriſche Welt, in die er uns führt, und homeriſch ſind auch vielfach ſeine Gleichniſſe, nicht entlehnt, aber im Geiſte ſeiner Lieder erfunden, nicht nur andeutend wie bei den Neueren, ſondern ausführend, ſo weit es möglich iſt, ohne daß es ſich ſelbſt zerſtört. Wäre „Niobe“ ſtatt in Jamben in Hexametern geſchrieben, ſo würde dies noch weit ſtärker auffallen, aber mit Recht wählte Koſter wie auch die andern holländiſchen Epiker den Blankvers, wie ihn auch Shelley in ſeinem „Alaſtor“ und „Adonais“ anwendete; der holländiſche Hexameter klingt nur wenig geſchmeidiger als der engliſche und iſt jedenfalls ſpröder als der deutſche. Auch in „Niobe“ iſt Koſter vorzugsweiſe Naturdichter, ſo daß ſein ganzes Schaffen wie nur ſelten bei einem ſo umfaſſend gebildeten Geiſte künſtleriſch einheitlich iſt. Wilde Leidenſchaftlichkeit iſt ſeinem mehr kontemplativen Weſen fremd, oder er iſt zu ſehr Holländer, um ſich zu erlauben, ſie rückhaltslos zu offenbaren. Seine Liebesverſe ſind zart und ſtill, noch unemanzipiert den Gedichten eines Kloos oder ſelbſt einer Helene Swarth gegenüber. Aber die reizenden Liebesgedichte der griechiſchen Anthologie haben von ihm eine graziöſe Wiedergabe in holländiſcher Sprache erfahren.

Digitized by Google

Noch mag es erwähnt sein, daß Edward B. Koster das schwierige Werk unternommen hat, den ganzen Shakespeare in holländische Verse zu übertragen und so der holländische Schlegel zu werden. Bis jetzt liegt erst „Macbeth" und ein Teil von „Othello" gedruckt vor, der Schluß von „Othello", der „Kaufmann von Venedig" und „Antonius und Kleopatra" sind angekündigt. Es ist, so viel sich ersehen läßt, eine äußerst sorgfältige Arbeit, nicht selten noch genauer sich an das Original anschließend als es das Deutsche gestattet, und hierzu kommt noch, daß Koster das Englische wie seine Muttersprache beherrscht und nicht anders als in ihr englische Verse schreibt. Uebersetzer, die das können, sind selten.

Alles in allem ist Edward B. Koster einer jener tüchtigen Dichter, die ihre Kunst zu ernst nehmen, um sie der Mode untertan zu machen, ein rechter Nachfolger des Dichterkreises, der sich auf Schloß Muiden versammelte, Hooft, Vondel und Bredero, anders in seiner Art und auch nach seinem Schaffensgebiete, aber von der gleichen Liebe zu seinem Lande beseelt, das auch sie nicht müde wurden zu preisen, stets ehrlich in seinem Ausdruck, allem Scheine abhold. Man darf Koster, so wenig er von sich reden macht, doch zu den für die holländische Literatur unserer Zeit typischen Vertretern zählen.

Wien. Otto Hauser.

Theater.

Deutsches Theater „Der einsame Weg." Schauspiel in 5 Akten von Arthur Schnitzler.

Von einer Reise ins alte Baktrien und Ausgrabungen zur Hebung Ekbatanas ist im „Einsamen Weg" die Rede. „Denken Sie, unter dem Schutt und Staub vermutet man eine Riesenstadt. Damals sind sie in einen Palast hinuntergestiegen und haben die wundervollsten Malereien gefunden. Und Stufen haben sie ausgeschaufelt; aus einem Marmor, der sonst nirgends gefunden wurde. Dreihundertzwölf Stufen, glänzend wie Opale, die in eine unbekannte Tiefe hinabführen. . ."

Ueber Arthur Schnitzlers neues Drama „Der einsame Weg"*) schreiben, heißt selbst einen Hauch von solcher Entdeckerfreude spüren. Es hat etwas von jener versunkenen Stadt; nur mit Mühe wird man gewahr, daß Schätze verborgen im Boden ruhen. Auf der Bühne zumal tritt nur weniges in Erscheinung, dies wenige zusammenhanglos. Aber man lebt sich ein, und überzeugt sich, daß diese Stadt eine weite. Es fehlt auch nicht an Stufen, glänzend wie Opale, die in die Tiefe führen.

Warum ist es Schnitzler nicht gelungen, die Stadt seiner dichterischen Intuition zu heben? Vielleicht, weil er das Leben zu vielfältig sieht und zu nuancenreich. Die Farben stellen sich ihm so nebeneinander, daß die Uebergänge verschwimmen. Die Charaktere rufen ihr Widerspiel nicht in scharfen Kontrasten, sondern in leichten psychologischen Abweichungen hervor. Seine Menschen handeln nicht, sie spielen und leiden. Die Fabel des Dramas läuft, nur schwach bedingt, neben den Charakteren einher. Schnitzler fehlt die resolute Hand, die überflüssigen Schößlinge seiner Phantasie zu tilgen. Auch in seinem neuen Drama wächst neben der Handlung eine Nebenhandlung auf und überschattet sie. Hier fehlen wichtige Auftritte, dort gibt's der Szenen zu viel. Bald überwuchert die Reflexion, bald scheint die Handlung allzu dünn, zu wenig umkleidet sich fortzuspinnen. Und mehr als all das: man hat den Eindruck, daß die dramatische Form als solche für diesen Stoff nur Zufallswahl und daß diese launische Entscheidung keine glückliche gewesen.

Mehr Psycholog als Charakteristiker sieht Schnitzler die Nuancen mehr als die Unterschiede. Seiner Phantasie drängt sich nicht ein Einfaches auf, sondern das Mannigfaltige. Der einsame Weg wird ihm zu einsamen Wegen. Das sind die Pfade derer, die nur sich selbst leben, kein Opfer zu bringen vermögen, selbst in ihrem Lieben nur die eigene Befriedigung suchen. Die Tragödie des Sichselbstlebens wollte Schnitzler gestalten. Aber die einsamen Wege, die er vor sich sieht, führen nicht alle zu dem gleichen Ziel, und die sie begehen, tun es in verschiedener Weise. Inmitten der Bahn brechen die einen zusammen, müde schleppen sich andere fort, erhobenen Hauptes legt ein dritter den Weg bis zum Ende zurück. Der einsame Weg also, der dort ins Verderben führt, scheint hier der naturgebotene. Man ermißt schon aus diesen kargen Andeutungen die Weite des Gesichtsfeldes, die Mannigfaltigkeit der Anschauung; aber man fühlt auch das zersetzende Etwas, das den Rahmen des Dramas sprengen wird.

Neben die Handlung muß eine Parallelhandlung treten, und schon das ist nicht gut. Sie ist (abgesehen von der gedanklichen Einheit) rein äußerlich mit der dramatischen Fabel verknüpft: ein Geschwisterpaar steht im Mittelpunkt der Geschehnisse. So, daß der eine Teil, die Schwester, den einsamen Weg geht, — der Bruder den Lebenspfad eines dritten zum einsamen Wege macht. Die Fäden beginnen sich hier schon zu wirren.

Der Bruder erfährt, daß der Mann, der ihm zeit seines Lebens als Vater gegolten, der Gatte seiner Mutter, nicht zugleich sein leiblicher Vater ist. In einem gealterten Maler tritt ihm der andere entgegen, dem er sein Leben verdankt. Und dieser Maler ist vereinsamt, er, der in jungen Tagen nie nach dem Sohn gefragt, ersehnt jetzt seine Liebe, hofft im Beisammensein mit ihm seinem verspielten Leben neue Kräfte zuzuführen. Aber diese Hoffnung lügt ihm. In zwei psychologisch feinen, stimmungsvollen Szenen hat Schnitzler die entscheidende Schicksalswendung gestaltet. Der junge Mann zieht sich in gesundem Empfinden von dem zurück, der ihm nur eben das nackte Leben gegeben, sein Herz fliegt dem andern zu, der seiner Mutter der treue Gatte, ihm selbst der liebende Erzieher gewesen. Die eigentliche Handlung des Dramas ist darin gegeben.

Die Schwester ist selbst eine einsame Natur. Auch sie lebt nur ihren Wünschen, und die fliegen tollem Genießen zu. Das Schicksal führt sie einem Mann entgegen, der ihr gleicht. Kurzes Liebesglück ist ihnen beschieden, dann der Tod. Und nicht einmal den Todesweg gehen diese beiden Einsamen Hand in Hand. Sie geht ihm voran, weil es ihr unerträglich, den Todgezeichneten leiden zu sehen; aber auch unmöglich, sich von ihm loszusagen; nun sie gegangen, hat er sich die kurze Lebensfrist noch kürzer zu stecken.

Neben den erstgezeichneten Handlungsfäden laufen diese letzteren einher. Und es sind stärkere Empfindungswellen, tragische Schauer, die die Nebenhandlung über die eigentliche Handlung des Dramas erheben. Dazu eine dritte Schicksalsperspektive, die sich in einer Episodenfigur, einer gealterten Schauspielerin, eröffnet. Und nicht einmal ein Aeußerstes an dramatischer Verfehlung ist Schnitzler, dem Dramatiker, in diesem „Einsamen Weg" erspart geblieben: das Geschwisterpaar, das im Mittelpunkt der Geschehnisse steht, befindet sich durchaus nicht zugleich im Brennpunkt des Interesses. Dem gealterten Maler und dem Mann, der die Schwester an sich zieht, fliegt die Teilnahme zu. Damit ist äußerlich wie innerlich, gedanklich wie seelisch alles verschüttet, woraus sich dramatische Kunstform auferbauen ließe. Ein Nebeneinander ohne Gliederung, ohne Architektonik. Etwas wie eine versunkene, nur teilweise gehobene Stadt.

*) Das Buch ist im Verlag von S. Fischer, Berlin erschienen.

Digitized by Google

Aber es führen Stufen, glänzend wie Opale, in die Tiefe.

Aus diesem dramatisch verfehlten Gedicht spricht laut und vernehmlich der Dichter. Nicht nur deshalb, weil fast überall der Dialog feinschwingende Stimmungen loslöst, weil man all diese Menschen in ihren vielfältigen Schicksalen von innen heraus kennen lernt, es eröffnen sich auch nicht alltägliche Lebensperspektiven. Der Dichter, der hier gestaltet, ist zugleich ein Schicksalsdeuter.

Einer geht den einsamen Weg erhobenen Hauptes bis zu Ende, das ist dieser Herr von Sala, dem sich das junge Mädchen hingegeben und den sie sterbend nach sich zieht. Auch er lebt nur sich selber, aber er bedarf der andern nicht. Er pflückt die Blumen an seinem Pfade, läßt sie welken und schreitet weiter. Er ist der Künstler — die Erinnerung an die „Lebendigen Stunden" wacht auf, — dem gerade die, die seinem Herzen am nächsten stehen, den lebendigen Stoff für seine Kunst abgeben müssen; er saugt sie aus. Auch in den eigenen Leiden findet er die Wonneschauer des Seelenrausches, die letzten Stunden seines Lebens sogar begehrt er bewußt als Sterbestunden auszukosten. Und andererseits: „Gibt es einen anständigen Menschen", fragt er einmal, „der in irgend einer guten Stunde in tiefste Seele an etwas anderes als das Sterben) denkt?" Ihn schreckt Einsamkeit nicht, sie wiegt ihn. Er muß aus innerem Drange heraus bernflos sein, und ist sich doch des Segens geregelter Arbeit bewußt. Da er erfährt, daß Krankheit ihm das Ziel gesteckt hat, da er sein Leben auch sonst verwirkt weiß, geht er selbst hin, ein Ende zu machen. Frei auch da, wo er dem Zwange unterliegt. Er ist der Lebenskünstler, der sich sein Dasein zum Kunstwerk macht.

Es gehörte Reichtum dazu, diesen Reichen so zu gestalten, wie Schnitzler es getan. Und diese Gestalt, in der viel von ihres Dichters eigenem Wesen schlummert und die auch uns befreundet, wächst im Kontrast — in jenem leichten, spielenden, verschwimmenden Schnitzlerschen Kontrast — zu einer anderen Person des Dramas, jenem gealterten Maler, der das bißchen Vaterherz in sich so spät entdeckt hat. Auch er hat dem Genuß gelebt, dem frevlen Freiheitsrausch, den kecken Augenblicksfreuden. Ihm aber sind Kunst und Leben darüber zerronnen. Auf dem einsamen Wege bricht er zusammen, da die Zeit der Jugendsiege vorüber. Und überaus fein deckt Schnitzler auf, wie in diesem einst „vielversprechenden", „genialen" Künstler nur eben eine Philisterseele steckt. Denn es gibt auch eine Emanzipation aus Philistrosität, ein Uebermenschentum aus innerer Leere, eine Jugendseligkeit, die das Alter Lügen straft.

Man sieht, wie fein die Nüancen, wie groß der Reichtum an Beobachtung und — an Gehalt.

Soll man hingehen und Schnitzler die Armut predigen? Abgesehen von dem mangelnden Willen zur Konzentration, abgesehen von der Unfähigkeit zu dramatischer Architektonik ist etwas in Schnitzlers ureigenem Wesen, das die dramatische Form zersetzt, und dies Etwas ist ein künstlerisch Gutes. Letzt aller letzt wird Schnitzler nur in epischer Stoffgestaltung sich ganz als den zu geben vermögen, der er ist. Es müßte alles täuschen, sollte der Weg, der ihm künstlerisch vorgezeichnet ist, ein einsamer sein. Aber dieser Weg wird für ihn und viele der Besten abführen — vom Theater.

Ernst Heilborn.

Die Silbergrube.

(Schluß.)

Nun machte sich der Pfarrer mit ein paar Erzproben in der Tasche auf den Weg. Er war ebenso froh, reich zu werden, wie irgend einer der andern. Er dachte daran, daß er den Pfarrhof umbauen wollte, der jetzt um nichts besser war als eine Bauernhütte; und dann wollte er sich mit einer Probstocher verheiraten, der er gut war. Bis dahin hatte er gedacht, daß er lange auf sie warten müßte. Er war arm und unbekannt, er wußte, daß es lange währen würde, bis er eine Stelle bekäme, die es ihm möglich machen könnte, zu heiraten.

„Der Pfarrer fuhr zwei Tage lang nach Falun, und einen Tag mußte er dort umhergehen und warten, weil der Berghauptmann verreist war, und an jemand andern wagte er sich nicht zu wenden. Endlich konnte er ihn sprechen und zeigte ihm die Erzstücke. Der Berghauptmann nahm sie in die Hand. Er sah zuerst sie an, dann den Pfarrer.

Der Pfarrer erzählte, daß er sie in seinem heimatlichen Kirchspiel in einem Felsen gefunden habe und meinte, ob es nicht Blei sein könne.

‚Nein, Blei ist es nicht,' sagte der Berghauptmann.

‚Also ist es vielleicht Zink?' fragte der Pfarrer.

‚Zink ist es auch nicht,' sagte der Berghauptmann.

Dem Pfarrer war, als ob all seine Hoffnung zu Boden sänke, so mutlos hatte er sich so manchen lieben Tag nicht gefühlt.

‚Habt ihr viel solche Steine in eurem Kirchspiel?' fragte der Berghauptmann.

‚Wir haben einen ganzen Berg,' sagte der Pfarrer.

Da ging der Berghauptmann auf ihn zu und klopfte ihm auf die Schulter und sagte:

‚Dann setzt zu, daß ihr einen solchen Gebrauch davon macht, daß es euch selbst und dem Lande zum Nutzen gereicht, denn dies ist Silber!'

‚Ja so,' stammelte der Pfarrer ganz verwirrt. ‚Ja so, es ist Silber.'

Der Berghauptmann fing an, ihm zu erklären, was er zu tun hätte, um sich ein gesetzliches Recht auf die Grube zu verschaffen und gab ihm viele gute Ratschläge, aber der Pfarrer stand, ganz wirr im Kopfe, da und hörte nicht zu, was er sagte. Er dachte, wie unglaublich dies sei, daß daheim in seinem armen Kirchspiel ein ganzer Berg mit Silbererzen läge und auf ihn wartete."

Der König erhob so heftig den Kopf, daß der Pastor sich unterbrach.

„Es nahm wohl den Verlauf," sagte der König, „daß als er nach Hause kam und anfing, die Grube zu bearbeiten, er merkte, daß der Berghauptmann seinen Spaß mit ihm getrieben hatte."

„Ach nein, der Berghauptmann hatte ihn durchaus nicht zum Besten gehabt," sagte der Pastor.

„Er kann fortfahren," sagte der König und setzte sich wieder zurecht, um zuzuhören.

„‚Als der Pfarrer endlich zu Hause war und durch sein heimatliches Kirchspiel fuhr,' hob der Pastor wieder an, ‚war er sich klar, daß er vor allem seine Kameraden von dem Funde benachrichtigen müßte.'"

„Er wollte wohl ihr Glück sehen," fiel der König ein.

„Ja, das wollte er, und da er an des Gastwirts Sten Stensons Haus vorüberfuhr, beabsichtigte er bei ihm einzukehren und ihm zu erzählen, daß das, was sie gefunden hatten, Silber sei. Aber als er vor dem Tore Halt machte, sah er, daß

Digitized by Google

Laken vor den Fenstern hingen, und daß ein breiter Weg von gehacktem Tannenreisig zur Treppe hinaufführte?

‚Wer ist denn hier im Hause gestorben?' fragte der Pfarrer einen Jungen, der am Zaune lehnte.

‚Der Gastwirt selber,' antwortete der Junge. Und dann erzählte er dem Pfarrer, daß der Gastwirt sich seit einer Woche jeden Tag betrunken habe. ‚Ach, der viele Branntwein, der viele Branntwein, der hier ausgegangen ist!' sagte der Junge. — ‚Woher mag das kommen?' fragte der Pfarrer. ‚Der Gastwirt pflegte sich doch sonst niemals zu betrinken.' — ‚Ja', sagte der Junge, ‚er trank, weil er behauptete, daß er eine Grube gefunden habe. Er sei so steinreich', sagte er. ‚Er brauche niemals mehr etwas anderes zu tun, als zu saufen. Und gestern abend fuhr er fort, betrunken wie er war; der Wagen warf um, und er schlug sich tot.'

Als der Pfarrer das gehört hatte, fuhr er weiter heimwärts. Er war sehr betrübt über das, was ihm kund geworden. Er war ja so vergnügt gekommen und hatte sich so sehr gefreut, die große Neuigkeit zu erzählen.

„Aber als der Pfarrer ein paar Schritte weiter gefahren war, sah er Israels Per Person herankommen. Er sah ganz wie immer aus, und der Pfarrer dachte, es sei gut, daß ihm nicht auch das Glück zu Kopfe gestiegen. Ihn wollte er sogleich mit der Nachricht erfreuen, daß er nun ein reicher Mann sei. ‚Grüß Gott', sagte Per Person, ‚kommst Du nun von Falun?' — ‚Ja, daher komme ich', sagte der Pfarrer, ‚und nun will ich Dir sagen, daß es dort besser gegangen ist, als wir uns dachten; der Berghauptmann sagte, daß das, was wir gefunden, Silber ist.' Im selben Augenblick sah Per Person aus, als hätte sich die Erde vor ihm aufgetan. ‚Was sagst Du, was sagst Du? Es ist Silber?' — ‚Ja', antwortete der Pfarrer, ‚wir werden nun reiche Leute, wir alle, und können wie Herrschaften leben!' — ‚Nein, es ist Silber', sagte Per Person noch einmal und sah immer betrübter aus. — ‚Ja, gewiß ist es Silber', antwortete der Pfarrer, ‚Du darfst nicht glauben, daß ich Dich betrügen will. Du brauchst Dich nicht zu fürchten, froh zu sein.' — ‚Froh', sagte Per Person, ‚wie sollte ich froh sein. Ich glaubte, es sei nur Katzengold, und so meinte ich, ein Sperling in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dach. Ich habe meinen Anteil an der Grube für hundert Taler an Olof Svärd verkauft.'

Er war ganz verzweifelt, und als der Pfarrer von ihm fortfuhr, blieb er auf der Landstraße stehen und weinte.

Als der Pfarrer heim auf seinen Hof kam, schickte er einen Knecht zu Olof Svärd und seinem Bruder, um ihnen sagen zu lassen, daß das, was sie gefunden hätten, Silber sei. Er fand, daß er nun genug daran hätte, die gute Neuigkeit selbst zu verbreiten.

Aber als der Pfarrer am Abend allein daheim saß, da kam die Freude wieder zu ihrem Recht. Er ging hinaus in die Dunkelheit und stellte sich auf einen Hügel, wo er das neue Pfarrhaus anzulegen gedachte. Es sollte stattlich werden, das wollte er meinen, ebenso prächtig wie ein Bischofsitz. Er blieb lange draußen stehen, in dieser Nacht, und er begnügte sich nicht damit, ein neues Pfarrhaus zu bauen. Es fiel ihm ein, daß, wenn so viel Reichtum von dieser Gegend ausginge, die Leute herbeiströmen müßten, und schließlich würde vielleicht eine ganze Stadt rings um die Grube im Walde gebaut werden. Und dann würde er gezwungen sein, in dieser Stadt eine neue Kirche zu errichten. Dafür würde wohl ein großer Teil seines Reichtums aufgehen. Aber er war auch damit noch nicht zufrieden, sondern dachte sich, daß wenn seine Kirche fertig wäre, der König und viele Bischöfe kommen würden, um sie einzuweihen, und dann würde der König sich sehr über die Kirche freuen, aber er würde einwenden, daß für ihn, den König, keine rechte Unterkunft in der Stadt sei. Und dann würde er dem König in der neuen Stadt ein Schloß bauen müssen."

Einer der Kavaliere des Königs öffnete nun die Tür zur Sakristei und meldete, daß die große königliche Karosse instand gesetzt sei.

Der König war im ersten Augenblick bereit, sich sogleich zu erheben, aber dann besann er sich anders. „Er soll seine Geschichte zu Ende erzählen," sagte er zum Pastor. „Aber er kann rascher fortfahren. Wir wissen schon, wie ein Mensch träumt und denkt. Wir wollen erfahren, wie er handelt."

„Aber als der Pfarrer noch in diese Träume versunken dasaß," fuhr der Pastor fort, „bekam er Botschaft, daß Israels Per Person sich selbst das Leben genommen habe. Er hatte es nicht ertragen können, daß er seinen Anteil an der Grube verkauft hatte. Er meinte wohl, daß er es nicht aushalten könne, sein ganzes Leben lang einherzugehen und zu sehen, wie ein anderer sich an dem Reichtum freute, der ihm gehört haben könnte."

Der König rückte sich ein wenig auf seinem Sitz zurecht. Er hatte beide Augen aufgeschlagen. „Meiner Treu," sagte er, „wenn ich dieser Pfarrer gewesen wäre, ich glaube, ich hätte an der Grube genug gehabt."

„Der König ist ein reicher Mann," sagte der Pastor. Er hat auf jeden Fall genug und übergenug. Anders steht es mit einem armen Pfarrer, der nichts sein eigen nennt. So einer fängt an nachzudenken, wenn er sieht, daß Gottes Segen nicht auf seinem Vorhaben ruht. Ich will nicht mehr daran denken, selbst Ehre und Nutzen aus diesen Reichtümern zu ziehen. Aber ich kann ja das Silber nicht in der Erde liegen lassen. Ich muß es zum Besten der Armen und Notleidenden heben. Ich will es tun, um dem ganzen Kirchspiel auf die Beine zu helfen.

Darum ging der Pfarrer eines Tages zu Olof Svärd hinüber, um mit ihm und seinem Bruder zu besprechen, was sie nun zunächst mit dem Silberbergwerk vornehmen sollten. Als er in die Nähe seiner Behausung kam, begegnete er einem Karren, rings um den Männer mit Flinten in den Händen gingen, so, als hielten sie Wacht. Und auf dem Karren saß einer, dem die Hände rücklings gebunden waren und der Fesseln an den Fußknöcheln trug.

Als der Pfarrer vorbeikam, machte der Karren Halt, sodaß er Zeit hatte, den Gefangenen zu betrachten. Sein Kopf war verbunden, sodaß es nicht leicht war, zu erkennen, wer es sei, aber der Pfarrer glaubte doch, daß dies Olof Svärd sein müsse.

Er hörte den Gefangenen seine Wächter bitten, ihn ein paar Worte mit dem Pfarrer sprechen zu lassen.

Er trat darum näher, und der Gefangene wandte sich an ihn. „Nun bist Du der einzige, der weiß, wo der Silberberg ist," sagte Olof.

„Was sagst Du da, Olof?" fragte der Pfarrer.

„Ja, siehst Du, Pfarrer, seit wir erfahren hatten, daß wir einen Silberberg haben, konnten mein Bruder und ich nicht mehr so gut Freund sein wie früher; wir gerieten stets in Zank. Und gestern abend stritten wir, wer von uns zuerst die Grube gefunden hätte, oder war es etwas anderes, worüber wir zankten, kurz, wir kamen in Zwist, und ich habe meinen Bruder erschlagen, und er hat mir auch einen tüchtigen Denkzettel hier über die Stirn gegeben. Und nun komme ich an den Galgen, und Du bist dann der einzige, der etwas von der Grube weiß. Darum will ich Dich etwas bitten."

„Sprich nur frei heraus," sagte der Pfarrer. „Ich will für Dich tun, was ich kann."

„Du weißt, daß ich viele kleine Kinder hinterlasse," begann der Soldat, aber der Pfarrer fiel ihm ins Wort.

„Was das betrifft, so kannst Du ruhig sein. Was auf Deinen Anteil an der Grube kommt, werden sie erhalten, ganz als wenn Du selbst am Leben wärest."

„Nein," sagte Olof Svärd," „ich wollte Dich um etwas anderes bitten. Laß keinen von ihnen teil an dem haben, was aus dieser Grube kommt."

Der Pfarrer zuckte zusammen, er blieb stumm stehen und konnte nichts antworten.

Digitized by Google

„Wenn Du mir das nicht versprichst, kann ich nicht ruhig sterben," sagte der Gefangene.

„Ja," sagte der Pfarrer langsam und mühsam, „ich will Dir versprechen, was Du von mir verlangst."

Darauf wurde der Mörder fortgeführt, und der Pfarrer stand auf der Landstraße und dachte nach, wie er das Versprechen halten könne, das er ihm gegeben hatte. Den ganzen Weg heimwärts dachte er an den Reichtum, an dem er sich gefreut hatte. Aber wenn es nun so war, daß das Volk dieser Gemeinde den Reichtum nicht vertrug? Nun waren schon vier verdorben, die früher stolze und prächtige Männer gewesen waren. Er glaubte, die ganze Gemeinde vor sich zu sehen, und er stellte sich vor, wie diese Silbergrube einen nach dem anderen zugrunde richten würde. Sollte er, der eingesetzt war, die Seelen dieser armen Menschen zu hüten, das über sie bringen, was ihr Untergang sein mußte?"

Der König saß auf einmal ganz aufrecht und starrte den Sprecher an. „Ich muß sagen," sagte er, „er läßt mich begreifen, daß ein Pfarrer in diesem abgeschiedenen Dorfe ein ganzer Kerl sein muß."

„Es war noch nicht genug an dem, was schon geschehen war," fuhr der Pastor fort, „sondern sowie die Neuigkeit von der Grube sich unter den Kirchspielbewohnern verbreitete, hörten sie auf zu arbeiten und gingen müßig umher und warteten auf die Zeit, da der große Reichtum sich über sie ergießen würde. Alle Landstreicher, die es in der Gegend gab, strömten herbei, und von Trunksucht und Schlägereien mußte der Pfarrer beständig hören.

Eine Menge Leute taten nichts anderes, als im Walde herumzustreichen und nach der Grube zu suchen, und der Pfarrer merkte, daß, sowie er seine Behausung verließ, ihm Menschen nachschlichen, um auszukundschaften, ob er sich zum Silberberg begäbe, und um ihm sein Geheimniß zu stehlen.

Als die Dinge so standen, rief der Pfarrer die Bauern zusammen.

Zuerst erinnerte er sie an all das Unglück, das die Entdeckung des Silberbergs über sie gebracht hatte und fragte sie, ob sie sich zugrunderichten lassen oder sich selbst retten wollten. Dann sagte er ihnen, daß sie von ihm, der ihr Pfarrer sei, nicht erwarten dürften, daß er zu ihrem Untergang beitragen würde; er habe beschlossen, keinem Menschen zu verraten, wo der Silberberg sich befinde, und niemals wolle er selbst Reichtümer daraus heben. Und dann fragte er die Bauern, wie sie es in Zukunft halten wollten. Wenn sie fortfahren wollten, nach der Grube zu suchen und auf Reichtümer zu warten, dann wolle er so weit fortziehen, daß ihn niemals ein Gerücht von ihrem Elend erreichen könne. Aber wenn sie es aufgeben wollten, an die Silbergrube zu denken und werden wie sie zuvor gewesen, dann wolle er bei ihnen bleiben. „Aber, wie Ihr Euch auch entscheiden mögt," sagte der Pfarrer, „so wisset das eine, daß von mir niemand je etwas über den Silberberg erfährt."

„Nun," sagte der König, „wie entschieden sich die Bauern?"

„Sie taten, wie ihr Pfarrer wollte," sagte der Pastor. „Sie fanden, daß dies eines Mannes Rede sei und versprachen, nicht mehr an den Silberberg zu denken. Sie sahen ein, daß der Pfarrer es gut mit ihnen meinte, da er um ihretwillen arm bleiben wollte. Und sie faßten großes Vertrauen zu ihm. Und sie gaben ihrem Pfarrer den Auftrag, in den Wald zu gehen und die Grube mit Reisig und Steinen wohl zu verbergen, sodaß niemand sie finden könne, nicht sie und nicht ihre Nachkommen."

„Und seither hat der Pfarrer hier ebenso arm gelebt wie die anderen?"

„Ja," antwortete der Pastor, „er hat hier ebenso arm gelebt wie die anderen."

„Er hat aber doch geheiratet und sich einen neuen Pfarrhof gebaut," sagte der König.

„Nein, er hat nicht die Mittel gehabt zu heiraten, und er wohnt in der alten Hütte."

„Das ist eine schöne Geschichte, die er mir da erzählt hat," sagte der König und neigte dankbar das Haupt.

Der Pastor stand schweigend vor dem König. Nach einigen Augenblicken fuhr dieser fort: „Dachte er an das Silberbergwerk, als er sagte, daß der hiesige Pfarrer mir so viel Geld verschaffen könne, als ich brauche?"

„Ja," sagte der andere.

„Aber ich kann ihm nicht Daumschrauben anlegen," sagte der König, „und wie will er sonst, daß ich einen solchen Mann dahin bringe, mir den Berg zu zeigen? Er hat ja auf seine Liebste und allen Wohlstand des Lebens verzichtet."

„Das ist etwas anderes," sagte der Pastor, „wenn das Vaterland den Schatz braucht, so gibt er wohl nach."

„Steht er mir dafür ein?" fragte der König.

„Ja, dafür stehe ich ein," sagte der Pastor.

„Kümmert er sich denn nicht darum, wie es seinen Pfarrkindern ergeht?"

„Das muß in Gottes Hand stehen."

Der König erhob sich von dem Stuhle und trat ans Fenster. Da stand er eine Weile und sah auf die Volksmenge draußen. Je länger er hinblickte, desto heller begannen seine großen Augen zu leuchten, und seine schmächtige Gestalt schien zu wachsen. „Er kann dem Pfarrer dieser Gemeinde sagen," sprach der König, „daß es für Schwedens König keinen schöneren Anblick gibt als ein Volk zu sehen wie dieses."

Darauf wandte sich der König vom Fenster ab und sah den Pastor an. Ein Lächeln flog über seine Züge. „Steht es so, daß der Pfarrer dieser Gemeinde, so arm ist, daß er die schwarzen Kleider ablegt sowie der Gottesdienst zu Ende ist, und sich wie ein Bauer kleidet?" fragte der König.

„Ja, so arm ist er," sagte der Pastor, und die Röte schoß ihm in das grobe Gesicht.

Der König trat wieder ans Fenster. Man sah es ihm an, daß er in bester Laune war. Alles, was Edles in ihm schlummerte, war zum Leben erweckt worden. „Er soll diese Grube in Frieden ruhen lassen," sagte der König. „Da er ein ganzes Leben lang gedarbt und gearbeitet hat, um das Volk hier zu dem zu machen, was er an ihm haben will, so soll er es so behalten, wie es nun ist."

„Aber wenn das Reich in Gefahr ist?" sagte der Pastor.

„Dem Reich ist besser mit Menschen als mit Geld gedient," meinte der König. Und als er dies gesagt hatte, nahm er von dem Pastor Abschied und verließ die Sakristei.

Draußen stand die Volksmenge ebenso stumm und wortkarg, wie bei seinem Eintritt. Aber als der König die Treppe hinabstieg, kam ihm ein Bauer entgegen.

„Hast Du nun mit unserem Pfarrer gesprochen?" sagte der Bauer.

„Ja," sagte der König, „ich habe mit ihm gesprochen."

„Dann hast Du wohl auch unsere Antwort bekommen," erwiderte der Bauer. „Wir baten Dich, einzutreten und mit unserem Pfarrer zu sprechen, weil er Dir unsere Antwort bringen wollte."

Falun. Selma Lagerlöf.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 22. Berlin, den 27. Februar 1904. 21. Jahrgang.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Die Nation

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Dem Reichstag ist nun endlich die längst erwartete und versprochene Novelle zum Börsengesetz zugegangen. Bei der Bedeutung, welche die Reform der Börsengesetzgebung für unsere gesamte deutsche Volkswirtschaft hat, haben wir ihr eine ausführliche Besprechung in Artikelform gewidmet. Die Vorgänge, die sich unmittelbar vor Erscheinen der Börsennovelle an der Berliner Börse abgespielt haben, sind zugleich die eindringlichste Begründung der Reformbedürftigkeit. Wir reden deshalb auch von ihnen in einem besonderen Aufsatz.

In die sachlichen und öfters langweiligen Reichstagsverhandlungen der letzten Woche brachte ein parlamentarisches Duell zwischen den Abgeordneten v. Gerlach und Kopsch ein bewegtes Zwischenspiel. Herr v. Gerlach hatte gelegentlich einer Auseinandersetzung mit dem Staatssekretär Kraetke, der ihm eine Postunterbeamtenversammlung zu vereiteln versucht hatte, ganz nebenher auch von der falschen Beurteilung seiner Rede „in einem Berliner liberalen Blatt" gesprochen. Das mußte Herrn Kopsch den Anlaß zu einem Angriff gegen v. Gerlach und die Freisinnige Vereinigung bieten, der sachlich ebenso unberechtigt wie unhöflich in der Form war. Herr v. Gerlach hat mit Witz die Angriffe zurückgewiesen; dabei hatte er die Lacher auf seiner Seite, und nicht nur die Lacher. Was sachlich vom Standpunkt der Freisinnigen Vereinigung aus zu dem unqualifizierbaren Vorgehen Kopschs gesagt werden mußte, haben die Fraktionsgenossen des Herrn v. Gerlach, die Abgeordneten Mommsen und Potthoff mit aller Deutlichkeit gesagt.

Im preußischen Abgeordnetenhaus gab es eine längere Besprechung der von den Sozialdemokraten im Reichstag angeregten Fragen der Ueberwachungs- und Ausweisungspraxis gegenüber russischen Staatsangehörigen. Die preußischen Minister hatten sich auf die von ihnen bestellte Auseinandersetzung sorgfältiger vorbereitet, als es s. Zt. im Reichstag Freiherr v. Richthofen getan hatte. Infolgedessen erzielten sie auch zunächst mit ihren gehäuften Widerlegungen sozialdemokratischer Einzelbehauptungen einen gewissen Eindruck. Bei genauerem Zusehen bleibt indessen eine Reihe grundsätzlicher Bedenken ungelöst. Vor allem wurde inbezug auf die Ueberwachungspraxis bei russischen Staatsangehörigen zugegeben, daß mindestens ein Beamter (vielleicht sogar ein organisierter Spitzeldienst?) von Rußland in Deutschland unterhalten werde, „zur Beaufsichtigung russischer Anarchisten". Was man aber unter „Anarchist" im einzelnen Falle versteht, das ist der springende Punkt. Mögen auch sozialdemokratische Uebertreibungen im Reichstag mituntergelaufen sein, so wird doch niemand behaupten wollen, daß eine Polizeitätigkeit russischer Beamter im Deutschen Reich der Würde und Selbständigkeit Deutschlands entspräche. Am schwächsten war die Verteidigung der Regierung inbezug auf ihre Ausweisungspraxis, die wirklich auch von den Ministern als Auslieferungspraxis dargestellt wurde. Hier war wiederum das anarchistische Schreckgespenst die einzige Begründung, hinter die sich die Regierung zurückzog. Jedermann weiß indessen, daß häufig genug von der Ausweisung auch Leute betroffen worden sind, die mit dem Anarchismus nicht das Geringste zu tun haben.

Bei der Besprechung der Kösliner Flugblatt-Angelegenheit schnitt der preußische Justizminister auch für den uneingeweihten Zuhörer weit ungünstiger ab als bei seiner Verteidigung des Königsberger Geheimbundprozesses. Der „siegreiche" Gegner Dr. Barths, Abg. Malkewitz, suchte das ominöse Flugblatt als harmlos und den Vorwurf des Stimmenkaufs als Einbildung hinzustellen. Vor allem wollte er den Kösliner Ersten Staatsanwalt, den Vorsitzenden der dortigen konservativen Partei, reinwaschen von jedem Verdacht einer Pflichtverletzung. Es gelang aber nicht, die ganze Angelegenheit auf diesen toten Punkt zu schieben. Der Justizminister erklärte zunächst sehr vorsichtig, im Gegensatz zu Herrn Malkewitz, daß er sich „selbstverständlich" nicht darüber äußere, ob das Flugblatt persönliche Beleidigungen gegen Dr. Barth enthalte. Er beschränkte sich darauf, seine Mitwirkung bei der Affäre aus juristischen Gründen zu verteidigen, sich für die zweite Beschwerde als „unzuständige Instanz" zu bezeichnen und erneut den Rat zu erteilen, Dr. Barth möge Privatklage erheben. Für ihn sei die Sache erledigt. So billig kam er aber nun doch nicht davon. Die Abgg. Peltasohn, Cassel und Friedberg kennzeichneten mit kräftigen Worten die Ausrede von Malkewitz und die Feststellung der Kösliner Staatsanwaltschaft, daß das regenbogenfarbige, marktschreierische Flugblatt mit der Ueberschrift „Eine gemeine Tat" keine persönliche Beleidigung für Dr. Barth enthalte; sie verglichen mit dem Vorgehen der Justiz in dieser Sache das Einschreiten der Staatsanwälte zugunsten antisemitischer und konservativer Abgeordneter und stellten sich als Juristen auf den Standpunkt Dr. Barths, daß der Antrag auf gerichtliche Entscheidung eine Unklugheit gewesen sein würde, da er den Weg der Privatklage von vornherein ausgeschlossen hätte. Die Debatten gaben erwünschten Anlaß zur kritischen Beleuchtung ostelbischer Wahlmanöver und werden auch auf die Bevölkerung des heißumstrittenen Wahlkreises Kolberg-Köslin ihren Eindruck nicht verfehlen.

In Bayern hat die parlamentarische Beratung der Wahlgesetzvorlage bereits sehr lebhafte Auseinandersetzungen gezeitigt. Die Regierung erklärte vor Beginn derselben, unter dem Jubel des Zentrums, daß sie die Abänderungsbeschlüsse des Ausschusses befürworte, im übrigen aber jede Verant-

Digitized by Google

wortung für das etwaige Scheitern des Gesetzentwurfes ablehne, und im Falle der Nichtannahme für die Neuwahlen eine Wahlkreiseinteilung nach den Grundsätzen der jetzigen Vorlage im Rahmen des alten Wahlgesetzes schaffen werde. Die Liberalen, die diese Regierungserklärung als Drohung auffaßten, ließen der Regierung eine scharfe Absage zuteil werden. Trotzdem ist das Schicksal der Vorlage noch nicht absolut sicher entschieden. Die Forderung der „relativen Mehrheit", an der die Liberalen so starken Anstoß nahmen, scheint weder von der Regierung noch von den Klerikalen als conditio sine qua non aufgefaßt zu werden. Dagegen werden beide Faktoren auf der vorgeschlagenen Wahlkreiseinteilung bestehen. Hier machen sich aber im liberalen Lager selbst Stimmen geltend, die zur Nachgiebigkeit raten. So bleibt noch Hoffnung, daß eine Einigung erzielt wird.

Baden hat durch den Tod Buchenbergers einen seiner hervorragendsten Minister verloren. Finanzminister Buchenberger hat sich durch die verschärften Strafandrohungen bei Einkommen- und Kapitalrentensteuerhinterziehungen den Ruf eines gerechten und durch die progressive Ausgestaltung der Steuerstufen für höhere Einkommen den Ruf eines sozialdenkenden Ministers erworben. Befestigt hat er ihn durch die Hinaufsetzung der Steuerfreiheit von 500 auf 900 Mark und durch eine verständige Ausgestaltung der Erbschafts- und Schenkungssteuer. Seinen Hauptplan, die Ertragsteuer durch eine Vermögenssteuer zu ersetzen, hat er nur noch vorbereiten, aber nicht mehr durchführen können. Indessen bedeutet nicht nur vom finanztechnischen Standpunkt aus Buchenbergers Tod einen wirklichen Verlust. Er gehörte auch zu den ganz wenigen Ministern, die auf dem Gebiete der Sozialpolitik reiche Kenntnisse mit einem freundlichen Entgegenkommen gegen moderne Reformforderungen verbinden. Hauptsächlich in agrarpolitischen Fragen war er, was praktische Sachkenntnis anbetrifft, eine anerkannte Autorität. In seinen beiden Bänden „Agrarpolitik" vertritt er freilich einen sehr gemäßigten agrarischen Protektionismus. Die Art, wie er bei den Schutzzollzolldebatten des Reichstages den agrarischen Heißspornen als Bundesratsvertreter mahnend und warnend entgegentrat, ist noch in aller Erinnerung. Eine vorzügliche Untersuchung über die Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes in Baden sichert ihm eben so wie seine beiden Bände „Agrarpolitik" wissenschaftlichen Nachruhm.

In Sachsen soll auf Anregung der Crimmitschauer Fabrikanten gegen die zwölf sächsischen Pfarrer, die die Partenahme ihrer Crimmitschauer Kollegen für die Unternehmer gegen die Arbeiter öffentlich mißbilligt hatten, das Disziplinarverfahren vom Kultusministerium eingeleitet worden sein. Hoffentlich wird diese Nachricht amtlich dementiert. Ein derartiges Disziplinarverfahren würde eine sehr große Anzahl sächsischer Geistlicher, die sich eben erst zur „sächsisch evangelisch-sozialen Vereinigung" zusammengeschlossen haben, um im Gegensatz zu den Crimmitschauer Pastoren eine andere Auffassung des Verhältnisses zwischen Kirche und Arbeiterbewegung zu dokumentieren und zu pflegen, in ernste Gewissenskonflikte bringen. Will das sächsische Kultusministerium den Geistlichen die aktive Beteiligung an politischen und sozialen Kämpfen untersagen, so muß es sich ebenso gegen die unternehmerfreundlichen wie die arbeiterfreundlichen Pfarrer wenden. Eine einseitige Disziplinaruntersuchung wäre der schlimmste sozialpolitische Uebergriff der Kirchenbehörde, der sich denken ließe.

Daß Paul Göhre im 20. sächsischen Wahlkreis trotz des Widerspruchs anerkannter Parteiführer mit großer Einmütigkeit der Wahlkreisvertreter als Reichstagskandidat proklamiert worden ist, muß allen denen zu denken geben, welche den Dresdener sozialdemokratischen Parteitag als einen zweifellosen Sieg der radikalen Richtung auszuschlachten bemüht waren. Was hat überhaupt das Dresdener Ketzergericht für Folgen gehabt? Den Braun, Bernhard, Heine, Göhre, Fischer ist bis heute kein Haar gekrümmt worden. Ja mehr noch: Göhre hat hinter dem Dresdener Parteitag in unkluger Empfindsamkeit ein Reichstagsmandat hergeworfen und die Partei in einen neuen Wahlkampf hineingezwungen und erhält trotzdem jetzt unter dem Widerspruch der Parteileitung ein schwerwiegendes Vertrauensvotum der Massen. Ein hochinteressanter Kommentar zum Dresdener Parteitagsprotokoll. Aber auch ein charakteristisches Merkmal für die gegenwärtige Situation in der sozialdemokratischen Partei.

Vom ostasiatischen Kriegsschauplatz werden die Nachrichten immer spärlicher. Vielleicht wächst gerade deshalb die Besorgnis vor weiteren Komplikationen der Gesamtlage. In dieser Hinsicht ist es überaus bezeichnend, daß die kleinen Ostseemächte Dänemark und Schweden eifrig rüsten. Sie wollen für den Fall eines Marinekampfes in der Ostsee die Neutralität ihrer Länder aufrecht erhalten. Bei den engen Beziehungen des dänischen Hofes zur Zarenfamilie und zum englischen Königshause werden diese Vorbereitungen mit Recht allseitig beachtet. Ebenso wirkt es nicht gerade beruhigend, daß die Petersburger japanische Gesandtschaft während des Krieges ihren Wohnsitz gerade in Stockholm aufgeschlagen hat. Die durch finländische Russifizierung und die bedrohliche geographische Nachbarschaft längst voreingenommene Bevölkerung hat den japanischen Gesandten Kurino mit lebhafter Sympathie am Mälar willkommen geheißen. — Weniger durchsichtig als die dänischen und norwegischen Rüstungen sind die Spaniens. Der spanische Kriegsminister hat die Besatzung der Kanarischen Inseln und der Balearen verstärken lassen, angeblich, weil man bei der gegenwärtigen Gesamtlage gegen alle Eventualitäten Vorsorge treffen müsse. Hier rechnet man also mit der Möglichkeit, daß auch durch Frankreichs Eingreifen, kriegerische Verwicklungen im Mittelmeer heraufziehen. Daß Portugal nicht untätig zuschauen kann, wenn Spanien rüstet, und nun ebenfalls „Vorkehrungen" trifft, ist nicht weiter verwunderlich.

Von der Balkanhalbinsel kommen die widersprechendsten Nachrichten. Daß angesichts des Engagements Rußlands in Ostasien die freiheitlichen Hoffnungen verschiedener Volksstämme neue Nahrung erhalten haben, wird niemand in Erstaunen setzen. Die Türkei hat deshalb ganz recht, wenn sie ihre Vorbereitungen trifft. Und Bulgarien hat nicht unrecht, wenn es die türkischen Truppenverschiebungen mit Rüstungen seinerseits erwidert. Natürlich kann Oesterreich-Ungarn, das sich mit Rußland über die Behandlung der Balkanfrage bekanntlich geeinigt hat, solchem Treiben gegenüber nicht untätig bleiben. Es trifft also gleichfalls seine Vorbereitungen. Und alle genannten Mächte versichern mit Nachdruck, daß sie nicht an Feindseligkeiten, sondern lediglich an die Sicherung des Friedens denken!

Inzwischen hat Deutschland einen diplomatischen Erfolg auf friedlichem Wege erzielt. Seine Forderungen in dem bekannten Venezuelastreit sind von dem Haager Schiedsgericht endgültig mit denen Englands und Italiens zusammen als „bevorrechtigte Forderungen" anerkannt worden. Finanzkenner fangen denn auch schon ernsthaft an, auszurechnen, in wieviel Jahren schließlich die Schadenserfatzansprüche Deutschlands von Venezuela erfüllt sein können. Im großen und ganzen wird man aber froh sein dürfen, daß wir bei dem Venezuelahandel verhältnismäßig noch so gut fortgekommen sind.

* * *

Digitized by Google

Die Abänderung des Börsengesetzes.

Der nunmehr dem Reichstag zugegangene Entwurf, betreffend Abänderung des Börsengesetzes vom 22. Juni 1896, beschränkt sich ausschließlich auf den Absatz IV des betreffenden Gesetzes, welcher das Börsenterminggeschäft betrifft. Diese Beschränkung war ohnehin vorauszusehen, und es wird sich dagegen auch vom Standpunkte derer, welche das Interesse unseres Wirtschaftslebens vertreten, nicht viel einwenden lassen. Haben doch die übrigen Abschnitte des Börsengesetzes, mögen sie auch in einzelnen Punkten fehlerhaft sein, zu besonders ernsthaften Mißständen nicht geführt.

Daß die in Aussicht gestellte Vorlage wegen Abänderung der Börsensteuer nicht gleichzeitig der Beurteilung der Oeffentlichkeit unterbreitet wird, ist nicht gerade zweckmäßig.

Wenn indes der Bundesrat in dem vorliegenden Entwurf auch bei dem Abschnitt IV die wesentlichen Punkte, welche der Abänderung nach dem übereinstimmenden Urteil der ganzen deutschen Kaufmannschaft dringend bedürfen, bestehen läßt, so ist das nur aus der politischen Lage zu erklären. Der Bundesrat glaubt, daß die Aufhebung des gänzlich verfehlten Terminregisters und die Aufhebung des Verbotes des Börsenterminhandels in Industriewerten und in Getreide und Mühlenfabrikaten bei dem gegenwärtigen Reichstag nicht durchzusetzen ist. Trotzdem die Begründung fast überall klar erkennen läßt, daß die einzig wirksame Abhilfe eben die Aufhebung dieser beiden wesentlichen Bestimmungen ist, wird doch den Agrariern die Konzession gemacht, daß sie aufrecht erhalten bleiben.

Geht man zunächst auf die Begründung etwas näher ein, so ergibt sich daraus mit einer Deutlichkeit, wie sie in keinem der amtlichen Schriftstücke der verbündeten Regierungen bisher zu erkennen war, das Anerkenntnis, daß die Börsengesetzgebung des Jahres 1896 eine durchaus verfehlte war. Nicht nur wird der stets hervorgehobene Einwand, daß das Verbot des Terminhandels zu einer wesentlichen Einschränkung der Börsentätigkeit überhaupt und damit zu einer Schädigung des gesamten deutschen Wirtschaftslebens führen mußte, an sich anerkannt; es wird auch zugegeben, daß es dringend erwünscht sei, der verwerflichen Ausnutzung der von dem Gesetz an die Hand gegebenen Einwendungen entgegenzutreten. Es wird weiter festgestellt, daß die Benutzung des Register- und Differenzeinwandes durch Personen, die im kaufmännischen Leben stehen, eine Verletzung von Treu und Glauben sei. Während bisher sowohl das Börsengesetz wie die Rechtsprechung des Reichsgerichts eine Schuld aus Börsenterminggeschäften als verbindlich nicht anerkannte, auch wenn seitens des Schuldners ein Schuldanerkenntnis vorlag, wird es in der Begründung als ein Gebot der geschäftlichen Moral erachtet, ein solches Schuldanerkenntnis für die Zukunft als verbindlich hinzustellen.

Genügen diese Hervorhebungen zur allgemeinen Beurteilung des Entwurfes, so ist doch zu betonen, daß es für die deutsche Geschäftswelt von geringem sachlichen Interesse ist, wenn zugegeben wird, daß die schon bei der ersten Verhandlung des Börsengesetzes und nach dessen Inkrafttreten immer schärfer hervorgehobenen Einwendungen gegen die geschäftliche Unmoral, die dieses Gesetz zur Folge haben würde, als richtig anerkannt werden. Mit derartigen platonischen Zugeständnissen kann der Handelsstand sich nicht begnügen, und es wird daher bei der Behandlung der Börsengesetznovelle erneut der Anspruch erhoben werden, das Verbot der Börsenterminggeschäfte u damit das gänzlich überflüssige Börsenterminregister zu beseitigen. Die Reichsregierung hofft dagegen durch ihre Novelle nicht nur die schädlichen Folgen des Verbots der Börsenterminggeschäfte zu beseitigen, sondern auch das Börsenterminregister zu neuem Leben zu erwecken. Dabei läßt sich nicht verkennen, daß die einzelnen Vorschläge, die von den Regierungen, gestützt auf die Verhandlungen des Börsenausschusses wie der Sachverständigenkonferenzen im Jahre 1901, gemacht werden, in wesentlichen Punkten eine Verbesserung der immer unsicherer gewordenen Rechtslage des deutschen Bankier- und Handelsstandes bedeuten.

Das reichhaltige Material, welches die Regierung der Begründung als Anlage, abgesehen von dem Gutachten des Börsenausschusses und der Registratur über die Sachverständigen-Konferenzen im Jahre 1901 beifügt, besteht vor allem aus dem Abdruck einer Reihe grundlegender Erkenntnisse des Reichsgerichts, und die ganze Begründung enthält zwischen den Zeilen eine lebhafte Kritik dieser Reichsgerichtserkenntnisse. Eine Kritik, die deutlich ersehen läßt, daß das Reichsgericht in seinen Entscheidungen jedenfalls über die Absichten, die die verbündeten Regierungen bei Erlaß des Börsengesetzes hatten, weit hinausgegangen ist, wenn auch die Begründung des Entwurfes sich formell auf die durch die Rechtsprechung des Reichsgerichts gegebene Grundlage stellt. Die Konsequenz indes aus dieser Beurteilung des Reichsgerichts zu ziehen, unterläßt der Entwurf leider. Denn es fehlt die Bestimmung, daß der § 48 des Börsengesetzes, welcher die Begriffsbestimmung der Börsenterminggeschäfte enthält, als eine Legaldefinition anzusehen ist, und daß nur solche Geschäfte unter die Bestimmungen der § 66 ff. fallen, welche dieser Legaldefinition genau entsprechen. Es ist bekannt, daß gerade die extensive Auslegung des § 66 des Gesetzes, in der das Reichsgericht weit über die Definition des § 48 hinausging, zu einem guten Teil die gegenwärtig bestehende Rechtsunsicherheit herbeige führt hat. Selbst wenn es nicht gelingen sollte, weitere wesentliche Verbesserungen des Gesetzes herbeizuführen, so ist dies ein Punkt, der jedenfalls ernsthaft in Angriff genommen werden muß.

An dem § 48, d. i. an der Begriffsbestimmung, ändert der Entwurf an sich nichts, er fügt nur einen neuen Absatz hinzu, der alle die Warengeschäfte, deren Abschluß nach Geschäftsbedingungen erfolgt, die der Bundesrat genehmigt hat, soweit sie unter Produzenten und Händlern derartiger Waren erfolgen, als Börsenterminggeschäfte nicht mehr ansehen will. Damit ist das durch die Berliner Produktenbörse unter Zustimmung der Regierung eingeführte handelsrechtliche Lieferungsgeschäft in Getreide und Mühlenfabrikaten, das bisher nach dem Urteil der Juristen genau so unter die verbietende Bestimmung des Börsenterminggeschäftes gehört, wie die Geschäfte an den Effektenbörsen, auf die das Reichsgericht die Bestimmung anwandte, für die Zukunft gesichert. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß der Bundesrat die an der Berliner Produktenbörse bestehenden Geschäftsbedingungen genehmigen wird. Hier erhalten also, und das ist ein interessantes Zeichen der Zeit, die Agrarier, soweit sie von der Börsentätigkeit berührt sind, eine Bevorzugung gegenüber dem Bankierstande; indes wird niemand Anlaß nehmen, diese Bevorzugung deshalb zu bekämpfen, weil sie anderen nicht zu teil wird.

Der § 51 des Börsengesetzes, welcher bisher die Folgen der Untersagung von Börsenterminggeschäften lediglich dahin feststellte, daß für sie die Benutzung der Börseneinrichtungen ausgeschlossen war, wird dahin erweitert, daß die Erfüllung der Verbindlichkeit aus einem Börsenterminggeschäft in Waren oder Wertpapieren, in denen der Börsenterminhandel untersagt ist, verweigert werden kann. Es ist nicht ganz leicht, sich über die Tragweite dieser Bestimmung eine genügende Klarheit zu verschaffen, indes darf man wohl aus der Begründung des Entwurfes folgern, daß die verbündeten Regierungen die Absicht haben, die Anwendung des § 134 des Bürgerlichen Gesetzbuchs, welcher ein Rechtsgeschäft, das gegen ein gesetzliches Verbot

Digitized by Google

verstößt, als nichtig erklärt, wenn sich aus dem Gesetz nicht ein anderes ergibt, entgegen der bisherigen Praxis des Reichsgerichts für ausgeschlossen zu erklären. Denn wenn der neue Absatz die zivilrechtlichen Folgen eines derart untersagten Geschäfts dahin feststellt, daß lediglich die Erfüllung verweigert werden kann, so ist damit das Geschäft als solches zwar verboten, aber nicht mehr nichtig im juristischen Sinne. Im Zusammenhang damit steht die Abänderung des § 66 des Börsengesetzes, welcher an Stelle der bisherigen Bestimmungen, nach welchen durch ein Börsentermingeschäft zwischen nicht eingetragenen Personen ein Schuldverhältnis überhaupt nicht begründet wird, lediglich feststellt, daß die Erfüllung verweigert werden kann. Es tritt also hier an Stelle der bisher unwirksamen Geschäfte ein an sich wirksames Geschäft, bei dem nur dem einen Teil gestattet ist, sich der rechtlich übernommenen Verpflichtung durch eine Einrede zu entziehen. Daß die Begründung des Entwurfes eine solche Weigerung bei einem Kaufmann, der in das Handelsregister eingetragen ist, als gegen die geschäftliche Moral verstoßend ansieht, aber nicht bei einer Privatperson, die vielleicht noch mehr als der Kaufmann gewohnheitsmäßig in durchaus berechtigter Weise Termingeschäfte macht, ist ein guter Beitrag zu der Frage, wie man heute bei uns über die Moral an sich denkt. Denn bisher durfte doch wohl die Meinung aufrecht erhalten bleiben, daß es zwar tatsächlich eine besondere Standesmoral in dem einen oder anderen Falle geben könne, daß aber die Moral an sich aufrecht erhalten werden müsse, nicht nur bei den Mitgliedern eines bestimmten Standes, sondern bei unseren Staatsbürgern überhaupt.

War oben bereits darauf hingewiesen, daß der Entwurf sich bemüht, das allerseits als gänzlich verfehlt bezeichnete Terminregister aufrechtzuerhalten, so ist im einzelnen der Begründung in dieser Frage folgendes zu entnehmen.

Die geringe Zahl der Eintragungen in das Börsenregister wird einerseits auf die erheblichen Kosten, die nach dem geltenden Börsengesetz diese Eintragung verursacht, zurückgeführt, andererseits darauf, daß die Einrichtung des Börsenregisters von den beteiligten Kreisen besonders lebhaft bekämpft wurde. Es ist ja bekannt, daß auch in den Kreisen der Banken und Bankiers die Meinung darüber, ob man das nun einmal eingeführte Börsenregister als durch das Gesetz vorgeschrieben einfach annehmen sollte, oder ob man den Kampf dagegen fortzusetzen habe, recht geteilt war. Indes ist, und das gibt die Begründung selbst zu, jedenfalls durch die Praxis festgestellt, daß alle Versuche der Großbanken gescheitert sind, ihre Kundschaft, die Börsentermingeschäfte macht, zur Eintragung zu veranlassen. Jedenfalls erscheint die Vermutung begründet, daß etwa erneuerte Versuche nach dieser Richtung hin auch in Zukunft scheitern werden. Der Versuch, auf dem Wege des Börsenregisters die Börsenteeminggeschäfte zu rechtsverbindlichen Geschäften auf beiden Seiten zu machen, wird, wenn die Novelle Gesetz wird, als für immer gescheitert betrachtet werden können. Wenn der Bundesrat nach dem Entwurf von vornherein den Registereinwand allen den Personen untersagt, welche als Kaufmann ins Handelsregister eingetragen sind oder die als frühere oder ehemalige Börsenbesucher angesprochen werden können, so ist damit natürlich der Kreis derer, mit welchen der ins Terminregister eingetragene Banker Börsentermingeschäfte mit Rechtsgültigkeit machen kann, sehr wesentlich erweitert und es mag anerkannt werden, daß hierin zweifellos ein Fortschritt des Entwurfes gegenüber dem geltenden Gesetze liegt.

Ohne auf weitere Einzelheiten des Entwurfes und der Begründung einzugehen, soll hier noch der vielleicht für die Praxis wichtigste Punkt des Entwurfes behandelt werden. Bisher erstreckte sich die Unwirksamkeit der Börsentermingeschäfte auch auf die bestellten Sicherheiten und die abgegebenen Schuldanerkenntnisse. In Zukunft soll nicht nur ein Schuldanerkenntnis verbindlich sein, wenn es nach vollständiger Abwicklung des Geschäfts, und als solche gilt auch jede Prolongation, durch den Verpflichteten ausdrücklich unter Hinweis auf die Verbindlichkeit aus einem Börsentermingeschäfte abgegeben ist, sondern es soll die gestellte Sicherheit stets haften, wenn sie ausdrücklich zu dem Zweck der Deckung von Verlusten aus dem Börsentermingeschäft gestellt war. In diesen Bestimmungen liegt zweifellos eine wesentliche Verbesserung der Lage des Bankierstandes, eine Verbesserung, die im allgemeinen wirtschaftlichen Interesse mit Freuden zu begrüßen ist; die deutschen Banken und Bankiers werden in der Lage sein, für die Anwendung dieser neuen Vorschriften des Gesetzes Formen zu finden, die ihr Risiko gegenüber den böswilligen Kunden auf ein möglichst geringes Maß beschränken.

Endlich ist die Beschränkung der Frist, innerhalb welcher die Geschäfte beanstandet werden können, auf sechs Monate, als ein Fortschritt gegenüber der bisherigen Rechtslage, die gegen derartige Angriffe die dreißigjährige Verjährungsfrist gelten läßt, hervorzuheben.

Die bisherige Rechtsprechung des Reichsgerichts läßt, selbst für den Fall, daß zwei in das Register eingetragene Personen Börsentermingeschäfte machen — ein Fall, in dem also im Sinn des Börsengesetzes diese Geschäfte vollkommen rechtswirksam sein sollten — die Möglichkeit zu, daß eine dieser Personen den Differenzeinwand im Sinne des § 764 des Bürgerlichen Gesetzbuchs mit Erfolg geltend macht. Diese in ganz besonderer Weise gegen Treu und Glauben verstoßende Möglichkeit schließt der Entwurf dadurch aus, daß allen denen, die den Registereinwand nicht machen dürfen, auch die Einrede aus § 764 des Bürgerlichen Gesetzbuchs genommen wird.

Betrachtet man sonach die oben wiedergegebenen wesentlichen Bestimmungen des Entwurfs, so wird man mit Recht sagen können, daß immerhin einige Verbesserungen gegenüber der heutigen Rechtslage dadurch geschaffen werden, daß in vielen Fällen die grobe Verletzung von Treu und Glauben innerhalb des Kaufmannsstandes durch den Entwurf beseitigt werden wird; aber freilich nur diese gröbsten Fehler des Börsengesetzes, die dem Ruf und dem Ansehen des deutschen Kaufmannsstandes im In- wie im Auslande ungeheueren Schaden zugefügt haben, sollen und können durch diesen Entwurf beseitigt werden.

Dabei wird ganz außer acht gelassen, daß die gesetzgebenden Körperschaften des Deutschen Reiches verpflichtet sind, an der Gesundung unserer deutschen Börsen überhaupt mitzuwirken. Nach dem reichhaltigen Material, das in den sieben Jahren, in denen das Börsengesetz in Geltung war, und das namentlich nach Aufhören der bei Erlaß des Börsengesetzes bestehenden Hochkonjunktur mit dem Frühjahr 1900, von allen Seiten zu der Frage beigebracht wurde, ist durch die Bestimmung des Börsengesetzes über Aufhebung und Einschränkung des Börsenterminhandels die Machtstellung der deutschen Börsen wesentlich beeinträchtigt, ja auf gewissen Gebieten ganz beseitigt. Man hätte annehmen sollen, daß die Reichsregierung in allererster Linie in Wahrung des allgemeinen Interesses sich die Aufgabe stellen würde, diese Gesundung der Börsen herbeizuführen. Das ist aber nur möglich, wenn man das Verbot des Terminhandels überhaupt und damit das Börsenterminregister als gänzlich verfehlt fallen läßt. Zu dieser energischen Reform kann sich die Reichsregierung, wie im Eingang ausgeführt, leider nicht verstehen, und es besteht, wie befürchtet werden muß, wenig Aussicht, im Reichstag nach dieser Richtung hin mehr zu erreichen. Wenn im Reichstag eine Mehrheit für derartige weitergehende Reformen erlangt werden könnte, die verbündeten Regierungen würden solchen Beschlüssen in Wahrung des allgemeinen Interesses gewiß gern zustimmen. Aber man hätte, wenn wirklich die Einsicht in das Verfehlte eines Gesetzes auf seiten der Regierungsorgane vorhanden ist, doch erwarten dürfen, daß diese Organe wenigstens einen Versuch machten, mehr zu erreichen, als hier nach diesem Entwurfe erreicht werden kann. Der Reichstag, der seinerzeit die heute allgemein

Digitized by Google

als besonders schädlich erkannten Verschlechterungen in das Börsengesetz hineingebracht hat, wird sich der besonderen Verantwortung, die er dafür zu tragen hat, bei den bevorstehenden Verhandlungen bewußt sein müssen. Jedenfalls werden alle diejenigen, die sich die Einsicht in die wirtschaftlichen Lebensbedingungen unseres Volkes unbeirrt von den politischen Tagesströmungen gewahrt haben, alles tun müssen, um diese Einsicht auch denen beizubringen, die heute noch aus politischer Voreingenommenheit gegen das Kapital überhaupt und gegen die Börse insbesondere in dem Entwurf ein Entgegenkommen gegen die an der Börse interessierten Kreise sehen. Nicht ein Entgegenkommen gegen diese Kreise stellt der Entwurf dar, sondern ein Entgegenkommen gegen die reaktionären Kreise, die auf diesem, wie auf andern Gebieten in Deutschland zurzeit zum Schaden unserer Volkswohlfahrt ihren Einfluß geltend machen.

Man sollte jedenfalls glauben, daß die gegenwärtige Krisis an den deutschen Effektenbörsen auch denen, die bisher nicht sehen wollten, die Augen darüber öffnen könnte, wie gefährlich es ist, in die komplizierte, in langjähriger Uebung der gesamten Handelswelt geschaffene Organisation der Börsen gesetzgeberisch einzugreifen. Der Schutz der schwachen, vom Börsenverkehr nichts verstehenden Kreise ist, wie die Entwicklung der Spekulation auf dem Kassamarkte, die wir früher derart nicht kannten, wie insbesondere die Stärkung der Spekulation in ausländischen Werten zeigt, nicht erreicht; wohl aber sind der gesamten deutschen Volkswirtschaft schwere Wunden geschlagen.

Wollte die Reichsregierung nicht mehr ändern, als in ihrem jetzigen Entwurf vorgeschlagen wird, so hätte das schon im Jahre 1901 erreicht werden können. Und es ist ein schwacher Trost, wenn die Regierung in der Begründung erklärt, daß zu einer weitergehenden, grundsätzlichen Aenderung des Börsengesetzes noch nicht genügende Erfahrungen vorliegen. Wenn je in einer Sache der Regierung Gelegenheit gegeben war, Erfahrungen zu sammeln, so war es hier Dank der energischen Mitarbeit der beteiligten Kreise der Fall. Möge es gelingen, dieses reichhaltige Material in den nächsten Wochen und später im Reichstag so intensiv zum Vortrag zu bringen, daß der Regierung dieser Vorwand für Ablehnung einer weitergehenden Reform schon jetzt genommen wird.

Karl Mommsen.

Parlamentsbriefe.

IX.

Noch drei volle Tage dauerte die am 17. Februar begonnene Schlacht um das Gehalt des Staatssekretärs des Reichspostamts. Herr Kraetke steht in dem Ruf, ein wohlwollender Bureaukrat zu sein. Niemand wird jedoch aus diesen Verhandlungen den Eindruck gewonnen haben, daß er den Wünschen seiner Beamten wie denen des Reichstags gegenüber besonders entgegenkommend sei. Es waren eigentlich nur kleine Einzelheiten, in denen er Besserung zusagte.

Besonders hartnäckig verhielt er sich in der Frage des sogenannten Koalitionsrechts der Unterbeamten. Das Koalitionsrecht in dem Sinne, wie es den gewerblichen Arbeitern zusteht, beansprucht kein Redner der bürgerlichen Linken. Es ist ja auch kaum vorstellbar, wie sich das Koalitionsrecht mit seiner Konsequenz des Streiks auf lebenslänglich Angestellte mit Pensionsanspruch übertragen ließe. Das Beamtenkoalitionsrecht dagegen, d. h. das völlig freie Vereins- und Versammlungsrecht, wurde von dem gesamten Hause, mit Ausnahme der beiden konservativen Parteien, gefordert. In diesem Punkte waren Groeber und Schrader, der Nationalliberale Patzig so gut wie der Antisemit Werner, ja selbst Stöcker und Singer eines Sinnes. Vor allem handelte es sich darum, den Unterbeamten das Recht zu erkämpfen, den Verband über das ganze Reichspostgebiet, den ihnen Herr von Podbielski 1899 ohne jeden haltbaren Grund zerstört hat, wieder herzustellen. Der christlich-nationale Arbeiterkongreß in Frankfurt a. M. hat sich diese Forderung zu eigen gemacht. Er wird ja sonst von der Regierung gegen die Sozialdemokratie als Muster sozialpolitischer Einsicht ausgespielt. Aber Herr Kraetke, der vielleicht die übrigen Beschlüsse des Kongresses billigt, straft den sein eigenes Ressort betreffenden mit kühler Nichtachtung. Seine Gründe für die Aufrechterhaltung des Verbots sind ebenso nichtssagend, wie die seines Amtsvorgängers, wenn sie auch nicht mit demselben Temperament vorgetragen werden. Zwischen einem reaktionären Junker und einem hypervorsichtigen Beamten alter Schule bestehen eben doch gewisse Unterschiede, selbst wenn sie sachlich zu demselben Ergebnis gelangen. Herr Stöcker schlug die Töne an, die sonst am Regierungstische am meisten Eindruck zu machen pflegen. Er schilderte, wie der Postunterbeamtenverband keine Organisation zur Kritik der Reichspostverwaltung, sondern ein Damm gegen die Sozialdemokratie zu werden verspreche. Herr Kraetke blieb ungerührt. Er wird wohl um so mehr in seiner Haltung verharren, als ihm im letzten Augenblick noch Herr von Staudy namens der beiden konservativen Parteien beisprang. Ein paar Tage hindurch hatte es geschienen, als wenn auch die Konservativen nichts gegen den Verband einzuwenden hätten. Ihre sämtlichen Redner hatten sich sorgfältig jeder Kritik an den Organisationsbestrebungen enthalten. Aber nun, als periculum in mora vorhanden schien, als ein liberaler Redner darauf hinwies, daß Herr Kraetke mit seinem Kampfe gegen den Unterbeamtenverband völlig isoliert erscheine, da regte sich das reaktionäre Gewissen der Rechten. Herr von Staudy stellte sich schützend vor den Herrn Staatssekretär und rückte mit einem hörbaren Ruck von Stöcker ab. Die Konservativen sind und bleiben eben Gegner jeder Organisation, soweit es sich nicht um agrarische oder zünftlerische Organisationen handelt. Man hatte sich auch auf den kaiserlichen Februarerlaß von 1890 berufen. Aber was machen sich heute die Konservativen aus kaiserlichen Wünschen, wenn es sich um die Interessen der Arbeiter und der Unterbeamten handelt? Mit der Sozialpolitik vom Anfang der 90er Jahre haben sie gründlich gebrochen.

Nachdem der Staatssekretär endlich sein Gehalt bewilligt erhalten hatte, ging es mit der Spezialberatung sehr rasch. Die gemeldeten Redner waren entweder nicht erschienen oder verzichteten auf das Wort oder faßten sich wenigstens so kurz wie möglich. Nur einmal erhob sich die Debatte noch zur Höhe eines Prinzipienkampfes, als die Ostmarkenzulage zur Erörterung kam. Im preußischen Landtage ist eine sichere Mehrheit für jede hakatistische Maßregel, im Reichstag eine ebenso sichere Mehrheit dagegen. Nur die alten Kartellparteien sind dafür zu haben. Mit deren Herrlichkeit ist es ja aber seit 1890 glücklicherweise vorbei. Die Antisemiten, die nicht recht wußten, ob sie sich für oder gegen die Ostmarkenzulage erklären sollten, versuchten es einmal mit der Politik der „mittleren Linie". Herr Liebermann v. Sonnenberg stellte den Antrag, die Ostmarkenzulage zu bewilligen, aber sie für unwiderruflich zu erklären. Damit würde allerdings das schlimmste korrumpierende Moment, das in ihr liegt, beseitigt sein. Den Charakter eines Ausnahmegesetzes behielte sie aber nach wie vor, und sie bleibt deshalb für jeden wirklich liberalen Mann unannehmbar, wie das Dr. Dove sehr eindrucksvoll darlegte. Die konservativen Befürworter der Zulage machten einen letzten Rettungsversuch für ihre verlorene Sache, indem sie so taten, als wenn man bei der ganzen Angelegenheit die

Digitized by Google

Politik ausscheiden könne. Sie erreichten damit jedoch nur, daß ihre Redner noch über das übliche Maß hinaus dürftig und widerspruchsvoll wurden. Höchst eigentümlich wirkte die Drohung des Herrn v. Tiedemann, wenn der Reichstag die Zulage ablehne, so werde sie vielleicht Preußen bewilligen. Dieser Versuch, die im Reiche unmögliche scharfmacherische Politik durch das in diesem Punkt absolut gefügige Preußen einschmuggeln zu lassen, wurde jedoch von den verschiedensten Parteien als illegal gebrandmarkt. Es wäre das ein Umsturz der staatsrechtlichen Gepflogenheiten, der dadurch nichts an seinem provokatorischen Charakter verliert, daß er von konservativer Seite propagiert wird. Daß die Regierung sich durch die Ablehnung der Ostmarkenzulage, die natürlich erfolgte, auf diese gefährliche Bahn drängen lassen könnte, darf als ausgeschlossen gelten.

Auf die Post folgte die Eisenbahn, der zwei Tage gewidmet wurden. Der erste Tag mit dem Reichseisenbahnamt gehörte den Schwaben, der zweite mit den Reichseisenbahnen den Elsaß-Lothringern.

Württemberg ist tatsächlich schlimm daran. Seine Eisenbahnen rentieren sich nicht. Warum? Weil der Verkehr von den andern Eisenbahnverwaltungen künstlich im Interesse ihrer eigenen Finanzen um Württemberg herumgelenkt wird. So meinen wenigstens die Schwaben alle, ob sie nun wie Groeber zum Zentrum, oder wie Storz zu den Demokraten, ob sie wie Hieber zu den Nationalliberalen, oder wie Wolff zum Bund der Landwirte gehören. Im Klagen sind sie alle einig. Nur die Tonart ist verschieden. Zwischen dem Moll Hiebers und dem Dur Storzens sind alle Nuancen vertreten. Aber besser wird die Sache durch alle diese Klagen natürlich nicht. Jeder der konkurrierenden Eisenbahnverwaltungen steht ihr Geldbeutel am nächsten, und so denkt sie: klagt, soviel ihr wollt, schimpft meinetwegen, aber bildet euch nur ja nicht ein, daß wir es in Zukunft anders machen werden. Das heißt, so denken die Betreffenden natürlich nur. Reden tun sie außerordentlich verbindlich. Alles bleibt aber beim alten. Und es wird auch nicht anders werden, wenn man nicht, wie eine sozialdemokratische Resolution es vorschlug, die deutschen Bahnen zwar nicht in das Eigentum des Reichs, wohl aber in seine Verwaltung überführt. Die Ausführung dieses Vorschlags ist freilich sehr schwer. Die Resolution wurde auch mit großer Mehrheit abgelehnt. Immerhin verdient der Gedanke ernste Erwägung.

Beim Etat der elsaß-lothringischen Bahnen erlebte man im kleinen das Schauspiel, das die Beratung des Eisenbahnetats im preußischen Abgeordnetenhause im großen darbietet: zahllose kleine Wünsche wurden vorgetragen. Man will doch wieder gewählt werden! Besonders groß in diesen Kleinigkeiten war Herr Jaunez. Mit Energie nahmen sich der Wünsche der Beamten die Herren Wittberger, Riff und Blumenthal an. Auf Blumenthal sind die Rechte und das Zentrum besonders schlecht zu sprechen. Sie haben ihm seine famose Jungfernrede nicht vergessen. Er mußte dreimal sprechen und erwies sich wieder als brillanter Debatter, mit dem anzubinden nicht gerade ratlich ist. Die grundsätzliche Frage des Koalitionsrechts der Eisenbahner wurde zunächst von Müller-Meiningen und dann von verschiedenen andern Abgeordneten besprochen. Herr Budde erwiderte ausweichend. Er, der im Landtag so expansiv und so schneidig ist, ist im Reichstag von einer geradezu ängstlichen Zurückhaltung. Ein gründlicher Kampf um die Frage des Koalitionsrechts auf dem Boden des Reichstags scheint nicht gerade zu den Dingen zu gehören, nach denen er sich sehnt.

H. v. Gerlach.

Black days.

„Black days" lautet im Börsenverkehr — an die altrömischen dies atri erinnernd — der Fachausdruck für jene gefürchteten schwarzen Tage, an denen der plötzliche Eintritt einer unerwarteten großen finanziellen Katastrophe oder eines unerwarteten und zugleich unerfreulichen politischen Ereignisses einen ungewöhnlich starken Verkaufsandrang erzeugt und so ein rapides Fallen der Kurse bewirkt. Die Berliner Börse hat am 8. und 9. Februar d. J. zwei solcher Unglückstage durchlebt, zu welchen der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Rußland und Japan und tags darauf der Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen diesen Mächten den Anlaß bot. Man kann in dem russisch-japanischen Waffengange das weltgeschichtlich bedeutendste Kriegsereignis seit dem deutsch-französischen Kriege sehen, und man wird doch die Behauptung vertreten können, daß die Berliner Börse, oder besser der deutsche Kapitalmarkt an diesen Tagen stärkere Einbußen erlitten hat, als sie durch jene Ereignisse im fernen Osten allein gerechtfertigt erscheinen können. Nur die zunächst beteiligte Petersburger Börse wurde in ähnlicher Weise heimgesucht, wie der Berliner Platz, während London und New-York eine wesentlich bessere Stellung bewahrten und auch in Paris nicht die Rückgänge auf allen Marktgebieten so große waren, wie in Berlin. Die starke Erschütterung des Pariser Marktes findet zudem in der Hauptsache ihre Erklärung in dem auf 7 Milliarden geschätzten französischen Kapitalbesitze in russischen Werten. Der Besitz Deutschlands in diesen Werten ist ein wesentlich geringerer und beschränkt sich in der Hauptsache auf russische Eisenbahn-Prioritäten, die zudem außer der Staatsgarantie noch eine hypothekarische Fundierung besitzen; von direkten russischen Staatsanleihen laufen in Deutschland wesentlich kleinere Beträge um. Und trotzdem diese ungeheuerliche Erschütterung des Berliner Marktes auf allen Gebieten! Selbst die Deutschen Reichs- und Preußischen Staatsanleihen büßten innerhalb zweier Börsentage 2 Prozent im Kurse ein!

Die Folgen der seit langem notorischen Desorganisation des Berliner Marktes traten noch weit heftiger zutage, als selbst diejenigen erwartet hatten, die seit Jahren auf die großen wirtschaftlichen Gefahren hingewiesen haben, welche das Börsengesetz durch Unterbindung des Terminhandels, durch Beseitigung einer kräftigen Kulisse und durch die hieraus resultierende Begünstigung der einseitigen Haussespekulation auf dem Kassamarkte in kritischen Momenten heraufbeschwören mußte. Denn nicht so sehr die Angst vor dem russisch-japanischen Kriege machte die Spekulation und die Kapitalisten so mut- und kopflos und veranlaßte sie, unterschiedslos ihre Werte so schnell wie möglich auf den Markt zu werfen, als vielmehr der, jedem mit der Börsentechnik Vertrauten sofort aufsteigende und angstverschärfend wirkende Gedanke daran, daß der Markt keine Kontremine habe, daß er unter der Herrschaft des Börsengesetzes auf wichtigen Gebieten keine haben könne; woher sollten jetzt, im Momente ernster politischer Komplikationen, auf einem desorganisierten Markte größere Käufer erstehen? Jeder stärkere Kursrückgang müsse — so wurde richtig argumentiert — Exekutionen zur Folge haben, also neue Ware an den Markt bringen, aber für ihre „schlanke" Aufnahme fehle die Kontremine, die Kulisse! Deshalb wollte jeder der Erste beim Verkauf sein, um nicht als zweiter das Nachsehen zu haben. Wenn es auf dem Welttheater zu brennen beginnt und die Effektenmärkte sich einer kritischen Situation gegenüber sehen, dann läßt sich eine Panik mit ihren verheerenden Wirkungen nur vermeiden, wenn man den Börsen-Sicherheitsdienst gut organisiert weiß; einen solchen kann aber allein die Kulisse, die Kontremine, leisten — sie ist die Feuerwehr der

Digitized by Google

Börse; besteht Vertrauen zu ihrer Leistungsfähigkeit, dann läßt sich eine im Entstehen begriffene Panik eindämmen, sonst nicht!

Und die Probe auf das Exempel konnte diesmal auf doppelte Weise gemacht werden. Denn auf dem Markte, welcher am direktesten von den politischen Ereignissen berührt werden mußte, auf dem Markte der russischen Werte, hatte der frühere russische Finanzminister durch das vor mehreren Jahren erlassene Ausfuhrverbot für russische Noten eine Maßregel getroffen, die in ihrem Raisonnement als ein Vorläufer des späteren Termin-handels-Verbots des deutschen Börsengesetzes bezeichnet werden kann; sie hat den Zeithandel in russischen Noten vernichtet und damit ein Ventil beseitigt, dessen Existenz in dem gegenwärtigen Momente von großem Nutzen gewesen wäre. Wäre die Möglichkeit offen gewesen, sich durch Blankoabgaben in russischen Noten eine Versicherung für die Konservierung des Besitzes an russischen Fonds zu schaffen, dann wäre der Verkaufsandrang in diesen Werten zweifellos geringer gewesen und dem rapiden Kurssturz dieser Anleihen immerhin vorgebeugt worden.

Und wie am 8. und 9. Februar das Fehlen der Kulisse sehr wesentlich zum Ausbruch der Panik und zur Erschütterung des Kursniveaus beigetragen hatte, so muß es anderseits wiederum auf das Fehlen der Kulisse zurückgeführt werden, daß die nächsten Tage große, in den Verhältnissen nicht begründete Preisbesserungen auf fast allen Gebieten brachten. So bedauerlich der rapide Kurssturz der vorangegangenen Tage war, so unmotiviert war es angesichts der ungeklärten Situation, daß ihm gleich wieder eine kräftige Aufwärtsbewegung folgte. Aber wer auf Preisbewegungen, die sich naturgemäß nur nach dem eisernen Gesetze von Angebot und Nachfrage richten, andere Gesetze der Logik angewendet wissen will, verlangt unmögliches. Wenn sich das Kursniveau plötzlich und stark ermäßigt hat, wird es immer — namentlich außerhalb der Börse — Leute geben, denen die ermäßigten Kurse des Vortages den Anreiz zu Kaufaufträgen geben. Sie kommen mit ihren Ordres in einem Momente an den Markt, in dem das exekutivische Angebot der vorangegangenen Tage erschöpft ist und in dem nunmehr gerade der Markt — vorübergehend — von Ware entblößt ist. Jetzt können wieder nur die Händler der Kulisse aushelfen, indem sie dem Markte Ware gegen mäßige Preisaufschläge zur Verfügung stellen. Fehlt diese Kulisse, dann ist der Markt ausschließlich auf diejenigen potenten Verkäufer angewiesen, die „nicht zu verkaufen brauchen“ und die deshalb, namentlich, wenn sie soeben das Risiko der Krisentage mit ihrem Besitze mutig getragen haben, nachher nur verkaufen, wenn sie ihre Ware gut bezahlt bekommen. Wer wollte ihnen das verdenken?

So folgten den Krisentagen Börsen mit steigenden Kursen; aber naturgemäß konnten diese angesichts der Ereignisse nicht lange vorhalten: ein erneuter Rückschlag folgte und verschärfte sich am 20. Februar zu einem neuen Debakle, zu dem diesmal Exekutionen in Paris den Anstoß gaben, in Paris, wo die Kulisse gleichfalls — wenn auch aus anderen Gründen, als bei uns — am Boden liegt.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man an dieser Stelle nochmals aus diesen sachlich leicht erklärlichen Vorgängen die Notwendigkeit einer gründlichen Reform der deutschen Börsengesetzgebung zu beweisen suchen. Aber jede solche Tatsache muß registriert werden; ihre Nutzanwendung ergibt sich für jeden, der unbefangen urteilen will, von selbst.

Neander Müller.

Aus der Kartellenquete.

III.

Die Roheisensyndikate.

Was die Kartellierung in der westlichen Roheisenindustrie angeht, so hatte sie zur Zeit des industriellen Aufschwungs und des Umschwungs der Konjunktur noch nicht entfernt jene festgeschlossene Form erlangt, durch die sich das Ruhrkohlensyndikat auszeichnet, und auch heut sind die Syndikatsbestrebungen darin noch so im Fluß, daß, wie der Referent, Regierungsrat Dr. Voelcker, mit Recht hervorhob, die Verhandlungen über diese Kartelle mehr einen retrospektiven Charakter hätten.

In erster Linie kommen hier in Betracht das rheinisch-westfälische Roheisensyndikat in Düsseldorf und der Verein für den Verkauf von Siegerländer Roheisen; beide haben sich zum Verkauf der wichtigsten Roheisensorten zu dem Roheisensyndikat in Düsseldorf zusammengeschlossen, Spiegeleisen und Ferromangan darf von den syndizierten rheinisch-westfälischen Werken überhaupt nicht verkauft werden; das ist den Siegerländer Werken überlassen; ebenso findet ein Verkauf von Ferrosilizium durch das Syndikat nicht statt. Neben diesen besteht das lothringisch-luxemburgische Roheisensyndikat in Luxemburg, mit dem ein Abkommen dahin getroffen ist, daß Puddeleisen Nr. III und Gießereieisen lothringisch-luxemburgischer Qualität von den Werken des Düsseldorfer Roheisensyndikats weder angeboten noch verkauft werden darf, wogegen das lothringisch-luxemburgische Syndikat von den einlaufenden Aufträgen auf Puddeleisen eine bestimmte Menge dem Düsseldorfer Syndikat zu überweisen hat, während ersteres wiederum für letzteres eine bestimmte Anzahl Tonnen lothringisch-luxemburgisches Gießereieisen zu den jeweils von ihm dafür festgesetzten Preisen verkauft. Thomasroheisen und lothringisch-luxemburgisches Puddelroheisen zur Stahlveredelung werden schließlich durch eine besondere Thomasroheisen-Verkaufsstelle verhandelt.

Also eine ganz verzwickte Organisation, ein wahrer Rattenkönig von Syndikaten! Und noch viel unzulänglicher war deren innere Struktur; das Roheisensyndikat war nicht handlungsfähig, es war keine juristische Person; es sollte nur eine Vermittlerrolle spielen; sämtliche Abschlüsse sollten von den liefernden Werken bestätigt, von den empfangenden gegenbestätigt werden. Die Geschäftsleitung war außerstande, die Mitglieder des Syndikats zu Lieferungen zu verpflichten; es konnte keine Geschäfte abschließen, ohne vorher eine Rundfrage bei sämtlichen Mitgliedern vorzunehmen; und schließlich erfüllte es nicht einmal die daraufhin gemachten Schlüsse. Fand bei einem Hochofenwerk eine Betriebsstörung statt, so wurde der Schluß für den Abnehmer nicht erfüllt, obgleich ein anderes Syndikatswerk Roheisen disponibel hatte. Natürlich war eine solche Situation für die Abnehmer nahezu unerträglich.

Die Organisation ist jetzt nach dem Muster des Kohlensyndikats geändert; sie ist straffer, und manche früheren Mißstände werden dadurch beseitigt werden, aber wesentlich besser wird die Lage der Abnehmer nicht werden.

Das Syndikat umfaßte nahezu alle Hochofenwerke des rheinisch-westfälischen und des Siegerländer Bezirks, soweit diese überhaupt Roheisen zum Verkauf brachten und es nicht ausschließlich im eigenen Betrieb verarbeiteten; letztere werden hier als gemischte Werke bezeichnet, unabhängig davon, ob sie eigene Kohle und Koks haben oder nicht; sie sind gemischte Werke im Gegensatz zu den reinen Hochofenwerken.

Digitized by Google

Die gemischten Werke haben eine verhältnismäßig nicht große Beteiligungsziffer am Roheisenverkauf gehabt, zum Teil sind sie in der Zeit der Roheisenknappheit selbst Roheisenkäufer gewesen und haben damals wohl auch nicht einmal entsprechend ihrer Beteiligungsziffer dem Syndikat Roheisen zur Verfügung gestellt und damit zum Eisenmangel wohl mit beigetragen; volle Klarheit war darüber nicht zu erlangen. Die gemischten Werke hatten den Hauptvorteil von der Konjunktur; sie verdienten sowohl am Fertigeisen wie am Roheisen; sie debuten sich daher auch am meisten aus. Der Vorsprung der Gießereien mit eigenen Hochöfen vor denen, die Roheisen kaufen müssen, wird auf 30—40 Mark pro Tonne Gußwaren berechnet. Da in beiden Fällen das Roheisen umgeschmolzen wird, haben die ersteren Gießereien keinen technischen Vorteil vor den letzteren voraus, sondern nur den geringfügigen der Frachtersparnis. Und wie dann der Rückschlag kam und der Verbrauch von Fertigeisen in Deutschland enorm zurückging und zu Preisen exportiert wurde, bei denen die auf den Kauf von Roheisen angewiesenen Walzwerke nicht mehr mitkommen, steigerten sie, die sich es billig herstellen konnten, die Produktion weiter, während für die reinen Hochofenwerke die Sache sehr viel weniger günstig wurde, da sich ihr Absatz durch die Notlage und Betriebseinschränkung der reinen Walzwerke stark verminderte.

Bis 1898 war die Politik der Roheisensyndikate eine maßvolle; dann als anfangs 1899 die Preise des Fertigeisens stiegen und Roheisen knapp zu werden anfing — namentlich auch aus dem Grunde, daß die gemischten Werke nunmehr weniger davon auf den Markt brachten — strich das Syndikat auf Grund des Vorbehaltes in den Verkaufsbedingungen für die im Januar 1899 getätigten Schlüsse: „soweit wir das Eisen zur Lieferung bei den Hütten unterbringen können", Mengen von 45—70 Prozent, die bereits für 1899 lieferbar verkauft gewesen waren, und zwar wurden die Abnehmer ganz willkürlich, völlig ungleichmäßig behandelt; manchen wurde nichts, manchen 70 Prozent gestrichen!

Bereits im Frühjahr 1899 machte das Syndikat den Abnehmern von Puddel- und Stahleisen Offerten zur Lieferung für das I. Quartal 1900 mit dem Vorbehalt für den Fall einer Preissteigerung der Rohmaterialien, nachträglich auch die Roheisenpreise entsprechend heraufzusetzen; trotzdem letztere aber erst mit Wirkung vom 1. April 1900 eintrat, wurde à conto derselben der Roheisenpreis für die so verschlossenen Mengen um 5 Mark pro Tonne erhöht; alle Einwände halfen nichts, die Kundschaft mußte sich mit Rücksicht auf den fühlbar werdenden Roheisenmangel darein schicken.

Im Herbst 1899 schrieb das Syndikat seinen Abnehmern, daß es sich entschlossen habe, infolge vielfacher Nachfrage, für Lieferung im II. Halbjahr 1900 auf Grund der jetzt *als verfügbar festgestellten* Mengen jedem Abnehmer ein seinem tatsächlichen Bedarf entsprechendes Quantum Roheisen anzubieten; Frist drei Tage. Die Abnehmer beeilten sich, das Angebot anzunehmen, die Abschlußbestätigung blieb aber aus. Erst Ende 1899 teilte ihnen das Syndikat mit, daß es ihm nicht möglich gewesen sei, die vorgemerkten reduzierten Mengen Roheisen bei den syndizierten Werken zur Lieferung unterzubringen; es sei deshalb eine gleichmäßige Kürzung der für das erste wie für das zweite Semester getätigten Abschlüsse vorzunehmen; diese betrug in Wirklichkeit aber für einzelne Werke 5, für andere 22, ja bis zu 40 Prozent und betraf nur die Puddel- und Stahlwerke, trotzdem zu den von diesen zu verarbeitenden Roheisensorten weniger Koks erforderlich ist, als zu dem teureren Gießereiroheisen.

Die Behauptung, daß der Koksmangel an den Minderlieferungen der Hochofenwerke Schuld getragen habe, ist in den Verhandlungen der Kartellenquete-Kommission als völlig haltlos erwiesen worden. Ohne Widerspruch habe ich daselbst konstatieren können, daß durch Koksmangel ein Rückgang der Produktion der zum Syndikat gehörenden reinen Hochofenwerke nicht eingetreten ist; im Gegenteil betrug deren Produktion 1898: 677 000 Tonnen, 1899: 716 000 Tonnen und 1900: 740 000 Tonnen. Die Roheisenknappheit ist daher auf den Mehrbedarf der gemischten Werke und auf spekulative Zurückhaltung bezw. spekulative anderweite Verkäufe der Hochofenwerke zurückzuführen; hatten sie doch davon großen Vorteil, denn durch den so künstlich erzeugten Roheisenmangel konnten sie auch die schlechtesten Marken (Ausfalleisen) später zu einem um 10 bis 20 Mark höheren Preise verkaufen. An und für sich wird man eine solche Spekulation niemandem verargen können, sofern sie nicht — wie das hier aber der Fall war — unter Nichterfüllung eingegangener Verbindlichkeiten gemacht wird.

Für die Abnehmer war die Lage um so schlimmer, da sich nach den Verkaufsbedingungen des Syndikats der Roheisenpreis auch für die bereits gekauften Mengen erhöhte, wenn ein Werk außer vom Syndikat auch von anderwärts Roheisen bezog. In jener Zeit der Hochkonjunktur 1899 und I. Semester 1900 durften übrigens die Handelsfirmen, welche heut auch zu Vertretern der Syndikate herabgesunken sind, noch ausländisches Eisen verkaufen; seitdem ist ihnen das nicht mehr erlaubt.

Ende Februar 1900 offerierte das Syndikat seinen Abnehmern Roheisen zur ratierlichen Lieferung im nächsten Jahre (1901) zu einem gegen die letzten Schlüsse um 14 Mark höheren Preise. Noch Ende 1900 war das Geschäft nicht sonderlich rege gewesen. So war in dem XIV. Heft der „Zeitschrift des berg- und hüttenmännischen Vereins", Siegen, den 22. Dezember 1899, ein Artikel erschienen, in dem es hieß: „Ein Versuch, Verkäufe von Roheisen für 1901 schon heute zu tätigen, ist vollständig mißlungen." Der Artikel soll nach unwidersprochen gebliebenen Behauptungen von dem Leiter des Siegerländer Roheisensyndikats herrühren. Ein in derselben Zeitschrift vom selben Autor Ende März 1900 erschienener Artikel konstatierte bereits den Rückschlag der Konjunktur; innerhalb von noch nicht zwei Monaten — denn vom 22. Dezember bis Anfang Januar ändert sich die Geschäftslage nicht — entwickelte sich jene Hausse, welche zu den unseligen, langfristigen Abschlüssen führte. — Wie kam sie zustande?

Am 23. Februar 1900 forderte das Roheisensyndikat seine Abnehmer von Puddel- und Stahleisen auf, ihren Bedarf für 1901 zum Preise von 90 Mark für die Tonne zu decken. Am 26. Februar waren die Vertreter der Puddelwerke in Siegen zusammengekommen, ohne daß sie Neigung empfunden hätten, dieser Aufforderung zu entsprechen, obgleich mitgeteilt wurde, daß der Siegener Geschäftsführer des Roheisensyndikats eine riesige Roheisennot für 1901 in Aussicht gestellt habe. Zwei Tage darauf ging ein Schreiben des Syndikats vom 28. Februar ein, worin es hieß, daß *mit wenigen Ausnahmen alle Abnehmer* von Puddel- und Stahleisen für das ganze Jahr 1901 angefragt hätten, und daß sie deshalb nur ratierlich für diesen Zeitraum anbieten würden.

In einer am 2. März stattfindenden Verhandlung zwischen Vertretern der Puddelwerke und dem Vorstand des Roheisensyndikats erteilte auf präzis gestellte Fragen der letztere die Auskunft, daß zweifellos: „im Jahre 1901 die Roheisennot nicht geringer sein werde; wegen Mangel an Brennstoff könnten vom Bedarf 40 Prozent nicht gedeckt werden; das Syndikat verfüge jetzt über die ganze Produktion der Hütten; die mitgeteilten Preise seien Jahrespreise, die im Jahre 1901 keinesfalls herabgesetzt werden würden".

Darauf entschlossen sich die Puddelwerke zum Kauf, obgleich sie durch den Verkauf von Rohluppen nicht gedeckt waren.

Noch am 17. April erhielt ein Abnehmer, dem ein großer Posten für ihn ungeeignetes Eisen überwiesen worden war, den Bescheid, daß wegen kolossalen Roheisenmangels kein anderes Roheisen verfügbar sei, obgleich schon eine Woche vorher ein dem Syndikat angehörendes Werk demselben 20 000 Tonnen in beliebigen Sorten zur Verfügung gestellt hatte.

Die Abnehmer saßen auf ihren hohen Schlüssen; sie konnten für die daraus gefertigten Luppen bezw. das Fertigeisen keinen Absatz finden, oder doch nur völlig ungenügenden zu

Digitized by Google

böfen Verluſtpreiſen, ſie durften das gelieferte Roheiſen nicht einmal verkaufen, ſondern mußten es im eigenen Betrieb verarbeiten, während das Syndikat nach Eintritt der Kriſe der Konkurrenz Roheiſen zu erheblich ermäßigten Preiſen verkaufte.

Für die Abnehmer wurde noch weiter verderblich, daß ſie, nachdem ihnen früher nur immer ein Bruchteil des angemeldeten Bedarfs zugeteilt, ja meiſt von dem verſchloſſenen Quantum ein ſtarker Prozentſatz noch geſtrichen worden war, ſie nunmehr mehr angemeldet bezw. geſchloſſen hatten, als ſie tatſächlich brauchten; daß ſie jetzt zu den ungeheuren Preiſen Mengen erhielten, die ſie nach den früheren Vorgängen garnicht erwarten konnten.

Kein Wunder, daß alle dieſe Vorgänge bei den Abnehmern die ſtärkſte Erbitterung erregten, zumal ihre Vorſchläge, mit ihnen auf einem niedrigeren Preisniveau zu paktieren, ihnen den Verkauf des nicht benötigten Roheiſens zu geſtatten, abgelehnt wurden. Dieſe Erbitterung wuchs, als ſich mehr und mehr herausſtellte, daß die in dem Syndikatsſchreiben vom 28. Februar mitgeteilte Behauptung, „daß mit wenigen Ausnahmen alle Abnehmer bereits für das ganze Jahr 1901 angefragt hätten", ſich als eine recht ſtarke Uebertreibung herausſtellte; die „Ausnahmen" waren recht umfangreich geweſen.

Das lothringiſch-luxemburgiſche Roheiſenſyndikat war kulanter; obgleich es gar keinen Druck auf die Abnehmer ausgeübt hatte, obgleich es nur für das erſte Semeſter 1901 abgeſchloſſen hatte, bewilligte es den Puddelwerken dennoch einen Nachlaß von 14 Mark per Tonne.

Die Abnehmer von Gießereiroheiſen wurden etwas beſſer behandelt, man konzedierte ihnen ſchließlich, daß ſie das Roheiſen, das ſie nicht brauchen konnten, verkaufen dürften; nur mußten ſie das Vorkaufsrecht dem Syndikat einräumen und den Käufer nennen, damit es nicht die Kontrolle über den Markt verliere; teilweiſe hat das Syndikat den Gießereien einen Preisnachlaß in Geſtalt eines ſogenannten Fuſionspreiſes gewährt. Aber auch hier ſind die Klagen über den moraliſchen Druck, durch den es die Abnehmer im Frühjahr 1900 zu den langfriſtigen Abſchlüſſen zu den höchſten Preiſen genötigt hatte, ganz allgemein; ſie litten um ſo ſchlimmer darunter, als nach Eintritt der Kriſe die großen bei den Eiſenhändlern vorhandenen Mengen zu billigen Preiſen an den Markt kamen.

Das einzige, was das Roheiſenſyndikat zu ſeiner Rechtfertigung anführen kann, iſt, daß es durch die Fuſionsverträge mit dem Koksſyndikat gewiſſermaßen gezwungen war, ſich durch eben ſo lang laufende Lieferungsverträge zu decken; aber freilich, das entſchuldigt ſeine Sünden nur zum kleinſten Teil. Deſſen iſt man ſich in der Syndikatsleitung auch bewußt und ſtellte darum an die Abnehmer das naive Anſuchen, das Vergangene ruhen zu laſſen; in Zukunft, bei der neuen Organiſation, werde es beſſer werden.

Auch bei Roheiſen hat die Syndikatsbildung eher zur Verſchlechterung als zur Verbeſſerung der Qualität geführt; liegt hier die Schuld zum Teil an der erheblichen Verſchlechterung des Koks, zum Teil daran, daß in den Zeiten ſtürmiſchſter Nachfrage die Qualität immer am ſchlechteſten wird, weil man dann auch die ſchlechteſte Ware los wird; ſo dauern noch heut, nachdem die Hochkonjunktur faſt vier Jahre hinter uns liegt, die Klagen der Eiſengießereien und Maſchinenfabriken darüber an, daß ſie keine beſtimmten Standardmarken von den deutſchen Hochofenwerken geliefert bekommen, daß jede begriffliche Abgrenzung dafür fehlt, was Gießereiroheiſen I, II und III iſt. In England wie in Schottland hat man eine ſolche Klaſſifikation von jeher, und auf dieſer Gleichmäßigkeit der Ware beruht dort die enorme Ausfuhr von Gießereiroheiſen. Der Gießer, der deutſches Roheiſen verarbeitet, muß immer wieder erſt probieren, wie er gattieren muß, wenn er eine neue Roheiſenſendung erhalten hat. Daß gerade das Syndikat hier Abhilfe ſchaffen wird, ſcheint mir auch bei den beſten Abſichten ſeiner Leitung mehr als zweifelhaft; das Konkurrenzintereſſe, das Qualitätsfortſchritte zeitigt, wird ja dadurch gerade ausgeſchloſſen.

Die Frage der Akkumulierung der Betriebe, der Ausfuhr, der Einwirkung auf die Kriſe wird zweckmäßiger erſt nach der Beſprechung des Halbzeugverbandes erörtert werden, ebenſo wie die Frage, inwieweit die Syndikatsbildung den Schutzzoll zur Vorausſetzung hat.

Georg Gothein.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Theodor Barths „Politiſche Porträts".

In ſeinem Feſtgruß zum 70. Geburtstag von Karl Schurz ſchrieb der Herausgeber der „Nation" vor fünf Jahren in dieſen Blättern: „So iſt er im beſten Sinne des Wortes, mit der Feder und mit der Rede, einer der bedeutendſten Agitatoren des Landes geworden; ein Agitator im edelſten Sinne, kein Parteiklepper, kein Popularitätshaſcher, kein gewiſſenloſer Demagoge, ſondern ein unabläſſiger Vertreter der Ehrlichkeit, des geſunden Menſchenverſtandes, aller wahren Bürgertugenden. Man mag im einzelnen Falle über die Zweckmäßigkeit ſeines Vorgehens, über die Richtigkeit ſeines politiſchen Verhaltens verſchiedener Meinung ſein; aber darüber, daß er bei all ſeinen Beſtrebungen nur das Beſte ſeines Landes, ſeines Volkes und der Menſchheit im Auge hat, darüber beſteht unter Unbefangenen kein Streit. Solche ſelbſtloſe Agitatoren erfüllen in unſern großen Demokratien eine unendlich wichtige und nur zu oft unterſchätzte Aufgabe. Sie bilden recht eigentlich das Gewiſſen eines Volkes, ſie verkörpern in einem Gemeinweſen das, was in den Intereſſen- und Parteikämpfen nur zu leicht verſinkt: die politiſche Moral, das Dauernde in der Erſcheinung Flucht."

Faſt Satz für Satz trifft dieſe Charakteriſtik auch auf Theodor Barths Weſen und Wirken zu. Eine Wahrheit, die dem beſcheidenen Manne keiner ſeiner näheren Bekannten und Freunde unter vier Augen ſagen wird. Eine Wahrheit, die nun gar in den Spalten der „Nation" nur zu beſonderer Zeit und aus beſonderem Anlaß ausgeſprochen werden kann: unſer gaſtlicher Hausherr iſt für ein paar Wochen nach Spanien ausgeflogen; unmittelbar vor der Abreiſe überraſchte er uns aber noch mit einem ſchlanken, gehalt- und genußvollen Büchlein: „Politiſche Porträts". (Berlin, Georg Reimer, 1904.) Einer Auswahl ſeiner vorher in der „Nation" und in „Cosmopolis" erſchienenen Würdigungen von Herrſchern und Helden, Staats- und Volksmännern unſerer Tage. Einer Sammlung von Porträts vielberufener Zeitgenoſſen, von Parallelbiographien in plutarchiſchem Geſchmack und ſcharf kontraſtierenden Charakterköpfen im Stil modern realiſtiſcher Kunſt — du ſchweg in Technik und Auffaſſung mindeſtens ebenſo bezeichnend für den Maler wie für ſeine Urbilder. Gute Bildniſſe bedürfen ſelten eines Namenszuges; der Kenner ſieht oft auf den erſten Blick, bisweilen in ganz unſcheinbaren Zügen, von welcher Hand ein beſtimmtes Konterfey herrührt. Die meiſten Porträts von Theodor Barth würden die gleiche Probe beſtehen. Seine höchſtperſönliche Art, ſeine Neigungen und Abneigungen offenbaren ſich in jedem dieſer Blätter. Er gebraucht die Radiernadel lieber als den Pinſel und bleibt auch angeſichts eines Bismarck der Mahnung Cromwells an ſeinen Maler eingedenk: „Vergeßt mir die Runzeln nicht in meinem Antlitz". Milder als in dem hitzigen und überhitzten Hader der Wahl- und Reichstagsſchlachten in den achtziger Jahren faßt Barth heute ſein Urteil über den Kanzler zuſammen in dem Ausſpruch:

Digitized by Google

„Keine romantische Lichtgestalt, kein Apostel tritt uns entgegen, sondern ein Shakespearische Figur in dem üppigen Reichtum ihrer Fehler und Tugenden." An den ungeheuren Taten Bismarcks mäkelt er so wenig wie Bamberger; die Flecken dieser Sonne stören ihn aber meines Erachtens mehr als billig und nötig. Seine Vorbehalte äußert er nach Mérimée'schem Rezept weniger durch große Worte, als durch wohlgewählte, kleine Anekdoten — allerdings schlagen viele dieser Geschichtchen Bismarck nicht zum Schaden aus. So sein Witzwort zu Gerlach, der ihm verdachte, als strenger Royalist mit dem Staatsstreichmann Napoleon III. zu paktieren: selbst mittelalterliche Fürsten hätten es gelegentlich nicht verschmäht, sich durch eine Kloake ins Freie zu retten. So sein Hornwort zum Grafen Kayserling, der — man denkt an Goethes Adler und Taube — dem Gestürzten in Friedrichsruh predigte, trotz aller Kränkung harmonisch zu bleiben und daraufhin die wohlverdiente, wilde, eigentlich welthistorische Frage hören mußte: „Wozu soll ich harmonisch sein?"

Die Harmonie, die Barth vergeblich bei Bismarck sucht, findet er bei seinen besondern Lieblingen, dem Staatsmann seines Herzens, Cavour; bei Kaiser Friedrich, in seinem neidenswerten Freundeskreise, bei Bamberger, Bunsen, Schurz, Mommsen, Stauffenberg, bei Georg v. Siemens (dem, nach Barths lustiger Glosse, von den königlichen Kommerzienräten weltenweit unterschiedenen königlichen Kaufmann); bei Gladstone, dessen Schwächen Barth übrigens nicht verschweigt, eher, als bei dem meisterlich kontrastierten Beaconsfield; bei dem begeistert gepriesenen Vorkämpfer der Sklavenemanzipation Garrison; in der Lebensführung der Königin Viktoria von England, der bei ihrem sechzigjährigen Regierungsjubiläum Huldigungen zuteil wurden, dergleichen „weder Semiramis noch Elisabeth noch Katharina erlebt haben".

Anregend, wie diese mannigfaltigen Lebenstexte, sind die Betrachtungen, mit denen Barth sie begleitet. Wie jeder rechte Biograph von Plutarch bis auf Sainte-Beuve ist auch Barth ein Stück eigenrichtiger Moralist. Mit John Stuart Mill bekennt er sich zu Grundsätzen, die leichter verkündigt, als verwirklicht werden: „beschränke Deine Ziele nicht auf Unternehmungen, deren Erfolg sich in wenigen Jahren oder auch nur während Deines Lebens erhoffen läßt." Im Einklang mit diesem Kanon steht Barths mehrmals nachdrücklich begründete Meinung, daß Männer, wie Bamberger, Georg v. Bunsen, Alexander Meyer dem Vaterland wirksamer als in noch so einflußreicher amtlicher Stellung als unabhängige Wortführer und Vorkämpfer der Gesittung dienen. Zustimmend wiederholt er Bevies stolze Verse:

> Ich hatte, was ich höher schätzte
> Als alles Gold auf Perus Ebene,
> Ich hatte niemals Vorgesetzte
> Und niemals Untergebene.

Aus der gleichen Gesinnung fließt Barths vornehme Haltung im Wandel der Fraktionsnamen: „ohne in seinen politischen Grundsätzen ein anderer geworden zu sein," war und ist er jederzeit in dem Lager zu finden gewesen, in dem ihm „die Freiheit am reinsten vertreten schien". „Politik", so erklärt er ein andermal in dem Nachruf auf Rickert, „ist vor allem Volkserziehung, und der Wert politischer Ideen ist nicht nach den äußeren Erfolgen zu bemessen, sondern nach der erzieherischen Kraft, die in ihnen steckt."

Aehnlich hat wohl Gustav Freytag von den Aufgaben des echten Publizisten und Abgeordneten in der Biographie Mathys und in seiner sachdenklichen Prüfung des Parlaments in der Paulskirche, dieses „größten Ratheders der Nation", geredet. Aehnlich denken und handeln in den häßlichen Preßfehden und Wahlkämpfen der Gegenwart aber nur die wenigsten. Unvermeidliche Fehlschläge und zeitweilige Abkehr der Massen haben Barth niemals in seinem Glauben wankend, geschweige zum Menschenhasser oder zum Ibsenschen Volksfeind gemacht. Nicht umsonst kehrt keine Wendung in den „Politischen Porträts" so oft wieder, wie das Lob des Optimismus. Ohne den rechten Hoffnungsmut wäre Cavour, nach Barths Maximen, nicht aller Hindernisse Herr geworden. Ohne unerschütterliches Vertrauen auf den Sieg seiner Sache hätte Garrison niemals sein scheinbar aussichtsloses Werk der Sklavenemanzipation vollendet. Ein andermal beruft sich Theodor Barth auf James Bryce, der in seinem American commonwealth dieser optimistischen Auffassung des Lebens, wie sie insbesondere dem Westen der Vereinigten Staaten eigentümlich ist, die größte Bedeutung beimißt für das Gedeihen und den Aufschwung der neuen Welt.

Wesentliche Züge dieses temper of the west weist nicht bloß Barths Kritik der Lebens- und Welttäufe, sondern seine ganze Lebensführung und Lebensweisheit auf. Unbeirrt durch noch so trübe Erfahrungen, unbekehrbar durch Skeptiker und Pessimisten, vertraut er mit Lessing und Schiller und Goethe einer gesünderen, froheren Zukunft. Ein richtiger Hanseate, den kein Sturm schreckt, kein Schiffbruch kopfscheu macht. Wenn das Wetter ausgerast hat, lockt ein neuer Tag zu neuen Ufern.

Wien. A. Veltelheim.

Zwei Gedichtbücher.

einstimmig bemerkt Schiller in seiner Kritik über Mathissons Gedichte, die Neueren hätten das Gebiet der Kunst um eine Provinz bereichert, nämlich die Landschaftsdichtung, die nun eine besondere Art der Poesie (Schiller versteht hier unter Poesie die Lyrik) bilde. Und er sieht den Unterschied zwischen diesen Neueren und den Alten in dem Umstande, daß die Alten „die unbeseelte Natur bloß als das Lokal einer Handlung in die Schilderung mit aufnahmen und, wo es etwa nötig schien, von ihr die Farben der Darstellung für die beseelte Natur entlehnten; die Neueren aber, gerade umgekehrt, die unbeseelte Natur zur Heldin der Schilderung und den Menschen bloß zum Figuranten in derselben machten."

Für uns, die wir in naturwissenschaftlichen Anschauungen groß geworden sind, hat diese Scheidung von beseelter und unbeseelter Natur — Mensch und übrige Natur — etwas Befremdendes. Wir sind es gewöhnt, uns — bescheidener als die Menschen des achtzehnten Jahrhunderts — nur als Teil, nicht als Zweck und Krone der Schöpfung zu betrachten, sind es gewöhnt, brüderlich Tieren und Pflanzen entgegenzuleben.

Dieses, unser Verbunden- und Einssein mit der Natur hat auch auf den Ausbau der „Neuen Provinz" seinen Einfluß geübt. Gerade in der heutigen Landschaftslyrik (wenn man diese Gattung anerkennen will) tönt uns überall ein deutliches „Das bist Du" entgegen, wo es sich um die Schilderung der Umwelt handelt. Wir haben ermüdete Träumer, die sich wohlig versinken lassen möchten in den Schoß jener Natur, die sie nur als Zustand, als kampflos, als beglückendes Gegenteil ihrer täglich fordernden Kultur empfinden, als die bessere Hälfte ihres Lebens. Gewissenhafte Deskribenten haben wir, die sich, nach Gottfried Kellers schalkhaftem Rezept, vor einen Baum mit dem Notizbuch in der Hand hinstellen und genau

Digitized by Google

die Zolle seiner Borkenbildung, seiner Moosflechten, seiner Wurmgänge registrieren wie die Daten einer Biographie. Und Starke, Besonnene haben wir; Nachdenkliche, die Kraft ziehen aus der Betrachtung der Natur; Bilder und Symbole von ihr geschenkt erhalten, aus ihren Quellen sich Weisheit trinken und Wiedertöne der eigenen tapfer erlebten Anschauungen vernehmen aus finsteren Schluchten.

Zu diesen Auflauschenden gehört Hedwig Lachmann.

„Im Bilde" nennt sie ihr kleines Buch,*) das, in strengster Sichtung, etwa ein halbes Hundert untadeliger, kurzer, eigener Gedichte enthält und als zweiten Teil freie Uebertragungen (oder Nachdichtungen) nach Rossetti, Verlaine, Swinburne, Poe. Mit dem zähen, feierlichen Ernst, der ihr eigen ist, hat die Dichterin sich in die Besonderart dieser, voneinander so tief verschiedenen Poeten hineingefühlt, und was sie gibt, ist dabei immer doch auch ein Ton von sich selbst. Oder ist es etwa umgekehrt? Hat sie den Zwang, den sie sich beim Uebertragen auferlegte, um möglichst stark und einzig auszudrücken, was der Fremde will, hat sie ihn heroisch für ihre eigenen Schöpfungen herübergenommen? Und ist es deshalb, daß in ihren eigenen Werken jene fast beunruhigende Konzentration des Ausdrucks herrscht, jenes fühlbare Vermeiden jedes Wortgefüges, das an schon Gehörtes anklingen, banal erscheinen könnte?

Es ist etwas Herbes, kraftvoll Bewahrtes in ihren Gedichten. Man wird an Architektur erinnert. Streng gesetzmäßig, sichtlich sogar mit Freude am Gefüge. Und innen weite Durchblicke, das Spiel von Licht und Schatten, ein Klang von Andacht, von Ergebung. Die Donner des Himmels prasseln hinein und verhallen. Nahe brandet das Meer.

In ihrem ersten Gedichte, das dem toten Vater zugedichtet ist, sagt Hedwig Lachmann, sie habe mit dem Verstorbenen gemein gehabt „Das fühlende Umarmen der Welt in ihrem Sein" das „Am Irdischen Erwarmen". Dieses Bekenntnis ist charakteristisch. Erwarmen erst muß sie am Irdischen, sie, die aus den reinen, kalten Zonen der Betrachtung kommt. Und ihr Dichten schildert sie uns als ein sicheres Gedächtnis, einen Widerschein von tausend Bildern, Bildern von fremden Existenzen auch, von fernen Erdendingen.

Ein Ton von Angst und Sehnsucht herrscht vor. Viel ungenutzte Sehnsucht verblutet auf Erden, sagt sie uns. Aber sie sagt es nicht wie Klage. Nur als Betrachtung. Und nicht von der Allgemeinheit vermag sie sich zu lösen dabei. Das tiefe Gefühl des Verbündetseins mit der ganzen übrigen Menschheit verläßt sie keinen Augenblick. Dafür, sowie für Art und Form ihrer Kunstwerke sei folgendes Gedicht ein Beispiel:

„Ich wand're in der großen Stadt. Ein trüber
Herbstnebelschleier flattert um die Zinnen,
Das Tagwerk schwirrt und braust vor meinen Sinnen,
Und tausend Menschen geh'n an mir vorüber.

Ich kenn' sie nicht. Wer sind die vielen? Tragen
Sie in der Brust ein Los wie meins? Und dünket
Ihr Herz vielleicht, von mir so unvermutet,
Wie ihnen fremd ist meines Herzens Schlagen?

Der Nebel tropft. Wir alle wandern, wandern.
Von dir zu mir erhellt kein Blitz die Tiefen.
Und wenn wir uns das Wort entgegenriefen —
Es stirbt im Wind, und keiner weiß vom andern."

Und ein andermal, mit prägnanterer Bezeichnung heißt es von den Wegelagerern:

„In Not und Nacht geboren
Treibt jeder Morgen sie aus andern Toren
— — — — — — — —
— — — — sie alle Brüder."

*) „Im Bilde". Gedichte, auch Nachdichtungen von Hedwig Lachmann. Verlegt bei Schuster und Loeffler.

Sie spricht davon, daß die Not der Tausende, die uns umgeben, sich mit uns verbrüdern will; uns mahnen, Blutteil werden will von unserm Leben. Immer fast weckt ihr die Landschaft eine Frage, eine Betrachtung, und sie fragt sich selbst:

„Was kommt dich an, wenn plötzlich sich im Raum
Der Abriß einer Welt vor dir erhebt? — — — —
Was hält dich daran fest? Ein Wunsch, ein Ziel?
Ein Fernhintrieb? Dein stiller Vermatzklang?"

Manchmal wünschten wir, die deutlich weisende Beziehung auf das Menschentum weniger ausdrücklich hinzugefügt. Das wundersame Gedicht vom Strom, der im Erdeninnern verborgen viele Meilen fließt, schließt so:

„Mit keinem Bruderstrom verbündet
Wälzt er sich fort in Meeresnähen,
Bis er an seinem Ziele mündet
An tiefer Stelle ungesehen."

Und es endet dann mit einem Nachvers, der erklärt, ein Trachten gehe durch die ganze Kreatur, geheim, nach eigenem Ziele. Die stärkste Sehnsucht rühre sich in Nächten ohne Sterne. Dies alles aber hat man schon gefühlt, als vom dunkel treibenden Strom die Rede war. Herrlich verschmolzen dagegen ist Symbol und Menschenschicksal in dem Gedicht „Ergebung", in dem es heißt:

„Ein Feiertag verdämmert ohne Kampf,
Und Glocken tönen in der Stille.
Du! Klage nicht, es war dein Wille!
Die Welt versinkt in weichem Nebeldampf."

Und einmal klingt ein Lied scheinbar ganz spontan in den Ausruf aus: „Geliebtes Meer! Geliebtes Meer!"

Die wenigen hier angeführten Proben zeigen, in wie erlesener Form uns die erlesenen Gedanken — die immer ihren Ursprung in Empfindungen haben, also Ausflüsse des Lebens sind — geboten werden. Wir spüren, daß hier ein anspruchsvoll empfindlicher Kulturmensch geprägt hat, was ein ehrlicher, leidenschaftlich denkender Mensch (denn man kann auch mit Leidenschaft denken) aus der Natur, der menschlichen und der landschaftlichen, erhorchte.

Andern Weg geht Emil Alfred Herrmann.*)

Beinahe mit Sorgfalt geht er jedem Reflektieren aus dem Weg. Nichts von Kampf oder Fortschritt gibt es in seinen Gedichten, sie sind einfach Lieder, die Zustände schildern.

Was ich meine, wird klarer werden, wenn ich Herrmanns „Abendgang im Schnee" mit Hedwig Lachmanns „Im Schnee" vergleiche. Bei der Dichterin heißt es, nachdem der erste Vers das Schneegerieſel schildert:

„Aber, wenn im Frost erstarrt der Flaum,
Reift er schnell zu glitzernden Kristallen — — — —"

Und später:

„Nasser Schnee ist auf mein Haar gefallen —
In den Bergen türmt er sich zu Eis."

Und zuletzt sagt sie:

„Alles fließt der Erde in den Schoß.
Dieses Lebens gleitende Gedichte,
Ungezählte Tropfen, Los um Los.
Einen Augenblick beglänzt vom Lichte — — —"

*) Gedichte von Emil Alfred Herrmann. Verlag von Otto Petters, Heidelberg.

Digitized by Google

Herrmann dagegen bleibt stetig im Ort und Augenblick und Zustande:

„Stiller Gang durch weite weiße Ruh.

Windverweht ein Klang — wie ferner Glocken.
Dicht und dichter fallen die milden Flocken,
decken, decken alles leise zu.

Alles — Haus und Hügel, Feld und Bäume.
Alles — auch dein Herz und seine Blütenträume;
decken alles leise leise zu.

Stillster Gang — und weite weiße Ruh."

Sein Streben ist äußerste Schlichtheit. Die ganze Ausstattung des dünnen Büchelchens, das man für fünfundzwanzig Pfennig kauft, deutet darauf, daß der Verfasser ein Volksheftchen herausgeben wollte. Ein paar absichtlich hart gehaltene Holzschnitte von Ludwig Bartning fügen sich dem Tone ein. Fast preziös wenig Lieder sind es, die man uns gibt, achtzehn nur, darunter eine Uebertragung der bretonischen Ballade vom Herzen der Mutter, die wir durch Yvette Guilbert kennen lernten. Sorgfältig ausgewählt und gefeilt sind auch diese Gedichte, erlesen in ihrer sparsamen Art auch sie. Und die Form, so willkürlich sie oft scheinen könnte, aus inneren, aus musikalischen Gesetzen geflossen:

Das war ein
Winter ohne Schnee.

Die Bäume sprachen leis:
„Wo bleibt unser weißes Kleid?"

Die Kinder
gingen ganz traurig.

In dem oben angeführten Aufsatze über Mathisson macht Schiller die Bemerkung, es gebe zweierlei Wege, auf denen die unbeseelte Natur ein Symbol der menschlichen werden könne, entweder als Darstellung von Ideen, oder als Darstellung von Empfindungen. Den letzteren Weg nun wählt Emil Alfred Herrmann. Und wenn Schiller fortfährt, zwar seien Empfindungen nicht der Darstellung fähig ihrem Inhalt nach, aber ihrer Form nach seien sie es durch die Musik, so hat er damit die Technik des Verfassers durchaus getroffen. Herrmanns Verse suchen durch ihren musikartigen Suggestionsklang dieselben Empfindungen zu erzeugen, die der Dichter hatte: „Im Schnee", „Vor dem Frühling", „Im Traum" oder was eben er uns schildern mag. Der Klang soll uns Empfindungen erwecken, diese Empfindungen Vorstellungen und diese Vorstellungen Gedanken — genau wie die Musik verfährt. Und gerade umgekehrt wie Hedwig Lachmann tat, die durch klug gewählte Bezeichnungen Ideenverbindungen gab, die exakt ausdrückten, was sie Tiefsinniges zu sagen hatte.

Herrmanns Lieder vergißt man schwer, wenn man sie einmal hörte. Hörte, nicht las. Sie sind fürs Ohr gemacht, nicht für Hirn und Auge. Er behandelt die einfachsten Zustände, spricht immer so, als wenn er einem Kinde vorsingen wollte „sieh, was ist erwacht?" Die vier kleinen Lieder des ersten Abschnitts sind die schönsten des ganzen Büchleins. Ich setze noch eines hierher.

Heut Nacht,
in der blauen Nacht —
kein
Häuslein ist so arm
in der ganzen Stadt,
kein
Häuslein ist so arm:
es hat kein silbern Dach
und keine goldenen Scheiben —

heut Nacht,
in der blauen Nacht,

Und mit allen Mitteln versucht der Dichter uns zu zwingen, musikalisch zu lesen. Am liebsten möchte er die rhythmischen Abstände in Notenpausenschrift hinsetzen, so sehr kommt es ihm darauf an, daß jedes seiner Wörtchen die richtige Stelle im Takte bekommt.

Die zweite Abteilung bilden fünf Kinderlieder, bei denen der süddeutsche Anklang den nahen Eindruck verstärken helfen soll und hilft. Das erste, das besonders durch das Benennen von verschiedenen Farben zu wirken sucht, erscheint manieriert. „Blaue Blumen, weiße Blumen, gelbe, rote Blühеblumen ." Dagegen das Lied vom Armseelchen, das die sieben Zwerge um Mitternacht zu Grabe bringen, wobei alle wilden Tiere weinen und der Wind die Lichtchen auslöscht, hat wirkliche volkstümliche Kindlichkeit in sich. Ebenso das zierliche kleine Scherzo vom Glückchen, das man Pst, nicht berühren darf, damit es sich nicht erschrecke.

Das Büchlein scheint geeignet für den Massenverkauf, um reine, bekömmliche Lyrik über die Hintertreppen ins Haus zu tragen, wie der verstorbene Jakobowski es mit seinen Anthologienheftchen zu zehn Pfennigen plante und ausführte.

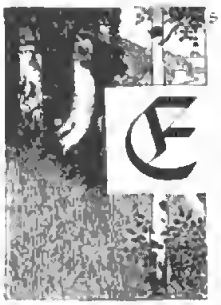
Und auch hierin sind die beiden Landschaftslyriker, die ich hier zusammenfaßte, Gegensätze: Hedwig Lachmann kann nur von den Menschen einer feinen ernstlichen Kultur genossen werden, Emil Alfred Herrmann will zu dem, was man von einem Lyriker überhaupt verlangen darf auch noch Naivetät und Volksverständlichkeit hinzuhaben. Beide Bücher sind übrigens bereits vor längerer Zeit gedruckt. Aber beide sind nicht Tageserscheinungen, die man sofort nach ihrer Ankündigung den Leuten ins Haus leben muß. Sie sind und wollen mehr.

Anselm Heine.

Die Nixe.

Ein Rettef.

Nachdruck nicht gestattet.



Es war einmal eine Nixe, die hatte prachtvolle, weiche, blonde Haare. Sie fielen ihr leicht gewellt über den Nacken und den Rücken hinunter. Sie waren so lang, daß, wenn sie sich auf einen Granitfelsen im Walde oder am Seeufer niedersetzte, sie stets auf ihren eigenen Haaren saß, denn sie fielen ihr bis in die Kniekehlen hinab. Sie hatte deshalb auch nie etwas anderes an, als ihre langen Haare, und wenn sie saß, auf dem Felsen, auf der Steinplatte, fühlte sie ihre Haare unter ihrem Sitz, so daß sie ganz weich und warm ruhte, als hätte sie ein Fell unter sich gebreitet. Der harte Fels konnte keine Pressungen und Striemen in ihren Leib drücken, denn sie saß wie auf einem Kissen. Das war so schön, daß sie oft, wenn sie im See lange genug geschwommen hatte, wo sie ihr nasses Haar wie einen Shawl oder wie eine Schlange um ihren Leib wand, im heißen Sonnenlicht ans Ufer herauskam, sich in die Sonne setzte und ihr Haar trocknete. Wenn es trocken geworden war, wellte es sich dann sogleich wieder. Dann legte sie sich lang ins Gras auf ihr eigenes Haar hin und fühlte auf ihrem Rücken das wohlige Empfinden auf diese Weise recht weich zu liegen, als hätte man ihr ein besonders angenehmes Ruhelager bereitet. Da sie nichts anderes zu tun hatte, als im See herumzuschwimmen und den Fischen nachzufahren, die sie dann zum

Digitized by Google

Zeitvertreib gern am Schwanze packte und ein Weilchen zappeln ließ, wenn es ihr gelungen war, einen zu erwischen, so war ihr das Sitzen und Ausruhen auf ihren eigenen Haaren eine außerordentlich unterhaltende Abwechselung.

Nun geschah es aber oft, daß, wenn sie sich zu rasch und achtlos auf eine Granitplatte setzte, ohne hinten ihr Haar etwas aufzuraffen, sie beim Sitzen, indem sie den Kopf bücken und ihn rasch zur Seite wenden wollte, ein arges Reißen an ihrem Haupte spürte, weil sie zu straff saß und mit ihrem eigenen Körper die Haare unter dem Sitz zu kurz gespannt hatte. Ebenso war es mit dem Liegen. Einmal hatte sie sich ziemlich weit von ihrem See auf eine grüne, blumige Wiese gelegt, ganz lang hin, und in die Blumenkelche hineingeguckt, die um ihren Kopf blühten. Sie hatte darin die Staubfäden und die Narben gesehen und wußte nicht, was das für gedrechselte Geheimnisse im Schoße der großen Glockenblumen und Hyazinthen waren. Sie dachte, das wären irgend welche verzauberten Sachen, welche die Blumenblätter verdecken müßten, und wenn man die Narben aufmachte, müßten darinnen ganz kleine Nixen oder Elfen wohnen, denn manche von diesen Narben sahen wie Hütten mit schrägen Dächern aus, andere wieder wie ein Bienenstock mit seinen Waben. Ueber diesen Betrachtungen aber hatte sie gar nicht beachtet, daß ganz langsam etwas hinter ihr herangeschlichen war, ein neugieriger junger Wassergott, der sich oft an den Waldesrand setzte und in sein Muschelhorn lange Töne blies. Vor dem hatte sie sich immer gefürchtet. Auf einmal hörte sie sein Husten ganz nahe; sie schrak auf, um davon zu laufen, indem sie aber den Kopf rasch emporheben und ihren Leib vom Liegen aufrichten wollte, fühlte sie sich hinten mit aller Gewalt an den Haaren gerissen. Sie schrie laut auf, durchdringend, daß es bis hinüber ans andere Ufer des Sees schallte, bebend vor Angst, denn sie glaubte, der Wassermann habe sie von hinten an den Haaren gepackt und reiße daran. Es zog so stark, daß sie ihren Körper nicht ganz aufrichten konnte, sondern zurückfallen mußte, so daß sie glaubte, ein ganz schreckliches Los stehe ihr bevor. In ihrer Angst aber wälzte sie sich zur Seite herum, und da sah sie, daß über ihrem plötzlichen Geschrei der Wassermann selbst Angst bekommen hatte vor anderen Nixen und Wasserleuten, die schon am unteren Ende des Sees die Köpfe aus dem Wasser herausstreckten. Sie sahn ihn am Rande der Wiese fortlaufen und in den Wald verschwinden. Sie sprang auf und erkannte nun, daß nicht der Wassermann, sondern sie sich selbst gerissen hatte, da sie wieder zu kurz auf ihren Haaren gelegen und versäumt hatte, ehe sie sich hinlagerte, mit der Hand ihren Haarmantel im Nacken aufzuraffen. Denn ob weibliche Wesen nur Haare oder auch richtige Kleider mit Schleppen anhaben, auf jeden Fall sind sie durch die Natur genötigt, sie zu raffen und hoch zu heben, wenn sie nicht in unangenehme Verwicklungen kommen wollen.

Trotzdem die Ereignisse sie nun schon so oft gewarnt hatten, vergaß die Nymphe, wenn sie sich setzte oder legte, doch fast jedes drittemal, ihre Haare im Nacken vorher etwas hoch zu nehmen und so geschah es, daß sie, trotz ihrer Eitelkeit auf ihr langes, blondes Vließ und trotz ihrer Freude am weichen Sitzen, in eine Art von Weltschmerz verfiel vom vielen rauhen Reißen, das ihre eigene Unaufmerksamkeit ihr zuzog.

Nun lebte in einem kleineren See, der nur durch einen schmalen Hügelrücken von dem See der blonden Nymphe getrennt war, eine andere schwarzhaarige Nymphe, deren Haare nicht so lang waren, weil sie einer anderen Nymphenrasse angehörte. Ihr Haarschmuck fiel nur bis auf die Lenden hinab. Dafür war sie aber auch nicht so glatt wie jene blonde Nymphe, sondern an den Armen, an den Schienbeinen, ja sogar an Brust und Rücken hatte sie viele kleine schwarze Härchen, die wie ein leichter Schleier über ihre blasse Haut hingehaucht schienen. Eines Tages aber war an den See dieser Nymphe eine Göttin vorbeigegangen, man weiß nicht, ob es die Ackergöttin Demeter oder die Jagdgöttin Diana oder vielleicht gar die berühmte Liebesgöttin Aphrodite war, die man auch Venus nennt. Diese Göttin hatte es sehr eilig gehabt und davon war ihr eines ihrer Untergewänder locker geworden, eine Art Unterröckchen, wie es auch die Amazonen tragen. Diese Göttin wurde durch einen unsichtbaren Gott verfolgt mit einer Liebeswerbung. Die Göttin selbst wußte nicht, ob er in Gestalt einer Wolke oder als ein weidender Stier oder gar als ein Schwan, der eben auf dem See herangesegelt kam, ihr nachstellte. Darum war sie so verwirrt und beängstigt, daß sie nicht bemerkte, wie ihr Röckchen immer weiter herunterrutschte und wie sie es zuletzt am Seeufer verlor, sodaß es dort liegen blieb. Bald war die Göttin dann im Bergwalde auch verschwunden. Die schwarze Nymphe aber hatte das Röckchen vom Wasser aus fallen sehen, und als sie die Göttin verschwinden sah, war sie gleich ans Ufer heraufgekommen und hatte das Kleidstück geraubt. Und weil ihre Haare nicht so lang wuchsen, daß sie sich öfters auf dem trocknen Land sehen lassen konnte — sie hielt sich, da sie sich nicht so recht einhüllen konnte, zumeist im Wasser — so war ihr das Röckchen ein willkommener Fund. Sie zog es an, wanderte befriedigt auf den grünen Wiesen umher, schwänzelte dabei mit den Falten des Röckchens und dachte, die Waldfaune und die Tritonen der Umgegend müßten sie für eine wirkliche Göttin halten.

Eben jener junge Triton, welcher vor der blonden Nymphe in seinem großen Schreck davongelaufen war, hatte sich nun, seit die schwarze Nymphe so ein schönes, kurzes Götterröckchen trug, aufs heftigste in sie verliebt. Früher hatte er gar nicht gewußt, daß sie ein so schönes Mädchen war, und daß schwarze Augen und schwarze Haare einen Tritonen in eine solche Verzauberung seines ganzen Gemütes versetzen könnten. Auch waren ihm ihre Haupthaare zu kurz gewesen. Jetzt aber, da sie das Röckchen trug, war es wunderschön, daß die Haare nur bis auf die Lenden fielen; wenn sie auf der Wiese tanzte, daß das Röckchen flog und die Haupthaare im Kreise flatterten, fand er sie so begehrenswert, daß er beschloß in aller Form um ihre Gunst zu werben.

Leider bemerkte er, daß sie, seit sie das gefundene Götterröckchen anhatte, stets bei seinem Anblick floh, obwohl sie doch auch wieder sehr oft aus dem Wasser kam, um nach ihm auszulugen. Da fühlte er allmählich wohl, sie fliehe nur deshalb, weil er nicht auch, wenn er aus dem Wasser heraus war, irgend ein Gewand anhatte. Denn wenn man sich im Wasser in keiner Weise vor einander zu verbergen brauchte, so hatte das Röckchen der Göttin doch bewirkt, daß die schwarze Nymphe sich ohne dasselbe auf dem Lande schämte. Und weil sie sich schämte, schämten einige andere sich auch. Es kam dazu, daß diese Nymphen bereits zu einer solchen Höhe der Kulturentwicklung sich emporgebildet hatten, daß sie im Wasser selbst keinem Tritonen mehr erlaubten, sie zu küssen oder gar zu umarmen, wenn sie ein Stelldichein hatten, begaben sie sich stets aufs trockene Land; einsame Wiesen, stille Gebüsche, lauschige Plätze im Walde, auch heimliche Höhlen wurden als Zusammenkunftsort ausersehen, wo man die Werbungen der Tritonen entgegennehmen konnte.

Und so geschah es denn, daß der Triton auf ein Auskunftsmittel sann, wie er sich auch zu Lande vor der schwarzhaarigen Nymphe mit dem Röckchen der Göttin sehen lassen und vielleicht ihre Gunst erwerben könne. Seit einiger Zeit sah man, daß er am Strande auf einer Granitplatte fortwährend an einem Fischknochen herumschliff, den er scharf und glatt wie eine Säge oder eine Schere abzuglätten versuchte. Und nachdem er einige Tage daran herumgefeilt hatte, war der Fischknochen auch so scharf, daß er sich damit in den Finger schnitt und Blut kam.

Ahnungslos hatte die blonde Nymphe mit dem weichen, welligen Haar aus der Tiefe ihrer Wasserhöhle diesem Gebahren zugeschaut. Dabei hatte sie, weil sie den Triton ganz ruhig aus der Nähe betrachten konnte, allmählich ein

Digitized by Google

inneres Gefallen an ihm gefunden. Denn er hatte einen blonden Lockenkopf wie ein Tituskopf, seine Armmuskeln aber spielten, während er an dem Fischknochen arbeitete, so kräftig, daß es immer aussah, als blitze etwas durch seine Arme, wenn ein Muskel schwellte oder unter der Oberfläche aufzitterte. Ja, das sah aus, als koche ein inneres Feuer von Kraft unter seiner Haut und brodele in kleinen Blasen und Flämmchen in dem Arme, und das bewirkte, daß die Blonde gar zu gern einmal in diesen Arm hineingebissen oder auch auf einer Wiese sich von solchen Armen weggeraubt und in eine Höhle geschleppt gesehen hätte. Das war ganz plötzlich über sie gekommen; ihre Furcht hatte sich in einen großen Wagemut verwandelt. Und sie dachte wegen ihrer prachtvollen, langen Haare könne es ihr nicht fehlen. Er würde sie sicher rauben, wenn er sie wieder auf der grünen Wiese zwischen den Glockenblumen auf ihrem weichen, lockigen Haarfließ ruhen sähe. Und wenn er sie ergriffe, wollte sie zwar schreien, damit andere Nymphen nicht denken sollten, sie ließe sich gutwillig rauben, aber wehren wollte sie sich nicht, sondern sich in den Wald oder in eine Höhle wegschleppen lassen. Sie hatte nämlich bemerkt, daß, wenn andere Nymphen von Faunen und Tritonen geraubt und verschleppt worden waren, sie bei ihrer Rückkehr, trotz vielen anfänglichen Geschreis, ganz ruhige und sichere Gesichter zu machen pflegten, als wenn gar nichts geschehen und das ganze Nymphenleben wie das Leben überhaupt nur eine große Selbstverständlichkeit wäre.

Da ging sie eines Tages, als sie den Triton in der Nähe wußte, an den Strand, ließ ihre weißen, schönen Haare trocknen, bis sie wieder ganz lockig ihr bis in die Kniekehle hingen. Dann ging sie in die blumige Wiese hinauf. Ehe sie sich aber hinlegte, hatte sie diesmal die Vorsicht, die linke Hand im Nacken unter die Haare zu legen und sie so etwas aufzunehmen, damit sie bequemer sitzen und liegen könnte nach so vielen schmerzlichen Erfahrungen. Und nun lauschte sie mit blinzelnden Augen zwischen den Blumen, die ihre Köpfchen ihr über die Nase hängen ließen, ob nicht von hinten etwas kommen werde, um sie zu rauben.

Eine Stunde lang war alles still. Dann aber kam etwas. Es raschelte hinter ihr. Sie tat, als merke sie nichts. Nur ganz leise richtete sie ihren Oberkörper im Liegen auf. Es raschelte, als wäre es nun ganz dicht hinter ihr. Jetzt mußt es kommen, daß sie angepackt würde. Damit es besser anpacken könne, richtete sie sich noch mehr empor, sodaß sie saß.

In diesem Augenblick riß es sie wieder ganz gewaltig an den Haaren. Es war, als wolle man ihr die Kopfhaut abreißen. Sie blieb aber einen Augenblick ganz still, denn sie dachte, sie habe sich beim Aufrichten schlecht gesetzt, sodaß sie die Haare unter ihren Rücken verzogen hätte. Obwohl sie wußte, daß sie vorm Niederlegen die Locken gelüftet hatte, meinte sie doch, es müsse ihre eigene Schuld sein, denn sie spürte hinter sich ganz deutlich die Atemzüge eines männlichen Wesens und glaubte schon zu fühlen, wie er sie jetzt an den Armen packen, ihren Leib umwinden und sie mit einem kühnen Ruck über seine Schultern werfen werde, um mit ihr davon zu eilen. Ja, sie hatte schon den Mund geöffnet, um dann ihr Kunstgeschrei zu beginnen. Sonderbarerweise aber packte sie nichts an, dagegen spürte sie ein eigentümliches Knistern, da, wo es ihr an den Haaren riß; jetzt wurde ihr Kopf noch einmal heftig zurückgezerrt, sie riß dagegen, im selben Augenblick aber war es ihr, als sei hinten etwas von ihr abgelöst und eine plötzliche luftige Erleichterung an ihrem Rücken. Entsetzt wendete sie sich zur Seite herum, um aufzuspringen, und in demselben Augenblick sah sie, wie der Triton rasch einen ganzen Schwanz prachtvoller, welliger Frauenhaare unter ihrem Sitze wegzog, mit einem Riesensatze davon sprang und mit seiner Beute, den scharfen Fischknochen schwingend, in den Wald verschwand.

In diesem Augenblick aber begann sie im Ernst ganz entsetzlich zu schreien, denn nun sah sie, daß der Triton in aller Ruhe ihren ganzen Haarwuchs abgesenst, und daß sie auch noch in ihrer Betörung still gehalten hatte. Sie schüttelte ihre Haare, befühlte ihren Rücken und merkte, daß er sie so kurz gestutzt hatte, daß ihr Haarmantel nicht einmal mehr bis an die Lenden reichte. Weiter unten war alles fort und alles war leer.

Nach dem ersten Schrecken suchte sie sich zu fassen, denn es kam ihr der Gedanke, daß der Triton ihr nur aus Liebe den schönen Haarschmuck geraubt hätte und sich gewiß daraus ein Andenken an sie anfertigen werde. Dieser beglückende Gedanke ließ sie sogar einen Augenblick den Verlust ihres prachtvollen Haarwuchses vergessen, indem sie fühlte, daß sie ihm zu Liebe ihn gern hingab. Darum kauerte sie sich nun in die blumige Wiese hinein, um zu beobachten, wann er wieder kommen werde.

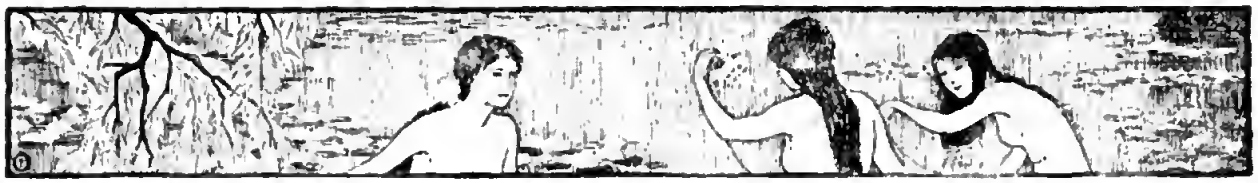
Allmählich wurde es ihr auffällig, daß auf der Hügelhöhe, wo es auf der anderen Seite zum See der schwarzen Nymphe hinunterging, diese letztere wiederholt sichtbar wurde in ihrem kurzen Röckchen von der Göttin. Gegen den Horizont sah sie auf der Hügelhöhe ungewöhnlich groß aus, wie eine Riesin, ähnlich wie die Pferde und Bauern beim Ackern auf erhobenen Hügelrücken. Die Blonde bemerkte, daß die schwarze Nymphe immer auf einen Felsblock am Ende des Hügelrückens hinblickte, als erwarte sie etwas.

Endlich, nach einer Stunde, sah sie hinter dem Felsblock eine Gestalt hervorkommen und dann auf dem Hügelrücken gegen die Nymphe hinschreiten. Und diese Gestalt, die nun auch gegen den blauen, tiefen Himmel riesengroß erschien, kam langsam herausgetanzt, und da begann auch die schwarze Nymphe zu tanzen, daß ihr Röckchen flatterte und beim Umwenden sich zurückschlug. Und die andere Gestalt — war es nicht der Triton? Und schlenkerte ihm nicht auch etwas wie ein Schurz, ein Fellrock um die Lenden, bedeckte seine Oberschenkel und seine Rückseite? Und leuchtete dieser Lendenschurz nicht wie Silber und Gold und lief in weichen Wellen um ihn herum, indem er der, schwarzen Nymphe näher tanzte? Er tutete dazu mächtig in sein Muschelhorn, daß man es bis zu ihr herüber hörte, die schwarze Nymphe aber hatte Kastagnetten in der Hand, klapperte damit und drehte sich wie närrisch vor Freude im Kreise herum, während der Triton sie im Stampfschritt umtanzte. Der Blonden Augen wurden immer größer, denn mit Grauen und Entsetzen zugleich sah sie, daß es ihre eigenen Haare waren, die jetzt als Lendenschurz um die Schenkel des Tritonen flatterten und ihn schöner als alle Tritonen der ganzen Umgegend erscheinen ließen.

Jetzt aber geschah das Aergste. Der Triton stand still, die Schwarze hörte im Tanzen auf, ging neugierig und schmeichlerisch auf den Tritonen zu und hob mit ihrer Hand einen Zipfel vom Lendenschurz des Tritonen auf. Sie prüfte mit ihren Fingern die blonden Lockenzipfel und dabei bemerkte die blonde Nymphe, wie der Triton nach ihr hinwies, worauf die Schwarze schadenfroh lachte und auch zu ihr hinsah. Und darauf zupfte sie übermütig an dem blonden Schurzfell; der Triton aber, der nun die Schwarze wegen seiner anständigen Bekleidung so zutraulich fand, packte sie mit den Händen an beiden Ohren und küßte sie auf den Mund, was gegen den tiefblauen Horizont wie ein Riesenschattenspiel aussah. Darauf legte die Schwarze ihren Arm um seinen Nacken, und dann verschwanden sie langsam hinunterschreitend hinter dem Hügelrücken.

Die blonde Nymphe aber kam sich vor wie ein armer Vogel, dem man die Flügel und Schwanzfedern gestutzt hat; sie kam sich vor wie ein Schaf, dem der Schafscherer alle Wolle heruntergeschnitten hat; sie kam sich zum erstenmal nackt vor, nackt wie das Nackte, das man anzusehen die Augen niederschlägt. Ihr stummer, innerer Jammer aber war nicht auszudenken, denn diese ihre schönen Haare, von denen sie hoffte, sie würden die Liebe des Tritonen zu ihr erwecken, waren ihr nicht aus Liebe geraubt, sondern verwendet, um eine Neben-

Digitized by Google



buhlerin damit zu gewinnen, die sich auch noch höhnisch darüber ergötzte.

Da kroch die arme, schöne, blonde Nymphe auf allen Vieren über den Wiesenhang hinunter, denn sie wagte nicht sich aufzurichten, weil sie glaubte, ohne ihre schönen, langen Haare, die bis in die Kniekehle gehangen hatten, würden die Lerchen am Himmel und der Kuckuck im Walde und die Tritonen im See sie für die häßlichste aller Nymphen in der ganzen Umgegend halten. Darum kroch sie auf ihren Knien zwischen den Blumen zum See hinunter, schlüpfte an einer ungesehenen Stelle in die Wellen und tauchte auch gleich in die tiefste Tiefe des Sees hinab, um dort in einer Granithöhle zwischen den Muscheln sich zu verkriechen, betrogen um ihr ganzes junges Lebensglück, betrogen um die Hoffnung, jemals von einem kräftigen Tritonen geraubt zu werden, und alles nur, weil ihre Haare so lang gewesen waren, daß sie darauf hatte sitzen können. —|

Fast ein Jahr lang hat diese Nymphe nun verborgen in dieser Höhle zugebracht. Nur manchmal packte sie rasch einen Fisch, der ahnungslos sich in die Höhle verirrte, am Schwanze und aß ihn unter heimlichen Tränen auf. Eigentlich wollte sie verhungern, aber dann kam plötzlich wieder starker Appetit über sie und dann aß sie den Fisch mit Haut und Schuppen ohne alles dazu. Unterdessen aber geschah etwas Wunderbares, das doch auch ganz natürlich war. Ihre Haare begannen wieder zu wachsen. Und da das Seewasser die Kopfhaut stärkte, so wuchsen sie immer länger, immer kräftiger und schöner, und nach einem Jahre hingen sie schon wieder in die Kniekehle hinab. Aber viel Muscheln siedelten sich darin an, Krebse hingen darin fest, Algen und Tange verwickelten sich hinein und kleine Wasserschlangen ringelten sich um die schönen, straffen Haarsträhne. Und so lange muß die Nymphe sitzen in ihrem stillen Jammer, bis das Röckchen der Göttin, welches die schwarze Nymphe gefunden hatte, ganz in Fetzen gegangen ist und die blonden Haare vom Schurzfell des Tritonen überall im Walde an Zweigen und Dornen hängen. Dann kommt die blonde Nymphe wieder aus ihrem Winkel heraus, denn sie sieht getröstet, daß ihre langen Haare wieder gewachsen sind, sie legt sich wieder in die blumige Wiese und läßt ihr Haar trocknen, sie liest alle ihre Muscheln heraus und das Haar wellt sich wieder, sie kann wieder darauf sitzen und, wenn sie nicht acht gibt, zupft es sie wieder am Kopfe, als wäre es ein anderer, während sie es doch selbst ist. Längst aber ist der Schurz des Tritonen verflattert und ausgehaart, und das Röckchen der Göttin ist so zerrissen, daß niemand es mehr anziehen kann, denn was man anderen raubt und wegnimmt, das zerfällt und vergeht und zerfasert, was einem aber aus dem eigenen Leibe kommt und was man wirklich an sich hat, das wächst immer wieder nach, besonders wenn man eine Nymphe ist, die Haare hat so lang, daß sie ihr bis in die Kniekehlen hängen. — —

* * *

Als ich diese Geschichte aus der Vorwelt in einem Kreise von sehr schönen und sehr gebildeten Damen erzählt hatte, sagte Frau Elise von A. zu mir: „Wenn Ihre Geschichte auch sonst auf lauter Einbildung beruht, etwas Wahres ist doch daran. Ich habe nämlich auch noch so lange Haare, daß ich darauf sitzen kann. Und das haben Sie ganz richtig beobachtet, daß man sich dabei ganz tüchtig am Kopfe reißen kann, wenn man die Haare offen hat und sich zu kurz darauf setzt."

Ich sah die schöne Frau mit einem leisen Entzücken an. Sie hatte prachtvolle blonde Haare, die aber, in festen, gelben Zöpfen geflochten, auf ihrem Kopfe einen Kranz bildeten, aus dem ein Krönchen herausstak, während um die Stirn sich kleine Löckchen kräuselten.

Fräulein Dr. Philipp, eine Vorkämpferin der Frauenbewegung, meinte etwas geringschätzig: „O es gibt wohl auch noch manches andere junge Mädchen, das sich auf seine Haare setzen kann. Nur paßte das nicht. Ich habe das abgeschafft. Glauben Sie nicht, daß, wenn Ihre Nymphe einen Tituskopf getragen hätte, Ihre ganze Geschichte unmöglich gewesen wäre?"

Ich sah Fräulein Dr. Philipp an. Sie trug in der Tat ihre Haare kurz geschoren, fast wie ein Sträfling. Ich wagte garnicht recht, ihren Kopf zu betrachten. Es fehlte mir etwas. Ich schämte mich wie die Nymphe, nachdem der Triton sie beraubt. Es trat eine längere Stille ein. Endlich sagte ich:

„Das ist zwar sehr praktisch von Ihnen, mein Fräulein, es ist mir aber doch lieber, daß, wie Frau Elise uns beweist, meine Geschichte möglich ist und schöne Frauen noch immer auf ihren Haaren sitzen können; denn nicht jede findet, in Ermangelung derselben, ein Röckchen, das eine unbekannte Göttin aus Versehen verloren hat."

Wolfgang Kirchbach.

Adolf Frey: Arnold Böcklin nach den Erinnerungen seiner Züricher Freunde Mit einem Jugendbildnis Böcklins von Rudolf Koller. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta. 272 Seiten, mittelokkav.

Ein entzückendes Buch, wenigstens für jeden, der seine Freude hat an einer bei allen Erschwernissen und Hemmungen durch eigene Kraft sich emporringenden, tüchtigen Menschengröße. Was hier die berufene Hand, der wir eine verdienstvolle Biographie Conrad Ferdinand Meyers verdanken, nun bezüglich des großen Koloristen beingt, umfaßt zunächst nur die sieben Jahre, die Böcklin, im Vollbesitz seiner Meisterschaft, in Zürich zugebracht, greift aber zwanglos zu den Anfängen seiner Künstlerlaufbahn zurück, wodurch die unmittelbare Vorführung des Meisters in den Jahren seiner bedeutendsten Tätigkeit durch Streiflichter aus seinem Werdegang ergänzt und verdeutlicht wird. Er selbst, wie er leibte und lebte, in seinem wahrhaft schöpferischen Wirken, in dem sittlichen Ernst seines Wollens und Könnens, tritt uns hier entgegen als ganzer Mensch, der durch sein schlichtes Wesen und sein berechtigtes, aber nie sich vordrängendes Selbstgefühl die Achtung und Bewunderung derer erwarb, denen ein näherer Verkehr mit ihm vergönnt ward. Denn er war eine auserlesene, ihre Geltung nicht im Alltagsgewühl suchende Natur; um lauten Beifall der Menge und ihrer publizistischen Anwälte war es ihm nicht zu tun. Es wird nicht über ihn zu Gericht gesessen, auch nicht seine Schöpfungen beschrieben und abgeschätzt. Ihn selbst hat man vor sich in seinem rastlosen Arbeitsfleiß, und man erhält zugleich einen Einblick in sein männlich entschiedenes, kerndhaftes Denken, womit er seinen Beruf wie auch das ihn umwogende Leben zu durchdringen bestissen war. Bei dem, was er hierin erworben, überwiegt an Gehalt und Bedeutung das seine Kunst betreffende bei weitem seine Einsichten und seine Würdigung praktischer Lebensvorgänge; sogar wo es sich um seine persönlichen Interessen handelte, zeigt er die naive Weltunkundigkeit des echten Künstlers, „dessen Reich nicht von dieser Welt ist"; weshalb auch viele Geschehnisse und Bestrebungen seiner Mitwelt ihm nahezu gleichgültig waren. Aber auch auf dem Gebiet seines Lebensberufs hegte er Ansichten, denen man nicht gut beipflichten kann, so sehr man sie verständlich finden mag. Weil er selbst in einer Art des Malens es zur Vollendung gebracht, galt ihm die von ihm ausgeübte Malweise, formell wie gegenständlich, als die einzig wahrhafte Offenbaerung maleriſcher Kunst, wo neben die historische Malerei großen Stils als minderwertig, das Genre als Spielerei und das Porträt gar als durchaus bedeutungslos angesehen werden sollte. Ihm kam es vor allem auf freie, schöpferische Phantasietätigkeit an: „wie der Dichter soll der Maler aus dem Borne der Erfindung und Empfindung schöpfen; der Künstler soll aus dem Geiste neues schaffen, hervorbringen, gestalten." Schöpferkraft, Geist, Gefühl — das

Digitized by Google

war ihm die Kunst; — die Technik, auf die er es zugleich besonders anlegte, war ihm nur das Hilfsmittel. Bei so entschiedenem Betonen der Phantasietätigkeit im Kunstwirken, dem der jeweilige Kunstgenuß zu entsprechen hat, staunt man nicht wenig, daß Böcklin für die Plastik das Bemalen ihrer Gebilde befürwortet, was doch einer Minderung der empfangenden Phantasietätigkeit zweifellos gleichkommt. Auch auf anderen Gebieten seines Denkens und Strebens stößt man auf gewisse Befangenheiten, die wohl in der ausgeprägten Selbstbeschränkung seines Wesens wurzeln. Mit Recht hat der Darsteller, das Große und Bedeutende an Böcklin hervorhebend, auch entgegengesetzte Eigentümlichkeiten nicht verschwiegen; eben damit erzielt er einen volllebendigen Eindruck, wie man ihn der unmittelbaren Wirklichkeit entnimmt.

Mit diesem Eindruck legt der unvoreingenommene Leser das Buch aus der Hand, bereichert um manche Belehrung, namentlich im Bereich sowohl der höheren Technik wie auch der rein handwerklichen Grundlagen der Malerei, die von der Seite gesehen nichts weniger als eine spielerische Beschäftigung ist. Von nicht geringerem Interesse sind die Aufschlüsse, die man über Böcklins Beziehungen zu hervorragenden Zeitgenossen, zum Maler Anselm Feuerbach, zum Kunsthistoriker Jacob Burckhardt und vor allem zu Gottfried Keller erhält. Innerhalb der bereits vorhandenen und überaus schätzbaren Böcklin-Literatur wird das vorliegende Werk einen dauernden Wert behaupten.

Helfingfors. Wilh. Bolin.

Dr. Max Banner: „Wie helfe ich meinem Schulkind." 1—4. Auflage. 115 S. Velhagen & Klasing.

Die Not der häuslichen Aufgaben, die Schwierigkeit des Fortkommens in der Schule, die gesundheitbedrohende Ueberbürdung unserer Schuljugend — das ist die Seite der Schulfrage, die am unmittelbarsten und drückendsten an die Schüler und vor allem an die Eltern herantritt. Diese Not zeigt sich besonders an den von den Kindern der wohlhabenderen Stände besuchten höheren Schulen unserer großen Städte. Die Mehrzahl dieser Kinder braucht und erhält Nachhilfe, und es sind uns Fälle bekannt, in denen die Eltern den zehnfachen Betrag des Schulgeldes für Nachhilfe- und Ueberwachungsunterricht ausgeben und bisweilen trotz dieser Opfer den gewünschten Erfolg nicht erzielen.

Die Frage hat ihre soziale Seite, sofern so manchesmal lediglich das schnöde Geld des Vaters dazu dienen soll, den schwach befähigten Sohn in die höheren Lebensstellungen hinein zu bringen, während andererseits den Kindern der Armen der Weg zum Wissen und Wirken verschlossen bleibt, trotz aller natürlichen Gaben. Sie hat auch ihre pädagogische Seite in dem Maß, als sie auf schlechten Unterricht zurückgeführt werden muß. Wie oft kommt es vor, daß der Unterricht, sei es aus Bequemlichkeit, sei es aus Mangel an pädagogischem Geschick der Lehrer viel zu sehr auf das Geben und Abhören der Schulaufgaben sich beschränkt. Der Schwerpunkt des geistigen Aneignens müßte weit mehr, als es gewöhnlich geschieht, im Unterricht der Schule, nicht im häuslichen Lernen liegen.

Immerhin mag auch bei gutem Schulunterricht und bei durchaus genügender Befähigung der Schüler eine gewisse Unterstützung und Beaufsichtigung des häuslichen Lernens zeitweise wünschenswert sein. Dann aber erhebt sich die Frage, wie diese Unterstützung geleistet werden muß. Sie kann sehr leicht weit mehr schaden als nützen, sowohl in ihrer intellektuellen, wie in ihrer ethischen Wirkung auf den Schüler. Die Sache ist auch durchaus noch nicht damit erledigt, daß man für viel oder wenig Geld einen Lehrer engagiert. Denn auch das Stundengeben pflegt in erster Linie unter der Rücksicht des Geldverdienens zu stehen; es braucht noch lange kein „Dippold" zu sein, den man da engagiert, und man kann doch sehr traurige Erfahrungen mit solchem Nachhilfeunterricht machen. In erster Linie werden immer die Eltern berufen sein, ihren Kindern bei den häuslichen Arbeiten zu helfen. Gar manchesmal verfügen sie auch über den besten Willen dazu, auch über die notwendige, sachliche Bildung, nur die didaktische Kunst ist es, die da meistens vermißt wird, und an der schließlich das ganze Unternehmen scheitert. Für solche Eltern, aber auch für Hauslehrer, Gouvernanten und wohl auch für praktische Lehrer unserer Schulen ist das Banner'sche Büchlein bestimmt. Dr. Banner, Oberlehrer am Goethe-(Reform)-Gymnasium, ist bekannt als einer der vorzüglichsten Lehrer Frankfurts und als Verfasser sehr tüchtiger pädagogischer Schriften. Auch dies neue Büchlein ist in der Praxis entstanden und in einer reichen, von wissenschaftlichen Gesichtspunkten geleiteten Erfahrung geprüft. Es ist ungemein klar und deutlich geschrieben und wird sicherlich allen denen, die es gebrauchen, wertvolle Dienste leisten.

Bz.

Frühlenz. Gedichte von Marguerite Wolf. Buchschmuck von Marga Brezl. Straßburg im Elsaß. Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt.

Das Buch einer Zwanzigjährigen, das ganz gewiß ein freundliches Wort auf den Weg verdient. Es ist natürlich viel Sehnsucht, wie sie diesem holden Alter so gut ansteht, darinnen; Sehnsucht nach dem Leben und dem Erlebnis, das man sich noch hinter den Dingen erwartet. Bei aller Klarheit ist aber alles höchst mädchenhaft, rein, ja keusch ausgesprochen, es ist Sinnlichkeit, nicht jene Brünstigkeit, die neuerdings nur zu oft in der Frauenlyrik anwidert. Ueberhaupt — nichts Gewolltes, keinerlei Gewaltsamkeit — rein Empfundenes, Naturgemäßes wird in ansprechender Form wiedergegeben. Den Reimen wäre allerdings mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, sind sie unrein, dann muß dies einen Grund haben, etwa das Gefühl wecken, der Gedanke, der im Vers lebt, sei zu stark gewesen, als daß man sich um die Art viel kümmern konnte, in der er ausgesprochen werden sollte. Sie beginnt noch leicht besser, als sie auszuführen weiß; verfehlt wohl das Ende und kommt darüber hinaus, also daß man ungeduldig wird, hat somit für die Oekonomie der Lyrik noch manches zu lernen. Es ist viel Innigkeit in ihren Versen; sie hat ein gutes Auge und ein feines Ohr an die Natur gewendet, die sie freundlich und in ihrer Anmut empfindet. Da ist einzelnes durchaus rund und geraten und geht ans Herz; ganz besonders Herbststimmung in aller Buntheit und Vorlenztage voll Sonne und Veilchenduft vermag sie. Einflüsse sind wohl zu merken, aber glücklich verarbeitet. Der Volkston ist mehrfach jede schlicht und sangesmäßig angeschlagen. Ihr Eigenstes gibt sie wohl in den „Mädchenliedern". Helle Freude an der eigenen Jugend, die nicht ungenossen verrinnen soll; Neckerei, Erwartung des Glückes, das ist gar hübsch und ansprechend nun schalkhaft und nun mit jenem Ernst, der vor den Mysterien des Lebens so wohl berechtigt ist, ausgesprochen. „In meinem Herzen ist's so still", hat eine Strophe von seltener Schönheit:

„Nur leise liegt der Sonnenschein
Auf blanken, weißen Dielen
Und ganz von fern hör' ich den Mai
Die süßen Weisen spielen."

Das hastet und ist eine gültige Talentprobe. Alles in allem: Frühlenz, der, wenn's ihm nicht ins Blühen schauert, zu guten Erwartungen berechtigt.

— y —.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Fr. Weinhausen, SW. Dessauerstraße 1, part. (Politik und Volkswirtschaft.)

Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 85 (Kunst und Literatur.)

Dr. Th. Barth, W. Tiergartenstraße 32.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 23. Berlin, den 5. März 1904. 21. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Im preußischen Abgeordnetenhause hat Minister Budde nun wenigstens die Ungewißheit über den Zeitpunkt der Einbringung der vier wasserwirtschaftlichen Vorlagen beseitigt. Vor Ostern ist auf sie nicht mehr zu rechnen. Die Verschleppungstaktik der wasserscheuen Agrariermehrheit hat also einen neuen Triumph gefeiert. Wie die Vorlagen aussehen werden, darüber hat sich der Minister wohlweislich ausgeschwiegen, ebenso über ihre voraussichtliche geschäftliche Behandlung und Erledigung. Dafür erklären aber die Organe des Bundes der Landwirte und der konservativen Parteien mit aller Deutlichkeit, daß die Verabschiedung der Hochwasser- und Flußregulierungsvorlage zwar mit allem Nachdruck betrieben, die eigentliche Kanalvorlage dagegen nicht überstürzt werden soll. Herr Budde hingegen hat keinerlei Aufklärung darüber für nötig gehalten, ob die Regierung die vier Vorlagen einheitlich behandelt wissen oder auf ihre gleichzeitige Erledigung kein Gewicht legen will. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Agrarier ihre Zustimmung zur Kanalvorlage, wenn sie die Hochwasser- und Flußregulierungsvorlage erst erledigt haben, von der Erfüllung ihrer Forderungen in bezug auf Schiffahrtsabgaben und von Gewährung anderer Liebesgaben abhängig machen wollen. Auf jeden Fall hat die Regierung Zeit gewonnen, um sich auf neue Triumphe der Kanalrebellen einzurichten.

Die bayerische Wahlrechtsreform ist durch die vereinten Bemühungen der Bündler und Liberalen leider vereitelt worden. Wenn die Bündler gegen die Wahlkreiseinteilung sich erklärten, weil sie das platte Land nicht genügend berücksichtige, so versteht man das wohl, wenn auch die Rücksichtslosigkeit dieses Standpunktes noch so abstoßend wirken mag. Daß jedoch der Liberalismus unter der Führung der bayerischen Nationalliberalen die tatsächliche Verbesserung der seitherigen Wahlkreiseinteilung verwarf, ist zu bedauern. Die Nationalliberalen haben in Bayern stark abgewirtschaftet, weil sie in freiheitlichen und sozialen Fragen unzuverlässig, in agrarischen Dingen oftmals nackensteifer als die Bündler selbst sind. Nun eröffnete ihnen die Wahlkreiseinteilung der Regierungsvorlage keine nennenswerten Aussichten auf Gewinnung neuer Mandate. Es kam hinzu, daß Zentrum und Sozialdemokratie, die beiden gefürchtetsten Gegner des Nationalliberalismus, gemeinsam für die Reform eintraten. Da schien das enge Parteiinteresse unbedingt die sonst den Nationalliberalen ganz ungewohnte Taktik „alles oder nichts" zu erfordern. Jungliberale, Demokraten, Freisinnige und Nationalsoziale hatten in den letzten Wochen warnend und mahnend ihre Stimmen zugunsten der Wahlrechtsreform erhoben. Aber die bayerischen Nationalliberalen sind taub geblieben gegen alle Vorstellungen des entschiedenen Liberalismus.

Ein auffallend vernünftiges Urteil über die Sozialdemokratie hat der badische Minister des Innern kürzlich in der Abgeordnetenkammer zur Abwehr sozialdemokratischer Angriffe gefällt. Das Urteil ist so ungewöhnlich, daß wir es im Wortlaut hierher setzen wollen:

„Die Sozialdemokratie ist zu einem großen Teil eine berechtigte; aus gesunden Motiven hervorgegangene Bewegung; ich möchte daher ihre Vertreter hier im Hause nicht missen. Die Bewegung will eine Vertretung schaffen für die unteren Schichten unseres Volkes, für diejenigen, die von der Hand in den Mund leben und nicht viel Kapital besitzen. Dies ist aber keineswegs eine ungegliederte und gleichartige Masse von Armen oder gar etwa ausschließlich von Fabrikarbeitern, sondern eine ungemein verschiedenartig zusammengesetzte breite Schicht unserer Bevölkerung; dazu gehören nicht nur die, welche in den Fabriken die Maschinen bedienen, sondern auch viele derer, die auf dem Felde das Wachstum der Früchte vorbereiten, die auf den Straßen und Flüssen fahren und auf dem Meere segeln, die Schichten derer, die zum Teil noch recht arm sind, zum Teil aber auch in der wirtschaftlichen und kulturellen Aufwärtsbewegung begriffen, gefördert von der Hand, die ihnen aus den oberen Schichten gereicht wird. Die Herren Sozialdemokraten, namentlich eine Anzahl hervorragender Führer, Leute, die aus unserer Schicht, aus der Schicht der höher Gebildeten und der Kapitalisten hervorgegangen sind, haben die sozialen Bedürfnisse dieser großen, vielgegliederten Schicht ergründet, sie haben verstanden, zum großen Teil die Angehörigen derselben um sich zu scharen, und sie haben daraus eine bei den Wahlen in Deutschland große Erfolge erzielende Partei geschaffen. Die Partei hat an sich eine durchaus richtige und erstrebenswerte Aufgabe, nämlich die, die unteren Schichten unseres Volkes nicht bloß wirtschaftlich, sondern auch in ihrer Kultur weiter emporzuheben, eine Aufgabe, die naturgemäß nur langsam zu Erfolgen führen kann."

Diese Ausführungen, die an eine ähnliche Beurteilung der Sozialdemokratie durch den Grafen Posadowsky im Reichstag erinnern, haben natürlich den höchsten Zorn der „allein staatserhaltenden" Parteien erweckt, obwohl der badische Minister seiner grundsätzlichen Anerkennung der Sozialdemokratie eine sehr scharfe Kritik ihrer Taktik folgen ließ. Das führende Organ der Konservativen, die „Kreuzzeitung", jammert darüber, „daß an den leitenden Stellen in Deutschland hinsichtlich der Behandlung der Umsturzpartei keine einheitliche Auffassung besteht, daß überall nach eigenen Heften gearbeitet wird, während es doch gerade darauf ankäme, sich über ein gemeinsames Vorgehen zu verständigen und dasselbe in jedem einzelnen Falle sorgfältig einzuhalten". Unter dem gemeinsamen Vorgehen denkt sich das Junkerorgan natürlich einen Kampf auf den Wegen der Verwaltung, der Polizeipraxis und der Rechtsprechung gegen die Sozialdemokratie, wie wir ihn in Preußen und Sachsen zur Genüge als verfehlt kennen gelernt haben.

Digitized by Google

Göhre hat nun doch noch eine Kandidatur im 20. sächsischen Reichstagswahlkreise abgelehnt. Der Druck, den die Parteileitung und die sächsische Landeszentrale der Sozialdemokratie auf ihn ausgeübt haben, war stark genug, um ihn zum zweitenmal zu einem Akt unverständlicher Nachgiebigkeit zu veranlassen. Damit ist wohl endgültig der Beweis erbracht, daß Göhre nicht der Mann ist, der berufen wäre, in der Sozialdemokratie eine politische Rolle zu spielen. Neben der persönlichen Seite des Falles Göhres bleibt die sachliche von Bedeutung, daß innerhalb der Sozialdemokratie breite Wählermassen trotz der eisernen Parteidisziplin und trotz der „Siege" der Unentwegten ihre eigenen Gedanken über die geschmähten Revisionisten in der Partei haben.

Der erste Handelsvertrag auf Grund des neuen Zolltarifs ist endlich zwischen Deutschland und Italien abgeschlossen. Freilich bot gerade der Handelsvertrag mit Italien verhältnismäßig am wenigsten Schwierigkeiten. Und was ist er wert? Ueber seinen Inhalt soll erst genaueres bekannt gegeben werden, wenn eine Reihe anderer Handelsverträge abgeschlossen vorliegen. Da wird man sich also noch auf eine längere Wartezeit gefaßt machen dürfen.

Unter den spärlichen Nachrichten vom ostasiatischen Kriegsschauplatz ist nur die von dem Bündnis zwischen Korea und Japan besonders bemerkenswert. Daß es ein freiwilliges Bündnis ist, wird wohl auch von den enragiertesten Freunden Japans nicht behauptet werden. Ob es aber klug von Japan war, Korea aus der Rolle der Neutralität gewaltsam herauszureißen, ist sehr fraglich. Bei einem für Rußland unglücklichen Ausgang des Krieges wäre die Behandlung Koreas als einer neutralen Macht für Japan bequemer gewesen, als wenn es jetzt den „Bundesgenossen" abzufinden hat. Und bei einem etwaigen Sieg der Russen würde der Friedensschluß für Korea und damit für Japan günstiger ausfallen, wenn Korea neutral geblieben wäre, als wenn es offen russenfeindlich aufgetreten ist. Die Nötigung Koreas zur Bundesgenossenschaft war allem Anschein nach umso weniger notwendig, als weder die moralische noch die tatsächliche Unterstützung dieses Bundesgenossen erheblich in die Wagschale fallen kann.

* * *

Prinzipien und Taktik.

In Eschwege-Schmalkalden ist der Antisemit Raab mit 10023 Stimmen gewählt worden gegen 7536 Stimmen, die auf den Sozialdemokraten Hugo entfallen sind. Eine große Anzahl freisinniger Blätter begleitet dieses Ergebnis mit den Worten: Was kommen mußte, kam. In der Tat, ein anderer Ausgang war nicht zu erwarten, nachdem die Zentralleitung der freisinnigen Volkspartei es abgelehnt hatte, den Wählern in irgend einer Weise für die Stichwahl eine Direktive zu geben. Die Wahl des reaktionären Antisemiten Raab konnte als völlig gesichert gelten, da, durch die Schweigsamkeit der Zentrale gebührend ermuntert, die freisinnige Lokalpresse des Wahlkreises überdies für Raab eintrat, und zwar ohne von Berlin aus rektifiziert zu werden.

Es ist unter diesen Umständen nicht verwunderlich, daß diese Haltung der Partei das uneingeschränkte Lob der antisemitischen Reaktionäre findet. Die „Deutsche Volkswacht" des Antisemiten Hirschel hat Worte der Anerkennung für die „ehrliche Richtung der freisinnigen Parteien, die freisinnige Volkspartei". Und der bekannte bündlerische Reaktionär und Abgeordnete Malkewitz schreibt in seiner „Fürstentümer Zeitung":

„Alle Achtung vor der Ueberzeugungstreue der Richterschen Gefolgschaft. Die konservative Partei wird stets solche wahrhaft vornehme Gesinnung zu schätzen wissen und sich gern dem ehrlichen Gegner erkenntlich zeigen."

Reaktionäre, Bündler, Antisemiten haben die offizielle Haltung der freisinnigen Volkspartei für das Ergebnis des Wahlkampfes richtig bewertet.

Für die freisinnige Volkspartei lagen drei Möglichkeiten vor. Sie konnte ihren Einfluß mit allem Nachdruck geltend machen, damit die Freisinnigen bei der Stichwahl für den Sozialdemokraten Hugo stimmten. Diese Parole ist von allen Seiten empfohlen worden, auch an dieser Stelle in einem Artikel von mir, und zwar aus dem Grunde, weil bei allen tiefgehenden Meinungsverschiedenheiten, die Freisinnige und Sozialdemokraten trennen, so gut wie alle entscheidenden Abstimmungen im Reichstage die Freisinnigen und Sozialdemokraten in Zukunft zusammenführen müssen, wie sie sie bisher fast immer zusammengeführt haben.

Die Leitung der freisinnigen Volkspartei konnte auch einen anderen Standpunkt wählen, und auf diese Möglichkeit ist, soweit ich sehe, bisher nicht genügend hingewiesen worden. Die Partei konnte sagen: die Gegensätze zwischen uns und den Sozialdemokraten einerseits und zwischen uns und den Antisemiten andererseits sind so große, daß wir in diesem Falle den Wählern nur empfehlen können, sich der Stimme zu enthalten. Eine solche Parole hätte ich für falsch erachtet, aber sie hatte wenigstens das Gute, die Trennungslinie zwischen den reaktionären Antisemiten und den Freisinnigen eben so scharf und klar zu ziehen, wie sie stets gezogen wird seitens der Volkspartei gegenüber der Sozialdemokratie. Die Volkspartei wählte den dritten Weg, sie erklärte, überhaupt keine Parole ausgeben zu wollen, und diese Passivität hatte die Konsequenz, daß im Wahlkreise Freisinnige und reaktionäre Antisemiten in Versammlungen und in der Presse miteinander fraternisierten, ohne daß auch diese Erscheinung die Mißbilligung der Parteileitung gefunden hätte.

Es ist richtig, daß die Wähler den Parolen der Parteileitung nicht immer folgen; Wähler sind keine Rekruten auf dem Exerzierplatz. Ist eine Parole aber richtig, so übt sie ihre erzieherische Wirkung, und wenn nicht diesmal, so wird sie sich später durchsetzen. Sie gibt die Richtung an, in der sich die Entwicklung der Partei wenigstens vollziehen sollte. Und dementsprechend ist jede Parteileitung für die Parole, die sie ausgibt oder nicht ausgibt, verantwortlich; denn man ist bisher der Ansicht, daß Parteileitungen zum Leiten vorhanden sind, und daß freisinnige Parteileitungen nicht dazu da sind, stumm zuzusehen, wie die eigenen Leute und die eigene Presse mit der Reaktion und den Antisemiten gemeinsame Sache machen.

Die Wirkung der Vorgänge in Eschwege-Schmalkalden können sich nur auf eine Weise geltend machen. Freisinnige, die in Versammlungen und durch ihre Presse daran gewöhnt worden sind, in dem antisemitischen Agitator Herrn Raab einen ganz annehmbaren Kandidaten zu sehen, werden brauchbare und zuverlässige Kämpfer gegen die Reaktion nicht mehr sein. Und jene anderen Freisinnigen, die genügend politisch geschult waren, um bei der vorliegenden Sachlage für den Sozialdemokraten zu stimmen, sie werden von ihren bisherigen Parteigenossen, die einen Raab für bündnisfähig halten, so wenig erbaut sein, daß ein Zusammenarbeiten zwischen den einen und den anderen auf das äußerste erschwert ist. Wir zweifeln nicht daran, daß zahlreiche Freisinnige, die keine Sozialdemokraten sind und keine Sozialdemokraten werden wollen, nach dieser Wahl einen neuen Anreiz erhalten, sogleich sozialdemokratisch zu wählen. Die Zersetzung der Freisinnigen im Wahlkreise selbst, ihre Zersetzung außerhalb des Wahlkreises und die Zuführung von

Digitized by Google

neuen freisinnigen Scharen zur Sozialdemokratie, das ist die nächste Folge einer freisinnigen Taktik, die ein Liebäugeln mit den Antisemiten für strafwürdig nicht erachtet, die es aber für strafwürdig hält, die Konsequenzen aus der Tatsache zu ziehen, daß Sozialdemokraten und Freisinnige zum Schutze unserer politischen und wirtschaftlichen und geistigen Freiheit praktisch stets zusammenwirken müssen.

Nun wäre es ja zweifellos falsch, anzunehmen, daß Erwägungen wie diese, sich nicht auch der Leitung der freisinnigen Volkspartei aufdrängten; sie liegen auf der Hand. Nur wird solchen Erwägungen keine ausschlaggebende Bedeutung beigemessen; sie treten zurück hinter Gründe einer anderen Art.

Man kann sich auf den Standpunkt stellen und sagen: Auf Grund unserer politischen Prinzipien, erachten wir die reaktionären Bestrebungen bei uns für ein Unglück, und wir ziehen aus dieser Voraussetzung alle Folgerungen, sogar die, daß wir trotz unseres Gegensatzes zur Sozialdemokratie im gegebenen Falle einen Sozialdemokraten gegen einen Reaktionär in den Reichstag bringen. Oder man kann sich auf den Standpunkt stellen: Wir wollen zwar die Reaktion bekämpfen, aber auch dieser Kampf muß untergeordnet werden einer möglichst günstigen Gestaltung unserer Wahlchancen; und sobald man diesen letzten Satz an die erste Stelle rückt, gewinnt zugleich das Verhalten der Leitung der freisinnigen Volkspartei bei der Wahl in Eschwege-Schmalkalden, das so schwer verständlich erscheinen könnte, seine helle Klarheit.

Von der Sozialdemokratie steht es fest, daß sie bisher in Stichwahlen zwischen einem Freisinnigen oder wem sonst stets für den Freisinnigen ohne jede Gegenleistung eingetreten ist. Freilich, wenn sich dieser Standpunkt einmal ändern sollte! Allein er besteht zurzeit; folglich ist es überflüssig, diese Partei zu berücksichtigen. Ihre Nichtberücksichtigung stimmt sogar die Parteien der Reaktion generell günstiger. Und nach dem Verhalten der Freisinnigen in Eschwege-Schmalkalden hat Herr Malkewitz, der antisemitische Bündler, „Erkenntlichkeit" bereits zugesagt, und es wird möglich sein, die Antisemiten an diesen Wahlkampf zu erinnern. Wenn hier die Grenze wohlweislich innegehalten wurde, die ein Zusammenarbeiten bei Wahlen sogar mit den demagogischen Antisemiten ermöglicht, so wurde bekanntlich bei den Kämpfen um den Zolltarif auch die Grenze nicht überschritten, die ein Zusammenarbeiten mit den agrarischen Konservativen noch durchführbar erscheinen ließ, und im Verhalten dem Zentrum gegenüber steht es ganz genau so in Berücksichtigung einer Anzahl Wahlkreise, in denen die Mandate der freisinnigen Volkspartei vom ultramontanen Wohlwollen abhängen. Und ausschließlich der taktische Gesichtspunkt ist es ja auch, der das Verhalten der freisinnigen Volkspartei zu den neben ihr stehenden Freisinnigen bestimmt, dieser erbitternde, widerwärtige Kampf, der im Herabdrücken des Nächststehenden die erste Vorbedingung erblickt für die Erhaltung der eigenen Kraft, die auch nur eine Kraftlosigkeit ist.

Es ist nicht ausgeschlossen, mit dieser Taktik noch ein paar Jahre hindurch ein paar Mandate zu konservieren; aber daß diese kümmerlichen „Erfolge" weit aufgewogen werden durch den inneren Verfall, kann keinem Zweifel unterliegen. Auch in der Politik gelten die Worte:

> Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
> Der Uebel größtes aber ist die Schuld.

Ein Verschulden aber gegen die tiefsten Grundsätze des Freisinns ist es, wenn heute das Bündnis bei Wahlen — nebst allen seinen unausbleiblichen weiterwirkenden Begleiterscheinungen — mit den agrarischen Konservativen und morgen das Bündnis mit den reaktionären Ultramontanen und übermorgen das Bündnis mit den antisemitischen Demagogen tatsächlich vollzogen wird, aber das Zusammengehen bei Wahlen mit den Sozialdemokraten, die im Reichstag wie die Freisinnigen stimmen, bleibt verdammenswert, vor allem aus taktischen Rücksichten und aus der klembürgerlichen Antipathie, die es dem Arbeiter nicht verzeiht, daß er heute selbständig einen Radikalismus präsentiert wie ihn vor zwei Generationen unsere eigenen geistigen Vorgänger zum Entsetzen der damaligen Reaktionäre sich einigermaßen ähnlich geleistet haben.

Natürlich wird eine Auseinandersetzung wie diese als eine „Hetze" gegen die freisinnige Volkspartei bezeichnet werden. Gegen die freisinnige Volkspartei richtet sie sich nicht, und zwar schon darum nicht, weil die Zahl derer in der Volkspartei immer größer wird, die genau so denken, wie das bei uns geschieht. Und mit dem Wort „Hetze" kann man sich sehr leicht abfinden; sobald man dahin übereingekommen ist, die fortgesetzten und systematischen Verunglimpfungen, Verdächtigungen und Unwahrheiten wider Dr. Barth und seine Freunde in der „Freisinnigen Zeitung" als Hetze unter keinen Umständen zu bezeichnen, müssen diese Ausführungen als Hetze unbedingt bezeichnet werden; denn sie sind deren genaues Gegenteil.

P. Nathan.

Kolberg-Köslin im preußischen Abgeordnetenhaus.

Recht unangenehm ist es den Konservativen, daß die öffentliche Meinung die Behandlung mißbilligt, welche der Forderung des Dr. Barth, die Verfasser und Verbreiter des gegen ihn bei der Kolberger Reichstagswahl erlassenen Flugblattes im öffentlichen Interesse zur Verantwortung zu ziehen, zuteil geworden ist. Sie fürchteten wohl, daß der Justizminister sich doch noch zu einer Aenderung seiner Entscheidung verstehen werde, und haben deshalb die Verhandlung über den Justizetat im preußischen Abgeordnetenhause benutzt, um in ihrem Sinne auf den Minister einzuwirken.

Das Flugblatt warf Dr. Barth unzweideutig Stimmenkauf vor. Niemand, der Barths langjährige politische Tätigkeit kennt, traut ihm solches zu; auch seine politischen Gegner nicht. Am wenigsten gibt sein Auftreten in der letzten Zeit dazu Veranlassung, denn er hat dadurch gerade bewiesen, daß es ihm nicht darauf ankommt, gewählt zu werden, sondern darauf, gewisse politische Grundsätze zur Anerkennung zu bringen, auch wenn er infolge davon auf ein Mandat verzichten muß. Darum hat er auch nicht die mindeste Veranlassung, durch eine Privatbeleidigungsklage die Unwahrheit des gegen ihn erhobenen Vorwurfes darzutun. Noch weniger kann es ihm darauf ankommen, daß dieser oder jener der Beleidigung halber bestraft wird. Ihm lag nur daran, daß im öffentlichen Interesse ein bis dahin nicht vorgekommenes, höchst verwerfliches Wahlmanöver geahndet werde.

Sein Bestreben war deshalb nur dahin gerichtet, die Erhebung der öffentlichen Anklage herbeizuführen. Es war ihm gelungen, zur Anerkennung zu bringen, daß ein öffentliches Interesse an der Verfolgung vorliegt; der Justizminister hatte dies dadurch anerkannt, daß er den Staatsanwalt zur Einleitung des Ermittelungsverfahrens anwies. Nach dessen Vollendung wurde von der Staatsanwaltschaft nicht etwa das öffentliche Interesse bestritten, sondern behauptet, daß die Einleitung des Verfahrens ergebnislos bleiben müsse, weil der Beschuldigte sich auf die Geltendmachung berechtigten Interesses berufen und

Digitized by Google

infolge deren freizusprechen sein werde. Der Justizminister hat diesesmal ein von dem ersten Entscheiden abweichendes Verfahren beobachtet.

Demjenigen, der den Antrag auf Einleitung einer öffentlichen Anklage stellt, stehen, wenn er abschlägig beschieden wird, zwei Wege offen: die Beschwerde bei der obersten Justizbehörde, dem Justizminister, und die Herbeiführung gerichtlicher Entscheidung. Dr. Barth hat beidemale, als es sich um die Einleitung des Ermittelungsverfahrens und als es sich um Erhebung der Anklage handelte, den ersten Weg eingeschlagen. Aus gutem Grunde. Es besteht nämlich eine Kontroverse in der Jurisprudenz darüber, ob dann, wenn dem Antragsteller die Möglichkeit gegeben ist, durch eine Privatbeleidigungsklage den Täter zur Bestrafung zu ziehen, die gerichtliche Entscheidung nicht dahin gehen müsse, den Antragsteller auf die Privatklage zu verweisen. Der Minister ist durch solche Erwägung nicht gebunden, er kann auch in diesem Fall die Erhebung der Anklage anordnen, und er hat von diesem Recht bei der Anordnung des Ermittelungsverfahrens schon Gebrauch gemacht.

Um so mehr mußte es überraschen, daß der Minister, als es sich um die letzte Entscheidung handelte, nun De. Barth auf den gerichtlichen Weg verwies, der leicht zu einem negativen Ergebnisse führen konnte.

Im Abgeordnetenhause, am 25. v. M., hat der Minister garnicht bestritten, daß „er auf Grund der allgemeinen Aufsicht an und für sich befugt gewesen wäre, in die Sache einzugreifen", aber er erklärt, „daß für ihn kein Anlaß war, sich von dem gesetzlichen Wege abdrängen zu lassen".

Nun ist die Entscheidung des Ministers als Aufsichtsbehörde ein ebenso gesetzlicher Weg, wie die gerichtliche Entscheidung, und was einmal in derselben Sache getan war, das konnte ebenso gut, ja besser, auch das zweitemal geschehen. Einen Grund, weshalb er anders gehandelt hat, hat der Minister nicht angegeben, im Gegenteil, er hat selbst bestätigt, daß in der Jurisprudenz und in der Rechtsprechung die oben angeführte Ansicht auch von Oberlandesgerichten ausgesprochen sei, und daß das in dieser Sache zuständige Oberlandesgericht in Stettin noch keine Stellung genommen habe. Die Gefahr der Abweisung lag also nah. Der Minister hat also von einem Wege, auf welchem es, wie er selbst anerkannte, diese Schwierigkeit nicht gibt, nämlich von seiner Entscheidung, auf den Weg verwiesen, auf welchem sie vorliegt, auf die gerichtliche Entscheidung.

Warum? Die Entscheidung bot für ihn gar keine Schwierigkeit. Er hatte in seiner früheren Verfügung schon festgestellt, daß öffentliches Interesse an der Erhebung der Anklage vorliege, auch das Vorhandensein einer Beleidigung — soweit dies dafür erforderlich ist — anerkannt, nur ein Punkt blieb noch offen. Der Staatsanwalt und der Oberstaatsanwalt hatten die Erhebung der Anklage abgelehnt, weil dem Anzuklagenden der Schutz des § 193 zur Seite stehen würde. Ein höchst eigentümlicher Grund. Das Flugblatt war anonym. Der Verfasser, Verbreiter oder sonstige Beteiligte sind nicht bekannt gegeben. Herr Malkewitz, der siegreiche Gegner des Herrn Dr. Barth hat, obwohl er der Wahlagitation sehr nahe gestanden hat und sehr gut unterrichtet gewesen sein wird, in der Verhandlung des Abgeordnetenhauses erklärt, es sei nicht gelungen, den Verfasser zu entdecken. Nun hängt doch aber die Möglichkeit der Geltendmachung berechtigten Interesses davon ab, daß die beschuldigte Person ein solches Interesse hat; es ist eine Frage der Person. Es kann auch sehr zweifelhaft sein, ob ohne weiteres jeder einzelne Wähler des Wahlkreises als legitimiert zu betrachten ist, in solcher Weise sein Interesse geltend zu machen. Weiter ist behauptet, das Landratsamt habe das Flugblatt verbreitet. Dieses ist doch nicht Wähler. Und wäre dies etwa von einem Beamten des Landratsamtes geschehen, so wäre es eine Pflichtverletzung, und eine solche kann doch nicht als Geltendmachung berechtigten Interesses bezeichnet werden. Der Staatsanwalt muß also schon die Person oder die Personen kennen, gegen welche die Anklage zu erheben wäre. Hat er davon dem Justizminister Kenntnis gegeben?

In der Regel wird doch auch der Einwand des berechtigten Interesses dem Angeklagten überlassen, nicht aber von der Anklagebehörde vorweg berücksichtigt. Sie hat nicht einmal das Recht dazu, denn bis zum letzten Augenblick des Verfahrens hat es der Angeklagte in der Hand, ob er diesen Einwand erheben will; tut er dies nicht, so darf der Staatsanwalt es garnicht tun.

Also, wenn in irgend einem Falle die Entscheidung dem Minister leicht war, so gewiß in diesem.

Aber es ist auch noch ein anderer Grund, weshalb der Minister, selbst wenn Dr. Barth den Antrag nicht gestellt hätte, die Anklage hätte erheben lassen müssen. In der Oeffentlichkeit ist das Flugblatt in Verbindung mit hohen Beamten des Wahlkreises gebracht. Vorsitzender des konservativen Wahlkomitees war der Erste Staatsanwalt. Allerdings ist das Flugblatt während seiner mehrtägigen Abwesenheit verbreitet, aber es ist doch der Verdacht der Beteiligung auf ihn geworfen. Behauptet ist, daß das Landratsamt an der Verbreitung beteiligt sei. Es liegt im Interesse nicht bloß der so in die Sache gezogenen Beamten, die in den Verdacht einer nicht nur unzulässigen, sondern auch unwürdigen Handlungsweise gekommen sind, durch ein öffentliches Verfahren gegen solche Vorwürfe geschützt zu werden. Und es ist auch ein Interesse der Regierung daß dies geschieht.

Das Verhalten des Justizministers ist aus den bis jetzt bekannten Tatsachen völlig unerklärlich und von ihm selbst auch nicht zu erklären versucht. Er hat sich lediglich auf den formalen, von ihm selbst früher nicht eingenommenen Standpunkt gestellt.

Noch heute ist der Minister in der Lage, das Anklageverfahren anzuordnen, denn für sein Eingreifen gibt es keine Frist. Die Konservativen suchten deshalb in den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses den Justizminister zu rechtfertigen.

Es war Herr Malkewitz, der die Diskussion am 25. Februar anregte, durch eine ganz falsche Darstellung, die nicht bloß von dem politischen Freunde Barths, dem Abgeordneten Peltasohn, sondern auch von dem Abgeordneten Cassel (von der freisinnigen Volkspartei) und mit besonderer Energie von dem nationalliberalen Dr. Friedberg zurückgewiesen wurde. Sie betonten besonders, daß man es der Ehrenhaftigkeit des Dr. Barth und dem öffentlichen Interesse schulde, so schmähliche Anschuldigungen der öffentlichen Anklage zu überweisen. In dieser Verhandlung sprang außer dem Herrn Malkewitz kein Abgeordneter dem Minister bei; erst am folgenden Tage kam Herr Strosser darauf zurück, wußte aber nichts weiter vorzubringen, als daß bei Wahlen viele Beleidigungen vorkämen, die man doch nicht alle verfolgen könne, und daß Dr. Barth sich eigentlich nicht beleidigt fühlen könne, wenn der Freisinnigen Vereinigung eine Beihilfe für die Sozialdemokratie beigemessen werde, da er sich ja doch für das Zusammengehen mit der Sozialdemokratie ausgesprochen habe. Daß es sich garnicht darum, sondern geradezu um den Vorwurf des Stimmenkaufs gehandelt, hat er nicht verstanden oder verschwiegen. Ein schleuniger Schluß der Diskussion verhinderte, daß Herrn Strosser die richtige Antwort gegeben wurde.

Ein zweites Mal wird die Sache bei dem Etat des Ministers des Innern zur Sprache kommen, und dann wird man ja hören, ob dieser nicht das Bedürfnis empfindet, daß durch ein öffentliches Gerichtsverfahren seine Beamten gerechtfertigt werden.

K. Schradee.

Digitized by Google

Parlamentsbriefe.

X.

Die großenteils recht nüchternen Verhandlungen über den Justizetat wurden auf zwei Tage unterbrochen durch eine hochpolitische Debatte übee „Rußland und Deutschland". Daß der Reichstag sich jetzt überhaupt mit dieser Frage befassen mußte, daran ist nicht nur der Umstand schuld, daß nicht wenigstens ein paar Sozialdemokraten im preußischen Abgeordnetenhause sitzen. Die Regierung hatte sich im Januar im Reichstag bei der sozialdemokratischen Interpellation über das russische Spitzelwesen eine so vernichtende Niederlage geholt, daß eine Zeitlang sogar die Stellung des Freiherrn von Richthofen für erschüttert galt. Um den Eindruck dieser Niederlage zu verwischen, ergriffen die Herren Schönstedt und Freiherr von Hammerstein im Abgeordnetenhause das Wort. Sie hatten gut reden: kein Sozialdemokrat war da, der ihnen antworten konnte, und die bürgerlichen Parteien hatten kein Material.

Es war selbstverständlich, daß die Sozialdemokraten die erste Gelegenheit benutzen würden, um den preußischen Ministern auf parlamentarischem Boden zu antworten. Diese Gelegenheit bot ihnen der Justizetat im Reichstag. Und zwar wurde die Frage des „Fremdenrechts" als besonderer Punkt auf die Tagesordnung gesetzt. So waren denn auch die preußischen Minister in der Lage, im geeigneten Augenblick zu erscheinen, um sich vor den Sozialdemokraten zu verantworten. Inwieweit ihnen das gelungen ist, darüber werden die Ansichten auseinander gehen. Die sozialdemokratischen Ankläger — Herr Haase hielt wieder die einleitende Rede, wozu er ja als Verteidiger in dem Königsberger Geheimbundsprozeß besonders qualifiziert ist — waren insofern in einer schwierigen Lage, als sie für manche ihrer Behauptungen nach der Natur der Sache kaum einen zwingenden Beweis erbringen können. Handelt es sich um Russen, denen Unrecht geschehen ist, so dürfen ihre Namen nicht genannt werden, da man sonst riskiert, sie demnächst als „lästige" Ausländer ausgewiesen zu sehen. Wird einem Postbeamten vorgeworfen, daß er sich aus Schwäche zu einer Verletzung des Briefgeheimnisses habe verführen lassen, so wird man den armen Kerl nicht ohne zwingenden Grund denunzieren. Ist man der Ansicht, daß die terroristischen Schriften dem Gros nicht zu beanstandender sozialdemokratischer Drucksachen von russischen Spitzeln beigemengt worden sind, so wird man das vielleicht wahrscheinlich machen, aber nur sehr schwer direkt beweisen können. Der Gegner hat es recht leicht, die Zitierung des „großen Unbekannten" mit Hohn zu überschütten. Damit ist freilich noch nicht gesagt, daß hier nicht wirklich ein Schurkenstreich der Spitzelei vorliegt. Nach dem, was über russische und, leider, auch preußisch-deutsche Polizeizustände schon enthüllt wurde, ist manches glaublich, was sonst nicht für Ernst genommen zu werden pflegt.

Wenn man also ohne weiteres zugeben muß, daß die Sozialdemokraten nicht alles bewiesen haben, was sie behauptet hatten, so kann man erst recht nicht sagen, daß die Vertreter der Regierung sonderlich günstig bestanden hätten.

Freiherr v. Hammerstein ist geradezu berühmt durch seinen Mangel an Fähigkeiten und Geschick. Daß er von diesem Mangel auch jetzt wieder einen überzeugenden Nachweis erbrachte, braucht also kaum hervorgehoben zu werden. Politisch bemerkenswert war lediglich, daß er die haarsträubende Theorie, die erst Freiherr v. Richthofen im Reichstag und dann er selbst im Abgeordnetenhause aufgestellt hatte, nicht fallen ließ, nämlich die Theorie, daß die Ausweisung ohne jeden Rechtsgrund in eine Auslieferung verwandelt werden dürfe. Er hat nicht gewagt, die Theorie von neuem zu verteidigen. Dazu war ihm wohl das Forum des Reichstages zu bedenklich. Aber sein Schweigen spricht dafür, daß die Praxis absolutistischer Willkür fortgesetzt werden soll.

Herr Schönstedt ist ja seinem Kollegen vom Innern über, was freilich noch nicht allzuviel besagen will. Aber einwandfrei war sein Auftreten auch nicht. Er hat den Kardinalfehler begangen, aus dem Untersuchungsmaterial im Abgeordnetenhause das zu zitieren, was ihm geeignet schien, die Angeschuldigten zu belasten. Ob seine Zitate richtig sind, ist ja nach der Veröffentlichung der „Leipziger Volkszeitung", die leider für die Reichstagsverhandlung zu spät gekommen ist, schon zweifelhaft geworden. Doch dem sei, wie ihm wolle. Selbst wenn sie Wort für Wort stimmten, so hätte er als oberster Hüter des Rechtes in Preußen sich hüten sollen, in ein schwebendes Verfahren in so einseitiger Weise einzugreifen. Um so mehr, als der Verteidiger bis auf den heutigen Tag die Akten noch nicht hat einsehen dürfen. Kein Ausdruck ist zu scharf, um ein Verfahren zu kennzeichnen, wonach Aktenkenntnis, die dem Verteidiger vorenthalten wird, von dem Justizminister zur politischen Verwertung benutzt wird. Erst aus dem Stenogramm der Ministerrede im Abgeordnetenhaus erfuhr Herr Haase, welchen strafbaren Inhalt eigentlich die bei seinen Mandanten beschlagnahmten Schriften haben sollten! Es scheint leider bis in das Justizministerium der Grundsatz eingedrungen zu sein, daß das politische Interesse in allererster Linie zu berücksichtigen ist. Herr Schönstedt gestand ja auch offen zu, daß sich Deutschland bei den Unternehmungen zur Anbahnung westeuropäischer Verhältnisse in Rußland sagen müsse: „Tua res agitur". Wir müssen jenen Liebesdienste erweisen und die bei uns lebenden Russen schlechter als andere Ausländer behandeln, nicht aus platonischer Liebe zur russischen Regierung, sondern um unserer selbst willen. Jede Reform in Rußland kann eine demokratisierende Rückwirkung auf Deutschland ausüben. Mit anderen Worten: Herr Schönstedt hat es allen Liberalen nahegelegt, mit Rücksicht auf die inneren Verhältnisse Deutschlands die schärfste Kampfstellung gegen das heutige Rußland einzunehmen.

Zu dem Vorpostengefecht am Sonnabend, wo es sich um die Abwehr des ersten Angriffes Haases handelte, waren die beiden preußischen Minister für genügend erachtet worden. Zum Hauptschlage am Montag, für den Bebels Frontangriff in Aussicht stand, wurden auch die Regierungsstreitkräfte verstärkt. Außer zwei Staatssekretären und zwei Ministern war sogar der Reichskanzler zur Stelle. Ipsissimus! Graf Bülow leitete seine Ausführungen etwas melodramatisch damit ein, daß er erklärte, er sei aus seinem Krankenzimmer nach dem Reichstag geeilt, nachdem man ihm um 3 Uhr telephoniert habe, daß Bebel soeben eine flammende Rede gegen die Regierung begonnen habe. Für den, der wußte, daß man schon um 1 Uhr auf der Journalistentribüne von dem Kommen des Kanzlers unterrichtet war, war es freilich mit dem Effekt der ersten Kanzlerworte vorbei. Das schadete ja weiter nichts, da auch die übrige Rede des Kanzlers an rednerischen Effekten recht reich war. In der Beziehung stand sie durchaus auf der Höhe. Ein Teil der Effekte wurde freilich dermaßen auf Kosten des guten Geschmackes erzielt, daß sich die Antisemiten vor Freude kaum zu lassen wußten. Immerhin, als Redner war Graf Bülow in guter Form.

Als Staatsmann dagegen ließ er alles zu wünschen übrig. Er beging etwas, wofür es keine Entschuldigung gibt. Herr Müller-Meiningen hatte beiläufig die, allerdings sehr irrige, Ansicht geäußert, die Politik Bismarcks sei in puncto der Ausweisungen würdiger gewesen als die Bülows. Wenn das den Grafen Bülow wirklich derart kränkte, so konnte er es mit einer allgemeinen Redewendung zurückweisen, indem er etwa sagte, daß der Herr Abgeordnete die Behauptung wohl nicht aufgestellt hätte, wenn er die Akten kennte. Statt einer solchen korrekten Zurückweisung hielt es jedoch der Kanzler für angezeigt, vertrauliche Aktenstücke hervorzuholen, die allerdings auf den Fürsten Bismarck das schlechteste Licht werfen mußten. Graf Bülow wies nach, daß Bismarck der russischen Regierung, ja dem Zaren persönlich zuliebe Ausweisungen hat vornehmen

lassen. Eine partie honteuse der deutschen Politik der Vergangenheit wurde enthüllt: um der russischen Unkultur willen hat sich die deutsche Regierung zu kulturwidrigen Maßregeln veranlaßt gesehen. Dieser aus dem Dunkel der Akten an das Tageslicht gezogenen Politik der Dunkelheit gegenüber sollte die Bülow-Politik in hellgalischer Beleuchtung erstrahlen: auf ihr Konto sind nur drei veritable Anarchisten zu setzen, die an die russische Grenze ausgewiesen worden sind. Wie diese Fälle wirklich liegen, kann man nicht nachprüfen, da die Namen der drei „Anarchisten" nicht genannt wurden. Jedenfalls wird man sich ein abschließendes Urteil über diese Vorgänge aufsparen müssen, bis Graf Bülow einen vielleicht ebenso indiskreten Nachfolger gefunden haben wird, der ein Interesse daran haben könnte, ihn zu diskreditieren. Uebrigens hat, abgesehen von allem anderen, Graf Bülow sich auch insofern einen schlechten Dienst erwiesen, als man sich sagen wird: wenn unter Bismarck solche Dinge passiert sind, warum sollten sie bei einem Manne unmöglich sein, der sich so gern als einen Schüler Bismarcks feiern läßt?

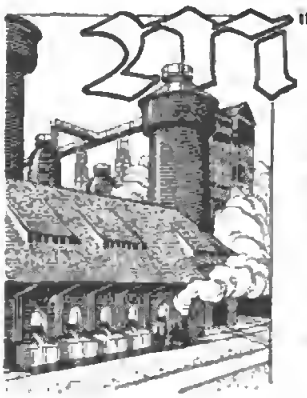
Ob die Sozialdemokratie oder Graf Bülow im ganzen besser abgeschnitten hat, sei dahin gestellt. Jedenfalls, wenn der Kanzler wirklich gesiegt hat, so war sein Sieg zu teuer erkauft.

H. v. Gerlach.

Aus der Kartellenquete.

IV.

Der Halbzeugverband.



Mit Halbzeug werden Halbfabrikate der Eisenindustrie bezeichnet, die der Weiterverarbeitung in Walzwerken unterliegen. Der Halbzeugverband selbst erstreckt sich lediglich auf Rohblöcke, vorgewalzte Blöcke, Brammen, Knüppel und Platinen aus Thomas-, Bessemer- und Siemens-Martin-Flußeisen von weniger als 0,30 Prozent Kohlenstoff und mindestens 30 kg/qmm Festigkeit, d. h. aus weichem Flußeisen, soweit dieselben im Zollgebiet und den deutschen Freihafengebieten abgesetzt werden; der Absatz zur Verarbeitung in eigenen Betrieben sowie der Export gehen den Verband nichts an.

Die Organisation ist eine ähnliche wie beim Roheisensyndikat, doch etwas straffer. Die Verkaufsstelle vermittelt die Verkäufe auf Grund der von den vereinigten Werken festgesetzten Preise und Bedingungen; die Abschlüsse bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Bestätigung des liefernden Werks, das auch die Abwicklung des Geschäfts mit den Kunden selbst regelt und das Delkredere trägt. Jedes Mitglied des Verbandes ist verpflichtet, die ihm im Rahmen seines Anspruches zugewiesenen Mengen selbst herzustellen und zu liefern.

Diese Verpflichtung zur Lieferung hat es mit sich gebracht, daß die Abnehmer ihre Schlüsse auch in der Zeit der Hochkonjunktur erfüllt haben, daß nicht Streichungen auf geschlossene Mengen eingetreten sind, wie das für das Roheisensyndikat typisch war. Der Halbzeugverband hat auch bezüglich der langfristigen Abschlüsse keinen nennenswerten Druck auf seine Abnehmer ausgeübt und ihnen schließlich bei dem starken Rückgang der Konjunktur eine wesentliche Preisermäßigung auf die pro I. Semester 1901 geschlossenen Mengen bewilligt. Trotzdem ist das Verhältnis zwischen den reinen Walzwerken und dem Halbzeugverband ebenso schlecht, ist die Erbitterung in den Kreisen der ersteren gegen den letzteren mindestens ebenso groß, wie gegenüber dem Roheisensyndikat. Worin hat das seine Ursache?

Es liegt in der Natur der heutigen Flußeisentechnik, daß dieselbe dann am ökonomischsten arbeitet, wenn sie das Roheisen direkt, wie es flüssig vom Hochofen kommt, zu Flußeisen verarbeitet und, ohne es erneut anzuwärmen, nicht nur zu Halbfabrikaten (Knüppel, Platinen), sondern zu sogenanntem Fertigeisen — Schienen, Trägern, Schwellen, Grobblech, Fassoneisen, Stabeisen usw. — auswalzt. Es bedeutet das eine außerordentliche Ersparnis an Brennmaterial und auch an Arbeitslöhnen; natürlich sucht jedes Stahlwerk diese ökonomischen Vorteile wahrzunehmen und dem Stahlwerksbetrieb einen Walzwerksbetrieb anzugliedern. In den großen Massenartikeln, Schienen, Schwellen, Trägern, Grobblech ist deshalb eine Konkurrenz der auf das Anwärmen des Halbzeugs angewiesenen Walzwerke von Jahr zu Jahr mehr ausgeschlossen; ihnen verbleiben nur die mehr verfeinerten Eisensorten, wie Bandeisen, Stabeisen, Feinblech, Draht, bei denen der Mittelbetrieb der reinen Walzwerke mit seiner intensiveren Aufsicht und größeren Anpassungsfähigkeit an die Wünsche der Kundschaft jene ökonomischen Nachteile bis zu einem gewissen Grade ausgleicht bzw. unter natürlichen Verhältnissen sogar Vorteile vor den Riesenbetrieben voraus hat.

Daß aber der Schwerpunkt bei den gemischten Betrieben liegt, erhellt am besten daraus, daß im Jahre 1900 deren Verbrauch an Halbzeug 5 983 000 Tonnen im Werte von 498,3 Millionen Mark, der der reinen Walzwerke nur 737 000 Tonnen im Werte von 91,5 Millionen Mark betrug; erstere verarbeiten also 89, letztere nur 11 Prozent des produzierten Halbzeugs, ein Verhältnis, das sich immer mehr zuungunsten der reinen Walzwerke verschiebt; einige gemischte Werke sind darauf angewiesen noch Halbzeug zuzukaufen, und zwar bezogen sie im Jahre 1900 noch 251 000 Tonnen im Werte von 30,1 Millionen Mark. Die Produktion der Stahlwerke ohne eigene Walzwerke ist verschwindend.

Die Lieferanten des Materials (Halbzeugs) sind also gleichzeitig die Konkurrenten ihrer Abnehmer, der reinen Walzwerke in deren Fertigerzeugnissen, und zwar sehr übermächtige Konkurrenten. Der Verdienst der reinen Walzwerke ist abhängig von der Spannung zwischen den Preisen von Halbzeug und Fertigeisen. Dieselbe betrug zwischen Thomasknüppeln und Flußstabeisen von 1894 bis 1903 pro Jahr: 21,35 — 22,50 — 31,15 — 37,75 — 23,88 — 48,50 — 57 — 12,25 — 14,35 — 15 Mark; dabei sind in dieser Zeit die Preise der Kohle um mindestens 60 Prozent, die Arbeiterlöhne ebenfalls beträchtlich gestiegen; die Lage der reinen Walzwerke hat sich also gegen früher ganz außerordentlich verschlechtert; man wird der Versicherung ihrer Vertreter Glauben schenken können, daß die meisten von ihnen mit Verlust arbeiten und bei Fortdauer dieses Verhältnisses in absehbarer Zeit den Betrieb einstellen müssen.

Von den Vertretern der gemischten Werke wird den reinen Walzwerken der Rat gegeben, sich zu Syndikaten zusammenzuschließen und den Preis für ihr Fertigeisen so hoch zu stellen, daß sie auf ihre Kosten kommen. Zum Teil bestehen für diese Walzeisensorten schon Syndikate, so für Feinblech, für Draht und Bandeisen, aber die gemischten Werke sind ebenfalls Mitglieder dieser Syndikate, und als nach langem Drängen der Halbzeugpreis um fünf Mark herabgesetzt wurde, setzte das Feinblechsyndikat auch den Preis für Feinblech herab, sodaß die auf den Kauf von Halbzeug angewiesenen Werke wieder mindestens ebenso ungünstig daran waren, wie vorher. Es ist

auch schon um deswillen nicht möglich den Preis für Feinblech beliebig zu erhöhen, weil dann die außenstehenden Werke den Syndikatswerken die Aufträge wegschnappen; ebenso liegt es bei Draht.

Vor allem in Stabeisen, worin gemischte und reine Walzwerke am stärksten miteinander konkurrieren, verhindern die ersteren das Zustandekommen eines Syndikats, denn nachdem sie in ihren Haupterzeugnissen Schienen, Schwellen, Trägern, Grob- und Feinblech, Walzdraht für den Inlandsabsatz durch Kartelle beschränkt sind, wollen sie eine Fabrikation haben, die ihnen einen gewissen Spielraum, ein Ventil läßt. In Oberschlesien, wo die Interessengegensätze nicht so groß sind, besteht eine Walzeisenkonvention, im Westen ist sie nicht zustande zu bringen, und man wird es den Vertretern der Walzwerke nicht sehr verargen können, wenn sie solche Ratschläge von der Seite, die die Verwirklichung verhindert, als Hohn empfinden.

Die Vertreter des Halbzeugverbandes erklären Halbzeug unmöglich billiger liefern zu können, wenn sie ihre Selbstkosten decken wollen. Aber selbst die wenigen Stahlwerke, welche genötigt sind, Roheisen zu kaufen und keine eigenen Kohlen und Koks besitzen, werden — wenn sie wie angegeben — Roheisen mit 56 Mark bezahlen müssen, bei einem Blockpreis von 82,50 Mark ganz gut verdienen, denn die Konvertierungskosten von 26 Mark sind sehr reichlich angenommen; es müssen schon ganz außergewöhnlich ungünstige Verhältnisse vorliegen, wenn sie in solcher Höhe bestehen sollen, zumal sie sich für Knüppel noch um 7,5 Mark, für Platinen um 10 Mark erhöhen, alles ab Schnittpunkt Aachen, Diedenhofen, Dortmund, Ruhrort, Siegen. Bisweilen ergibt sich durch die Berechnung ab Schnittpunkt noch ein Abzug für die Stahlwerke, indem unter Umständen von ihnen die Fracht dahin getragen werden muß; bei Lieferungen indessen an benachbarte Walzwerke ergibt sich für sie auch wiederum ein Vorteil, indem ihnen dann die Differenz zwischen der Fracht vom empfangenden Werk bis Schnittpunkt einerseits und der vom Versandwerk nach Schnittpunkt zugute kommt.

Ueber die wichtigste Frage, wie hoch sind die Selbstkosten für Roheisen und Halbzeug, wie hoch stellen sie sich bei gemischten Werken, die eigene Erze, Kohlen und Koks haben und ihr Roheisen selbst erblasen, wie hoch bei den auf den Kauf von Roheisen und Brennstoff angewiesenen, hat die Enquete keine Klarheit erbracht, und sie konnte es nicht, da man auf Vorlegung von Büchern von vornherein verzichtet hatte. Behauptungen von Produzenten und Verbrauchern stehen sich hier schroff gegenüber; erstere bestritten lebhaft die von letzteren vorgebrachten Kostenberechnungen, hüteten sich aber wohlweislich irgend welches positive Material vorzubringen. Jene Kostenberechnungen möchten vor 10—15 Jahren richtig gewesen sein, heut seien die Selbstkosten infolge der gewaltig gestiegenen Kohlen- und Kokspreise und Arbeitslöhne sehr viel höher geworden.

Daß die Selbstkosten der Kohlen bei den wesentlich tiefer gewordenen Gruben und den höheren Arbeitslöhnen gestiegen sind, ist bis zu einem gewissen Grade zutreffend, wenn es auch im allgemeinen erheblich überschätzt wird; man stellt heut in diesen Kreisen ganz andere Ansprüche an die Rentabilität des Kohlenbergbaues, und wer die Bilanzen der großen Aktiengesellschaften des Ruhrreviers aus jetziger Zeit mit denen aus der damaligen vergleicht, der ersieht daraus auch klar, wie jetzt nur ein viel bescheidenerer Teil des Gewinnes als Dividende verteilt, ein sehr viel erheblicherer zu Abschreibungen weit über das Bedürfnis hinaus verwendet, oder daß er versteckt wird. Das ist vom Standpunkt der Gesellschaft gewiß sehr solide gehandelt, aber es verschleiert die wirklichen Selbstkosten der Kohle, es wirft wohl einen Schein von Berechtigung auf die jetzigen hohen Kohlenpreise, aber dieser Schein erweist sich dem kundigen Auge auch nur als Schein, nicht als Wahrheit. Und wo die Verarbeitung der Rohstoffe beginnt, da kann von einer Steigerung der Selbstkosten füglich kaum mehr die Rede sein. Es wäre doch auch merkwürdig, wenn all die enormen technischen Fortschritte, die gerade in der Eisenindustrie gemacht worden sind, nur die Wirkung einer Verteuerung der Produktionskosten gehabt hätten. Die Gewinnung der Nebenprodukte, Teer und Ammoniak, und die Weiterverarbeitung des ersteren auf Benzol aus den Abgasen der Koksöfen wie der Hochöfen, die Verwendung der gereinigten Gase in riesigen Gaskraftmaschinen, die Zentralisierung der Krafterzeugung durch die elektrischen Zentralen, die gesteigerte Leistungsfähigkeit der Hochöfen bei längerer Dauer trotz immer stärker überhitzten Windes, das alles hat den Produktionsprozeß erheblich verbilligt, denn es hat auch eine wesentliche Verminderung der erforderlichen Arbeitskräfte nach sich gezogen und damit auch den auf die Tonne des erzeugten Produkts entfallenden Arbeitslohn herabgesetzt. Und noch weit mehr trifft dies alles bei dem Stahlwerksbetrieb zu, wo das Verblasen des aus dem Hochofen kommenden flüssigen Roheisens, das Auswalzen der noch glühenden Ingots in den Blockwalzwerken eine solche Brennmaterialökonomie gezeitigt haben, daß dahinter selbst bei den auf den Kauf des Brennstoffs angewiesenen gemischten Hochofen- und Stahlwerken die Steigerung der Kohlen- und Kokspreise zurückbleibt.

Allerdings bei den auf den Kauf und damit auch auf das Umschmelzen des Roheisens angewiesenen Stahlwerken findet eine solche Brennmaterialersparnis nicht statt; ihre Konvertierungskosten sind wesentlich höher, und da sie weder an Kohlen, Koks noch Roheisen verdienen, sondern all die Gewinne jedes dieser Syndikate in den hohen Materialpreisen bezahlen müssen, ist ihr Vorteil beim Verkauf von Halbzeug ein bescheidener. Ob bei freier Konkurrenz die auf den Kauf von Roheisen und Brennstoff angewiesenen Thomasflußeisenwerke sich überhaupt noch halten könnten, ist mindestens fraglich, da sie nicht in der Lage sind sich die großen technischen Fortschritte nutzbar zu machen. Durch den Halbzeugverband und die Fertigeisensyndikate wird ihnen künstlich eine Rentabilität gesichert, indem den reinen Walzwerken das Material verteuert wird.

Bei den auf der Höhe der Technik stehenden Hochofen- und Stahlwerken sind die Selbstkosten im Lauf der Jahre ohne Zweifel selbst dann herabgegangen, wenn sie den Brennstoff kaufen müssen; ihr Vorteil wächst entsprechend, sofern sie auch über eigene Kohlen und Koks bezw. eigene Erze verfügen.

Während die wirtschaftliche Grundlage der Eisenindustrie des Ruhrreviers die Kohle ist und die Erze ganz überwiegend zur Kohle transportiert werden müssen, beruht dieselbe sowohl für die Siegener wie für die luxemburgisch-lothringische Industrie und die von Peine-Ilsede auf den großartigen Erzvorkommen, zu welchen Kohle bezw. Koks hingefahren werden. Die Selbstkosten bei den letzteren (mit Ausnahme von Siegen) dürften erheblich niedriger sein, als im ersteren Gebiet; natürlich kommt es darauf an, wie hoch die Werke mit eigenen Erzen sich diese in Rechnung stellen; man kann sich die Selbstkosten des Roheisens sehr hoch berechnen, wenn man sich die Erze hoch in Rechnung stellt; wenn man dagegen Erzgewinnung zu Hochofen und Stahlwerksbetrieb zusammenrechnet, so müssen sich gerade in den Minetterevieren Selbstkosten ergeben, wie sie — von Ilsede abgesehen — kaum anderswo in der Welt existieren.

In einem Verband wird aber der Verkaufspreis des Fabrikats — hier des Halbzeugs — immer zu solchen Preisen erfolgen, daß auch das teuerst produzierende Werk dabei seine Rechnung findet.

Die ganze Syndikatspolitik muß naturgemäß dazu führen, daß gemischte Werke entstehen, die von der Gewinnung der Rohstoffe bis zur Fertigfabrikation alles in einer Hand vereinigen. Das konnten die Großen tun und haben es getan, das würden die Kleinen — die reinen Walzwerke — tun, wenn es noch möglich wäre. Der Rat, sich zu einer Genossenschaft zusammenzuschließen und Roheisen und Halbzeug für die eigene Weiterverarbeitung selbst zu erzeugen, ist ja sehr nahe liegend,

Digitized by Google

aber es ist zu spät. Wie ein Vertreter dieser Gruppe treffend sagte: Die Welt ist weggegeben. Auch käuflich sind die großen Erzvorkommen heut nicht mehr zu haben, und eine gemeinsame Kohlengrube hätte für die zerstreut liegenden reinen Walzwerke keinen Wert, denn die im Verhältnis zum Preis der Kohle hohen Frachten bedingen es, von der nächst gelegenen Förderstelle den Brennstoff zu beziehen.

Die Käufer von Halbzeug haben sich zu einer Einkaufsvereinigung zusammengeschlossen, aber auch sie ist gegenüber dem Halbzeugverband völlig machtlos; dieser kann ihr eben die Preise diktieren. Die Theoretiker, welche eine Beseitigung der Gefahren der Kartelle in der Vereinigung der Konsumenten erblicken, werden hier ad absurdum geführt.

Die ungünstige Lage der weiter verarbeitenden Industrien (einschließlich der reinen Walzwerke) wird noch außerordentlich verschärft durch die Exportpolitik der Syndikate. Allerdings kann davon nur insofern gesprochen werden, als die Ausfuhr von Roheisen, Halbzeug und Fertigfabrikaten nicht durch die Syndikate selbst erfolgt, sondern frei ist und nur durch sogenannte Exportprämien unterstützt wird. Ueber die letzteren durfte in der Enquetekommission zwar gesprochen werden, aber jedes darauf bezügliche Wort mußte streng vertraulich behandelt werden, damit um Gottes willen das Ausland nichts davon erführe; das mußte aus handelspolitischen Gründen vermieden werden! Nachdem diese Dinge in Zeitungen und wissenschaftlichen Aufsätzen längst klar gelegt sind, ist das Ausland freilich ganz genau darüber unterrichtet, und die Geheimniskrämerei der Kommission läßt lediglich den Verdacht entstehen, daß die Kartellexportprämien noch viel schlimmer sind, als das, was darüber bekannt ist; ein Verdacht, der allerdings nicht gerechtfertigt ist.

Je stärker der Rückgang des Eisenverbrauchs im Inland, um so mehr mußte die Ausfuhr gesteigert werden. In Roheisen (einschließlich Brucheisen und Abfällen) wuchs sie von 1,9 Millionen Doppelzentner im Jahre 1900 auf 5,27 Millionen Doppelzentner im Jahre 1905, in Halbzeug gleichzeitig von 336 270 dz auf 6 381 819 dz in Walzwerkserzeugnissen von 9,68 Millionen auf 18,34 Millionen Doppelzentner. Die Kleineisenindustrie und die Eisengießerei zeigten von 1900—1902 nur eine ganz unbedeutende Zunahme (+ 45 000 dz bezw. + 12 000 dz) die Maschinenindustrie sogar einen Rückgang in der Ausfuhr ihrer Erzeugnisse (— 157 000 dz), die Ausfuhrwerte weisen bei den drei letzten Erzeugnissen durchweg Rückgänge auf. Die große Steigerung der Ausfuhr von Walzwerkserzeugnissen ist ganz vorwiegend auf die syndizierten groben Artikel — Schienen, Schwellen, Träger, Bleche, Walzdraht — beschränkt, wie sie von den gemischten Werken hergestellt werden; in Stabeisen war sie unbedeutend.

Ueber die Preise, zu welchen die Ausfuhr von Roheisen und Halbzeug in dieser Zeit erfolgt ist, hat die Enquete keine ganz positiven Ergebnisse erbracht; das war bei der Beschränkung auf „kontradiktorische Verhandlungen" leider nicht möglich. Einzelne Werke, so z. B. die Stummschen zu Neunkirchen, erzielten für Halbzeug (Rohblöcke) im Inlandsverkauf vom 1. April 1902 — 1. April 1903 durchschnittlich 78 Mark, im Auslandsverkauf 76,60 Mark pro Tonne frei eigenes Werk; freilich liegen diese Werke für den inländischen Absatz an die reinen Walzwerke ungünstig; sie haben erhebliche Vorfrachten zu tragen. Andersets hat das Stahlwerk Hoesch Platinen fob Antwerpen mit 75 Mark verkauft, was einem Vorblockpreis von 63,50 Mark franko Werk entsprechen würde, gegenüber 82,50 Mark für die inländischen Abnehmer! Der Vorsitzende des Aufsichtsrats von Differdingen-Dannenbaum hat mitgeteilt, daß der Export zu Verlustpreisen erfolgt sei, was ganz unnötig gewesen, da man bei einiger Verständigung unter den exportierenden Werken im Auslond sehr viel bessere Preise hätte erzielen können. Schrieb doch das „Iron and Steel Trades Journal", eine der ernsthaftesten englischen Handelszeitungen, am 14. November 1903:

„Der Import von deutschem Halbzeug allein im Hafen von Newport hat im letzten Jahre 200 000 Tonnen betragen; der größte Teil ist natürlich aufgenommen worden von den großen Werken in Newport, von den Herren Lysaghts, Neddlefolds und Baldwins. Die Werke von Lysaghts sind die wahrscheinlich größten Verbraucher von deutschem Halbzeug im Vereinigten Königreich und beschäftigen Tausende von Arbeitern auf ihren Werken mit dem Auswalzen von deutschen Platinen zu Schwarzblechen, d. i. Feinblechen, welche nachher gewellt, verzinkt und direkt wieder von Newport in alle Teile der Welt versandt werden. Die Differenz im Preise zwischen dem deutschen und britischen Halbzeug beträgt am Verbrauchsorte 10 bis 12½ Schilling pro Tonne, und der Import dieses billigen Halbzeuges ermöglicht es allein den Fabrikanten ihren Handel aufrecht zu erhalten und auf dem Weltmarkt zu kämpfen."

Der Vorsitzende von Palmers Shipbuilding and Iron Company in Newcastle, die neben dem Schiffbau sogar eigene Hochöfen und Stahlwerke hat, sagte:

„Hinsichtlich der Preisschleuderei der deutschen Fabrikate muß ich gestehen, daß wir Schiffbauer an der Nordostküste uns gratulieren können, das beste Material in der Welt billig kaufen zu können, und trotzdem wir in unserem Interesse als Stahlfabrikanten, die wir selbst Bleche und Winkeleisen fabrizieren, dagegen sein müßten, daß Bleche und Winkel verschleudert werden, müssen wir doch dem Ausland als Schiffbauer sagen: schleudert solange ihr könnt! Als eine Tatsache führe ich an, daß in den drei letzten Jahren wir sehr häufig deutschen Stahl, sowohl Stahlfassonstücke wie deutsches Halbzeug zu Preisen gekauft haben, die 30 Prozent unter dem Preise für ähnlich gute Fabrikate englischen Ursprungs sind. Dies hat uns in sehr vielen Fällen einzig und allein in den Stand gesetzt, Aufträge auf Schiffbauten hineinzunehmen, die wir sonst hätten verlieren müssen."

Von seiten des Halbzeugverbandes wurde freilich eine Preisschleuderei entschieden in Abrede gestellt, ebenso wie die Benachteiligung der deutschen Weiterverarbeiter; diese erhielten an der Verbrauchsstätte das Material ebenso billig wie die englischen Werke. Das trifft aber nicht zu; denn das deutsche Halbzeug wird ganz vorwiegend in den an der englischen Ostküste gelegenen Werken verwalzt und stellt sich dort bei einem Preis von 75 Mark fob Antwerpen für Platinen wesentlich billiger als auf den deutschen reinen Walzwerken franko Werk. Aber abgesehen davon, sind die letzteren doch darauf angewiesen, ihre Fabrikate zum guten Teil zur Ausfuhr zu bringen, und darauf lasten dann noch höhere Bahnfrachten bis zum Verschiffungshafen, als die für das Halbzeug; und wenn sie in England — unserem besten Absatzgebiet — selbst konkurrieren wollen, tritt dazu noch die Seefracht sowie die britische Landfracht; da ist es denn nur natürlich, wenn in den verfeinerten Erzeugnissen unsere Ausfuhr zurückgeht, mindestens nicht nennenswert zunimmt.

Roheisensyndikate und Halbzeugverband erklären zu ihrem Export gezwungen zu sein; da sie ihre Produktion im Inland nicht unterzubringen vermöchten. Treffend wurde ihnen entgegnet, daß — wenn sie dem Inland zum gleichen Preis wie dem Ausland liefern wollten — dieses wohl in der Lage sei, die Mehrerzeugung aufzunehmen. Einer der unbedeutenderen Betriebe, die Feinblechindustrie hat im vorigen Jahr nur mit 62 Prozent Beschäftigung gearbeitet; hätte man ihr den Halbzeugpreis eingeräumt, zu dem man nach Newport exportiert hatte, so hätte sie volle Beschäftigung gehabt und allein 130 000 Tonnen mehr Halbzeug verbraucht, ja bei einem solchen Materialpreis hätte sie ihre Quote sogar überschreiten können und hätte nicht nötig gehabt, Arbeiter zu entlassen. Und was von dieser Spezialbranche gilt, gilt auch von den andern

Digitized by Google

Halbzeug weiter verarbeitenden Betriebszweigen. Schrieb doch die Handelskammer Düsseldorf in ihrem Jahresbericht pro 1902:

„In Walzdraht machte sich der englische Wettbewerb geltend, weil deutsche Werke den englischen Walzwerken das Halbzeug zu so billigen Preisen liefern, daß die Engländer den Draht weit billiger herstellen können. — An den englischen Verbrauchsplätzen war deutsches Halbzeug dauernd 10 Schillinge pro Tonne billiger als englisches, was zur Folge hatte, daß die deutsche Ausfuhr von Fertigdraht erheblich zurückging." Das Gleiche wird daselbst bezüglich Feinblechs konstatiert.

Je größer der Anteil der zu Verlustpreisen erfolgenden Ausfuhr an der Produktion ist, um so höher müssen die Inlandspreise gehalten werden, um so mehr muß aber auch die Ausfuhr an Fertigfabrikaten zurückgehen. Selbst ein wirtschaftlich so weit rechtsstehender Mann wie Professor Adolf Wagner-Berlin rief den Exporteuren wohlfeiler Rohstoffe und Halbfabrikate zu:

„Sägen Sie nicht den Ast, auf dem Sie sitzen, zum Teil selbst ab?! Auf diese Weise wird das Ausland, das für uns speziell in Betracht kommende Großbritannien und Amerika in einer Weise in seiner Fertigfabrikation gestärkt, die doch bedenklich ist."

„Helfen Sie uns den allgemeinen deutschen Stahlwerksverband zustande bringen, dann werden auch bessere Zeiten für die Halbzeugverbraucher kommen," sagte der Vorsitzende des Halbzeugverbandes den letzteren, freilich ohne viel Gegenliebe zu finden. „Wie können sie von uns verlangen, die wir gar keine Ahnung von diesem geplanten Stahlwerksverband und seinen Zielen haben, daß wir diesen Schritt blind mittun," schallte es ihm zurück. Dargelegt wurden aber die Grundlagen und Pläne des beabsichtigten Stahlwerksverbandes nicht, denn damit, daß man erklärt, „es müßte das Bestreben dabei sein, daß all das Material, was heute zu billigen Preisen als Halbzeug oder Rohmaterial in das Ausland geht, dem Inlandsverbrauch zugeführt wird," ist verzweifelt wenig getan; es kommt doch auf das „Wie" an. Und das wird bestenfalls sein, daß man den reinen Walzwerken dann gewissermaßen als Lohnarbeitern ein Spannungsverhältnis zwischen Material- und Fabrikatpreis konzediert, bei dem die bestgerichteten gerade noch lebensfähig sind; ihre geschäftliche Selbständigkeit aber würde verloren sein. Morituri te salutant!

Georg Gothein.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Adalbert Meinhardt.

Man hat neuerdings Betrachtungen über die naturgemäße „Optik" der dichtenden Frau angestellt; welchen Forderungen gerecht zu werden sie in Zukunft sich bemühen müsse. Man neigt der Auffassung zu, daß nicht so sehr die Erkenntnis der Seele des Mannes, als vielmehr die des eigenen Geschlechts in den eigenartigsten und feinsten Schwingungen nachfühlend darzustellen, Aufgabe der Dichterinnen sei. Dies Gebiet, auf dem Klarheit und Tiefe ihrer Beobachtungen in natürlicher Weise wachsen werden, sollte eine zentrale Stätte sein, von der aus einst, wenn eine allgemein gewordene, freiere Lebensführung Erfahrungen reichlicher zufließen läßt, immer neue Arbeitsfelder sich erschließen.

Die Bücher von Marie Hirsch, deren bekannteres Pseudonym Adalbert Meinhardt seit Jahren guten Klang hat, bewahrheiten das. Ein Verfolg ihrer Entwicklung durch zwei Jahrzehnte hin läßt ein Reifen wahrnehmen, sodaß in der Tat ihr letzterschienenes Werk*) als ein Zeugnis innerer Kraft und erfolgreicher Selbsterziehung mit Fug ihr bestes genannt werden darf. Es sind acht Erzählungen, deren Helden, wie der zusammenfassende Titel besagt, „Mädchen und Frauen" sind. Ihr Schicksal und Empfinden weiß sie zu ergründen, mitzuleben; während männliche Gestalten — in früheren Arbeiten noch weniger als hier — ihr kaum geraten, kennt sie das Herz des Weibes:

Sein Klopfen höre ich, sein Zucken, Beben
Ich spüre schmerzlich bohrend seinen Schmerz.
Die kurze Lust, die heißen, wilden Gluten,
Und wie es blutet, fühl' ich meines bluten!

Eine Novelle wie „die Sklavin" zu schreiben, ist ein künstlerisches Verdienst. Eine zarte, fein fühlende Frau ist zum zweitenmal an einen wüsten Schlemmer verheiratet worden. Wie sie einst der Mutter und ihren Schulfreundinnen sklavisch ergeben war, so unterjocht sie nun blasses Grauen und zitternder Ekel der Willkür des reichen Wüstlings. Doch nur solange leidet ihre Lammnatur in schmerzlich-verzagtem Schweigen, bis der Mann Miene macht, sich an ihrem einzigen Kinde zu vergreifen, das er haßt, weil sie es liebt und weil sie nur das Kind liebt. Als er daran geht, mit regelmäßigen Branntweingaben den Organismus des Jungen zu verderben, und ihren verzweifelten Widerstand in trunkner Wut zu Boden geworfen hat: da, am Bett des Kindes, eingeriegelt in ihr Hotelzimmer, ängstlich lauschend, faßt sie einen Entschluß, der — kaum erwacht — in ihrer Seele wächst und in derselben Nacht zur Tat wird: sie erstickt den noch Trunkenen in den Kissen seines Bettes.

* * *

Adalbert Meinhardt wird nie den Anspruch erheben, zu den Führenden gerechnet zu werden, doch unter denen, die mit offenen und freien Augen den Anregungen der Zeit, den Erregungen der Menschen folgend ihr reich bewegtes Leben in Darstellung umsetzen, um andere zu unterhalten, gelegentlich das eigene Herz zu erleichtern, steht sie an ausgezeichnetem Platz. Keinem heftigen Kunsttrieb, nicht einem unwiderstehlichen Drang der Ideen leistet sie Folge, aber gut geschaute Motive werden mit oft trefflicher Erzählungskunst, in einem sympathisch maßvollen, zwar unpersönlichen, doch fein durchgebildeten Stil hingestellt und ausgeführt. Der Stil zeigt, daß an Heyses Formerziehung ihr Schaffen sich gebildet hat; es geschah wohl ebenso sehr aus dankbarer Verehrung, daß dem feinsinnigen Stilisten 1900 ihr „Allerleirauh" zugeeignet ward, wie im Bewußtsein einer Wesensverwandtschaft: in der geklassen-geklärten Anschauung des Weltlaufs; in der Liebe zum Maß und zu beruhigter Diktion; in der Arbeitsweise überhaupt. Ihre ringt sich aus konventionellen Anfängen, Einkleidungen, Schnörkeln (welche die „Reisenovellen" noch überladen) allmählich erst zur Ruhe des Entschlusses: „Ich will dichten, so wie mir mein Kopf steht, ohne vorgeschriebene Richtung, ohne festes Programm, ohne Mode, nach meiner eigenen Fasson will ich selig — — oder auch unselig werden."

Daß die Art des Meisters der Novelle nichts von Meinhardt nur äußerlich Angenommenes war, sondern als ihrem Wesen verwandt von ihr empfunden wird, zeigen einerseits die in größeren Zwischenräumen wiederholten Versuche in Heyseischer Manier: 1885 etwa wie auf einer „Regatta", 1900 wie „beim Tanz in Castua" sich Herz zu Herzen findet; zeigt anderseits die gleiche Richtung ihrer Neigung, ihres Geistes: beiden sind die verschiedensten Verhältnisse, Situationen, Konflikte der Liebe

*) Dieses Buch, „Mädchen und Frauen", 1903, ist, gleich folgenden früheren, im Verlag der Gebrüder Paetel, Berlin, erschienen:

1885	Reisenovellen;	1898	Stilleben;
1895	Mimen;	1900	Allerleirauh;
1897	Das Leben ist golden;	1902	Heinz Kirchner, 3. Aufl.

Digitized by Google

das immer reizende Hauptthema ihres Schaffens; beiden ist ein Zug zu konstruierter Behandlung etwas erklügelter Probleme eigen. Dann geschieht es Meinhardt wohl, daß sie ihre „moralischen Unmöglichkeiten" tatsächlich nicht wahrscheinlich zu machen weiß („Ein Kopf von Hellen" ist das auffälligste der Beispiele). — Gern wird eine These aufgestellt, deren Beweis oder Beleuchtung dann Gegenstand der Novelle ist. Oft wird sie geradezu ausgesprochen mitten in der Erzählung; noch lieber gegen Ende: „Wenn zwei Menschen so verschiedene Sprachen reden (wie die begeisterungssehnsüchtige Ministertochter und der bananisch gewordene Künstler, den sie einst liebte), und wenn zwei Menschen so verschiedenes erstreben und wollen — wie sollten die zwei wohl zusammen tangen?" („Eine Ueberschwemmung"). Daß auf Heiroten verzichten sollte, wem es „kein zwingendes, blaues, fraglos helles Glück ist". („Stellas Wankelmut", gleich dem vorigen Beispiel der letzten Sammlung „Mädchen und Frauen" entnommen). — Oder wie eine Moral beschließt die These auch wohl ein Buch: „das Stilleben" z. B., das in kleinstädtisch-glücklicher Enge Ellen, die Schriftstellerin, mit ihrer Großmutter, Mann und Kindern führt. Da kommt zum Schluß ihre einstige Herzensfreundin, die leidenschaftliche Sängerin Nora zu ihr, die auf der internationalen Bühne des Lebens Not und Kämpfe durchgemacht. Der zeigt Ellen ihr Glück und ruft: „Siehst Du, was erst nur grau in grau erscheint, zeigt doch, wenn man sich nur recht hineinsieht, daß es auch seine Poesie hat." Oder einem musikalischen Thema gleich wird die These an den Anfang gestellt und durchgeführt: Maeterlincks Satz etwa, daß wahre Güte eine Art von Schutzzone um sich her bilde, einen Zufluchtsort, an dem die Macht des Bösen, die Macht des Schicksals selbst erlösche. („Seine Frau", die zweite Erzählung des neuesten Buches.)

Weniger Heyse-Verwandtschaft als ein für die Frau im allgemeinen charakteristisches Merkmal ist wohl die durchgängige Meidung des Scharfindividuellen, die Bevorzugung des Typischen. Es ließen sich mit Leichtigkeit aus den Werken Meinhardts eine große Menge wiederholt verwendeter Typen, und nicht nur solcher, auch ähnlicher Situationen und gleicher Motive herausheben. Da sind u. a. zu nennen die junge Witwe, die nach eigentümlich verlaufener erster Ehe kurz vor oder bald nach geschlossener zweiter auftritt; da macht der jovial-galante Gelehrte in liebenswürdig-belehrender Weise den Hof; da leben, sich ergänzend, stützend, Bruder und Schwester in inniger Gemeinschaft — eins der beliebtesten Motive. In gleicher Wendung — nur daß die Geschlechter vertauscht sind — löst die Erzählung „Schloß Polia" in den „Reisenovellen" und achtzehn Jahr später im neuesten Buch die „Aus dem Kriegsjahr" einen Konflikt: daß in unberechtigter Arroganz Held oder Heldin offenbare Liebesneigung des Gegenspielers auf sich beziehen. Ein mehrfach nuanciertes Motiv ist auch das von dem Dritten, der als Freund oder Bruder zwischen einem Mädchen und einem Manne steht, in dessen Hand es gelegt ist, die beiden durch seine Warnung oder Zuspruch, sein Gutachten gleichsam, zu vereinen, zu trennen („Reue"), — ein Motiv von tragischem Gehalt, wenn der dritte das Mädchen selbst liebt („Der Besuch"). — Individuell-charakteristische Rede aufzufassen, zu ersinnen ist ihrer Natur nicht gegeben. So versagen aus diesem Grunde völlig die Dialoge, die in den „Mimen, modernen Zwiegesprächen" geboten werden, Unterhaltungen, die im Hotel Grande Bretagne zu Athen durch zwei Schriftsteller vom Nebenzimmer aus belauscht werden. Sie wirken umso steifer und unnatürlicher, als die festgehaltene Fiktion zur Folge hat, daß auch die kleinste Andeutung einer vorgenommenen oder vorzunehmenden Handlung den Unterredungen einzuflechten ist. Trotz aller dialektischen Gewandtheit der Verfasserin mißglücken ihr dialogische Versuche fast immer.

Dabei zeichnet Meinhardt eine scharfe Beobachtungsgabe für Alltagstatsachen und Gegenständliches aus. Doch sind, gegenüber der Lust, die Gegenwart und augenblickliches Geschehen aufzufassen, Bedürfnis und Fähigkeit die innere Entwicklung einer Person, eines Ereignisses anschaulich zu machen, zu wenig ausgebildet. Die ausgezeichneten Augenblicksstudien „Warten" — diese knappe, dramatisch lebendige Skizze ist besonders fein erzählt — und „Jung sein" beweisen es im guten; im üblen Sinne die mit Tagebuchnotizen und Darstellung durchflochtenen Auszüge „Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter", in denen Heinz Kirchners Leben an uns vorüberzieht; er ist eines jener „wundersamen Sonntagskinder, die auf hohen Sohlen, unberührt von Kleinlichkeiten, ihre lichte Bahn dahingehen". Das Buch ist im einzelnen scharf beobachtet, echt und innig in der Darstellung mütterlicher Liebe, aber ihm fehlt der Reiz irgend eines Konflikts, da die unbeugsame Willenskraft eines unnatürlich vollendeten Menschen keinen ernstlich aufkommen läßt. Zu diesem Mangel an erregender Problemhaftigkeit der Ereignisse tritt deprimierend ein immer stärkerer Zweifel an der Daseinsmöglichkeit des weltbewegenden Heilmittels, auf das Prof. Kirchners „Infektions-Theorie" gegründet sein soll, — eines utopischen „Antikontagiums", das gegen Schmisse wie gegen Fieber, Diphteritis und Cholera gleich gute Dienste leistet. Nur ein Mensch mit schwacher Phantasie konnte solch Wundermittel erdenken.

Meinhardt selbst gibt zu, daß sie von der Tätigkeit der Phantasie nicht allzuviel halte. Es mag ein Merkmal der Umgebung sein, das sich auf sie übertrug: es scheint mir recht eigentlich aus einem Zuge geschäftsmännischer Gesinnung, wie sie in einer Welthandelsstadt gleich Hamburg letzlich alle beherrscht, zu quellen, daß — allenfalls noch Kombinationstalent, aber nicht Phantasie geduldet wird; sie ist dem argwöhnischen Auge der Rechner allzumal mit Phantasterei verwandt, — Todsünde für den Kaufmann. „Ich behaupte, man kann glücklich nur sein auf festem Boden, mit offenem Blick für das, was ist," so denkt mit ihren Hamburgern Adalbert Meinhardt. Sie ist in ihrem Sein durchaus erfüllt von dem selbständig-freudigen Kraftgefühl, das diesem republikanischen Gemeinwesen Macht und Stärke gibt. Dieser Energie entspricht eine rechte Freudigkeit und Mut zu leben:

> Das Leben ist golden,
> Solang du es willst!

Leben ist kämpfen; und kann man noch kämpfen, ist es wert, gelebt zu werden! —

Mehr als einmal klingt es in ihren Schriften fast trotzig: ich will ich sein, oder — in unausgesprochener Billigung —: er ist wie er ist. Doch auch dieser stolzen Sicherheit ist Not nicht erspart; sie erwächst gerade aus dem festen Vertrauen auf die eigne Kroft, die allein fertig wird. Die Kehrseite, die dann in trostarmen Stunden sie niederdrückt, ist, daß im Grunde jeder Mensch immer allein ist, daß wir uns eigentlich nie recht verständlich machen können, daß die Sprache eine Macht ist, das Denken zu verhüllen, und Einsamkeit unser Los. Auch aus dieser skeptischen Anschauung wird man den Geist des Kaufmanns herausfühlen, der gewohnt ist, um der Wohlfahrt seines Geschäfts willen die Lippen geschlossen zu halten und seine Worte zu wägen. — Daß die Zweifel solch seltner, schwarzer Stunden nicht verschwiegen werden, ehrt den Freimut der Schriftstellerin, — daß ein tätig-tüchtiger Charakter und ein glücklicher Sinn sie immer wieder hoch und darüber hinwegtragen, wird ihre Persönlichkeit dem Leser, der nach guter Unterhaltung sucht, nur werter machen.

Strausberg. Raimund Pissin.

Digitized by Google

Eine Geschichte der Schweiz im neunzehnten Jahrhundert.

In dem großen Sammelwerk „Staatengeschichte der neuesten Zeit," das dem Hirzelschen Verlag zur Ehre gereicht, war die Geschichte der Schweiz bisher nicht vertreten. Diese Lücke mag oft genug schmerzlich empfunden worden sein. In Wahrheit aber hat sich der Aufschub ihrer Ausfüllung als außerordentlich vorteilhaft erwiesen. Denn inzwischen ist die Masse von Zeugnissen der Geschehnisse eines Jahrhunderts durch eine ganze Bibliothek gedruckter Arbeiten vermehrt worden. Auch hat es nicht an rühmlichen Versuchen zusammenfassender Schilderung in größerem oder kleinerem Rahmen gefehlt. Ueber vieles, was noch nicht in eine gewisse Ferne gerückt, zu parteiischer Beurteilung verführen mochte, kann heute weit ruhiger und richtiger geurteilt werden. Endlich hat auch für diesen Stoff die Erschließung in- und ausländischer Archive die Möglichkeit einer bedeutenden Erweiterung unserer Kenntnisse geboten. Kommen nun alle diese günstigen Umstände einem Mann zustatten, der sich längst als Forscher, Lehrer und Darsteller einzelner Partien des Gesamtbildes vollkommen mit seiner Aufgabe vertraut gemacht hat, der mit kritischer Gewissenhaftigkeit künstlerischen Takt, mit nüchternem Erfassen des Tatsächlichen Weitblick für den ideellen Zusammenhang der allgemeinen Begebenheiten und Zustände verbindet, so darf man erwarten, unsere historische Literatur durch eine wahre Musterleistung bereichert zu sehen.

Diese Erwartung wird durch den ersten, sehr stattlichen Band von Wilhelm Oechslis Werk in jeder Weise erfüllt.*) Zwar hat man es hier gleichsam nur mit dem breiten Fundament und mit dem mächtigen Untergeschoß eines groß angelegten Baues zu tun. Aber die monumentale Würde, die ihn auszeichnen soll, tritt schon hier klar hervor. Man wird jedenfalls von diesem ersten Band sagen dürfen: dies Buch gehört zu denen, die nicht so bald überholt werden können, es wird „ein dauernder Schatz" bleiben. Mit vollem Recht versetzt Oechsli den tiefsten Einschnitt der neueren Geschichte seines Vaterlandes in das Revolutionsjahr 1798. Der Untergang der alten Eidgenossenschaft bildet also den gegebenen Anfangspunkt seiner ausführlichen Erzählung. Ihr ist eine Einleitung vorausgeschickt, die auf achtzig Seiten in großen Zügen das ancien régime der Schweiz skizziert. Dies Stück allein sucht in der modernen Geschichtsschreibung seinesgleichen. Es gemahnt mitunter an die glänzenden Anfangskapitel von Ludwig Häußers „Deutscher Geschichte" oder an die genialen Uebersichten in Albert Sorels „L'Europe et la Révolution Française". Die Ohnmacht von Vorort und Tagsatzung nach außen und innen, die bunte Mannigfaltigkeit der kantonalen Staatsformen, die Fülle der Ungleichheiten, Privilegien und feudalen Trümmerstücke, das Ueberwuchern der Sonderinteressen der herrschenden Klassen: das alles zieht in gedrängter Kürze und doch greifbar anschaulich dem Auge des Lesers vorüber. Wie von selbst bemächtigt sich seiner der Gedanke an die unvermeidliche Notwendigkeit einer gründlichen Umwandlung des Alten. Auf diese Einleitung folgt die an dramatischen Wirkungen überreiche Erzählung des Unterganges der alten Eidgenossenschaft. Hier beginnt auch die Aufführung der wichtigsten benutzten Quellen und literarischen Hilfsmittel in Noten, welche die Möglichkeit genauer Nachprüfung des Textes und verdienter Erwähnung so mancher bahnbrechender Vorgänger gewährt. Zu ihnen gehört vor allem Johannes Strickler, ohne dessen „Sammlung der Akten aus der Zeit der helvetischen Republik" die folgenden Kapitel so, wie sie vorliegen, nicht hätten geschrieben werden können. Ihr Inhalt ergibt sich aus den Stichworten: „Die eine und unteilbare helvetische Republik." „Die Schweiz im zweiten Koalitionskrieg. Zusammenbruch der Helvetik." „Kampf zwischen Unitariern und Föderalisten. Versuche mit dem Bundesstaat und Bonapartes Mediation." Von nun an tritt die gigantische Gestalt Napoleons, der aus dem Vermittler zum Zwingherrn wird, immer entschiedener hervor. Er beherrscht die ganze „Mediationszeit", deren politisch-militärische Ereignisse von der Einführung der Mediationsakte bis zur Todesweihe der Schweizer Soldaten an der Beresina im vorletzten Kapitel sich vor uns entrollen. Den Schluß des Bandes bildet ein meisterhafter Ueberblick der inneren Entwicklung der Schweiz während der Mediationszeit. Hier werden alle Seiten des wirtschaftlichen Lebens, Gewerbe und Verkehr, Forstwesen und Bodenkultur, Straßenbau und Postanstalten usw. scharf beleuchtet. Aber mit demselben Verständnis, wie es nur aus der Durchforschung und Vergleichung zahlreicher zerstreuter Belege gewonnen werden konnte, werden Kirche und Schule, Verwaltung und Justiz, Wissenschaft und Kunst jener Jahre gewürdigt. Hinterläßt ihre Betrachtung auch unstreitig einen trüben Gesamteindruck, so sieht man doch in Namen wie denen Johannes von Müllers, Pestalozzis, Fellenbergs, Sismondis, de Candolles, daß die Schweiz nicht aufgehört hatte, ein lebendiges Glied der europäischen Kulturgemeinschaft zu bleiben.

Beim Durchmessen dieses ganzen großen Feldes, das er sich abgesteckt hat, hält der Verfasser stets denselben sichern Gang inne. Er meidet es, sich in luftige hypothetische Erwägungen oder in schillernde Spiele geistreicher Reflexion zu verlieren. Seine Art, Geschichte zu schreiben, ist die heute oft allzusehr verachtete: die Dinge für sich selbst reden zu lassen, statt ein langes und breites über sie zu reden. Er will in erster Linie erzählen, und er erzählt mit kraftvollem Auftrag der Farben, ohne zu vertuschen oder zu verschönern, ehrlich und unbestechlich. Mitunter meint man etwas von der Schreibweise des alten Schlosser bei ihm zu verspüren. Mit tiefschmerzlichem Ernst schildert er das „heuchlerische Phrasengewebe" der französischen Machthaber, die der Schweiz die Knechtung statt der Befreiung brachten, die Erniedrigung und das Elend der Invasionen, den Millionenraub und die Erpressung der Requisitionen. Mit nicht minder strengen Worten geißelt er heimische Zustände und Persönlichkeiten, um zu beweisen, daß doch „die alte Eidgenossenschaft kein schuldloses Opfer der welschen Tücke gewesen ist."

„Ein Staatswesen, das beim ersten Stoß in Staub und Moder zerfällt, hat vor dem Richterstuhl der Geschichte nur das Schicksal gefunden, das es verdient hat, und das Jahr 1798 liefert den Beweis, daß die alte Eidgenossenschaft ein solches dem Tode verfallenes Staatswesen war. Eine ohnmächtige, in leerem Wortgeklingel aufgehende Bundesversammlung, die im Moment der Gefahr rat- und tatlos auseinanderstiebt; Kantone, die beständig die Schweizertreue im Munde führen, die angegriffenen Mitstände aber geradezu im Stich lassen oder ihren geringfügigen Kontingenten Verhaltungsvorschriften mitgeben, welche ihre Verwendung illusorisch machen; hochgestellte Männer, die dem Landesfeinde den Weg weisen, ganze Bevölkerungen, die im Feind ihren Befreier erblicken und sich weigern, gegen ihn die Waffen zu ergreifen — das war das traurige Ergebnis der eidgenössischen Entwicklung im Zeitalter der Aristokratie, dahin war es unter dem Einfluß des Absonderungstriebes der Konfessionen und Stände mit dem Bunde der Helden von Sempach, Murten und Novara gekommen."

Dieselbe ehrliche, ungeschminkte Darstellung kommt zu ihrem Recht, wenn es gilt, klar zu machen, daß „die Alliierten dem Schweizervolk unter der Devise der nationalen Unabhängig-

*) Geschichte der Schweiz im neunzehnten Jahrhundert von Wilhelm Oechsli, Professor der Geschichte am Eidgen. Polytechnikum und an der Universität Zürich. Erster Band. Die Schweiz unter französischem Protektorat 1798—1813. Leipzig. Verlag von S. Hirzel 1903. XVIII und 781 S.

Digitized by Google

keit die verhaßte Städter- und Mönchsherrschaft zurückbrachten." Hie und da ist dem Ernst eine Dosis Ironie beigemischt. So heißt es von den Demokraten der Urschweiz, die im Bunde mit den Berner Aristokraten die Verfassung von Malmaison bekämpften: „Nach der Ansicht dieser ältesten Söhne der Freiheit sollte die Schweiz wieder bei 1291 anfangen." So wird der Gedanke, den entthronten Fürstabt von St. Gallen an die Spitze des Klosters zurückkehren zu lassen, mit dem Satz abgetan: „Es wäre ungefähr dasselbe gewesen, wie wenn die heutige französische Republik den orleanistischen oder bonapartistischen Prätendenten als Generalissimus an die Spitze ihrer Armeen stellen würde."

Indessen niemals läßt sich der Historiker durch sein tiefes Empfinden für die höchsten Güter vaterländischer Ehre, bürgerlicher Freiheit und sozialer Gleichberechtigung dazu hinreißen, die Vergangenheit mit dem Maßstab der Gegenwart zu messen oder Licht und Schatten mit leidenschaftlicher Parteilichkeit zu verteilen. Im ganzen und großen stellt er sich mit Karl Hilty in der Wertung der lange schwer verkannten Helvetik und der über Gebühr erhobenen Mediationszeit auf denselben Standpunkt. Zugleich aber bringt er zur Anschauung, wie jene „mit ihrem Reichtum an Projekten und ihrer Armut im Vollbringen" der Kritik starke Blößen bietet, während diese trotz des andauernden fremden Druckes in friedlicher Tätigkeit doch auch „einiges Gute" geschaffen hat. Die damaligen Leistungen der kantonalen Verwaltung sind wohl noch niemals so eingehend und liebevoll geschildert worden, wie von ihm. Zumal die „Schöpferperiode" der neuen Kantone, in denen „der Staat" gleichsam aus dem Rohen herausgearbeitet werden mußte, wird nach Gebühr von ihm bewertet. Aber auch in der Regierung der Städtekantone während jenes Jahrzehnts ist er weit entfernt bloße „Reaktion" zu sehen. Von Graubünden sagt er nach sorgfältiger Abwägung des Für und Wider: „Es machte größere politische Fortschritte als vorher in drei Jahrhunderten; jetzt erst wurde aus dem Bündel selbstherrlicher Gemeindestaaten ein wirklicher Staat."

Dasselbe rühmliche Streben leidenschaftsloser Schätzung zeigt sich in der Entwerfung der eingestreuten Porträts aller der handelnden Persönlichkeiten. Es sind kleine Kabinettsstücke, die man nicht leicht vergißt, jene Charakteristiken der Ochs, Glayre, Escher von der Linth, Dolder, Usteri, Reding, Wattenwyl, d'Affry und so mancher anderer. Selten wird man finden, daß die Linien etwas zu scharf geraten sind, wie vielleicht bei der Zeichnung Cäsar Friedrich Laharpes, oder daß die Gesamtwürdigung des einen oder anderen etwas zu kurz gekommen ist, wie die Stapfers und Renggers. Doch für diese spricht der Bericht ihrer Taten. Von ihnen gilt das Wort vor allem: „Die Ideale, welche sie aufstellten, sind lebendig geblieben und haben sich als die staatenbildenden Fermente erwiesen, denen die heutige Schweiz ihre Entstehung verdankt."

Auch der größten Persönlichkeit, die in den vorliegenden Blättern der Geschichte der Schweiz im neunzehnten Jahrhundert einen so breiten Raum einnimmt, wird der Verfasser vollkommen gerecht. Niemand wird behaupten wollen, daß das Bild Napoleons, wie er es im Reden und Handeln sich abspiegeln läßt, vom leisesten Hauch des Heroenkultus gestreift werde. Die rücksichtslosen Gewaltsamkeiten, die schmählichen Wortbrüche, die der Protektor sich gegen die Schweiz erlaubte, stellen sich in unverhüllter Deutlichkeit dar. Wir sehen, wie er das Wallis von ihr abreißt und den Kanton Tessin mit dem gleichen Schicksal bedroht, wie er den Blutzoll mit unbarmherziger Härte fordert und der Kontinentalsperre das Wohl von Tausenden aufopfert. Wir hören seine Zorn- und Strafreden, deren kurzer Sinn darin bestand: wenn die Schweiz sich seinem Willen nicht gehorsam füge, werde er sie wie so manches andere Gebiet des europäischen Festlandes durch einen Federstrich dem Kaiserreich einverleiben. Aber die Empörung, welche die Worte des Historikers durchzittert, wenn er so vieler Demütigungen und Leiden seines Vaterlandes zu gedenken hat, schließt die Vorsicht und Umsicht seines Urteils nicht aus. Er läßt die unbewiesene Anschuldigung früherer Geschichtsschreiber nicht gelten: Napoleon habe von 1799 bis 1803 planmäßig jede Regierung in der Schweiz unmöglich gemacht, „um Europa zu beweisen, daß sie ohne Frankreichs Vormundschaft überhaupt nicht bestehen könne". Er würdigt seine „vom französischen Standpunkt aus meisterhafte Politik", die mit der Mediation „den Altgesinnten die Einheit, der Revolutionspartei die Aristokratie als Opfer hinwarf und damit unleugbar die Menge auf beiden Seiten befriedigte". Freilich kann er in der helvetischen Vermittlungsakte nicht mehr, gleich vielen Bewunderern ihres Gebers, „ein Monument der Weisheit" erkennen. Aber ein Monument „schlau berechnender Staatskunst", darauf zugeschnitten, den Einfluß Frankreichs in der Schweiz wirksam zu sichern, bleibt sie auch in seinen Augen.

Mit dem Zusammenbruch des napoleonischen Reiches und damit auch der Schutzherrschaft Frankreichs über die Schweiz wird es der Anfang des zweiten Bandes dieses Werkes zu tun haben. Als Schlußgrenze soll ihm das Jahr 1847, das die Entscheidung des Sonderbundskrieges brachte, gesteckt sein. Ein dritter Band soll bis zur Gegenwart reichen. Nächst Kraft und Muße zu rühmlicher Fortsetzung des so rühmlich Begonnenen ist dem Verfasser namentlich ein möglichst unbeschränkter Gewinn archivalischer Ausbeute zu wünschen. Auf dem letzten internationalen historischen Kongreß in Rom ist der wohlbegründete Beschluß gefaßt worden, die Regierungen zu ersuchen, ihre Archive, zumal die der auswärtigen Angelegenheiten, mindestens bis zum Ende des Jahres 1847 der freien Forschung zugänglich zu machen. Möge man besonders in Paris und Wien, wo sich für die Geschichte der Schweiz im neunzehnten Jahrhundert noch manche urkundliche Ausbeute erhoffen läßt, nicht länger mit der Erfüllung dieses Wunsches zögern. Ein Werk wie das Wilhelm Oechslis bürgt dafür, daß sie der voraussetzungslosen Wissenschaft zur wahren Förderung gereichen würde.

Zürich. Alfred Stern.

Theater.

Kleines Theater. „Mutter Landstraße". Schauspiel in 3 Aufzügen von Wilhelm Schmidt-Bonn.

Wilhelm Schmidt-Bonn ist den Lesern der „Nation" längst kein Fremder mehr. Vier seiner Erzählungen „Alte Männer", „Eine rheinische Bäuerin", „Armenball" und der prachtvolle „Eisgang", erschienen in diesen Blättern, und in ihnen trat ein sehr eigenartiges, starkes Talent zutage. Diesem jungen Dichter ist es gegeben, in wenigen, herben Linien scharf zu charakterisieren, es fehlt ihm nicht an mannhaftem Humor; was aber das ihm ganz eigene: seine Gestalten scheinen ohne alle Milieukünstelei mit ihrer Umgebung verwachsen; sie treten, wie im „Eisgang" in die landschaftliche Stimmung ein, als wären sie aus ihr geboren. Kein Spiel mit klingenden Worten, und doch gebundene Lyrik. Kein erklügelt Reflektieren, und doch eine Erfassung des Gesamtbildes. Alles in allem eine Begabung, die entwicklungsfähig scheint, und dabei sehr deutsch.

Nunmehr hat das „Kleine Theater" Wilhelm Schmidt-Bonn entdeckt. Mit ausgerechnetem Scharfsinn entdeckten sie den jungen Dichter da, wo nichts in ihm zu finden ist, in seinem Erstlingsdrama „Mutter Landstraße. Das Ende einer Jugend." *)

*) Das Buch, wie auch die gesammelten Erzählungen, im Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin.

Digitized by Google

Freilich, Spuren von Begabung, zum mindesten für den Wissenden, zeigen sich auch hier. Die Heimkehr des verlorenen Sohnes in sein Vaterhaus, hat Wilhelm Schmidt gestaltet. Ein junger Offizier zog er vor Jahren aus, in keckem Trotz zerschnitt er die Bande zwischen sich und seinem Vater, — ein Verkommener, der seines Berufs verlustig gegangen, der in bitterer Not nach fremdem Eigentum die Hand ausgestreckt, kehrt er mit Weib und Kind, in abgetragenen Kleidern, auf staubmüden Füßen in sein Vaterhaus zurück. Der alte Mann aber tritt ihm entgegen, er hat keinen Platz für ihn an seinem gedeckten Tisch, er weist ihm die Tür. Ein Ringen um den Platz am Herdfeuer hebt an zwischen Vater und Sohn, im Paroxismus des Hungers treibt es den Verkommenen von Selbsterniedrigung zu aufflammendem Haß, von Liebeswerben zum Betteln um ein Stück Brot — vergebens; der Alte bleibt hart. Und das ist der Ausgang, daß der Sohn sich von dem einzigen, was ihm noch geblieben, von Weib und Kind loszusagen hat, um wenigstens ihnen die Heimstätte zu sichern; ihn selbst nimmt Mutter Landstraße als Vagabunden auf.

Was findet man in dem allen von Wilhelm Schmidt-Bonn wieder? Es ist sehr wenig. Vielleicht die Herbheit der Gestaltung, das Starrlinige der Charakteristik und ein Etwas, das wie ein Schmerz des Selbsterlebnisses dies Drama durchzittert. Auch ein rührendes Streben des jungen Dichters macht sich fühlbar nach einer Gerechtigkeit, die er noch nicht zu greifen imstande, die ihm aber als etwas Hohes, Notwendiges vorschwebt, einer Gerechtigkeit diesem Sohn gegenüber, der zum Dieb geworden, ohne innerlich schlecht zu sein, diesem Vater gegenüber, der der Stimme des Blutes sein Ohr verschließt und dennoch nicht ganz verdammenswert erscheinen soll. Aber das ist auch alles. Die lyrische Kraft, die Schmidt-Bonn auszeichnet, gibt sich hier noch als ein Haschen nach konventionellen Floskeln und nach abgegriffener Romantik. Die Charakteristik, so starr und holzschnittmäßig sie ist, so sehr entbehrt sie der inneren Begründung. Man sieht diese Menschen und schüttelt den Kopf über ihr Tun und Lassen. Noch ist der junge Dichter in Handhabung der einfachsten Motive ganz unsicher. Erst im dritten Akt läßt er den Vater erfahren, daß der Sohn sich an fremdem Eigentum vergriffen und gibt ihm damit ein wenigstens subjektives Recht zu seiner grausamen Haltung, — die er von vornherein in ebenderselben Schroffheit eingenommen. Schmidt-Bonn hat auch keine Empfindung dafür, wo das eigentlich dramatische Leben seines Stoffes zu suchen wäre. Er geigt fort und fort auf einem schrillen Ton: Bitten und Abschlagen, Flehen und Versagen. Aber die beiden innerlich entscheidenden Szenen, auf die es ankommt: wie der Vater, den Entschluß faßt, dem Sohn zu begegnen, wie er es tut; die andere, da der Sohn es über sich gewinnt, das einzige, was ihm noch geblieben, Weib und Kind dahinten zu lassen, um allein den Staub der Landstraße auf seine Schuhe zu nehmen, — diese beiden entscheidenden Szenen fehlen bei ihm ganz. Und mit ihnen jede Stimmungsmöglichkeit, jede menschliche Verständigung. Genug, das Kleine Theater hat jetzt Wilhelm Schmidt-Bonn entdeckt.

Ernst von Wildenbruch hat kürzlich einen ausgezeichneten Aufsatz veröffentlicht, in dem er sich mit der Frage, ob wir ein Bayreuth des Schauspiels brauchen, beschäftigt. Er spricht darin in mehr als einer Beziehung das letzte Wort, und was er sagt, hat hier auch Geltung: „Eine Erscheinung", meint Wildenbruch, „über die ich mir oft den Kopf zerbrochen habe, ist der Drang, der geradezu krankhafte, der deutschen Dichter und Schriftsteller zum Drama und Theater. Die dramatische Kunst ist dem germanischen Genius nicht angeboren, denn im Widerspruch zu der modernen Theorie, die den Schwerpunkt der Dramatik in die charakteristische Ausarbeitung der Einzelgestalt verlegen will, muß daran festgehalten werden, daß ihr Lebensgesetz in der Fabel und in deren architektonischem Aufbau ruht. Dramatik ist die Kunst der mageren Linie, des straffen Umrisses, der symmetrischen Komposition. Zu der Natur des deutschen Menschen sind Eigenschaften, die den charakteristischen Eigentümlichkeiten des Dramatikers widersprechen; er ist nachdenklich beschaulich, statt impulsiv temperamentvoll . . . Der Deutsche dichtet in sich hinein, der Dramatiker aus sich heraus."

Es scheint, als bezögen sich diese Sätze Wort um Wort auf unser Thema. Und wir sagten, daß Wilhelm Schmidts Begabung sehr deutsch anmutete.

Ernst Heilborn.

Kleopatra.*)

I.

Nachdruck nicht gestattet.

Die Geschichte von Antonius und Kleopatra steht einzig da. Sie ist so packend, so voll wollüstiger, tragischer Pracht, daß die Kunst sie nicht reicher zu gestalten vermag — nicht einmal die Kunst eines Shakespeare. Man muß diese Geschichte im Plutarch lesen. Der alte Plutarch war ein wunderbarer Erzähler.

Kleopatra war nicht auffallend schön. Weder in Schönheit noch Jugend trug sie den Sieg über die keusche Octavia davon, der sie den Antonius auf Leben und Tod geraubt hatte.

Amyot, der Plutarch mit großer Feinheit übersetzt hat, sagt von ihr: „Ihre Schönheit allein war nicht so unvergleichlich, daß kein anderes Weib sich hätte mit ihr messen dürfen, auch nicht so gewaltig, daß sie alle, die ihr nahten, berücken mußte, aber ihre Unterhaltung war so liebenswürdig, sie verstand mit so viel Grazie und Schönheit zu plaudern, und wußte allem, was sie tat und sagte, einen solchen Reiz zu verleihen, daß man sich diesem Zauber nicht entziehen konnte. Ueberdies war es schon ein hoher Genuß, nur ihre Stimme und ihre Aussprache zu hören, sie klang wie ein Musikinstrument, das mehrere Register hat, und Kleopatra verstand es, ihre Sprache nach Belieben anzupassen, sodaß sie mit den fremden Nationen nicht durch Dolmetscher verkehrte, sondern ihnen in ihrer eigenen Sprache Antwort gab, wenigstens den meisten: den Aegyptern, Arabern, Troglodyten, Hebräern, Syriern, Medern, Parthern und vielen anderen, deren Sprache sie kannte."

Sie hatte den verfeinerten Geist der Alexandriner. Von Antonius empfing sie als willkommenes Geschenk die Bibliothek von Pergamon, die aus 2000 Rollen bestand.

Nur in der aufgeblasenen Phantasie der Dichter und Freunde von Augustus ist sie ein Ungeheuer, sie verstanden nichts davon. Man hat ihr nachgesagt, daß Cnejus Pompejus, Cäsar, Delius, Antonius und auch Herodes, der König der Juden, welcher sehr schön war, ihre Geliebten gewesen seien. Aber wir wissen nur mit Bestimmtheit von ihren Beziehungen zu Cäsar und Antonius, das übrige ist nicht erwiesen. Kleopatra war eine gefährliche Frau, und man kann wohl über sie denken, wie der alte Professor von Heinrich Heine:

„Mein alter Professor", sagt Heine, „liebte Kleopatra nicht: er machte uns ganz besonders darauf aufmerksam, daß Antonius dadurch, daß er sich dieser Frau ergab, seine ganze

*) Autorisierte Uebersetzung von Gertrud Savic.

Digitized by Google

politische Karriere zugrunde richtete, sich persönliche Unannehmlichkeiten zuzog und schließlich ins Unglück geriet."

Das ist sehr wahr. Antonius ging unter durch sie, und vielleicht hat sie auch zu Cäsars Untergang beigetragen. Dennoch war das kein Grund, sie wie Properz es tut, „die buhlerische Königin" — meretrix regina zu nennen. Die Römer haßten die Aegypterin, denn sie fürchteten sie. Horaz und Properz bestätigen, daß Rom vor dem Tage von Aktium vor ihr zitterte. Nach Kleopatras Tode herrschte große Freude in der ewigen Stadt. „Jetzt können wir trinken!" sagten die Römer. „Es stand uns nicht zu, den Cäcuber aus den Kellern der Väter zu holen, so lange eine Königin es versuchte, aus dem Kapitol emen Haufen von Ruinen zu machen und das Reich zu vernichten. Sie wagte es, unserem Jupiter die Hundeschnauze des bellenden Anubis gegenüber zu stellen und die römischen Trompeten durch den scharfen Klang des ägyptischen Sistrum zu übertönen. Sie wollte auf dem Kapitol, zwischen den Standbildern und Trophäen von Marius ihre Zelte aufschlagen!"

Endlich war das Ungeheuer tot, man konnte trinken, tanzen und den Göttern opfern!

Und es war doch nur eine Frau, eine kleine Frau, vor der das römische Volk und der Senat gezittert hatten! Wenn wir sagen, daß sie klein war, so wissen wir nichts Bestimmtes darüber, wir vermuten es nur nach einigen vagen Andeutungen. Um den hinterlistigen Nachstellungen des Eunuchen Potinius zu entgehen, ließ sie sich in einem Sack zu Cäsar tragen; in einem großen Sack aus grobem, vielfädigem Stoff, wie ihn die Reisenden gebrauchten, um Matratzen und Decken hineinzuschnüren.

Vor den Augen des entzückten Römers stieg sie aus dem Sack, und es will uns scheinen, daß sie klein, schlank und graziös war, denn die Statur einer aus einem Sacke steigenden Göttin ist nicht dazu angetan, Gefallen zu erregen. Wir besitzen kein authentisches Porträt von Kleopatra, und das Gesicht der Königin, das einst so viel Trauer und Unheil anrichtete, hat nicht den mindesten Rester auf unserer weiten Erde zurückgelassen. Kleopatra ist allerdings mehrmals mit ihrem Sohne Ptolemäus Cäsarion, auf den Basreliefs des Tempels zu Denderah dargestellt. Aber, das sind hieratische Figuren einer traditionellen Kunst, deren seit langem feststehender Typus für eine Nachbildung der Natur keinen Spielraum ließ. Wie könnte man in den steif und aufrecht stehenden Göttinnen Hathor und Isis, mil den geflochtenen Haaren und eng anliegender Tunika das ausgelassene, leidenschaftliche Weib erkennen, das nächtlich mit Antonius in den Spelunken von Rhakotis umherstreifte und sich in die Streitereien betrunkener Matrosen mischte? Was aber den hübschen Abdruck betrifft, den man häufig in den Ateliers sehen kann, so warnt Houssaye uns, darin das wahre Profil der schönen Lagide zu suchen. „Dieses Basrelief", sagt er, „welches, glaube ich, um 1862 aufgefunden wurde, trug keinerlei Inschrift. Ein Aegyptologe machte sich den Scherz, den Namen von Kleopatra darunter zu setzen und so kommt es, daß es seither überall als das authentische Bildnis der letzten Aegypterkönigin verkauft wird."

Dieser Betrug erinnert mich an ein Mißverständnis aus späterer Zeit. Gegen 1866 zeigte ein Italiener in Paris in einem leer stehenden Hause in der Rue Jacob einige ägyptische und römische Antiquitäten und eine eingebrannte Wachsmalerei, die schlecht in der Zeichnung und mäßig im Stil, eine recht hübsche Frau darstellte, welche von einer Schlange in die Brust gebissen wird. Der Italiener schwur bei der Jungfrau und allen Heiligen, daß es das authentische Bildnis von Kleopatra sei, das nämliche, welches in Rom vor dem Triumphwagen des Octavius hergetragen wäre. Der Mann hatte wirklich eine ganz außerordentliche Verehrung für Altertümer. Er tanzte wie toll vor der Malerei herum und betrachtete sie düsteren Auges, indem er ihr Kußhände zuwarf. „Wie ist sie schön," rief er begeistert. Er war nach Paris gekommen, um sie zu verkaufen. Als man ihm sagte, daß es ein elendes Machwerk sei, welches man irgend einem Herrn Akademiker von Rom oder Venedig aus den Jahren 1800—1810 zu verdanken habe, stieß er ein wildes, schreckliches Geheul aus und raufte sich die Haare.

Dennoch war es so.

Es gibt Medaillen von Kleopatra. Nach den Numismatikern existieren fünfzehn Medaillen verschiedener Art. Die meisten aber sind schlecht geprägt. Alle stellen Kleopatra mit groben, harten Zügen und sehr langer Nase dar. Pascals tiefsinniges Wort hierüber ist bekannt: „Wenn Kleopatras Nase kürzer gewesen wäre, so sähe die ganze Oberfläche der Erde anders aus." Ihre Nase war ungeheuerlich, wenn man den Medaillen glauben will, aber wir wollen ihnen nicht glauben. Vergeblich hält man uns alle Medaillen aus dem britischen oder dem Wiener Münzkabinett vor, wir werden sagen, daß es sich damit verhält, wie bei den Täuschungen im Märchen, wo plötzlich, wie durch Zauberschlag die Nasen auf allen Porträts länger werden. Wir machen uns nichts aus der Numismatik, wie sie sich nichts aus uns macht.

Das Gesicht, über welches Cäsar die Welt vergaß, war sicher nicht durch eine lächerliche Nase entstellt.

Es ist gewiß, daß Cäsar Kleopatra liebte. Der göttergleiche Julius war fünfzig Jahre alt, er hatte allen Ruhm und alle Freuden durchkostet und genossen, was das Leben an gewaltigen Erregungen und starker Lust zu geben vermag. Sein vornehmes Gesicht hatte eine ruhige Marmorblässe angenommen. Es schien, als könne ein solcher Mann nur noch intellektuellen Interessen leben und dennoch — was Mommsen auch darüber gesagt hat — liebte er die Aegypterin bis zum Wahnsinn. Denn Wahnsinn war es, sie nach Rom zu bringen, und ein noch viel größerer Wahnsinn, in dem Tempel der Venus eine Statue der Kleopatra als Göttin aufzustellen.

Die Lagide bewohnte in Rom mit ihrem Sohne und ihrem Gefolge Cäsars Villa und Gärten, die sich am rechten Tiberufer erstreckten. Der Diktator hatte für sich eines der öffentlichen Gebäude an der Via sacra gewählt, aber er machte häufige Besuche in der Villa, die auch der Sammelplatz seiner Freunde war. Dort war es auch, wo Marc Anton Kleopatra zum erstenmal sah. Sie empfing auch Atticus und Cicero, der sich mit Cäsar wieder ausgesöhnt hatte. Cicero war ein großer Liebhaber von Büchern und Altertümern. Diese Schätze, die in Rom nur selten waren, gab es in Alexandria im Ueberfluß. Cicero bat Kleopatra, ihm einige Manuskripte und kanopische Vasen kommen zu lassen. Sie versprach es willig und gab einem ihrer Offiziere, namens Amonius, den Auftrag. Aber die Bücher kamen nicht, und der Redner grollte der Königin deswegen.

In dieser römischen Zeit erscheint Kleopatra uns in einem ganz neuen Lichte. Sie hat allen asiatischen Luxus abgelegt. Nur noch mit vornehmer Geistesarbeit beschäftigt, wandelt sie still und friedlich, wie eine schöne Griechin mit Cäsar plaudernd unter den Pistazienbäumen, bis Brutus' Dolch mit einem Schlage den Zauber der Villa am Tiberufer zerstört. Als Cäsar ermordet ist, entflieht Kleopatra inmitten der blutigen Szenen dieser Freveltat nach Aegypten.

Nun beginnt das tollste, furchtbarste aller Liebesabenteuer, der Roman von Antonius und Kleopatra.

II.

Man hat Kleopatra häufig als Aegypterin dargestellt, aber sie war eine Griechin, sowohl durch die Geburt, als nach ihrem Empfinden. Erzogen in der Kunst und in den Sitten der Griechen, besaß sie die Grazie, die Redeweise, die vornehme Vertraulichkeit und erfinderische Kühnheit ihrer Rasse. Weder die Götter von Aegypten, noch die Ungeheuer von Afrika gewannen Macht über ihre Seele. Nie verfiel sie in die tatenlose Trägheit orientalischer Königinnen. Auch in ihrem

Digitized by Google

exquisiten Geschmack, in ihrer wunderbaren Geschmeidigkeit war sie Griechin.

Während der ganzen Zeit, daß sie in Rom weilte, hielt sie sich streng in den Grenzen der Sittlichkeit. Als die Freunde von Augustus nach seinem Tode ihr Andenken mit lateinischer Brutalität schändeten, konnten sie ihr inbezug auf ihren Aufenthalt in Cäsars Villa nichts vorwerfen.

Sie war Griechin, und darum stand sie außerhalb des gewöhnlichen Maßstabes, aber sie war auch Königin und orientalische Königin, d. h. ein Ungeheuer, darum wurde sie gezüchtigt durch die Nemesis der Götter, welche die Griechen noch über Zeus selbst stellten, denn sie ist in der Tat die Erkenntnis des Wirklichen und Möglichen, die Uebereinstimmung der Notwendigkeiten des menschlichen Lebens.

Geschaffen für die geheimen Künste der Lust und Liebe, Geliebte und Königin, gleich groß in Natürlichkeit und Ungeheuerlichkeit, war sie eine Chloë und doch keine Hirtin.

Es ist nicht griechisch, auch läßt es die Nemesis der Götter nicht zu, daß das Schicksal der Welt von den Regungen eines schönen Weibes und dem Hauch eines reizenden Mundes abhänge. Der Tod der letzten Lagide sühnte das Verbrechen von Alexander von Makedonien, dieses halb barbarischen, maßlosen Griechen, dieses betrunkenen Soldaten, der dem Hellenismus den unzüchtigen, grausamen Orient zugänglich machte.

Nicht daß die zartfühlende Kleopatra jedes Gefühles für Maß und Harmonie entbehrt hätte. Sie bewahrte sich sogar den Instinkt für das Schöne und Mögliche, soweit sich dies vertrug mit ihrer Allmacht, dem ererbten Verbrechen ihres Hauses und ihrer Umgebung, die sich in wilden, wollüstigen Orgien berauschte, bei denen der Hellenismus das Barbarentum streifte.

Es wurde zu ihrem besonderen Unglück, ihrem furchtbaren Ruhm, daß sie berückend war, daß sie eine Herrscherin, Lesbia, Delia oder Leukonoë war und ihre bezaubernden Arme nicht ausbreiten konnte, ohne Kriege zu entfachen.

Die Moral einer Lagide kannte ohne Zweifel keine engen Grenzen, und den frommen Altertumsforschern macht es einige Schwierigkeiten, sie nach den griechischen und lateinischen Texten, die sie mit Methode studieren, zu beurteilen.

Ich für mein Teil will nicht erforschen, was Kleopatra für erlaubt oder verboten hielt. Ich denke mir, sie erachtete, daß ihr gar vieles erlaubt sei. Aber ich mache es wie der weise Houssaye, welcher meinte, daß er unmöglich eine genaue Liste von Kleopatras Geliebten geben könne. Um Kataloge solcher Art aufzustellen, muß man ein hartnäckiger Bibliothekar sein wie der alte Elien, oder der biedere Peignot, die mehr als recht und billig den alten Texten vertrauten.

Sicher ist: als Antonius Kleopatra mit stürmischer Leidenschaft umwarb, erwiderte sie seine flammenden Blitze ungetrübten Auges und mit einer Sinnenglut, die nicht durch ein ausschweifendes Leben geschwächt war. Wir wissen, daß sie den Krieger von Pharsalus und Philippi liebte. Alles übrige ist für immer ausgelöscht, wie das obskure Werk so vieler Milliarden von Wesen, die auf diesem Planeten geboren wurden, litten und starben, wie die Sorgen so vieler Liebenden, die in dem nie endenden Lauf der Zeiten der Liebe dienten oder sie verrieten, ohne daß sie auch nur, wie die Jungfrau von Pompeji, den Abdruck ihrer Brust in der Asche zurückgelassen hätten.

Bevor Antonius in ihr Leben trat, scheint es, als sei diese intelligente, ehrgeizige, rachsüchtige und stolze Frau mehr Königin als liebendes Weib gewesen. Groß im Errichten von Bauten, wie die Pharaonen und Ptolomäer, füllte sie Alexandria mit den herrlichsten Monumenten. Sie hielt den Intrigen der Eunuchen, den häuslichen Aufständen und der Empörung des Volkes wacker stand und kehrte durch eine List in die Stadt und ihren Palast, aus dem man sie vertrieben hatte, zurück. Es gelang ihr, die Rechte, die Rom an ihrem Reiche geltend machte, in der Schwebe zu halten, und wenn es wahr ist, daß sie dazu ihre Schönheit und ihren persönlichen Zauber nutzte, so muß man bedenken, daß ihre Schönheit nicht ohnegleichen war und daß der Zauber, dem ein Cäsar erlag, nicht genügt haben würde, wäre er nicht mit viel Intelligenz und politischer Einsicht gepaart gewesen. Dieser geschickt ausgeübte Zauber gewann ihr nach Cäsar Antonius. Aber diesmal sah sie sich als Genossin eines Kriegers, der dazu verdammt war, entweder allein die ganze Welt zu beherrschen, oder nicht einmal einen Stein zu besitzen, um sein Haupt darauf zu betten. Das Spiel war groß und gewagt. Um es zu gewinnen, bedurfte es äußerster Kaltblütigkeit, die Marc Anton niemals im hohen Grade besaß, und nun raubte Kleopatra sie ihm vollends. Sie machte ihn toll und wurde selbst ebenso toll wie er. Zusammen kämpften sie um Reich und Leben in den lichten Augenblicken, die ihnen der Wahnsinn ließ, den die Griechen wohl gekannt haben, da sie ihn wie eine Krankheit der Sinne und der Seele schilderten, welche mit ihren gewaltigen Ausbrüchen und ihrer tiefen Schwermut dem heiligen Uebel glich.

Den ersten Fehler, den Kleopatra und Antonius begangen, war, daß sie ihren Feind unterschätzten, diesen schwächlichen, stotternden, feigen, grausamen, kaltherzigen Jüngling, der gefühlloser war, schon als er seinen ersten Bart rasierte, als die ernstesten Staatsmänner, die im Amte ergraut waren. Es kam zum Kampf. Es war ein Krieg zwischen dem Fuchs und dem Löwen. Der Löwe hatte den Löwenanteil, alle Provinzen des Orients bis Illyrien, und der kleine Fuchs Oktavius, der listige Knabe, besaß nichts als das zerrüttete, bestürzte Italien, und Spanien, Gallien, Sizilien und Afrika standen wider ihn in Waffen. So viele Wurfspieße waren gegen einen Feigling gerichtet! Aber dieser Feigling war ein geduldiger Streber — das ist die größte Macht in dieser Welt.

Marc Anton war in reifem Alter der erste Krieger des Reiches seit Cäsars Tod. Er hatte damit begonnen die aufständischen Juden zu vernichten, hatte den großen Julius in Gallien, Oberitalien und Illyrien unterstützt. Bei Pharsalus befehligte er den rechten Flügel der cäsarischen Truppen. Während er bei Modena geschlagen wurde, führte er in der Schlacht von Philippi den entscheidenden Sieg herbei. Obgleich er weder Cäsars kluge Vorsicht, noch seinen Scharfsinn besaß, hielt dieser große Stücke auf ihn. Aber allein und sich selbst überlassen, machte Antonius Fehler in der Kriegsführung.

Als wir eines abends im Plutarch die anschauliche Schilderung von dem Kriege der Parther lasen, bewies uns ein sehr erfahrener Artillerieoffizier, indem er den alten Text erläuterte, mühelos die strategischen Fehler, die Antonius begangen hatte: das Unzusammenhängende des Planes und den unverantwortlichen Leichtsinn eines Führers, der, nachdem er unter einem Cäsar Krieg geführt hat, sich von dem Feind überraschen läßt. Nichtsdestoweniger besaß Antonius vorzügliche Eigenschaften. Er verstand die große militärische Physiologie — er kannte die Soldatenseele. Seine Leute liebten ihn und folgten ihm. In seinem Ungestüm riß er sie unwiderstehlich mit sich fort. Das Vertrauen, das er in sich selbst hatte, flößte er auch seinen Leuten ein. Sein wunderbarer Frohsinn teilte sich ihnen mit, ließ sie Strapazen und Gefahren vergessen und verdoppelte ihre Kräfte. Er aß und trank mit ihnen und erzählte ihnen Dinge, über die sie lachen mußten. Die Soldaten vergötterten ihn. Man darf Antonius nicht nach den Philippiken, die Cicero gegen ihn hielt, beurteilen; Cicero war Advokat und obendrein, was Politik anbelangt, im höchsten Grade engherzig.

Abgesehen davon, war er ein rechtschaffener Mann und ein großer Gelehrter. Antonius war nicht der grobe Soldat, der freche Krieger, der Handegen, wie der Redner ihn uns zeigt. Er besaß Geist, und zwar gerade in dem Sinne, wie wir diesen Ausdruck heute gebrauchen — nämlich Wortwitz, denn was Geist im Handeln anbelangt, so hat der ihm stets gefehlt und auch Kleopatra gab ihm den nicht. Weit davon entfernt, ungebildet zu sein, hatte er in Griechenland Bered

Digitized by Google

samkeit studiert. Seine Rede hatte nicht die elegante Knappheit wie Cäsars Sprache, sie war bilderreich und weitschweifig. Er liebte, wie Plutarch sagt, den asiatischen Stil, der damals sehr in Mode war und der zu seinem prunkvollen, prahlerischen Leben paßte, das dem schrecklichsten Wechsel unterworfen war.

Plutarch spricht wahr: Antonius liebte den asiatischen Stil und den orientalischen Geschmack bis zur Raserei. Seine niedere Stirn, sein dichter Bart, sein männlicher, starker Körperbau gaben ihm Aehnlichkeit mit dem Bildnis des sagenhaften Herkules, von dem abzustammen er vorgab; aber besonders hatte er Gefallen daran, an Bacchus, den indischen Bacchus, zu erinnern durch seine pomphaften Aufzüge und seine von Löwen gezogenen Wagen. Bei seinem Einzug in Ephesus schritten Frauen, als Bacchantinnen gekleidet, vor ihm her und Jünglinge, welche Tierfelle wie die Satyre und Pans trugen.

Man sah in der Stadt nichts als mit Epheu bekränzte Thyrsusstäbe, man hörte nichts als den Ton der Flöten, der Syrinx, und das Freudengeschrei, mit dem das Volk den neuen Bacchus, den freundlichen Wohltäter, begrüßte.

Sicherlich blieb Cäsars große Humanität seinen Genossen Octavius und Lepidus stets fremd. Antonius hatte sein Teil an grausamer Blutgier, die den Römern dieser frevelhaften Epoche eigen war. Aber niemals zeigte er eine kalte Grausamkeit wie Octavius. Er war liberal, großzügig und zarter, edler Regungen fähig. Selbst seine Feinde gaben zu, daß er mit großer Milde in Griechenland gewaltet habe. Er gab viel darauf, ein Freund der Griechen und noch mehr, ein Freund der Athener zu heißen. Nach dem Sieg bei Philippi legte er mit eigener Hand seinen Brustharnisch auf Brutus' blutenden Leichnam, um so als Soldat den Tod des Besiegten zu ehren. Als ihn in schlimmen Tagen sein alter Gefährte Aenobarbus am Vorabend der Schlacht verließ und zu Octavius überging, schickte er ihm, der solange sein Freund gewesen war, seine Equipierung und alles, was ihm gehörte, zurück, und es heißt, Aenobarbus sei aus Schmerz und Scham gestorben, niedergeschmettert von soviel Großmut.

Antonius war ein Sklave der Frauen. Seine üppige Leidenschaft für die buhlerische Cythere hatte die Römer empört. Dieser Herkules, dieser indische Bacchus zitterte vor der scharfzüngigen, heftigen Fulvia. Später zeigte er sich für Octavias keusche Schönheit empfänglich. Er liebte die Frauen stürmisch und, was mehr ist, er liebte sie mit Geist. „In seiner Liebe", sagt Plutarch, „lag Grazie und Frohsinn."

Er war der Mann — der Asiate, der Orientale — der Kleopatra vor sein Tribunal nach Tarsus berief. Unfähig, große Projekte lange zu verfolgen, hatte er vage Träume von einem orientalischen Reich mit irgend einer ungeheuren barbarischen Hauptstadt. Er liebte den Orient mit seinen Schätzen, seinen Ungeheuern, seiner Wollust und Pracht, seinen zarten Düften und seiner Poesie.

Da erschien Kleopatra. Er sah sie, oder vielmehr er sah sie wieder, denn er mußte sie in Rom gesehen haben, aber diskret, reserviert, ernst wie eine römische Dame. Diesmal erschien sie vor ihm als ägyptische Königin in dem priesterlichen Pomp einer neuen Isis. Er vergötterte die in ein Idol verwandelte Griechin.

Kleopatras Galeere auf dem Kydnus ist in den Augen der Welt das Bild üppigster Sinnenlust geblieben.

Der gute Plutarch wird recht gehabt haben: Marc Antonius' Liebe war mit Frohsinn und Heiterkeit gepaart. Er — der Orientale, der Aegypter — war es, der die Torheiten dieser unnachahmlichen Lebensweise ersann: die nächtlichen Verkleidungen, die Fischzüge auf dem Nil und all die wunderbaren Feste. Sie, die unvergleichliche Geliebte, wollte nur immer, was er wollte. Nur aus Furcht, ihn zu verlieren, nahm sie die Neigungen und Gewohnheiten des Kriegers an, um immer an seiner Seite sein zu können. Sie trank mit ihm, jagte mit ihm und wohnte mit ihm den Manövern bei.

Diese Lebensweise wurde durch den Krieg von Perusa und Antonius' Heirat mit Octavia unterbrochen. Nach dreijähriger Abwesenheit nahmen sie mit rasender, verstärkter Glut sie wieder auf.

Dann kam der Krieg, die Schlacht bei Aktium und Kleopatras noch unaufgeklärte Flucht, welche die einen für ein geschicktes Kriegsmanöver halten, die anderen für eine List des liebenden Weibes, das durch seine Flucht Schmach und Hohn über den Geliebten bringen wollte, um ihn ganz für sich zu behalten.

Ich glaube vielmehr, daß sie, von wahnsinniger Angst ergriffen, flüchtete.

Antonius sieht die Galeere mit den purpurnen Segeln, die Antoniade, die Kleopatra trug, entfliehen, er eilt ihr nach und gibt den Kampf auf — diese verblüffende Feigheit wird bei einem solchen Soldaten zur Heldentat. Er erreicht die Antoniade, erklimmt sie und setzt sich, das Haupt in den Händen vergraben, einsam an den Bug des Schiffes. Auch als er entehrt und vernichtet nach Alexandria kommt, zeigt Antonius eine seltsame Geistesverfassung. Auf einer Landzunge im Meer baut er sich eine Hütte, die er sein Timoneum nennt, wo er einsam leben will, nach dem Beispiel von Timon von Athen.

Er nennt sich einen Misanthropen, und er ist ein romantischer Misanthrop, ein Misanthrop der Leidenschaft.

Er sieht die Königin wieder und schließt mit ihr ein Bündnis, das wohl melancholischer ist, als das Bündnis der Unnachahmlichen, aber nicht minder prunksüchtig: das Bündnis derer, die zusammen sterben wollen, die Synapothanumenen. Antonius war ein großer Künstler.

Daß die Königin ihn bis zum Tode liebte und noch darüber hinaus, das unterliegt keinem Zweifel. Daß sie dennoch versucht hat, Octavius zu berücken, ist auch zweifellos und beweist nur, daß Kleopatra noch nicht entschlossen war. Wir haben in der Tat in dieser Beziehung einigen Argwohn. Wenn es ihr nicht gelang, die Liebe des kalten Octavius zu gewinnen, so verstand sie es doch, diesen mißtrauischen Menschen zu täuschen. Sie ließ ihn glauben, daß sie noch leben wolle, aber sie war entschlossen sich den Tod zu geben. Sie starb als Königin.

Als Octavius' Soldaten in ihr Zimmer drangen, fanden sie Kleopatra in ihre königlichen und göttlichen Gewänder gekleidet, leblos auf goldenem Lager hingestreckt. Iras, eine ihrer Frauen, lag tot zu ihren Füßen. Die andere — Charmion, die sich nur noch mit Anstrengung aufrecht hielt, ordnete ihr mit versagender Hand das Diadem ums Haupt.

Einer der Soldaten von Octavius schrie ihr wütend zu

„Seht, wie schön, Charmion!"

„Wahrlich sehr schön und der Tochter so vieler Könige würdig!" erwiderte sie. Und tot sank sie an dem Lager nieder.

Diese Szene ist so erhaben tragisch, daß man sie sich nicht ohne schauderndes Bewundern vergegenwärtigen kann. Man muß es ihr Dank wissen, die dies Schauspiel vorbereitete und die Erinnerung daran den Künstlern und Dichtern hinterließ.

Kleopatra wurde in Alexandria sehr geliebt, und ihre Statuen wurden nach ihrem Tode nicht vernichtet.

Sie war also weniger schlimm, als ihre Feinde gesagt haben . . . . . Auch darf man nicht vergessen, daß Schönheit eine der Tugenden dieser Welt ist.

Paris. Anatole France.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 24. Berlin, den 12. März 1904. 21. Jahrgang.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF ILLINOIS

Die Nation

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Nicht das Jesuitengesetz im ganzen, sondern nur der § 2 des Gesetzes ist durch Bundesratsbeschluß soeben aufgehoben worden. Er lautet:

„Die Angehörigen des Ordens der Gesellschaft Jesu oder der ihm verwandten Orden oder ordensähnlichen Kongregationen können, wenn sie Ausländer sind, aus dem Bundesgebiet ausgewiesen werden; wenn sie Inländer sind, kann ihnen der Aufenthalt in bestimmten Bezirken oder Orten versagt oder angewiesen werden."

Dagegen bleibt der § 1 des Jesuitengesetzes bestehen:

Der Orden der Gesellschaft Jesu und die ihm verwandten Orden und ordensähnlichen Kongregationen sind vom Gebiet des Deutschen Reiches ausgeschlossen. Die Errichtung von Niederlassungen derselben ist untersagt.

Man sieht schon aus dieser Gegenüberstellung, wie wenig unmittelbare praktische Bedeutung die Aufhebung des § 2 hat. Nimmt man hinzu, daß die Angehörigen des Ordens der Gesellschaft Jesu immer in Deutschland gewesen sind, und daß der § 2 des Jesuitengesetzes seit den Zeiten des Kulturkampfes nie zur Anwendung gelangt ist, so ergibt sich vollends, daß auch für die enragiertesten Protestanten kein Grund zur Aufregung über den neuesten Bundesratsbeschluß vorliegt.

Wenn trotz der praktischen Bedeutungslosigkeit die Aufhebung dieses Paragraphen schon wiederholt vom Reichstag — auf Antrag der konservativen und freisinnigen Führer Graf Limburg und Rickert — gefordert worden ist, so waren weniger praktische als grundsätzliche Gesichtspunkte dafür maßgebend. Der § 2 gab dem ganzen Ausnahmegesetz erst den Charakter der Gehässigkeit; nicht einmal über Anarchisten und Revolutionäre kann nach den bestehenden Gesetzen der Aufenthaltszwang verhängt werden, und die Möglichkeit, lästige Ausländer auszuweisen, ist auch ohne Jesuitengesetz und nach Aufhebung dieses § 2 gegeben. Wozu also das Weiterbestehen solcher ominösen Bestimmungen, die überdies dem Zentrum nur erwünschten Agitationsstoff geliefert haben? Eben deshalb ist es aber auch bedauerlich, daß der Bundesrat nur halbe Arbeit gemacht und das Jesuitengesetz nicht überhaupt aufgehoben hat.

Immerhin könnte man den Schritt des Bundesrates mit ungetrübter Genugtuung begrüßen, wenn er nicht zugleich ein Beweis für die enge Bundesgenossenschaft zwischen Reichsregierung und Zentrum wäre. Ob die Aufhebung Belohnung für frühere Abstimmungen oder für neue in Aussicht gestellte Gefälligkeiten des Zentrums ist, braucht nicht erst untersucht zu werden. Sicher ist die Freundschaft zwischen Regierung und Zentrum heute enger als je. Und das genügt für jeden liberalen Politiker, um mit ernster Besorgnis der Zukunft entgegenzusehen.

Generalfeldmarschall Graf Waldersee ist im Alter von nicht ganz 72 Jahren unerwartet schnell gestorben. Ein eigenartiger Unstern verfolgte diesen in den letzten Jahren so viel gefeierten politischen General. Schon Bismarck fürchtete ihn gelegentlich als Nebenbuhler. Nach Bismarcks Sturz gab es kaum eine Wendung in der deutschen Politik, bei der nicht der Name Waldersees als der des „kommenden Mannes" genannt wurde. Und dennoch hat er niemals eine führende politische Rolle erlangt, obwohl das Vertrauen des Kaisers und die Huld der konservativen Partei ihm bis zuletzt treu blieben.

Die Freisprechung des Prinzen Prosper Arenberg im Wiederaufnahmeverfahren hat die Oeffentlichkeit nicht so sehr erregt, wie die Tatsache, daß es möglich war, einen Mann von der geistigen und moralischen Minderwertigkeit dieses Prinzen zum Offizier und zum Kulturpionier im südwestafrikanischen Schutzgebiet zu machen. Die Vermutung liegt zu nahe, daß Familienverbindungen und Protektionismus hier möglich gemacht haben, was im Interesse der Humanität und der nationalen Ehre blanke Unmöglichkeit sein sollte. Wenn deshalb auf die prinzipielle Bedeutung des Falles Arenberg immer wieder hingewiesen worden ist und Garantien dafür verlangt wurden, daß sich ähnliches nicht wiederhole, so ist das nur allzu begreiflich. Es muß unter allen Umständen gefordert werden, daß die Machtbefugnisse eines Offiziers geistig Minderwertigen nicht übertragen werden können.

Die badische Sozialdemokratie hat unter der Führung des Revisionisten Kolb und des von ihm redigierten Karlsruher „Volksfreund" immer im Rufe besonderer Mäßigung und Besonnenheit gestanden. Seit dem Dresdener Parteitag, auf dem Kolb in scharfer Weise Bebel und Kautsky entgegengetreten war, hat die Spannung zwischen den radikalen und den revisionistischen Elementen der badischen Sozialdemokratie stark zugenommen. Nun hat eine in Offenburg tagende Landeskonferenz nach heftigen Debatten beschlossen, daß der „Volksfreund" künftig „im Geiste der Dresdener Beschlüsse" zu redigieren sei. Das ist nur mit zwei Stimmen Mehrheit und bei Stimmenthaltung der Hälfte aller Delegierten beschlossen worden. Da Kolb weiterhin Redakteur des „Volkfreund" bleibt, so wird wohl „im Geiste der Dresdener Beschlüsse" auch weiterhin praktisch nicht viel an der badischen Sozialdemokratie ändern.

Die Wahlprüfungskommission des Reichstages hat das Mandat des elsässischen Demokraten Blumenthal einstimmig für ungültig erklärt. Der Sieg im Kreise Straßburg-Land war mit 500 Stimmen Mehrheit über den Klerikalismus erfochten worden. Den ersten Aufruf hatten aus Versehen einige Bürgermeister mit Amtstitel, einen späteren Aufruf zwei Maschineninspektoren der Kaiserl. Artilleriewerkstatt unter-

Digitized by Google

schrieben. Obwohl bei der Wahl keinerlei behördliche Beeinflussung nachweisbar gewesen ist und auch von den Gegnern nicht behauptet wird, hat die Wahlprüfungskommission, gewohnheitsmäßiger Praxis folgend, doch das Mandat für ungültig erklärt. Blumenthal verläßt lediglich wegen der Ungeschicklichkeit einiger seiner Anhänger den Reichstag. Aber es unterliegt kaum einem Zweifel, daß er in Kürze zurückkommen wird. Er hat die wenigen Wochen seiner Wirksamkeit im Reichstag und im elsässischen Landesausschuß gut ausgenutzt, um sich bei Freunden und Gegnern als entschieden liberaler, selbständig denkender Politiker bekannt zu machen

Vom ostasiatischen Kriegsschauplatz treffen in letzter Stunde wieder neue Nachrichten über Aktionen der Japaner ein. Umfang und Tragweite derselben lassen sich noch nicht übersehen. Sicher scheint nur zu sein, daß die spärlichen Nachrichten, die seither eingelaufen sind, nicht auf Untätigkeit der kriegführenden Parteien, am wenigsten der Japaner, schließen lassen.

In Prag hat sich der tschechische Pöbel in Ballonmützen und mit dem Zylinder auf dem Kopf wieder daran delektiert, deutsche Studenten und deutsche Straßenpassanten zu überfallen und blutig zu schlagen. Diese Form intimen Verkehrs der verschiedenen österreichischen Völkerschaften untereinander ist nichts Neues. Sie ist nur ein neues Zeichen für die Zerrüttung des österreichischen Staates, der den Frieden nicht hinreichend zu schützen vermag und nur allzu bereit ist, die Deutschen dort preiszugeben, wo sie sich in der Minorität befinden. Und doch sind trotz allem die langmütigen Deutschen Oesterreichs die einzigen Elemente, die die Träger des alten habsburgischen Staatsgedankens sind.

Der ungarische Reichstag wäre in diesen Tagen beinahe wieder einmal Schauplatz heftiger Szenen geworden. Graf Tisza wollte den nun schon länger als ein Jahr dauernden nutzlosen Kampf der Regierung gegen die Opposition und Obstruktion endlich durch einen Gewaltakt, durch die Aenderung der Geschäftsordnung beenden. Die jetzt bestehende Hausordnung, die keinen Schluß der Debatte kennt und daher der Verschleppungstaktik jeder Minorität Tür und Tor öffnet, und die eine bestimmte Schlußstunde des Parlaments festsetzt, über die hinaus nicht getagt werden darf, ist allerdings nicht geeignet, erbitterte Kämpfe zwischen Regierung und Opposition abzukürzen. Deshalb also Tiszas Drohung mit Abänderung der Geschäftsordnung, und deshalb auch die überraschende Nachgiebigkeit der Opposition, die in dem Augenblick ihre Waffenstreckung anmeldete, als Tisza Ernst mit seiner Drohung machen wollte. Nun behalten die Obstruktionisten ihre alte „bewährte" Hausordnung, Graf Tisza bekommt seine Rekrutenvorlage endlich bewilligt und das ungarische Abgeordnetenhaus bleibt diesmal vor turbulenten Szenen verschont.

Die Revision des Dreyfus-Prozesses, die der französische Kassationshof nach dreitäger Verhandlung beschlossen hat, eröffnet endlich die Aussicht auf einen befriedigenden Ausgang des Dramas, das in den fieberhaften Oktobertagen von 1898 nicht nur ganz Frankreich, sondern die gesamte Kulturwelt in Atem hielt. Bemerkenswert ist die Ruhe und Besonnenheit, mit der man bis jetzt allgemein dem Beginn des letzten Aktes dieses Dramas entgegensieht. Der Revisionsbeschluß wird selbst von den Gegnern vielfach wie eine Selbstverständlichkeit hingenommen. Wenn diese vernünftige Stimmung weiterhin konstant bleibt, kann in Frankreich und im Ausland manches wieder gut gemacht werden, was frühere Stadien des unglückseligen Prozesses für immer verdorben zu haben schienen.

* * *

Der erste Heimarbeiterschutzkongreß.

Fern vom Großstadtgetriebe tagte im Berliner Gewerkschaftshaus am 7., 8. und 9. März ein in politischer und sozialer Beziehung gleich beachtenswerter Kongreß. In dreitägiger Debatte behandelte man die wirtschaftliche Lage der deutschen Heimarbeiter und besprach die gesetzlichen Maßnahmen zu ihrer Besserung und endgültigen Besetigung. Schon früher einmal hatte die Lage der Heimarbeiter, gerade in Berlin, die Oeffentlichkeit stark beschäftigt, als im Jahre 1896 der allgemeine Konfektionsarbeiterstreik ausgebrochen war. Damals, als in der bekannten Reichstagsdebatte der Handelsminister von Berlepsch den Streik als „berechtigte Erscheinung" bezeichnete und in den Berliner Salons das Los der Konfektionenen die pièce de résistance der Unterhaltung war, kam die Meinung bürgerlicher Kreise über das Heimarbeiterelend als Stimmung und Mitgefühl zum Ausdruck. In den Arbeiterkreisen selbst war man sich über die politische Stellung, die man zur Heimarbeit einnehmen müsse, keineswegs klar. Jetzt hat ein Kongreß von Vertretern der organisierten Arbeiterschaft und des sozial fortgeschrittenen Bürgertums eine umfangreiche Resolution angenommen, deren einstimmige Annahme bereits einen Schluß auf den Wert ihres Inhalts zuläßt. Die Resolution, die von bürgerlichen Sozialreformern wie Sombart, Francke, A. Weber, die von bekannten Gewerkschaftlern wie Legien, Körsten, Timm gleichmäßig gestützt wurde, darf von der Oeffentlichkeit und der Regierung nicht ignoriert werden. Das unermeßliche Elend der Heimarbeiter, das die Resolution bekämpfen will, muß mehr als bisher ernste Sorge der Regierung sein. Wenn sie nach diesen Verhandlungen mit ihrer Sozialpolitik vor der Heimindustrie Halt macht, wird sie sich nicht mit mangelhafter Erforschung der dort herrschenden Zustände entschuldigen können.

Der Liberalismus steht dem Heimarbeiterschutz in anderer Weise gegenüber, als dem Fabrikarbeiterschutz. Stets ist von entschieden liberaler Seite betont worden, daß man die Selbsthilfe der Arbeiterschaft durch ein freies Koalitionsrecht garantieren müsse und daß die Forderung nach Koalitionsfreiheit die beste sozialpolitische Forderung sei. Für die Heimarbeiter ist aber das Recht der freien Koalition nur zu oft illusorisch, da in den meisten Branchen infolge der besonderen Arbeitsbedingungen und der geistigen Beschaffenheit der Arbeiter die Gewerkschaften keinen Boden finden. Das wurde auch auf dem Kongreß allgemein festgestellt. Hier ist einer der Fälle, von denen der Abgeordnete Dr. Pachnicke in der „Patria" (Verlag der „Hilfe" 1904) schrieb, daß die Selbsthilfe versage und die Staatshilfe im Interesse der Allgemeinheit eingreifen müsse. Der Liberalismus muß auch aus einem andern Grunde die Heimarbeit mit besonderm Auge ansehen. Wenn wir Liberale für den Freihandel eintreten, so tun wir dies in der Ueberzeugung, daß dieser die nationale Produktivität steigert, indem er jedes Land veranlaßt, die Güter herzustellen, zu deren Erzeugung es am besten imstande ist. Dieser Tendenz wirkt die Heimarbeit in gewissem Umfange entgegen. Durch Ausbeutung der Arbeitskräfte bei elenden Löhnen und Unterernährung werden leistungsunfähige, veraltete Betriebsformen künstlich am Leben erhalten; oder es wird Betrieben, die an sich leistungsfähig sind, Schmutzkonkurrenz gemacht. Soweit Heimarbeit mit Fabrikarbeit in derselben Branche konkurriert, genießt sie gleichsam vor jener einen Schutzzoll.

Ueber die eigentliche Natur der Heimarbeit ist sich die Wissenschaft noch nicht allzulange klar. Noch in den achtziger Jahren sah man die Heimarbeit als eine in sozialer Hinsicht wünschenswerte Betriebsform an. Man freute sich darüber, daß die Verrichtungen in dem Hause der Arbeiter geschähen, man sah darin einen Vorzug vor dem die Familienbande zerreißenden Fabriksystem, und mancher machte sich idyllische Vorstellungen von trautem Familienglück mit dem Blumentopf auf der Fensterbank. Da erschien die bekannte Arbeit von Sax über Thüringische hausindustrielle Verhältnisse, und Schlag auf Schlag folgten wissenschaftliche Publikationen — man denke an die des Vereins für Sozialpolitik —, deren Ergebnis war: die Heimarbeit ist ein Parasit, dessen Ausrottung vom sozialen und volkswirtschaftlichen Standpunkt aus zu wünschen wäre. Aber was kann praktisch geschehen? Theoretisch halten alle ernst zu nehmenden Vertreter der Wissenschaft ein Verbot der Heimarbeit für wünschenswert, praktisch wäre es undurchführbar. Schon vor mehreren Jahren hat selbst Bebel eine solche Maßnahme als „Grausamkeit" bezeichnet. Die überwältigende Mehrzahl der Kongreßmitglieder hat eine solche Forderung verworfen, nur von den radikalen Tabakarbeitern wurde sie befürwortet. Aber auch diese haben schließlich für die unten wiedergegebene Resolution gestimmt.

Der Heimarbeiterschutzkongreß war in seiner Zusammensetzung, seinem Verlauf und in seinem Resultat bezeichnend für die Eigenart der zugrunde liegenden Verhältnisse. Die Präsenzliste verzeichnete 188 Teilnehmer, von den einzelnen hausindustriellen Gewerbegruppen: Vertreter der Metallgewerbe, der Textil-, Tabak- und Spielwarenindustrie, der Holzarbeiter, Buchbinder, Lederarbeiter, Schuhmacher, der Wäsche- und Konfektionsarbeiter; mehrere Delegierte der Gewerkschaftskartelle, der bürgerlichen Frauenbewegung, der Krankenkassen, der Gesellschaft für soziale Reform, des Vereins für Sozialpolitik, des sozialliberalen Vereins (Berlin) und nationalsozialen Vereins (München), schließlich solche, die das Mandat öffentlichen Versammlungen verdanken und mehrere Gewerbeinspektoren.

Das besondere Merkmal dieses auf Grund des Stuttgarter Gewerkschaftskongresses vom Jahre 1903 einberufenen und von der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands vorbereiteten Kongresses war die Teilnahme bürgerlicher Vertreter, und das in hohem Maße Erfreuliche war das allerseits befriedigende Zusammenwirken dieser verschiedenen Richtungen. Es bestätigt diese Tatsache die Richtigkeit des in der „Nation" wieder und wieder betonten Gedankens: praktisches Zusammenarbeiten überbrückt theoretisch bestehende Gegensätze. Der sozialdemokratische Abgeordnete und Vorsitzende der Generalkommission der Gewerkschaften, Legien eröffnete, Professor E. Francke, Herausgeber der Sozialen Praxis, schloß den Kongreß. Die Kommission, welche aus den verschiedenen Anträgen der Delegierten dem Kongreß eine einheitliche Resolution vorzulegen hatte, vereinigte unter dem Vorsitz des Arbeitersekretärs Timm aus München so verschiedenartige und, man kann sagen, widerstrebende Elemente wie Frau Klara Zetkin, Fräulein Alice Salomon, Dr. Alfred Weber und die radikalen Tabakarbeiter sowie Vertreter anderer hausindustrieller Berufsorganisationen — vereinigte sie und brachte trotz aller in der Diskussion zutage getretenen Meinungsverschiedenheiten eine einheitliche Resolution über die gesetzlichen Maßregeln zum Schutze der Heimarbeiter zustande. Mag auch ein gut Teil des Verdienstes Herrn Timm, dem geschickten Leiter der Kommissionsverhandlungen, zugeschrieben werden, der ehrliche Wille zu einer gegenseitigen Verständigung mußte immerhin vorhanden sein. Daß dies der Fall war, sei ganz besonders hervorgehoben, denn es beweist, daß selbst in schwierigen Fragen ein Zusammenwirken bürgerlicher und sozialdemokratischer Elemente recht wohl durchführbar ist, wenn es nur nicht — hüben und drüben — am guten Willen fehlt! Ganz mit Recht hob Professor Sombart in seiner Rede das prinzipiell Bedeutsame dieses Zusammenarbeitens hervor, und der allgemeine Beifall, den Professor Franckes Schlußworte fanden, zeigte, daß er der allgemeinen Grundstimmung angemessenen Ausdruck gab, als er sagte: wir haben einen gemeinsamen Boden gefunden zu gemeinsamer Arbeit. — In der Tat ist kaum eine sozialpolitische Frage geeigneter, das aufgeklärte Bürgertum und die besonnenen Vertreter der Sozialdemokratie in gemeinsamer Arbeit zu vereinigen, als gerade die der Hausindustrie. Das Bürgertum hat in seiner Eigenschaft als Konsument ein vitales Interesse an der hygienischen Kontrolle der in der Hausindustrie angefertigten Waren, und die Arbeiterschaft unserer Hausindustrie hat bei der Schwäche ihrer Organisationen allen Grund, sich der Unterstützung der sozialpolitisch fortgeschrittenen Gruppen des Bürgertums zu versichern. Man erzählt, daß in England die Frage des Schutzes der Heimarbeiter lebhaft in Fluß kam, als ein Prinz durch eine in der Hausindustrie gefertigte Weste infiziert wurde und ernstlich erkrankte, und Tatsache ist, daß in Amerika die Heimarbeiterschutzgesetzgebung wesentlich im Hinblick auf das konsumierende Publikum durchgeführt wurde. Welchen Wert andererseits der Kongreß auf die Mitarbeit der bürgerlichen Delegierten gelegt hat, zeigen die Wahlen für das Bureau und die Kommission sowie die Aufnahme der in ihrer Grundstimmung von den Reden der Arbeiter naturgemäß wesentlich verschiedenen Ansprachen der bürgerlichen Delegierten. Bei völliger Wahrung der bestehenden Gegensätze, ohne irgend welche Konzessionen prinzipieller Natur hüben oder drüben zu verlangen oder zu gewähren, wurde für die praktische Arbeit die nötige Einigkeit leicht und sicher erzielt. — Ihr Ergebnis war die von dem Kongreß einstimmig angenommene Resolution. Als ein gründlich durchgearbeitetes Programm für die künftige Gesetzgebung, als ein bleibendes Denkmal dieses glücklichen Zusammenarbeitens von Bürgertum und Arbeiterschaft sei sie im Wortlaute wiedergegeben.

Resolution. Der erste Heimarbeiterschutzkongreß fordert die unverzügliche Schaffung eines Heimarbeiterschutzgesetzes, auf folgender Grundlage:

1. Auf Antrag von Arbeitern oder deren Organisationen hat das Gewerbegericht als Einigungsamt für den Ort seiner Zuständigkeit und für eine bestimmte Gultigkeitsdauer bestimmte Lohnsätze für die Branche, für die es berufen wurde, festzusetzen. An Orten, an denen ein Gewerbegericht nicht besteht, müssen besondere Kommissionen, zur Hälfte aus Vertretern der Arbeiter, zur Hälfte aus Vertretern der Unternehmer und einem Vertreter der Gewerbeinspektion als Vorsitzendem, eingesetzt werden. Die normierten Lohnsätze dürfen nicht niedriger sein, als die in den Fabriken und Werkstätten gezahlten, und sind nach ihrer Veröffentlichung rechtsverbindlich.

2. Strenge Vorschriften über die Einrichtung und Beschaffenheit der Arbeitsstätten in der Hausindustrie, insbesondere dahingehend, daß dieselben hell, trocken, heizbar und leicht zu lüften sind und daß mindestens 15 Kubikmeter Luftraum auf den Kopf der darin tätigen Personen entfallen. Die Arbeitsstätten dürfen weder zum Wohnen, noch zum Schlafen oder Kochen benutzt werden. Die Benutzung von Dach- und Kellerräumen als Arbeitsstätten ist zu verbieten.

3. Wer als Hausindustrieller oder Heimarbeiter Räume der oben bezeichneten Art in Benutzung nehmen will, hat hiervon der Ortsbehörde Anzeige zu machen und ihr die bestimmten Lokalitäten zu bezeichnen. Die Ortsbehörde hat über die erfolgte Anmeldung und darüber, daß die Räume den gesetzlichen Bestimmungen entsprechen, innerhalb drei Tagen eine Bescheinigung in zwei Exemplaren kostenlos auszustellen. Die Bescheinigung muß eine Angabe über den Kubikinhalt des zu benutzenden Raumes und der Personenzahl, die darin beschäftigt werden darf, enthalten.

4. Verbot der Heimarbeit in Wohnungen und Arbeitsstätten, in welchen sich Personen aufhalten, die mit ansteckenden Krankheiten behaftet sind.

5. Desinfektion und, wenn nötig, Vernichtung derjenigen Materialien und Waren, die entgegen dem Verbot, in Wohnungen oder Arbeitsstätten lagern oder bearbeitet werden, in welchen sich Personen aufhalten, die mit ansteckenden Krankheiten behaftet sind. Die durch die Desinfektion und Vernichtung entstehenden Kosten hat derjenige Unternehmer zu tragen, für dessen Rechnung die Materialien und Waren bearbeitet werden.

Digitized by Google

6. Unterstellung der Heimarbeitsstätten unter die Kontrolle der Gewerbeinspektion. Die diesbezüglichen Aufgaben müssen besonderen vollberechtigten männlichen und weiblichen Beamten übertragen werden, die vor allem in genügender Zahl aus den Kreisen der organisierten Arbeiter und Arbeiterinnen zu entnehmen sind.

7. Verpflichtung der Unternehmer und Zwischenmeister, eine genaue Liste der von ihnen als Heimarbeiter (Hausindustrieller) beschäftigten Personen mit Wohnungsangabe zu führen, fortlaufend zu ergänzen und jederzeit den Beamten der Gewerbeinspektion vorzulegen.

8. Geeignete, für jedermann sichtbare Kennzeichnung aller auch nur zum Teil in der Hausindustrie hergestellten Waren. Die Kennzeichnung darf erst dann entfernt werden, wenn die Ware in den Besitz des letzten Käufers übergegangen ist.

9. Ausdehnung der Kranken-, Alters- und Invaliditäts- und Unfallversicherungsgesetze, ferner der Bestimmungen der Gewerbeordnung über Arbeitszeit, Nachtarbeit, Sonntagsruhe, Wöchnerinnenschutz, Kinderarbeit und Arbeitsordnungen auf die gesamte Heimarbeit (Hausindustrie).

10. Unterstellung nicht nur der Heimarbeiter, sondern auch der Hausindustriellen unter die Gewerbegerichte bei Streitigkeiten, die zwischen ihnen und den Unternehmern (Verlegern) aus dem Arbeitsverhältnis entstehen.

11. Einführung von Lohnbüchern, in denen Art und Umfang der Arbeit sowie die Lohnsätze bei Ausgabe der Arbeit einzutragen sind.

12. Verbot der Mitgabe von Arbeit nach Hause an Werkstattarbeiter und -Arbeiterinnen.

Arbeiten des Reiches, der Einzelstaaten und Kommunen dürfen nur an solche Unternehmer vergeben werden, die diese in eigenen gewerblichen Betrieben (unter Ausschluß jeglicher Zwischenunternehmer) anfertigen lassen und die durch Tarifverträge oder von den Berufsorganisationen der Arbeiter oder den unter 1. gedachten Kommissionen festgesetzten Lohn- und Arbeitsbedingungen erfüllen. Unternehmer, die dem zuwider handeln, sind von den Lieferungsarbeiten auszuschließen.

13. Verhängung wirksamer Strafen für Uebertretung der gesetzlichen Bestimmungen, für deren Einhaltung Unternehmer und Zwischenmeister in erster Linie verantwortlich sind.

Angesichts der für alle Kulturstaaten gleich großen Gefahr der Hausindustrie fordert der Kongreß die deutsche Regierung auf, zu internationalen Vereinbarungen die Initiative zu ergreifen.

Eine Fülle von Einzelforderungen an die Gesetzgebung! Aber jede in hohem Grade erwägenswert. Möge der erste deutsche Heimarbeiterschutzkongreß den Uebergang von Forderungen zu Taten bedeuten!

Wolf Dohrn.

Parlamentsbriefe.

XI.

Der Militäretat an sich bietet dies Jahr keinen Anlaß zu erregten Debatten. Die Regierung hat sich weise Selbstbeschränkung auferlegt. Von wirklich umstrittenen Neuforderungen ist eigentlich nur die Gehaltserhöhung für die Oberstleutnants zu nennen. Und auch da hat ein Kompromißvorschlag des Zentrums dem Kampf die Spitze abgebrochen. Wenn noch dazu, wie es diesmal geschehen ist, die Frage der Soldatenmißhandlungen aus der Generaldebatte über das Gehalt des Kriegsministers ausgeschieden und auf den Titel „Kriegsgerichte" verwiesen wird, so sollte man meinen, daß es für diese Generaldebatte beinahe an Stoff fehlen müßte.

Daß dem nicht so ist, haben fünf Tage heißen parlamentarischen Ringens gezeigt. Daß es zu diesem langen Kampfe kam, daran haben freilich die Parteien der Rechten und ihre Affiliierten kein Verdienst. Man hätte meinen können, es werde dies Jahr anders gehen als früher. Bisher hatten allerdings die Sozialdemokraten und die Freisinnigen fast ausschließlich die Kosten der militärischen Kritik bestritten. Aber im Laufe des letzten Jahres hatte man in der Presse der Rechten energischer als je zuvor gemahnt, die Früchte der Popularität, die eine solche Kritik einträgt, nicht länger allein der Linken zu überlassen. Die „Schlesische Zeitung", das angesehenste konservative Provinzialblatt, hatte einen ganz systematischen Feldzug gegen den Luxus in der Armee unternommen und dabei Ausdrücke von einer Schärfe gebraucht, wie sie sonst die „staatserhaltende" Presse für den Kampf gegen die Sozialdemokratie zu reservieren pflegt. Die nationalliberale „Rheinisch-Westfälische Zeitung" hatte eine ähnliche Kampagne geführt. Aber das Echo im Reichstag blieb aus. Da wurden die allbekannten Kriegervereinsreden gehalten, und während der Rede des Kriegsministers herrschte die übliche Hurrastimmung. Ob Herr von Riepenhausen als alter 96er auftrat und sich durch die Auswahl seiner Zitate blamierte, ob Herr Rogalla v. Bieberstein sich in allem seinem geehrten Vorredner, dem nationalliberalen Herrn Beumer, anschloß, ob Herr v. Kröcher das Messer gegen die Sozialdemokratie wetzte, ob Herr v. Oldenburg versprach, das nächste Mal noch gröber zu werden — natürlich gegen die Linke —, oder ob der offizielle Fraktionsredner v. Normann ein paar Worte gegen den übertriebenen Luxus richtete, an jeder ernsthaften Kritik, ja selbst an dem Versuch dazu, fehlte es. Und zwar waren die Nationalliberalen kaum um eine Schattierung kritischer als die Konservativen. Auch sie scheinen es für den Hauptzweck der Militärdebatte zu halten, dem Kriegsminister Beifall zu spenden. Erheblich besser konnte man aus den Reden der Zentrumsvertreter erkennen, daß auch die Kritik der Regierung gegenüber in den Bereich der Aufgaben einer Volksvertretung gehört.

Im Mittelpunkt der gesamten Verhandlungen stand natürlich wieder, wie in all den Jahren, der Kampf zwischen der Militärverwaltung und der Sozialdemokratie. Hier stehen eben grundsätzliche Gegner einander gegenüber, zwischen denen eine Versöhnung unmöglich ist. Man konnte allerdings in verschiedenen bürgerlichen Blättern jetzt lesen, Bebel habe sich anscheinend gemausert. Er habe endlich ein patriotisches Bekenntnis abgelegt und seine Bereitwilligkeit ausgesprochen, zur Verteidigung des Vaterlandes die Flinte auf die Schulter zu nehmen. Dasselbe hat Bebel jedoch ungefähr wörtlich schon vor Jahren auf einem sozialdemokratischen Parteitag geäußert. Das war freilich damals genau so unlogisch wie es heute ist. Denn wenn man eine Flinte auf die Schulter nehmen will, muß sie erst da sein. Daß sie aber da ist, ist gewiß nicht das Verdienst der Sozialdemokratie, die „keinen Groschen", nicht einmal für die Waffen, bewilligt. Das ist der schwache Punkt in der militärischen Position der Sozialdemokratie, und hierbei ließe sich viel besser einhaken als bei dem Dresdener Parteitag. Daß die Minister und die Redner des alten Kartells immer nur auf den Dresdener Zänkereien herumreiten, das ruft den Eindruck hervor, als wenn man sonst etwas Durchschlagendes gegen die Sozialdemokratie überhaupt nicht zur Verfügung hätte. Man könnte nachgerade auf den Gedanken kommen: hätten die Sozialdemokraten das Beispiel fast aller bürgerlichen Parteien befolgt und in Dresden hinter verschlossenen Türen getagt, so fehlte es an Material zu ihrer Bekämpfung. Es ist natürlich nicht so. Aber der Anschein wird erweckt.

Man kann übrigens nicht behaupten, daß die Sozialdemokratie diesmal, auch von ihrem Standpunkt aus, sonderlich geschickt in der Bekämpfung des Militarismus vorgegangen sei. Wenigstens die erste Rede Bebels verpuffte fast völlig. Man hatte eine große Kanonade erwartet und mußte sich mit Kleingewehrfeuer begnügen. Dabei waren noch manche Platzpatronen in die Patronentasche des sozialdemokratischen Führers geraten. Zahllose Einzelheiten wurden vorgebracht, viele beweislos, mehrere direkt unrichtig, wie der Kriegsminister ohne Mühe nachwies. Erst Dr. Gradnauer brachte größeren Stil in die sozialdemokratische Offensive. Und dann holte Bebel in einer zweiten Rede das nach, was er in der ersten verab-

Digitized by Google

säumt hatte. Zwar ein Meisterstück war auch sie nicht. Indessen hatte sie doch etliche sehr eindrucksvolle Stellen. Packend war der Nachweis, daß es im Interesse der Heeresverwaltung selbst liege, die Sozialdemokratie nicht zu schlecht zu machen, da man jeden großen künftigen Krieg nicht gegen die sozialdemokratischen Soldaten, sondern nur mit ihnen gewinnen könne. Ausgezeichnet schnitt Bebel schließlich noch in einer dritten Rede ab, die im wesentlichen eine fürchterliche Abrechnung mit dem Hofprediger Stöcker war, mit dem Militäretat allerdings verzweifelt wenig zu tun hatte.

Am Bundesratstische führte den Kampf natürlich in erster Linie der preußische Kriegsminister. Herr v. Einem soll ja neben seinen militärischen Qualitäten, die aber am Ende bei anderen Generalen ebenso stark vertreten gewesen wären, seine Beförderung einem glücklichen Zitat verdanken. Das veranlaßte ihn wohl dazu, die Zitate unentwegt zu pflegen. Ueberhaupt folgt er auffällig den Spuren Bülows. Seine ganze Polemik gegen die Sozialdemokratie ist das getreue Spiegelbild der Bülowschen Polemik. Das höchste Ziel seines parlamentarischen Strebens scheint nicht der sachliche, sondern der rednerische Erfolg zu sein. Bei seinen für einen Minister nicht unbeträchtlichen rednerischen Gaben erzielte er auf dem Gebiet ja auch das, was er wollte, nämlich lebhaften Beifall rechts und bei den Nationalliberalen. Sonst kann man von seinem Auftreten nichts sonderlich Günstiges berichten. Bei unbequemen Dingen schwieg er sich entweder aus, z. B. als Dr. H. Braun die Förderung der ausbeuterischen Heimarbeit durch die Militärverwaltung zur Sprache brachte, oder er verweigerte hochfahrenden Tones die Antwort, so als Dr. Müller-Meiningen die Gründe für die Enthebung des Erbprinzen von Meiningen von seinem Korpskommando wissen wollte, oder er behalf sich mit oberflächlichen Redensarten, als u. a. auch die prunkenden Kavallerieattacken und ähnliche Manöverabsonderlichkeiten kritisiert wurden. Die sozialdemokratische Kritik suchte er namentlich damit zu entkräften, daß er auf vereinzelte Unrichtigkeiten mit möglichstem Pathos sittlicher Entrüstung hinwies. Der bürgerlichen Kritik, die ihm noch unangenehmer schien, begegnete er weniger mit sachlichen Gründen als mit einem unangemessenen Ton hochmütiger Ueberlegenheit, die dem Abgeordneten Müller-Meiningen gegenüber fast ungezogen wurde. Erst am letzten Tage der Debatte schien er sich auf das besonnen zu haben, was sich einem Parlamente gegenüber schickt, und ging ruhig, sachlich und höflich vor. Dabei hätte er an den anderen Tagen wahrhaftig keinen Grund gehabt, sich aufs hohe Pferd zu setzen. Denn er hatte sich Blößen genug gegeben. Von einer höchst wunderlichen Geschichtskenntnis oder Geschichtsauffassung, sodaß sie sogar Dr. Sattler zu berichtigen für nötig hielt, zeugte seine Behauptung, an dem Zusammenbruch Preußens 1806 sei der damals in Preußen herrschende kosmopolitische Geist schuld gewesen. Höchst willkommenen Agitationsstoff lieferte er aber vor allem den Sozialdemokraten mit der Erklärung, daß ihm ein königstreuer und frommer Soldat, auch wenn er ein paar Ringe weniger schieße, lieber sei, als der besser schießende sozialdemokratische Soldat.

Herrn v. Einem wurde sekundiert von dem bayerischen General v. Endres. Das heißt, der Ausdruck „sekundieren" ist eigentlich irreführend. Herr v. Endres sprach zweimal, einmal ein paar Worte, auch das zweitemal nur knapp. Und doch verblaßte Einem neben ihm wie eben ein Dutzendmensch neben einer Individualität verblassen muß. Was er sagte über die Psychiatrie, die man bei der Einstellung der Soldaten berücksichtigen solle, oder über den Dämon der Grausamkeit, den der Krieg erwecke, das klang so modern, wie man es von einem hohen deutschen Offizier noch kaum gehört hat. So etwas konnte wohl nur südlich des Mains herkommen. Seine Polemik gegen die Sozialdemokratie war von äußerster Schärfe. Aber sie war emporgewachsen auf der Basis der Achtung, die man einem ebenbürtigen Gegner schuldet, und sie wurde getragen von dem sittlichen Ernst eines Mannes, von dem man sagen muß: jeder Zoll ein Mann! Man hatte das Gefühl, und auch kein Sozialdemokrat konnte sich dem wohl entziehen, daß man es hier mit einer ganzen Persönlichkeit zu tun habe, die man, je nach dem Standpunkt, lieben oder hassen kann, aber auf alle Fälle achten muß.

H. v. Gerlach.

Aus unserm Zitatenschatz.

Dem Herrn von Einem ins Stammbuch.

„Diese literarische Revolution (der Goethe, Schiller usw.) erweckte mit den Idealen reiner Menschenbildung auch den vaterländischen Stolz in unserm Volke; denn wie unreif auch die politische Bildung der Zeit erscheint, wie verschwommen ihre weltbürgerlichen Träume, in allen ihren Führern lebte doch der edle Ehrgeiz, der Welt zu zeigen, daß, wie Herder sagt, ‚der deutsche Name in sich selbst stark, fest und groß ist'. Nicht im Kampfe mit den Ideen der Humanität, sondern recht eigentlich auf ihrem Boden ist die vaterländische Begeisterung der Befreiungskriege erwachsen."

H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte. Leipzig 1897. Bd. I S. 90.

Ein slawisches Opfer des Panslawismus.

Es sind keineswegs einheitliche Gefühle, mit denen ganz Europa gegenwärtig die Vorgänge auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatz verfolgt. Die einen geben vor, dem Zarentum alles beste zu wünschen, weil sie .... an dessen grenzenloser Macht, also auch an dessen endgültigen Sieg fest glauben, und mit dem präsumptiven Sieger will man's nicht verderben ..... Die anderen fühlen zwar keine Sympathie für den Zaren, sie mögen den „russischen Bären" nicht, haben aber auch andererseits heillose Furcht vor der „gelben Gefahr" und wissen nicht recht, wessen Sieg sie eigentlich herbeiwünschen sollen. Es gibt jedoch auch solche, die an die zivilisatorische Mission Rußlands glauben, in der Politik des Zarenreiches die geschichtliche Gerechtigkeit sehen möchten und sich deshalb mit ihrer Zuneigung entschieden auf der Seite Rußlands befinden.

Zu diesen zuletzt angeführten gehören vor allem die Slawen, die in dem Siege der panslawistischen Idee das Heil ihrer Stämme erblicken. In ihren Augen ist das Zarentum die einzige Trägerin dieser Idee. — Rußland hat sehr klug die panslawistische Agitation in die Hand genommen und sie sozusagen verstaatlicht. Deshalb ist heute der Panslawismus nichts anderes als der Panrussismus, der alle innerhalb der slawischen Völker bestehenden nationalen Unterschiede mit Gewalt ausmerzen und das ganze Slawentum im „panrussischen Kessel" verschmelzen möchte. Das zeigt sich auch jetzt während

des russisch-japanischen Krieges. Die russischen Panslawisten gehen Hand in Hand mit der Regierung des weißen Zaren — die Politik des offiziellen Rußlands deckt sich vollständig mit der der Panslawisten. Am besten zeigt sich diese Uebereinstimmung in der innern Politik. Es ist bekannt, daß der Russifizierung Finlands eine entsprechende Agitation der Panslawisten vorausging, die man als eine „nichtoffizielle" bezeichnete und die man nicht ernst nehmen wollte. Dasselbe läßt sich auch von den Maßregeln der Regierung gegen das armenische und deutsche Schulwesen in Rußland sagen. Es ist immer dieselbe Geschichte: zuerst entwirft man den Plan, bespricht ihn in der Presse, verlangt eine „kulturelle Vereinigung aller Elemente," — erst dann stellt sich die Regierung mit ihren Erlassen und Verfügungen ein. Dabei verstehen es die russischen Panslawisten ganz außerordentlich, die öffentliche Meinung in Europa zu fabrizieren. Wie gut ihnen das gelingt, wie sehr sie es verstehen, ganz Europa irrezuführen, mag an einem einzigen Beispiel erkannt werden.

Ein der slawischen Sprache kundiger Reisender bemerkt, daß man, von Ostgalizien angefangen bis zum Kaukasus, längs der ganzen Strecke, es mit demselben Idiom zu tun habe — und zwar mit dem ruthenischen. Das ruthenische Volk bewohnt in seiner Minderheit Oesterreich (Ostgalizien, die Bukowina und Nordungarn); den Stamm desselben finden wir in der Ukraina (Südrußland). Auf dieser großen Länderstrecke erhob sich einstens das Reich der Ruthenen. Sie waren selbständig und hatten in der Geschichte Osteuropas eine wichtige Rolle gespielt. Die Ruthenen waren es, die harte, erbitterte und erfolgreiche Kämpfe gegen die von Osten nach Europa eindringenden Asiaten — Türken und Tataren — führten und deren Besitzergreifung abwehrten. Auf den Trümmern der Monarchie entstand eine Art ruthenische Militärrepublik, die sich in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts freiwillig den Russen übergab, und zwar mit Beibehaltung der politischen Selbständigkeit und der eigenen Miliz. Bald aber haben die russischen Herrscher diese Selbstverwaltung bei jeder Gelegenheit eingeschränkt. Man suchte dem alten Ruthenenreiche nach und nach den russischen Charakter aufzuprägen und, um wenigstens die Geschichte täuschen zu können, hat man endlich die Ukraina (so heißt eigentlich im Slawischen Ruthenien) dem Zarenreiche als eine Provinz, namens „Klein-ußland", einverleibt. Von dieser Zeit an pflegt man die Ruthenen als „Kleinrussen" zu bezeichnen. Nur so ist es erklärlich, daß die Ruthenen, trotzdem sie ihr eigenes Idiom, ihre eigene Geschichte, eigene Sitten und ihre eigene Kultur haben, vom heutigen Europa so wenig gekannt sind. Viele, sogar gebildete Leute, haben selbst von der bloßen Existenz des ruthenischen Volkes keine Kenntnis; sein Schicksal ist ihnen völlig fremd.

Nach der Einverleibung Ukrainas wurden alle ruthenischen Schulen kassiert, und jedwede Regung auf dem Gebiete der ruthenischen Literatur im voraus unmöglich gemacht. Die Furcht der russischen Regierung vor allem Ruthenischen hatte mitunter auch ihre zwerchfellerschütternde Komik. Die Verhandlungen anläßlich des Verbots der ruthenischen Bücher religiösen Inhalts, wie die Uebersetzung des Evangeliums und andere, wurden zu einer hochpolitischen Debatte gemacht. Von der Akademie der Wissenschaften, welche die Uebersetzung genehmigt hatte, pilgerte die Frage zum heiligen Synod. Von diesem wurden der Minister des Innern, der Chef der Gendarmen, der Generalgouverneur von Rijew und der Metropolit um ihr Gutachten befragt, die Uebersetzung aber zur nochmaligen Prüfung dem Kaluger Bischof übergeben. In der amtlichen Antwort vom 17. März 1863 äußerte sich der Generalgouverneur Anenkow dahin, daß ein Buch in ruthenischer Sprache, überdies noch eine Uebersetzung der heiligen Schrift, nur nachteilig für den Staat sein könne. Der Metropolit sah darin eine Profanation der heiligen Offenbarung. Der Chef der Gendarmen, Dolgoruky, meinte, eine Publikation der heiligen Schrift in ruthenischer Uebersetzung wäre so viel wie die Vernichtung aller bisherigen Bemühungen der Regierung, die ruthenischen Länder zu russifizieren. Der Minister des Innern, Walujew, teilte all diese Meinungen und erließ im Einvernehmen mit dem Gendarmeriechef und mit Genehmigung des Zaren ein geheimes Rundschreiben mit der Aufforderung an die Zensoren, die Veröffentlichung ruthenischer Werke aller Art — ausgenommen solche aus dem Bereiche der schönen Literatur — zu verhindern. Davon wurden der Unterrichtsminister durch die Zuschrift vom 8. Juli 1863, der heilige Synod in Kenntnis gesetzt. Der heilige Synod hat mit dem ebenfalls geheimen Zirkular vom 10. Juli 1863 die Drucklegung der heiligen Schrift, wie auch aller übrigen Bücher religiösen Inhalts in der ruthenischen Sprache verboten. Es wurde jetzt sofort der Druck vieler Bücher mit völlig unschuldigem Inhalt, die schon nahe der Vollendung waren, eingestellt. Alle früher bewilligten und bereits erschienenen Fibeln und Lehrbücher wurden in den Schulen und bei Privatpersonen beschlagnahmt und verbrannt. Die zur Zensur eingereichten Handschriften von Lehrbüchern, wie „Physik und Kosmographie" — „Geographie" — „Botanik" — „Mineralogie" usw. . . . . endeten auch auf dem Scheiterhaufen. Eine neue Auflage fanden die Chikanen und Verfolgungen im Jahre 1876. Die Hauptverwaltung in Preßangelegenheiten erließ folgenden Ukas:

„Der Kaiser und Gebieter geruhten allergnädigst zu befehlen:

I. Die Einfuhr in die Grenzen der Monarchie — ohne spezielle Bewilligung der Oberpreßbehörde — jeder Art der im Auslande herausgegebenen ruthenischen Druckschriften zu untersagen.

II. Innerhalb der Monarchie ist das Drucken und Herausgeben von Originalwerken und Uebersetzungen in dieser Sprache zu verbieten, mit Ausnahme: a) von historischen Dokumenten; b) von Werken aus dem Bereiche der schönen Literatur — unter der Bedingung aber, daß bei Veröffentlichung der historischen Dokumente die Orthographie des Originals, bei belletristischen Werken ausschließlich die russische Rechtschreibung angewendet werde; daß ferner die Bewilligung des Druckens ruthenischer Bücher nicht anders, als nur nach Prüfung der Handschrift von der Oberpreßbehörde erteilt werde.

III. Ebenso sind Bühnenvorstellungen jeder Art und Vorträge in der ruthenischen Sprache, sowie die Drucklegung ruthenischer Texte zu Musiknoten zu verbieten.

Chef der Oberpreßbehörde: Grigoriew.

Diese „slawophilen" Maßnahmen führten dazu, daß heute in Rußland ein — selbst nach der Statistik der Panslawisten über 25 Millionen Köpfe zählendes — slawisches Volk keine einzige Schule, keine Zeitung besitzt und seine nationale Literatur außerhalb der Grenzen des slawischen Riesenstaats pflegen muß.

Parallel mit der nationalen Bedrückung geht natürlich auch die politische: seit dem 14. August 1881 erfreuen sich die ruthenischen Provinzen Rußlands eines Ausnahmezustandes, der jeden Bewohner zum Sklaven der Polizei macht. So sieht die Betätigung der panslawistischen Ideale in der Praxis aus. Dieser Kampf um die primitivsten Rechte eines ganzen Volksstammes nimmt besonders jetzt, während des russisch-japanischen Krieges, monströse Formen an. Vor nicht langer Zeit wurden in Charkow, Kijew, Odessa bei den hervorragendsten Ruthenen um Mitternacht Haussuchungen und Verhaftungen vorgenommen, wobei wieder ganz harmlose, unschuldige, in Galizien herausgegebene Bücher beschlagnahmt wurden. . . . .

Wien. Roman Sembratowycz.

Digitized by Google

Berliner Verkehrsfragen.

Infolge des Einspruchs der Großen Berliner Straßenbahn gegen die Erweiterung der Untergrundbahn vom Potsdamer Platz nach dem Spittelmarkt hat nunmehr der Magistrat von Berlin die Feststellungsklage wider die genannte Gesellschaft angestrengt. Aller Voraussicht nach wird diese Klage zu einer vollständigen Niederlage der Straßenbahngesellschaft führen und die Feststellung bringen, daß die Hoch- und Untergrundbahn keine Straßenbahn im Sinne des zwischen den Kontrahenten abgeschlossenen Straßenbenutzungsvertrages ist und auch aus diesem Grunde nicht als unzulässiges Konkurrenzunternehmen nach den Grundsätzen von Recht und Billigkeit beurteilt werden kann. Dieses Ergebnis ist mit um so größerer Sicherheit zu erwarten, als Oberbürgermeister Kirschner in der Sitzung der Stadtverordnetenversammlung vom 3. März 1904 eine für die Ermittlung des Vertragswillens der Parteien wichtige Erklärung abgegeben hat, nach welcher der urkundliche Nachweis vorliegt, daß der Magistrat bei den Vertragsverhandlungen ausdrücklich und bestimmt erklärt hat, etwaige Konkurrenzlinien zur Entlastung überbürdeter Strecken keineswegs ausschließen zu wollen. Für den Fall dieses Nachweises würden sogar Straßenbahnen mit gleichartiger und unmittelbarer Konkurrenz zulässig sein, garnicht zu reden von dem ungleichartigen Betriebe der Hoch- und Untergrundbahn. Uebrigens geht auch aus der Tatsache, daß der Einspruch der Straßenbahn gegen die Weiterführung der Untergrundbahn sich auf das Reichsgerichtserkenntnis im Cölner Rechtsstreite vom 29. März 1898 stützt, während der Berliner Straßenbenutzungsvertrag am $\frac{\text{2. Juli 1897}}{\text{19. Januar 1898}}$ abgeschlossen ist, hervor, daß die Straßenbahnverwaltung bei Abschluß dieses Vertrages sich ihrer vermeintlichen Rechte gegenüber jeder Art von Konkurrenz nicht bewußt gewesen ist.

Freilich wäre es ja für die Straßenbahn außerordentlich bequem gewesen und hätte auch ganz in den Rahmen ihrer Leistungen gepaßt, wenn die Entscheidungsgründe des Oberlandesgerichts Cöln auf den Berliner Fall angewendet werden könnten und ihr ein Monopol mit verhängnisvollen Folgen für das Verkehrswesen der Reichshauptstadt in den Schoß geworfen hätten. Glücklicherweise aber hat sich bis jetzt in der gesamten unabhängigen Fach- und Tagespresse eine seltene Uebereinstimmung in der unbedingten Verwerfung des Einspruchs der Straßenbahngesellschaft kundgegeben, und der von dieser Gesellschaft in ihrer neuesten Erklärung angezogene Gutachter, dessen Name wohlweislich verschwiegen wird, darf versichert sein, daß er nach dem Bekanntwerden seiner Gründe nicht so lange auf Antwort zu warten braucht wie bisher die Gegner des erwähnten Einspruchs. Es wird nicht versäumt werden, die angebliche Autorität auf dem Gebiete des Kleinbahnrechts einer gründlichen Kritik zu unterwerfen, und zwar um so weniger, als es sich im vorliegenden Fall keineswegs um Rechtsfragen aus dem preußischen Kleinbahngesetz, sondern vielmehr um recht einfache zivilrechtliche Verpflichtungen handelt, mit denen das Kleinbahngesetz nicht das mindeste zu tun hat.

In der die Stadtvertretung von Charlottenburg beschäftigenden gleichen Rechtsfrage hat allerdings ein bekannter Kommentator des preußischen Kleinbahngesetzes sein Gutachten dahin abgegeben, daß das Reichsgerichtserkenntnis vom 29. März 1898 auf den Berliner Streitfall nicht angewendet werden könne, weil der Berliner Straßenbenutzungsvertrag im Gegensatze zu dem Cölner Vertrage unter der Geltung des Kleinbahngesetzes abgeschlossen sei, welches letztere dem Wegeunterhaltungspflichtigen nicht die frühere volle Vertragsfreiheit belassen, sie vielmehr wesentlich beschränkt habe. Diese Auffassung erscheint mir durchaus verfehlt, und es wäre mir, offen gestanden, eine direkte Zustimmung zu den Ansprüchen der Straßenbahngesellschaft mehr erwünscht als eine sachlich so wenig begründete Gegnerschaft. Es sei deshalb nochmals darauf hingewiesen, daß das Kleinbahngesetz, auf Grund dessen die staatliche Genehmigung immer unter dem ausdrücklichen „Vorbehalt der Rechte Dritter“ erteilt wird, keinerlei Einfluß auf die Rechtsgültigkeit privatrechtlicher Verpflichtungen auszuüben vermag, und daß außerdem die Aktionsfähigkeit des Wegeunterhaltungspflichtigen gegenüber dem drohenden Ergänzungsbeschluß nicht beschränkt ist. Die aus freier Willensentschließung hervorgegangenen privatrechtlichen Verpflichtungen haben der Wegeunterhaltungspflichtige und der Bahnunternehmer gegenseitig unbedingt zu erfüllen oder die Folgen der Nichterfüllung zu tragen, mögen die Straßenbenutzungsverträge nun vor oder nach dem Erlaß des Kleinbahngesetzes abgeschlossen sein. Aus derselben Erwägung hat das Reichsgericht in dem bekannten Bonner Rechtsstreit durch Urteil vom 12. Mai 1903 das Erkenntnis des Oberlandesgerichts Cöln bestätigt, nach dem der Stadtgemeinde Bonn der Betrieb einer ihr auf Grund des Kleinbahngesetzes genehmigten elektrischen Bahnlinie, die eine vertragswidrige Konkurrenzlinie darstellt, untersagt und die Stadtgemeinde für verpflichtet erklärt wird, der klägerischen Bahngesellschaft den Schaden zu ersetzen, welcher ihr durch den Betrieb dieser Linie entstanden ist und noch entsteht. Hier erweist sich also eine lange vor Erlaß des Kleinbahngesetzes eingegangene privatrechtliche Verpflichtung des Wegeunterhaltungspflichtigen rechtlich stärker als die Betriebsvorschrift der staatlichen Genehmigung. Es liegt nicht der mindeste Rechtsgrund dafür vor, in anderen Fällen die wohlerworbenen Rechte Dritter hinter die öffentlichrechtlichen Vorschriften des Kleinbahngesetzes zurücktreten zu lassen.

Bei der Behandlung der vorliegenden Rechtsfrage darf die Konzessionsverlängerung nicht unerwähnt bleiben, die mit Genehmigung des preußischen Ministers der öffentlichen Arbeiten am 4. Mai 1900 der Großen Berliner Straßenbahn gewährt worden ist und die staatliche Genehmigung für den Bau und Betrieb des Bahnnetzes bis zum 31. Dezember 1949 ausdehnt, während der Straßenbenutzungsvertrag mit der Stadtgemeinde Berlin am 31. Dezember 1919 erlischt. Diese über die Köpfe der Wegeunterhaltungspflichtigen hinweg bewilligte Konzessionsverlängerung wird niemals als ein Ruhmestitel des Ministeriums Thielen bezeichnet werden können, da hier ohne zwingende Gründe auf die Dauer von fast einem halben Jahrhundert ein Rechtszustand geschaffen werden sollte, der tatsächlich allem anderen, nur nicht dem öffentlichen Verkehrsinteresse der Reichshauptstadt dient. Gerade der Einspruch der Großen Berliner Straßenbahn gegen die Fortführung der Untergrundbahn läßt erkennen, nach welcher Richtung hin die Straßenbahngesellschaft ihr gewährte Rechte auszunutzen bestrebt ist und wie sehr die Beschwerden der Vertreter der Stadt Berlin im Abgeordnetenhause berechtigt waren. Gerade diesen Unternehmer, dessen Leistungen in der gesamten Fachwelt immer als recht mittelmäßige gegolten haben, hätte man sich vor Erteilung der Konzessionsverlängerung auf das genaueste ansehen und mindestens Kautelen gegen die von ihm etwa beabsichtigte Vergewaltigung des öffentlichen Verkehrsinteresses schaffen müssen. Während die meisten preußischen Kleinbahnen unter einer viel zu kurzen Dauer der staatlichen Konzession schwer zu leiden haben und infolge dessen eine ganz ungenügende Rente ergeben, wurde im Berliner Falle der kapitalkräftigsten von allen Kleinbahngesellschaften des Deutschen Reiches eine Liebesgabe zuteil, die bei näherem Zusehen, falls sie den vollen praktischen Erfolg hätte, ganz berechtigterweise den Neid unserer anspruchsvollen Agrarier erregen müßte.“ Dieser Fall zeigt deutlich, wohin diskretionäre Gewalten, wie sie der Regierung im Kleinbahngesetz erteilt sind, führen können; es muß deshalb eine der wichtigsten Aufgaben aller liberalen und den Sonderinteressen abholden Politiker sein, bei der dringend erforder-

lichen Revision des Kleinbahngesetzes auf die Beseitigung dieser diskretionären Gewalten hinzuwirken und eine vom Eisenbahnministerium unabhängige, sachkundige Instanz für die Erteilung der staatlichen Genehmigung und für die Ueberwachung der Kleinbahnbetriebe zu schaffen. Erst dann wird der unhaltbare Zustand aufhören, daß die Große Berliner Straßenbahn die staatliche Genehmigung gegenüber dem Vertragsverhältnis mit der Stadt Berlin ausspielt.

Die erwähnte Verlängerung der staatlichen Genehmigung hat für die Stadtgemeinde Berlin übrigens keineswegs so große Nachteile, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte. Denn die in § 7 des Kleinbahngesetzes vorgesehene Ergänzung der Zustimmung des Wegeunterhaltungspflichtigen durch die zuständige Verwaltungsbehörde unter Ausschluß des Rechtsweges (Kreisausschuß, Bezirksausschuß, Provinzialrat bezw. auf Beschwerde im letzteren Falle das Ministerium der öffentlichen Arbeiten) kann zwar erfolgen, sie muß aber nicht erfolgen. Nach der Ausführungsanweisung zu § 7 des Kleinbahngesetzes ist die Ergänzung der Zustimmung des Wegeunterhaltungspflichtigen ganz in das pflichtmäßige Ermessen der zuständigen Behörde gestellt. Die Prüfung der Ergänzungsanträge durch diese Behörde beschränkt sich keineswegs auf die von dem Unterhaltungspflichtigen erhobenen Forderungen, sie hat sich vielmehr auch darauf zu erstrecken, ob nach Lage des Falles ausreichender Anlaß vorliegt, zwangsweise in das Verfügungsrecht des Unterhaltungspflichtigen einzugreifen. Verneint die zuständige Behörde diese Vorfrage, so kommt es selbstverständlich auf die Art der geforderten Gegenleistungen weiterhin garnicht mehr an, der Ergänzungsantrag ist vielmehr abzulehnen. Daß nun die zuständige Behörde die Tatsache der staatlichen Konzessionsverlängerung an sich als einen ausreichenden Anlaß zum zwangsweisen Eingriff ansehen sollte, ist gewiß nicht ohne weiteres anzunehmen, zumal die Stadtgemeinde Berlin durchaus in der Lage ist, vor dieser Behörde auf die Erfahrungen hinzuweisen, die sie während einer langjährigen Vertragsdauer mit dem hier in Betracht kommenden Unternehmer gemacht hat. Die Prüfung dieser Verhältnisse, welche bei der Verlängerung der Konzession in einer offenbar wenig gründlichen Weise erfolgt ist, kann also vor dem im Ergänzungsverfahren zuständigen Provinzialrat nachgeholt werden und wird schwerlich ihre Wirkung verfehlen. Es sei übrigens darauf hingewiesen, daß auch der § 7 des Kleinbahngesetzes einer gründlichen Revision bedarf; denn bei der heutigen Rechtslage kann es sehr wohl vorkommen, daß der Eisenbahnminister als letzte Instanz einen Ergänzungsbeschluß erläßt, nachdem er in der gleichen Sache vorher die Erteilung der staatlichen Genehmigung zum Bau und Betrieb einer Kleinbahn angeordnet hat. Da der Rechtsweg gegenüber dem Ergänzungsbeschlusse ausgeschlossen ist, so wäre eine derartige Vergewaltigung des Unterhaltungspflichtigen formell durchaus möglich; es müssen also gesetzliche Kautelen gegen dieselbe geschaffen werden.

Durch die in dem Straßenbenutzungsvertrage vom 2. Juli 1897 / 19. Januar 1898 niedergelegten privatrechtlichen Verpflichtungen der beiden Kontrahenten wird nun bei Ablauf dieses Vertrages die Sachlage recht verwickelt. Nach § 36 des Vertrages geht beim Erlöschen der Zustimmung der Stadt Berlin zur Straßenbenutzung, d. h. also mit Ende 1919, der Bahnkörper (Betriebsstrecken), soweit er sich auf in städtischer Unterhaltungspflicht stehenden Wegestrecken befindet, nebst Zubehör (als Ständer, Zuleitungsdrähte usw.) und nebst den etwa auf städtischem Grund und Boden errichteten Warteräumen unentgeltlich in das Eigentum der Stadtgemeinde über; auch kann statt dessen der Magistrat die Wiederherstellung des früheren Zustandes der Straßen unter Beseitigung in dieselben eingebauter Teile der Bahnanlage verlangen oder auf Kosten der Gesellschaft ausführen lassen. Dieselben Rechte stehen für das gesamte Straßenbahnnetz der Gesamtheit der Wegeunterhaltungspflichtigen oder dem Erwerber dieser Rechte der Gesamtheit zu. Die Verlängerung der staatlichen Genehmigung zum Bahnbetriebe kann selbstverständlich diese privatrechtlichen Verpflichtungen der Bahngesellschaft gegenüber der Stadt Berlin und der Gesamtheit der Unterhaltungspflichtigen nicht berühren oder gar aus der Welt schaffen, es steht unzweifelhaft fest, daß am 1. Januar 1920 die Stadt Berlin bezw. die Gesamtheit der Unterhaltungspflichtigen Eigentümerin des Bahnkörpers nebst dem Zubehör ist, daß also die Bahngesellschaft ohne erneute Zustimmung der Stadtgemeinde den Betrieb auf den bisherigen Bahngleisen nicht weiterführen kann. An diesem Rechtsverhältnis kann weder die Verlängerung der staatlichen Genehmigung noch das nach § 7 des Kleinbahngesetzes zulässige Ergänzungsverfahren etwas ändern. Allerdings beschließt im vorliegenden Falle auf Antrag des Bahnunternehmers der Provinzialrat über die etwaige Ergänzung der Zustimmung der Stadtgemeinde Berlin zur weiteren Mitbenutzung der in ihrer Unterhaltungspflicht stehenden Straßen, indessen handelt es sich dabei keineswegs um die einfache Verlängerung der seitherigen Zustimmung, sondern um die Schaffung eines ganz neuen Rechtsverhältnisses. Außerdem ist mindestens fraglich, ob der Provinzialrat über die weitere Benutzung des im Eigentum der Stadt Berlin stehenden Bahnkörpers nebst Zubehör durch den staatlich konzessionierten Unternehmer im Ergänzungsverfahren beschließen kann; denn der Bahnkörper ist kein integrierender Bestandteil des öffentlichen Weges, über dessen Mitbenutzung der Provinzialrat zu entscheiden hat.

Hier könnte nur ein besonderes Enteignungsverfahren Platz greifen. Und wie steht die Sache, wenn die Stadt Berlin auf Grund ihres Vertrages die Beseitigung der Bahnanlage aus den Straßen verlangt? Dann kann der Provinzialrat doch nur über die Ergänzung der Zustimmung zum Bau und Betriebe einer ganz neuen Bahnanlage beschließen. In jedem Falle stehen der Stadtgemeinde Berlin mit Beginn des Jahres 1920 so viele Mittel zur Erzwingung eines ihr genehmen weiteren Bahnbetriebes zur Verfügung, daß die Straßenbahngesellschaft für die weitere Straßenbenutzung mit ganz gewaltigen finanziellen Opfern zu rechnen hätte. Inzwischen wird außerdem das Netz der Berliner Hoch- und Untergrundbahn derart ausgedehnt sein, daß der Straßenbahnbetrieb bei weitem nicht mehr die heutige Rolle im lokalen Verkehrsleben spielt und zur Not vorübergehend entbehrt werden kann, wenn nicht die in Aussicht stehenden Lasten den weiteren gesellschaftlichen Betrieb der Straßenbahnen ohnehin wenig verlockend machen. Wie sich aus diesen kurzen Andeutungen ergibt, ist durch die einseitige Verlängerung der staatlichen Konzession für die Große Berliner Straßenbahn keineswegs eine ohne weiteres ungünstige Rechtslage für die Stadtgemeinde Berlin und die übrigen unterhaltungspflichtigen Gemeinden geschaffen. Die Aktionäre der Straßenbahn werden jedenfalls gut daran tun, den seit Jahren ganz unberechtigt hohen Kurs ihrer Aktien beizeiten einer sachlichen Prüfung auf seinen inneren Wert zu unterwerfen.

Anläßlich der von dem Berliner Magistrat gegen die Straßenbahngesellschaft eingeleiteten Feststellungsklage haben sich nun in der Tagespresse Stimmen erhoben, die einerseits für den schon von mehreren Seiten verlangten Ankauf der Straßenbahn durch die Stadtgemeinde und andererseits für den Ankauf der Hoch- und Untergrundbahn plädieren. Vor der Verwirklichung derartiger Vorschläge kann nach meiner Ansicht nicht dringend genug gewarnt werden, da sie dem finanziellen Interesse der Stadtgemeinde Berlin schnurstracks zuwiderlaufen und auch in sozialpolitischer Hinsicht bei weitem nicht so wertvoll sind, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte, ganz abgesehen von den nicht unerheblichen Schwierigkeiten, welche die spätere Auseinandersetzung mit den übrigen Wegeunterhaltungspflichtigen mit sich bringen würde. Die Redaktion wird mir die Darlegung meines Standpunktes gestatten, obgleich ich sehr gut

Digitized by Google

weiß, daß in einflußreichen Kreisen auch entgegengesetzte Anschauungen gehegt werden. (Anm. d. Red.: Gewiß.)

Was zunächst die Verstadtlichung durch Ankauf der Mehrheit der Aktien und Fortführung in der Form des gesellschaftlichen Betriebes oder durch Uebernahme des gesamten Vermögens der Bahngesellschaft und Betrieb in städtischer Regie betrifft, so kann nach meiner Ueberzeugung die Stadtgemeinde Berlin sich nur glücklich schätzen, daß sie dahin zielenden Bestrebungen bislang nicht gefolgt ist. Denn sie würde diese Uebernahme im Wege des freihändigen Ankaufs ganz unverhältnismäßig hoch bezahlen müssen und mit Sicherheit einem wenig rentablen Betriebe entgegengehen. Auch die leitenden Persönlichkeiten der Gesellschaft würden bei dieser Gelegenheit ihre Leistungen vermutlich bedeutend höher bewerten, als dies in den Kreisen der Sachverständigen geschieht. Der zu Recht bestehende Straßenbenutzungsvertrag ist bei weitem nicht so ungünstig für die Stadtgemeinde, wie es die grundsätzlichen Verfechter der städtischen Regie darzustellen pflegen, und keineswegs zwingt er zu solchen Opfern, wie sie vorstehend angedeutet wurden. Bezüglich der Ausdehnung des Bahnnetzes bietet der § 4 des Vertrages bei sachkundiger Ausnutzung zweifellos bessere Aussichten als bei einer in städtischer Regie stehenden Straßenbahn, da nach den bisher gemachten Erfahrungen die kommunalen Betriebe im Reiche an die Ausdehnung der bestehenden Bahnnetze und den Bau von Außenlinien aus finanziellen Gründen nur mit äußerster Vorsicht herantreten und bei weitem nicht die Erwartungen erfüllen, die den früheren gesellschaftlichen Betrieben gegenüber als selbstverständlich galten. Was ferner den Bahnbetrieb angeht, so sind wegen des Fahrplans und der Wagenfrequenz in § 33 des Straßenbenutzungsvertrages sehr wichtige Rechte des Magistrats festgelegt, deren gehörige Ausnutzung dem Publikum erhebliche Vorteile bringen könnte. Wenn der Magistrat seinerseits einmal eine Zählung derjenigen Personen vornehmen wollte, die namentlich in den späteren Abendstunden von der Straßenbahn wegen zu geringer Wagenfrequenz oder wegen fehlender Anhängewagen nicht oder erst nach langem Warten befördert werden, so würde es leicht sein, auf einer ganzen Reihe von Linien ein erhöhtes Verkehrsbedürfnis festzustellen und die Bahngesellschaft zur Abhilfe anzuhalten. Spricht man weiter von der Besserstellung des Betriebspersonals unter städtischer Regie, so sind auch hier im allgemeinen mehr Illusionen als Wirklichkeiten vorhanden. Wer die Straßenbahnbetriebe in Deutschland aus eigener Anschauung kennt, wird schwerlich behaupten wollen, daß der städtische Betrieb im allgemeinen in sozialpolitischer Hinsicht mehr leiste als der gesellschaftliche Betrieb bei gleichen Lasten und Konzessionsbedingungen. Mir erscheint ein Punkt von besonderer Wichtigkeit in dieser Frage, nämlich die Möglichkeit eines rascheren Avancements für intelligente und besonders brauchbare Betriebsbeamte im gesellschaftlichen Betriebe, der nicht wie die städtische Regie an lokale Verbindlichkeiten und Einflüsse allerart gebunden ist und tüchtige Kräfte auch aus anderen Betrieben heranzieht. Von jeher hat der freie Wettbewerb tüchtigen Leuten in ihrem Berufe viel mehr Aussichten eröffnet als die Einreihung in die mehr oder weniger strenge Hierarchie des staatlichen oder kommunalen Beamtentums. Die Vorteile, welche der Magistrat im Falle städtischer Regie den Betriebsbeamten der Straßenbahn zu gewähren bereit wäre, würde er schon heute im Zusammenwirken mit der staatlichen Aufsichtsbehörde, sei es auch unter gelegentlichem Verzicht auf minder wichtige Vertragsrechte, bei der Straßenbahngesellschaft durchsetzen können. Inzwischen muß ja auch die reichsgesetzliche Regelung der Arbeitsbedingungen erhebliche Fortschritte machen und den Angestellten der Straßenbahnen und verwandter Berufszweige wie allen übrigen Arbeitnehmern zu gute kommen. Vom Jahre 1920 ab sind dann weitere sozialpolitische Vertragsverpflichtungen eine selbstverständliche Forderung der Stadtgemeinde. Wollte man heute an eine Verstadtlichung der Straßenbahn denken, so würde man unzweifelhaft alle damit etwa verbundenen Vorteile viel zu teuer erkaufen. Die Stadtgemeinde Berlin hat alle Veranlassung, die Entwicklung der Verhältnisse am Ende des Jahres 1919 abzuwarten; die Unsicherheit der Situation ist für die Straßenbahngesellschaft jedenfalls weit größer als für die Stadtgemeinde.

Es ist ferner der Vorschlag gemacht worden, die elektrische Hoch- und Untergrundbahn seitens der Stadt anzukaufen, um eine etwaige Fusion dieses Bahnbetriebes mit dem Straßenbahnbetriebe zu verhindern und die Konkurrenz lebendig zu erhalten. Eine genaue Kenntnis der Sachlage verrät dieser Vorschlag nicht. In dem Vertrag über Anlage und Betrieb der Hochbahn ist nämlich der Erwerb der Bahnanlage mit allem beweglichen und unbeweglichen Zubehör durch die Stadt Berlin ausdrücklich vorgesehen, ebenso in den Verträgen mit den Gemeinden Charlottenburg und Schöneberg. Allerdings kann dieser Erwerb erst am 15. März 1926 und in der Folge immer nur von zehn zu zehn Jahren vollzogen werden. Die Erwerbsbedingungen, die auf der Zahlung des 25fachen Betrages des steuerpflichtigen Einkommens aus dem Unternehmen beruhen, sind in ihrer Gesamtheit für die Stadtgemeinde nicht ungünstig, die Stadtgemeinde kann also die Entwicklung des Unternehmens ruhig abwarten und inzwischen die weitere Ausdehnung des Bahnnetzes im öffentlichen Verkehrsinteresse nach aller Möglichkeit fördern. Wollte sie das Unternehmen, wozu übrigens nicht der geringste Anlaß vorliegt, vor dem vertragsmäßigen Termin erwerben, so würde es sich nur um einen keinenfalls verlockenden, freihändigen Ankauf eines noch in der ersten Entwicklung stehenden Verkehrsunternehmens handeln, bei dem die Stadt große technische und finanzielle Schwierigkeiten zu überwinden hätte. Allerdings könnte man in den Bedingungen für den Weiterbau der Untergrundbahn die Möglichkeit einer Fusion mit der Straßenbahn grundsätzlich ausschließen, wofür aber jedenfalls die Stadt, da eine solche Bestimmung die Bewegungsfreiheit der Untergrundbahngesellschaft einschränken würde, eine Gegenleistung anzubieten hätte, und zwar ohne praktischen Wert. Denn an eine Fusion der Hoch- und Untergrundbahn mit der Straßenbahn ist überhaupt nicht zu denken. Ein Interesse daran könnte nur die Straßenbahngesellschaft haben, der es wohl erwünscht sein würde, nach dem Jahre 1919 für den Fall des Aufhörens ihres Betriebes im Weichbild von Berlin eine Verbindung ihrer Außenstrecken mit dem Stadtinnern zu haben. Die Gesellschaft der Hoch- und Untergrundbahn aber, die eben erst die schwierigsten Jahre der Erprobung eines neuen Bahnsystems hinter sich hat und nun einer, wenn auch recht langsamen Steigerung der Rente entgegensieht, wird schwerlich jemals zu einer Fusion die Hand bieten, bei der sie nur Nachteile zu gewärtigen hat. Das Jahr 1926 würde außerdem der Stadt Berlin die Möglichkeit gewähren, durch den vertragsmäßigen Erwerb der Hoch- und Untergrundbahn die Fusion unwirksam zu machen. Im Hintergrunde steht zudem immer auch das in § 30 des Kleinbahngesetzes begründete, stärkere Erwerbsrecht des Staates, das immerhin praktisch werden kann, wenn einmal unsere Vollbahnen zum elektrischen Betriebe übergehen sollten und damit die direkte Verbindung der Hoch- und Untergrundbahn mit dem allgemeinen Bahnnetze ermöglicht wäre. Die Straßenbahngesellschaft ist übrigens angesichts der großen Unsicherheit, welche ihr das Jahr 1919 bringt, garnicht in der Lage, an den Erwerb der Hoch- und Untergrundbahn zu denken; die Befürchtungen in dieser Richtung sind für jeden Kenner finanzieller Großbetriebe durchaus grundlos. Auch die in den Großstädten des Auslandes gemachten Erfahrungen weisen darauf hin, daß die Interessen der Hoch- und Untergrundbahnen sich mit denen der Straßenbahnen nicht vereinigen lassen, daß also eine Gefahr für das Aufhören der überaus wohltätigen Konkurrenz nicht besteht.

Meines Erachtens tut also die Stadtgemeinde Berlin am besten, in ihrer bisherigen Stellungnahme zu beharren

Digitized by Google

und weder dem Ankauf der Straßenbahn noch dem Ankauf der Hoch- und Untergrundbahn irgendwie näherzutreten. Dagegen hat sie ein erhebliches Interesse daran, die eingeleitete Feststellungsklage nach aller Möglichkeit zu beschleunigen und jedem Versuch der Verschleppung energisch entgegenzutreten. Vielleicht wird schon nach dem Urteil der ersten Instanz die Ueberzeugung von dem sicheren Siege der Stadt eine so allgemeine, daß man sich entschließt, den Weiterbau nach dem Spittelmarkt zu beginnen, ohne den Spruch des Reichsgerichts abzuwarten. Ein gutes Omen für den Ausgang der Sache im Sinne der städtischen Anträge liegt darin, daß für die Feststellungsklage nicht, wie vielfach fälschlich angenommen wurde, das vertragsmäßige Schiedsgericht, sondern das ordentliche Zivilgericht zuständig ist. Dem Spruche der ordentlichen Gerichte kann nach Lage der Sache die Stadtgemeinde Berlin mit großer Ruhe entgegensehen, — Recht wird auch diesmal Recht bleiben.

J. Kollmann.

Lehrerinnen und Klerikalismus.

Bei den schweren Kulturkonflikten, die die Länder romanischer Zunge erschüttern, tritt die Gefahr einer mächtigen Kirche auf dem Gebiet der allgemeinen Volksbildung in erschreckender Deutlichkeit hervor. Zwar ist es in Preußen bisher noch immer gelungen, parlamentarische Handstreiche in der Richtung eines reaktionären allgemeinen Unterrichtsgesetzes abzuschlagen; aber die vereitelte Tat des großen Mittels hat leider vielfach eine Schulpolitik der kleinen Mittel nach sich gezogen, deren Gefahr von liberaler Seite nicht unterschätzt werden sollte. Zu diesen still gegebenen Abschlagszahlungen auf dem Verwaltungswege gehört auch die Art und Weise, wie im preußischen Staat die Lehrerinnenfrage gelöst wird.

Preußen hatte nach der Unterrichtsstatistik im Jahre 1901 außer einer kleinen Zahl jüdischer Lehrkräfte 53 260 evangelische und 22 735 katholische Lehrer neben 5534 evangelischen und 7140 katholischen Lehrerinnen. **Während also im evangelischen Lager jede zehnte bis elfte Lehrkraft weiblich ist, setzt sich der katholische Teil des preußischen Lehrkörpers zum vierten Teil aus Frauen zusammen.** Am ausgeprägtesten sind die Verhältnisse in dieser Beziehung in der Provinz **Westfalen** und in der **Rheinprovinz** mit ihrer prozentuell überwiegenden katholischen Bevölkerung. Die beiden Provinzen ergeben folgendes Bild:

Tabelle siehe nebenstehend unten.

Es muß zwar zugegeben werden, daß die absolut und relativ höheren Gehaltssätze im Westen der Monarchie die Gemeinden aus finanziellen Gründen zu einer Vermehrung der Lehrerinnenstellen geführt haben, wenn man auch im Laufe der Zeit einsehen mußte, daß die genannte Annahme eine trügerische war. Trotz dieses Zugeständnisses aber bleibt der Unterschied zwischen evangelischen und katholischen Lehrerinnen bestehen. Wer die Dinge kritisch ansieht, der muß auf den Gedanken kommen, daß bei der Anstellung katholischer Lehrerinnen noch andere Gründe als die allgemein pädagogischen maßgebend sind. Rheinland und Westfalen sind nicht umsonst Hochburgen des Ultramontanismus. Von zweiundsechzig rheinischen Abgeordneten gehören vierundvierzig zum Zentrum, drei zu den Konservativen und nur vierzehn sitzen auf den Bänken der volksbildungsfreundlichen Parteien. Unter einunddreißig westfälischen Abgeordneten sind einundzwanzig Reaktionäre, nämlich fünfzehn Zentrumsleute und sechs Konservative. Diesen Wahlergebnissen entsprechend ist natürlich der Geist der Gemeindepolitik in den meisten Orten. Selbstverständlich versteht es die Geistlichkeit, mit oder ohne Schulinspektorpatent ihren Einfluß im Interesse der Kirche geltend zu machen. Mit Hilfe der Frauen haben die Priester aller Zeiten den Palast und die Hütte erobert, durch die Frau wahren sie auch ihre Herrschaft in der Schule. Die katholische Geistlichkeit weiß, daß die Frau eine gehorsamere Tochter der Kirche, als der katholische Lehrer ihr fügsamer Sohn. Trotz dem Anathema sind doch Tausende von katholischen Lehrern in die Reihen des verhaßten „unchristlichen" deutschen Lehrervereins übergetreten. Vom Durchschnitt der Frauen in der Schule ist eine solche Rebellion in absehbarer Zeit nicht zu erwarten, vielleicht nie.

Und der **Staat**? Er steht mit verschränkten Armen dabei und sieht der fortwährenden Vermehrung katholischer Lehrerinnenstellen mit ihrer offensichtlichen klerikalen Tendenz gelassen zu. Man muß sich eben daran gewöhnen, zurzeit die gesamte Schulpolitik à la Korum behandelt zu sehen. Wo sich der Staat als „Schulherr" fühlt und bewußt als solcher auftritt, wie in Posen — von mancher Extratour des Zickzackkurses allerdings abgesehen — da hat die Lehrerinnenfrage ein anderes Gesicht. Die ganze Provinz Posen hat unter 2630 katholischen Lehrkräften nur 103 weibliche, gleich 4 Prozent. Hier in der Ostmark, wo ein großer Teil der Geistlichkeit mit den polnischen Bestrebungen sympathisiert, braucht die Regierung gegen die kirchlich-polnischen Gewalten stärkere Mitkämpfer in der Schulpolitik, als sie der Durchschnitt des weiblichen Geschlechts stellen kann. Aber ist die ultramontane Gefahr für unser gesamtes Geistesleben etwa geringer zu veranschlagen als die Phantastereien des Großpolentums? Im Augenblick dieser Fragestellung versagt unser Regierungsapparat aus taktischen Gründen in der innern Politik. Wieweit das liberale Bürgertum daran mitschuldig ist, soll hier nicht weiter untersucht werden.

Regierungsbezirk bezw. Provinz	Zahl der evangelischen Lehrer	Zahl der evangelischen Lehrerinnen	Prozentanteil der Lehrerinnen	Zahl der katholischen Lehrer	Zahl der katholischen Lehrerinnen	Prozentanteil der Lehrerinnen	Unter je tausend Personen waren am 1. Dezember 1900 Katholiken
Münster	210	44	17,3	787	624	44,2	843,1
Minden	911	49	5,2	350	213	37,8	358,8
Arnsberg	2318	514	18,2	1245	866	41,0	458,0
Westfalen	3439	607	15,0	2382	1703	41,7	607,1
Koblenz	640	9	1,4	925	328	26,2	649,2
Düsseldorf	2420	447	16,7	2383	1477	38,3	575,0
Köln	287	71	19,8	1232	925	42,9	642,8
Trier	371	92	19,9	1282	693	34,7	799,7
Aachen	42	11	20,8	1046	554	34,6	962,3
Rheinland	3760	630	15,5	6868	3979	36,7	698,2

Angesichts der drohenden Ueberschwemmung unserer Volksschule mit katholischen Lehrerinnen muß vom Staate wenigstens eins verlangt werden: möglichste Einschränkung der privaten Vorbildung der Seminaristinnen durch Verweigerung der Lehrkonzession und Einrichtung staatlicher Lehrerinnenseminare paritätischen Charakters. Ich weiß wohl, daß die heutige Form der Lehrerinnenbildung von seiten der Frauenrechtlerinnen mit vollem Recht angegriffen wird; aber angesichts der vorliegenden Tatsachen muß ich mich auf den Boden des Gegebenen stellen, weil sonst kein anderer Weg übrig bleibt, um dem Uebel zu begegnen. Preußen hatte 1901 5634 evangelische, 7140 katholische und 56 jüdische Lehrerinnen, in Summa 12 830. Selbst wenn keine Vermehrung der Lehrerinnenstellen stattfindet, so würde der jährliche Bedarf doch rund 600 Lehrerinnen betragen, denn erstens wird der zartere weibliche Körper durch die Schularbeit schneller verbraucht als der männliche, und zweitens kommt der Austritt durch Verheiratung hinzu. Gegenüber diesem Bedarf hatte Preußen 1902 nur zwölf Lehrerinnenseminare mit 902 Zöglingen; das macht für die Abiturientinnenklasse rund dreihundert.

Seit 1892 ist die Zahl der preußischen Lehrerinnenseminare nur um eins gewachsen, obwohl die Zahl der Stellen für Lehrerinnen beständig gestiegen ist. Die Hälfte und mehr aller Lehrerinnen ist heute auf einen Weg der Vorbildung außerhalb der staatlichen Anstalten gedrängt. Daran werden auch die Neuforderungen des diesjährigen Kultusetats wenig ändern. Es sollen ein evangelisches Lehrerinnenseminar in Löwenberg und ein katholisches in Lissa errichtet werden. Der Westen mit seinem starken Kontingent weiblicher Lehrkräfte geht leer aus. Nach einer vor einiger Zeit durch die Zeitungen gehenden Nachricht, der amtlich nicht widersprochen worden ist, haben von 866 im Arnsberger Bezirk angestellten Lehrerinnen nur 357 eine staatliche Anstalt besucht. Damit macht sich die Regierung indirekt zur Förderin einer klerikal beeinflußten Lehrerinnenbildung. Was der Staat versäumt, übernimmt die Kirche durch ihre Ordens- und Schwesterninstitute mit dem größten Vergnügen. Der Einwand, daß auch diese Anstalten unter staatlicher Aufsicht stehen, trifft nicht den Kern der Sache. Den lehrplanmäßigen Zielen, die die Staatsorgane stecken, wird man genügen, schon um Konflikte zu vermeiden, aber was sich nicht prüfen und revidieren läßt, das ist der Geist dieser kirchlich-klösterlichen Bildungsinstitute, der nachher in der Volksschule fortwirkt. Das ist eine ultramontane Gefahr, die nicht durch Gesetzesparagraphen die Schule bedroht, aber vielleicht gerade deshalb umso bedenklicher ist. Für den Liberalismus ist es angesichts dieser Tatsachen bei der Beratung des Kultusetats an der Zeit, drei Forderungen zu stellen:

1. sorgfältige Prüfung, ob nicht eine weitere Vermehrung der katholischen Lehrerinnen im Westen der Monarchie zu verhindern sei,

2. Gründung von Lehrerinnenseminaren, in erster Reihe paritätischen, um möglichst den Gesamtbedarf an Lehrerinnen zu decken,

3. zur Unterstützung dieses Antrages eine Statistik über die Vorbildung der Lehrerinnen, die auch erkennen läßt, wieviel unter ihnen katholische Ordensinstitute besucht haben.

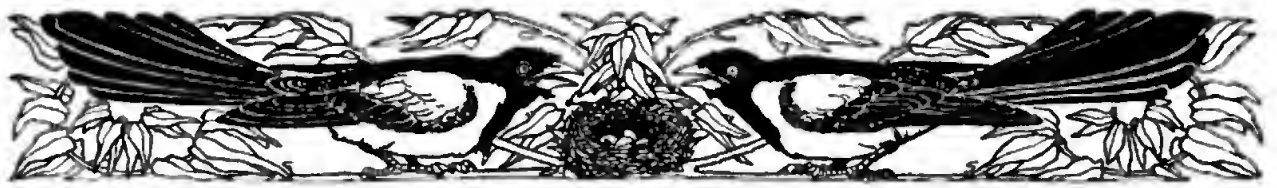
Otto Pautsch.

Anton von Werner.

Der Name, der diese Zeilen als Ueberschrift ziert, ist ein Kampfruf. Er wird ausgesprochen — und man sieht im Geist ein Schlachtfeld, auf dem die deutschen Künstler mit gezogenen Schwertern aufeinander losgehen. Jedermann weiß es: der Berliner Akademiedirektor nimmt diese interessante Position nicht etwa ein, weil seine künstlerische Persönlichkeit, als eine machtvolle Vertretung älterer Kunsttendenzen, ihn zum Kampfe wider das aufständische Häuflein der Modernen befähigte, sondern weil er ein begabter Verwaltungsmann, ein „Kunstbeamter", wie es in Schmitzlers „Einsamem Weg" heißt, ein geschickter Diplomat, ein gewandter Hofmann und ein Redner ist, der niemals noch auf den Mund fiel. Doch eben darum ist der sonderbare Einfluß, den er an maßgebendster Stelle genießt, ein so unheilvoller für die deutsche Kunst der Gegenwart. Gerade darum ist das Treiben dieses mittelmäßigen Malers ein so gefährliches. Und darum ließ es sich natürlich nicht vermeiden, daß einzelne Redner in der Kunstdebatte des Reichstags unter den zahlreichen Unglaublichkeiten unserer offiziellen Kunstpolitik auch die eigentümliche Stellung heranzogen, die das Schicksal in seiner Güte Herrn Anton von Werner angewiesen hat. In einer durch diese Schicksalsgüte begreiflichen Ueberschätzung seiner Bedeutung hat Herr von Werner daraus gefolgert, die ganze Debatte des 16. Februar habe sich eigentlich um ihn gedreht, und sich in seiner schwächlichen Broschüre gegen den Reichstag zu der von liebenswürdigstem Selbstbewußtsein zeugenden Bemerkung hinreißen lassen, die Redner des Parlaments hätten „einen kostbaren Tag mit Angriffen gegen seine Person vergeudet". Aber seitdem man nun erfahren hat, daß der Berliner Akademiedirektor den Sektuk, er müsse doch eigentlich Präsident der Münchener Sezession werden, für bare Münze genommen, wird man sich an die erstaunliche Tatsache gewöhnen müssen, daß dem klugen Manne gelegentlich die Kunst der scharfen Unterscheidung abhanden kommt.

„Wer ist Anton von Werner?" so fragte der Abgeordnete Dr. Südekum am 16. Februar im Reichstag. Und in der Tat, es lohnt, unsern unverantwortlichen Kunstminister wieder einmal näher ins Auge zu fassen. Was er selbst als Maler leistet, das hat er gerade jetzt aufs neue in ergreifender Weise gezeigt. Denn ein glücklicher Zufall fügt es, daß seit wenigen Tagen seine neueste „Schöpfung", ein Bildnis des Generals von Alvensleben, das seit geraumer Zeit, um einem dringenden Bedürfnis aller deutschen Kunstfreunde abzuhelfen, für die Nationalgalerie bestellt war, an seinem Bestimmungsort eingetroffen ist, wo es nun unter den „neuen Erwerbungen" prangt. Nun, ich muß sagen: es ist ritterlich von Herrn von Werner, seinen Gegnern — und er soll deren haben — eine solche Waffe in die Hand zu geben. Man scheut sich förmlich, sie gegen ihn zu benutzen, denn es ist kaum glaublich, daß ein Mann auf so exponiertem Posten ganz ernsthaft ein so absolut unzulängliches Bild malt. Dies Porträt ist eine Reinkultur aller Wernerschen Minuseigenschaften. Seine klare, kalte, seelenlose Routine, seine sauber-korrekte Nüchternheit, seine völlig unmalerische Malerei — hier zeigt sie sich jedem, der sie noch nicht gekannt hat, in ihrer entwaffnenden Unbedeutenheit. Das ist in Wahrheit eine Malerei, die abdanken darf, wenn dereinstens die Photographie in natürlichen Farben ihre letzte Vervollkommnung erfahren hat, d. h. eine Malerei, der nichts fehlt als eben das spezifisch Künstlerische. Anton von Werner kann vieles, ja sogar das meiste von dem, was man bei einigermaßen anständiger Durchschnittsbegabung lernen kann. Nur — fatal! — von dem, was man nicht lernen kann, was in der Seele glühen muß, und was letzten Endes den Künstler ausmacht, sucht man leider vergebens eine Spur. Sonst läßt sich gegen seine Kunst nichts einwenden.

Digitized by Google



Daß Herr von Werner ein Künstler vierten Ranges ist, wird ihm schließlich niemand ernstlich zum Vorwurf machen. Es muß auch solche Käuze geben, und nur ein Schalk gibt mehr, als er hat. Wunderlich ist nur die Weltordnung, die einen Mann von so bescheidenen Qualitäten an die Spitze einer der größten deutschen Kunsthochschulen gestellt hat, die er nun nach Gottes unerforschlichem Ratschluß ein Menschenalter schon „leitet". Was hatte die Vorsehung im Auge, als sie in einer Zeit, da tausend neue malerische Probleme einherstürmen und ein neuer Farbensinn jubelnd erwacht ist, für die Berliner Akademie einen Mann ausersah, der einem lyrischen Koloristen wie Lesser Ury gegenüber, als dieser ihm seine Arbeiten vorzeigte, den inzwischen zum geflügelten Worte avancierten klassischen Ausspruch tat: „Auf Farbe gebe ich nichts?" Das ist das Arge: daß Herr von Werner die Mittelmäßigkeit seiner eigenen Künstlerschaft nun auch auf die seiner Obhut und Lehre unterstellten Zöglinge überströmen lassen möchte. Wer nicht selbst das Glück gehabt hat, unter seiner Oberherrschaft sich in die Geheimnisse der Kunst einweihen zu lassen, der kann das klar an den Reden erkennen, die er so zahlreich und so wortgewandt an die Schüler seines Instituts gerichtet hat. Schon vor acht Jahren hat Anton von Werner die bis dahin gehaltenen Ansprachen in einem wertvollen Bande gesammelt. Seitdem aber ist neues Material hinzugekommen. Und erst am 18. Juli 1903 hat der Herr Direktor gelegentlich der Preisverteilung eine Rede gehalten, die deutlich zeigt, wie er seine Jünger in den Geist der Kunst einführt. Einiges sei hier herausgehoben.

Herr von Werner nimmt in dieser Rede zum Ausgangspunkt seiner Betrachtung die allerdings mit seiner Anschauung auffallend übereinstimmende „Mahnung" des Kaisers bei der Einweihungsfeier des neuen Akademiegebäudes, „die Ideale der Kunst, in den durch Ueberlieferung und die unwandelbaren Gesetze der Schönheit, Harmonie und Aesthetik gewiesenen Bahnen zu hüten und zu pflegen". Es versteht sich von selbst, daß Herr von Werner sich nicht die Frage vorlegt, warum denn alle großen Meister der Kunstgeschichte die Ueberlieferung durchbrochen haben, und was denn nun eigentlich jene „unwandelbaren" Gesetze seien. Darüber zerbricht er sich nicht den Kopf. Er geht vielmehr von diesem Satze selbständig weiter: der Künstler „soll die Kunst als eine höchste und heiligste Befähigung zur Verklärung des ganzen Lebens und Denkens der Menschen auffassen und dazu noch daran denken, daß im Kunstschaffen über alle Philosophie und alles Grübeln der gesunde Menschenverstand geht." Ach, Du lieber Gott! Der gesunde Menschenverstand versteht sich wie das Moralische immer von selbst. Aber als Prinzip beim Kunstschaffen aufgestellt, wird er keinen Hund unterm Ofen vorlocken. Weiter: der Künstler darf „niemals vergessen, daß er die hohe Lebensaufgabe hat, veredelnd zu wirken". Mit Verlaub: das soll der Künstler wohl vergessen! Eben weil er es tun soll! Denn wenn er daran denkt, dann wird er es nicht tun. Eine solche Wirkung kann durch die Kunst eindringlich und unbewußt nur indirekt hervorgerufen werden. Wehe dem Künstler, der an etwas anderes denkt als an die Arbeit seines Auges und seiner Hände. Ganz ängstlich stellt Herr von Werner dann die Frage an die Zukunft, was werden soll, „wenn einst die Photographie dahin gelangen sollte, farbige Nachbildungen der Natur zu erzielen, welche vielleicht als vollendete Darstellungen des objektiv Schönen und zugleich Wahren anerkannt werden müßten? welches wird dann die Aufgabe des Malers als Künstler sein?" Gerade hier wäre es am Platze gewesen, den Schülern von dem tiefsten Wesen der Kunst zu sprechen. Aber da bricht der Herr Direktor ab. Es scheint wirklich, als habe er selbst keine Antwort auf diese Laienfrage gefunden. Er stellt dafür noch andere Laienfragen auf, z. B.: „Sollte es nicht auch eine objektive Kunst in der Darstellung des absolut Schönen geben?" Er sehnt sich nach einem „gesetz- und vorschriftsmäßigen Verfahren." Er überlegt ganz erstaunt, „wie es denn möglich war, daß frühere Zeiten so glücklich waren, ein auf Erfahrung und erprobte Regeln basiertes Malverfahren zu besitzen, welches in den Werkstätten der alten Meister zweifellos handwerksmäßig erlernt wurde", und merkt nicht, daß es eben keine allgemeine Schablone, sondern ein Weitergeben persönlichster, subjektivster Einzelerfahrung war, was die Entwicklung der Technik ehemals so glücklich gestaltete. Und er ruft zum Schlusse noch einmal gelegentlich der zur Preiskonkurrenz eingelieferten Kompositionsarbeiten den Schülern zu: „Hier muß ich mehr noch als an künstlerisches Empfinden lediglich an den gesunden Menschenverstand appellieren!"

Herr von Werner erzählt in dieser Rede mit bewundernswerter Offenheit selbst, daß der Kaiser ihm jetzt vor einem Jahre beim Besuch der Hochschule gesagt habe: „Wie kommt es, daß man nach all diesen Vorstudien in der Praxis nachher oft so unerfreuliche Resultate sieht?" Ja freilich, der Erfolg des Wernerschen Regimes an der Akademie seit dreißig Jahren ist ein beschämender. Wo sind die bedeutenden Künstler, die aus solcher Zucht hervorgegangen sind? Eine Laterne her! Max Klinger ist wohl der einzige unter denen, die heute die deutsche Kunst mit Ehren vertreten, den man in gewissem Sinne einen „Schüler der Berliner Akademie" nennen könnte. Aber ob Herr von Werner gerade ihn als Fleisch von seinem Fleische anerkennen möchte? Ganz abgesehen davon, was Klinger zu einem solchen Stammbaum sagen würde

Und ein Mann, der solche Meinungen und Leistungen aufzuweisen hat, „macht" nun die offizielle preußisch-deutsche Kunst! Sein Haß gegen jede künstlerische Eigenart, der nach seiner beschränkten Kunstauffassung nur natürlich ist, und dem er oft Ausdruck gegeben, ist maßgebend für das, was von oben her gesprochen und angeordnet wird. Die Kunst der Banalität, der phrasenhaften „Veredelung" und des „gesunden Menschenverstandes", die er liebt, ist die von Staats wegen anerkannte und protegierte. Herr von Werner hat seine Hand im Spiel gehabt, als Skarbina und Hugo Vogel, verbrecherischer moderner Neigungen verdächtig, ihr akademisches Lehramt „freiwillig" niederlegten. Er hat im Jahre 1897 alles getan, um die große Böcklin-Ausstellung der Akademie zu hintertreiben. Er war einer der Führer in der Hetze gegen Herrn von Tschudi, die sich gegen des Nationalgaleriedirektors vortreffliche Bemühungen richtete, auch ausländische moderne Werke zu erwerben, und die zur Strafversetzung der Impressionistenbilder ins zweite Stockwerk führte. Er hat nach Begründung der Sezession in der Akademie den Antrag gestellt, Max Liebermann auszuschließen, womit er sich freilich beim Akademiepräsidenten Ende einen Korb holte. Er hat nie eine Gelegenheit versäumt, die aufstrebende Kunst zu beschimpfen und zu verdächtigen. Und er wird nun, wie er selbst in seiner Broschüre gegen den Reichstag mitteilt (S. 19—20), nach Herrn Lewalds Abreise zu einer Art stellvertretenden Reichskommissars in Kunstangelegenheiten für St. Louis ernannt! Da sollen wir wirklich glauben, er sei in der ganzen St. Louiser Affäre, die den Becher glücklich zum Ueberlaufen gebracht hat, unschuldig wie ein neugeborenes Kind? Allerdings, wie sich sein Einfluß hier geltend gemacht, wie seine Einwirkung auf die allerhöchste Stelle in Preußen und im Reiche überhaupt seit Jahr und Tag sich gestaltet hat, das wird nie jemand im einzelnen so korrekt nachweisen können, daß nicht aus irgend einem äußeren Grunde flugs ein „Dementi" erfolgen könnte. Vielleicht bringt die Sonne es noch einmal an den Tag. Wir leben ein Zeitalter der Plötzlichkeiten; man kann nie wissen. . .

Inzwischen aber schlagen wir die Berliner Abendzeitungen vom Montag, dem 7. März 1904 auf. Hofbericht: „Gestern vormittag empfing der Kaiser den Direktor A. v. Werner." . . .

Max Osborn.

Digitized by Google

Pastor Klinghammer.

Schon seit manchem Jahr hatten die Romane den größten Erfolg und fanden die weitgehendste Beachtung, die sich einen bestimmten Beruf als Gegenstand ihrer Darstellung erwählten. Das paßt außerdem wunderbar zur Milieutheorie, stimmt ausgezeichnet zu unserm Vermögen, Zustände zu schildern, das ja selbst im Drama von heute mächtiger ist als das eigentlich dramatische Vermögen; und dann interessiert ein solches Werk wenigstens die Berufsgenossen, also unter allen Umständen mehr Leute, als sich je bei einem Kunstwerk, das von derlei absieht, zusammen fanden. Der „Probekandidat", „Jena oder Sedan?", „Zapfenstreich" genügen wohl als Belege aus letzter Zeit. Liest man nun auf einem Roman den Titel: „Pastor Klinghammer", so erwartet man, wie die Zeitläufte nun einmal sind, wieder ein neues Milieuwerk der eben gekennzeichneten Art. Wir haben zwar schon den „Pfarrer von Breitendorf" von Wilhelm v. Polenz, aber er zog nicht recht. Vielleicht, weil damals das reine Milieuwerk noch nicht so beliebt war, vielleicht, weil der Pastorenberuf überhaupt noch nicht interessant genug für einen großen Roman befunden wurde. Aber heute, seit Pfarrer Naumann, sind die Geistlichen doch gewiß wieder interessant. Pastor Klinghammer! Aha, denkt man, das ist gewiß so ein moderner Geistlicher, der fromm und modern zugleich sein will. Das kommt uns zwar leicht ein bißchen komisch vor, aber vielleicht kann es uns Wilhelm Hegeler, der Autor des Pastor Klinghammer, etwas besser erklären, als wir selbst es vermögen. Und dann kriegt die Orthodoxie gewiß ordentlich eins auf die Ohren, die unsern Klinghammer nicht wenig drangsalieren wird. Auch der Staat, der ja immer zur Orthodoxie hält, wird tüchtig die Wahrheit zu hören bekommen. Jedenfalls will sich Pastor Klinghammer auch politisch betätigen. Das Recht dazu hat er ja als deutscher Reichsbürger, wohl sogar die Pflicht. Da mag ihm der Landrat, der Regierungspräsident und der konservative Wahlverein nicht schlecht zusetzen. Zumal Klinghammer sicher auch mit Glaubenskonflikten zu tun hat, nicht mehr so recht an die Trinität, die Erbsünde, die Gottheit Christi und derlei glauben kann, wie es in den Bekenntnisschriften für ewige Zeiten festgelegt ist. Der deutsche Bürger ist gespannt. Das kann ja wieder eine rechte Hetz werden mit dem Pastor Klinghammer. So arg wie bei „Jena oder Sedan" wird es wohl nicht sein, denn das Militär bleibt nun einmal noch für lange das interessanteste. Aber die Kirchenzeitungen und Stöcker werden tüchtig schimpfen und mindestens die „Kreuzzeitung" einen Leiter gegen das Buch bringen. Schließlich kann man auch nicht nur von Jena oder Sedan, Rußland oder Japan leben. Man sieht, der deutsche Bürger ist schon voll Kunstbegeisterung für den Roman, er kauft ihn, trotzdem er nicht billig ist, oder leiht ihn wenigstens.

Der deutsche Bürger wird recht enttäuscht sein, denn Pastor Klinghammer hat weder eine politische Ader, noch kämpft er wider die Orthodoxie. Er ist überhaupt kein interessanter, pastoraler Standesgenosse, denn die paar Glaubenskonflikte gehen recht nebenher, im großen und ganzen „glaubt" er überhaupt nichts; Pastor Klinghammer ist vor allem Mensch. Nichts weiter. Das ist zurzeit schauderhaft wenig für einen Roman. Aber Wilhelm Hegeler ist nun einmal so wenig Geschäftsmann, daß ihn das bloße Schildern und Zergliedern eines Milieus mit einem sogenannten Helden als unvermeidlichem Anhängsel nicht befriedigt. Sein Roman ist ein Charakter-, kein Milieuroman.

Daniel Klinghammer, der spätere Pastor, stammt aus einer alten Pastorenfamilie, in der der Erstgeborene nach altem Väterbrauch immer Geistlicher wurde. Dies geistliche Anerbenrecht findet sich ja auch heute noch vielfach, und nicht selten bringt ein solcher Anerbe für seinen Beruf nichts weiter mit als seine Erstgeburt. Daniel eignet sich aber zum Pastor auch insofern, als er, wenigstens äußerlich gesehen, eine stille, ja unbeholfene Natur ist, der geistige Dinge weit mehr gelten als alle materiellen Güter. Allerdings hat er dabei auch viel von einem Grübler. Die kirchlichen Glaubenssätze sind für ihn weniger zum glauben als zum zerlegen und zersetzen da. Reine Verstandesmenschen, scholastische Naturen sozusagen, stört derlei wenig bei der praktischen Ausübung ihres Berufs. Ich kenne wenigstens einige, denen schon seit dreißig und mehr Jahren — noch von der rationalistischen Zeit her — daheim in der Studierstube das Zerspalten der kirchlichen Glaubensbegriffe die einzige intellektuelle Ergötzung ihres Lebens abgibt, die aber zugleich vor der Oeffentlichkeit tapfer zu ihrer Kirche stehen, schon weil sie ihnen immer wieder das Material zu solcher Ergötzung liefert. Als Widerspruch empfinden sie dies Verhalten daheim und draußen nicht. So sind sie denn im Privatverkehr wie im Talar die kulantesten Leute, überall beliebt und gern gesehen, nur nicht bei einem orthodoxen Kirchenregiment.

Daniel Klinghammer zählt nicht zu diesen glücklichen Naturen. Er ist dazu viel zu leidenschaftlich, hat viel zu starke Gemütsbedürfnisse. Aus solchen Grüblern werden gern theologische Fanatiker, und es spricht für die gute Beobachtung und das psychologische Verständnis Hegelers, daß er eine kleine Weile seinen Daniel sich ebenfalls mit kirchlichem Fanatismus betäuben läßt, dieser stachligen Keule, die so mancher Theologe tieferer Art wuchtig gegen seinen eigenen Kopf und die Köpfe seiner Umgebung schwingt. Aber lange hält ein solcher Zustand bei Daniel nicht vor. Dafür hat er zu viel mit sich selbst, seinem Bruder Fritz und seiner Liebe zu Marianne zu tun. Von Jugend auf konnten sich die beiden Brüder nicht leiden. Fritz, das freundliche, schmeichlerische, gefällige Kind war von jeher der Mutter Verzug. Zu ihrem Aeltesten hat sie dagegen nie so ein recht warmes, mütterliches Verhältnis finden können. Als die Brüder erwachsen sind, entfernen sie sich immer mehr voneinander. Aus der Abneigung wird immer deutlicher Haß. Fritz, dem Leutnant a. D., fliegen alle Herzen zu, ist er doch ein liebenswürdiger, amüsanter Gesellschafter, der die Menschen zu nehmen versteht, wie sie genommen zu werden wünschen. Daniel, der Pastor, steht allein, unverstanden, unbeliebt. Und doch hätte er viel mehr als sein Bruder warme, menschliche Teilnahme zur Entfaltung seiner Kräfte nötig. Das Verhältnis der Brüder spitzt sich immer mehr zu, da beide um ein und dasselbe Mädchen, Marianne, ringen. Ihre Neigung schwankt eine Weile zwischen den Brüdern hin und her, wie es bei jungen, des Lebens noch wenig kundigen Mädchen oft genug vorkommt. Zu ihren Sinnen spricht der schöne, gewandte Leutnant a. D., zu ihrer Seele Daniel. Schließlich entscheidet sie sich auch für ihn. Der von aller Welt verwöhnte Fritz erlebt zum erstenmal eine Niederlage, was ihn erst recht erbittert gegen den Bruder.

Die junge Ehe zwischen Marianne und Daniel läßt sich gut an. Aber das dauert nicht lange. Daniel, dem Einsamen, wird dies ständige Zusammensein mit einem andern, der ihn keinen Augenblick allein läßt, der jeden seiner Gedanken, kaum ist er geboren, als sein Eigentum betrachtet und Anspruch darauf erhebt, unerträglich. Hegeler schildert das sehr fein, und wie manche Ehe scheitert auch tatsächlich an diesem Haut an Haut leben! Aber auch Marianne ist nicht zufrieden. Das eintönige Leben im Pfarrhaus behagt ihrem lebhaften Naturell nicht. Die stille, versonnene, fast zur Askese neigende Art des Mannes, steht in gar zu schroffem Gegensatz zu ihrer sonnigen, natürlich-sinnlichen Art. Er hat so garnichts

Spielerisches, Tändelndes, Leichtbeschwingtes. Treibt ihn aber einmal die Leidenschaft aus sich selbst heraus, erwärmt er nicht; vielmehr setzt er gleich alles in Flammen, an denen man sich verbrennt. Da taucht Fritz wieder auf, und Marianne würde mit ihm entfliehen, wenn nicht der mißtrauische Daniel hinter ihren Plan käme und seinen Bruder in der Raserei der Eifersucht erschlüge. Man sieht, im Mittelpunkt des Buches, worauf es von vornherein hinsteuert, steht das alte Thema von Kain und Abel in einer modernen Variation. Erschwert r .d kompliziert hat sich Hegeler sein Thema, indem er einen Pastor zum Kain werden läßt; erleichtert dadurch, daß sein Abel selten mehr als ein oberflächlicher, fast nur mit äußeren Vorzügen begabter Leutnant a. D. ist. Aber Daniel und Marianne finden sich schließlich doch wieder zusammen, und der Dichter entläßt uns mit dem Eindruck, daß die beiden, nachdem Daniel die Strafe für seinen Totschlag verbüßt, nun wirklich miteinander, füreinander leben werden, zumal sie jetzt auch Elternpflichten haben. Dieser Schluß erscheint mir allerdings nicht recht einleuchtend. Man kann nicht glauben, daß das grundverschiedene Temperament der beiden sich nicht doch wieder störend geltend machen wird, wenn Hegeler sie auch durch zwei so starke Ereignisse wie eine längere Gefängnisstrafe und die Geburt des Kindes anpassungsfähig zu machen hofft.

Damit ständen wir bei den Bedenken. Daß mir der Schluß des Buches psychologisch nicht auf allzu sicheren Füßen zu stehen scheint, nehme ich nicht schwer. Wenn ein Roman nicht mit dem Tod seines Helden endet, schließt er eigentlich überhaupt nicht, sondern hört nur auf, weil der Autor eben irgendwann aufhören, d. h. in unserm Fall abbrechen muß. Um uns das neue Leben der beiden Hauptpersonen verständlich zu machen, müßte Hegeler halt einen neuen Roman schreiben. Da es ihm anders gefiel, und er uns mit der Andeutung der Möglichkeit solch neuen Lebens entläßt, gebe ich mich zufrieden, auch wenn mir diese Andeutungen nicht ganz stichhaltig vorkommen. Bedenklicher erscheint mir etwas anderes, und das ist der einzige ästhetische Einwand von Belang, den ich gegen das schöne Buch habe. Hegeler hat nämlich, offenbar in dem Drang, seinem Pastor, der ein Totschläger wird, in jeder Hinsicht zu Hilfe zu kommen, zu all den seelischen Vorgängen, die Klinghammer zu einem neuen Kain werden lassen, eine Fülle äußerer Geschehnisse gesellt, die den Eindruck von der Unabwendbarkeit dieses Schicksals verstärken sollen. Diese äußeren Ereignisse sind oft recht krasser Natur. So beginnt der Roman z. B. gleich mit einem Attentat, das von zwei Strolchen auf Marianne ausgeführt wird. Und wo immer sich die Situationen psychologisch zuspitzen, stellen sich auch rein äußere Vorgänge mit derselben Tendenz ein. Es ist gewiß erfreulich, einmal wieder einem Roman zu begegnen, der sich nicht im Zergliedern, nicht in psychologischer Kleinarbeit verliert, der vielmehr auch starke, äußere Handlung hat. Aber Hegeler tut hierin meines Erachtens doch zu viel und erreicht so durch seine Häufung der Mittel nicht eine Steigerung, sondern eine Minderung des Interesses, oder zum mindesten eine Ablenkung auf Nebendinge. Sein Roman, der als Charakterroman hauptsächlich auf Charakterdarstellung und Entwicklung gestellt ist, verträgt nicht dies Allzuviel an rein äußerer Spannung. In diesem Punkt hat sich der Autor meines Erachtens vergriffen. Sein Roman würde zwar weniger aufregen, aber noch tiefer ergreifen, wenn in der rein äußeren Aktion mehr Maß gehalten worden wäre.

Im übrigen ist der groß angelegte Roman ein schönes, dankenswertes Buch. Auch der deutsche Bürger findet das augenscheinlich, trotzdem es sich weder um einen Berufsroman noch um ein Sensationswerk handelt, denn vom „Pastor Klinghammer" (Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin), der erst unlängst erschienen, wird soeben, wie ich sehe, die dritte Auflage ausgegeben.

München. Kurt Aram.

Von den Frühlingsfahrten des Norddeutschen Lloyd.

I.

Reisebriefe in Tagebuchform will ich nicht schreiben. Ich finde sie selbst unausstehlich.

Nur ein paar Momentaufnahmen möcht' ich festhalten: Marinestücke, Genreszenen und Landschaftsbildchen. Soweit sie nicht Freund Bädeker schon erschöpfend behandelt hat („zehn Schritt nach rechts pittoreske Felsengruppe mit Aussicht, kleines Trinkgeld").

Der Bremer Lloyd hat seinen Doppelschraubenschnelldampfer „Kaiserin Maria Theresia" Ende Januar auf Reisen geschickt. Das Schiff hat Madeira und die kanarischen Inseln angelaufen und ist jetzt im Begriff, seine Passagiere zu allen Wundern zu führen, die die Küsten des Mittelmeers bieten. Erst im Mai kehrt es nach der Nordsee zurück.

Auf der ersten „Teilstrecke" dieser Vergnügungsfahrten, die soeben in Genua ihren Abschluß gefunden hat, gab's der Eindrücke viel. Ich muß die Augen schließen, will ich all' die exotischen Bilder, eins nach dem andern, Revue vor mir passieren lassen. Vieles, vieles wird man vergessen. Aber einzelne Höhepunkte der Reise treten immer leuchtender, immer mächtiger hervor, je weiter sie sich zeitlich entfernen. Und sie werden frei von den Schlacken, die solch einem Massenausflug zur See anhaften. Anhaften müssen: weil bei den Blitzbesuchen in den paar Dutzend Anlaufhäfen doch alles, alles von dem bißchen Sonnenschein abhängt.

Ein herrlicher Sonntag auf Madeira — eine lustige Fahrt durch die Bananenwälder von Gran Canaria — bunte Bilder von Granada und der Alhambra, von Algier, Tunis und Neapel — das wird das Unvergeßliche bleiben.

Viele werden auch von Regen, viel Regen und Landungsschwierigkeiten erzählen, von schmutzigem Bettelvolk, betrügerischen Geldwechslern und andern Plagen, über die man sich ärgern mußte. Denn bekanntlich ärgert sich niemand so viel als der deutsche Vergnügungsreisende.

Aber ich möchte heute nicht gern an diese Spezies Schiffsgast denken, möchte zunächst auch von den „Knalleffekten" dieser ersten Fahrt gar nicht sprechen. Ein paar Zwischenstimmungen lassen mich nicht los: die Erinnerung an Augenblicke, in denen garnichts Aufregendes geschah, nichts anderes, als was wohl auf jeder Seereise zu sehen oder zu erleben ist.

Zum Beispiel hab' ich mich brennend für alle Lotsen interessiert, die an Bord kamen. Man kann an ihnen allerhand physiognomische Studien anstellen.

Den Portugiesen, der uns nach Funchal brachte, sehe ich noch leibhaftig vor mir.

Im ersten Morgengrauen taucht aus dem blauen Ozean rechts voraus ein roter Felsen auf. Er wächst und wächst, in jene glatte, steile Wand graben sich Risse, Bastionen und Kamine, hellgrüne und dunkelgrüne Flecken werden bemerkbar — es sind Zuckerrohrplantagen und Zypressenwälder — und dann blitzen im ersten Sonnenstrahl, regellos an der Küste hingestreut, weiße kleine Würfelsteine, die sich wie Kinderspielzeug ansehn: winzige Puppenhäuser und zierliche Puppenkirchen.

Irgendwo scheint eine der blauen, weiß überköpfenden Wellen mit einem braunen Korkstückchen zu spielen.

Unser Schiff gibt ein Zeichen mit der Dampfpfeife — und auf dem Korkstückchen wird ein flatterndes Tüchlein aufgezogen.

Es ist also ein Boot. Das Boot des Lotsen.

Sie wachsen immer direkt aus der See heraus, diese braunen Männer.

Manchmal gibt's einen darunter, der mit schwarzem, steifem Filzhut und einem Kneifer auf der Nase an Bord kommt — wie jener im Golf von Genua. Aber ich habe mich in

Digitized by Google

meinen Portugiesen verschossen. Der trug sogar Ohrringe. Er war stämmig und untersetzt. Einen Südwester hatte er aber nicht. Er ging in einem englischen Sakkoanzug von blauem Düffel. Etwas Teerjackiges, wie man es immer auf den Bildern sieht (Nr. 537, der Lotse und sein Weib), besaß er überhaupt nicht. Indessen die Augen von dem Manne werd' ich nie vergessen. Sie standen in einem bartlosen, gutmütigen Gesicht und waren, wie man's von einem Portugiesen verlangen darf, so dunkel wie seine Haare. Der Blick dieser Augen aber hatte etwas Zwingendes, etwas Herzbewegendes. Er schien immer in die Ferne gerichtet, über den Gegenstand, den er vor sich hatte, weit hinaus. Und sah man ihn an, dann war es einem, als könnte man der weiten Strecke, die er sah, in sein dunkles Auge hinein folgen.

Das Schiff fährt langsamer — aber noch immer so schnell, daß das winzige Boot, das da vorn auf den Wellenköpfen schwankt, binnen wenigen Minuten sich zu einem Kutter auswächst. Soeben sahen wir es noch rechts voraus — jetzt müssen wir uns schon weit über die Brüstung hinauslehnen, um es zu erspähen.

Ein Seil klatscht über das Verdeck des tanzenden Fahrzeugs. Vier Fäuste packen es. Eine Strickleiter wird vom Promenadendeck hinuntergelassen. Daran hält sich der Lotse fest. Der Kutter wird nebenher mit fortgezogen, man hört das scharfe Rauschen seines Kiels durch das Rattern der Maschine hindurch.

Und an der baumelnden Leiter, die ein paar Stockwerk Höhe hat, klimmt ruhig und sicher der braune Mann mit den Ohrringen empor.

Sobald sein gutmütiges Gesicht mit den seltsamen Augen über der Brüstung des Promenadendecks auftaucht, fassen die unten im Boot das Tau los — der Kutter macht ein paar taumelnde Sätze, bei denen die Damen, die von oben zuschauen, leicht auffreischen — nach ein paar Sekunden aber nimmt das Schiff wieder sein früheres Tempo an, und dann ist der Kutter sogleich weit, weit da hinten, schrumpft rasch in sich zusammen, verliert Segel und Mast und Besatzung, wird ein kleiner Nachen, dann ein winziger Seelenverkäufer, darauf eine Nußschale, ein Korkstückchen .... Und dann ist es weg, mit einemmal, wie von der Flut verschlungen ... Nein, da taucht es noch einmal auf; aber es sehen nur die, die ihr Goerzglas gerade zur Hand haben.

* * *

Wenn das Schiff einen Hafen verläßt, dann folgen ihm einige hundert Möven. Die kreischen und balgen sich wie die neapolitanischen Gassenjungen. Werden die Küchenabfälle ins Meer gelettet, dann bildet sich im Kielwasser des Schiffes sofort eine weiße, bewegliche Insel von den sich drängenden Leibern der gierigen Vögel.

Bald wird die Fahrt schneller. Mit doppelter Eile schießen die Möven über den mächtigen Oberbau des Schiffes. Man hört den Flügelschlag — es ist, als vernähme man sogar das Klingen in den stählernen Trossen, an denen sie vorüberschwirren.

Gerät die Küste außer Sicht, dann erlahmt ihr Flug. Noch ein, zwei Stück folgen eine halbe Meile. Sie ruhen sich am Heck aus — tief überm Wasserspiegel flattern sie dann, ab und zu mit der Brust die Flut berührend. Noch einmal ein Mövenschrei irgendwo in der Luft — dann zieht das Schiff in stiller Einsamkeit über den Ozean weiter, verlassen von dem gefiederten Bettelvolk.

Aber im nächsten Hafen ist es gewiß wieder da.

Und mit ihm taucht anderes leichtes Volk auf, das nach Brosamen schnappt.

In Madeira und Teneriffa schwanken Dutzende von Booten, weit über Mannshöhe mit Korbmöbeln und Warenballen (Spitzen und Stickereien) bepackt, rund ums Schiff. Ein leidenschaftlicher Handel entspinnt sich in jenem wunderlichen Volapük, gemischt aus portugiesisch, deutsch, englisch, französisch und italienisch, das zum vollen Verständnis der pantomimischen Beihilfe bedarf.

In einzelnen Booten hocken braune Jungen, notdürftig gekleidet, die bettelnd die Hände zu den Schiffsgästen auf dem Promenadendeck emporheben und plötzlich ihre zerlumpten Hemden vom Leibe reißen. Nun stecken sie nur noch in den zerrissenen Leinenhosen. Es sind kleine Tauchgenies. Sie verdienen ihr täglich Brot unter Wasser. Die Passagiere werfen Silberstücke in die Flut — Silber muß es schon sein, allenfalls auch Nickel — und wie die Pfeile vom Bogen, so schnellen die braunen Burschen vom Steuerbänkchen. Nach drei, vier Stößen haben sie die Beute. Schnaubend, sich schüttelnd kommen sie an die Oberfläche. Die Kopfform der Burschen hat etwas Fischotter- oder Negerartiges. Es scheint mir ein ganz anderer Typ als der, den wir drüben in Lissabon sahen.

Ein wundervolles Farbenspiel entsteht, wenn so ein nackter Leib einen Fuß tief unter der Oberfläche dahinschießt. Auf dem blauen Wasser steht die Sonne, sie beleuchtet den bräunlichen Hautton der Schwimmer. Manchmal, wenn die Strahlen sich brechen bei einer Wendung der sehnigen, geschmeidigen Körper, wirken sie wie Silber.

Und über das blaue Wasser mit den silbernen Reflexen fällt aus der goldenen Sonnenluft plötzlich ein Schneeschauer. Die Küchenjungen wetteifern in sportlicher Uebung: ausgekochte Hammelbeine und Rindslendenknochen fliegen in kühnem Bogen über die Tauchergesellschaft hinweg ins Wasser.

Nun fällt es flatternd, kreischend, plumpsend aus den Lüften herunter — das sind nicht mehr Hunderte, das sind Tausende von Möven. Die blaue Flut ist im Umsehen weiß, schneeweiß. Und noch immer kommt Verstärkung aus dem Himmel herunter. Ein Schneefall, ein lustiger Schneewirbel.

Jetzt flattert das Heer der Möven wieder auf — einer der Küchenjungen, der ein Spaßvogel ist, hat mit einer Konservenbüchse nachgeholfen — und es beginnt ein Wogen der Schneemassen nach links, nach rechts, im Bogen zur Küste, schnurgerade zum Schiff zurück — und der Zustrom aus allen Windrichtungen hält an. Möven, Möven, wohin man blickt.

Ein paarmal huscht der flackernde Schatten der in den Lüften streitenden Mövenlegion über das Sonnendeck. Dann ist's, als ob eine weiße Schneewolke sich vor die Tropensonne drängte.

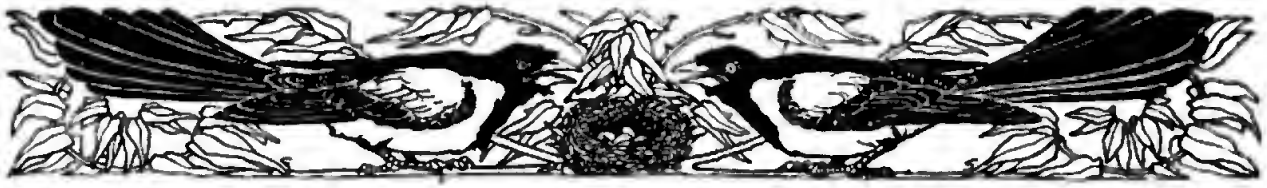
* * *

Wir haben ein paar Sonnenuntergänge erlebt, die ganz unnatürlich farbenbunt waren. Es war ein Rausch in Farben.

Denk' ich an den bei der Ausreise von Malaga zurück, dann übernehme ich keine volle Verantwortung. Wir hatten nämlich, von der Alhambra zurückkehrend, in einem großen Weinkeller Abschied von Spanien gefeiert. Mein Nachbar auf dem Sonnendeck sah die Sonne sogar zweimal nebeneinander. Glühendrot. Das war aber sicher eine Täuschung. Erinnere ich mich recht, dann war die eine der Mond. Ja, so war's, links die Sonne und rechts der Mond. Und zwischen beiden der immer schmaler werdende Streifen des scharf silhouettierten Küstenlandes, davor das blaue Mittelmeer, das nicht mehr blau, sondern opal war, nein, fleischrot, nein, golden — und dahinter, ein wenig weiter nach dem Monde zu, die in Blut getauchte Schneekette der Sierra Nevada. Und ein paar Segel taten uns den Gefallen, die Lichtbahnen zu durchkreuzen, sodaß auf den weißen Leinwandflächen sich das ganze Farbenspiel der Wellen wiederholte, während der Kiel der kleinen Boote das flüssige Gold aus der Tiefe aufwühlte und in zwei Quellen einen neuen Strom seltsamer Farben über die Glut des krausen, bunten Wassers goß.

Es lag ein feierliches Schweigen über dem Schiff, nachdem die Temperamentvollen die Zwecklosigkeit ihrer Ah's und Oh's eingesehen hatten. Und das war das allerschönste. Ein Farbenrausch, der direkt in den Traum hinüberführte.

Digitized by Google



Auch der Golf von Neapel machte uns den Abschied so schwer.

Auf dem Vesuv lag Schnee. Die letzten, schwarzen Regenwolken, die uns tags zuvor hatten zähneklappern machen vor Frost und Nässe, hatten sich zerteilt. Die Sonne bescherte uns ein ähnliches bengalisches Schauspiel wie in Malaga. Aber hier kamen noch die tausend Lichter der Hügelstadt dazu, die in die Schattenumrisse der westlichen Höhenzüge Löcher bohrten. Die Berge schienen transparent: aus tausend Gucklöchern blitzte das Licht der dahinter zur Rüste gegangenen Sonne. Und die Abendluft war ganz erfüllt von Musik. Drüben auf dem schwedischen Schiffsjungenschulschiff schwang sich ein weiches Kornettsolo über die diskrete Begleitung der Schiffskapelle hoch empor — es war musikgewordenes Heimweh — und auf allen Gondeln zirpte, sang, fiedelte und blies es. Eigentlich war's ein Höllenkonzert. Man mußte sich zwingen, nur dem Schiffsjungen drüben zu lauschen. Und mußte sich ihn vorstellen dabei, den sentimentalen, kleinen Schweden — mit blondem Haar, mit wettergebräuntem, trotzigem Gesicht und feuchtschimmernden, blauen Kinderaugen.

* * *

Aber die paar Festilluminationen sind's nicht allein, die einem das Seereisen lieb machen. Das Wasser, das wir befahren, hat so unendlich viel Stimmungen. Auch wenn weder Sonne noch Mond den Regisseur spielen.

Ist die Nacht hereingesunken und steht man am Heck, dann sieht man seitwärts neben dem Schiff die grellen Kajütenlichter über die See hineilen. Das ist ein ewiger Wechsel von Schaumkämmen, über deren Spitzen sich ein Brillantfeuerwerk von funkelnden Tautropfen entlädt.

Und erlöschen schließlich auch die Schiffslichter, dann nimmt das Meer eine ganz neue Gestalt an. Es hat keine leichtbeschwingten Wellen und Wogen mehr, die lustig emporspritzen, es ist eine zähe, dunkle, metallische Masse geworden, die am Schiffsleib rüttelt, zurückweicht, Höhlen in der Tiefe zurückläßt, tiefe Furchen, die erst beim nächsten Ansturm der schwarzen, festen Wasserhügel begraben werden.

In der Nähe der Küsten schwankt ein Irrlicht auf der schwarzen Fläche. Ein Feuerschiff. Das hat etwas Gespenstisches.

Kommt nun der Lotse an Bord — geheimnisvoll plötzlich aus der Finsternis, aus dem Meer auftauchend — dann huscht uns ein Frösteln über die Haut.

. . . Auf den großen Landkarten stehen ab und zu unbenannte, kleine Punkte vor den Küsten.

Diese unbenannten, kleinen Punkte — Felsenriffe oder unbewohnte Inseln — werden von den Lotsen vorsichtig umschifft. Für die schaulustigen Passagiere bilden sie interessante Ereignisse in ihrem faulen Schlaraffendasein.

Sie steigen mählich aus den Fluten empor, diese weltfremden, unbenannten, unbekannten Eilande, die im Atlas nur winzige Punkte sind. Man sieht eine traumhaft friedliche Märchenwelt — Fels, Strauch und rotes Land. Und es liegt eine seltsam ergreifende Stille darüber. Lange, lange währt es bei der vorsichtigen Fahrt, bis man das Ende so eines unbenannten, kleinen Punktes erreicht hat. Und dann versinken sie wieder ins Nichts.

Nur eine schemenhafte Erinnerung an den tiefen, majestätischen Frieden bleibt — und folgt einem in den Trubel der Großstadt.

Genua. Paul Oskar Höcker.

(Fortsetzung folgt.)

Irene Forbes-Mosse: „Peregrinas Sommerabende". Lieder für eine Dämmerstunde sowie dreißig Uebersetzungen aus dem Französischen, Englischen und Dänischen. Mit vielen Zeichnungen von Heinrich Vogeler-Worpswede. Im Inselverlage zu Leipzig 1904.

Ein ausgeprägt dekorativer Zug ist diesen Gedichten eigen. Mehr als an das Gemüt wenden sie sich an die Sinne, wiederum mehr an das Auge als an das Ohr. Der Garten, in dem Irene Forbes-Mosse wandelt, muß von altem, kunstvoll geschmiedetem Eisengitter umfriedet sein, vor den Bosketten stehen marmorne Statuen, und über dem verwitterten Brunnenrand ragt in zerbröckeltem Stein der Flußgott. In leopardenbunten Herbstesfarben malt sich ihr der Wald am liebsten, und rote Rosen, die Fälle roter Rosen, rote Rosen verschwenderisch hingestreut, bedeuten ihr das Leben. Dies Schwelgen in dekorativen Stimmungsmitteln ist auch ihr aus Sehnsucht geboren. Nicht eine bestimmte Sehnsucht ist das, und sie ist nicht auf den Namen eines Mannes getauft; sie heißt nicht Liebe. Es ist die rastarme Sehnsucht, die das eigene Ich hinter der Umgebung verstecken möchte, die Dekorationswechsel braucht, um nicht gewahr zu werden, daß alle Trugmittel schließlich doch nur trügerisch sind. Sehr charakteristisch schildert Irene Forbes selbst, wie sie im Sommer den Winter, im Frühling den Herbst sich herbeiwünscht.

Das Blut einer altbekannten Dichterfamilie, berühmt aus den Tagen der Romantik, fließt in Irene Forbes' Adern, und sie verleugnet es nicht. So sehr ihre Sehnsucht innerlich modern ist, so sehr liebt sie die Waldwege der Romantik. Auch für sie ist das Volkslied bestimmend geworden. Nicht in seiner rhythmischen Einfalt und nicht in seiner kindlichen Herzlichkeit, wohl aber in seiner dunklen, märchendurchglitzerten Stoffwelt. Ueberall wird das Märchen in diesen Gedichten wach, und es gibt sich in sehr erlesener Gewandung; es ist hier der modern malerischen Auffassung verwandt, es sucht dieselben naiv-stilisierten Linien, die Heinrich Vogeler-Worpswede eigen, der dem Buch das künstlerische Kleid angepaßt hat. Auch die Lust der Romantik an kunstvollen Metren und Rhythmen ist Irene Forbes-Mosse nicht fremd; und sagte ich, daß ihre Gedichte sich mehr an das Auge, das erschauende, als an das Ohr wenden, so hab' ich nun hinzuzufügen, daß ihre Verse auch etwas sangvoll Einschmeichelndes haben, daß die Künstlerin die Rhythmen, die sie verwendet, zu vollem Ausklang kommen läßt. Nichts Dilettantisches ist in diesen Gedichten, und auch wo Irene Forbes Nachdichtungen bietet, bringt sie sprachliche Eigenart und metrische Schönheit zur Geltung. Und sie wählt die Originale so, daß sie nur ihr innerlich Nahestehende um sich sammelt und mit ihren Gästen wirklich ein Haus bewohnt: Swinburne und Yeats, Keats, Maeterlinck und Holger Drachmann hat sie entboten. Man sieht, ein sehr moderner, ausgeprägt literarischer Kreis. Dazu in ihrer Bibliothek — in grünen Saffianbänden — die „Geschichte des Fräulein von Sternheim" und Sternes „Empfindsame Reise". Das alles gehört zum Wesen dieser Frau; verfeinerte Geschmackskultur ist ihrer Art unentbehrlich; wie ihr ein Sichklarwerden über die Welt vielleicht wichtiger ist, als die eigenen Herzensnöte. Der Liebe gedenkt sie hin und wieder, und dann nicht ohne Melancholie; sie besingt die Gerechtigkeit:

Ich hab Dich je und je geliebt
Gerechtigkeit!
Dein Adlerauge ungetrübt,
Dein reines Kleid . . .

Du harrst in schweigender Geduld,
Du klopfst ans Haus,
Du siehst des Herzens dunkle Schuld
Und löschst sie aus.

Nicht also nur eine „interessante", sondern auch offenbar eine Frau von seltischer Eigenart. Nichts Unkünstlerisches, ich wiederhole es, nichts Dilettantisches an ihr. Sollte ich Kritik üben, ich sagte eher, daß diese Gedichte mir allzu literarisch seien. Der Park mit dem Marmorbrunnen, den sie durchwandelt, hat seine rosenversteckten Lauben. Aber ob Sitzplätze darin sind —? Ich bezweifle es fast.

E. H.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von J. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 25. Berlin, den 19. März 1904. 21. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Kaiser Wilhelm II. hat auf dem Lloyddampfer „König Albert" eine Mittelmeerfahrt angetreten, um sich von den Folgen seines Halsleidens und der überstandenen Operation völlig zu erholen. Daß er gerade in dieser Zeit, da alle Welt mit schwierigen internationalen Verwicklungen rechnet, die Seefahrt angetreten hat, könnte darauf schließen lassen, daß er selbst die Lage vom deutschen Standpunkt aus für ungefährlich ansieht.

Der Reichskanzler Graf Bülow, der mit seiner Scheu vor „inneren Konflikten" und mit seiner Vorliebe für die „Politik der mittleren Linie" sonst ganz und garnicht den Idealen vom starken Mann entspricht, die sich gewisse Gewaltpolitiker ausdenken, hat auf einmal eine bewundernswerte Festigkeit und Bestimmtheit bewiesen. Er hat eine größere Anzahl russischer Staatsangehöriger, insbesondere Studenten, aus dem preußischen Staatsgebiete ausweisen lassen, weil sie sich als Einberufer, Leiter oder Redner an einer Berliner Versammlung beteiligt haben, in der eine Protestresolution angenommen worden ist, gegen das Ausweisungsverfahren der Regierung und gegen die entsprechenden Ausführungen des Kanzlers im Reichstag. Die Resolution protestierte dagegen, daß Graf Bülow einen „Akt der Abwehr" der Russen in Berlin als impertinent und als Mißbrauch des Gastrechts bezeichnete, antisemitische Vorurteile („Mandelstamm und Silberfarb") entfesselte, und unter dem Schutz der Immunität die Russen in Deutschland als Schnorrer beschimpfte; sie hielt den vom Reichskanzler verurteilten früheren Protest gegen den Staatssekretär Freiherrn v. Richthofen „Punkt für Punkt" aufrecht und wies dem Grafen Bülow für sein Vorgehen „die Verantwortlichkeit vor der gesamten Kulturwelt und vor dem Urteilsspruch der Geschichte" zu. Daraufhin hat also der Reichskanzler seine im Reichstag bereits ausgesprochene Drohung wahrgemacht und „die fremden Herren, die sich bei uns so mausig machen, wie sie dies in der letzten Zeit getan haben und so impertinente Erklärungen verfassen", ausgewiesen. So wenig man geneigt sein wird, das Vorgehen der jugendlichen russischen Ausländer und Ausländerinnen in allen Einzelheiten zu verteidigen, und so unbedingt man anerkennen muß, daß die Kritik gegenüber der deutschen Staatsregierung auf deutschem Boden in erster Linie dem deutschen Staatsbürger zusteht, von dem sie auch nur wirkungsvoll geübt werden kann, — immerhin bleibt bestehen, daß eine freigesinnte Regierung jugendliche Heißblütigkeit im Bewußtsein der eigenen Stärke mit Gelassenheit hätte ignorieren können. Man muß den Bismarck nicht an der falschen Stelle spielen.

Das preußische Abgeordnetenhaus hat sich wieder einmal mit der Nichtbestätigung von Beamten der Selbstverwaltung beschäftigt, die sich keines andern Vorwurfs schuldig gemacht haben, als daß sie ihrer liberalen Ueberzeugung gelegentlich offen Ausdruck gaben. Zu der langen Reihe von Klagefällen früherer Jahre kam diesmal die Nichtbestätigung des Gemeindevorstehers Wentzel in Girbigsdorf und eines Schöffen im Kreise Templin-Ruppin. Weil beide den agrarischen Großgrundbesitzern gelegentlich die Wahrheit gesagt hatten, sollten sie unfähig zur Bekleidung der Aemter sein, die ihnen das Vertrauen ihrer Wähler übertragen wollte. Beide Fälle lagen so ungünstig für die konservative Bestätigungspraxis der Regierung, sie forderten so lebhaft zu Vergleichen mit der Behandlung konservativer Beamter heraus, daß der Minister des Innern offenbar froh war, erklären zu können, er habe mit diesen Fällen nichts zu tun, und der Regierungspräsident sei angewiesen, dafür zu sorgen, daß der nicht bestätige Gemeindevorsteher über die gegen ihn vorgelegten Anklagen gehört werde.

Bei der Beratung des Kultusetats im preußischen Abgeordnetenhaus hat der Ministerpräsident Graf Bülow eine Verteidigungsrede für die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes gehalten. Sie hat indes keine neuen Tatsachen oder Gesichtspunkte zutage gefördert; denn daß sich der preußische Ministerpräsident gelegentlich als hochkonstitutionell hinstellt und die größte Achtung vor Mehrheitsbeschlüssen der Parlamente bekunden zu müssen für gut hält, das kennt man ja schon von seiner Rechtfertigung wegen allzu großer Nachgiebigkeit gegen die Kanalrebellen her. Und daß Graf Bülow nunmehr jede größere Rede mit einem Appell an die bürgerlichen Parteien schließt, gegen die Sozialdemokratie brüderlich zusammenzuhalten, ist nachgerade auch nur noch Selbstzitat.

Die sächsische zweite Kammer beschäftigt sich mit der Beratung der Gemeindesteuerreform. Die Regierung fordert in ihrem Entwurf, daß die Quelle der Einkommensteuer nicht mehr wie seither in Sachsen hauptsächlich von den Gemeinden, sondern in erster Linie vom Staat ausgeschöpft werde. Dafür sollen die Gemeinden eine Gewerbesteuer obligatorisch und eine Grundsteuer fakultativ erheben, ferner wird eine Bier-, Tanz- und Gastwirtschaftssteuer verlangt. Besonders beachtenswert ist die im Regierungsentwurf vorgesehene bodenreformerische Forderung der Wertzuwachssteuer für Bauland, die eine Beschränkung der ungesunden Auswüchse der Spekulation im Bauwesen verhindern soll. Während die letztgenannte Forderung vielfach sympathisch begrüßt wird, haben Konservative und Nationalliberale an den übrigen Regierungsreformen schärfste Kritik geübt und sie in der vorliegenden Form für unannehmbar erklärt. Den städtischen und industriellen Vertretern ist die Vorlage zu agrarisch, und den verwöhnten, anspruchsvollen

Agrariern der sächsischen Kammer ist sie nicht agrarisch genug. Indessen ist das letzte Wort in dieser Angelegenheit noch nicht gesprochen.

Im Wahlkreis Lüneburg mußte infolge der Ungültigkeitserklärung der Wahl des nationalliberalen Dr. Jänecke eine Nachwahl stattfinden, deren Endergebnis noch durch eine Stichwahl festzustellen sein wird. An der Nachwahl ist der Rückgang der sozialdemokratischen Stimmen von 5564 auf 3908, also um 1656 Stimmen besonders bemerkenswert. Mag auch die Sozialdemokratie gewohnheitsgemäß bei aussichtslosen Nachwahlen Geld und Kraft sparen, so ist dennoch der starke Stimmenrückgang innerhalb so weniger Monate eine auffallende Erscheinung.

In Südwestafrika ergeben sich noch soviel Schwierigkeiten mit den aufständigen Hereros, daß eine weitere Entsendung von 800 Berittenen neuerdings vom deutschen Kolonialamt gefordert und vom Reichstag natürlich bewilligt wird. Es handelt sich darum, die Eingeborenen völlig zu entwaffnen und das Land dauernd zu pazifizieren. Die Sozialdemokratie weist fortgesetzt auf die hohen Kriegskosten hin, von denen bis jetzt 13 Millionen gefordert sind. Ueber dem Schelten auf die verfehlte Kolonialpolitik vergißt sie der ermordeten deutschen Ansiedler, ihrer Frauen und Kinder. Sie vergißt ferner, daß ein Feldzug, der nicht gründlich durchgeführt wird, den unzivilisierten Feind nur zu baldiger Wiederholung seiner Gewalttätigkeiten reizt. Deshalb werden auch diejenigen über das zielbewußte „Nein" der Sozialdemokratie zur Tagesordnung übergehen können, die es für sehr möglich halten, daß eine falsche Politik die Hereros zum Aufstand provoziert hat, und die die Kolonialpolitik des Deutschen Reiches in vieler Hinsicht für verbesserungsbedürftig ansehen.

Die Beschimpfungen und Verfolgungen, denen die Deutschen Oesterreichs in den letzten Wochen ausgesetzt waren, haben sich von Prag auch auf Wien und Brünn ausgedehnt. Ueberall dieselben lärmenden Kundgebungen und rohen Gewalttaten des tschechischen Pöbels. Die Regierung versucht zwar einzuschreiten; aber daß es überhaupt so weit kommen konnte, daß in einem „geordneten" Staatswesen der Nationalitätenhaß so hohe Flammen schlagen konnte, das ist doch ein deutlicher Beweis von der Altersschwäche des habsburgischen Staates.

Ob nur ein Waffenstillstand oder ein dauernder Frieden in der ungarischen Politik zustande gekommen ist, läßt sich noch nicht genau übersehen. Sicher ist, daß die vor mehr als einem Jahr eingebrachte Militärvorlage vom Grafen Tisza mit großem Geschick und außergewöhnlichem parlamentarischen Glück zur Annahme gebracht worden ist. Die etwas theatralischen Szenen, die im ungarischen Reichstage der Annahme vorausgingen, waren nach so langen erbitterten Kämpfen wohl nötig, um der Opposition den Rückzug zu erleichtern. Jedenfalls sind gegenwärtig alle beteiligten Parteien und Staatsmänner vom Ausgang des großen Kampfes hoch befriedigt, denn alle glauben dabei einen Gewinn für sich herausgeschlagen zu haben. Das Parlament ist nun endlich zu regelmäßiger Arbeit zurückgekehrt, und die Bevölkerung hofft, daß die tiefen Wunden des letzten Jahres bald heilen werden.

Vom ostasiatischen Kriegsschauplatz liegen keine besonders erwähnenswerten Meldungen vor. Unkontrollierbare Gerüchte, die bald von ungewohnter Rührigkeit der russischen Flotte, bald wieder vom Aufgeben Port Arthurs, heute von großen Erfolgen der Russen in Korea und morgen von ernsthaften Unterbrechungen der sibirischen Bahn und bösartigen Seuchen unter dem russischen Nachschub berichten, sind natürlich wertlos. Man muß sich eben langsam daran gewöhnen, daß der Krieg auf dem entfernten Kriegsschauplatz in halbzivilisierten Gegenden ganz von selbst zu einem „Krieg unter Ausschluß der Oeffentlichkeit" wird, da die beiden kriegführenden Teile alle Ursache haben, ihre Operationen nicht in die Welt hinauszuposaunen.

Die englische Regierung gleicht seit der Eröffnung des Parlaments — um mit Lord Rosebery zu reden — einem hilflosen gestrandeten Geschwader, welches ruhig das überwältigende Feuer des siegreichen Feindes über sich ergehen lassen muß, und es kann je erwidert. In der Tat ist die Hilflosigkeit des Ministeriums Balfour, das erst dem Lande die Schutzzollfrage aufgedrängt hat und nun bei jeder Gelegenheit erklären muß, es habe noch keine bestimmte Ueberzeugung in dieser seiner Programmfrage gewonnen, eine fast bemitleidenswerte. Das zeigte sich auch deutlich im Parlament, als vor einigen Tagen der Abgeordnete Pirie den Antrag stellte, die von „gewissen Ministern" betriebene Agitation für die Schutzzöllnerei zu tadeln. Die Annahme des Antrages hätte natürlich das Ministerium Balfour hinweggefegt. Nach lebhaften Verhandlungen vor und hinter den Kulissen des Parlaments ist dann der Antrag noch mit 289 gegen 243 Stimmen, also mit einer Regierungsmehrheit von nur 46 Stimmen abgelehnt worden. So klein ist die Majorität des Ministeriums Balfour noch nie gewesen!

* * *

Die Linke und das Heer.

Der Verlauf der Militärdebatten im Reichstag gibt einerseits den militärischen Fachleuten Stoff zur Erörterung, anderseits dem Publikum. Die ersteren haben die Sachfeststellung in den einzelnen Streitangelegenheiten zu übernehmen, die nur bei genauer Kenntnis des militärischen Betriebes kontrolliert werden können, und sie sind es, die die Frage nach der Leistungsfähigkeit des Heeres nach ihren Erfahrungen im Dienst zu beurteilen vermögen. Alle Nichtmilitärs stehen dem großen Apparat der Vaterlandsverteidigung in gewissem Sinne ähnlich gegenüber wie der Nichtingenieur einer komplizierten technischen Anlage. Ihnen hilft es bei der Bildung ihrer Ansicht etwas, die Aeußerungen der militärischen Literatur heranzuziehen, aber das Zitieren von Autoritäten ist immer nur eine relative Hilfe, da es fast stets möglich ist, eine Autorität mit einer anderen zurückzuwerfen. Auch in Heeresfragen gibt es keine feststehenden Dogmen, auch hier muß das Richtige aus dem eigenen Ich der im Betriebe geschulten Kräfte herausgeboren werden. Das ist es, was den Militärvertretern in ihren Auseinandersetzungen mit den Parteien der Opposition eine Art Unangreifbarkeit sichert. Und doch zeigt die Geschichte, daß weder dieses noch ein anderes Gebiet menschlichen Lebens der Kritik der Nichtfachmänner entraten kann. Die Fachmänner sind die Vertreter des Betriebes, wie er ist. Die Politiker aber sollen die Vertreter des Volkes sein, das von seinem Heer das höchste fordert, das überhaupt möglich ist. Sie sollen der Wirklichkeit das Ideal dessen vorhalten, was sein könnte. Das ist ihr Beruf und ihre Pflicht, und nichts ist falscher, als von vornherein jede Kritik am Heer als Gegnerschaft gegen das Heerwesen an sich hinzustellen.

Gewiß, es ist nicht zu leugnen, daß in der Demokratie eine alte antimilitärische Stimmung vorhanden gewesen ist, die das Heer als Ganzes zu bekämpfen suchte. An dieser Stimmung hat der ältere bürgerliche Liberalismus ebensogut seinen Anteil wie die Sozialdemokratie. Politisch aber kann diese Stimmung als erloschen gelten, nachdem alle Teile des bürgerlichen Liberalismus ihre grundsätzliche Mitwirkung am Heer

Digitized by Google

durch Taten bewiesen haben und nachdem Bebel bei der diesmaligen Debatte stärker und rückhaltloser als je früher die Notwendigkeit der Vaterlandsverteidigung ausgesprochen hat. Abgeordneter Schrader hat mit Recht diese Aeußerungen Bebels als vollwertige Kundgebungen aufgenommen. Es ist falsch, sie als bloßes Scheinmanöver hinzustellen. Eine große Partei wie die Sozialdemokratie kann in derartigen Fragen keine bloßen Scheinmanöver aufführen, denn das, was Bebel sagt, wird gehört und nicht vergessen, und übrigens, er hat sonst wie jeder von uns, seine Fehler, aber ein politischer Intrigant ist er nicht. Dazu kommt, daß die Partei Bebels stark vaterländische Aeußerungen mit lebhaften Ausdrücken der Zustimmung begleitet hat. Der Tatbestand liegt vor, daß die Notwendigkeit des Heeres von der ganzen Linken bis in ihre radikalste Ecke hinein anerkannt wird. Das, worüber man innerhalb der Linken sich noch nicht versteht, ist infolge dessen nicht mehr die prinzipielle Stellung zum Heer an sich, sondern erstens die taktische Frage, ob und inwieweit die Linke den Heereshaushalt ihrerseits bewilligen soll, und zweitens die sachliche Frage, welche Reformen die Linke zu fordern hat.

Wir bezeichnen die erste dieser Fragen als taktisch. Damit soll sie nicht als weniger bedeutsam hingestellt werden. An taktischen Fragen kann sich unter Umständen das Schicksal großer politischer Bewegungen entscheiden. Es war diese taktische Frage, an der 1893 die Einheit der Freisinnigen zerbrach. Es war dieselbe Frage, an der 1866 die Einheit des damaligen Liberalismus zerschellte. An dieser Frage wird auch bei weiterem Wachstum die Sozialdemokratie nicht vorbeigleiten können. Die Haltung der Freisinnigen Vereinigung in dieser Hinsicht ist bekannt. Sie hält das grundsätzliche Neinsagen für eine falsche Taktik, da es den politischen Einfluß derer lähmt, die diese Taktik üben. Durch dieses Verfahren wird das Uebergewicht der Rechten mehr gestärkt als durch irgend etwas anderes. Sie allein stellt sich als den Garanten der Sicherheit des Staates hin und wirft der Linken mangelnden Vaterlandssinn vor. Dieser Vorwurf ist eine Beleidigung und widerspricht dem Geist, in dem die Linke die militärischen Dinge auffaßt, aber er behält seine Kraft, solange das Bekenntnis zur Notwendigkeit des Heeres rein theoretisch zutage tritt. Sicher aber ist, daß eine Linke, die daran denkt, irgendeinmal die Geschicke des Staates maßgebend beeinflussen zu können, die Bereitstellung des Heeres nicht ihren innerpolitischen Gegnern überlassen darf. Entweder wir verzichten überhaupt auf das Streben nach politischer Macht oder wir sind auf der ganzen Linken fähig im entscheidenden Wendepunkt der deutschen inneren Politik auch Träger des militärpolitischen Systems zu werden. Daß dieser Zeitpunkt heute nicht da ist, braucht uns nicht erst gesagt zu werden; aber die Vorarbeit für ihn ist es doch allein, was die Anspannung der Kräfte auf der linken Seite als berechtigt erscheinen läßt. Irgendwann muß die Linke für das Heer eine Majorität liefern. Tut sie es nicht, dann herrscht sie nicht im Staat.

Nun haben wir aber vorläufig nicht mit der Zeit zu tun, wo es links vom Zentrum eine regierungsfähige Majorität gibt. Der heutige Zustand ist der, daß die Zustimmung ebenso wie die Ablehnung vorläufig nur theoretischen Wert hat, da sich mit Hilfe des Zentrums auch ohne alle Liberalen eine Militärmajorität konstruieren läßt, solange die Konservativen taktisch mit der Regierung gehen. Dieser theoretische Wert ist nicht zu unterschätzen, da die Gegenwart der Zukunft dienen soll. Die bloße Zustimmung allein macht aber noch lange keine liberale Militärpolitik. Diese muß sachlich als Reformpolitik in großem Stil auftreten, und das ist es, was uns beim Verlauf der Reichstagsverhandlungen mit Freude erfüllt, daß die Gemeinsamkeit der positiven Ziele auf der Linken immer schärfer hervortritt. Gerade Bebels Reden, besonders die vom 7. März, sind hierfür charakteristisch.

Der von Bebel ebenso wie von Schrader in die Mitte gestellte Gedanke ist der innige Zusammenhang, der zwischen Heer und Volk sein soll. Beide gehen auf die Reform der preußischen Armee nach 1806 zurück. Was war das neue Element, das damals das Heer belebte? Der Kriegsminister sagt nicht mit Unrecht, daß auch die Führer von 1813 meist dem Adel angehört haben, aber die Reorganisatoren des Heeres hatten nicht mehr das Ideal des Kasernendienstes, sondern das eines Volkes in Waffen. Das Heer wurde als Lebensäußerung der Nation im ganzen betrachtet, nicht als Mittel der Herrschaft eines Volksteiles über den anderen. Das ist es auch heute, worauf im Kern alles ankommt. Das Heer gehört uns allen! Aus diesem scheinbar sehr ungreifbaren Satze folgen als bestimmtere Forderungen:

1. Die Heeresleitung darf nicht Vorrecht gewisser Stände im Volk sein, damit nicht das Heer tatsächlich als Klasseneinrichtung wirkt,

2. der im Heer gepflegte Geist darf nicht Parteigeist sein gegenüber irgendwelchen politischen oder sonstigen Richtungen,

3. der Betrieb des Heeres muß so sein, daß das Ehrgefühl aller Staatsbürger in ihm gewahrt bleiben kann,

4. der Zweck des Heeres darf in nichts anderem gesehen werden als in der Bekämpfung des äußeren Feindes.

In jeder dieser vier Richtungen wird die Linke gewisse Garantien fordern müssen, daß ihre Ansprüche nicht durch eine unkontrollierbare Einzelpraxis zerbrochen werden. Die Formulierung der Garantien ist die eigentliche politische Fachaufgabe. Wir haben genug Erfahrungen gemacht, um zu wissen, daß bloße Prinzipzugeständnisse gerade auf diesem Gebiet recht wirkungslos bleiben können. Jeder Kriegsminister wird bereit sein, die genannten Forderungen zu übernehmen, so lange er sicher ist, daß trotzdem hinter dem Theatervorhang gemacht werden kann, was man will. Das letztere muß verhindert werden. Um das zu erreichen, muß die Linke in ihrem ganzen Umfang sich stärker als es jetzt bisweilen geschieht, an die Methode des älteren Liberalismus erinnern, der es nicht für kleinlich hielt, Rechte zu formulieren, die ihrer Natur nach moralischer Art sind. Es muß versucht werden, das Aufsteigen in das Offizierskorps von formulierbaren Leistungen abhängig zu machen, ebenso wie es im Bereich der Zivilbeamten einigermaßen geglückt ist. Mag man die Anforderungen hoch schrauben, um etwaigen wertlosen Zudrang abzuhalten, aber wer gewissen Anforderungen genügt, der hat ein Recht! Der Offizier von heute ist seinem Wesen nach dem höheren Techniker verwandt. In dieser Richtung ist er kontrollierbar. Er wird vom Volke nicht für gesellschaftliche Vorzüge bezahlt, sondern für ein bestimmtes Können. Daß dieses Können mit Takt und Menschenkunde verbunden sein muß, ist ohne weiteres klar, aber das ist auf allen Stufen der Pädagogik auch der Fall, ohne daß man hier besondere Willkür in der Auswahl für notwendig hält. Immerhin ist zuzugeben, daß auf diesem ersten Gebiet die Garantieformeln am schwersten zu gewinnen sind. Leichter schon ist es in Hinsicht auf Parteilosigkeit des Heeres. Hier ist es möglich, jeden Angriff auf eine politische oder konfessionelle Gruppe als Dienstvergehen festzusetzen. Das Heer soll Politik ausschließen, aber dann auch gründlich, alle Politik! Und was die Achtung des Ehrgefühls im Heeresbetrieb anlangt, so muß es möglich sein, Ehrengerichte, bei denen auch die Gemeinen ihre Vertretung haben, zur obligatorischen Einrichtung zu machen. Auch der einfache Soldat hat Ehre! Er hat seine Ehre, so gut wie der Offizier die seinige hat. Die Anerkennung dieser Ehre wird ein Akt sein, der das ganze moralische Niveau des Heeres binnen kurzer Frist merkbar erhöht. Das Heer besteht nicht aus Gesinde, es besteht aus gleichberechtigten jungen Staatsbürgern. Alle diese Grundsätze lassen sich in eine magna carta des deutschen Heeres zusammenfassen, die in den Kasernen angeschlagen sein muß. Ein solches Vorgehen ist möglich, ohne die Disziplin zu lockern, denn es soll sich überall um genau fixierbare Dinge handeln, die militärisch verboten oder angeordnet werden. Was der

Digitized by Google

Disziplin gefährlich ist, sind niemals die genauen Vorschriften, auch wenn sie Rechte enthalten, sondern die unklaren, allgemeinen Machtbefugnisse und Gewohnheitsrechte.

Das, worauf es uns ankommt, ist nicht der etwaige Einzelvorschlag, den wir machen, sondern die Erfassung der Aufgabe selbst als eine Rechtsbildung im Heer. Nur auf Grund von Rechten kann der Staatsbürger jeden Standes das Heer als sein Heer ansehen. In solchen Formulierungen besteht die durch die Zeitverhältnisse dringend geforderte Reform. Wenn heute die politischen Machtverhältnisse nicht derartig sind, daß man Aussicht auf schnellen Sieg einer militärischen Rechtsreform hat, so sind sie doch so, daß man überall fühlt, daß der heutige Zustand sehr unbefriedigend ist. Das Heer leidet an dem Bewußtsein, eine Zwangsanstalt zu sein, die mit dem Bewußtsein der Volksmasse nicht in Harmonie ist. Wir brauchen aber diese Harmonie, wenn wir in zukünftigen Kriegen siegen wollen.

Friedrich Naumann.

Aus der Kartellenquete.

V.

Schlußbetrachtungen.

Es ist bedauerlich, daß die hochwichtige Frage, ob die Roheisensyndikate und der Halbzeugverband sich auf den Eisenzöllen aufbauen, nur ganz ungenügend bei den Verhandlungen beleuchtet worden ist, obgleich die Vorgänge mit dem Zuckerkartell nach Herabsetzung des Zuckerzolls doch einen ausgezeichneten Anhalt dafür bieten. Aber die Eisenindustrie ist die Trägerin der deutschen Hochschutzzollpolitik; daß die letztere ihre Blüte gezeitigt, daß sie ohne die Zölle zugrunde gehen müsse, ist ein so geheiligtes Axiom, daß der bescheidenste Zweifel daran als Sakrileg betrachtet und der Frevler von den ad hoc bestellten Tempelwächtern i. e. den Geschäftsführern der großindustriellen Wirtschaftsverbände sofort gesteinigt wird.

Auf meine bescheidene Anfrage, ob diese Syndikate ohne Eisenzölle bzw. bei wesentlich niedrigeren hätten gebildet werden können oder fortzubestehen vermöchten, ob sie ohne Zölle eine solche Preispolitik zu führen in der Lage wären, bekam man von den Interessenten nur die stereotype Antwort, daß man unentwegt auf dem Boden des Schutzes der nationalen Arbeit stehe, ein Glaubensbekenntnis, dessen Ablegung ich garnicht verlangt hatte und das für die Sache gänzlich irrelevant ist. Freilich, als ich den Maschinenfabrikanten, die Schutzzöllner sind, damit es der ihnen große Aufträge zuwendenden Eisenindustrie gut gehe, auseinandersetzte, daß die Maschinenzölle ihnen garnichts nützen, da sie im Inlandspreis nicht zum Ausdruck kommen könnten, wogegen ihnen die Eisenzölle ihr Material verteuerten und damit die Ausfuhr sehr erschwerten und einschränkten, riefen sie: „Sehr richtig!" Und im Lauf des Diskussion wurde von den Vertretern der reinen Walzwerke auch manch klärendes Wort gesprochen. So sagte Herr Direktor Schmieding-Barop:

„Dieser Schutzzoll, der der Eisenindustrie damals so sehr nötig war, wurde uns gegeben, um ihn auszunutzen, und diese Ausnutzung führte zur Vereinigung, zu Kartellen. — Insofern kann ich auch Herrn Geheimrat Kirdorf vollständig beitreten, wenn er sagt: schließt Euch zu Kartellen zusammen! Aber diese Kartelle dürfen nicht vergessen, daß ihre Basis, der Schutzzoll, vom ganzen Lande getragen wird, und sie sollen deswegen ihre Verkaufs- und Betriebspolitik so einrichten, daß sie auch zum Nutzen des ganzen Landes, zum nationalen Wohlstand beitragen und nicht einseitige Interessen ungebührlich vertreten. Sowie sie einseitige Interessen zum Schaden eines großen Teils des Volkes vertreten, ist der Schutzzoll auf die Dauer unhaltbar." (Sehr richtig und hört, hört!)

Und ein anderer begeisterter Vertreter des Schutzes der nationalen Arbeit, Fabrikbesitzer Springmann-Hagen führte aus:

„Wäre dieser Schutzzoll nicht da, dann würden wir in diesem Augenblick sehr billiges Halbzeug vom Ausland kaufen können. — — Den Schutz der nationalen Arbeit, den sie für sich in Anspruch nehmen und den wir ihnen auch gern gegönnt haben, den haben sie uns, ihren treuen Abnehmern, mit diesen Unterbietungen genommen."

Also — mochte man sich auch um eine präzise Beantwortung der präzis gestellten Frage herumdrücken — völlig klar ist man auch in diesen Kreisen, daß der Schutzzoll die Basis der Kartelle der Eisenindustrie ist.

Wenn dagegen geltend gemacht wird, daß in den ungeschützten Industrien wie der Kohlen- und Kokserzeugung ja ebenfalls eine feste Kartellierung stattgefunden habe, so ist in der Wissenschaft schon längst darauf hingewiesen worden, daß bei schweren Massengütern mit beschränktem Vorkommen die hohen Frachten die gleiche Wirkung erzielen wie ein Schutzzoll, daß auf weite Gebiete im Umkreis eines solchen Vorkommens ein faktisches Monopol vorhanden ist, das erst in den sogenannten bestrittenen Gebieten sein Ende erreicht; in diesen hört aber die preisverteuernde Wirkung der Kartelle auf, tritt der aus der Konkurrenz sich ergebende Preis ein.

Herr Bueck erhob den oft gehörten Einwand, daß in einem Freihandelsland wie Großbritannien massenhaft Kartelle vorhanden seien, und legte eine Liste von 50 derselben vor, die aber nicht zur Besprechung gelangen durften. Ich habe schon in dieser Zeitschrift an anderer Stelle Jahrg. XIX, S. 770 und 791 in dem Aufsatz: „Eine Apologie der Kartelle" darauf hingewiesen, daß es sich hierbei meist um Fusionen mehrerer Werke in ein Unternehmen handelt, was der Engländer amalgamations nennt, wie seinerzeit die Vereinigungsgesellschaft im Wurmrevier die vielen für Tiefbauten viel zu kleinen Gruben zusammenfaßte; darin hat niemand ein Kartell oder Syndikat erblickt. Wenn Herr Bueck in seiner famosen Liste als erstes dieser Kartelle die 1898 gegründete Schottische Kohlenbergbaugesellschaft United Collieries Company, die in 1902 sich 23 Unternehmungen angegliedert hat, die ein Kapital von 60 Millionen Mark besitzt und jährlich sechs Millionen Tonnen Steinkohlen fördert, wenn er „Trusts" mit 28 Millionen Mark und „eine große Kohlengesellschaft in Bradford" aufführt, wenn er als ein Kartell z. B. „Eisenröhrenfabriken: Stewart & Lloyds und Wilson & Union, September 1903" hinstellt, so genügen solche Anführungen wohl, um den Wert dieser Tabelle ins rechte Licht zu stellen. Im übrigen ist von mir nie bestritten worden, daß auch in ungeschützten Fertigindustrien Kartelle gegründet werden können, die Frage ist bloß, ob sie auf die Dauer für die Beteiligten einen Nutzen haben, und da hat sich denn immer herausgestellt, daß sie mangels eines solchen nach verhältnismäßig kurzer Zeit wieder aufgelöst wurden. Die Eisenzölle sind heut nur Zölle zum Schutz der Eisensyndikate; sie nützen in Wirklichkeit aber nur den Großen, die über eigene Rohstoffe verfügen, sie

Digitized by Google

dienen nicht dem Schutz der deutschen Arbeit, sondern dem der deutschen Grundrente. Auch hier bewahrheitet sich wieder Ricardos nicht oft genug zu wiederholender Satz, daß das Interesse der Grundrente allen anderen Interessen feindlich gegenübersteht.

Heut herrscht leider noch in den Kreisen der Roheisen- und Halbzeugverbraucher, der reinen Walzwerke, der Gießereien und Maschinenfabriken, weniger in denen der Kleinindustrie die Auffassung, daß die Großeisenindustrie die bestehenden Schutzzölle unbedingt nötig habe. Es ist das um so unbegreiflicher, als diese begeisterten Anhänger der Eisenzölle in demselben Atem, in dem sie diese verteidigen, sagen: „Es steht fest, daß wir in Lothringen, an der Saar und in Luxemburg dasjenige Land im deutschen Vaterland besitzen, das am billigsten auf der ganzen Erde Halbzeug produzieren kann." Dabei ist an anderer Stelle in der Kommission hervorgehoben worden, daß in Peine-Ilsede und Marbütte (in Bayern) die Verhältnisse noch günstiger liegen.

Daß die Eisenindustrie den Schutzzoll nicht braucht, beweist am besten der Umstand, daß er in der Zeit vor Gründung der Kartelle infolge der inneren Konkurrenz in den Inlandspreisen garnicht zum Ausdruck kam, und sie trotz dessen in technischer und wirtschaftlicher Beziehung — wenn auch bei geringerer Rentabilität — jenen enormen Aufschwung nahm, dessen wir uns freuen.

Von jener Zeit aber bemerkte ganz richtig ein Vertreter der reinen Walzwerke: „Früher haben die Halbfabrikatproduzenten und die Fertigfabrikanten gemeinsam die Verluste einer ungünstigen Konjunktur getragen; im Zeitalter der Kartelle ruhen alle Lasten allein auf den Schultern der weiterverarbeitenden Industrie." Ja man muß sagen, diese Lasten werden für sie noch erheblich durch die Schutzzollpolitik verstärkt, denn nur unter dieser ist es den Roheisen- und Halbzeugfabrikanten möglich, nach dem Ausland zu schleudern und damit gegenüber der heimischen weiterverarbeitenden Industrie die ausländische Konkurrenz großzuziehen und zu stärken.

Und wenn es gelingt das Stabeisensyndikat zustande zu bringen und dem großen Stahlwerksverband anzugliedern, an dessen Gründung eifrig gearbeitet wird, dann wird den reinen Walzwerken vielleicht ein Existenzminimum gesichert, aber auf Kosten der inländischen Weiterverarbeiter; wenn die Feinblechpreise heut noch niedrig sind, so liegt es an der Konkurrenz der Outsider, und trotzdem sind sie durch das Schleudern in Platinen in England noch weit billiger, wird der Feinblech verarbeitenden Industrie das Material verteuert, und das wird noch in ganz anderem Maße der Fall sein, wenn dieses Kartell alle heimischen Produzenten umfaßt. Dann geht es den Feinblechwalzwerken besser, den Verarbeitern noch schlechter. Den Letzten beißen die Hunde. Schließlich ist der heutige Kampf der reinen Walzwerke ein Streit um die Schutzzollbeute, bei dem ihnen freilich bestenfalls ein so kleiner Happen zufällt, daß sie ohne Zoll viel besser daran sein würden.

Ohne die Schutzzölle würden wir nicht so ungesunde Perioden riesigsten Eisenmangels und ungesundester Preise haben, denn dann würde in solchen Zeiten eine gesteigerte Einfuhr mäßigend wirken; damit würde aber auch der Anreiz zu übertriebenen Neugründungen und Erweiterungen bestehender Produktionsstätten, der Anreiz zur Ueberproduktion entfallen, die die rückgängige Konjunktur hervorruft und verschärft.

Die Kartelle befördern die vertikale Entwicklung der Industrie. Hat doch erst in diesen Tagen eine große Casseler Maschinenfabrik sich genötigt gesehen, ein großes Stahlwerk käuflich zu erwerben um sich unabhängig von den Verbänden zu machen. Und „die Fertigwarenfabrikation sieht sich bedroht durch das fortwährende Haschen nach neuen Fabrikationsgegenständen seitens der gemischten Werke, das nicht einem Bedürfnis nach Fertigwaren entspricht — sondern das nur die Vorteile auszunutzen sucht, die in der Syndizierung der Rohmaterialien liegen."*)

Ob diese Betriebskonzentrationen sich zu Trusts auswachsen werden, läßt sich heut noch nicht übersehen. Daß der Trust die höhere Form der Organisation ist, daß er gegenüber den Kartellen, die sich immer nur auf bestimmte Fabrikate beziehen, sehr erhebliche wirtschaftliche Vorteile hat, ist zweifellos; freilich steht ihm der Nachteil gegenüber, daß je größer ein Unternehmen, um so schwieriger es zu leiten ist. Aber dieser Nachteil trifft heut schon zu bei den gemischten Werken, die von Kohlen- und Erzgruben über Hochöfen, Stahl- und Walzwerke bis zu Konstruktionswerkstätten, Maschinenfabriken, Emaillegeschirr- und anderen Verfeinerungsindustrien alle Zweige der Produktion in sich schließen. Und je länger die Kartelle dauern, um so mehr muß sich diese Konzentration der Betriebe in vertikaler wie in horizontaler Richtung vollziehen.

Mit vollem Recht führte daher Adolf Wagner**) aus: „Bereuten wir nicht durch eine solche Entwicklung der Dinge, wie die in den Trusts usw. sich vollziehende, das vor, was uns der Sozialismus selbst als Entwicklungsziel hinstellt?! Wenn einmal die ganze Industrie in Kartellen, Trusts und Riesenbetrieben, wie in Amerika zusammengefaßt ist, dann taucht von selbst die letzte Frage auf: das „alles verstaatlicht" wird. Dann haben Sie den sozialdemokratischen Staat, die gesellschaftliche Produktionsordnung des Sozialismus."

Es liegt ein gewisser Humor darin, daß es gerade die industriellen Kreise der Scharfmacher sind, die in dieser Weise dem sozialistischen Staat vorarbeiten, und daß gerade Adolf Wagner ihnen das vorhalten muß!

Der weiteren Verstaatlichung solch großer Industriezweige wie des Kohlenbergbaues und der Eisenindustrie stehen aber gerade vom kulturellen Standpunkt aus die schwersten Bedenken entgegen. Schon ein verhältnismäßig so einfacher Betriebszweig wie der Steinkohlenbergbau wird technisch weit besser im Privatbetrieb als im Staatsbetrieb geführt. Wer als Fachmann unbefangen Staats- und Privatbergwerke besucht und ihre Entwicklung verfolgt, der wird zu dem Ergebnis kommen, daß die ersteren in technischer Beziehung den letzteren meist nachhinken, daß es die Privatgruben sind, die zuerst die technischen Fortschritte machen, sie anwenden: das ist kein Vorwurf gegen die Techniker des Staatsdienstes, sondern es liegt in der Natur des Staatsbetriebes mit seiner Schwerfälligkeit, seiner Etatswirtschaft, wonach eine jede kleine Neuanlage oder Verbesserung mindestens 1½ Jahr vor der Ausführung für den Etat angemeldet werden muß. Bei einem Privatunternehmen, wo der Besitzer oder Leiter eine kolossale Freiheit der Entschließung hat, wo selbst über Aufwendungen, die viele Millionen kosten, der Aufsichtsrat in einer einzigen Sitzung beschließt, wo sich infolgedessen auch keine ängstliche Bureaukratie herausbilden kann, wird der technische Fortschritt nicht gebremst. Auf den Staatswerken wartet man auch meist erst den Erfolg der auf den Privatwerken in großem Maßstab gemachten Versuche ab, ehe man sich zur Anwendung entschließt. Ohne die Privatbetriebe würde der technische Fortschritt der Staatsbetriebe also noch langsamer sein.

Was beim Bergbau allenfalls noch, wenn auch nicht ohne schweren Schaden, zu ertragen wäre, würde in einer Industrie, die sich nur bei fieberhafter Tätigkeit unter ständiger Anwendung der neuesten, besten Methoden, bei einer Leitung, die bestrebt ist, technische Neuerungen und Fortschritte zu erfinden, die nur in dem ständigen Wettstreit mit den in- und ausländischen Werken sich auf der Höhe der Leistungsfähigkeit halten kann, zu einem wirtschaftlichen Zurückbleiben ohnegleichen führen. Der Erfindungsgeist will aber auch durch außerordentliche Belohnung angespornt werden, und die vermag der Staatsbetrieb nicht zu gewähren. Hat doch selbst Karl Marx anerkannt, daß der

*) Kommerzienrat Funcke-Hagen in der 6. Sitzung, S. 390.

**) Ad. Wagner in der 6. Sitzung, S. 424.

Digitized by Google

kapitalistischen Gesellschaft die technischen Fortschritte zu danken seien, daß es im sozialistischen Staat an dem entsprechenden Ansporn dazu fehlen würde. Daß aber darauf jemals verzichtet werden könnte, weil man auf der Höhe technischen Könnens angelangt sei, kann ein denkender Mensch heutzutage nicht mehr glauben. Das Volk, das seine Eisenindustrie in den Staatsbetrieb überführte, würde technisch und damit wirtschaftlich und kulturell zurückbleiben.

Die modernen Kartelle haben die bisherige Auffassung von der Preisbildung zum guten Teil umgestoßen; an Stelle des frei sich bildenden Preises tritt, wo sie herrschen, der Monopolpreis, die Abhängigkeit aller von den Leitern der Kartelle. Die Organisation der Käufer bezw. der Weiterverarbeiter gegenüber den organisierten Produzenten ist so lange ein völlig unwirksames Mittel, als die Gesetzgebung den Produzentenvereinigungen ein tatsächliches Monopol gewährt. Wenn ein so konservativer Wirtschafts- und Sozialpolitiker, wie Adolf Wagner, es als die notwendige Konsequenz erklärt, daß man auch die Arbeiter zur Vertretung ihrer Interessen sich vollständig organisieren lasse, so würde eine solche Organisation allerdings das Interesse der in der betreffenden koalierten Industrie beschäftigten Arbeiter wohl nicht ohne Erfolg wahrnehmen können, aber nicht das der Allgemeinheit, schon nicht mehr das der in der nächsten von jenem Kartell abhängigen Industrie tätigen Arbeiter.

Die Verhandlungen über das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat und die oberschlesische Kohlenkonvention hatten eine günstige Meinung über die Kartelle im allgemeinen hervorgerufen. Die maßvolle Preispolitik während des wirtschaftlichen Aufschwungs, das ehrliche Bestreben, große Härten zu vermeiden, Schäden zu bessern, sich mit der Kundschaft auf einen guten Fuß zu stellen, die Liebenswürdigkeit der Formen, die besonders den geistigen Leiter des Ruhrkohlensyndikats auszeichnet, machten allgemein einen guten Eindruck; man übersah darüber die große Gefahr, die darin beruht, daß eine solch ungeheure Macht in wenigen Händen liegt, daß es lediglich von dem Geist und der Kraft eines einzelnen abhängt, wie weit es gelingt, die stets höhere Gewinne erstrebenden Glieder zu zügeln. Man übersah, daß an Stelle einer natürlichen Gliederung, die durch das Konkurrenzinteresse das Einzelinteresse wahrte, nun das größere oder mindere Wohlwollen weniger Personen tritt.

Das ist der besondere Wert der weiteren Verhandlungen, daß sie denen, die durch das relativ freundliche Bild des Kohlensyndikats verführt waren, die Kartelle für rein nützliche oder doch wenigstens harmlose Gebilde zu halten, die Augen geöffnet haben über deren Gefahren und Schäden, über die Rechtlosigkeit und Abhängigkeit, in welche die Abnehmer gegenüber den Produzenten gelangen. Es ist ein völlig ungenügender Trost, die schweren Sünden, die sich Kokssyndikat, Roheisensyndikate und Halbzeugverband haben zuschulden kommen lassen, auf die mangelhafte Organisation dieser Verbände zurückzuführen. Wer gibt denn die Gewähr, daß dieselben Fehler in Zukunft nicht aufs neue gemacht werden! ja wer die, daß, kommen aufgeregte Zeiten wieder, nicht noch schlimmer gesündigt wird! Es ist ein schlechter Trost, sich auf die Einsicht und das Wohlwollen der Mächtigen zu verlassen, zumal wenn die oberste Aufgabe dieser Mächtigen darin besteht, viel Geld zu verdienen!

Die weiteren Verhandlungen haben aber auch gezeigt, daß die sogenannte „maßvolle" Preispolitik des Kohlensyndikats in Wirklichkeit progressiv die Produktion weiter verteuert, uns wirtschaftlich schädigt, wie damit Roheisen, Halbzeug, Fertigeisen, überhaupt jedes weitere Erzeugnis immer aufs neue seinen Tribut zu der Grundrente der Besitzer der Kohlenlagerstätten beitragen muß. Wie dies zur Konsequenz hat, daß die großen Verbraucher sich unabhängig machen, um bei ihrer Produktion jenen hohen Tribut nicht zahlen zu brauchen. Wie das in ständiger Konsequenz zu der vertikalen Entwicklung führt, zu den Riesenbetrieben, die alle Stadien des Produktionsprozesses in sich vereinigen, wie die Kartelle nur scheinbar den mittleren Betrieben den Fortbestand garantieren, in Wirklichkeit zu ihrer Vernichtung führen.

Sie haben gezeigt, wie die Kartelle nicht zur Stärkung der heimischen Industrie, sondern zu ihrer Schwächung, zur Förderung der ausländischen führen, der sie das Material auf Kosten der heimischen Weiterverarbeiter billig liefern.

Es gibt Illusionisten, welche glauben durch eine gesetzliche Regelung der Kartelle ihren Gefahren begegnen zu können. Meines Erachtens würde das nur zu einer noch großkapitalistischeren Entwicklung, zur Fusion der einzelnen Werke führen und das Uebel verschlimmern, statt es zu heilen.

Nicht das Kartell als solches ist ein Unglück — im Gegenteil, es kann auch segensreich wirken — sondern die Macht, die es durch den Ausschluß der Konkurrenz ausübt.

Hier muß der Hebel angesetzt werden.

In Kohlen müßte der Staat den freien Wettbewerb aufrechterhalten; freilich dürfte er nicht wie heut seinen Besitz nur im fiskalischen Interesse verwalten, sondern müßte es im öffentlichen, allgemeinwirtschaftlichen tun; unterstützt müßte er dabei werden durch eine Transportpolitik, welche die Konkurrenz erleichtert, die Monopolgebiete der einzelnen Kohlenreviere einengt.

Auf dem deutschen Eisenmarkt müßte die Konkurrenz durch die Beseitigung der Eisenzölle ermöglicht werden; wenn sie fallen, würde sich die deutsche Eisenindustrie nicht weniger kräftig, aber gesünder entwickeln, würde auch für den Mittel- und Kleinbetrieb der Boden wieder geschaffen werden.

Einstweilen sind das fromme Wünsche; die engen Sonderinteressen regieren heut bei uns, und wenn sich die Parteiverhältnisse einmal geändert haben, wird es zu spät sein, die Entwicklung wieder in gesunde Bahnen zu lenken.

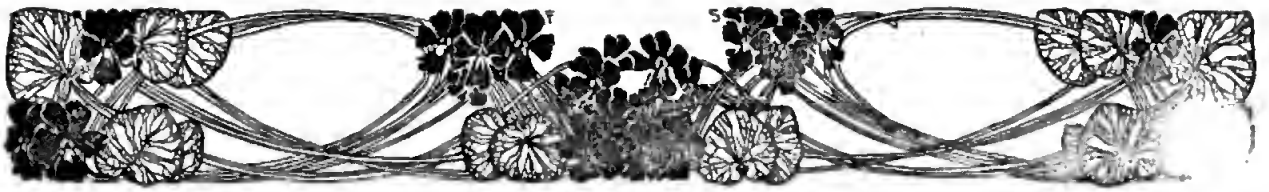
Georg Gothein.

Parlamentsbriefe.

XII.

Sozialistentötung, Mittelstandsretterei, Kündigung der Handelsverträge — das waren die drei Dinge, die der ganzen Spezialberatung des Militäretats den Stempel aufdrückten.

Seit den letzten Reichstagswahlen ist ja die Sozialistentötung im Reichstag wie im preußischen Abgeordnetenhaus chronisch geworden. Von einigen einsichtsvollen Regierungsmännern, wie dem Grafen Posadowsky, abgesehen, ist kaum irgend ein Minister oder Staatssekretär imstande, zu irgend einem Gegenstand das Wort zu nehmen, ohne die Sozialdemokratie zu vernichten. Trotz dieses ungemessenen Eifers der Herren vom Bundesratstisch, steht immer ein Abgeordneter nach dem andern auf, um die wahrhaftig schon genügend scharfen Herren noch schärfer zu machen. In den letzten Tagen grassierte diese Scharfmacherei in einem fast beängstigenden Maße. Die Herren Lehmann, v. Oldenburg, v. Kardorff und v. Kröcher hatten die Führung. Wenn der Nachfolger Bassermanns Herrn Gamp die Worte aus dem Munde nimmt, so kann man sich ja wieder einmal verwundernd fragen, ob es wohl noch Grenzlinien zwischen den Konservativen und den Nationalliberalen des Reichstags gibt. Sonst aber hat die Sache weiter nichts auf sich. Wenn Herr v. Oldenburg-Januschau, der im Milieu des Zirkus Busch beinahe den Eindruck eines Staatsmanns macht, im Reichstag mit „blauen Bohnen" spielt, so gelingt es ihm nicht einmal, die Sozialdemokratie zu ärgern. Er selbst ärgert sich darüber und ver-



spricht, das nächstemal noch gröber zu werden. Das hat natürlich auch weiter nichts auf sich. Wenn der alte Herr v. Kardorff dem Kriegsminister die Sporen gibt, so tut er ja nur, was er immer getan hat, und was er nun einmal nicht lassen kann. Weiter hat auch eine solche Rede wirklich nichts auf sich. Aber wenn Herr v. Kröcher von seinem Präsidentensessel im Abgeordnetenhause heruntersteigt und sich zu den Erwählten des so gemeinen allgemeinen Wahlrechts bemüht, dann steckt schon etwas mehr dahinter. Ob Herr Jordan v. Kröcher selbst an eine leitende Stellung im Staatsdienst denkt, weiß ich nicht. Jedenfalls denken andere, daß man an ihn denkt. Herr v. Kröcher ist sicher unter allen konservativen Parlamentariern der, dem man am ersten eine Zukunft zutraut. Seine extremreaktionären Ansichten sind bekannt. Nicht was er sagte, ist zu vermerken, sondern daß er im Reichstag sprach. Er ist viel zu bequem, um sich in rednerische Unkosten zu stürzen, wenn er nicht einen besonderen Zweck damit verfolgt. Als er erklärte, daß er dem Abgeordneten Bebel durchaus zustimmen könne, da rief man auf der sozialdemokratischen Seite: „Jetzt kommt eine Scharfmacherrede." Und richtig. Herr v. Kröcher stimmte der Behauptung Bebels zu, daß die Sozialdemokratie immer mehr in die Armee eindringe, und zog daraus die für ihn natürliche Folgerung, daß eine antisozialistische Gesetzgebung schärfster Art geboten sei.

In der Scharfmacherei liegt System. Nichts konnte diesen Eindruck stärker hervorrufen, als das Auftreten gerade Kröchers gerade in diesem Augenblick. Es bereitet sich etwas vor — man weiß nur noch nicht, was.

Ebenso systematisch wie die Sozialistentötung wird die Mittelstandsretterei und die Kündigungsspielerei betrieben. Der Unterschied ist nur der, daß man mit der Scharfmacherei etwas Positives zu erreichen hofft, während die Konservativen, wenigstens die intelligenteren unter ihnen, wohl selbst nicht annehmen, die Regierung zu einer künstlichen Rettung des Mittelstandes und zu einer vorzeitigen Kündigung der Handelsverträge veranlassen zu können. Zuzugeben ist ja, daß es sich bei den Wahlen sehr rentiert, wenn man bei jeder noch so unpassenden Gelegenheit fordert, die Reichsverwaltungen sollten weder etwas in eigene Regie nehmen noch sich mit großen Unternehmern einlassen. Alles für den Mittelstand! Der Militäretat bietet ja viele Stellen, wo sich Haken einschlagen lassen, um Mittelstandsforderungen daran aufzuhängen. Alle diese Stellen wurden sorgfältig benutzt. Glücklicherweise zeigte sich, wie schon manchmal, die Regierung einsichtsvoller als die patentierten Mittelstandsretter. General Gallwitz, der überhaupt einen überwiegend günstigen Eindruck machte, jedenfalls vorzüglich unterrichtet schien, wies mit guten Gründen auf die Grenzen hin, die der Militärverwaltung im Interesse der Fürsorge für das Heer wie der Staatsfinanzen bei der Berücksichtigung des Mittelstandes gezogen sind. Die Güte seiner wirtschaftlichen Anschauungen war daran zu erkennen, daß ihm die bürgerliche Linke wiederholt Beifall spendete, während die Rechte unangenehm berührt schien.

Garnicht reagiert wurde von der Regierung auf die immer und ewig wiederholten Anzapfungen wegen der Kündigung der Handelsverträge. Sprach Dr. Droescher für die Zahlmeister, so verband er damit die Aufforderung, die Handelsverträge zu kündigen. Forderte Graf Kanitz tausend neue Unteroffiziere, so war ihm das ein willkommener Anlaß, an die Kündigung der Handelsverträge zu erinnern. Wurde über die Remonten debattiert, so schien für Herrn v. Treuenfels nichts dringender, als den höheren Pferdezoll zu verlangen, der erst in den neuen Handelsverträgen enthalten sein kann. Wurde für die Offiziere eine Erhöhung der Reisediäten gefordert, so fühlte sich Herr v. Gersdorff als Cato und erklärt, sein Ceterum censeo sei: die Handelsverträge müssen gekündigt werden! Treffend wies Gothein darauf hin, daß die Herren von der Rechten, die immer über die Verschleppung der Etatsverhandlungen durch die Linke zeterten, doch nicht mit dem schlechten Beispiel vorangehen und selbst bei den unpassendsten Gelegenheiten eine Debatte über die Zollpolitik provozieren sollten. Er ließe sich zwar seine guten Sitten durch ihr böses Beispiel nicht verderben. Aber auf die Dauer ist es allerdings kaum angängig, die Rechte unwidersprochen bei jedem Punkt der Tagesordnung es so darstellen zu lassen, als wenn das einzige Heil unserer Politik in dem neuen Zolltarif liege. Die Regierung scheint ja immerhin verständig genug zu sein, um sich von den Ueberagrariern nicht aufs Glatteis führen zu lassen. Aber im Lande könnten die ständig wiederholten Behauptungen der Rechten am Ende eine Art Beweiskraft nur durch ihre Wiederholung erlangen, wenn ihnen nicht jedesmal entgegengetreten würde. Will die Rechte durchaus nicht von ihrer Magenfrage schweigen, wird man die Magenfrage des Volkes ihr Schlag auf Schlag entgegenstellen müssen.

Fast interessanter als die sachlichen Gegensätze, die im Laufe der Debatte zutage traten, war ein taktisches Gegenspiel, das sich am Sonnabend und Montag abrollte. Das Zentrum hatte in der Budgetkommission unter Führung des diesmal ungewöhnlich abstrichlustigen Müller-Fulda auch etwa tausend Unteroffiziere gestrichen. Da kam die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes. Milde Lenzesstimmung zog in die rauhste Zentrumsbrust ein. Man konnte sich zwar nicht entschließen, nachdem man eben „nichts!" gesagt hatte, nun zu erklären: „alles!" Aber man einigte sich auf die Hälfte des Geforderten — eine Politik der mittleren Linie, an der unser leitender Staatsmann seine Herzensfreude haben mußte. Bülow als Erzieher! Der Kriegsminister hätte natürlich lieber das ganze gehabt. Aber als Herr Spahn mit seinem Kompromißvorschlag kam, da neigte er sein Haupt und erklärte, zunächst auch sich an einem Spatzen sättigen zu können. Nun aber wurden die Nationalliberalen und Konservativen eifersüchtig. Das Ehebündnis Spahn-Einem durfte nicht zustande kommen. Jungfer Spahn mußte durch eine reichere Mitgift bei ihrem Militärschatz ausgestochen werden. Graf Oriola beantragte namens der Nationalliberalen Wiederherstellung der Regierungsvorlage. Und Graf Kanitz erklärte im Auftrag seiner Freunde, daß sie aufs ganze gehen, wenn aber das ganze abgelehnt würde, dann überhaupt nichts bewilligen könnten. Mit Gewalt wollte man die Regierung zur Liebe zwingen. Das war Sonnabend. Die Abstimmung scheiterte daran, daß sich beim Hammelsprung Beschlußunfähigkeit herausstellte. Montag hatte man sich die Sache zweimal beschlafen und sah die Situation nüchtern an. Nachdem die Regierungsvorlage mit Stimmengleichheit gefallen war — die Sozialdemokraten waren auffällig schwach vertreten —, stimmte nur ein kleiner Teil der Rechten nach dem vom Grafen Kanitz proklamierten Bosheitsgrundsatz. Der Kompromißvorschlag Spahns wurde mit überwältigender Mehrheit angenommen. Das Zentrum hatte wieder einmal mit Erfolg manövriert.

An den beiden letzten Tagen erstickte die Militärdebatte im Kleinkram. Nachdem man am Mittwoch schließlich dahin gekommen war, unter dem Titel „Artilleriewerkstätten" die beiden persönlichen Rivalen Pauli-Potsdam (wildkonservativ) und Zubeil (Sozialdemokrat) sich stundenlang über Wahlangelegenheiten zanken zu sehen, ging ein „Uff!" der Erleichterung durch das ganze Haus, als der Militäretat als angenommen verkündet werden konnte.

Als Nachtisch gab es dann noch eine Masse Wahlprüfungen. Für ungültig wurde, gegen die Stimmen der Linken, die Wahl des neuen Vertreters für Sachsen-Altenburg, des Sozialdemokraten Buchwald, erklärt. Der altenburgische Minister v. Helldorff soll durch eine Rede gegen den bündlerischen Kandidaten v. Bloedau sogar Agrarier zur Wahl des Sozialdemokraten bewogen haben. Und das, obwohl er in seiner angefochtenen Rede ausdrücklich zum Kampf gegen die Umsturzpartei aufgefordert hatte! Stat pro ratione voluntas.

H. v. Gerlach.

Digitized by Google

Der Fall Arenberg und die Kriminalpolitik.

Der Fall Arenberg beansprucht auch in Beziehungen, die die Presse und das Parlament bisher berücksichtigt haben, das öffentliche Interesse: Viele prozessuale, strafrechtliche, psychologische, medizinische, genealogische, militärische und kolonialpolitische Probleme werden durch ihn in den Vordergrund der Tagesinteressen gerückt. Die Verhandlungen vom 3. und 4. März und die Akten ergeben, daß der Prinz von Kindheit auf Sadist ist, vielleicht ein reinerer Fall von Sadismus, als der Marquis de Sade selbst.

Meiner Meinung nach hätte der Prinz im Wiederaufnahmeverfahren vom Standpunkt der heutigen Zurechnungslehre zum Tode verurteilt werden müssen, wenn er nur Sadist gewesen wäre; er war aber freizusprechen, weil er den Negerbastard Cain in einem Zustande akuten Alkoholwahnsinns ermordet hat, der seine sadistischen Triebe hemmungslos zur Betätigung kommen ließ.

Auf dem Zuge, den der Gouverneur im Herbste 1889 unternahm und bei dem der Prinz eine isoliert vorgehende Flankentruppe führte, hörte er im Busch die Hottentottenpfeife, diese nie fehlende Waffe der Hinterlist, um sich schwirren, sah nachts in seinem Zelte Schlangen, sah, wie sich Flintenläufe nachts durch Löcher in der Wagenleinwand gegen seinen Kopf richteten, fand in dem Verhalten seiner intimsten Zech- und Bettgenossen unter den begleitenden Eingeborenen untrügliche Zeichen des Komplotts gegen das Reich, im Solde des mit seinen Kolonien angrenzenden Englands. In der furchtbaren Angst, die in solcher überwältigenden Gewalt nur das Halluzinieren des Irren erzeugen kann, traf er seine Sicherungsmaßregeln, und in der Auswahl der Maßregeln leitete ihn nun sein Sadismus.

Von Kindheit auf hat der Prinz die Neigung gehabt, seine Verstimmungen dadurch in eine wollüstig-genußreiche Stimmung umzusetzen, daß er den Menschen, das Tier oder die Sache, die ihn verstimmten — zerschmetterte; er haßte das träge Dromedar, das im Liegen gegen die Beladung schreiend protestiert und ließ ihm Feuer unter den Schwanz machen, er haßte den Kameraden von den Münster-Kürassieren, den er beim Balgen nicht gleich niederkriegen konnte, sodaß die zusehenden Kameraden das schlimmste fürchteten; er konnte sich nicht daran sättigen, den Schußkanal des geschossenen, klagenden Wildes mit langen Stöcken noch zu erweitern und zu vertiefen, und diese alte Gewohnheit trieb ihn auch dazu, den Ladestock in die Wunde am Hinterkopfe zu bohren, die er dem vom Posten nur ins Bein geschossenen Bastard Cain mit seinem Dienstrevolver selbst beigebracht hatte; als der Bastard nun noch nicht starb, hielt er ihn vom Rücken her an den Schultern fest und ließ ihn dabei durch Bajonettstiche in die Brust kalt machen, also ein reguläres Abschlachten; wie es denn von jeher die Wonne des Prinzen war, dem aufgebrochenen Wilde in den Eingeweiden zu wühlen.

Die Neigungen waren den Kameraden vom Kürassierregiment des Prinzen wohl bekannt gewesen; als seine Kommandierung zur südwest-afrikanischen Schutztruppe verfügt war, war im Regiment nur eine Stimme: „Das kann nicht gut gehen, und wird mit einem furchtbaren Krach endigen."

Was nun? Für die Politik wird man aus diesem Fall wohl die Lehre ziehen, daß „mauvais sujets" unserer vornehmen Familien nicht dazu taugen, unsere Kolonisten vor den wilden Eingeborenen zu schützen, und daß unsere Kolonien den Irrenanstalten keine Konkurrenz machen dürfen.

Für den Prinzen kommt natürlich nur eine Irrenanstalt als künftiger Aufenthalt in Frage. Er hat seinen Wahn, unter Cains Führung einem Komplott ausgesetzt gewesen zu sein, und durch dessen Beseitigung dem Reiche einen wertvollen Dienst erwiesen zu haben, unverändert beibehalten und hat noch vor kurzem einen Tobsuchtsanfall gehabt. Seine Familie hat ihn schon vor zwei Jahren entmündigen lassen; sie wird ihn auf Vorschlag des Vormundes einer der besten, jedenfalls der vornehmsten unter unseren Privatanstalten anvertrauen, die in Ahrweiler bei Neuenahr liegt und dem Sanitätsrat v. Ehrenwall gehört, einem Manne, der wiederholt, so im Falle Sulkowski, gezeigt hat, daß er die Energie und die Geschmeidigkeit besitzt, krankhaft amoralische Personen der höchsten Stände festzuhalten und, soweit es menschenmöglich ist, auch zu bessern und zu erziehen. Er findet an dem enfant terrible des alten Hauses Arenberg viel Gelegenheit nachzuholen, was Familie, Kirche, Regiment und Kolonialverwaltung versäumt haben; es ist nicht ganz ausgeschlossen, daß der Prinz, der von Jugend auf enorm im Trunke exzediert und in Afrika den „Negertod" beständig aus großen Blechtassen trank, in einem alkoholfreien Milieu auch seine sadistischen Neigungen beherrschen lernt und innerhalb der Anstalt eine gewisse Bewegungsfreiheit erlangt.

Auffallend ist nun die Haltung, welche ein großer Teil der deutschen Presse — so die „Post", die „Tägliche Rundschau" u. a. — gegenüber der Unterbringung des Prinzen in eine Privatanstalt einnimmt.

Dabei zeigt sich eine bedauerliche Unkenntnis der hier in Frage kommenden Gesetze und behördlichen Verfügungen, zugleich aber eine, wenn auch naive, so doch erfreuliche Art der Annäherung an die Ideen der positiven Strafrechtsschule.

Die „Post" sieht in der Unterbringung des Prinzen in der von Ehrenwallschen Anstalt einen Schritt zu seiner baldigen gänzlichen Freilassung; ein anderes Blatt fordert die Unterbringung des Prinzen als eines gemeingefährlichen Irren in einer Staatsanstalt und fürchtet, Dr. von Ehrenwall werde wohl den Prinzen bald in „lichten Augenblicken" Ausflüge in die Ahrberge zu den Winzern und ihren Rotweinkellern machen lassen.

Es zeigt sich in diesen Auslassungen die stereotype Haltung, die der deutschen Presse Erscheinungen der Irrenfürsorge und des Irrenrechts gegenüber vielfach eigen ist, sie läßt sich hier meist mehr von Altweibermärchen und Schauerromanen, als von der Kenntnis der Gesetze und der Verwaltungsorganisation inspirieren. Der Irrenarzt erscheint meist als ein Mann, der nur auf zwei Dinge sinnt: entweder Gesunde gefangen zu halten, weil es ihre Verwandten so wünschen, und weil er dafür gut bezahlt wird, oder Kranke vor Strafe zu schützen und ihnen hinter den hohen Anstaltsmauern Serailgenüsse zu verschaffen. Ich kenne nun aus langer, gemeinsamer Tätigkeit den Leiter der Ahrweiler Anstalt als die Verkörperung vollkommener Unbestechlichkeit und eiserner Energie, ich kenne auch in keiner Irrenabteilung einer Strafanstalt festere Zellenmauern als diejenigen, welche Dr. v. Ehrenwall 1888 nach einigen gelungenen Fluchtversuchen vornehmer Kranker aus solidestem Beton hat aufführen lassen; so lange der Prinz noch sadistische Neigungen hat, wird die Menschheit durch diese Mauern vor ihm aufs sicherste beschützt sein.

Die Zeitungen erörtern auch schon die Frage, was werden soll, wenn die Aerzte den Prinzen einmal für gesund erklären.

Nun, der Prinz ist zunächst der Landespolizei als voraussichtlich unheilbarer, gemeingefährlicher Geisteskranker überwiesen worden; es ist äußerst unwahrscheinlich, daß er nach jahrelangen, ungeheuerlichen Trinkerzessen und nach den verblödenden Einflüssen einer mehrjährigen Zellenhaft jemals etwas anderes wird, als bestenfalls ein ebenso harmloser, dauernder Anstaltsinsasse, wie es der Marquis de Sade über zwanzig Jahre lang in Bicêtre war.

Sollte er aber wider Erwarten die Folgen seiner Lebensführung überwinden, so wäre damit ein von den modernen Psychiatern sehnlich erwünschter Anlaß gegeben, endlich einmal durch ein Gesetz die unhaltbaren Zustände zu beseitigen, die heute eine zweckmäßige Unterbringung der vielen verbrecherischen Individuen verhindern, welche Grenzfälle psychischer Anomalie darstellen; wir brauchen eine lex Arenberg dringend, denn der

Digitized by Google

gegenwärtige Zustand, bei dem zahllose Degenerierte jahrzehntelang zwischen Untersuchungshaft, Irrenanstalt, Zuchthaus und zu neuen Scheußlichkeiten ausgenutzter Freiheit hin- und herpendeln, ist einfach ein Skandal!

Kann ein Fall kann deutlicher als der des Prinzen zeigen, daß weder Rache- noch Sühneverlangen noch ein theologisch angehauchter Schuldbegriff die Grundlage einer rationellen Kriminalpolitik bilden kann.

Wäre die gegenwärtige Kriminalpolitik auf den Sicherungszweck gerichtet, so würde man jetzt den Prinzen als ein höchst gemeingefährliches, als Sadisten geborenes Individuum einer geeigneten Detentionsanstalt überwiesen haben, die, wenn sie nur den Sicherungszweck erreicht, privaten oder öffentlichen Charakter haben kann; dahin hätte er schon mit sechzehn Jahren gehört; dann wäre die ganze Reihe gerichtlicher Verhandlungen, die nur Sensation erwecken und dadurch Unheil stiften, wäre die subtile, scholastische Erörterung der Schuld und der Zurechnung vermieden worden.

Die moderne Gesellschaft bedarf weder der Rache am Verbrecher, noch der Sühne für die Negierung des Rechts, sondern des Schutzes vor dauernd gefährlichen Individuen; ist ein System hinreichender Schutzmaßregeln erst einmal geschaffen, so wird die Frage nach Art und Grad der psychischen Anomalie eines Gefährlichen aus einer die Gemüter erhitzenden und die öffentliche Meinung verwirrenden Prinzipienfrage zu einer sekundären Frage der inneren Organisation und des ärztlichen Dienstes der Detentionsanstalten. Die Peinigung des Schuldigen als Strafzweck wird dann ebenso verachtet sein, wie die Tortur des Angeklagten es geworden ist. Schuld und Sühne, die in der Ethik ihre Stelle behalten mögen, werden früher oder später aus dem begrifflichen Rüstzeug der Kriminalpolitik verschwinden.

Hans Kurella.

Zum Säkulargedächtnis Ludwig Feuerbachs.

Man wird im Juli dieses Jahres die hundertjährige Wiederkehr des Geburtstags von Ludwig Feuerbach feierlich begehen dürfen. Das bot geeigneten Anlaß, sein Andenken durch eine Neuausgabe seiner Werke zu ehren. Wie nur je einer gehört Feuerbach in die vorderste Reihe derer, bei denen man für die Tag um Tag dringender werdende Sicherung voller Geistesfreiheit sich Rats zu holen hat. Daß dieses höchste Lebensgut gegenwärtig auf dem Spiel steht, wird sich keiner verhehlen, der die Gefahr des Vorgehens gewisser reaktionärer Mächte gegen alles wahrhafte Menschentum richtig abzuschätzen weiß. Eben den Mächten war es geglückt, nach dem gewaltigen Eindruck seines Wirkens gegen die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, die Erinnerung daran aus dem Zeitbewußtsein zu entrücken. Gleichwohl ward aber die Kulturentwicklung selbst in ihrem seitherigen Verlauf immer entschiedener nach dem Ziel hingedrängt, das in Ludwig Feuerbach einen seiner hervorragendsten Vorkämpfer hat. Mag unter dem Druck der heutigen Geistesrichtung auch die Aussicht auf eine größere Wirksamkeit Feuerbachs nur beschränkt sein, — die Zeit wird und muß kommen, in der das deutsche Volk, der geistlichen Führung müde geworden, endlich jene Abrechnung mit den klerikalen Mächten wieder aufnimmt, die es schon zweimal, im Zeitalter der Aufklärung und in den vierziger Jahren des jüngst abgelaufenen Jahrhunderts, begonnen und jedesmal unvollendet gelassen hat. Wohl steht augenblicklich die Wahrung der politischen Freiheit im Vordergrunde, aber die politische Freiheit hängt mit der religiösen aufs engste zusammen; denn wo diese nicht gesichert ist, da kann, wie wir es vor unseren Augen an Frankreich erfahren haben, auch jene trotz aller verfassungsgemäß zuerkannten Garantien arg erschüttert werden. Den innigen Zusammenhang politischer und religiöser Freiheit zeigt uns überdies auch das Treiben unserer einheimischen Freiheitsfeinde: ihre auf Kosten der Rechte der Bevölkerung allein durchführbaren Vorrechte wollen sie mit Hilfe zu diesem Zweck zurechtgestutzter religiöser Vorstellungen erhalten und bewahren, die doch durch den mittlerweile erreichten Bildungsstand entwertet worden sind. Beeinträchtigung der politischen Rechte unseres Volks, wie sie von dorther unverkennbar erstrebt wird, ist von schnöder Bevormundung aller Geistestätigkeit unabtrennbar. Ist sich unsere mündige Bevölkerung dieser Tatsache voll bewußt, so kann sie neben der politischen Freiheit auch die geistige, und damit auch die religiöse, nicht außer acht lassen.

Mit eben diesem gewichtigen Umstande vor Augen tritt die Neuausgabe der Werke Feuerbachs ins Leben. Herausgeber sind Friedrich Jodl und Wilhelm Bolin, beide durch ihre Schriften um eine genauere Kenntnis der Bedeutung Feuerbachs verdient, der letztgenannte überdies einer von den wenigen noch Lebenden, die dem großen Denker persönlich nahe gestanden. Bei der neuen Ausgabe,*) die gleich der älteren Gesamtausgabe aus den Jahren 1846—1866 zehn Bände umfassen wird, ist es zunächst auf größere Vollständigkeit abgesehen. Sie wird nicht nur die Schriften des Autors enthalten, die erst nach seinem Tode mit den von Karl Grün herausgegebenen Briefen und dem Nachlaß veröffentlicht wurden, auch etliches aus früherer und späterer Zeit, das diesem entgangen oder unzugänglich gewesen, gelangt hier zum Abdruck, jedoch mit Weglassung solcher Schriftstücke, die an sich von geringerem Belang sind, weil sie nur Wiederholung von anderwärts Geäußertem sind oder offenbar den Stempel des bloßen Entwurfs oder des ganz Unfertigen tragen. Auch hinsichtlich der Form wurde der Neuausgabe größere Sorgfalt zugewendet. Die von Band zu Band, bisweilen auch innerhalb der einzelnen Bände vielfach schwankende Orthographie wurde nach Maßgabe der vom Autor in seinen späteren Jahren befolgten Rechtschreibung vereinheitlicht. Und noch ein Mißstand der älteren Ausgabe heischte Abhilfe. Sie läßt vielfach die nachbessernde Hand des Autors vermissen: die literarische Feile zu handhaben, war Feuerbachs Sache nicht. Ganz und gar mit seiner Aufgabe beschäftigt, war er völlig zufrieden, wenn er einen ihm genügenden Ausdruck für seine Gedanken gefunden hatte. Offenbar war es ihm ein überaus lästiges Geschäft, sich mit Dingen, mit denen er innerlich fertig war, und die daher ihr Interesse für ihn verloren hatten, noch weiter abzugeben, um der Bequemlichkeit des Lesers und der äußeren Uebersichtlichkeit willen. Daher in den Schriften, wie sie bisher vorlagen, die zahllosen Schwankungen im Sprachgebrauch, Satzungetüme, Ungenauigkeiten und Flüchtigkeiten aller Art, die aus Feuerbach selbst zu verbessern sind und seinerseits von ihm verbessert worden wären, wenn er die peinliche Geduld aufgebracht hätte, die zu einer Korrektheit in diesem Sinne nötig ist. Deshalb wäre ein buchstabentreuer Wiederabdruck des älteren Textes durchaus zweckwidrig gewesen. Angesichts der Beschaffenheit des Feuerbachschen Textes schien den Herausgebern die wahre Pietät darin zu liegen, in allen Zweifelfällen unter strengster, gedanklicher Wahrung dessen, was der Autor sagen wollte, der äußeren Form die Korrektheit zu geben, welche eben das volle Verständnis dieses Gedankens selbst erleichtert. Bei diesem ebenso heiklen wie schwierigen Geschäft waren aber die Herausgeber nicht lediglich auf ihr eigenes

*) Friedr. Frommanns Verlag (E. Hauff) in Stuttgart. Der Band zu 4 Mark berechnet, geb. 5 Mark.

Digitized by Google

Urteil angewiesen; viele der vorgenommenen Aenderungen gründen sich auf eigenhändige Aufzeichnungen Feuerbachs, welche die Richtung seiner eigenen Verbesserungswünsche deutlich erkennen lassen, aber bei den späteren Drucken keine Berücksichtigung fanden.

Eine weitere Freiheit beim Herstellen der Neuausgabe haben sich die Herausgeber im Hinblick auf die ihr zugedachte Verbreitung in weiteren Leserkreisen gestatten müssen. Es war in Feuerbachs Werken möglichst all das zu beseitigen, was schon der äußeren Formgebung nach nur dem Fachgelehrten verständlich ist. Persönlich allem Zunftwesen durchaus fernstehend, hat er doch bei manchen seiner Darlegungen gar häufig den Gelehrtenstand zunächst vor Augen gehabt und volle Vertrautheit mit den klassischen Sprachen, namentlich mit dem Lateinischen, bei seinen Lesern vorausgesetzt. Außerhalb der Fachkreise wird dadurch manches Interessante, was er als Beleg anführt, vielen unverständlich und an etlichen Stellen auch die Wirksamkeit des Textes beeinträchtigt. So weit irgend möglich, wurde deshalb der neuen Ausgabe die volle sprachliche Einheit und Reinheit verliehen und die zahlreichen lateinischen Zitate durchweg verdeutscht, eine Ausnahme ist nur da gemacht worden, wo es sich um allbekannte, sprichwörtlich gewordene Ausdrücke oder um Stellen handelt, an denen der Zusammenhang die lateinische Wendung als solche erfordert. Auch bei der Verdeutschung belangvoller Lateinstellen durften die Herausgeber dem eigenen Vorgehen des Autors selbst folgen: genau so ist er bei den Neuauflagen des bekanntesten seiner Werke verfahren, dessen Erfolg ihm die Verbreitung in die weitesten Leserkreise gesichert hatte.

Eröffnet ward die nun in Erscheinen begriffene neue Gesamtausgabe mit den auf die Unsterblichkeitsfrage bezüglichen Schriften, hier den ersten Band bildend, im Unterschied zu der älteren Ausgabe, in der sie größtenteils dem dritten und einesteils dem zehnten Bande angehören. Alle Arbeiten, die Feuerbach diesem, vom Beginn seiner schriftstellerischen Tätigkeit bis zum Schluß ihn beschäftigenden Gegenstande gewidmet hat, sind hier zusammengestellt. Im Vorwort dieses von Friedrich Jodl herausgegebenen Bandes heißt es unter anderem:

„Die im Jahre 1830 anonym erschienenen „Todesgedanken" sind ein geistiges Denkmal der Zeit, in welcher sich bei Feuerbach unter dem übermächtigen Einflusse Hegels die Wendung von der Theologie zur Philosophie vollzog. Ueber die Frage der persönlichen Unsterblichkeit hatte Hegel selbst sich nicht mit voller Entschiedenheit ausgesprochen. Entgegengesetzte Anschauungen konnten sich gleichmäßig auf Sätze seines Systems berufen. Feuerbach, schon hier auf Seite der Hegelschen Linken tretend, macht nun von einem Grundgedanken des Systems, dem Rechte des Allgemeinen gegenüber dem Besonderen, konsequente Anwendung auf das Phänomen des Todes, um das Recht, die Notwendigkeit, den tiefen Sinn des Todes darzulegen. Er gibt eine „Thanatodicee". Zunächst mit Benutzung der Ideen Hegels; aber schon läßt sich die ganze spätere Entwicklung Feuerbachs, die Fortbildung der radikalen und naturalistischen Bestandteile der Hegelschen Philosophie, die Opposition gegen die religiöse Weltansicht, im Keime erkennen. . . . Sechzehn Jahre später kehrt Feuerbach zu dem Unsterblichkeitsproblem zurück. Sein Standpunkt gegenüber dem religiösen Phänomen ist nun bereits endgültig festgelegt; das „Wesen des Christentums" (1841) und das „Wesen der Religion" (1845) veröffentlicht. Eine Durchführung der dort gewonnenen Einsichten gab die Schrift: „Die Unsterblichkeitsfrage vom Standpunkt der Anthropologie" (1846). Sie will die Verneinung des Todes, den Gedanken der Unsterblichkeit, in allen Formen, populären wie schein-wissenschaftlichen, aus seinen psychologischen Wurzeln erklären. Hier wie in den oben genannten Schriften zur Religionsphilosophie ist die psychologisch-genetische Erklärung zugleich die Kritik der religiösen Vorstellungen selbst, weil sie dasjenige, was sich als objektiver Tatbestand und als Erkenntnis gibt, als ein Erzeugnis unseres psychischen Mechanismus aufzeigt und namentlich seine Wurzeln in Gefühl, Wollen und Phantasie bloßlegt."

Neben diesen beiden Hauptstücken enthält der Band, außer der aus dem früheren zehnten Bande herübergenommenen „Kritik der gewöhnlichen Erklärung von den insbesondere volks- und altertümlichen Unsterblichkeitsvorstellungen" (1866) und einer Auseinandersetzung des Autors mit etlichen Beurteilern seiner Erstlingsschrift, deren positive Grundanschauung er nun (1847) darzulegen sucht, auch noch Schriften älteren Datums: die dem Jahre 1834 angehörenden Aphorismen „Der Schriftsteller und der Mensch" und eine Reihe theologisch-satirischer Distichen. Die Aphorismen beleuchten die Unsterblichkeitsfrage an dem Beispiel schriftstellerischen Wirkens, die Distichen, ein Denkmal seines Ringens aus dem Banne theologischer Vorstellungen, gelangten hier nur in Auswahl zum Wiederabdruck.

Zugleich mit dem ersten Bande wurde als sechster Das Wesen des Christentums, das Werk, dem Feuerbach seinen Weltruf verdankt, durchgesehen und neu herausgegeben von Wilhelm Bolin, jetzt veröffentlicht. Epochemachend in der Geistesentwicklung des 19. Jahrhunderts, war es das zugleich im Leben und Denken des Autors; durch die darin niedergelegte volle Klarheit in bezug auf das religionsphilosophische Problem, dessen Lösung seit Anbruch der Aufklärungszeit unablässig angestrebt worden, ward er selbst vom Hegeltum abgelenkt, dem er sich bis dahin mit überzeugter Begeisterung hingegeben hatte. Aus dem Vorwort des Herausgebers sei das näher hierauf Eingehende herausgehoben:

„Die eigene Bedeutung, die Feuerbach durch die von ihm gegebene Erklärung der Religion für immerdar inne hat, bedingt auch seine geschichtliche Stellung innerhalb der ganzen hierher gehörenden Entwicklung, wie sie bei fortschreitender Bildung zur unvermeidlichen Auflehnung gegen die Vorherrschaft der Theologie hindrängte. Bisher hatte man sich begnügt, den herkömmlichen Glaubensgehalt als ein unbedingt Gegebenes hinzunehmen und demselben eine möglichst „vernünftige" Form zu verleihen. So hatte die Aufklärungszeit, mit ihrer richtigen Auffassung der Religion als einer natürlichen Aeußerung des Menschenwesens, nach einer angeblichen Naturreligion gesucht, es jedoch nur zu einer vernünftelnden Ummodelung und Verwässerung der angestammten Kirchenlehre gebracht, wobei diese ihren tieferen Gehalt einbüßte. Kant wollte die Dogmen als Einkleidung moralischer Wahrheiten angesehen haben, wodurch die Religion nun ihre eigene Bedeutung kam, während Hegel sie als absolutes Wissen in der Form der Vorstellung erklärt und die Religion mithin zu einer Vorstufe der Philosophie gemacht hatte. Gleichzeitig war von Schleiermacher die Religion als dem Gefühlsbereich gehörend und zwar die menschliche Abhängigkeit von einem Höheren betreffend bestimmt worden, was jedoch nur das bloße Verhältnis des Menschen zum religiösen Vorstellungsgehalt ausdrückt, ohne daß dieses selbst irgendwie näher berührt wird. Endlich hatte David Friedrich Strauß im Leben Jesu einen Hauptbestandteil der christlichen Glaubenslehre fester ins Auge gefaßt. Er deutete die evangelischen Erzählungen als Mythen auf historischer Grundlage und zwar im Hinblick auf die vergegenständlichte Idee eines vollkommenen Menschen, womit er freilich dicht an die fruchtbaren Einsichten Feuerbachs gelangt, aber doch nur bis an deren Schwelle. Allen diesen Deutungsversuchen entzieht sich die richtige Lösung des Religionsproblems, weil sie die Religion von ihrer theoretischen Seite her auffassen, wogegen die Religion zuvörderst und zwar in ihrer unmittelbaren Aeußerungsweise durchaus praktisch ist. Das hat Feuerbach erkannt und es an den religiösen Vorstellungen des alten Christentums überzeugend dargetan, indem er dieselben als Gemütsbedürfnisse der menschlichen Natur, wie sie in dieser letzten Religionsgestaltung in voller Deutlichkeit hervortritt, psychologisch erklärt."

Und weiter heißt es dann noch:

„Alle Religion hat für ihn ihre lebendigen Wurzeln im Wesen des Menschen, und die vorliegende Schrift will dartun, daß das Christentum nur verständlich und begreiflich, ja, herrlich und erhebend wird, wenn man es als Offenbarung des Trefflichen und Höchsten nimmt, was als Ideal im Menschen lebt; dagegen widerspruchsvoll, logisch unvollziehbar, wenn man seine Dogmen im Sinne der Theologie für Realitäten nimmt. Hiernach gliedert sich die Schrift in zwei gesonderte Teile, von denen der erste die positive Bedeutung des Christentums aufweist, der zweite die Richtigkeit des Dargelegten an der Unhaltbarkeit der entsprechenden theologischen Lehrgebilde erhärtet, welche sowohl seitens der Kirche wie der sich ihr anschließenden philosophischen Spekulation für Einsichten höheren Grades gehalten werden. Dies begründet die einzigartige Stellung der Schrift. Bei absolutem Verzicht auf jede Form metaphysischer Erkenntnis durch die christliche Religion bekundet sie das feinste Verständnis für die Wurzel dieser Religion im Gemüt der Menschen."

Digitized by Google

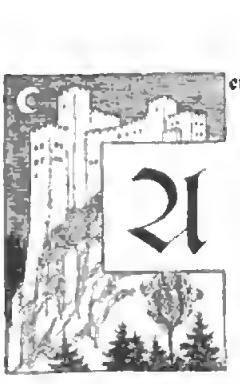
Der bereits gleichfalls veröffentlichte siebente Band brachte die Erläuterungen und Ergänzungen zu jenem Hauptwerk, die der Autor, nach gelegentlicher Veröffentlichung in damaligen Journalen, späterhin in einem gesonderten Bande seiner Gesamtausgabe zusammenstellte. Der neue Band enthält auch etliche Inedita, die ihm ein besonderes Interesse zuwenden müssen. Manches Unveröffentlichte wird man auch in dem hierauf folgenden zweiten Bande finden, der gleich dem zweiten der älteren Ausgabe „Philosophische Kritiken und Grundsätze" betitelt ist. Als dritter schließt sich ihm die „Geschichte der neueren Philosophie von Bacon bis Spinoza" an; ihm sollen dann die Heidelberger „Vorlesungen über das Wesen der Religion", als Band 8, und die „Entwicklung und Darstellung der Philosophie Leibnizens" als Band 4 folgen. Diesem Bande wird eine Reihe allerdings emst veröffentlichter, aber wenig beachteter „Aufsätze zur neueren Philosophie und ihrer Geschichte" beigegeben, darunter auch die Dissertation, mit der Feuerbach im Jahre 1828 zu Erlangen promovierte. Auszüge in deutscher Sprache aus dieser lateinisch verfaßten Schrift hatte der vorhin genannte K. Grün in seinem Werke mitgeteilt; dieses wichtige Dokument der persönlichen Entwicklung Feuerbachs und der Geschichte der Hegelschen Philosophie wird hier in einer vollständigen deutschen Uebersetzung allgemeiner zugänglich gemacht werden. Von den noch übrigen drei Bänden gehört der fünfte dem Pierre Bayle, dem eine biographische Einleitung aus der Feder des Herausgebers beigegeben wird, der neunte soll die „Theogonie" mit den späteren Zusätzen, der zehnte die größeren „Abhandlungen zur Ethik", ferner kleinere Schriften aus den 50er und 60er Jahren und nachgelassene Aphorismen bringen.

Wir erhoffen für das durchaus zeitgemäße Unternehmen den ihm zukommenden Erfolg und schließen uns dem Wunsche der Herausgeber an: „Möge diese neue Ausgabe dazu beitragen, in einem Zeitalter immer allgemeiner werdender Bildung einem der originellsten und meistverkannten Denker des deutschen Volkes endlich die gebührende Würdigung und vor allem wachsendes Verständnis zu sichern."

* * * * *

Don Juan imaginaire.

> . . . Da irrt ihr Elenden! ihr Elenden, die ihr nur Verderben in der Körperwelt stiftet! Dieser hier stiftet Verderben in der Welt der Seelen; das ist der bessere Teufel . . .
>
> Lessing, Faust.



Äußerlich ein Leben der Ebene, gleichmäßig ohne Szenenwechsel, innerlich wild zerklüftete Gefühlslandschaften mit fahlen Abgründen und schwindelnden Höhenstegen, wo die Sehnsucht vor furchtbarer Unendlichkeit erbebt, und Gabriel Borkmansche Hochplateaus über den Tiefen in stahlklarem Licht, wo die eisige Luft des Gedankens die Seele erstarren läßt, — so ahnt man Kierkegaards Wesen.

An seinem Horizonte steht man, um ein Wort aus dem Trésor des humbles zu brauchen, „die bläulichsten Riffe der Seele und die scharfen und oft gefährlichen Felsgrate des Gehirns".

Georg Brandes hat Sören Kierkegaards Bildnis in einer reich facettierten Charakteristik umschrieben,*) und hat ihn auf den Straßen Kopenhagens in seiner bizarren Aeußerlichkeit, seinen menschlichen Schwächen und Grotesken gezeigt und in der eifersüchtig gehegten Sonderexistenz zu Haus, wo er die äußerlichen, oft lächerlichen Hüllen seiner Erscheinung abstreift und ein geistiger Imperator wird, den die Gedanken wie dienstbare Geister umschweben, der mit unerhörter Schwungkraft des Intellekts sein Bewußtsein steigert, daß er sich mächtig fühlt, die Angeln der Welt zu berühren. Wie ein allmächtiger Zauberer des Geistes schreitet er durch die lange, einsame Flucht seiner Gemächer, er taucht unter in den verschiedensten menschlichen Erscheinungsformen und durchlebt sie, alle Affekte und Leidenschaften beschwört er sich und nimmt sie an, sie zu erproben; er bringt sie mit sich in Rapport und zersetzt sie; mit unheimlicher geistiger Zeugungskraft weiß er die vielspältigsten inneren Prozesse leibhaftig zu projizieren, in ihnen eine Rolle zu übernehmen, sie mit unerschrockener Konsequenz zu Ende zu zwingen.

Brandes erzählt aus Kierkegaards Jugend, wie Sörens Vater, eine seltsam dumpfe Mischung aus einem Phantasten, Dialektiker und Pietisten, mit dem Sohn in der Wohnung fingierte Spaziergänge mit durchgeführten Rollen unternahm. Wie Kierkegaard so als Kind in den vier Wänden nach Frederiksborg imaginäre Wege machte, so wanderte er als Erwachsener in einsamen Stuben durch alle Untiefen menschlichen Erlebens und durchstreifte alle Höllen und Paradiese der Einbildungskraft.

Von den fabelhaften, nadelspitz in schwindelnde Höhe sich aufreckenden Gedankenpyramiden, die ästhetisch, ethisch und religiös erschreckend neue Maßstäbe und Werte errichteten und mit ihrem Riesenschatten die winzigen Schulen und Kirchen der Ebene erschlugen, kann hier nicht gesprochen werden. Sein Gedankenreich, in dem aus den Trümmern und Brandstätten verwüsteter Städte, den Malen seiner Eroberungszüge, neue unerhörte Welten aufsteigen, muß im dämmernden Hintergrund bleiben mit fern glühenden Kuppeln. Nicht Philosophisches soll hier reflektiert werden, nur seelische Situationen sollen belauscht, ein Wesen beobachtet werden, das die Intensität des inneren Erlebens ohne alle Hilfsstützen der Wirklichkeit zu so schmerzhaft deutlichen Eindrücken steigerte, daß alles Reale mit seinen Abschwächungen durch Zufälligkeiten und mit seinen Hemmungen gegen diese unerbittliche Reinkultur wesenlos erscheint.

„Hinter der Welt, in der wir leben, fern im Hintergrund, liegt eine andere Welt, die ungefähr in demselben Verhältnis zu jener steht wie das Verhältnis der Szene im Theater zur wirklichen Szene. Viele Menschen, die sich körperlich in dieser Welt zeigen, gehören nicht in diese, sondern sind in der anderen Welt zu Hause. Sie gehören nicht zur Wirklichkeit und haben doch viel mit ihr zu tun." Diese Worte Kierkegaards aus der Einleitung zum „Tagebuch des Verführers"**) erklären ihn selbst. Er gehörte nicht zur Wirklichkeit und hatte doch viel mit ihr zu tun.

In diesem Buch stellt sie sich erregend und unheimlich dar, diese jenseitige Intellektexistenz, halb schattenhaft für unser Gefühl und dabei doch von einem in eigenen Bedingungen wurzelnden, übermächtigen Leben erfüllt.

* * *

Die äußeren Einstellungen und Zusammenhänge dieses Buches findet man bei Brandes. Nur ein Torso ist es für sich. Es stammt aus dem Werk „Entweder —Oder", einem tertulliamischen Lebenstraktat, einer Moralität großen Stils, die gleich den Beredsamkeiten urchristlicher und mittelalterlicher Mystiker und Bußprediger alle Wollüste der Kreaturen malt, um ihre

*) Leicht zugänglich ist sie jetzt im dritten Band der Ges. Schriften. Alb. Langens Verlag.

**) Soeben deutsch im Insel-Verlag erschienen.

Digitized by Google

Bitternis aufzuzeigen und sie aus Sündenvernichtung zum sittlichen Leben zu führen.

Aeußeren literarischen Anlaß boten die Schriften der deutschen Romantik, die „Lucinde“ vor allem mit ihrer Poesie des willkürlich gestimmten Seins, mit ihrer Genußphilosophie, ihren künstlich geschaffenen Gefühlsklimaten. Kierkegaard, der den Julius der Lucinde „eine in der Reflexion befangene Persönlichkeit“ nannte, sträubte sich in unbewußtem Erschrecken über die Aehnlichkeit mit sich selbst gegen die ästhetische Passivität dieser Weltanschauung. Er wollte sie widerlegen; aber vor der Widerlegung reizte es seine künstlerische Experimentierlust, diese Lucinden-Atmosphäre selbst viel glänzender und raffinierter zu bannen, als das Original es vermochte.

Zum literarischen Antrieb kam eine persönlich-seelische Stimulanz von unheimlich quälerischer Gewalt, ein tief verborgenes Lebensmotiv, das Brandes andeutet. Kierkegaard nannte es seinen „Pfahl im Fleisch“. Es zwang ihn, seine Verlobung aufzuheben und, da eine Erklärung unmöglich war, als sinnlos Wortbrüchiger dazustehen. Die Aerzte mögen „das Mißverhältnis in seiner Konstitution zwischen dem Körperlichen und Seelischen“, das ihn hinderte, wie er es gewunden-widerwillig ausdrückt, „das Allgemeine zu realisieren“, physiologisch erklären. Kierkegaard selbst fand die psychologische Erklärung, wenn er sie auch theologisch verbrämte. Er sagte, dies Kreuz sei der „teure Preis, für den Gott im Himmel mir eine Geisteskraft verkauft hat, die unter Mitlebenden ihresgleichen sucht“. Es ist die Hypertrophie des intellektuellen Lebens, die Ueberwucherung der Einbildungskraft, die Uebermacht des Imaginären; sie verhindert jeden Kontakt, jeden fruchtbaren Anschluß mit der Wirklichkeit, die gefährlichen Incitamente des Lebens in der Einbildung schwächen die Reaktionen. Die realen Erscheinungen sind für solche Vorstellungsexistenzen schattenhaft gegen die selbsterzeugten Schatten von Wesen und Situationen, in deren vampyrischem Kreis sie sich drehen, die ihnen das Blut aussaugen, um ihnen ein trügerisches Leben vorzugaukeln. Nicht so vereinzelt ist das. Heinrich von Kleist trug dies Zeichen, und Grillparzer hat mit selbstpeinigendem Enthüllungsdrang, einem rücksichtslosen seelischen Exhibitionismus, in seinen Tagebüchern von seiner verwunschenen und besessenen Existenz gebeichtet.

Sicher deutet Brandes diese geistige Erotik Kierkegaards, wenn er ausführt, wie der Dichter ganz schnell der Geliebten gegenüber enttäuscht wird. Es gibt ihm eigentlich ein größeres Glück, allein zu sein und an sie zu denken, als bei ihr zu sein. Er bedarf ihrer Gegenwart nicht, er beschäftigt sich viel lieber mit ihr in der Erinnerung. Ihre Anwesenheit kann ihn sogar stören. Er schreibt lieber an sie, als daß er mit ihr spricht. Er hatte „zu innerlich, zu geistig gelebt“, die sinnliche Nähe war ihm unbehaglich. Er war „überhaupt mit dem Verhältnis fertig, ehe er es erlebt hatte“, und er fühlte, wie er selbst es ausdrückte, nicht die Kraft „es zu wiederholen“.

Die seelische Disposition nach dem Bruch gab ihm nun für das zunächst nur als literarisch-psychologische Etude, als polemisches Maskeradenstück geplante „Tagebuch des Verführers“ das Essentielle, die erlebte Atmosphäre.

* * *

Eine „Abreaktion“ ist dies Buch. Nach dem Fiasko in der Welt der Wirklichkeiten und Gewöhnlichkeiten flüchtet sich ein Mensch, ingrimmig darüber, sich in ein bürgerliches Element gewagt zu haben, in sein heimliches Königreich zurück. Hier ist er unbeschränkter Despot, und hier geschehen alle Dinge nach seinem Willen. Hier schafft er eine Existenz ganz aus überlegenem Intellekt und stellt sie in eine Umgebung, in der sie sich ungehemmt durch die Zufälligkeiten und unberechenbaren Banalitäten realer Aeußerlichkeit schrankenlos betätigen kann. Da er das Tragikomische erfahren, daß er vor einem kleinen Mädchen die Flucht ergreifen mußte, daß er, der geistig Unverwundbare, durch seine falsche Einstellung zu dem ihm unangemessenen, wirklichen Leben eine tiefe Erschütterung erlitten hatte, so transponierte er das Erlebnis in die Sphäre, in der er siegen mußte, in die Sphäre geistiger Souveränität. Hier schaffte er seinem Selbstgefühl Genugtuung, hier lebte er sich aus.

Sein Verführer ist kein Wüstling, er ist der Virtuose des Seelenfangs, er ist der raffiniertere Teufel, „er stiftet Verderben in der Welt der Seelen“; es erscheint nur als eine Konzession oder als literarisches Abschlußmoment, daß auf der verletzten Seite der Mann das Mädchen wirklich nimmt, und es ist interessant, daß die Schilderung des in allen geistigen Evolutionen so faszinierenden Buches hier versagt und konventionell wird.

Aesthetische Betäubung füllt das Buch — man fühlt die Reize des Widerspruchs in diesem Lucindenfeind —. Sein alter Hang zur Eskamotage, sich in fremde Rollen hineinzudichten, — auch das macht ihn der Romantik verwandt — tobt sich in dieser Verführerzüchtung aus.

Eine Reinkultur stellt sie dar, einen Narziß des Geistes, der in sich selbst verliebt ist, der sich genießt, der die Menschen nur als Inzitamente benutzt, um sich in Schwingung zu bringen. Die „Idee“ beraucht ihn, die Person ist ihm gleichgültig. Der wirkliche Besitz interessiert ihn nicht, aber das Spiel der Anziehung, der Selbstgenuß seiner magnetischen, unwiderstehlichen Kräfte entzückt ihn. Seine Strategie, seine Taktik bereitet ihm besondere Freuden. Er diszipliniert sich und übt strenge Selbstbeherrschung „im Dienst seiner Idee“, damit er nicht durch ein aus der Rolle Fallen sich die Partie verderbe. Er selbst sitzt im Logenraus über sich und achtet genau auf jede seiner Bewegungen. Als Aeolus empfindet er sich. Die Stimmungsstürme sind es, die er regiert; in seiner Person sind sie eingeschlossen, bald läßt er den einen, bald den andern herausbrechen. Er entwickelt in sich alle Doppelreize des bewußten Lebens, das Genießen und dabei das Zuschauen des eigenen Genusses. Um den Augenblick recht auskosten zu können, muß man möglichst immer darüber stehen, notiert er sich; verächtlich spricht er von den Unbegabten, die vor Liebesverwirrung in ein Delirium geraten, eine „unschöne Konfusion“ stiften, dann „froh heimkehren und sich einbilden, es war herrlich“. Verfeinerte Regiekunst und sichere Selbstbeherrschung gehört dazu, den Moment schön zu gestalten. Und dieser „Zweck des Schönen heiligt den Betrug“, erklärt dieser erotische Jesuitismus.

* * *

In diesem Verführer ist jene Mischung aus Kälte, haarscharfer Dialektik und einer Liebe zur Leidenschaft, einem Hang zu Illusionsemotionen; er ist eine erotische Intelligenz, ein Ideenegoist, der Gefühle wie Kunstwerke genießt und, ohne sich je an Menschen zu verlieren, die Menschen nur als Erregungsvermittler benutzt. Verwandt sind ihm außer dem Julius der Lucinde, der William Lovell, der Roquairol, bei Stendhal trifft man die „kalte Miene und die meilenweite Distanz“ wieder, und eben erst in Schnitzlers Stephan von Sala im „Einsamen Weg“ begegnete man der modernen Variation des Typus.

Kierkegaard zeigt seinen Verführer in allen Phasen seines intellektuellen Genießens. Mit Akribie und Gewissenhaftigkeit wird darüber Buch geführt. Die Kristallisierung, die allmählichen Gefühlsbildungen werden sorgfältig verzeichnet; das Beobachten, wie Liebe wird, enthüllt sich als feinschmeckerisches Vergnügen. Das Phantom, das Kierkegaard dazu konstruiert, das junge Mädchen Cordelia, ist ganz voraussetzungslos, ein unberührtes Instrument. So muß sie sein, damit sie den künstlerischen Gestaltungstrieb des Mannes reizen kann. Ihre Entfaltung, ihre Ausstrahlung, das Vibrieren ihres Wesens, der Reiz, daß sie im Grunde garnicht ahnt, was mit ihr vorgeht, sind seine Genüsse. Er bringt sie in einen Schwebezustand, in einen Rausch, in eine glühende Atmosphäre, damit das alles dann, von ihr reflektiert, auf ihn zurückleuchte. Er

Digitized by Google

stellt ihre Stimmungen ein, wie die Register eines Harmoniums, und befriedigt lauscht er auf die Wirkung: Qualis artifex.

In diesem selbsterzeugten Fluidum kann er für Momente hingebend aufgehen. Ganz wird das kontrollierende Bewußtsein natürlich niemals ausgeschaltet. Er sieht von seinem Lug-aus zu und konstatiert: „Welch ein Genuß bewegt zu werden."

Er kennt genau den Wert und die Wichtigkeit aller Begleiterscheinungen für die Kultivierung der Illusion. Er weiß, wie sehr es für Stimmungsbildung auf die Umgebung ankommt. auf den Rahmen. Er benutzt alle Motive, um Vorstellungen daraus zu gewinnen, mit denen er sich und das Mädchen aus der Wirklichkeit in eine Traumsphäre hebt. Die Blumenform der Lampe mit dem leicht wehenden Schleier bringt ihm die Suggestion orientalischer Landschaften, und der Mattenteppich aus geflochtenen Weiden zaubert die Imagination einer Kajüte auf einem Ozeanschiff.

In dieser Liebe gibt es nur eine Angst für ihn, daß sie ihn betrügen könnte; aber das bedeutet nicht im banalen Sinn, betrügen mit einem andern, sondern, daß sie seine Idee von ihr enttäuschen, daß sie aus der Rolle fallen und anders werden könnte, als er sie will. Das wäre für ihn tödliche Kränkung, denn er liebt ja in ihr nur sein Kunstwerk, sein Geschöpf.

* * *

Dieser Empfindliche und Vielseitige braucht mannigfache Nahrung für seine Phantasie. Er ist so reizbar, daß die leiseste Nüance schon in ihm einen Ton weckt, und Stimmung kann er immer gebrauchen. Oft will er etwas Willkürliches haben. „Einen Gruß z. B. und um keinen Preis etwas mehr, weil das gerade das schönste bei der betreffenden Dame war." Das unmerkliche Lächeln eines jungen Mädchens auf der Straße ist ihm wie eine intime Berührung. Das Improvu daran entzückt ihn und die Ahnung aller Möglichkeiten. Ein Lächeln auf der Straße bedeutet ihm viel mehr als ein Händedruck im Salon.

Die raffinierteste Waffe in dieser artistischen Erotik ist aber das Auge. Kierkegaard, der selbst als Student auf Seeland junge Mädchen durch die Art, wie er sie anblickte, verwirrte, ohne diese Verwirrung auszunutzen, entwickelt eine Technik des Blickes. Man denkt auch an den „Tierblick" in Hamsuns „Pan", wenn man liest, wie der „Verführer" sein Auge auf einem Mädchen so ruhen lassen soll, daß es wirkt, als berühre er sie. Er muß imstande sein, sie so mit seinen Augen festzugreifen, als schließe er sie in seine Arme.

Wie ein Hofmannsthalscher Lebensvirtuose denkt der Verführer:

> Mir ist vor keinem meiner Triebe bange
> Ich lausche nur, was jeglicher verlange.

Er spricht von der Kunst, so empfindlich wie möglich für den Eindruck zu sein, zu wissen, welchen Eindruck man macht und welchen Eindruck man von jedem jungen Mädchen empfängt. Man kann auf diese Weise in viele auf einmal verliebt sein, weil die verschiedenen Einzelzüge verschiedene Reaktionen und Gefühlsbetätigungen wecken. Eine zu lieben ist zu wenig, alle zu lieben ist Oberflächlichkeit; sich selbst zu kennen und so viele wie möglich zu lieben, die Mächte der Liebe in seiner Seele zu verbergen, daß sie ihre bestimmte Nahrung bekommen, — während das Bewußtsein das Ganze umspannt — das ist Genuß, das ist Leben.

* * *

Die viel verschlungenen Fäden dieser Gefühlsspiele laufen im Gehirn des Mannes zusammen, und das Tagebuch ist im Grunde ein Kontobuch, in dem bis zur Pedanterie genau Rechnung geführt wird und Bilanzen gezogen werden über den Gang der Affäre, oder es ist das Journal eines Chemikers, der die Entwicklung einer komplizierten, experimentellen Mischung in ihren Etappen verzeichnet.

Gefühlschemie wird hier am lebenden Objekt getrieben. Und sehr ähnlich wie Stendhal in seinem Buch über die Liebe paragraphenmäßig, mit der kühlen Miene des Forschers, mit einem streng sachlichen, puritanischen Stil (er nahm sich den Code civile zum Vorbild) von den Leidenschaften sprach und sie schematisierte und rubrizierte in heimlicher Genugtuung des Gedankenhochmuts, so sieht auch Kierkegaards Verführer auf die Kristallisationen, die er bewußt erzeugt, fixiert sie in Notizen und denkt auf dem Papier alle weiteren Möglichkeiten aus; in Versuchsgleichungen probt er theoretisch alle Wirkungen, führt er alle Kombinationen durch.

Er reflektiert über die Arten der Seelenrapporte und gewinnt sich ein Schema der Positionen in der Liebesentwicklung. Er übersieht scharf und sicher alle Mittel, die gefühlsbildend wirken. und wendet sie in richtigen Dosen an. Er findet die versteckten Wege, die Gedanken des Mädchens zu okkupieren, daß sie, auch wenn er nicht da ist, von seinem Wesen erfüllt sei; wie ein geistiger Inkubus macht er sie besessen.

Die Teufelsgeschichten des Mittelalters sind harmlos gegen diesen verfeinerten Satanismus mit seinen starken, unmerklichen, ganz allmählich wirkenden Giften.

Zurückhaltung, Kälte, Spott sind in dieser Pandorabüchse; die Kunst Befremdung zu erwecken, bis aufs Blut zu reizen und die aus den Fugen geratenen Herzen in ihrer aufgewühlten Stimmung durch das Gegenteil zu verblüffen. Interesse weckt er zunächst und konzentriert die Gedanken auf sich. Er nistet sich in die Wesen ein, er breitet sich in ihnen aus, daß sie keinen eigenen Gedanken mehr haben.

Seine feinste Kunst ist es, Situationen zu schaffen, die etwas Bedeutungsvolles haben, die Erinnerung bringen und Kontakt. Situationserotik, das ist eine ganze Psychologie für sich; nichts ist fesselnder, als etwas Besonderes gemeinsam erlebt zu haben, es von einander zu wissen und mit einem Blick sich ein Zeichen zu geben. Situation ist der große Galeotto. Ein Beispiel aus der Gegenwart.

In Schnitzlers „Einsamem Weg" — wir kommen so bald nicht von dieser wissenden Dichtung fort — scheint in Stephan von Salas und Johannas Beziehung zwischen dem letzten „Sie" am Ende des ersten Aktes und dem „Du" am Anfang des dritten der Uebergang zu fehlen. Die Schwerbegreifenden verstehen nicht diese plötzliche Verführung „wie unsere Ahnen gesagt hätten". Die Feinhäutigen aber können ihre Atmosphäre schon in der zweiten Szene des ersten Aktes spüren, in jener Szene, da zwischen den beiden die Erinnerung auftaucht, an die Nacht, da Johanna auf der Wiese tanzte, und Sala heimlich vom Mansardenzimmer ihr zusah. In dieser Situation und ihrem schwingenden Nachgefühl geheimer, nie mit Worten gestandener Gemeinschaft haben sich beide zuerst besessen. Das andere, spätere war nur äußere Vollziehung.

Was hier lyrisch schwingt, formuliert Kierkegaards erotischer Traktatstil begrifflich: „es ist das strategische Prinzip, das Gesetz aller Bewegung in diesem Feldzug, sie immer in einer interessanten Situation zu berühren. Das Interessante ist das Gebiet, auf welchem Krieg geführt werden soll, die Potenz des Interessanten muß erschöpft werden." Briefe spielen dabei eine große Rolle. Sie geben eine geheimnisvollere Kommunikation als das gesprochene Wort. In ihnen ist man Herr der Situation, man kann hier das „Ideal" restloser, unbeeinträchtigt durch die Wirklichkeit erreichen, und den magischen Kreis sicherer schließen. Kierkegaard meint, daß mit solchen Briefen den unbefriedigten Idealwünschen der Frauen „Versöhnungsfeste" gegeben werden; aber überlegen und richtig müssen auch hier die Gefühlstöne gemischt werden. Ein Zuviel kann schaden. Denn die Frau oder das Mädchen darf von diesen Intermezzi des schönen Gefühls nicht ermattet, sondern gestärkt zur Wirklichkeit zurückkehren.

* * *

Dieser Satanismus der Grazie und des Charmes denkt auch über sich selbst nach und bewertet sich ethisch-ästhetisch.

Ein Betrüger ist er natürlich in der Sprache der Braven. Aber dieser Betrüger kann einem Weibe unendlich mehr geben als der Redlichste. Der Redliche wird gegen ihn immer plump erscheinen, denn eines wird jede Frau bei ihm sicher sein: ästhetischer Behandlung. Er erfüllt ihnen ihr Wesen, er gibt ihnen, was sie nur vag ahnten, er weckt die feinsten, bisher unbewußten Regungen. Er hat von Frauen indirekt alles gelernt, was Frauen brauchen, und die ganze blühende Erbschaft dieses Wissens fällt immer der Neuen zu und entzückt sie.

Betrügen muß er, sonst ginge die Rolle nicht in solcher Vollendung durchzuführen, aber der Betrug geschieht im Dienst einer Idee, in einer Mission des Schönen. Und ein Trost für die Verlassenen ist's, aus der Niederlage sich das Interessante zu retten, das Bewußtsein „in der Hand eines Künstlers gewesen zu sein".

Für den „Künstler" selbst ist dieses Schillern zwischen Schein und Sein, dieses aufreibende Uebertrumpfen der Wirklichkeit mit Künstlichkeiten vielleicht gefährlicher als für das Objekt. Am Ausgang der imaginären Liebesgärten steht die bittere Weisheit William Lovells, die in so manchen Worten der Jung-Wiener Dichtung wiederklingt: „Ich komme mir nur selbst entgegen, in einer leeren Wüstenei . . ."

Kierkegaard freilich, für den die Verführerrolle nur eine ganz flüchtige Durchgangsstation seiner seelischen Metamorphosen war, nur eine Etude nach selbstgestelltem Thema, erschrak vor der Wüstenei nicht. Denn gerade in ihr war er der Herr der stolzen Einsamkeit, der selbstselige Heilige der Thebais des Gedankens.

Felix Poppenberg.

Theater.

Deutsches Theater: „Das Wunder des heiligen Antonius". Satirische Legende in 2 Aufzügen von Maurice Maeterlinck. — „Ora et labora". Ein friesisches Bild in 3 Akten von Hermann Heyermans.

Ehemals war alles Geistererscheinung. „Jetzt sehen wir nichts als tote Wiederholung, die wir nicht verstehen. Die Bedeutung der Hieroglyphe fehlt. Wir leben noch von der Frucht besserer Zeiten." Dies Novalis-wort ist Maeterlinck aus dem Herzen gesprochen. Seiner mystischen Sehnsucht gilt die Zeit, deren Tage wir zählen, als religiöses Epigonentum. Das Wunder besteht, aber es wird sorgfältig verschlossen im Reliquienschrein aufbewahrt. Es ist tot und muß tot sein, aber als totes wird es geglaubt. Vor dem toten Wunder beugen sich die Kniee. Es ist Mumiendienst.

Die Bedeutung der Hieroglyphe fehlt, denn auch die historisch Wundergläubigen bezweifeln stark die Möglichkeit des Wunders von heut und morgen. Und wenn das tote Zeichen plötzlich dennoch wirksam würde? Um den Tisch stehen sie gebeugt mit gefalteten Händen, und das Jüngste spricht: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast —" und die Tür ginge auf und der Gerufene träte herein —?

Man weiß, daß Uhde das oftmals gemalt hat. Aber auch er suchte Distanz. Da draußen, auf dem Lande, das wir nicht kennen, steht eine Bauernhütte, in der Leute wohnen, die ganz anders als wir empfinden, — da mag sich das ereignen. Maeterlinck ist eigensinniger und richtet den Brennpunkt der Linse unerbittlich auf das Objekt. Das Wunder klopft an deine Tür. Und über dieser Betrachtung wird der Mystiker zum Satiriker.

Das alte, reiche Fräulein Hortense ist gestorben und liegt aufgebahrt in ihrem Zimmer, — das Mädchen scheuert den Flur, und die Erben sitzen bei Tisch. Es klopft, die Tür wird geöffnet, der heilige Antonius tritt herein und sagt ganz schlicht und wie selbstverständlich: „Ich will das Fräulein Hortense auferwecken."

Die Szenen, die sich nun abspielen, sind meinem Empfinden nach von auserlesenstem Humor. Für einen anderen als für Maeterlinck hätte sich in dem Vorwurf der Stoff zu einer Groteske geboten. Er bleibt kühl und konstatiert. Er hält sich durchaus in den Grenzen des realistisch Wahrscheinlichen. Arzt und Pfarrer sind zugegen, und benehmen sich durchaus, wie es Leuten ziemt, die die betreffenden Examina abgelegt haben, und ihr Amt in Ehren und Wohlanständigkeit verwalten. Der heilige Antonius wird als harmloser Geisteskranker behandelt, und auch als das Wunder der Auferweckung geschehen, glaubt es niemand. Fräulein Hortense, sagt man sich, war eben nur scheintot. Der unbequeme Himmelsbote wird schließlich der Polizei überliefert.

Mit bewundernswertem künstlerischen Takt hat Maeterlinck den kleinen Vorwurf skizziert. Er war sich offenbar der Gefahr sehr wohl bewußt, die in dem Stoffe lag. War die Verstorbene eine wahrhaft Fromme, trug Antonius ein unbeflecktes Heiligengewand, so war von vornherein ein häßlicher Mißton gegeben. Das vermittelnde Etwas hätte gefehlt. So warf er ein humoristisches Streiflicht auch auf den Himmlischen. Er kommt in falscher Mission. Er hat sich dupieren lassen. Die Verstorbene war der Gnade, die ihr zuteil wird, keineswegs wert und hat, zum Leben erweckt, nichts Eiligeres zu tun, als das zu beweisen. Antonius ist, wie Maeterlinck ihn hier zeichnet und zeichnen muß, der etwas dümmliche, liebe Heilige aus der Kinderfiebel.

Die bitter satirische Kontrastierung der beiden Welten bleibt dadurch unbeeinträchtigt, sie wirkt in voller, zwingender Kraft. Das ist das Köstliche an dieser Komödie, daß man über sich selber lacht und sich dessen bewußt ist. Denn für uns alle besteht derselbe Widerstreit zwischen unserer inneren und unserer äußeren Welt. Zwischen unserem Ahnen und Wissen, unserem Wünschen und Wahrscheinlichhalten, unserem Denken und Aussagen. Wir alle tragen einen heiligen Antonius gläubig in uns, aber wir würden ihm sehr energisch die Tür weisen, wenn er sich erdreisten wollte, uns in unserer täglichen Beschäftigung zu stören.

Auch das Uhdesche Motiv klingt mit an. Eine glaubt an den heiligen Antonius, und das ist die Magd, die den Flurboden scheuert. Da er abgeführt wird und in den Regen hinaus muß, bringt sie ihm ihre Holzpantinen für seine nackten Füße und spannt den Schirm über ihm auf. Gar treuherzig und naiv weiß Maeterlinck diese Episode zu skizzieren.

Es ist schwer zu sagen, wie weit Maeterlinck innerlich selbst Erlebtes in dieser kecken Satire gestaltet. Vielleicht war ihm das alles nur ein lustiges Spiel seiner Einbildungskraft. Aber vielleicht empfand er auch die eigene Halbheit gegenüber der Welt seiner Sehnsucht und seines Ahnens, vielleicht sah er sich selbst als Erben des alten Fräulein Hortense, vielleicht trug er schwer an seinem Epigonentum. Denn trotz allem —, auch er ist ein Halber.

Zwischen Maeterlincks Satire und Heyermans' Schauspiel „Ora et labora" ist eine tiefe Kluft. Hier eine geistige, dort die grob materielle Welt.

Es lohnt sich nicht, mit Heyermans in die friesische Bauernhütte zu treten. Es würde nur lohnen, wenn man als Almosengeber nicht als Zuschauer käme. Heyermans' Armeleutemalerei ist nach der naturalistischen Schablone gefertigt, was er auch hier an Qualitäten erweist, geht in der Absichtlichkeit der Schilderung unter. Heyermans will sozial wirken; das ist sein gutes Recht; aber da man die Absicht merkt, gehen Wirkung und Poet verloren.

Bemerkenswert bleibt, wie schwer es ist, zu sehen. Heyermans sieht in seiner friesischen Bauernhütte just das, was

Digitized by Google

andere in russischen und deutschen Katen gesehen. Die sozialen Ideen der Zeit umgeben ihn wie eine Wolke, und er ist naiv genug, Hunger und Not als direkte Wirkungsmittel auf sein Publikum loszulassen. Wie es in anderer Weise Frau Birch-Pfeiffer tat. Er bettelt von der Bühne herab.

Auch das ist Epigonentum, aber schulmäßiges. Es ist das Epigonentum ohne Skepsis, das im Besitz der Wahrheit zu sein glaubt, weil es sich an das Grob-Sinnliche hält, und das darauf pocht, daß ein Sack mit Schlangen realer sei als ein Netz mit Schmetterlingen. Ein Epigonentum, das vor jedem, toten wie lebendigen, Wunder sichert.

Ernst Heilborn.

Von den Frühlingsfahrten des Norddeutschen Lloyd.

II.

Hätt' ich im Hexentanz der geräuschvollen Berliner Wintersaison Stimmungen erlebt, wie ich sie an Bord der „Kaiserin Maria Theresia" gefunden. Auch von Land und Leuten hab' ich manch' farbenbuntes Ausschnittbildchen im warmgewordenen Herzen mit heimgebracht. Aber merkwürdig wenig weiß ich über die Mitreisenden zu sagen.

Es gibt eine gewisse Formentünche, die alles nivelliert; die die meisten Menschen herzlich langweilig macht; die es ihnen als einen Verstoß erscheinen lassen würde, amüsant zu sein.

Von zwei Dutzend, die ich an Bord sprach, war ich der einzige, der noch nicht um die Erde gereist ist. Aber anregend zu plaudern, irgend etwas Persönliches von seinen Fahrten zu schildern, wußte keiner von diesen Weltreisenden. Ich habe von ihnen wenig mehr über ihre Eindrücke vernommen als etwa ein Urteil über ein Hotel in Kobe, einen Tingeltangel in Singapur oder das Spucken der Amerikaner auf der Pacificbahn.

Die wenigsten „reisen" — die meisten „werden gereist".

Interessante Charakterstudien vermocht' ich an Bord darum kaum anzustellen.

Ja, ein paar närrische Käuze liefen mit unter. Ein Biedrer, der tagaus tagein sechs Stunden lang im Salon des Hinterdecks mit gutem Fingersatz, aber wenig innerer Berufung ein gewichtiges Pensum Klaviersonaten erledigte, ob's droben an Deck auch noch so zauberschöne Ausblicke gab. Und natürlich die ebenso über der Sache stehenden ausdauernden Skatspieler. Sowie einige Herren und Damen, welche die in sich selbst den Lohn tragende Eigenschaft besaßen, jedem Ding die schlechteste Seite abzugewinnen. Die über alles schimpften, was sie zwang, auch nur im geringsten von heimischen Gepflogenheiten abzuweichen. Die sich von früh bis spät ereiferten — bei Tisch über den Steward, beim An- und Ausbooten übers Wetter, bei den Ausflügen übers Pflaster, übers Bettelvolk — die so cholerisch gegen ihr und der andern Vergnügen eiferten, wie dies eben nur deutsche Vergnügungsreisende fertig bringen.

Das waren die Elemente, bei denen die Tünche etwas zu locker aufgetragen war.

Sonst war es eine ruhige, taktvolle, zu Romanstudien wenig geeignete Gesellschaft. Im großen und ganzen ein bißel gleichförmig: reiche Leute, für die nicht wie für unsereinen eine solche Reise ein Lebensereignis ist, die übersättigt sind, die schon so viel gesehen haben, für die darum „nirgends recht was los" ist, die sich eines mystischen Aufschwungs sogar genieren würden.

Ich hab' nur einmal auf dieser dreißigtägigen Reise jemand jauchzen hören, so recht aus vollem, danküberströmendem Herzen jauchzen. Und dann stillestehn und schweigen und schauen.

Das war, als wir nach einem wüsten Regentag von der Alhambra zum Generalife heraufgekommen waren, von der großen Gesellschaft losgelöst, als wir zu der Ruine überm Darroflluß emporkletterten und im leuchtenden Ausschnitt der gelbgrauen Wolkenungeheuer plötzlich — einer Fata morgana gleich — die Sierra Nevada im silbernen Neuschnee tausendzackig über den schwarzen Zypressen auftauchen sahen.

Da standen wir dann lange Hand in Hand.

Gut, daß uns keiner gesehen.

* * *

Wenn dritthalbhundert Vergnügungstouristen von Bord an Land gesetzt worden sind — in Madeira oder in Tunis, in Gibraltar oder in Palermo — dann wollen sie innerhalb der verfügbaren, kurzen Zeit im großen und ganzen wohl alle dieselben Sehenswürdigkeiten bewundern.

Es kommt zu einer unerquicklichen Hetzjagd, auf der einer den andern am Genießen hindert, sobald von einem Reisebureau „System" in die Sache gebracht wird. Völlige Stundenplanlosigkeit ist für den, der kein krasser Reisedilettant ist, das einzig Ersprießliche. Am besten, wenn sich die große Schar in viele kleine Gruppen teilt, die auf eigene Faust loszieben, sich strahlenartig nach allen Richtungen über das Stückchen Land ergießen. Denn Massenansammlungen sind der Tod jeder Stimmung.

Auf Madeira bin ich einen langen Tag im langen Zug der Ochsenschlitten durch lange Gassen geführt worden. Ich hatte da keinen Eindruck von der Bevölkerung, die sich an den meisten Punkten den zweihundertfünfzig Reichsdeutschen gegenüber in der Minderzahl befand. Und wie mit den Eingeborenen so erging mir's auf diesem Massenumzug mit den fremden Wintergästen.

Man führte uns ins Kasino von Funchal, das ein portugiesisches Monte Carlo genannt wird.

In einem tropischen Garten an der steilabfallenden Küste über dem malerischen kleinen Golf liegt ein schmuckes, weißes Landhaus mit drei festlichen, über und über mit Blumen geschmückten Sälen. In dem Saal zur Linken wird an einem englischen, in dem zur Rechten an einem französischen Tisch Roulette gespielt.

Von wem? Von reichen, schwindsüchtigen Engländern und Amerikanern, den Gästen der Sanatorien auf dem einsamen Ozeaneiland, und von glutäugigen Portugiesinnen, die die letzten Tage der bleichen Todeskandidaten zu verschönen beflissen sind. Ein kleiner Ausschnitt aus dem glänzenden Leben von Monaco also — aber mit einer besondern Note.

So sagte man. Doch diesen Ausschnitt sahen wir nicht. Gegen unsere reichsdeutsche Schiffstruppe, die das Kasino überflutete, kam die internationale Winterkurgesellschaft nicht auf: man erlebte nur das Schauspiel, daß die beiden Spieltische sofort mit den von Bord her wohlbekannten Typen garniert waren.

Das maderesische Badeleben haben wir auf diese Weise nicht kennen gelernt.

In verzweifelten Fällen griff ich immer zur List. So auch hier.

Am zweiten Abend regnete es so unbarmherzig in Funchal, daß alles von Land an Bord flüchtete. Den Augenblick hielt

ich für günstig. Mit einem zweiten Studienerpichten kniff ich noch spät abends vom Schiffe aus. Die Dampfpinasse war des miserabeln Wetters wegen längst eingezogen worden, man mußte sich also einem der kleinen Ruderboote anvertrauen, worin die schwankende Ueberfahrt bei strömendem Regen nicht eben den behaglichsten Teil eines nächtlichen Abenteuers bildet.

Aber in den paar Nachtstunden hab' ich doch wenigstens feststellen können, wie sich das Kasino von Funchal ohne zweihundertfünfzig Reichsdeutsche ausnimmt.

Wir trafen's gut: im Mittelsaal hielt die englische Kolonie einen Ball ab. Das war zwar nichts spezifisch Maderesisches. Aber ich kann nicht anders, ich muß, ich muß ein bischen schwärmen von dem, was ich sah: von den schlanken, überschlanken, ja „präraffaelitisch" überzarten Gestalten dieser blassen, blonden, graziösen, königlichen Engländerinnen. In Italien und der Schweiz — unter den entsetzlichen reisenden Misses trifft man diesen Typ nicht an; bloß in den Londoner Theatern kann man ihn noch bewundern, sowohl auf der Bühne als auch in den Logen. Es war ein festliches, dem Auge wohltuendes Bild. Wieviel Harmonie in dem ruhigen, edeln Tanz einer vornehmen Engländerin liegt. Man schämt sich des grotesken Konterfeis, das Wort, Schrift und Witzblattillustrationen bei uns in Deutschland von der plattfüßigen, plumpen, steifen englischen Miß zu entwerfen pflegen, wenn man einmal so wie hier einen Lanzier in zwölf Karrees von schönen, jungen Ladys Old-Englands hat tanzen sehen. Sie hüpfen nicht, sie gleiten — sie laufen und trippeln nicht, sie schreiten. Und in weichen Falten umfließen die langen, losen Seidengewänder die schlanken, königlich stolzen und doch zarten Gestalten.

Aber freilich: das zarte, duftige Stimmungsbildchen hatte einen seltsamen Rahmen.

Links und rechts vom Ballsaal wird nämlich tapfer gejeut. In die weichen Klänge des zum Tanz aufspielenden Streichsextetts mischt sich das Rollen der Kugel, unsichere, nervöse Hände schieben Silber, Gold und Banknoten auf die grünen Felder, die Harke des Croupiers rafft die Häuflein zusammen, und rund um die Roulettetische gibt's bleiche Mienen und hektisch sich rot färbende Wangen zu schauen.

Und hier tauchen auch endlich die glutäugigen Portugiesinnen auf.

Ich war ja eigens durch Gußregen und Wogengang im Boot herübergefahren, um diese zum Reiseprogramm gehörenden glutäugigen Portugiesinnen noch zu sehen. Aber — offen will ich's beichten — ich habe mich gar nicht mehr für sie interessiert; ich habe nur immer den harmonischen, feierlichen und dabei doch schwungvollen Tänzen der jungen Misses zuschauen müssen.

Ja, mein Himmel, aber deswegen reist man doch nicht nach Madeira!

* * *

In der Alhambra hab' ich das Gelübde abgelegt (es war im Saal der Abenceragen, die Stelle weist aber keinen Denkstein für den historischen Moment auf), nie wieder in meinem Dasein einen andern denn einen stummen Führer anzunehmen.

Man hat seinen Washington Irving gelesen, den Bädeker und den Meyer auch, man ist im Kartenlesen leidlich geübt und hat vor Antritt der Reise eine Spezialrepetition der maurischen Epoche — oder Episode — in seinem altvertrauten Geschichtswerk nicht gescheut.

Da stellt sich nun ein kurzer dicker Herr mitten im Saal der Abenceragen auf und ruft mit Stentorstimme: „Dies, meine Herrschaften, ist der Saal der Abenceragen. So genannt von den Abenceragen, einer vornehmen Familie, von denen der eine hier geköpft worden ist, weil er in inulantere Beziehungen zur Frau Boabdils getreten ist. Hier sehen Sie eine dunkle Stelle auf dem Grund des Marmorspringbrunnens. Es ist dies ein Blutfleck." Neckisch setzt er hinzu: „Wird natürlich von Zeit zu Zeit aufgefrischt wie der Tintenklex in der Wartburg."

Und die von ihm geführt werden, folgen ihm in den Myrtenhof, so genannt von den Myrtenhecken.

Ja — was soll man empfinden von all' der Schönheit, was kann vor einem aufsteigen aus der blutigen, myrrhenduftgeschwängerten, heißen, süßschwermütigen Zeit?

Dies ist der Myrtenhof — so genannt von den Myrtenhecken.

Momentphotographen knipsen rasch da und dort ein Eckchen Mosaik mit Stalaktiten (links ragt ein Stück von einem Regenschirm, rechts das Knie und der Stiefel eines Vergnügungsreisenden ins Bild), und dann zieht die Schar hastig weiter.

Es hat gottlob nur die wenigsten befriedigt, die Alhambra so im Blitzbesuch en masse sehen: da stahl sich eine Gruppe davon, dort wieder eine, das Häuflein, das der Führer führte, ward kleiner, immer kleiner.

. . . Stumme Führer — oder auch dunkelhäutige Gesellen, deren Sprache man nicht versteht — sind die einzigen, die ich gelten lasse.

Sie müssen auf leisen Sohlen vorangehn, ab und zu stehen bleiben, sich umwenden, mit blitzenden Augen und weißen Zähnen einem zulächeln und mit dem ausgestreckten Arm schweigend nach den feierlichen Schönheiten weisen, die diese fremden Stätten bieten.

Aber reden — nein, reden dürfen sie nicht.

Genua. Paul Oskar Höcker.

„Calabrien-Apulien" von J. V. Widmann. Frauenfeld, Huber & Cie.

Eines jener Bücher, die italische Sehnsucht nähren. Widmann ist ein Kenner des Landes, und er liebt es und sein Volk. Diesmal wandert er minder begangene Pfade, verläßt wohl gar die Bahn, um sich dem Eilwagen anzuvertrauen, der denn freilich minder bequem ist, als die wundersamen Postfahrten seiner schweizerischen Heimat. In den Western Apuliens und Calabriens weilt er eben nur so lange, um einen Emblick in das Wesen dieser Städte und Städtchen zu gewinnen, die von der Touristenstraße noch weit abliegen und fabelhaft wohlfeil sind; mit Nutzen studiert er J. P. Couriers Briefe und eines ungenannten französischen Offiziers Bericht über seinen Aufenthalt in Calabrien von 1807—10. Gelegentlich, so bei der Schilderung des Stausenschlosses Castel del Monte, läßt er Gregorovius das Wort: man kann schwer etwas Besseres tun, begegnet man sich mit dem Meister italischer Landschaftsschilderung. Sehr interessant und abweichend von dem Ueberlieferten ist Widmanns Darstellung des Ausganges Joachim Murats, des prachtvollen Reiterführers, aber ziemlich schwachköpfigen Königs von Neapel, der in Pizzo in die Hände seiner Verfolger fiel, während ganz nah an, in Monteleone, eine französisch gesinnte Bevölkerung geneigt genug war, ihm beizustehen im Versuche, dem greulichen, bourbonischen Unwesen, das bis zu diesem Tag nachwirkend Unteritalien fortverseucht, ein Ende mit Schrecken zu bereiten. Er ist diesmal im allgemeinen etwas trockener, als man ihn sonst gewohnt ist; freut sich mit jedem hübschen Zug in der Bevölkerung, an denen es ihm denn auch nicht fehlt. Er gibt allerhand ersprießliche Winke für Nachfahrer; kurz, eine ganz gute Nachlese zu Bädeker, dessen Zuverlässigkeit im allgemeinen ja garnicht hoch genug einzuschätzen ist, ohne den man sich schwer behelfen könnte. Den Schluß des Bändchens bilden sehr hübsche und warme Schilderungen von den oberitalienischen Seen, ganz besonders hell und sonnig die vom wenig gekannten Lago Ceresio oder vom Lago d'Iseo. In „Auf Isola Bella schlafen" nimmt der Dichter Widmann, der sonst sich bescheiden hinter den Schilderer und Beobachter zurückgestellt hat, höchst persönlich und ganz prächtig das Wort.

—V—.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 26. Berlin, den 26. März 1904. 21. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Das preußische Abgeordnetenhaus ist, ebenso wie der Reichstag, vor Beendigung der Etatsberatungen in die Osterferien gegangen. Ein Rückblick auf seine seitherigen Leistungen zeigt jenes unerfreuliche Auseinanderfließen der Debatten, das wir auch bei dem Reichstag wiederholt schon feststellen konnten, eine Arbeitsmethode, die viel Zeit gekostet und keinen positiven Ertrag gebracht hat. Noch keine einzige Gesetzesvorlage hat bis jetzt verabschiedet werden können. Und die wichtigen wasserwirtschaftlichen Vorlagen sind überhaupt noch nicht zum Vorschein gekommen! Die letzten Wochen vor den Ferien waren ganz den Beratungen des Kultusetats gewidmet. Neben der Jesuitenfrage hat hauptsächlich das Volksschulwesen zu langen Debatten Anlaß gegeben. Dabei hat den Standpunkt der Freisinnigen Vereinigung Schuldirektor Ernst mit Entschiedenheit gegen die konservativ-klerikale Reaktion vertreten.

Zur Frage der Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes hat es ein gewisses historisches Interesse festzustellen, wie sich die einzelnen Bundesstaaten in der ausschlaggebenden Sitzung des Bundesrates verhalten haben. Für die Aufhebung stimmten Preußen mit 17, Bayern mit 6, Baden mit 3, Waldeck, Reuß ältere Linie und Hamburg mit je einer Stimme, zusammen 29 Stimmen. Gegen die Aufhebung: Sachsen mit 4, Württemberg mit 4, Hessen mit 3, Mecklenburg-Schwerin mit 2, Braunschweig mit 2, Sachsen-Weimar, Mecklenburg-Strelitz, Sachsen-Coburg-Gotha, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt, Reuß jüngere Linie und Detmold mit je einer Stimme, zusammen 25 Stimmen.

In den Zeitungen werden neue große Flottenpläne der Reichsregierung angekündigt. Mit solchen war zwar schon seit längerer Zeit gerechnet warden; überraschend kommt aber die Nachricht, daß der ursprüngliche Plan, Auslandskreuzer zu beschaffen, fallen gelassen sei, weil man den Bau schwerer Schlachtschiffe („Drittes Schlachtschiffgeschwader") augenblicklich für dringlicher halte. Die Zeitungsmeldungen treten so bestimmt auf, daß die Regierung wohl bald zur Sache wird reden müssen.

Der Prozeß Endell hat nicht die weitgehende gerichtliche Aufklärung gebracht, die im Interesse der Beleuchtung des ostelbischen Agrariertums wünschenswert gewesen wäre. Eine große Reihe von Punkten, die der Klarstellung dringend bedurft hätten, mußte unerledigt bleiben, weil die einzigen, die hätten reden können, aus dienstlichem Interesse schwiegen. Der wegen Beleidigung des früheren Majors Endell verklagte Chefredakteur der „Posener Zeitung" wurde zu 300 Mark Geldstrafe verurteilt, nicht weil seine gegen Endell, den Führer der Agrarier in der Provinz Posen, erhobenen Anklagen als unberechtigt erwiesen wurden, sondern weil für einen Teil derselben der Wahrheitsbeweis eben nicht zu führen war. Immerhin ist soviel bei den Verhandlungen gerichtlich festgestellt worden, daß es für jeden Vorurteilslosen hinreicht, um die Zustände in Ostelbien zu charakterisieren. Daß die Herren Agrarier rücksichtslos ihren politischen und wirtschaftlichen Einfluß nicht nur allen anderen Parteien und Ständen, sondern auch der Regierung gegenüber geltend machen, war ja längst bekannt. Daß aber Herr Endell, der als Vorsitzender der Landwirtschaftskammer aus deren Kasse 5000 Mark „vorschußweise" gegen einfachen Gutschein entnommen hatte, zwar den Vorsitz niederlegen mußte, aber gleichzeitig sein verschuldetes Gut zu besonders günstigen Bedingungen an die Ansiedlungskommission verkaufen und nach dieser finanziellen Stärkung erst recht einen übermächtigen Einfluß auf die Landwirtschaftskammer und auf die Regierung erhalten konnte, das ist doch äußerst bezeichnend. Wenn bei solchen Verhältnissen das Deutschtum im Osten weder an Ansehn noch an Macht- und Einfluß erhebliche Fortschritte macht, so wird das niemanden mehr wundernehmen.

In eigenartiger Weise scheinen die Behörden den Kampf gegen den Alkoholmißbrauch, der in den letzten Jahren lebhafter als je entbrannt ist, unterstützen zu wollen. Ein österreichischer Sozialdemokrat, der Wiener Arzt Dr. R. Fröhlich, der vor seinen deutschen Parteigenossen abstinenzlerische Vorträge hielt, wurde aus Preußen ausgewiesen, als er in Kiel über das Thema „Alkoholfrage und moderne Arbeiterbewegung" sprechen wollte. Und der Begründer und Vorsitzende des „Deutschen Vereins abstinenter Eisenbahner", Eisenbahndirektor de Terra, sieht sich in seinen besten Jahren veranlaßt, aus der Staatseisenbahnverwaltung auszutreten, nachdem er schon 1902 wegen seines öffentlichen Eintretens für die Abstinenz durch Versetzung nach Stolp in Pommern gemaßregelt worden war.

Der Aufstand in Südwestafrika nimmt an Bedrohlichkeit eher noch zu als ab. Die vergangene Woche hat uns die äußerst schmerzliche Kunde von dem Verlust von sieben Offizieren und 19 Mann gebracht. Auch sollen die südlichen Stämme der Bondelzwards wieder neue Empörungsversuche gemacht und mit den offenbar gut bewaffneten Hereros Verbindung gesucht haben. Schlimmer als all diese Hiobsposten sind aber die Berichte der Missionare und anderer vorurteilsloser Ansiedler, die über die Härten und Grausamkeiten der südwestafrikanischen Händlerpolitik bis ins einzelne hinein auf-

Digitized by Google

klären und fast keinen Zweifel mehr daran lassen, daß die Hereros in der unerhörtesten Weise zur Empörung gegen das Deutschtum geradezu getrieben worden sind. Wenn das natürlich auch nicht hindern kann, daß jetzt mit allem Nachdruck das Leben und Eigentum der bedrohten Weißen geschützt und Friede und Sicherheit wiederhergestellt wird, so muß doch auf der anderen Seite gefordert werden, daß nach Beendigung des Feldzuges eingehende Untersuchungen angestellt werden und rücksichtslose Bestrafung alle Schuldigen ohne Ausnahme trifft.

Der Kampf gegen die Kongregationen in Frankreich ist beinahe bis ans Ende durchgeführt. Vor dem entscheidenden Schlage der Annahme des Gesetzes über die Abschaffung des Ordensunterrichtes in ganz Frankreich und den Kolonien haben indessen die Klerikalen einen unerwarteten Bundesgenossen in der Person des sozialistischen Exministers Millerand erhalten. Er, den das sozialistische Parteikomitee des Departements Seine vor einigen Monaten aus der Partei ausgeschlossen hatte, trägt offenbar jetzt wieder mehr als früher Verlangen nach einem Ministersessel. In unterrichteten Kreisen war es längst bekannt, daß er nur auf die Gelegenheit lauerte, seine selbstsüchtigen Pläne verwirklichen zu können. Diese Gelegenheit schien ihm am Donnerstag voriger Woche gekommen zu sein. Im Namen der vernachlässigten Sozialreform interpellierte er das Ministerium Combes und warf ihm vor, daß es sich gänzlich in Antiklerikalismus verrannt und darüber die Frage der Alterspension entgegen dem ursprünglichen Regierungsprogramm systematisch verschleppt habe. Daß das Kabinett Waldeck-Millerand die Vorlage über Alterspension mitten in der Debatte wieder fallen gelassen hatte, verschwieg der entrüstete Ankläger wohlweislich. Herr Combes verteidigte sich zwar geschickt und wirkungsvoll gegen Millerands Ueberfall. Immerhin wäre seine Niederlage unabwendbar gewesen, wenn nicht Jaurès mit der ganzen Wucht seiner Person und seiner Rede für das bedrohte Ministerium gegen den seitherigen Genossen aufgetreten wäre. Er schleuderte Millerand jene Beweisführung ins Gesicht, die dieser selbst so oft früher gebraucht hatte: Jeder wahrhaftige Republikaner müsse bestrebt sein, den gegenwärtigen „Bloc" gegenüber den klerikalen nationalistischen Angriffen zu erhalten; wie könne man eine sozialreformerische Politik von der Zersetzung der bisherigen bürgerlich-sozialistischen Mehrheit, von einer notwendig nach rechts verschobenen neuen Mehrheit erwarten? Es gelang Jaurès, mit seiner überlegenen Rede eine knappe Regierungsmehrheit von zehn Stimmen zusammenzubekommen. Die revolutionären Sozialisten unter der Führung von Vaillant und die ministeriellen Sozialisten unter der Führung von Jaurès traten geschlossen für das Kabinett ein; auch die radikale Linke unter Sarrien und die demokratische Union unter Etienne hielten zu Combes. So blieb Millerand auf der Linken allein; zu ihm scharten sich alle jene Elemente, die unzufrieden sind, daß sie Combes nicht ins Kabinett aufgenommen hat, ferner seine ehemaligen Mitarbeiter aus dem Ministerium Waldeck-Rousseau und die Masse der Antiministeriellen, denen natürlich jede Gelegenheit recht ist, um das nun schon 19 Monate alte Kabinett Combes zu stürzen. Wenn dies noch einmal mißglückte, so darf doch immerhin das jetzige Ministerium als stark erschüttert gelten. Der „Bloc" ist offenbar nicht mehr ganz zuverlässig. Weite Kreise der republikanischen Partei beginnen zu befürchten, daß die allzulange und straffe Anspannung des antiklerikalen Geistes durch das Ministerium Combes eine Reaktion hervorrufen werde, die alle jetzigen Erfolge wieder in Frage stellen könne. Daher erklärt sich der Abbröckelungsprozeß bei der Regierungsmehrheit, und daher stammt auch die allgemeine Ansicht, daß das Kabinett Combes sein zweijähriges Bestehen nicht mehr werde feiern können.

Die gesetzlich beschlossene Einfuhr chinesischer Arbeiter in Transvaal bereitet der englischen Regierung andauernd Verlegenheiten, denn die Opposition benutzt diese Frage zu einer äußerst populären Agitation gegen die „gelbe Sklaverei". Das Gesetz, das auf Betreiben der südafrikanischen Minenbesitzer angenommen wurde, obwohl es bei allen Parteien unsympathisch ist, ist nach Mitteilung des Kolonialamtes vom König „bis auf weiteres" noch nicht in Kraft gesetzt worden. Kein Wunder, wenn der liberale Führer Campbell-Bannerman sich diese merkwürdige Lage zu einem heftigen Vorstoß gegen das Kabinett Balfour, das dem König die Zustimmung empfohlen hat, zunutze macht. Es gab bei der Interpellation der Liberalen sehr erregte Auftritte im Unterhaus, wie sie das englische Parlament äußerst selten sieht. Mit einer Mehrheit von 57 Stimmen siegte zwar, wie vorauszusehen gewesen war, Herr Balfour über die Opposition; aber sicher gehört dieser Sieg nicht zu denen, die das Ministerium stärken.

* * *

Die liberale Aktion zur Reform des preußischen Wahlrechts.

Vor den letzten Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause herrschte in freisinnigen Kreisen über einen Punkt völlige Uebereinstimmung, nämlich darüber, daß das elendeste aller Wahlsysteme ernsthaft angegriffen werden müsse, und daß es zu den ersten Pflichten jedes aufrichtig liberalen Politikers gehöre, eine gründliche Reform des preußischen Dreiklassenwahlsystems herbeizuführen. Auf dem am 10. Oktober 1903 abgehaltenen Parteitage der Freisinnigen Vereinigung kam dieser Gedanke in folgender Resolution zum Ausdruck:

„Die Macht der reaktionären Parteien kann nur gebrochen werden durch eine gründliche Reform des Landtagswahlrechts. Als eine befriedigende Reform ist allein der Ersatz des Dreiklassenwahlsystems durch das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht, wie wir es im Reich haben, anzusehen. Daneben ist eine den veränderten Bevölkerungsverhältnissen angepaßte Neueinteilung der Wahlkreise eine unerläßliche Forderung der Gerechtigkeit."

Diese Resolution fand widerspruchslose Annahme. Die betreffende Forderung wurde sogar als so selbstverständlich angesehen, daß in der Diskussion des Parteitages eine ausgiebigere Begründung dieser Forderung nicht einmal für notwendig gehalten wurde. Die Freisinnige Vereinigung ist im preußischen Abgeordnetenhause leider so schwach vertreten, daß sie für sich allein nicht imstande ist, Initiativanträge zu stellen. Es ist ihr deshalb nicht zum Vorwurf zu machen, wenn sie mangels einer Unterstützung seitens anderer Parteien darauf verzichtet hat, beim Zusammentritt des neuen Abgeordnetenhauses einen Antrag auf Reform des preußischen Wahlrechts einzubringen, der dem erwähnten Beschlusse des Parteitages entspricht. Die Fraktion der Freisinnigen Vereinigung hat sich dagegen veranlaßt gesehen, zusammen mit den Nationalliberalen und der Freisinnigen Volkspartei einen Antrag zur Reform des preußischen Landtagswahlrechts einzubringen, welcher gegenwärtig der öffentlichen Kritik unterliegt.

Dieser Antrag trägt keinen selbständigen Charakter, sondern lehnt sich als Amendement an einen unter dem 27. Februar im preußischen Abgeordnetenhause eingebrachten Antrag der Reichspartei (Dr. Arendt und Genossen) an, in welchem die Königliche

Staatsregierung aufgefordert] wird, baldmöglichst einen Gesetzentwurf vorzulegen, durch welchen *einmal* eine Teilung übermäßig großer Wahlbezirke bei entsprechender Vermehrung der Gesamtzahl der Abgeordneten herbeigeführt, *ferner* § 4 des Gesetzes vom 29. Juni 1893 (die Drittelung in den Urwahlbezirken) aufgehoben und die gemeindeweise Bildung der Abteilungen wiederhergestellt und *endlich* das Wahlreglement vom 14. März 1903 so abgeändert werden soll, daß in besonders großen Gemeinden bei vorliegendem Bedürfnis die Wahlen der Wahlmänner in einer die Ausübung des Wahlrechts erleichternden Weise vorgenommen werden können. Diesen Antrag der Reichspartei wollen die drei liberalen Gruppen dahin abgeändert haben, daß nicht bloß die Bildung übermäßig großer Wahlbezirke, sondern generell eine anderweite Feststellung der Wahlbezirke unter Berücksichtigung der erheblichen Vermehrung der Bevölkerung herbeigeführt werde. Sodann verlangt der liberale Antrag eine Veränderung in der Bildung der einzelnen Abteilungen in der Weise, daß von der Gesamtsumme der Steuerbeträge aller Urwähler $^5/_{12}$ auf die erste, $^4/_{12}$ auf die zweite und $^3/_{12}$ auf die dritte Abteilung entfallen. Betreffs der sonstigen Forderungen des freikonservativen Antrags deckt sich das liberale Amendement im wesentlichen mit dem Antrag der Reichspartei, betreffs der gemeindeweisen Bildung der Abteilungen wörtlich, betreffs der Abänderung des Wahlreglements dem Sinne nach.

Diese Analyse des liberalen Antrags zeigt zur Genüge, daß es sich bei dieser Aktion des Gesamtliberalismus nicht darum handelt, auch nur entfernt die Forderungen der Gerechtigkeit gegenüber dem verrotteten Dreiklassenwahlsystem anzumelden. Auch die Befürworter dieses Antrags in der Presse behaupten nicht, daß es sich um eine Wahlreform von größerer Bedeutung handele. Trotzdem fordert man uns auf, diesem gemeinschaftlichen Vorgehen aller liberalen Gruppen im Abgeordnetenhause unseren Beifall zu zollen, und zwar deswegen, weil dieses erste Zusammenwirken aller liberalen Gruppen zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtige. Was aber die Winzigkeit der vorgeschlagenen Wahlrechtsreform anlangt, so belehrt man uns, daß der praktische Politiker davon Abstand zu nehmen habe, parlamentarisch für bedeutsame Prinzipien einzutreten, sobald er sich davon überzeugen müsse, daß Anträge mit bedeutsamen Inhalt nach Lage der Sache nicht zur Annahme zu bringen seien.

Beide Trostgründe haben für uns nichts Ueberzeugendes. Gewiß ist es erfreulich, wenn zur Erreichung irgendwelcher liberalen Forderungen eine Kooperation der Freisinnigen und Nationalliberalen sich vollzieht. Aber wenn ein solches Zusammengehen nur dadurch ermöglicht wird, daß die gemeinsam aufzustellenden Forderungen auf ein Nichts zurückgeführt werden, wenn die Willensübereinstimmung nur ausreicht, um gemeinsam ein Windei auszubrüten, so kann eine solche Kooperation des Gesamtliberalismus wohl Ironie, aber keine Begeisterung hervorrufen. Auch das andere Entschuldigungsmittel, die Lehre von der Notwendigkeit, sich im parlamentarischen Leben bei seinen Anträgen auf das Erreichbare zu beschränken, ist im vorliegenden Falle völlig deplaziert. Der liberale Abänderungsantrag selbst verquickt das nach Lage der Verhältnisse im preußischen Abgeordnetenhause völlig Unerreichbare mit anderen, allerdings vielleicht erreichbaren, aber keineswegs einwandfreien Reformen. Die generelle Neueinteilung der Wahlkreise, wie sie in dem liberalen Abänderungsantrag gefordert wird, — darüber wird sich keiner der Antragsteller im unklaren gewesen sein — hat in dem gegenwärtigen Abgeordnetenhause genau so wenig auf Annahme zu rechnen wie ein etwaiger Antrag auf Einführung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts in Preußen. Wer sich der Haltung der Konservativen und des Zentrums gegenüber dem viermal wiederholten Antrag der Freisinnigen auf Neueinteilung der Wahlkreise im vorigen Abgeordnetenhause erinnert, der weiß, daß die konservativ-klerikale Majorität des gegenwärtigen Abgeordnetenhauses den jetzt formulierten liberalen Antrag nur mit Hohn behandeln wird.

Um die Erfolglosigkeit völlig sicherzustellen, haben die liberalen Gruppen aber auch noch den Fehler begangen, ihre Forderung auf Neueinteilung der Wahlkreise als Amendement zu einem Antrage der Reichspartei zu stellen, der gar keinen anderen Zweck hat, als jede ernsthafte Neueinteilung der Wahlkreise zu verhindern. Herr von Zedlitz, der Führer der Reichspartei, hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß er der erbittertste Gegner einer gerechten Neueinteilung der Wahlkreise ist. Sein Antrag auf Teilung übermäßig großer Wahlbezirke hat nur den Zweck, die Anerkennung der übrigen Wahlbezirke auf die ihnen nach dem Gesetz vom 27. Juni 1860 zustehenden Mandate zu sichern. Es ist das in dem Antrage der Reichspartei sogar ausdrücklich hervorgehoben. Nun liegt es doch auf der flachen Hand, daß angesichts einer konservativ-klerikalen Mehrheit, die an der bestehenden Einteilung der Wahlbezirke garnichts ändern will, und angesichts einer ferneren Partei von rund sechzig Abgeordneten, die nur durch eine nichtsbedeutende Konzession den gegenwärtigen unhaltbaren Zustand zu sichern bestrebt ist, das liberale Amendement zu dem Antrag der Reichspartei als eine völlig leere Demonstration erscheint, die zugleich einen beinahe komischen Charakter trägt, da sie den Schein erweckt, als ob man das Manöver des Herrn von Zedlitz nicht durchschaut hätte. Trotzdem handelt es sich bei diesem Abänderungsantrag der Liberalen, wenn auch um eine zurzeit völlig aussichtslose, so doch um eine immerhin grundsätzlich wichtige Forderung, und wenn die drei liberalen Gruppen sich auf dieses Amendement beschränkt hätten, so hätte damit immerhin die grundsätzlich nicht ganz unwichtige Fixierung eines allen Liberalen gemeinsamen Standpunkts, wie er auch schon bei den Abstimmungen des vorigen Abgeordnetenhauses zutage getreten ist, gelegen. Die weiteren Amendements dagegen können nicht einmal als grundsätzliche Verbesserungen vom liberalen Standpunkt aus ohne weiteres betrachtet werden.

Die anderweitige Drittelung, wie sie der liberale Antrag im Anschluß an einen Regierungsvorschlag aus dem Jahre 1893 fordert, mag immerhin als eine kleine Annäherung an den liberalen Standpunkt gelten. Der betreffende Antrag wurde bekanntlich 1893 im Herrenhause abgelehnt, und die Nationalliberalen haben damals dem Scheitern dieser Reform nur sehr wenig Tränen nachgeweint. Dahingegen wäre die verlangte Aufhebung der Bestimmungen über die Drittelung in den Urwahlbezirken keineswegs ein reiner Gewinn. Gewiß ist die Drittelung in den Urwahlbezirken eine Absurdität, aber das ganze Dreiklassenwahlrecht besteht aus lauter Absurditäten, und diese Absurdität, deren Beseitigung von den liberalen Antragstellern ganz allein gefordert wird, ist die einzige, welche den Entrechteten dieses Dreiklassenwahlsystems wenigstens noch einigermaßen zugute kommt. Die sozialdemokratische Presse macht mit vollem Recht bereits darauf aufmerksam, daß bei Beseitigung dieser Bestimmungen und Wiedereinführung der gemeindeweisen Drittelung für die in der Sozialdemokratie organisierte Arbeiterschaft auch der letzte Rest der Möglichkeit entfällt, aus eigenen Kräften einen Abgeordneten in das preußische Klassenparlament zu entsenden. Wenn sich die Konservativen, die dem Zentrum zuliebe seinerzeit in die Drittelung der Urwahlbezirke gewilligt haben, veranlaßt sehen sollten, diesem Antrag der Liberalen zuzustimmen, so wird es sicherlich nur unter der Erwägung und voraussichtlich auch unter der ausdrücklichen Motivierung geschehen, daß damit das Abgeordnetenhaus vor dem Eintritt sozialdemokratischer Mitglieder völlig gesichert werde. Weshalb sich die liberalen Gruppen diesem Odium ausgesetzt haben, ist umsoweniger verständlich, als dieselbe Forderung ja bereits in dem Antrag der Reichspartei enthalten war, und deshalb gar keine Notwendigkeit bestand, ihn unter die liberalen Forderungen noch einmal ausdrücklich aufzunehmen.

Unter diesen Umständen erscheint der gemeinsame Antrag der Liberalen nicht dazu geeignet, um auch nur als Abschlags-

Digitized by Google

zahlung auf wirklich liberale Forderungen bezeichnet zu werden. Das, was in dem Antrag wertvoll ist, ist aussichtslos, und was nicht aussichtslos ist, ist teils von minimaler Bedeutung, teils sogar noch eine weitere Verschlechterung des bestehenden Wahlsystems. Die „Nationalzeitung" versichert uns, daß in dieser gemeinschaftlichen liberalen Aktion das gemeinsame liberale Sehnen nach einer Reform des preußischen Landtagswahlrechts noch nicht völligen Frieden gefunden habe, sondern daß man zur geeigneten Zeit weitere Reformen ernsthaft ins Auge fassen will. Man sieht auf den ersten Blick, daß es sich hier nur um eine Verlegenheitsausrede handelt. Diese saft- und kraftlose liberale Aktion, die obendrein mit dem neunmal weisen Rat versehen wird, man solle nur das Erreichbare erstreben, läßt nicht darauf schließen, daß in absehbarer Zeit eine neue liberale Aktion mit ernsthaften Reformvorschlägen sich hervorwagen wird. Als der liberale Abänderungsantrag zuerst bekannt wurde, nahm man an, daß er eine Separataktion der nationalliberalen Partei darstelle; es ist sehr zu bedauern, daß diese erste Meldung sich nicht bestätigt hat. Wenn wirklich die nationalliberale Partei irgendwelchen Wert darauf gelegt hat, mit den anderen Gruppen der Linken zusammenzugehen, so hätte es für die Freisinnigen nahe gelegen, nun auch ihrerseits die Berücksichtigung einer ernsthaften Reformforderung zur Voraussetzung ihres Mitwirkens zu machen, und hier bot sich in der Forderung der Einführung der geheimen Abstimmung die Unterlage für ein reales Kompromiß. Das Zentrum ist bereits durch frühere Abstimmungen gebunden, für die geheime Stimmabgabe einzutreten. Sobald die Nationalliberalen bewogen werden konnten, in den Antrag der gesamten Linken die Forderung der geheimen Stimmabgabe aufzunehmen, so war die Möglichkeit eines wertvollen Erfolges gegeben. Damit hätte die Aktion der Liberalen eine genügende politische Rechtfertigung gefunden, während es jetzt den Anschein hat, als sei ein Konsortium gebildet, um für einen Verhungernden ein paar schimmelige Brotkrumen zu beschaffen.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

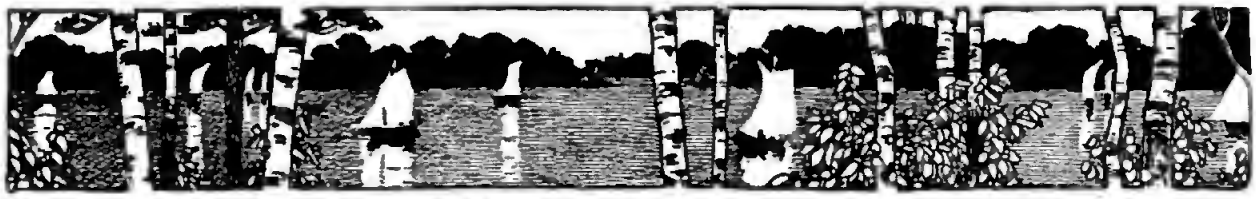
XIII.

Es war, als wenn die unendlich langen Debatten über den Militäretat die Kräfte des Hauses erschöpft hätten. Die Beratung des Marineetats begann mit einer kurzen und auch inhaltlich ziemlich dürftigen Rede Bebels. In diesem Stil ging es die drei Tage hindurch, die dem Marineetat gewidmet wurden. Es fehlte nicht an interessanten Episoden. Aber als ganzes stand die Diskussion des Marineetats durchaus nicht auf der Höhe der Generaldiskussionen zum Reichsamt des Innern, zum Post- und Militäretat.

Mag sein, daß zweierlei die Erörterungen lähmte. Einmal, daß die Regierung keine aufregenden Neuforderungen gestellt hatte, und dann, daß man wußte, gegen die Abstriche, die das Zentrum in der Budgetkommission vorgenommen hatte, lasse sich nichts machen. Selten trat der Eindruck so klar zutage, daß das Zentrum wirklich Trumpf sei, wie bei dieser Beratung. Die Zentrumsfraktion mit ihren Anhängseln stimmte natürlich in allen Fällen dem zu, was ihre Vertreter in der Kommission durchgedrückt hatten. Wenn hier eine Baurate gestrichen, dort eine Forderung um etliche tausend Mark gekürzt, da ein Wächter oder ein Schreiber abgesetzt war, so blieb es dabei. Wie konnte das Plenum prüfen, ob diese Abstriche gerechtfertigt waren oder nicht? Ein paarmal machten die Nationalliberalen und Konservativen bei wichtigeren Posten den Versuch, die Regierungsvorlage wiederherzustellen. Als sie sahen, daß es zwecklos war, verzichteten sie darauf, wider den Stachel des Zentrums zu löcken. Resigniert blieben sie sitzen, mochte da kommen, was da wollte. Man redete nicht mehr, man stimmte nicht einmal mehr ab. Widerspruchslos konnte der Präsident alle Vorschläge der Budgetkommission als angenommen verkünden. Die Art und Weise, wie die Budgetkommission unter der Aegide des Zentrums an den Etatspositionen herumkorrigiert hatte, machte oft einen außerordentlich kleinlichen Eindruck. Sehr wirksam kritisierte das der Abgeordnete Mommsen in einer wirklichen Etatsrede. Praktisch konnte freilich diese Kritik so wenig an dem Ergebnis etwas ändern wie die Anträge der alten Kartellmehrheit. Das Zentrum wollte eben den bonus pater familias markieren, der ängstlich über jeden Groschen der Steuerzahler wacht. Man ist zwar grundsätzlich flottenfreundlich, aber wenn man da einen Kanzleigehilfen einspart und dort einen Bau um ein Jahr hinausschiebt, so hat doch der brave Zentrumswähler den Eindruck, daß man ihn gerade nur das unbedingt Notwendige zahlen läßt. Es ist dasselbe Prinzip, das in den Bazaren Preisauszeichnungen wie 2 Mark 95 Pfennig so beliebt macht. Im ganzen machen die Ersparnisse bei einem Milliardenetat zwar so gut wie nichts aus, und die meisten abgesetzten Forderungen belasten außerdem kommende Etats um so stärker, aber — man so duhn! würde der Berliner sagen.

Die Kernfragen des Marineetats: die der Bemannung, der Schiffskonstruktion, der Armierung usw. blieben unerörtert, trotz des russisch-japanischen Seekrieges und trotz der mancherlei Kritiken an unserem Flottengesetz, die gerade in letzter Zeit erschienen waren. Ueberhaupt tauchten nur zwei Fragen von allgemeinem Interesse auf, die des Militärstrafrechts und die der Arbeiterverhältnisse auf den Werften.

Bebel hatte den Fall Hüssener zur Sprache gebracht. Eine Reihe von Rednern anderer Parteien ging außer Herrn v. Tirpitz selbst darauf ein. Den Rahm abzuschöpfen verstand aber doch wieder einmal das Zentrum. In einer außerordentlich geschickten Rede setzte Herr Groeber auseinander, wie er sich, veranlaßt durch den Fall Hüssener, das Militärstrafgesetzbuch vorgenommen und dabei das Mißverhältnis der Strafen festgestellt habe, das bestehe, je nachdem, ob es sich um Vorgesetzte oder Untergebene handle. Unverhältnismäßig hoch seien die Strafen bei dem Vergehen von Untergebenen gegen Vorgesetzte, unverhältnismäßig niedrig bei Ausschreitungen von Vorgesetzten gegen ihre Untergebenen. Mit Unterstützung seiner Fraktion brachte er schließlich eine Resolution ein, die eine Beseitigung dieses Mißverhältnisses forderte. Der allgemeinsten Sympathien in der Oeffentlichkeit mußte ein solcher Antrag gewiß sein. Diese Sympathien konnten nur dadurch steigen, daß Herr v. Normann in einer seiner berühmten Dreiminutenreden erklärte, daß die Konservativen es „für alle Zeiten" ablehnten, einer derartigen Resolution zuzustimmen. Wenn die Resolution trotzdem nicht schlankweg angenommen, sondern auf Antrag Eugen Richters, der in den letzten Tagen endlich wieder im Reichstag erschienen war, einer Kommission überwiesen wurde, so geschah das wegen der Haltung der Nationalliberalen. In ihrem Namen hielt Herr Paasche eine „ja — aber"-Rede. Man wolle zwar natürlich auch eine gerechte Bemessung der Strafen, aber die Resolution komme so überraschend, man habe das Material nicht prüfen können, man könne sich nicht auf den Wortlaut festlegen usw. Kurz, ein verklausuliertes Nein. Und da man wünschen mußte, durch eine möglichst stattliche Mehrheit bei der Regierung Eindruck zu machen, so war schließlich alles, außer den grundsätzlichen Freunden des „Mißverhältnisses" auf der Rechten, damit einverstanden, daß die Kommission eine Formulierung herausfinden solle, für die außer den Konservativen alle Abgeordneten stimmen könnten.



Die Frage der Arbeiterverhältnisse auf den kaiserlichen Werften ist ja schon bei früheren Etatsberatungen zur Sprache gekommen. Auch hier ist sicherlich nicht alles so, wie es sein sollte. Ist das alles richtig, was Herr Zubeil von Danzig erzählte, so sind dort allerdings arge Dinge vorgekommen. Man hat Arbeiter in der greulichsten Weise schikaniert, um von ihnen Bescheinigungen zu erpressen, wonach sie weder einem sozialdemokratischen Verein noch einer Gewerkschaft als Mitglieder angehört hätten. Polizei und Werft haben einander in der häßlichsten Form in die Hände gearbeitet. Aber selbst wenn die Erzählungen des Herrn Zubeil lautere Wahrheit sein sollten, so wäre es doch möglich, daß die unteren Organe der Werftverwaltung plus ministériels que le ministre gewesen sind. Bisher hat noch immer die Marineverwaltung von allen preußisch-deutschen Staatsbetrieben den sozialsten Eindruck gemacht. Das will zwar nicht viel heißen. Im Vergleich zu Herrn Budde, Herrn Kraetke oder irgend einem preußischen Kriegsminister hat es Herr v. Tirpitz am Ende nicht besonders schwer, sozial zu erscheinen. Immerhin berührt es doch angenehm, den Chef einer Reichsverwaltung vor sich zu haben, der sich von allen Scharfmacherphrasen fern hält. Die Art und Weise, wie Herr v. Tirpitz auf die Beschwerden der Abgeordneten Mommsen und Legien über Lohnverhältnisse und andere Dinge antwortete, berührte sympathisch. Er gab sich redliche Mühe, sachlich zu widerlegen und zu überzeugen. Und auch das muß man anerkennen, daß der Geheime Admiralitätsrat Harms, der Spezialist für die sozialen Verhältnisse der Marinearbeiter ist, die Verwaltung energisch gegen den Vorwurf in Schutz nahm, als ob sie sich um die politische Gesinnung ihrer Arbeiter kümmere. Nach diesen befriedigenden Erklärungen darf man wohl erwarten, daß die vorgebrachten Beschwerden nicht bloß werden untersucht, sondern auch, falls ihnen Tatsachen zugrunde liegen, befriedigend erledigt werden.

Summa summarum: die Marineverwaltung hat nicht schlecht abgeschnitten.

Neben der Beratung des Marineetats her liefen die drei Lesungen des zweiten Nachtragskredites für Südwestafrika. Daß er mit übergroßer Mehrheit bewilligt werden würde, stand von vornherein fest. Die uns eingebrockte Suppe muß nun einmal ausgegessen werden. Wenn es trotz des sicheren Endergebnisses noch zu längeren Debatten kam, so lag das natürlich an dem Bedürfnis der Sozialdemokratie, zu motivieren, warum sie, die bei dem ersten Kredit sich der Stimme enthalten hatte, nunmehr zum Neinsagen fortgeschritten sei. Trotz all des guten Materials, das Bebel namentlich aus den Missionsberichten entnehmen konnte, ist ihm diese Motivierung nicht geglückt. Er bewies, daß die Kolonialverwaltung schwere Fehler gemacht hat, daß die Weißen wahrscheinlich die Hauptschuld in dem Aufstand trifft, daß es nicht vaterlandsfeindlich, sondern patriotisch sei, Kritik zu üben. Aber er bewies nicht, daß die Sozialdemokratie das moralische Recht habe, in dem Kampf um deutsches Gut und deutsches Leben den Daumen auf den Staatsbeutel zu drücken. Denn das konnte er nicht beweisen. Bei seinen oft glänzenden Einzelausführungen konnte man kaum das Gefühl los werden: wie stände die Sozialdemokratie da, wenn der Bau ihrer Kritik sich auf dem festen Fundament einer positiven Nationalpolitik erhöbe!

H. v. Gerlach.

Eine politische Attrappe.

Eine Attrappe nennt man einen hohlen Gegenstand, mittels dessen man unter täuschender Außenseite kleine Geschenke zu überreichen pflegt. Die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes erinnert an derartige Attrappen. Es ist ein Geschenk der Regierung an das parlamentarisch regierende Zentrum und zeigt die intime Freundschaft zwischen dem Geschenkgeber und dem Geschenkempfänger, wenngleich das Geschenk selbst nur einen höchst bescheidenen Wert besitzt. Das Jesuitengesetz hat seit langer Zeit keine reale Bedeutung mehr. Die Besorgnis vor der Aufhebung des Jesuitengesetzes entbehrt jedes seriösen Charakters, seitdem der Jesuitismus in der ganzen katholischen Kirche zur Herrschaft gelangt ist. Eine Hürde zur Abwehr von Füchsen und Wölfen hat keinen Sinn mehr, wenn die gefährlichen Wesen, die man fernhalten will, sich längst innerhalb der Hürde befinden. Zudem dachte seit langer Zeit keine deutsche Regierung auch nur im entferntesten daran, von den Bestimmungen des § 2 Gebrauch zu machen.

Die populäre Erregung, die bei der formellen Aufhebung dieses längst toten Paragraphen entstand, ist deshalb nicht unter der Erwägung zu verstehen, daß hier lebendige Rechte des Staates gegenüber der katholischen Kirche geopfert seien. Der Umstand, daß das Jesuitengesetz selbst nichts mehr bedeutet, hat einen Teil gerade der entschiedensten Gegner des Ultramontanismus seit langem dahin gebracht, die Aufhebung des ganzen Jesuitengesetzes zu wünschen. Seitdem das Jesuitengesetz keinerlei Schutz gegen den Jesuitismus selbst mehr gewährt, konnte es nur als politisches Schachermaterial zwischen Zentrum und Regierung dienen, und diese Funktion hat es ja auch viele Jahre hindurch in einer den Zentrumsagitatoren höchst willkommenen Weise erfüllt. Dem § 2 des Jesuitengesetzes eine Träne nachzuweinen, dazu liegt für die Gegner des Ultramontanismus unseres Erachtens nicht der geringste Grund vor; zu bedauern ist höchstens, daß dem obsolet gewordenen § 2 nicht auch gleich der § 1 nachgeworfen ist. Denn es muß mit Sicherheit darauf gerechnet werden, daß nun um die Aufhebung des § 1 neue Pickwickierkämpfe entbrennen werden.

Aber gerade weil die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes sachlich so gut wie nichts bedeutet, bietet die unzweifelhafte Erregung, die in weiten Volkskreisen diesen an sich so unerheblichen Akt begleitet hat, ein höchst beachtenswertes symptomatisches Interesse. Die Abneigung gegen den Ultramontanismus, gegen die immer stärker werdende Machtstellung des Zentrums tritt in dieser populären Regung offenkundig zutage. Man sieht in dem ganzen Vorgang eine Unterwerfung der Reichsregierung unter die Wünsche des Zentrums, einen Akt von Konnivenz gegenüber dem Ultramontanismus, der umsomehr verstimmt, als er aufs neue zeigt, daß Zentrum in unserer Politik Trumpf ist. Nicht nur diejenigen Kreise, die den Nationalliberalen nahestehen und in denen die Traditionen des früheren Kulturkampfes noch lebendig sind, empfinden diesen neuesten Beweis der Macht des Zentrums unangenehm, sondern auch die protestantische Orthodoxie in den Reihen der Konservativen wird rebellisch und fühlt sich unangenehm berührt von der wachsenden Schwäche der Regierung allen Anforderungen der katholischen Kirche gegenüber. Es sind hier Empfindungen losgelöst, die durch Erwägungen politischer Opportunität nur schwer zu bemeistern sind.

So ergibt sich die interessante Erscheinung, daß, während die ganze Politik der Konservativen heute auf einem Zusammengehen mit dem Zentrum zur Erreichung reaktionärer Zwecke auf dem Gebiete geistiger und wirtschaftlicher Kultur beruht, dennoch die naiveren konservativen Wähler von einer Regierungshandlung peinlich berührt werden, die an realer Bedeutung weit zurückbleibt hinter zahllosen Zugeständnissen, welche dieselbe

Digitized by Google

Regierung demselben Zentrum seit Jahr und Tag fortgesetzt gemacht hat, ohne daß die Konservativen das mindeste dagegen eingewandt hätten. Ja selbst die Nationalliberalen haben ihre allgemeine Politik seit langem so eingerichtet, daß sie notwendigerweise zur Stärkung der politischen Position des Zentrums führen mußte. Das Zentrum wurde von dem Augenblicke an politisch ausschlaggebend, als in Deutschland die protektionistische Interessenpolitik zur Herrschaft kam, und an der Stabilierung dieser Politik trägt die heutige nationalliberale Partei ein gutes Teil der Schuld. Seit dem Jahre 1879 ist der Einfluß des Zentrums fortgesetzt gewachsen, und die agrarische Interessenpolitik insbesondere war nur mit Hilfe der Zentrumspartei durchführbar. Auch der im Dezember 1902 durchgepeitschte Zolltarif konnte lediglich in der Form Gesetz werden, wie sie vom Zentrum gebilligt war. Das Zentrum war bei dieser zollpolitischen Aktion in jeder Beziehung die führende Partei, und als es sich darum drehte, den rechtswidrigen Gewaltakt des Antrags Kardorff durchzusetzen, war es ja auch der Zentrumsführer Herr Spahn, der voranschritt. Indem die Nationalliberalen unter der Führung der Herren Bassermann, Sattler und Paasche sich zu Mitschuldigen dieses Gewaltakts machten, stellten sie sich ihrerseits unter die Führung des Zentrums und trugen damit das Ihrige zu der Stärkung der Position des Zentrums bei.

Die gegenwärtige laute Entrüstung, die aus den Reihen der Nationalliberalen gegen die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes ertönt, wird deshalb angesichts solcher Vorgänge dem Zentrum keine ernsthafte Sorge bereiten. Wer den verhängnisvollen politischen Einfluß des Zentrums in Deutschland brechen will, der muß seine gesamte Politik so einrichten, daß sie den durch und durch reaktionären Bestrebungen des Zentrums entgegenwirkt. Aber über die Aufhebung eines nichts mehr bedeutenden Gesetzes zu jammern und bei anderen Gelegenheiten dem Zentrum den Steigbügel zu halten, das wird schwerlich dazu dienen, die ultramontanen Einflüsse zurückzudrängen.

Ferdinand Svendsen.

Wanderarmut und Arbeiterorganisationen.

Als der Krach nach der Gründerzeit vor nahezu dreißig Jahren die Landstraße plötzlich mit einem Strom von mittellosen Wanderern überflutete, ergab sich mit erschreckender Deutlichkeit, wie mangelhaft das Unterstützungswesen organisiert war. Nichts war vorhanden, als das höchst dürftige Geschenkwesen der Innungen. Wie wenig das zu rechnen war, geht aus einer Statistik hervor, nach der z. B. in Dresden zweiundzwanzig, in Chemnitz zehn und in Döbeln sogar nur sechs Handwerke ihre wandernden Berufskollegen unterstützten. Diese drei Städte können als klassische Beispiele für unsere drei Stadttypen gelten: Dresden für die Großstadt, Chemnitz für die Mittelstadt und Döbeln für die Kleinstadt. In der Großstadt erhielten fast alle eine Unterstützung. In der Mittelstadt noch nicht die Hälfte. Und die Kleinstadt konnte nur sechs Handwerken eine Hilfe angedeihen lassen. Dazu schwankte auch die Höhe der Unterstützung ganz bedenklich. Dresden gab annähernd soviel, daß ein Mensch sich notdürftig einen Tag erhalten konnte, nämlich meist 75 Pfennig bis 1,50 Mark. Chemnitz gab, mit zwei Ausnahmen, schon bedeutend weniger, meist nur 50 Pfennig. Und Döbeln, die Kleinstadt, gab nicht einmal soviel, wie zur Bezahlung eines Nachtlagers notwendig ist, also 15 bis 20 Pfennig.

Da mußten natürlich die großen mittellosen, wandernden Arbeitermassen zu Bettlerregimentern werden, die alle Orte, die an der Wanderstraße lagen, brandschatzten. Die bürgerlichen Kreise, die sich dadurch belästigt fühlten, wußten nichts Besseres, als sich in den Vereinen gegen Verarmung und Bettelei zu organisieren. Und als diese Vereine natürlich die Wanderarmut nicht beseitigen konnten, sondern sie höchstens von den Türen der Vereinsmitglieder fern hielten, da wurden die Verpflegungsstationen und Arbeiterkolonien errichtet. Da in diesen Verpflegungsstationen die Wanderer meist nur ein ganz unzureichendes Essen und auch ein ebensolches Nachtlager erhielten, so wurden die mittellosen Wanderer wohl aus jenen Gegenden verdrängt, in denen die Verpflegstationen eingerichtet worden waren. Oder aber, die Wanderer paßten sich dieser „Hilfe" an, die selten mehr als Nachtlager auf Streu oder im Stalle und eine Morgensuppe reichte. Das Betteln wurde aber damit nicht aus der Welt geschafft. Und die Arbeitslosen, die wandernd sich eine neue Arbeitsstelle suchen wollten, wurden obendrein zu dem Unglück, das sie schon getroffen, auch noch wie Arbeitsscheue behandelt und streng von der andern Bevölkerung abgesondert.

Als nun aber die Wanderarmut doch nicht abnahm, als sogar mit dem Heruntergehen der Arbeitsgelegenheit um 1890 die Wanderarmen zunahmen, sah man ein, daß diese Zwangsinstitutionen doch den Kern der Sache nicht trafen. Sie wurden fast überall beseitigt. Nur einzelne, besonders westliche Landstriche und Bayern bauten ihr Stationsnetz aus. Es wird jetzt noch strenger gehandhabt. Die Arbeitsforderung ist verschärft. Allerdings ist auch die Ausstattung der Stationen verbessert worden. Dennoch ist dieses Unterstützungswesen ein ganz antimodernes. Gründer und Verwalter sind die Kreise der inneren Mission, die es ja ganz gut meinen, die aber nur allzuoft in jedem Menschen zugleich auch ein Bekehrungsobjekt glauben erblicken zu sollen. Neben ihnen sind natürlich zahlreiche konservative Verwaltungsbeamte tätig. Jetzt nennt man die Verpflegstationen „Wanderarbeitsstätten" und glaubt, durch ein anderes Schild und ein wenig Tünche sei die Sache so verändert worden, daß sie gerechten Anforderungen entspreche. Doch werden die Vertreter im preußischen Abgeordnetenhause sich hoffentlich nicht von dem neuen Namen blenden und dazu verführen lassen, die Wanderarmen grundsätzlich der administrativen Maschinerie auszuliefern. Die heutigen „Wanderarbeitsstätten" enthalten zuviel Rückständigkeiten; sie dürfen nicht obligatorisch gemacht werden.

Das ist der große Fehler, der ja bei uns in Deutschland auf fast allen Gebieten gemacht wird: Die eigentlich Beteiligten werden nirgends befragt, werden nirgends zur Verwaltung zugezogen.

Daher kommt es denn auch, daß die Arbeiterschaft all diesen Anstalten gegenübersteht, wie wenn sie Gefängnisse seien und jeden, der in ihnen leben muß, degradierten.

In welcher Linie aber eigentlich das Unterstützungswesen auszubauen ist, wie ihm jeder schlechte Geruch genommen wird, zeigt das Unterstützungswesen, das sich die Arbeiterschaft selbst geschaffen hat. Da ist als Muster der Verband der Buchdrucker zu nennen. Er hat diese Regeln für seine Reiseunterstützung aufgestellt:

„Verbandsmitglieder, die mindestens sechs Wochen konditioniert und Beiträge zu den Kassen des Verbandes entrichtet haben, erhalten, wenn sie sich innerhalb Deutschlands auf der Reise befinden, um Arbeit zu suchen, eine Reiseunterstützung von einer Mark pro Tag auf die Dauer von 280 Tagen. — Solche Verbandsmitglieder, die mindestens 75 Wochen konditioniert und Beiträge geleistet haben, erhalten eine Reiseunterstützung von 1,25 Mark pro Tag. Die Dauer beträgt hier ebenfalls 280 Tage. Verbandsmitglieder, die infolge Einführung oder Aufrechterhaltung der

vom Vorstande des Verbandes als maßgebend anerkannten Bestimmungen inbezug auf Arbeitspreise und Arbeitszeit oder wegen ihrer Verbandsmitgliedschaft arbeitslos werden, erhalten auch dann eine Reiseunterstützung von täglich einer Mark, wenn sie noch keine sechs Wochenbeiträge geleistet haben."

Bis zum Ende des Jahres 1900 zahlten die Buchdrucker an Reiseunterstützung 2 415 678 Mark aus. Die Buchdrucker, die zuerst das Unterstützungswesen ausgebaut hatten, fanden bald Nachfolger. So haben 1877 nur 17 Gewerkschaften Reiseunterstützung, im Jahre 1894 jedoch bereits 37 Gewerkschaften. Und heute geben fast alle Gewerkschaften ihren wandernden Mitgliedern derartige Reisemittel. Während des Jahres 1902 haben sich viele Gewerkschaften dieser Methode angeschlossen, die bis dahin sich ablehnend verhalten haben. Doch waren die Leistungen durchaus verschieden. Im Jahre 1902 wendeten pro Mitglied auf die

Bäcker . . .	0,22 Mark	Buchdrucker . .	9,20 Mark
Barbiere . . .	0,57 „	Kupferschmiede .	11,24 „
Bauarbeiter . .	0,25 „	Lederarbeiter .	3,46 „
Bildhauer . .	2,47 „	Textilarbeiter .	0,12 „
Böttcher . . .	1,23 „	Werftarbeiter .	0,09 „

Ebenso, wie sich hier die voneinander abweichende Arbeitsgelegenheit der verschiedenen Berufe ausprägt, dokumentiert sich aber auch die gänzlich verschiedene Leistung für die Unterstützten. Tatsächlich schwankt die Höhe der einzelnen Leistungen ganz beträchtlich. Meist zahlten die „zentralisierten" Gewerkschaften pro Tag 1,00 Mark, manche auch nur 50 und 75 Pfennige, andere bis zu 1,50 Mark und die Porzellanarbeiter sogar bis zu 2,85. Andere gaben Kilometergelder, und zwar drei oder zwei Pfennige für den zurückgelegten Kilometer. Die Dauer der Bezugsberechtigung war ganz verschieden und schwankte von jährlich 30 bis zu 280 Tagen. In anderen Fällen wurde die Dauer der Bezugsberechtigung durch die Höhe der Gesamtunterstützungssumme begrenzt. Sie schwankte zwischen 10 und 180 Mark, hielt sich aber fast immer in der Nähe von 50 Mark. Im ganzen gaben diese Gewerkschaften bei einem Mitgliederbestand von 733 206 im Jahre 1902 = 709 778 Mark für Reiseunterstützung aus, davon die Buchdrucker allein 307 006 Mark. Außerdem wurden von den Lokalfonds noch an außerordentlichen Reiseunterstützungen 6684 Mark bewilligt.

Das sind riesige Summen, wenn sie gegen das gehalten werden, was die christlichen Gewerkschaften in diesem Sinne leisteten. Sie können bei einem dem Gesamtverbande angeschlossenen Mitgliederbestand von etwa 80 000 nur 5499 Mark als Unterstützungen anführen. Und diese geringe Summe verteilt sich auf alle Arten von Unterstützungen, sodaß selbst davon nur ein Bruchteil für Reiseunterstützung ausgegeben wurde. Wegen der falschen Politik geringer Beitragspflichten sind diese Gewerkschaften eben nicht leistungsfähig.

Anders die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine. Sie gaben bei einem Mitgliederbestand von 102 581 im Jahre 1902 für Reise, Umzug und in ähnlichen Notfällen 62 275 Mark aus, darunter der Metallarbeitergewerkverein, der über 40 000 Mitglieder zählt und der das Rückgrat der Gewerkvereine bildet, allein 37 532 Mark. Und zwar gab er 2½ Pfennige für den Kilometer bis zu 1000 km in 52 aufeinander folgenden Wochen. Erst nachdem wieder 52 Wochen nach Schluß der letzten Unterstützung vergangen sind, ist das Mitglied wieder unterstützungsberechtigt. Auch erhalten arbeitsunfähige Mitglieder die gleiche Unterstützung zur Aufsuchung eines anderen Wohnortes, an dem sie von Verwandten unterstützt oder verpflegt werden können.

Können nun auch die Gewerkschaften mit ihren beschränkten Mitteln nicht immer alle Mitglieder über die arbeitslosen Zeiten hinwegbringen, so muß doch anerkannt werden, daß ihr Unterstützungswesen allein das den modernen Anschauungen und Verhältnissen entsprechende ist. Der wandernde Gewerkschaftler bleibt doch immer ein geachteter Mensch. Er wird nicht gezwungen, sich in die weit unter die Norm der militärischen Ernährung heruntergehende Methode der Verpflegungsstationen einzuzwängen. Er hat es, ist er noch unterstützungsberechtigt, nicht nötig, überall den Preisdrücker zu spielen. So hält denn dies Unterstützungswesen nicht nur die Wandernden in einer viel würdigeren Lage, es erhält auch die Lohn- und Arbeitsverhältnisse, ja die ganze Lebenslage des Volkes auf einer besseren Stufe. Und daß sich Arbeitsscheue die Sache zunutze machen könnten, ist doch wohl so gut wie ausgeschlossen. Wird doch verlangt, daß die Unterstützten zuvor eine Reihe von Wochen gearbeitet haben. Und dann ist ja auch die Kontrolle durch die Arbeitsnachweise da.

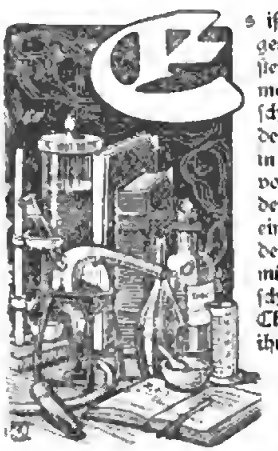
Die Kreise, die sich so sehr für Verpflegungsstationen und ähnliche Anstalten ins Zeug legen, täten wahrlich besser daran, ihre Kräfte, ihre Aufmerksamkeit dem Ausbau des Gewerkschaftswesens zu widmen.

Aber — leider, denen kommt es meist weniger darauf an, der Arbeiterschaft zu dienen, als sie zu willigen Dienenden zu machen. So wird denn in jenen Kreisen stets betont, es käme vor allem darauf an, die Arbeitsuchenden von den Arbeitfliehenden zu trennen. Als ob einer, der nicht durch erzwungene Arbeitslosigkeit verkommen ist, wohl gern sein Leben auf der Landstraße zubringen möchte!

Für jene aber, die aus Liederlichkeit oder Krankheit, also etwa wegen Trunksucht die Arbeit fliehen, müßten allerdings Heilanstalten geschaffen werden. Die müßten aber anderer Art sein, als die heutigen Fürsorgeanstalten und wären an das Unterstützungswesen der Gewerkschaften anzugliedern. Nur dies allein kann heute bei einem Ausbau des Unterstützungswesens in Frage kommen. Nur dies allein bietet die Sicherheit, daß die Wanderarmut als solche von unseren Türen verschwindet. Wer seine tägliche Unterstützung bekommt, braucht nicht betteln zu gehen — wie so viele Tausende, die in der Hochsaison der Wanderarmut, im kalten Winter von Ort zu Ort irren, abgezehrt und in zerrissenen Kleidern.

Hans Ostwald.

Ueber Radium und Radioaktivität.



Es ist wohl durch die im Laufe des vorigen Jahrhunderts ins ungeheuere gesteigerte Feinheit der Untersuchungsmethoden in den exakten Naturwissenschaften zu erklären, daß gerade in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts in der Chemie und Physik eine Reihe von Erscheinungen aufgefunden wurden, die in nicht allzu langer Zeit zu einer sehr wesentlichen Umformung der atomistischen Hypothese führen müssen. So ist es z. B. eine der schwierigsten Aufgaben der modernen Chemie, das Argon und die neben ihm in der Erdatmosphäre erst vor verhältnismäßig wenigen Jahren von den englischen Gelehrten Rayleigh und Ramsay aufgefundenen Elemente, sowie das Helium, ganz einwandfrei in das periodische System der chemischen Elemente einzureihen. Viel kräftiger rütteln aber an den Grundlagen unserer jetzigen Ansichten über die Natur der chemischen Atome die ebenfalls am Ende des vorigen Jahrhunderts näher untersuchten Kathoden- und Röntgenstrahlen, sowie die fast gleich-

Digitized by Google

zeitig mit der Auffindung der Röntgenstrahlen entdeckten Becquerelstrahlen, d. h. Strahlen, die von Substanzen ausgesandt werden, die nachher den Namen „radioaktive" Stoffe erhielten. Eigenschaften und theoretische Bedeutung dieser Substanzen soll uns hier etwas näher beschäftigen.

Der französische Physiker Becquerel beobachtete im Jahre 1896, daß, wenn man eine lichtempfindliche Platte einigemal mit schwarzem Papier umwickelt, darauf eine dünne Kupfer- oder Aluminiumplatte und darauf endlich einige Kristalle einer Uranverbindung, z. B. Urankaliumsulphat, legt, die photographische Platte geschwärzt wird. Nun gehören die Uranverbindungen zu den phosphoreszierenden Substanzen, d. h. zu solchen, die nach vorausgegangener Belichtung für einige Zeit selbstleuchtend werden. Infolgedessen nahm Becquerel zuerst an, daß die Schwärzung der Platte durch die vom Uranylkaliumsulphat ausgehenden Strahlen eine Folge einer vorhergegangenen Belichtung des Uransalzes durch die Sonne sei. Bald aber stellte es sich heraus, daß die Uransalze auch im Dunkeln die Strahlen aussenden, wenn sie auch noch so lange Zeit vor der Einwirkung der Sonne geschützt wurden. Es entstand also die Aufgabe, die chemischen Stoffe herauszufinden, die diese merkwürdige Eigenschaft zeigen, ohne jede ersichtliche Ursache fortwährend Energie von sich in Form von Strahlen abzugeben, eine Eigenschaft, die dem Gesetz der Erhaltung der Energie zu widersprechen scheint. Beim Studium dieser Stoffe wurde nun eine Reihe äußerst merkwürdiger Tatsachen festgestellt.

Vor allem mußten solche Stoffe erhalten werden, die stärkere Wirkung ausüben (oder, wie man jetzt sagt, stärker radioaktiv sind), als das von Becquerel gebrauchte Salz. Mme. Sklodowska-Curie fand eine solche Substanz im Uranpecherz, einem uranhaltigen Mineral, das im böhmischen und sächsischen Erzgebirge vorkommt. Da dieses Erz stärker als das Uransalz wirkte, so war der Schluß berechtigt, daß in ihm ein neues Element enthalten sein müsse, das stärker radioaktiv als das Uran sei. In der Tat isolierten Frau und Herr Curie eine minimale Menge eines neuen Stoffes, der vierhundertmal so aktiv wie Uran war und den sie „Polonium" nannten, und zwar aus dem Grunde, weil Frau Curie eine geborene Polin ist. Einige Zeit darauf isolierten sie ein anderes Element, das Radium, das analytisch dem Barium sehr nahe steht und, wie sich später herausgestellt hat, in ganz reinem Zustand etwa 100 000 mal stärker aktiv als das Uran ist. Einige Zeit darauf wurde von Debierne die Mitteilung gemacht, daß auch er ein anderes neues radioaktives Element entdeckt habe, das dem schon lange bekannten Thorium sehr ähnlich sei und das er „Aktinium" genannt habe.

Es kann hier selbstverständlich die Gesamtheit der Einzelheiten der Erscheinungen, die mit der Radioaktivität verbunden sind, nicht erschöpfend dargelegt werden. Infolgedessen wollen wir nicht die Frage erörtern, inwiefern das Polonium und Aktinium wirklich neu sind, und möchten nur feststellen, daß von all den neuen radioaktiven Elementen das Radium sicher neu ist. Ebenso scheint es sicher zu sein, daß von den bisher bekannten Elementen Uran und Thorium zweifellos selbständig radioaktiv sind. Wir wollen also die Verhältnisse eingehender bloß am Radium betrachten und die andern Stoffe nur dann herbeiziehen, wenn es zum Verständnis unbedingt notwendig ist.

Es muß noch bemerkt werden, daß die chemische Untersuchung der radioaktiven Stoffe dadurch ganz besonders erschwert wird, daß sie nur in äußerst geringen Mengen vorkommen und es einer unglaublichen Sorgfalt und Exaktheit beim Arbeiten bedarf, um sie überhaupt in chemisch reinem Zustand zu isolieren. Wären nicht die sehr empfindlichen physikalischen Methoden da, nämlich vor allem die photographische Platte und das Elektroskop, um ihre Gegenwart nachzuweisen, sie wären sicher nie entdeckt worden. Aus einer Tonne (1000 kg) Uranpecherz kann man kaum ein Gramm reines Radiumsalz erhalten, sodaß der Preis eines Gramms Radiumbromid gegenwärtig ungefähr 40 000 Mark beträgt. Allerdings soll man in neuester Zeit in Nordamerika und auch in Frankreich bei Autun, Dép. Morvan, große radiumhaltige Uranerzlager aufgefunden haben, sodaß zu hoffen ist, daß die Radiumsalze beträchtlich billiger werden. Jedoch bleibt noch eine Bestätigung dieser Nachrichten abzuwarten.

Beim näheren Studium der vom Radium ausgehenden Strahlen ergab es sich, daß dieselben nicht einheitlich sind, sondern drei verschiedenen Gattungen angehören, die Rutherford α-, β- und γ-Strahlen genannt hat.

Die α-Strahlen werden vom Magneten sehr schwach oder fast gar nicht abgelenkt, von fremden Körpern sehr stark absorbiert und rufen fast keine Veränderung der photographischen Platte hervor. Die Luft wird durch sie zu einem kräftigen Elektrizitätsleiter gemacht, sie entladen also ein Elektroskop. Sie sind positiv elektrisch geladen.

Die β-Strahlen werden vom Magneten stark abgelenkt wie die Kathodenstrahlen, von fremden Körpern sehr wenig absorbiert, üben eine starke Wirkung auf die photographische Platte aus. Die Luft machen sie nicht leitend, sie bestehen aus negativen Elektronen, die sich mit einer Geschwindigkeit bewegen, die ungefähr der Hälfte der Geschwindigkeit des Lichtes gleich kommt. — Die γ-Strahlen sind noch wenig studiert. Sie werden vom Magneten nicht abgelenkt, von fremden Körpern wenig absorbiert und machen quantitativ den kleinsten Teil der Strahlung aus. Sie scheinen den Röntgenstrahlen sehr ähnlich zu sein, während die β-Strahlen den Kathodenstrahlen, und die α-Strahlen den sogenannten Kanalstrahlen nahe zu stehen scheinen.

Becquerel hat nun nachgewiesen, daß beim Radium alle drei Arten der Strahlen vorhanden sind, während das Uran bloß β- und γ-Strahlen, das Thorium α- und β-, und das Polonium nur α-Strahlen aussendet. Man sieht also daraus, daß man bei Versuchen mit radioaktiven Körpern unbedingt sowohl die photographische Platte als auch das Elektrometer anwenden muß, da bei der ausschließlichen Verwendung der einen Methode unter Umständen eine ganze Gattung von Strahlen unbemerkt bleiben kann.

Wie groß der Unterschied in der Absorption der drei Strahlengattungen durch feste Körper ist, sieht man leicht aus den folgenden Zahlen von Rutherford: um die Strahlenmenge auf die Hälfte zu reduzieren, muß man für die α-Strahlen ein Aluminiumplättchen von 0,0005 Zentimetern Dicke nehmen, für die β-Strahlen von 0,05 Zentimetern und für die γ-Strahlen eine solche von 8 Zentimetern.

Nun ist noch folgende merkwürdige Eigenschaft an den radioaktiven Stoffen beobachtet worden. Befinden sich in ihrer Nähe irgend beliebige Gegenstände, z. B. Metalle, Papier usw., so werden nach einiger Zeit auch diese Gegenstände radioaktiv und üben eine Zeit lang alle Wirkungen der radioaktiven Stoffe aus. Die Radioaktivität teilt sich den fremden Körpern am besten dann mit, wenn man sie mit dem radioaktiven Stoff eine Zeitlang zusammen in einem geschlossenen Raum aufbewahrt. Nach einiger Zeit, wenn der radioaktive Stoff nicht mehr in der Nähe ist, verschwindet bei den von ihnen beeinflußten Körpern diese „induzierte" Radioaktivität. Nun hat es sich herausgestellt, daß die fremden Körper nicht unter dem Einfluß der von den radioaktiven Stoffen ausgehenden Strahlen induziert werden, sondern — einer von ihnen emittierten sogenannten „Emanation", d. h. eines sehr dünnen Gases, das aus elektrisch positiv geladenen Gasteilchen besteht. Daß die Emanation ein aus materiellen Teilchen bestehendes Gas und nicht eine Form der strahlenden Energie ist, wurde durch eine ganze Reihe sehr schöner Versuche nachgewiesen. Z. B. ist gefunden worden, daß, wenn man den radioaktiven Stoff mit einem fremden Körper in ein Gefäß einschließt und einen kräftigen Luftstoß durch das Gefäß leitet, der andere Körper nicht radioaktiv wird, was also beweist, daß wir es hier mit materiellen Teilchen zu tun haben, die von der Luft einfach

Digitized by Google

mitgerissen werden. Außerdem gelang es, die Emanation bei starker Kälte, nämlich bei — 152 Grad zu kondensieren.

Wie dann Elster und Geitel nachgewiesen haben, ist diese Emanation auch in der Luft vorhanden, wodurch sich erklärt, daß ein isoliert aufgestellter, stark negativ geladener Leiter allmählich seine Ladung verliert und alle Erscheinungen der induzierten Radioaktivität zeigt. Die Emanation scheint vom Erdboden auszugehen, denn in Kellern und Höhlen ist die Luft viel aktiver, als im Freien; ebenso ist es die aus tiefen Schichten heraufgezogene Luft.

Von dieser Emanation stellte Ramsay vor einiger Zeit folgende ungeheuer wichtige Eigentümlichkeit fest. Er untersuchte nämlich das Spektrum der von allen fremden Bestandteilen gereinigten Emanation und fand keine Spur von Helium darin. Nach einigen Tagen kommen jedoch die Spektrallinien des Heliums zum Vorschein, und allmählich verwandelt sich das ganze Gas in Helium. Wir haben also hier die Verwandlung eines Elements in das andere vor uns, wie es anschaulicher nicht gezeigt werden kann. Nun ist aber die Frage, ob sich ein Element in ein anderes verwandeln kann, von so grundlegender Bedeutung für die ganze Chemie, daß diese Beobachtung Ramsays zweifellos den Beginn eines neuen wichtigen Abschnitts in der Geschichte der Chemie bedeuten würde. Die Verwandelbarkeit der chemischen Elemente, beziehungsweise ihre Zurückführung auf einen Grundstoff, ist immer ein Traum der Chemiker gewesen und ist eigentlich eine logische Folgerung aus dem periodischen System der Elemente. Sollte sich die Angabe von Ramsay bestätigen, dann wäre auf diesem Gebiet ein, wenn auch bescheidener, so doch folgenschwerer Anfang gemacht worden.

Eine etwas ähnliche Beobachtung ist schon beim Uran und Thorium gemacht worden. Becquerel und andere Forscher schieden nämlich aus dem Uran eine sehr stark aktive Substanz ab, die sie Uran-X nannten, und fanden, daß der Rest des Urans inaktiv war. Dann aber, nach einiger Zeit, wurde das Uran wieder aktiv, während das Uran-X die Aktivität allmählich verlor. Ebenso geht es beim Thorium, wo sich auch fortwährend ein neuer Körper, das Thorium-X, bildet. Es scheint sich also bei diesen Elementen darum zu handeln, daß in ihnen fortwährend, ohne jeden ersichtlichen Grund, eine Verwandlung in Uran-X und Thorium-X stattfindet, ein Vorgang, der ebenfalls in der Chemie bisher vollkommen beispiellos dasteht.

Es wurde beim Radium ferner noch eine ganz auffallende Eigentümlichkeit festgestellt, nämlich, daß seine Salze fortwährend Wärme ausstrahlen. Eine Messung mit Hilfe einer thermoelektrischen Säule ergab, daß die Temperatur der Radiumsalze um $1^1/_2$ Grad höher ist als die der Umgebung. Woher diese Wärmeabgabe kommt, läßt sich ebensowenig sagen, wie es zurzeit möglich ist, den Grund für die Strahlung anzugeben.

Sonst ist noch von den Eigenschaften des Radiums zu bemerken, daß seine Verbindungen fortwährend ein bläuliches Licht ausstrahlen, das zwar beim Tageslicht unsichtbar ist, wohl aber im Halbdunkel oder in einem von Gas erleuchteten Zimmer deutlich zum Vorschein kommt. Das ausgestrahlte Licht kann so stark werden, daß man sogar bei ihm ein Buch im Dunkeln lesen kann. Die Strahlen rufen eine Reihe chemischer Reaktionen hervor. So wird der gelbe Phosphor in roten Phosphor verwandelt, aus einer Lösung von Sublimat und Oxalsäure wird Kalomel abgeschieden, aus dem Glas, in dem das Radiumsalz eingeschmolzen war, scheidet sich in sehr feiner Form metallisches Blei ab usw. Gase und auch Flüssigkeiten, wie Wasser, Schwefelkohlenstoff, Terpentinöl usw. werden zu Elektrizitätsleitern gemacht, an der Sidotblende (Schwefelzink) und Platinbariumcyanür wird Phosphorescenz erregt, ebenso bei echten Diamanten. Diese Beobachtung ist übrigens als Mittel zur Unterscheidung echter Diamanten von künstlichen unlängst vorgeschlagen worden.

Sehr merkwürdig ist in vielen Beziehungen die physiologische Wirkung der Radiumstrahlen. Sie wirken sehr stark auf die Gewebe ein, wie es Becquerel am eigenen Leibe erfahren konnte. Er trug während sechs Stunden in der Westentasche ein in Papier eingewickeltes zugeschmolzenes Glasröhrchen, in dem Radiumchlorid enthalten war. Nach drei Tagen wurde an der entsprechenden Stelle die Haut rot, und nach vierzehn Tagen entstand eine bösartige Wunde, die erst nach neunundvierzig Tagen geheilt war, worauf eine Narbe zurückblieb, die der Größe des Röhrchens entsprach. Aehnliche Beobachtungen machte auch an sich selbst Frau Curie. Auffallend ist hier die lange Dauer zwischen der Einwirkung des Radiums und dem Sichtbarwerden des Entzündungsprozesses.

Dr. Daulos in Paris hat den Einfluß der Strahlen auf die Heilung verschiedener Hautkrankheiten und zwar, wie er angibt, mit ziemlichem Erfolg studiert. Dr. London in St. Petersburg versuchte, ebenfalls mit einigem Erfolg, Blinde mit Hilfe von Radiumstrahlen Gegenstände erkennen zu lassen. In Wien sollen neuerdings die Radiumstrahlen auch als Mittel bei der Behandlung des Magenkrebses mit guten Resultaten verwendet worden sein.

Bei Mikroorganismen wirkt das Radium im allgemeinen auf das Wachstum hemmend, wenn auch nicht immer direkt tötend, ein.

Als Kuriosum wollen wir noch die Angabe eines amerikanischen Journals anführen, die allerdings sehr „amerikanisch" klingt. Ein Mitarbeiter des Journals teilt mit, daß er eine minimale Spur Radiumsalz verschluckt hätte. Es sollen als Folgeerscheinungen eingetreten sein: eine sehr erregte Tätigkeit des Gehirns, des Herzens und der Nieren. Sogar Halluzinationen soll bei ihm das Radium hervorgerufen haben, und der normale Pulsschlag kehrte erst nach einigen Stunden wieder.

Wie flüchtig diese Skizze auch sein mag, jedenfalls wurde gezeigt, daß das Radium und die radioaktiven Stoffe eine große Reihe von Rätseln bieten. Vor allem kehrt aber immerfort die Frage wieder, worin eigentlich die Quelle dieser scheinbar unerschöpflichen Abgabe von strahlender Energie in all ihren Formen und der sich in Helium verwandelnden Emanation besteht? Es gibt natürlich eine ganze Reihe von Hypothesen, die eine Erklärung für diese merkwürdigen Erscheinungen geben wollen. Am plausibelsten erscheint die Annahme, daß die Radioaktivität, Emanation usw. Folgen von chemischen Prozessen seien, die sich im Innern des Atoms abspielen. Es muß ja jedenfalls einen Grund haben, daß die Radioaktivität gerade bei Elementen mit den höchsten Atomgewichten beobachtet wird, also beim Radium (Atomgewicht = 225), Thorium (232,5) und Uran (238,5). Man fängt sich nun schon jetzt in der Wissenschaft mit der Theorie zu befreunden an, daß die Atome nicht unteilbar, sondern aus „Korpuskeln" oder „Elektronen" bestehen, deren Masse ungefähr $\frac{1}{2000}$ eines Wasserstoffatoms beträgt und „sich, nach dem Ausspruch von Kaufmann, zu der Masse eines Bazillus so verhält, wie dieser zur Erdkugel". Je größer also das Atomgewicht eines Elements, desto größer die Zahl der Korpuskeln, aus denen es besteht, desto geringer seine innere Stabilität, desto leichter folglich der Eintritt des Zerfalls des Atoms. Die Radioaktivität, Emanation usw. wären dieser Theorie nach eine Folge der Verringerung der Masse des Atoms und der Umlagerung der kleinsten Teilchen, aus denen das Atom aufgebaut ist.

Jedenfalls muß man schon jetzt aus dem Studium dieser Erscheinungen den Schluß ziehen, daß die bisher übliche Definition des Atoms als chemisch und mechanisch unteilbare minimalste Menge der Substanz, sich in der Chemie nicht mehr lange wird aufrecht erhalten lassen.

J. Lewin.

Digitized by Google

Calendaria Caroli IX.

Der neuernannte schwedische Reichsheraldiker Graf Adam Lewenhaupt erließ kurze Zeit nach seinem Amtsantritt und anläßlich der am Reichstagsgebäude aufgestellten Löwen eine öffentliche Anfrage, ob es denn für alle Zukunft grundsätzlicher Brauch bleiben solle, daß der schwedische Löwe den Schwanz zwischen den Beinen halte, da er doch an solchem Ort in solcher Verfassung sinnbildlich dastünde. Es kam als Antwort ein verschnupftes Gemurmel über mangelnde Zuständigkeit und Kompetenz. Es ist zweifellos im Anschluß an diese Eingabe und um den Wappenlöwen zu einer fröhlicheren und würdigeren Haltung des Schwanzes aufzumuntern, daß der Reichsheraldiker jetzt eine Prachtausgabe der Almanache Carls IX. für den „Verein für Buchhandwerk" besorgt hat, — Carl IX. ist bekanntlich der Vater des größten schwedischen National- und Glaubenslöwen Gustaf II. Adolf.

Wenn ich diese altertümlichen Almanache mit den eigenhändigen Bemerkungen des Herzog-Königs, die in Faksimile wiedergegeben sind, betrachte, und wenn ich letztere lese, erinnere ich mich unwillkürlich eines Haufens vergilbter Almanache in kleinem Quartformat, in gelbes Kalbsleder gebunden und mit ebensolchen Riemen umschnürt, die im elterlichen Bauernhof aufbewahrt wurden, und in denen die Hausherrn aufgezeichnet hatten, was sich großes und kleines zwischen Jahr und Tag zugetragen. Besonders einer von ihnen, der vor etwa hundert Jahren lebte, schien ein witziger und munterer Mann gewesen, der mit derselben wohlaufgelegten Gelassenheit Bericht erstattete, wenn an einem besonders gediegenen Kalbe Schmaus gehalten worden oder wenn König Gustaf Adolf — nicht der zweite und große, sondern der vierte und kleine — bei irgend einer Reise das Mittagsmahl auf seinem Hofe eingenommen. In den Almanachen des Wasasprößlings dagegen tritt uns ein sehr finsterer Patron und ein fester Beter entgegen.

Die Calendaria Caroli IX., deren Originale sich im schwedischen Reichsarchiv befinden, erstrecken sich über den Zeitraum 1581—1609; außer einzelnen Jahrgängen fehlen aber auch leider die Almanache von 1598—1603, was sehr zu bedauern ist in Anbetracht der besonderen Wichtigkeit gerade dieses Abschnitts des Lebens Carls IX. Die Almanache selbst sind sämtlich deutschen Ursprungs, in den verschiedensten nord- und süddeutschen Städten gedruckt und verlegt; der von 1592 z. B. ist — wie das Faksimile zeigt — „Bedruckt zu Berlin / bey Nicolaum Voltzen / in vorlegung Nickel Nerlichs". Der Herausgeber dieser Almanache ist immer — wie Graf Lewenhaupt bemerkt — ein gelehrter Herr, gewöhnlich Medicus und Astronom zugleich, der ihnen eine längere gelehrte Abhandlung „prognosticon" oder „practica" beigefügt. Sie enthalten eine Menge nützlicher Ratschläge und Anweisungen; und das Ganze steht natürlich, dem Zeitgeschmack gemäß, im Zeichen der Astrologie, wie ja auch Carl IX. bis über die Ohren im dicksten Aberglauben steckte. Bei jedem einzelnen Tag ist angegeben, nicht nur wie das Wetter sein wird, sondern auch ob derselbe für diese oder jene Handlung geeignet, mittelmäßig, ungeeignet oder sogar schädlich sei; und da, wo das Geheimzeichen, zwei übereinander gehende Parenthesen, steht, da weiß der Eingeweihte, daß es ein Unglückstag — oder wie man in meiner schonensischen Heimat nach meinem einzigen weltberühmten engeren Landsmann sagt — ein Tycho-Brahe-Tag ist, an dem man nichts vornehmen soll. Die vorliegende Ausgabe der Aufzeichnungen des Vaters Gustaf Adolfs trägt demgemäß als Schlußvignette einen nackten Mann, mitten in den zwölf Zeichen des Tierkreises stehend, die mit „gut", „bos" und „mitl" bezeichnet und durch Striche mit seinen verschiedenen Körperteilen in Verbindung gesetzt sind — der Widder z. B. springt über seinen Kopf, faßt sein Gehirn von zwei Seiten ein und ist mit „gut" bezeichnet; der Krebs, der „mitl" ist, streckt sich nach den Zeugungsorganen aus. Der Mann deckt sich auf der Rückseite mit einer geflügelten Gestalt, die die Umschrift trägt: „Victoria nostra in hoc".

Carl IX. war der jüngste Sohn des alten Gustaf Wasa und in vielem ein vereinfachtes und vergröbertes Abbild des cholerischen Landespatriarchen. Nachdem sein ältester Bruder, der unglückliche Erik, nach kurzer Regierung verrückt gemacht und eingesperrt worden, fingen die unvermeidlichen Konsequenzen des lutherischen Reformwerks des Vaters an sich allmählich zu zeigen; die versteckten politisch-religiösen Gegensätze traten an den Tag und prallten aufeinander. Sie gewannen Verkörperung und Mittelpunkt in den beiden Brüdern Johan und Carl, indem ersterer unter Einwirkung seiner polnischen Gemahlin Catharina Jagellonica immer mehr dem Katholizismus zuneigte, während letzterer, der in seiner ersten Ehe mit der pfälzischen Prinzessin Maria verheiratet war, ein immer ausgesprochener Kalwinist wurde — „29 wurde gepredigt", schrieb Herzog Carl im ersten Almanach Januar 1581, „wer da sagte, Kalwin und Luther seien in allem einig außer den Sakramenten, der sei nicht besser als der Felix, der Paulus gefangen hielt". Der Bruderzwist im Hause Wasa, der dem Alten ein Aergernis und seine Verzweiflung gewesen, sollte in dieser Weise eine Tragweite bekommen, die er wohl schwerlich ahnen konnte — welthistorische Gegensätze abspiegeln und später auch welthistorische Brechungen zur Folge haben. Denn das Ende des nach dem Tode Johans III. zum offenen Ausbruch gelangten Kampfes war bekanntlich, daß nicht Sigismund, der katholische Sohn Johans, sondern Gustaf Adolf, der Sohn des kalwinistischen Carls IX., Erbe der schwedischen Krone wurde; und durch ihn wurde das innerhalb des Hauses Wasa angezündete Feuer zum Weltbrand des dreißigjährigen Krieges.

Die Aufzeichnungen sind spärlich an Zahl und lapidar in ihrer Form. Sie sind vom Anfang bis zum Ende der Almanache im *ἐντεῦθεν-ἐκεῖθεν*-Stil Xenophons gehalten, wie Carl IX. selbst vom Anfang bis zum Ende seines Lebens ein nimmermüder Reisender war. Sie malen fast garnicht die Zeit, in die sie fallen, wohl aber in ihrer knappen und trockenen Art den Mann, der sie machte. Carl IX. war in keiner Hinsicht eine ungewöhnliche Persönlichkeit; er war aber in seltenem Grade ein Mann der wenigen Seiten und der wenigen Striche, dessen knochiger Bau und grobe Faust sich seinem ganzen Tun aufprägten. Herzenshart und starrköpfig, mißtrauisch und abergläubisch, geizig und kleinlich, vorsichtig und geschäftig zugleich, — so tritt er uns auch aus diesen Almanachen entgegen.

Den Hauptzug seines Charakters gibt die bekannte Verschmelzung von zur Schau getragener Gottesfurcht und dem Hängen an irdischen Gütern, — fast auf jeder Seite begegnen wir diesem Gesicht des frommen Geizkragens. Wenn seine nach den Provinzen ausgesandten Leute dem Bescheid, den sie ihm bringen, „einen großen Silberkuchen" beifügen, faltet er immer die Hände zu einem „Gott sei gelobt". Als seine „liebe und fromme, tugendhafte" Gemahlin Maria von der Pfalz am 29. Juli 1589 „von diesem Jammertal in einem christlichen Bekenntnis" entschlafen und er „eben Geduld in seinem großen Kreuz und eine baldige und selige Nachfolge" erfleht, so hindert das ihn nicht, schon am folgenden Tage und in direkter Fortsetzung nach diesen Ausdrücken gottergebener Trauer hinzuzufügen: „so wurde das Korn hier am Hofe geschnitten, was selten zu geschehen pflegt so früh im Jahre". Und in jedem einzelnen Almanach faßt er die Aufzeichnungen, die meistens von geschäftlichen und Familienangelegenheiten handeln, zwischen em Einleitungs- und ein Schlußgebet ein. Nur einmal scheint es ihm in allem Ernst vor seinem lieben Herrgott zu grausen, — als dieser ihn die Schlacht von Kirckholm bei Riga verlieren ließ: „Herr allmächtiger, großer und schrecklicher Gott, Dir danke ich von ganzem Herzen", ruft er diesmal aus.

Als Herzog wie als König war und blieb Carl IX. vorzugsweise der rührige, praktische Privatmann. Er war ein

Digitized by Google

Großgrundbesitzer seiner Zeit, — Großbauer, Großindustrieller, Großkaufmann. Mit Zärtlichkeit verfolgt und notiert er die Fahrten und die Schicksale, die Ausfahrt und die Rückkehr seiner vielen Schiffe — „der Hahn", „der Bär", „Sankt-Olaf", usw., — welche nach Spanien oder Nederland gehen und mit Wein und Salz und Geld zurückkehren. Seine ausgedehnten Besitzungen in den mittelschwedischen Provinzen, seine Ländereien und besonders seine zahlreichen Glas- und Erzhütten und Gruben — Schwefel-, Kupfer-, Eisen- und Silbergruben — waren die Ziele seiner ständigen Reisen hin und her und kreuz und quer durch das Land, wobei er dann auch nicht nur seine Vögte und Angestellten an Ort und Stelle selber zur Rechenschaft zog, sondern zugleich mit der Bevölkerung der verschiedenen Gaue immerwährend in persönliche Berührung kam und bald mit den Bauern, bald mit dem Klerus, bald mit dem Adel dieser oder jener Provinz in den allgemeinen Landesangelegenheiten Rat hielt. Mit Vorliebe scheint er dabei in den Pfarrhöfen abgestiegen zu sein. Dem edlen Waidwerk der vornehmen Herren lag er weniger ob.

Am meisten beschäftigt sich Carl IX. in seinem Almanachtagebuch mit seiner eigenen Person und seinen Familienangelegenheiten. Er notiert gewissenhaft alle Ereignisse innerhalb seiner weitläuftigen — durch die Heiraten seiner Schwestern größtenteils deutschen — Verwandtschaft und besonders die fortlaufenden Geburten und Todesfälle seiner vielen Töchter, die alle ganz jung starben. Und seine und der Seinigen körperlichen Zustände sind ja von großem Belang, erstens weil sie eben körperliche Zustände sind, zweitens aber auch, weil sie eine geheime Bedeutung haben. Er vergißt nicht sorgfältig zu registrieren, wann „M. G. tempora sua" hatte, oder wie er gewöhnlich kurz und gut sagt: „hatte ihre Zeit". Um sich selbst ist er sehr besorgt: er bemerkt, wann er allein oder mit seiner Gemahlin gebadet, ferner, wann er purgiert, Diät gehalten, Ader gelassen, geschröpft worden, usw. Einmal hat er sich einen Schaden am Auge getan, „indem ich einen Drabanten schlagen wollte, weil sie vor der Thür parlamentireten"; ein anderesmal wurde er krank, „von einem Gras, das ich auf meinen Rücken legte"; und ein drittesmal „brach ein ganzer Haufen Blut aus meiner Brust und lief ins Hemd, wie noch sichtbar ist, und ich sah nichts am Körper, sondern die Haut war heil wie die andere". Am schlimmsten stand es aber mit ihm in dem Jahre des Herrn 1584, da er immerwährend in der Nacht „einen wunderlichen Traum von seinen Zähnen" hatte, „was in diesem Jahr nichts Gutes hat bedeutet, Gott bewahre alle meine guten Freunde". Ueberhaupt spielen die Träume selbstverständlich eine große Rolle in seinem dürftigen Phantasieleben. Auch den Vorgängen im engeren Haushalt widmet er sein Interesse, wie beispielsweise der Fall Bruncknorst bezeugt. „1. (Januar 1607)", schreibt er, „geschah ein wunderliches Spektakel mit meines Gemahls Jungfer, Maria Bruncknorst, indem daß nachdem wir zu Bett gegangen waren und den ganzen Tag froh gewesen, ging sie weg und vergiftete sich selbst, sodaß als ich und mein Gemahl erwachten, bekamen wir zu wissen, daß sie todt lag drunten im Frauenzimmer, aus was für Ursachen mag Gott wissen, Gott erbarme sich der Seele". Am 17. ist indessen der Fall aufgeklärt: „17. bekam ich zu wissen die heimliche H—ei, die Jungfer Sibilla mit dem Knecht Alexander betrieben hatte, was die Ursache gewesen ist zu Marie Bruncknorsts Tod".

Und wie die Vorgänge im eigenen Körper, so sind auch die Vorgänge in der Natur, — Witterungsverhältnisse und dergleichen, — von eminenter Bedeutung, erstens natürlich, weil sie auf das Gedeihen der Wiesen und Felder Einfluß ausüben, zweitens aber und insbesondere weil sie Wahrzeichen sind. Im Januar in Stockholm einen Regenbogen am Himmel zu sehen, ist schlimm; und wilde Tauben in Nyköping (der Residenz des Herzogs) sind „ein großes Wunder". Noch schlimmer wird es aber, wenn ein Himmelszeichen mit zwei Sonnen und einigen Regenbogen sich zeigt, oder wenn „am Abend um 9 wie ein Stern vom Himmel zu fallen, doch viel größer", scheint — „Gott sei uns gnädig". Der 28. Februar 1588 war ein gezeichneter Tag: „selben Tag schienen drei Sonnen mitten am klaren Himmel, selben Tag fiel sich ein Kerl todt vom Pferde, mit dem er rannte, selben Tag am Abend wie die Sonne unterging, schoß ein Stern wie ein Feuerball". Am allerunheimlichsten ist aber die Geschichte von einem Knall: „. . . am Abend um 9 wurde ein Knall gehört, wie das zuging und woher er kam mag Gott wissen, aber der Knall wurde gehört ostsüdlich, wie mir schien, und so stark wie eine halbe Cartoge. 8. bekam ich zu wissen von Josua, meinem Lakai, und vielen anderen, der Knall sei vom Himmel gekommen".

Carl IX. stand in eifrigem Verkehr mit deutschen und holländischen Geldmännern, wie z. B. Markus Mewis in Lübeck, wie ja auch niederländische und schottische Truppen in seinem Solde waren und Leute aus allen Nationalitäten bei ihm aus- und eingingen. Die letzten Jahrgänge der Almanache beschäftigen sich hauptsächlich mit den Kriegen in Finland und besonders in Livland; in dieser Ostseeecke bereitete er ja fleißig den Kriegsboden für seinen Sohn. „Ille faciet", pflegte er zu sagen.

München. Ola Hansson.

Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts.

Einen Ariadnefaden durch das Labyrinth des deutschen Dramas im abgelaufenen Jahrhundert an die Hand zu geben, unternimmt der Leipziger Professor Georg Witkowski in dem jüngsten seiner populärwissenschaftlichen Nebenwerkchen, das dem 51. Bande der Teubnerschen Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens, „Aus Natur und Geisteswelt", entspricht. Es weist die Vorzüge aller Witkowskischen Bücher auf: gründliches Wissen, in scharfer Prägnanz ausgeprägt und mit geschmackvoller Klarheit vorgetragen. Die saubere, wohlgelungene Arbeit, die aus Volkshochschulkursen hervorgegangen ist, soll auch einem entsprechenden Lesepublikum bestens empfohlen werden.

Ein Buch, das auf 165 Seiten ungefähr 300 Dramen nennt, kann natürlich nur skizzenhaft sein; es ist aber doch sehr viel weniger ein bloßer Canevas von Namen und ein bloßes Repertorium von Titeln als etwa Max Kochs weitverbreitete kleine deutsche Literaturgeschichte in der Göschenschen Sammlung, die es allerdings mit einem ungleich umfassenderen Stoffe zu tun hat. Ueberall spürt man bei Witkowski auch hinter ziemlich allgemeinen Angaben und Meinungen eine gediegene Kenntnis und ein selbständiges Urteil, und wo der Verfasser Gelegenheit hat, sich etwas mehr monographisch zu verbreiten, wie besonders bei Hebbel, der im Mittelpunkt seiner Darstellung steht, und bei Gerhart Hauptmann, der mit Recht als der bedeutendste lebende Vertreter des deutschen Dramas angesprochen wird, da läßt er es an einer individuelleren Beleuchtung der Dinge nicht fehlen und bietet auch für den Kenner beachtenswerte Studien.

Das historisch vorgehende Buch setzt natürlich bereits mit Lessing ein und führt die Einleitung bis zum Tode Schillers. Daß es Schiller nicht mehr vergönnt war, den im „Demetrius"-Fragment schon so zukunftsstark zutage tretenden „realistischen Stil, welcher das Schicksal des Menschen ausschließlich aus seinem Wollen ableitet", in neuen Dichtungen dieser Anschauung auszuprägen, nennt Witkowski das größte Unglück

Digitized by Google

das unser Drama betroffen habe. Das erste Drittel des Jahrhunderts, von den Romantikern über Kleist und Grillparzer bis zu Grabbe, wird des weiteren recht kurz abgetan. Schon bald nach dem ersten Viertel des Buchumfanges stehen wir verweilend bei Hebbel. Der unvergleichliche Tiefstand der deutschen Bühne in den siebziger Jahren wiederum bietet zum Aufenthalt keinen Anlaß, dagegen erfahren die achtziger und neunziger Jahre die breiteste Schilderung.

Ein Verdienst des Werkchens ist es, daß es trotz seiner Knappheit das deutsche Drama nicht im luftleeren Raum für sich betrachtet, sondern in stetem Zusammenhang nicht nur mit den allgemeinen Kunstanschauungen, der Schauspielkunst und dem Publikum, sondern auch mit der Gesamtgeschichte der Zeit, des geistigen, zumal des künstlerischen Lebens und der sozialen Bedingungen, wobei die starken Einwirkungen vom Auslande nicht unberücksichtigt bleiben. Dafür wird das Publikum, für das er hier schreibt, dem Verfasser in erster Linie dankbar sein. Hübsch und klar ist z. B. die Skizze über die deutsche Oper des neunzehnten Jahrhunderts und über Richard Wagner, in dessen Condichtungen Witkowski die höchsten Leistungen des Jahrhunderts auf ihrem Gebiete erblickt.

Aber in gesundem Verständnis für die Bedürfnisse des größeren Publikums und damit der ihrer Zahl nach so weit überwiegenden Durchschnittsbühnen donnert der Verfasser auch die Schar der mittleren Talente nicht in Grund und Boden, die, um mit der „Lustigen Person" des ersten „Faust"-Vorspiels zu sprechen, nur der Mitwelt Spaß machen, die schlecht und recht, aber in ehrlichem Streben und ohne hohe Prätensionen ein besseres Unterhaltungsbedürfnis befriedigen. So läßt er Dichtern wie Ernst Wichert, Opernkomponisten wie Lortzing ihr Recht zuteil werden und behandelt von solchem Gesichtspunkt aus namentlich auch Sudermanns doch in jedem Fall starkes und theatermächtiges Talent achtungsvoller, als das seit einer Reihe von Jahren üblich ist.

Witkowskis Buch ist geschickt angelegt und anregend geschrieben. Daß zuweilen die Uebergänge von einem Dichter zum anderen etwas unvermittelt und gewaltsam anmuten, war bei der Raumbegrenztheit schwer zu vermeiden. Sehr zu loben ist dafür, daß uns keine unorganische Einteilung in nach der Elle bemessene Vorträge zugemutet wird, sondern daß der Verfasser vielmehr diese ursprüngliche Anlage für den Leser glücklich verwischt hat.

Bei aller Reichhaltigkeit an Namen mag man doch auf ein paar Lücken stoßen. Ein so berühmter und beliebter Theatermann wie Karl Holtei mit einst so populär gewesenen Stücken wie „Lorbeerbaum und Bettelstab" oder „Der alte Feldherr" hätte vor vielen anderen nicht fehlen sollen, und neben Maeterlinck und in Beziehung zu Hugo von Hofmannsthal hörte man wohl gern auch den Namen Gabriele d'Annunzios.

In einer Schlußübersicht „Das Ergebnis des Jahrhunderts" stellt sich Witkowski auf den Standpunkt, daß nicht Theoreme, sondern Zahlen beweisen, und entnimmt den letzten Jahrgängen des „Deutschen Bühnenspielplans" eine lehrreiche Statistik. Da erweist es sich denn überraschend, daß trotz aller Modernität der Zeit Schiller der Zahl von Aufführungen seiner Dramen nach noch immer weit an der Spitze marschiert. Wenn der Verfasser demzufolge sein Schlußwort vielleicht etwas allzu optimistisch ausfallen läßt, so beachtet er wohl zu wenig, daß Schiller auch in seiner sehr äußerlichen Eigenschaft als Dichter tantiemefreier Stücke den Theaterdirektoren so stark ans Herz gewachsen ist, und daß dieser Gesichtspunkt entschieden mitspricht, wenn das moderne Drama, namentlich auf den kleinen Bühnen der Provinz, noch erheblich zurücktritt.

Leipzig. Harry Mayne.

„La Figlia di Jorio."

Bei den Premieren d'Annunzioscher Stücke in Italien wird das Theater zu einem geräuschvolleren Tummelplatz von Parteilichkeit und Leidenschaft, als in Deutschland bei Sudermann und Hauptmann. Erst nach Lektüre des Werkes vermag Publikum und Kritik ein endgültiges Urteil zu fällen.

Die „Tochter Jorios" ist die Tragödie entfesselter männlicher Bestialität, verklärender Liebe, blutdürstigen Aberglaubens. Hilfeflehend dringt die jugendstrahlende Mila am Hochzeitsmorgen des Hirten Aligi in dessen Behausung. Ihr auf den Fersen folgt heulend eine Schar von Schnittern, denen kraft ungeschriebener, unausrottbarer Satzungen das Recht zusteht, sich an den Erntetagen — Incanata heißt der sonderbare Brauch — nach verrichteter Arbeit an jedem weiblichen Wesen von nicht unanlastbarem Ruf, das ihnen in den Weg kommt, zu vergreifen. Der Hirt wehrt ihnen mit dem Kreuz in der Hand den Zutritt. Die Aermste ist gerettet. Ihr erwächst jedoch in dem Vater ihres Retters, einem unverbesserlichen Frauenjäger, ein ebenso grimmiger Feind. Als der Sohn Miene macht, die Erfüllung seiner bestialischen Begierden zu kreuzen, läßt ihn der Alte, dessen Autorität dem Sohn gegenüber keine Grenzen gesetzt sind, fesseln. Er wird aus seinen Banden befreit in dem schicksalsschweren Augenblick, da sein Erzeuger sich auf das Mädchen stürzen will, und der Sohn spaltet mit einem Beilhieb dem Vater den Schädel. Als Sühne für diesen Frevel soll der Vatermörder — auch nach uraltem Brauch — mit einem Hund zusammen in einen Sack gebunden und in den Fluß geworfen werden. Aber Mila, deren Vater schon im Rufe der Zauberei stand, gibt vor, durch Zaubermittel den Jüngling zu dem Verbrechen geführt zu haben. Durch diese Lüge rettet sie ihn, er selbst glaubt, daß sie die Wahrheit spricht, und seine glühende Liebe zu ihr verwandelt sich in Abscheu. Nur die jüngste Schwester des Geretteten durchschaut die edle Absicht Milas, die nun statt des Mörders dem Flammentode verfällt.

Mit ihren fast choreographischen Effekten bringt die Tragödie eine viel stärkere Wirkung hervor als alle früheren Dramen d'Annunzios. Sie leidet jedoch an einer erdrückenden Fülle von allerlei Episoden; die Sprache ist nicht die Sprache, wie sie das Volk spricht, ja, sie wäre dem Volk sogar unverständlich. Die sprachlichen Schönheiten und Feinheiten, mit denen der Dichter sein Werk verschwenderisch ausgestattet hat, machen es geeigneter zur Lektüre als zu szenischer Darstellung. Einen noch eindrucksvolleren Hintergrund als den Perseischen Quell und den Goldhort des Agamemnon der „Città Morta" hat d'Annunzio der „Figlia di Jorio" in dem gebirgigen Uersaum am Adriatischen Meer, wo seine Wiege stand, gegeben. Seine Dichtung ist mit den Abbruzzen, die er schon in seinen Romanen verherrlicht hat, so innig verbunden wie die Aehre mit der Scholle. Es ist Heimatkunst in des Wortes eigenster Bedeutung.

Mehr als die Tragödie willenloser Menschenkinder, mit denen Leidenschaften wie der Sturm mit einer Feder spielen, ist die „Figlia di Jorio" die Epopoe des mehrtausendjährigen Volksstammes, der d'Annunzios Heimat bewohnt. Die Empfindungen, die in Giorgio Aurispa, dem unseligen Helden des „Trionfo della Morte", gärten, als er den ergreifenden Zug der Wallfahrer zu der Madonna dei Miracoli an sich vorüberkommen sah, hat d'Annunzio, wie er selbst erzählt, beim Schreiben dieses seines jüngsten Werkes mitdurchlebt:

„All die vereinzelten Vorstellungen, aus jüngster Zeit und längst vergangener, solche, die noch von der lebendigen Empfindung, der sie entsprossen, vibrierten, und solche, die in den tiefsten Falten der Erinnerung begraben, sie alle verbanden sich in seinem Innern zu einem Ganzen, ihm ein ideales Bild vorgaukelnd, das jede großartigste und erhabenste

Digitized by Google

Wirklichkeit übertraf. Land und Leute schienen ihm verwandt, über die Zeit erhaben, von fabelhaftem und furchtbarem Anblick, im Banne geheimnisvoller, namenloser, ewiger Mächte. Im Mittelpunkt erhob sich, wie ein riesiger Urstamm, ein Berg in Form einer Pyramide, von ewigem Schnee bedeckt; und die Meeresbuchten und die Landspitzen wurden von dem düster bewegten Meer bespült, auf dem die Segel die Farben der Trauer oder die Farbe des Feuers trugen. Wege, wie Flüsse so breit, die grasbewachsen grünlich schimmerten, auf denen Felsblöcke zerstreut lagen, und die hier und da riesenhafte Fußspuren aufwiesen, führten die wandernden Scharen von den Höhen hinunter in die Ebenen. Gottesdienstliche Gebräuche toter und vergessener Religionen wurden hier ausgeübt; unverständliche Symbole von Mächten einer in Verfall geratenen Zeit, waren intakt geblieben, Sitten der Urvölker, die für immer vom Erdboden verschwunden waren, hatten sich von Generation zu Generation unverändert erhalten; reiche und seltsame Trachten waren als Zeugen von Vergangenheit und Schönheit einer vergangenen Zeit aufbewahrt geblieben."

Dies der unvergängliche Keim der „Figlia di Jorio". Nicht in rauher Wirklichkeit, sondern idealisiert durch die Hypersensibilität des Sehers ist diese Tragödie bei der denkbar größten Genauigkeit und Echtheit alles Zugehörigen wie eine Wiederheraufbeschwörung der Abruzzen mit ihren altersloseu Mythen und Gebräuchen. Im ersten Akt kommen die Frauen aus der Verwandtschaft zu der Braut, eine jede trägt einen Korb mit Getreide auf dem Kopf, auf dem Getreide liegt ein Laib Brot, auf diesem eine Blume; sie treten ein, eine nach der anderen, eine jede streut als Symbol der Mutterschaft mit ihren Leiden und Freuden, eine Handvoll Getreide auf das Haupt der Erwählten. Das Lob patriarchalischer Gastfreundschaft, die Unantastbarkeit des Hausrechts, die unbeschränkte Autorität des Hausvaters, zuckt und leuchtet durch das Ganze wie Blitze in einer stürmischen Nacht. Die Alte, die alle unheimlichen Eigenschaften von hunderten von Zauberkräutern kennt, der Fanatiker, der den bösen Geist aus dem Körper der Besessenen zu vertreiben versteht, sind Erscheinungen, die in ihrer Besonderheit und Echtheit dem Zuschauer unvergeßlich bleiben. Die Lampe, die von selbst vor dem Bild der Schmerzensreichen erlischt, gilt als das schrecklichste aller Omen. Der Erschlagene wird wegen seines unnatürlichen Todes nicht auf dem Bett, sondern auf einem Lager von dürrem Reisig aufgebahrt. Der Chor der Klageweiber stimmt Klagelieder an, deren Ursprung kein Gelehrter mehr nachzuweisen vermag.

Eigenartig stimmungsvoll scheint schon die Entstehung dieser Tragödie. D'Annunzio und Michetti, dieser Dichter der „Palette", durchwanderten gemeinsam ihre schöne Heimat in genußreichster Weise, zu Fuß. Auf dem heiligen Berg der Abruzzen, dem Maiella, traf ihr Ohr ein Name — la figlia di Jorio — der sie zum Nachdenken anregte. Dort ist, wie in Griechenland, der Name der Kinder von dem des Vaters unzertrennlich, und das bildet das untrügliche Merkmal für das hohe Alter des dortigen Menschenschlages, bei dem das Familienoberhaupt über die Angehörigen das Szepter noch so tyrannisch schwingt, wie ein biblischer Patriarch. Die beiden Freunde gaben sich das Wort, die zufällige Bekanntschaft mit dieser unkörperlichen „Figlia di Jorio" künstlerisch zu verwerten. Michetti löste schon vor Jahren sein Versprechen durch das große gleichnamige Bild, das auch in Berlin Aufsehen erregte. Seiner Gewohnheit treu, zögerte d'Annunzio viel länger. Im vorigen Sommer hatte er sich in dem malerischen Seeräbernest Nettuno zwischen Rom und Neapel eingesponnen, um dort ungestört an den Tragödien des Malatesta-Zyklus zu arbeiten. Aber das Liebesweh der Parisina, der unbeugsame Sinn des Sigismondo wollte sich nicht zu seiner Befriedigung in Worte auslösen lassen; unendliche Oede lastete auf seiner Seele. Plötzlich leuchtete vor seinem inneren Auge die leibhafte Gestalt der Tochter des Jorio, sie bemächtigte sich aller seiner Sinne. Er selbst ist nicht imstande anzugeben, wie das nebelhafte Bild plötzlich feste Umrisse gewann, er weiß nur, daß innerhalb eines knappen Monats das Werk vollendet vorlag, wie es jetzt in Mailand aufgeführt wurde.

An dieses Werk den Maßstab sogenannter Theaterstücke legen zu wollen, wäre unbillig. Wir sind dem Dichter dankbar, daß er den Beweis erbracht hat, daß das greisenhafte Italien zu unserem Entzücken noch ein Stück jungfräulicher Erde birgt.

E. Gagliardi.

Von den Frühlingsfahrten des Norddeutschen Lloyd.

III.

Fasching in Algier.

Das Promenadendeck möchte man kaum verlassen, so lustig, so hell und sonntäglich ist es an Bord der „Kaiserin Maria Theresia".

Unter den Klängen der Marseillaise ist das Schiff im Hafen von Algier vor Anker gegangen: sofort drängt sich eine ganze Flotte von winzigen Booten um den Riesenbau. Die darin hockenden Händler — Araber und Juden — preisen mit heller Quetschstimme ihre bunten Herrlichkeiten der fröhlichen Schiffsgesellschaft an. Ein Handeln, ein Feilschen von Bord zu Bord beginnt. Hier erklimmt ein in den weißen Burnus gehüllter, bronzefarbener Bursche, der eine mächtige Moscheelampe schleppt, die außenbords ins Wasser reichende Schiffstreppe. Andere, mit seidenen Shawls bepackt, wollen ihm auf verbotenem Wege an Deck folgen, indem sie an Tauen emporzuklettern versuchen, was die Wachsamkeit des dritten Offiziers jedoch verhindert. Es schwirrt wieder einmal jenes echt südländische Geschrei in der Luft, das unzertrennlich ist von der farbigen Rasse dieser Breiten. Dazu die rauschende Fanfarenmusik unserer Schiffskapelle, die mit den im Hafen ankernden Schiffen anderer Nationen Grüße austauscht, — und Sonne, goldene Sonne liegt über dem blauen Golf und der weißen Stadt.

Prunkende Riesenbauten, fünfstöckig und sechsstöckig, im Erdgeschoß mit hohen Arkaden versehen, bilden längs des Hafens eine einzige großstädtische Zeile, soweit der Blick nach rechts und links reicht. In großen Schleifen sind die breiten Straßen, auf denen elektrische Bahnen verkehren, den Hügel hinan geführt, die Boulevards mit ihren beiden Reihen breitästiger Platanen stellen ein Stückchen Paris oder doch Marseille auf afrikanischem Boden dar.

Hinter und über dem französischen Algier aber erhebt sich die wunderliche Hügelstadt der Araber, ein Gewirr von winzigen, schneeweißen Häusern mit regellosen, krummen, steil bergan führenden Gäßchen. Die alte Burg des letzten Dey von Algier, die Kasba, krönt das Ganze. Rechts auf dem Hügel, der schroff zum Meere abfällt, liegt der weiße Prachtbau von Notre Dame d'Afrique, links von der Stadt zieht sich über der Palmenoase, die bis an die Küste reicht, Mustapha supérieur hin, mit dem weißen, im maurischen Stil erbauten Sommerpalast des Gouverneurs, mit den weißen, weitläufig angelegten Hotelbauten, den weißen, freundlichen Landhäusern, die von tropischer Pflanzenpracht umrahmt sind. Und aus dem weißleuchtenden

Gewirr der Araberstadt ragen da und dort die schlanken, weißen Gebetstürme der Moscheen in den blauen Himmel.

Winterlich, in Pelze gehüllt, haben unsere Damen vor knapp drei Wochen in Bremerhaven das Lloydschiff bestiegen — in lichten Frühlingsgewändern steigen sie hier ans Land. Die hellen Sonnenschirme und die Panamahüte lassen's uns wunderlich erscheinen, daß daheim die Saison der Bälle und Diners noch immer nicht ihr Ende erreicht haben soll.

Es ist Sonntag —, für den Araber also Werkeltag. Auf unserer Spazierfahrt nach der Kirche der „schwarzen Madonna", in der für die Seeleute christlichen und mohammedanischen Glaubens gebetet wird, begleitet uns der übliche Straßenlärm der Händler, der bettelnden Kinder, der Wasserträger. Zweirädrige, hochbepackte Karren begegnen uns, die von vier oder fünf einzeln voreinander gespannten Maultieren gezogen werden, zottige Esel mit schweren Lasten, auf denen als Zugabe der Herr selber hockt, trotten bergauf, stolpern bergab. Das dichteste Gewühl herrscht auf dem Fischmarkt hinter der Moschee beim Denkmal des Duc d'Orleans. Es ist eine Halle mit offenen Türen. Der Boden schwimmt von Wasser und Spülicht — an die hundert Spielarten von Mittelmeerfischen werden tot oder lebendig in Fässern, Wannen, Bottichen und Netzen feilgeboten — das meiste aber liegt in Haufen auf den blutgetränkten Bänken, darunter Tintenfische und Polypen, Quallenarten, die etwas Fratzenhaftes besitzen. Auch junge Haifische gelangen zum Verkauf, und neben Austern und andern Muschel- oder Schaltieren, Langusten und Schildkröten von erstaunlicher Größe. Das Verkaufsstück, das mir am meisten in die Augen fällt, ist eine Riesenschildkröte, die fast einen Meter Länge erreicht.

Unter Händlern und Käufern überwiegt der Araber. Auch Frauen der fremden Rasse, bis zu den Augen hinan weiß verschleiert, mischen sich da und dort ins Gewühl. Doch meist sind es Frauen der ärmeren Bevölkerung, und Jugend und Schönheit ist — den Stirnrunzeln und Triefaugen nach zu urteilen — wohl kaum hinter den Schleiern zu vermuten. „Begehre nimmer und nimmer zu schauen —!"

In dem bunten Durcheinander, das durch die eigenartigen Araberköpfe, durch die zerlumpte und doch phantastische Kleidung der braunen Männer immerhin etwas Malerisches erhält, etwas, das den Europäer zunächst an ein gut gestelltes Bühnenbild oder an ein Kostümfest erinnert, taucht nun plötzlich im grellen afrikanischen Mittagslicht die erste wirkliche Maske auf: ein Harlekin, gelb und rot gestreift, die Larve vor dem Gesicht, die Pritsche in der Hand. Klitsch, klatsch — geht's über die Schulter eines arabischen Eseltreibers, der soeben den Mund erstaunlich weit aufreißt, die Sonne angähnend.

Verdutzt klappt der Mund für ein paar Sekunden zusammen, um sich dann wie vorher in die Länge so nun in die Breite zu ziehen. Der Eseltreiber grinst und nickt gemütlich. Er ist ein Mann, der mit der Zeit geht und weiß, daß bei den Franken heute Fastnacht ist.

In dem engen Gäßchen wird unser Wagen jetzt von einer ganzen Horde Masken umringt. Es sind auch ein paar weibliche Wesen darunter. Eine springt links, zwei springen rechts aufs Trittbrett, eine andere schwingt sich auf den Bock (der Gentleman hat sich schwarz angestrichen, sogar den Hals und die Ohren, und stellt einen Neger vor), umarmt den sich sträubenden arabischen Kutscher und küßt ihn unter dem Jubel der Vorübergehenden ab, andere hängen sich hinten an den Wagen und lassen sich ziehen. Und das ist ein Geschrei, um das Trommelfell zu sprengen.

Da der Wagen mit der schweren Last bergauf nicht vorwärts kommt, zahlen wir ein paar Sous Lösegeld: zum Dank schüttet die bunte Gesellschaft einen Regen von Konfetti über uns aus.

Zum Glück ist es einfarbiges, kommt also direkt vom Händler. Es ist in ganz Frankreich polizeilich verboten, zu Fasching mit Papierstückchen in gemischter Farbe zu werfen; man will dadurch verhüten, daß die bei einem Bombardement bereits verwendeten und wieder vom Erdboden aufgelesenen Konfetti zu neuen Scherzangriffen benutzt werden.

Je näher Mittag rückt, desto mehr Masken tauchen im französischen Viertel auf. Man erzählt uns, daß viele der heute am Faschingssonntag zu übermütigen Narrentaten Ausziehenden auch morgen am Rosenmontag noch, und dann erst recht am „mardi gras" im selben bunten Maskenkleid auf den Straßen Algiers zu erblicken sein würden. Es gebe Leute darunter, die es während dieser drei Narrentage überhaupt nicht ablegten.

Doch unsere erste Spazierfahrt führt uns aus der Stadt zunächst hinauf nach Notre Dame d'Afrique.

Es ist eine in neuerer Zeit erbaute Votivkirche, die das Bild einer schwarzen Madonna enthält. Die Wände sind mit unzähligen Tafeln, Zetteln, kleinen Puppen, bildnerisch dargestellten Gliedern, Herzen usw. über und über bedeckt. „Reconnaissance à Notre Dame d'Afrique" steht auf der Mehrzahl der Tafeln. Einige Dutzend Kerzen brennen links und rechts vom Altar und vor der Goldstatue des Erzengels, der der Schutzherr der Seeleute päpstlichen Glaubens ist. Das Gold für die Statue ist von einer Anzahl aus dem Schiffbruch erretteter Fischer gestiftet worden. Die figürlichen Darstellungen der Hände und Füße haben die Bedeutung, der schwarzen Madonna für den Fall, daß sie kein Französisch versteht, sinnfällig vor Augen zu führen, woran es diesem oder jenem fehlt. Bei der lebhaften Inanspruchnahme der Heiligen von Afrika wäre ja auch eine Verwechslung gar zu leicht möglich.

Tritt man aus dem stattlichen Gebäude wieder ins Freie, vom Weihrauch leicht betäubt, so schweift der Blick über ein zauberhaftes Bild. Auf den Berghängen der üppigste Baumwuchs, Araukarien und Zypressen, Eukalyptus und Mandelbäume in der ersten duftigen Blüte, unten, zwischen Fels und Meer eingeklemmt, die zumeist in maurischem Stil gebauten Judenviertel von Algier, halbrechts der reich belebte Hafen mit der alle andern Schiffe überragenden „Kaiserin Maria Theresia", die Araberstadt in greifbarer Nähe, und über dem Golf, wie eine hundertzackige weiße Burg, der Kamm des Atlas, der majestätisch über die Palmen von Mustapha supérieur herüberleuchtet.

Es ist eine Stätte, so recht geschaffen für innere Sammlung. Ob's nun draußen auf dem Mittelmeer, das sich ins Unendliche zu erstrecken scheint, stürmt oder ob die Sonne dem großen Bild die feierliche Schönheit dieser Stunde verleiht: ich meine, man müßte mit seinem Gotte hier ganz direkt verhandeln können, ohne die Vermittlung der schwarzen Heiligen, denen da drinnen die vielen teueren Kerzen geweiht sind.

Doch das sind zu ernste Aschermittwochgedanken. Noch feiert das Volk hier in Algier fröhlich und sorglos den Fasching. Und ich will die heitern Bilder begierig in mich aufnehmen, um von der Sonne und Wärme des Südens noch ein Stückchen in die nordische Heimat mitzubringen.

* * *

Auf der Wanderung durchs Araberviertel gibt's Hunderte von Genrebildern zu beobachten. Am Trödelmarkt bei der Kasba, die jetzt unter der Franzosenherrschaft als Kaserne dient, liegt ein arabisches Kaffeehaus, das auch als Herberge benutzt wird. Kameltreiber, in ihren weißen, grobwollenen Burnus gehüllt, sitzen dichtgedrängt auf dem Boden, auf der Ofenbank am offenen Feuer und auf Strohstühlen. Es mögen in dem kleinen Raum an die dreißig Männer versammelt sein. Sie haben hier — alle in der Stellung oder Lage, die sie augenblicklich einnehmen — schon die ganze Nacht zugebracht. Friedlich geht das Gespräch zwischen ihnen. Was sie verzehren, ist nur Kaffee (der feingeriebene Kaffee, der mit etwas Zucker in kleinen Blechkesseln über dem Holzkohlenfeuer gekocht wird); sie zahlen für diese Verpflegung, einschließlich des Nachtlagers, vier Sous den Tag. Ein Polizist ist nicht zur Ueberwachung

Digitized by Google

dieser „Pennen“ da, auch wohl kaum notwendig. Händel sind ja nicht zu befürchten. Diese genügsamen Leutchen sind von Haus aus nicht streitsüchtig veranlagt — alkoholische Getränke verschmähen sie, und Eifersuchtsdramen kennt man kaum, denn das Weib, das jung und hübsch ist, läßt der vorsichtige Muselmann nicht aus dem Hause.

Trotzdem gibt's tagtäglich Scheidungsprozesse. Auf dem Weg zu einer der kleinen Moscheen, die unterhalb der Kasba liegen, kommen wir an dem offenen Gewölbe eines Friedensrichters vorbei. Zwei Parteien sind hier einander gegenübergestellt: dichtverschleierte Frauen, ernste Männer. Der Richter, ein alter Weißbart mit der Brille auf der Hakennase, spricht mit leiser Stimme. Es währt lange, bis einer aus dem Kreise des beklagten Teiles das Wort ergreift. Wieder hört man den Alten dann reden — und nach abermaliger Pause läßt sich der Kläger vernehmen.

Es handelt sich, wie der Dragoman mir versichert, nur darum, daß Ulman seiner Suleika den Abschied geben will, weil sie ihm bis heute noch keinen Erben geschenkt hat. Suleika, vielmehr ihre Eltern, sind mit der Trennung einverstanden, verlangen aber die im Heiratskontrakt s. Zt. gleich festgesetzte Abfindungssumme. Es ist also kein arabischer Vorwurf für ein Residenztheaterstück mit pikanter Färbung.

Nebenan hockt in einem kleineren Gewölbe der engen Straße ein öffentlicher Schreiber. Sein Arbeitszeug besteht aus einem Tuschkasten mit verschiedenen Wasserfarben, dickem Papier, Lineal und einem winzigen Tintenfaß, das in einen bronzenen Kasten eingelassen ist. Er beschreibt das Papier von rechts nach links, besonders Wichtiges wird durch bunte Farbe hervorgehoben.

Alle Gewerbe werden auf der Straße oder doch in der Tür betrieben, alle Händler haben ihre Schätze so weit in die Gasse hinein zur Schau gestellt, daß die Vorübergehenden darüber stolpern können.

Die Straßen gleichen an vielen Stellen wahren Engpässen. Um die im Sommer unerträgliche Sonnenglut abzuhalten, sind die Häuser einander so nahe gerückt worden, daß die vorspringenden Erker sich berühren. Viele der niedrigen Gebäude sind ganz ohne Fenster, besitzen nur eine schmale Pforte, durch die man ab und zu in einen winzigen Hof sieht.

Aus einem dieser Höfe klingt näselnder Gesang. Ich trete in die Tür und erblicke zwei Dutzend Männer, nach Osten gewandt, auf den Fliesen hocken: es finde hier eine Feierlichkeit zu Ehren der Ankunft eines neuen Weltbürgers statt, erklärt man mir.

An den Fleischerläden, wo die blutigen Fetzen an eisernen Haken baumeln, den Garküchen, in denen wenig lieblich duftende Leckereien zubereitet werden, gehe ich eilig vorüber. Aus jedem Hause dringt ein besonderer Geruch, je nachdem ein Schuster, ein Knoblauchhändler, ein Fischkoch oder Oelkuchenbäcker darinnen wohnt. Ueberall herrscht Bewegung. Viel Geschrei vernimmt man in diesem Stadtteil jedoch nicht, ob auch alles Leben, jede Tätigkeit sich auf der offenen Straße abspielt. Hier wird ein totes Schwein abgesengt, daneben, vor dem Barbierladen, wird einem Knaben der stark eingeseifte Kopf rasiert.

Man wandert die Kreuz und die Quer. Diese Sträßchen und Gäßchen bilden ein wahres Labyrinth, sie sind krumm, eng und winklig, steigen und fallen und führen oft über Stufen, manchmal glaubt man sich in den dunkeln Ecken unter dem fremden Volk verraten und verkauft.

Endlich sind wir wieder unten am Fuß des Kasbaberges in den modernen Straßen des Franzosenviertels angelangt.

Mit einem Schlage ist das Bild ein anderes.

Lustige, übermütige junge Leute ziehen, zu großen Ketten eingehängt oder im Gänsemarsch, auf dem Straßendamm vorüber. Sie singen, sie klappern im Takt mit den Pritschen, und schon wirbelt's wieder da und dort von den unzähligen kleinen Papierstückchen, die wie bunte Wolken über den Häuptern der vor den Kaffees Sitzenden sich entladen.

Auf der Place de la Republique ist das Gewühl am dichtesten. Hier sichern wir uns Plätze im Café d'Alger. Sofort umringen uns Burschen mit Schuhbürsten und Schuhcrème. Die Laufbahn der Mehrzahl der Algierer scheint mit dem Gewerbe des Schuhputzens zu beginnen: so unglaublich viel öffentliche Vertreter dieser nützlichen Zunft gibt's.

Abends findet in dem prunkvoll den Platz abschließenden Munizipaltheater ein Maskenball der vornehmen Gesellschaft von Algier statt. Das Straßenbild bis zum Beginn ist für uns ein Gratistheater: Konfetti, Konfetti, wohin man blickt, Serpentinen von buntem Papier, geschickt geschleudert, überziehen die Straßen von Baum zu Baum wie mit einem Netz.

Drüben auf der Freitreppe pflanzt sich das Waldhornbläserkorps der Sappeurs und Pompiers auf. Mit schmetternden Jagdfanfaren begrüßen sie jeden vorfahrenden Wagen, dem elegante Masken entsteigen. Die Damen sind ohne Umhang, denn es ist ja, trotzdem inzwischen die Nacht herembricht, noch immer lau, wenn nicht schwül.

Das Kaffeehauspublikum ist jetzt bunt gemischt. Fast an allen Tischen sitzt ein Kostümierter oder Maskierter. Hunde- und Katzenköpfe, die groteske Verspottung des reisenden Engländers, Heilsarmeeschwestern, ein Orang-Utan, ein Bagnosträfling, bunte Dominos in Gruppen von drei oder vier fast zum Verwechseln ähnlichen Erscheinungen, allerlei Vogelgetier, zähnefletschende Nigger, Phantasiemasken, Fledermäuse, wandelnde Pyramiden, Edamer Käse und Absynthflaschen, — es ist ein ulkiges Durcheinander.

Den lustigen, kleinen Anzapfungen entgeht niemand. Die Masken sprechen natürlich mit fabelhaft hoher Fistelstimme, um sich nicht zu verraten. (Ich würde sie freilich auch ohne Verstellung nicht herauserkennen.) Der Ton bleibt aber immer in gewissen Grenzen; charmante Fröhlichkeit versteht auch der Franzose Afrikas.

Die Herren, die in Frack und weißer Krawatte stecken, haben das Café nun verlassen: immer öfter hat die wackere Feuerwehrkapelle nebenan ihre Jagdfanfaren erklingen lassen. Das Fest ist drinnen im vollen Gange.

Ich habe noch eine Einladung zur „schönen Fadmah“, der arabischen Tänzerin, die in ihrem prächtigen maurischen Hause zu Ehren der fremden Touristen heute am Fastnachtssonntag einen thé dansant abhalten will.

Die „schöne Fadmah“ ist der älteren Generation vielleicht bekannt: sie soll auf der Pariser Weltausstellung von 1889 mit ihren arabischen Tänzen manchen Kopf verdreht, manchen Sinn geraubt und manches Portemonnaie erobert haben. Ein klassisch-schöner, man könnte sagen edler Kopf ist ihr eigen, sie ist noch heute schön, wenn auch etwas bedenklich zur Fülle neigend, besonders der elegische, schwärmerische Blick ihrer dunklen, schwermütig sinnenden Augen ist berückend. Sie erschien, nachdem ein paar jüngere, wenig verführerische Mädchen wenig verführerisch bei hollischer Musik den Tanz „au ventre“ zum besten gegeben, im Lichthof ihrer Villa, ganz in schwere Seide gehüllt, das Bild einer vornehmen Araberin, nur ohne deren Schleier. Ihre Haltung war die einer Königin. Dies hielt sie aber nicht ab, die Kassiererin, ein arg wüstes altes Weib, zu begleiten, als diese von Platz zu Platz ging, um sich fünf Francs Eintrittsgeld auszubitten.

Dann tanzte die schöne Fadmah endlich. Aber — es war nicht hübsch von ihr. Sie verlor dadurch wesentlich. Dieser orientalische Tanz, der zum wenigsten mit den Füßen getanzt wird, macht auf mich immer den Eindruck, als ob die Unglückliche von einem Insekt geplagt würde, das sie bestrebt ist, durch allerlei Muskelbewegungen von sich zu schleudern, ohne zur Beihilfe die Hände verwenden zu dürfen. Mein medizinisch gebildeter Nachbar erklärte die Bewegungen als eine dem Laienauge nicht sichtbare Gymnastik der Milz.

Einer nach dem andern verließ das gastliche Haus der schönen Tänzerin. Nur ein paar Damen, die einmal in einem Harem gewesen sein wollten, folgten der Einladung von Fräulein Fadmah, in ihren oberen Gemächern eine Tasse Kaffee und eine Zigarette entgegenzunehmen.

An der Grenze der Araberstadt liegt die große Markthalle von Algier. Sie bildete heute abend den Versammlungspunkt aller „kleinen Leute", die sich amüsieren wollten. Dort sah ich noch ein besonders originelles Stückchen Fasching in Algier.

Die Behörde hat alle Verkaufsstände herausschaffen und die Steinfließen mit unendlichen Mengen Wasser säubern lassen. Es riecht noch nach Zwiebel und Fisch — aber das tun die „kleinen Leute" von Algier ja alle. Einige hundert Lampions sind an der Decke angebracht, die offenen Seiten der Halle sind mit Zeltleinwand verhangen, eine Musikkapelle spielt zum Tanze auf — und als ich eintrete, finde ich sie alle wieder, die Bekannten vom Café d'Algier, die Katzen und Fledermäuse, die Clowns und Pierrettes, die Dominos und Kolombinen, die Edamer Käsekugeln und die wandelnden Absynthflaschen. Und manche Pierette, die im Café d'Alger noch allein war, hat jetzt ihren Pierrot gefunden.

Soeben setzt die Kapelle wieder ein.

Es fährt mir in die Füße, ich kann kaum widerstehen. Denn es ist ein Straußscher Walzer.

Ach, um wieviel der mir lieber ist als alle „arabischen" Tänze der schönen Fadmah!

Genua. Paul Oskar Höcker.

(Schluß.)

Ein abgesetzter Pfarrer. Erzählung von Otto Hauser. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1904.

Ein eigenartiger Konflikt ist es, in dem der abgesetzte Pastor Hermann Goedicke erliegt. Die Vorgänge, die sich in Wirklichkeit ähnlich abgespielt haben sollen und auf Jugendeindrücke des Verfassers zurückgehen, liegen um etwa vierzig Jahre zurück, ihr Schauplatz ist Kroatien. Das ganze Milieu, die Schilderung des mißglückten Putsches, durch den Kroatien zum Königreich erhoben werden soll, der seltsame Freiheitsheld Hreljanović und seine für Kroatentum schwärmende deutsche Gemahlin — alles das würde an sich wenig interessieren, wenn es Hauser nicht gelungen wäre, in seiner einfachen Handlung allgemein menschliche Züge hervorzukehren. Im Anfang scheint es, als sollte aus dem auf falsche Anschuldigung hin entlassenen Pastor Goedicke eine Art modernen Michael Kohlhaas werden, der unbeugsam bis zum letzten Atemzug um sein Recht kämpft: aber dieses Motiv wird nur flüchtig gestreift. Goedicke wäre auch nicht der Mann dazu: er gehört zu den „Halben". Er ist ein weichlicher, bis zum Extrem gutmütiger und leichtgläubiger Charakter. Seine Frömmigkeit besitzt eine machtvolle sinnliche Wärme, die den einzigen Nachteil hat, daß sie Frauen aus allen Gesellschaftsschichten an ihn heranlockt, die nun mit dem in weltlichen Dingen vollkommen hilflosen Manne ihr verderbliches Spiel treiben. Ein Weib, eine ältliche, hysterische Kokette ist es, die ihn um sein erstes Amt in Oesterreich bringt. Dann als er sich nach langen Irrfahrten und Mühen in Kroatien eine eigene Kirche und eine eigene Gemeinde gegründet, ist es wieder ein Weib, die oben erwähnte Enthusiastin für kroatisches Volkstum, die im Verein mit der ehemaligen Unheilstifterin das Werkzeug seines abermaligen und diesmal unheilbaren Falles wird. Durch einen Schlaganfall wird der geistvolle Kanzelredner zu halbblödem Stammeln verurteilt — „der arme Doedike!" wird harmlos kindisch um seinen (in freier Liebe erzeugten) heranwachsenden Kindern, die — ein feiner Zug! — später als frohe, befreite Menschen zur Kunst, zum Theater, übergehen. Das Buch erweckt den Eindruck, als hätte Otto Hauser außerordentlich viel gesehen und erlebt. Hat er das nicht, so ist jedenfalls die Kraft seiner Phantasie und, um nur einen der mannigfachen Vorzüge seiner Schreibweise zu nennen, die meisterliche Sparsamkeit mit Worten, wo es sich um die Schilderung von Gefühlszuständen handelt, bemerkenswert. Nur die letzten Kapitel machen hier eine Ausnahme: die fortschreitende geistige Krankheit wird mit schauerlicher Ausführlichkeit geschildert.

Hettstedt. Eugen Heeredegen.

„Novellen des Lyrikers." Von Hugo Salus. Berlin 1903. Egon Fleischel & Co.

Im Anfang war — der Reim. Wie unsere alten Sprachdenkmäler zeigen, entstand zuerst die gebundene Form für schriftliche Aufzeichnungen, und unsere Dichter beginnen wohl alle erst mit dem schulgemäßen Reim, ehe sie sich an die führerlose Prosa wagen. Manche bleiben lange der liebgewonnenen Schulzucht des Reimes treu, und dann fällt es ihnen recht schwer, sich in der Willkür der Prosarede zurechtzufinden. Drollig schildert das Hugo Salus in dem Anfangsstück seines Buches, in der „Novelle des Lyrikers". Er will endlich einmal eine Geschichte erzählen, nachdem er „jahraus, jahrein seine Gefühle skandiert" hat, aber er wird immer wieder rückfällig. Hier verführt ihn ein Wort zu rhythmischem Kunstspiel, dort ein anderes zu lustiger Reimtändelei, während er doch eine tragische Begebenheit berichten will. Die Novelle kommt natürlich nicht zustande.

Was sich an diese erste Plauderei anschließt, sind nun lauter solche nicht zustande gekommenen Novellen. Es sind Skizzen, von denen jede einzelne den winzig kleinen Ansatz zu einer echten, epischen Handlung enthält. Nirgends aber ist der Keim zur Entwicklung gelangt, und die „Novellen des Lyrikers" erweisen sich als zierliche, in Prosa aufgelöste Gedichte, als Stimmungsbilder, als leise Schößlinge, die ein scharfer Vorfrühlingshauch an der Weiterbildung gehindert hat.

Aber die Schößlinge sitzen an einem gesunden Stamm, und deshalb lohnt es schon, bei ihnen zu verweilen und sie zu betrachten.

Hugo Salus spricht immer zum Herzen, auch wenn er nicht immer zur Sache spricht. Es scheint ihm versagt, in geschlossener Form spannend zu erzählen, aber er plaudert mit Anmut und in einer geschickten Mischung von Schalkhaftigkeit und tieferem Ernst. Der Lyriker zeigt sich vor allem in dem unwiderstehlichen Hange zur Landschaftsmalerei, der er aus reichem Wortschatz Farben leiht. Darüber vergißt er oft den eigentlichen Zweck seiner Erzählung.

Die Skizzen sind meist tragisch gestimmt, es ist von Gestorbenen und Verdorbenen die Rede, und für so schwermütigen Stoff ist die Einkleidung fast zu leicht, zu dünn gesponnen. Wirksamer erscheinen deshalb die heiteren Bilderchen, wie das von den beiden Backfischen, die nach einer Aufführung des „Don Juan" die erste Liebesahnung halb empfinden, halb träumen. Reizend ist die kleine Skizze: „Wo kommen die Kinder her?" Ein hübscher Beitrag zur Erziehungsfrage, graziös erzählt und ernst gemeint. Vielleicht wäre es aber in Versen noch schöner zu lesen . . .

S. Mg.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Fr. Weinhausen, SW. Dissenerstraße 1. part. (Politik und Volkswirtschaft.)

Dr. E. Heilboen, W. Kurfürstenstraße 83 (Kunst und Literatur.)

Dr. Th. Barth, W. Tiergartenstraße 37.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 27. Berlin, den 2. April 1904 21. Jahrgang.

Die Aktion

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Des Charfreitags wegen gelangt diese Nummer einen Tag früher zur Ausgabe.

Politische Wochenübersicht.

Der deutsche Kaiser hat auf seiner Mittelmeerfahrt bis jetzt zwei Begegnungen mit fremden Monarchen gehabt. Das Zusammentreffen mit dem jugendlichen König von Spanien in Vigo scheint ein durchaus unpolitisches, privates gewesen zu sein. Umso mehr Bedeutung wird der Zusammenkunft mit dem König von Italien beigelegt. Die gewechselten Trinksprüche waren in ganz auffällig warmer Tonart gehalten und feierten den Dreibund in einer Weise, wie man es seit Jahren nicht mehr gehört hat. Nimmt man die herzlichen Begrüßungs- und Abschiedstelegramme des italienischen Königs an den deutschen Kaiser und das einstimmig beschlossene Huldigungstelegramm der italienischen Kammer hinzu, so ergibt sich mit ziemlicher Gewißheit, daß der Dreibund im gegenwärtigen Augenblick in Italien in besonderem Ansehn steht. Vielleicht verdankt er das hauptsächlich dem bevorstehenden Besuch des französischen Präsidenten Loubet in Rom. Je herzlicher man die alte Freundschaft betont hat, um so wärmer kann man die neuen Freunde begrüßen.

Das politische Scharfmachertum hat in letzter Zeit bei zwei Nachwahlen empfindliche Niederlagen erlitten. Bei der Reichstagsersatzwahl in Lüneburg hat der Welfe v. Wangenheim mit 11 986 Stimmen den Sieg über den nationalliberalen Dr. Jänecke, der nur 10211 Stimmen aufbrachte, davongetragen. Dabei hatte Jänecke während der kurzen Zeit seiner Reichstagstätigkeit den Befähigungsnachweis als Abgeordneter erbracht, er gehörte außerdem als Verleger des „Hannoverschen Kurier" zu den einflußreichsten Personen des Wahlkreises, und verband mit rednerischer Befähigung und agitatorischem Eifer auch jene persönliche Liebenswürdigkeit, die im politischen Kampf so wertvoll ist. Wenn er trotzdem gegen den bis dahin wenig hervorgetretenen Frhr. v. Wangenheim unterlegen ist, so liegt die Schuld daran wohl vor allem an jenem scharfmacherischen Regierungskurs, der die Welfen in Hannover nicht anders wie die Polen in der Kassubei, die Sozialdemokraten in Sachsen und die Dänen in Nordschleswig behandelt. Der aufrechte Volksstamm der Niedersachsen läßt sich aber solche Behandlung nicht ruhig gefallen. Er protestiert bei der Reichstagswahl gegen die preußische Regierungsschneidigkeit, indem er den Welfen wählt. Kommen dann noch bündlerische Scharfmacher dazu und verkünden, daß „die großkapitalistische Wirtschaftspolitik der Nationalliberalen heute eine größere nationale Gefahr bedeutet als die welfische Agitation," so kann das Ergebnis nicht überraschen: Behördliche Scharfmacherei erzeugt regierungsfeindliche Wahlen.

Das Gegenstück zur Lüneburger Wahl bildet die Ersatzwahl in Zschopau-Marienberg. Diesen Wahlkreis haben die Sozialdemokraten seit sechs Jahren besessen und voriges Jahr bei der Hauptwahl mit 13616 Stimmen gegen nur 9878 nationalliberale gleich im ersten Wahlgang behauptet. Bei der Ersatzwahl stellte sich aber bereits ein überraschender Stimmenrückgang der Sozialdemokratie heraus, die mit 10777 Stimmen in die Stichwahl kam und dann mit 10982 Stimmen gegen 11956 antisemitisch-konservative unterlag. Die angeblichen Gesetzwidrigkeiten bei der Aufstellung der neuen Wählerliste, die persönlichen Sympathien, die der verstorbene Vertreter des Wahlkreises gehabt hat, die skrupellose Wahlagitation der Antisemiten und ähnliche Tatsachen erklären nur zum geringsten Teil die auffällige Niederlage der Sozialdemokratie. Die Hauptschuld liegt an jenem Scharfmachertum der oberen Parteiinstanzen, das sich mit aller Kraft gegen die Kandidatur des „Revisionisten" Göhre gewandt hatte. Es ist dasselbe Scharfmachertum gewesen, das auf dem Dresdener Parteitag den Pyrrhussieg feierte, dessen Nachwirkung inzwischen fast jede Reichstagsnachwahl durch sozialdemokratischen Stimmenrückgang dokumentiert.

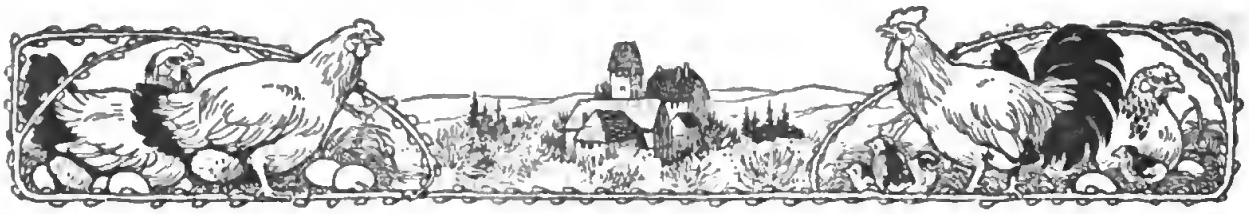
Natürlich wird der Revisionismus innerhalb der Sozialdemokratie durch solche Wahlerfahrungen ermutigt. Wir sehen ihn gerade eben wieder auf der ganzen Linie im Kampf mit dem Radikalismus. In Baden hat der Revisionist Kolb, trotz Vermahnung durch Bebel in Dresden, und trotz wiederholter Verwarnung durch den Offenburger Parteitag der badischen Sozialdemokratie in seinem Karlsruher „Volksfreund" soviel revisionistische Ketzereien begangen, daß den zielbewußten Genossen jetzt die Geduld ausgeht und sie den Landesvorstand auffordern, „der derzeitigen Redaktion" des Parteiorgans in Karlsruhe „bindende und endgültige Weisungen zu geben". — In den „Sozialistischen Monatsheften" veröffentlicht Heine einen scharfen Angriff gegen den Parteivorstand aus Anlaß der Behandlung Göhres in Zschopau-Marienberg:

„Sieht man denn nicht, wie man allen Treibereien gegen das allgemeine Wahlrecht wirksam Vorschub leistet, wenn hier Parteivorstand, Fraktion und Komitees sich vereinigen, um das Volk, die Wähler einfach zu zwingen, daß sie auf ihren Willen verzichten und den Mann ihres Vertrauens begraben?"

Heine antwortet auch ebenda auf eine Artikelserie Kautskys in der „Neuen Zeit", die unter der Ueberschrift „Allerhand Revolutionäres" erschienen war:

„Die tiefsinnigen Erörterungen über die Art der Eroberung der politischen Macht, das Ausmalen einer zukünftigen Revolution und das Reden über unsere Tätigkeit am Tage nach der Revolution, die Frage.

Digitized by Google



wieviel Zeit uns noch von der sozialistischen Gesellschaft trennt, ob einzelne Sozialdemokraten in bürgerliche Ministerien eintreten dürfen oder nicht, ob die Sozialdemokratie einmal in die Lage kommen wird, eine Schutzzollpolitik treiben zu müssen, das alles sind politische Kannegießereien ohne praktische Bedeutung, die die große Masse der tätigen Parteigenossen völlig kalt lassen."

Ganz kalt lassen die Revisionisten auch nach einer Erklärung des Abgeordneten Bernstein die Angriffe, die Franz Mehring in der zweiten Auflage seiner „Geschichte der deutschen Sozialdemokratie" gegen den Revisionismus richtet. Das seien, so sagt Bernstein, lediglich Ausflüsse der persönlichen Rachsucht Mehrings, die darum unbeachtet bleiben könnten. — In Holland beabsichtigt die niederländische Sozialdemokratie zu Ostern auf ihrem Parteitag sogar eine Revision ihres Programms vorzunehmen, das darin unrichtig sei, daß ein gleiches Urteil über alle Betriebe der Landwirtschaft wie der Industrie gefällt werde. In den Niederlanden lehre die Statistik, ebenso wie in den Vereinigten Staaten und wie in Deutschland, daß die kleinen und kleinsten landwirtschaftlichen Betriebe eine weit stärkere Zunahme haben, als die Großbetriebe. — Man sieht aus alledem, daß weder ein starres Parteiprogramm, noch eine eiserne Disziplin den Gang der Entwicklung auch der Sozialdemokratie gegenüber aufzuhalten vermag.

Bei der öffentlichen Diskussion über den nationalliberal-freisinnigen Wahlrechtsantrag im preußischen Abgeordnetenhause tritt jetzt allmählich das zutage, was die Amerikaner den second sober thought — die nachträgliche nüchterne Erwägung — nennen. Man überzeugt sich auch in freisinnigen Kreisen mehr und mehr davon, daß man keine Ursache hat, auf diese Einigungsaktion stolz zu sein. Der Frankfurter Landtagsabgeordnete Oeser, der sich politisch zur süddeutschen Volkspartei rechnet und zu den eifrigsten Vertretern einer Einigung aller aufrichtig liberalen Elemente gehört, teilt der „Frankfurter Zeitung", deren Redakteur er ist, mit, daß sein Name aus Versehen und ohne seine Zustimmung unter den liberalen Wahlantrag gekommen sei. Er habe gegen den Antrag insofern prinzipielle Bedenken, als durch den Anschluß an den freikonservativen Hauptantrag, in bezug auf die Beseitigung der Drittelung in den Urwahlbezirken ein vermindertes Wahlrecht (Herabsinken von Wählern aus der ersten und zweiten Klasse in die dritte), herbeigeführt werden könne. Es sei selbstverständlich ausgeschlossen, daß er für irgend eine Minderung des Wahlrechts eintreten werde. Die „Frankfurter Zeitung" selbst vertritt im wesentlichen denselben Standpunkt, wie er in diesen Blättern von Dr. Barth markiert ist. Die Verteidiger der beantragten Wahlrechtsänderungen (die Neueinteilung der Wahlkreise steht auf einem anderen Blatte), kommen immer wieder darauf zurück, daß man es hierbei mit einer Abschlagszahlung zu tun habe. Wenn jemand, der einem andern 1000 Mark schuldet, diesem 3 Pfennige anbietet, so ist das auch eine Abschlagszahlung, aber es dürfte nicht oft vorkommen, daß sich ein Gläubiger durch eine solche Abschlagszahlung bis auf weiteres befriedigt erklärt.

Im rheinisch-westfälischen Kohlengebiet hat das Kohlensyndikat einen Vorgang gezeitigt, der bis jetzt einzig in der Wirtschaftsgeschichte Deutschlands dasteht. Die großen Werke suchen sich gegen die niedrige Beteiligungsziffer an der Kohlenproduktion, die ihnen vom Syndikat auferlegt ist, dadurch zu schützen, daß sie die kleinen Syndikatswerke in den alten Revieren an der Ruhr aufkaufen, um diese Gruben stillzulegen und die dort frei gewordenen Beteiligungsziffern auf ihre großen modernen Betriebe zu übernehmen. Gewiß wird der deutsche Kohlenbergbau auf diesem Wege vermutlich rentabler und vielleicht auch gesünder werden als seither. Großbetriebe haben ja oft, weil sie mit reicheren Betriebsmitteln arbeiten, bei einsichtiger Leitung ihre Vorzüge vor den kleinen Betrieben. Aber die Syndikatsbildung im Ruhrkohlenbecken bedeutet für ganze Reviere ein Lahmlegen der Produktion, für große Gemeinwesen eine Gefährdung der Existenz. Nicht nur, daß Tausende von Arbeitern heimatlos gemacht und zur Auswanderung nach den nördlich gelegenen Revieren der großen Zechenverwaltungen genötigt sind; sie müssen auch ihre sauer erworbenen kleinen Arbeiterhäuser und landwirtschaftlichen Zwergbetriebe vor der Uebersiedelung verkaufen und zwar, da die Grundstückswerte in einer der Verödung anheimfallenden Gegend natürlich rapide fallen, mit erheblichem Verlust. Ebenso sehen unzählige kleine Landwirte, Geschäftsleute, Handwerker, kurz die ganze zahlreiche Bevölkerungsschicht, die von den Arbeitermassen lebt, den Ruin vor Augen. Durch öffentliche Versammlungen, durch Eingaben und Deputationen hofft man der Syndikatspolitik noch wirksam entgegentreten zu können. Die Arbeiterführer haben dabei ihre liebe Not, die Bergarbeiter vor Torheiten zu bewahren. Im ganzen zeigt aber der Vorgang so deutlich und so eindringlich wie nur möglich, was die lohnarbeitende Menge für die deutsche Volkswirtschaft bedeutet. Die Leute, die ständig vom „inneren Markt" reden und dabei über jede Erhöhung des Arbeiterlohnes räsonnieren, mögen jetzt im Ruhrkohlenbecken sehen, wer eigentlich in industriellen Gegenden den inneren Markt bildet.

Nach heißen Kämpfen ist in Frankreich nun endlich auch der letzte Artikel der Regierungsvorlage zur Unterdrückung der Lehrorden angenommen worden. Die Gesamtabstimmung ergab 316 Stimmen für und 269 Stimmen gegen das Gesetz. Damit hat das Kabinett Combes seine Hauptaufgabe gelöst. Es hatte die Bekämpfung des Klerikalismus zu einer Art Spezialität seiner Regierungskunst ausgebildet. Mit anerkennenswerter Tatkraft und wirklichem Geschick ist schließlich das bedeutsame Ziel erreicht worden. Der Klerikalismus und die Reaktion haben in Frankreich eine eklatante Niederlage durch die zielklare Initiative der Regierung erlitten. Gerade wir in Deutschland wissen das gegenwärtig besonders zu würdigen.

* * *

Karl Schrader.

Der Augenschein — wie er trügt! Schon siebzig? Belehrten uns nicht der Parlamentsalmanach und andere zuverlässige genealogische Angaben, daß Karl Schrader am 4. April 1834 geboren ist, wer würde es glauben, diesem Siebzigjährigen gegenüber, dessen körperliche und geistige Frische jeden Gedanken, einen Greis vor sich zu haben, ausschließt? Und gerade, weil man unserm Freunde höchstens sechzig Jahre gibt, darf man ihn aus voller Ueberzeugung auch an seinem siebzigsten Geburtstage beglückwünschen, ihn und uns. Ihn weil das Alter noch so wenig Macht über ihn gewonnen hat, uns, weil wir hoffen dürfen, seine unschätzbare Kraft noch lange im Dienst der Sache, die wir für die gute halten, wirken zu sehen.

Schrader ist ein bewußter Vertreter des politischen Idealismus, und als solcher von jeher darauf gefaßt gewesen, nicht bloß von den Fleischtöpfen der Macht ausgeschlossen zu sein,

Digitized by Google

sondern auch der Befriedigung entbehren zu müssen, die darin liegt, eigene Ideen unverstümmelt verwirklicht zu sehen. Für den politischen Idealisten hat die Mitwelt nur spärliche Kränze des Erfolges übrig. Aber das Schicksal belohnt ihn dadurch, daß es ihn in seinem Fühlen und Streben jung erhält, über die gemeine Welt erhebt und dadurch für mangelnde äußere Erfolge entschädigt. Solche Idealisten sind von unberechenbarem Wert für das öffentliche Leben. Wo bliebe das allgemeine Wohl, wenn jeder, der sich ihm widmete, das nur immer unter der Berechnung täte, was er selbst dabei lukrieren könne, an materiellen Vorteilen oder an äußerer Auszeichnung oder an Befriedigung seines kleinen Ehrgeizes? Jene „sonderbaren Schwärmer", die sich nicht abhalten lassen, auch für das einzutreten, was keine persönlichen Vorteile bringt, die den Eigensinn besitzen, für Ideen zu wirken, welche über den Tag hinausreichen, die nicht dem Eigennutz entgegenkommen, die nicht auf den lärmenden Beifall der Massen und die substantielle Dankbarkeit der jeweiligen Machthaber spekulieren, bilden recht eigentlich den Sauerteig der politischen Welt, der das Gemeinwesen davor bewahrt, dumpf und schal zu werden.

In all den Jahrzehnten, während deren Schrader der Oeffentlichkeit uneigennützige Dienste geleistet hat, beging er nie einen Akt, an dem auch nur die Spur einer Gemeinheit klebte. Er hat der Oeffentlichkeit gedient in aufrechter Haltung, nur seinem eigenen Gewissen folgend, ohne jede Unterwürfigkeit, nicht einmal populären Vorurteilen gegenüber. Und da er nicht um äußeren Lohn, sondern ausschließlich in der Erfüllung festgewurzelter Ueberzeugungen gearbeitet hat, nahm er auch die Enttäuschungen, von denen kein anständiger Politiker verschont bleibt, ohne jede Verbitterung hin, als das unvermeidliche Produkt eines Strebens, das sich über die Niederungen des Lebens erhebt. Schrader ist seit langer Zeit Vorsitzender des Wahlvereins der Liberalen, seinen engeren politischen Freunden in dieser Eigenschaft ganz besonders teuer, ebenso unentbehrlich, um Gegensätze auszugleichen, wie um zu verhindern, daß wesentliche Grundsätze preisgegeben oder verdunkelt werden.

Der Liberalismus ist in der ganzen Welt und insbesondere auch in Deutschland einem Umwandlungsprozeß unterworfen. Eine wirtschaftliche und soziale Revolution hat alle Kreise der Bevölkerung ergriffen, und auch die Volksschichten, auf die sich vor Zeiten der Liberalismus vornehmlich stützte, sehen sich neuen wirtschaftlichen und politischen Konkurrenten und sozialen Aufgaben gegenüber, wie sie vordem unbekannt waren. Der Liberalismus ist das politische Evangelium der Werdenden, und dies Evangelium ist vielen unbequem geworden angesichts steigender sozialer und politischer Ansprüche der unteren Volksschichten. Aeußerlich bekennt man sich noch zu dem alten Glauben, aber innerlich ist man froh, daß die eigenen Wünsche unerfüllt bleiben. Unter allen Ursachen des Niedergangs des Liberalismus ist unseres Erachtens die entscheidende, daß die eigenen politischen Grundsätze als Last der Vergangenheit und nicht als Stütze für die Zukunft empfunden werden. Schrader gehört zu jenen Liberalen alten Schlages, für welche die liberalen Forderungen nicht bloß ein lockendes Aushängeschild, sondern der Niederschlag einer politischen Weltanschauung sind, für die man in allen ihren Konsequenzen einzutreten bereit ist. Je weniger er der Mann des gedankenlosen Radikalismus und der tönenden Phrase ist, je weniger er bereit ist, in nebensächlichen Dingen die Prinzipienfrage zu stellen, um so unerschütterlicher ist er in dem Festhalten dessen, was Wert und Wesen des Liberalismus ausmacht.

Solche Männer sind heute in deutschen Landen recht spärlich geworden; aber gerade darum soll man sie umso mehr in Ehren halten. Und eben deshalb muß auch Freund Schrader diese öffentliche Huldigung bei seinem siebzigsten Geburtstag hinnehmen, so wenig er auch von solchen seine Person betreffenden Konfessionen erbaut ist. Wer im öffentlichen Leben steht, muß sich nicht nur die Verunglimpfungen der Gegner, sondern gelegentlich auch gefallen lassen, daß man seine Verdienste offen anerkennt. Der siebzigste Geburtstag hat sich bei uns mehr und mehr zu jenem Lebensabschnitt herausgebildet, da dem in der Oeffentlichkeit wirkenden Manne eine Art Kontokorrentauszug seines öffentlichen Wirkens überreicht wird. Manchmal steckt darin zugleich eine Art consilium abeundi, ein zarter Wink, daß der Gefeierte sich nunmehr dem wohlverdienten Ruhestande hingeben dürfe. Karl Schrader war nie weniger entbehrlich als gegenwärtig, das glaube ich namens seiner politischen Freunde mit gutem Gewissen behaupten zu können. Unsere Geburtstagswünsche sind deshalb nicht als das Finale eines Lebenswerks, sondern als die Ouvertüre eines neuen Lebensabschnitts aufzufassen.

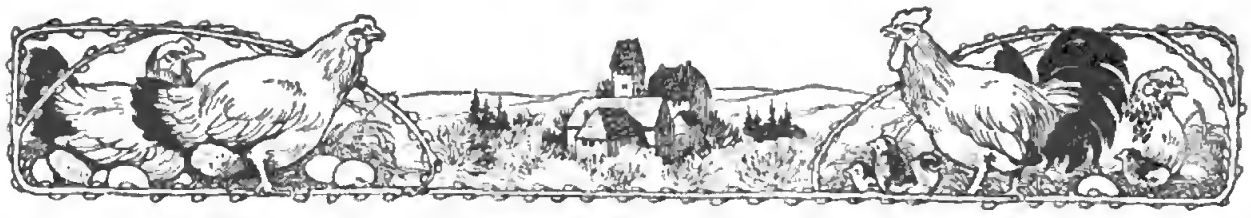
Quod felix faustumque sit!

Theodor Barth.

Die Politik des Beichtstuhles.

In gewissem Sinne bleibt für den Nichtkatholiken der Einfluß des katholischen Klerus immer unverständlich. Da wir das innere Bedürfnis, von einem Priester unserer Sünden ledig gesprochen zu werden, nicht kennen, so fehlt uns die Nachempfindung dafür, was schließlich eine arme katholische Seele alles opfert, nur um einen gnädigen Priester zu erlangen. Solange Menschen das Bedürfnis persönlicher menschlicher Absolution haben, sind sie vor mindestens einem Menschen machtlos, hilflos, mürbe, vor dem Manne, den sie zum Mitwisser ihrer Schlechtigkeiten machen müssen, um Vergebung zu finden. Der Geistliche sitzt im Beichtstuhl, und das Volk fühlt sich magnetisch zu ihm hingezogen. Ist es ein Wunder, wenn es dann Priester gibt, die mit den Seelen des Volkes ein wildes, böses Spiel treiben, ein Spiel der Aengstigungen, Quälereien und Menschlichkeiten? Auch die Priester sind ja keine Engel. Ist es ein Wunder, wenn politische Leidenschaft den Beichtstuhl benutzt, halb naiv und halb voll überlegter Tücke?

Oft schon wurde ähnliches gesagt, aber selten konnte es bewiesen werden, denn der Beichtstuhl steht überall dort, wohin man nicht deutlich sehen kann, und ist von Geheimnis umsponnen. Nur von Zeit zu Zeit öffnen sich Einblicke, und das ist der Nutzen des eben mit merkwürdigem Schluß verlaufenen Prozesses in Beuthen in Oberschlesien. Der Leser weiß aus den Zeitungen im allgemeinen, um was es sich handelte. Kardinal Kopp hatte einen jungen akademisch gebildeten Redakteur nationalpolnischer Richtung wegen Beleidigung der Geistlichkeit verklagt, und dieser benutzte mit Hilfe eines sehr geschickten Verteidigers die formell für ihn wenig günstige Sache zur gerichtlichen Feststellung der kirchlichen Methode im Kampf gegen die Polen. Wir lassen, indem wir auf die Ergebnisse dieser Feststellung eingehen, die ganze Frage, wie sich katholisches Zentrum und katholische Polen sonst zu einander verhalten, zunächst völlig aus dem Spiel. Es genügt zu wissen, daß sich in Oberschlesien beide Teile streiten, und daß dort die Priester antipolnisch sind, das heißt für Herrn Letocha und gegen Herrn Korfanty.



Gleich der erste Zeuge, ein Pfarrer Kronschmidt aus Deutsch-Zernitz gibt zu, einen Brief geschrieben zu haben, in dem er dem Häusler Macharek mitteilt, daß er ihn nicht mehr als zur Kirche gehörig betrachte und ihm die heiligen Sakramente verweigere, weil er mit Nationalpolen verkehre. Dem Häusler Cmiel sagt sein Pfarrer Witschek bei einer Festandacht in der Kirche, er sei schlecht und man dürfe nicht auf ihn hören, weil er kein Zentrumsflugblatt angenommen habe. Dem Arbeiter Langer sagt sein Pfarrer Kosiellek, weil er Leser des polnischen Blattes ist: „Du bist ein Sozialdemokrat; komm mir nicht zur Beichte!" Bergmann Wiczek mußte ohne Absolution aus der Beichte hinweggehen, weil er das polnische Blatt nicht abbestellen wollte. Versicherungsinspektor Lewaszinski aus Oppeln bekam erst Absolution, nachdem er versprochen hatte, das polnische Blatt nicht mehr zu halten. An seine Aussage schließt sich folgende schöne Wechselrede:

„Vorsitzender: Haben Sie denn Ihr Wort gehalten? Zeuge: Noch nicht! Ja, ich muß das Blatt aus geschäftlichen Rücksichten halten. Vorsitzender: Sind Sie von Gesinnung Pole? Zeuge: Nein, ich gehöre allen Parteien an. Ich bin heute Pole und morgen Jude aus geschäftlichen Gründen. Vorsitzender: Aber gewählt haben Sie doch den polnischen Kandidaten? Zeuge: Nein, ich habe den Zentrumskandidaten gewählt."

Und nun kommt ein Zeuge nach dem anderen, der es ebenso macht. In der Beichte versprechen sie, das böse Blatt abzuschaffen, und draußen halten sie es fröhlich weiter. Der Hausbesitzer Meinke zwar ist schlau, er läßt jetzt das Blatt von seiner Frau halten. Der Arbeiter Kuretzki gesteht offen, daß er in der Beichte lügt, wenn er nach dem polnischen Blatt gefragt wird. Warum lügt er? „Ich mußte in der Osterbeichte doch die Absolution haben!" Die Absolution, das ist der Schalthebel, durch den regiert wird.

Aber wir wollen noch etwas fortfahren, zuzuhören: Der Agent Kobus berichtet, daß Kaplan Woitek sagte, Leute, die den „Gornoslazak" lesen, sollten nicht zur Beichte kommen. Als er aber dennoch gekommen sei, habe ihn der Geistliche mit den Worten empfangen: „Schämen Sie sich und machen Sie, daß Sie herauskommen!" Und als er noch immer den Versuch machte, beichten zu können, rief der Seelsorger: „Wenn Sie nicht gehen, denn lasse ich Sie hinauswerfen!" Dem Bergmann Mai verweigerte sein Pfarrer Jauernik die kirchliche Trauung solange, bis er die Agentur des polnischen Blattes niederlege. Er legte sie nieder, um nur getraut zu werden. Es ist rührend, wie diese Leute an den kirchlichen Handlungen hängen. Mit solchen Leuten können Priester Fangeball spielen! Selbst der Abgeordnete Korfanty brachte es nicht fertig, den ihn bei seiner Trauung schnöde behandelnden Priestern den Stuhl vor die Tür zu setzen. Er erklärt, daß seine Partei den Stand der Geistlichen hoch schätze und nie angreifen oder gar in den Kot ziehen werde. Es liegt also nicht so, als hätten es alle diese Priester mit schlechten Katholiken zu tun gehabt. Im Gegenteil, mit sehr guten Katholiken, die nur den einen Fehler hatten, politisch nicht gehorchen zu wollen. Wie bezeichnend ist folgender Vorgang:

„Zeuge Paschke, Auszügler in Sohrau, behauptet, sein Kaplan habe in einer Predigt die Wahl polnischer Abgeordneter in Oberschlesien scharf verurteilt und am Schlusse in großer Erregung gesagt: „Ich verfluche das katholische Volk in Oberschlesien". Die Leute verließen weinend die Kirche!"

Einem Mann in Borowo, der mit dem Geistlichen über polnische Dinge entzweit war und der die Begräbnisgebühren beim Tode seines Kindes nicht gleich bezahlen konnte, sagte der Geistliche:

„Du Lumpenkerl kommst ohne Geld? Soll ich Dir es borgen? Begrabe Dein Kind, wo Du willst, meinetwegen unter dem Zaun! Vorsitzender: Aber hören Sie mal, das ist doch nicht glaublich. Würden Sie bei Ihrer Aussage bleiben, wenn Ihr Pfarrer hier vor Ihnen stände? Zeuge: Ja gewiß, es ist ja die Wahrheit. Ich habe sonst nichts gegen unseren Pfarrer."

Dieser Zeuge hat also sein polnisches Blatt abgeschafft und — liest jetzt gar nichts mehr. Und so geht es weiter. Man muß dem „Vorwärts" dankbar sein, daß er die Einzelheiten dieses denkwürdigen Prozesses hat nachschreiben lassen. Es ist sehr zu wünschen, daß eine Sonderausgabe der Verhandlungen veranstaltet wird. Dokumente, die so einfach Licht auf große Fragen des Volkslebens werfen, gibt es selten. Hier zeigt sich katholische Kultur in aller ihrer Unverfälschtheit, die Kultur der Bevormundung des Volkes in jeder Hinsicht. Der Schluß des Berichtes lautet:

„Andere Zeugen bekunden, daß manche Pfarrer und Kapläne auch Frauen und jungen Mädchen die Vergebung der Sünden verweigerten, zum Teil, weil diese selbst, zum Teil auch nur, weil die Eltern junger Mädchen, ja selbst schulpflichtiger Kinder die nationalpolnischen Blätter lesen. Weinend kamen die nicht absolvierten Kinder nach Hause. Anderen Kindern wurde die Teilnahme am Beichtunterricht versagt. Eine Anzahl Zeugen sind zum Beichten über die Grenze nach Oesterreich gegangen. Dort erhielten sie Absolution, und die Geistlichen sagten ihnen, sie könnten ruhig den „Gornoslazak" lesen, es sei ein gut katholisches Blatt.

Bergmann Gastyra aus Bogutschütz: Mein 65jähriger Schwiegervater war schwer krank und wollte beichten. Pfarrer Kwirtek kam mit dem Allerheiligsten in die Krankenstube, sah dort am Spiegel eine Postkarte mit Korfantys Bild und riß dieselbe heraus. Der alte Mann erzählte uns später, daß der Geistliche ihm dann einen Schwur abforderte, von der polnischen Bewegung zu lassen und nicht mehr den „Gornoslazak" zu lesen. Erst nachdem der alte Mann den Schwur geleistet, wurde er absolviert. Die Tochter des Alten bestätigt diese Darstellung in allen Punkten.

Zahlreiche weitere Zeugen aus den verschiedensten Gegenden Oberschlesiens bekunden noch, daß ihnen die Gnadenmittel der Kirche wegen ihrer Zugehörigkeit zur polnischen Partei verweigert wurden, in mehreren Fällen wurden ihnen auch gesagt, daß sie auf einem christlichen Friedhof nicht begraben werden würden, wenn sie von der Bewegung nicht lassen würden. Andere zahlreiche Zeugen bekunden, daß viele Geistliche noch grobe Schimpfworte gegen den „Gornoslazak" und die Führer der polnischen Bewegung ausstießen, auf der Kanzel und vor dem Altar. Ueber die Kollegialität der Geistlichen gibt die Aussage eines Zeugen Auskunft, der bekundet, daß sein Pfarrer diejenigen Geistlichen, welche auf seiten der Polen stehen, als Judasse bezeichnete.

Soweit war der Prozeß am Abend des 24. März. Er sollte am 26. März fortgesetzt werden, und der Staatsanwalt stellte in Aussicht, daß er mehrere der arg beschuldigten Geistlichen laden werde. Da zog Kardinal Kopp die Klage zurück! Die Angeklagten hatten in der Zwischenzeit ihren Frieden mit ihm gemacht! Es wird niemand bestraft, niemand weiter verhört; die Nationalpolen bitten formell um Verzeihung und haben doch sachlich gewonnen, denn nun können die Priester ihnen nichts mehr tun. Der Prozeß hat geholfen! Die Politik des Beichtstuhles verträgt alles, nur nicht die freie Luft. Zwei Tage öffentlichen Verfahrens genügten, um den Kardinal zum Einlenken zu bringen. Er tut es, indem er schreibt: „Der Starke hat das Recht, Verzeihung zu gewähren." Ein schönes Wort in solcher Lage!

Da es aber nur ganz selten vorkommt, daß Beichtsachen öffentlich werden, so ist die Wirkung des Beuthener Prozesses nur eine begrenzte. Dieselben Verhältnisse, die hier den Priestern nahe legten, mit den ihnen anvertrauten Seelen ein politisches Spiel zu spielen, sind in vielen Gegenden in ganz gleicher Weise vorhanden. Darum ist es ziemlich zwecklos, auf diese paar Geistlichen in Oberschlesien zu schelten. Sie sind nichts als die Unteroffiziere eines Systems, das auf der Absolution durch Menschen aufgebaut ist. Dieses System für die größere Hälfte Deutschlands beseitigt zu haben, ist trotz des Paters Denifle ein unvergängliches Verdienst des Reformators. Im katholischen Deutschland aber wird es noch auf lange hinaus immer wieder Priester geben, die armen, nach Vergebung hungernden Menschen ihre Politik vorschreiben. Das

kann der Staat nicht ändern, das ändert auch der Schulzwang nicht. Nur langsam werden die Gebundenen frei werden. So aber sieht es im Hintergrunde der Partei aus, mit der zusammen Graf Bülow deutsche Geschichte macht.

Friedrich Naumann.

Macht ist Recht.

In einer der letzten Sitzungen der Berliner Stadtverordnetenversammlung kam es zu einer sehr hitzigen und sehr erregten Debatte über die Frage, ob der Vorsitzende einer Verwaltungsdeputation — in diesem Falle Herr Stadtrat Fischbeck — zu Recht befugt gewesen sei, zwei Berliner Stadtverordnete, die Mitglieder der sozialdemokratischen Fraktion — Augustin und Hoffmann — von dem Besuch des städtischen Obdachs zwecks Revisionen generell auszuschließen. Ich vertrat den Standpunkt im Berliner Stadtparlament, daß eine solche generelle Ausschließung durchaus den Charakter der Disziplinierung trage, und da nach übereinstimmender Anschauung eine Disziplinierung von Stadtverordneten ungesetzlich sei, so lasse sich die Maßregel in dieser Form gegen die Herren Augustin und Hoffmann nicht aufrecht erhalten. Das bedeute aber keineswegs, daß die städtische Verwaltung gegen „pflichtvergessene" Deputationsmitglieder machtlos sei; es kommt alsdann der § 75 Absatz 2 der Städteordnung in Betracht, der bestimmt, daß durch übereinstimmenden Beschluß von Magistrat und Stadtverordnetenversammlung ungeeignete Mitglieder der Deputationen zur Niederlegung ihrer Stellung veranlaßt werden können. Nur auf diesem festumgrenzten Rechtsboden läßt sich die Willkür ausschließen; jene rechtlose Willkür, die der Todfeind des Liberalismus ist; jenes freie, subjektive Ermessen, das mit den Rechten und Pflichten anderer nach Gutdünken schaltet, und das selbst dann durchaus antiliberal ist, wenn solches Gutdünken sich auf sachlich berechtigte Erwägungen stützen kann. Das sollte der prinzipielle Standpunkt sein.

Und was ist mit der jetzigen Entscheidung praktisch gewonnen? Die „Freie deutsche Presse", die an die Stelle der „Freisinnigen Zeitung", also an die Stelle des Zentralorgans der Freisinnigen Volkspartei getreten ist, sagt das folgende:

„Wir sind der Meinung, daß die Anwendung des § 75 der Städteordnung sich im vorliegenden Falle gaenicht vermeiden läßt. Denn wie ist nach allen diesen Vorgängen in der Oeffentlichkeit ein gedeihliches, kollegialisches Zusammenwirken, wie es solche Kuratorien voraussetzen, mit Augustin und Hoffmann noch denkbar?"

Also: Haben sich die Stadtverordneten Augustin und Hoffmann solcher Handlungen schuldig gemacht, daß auf sie der § 75 Absatz 2 Anwendung finden kann — was für die Berliner Stadtverordnetenversammlung unter Beweis gestellt werden müßte —, so soll man die Genannten durch Gemeindebeschluß aus der Deputation entfernen, oder die Unterlagen für solchen Gemeindebeschluß sind nicht zu beschaffen, dann wird der Herr Oberbürgermeister von Berlin den vorsitzenden Stadtrat aus einer Lage befreien müssen, die, wie man zugeben muß, so wie sie heute sich herausgebildet hat, für ihn unhaltbar geworden ist. Eine Deputation wird nicht zu arbeiten imstande sein, in der es vollberechtigte und in ihren Rechten geminderte Stadtverordnete gibt, und in der infolgedessen die Gegensätze und Reibungen in Permanenz erklärt sind.

Recht bedeutet für den Liberalismus Gesetzlichkeit, und man sieht, daß in diesem Falle mit der strengsten Gesetzlichkeit innerhalb der Städteordnung sich alle Schwierigkeiten meistern lassen.

Die Reaktionäre aller Länder haben sich hingegen immer auf den Standpunkt gestellt, daß die Macht, über die sie verfügen, allein die Grenzen der Rechte, die sie für sich in Anspruch nehmen, zu bezeichnen hätten.

Die Gegensätze im Staatsleben sind für den Liberalismus Rechtsfragen; für die Reaktionäre Machtfragen, und ich brauchte daher über keine Prophetengabe zu verfügen, um in der Berliner Stadtverordnetenversammlung voraussagen zu können, daß das Vorgehen gegen die Stadtverordneten Augustin und Hoffmann seitens der Reaktionäre ausgebeutet werden würde. Eines freilich setzte ich nicht voraus, daß eine noch viel bessere Unterlage für diese Ausbeutung, als sie die bedauerlichen tatsächlichen Vorgänge bieten, die gelassenen Folgerungen darstellen würden, mit denen das heutige Zentralorgan der freisinnigen Volkspartei, die schon erwähnte „Freie deutsche Presse" die Ereignisse begleitet.

Die Nachfolgerin der Eugen Richterschen „Freisinnigen Zeitung" schreibt:

„Darüber hinaus aber wird sich vor Neuwahlen von Mitgliedern von Verwaltungsdeputationen in Berlin und an anderen Orten empfehlen, darüber sich klar zu werden, ob oder wie weit es überhaupt noch möglich ist, Sozialdemokraten in Verwaltungsdeputationen zu entsenden. Zunächst geht die Sozialdemokratie in manchen Verwaltungszweigen vielfach von ganz anderen Grundsätzen aus, wie die bürgerlichen Parteien, deren Vertreter als Mehrheit das Recht haben, ihre Grundsätze der Verwirklichung entgegenzuführen. Man spannt aber nicht Pferde zugleich vor und hinter den Wagen. Auch wo Verschiedenheiten in den Verwaltungsgrundsätzen selbst nicht in Frage kommen, aber wie im vorliegenden Falle in der Verwaltungstätigkeit das Bestreben hervortritt, die Zwecke der Verwaltung der Parteiagitation und der Untergrabung der Ordnung unterzuordnen, ist der Ausschluß der Sozialdemokraten von den Verwaltungsdeputationen gerechtfertigt. Selbst der einfachste Menschenverstand begreift, daß man den Bock nicht zum Gärtner setzen kann."

Man kann nicht konsequenter und man kann nicht logischer urteilen vom reaktionären Standpunkt aus; — bedauerlicherweise.

Die unmittelbare und die unabwendbare Folge war daher, daß die reaktionären, manchmal auch inspirierten „Berliner Politischen Nachrichten" des Herrn Schweinburg die mitgeteilten Ausführungen zum Anlaß einer Erörterung nahmen, die allzu charakteristisch und beachtenswert für den Liberalismus ist, als daß sie nicht hier in ihren wesentlichen Teilen verewigt werden sollte. Sie lautet:

„Wenn die Staatsregierungen Beamte aus ihren Stellungen entfernten, weil sie sich agitatorisch für die Sozialdemokratie betätigten, hallte die freisinnige Presse von Klagen über Rigorosität, über Ungerechtigkeit und Unduldsamkeit wider. Ja, noch kürzlich, als im preußischen Abgeordnetenhause der Minister der öffentlichen Arbeiten sein Programm über die Behandlung sozialdemokratischer Eisenbahnarbeiter verkündete, konnten sich die Freisinnigen in der Presse und im Parlamente in Angriffen auf den Minister wegen seiner Bestrebungen auf Reinhaltung der Eisenbahnarbeiterschaft von sozialdemokratischen Elementen nicht genug tun. Heute erleben wir es, daß in dem führenden Organ der freisinnigen Volkspartei die Frage aufgeworfen wird, ob oder wieweit es überhaupt noch möglich sei, Sozialdemokraten in Berliner Verwaltungsdeputationen zu entsenden."

Und die „Berliner Politischen Nachrichten" gehen natürlich weiter. Heraus mit der Sozialdemokratie aus der Krankenkassenverwaltung, sagen sie. Die „Kreuzzeitung" sekundiert. Und warum hier Halt machen? Mit jener Argumentation, die leider sich in einem Blatte findet, für das die freisinnige Volkspartei die Verantwortung nicht ablehnen kann, befindet man sich im Marsche direkt auf das Ziel des Herrn von Kröcher: die Sozialdemokratie darf nicht als Subjekt an der Gesetzgebung teilnehmen; sie ist zum Objekt der Gesetzgebung zu machen.

Digitized by Google

Auf die „Berliner Politischen Nachrichten“ kann man anwenden:

Was er weise verschweigt, zeigt erst den Meister des Stils.

„Auch der Staat will nicht, daß sein Wagen, den er vorwärts bringen will, durch Pferde aufgehalten wird, die hinter ihn gespannt sind.“ Natürlich das wissen wir; und wir wissen auch, „die Konsequenz dieses freisinnigen Verhaltens — nämlich in Berlin — greift weiter“. Ganz ebenso natürlich; aber wohin diese Konsequenz greift, das verschweigt vorläufig Herr Schweinburg.

Jener Junkerstaat, in dem wir noch immer leben, stellt einen Mann mit ausgesprochen freisinnigen Anschauungen im gesamten Bereich der Staatsverwaltung nicht an, nur die richterliche Karriere macht noch eine gewisse Ausnahme. Dieser selbe Junkerstaat beliebt es aber auch, die Bestätigung Freisinnigen nicht selten im Gebiet der Selbstverwaltung zu versagen. Warum sollte er es nicht, nach dem in einer freisinnigen Zeitung ausgesprochenen Grundsatz, daß man verständigerweise unmöglich zugleich ein Pferd vor den Wagen und ein Pferd hinter den Wagen spannen könne; denn ein konservatives Pferd will doch den Staatswagen in eine ganz andere Richtung ziehen als ein freisinniges Pferd. Die Ultramontanen werden diesen Grundsatz auch für ausgezeichnet erachten, und auch sie werden, wo sie in Kommunalverbänden mit einer freisinnigen Minorität zu rechnen haben, behaupten, diese Minorität müsse mundtot gemacht werden, denn man könne doch unmöglich erwarten, daß in dem ultramontanen Mehrheitsgarten ein freisinniger Bock zum kritischen Gärtner gesetzt werde. Vielleicht aber auch, daß rheinische Ultramontane in dieser Beziehung freisinniger urteilen als — Freisinnige.

Es war meines Wissens Cavour, der gesagt hat, mit dem Belagerungszustand kann Hinz und Kunz regieren; er hatte recht; und wenn man unbequeme Minoritäten kurzerhand mundtot macht, so kann auch jeder Stadtrat ohne Ausnahme — „regieren“. Auch diese Methode ist sehr bequem und sehr kurzsichtig und sicherlich für den Liberalismus selbstmörderisch.

Gewiß, in Berlin hat der Freisinn die reale Macht, um die sozialdemokratischen Pferde aus dem städtischen Geschirr ausspannen zu können, und im gesamten Osten, und, was die unmittelbare Staatsverwaltung anbetrifft, überall in Preußen, haben die Junker die Macht, es zu erreichen, daß ein freisinniges Pferd in das Staatsgeschirr überhaupt nicht hineinkommt; und wo das Junkertum nicht hingreift, da greifen die Ultramontanen hin. Welch eine weitblickende realpolitische Klugheit also jenes oben angeführte Programm zu entwickeln, das sich freilich ganz folgerichtig aus den Vorgängen in Berlin herleiten läßt.

Der entschiedene Freisinn, der heute im Staat überall von der Macht ausgeschlossen ist, der in sich zerrüttet zu einem erschreckenden Tiefstand der Kräfte gelangt ist, er kann auf eine Regeneration hoffen, wenn er aus dem unverändert triebkräftigen Grundgedanken des Liberalismus unerbittlich und immer erneut die Konsequenzen zieht. Das aber heißt im Innersten den Liberalismus vergiften, wenn sich selbst der entschiedene Freisinn in kurzsichtiger Bequemlichkeit auf den Grundsatz zurückzieht: Wo wir über die Macht verfügen, da ist Macht Recht, und wir schließen von der Macht den aus, der uns nicht paßt.

Wenn der Liberalismus sich auf den Standpunkt stellt, Macht ist Recht, so sanktioniert er seine eigene heutige Rechtlosigkeit im Staat und schließt mit eigener Hand das Grabgewölbe ab, in das ihn die eigene prinzipienlose Kurzsichtigkeit gebettet hat. Dann gute Nacht.

P. Nathan.

Abbé Loisy.

Für den vortrefflichen Abbé Loisy, den kühnen, möglichst voraussetzungslosen Geschichtsforscher, den meisterhaften Stilisten, den edlen Diener seiner Kirche — Ehre! „Ehre dem Ehre gebührt“. In einer Reihe von zwölf wissenschaftlichen, und doch für gebildete Laien sehr genußreichen Büchern, hat er in den letzten vierzehn Jahren die Entstehung und Entwicklung des Christentums dargestellt. Bei dieser großen Arbeit waren die biblischen Schriften seine Hauptquellen, Renan sein gewissermaßen vorbildlicher Vorgänger, protestantische Theologen seine Führer. Doch trennte er sich, unter voller Anerkennung und Verwertung ihrer Dienste, ganz entschieden von ihnen, wandte sich sogar mit scharfer Kritik nicht gegen sie, wohl aber gegen ihren Antikatholizismus, um seiner Kirche nicht bloß treu zu bleiben, sondern mit der ausgesprochenen Absicht, ihr zu dienen, genauer gesagt: mit der Hoffnung und dem Willen, ihr zu einer gründlichen Fort- und Umbildung einen kräftigen Impuls zu geben. Das nächste Ergebnis seines mühevollen Unternehmens, so weit dieses Ergebnis ihn persönlich betraf, war — abgesehen von den verborgenen Tröstungen, die seinem Gemüt wohl nicht gefehlt haben — ein sehr trauriges. Denn seine, künftigen Priestern gewidmete Lehrtätigkeit wurde durch bischöfliche Maßregeln abgebrochen, seine Schriften auf den Index gesetzt, er selbst mit Exkommunikation bedroht. Nun ließ er ein kleines, aber sehr gehaltvolles und klassisch geschriebenes Büchlein betitelt: „Autour d'un petit livre“, erscheinen, worin er den Hauptinhalt seiner früheren Werke, zunächst seines erst voriges Jahr unter dem Titel: „L'Evangile et l'Eglise“ veröffentlichten und am heftigsten angegriffenen Buches,*) zusammenfaßt, gegen lästige Auslegungen und Angriffe verteidigt, und seine reformatorischen Absichten möglichst ausführlich und klar ausspricht.

Zwei Gegenstände sind's, um die es sich in diesem Büchlein, wie in seinem letzten Vorgänger, hauptsächlich handelt: „L'Evangile et l'Eglise“, d. h. das Urchristentum, wie es in Jesu Lehre und Leben sich darstellt, und das kirchliche Christentum, wie es in der Lehre und im Leben der katholischen Kirche sich allmählich gestaltet hat — und sich gestalten wird und soll. Den ersten dieser zwei Gegenstände will Loisy nach der Methode kritischer Geschichtsforschung, rein als Historiker, den zweiten will er als Theolog und treuer Sohn seiner Kirche behandeln. Als Historiker hat er vom Urchristentum, von Jesu Lehre und Person, ein Bild gezeichnet, das dem von den freiesten protestantischen Theologen gegebenen in allen wesentlichen Zügen zum verwechseln ähnlich ist. Der geschichtliche Jesus ist, nach seiner mit voller Entschiedenheit ausgesprochenen Ueberzeugung, nur aus den drei ersten Evangelien, nicht aus dem vierten, dem sogenannten Johanneischen, zu erkennen. Jesus hat als Mensch unter den Menschen, als Jude unter den Juden gelebt, gedacht und gelehrt. Der Hauptinhalt seines „Evangeliums“, seiner frohen Botschaft, war die Ankündigung, daß das Himmelreich, das Reich der Gerechtigkeit und der Glückseligkeit, nahe sei, daß man sich zur Teilnahme an diesem Reich — selbstverständ-

*) Es ist neulich von Johanna Grière ins Deutsche übersetzt worden und enthält eine mit vollkommener Courtoisie und vielem Esprit gewürzte, ausführliche und sehr gelungene Kritik der Harnackschen Ansicht vom „Wesen des Christentums“.

Digitized by Google

sich auf Erden — durch wahre Buße und Beobachtung der göttlichen Gebote vorbereiten solle. In diesem künftigen, aber bald kommenden Reiche wollte er König sein, König der auserwählten Gerechten. Er hielt sich, und seine Jünger hielten ihn, für den dem Volke Israel von seinen Propheten verheißenen Messias. Nur weil er diesen, für die unterdrückten, nach nationaler Befreiung sich sehnenden Juden aufregenden das ruhige Fortbestehen der römischen Herrschaft bedrohenden Titel auch vor seinen Richtern nicht verleugnete, ist er vom Prokurator Pilatus zum Kreuzestode verurteilt worden. Wegen seiner freisinnigen, reformatorischen, aber in Israel durchaus nicht unerhörten Religions- und Morallehre haßten ihn allerdings die amtlichen Hüter der rabbinischen Orthodoxie und die Priester, deren heiliges Gewerbe er gefährdete. Doch als Ketzer hätte weder ein jüdisches noch ein römisches Gericht ihn zum Tode verurteilen können. So starb er denn als König der Juden an einem römischen Kreuze. Und als König der Juden auch, als Messias, ist er auferstanden. Wie? darüber weiß Loisy, als Historiker, nur zu sagen, daß Jesus für seine Jünger, weil sie an ihn als an den Messias glaubten, auch nach seinem Tode der ewig lebendige Gottessohn war, daß sie ihn nach seiner Kreuzigung als ihren verklärten Herrn irgendwie erschauten. „Die Modalitäten seiner Auferstehung," wo und wie er auferstanden sei, erzählten zur Erbauung der Gläubigen spätere, allegorisierende Dichter; seine Jünger bezeugten nur, daß er lebe, und zur Gründung seines Reiches wiederkommen werde, in nächster Zeit. Von seinen Wundern, obgleich solche „auch wider seinen Willen" geschehen sein mögen, sprachen sie sehr wenig, von seiner wunderbaren Geburt garnicht.

Dies die Grundlinien, die wesentlichen Züge des Loisyschen Christusbildes, dies der Anfang des Christentums, „das Evangelium". Diesem „Evangelium" aber folgt die kirchliche Fortbildung des Christentums, die Loisy mit einem, man darf wohl sagen: erstaunlichen Worte als die „Interpretation" des Evangeliums bezeichnet.

Als nämlich das Christentum in die Heidenwelt eindrang, mußten, damit es sich darin befestigen und ausbreiten konnte, die zwei Hauptthesen, die ursprünglich seinen ganzen Inhalt ausmachten: Jesus ist der Messias, und das Himmelreich ist nahe, aus dem Jüdischen ins Hellenistische übersetzt und deshalb umgebildet werden. Infolge dieser historischen Notwendigkeit ist aus dem jüdischen Messias zuerst der Welterlöser, „der zweite Adam," dann der Logos, die personifizierte Ideenwelt, das Ebenbild Gottes, der Mittler zwischen Gott und den Menschen, dann Gott der Sohn geworden, die zweite, dem Vater und dem Geiste wesensgleiche Person des dreieinigen Gottes. In betreff der geschichtlichen Erscheinung Jesu wurde festgestellt, daß in ihm zwei Naturen, die göttliche und die menschliche, ohne sich zu vermischen noch zu verändern, sich untrennbar vereinigt hatten und zwar so, daß die eine, durch ihre Vereinigung entstandene, Person einen zwiefachen Willen hatte, in dem aber das göttliche Wollen dem menschlichen stets und vollkommen untergeordnet war. Diese dogmatischen Feststellungen wurden nicht auf einmal, sondern im Laufe von 650 Jahren ausgearbeitet; die ersten von Paulus, die zunächst folgenden vom vierten Evangelisten, von Johannes, wie man ihn nennt; die späteren von den ökumenischen Konzilien. Alle wurden „vom Glauben für den Glauben" so formuliert, und wahrlich nicht zur beliebigen Verwertung oder gar freiesten Prüfung, sondern, namentlich die letzteren, zur obligatorischen Annahme. Glaubensgesetze waren es. Nur wer sich ihnen unterwarf, konnte nach der Bestimmung der heiligen Konzilien für einen wahren Christen gelten und für sich einen Anteil am Himmelreich erwarten. Nahe ist dieses Reich immer noch, auch nach dieser „Interpretation" des Evangeliums, obwohl es in unermeßlicher Ferne, im Himmel, seinen Ort hat. Denn jedem Christen wird es — vorbehaltlich der Rechte des interpretierbaren Fegefeuers — in der Stunde des Todes geöffnet. Im Himmel ist die volle Glückseligkeit, die allen wahren Mitgliedern der Kirche, des wirklichen Gottesvolkes, durch den Glauben an den Messias, an Jesus Christus, zuteil wird. Die Kirche aber mit ihrer Verfassung, ihrer die Sünden vergebenden, die Sakramente verwaltenden Priesterschaft, ihren die Glaubenslehren „interpretierenden" Konzilien, ihrem Oberhaupt, dem Papste, ist eine Schöpfung Christi, obwohl er während seines Erdenlebens sie nicht gegründet und keins ihrer sieben Sakramente angeordnet hat. Denn in der Kirche und durch sie lebt und wirkt Christus fort auf Erden.

Daß diese „Interpretation", obwohl ihr der Messianismus Jesu anfänglich zugrunde lag, als Interpretation unannehmbar ist, brauche ich meinen Lesern nicht zu beweisen. Denn gewiß werden sie mir zustimmen, wenn ich behaupte, sie sei von ihrem angeblichen Gegenstand, vom „Evangelium" durch eine tiefe Kluft getrennt. Diese Kluft hat Loisy selbst mit seinen klaren Augen sehr deutlich gesehen, und sich redlich bemüht, einige Brücken darüber zu bauen. Das Bild vom geschichtlichen Christus, das er so scharf und richtig gezeichnet hat er — in einem späteren Abschnitt seines Buches (vergleiche Seite 88 und folg. mit Seite 129 und folg.) mit einigen kirchlichen Zügen retouchiert und mit kirchlichen Farben — nicht stark, aber doch ein wenig, übermalt. Den jüdischen Messiasbegriff hat Jesus, dies sagt uns Abbé Loisy, für den Inhalt seines religiösen Bewußtseins zu eng und niedrig gefunden und deshalb durchbrochen. Jesus war den Menschen, wie es im Briefe an die Hebräer heißt, „in allen Dingen ähnlich, ausgenommen die Sünde". Somit hat Jesus selbst den ersten Impuls zur Fortbildung des Glaubens an seine Person gegeben. Und obwohl er, während seines irdischen Lebens, die christliche Kirche nicht gegründet, hat er doch die wesentlichen Stücke des kirchlichen Organismus dadurch ins Leben gerufen, daß er das apostolische Amt „le service apostolique" stiftete, seine Apostel zur Verkündigung des nahen Himmelreiches aussandte und Simon Petrus zum ersten seiner Amtsgenossen machte. Auch hat er — und dies sei hier die Hauptsache — nicht eine individualistische, sondern eine sozusagen kollektivistische Religion schaffen, eine Gemeinde sammeln wollen, in welcher der Einzelne, nicht allein, sondern in Verbindung mit seinen Brüdern, in einem gemeinsamen Kultus, die Befriedigung seiner religiösen Bedürfnisse suchen sollte.

Dies alles läßt sich ja hören; schade nur, daß es sich auch und zwar mit den, nicht vom Theologen, sondern vom Historiker Loisy, ja von ihm selbst, dargestellten Tatsachen und mit manchen von ihm als echt anerkannten Aussprüchen Jesu, sehr leicht und vollständig entkräften läßt. Jesus mag allerdings gesagt haben, daß er sich größer fühle als David, vielleicht auch als die alten Propheten, und daß zwischen ihm und dem himmlischen Vater ein geheimnisvolles, unerforschliches Verhältnis bestehe. Solche Worte, die möglicher-, ja wahrscheinlicherweise, noch von den Evangelisten etwas johanneisch und kirchlich modifiziert wurden bedeuten eigentlich nur, daß Jesus manchmal von sich selbst ein Gefühl hatte, ähnlich dem, das auch andere fromme und einer göttlichen Mission sich bewußte Menschen, vor und nach ihm, empfunden und ausgesprochen haben. Daß er sich nicht für sündlos hielt, beweist, neben anderem, das wehmütige Wort: „Was nennst du mich gut? Einer ist gut, Gott." Und daß er das Heil der Menschen nicht davon abhängig machte, daß man zu ihm „Herr, Herr" sagt, beweist, auch neben Anderem, seine bekannte Schilderung des Weltgerichts. Seine zwölf Apostel sandte er aus, nicht als Religionslehrer, noch weniger als Dogmatiker, sondern, wie man heutzutage sagen würde, als Emissäre, die in den Häusern, wo sie gastliche Aufnahme fänden, die frohe Botschaft des nahen Reiches verkünden sollten. Und als Lohn ihrer Mühe versprach er ihnen nicht bischöfliche Aemter, sondern zwölf Fürstenthrone im wiederhergestellten Reich der zwölf Stämme, worin Petrus vielleicht etwas wie Kanzler des Messias, jedenfalls nicht Papst, werden sollte. Die Frage aber, die Loisy als die allerwichtigste hier ansieht, ob Jesus eine individualistische oder kollektivistische Religion gründen

Digitized by Google

wollte, muß einfach abgewiesen werden, da Jesus überhaupt keinerlei neue Religion zu gründen beabsichtigte. Das Judentum, allerdings nicht wie es in blinden Frömmlingen und in ihren fanatischen Führern lebte, sondern wie die alten Propheten und manche Schriftgelehrten es gestalten wollten, wie er es als Messias in seinem Reiche, nach Abschaffung des Opferdienstes, der Speisegesetze und einiger veralteter Gebräuche, zu gestalten hoffte, das Judentum war seine eigene Religion, nach seinem Sinn die wahre, Gott wohlgefällige und den Menschen heilbringende. Schwer verständliche und theologischer Erklärungen bedürftige Glaubenslehren gab es in dieser Religion nicht, und mit solchen Glaubenslehren hat Jesus weder sich noch Andere behelligen wollen. „Seine Last war leicht; sein Joch gar sanft."

Also die vom Theologen, nicht vom Historiker Loisy über den zwischen Evangelium und Kirche klaffenden Abgrund gebauten Brücken sind zu schadhaft, als daß wir sie beschreiten könnten. Und wenn wir auch, sozusagen, mit Müh und Not darüber hinweggleitend, das jenseitige Ufer, das Gebiet des Kirchenglaubens, erreichten, was fänden wir da? Mit Schmerz las ich neulich wieder, was Herder in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte" über seine dortigen Funde berichtet:

„Wie viele dieser Kirchenversammlungen und Synoden sind eine Schande des Christentums und des gesunden Verstandes! Stolz und Unduldsamkeit riefen sie zusammen. Zwietracht, Parteilichkeit, Grobheit und Bübereien herrschten auf denselben, und zuletzt waren es Uebermacht, Willkür, Trotz, Kuppelei, Betrug oder ein Zufall, die unter dem Namen des heiligen Geistes, ja für Zeit und Ewigkeit entschieden."

So auf S. 566 des XVII. Buches und auf S. 582:

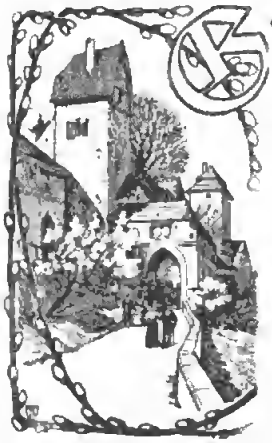
„Da ist auch keine Wahrheit, keine Erkenntnis, die dem menschlichen Wissen einen Zuwachs, dem Verstande eine neue Kraft, dem menschlichen Willen eine edle Triebfeder gegeben hätte." Usw.

Aehnliches hat Loisy, als Historiker, gewiß auch in jenem gelobten Lande gesehen. Denn obwohl er möglichst wenig von solchen Wahrnehmungen laut werden läßt, eigentlich nur einiges andeutet, verlangt und hofft er doch etwas wie eine kirchliche Revision der kirchlichen Glaubenslehre, eine Fort- und Umbildung ihrer Form, und wohl auch ihres Inhalts, sogar eine tief eingreifende Umgestaltung, eine Dezentralisation der Kirchenverfassung. Wie die Völker nicht um der Fürsten willen da sind, meint er, sondern die Fürsten um der Völker willen, so wird schließlich auch der Papst, der sich ja selbst als „Knecht der Knechte Gottes" tituliert, begreifen, daß für ihn die Zeit gekommen ist, seine große, die ganze Kirche umfassende und beherrschende Gewalt zu zerteilen („départager"), damit sie für das Wohl der Christenheit reichlichere Frucht bringe.

Herrliche, überaus kühne Hoffnungen, deren Realisierung leider äußerst schwierig erscheint und vielleicht ganz unmöglich ist. Denn um sich so zu reformieren, müßte die Kirche ihre Ansprüche auf Unfehlbarkeit selbst widerrufen, also ihre geistige Herrschaft niederlegen, das heilige Lehramt, als dessen einzige Trägerin sie bisher gelten wollte, müßte sie mit vielen anderen Lehrern, die sie bisher als profane Handlanger und störende Eindringlinge behandelte, friedlich teilen. Gleichviel aber, wie in einer fernen oder nahen Zukunft das Schicksal der römisch-katholischen und der anderen sogenannten christlichen Kirchen sich entwickeln mag, zum Aufbau eines „Bethauses für alle Völker" hat Abbé Loisy, wie manche andere Ketzer, vor und neben ihm, eine tüchtige Vorarbeit geleistet.

Heidelberg. M. Schwalb.

Der erste deutsche Volkshochschultag.



Gewiß sind Kongresse für die geistige und Ausstellungen für die materielle Produktion Kennzeichen unserer verkehrsreichen Zeit, welche die Abgeschlossenheit der lokalen Autonomien durchbrochen hat und zur Sammlung drängt. Für den Außenstehenden erscheinen sie wie eine Parade, für den Mittätigen bilden sie ein Mittel, die eigenen Kräfte an den fremden zu messen, die zufälligen und individuellen Abweichungen der nach dem gleichen Ziele strebenden Genossen zu erkennen, von ihnen zu lernen und die eigenen Gedanken zu exportieren. Allerdings verliert sich die Bedeutung der einzelnen periodischen Kongresse mit der Zeit, weil die Ausgleichung der Organisationen und Gedanken sich schon im Laufe der normalen Entwicklung vollzieht. Solange aber große Fragen noch im Flusse sind, die in der praktischen Betätigung hier und dort verschieden beantwortet werden, solange noch die verschiedenen Ausgangspunkte deutlich sind, von denen aus an verschiedenen Orten nach derselben Richtung hin gearbeitet wird, wirkt gegenseitige Aussprache und persönliche Berührung befruchtend und anfeuernd.

In diesem Stadium befindet sich noch die Volkspädagogik, welche den Gegenstand der Beratungen bildete, die auf dem dieser Tage in Wien versammelt gewesenen ersten Deutschen Volkshochschultage gepflogen wurden. Vor etwa 15 Jahren bestand kaum eine der vielen Organisationen, die auf dem Kongresse vertreten waren und sich — um die Worte eines Kongreßredners zu zitieren — die Aufgabe gestellt haben, an Stelle des Bundes von Besitz und Bildung den Bund zwischen Arbeit und Bildung zu schließen. Erst das mächtige Aufstreben der Arbeiterklasse auf der einen, auf der anderen Seite das Bestreben der Hochschulen, unter der Einwirkung der neuen sozialen Erkenntnisse die Errungenschaften der Wissenschaften nicht mehr in die Studierstube zu bannen, sondern sie der gesamten Nation zugänglich zu machen, bereiteten den Boden für dies Bündnis vor. Deshalb unterscheiden sich auch die neueren Volksbildungsbestrebungen auf dem Gebiete des Vortragswesens, denen an manchen Orten eine ebenso starke Entwicklung des Volksbibliothekswesens entspricht, wesentlich von den in früheren Zeiten üblichen „populären Vorträgen". Es soll jetzt etwas Systematisches geboten werden, und in erster Linie soll dasjenige Publikum herangezogen werden, das nicht die Mittel hat, sich auf andere Weise zu bilden. Das sogenannte „schöne Publikum" in den Großstädten, die Honoratioren in den Klemstädten und auf dem Lande können zwar an den Veranstaltungen teilnehmen, aber wenn sie allein oder vorwiegend die Lehrsäle füllen, ist der Zweck der Veranstaltungen nicht erreicht. Allerdings bringen es manchmal die politischen Verhältnisse mit sich, daß die Volksbildungsbestrebungen, die von der Intelligenz ausgehen, gerade von den Arbeitern mit Mißtrauen betrachtet werden. Allein es hat sich in der Debatte gezeigt, daß diese Reibungen durch geschicktes Vorgehen und entsprechende Organisation um so leichter überwunden werden können, als, wie von allen Seiten anerkannt wurde, es kein strebsameres und dankbareres Publikum gibt, als den Arbeiter. Namentlich die großen Städte, Berlin, Wien, München, aber auch Karlsruhe, wo die Arbeiter im leitenden Ausschusse vertreten sind, beweisen dies zur Genüge. Allerdings

wird es immer eine Grundbedingung des Erfolges bleiben, daß von den Lehrenden keine noch so gut gemeinten politischen Nebenabsichten verfolgt, daß dem Arbeiter nicht irgend eine Anschauung oktroyiert werden soll. Denn man soll nicht Almosen austeilen, sondern eine soziale Pflicht erfüllen, und die Wissenschaft muß sich in den Hörsälen des Volkes so gut wie in den Hörsälen der Hochschulen von der Politik rein halten. Die französischen Universités populaires, deren Zweck eine wohlgemeinte Propaganda ist, werden in ihrer gegenwärtigen Form schwerlich jemals die Bedeutung gewinnen, welche heute schon der englischen University Extension zukommt.

Anderseits haben die Volksbildungsbestrebungen auch mit der eigentlichen fachlichen Bildung wenig zu tun. Die Antworten auf die von dem Wiener Ausschusse für volkstümliche Universitätsvorträge unter den Hörern veranstaltete Umfrage ergaben, daß als Nebenwirkung wohl bei einzelnen Gruppen von Hörern die unmittelbare Förderung im Berufe erwähnt wird, und daß das Streben nach solcher Förderung mitunter die erste Veranlassung zum Besuch der Kurse ist, daß sich aber die große Mehrzahl dessen bewußt ist, daß der mittelbare Nutzen, der aus der Heranbildung der Denkfähigkeit entspringt, nicht nur im Berufe, sondern für das ganze Leben weit wichtiger ist. „Klarheit der Weltanschauung", „klares ruhiges Denken", „schärfste Beobachtung", „innere Zufriedenheit", „innere Klarheit" werden von den Hörern selbst als der Nutzen bezeichnet, den sie aus den Kursen gezogen haben.

Ueber die Ziele, die durch die Kurse verfolgt werden müssen, herrschte auf dem Kongreß im großen ganzen Uebereinstimmung. Dagegen trat die Verschiedenheit der Organisationen sehr deutlich hervor. In Oesterreich hat vor neun Jahren, nachdem der Volksbildungsverein vorgearbeitet hatte, zuerst die Wiener Universität, der dann die meisten anderen Universitäten folgten, die Aufgabe, durch volkstümliche Kurse von Hochschullehrern Bildung zu verbreiten, unterstützt durch eine staatliche Subvention, übernommen. In Deutschland dagegen sind, zum Teil durch das Wiener Beispiel angeregt, wohl auch Versuche in dieser Richtung unternommen worden, jedoch ist bisher noch keine reichsdeutsche Universität offiziell in die Bewegung eingetreten, und die Kurse werden noch von freien Vereinigungen von Hochschullehrern geleitet. Ueber das Prinzip, daß der Zusammenhang der Volksbildung mit den Hochschulen im Interesse beider möglichst gepflegt werden müsse, war auch auf dem Kongreß kein Streit mehr. Von der Mehrzahl wurde wohl auch anerkannt, daß die österreichische Organisation durch ihre Erfolge bewiesen habe, daß sie die lebenskräftigere sei, daß sie auf die Dauer die Gewähr des Eindringens in die breiten Massen in sich trage. Ein reichsdeutscher Referent meinte unter sehr großem Beifall, daß die Verstaatlichung durchaus als das Ziel angesehen werden müsse. Andererseits wurde jedoch anerkannt, daß man bei den heutigen Verhältnissen vorsichtig je nach der Lage der Dinge in den einzelnen Ländern vorgehen müsse und jedenfalls nur da an eine Inkorporierung in die Universitäten und an staatliche Subvention denken könne, wo, wie in Oesterreich, die vollständige Unabhängigkeit trotzdem gewährleistet sei. Darüber schien allerdings unter unseren liebenswürdigen Gästen kein Zweifel zu sein, daß vorläufig noch Wien das ausgebildetste Volksbildungswesen besitze.

In Wien wird alles, was auch nur an Politik grenzt, vollständig den Organisationen der einzelnen Parteien, aber namentlich den Gewerkschaften und Arbeiterbildungsvereinen überlassen. Die eigentlichen Volksbildungsinstitutionen sind vollständig unpolitisch, wenn auch manchen von ihnen sehr mit Unrecht gelegentlich von klerikaler Seite das Gegenteil vorgeworfen wird; nur Leute, die in der modernen Wissenschaft überhaupt eine Störung ihrer politischen Kreise sehen und die auch gegen die Universitäten, soweit sie nicht bloße Fachschulen sind, gelegentlich Sturm laufen möchten, können derartige Vorwürfe erheben. Die Volksbildungsinstitutionen befinden sich also in guter Gesellschaft. Da ist vor allem der Wiener Volksbildungsverein, der während des Winters je 200—300 unentgeltliche Sonntagsvorlesungen sowie Rezitationen und Volkskonzerte abhalten läßt. Seine Hörerschaft bildet neben den Arbeitervereinen das große Reservoir, aus dem die Hörerschaft der volkstümlichen Universitätskurse hervorgeht; diese werden von einem durch den akademischen Senat und die Fakultäten gewählten Ausschusse von Universitätslehrern geleitet und nur von akademischen Lehrern abgehalten. Das Programm umfaßt jährlich 60—80 sechsstündige Kurse in Wien, von denen jedoch die meisten zu Kurszyklen von je 3—4 Fortsetzungskursen zusammengelegt werden, und 20—25 Kurse außerhalb Wiens in den kleineren Orten Niederösterreichs. In diesem Jahre dürfte schon der 100 000. Hörer gezählt werden. Seit drei Jahren besteht ferner das „Volksheim", in dessen Ausschuß außer einer Anzahl von Universitätslehrern Vertreter von Gewerkschaften und Vertreter bürgerlicher Kreise zusammengefaßt sind, so daß eine enge Fühlung mit dem Volksbildungsverein, wie mit den volkstümlichen Universitätskursen besteht. Das „Volksheim" bedeutet gegenüber den volkstümlichen Universitätskursen insofern eine höhere Stufe, als hier die verschiedenen Unterrichte und die Lektüre konzentriert werden, eine größere Individualisierung und Selbsttätigkeit des Hörers in den Laboratorien und Uebungen erreicht werden kann.

Während die Gäste von ihren Einrichtungen nur berichten konnten und zum Teil sehr Erfreuliches berichteten — so z. B. Leipzig von der Zulassung der Lehrer zur Universität, Greifswald von den Ferialkursen, Graz von der Benützung des chemischen Laboratoriums durch Arbeiter, Prag von den Erfolgen in den deutschböhmischen Provinzstädten — und Anregungen verschiedenster Art gaben, konnten die Wiener ihre Einrichtungen selbst demonstrieren. Zu Ehren der Gäste wurde am Samstag-Abend ein Wanderkurs „Wissenschaftliche Führungen durch Niederösterreich" mit einem Skioptikon-Vortrage des Vorsitzenden des Wiener Ausschusses, Professor Penck, über die geographische Lage von Niederösterreich eröffnet; außer den Gästen nahmen etwa 450 Hörer an dem Vortrag und am folgenden Tage an der Wanderung auf den Kahlenberg unter Leitung des Vortragenden und Professor Siegers teil. Am Montag besuchten die Gäste das Stiftungsfest des „Volksheim", nachdem die meisten von ihnen schon vorher die Lokalitäten und Einrichtungen dieses Mikrokosmos einer künftigen Volkshochschule besichtigt hatten.

Bei dieser Gelegenheit lernten unsere Gäste, die im Auslande nahezu allein besprochene heitere Seite unseres Wiener Volkslebens kennen. Aber auch die Schattenseiten und die in den Reibungen harter Kämpfe herausgebildeten ernsthaften Bemühungen sind ihnen nicht verborgen geblieben. Sie haben wohl bemerkt, daß sie nicht mehr bei den Phäaken, nicht mehr im Capua der Geister eingekehrt sind. Wenn sie um sich blickten, so sind sie zu der Einsicht gekommen, daß man mit den alten Schlagworten in diesem Staate nicht mehr auskommen kann. In unmittelbarer Nähe des Kongresses tagte das österreichische Parlament, und einige Deutsche hatten Gelegenheit, sich an einer Reihe von unnützen namentlichen Abstimmungen zu Obstruktionszwecken zu erfreuen; im Kongreßsaal selbst wurde gelegentlich die Klage über den Tiefstand der österreichischen Volksschule angestimmt, und vielleicht hat der eine oder der andere auch nicht nur das prunkvolle und schöne Universitätsgebäude, sondern auch diese oder jene Hochschuleinrichtung betrachtet, die modernen Verhältnissen nicht mehr entspricht. Um so erfreulicher war es, daß in unseren freiwilligen Volksbildungsinstitutionen den deutschen Gästen das konsequente und tapfere Bestreben der Bevölkerung und eines Teiles der Intelligenz vorgeführt werden konnte, trotz aller Unbilden der staatlichen Verhältnisse den Zusammenhang mit der westeuropäischen Kultur aufrechtzuerhalten. Vielleicht hat ihnen dies Bestreben einige Achtung eingeflößt, auch wenn sie pessimistisch über den österreichischen Staat zu denken gelernt

Digitized by Google

haben, vielleicht hat diese Achtung die Bande zwischen ihnen und uns wieder enger geknüpft. Dies ist unsere Hoffnung, und deshalb glauben wir auch, daß sie uns beim zweiten Deutschen Volkshochschultage in Berlin ebenso gern empfangen werden, wie wir sie hier aufgenommen haben.

Wien. Luda M. Hartmann.

Aus dem heutigen Frankreich.

Der Vicomte d'Avenel, der sich als Historiker einen Namen gemacht hat, veröffentlicht eben ein Buch über das zeitgenössische Frankreich, das sich „Les Français de mon Temps" nennt.*) Der Titel ist nicht gerade glücklich gewählt. Was bringt den Verfasser dazu, von *seiner* Zeit zu reden, von *sich* aus Epoche zu machen? Sonst ist das nur ein Vorrecht derer, die bestimmend miteingreifen in den Gang der Geschehnisse. „Histoire de mon Temps", hat Friedrich der Große schreiben können. Ob ein Autor es darf, ohne sich den Schein imitierter Größe zu geben, bleibt doch die Frage. Und jedenfalls ist es anspruchsloser und anziehender, sich nicht so unnötigerweise in den Mittelpunkt der Ereignisse zu rücken. Das Buch verliert nichts dadurch, selbst wenn der Titel scheinbar verlieren sollte; und der Schriftsteller erspart sich eine persönliche Kritik.

D'Avenels Buch ist das, was man im 17. Jahrhundert ein ouvrage de moeurs nannte; man versteht darunter eine psychologisch-philosophische Schilderung, einen Beitrag zur Ergründung der Menschennatur und ihrer Sitten, eine Studie mit lehrhaft moralisierender Neigung. Doch zugleich muß ein solches Werk einen literarischen Charakter haben, es muß künstlerisch gefällig und durchgebildet sein, damit es einem verwöhnten ästhetischen Geschmacke genügt. Es soll also nach Form und Inhalt wirken. La Bruyère war in der klassischen Zeit der eigentliche Vertreter dieser Gattung gewesen. An ihn hat sich denn der Vicomte auch angelehnt. Nicht nur, daß er die Sprache seines Vorbildes studiert, sodaß man mitunter etwas vom gravitätisch herben Stil der „Charaktere" verspürt. Er hat auch in der Anlage das aphoristisch lockere Gefüge übernommen, wo Einzelbetrachtungen, beliebig kurz und beliebig lang, aufeinander folgen. Neben einem Epigramm steht vielleicht eine witzig eingehende Darstellung, ein Charakterbild satirischer Prägung, dann eine Definition, eine Analyse, eine kritische Anmerkung, das Genre bietet für alles Raum, und in der Abwechslung eben liegt ein Reiz. Philosophie für Leute, die man nicht anstrengen, nicht ermüden darf, Philosophie zum Gebrauch in der großen Welt. „Die Sitten des Jahrhunderts", wie La Bruyère sagte, jawohl, aber dieses gewichtige Thema zerlegt in eine Fülle kleiner, unterhaltender Züge. Menschenkenntnis, verbunden mit der Kunst geistvoller, amüsanter Behandlung. Die Hauptsache bleibt, daß der Weltverbesserer nie langweilig, auch nicht langatmig wird. Wo man sein Buch aufschlägt, muß man ohne weiteres anfangen können; und wenn man nicht mehr will, muß man abbrechen dürfen. Darum keine Deduktionen, die über Seiten hingehen, sondern kurze suffulente Anmerkungen, deren jede *einen* Punkt von wesentlicher oder pikanter Bedeutung herausstellt. — So hatte La Bruyère seinen Stoff gemodelt, und wenn man auf ihn verweist, um d'Avenels Art zu charakterisieren, so gilt diese Vergleichung natürlich nur mit Vorbehalt. Ja, man kann zugestehen, daß es vielleicht mehr Trennendes zwischen ihnen gibt, als ähnliches. Vor allem fehlt dem jüngeren Manne *eines*: die Persönlichkeit und die bissige Verve des Aelteren, dieses seltsame Gemisch aus verärgertem Ingrimm und überlegener Schärfe. „Ein Frömmler", hat er einmal gesagt, „ist derjenige, der unter einem atheistischen Könige Atheist sein würde." — „Perlen und Diamanten sind beinah so selten, wie kritischer Verstand." — „Perfidie, wenn ich so sagen darf, ist ein Lügen mit der ganzen Person; ist bei einer Frau die Kunst, ein Wort fallen zu lassen oder etwas zu tun, was eine falsche Vorstellung erwecken muß und bisweilen mit Schwüren und Versprechen zu kommen, die zu brechen ihr nicht mehr kostet, als vorzubringen." . . . . . „In Frankreich braucht es viel Festigkeit und weiten geistigen Blick, um auf Ehren und Aemter zu verzichten und so sich zu entschließen, für sich zu bleiben und nichts zu tun; fast niemand hat Ansehen genug, um diese Rolle mit Würde zu spielen, nach genug inneren Gehalt, um die Leere der Zeit auszufüllen ohne das, was man gemeinhin Geschäfte nennt; und doch fehlt dem Müßiggange des Weisen nur der bessere Name, und daß nachdenken, sprechen, lesen, und ruhig sein: arbeiten hieße."

Von solchen Geistesproben wird man bei d'Avenel wenig finden. Er ist gemütlicher und mehr einer von den unfrigen. Er gehört zu denen, die sich leichter ins Leben schicken. Und selbst wenn die Welt für ihn nicht die beste der möglichen ist — so, wie sie ist, bleibt sie doch immer noch recht erträglich. Er ist einer von denen, die meinen, daß es noch immer passabel gut geht. Das sind nicht die interessantesten Charaktere, aber Leute, die einen Durchschnitt repräsentieren und in dieser Hinsicht ihre Bedeutung haben. Was der Graf als seine Ansicht vertritt, das ist gewiß die communis opinio bestimmter Schichten. Ein Grund mehr, sich mit dem Buch bekannt zu machen.

Ein französischer Aristokrat, der über die öffentlichen Zustände seines Landes schreibt, hat besonders zu drei Fragen Stellung zu nehmen. Zunächst, wie steht er zu der herrschenden republikanischen Staatsform? Vermag er sich mit ihr auszusöhnen? Mißt er ihr Dauer und Berechtigung bei? Oder lehnt er sie hochmütig ab, glaubt er sie gewissermaßen ignorieren zu können? — Dann, wie denkt er über Religion und Klerus, über das wechselseitige Verhältnis von Kirche und Staat? Lebt er in der Ueberlieferung, im Herkommen? oder huldigt er freieren Anschauungen, den Ideen fortschreitender Emanzipation? Ist er gläubig oder kritisch gesinnt? — Zuletzt, was hält er von der Rolle, die der Adel in Frankreich spielt oder spielen — müßte? Billigt er es, daß er mehr und mehr von den Regierungsgeschäften ferngehalten wird? oder läßt ihn das gleichgültig? befürwortet er vielleicht sogar die Abschließung der Nobilität gegen die amtierende Bourgeoisie? Das sind die drei Punkte, auf die es ankommt, sozusagen die Prüfsteine des Programms.

Beginnen wir mit dem letzten Punkt, weil er sich am einfachsten erledigt. „In Frankreich", schreibt der Vicomte, „hassen sich die Regierungsleute und die Leute der großen Welt, und die verdächtige Klasse ist diejenige, die in sozialer Hinsicht den Vorrang hat. Das ist eine besondere Erscheinung unseres Landes." Die alte Formel „La Cour et la Ville", die den Wert einer wirklichen Rangordnung hatte, ist umgekehrt. Heute regiert das bürgerliche Element, die „Stadt"; und was vom „Hofe" übrig geblieben, die vornehme Gesellschaft, hat ihre offizielle Stellung verloren, ist politisch ausgeschieden. Der Adel, die Aristokratie behauptet nur noch eine dekorative Rolle, aber in Opposition zu der herrschenden Demokratie. Man beneidet und man verachtet sich. Hören wir, wie bissig man sein kann:

„Die neue offizielle Welt hat kein nobles Aeußeres; sie sieht gewöhnlicher aus, als ehedem die Magistratur . . . . Die Neulinge in den drei ersten Vierteln des neunzehnten Jahrhunderts kamen schichtenweise

*) Paris, Librairie Plon 1904.

empor, schon ziemlich abgeschliffen, und man nahm sich Zeit, sie zu erziehen. Zu Beginn der Julimonarchie sagte ein Minister Ludwig Philipps ganz leise, daß er seine Kollegen ars der Kammer zu sich zu Tische lade, hauptsächlich um sie essen zu lehren. Darauf muß man in unseren Tagen verzichten. Die Emporkömmlinge sind zu zahlreich, kommen zu schnell und bleiben zu kurz."

Es ist richtig, wer je das Regierungspersonal in Frankreich gesehen hat, wird zugeben, daß es nicht durchweg first class ist.

Finanziell steht es um die höhere Gesellschaft in Frankreich heute im allgemeinen besser, als vor der Revolution. Das mag seltsam erscheinen und erklärt sich doch leicht. Einmal waren die Güter und Liegenschaften unter dem ancien régime auch für den Grundherrn mit mancherlei Orts- und Gewohnheitsrechten belastet, die den Nutzwert erheblich beschränkten. All diese Ueberreste einer patriarchalisch-primitiveren Haushaltung sind verschwunden. Um ein Beispiel anzuführen: heute gehört dem Eigentümer des Bodens das Jagdrecht zu; früher konnte jagen, wer wollte. — Zweitens sind die Opfer der Staatsumwälzung teilweise wenigstens reichlich entschädigt worden. „Die Milliarde der Emigranten" unter Ludwig XVIII. hat gute Dienste getan. — Sodann sind auch nicht a l l e Adligen in der Schreckenszeit um Haus und Hof gebracht. Ziemlich viele haben sich behauptet. „Die Mehrzahl der Schlösser, große und kleine, hatten ihre Bewohner von 1790 bis 1815 nicht gewechselt. Viele sieht man noch im Besitze von Erben derjenigen, denen sie seit Jahrhunderten gehört hatten; es gibt selbst welche, die seit dem ancien régime ihre Möbel nicht verändert haben, wo die Gemälde noch in denselben Holztäfelungen stecken; wo die Tapisserien . . . . . nicht angerührt worden, und wo selbst die Sessel nicht vom Platze gerückt worden sind. Und solche findet man nicht nur in den entlegenen Departements, sondern vor den Toren der Hauptstadt, in der Ile-de France, in der Brie und im Orléanais." — Der Adel hat sich ferner an moderne Geschäftsmaximen gewöhnt — elle se trouve . . . . fort opportunément modernisée — indem er sein Geld vorteilhaft in großen industriellen Unternehmungen angelegt hat. Und endlich — was zwar schon immer vorgekommen ist, sich heute aber mehr, als jemals bewährt — er hat sich, wenn nötig, durch reiche Heiraten wieder flott gemacht. Das ist seine Art, das bürgerliche Kapital anzuerkennen. M. d'Avenel findet diesen Brauch recht einleuchtend, seine Resultate durchaus zufriedenstellend. „Ungefähr ein Drittel der gegenwärtigen Herzoginnen stammen aus der Bourgeoisie, der französischen oder fremden." . . . . . „Nach der Zahl der Heiraten zu schließen, welche im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts stattgehabt haben, müssen wir konstatieren, daß die angesehensten Israeliten glücklich und stolz sind, ihr ganzes Leben lang gearbeitet zu haben, um christliche Familien von jungem oder altem Ansehen zu bereichern . . ." Diese Mischehen haben überdies noch einen besonderen Vorzug. „Aber diese Mesallianzen stärken den Adel noch unter einem Gesichtspunkt, an den niemand gedacht hatte: dieses plebejische Blut, das sie ihm einflößen, ist vortrefflicher Art; ist ein Blut voller Intelligenz und Willenskraft . . ." Die „roture" darf den Adel aufbessern helfen, sie dient einer „vorteilhaften Selektion", ist Material zur Züchtung edelster Exemplare.

Ein Adel, der sich gegebenenfalls vom Bürgertume auffrischen läßt, aber keine öffentliche Funktion mehr hat. Man sollte meinen, daß er auch keine Sonderberechtigung habe. Mit nichten, wir irren, er hat noch immer seine Aufgabe, die nur e r zu erfüllen vermag. „Ganz sicher, diese Gesellschaft „kann" nichts und „denkt" nichts, da ja die Leitung des Staates und die Erzeugung der Ideen von anderwärts her kommen; aber sie gibt den Ton, oft die Mode an, und viele Dinge hängen von der Mode und vom Ton ab. Die vornehmen Fremden, die Könige und die Fürsten aus souveränen Häusern kennen, wenn sie durch Paris kommen, keine anderen Kreise. Sie sprechen pflichtmäßig bei den „Politikern" vor und verkehren zu ihrem Vergnügen in der „großen Welt"." — Wer sagte doch einmal, daß es schon immer etwas sei, eine neue Kravatte zu erfinden? War es nicht die princesse d'Aurec? Derartiges und ähnliches mehr ist also die „Apanage" des Adels geworden. In unserer subtilen Zivilisation, wo alles sich spezialisiert, hat er die Spezialität des high life, der modischen Ausbildung übernommen. Als Lebensinhalt ist das nicht gerade reichlich. Aber die Herren füllen den Platz aus, der ihnen am Ende übrig bleibt. Sie haben keinen oder nur einen geringen Anteil am praktischen Leben und sind nach Lage der Verhältnisse gezwungen, eine Luxusklasse zu sein, ein Stand, der elegant vegetiert. Sie sind die beste, die formvollendetste Gesellschaft, zugegeben; aber darüber hinaus haben sie keine politische raison d'être. Sie sind ein Stück Nation, das praktisch schachmatt gesetzt ist.

Ein Teil der Bevölkerung geht für den nationalen Fortschritt verloren. Es mag sein, daß diese Erscheinung auf einem gewissen Kulturniveau immer eintritt, doch in Frankreich hat sie noch ihre besonderen Gründe in dem abrupten Gang der inneren Entwicklung. Seit hundert Jahren ist dort kein System ans Ruder gelangt, das nicht eine faktiöse Zerspaltung der Energien verursacht hätte. Heute muß der Adel bei Seite stehen, als Stütze der Monarchie. Und je radikaler die dritte Republik sich gestaltet, desto weniger vermag sie die alten Familien zu nutzen. Unser Autor hat nicht unrecht: „Jeder, der Träger eines gewissen Namens ist, kann sich sagen, wenn er in der Welt umherblickt: Wäre ich Engländer oder Oesterreicher, Amerikaner oder Russe, so könnte ich in meinem Lande eine ehrenvolle Rolle spielen, aber weil ich Franzose bin, wird mir das nahezu unmöglich." Es ist tatsächlich an dem und ist ein Beweis dafür, daß die inneren Zustände des Landes noch immer unausgeglichen sind und keine freie Verwendung der Intelligenzen ermöglichen.

Frankreich ist ein Parteistaat, in d e m Sinne, daß die obsiegende Richtung dort immer die Form und das Wesen des Staates bestimmt. Es fragt sich nur, wie der unterliegende Teil diesen Zustand hinnimmt, wie der Adel heute den bürgerlichen Prinzipat erträgt? D'Avenels Glossen geben darüber recht charakteristischen Aufschluß. Wenn man ein Mann von Stand ist und obendrein geistreich sein will, erklärt man das ganze politische Getriebe mit einer skeptischen Nonchalance für belanglos; für einen Mißstand, dem man nicht abhelfen kann, der aber eigentlich sans conséquence ist:

„Die Politik nimmt im Leben eines jeden von uns durchaus nicht den Platz ein, den sie in den Zeitungen, in der Unterhaltung und scheinbar in der Existenz der Nation einnimmt. Das öffentliche Leben eines Volkes bedeutet sehr wenig gegenüber seinem privaten Leben.

Demzufolge haben die Aenderungen in der Regierung auf unser Wohlergehen, auf die materielle und moralische Lage eines jeden von uns, oder auf unser Uebelergehen nicht den Einfluß, den man vermutet. Es ist das nicht gleichgültig, aber im ganzen doch geringfügig.

Daher kümmert sich das Volk in seiner Masse auch nur mäßig um Politik; und wie vorteilhaft sich das trifft! Wenn es sich anders verhielte, würden die Nationen nicht zu regieren sein.

Es läßt sich nur eine Lage denken, wo sie das berührt: die einer völligen Anarchie; aber dieser Zustand währt nie lange. Diesen Fall ausgenommen, sehen alle Systeme, von der absolutesten Monarchie bis zur demokratischesten Republik, für die Masse der Regierten einander sehr ähnlich.

Die Worte ‚volkstümliche Regierung', ‚despotische Regierung' sind reine Etiketten. Weder befiehlt in der Monarchie der König allein, noch in der Republik das Volk, als solches. In der Republik ist der persönliche Einfluß nach unten zu begrenzt, wie in der Monarchie nach oben.

Wenn der König und das Volk gute Beamte wählen und sie regieren lassen, gedeiht die Monarchie und desgleichen die Republik.

Aber hier und dort ist jede Wahl eine Glücksache, und der Zufall hat daran den größten Anteil. Weder das Volk, noch der König können ihre Vertrauenslente mit vollkommener Einsicht wählen.

Digitized by Google

. . . Die Monarchien und Republiken gleichen sich noch darin: daß sie gleich gut und schlecht sind, je nach der Entscheidung des Glückes, das ihnen gute oder schlechte Herren bringt, und daß sie keine speziellen Vorzüge haben."

Das ist der Standpunkt einer müden Resignation, die den Gang der Ereignisse, den sie nicht zu beeinflussen oder zu ändern vermag, mit absprechenden Kommentaren begleitet. Es ist eine Art, sich kritisch schadlos zu halten, ein Versuch, gewissermaßen seine individuelle Ueberlegenheit zu betätigen, indem man à la cavalière über die Tatsachen hinwegsetzt. Eine etwas anmaßende, im besten Fall geistreiche Rache — geistreich, vorausgesetzt nämlich, daß die Unlust und Mißgunst den Beurteiler empfänglicher machen für die Schwächen der Zeit. La Rochefoucauld und La Bruyère haben an ihrer Erbitterung ihren Esprit geschärft.

Ganz im allgemeinen ist es ja richtig: ob Monarchie oder Republik, das besagt noch nichts für die Art, in der die Geschäfte eines Landes erledigt werden. Wir sind längst über die ideologische Vorstellung hinaus, daß eine ideal entworfene Staatsform an sich schon die glückliche Entwicklung verbürge. In unserer realistischeren Auffassung halten wir uns ans gegebene einzelne, an das, was stark genug war, sich in Wirklichkeit umzusetzen. Und die praktische Frage steht demnach für Frankreich so: ob heute die vorhandene Verfassung, die Republik, sich im Bewußtsein der Massen eingelebt hat? Ist sie ein Definitives, mit dem die Nation sich verwachsen fühlt? oder ein Zufälliges, das gerade so gut, über kurz oder lang, durch ein anderes abgelöst werden kann? Schwankt das Land zwischen intermittierender Monarchie und intermittierender Republik? oder ist es an einem Punkte seiner Geschichte angelangt, wo es, nach hundertjährigem Tasten, wieder eine organische Gestalt für seine Kräfte errungen hat?

Wenn der Vicomte recht hätte, wenn Frankreich heute sich ebenso wohl die eine, wie die andere Regierung geben könnte, so hieße das, aus der Sprache der Reflexion ins nüchtern Alltägliche übertragen, daß Frankreich einfach nicht mehr imstande wäre, eine entschiedene Staatsform auszubilden. Es wäre da angelangt, wo die Dauer nur noch im Wechsel besteht. Und eben dieser Wechsel und mit ihm die Gleichgültigkeit erbrächten den traurigen Beweis für die Schwäche des staatsbildenden Gedankens.

Ist es nun wirklich so weit gekommen? Ist es wahr, daß in Frankreich der Durchschnitt eine „politische Meinung" hat, „wie man eine Uhr hat", seitdem die Dinger nicht mehr teuer sind? Und steht man der ganzen politischen Arbeit nur noch skeptisch gegenüber, als einer Sache, die doch zu nichts führt, höchstens daß sie der persönlichen Eitelkeit dient? D'Avenel erzählt von der „klugen Mutter" eines begabten jüngeren Staatsmannes, die gesagt haben soll: „Ein Ministerposten ist nichts Reelles für einen Mann, der noch für seine Zukunft zu sorgen hat." Dann fügt er spöttisch hinzu: „Und in der Tat, was ist heute ein Minister . . . . . der nur Minister ist?" — Aber „die Mutter" gehört vielleicht der Legende an. Sie spukte schon früher. Damals war sie ein Vater. Und der Minister hieß Gambetta.

Soviel ist sicher, der Staatsgedanke hat ein Jahrhundert lang in Frankreich keine Förderung erfahren. Das lag an der geschichtlichen Entwicklung der Zustände. Der Staat, das war immer nur die jeweilig herrschende Faktion; sie vom Platz zu verdrängen, war die Politik der andern. Unmöglich, daß da ein einheitliches, staatliches Bewußtsein sich entfalten konnte, daß der Patriotismus schlechtweg zusammenfiel mit dem Glauben aller an dasselbe System. Dann kam die Katastrophe von 1870, gleichsam als Abrechnung des Vorangegangenen. Die dritte Republik, welche folgte, hat zeitweilig auch nicht dazu beigetragen, die Freude am Bestehenden und die Zuversicht zu erhöhen. Ein Gefühl des Bedrücktseins, der Entmutigung machte sich breit; man hatte die Empfindung, als ob man sich seit langem auf dem Wege verirrt hätte. Diese Stimmung kam in Taines „Origines de la France contemporaine" zum Ausdruck. Sie waren der Niederschlag des politischen Pessimismus; nicht nur ein philosophisches Bekenntnis, ein Résumé dessen, was verfehlt worden sei, sondern darüber hinaus und vor allem ein Manifest für die Gegenwart. Die Wirkung war reaktionär, sie mußte es sein. Im Gange der Betrachtungen, die hier angeregt wurden, haben die Bourget, die Brunetière weiter gewirtschaftet; und zu ihrer Schattierung zählt auch d'Avenel. Er ist weniger aggressiv, weniger unliebenswürdig, weniger keck, man möchte sagen, er ist ein reaktionäres Phlegma.

Aber schlimmer als das, er ist ein politischer Dilettant, ein Mann ohne praktisch historischen Sinn, der die größten Fragen etwa aus dem Gesichtspunkt des begüterten Rentners entscheidet. Er huldigt einem behaglichen Wohlergehen — darin Durchschnittsfranzose — einem naiven krassen Materialismus; und daher, was uns so eigentümlich berührt, eine scharfe Trennung zwischen dem staatlichen und dem Einzelinteresse, eine banale Kurzsichtigkeit, wenn es sich um weittragende Probleme handelt:

„Die Politik regiert nur, was in uns den ‚öffentlichen Menschen', den ‚Bürger' ausmacht. Aber prüfen wir uns genau, so sehen wir, daß das nur wenig ist, ein Partikelchen unserer Individualität. Das ‚politische' Interesse eines Staates ist sogar so verschieden von dem seiner Bürger, daß es ihm manchmal entgegengesetzt sein kann.

In gewissen Momenten seiner Geschichte stand ‚Frankreich' glänzend da, während ‚die Franzosen' sehr unglücklich waren; die Welt bewunderte das Land, während seine Bewohner in Verzweiflung gerieten.

Die ökonomischen Wandlungen sind weit wichtiger, weil sie die materiellen Bedingungen unserer Existenz verändern; sie vermehren oder vermindern den allgemeinen Wohlstand, und die Fülle an Lebensmitteln oder Kleidung verschafft mehr Genuß, als die Preßfreiheit oder das allgemeine Stimmrecht."

Richtig! „Mon corps est moi-même", sagt der Biedermann in der Komödie. Aber dieser spießige Egoismus, als politischer Faktor, hat seine Gefahr. Er kann es dahin bringen, daß man die Weltgeschichte aus dem Gesichtswinkel der persönlichen Annehmlichkeit beurteilt. Der Staatsgedanke ist wieder schwächer, als die Erwägungen privater Natur. Und so steht es wohl hier bei d'Avenel. Die Summe des physischen, des materiellen Wohlergehens gibt für ihn das höchste Kriterium ab. Das Prestige des Volkes, des Landes gilt ihm wenig, wenn nur der Bürger mit Gewinn und in Ruhe seinen Geschäften nachgehen kann. „Man hegt heute die Ansicht, daß Frankreich sich in der Dekadenz befindet, weil andere Staaten rascher vorangehen . . . . . Aber wie oberflächlich diese Meinung ist . . . . . ." Was bedeutet die politische, die militärische Vorherrschaft für den einzelnen? Welchen Vorteil — fragt der Autor — hat sie dermalen dem Schweden unter Gustav Adolph und Karl XII., dem Spanier unter Philipp II. gebracht? „Stellt man sich vor, daß der Ackerer in der Beauce, der Weinbauer in Burgund im siebzehnten Jahrhundert vor Stolz aufgingen angesichts des französischen Uebergewichts in Europa!" Wenn wir auch nicht mehr die kriegerische Hegemonie ausüben, nun — „herrschen durch seine Sprache, seine Künste, seine Moden, heißt das nicht ebenso herrschen, wie mit dem Schwerte?" — Warum nicht gar? Ein anderer Franzose, dieser allerdings in bitterem Hohn, ist noch weiter gegangen: „les lorettes sont probablement la gloire de Paris".

Man klagt ferner darüber, daß Frankreich im Stillstand verharre, daß seine Industrie nicht mehr Schritt halte mit Deutschland, England, Amerika. Der Philosoph zuckt die Achseln. „Die Franzosen, individuell genommen, sind glücklich." Wir sitzen im Wohlstand, wie ihn die Natur uns verliehen hat; „und wir tragen die Strafe unseres Glücks, was unvermeidlich ist: der Wohlstand der Bürger, die Ansprüche, die er mit sich

bringt, sind für jede Nation ein Zuwachs an Gewicht beim Wettlauf mit ihren Rivalen. Möchten wir lieber, um schneller laufen zu können, arm und bedürftig werden?" — Das Sattsein ist noch nie die Mutter großer Gedanken gewesen. Warum sollte es hier anders sein? Wer es nicht nötig hat, braucht keinen Geist zu zeigen. Vielleicht, Monsieur le Vicomte, ist das auch nur ein trauriges Hilfsmittel derer, die sonst nichts haben? Aber freilich, bei alledem kommt es schließlich nur darauf an, daß jeder sich nach seiner Manier auslebe. Nun, bei den Franzosen scheint das ja der Fall zu sein. Wir hören, sie sind zufrieden, so wie sie es verstehen, wie ihre Art es erfordert. „Sie sind zufrieden mit sich, wie sie sind." Und dazu ein feines geschichtsphilosophisches Aperçu, das nicht jedem so eingefallen wäre: „Der Araber ist zufriedener im Nichtstun, als der Amerikaner, wenn er mit seiner Arbeit Geld verdient. Wer möchte sagen, welcher von beiden recht oder unrecht hat? Das Geld ist nur dazu da, sich Genüsse zu verschaffen, und der Araber besitzt seinen größten Genuß ohne Anstrengung, weil er im Nichtstun besteht."

Man sagt auch, daß die Bevölkerung im Lande zu gering sei. Nun, desto besser kann sich der einzelne ernähren, desto seltener sieht er sich gezwungen auszuwandern. Man trauert der Vorherrschaft nach, die wir einstmals ausgeübt haben und nicht mehr besitzen. Bliebe denn doch zu ergründen, ob „die großen Reiche ‚glücklicher' sind, als die kleinen Völker? Muß es das Ideal sein, Runkelrüben und Haferbrot zu essen, zu exerzieren und die Welt zu erobern? Hängt das Glück einer Nation von der Ausdehnung ihrer Grenzen ab? So gerechnet, müßten die Chinesen die glücklichsten Sterblichen sein, und die Belgier müßten untröstlich über die Kleinheit ihres Gebietes sein . . . ."

„Das „Leben der Völker", so wie es uns erzählt wird, ist hauptsächlich ihr politisches Leben, ihre militärische Epopöe, ihre Sucht nach Herrschaft. Aus diesem Gesichtswinkel betrachtet, scheint jedes Volk im Fortschritt begriffen, wenn es Siege erringt, sich Eroberungen angliedert und seine Nachbarn zu Boden wirft . . .?"

Genug; es mag das sehr verständig gedacht sein, za verständig. Eine Nation kann ihre Vergangenheit nicht oerleugnen, sie nicht aus ihrem Blut und Temperament ausstoßen, ohne daß sie zuvor von ihrer Lebenskraft eingebüßt hätte. Wenn heute die Mehrzahl seiner Landsleute zu d'Avenel hielte, seine Ansichten teilte, so wäre das in Wirklichkeit die Abrüstung einer Großmacht, wie sie vollständiger nicht gedacht werden könnte. Es wäre der Verzicht auf jede historische Rolle, und Frankreich wäre dem Quietismus verfallen — ein kleines Land in großem Format, wo das „bien-être" nicht mehr von der Politik beeinträchtigt würde.

Ist es ratsam, diese Staatsphilosophie noch weiter zu verfolgen? Ich meine, es erübrigt sich. Natürlich, daß der Graf ein Katholik vom alten Schlage ist, dessen Lebensanschauung in dem Dualismus wurzelt zwischen Kirche und Welt, zwischen Glauben und Denken. Die ganze kritische Bewegung, welche die Einheit des sittlichen und des geistigen Bewußtseins sucht, ist für ihn nicht vorhanden. Er ist kein Moderner, er steht, wo ein Pascal stand.

Wenn man sein Buch zu Ende gelesen hat, kann man nur wünschen, daß seine Reflexionen für Frankreich nie zu Tatsachen werden möchten.

G. Ranschoff.

Im Gasthaus zum König Arpad.

In der Komitatshauptstadt Balassa-Gyarmatt hatte der dicke Propst von Neograd seine Geschäfte erledigt. Nun war es Abend geworden. Der Nebel lag in Schwaden auf den Straßen, und ohne fünf Schritte weit vor sich sehen zu können, schlug der Propst aufs geratewohl den Weg nach seinem Gasthof ein. Er war groß, schon nicht mehr jung und sehr korpulent. Sein dichter Pelz behinderte ihn auch, sodaß er nur langsam vorwärts kam. Die feuchtkalte Novemberluft legte sich unangenehm auf sein feistes Gesicht. Die dicke Nase, die sonst immer wie ein kleiner Ofen glühte, wurde ihm ganz kalt.

Auf dem Markt, als er grad' am Komitatshaus vorbei wollte, stolperte er mit einemmal vor der breiten, vorspringenden Steintreppe über einen langausgestreckten Gegenstand. Um ein Haar wäre er gefallen. Näher zusehend, erkannte er in dem Hindernis die Beine eines schlafenden Weibes, das mit dem Kopf auf der untersten Stufe lag und ein Paket in den Armen hielt.

„Jesus Maria!" dachte der Propst. — „In dem Wetter!"

Er bückte sich und rüttelte sie an der Schulter. Das Bücken wurde ihm nicht leicht, und er schnaufte oernehmlich dabei. Aber er durfte die Person dort nicht schlafen lassen. Sie konnte sich den Tod holen . . .

„Du, geh nach Haus! Ist das ein Wetter für einen Christenmenschen?"

Heftig zusammenschauernd fuhr die Angerufene halb auf. Sie war in triefend nasse, zerlumpte Bauernkleider gehüllt. Ihre großen, schwarzen Augen richteten sich verschlafen für einen Moment auf den Geistlichen. Dann schüttelte sie stumm den Kopf.

„Hoh! die hab ich doch schon öfter gesehen!" fiel es dem Propst ein. „Richtig, heut nachmittag saß sie auch hier auf der Treppe. Und vor acht Tagen ebenfalls!" —

„Wartest Du hier auf jemanden?"

„Ja!"

„Auf wen denn?"

„Auf meinen Mann."

„Wann kommt der?"

Das stumpfe Gesicht des jungen Weibes veränderte sich plötzlich. Sie fing an zu kichern und zeigte eine Reihe breiter, weißer Zähne.

„Jeden Augenblick kann er kommen, Herr! Ja, ganz gewiß. Spätestens kommt er morgen, in aller Frühe."

„Aber Du kannst doch nicht bis morgen hier auf der Straße liegen?"

„Pst! Weckt mir das Kind nicht!"

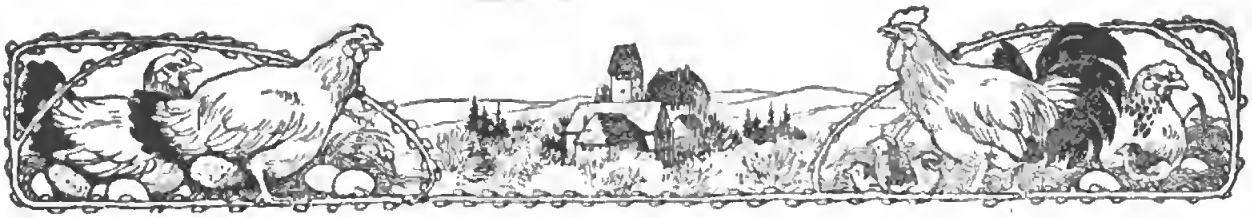
Sie beugte sich über das Bündel und wiegte es hin und her. Die eine Laterne, die in der Nähe war, gab nur schwaches Licht. Der Propst sah aber doch, daß das, was sie da wiegte, kein Kind war. Es war ein plump zusammengeschnürter Knäul Lumpen. Weiter nichts.

„Eine Irre!" sagte er sich mitleidig.

Er versuchte nochmals sie zum Aufstehen zu überreden, aber sie blieb störrisch und fing schließlich an zu weinen. Der Propst war trotz der verhältnismäßig frühen Stunde allein auf der Gasse. Was konnte er tun? Außerdem: die Beine froren ihm, und die Nase tat ihm direkt weh.

Mit einem leisen Schamgefühl ging er weiter. „Es ist nicht mein Sprengel!" beruhigte er sich. — —

Im Honoratiorenzimmer des Gasthofes zum König Arpad begrüßten ihn die wenigen Anwesenden mit lautem Halloh. Es



waren nur vier im ganzen, die unter der altmodischen Hängelampe um den runden Mitteltisch gruppiert saßen, der Bürgermeister, der seinem gedunsenen Gesicht, der dicken Nase und den grauen Bartkoteletts den Spitznamen „Koloman Szell“ zu danken hatte; der Notar, der vom vielen Zigarettenrauchen hager wie eine Hopfenstange und ganz gelb geworden war; ein Kaufmann, namens Pittrich, und der erst unlängst zugezogene junge Arzt, Andreas Habka, der von Tag zu Tag auf eine einträgliche Epidemie wartete.

„Brr! So ein Hundewetter!“

Sein Pelz fing an zu dampfen, als er vor den pfauchenden Eisenofen trat. Prustend und stöhnend entledigte er sich seiner, zog Handschuh, Halstuch und Gummischuh ab und begann danach seine Nase zu reiben. Erst als diese wieder warm geworden, setzte er sich zu den andern und ließ sich einen Glühwein bringen.

„Heut geht's nicht mehr nach Haus, und wenn's mir ein Königreich einträgt!“ erklärte er behaglich. „Jetzt zwei Stunden weit im Wagen fahren, nein, das halten die Knochen nicht mehr aus!“

„Aber wenn man Sie braucht?“ erkundigte sich Doktor Habka boshaft. „Ein Sterbender vielleicht“ . . .

„Na“, schmunzelte der Probst, „Kranke haben wir ja, Gott sei's geklagt! Aber da wir seit zwei Monaten keinen Arzt ins Dorf gelassen haben, werden wohl alle wieder gesund werden.“

Die Tischgenossen lachten. Das stark gerötete, eben noch so selbstzufriedene Gesicht des alten Herrn wurde aber plötzlich ernst. Die Fremde, die er in Wind und Wetter auf der Gasse gelassen, fiel ihm ein.

Er erzählte sein Erlebnis und erkundigte sich nach ihr.

„Ah, die Stascha!“ sagte der Notar. „Beruhigen Sie sich: die wäre nicht fortgegangen und wenn Sie ihr drei Stunden zugeredet hätten!“

„Was ist denn mit ihr?“ fragte der Bürgermeister. „Auf der Straße schlafen ist übrigens verboten.“

„Mit Recht!“ bestätigte Habka sarkastisch. „Sie kann draufgehen dabei, und die Kommune hat eine Armenleiche mehr.“

Der Notar strich sich mit der Hand über das feine kränkliche Gesicht:

„Ihren Sarg könnte sie noch selbst bezahlen“, erklärte er versonnen. „Sie hat eine Geschichte hinter sich, bei der man sich einiges denken kann. Soll ich sie erzählen?“

* * *

Sie kennen ja alle die Landbevölkerung unserer Gegend: armes slowakisches Volk, das mit gekrümmtem Rücken geboren wird und für eine Metze Weizen mehr arbeiten muß als der Theißbauer für einen Sack Mehl. Das Bergland ist spröde, und der harte Kampf um das tägliche Brot frißt alle Kräfte, sodaß die geistige Entwicklung sehr zurückgeblieben ist. Selbst das Christentum ist trotz achthundertjähriger Herrschaft nur äußerlich. Im Innern wuchert der Aberglaube aus der grausten Heidenzeit weiter, wenn er im Gewand auch christianisiert ist.

In dem ganz abgelegenen Dorfe Bodony hat sich das vor kurzem wieder einmal gezeigt. Das arme Weib — Stascha Pallovicz hieß sie in ihrer Mädchenzeit — ist eines der Opfer. Drei andere sind daran zugrunde gegangen: ihr Mann, ihr Kind und das schuldige Werkzeug: die alte Petenyi.

Bodony gehört zu meinem Bezirk. Zur Revision des Gemeindeamts und zu ähnlichem muß ich oft hinaus. Auch bin ich häufiger Jagdgast bei Michalski, dem Gutsbesitzer. So kenne ich dort klein und groß, und die Stascha habe ich auch gekannt. Wenn ich ihr begegnete, wie sie mit der Hacke über der Schulter bloßfüßig auf das Kartoffelfeld zog, kniff ich sie oft in die Backe und scherzte mit ihr. Hübsch war sie selbst nach städtischen Begriffen; für die verarbeiteten, schlechtgenährten Slowaken aber geradezu eine Schönheit. Runde, volle Wangen, große schwarze Augen mit langen Wimpern, breite Stupsnase und ein großer, üppiger Mund, der immer ein wenig lachte. Den Zopf hatte sie natürlich auch in ein armlanges, buntes Tuch geflochten. Nur die Kleidung — — viel sauberer als üblich war die auch bei ihr nicht. Sie trug wie die andern ihre ganze Garderobe ständig mit sich herum: einen Kittel über dem andern, an Arbeitstagen den schmutzigsten oben und den besten unten, an Feiertagen in umgekehrter Reihenfolge. Immerhin: sie war das appetitlichste Mädel, das oben herumlief.

Ein junger Bauernsohn mit behäbig fettem Gesicht und blondem Schnurrbart, Michael Petenyi war häufig um sie her. Tagsüber wohl nicht, weil die Stascha zur Herrschaft tagwerken ging und er seinen eigenen Grund hatte, aber abends standen sie auf der kleinen Brücke vor dem Wirtshaus, wo sich das ganze Jungvolk zu versammeln pflegt, immer auffällig dicht beieinander. Schon weil ich die Matrikel führe, interessiere ich mich für alle Liebesgeschichten. Arbeit kommt für mich immer heraus: entweder eine Aenderung im Personalstand und hinterher eine Neueintragung in das Einwohnerverzeichnis oder auch nur das letztere. So ist es mal auf dem Lande.

Michalski lachte mich aus, als ich von einer Heirat der beiden sprach. „Wo denkst Du hin!“ meinte er. „Die Petenyis haben ein leidliches Grundstück und die Stascha nichts als ihre sieben Röcke. Sowas ist nicht üblich. Und selbst, wenn der Junge wollte, würde die Mutter es ihm schon austreiben. Die ist ein Geizknochen und sorgt für die Sippe, als ob sie auf einem Thron säße. Der Michel muß einen Hof heiraten, sonst geht es ihm und seiner Liebsten schlecht.“

Ich kannte die Alte auch ein wenig. Beine hatte sie wie ein Chinese, ganz gelb und ohne Waden. Die Knöchel waren enorm groß und standen wie zwei Henkel nach rechts und links. Sie hatte einen seltsamen Gang: sie hob die Füße fast garnicht, sondern schlurfte immer, sodaß sie bei kotigem Wetter stets einen kleinen Dreckwall vor sich herschob. Sonst unterschied sie sich von dem üblichen Altweibertypus nur noch durch den unmäßig hervortretenden Unterkiefer. Einmal hatte ich sie in Zorn gesehen, als sie mit einer Wagenschwinge auf ihren Mann losging und ihn ganz jämmerlich verprügelte, weil er ein halbes Brot weggeschenkt hatte. Sie litt an einem fanatischen Geiz, an der krankhaften Angst, daß alles, was sie zusammengescharrt, von Mann und Sohn wieder verschleudert würde. Der alte Bauer kuschte vor ihr wie ein junger Jagdhund, und es schien gänzlich ausgeschlossen, daß der Michael gegen diese Bestie aufkommen könnte, er, der bei seiner Bärenstärke weichherzig war, wie ein kleines Mädchen. Sein Dachshund hatte sich in einer Marderfalle die Vorderpfoten zerschmettert, und da war er in der eisigsten Winterkälte drei Stunden weit mit dem Vieh zum Tierarzt gegangen, weil er sein Winseln nicht ertragen konnte. Solch Charakter hat gewöhnlich nur Kraft zum Dulden und Sorgen, nicht aber zu einem häuslichen Kampf.

Wie er den Widerstand der Alten späterhin doch zum Schweigen, wenigstens zum vorläufigen Schweigen gebracht hat, ist mir auch nie recht klar geworden. Genug: eines Tages standen die jungen Menschen zur Ziviltrauung vor mir. Heitere Gesichter machten sie nicht, aber sie hielten sich so fest an den Händen, daß man Vertrauen zu ihrer Zukunft fassen konnte.

Monate vergingen danach, ehe ich wieder von ihnen hörte, dann erzählte mir Michalski, der an dem stattlichen Paar regen Anteil nahm, daß die Stascha ein Kind trüge und fortwährend kränklich sei. „Das ist gefährlich,“ setzte er hinzu. „Eine kranke Schwiegertochter und ein Enkel ohne Muttergut wird für die Alte doch zuviel sein. Sie geht sowieso umher, als ob sie sieben Teufelsfalben brante.“

„Was kann sie denn jetzt noch tun?“ meinte ich spöttisch.

Michalski sah mich für diese Frage bös an.

„Was sie noch tun kann? Wenn Ihr Eure städtischen Ansichten doch nur nicht immer auch auf dies Volk anwenden wolltet! Ich sag' Dir, Du hochweiser Notar: wenn die Stascha

Digitized by Google

stirbt, ehe das Kind da ist, dann laß' ich die Leiche obduzieren, weil Unrat dahinter steckt. Ich kenne das Aas!"

„Gift?" fragte ich zweifelnd.

Michalski nickte sehr ernst.

„Jetzt glaube ich es noch nicht, weil die Krankheit nicht danach ist, aber ich traue es ihr zu."

Ich hielt seine Befürchtungen für übertrieben. Erstens tötet man auch im Gebirge nicht so leicht einen Menschen, und dann ist Gift für ein Bauernweib ja auch schwer zu beschaffen. Für Strichnin und Phosphor war die Alte zu gewitzt.

Nun, die Stascha ist nicht an Gift gestorben, daß sie aber lebt wie sie heut' lebt: als Irre, das hat die Alte dennoch fertig gebracht.

Vor sechs Wochen führte mich mein Weg wieder einmal nach Bodony. Das Gehöft des Dorfrichters liegt gleich am Anfang der Straße. Ich ließ dort halten und ging hinein. Aber seltsam! Es war kein Mensch zu sehen. Nirgends. Weder auf dem Hof, noch im Haus. Selbst der Hund, der mich sonst immer wie besessen anklaffte, war nicht da. Ich ließ ausspannen und ging zu Fuß weiter. Ueberall dasselbe Bild. Ich traf kein lebendes Wesen auf der festgefrorenen Gasse. Dabei war es gegen die Mittagszeit, während der nicht einmal zur Ernte, geschweige im Spätherbst auf den Feldern gearbeitet wird. Und alle Häuser standen öde. Nur das Vieh hörte ich hier und da in einer Stallung mit den Ketten rasseln. Ein leises Frösteln überlief mich, das nicht allein von der Kälte kam. Ich war beunruhigt, ohne zu wissen warum.

Einige Minuten war ich gegangen, als ich dumpfe Geräusche, Geraun und Gemurmel vernahm, wie von einer großen Menge, die ich noch nicht sehen konnte. Ich beschleunigte meinen Schritt, und wie ich beim Wirtshaus um die schroffe Ecke bog, wo die Straße sich in das Tiefere senkt, sah ich das Petenysche Gehöft, umgeben von dem schweigenden Gewühl von Hunderten von Menschen. Auf der Straße drängten sie sich, und der Hof war voll von ihnen. Unter den schwarzen Rundhüten und unter den bunten Kopftüchern sahen die verwitterten Gesichter in seltsamer Verstörtheit hervor, und alle Augen waren in unheimlicher Neugierde auf das Haus gerichtet, als ob dort Grausiges vor sich ginge.

Die vorderste Reihe der Leute wich bei meinem Nahen auseinander und ließ mich ein, sich hinter mir wieder zu dichtem Knäuel zusammenschließend. Ich wollte fragen, was es gäbe. Die Nerven zitterten mir aber, ehe ich noch das geringste gehört. Vom Hofe aus war ich auch schon bemerkt worden. Ein großes, starknochiges Weib brach sich Bahn zu mir und fiel vor mir zu Boden, unaufhörlich die breiten Hände vor das pockennarbige Gesicht schlagend und mich heiser vor Angst um Hilfe anflehend.

„Retten Sie sie, Pan notarios! Sie stirbt, meine Stascha stirbt!"

Es war eine Verwandte der jungen Frau, aber in ihren weitaufgerissenen Augen lag viel mehr als die gewöhnliche Angst und Teilnahme; es lag das Grauen darin, dasselbe Grauen, das ich auch in den hundert Männeraugen erblickte, die sich langsam mir zuwandten. Und dies Grauen ging langsam auf mich über und füllte mein Innerstes, es sickerte in mein Herz wie schwarze, monotone Gewässer.

Was sollte ich bei einer Sterbenden? Was mußte das für ein entsetzliches Sterben sein, von dem das ganze Dorf in so düsteren Bann gezogen wird?

Fragend blickte ich mich um, und da ballte sich das schweigsame Grauen zu Worten, zu Worten, die nur gemurmelt wurden, aber gemurmelt von hundert Lippen:

„Sie betet ihr das Leben ab, Pan notarios! Das Leben!"

Wie seltsam das klang!

Die strengen Bauernlippen waren bleich dabei und zitterten. Ein Schauer durchrann mich. Der finstere Glaube ringsum wirkte mit hypnotischer Kraft. Ich wollte lachen und ihnen Mut machen, daß es so etwas ja garnicht gäbe, aber ich verzerrte nur das Gesicht und brachte keinen Laut hervor.

Aus dem Hause heraus röchelte eine Stimme, im tiefsten Gurgelton der Verzweiflung, dumpf und dennoch gell:

„Mutter, Mutter, erbarm Dich!"

Dann wurden Stöße hörbar, dröhnende, gewaltige Stöße, als ob ein Körper gegen eine Tür rennt, die fest ist und nicht brechen will. — —

Ich wußte, was das bedeutet, einem das Leben abbeten! Alte Frauen hatte ich mit zuckenden Lippen mitunter davon reden hören.

Stellt eine Schale Oel mit brennendem Docht vor das Bild der heiligen Jungfrau, kniet davor nieder in brünstigem Gebet und betet um das Leben dessen, den ihr haßt! Könnt ihr es aushalten, die Jungfrau unaufhörlich um Erhörung anzurufen, solange der Docht brennt, dann wird das Leben in Eure Hand gegeben und verlöscht mit dem Licht. So glaubt es das Volk seit grauer Vorzeit, so glaubt es auch die alte Bäuerin, die hinter versperrter Tür auf den Knien vor der Gottesmutter liegt und um das Leben der Stascha Pallovicz betet! — —

Ich zwängte mich durch das Volk. Wo man konnte, machte man mir Platz, und ich kam bis in den Türrahmen des Vorhauses. Dort ging es nicht weiter. Aber ich sah über die Köpfe der vor mir Stehenden. Die Tür linkerhand war halb geöffnet. In dem sichtbaren Bett lag die junge Frau, wachsbleich, mit vor Angst halb wahnsinnigen Augen. Neben dem Bett, auf den Dielen, der alte Peteny, zusammengerollt wie ein frierender Hund und gegen den Boden winselnd. Jenseits des Vorraums aber war die Tür versperrt. Dort kauerte Michael Peteny, kniend, als ob man durch die Tür seine demütige Stellung hätte sehen können und flehte aschgrau und mit herzzerreißender Stimme für das Leben seines jungen, unschuldigen Weibes, um Erbarmen für sein ungeborenes Kind!

Im Innern wurde aber nichts anderes vernehmbar, als ein näselndes, monotones Singen, von dem nur der immer wiederkehrende Refrain: „O Maria — er — höre — mich!" verständlich war. Dann sprang der arme Bursche wieder und wieder auf und warf sich mit der Kraft der Verzweiflung gegen die Tür. Doch die Tür war aus Eiche, und er flog wie ein Ball in die Menge zurück. Seine beiden Hände waren schon über und über blutig, und der kalte Angstschweiß hatte ihm dicke Strähnen Haar wie kleine Zöpfe in die Stirn geklebt.

Vom Hofe her wurde über unsere Köpfe hinweg ein Beil hineingereicht. Der achtzigjährige Dorfrichter vor mir ergriff es und gab es weiter. Michael Peteny stieß einen heiseren Laut aus, als er es in die Hände bekam. Dann donnerte der scharfe Stahl gegen das Eichenholz, gegen die Stelle, wo innen der Riegel saß. Dreimal, fünfmal, sechsmal. Das Beil flog zu Boden. Die gewaltige Wucht seiner Riesenschultern drängte aufs neue gegen die Tür, und diesmal — krachend und splitternd sprang sie auf . . . .

An der Wand gegenüber der Schwelle hing ein großes, grellfarbenes Muttergottesbild. Auf dem niederen Schrank darunter stand eine irdene Schale, in der flackernd und augenscheinlich dem Verlöschen nahe, ein Oeldocht brannte; die alte Peteny kniete davor, die mageren, knochigen Hände brünstig gefaltet und die Augen starr auf das Heiligenbild gerichtet.

„Maria, erhöre mich!" Ohne sich umzuwenden, sang sie näselnd und monoton weiter.

Michael Peteny war mit einem Sprunge an ihrer Seite und warf sich vor ihr nieder.

„Mutter! so erbarm' Dich doch! Erbarm' Dich, hör' auf!"

Die Alte schob den Unterkiefer noch weiter vor. Schneller und brünstiger nur näselte sie ihre Litanei.

Da sah Michael Peteny sie mit einem Blick verzweifelter, dem Irrsinn naher Angst an. Dann packte er sie mit den blutigen Händen an der Gurgel und schnürte ihr die Kehle zu.

Digitized by Google

In seinem farblosen Gesicht war keine Spur von Zorn, nur Angst, namenlose Angst.

Die Alte konnte keinen Ton mehr von sich geben. Ihre grünen Augen rollten wütend hin und her. Die Hände hielt sie immer noch gefaltet. Einmal lockerte er den eisernen Griff und im gleichen Moment brach das „Maria" von neuem halberstickt aus ihrer Kehle.

Die Männer vor mir waren dicht an der Tür stehen geblieben. Ich wollte vorwärts und versuchte mir einen Weg zu bahnen. Aber mit einemmal wichen alle zurück. Wie ein Aehrenfeld, über das ein starker Wind streicht. Ich wurde mitgedrängt und dann, als ich wieder aufblickte, sah ich, wie die Augen in dem fleischlosen, eckigen Kopf sich plötzlich verkrampften, umdrehten und weißhervorquellend sich seitwärts wandten. Ein Zucken lief durch ihren Körper und dann — —

Michael Peteny hatte seine Mutter erwürgt. Die Hände noch an ihrer Gurgel, brach er bewußtlos über ihrer Leiche zusammen.

* * *

Der Notar hielt erschöpft ein und trocknete sich mit einem seidenen Tuch die Stirn, auf der helle Schweißperlen standen. Auch seinen Zuhörern war die Ergriffenheit deutlich anzusehen.

„Eine düstere Geschichte," sagte der Probst, den buschigen, dicken Kopf traurig hin und herschüttelnd. „Und was wurde weiter daraus?

„Was weiter daraus wurde? Als ich am andern Tage nach Gyarmatt zurückfuhr, fuhr auf der Straße vor mir ein leichter Bauernwagen. In dem saß Michael Peteny zwischen zwei Landjägern. Ein Jahr Gefängnis bekam er."

„Was?" fuhr der kleine Pittrich auf. „Wofür denn?"

„Wegen Totschlag!" antwortete der Notar ruhig. „Der Spruch war noch mild. Notwehr konnte nicht angenommen werden, da das Gesetz einen Mordversuch mit unrealen Mitteln nicht anerkennt."

„Und deswegen wurde die Stascha irrsinnig?"

„Ja. Sie sprang aus dem Bett, als ihr Mann abgeholt wurde. Wie sollte sie das begreifen, daß die Gendarmen ihren Mann banden, weil er Weib und Kind verteidigt hatte? Sie lief hinter dem Wagen her — eine ganze Strecke, bis sie den unförmigen Leib nicht mehr schleppen konnte. Da brach sie im Staub zusammen, zehn Schritt vor meinen Pferden, und Michael Peteny sah sich gerade um! Sie kam ins Spital, ein totes Kind war die Folge all dieser Erschütterungen. Seitdem ist sie irr. Sie hat keine Ahnung, wie lange Zeit darüber schon vergangen ist. Sie weiß nur, daß man ihren Mann in das Komitatshaus geführt hat, und dort wartet sie nun auf ihn. Sie freut sich darauf, ihm das Bündel Lumpen zeigen zu können, das sie für ihr Kind hält."

„Mag Gott den armen Burschen in seinen Schutz nehmen," murmelte der Probst mit feuchten Augen. „Ich verstehe nicht recht, wie man ihn obendrein verurteilen konnte."

„Ich auch nicht!" ereiferte sich Pittrich. „Was hat er denn getan? Nichts, als was wir alle in analogen Verhältnissen gleichfalls getan hätten!"

Koloman Szell zupfte sich an der Nase.

„Na, na!" meinte er bedächtig.

Der Kaufmann sah ihn beinahe böse an.

„Etwa nicht? Warten Sie: Sie haben Ihre Tochter sehr lieb, nicht wahr?"

Koloman Szell nickte schweigend.

„Gut. Nehmen wir an, Sie wissen, daß irgend ein Individuum das Mädchen wütend haßt. Sie gehen mit ihr spazieren, sagen wir im Wald. Da sehen Sie plötzlich, wie der gedachte Kerl hinter einem Baumstamm hervor auf Ihre Tochter mit gespanntem Revolver zielt. Was werden Sie tun? Ohne Frage doch Ihren Revolver ziehen, wenn Sie einen bei sich haben, und ohne eine Sekunde Zeitverlust auf den Bedroher schießen. In einer Situation, wo es Ihrer Auffassungskraft nach nur darauf ankommt, wer schneller ist. Oder würden Sie warten, bis er geschossen hat und bis Ihre Tochter getroffen ist?"

„Wahrscheinlich nicht," gab der Bürgermeister zögernd zu.

„Und wenn man Sie dafür einsperrt?"

„Da sitzt der Fehler!" lächelte der behäbige Herr. „Das eben wäre nicht möglich, denn ein Revolver ist ein sehr reales Mittel zum Mord."

Pittrich blitzte ihn mit den hellen, grauen Augen spöttisch an.

„So! das ist also ausgeschlossen, meinen Sie? Wenn nun aber ein vorsichtiger Waffenhändler dem Kerl Platzpatronen verkauft hat, mit denen er unmöglich Schaden anrichten kann?"

Doktor Habka lachte hell auf.

„Prosit, Pittrich! Ihr Bild ist gut. Unser Bürgermeister hätte dann genau den gleichen Irrtum begangen, wie der arme Bauer, für dessen Anschauungskreis das „Abbeten" ein genau so reales Mordmittel ist, wie der Revolver für uns. Die subjektive Ueberzeugung bestimmt einen wie den andern, und der objektive Tatbestand gibt beiden unrecht."

Der Notar nickte ihm ernst zu.

„So ist es. Michael Peteny wird es nie begreifen, warum man ihn eingesperrt hat. Und wenn er seine Stascha wieder sieht, wird er nebst dem Glauben an die bürgerliche Gerechtigkeit auch den Glauben an die göttliche Gerechtigkeit verlieren. Das ist das Gefährliche dabei."

„Das Gefährliche — möglich! Das Interessante liegt wo anders."

„Und das wäre?"

„Das ist die Frage, ob die Gesellschaft ihre Strafgewalt in diesem Fall mißbraucht hat oder" — — —

Er brach ab und wandte sich mit boshafter Freundlichkeit zu dem Geistlichen.

„Was jetzt kommt, müssen Sie schon verzeihen, Hochwürden! Es geht gegen ein Fundament Ihrer Macht!"

„Nur los!" sagte der alte Propst nachdenklich.

„Oder," fuhr Habka fort, „ob sie auch berechtigt ist, die zurückgebliebene Intelligenz zu strafen." — —

Der Propst machte nun doch ein verdrießliches Gesicht. Ehe ihm aber eine gute Abfuhr einfiel, stand Koloman Szell geräuschvoll auf und öffnete die in das Schankzimmer führende Tür.

„Heh! Miklos! bring Punsch!"

Als der Wirt mit den dampfenden Gläsern eintrat, erklärte er kategorisch, daß er weiter keine Lust habe, sich auch außerhalb der Amtsstunden geistig anzustrengen.

„Ich werde dafür sorgen, daß die Verrückte irgendwo untergebracht wird. Daß harmlose Passanten im Dunkeln über ihre Beine stolpern, ist natürlich nicht statthaft."

Doktor Habka reichte ihm mit gewinnender Liebenswürdigkeit die Hand.

„Sie haben recht, Koloman! Sie wissen überhaupt immer, worauf es eigentlich ankommt!"

Eine ausgedehnte Partie Klabrias, in der Pittrich fünfundsechzig Kreuzer gewann, beendigte die Sitzung. Im Gasthaus zum König Arpad wurde über die Bodonyer Tragödie nicht mehr gesprochen.

Rétság-Bánk i. Ungarn. Georg-Busse-Palma.

(Nachdruck nicht gestattet.)

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 28. Berlin, den 9. April 1904. 21. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Der Vorsitzende des Wahlvereins der Liberalen, Reichstagsabgeordneter Karl Schrader, ist an seinem 70. Geburtstag aus allen Gegenden Deutschlands von seinen politischen Freunden und von der liberalen Presse mit herzlichen Wünschen und deutlichen Zeichen der Hochschätzung begrüßt worden. Von der Klarheit und Kraft seines politischen Wollens zeugt ein programmatischer Aufsatz, den Schrader soeben in den „Mitteilungen des Wahlvereins der Liberalen" veröffentlicht hat. Wir setzen folgenden besonders bemerkenswerten Ausschnitt daraus hierher:

„Die politische Situation ist geklärt. Wir haben gegen eine von der Regierung getragene reaktionäre Politik anzukämpfen, die bereit ist, aggressiv vorzugehen. Dadurch wird die Idee, daß der politische Kampf gegen die Sozialdemokratie gerichtet werden müsse, aber auch die Theorie des Kampfes nach zwei Seiten gleichzeitig über den Haufen geworfen. Der Kampf, den der Liberalismus nunmehr nach rechts zu führen haben wird, wird ihm keine Möglichkeit mehr lassen, einen zweiten Kampf gegen die Sozialdemokratie zu unternehmen, die auf seiner Seite stehen wird und dieselben Positionen zu verteidigen hat.

„Beide sind vielmehr genötigt Kampfgenossen zu sein. Der Liberalismus kann, wenn er sich nicht endgültig vernichten will, nicht anders als den Kampf nach rechts mit allen Kräften aufnehmen; es ist sein Kampf, denn er verteidigt seine Ideen, die eigentlichen Grundlagen seiner Berechtigung, wenn er sich gegen Klerikalismus, wirtschaftliche und gewerbliche Unfreiheit, Ungerechtigkeit im Steuerwesen wehrt, für Bildung und politische Freiheit eintritt. Wenn die Sozialdemokraten dabei helfen, so schadet das dem Liberalismus gewiß nicht; sozialdemokratische Bestrebungen und Ideen nimmt er dadurch nicht auf, nach wie vor muß er in dieser Beziehung ihr Gegner bleiben, aber jetzt ist keine Zeit den Handschuh hinzuwerfen. Die stärkste Förderung würde aber die Sozialdemokratie erfahren, besonders auch in den höheren Schichten der Gesellschaft, wenn der Liberalismus sich zurückhalten, ihr die Führerschaft in diesem Kampfe überlassen würde.

„Aber wird nicht alles Mühen vergeblich sein? Die jetzige parlamentarische Mehrheit bleibt bis zum Jahre 1908 und hat die Regierung für sich. Freilich ist es so. Aber dadurch ist nicht ausgeschlossen, daß doch, wenn der Kampf energisch und geschickt geführt wird, durch Hilfe der öffentlichen Meinung Einzelerfolge erreicht werden, wie bei dem Schulgesetze und der lex Heinze. Und was wichtiger ist: In diesem Kampfe muß und wird der Liberalismus wieder erstarken, weil er befreit wird von der wirtschaftlichen Interessenpolitik und wieder an erster Stelle einzutreten hat für Freiheit, Gerechtigkeit und Bildung. Die kleinlichen Gegensätze und Streitigkeiten innerhalb der Liberalen müssen dagegen zurücktreten; die Taktik muß eine einheitliche werden."

Der deutsche Turnerbund, einer der größten unpolitischen freien Vereine, die wir in Deutschland haben, hat sich auf dem 13. deutschen Turnertag, der Ostern in Berlin stattfand, mit einer hochpolitischen Frage befassen müssen, nämlich damit, ob Juden als vollberechtigte Mitglieder im Bund anzusehen seien oder nicht. Diese Frage war durch den antisemitischen XV. Turnkreis Oesterreichs erzwungen worden, der unter Führung der bekannten alldeutschen Antisemiten Schönerer und Wolf steht. Unter der Ausrede, das deutsche Nationalprinzip hochhalten zu wollen, hatten diese österreichischen Antisemiten einen so schlimmen Terrorismus gegen die deutsch-freiheitlichen Turnerkreise Oesterreichs geübt, daß diese schließlich ihren Austritt aus dem österreichischen Turnkreis erklärten. Nunmehr hat der deutsche Tuenertag nach lebhaften und zum Teil erregten Debatten mit überwältigender Mehrheit die deutschfreiheitlichen Tuener als vollwertige Verbandsgenossen anerkannt und ihnen einen eigenen Turnkreis in Oesterreich zugestanden. Der Beschluß ist besonders wertvoll deshalb, weil er zeigt, wie energisches Deutschtum, das in der deutschen Turnerschaft von jeher eifrig gepflegt wird, mit Rassenantisemitismus, auch wenn er sich ein patriotisches Mäntelchen umhängt, nichts zu tun haben will. Der 13. deutsche Turnertag hat bewiesen, daß die Befürchtungen derer, die in den mancherlei deutschtümelnden Aeußerlichkeiten mancher Turnerkreise Ansätze zu ungesundem Rassenfanatismus glaubten erblicken zu müssen, unbegründet waren.

Bedeutsamer noch als der Cölner scheint der Leipziger Aerztestreik werden zu wollen. Sämtliche 233 Kassenärzte haben am 1. April ihre Tätigkeit für die Leipziger Ortskrankenkassen eingestellt und sich ehrenwörtlich verpflichtet, die Kassenmitglieder, außer in Fällen dringender Gefahr, wo einmalige Behandlung unentgeltlich gewährt werden soll, nicht mehr zu beraten. Die Hauptursache des Streites ist hier wie überall die freie Arztwahl, die von den Aerzten gewünscht, von der Kassenverwaltung aber für unmöglich erklärt und durch das Distriktsarztsystem ersetzt wird.

Politisch beachtenswert ist bei diesem Streit die Stellung der sächsischen Behörden. Sie haben sich nach eingehender Prüfung aller Einzelheiten offen und rückhaltlos auf die Seite der Kassenverwaltung gestellt. Das hat zunächst der Kreishauptmannschaft Leipzig als der nächst Beteiligten, dann aber auch ganz allgemein den sächsischen Behörden den Vorwurf eingetragen, sie begünstigten die Sozialdemokratie. Man denke,

im Königreich Sachsen, wo Löbtau und Crimmitschau liegen, beschuldigt man die Behörden der Förderung sozialdemokratischer Tendenzen! Aber so wunderbar die Beschuldigung auch klingt, sie wird noch übertrumpft durch die Rechtfertigung, die das Ministerium öffentlich in den beiden sächsischen Regierungsblättern der Kreishauptmannschaft Leipzig zuteil werden läßt. Darin heißt es nämlich:

„Der Umstand, daß die große Mehrzahl der Krankenkassenmitglieder Anhänger der Sozialdemokratie sein mag, kann und darf die Regierung in ihren Entschließungen zur Durchführung der Wohltaten der Arbeiterversicherung in keiner Weise beeinflussen und hindern. Sie hat für das Wohl der arbeitenden Bevölkerung in gleicher Weise zu sorgen und die Gesetze in gleicher Weise zur Geltung zu bringen, mag diese Bevölkerung sozialdemokratisch gesinnt sein oder nicht ... Die Regierung fragt hierbei auch nicht danach, ob sie damit den Beifall der Sozialdemokratie findet oder nicht. Sie geht unbeirrt und fest den Weg, den ihr Gesetz und Recht und die Pflicht zur Fürsorge für das allgemeine Wohl vorschreiben. Daß auch die Kreishauptmannschaft sich auf diesen Standpunkt gestellt hat, ist nur zu billigen und anzuerkennen."

Ob die Stellungnahme der Regierung zur Leipziger Aerztefrage richtig oder falsch ist, hat weniger allgemeine Bedeutung als diese grundsätzliche Stellung zur Sozialdemokratie. Die Ausführungen des Regierungscommuniqués würden der Gerechtigkeitsliebe und dem sozialen Verständnis jeder anderen staatlichen oder kommunalen Behörde schon alle Ehre machen; daß sie aber gerade vom sächsischen Ministerium ausgehen, ist doppelt erfreulich.

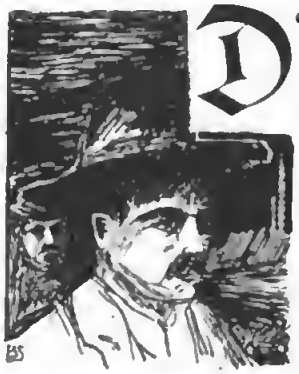
Eine Abordnung des deutschen Katholikentages hat Papst Pius X. am Ostermontag in Rom eine Huldigung dargebracht. Natürlich gehörten auch hervorragende Zentrumsmitglieder, wie die Abgeordneten Prinz v. Arenberg, Professor Dr. Hitze, Dr. Schädler und Kammerpräsident Dr. Orterer zu dieser Abordnung. Das hatte manchen Blättern Anlaß zu der Behauptung gegeben, das Zentrum habe sich beim Papste Rat emgeholt über seine künftige politische Gesamthaltung und insbesondere über die Behandlung der bevorstehenden Flottenvorlage. Das ist nun freilich keine ganz korrekte Darstellung. Aber daß die Worte und Ratschläge des Papstes für die praktische Politik des Zentrums nicht bedeutungslos sind, das weiß man nachgerade aus langjähriger Erfahrung und darf es deshalb auch diesmal getrost annehmen. Wenn indessen Pius X. am Ostermontag sich in einer so warmherzigen, anerkennenden Weise „über die freundliche Gesinnung des deutschen Kaisers und der deutschen Regierung gegen seine Person und die katholische Kirche" ausgesprochen und damit gleichsam dem gegenwärtigen Regierungskurs seinen päpstlichen Segen gegeben hat, so darf man dabei nicht vergessen, daß der Besuch des französischen Ministerpräsidenten in Rom bevorsteht. Der Papst hat ja gegenwärtig allen Grund, den Franzosen zu zeigen, daß im protestantischen Deutschland die katholische Kirche besser dasteht, als im hochkatholischen Frankreich.

Das französische Ministerium Combes hat nun auch noch die vielgefürchtete Marinedebatte überraschend gut überstanden und steht einstweilen wieder neu gefestigt da. Mögen auch mehr taktische als sachliche Erwägungen für das straffe Zusammenhalten des Regierungsbloks bestimmend gewesen sein, so darf auf der andern Seite sicherlich nicht übersehen werden, daß es gerade die energische, freiheitliche und zielklare Regierungspolitik ist, die dem Kabinet Combes durch alle die Schwierigkeiten der letzten Monate hindurchgeholfen hat. Wie rücksichtslos dieses Ministerium auf dem Wege der Trennung von Kirche und Staat vorwärtsschreitet, zeigt gerade eben wieder die in nicht gerade taktvoller Weise am Charfreitag veröffentlichte Verfügung, daß aus den öffentlichen Räumen der Verwaltung und der Justiz alle religiösen Bildwerke zu entfernen seien. Die Ministerialverfügung entspricht zwar nur einem Wunsche, dem die Kammer und der Senat schon im letzten Dezember Ausdruck gegeben haben, aber sie ist natürlich trotzdem nicht dazu angetan, die Feinde der Regierung versöhnlicher zu stimmen.

Die Engländer haben in Tibet einen kriegerischen Erfolg zu verzeichnen, wenn man den Sieg einer disziplinierten Truppe über eine gänzlich ungeübte Horde mangelhaft bewaffneter Eingeborener als kriegerischen Erfolg bezeichnen darf. Die Vorgeschichte der Expedition ist bekannt. Es handelt sich vorgeblich um „friedliche Anknüpfung von Handelsbeziehungen" mit dem Britisch-Indien benachbarten ungastlichen Hochland von Tibet. Daß diese „Anknüpfung" gerade in eine Zeit fällt, wo die Russen und die Chinesen, die beiden andern Nachbarn Tibets, in Ostasien vollauf beschäftigt sind, ist gewiß kein reiner Zufall. Die militärische Handelsvertragsexpedition unter Führung des Obersten Younghusband hat seither schon unendliche Schwierigkeiten mit den Witterungs- und Verpflegungsverhältnissen zu überwinden gehabt. Zuletzt wurde sie längere Zeit in dem kleinen Grenzstaat Bhutan aufgehalten, der ihren Rückzug bedroht hätte, falls die Expedition ohne seine Einwilligung weiter marschiert wäre. Dann hat sie die Grenzen des Hochplateaus von Tibet überschritten, ist aber gleich in den ersten Tagen von den Abgesandten des Dalai-Lama am Weitermarsch verhindert worden. Vergeblich freilich, denn die modernen Gewehre verschafften sich ohne weiteres Eingang in den so sorgsam vor jedem Europäer verschlossenen buddhistischen Mönchsstaat. Immerhin kann die Expedition auf dem Wege nach der Landeshauptstadt Lhassa noch schweren Gefahren entgegengehen, selbst wenn man die Kollision mit russischen Interessen ganz außer Rechnung stellt.

* * *

Die polnische Bewegung im oberschlesischen Industriebezirk.



Der Beleidigungsprozeß, welchen Fürstbischof Dr. Kopp gegen die Redakteure des „Gornoslazak" angestrengt hatte, und der mit der überraschenden Zurückziehung der Klage einen für den Bischof und die oberschlesische katholische Geistlichkeit so bloßstellenden Abschluß erfahren hat, lenkt aufs neue die Aufmerksamkeit auf die polnisch-nationale Bewegung in Oberschlesien. Man fragt sich erstaunt, wie war es möglich, daß gegenüber der dominierenden Stellung, die bis vor wenigen Jahren das Zentrum dort einnahm, bei einer ihm rücksichtslos ergebenen Geistlichkeit, deren Terrorismus und Gewalt über die Gemüter jener Prozeß wieder mit verblüffender Deutlichkeit gezeigt hat, eine ihre Spitze gegen Zentrum und die von ihm abhängige Geistlichkeit kehrende, populäre, nationalpolnische Bewegung mit solcher Wucht siegreich auftreten konnte, unter einer Bevölkerung, die schon seit vielen, vielen Jahrhunderten vom Königreich Polen losgelöst ist, unter der nationalpolnische Ideen früher nie Boden gefunden hatten?

Die Herren von Hammerstein und Konsorten, ebenso wie das eine seiner sichersten Domänen verlierende Zentrum waren mit der Erklärung schnell bei der Hand: Die fanatische, rücksichtslose, verhetzende, nationalpolnische Agitation, die künstlich von auswärts her durch Aerzte, Rechtsanwälte, Redakteure usw. hineingetragen worden ist, hat diese bis dahin ruhige, zwar polnisch sprechende, aber deutsch-patriotisch fühlende Bevölkerung in ihren Grundlagen erregt, ihnen nationalpolnische Ideen suggeriert. Und von diesem Gedankengang aus ist denn auch das Mittel gegeben, diese Bewegung erfolgreich zu bekämpfen: man macht die Agitatoren unschädlich, damit verschwindet die Bewegung von selbst. Der Staat wie die katholische Kirche haben das gleiche Interesse daran, mit weltlichen und geistlichen Strafen den Agitatoren das Handwerk zu legen, die Bevölkerung von der polnischen Verseuchung zu befreien: darum rücksichtsloses Vorgehen gegen deren Führer.

Das alte scharfmacherische Rezept, das nie hilft, aber immer wieder angewendet wird, nur wie sich hier wieder gezeigt hat, von der Kirche noch viel brutaler als von den staatlichen Organen!

Niemand, der die Verhältnisse des oberschlesischen Industriebezirks seit längerer Zeit kennt, wird darüber im unklaren sein, daß die polnische Bewegung von außen her dort hineingetragen worden ist, daß noch vor fünfundzwanzig Jahren kaum eine Spur davon existierte, daß damals die nur polnisch sprechenden Arbeiter es selbst lebhaft beklagten, nicht deutsch zu verstehen, weil sie dadurch sich an die Scholle gefesselt fühlten, außerstande, ihre Arbeitskraft an Orten zu verwenden, wo diese besser bezahlt wurde. Der gediente, auch der deutschen Sprache mächtige Mann fühlte sich als etwas Besseres.

Wenn aber die nationalpolnische Bewegung unter dieser Bevölkerung einen solchen Umfang erreichen konnte, so müssen Umstände vorhanden gewesen sein, die den Nährboden dafür schufen, denn war dieser nicht vorhanden, so konnte die großpolnische Agitation nicht Wurzel fassen.

In einem sich großindustriell entwickelnden Revier wird, je mehr der Arbeiter aus dem Zustand des Fatalismus emporsteigt, sich ein immer entschiedenerer Gegensatz zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer herausbilden; doppelt stark wird das dort der Fall sein, wo zwischen beiden ein Unterschied in der Sprache sowie in der Religion besteht. Nicht nur die Besitzer, sondern auch die Beamtenschaft der industriellen Werke Oberschlesiens sind — mit verschwindenden Ausnahmen bei den Beamten — Deutsche, und es liegt für sie nahe, in der polnisch sprechenden Bevölkerung eine inferiore Rasse zu sehen, zumal die Sprache der Gebildeten deutsch, die der Arbeiter und des Landvolkes nur ein sehr korrumpierter, zahlreich mit deutschen Stämmen durchsetzter polnischer Dialekt, das Wasserpolnisch ist, welcher sich vom hochpolnischen bezw. der polnischen Schriftsprache wesentlich unterscheidet. Der Gebildete hatte also nur die deutsche Umgangssprache. Mußte infolge der Sprachverschiedenheit der Gegensatz zwischen Arbeitgebern und Beamten einerseits, Arbeitern andererseits, zwischen Gebildeten und Ungebildeten sich hier noch wesentlich stärker herausbilden, als in andern Industrierevieren, so war die Folge, daß namentlich der untere Beamte, der mit dem Arbeiter direkt zu tun hat, sich über diesen sehr erhaben vorkam und ihn mit weitgehender Nichtachtung behandelte. Mildernd wird dabei in Betracht kommen, daß der oberschlesische Arbeiter vielfach auf einer wesentlich niedrigeren Kulturstufe steht, als der deutsche Arbeiter, besonders der großen Städte und des Westens und Südens; daß er aus einem elenden Zustand der Verwahrlosung von Jahrhunderten erst in den letzten Dezennien der Kultur zugeführt, noch recht viele Spuren alter Sklaverei, eines sittlich niedrigen Niveaus an sich trägt. Die Industrie wirkt zweifellos erzieherisch auf diese Arbeiterbevölkerung, und es fehlt heut dort nicht an einer zahlreichen Arbeiterelite; aber der fortwährende Strom neuzuwandernder Arbeiter aus den ländlichen polnischen Distrikten, bei denen Schulbildung, Verantwortlichkeitsgefühl und sittliches Empfinden sehr wenig entwickelt sind, drückt das durchschnittliche Bildungsniveau der Arbeiterklasse ständig herab, und das verführt den untern Beamten nur zu oft dem Arbeiter gegenüber einen Ton anzuschlagen, für den das Wort „Kajernenton" stellenweis noch ein Euphemismus wäre.

Noch in den ersten Jahren des Kulturkampfs gab es in Oberschlesien kaum katholische Arbeitgeber; die gräflich Hugo-Henckelsche Verwaltung war in den höheren Stellen damals fast nur von protestantischen Beamten geleitet, die auf nationalliberalem Boden standen und ihren Einfluß bei den Wahlen entsprechend ausübten; der eigentliche Besitzer kümmerte sich weder um die Verwaltung noch um die Politik. Die gräflich Ballestremsche Verwaltung hatte damals noch keine erhebliche Bedeutung, und in der gräflich Schaffgottsch-Koppitzschen überwog auch noch das protestantische Element, wenngleich die Führung im Sinne der Zentrumspartei erfolgte. Alle andern industriellen Unternehmungen waren im Besitz von Protestanten oder wurden von protestantischen Beamten geleitet. Das Zentrum war daher damals dort die eigentliche Volks- oder Arbeiterpartei, die Liberalen die Arbeitgeberpartei. Dem geistlichen Druck der ersteren stellt sich ein ebenso rigoroser, und weil äußerlich mehr erkennbar, die Arbeiter stark verstimmender Druck der letzteren entgegen.

Die Situation für das Zentrum verschlechterte sich umso mehr, je mehr es zur Macht gelangte; die drei oben genannten katholischen, großindustriellen Magnaten (bezw. Magnatenfamilien) ersetzten konsequent ihre protestantischen durch katholische Beamte; nicht daß sie den ersteren kündigten, aber bei dem durch Tod oder Alter eintretenden Abgang wurden nur noch Katholiken, ausgesprochene Zentrumsanhänger, angestellt. Zahlreiche katholische Handwerker, die bei der lebhaften Nachfrage, die durch die starke Bevölkerungszunahme gezeitigt wurde, sich zu Kleinindustriellen aufschwangen, vermehrten das Arbeitgeberelement unter den Zentrumsangehörigen; da katholische Anwälte und Aerzte größeres Vertrauen bei den breiten Massen fanden, als protestantische oder jüdische, so ließen sich immer mehr davon im Industriebezirk nieder, die Selbstverwaltung in den Orten, wo das Zentrum die Macht hatte, bevorzugte seine Anhänger; katholische Richter und sonstige Beamte verstärkten die Reihen. Mehr und mehr verlor damit die Zentrumspartei im Industriebezirk den Charakter der Volkspartei im Gegensatz zu einer aristokratischen, der Vertretung der Arbeiter gegenüber der Arbeitgeberpartei, des Anwalts der Ungebildeten gegenüber den Gebildeten. Es war unmerklich selbst Arbeitgeberpartei, aus einer Oppositions- die herrschende Partei geworden.

Damit war der Boden für eine neue Volkspartei bezw. Arbeiterpartei gegeben; die geistig höher stehenden Arbeiter fanden diese in der Sozialdemokratie, die zurückgebliebenen in der polnischen Arbeiterpartei, denn das ist sie in Oberschlesien.

Mußte dieser natürliche Uebergang aus dem Lager der Opposition in das der herrschenden Partei die Stellung des Zentrums im oberschlesischen Bezirk ohnehin schwächen, so war seine Politik dazu angetan, den Boden, auf dem es dort fußte, weiter zu erschüttern. „Das Zentrum wird agrarisch sein, oder es wird nicht sein," rief im Abgeordnetenhause ein schlesischer Graf aus, der in naher Verwandtschaft zu einer der großindustriellen oberschlesischen katholischen Magnatenfamilien steht. Die agrarische Politik aber verteuert dem Arbeiter seine Lebenshaltung, verschlechtert seine Lage; trotz aller sozialpolitischen Gesetze, die das Zentrum befürwortet, oder für die es stimmt, muß seine agrarische Politik ihm die Arbeiter entfremden. Und in einem Grenzbezirk wie dem oberschlesischen muß die Wirkung der Agrarzölle auch dem blödesten Arbeiter klar werden. Die Arbeiterinnen, die täglich zur Arbeit in den großen polnischen Spinnereien die Grenze überschreiten, wissen genau zu erzählen, um wieviel billiger Brot und Fleisch jenseits der Grenze ist, als diesseits derselben; und so kurz ist das Gedächtnis der dortigen Arbeiter auch nicht, als daß sie nicht noch wüßten, wieviel billiger das Schweinefleisch war, als die Schweineeinfuhr aus

Digitized by Google

Rußland noch nicht auf 1552 Stück wöchentlich kontingentiert war. Die tiefe Unzufriedenheit über die Verschlechterung seiner Ernährungsverhältnisse — denn trotz erheblich gestiegener Löhne, die im Gegensatz zu einer weit verbreiteten Auffassung garnicht niedrig sind, ist die Lebenshaltung der oberschlesischen Arbeiter, namentlich der Fleischkonsum zurückgegangen —, der Vergleich mit der Lage seiner Arbeitsgenossen auf den benachbarten russischen und galizischen Werken, das ist vorwiegend der Nährboden für die dortige sozialdemokratische, wie für die polnische Arbeiterbewegung.

Es wäre unrecht zu verschweigen, daß manche der dem Zentrum angehörenden Vertreter des oberschlesischen Industriebezirks, insbesondere der frühere Abgeordnete Letocha energisch die Einschränkung der Schweineeinfuhr bekämpft haben; aber das Gros der Partei, selbst Vertreter benachbarter industrieller Wahlkreise befürworteten die Absperrungspolitik; sie waren in erster Linie dafür verantwortlich. Und war nicht selbst Letocha stets eine der Säulen der Schutzzollpolitik gewesen! An ihm bewahrheitete sich das Wort: „Man kann nicht zween Herren dienen." Und er ist nicht der letzte von denen, die dort abgehalftert werden.

Die Bekämpfung der Unmäßigkeit, des Alkoholmißbrauchs unter den Arbeitern des oberschlesischen Industriereviers ist immer eine der wichtigsten Aufgaben gerade im Interesse der Hebung des Arbeiterstandes, seiner wirtschaftlichen Befreiung aus den Händen der ihm Kredit gebenden Händler gewesen, und man wird diesen Bestrebungen seine Anerkennung nicht versagen dürfen. Sie müssen von jeder ehrlich das beste des Volkes wollenden Partei unterstützt werden, unbekümmert darum, ob man sich damit das Wohlwollen einer einflußreichen Wählerschicht entzieht oder nicht. Aber unter Wahrung berechtigter Interessen, nicht mit täppischen Polizeimaßregeln, die das Gegenteil von dem erreichen, was sie bezwecken, muß dieser Kampf geführt werden. Das aber geschah gerade nicht, seitdem die Zentrumspartei durch einen ihrer hervorragendsten oberschlesischen Führer, den Leiter einer der größten dortigen Industrieverwaltungen die Führung darin übernommen hatte. Man sperrte an den Lohn- und Abschlagstagen die Bierstuben und zwang damit die Leute statt dessen Schnaps zu kaufen, den sie nun stehend auf der Straße oder in den Hausfluren hinunterstürzten. Das verstimmte die Arbeiter wie die Wirte, und die letzteren sind in Oberschlesien eine Macht.

Das Zentrum — die mächtige Arbeitgeberpartei — trug die Verantwortung für diese Maßnahmen; gegen sie schlugen sie aus.

Das durch seine bisherige Gefolgschaft in seiner Machtstellung bedrohte Zentrum griff, um diese zu erhalten, zu Mitteln, durch die alles, was von protestantischen Arbeitgebern jemals gesündigt worden war, völlig in den Schatten gestellt wurde; es versuchte es mit der terroristischen Gewaltherrschaft und erzeugte damit einen Gegendruck von der inzwischen sehr viel unabhängiger gewordenen Arbeiterschaft, der die Macht der Kirche schließlich in Frage stellte. Die Fortsetzung der Verhandlungen im Beuthener Prozeß wäre weit mehr der Sozialdemokratie als der polnischen Arbeiterpartei zu gute gekommen, welch letztere doch immer auf kirchlich katholischem Boden steht. Deshalb beeilte man sich auf beiden Seiten, dem Prozeß ein rasches Ende zu machen. Trotz der sogenannten Revokation von polnischer Seite bedeutet derselbe doch einen vollen Sieg der polnischen Arbeiterpartei. Die katholische Kirche im oberschlesischen Industriebezirk wird es in Zukunft kaum mehr wagen, Partei für das Zentrum zu ergreifen.

Wenn die dortige Arbeiterbevölkerung nicht zufälligerweise polnisch spräche, würde die Entwicklung zu einer katholisch-radikalen Arbeiterpartei geführt haben; ja haben polnische Führer die Gelegenheit ergriffen, ihr den polnischen Charakter aufzudrücken und damit gleichzeitig in der ganzen Polenfraktion an Stelle der bisherigen aristokratischen Führung die demokratische zu setzen. Ob nicht gerade, nachdem von der oberschlesischen polnischen Arbeiterpartei nunmehr der Frieden mit der Kirche, d. h. auch mit dem Zentrum gemacht worden ist, die Sozialdemokratie unter den dortigen Arbeitern die Oberhand gewinnen wird, ist heute noch nicht zu übersehen, aber nicht unwahrscheinlich; denn diese Arbeiterbewegung verträgt das Paktieren mit einer agrarischen Arbeitgeberpartei nicht.

In der preußischen Verwaltung wurde der verdiente Oberpräsident von Schlesien, Fürst Hatzfeld-Trachenberg, das Opfer der polnischen Erfolge in Oberschlesien. Er hatte sich entschieden gegen jeden Hakatismus daselbst gesträubt, von dem er nur eine Verstärkung der polnischen Bewegung, ein Eintreten des Zentrums für dieselbe erwartete. In letzterem hatte er zweifellos recht; in dem Moment, da man dort zur hakatistischen Scharfmacherei griff, mußte das Zentrum allen Zwist mit den Polen vergessen, mußte es sich mit ihnen identifizieren. Für das Zentrum wäre der Hakatismus dort eine Quelle der Kraft geworden, aber die Arbeiterbewegung wäre dadurch nicht beseitigt worden, das Zentrum hätte hier entschieden demokratisch werden müssen, was es mit Rücksicht auf seine Magnaten dort schlecht kann, oder aber der Erfolg wäre den Sozialdemokraten zugefallen.

Graf Zedlitz-Trützschler ist als Oberpräsident von Schlesien berufen worden, um die polnische Bewegung zu unterdrücken; er ist gewiß ein sehr gescheiter und gewandter Mann, aber die Aufgabe, die ihm gestellt ist, ist eine solche, daß er daran scheitern muß; denn er vermag die Grundlagen nicht zu beseitigen, auf welchen die polnische Arbeiterbewegung in Oberschlesien sich aufbaut; er ist auch zu agrarisch, um einsehen zu können, wie die agrarische Politik dort den Nährboden für die radikale Arbeiterbewegung geschaffen hat.

Georg Gothein.

Gewerbliche Frauennachtarbeit.

Die Bekämpfung oder Regelung der industriellen Nachtarbeit weiblicher Personen ist eine Aufgabe, die umfassend und erschöpfend nur auf dem Weg internationaler Vereinbarungen einerseits, der allgemeinen Verkürzung der Arbeitszeit und der Unterstellung der Heimarbeit unter die Arbeiterschutzgesetze und die Gewerbeaufsicht anderseits gelöst werden kann.

Die Frage ist aktuell geworden, seit man durch die Anfänge eines Arbeiterschutzes den Grund zu einem wirklich freien Arbeitsvertrag gelegt hat. Verschiedene Kongresse, so besonders der VI. internationale für Hygiene und Demographie (Wien 1887), befaßten sich mit ihr, ebenso die bekannte Berliner internationale Arbeiterschutzkonferenz vom März 1890. Die Frage trat in den Vordergrund des Interesses, als das ebenso eingehende wie sachliche Referat, das Professor Dr. Erismann auf dem „Internationalen Kongreß für Arbeiterschutz" (Zürich 1897) erstattete, in knapper, aber darum nicht minder ergreifender Weise all das zusammenfaßte, was vom Standpunkt der öffentlichen Gesundheitspflege und Sittlichkeit gegen die Nachtarbeit überhaupt, ganz besonders aber gegen die Nachtarbeit der weiblichen Personen und Kinder einzuwenden ist. Seitdem hat man sich mehrfach auf nationalen und internationalen Konferenzen mit der Frage der Nachtarbeit befaßt. Als jüngstes Ergebnis dieser Bestrebungen liegt eine Sammlung von Berichten vor, die, von der Internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz veranlaßt und ihrer zu Cöln abgehaltenen Generalversammlung September 1902 unterbreitet, über den Stand, die Wirkungen, die gesetzlichen Einschränkungen

Digitized by Google

usw. der Frauennachtarbeit in einer Reihe von Industrieländern referieren. Bearbeitet ist der Sammelband von Professor Dr. Stephan Bauer, Direktor des internationalen Arbeitsamtes in Basel*), der ihm auch eine zusammenfassende Uebersicht über die Entwicklung und den Umfang der gesetzlichen Regelung der Frauennachtarbeit voraufschickt.

Nachtarbeit ist danach verboten für weibliche Arbeiter jeden Alters in 20 bezw. 21 Staaten. In 12 (13) Staaten besteht das Verbot nur für jugendliche Arbeiter, wobei der Begriff der Jugendlichkeit bei einigen bis zum 21., bei anderen nur bis zum 18. oder 16. Lebensjahre geht. Und daneben gibt es 17 Staaten, in denen die Nachtarbeit überhaupt nicht geregelt ist, während man in Spanien eine Einschränkung der Nachtarbeit der 14—16jährigen auf nur 8 Stunden für einen ausreichenden Schutz hält bei einer Gesamtarbeitszeit von 66 Stunden in der Woche.

Aber auch in den Ländern mit gesetzlichem Verbot bedeutet das nicht etwa ein Aufhören der Frauennachtarbeit überhaupt, da fast durchweg der Kreis der Geschützten viel zu eng gezogen ist. In Rußland gilt das Verbot nur für Textilfabriken, in Oesterreich, Ostindien und Schweden nur für Fabriken, Berg- und Hüttenwerke, teilweise auch für Werkstätten im Deutschen Reich und in 9 Kantonen der Schweiz. Wie wenig wirklichen Schutz das im Grunde bedeutet, geht aus der verschiedenen Fassung des Begriffs Werkstätte oder Fabrik oder dessen, was man unter Nachtruhe versteht, hervor. Dem russischen Gesetzgeber scheint eine Nachtruhe von 6 Stunden ausreichend, und er verfügt deshalb, daß Minderjährige und Frauen „in der Zeit von 10 Uhr abends bis 4 Uhr früh" nicht in Textilfabriken beschäftigt werden dürfen.

Völlig ungeschützt ist die Tages- wie die Nachtarbeit in Japan, während wir den ausgedehntesten Arbeiterschutz in Neu-Seeland antreffen. Dort ist die 48 Stundenwoche für alle Arbeiter eingeführt, und den Frauen jeden Alters eine 13stündige Nachtruhe gewährleistet. Die relativ größte Zahl der Geschützten finden wir in der Schweiz, und im allgemeinen ist festzustellen, daß ein enger Zusammenhang zwischen der Länge der einzelnen Normalarbeitstage und der Ausdehnung des Verbotes der Nachtarbeit besteht, sowie ferner, daß gerade die industriell fortgeschrittensten und leistungsfähigsten Staaten den umfänglichsten Arbeiterschutz haben. Die Erklärung dafür liegt nahe. Die gesteigerte Intensität der Arbeit, der Aufwand an Muskel- und Nervenkraft, der erforderlich ist, um eine führende Stellung in Industrie und Handel zu erlangen und zu behaupten, verbietet von selbst den extensiven Arbeitsbetrieb, und es ist längst bewiesen, daß in der Regel eine Verkürzung der Arbeitszeit die Ergiebigkeit und Qualität der Arbeitsleistung nicht verringert, sondern erhöht. Daher bestimmt das Maß der volkswirtschaftlichen Einsicht des Unternehmertums zuzüglich der Macht und Kraft der Interessenvertretung der Arbeiterschaft Grad und Charakter des Arbeiterschutzes.

Von hier aus gesehen ist die Durchlöcherung des Verbotes der Nachtarbeit durch eine Reihe von Ausnahmebestimmungen ganz besonders bedauerlich. Wir finden aber solche Ausnahmen in allen Industrieländern, ohne daß ein Grund vorläge, aus dem etwa die Gesamtindustrie der Bekleidung und Reinigung in dieser Weise bevorrechtet sein sollte. Bei richtiger Einteilung und Gewöhnung des kaufenden Publikums sowie bei Ausdehnung des Verbotes und der Ueberwachung auch auf die werkstattmäßig organisierte Kleider- und Wäschekonfektion wäre es ein leichtes, mit der hier üblichen Saison- und Nachtarbeit aufzuräumen. Ebenso könnte durch geeigneten Schichtenwechsel in den ununterbrochenen Betrieben, z. B. Zucker-, Papierfabriken usw., Frauennachtarbeit vermieden werden. Als einzige zulässige Ausnahmen blieben dann nur noch die Arbeit in Fischräuchereien und einzelnen Zweigen der Konservenfabrikation sowie ferner die wenigen Fälle, in denen eine augenblickliche, durch elementare Einflüsse hervorgerufene Notlage eine ausnahmsweise Heranziehung aller Arbeitskräfte erforderlich macht. Hier wären aber Kautelen zu schaffen, die jede mißbräuchliche Auslegung und Anwendung solcher Ausnahmebestimmungen verhinderten.

Die schädlichen Folgen ausgedehnter Arbeitszeit, insbesondere der Nachtarbeit, sind zu allgemein bekannt und schon zu oft gewürdigt, als daß ein näheres Eingehen auf diese Seite der Frage erforderlich wäre. Von höchstem Interesse ist dagegen die Feststellung, daß nach Einführung des Frauenschutzes in allen Ländern die Mortalität der Weiblichen gesunken ist. In England ist seit Beginn der sie betreffenden Schutzgesetzgebung die Sterblichkeitsrate der Frauen stärker gefallen als die der Männer. Dasselbe gilt für Deutschland und kommt in der Sterblichkeitsstatistik der Krankenkassen zum jederzeit kontrollierbaren Ausdruck. Ebenso günstig wirkt bekanntlich die Schutzgesetzgebung auf die Sterblichkeit der Säuglinge und Kinder. Und es hieße längst Bekanntes wiederholen, wollten wir nochmals ausführlich dartun, wie verhängnisvoll Nachtarbeit der Frauen und Jugendlichen auf das Familienleben und die Sittlichkeit der heranwachsenden Generation einwirkt, und wie viel gutes hier Einschränkung und Verbot gestiftet haben.

Aber auch die Prophezeiung, daß viele Arbeiterinnen durch das Verbot der Nachtarbeit Arbeit und Verdienst verlieren würden, hat sich nicht erfüllt. Von 1882 bis 1895 ist der Anteil der weiblichen Arbeiter von 13,31 Prozent auf 16,65 Prozent der Gesamtarbeiterschaft gestiegen. Ihre Zahl hat sich dann weiter von 633 783 im Jahre 1894 auf 834 290 im Jahre 1900 erhöht. In den Kampagneindustrien wurde durch vermehrte Einstellung der unentbehrlichen weiblichen Arbeitskräfte der Ausfall der Nachtarbeit ausgeglichen. In anderen Industrien wurde durch intensivere Arbeit Leistung und Lohn gesteigert, sodaß in den meisten Fällen selbst der Verminderung des Verdienstes vorgebeugt wurde, und selbst da, wo in geringem Umfang eine solche eintrat, erscheint die kleine Einbuße mehr als ausgeglichen durch den von uns bereits gekennzeichneten hauswirtschaftlichen, hygienischen und moralischen Gewinn.

Als ebenso unbegründet erwiesen sich die Befürchtungen, mit denen man in Unternehmerkreisen der Einschränkung oder dem Verbot der Nachtarbeit entgegensah. Nach der Aussage des mit der offiziellen deutschen Berichterstattung betrauten badischen Fabrikinspektors Dr. Fuchs „stehen den anfänglich zu bringenden Opfern doch auch gewisse Vorteile gegenüber: Größere Leistungsfähigkeit der Arbeiter am Tage, Ersparnisse an Beleuchtung, bessere Kontrolle der Arbeit und bessere Qualität der letzteren". Ohne Widerspruch fürchten zu müssen, kann man diese Aufzählung noch durch den Hinweis auf die größere Ergiebigkeit der Tagesarbeit, die Verminderung der Unfallgefahr und ähnliche Vorteile ergänzen.

Derselbe Berichterstatter weist nach, daß die Gesamtproduktion nicht nur keine Einbuße erlitt, sondern durch „Verbesserung der Technik und Organisation sowie durch größeren Fleiß der Arbeiter immer mehr gesteigert wurde". Er belegt das durch einige bedeutsame Zahlen aus der deutschen Ausfuhrstatistik, die einen beträchtlichen Aufschwung der Ausfuhr erkennen lassen und zumindest dartun, daß der vermehrte Arbeiterschutz nicht hemmend gewirkt hat; daß das Exportgeschäft der Konservenindustrie in vereinzelten Fällen eine kleine Einbuße erlitten hat, wurde durch die Steigerung des inländischen Verbrauchs wett gemacht.

Eine höchst lehrreiche Zusammenstellung aus dem ausgezeichneten englischen Bericht tut gleichfalls dar, daß die fortgesetzte Ausdehnung und Verbesserung des Arbeiterschutzes die industrielle Leistungs- und Konkurrenzfähigkeit nicht herabgesetzt, sondern erhöht hat. Das gleiche wird von den in Verbindung mit der Verkürzung der Arbeitszeit erfolgten Lohnerhöhungen gesagt, und im Gegensatz zu den Klagen der Wollkämmereien

*) „Die gewerbliche Nachtarbeit der Frauen." Jena, Gustav Fischer.

Digitized by Google

von Verviers, kommt dieser Zweig der Textilindustrie in England sehr gut ohne Nachtarbeit der Frauen aus.

Die Kammgarnspinner von Verviers erwarten von dem Verbot, ja von jeder wesentlichen Begrenzung der in Belgien fast uneingeschränkt zulässigen Frauennachtarbeit nicht weniger als den Untergang ihrer gesamten Industrie, und sie ziehen alle Register, um nachzuweisen, daß Nachtarbeit in keinem Sinne schädlich, sondern lediglich eine Sache der Gewohnheit sei. Man geht selbst soweit, als Beweis dafür anzuführen, daß „die Fabrikbesitzer weniger gut schlafen, wenn die Maschinen still stehen und keinen Lärm erzeugen." Neben dem unbestreitbaren Heiterkeitserfolg, dessen eine solche Argumentation sicher ist, geht aus diesen und ähnlichen Darlegungen zweifellos das eine hervor, daß Arbeiterschutz und Arbeitsleistung in geradem Verhältnis zueinander stehen. Je weniger Arbeiterschutz, um so geringer, je mehr, um so größer ist die industrielle Leistungsfähigkeit und der industrielle und handelspolitische Erfolg der einzelnen Länder. Wir gingen von dieser keineswegs neuen Unterstellung aus, wir kehren an der Hand der Berichte zu ihr zurück.

Unschwer ergibt sich daraus der Standpunkt, den jeder objektive Beurteiler in dieser Sache einzunehmen hat. Notwendigkeit und Nutzen des Verbots oder doch (für Fischräuchereien usw.) der Einschränkung der Frauennachtarbeit sind für alle Industrieländer gegeben. Der Stand der industriellen und kulturellen Entwicklung ist aber in den einzelnen Ländern so verschieden, daß internationale Abmachungen nur das überall unumgängliche Mindestmaß von Arbeiterschutz in sich begreifen können, wie es in einer Nachtruhe von acht Stunden, Erhöhung des Schutzalters auf achtzehn Jahre und Vorkehrungen zur Durchführung dieser Verordnungen gegeben ist. Das würde für eine Reihe von Staaten, in denen wie in Japan, Rußland, Spanien, Belgien die Nachtarbeit überhaupt nicht oder nur nominell eingeschränkt ist, einen großen Fortschritt bedeuten, während die auf der Höhe der Entwicklung stehenden Kulturstaaten im Interesse sowohl der Unternehmer- wie der Arbeiterschaft ganz andere Aufgaben in Erweiterung und Ausbau des Arbeiterschutzes zu erfüllen haben.

Das völlige Verbot der Frauennachtarbeit ist nur eine Etappe auf dem Weg, den sie zu gehen haben, und der über eine Verkürzung der allgemeinen Arbeitszeit zur Unterstellung der Heimarbeit unter den Schutz und die Verantwortung des Gesetzes führt und es ausschließt, daß jede Maßnahme des Arbeiterschutzes, jede Verkürzung der Arbeitszeit durch ein Abströmen der Arbeiterschaft in die ungeschützte Heimarbeit, jeder Lohnkampf durch Unterbietung von jener Seite illusorisch gemacht wird. Die Berichte bringen eine Fülle einschlägiger Belege von der Konstatierung der Tatsache, daß die belgische Heimarbeiterin der Blusenkonfektion, die es sich gefallen lassen muß, daß man ihr für eine komplizierte Bluse 0,25 Frcs. zahlt und sich mit einem Jahresverdienst von 240 Frcs. begnügt, jede Konkurrenz unmöglich macht, bis zu den schweren Mißständen und Mißbräuchen in den ungeschützten Wäschereien Englands, als welche gelten: die Gefängnis-, Anstalts- und solche private Wäschereien, in denen neben den Familienmitgliedern nicht mehr als zwei auswärts wohnende Personen beschäftigt sind. Das Magdalenenheim in Edinburg, das vermöge seiner billigen Arbeitskräfte und seiner uneingeschränkten Arbeitszeit jedes den Schutzgesetzen unterstellte Privatunternehmen niederkonkurrieren kann, hat, wie hier nebenbei bemerkt sein mag, im Jahre 1901 aus der Wäscherei das nette Sümmchen von 5847 Lstr. vereinnahmt. Und ein in jeder Richtung geradezu erdrückendes Material hat der Berliner Heimarbeiterkongreß letzthin in seiner Ausstellung und bei seinen Verhandlungen beigebracht. Er hat aufs deutlichste gezeigt, daß die notwendigste und vornehmste Aufgabe auf dem Gebiet des Arbeiterschutzes in der gesetzlichen Regelung, Tarifierung und Ueberwachung der Heimarbeit und Einsetzung einer mit den nötigen Befugnissen ausgestatteten Wohnungsinspektion besteht.

Soweit das Gesetz. Daneben aber muß, ein ewiges ceterum censeo, die Forderung erhoben werden, daß man endlich einmal mit den gesetzlichen Ungesetzlichkeiten aufräume, die den Arbeiter heute noch in seiner Bewegungsfreiheit und gerechtfertigten Interessenvertretung behindern. Als kürzlich Fabrikbesitzer H. Freese, gelegentlich der Berliner Versammlung zur Gründung eines Arbeitgeberbundes, von der Notwendigkeit der konstitutionellen Fabrik sprach, da ging man über diesen „Zwischenfall" zur Tagesordnung über. Und doch! Erst der Augenblick, der uns mit der konstitutionellen Fabrik die wirtschaftliche Gleichberechtigung von Unternehmern und Arbeitern bringt, wird die wirkliche Freiheit des Arbeitsvertrags schaffen, auf dem allein der Stütz- und Tragbalken des heutigen Wirtschaftsganzen ruhen kann: ein kräftiger und widerstandsfähiger Arbeiterstand.

Henriette Fürth.

Die Selbstvernichtung des Despotismus.

Ob Napoleon ein großer Staatsmann im modernen Sinne des Wortes gewesen, ist — trotz seiner korsischen Schlauheit und diplomatisch unbedenklichen List — sehr fraglich. Ueber seine sittlichen Qualitäten wogt unter den Beurteilern lebhafter Streit. Aber als unzweifelhaft erschien stets, neben seiner alles überragenden Feldherrngröße, seine hohe Befähigung als schöpferischer Organisator. Sogar Taine, der doch sonst nicht glimpflich mit dem genialen Kaiser umgeht, findet hier nur Worte der Anerkennung, ja uneingeschränkter Bewunderung, soweit man sich auf den Standpunkt des unumschränkten, zentralisierenden Herrschertums stellen will. Und nun kommt ein sorgfältiger und gründlicher Forscher, ein Franzose, Jean Morvan, der aktenmäßig aus des Kaisers eigenen Urkunden beweist, daß gerade in der wichtigsten und bevorzugten Schöpfung Napoleons, dem Heere, seine Organisation durchaus unvollkommen und unzureichend geblieben ist.*) Diese Tatsache sowie die Gründe dafür sind so lehrreich, daß es sich wohl verlohnt, sie in kurzer Zusammenfassung und stellenweiser Ergänzung einem deutschen Leserkreise vorzuführen.

Nicht an der Begabung oder dem Eifer des Herrschers lag die Schuld des Mißlingens. Vielmehr, Napoleon hat bei der Heeresverwaltung die volle Macht seines Genies, seine Klarheit, Sicherheit, riesenhafte Kraft, Voraussicht, Schärfe und Schnelligkeit des Entschlusses, seine unermüdliche Arbeitslust betätigt. Er dringt in jede Einzelheit ein, überwacht die Beamten, treibt sie an, straft sie bei jeder Lässigkeit. Er preßt den Unterworfenen erbarmungslos den letzten Groschen aus, um ungeheuere Beträge für seine immer gewaltiger anwachsenden Heeresmassen einzuheimsen.

Allein weder Geistesgaben, wie kein anderer Mensch sie je besessen, noch die pekuniären Mittel eines Weltteils konnten den Plänen eines unersättlichen, von glühender Ungeduld getriebenen Eroberers und Universalherrschers genügen. Auch der

*) Le Soldat impérial (1800—1814). Erster Band. Paris, Plon-Nourrit, 1904.

Digitized by Google

genialste Despot kann die Materie nicht hervorbringen, kann die Menschen nicht umschaffen, kann die Bedingungen der industriellen und kommerziellen Entwicklung nicht nach seinem Belieben wandeln, kann, trotz rücksichtsloser Brutalisierung, aus dem vorhandenen Material an Menschen und Sachen nicht mehr hervorholen, als darin liegt. Das zerstörende Element war in Napoleon noch mächtiger und wirksamer, als das schöpferische. In seiner verzehrenden Hast nach immer neuen Erfolgen ließ er den Maßregeln, die er mit staunenswerter Umsicht angeordnet, nie die Zeit auszureifen und die von ihnen erwarteten Ergebnisse zu liefern. Das ist das Geheimnis seiner Mißerfolge in der Heeresorganisation. Mäßigung und Weisheit allein geben auch dem gewaltigsten Genius die Möglichkeit des Gelingens.

Jeder Krieg erscheint dem Kaiser zunächst als der letzte: er will ihn eiligst beendigen, indem er den Gegner vernichtet; je stärker er für den Augenblick, ohne Rücksicht auf die Zukunft, seine Kräfte anspannt, um so tötlicher wird der Streich sein, den er gegen den Widersacher führt. Aber es zeigt sich, daß jeder dieser Kriege, trotz seiner anscheinend endgültigen Erfolge, nur einen neuen Krieg herbeiführt. Napoleon hat eben die Kraft unterschätzt, mit der Europa gegen sein Streben nach Weltherrschaft reagierte. Die Völker unseres Erdteils besitzen zu viel inneren Halt, um sich die Universalmonarchie auch durch die gewaltigste Persönlichkeit auferlegen zu lassen. Anstatt Jahre der Ruhe und Wiederherstellung zu bringen, hat jeder Krieg neue Kämpfe zur Folge. Allmählich unterdrückt der Tod auf hundert Schlachtfeldern die besten Elemente des Heeres, erschöpfen die stets erneuten und gesteigerten Anforderungen die militärische Tüchtigkeit Frankreichs und seiner Vasallenländer: das Material wird schlechter, ungenügender, widerstandsunfähiger. Niemals ist ein Feldzug besser, mit größerer, bis ins kleinste gehender Umsicht vorbereitet worden, als der gegen Rußland im Jahre 1812; aber ehe noch die vielen Hunderttausende von Streitern die russische Grenze erreichen, versagt alles: Menschen, Transportmittel und Vorräte.

Und dazu kommt ein anderes. Der Cäsarenwahn übt auch auf diesen klaren und positiven Geist seine verderbliche Wirkung aus. Sein wunderbarer Erfolg erfüllt ihn mit Stolz und mit Menschen wie Dinge verachtender Hoffart. Aus dem gewandten, taktvollen, klug berechnenden Republikaner, aus dem Künstler in der Behandlung der einzelnen und der Massen wird ein Gewaltsmensch, der nur von der Wiederherstellung des Weltreichs träumt, das die römischen Cäsaren, unter ganz andern Umständen, schon fertig vorgefunden hatten; der hierzu rücksichtslos und konsequent die tyrannischen Mittel verwendet, die selbst die Schule Robespieeres nur als vorübergehende betrachtet hatte. Und er macht sich ein Spiel daraus, hierfür alle seine Versprechungen und Institutionen zu verleugnen, sobald sie seinem ungemessenen Ehrgeiz und seiner Herrschgier im Wege stehen.

Indem der Kaiser immer alles dem augenblicklichen Zweck und den zeitlichen Bedürfnissen opfert, bemerkt er mit seiner unerbittlichen Einsicht, daß er seine Mittel allzusehr anspannt. Er vermeidet deshalb sie zu erschöpfen, und trägt lieber kein Bedenken, seine Verpflichtungen für die Zukunft zu verletzen. Die Vorteile, die er seinen Soldaten versprochen hat, enthält er ihnen vor. Die Verfassungs- und Verwaltungsgrundsätze, die er feierlich festgesetzt hat, tritt er mit Füßen. Die Verträge, die er mit seinem kaiserlichen Namen bekräftigte, läßt er unausgeführt. Die Lieferanten bezahlt er mit minderwertigen Papieren, spät oder auch garnicht. Die Gelder, die er für gewisse Zwecke bestimmt hat, verwendet er anderweitig. So verbreitet er selber den Geist der Unzuverlässigkeit, der Pflichtwidrigkeit, der regellosen Spekulation unter Beamte, Lieferanten, Generäle, ja Offiziere und Soldaten und vernichtet jedes Vertrauen in den Beziehungen der Individuen zum Staate — Dinge, die sich schließlich an ihm, seinen Entwürfen und Einrichtungen am schärfsten rächen mußten.

Heer Morvan weist das im einzelnen mit unwiderleglichen Zahlen und Tatsachen nach. Die Lieferanten für das Heer fanden nur so schlechte, späte und verlustreiche Entlohnung, daß ehrliche Geschäftsleute dabei zugrunde gingen und endlich nur noch gewissenlose Spekulanten und offenbare Betrüger mit dem Staate zu tun haben konnten; er sah das alles ein und behandelte sie als die Spitzbuben, die er selber aus ihnen gemacht hatte. Die reelle Industrie konnte und mochte sich solcher Mißhandlung nicht unterwerfen, schränkte ihre Produktion mehr und mehr ein, versagte sich seinen ungeheuerlichen Anforderungen gänzlich. Gegenüber den unendlichen und stets sich steigernden Bedürfnissen des Heeres gab es nur noch Fälscher, minderwertige und schäbige Industrielle, gierige und unredliche Lieferanten, die in schleuniger Anfertigung aus elenden Stoffen schlecht gearbeitete Erzeugnisse darbrachten.

Um die durch fortwährende Kämpfe gelichteten Reihen seines Heeres zu füllen, übertreibt Napoleon die Aushebungen. Er fordert mehr, als die männliche Jugend Frankreichs bieten kann; er nimmt die Kontingente der folgenden Jahre hinweg; er zwingt Kinder von sechzehn und siebzehn Jahren, die den Anstrengungen und Gefahren des Kriegslebens weder in körperlicher noch geistiger Spannkraft gewachsen sind, die allzu lastenden Waffen zu ergreifen. Der ganze Mechanismus versagt mehr und mehr: die Konskribierten und die Rekruten entlaufen zu Tausenden, verstecken sich, bilden Räuberbanden; die Gendarmerie ist unfähig, so zahlreiche Unbotmäßige zu ergreifen, die Präfekten und Unterbeamten stellen entmutigt ihre Tätigkeit ein. Die natürlichen Verhältnisse sind stärker, als der mächtigste und geistvollste Despotismus.

Nach den mäßigsten Schätzungen hat Napoleon nur in dem alten Frankreich 1 600 000 Soldaten ausgehoben, die zumeist untergingen, und damit die produktive Kraft des Landes auf Jahrzehnte hinaus gelähmt. Und doch verfügte er zuletzt über viel zu wenige Streiter.

Der Kaiser war ein wunderbarer Organisator, der Menschen und Dinge auf das trefflichste für seine Zwecke zu verwenden verstand. Er war der unumschränkte Herr Frankreichs, der mit allen Mitteln dieses reichen und hochkultivierten Landes frei schaltete. Indes, er vermochte der Natur, den Bedingungen der Existenz nicht Gewalt anzutun und aus ihnen nicht mehr herauszuholen, als in ihnen lag. Er hat — abgesehen von einigen Elitekorps — niemals seine Soldaten vollständig bekleiden können, und oft liefen sie monatelang abgerissen und frierend herum. Gegen das Ende seiner Herrschaft hat er sie nicht einmal hinreichend bewaffnet, und er besaß in Reserve nicht die Hälfte der Waffen, die das unfähige und schwache „alte Regime" in den Magazinen gehabt. Seine Reiterei war nie mit genügendem Pferdematerial versehen, dessen das militärische Fuhrwesen noch mehr entbehrte. Die gesamte Ausrüstung ließ viel zu wünschen übrig. Die Kasernen reichten, weil für sie nicht genug Geld vorhanden war, für die Unterbringung der Soldaten nicht aus. Dabei wurden diese selber immer jünger, dienstunkundiger, nachlässiger in der Behandlung ihrer Kleidung, ihrer Kochgeschirre und Werkzeuge, ihrer Waffen und Pferde. Da sie vom Pfluge oder von der Werkstatt oder. dem Ladentische weg sofort in den Krieg geführt wurden, übte man sie auf dem Marsche notdürftig ein wenig ein. Es fehlte ihnen selbstverständlich der militärische Geist: sie waren wohl imstande, sich mutig auf den Feind zu stürzen, aber zu nachhaltigen Anstrengungen weder auf dem Marsche noch auf dem Schlachtfelde geeignet. Tüchtige Offiziere und Unteroffiziere sowie die geübten alten Soldaten waren allzu selten geworden, um diese Masse von Neulingen zu stützen, anzufeuern, vorwärts zu bringen. Schon seit dem polnischen Feldzuge im Jahre 1807 zeigt sich der Niedergang der militärischen Kraft in der Armee, die nicht mehr das absolute, zuverlässige kriegerische Werkzeug ist, wie bisher. Die mörderischen Kämpfe in Spanien haben das alte Heer vollends ver-

Digitized by Google

nichtet, und 1812 und 1813 versagt die Armee, trotz des Opfermuts der jungen Rekruten.

Diese Krieger, die für den Ruhm und die Macht des Kaisers von Lissabon bis Moskau, von der Niederelbe bis zur Südspitze Italiens kämpften und bluteten, wurden sehr unregelmäßig bezahlt: je nach dem Zufall der Eroberungen und je nachdem man den besiegten Völkern größere oder geringere Summen abpreßte. Selbst in dem einzigen Friedensjahre der Herrschaft Bonapartes, 1802, kann er, der allmächtige Heer über die Finanzen eines großen Landes, den Sold nur mit Einschränkungen aufbringen. Die Marschälle und Generäle schwelgen in ungeheuren Einkünften — Subalternoffiziere und Soldaten müssen sich an dem Feindeslande schadlos halten. Napoleon verspricht seinen Heeresteilen oft besondere Gratifikationen und Aufbesserungen; aber diese Freigebigkeit bleibt ein toter Buchstabe. Schließlich entledigen Schlachtfeld und Hospital den Kaiser seiner Gläubiger.

Die Ernährung der Soldaten war nicht minder schlecht geworden. Solange man in den wohlhabenden, während einer langen Friedenszeit mit Vorräten erfüllten Ländern Mitteleuropas Krieg führte, machte sich dieser Mangel weniger geltend: anders aber sah es in dem armen Spanien und dem öden Rußland aus, wo die Ungeheuerlichkeit der Verhältnisse eine geregelte Verpflegung überhaupt unmöglich machte.

Dazu kam die Unredlichkeit der Beamten, die durch den von oben her wehenden Geist der Skrupellosigkeit und Habgier angesteckt waren. Jeder suchte aus seinem Amte möglichst großen Vorteil herauszuschlagen, auf Kosten der Allgemeinheit. Willkür, Unzulänglichkeit der Leistungen, Profitmacherei, Gleichgültigkeit gegen Staat und Heer traten gegen Ende des Kaiserreichs gerade bei den militärischen Beamten in erschreckendem Maße in die Erscheinung. Keckheit, Hervordrängen der eigenen Person, Schneidigkeit, diese Charakterzüge, die in der Armee besonders geschätzt wurden, fanden bei den Beamten keine Zügelung durch Disziplin und Ehrgefühl. Die Plötzlichkeit und die grenzenlose Ausdehnung der kriegerischen Unternehmungen zwangen dazu, in die militärische Beamtenschaft viele neue, oft ganz ungeeignete Elemente aufzunehmen. Je zahlreicher diese Hierarchie ward — im April 1812 gab es 196 Armeeinspektoren, 500 Ober- und Unterkriegskommissare — um so weniger leistete sie. So wurde die Kontrolle vernachlässigt, die Zahl der wirklich unter den Waffen stehenden Soldaten willkürlich erhöht, der Lieferant nicht beaufsichtigt, so litten die Regimenter am Nötigsten Mangel, während die Vorräte in den Magazinen verfaulten, das Schlachtvieh wegen unzureichender Nahrung und Pflege abmagerte oder einging. Die Generäle steckten häufig mit Beamten und Lieferanten unter einer Decke, der Kaiser aber, übermäßig beschäftigt, fand nicht mehr Zeit und Lust, diesen Augiasstall reinzukehren.

Während der zehn Jahre seines Kaisertums hat Napoleon, abgesehen von den zahllosen Kriegskontributionen der besiegten Länder, mehr als fünf Milliarden französischer Einkünfte auf Krieg und Marine verwendet. Der Unterhalt eines Soldaten kostet ihn 700, in der Garde sogar 734 Franken. Trotzdem ist der Soldat mehr und mehr unkräftig, mittelmäßig bewaffnet, schlecht beritten, oberflächlich ausgebildet, durch den Zufall ernährt, nur ab und zu bezahlt und häufig von denen geplündert, die für ihn sorgen sollen.

Das war das Schicksal der Helden, deren Arme das riesenhafte Gebäude von Napoleons Macht errichteten. Es ist ein hohes Verdienst Morvans, ohne Rücksicht auf Chauvinismus, Heroenanbetung, nationale Legende und dergleichen die reine Wahrheit gesucht und erforscht zu haben. Er hat an dem blendendsten und schlagendsten Beispiel erwiesen, wohin Despotismus und Eroberungsgier die Völker führen, und daß ungemessener Ehrgeiz und schrankenlose Herrschsucht mit der zwingenden Notwendigkeit des Naturgesetzes sich selbst das Grab bereiten.

M. Philippson.

Spanische Eindrücke.

Ein Orangenbaum wird in dem Garten des Alkazar zu Sevilla gezeigt, der vor mehr als fünfhundert Jahren von Peter dem Grausamen höchst eigenhändig gepflanzt sein soll, und der noch heutigen Tages Früchte trägt. Welch eine Dankbarkeit der Natur für eine nützliche königliche Handlung! Eine andere Sehenswürdigkeit, die auf den grausamen Peter zurückgeführt wird, sind die Bäder, die er in demselben Garten seiner Geliebten Maria de Padilla einrichten ließ. Die Bäder sind nach unserem heutigen Geschmack nur dürftig, aber sie sind berühmt geworden, da erzählt wird, daß die Höflinge des Königs das Wasser, in dem die schöne Maitresse sich badete, zu trinken pflegten: und zwar nach dem Bade. Höflinge sind zu allen Zeiten und in allen Ländern, ja unter allen Staatsformen dieselben. Um der Macht zu gefallen, tauchen sie ihre Hände in Blut oder trinken Badewasser, hängen weiße, rote oder dreifarbige Fahnen aus. Niemand hat das Wesen des Höflings drastischer charakterisiert, als Fouché, der „Talleyrand der Kanaille", wie ihn Barras in seinen Memoiren nennt. Ist jemand an der Macht, so drückte Fouché sich zynisch aus, so halte ich ihm das Nachtgeschirr, ist er gestürzt, so leere ich es über ihn aus.

Wenngleich die Höflinge Peters des Grausamen das Badewasser der königlichen Geliebten tranken, kann man doch nicht sagen, daß die Spanier ein Volk von Höflingen seien. Sie sind es auch nie gewesen. Noch heute findet sich im spanischen Volke wenig Unterwürfigkeit. Selbst die Bettler fassen ihren Beruf beinahe wie ein zweiseitiges Geschäft auf. Sie proponieren dem Vorübergehenden, ihnen ein Almosen zu geben; er kann den Vorschlag annehmen oder ablehnen; im ersteren Fall bekommt er nur einen knappen Dank, im letzteren keine Verwünschung mit auf den Weg. In keinem Lande habe ich je so selbstbewußte Kellner kennen gelernt wie in Spanien; und keine, die mich besser bedient hätten. Dieser Mangel an Unterwürfigkeit, ein gewisses freies Menschentum, fällt in Spanien höchst angenehm auf. Ein Zeitungsjunge, dem ich eine Zeitung für fünf Centimos abkaufe, zehn Centimos bezahle, und von dem ich dann, als ich die zurückgegebenen fünf Centimos ablehne, genötigt werde, noch eine zweite Zeitung zu nehmen; die Blumenverkäuferin, die nicht ruht, bis man für das ihr beim Blumenkauf zugewiesene Douceur noch weitere Blumen genommen hat, sind drollige Beispiele spanischen Selbstgefühls. Noch etwas anderes fällt im Verkehr mit dem spanischen Volke angenehm auf, je weniger man darauf gefaßt ist. Eine Bevölkerung, die durch Jahrhunderte an blutige Stiergefechte gewöhnt ist, erscheint der Tierquälerei verdächtig; aber im Gegensatz zu dem Italiener, der gegen Zugtiere bekanntlich nichts weniger als zartfühlend ist, geht der Spanier mit seinen Haustieren sehr anständig um.

Der Eindruck, den der Reisende von der spanischen Bevölkerung bekommt, ist überhaupt ein guter. Sollte das Land, nachdem es seine Kolonien eingebüßt hat und dadurch genötigt worden ist, sich mehr als bisher auf die Entwicklung der inneren Kultur zu konzentrieren, nicht doch noch einer hoffnungsvollen Zukunft entgegengehen? Von einem hoffnungslosen Verfall ist eigentlich nirgends etwas zu verspüren. Selbst ein Ort wie Granada zeigt eine reiche Bautätigkeit. Die Entwicklung der Rübenzuckerindustrie in der fruchtbaren Ebene um Granada hat der alten Residenz der maurischen Könige neue wirtschaftliche Lebenskräfte zugeführt. Barcelona ist schon heute die be-

deutendste Industriestadt am ganzen Mittelmeer. Was von dem spanischen Kolonialreichtum gerettet ist, hat sich zum größten Teil nach Barcelona zurückgezogen und erfüllt die prächtige Stadt mit frischem Leben. Die endlosen Orangenpflanzungen um Valencia sind eine immer reichlicher fließende Quelle des nationalen Reichtums. Nimmt man dazu, was die Natur an Wein und Oliven, an Kork und andern Produkten südlicher Vegetation hervorbringt, sowie die noch ungehobenen, reichen mineralischen Schätze des Landes, so erscheint die wirtschaftliche Zukunft Spaniens keineswegs in einem trostlosen Lichte. Die Regierungskunst unterstützt die Bevölkerung in ihren Bemühungen vorwärts zu kommen allerdings nur in einem geringen Grade. Irgendwelche Begeisterung für die Regierung ist denn auch nirgends bemerkbar. Auf die gesetzgebenden Gewalten, die Cortes, ist man dabei mindestens ebenso schlecht zu sprechen wie auf die Exekutive.

Ein katalanischer Grundbesitzer äußerte sein Mißtrauen gegen jegliche spanische Regierungskunst mir gegenüber sogar dahin: Das beste wäre, man ginge wieder auf die Zeit Karls V. zurück, da ein deutscher Kaiser zugleich König von Spanien gewesen sei. Er war für seine Person bereit, Wilhelm II. als neuen Karl V. zu akzeptieren. Die Kombination erinnerte mich daran, daß ich im Lande des Don Quixote reiste.

Wer als Tourist heute Spanien besucht, wird sich in der Regel allerdings weniger um Regierungseinrichtungen und moderne Volkswirtschaft kümmern, als um die Herrlichkeiten der Natur und die wunderbaren Schätze, welche die Kunst von Jahrhunderten in diesem Lande aufgehäuft hat. Etwas bietet Spanien an vergangener Kunst, was man in keinem andern Lande der Welt auch nur annähernd in solchem Reichtum wiederfindet, das sind die Schätze maurischer Architektur und Ornamentik. Der Säulenwald der Moschee in Cordoba, der Alkazar in Sevilla und vor allem die Alhambra zu Granada enthalten Prachtstücke maurischen Stils. Ich muß allerdings bekennen, daß die maurische Architektur mich im allgemeinen enttäuscht hat. Bei allem malerischen Reiz der zierlichen Details fehlt die Größe. Der berühmte Löwenhof der Alhambra wirkt als das Kunstwerk eines genialen Dekorateurs, aber nicht als das eines großen Architekten. Und eben weil alles so dekorativ wirkt, muß man auch, um den vollen Reiz zu empfinden, schon die Phantasie mit zu Hilfe nehmen. Man muß sich alle Räume mit rieselndem Quellwasser durchströmt denken, die Brunnenränder umkränzt mit vielfarbigen Blumen, die Gemächer erfüllt von dem Gewimmel des prunkvollen Hofstaats maurischer Könige, widerhallend von Tanzmusik und kriegerischen Klängen. So etwa mall sich unsere Phantasie diese Geburtsstätte einer fremdartigen, muhamedanischen Kultur auf europäischem Boden, zugleich ein Tummelplatz schöpferischer Staatskunst und zerrüttender Palastintriguen. Granadas Zauber, so groß er ist, liegt übrigens nur zum Teil in dem, was Menschenhand geschaffen hat, das wirksamste hat auch hier die Natur hervorgebracht. Die Landschaft, aus der die alte Maurenburg mit ihren trotzigen Türmen emporsteigt, ist unvergleichlich schön. Die schneegekrönten Berge der Sierra Nevada und die weite fruchtbare Ebene stimmen wunderbar zusammen. Joseph Israels hat ein Bild gemalt: Saul und David. König Saul wälzt sich ruhelos auf seinem Lager in einem offenen Zelt, aus dem man auf eine weite, mondbeglänzte Landschaft blickt. Am Eingang des Zelts sitzt David, die Harfe schlagend, in ängstlicher Spannung, als fürchte er jeden Augenblick einen Raseieausbruch des Königs. Die Landschaft auf diesem Bilde gleicht der Ebene von Granada, auf ihr liegt etwas von dem zauberischen Glanz, der die Spanier zu dem Wort verführt hat: Quien no ha visto Granada, ha visto nada, wer Granada nicht gesehen hat, hat nichts gesehen.

* * *

Beim Reisen muß die Phantasie überhaupt das Beste tun. Was man in die Natur hineinsieht, gibt jeder Gegend erst ihren eigentlichen Reiz. Es ist nur ein schmaler Wasserzug, der zwischen den Säulen des Herkules Europa von Afrika trennt, und doch scheidet die Phantasie gerade hier eine hohe Kultur von einer niederen. Prosper Merimée, der Spanien so gut kannte und so sehr liebte, hat allerdings gemeint, die Pyrenäen trennten Europa von Afrika. Aber die Vorstellungen der Landkarte sind doch entscheidend geblieben. Und in der Tat, so fremdartig uns auch manche Teile Spaniens berühren, einen wirklichen Begriff von Afrika bekommt man doch erst in Tanger. Man fährt nur zweundeinehalbe Stunde mit dem Dampfer von Gibraltar nach dieser marokkanischen Hafenstadt, in der alle Großstaaten diplomatisch Fuß gefaßt haben. Aber die Welt, die uns beim Landen umgibt, hat mit Europa nur noch wenig gemein. Der Dampfer, der uns hinüberträgt, ist allerdings europäisch und die Landungsbrücke ebenfalls. Aber schon das Tor, durch das sich ein buntes Gewimmel von Eseln und menschlichen Lastträgern hindurch drängt, spottet in seiner orientalischen Unzweckmäßigkeit allen Anforderungen europäischen Verkehrslebens. Das ganze Gewirr stößt sich unter beständigem Geschrei und Getobe durch eine enge Toröffnung, während nicht der geringste sachliche Grund vorhanden ist, weshalb nicht rechts und links neben dem Tor vorbeimarschiert wird; allerdings müßte eine alte Mauer niedergelegt werden. Diese Stadtmauer schützt Tanger so wenig vor äußeren Einfällen wie die hohe Kasba, die alte Burg mit ihrer Riesenkanone, die sicherlich nicht losgehen würde, wenn jemand versuchte, sie zum Abfeuern zu bringen. Außerdem sind ja längst alle gefürchteten Mächte in der Stadt: die europäischen Gesandtschaften, deren gegenseitige Eifersucht die Sicherheit Marokkos übrigens besser verbürgt als irgendwelche mittelalterlichen Steinmauern und schadhaften Kanonen.

Wenn man die heutigen Marokkaner in Tanger sieht, so versteht man es nur schwer, daß derselbe arabische Stamm durch Jahrhunderte hindurch in Spanien der Träger einer höheren Kultur war. In dem heutigen Konkurrenzkampf der Völker vermag dieser Stamm aus eigener Kraft sich sicherlich nicht mehr zu behaupten. Marokko ist noch einer der wenigen afrikanischen Staaten, die sich einer gewissen Selbständigkeit erfreuen; aber sobald die nächstbeteiligten europäischen Nationen sich über das Schicksal Marokkos verständigen, ist es mit dieser Selbständigkeit vorbei. Das Land wird dann an romantischem Reiz verlieren, aber im übrigen nur gewinnen, einerlei, wem es in die Hände fällt. Romantischer Reiz? Ist er wirklich vorhanden? In diesem von Moschee und Kasba beherrschten Häusergewirr, in dem der Straßenschmutz eine aufdringliche Rolle spielt und nicht gerade die Wohlgerüche Indiens unsere Geruchsorgane umschmeicheln? Ist es nur das Fremdartige, das uns anzieht, oder liegen hier echte ästhetische Werte verborgen? Es ist schwer für den flüchtigen Touristen, sich darüber Rechenschaft zu geben. Die Geschichten aus tausend und einer Nacht sind mit unserer Phantasiewelt so verknüpft, daß alles, was in der wirklichen Welt daran erinnert, in uns eine merkwürdige Anregung bewirkt. Diesen Reiz habe ich voll empfunden, als ich unter sachkundiger Führung nachts, begleitet von zwei beturbanten maurischen Laternenträgern, durch Tangers Gassen ging und ich beim matten Schein der Laterne auf der Schwelle vornehmer Häuser vermummte Gestalten liegen sah, die im Halbschlaf den Eingang bewachten. Der Fuß, der im langsamen Vorwärtsschreiten an einen Sack zu stoßen glaubt und plötzlich merkt, daß sich in dem Sack etwas bewegt, weckt die Vorstellung an Ali Baba und die vierzig Räuber. An den Stadttoren und in dem Schmutz des Marktes liegen dieselben grauen Menschensäcke. Diese afrikanische Dürftigkeit, der interessante Schmutz und das romantische Elend, sie werden in absehbarer Zeit an der Küste von Marokko ebenso der europäischen Kultur weichen, wie das in Egypten geschieht. Aber welches europäische Land wird hier die Rolle des Kulturpioniers spielen? Spanien hätte geographisch das nächste Anrecht auf diese Rolle; aber ist die spanische Nationalität elastisch genug,

um einer solchen Aufgabe gerecht zu werden? Die Herrschaft der Mauren, die sich Jahrhunderte hindurch über den blühendsten Teil Spaniens erstreckte, hat im spanischen Volkscharakter manche Spuren zurückgelassen, die Spanien wohl befähigen könnten, über eine maurische Bevölkerung zu herrschen. Eine andere Frage ist, ob es für Spanien ein Segen wäre, sich einer solchen neuen kolonialen Aufgabe widmen zu müssen, nachdem es gerade eben erst aus den schwierigsten kolonialen Verwicklungen herausgekommen ist. Je mehr Spanien alle seine Kräfte daran setzt, sich innerlich zu konsolidieren, sich geistig zu befreien, seine Volkswirtschaft zu entwickeln, um so eher darf es darauf rechnen, auch politisch zu einer neuen Blüte zu gelangen.

* * *

Der politische Verfall Spaniens läßt nur zu oft vergessen, was wir alle dem spanischen Geiste verdanken. Wie viel ärmer wäre die Welt ohne Cervantes und ohne Velasquez. Der Don Quixote ist der tiefste Roman, den die Literatur kennt. Zwischen dem idealistischen Ritter und seinem materialistischen Knappen liegt die Welt. In jedem Menschen steckt etwas vom Don Quixote und vom Sancho Pansa. Hätte die spanische Literatur nur den einen Don Quixote hervorgebracht, so wäre schon damit in der geistigen Geschichte der Menschheit dem spanischen Genius ein dauernder Platz gesichert. Was Cervantes für die Literatur bedeutet, das ist Velasquez für die bildende Kunst geworden. Kein schmückendes Beiwort reicht aus, ihn hoch genug zu schätzen. Die Bilder, welche von ihm im Prado-Museum in Madrid aufbewahrt sind, stellen diesen spanischen Maler unter die größten Künstler aller Völker und aller Zeiten. Alle Schulredensarten von Realismus und Naturalismus und Kolorismus, und wie die Ismen alle heißen, wie zopfig und absurd muten sie uns an, sobald man vor ein wirklich großes Kunstwerk tritt! Wenn Velasquez heute malte, würde man ihn wohl zu den Sezessionisten rechnen müssen. Große Künstler sind immer Sezessionisten, denn sie trennen sich vom großen Haufen, von traditioneller Unzulänglichkeit.

Velasquez war auch Hofmaler, aber keiner, der dem Geschmack Philipps IV. Konzessionen zu machen bereit war. Daß der König von Spanien es sich gefallen ließ, von seinem Hofmaler Velasquez so naturgetreu der Nachwelt überliefert zu werden, nimmt für diesen Monarchen ein. Velasquez' Pinsel war kein höfischer Schmeichler.

* * *

Madrid hat ein wundervolles Museum, aber ein miserables Klima. Als ich vor vielen Jahren einmal versuchte, in die Geheimnisse der spanischen Sprache einzudringen, stieß ich auf den Satz: Madrid se habla en español buenos aires. Selten hat eine Grammatik sich stärker an der Wahrheit vergriffen. An buenos aires, an milde Lüfte, ist beim besten Willen nicht zu denken, wenn man sieht, wie die Bewohner der Hauptstadt sich ängstlich den Mantelzipfel vor den Mund halten, um von den buenos aires möglichst wenig einatmen zu müssen.

Die Luft von Madrid, so sagt man, sei so dünn, daß sie nicht ausreiche, ein Licht zu löschen, wohl aber einen Menschen umzuwerfen. Auf der ganzen spanischen Hochebene ist das Hüsteln gang und gäbe, und die Lungenentzündung der gefürchtetste Feind. Diese sterile, dürre Hochebene, auf der Madrid liegt, bildet einen abstoßenden Gegensatz zu den fruchtbaren Gefilden der südlichen und östlichen Küste. Auf dem Wege von Algeciras nach Sevilla fuhr im Februar der Eisenbahnzug stundenlang zwischen blühenden Obstbäumen dahin. Mächtige Kakteen und Aloen flankierten die Schienen, und unmittelbar dahinter traf der Blick auf die zarten Frühlingsfarben der Aprikosen- und Kirschblüte.

Unsere erste landschaftliche Sensation war Ronda. Aus einer weiten, fruchtbaren Vega erhebt sich eine Bergkuppe, auf der Ronda liegt. Diese Bergkuppe ist durchbrochen von einer tiefen, engen Schlucht, durch welche der Guadalevin brausend hindurchströmt; steil stürzen die mit dichtem Kaktus bewachsenen Felswände zu dem mit mächtigen Blöcken angefüllten Flußbett in die Tiefe. Ein malerischer Brückenbogen verbindet an der engsten Stelle die beiden Seiten der Schlucht. Eine wilde, grandiose Landschaft mit echt spanischer Staffage.

Es gibt kein spanisches Straßenbild, in dem nicht auch das Maultier und der Esel eine Rolle spielte. Der spanische Esel ist wahrscheinlich der graziöseste, fleißigste und klügste Repräsentant seines Geschlechts. Seine Gescheitheit wird auch dadurch anerkannt, daß man ihm bei der Bespannung schwerer Lastwagen stets die führende Rolle zuweist. Wenn drei, vier und mehr Maultiere hintereinander an einen Karren gespannt sind, so schreitet ganz sicher ein Esel voran und dirigiert den ganzen Zug. Er ist das Vertrauenstier des Fuhrmanns, der ihn auch nicht selten mit der vorwurfsvollen Bezeichnung hombre — Mann — bedenkt, wenn er das in ihn gesetzte Vertrauen gelegentlich einmal nicht rechtfertigt. Angesichts dieser klugen spanischen Esel versteht man kaum, daß es Länder gibt, in denen der Name „Esel" nicht als Epitheton ornans angesehen wird.

Auch die Ziege lernt man in Spanien höher schätzen. Man braucht nicht auf das Land hinauszugehen, um sie näher kennen zu lernen. In Scharen sieht man sie morgens und abends, selbst auf den Straßen großer Städte wie Barcelona, Valencia, Sevilla, wo sie nach Bedarf gemolken werden, gleich in die Krüge hinein, die von den Mägden aus den benachbarten Wohnungen auf die Straßen gebracht werden. Dabei wickelt sich alles mit einer gewissen Grandezza ab. Jedenfalls ist die Milchpanscherei bei dieser Art des Milchverkaufs vom Euter in den Krug ausgeschlossen.

* * *

Wir begannen unsere Reiseskizze mit dem Alkazar in Sevilla und kehren zum Schluß unserer flüchtigen Wanderung zu der weißen Stadt am gelben Guadalquivir zurück. Ein wundervoller Fleck Erde. Fruchtbarer Boden, fast beständig blauer Himmel, weiche Luft: die Heimat des Don Juan und des Figaro. An Barbieren ist auch heute in Sevilla noch kein Mangel. In der Calle de las Sierpes, der belebtesten Promenade der Stadt, ist jeder dritte Laden eine Barbierstube. Die Pflege des Haares ist übrigens bei beiden Geschlechtern in Spanien eine sehr sorgfältige. Auch die ärmlich gekleidete Tabakarbeiterin legt auf eine zierliche Frisur und auf eine Blume im Haar großen Wert.

Selbst Sevilla macht nicht den Eindruck einer stagnierenden Stadt. Ziemlich große Dampfer kommen den Guadalquivir hinauf bis nach Sevilla und führen die Produkte des Landes in alle Welt. Während meines Aufenthalts in Sevilla lagen deutsche, dänische, englische Dampfer auf dem Strom.

Der erste Morgen in Sevilla ist mir unvergeßlich. Wir stiegen auf die reizende Giralda, den neben der Kathedrale stehenden Glockenturm, der noch aus der Maurenzeit stammt. Kein Wölkchen am lichtblauen Himmel und völlige Windstille. Unmittelbar unter uns die Kathedrale, der zinnengekrönte Alkazar und der malerische Orangenhof, inmitten eines blendend weißen Häusergewirrs, durch das die gelben Fluten des Guadalquivir träge dahinfließen. Am Flußufer steht noch heute der uralte Torre del Oro. Schon die Mauren nannten den Turm so wegen des Goldglanzes seiner Azulejos. Peter der Grausame benutzte ihn als Schatzhaus und Gefängnis. Columbus warf am Sonntag den 31. März 1493 hier auf der Rückkehr von seiner ersten Fahrt Anker. Dann war Sevilla lange Zeit der Haupthafen Spaniens, erhielt wertvolle Handelsmonopole und ward Sitz des Tribunal de las Indias.

An Columbus wird man in Sevilla auf Schritt und Tritt erinnert. In der Bibliotheca Columbina, einer Schöpfung

Fernandos, eines Sohnes des großen Columbus, werden manche Handschriften des Entdeckers Amerikas aufbewahrt. Die handschriftlichen Züge eines großen Mannes machen auf mich immer einen eigenartigen Eindruck. Es ist, wie wenn aus den Schriftzügen die Persönlichkeit des Schreibers unmittelbar zu uns spräche, und eine Zwiesprache mit Columbus kann selbst einen anspruchsvollen Reisenden befriedigen.

Theodor Barth.

Moderner Schnellzugsverkehr.

I.

Durch die im Spätherbst 1903 auf der Militärbahn Berlin—Zossen erzielten Resultate mit elektrisch angetriebenen Schnellwagen wurde die Frage der größeren Fahrgeschwindigkeit der Schnellzüge unserer Vollbahnen mehr als jemals in Fluß gebracht. Es waren hier, wenn auch nur für kurze Dauer, Fahrgeschwindigkeiten mit 93 t schweren Schnellwagen bis zu 210 km/Stunde erzielt worden, und zwar ohne eigentliche Betriebsgefahr. Wenn auch der Mangel an Erfahrungen mit dem Betriebssystem des dreiphasigen Wechselstroms zunächst noch dem Bau solcher elektrischen Schnellbahnen hinderlich sein mußte, so konnte es bei dem heutigen allgemeinen Stande der Technik doch nicht ausbleiben, daß die allgemeine Aufmerksamkeit der Fachleute sowohl als auch des großen Publikums auf die Möglichkeit einer rascheren Beförderung mindestens der Schnellzüge gelenkt wurde. Konnte man das Wagenmaterial der Vollbahnen ohne Gefahr für erheblich vergrößerte Fahrgeschwindigkeiten verwenden, so mußte man auch Mittel und Wege finden, die Zugkraft der Dampflokomotiven entsprechend zu erhöhen und diese Lokomotiven in ihrer Bauart den großen Geschwindigkeiten anzupassen. Dabei durfte aber der beschleunigte Lokomotivbetrieb nicht unökonomisch werden, da die sehr berechtigte Strömung unserer Zeit nach billigeren Bahntarifen mit einer Steigerung der Betriebskosten nicht verträglich ist, wenigstens so lange nicht, als die Erträgnisse der preußischen Staatsbahnen die Stütze des Etats bilden. Die Geschwindigkeitsziffern des elektrischen Schnellbetriebes gaben nun den Konstrukteuren der Dampflokomotiven erneute Veranlassung, die Vergrößerung der höchsten Fahrgeschwindigkeit bis etwa 140 km/Stunde in Betracht zu ziehen, und es sind namentlich seit dem letzten Herbst eine Reihe von Neuerungen in der Bauart des Lokomotivkessels, in der Anordnung des Triebwerks und in der Gewichtsverteilung in Vorschlag gebracht worden, deren praktische Erprobung noch aussteht. Die Erfolge anderer Länder auf diesem wichtigen Gebiet sind nicht gerade ermutigend gewesen; auch Nordamerika hat es trotz der riesigen Dimensionen der hochliegenden Lokomotivkessel und der großen Gewichte des starken Triebwerks der Maschine nicht über die registrierte Höchstgeschwindigkeit eines Eilzuges von 131 km/Stunde auf kurzer Strecke gebracht, obgleich bei den dortigen niedrigen Kohlenpreisen die Oekonomie des Schnellbetriebes bei weitem nicht so ausschlaggebend ist wie bei uns. In den letzten Jahren konnte man denn auch beobachten, daß die amerikanischen Eisenbahnen sich durchweg mit recht mäßigen Durchschnittsgeschwindigkeiten ihrer Schnellzüge begnügten, und erst die Erfolge der deutschen Elektrotechnik haben erneuten Anlaß zu ernsten Anstrengungen der Lokomotivfabriken gegeben, deren Resultate bei den auf der Weltausstellung in St. Louis zu erwartenden Lokomotivprüfungen großen Stils gezeigt werden sollen. Daß bei dieser Gelegenheit nicht auch der eigentliche Hecht im Karpfenteiche, d. h. der elektrische Schnellwagen deutscher Konstruktion, mit seiner von aller Welt bewunderten Geschwindigkeitsleistung gezeigt wird, ist im höchsten Grade bedauerlich; wir haben hier wieder einmal eine jener Unverständlichkeiten vor uns, denen wir trotz der unleugbaren Fortschritte unserer Industrie und trotz aller Aufwendungen für unser wirtschaftliches Ansehen bei der Ausnutzung deutscher Erfindungen immer wieder begegnen. Unsere Handels- und Wirtschaftspolitik im großen wird eben von Leuten gemacht, die sich im Grunde nur widerwillig dem Weltmarkt nähern und immer noch mehr den wirtschaftlichen Grundsätzen der Agrarier huldigen als den Interessen des weltumfassenden Industriestaates.

Der Bau der Dampflokomotive wird nun unter dem Einflusse der Konkurrenz der Elektrotechnik zweifellos weitere Fortschritte machen, jedenfalls wird es gelingen, in rein technischer Hinsicht einen erheblichen Teil der Erfolge des elektrischen Schnellbetriebes auch im Dampfbetriebe der Vollbahnen zu erreichen, ohne die Betriebssicherheit und die Wirtschaftlichkeit des Dampfbetriebes in Frage zu stellen. Allerdings hat man sich bei der Entwicklung des Dampfbetriebes zunächst immer an die gegebenen Anlage- und Betriebsverhältnisse der Vollbahnen anzuschließen und kann also die Anforderungen an die Leistung nur auf fahrplanmäßig unbedingt erreichbare Ziffern richten. Wir müssen deshalb recht zufrieden sein, wenn es in absehbarer Zeit in einer technisch wie wirtschaftlich einwandfreien Weise gelingt, die durchschnittliche Geschwindigkeit unserer normal belasteten Schnellzüge auf etwa 100 km/Stunde zu steigern; wir würden mit solcher Leistung allen anderen Kulturländern weit voraus sein. Eine vollständige Umwälzung der bisherigen Fahrpläne und eine bedeutende Verbesserung und Steigerung des Reiseverkehrs wäre die unmittelbare Folge dieses Fortschritts. Nach dem bisherigen Entwicklungsgang des Lokomotivbaues, der namentlich in der deutschen Abteilung der letzten Pariser Weltausstellung erkennbar war, ist kaum noch zu bezweifeln, daß im weiteren Wettbewerb mit der Elektrotechnik das bezeichnete Ziel erreicht werden wird. Im neueren Lokomotivbau hat man die besondere Aufmerksamkeit darauf gerichtet, einerseits die Dampfwärme besser auszunutzen, den Dampfwegen die der rascheren Kolbenbewegung entsprechenden Querschnitte zu geben sowie das Triebwerk den vergrößerten Fahrgeschwindigkeiten anzupassen und andererseits, ohne wesentliche Erhöhung des nach den deutschen technischen Vorschriften bis zu 8 t gestatteten Raddruckes, die Leistung des Kessels zu steigeen, die Bewegungen der schwingenden Massen möglichst auszugleichen, die Belastungen der Achsen gleichmäßiger zu verteilen und endlich durch eine vorteilhafte äußere Gestaltung der Lokomotive den Luftwiderstand zu verringern.

Für die bessere Ausnützung des Lokomotivkessels ist mit großem Erfolge die Ueberhitzung des Dampfes bis auf 370° C verwertet worden, die hiermit verbundenen Schwierigkeiten bezüglich des Dichtens der Stopfbüchsen und der Formänderung des Konstruktionsmaterials sind allerdings noch nicht ganz überwunden, sie werden aber nach längerer Erfahrung beseitigt werden. Während bei den stationären Dampfmaschinen die Dampfüberhitzung noch nicht in der technisch erwünschten Weise allgemein angewandt wird, weil der Dampfmaschinenbau durch den in offenbarer Ueberschätzung allseitig aufgenommenen Bau der Gasmotoren zunächst einigermaßen ins Stocken geraten ist, tritt bei den Lokomotiven der Wert der Dampfüberhitzung in viel stärkerem Maße hervor, da man hier zur Vermeidung übergroßer Gewichte auf dieses einzige Mittel angewiesen ist. In neuester Zeit beschäftigt auch die etwaige Verwendung der Dampfturbine für Beförderungszwecke die Lokomotivbauer sehr ernstlich, und es erscheint trotz aller offenbaren Schwierigkeiten auf diesem Gebiete keineswegs ausgeschlossen, daß der Grundgedanke der Ausnutzung der Strömungsenergie des Dampfes zu einer unmittelbaren Konkurrenz mit dem elektrischen Schnellbetriebe führen wird. Man ist in den maßgebenden technischen Kreisen der Preußischen Staatsbahnverwaltung bereits

Digitized by Google

mit dem Studium dieser Fragen beschäftigt. Allerdings darf man nicht außeracht lassen, daß der Bau der Dampflokomotive für höhere Fahrgeschwindigkeiten erheblich größere Schwierigkeiten bietet als der Bau elektrischer Schnellwagen, da die Lokomotive nur dann verwendbar ist, wenn sie auch bei hoher Fahrgeschwindigkeit die gewohnte Zuglast zu befördern vermag, während bislang der von einer stationären Kraftstation abhängige elektrische Betrieb, wenn er wirtschaftlich sein soll, seinen besonderen Vorzug in der häufigen Fahrgelegenheit bei mittleren Zuggewichten erkennen läßt.

Von besonderer Wichtigkeit ist es angesichts der recht begrenzten Leistungsfähigkeit des Lokomotivkessels, der auf höhere Fahrgeschwindigkeiten berechneten Lokomotive eine solche äußere Gestaltung zu geben, daß der mit dem Quadrat der Geschwindigkeit wachsende Luftwiderstand möglichst niedrig gehalten werde; es muß also die Projektionsfläche der Maschine auf eine rechtwinklige Querebene möglichst klein sein. Soll die Lokomotive bei ihrer eng begrenzten effektiven Arbeitsleistung das Maximum ihrer Fahrgeschwindigkeit erreichen, so muß sie sich der schlanken Gestalt des rasch fliegenden Vogels ebenso anpassen, wie es das Seeschiff schon immer getan hat. Welche Bedeutung eine solche Formgebung der Lokomotive für die erforderliche Kraftleistung hat, erhellt z. B. aus der Angabe, daß allein die beiden Lokomotivlaternen der normalen Größe zu ihrer Fortbewegung bei 200 km/Stunde Fahrgeschwindigkeit einen Arbeitsaufwand von 45 Pferdestärken erfordern. Der elektrische Schnellbetrieb ist selbstverständlich in betreff des Kraftbedarfs und somit seiner Wirtschaftlichkeit ebenso abhängig von der äußeren Gestalt des Fahrzeuges wie der Dampfbetrieb; er befindet sich allerdings in dem freilich nur äußerlichen Vorteil, daß er gegebenenfalls mehr Kraft aus seiner Zentrale entnehmen kann, während die Leistung der Dampflokomotive durchaus von ihrem Kessel abhängt.

Die Preußische Staatsbahnverwaltung hat nun, um die Verwendbarkeit der modernen Lokomotivsysteme für höhere Fahrgeschwindigkeiten nach den Erfordernissen des praktischen Eisenbahndienstes festzustellen, auf der 23 km langen Strecke Marienfelde—Zossen der Militärbahn eingehende Versuchsfahrten vornehmen lassen, die in den Monaten Februar und März 1904 stattgefunden und zu einem vorläufigen Ergebnis geführt haben. Diese Versuchsfahrten waren lediglich auf praktisch verwendbare Resultate gerichtet; es wurden deshalb grundsätzlich nur dem praktischen Dienste entnommene Betriebsmittel verwendet, auch mußte das Maschinenpersonal mit der Handhabung des betreffenden Lokomotivtypus völlig vertraut sein. Die Streckenverhältnisse der Militärbahn sind aus meinen früheren Mitteilungen über die auf derselben Linie vorgenommenen elektrischen Schnellfahrten bekannt (vergl. Seite 215, Jahrgang 1904, der „Nation"). Es ist hier, wie erinnerlich, ein neuer Oberbau mit Zwangschienen im Gesamtgewichte von etwa 300 kg einschließlich Beschotterung für das Gleismeter bei einem Schienengewichte von 41 kg für das Meter verlegt. Die Unterhaltung der Bahnstrecke wird in mustergültiger Weise durch die Verwaltung der Militärbahn besorgt. Für die Versuchsfahrten wurde ein für allemal ein aus sechs D-Zug-Wagen neuerer Bauart zusammengesetzter Zug benutzt, jeder Wagen hat zwei zweiachsige Drehgestelle. Das Gewicht des leeren Zuges beträgt 221 t ohne Lokomotive. Bei dem für einzelne Fahrten verwandten Dreiwagenzug stellte sich das Zuggewicht auf 109 t. Die Versuchsfahrten wurden nun gewöhnlich mit dem erwähnten Sechswagenzug und abwechselnd auch mit dem Dreiwagenzug ausgeführt und dabei die durchaus betriebssicher und in Dauerfahrt erreichbare größte Fahrgeschwindigkeit festgestellt. Zugleich wurde eine Anzahl von Messungen für rein praktische und wissenschaftlich-technische Zwecke ausgeführt. Jede der auf ihre Leistungsfähigkeit zu prüfenden Lokomotiven ist mit einem Geschwindigkeitsmesser (System Haushälter) ausgerüstet. Zwischen Maschinentender und dem ersten Wagen ist an der Kupplung ein registrierender Zugkraftmesser angebracht, der indessen ein festes Anziehen der Kupplung nicht gestattet und deshalb bei hoher Geschwindigkeit ein Rütteln der Kupplung herbeiführt. Ferner dienen Trommelapparate zur Registrierung der seitlichen Verschiebung des Drehzapfens des vorderen und etwa auch des hinteren Drehgestells der Lokomotive sowie zur Bestimmung des Ausschlages des äußersten Punktes des vorderen Drehgestelles. Die seitliche Verschiebung einer etwa vorhandenen hinteren Laufachse wird gleichfalls durch einen Trommelapparat verzeichnet. Die relative Bewegung des Tenders gegenüber der Lokomotive läßt sich an den durch einen Stift gezogenen Linien erkennen. Um seitliche Gleisverschiebungen und Schienendurchbiegungen während der Fahrt festzustellen, sind an einzelnen Kurveneingängen der Strecke seitlich von den Fahrschienen in einem Holzgestell dem Schienenprofil angepaßte Bleiplatten angebracht, durch deren Formveränderung die seitlichen Druckkräfte bestimmbar sind. In einem für die Beobachtungen während der Fahrt bestimmten Abteil des dritten Wagens ist nun ein als Geschwindigkeitsmesser gebauter Morse-Apparat aufgestellt, auf dessen Papierstreifen durch Kontakt jede einzelne Umdrehung des Wagenrades mittels Punktes markiert wird. Dieser zuverlässigste Geschwindigkeitsmesser wurde bereits bei den elektrischen Schnellfahrten verwendet. Von der Lokomotive aus kann mittels Kontaktleitung auf dem Papierstreifen des Morse-Apparates der Zeitpunkt für irgend ein beliebiges Vorkommnis, z. B. der Beginn einer fingierten Nothemmung, vermerkt werden, sodaß jede Versuchsfahrt in allen Details graphisch festgestellt wird und nachher rechnungsmäßig mit aller Sicherheit bearbeitet werden kann. Die an der Lokomotive und den Wagen angebrachten, vorerwähnten Registrierapparate lassen bei den verschiedenen Fahrgeschwindigkeiten den Gang der Lokomotive, des Tenders und der Wagen sowie die etwaige Zusammensetzung der Einzelbewegungen genau erkennen, so z. B. auch den Beginn und Verlauf des immer bedenklichen „Schlingerns" der Lokomotive.

Die Versuchsfahrten wurden nun gewöhnlich mit dem Sechswagenzug bei einer größten Geschwindigkeit von 60 km/Stunde begonnen, hierauf folgte bei weiteren Fahrten die Steigerung der Fahrgeschwindigkeit auf 80, 100 und 120 km, darüber hinaus mit etwa 10 km Steigerung. Durch Wiederholung derselben Fahrten wurde die Gleichartigkeit des Verlaufes und die volle Betriebssicherheit festgestellt. Weitere Versuchsfahrten bezogen sich dann auf die Schnellfahrt mit dem Dreiwagenzug von 109 t Zuggewicht und gegebenenfalls mit nur einem Anhängewagen, um die Verzögerung der Lokomotivbewegung durch die verschiedenen Zuggewichte zu ermitteln. Obgleich der normale D-Zug der preußischen Staatsbahnen außer dem viel leichteren Packwagen nur fünf D-Wagen führt, stellte man den Probezug aus sechs Wagen dieser Art zusammen, um die betriebssichere Leistung der Lokomotiven auch für den Fall des Anhängens eines weiteren Wagens von Anschlußstrecken zu garantieren. Diese Zuganordnung ist auch noch wegen des mit Recht verlangten Einstellens eines D-Wagens III. Klasse von Wert, weil bei genügender Leistung der Lokomotiven alle D-Züge aus fünf Wagen II. Klasse und einem Wagen III. Klasse zusammengesetzt werden können. Der in den Probezug eingestellte Wagen III. Klasse war übrigens von geradezu mustergültiger Bauart; alle anderen Länder würden uns um diese Fahrzeuge beneiden. Zur Verhinderung der Rauchbelästigung wurden die sämtlichen Versuchslokomotiven mit derselben Qualität von Ruhrkohlen-Briketts gefeuert, und es kann in der Tat festgestellt werden, daß bei dieser Art des Brennmaterials auch bei den größten Fahrgeschwindigkeiten die Reisenden durch Maschinenrauch nur sehr wenig belästigt werden, es sei denn bei sehr feuchter Witterung. Während der Versuchsfahrten wurden selbstverständlich auf der Lokomotive die Wasserstände und Dampfdrücke genau beobachtet und namentlich auch an dem in der Rauchkammer sich bildenden Vakuum der Betrieb des Kessels verfolgt. Die Feststellung des Wasserver-

brauches war von Bedeutung für die Frage, ob für längere Schnellzugstrecken das Einlegen besonderer Schöpfgruben für das Speisewasser der Lokomotiven in die Bahngleise erforderlich sein wird.

Die Probestrecke Marienfelde—Zossen der Militärbahn kann für praktische Betriebszwecke als horizontal und fast geradlinig gelten, es lassen sich also aus den Versuchsfahrten Schlüsse auf die Möglichkeit des Befahrens unserer mittel- und westdeutschen Schnellzugsstrecken mit erhöhter Fahrgeschwindigkeit ziehen, wenn die Eigenart des Bahngeländes rechnungsmäßig in Betracht gezogen wird. Der Oberbau der Militärbahn mit 41 kg schwerer Schiene und 18 Schwellen auf 12 m Schienenlänge wird nach dem Ergebnis der Versuchsfahrten auch ohne Zwangschienen für alle Zwecke vollkommen ausreichen, allerdings wird auch eine gleich vorzügliche Gleisunterhaltung erforderlich sein. Das geschilderte Programm der Versuchsfahrten ist von dem Regierungs- und Baurat Domschke von der Königlichen Eisenbahndirektion Berlin aufgestellt und nach allen Richtungen hin mit größter Unparteilichkeit und Gewissenhaftigkeit durchgeführt worden, sodaß das vorläufige Resultat der Versuchsfahrten als unbedingt zuverlässig zu gelten hat, soweit nicht die zu geringe Streckenlänge ein sicheres Urteil ausschließt. Die Regierungs-Baumeister Dinglinger und Svdow haben bei der Durchführung der Versuchsfahrten und insbesondere für die Sichtung des graphischen Materials vortrefflich mitgewirkt.

J. Kollmann.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Das schlafende Heer.

Hunderttausend Ritter, ein ganzes großes Heer, schlafen tief im Lysa Góra; wenn die Zeit erfüllet ist, werden sie erwachen, Polen befreien und die Herrschaft des weißen Adlers über das ganze Gebiet des alten Königreichs Polen ausdehnen. So malt sich in dem von patriotischen Legenden erfüllten Kopf des alten Schäfers Kuba Dudek die Zukunft Polens. Am Fuße dieses sagenhaften Lysa Góra, von dessen Gipfel eine einsame Kiefer aufragt, fernhin erkennbar in der meilenweit sich erstreckenden Ebene, spielt der neueste Roman von Clara Viebig „Das schlafende Heer" (Verlag von Egon Fleischel & Co. in Berlin).

Ein echter Epenstoff: der Kampf der in die Provinz Posen eindringenden deutschen Landbebauer mit den ihren Grund und Boden und ihre Nationalität gleichzeitig verteidigenden Polen. Kein Argonautenzug, kein Beutezug von Konquistadoren, sondern das zähe Ringen deutscher Ansiedler um die Suprematie des Deutschtums auf slawischem Acker. Gälte es nur den Kampf zu bestehen gegen die geharnischten Ritter des Kuba Dudek, wieviel leichter wäre der Sieg! Aber diese moderne Kolonisation, die nicht mit deutschen Schwertern, sondern mit der deutschen Pflugschar, mit deutschem Kapital und mit deutschen Bauern durchzufechten ist, erfordert Zähigkeit, Geduld, Fleiß, Besonnenheit und abermals Geduld, viel Geduld. Nicht Ritter im Harnisch sind es, gegen die man zu streiten hat, sondern Sarmaten in der Soutane, die das leicht bewegliche, abergläubische, den nationalistischen Phrasen wie dem Fusel des Kartoffelschnapses gleich zugängliche Landvolk für ihre Machtzwecke ausnützen, die polnische Sprache wie einen Kordon gegen deutsche Ketzerei um ihre geistlichen Herde ziehend. Clara Viebig schildert uns dieses Milieu mit der ungewöhnlichen Kraft ihres packenden Stils; und mit jener sicheren Komposition, die alle ihre Romane auszeichnet, stellt sie die Helden ihrer Erzählung auf diesen von nationalen Leidenschaften durchfurchten Boden.

Wir geleiten den rheinischen Bauern Bräuer, der seinen schönen Strom verlassen hat, um im fernen Osten rascher vorwärtszukommen, mit seiner Familie im heißen Sommer durch die endlosen Getreidefelder zu der Kolonie Augenweide. Am Schlusse des Romans, nach dreijährigem Aufenthalt im fremden Lande, nach schweren Enttäuschungen und nach dem Verlust seines prächtigen, erwachsenen Sohnes, der sein Herz an eine polnische Dirne verloren hat und von ihr in den Tod getrieben wird, sehen wir ihn denselben Weg wieder zurückfahren, verzweifelnd an der undankbaren Aufgabe, auf slawischem Boden heimisch zu werden.

Neben dem kleinen Ansiedler, der neu ins Land kommt und sich nicht gewöhnen kann, steht der Freiherr von Doleschal, Sproß eines alten Adelsgeschlechts, der bereits seit Generationen das Deutschtum in der Provinz vertritt. Auch er wird in dem undankbaren Kampf aufgerieben, den er nicht bloß gegen den polnischen Fanatismus, sondern zugleich gegen die Schlaffheit seiner Standesgenossen führt, die nahezu alle von dem Gedanken erfüllt sind, ihre Güter möglichst rasch und möglichst teuer an die Ansiedlungskommission zu verkaufen. Ein Pistolenschuß endet das Leben des im erfolglosen Streben immer melancholischer werdenden Edelmanns. Diese Figur ist von der Verfasserin am wenigsten glaubhaft gezeichnet, obgleich ihr in der jüngsten Geschichte der Provinz Posen ein Pendant zur Seite steht. Es ist eben nicht alles auch dichterisch wahr, was sich in der wirklichen Welt ereignet.

Die Mängel in der Zeichnung des Haupthelden empfindet man umso deutlicher, als die Charakterzeichnung im allgemeinen hervorragend ist. Polen und Deutsche werden in allen einzelnen Gestalten auf das wirksamste kontrastiert. Der Abstand zwischen der Herrschaft and dem Gesinde, zwischen dem alten phlegmatischen Probst mit plebejischen Manieren und dem jungen ehrgeizigen Vikar aus herabgekommenem adligen Hause, zwischen dem schlauen sarmatischen Edelmann, dessen weltmännische Umgangsformen seine deutsche Nachbarschaft so gewandt zu täuschen wissen, und dem vornehmen Grundherrn von Deutsch-Au, den sein offenes Wesen aus einer Verlegenheit in die andere bringt, ist mit vollendeter Sicherheit innegehalten. Aber auch verwandte Charaktere behalten ihre individuelle Eigenart. Dabei leben alle Gestalten mit und in der Natur. Man sieht sie über einen ganz bestimmten Acker schreiten, empfindet mit ihnen die Schwüle des Sommers und die Eintönigkeit des langen Winters, die Unordnung der von Schnapsduft erfüllten Behausungen, durch deren undichte Wände ein eisiger Wind pfeift, und den schäbigen Luxus polnischer Schlösser.

Clara Viebig hat unter allen heutigen deutschen Romanschriftstellerinnen nicht ihresgleichen. Es ist etwas ungemein Kraftvolles in ihrer Darstellung. Ihre Romangestalten sind Menschen von Fleisch und Blut, und was sie uns schildert, ist wert, geschildert zu werden. Ihr neuester Roman ist am nächsten verwandt der „Wacht am Rhein", die ebenfalls eine ungewöhnliche dichterische Gestaltungskraft zeigte. Im Mittelpunkt der „Wacht am Rhein" stand der preußische Feldwebel mit seiner Pflichttreue, seiner Strammheit, seiner Pedanterie und seinem Mangel an Anpassungsfähigkeit. Aus den Gegensätzen zwischen Märker und Rheinländer entwickelt sich dort der Konflikt, wie im „Schlafenden Heer" aus dem Gegensatz zwischen Deutschtum und Polentum. Was in Clara Viebigs Schöpfungen dabei besonders verheißungsvoll erscheint, ist die aufsteigende Linie in ihrer dichterischen Produktivität. Jedes neue Werk zeigt eine größere Vollendung, eine größere Meisterschaft in der Beherrschung der dichterischen Mittel. In ihren früheren Werken benutzte Clara Viebig oft einen gar zu breiten Pinsel und allzu grelle Farben. Jetzt ist alles feiner abschattiert, die gröberen Effekte werden vermieden, und der kraftvolle, gelegentlich zur Brutalität neigende Ausdruck ist gehaltener und bieg-

Digitized by Google

samer geworden. Clara Viebig ist augenscheinlich noch nicht am Ende ihrer dichterischen Entwicklung angelangt; wir dürfen noch immer hoffen, daß sie sich mit jedem neuen Werke selbst übertrifft.

Ferdinand Svendsen.

Feinde.

(Nachdruck nicht gestattet.)

ir werden wohl Dr. Ewald zum Konsilium rufen? Meinen Sie nicht auch, lieber Doktor?"

Der junge Mann sah dem Hausarzt fragend ins Gesicht. „Bitte, nein. Oder — wenn Sie es durchaus wünschen — wenn es zu Ihrer Beruhigung gehört — ich will gewiß nicht gegen eine Maßnahme sein, die Sie im Interesse des Kranken verlangen. Aber ich kann dann an dem Konsilium nicht teilnehmen. Ich nicht!"

Der Arzt sagte das erregt, aber doch ganz leise, um im Nebenzimmer, wo der Kranke lag, nicht gehört zu werden. Er strich sich mit einer breiten Bewegung den grauen Bart glatt. Dann rieb er sich mit gewohnter Geberde den Ellenbogen an der Hüfte und sagte, schon wieder in seinem gewohnten, ruhigen, weichen Ton:

„Lieber, junger Freund, es ist wirklich nicht nötig, Dr. Ewald zu bemühen. Ich finde im heutigen Befinden Ihres Vaters nichts Beunruhigendes. Das Fieber hat nachgelassen. Will's Gott, bringen wir ihn durch. — Uebrigens, wie Sie wollen!"

Die letzten Worte klangen wieder etwas schärfer. Dann stand Doktor Pfeifer auf, kreuzte die Hände hinter dem Rücken und ging durchs Zimmer. In dem eichengetäfelten Speisezimmer herrschte eine wohlige Wärme. Unter der elektrischen Lampe — eine grüne Seidenkrone verhüllte die Glühkörperchen — war der Tisch gedeckt. Für eine Person. Aber die angerichteten Speisen waren kaum berührt. Der junge Mann, der die Arme auf den Tisch gestützt, auf seinen Teller starrte, Fritz Berger, der Sohn des großen Bankhauses Berger, Veit & Cie., hatte schwere Tage durchgemacht. Sein Vater, der „alte" Berger — man nannte ihn den alten zum Unterschied vom jungen, aber er war noch rüstig und frisch, — war plötzlich erkrankt, und seit zwei Tagen lag er im Fieber. Eine nicht recht faßbare Krankheit würgte ihn. Der Hausarzt, Dr. Pfeifer, ein Studienkollege des alten Berger, wenn auch um ein Dutzend Jahre jünger, saß Tag und Nacht am Bett des Kranken. Gleich ihm war Fritz seit dem unglückseligen Abend, da der Vater plötzlich beim Essen vom Stuhl gesunken war, nicht aus den Kleidern gekommen. Aufregung und Sorge standen in seinem Gesicht geschrieben, lagerten in schweren Schatten unter den Augen.

„Wollen Sie nicht was essen, lieber Doktor?"

Dr. Pfeifer setzte seinen Spaziergang fort und schüttelte den Kopf.

„Wollen Sie was rauchen?"

„Rauchen, ja! Das ist eine Idee. Was gutes und schweres."

Fritz sprang auf und brachte einige Kistchen Zigarren. Pfeifer prüfte lang und bedächtig, dann entschied er sich für eine stattliche Henry Clay.

„Heuer sind zwar die Lopez besser geraten. Aber ich bleibe bei Henry Clay. Gewohnheit, junger Freund!"

Er knipste die Spitze ab, schob das abgeschnittene Endchen in eine Düte — er sammelte Zigarrenspitzen zu irgend einem wohltätigen Zweck — und setzte dann die Zigarre vorsichtig und gemessen in Brand.

Im Zimmer war es ganz still. Keiner sprach ein Wort. Dr. Pfeifer rauchte, Fritz spielte mit dem Obstmesser. Unterhalb der grünen Seidenkrone lagerten sich fließende Rauchschichten, schwebten auf, schwebten nieder. Dr. Pfeifer blickte ihrem Vergehen und Zerflattern nach, wie um sich selbst von einer Sorge abzulenken. Die Tür des Nebenzimmers wurde leise geöffnet, die Krankenwärterin erschien und meldete, daß der alte Herr schlafe. Der Arzt blieb stehen, zog die Brauen hoch, nickte beifällig und hob mit der linken Hand den Bart zur Höhe des Mundes.

„Na, na, das ist ja soweit in Ordnung!" sagte er. „Lassen wir ihn nur gut schlafen, dann brauchen wir Dr. Ewald gewiß nicht."

Die Krankenwärterin hatte sich zurückgezogen.

Wieder herrschte Stille im Zimmer.

Nach einer Weile sagte Dr. Pfeifer mit einem ganz andern Ton, als es sonst seine Art war:

„Es ist gut, daß wir ihn nicht brauchen. Ich kann ihn nicht leiden, den Kerl!"

Fritz blickte sehr erstaunt auf. Ein so entschiedenes Wort der Ablehnung und Abneigung war, so lang er sich erinnern konnte, aus Dr. Pfeifers Munde noch nicht gefallen. Ja, er hatte sich die Möglichkeit, daß Dr. Pfeifer einen Menschen nicht leiden, etwa gar hassen könne, bisher noch gar nicht vorgestellt. Wenn Dr. Pfeifer einen Menschen nicht mochte — und das war recht selten — so sagte er im schlimmsten Fall: „Der X. ist mir nicht sehr sympathisch". Aber weiter ging er nie. Und von Dr. Ewald sprach er in solcher Weise? Was mochte ihm Dr. Ewald angetan haben, um dergestalt seinen Haß zu erregen?

Dr. Pfeifer mußte aus Fritzens Zügen diesen Gedankengang ungefähr herausgelesen haben, denn er fühlte sich verpflichtet, zu seinen Worten irgend einen Kommentar zu geben Er blieb vor Fritz stehen, suchte nach einer passenden Erklärung und sagte schließlich ärgerlich, weil er offenbar diese Erklärung nicht recht formulieren konnte:

„Also ich kann ihn nicht leiden."

Danach ging er weiter, leise auftretend, zwei-, dreimal um den Tisch herum.

Fritz aber konnte nicht umhin zu sagen:

„Seltsam!"

Dr. Pfeifer blieb wie mit einem Ruck stehen.

„Ja, glauben Sie nur um des Himmelswillen nicht, daß da irgendwie unser Beruf mitspielt. Gott behüte! Ich schätze Dr. Ewald als Praktiker außerordentlich, und ich zweifle keinen Augenblick, daß er auch von mir eine gebührende Meinung hat. Wenn er mir nicht sehr sympathisch ist, so hat das seine ganz persönlichen Gründe, seine Gründe, die —"

Er unterbrach sich plötzlich und horchte. Aber er hörte nichts. Dann legte er seine Zigarre hin, ging ins Krankenzimmer; nach einigen Augenblicken kehrte er zurück und klopfte Fritz auf die Schulter.

„Die Nacht wird gut werden. Hoffentlich. Und morgen ist mit dem Fieber alle Gefahr vorbei. Die kräftige Natur Ihres Vaters läßt sich so leicht nicht unterducken. Er und ich, wir sind noch von der guten Generation."

Er griff eifrig nach der Zigarre. Sie glühte noch.

Fritz blickte den Doktor dankbar an für die Tröstung, die in seinen Worten lag. Und dann lächelte er. Denn die Sache, daß Dr. Pfeifer einen Feind haben könne, erschien ihm immer

Digitized by Google

sonderbarer und unerklärlicher. Er war sonst nicht neugierig. Aber jetzt mußte er fragen:

„Er hat Sie wohl einmal sehr beleidigt, der Dr. Ewald?"

„Beleidigt? Was fällt Ihnen ein! Glauben Sie, ich hätte mir das gefallen lassen?"

„Er muß Ihnen doch was zugefügt haben, sonst wüßte ich nicht, warum —"

Dr. Pfeifer unterbrach ihn.

„Er hat mir nichts getan. Die Geschichte unserer — Feindschaft" (er nahm einen förmlichen Anlauf, ehe er das böse Wort aussprach) „das ist keine Geschichte der Tatsachen, sondern eine psychologische Geschichte."

„Erzählen Sie sie doch!"

„Erzählen? O ja, ich kann sie Ihnen auch erzählen. Ich tu es sogar gern, damit Sie sich weder von Dr. Ewald noch von mir ein falsches Bild machen."

Dr. Pfeifer setzte sich in einen Lehnsessel, nahm den Zwicker ab, putzte ihn umständlich und begann zu sprechen, indes er mit seinem Taschentuch die Gläser rieb.

„Wir waren beide gleichzeitig Sekundärärzte im Allgemeinen Krankenhaus, Dr. Ewald und ich. Dr. Ewald war ein tüchtiger, junger Arzt, der mir durch eine besondere Kunst gewaltig imponierte. Vielleicht war es auch keine Kunst, sondern nur eine Fertigkeit: Er hatte eine merkwürdig rasche und geschickte Art, Freundschaft zu schließen. Er stand mit allen Kollegen und mit den meisten Professoren auf intimem Fuße. Aus interessanten Krankengeschichten entwickelten sich Freundschaftsverhältnisse. Er war ein Liebling des Portiers, des Gärtners. Mit einem Kutscher, der ihm einmal nach Döbling geführt hatte, schloß er Brüderschaft. Und alle, die mit ihm verkehrten, fanden das ganz natürlich. Sein offenes, gemütliches Wesen nahm die Menschen ein. Er hatte eine Art, sich den anderen klar zu machen, sich auf das Niveau desjenigen zu begeben, mit dem er gerade zu tun hatte, eine Art, die sicher ihrer Wirkung war. Dabei nützte er seine zahllosen Freundschaften gar nicht aus: er verlangte weder Dienste noch Gefälligkeiten, pumpte keinen an. Er war ganz uneigennützig. Doch trug ihm sein expansives Wesen reichliche Zinsen. Er wurde bekannt und beliebt. Er wurde eine Figur, die man sich aus der Gesellschaft, in der wir alle lebten, gar nicht mehr fortdenken konnte. Ja, ja, das hat er sehr fein gemacht. — Nun, ich, ich war ganz anders. Ich habe nie einen Freund gehabt, ich war verschlossen, wortkarg, ungeschickt. Ich bin auch ohne rechten Freund geblieben. Ich habe immer allen Menschen Gutes getan, ein kleines Vermögen in lauter kleinen Diensten verzettelt, die mir eigentlich keiner recht gedankt hat. Na, ich verlangte ja auch keinen Dank. Ich bin froh, wenn ich helfen kann. Und wie viele Menschen habe ich gern gehabt, hab' für sie Sorge und Kummer gehabt — aber gewußt hat's keiner! Gesagt hab' ich's keinem. Wissen Sie, ich hab' halt die Art nicht, es zu sagen. Sie werden gleich sehen, daß ich diese Art nicht habe. Ich bin so ein Sonderling. Ein Sonderling des Temperaments. Wissen Sie, ich bin sozusagen von einem vulkanischen Optimismus. Ich glaube an die Güte aller Kreatur, und manchmal wird dieser Glaube ganz fanatisch. Dann gehe ich herum wie ein brüllender Löwe und suche jemand, der diesen Glauben unterstützen soll. Meistens aber finde ich nur irgend einen armen Teufel, der Hilfe verlangt. Und dann helfe ich."

„Sie sind eben ein guter Mensch!"

„Sagen Sie das, bitte, nicht! Ich kann das nicht hören. Eben das brachte mich mit Dr. Ewald schließlich ganz auseinander. Uebrigens wollte ich Ihnen ja nicht von mir erzählen, sondern von Dr. Ewald. Ich hatte, als ich ihn kennen lernte, keine besondere Sympathie für ihn. Er war mir zu sehr der Freund eines jeden. Aber sein Wesen beschäftigte mich, weil es gar so sehr verschieden von dem meinen war. Ich dachte über ihn nach. Ueber sein Warum, sein Wieso, sein Weswegen. Und da geschah es, daß so ein intensives Nachdenken gerade in die Eruptionszeit meines Optimismus fiel. Plötzlich erschien mir alles an Dr. Ewald gut und lieb und schön und wacker. Er war der Freund aller Welt, weil alle Welt ihn offenbar gern haben mußte. Das war doch klar! Daß ich, törichter Mensch, nicht früher diese einfache Lösung des Ewaldschen Rätsels gefunden hatte! Und nun erwachte mit gleicher Plötzlichkeit wie diese Erkenntnis in mir das Verlangen, diesem seltenen Menschen auch näher zu treten. Die vielen Leute, mit denen er bisher umgegangen, konnten ja nicht seine wahren Herzensfreunde sein. Das waren ja zumeist ganz oberflächliche, nichtssagende Menschen, die ihn langweilen mußten. Aber wir beide, wir beide zusammen, wir würden ein Freundschaftspaar sein, würdig die Reihe berühmter Freundschaften aus dem Heroenzeitalter in unsere Gegenwart zu verpflanzen.

Nun geschah es eines Tages, daß Dr. Ewald eine seltene Operation vornahm. Sie gelang sehr gut, und alle Kollegen beglückwünschten ihn. Ich benutzte diesen Anlaß, und eines Abends klopfte ich an seine Stubentür. Er rief „Herein!" und ich trat in das schmale Zimmer, wo man zwischen Bett und Tisch kaum durchkonnte. Auf dem Tisch stand eine Petroleumlampe mit einem feinen, rosafarbenen Schirm aus Papier, das aussah wie Seide. Beim Fenster sah ich ein Pianino, auf dessen Deckel zwischen Notenstößen zwei Vasen mit frischen Blumensträußen standen. An der Wand hingen einige Dürersche Stiche. Im Zimmer war es mächtig heiß. Dr. Ewald lag auf dem Sofa und las. Er war sehr erstaunt, mich zu sehen, sprang auf und eilte mir entgegen. Er meinte zuerst, ich käme in einer dienstlichen Angelegenheit. Aber ich beruhigte ihn und sagte, ich käme bloß, ihm — einen Besuch zu machen.

‚Ach!' sagte er und bot mir einen Stuhl. Dann setzte er sich wieder aufs Sofa.

Und nun saßen wir uns gegenüber, und ich wußte nicht recht, was ich sagen sollte.

Ich sah ihn nur an: sein rundes, pausbäckiges Gesicht mit den dünnen Bartstreifen bei den Ohren war nichts weniger als interessant. Nur die kleinen Augen verrieten eine besondere Klugheit. Im Nacken lag eine gewisse Kraft, in der Haartracht eine gewisse Koketterie. Er hatte häßliche Zähne. Das fiel mir ärgerlich auf. Aber seine zarten Hände waren außerordentlich gepflegt. Und das sehe ich bei Männern und Frauen gern.

Mein Besuch kam mir plötzlich sehr dumm vor. Und da wollte ich denn meine Dummheit ganz voll machen und sagte also plötzlich, ohne Uebergang, ohne Einleitung, ganz eruptiv:

„Lieber Doktor, ich bin gekommen, um Ihr Freund zu werden!"

Dr. Ewald schaute mich an, preßte die Unterlippe an die Oberlippe, daß das Kinn ganz breit wurde und sagte kein Wort. Ich sagte auch nichts mehr, und so war die Situation sehr ungemütlich.

‚O ja!' sprach dann Dr. Ewald sehr langsam und bedächtig: ‚o ja, warum nicht! Soyons amis, Cinna!'

Aber er streckte mir nicht die Hand entgegen. Es war eine eisige Atmosphäre im Zimmer trotz des glühenden Ofens in der Ecke. Ich bemerkte gerade, daß darauf zwei Aepfel brieten. Dr. Ewald war immer ein Näscher.

Plötzlich stand Dr. Ewald auf, schlenkerte die Beine ein wenig, schob dann die Hände in die Hosentaschen und ging im Zimmer auf und ab. Er brauchte gerade fünf Schritte, um vom Fenster am Pianino und am Tisch vorüber zum Ofen zu gelangen. Dann sagte er in seiner breiten, eindringlichen Redeweise:

‚Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, lieber Dr. Pfeifer. Es war einmal ein Mann im Osten; der wollte einen hohen Berg besteigen. So, auf der Halbscheit des Weges gesellte sich ein anderer Mann zu ihm; der trug einen großen Sack auf dem Rücken. Sie gingen nebeneinander her und sprachen vom Wetter und vom schlechten Weg. Mit einemmal sagte der Mann mit dem Sacke: ‚teilen wir, was ich da auf dem Buckel

Digitized by Google

trage. Jeder soll die halbe Last weiterschleppen, dafür aber soll auch die Hälfte Dir gehören und mir nur die andere Hälfte verbleiben'. Der andere schüttelte den Kopf: ‚Weiß ich denn, was Du da trägst? Das können Schätze sein oder Kröten, Eßwaren oder giftige Pilze. Erst sehen — dann teilen oder nicht teilen, je nachdem es mir paßt.' Aber der Mann wollte seinen Sack nicht öffnen, und am nächsten Kreuzweg trennte er sich mit gekränktem Gruße von dem Zweifler. Vielleicht hat der Zweifler sein Glück verscherzt — denn in dem Sacke war Gold und Edelsteine — vielleicht waren es aber doch nur Kröten. Sehen Sie, lieber Dr. Pfeifer, so einen Sack schleppt jeder von uns auf dem Rücken. Wenn einer des anderen Freund sein will, halbieren sie ihre Lebenslast. Des anderen Freund sein heißt, des anderen Sack tragen helfen und freilich auch genießen, was darinnen steckt. Weiß ich denn nun, was Sie in Ihrem Sacke haben? So wenig wie Sie wissen, was in dem meinen enthalten ist. Und da sollen wir gleich teilen?"

Er lächelte gutmütig und strich sich mit den feinen Fingern über den glatten Mund. Ich war sehr verlegen und verbarg meinen Rückzug hinter Scherzen. Aber ich brach bald auf. Dr. Ewald hielt mich nicht zurück, war aber sehr liebenswürdig und half mir meine Pelzmütze suchen, die ich nicht gleich fand.

Als ich dann durch den Korridor in meinen Trakt hinüberging, war ich ganz rot vor Aerger. Vielleicht hatte mir auch nur die Hitze im engen Zimmer so die Röte ins Gesicht getrieben. Eines wußte ich jetzt. All seinen vielen Freunden half Dr. Ewald ihre Säcke nicht tragen. Und halfen sie ihm seine Last tragen? Zeigte er, was er im Sacke hatte? Nein, darin bestand ja seine ganze Kunst, daß es so aussah, als trüge er überhaupt keinen Sack. Er versteckte seinen Sack — darum war er allen willkommen!"

Dr. Pfeifer schwieg. Die Zigarre war ihm ausgegangen. Er drehte sie nachdenklich zwischen den Fingern.

„Der Dr. Ewald muß wohl nachher sehr über mich gelächelt haben. Ich war auch gar zu naiv. Aber sehen Sie, zur echten Freundschaft gehört eine Dosis Naivetät, eine Portion Kindlichkeit. Ich war Zeit meines Lebens ein naiver Tropf. Zur echten Freundschaft gehört Mut, ja Mut des Vertrauens. Wenn nur der Träger gefällt, teile ich ungesehen seine Last. Wenn er mir gefällt! Da haben Sie es! Freundschaft ist wie die Liebe ein Instinktgefühl. Auch Liebe prüft nicht vorerst, untersucht nicht, eh sie aufbrennt. Wo gäbe es sonst wahre Liebe? Nachher weiß man freilich, wen man liebt und wen man zum Freund hat. Und dann, wenn man kein Gold im Sacke gefunden, bleibt man trotzdem des anderen Freund, wenn man die rechte Courage des Gefühls hat. Das sind lauter arme Teufel, die die Untersuchung vor die Liebe und vor die Freundschaft setzen. Sie wissen nicht, wie heiß es in einem auflodert, wie ein Gefühl einen durchrinnt mit lebenspendender Wärme! Eine Freundschaft ist ja ein zweites Leben, das in einem aufgeht!"

Dr. Pfeifer räusperte sich, wie um eine ihn ergreifende Stimmung rasch abzubrechen. Dann zündete er seine Zigarre wieder an.

„Aber ich muß Ihnen ja meine Geschichte mit Dr. Ewald zu Ende erzählen. Ich bin nur noch einmal mit ihm zusammengetroffen. Jahre später. Wir hatten jeder schon eine ausgedehnte Privatpraxis. Ich war immer noch einsam, er immer noch der Freund der ganzen Welt. Da hörte ich zufällig, er habe sich in einer Gesellschaft über mich geäußert und gesagt: ‚Ja, ja, der Dr. Pfeifer ist ein guter Mensch!' Ich weiß nicht, warum mich das ärgerte. Aber es ärgerte mich. Einige Tage später traf ich ihn auf dem Graben. Er war stark gealtert, sah verjorgt und grämlich drein, mißmutig und gelangweilt. Er, ein reicher Mann, verheiratet, Vater prächtiger Kinder, wie ich weiß, geachtet und beliebt! Und so mißmutig, so überdrüssig! Mir war's, als sähe ich plötzlich auf seinem Rücken, einen unheimlichen, großen, grauen Sack, den Sack, den er vor allen verheimlicht, vielleicht vor sich selbst, dessen Inhalt er keinem gezeigt, dessen Last ihm keiner tragen geholfen! Er tat mir wirklich leid. Aber ich interpellierte ihn doch: ‚Sie haben gesagt, ich sei ein guter Mensch?'

‚O, entschuldigen Sie', lachte er, ‚wenn Sie das kränkt, widerrufe ich es sofort.' Und er sah mich so überlegen an, so spöttisch ob meiner Einfalt, daß ich ihm wütend den Rücken kehrte. Ich kann ihn nicht leiden, den Kerl!"

Eine Pause. Dann fragte der gar nicht befriedigte junge Mann:

„Warum denn eigentlich?"

„Warum? Weil er schuld ist, daß ich nicht sein bester Freund geworden bin! Da haben Sie es!"

Fritz schüttelte lächelnd den Kopf: „Seien Sie nicht böse, aber ich muß dem Dr. Ewald Recht geben. Sie sind wirklich ein guter Mensch!"

Dr. Pfeifer wollte antworten, aber die Krankenwärterin erschien in der Tür. Sie lud mit einer Handbewegung Dr. Pfeifer ein, ihr zu folgen. Als er nach einigen Augenblicken zurückkehrte, strahlte sein Gesicht: „Absolut keine Gefahr mehr, fieberfrei! Ich gratuliere. Gehen Sie schlafen, junger Freund. Ich werde der Sicherheit wegen noch die Nacht bei Ihrem Vater durchwachen. Nein, nein, es schadet mir gar nicht. Lassen Sie mir nur die Zigarrenkiste draußen!"

Wien. Rudolph Lothar.

In die neue Welt. Roman aus unserer Zeit von Carl Zander Berlin 1904, Verlag Gabelsberger.

Nicht sonderlich befriedigt legen wir das Buch aus der Hand. Als Roman will es uns nicht gefallen. Die schöne Witwe, die im Mittelpunkt des Ganzen steht, und deren etwas abenteuerliches Lebensschicksal für eine Spanne Zeit vor unsern Augen entrollt wird, kann unser innerstes Interesse nicht erwecken; die anderen Personen werden nur gar zu skizzenhaft dargestellt und bleiben uns vollends fern. Demjenigen jedoch, der eine Schilderung des Lebens an Bord eines modernen Ozeandampfers lesen will, sei das Buch empfohlen. Das sorglos heitere Treiben der gutsituierten Amerikafahrer auf dem alle Genüsse des Lebens bietenden Schiffe wird uns in lebendigen Szenen vorgeführt. Flüchtig, wie es die während der Ueberfahrt geschlossenen Bekanntschaften zumeist sind, treten uns manche gut beobachtete Einzeltypen vor Augen. Auch die ersten Eindrücke, die New York und seine Bewohner auf den Neuankömmling machen muß, werden anschaulich gezeichnet. — Der Verfasser des Buches ist Reichstagsstenograph und Arzt, also nur ganz im Nebenberuf Romanschriftsteller. Sollte er abermals einen Roman schreiben wollen, dann würden wir ihm empfehlen, seine Gestalten in kürzeren Sätzen, so wie sie in der wirklichen Umgangssprache gebräuchlich sind, reden zu lassen. Die mehrfachen langen Tiraden der in dem besprochenen Roman auftretenden Personen nehmen sich gar zu geziert aus.

—tz—.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Fr. Weinhausen, SW. Dessauerstraße 1, part. (Politik und Volkswirtschaft.)

Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83 (Kunst und Literatur.)

Dr. Th. Barth, W. Tiergartenstraße 37.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 29. Berlin, den 16. April 1904. 21. Jahrgang.

Die Aktion

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer. Berlin W 35. Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Reichstag und preußischer Landtag haben ihre Osterferien beendet. Während im Reichstag die Jesuitenfrage und damit ein Brennpunkt unserer Gesamtpolitik, die Abhängigkeit der Regierung vom Zentrum, die Debatten belebt, erfreuen sich im Abgeordnetenhaus weniger die Verhandlungen als die eben zur Ausgabe gelangten „wasserwirtschaftlichen Vorlagen" der Beachtung aller politischen Kreise. Die wirtschaftliche und politische Bedeutung dieser Vorlagen beleuchten wir in besonderem Aufsatz.

Die Gründung eines Allgemeinen Deutschen Arbeitgeberverbandes ist seit Monaten vorbereitet worden. Noch im letzten Augenblick schien sie am Widerstand des „Gesamtverbandes deutscher Metallindustrieller", der sich nicht dem übermächtigen Zentralverband deutscher Industrieller bedingungslos unterwerfen wollte, zu scheitern. Nun ist der große Wurf doch geglückt! Unter der Führung des Zentralverbandes haben sich alle bedeutsameren Arbeitgeberverbände Deutschlands zu einem einzigen Bunde vereinigt. Angeblich erstrebt dieser Bund nur den Selbstschutz des Unternehmertums gegenüber den Uebergriffen der koalierten Arbeiterschaft, und den Schutz der Arbeitswilligen vor dem Streikterrorismus der Organisationsfanatiker. In Wirklichkeit wird sich aber der Bund mit dieser defensiven Rolle keineswegs begnügen, sondern er wird mit dem Aufgebot der ihm zur Verfügung stehenden ungeheuren wirtschaftlichen Macht aggressiv vorgehen gegen das Koalitionsrecht der Arbeiter und die wirtschaftliche Selbständigkeit der kleinen Unternehmer, die sich noch nicht in den Verband haben aufnehmen lassen. Ein mächtiger Bund zur Bekämpfung der Arbeiterbewegung und der Sozialreform! Das haben die Leiter der neuen Unternehmung offen damit gesagt, daß sie die Bezeichnung „Scharfmacher" als Ehrentitel für sich reklamierten, und daß sie der Zuchthausvorlage eine fröhliche Auferstehung wünschten. Wie der neue Verband vorgehen wird, ist heute schon klar: zuerst werden überall „Arbeitsnachweise" von Arbeitgebern errichtet, die weniger Vermittlungsstellen für Arbeitsuchende als Kontrollapparate der Unternehmer sein werden; dann wird eine Agitation entfaltet werden für Einführung der Streikklausel, möglichst in alle Verträge, die mit Behörden und Privaten abgeschlossen werden; schließlich wird man die von einem Streik betroffenen Arbeitgeber und die Arbeitswilligen unter den Arbeitern pekuniär so stark unterstützen, daß für sie keine nennenswerten wirtschaftlichen Schädigungen mehr aus den gewerblichen Kämpfen entstehen. Mit einem Wort, die Kampfesweise, die sich in Crimmitschau den organisierten Arbeitern gegenüber bewährt hat, soll unter der Aegide des Scharfmacherbundes nunmehr allgemein in Deutschland eingeführt werden. Was das für die Entwicklung der Industrie und der Arbeiterbewegung wirtschaftlich zu bedeuten hat, läßt sich noch garnicht absehn; politisch bedeutet es zweifellos eine höchst wirksame Unterstützung der radikalen Richtung innerhalb der Arbeiterschaft. Denn die Geschichte der Arbeiterbewegung lehrt nur allzu deutlich, daß wirtschaftlicher Druck politischen Radikalismus erzeugt.

Ein neuer preußischer Lotterie-Gesetzentwurf verschärft die Strafbestimmungen des Spiels in außerpreußischen Lotterien in Aufsehn erregender Weise. Zwar unterscheidet er gelegentlichen und gewerbsmäßigen Losevertrieb und macht entsprechende Unterschiede in der Bestrafung; er setzt aber neben den erhöhten Maximalstrafen so hohe Minimalstrafen ein, daß dieses Gesetz, wenn Strafbestimmungen überhaupt ihren Zweck erreichen würden, einer Ausrottung der für den preußischen Fiskus so unbequemen Konkurrenz gleichkäme. Das nennt dann die Begründung des Gesetzentwurfes eine verdienstliche Verminderung des Anreizes zur verderblichen Spiellust. Diese ethische Begründung nimmt sich sehr merkwürdig in dem Munde derselben Regierung aus, die mit der Scherlschen Sparlotterie noch immer kokettiert und mit der eigenen Staatslotterie die Spiellust fortgesetzt anreizt. Schlimmer ist freilich noch, daß diese Art der Gesetzgebung ein Verharren in der überlebtesten Kleinstaaterei bedeutet, ein Zustand, der für unsere deutsche Reichs- und Rechtseinheit immer unerträglicher wird. Natürlich werden die von der Konkurrenz ausgeschlossenen nichtpreußischen Bundesstaaten sich auf dem gleichen Wege gegen den Vertrieb preußischer Lose im eigenen Lande zu sichern versuchen und damit einen Zustand des Lotteriekrieges der Einzelstaaten untereinander heraufführen, dessen Unwürdigkeit nur durch die Lächerlichkeit und Zwecklosigkeit der ganzen Lotterie-Gesetzgebung gemildert wird.

In Süddeutschland ist durch eine Rede des nationalliberalen Landtagsabgeordneten Dr. Casselmann in München das Thema „Zukunft des Liberalismus" wieder neu in Fluß gekommen. Wir wollen aus der öffentlichen Diskussion darüber hier nur einen Passus wiedergeben, den wir in einem Aufsatz der Münchener „Freistatt" von Dr. Johann Johannsen, Augsburg, einem in Bayern bekannten Führer der (nationalliberalen) „Jungliberalen" finden. Auf die pathetischen Worte Dr. Casselmanns, daß niemand, der „noch einen Funken von Liberalismus" in sich habe, in dieser „schweren Zeit" dem Liberalismus „in den Rücken fallen" dürfe, antwortet der Jungnationalliberale:

„Ich möchte verhindern, daß das Wort von der Einigung den Liberalen zu einer Formel wird, um den Liberalismus bei seiner alten Ideenarmut zu erhalten und die Aufnahme neuer Ideen ab-

Digitized by Google

zuwenden. So haben wir nicht gewettet. Ich bin für die Einigung der Liberalen eingetreten, als sie noch nicht in der Leute Munde war, wie heute, aber das ist jedenfalls nicht die Absicht gewesen, daß bei der Einigung der Liberalen der Liberalismus, seine schöpferische Kraft und seine fortschrittliche Energie, ausgeschlossen werden sollte."

Südwestafrika erfordert immer neue Opfer an Menschenleben und Geld. Zwar sind die Gefechte bei Okaharui und Onganjira für unsere Truppen siegreich, aber leider auch über Erwarten verlustreich gewesen. Es gewinnt immer mehr den Anschein, als ob nicht nur die Entstehung des Aufruhrs, sondern auch die Ausdehnung desselben und die kriegerische Kraft der Hereros die verantwortlichen deutschen Regierungsstellen überrascht hat. Jetzt heißt es natürlich durchhalten und um jeden Preis die Oberhand gewinnen; aber je schwieriger das wird, je mehr Opfer es fordert, um so lauter und dringlicher wird der Wunsch nach Untersuchung unseres gegenwärtigen Verwaltungssystems für Deutschlands Kolonien auf seine Zweckmäßigkeit und künftige Leistungsfähigkeit hin.

Die Zeit, da Rußland in Ostasien festgelegt ist, scheinen die übrigen Großmächte Europas, mit Ausnahme Deutschlands, besonders eifrig für ihren eigenen Vorteil auszunutzen. In diesem Zusammenhange erinnert man sich an den Vorstoß Englands nach Tibet. Es gewinnt mehr und mehr den Anschein, als ob England Tibet genau so behandeln wird, wie Rußland die Mandschurei behandelt. Noch bedeutsamer ist indessen das französisch-englische Abkommen, dessen Wortlaut eben publiziert worden ist. Dieses Abkommen bedeutet eine Schlichtung all der Kolonialdifferenzen, die sich seit reichlich 20 Jahren zwischen den Rivalen Frankreich und England angehäuft und die Quelle so mancher Verbitterung gebildet haben. Jeglicher Anlaß zu weiteren Streitigkeiten in Marokko, in Aegypten, an der Westküste von Neufundland, in Westafrika, in Siam und am Suezkanal ist beseitigt worden, und zwar durch einen Vertrag, der beide Kontrahenten außerordentlich befriedigt, und bei dem sich schwer sagen läßt, welche Seite die größeren Vorteile erreicht hat. Damit ist denn nun die sogenannte „herzliche Entente" zwischen Frankreich und England hergestellt, die nicht nur auf die innere und äußere Politik beider Länder zurückwirken wird, sondern die auch ihre europäische und weltgeschichtliche Bedeutung hat. Diese Bedeutung tritt ohne weiteres zutage, einerlei ob man von England und Frankreich ganz absieht und auf Rußland hinblickt, das wohl oder übel sein Einverständnis zu dem für seinen Bundesgenossen so günstigen Vertrag und der darin zum Ausdruck kommenden Annäherung des Zweibundes an England hat geben müssen; oder ob man an Spanien denkt, das trotz seiner nahen Beziehungen zu Marokko leer ausgegangen zu sein scheint. Wir sehen die Bedeutung des Abkommens leider auch darin, daß Deutschland anscheinend bei diesen für die europäische Politik so bedeutsamen Verhandlungen als quantité negligeable behandelt worden ist. Haben wir auch für den Augenblick keine Schädigung deutscher Interessen durch die Abmachungen zu verzeichnen, da unsere Handelsbeziehungen mit Marokko durch die Verbürgung des Freihandels auf die Dauer von 30 Jahren geschützt sind, so scheint doch die Ausschaltung Deutschlands sehr wenig zu dem stolzen Bülowwort zu passen: Deutschland in der Welt voran! Allzuoft haben wir in letzter Zeit bei allen bedeutsamen weltgeschichtlichen Vorgängen die etwas stark verbrauchte tröstliche Versicherung hören müssen, Deutschland sei glücklicherweise nicht unmittelbar interessiert. So auch jetzt wieder. Nachgerade drängt sich aber doch mit Notwendigkeit ein Vergleich zwischen Frankreich und Deutschland auf: dort eine zielklare, energische, tatenfrohe Regierung, gestützt auf den festen „Bloc" aller freiheitlichen und fortschrittlichen Elemente im Lande, und hier eine Regierung, die offen durch ihren obersten Chef im Reichstage verkündet, daß sie genötigt sei, ihre Politik dem Zentrum, d. h. der Verkörperung des Klerikalismus und der Reaktion anzupassen. Dort eine auswärtige Politik steigender Erfolge und hier eine auswärtige Politik, die als einzigen „Erfolg" nur die Gewinnung des Papstes als Bundesgenossen aufweisen kann.

Zwischen der Türkei und Bulgarien ist nun endlich nach monatlichen Unterhandlungen ein Vertrag zustande gekommen, der für die Erhaltung des Friedens in den Balkanstaaten vielleicht noch bedeutsam werden kann. Bulgarien verspricht die Ueberwachung der Komitees und der Banden in Makedonien und des Grenzverkehrs, während die Türkei die ehrliche Durchführung der Amnestie und die Ausführung des Märzsteger Reformprogramms zusagt. Praktisch ist die Bestimmung am wichtigsten, daß eine aus Beamten beider Länder bestehende Grenzkommission für Militär- und Zivilangelegenheiten zur Erhaltung der Ordnung an der Grenze zusammentreten soll. Sie kann bei beiderseitigem ehrlichen Zusammenarbeiten vielleicht ein recht brauchbares Friedensinstrument werden.

In Spanien werden gegenwärtig überall außergewöhnliche Gottesdienste abgehalten, nicht aus Trauer über den Tod der Exkönigin Isabella, sondern aus Freude über das mißlungene Attentat auf den Ministerpräsidenten Maura. Der Mörder soll sich selbst als Anarchist bezeichnet haben. Der Versuch, das Attentat politisch auszubeuten, scheint indessen vergeblich zu sein.

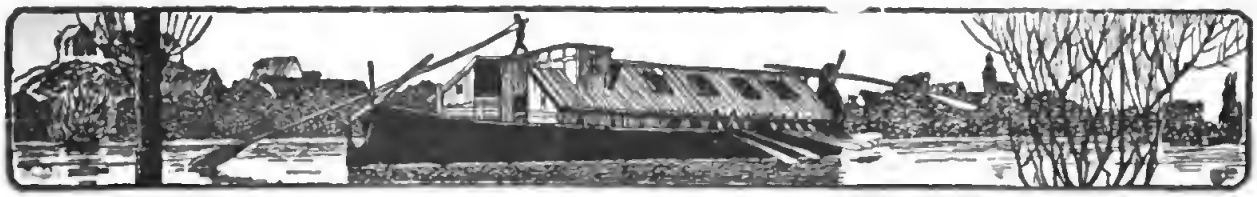
Vom ostasiatischen Kriegsschauplatz liegen aus den letzten Tagen allerlei Nachrichten über lebhaftes Vorgehen der Japaner zu Wasser und zu Lande vor. Auch der schwerste Schlag, den Rußland in diesem Kriege bis jetzt überhaupt erlitten hat, der Tod seines befähigtesten Marineoffiziers, des Admirals Makarow, scheint direkt oder indirekt durch glückliche Flottenmanöver der Japaner verursacht zu sein: auf dem erzwungenen Rückzug der Port Arthur-Flotte ging das Flaggschiff an einer Mine im Hafeneingang zugrunde; die wenigen Ueberlebenden — vier Offiziere und zweiundreißig Mann von einer Besatzung von siebenhundert Köpfen! — konnten nur als Schwer- oder Leichtverwundete aus den Wogen aufgefischt werden. Wie weit diese fortgesetzten schweren Unglücksfälle, die über die russische Streitmacht hereinbrechen, durch mangelhafte Führung mitverschuldet sind, wird erst eine spätere Zeit aufklären können.

* * *

Die Kanalvorlage.

Ueberraschungen bringt die neue Kanalvorlage nicht; das Wesentliche ihres Inhalts war schon seit Monaten bekannt und in der Presse besprochen. Sollten wirklich noch einige Sanguiniker der preußischen Regierung einen solchen Rückzug vor den Agrariern nicht zugetraut und es für unmöglich gehalten haben, daß man einen Torso wie den Kanal vom Rhein nach Hannover einbringen könne, so wird diesen allerdings eine Enttäuschung bereitet worden sein. Nach dem: „Nur keine inneren Krisen" des Grafen Bülow durfte niemand etwas anderes erwarten.

Die Kanalvorlage ist interessant nicht durch das, was sie enthält — denn das sind, bis auf Kleinigkeiten meist technischer Natur, alles alte Bekannte — sondern durch das, was sie nicht enthält. Gerade darin unterscheidet sie sich so unvorteilhaft von ihrer einst plötzlich zurückgezogenen Vorgängerin. Sie enthält nicht den Mittellandkanal, denn die



Sackgasse Bevergern—Hannover ist zwar ein Kanal, der mitten ins Land hineinführt, nur kein Mittellandkanal; es fehlt darin die Kanalisierung der Weser von Minden bis Bremen, die auf Kosten Bremens erfolgen sollte; aber augenscheinlich haben die Bremer keine Lust, 43 Millionen Mark für den Anschluß an die Sackgasse auszugeben, was man ihnen wirklich nicht verdenken kann. Und es fehlt die Verbesserung des Fahrwassers der Oder auf der Strecke unterhalb Breslaus, die auf eine Mindestfahrwassertiefe von 1,40 m gebracht werden sollte.

Da die frühere Kanalvorlage, die dies alles enthielt, vom Grafen Bülow ausdrücklich als ein unteilbares Ganzes bezeichnet wurde, von dem man irgend ein Stück ohne schwere wirtschaftliche Schädigung der betroffenen Landesteile nicht herausnehmen könne, so attestiert der preußische Herr Ministerpräsident der neuen Vorlage, daß sie die wirtschaftlichen Interessen ganzer Landesgebiete schwer schädigt.

Es fehlt in der Kanalvorlage aber auch sehr viel von dem, was einzelne Landesteile seit langem gefordert haben, so die Kanalisierung der Mosel, die der Lippe und der masurische Schiffahrtskanal.

Die letzte Vorlage ist zum guten Teil an der Nichtberücksichtigung solcher Wünsche gescheitert. Man kann mit der Kgl. Staatsregierung der Meinung sein, daß die Kanalisierung der Lippe kein dringendes Bedürfnis sei, da die wirtschaftliche Entwicklung an der unteren Lippe noch nicht genügend vorgeschritten sei, um der Wasserstraße den erforderlichen Verkehr zu sichern; taktisch klug ist es aber jedenfalls nicht, maßgebende Kreise des Zentrums durch Auslassung der Lippe-Kanalisierung wiederum vor den Kopf zu stoßen. Und da man das Wasser der Lippe zur Speisung der Scheitelhaltung des Kanals Rhein—Hannover gebrauchen will, so wird damit der unteren Lippe das Wasser entzogen, was von deren Anliegern nicht gerade sympathisch aufgenommen werden wird. Aehnlich liegt das Verhältnis bei der Entnahme des Wassers aus der Weser zur Kanalspeisung; was ja bei der Kanalisierung unterhalb Minden unbedenklich gewesen wäre, ohne diese aber sehr erhebliche Bedenken hervorruft. Man erwägt deshalb auch die Anlage von Talsperren, um in wasserarmen Zeiten der Weser nicht zu viel Wasser zu entziehen.

Die Moselkanalisierung wird auch von der Staatsregierung als notwendig angesehen, weil sie damit billiger fortzukommen glaubt, als mit der zweifellos höchst kostspieligen Erweiterung der durch das Moseltal führenden Bahn, die den Verkehr kaum mehr bewältigen kann und durch die Wasserstraße entlastet werden soll; aber in der Vorlage fehlt diese alte Forderung, und das dürfte die Stimmung in den dortigen Kreisen auch gerade nicht verbessern.

Schlesien braucht, wenn der Kanal bei Hannover endet, allerdings die Verstärkung der Konkurrenz des Westens auf dem Berliner Markt und an der Havel und Elbe nicht mehr zu befürchten, aber andererseits ist das, was ihm die Vorlage bringt, eine so ungenügende Verbesserung seiner in traurigster Verfassung befindlichen Wasserstraßen, daß sich für diese Vorlage in Schlesien niemand begeistern kann. Der schlesische Provinzialverein für Fluß- und Kanalschiffahrt hat noch in seiner letzten im Dezember stattgehabten Sitzung mit Einstimmigkeit eine durchgreifende Verbesserung seiner dem Verkehr in keiner Weise mehr gewachsenen Wasserstraße gefordert und dabei die Kanalisierung der Strecke Neißemündung—Breslau als die am wenigsten dringliche Aufgabe bezeichnet; tatsächlich bringt die Vorlage nur diese und verknüpft sie mit Lasten, die sie Interessenten und Provinz wahl unannehmbar machen dürften.

Der masurische Kanal fehlt wiederum ganz, obgleich sich seine Herstellung — soll die Versumpfung des ostpreußischen Seengebietes nicht ständig rapide Fortschritte machen — als höchst dringlich erweist.

Der Großschiffahrtsweg Berlin—Stettin ist in der allein möglichen westlichen Linie vorgesehen, die früheren Verbesserungen im Havelgebiet kehren wieder; auch der Provinz Posen werden die früher geplanten Verbesserungen ihrer sehr mangelhaften Wasserstraßen wieder zugedacht.

Die Gesamtkosten der eigentlichen Kanalvorlage belaufen sich auf 280¼ Millionen Mark, wovon 197,15 auf den Westen entfallen; der Staat Preußen beschränkt sein Risiko aber sehr dadurch, daß er einmal sich durch die beteiligten Provinzen die Deckung der voraussichtlichen Betriebs- und Unterhaltungskosten, soweit sie aus Schiffahrtsabgaben nicht aufkommen, garantieren läßt, ebenso wie diese die Garantie für die Verzinsung von ⅓ und mehr der Bausumme übernehmen müssen; vom sechzehnten Betriebsjahre an haben sie ferner ihren Baukostenanteil mit ½ Prozent zu amortisieren. Die Gesamtleistungen des Staates bei dreiprozentiger Verzinsung und einhalbprozentiger Amortisation begrenzen sich demnach auf höchstens 6,6 Millionen Mark, eine Summe, die sich, da der Dortmund-Rheinkanal und der Berlin-Stettiner Kanal, sowie die kanalisierte obere Oder aus Abgaben erhebliche Einnahmen aufbringen werden, wesentlich reduzieren wird.

Freilich die 120,5 Millionen Mark erfordernde Sackgasse Bevergern—Hannover wird keine nennenswerten Schiffahrtsabgaben erbringen; hätte man den Mittellandkanal bis zur Elbe durchgeführt, so stünde das enorme Material der gesamten ostdeutschen Binnenschiffahrt von der Weichsel bis zur Elbe für die Verfrachtung auf diesem Kanal zur Verfügung. Die Rheinschiffe dagegen kommen dafür nur in ganz verschwindendem Maße in Betracht; teils sind sie viel zu groß für die Schleusen desselben, teils ihrer Bauart nach für den Kanal nicht geeignet. Man würde also das traurige Spiel sich wiederholen sehen, das man beim Dortmund—Emskanal, einer gleichen Sackgasse, erlebt hat, daß der Verkehr sich nur ganz verschwindend langsam beleben kann, einmal, weil es an Fahrzeugen mangelt, sodann weil jeder durchgehende Verkehr fehlt. Was sollen denn auch die Schiffe, die Kohle nach Hannover bringen, von dort für Rückfrachten nehmen?

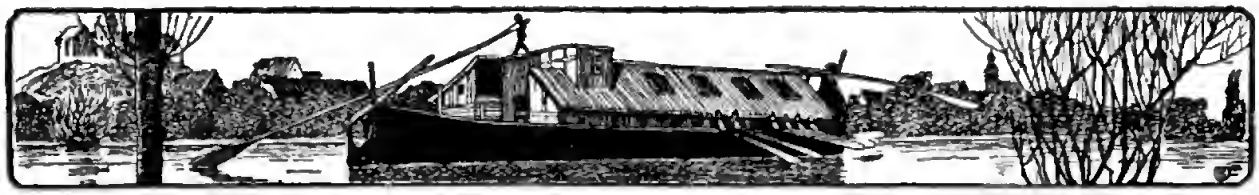
Es ist demnach mehr als zweifelhaft, ob für eine so aussichtslose Wasserstraße die Provinz Hannover eine auf 2,3 Millionen Mark jährlich sich belaufende Garantie zu übernehmen bereit ist. In kanalfreundlichen Kreisen Hannovers denkt man darüber sehr skeptisch. Verhandlungen mit den Provinzen haben noch nicht stattgefunden; allerdings sind die Provinzen ja in der Lage, die aufzubringenden Kosten auf die Interessenten unterzuverteilen, aber diese werden sich nur sehr schwer heranziehn lassen.

Die Provinzen können ihre Ausgaben nur durch Zuschläge zu den direkten Steuern decken und sind bereits vielfach übermäßig belastet; sie empfinden es sehr hart, daß ihnen fortwährend vom Staat neue Aufgaben aufgebürdet werden, und sie sind nur selten in der Lage, die Kosten auf sogenannte Interessenten abwälzen zu können. In Schlesien werden solche Interessenten für die Kanalvorlage auch kaum zu finden sein.

Für den Dortmund-Rheinkanal wird wieder das alte törichte Schlagwort ins Feld geführt: „Man müsse dem Rhein die deutsche Mündung über Emden verschaffen." Kein Schiff, das vom Oberrhein kommt und zum Seehafen will, wird den Kanal benutzen, der neben einer langsameren Fahrt auch noch Schiffahrtsabgaben verursacht; dazu kommt, daß der Dortmund-Emskanal für Schiffe von 700 Tonnen gebaut ist, der Rhein aber solche von 2000 bis 2600 Tonnen trägt. In Emden steht man dem Dortmund-Rheinkanal sogar feindlich gegenüber, weil man befürchtet, er würde Emden den Verkehr mit Dortmund entziehen. Der Dortmund-Rheinkanal ohne den Mittellandkanal ist im wesentlichen nichts anderes, als ein erweiterter Rheinhafen, aber auch als solcher hat er seine volle Berechtigung.

In der Hand der Konservativen liegt es, dieser traurigen Kanalvorlage zur Annahme zu verhelfen; sie können es unbedenklich tun, denn damit tragen sie den Mittellandkanal zu Grabe

Digitized by Google



für den Torso finden sich die Garanten für Deckung der Unterhaltungs- und Betriebskosten und der Verzinsung von 44 Millionen nicht; er wird Gesetz, aber nicht ausgeführt.

Und um diese Kanalvorlage durchzusetzen, soll den Agrariern ein weiteres Geschenk gemacht werden; abgesehen von den im Landesmeliorationsinteresse auszuführenden Arbeiten zum Hochwasserschutz will man auf den offenen Strömen Abgaben erheben. Freilich, die Reichsverfassung kann die preußische Regierung so wenig wie der preußische Landtag beseitigen, aber man kann sie anders auslegen oder ihr richtiger etwas unterlegen, was nicht in ihr steht. Für das Lusengericht dieser traurigen Kanalvorlage soll das Erstgeburtsrecht der Freiheit der offenen Ströme hingegeben werden.

Die Reaktion ist fleißig an der Arbeit, und die preußische Regierung fördert sie aufs eifrigste.

Um zu ermessen, wie weit wir seit der Aera Hohenlohe zurückgekommen sind, sei zum Schluß noch zitiert, was der vorletzte Reichskanzler den Junkern sagte, als sie die erste Kanalvorlage ablehnten:

„Im übrigen bitte ich Sie, meine Herren von der rechten Seite dieses Hauses, sich keinen Illusionen hinzugeben. Wenn der Mittellandkanal, wie es ja den Anschein hat, heute verworfen wird, so wird er doch nicht von der Tagesordnung verschwinden; er wird wiederkommen, und die Regierung wird dann dafür sorgen, daß er zur Annahme gelangt.

Diese Frage kann übrigens nicht allein und an und für sich betrachtet werden; denn sie wird weittragende Folgen haben in Beziehung auf das bisherige Verhältnis der Konservativen zur Regierung

(hört, hört links)

und kann nur unheilvoll auf das Zusammengehen der staatserhaltenden Elemente des Landes wirken,

(sehr richtig bei den Nationalliberalen)

namentlich auf das Zusammengehen auf dem Gebiete der Handelspolitik. Das mögen die Herren von der rechten Seite bedenken!"

Heute sind die Agrarier die Sieger auf der ganzen Linie.

Georg Gothein.

Parlamentsbriefe.

XIV.

Die Generaldebatte über das Gehalt des Reichskanzlers, mit der der Reichstag seine Sitzungen nach der Osterpause wieder aufnahm, bietet fast ebenso wie die erste Lesung des Etats einen guten Anlaß, um über die gesamte innere und äußere Politik zu reden. Der Reichskanzler ist ja für diese Politik in ihrer Gesamtheit verantwortlich. Ein Redner muß daher schon ungewöhnlich ungeschickt sein, wenn es ihm nicht gelingt, bei dieser Gelegenheit ein beliebiges Thema zu behandeln, ohne zur Sache gerufen zu werden.

Trotz dieser Diskussion der unbegrenzten Möglichkeiten schien es zunächst, als wenn sich überhaupt keine Debatte großen Stils entwickeln solle. Das Zentrum, das als größte Partei zuerst zu Worte kam, empfand das Bedürfnis nach einer allgemeinen politischen Auseinandersetzung anscheinend überhaupt nicht. Es befindet sich ja in der Rolle der — vorläufig! — politisch gesättigten Existenz. Und da Herr Spahn anstandshalber doch ein paar Worte sagen mußte, so beschränkte er sich auf einige Nebensächlichkeiten, die mit Vorgängen im Saarrevier in Verbindung standen. Aber auch die Sozialdemokratie beging zunächst einen Akt ungewöhnlicher Selbstbescheidung. Ihr erster Redner, Dr. David, interpellierte den Reichskanzler über die allerdings ausreichend wichtige Frage der Schiffahrtsabgaben. Immerhin mußte es fast auffällig erscheinen, daß die Sozialdemokratie die Gelegenheit zu einer allgemeinen Kritik des Regierungssystems nur zur Behandlung eines Spezialfalles benützte.

Als Dr. Sattler von den Nationalliberalen das Wort bekam, hatte man das Gefühl: jetzt muß die Jesuitenfrage dran kommen. Ein Nationalliberaler, der in dieser Situation das Wort erhält und nicht über die Jesuiten spricht — so etwas gibt's ja garnicht.

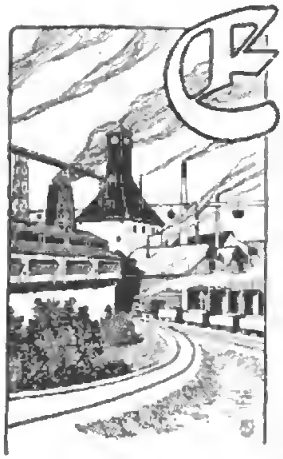
Aber statt des Orkans, den Sattlers Parteigenossen im preußischen Abgeordnetenhause zu entfesseln versucht hatten, entwickelte sich hier nur ein schwaches Säuseln. Man merkte es Herrn Sattler an, daß er in diesem Hause mit der, wie er selbst gestand, schlechten kulturkämpferischen Akustik die Sache lieber hätte auf sich beruhen lassen. Indessen die Parteigenossen im Lande verlangten natürlich von ihm, daß er antijesuitische Diligenz prästiere. Und so sagte er denn etliches über die Beunruhigung des protestantischen Gefühls. Was er sagte, war freilich so schwach, daß dem Grafen Bülow die Erwiderung fast unerlaubt leicht gemacht war. Er konnte genau so auf der Oberfläche bleiben wie Herr Sattler selbst. Immerhin entschlüpfte ihm ein wichtiges Bekenntnis. Er fragte Herrn Sattler, wie er denn die Geschäfte führen solle, ohne sich mit der größten Partei des Hauses gut zu stellen. Graf Bülow erkennt also ganz offen an, daß der § 2 nicht aus sachlichen Gründen, d. h. um seiner Schädlichkeit willen, aufgehoben worden ist, sondern um das Wohlwollen des Zentrums einzukaufen. Er hatte also wirklich keine Veranlassung, sich so darüber zu entrüsten, daß man ihm „Kuhhandel" vorgeworfen hat. Gewiß, eine bestimmte Kuh mag er vom Zentrum nicht eingehandelt haben. Aber wenn er sich das Wohlwollen des Zentrums, d. h. eine günstige, bewilligungsfreudige Disposition, gesichert hat, so ist das wahrlich etliche Kühe wert.

Nur wegen der Jesuitenfrage und der äußeren Politik hielt es Graf Bülow der Mühe für wert, sich in rednerische Unkosten zu stürzen. Sonst überließ er das seinen „jungen Leuten", den Staatssekretären und Ministern. Herr v. Hammerstein mußte die Welfenfrage erledigen, so gut — richtiger so schlecht — es ihm eben möglich war. Graf Posadowsky gab eine, von Gothein später gebührend zerzauste, Erklärung über die Schiffahrtsabgaben ab, die in dem Satze gipfelte: natürlich dürfen für die Benutzung natürlicher Wasserstraßen keine Abgaben erhoben werden, aber was natürliche Wasserstraßen sind, weiß man natürlich nicht. Frhr. v. Richthofen erklärte, daß mit fünf Staaten wegen der Handelsverträge verhandelt worden sei, mit zweien demnächst verhandelt werden würde, mit einem, mit Italien, dagegen der Vertrag bereits abgeschlossen sei. Er hoffe, man werde diesen Vertrag gut finden. Natürlich, sonst würde man ihn wohl nicht abgeschlossen haben. Aber was heißt gut? Das kommt doch auf den Standpunkt an. Das eine Zeugnis kann man unseren hohen Beamten — mit Ausnahme des immer mit der Tür ins Haus fallenden Frhrn. v. Hammerstein — jedenfalls nicht gut vorenthalten, nämlich, daß sie sämtlich einen Kursus in Delphi absolviert zu haben scheinen.

H. v. Gerlach.

Digitized by Google

Syndikatsfrüchte.[1]



In wirtschaftlicher Entwicklungsprozeß, der sich im Ruhrkohlenrevier vollzieht und auf die Fördermengspolitik des Kohlensyndikats zurückgeführt wird, beschäftigt seit einiger Zeit in lebhafter Weise die Presse. Es handelt sich um die Stillegung einer Anzahl von Kohlenzechen mit geringerer Produktionsfähigkeit. Der Schritt soll, wie es heißt, geschehen, weil leistungsfähigere Syndikatszechen es für vorteilhaft erachtet haben, jene weniger produktionsfähigen Zechen nur zu dem Zweck anzukaufen, um deren Beteiligungsziffer zu erwerben. Um die Berechnung der Käufer zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß die zugestandene Förderungsquote bei dem Kohlensyndikat allmählich den Charakter einer Art Realgerechtigkeit angenommen hat. Diese Realgerechtigkeit wird käuflich erworben, die Förderungsquote selbst aber auf leistungsfähigere Zechen übertragen unter Stillegung der minder leistungsfähigen Zechen.

Die Aussicht, daß auf diese Weise plötzlich für einen bestimmten Bezirk die wirtschaftliche Quelle, aus der die ganze Bevölkerung des Bezirks schöpfte, verstopft werden wird, erfüllt begreiflicherweise die bedrohten Distrikte mit großer Unruhe. Tausende von Kohlenarbeitern sehen sich von völliger Arbeitslosigkeit bedroht oder werden wenigstens genötigt fortzuziehen. Alle Geschäftsleute, die von den Bergarbeitern gelebt haben, stehen vor dem Ruin. Die Entwertung des Grundbesitzes muß eine weitere Folge sein. Wenn es wahr ist, daß Zehntausende von Menschen unter diesen Folgen einer wirtschaftlichen Verschiebung unmittelbar zu leiden haben werden, so begreift man vollkommen die verzweiflungsvolle Stimmung, die die bedrohten Gegenden ergriffen hat. Keine Feuersbrunst und keine Ueberschwemmung könnte einen solchen Schaden anrichten, wie er hier zu erwarten steht. Die Frage, ob nicht unter so ungewöhnlichen Umständen eine staatliche Hilfsaktion am Platze sei, ist bereits aufgeworfen und verdient jedenfalls ernsthaft geprüft zu werden. Daneben aber erscheint es angezeigt, sich den ganzen Vorgang unter volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten klarzumachen.

Der Uebergang von geringerer zu höherer Leistungsfähigkeit muß in jedem Produktionszweig als ein volkswirtschaftlicher Gewinn angesehen werden. Die Uebertragung einer Arbeitsstätte von einem wirtschaftlich ungeeigneteren nach einem wirtschaftlich geeigneteren Punkt kann deshalb volkswirtschaftlich an sich nicht mißbilligt werden. Wenn durch eine solche Verlegung die Produktionskosten verringert, die Produktivität des ganzen Unternehmens gesteigert wird, so liegt darin genau so viel wirtschaftliche Vernunft, wie in der Ablösung der Handarbeit durch eine Maschine oder in dem Ersatz der unvollkommenen Maschine durch eine vollkommenere. Solche Umwandlungsprozesse vollziehen sich fortgesetzt auf allen Gebieten der Güterproduktion, und jenes Volk, das derartige Fortschritte am energischsten vollzieht, ist der internationalen Konkurrenz am besten gewachsen. Aber nicht nur auf dem engeren Gebiet der Gütererzeugung, sondern im gesamten wirtschaftlichen Leben sehen wir diese beständige Ablösung der minder leistungsfähigen durch leistungsfähigere Organisationen. Man braucht im Handel nur an die fortgesetzte Entwicklung der Großbetriebe, die Konzentrierung des Bankgeschäfts und an die Warenhäuser zu erinnern. Unterbräche man durch Eingriffe der Staatsgewalt diese beständige Entwicklung zu einer höheren wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit, so würde damit der wirtschaftliche Fortschritt des ganzen Volkes gehindert werden. Diese Erkenntnis schließt aber die weitere Erkenntnis nicht aus, daß in diesem beständigen Fortentwicklungsprozeß immer aufs neue zahlreiche Einzelexistenzen niedergedrückt und deklassiert werden. Das Geschick dieser Zurückgedrängten ist immer hart. Aber wenn es sich als die Folge eines wirtschaftlichen Fortschritts ergibt, so muß sich der Volkswirt eben damit trösten, daß das wirtschaftliche Schicksal der Gesamtheit höher zu bewerten ist als das wirtschaftliche Schicksal der einzelnen.

In dem gegenwärtig akut gewordenen Falle der zum Stillstand verurteilten Kohlenzechen bleibt aber zu untersuchen, ob ein wirklicher Produktionsfortschritt oder eine Manipulation zur künstlichen Steigerung der Grundrente vorliegt. Was würde eintreten, wenn das Kohlensyndikat nicht bestände und eine freie Konkurrenz ohne jede Förderungsbeschränkung waltete? Ohne Zweifel würden dann jene leistungsfähigeren Kohlenzechen, die jetzt die minder leistungsfähigen aufgekauft haben, um sie zum Stillstand zu bringen, diese letzteren nicht erworben, sondern die Förderung ihrer eigenen Zechen gesteigert haben. Damit würde das Gesamtquantum der geförderten Kohlen wachsen und, entsprechend der Produktionssteigerung der Preis der Kohlen sinken. Davon hätten alle Kohlenkonsumenten einen Vorteil, und mit den Kohlenkonsumenten die gesamte Güterproduktion des Landes, soweit sie auf die Verwendung von Kohlen direkt oder indirekt angewiesen ist. Die minder leistungsfähigen Kohlenzechen dagegen könnten durch den Fall der Kohlenpreise vielleicht dazu gezwungen werden, auf die weitere Förderung der Kohlen zu verzichten, weil die Kohlenpreise die Produktionskosten dieser Zechen nicht mehr decken. Eine derartige Entwicklung könnte also unter Umständen genau dieselbe Wirkung hervorrufen, wie sie jetzt durch den Ankauf und das Stillegen der minder leistungsfähigen Zechen bewirkt werden soll. Nur würde diese Entwicklung nicht plötzlich, sondern allmählich eintreten. Außerdem bliebe immer die Hoffnung, daß bei dem Wiederanziehen der Preise auch die vorübergehend ausgeschalteten Unternehmungen wieder zur Förderung zurückkehren. Aber nähme man auch an, daß es sich um eine dauernde Ausschaltung handelte, so würde diese Ausschaltung doch immer nur die Folge einer allgemeinen Produktionssteigerung und einer entsprechenden Verbilligung der Kohle selbst sein. Darin läge volkswirtschaftlich mehr als ein bloßes Aequivalent für die an und für sich immer schmerzliche Ausschaltung konkurrenzunfähig gewordener Betriebe.

Mit einer derartigen natürlichen Entwicklung haben wir es jedoch gegenwärtig im Ruhrkohlengebiet nicht zu tun. Der Zweck des Kohlensyndikats ist Hochhaltung der Preise, und eben deshalb Beschränkung der Produktion. Diese Beschränkung ist nur durchzuführen bei einer Kontingentierung. Die Ausschaltung geschieht nicht wie bei der natürlichen Konkurrenz durch Steigerung der Gesamtproduktion und Preisdruck, sondern unter Festhaltung des Gesamtkontingents und Aufrechterhaltung oder gar Steigerung der Preise. Die ausgeschalteten Zechen würden bei den Syndikatspreisen auch fernerhin zunächst produktionsfähig sein. Man schaltet sie nur deswegen aus, weil andere Syndikatsteilnehmer noch leistungsfähiger sind. Diese anderen wollen die Differenz zwischen der höheren Rente ihrer Zechen und der geringeren Rente der minder leistungsfähigen Zechen einkassieren. Das allein ist der Grund des Ankaufs und der Stillegung. Dies Renteninteresse der leistungsfähigeren Syndikatsteilnehmer deckt sich nun aber keineswegs mit dem allgemeinen Interesse, wie es beim freien Walten der Konkurrenz ganz von selbst wahrgenommen werden würde. Ganz nackt ausgedrückt, stände danach die Sache so, daß, um die

Digitized by Google

Rente einzelner Kohlengruben eigentümer zu steigern, über einzelne Gegenden des Landes der wirtschaftliche Ruin verhängt würde.

Läßt sich dagegen gesetzgeberisch etwas tun? Eine sehr ernste Frage, die unmittelbar an die Wurzeln des Privateigentums geht. Kann man einen Privateigentümer hindern, sein Eigentum der wirtschaftlichen Verwertung zu entziehen? Wenn es erlaubt ist, den Eigentümer einer Kohlenzeche zu zwingen, die Zeche in Betrieb zu setzen, so muß es auch erlaubt sein, den Eigentümer von Bauterrain zu zwingen, auf seinem Terrain Wohnungen zu errichten und einen Großgrundbesitzer zu zwingen, brachliegendes Land in landwirtschaftliche Kultur zu nehmen. Man sieht leicht, wie eingreifend die Konsequenzen einer gesetzgeberischen Beschränkung der Verwendung des Privateigentums sein würden. Hier und da ist denn auch bereits der Gedanke aufgetaucht, durch staatlichen Erwerb der zum Stillstand gebrachten Kohlengruben die entstandenen Schwierigkeiten zu beseitigen. Um einen freihändigen Verkauf würde es sich dabei schwerlich handeln können, da die gegenwärtigen Eigentümer der betreffenden Zechen ja den Ankauf dieser Zechen nur um deswillen bewirkt haben, um ihre fernere Ausbeutung zu hindern. Es müßte also schon der Weg einer zwangsweisen Expropriation beschritten werden. Und dann wären auch hier die wirtschaftlichen Konsequenzen zu bedenken. Schließlich bleibt zu erwägen, ob man nicht dem Kohlensyndikat auch gesetzgeberisch zu Leibe gehen will, um solche Folgen, wie sie jetzt in einzelnen Teilen des Ruhrkohlengebietes zutage treten, auszuschließen. Dazu fehlt allerdings bisher der Wille und deshalb auch der Weg.

Die geschickten Begründer und Leiter von Kartellverbänden haben es verstanden, sich den Schein einer wohltätigen wirtschaftlichen Vorsehung zu verschaffen, und es fehlt nicht an naiven und Naivetät heuchelnden Personen, die diese Neuorganisation unseres ganzen industriellen Lebens als ein patriotisches Werk ansehen, dessen Träger den Anspruch erheben dürften, auf dem Prythaneum gespeist zu werden. Auch die Wirtschaftspolitiker der Reichsregierung haben eine von den Kartellleitern sorgfältig genährte Zuneigung zu dieser Neuorganisation unserer Volkswirtschaft. Die Kartellenquete trug deshalb auch von vornherein viel weniger den Charakter eines Untersuchungsausschusses als den einer Rechtfertigungskommission, in der den einzelnen Kartellen Gelegenheit gegeben wurde, ihre guten Seiten ins rechte Licht zu stellen und die dunklen möglichst im Verborgenen zu lassen. Zugleich hat diese Enquetekommission nicht wenig dazu beigetragen, den widerstrebenden Elementen in der Industrie begreiflich zu machen, wie aussichtslos ihr Widerstand gegenüber den immer mächtiger werdenden Kartellkönigen ist, und wie sehr es in ihrem eigenen egoistischen Interesse liegt, sich an der allgemeinen Kartellverständigung auch ihrerseits zu beteiligen, entweder durch Anschluß an bestehende Kartelle oder durch Bildung neuer. Als Krönung des Ganzen tritt bereits die Idee eines Kartells der Kartelle in die Erscheinung, das unter geschickter Ausnutzung bestehender Schutzzölle und natürlicher Monopole die Preise zu fixieren haben würde: im Inlande so hoch wie möglich und für das Ausland, wenn es sein muß, noch unter den Produktionskosten.

Es bedarf keiner näheren Ausführung, daß die Stellung der gesamten industriellen Produktion unter die Preisdiktatur von Kartellverbänden durch unser Schutzzollsystem außerordentlich erleichtert wird. Selbst das Kohlensyndikat könnte, obgleich Kohlen zollfrei sind, keinen so weitreichenden Einfluß ausüben, wenn es nicht in der Eisenindustrie mit Kartellverbänden zu tun hätte, deren Produkte durch Zollschutz bis zu einer gewissen Höhe vor der Konkurrenz des Auslandes geschützt sind. Auch der Freihandel verhindert nicht jedes Kartell, aber er schränkt die Macht der Kartelle ein und verhindert insbesondere, daß die Differenz der Preise für die im Inland einerseits und im Ausland andererseits abgesetzten Produkte eine unmäßige Höhe erreicht. Im Freihandel liegt ein automatisches Heilmittel gegen die ärgsten Mißbräuche der Kartelle. Das weiß niemand besser als die Leiter der Kartelle selbst. Sie betrachten die Schutzzölle durchweg nur noch als Kartellschutz. Wenn man bei uns überhaupt ernsthaft daran dächte, den Kartellen gesetzgeberisch zuleibe zu gehen, so müßte die erste Maßregel die Beseitigung aller Schutzzölle sein, die für die Produkte kartellierter Industrien bestehen. Daran denkt man allerdings heute weniger als je. Die Agrarier wären freilich ganz die Leute dazu, um sich eventuell mit den Freihändlern zu einer Beseitigung von Industrieschutzzöllen zu verbinden; aber sie müssen mit Recht fürchten, daß die Freihandelsbewegung dann nicht bei den industriellen Schutzzöllen Halt machen, sondern auch die agrarischen Schutzzölle angreifen würde. Sie begnügen sich deshalb damit, die Aussicht auf Beseitigung industrieller Schutzzölle nur gelegentlich drohend zu eröffnen, um den Kartelleuten jede Lust zu benehmen, etwa gegen hohe Agrarzölle Front zu machen. Dieses letztere Ziel haben sie denn ja auch gründlich erreicht.

Ein anderes Mittel, um den Mißbräuchen der Kartelle entgegenzutreten, als es der Uebergang zum Freihandel ist, trat bisher noch in keinem Lande zutage. Was an Trust- und Kartellgesetzgebung bisher auftauchte, ist legislatorische Quacksalberei elendester Sorte. Es ist merkwürdig, daß man bei der langjährigen Suche nach Antikartellmedizin nicht auf eine Arznei verfiel, die gerade den Mittelstandsrettern wirksam erscheinen müßte. Ich meine eine Umsatzsteuer für alle von kartellierten Unternehmungen abgesetzten Waren, etwa nach dem Muster der famosen Warenhaussteuer. Wenn jede Kohlenzeche, die dem Kohlensyndikat angegliedert ist, genötigt würde, von den Kohlen, die sie verkauft, so und so viel Prozent Umsatzsteuer zu bezahlen, während Zechen, die sich dem Syndikat nicht anschlössen, von dieser Steuer freiblieben, so könnte das bei energischer Handhabe der Steuerschraube leicht dazu führen, dem Kohlensyndikat das Lebenslicht auszublasen. Ueberstände das Kohlensyndikat aber eine solche Steuer, so würde die Allgemeinheit doch von der künstlich gesteigerten Grundrente in der Form des Umsatzsteuerertrages auch einen Anteil erhalten, mit dem vielleicht ein Teil der unmittelbaren schädlichen Folgen, wie sie jetzt im Ruhrkohlenrevier anläßlich der Stillegung von Zechen zutage treten, ausgeglichen werden könnte.

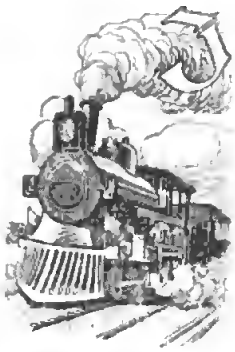
Ich behaupte nicht, daß diese Umsatzsteuer einwandsfrei wäre, oder von liberalen Steuerpolitikern grundsätzlich gebilligt werden könnte; aber gegenüber solchen steuerpolitischen Mißbildungen, wie es die Warenhaussteuer ist, wäre sie noch gerecht und vernünftig zu nennen. Daß die Mittelstandsretter diesen naheliegenden Weg einschlagen werden, glaube ich allerdings nicht, und noch weniger glaube ich, daß sie damit Erfolg haben würden, wenn sie ihn einschlügen. Der Einfluß unserer Kartelle ist vielleicht noch nicht ganz so groß wie der der amerikanischen Trusts, aber gerade in den letzten Jahren so enorm gewachsen, daß an eine wirksame Antikartellgesetzgebung gegenwärtig ernstlich nicht zu denken ist.

Theodor Barth.

Digitized by Google

Moderner Schnellzugsverkehr.

II.



Im Anschluß an die allgemeinen Ausführungen sollen nun die vorläufigen Versuchsergebnisse hier der Reihe nach mitgeteilt werden. Zunächst wurden zwei Lokomotiven Grafenstadener Bauart für Schnellzüge den Versuchsfahrten unterworfen. Die erste vierzylindrige, 2 × 4 gekuppelte (zwei von den vier Achsen sind gekuppelt) Lokomotive hatte einen Kessel von 137 qm Heizfläche, sie erreichte mit einem Anhängewagen eine größte Geschwindigkeit von 127 km/Stunde. Die größere Lokomotive gleicher Bauart mit einem Dienstgewicht von 112 t hatte einen Kessel von 162 qm Heizfläche, dessen Mitte 2,5 m über Schienenoberkante lag. Der Tender enthielt 20 cbm Speisewasser, ausreichend für eine Streckenlänge von etwa 180 km. Von den fünf Achsen der Maschine sind die beiden Treibachsen mit Rädern von 1960 mm Durchmesser gekuppelt. Die beiden Niederdruckzylinder liegen innerhalb des Rahmens. Zum Ausgleich der bewegten Massen sind die Kurbeln jedes Zylindersystems unter 180° gegeneinander versetzt, während die Kurbeln beider Systeme unter 90° gegeneinander stehen. Mit dem Sechswagenzug erzielte diese Lokomotive zunächst eine größte Geschwindigkeit von 111 km/Stunde, welche bei einer ferneren Fahrt auf 118 km gesteigert wurde. Der Anfahrweg betrug für 60 km Geschwindigkeit etwa 4 km, für 80 km Geschwindigkeit 6,5 km und für 100 km Geschwindigkeit 10 km. Der Arbeitsbedarf stellte sich in der Anfahrperiode auf höchstens 800 und in der Dauerfahrt auf 700 effektive Pferdestärken, der Bremsweg bei der größten Geschwindigkeit auf reichlich 700 m. Man kann annehmen, daß von dem Energieverbrauch in der Dauerfahrt etwa die Hälfte auf den Eigenwiderstand der Lokomotive und die andere Hälfte auf den Widerstand des Wagenzuges entfällt, dementsprechend stieg auch die höchste Geschwindigkeit des Dreiwagenzuges auf 124 km.

Weitere Versuchsfahrten wurden gemacht mit einer Schnellzugmaschine hannoverscher Bauart (Egestorff). Bei dieser 2 × 5 gekuppelten Lokomotive arbeiten die Kolben von vier Zylindern auf dieselbe Achse, der Kessel hat eine etwas größere Heizfläche als bei der vorerwähnten Maschine, das Dienstgewicht bei 16 cbm Tenderwasser beträgt etwa 110 t. Diese Lokomotive erreichte mit dem Sechswagenzug eine höchste Geschwindigkeit von 118 km/Stunde und mit dem Dreiwagenzug von 124 km/Stunde.

Es folgten nun sehr interessante Versuchsfahrten mit einer von Borsig im Jahre 1903 gebauten Heißdampf-Lokomotive. Diese 2 × 4 gekuppelte Zwillingsmaschine mit Schmidtschem Dampfüberhitzer ist unter Mitwirkung des Geheimen Baurats Garbe, des bekannten Heißdampfspezialisten, konstruiert worden, sie hat 530 mm Zylinderdurchmesser und 1960 mm Treibraddurchmesser, der Dampfdruck beträgt 12 Atmosphären, die gesamte Heizfläche des Kessels mit Ueberhitzer 131 qm, das Dienstgewicht bei 16 cbm Tendermesser nur 99 t, wovon 54,5 t auf die eigentliche Maschine entfallen. Der größte Radstand zwischen den Aufhängepunkten stellt sich auf 5,2 m, was für den ruhigen Gang von besonderer Wichtigkeit ist. Bei dem erheblich geringeren Wasserverbraach der Heißdampfmaschine reicht das Wasserquantum von 16 cbm für eine Streckenlänge von 200 km aus. Bei der Konstruktion der Heißdampflokomotive ist vor allem der Grundsatz größter Einfachheit und der besonderen Berücksichtigung der beim Heißdampfbetriebe auftretenden Schwierigkeiten maßgebend gewesen, in letzterer Beziehung kamen namentlich die Metalldichtungen der Stopfbüchsen, die Vermeidung größerer Reibungsflächen und die richtige Auswahl des Konstruktionsmaterials für den Ueberhitzer in Betracht. Die Versuchsfahrten ließen erkennen, daß noch nicht alle Schwierigkeiten des Heißdampfbetriebes überwunden sind, gewisse Unvollkommenheiten in der Konstruktion des Ueberhitzers und in der Anordnung der Rauchkammer müssen vor Einführung eines wirklichen Dauerbetriebes mit so hohen Geschwindigkeiten und Zuggewichten noch beseitigt werden. Die Betriebserfahrung mit den bei den preußischen Staatsbahnen bereits in Dienst stehenden 12 Schnellzug-Heißdampfmaschinen gleicher Bauart, mit 12 weiteren 3 × 4 gekuppelten Personenzug-Heißdampfmaschinen und 15 weiteren 4 × 4 gekuppelten Güterzug-Heißdampfmaschinen wird ohne Zweifel bald zur Ueberwindung der erwähnten Mängel führen. Das Hauptgewicht ist darauf zu legen, daß die den Probefahrten unterworfene Heißdampflokomotive bei einem um etwa 12 t niedrigeren Dienstgewicht gegenüber den obenerwähnten Maschinen, einem verhältnismäßig kleinen Kessel und unverminderter Betriebsökonomie eine außergewöhnliche Betriebsleistung aufweist, wie die folgenden Ziffern erkennen lassen. Den bekannten Sechswagenzug von 221 t Gewicht beförderte die Heißdampflokomotive trotz der ihrem Betriebe nicht günstigen Brikettfeuerung in 15 Minuten Fahrzeit auf 23 km Streckenlänge bei einer größten Geschwindigkeit von 128 km/Stunde und einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 92 km, wobei die größte Geschwindigkeit nach 9,5 Minuten Fahrzeit erreicht wurde. Beim Dreiwagenzuge von 109 t Gewicht wurde sogar eine größte Geschwindigkeit von 135 km/Stunde festgestellt bei einer Fahrtdauer von dreizehn Minuten und einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 106 km. Die Ziffer von 120 km wurde schon nach 6 Minuten Fahrtdauer erreicht. Die größte Maschinenleistung am Triebrade ist auf etwa 1800 indizierte Pferdestärken anzunehmen. Hätte bei der letzten Probefahrt nicht ein erheblicher Gegenwind geherrscht, so würde sicher eine größte Geschwindigkeit von mehr als 140 km/Stunde mit drei Anhängewagen erzielt worden sein. Aber auch bei dem Sechswagenzug kann bei normaler Entfernung der Schnellzugstationen mit Sicherheit auf eine durchschnittliche Geschwindigkeit von über 100 km/Stunde gerechnet werden. Eine solche Leistung würde, wenn sie auch bei den Steigungen und Krümmungen unserer meisten Schnellzugstrecken erreichbar wäre, das Ziel der gegenwärtigen Bestrebungen darstellen und bei der allgemeinen Einführung dieses Lokomotivsystems in den Schnellzugsdienst einen ganz außerordentlichen Verkehrsfortschritt bedeuten, der sogar noch eine Verbilligung der Schnellzugtarife mit sich bringen könnte. Jedenfalls würde Deutschland mit einem solchen Schnellzugsverkehr in Anbetracht unserer Geländeschwierigkeiten an der Spitze aller Länder stehen.

Nach der Heißdampflokomotive kam ein neues System der Verbundmaschine an die Reihe. Diese kürzlich von der Firma Henschel & Sohn in Cassel erbaute Lokomotive hat ein Triebwerk nach System Wittfeld, die beiden Treibachsen mit Rädern von 2200 mm sind gekuppelt, außerdem ruht die Maschine auf je einem vorderen und hinteren zweiachsigen Drehgestell. Sie ist also als 2 × 6 gekuppelt zu bezeichnen. Der Tender ruht gleichfalls auf zwei zweiachsigen Drehgestellen. Der hochliegende Kessel mit der großen Heizfläche von 245 qm gibt den bekannten Kesseln der mächtigen amerikanischen Lokomotiven kaum etwas nach; es unterliegt kaum einem Zweifel, daß der Kessel auch für die größte Beanspruchung dauernd ausreicht. Der vorn in der Mitte des Rahmens liegende Hochdruckzylinder arbeitet mit seiner Kolbenstange auf die vordere gekröpfte Treibachse, während die Kolbenstangen der zu beiden Seiten außerhalb liegenden Niederdruckzylinder gleichgerichtet auf die zweite gerade Treibachse wirken. Die Niederdruckzylinder erhalten volle Füllung, der Hochdruckzylinder bei voller Fahrt etwa 0,7 Füllung. Der Kesseldampf hat 14 Atm.

Digitized by Google

Ueberdruck. In der äußeren Erscheinung weicht diese Lokomotive sehr wesentlich von den bekannten Bauarten insofern ab, als sie mit einem eisernen, über Maschine und Tender reichenden Ueberbau zur Verminderung des Luftwiderstandes versehen ist. Der Führer steht an der Spitze der Maschine innerhalb dieses Ueberbaues, durch Sprachrohr verständigt er sich mit dem Heizer. Auf diesen Ueberbau, welcher übrigens in dieser Anordnung wegen einer fast unerträglichen Hitze unter demselben für das Maschinenpersonal nicht günstig ist, ist ein Gewicht von 20 t zu rechnen. Der Tender enthält 20 cbm Speisewasser. Das Gesamtgewicht von Maschine und Tender beträgt bei 27 m Länge 145 t, es ist also, auch wenn man das Gewicht des Ueberbaus und das Mehrgewicht von 4 cbm Wasser abzieht, immer noch 22 t höher als bei der Heißdampfmaschine. Die Dreizylinder-Verbundmaschine hatte bei der ersten Leerfahrt auf der Strecke Göttingen—Kreiensen eine höchste Geschwindigkeit von 127 km/Stunde erreicht. Auch bei der Ueberführung nach Berlin über Hannover ergab sich auf einer 85 km langen Strecke und einem Fünfwagenzug von 185 t Gewicht eine durchschnittliche Geschwindigkeit von 110 km. Bei den Probefahrten auf der Militärbahn zeigten sich einige Schwierigkeiten beim Anfahren der Lokomotive, abgesehen von sonstigen Kleinigkeiten. Mit dem Sechswagenzug erreichte die Lokomotive bei ziemlich starkem Seitenwind zuerst eine größte Geschwindigkeit von 125 km/Stunde nach 10,5 Minuten Fahrzeit, bei geringem Seitenwind stieg die Geschwindigkeit des Sechswagenzuges auf 128 km/Stunde, sodann bei dem Dreiwagenzug von 109 t Gewicht auf 137 km/Stunde. Diese gegenüber der Heißdampfmaschine um etwa 30 000 Mark teurere Maschine ist für den Schnellzugbetrieb auf der Linie Berlin—Hamburg bestimmt; es ergibt sich dabei indessen die Schwierigkeit, daß die vorhandenen Drehscheiben nach Durchmesser und Belastungsfähigkeit für das Drehen dieses einem Panzerwagen gleichenden Kolosses nicht ausreichen, sodaß hierfür jedesmal das zeitraubende Trennen des Tenders von der Maschine erforderlich ist. Eine zweite Maschine gleichen Systems ist noch im Bau begriffen, ihr Kessel soll mit der Einrichtung für mäßige Dampfüberhitzung versehen werden, deren Erfolg bei der Verbundmaschine abgewartet werden muß.

Ein sehr wichtiges, wenn auch nicht unerwartetes Ergebnis haben die sämtlichen bisherigen Versuchsfahrten insofern geliefert, als einerseits bei keiner der vorgeführten Lokomotiven durch die Meßapparate ein bedenkliches Schlingern der Lokomotive festgestellt werden konnte und andererseits der Gang des Wagenzuges auch bei den größten Geschwindigkeiten durchaus ruhig und sicher blieb. Auch bei Verwendung dreiachsiger Drehgestelle wie bei den neuesten Schlafwagen wird der Gang der D-Wagen nicht viel besser sein können; allerdings ist dann größere Sicherheit für den Fall eines Achsenbruches im Drehgestell vorhanden.

Im Laufe des Monats April soll nun noch die normale, 2 × 4 gekuppelte Schnellzug-Verbundmaschine von etwa 90 t Dienstgewicht und 16 cbm Speisewasser einer Reihe von Probefahrten auf der Militärbahn unter sonst gleichen Verhältnissen unterworfen werden. Diese Fahrten werden schwerlich Ueberraschungen bringen, man wird den Sechswagenzug mit etwa 100 km und den Dreiwagenzug mit etwa 110 km/Stunde größter Geschwindigkeit befördern können. Es ist also möglich, schon auf Grund der bisher erlangten Betriebsresultate ein einigermaßen sicheres, wenn auch nur vorläufiges Urteil über den Wert der verschiedenen Maschinensysteme für den Schnellzugsbetrieb zu fällen. In dieser Beziehung muß nun ganz unparteiisch festgestellt werden, daß die Heißdampflokomotive in ihrer einfachen und leichten Bauart entschieden am leistungsfähigsten erscheint. Hätte sie den Ueberbau zur Verminderung des Luftwiderstandes und eine ihrem Kessel günstigere Kohlenfeuerung gehabt so würde sie zweifellos die kolossale Dreizylinder-Verbundmaschine noch weit mehr als jetzt in den Schatten gestellt haben. Allem Anschein nach wird für die Schnellzugmaschine der Zukunft in erster Reihe das System der Heißdampf-Zwillingsmaschine in Betracht kommen. Allerdings können wegen der viel zu geringen Länge der Versuchsstrecke der Militärbahn diese Resultate nur als vorläufige gelten; zur Erprobung im Dauerbetriebe würde eine mindestens 400 km lange Versuchsbahn gleicher Bauart erforderlich sein. Diese Notwendigkeit trat auch bei den elektrischen Schnellfahrten im letzten Herbst bereits hervor. Die preußische Staatsbahnverwaltung wird, da Versuchsfahrten sich immer wieder als notwendig erweisen werden, nicht umhin können, baldmöglichst den Bau einer eigenen Versuchsbahn mit gehöriger Ausstattung beim Landtage zu beantragen und in Verbindung damit die Anlage einer Lokomotivprüfungsanstalt anzuregen. Durch Anlagen dieser Art würde viel Geld und Zeit gegenüber den jetzigen Verhältnissen erspart werden, man wäre damit in der Lage, allen Fortschritten im Verkehrswesen kritisch zu folgen und den eigenen Betrieb auf dauernder Höhe zu halten. Jetzt müssen die auf der Militärbahn vorgenommenen Versuchsfahrten noch einmal auf einer genügend langen Schnellzugslinie unseres Bahnnetzes wiederholt werden, und es ist dann außerdem noch sehr fraglich, ob der regelmäßige Betrieb dieser Strecke eine gründliche Prüfung der Maschinenleistung zulassen wird. Die Lokomotivprüfungsanstalt ferner ist ein notwendiger Anner der Versuchsbahn. Amerika ist uns in diesen Dingen weit voraus. Auf der diesjährigen Weltausstellung in St. Louis sind sogar kostspielige Einrichtungen für einen internationalen Wettbewerb der Lokomotiven getroffen worden. Man hat einen 23 m langen und 14 m breiten Versuchsstand eingerichtet, dessen Boden 4,5 m unter dem Fußboden des Verkehrsgebäudes liegt. Die Räder der zu prüfenden Lokomotiven stehen auf großen Rollen, die in ihrer Drehung eine gewisse Hemmung erleiden, damit eine ähnliche Wirkung wie bei der Schienenreibung erzielt wird. Die auf diesem Gestell stehenden Lokomotiven sind mit einem großen Kraftmesser verbunden, außerdem sind Einrichtungen für die genaue Bestimmung des Verbrauchs von Wasser und Brennmaterial vorhanden. Man will also sehr gründlich vorgehen, und die deutschen Lokomotivfabriken sowie die preußische Staatsbahnverwaltung haben alle Veranlassung, sich für einen derartigen Wettbewerb vorzubereiten und eine rein sachliche Durchführung dieser wertvollen Versuche zu sichern.

Es heißt nun in der Tagespresse, daß die Lokomotivfabrik von Henschel & Sohn in Cassel insbesondere auch mit dem System der Dreizylinder-Verbundmaschine in St. Louis auftreten werde. Nach den Ergebnissen der auf der Militärbahn vorgenommenen Versuchsfahrten würde es indessen unvorsichtig erscheinen, ein noch zu neues und viel zu wenig ausprobiertes Lokomotivsystem der unbarmherzigen amerikanischen Kritik auszusetzen, zumal die Amerikaner an große Dimensionen der Lokomotiven längst gewöhnt sind und sich durch diese Dimensionen nur dann imponieren lassen, wenn mit andern Systemen nicht erreichbare Betriebsleistungen vorliegen. Viel mehr Glück würde man in St. Louis aller Voraussicht nach mit der Heißdampfmaschine haben, die für die Amerikaner ein Novum ist und durch ihre großen Leistungen bei einfachster Bauart Erfolge erzielen müßte. Hat man schon die elektrischen Schnellwagen im Schuppen zu Marienfelde stehen lassen, so sollte man mindestens nicht den zweiten Fehler begehen, die Heißdampflokomotive ebenfalls zu Hause zu lassen oder gar ein in seinen Leistungen wenig hervorragendes System nach St. Louis zu schicken, das mehr aus theoretischen Erwägungen als aus praktischer Betriebserfahrung hervorgegangen zu sein scheint. Noch ist es Zeit, im Interesse des Erfolges der deutschen Industrie in St. Louis die richtige Auswahl zu treffen!

Meine Ausführungen kann ich nicht schließen ohne ein Wort warmer Anerkennung für den guten Willen, den das Ministerium Budde mit der Vornahme der Versuchsfahrten auf der Militärbahn an den Tag gelegt hat und den es auch in andern Betriebsfragen bekundet. Wir dürfen nach der ganzen

Digitized by Google

Art dieser Versuchsfahrten sicher sein, daß die Resultate nicht mehr wie in früheren Zeiten in den Akten vergraben werden, sondern direkte Anwendung auf die Verbesserung unseres Verkehrs finden. Je mehr das technische Element in der Eisenbahnverwaltung gegenüber den Formalisten an Einfluß und Initiative gewinnt, um so kräftiger wird unsere Verkehrsentwicklung sein. Auf diesem Wege könnte das Deutsche Reich vielleicht schon in wenigen Jahren in die Lage kommen, in Berlin eine große internationale Verkehrsausstellung zu veranstalten, die für die gesamte Kultur bedeutsamer sein würde als die überlebten Weltausstellungen der letzten Jahrzehnte!

J. Kollmann.

Sven v. Hedins Reisewerk.

Die „Nation" brachte bereits früher*) einen Bericht über den Auszug, welchen Prof. Dove in Jena von dem — damals noch nicht veröffentlichten — Werk des großen schwedischen Reisenden in seine „Angewandte Geographie" aufgenommen hatte. Nunmehr liegt das Original selbst vor, und bei der hohen Bedeutung, welche ihm nicht bloß die geographische Fachwelt, sondern auch die öffentliche Meinung rückhaltslos beimißt, dürfte es sich wohl empfehlen, ihm auch an diesem Orte eine etwas ausgiebigere Würdigung angedeihen zu lassen. Die altbekannte Leipziger Verlagshandlung, die als Verlag hervorragender Reisewerke eine ausgezeichnete Stellung einnimmt, hat auch dem in Rede stehenden**) jene äußerlich würdige Form erteilt, an die unser Publikum sich mehr und mehr gewöhnt hat. Zwei stattliche Bände liegen vor, vom Autor selbst in deutscher Sprache bearbeitet; dieselbe ist ihm, dem Sprachgewaltigen, durchaus vertraut, da er sich ja in Berlin, unter F. v. Richthofens Leitung, die geographische Fachbildung angeeignet hat, ohne die alle seine übrigen, bedeutenden Eigenschaften nicht ausgereicht hätten, eine derartige Leistung zuwege zu bringen. Die Widmung „an die deutschen Studiengenossen" zeigt deutlich genug, welchen Wert Sven v. Hedin seinen Berliner Lehrjahren zuerkennt. Der Dank, welchen das Vorwort den Monarchen von Schweden-Norwegen und Rußland und der eigenen Mutter wegen ihrer unermüdlichen Beihilfe bei der Korrektur ausspricht, wird auch zwei schwedischen Landsleuten zuteil, von denen der Meteorologe Ekholm die Höhenberechnungen durchgeführt, der Hauptmann Byström die Kartenentwürfe geliefert hat. Auch um den künstlerischen Schmuck, der in der Tat bei Büchern dieser Art nicht gering geschätzt werden darf, haben sich Schweden hauptsächlich verdient gemacht.

Zwar sagt der Verfasser, er wolle hier hauptsächlich die eigentliche Reisebeschreibung geben und berühre seine wissenschaftlichen Ergebnisse nur flüchtig, weil diese einer späteren Publikation vorbehalten sein sollen. Immerhin wird ihrer aber doch ausführlich genug gedacht, um sich ein Bild von den großen Errungenschaften dieser zentralasiatischen Reise für die verschiedensten Zweige menschlichen Wissens machen zu können. In dieser Uebersicht soll denn auch den wissenschaftlichen Werten, welche gewonnen wurden, besondere Beachtung geschenkt werden. In erster Linie liegen sie natürlich auf dem geographisch-ethnographischen Gebiete; indessen ist auch die Geschichte und Archäologie Innerasiens nicht leer ausgegangen. In der Schilderung des Reiseverlaufes selber können wir uns etwas kürzer fassen, weil dessen wichtigste Momente bereits in jener früheren Note entsprechend hervorgehoben worden sind.

Zweitausend Kilometer wurden auf dem bis dahin so wenig bekannten und nur ganz unvollkommen kartierten Tarimflusse wie im Fluge zurückgelegt; gewöhnlich ganz behaglich, aber hie und da auch mit Ueberwindung nicht unbeträchtlicher Schwierigkeiten und Gefahren. Die gewaltigen Stromkrümmungen brachten es mit sich, daß der zurückgelegte Weg in Wirklichkeit lange nicht so groß in der Luftlinie war, und damit war eine Verzögerung bedingt, die den erfahrenen Teilnehmern der Fahrt Besorgnis einflößte. Denn hier, im Lande des ausgesprochenen Kontinentalklimas, setzt der Frost gar frühzeitig ein, und dann hörte die Schiffbarkeit der einzigen benutzbaren Verkehrsstraße auf. Trotzdem war die Gebirgsgegend, in die man zu Anfang Oktober 1899 gelangte, so anziehend, daß Hedin eine Expedition zuerst mit Boot und dann zu Fuß unternahm, um das schon im Jahre 1895 von ihm durchstreifte Wüstengebiet von neuem aufzusuchen, und dieses bewährte jetzt, wie damals, seinen schlechten Ruf, indem es den Reisenden dem Tode des Verschmachtens nahe brachte. Auf dem Floße sich wieder einschiffend, fuhr die kleine Gesellschaft weiter; die Wasserführung erwies sich dabei als eine sehr schwankende, und während man bei einem europäischen Wasserlaufe sich versichert halten darf, daß er umso wasserreicher wird, je weiter man auf ihm abwärts kommt, verhält es sich hier ganz anders. Der Jarkend-Darja oder Tarim ist eben ein Steppenfluß mit allen Eigentümlichkeiten eines solchen und darf nicht mit dem uns geläufigen Maßstabe gemessen werden. Zum Glück wurde die Geschwindigkeit des aus dem Walde in freies Terrain gelangten und damit auch viel geradliniger gewordenen Stromes eine immer größere, bis zu 78 (!) Metern in der Minute, sodaß man noch vor Eintritt der kritischen Zeit ziemlich weit kommen konnte. So lange man irgend vermochte, durfte man indessen das Fahrzeug nicht verlassen, und es bot auch das Ufergelände, spärlich von Menschen und Vieh, aber schon häufiger von dem kosmopolitischen Königstiger bewohnt, keine Hoffnung für rascheres Vorwärtskommen. Am 20. November befand man sich an einem Orte, der für die physische Geographie viel Merkwürdiges besaß; hier hatte nämlich der Tarim erst wenige Jahre zuvor, und ohne daß irgend eine Notwendigkeit dafür erkannt werden konnte, seinen Lauf geändert und sich ein neues Bett gegraben, das erst ein paar Tagereisen unterhalb wieder in die alte Laufrichtung einmündete. Hier in Hochasien ist eben nur die hydrographische Unbeständigkeit Regel, und kein Kartenbild, so richtig es momentan sein mag, kann Anspruch darauf erheben, auch nach einigen Jahren noch die Wirklichkeit treu wiederzugeben.

Bei Karaul, wo der Tarim scharf nach Süden umbiegt, wurde am 7. Dezember das einstweilige Ende der Schiffahrt erreicht, denn jetzt war das Wasser schon voll von Treibschollen, und die Gewißheit des Einfrierens stand bevor. In dem Dünensaum, der sich am Flusse hinzieht, liegt eine ganze Anzahl kleiner Seen eingebettet, „die gleich Trauben an einem Stengel am rechten Ufer des Tarim hängen". Teils äußerlich, teils

*) Jahrgang 20, Seite 704.

**) Im Herzen von Asien. Zehntausend Kilometer auf unbekannten Pfaden. Von Sven v. Hedin. Mit 402 Abbildungen, darunter 154 Separat- und Vollbildern und 8 Tafeln, und 5 Karten. Autorisierte Ausgabe. Leipzig 1903. F. A. Brockhaus. Erster Band. XIV und 559 S. Zweiter Band. X und 570 S. Ein sehr fleißiges Namen- und Sachregister ist beigegeben. Das den ersten Band zierende Porträt des Autors ist zwar nur eine Skizze, bringt jedoch seine scharfen, energischen Züge ganz vortrefflich zur Anschauung.

Digitized by Google

unterirdisch stehen sie mit dem Flusse, der ihnen das Dasein gab, in Verbindung, und mit seinem Spiegel hebt oder senkt sich der ihrige. Die aus Lailik mitgenommenen Ruderer wurden entlassen, das Winterquartier wurde in aller Form bezogen. Leben brachte in das öde Zeltlager, in dem man sich übrigens so gemütlich wie möglich einrichtete, ein flüchtiger Besuch des französischen Forschungsreisenden Bonin, der um die Mitte des Dezember auf dem Wege von Französisch-Hinterindien nach Kaschgar hier durchkam und seine Erfahrungen mit denen des schwedischen Kollegen austauschte. Der letztere konnte die ihm aufgezwungene Untätigkeit nicht lange ertragen. Schon am 19. Dezember machte er sich mit geringer Begleitmannschaft zur Bereisung der noch ganz unerforschten Wüste Takla-makan auf, die aus gewaltigen Festlanddünen besteht. Wenn der Steilabhang eines solchen Sandberges ab- oder aufwärts zurückgelegt werden mußte, mochte man sich an eine Gletscherwanderung erinnert fühlen. Zum Studium der charakteristischen „Barchane" bot diese Wüste vorzüglichen Anlaß. Hier fand die Karawane auch interessante Ruinen, „die alte Stadt". Zwischen vertrockneten Flußbetten und uralten Gräbern sich hinwindend, drang die Reisegesellschaft immer weiter vor, bald verstärkt durch zwei Kosaken, die von nun an die Eskorte des Zuges bilden sollten. Wirkliche Wüste wechselte mit Steppenland, auf dem die Tamariskenbüsche oft zu dichten Beständen zusammengewachsen waren. Jetzt ist hier fast aller Verkehr erloschen, während ein altes Karawanserei, auf dessen noch immer stattliche Ueberreste man stieß, deutlich verriet, daß eine chinesische Poststraße dereinst am „Trockenflusse" hinführte. Man stößt dort auf zahlreiche wilde Kameele mit Doppelhöcker. Der Diener Merdek fand zufällig eine Trümmerstätte auf, deren Ausbeutung auf eine spätere Zeit verschoben werden mußte. Weit wichtiger aber wurde die Entdeckung eines Salzwassersees, den weder Karten noch Erzählungen der Eingeborenen vermuten ließen; es war der gegenwärtige Lop-Nor, das halb sagenhafte Wasserbecken, mit dessen genauer Festlegung selbst der umsichtige Prshewalskij nicht ins reine gekommen war — weil es eben überhaupt keine dauernde Lage besitzt, sondern in steter Wanderung begriffen ist. Es wurden Kähne improvisiert, auf denen der See befahren werden konnte, freilich nicht ohne mancherlei Fährlichkeiten. Um gleich die Hauptsache vorwegzunehmen, sei konstatiert, daß jener große Binnensee Lop-Nor, in den unsere Landkarten den Tarim sich ergießen lassen, nicht mehr existiert, daß vielmehr an seine Stelle jetzt ein ganzes System weiter oberhalb gelegener Seen getreten ist. Diese hydrographische Erkenntnis hat den höchsten Wert; sie läßt uns die so ganz ungewöhnlichen Verhältnisse des zentralen, d. h. nicht nach dem Weltmeere entwässerten Teiles von Asien erst richtig würdigen.

Am 30. Juni 1900 wurde die Bootfahrt begonnen, die in ihrer Fortsetzung in das Herz von Tibet zu führen bestimmt war. Ziemlich bald schon waren die letzten seeartigen Erweiterungen des Tarim erreicht, und nun galt es, sich durch eine trostlose Lehmwüste, die stellenweise mit der Kies- und Sandwüste wechselte, nach dem Süden durchzuschlagen. Angenehm war die Reise nicht; selbst im Juli gab es lebhaftes Schneetreiben, und man konnte sich einen Begriff davon machen, wie dieses angenehme Land im Winter aussehen mochte! Der Boden stieg höher und höher an, ohne daß sich der landschaftliche Charakter änderte, und noch in 4000 Meter Höhe waren die Sanddünen die gleichen, wie am Tarimufer. Nur der „Kulan" (Wildesel) brachte etwas Leben in die öde Monotonie der Gegend. Die Ueberschreitung der bis über 5000 Meter aufsteigenden Parallelketten, die man gewöhnlich als Altin-tag zusammenfaßt, und deren Pässe nur unter den allergrößten Strapazen bewältigt werden konnten, stellte an den Leiter der Expedition, wie auch an sämtliche zwei- und vierfüßige Mitglieder die schwersten Anforderungen; und als man endlich in dem Zufluchtsorte Temurlik angekommen war, hatten die meisten der mitgenommenen Lasttiere und mehrere der brauchbarsten Leute dem Tode, der „als treuer Begleiter, das Stundenglas in der Hand", dem traurigen Zuge folgte, den letzten Zoll entrichten müssen. Besonders nachteilig erwies sich eine Art Bergkrankheit, die bestenfalls mit chronischem Siechtum endigte. Allein der unerschrockene Befehlshaber ließ sich nicht entmutigen. Kaum war ein gewisses Maß an Kräften zurückgewonnen, so plante er eine Durchforschung der östlich von Temirlik sich hinziehenden Wüsten; dann sollte das Lop-Nor-Gebiet wiederholt in Angriff genommen, die Lösung der dort noch unerledigt gebliebenen Aufgaben versucht und endlich ein abermaliger, diesmal aber bis in das Herz des Landes führender Vorstoß ins Tibetanische unternommen werden. Dieses Programm ist denn auch, wie der zweite Band ersehen läßt, innerhalb der Schranken, über welche auch Hedins Feuergeist nicht hinüber konnte, zur Verwirklichung gelangt, und die Fülle des neu erworbenen Stoffes darf sogar für diesen zweiten Abschnitt der Reise als die größere bezeichnet werden. Wenn desungeachtet unser Referat sich etwas kürzer faßt, so liegt die Berechtigung dazu in dem Umstand, daß die bemerkenswertesten Erlebnisse Hedins schon in dem Vorbericht gekennzeichnet worden sind.

Es wurde also zunächst die Suche nach den Kulturresten in der nördlichen Wüste wieder aufgenommen, und da zeigte es sich, daß dieselben in ihrer Gesamtheit eine wirkliche Stadt bildeten, deren Name den alten chinesischen Karten zufolge Lóu-lan gewesen ist. Als sie vor nahe zwei Jahrhunderten bestand und blühte, muß das Klima ein anderes als heute gewesen sein. Geschnitzte Holzfiguren und Papierstücke mit chinesischen Schriftzeichen wurden zahlreich gefunden; die letzteren stammen nach Himlys Prüfung zumeist aus dem dritten nachchristlichen Jahrhundert. Die Weltgeschichte geht es an, daß gerade hier, im Loulaner Stadtbereiche, die Chinesen wiederholt mit den wilden Steppenräubern zusammenstießen, welche sich Hiong-nu nannten und nicht lange nachher als „Hunnen" den europäischen Reichen so furchtbar wurden. Mehr jedoch noch, als durch diese schönen archäologischen Funde fühlte sich Hedin durch das Problem des Lop-Nor selbst angezogen; er legte also durch den ganzen Raum, den früherhin ein See erfüllt zu haben scheint, ein Nivellement und folgerte daraus, daß das Vorhandensein ehemaliger Wasserbedeckung außer Zweifel steht. Die nunmehr wissenschaftlich konstatierte „Wanderung der Seen" wird von der physikalischen Erdkunde als ein Resultat von höchster Bedeutung zu verzeichnen sein.

Jetzt war also sozusagen im Norden aufgearbeitet, und am 17. Mai 1901 begann die tibetanische Reise, welche dem Ganzen die Krone aufsetzen sollte. Zuvörderst galt es, mit Querung der Randgebirge, den See Kum-Köll zu erreichen, der bereits auf dem Boden des verbotenen Landes liegt; ein Lama, der sich angeschlossen hatte, gab dem Führer der Expedition Unterricht in der mongolischen Sprache. Die Karawane bedurfte, ehe man den gefürchteten Arka-tag, der hier Tibet wie eine vorgelegte Mauer schützt, zu besteigen anfing, einer vollständigen Neuordnung; in der Tat war dieser Uebergang, während dessen heftige Stürme wehten, eine der schwierigsten Leistungen auf der schwierigen Reise. Einem Gipfel, der nach trigonometrischer Messung 4928 Meter hoch sein soll, haben die Geographen auf Hedins Wunsch den Namen König Oskar-Berg beigelegt. In einer Höhe von 5127 Metern wurde eine Station begründet, in welcher der größere Teil der Gefolgsmänner zurückzubleiben hatte, während die übrigen, in Lamatracht verkleidet, den Weitermarsch nach L'Hasa antraten. Zu Beginn der letzten Juliwoche wurde aufgebrochen.

Was weiter erfolgte, ist zu bekannt, um nochmals ausführlicher erzählt zu werden. Hedin hatte sich zwar, wie das betreffende Vollbild (S. 252) ausweist, recht hübsch als mongolischer Wandermönch maskiert, allein alle Kunst nützte nichts weil tibetanische Jäger die Fremdlinge zufällig gesehen und die Beamtenschaft aufmerksam gemacht hatten. Von diesem Augen-

Digitized by Google

blick an war ein Ueberwachungsdienst organisiert, der seine Dienste trefflich tat. Ganz unbekannt ist die durchzogene Landschaft nicht mehr, weil auch Bonvalot und der Prinz von Orleans den Fluß Satschu-saugpo notiert haben. Am 10. August mußte, weil der Gouverneur der Provinz die Weiterreise bei Todesstrafe untersagt hatte, der Rückmarsch angetreten werden, und am 20. August fand sich Hedin wieder bei den zurückgelassenen Genossen im Hauptquartier; sehr erfreut, nach fünfundzwanzigtägiger Anpassung an mongolische Gewohnheiten, unter denen die Unreinlichkeit obenansteht, sich wieder einmal ordentlich waschen zu können. Die Eskorte, welche dafür zu sorgen hatte, daß die gefährlichen Fremden „das Land der heiligen Bücher" auch sicher wieder räumen würden, hatte sich zurückgezogen, und deshalb versuchte der kühne Schwede, der Regierung ein Schnippchen zu schlagen, indem er zwar nicht den nach L'Hasa führenden südöstlichen, wohl aber einen rein südlichen Kurs nahm, der auch bis zum Selling-tso (Tso-Köll-Kul-Nor-Binnensee) beibehalten werden konnte. Dann jedoch trat wieder die Obrigkeit, die nun einmal auch in Tibet ihr Schwert nicht umsonst trägt, ins Mittel und setzte den Abmarsch nach Westen durch. Die betreffende Regierungsordre machte wahrscheinlich, daß man in L'Hasa arge Angst vor — russischen oder englischen — Spionen hatte. Wohl nicht mit Unrecht! Die Fortsetzung der Reise bis an die weit entfernte Westgrenze ging durch eine terra incognita, deren geographische Aufnahme viel Beachtenswertes lieferte. Von einzelnen Flüssen und Seen wußte man insofern, als der waghalsige indische Pundit Nain-Singh, der auf Veranlassung des indobritischen Vizekönigs bis L'Hasa durchgedrungen war, deren Namen in seine Routierkarte eingetragen hatte. Auch schlimme Momente fehlten nicht; die Passage des Nganbo-Sees besonders stellte die Landfahrer vor ernste Gefahren. Am 20. Dezember zog die durch den Tod abermals stark gelichtete Reisegesellschaft in die englische Stadt Leh ein, von wo Hedin durch eine Depesche Lord Curzons nach Calcutta berufen wurde. Auch diese Reise, bei der es zweimal den Himalaya zu passieren galt, war alles eher als eine Kleinigkeit; allein gegenüber den Großtaten der beiden vorvergangenen Jahre tritt sie bescheiden in den Hintergrund. Am 14. Mai 1902 war der Erforscher Zentralasiens wieder in Kaschgar, am 27. Juni in Stockholm, wo er Eltern und Geschwister gesund wiederfand. Ein solches Wiedersehen gehört wohl zu den seltensten Begebenheiten in der weit mehr an trüben als an frohen Stunden reichen Entdeckungsgeschichte!

Unser Bericht kann, da die wichtigsten Tatsachen von dauernder Tragweite bereits in den Text der erzählenden Schilderung aufgenommen waren, damit gleichfalls seinen Abschluß finden. Gewiß, Sven v. Hedins Reise hat uns erst in völlig klarer Weise vor Augen gestellt, wie ungemein viel im Gesamtbereich der geographischen Disziplinen jene Länder uns noch zu tun geben werden. Indessen ist auch sein eigenes Entdeckungswerk ein überaus fruchtbringendes gewesen. An Entschlossenheit und Scharfblick mit Stanley auf gleicher Stufe stehend, diesem aber außerordentlich überlegen an wissenschaftlicher Bildung, an geographischer Sachkunde und, was besonders erfreulich, an echter, in Stürmen erprobter Humanität — so steht der schwedische Forscher in diesen zwei Bänden vor uns auf einer Höhe, wie sie wahrlich noch nicht von vielen Sterblichen erreicht worden ist.

München. S. Günther.

Empfundenes und Nachempfundenes.*)

Ist heute die Zahl der Leute noch groß, die Flöte spielen? Welche Ruhe und Beschaulichkeit gehört dazu. Klavier kann man spielen, während die elektrischen Straßenbahnen in der Großstadt vorüberdonnern, und Wagen auf Wagen rasselnd über das Pflaster fährt; aber Flöte? Vielleicht ganz oben im vierten Stock des Hinterhauses, wohin sich in einen stillen Winkel zu den nächtlichen Mondlichtliebschaften der Katzen und zu dem Sonnengirren der Tauben und dem Zwitschern der Sperlinge, zwischen Giebeln und Himmel, die Idylle des Großstadtsonderlings geflüchtet hat; wo sorglich gehütet ein paar kümmerliche Pflanzen an die freie Natur erinnern, wie eine entstellte Erzählung an die Herrlichkeit des Paradieses. Zum Flötenspiel gehört die wohnliche, ein wenig steife, altväterische Stube mit den winkenden Zweigen vor dem Fenster; um das Haus der Garten und die Stille. Und im Konzert der Künste stellt die Lyrik heute die Flöte dar. Wie kann sich das feine Stimmchen eines Gedichts Gehör verschaffen, wo alles lärmt, sogar die Skulptur; wie können Gedichte Beachtung beanspruchen, die nicht mit einer einzigen schreienden Narrheit ausgestattet sind, bei denen nicht einmal zur Erhöhung des künstlerischen Reizes die Interpunktionen fehlen, und wo sogar in langweiligster Alltäglichkeit die Hauptworte groß geschrieben sind. Wer wird auf dieses Flötenspiel „Empfundenes und Nachempfundenes" lauschen; zart, gesund, rein, kraftvoll und manchmal übermütig, trotzig-selbstgenügsam; das sind sehr achtbare Eigenschaften, aber so gänzlich unmoderne; die gab es auch früher. Wenn es noch eine Lyrik für jene Genießenden wäre, die von Kunst nichts verstehen und die in der Kunst nichts genießen, als das Unverständliche, Allernagelneueste.

Kunst beruht auf Tradition und gewiß Lyrik, die in überkommene künstlerische Formen so fest gebunden ist. Wie Tradition Erstarrung, so kann Traditionslosigkeit Anarchie bedeuten, und die traditionelle Kunst kann genau so leer und geistlos wie die traditionslose Kunst sein trotz ihrer ausgeklügelten Exzentrizitäten. Ich habe in dieser Beziehung keine Vorliebe; höchstens finde ich die traditionelle Geistlosigkeit gefährlicher, weil zu befürchten ist, daß sie im Schatten einer großen Vergangenheit allzu lange fortvegetiert.

Traditionelle Lyrik vor allem ist furchtbar; das ist abgestandenes Stubenparfüm statt des belebenden Duftes blühender Blumen, die die Sonne bescheint und der Wind umspielt. Aber Tradition in der Lyrik bedeutet anderes; das ist alte Zucht, der gesunde Ableger gesunder alter Stämme, der in der Sonne seiner Zeit und in seinem Erdreich sich, wie er mußte, fortentwickelt hat.

Und Tradition dieser Art steckt in der genannten Gedichtsammlung. Sie bringt Uebersetzungen kürzerer Abschnitte aus den großen griechischen Tragikern; aus Aristophanes; dann Alkman, Sappho, Ibykos, Simonides, Theokrit; aus Catull und Horaz. Die großzügige antike Betrachtung der Landschaft und die großzügige antike Betrachtung der Menschen und ihrer Schicksale, die künstlerische Klarheit und Einfachheit der Auffassung; die, so verschieden die angeschlagenen Töne sind, doch bei den Griechen fast immer sich finden, waren für Herzog Lehrmeister; und dann Goethe, der selbst so reich in Eigenem wiederum die antike Anschauung so tief hat auf sich wirken lassen; der zur Plastik der Antike die vibrierende Zartheit modernen Gefühles hinzubrachte; jenes Zittern der erregten Empfindung, das der Lyrik germanischer Völker und mit besonderer Nuance der Zeit Goethes und hinwiederum auch der neuesten Zeit eigen ist; ein Vibrieren, das von jeder festeren Form droht erdrückt und erstarrt zu werden; und das Goethe festhielt in einfachen, klaren Formen ewiger Kunst.

*) Verse von August Herzog. Fr. Wilh. Ruhfus, Dortmund.

Digitized by Google

Man muß zitieren, um zu zeigen, wie sich bei Herzog antike Anschauung und modernes Fühlen mischen:

Es sinken die Nebel,
Es rieselt im Walde,
Und frei und groß
Erstrahlt die Sonne.
Ins kleinste Tröpfchen des feinsten Gräschens
Gießt sie ihr Leben.
Wie auf weite Fluren und steile Höh'n:
So fühl' ich dein Leben
Im zarten Gefaser
Regsamer Nerven,
Wie in der Gedanken
Endloser Weite,
Dein Leben, o Liebe.

Und um zu zeigen, wie sich belläugige Modernität mit solchem Empfinden charakteristisch mischt, zitiere ich nochmals:

Ein Spaziergang.

Mannschaft funkelt im Sonnenschein,
Blitzblank vom Scheitel zur Sohlen,
Stellte sich früh zum Ständchen ein,
Vom Herrn Oberst befohlen.

Auftritt der nach dem ersten Stück
Rasch, so wie er's vernommen:
„Morgen Jungens", und stramm zurück
Zieht er sich, wie er gekommen.

Doch in das schneidige, schmetternde Blasen
Mischt den langgezogenen Ton
Betend, singend, wallend durch Straßen,
Weihrauchumnebelt die Prozession.

Hat man dann glücklich das Freie gefunden,
Wirbelt der Staub auf, es stampft heran
Trotzig für Freiheit und Gleichheit verbunden,
Wahlkampfgeschmückt der Genossenschaftsmann.

Endlich wird's still: Aus Blatt und Blüte
Locket die Sonne den köstlichen Duft,
Frei aufatmend genießt das Gemüte
Nun sich selbst in goldener Luft.

Quellendes Leben, Schwirren und Singen
Und doch innerste, tiefste Ruh!
Und die Augen fallen zu,
Seele reget ihre Schwingen.

Das ist kecke Gegenwart und jene Ewigkeit, die sich nie wandelt; modern und unmodern; jene Mischung, die innerlich wahre Kunst immer aufweist.

Es ist kein süßlicher Optimismus in diesen Gedichten; aber gesunde, urwüchsige Freude am Leben:

Es schweift von düster ernster Tannenwand
Der Blick hinaus ins sonnenheitre Land;
In hohen Wipfeln schwirrt ein frischer Wind
Und Bienensummen. Auf dem Weg mein Kind
Vergnüglich schnappt wie Vögelchen nach Beeren,
Die Mutter ihm gepflückt und lächelnd reicht.
Wie erdenkräftig und doch himmlisch leicht
Will goldnes Glück das Leben mir verklären.

Schön ist die Mischung von Erdenleid und ewig emporsprossendem, begehrend genießendem Lebensdrang in „Allerseelen".

— — — — — — — — — —

Viel buntes Herbstland wirbelt im Winde
Und buntes Leben von Menschen und Blumen
Wogt über den Gräbern.
Da blickst Du in manches
Gramerfüllte, schmerzdurchzuckte
Menschenantlitz.
Siehst manche Träne still und heiß
Zur Erde fallen.
Doch all das Leid umflutet das Leben
In wechselnder Dauer:
Verlangend ruht des Jünglings Auge
Auf heblich errötender Mädchenschöne.
Und Mütter wandeln: ein Kind an der Hand,
Ein Kind auf dem Arm, eins unter dem Herzen.
Wer glaubte da nicht an ewiges Leben?
Und liebte das Leben auch über dem Tode
Und lebte und liebte?

Diese Szenen stehen da als fest umrissenes, klares, kleines Bild, ein Bild, das uns eine echte Empfindung zu sagen hat.

Und in diesen Versen steckt noch eine gute Eigenschaft: der Trotz des unabhängigen Mannes gegen das Unwahre, das Halbe, gegen die Schminke und die Ziererei; gegen den wohlanständigen Philistee, der zahlreich wie Sand am Meer ist, und mit seiner Wohlanständigkeit eine innere große Lüge durch die Welt trägt.

Sie singen gar viel von goldenem Wein
Und trinken gar viel dann Bier hinein,
Sie preisen des freien Wortes Macht
Und kriechen, wo ihnen ein Aemtlein lacht,
Und schließlich danken sie tief gerührt
Dem Herrn, der gnädig sie geführt.

Um auch zu tadeln. Hier oder dort findet sich wohl eine formale Unebenheit, die leicht zu bessern wäre bei einer zweite Auflage — wenn sie käme?

In den Gedichten steckt alte Kultur und modernes Leben, und sie sind so erfreulich gesund.

Gewiß die Gesundheit ist manchmal unmodern, aber sie hat die gute Eigenschaft, die Krankhaftigkeit und die Krankhaftigkeit immer zu überleben — auch in der Kunst.

P. Nathan.

Vom Vorleser Rosegger.

Im Februar 1878, also vor 26 Jahren, trat Rosegger zum erstenmal als Vorleser seiner mundartlichen Dichtungen vor das Wiener Publikum. Zunächst im Verein der Literaturfreunde, wenige Tage später im Bösendorfer Saale. Beidemal mit vollem Gelingen. „Von den vielen, welche Roseggers Vorlesung am letzten Freitag besuchten", so schrieb dazumal ein ungenannter Berichterstatter im „Neuen Wiener Tagblatt", „ward niemand mehr in seinen Erwartungen getäuscht, als seine näheren Bekannten. Die andern, die gingen doch einem Ungewissen entgegen; sie wollten bei diesem Anlaß nur den liebenswürdigen Erzähler kennen lernen, dem sie schon so viele frohe Stunden danken, so viel Erbauung und so viel gesundes, herzhaftes Lachen. Die Rosegger aber schon kannten, bei denen war es ein anderes; sie ge-

Digitized by Google

tröſteten ſich mit dem Inhalt deſſen, was er leſen ſollte, wie er las, das wollten ſie gerne „dreingehen laſſen“ — und ſiehe da! Roſegger las mit ſo vollendetem Ausdruck, mit ſo reicher Modulation und ſo inniger Verlebendigung des Wortes, wie — wie etwa Gabillon Plattdeutſch lieſt und Frau Haizinger ſchwäbelt. Seine köſtlichen Dichtungen erhielten durch ſeinen Vortrag neue Farbe, neues, blühendes Leben, und man hätte ihm ſtundenlang zuhören können, bis ſeine Kehle ſtaubtrocken geworden wäre und ſeine Lunge atemlos. Es war, als würden ſeine Werke von lauter ausgezeichneten Schauſpielern „mit verteilten Rollen“ geleſen; die Perſönlichkeit, welche eben ſprach, und wenn es ſelbſt Gott Vater war, der in der „Geſchichte vom Aehndl Noah“ ſo biedere Reden führt, ſtand ſofort leibhaftig, geſtiefelt und geſpornt vor unſerem inneren Auge — wo nur Roſegger das her hat? Eine humoriſtiſche Vorleſung hat ſelten noch ſo ihren Namen verdient, wie die, welche Roſegger uns da gehalten hat; und kommt's dazu, daß er noch einmal lieſt, ſo hat er noch einmal ſo großen Zulauf als dies mal. Dann müßte aber der Böſendorfer Saal größer gemacht werden.“

Das Wort war prophetiſch. Nicht einmal, mehr als fünfzigmal hat Roſegger ſeitdem in Wien geleſen, im Touriſtenklub, im Verein der Steirer, für wohltätige und gemeinnützige Zwecke, gelegentlich mit Schlögl und Martinelli zum Beſten des Grabdenkmals von Anzengruber im großen Muſikvereinsſaal, und jedesmal wurden die Auditorien zu klein, jedesmal kam es zu triumphalen Ehren.

Angeſichts dieſer Erfolge ſcheint es uns heute kaum glaublich, daß Roſeggers Vorhaben, ſich auch in Wien einmal als Vorleſer zu verſuchen, anfangs auf Schwierigkeiten ſtieß. Und das nicht etwa nur bei Gegnern ſeiner Art und Kunſt, von denen F. K. Lecher im Heimgarten vom 31. Juli 1905, der als Handſchrift gedruckten Feſtgabe ſeiner Freunde, ſo Seltſames zu erzählen weiß, ſondern bei treuen Anhängern ſeiner Perſon und Sache. Friedrich Schlögl, den der Steirer im Winter 1877 zu Rate zog, antwortete Roſegger am 21. Dezember 1877:

„Sie wollen aufrichtige Winke? War ich jemals nicht aufrichtig? und vertragen Sie die Aufrichtigkeit? Sie wollen in Wien, der Kapitale, öffentlich vorleſen? Nicht zu einem Wohltätigkeitszwecke, ſondern zum eigenen Beſten. Entwaffnen alſo nicht die Kritik, Sie fordern ſie vielmehr heraus. Können Sie öffentlich vorleſen? Haben Sie das Talent, die Gabe, die phyſiſchen Mittel, das Organ dazu? Verſtehen Sie bereits die Oekonomie des Organs? Ich hörte Sie einſt ein „Geſetzel“ vortragen, da hudelten Sie und überſtürzten ſich. Haben Sie dieſe Untugenden ſchon abgelegt? Es iſt etwas anderes, in Freundeskreiſen, im Privatſalönchen, unter anerkannten Gönnern und ſpeziellen Amateurs der Perſon und des Stoffes einige Pièceu zum Beſten zu geben — als in der Hauptſtadt Wien, die ſchon ſo viele oratoriſche Prachtgenüſſe erlebt, ums Geld ſich hören laſſen. Das iſt meine ungeſchminkte Meinung, die ich einem Freunde ſage, der mir lieb und wert iſt und den ich verehre und den ich nicht ſich — blamieren ſehen will.“

Roſegger hat dem wohlmeinenden Manne dieſen in ſeinen Erinnerungen an Schlögl abgedruckten Brief nicht im geringſten übel genommen. Einſchüchtern ließ er ſich indeſſen glücklicherweiſe keinen Augenblick. Poſtwendend erwiderte er dem Warner:

Lieber, verehrter Freund!

Es tut gut, wenn man von einem einmal ſeine aufrichtige Meinung zu hören kriegt.

Nun der Vorleſung wegen, was mich betrifft, ſo bin ich ziemlich beruhigt; wenn ich perſönlich wohl bin, ſo brauche ich mich meiner Vorträge in ſteiriſcher Mundart (nicht vergleichbar mit Gottſchalls, Brehms Vorleſungen) juſt nicht zu ſchämen. In kleineren Lokalen, wo ich meine Stimme nicht gehen laſſen darf, leſe ich ſchlechtee. Aus wohltätigen Zwecken las ich hier ſchon öfters vor, ſo im Stadttheater, im großen Reſſourceſaal, in unſerm größten Lokale der „Puntigamer Bierhalle“ und andern. Im vorigen März hielt ich im Rittersaale (im Landhauſe) eine ſelbſtändige Vorleſung. Ich habe ſeit vier Jahren hierin Studien gemacht, obwohl ich nicht leugne, daß mir noch vieles abgeht; indes in ſteiriſcher Mundart macht mir's keiner nach. Vor der Kapitale fürcht' ich mich nicht; die Kritik hat auch keine Urſache, auf mich beſonders böſe zu ſein; lobt ſie, ſo ſoll's mich freuen, lobt ſie nicht, ſo macht's auch nichts.

Wenn nicht etwa ſonſt ſchwer zu überwindende Schwierigkeiten ſind, des Nimbus wegen wollt' ich vor dem Böſendorferſaal nicht zurückſchrecken. Wir ſind auch kein Hundſ . . .! Leſen Sie im Böſendorferſaal über die „Wiener“, ich über die „Steirer“, wer kann uns hinauswerfen?

Aber Sie haben ganz recht. Ich an Ihrer Stelle als Freund würde auch ſo ſprechen. Ich kann mich nicht erinnern, wann Sie mich gehört haben mögen; ich weiß nur, daß ich unter Freunden viel befangener und mangelhafter leſe, als vor einem größeren Publikum. Als ich damals vor 3000 Menſchen las, war's am beſten. Was die Kritik darüber ſagte — nein! ich bin in dieſem Schreiben ſchon vorlaut genug geweſen.

Verſeſſen bin ich nicht auf den Böſendorfer Saal; aber es ſoll ein Lokal ſein, nicht zu klein und doch auch nicht allzugroß und in einem günſtigen Stadtteil gelegen. Iſt Ehrbars Saal danach? Daß ich vorleſe, dazu bin ich — wenn ich geſund bleibe — entſchloſſen; wann, wo, darin laſſe ich mich von Euch Wiener Freunden beſtimmen. Ich leſe zum Vorteile . . . . . .

Und nun, verehrter Freund, Gott gebe Ihnen frohes Chriſtfeſt; ich grüße Sie und die Ihren von Herzen.

Graz, 22. Dezember 1877. Roſegger.

Jeder Satz dieſer freundſchaftlichen Abwehr wirkt wohltuend und überzeugend durch ſeine Wahrhaftigkeit. Roſegger übernimmt ſich nicht einmal in Gedanken; er will nicht wetteifern mit Schrift- und Fachgelehrten; ebenſowenig läßt er ſich aber das Gebiet ſtreitig machen, auf dem er ſeinesgleichen nicht hat: „in ſteiriſcher Mundart tut mir's keiner nach“. Das ſagt er in ſeinem vertraulichen Selbſtbekenntnis ſo unbefangen heraus, wie er es empfindet. Und weil er das ſo ſicher weiß, begreift er nicht, daß er ſeine Perſönlichkeit aus falſcher Scheu vor der großen Welt verſtecken ſoll. Das mögen die Papiernen ſo halten, die, mit einem Reimlexikon bewaffnet, hinter dem Ofen die eigentliche Aufgabe der Dichtkunſt darein ſetzen, einen Ozean von Druckerſchwärze mit möglichſt vielen Tintenfiſchlein zu bevölkern. Der Spielmann von Zither und Hackbrett ſtimmt ſeine Weiſen für leibhaftige Hörer an. Daheim für eine Landsmannſchaft von Aelplern, die ſelbſt Tag für Tag Liebesliedeln und Trutzg'ſangln, neckiſche und empfindſame Schnadahüpfeln aus dem Stegreif zum beſten geben. Außerhalb der weißgrünen Grenzpfähle für Leute, die wiſſen, daß jeder rechte Dichter, und doppelt und dreifach der Dialektdichter, die heimlichſten Reize ſeiner Schöpfungen nicht dem Auge des Leſers, ſondern dem Ohr des ſorgſam aufhorchenden Kenners offenbart. Welchen Wohlklangs und welcher hochgeſteigerten Kunſtform Roſeggers „Stoanſteiriſch“ fähig iſt, erfährt jeder Empfängliche aus ſeinen mundartlichen Dichtungen. Der weitaus beſte Dolmetſch dieſer Stücklein bleibt allerdings Roſegger ſelbſt.

Mutter Natur hat unſerem Humoriſten — wie vor ihm Charles Dickens — außer der poetiſchen auch eine ſeltene redneriſche und mimiſche Begabung geſchenkt. Unſere erſten Volksſchauſpieler und Vortragsmeiſter, Martinelli und Kainz, können ſich nach meinem Empfinden im Vortrag ernſter und ſchnurriger Roſeggeriana mit dem Dichter nicht vergleichen. Der Gemütston, mit dem er von ſeinem „Voda“ in einer ſeiner größten künſtleriſchen und menſchlichen Eingebungen erzählt, der Uebermut, mit dem er einfältige, furchtſame Sie-Mandeln*) und keifende Bäuerinnen in allen Beſonderheiten von Stimmlagen und Geberden ohne beſonderen Aufwand von Kunſtmitteln zum Greifen lebendig hinſtellt, iſt ein Ausfluß angeborener, ſchauſpieleriſcher Genialität. Dieſe wunderbare Fähigkeit, ſein „Stoanſteiriſch“ durch die Eindringlichkeit ſeines Vortrages und Mienenſpiels zu verdeutlichen, hat ihn niemals im Stich gelaſſen. Wann und wo immer Roſegger als unabläſſig geladener,

*) Dialektausdruck für Pantoffelhelden.

Digitized by Google

und erst wiederholten Aufforderungen folgender Gast sich hören ließ, in Stuttgart, Nürnberg, Berlin, Dresden, Hamburg usw., hat seine unverfälschte Mundart Schwaben und Franken, Preußen und Sachsen, Ober- und Niederdeutschen wenig Schwierigkeiten, seine Laune und Verwandlungsfähigkeit desto mehr frohe Stunden bereitet. Hätte Rosegger sein Heimweh überwinden können, er wäre sicherlich von den Deutschen in Amerika so dankbar aufgenommen worden, wie Charles Dickens von seinen Stammesgenossen in den Vereinigten Staaten.

Einstweilen gebietet ihm seine zarte Gesundheit Schonung; eine seiner letztangekündigten Vorlesungen in Wien mußte der pflichtgetreue Mann in zwölfter Stunde absagen. Er wird aber, wie schon so oft, hoffentlich auch diesmal aller Heimsuchungen Herr werden. Sobald er sich nur einigermaßen erholt, regt sich dann immer als ein Symptom voller Genesung der Wunsch, mit seiner im Lauf der Zeit stets reicher aufgeblühten Vortragskunst alte und neue Hörerkreise zu erbauen und zugleich Werke der Barmherzigkeit zu üben. Am liebsten liest Rosegger in Volks- und Arbeiterbildungsvereinen, am wohlsten fühlt er sich, wenn der Betrag seiner Vorlesung unverkürzt Mühseligen und Bedürftigen zufließt. So hat er zum Dank für die Promotion zum Heidelberger Ehrendoktor vor, im Frühjahr in der Neckarstadt zu gemeinnützigen Zwecken sich hören zu lassen.

Eine der jüngsten seiner bisher in Wien gehaltenen Vorlesungen sollte den Bau des Waldschulhauses in Rosegaers Geburtsort Krieglach-Alpel ein gehöriges Stück vorwärts bringen. Im Herbst 1901 sprach er mir brieflich den Wunsch aus, ihm einen Konzertagenten zu nennen, der gegen angemessene Vergütung Saalmiete, Anschlagzettel, Kartendruck und alles sonstige Drum und Dran für eine derartige Wohltätigkeitsakademie besorgen könne. Mir leuchtete es nicht ein, daß Rosegger für seinen edlen Zweck auch nur einen Heller Abzug zahlen solle. Gleicher Ansicht war die maßgebende Persönlichkeit im Hause Bösendorfer, die sofort den Abend des 15. November, Leopoldi, zu Gebote stellte und Eduard Pötzl, der Rosegger anregte, den Lesern des „Neuen Wiener Tagblatt" zu sagen, was er mit dem Waldschulhaus vorhabe. Der Dichter willfahrtete diesem Wunsch in einem wohlgeratenen Feuilleton, das seinen Weg in reichsdeutsche Blätter, u. a. in die „Vossische Zeitung", fand und in Berlin auf der Stelle einen Kaufherrn veranlaßte, dem Waldschulhaus eine vollständige Einrichtung zu bescheren. In Wien war der Bösendorfer-Saal mehrere Tage vorher vollkommen ausverkauft bei Preisen, deren Festsetzung Rosegger den Freunden überlassen hatte (der eine Abend brachte denn auch ein Reinerträgnis von mehr als 1500 Kronen): den höchsten Preis für das Gelingen der Vorlesung hatte freilich der Dichter bezahlt. Er war, schon erkältet, in bösem Wetter von Graz gekommen und unterwegs so leidend geworden, daß er trotz außerordentlicher Selbstüberwindung nicht einmal die ganze Reihe der auf dem Programm verheißenen Stücke zu bewältigen vermochte. Was übrig blieb, war immer noch ein ausgiebiger Festschmaus, der dem Festgeber die herkömmlichen tosenden Dankeskundgebungen der Gäste eintrug. Wer den Geplagten gleich nachher heimsuchte und nun erst gar in den folgenden Wochen erfuhr, wie lang es brauchte, bis er die Folgen der Ueberanstrengung verwunden hatte, sah allerdings die Huldigungen des Publikums nicht anders an, als jeder Kenner seines Lebenslaufes und Lebenswerkes alle ihm zu seinem 60. Geburtstage erwiesenen Ehren anschlug: Rosegger erntet, gegen alle Gesetze der Landwirtschaft, nur einfach, was er tausendfach gesäet.

Wien. Anton Bettelheim.

Mut.

(Nachdruck nicht gestattet).

Warf das Sonnenlicht, das durch Rosen und Jelängerjeliebergezweig hereinsickerte, das freundliche Sonnenlicht, das gern aller Welt wohltut, einen so fahlen Schein auf seine junge Wange und war es der Schatten einer Ranke, den es ihm wie einen Schmerzenszug um den Mund legte? Aber auch auf der Stirn stand ihm eine tiefe Falte und seine Hand griff die Feder so fest wie eine Waffe.

Die Tür nach dem Nebenzimmer stand halb offen. Die dort saß im schwarzen Trauerkleide, das sie niemals ablegte, war seine Mutter und in Sorgen um ihn, aber sie ehrte seine Einsamkeit und seine Gedanken. Als sie durch den Türspalt wahrnahm, daß er endlich die Feder auf das Tintenfaß warf und die Stirn in beide Hände gedrückt, auf die Korrekturbogen vor sich starrte, erhob sie sich und kam langsamen Schrittes heran, nicht mit Geräusch, aber auch nicht lautlos, um seine empfindlich gewordenen Nerven nicht durch ihre unerwartete Nähe zu erschrecken. Neben ihm blieb sie stehen, legte ihm die Hand auf die Schulter, und er wendete ihr sein Antlitz zu. Darauf stand Triumph, und in seinen Augen lag ein weltferner Blick, der erst allmählich die Mutter erkannte.

Sie lächelte milde und wartete. Auch er schwieg, denn sie waren beide von jener Art, der das Wort wohl den Weg vom Kopf zur Zunge leicht findet, aber schwer den vom Herzen herauf, um der Zurückhaltung des anderen keinen Zwang anzutun. Und bis vor kurzem hatten sie sich ohne Worte verstanden.

Zögernd fragte sie: „Deine Arbeit ist fertig?"

Sein Blick wurde leuchtend, und fest; als ob er einen Schatz halte und hüte, legte er die Hand auf die Druckbogen.

„So habe ich doch etwas Bleibendes geschaffen."

Das war mehr einer inneren Stimme geantwortet als seiner Mutter.

Sie strich ihm leicht über die Stirn: „Die Arbeit ist gut, denn Du bist zufrieden. Aber Du wirst besseres leisten."

Er erwachte zur Wirklichkeit, schob die Bogen zusammen und legte sie sorgfältig in ein Schubfach des Schreibtisches.

„Wer kann wissen," murmelte er. „Aber man wird doch sehen . . . . . wenn andere weiterbauen, so muß es auf dem Grunde sein, den ich gelegt habe."

„Rudolf," sagte sie streng. „Du hast Dich überarbeitet. Und Du als Arzt müßtest doch selbst am besten wissen . . . Wir hätten in den Ferien nicht hierher kommen sollen, für Dich weht in den Bergen Lebensluft."

„Hier ist es auch schön, Mutter."

„Ja," bestätigte sie und schaute durch das Fenster über den Vorgarten und die Baumkronen der Allee hinweg auf die lieblichen Hügelreihen jenseits des Flusses: „Das ist es, aber was hast Du davon gehabt? Den halben Tag steckest Du in der Klinik drüben, die Dich hierher gelockt hat, wie ich zu spät merkte, und am Operationstisch, um noch einmal Deine Beobachtungen nachzuprüfen, ehe Du sie in die Welt schickst. Und den anderen halben Tag saßest Du bei den Korrekturbogen."

„Du selbst hast mich gelehrt, jede Arbeit so gut zu machen, wie ich kann. Und jetzt bin ich fertig."

„Und die Ferien sind zu Ende. Sie haben Dir nicht die Erholung gebracht, die Du so notwendig brauchtest." Mit einem langen, sorgenden Blick umfaßte sie seine schlanke Gestalt, seine breite Stirn und das energische Kinn. Darin war nichts von Krankheit oder Leid zu finden. Aber seine Augen lagen tiefer als sonst in ihren Höhlen, seine Wangen waren farblos und hager geworden und durch die dünnen Wände ihrer Ferienwohnung hatte sie gehört, wie er sich nachts ruhelos im Bette

Digitized by Google

herumwarf oder stundenlang in seinem Zimmer auf und ab wanderte.

Was war es, das seinen Augen den Glanz und seinem Herzen den Frohsinn nahm? Das ihn rastlos und zum hastenden Sklaven der Arbeit machte?

Nicht eine unerwiderte Liebe! Nur einmal hatte sie, die Seelenkennerin, ein Mädchen mit den Blicken der zukünftigen Schwiegermutter geprüft. Sie sollte ihr Bestes, ihren letzten Besitz, zur größeren Hälfte einer Fremden abtreten und was sie sah, machte sie zu diesem Opfer bereit, das ihr vielleicht, wer konnte es wissen? mit dem Verlust auch einen Ersatz geben würde, denn das holde, junge Kind brachte ihr schon jetzt schüchterne, töchterliche Liebe entgegen. Aber das war vorbei! Seit Jahresfrist ohne Sang und Klang zu Grabe getragen.

Was hatte überhaupt dieses letzte Jahr aus ihrem Jungen gemacht? . . . . und aus ihr? . . . . Was für ein dunkles, ungreifbares, unnennbares Etwas schwebte über ihnen und verdunkelte ihnen die Sonne, die nach so vielen trüben Winterjahren endlich wieder angefangen hatte in ihr Leben zu scheinen? Wenn sie nur dieses drohende Etwas erkennen könnte, mit Namen nennen, vielleicht würde es dahinschwinden wie ein böser Geist, der dem Anruf nicht Stand hält!

„Laß uns hinausgehen, Mutter," sagte Rudolf, unter ihrem forschenden Blick unruhig werdend. „Drüben auf die Hügel, wo die Sonne noch scheint. Hier unten der Garten ist mir verleidet, seitdem unsere betriebsame Wirtin den Mietszettel ausgesteckt hat und fremde Leute hereinschneien, um die Zimmer anzusehen."

„Die Frau will leben . . . . Und so ist es in der Welt. Der eine räumt dem andern den Platz," erwiderte sie und erschrak über ihre Worte. Sie klangen ihr wie ein unheimliches Omen, denn alles, selbst das Gewöhnlichste, nahm jetzt für sie eine schreckliche Vorbedeutung an. Verfiel sie denn der Modekrankheit Nervosität, die sie für ein Gebrechen der Schwachen und Müßigen gehalten hatte und derer, die ohne Selbstzucht sind?

Sie fand ein Lächeln. „Du hast recht, ein Spaziergang wird uns beiden gut tun. Ich hole mir meinen Hut."

Wartend stand er an der Tür nach dem Garten und schaute in den Sonnenschein hinaus. Auf einmal wurde sein Blick starr und heftete sich auf die dunkle Gestalt, die von jenseits der Allee das freundliche Häuschen unter Rosen und Jelängerjeliebergerank musterte, die Straße kreuzte und gemächlich den Gartensteig heraufschlenderte. Die Augen drangen Rudolf fast aus dem Kopf, seine Züge wurden alt und vor dem Furchtbaren, was da nahte, wich er zwei, drei Schritte in das Zimmer zurück.

So fand ihn seine Mutter.

Der Fremde, der nach leichtem Pochen an die offenstehende Glastür eintrat, sah nur sie, nahm den Hut ab und fragte höflich: „Verzeihung, gnädige Frau. Ist es erlaubt, die Wohnung . . . .?" Da fiel sein seitwärts gehender Blick auf Rudolf, und er erstarrte.

Eines Herzschlags Dauer standen die drei wie gelähmt . . . . Dann lächelte Rudolf höhnisch: „Währt es Dir zu lange? . . . . Kommst Du, um . . . . .?"

Des andern Stirn rötete sich. „Das glaubst Du selbst nicht!" Darauf rasch gefaßt, mit weltmännischer Sicherheit zur Mutter: „Ich bin hieher an die Regierung versetzt und auf Wohnungssuche. Im Vorbeigehen lockte mich dies idyllisch gelegene Häuschen. Es hat ja auch Ihnen gefallen. Ich hatte selbstverständlich keine Ahnung . . . . aber ich weiß nicht, ob Sie sich meiner erinnern, gnädige Frau? Ich hatte nur wenige Male den Vorzug . . . ."

Ob sie sich seiner erinnerte? . . . . Mit glühendem Griffel war ihr sein Gesicht ins Gedächtnis gegraben, bange Tage und schlaflose Nächte hindurch hatte sie ihn vor sich gesehen, glaubte sie doch in seine Hand ihres Sohnes Schicksal gegeben!

Sie hatte nichts wissen sollen, aber ein unbedachtes Wort, ein plötzliches Verstummen, die feierlichen Gesichter der jungen Männer, die in jenen Tagen nach ihrem Sohne fragten . . . . Mit Argusaugen, wie im Fieber, aber schweigend, hatte sie ihn bewacht, seine Mienen, seine Worte, seine Ausgänge . . . Und auf einmal, als sie noch schwankte, ob sie ihn zu einer Aussprache zwingen solle, schien die Gefahr vorüber, und das Leben fiel in seinen gewohnten Gang zurück. Nur fehlte seinen Augen der Glanz und seinem Herzen der Frohsinn, nur begrub er seine Liebe, nur wurde aus dem klaren, ruhigen, besonnenen Jüngling ein ruheloS hastender Sklave der Arbeit . . . . Wollte er eine kurze Spanne Zeit nutzen, um doch eine Spur seines Wirkens zurückzulassen?

Von einem der beiden jungen Männer schaute sie zum andern, und ein Blitz der Ueberzeugung zerriß die letzten Schleier ihrer Ungewißheit. Sie sah dem mörderischen, menschenlüsternen Moloch, dem ihr Sohn geopfert werden sollte, ins Angesicht und meinte, ihr Herz müsse zu Stein werden.

Aber sie faßte sich auf. Ein Moment Schwäche war lebenslanger Jammer! Die nächsten Minuten gehörten ihr. Welch' ein Gnadengeschenk des Himmels! Keine Macht der Erde sollte ihr einen dieser unschätzbaren Augenblicke rauben. Sie fuhr sich über Stirn und Augen und sah den Weg vor sich, den sie gehen mußte.

„Ob ich mich Ihrer erinnere, Herr von Wenning? Keines Menschen besser!" Er verbeugte sich betreten und blickte nach der Tür. „Oh nein! Sie denken nicht daran, uns schon wieder zu verlassen. Sie hatten Zeit, sich Wohnungen anzusehen, diese Zeit beanspruche ich. Eine Viertelstunde — wenige Minuten." Seine abweisende, befremdete Miene machte ihre Stimme unsicher. „Was sind Ihnen einige Minuten? Die kleine Bitte können Sie einer Dame nicht abschlagen, den Mut zu einer solchen Unhöflichkeit hat ein Kavalier nicht."

„Gnädige Frau," murmelte er unwillig.

„Um Gotteswillen! was sage ich?" fuhr sie lebhafter fort. „Wie schlecht wähle ich meine Worte! Verzeihen Sie. Wer bittet, muß vorsichtig sein. Das habe ich erst zu lernen, denn die Rolle einer Bettlerin ist mir neu. Sie werden Nachsicht haben. Es ist nicht leicht zu bitten."

Ihre Stimme klang zaghaft, aber ihre Augen zwangen ihn auf den Stuhl nieder, auf den ihr Finger wies. Ein schneller Blick auf ihren Sohn — mit mühsam beherrschter Miene lehnte er am Fenster — dann sank sie in den Lehnsessel neben dem Schreibtisch, legte die Hände fest ineinandergeschlossen in den Schoß und was sie sich so tausendmal gesagt hatte, daß es ihr geläufig geworden war, wie dem Kinde sein ABC, das ließ sie in ihrer höchsten Not nicht im Stich. „Den Mut sollten Sie nicht haben? Ach, Sie wissen, daß ich das nicht glaube, ... ich am wenigsten! Wozu fehlte den Männern wohl der Mut? Werfen sie ihr Leben nicht hin, wie eine welke Blume? wie eine taube Nuß ohne Wert und Inhalt? Der Mut der Männer hat den meinigen getötet, meinen kräftigen, fröhlichen Mut zum Glücklichsein, beinahe auch meinen Mut zum Leben. — — — Ich glaubte mein Glück so sicher in den Armen zu halten! Stellen Sie sich nur vor, Herr von Weiming, ein so stolzer, starker Mann, zwei so blühende Knaben! Aber es gibt einen Mächtigeren als menschlichen Stolz und menschliche Stärke, und er hat viele Mittel, die zu zerbrechen. Eine Kugel, ein winziges Stückchen Blei, kleiner als mein Fingerglied, aber genug, ein Leben hinzuraffen! Sein König hatte ihn gerufen, sein Vaterland. Ach Gott! wie teuer ist die deutsche Kaiserkrone bezahlt worden! . . . . Als ich all meine Tränen geweint hatte, nahm ich meine Söhne, meine beiden jungen Söhne, fest in die Arme. Mit doppelter Liebe, mit doppelter Sorge hütete ich dies teure Vermächtnis. Da, eines Tages . . . . starr und triefend trugen sie ihn mir ins Haus, meinen Aeltesten, das Ebenbild seines Vaters. Er hatte sein junges Leben hingegeben, um ein anderes zu retten. Ein anderes, so elendes! das sich

Digitized by Google

der teuer erkauften Rettung nicht einmal freute, das nicht ein stammelndes Wort des Dankes fand. Ein Leben, nicht der Luft wert, die es atmete, verkommen, vertiert! Und doch, er wäre nicht der Sohn seines Vaters gewesen, wenn er gezögert hätte . . . . . Aber an seiner Bahre brach mein schwachgewordener, mühsam aufrechterhaltener Mut zum Glück. Nur leben mußte ich . . . . für den da . . . . meinen letzten."

Mit ungläubigen Augen, fassungslos, starrte der, von dem sie sprach, sie an. Was hörte er? War das seine Mutter, die scheue, keusche, die hier der Gleichgültigkeit, der Feindseligkeit ihre Seele, ihren Schmerz preisgab? Kaum mehr würde es ihn entsetzt haben, sie die Hüllen ihres Körpers fallen lassen zu sehen. Und das vor jenem . . . . jenem . . . .!

Er wollte sie an sich reißen, ihr den Mund verschließen, aber Grauen, wie vor etwas Uebernatürlichem, und bange Erwartung des Kommenden banden ihm die Glieder . . . . und vielleicht, wer kennt das menschliche Herz bis in seine Tiefen? vielleicht ein klein, klein wenig Hoffnung.

„Für diesen. Für meinen letzten! In dem einen Wörtchen liegt für eine Mutter alle Liebe, alle Sorge, alles Leben, die ganze Welt! Und dies letzte sich entgleiten zu fühlen! Man weiß es nicht, man sieht es nicht, aber man fühlt es. Und ich, die ich mein Leben für ihn hingeben würde, ich bin machtlos, verzweifelt, ich habe nichts als mein Gebet." Unsicher, wie mit gefalteten Händen schlichen ihre Worte zu ihm, dem Fremden, mit dem eisigen Gesicht. „Aber nicht wahr? das Gebet einer Mutter hat eine erlösende Kraft. Und in der höchsten Not, im Augenblick der Verzweiflung kommt die Rettung. Sie kommt als ein irrender, aber edler Mann, mutig genug, seinen Irrtum einzugestehen. Was er in der Leidenschaft fehlte, möchte er ungeschehen machen. Gott sei ewig Preis und Dank! noch ist es nicht zu spät dazu. Er will eine so schreckliche Verantwortung nicht auf sich nehmen und ein ganzes, langes Leben hindurch tragen. Dazu, ja, dazu hat er nicht den Mut, den traurigen Mut. Er will seine Tage nicht mit Gewissensbissen füllen und seine Nächte nicht mit blutigen Träumen. Die Tränen einer Mutter sollen ihm nicht das Herz verbrennen, und der Gedanke, sie getrocknet zu haben, wird ihm die Todesstunde leicht machen . . . . Nicht wahr, so würden Sie handeln, Herr von Weiming?"

Von innerer Macht emporgerissen, erhob sich die Bittende. Auch er. So standen sie sich gegenüber. Zweimal setzte er vergeblich zum Sprechen an, dann mit heiserer Stimme: „Sie sind krank, gnädige Frau, die Aufregung wird Ihnen schaden." Und mit zornigem Blick auf den am Fenster: „Du solltest Deine Mutter in ihr Schlafzimmer führen, Rudolf. Und wenn Sie sich weiter mit derartigen psychologischen Hypothesen beschäftigen, gnädige Frau, so vergessen Sie nicht: in einem Fall, wie Sie ihn annehmen, liegen die Chancen für beide Seiten gleich. Es ist vollkommen fair play . . . . Und der andere, hätte er verspielt, er würde nicht zögern, den Einsatz zu zahlen . . . . . Dazu würde ihm der Mut nicht fehlen."

Sie wurde blaß bis an die Lippen und warf sich zwischen ihn und die Tür. „Diesen Mut würde er haben! Ja, ja! diesen Mut! Aber es gibt einen höheren." Ihre brennenden Augen richteten sich angstvoll flehend auf den Sohn. „Es gibt einen Mut, der andere selbst gegen ihren Willen vor den Qualen der Reue rettet. Einen Mut, der sich sagt: mein Leben gehört nicht mir, es ist ein kostbares Pfand, für das ich mich droben verantworten muß, Herr darüber bin ich nicht. Unsere beiden Toten! ja, an sie erging ein Ruf, gegen den es keinen Widerstand gibt — geben sollte! sie opferten ihr Leben für etwas Hohes, Herrliches. Aber ich? wofür denn ich? Für ein Phantom, einen mißverstandenen Begriff! Das wäre nicht Tapferkeit, das wäre eine traurige Farce. Und dazu bin ich mir zu gut. Ich würde die Arbeit wegwerfen, die mir anvertraut ist. Ich würde mich — anders wie unsere beiden Teuren — dem Elend entziehen, dem ich Hilfe bringen könnte. Das wäre Fahnenflucht, ehrlos, im wahren Sinne ehrlos, und das will ich nicht sein, kann ich nicht sein. Dem Vorurteil, das mich ehrlos machen will, halte ich Stand. Ihm biete ich die freie, ehrliche, tapfere Stirn. Und wenn man mit Fingern auf mich zeigt und zischt: der ist feige, ohne Mut! so werde ich antworten: es gibt einen höheren Mut, als sich dem Vorurteil beugen, es gibt den Mut der Pflichterfüllung! So spricht der wahre Mut . . . . und diesen Mut, diesen höchsten Mut, würdest Du ihn haben, mein Sohn?"

Wie die Stimme des Gerichts, die Sünder vor ihren Richter ruft, klangen ihm ihre leisen Worte. Er senkte das Haupt tief und tiefer, seine Züge verzerrten sich, auf der Stirn stand ihm kalter Schweiß, seine Brust hob und senkte sich, die Zähne schlugen ihm aufeinander. Und ihr Blick ließ ihn nicht los, suchte den seinen, begegnete ihm endlich, hielt ihn fest, flehte, befahl, beschwor.

Einen Halt suchend, krampfte sich seine Hand um das Fensterkreuz. Er schwankte und wurde totenblaß, aber seine tonlose Stimme klang fest: „Ich würde ihn haben, Mutter."

Ihr tiefer Atemzug klang wie ein Aufschluchzen, die Knie versagten ihr den Dienst, und sie brach auf einen Stuhl nieder.

Herrn von Weimings fahl gewordenes Gesicht rötete sich dunkel, mechanisch drehte er den Hut in der Hand und sagte endlich: „Ich kann nicht umhin, mein Befremden über diesen peinlichen Auftritt auszusprechen, in den ich ganz ahnungslos verwickelt worden bin . . . . Ich möchte Ihnen etwas mehr Ruhe anempfehlen, gnädige Frau! Sie spielen grausam mit Ihren Nerven und mit denen anderer . . . . Habe die Ehre!"

Sie hörte ihn nicht, und Rudolf, die Stirn gegen die Fensterscheibe gedrückt, sah ihn nicht, als er eilends durch den Vorgarten davon ging. Der bittere Kampf, den er noch immer kämpfte, machte ihn tot für die Außenwelt.

Seine Mutter preßte das Taschentuch gegen die Lippen und darin fingen sich die Tränen, die ihr lautlos über die Wangen rannen. Als sie versiegten, trocknete sie sich sachte die Augen, steckte das Tuch in die Tasche, wartete noch eine Weile und stand dann auf. „Mit unserm Spaziergang ist es spät geworden. Aber drüben auf den Hügeln scheint noch die Sonne. Ich habe nur meine Handschuhe vergessen."

In ihrem Schlafzimmer fiel sie vor dem Bett auf die Kniee und drückte ihr Gesicht in die Kissen. Darauf wusch sie sich sorgfältig die Augen, glättete ihr Haar und ordnete ihre Kleidung.

Draußen im Sonnenschein sagte sie zu ihrem Sohne: „Gib mir heut Deinen Arm, Rudolf. Du darfst nicht vergessen, daß Deine Mutter eine alte Frau ist."

Bremen. Therese Rösing.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Fr. Weinhausen,
SW. Dessauerstraße 1, part.
(Politik und Volkswirtschaft.)

Dr. E. Heilborn,
W. Kurfürstenstraße 85
(Kunst und Literatur.)

Dr. Th. Barth,
W. Tiergartenstraße 57.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 30. Berlin, den 23. April 1904. 21. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

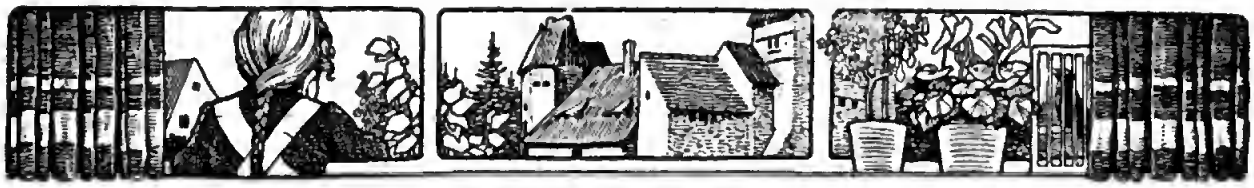
An die Besprechung des Inhalts der wasserwirtschaftlichen Vorlagen knüpfte sich in der letzten Woche eine lebhafte Zeitungsdebatte über ihre geschäftliche Behandlung durch das preußische Abgeordnetenhaus. Wenn diese Debatte auch einstweilen nur Vermutungen zutage fördern kann, so scheint doch soviel festzustehen, daß die Abtrennung der Schiffahrtskanäle von dem Hochwasserschutz die Verschleppungstaktik außerordentlich erleichtern wird. Nach allen früheren Erfahrungen mit den Kanalrebellen werden sie auch diesmal mit ihren Drohungen Ernst machen, die Hochwasserschutzvorlage zunächst langsam erledigen und dann die eigentliche Kanalvorlage abermals so lange hinausziehen, bis sie wiederum in den Orkus verschwinden muß.

Finanzminister v. Rheinbaben hat sich entgegenkommender, als man ihm zutraute, über notwendige Aenderungen des preußischen Einkommensteuergesetzes ausgesprochen. Die Grenze für die Berücksichtigung der Kinderzahl bei Steuerbefreiungen könne von 3000 auf 6 oder 7000 Mark hinaufgesetzt, die Amortisationsbeiträge und die Realsteuern müßten abzugsfähig gemacht werden. Freilich würden alle diese wünschenswerten Reformen einen Steuerausfall von rund 16 Millionen Mark im Jahr ergeben, und Herr v. Rheinbaben hat, wie das von einem Finanzminister schließlich nicht anders zu erwarten ist, zum Schluß seiner Rede wieder soviel finanztechnische und finanzpolitische Bedenken geäußert, daß die Ausführung seiner Zugeständnisse noch gute Wege zu haben scheint. Indessen ist ihm schon von liberaler Seite ein vortrefflicher Ausweg aus seinem Gewissenskonflikt vorgeschlagen worden, nämlich die stärkere Besteuerung der großen Vermögen. Dem alten Einwand, daß die großen Vermögen auswandern würden, wenn sie zu stark besteuert würden, läßt sich sehr gut durch eine vernünftige Progression begegnen. Die Hauptsache ist jedenfalls, daß jetzt, nach den prinzipiellen Zugeständnissen des Finanzministers, die Kritik lebhaft fortgesetzt wird, damit die Regierung zu Taten gedrängt wird.

Ueber die Stillegung der Kohlengruben im Ruhrgebiet hat das preußische Abgeordnetenhaus auf eine Zentrumsinterpellation hin verhandelt. In der Debatte wurde festgestellt, daß die öffentliche Berichterstattung recht gehabt hat, als sie behauptete, es seien nicht nur Betriebseinstellungen auf unrentablen, sondern auch auf solchen Zechen erfolgt, die noch eine Rente brächten. Festgestellt wurde auch, daß die Stillegung lediglich eine Folge der Syndikatspolitik und eine Maßregel zur Erhöhung der Rente der Zecheninhaber sei, die starke wirtschaftliche Schädigungen für die Bevölkerung des Ruhrkohlenreviers im Gefolge habe. Neben diesen tatsächlichen Feststellungen und der Ankündigung, daß eine Ministerialkommission in das bedrohte Gebiet entsandt und die Syndikate gebeten werden sollen, das Tempo der Stillegungen nach Möglichkeit zu verlangsamen, ergab die Debatte keine greifbaren Resultate. Es zeigte sich vielmehr in den Ausführungen des Handelsministers Möller ebenso wie in den Worten der Bergwerksdirektoren und sogar der Bergarbeitervertreter, daß die Macht der Syndikate heute bereits eine derartige ist, daß man ihr nur bittweise kommen darf. Zur Beruhigung der aufgeregten Gemüter im Ruhrgebiet hat die Debatte infolgedessen auch keineswegs beigetragen. Auch im Reichstag ist eine sozialdemokratische Interpellation über dasselbe Thema zur Verhandlung gebracht worden, wobei die Regierung den unbegreiflichen Fehler beging, die Beantwortung dieser Interpellation mit Kompetenzbedenken abzulehnen. Etwas Unpraktischeres konnte man nicht tun, wenn man die steigende Erregung in den beteiligten Kreisen eindämmen wollte.

In Ungarn ist ein Eisenbahnerstreik ausgebrochen, der gleich bei Beginn bedenklich große Dimensionen annahm. Zum Unterschied von ähnlichen Streiks in England und der Schweiz ist besonders beachtenswert, daß es sich hier nicht um Privat- sondern um Staatsbahnen, nicht um Eisenbahnarbeiter, sondern um streikende Beamte handelt. Seit einem halben Jahr war eine lebhafte Gehaltsbewegung im Gange, die als Ziel hinstellte: Aufbesserung der seit dreißig Jahren unverändert gebliebenen Gehälter, sodaß Beamte ein Minimalgehalt von 1600 Kronen, Unterbeamte ein solches von 1200 Kronen bekommen, Arbeiter und Diener 700 Kronen. Die Regierung hatte sich schließlich zur Einreichung einer Vorlage bequemt, die eine Erhöhung des Gehaltsetats um 6,6 Millionen Kronen dauernd und eine einmalige Zuwendung von 1,6 Millionen Kronen forderte. Die 27 000 Eisenbahner hielten aber die Regierungsvorlage nicht für ausreichend, zumal die Gehaltsaufbesserung für viele Beamtenkategorien eine gleichzeitige Herabsetzung des Quartiergeldes zur Folge haben sollte. Im Laufe dieser Woche wollten sie vielmehr in Budapest zur weiteren Besprechung der Regierungsvorlage und ihrer Forderungen einen allgemeinen Kongreß abhalten. Der Besuch dieses Kongresses wurde aber vom Direktionspräsidenten Ludwigh untersagt und allen Angestellten, die sich zum Kongreß begeben wollten, Urlaub und Fahrkarten verweigert. Darauf brach der Ausstand los. Die Betriebsleitungen der größeren Hauptstädte traten mit einander in Verbindung, gründeten einen Landesverband der Eisenbahnangestellten Ungarns und ordneten telegraphisch Einstellung aller Arbeit an. Wie die Bewegung, die anfangs überraschend großen Erfolg hatte, schließlich ablaufen wird, ist heute noch ungewiß. Bisher haben solche Eisenbahnerstreiks, auch wenn sie zuerst gut geleitet waren und erfolgreich einsetzten, doch nicht durchgehalten werden können, weil die Ver-

Digitized by Google



waltung mit Hilfe der Eisenbahn- und Telegraphenregimenter den Hauptverkehr immer in Gang erhalten konnte, und weil die öffentliche Meinung die Schwierigkeiten, die aus jedem längeren Verkehrsstreik entstehen, höchst übel vermerkt. Ohne die Sympathie der öffentlichen Meinung ist es aber noch nicht möglich gewesen, einen Kampf von so großer Ausdehnung erfolgreich durchzuführen.

Seit dem letzten schweren Schicksalsschlage, der die Russen vor Port Arthur betroffen hat, ist es endgültig klar geworden, daß Japan die unbedingte Herrschaft über den Stillen Ozean hat und Rußland jede Möglichkeit fehlt, sie während des gegenwärtigen Krieges zurückzugewinnen. Eine ernsthafte Niederlage Japans konnte jetzt allein noch zu Lande erfolgen. Aber auch sie würde die Ueberlegenheit der Japaner zur See nicht in Frage stellen. Wenn also nicht ganz unvorhergesehene Ereignisse eintreten, wird man sich darauf gefaßt machen müssen, daß das Ende des Krieges noch in weit entfernter Zukunft liegt.

* * *

Scheinwerfer.

Es gibt politische Begebenheiten, die wie Scheinwerfer wirken, indem sie plötzlich ganze Partien der Politik, die längere Zeit im Dunkel lagen, erhellen. Derartige aufklärende Vorkommnisse sind in jüngster Zeit mehrfach zu konstatieren.

Die polizeilichen Hilfsdienste, die Preußen dem russischen Nachbar zu leisten beflissen war, haben das nationale Ehrgefühl empfindlich berührt. Die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes hat selbst bei denen, die gegen die Beseitigung dieses Ausnahmegesetzes an sich nichts einzuwenden hatten, die unangenehme Empfindung bestärkt, daß hier nicht aus Gerechtigkeitsgefühl, sondern aus diplomatischen Erwägungen, um dem Zentrum eine Gefälligkeit zu erweisen, gehandelt sei. Dies fortgesetzte Liebeswerben um die Gunst der Klerikalen, die der deutschen Regierung ein geradezu kompromittierendes Wohlwollen des Papstes eingetragen hat, ist dem deutschen Volk allmählich auf die Nerven gefallen.

Mit der Schwäche gegenüber dem Zentrum geht die Schwäche gegenüber den Agrariern Hand in Hand. Aus dem Mittellandkanal, dem „unteilbaren Ganzen" des Grafen Bülow, ist die Sackgasse Bevergern—Hannover geworden. Die wohlwollendsten Kritiker dieser Kanalvorlage halten sie nur deshalb für annehmbar, weil es ihnen undenkbar erscheint, daß der Kanal ein Torso bleiben werde. Sie schöpfen ihre Hoffnungen für die Zukunft aus der allzu großen Absurdität der Gegenwart.

Auf unsere Kolonialpolitik wirft der Hereroaufstand ein blendendes Licht. Wie muß die Politik beschaffen sein, so fragt man sich, die diesen Aufstand nicht verhindern und, nachdem er ausgebrochen war, seine Gefährlichkeit so sehr unterschätzen konnte?

Dazu die Kette von Mißerfolgen auf dem Gebiete der Handelspolitik! Wer nicht unter agrarischen Wahnvorstellungen lebte, konnte nicht darüber im Zweifel sein, daß die Handschellen, die sich Graf Bülow mit dem neuen Zolltarif willig anlegen ließ, ihm bei jeder verständigen handelspolitischen Aktion im Wege sein würden. Es bleibt ein psychologisches Rätsel, wie ein leitender Staatsmann diesen abderitischen Zolltarif, der seine handelspolitische Aktionsfähigkeit nach jeder Richtung hin einschränkte, über sich ergehen ließ. Es wäre für den Grafen Bülow ein Kinderspiel gewesen, sich aus den Schlingen dieses Zolltarifs zu befreien. Statt dessen sanktionierte er, um ihn zustande zu bringen, den Rechtsbruch des Antrags Kardorff. Wir zweifeln nicht daran, daß er diesen elenden Zolltarif heute zu allen Teufeln wünscht. Auch die Agrarier trauen ihm zu, daß er längst begriffen hat, welchen heillosen Fehler er beging, als er sich unter das Joch des neuen Zolltarifs zwingen ließ, und sie leben in steter Besorgnis, daß der Reichskanzler über kurz oder lang doch einmal von seiner besseren Einsicht Gebrauch machen und in handelspolitischer Verzweiflung schließlich doch noch den ganzen Zolltarif zerreißen und Handelsverträge auf einer völlig neuen Basis abschließen könnte. Sie behandeln ihn deshalb möglichst schlecht und geben ihm deutlich genug zu verstehen, daß, wenn er nachträglich gegen den agrarischen Stachel löcken sollte, die enttäuschten Kameraden ihm keinen Pardon bewilligen werden.

Daß die Verbindung mit den Agrariern und den Klerikalen die Politik des Grafen Bülow zu einer erfolgreichen gemacht hätte, wird man nach dieser kleinen Zusammenstellung schwerlich behaupten können. Unter solchen Umständen fällt jeder neue Mißerfolg doppelt gewichtig in die politische Wagschale. Als ein solcher Mißerfolg für die deutsche auswärtige Politik erscheint weiten Kreisen unseres Volkes der Abschluß des neuesten englisch-französischen Kolonialabkommens. Es ist vergebliches Bemühen, sich vortäuschen zu wollen, daß die Sache uns Deutsche ja eigentlich nur wenig angehe. Die allgemeine Empfindung bleibt, daß hier nur gute Miene zum bösen Spiel gemacht werde, um sich nicht merken zu lassen, wie wenig man von dieser Vernachlässigung Deutschlands erbaut ist. Rein kalkulatorisch betrachtet, mögen die deutschen Interessen in Aegypten, Marokko und in den anderen Teilen der Welt, über welche sich das englisch-französische Abkommen erstreckt, nicht allzu groß sein, — ganz unerheblich sind sie nicht, hatte doch im Jahre 1905 die deutsche Ausfuhr nach Aegypten einen Wert von mehr als 22 Millionen Mark und die nach Marokko einen solchen von 4 Millionen Mark —; auch kann man darüber streiten, ob die deutschen Interessen durch das Abkommen ernsthaft gefährdet sind. Unbestreitbar ist aber, daß sich in Deutschland angesichts dieses Abkommens die unbequeme Empfindung geltend macht, Deutschland sei bei diesem Abkommen als eine quantité négligeable behandelt worden. Graf Bülow hat einmal die geistreiche Bemerkung gemacht, daß Deutschland nicht genötigt sei, an allen Darbietungen des europäischen Konzerts sich aktiv zu beteiligen; wenn ihm das Konzert nicht mehr behage, so könne es die Flöte auf den Tisch legen und verschwinden. Man wird das Gefühl nicht los, daß England und Frankreich das Verschwinden der deutschen Flöte dazu benutzt hätten, um sich ihrerseits ein Duett einzuüben, an dem sie augenscheinlich alle beide ein steigendes Wohlgefallen empfinden. Es ist gewiß ein schönes Zeichen von Objektivität, wenn man an dem Spiel anderer ein Gefallen findet. Aber besteht nicht vielleicht die Gefahr, daß der Flötenspieler allmählich aus der Uebung kommt und schließlich seine Abwesenheit garnicht mehr als Lücke empfunden wird?

Es ist sehr lehrreich, zu sehen, wie außerordentlich erfolgreich seit Jahren der französische Part in dem europäischen Konzert gespielt wird. Die französische Regierung lebt mit dem Klerikalismus auf dem Kriegsfuße, aber ihre auswärtige Politik hat darunter nicht gelitten. Im Zweibunde ist Frankreich heute der glücklichere Partner. An die Stelle mißtrauischer Eifersüchteleien ist ein rationelles Freundschaftsverhältnis mit England getreten, und die Beziehungen zu Italien bessern sich fortgesetzt. Aus der Extratour, die Italien mit Frankreich nach einem Bülowschen Bonmot zu tanzen sich entschloß, ist allmählich ein immer festeres Verhältnis geworden. Kurz, Frankreich mit seiner gottlosen Regierung und seinen in der Regierungsmajorität befindlichen Sozialisten ist seit dem Bestehen der Republik noch nicht in einer so günstigen diplomatischen Lage gewesen wie gegenwärtig.

Nur der „einzig wahre" Freund Deutschlands, der Papst, ist heute Frankreichs Gegner. Aber auch dieser Gegner hütet sich gar wohl, Frankreich ähnliches zuzumuten wie etwa Preußen. Ein Fall Korum, selbst ein Fall Benzler sind heute in Frankreich kaum wahrscheinlich, und jedenfalls würde die französische Regierung in einem Falle Korum nicht die Lammesgeduld der preußischen Regierung nachahmen. Sollte die Energie, mit der die französische Regierung den reaktionären Mächten im Innern des Landes entgegentritt, nicht auch eine Erklärung für ihre erfolgreiche auswärtige Politik geben? Staatsmännische Energie ist nie auf ein einzelnes Gebiet des staatlichen Lebens beschränkt. Eine Regierung, die nicht führt, sondern sich von klerikalen und wirtschaftlich reaktionären Parteien ins Schlepptau nehmen läßt, wird schwerlich Neigung verspüren, in der auswärtigen Politik eine tatkräftige Initiative zu entwickeln.

Daß die Regierung des Grafen Bülow in der inneren deutschen Politik im Laufe der Jahre immer deutlicher darauf verzichtet hat, den eigenen Willen durchzusetzen, zeigt die innerpolitische Geschichte der letzten Jahre auf jeder Seite. Immer vollkommener ist die Anpassungsfähigkeit an die Wünsche des Zentrums und der agrarischen Konservativen geworden. Sollte diese Anpassungsfähigkeit an die Wünsche anderer und der Verzicht auf eigene Wünsche auch in der auswärtigen Politik bemerkbar werden? In dieser Beziehung hat das englisch-französische Abkommen gleichfalls wie ein Scheinwerfer gewirkt.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

XV.

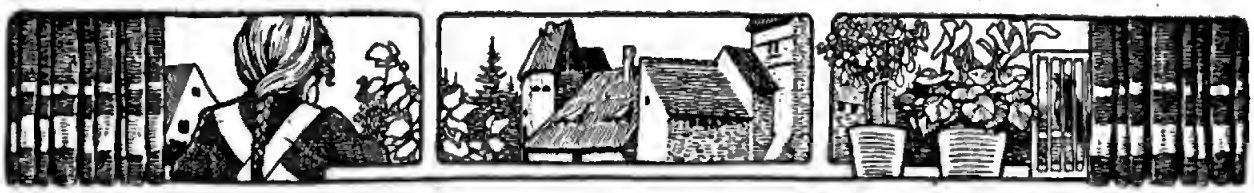
Fünf Tage ist über den Etat des Reichskanzlers debattiert worden, aber herausgekommen ist dabei eigentlich wenig. Das lag zum großen Teil daran, daß es sich bei dem Hauptgegenstand der Diskussion, dem § 2 des Jesuitengesetzes, um ein fait accompli handelte. „Leichenreden" nennt man beim Skat die nachträgliche Kritik eines abgeschlossenen Spiels. Es liegt in der menschlichen Natur begründet, daß man das Bedürfnis empfindet, über besonders erfreuliche oder unerfreuliche Dinge, über ausnehmend kluge oder dumme Taten Betrachtungen anzustellen. Einen praktischen Zweck hat es freilich nicht. Aber schließlich gibt es auch manche andere parlamentarische Rede, die außer in den Augen des Redners selbst keinen praktischen Zweck hat. Man wird dem Reichstag jedenfalls keinen sonderlichen Vorwurf daraus machen können, daß er sich eingehend mit der für die politische Situation immerhin nicht unwichtigen Aufhebung des § 2 eingehend befaßt hat.

Eine gewisse praktische Spitze bekam ja die Debatte in ihrer zweiten Hälfte auch durch den Antrag Müller-Meiningen, der die Stellungnahme des Bundesrats zu den Beschlüssen des Reichstags an Fristbestimmungen — die Legislaturperiode — bindet. Fast allgemein war, selbst von den Gegnern der Aufhebung des § 2, die formale Verfassungsmäßigkeit des Vorgehens des Bundesrats anerkannt worden. Trotzdem trat fast ebenso allgemein die Empfindung zutage, daß es außerordentlich bedenklich sei, wenn der Bundesrat die Machtvollkommenheit besitze, Beschlüsse des Reichstags unbegrenzt lange auf sich beruhen zu lassen, bis es ihm eines schönen Tages beikomme, ihnen seine Zustimmung zu geben, vielleicht in einem Augenblick, da die Mehrheit des Reichstags garnicht mehr auf dem Boden des alten Beschlusses steht. Darum fand die Resolution Müller-Meiningen überall Zustimmung. Selbst Herr Spahn vom Zentrum erklärte sie zwar für nicht nötig, meinte aber — er sprach vor ihrer Einbringung —, daß er gegen eine Fristbestimmung in dem Sinne, wie sie nachher eben von Müller-Meiningen formuliert wurde, nichts einzuwenden habe. Trotzdem nahm später Herr Bachem gegen die Resolution Stellung. Herr Bachem ist ja ein gewiegter Jurist und ein Dialektiker ersten Ranges. Trotzdem springt es aus jedem Satze seiner Ausführungen heraus, daß er in erster Linie den Antrag Müller wegen des Anlasses dazu verwirft. Richtig ist ja, daß der Bundesrat bisher noch niemals illoyal die durch den Antrag Müller ausgefüllte Lücke der Reichsverfassung ausgenutzt hat. Aber schließlich soll doch eine Verfassung so beschaffen sein, daß sie auch etwaigen illoyalen Gelüsten einen Riegel vorschiebt. Lieber zuviel Vorsicht, als allzugroße Vertrauensseligkeit, das ist ein Grundsatz, den doch sonst das Zentrum auch befolgt. Diesmal aber bekundete es grenzenloses Vertrauen zum Bundesrat. Alle anderen Parteien glaubten, etwas mehr auf der Hut sein zu müssen, und stimmten dem Antrage Müller-Meiningen mit einer kleinen Verbesserung zu, die ein Amendement Stockmann brachte, das die Frist für die Entschließungen des Bundesrats bis zum Zusammentritt des neuen Reichstags verlängert. Interessant wird es sein, zu sehen, was für den Bundesrat wichtiger scheint, die Rücksicht auf die „herrschende Partei" oder die auf den gesamten übrigen Reichstag.

Die Jesuitenfrage war der rote Faden, der sich durch die gesamte Debatte über das Kanzlergehalt hindurchzog. Daneben wurde aber so ziemlich über alle Dinge gesprochen, die die Oeffentlichkeit in letzter Zeit interessiert haben. Zwei Momente traten besonders in den Vordergrund: die ungewöhnliche Schärfe der agrarischen Angriffe, und die opportunistischen Regungen Bebels.

Der antisemitische Graf Reventlow hatte in einer mit Bosheiten gespickten Rede den Frontangriff gegen Graf Bülow eröffnet. Das wäre noch nichts sonderlich Auffälliges, da dieser Provinzialvorsitzende des Bundes der Landwirte für Schleswig-Holstein anscheinend nach dem Ruhm trachtet, als der größte Draufgänger im Reichstag zu erscheinen. Wichtiger war schon, daß der in der Form gewöhnlich so zurückhaltende Graf Kanitz sich bis zu der dunklen Drohung verstieg, die Regierung werde, falls sie nicht bald mit den durch die Handelsverträge geschaffenen „heillosen Zuständen" aufräume, noch „unliebsame Ueberraschungen" erleben. Man rief ihm auf der Linken zu, was er denn damit meine, ob er etwa an das berühmte Wort des Herrn Ruprecht-Ranfern, des Gründers des Bundes der Landwirte, erinnern wolle. Der Herr Graf war natürlich viel zu vorsichtig, um auf diese indiskreten Fragen zu antworten. Er wußte, daß, je vieldeutiger seine Drohung lautete, um so stärker ihre Wirkung an der Stelle sein würde, auf die er zielte. Am deutlichsten wurde Herr v. Oldenburg-Januschau, der sich zum Protagonisten der Bündlerei auszubilden scheint. Er sprach so schneidig, daß ihn der Berliner Korrespondent des Stöckerschen „Volks" schon mit dem jungen Bismarck im Vereinigten Landtage vergleicht. Der Abgeordnete Schrader stellte mit Recht auf Grund seiner alten parlamentarischen Erfahrung fest, daß noch niemals im Reichstage ein so unverdienter Angriff mit so rücksichtsloser Schärfe gegen den ersten Beamten des Reiches gerichtet worden sei. Herr v. Oldenburg stellte es als Wirkung der heutigen Wirtschaftspolitik hin, daß ein Stein nach dem andern von dem Fundamente abbröckele, auf dem die deutsche Kaiserkrone ruhe. Graf Bülow erachtete die Bedeutung des Oldenburgschen Angriffs für so groß, daß er sich in den Reichstag rufen ließ, um darauf zu antworten. Diese Antwort war so milde, daß man nur sagen kann: die Agrarier können den Kanzler so schlecht machen, daß kein agrarischer Hund mehr ein Stück Brot von ihm nehmen möchte, er bleibt ihnen doch gewogen.

Die gesamte Energie des Reichskanzlers verpufft eben im Kampf gegen die Sozialdemokratie. Gegen den agrarischen Umstürzler unseres Wirtschaftslebens sprach er, gewissermaßen



um damit seinen Respekt vor der agrarischen Bewegung zu bekunden. Gegen Bebel sprach er, weil er am Beginn dieser Session es scheinbar für seine höchste staatsmännische Aufgabe hält: die Sozialdemokratie rhetorisch zu vernichten. Ob es nicht politisch klüger wäre, die gesunden Ansätze der sozialdemokratischen Politik, die sich auch bei dem erzradikal erscheinenden Bebel immer häufiger zeigen, zu unterstreichen? Bebel legte nicht nur, wie schon im Winter einmal, eine Art patriotischen Glaubensbekenntnisses ab. Er nahm vor allem zur Taktik seiner Partei eine Stellung ein, wie man sie von dem verbourgeoisiertesten Revisionisten X nicht verständiger hätte erwarten können. Er führte nämlich das Landtagswahlbündnis seiner Partei mit dem bayerischen Zentrum an und stellte die Erneuerung dieses Bündnisses für die nächste Wahl in Aussicht. Kein Wort der Kritik! Er will keine „Allianz" mit bürgerlichen Parteien, kein dauerndes Zusammengehen. Aber eine Verbindung von Fall zu Fall, dagegen hat er nicht das mindeste einzuwenden. Nur der Vorteil soll entscheiden. Opportunismus sans phrase!

Mit der fünftägigen Kanzlerdebatte schien die Fähigkeit des Reichstages zu Debatten größeren Stils für längere Zeit erschöpft zu sein. Der Etat des auswärtigen Amtes führte nur zu Spezialerörterungen, von denen die interessanteste die über die Zulassung deutscher Juden in Rußland war. Selbst der Etat für die Expedition nach Ostasien brachte nur Fünfminutenreden. Die Sozialdemokraten wahrten ihren prinzipiell ablehnenden Standpunkt — voilà tout! Sämtliche bürgerliche Parteien hielten mit Recht den jetzigen Zeitpunkt für denkbar ungeeignet, um etwa auf die Zurückziehung der deutschen Besatzungsbrigade zu dringen.

H. v. Gerlach.

Britisch-russische Probleme.*)

Geoffroy Drage ist einer der rührigsten Wortführer des britischen Imperialismus. Er hat zuerst in einem Jugendroman, „Cyril, a romantic novel" (achte Auflage 1898), sein imperialistisches Glaubensbekenntnis ausgesprochen. In „Russian Affairs" sind Erfahrungen niedergelegt, die der Verfasser auf weiten Reisen durch nahezu alle britischen Kolonien, Rußland, Amerika und den europäischen Kontinent gesammelt hat. Drages Name wurde später bekannt durch den Wahlsieg zu Derby, wo er Sir William Harcourt, den Wortführer des Kleinengländertums, aus dem Sattel hob.

Die letzten Jahre hat sich Drage mit eingehenden Arbeiten über Rußland befaßt, wobei ein früheres Universitätsstudium in Moskau und die Bereisung Rußlands, insbesondere auch Sibiriens und der Mandschurei, ihm zuhilfe kam. Das Werk selbst, die Frucht dieser Arbeiten, ist in einem Augenblick erschienen, da aller Welt Aufmerksamkeit auf Rußland gerichtet wird. Die Eigentümlichkeit des Buches besteht darin, daß es — im Gegensatz zu den bisherigen Schriften über Rußland — unter dem Gesichtspunkt der auswärtigen Politik geschrieben ist. Wenn der Verfasser die politischen, wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnisse des Zarenreichs behandelt — und zwar mit außerordentlichem Fleiß und einer Fülle interessanten Materials — so interessiert ihn am meisten die Frage, inwiefern diese Verhältnisse schwächend oder stärkend auf die Stoßkraft Rußlands nach außen, insbesondere auf die britisch-russische Machtlage, zurückwirken. Diesem Interesse dankt auch der Leser den Abdruck einer Anzahl schwer zugänglicher diplomatischer Aktenstücke im Anhang des Werkes.

Es ist selbstverständlich unmöglich, den Inhalt des über 700 Seiten starken, inhaltreichen Bandes hier wiederzugeben. Nur einige Punkte, die mich besonders interessierten, möchte ich hervorheben. Der Verfasser steht allerdings auf dem Standpunkt, daß die Autokratie sich überlebt habe, daß das XX. Jahrhundert für Rußland Reform oder Revolution bringen werde. In welcher Richtung die erforderlichen Reformen zu liegen hätten, besagt das Programm der „Oswoboschdenie", des in Stuttgart erscheinenden Organs der Liberalen: Religions- und Preßfreiheit, Beschränkung und allmähliche Auflösung des Gemeindebesitzes, Ausdehnung der Semstwoverfassung auf diejenigen Gouvernements, die ihrer entbehren, Stärkung der Semstwo und Vereinigung ihrer Vertreter zu einem unabhängigen Zentralorgan von mitentscheidender (nicht nur beratender) Stimme in öffentlichen Angelegenheiten. Der Kampf, um den es sich handelt, ist ein Kampf nicht so sehr gegen den Selbstherrscher, als gegen die Bureaukratie, die sich des Selbstherrschers bedient und rücksichtsloser denn je ihre Unbeschränktheit verteidigt.

Jedoch ist dem Verfasser durchaus darin zuzustimmen, daß er die Widerstände hoch anschlägt, denen die freiheitliche Bewegung in Rußland begegnet. Für die auswärtige Politik der nächsten Jahrzehnte liegt nach Drage in diesen inneren Schwierigkeiten keine Schwächung russischer Aktionskraft. Die liberale und sozialistische Bewegung ist auf die gebildeten Schichten (Studenten, Seminaristen usw.) sowie auf die allerdings nach Millionen zählende industrielle Arbeiterschaft beschränkt. Letztere ist von europäischer Sozialdemokratie durchsetzt. Die großen Streiks der letzten Jahre waren zugleich politische Bewegungen.

Dagegen legt Drage allen Nachdruck darauf, daß der Bauer noch in seiner weit überwiegenden Masse autoritativ und kirchlich gesinnt sei. In der staatlich gekneblten Kirche erblickt Drage den eigentlichen Halt des Bestehenden. „Der Sozialismus hat keineswegs das Herz des russischen Volkes erreicht", und der Staat, um diesen Zustand zu verewigen, sucht Bildung und Schule so viel wie möglich vom Volke fernzuhalten. Noch hängt das Heiligenbild in jedem Laden, jedem Fabrikraum, jeder Wohnstätte, von der des Zaren bis zu der des ärmsten Bauern und Verbrechers. Es ist klar, daß diese autoritative Kirchlichkeit des russischen Volkes, in der das Zarentum wurzelt, nicht durch „materialistische Geschichtsauffassung", sondern nur durch die Sektiererei durchbrochen werden kann.

Während die meisten Bücher über Rußland sich nur mit dem eigentlichen Rußland (Groß- und Kleinrußland) befassen, führt das leitende Interesse an der auswärtigen Politik den Verfasser zu einer besonders eingehenden Behandlung der von Rußland beherrschten, nicht russischen Gebiete. Ich verweise auf die interessanten Kapitel über Finland, „wo der Zar die Liebe einer Nation weggeworfen hat", die baltischen Provinzen und Polen. Letzteres ist nach Ansicht des Verfassers heute nicht weniger revolutionär als 1863, trotzdem seine Industrieentwicklung es an den Osten bindet.

Besondern Nachdruck aber legt der englische Imperialist auf die asiatischen Probleme Rußlands. Dem Verfasser kam hier seine enge Fühlung mit der diplomatischen Welt zugute. Das Buch ist Sir Arthur Hardinge gewidmet, wohl dem bedeutendsten der lebenden englischen Diplomaten, bisher Gesandten in Teheran, jetzt Botschafter in St. Petersburg. In

*) Geoffroy Drage: „Russian Affairs". London, J. Murray. 1904.

der Tat gehört das Kapitel über russisch-persische Fragen zu den sachkundigsten und lesenswertesten des ganzen Buches.

Im asiatischen Rußland liegen Rußlands größte Erfolge, und der Verfasser ist unparteiisch genug, zuzugeben, daß Rußland durch seine asiatische Ausdehnung nicht nur sich selbst, sondern auch der Menschheit Dienste geleistet hat.

Drage unterscheidet mit Recht die von Russen beherrschten, aber nicht besiedelten Gebiete Zentralasiens von den sibirischen Siedelungsflächen. Zu den ersteren gehört Transkaspien und der Kaukasus. So schlecht und bestechlich die russische Verwaltung sein mag, so ist sie doch unendlich viel besser als die Eingeborenenherrschaft, die sie ersetzte. Anstatt des unaufhörlichen Blutvergießens in Raubzügen und Kriegen, der Vergewaltigung der Kleinen durch die Großen, brachte Rußland Frieden und damit die Möglichkeit wirtschaftlichen Aufschwungs. Einer der schönsten wirtschaftlichen Erfolge des neueren Rußlands ist der Aufschwung der Baumwollkultur in Transkaspien. Die transkaspische Eisenbahn, die schnurgerade geführt ist, ohne Rücksicht auf anliegende Ortschaften, lediglich nach strategischen Gesichtspunkten, entwickelte sich zu einer kommerziellen Ader großer Bedeutung, weit über Erwarten ihrer Erbauer. Der Kaukasus ist der größte Naphtaproduzent der Welt, worin ein gewichtiges wirtschaftliches Machtmittel Rußlands liegt. Naphta und Gold könnten mit der Zeit in Rußlands Zahlungsbilanz den Agrarprodukten die Alleinherrschaft streitig machen.

Drage ist vorurteilsfrei genug, zuzugestehen, daß die russische Herrschaft dem Asiaten verständlicher ist, als die englische. „Die Verschlagenheit und Passivität des Orientalen, welche eine so mächtige Scheidewand zwischen uns selbst und unseren indischen Untertanen errichten, sind Eigenschaften, welche der Russe für natürlich und normal ansieht. Sie erregen keine Abneigung, ja, sie bilden eine Grundlage gegenseitiger Verständigung." Die russische Regierung verlangt zwar vollste Unterwerfung, aber der einzelne Russe maßt sich als Mensch keine Ueberlegenheit über den Orientalen an.

Viel wichtiger aber als alle asiatischen Herrschaftsgebiete ist für Rußland der Besitz unbeschränkter Siedelungsflächen in Sibirien. Die Urteile Drages über Sibirien sind außerordentlich interessant und aus Augenschein geschöpft.

Ueber die sibirische Bahn urteilt Drage ziemlich pessimistisch; sie ist eingleisig, die Brücken sind nur für ein Geleise gebaut, was große Langsamkeit und Unpünktlichkeit insbesondere der Güterzüge verursacht. Erhebliche Verzögerung wird dadurch herbeigeführt, daß die Lokomotiven mit Holz geheizt werden, daher längere Aufenthalte unvermeidlich sind, um den Vorrat an Brennmaterial öfters zu erneuern. Was den Verlust durch Diebstahl angeht, so hält die sibirische Bahn „den Rekord in der Welt". Wegen Verlustes und Beschädigung von Gütern seien bereits soviel Reklamationen eingereicht, daß es Jahre erfordern werde, dieselben nur durchzuarbeiten, geschweige denn zu erledigen. Aber auch wenn diese Mißstände mit der Zeit schwänden, käme die Eisenbahn nur für höchst wertvolle, wenig voluminöse Artikel (Tee und Seide) als internationale Verkehrsader in Betracht. Drage glaubt nicht daran, daß Sibirien durch eine Bahn je auf dem europäischen Getreidemarkt in hervorragende Stellung gehoben werden könne; gerade durch den Bahnbau stieße das westsibirische Getreide auch nach dem Osten, in die Montanbezirke, welche sich selbst zu ernähren nicht imstande seien. Auch für den durchgehenden Reiseverkehr legt Drage auf die größere Annehmlichkeit der Seereise Gewicht und mißt der sibirischen Bahn wenig günstige Aussichten bei.

Aber all diese Bedenken treffen eigentlich nur die Gegenwart. Wenn man sich auf den weltgeschichtlichen Standpunkt stellt, so ist der Besitz und die Besiedelung Sibiriens die wichtigste Tatsache der neueren russischen Geschichte: Denn hier entsteht ein zweites Rußland; hier vollzieht sich eine ungeheure Ausdehnung der slawischen Rasse, der einzigen Europäer, welche Asien besiedeln. Diese Tatsache ist für Jahrhunderte hinaus von Bedeutung. Zudem ist die Besiedelung Sibiriens eine durchaus einheitliche und nationale. Die Verschmelzung fremder Elemente mit dem vorherrschenden Typus, die den Vereinigten Staaten so viel Mühe macht, ist für Sibirien keine Aufgabe: die spärlich gesäten Eingeborenen ziehen sich vor dem russischen Bauern einfach zurück; eine andersartige Einwanderung existiert zurzeit nicht. Drage schließt sich der Meinung russischer Schriftsteller an, wonach Sibirien selbst bei dünner Besiedelung 50 Millionen Einwohner leicht beherbergen könne.

Hierzu kommen die natürlichen Reichtümer Sibiriens, in denen es Canada entschieden übertrifft, seine Mineralien, seine unermeßlichen Wälder. Drage hebt besonders begünstigte Gebiete, wie den Altai, gebührend hervor, bezeichnet die Mandschurei als eine „Kornkammer", Dalny als einen der besten Häfen der Welt, durchaus eisfrei.

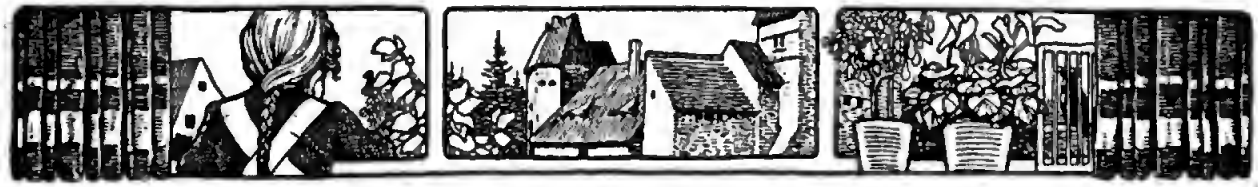
Wichtiger noch als dies; mit Recht erblickt der Verfasser in dem „Sibirjaken" einen Typus von Menschen, der weit über dem westuralischen Mujik steht. Sind doch die Bewohner Sibiriens größtenteils Abkömmlinge von Bauern, die der Leibeigenschaft, der Landenge, dem Religionszwang der Heimat entflohen — gewiß nicht die schlechtesten Elemente der russischen Bauernschaft, darunter viele Sektierer.

In der Tat wäre der in wenigen Jahren vollzogene Aufschwung der westsibirischen Molkerei- und Butterausfuhr, die schon jetzt den Londoner Markt erreicht, westlich des Urals mit dem Durchschnittsmaterial russischer Bauern nicht möglich gewesen.

Die schwerste Gefahr, die Sibiriens Zukunft droht, liegt in folgender Frage angedeutet: Wird es gelingen, die chinesischen Massen, mit denen Sibirien jetzt in Berührung kommt — Proletarier selbst gegenüber dem Mujik — abzuhalten und nach Süden und Osten fortzuschieben? Ist die Mandschurei künftiges Siedelungs- oder bloßes Herrschaftsgebiet? Auch hier, wie sonst, wird die kultiviertere Rasse sich nur halten und ausdehnen können, wenn sie der unkultivierteren gegenüber politische Machtmittel zur Anwendung bringt. Rußland ist in dieser Hinsicht nie verlegen gewesen. Um Sibirien, insbesondere die zukunftsvolle Amurprovinz, von chinesischer Einwanderung frei zu halten, beabsichtige die russische Regierung möglicherweise — meint Drage — nicht die formelle Annexion der Mandschurei, sondern nur ein politisches und kommerzielles Protektorat, sicherlich aber den Einschluß in die russische Zollinie.

Wenn man das langsame, aber sichere, meist geräuschlose Vordringen Rußlands sowie die Zähigkeit bedenkt, mit der es bisher seine Ziele verfolgte, so kommt man zu dem Schluß: auch in Zukunft wird Rußland nicht stehen bleiben, wo es heute ist, zumal es sich seinem Ziel, der Erreichung des Weltmeeres auf dem Landwege, doch nur erst genähert hat. Voll verwirklicht ist dieses Streben eigentlich nur im äußersten Osten, wo Port Arthur und Dalny sich im „warmen Wasser" baden, und damit die natürlichen Häfen Ostsibiriens im Besitze Rußlands sind. An einen Stillstand der russischen Ausdehnung ist um so weniger zu denken, als die russische Industrie — Moskau, Polen — auf neutralem Markte schlechthin konkurrenzunfähig ist und daher Absatzmärkte lediglich durch Vorschiebung der russischen Zollinie erwerben kann. Hierzu kommt der Glaube des russischen Volkes an seine providentielle Aufgabe, die von den Slawophilen zuerst in eine Lehre gefaßt wurde. Ich erinnere an das Wort des Grafen Murawieff, das Drage seinem Buch als Motto voransetzt: „Ich glaube, daß Rußland eine zivilisierende Mission hat, wie kein anderes Volk in der Welt, nicht nur in Asien, sondern auch in Europa. Wir Russen tragen auf unseren Schultern ein neues Zeitalter, wir kommen, um den ‚ermüdeten Menschen' abzulösen." Auf Grund dieser Sachlage erscheint ein dauernd friedliches Nebeneinander beider Weltmächte unmöglich, obgleich Rußland infolge der Schwäche oder anderweitiger Inanspruchnahme einen vorübergehenden Vergleich mit England befürworten wird.

Digitized by Google



Demgegenüber bleiben für England zwei Wege offen; der eine wäre der des „mutigen Zurückweichens“. Es ist klar, daß England auf diesem Wege die Sicherheit, ja den Besitz Indiens gefährdet; dies um so mehr, als in Asien das Prestige alles ist. Mit der Sicherheit Indiens aber wäre zugleich der Seeweg nach Australien und dem fernen Osten, sowie die britische Stellung in Aegypten, d. h. das britische Weltreich, in Frage gestellt. Daß Rußland auch den afrikanischen Kontinent nicht außerhalb seiner Berechnungen und Pläne läßt, zeigt die Tatsache, daß es eine nähere Verbindung der orthodoxen mit der abessynischen Kirche praktisch anstrebt.

Aber der englische Imperialist gehört nicht zu den „ermüdeten Menschen“, von denen Graf Murawieff spricht. Um seine Weltstellung zu behaupten, ist er bereit, die ultima ratio regum ins Auge zu fassen. In einem äußerst interessanten Schlußkapitel überblickt Drage die russisch-britischen Streitfragen und stellt die Punkte fest, die nach seiner Meinung Lebensinteressen des britischen Reiches und damit den casus belli bedeuten. England ist dabei großenteils in der Lage, seine Interessen mit den Interessen und freiheitlichen Aspirationen Rußland benachbarter Mittelstaaten zu verbinden.

Der erste dieser Punkte betrifft die Integrität der skandinavischen Reiche, die England durch Vertrag von 1855 mit Frankreich und Schweden gewährleistet hat. Diese Frage ist praktisch geworden, seitdem Rußland offenkundig nach einem eisfreien Hafen am Atlantik strebt — dem norwegischen Viktoriahafen, der heute durch Eisenbahnverbindung mit dem montanen Nordschweden auch kommerzielle Wichtigkeit erlangt hat. Der norwegisch-schwedische Bruderzwist, sowie die schwächliche Haltung der norwegischen Demokratie verbesserten bisher Rußlands Aussichten. Erst Rußlands Vorgehen in Finland hat die beiden skandinavischen Nationen einander genähert und der schwedischen wie der norwegischen Volksvertretung starke Militärbewilligungen abgenötigt.

In Mitteleuropa handelt es sich für den englischen Imperialismus um kein Lebensinteresse, obgleich es den status quo bevorzugt. Er überläßt es den Deutschen und den Magyaren, hier den Schutzwall gegen die slawische Völkerwelle zu bilden, wobei Drage nicht zu Unrecht auf die Gefahr eines slawischen Vordringens innerhalb Deutschlands und Oesterreichs durch Wanderung und Geburtenüberschuß hinweist. Daß die Verhältnisse aber nicht ganz so hoffnungslos liegen, wie Drage meint, zeigt die Tatsache, daß in Böhmen die deutsche Bevölkerung, weil industriell, sich rascher vermehrt als die tschechische, rein agrare.

Nach wie vor betrachtet es der britische Imperialismus als ein Lebensinteresse seines Weltreichs, Rußland vom Besitz Konstantinopels und damit vom Mittelmeer fernzuhalten. Schon Disraeli war bereit, für diesen Zweck das Schwert zu ziehen. Sollte der Sultan sich als unverbesserlich erweisen — womit auf die Dauer doch wohl zu rechnen ist — so steht auch hier ein junger, aufstrebender Staat bereit, hinter den der britische Imperialismus stützend und fördernd zu treten hat. Alle Sachkenner stimmen dahin überein, daß im Balkan die bulgarische Nation — slawisierte Finen — bei weitem die tüchtigste und zukunftsvollste ist. Ihr gehört national schon heute Makedonien und Adrianopel; selbst in der Unterschicht der Bevölkerung Konstantinopels spielt sie eine beträchtliche Rolle. Gleich dem Russen aber hält auch das bulgarische Volk sich für den Erben der „Kaiserstadt“. Sollte dieser Gegenzug nicht gelingen, vielmehr Rußland sich tatsächlich nach Konstantinopel vorschieben — wovon es der Türke gewiß nicht abhalten wird — so hat England nach der Meinung von Drage sofort Mytilene — eine äußerst geeignete Flottenbasis — Smyrna und Alexandrette zu besetzen, um den Seeweg nach Indien und Aegypten zu schützen.

Gegenwärtig jedoch, wie die Dinge sich zu entwickeln scheinen, ist es für den britischen Imperialismus von großer Bedeutung, daß sich in der asiatischen Türkei das deutsche Interesse zwischen Rußland und die britische Sphäre einschiebt. Der Nutzen eines solchen Puffers an einer verwundbaren Stelle des britischen Reiches muß Handelseifersüchteleien zum Schweigen bringen. Eine in deutschen Händen befindliche Bagdadbahn wäre ein Grenzwall zugunsten Englands gegenüber russischen Expansionsbestrebungen, die sich unter kirchlichem Gewande in Syrien, Palästina, Abessynien schon heute geltend machen.

Weiter östlich beginnt das Reich jener asiatischen Staaten, welche Lord Curzon neuerdings als „Glacis der indischen Festung“ bezeichnet hat: Persien, Afghanistan, Tibet und Siam. In Uebereinstimmung mit Lord Curzon, dem indischen Vizekönig, erklärt Drage, daß England zwar nicht das Interesse und die Absicht habe, diese Länder zu besetzen, aber ebenso wenig dulden könne, daß „fremde Einflüsse herankriechen und sich unter unsern Mauern festsetzen.“ Hier aber handelt es sich um militärisch schwache Staaten, vielleicht mit Ausnahme Afghanistans, und hier muß England also bereit sein, seine Interessen mit eigner Hand zu verteidigen.

In eingehendster Weise legt Drage dar, wie der britisch-russische Interessengegensatz in Persien unüberbrückbar ist. Mit aller Gewalt drängt Rußland hier nach dem „warmen Wasser“, dessen Besitz seine zentralasiatischen Interessen gebieterisch erheischen. Schon beherrscht Rußland Nordpersien kommerziell und militärisch vollständig. Welche Fortschritte Rußland neuerdings gemacht hat, ergibt die von Drage auf Grund bester Quellen gesicherte Tatsache, daß für ganz Persien zusammengenommen britische und russische Wareneinfuhr sich heute etwa die Wage halten, während England früher schlechthin vorherrschte. Dabei hat Rußland — natürlich mit geliehenem Gelde — Persien finanziert, ihm zugleich die Bedingung auferlegt, von niemandem sonst zu borgen, sich das Recht ausschließlichen Eisenbahnbaus vorbehalten und das Land mit russischen Bankagenturen — d. h. verhüllten Agenten des russischen Finanzministers — durchsetzt. Es strebt nach Bahnbau und Flottenstation am persischen Meerbusen (Bender Abbas).

Demgegenüber erklärt es Drage für ein Lebensinteresse des britischen Reichs, die Alleinherrschaft im persischen Golf und den anliegenden südpersischen Provinzen zu erhalten. Er beruft sich dabei auf den bekannten Marineschriftsteller Mahan: „Die Stellung eines fremden Staates mit beträchtlicher Seemacht im persischen Golf würde alle Routen zum äußersten Osten, nach Indien und Australien flankieren, während letztere beide Wege als innere Straßen des britischen Reichs zu betrachten sind.“ Drage befürwortet insbesondere den Anschluß der Provinz Sistan, eines künftigen „kleinen Aegyptens“ in der ostpersischen Wüstenei, an das indische Eisenbahnnetz. Die Bedrohung des persischen Golfes durch russische Eisenbahnen oder Flottenstationen hat nach Drage für den britischen Imperialismus als Kriegsfall zu gelten.

Mit britischen Waffen ist gegebenenfalls die Integrität Afghanistans, Tibets und Siams zu verteidigen; insbesondere das erstere ist vor dem Schicksal Bucharas und Chiwas zu bewahren. In Tibet aber ist zu verhindern, daß sich Rußland und Frankreich die Hände reichen, was schon Jules Ferry geplant haben soll.

Im äußersten Osten ist England in der angenehmen Lage, sich der aufstrebenden Macht Japans zu bedienen, das als Inselland von der britischen Seemacht völlig abhängig, seine Interessen nur mit, nie gegen England wahrnehmen kann. Auch die Stellung der Deutschen in Schantung bildet für England einen wertvollen Grenzposten gegenüber der Unbegrenztheit der russischen Expansion. Hinter diesen beiden Mächten darf England hoffen, den Status quo und die „offene Tür“ in China zu erhalten, wie immer der gegenwärtige russisch-japanische Konflikt ausgehe.

Blicken wir zurück. Am gefährdetsten ist zweifellos die britische Stellung in jenem breiten, rein asiatischen Glacis der

Digitized by Google

indischen Festung. Zwar hält Drage einen eigentlichen Einmarsch russischer Heere in das Industal zurzeit für unmöglich. Aber auch nur das an sich ungefährliche Erscheinen einiger tausend Kosaken auf indischem Boden erklärt er des Prestiges wegen für höchst bedenklich. Das gleiche gelte von jeder Stärkung der militärischen Position Rußlands in Persien, Afghanistan, Tibet. Liegen doch schon in Kuschk die Schienen bereit, um gegebenenfalls die Eisenbahnlinie bis Herat fortzuführen, womit das westliche Afghanistan russisch wäre. Der Besitz Indiens, und damit der Bestand des britischen Weltreiches, wird, wie ich in meinen „Studien aus Rußland" darlegte, mehr und mehr zur „Frage der Landmacht". Daher sucht Lord Kitchener zurzeit die indische Armee mit großer Tatkraft zu heben. Aber auf die Dauer kann eine Eingeborenen- und Söldnerschar Rußland gegenüber unmöglich genügen.

Nur unter diesem Gesichtspunkt verstehen wir die starke Bewegung, die auf Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in England hindrängt. Auch Drage ist ein begeisterter Anhänger dieser Reform. Nachdem der Burenkrieg gezeigt hat, daß es heute möglich ist, mehrere hunderttausend Mann in weiteste Fernen über die See zu werfen, ist es angesichts des indischen Eisenbahnsystems kein phantastischer Gedanke mehr, mit dem englischen Volksheer am Khaiberpaß und darüber hinaus den Kosaken zu begegnen. Es liegt dies um so mehr im Bereich der Möglichkeit, als bei der Länge der Verpflegungslinien in Asien allerhöchstens mit Hunderttausenden, nicht mit Millionen europäischer Truppen gekämpft werden kann.

Noch liegen außerordentliche Schwierigkeiten einer grundlegenden Neugestaltung des englischen Heerwesens im Wege, selbst wenn man die zwangsweise Wehrpflicht, um die Worte Kiplings zu gebrauchen, unter dem Namen „staatlich unterstützter Freiwilliger" (statemided volunteers) verbirgt. Aber trotzdem strebt die Entwicklung des Imperialismus diesem Ziele zu, das täglich an Anhängern gewinnt.

Es hilft nichts, sich dem verschließen zu wollen: auch die industrielle Welt Englands bewegt sich, entgegen den Prophezeiungen Herbert Spencers, in die Arme des Militarismus, wobei man vielfach an das deutsche Vorbild denkt. Man fürchtet auch keineswegs, hierdurch die industrielle und kommerzielle Tüchtigkeit der Nation zu schädigen. Ich denke in letzterer Hinsicht an die Worte des Oxforder Gelehrten, Dr. Shadwell, in den „Times" Dezember 1903:

„Man übertreibt kaum, wenn man sagt, daß der Militärdienst, mehr als irgend ein anderer erzieherischer Einfluß, das industrielle Deutschland macht. Unternehmer und Arbeiter sind zusammen durch ihn gegangen; sie haben in derselben Schule gelernt, und sie verstehen beide gleich, daß Ordnung für jede organisierte Kraft, sie sei nun industriell oder militärisch wesentlich ist. Man wirft zuweilen ein, die militärische Erziehung habe den Fehler, Menschen automatisch und unfähig zur Initiative zu machen. Das ist gewiß möglich. Und es kann nicht geleugnet werden, daß Initiative der schwache Punkt der Deutschen und besonders der deutschen Arbeiter ist; aber das scheint mir im nationalen Charakter zu liegen, der seinem ganzen Wesen nach mehr überlegend als waghalsig ist. Ihre Tugend ist Ordnung, und sie tun wohl daran, sie zu kultivieren. Wenn das einzige Ziel der militärischen Ausbildung sozialer oder industrieller Natur wäre, könnte man vielleicht mit Vorteil die Zügel etwas lockerer halten; wie die Dinge aber liegen, kann keinem vorurteilslosen Beobachter entgehen, eine wie große Quelle physischer und industrieller Stärke sie ist."

Es ergibt sich hieraus für den deutschen Liberalismus folgende Aufgabe: nicht der Militarismus an sich ist zu bekämpfen; dieser Kampf wäre in der heutigen Welt sinnlos und vergeudete die besten Kräfte des Liberalismus. Vielmehr kommt es darauf an, unter Festhaltung und voller Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht unser Heerwesen den veränderten Zeitläuften anzupassen und aus ihm das zu machen, was seine Urheber wollten: eine volkstümliche Schule der Nation in Friedenszeiten, im Kriege eine wirklich schneidige Waffe nach außen. Kritik des Heeres, nicht um das Heer zu verkleinern, sondern um es zu verbessern! Wir kommen mit zwingender Notwendigkeit zu diesem Standpunkt, wenn wir mehr als bisher die Gesichtspunkte der auswärtigen Politik verfolgen, wozu das ausgezeichnete Buch von Drage Anregung bieten mag.

Freiburg i. Br.

Gerhard von Schulze-Gävernitz.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

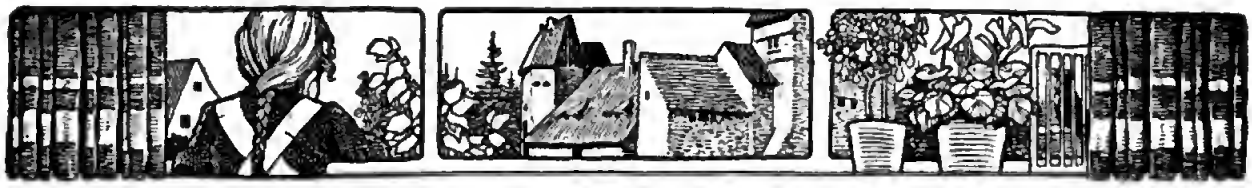
Schneiderinnenschutz.

Wirkliche Freude werden alle arbeiterfreundlichen Kreise über die kaiserliche Verordnung vom 17. Februar 1904 empfinden. Durch sie wird eine schon seit langer Zeit sehr schmerzlich empfundene Lücke unserer Schutzbestimmungen für weibliche und jugendliche Arbeiter ausgefüllt: die §§ 135 bis 139 sowie § 139 b finden vom 1. Juli d. J. an auch auf die in der Damen- und Kindermaßschneiderei sowie die in der Putzmacherei beschäftigten Arbeiterinnen Anwendung. Das bedeutet ein Verbot der Nachtarbeit, regelmäßige Mittagspausen von mindestens einer Stunde, Beschränkung der Arbeitszeit auf elf Stunden täglich, sowie des Sonnabends auf zehn Stunden und die Unterstellung der Schneiderstuben und Putzmachereien unter die Aufsicht der Gewerbebeamten.

Bisher gehörte die Maßschneiderei zu dem „was man nicht unterbringen kann". Unter die Gewerbeordnung fielen nur die Fabriken (§ 134 [2] „in welchen in der Regel mindestens zwanzig Arbeiter beschäftigt werden"), durch die kaiserliche Verordnung von 1897 wurde nur die sogenannte Konfektion getroffen, d. h. die Betriebe, in denen auch „auf Lager" gearbeitet wird. Die Maßschneiderei blieb dagegen so gut wie ungeschützt.

Die Zahl der kleinen selbständigen Schneiderinnen ist Legion. Gewöhnlich etabliert sie sich mit gänzlich ungenügendem Kapital, sehr oft ist die Einrichtung auf Abzahlung gekauft, und nun gilt es, mit allen Mitteln Kundschaft heranzuziehen, und, was noch weit schwerer ist, zu halten. Daher muß sie sich von ihren Kunden oft jeden Lohndruck, jeden noch so kurzen Termin gefallen lassen und ist geradezu darauf angewiesen, aus ihren Arbeiterinnen das größtmögliche Quantum Arbeit herauszupressen. In irgend einem winzigen, nicht ventilierbaren, Hinterzimmer, in dem häufig auch noch gebügelt wird, sitzen sie den ganzen Tag zusammengepfercht; ist der Auftrag eilig (was wöchentlich zwei- bis dreimal vorkommt, da die Damen häufig erst im letzten Moment ihre Bestellungen machen) so gibt es abends starken Kaffee, und dann wird fortgenäht, nur zu oft die ganze Nacht hindurch. Es gibt Geschäfte, in denen durchschnittlich sechzehn Stunden gearbeitet wird. Keine Arbeiterin wagt es, sich zu weigern; manchen ist auch wohl der kleine Extraverdienst willkommen, und erst später fühlen sie, wie wenig der im Verhältnis steht zu dem ungeheuren Schaden, den ihre Gesundheit gelitten. Aber nicht einmal überall werden die Extrastunden vergütet. Unausgesetzt droht den Arbeiterinnen das Gespenst der Arbeitslosigkeit, welches das Mädchen noch weit mehr peinigt als den Mann, da Arbeitslosigkeit nur zu oft für sie gleichbedeutend ist mit Prostitution. Sobald flauere Zeiten kommen, werden so viele Arbeiterinnen wie nur möglich entlassen, ohne vorherige Kündigung, von einem Tag zum

Digitized by Google



andern. So wechselt in ihrem Leben unausgesetzt übergroße Anstrengung mit gänzlichem Mangel an Beschäftigung. Besonders üppig blüht in den kleinen Maßschneidereibetrieben die Lehrlingszüchterei, wie überall da, wo mit ungenügendem Kapital gearbeitet wird. Selbst dort, wo die Lehrmädchen für ihre „Ausbildung" bezahlen, werden sie nur zu den allergröbsten Arbeiten und zu Botengängen verwendet; die Schneiderin wagt es nicht, die teuren Stoffe der ungeschickten Hand anzuvertrauen.

Fast noch schlimmer sind die Verhältnisse in der Putzmacherei, da sich hier die Saisonarbeit stärker geltend macht. Die Herbstsaison dauert etwa von August bis Ende Oktober oder Anfang November (je nach der Witterung), die weit schlimmere Frühjahrssaison beginnt im Februar und schließt mit Pfingsten. In der Zwischenzeit ist der größte Teil der Arbeiterinnen regelmäßig arbeitslos. Die Anstrengung einer solchen Saison kann nur begreifen, wer sie aus eigener Erfahrung kennt. Je weiter sich die Saison ihrem Höhepunkt nähert, desto fieberhafter wird gearbeitet. Die Kunden stellen unmögliche Termine, die erste Verkäuferin nimmt jeden Auftrag an, um keinen Kunden zu verlieren, unaufhörlich mahnt die Kundin per Telephon, dessen Glocke fast nicht stillsteht, die Verkäuferin drängt die Direktrice, diese hetzt die Arbeiterinnen, und die armen Finger fliegen, wie sehr auch Augen, Kopf und Rücken schmerzen. Fünf, sechs Wochen vor Ostern wird von morgens acht bis abends zehn oder elf gearbeitet, die Mittagspausen immer mehr gekürzt. Häufig sind die Mädchen zu müde und überanstrengt, um in der Mittagspause überhaupt etwas zu genießen. Hier werden die Ueberstunden sehr selten bezahlt, sodaß trotz der großen Ueberanstrengung nichts für die arbeitslose Zeit erspart wird.

Welche Wirkung werden nun die neuen Bestimmungen auf diese Industrien haben? Unzweifelhaft wird eine große Zahl der kleinen Betriebe hart getroffen werden. Mancher Auftrag wird zurückgewiesen werden müssen, wenn die Nachtarbeit nicht mehr möglich ist, mancher Schneiderin wird ein Teil ihrer Kundschaft an die großen Geschäfte verloren gehen, viele werden sich nicht mehr halten können. Rein menschlich angesehen, erscheint das im Einzelfall oft hart, vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus aber bedeutet das Eingehen der kapitalarmen Betriebe keinen Verlust. In diesem Fall wird man auch nicht geltend machen können, daß der Verlust der Industrie zu befürchten sei. Die Nachfrage nach Artikeln der Maßschneiderei und Putzmacherei wird dieselbe bleiben; es wird nur eine Verschiebung eintreten; anstatt durch unzählige kleine und kleinste Betriebe wird sie durch weniger zahlreiche große Betriebe befriedigt werden. Das ist das Ziel, auf das unsere volkswirtschaftliche Entwicklung steuert, und eine gesunde Sozialpolitik kann dieser Entwicklung nicht zwecklos entgegenarbeiten, sondern muß die Uebelstände der Uebergangszeit möglichst zu lindern suchen.

Es fragt sich nun aber weiter: werden die §§ 135—139b ausreichen, um alle die schweren Mißstände, unter denen die Arbeiterinnen dieser Industrien leiden, zu beseitigen? Ich glaube, man wird diese Frage nicht mit einem entschiedenen „ja" beantworten können. Um den § 139b nicht illusorisch zu machen, überhaupt nur ein annähernd befriedigendes Resultat zu erzielen, ist eine ausreichende Anzahl von Beamten zur Kontrolle dringend erforderlich. Hierfür ist bis jetzt durchaus nicht gesorgt. Die vorhandenen Beamten sind mit Arbeit überhäuft und können bei größtem Eifer auch nicht im entferntesten ihren Aufgaben gerecht werden. Keine Bestimmung wird so sehr durch tausend Mittel umgangen, wie der Maximaltag. Da heißt es, immer auf der Hut sein. An den Arbeiterinnen selbst findet der Beamte durchaus keine Stütze; sie sind entweder nicht imstande, die Wohltat der Bestimmungen einzusehen oder zu eingeschüchtert, um die Wahrheit zu sagen. Es hat sich in der Praxis sogar herausgestellt, daß die Bekämpfung der Ueberzeitarbeit durch die Gewerbeinspektoren nur da möglich ist, wo der Arbeitstag präzise normiert ist. Schon jetzt ist es in vielen Geschäften üblich, die eine Stunde, welche am Sonnabend früher geschlossen wird, dadurch einzuholen, daß die Arbeit eine Stunde früher an dem Tage begonnen wird. Es wäre dringend erwünscht, bei der hoffentlich bald erfolgenden Einführung des Zehnstundentages sich die Erfahrungen der deutschen und englischen Fabrikinspektoren zunutze zu machen. Sie sprechen sich einstimmig dahin aus, daß ohne eine präzise Angabe der Stunden, in denen gearbeitet werden soll (nicht die Angabe der Zeit, in der gearbeitet werden darf) die Durchführung der gesetzlichen Bestimmungen unmöglich ist. So behaupten auch die größten Kenner der englischen Industrieverhältnisse, Sidney und Beatrice Webb, daß „keine Beschränkung des Arbeitstages erzwungen werden kann, wenn nicht die Zeitpunkte genau und einheitlich vorgeschrieben sind, vor und nach denen keine Arbeit verrichtet werden darf."

Ein noch bedenklicheres Hindernis als die zu vage Normierung der erlaubten Arbeitszeit ist der unselige Ausnahmeparagraph, der § 138a unserer Gewerbeordnung. „Die Erlaubnis von Ueberstunden macht das Fabrikgesetz nutzlos," bezeichnet Miß May Abraham als das Ergebnis ihrer langjährigen Erfahrung als oberste Fabrikinspektorin.*) Die Zahl der Ausnahmen zu kontrollieren ist so gut wie unmöglich, und auch die neue Bestimmung, die Ueberzeit schon morgens durch sichtbaren Anschlag zu verkünden, wird keine Besserung bringen. Jede gestattete Ausnahme bildet für den Unternehmer eine Handhabe, um den Maximaltag zu durchbrechen. So wird von einigen hauptsächlich Trauerartikel liefernden Konfektionsgeschäften die Bestimmung, daß bei Traueraufträgen Ueberstunden erlaubt seien, dazu benutzt, um mehrmals wöchentlich bis Mitternacht und drüber arbeiten zu lassen. Um überhaupt das Bestreben, durch Ausdehnung der Arbeitszeit an Arbeitskräften zu sparen, recht zu begreifen, muß man bedenken, daß in diesen Industrien jede neue Arbeiterin nicht nur eine Vermehrung der Unkosten, sondern ein sehr lästiges Plus an Aufsicht bedeutet. Daher wird jeder Vorwand aufgegriffen, um ein Umgehen des Gesetzes zu ermöglichen. Die Forderung, alle Ausnahmebestimmungen zu beseitigen, ist gerade für die Maßschneiderei und Putzmacherei durchaus keine utopistische. Die Durchführung der Sonntagsruhe und des Neunuhrladenschlusses hat auf weit größere Schwierigkeiten gestoßen. Hier handelt es sich in letzter Linie doch nur um ein Erziehen unserer Damenwelt dazu, ihre Bestellungen rechtzeitig zu machen. „Uneingeschränkte Konkurrenz zwingt den Fabrikanten, sich jeder Laune seines Kunden zu unterwerfen und liefert ihn diesem auf Gnade und Ungnade aus," heißt es in einem amtlichen englischen Bericht.**) Unregelmäßige Aufträge sind die Folge uneingeschränkter Arbeitszeit, nicht aber ein Grund dafür. Wo man den Maximaltag streng durchgeführt hat, da hat er sich als höchst wirksames Mittel erwiesen, einen gleichmäßigen Gang der Produktion herbeizuführen.***) In der Putzmacherei würde unbedingt eine Verlängerung der Saison und dadurch eine Verkürzung der „toten Zeit" für die Arbeiter eine unmittelbare Folge des Fallens des Ausnahmeparagraphen sein.

Als notwendige Ergänzung hierzu muß das Verbot, den Arbeitern Arbeit mit nach Hause zu geben, gelten. Je mehr die übermäßige Ausdehnung der Arbeitszeit erschwert wird, desto mehr wird zu diesem bequemsten Mittel, das Gesetz zu umgehen, gegriffen. Wie müde die Mädchen auch sein mögen, sie werden sich selten weigern, die Bitte des Unternehmers, „die Arbeit eben noch zu Hause fertig zu machen", zu erfüllen — arbeitslos sein, ist zu bitter. Und so sitzen sie denn noch

*) Vergl. auch das höchst lehrreiche Kapitel: „The Introduction of the Normal Day" in „History of Factory Legislation" von Hutchinson und Harrison.

**) Children's Employmen Commission 1843.

***) Z. B. in der englischen Kattundruckerei, die vor der Einführung des Zehnstundentages schwer unter der Unregelmäßigkeit der Orders litt.

bis ein oder zwei Uhr in der Nacht in ihrem kalten Stübchen und nähen, und am nächsten Morgen um acht heißt es wieder in der Schneiderstube sein. Wo dies Verbot nicht herrscht, kann von einem Maximaltag überhaupt nicht die Rede sein. In England ist es mit eiserner Konsequenz von den Inspektoren durchgeführt, und die ungeheuren Schwierigkeiten, mit denen sie dabei zu kämpfen hatten, beweisen, in welch ausgedehntem Maß diese Unsitte betrieben wird.

Das sind die unumgänglichen Aenderungen, die unsere Gewerbeordnung erfahren müßte, um wirklich sanierend in diesen Industrien zu wirken. Eine Gefahr allerdings darf man sich nicht verhehlen: alle diese Maßnahmen werden zunächst bewirken, daß die Schneiderei weit mehr noch als bisher aus der Werkstube heraus in das Mansardenstübchen der Arbeiterin gedrängt wird. Schon jetzt umgehen die Inhaber der Konfektionsgeschäfte häufig die Unbequemlichkeit und Kosten, eigene Arbeitsräume zu halten, indem sie alle Aenderungen, die sich beim Verkauf der „fertigen", d. h. nicht nach Maß gemachten, Kleider, Blousen usw. ergeben, durch Heimarbeiterinnen herstellen lassen. Die Ausdehnung der Heimarbeit wäre allerdings ein schweres nationales Uebel. Diese Gefahr kann abgewendet werden durch eine radikale Heimarbeitgesetzgebung, wie sie in einzelnen Staaten der nordamerikanischen Union, trotzdem die kolossale Einwanderung dort die Verhältnisse unendlich kompliziert und erschwert, nicht ohne Erfolg durchgeführt worden ist. Wie lange müssen wir darauf noch warten?

Charlotte Engel-Reimers.

Wereschtschagin.

Kein schön'rer Tod ist auf der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen
Auf grüner Au, im weiten Feld,
Darf nicht hör'n groß Wehklagen.

Und hast Du es nötig gehabt, Dich hierher vorzudrängen, hast Du Dich nicht davon fernhalten können? Jetzt, Bruder, zahle für Deine Voreiligkeit!". So hat Wassilij Wassiljewitsch Wereschtschagin, wie er selbst einmal erzählte, sich immer wieder gesagt, wenn er ins Gefecht kam und die Kugeln um ihn zu schwirren und zu pfeifen begannen. Doch wenn der dumpfe Klang der Trommelwirbel aufs neue ertönte, schickte er alle Verständigkeit wieder zum Teufel und rief mit Paul Wegner, dem handfesten Wachtmeister des Herrn von Tellheim: „Gott sei Dank, daß doch noch irgendwo in der Welt Krieg ist!" Und nun hat er wirklich, als ein Mann von zweiundsechzig Jahren, für seine „Voreiligkeit" mit seinem Blute und seinem Leben auf Heller und Pfennig die Zeche gezahlt. Der gierige alte Schlachtensucher hat den Tod gefunden, den das deutsche Soldatenlied, in einer Zeit, da Deutschland noch nichts von Panzerschiffen und Seekriegen wußte, als den schönsten und edelsten pries.

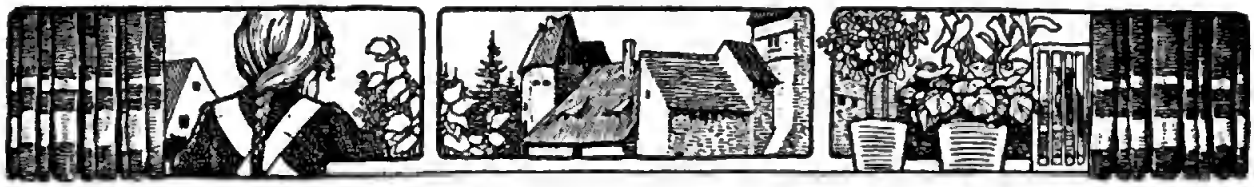
Ein wildes Landsknechtsleben war es, das da am Morgen des 13. April auf der Reede von Port Arthur ins Gelbe Meer versank. Freilich ein modernes Landsknechtsleben, das sich nicht mit Kleinigkeiten abgab, sondern die Länder und Erdteile wechselte wie ein Jongleur die Kugeln. Man glaubt die Schicksale eines ruhelosen Weltfahrers, Raufbolds und Abenteurers zu verfolgen, nicht die eines Künstlers, wenn man sein Dasein betrachtet. Als Sohn eines Großgrundbesitzers zu Tscherepowez im Gouvernement Nowgorod 1842 geboren, wächst Wereschtschagin auf wie der Sohn eines alten russischen Adelsgeschlechts. Acht Jahre alt kommt er auf die Kadettenanstalt Zarskoje-Selo in St. Petersburg. Drei Jahre später tritt er ins sogenannte „Seekorps" ein. 1858 bereits, vor einem halben Jahrhundert also, macht er die erste Fahrt auf einem Kriegsschiff, um den Dienst zur See kennen zu lernen. Er kommt in die Ostsee, in die Nordsee, nach Bordeaux, nach englischen Häfen. Der Uebergang zur Künstlerlaufbahn unterbricht die einmal begonnene Unrast nicht mehr. Mit seinem ersten akademischen Lehrer in Petersburg wandert er nach Paris und Südfrankreich; wieder zurück nach Rußland; zu Studien in den Kaukasus, und wechselt nun in den nächsten Jahren zwischen der Welt- und Kunststadt an der Seine, wo er im Atelier Gérômes die äußerlichen Virtuositäten des Pinsels lernt, und dem halbbarbarischen Gebirge, wo er die unberührte Natur und die primitiven, unverbrauchten Menschen studiert. Ende der sechziger Jahre beginnen dann Wereschtschagins Kriegsfahrten. Er zieht mit dem General Kauffmann durch Turkestan, gegen Buchara und Samarkand. Im Sturm auf des Emirs Residenz, in der Verteidigung der eroberten Stadt gegen den Feind ficht er wie ein Löwe. Nach Beendigung des Feldzuges kehrt er nach Petersburg zurück; aber nur um kurz darauf abermals Turkestan zu durchstreifen. In München, wohin Theodor Horschelt ihn zieht, auch einer aus dem Geschlecht der von Feldzug zu Feldzug sich herumschlagenden Kriegsmaler alten Schlages, findet Wereschtschagin den ersten Ruhepunkt, um die ungeheure Fülle der Eindrücke zu verwerten, die er in sich aufgenommen. Aber es treibt ihn bald wieder weiter; nach Indien; bis nach Tibet; in die ewigen Berge des Himalaya. Und nun, 1877, beginnt der russisch-türkische Krieg, der der Ausgangspunkt seines Weltruhms wird. Wereschtschagin muß dabei sein. Als unerschrockener Kämpfer hält er am Schipkapaß aus, in grausamer Kälte geht er mit General Gurkow über den Balkan, kämpft bei der langwierigen Belagerung und der Erstürmung von Plewna mit, treibt sich im Hauptquartier Skobeleffs umher. Auch im Seekampf tummelt er sich damals schon, und beim Angriff eines russischen Torpedoboots, das der ehemalige Seekadett mit bestiegen, gegen einen türkischen Panzer wird er an der Hüfte verwundet.

Wieder stößt man jetzt auf einen Ruhepunkt in dem tollen Leben des Unbändigen. In Paris, wo er übrigens auch in der Zwischenzeit schon wieder eingekehrt war, läßt er sich nieder und malt jene riesigen und schauervollen Bilder des Furchtbarsten, was er erlebt. Aber die unbezähmbare Reiselust treibt ihn in den fünfundzwanzig Jahren, die ihm noch zum Leben vergönnt sind, immer aufs neue ruhelos über diesen Planeten. Bald taucht er in Syrien und Palästina auf, bald in Sibirien und China, bald in Petersburg, in Berlin, in Wien, in Liwadia, wo er sich am Meer eine Villa gebaut hatte, bald in Amerika, bald in Japan. Bis ihn der Kriegsdämon nach Port Arthur riß, wo er auf dem Schiff des führenden Admirals die Schrecken des modernen Seekampfs kennen lernen wollte und seinen Schlachtenheißhunger mit dem Tode gebüßt hat.

Welch ein Leben! Kein Maler der Kunstgeschichte aller Zeiten hat so wechselvolle Geschicke aufzuweisen. Keiner hat aus Unerschrockenheit und Tollkühnheit so viele Strapazen, Entbehrungen, Gefahren durchgemacht. Keiner so oft und mit so souveränem Gleichmut sein Leben aufs Spiel gesetzt. Keiner aber auch ein Dasein so reich und groß an Erregung und Erfahrung gehabt wie Wassilij Wereschtschagin. Das ist es, was ihn uns teuer macht und uns angesichts seines heldenhaften Endes mit Bewunderung erfüllt. Und dies gewaltige Leben wirft einen Abglanz auch auf seine Kunst, die mit seinem Blut getränkt war.

Dies Leben aber war auf der andern Seite zu stark, um seine Malerei ganz frei sich entfalten zu lassen. Es war zu übervoll an interessanten, großartigen, erschütternden, hinreißenden, furchtbaren, zermalmenden Momenten, um ihm die Ruhe zu stiller, künstlerischer Selbsterziehung, zur wirklichen Andacht vor der Natur zu gönnen. Durch seine Erinnerung zogen Bilder von so ungeheurer Macht, daß das Gegenständliche, wenn er bei der Arbeit saß, ihm über dem Kopf zusammenschlug. Die

Digitized by Google



Kunst duldet heute bei dem, der ihr dienen will, keinen Zwiespalt der Leidenschaften mehr, und was wohl einem Italiener der Renaissance gelingen konnte: den Pinsel oder Meißel mit dem Schwerte zu vertauschen und hier wie dort ein Meister zu bleiben, das konnte dem Russen des neunzehnten Jahrhunderts nicht glücken. Er lebte und webte nicht in einer von Kultur gesättigten Atmosphäre, die auf dem Schlachtfeld wie in der Werkstatt von selbst die rechte Stimmung schuf, sondern in einem Lande der erwachenden Instinkte, dessen Art zwischen Ueberfeinerung und Brutalität, zwischen Zivilisation und Barbarei haltlos schwankt. Wereschtschagin war ein Sklave seiner Erlebnisse, und wenn er zu malen begann, waren die Stoffe, die er bewältigen wollte, so mächtig, daß sie ihm keine Zeit zu anderer Tätigkeit ließen als nur eben ihre Vielseitigkeit und Buntfarbigkeit darzustellen. So ward er ein Realist im nicht rühmlichen Sinne des Wortes. Seine Aufgabe erschien ihm gelöst, wenn er das Stück Wirklichkeit oder die Szene, die er malen wollte, in allen ihren äußeren Beziehungen geschildert, oder wenn er ein Gebilde seiner Phantasie — wie die Bilder der Christus- und Napoleonzyklen — in allen den Zügen festgehalten hatte, in denen seine lebhafte, aber im Grunde doch nüchterne Einbildungskraft es als ein Erlebtes und Gesehenes erschaute. Koloristischer Reiz, persönliche Sonderempfindung, Auswahl, subjektive Umschmelzung, individuelle Neubeseelung des Urbildes, alles das, was Max Liebermann die „Phantasie in der Malerei" nennt, waren seiner Arbeit fremd. Seine Landschafts- und Städteschilderungen aus fernen Gegenden sind Veduten und haben nur illustrativen Wert. Seine Bilder vom Leben fremder Völkerschaften sind mehr ethnographische als malerische Studien und haben für die Wissenschaft höhere Bedeutung als für die Kunst. Seine orientalischen und asiatischen Architekturstücke sind am interessantesten für den Historiker der Baukunst. Wer sie als Quelle für sachliche Studien benutzt, kann sich auf sie verlassen; denn sie sind korrekt und gewissenhaft, und eine gewisse routinierte Fertigkeit unterstützte ihn beim Festhalten der charakteristischen Einzelheiten. Das wahrhaft Künstlerische freilich beginnt erst jenseits aller dieser Vorzüge.

Dennoch hat Wereschtschagins Lebenswerk, das seit Jahren in der Tretjakowgalerie zu Moskau aufgebaut ist, etwas, das keinen Betrachter kalt lassen wird: die schlagende Wucht seiner Kriegsbilder. Mit wahrer Wollust am Grauenhaften und Entsetzlichen hat der aus tatarischem Geschlecht Entsprossene, vom Kriegsdämon Besessene nach den Schlachten in den trägen Jahren des Friedens sich noch einmal in die Schrecken und Blutströme des Kampfes eingewühlt. Seine Natur war zu roh und wild, um sich von dem furchtbaren Ernst des Krieges zu heroischer Ruhe emporheben zu lassen. Waren seine Bilder gleich vom offiziellen Hurrapatriotismus der Apotheosenmaler weit entfernt, so machte er sich doch ein Schauspiel aus dem, was er gesehen und zur Schilderung auswählte. Wie er seine Arbeiten als ein geschickter Regisseur mit einem aus allen erdenklichen raffinierten Effekten zusammengesetzten Arrangement durch Europa führte, sie bei elektrischem Licht, zwischen Vorhängen, Teppichen, erotischen Waffen und ethnographischen Dingen aller Art dem Publikum zeigte, so arrangierte er auch die Komposition seiner Szenen mit einem naiven Gefühl für das, was die Menge reizen und gruseln machen mußte. Und dennoch wirkt eine unverkümmerbare Gewalt des Lebens selbst, eine schreiende, durch eigene Taten gerechtfertigte Anklage, die ein historisches Dokument ohnegleichen ist, in diesen erbarmungslosen Bildern, auf denen sich erfrierende Posten, erstarrende Verwundete, verwesende Leichname Gefallener auf dem Schlachtfeld und zur Seite der Heerstraße krümmen, auf denen der Schnee der weiten Ebenen mit Blut getränkt ist, die Schädel der Toten sich zu ganzen Pyramiden türmen und Raben und Krähen in dichten Schwärmen herbeiflattern, die reichliche Mahlzeit zu teilen, die ihnen die Furie des Krieges bereitet hat, auf denen sich das Lazarett mit seinen Sterbenden und Röchelnden öffnet und die Verstümmelten in stummer Klage heimwärts ziehen, auf denen russische Nihilisten am Galgen hängen oder aufständische Inder von den Engländern vor die Mündungen der Kanonen gebunden werden. Und die Kunst Rußlands konnte doch an diesen Dingen sich aus Süßlichkeit und Konvention aufrütteln und der unerbittlichen Grausamkeit des Lebens selbst ohne Zagen ins Antlitz sehen lernen. Daß dieser malende Landsknecht sich als einen Diener des ewigen Weltfriedens betrachtete, war freilich nur eine der Posen, die er unbewußt einnahm.

Und selbst sein Tod war ein gewaltiges Schauspiel. Doch ein Schauspiel von großartiger Tragik, und vor diesem Ende neigt sich der kritische Betrachter von Wereschtschagins Kunst in stummer Ehrfurcht. War es gleich kein Maler, der der Kunstgeschichte die Spuren seiner Tätigkeit für alle Zeiten einverleibt hat, so war es doch ein Mann von seltenem Gepräge, der mit Makarow und seinem Stabe auf dem Petropawlowsk unterging. Glorreicher konnte er sein Erdenwallen nicht abschließen. Und kein „groß Wehklagen", nur auf rechte Bewunderung soll ihm in sein feuchtes Grab folgen.

Max Osborn.

Maternità.

Lag die italienische Literatur scheinbar eine Zeitlang brach, so hat dieser fast tausendjährige Boden jetzt zwei gute Früchte gezeitigt. Auf d'Annunzios „Ptglia di Jorio" folgte unmittelbar „Maternità" von Ada Negri. Zwei Werke, so grundverschieden in ihrem innersten Wesen und doch miteinander verknüpft durch ein geheimnisvolles Band! Hier das Greisentum der Menschheit, das sich verzweifelt an das Leben klammert, dort das Ungestüm des Ungeborenen, das sich seinen Platz an der Sonne erobern will.

Der Vers, den die kühne Dichterin ihrem Werk als Motto hätte voranschicken können, führt in ihren Gedankenkreis ein wie ein hochstrebendes Portal in eine gothische Kathedrale:

„ . . . . . Es gibt ein Wort
das niemand auf der Erde noch gesprochen.
Ich will es schreiben das geweihte Wort
mit meinem reinen Herzblut, ich allein.

Nur eine Mutter kann die Runen zeichnen,
die auftun den verborgnen Quell des Lebens.
Ich will die Mutter sein. Die tiefe Freude,
die eines jeden Antlitz macht erbleichen,

Ich will sie singen . . . . ."

In der Empfindungswelt der Dichterin schweben Engelsgestalten, schmerzgekrönte Dulderinnen, wie liebliche Phantasien im weihevollen Zwielicht eines Gotteshauses; an der Schwelle kauert, ein weiblicher Mephisto, die Ungeratene, die das ungeborene Kind ruchlos ihrer Schönheit geopfert und sich nie wieder mischen darf in den seligen Chor der Mütter, die Ada Negris Muse unter Orgelklängen ruft: Königinnen und

Digitized by Google

Bettlerinnen, Zigeunerinnen und Kloſterſchweſtern, Arbeiterinnen und Moudänen ziehen wie in einer Prozeſſion an uns vorüber.

Als leuchtendes Beiſpiel mag Ada Negri die eigene Mutter gedient haben, die mutig den Kampf ums Daſein aufnahm, um ihren Liebling vor äußerſter Not zu ſchützen. Sie hatte gerungen, gelitten. Dafür übertraf der Lohn, den ſie erfahren, ſelbſt ihre Hoffnungen. Der Dichterin Entwicklungsgang gemäß, ſind es die Strophen, die den Enterbten, den Hartbedrängten das Wort reden, die den höchſten Flug nehmen. Dort findet ſie reinere, wärmere, leidenſchaftlichere Töne, als wenn ſie bei jenen weilt, für die die Mutterſchaft nur einen Tropfen mehr in dem gefüllten Kelch der Freude bedeutet.

Die Aufrichtigkeit des aus ihrem tiefſten Innern ſich auf die Lippen drängenden Weheſchreis macht ſie zur wärmſten Fürſprecherin aller Leidenden und Entbehrenden, und inſtinktiv teilen ſich ihre Empfindungen dem Leſer mit.

Unheimlich düſter, geiſterhaft erklingt der Chor der Mühſeligen und Beladenen, der Schmerzensreichen unter den Müttern:

„. . . In freudloſer Umarmung ward der Sohn empfangen,
der wie der Lilie zarter Schimmer füllt der Träume Bangen.

Wir trugen in dem Schoß die Kreatur,
und uns im Antlitz ſtand die Schmerzensſpur.

In Kammern, wo das Licht, die Luft nicht reicht,
in Reisplantagen, wo das Fieber ſchleicht,

in Feldern, wo — o grauſiges Geſchick,
Gottheit Pellagra hauſt, Wahnſinn im Blick,

wo Elend, Knechtſchaft unſer einz'ges Gut,
baten wir Gott den Herrn um Kraft und Mut;

als Mut und Kraft entſchwand, ertönte das Gebet:
— Nimm zu dir, Gott, den Sohn, bevor er lebt! . . . .“

Dem Inſtrument der Dichterin fehlt keine Saite. Allen Empfindungen des Mutterherzens weiß ſie Töne zu entlocken: bald ſüße, weiche Melodien, bald brauſende, vollklingende Harmonien, jubelnde Triumphgeſänge, ſchrille Diſſonanzen, wehmütige Klagelieder, Trauermärſche, Choräle:

Die Mutter, die in ihrem Schoß das neue Leben keimen fühlt und eine angſtvolle Frage an das Schickſal richtet; die Mutter, die im heimlichen Glücksgefühl an der Ausſtattung des kleinen Weſens, das noch ungeboren, arbeitet und ſich dabei zukünftige Freuden ausmalt; die ſüße Heiterkeit, mit der das Lächeln des Neugeborenen das ganze Haus erfüllt; das herzzerreißende Elend der in Armut verkommenden Mütter, der verlaſſenen Kinder; Mütter, die ſterben, indem ſie Leben geben; die Mutter, die ein totes Kind zur Welt gebracht; die Mutter, die den Tod des Kindes nicht überwinden kann, und die Lebenslaſt von ſich wirft, in der Hoffnung, ſo im Tod mit ihm vereint zu ſein, wie ſie es im Leben war; die Zigeunermutter, die an der Wiege des Kindes ihrer Liebe ſtolze, wilde Lieder ſingt: es fehlt keine Note in dieſem Hohenlied der Mutterſchaft.

Ada Negri lebt ſo in und mit ihrer Zeit, daß ſie, faſt unbewußt, zu Gegenſtänden greift, die vielleicht beſſer unberührt geblieben wären, ſchon weil ſie allzuſehr an das Senſationelle, an Effekthaſcherei ſtreifen. Dazu gehört ihr „Traum der Draga“:

„. . . . Bis zu dir ſtieg ſie,
ſtieg von deinem Lager zu deinem Thron
o junger König! . . .“

und das ſich gleich daranſchließende Gedicht „Natalia“:

„. . . Und du, die einſt der Schönheit Palme trug
jetzt ſchweren Kummer trägſt in dem Exil
du kannſt nicht beten, wenn auch Königin
auf Erden, wo dein Sohn von Mörderhänden fiel! . . .“

Um eine Berechtigung zu haben, fehlt dieſen beiden Gedichten die in ſich geſchloſſene poetiſche Ausdrucksform. Ergreifendere Töne findet die Dichterin in den Verſen, die der Mutter des Königsmörders gelten — alſo auch für Italien einer gewiſſen Aktualität nicht entbehren — des Königsmörders, deſſen nur ſie, die Schmerzensreiche, ohne Abſcheu bis zu ihrem letzten Atemzuge gedenkt:

„. . . Du ſpinnſt, o Mutter, am Herde
dem blutbefleckten. — Deine bleichen Lippen,
die aus dem Kelch des Todes tranken,
wagen nicht mehr, verlernten zu beten.

— — — — — — — — — — — — — —

Du ſpinneſt, ärmſte der Mütter, dein Leichentuch
das dich, gehſt du zum Frieden ein, wird umhüllen.
Und du ſiehſt, daß neben den Sohn man dich bette zur ewigen Ruhe,
damit ſelbſt der Tod euch nicht ſcheide. . . . .“

Mit dem Lied auf die Mutterſchaft ſtimmt die Dichterin-Mutter ein Hoſianna des unbeſiegbaren Lebens an. Wenn ſie mit weiten Ausblicken von der hohen Ehrfurcht ſpricht, die in künftigen Zeiten die Raſte der Mütter umgeben wird, ſcheint ſie ſelbſt faſt zur Hohenprieſterin einer neuen Religion zu werden, zur Cybele eines neuen Kultus, in deſſen Mittelpunkt die Mutter ſteht:

„. . . . nur du allein
vermagſt in deines Wortes tiefem Sinn
die Menſchheit zu verbrüdern: du allein
wirſt zur Erlöſerin der Welt.“

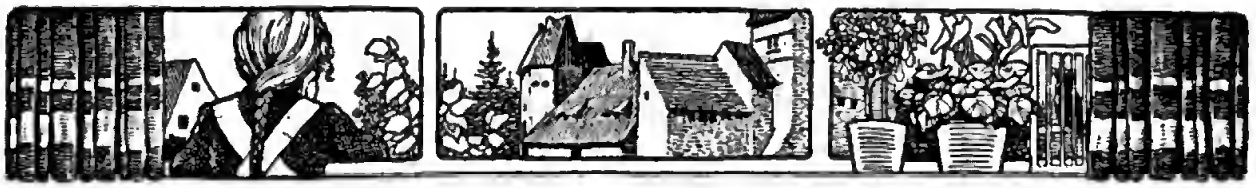
Nie zuvor ſind die Leiden und Freuden des Mutterherzens, ſeine Entſagungskraft, ſeine Tapferkeit und Unerſchrockenheit zu einem dichteriſchen Ganzen zuſammengefaßt worden, wie hier von Ada Negri. So ſtarkes Selbſtbewußtſein gibt ſich in dieſer Schöpfung, daß eine Frau von geringerer poetiſcher Kraft als die Verfaſſerin, bei ähnlichen Ausführungen dem Vorwurf der Selbſtüberhebung kaum entgangen wäre. So aber muß man an der ſtark ausgeſprochenen Individualität dieſer an der Liebe zum Kinde geläuterten Bekenntniſſe einer Frauenſeele den tiefſten Anteil nehmen.

Mit dem Inhalt, will mir ſcheinen, hat ſich auch die Geſtaltungskraft der Dichterin gehoben. Ihre Darſtellung iſt plaſtiſcher, ihre Rhythmen mannigfaltiger, ihr Pathos echter geworden. Ein warmer pantheiſtiſcher Hauch weht durch das Ganze und geſtaltet es einheitlich und zu Herzen ſprechend. In ſtarken Akkorden klingt dieſe Verherrlichung der Mutterſchaft, der Fruchtbarkeit aus:

„. . . Und alle werden Brüder ſein in dieſer
Religion des ſchmerzensreichen Mutterſchoßes
der ſie ſchuf, bei Sonnenſchein und bei Gewitterſtürmen . . .“

E. Gagliardi.

Digitized by Google



Eine empfindsame Reise im Automobil.

Wieder eine Italienreise! Unsere Literatur ist so reich an Schilderungen dieses Landes, es haben uns — von Goethe bis Victor Hehn — so viele bedeutende Männer davon erzählt, daß man das Thema wohl für erschöpft hält. Aber die neue Reisebeschreibung gibt uns doch etwas anderes. Das Land hat sich nicht gewandelt, aber die Betrachtungsweise. „Man reiste, Goethe folgend, mit ganz anderen Vorbereitungen nach Italien, als vor ihm. Der Dichter hat es uns erst erobert, und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt konnten wir besser ausgerüstet das Land der Sehnsucht erreichen, besser ausgerüstet mit geistigem Gepäck und dann auch — inbezug auf die Reisemittel.

Als Goethe von Karlsbad über den Brenner zog, geschah es recht umständlich im Postwagen oder zu Fuß oder zu Pferde. Manchmal fuhr er Tag und Nacht und kam fünfzig Stunden lang nicht ins Bett. In Italien waren die Reisewagen nicht einmal bequem.

„Mit den Vetturinen ist es eine leidige Fahrt", klagt Goethe. „Dieses Italien, von Natur höchlich begünstigt, blieb in allem Mechanischen und Technischen, worauf doch eine bequemere und frischere Lebensweise gegründet ist, gegen alle Länder unendlich zurück. Das Fuhrwerk der Vetturine, welches noch Sedia, ein Sessel, heißt, ist gewiß aus den alten Tragiesseln entstanden, in welchen sich Frauen, ältere und vornehme Personen von Maultieren tragen ließen. Statt des hinteren Maultiers, das man hervor neben die Gabel spannte, setzte man zwei Räder unter, und an keine weitere Verbesserung ward gedacht. Man wird, wie vor Jahrhunderten, noch immer fortgeschaukelt."

Dann kam die Eisenbahn. Sie brachte eine ungeahnte Erleichterung des Reisens, aber sie führte zur Flüchtigkeit. Die Romantik des Reisens, die intime Bekanntschaft mit Land und Leuten, die allmähliche Einführung in die fremde Welt, die langsame und nachhaltigere Verarbeitung der neuen Eindrücke und der tiefere Gewinn für unser Innenleben — all das ging mit der Eisenbahn verloren. Man reiste schließlich nur von Hotel zu Hotel, schlief, aß und lekte wie zu Haus und erschaute im Fluge allem das Außergewöhnliche, das „Sehenswerte". Für intime Genüsse, für charakteristische Einzelheiten der Gegend und des Volkes hatte man nicht Zeit noch Sinn.

Das Verlorene soll uns wiedergewonnen werden, und zwar durch den Stammerben der Eisenbahn, durch das Automobil. Seine Reise im Automobil durch Italien schildert Otto Julius Bierbaum*), ein Lyriker und zum Glück ein Humorist, unter dem bezeichnenden Motto: „Lerne zu reisen, ohne zu rasen."

Fast mit Goetheschen Gemächlichkeit zieht Bierbaum von Berlin über Dresden, Teplitz nach Prag, wozu er vierzehn Tage braucht, und erst nach weiteren drei Wochen erreicht er Innsbruck. Das ist so die Zeit, in der man heutzutage von Berlin nach Sizilien und wieder in die Heimat zurück reist und rast, zumal auf der Hochzeitsreise oder auf Ferienurlaub. Bierbaums „Laufwagen", — schade, daß der Dichter seine Verdeutschung nur vorschlägt und nicht selbst gleich einführt — ein Automobil von acht Pferdekräften, ist freilich ein besseres Gefährt, als Goethes Maulesel-Vetturine, und erreicht gelegentlich Bahnzugsgeschwindigkeit. So kann der Reisende, je nachdem Wetter, Laune oder Gegend ihn beeinflußt, auch in rasender Eile vordringen, bis ihn wiederum Wetter, Laune oder Gegend zu bremsen oder gleich zu rasten bestimmt.

Bierbaum macht von dieser Freiheit ausgiebigen Gebrauch. Bei Regen oder in einförmigem Gelände überläßt er dem Wagenführer die rascheste Steuerung, sonst aber nimmt er wie ein zielloser Wanderer alles Neue und Schöne mit, was er auf seinem Wege findet. Er erlauscht Sagen und Legenden, er besucht entlegene historische Stätten, Klöster und Burgen, er besichtigt versteckte Kunstsammlungen und plaudert mit den Landleuten.

Eine empfindsame Reise nennt er seine Fahrt, wobei das Wort „empfindsam" so zu verstehen ist, wie Lessing es geprägt hat, als empfindungsvoll, nicht nach der später erlangten Bedeutung: empfindlich. Bierbaum wollte vermutlich die Erinnerung an einen humoristischen Vorgänger wachrufen, an den Engländer Laurence Sterne, der in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sein Büchlein mit dem Titel: „Sentimental journey through France and Italy" herausgab und das sentimental ebenfalls durchaus nicht als „sentimental" aufgefaßt wissen wollte.

Sterne unterwirft sich auf seiner empfindsamen Reise ganz dem Zufall, und so nimmt das Unscheinbarste in der Schilderung den breitesten Raum ein. Bei einem Besuch der Oper in Paris erfahren wir mehr und interessanteres über die Art, wie sich der Fremde vom Gasthaus durch das Straßengewirr zum Theater zurechtfragt, als über den Kunstgenuß. — für die kleine Handschuhmacherin am Wege weiß er uns besser einzunehmen, als für die Primadonna im Opernhaus.

Da wo Bierbaum ähnliche Zwischenfälle erwähnt, ist er in seinem Buche am amüsantesten. Die Berührung mit dem Volke, die Szenen, die sich dabei abspielen, verfolgt der Leser mit größerem Eifer, als jene Stellen, wo der Verfasser sich verpflichtet fühlt, offiziell aufzutreten, wo er von berühmten Kirchen, von den Museen und allbekannten landschaftlichen Reizen spricht. Dergleichen mit neuem Geist zu beseelen, ist ja auch schwierig. Bierbaum bezeichnet sie treffend als „viel betastete Schönheiten". Gern läßt man sich drum, und gerade mit besonderer Vorliebe, die Abschweifungen gefallen, wo es mit der Reise nicht vorwärts geht. Die Fahrt stockt, aber desto lebhafter fliegt die Feder vorwärts, um uns manch lustiges Erlebnis zu melden.

Der Charakter der Volksstämme, die Bierbaum auf seinem Wege kennen lernt, spiegelt sich in dem Eindruck, den das Automobil jedesmal auf die Bewohner des Landes macht. Während die Tschechen es mit einer stupiden Neugier vorübersausen sehen, die niederösterreichischen Bauern ihm unwillig und fluchend ausweichen, begrüßen die Leute hinter Bozen das neue Gefährt mit heiterem Zuruf: Evviva! Buon viaggio. Und im Süden steigt der Enthusiasmus der Bevölkerung bis zu dem Jubelschrei: Evviva la benzina! Ueberlegener betrachtet es der Großstadtmob. In Floridsdorf, der Wiener Vorstadt, geht dem Laufwagen das Benzin aus, und während des erzwungenen Aufenthaltes hageln die frechen Bemerkungen auf die Reisenden nieder. „A Automobüll? Alsdann, — was bedeit' das? Gornix! Bei uns im Hof steht ans, wann wir nur fahren wollten." Ein anderer schreit: „Was saufts denn nöt lieber den Spiritus, statt an Gestank daraus zu machen?" Der Kerl roch aber selbst nicht gut, fügt Bierbaum hinzu.

Um Bozen tauchen die ersten Weingelände auf. In Venedig wird ein paar Tage Rast gemacht. Bierbaum preist hier vor allem die Ruhe, denn: „Wer dichten will, Der hab' es still." Der Lärm in den italienischen Städten, der sich bei Anbruch der Nacht verstärkt, ist schon von Goethe empfunden worden. „Nachts geht nun das Singen und Lärmen recht an," schreibt Goethe aus Verona. „Ein solches Uebergefühl des Daseins verleiht ein mildes Klima auch der Armut." Bierbaum fühlt sich oft wegen dieses Lärms aus den Städten vertrieben. „Ich gehöre zu denen, die in den Städten am liebsten nur als Gäste weilen," sein Ideal ist — man denkt an Bismarcks

*) Eine empfindsame Reise im Automobil von Berlin nach Sorrent und zurück an den Rhein, in Briefen an Freunde geschildert von Otto Julius Bierbaum. Mit vierzig Abbildungen teils nach der Natur und teils nach Kunstwerken. (Julius Bard, Berlin, Weihnachten 1903.)

Digitized by Google

Sehnsucht, daheim den Kohl zu bauen — eine etwas ästhetisierte Landwirtschaft: „. . . . ein bißchen Getreide, Wein, Oel, Obst bauen und ernten und dazwischen Rosen ziehen, — per Diana, ich wollte dafür getrost alle Premièren Berlins hingeben und alle Klugredereien über Literatur und Kunst und alles, was „Ruhm" heißt „unter dem Strich" . . . . Wer hätte von Bierbaum, der durch Ueberbrettl und Opernhaus populär geworden ist, ein solches Geständnis erwartet!

Ueber Padua, Ravenna, Rimini gelangte der Dichter in die Heimat seiner Begleiterin, seiner Gattin — ins toskanische Gebiet, dessen landschaftliche Schönheit ihn berauscht. „Hier heißt sehen, beten!"

In Florenz findet er „Kunst und Klempnerei" verkuppelt. Man hat dort die Statuen aus Rücksicht auf die empfindsamen englischen Misses „verfeigenblättert", was den Helden der empfindsamen Reise mit Recht erbittert. Dann Siena. Dann Rom. Sein Entzücken steigt. In Rom überfällt ihn „ein Gefühl ratlosen Staunens". Er zögert, seine Schilderungen fortzusetzen. „Kann man mit wirbelndem Gehirne schreiben?"

Und der Leser wird in den Wirbel mitgerissen. Je tiefer es nach Süden geht, desto leuchtender glänzt die Wunderwelt. Man jagt selber mit Automobilgeschwindigkeit durch das Buch. Neapel, der Vesuv, das Meer, Pompeji, Sorrent, die roten Granaten, die Goldäpfel, die Grazie der nackten Knaben, das „Getrubel" der Südländer, — das schwirrt durcheinander. Man möchte das Buch zuklappen und selbst kneifen.

„Ist dies nicht Griechenland, so ist es ein Abglanz davon" jauchzt der Dichter, wie Goethe seiner „Italienischen Reise" das Motto vorgesetzt hat: „Auch ich in Arkadien!"

Mannigfaltig sind die Herbergen, in denen die Automobilfahrer übernachten müssen. So primitiv wird wohl keine gewesen sein, wie jene, die Goethe am Gardasee traf: „erstlich haben die Türen keine Schlösser; zweitens sind die Fenster mit Oelpapier statt Glasscheiben geschlossen; drittens fehlt eine höchst nötige Bequemlichkeit". Goethe schildert das ausführlich mit artiger Deutlichkeit, zum Teil italienisch. Aber die einfachen Gasthöfe abseits des Verkehrs zieht Bierbaum den großstädtischen Hotels mit ihrer modernen Schröpfkunst natürlich vor. Ihn ärgern schon „die Herren Direktoren im Gehrock und Zylinder" und dann die „endlos lange Kette der Trinkgeldhände". Beim Anblick der Landschaft von Capri ruft er: „Welch ein Glück, daß die Natur nicht nach Trinkgeldern dürstet!"

Diese Klage hat schon Sterne vor hundertfünfzig Jahren angestimmt. Gab es damals noch keinen Liftboy, keinen Telephonmann und dergleichen, so verlangte die Sitte einen anderen Tribut vom Abreisenden: „Wenn alles fertig und jeder Posten im Gasthofe bestritten und bezahlt ist, so bleibt stets etwas an den Türen abzumachen, bevor man in den Wagen kommen kann, nämlich mit den Söhnen und Töchtern der Armut, die einen umringen . . . O wehe! sagte ich, — ich habe nur acht Sous auf der Gotteswelt, und da stehen acht arme Männer und acht arme Frauen." Lang und breit werden sie beschrieben, wie sie zerlumpt und verkommen vor dem Gasthaus von Montreuil auf eine Gabe harren. So organisiert treten selbst die Bettler in Italien nicht auf.

Bierbaum zeigt vor allem die Bequemlichkeit des Reisens im Automobil. Etwas Staub muß man freilich mit in den Kauf nehmen, mitunter wird's recht arg, so in der Gegend von Capua. „Wir sehen bald aus wie die Mühlknechte", berichtet er. Gegen den Regen schützt Dach und Glaswand — allerdings nur die Insassen, der Wagenlenker muß standhalten. Das lange Sitzen wirkt durch die gleichmäßige Erschütterung wie das passive Turnen der schwedischen Heilgymnastik. Der Windstrom, den die Schnellfahrt verursacht, ist in der Hitze des Südens eine Erquickung, zumal im Sommer. Bierbaum verlebte den Mai und Juni und das erste Drittel des Juli in Italien.

Der Staub belästigt mehr als die Reisenden die Pechvögel, an denen das Automobil vorüberfaust. Hier wird die nächste Verbesserung ansetzen müssen, wenn das Automobil beliebter werden soll. Als Bierbaum auf der Rückreise — über Pisa, Genua, Mailand — in die Schweiz kam, in reizvoller Fahrt über den St. Gotthard, „vom Feigenbaum zu meterhohem Schnee", — wurde er von den Alpenbewohnern scheel angesehen. Im Kanton Uri verfiel er sogar einer Polizeistrafe, weil das Automobilfahren dort überhaupt verboten ist. Das gibt dem Dichter Anlaß zu einigen Ausfällen gegen die Selbstherrlichkeit des Klembürgergeistes in den republikanischen Kantonen. Das Verbot ist aber doch nicht ohne Berechtigung, denn die Schweizer wollen ihr schönes Land nicht dem einzelnen opfern und die vielen, die dort zu Gast weilen, dadurch vertreiben. Man muß es selbst auf den mustergültigen Landstraßen im Berner Oberland erlebt haben, welche Störung das rasende Automobil für den ruhigen Wanderer heraufbeschwört. Schon das Viertelstunden vorher sich ankündende Tuten macht nervös, da man durch die Kehren nie weiß, von welcher Richtung die Gefahr droht, ob es sich um ein heransausendes oder abziehendes Automobil handelt. Und dann der Staub. „Wie ein Wolkengebirge" erhebt er sich und verdickt die Luft, daß man wiederum viertelstundenlang diesen Weg nicht wandeln kann. Und dann der Geruch!

Wenn die Laufwagen zahlreicher werden, dann stören sie sich auch gegenseitig durch den Staub, den sie aufwirbeln, und durch den Mißduft, den sie verbreiten. Deshalb rät Bierbaum, solche Fahrten durch Italien im Sommer vorzunehmen, „wo man die herrlichen Straßen ganz für sich allein hat und sicher ist, keinem anderen Automobil zu begegnen". Er meint, daß „in künftiger Zeit, wenn das Reisen im Automobil die Regel sein wird, diese Art des Reisens nicht mehr ganz so schön sein dürfte. Viele Automobile hintereinander, — ich danke!"

Das ist keine Empfehlung für die Laufwagenbauer.

Das Buch trägt reichen Bilderschmuck, — er besteht aus photographischen Aufnahmen durch die Gattin des Dichters, eine Beigabe zur Befriedigung der Neugier am Persönlichen, und aus sehr schönen Abbildungen bemerkenswerter Kunstwerke, die dem Dichter und seiner Gefährtin unendliche Sinnenfreude bereitet haben müssen. Und so zeigt sich auch darin das Wohlgelingen dieser „empfindsamen Reise".

Sigmar Mehring.

Kimmerlinger.

„Schau nur, Kimmerlinger, was s' mer da alls einpackt ham für die zwei Tag . . .!" lachte ich mit einem Seitenblick auf den Alten — „Wurst, Schinken,

Saedinen und da noch was extra für Dich — dei Leibspeis — an Aal, so lang wie dei Arm . . . und zwei Flaschen von dem süßen Wein, den Du so gern trinkst . . . Verhungern tun mer net, mein i, und verdurstn erst recht net . . . . . Soo . . . aber jetz lang zu!"

„Mi hungert net . . .," sagte er kurz.

„Ja Kimmerlingee, was is's denn heut mit Dir . . ." neckte ich, „so was is ja doch no nie dagwesn . . . . kein' Aal auch net?"

„Naa, i sag Geltsgott!"

„Aber von dem Wein trinkst d' na doch a Glasl?"

Er schien einen Augenblick unschlüssig, während ich den schweeen, goldbeaun funkelnden Malaga in den blanken Becher goß . . Dann streckte er die schwaezbehaarte Hand darnach aus . . .

„G'freut mi aa net wiea sonst!" murmelte er verdrossen.

„Ja, aber sag nue grad Kimmerlinger, was hast D' denn heut? Du bist mer den ganzen Moegen über scho so seltsam voekommen, ganz anders wie all die Zeit her, seit i Di kenn!"

„Es hat nix z' bedeuten, ma is halt aa net alle Täg gleich . ." antwortete er ausweichend und trank . . . aber nicht verschmitzt blinzelnd wie sonst, wenn er mit Kennermiene den seltenen Tropfen prüfte, nein — fast unwillig goß er heute sein Leibgetränk hinunter und blickte dann mürrisch vor sich hin, als ob er Essig gekostet hätte.

„Es hilft der nix Kimmerlinger," begann ich aufs neue, „es hat heut net 's Rechte mit Dir, des seh i, aber i möcht auch wissn warum . . ."

Als er hartnäckig schwieg, fuhr ich eindringlich fort: „Sag amal Kimmerlinger, glaubst Du, daß i's gut mein mit Dir, daß i Dei Freund bin seit damals, wo's D' mi auf mein erstn Bock gführt hast vor zehn Jahr?"

„Ja, dös glaub i!" erwiderte er treuherzig ohne sich zu besinnen.

„So, des glaubst D' also doch . . . na sollst D' di aber do schäma, Kimmerlinger, daß D' Verstecken spielst vor mir . . ."

„Ja schau, bal i Der's aa sag, helfn kannst D' mer ja do net, gead daß i Der d' Laun verdieb," meinte er nach einigem Ueberlegen.

„Die hast D' mer scho verdorbn," entgegnete ich scheinbar gekränkt — „weil D' kei Vertraun zu mir hast. Und ob i Der net am End doch helfn könnt, des wär erst noch die Frag . ."

„Jünger kannst D' mi halt aa net machn . ." sagte er trüb, während sein starrer Blick auf den benachbarten Bergen ruhte, deren eotgelbe Wälder melancholisch herüberschauten.

„No, Du hast aber doch wirkli kein' Grund, Dich über Dei Alter aufz'haltn, Kimmerlinger, i wüßt kein' Jungen, der besser steigt und mehr leisten kann wie Du!"

„Han i aa gmoant . ." lächelte er bitter, „aber no, der Herr moant halt anders."

„Geh, Kimmerlinger, bild Dee nix ei', was wird denn mei Vetter anders denkn . .!?"

„No, wann ers do selber zu mir sagt . . ."

„Was hätt er denn gsagt, da wär i aber doch neugierig?"

„No ja, bals D' es durchaus wissn mußt, schau, Du bist halt der letzt, den wo i führn derf aufn Berg . ."

„Und des hätt mei Vetter selber zu Die gsagt, des kann ja do net sei, Kimmerlingee!" unterbrach ich ihn überrascht.

„No freili, bal i's amal sag, mir is's net zum Spaßn; Kimmerlinger hat ee neuli zu mir gsagt, wiear i eahm's letztmal mein' Bericht gmacht hab, am 1. Dezember wearn's fünfadreißg Jahr, daß D' bei mir Jäger bist . . .

Ja, Herr Baron, han i gsagt, und gfreun thuats mi scho recht, daß S' dean denkn . . . No, na hat er a wengl gstutzt, wiea wann er si was überlegn taat, aber na hat er si an Ruck gebn und hat gsagt: Kimmerlinger hat er gsagt, Du hast Dei Schuldigkeit tan all die Zeit her wie kei zweiter, des soll Der net vergessn sei' . . . .

Na hat er wieder a Weil überlegt, wiea wann's eahm recht haet gang, und na hat er gsagt: Schau, Kimmerlinger, i denk halt jetz a so . . . der Dienst da droben am Berg is doch hübsch schwer, im Winter scho gar. Was meinst D' na dazu, bals D' mein' erstn Jäger machn tätst drunta im Tal; des wäe a cammoder Postn für Deine alta Tag . . . da könntst D' mittun so lang's Di gfreut und tätst Di um dreihundert Mark bessee stehn als wie jetz . .

Mit Verlaub, Herr Baron, han i gsagt, da tean S' mer koan Gfalln, aber gwiß net . . i weiß ja, daß Sie's gut moan mit mir und sag schön' Dank dafür . . aber bal i nimmer auf'n Berg kann, na mag i überhaupts nimmer lebn . . A par Jahel denk i, gehts no allwei, da soll si nix fehln, und auf länger 'naus, weiß mer so net, ob i bis dorthin überhaupts no da bin. Drum taet i halt recht schön bittn, daß i no a Weil bleibn dearf auf mein alta Postn . ."

„No und was hat er denn na drauf gsagt?" forschte ich, als der Alte düster schwieg.

„Ja no, er hat na a wengl überlegt, er is ja a guater Herr, aber na hat ee gsagt: Naa, Kimmerlinger, hat er gsagt, i kann's net verantworten, daß D' länger so fortmachst. Du bist koa heuriger Has mehr, der Dienst am Berg is hübsch streng, und 's Herz weaed net besser mit die Jahr . . .

No, i hab na nimmee viel geedt, i kenn ja mein' Herrn, bal dee amal was sagt, na gibts nix mehr dagegn, da magst D' tean, was D' magst. Aber weißt . ." setzte er leiser hinzu, „woh tan hat's mer scho so wie miea nix mehr seit mer d' Frau is gstorbn . . ."

„No schau, Kimmerlinger," versuchte ich zu trösten, „er meint Der's ja gut . ."

„Ja davon is koa Red net . . . freili . . . er tuat ja, was er tean kann für uns . . und moant desmal aa, es waar für mi 's Best . . . er taats aber ganz gwiß net, bal er mer einischaun kumt . ."

„No weißt, Kimmerlinger," redete ich zu, „da drunta hast D' an schön' Postn, an cammodn, und a schöns eigens Häusl . . Und an die Winterabend kannst D' gemütli im Wirtshaus sitzn und beauchst net so wie all die Zeit her auf'n Berg z'laufn bei an jedn Wetter, oder di gar ei'schnein lassn drobn in dee Schutzhüttn . ."

„Sell mag scho sei' . ." beharrte der Alte . . „aber schaug an, dös kimmt mer gead voe, wiea wann's D' a Gams drunta ei'sperrn taatst im Stall . . . es geht halt ei', Du magst eahm z'lieab tean, was D' magst."

Er wandte den schöngeformten, von zahllosen Fältchen durchfurchten Kopf mir zu, und während seine großen, dunklen Augen mich traurig anblickten, sagte er mit schwachem Lächeln: „So iatz hast D' Dein Willn; wiear an alts Wei han i dee voegjammert . . . und anders machn tean mer's allzwei net . ."

„Des kommt erst no drauf an, Kimmerlinger," widersprach ich lebhaft, „auf alle Fäll red i noch mit mein Vetter — übeemorgen oder wenn i heut scho schieß glei morgn — und sag ihm, daß Du 'm Jüngstn nix nachgibst. Wer weiß, ob's net doch was hilft; er halt't was auf mi, mei Vettee!"

Da erhellte ein freudiges Lächeln das trübe Gesicht des Alten, schweigend griff er nach meiner Hand und drückte sie lang und fest . .

„Dös wann waae!" entfuhr es ihm endlich wie ein Seufzer aus tiefster Brust . . „freili, recht viel Veetraun han i net mehr . ." setzte er kleinlaut hinzu . . „aber d' Hoffnung gib i na do no net ganz auf, bal Du a so redst!"

„Brauchts auch net, Kimmerlinger, b'halt nur 'n Kopf obn, es wird na scho wearn, des machn mer scho. Aber jetz trinkst D' erst noch a Glasl auf die nächstn zwanzg Jahr unter die Gams . ."

„No, no, i waar scho z'friedn mit fünfe . ." lächelte er von froher Hoffnung aufgerichtet und schlürfte listig blinzelnd wie sonst den süßen Wein.

Digitized by Google

„Jatz schmeckt er glei besser . . .“ meinte er behaglich, „aber i denk, mir packn's schö stad wieder an — na weards grad grecht, bis mer auffi kemma zum Bachlahner. Bals D' ohne Gamsbock kaamst, na taat der Herr glei sagn, ja schau, er kann halt nimmer recht, der Kimmerlinger!“ —

Wir brachen auf und traten auf einen Schlag hinaus, der mit Geröll übersät, äußerst steil emporführte ins Gewände. Wenig erbaut maß ich den endlos scheinenden, kraus gewundenen Steig, der mir schon so viele Schweißtropfen gekostet hatte.

„Des wird wieder a Plag!“ seufzte ich stehen bleibend „und heut gehts gar hart, weil mer kein Schnee ham, und d' Somn sticht, als wär erst September . .“

„So arg weard's net!“ tröstete Kimmerlinger, „a gringe Stund wiea halt allweil; na san mer drobn auf der Kanzl, na feit uns nix mehr.“

Damit stieg er rüstig voran, die brennende Pfeife im Munde, jeden Lärm vermeidend, ohne Straucheln, ohne unnützen Tritt. Kein Steinchen rollte unter seinen Füßen, fast geräuschlos fand sein Bergstock den geeignetsten Stützpunkt, unfehlbar wie stets unterschied sein geübtes Auge das feste Gestein von dem unzuverlässigen, mürben, das immer wieder unter mir abbröckelte und polternd talwärts ging.

Mehr und mehr vergrößerte sich die Entfernung zwischen mir und dem Alten, wärmer und wärmer wurde die Sonne, unbarmherzig drückte der schwere Rucksack meine entwöhnten Schultern, und der ersehnte Gipfel schien immer weiter zurückzuweichen je länger wir stiegen.

Keuchend und erhitzt blieb ich stehen . . . „Du rennst ja wie verrückt, Kimmerlinger!“ tadelte ich ärgerlich, „so geht's net länger!“

„Bist's halt nimmer gwohnt!“ begütigte lächelnd der Alte . . „und hübsch warm machts scho aa . . . gib mer dein' Rucksack, mir kimmts net drauf an . .!“

„Naa, naa, Kimmerlinger!“ wehrte ich schon wieder besänftigt ab, „des wär 's Recht, der Alt mit zwei Rucksäck, weil der Jung den sein' net tragn kann; des gibts net!“

„Du moanst also aa scho, der Kimmerlinger taugt mir mehr!“ unterbrach mich der Alte gekränkt . .

„Ja, wenn D' so was glaubst, Kimmerlinger, na nimm' an halt in Gotts Nam; aber gern tu i's net; zwei gehn halt doch hübsch aus!“

„Waar scho recht, bal dös nimmer gang . .“ widersprach er und stieg mit der doppelten Last so behend und mühelos wie vorher.

* * *

Endlich hatten wir die Höhe erreicht; vor uns lag die „Kanzel“, ein seltsam ausgehöhlter, zwischen Latschen verborgener Steinblock, von dem man den Buchlahner, meines Vetters „Leibgehege“ bequem überblicken konnte.

Während ich mich erschöpft niederließ, bestieg Kimmerlinger vorsichtig den überhängenden Felsen und spähte sorgfältig mit seinem Fernglas umher . .

Nach einer Weile kam er herunter und brummte kopfschüttelnd: „Nix is drin, gar nix . . grad wiea verhext! — aa recht, iatz machn mer's a so . . Du steigst auffi auf d' Kanzl und wartst, ob net do was kimmt, und i schaug derweil 'nüber auf 'n Gamskopf . . bal s'gar da drent san . . . Her muaß oaner, da gibts nix . . . und heut no!“

„Ja aber Kimmerlinger, willst D' denn net erst a bissl rasln?“ wandte ich ein . .

„Naa, dös hat's net nöti . . aber bals D' mer no a Glasl gibst von Dein Wein, des taat mer grad taugen . .“

Er leerte hastig den Becher und wandte sich zum Gehen . .

„So . . . und iatz pfiat Gott, i bin net lang aus, und bal derweil a guater Bock kimmt, Du woaßt ja, was D' z' tean hast . . . und vergiß auf Dei Deck net!“

Ich nickte, kletterte auf die Kanzel und richtete mich dort so gut es ging für längeres Sitzen ein.

Fast senkrecht unter mir führte ein schmales, fahlgrünes Band längs der grauen Wände hinunter bis zu den winzigen Winterstaben im Tal. Dort verlor es sich im hochstämmigen, tiefroten Buchenwald, der fast die ganze Breite des felsigen Kessels ausfüllend heranklomm bis zur halben Höhe des Berges. Hier wurde er lichter, uralte Ahornbäume mischten sich dazwischen, bis auch die nur noch vereinzelt herausragten aus dem tiefgrünen Latschenmeer.

Schweigender Friede ringsum, regungslose, starre Stille, kühle, dunkle Schatten, alle Farben dämpfend — ein tiefernstes Bild trotz des lichtblauen, lachenden Himmels, der über die kahlen Wände hereinlugte . .

Kein Ton, kein Geschöpf in der weiten, stummen Runde; nur einmal senkte sich ein Mauerspecht geisterhaft vom Gipfel des Berges hinab durch den lautlosen Raum.

Den Rücken von der Sonne durchwärmt, ermüdet von der ungewohnten Anstrengung des Tages, saß ich lange in wohligem, traumverlornem Schauen . . . . . .

Ein Geräusch hinter mir weckte mich — Kimmerlinger war zurückgekehrt und meldete, daß auch drüben vom Gamskopf aus kein Wild zu sehen sei.

„Was . . . bist D' scho wieder z'rück!“ begrüßte ich ehrlich erstaunt den Alten, der sich schweratmend mit dem Handrücken über die Stirn fuhr. . . „Des is an andere Leistung, i weiß 's vom letzten Jahr her; des macht der net so leicht einer nach!“

„Meinst D'?“ lächelte er feudig, „sag dös zum Herrn, bals D' 'hn trifft . . iatz aber sei stad; wirst sehn, sie kemma do im Buchlahner. . .“

Damit ließ er sich einige Schritte unter mir neben den Rucksäcken nieder. . .

Wieder tauchte mein Blick in den Kessel, durchforschte die Latschen, schweifte über die gelben und roten Baumkronen begehrlich zu dem verheißungsvollen Band, auf dem ich schon zwei Böcke geschossen hatte . . . und blieb endlich ermüdet von all dem vergeblichen Schauen auf einer verdorrten Buche haften, deren phantastisch emporgereckte Aeste von graugrünen Moosflechten überwuchert waren.

Ich weiß nicht, wie lang ich so gedankenlos vor mich hinstarrte — da plötzlich schreckte mein ruhendes Auge auf; es war mir, obwohl ich gerade aussah, als ob sich links seitlich von mir etwas bewege.

Richtig! ein weißer Hase humpelte vom Wald her aufwärts durch die tiefgrünen Latschen. Noch folgte ihm mein Auge, gefesselt von dieser einzigen Bewegung in dem regungslosen Bild unter mir, da gewahrte ich einen Fuchs, der hinter der Fährte des Hasen einherschnürte.

Mit unfehlbarer Sicherheit folgte er den zahlreichen Kreuz- und Querspringen seines Opfers — beharrlich, vorsichtig und doch so schnell, daß sich die Entfernung zwischen den beiden bald merklich verringerte.

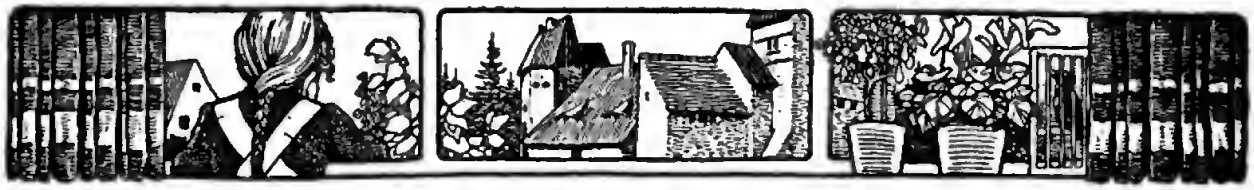
Ahnungslos hüpfte der Hase daher, hielt hie und da inne, um an einer Pflanze zu naschen, schaute ein Weilchen herum, humpelte arglos weiter — und hinter ihm her kam zielbewußt näher und näher der Fuchs. . .

Der Anblick erregte mich so, daß mir das Herz bis zum Halse herauf klopfte. — Mit bebender Hand hob ich die Büchse und visierte auf den Fuchs. . . Herrgott, wie doch die Entfernung täuscht! Die Mücke verdeckte das Raubtier völlig — an einen erfolgreichen Schuß war nicht zu denken — und immer weiter entfernten sich die beiden Gestalten von meinem Versteck.

Jetzt verschwand die Weiße in dichtem Latschengestrüpp, jetzt tauchte auch die Rote darin unter — atemlos lauschte ich, jeden Augenblick das jämmerliche Geschrei des Ueberfallenen erwartend. Aber alles blieb still, lautloses Schweigen lastete weiter über dem Kessel. . .

Die Sonne sank, dunkler wurden die stumpfen, blauen Schatten, ein kühler Wind erwachte. Meine Erregung war

Digitized by Google



verflogen, aber das Bild, das ich eben geschaut, ging mir nicht aus dem Sinn. . .

Da sitz ich hier, rastend auf meiner Lebensbahn und genieße die Erwartung ersehnten Weidmannsglücks und hinter mir schleicht näher und näher der Tod. . . Und ich seh ihn nicht, weiß nicht wie nah er schon ist! Wenn er mir schon so nah wäre wie der Fuchs jenem Hasen!

Diese Vorstellung setzte sich in mir fest, beunruhigte mich mehr und mehr und wurde schließlich, unterstützt durch das Schwinden des Lichts, inmitten dieser grenzenlosen Verlassenheit geradezu peinigend.

Ein Frösteln rieselte durch meinen Körper, ein beklemmendes, nie gekanntes Bangen kroch mir ans Herz, ein unerklärliches Etwas trieb mich, umzuschauen.

Lächerlich! Wer wird solcher Schwachheit nachgeben — versuchte ich mir einzureden — aber immer unwiderstehlicher ward in mir das Verlangen, mich zu überzeugen, daß niemand hinter mir stünde. Denn mir war es, als ob etwas Unheimliches, Rätselhaftes, Furchtbares seine eisige Hand nach mir ausstreckte, um mich im nächsten Augenblick zu erwürgen. . .

Wie Fieber durchschauerte mich das Grauen vor der Vernichtung, jede Sekunde ward zur Qual, nein — ich konnte nicht länger — Mit jähem Ruck fuhr ich herum — unbewußt suchte mein Blick das verwandte Geschöpf, den Gefährten.

„Kimmerlinger!“ rief ich unwillkürlich — er antwortete nicht; wie schlafend lag er auf meinem Rucksack mit stillem Lächeln. . .

München. Arthur Schubart.

Schauspieler-Sehnsucht.*)

Ein sehr tüchtiges und anregendes Buch eines ernsthaften und gebildeten Schauspielers liegt in Ferdinand Gregoris „Schauspielersehnsucht“ vor, der alle Schäden innerhalb dieses Standes tief empfindet und nach Kräften sich gern bemühen möchte, zu bessern und zu heilen. Gregori sieht genau, wie wenig von den Fähigkeiten des Schauspielers heute jenen Aufgaben frommt und zugewendet werden kann, die allein den Stand weihen; wie er sich verzehren muß im Dienste des Handwerksmäßigen und also der Kunst immer mehr entfremdet wird; wie übel es in der Regel mit der Führung des Nachwuchses bestellt ist, sodaß auch unter den Begabteren ein größerer Prozentsatz in jedem Sinne verloren gehen muß, als bei verständiger und geduldiger Führung notwendig wäre. Er hat eine hohe Meinung von dem, was der Mime vermag und also eigentlich auch sollte, erwartet und fordert nicht wenig von der Regie, die heute ganz besonders auf kleineren und mittleren Bühnen ihrer eigentlichsten Aufgabe ganz vergißt: den Lernenden hinzuführen zum Verständnis der Aufgaben, die seiner harren. Es wimmelt ja von Schauspielschulen, selbst -Akademien; und seinen Weg muß dennoch im Grunde jeder allein suchen; ihm allein bleibt es überlassen, wie er mit seinen Mitteln das ausdrücken will und kann, was die Rolle von ihm fordert.

Sehr gute und feine Worte findet Gregori, wenn er vom „Lesen und Vorlesen“ spricht, da wird denn sehr gern gesündigt, indem man mit allen Registern und Wettern der Bühnenkunst auf den Hörenden einstürmt, statt die Stimmung des Gelesenen zu heben und mit ihr gefangen zu nehmen. Er träumt von „Jahresspielen“, die in der Mitte Deutschlands, etwa in Eisenach, die besten seines Berufes alljährlich zum Dienst am besten vereinigen sollen; das Patronswesen, das ja immer noch wuchert und unter Umständen einem wenig Befähigten den reichsten Gewinst in den Schoß wirft, ist ihm natürlicherweise ein Greuel. Die Grundzüge einer Theaterleitung steckt er aus, mit der Darsteller, Schaffende und Publikum, an dessen Erziehbarkeit Gregori in einer sehr löblichen Weise und unbeirrt durch alle Erfahrungen, die so ziemlich das Gegenteil beweisen, zu glauben nicht abläßt, allerdings sehr zufrieden sein könnten. Er ersehnt das Repertoiretheater, während die moderne Entwicklung in bedauerlicher Weise sich davon entfernt, den Erfolg auszunützen, die Stücke auszuschlachten zwingt, den Darsteller aber stumpfsinnig macht, der wiederkäuen muß, was ihm längst ein Ekel ward, während das geschätzte Publikum gar nicht genug davon kriegen kann. Er versucht sich sogar an einer Psychologie der Zuschauerschaft; mit Feinheiten wird man die nun und nimmer ergründen. Aber Gregoris Idealismus und sein ehrliches Wollen tun wohl, auch wenn sie befremden und Zweifel wecken: Zweifel, von jener Art, die zum eigenen Denken anregen und also fruchtbar sind. Dazu schreibt er ein sehr löbliches und klares Deutsch; eine ansehnliche Bildung, nicht allein in literarischen, auch in allen künstlerischen Dingen spricht aus dem Buche, das zugleich persönlich wie symptomatisch wichtig ist als ein Zeichen, daß in unsern Schauspielern nach so vielen Erfüllungen, die ihnen die Zeit gebracht hat, immer noch manche gesunde und förderliche Sehnsucht lebendig ist.

—y—.

*) München, D. W. Callweys Verlag.

Ein Königsdrama. Roman aus einem deutschen Herrscherhause von Richard Voß. Stuttgart 1903. Verlag von J. Engelhorn (Allgemeine Romanbibliothek).

Das Buch eines Seelenforschers von großer Routine, eines Seelenanatoms, der über seinen pathologischen Neigungen glücklicherweise nie aufhört, Dichter zu sein! — Von Zeit zu Zeit legt er das Seziermesser aus der Hand und läßt sein Herz sprechen. Da lauschen wir ihm . . . da ist sein „Königsdrama“ eines der Bücher, in die man sich versenkt.

Die äußere Handlung des Romans ist im ersten Band dürftig zu nennen, im zweiten überwuchert eine Fülle von Motiven. Es wird uns der nachgeborene Sohn einer uralten, jetzt vollständig degenerierten Herrscherfamilie vorgeführt: der Vater ist bereits an Verfolgungswahn krank, der Kronprinz kann die Angst vor dem gleichen Schicksal nicht überwinden — er würde sonst genesen — und auch der zweite Prinz lauert auf das Erscheinen der kleinen scharfen Imperatorenfalte auf seiner Stirn. Angeekelt von der „Hofluft-Hofgruft“ zieht er sich in die Alpeneinsamkeit zurück, wo er mit einem harmlos-heiteren Naturkind, Judika, bekannt wird und — halt! Hier bleiben wir stehen, um an dem Poeten Voß unsere Freude zu haben. Das hier sind sonnige, herzerquickende Partien, Lirdesszenen, wie sie nur ein tief und wahr empfindender Dichter schreiben kann. Daß doch von dem Stimmungszauber dieser Natur- und Menschenschilderung auch in die späteren Partien des Buches etwas durchgesickert wäre! Aber da entwickelt sich mehr und mehr ein grauenvolles, von „Gespenstern“ wimmelndes Schicksalsdrama, dem wir unsere Sympathie versagen müssen.

Der inneren Handlung, der zunehmenden Umdüsterung und endlichen Selbstvernichtung eines groß und edel angelegten Geistes, kann man Wucht und Eindringlichkeit nicht absprechen.

Den Wahnsinn seines Helden scheint Richard Voß nicht nur aus rein physischen, sondern vor allem aus ethischen Gründen herleiten zu wollen. Mit abschreckender Naturtreue wird jedenfalls der Prozeß des Zerfressenwerdens einer Seele durch finstere Mächte, der allmähliche Zerfall aller physischen und moralischen Grundlagen geschildert. Manche Symptome sind so fein beobachtet, daß sie ein tiefeindringendes psychologisches Detailstudium voraussetzen oder auch eine intime Mitwisserschaft bei tatsächlichen Vorkommnissen, worauf etwa auch die Widmung des Romans: „Ihrer Majestät der einsamen Königin, die mich Königsdramen kennen lehrte“ hindeuten könnte.

Eugen Heerdegen.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 31. Berlin, den 30. April 1904. 21. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Herr Loubet, der Präsident der französischen Republik, ist bei seinem Besuch in Rom gefeiert worden wie seit Menschengedenken kein anderes Staatsoberhaupt, das in der ewigen Stadt zu Gast war; und an der römischen Begeisterung haben zahlreiche andere Städte Italiens: Genua, Turin, Mailand, Florenz usw., teilgenommen. Dieser Enthusiasmus geht über das bei derartigen Anlässen übliche Maß weit hinaus und gibt eben deshalb einiges zu denken. Italien wünscht, mit Frankreich in Freundschaft zu leben. Die Freundschaft war geraume Zeit durch allerlei politische Rivalitäten getrübt. Selbst ein erbitterter Zollkrieg, der Italien manche kommerzielle Wunde schlug, brach aus. Aber heute ist alles vergeben und vergessen. Die französische Diplomatie hat es verstanden, den alten Freund Rußland festzuhalten und gleichzeitig mit England wie mit Italien neue intime Beziehungen anzuknüpfen. Der Dreibund erscheint wie ein Bonmot von vorgestern. Diese demokratische französische Regierung, in deren diplomatischem Korps die Robüre sich einen so breiten Platz erobert hat, ist heute den Vertretern der alten diplomatischen Routine bedeutend überlegen. Es genügt augenscheinlich nicht mehr, der Träger eines aristokratischen Namens, eines gutsitzenden Fracks und Kenner des höfischen Zeremoniells zu sein, um diplomatische Geschäfte erfolgreich abzuwickeln. In Deutschland wird das diplomatische Korps noch immer so zusammengesetzt, wie ein feudales studentisches Korps oder das Offizierkorps eines Garde-Kavallerieregiments, in dem nur gelegentlich einmal ein Konzessionsschulze zugelassen wird. Diese dekorative Behandlung des diplomatischen Dienstes paßt nicht mehr in unsere demokratische Zeit, in welcher das höfische Wesen wenig und die Volksinteressen alles bedeuten. Deutschland hat Ursache, sich auch auf diesem Gebiet mit einem etwas modernen Geist zu erfüllen und nicht alles seinen Quitzows zu überlassen, die mit ihrem beschränkten Junkerhochmut speziell für die Pflege internationaler Beziehungen nicht besonders qualifiziert erscheinen. Der Junker Bismarck war eine Ausnahme, die nur die Regel bestätigt. Uebrigens hatte er glücklicherweise auch nicht „Attaché gelernt".

Bei dem Empfang des Präsidenten Loubet in Rom hat der gewissenhafte Telegraph auch vermerkt, daß der König von Italien seinen Gast geküßt habe. Was werden unsere reaktionären Herren von Strudelwitz und Prudelwitz dazu sagen, die sich schon nicht beruhigen konnten, als der deutsche Kaiser freundschaftliche Telegramme mit „Herrn Rosenfeld in Washington" wechselte!

Die Versuche einer Wahlrechtsreform, die gegenwärtig in allen größeren Bundesstaaten im Gange sind, bieten übereinstimmend wenig Aussichten auf Erfolg. Von der preußischen Wahlrechtsvorlage scheint jetzt festzustehen, daß sie in dieser Session nicht mehr zur Verhandlung kommt, die sächsische Regierungsvorlage scheitert an dem Widerspruch der konservativen und nationalliberalen Parteien und ist von der Gesetzgebungs-Deputation der zweiten Kammer bereits für unbrauchbar erklärt worden. Auch die Verfassungskommission der zweiten badischen Kammer hat eine Antwort auf die Reformvorschläge der Regierung zutage gefördert, die eine Verständigung zwischen ihr und der Regierung resp. der ersten Kammer wenig wahrscheinlich macht. In Bayern gehen die Meinungsverschiedenheiten über die vorgeschlagene Wahlrechtsreform bis in die einzelnen Parteien hinein, sodaß ein guter Ausgang auch dort kaum noch zu hoffen ist. Wenn aber aus solchen Erscheinungen die „Kreuzzeitung" mit Befriedigung den Schluß zieht, daß die jetzige Zeit sich überhaupt nicht für umfassende Reformen des Klassenwahlrechts eigene, so ist hier offenbar der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen. Die Wahlrechtsreform kommt nur darum in den verschiedenen Bundesstaaten nicht vorwärts, weil die herrschenden Mehrheitsparteien in ihr eine Bedrohung ihres Besitzstandes und ihrer Macht erblicken. Mit gegenwärtigen Zeitströmungen oder gar mit allgemeinen Volksstimmungen hat das aber garnichts zu tun.

Der Antrag der preußischen Liberalen zur Wahlrechtsreform hat den nationalliberalen Reichstagsabgeordneten Dr. Böttger veranlaßt, in der „Nationalzeitung" einen kritischen Artikel zu veröffentlichen, der sich in allem Wesentlichen deckt mit den Anschauungen, die Dr. Barth in der „Nation" und in der „Frankfurter Zeitung" zum Ausdruck gebracht hat. So heißt es u. a. in dem Böttgerschen Artikel:

„Kleine Reparaturen des Dreiklassenwahlsystems von der Zedlitzschen und verwandten Art sind gefährliche Spielereien, bei denen den Herren die Steine leicht auf den Kopf fallen. Entweder man rührt nicht daran, oder man bestellt neue Fundamente, damit ein haltbarer, dem modernen Geschmack entsprechender Neubau aufgeführt werden kann. Eine grundsätzliche Kardinalforderung ist jedenfalls die geheime Wahl. Ohne sie kann von einer Reform im liberalen Sinne eigentlich nicht gesprochen werden."

Und an einer anderen Stelle heißt es:

„Inzwischen soll der Liberalismus nicht durch anfechtbare Maßnahmen das sozialistische Schlagwort von der einen reaktionären Masse auch nur scheinbar bestätigen. Will er eine Wahlreform jetzt riskieren, und will er sich an solcher Arbeit beteiligen, dann sollte es nur eine energische und volkstümliche Reform sein, um die er sich bemühte .... Hält der Liberalismus den Zeitpunkt jetzt nicht für geeignet, Preußen ein zeitgemäßes Wahlrecht zu verschaffen, so darf er meines Erachtens nicht durch unzweckmäßige Flickarbeit die spätere größere Reparatur gefährden."

Digitized by Google

Interessant ist an diesen Ausführungen vor allem das unzweideutige Eintreten für die geheime Stimmabgabe. Angesichts der Tatsache, daß die nationalliberale Fraktion des Abgeordnetenhauses noch in der vorigjährigen Landtagssession einen Antrag auf geheime Stimmabgabe zu Falle gebracht hat, liegt in diesem Pronunciamento eines nationalliberalen Reichstagsabgeordneten eine Selbständigkeit der Gesinnung, die den Inkulpaten, wenn er zur Freisinnigen Volkspartei gehörte und in Königsberg lebte, zum Opfer eines bösen politischen Ketzergerichts machen würde. Ohne Zweifel würde ihm die „Königsberger Hartungsche Zeitung" dann auch bescheinigen, daß er nur durch den schändlichen Dr. Barth zu dieser Disziplinlosigkeit verführt worden sei. Stand doch in dieser selben „Königsberger Hartungschen Zeitung" jüngst auch folgendes zu lesen:

„Die Verwirrung, die auf Grund des Auftretens des Herrn Dr. Barth und im Anschluß an die Verschmelzung der Freisinnigen Vereinigung mit den Nationalsozialen in gewissen liberalen Kreisen entstanden ist, kann allein die Erklärung dafür abgeben, daß ein Mann, wie Herr Dr. Krieger, der noch bis vor kurzem der Fraktion der Freisinnigen Volkspartei angehört hat, Wege einschlägt, die sich von denen der Partei trennen."

Dieser mildernde Umstand des Verführtseins macht es wohl auch allein begreiflich, daß die Vollen und Ganzen in Königsberg die Herren Dr. Krieger und Dr. Dullo in einer feierlichen Sitzung des Wahlvereins der Freisinnigen Volkspartei und des volksparteilichen Vereins „Waldeck" bloß mit der kleinen und nicht gleich mit der großen Exkommunikation bedacht haben. Die beiden Männer haben sich in der Tat schwer an ihrer Partei versündigt, — sie haben dieselbe zum Nachdenken aufgefordert.

In den Tagen, wo in Ungarn der Eisenbahnerstreik am heftigsten tobte, ist unsern preußischen Eisenbahnern ganz unverhofft ein Dreimillionen-Geschenk angekündigt worden. Eisenbahnminister Budde und Finanzminister v. Rheinbaben haben diese Summen gemeinsam vom preußischen Landtag für „Wohlfahrtspflege der Beamten und Arbeiter der Eisenbahn" gefordert. Sie sollen dem kürzlich erst in Cassel gegründeten preußischen Eisenbahnerverband überwiesen werden, der die kleinen Vereine der einzelnen Eisenbahnbezirke zusammenfassen will zur Gründung von Zuschußkassen für Alter, Krankheit und Todesfall. Die drei Millionen Mark, die der Landtag zweifellos bewilligen wird, sollen den Grundstock für das Kassenwesen im preußischen Eisenbahnerverband bilden. Soweit ist alles in bester Ordnung. Bedenken setzen nur ein wegen der Bevorzugung und Privilegierung einer einzigen Berufsorganisation, die natürlich andere nicht aufkommen läßt, und wegen der Genesis des Dreimillionengeschenkes. Wie Herr Budde selbst mitteilte, hat eine Depesche des Kaisers vom Bord der „Hohenzollern" aus dem Mittelmeer her ihn beauftragt, den Antrag einzubringen. Unmöglich ist ja nicht, daß die telegraphische Anweisung auf Grund eines vorausgegangenen Antrages der beteiligten Minister erfolgte. Am meisten Glauben findet aber die weitverbreitete Vermutung, daß das Telegramm ein spontaner Willensakt des Kaisers ist, der den Ministern ebenso unerwartet kam wie allen übrigen Beteiligten. Diese Vermutung ist bezeichnend für die Einschätzung, deren sich unsere Minister gegenwärtig beim Volke erfreuen.

„In jedem deutschen Hause sollte die ‚Staatsbürgerzeitung' gelesen werden", so heißt es am Schlusse von Flugblättern, die wie saures Bier auf den Straßen Berlins ausgeboten werden, und auf denen über dem Bestellzettel für die „Staatsbürgerzeitung" eine Hetzrede des Grafen Pückler-Klein-Tschirne gegen die Juden und eine Ankündigung der nächsten Pückler-Versammlung gedruckt ist. Als vorsichtige Leute haben eben die „teutschen Männer" der „Staatsbürgerzeitung" es vorgezogen, auf die strafrechtliche Verantwortung für diese famosen Flugblätter ihrerseits zu verzichten. Verantwortlich für Redaktion und Verlag zeichnet vielmehr Graf Pückler-Kl.-Tschirne selbst. Diese oratorischen Ergüsse des Grafen Pückler sind bekanntlich von den Gerichten bisher sehr milde beurteilt worden, weil man, wohl nicht mit Unrecht, annahm, es mit einem Halbverrückten zutun zu haben, der eher ins Irrenhaus als ins Gefängnis gehört. Aber die geschäftliche Ausbeutung der Hetzreden eines kriminalistisch nur Halbverantwortlichen durch ein antisemitisches Organ ist doch ein Skandal, den die öffentliche Meinung nicht scharf genug brandmarken kann. Um was für Geistesprodukte es sich in diesen Reden des Grafen Pückler handelt, dafür genügen wenige Proben. So heißt es z. B. in einer Rede vom 11. April, die ebenfalls unter den schützenden Fittigen der „Staatsbürgerzeitung" zur Publikation gelangt ist, u. a.:

„Nichts geht über so ein kleines frisches und fideles Massakerchen ... Man kann das Vermögen der hiesigen Juden getrost nach Milliarden bemessen, die Beute ist also ganz anständig ...

Wir werden jeden zertreten, zerschmettern und zerschmeißen, der wagt, uns noch länger Widerstand zu leisten. .... Wir müssen ausrufen mit dem alten Feldmarschall Blücher: Immer druff, Kameraden, immer druff auf die Fremden, immer druff auf den kleinen Cohn, druff auf den roten Isidor, druff auf den roten Manasse, auf die ganze Mischpoke von Berlin!"

Diese Blüten der Roheit mag man bei einem geistig nicht Normalen milde beurteilen. Welche Bezeichnung verdient aber ein Blatt, das diese Roheiten als Köder für den Abonnentenfang benutzt?

Die Hiobsposten aus Südwestafrika mehren sich von Tag zu Tag. Auf die Kunde von den militärischen Mißerfolgen und traurigen Gefechtsverlusten folgen jetzt Nachrichten über Krankheit und Seuche. Die vom Unglück ganz besonders heimgesuchte Kolonne Glasenapp hat mehr als 65 Proz. ihrer Offiziere und 55 Prozent ihrer Mannschaft eingebüßt, sodaß sie jetzt gänzlich gefechtsunfähig ist und in Otjihaenena Lazarettquartiere hat beziehen müssen. Die Reichsregierung hat sich durch die seither begangenen offenkundigen groben Fehler in eine äußerst schwierige Lage versetzt. Sie muß sich entweder zu ganz erheblichen Truppennachschüben entschließen, oder einen von den aufrührerischen Hereros angeblich angebotenen Frieden annehmen. Niemand, der afrikanische Verhältnisse und unzivilisierte Negerbevölkerung kennt, wagt den zweiten billigen Ausweg anzuraten. Also bleibt nur der erste übrig, und wir stehen nicht am Ende, sondern am Anfang von Opfern an Geld und Menschenleben, die kaum jemals wieder durch den Nutzen der Kolonie ganz aufgewogen werden dürften.

Während die deutschen Gewerkschaften seit der Crimmitschauer Streikniederlage und seit der Gründung der Hauptstelle deutscher Arbeitgeberverbände in ihrer Bewegungsfreiheit immer mehr eingeengt werden, haben die englischen Gewerkvereine eine bemerkenswerte Freiheitserweiterung vom englischen Unterhause zugebilligt bekommen. Auf Antrag des liberalen Abgeordneten Paulton sind die Gefahren beseitigt worden, die in letzter Zeit durch Urteile höchster Gerichtshöfe geradezu die Existenz der tradeunions bedrohten. Das friedliche Streikpostenstehen soll nach Paultons Antrag wieder gefahrlos erlaubt, der Begriff „strafbares Komplott" für gewisse Vereinbarungen Streikender wieder aus der Jurisdiktion ausgemerzt, und vor allem sollen die Gewerkvereine nicht mehr mit ihrem ganzen Vermögen für die Torheiten einzelner Mitglieder haftbar gemacht werden. Dieser Antrag, der die Praxis der letzten Jahre bei gewerblichen Streitigkeiten wieder in ihr altes, liberales Gegenteil verkehrt, wurde mit der bemerkenswerten Mehrheit von 328 gegen 199 Stimmen angenommen. Besonders auffallend war dabei die Tatsache, daß der Premierminister Balfour seinen Partei-

Digitized by Google

freunden zuredete, für die Vorlage zu stimmen. Dem leitenden englischen Staatsmann ist offenbar das auffallende Wachstum der Arbeiterstimmen bei den letzten Ersatzwahlen eine heilsame Lehre für die praktische Politik geworden. Unseren deutschen leitenden Staatsmännern, die sich seit den letzten Reichstagswahlen in vernichtenden Reden gegen die Sozialdemokratie nicht genug tun können, kann man in dieser Hinsicht einen Kursus in Realpolitik bei Balfour warm empfehlen.

Dänemark war in den letzten Monaten bis in seine tiefsten Tiefen durch den Kampf um die Einführung der Prügelstrafe aufgeregt. Als aber dieser Kampf am heißesten tobte, geschah etwas Unerwartetes: die Beratungen über das Gesetz wurden durch einen Regierungsbeschluß unterbrochen, der den Reichstag auflöste und nach Hause sandte. Die ganze Aktion hat eine gewisse Aehnlichkeit mit jener zugunsten des Zedlitzschen Schulgesetzes in Preußen. In Dänemark ist schließlich ebenso, wie damals in Preußen, der Gesetzentwurf, trotzdem eine Mehrheit in der Volksvertretung wahrscheinlich dafür zu haben gewesen wäre, an der energischen Opposition der öffentlichen Meinung gescheitert. Und die Entscheidung ist, ähnlich wie beim Zedlitzschen Schulgesetz, in zwölfter Stunde, urplötzlich und unter starker Mitwirkung des Königs in der ausschlaggebenden Staatsratssitzung gefallen. Ein neuer Beweis dafür, daß gerade bei den kulturfeindlichsten Gesetzen die öffentliche Meinung noch eine respektable Macht ist, wenn sie an sich selbst glaubt und ihre Kräfte energisch anspannt.

Die erste Staatsregierung, die aus einer Arbeiterpartei hervorgegangen ist, hat Australien soeben bekommen. Nach den für die Arbeiter so unerwartet erfolgreichen letzten allgemeinen Wahlen ist das nicht unerwartet gekommen. Trotzdem hat sich der Führer der Arbeiterpartei, Herr Watson, erst ein wenig gesträubt, ehe er den Auftrag des englischen Generalgouverneurs zur Bildung eines neuen Bundesministeriums annahm. Nicht wegen prinzipieller Bedenken, sondern wegen der augenblicklichen Parteiverhältnisse der australischen Bundesstaaten. Ohne die Unterstützung der liberalen Freihändler ist nämlich die Herrschaft der Arbeiterpartei unmöglich. Diese Unterstützung wird aber deshalb häufig schwierig sein, weil die australische Arbeiterpartei im Gegensatz zur deutschen Sozialdemokratie nicht auf freihändlerischem, sondern im Interesse der schnelleren Entwicklung der australischen Industrie auf schutzzöllnerischem Boden steht. Sie erkennt auch keineswegs den Klassenkampf als Basis aller politischen und gewerkschaftlichen Tätigkeit an und erstrebt lediglich die Hebung der Lebenslage der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter unter Anerkennung des kapitalistischen Wirtschaftssystems. Es würde demnach falsch sein, das neue australische Ministerium schlechtweg ein sozialdemokratisches zu nennen; eher könnte der Name gewerkschaftliches Ministerium zutreffend sein. Auf jeden Fall bleibt es aber ein höchst interessantes Experiment, wie diese — mit Ausnahme des Generalstaatsanwalts — lediglich aus Arbeitern zusammengesetzte Regierung ein Staatsgebilde von der wirtschaftlichen und politischen Bedeutung Australiens lenken wird.

* * *

Konfession oder Nationalität?

Nach einer Kabelmeldung hat das amerikanische Repräsentantenhaus vor einigen Tagen eine Resolution angenommen, wonach die amerikanische Regierung aufgefordert wird, dafür zu sorgen, daß amerikanische Staatsbürger israelitischer Konfession, die nach Rußland kommen, dort nicht anders behandelt werden als amerikanische Staatsbürger christlicher Konfession. Wenige Tage vorher war im deutschen Reichstage dieselbe Frage zur Verhandlung gelangt.

Herr Kämpf hat sich das Verdienst erworben, daran zu erinnern, daß die notorische Zurücksetzung der Deutschen jüdischen Glaubens in Rußland gegen die Bestimmungen des Handelsvertrages zwischen Deutschland und Rußland verstoße und schon deshalb deutscherseits nicht geduldet werden könne. Die Antwort des Staatssekretärs des Aeußern war charakteristisch. Sie lief darauf hinaus, daß zwar die Verträge mit Rußland keinen Unterschied zwischen Deutschen christlicher und Deutschen jüdischer Konfession enthalten, daß aber die russische Regierung nie ein Hehl daraus gemacht habe, daß sie Juden fremder Nationalität ebenso schlecht behandeln würde wie die Juden eigener Nationalität.

Was der Vertreter des auswärtigen Amtes bei uns in Deutschland danach für ganz begreiflich hält, wollen die Amerikaner sich nicht gefallen lassen, und da die amerikanische Diplomatie bei der Wahrnehmung der Interessen amerikanischer Staatsangehöriger Europens übertünchte Höflichkeit nicht anzuwenden pflegt, so erscheint die Hoffnung nicht ganz unbegründet, daß dem völkerrechtlichen Skandal über kurz oder lang ein Ende gemacht wird. Es ist doch eine geradezu perverse Vorstellung, daß eine Benachteiligung, die Rußland den Bekennern irgend eines Glaubens im eigenen Lande zuteil werden läßt, die Bekenner desselben Glaubens in anderen Ländern, sobald sie nach Rußland kommen, ebenfalls über sich ergehen lassen müssen. Nach derselben Argumentation müßten auch deutsche Katholiken, die nach Rußland gehen, sich eine Ausnahmebehandlung gefallen lassen, sobald es der russischen Staatsweisheit einmal belieben sollte, die Römisch-Katholischen im eigenen Lande den Griechisch-Katholischen gegenüber auf eine niedere Rechtsstufe zu stellen.

Was haben internationale Verträge überhaupt noch für einen realen Wert, wenn die Vertragsrechte, die man für die eigenen Staatsangehörigen erworben hat, von dem anderen vertragschließenden Teil je nach der Konfession berücksichtigt oder mißachtet werden können? Diese willkürliche Vertauschung des Begriffs Konfession mit dem Begriff Nationalität kann sich kein Staat mit nationalem Selbstgefühl gefallen lassen. Wir kennen in Deutschland kein Fremdenrecht für deutsche Juden. Nach unserer Gesetzgebung begründet die Zugehörigkeit zur deutschen Nationalität die volle konfessionelle Rechtsgleichheit. Wenn man fremden Regierungen erlaubt, bei Staatsverträgen, die mit Deutschland abgeschlossen werden, diese konfessionelle Rechtsgleichheit, die eine Grundlage unserer staatlichen Kultur bildet, zu durchbrechen, so entwertet man den Begriff der deutschen Nationalität. Mögen die Russen ihre innere Politik einrichten, wie sie wollen; wenn sie aber mit Kulturvölkern Verträge abschließen, so darf nur der Grundsatz herrschen: La recherche de la confession est interdite. Es ist ein unzulässiger Uebergriff, wenn man einen unter dem Schutz von internationalen Vertragsrechten in Rußland reisenden Deutschen einer konfessionellen Untersuchung unterwirft. Es darf wohl erwartet werden, daß sich die deutsche Regierung die gute Gelegenheit nicht entschlüpfen lassen wird, um in diesem Falle mit Amerika gemeinsame Sache zu machen, damit einer der wichtigsten Grundsätze des internationalen Rechts, nämlich der Grundsatz völliger Rechtsgleichheit aller Staatsangehörigen, dem Auslande gegenüber nachdrücklich zur Geltung gebracht wird.

Ferdinand Svendsen.

Digitized by Google

Die Gesetzentwürfe zur Verhütung von Hochwassergefahren.

I.

Flüsse und Ströme in den Niederungsgebieten stellen der Wasserbautechnik außerordentlich schwierige Aufgaben. Man kann sie sich nicht selbst überlassen, weil sie ihr Bett andauernd verschieben und gelegentlich auch gänzlich verlegen. Jede Stelle seines ausgedehnten Gebiets, die ein Strom in Niederungsgebieten überhaupt erreichen kann, hat er im Kleinwasserzustande im Laufe der Jahrhunderte wahrscheinlich schon inne gehabt. Die Ströme verschieben sich durch Uferabbruch, Anlandung und Inselbildung; sie verlegen sich dadurch, daß die mitgeführten Sinkstoffe, die sich besonders bei abfallendem Hochwasser in der Abflußrinne ablagern, den Abfluß mehr und mehr erschweren, bis es für die Wassermassen leichter wird, sich ein kurzes Bett durchzubrechen, als die in dem früheren Talweg aufgehäuften Geschiebemassen fortzuspülen. Wird ihnen nicht eine feste Abflußrinne gesichert und offen gehalten, die durch niederfallende Geschiebemassen nicht bald wieder verstopft wird, so haben die Uferländer keine Vorflut und versumpfen. Hagen, der länger als ein Menschenalter hindurch an höchster technischer Stelle die Stromregulierungen Preußens geleitet hat, sagt in seinem großen Werk über den Wasserbau 1871, Teil II, Band I, § 20:

„Bei dem überwiegenden Einfluß, den die Kultur des Bodens auf die Bewohnbarkeit und den Reichtum der Landschaft ausübt, muß man die Beförderung der Vorflut oder die Verhinderung solcher Versumpfung als den wichtigsten Zweck der Stromregulierung ansehen,"

und ebenda Teil II, Band II, § 26:

„Bei hohen wie bei niedrigen Wasserständen soll die zufließende Wassermasse ohne Beeinträchtigung der Kulturen abgeführt werden. Der tiefere Schlauch oder das Strombett soll so weit und tief geöffnet sein, daß die daneben liegenden Fluren nicht versumpfen."

Freilich, die Lösung dieser Aufgabe steht noch in weitem Felde, sowohl bei den schiffbaren Strömen wie bei den nicht schiffbaren Privatflüssen. Bei den letzteren hat das Landrecht die Regulierung den Anliegern überlassen oder übertragen, und diese waren zum größten Teil der ihnen zugewiesenen Aufgabe weder technisch noch finanziell gewachsen. So hat der Staat sich denn schließlich genötigt gesehen, gerade bei den hochwassergefährlichen Privatflüssen helfend einzugreifen, wie er das durch das Gesetz von 1897 bezüglich der schlesischen Hochwasserflüsse auf dem linken Oderufer getan hat.

Auch bei den schiffbaren Flüssen bestreitet neuerdings die preußische Regierung ihre rechtliche Verpflichtung zur Regulierung derselben im Vorflutinteresse, indem sie sich dabei auf den Wortlaut des Landrechts stützt, das bloß von der „Regulierung und Unterhaltung im Schiffahrtsinteresse" spricht. Dabei setzt sie sich aber mit ihrer ganzen bisherigen Haltung in Widerspruch; denn in Wirklichkeit hat sie die Aufgabe der Regulierung im Vorflutinteresse, wie das Hagen klassisch ausgeführt hat, stets als die wichtigste Aufgabe der Stromregulierung angesehen. Und die 1897 herausgegebenen „Mitteilungen der Königlichen Oder-Strombau-Verwaltung, betr. die Stromregulierung usw. der Oder" sagen im Anschluß an die zitierte Stelle des Hagenschen Werkes ausdrücklich:

„In der für die Vorflut geschaffenen Rinne geht die Schiffahrt vor sich. Je mehr die Stromregulierung ihren obersten Zweck erreicht, der Landwirtschaft durch eine ordentliche Vorflutrinne zu dienen, umsomehr nützt sie auch der Schiffahrt. Letztere ist der Prüfstein für die Schaffung einer ordentlichen Vorflutrinne. — Wenn man oft nur die Schiffahrtsinteressen betont findet, so liegt das nur an der Kürze der Ausdrucksweise, die als das nächstgelegene den Prüfstein nennt und die dem Fachmann geläufigen letzten Gründe nicht immer hervorhebt."

Der Beweggrund für die veränderte Auffassung der preußischen Staatsregierung ist ja sehr durchsichtig. Auf der einen Seite will sie als die helfende Spenderin erscheinen, die ohne jede rechtliche Verpflichtung, bloß ihrem guten Herzen folgend, die Not der Anlieger in den Ueberschwemmungsgebieten behebt. Sie will aber andererseits diese Aufgaben nicht mehr, wie bisher, allein aus dem eigenen Säckel erfüllen, sondern sie sucht Kreise, welche ihr diese Aufgaben ganz oder teilweise abnehmen, und sie findet sie durch diesen Gesetzentwurf in den Provinzial- bezw. in den Interessenverbänden, auf die ein Teil der Kosten und namentlich die Unterhaltung abgewälzt wird.

Aber sie will noch mehr Fliegen mit derselben Klappe schlagen: Der Umstand, daß die Stromregulierung in erster Linie im Interesse der Beförderung der Vorflut erfolgt ist, war der leitende Gesichtspunkt für die Aufhebung der Schiffahrtsabgaben auf den natürlichen Wasserstraßen. In dem Moment, da man den Standpunkt zur Geltung bringt, daß die Stromregulierung allein im Schiffahrtsinteresse erfolgt ist, befindet man sich in der glücklichen Lage zu betonen, wie ungerechtfertigt es sei, die großen Ausgaben für Regulierung und Unterhaltung der öffentlichen Ströme und Flüsse auf Staatskosten ohne Deckung durch Schiffahrtsabgaben zu bewirken. Dann fehlt dem Widerstand gegen die Befahrungsabgaben auf offenen Strömen die materielle Basis. Dann ist es umso leichter, den Agrariern ihre törichten Wünsche auf Belastung des Stromverkehrs zu erfüllen. Freilich gehört dazu, daß man eine Vergangenheit von nahezu anderthalb Jahrhunderten verleugnet. Die Denkschrift, welche dem Gesetzentwurf für die Regulierung der unteren Oder beigegeben ist, zeigt am deutlichsten, wie außerordentlich gerade Friedrich der Große und seine Nachfolger die Stromregulierung als Mittel zur landwirtschaftlichen Melioration aufgefaßt haben, wie sie dadurch erst das obere und niedere Oderbruch, das Warthebruch und fast das ganze Netzetal, die früher trostlose Sümpfe waren, zu blühenden Gefilden umgewandelt haben, und wie durch die Regulierung der Havel das völlig versumpfte Havelluch in ertragreiche blühende Domänen umgewandelt worden ist. Friedrich der Große hat auf friedliche Weise mit dem Spaten ganze Provinzen erobert, wie die Zeitgenossen bewundernd diese kulturschaffende Tätigkeit des großen Königs bezeichneten.

Von allen diesen Gesichtspunkten aus muß man die im Kulturinteresse der beteiligten Gegenden ja zweifellos hoch erwünschten wasserwirtschaftlichen Vorlagen mit recht gemischten Gefühlen betrachten. Diese Vorlagen bedeuten einen gewaltigen prinzipiellen Rückschritt. Es ist die Durchsetzung großer Kulturaufgaben mit kleinlichen fiskalischen und neidischen agrarischen Gesichtspunkten.

Die Aufgaben, welche nach Hagen der deutschen Stromregulierung obliegen, sind außerordentlich schwierig zu erfüllen; ja, man wird nicht bestreiten können, daß die Maßnahmen der Gesetzgebung und der Verwaltung die Gefahren für viele Gegenden vergrößert statt verringert haben. Mehr als irgendwo gilt bei der Regulierung im Vorflutinteresse das Wort: „Wat dem einen sin Uhl is, is dem andern sin Nachtigall." Will man beispielsweise im Interesse der Niederung an der unteren Havel, die durch den Rückstau des Elbhochwassers aufs schwerste leidet, die Havelmündung weiter stromabwärts verlegen, so würde zwar der Havelniederung geholfen, aber die Gefahren für die weiter unterhalb gelegenen Niederungsgegenden an der Elbe würden so außerordentlich vergrößert werden, daß der

erreichte Vorteil in keinem Verhältnis zu dem anzurichtenden Schaden stehen würde. Denn dann würden die Hunderte von Millionen Kubikmeter Wasser, die die untere Havelniederung bei Elbhochwasser aufnimmt, mit vermehrter Geschwindigkeit elbabwärts fluten, dort Ueberschwemmungen veranlassen und die Deiche bedrohen.

Und umgekehrt kann die Beschleunigung der Vorflut im oberen Stromlaufe unter Umständen ein wesentlicher Vorteil für die Unteranlieger sein, für welche dann die befruchtenden Frühjahrshochwässer zeitiger, also in einer günstigeren Vegetationsperiode auftreten und erheblich kürzer andauern als bisher, wie das namentlich bezüglich der Spree und damit auch für die mittlere Havel der Fall ist.

Durch die früheren Regulierungsarbeiten, insbesondere die Durchstiche, ist der Abfluß des Wassers infolge der damit verbundenen Verkürzung des Flußlaufes einerseits, der Vermehrung des Gefälles anderseits, wesentlich beschleunigt worden: die Hochwässer kommen heute viel zeitiger zu Tal als früher. Jede weitere Strombegradigung hat die gleiche Wirkung. Der Umstand, daß hierbei die Ufer oft nicht befestigt worden sind, hat dazu geführt, daß starke Uferabbrüche erfolgt und dem Strombett immer mehr Geschiebe zugeführt worden sind, die im festgelegten Bett ständig talwärts vorschreiten, die Flußsohle namentlich in den Unterläufen erhöhend.

Vor allem aber ist die Lage der Unteranlieger durch die Anlegung von Deichen im Oberlauf wesentlich verschlechtert worden. Als ein ganz besonderer Mißstand muß es dabei bezeichnet werden, daß Stromregulierung und Deichwesen von zwei verschiedenen Ministerien ressortieren, die erstere vom Arbeitsministerium, das Deichwesen vom Landwirtschaftsministerium. Ein planmäßiges einheitliches Vorgehen war dadurch unterbunden und ist auch in Zukunft wesentlich erschwert. Wie ungeeignet gerade das Landwirtschaftsministerium für die Erfüllung der öffentlichen Aufgaben hierbei ist, beweist klassisch folgender Vorgang: Noch vor drei Jahren wurde ein Deichverband auf dem rechtsseitigen Oderufer, kurz oberhalb Breslaus vom Landwirtschaftsministerium dazu angehalten, seine Deiche, trotzdem sie ganz unerhört nahe am Flußlauf lagen und das Hochwasserprofil bedenklich einschränkten, so zu erhöhen, daß sie völlig hochwasserfrei wurden. Die Gewährung einer stattlichen Staatsbeihülfe wurde hiervon abhängig gemacht. Dadurch ist die Vorflut für Breslau wesentlich verschlechtert worden. Ganze Stadtteile, in denen Hunderttausende von Menschen wohnen, sind nun bei Hochwasser gefährdet. Allerdings jener erhöhte Deich sicherte zwei Staatsdomänen!

Durch die Beschränkung des Hochwasserprofils infolge der Eindeichung, die vielfach in einer, jeder gesunden Vorflutregulierung widersprechenden Weise ausgeführt ist, wird das Hochwasser nicht nur mit großer Geschwindigkeit abwärts geführt, da es sich nunmehr in dem bisherigen Hochflutprofil nicht mehr ausbreiten kann; sondern indem die Verdunstung in der sehr viel kleineren Fläche wesentlich eingeschränkt ist, kommt das Wasser auch in erheblich größerer Menge in die Unterläufe. Das schlimmste ist aber, daß, während früher die Geschiebe sich in dem weiten Hochwasserbett oder in den Ueberschwemmungsgebieten ablagern konnten, sie jetzt in der Flutrinne, im eigentlichen Stromschlauch weitergeführt werden, und je weiter nach unten sie kommen, das Flußbett umsomehr erhöhen, die Ueberschwemmungsgefahr vergrößern.

Nicht die Buhnenregulierung als solche trägt die Schuld an der vermehrten Hochwassergefahr, sondern der Umstand, daß man den Hochfluten die Zurückhaltungsgebiete im Oberlauf genommen, die Sände im Flußbett weitergeführt hat. Man braucht deshalb keinen Stein auf die früheren Techniker zu werfen. Die Wissenschaft eines rationellen Wasserbaues konnte sich bei der Schwierigkeit der Materie und mangels Erfahrung nur langsam entwickeln. Aber gerade weil soviel Mißstände auf Fehler der staatlichen Verwaltung, auf mangelhafte Gesetze und noch mangelhaftere Anwendung derselben, auf Unterlassungssünden und positive Versündigungen staatlicher Organe zurückzuführen sind, erscheint es doppelt geboten, daß der Staat hier die Lasten übernimmt.

Die Mittel für die Verbesserung der Hochwasserverhältnisse sind je nach den örtlichen Bedingungen natürlich verschieden. Auf dem Gebiet des Deichwesens bestehen sie in der Beseitigung gefährlicher Deichengen, die den Ablauf des Hochwassers erschweren; in der Schaffung von Zurückhaltungsgebieten am Oberlauf, um ein zu rasches Abfließen der Hochwasserwelle und damit die Steigerung der Hochwassergefahr am Unterlauf zu verhüten; in der Hochwasserfreilegung einzelner Ortschaften, die im Hochwassergebiet gelegen sind durch herumgelegte sogenannte Ringdeiche; in der Herstellung von sog. Sommerdeichen, welche die kleinen Hochwässer von den Fluren fern halten, von den großen aber überflutet werden und dadurch ebenfalls Zurückhaltungsgebiete für Hochwasser abgeben; schließlich in der hochwasserfreien Eindeichung bisher den Ueberschwemmungen ausgesetzter Gebiete, wo dies ohne schwere Gefährdung anderer Gegenden geschehen kann, also namentlich am Unterlauf der Flüsse. Vor allem werden die Deiche nach einheitlichem Gesichtspunkt angelegt werden, ihre Buntscheckigkeit, die Nichtberücksichtigung der unterliegenden Interessenten soll in Fortfall kommen.

Auf dem Gebiete des Uferschutzes soll durch gründliche Befestigung der Ufer den fortwährenden Abbrüchen, die zur Erhöhung des Flußbettes führen, entgegengewirkt werden; was speziell beim Oberlauf der Spree in Betracht kommt.

Ganz besonders gilt es aber den Hochwassern Wege zu schaffen, auf welchen sie gefahrlos abgeführt werden. Das geschieht einmal durch Vertiefung und Verbreiterung des Flußbettes. Man kann sich nicht überall auf die selbsträumende Tätigkeit des Flusses verlassen, namentlich da nicht, wo das Gefälle hierfür zu gering ist. In umfangreichem Maße muß daher namentlich an der unteren Oder zu Baggerungen geschritten werden. An anderen Stellen ist es notwendig, neben dem bisherigen Flußlauf neue Flutkanäle zu schaffen, so an der Havel und Spree.

Vielfach ist die Lage der Städte an den Flußläufen eine besonders gefährdete. Ihrer ganzen Entwicklung nach mußten sie darauf bedacht sein, im Interesse der Gewinnung von Triebkraft für Müllereizwecke Staustufen und Wehre anzulegen, welche natürlich für die oberhalb gelegenen Gegenden eine Hebung des Grundwasserspiegels, unter Umständen Versumpfung, jedenfalls aber eine Beeinträchtigung des Wasserablaufes herbeiführten. Dort, wo solche Staustufen im Interesse fiskalischer Mühlen bestehen, wie die obere Staustufe in Breslau, erscheint es doppelt angebracht, die Kosten der Verbesserung der Vorflut auf Staatskosten zu übernehmen, statt sie den ohnehin so hoch belasteten Städten aufzuhalsen. Und ähnlich dürfte es noch bei manchen anderen Staustufen liegen.

Vielfach geht aber auch das wirtschaftliche Interesse der unter Ueberschwemmungen leidenden Gegenden gegen die volle Beseitigung des Staues, gegen eine zu starke Senkung des Grundwasserspiegels, wie ihn die rasche und gefahrlose Abführung des Hochwassers durch Erweiterung und Vertiefung des Flutprofils nach sich ziehen würde. Gerade beim Spreewalde, aber auch im Netzetal mit seiner großen Wiesenwirtschaft und ebenso in gewissen Gegenden der Havel und unteren Oder wird entschiedenes Gewicht darauf gelegt, daß die befruchtenden Frühjahrs- und Winterüberschwemmungen nicht fern gehalten, der Grundwasserstand bei Niedrigwasser nicht gesenkt wird. Hier erwächst der Regierung die schwierige Aufgabe, beiden Wünschen gerecht zu werden, was sich durch eine Differenzierung des Staues mittels beweglicher Wehre erreichen läßt, oder aber dadurch, daß man die betreffenden Ländereien eindeicht und durch weite Flutschleusen den Eintritt von Hochwasser ermöglicht, evtl. durch Pumpwerke die nicht rechtzeitig abfließenden Wässer und Drängewässer beseitigt. Nach allen diesen

Digitized by Google

Richtungen bringen die Entwürfe wohldurchdachte, die Sonderverhältnisse jeder einzelnen Gegend berücksichtigende Pläne.

Nur bezüglich der Beseitigung der Hochwassergefahren an der oberen und mittleren Oder fehlt es an einer Denkschrift über die einzelnen Ausführungen. Hier scheint die Detailbearbeitung bedauerlicherweise noch nicht so weit fortgeschritten zu sein, daß die Einzelheiten des Planes dem Landtage hätten vorgelegt werden können.

Georg Gothein.

Parlamentsbriefe.

XVI.

Bei allen Parteien scheint sich allmählich die Ueberzeugung eingestellt zu haben, daß es gut sei, wenn man die Etatsberatung nicht endlos hinausziehe. Seit der fünftägigen Schlacht um das Kanzlergehalt hat man sich auf kleine Scharmützel beschränkt. Es wurde fast mehr referiert und abgestimmt als debattiert.

So glitt der Kolonialetat rasch wie ein Mutoskopbild an den Augen der Abgeordneten vorüber. Bei Samoa — ein paar Reden. Herr Eickhoff von der freisinnigen Volkspartei hat sich mit gutem Material versehen, und Herr Stadthagen kann zu seiner Genugtuung den Beweis erbringen, daß die farbigen Polizisten so gut zu prügeln verstehen wie die weißen. Bei Kiautschou — nicht ein Wort der Kritik. Aber bei Südwestafrika wird es doch losgehen? Herr Bebel erhebt sich, aber nur, um zu erklären, daß er sich alles für die dritte Lesung vorbehalte. Freilich, an diesen Tagen weilen seine Gedanken wohl mehr in Altenburg als in Afrika. Wenn Bebel nicht anklagt, braucht Freiherr von Richthofen nicht zu verteidigen. Im Nu ist auch das derzeit umstrittenste Gebiet unserer Kolonialpolitik verlassen. Nur als die Reichsgarantie für die Verzinsung der Bahn von Dar-es-Salaam nach Mrgoro zur Debatte steht, gibt es auch wirklich eine Debatte, und zwar eine solche prinzipieller Natur. Wer grundsätzlich die deutsche Kolonialpolitik verwirft, darf natürlich auch kein Geld in die vorhandenen Kolonien hineinstecken. Andererseits, wer Kolonialfreund ist, mag er auch den einzelnen Akten der deutschen Kolonialpolitik noch so skeptisch gegenüberstehen, der muß mit besonderer Bereitwilligkeit gerade die Summen bewilligen, die die wirtschaftliche Erschließung des Kolonialgebiets ermöglichen. Die grundsätzlich verschiedene Stellung zur Kolonialpolitik kam am klarsten nicht in den Gegensätzen zwischen den Rednern der Rechten und der Linken zum Ausdruck — der konservative Graf Stolberg sprach sehr wenig kolonialfreudlich —, sondern in einem Duell Schrader-Müller-Sagan. Der Vertreter der Freisinnigen Vereinigung befürwortet die Uebernahme der Reichsgarantie, weil die begründete Hoffnung vorhanden ist, daß sich das in die Bahn gesteckte Kapital zwar nicht sofort, aber um „so reichlicher später verzinsen wird. Der Sprecher der freisinnigen Volkspartei lehnt die Garantie ab, weil keine Garantie vorhanden sei, daß von der Garantie nicht auf Kosten der deutschen Steuerzahler Gebrauch gemacht werden müsse. Nur nichts riskieren! Lieber mögen die Kolonien stagnieren. Im ganzen scheint jedoch die Stimmung des Hauses für afrikanische Bahnbauten sehr viel günstiger zu sein als früher. Charakteristisch war jedenfalls, daß das Zentrum als ersten Redner einen geradezu begeisterten „Ostafrikaner", Herrn Schwarze-Lippstadt, vorschickte. Allerdings, Herr Dasbach bremste alsdann. Aber es genügt ja, wenn ein Teil des Zentrums für die Vorlage eintritt. Jedenfalls bedeutet ihre Verweisung an die Budgetkommission ebenso wie die der Anleihe für Togo kein Begräbnis. Es müßte gerade der Reichstag vorzeitig geschlossen werden!

Zwischen der Beratung des Kolonialetats spielten sich zwei sozialpolitische Intermezzi ab.

Die sozialdemokratische Interpellation über die Stillegung der Ruhrkohlenzechen hatte zwar kein positives Ergebnis. Aber sie brachte wenigstens den weitesten Kreisen die Erkenntnis, daß es sich hier um eine der tiefstgreifenden Fragen des ganzen modernen Wirtschaftslebens handelt. Fast jedermann bis dicht an die Kreise des Kohlensyndikats selbst hinan gibt zu, daß es höchst bedenklich ist, wenn durch die Maßnahmen einer kleinen Kapitalistengruppe ganze Landstriche verödet werden können, und zwar nur deshalb, weil der Bergwerksbetrieb in dem einen Bezirk noch rentabler ist als in dem andern. Das Uebel wird fast allgemein erkannt. Aber wie ihm steuern? Immer und immer wieder kommt man auf den Gedanken der Verstaatlichung zurück. Freilich, ihre sehr großen Bedenken hat diese Maßregel, politische wie wirtschaftliche. Versammlungen und Zeitungen aller Parteien fordern die Verstaatlichung als einziges Heilmittel. Aeußerste Rechte und äußerste Linke sind sich in dem Punkte ganz einig. Die „Deutsche Tageszeitung" und der „Vorwärts" kommen zu demselben Ergebnis. Aber der außerordentlich sachverständige und verständige sozialdemokratische Redner Hue schien sich dennoch ebensowenig für die Verstaatlichung zu begeistern wie Graf Kanitz. Wenigstens erwähnte er die Verstaatlichungsfrage nur ganz nebenbei, ohne ihre praktische Durchführbarkeit zu erörtern, ja ohne auch nur darüber ein Wort zu verlieren, ob die Einzelstaaten oder das Reich verstaatlichen sollen. Und Graf Kanitz, der von allen Konservativen volkswirtschaftlich am ernstesten zu nehmen ist, bekannte offen seine Bedenken gegen die Verstaatlichung. Schade war, daß man des Grafen Posadowsky Meinung nicht erfahren konnte. Aber er beschränkte sich auf die Erklärung, daß die Regierung aus Kompetenzbedenken die Beantwortung der Interpellation ablehne. Nun, da die Ueberführung der Kohlengruben in Reichseigentum, die Schaffung eines Reichsbergegesetzes und ähnliche Dinge, die mit der Interpellation im engsten Zusammenhang stehen, zweifellos zur Kompetenz des Reichs gehören würden, so wird man die im Auftrage des Reichskanzlers abgegebene Erklärung nicht gerade für sehr begründet halten können. Es war der Regierung wohl vor allem darum zu tun, die Beantwortung unbequemer Fragen vor einem unbequemen Forum zu vermeiden.

Der andere sozialpolitische Gegenstand, der den Reichstag beschäftigte, das Gesetz über die Krankenfürsorge für Seeleute, hat keine prinzipielle Bedeutung. Als sozialpolitisches Barometer aber hat er immerhin ein gewisses allgemeines Interesse. Bemerkenswert war nämlich, daß hier seit längerer Zeit zum erstenmal der sozialpolitische Eifer des Zentrums völlig versagte. Man wird das natürlich nicht darauf zurückführen dürfen, daß das Zentrum an den Seeleuten, unter denen die Katholiken wohl sehr schwach vertreten sind, kein Interesse nehme. Aber als auffallend muß man es bezeichnen, daß das Zentrum im Gegensatz zu den Freisinnigen die Verbesserungsanträge der Sozialdemokratie durch die Bank schroff zurückwies. Als Sprecher hatte es sich für diese Gelegenheit Herrn Kirsch

Digitized by Google

ausgesucht, der den Mangel an durchschlagenden Gründen gegen die Reformvorschläge durch antisozialdemokratische Mätzchen zu ersetzen versuchte. Noch unsozialer benahmen sich freilich die Nationalliberalen. Die Sozialdemokratie hatte eine sehr vernünftige Resolution vorgeschlagen, die die Ausdehnung der Krankenfürsorge auf die bisher nicht von ihr erfaßten seemännischen Kreise forderte. Mit guten Gründen sprach Herr Motkenbuhr in seiner sachlich-ruhigen Weise dafür. Es ließ sich wirklich kaum etwas dagegen sagen. Tatsächlich fanden sich denn auch bis in die Kreise der Konservativen hinein Anhänger für die Resolution. Auch ein paar Nationalliberale erhoben sich, sanken aber sofort erschrocken wieder auf ihre Sitze zurück, als ihnen Herr Hagemann, der neuerdings nach dem Ruhm eines Oberscharfmachers zu geizen scheint, ein barsches „Sitzenbleiben!" zurief. Einer unsozialen Order wird ja anscheinend in diesen Kreisen leicht pariert.

Nach Erledigung des Kolonialetats und der damit zusammenhängenden Vorlagen hätte rasch der Rest des Etats in zweiter Lesung erledigt werden können. Aber die Budgetkommission hatte sich so endlos lange mit der Umwandlung der lex Stengel in eine lex Spahn oder lex Speck oder lex Müller-Fulda aufgehalten, daß sie keinen Beratungsstoff für das Plenum parat hatte. So mußte denn der Präsident, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb, die erste Lesung der Börsengesetznovelle beginnen lassen. Ueber das Schicksal des Regierungsentwurfs läßt sich nach den ersten Reden noch keine Prognose aufstellen. Daß die Agrarier, in deren Namen Graf Kanitz relativ sachlich sprach, wenn er auch nicht gerade Neues vorbrachte, die Novelle zu Fall bringen möchten, wußte man vorher. Ebensowenig bereitete der sozialdemokratische Redner, Robert Schmidt, dem Hause eine Ueberraschung, als er namens seiner Fraktion eine wohlwollende Stellung einnahm. Die Entscheidung hängt davon ab, wie sich die Nationalliberalen und das Zentrum teilen werden. In beiden Parteien gibt es Freunde und Gegner des Entwurfs. Das Zentrum schickte als ersten Redner Herrn Burlage vor, der zwar weniger Kenntnis von der Börse als Graf Kanitz hat, aber ihr ebenso unfreundlich gegenübersteht. Doch auf Burlage soll Herr Spahn mit einer Befürwortung der Regierungsvorlage folgen. Die Nationalliberalen wiederum haben zwar durch die Herren Münch-Ferber, Graf Oriola usw. dem Grafen Kanitz lebhaften Beifall spenden lassen, aber zum ersten Redner den börsenfreundlichen Dr. Lucas bestimmt. Niemand kann also wissen, was aus der Novelle werden wird.

Eine recht unerfreuliche Unterbrechung erlitten die Verhandlungen über das Börsengesetz durch die Wahlprüfungen die am Mittwoch anstanden. Die Wahlprüfungskommission, die jahrelang unter Zentrumsführung in einer vom liberalen Standpunkt aus unanfechtbaren Weise gearbeitet hat, hat neuerdings unter dem Vorsitz des Zentrumsabgeordneten Wellstein recht bedenkliche Bahnen eingeschlagen. Leider folgt ihr das Plenum fast blindlings auf diesem Wege. Die erste Wirkung der neuen Praxis war die unbegründete Kassierung des sozialdemokratischen Mandats für Altenburg, die kurz vor Ostern erfolgte. Jetzt kam der Sozialdemokrat Dr. Braun daran, dessen Mandat mit ebenso unzulänglichen Gründen vernichtet wurde. In beiden Fällen handelte es sich übrigens um Wahlbeeinflussungen nicht etwa zugunsten des siegreichen Sozialdemokraten, sondern im Gegenteil, um Aktionen hoher Beamten zur Bekämpfung der Sozialdemokratie. Daß der treffliche Demokrat Blumenthal seines Sitzes beraubt werden mußte, war ein harter Schlag für die Linke. Indessen lag die Sache so, daß selbst die Mehrheit der Linken aus prinzipiellen Gründen für die Ungültigkeit eintrat. Geradezu haarsträubend war jedoch der Beschluß des Hauses, die Wahl des Fürsten Bismarck ohne weiteres für gültig zu erklären, obwohl die systematische Einschränkung der Oeffentlichkeit des Wahlaktes, wie sie in der Ausweisung der sozialdemokratischen Vertrauensmänner aus 28 Wahllokalen zutage getreten war, Beweiserhebungen, wie sie Gothein vorschlug, dringend erheischt hätte. Daß die Nationalliberalen bei all diesen bedenklichen Entscheidungen einmütig mitmachten, ist vielleicht das Charakteristischste an der Situation.

H. v. Gerlach.

Der ungarische Eisenbahnerstreik.

Vier volle Tage hat der gewaltige Verkehrsstreik in Ungarn nur gedauert, und doch machten sich schon seine Folgen weit über die Grenzen Ungarns bis nach Wien, Berlin, Paris und Konstantinopel hin unangenehm bemerkbar. Selten ist mit solcher Deutlichkeit wie hier die Tragweite eines Eisenbahnerstreiks zutage getreten. Deshalb ist es auch kein Wunder, wenn jetzt wieder, ganz wie bei früheren Anlässen, Stimmen laut werden, die auf die unerträglichen Folgen der Verkehrsstillegung hinweisen und damit das Koalitionsverbot für alle Eisenbahnangestellten zu begründen versuchen. Indessen diese Stimmen sind im Unrecht. Gerade der ungarische Eisenbahnerstreik zeigt so deutlich wie kein ähnlicher früherer, daß Koalitionsverbote kein Schutzmittel gegen Verkehrsstreiks sind. In Ungarn war das Koalitionsrecht der Eisenbahner ebenso wie anderwärts beschränkt. Erst am Tage vor Beginn des Ausstandes schufen sich die Bahnangestellten einen Landesverband und alle Nachrichten, die vom Kampfplatz direkt gekommen sind, stimmen darin überein, daß der Streik nicht von langer Hand vorbereitet war, sondern unvermutet und selbst für die Beteiligten überraschend mit einer gewissen elementaren Gewalt losbrach. Die nachträgliche Erklärung des Ministerpräsidenten Tisza, daß die Bewegung längst sorgfältig vorbereitet gewesen sei, steht vereinzelt und unbewiesen da. Ohne Koalitionsfreiheit, ohne Streikkassen und ohne erfahrene Leitung ist also dieser Streik entstanden, der es an Nachdruck mit jedem wohlvorbereiteten, auf große Organisationen gestützten Kampfe sehr wohl aufnehmen kann.

Die Vorgänge in Ungarn zeigen aber nicht nur die Zwecklosigkeit der Koalitionsbeschränkung. Sie lehren sogar darüber hinaus noch deutlich, daß Mangel an Organisation Gefahren heraufbeschwört, die viel schlimmer sind, als die Zustände im geordneten Kampfe zu sein pflegen. Erprobte Arbeiterführer, die sich der Verantwortung ihrer leitenden Stellung bewußt sind, würden niemals so starrköpfig oder so kurzsichtig gehandelt haben, wie die ungarischen Streikleiter am zweiten Tage des Ausstandes, als die Regierung in ihrer ersten Bestürzung alle Wünsche zu erfüllen bereit war, sie aber alles Entgegenkommen mit runder Ablehnung beantworteten. Vielleicht war es weniger Starrköpfigkeit als die Erkenntnis, daß die aufgeregten Massen der Streikenden eine Leitung wegfegen würden, die schon am zweiten Tage zur Einstellung des erfolgreichen Kampfes riete; aber dann beweist auch diese Erklärung nur, daß der Mangel an gewerkschaftlicher Disziplin und gewerkschaftlich geordneten Einrichtungen verhängnisvoll für alle Beteiligten und Betroffenen gewesen ist. Diese Erfahrung ist übrigens auch unzählige Male schon in der Privatindustrie gemacht worden. Neuerdings finden sich selbst in den amtlichen Berichten der Fabrikinspektoren immer wieder Feststellungen dafür, daß mit organisierten Arbeitern und erfahrenen Organisationsleitern leichter fertig zu werden ist, als mit unorganisierten und deshalb undisziplinierten Massen oder mit mangelhaft geschulten Arbeitervertretern.

Wenn also irgend eine Lehre mit größter Bestimmtheit aus dem ungarischen Eisenbahnerstreik gezogen werden kann, dann ist es die von der Zwecklosigkeit, ja von der Schädlichkeit

Digitized by Google

des Koalitionsverbotes für Eisenbahnangestellte. Diese praktische Lehre ist um so wertvoller, als sie auch den Irrtum aller derer bekämpft, die im Kohlenbergbau, im Straßenbahnverkehr, in den Gas- und elektrischen Beleuchtungsanstalten und in anderen angeblich besonderen Schutzes bedürftigen Betrieben Beschränkung der Koalitionsfreiheit fordern. Gewiß, wäre die Notwendigkeit des Koalitionsverbotes der Eisenbahner durch praktische Streikerfahrungen erwiesen, dann müßten in all den genannten anderen Betrieben ebenfalls Koalitionsbeschränkungen eintreten, und schließlich käme man auf diesem Wege zu soviel Durchlöcherungen der Koalitionsfreiheit, daß dieses Grundrecht des freien Arbeitsvertrages überhaupt praktisch so gut wie beseitigt wäre. So ist es aber in Wirklichkeit nicht, vielmehr gibt der Verlauf des ungarischen Eisenbahnerstreiks allen denen recht, die aus theoretischen und praktischen Gründen jede Beschränkung der Koalitionsfreiheit bekämpfen und für den weiteren Ausbau derselben eintreten.

Zur Beruhigung aller derer, die mit der Freigabe des Koalitionsrechtes an Eisenbahner die Zeit der permanenten Streiks heraufziehn sehen, lehrt überdies der Verlauf des ungarischen Eisenbahnerstreiks auch noch, daß größere Verkehrsstreiks auf längere Zeit überhaupt nicht durchführbar sind, weil die Sympathie der öffentlichen Meinung allzu schnell durch jene zahllosen Unbequemlichkeiten erstickt wird, die das Stillegen des Verkehrs im ganzen Lande im Gefolge hat. Ein Straßenbahnerstreik in einer Großstadt kann unter ähnlichen Voraussetzungen, wie sie im ungarischen Eisenbahnerstreik vorhanden waren, wohl noch gewonnen werden; denn hier ist die mit der Bewegung sympathisierende Bevölkerung schließlich in der Lage, zu Wagen oder zu Fuß notwendige Wege zurückzulegen. Ganz anders bei einem Eisenbahnerstreik, zumal, wenn er so überraschend einsetzt, wie der ungarische — und das ist ja wohl unerläßliche Voraussetzung für den Erfolg! Da bleibt zahllosen Reisenden gar nichts anderes übrig, als unterwegs liegen zu bleiben, wo gerade ihr Zug anhält; Fracht- und Eilgüter werden zurückgehalten und sind dem Verderb ausgesetzt, dringliche Reisepläne müssen verschoben werden, Postsendungen und Lebensmittel von auswärts bleiben aus: kurz, die Störungen für alle Bevölkerungsschichten sind so peinlich, daß sie bei längerer Dauer den Streikenden auch dann alle Sympathien rauben, wenn sie, wie in Ungarn, zunächst bei Ausbruch des Streiks als die Unterdrückten alle vorurteilslosen und billigdenkenden Volksgenossen auf ihrer Seite haben.

Wie bei den Eisenbahnerstreiks in Holland, England, Italien und der Schweiz hat sich auch in Ungarn die Erfahrung wiederholt, daß ein größerer Verkehrsstreik seiner ganzen Natur nach nur von kurzer Dauer sein kann. Die enorme Gefährlichkeit, die ihm so oft angedichtet wird, ist also sozusagen auf natürlichem Wege schon unterbunden durch die Schwierigkeit einer energischen Durchführung. Und was vom Verkehr gilt, das läßt sich mutatis mutandis auch von den anderen angeblich besonders gefährdeten Industrien sagen: die inneren Schwierigkeiten, die einem Mißbrauch der Koalitionsfreiheit gerade dort entgegenstehen, sind hinreichend groß, um die Bedenken ängstlicher Gemüter zu beschwichtigen, die in der vorbehaltlosen Gewährung freien Koalitionsrechtes an alle Arbeitergruppen schon das Ende unseres gegenwärtigen Staaten- und Wirtschaftssystems gekommen glauben.

Wenn aber der Ausgang des ungarischen Eisenbahnerstreiks, wie das nicht anders zu erwarten war, Blättern vom Schlage der „Post" Anlaß zu begeistertem Lobpreis der „starken Regierungshand" gegeben hat, so widerspricht dieser Ausnutzung der Verlauf des Kampfes aufs schärfste. Die innere Unsicherheit der Streikenden, die starrköpfige Haltung der Streikleitung haben den gänzlichen Mißerfolg verschuldet. Die Regierung fühlte sich zuerst garnicht so stark. Am Morgen des zweiten Streiktages zeigte sie sich geradezu schwächlich. Erst die Torheit der Streikenden, die sie jeder Sympathie der öffentlichen Meinung berauben mußte und beraubt hat, sie allem hat die gänzliche Niederlage herbeigeführt.

Einsichtige Regierungen aber und einsichtige Arbeitgeber überhaupt werden aus dem ungarischen Eisenbahnerstreik die Lehre für sich entnehmen, daß jahrelange Vernachlässigung von Beamten- und Arbeiterwünschen schließlich allen Strafandrohungen und Gewaltmitteln zum Trotz Katastrophen herbeiführt, daß hingegen soziales Verständnis und liberale Behandlungsweise noch immer das beste Vorbeugungsmittel für jede Art von gewerblichen Beunruhigungen sind.

Fr. Weinhausen.

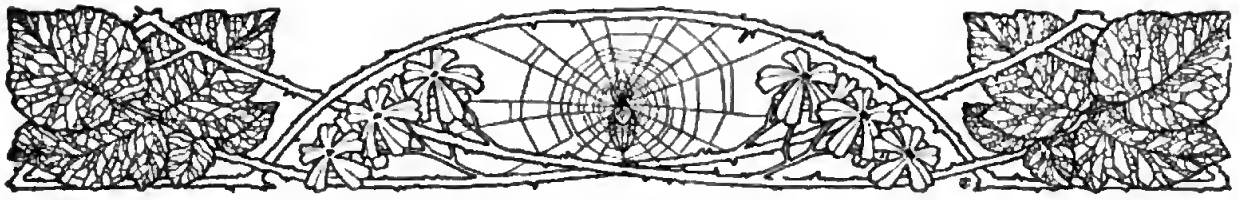
Henry Villards Memoiren.

Bei Houghton, Mifflin & Co., Boston und Newyork, ist vor einigen Wochen eine zweibändige Autobiographie erschienen, die einen höchst interessanten Lebenslauf in anziehender Weise darstellt. In Band 19, Nr. 40 der „Nation" habe ich bereits über Villards „Jugenderinnerungen" berichtet, die, in deutscher Sprache verfaßt, einem engeren Kreise von Villards Freunden durch die Familie zugängig gemacht waren. Diese „Jugenderinnerungen", welche das Milieu der Pfalz, in dem Heinrich Hilgard-Villard aufwuchs, schilderten und die Lebensgeschichte des „grünen Heinrich" bis zu dem Augenblick fortführten, da der achtzehnjährige Student, dem Elternhause entfremdet und europamüde, ohne Kenntnis der englischen Sprache und im Besitz einer Barschaft von wenigen Pfennigen in Newyork ans Land trat.

In den jetzt herausgegebenen, englisch geschriebenen Memoiren sind die „Jugenderinnerungen" nur in einem kurzen Einleitungskapitel resümiert. Die Memoiren setzen in ausführlicher Darstellung erst dort ein, wo die Erzählung in den „Jugenderinnerungen" abbrach. Sollte demnächst, was sehr wünschenswert wäre, eine deutsche Ausgabe dieser Aufzeichnungen veranstaltet werden, so würde es sich empfehlen, die „Jugenderinnerungen" vollständig aufzunehmen und die außerordentlich eingehende Darstellung des amerikanischen Sezessionskrieges erheblich zu kürzen. Für den amerikanischen Leser ist ohne Zweifel das, was der Kriegsberichterstatter Villard mitteilt, interessanter als die kleinen Züge aus der Geschichte einer pfälzischen Familie und die Erzählungen aus der Jugend des später so erfolgreichen Journalisten und Eisenbahnunternehmers. Anders für uns Deutsche, denen die mit großer Sorgfalt behandelten Wechselfälle des Sezessionskrieges nicht mehr sagen als andere Kriegsgeschichten. An sich ist übrigens die kriegsgeschichtliche Darstellung des Autobiographen keineswegs reizlos, aber naturgemäß erdrückt da, wo die Kriegswürfel fallen, und das Schicksal einer großen Nation zur blutigen Entscheidung gebracht wird, der Stoff den Biographen, und die Autobiographie verliert viel von jenem literarischen Reiz, der in jeder anschaulichen Wiedergabe eines bewegten Einzelschicksals liegt.

Die Erzählung dieses Einzelschicksals liest sich wie ein spannender Roman. Heinrich Hilgard, ci-devant Mitglied eines fashionablen studentischen Korps in München, lernte die Rauheit des amerikanischen Lebens gleich gründlich kennen. Auf einem Flußdampfer zieht er gen Westen, schlägt sich mit mancherlei

Digitized by Google



Entbehrungen, unter denen selbst der ganz gemeine Hunger nicht fehlt, bis nach Belleville in der Nähe von St. Louis durch, wo Verwandte von ihm wohnen. Farm- und Hausarbeit verdrängen hier für eine Weile die phantastischen Vorstellungen von einem baldigen literarischen Ruhm, die den Jüngling einst erfüllt hatten. Hierauf wird er in einem kleinen Ort des Staates Illinois Aktenschreiber. Nachdem er in dieser Tätigkeit mit der englischen Sprache vertrauter geworden ist, versucht er, sich die ersten literarischen Sporen zu verdienen. Er wird Herausgeber eines unbedeutenden politischen Organs in einem kleinen Nest des Staates Wiskonsin, namens Racine. Das Blättchen mit seinen paar hundert Abonnenten bricht aber bald zusammen. Inzwischen hat jedoch der junge Journalist mit einflußreichen Zeitungen des Ostens, insbesondere mit der „Tribune" und der „Staatszeitung" in Newyork, Beziehungen angeknüpft. Die letztere beauftragt ihn, über die berühmten Lincoln-Douglas-Debatten des Jahres 1858 zu berichten. Villard kam hier zum erstenmal in persönliche Beziehungen zu Abraham Lincoln. Die Memoiren geben uns ein äußerst anschauliches Bild von Lincoln, dem Agitator und Volksredner, von seinem zur Karikatur herausfordernden Aeußern, seinen grotesken Manieren, seinem trockenen Humor und jenem mit zähem Willen gepaarten gesunden Menschenverstand, der nach und nach den höchsten nationalen Aufgaben gerecht zu werden wußte.

Nachdem sich Henry Villard in dem Redefeldzug Lincolns gegen Douglas als Reporter bewährt hatte, wurde er nach Colorado entsandt, um von dort über die Bedeutung der Goldfelder von Pike's Peak zu berichten. Die Abenteuer dieser Fahrt in ein damals noch nahezu unbekanntes Land lesen sich wie ein Cooperscher Roman. Heute fährt man von Kansas City nach Denver im bequemen Pullman-Car, — damals war die Sensation des Tages ein holpriger Eilwagen, der den Weg in acht Tagen zurücklegte. Die Straße wurde den in das neue Dorado ziehenden Goldgräbern gelegentlich sogar durch Büffelherden unsicher gemacht. Horace Greeley, der spätere Präsidentschaftskandidat, welcher um die Zeit, da Villard unter den Goldgräbern von Colorado weilte, auch dorthin zog, hatte ein böses Renkontre mit Büffeln, die seinen Wagen umwarfen und ihn selbst verletzten. Das Lagerleben der Goldgräber mit seiner Liederlichkeit, mit Spiel- und Raufhändeln weiß Villards Feder uns so deutlich vor Augen zu führen, daß man eine Erzählung von Bret Harte zu lesen glaubt. Villard wurde damals auch Besitzer eines nicht unbeträchtlichen Teils des Bodens, auf dem heute die Stadt Denver steht. Er pflegte in späteren Zeiten wohl scherzend zu sagen, daß er beim Verkauf seines Besitzes nur so viele tausend Dollars bekommen habe, wie er später Millionen Dollars erhalten haben würde, wenn er ein Menschenalter mit dem Verkauf seines Terrains gewartet hätte.

Nach mehrmonatlichem Aufenthalt in Colorado ruft Villard der Präsidentschaftswahlkampf des Jahres 1860, aus dem Lincoln als Sieger hervorging, in die Zivilisation zurück. Nach Lincolns Wahl bleibt er in seiner Umgebung in Springfield und begleitet ihn dann auf seinem Zuge nach Washington. Bekanntlich betrat der erwählte Präsident die Hauptstadt damals nicht als Triumphator, sondern eher wie ein General, der sich heimlich in eine belagerte Festung einschleicht.

Der amerikanische Bürgerkrieg brach aus. Niemand war auf eine solche Katastrophe vorbereitet, die Regierung der Union am allerwenigsten. Nur ganz allmählich machte die militärische Unzulänglichkeit ernsthaften Kriegsvorbereitungen Platz, und dann entwickelte sich ein vierjähriges gewaltiges Ringen um die Aufrechterhaltung der Union und die Befreiung der Sklaven. Villard wird Kriegsberichterstatter, zunächst im Dienst von James Gordon Bennett, dem Begründer des „Newyork Herald." Burnside, Sherman, Grant, Rosecrans und zahllose andere Heerführer ziehen in Villards Memoiren an uns vorüber. Wir begleiten ihn durch Niederlagen zum Sieg von Bull Run nach Kentucky, von Shiloh nach Corinth, mit der Armee des Potomac in das Gemetzel von Fredericksburg, an Bord der New-Ironsides in den erfolglosen Angriff auf Charleston, mit Rosecrans nach Murfreesboro' und zur Belagerung von Chattanooga. Die persönlichen Schicksale des Memoirenschreibers haben für uns dabei mehr Anziehungskraft als die Schlachten und Gefechte, die den gewaltigen Rahmen der individuellen Abenteuer bilden. Eine schwere Krankheit macht der Kriegsberichterstattung ein Ende.

Henry Villard kam dann in Boston mit Kreisen in Berührung, die Träger des Gedankens einer radikalen Sklavenemanzipation waren, insbesondere auch mit William Lloyd Garrison, dessen Tochter später seine Frau wurde. Es folgen Reisen nach Deutschland, welche zu Beziehungen mit Frankfurter Bankhäusern führten, die bei notleidenden amerikanischen Eisenbahnen interessiert waren. Der Journalist entwickelt sich nach und nach zu einem geschickten und äußerst erfolgreichen Geschäftsmann großen Stils. Die glückliche Reorganisation der Kansas-Pacific-Eisenbahn war der Ausgangspunkt für staunenswerte Erfolge, die dann den bis dahin ziemlich mittellosen Zeitungsberichterstatter im Verlauf von zehn Jahren zu einem der großen Eisenbahnmagnaten Amerikas machten.

Villard besaß das, was man geschäftliche Phantasie nennen kann. Große Kombinationen, die die sämtlichen Verkehrsmittel weiter Landstriche unter eine einheitliche Leitung brachten, entstanden in seinem Geist und wurden mit rastloser Energie in kürzester Zeit ausgeführt. Der Staat Oregon im äußersten Westen der amerikanischen Union, war geraume Zeit der Stützpunkt der großen Villardschen Unternehmungen. Das Vertrauen der Großkapitalisten wuchs mit seinen Erfolgen. Dutzende von Millionen Dollars wurden ihm anvertraut, zum Teil, ohne daß die Geldgeber den genauen Verwendungszweck kannten, so z. B. bei dem Blind Pool des Jahres 1881, der die Kontrolle über die Northern Pacific-Bahn einleitete. Villard hatte an eine Anzahl seiner Geschäftsfreunde ein Zirkular gerichtet, in dem er für einen erst später aufzudeckenden Zweck einen Betrag von acht Millionen Dollars verlangte. Binnen 24 Stunden war der doppelte Betrag gezeichnet.

In wenigen Jahren war der Journalist zum Beherrscher von zahlreichen Dampfschiffen und von Schienenwegen, deren Länge nach mehreren tausend Meilen zählte, geworden. Das Riesenwerk der Fertigstellung der Northern-Pacific-Bahn in wenig mehr als zwei Jahren, ein Werk, bei dem vorübergehend 15000 chinesische Arbeiter unter seinem Oberbefehl standen, war der Höhepunkt dieser wunderbaren Laufbahn. Am 3. September 1883 konnte Villard, umgeben von Gästen, unter denen sich viele erste Männer des öffentlichen Lebens aus Amerika, Deutschland und England befanden, den letzten Schienennagel im Westen Montanas einschlagen. Sieben Gouverneure amerikanischer Staaten, der ruhmgekrönte Feldherr Ulysses Grant, und der Oberhäuptling der Crow-Indianer umgaben ihn bei der Zeremonie. Villard erschien wie ein Triumphator.

Aber während er so, bestaunt und bejubelt, über die dem Weltverkehr neu erschlossenen endlosen Prärien des amerikanischen Westens dahineilte, setzte sich die dunkle Sorge auf das Roß des vom Glück verwöhnten Reiters. Post equitem sedet atra cura. Mitten in die fortgesetzten Huldigungen des amerikanischen Westens trägt der Telegraph täglich böse vertrauliche Kunde, daß der finanzielle Untergrund des Riesenunternehmens ins Wanken gekommen sei. Die hastige Fertigstellung des gewaltigen Schienenweges durch fast noch unbekanntes Land hatte weit größere Summen verschlungen, als ursprünglich vorgesehen war. Es nahte der Moment, da die Begeisterung und der Glaube an den Stern des großen Unternehmers nüchternen Berechnungen und Intriguen wirtschaftlicher Gegner Platz machte. Die Kurse der Northern-Pacific-Werte fielen von Tag zu Tag, und als Villard von seiner Triumphfahrt nach Newyork zurückkam, stand er vor dem Ruin. Er mußte sein Werk in andere Hände über-

tragen. Wie ein besiegter Feldherr des Altertums ging er in die Verbannung. Er lebte nun mehrere Jahre in Deutschland.

Seine Rolle war aber nicht ausgespielt. Die wirtschaftlichen Ideen, die seinen gewaltigen Unternehmungen zugrunde lagen, waren gesund, und Villard besaß das Talent, andere davon zu überzeugen. Er knüpfte intime geschäftliche Verbindungen mit der Deutschen Bank an, und nach einigen Jahren stand er wiederum an der Spitze der Northern-Pacific-Bahn. Ein neuer Aufschwung, ein neuer Zusammenbruch. 1893, als so manche großen amerikanischen Eisenbahnen finanziell zusammenbrachen, ging auch die Northern-Pacific-Bahn in Receiver-Hände über. Unter der Aegide der Deutschen Bank und Pierpont Morgans erfolgte dann die glänzende Reorganisation, welche in wenigen Jahren die Reineinnahmen der Northern-Pacific verdreifachte.

Henry Villard zog sich nach und nach aus dem Geschäftsleben zurück, aber er blieb an den Vorkommnissen des öffentlichen Lebens seiner neuen und seiner alten Heimat interessiert. Den Reichtum, den er sich erworben hatte, verwandte er gern im Dienst der Allgemeinheit. Seine Heimatprovinz, die Pfalz, verdankt seiner Liberalität zahlreiche Stiftungen, ebenso wie manche amerikanische Stätte seines erfolgreichen wirtschaftlichen Wirkens. Ein grundsätzlicher Freihändler und überzeugter Anhänger der Goldwährung, nahm Villard an den politischen Kämpfen Amerikas den lebhaftesten Anteil, weniger allerdings als öffentlicher Agitator denn als konfidentieller Berater eines Cleveland und anderer einflußreicher Staatsmänner.

Deutschland besuchte er oft und gern. Er stand mit vielen liberalen deutschen Politikern in ständigem Meinungsaustausch und sympathisierte mit ihren Bestrebungen. Auch mit dem Fürsten Bismarck trat er vorübergehend in Beziehungen. Eins der interessantesten Kapitel der Memoiren schildert einen Besuch Villards bei Bismarck in Friedrichsruh im Frühling des Jahres 1890, als Bismarck gerade gestürzt war. Ich kannte aus einem mündlichen Bericht, den Villard damals kurz nach seinem Besuch Ludwig Bamberger und mir vertraulich erstattet hatte, bereits die höchst interessanten Unterredungen zwischen Villard und Bismarck in Friedrichsruh. In den Memoiren ist der wesentliche Inhalt dieser Unterredungen mit einiger Reserve wiedergegeben, aber selbst in dieser Abtönung ist ein äußerst anschauliches Bild gezeichnet. Der Zorn Bismarcks über die Behandlung, die er über sich hatte ergehen lassen müssen, legte sich gegenüber dem fremden Besucher, von dem Bismarck mit Recht annehmen durfte, daß er von dem Gehörten keinen indiskreten Gebrauch machen werde, keinerlei Zügel an. Bei einer Nachmittagsfahrt durch den Friedrichsruher Forst, bei der Bismarck sich Villard gegenüber der englischen Sprache bediente, um den Kutscher nicht zum Zeugen des Gesprächs zu machen, brach der verhaltene Groll des gestürzten Kanzlers mit elementarer Gewalt hervor, und die heftigsten Vorwürfe und Anklagen wurden gegen alle gerichtet, die der immer rege Argwohn Bismarcks im Verdacht hatte, an seinem Sturze mitgearbeitet zu haben.

Die gemeinsame Fahrt des Erbauers des Deutschen Reichs und des Erbauers der Northern-Pacific-Bahn durch den Buchenwald von Friedrichsruh gibt dem Lebensbild, das vor uns liegt, einen wirksamen literarischen Abschluß. Schon bei der Besprechung der „Jugenderinnerungen" konnte ich darauf aufmerksam machen, daß nicht nur der stoffliche Wert, sondern auch der literarische Reiz dieser Aufzeichnungen ein ungewöhnlicher sei. Die Memoiren bestätigen dieses Urteil über den Schriftsteller Villard. Daneben hat auch der Mensch Villard etwas Sympathisches und Anziehendes. In summa: eine wertvolle Bereicherung der Memoirenliteratur.

Theador Barth.

Renaissance?

Die großen Bühnenerfolge des Winters sind „Götz von Berlichingen" und „Minna von Barnhelm" gewesen. An einem Tage der verflossenen Woche wurde in zwei verschiedenen Theatern zugleich „Kabale und Liebe" gegeben.

Man erinnert sich der „Kabale"-Aufführung, mit der Otto Brahm seine Direktionstätigkeit am Deutschen Theater eröffnete. Sie sollte ein Manifest sein und war es auch. Alles Historische schien bei dieser Vorstellung wie ausgelöscht, in dem leidenschaftslosen Stil eines ängstlich äußerlichen Realismus ging das Drama des seelischen und politischen Sturmes und Dranges über die Bühne. „Kabale und Liebe" hatte nur als Bürgschein für Hauptmanns „Weber" Bedeutung.

Heut ist das anders geworden. Wenn das Neue Theater heut „Kabale und Liebe" aufführt, so ist in Dekoration und Kostümen auf die historische Stimmunggebung die allergrößte Sorgfalt gelegt. In der Millerschen Kammer hängen sauber eingerahmt die Schattenrisse an der Wand, Luise trägt eine sehr zeitgemäße Frisur, und im Arbeitszimmer des Präsidenten ist eine geheime Tür so angebracht, daß sie sich hinter dem beweglichen Teil eines Bücherschranks öffnet. Für dekorative Stilraffinements ist viel Sinn und Liebe vorhanden. Freilich, zum großen Teil ist es damit auch abgetan, das Stimmen des schauspielerischen Tons auf den der Zeit läßt noch viel zu wünschen übrig, die revolutionäre Tendenz der Dichtung bleibt man ohne weiteres schuldig. Zwar bietet die „Götz von Berlichingen"-Aufführung des Schauspielhauses ein Mehr an stimmungsvollem Reiz der Ausstattung wie an künstlerischer Wiedergabe einzelner Rollen, doch ist auch sie so ungleich, daß die verständnisvollen Absichten zum Teil für Taten genommen werden müssen. Woher also der große und nachhaltige Erfolg dieser Neuaufführungen klassischer Dramen?

Daß er zum großen Teil der dekorativen Ausstattung zu danken ist, steht außer Zweifel. Man hat es in jüngster Zeit gelernt, die Bühnenszenerie so zu gestalten, daß sie nicht nur ein richtiges oder prunkhaftes, sondern vor allem ein stimmungsvolles Bild vermittelt. Hier liegen die Verdienste des Neuen Theaters. Aber wiederum war es nicht nur die stimmungsvolle Dekoration schlechtweg, die zu den Sinnen sprach: sie wirkte am stärksten, wo sie vergangene Zeiten im Bilde neu erschuf. Man ist der ewigen Selbstbespiegelung, der dauernden Gegenwartswiederholung auf der Bühne müde geworden. Der Sinn für die Historie, zum wenigsten für ihre idyllische und romantische Kehrseite, ist wiedererwacht.

Es bleibt bezeichnend: von den großen Erfolgen des Winters fällt einer auf Lessing, den Vorläufer klassischer Dichtung, zwei auf Jugendarbeiten Schillers und Goethes. Der Realismus der drei Dramen steht dem modernen Realismus näher. Es fragt sich nur: werden wir den angebahnten Weg weiter finden? Wird auf „Götz" der „Tasso" folgen?

Gedanken und Hoffnungen, die das eben abgeschlossene Sonnenthal-Gastspiel im Residenztheater wachgerufen, stellen sich ein. Der nunmehr Siebzigjährige war gekommen, um Abschied zu nehmen. War es das bittere Gefühl, ihn vielleicht nie wieder von der Bühne herab zu hören, das die Bande zwischen ihm und seiner Zuhörerschaft so enge wob? ich weiß es nicht. Genug, sein an der guten alten Tradition geschultes, mit Geist und Humanität gesättigtes Spiel wirkte wie etwas Neues, Erstrebenswertes. Man wurde das Gefühl nicht los: uns sind Werte verloren gegangen, auf die wir innerlich angewiesen blieben. Und in Sonnenthals menschlich reicher Verkörperung trat einem „Nathan der Weise" (in den ersten drei Aufzügen) auch als Dichtung unendlich nahe. Man legte sich Rechenschaft davon ab und sagte sich: was hier derart zu Herzen spricht, ist der innere Gehalt des Dramas.

Digitized by Google

Wer die Zeichen der Zeit zu deuten versucht, dem wird es bis zu gewissem Grade immer gehen, wie jenem Wahrheitssucher bei Novalis:

„Einem gelang es, — er hob den Schleier der Göttin zu Sais —
Aber was sah er? er sah — Wunder des Wunders — sich selbst."

Man kann es trotzdem nicht lassen, die magischen Figuren in dem Wasserspiel der Zeit zu deuten, und es will mich dünken, als versteckte sich hinter der Freude an historischen Stimmungsmitteln die ganz innerliche Sehnsucht nach Gehalt in der Dichtung. Sie scheint mir wieder wach geworden, in ihr, denk' ich, wurzeln im Grunde diese Bühnenerfolge.

Daß der weise Nathan mit jedem seiner Worte etwas zu sagen hat, was über die augenblickliche Situation hinaus Bedeutung bewahrt, das ist es, was ihn wie einen Boten aus einer besseren Welt erscheinen ließ. Nicht als ob sich der Realismus überlebt hätte — er wird mit jedem sehenden Auge neugeboren, — aber überlebt hat sich d e r Realismus, der nur die Trivialität des Augenblicks spiegelt, der nur das Animalische oder bestenfalls die Nervenzustände im Menschen sucht. Nicht nur die Seele, auch der Geist verlangt heut wieder nach frischer Nahrung. Und das eben ist es auch, was manchem heut eine verfehlte Bühnendichtung wie Schnitzlers „Einsamen Weg" so unendlich viel näher rückt, als eine äußerlich wohl gefügte, korrekte Schilderung wie Hauptmanns „Rose Bernd".

Man ist in Deutschland — im geraden Gegensatz zu Frankreich — immer sehr schnell bei der Hand, mit aller Tradition zu brechen. Wir haben das in der Malerei, in der Literatur und Schauspielkunst und nicht zum wenigsten in der Politik erlebt. Vielleicht ist das ein Zeichen von Kraft.

Aber es ist sicherlich Aufgabe nicht geringerer und nicht schlechterer Kraft, nach solchem Bruch das Wertvolle der weggeworfenen Tradition wieder aufzunehmen und Neues daraus zu gestalten.

Ernst Heilborn.

Neue Briefe Taines.*)

Taines ist an dieser Korrespondenz, an diesem Leben vor allem bewunderungswürdig: die Abgezogenheit, mit der er es in sich selbst beruht und nur von innen her seine Bestimmung annimmt. Die äußeren Ereignisse streifen vorüber, sie berühren den Mann, sie schütteln ihn unsanft, aber sie bringen ihn nicht aus der Bahn. Er geht nur seinen Ideen und Plänen nach; zeitlos in gewissem Sinne, ohne Zusammenhalt mit dem, was sonst die Zeit erfüllt und bewegt. Wenn man die Monats- und Jahreszahlen übersehen wollte, könnte man beinah vergessen, in welchem Abschnitte der Geschichte wir stehen. Von dem, was sich abspielt, vom Krimkrieg, vom italienischen Feldzuge, von der mexikanischen Expedition, von den inneren Schwierigkeiten seines Vaterlandes — nicht ein Wort; durch siebzehn Jahre hin verweilen wir mit ihm über Fragen kritischer und philosophischer Art. Sie allein nehmen sein ganzes Interesse in Anspruch. Aber dann bricht der Krieg von 1870 aus. Und unter seiner Nachwirkung beginnt Taine ein historisch-politisches Werk, das ihn zwanzig Jahre lang festhält. Sein Leben gehört fortan dieser Aufgabe von durchaus zeitgemäßer Bedeutung. Er, der Philosoph, will ergründen, wie das Frankreich der heutigen Epoche entstanden ist, will sein Bestes dazu beitragen, daß die Nation zur Erkenntnis ihrer selbst gelange. Wenn auch auf seine besondere Weise, nimmt er jetzt tätigen Anteil an den Fragen des Tages. Er fühlt in sich die Verpflichtung und den Beruf, in dieser Periode nationaler Prüfung sein Wort beizubringen. Die Zeit ist vorüber, da er abstrakten Ideen nachhing. Und nichts kann greller, als diese Wandlung in seiner Stimmung, den ungeheuren Einfluß beleuchten, welchen der Krieg drüben im Lande auf die Geister ausgeübt hat; es zeigt sich, wie er sie aus gewohnten Vorstellungen und eingelebten Verhältnissen aufgerüttelt hat. Nur daß denn ein tief veranlagter und historischer Sinn das Problem der Gegenwart natürlich breiter und gewichtiger faßte, als sonst die anderen. — Aber wir greifen zu weit aus. Für heute beschäftigt uns in dem vorliegenden zweiten Band der Briefe die Phase, welche anschließlich noch der Kritik und der Philosophie gehört.

Taine hatte seine Stellung als Lehrer in der Provinz aufgegeben; er hatte sich dem Druck einer politisch gehässigen Bevormundung entzogen, aber zugleich auch die Vorteile einer sicheren Versorgung eingebüßt. Die Zeiten waren vorüber, da er sich nicht um das Morgen zu kümmern brauchte und am Kamin sitzend, Kaffee kochend und rauchend, den blauen Ringeln der Zigarette nachspekulierte. Er stand jetzt ganz auf sich selbst, er mußte sich seinen Unterhalt beschaffen, sein kleines Vermögen lieferte nur einen bescheidenen Zuschuß. So war er denn nach Paris gegangen, wo er sich rasch einige Privatstunden ausmachte; alles in allem, schrieb er an die Mutter, konnte er es auf drei bis viertausend Francs bringen. Daneben arbeitete er an seinem Essay über Livius und besuchte verschiedene naturwissenschaftliche Vorlesungen, um sein Buch über die „Intelligence" vorzubereiten. Es sollte das eine Studie auf exakt physiologischer Grundlage werden — ein weit ausschauender Plan, an dem er die nächsten vier Jahre arbeitete; dann ließ er ihn mutlos liegen, und erst elf Jahre später, nämlich 1867, griff er auf ihn zurück. Doch wir stehen noch auf der Wende von 1853 zu 1854. Taine kränkelte; er hatte sich durch Ueberanstrengung ein Kehlkopfleiden zugezogen, an dem die Kunst des Arztes versagte; er mußte seine Stunden im Flüsterton geben. Und als ob überdies die alte Wahrheit sich bestätigen sollte, daß nie ein Unheil für sich allein kommt, so machte jetzt auch der Unterrichtsminister, Monsieur Fortoul, sich wieder unliebsam bemerkbar.

„Da, ein neues Unglück, das über mich hereinbricht! Unsere gute Mutter, die Universität, verfolgt mich immer. Wir sind angewiesen, zu wählen zwischen dem Amte eines maître de conférences an den Privatschulen und dem Titel eines membre de l'Université. Meine Wahl wäre schnell getroffen . . . Aber wenn ich meine Entlassung nähme, müßte ich die drei Jahre Pension an die Ecole Normale nachbezahlen."

Was tun? Die drei Jahre Pension betrugen dreitausend Francs, die Stellung an einer Schule, welche er inne hatte, brachte zwölfhundert ein. „Es ist ein Rechenexempel und weiter nichts", sagte er. In der Tat, es war da nicht viel zu wählen:

„Ich habe gerade genug Stunden behalten, um mein Mittagbrot und mein Zimmer zu bezahlen; den Rest der Zeit suche ich mein Hirn zu beschäftigen, das trotz all meines guten Willens sich damit vergnügt, nur die Zukunft Couleur Schornstein zu malen.

Münzen fehlt mir auch der Mut. Für wen, Teufel, arbeite ich? Wer wird ein Buch über Psychologie lesen, ausgenommen Du, der Du es nicht brauchst?" schreibt er an seinen Freund Eduard von Suckau. „Ich fange an, die Menschen zu würdigen, welche Schach spielen und angeln geben. Wir treiben ungefähr ganz dasselbe. Ueberall, wohin ich blicke, sehe ich nur Leute, die etwas verschwindend wenig Nützliches schaffen. —

*) H. Taine. Sa vie et sa correspondance. Tome II. Le Critique et le Philosophe. 1853—1870. Paris, Hachette 1904.

Digitized by Google

Ich rase, daß ich nur ein Atom bin, und wenn's mich nicht lehrte, einer von den anderen zu sein, würde ich mich ekeln, Ich selbst zu sein."

Er hatte Stunden des tiefsten Mißmuts. „Ich bin fertig mit allem; es scheint mir etwas an meiner moralischen Maschine kaput, ein Rad gebrochen zu sein, nämlich die Hoffnung." Selbst die Wissenschaft konnte ihn dann nicht trösten, sie erschien ihm von ihrer problematischen Seite. Wo wäre auch der kritische Geist, welcher gelegentlich nicht an seinen Hoffnungen und Entwürfen irre würde? welcher nicht veranlagt wäre, die Schärfe seines Witzes an sich selbst zu erproben? sich kleinmütig selbst zu verneinen? Und dann wieder bricht es hervor mit rechtem Galgenhumor. „Das Schicksal hat sich getäuscht. Ich mußte als Auster auf dem Grund des Roten Meeres geboren werden; Du weißt, all mein Sehnen ging dahin. Ich wäre beinah versucht, an die Unsterblichkeit der Seele zu glauben, um hoffen zu können, daß es eines Tages noch dazu kommt."

Der Kopf versagte manchmal, er vermochte oft keine Stunde zu arbeiten, ohne die heftigsten Schmerzen zu verspüren, Fieberanfälle traten hinzu. Aber die Studien nahmen doch ihren Fortgang. Man konnte ihn bei Claude Bernard, dem berühmten Physiologen, bei Geoffroy-Saint-Hilaire, im Kupferstichkabinett, in der Bibliothek der rue Richelieu treffen; er las Trendelenburgs „Logik", Vasari, Boccaccio, Machiavel, wer weiß, was noch; er begeisterte sich für Beyle und seinen romantischen Realismus gegen die typische Breite der Klassiker. „Die Literatur, welche das besondere Wirkliche malt, statt das Ideale und Allgemeine zu malen hat eine unbegrenzte Zukunft. Jede Veränderung in der Gesellschaft erneuert es. In fünfzig Jahren können wir einen anderen Beyle und einen anderen Balzac haben." — Er liebte an Beyle das Trotzig-Singuläre, das Selbstisch-Eigenwillige, dieses ausgesprochen Persönliche, das von allem anderen abstach:

„Er wird niemals populär sein, und das ist sein Fehler. Sie haben recht. Aber ist es ein Fehler? Ist es das Ziel des Schriftstellers, gelesen zu werden? Ja, wenn er den Ruhm sucht, das Geld, das Wirken in der Oeffentlichkeit; nein, wenn er einzig und einfach das Schöne sucht. Beyle hat geschrieben, um sich ein möglichst großes Vergnügen zu verschaffen, abstrahierend vom Publikum; ich liebe dieses Abstrahieren; . . . . . Wenn es das Ziel des Schriftstellers ist, eine große Anzahl Leser zu interessieren und zu unterrichten, dann ist „Onkel Toms Hütte" das erste der Meisterwerke. Ich bin darin viel aristokratischer, als Sie, betreffs der Wissenschaft und betreffs der Kunst. Glauben Sie, daß Aristoteles, der seine Metaphysik, oder Spinoza, der seine Ethik schrieb, auf Leser rechneten? . . . . . Auf der Höhe der Ideen lebt man einsam, umso schlimmer für die, welche unten sind, nicht für den, der oben steht."

So spricht das Selbstgefühl der Jugend, die sich eigener Kräfte bewußt ist. Sie kann nicht anders, als aufbegehrend und einigermaßen ausfahrend sein.

Da das Halsleiden Taines sich durchaus nicht bessern wollte, verordnete der Arzt für den Sommer eine Kur in einem der Pyrenäenbäder. Aber es ist manchmal leichter raten, als folgen. Woher die Mittel zu dieser kostspieligen Reise nehmen? Zum Glück konnte diesmal Jules Simon behilflich sein. Er empfahl den jungen Gelehrten an die große Verlagsfirma Hachette, die ihm denn den Auftrag erteilte, einen Führer durch die Pyrenäenbäder zu schreiben. Dadurch ward die Fahrt ins Weite ermöglicht, und zugleich entstand, auf Bestellung und unter den schwierigsten äußeren Verhältnissen, die liebenswürdigste Reiseschilderung, die Taine jemals geschrieben hat. Das Buch war so jugendlich frisch, voll Sonne, Licht, Waldesweben und Wasserrauschen, und, wie ulkige Schatten, treten ab und zu trotzig-grausige Geschichten der Vorzeit dazwischen, dann wieder das heiter-farbige Bild der Gegenwart. „Wenn ich keine Kopfschmerzen habe, kommen mir die entzückenden Erinnerungen in Menge wieder . . . ein Bach, ein Sonnenblick, ein Bauernhaus am Wege, ein Kirchturm am Rand der Ebene . . . ." Und später, wieder auf dem Weg in die Pyrenäen, entwirft er seiner Mutter das poetische Stimmungsbild:

„Ein wenig hinter Tour eine riesige marmorschwarze Wolkenwand, mit einem trüben, bläulichen Abglanz, silbergeändert, und in ihrer ganzen Breite auf dem zarten und reinen Azur des Westens ausgespannt. In der Nähe von Libourne, beim Sonnenuntergang, zerriß sie, in tausend kleine orangefarbne, rotbraune, purpurne Stückchen zerspalten, die sich in langen hübschen kupfrigen Zügen hinstreckten und mit wunderbarer Kraft vom bleichen, lächelnden Himmelsgrunde abhoben, wie eine dicke, phantastische Stickerei auf einem zart getönten Seidengewebe. Wenn der Tag zur Neige geht, scheinen diese Wolken in Seligkeit einherzuschwimmen und sich zu weiden, wie Vögel, die Leib und Rücken im Lichte baden. Sie schweben regungslos; ihre Umrisse sind so klar und ihre Formen so lebensvoll, daß man sagen möchte, eine lange Herde rosenfarbener Flamingos ist am Rand des Himmels noch sitzen geblieben, um noch ein letztes Mal das teure Gestirn zu sehen, bevor es ins Dunkel-Dunstige untertaucht."

Und ganz romantisch, im Sinne Delacroix', schwelgt er für gewaltsame Farbenwirkungen. „Die Farbe ist also die Leidenschaft der unbelebten Gegenstände. Ihre Tiefe drückt bei jedem Gegenstande die Tiefe seines Wesens und seiner Seele aus; sie ergötzt nicht nur durch ihre glückliche Anwendung, sondern sie ergreift auch durch ihre Gegensätze; der Widerstreit der Farben macht keine Buketts aus, sondern Tragödien." — Diese geistreich gesuchte Art, sich die Natur ins Menschliche zu übersetzen, sie aus Lust und Schmerz zu beleben, ging noch weiter.

„Und ich denke, was der Anblick der Natur erst für eine Künstlerseele sein muß, etwa für Doré. Es ist klar, für ihn scheinen all diese Formen Bewegung annehmen zu wollen, daß er Beifall klatschen, daß er ein Haus oder einen Baum ausschimpfen möchte, daß ein schwarzer, knorrig sich windender Rebstock ihn weinen macht, wie sonst ein leidend hingestreckter Leib, ein armer, hinfälliger und verwundeter Greis; daß er vor Freude aufjauchzen möchte, wenn er den goldenen Staub der Luft im warmen und scharfen Schatten eines Türspalts . . . . tanzen sieht."

Hier, wie überall, war das Gefühl der Träger des Romantischen und die Ursache einer gesteigert-persönlichen Naturaufnahme.

Doch, wohl verstanden, dieser phantasievolle Ueberschwang hielt nicht immer vor; was in Werktagsstimmung entstand, lautete wesentlich anders.

„Habe ich Dir gesagt, daß ich nun auch junger Mann bei Hachette bin? Ich liefere ihm dreihundert Seiten über die Pyrenäen. Ich mache Noten . . . .

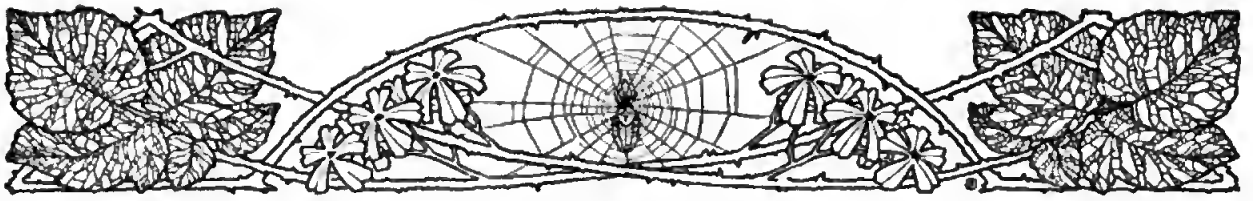
Ich bin von St. Saveur, das mich nicht heilte, weg und bin in Eaux-Bonnes, das gerade so wirksam ist, wie St. Saveur. Monsieur Guéneau de Mussy ist hier und zieht über die Philosophie her, ich ziehe dafür über die Medizin her. Dieser Austausch von Höflichkeiten hilft mir alle drei Tage über eine Stunde weg. In der übrigen Zeit sehe ich zu, wie es regnet . . . . . ich lese „Faust" und ein Handbuch der Botanik; ich habe nicht den Mut, irgend etwas zu schreiben. . . ."

Leidend, wie er gegangen, kam er zurück; und er mußte die Kur noch mehrmals wiederholen, ehe das Uebel behoben wurde. Auch sonst ließ seine Gesundheit in den nächsten Jahren bedenklich zu wünschen übrig. Mehr und mehr machte sich eine geistige Ermüdung geltend. Er hatte sich vordem zu viel zugemutet. Es kamen Zeiten, da er Wochen und Monate lang nicht arbeiten konnte. Noch eine geraume Frist nachher, im Jahre 1862, schreibt er rückblickend einmal:

„Ich habe meinen Kopf erschöpft, ich bin gezwungen anzuhalten mehrmals im Jahre müßig zu gehen, mitunter drei, vier Monate lang; ich bin zwei volle Jahre lang unfähig gewesen zum Schreiben und Lesen. Es kostet mich eine riesige Anstrengung zu schreiben, und nach zwei Stunden, drei Stunden, manchmal nach einer Stunde bin ich gezwungen aufzuhören, ich kann nicht mehr zwei Ideen zusammenbringen . . ."

Die Welt pflegt das Genie, das Talent nur auf seine Erfolge hin zu beurteilen, auf das, was ihm gelingt, was die sichtlichste Spur seines Daseins bleibt. Sie ahnt nicht, wie mühsam diese höchsten Eingebungen errungen werden; wie schwer die außerordentliche Natur mit sich zu tun hat. Ihre

Digitized by Google



Eigenart ist ihr Schicksal, der Ruhm nur das schmale Entgelt für die Qualen und Aengste, ein Applaus hinterdrein; und aller Wert beruht auf jener Drangsal, in der die Persönlichkeit sich zu entwirren strebt, sich ausbildet, sich erhöht und zugleich sich verzehrt. Darum hat es wohl etwas Ergreifendes, sie einmal bei der Arbeit zu überraschen.

Andere Sorgen kamen hinzu, wie Talent und Beruf sie mit sich brachten. Zuerst die Geldfrage: „Ich laufe wie ein Hase nach Stunden und finde keine." Dann das Werkchen über die Pyrenäen: „Dieses verdammte Buch macht mir viel zu schaffen. Ich habe mich mein ganzes Leben lang nur in Reflexionen bewegt, ich bin an das Abstrakte gewöhnt, ich muß aus mir herausgehen, meine ganze Denkart ändern und mir den beschreibenden Stil angewöhnen." — Als der Essay über Titus Livius fertig ist, findet Hachette ihn zu logisch-methodisch, „zu scholastisch"; das müßte leichter, unterhaltender sein, auch im Pyrenäenstil. — Er ärgert sich über Bulos und die „Revue des Deux Mondes", wo man ihm das Konzept korrigiert. Seine englische Literaturgeschichte könnte er manchmal verwünschen. „Meine englische Literatur erdrückt mich. Es ist riesig. Um nicht oberflächlich zu sein oder ungenau, muß ich furchtbar lesen . . . Ich glaube, ich habe einen Unsinn begangen, als ich diese englische Literaturgeschichte anfing." Der Weg geht oft durch endloses Oedland, gleichgültiges Machwerk überwuchert:

„Seit Monaten habe ich eine Fracht von englischen Büchern geschluckt, Chroniken, Schriftsteller usw. Aber welche Reise muß man machen, bevor man auf einen Gedanken trifft! Wie selten die vergnüglichen Augenblicke sind! Welche Augen- und Kopfschmerzen! Wieviel Stunden ganz mechanischen Lesens! (de lecture machinale). Tatsächlich, ich bin nur eine Maschine, eine Maschine, die ihrer selbst überdrüssig. Mich treibt nur alte Arbeitsgewöhnung und dann und wann ein Schwaden von Phantasie, mit Anflug von Stolz und Eitelkeit."

Und mit der Finesse des Psychologen, der sich den Puls zu fühlen weiß, der sich launig dabei ertappt, wie er sich selbst bespiegelt:

„Wir haben zwei Wesen in uns, ein skeptisch-spöttisches Bewußtsein, das sich dann gefällt, die angeborenen Gewohnheiten und Neigungen zu betrachten. Die Gewohnheiten und Neigungen gehen ihren Gang, ob auch der Spott auf sie niederhagelt. Und wir handeln ernsthaft, ohne uns ernst zu nehmen."

Es löst sich ein Bodensatz von Unmut und Zweifel, der auch dem stärksten Willen nicht fehlt. „Wenn man etwas auf sich hält und Ideen schreiben will, und französisch, ist das eitel Täuschung. Die Literatur kann nur ein Luxus sein; seinen Brotverdienst muß man anderwärts suchen." — Ja, Edmond About ist glücklicher! Sein Genre von Geist ist „monnayable", er hat dreißigtausend Francs verdient, von *einem* Buche vierzigtausend Exemplare abgesetzt; hat mit Sarcey zusammen das kleine Hotel von Dumas fils gekauft. Mein Genre dagegen, für wen ist das berechnet? Für drei oder vier Leute, die nach Ideen graben und noch dazu durch Frankreich und Deutschland verstreut sind. So schreibt er; und wie man sich selbst wirklich manchmal am schlechtesten kennt, erscheint er am Vorabend seines europäischen Ruhmes noch unsicher mit sich. „Vielleicht habe ich mich getäuscht und bin auf falschem Wege." Gewiß, die Idee, welche er verfolgt hatte, war richtig, das stand für ihn fest. Aber ob die Kräfte zum Werke ausreichen würden? ob der Gedanke nicht bei weitem das Können übertraf?

Und welches war nun die besondere Einsicht, die er in seinen Werken durchführen wollte? Kurz gesagt, diese: wer ein literarisches oder künstlerisches Erzeugnis völlig würdigen, also verstehen will, muß in einemhin Künstler und Mann der Wissenschaft sein. Nur wer etwas vom Dichter an sich hat, kann dem Dichter nachfühlen, ihm folgen; nur aus dem Empfinden vermag er ihn zu schildern, ihn lebensvoll hinzustellen, mit all den Akzenten, in denen sein Wesen ausklingt. Wie wir ihn auf uns wirken lassen, das hängt von uns ab. Hier tut die Empfindlichkeit alles. Unser Inneres muß mitschwingen. — Aber danach tritt eine zweite Aufgabe an uns heran: zu erklären, *wie* jenes Produkt, Werk oder Mann, entstanden ist; weshalb, auf seine allgemeinen Züge betrachtet, auf seinen äußeren Habitus hin, es *so* und nicht anders sein konnte, sein mußte? Wir suchen im Erzeugnis die zeugenden Bedingungen auf. Wir sollen die Erscheinung aus ihrem natürlichen Grunde entstehen lassen. Und so rücken wir sie in die zu ihr gehörige Umgebung; aus Boden, Klima, Lebensgewöhnung, Sitte, Rasse, Temperament, aus dem Zeitgehalt der Epoche leiten wir all das ab, was sie als Typus erkenntlich macht. Das ist die berühmte Milieutheorie. Sie besagt, daß die künstlerische Form von vielen realen Ursachen abhängt. Also gilt es, das Produkt auf *dem* Boden zu studieren, wo es sich entwickelt hat, im Zusammenhang mit seinen bestimmenden Faktoren. Stellt Racine nach Versailles; das ist *sein* Milieu; die genügende Erklärung für vieles, was Euch sonst an ihm unbegreiflich bleibt. Diese prunkvoll abgemessenen Anlagen weihen Euch in den Geist ein, der auch die Helden der Tragödie beseelt. Hier im Park um das Königsschloß lebt oder schläft die alte Welt noch, in ihrem Gemisch von monoton verstandesmäßiger Nüchternheit und großartiger Grandezza. Geht dort hinaus; Baum und Stein werden Dokument, sodaß Ihr, vergleichend, den Racine nun viel besser lest; daß der Geist der Zeit Euch viel lebhafter anweht.

Man muß das einzelne in den Bereich seiner besonderen Existenz rücken: dann erläutert es sich aus vielem; dann fühlt man die Anschauungen, aus denen es geboren, deren Abdruck es ist, gegenwärtiger und voller wirken. Die Ideen setzen sich ins Greifbare, ins Gegenständliche um. Das subtile Geistige läßt sich am Materiellen deuten. „Ich habe", schreibt er einmal aus Venedig, „in den Denkmälern, in den Gemälden, in den Bildwerken eine zweite Literatur gefunden, welche die andere kommentiert und ergänzt." — Und so hat er den Charakter der niederländischen Malerei aus landschaftlichen und volkstümlichen Eigenheiten Hollands erklärt. Als er an der englischen Literaturgeschichte arbeitete, reiste er mehrmals nach England, um seine gelehrte Auffassung vom Wesen der Nation, wie er sie aus Buchstudien gewonnen hatte, in unmittelbarer Betrachtung nachzuprüfen. — Rom war für ihn etwas, wie eine riesige Dokumentensammlung:

„Ich habe viele Kunstgegenstände gesehen, mein künstlerisches Empfinden steht auf dem Durchschnitt, meine künstlerische Erziehung über dem Durchschnitt, und doch fühle ich, daß ich mich ohne die Geschichte hier garnicht amüsieren würde; die Kenntnis des Vergangenen und der alten Kultur dient nur als Milieu, um die Schöpfer der Kunstwerke wieder auferstehen zu lassen; ich gelange auf einem Umwege dazu, das Werk zu empfinden; die Gesichte und Formen gehen in ein System von Ideen und Beobachtungen ein, die ihnen erst ein Relief geben; ich studiere und lerne. . . ."

Hier sieht man nun recht, wie ungleich sich im Grunde bei Taine das künstlerische und gelehrte Interesse verteilten. Ihm kam es vor allem und zunächst doch auf die wissenschaftliche Einsicht an, auf die ideelle Ausbeute, die er vom Anblick schöner Dinge abnahm. Sie sollten ihm etwas von dem geistigen Gehalt ihrer Epoche vermitteln. Es war der Historiker, der Philosoph, der vor ihnen stand und von ihnen einen Beitrag gewann zur logischen Erschließung fernabliegender Kulturphänomene. Die ästhetische Freude trat gegen die wissenschaftliche Bewertung erst in die zweite Reihe. Er sagte wohl ganz offen: „Die Gemälde und Kirchen . . . haben mir mehr Vergnügen gemacht durch die Ideen und neuen Gesichtspunkte, welche sie mir beibrachten, als eigentlich durch ihre Schönheit." Was er suchte, brauchte, das waren Proben, Beispiele, charakteristische Fälle, Belegmaterial, aufschlußreiche Analogien, damit er, dank ihnen, seine Darlegung oder Beweisführung möglichst einleuchtend, augenscheinlich gestalten könnte. Er sah es ab

Digitized by Google

auf die Kraft dialektischer Ueberredung. Er war Systematiker, wollte es sein.

„Das einzige, was einen Geist von sich abziehen und erfüllen kann, ist ein System. . . . . Das einzige, was einen reichen Geist erfüllen kann, sind die großen Ausblicke aufs Ganze." . . . . . „Glaubst Du, man würde das Handwerk treiben, das man treibt, wenn man nicht an die Wahrheit seiner Idee glaubte? Nein, hundertmal nein. Tausendmal lieber Bankier oder Gewürzkrämer. . . . . Wir haben nur eine einzige Belohnung, den tiefinnerlichen Glauben, daß wir auf eine recht breite, recht mächtige allgemeine Idee gestoßen sind. . . . . Sonst wär' es ein gänzig dummes Handwerk, zum hundertsten Male Shakespeare zu beurteilen. . . . . Wir gelten, wir leben, wir arbeiten nur dank unserer philosophischen Idee."

Der so schrieb, war gewiß ureigentlich ein spekulativer Kopf.

Taines äußere Verhältnisse gestalteten sich allmählich günstig. Die Regierung näherte sich ihm, sie übertrug ihm eine Stelle an der Militärschule von St.-Cyr und später noch eine Professur an der Ecole des Beaux-Arts in Paris. Die interessantesten und bedeutendsten Kreise der Hauptstadt erschlossen sich ihm. Immer häufiger kehren jetzt die Namen bekannter Zeitgenossen wieder. Von einigen dieser Berühmtheiten hat er entzückende Federzeichnungen entworfen, die noch einmal und schier zum Ueberflusse bezeugen, daß er, der Ideenkünstler, auch ein wahres bildnerisch-deskriptives Talent besaß. Hier ein geistreich flüchtiger, lebensprühender Crayon, Ste.-Beuve darstellend:

„Er ist schüchtern von Natur; aber im Eifer für eine Idee tritt er aus sich heraus. Die Jugend kommt bei ihm mit fünfundfünfzig Jahren. — — — Der herrschende Eindruck, wenn man ihn sieht, geht dahin, daß er schüchtern ist; er spricht weich, leise, mit einem werbenden Tonfall, gewisse, gar zu feimünge Silben verschluckend. Er hat etwas von einem Kaplan oder von einer dicken furchtsamen, klugen Katze. Ein unregelmäßiger Kopf, bleich, etwas chinesisch, kahler Schädel, mit kleinen schlauen Augen, und ein süßliches, feines Lächeln. Tatsächlich, im Grunde etwas Geistliches, Mann von Welt. Dann plötzlich schlägt und blitzt es los, der Freimut, die innere Ueberzeugung brechen durch."

Daneben ein famoser Flaubert, wuchtig breit hingesetzt:

„Ein großer kräftiger Mann, etwas vierschrötig, mit starkem Schnurrbart, ziemlich schwerfälliges Wesen, sieht aus wie ein Kapitän der Kavallerie, der schon schlaff wäre und tränke. Kraft und Schwerfälligkeit, das ist der hervortretende Zug in seiner Unterhaltung, seinem Ton, seinen Bewegungen. Nichts Feines, aber Freimut, Natürliches: ein primitiver Mensch, ein ‚Träumer und Wilder'. Er selbst hat diese beiden letzten Worte gebraucht . . .

Er geht abends wenig aus, arbeitet nachts, eisig, in einem großen einsamen, tüchtig geheizten Zimmer, mit viel Lärm, ‚brüllend, schwitzend, Wasser trinkend'. Wenn er in Zug kommt, schläft er nicht mehr, er wacht nachts auf, um zu schreiben, er ißt kaum. ‚Ich brauche meinen ganzen Körper zum Schreiben'. Dagegen wenn Ihr ihn gehörig gehen, essen, trinken und schlafen seht, stocken Erfindung und Inspiration.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mir fiel jetzt noch mehr die brutale Energie seines Gesichtes und seiner schwerfälligen Stierungen auf . . . Das Blut schießt ins Gesicht, die Haare sind fast weg; man sieht ihm das Uebermaß der Arbeit an und der gewaltsam angespannten Phantasie . . . Er hat die letzte Nacht von zwei Uhr morgens bis heute sechs Uhr abends gearbeitet . . . Er arbeitet immer nachts, und lärmend. Er hat diese Nacht dermaßen geschrien, geheult (ohne es zu wissen), daß seine Nichte über ihm nicht geschlafen hat."

Schon im Jahre 1858 hatte Taine einen kurzen Abstecher auf die linke Rheinseite gemacht und die Gegend bis Heidelberg kennen gelernt. Im Sommer 1870 wollte er eine größere Reise nach Deutschland unternehmen, dabei namentlich auch Berlin besuchen. Er hatte sich lange und gründlich vorbereitet, wieder sehr viel gelesen. Manches von deutscher Art gefiel ihm, die Musik und die Wissenschaft obenan, nur die Prosa der deutschen Autoren widerstand ihm. „Michael Kohlhaas", der „Dreißigjährige Krieg", „Wilhelm Meister", „Die Wahlverwandtschaften" sind, seiner Ansicht nach, schlecht, einfach stillos. In Frankreich schreibt der Durchschnitt besser, von den ganz Großen zu schweigen, die „um hundert Fuß" darüber hinausragen. Hettners Literaturgeschichte hat nichts von alledem, was im französischem Sinne den Charakter des Literarischen ausmacht.

„. . . eine feine, reizbare Seele haben, die fähig zu Ironie, Enthusiasmus, Haß, Bewunderung; auf einer Seite durch zwanzig verschiedene Stimmungen gehen, in fünfzig Sätzen nacheinander fünfzig verschiedene Tönungen anschlagen und genau diese Erregungszustände auf den Leser übertragen, das ist Talent oder Genie. Wer das vollbringen kann, ist Schriftsteller, mag er Biograph, Dichter, Romanschreiber, Redner, Philosoph sein.

Für mich ist die Geschichte einer Literatur die Geschichte der Schriften, in denen dieses Talent sich zeigt, die völlige Erklärung dieser Schriften, aus dem Porträt und der individuellen Biographie des Autors, aus der Schilderung der Sitten und der Zeit.

Alle anderen Schriften gelten nicht, dienen nur zur Folie. — Was die Deutschen Form nennen, ist für mich das Wesentliche. — Kein Schatten von Talent und Stil in all den Schriftstellern, von denen ich Auszüge und Lebensbeschreibung gelesen habe; man gähnt und gähnt wieder. Verständig, unterrichtend, gelehrt, anständig ist es, aber weiter nichts."

Die Kritik, die er hier an einer fremden, ihm widerstrebenden Originalität ausübte, zeigt zum mindesten, und zeigt recht eindringlich, wie sehr ihm bei aller schriftstellerischen Tätigkeit die psychologisch überzeugende Wirkung Hauptsache war.

G. Ranschoff.

Drei Briefe und eine Zeitungsnotiz.

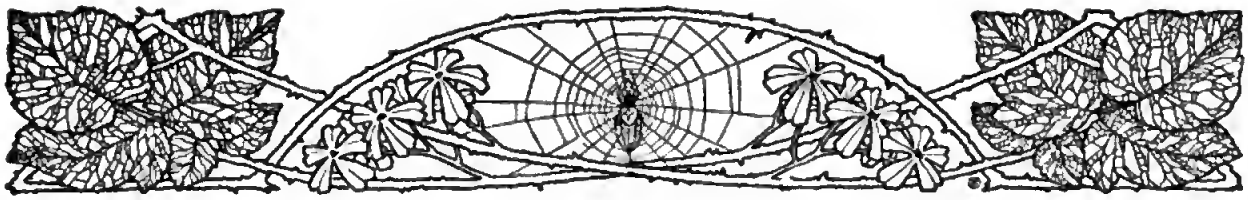
I.

An die Mutter.

Dieser Abend, geschmückt mit allen Reizen des Lebens, führt mir die letzte Nacht herauf. Sie ist schon kalt und winterlich, aber noch immer lebt ein leiser Abglanz vom Glück der vergangenen Jahreszeit in ihr. — Erschrickst Du, Mutter? Die letzte Nacht! — Du bist mir so nahe: nur drei Schritte, und ich öffnete die Tür und sähe Dich an Deinem Fenster sitzen. Aber der Tod hat schon seine Hand auf mich gelegt und mich aus diesem Leben entrückt! Aus einer weiten und nicht mehr irdischen Ferne rede ich zu Dir, und schon muß meine Seele mühsam nach einem Ausdruck suchen, der Dir Lebendigen verständlich sein soll. —

Mutter, ich bin nicht in Not und nicht in Leid. Ich sterbe in Glück, und weil ich keinen Wunsch mehr zu wünschen habe. Ich sinne nach und finde nichts, was das Leben noch bringen könnte. Ich hatte Dich, Dich — ich hatte Freundschaft und die Wonne meiner Kunst — und ich hatte jene andere Liebe, auf die Du nicht, wie sonst die Mütter, neidisch und eifersüchtig sein wirst. Denn Du, Du bist eine Mutter, wie noch keine war; und wirst Du an jene unbekannte Frau denken, der Dein Sohn das letzte Glück des Lebens verdankte, so wirst auch Du sie lieben. Du wirst sie nie kennen, aber ich bitte Dich: liebe sie! — Mutter, ich muß wohl sterben. Was kann noch kommen? Ich hatte mehr Glück, Liebe und Freundschaft, als ich in dem längsten Leben hätte verbrauchen können. Es gibt keine Seligkeit, die ich nicht gekostet hätte, keine Freude, die nicht über mich gekommen. Was nun? Ich stehe auf jenem Gipfel, von dem aus man sich nur in den Aether hinaufschwingen kann oder hinabsteigen muß; verweilen läßt sich darauf nicht. Und da ich, das Glück dieser Höhe im Herzen, in die Tiefe nicht zurück kann, entfaltet meine Seele ihre

Digitized by Google



Schwingen und trägt mich zu Gott. — In diesem Leben ist kein Glück mehr, das mir erstrebenswert erschiene nach dem, was ich genossen. Nur drüben kann eine Seligkeit sein, die ich noch nicht kenne. Und in diese will ich eingehn. Ich sterbe als der Glücklichste und Hoffnungsvollste, und mein Tod hat nur einen Schmerz: daß er Dir, Mutter, wehe tun wird. Aber weine nicht um mich. Gönne Deinem Kinde das Glück der höchsten Seligkeit. Denn in diesem großen Augenblick, da ich die Türen des Lebens hinter mir zufallen höre und andere köstlichere sich öffnen sehe, glaube ich nicht mehr bloß, nein, weiß ich: Gott ist, — und die Rückkehr zu Ihm ist Erlösung und das letzte Glück. In Ihm wirst Du mich wiederfinden. Weine nicht. Meine Seele ist ein Stern am Himmel. Mutter, ich bin froh und freue mich des Augenblickes Qual, mit der ich mir den Tod erkaufen muß. Mutter, verstehst Du mich? Ich war immer hungrig nach Schönheit und Glück. Und auch jetzt kann ich mit dem Glück dieser Erde mich nicht mehr begnügen und steige zum höheren auf. Mutter, versteh mich: dann freust Du Dich. Diese Erde ist von mir genossen. Jetzt kommt — — Mutter, liebe den Himmel: noch in dieser Nacht wird mein Stern aufgehen! —

II.

An die Geliebte.

„Morgen" war das letzte Wort, das ich Dir sagte. Ich verließ Dich nach einer Nacht der seligsten Liebe; ich schloß das Fenster, durch das die letzte Wärme der Jahreszeit geströmt war, uns zu entflammen; ich ging hinaus und sagte in der Tür — Du saßest vornübergeneigt im Bett und ich sah Deine Augen glänzen — „Morgen" sagte ich in der Tür; noch höre ich Deinen Atemzug — — Ich kam wieder, und Deine Tür war mir verschlossen. Deine Tür, hinter der Du einen andern küßtest. Hast Du gehört, daß ich etwas gesagt hätte? Hast Du gehört, daß ich geweint hätte? Ich habe nicht geweint, Du hast es nicht gehört. Nein, ich habe nicht geweint: denn — ich habe Dich nie geliebt. — O, ich sehe Dich: Du wirst blaß und Deine Lippen zittern. Aber — ich habe Dich nie geliebt . . . Ich habe Dich geküßt, ich habe genossen, was Du zu bieten hattest, — aber nicht Dich, eine andere habe ich in Dir geliebt. Du glichst ihr, Du hattest ihren Wuchs und ihre Stimme, Du hattest ihren Gang, und wenn Du den Arm hobst, Dein Haar zu lösen, so warst Du nur der Spiegel, in dem sie mir erschien. Aber sie versagte sich mir, floh vor mir — da fand ich Dich, fand ich sie, sie in Dir. Liebe zu ihr, Verzweiflung war es, die mich trieb, Dich, nein: sie in Dir zu lieben. Aber Dich, Dich, nein, Dich hab ich nie geliebt. — Ich sehe Dich, die ich Dich belogen, betrogen, gekränkt, erniedrigt habe. Du als Du galtest mir nichts. Deine Küsse gehören mir, und jeder Deiner Seufzer hat mir gehört. Aber nie hast Du etwas von mir besessen; alles war der andern eigen! Du gabst Dich mir, ich mich Dir nicht. Ich habe Dich nie geliebt! — Ich stand vor Deiner verschlossenen Tür. Weißt Du, warum? Dir Adieu zu sagen. Die andere war gekommen, die andere, die Wahre, die Einzige und hatte sich mir versprochen. Hörst Du? ich war gekommen, Dir Adieu zu sagen. Und heute, heute hat die andere mir gehört. O sie, mein lächelndes Entzücken! O, was warst Du, und was ist sie! Ja, Du! ich habe Dich nie geliebt. Hasse mich doch, hasse mich. Heut hat die Liebe sich mir erfüllt. Nun ist mein Leben vollkommen, das letzte Glück ist erschöpft, und ich sterbe. Sterbe? Meine Liebe zu ihr ist der Pulsschlag meines Lebens; und ich bin unsterblich, da sie ewig ist. Aber diese Erde ist für mich genossen und nach diesen Freuden keine andern hier unten mehr möglich. — Das wollte ich Dir sagen, Dir, die ich nie geliebt habe. Ich will keine Lüge hinter mir lassen; denn die Liebe zu ihr, zu der anderen, hat mich rein gemacht. Adieu. Ich danke Dir, danke Dir für das Jahr Liebe, das Du mir schenktest. Ein wenig beschämt bin ich: Du hast mir viel, hast mir alles gegeben; und ich habe nur genommen, und Du hast nichts von mir. Du! ich möchte Deine Augen sehen, in denen diese Worte stehen! Wer ist der andere, den Du liebst? Ich — was geht's mich an! Ich danke Dir, ich segne Dich. Liebe, wen und soviel Du willst. Ich habe Dich nie geliebt. In dieser großen Stunde bin ich wahr. Ehe der Mond aufgeht, pulst mein Herz im All. Ich werde lächeln, wenn mein letzter Atemzug ihren, ihren Namen der Nacht verraten wird. Ich werde allein sein; nichts soll um mich sein als ihre Liebe. So sterbe ich. Ich muß: mein Glück ist nicht von dieser Welt. Leb wohl. Wirst Du um mich trauern? Wirst Du mich vergessen? Wirst Du — Ich frage nicht danach. Leb wohl.

III.

An den Freund.

Und Du, mein Freund? — Das ist das letzte, was Du von mir hörst: in einer Stunde bin ich — gewesen! — Von diesem Leben Abschied nehmen, bedeutet für mich mehr als für einen andern. Gewiß erwartet jeder vom Leben mehr, als es geben kann; aber so wünschevoll, so träumereich und sehnsüchtig wie ich, ist noch keiner gewesen. Ich verlasse nicht nur dieses Leben, sondern alles, was ich geträumt, gehofft und — gefunden hatte: Liebe und Freundschaft. — Freund, ich weiß: es gibt keine Seligkeit, es gibt kein „Drüben" und keinen Gott. Und wenn doch dieses alles ist, so habe ich es nur verscherzt mit dieser Stunde des Abschieds. Ich habe gelogen! Meine Mutter wird Dir den Brief geben, den ich ihr schrieb (Du gibst ihr diesen nicht!). Meine Mutter! Du weißt, ich habe sie nie geliebt. Sie war mir im Wege und nichts als Not und Qual. Sie verstand mich nie, und ihre falsche, blinde Liebe war das Unglück meines Lebens. — Freund, ich sterbe in Angst und Grauen. Ich erwarte nichts hinter dem Tode als die bitterste Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit. Und wie ein Kind, wie ein schwärmender Jüngling töte ich mich, weil sie mich nicht mehr liebt. Ich ertrage es nicht, daß sie einen andern liebt. Wo ist mein Mannesstolz? Ach, Liebe! Sie war das Herz meines Lebens, und es steht still, da sie erloschen ist. O, wie liebe ich sie. Ich sterbe, weil sie ihre Liebe aus meinem Herzen gerissen und einem andern geschenkt hat. Sie wirft mich weg, nun hebt der Tod mich auf. Ich kann nicht leben. Das begriff ich, als ich ihre Tür vor mir verschlossen fand. Ich kann sie nicht entbehren. Ich bete für sie, und ich fluche ihr. Ich hasse sie. Ich wollte sie töten. Ich will mich rächen. O Gott, sie hat mich nie geliebt. Ich fühle es. Sie hat mich nie geliebt. Und in mir ist nicht ein Gedanke, der nicht ihr gehörte, nicht ein Nerv, der nicht nach ihr zitterte, nicht ein Tropfen Blut, der nicht von ihr vergiftet wäre. Ich hasse sie. Was kann ich ihr antun! O, wie ich sie liebe! Wie soll der Tod über mich kommen können! Wie soll die Kugel in die Stirn dringen, die ihre Küsse heiligten! Wie soll mein Mund erstarren, der an dem ihren lebendig wurde! Wie sollen die Augen brechen, in denen ihre Schönheit stand, und wie die Hände erkalten, die in ihren Wundern schwelgten! Durch die Nacht des Todes kommt ihr Bild und sieht mich an — und es ist stärker als der Tod — Nein, nein! Ich werde tot sein, und sie wird leben. Ich kann sie nicht mehr schauen, und andere sehen sie! Ich habe alle Bilder verbrannt, die ich von ihr gemalt habe. Ach, daß nie ein Auge mehr auf ihr ruhte!

Freund, liebe Bruderseele, ich verzweifle auch an meiner Kunst. Ich vermag nichts. Nie hat ein Malerauge köstlichere Visionen gehabt als das meine. — Ich nehme den Pinsel zur Hand — o, meine verfluchte Hand! Ich habe alle meine Bilder vernichtet. Nichts von mir hat das Leben verdient. Ihr werdet von mir nichts finden als den toten Leib . . . Ich werde zittern, wenn ich die Waffe ansetze. Ich fürchte mich.

Digitized by Google

Mir graut. Mein Gesicht wird verzerrt sein, mein Gesicht, das sie schön fand, das sie liebte, das sie küßte . . O, ich weiß: sie war nichts als schön. Aber ich, ich habe sie geliebt, geliebt! Und trotz des Grauens vor dem Tode und meiner unsäglichen Angst ist es nur fast ein kleines Glück, daß ich an der Liebe zu ihr sterben kann. — Was wird kommen? Ja, Du hast keinen Trost für mich. Was wird kommen? Von nirgendher eine Antwort. Ich spüre die Hand nicht mehr, die dies schreibt. Angst und Furcht sitzen in meinem Innern und martern mich. O Leben! Wie kann ich die Welt verlassen, in der sie ist? wie die Augen schließen, die sie noch sehen könnten? Sie lebt noch und liebt . . Und ich? — — Wahnsinnig bin ich. Fühlst Du es? Wahnsinnig vor Angst, Verzweiflung und Liebe. Geh hin und töte sie! töte sie! Sie soll nicht für andere leben, nachdem sie ein Jahr für mich gelebt hat! O, wie kann sie leben, wenn ich nicht mehr bin! Aber sie hat mich nie geliebt. Kann sie meine Liebe vergessen, genügt ihr andere, nachdem sie meine kennt? Gehe hin und töte sie. Nein, nein, gehe nicht hin! Auch Du müßtest sie lieben! Und auch auf Dich wäre ich eifersüchtig im Grabe — im Grabe . . Was erwartet mich? Ich kann mich von dem Leben nicht losreißen. Es hält mich fest mit allen seinen Schönheiten. Erbarme Dich! O daß ich beten könnte! — Muß ich sterben? Muß ich? — Wohl, wohl — Eine kleine Welle war ich im Ozean des Lebens, die ihrer selber froh in der Sonne glänzte und sich wie eine königliche Woge aufhob, um sie, sie zu tragen. Nun kommt die Flut und verschlingt mich, und ich bin nur noch ein Teil der Unendlichkeit, ein Nichts, nicht mehr für mich selber da. Aber als sie mich noch liebte, da war ich die Ewigkeit und Einzigkeit, war ich alles und in allem, König und Gott. Als sie mich noch liebte — o, als sie mich liebte — —, nun ist's nur noch ein Wort. —

IV.

Der „Lokalanzeiger" berichtete in seiner Abendnummer vom 26. November 1903:

„Ein Selbstmordversuch" erregte gestern im Tiergarten — merkwürdigerweise — die größte Heiterkeit. Passanten hörten in der Nähe des Neuen Sees einen Schuß fallen und fanden — hinzueilend — einen äußerst elegant gekleideten, anscheinend leblosen jungen Mann auf einer Bank liegen, den noch rauchenden Revolver in der Rechten. Man richtete ihn auf, konnte aber trotz allen Suchens keine Wunde entdecken. Schließlich stellte es sich heraus, daß der junge Mann (man munkelt, es sei ein Maler H. W aus der Potsdamerstraße) nur aus Schreck über sein Vorhaben und seinen Mut in Ohnmacht gefallen war, während die Kugel in einen Baum geschlagen war. Zu sich gekommen, suchte der tapfere Selbstmordkandidat unter Zurücklassung der Waffe und dem erbarmungslosen Gespött der Umstehenden schleunigst das Weite.

Kurt Münzer.

Das Mittelmeergebiet, seine geographische und kulturelle Eigenart. Von Alfred Philippson. Mit 9 Figuren im Text, 13 Ansichten und 30 Karten auf 15 Tafeln. Leipzig 1904. Druck und Verlag von B. G. Teubner. VIII u. 266 S. 8°.

Die Verschiedenheit in der Auffassung dessen, was Geographie ist und will, springt recht den Lich in die Augen, wenn man das vorliegende Buch mit älteren Darstellungen verwandten Inhaltes vergleicht. Der Gegenstand ist derselbe; auch die Kapitelüberschriften sehen ziemlich ähnlich aus; trotzdem ist die Gegensätzlichkeit eine so stark hervortretende, daß sie auch der Nichtfachmann sofort bemerken muß. Vor allem fehlt alles statistische Material in der großen Mehrzahl der Abschnitte, und wenn die ganz zum Schluß gegebenen, eine Vergleichung anregenden Daten dieser Art weggeblieben wären, würde es kaum auffallen. Ebenso spielt die politische Zugehörigkeit der genannten Länder und Städte nur eine ganz untergeordnete Rolle. Wir haben es eben mit einem Probestück der „Länderkunde" zu tun, einer noch jungen Wissenschaft, deren Notwendigkeit erst von Karl Ritter gefühlt worden ist, deren Ausbau sich sogar erst in den letzten Jahrzehnten vollzogen hat. Der behandelte Erdraum soll so geschildert werden, wie er wirklich ist und wie er auch sein würde, wenn die Territorialverhältnisse andere wären; und mit der Aufgabe, ein wirklich treues, lebenswahres Bild eines gegebenen Stückes der Erdoberfläche zu entwerfen, verbindet sich die weitere, allenthalben den genetischen und kausalen Beziehungen nachzugehen und zu zeigen, warum Natur und Menschheit sich unserem Blick so, wie es tatsächlich der Fall ist, darstellen, wie sich die Entwicklung von früheren zu den heutigen Zuständen vollzogen hat. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß ein mit dieser Seite seines Faches vertrauter Geograph, wenn ihm andererseits zuverlässige literarische und kartographische Hilfsmittel zur Verfügung stehen, eine landeskundliche Skizze muß zeichnen können, allein ebenso sicher ist es, daß dieselbe lebensvoller und ansprechender ausfallen wird, wenn sich der Autor auf eine entsprechende Autopsie stützen und durchweg aus dem Schatze eigener Erfahrung schöpfen kann. Dies trifft nun hier vollständig zu, denn des Verfassers „Peloponnes" hat ihn bereits als trefflichen Kenner Griechenlands dokumentiert, und dort finden sich alle Eigenschaften des ganzen Mittelmeergebiets typisch zusammen. Das letztere ist überhaupt eine wahre geographische Einheit, klimatisch, tektonisch, anthropogeographisch haben die einzelnen Bestandteile ungewöhnlich viel miteinander gemein. Eine Landeskunde Rußlands zu schreiben, wäre in diesem Sinne gar nicht möglich, weil dort der zufällige Umstand, daß das Geschick der Schlachten und Verträge so viele ganz heterogene Provinzen dem nämlichen Szepter untertan gemacht hat, das einzige einigende Band abgibt. Beim Küstenlande des Mittelländischen Meeres verhält es sich trotz größter politischer Buntscheckigkeit gerade umgekehrt.

Eine kurze Inhaltsübersicht mag dartun, wie der Verfasser sich sein Vorhaben zurechtgelegt hat. Er beginnt mit einer geologischen Geschichte des Meerdeckens, das durch seinen Zusammenbruch das Gerüste der umgebenden Gebirge gestört hat und durch seine Vulkane und Erdbeben noch jetzt bekundet, daß die Narbe, die der Haut des Erdkörpers durch jene Kette gewaltiger Eingriffe zugefügt ward, noch weit vom Verharschen entfernt ist. Hieraus wird die Morphographie des in zwei scharf getrennte Abteilungen zerfallenden Binnenmeeres besprochen und, damit zusammenhängend, die Beschaffenheit des Wassers und die Natur der dasselbe durchziehenden Bewegungen auseinandergesetzt. Eine sehr detaillierte Charakteristik der Küstengliederung leitet über zur Klimatologie, die am meisten dazu beiträgt, die Zusammengehörigkeit dieses subtropischen Zonenteils in das richtige Licht zu stellen, obwohl auch da Klimaprovinzen unterschieden werden können. Sehr zu billigen ist die vorurteilslose Würdigung der leider sehr verbreiteten Malaria und ihrer Bedingtheit durch Stechfliegen; andererseits darf erklärt werden, daß der Windname „Bora" nicht italienischen, sondern slawischen Ursprungs ist. Auch in den Gewässern spricht sich der klimatische Charakter aus, und nicht minder ist davon, wie wir hier lernen, die Bodenbildung abhängig. Mit entschiedener Vorliebe ist die Physiognomie der Pflanzenwelt, kürzer, aber durchaus zureichend, die Fauna bearbeitet. Endlich geht der Verfasser noch näher auf die mediterrane Menschheit in ihren religiösen und ethnographischen Eigentümlichkeiten ein und läßt auch interessante Streiflichter auf die Produktion und den — weiterer Ausbildung sehr bedürftigen — Verkehr fallen.

Für die Außenseite des Werkes sowie für seine Ausstattung mit Bildern und Karten hat die wohlbekannte Verlagshandlung reichlich Sorge getragen. Wir machen namentlich auf das die eigenartigen Niederschlagsverhältnisse veranschaulichende Regenkärtchen aufmerksam. Die Abbildungen sind gut gewählt und geben eine klare Vorstellung von dem Wechsel absoluter Nacktheit der karstartigen Felsen und der immergrünen Flora, die in Buschdickichten und lichten Wäldern das Landschaftsbild bestimmen hilft.

München. S. Günther.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 32. Berlin, den 7. Mai 1904. 21. Jahrgang.

Die Aktion

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Kaiser Wilhelm II. ist von seiner Mittelmeerfahrt anscheinend gesund und neu gekräftigt zurückgekehrt. Seit seiner Heimkehr hat er bereits bei zwei Anlässen, in Karlsruhe und in Mainz, Reden gehalten, die besondere Beachtung gefunden haben. Sie atmen nämlich beide so ungewöhnlich wenig politischen Optimismus, daß es geradezu auffällt. Wenn auch nicht anzunehmen ist, daß der Kaiser Veranlassung hat nehmen wollen, auf unmittelbar bevorstehende Gefahren für Deutschland hinzuweisen, so scheint er doch die glückliche Befriedigung über unsere politische Gesamtlage nicht zu empfinden, die der Reichskanzler und die ihm ergebene Presse bis in die letzte Zeit hinein öffentlich zur Schau getragen haben.

Seit den ersten überraschenden Nachrichten vom unvermuteten Hereroaufstand in Südwestafrika hat eine lebhafte Debatte über die Fähigkeiten des Gouverneurs Leutwein und über den Nutzen oder Schaden seines Verwaltungssystems eingesetzt. Dieses Verwaltungssystem besteht, kurz gesagt, in dem Versuch, die unterworfenen Eingeborenenstämme durch möglichst humane Behandlung mit ihrem Los auszusöhnen und im allgemeinen die preußisch-deutsche Schneidigkeit nicht in Reinkultur nach Südwestafrika zu übertragen. Gegen das „System Leutwein" wurden die öffentlichen Ankläger aus der Kolonie selbst und in der Heimat immer zahlreicher, je unglücklicher die Nachrichten aus dem Hererofeldzug lauteten. In den letzten Wochen war dementsprechend der Widerstreit der Urteile für und wider Leutwein am heftigsten. Da kam plötzlich und unerwartet die Nachricht, daß an Leutweins Stelle zum Oberbefehlshaber der Truppen in Deutschsüdwestafrika Generalleutnant v. Trotha ernannt sei, der vor Ausbruch der Chinawirren bereits in Ostafrika tätig war und am Chinafeldzug mit Auszeichnung teilgenommen hat. Seine Ernennung ist ihm selbst so überraschend gekommen, daß er noch wenige Stunden vor ihrem Bekanntwerden in allen Blättern das Gerücht von dieser Lösung der Leutwein-Frage dementieren ließ. Das deutet nicht auf einen von langer Hand vorbereiteten Kommandowechsel, sondern auf plötzliche Entschließungen des Kaisers hin. Vielleicht erklärt sich aus ihnen auch der auffallende Umstand, daß die Neuregelung der Dinge immer noch weitere Unerklärlichkeiten bestehen läßt. Leutwein soll einstweilen Gouverneur von Südwestafrika bleiben. Er, der seit Jahren die Verantwortung und die höchste Militär- und Zivilgewalt in der Kolonie gehabt hat, soll sich jetzt, mitten im Kampf, auf das Altenteil des Zivilgouvernements zurückziehen; ein militärisch höherstehender Truppenbefehlshaber soll seine kriegerischen Operationen „nach den Anweisungen des Gouverneurs" einrichten. Das scheint eine Kette von neuen Verwicklungen im Gefolge zu haben, die der Kolonie natürlich nicht zum Heil dienen können. Mit Befriedigung erfüllt gegenwärtig nur der eine Umstand, daß der Ernst der Lage nun endlich auch an den maßgebenden Stellen erfaßt zu sein scheint. Wenigstens muß man das aus der Entsendung eines Divisionskommandeurs und einer Verstärkung von mindestens 1500 Mann schließen, die er mitbekommen soll. Es würden dann insgesamt 4500 deutsche Soldaten in Südwestafrika sein. Daß mit ihnen der Feldzug, der sich immermehr zu einer ernsthaften kriegerischen Aktion auswächst, b a l d beendet werden kann, das wagt freilich noch immer kein Kenner der Verhältnisse bestimmt zu versichern.

Die Nachwahl in Altenburg hat der Sozialdemokratie abermals einen Wahlkreis entrissen, den sie bereits zu ihrem sicheren Besitzstand rechnen zu dürfen glaubte; noch vor Jahresfrist hatte sie ihn gleich im ersten Wahlgang mit 1200 Stimmen Vorsprung gewonnen. Diesmal ist der starke Stimmenrückgang besonders beachtenswert: während die konservativ-bündlerischen Gegner 600 Stimmen neu gewannen, büßten die Sozialdemokraten 1200 ein. Dies Ergebnis ist weit signifikanter als das von Zschopau-Marienberg, denn in Altenburg fallen alle Gründe persönlicher Verärgerung und taktischen Unverstandes fort, die in Zschopau-Marienberg die sozialdemokratische Niederlage in erster Linie verursacht hatten. Diesmal war es eine normale Nachwahl, in der mit Anspannung aller Kräfte und mit Einsetzung der hervorragendsten Parteiführer gekämpft wurde. Gewiß hat die vielgerühmte, vortreffliche Zweifrontentheorie der Freisinnigen Volkspartei, die hier ebenso wie in Eschwege-Schmalkalden bei der Entscheidung zwischen Reaktionär und Sozialdemokrat zum Verzicht auf jede Wahlparole und zur bedingungslosen Unterstützung der Reaktion geführt hat, ihren reichlichen Anteil am Sieg des konservativen Bündlers Portzig. Aber in erster Linie trifft doch die Verantwortung für den Verlust die Sozialdemokratie. Nachgerade muß es auch den Hoffmann und Zubeil klar werden, daß die Ketzergerichte à la Dresden und die persönlichen Gehässigkeiten à la Göhre die Partei um viele Mitläufer und damit um ihre Werbekraft gebracht haben. Ein Vorgehen, wie es erst jüngst wieder die Berliner Parteiunteroffiziere gegen ein noch nicht einmal erschienenes Montagsblatt von Ed. Bernstein für gut hielten, muß diese Wirkung noch verstärken.

Altenburg bedeutet für Bebels Freunde eine eindringliche und allerdings auch recht notwendige Bußpredigt. An dieser Bußpredigt kann freilich auf bürgerlich-liberaler Seite nur der reine Freude haben, der den gleichzeitigen Siegesjubel der Reaktion überhört. Am wenigsten Grund zur Freude über die sozialdemokratische Niederlage haben zweifellos die Wähler der Freisinnigen Volkspartei. Sie müssen sich jetzt nicht nur obendrein

Digitized by Google

noch in der reaktionären Presse ob ihres „wackren" Verhaltens preisen lassen, sondern zur Belohnung für ihre wertvolle Wahlhilfe in Altenburg soll ihnen jetzt auch gestattet werden, im Wahlkreise Frankfurt-Lebus gleich im ersten Wahlgange für Herrn — Bassermann, einen Hauptfaiseur des berüchtigten Antrags Kardorff zu stimmen. Dieser Freisinn erficht Sieg auf Sieg über die Sozialdemokratie. Er verschafft in Eschwege-Schmalkalden dem Antisemiten, in Altenburg dem konservativen Bündler, in Frankfurt-Löbus einem Hauptbeteiligten am Kardorffschen Rechtsbruch Mandate. Kann man wirksamer für den entschiedenen Liberalismus arbeiten?

Die erste Lesung der Kanalvorlage hat dem preußischen Abgeordnetenhaus eine Reihe „großer Tage" verschafft. Freilich scheint der preußische Ministerpräsident Graf Bülow diese Tage der grundsätzlichen Entscheidung über die wasserwirtschaftlichen Vorlagen nicht zu den besonders wichtigen zu rechnen. Denn er hält seine Anwesenheit im Landtag für unnötig und seine Vertretung durch den neu geadelten Verkehrsminister und den feudalen Finanzminister für hinlänglich ausreichend. Wahrscheinlich ist er der allerdings nicht unbegründeten Meinung, daß die Regierung in der Kanalkampagne sich nun schon soviel Niederlagen geholt hat, daß größere Blamagen kaum noch zu befürchten sind. Und doch setzt die ostelbische Junkervertretung im Abgeordnetenhaus allem Anschein nach ihre ganze Kraft daran, von dem Kanaltorso noch einen weiteren Fetzen abzuschneiden und die Lächerlichkeit des ganzen Unternehmens damit um so eindrucksvoller zu machen. Das Stück Bevergern—Hannover scheint nach den bisherigen Ergebnissen der Debatte stark gefährdet zu sein. Man will allem Anschein nach nur den Dortmund-Rhein-Kanal annehmen. Nicht nur daß mit ihm statt einer Verbindung des Westens mit dem Osten die Trennung offen deklariert würde: man würde mit diesem Kanalstück auch geradezu die Konkurrenz der niederländischen Häfen den deutschen Nordseehäfen gegenüber erheblich stärken. Die konservativen und freikonservativen Bündler wollen ohne Rücksicht auf das Wohl des Westens den Kanaltorso weiter zerstückeln, um auch den letzten Anreiz für die Regierung zur späteren Weiterführung der jetzt etwa zustande kommenden Teilstrecke zu beseitigen. Sie wollen außerdem die Verschleppung der Kanalberatungen, um möglichst lange einen Trumpf für die Handelsvertragspolitik im Reich in den Händen zu behalten. Sie werden die ostelbischen Wasserstraßen, vielleicht den Großschiffahrtsweg von Berlin nach Stettin, die Verbindung der Oder und Weichsel, die Regulierung der Warthe und die Kanalisierung der Oder bewilligen und alles andere — in wohlwollende Erwägung ziehen.

Am 1. Mai hat Friedrich Hammacher in Berlin seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert, und am 8. Mai wird Marcus Pflüger in Lörrach seinen achtzigsten Geburtstag begehen. Beide gehören zum Geschlecht der Achtundvierziger, die in der revolutionären Sturm- und Drangperiode ihr volles Herz nicht wahrten. Beide traten später in die nationalliberale Partei über. Ihr Weg trennte sie erst im Jahre 1880. Marcus Pflüger machte die Sezession der freihändlerischen Nationalliberalen mit und wurde mehr und mehr nach links geführt. Friedrich Hammacher blieb bei der alten nationalliberalen Partei, der er ein kluger Führer wurde. Ein politischer Opportunist, war Hammacher aufrichtigen liberalen Ideen stets zugetan. Er hätte diesen Ideen gern größeren Einfluß gewünscht, aber er fand sich auch mit dem ab, was er nicht glaubte ändern zu können. Marcus Pflügers Liberalismus trägt ein einfacheres Gepräge. Auch seine treuen Dienste sollten nicht vergessen werden. Der deutsche Gesamtliberalismus hat Ursache, beide Männer in Ehren zu halten.

Die nationalliberale Partei hat sich zu einer politischen Tat genötigt gesehen. Der nationalliberale Abgeordnete Menck-Altona hatte sich vor Wochen öffentlich gegen das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Reichstagswahlrecht ausgesprochen. Nachdem der nationalliberale Parteivorstand ihn sanft rektifiziert hatte, bedauerte nicht etwa Herr Menck, daß er aus der Schule geplaudert habe, sondern er verteidigte sich noch in einem Artikel der „Hamburger Nachrichten", in dem es hieß:

„Keiner will als Vertreter der Revolution von oben erscheinen. Im Herzen sind wir alle gegen das allgemeine Stimmrecht, das ist die Antwort, mit der man sich begnügen muß. Da mag man sich doch fragen: ist es statthaft, mit solch innerer Unwahrheit Politik treiben zu wollen? Als ehrliche Männer sind wir verpflichtet, offen Farbe zu bekennen."

Gegen dieses Auftreten wandte sich zunächst in eindrucksvoller Kundgebung der liberale Verein von Altona, der aus Liberalen aller Richtungen besteht. Niemand in der zahlreich besuchten Protestversammlung billigte auch nur entfernt das Vorgehen Mencks, und die nationalliberale Parteileitung wurde interpelliert, wie sie sich in Zukunft zu diesem Fraktionsmitglied zu stellen gedenke. Die Antwort veröffentlichte umgehend die „Nationalliberale Korrespondenz": Das consilium abeundi für Herrn Menck. Inzwischen ist dieser versehentlich unter Liberale geratene politische Neuling in das Lager der Freikonservativen übergetreten. Dort wird ihm weder Herr v. Kardorff noch sonst einer von seinen neuen Parteifreunden verübeln, wenn er offenkundig gegen das Reichstagswahlrecht auftritt. Bezeichnend am Fall Menck ist übrigens die Tatsache, daß der jetzt Gemaßregelte bereits in der Wahlbewegung seine Altonaer Wähler nicht im geringsten im Unklaren über seine reaktionären Ansichten und seine Beurteilung des Reichstagswahlrechts gelassen hat. Daß er trotzdem mit starker Unterstützung freisinniger Wähler gewählt werden konnte, ist ein sehr unerfreulicher Beweis für die Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit weiter liberaler Kreise in bezug auf das grundlegende Staatsbürgerrecht, das freie Wahlrecht.

Drei Monate nach dem Ausbruch des russisch-japanischen Krieges hat nun endlich die ernsthafte Waffenentscheidung zu Lande begonnen. Die Japaner haben den Uebergang über den Jalu in blutigen Gefechten erzwungen und die Russen zur Aufgabe ihrer befestigten Stellung in Antung und zum Rückzug nach Fönghwangtschön genötigt. Ein bemerkenswerter Erfolg nicht nur japanischer Truppenübermacht, sondern auch japanischer Kriegskunst. Je lauter man auf russischer Seite versichert hatte, daß das Kriegsglück ins Gegenteil umschlagen werde, wenn nur erst die Kämpfe vom Wasser aufs Festland verlegt sein würden, und je eifriger man an den Befestigungen des rechten Jalnufers gearbeitet hat, um so peinlicher muß jetzt dieser erzwungene Rückzug der Russen berühren. Rußland hat an Prestige allmählich soviel verloren, daß es der größten Erfolge in nächster Zeit bedarf, nicht nur um die seitherigen Niederlagen wieder gut zu machen, sondern vor allem, um die Neutralität Chinas weiterhin zu erzwingen. Die immer bestimmter auftretenden Meldungen von Kooperationsplänen zwischen Japan und China können als Gradmesser für die Einschätzung russischer Macht im Kaiserpalast zu Peking angesehen werden.

* * *

Digitized by Google

Ein Kulturjubiläum.

Weltausstellungen sind der alten und auch der neuen Welt längst nichts Neues mehr. Man weiß es im voraus, daß jede neue Ausstellung ihre Vorgängerinnen in vielen Beziehungen übertrifft und in noch mehr Beziehungen ihnen gleicht. Das wird man auch von der Weltausstellung in St. Louis, die am 1. Mai förmlich eröffnet ist, sagen können. Was sie vor anderen Weltausstellungen auszeichnet, ist der Jubiläumsgedanke, auf dem sie beruht. Zwar auch der Chicagoer Weltausstellung lag eine solche Jubiläumsidee zugrunde; es handelte sich um die Feier der 400 Jahre zurückliegenden Entdeckung Amerikas. Aber wenn auch der Erdteil Amerika im Jahre 1492 entdeckt wurde, von einer Kultivation jener Länderstrecken, die heute die Vereinigten Staaten von Amerika bilden, war noch Jahrhunderte darauf ernstlich kaum die Rede. Noch vor hundert Jahren war der eigentliche Kern des gewaltigen Landes beinahe unbekanntes Gebiet.

Jenes Louisiana, das am 30. April 1803 gegen Zahlung einer Summe von 15 Millionen Dollars aus französischem Besitz in den der Vereinigten Staaten überging, war nicht viel mehr als ein geographischer Begriff. Okkupiert war nur ein kleiner Teil dieses vom mexikanischen Meerbusen bis an die kanadische Grenze sich erstreckenden riesenhaften Terrains, auf dem Indianer und Büffelherden, die nach Millionen Stück zählten, frei hin- und herschweiften. Frankreich hatte vordem auch die Länderstrecken am linken Ufer des Mississippi besessen, diese aber an England verloren. Das Louisiana, das Napoleon I. den Vereinigten Staaten verkaufte, war der übriggebliebene Besitz rechts vom Mississippi. Auf jenem Territorium sind heute ein Dutzend Einzelstaaten der amerikanischen Union erwachsen, und St. Louis, beim Verkauf von Louisiana eine kleine Ansiedlung von noch nicht 1000 Seelen, zählt heute zirka $^3/_4$ Millionen Einwohner und ist die kommerzielle Hauptstadt des ganzen ehemaligen Louisiana.

Daß die ungeheure kulturelle Entwicklung in diesem abgelaufenen Jahrhundert gerade in St. Louis durch eine Weltausstellung gefeiert wird, ist deshalb wohl zu verstehen. Die Amerikaner werden auf dieser Ausstellung zeigen, was sie heute auf dem Gebiet der Gütererzeugung vermögen. Sie wünschen die alte Welt durch ihre enormen Fortschritte in Erstaunen zu setzen, insbesondere auch durch die Fortschritte, die sie seit elf Jahren, seit Chicago, gemacht haben. Sie werden ihren Zweck erreichen und manche superlative Bezeichnung, für welche der Amerikaner so sehr empfänglich ist, einheimsen. Aber das interessanteste und bedeutsamste, was Amerika besitzt, läßt sich nicht in Weltausstellungen sichtbar darstellen. Der amerikanische Unternehmungsgeist kann wohl in einzelnen Früchten nachgewiesen, aber nicht in seiner die ganze Nation durchströmenden Kraft dargestellt werden. Es ist der Geist, der sich den Körper baut, und in Amerika war es der Geist der Freiheit, der den Kraft strotzenden Riesenkörper der Union aufgebaut hat. Auch die Freiheit kann mißbraucht werden und wird in den Vereinigten Staaten wahrlich oft genug mißbraucht; aber was sie als Kulturmittel zu Wege bringen kann, das zeigt die Entwicklung von Louisiana. Man hätte über dem Hauptportal der Weltausstellung in St. Louis die Worte des englischen Staatsmannes Charles James Fox, der die Rechte der amerikanischen Kolonien dem Mutterlande gegenüber so nachdrücklich zu vertreten wußte, anbringen sollen: „Ist die Liebe zur Freiheit eine Illusion, so ist sie jedenfalls eine solche, die mehr von den besten Eigenschaften und Kräften des menschlichen Geistes zutage gefördert hat, als alle anderen Ursachen zusammengenommen."

Justus Werner.

Die Gesetzentwürfe zur Verhütung von Hochwassergefahren.

II.

In vielen Fällen ist es notwendig, um eine einheitliche Regelung des Hochwasserprofils der Flüsse herbeizuführen, entschneidende Eingriffe in das Privateigentum vorzunehmen. Das gilt in erster Linie von Zurückverlegung von Deichen zur Erweiterung des Hochwasserprofils, von der Niederlegung ganzer Deichstrecken um Zurückhaltungsgebiete für Hochwasser zu erhalten, von der ringförmigen Eindeichung von Ortschaften oder industriellen Anlagen. Natürlich kann den Interessenten, wenn ihre Privatinteressen zugunsten des öffentlichen Interesses beeinträchtigt werden, nicht zugemutet werden, solche Arbeiten auf eigene Kosten zu übernehmen. Hier muß die Allgemeinheit eintreten, ja, sie muß die Interessenten, die dadurch geschädigt werden, auch entschädigen. Diese Schädigung tritt ein, einmal, indem bisher hochwasserfreies, eingedeichtes Land in den Ueberschwemmungen ausgesetztes Land, das natürlich weniger Wert hat, umgewandelt wird, wodurch eine Wirtschaftsbeschränkung notwendig wird. Im Vorflutgebiet soll demnach den Besitzern eine bestimmte Art von Benutzung untersagt oder vorgeschrieben werden können. Meist wird es sich darum handeln, den Ackerbau hier zu untersagen, aber auch die Anpflanzung von Bäumen und Gesträuch, namentlich von Niederholzung, welche den Abfluß aufs stärkste beeinträchtigt. Es kann sogar angeordnet werden, daß bestehende Holzungen, namentlich Niederwald, aber auch Weidenkulturen, beseitigt oder nur in bestimmter Höhe gehalten werden. Wo solche Wirtschaftsänderungen eintreten, wird es vielfach notwendig werden, um wirtschaftlich zweckmäßige Verhältnisse für die einzelnen Anlieger zu schaffen, die Grundstücke umzulegen, damit nicht der eine Besitzer in Zukunft nur Acker, der andere nur Wiesen oder Holzung hat. Den zuständigen Generalkommissionen erwächst hier ein neues Arbeitsfeld, dem sie bei ihren Erfahrungen gerade auf diesen Gebieten voll gewachsen sein dürften. Gegen ihre Beschlüsse soll sowohl den Beteiligten wie dem Regierungspräsidenten die Beschwerde an das Oberlandeskulturgericht zustehen.

Wo Deiche neu angelegt oder bestehende im Interesse des besseren Deichschutzes der hintergelegenen Länder normalisiert, erhöht oder verstärkt werden, werden die Kosten natürlich von den vorhandenen oder neu zu bildenden Deichverbänden zu übernehmen sein, wobei allerdings nicht ausgeschlossen ist, daß ihnen hierzu sowohl auf Grund des Gesetzes, wie auch aus andern Fonds staatliche Zuwendungen gemacht werden, sobald sie selbst nicht genügend leistungsfähig erscheinen. Wo die Aufwendungen so erheblich sind, daß sie von den Interessenten nicht in Kapital geleistet werden können, wie bei den geplanten Eindeichungen an der unteren Oder, werden diese auf Kosten des Staates hergestellt, von den Interessenten das Anlagekapital mit 3 Prozent verzinst und mit $^1/_2$ Prozent amortisiert. Da eine ganz wesentliche Steigerung der Erträge in den so geschaffenen Poldern zu erwarten steht, so ist bis zum Beweis des Gegenteils anzunehmen, daß dieses Verhältnis für die Interessenten ein günstiges, ihre Leistungsfähigkeit nicht übersteigendes ist, was von ihnen allerdings aufs entschiedenste bestritten wird.

Digitized by Google

Bei in das Privateigentum so tief einschneidenden Maßnahmen muß es als besonderer Mangel der Gesetzentwürfe bezeichnet werden, daß ihre Begutachtung lediglich dem Stromausschuß zusteht, der für die Oder aus dem Oberpräsidenten, dem Oderstrombaudirektor, dem Oberpräsidialmeliorationsbaubeamten, einem Vertreter des brandenburgischen Oberpräsidenten und je drei von den Provinzialausschüssen Schlesiens und Brandenburgs zu wählenden Mitgliedern besteht. Dabei wird nach Anhörung des Provinzialausschusses und des Stromausschusses durch den Oberpräsidenten von Schlesien der Plan durch den zuständigen Minister festgesetzt. Also auch diese Körperschaften haben im wesentlichen nur begutachtende Funktionen. Eine öffentliche Auslegung der Pläne ist nicht vorgesehen, ebensowenig wie ein Rechtsverfahren, nicht einmal ein verwaltungsgerichtliches. Dabei handelt es sich um von einzelnen Verbänden oder Korporationen zu übernehmende Kosten, die im Einzelfall mehrere Millionen Mark betragen können. Mit vollem Recht hat daher der Provinziallandtag von Schlesien nahezu einstimmig beschlossen, daß der Plan vor seiner Festlegung öffentlich auszulegen oder in anderer Weise den Interessenten bekannt zu machen ist, und ihnen Gelegenheit gegeben werden soll, Anträge dazu zu stellen. Dagegen ist dort mit allerdings nur verschwindender Mehrheit ein Antrag abgelehnt worden, wonach auch ein verwaltungsgerichtliches Verfahren gegen die Beschlüsse über Entschädigung und Beitragsleistungen zu den Kosten dieser Maßnahmen zugelassen werden solle. Es ist ja allerdings nicht leicht, eine passende Rechtsinstanz hierfür zu finden. Der ordentliche Rechtsweg erscheint wenig geeignet, da die Richter ganz ausschließlich auf die Sachverständigen angewiesen sein würden, und derartige Prozesse höchst kostspielig und langwierig werden würden, sodaß unter Umständen die Ausführung des notwendigen Gesetzes daran scheitern könnte. Auch das Oberverwaltungsgericht erweist sich als hierzu wenig geeigneter Gerichtshof; weit eher käme das Oberlandeskulturgericht in Betracht, das freilich in den hochwichtigen Fällen, wo es sich um städtische und industrielle Verhältnisse handelt, in seiner jetzigen Zusammensetzung auch nicht genügende Gewähr für sachliche Entscheidungen bietet, das aber zu diesem Zweck sehr wohl durch geeignete Personen ergänzt oder verstärkt werden könnte. Der Zustand, wonach durch einfachen ministeriellen Beschluß einem einzelnen Interessenten Lasten von Hunderttausenden und Millionen aufgebürdet werden können, die vielleicht garnicht in seinem Interesse liegen, ist unhaltbar, wenn es dagegen kein Rechtsmittel geben soll. Hier wird es unumgängliche Aufgabe des Landtags sein, einen Ausweg zu finden.

Im allgemeinen sollen die Kosten der Maßnahmen, die im Interesse der Regulierung der Hochwässer, Deiche und Vorflutverhältnisse erforderlich sind, von der Provinz und dem Staate im Verhältnis von einem Fünftel zu vier Fünfteln getragen werden, wobei der Staat für die Vertiefung des Fahrwassers oder für die Oderregulierung von Küstrin bis Raduhn vorweg sieben Millionen zahlt, da es sich hier lediglich um Arbeiten am schiffbaren Strom handelt und um solche, die unumgänglich notwendig sind, wenn nicht die Arbeiten weiter oberhalb eine weitere Verschlechterung an dieser Strecke herbeiführen sollen. Den Provinzen soll es zustehen, die öffentlichen Verbände oder Korporationen, soweit sie durch diese Maßnahmen Vorteile erlangen, zu den von ihnen übernommenen Kosten heranzuziehen. Insofern es sich um Maßnahmen handelt, die einzelnen öffentlichen Verbänden oder Korporationen zum Vorteil gereichen, sollen die Kosten dafür von diesen nach Verhältnis ihres Vorteils getragen werden; soweit sie nicht leistungsfähig sind, haben Provinz und Staat Beihilfen zu gewähren. Darüber aber, welche Maßnahmen einzelnen Verbänden und Korporationen zum Vorteil gereichen, entscheidet wiederum allein der Minister.

Wie das gemeint ist, geht daraus hervor, daß für die Regulierung der Vorflutverhältnisse bei Breslau die beteiligten Verbände und Korporationen 3,2 Millionen Mark vorweg aufbringen sollen. Da die allein leistungsfähige Korporation hierbei die Stadt Breslau ist, so würde dieser Präzipualbeitrag tatsächlich von ihr übernommen werden müssen, ohne daß sie in der Lage wäre, die einzelnen Interessenten dazu heranzuziehen. Wie in dem vorigen Artikel nachgewiesen, ist die Verschlechterung der Vorflutverhältnisse der Stadt Breslau im wesentlichen auf die Mißstände im Deichwesen an der oberen Oder, den durch die Begradigung des Flußlaufes verursachten rascheren Abfluß der Hochwässer im oberen Gebiet und die im Interesse der fiskalischen Mühlen bestehende obere Staustufe bei Breslau herbeigeführt worden. Die Stadt Breslau selbst hat in den letzten Jahrzehnten für die Verbesserung der Vorflut innerhalb der Stadt erhebliches geleistet. Noch vor wenigen Jahren, als im Interesse der Kanalisierung der oberen Oder, die Breslau nur zum Nachteil und lediglich Oberschlesien zum Vorteil gereichte, der Großschiffahrtsweg um Breslau gebaut wurde, sollte bei dieser Gelegenheit die Vorflut um Breslau in gleicher Weise wie jetzt durch einen Umflutkanal verbessert werden. Das Projekt scheiterte damals an den hohen Forderungen der Grundeigentümer. Damals noch war die Staatsregierung der Meinung, daß es ihre Sache sei, für diese Vorflut zu sorgen, und wollte das Projekt auf ihre Kosten ausführen. Heute scheut man sich nicht, die Lasten, die die leistungsfähigen Schultern des Staates bisher getragen haben, und zu denen er selbst sich bislang verpflichtet hielt, auf die schwächeren Schultern der ohnehin unter enormen Kommunallasten seufzenden städtischen Gemeinden abzuwälzen. Der schlesische Provinziallandtag war einstimmig der Meinung, daß man der Stadt Breslau diese Lasten nicht auferlegen könne. Aber man wird sie dann durch Interessentenverbände tragen lassen, was gegen den bisherigen Zustand zwar ein Rückschritt, aber immerhin besser ist, als daß man sie den Gemeinden aufhalst.

Während zu den Bau-, Betriebs- und Unterhaltungskosten der Schiffahrtswege die beteiligten Provinzen eine Garantie von $^1/_3$ der Verzinsung der Bausumme übernehmen sollen, ist bei den Maßnahmen zur Verbesserung der Vorflut ihre Leistung auf $^1/_5$ der Bausumme begrenzt. Da hierzu, soweit es sich um Maßnahmen an schiffbaren Flüssen handelt, nach meiner Auffassung der Staat verpflichtet ist, so vermag ich darin eine Bevorzugung der Landwirtschaft nicht zu erblicken. Aber diese kommt an vielen andern Stellen zum Vorschein. Aufwendungen an schiffbaren Flüssen, die ausschließlich oder ganz im Vorflutinteresse gemacht werden, werden der Schiffahrt zur Last geschrieben und sollen von dieser durch Abgaben gedeckt werden. Der Durchstich einer Oderschlinge oberhalb Breslaus, welche, wie die Begründung selbst zugibt, zu gefährlichen Eisverstopfungen Anlaß gibt, soll „im Schiffahrtsinteresse" erfolgen, obgleich dieses nur ein ganz sekundäres dabei ist, vielleicht sogar ein gegenteiliges. Eine Verbreiterung des Oder—Spree-Kanals auf der Strecke Großtränke—Wernsdorf zu dem Zweck, daß dieser die Hochfluten der Spree aufnehme und gefahrlos abführe, wird in Anlage-, Betriebs- und Unterhaltungskosten auf das Konto der Schiffahrt geschrieben, obgleich deren Interesse daran ein gegenteiliges ist, da zu befürchten steht, daß nach jedem Hochwasser der Kanal versandet und dann erhebliche Aufwendungen für Baggern notwendig werden. Und so ließen sich noch Dutzende von Beispielen dafür anführen, namentlich im Gebiete der märkischen Wasserstraßen, wo man sich ja in der Lage glaubt, durch Schiffahrtsabgaben solche Kosten decken zu können.

Bereits in der Kommission, welche die frühere wasserwirtschaftliche Vorlage beriet, habe ich gegen ein derartiges, mit dem Artikel 54 der Reichsverfassung im Widerspruch stehendes Verfahren Verwahrung eingelegt. Nichtsdestoweniger geht man heute noch weiter als damals. Dabei kommen die unglaublichsten Inkonsequenzen vor: Bezüglich der Warthe und der nicht kanalisierten Netze, unterhalb Krenz, wird ausdrücklich

Digitized by Google

erklärt, daß, weil die Arbeiten sich auf eine Regulierung des Flußlaufs beschränken, an eine Heranziehung der Interessenten zu einer Garantie durch Abgaben nicht gedacht werden könne. Bei der Havel dagegen wird ausdrücklich erklärt, daß sämtliche Anlagen an der Schiffahrts-Havel (sogar die Kleinbahnbrücken über den Silograben), aus dem Ertrag der auf der Havel zur Erhebung gelangenden Schiffahrtsabgaben zu bestreiten seien. Dabei befindet sich die letzte Schleuse in der Havel bei Rathenow und auch diese ist ebensowenig wie die zu Brandenburg im Schiffahrtsinteresse angelegt. Wenn ich kürzlich im Reichstag gegenüber der preußischen Wasserbauverwaltung den Vorwurf erhoben habe, daß sie ständig gegen den Artikel 54 der Reichsverfassung handele, so sind diese Vorlagen ein erneuter Beweis für die Richtigkeit meiner Ausführungen.

Artikel 54 bestimmt:

„Auf allen natürlichen Wasserstraßen dürfen Abgaben nur für die Benützung besonderer Anstalten, die zur Erleichterung des Verkehrs bestimmt sind, erhoben werden."

Die Verbreiterung einer Kanalstrecke, wodurch sie zum Vorfluter umgewandelt wird, ist keine besondere Anstalt, die zur Erleichterung des Verkehrs bestimmt ist. Noch weniger gilt dies von Flußbegradigungen, die mittelbar für die Schiffahrt wohl Vorteile haben können, aber nicht zur Erleichterung des Verkehrs, sondern im Interesse der besseren Vorflut geschaffen werden. Freilich will man ja jetzt die ganze Reichsverfassung illusorisch machen, indem man erklärt, an den natürlichen Wasserstraßen sei soviel gebaut worden, daß es gar keine natürlichen Wasserstraßen mehr gäbe; sie seien alle künstliche geworden und deshalb stehe die Reichsverfassung der Abgabenerhebung nicht mehr im Wege. Man übersieht dabei, daß schon vor Erlaß der Reichsverfassung dieselben Regulierungsmethoden, ja die Durchstiche in noch weit höherem Maße zur Anwendung gelangt sind, als dies in den letzten Jahren der Fall gewesen ist; daß die Reichsverfassung alle diese Regulierungsarbeiten als Arbeiten am natürlichen Flußlaufe angesehen hat, daß dadurch also der Charakter der natürlichen Wasserstraßen nicht geändert wird, und daß demnach diese Regulierungsarbeiten keine besonderen Anstalten darstellen, die zur Erleichterung des Verkehrs bestimmt sind. Unter diesen können der ganzen historischen Entwicklung nach lediglich im Schiffahrtsinteresse angelegte Staustufen mit zugehörigen Schleusen, ferner Häfen, Kais und Krananlagen, die dem Laden und Löschen dienen, verstanden werden. Der Reichskanzler rühmt sich so häufig, daß er streng verfassungsgemäß regiere. Dazu gehört aber in erster Linie, darüber zu wachen, daß die Verfassung gewissenhaft beobachtet, daß ihr nichts untergelegt wird, was nie darin gestanden hat.

Es sind große Kulturaufgaben, welche die Gesetzentwürfe zur Verhütung von Hochwassergefahren erfüllen sollen, aber sie werden aufs schwerste beeinträchtigt durch den kleinlichen fiskalischen Geist, der sie durchweht, durch die Opfer, die man, um sie durchzusetzen, dem agrarischen Moloch zu bringen bereit ist.

Georg Gothein.

Goethe oder Köller.

Am 1. Mai ist in Straßburg das Denkmal des jungen Goethe enthüllt worden. Nach allem, was das deutsche Volk in den letzten Jahren an Denkmälern hat erdulden müssen, endlich einmal ein Monument, dessen Idee und dessen Ausführung uns zur Freude gereichen können. Der Künstler Ernst Waegner ist der schönen Aufgabe gerecht geworden. Sein Goethe schreitet frisch ins Leben hinein, auf jener Bahn des Ruhms, die ihn zu dem Höchsten führen sollte, was dem menschlichen Genius erreichbar ist. Und es war sinnig, daß man den 1. Mai zur Enthüllung des Denkmals gewählt hatte. War es doch der Mai des Lebens, den Goethe in Straßburg verbrachte. Wer des herrlichen Jünglings und der „wunderschönen Stadt" gedenkt, dem kommt auch jenes einzige Mailied in das Gedächtnis, in dem der Jubel über die neuaufkeimende Natur den entzückendsten Ausdruck gefunden hat:

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch,

Und Freud und Wonne
Aus jeder Brust —
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Lust!

Als Goethe diesen Triumphgesang der Natur in Straßburg dichtete, war das deutsche Elsaß in den Händen Frankreichs. Gerade ein Jahrhundert später wurde es wieder deutsch, und Erwin von Steinbachs stolzer Bau trug die Farben des neugegründeten Deutschen Reiches.

Es war ein anmutiger Gedanke, dem jungen Goethe gerade auf Straßburger Boden ein Denkmal zu errichten, gleichsam um anzudeuten, daß das mit Waffengewalt dem deutschen Reichskörper wiedereingegliederte Elsaß von jenem deutschen Geist okkupiert werden solle, der in Goethe eine vollendete Verkörperung gefunden hat. Dieser Goethesche Geist ist unsern Dunkelmännern von jeher zuwider gewesen, und es war nur folgerichtig, daß unsere klerikalen Reaktionäre im Reichstag den Vorschlag zu Falle brachten, das Reich möge sich an diesem Goethedenkmal beteiligen. Die Heimzemänner hätten ihre Natur verleugnen müssen, wenn sie für die Errichtung eines Goethedenkmals in Straßburg Verständnis gehabt hätten. Es ist auch besser so. Ein Goethedenkmal im heutigen Deutschland kann nur ein Protest sein, ein Protest gegen geistige Unfreiheit, gegen patriotisches Phrasentum, gegen kirchliche Unduldsamkeit, gegen das Treiben der Korum und Benzler, gegen Banausen und Philister.

Mit Goetheschen Gedanken, mit Goetheschem Geist, mit Goetheschen Versen hat Deutschland die Welt erobert. Wie sieht es heute mit Deutschlands moralischen Eroberungen aus? Man spricht heute mehr als je von Deutschlands politischer Isolierung. Ist nicht eine geistige Isolierung Deutschlands mehr zu fürchten, eine Trennung des deutschen Geistes vom Goetheschen? Woran liegt es, daß Deutschland so schwer auch nur kleine Bruchteile fremder Nationalitäten assimiliert? Bureaukratische Steifheit und Unteroffiziersmanieren genügen nicht, um Sympathien zu erwerben. Der preußische Junker, der alles kann, oder wenigstens zu allem berufen wird, auch zu dem, was er nicht kann, erscheint schon denen nicht liebenswürdig, die sich lange an ihn haben gewöhnen müssen, geschweige denn denen, die dazu verurteilt sind, ihn neu kennen zu lernen.

Es mutet wie eine Satire an, daß in demselben Straßburg, dem jetzt ein Goethedenkmal beschert ist, ein preußischer Junker, Mathias von Köller, das Regiment führt, derselbe Herr von Köller, der z. Zt. als Minister des Innern dazu berufen war, die Zuchthausvorlage durchzusetzen, und der, um die ganze Schändlichkeit der „modernen Schundliteratur" zu beweisen, auf das Werk eines gewissen Keller „Romeo und Julia auf dem Dorfe" hinwies, an dem sein Polizeigemüt schlimmen Anstoß genommen hatte. Es gab damals Leute, die es ihrerseits anstößig fanden, daß ein preußischer Minister des Innern einen Gottfried Keller nicht kannte, aber diese republikanischen Schweizer sind an sich schon verdächtig, und ihre Werke

Digitized by Google

passen überhaupt nicht für die Lektüre eines preußischen Polizeiministers. Goethe und Köller, — möge jeder Beschauer des Straßburger Denkmals immer aufs neue an diesen Kontrast erinnert werden! Freies Menschentum und engherziger Polizeigeist — beide Mächte ringen seit Jahrhunderten um die Seele des deutschen Volkes. Wir haben heute in Deutschland einen Goethebund, nur hat er leider keinen Einfluß; Trumpf ist im heutigen Deutschland nicht Goethe, sondern das Zentrum, in dem die Heiligen wie die Ritter alles finden, was ihnen lieb und teuer ist.

Ferdinand Svendsen.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Die entscheidende Kanalkompensation.

Nun ist eine wichtige Mitteilung geworden, deren Zuverlässigkeit aus ihrer inneren Wahrscheinlichkeit ohne weiteres erhellt. Danach ist es zwischen dem Zentrum und den beiden konservativen Parteien des preußischen Abgeordnetenhauses zu einer Vereinbarung darüber gekommen, welche unerläßliche Kompensation an die etwaige Annahme der Kanalvorlage geknüpft werden soll. Da die preußische Regierung durch Fallenlassen des Kanalmittelstücks unzweideutig anerkannt hat, daß alles vermieden werden muß, was den Verkehr zwischen dem Osten und dem Westen Preußens zu erleichtern geeignet wäre, so liegt es durchaus in der Tendenz des Regierungsentwurfs, die Behinderung des Verkehrs zwischen Ost und West nicht bloß auf die Wasserwege zu beschränken, sondern auch auf die Schienenwege auszudehnen.

Von diesem Gedanken ausgehend, beabsichtigt die konservativ-klerikale Koalition, als Bedingung für die Bewilligung der Kanalstrecke Bevergern—Hannover zu verlangen, daß sämtliche Schienenwege zwischen der Weser und der Elbe abgebrochen werden. Insbesondere hat dies zu gelten von den Bahnen, die Hamburg mit Bremen, Bremen mit Stendal, Hannover mit Magdeburg, sowie Hannover mit Hamburg verbinden. Es liegt auf der Hand, daß, wenn es das wohlverstandene Interesse der deutschen Volkswirtschaft und insbesondere das Interesse der deutschen Landwirtschaft erfordert, zu verhindern, daß nicht auf einem Kanal die Güter aus dem Westen in den Osten und aus dem Osten in den Westen gelangen, auch die Eisenbahnverwaltung auf dies nationale Interesse gebührende Rücksicht zu nehmen hat. Bei dem Verständnis, das der gegenwärtige Minister der öffentlichen Arbeiten für die Bedürfnisse des Agrariertums hat, glaubt man in den Kreisen des Zentrums und der Konservativen zuversichtlich annehmen zu dürfen, daß Herr von Budde sich dieser verkehrspolitischen Logik seiner Kanalvorlage nicht entziehen wird.

In der denkwürdigen Sitzung, in der Zentrum und Konservative sich über diese Kompensation schlüssig geworden sind, wurde auch erwogen, ob es nicht genüge, einfach den Warenverkehr auf jenen Eisenbahnen auszuschließen, den Personenverkehr dagegen bestehen zu lassen. Dieser pflaumenweiche Vorschlag wurde aber von den agrarischen Vertretern des Ostens auf das lebhafteste zurückgewiesen unter Hinweis darauf, daß die Abwanderung der Arbeiter aus dem Osten nach dem Westen durch jene schädlichen Eisenbahnen ganz wesentlich erleichtert, ja geradezu begünstigt werde. Der Redner schloß mit den begeisternden Worten:

„Reißt die Schienen aus der Erden,
Laßt sie altes Eisen werden,
Herr von Budde wird's verzeih'n!"

Auf den schüchtern gemachten Einwand, daß man doch nicht gut den gesamten Verkehr zwischen solchen Plätzen wie Hamburg und Bremen oder Hannover und Magdeburg unterbinden könne, wurde seitens eines pommerschen Großgrundbesitzers darauf aufmerksam gemacht, daß sich, wie er aus eigener Erfahrung wisse, der notwendigste Verkehr sehr gut durch Botenfrauen bewältigen lasse. Natürlich dürfe auch dieser Verkehr ein gewisses Maß nicht überschreiten. Es empfehle sich deshalb vielleicht, analog dem Börsenregister auch ein Botenfrauenregister anzulegen, in das alle konzessionierten Botenfrauen einzutragen wären.

Es wurde endlich beschlossen, den Kompensationsantrag nicht schon in der Kanalkommission zu stellen, sondern erst damit im Plenum bei der zweiten Lesung herauszurücken, nachdem die Regierung in der Kommission vorher ordentlich mürbe gemacht sei. Was den Einnahmeausfall beim Abbruch der Schienenwege zwischen Weser und Elbe anbelangt, so glaubte man sich umso leichter über dieses Bedenken hinwegsetzen zu können, als ja dieser Einnahmeausfall nur ein neues Motiv für die alsbaldige Kündigung der Handelsverträge unter Inkraftsetzung des neuen Zolltarifs sei.

Sollte diese Reform unseres gesamten Verkehrswesens zur Durchführung gelangen, so werden die Konservativen aus Anerkennung für die Haltung des Zentrums sich ihrerseits beim Reichskanzler Grafen Bülow bemühen, daß er auch die Aufhebung des § 1 des Jesuitengesetzes durchsetzt.

Junius.

Parlamentsbriefe.

XVII.

An fünf Tagen hat der Reichstag über die Börsennovelle beraten. Aber am fünften Tage war man nicht viel klüger über das Schicksal der Vorlage als am ersten. Die Rechte ist dagegen, die Linke dafür, die Mitte gibt den Ausschlag. Und da im Zentrum viel Antipathie gegen und bei den Nationalliberalen wenig Sympathie für die Vorlage ist, so wird wohl nichts dabei herauskommen. Man wird ja nicht gerade nach dem Rezept des Grafen Reventlow verfahren, der vorschlug, nur die Ueberschrift des Gesetzes und die Verschärfung der Strafbestimmungen anzunehmen. Aber man wird es wohl in der Kommission versumpfen lassen. Das ist für die entscheidenden Parteien der beste Weg, die Differenzen in den eigenen Reihen zu vertuschen.

Nach Beendigung der ersten Lesung des Börsen- und Börsensteuergesetzes wurde rasch in zwei Tagen mit dem Rest der zweiten Lesung des Etats aufgeräumt. Es handelte sich vor allem um das Reichsschatzamt, die Zölle und Steuern und andere mit dem Finanzwesen zusammenhängende Kapitel. Die Linke, die Sozialdemokratie voran, verzichtete zur Förderung der

Digitized by Google

Geschäfte fast auf jede Diskussion. Nur die Rechte benutzte jede noch so unpassende Gelegenheit, um ihren agrarischen Schmerzen — Zuckerkonvention, Caprivische Handelsverträge usw. — Luft zu machen. Natürlich konnte die Linke es nicht vermeiden, manche dieser Provokationen zurückzuweisen. Ihr Hauptwortführer war dabei der Abgeordnete Gothein. Jedenfalls, wenn jetzt noch von einer Verschleppung der Geschäfte gesprochen werden sollte, kann dieser Vorwurf sich allein auf die Rechte beziehen.

Weitaus das interessanteste Moment in diesen Verhandlungen boten die Erörterungen über die Zuschußanleihe dar. Und zwar war der sachliche Kern daran ebenso wichtig wie das Drum und Dran charakteristisch.

Die Regierung forderte vom Reichstag eine Zuschußanleihe in Höhe von 59½ Millionen Mark. Schon einmal hatte der Etat nur durch eine solche Anleihe zum Balanzieren gebracht werden können. Der Reichstag hatte damals aus Schwäche aller prinzipiellen Bedenken ungeachtet der Regierung nachgegeben. Das hatte sich der Bundesrat gemerkt. War einmal der Reichstag schwach gewesen, warum sollte er es nicht ein zweitesmal sein? Ein bequemeres Mittel für die Reichsfinanzwirtschaft gibt es ja garnicht, als wenn man sogar einen Teil der laufenden Ausgaben durch Schuldenmachen deckt. Da braucht man bei den Ausgaben nicht zu sparen. Da kann man sich das Kopfzerbrechen über neue Steuern schenken. Da nimmt man frisch-fröhlich-frei Anleihen auf und überläßt den kommenden Geschlechtern die Sorge, wie sie die Schulden wieder los werden sollen. Sehr solide wird man ein solches Verfahren, das die Gegenwart zuungunsten der Zukunft entlastet, nicht gerade nennen können. Aber vom Standpunkt einer Politik des Fortwurstelns aus ist es ein geradezu ideales Auskunftsmittel.

Glücklicherweise war die Vertretung des Volks gewissenhafter als die der hohen verbündeten Regierungen. Man hatte früher einmal gesündigt. Aber man bereute diese finanzpolitische Sünde und war entschlossen, jetzt wieder wie ein bonus pater familias vorzugehen. Die Zuschußanleihe sollte fallen. Zu diesem Zweck wurden zunächst die Einnahmen um zweiundvierzig Millionen höher angesetzt, als der Reichsschatzsekretär sie kalkuliert hatte. Vielleicht war dies Verfahren nicht ganz einwandsfrei. Die Einnahmen aus den Zöllen und Steuern werden dadurch nicht höher, daß man sie höher schätzt. Schon vor einigen Jahren hat der Reichstag dasselbe gemacht und sich dabei kalte Füße geholt. Im nächsten Jahr ergab die Rechnung, daß die Einnahmen hinter den vom Reichstag künstlich erhöhten Voranschlägen weit zurückgeblieben waren, und so mußte nachträglich doch noch geborgt werden. Das Verfahren, schlankweg die Einnahmen höher anzusetzen, hat einmal jemand recht treffend mit dem Versuch verglichen, sich eine höhere Temperatur vorzuspiegeln, indem man das Thermometer anhaucht. Indessen kann man gegen die Erhöhung der Einnahmen um zweiundvierzig Millionen im vorliegenden Fall nicht allzuviel einwenden, da der Regierungsvoranschlag in der Tat allzu vorsichtig aufgestellt zu sein scheint. Der Reichsschatzsekretär hat sich denn auch mit dem Vorgehen der Budgetkommission einverstanden erklärt. Aber mit der Heraufsetzung um diese zweiundvierzig Millionen hat man auch die äußerste Grenze erreicht. Die Anregung des Nationalliberalen Paasche, ohne nähere Begründung auch noch die weiteren fehlenden 17½ Millionen durch höhere Tarierung der Einnahmen aufzubringen, erinnert denn doch zu sehr an das erwähnte Thermometerexperiment. Sie fiel denn auch auf unfruchtbaren Boden. Und als gar Freiherr v. Stengel erklärte, daß mit der Hinzufügung der zweiundvierzig Millionen die Maximalgrenze erreicht sei, da bekannte Herr Paasche tiefbetrübt, daß ihm das Konzept verdorben sei. Sein Vermittlungsvorschlag war so recht nationalliberaler Natur: niemandem sollte wehe getan werden, den Einzelstaaten die Matrikularbeiträge nicht erhöht, den Reichsangehörigen die Steuerlast nicht vermehrt, daneben auch noch die Reichsverfassung gewahrt werden. Zuviel des Guten! Denn der Vorschlag schwebte leider völlig in der Luft und hätte dem Reichstag im nächsten Jahre einen tüchtigen Katzenjammer verschafft.

Da ging die Mehrheit denn doch logischer vor. Sie erhöhte einfach den Betrag der Matrikularbeiträge um 17½ Millionen, also auf 41½ Millionen. Das schafft wenigstens eine klare Sachlage. Die Motive für diese Tat waren freilich bei den verschiedenen Parteien sehr verschieden. Ausschlaggebend war der Gedanke, daß man vor allem die Reichsverfassung zu wahren habe. Sie gestattet Anleihen nur für den Fall eines außerordentlichen Bedürfnisses. Als solches außerordentliches Bedürfnis können aber unmöglich laufende Ausgaben in normalen Zeiten angesehen werden. Die frühere Zuschußanleihe war verfassungswidrig. Die neue wäre es ebenso gewesen. So bedauerlich es ist, daß die Regierungen nicht peinlicher in der Interpretation der Verfassung sind, so erfreulich ist es, daß die Abgeordneten wenigstens nach ihrem einmaligen Sündenfall das Bewußtsein wieder erlangt haben, daß ihre erste Pflicht die ist, Hüter der Verfassung zu sein. Allerlei Nebenmotive spielten freilich noch mit. Die Sozialdemokraten z. B. freuen sich über die hohen Matrikularbeiträge, weil sie annehmen, daß, je mehr die Einzelstaaten zu bluten haben, um so weniger sie zu neuen Militärausgaben geneigt sein werden, und die Freisinnigen erwarten, daß, je drückender die zweifellos ungerechten Matrikularbeiträge empfunden werden, um so eher der Gedanke der allein gerechten direkten Reichssteuern bei den Einzelstaaten Anklang finden wird.

Die Herren vom Bundesrat gerieten in gelinde Verzweiflung, als sie den festen Willen des Reichstages erkannten, den Einzelstaaten die 17½ Millionen auch noch aufzupacken. Außer dem Reichsschatzsekretär ergriffen vier Vertreter von Einzelstaaten hinter einander das Wort, um teils durch Bitten teils durch Drohungen einen letzten Umstimmungsversuch vorzunehmen. Den Agrariern wurde zu Gemüte geführt, daß die Einzelstaaten vielleicht die Ausgaben für landwirtschaftliche Zwecke herabsetzen würden, der Linken, daß nun die unteren Landesbeamten noch länger auf Gehaltsaufbesserungen warten müßten, den Nationalliberalen, daß die Reichsverdrossenheit wachsen könne. Vergebens. Von drei Mecklenburgern abgesehen blieb das gesamte Haus ungerührt. Auch das Gros der Konservativen. Für sie standen die verfassungsrechtlichen Bedenken natürlich nicht im Vordergrund. Sie wollten ganz einfach einen Druck auf die Regierung ausüben, oder, wie es der Abgeordnete Gothein ausdrückte, die Notlage der Einzelstaaten ausbeuten. Sie wünschen, daß den Einzelstaaten soviel Lasten wie möglich aufgepackt werden, damit sie auf die schleunige Inkraftsetzung des neuen Zolltarifs zur Erhöhung der Reichseinnahmen aus den Zöllen dringen. Mit einer fast zynischen Offenheit gaben die agrarischen Redner, Graf Schwerin-Löwitz und Herr v. Kardorff an der Spitze, zu, daß sie nicht aus sachlichen Gründen die Zuschußanleihe ablehnten, sondern nur, um eine Pression auszuüben. Sie sind bereit, bei der dritten Lesung die verfassungswidrige Stümperwirtschaft zu befürworten, wenn inzwischen bindende Zusagen über die Kündigung der Handelsverträge gegeben worden sind. Die Agrarier erweisen sich mit ihrer neuesten Taktik als Regierungsstützen eigener Art. „Und folgst du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." Die Regierung hat mit ihrer Politik der ewigen Verbeugungen nach rechts in den Herren Ansprüche groß gezogen, vor denen ihr selbst jetzt vielleicht schon manchmal graut. Und doch können die Agrarier sagen und tun, was sie wollen, die Regierung fährt fort, sie zu verhätscheln. Hat doch eben erst noch Frhr. v. Stengel ihnen in Aussicht gestellt, daß schon der nächste Etat unter den Auspizien der neuen Zollsätze werde aufgestellt werden.

Nach der Erledigung der zweiten Lesung des Etats hätte sich sachgemäß die zweite Beratung der lex Stengel angeschlossen. Aber der Bericht über diese sog. Reichsfinanzreform ist noch nicht fertig. Darum wurde zunächst die erste Lesung

Digitized by Google

des keineswegs eiligen Totalisatorgesetzes eingeschoben, und dann die zweite Lesung des Gesetzentwurfs über die Entschädigung unschuldig Verhafteter begonnen. Dieser Gesetzentwurf entspricht einem alten Wunsch des Reichstages, den er freilich nur in gründlich verhunzter Form wiedergibt. Vor allem sollen nicht sämtliche unschuldig Verhafteten entschädigt werden, sondern die durch Beschluß der Staatsanwaltschaft Enthafteten von jedem Anspruch ausgenommen sein. Die Kommission hatte in ihrer ersten Lesung diese Lücke fast einstimmig ausgefüllt. Aber bis zur zweiten Lesung fiel alles bis auf die Linke — wozu die Nationalliberalen natürlich nicht gerechnet werden — um. Die bloße Drohung der Regierung, das Gesetz werde für sie sonst unannehmbar, genügte, um die besten Beschlüsse wieder zu beseitigen. Bei der Besprechung des § 1 des Gesetzes im Plenum gaben alle Redner bis zu dem Vertreter der Konservativen, Himburg, die Erklärung ab, daß sie den Kommissionsbeschluß erster Lesung noch immer für richtig halten. Aber — die Regierung will nun einmal nicht. Und da fügt sich die brave Reichstagsmehrheit, obwohl sie damit der staatsanwaltschaftlichen Willkür Tür und Tor öffnet. Man kann der Regierung wirklich zu dieser Mehrheit gratulieren. Abgesehen von den agrarischen Fragen ist sie weiches Wachs in ihren Händen.

H. v. Gerlach.

Volksschule und Klerikalismus in Belgien.

Die Bedeutung des Volksschulunterrichts für die allgemeine Wohlfahrt war der Gegenstand, über den vor einigen Jahren auf einem volkswirtschaftlichen Kongreß in Antwerpen, dem ich beiwohnte, diskutiert wurde. Preußen, so führte Yves Guyot aus, habe sich durch seine Schulmeister emporgeschwungen. Deutschland verdanke seine Größe dem dort seit Generationen bestehenden Schulzwang. Einen andern Gesichtspunkt vertrat ein Professor von der katholischen Universität Löwen, ich glaube, er hieß Kasteleyn, sicher erinnere ich mich, daß er der Gesellschaft Jesu angehörte. „Sind Sie schon in Spanien umhergereist, meine Herren?" so fragte er uns, „haben Sie dort auf den Marmorstufen der Kirchen die schwarzäugigen schmutzigen Kinder gesehen, die so glücklich in den Tag hineinträumen? Wie beneidenswert sind diese Knaben und Mädchen, die nicht gottlose Zeitungen und Bücher zu lesen vermögen, und denen Gottes herrliche Schöpfung nur durch ihre eigenen Augen sich kund tut!"

Die Jesuiten sind besonders wohl erzogene Herren. Die andern belgischen Klerikalen nehmen sich garnicht die Mühe, ihre Gegnerschaft gegen den Schulzwang noch ästhetisch zu verbrämen. Sie beanspruchen für den Familienvater die volle Freiheit, seine Kinder zu erziehen, wie es ihm gefällt, und wenn es ihm besser dünkt, sie auch in völliger Unwissenheit aufwachsen zu lassen. Selten hat sich hinter der Fahne der Freiheit eine schlechtere Sache verborgen!

Um den heutigen Stand des Volksschulunterrichts in Belgien richtig zu würdigen, ist ein kurzer Rückblick auf die Vergangenheit nicht zu umgehen. Der Artikel 17 der belgischen Verfassung lautet: „Der Unterricht ist frei, jede einschränkende Maßregel ist untersagt." Die vollständige Unterrichtsfreiheit, die bis heute fortbesteht, war eine Reaktion gegen das unter der holländischen Herrschaft gültige Unterrichtsmonopol des Staates. Das erste belgische Volksschulgesetz stammte vom 23. September 1842; es war aus einem Kompromiß zwischen den beiden politischen Parteien des Landes, den Liberalen und den Klerikalen hervorgegangen und es bestimmte, daß in jeder Gemeinde wenigstens eine Schule bestehen müsse und daß diese Schule nicht notwendig eine Gemeindeschule*) zu sein brauche. Auf dem Wege der Verwaltung brachte es in der Folge aber eine liberale Regierung doch dahin, daß die meisten Volksschulen öffentliche Schulen wurden. Den Religionsunterricht machte das Gesetz von 1842 obligatorisch. Nur in der Religion der Mehrzahl der Schüler durfte Unterricht gegeben werden. Andersgläubige konnten sich dispensieren lassen. Die Lehrer durften sich nicht weigern, Religionsunterricht zu erteilen. Die Geistlichkeit hatte die Aufsicht über diesen Unterricht. Ein Delegierter der Bischöfe saß in der zentralen Unterrichtskommission. Auch die im außerreligiösen Leseunterricht benutzten Bücher mußten von der Geistlichkeit gutgeheißen werden. Die Liberalen, die für dieses Gesetz stimmten, müssen sich offenbar darüber nicht klar gewesen sein, daß sie damit die Priesterherrschaft in den öffentlichen Schulen begründeten. So aber war es. Siebenundzwanzig Jahre sind diese Bestimmungen in Gültigkeit gewesen, bis sie von dem liberalen Gesetz vom 1. Juli 1879 abgelöst wurden.

Dieses Gesetz bedeutete eine stärkere Einmischung des Staats in das Unterrichtswesen, doch ohne daß es an der durch Artikel 17 der Verfassung garantierten Freiheit des Unterrichts rührte. In jeder Gemeinde sollte wenigstens eine öffentliche Schule vorhanden sein; wo sich keine solche vorfand, mußte sie errichtet werden. Die Regierung erhielt das Recht, nicht nur die Minimalzahl der Volksschulen, die in jeder Gemeinde bestehen müssen, zu bestimmen, sondern auch die Minimalzahl der Klassen und der Lehrer. Den Unterricht an den öffentlichen Volksschulen sollten künftig nur noch Personen erteilen, die an einem staatlichen Lehrerseminar ihr Abgangsexamen bestanden hätten. Der Religionsunterricht wurde vom Programm der Volksschulen gestrichen. Nur außerhalb der üblichen Unterrichtsstunden behielt der Geistliche das Recht, den Kindern, deren Eltern es wünschten, religiösen Unterricht zu erteilen. Die Wirkung dieses Gesetzes war die Ausschließung der Geistlichkeit und ihres Einflusses von den öffentlichen Volksschulen.

Aber neben den öffentlichen Schulen hatte es dank der Unterrichtsfreiheit schon immer zahlreiche private Schulen gegeben, und diese privaten Volksschulen befanden sich ausnahmslos in den Händen des Klerus. Die Vertreibung der Geistlichkeit aus den öffentlichen Schulen hatte zur Folge, daß sie sofort die großartigste Agitation entfaltete, um möglichst viele Eltern zu veranlassen, ihre Kinder aus den „unchristlich" gewordenen öffentlichen Schulen herauszunehmen und sie den von den Orden geleiteten privaten Schulen anzuvertrauen. Diese Bestrebungen hatten einen gewaltigen Erfolg, zumal in einer Zeit, in der die Sozialdemokratie bei den Massen dem Priestereinfluß noch nicht entgegenarbeiten konnte. Die belgische sozialdemokratische Partei trat erst 1885 auf den Plan. Am 31. Dezember 1878, also kurz vor Erlaß des liberalen Gesetzes, waren die öffentlichen Volksschulen von 510 588 Schülern besucht, am 30. Juni 1884 wurden nur noch 324 656 in den vom Staat gegründeten Schulen unterrichtet, während die zu Hunderten von der Geistlichkeit begründeten freien, d. h. privaten klerikalen Schulen etwa von der doppelten Anzahl von Kindern besucht wurden.

*) Gemeindeschule und öffentliche Schule sind überall als Synonyma zu verstehen ebenso wie „private", „freie" und Ordensschulen in Belgien fast sich ganz deckende Begriffe sind

Digitized by Google

Dann wurde die liberale Regierung gestürzt, und die Herrschaft der Klerikalen über Belgien begann, die bis auf den heutigen Tag fortdauert, und deren Ende nicht abzusehen ist. Die erste Sorge der neuen Machthaber war die Unschädlichmachung des verhaßten Gesetzes von 1879. Es geschah dies durch das neue Volksschulgesetz vom Jahre 1884. Dieses Gesetz bedeutete die fast vollständige Abdankung des Staates bei der Regelung der Unterrichtsfragen: „L'Etat doit renoncer à tout régenter dans l'école". Alle Rechte, die der Staat bisher noch besaß, wurden der Gemeinde übertragen. Eine Volksschule wenigstens sollte auch jetzt in jeder Gemeinde bestehen. Aber selbst hiervon gab es Dispensationen, auch konnte diese eine Volksschule künftig eine private sein, wenn sie gewissen sehr niedrigen Minimalanforderungen entsprach. Die einzige Form, in welcher der Staat Einfluß behielt, war in dem ihm zustehenden Rechte enthalten, seine Subsidien zu versagen. Das Gesetz von 1884 überließ, wie alles andere, so auch die Entscheidung darüber, ob der Religionsunterricht auf das Programm zu setzen sei, den Kommunen. Auf ausdrücklichen, schriftlichen Wunsch der Eltern konnte Dispensation vom Religionsunterricht eintreten.

Das Gesetz von 1884 bildet zusammen mit dem vom 15. September 1895 die noch zu Recht bestehende Grundlage des belgischen Volksschulwesens. Das Gesetz von 1895 fügte eine Anzahl von Bestimmungen hinzu, welche das von klerikalen Gemeinden seit 1884 überall mit Eifer betriebene Eingehenlassen von öffentlichen Schulen einigermaßen erschwerte. Vor allem aber enthielt es die Verordnung, daß die Religion wieder obligatorischer Unterrichtsgegenstand wurde.

Dadurch, daß die Gemeinden jetzt das Recht besaßen, private Schulen zu „adoptieren" und so vielfach von der Verpflichtung enthoben wurden, eigene Volksschulen zu unterhalten, wurde die Klerikalisierung des gesamten Volksschulwesens außerordentlich beschleunigt. Gegenwärtig ist die Lage die, daß außer in den Städten, wo in den Rathäusern die Antiklerikalen die Mehrheit besitzen, fast überall die öffentlichen Schulen zurückgehen und Kongregationsschulen an ihre Stelle treten. Die klerikale Regierung begünstigt diese Tendenzen und fördert, so unglaublich es klingt, wo sie kann, die Kongregationsschulen gegenüber den öffentlichen. Die Subsidien, welche der Staat an Volksschulen gewährt, richten sich nach der Kopfzahl der Schüler. Nun werden aber nicht etwa nur die staatlichen Schulen unterstützt, sondern seit den klerikalen Gesetzen genau in demselben Maße die von den Gemeinden „adoptierten" privaten, d. h. Kongregationsschulen. Die einzigen Bedingungen für die Adoption sind, daß das Lokal ausreicht, daß, abgesehen vom Religionsunterricht, noch wenigstens zwanzig Stunden in der Woche erteilt werden, daß ein Minimallehrplan innegehalten wird und daß von den Lehrern wenigstens die Hälfte ein Examen bestanden haben muß. Die Schulinspektion steht dem Staate zu, doch wurden die Befugnisse der Inspektoren durch die beiden letzten klerikalen Schulgesetze wesentlich eingeschränkt. Der Religionsunterricht ist der Schulinspektion entzogen.

Das Recht, ihre Kinder vom Religionsunterricht zu dispensieren, von dem in Brüssel mehr als dreiviertel aller Eltern Gebrauch machen, besteht nur für die öffentlichen and nicht für die sogenannten „freien" Schulen, auch nicht, wenn sie von den Gemeinden adoptiert wurden. An Schulen, wo keine Kinder vom Religionsunterricht dispensiert sind, kann dieser inmitten des übrigen Unterrichts stattfinden. Nur der Geistliche hat das Recht, den Religionsunterricht zu erteilen oder erteilen zu lassen. Wo keine Kinder vom Religionsunterricht dispensiert sind, darf auch der Unterricht in den profanen Fächern dogmatisch durchsetzt sein. Der Priester, der den Religionsunterricht erteilt, hat von gesetzeswegen kein Aufsichtsrecht über den Unterricht in den andern Fächern, aber der Gemeinderat darf der Geistlichkeit erlauben, dem Unterricht beizuwohnen. Die Aufrechterhaltung oder Errichtung einer öffentlichen Volksschule neben den adoptierten klerikalen Schulen kann nur dann erlangt werden, wenn zwanzig Familienhäupter, die schulpflichtige Kinder haben, ein bezügliches Gesuch einreichen.

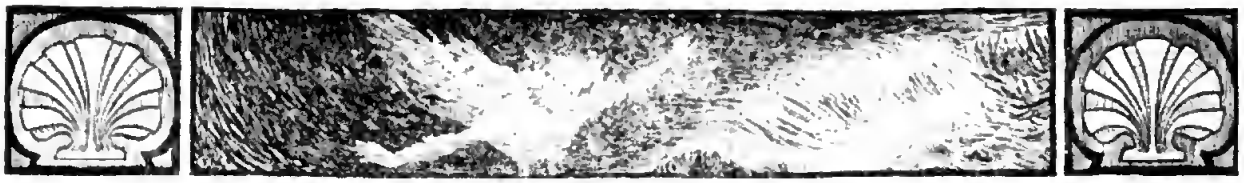
Am 9. Dezember des eben beendeten Jahres hat der liberale Abgeordnete Hymans in einer inhaltsreichen Parlamentsrede die gegenwärtige Bilanz des Eroberungszuges gegeben, den die katholische Kirche seit zwanzig Jahren gegen die belgische Volksschule unternimmt. „Der Volksschulunterricht der Mädchen wird bald ein Monopol der Klöster sein," sagte er. Und er gab Ziffern. In Westflandern besuchten im Jahre 1901 38 653 Schülerinnen Kongregationsschulen und nur 5447 die staatlichen Schulen. In Ostflandern zählten die Kongregationsschulen 47 800 Schülerinnen, die staatlichen 14 145. Wie würde diese letzte Ziffer erst aussehen, wenn Gent nicht einbegriffen wäre! Mit den Knabenschulen stand es noch nicht entfernt so schlimm wie mit den Mädchenschulen, aber auch schlimm genug. In Westflandern gab es 461 konfessionelle und nur 233 öffentliche Schulen, in Ostflandern 418 konfessionelle und 353 öffentliche. Im ganzen besuchten 1895 76 Prozent der Knaben die öffentlichen and 24 Prozent die klerikalen Schulen, 1901 hatte sich das Verhältnis um weitere 3 Prozent zugunsten der klerikalen Schulen verschoben, diese wurden jetzt von 27 Prozent der Knaben besucht. Der Prozentsatz der Mädchen, welche öffentliche und klerikale Schulen besuchten, war 1895 noch 55 und 45 Prozent. Im Jahre 1901 ging bereits die größere Hälfte der Mädchen in die Schulen der Nonnen, nämlich 53 Prozent, während nur noch 47 Prozent öffentliche Schulen besuchten!

Wie mit den Schulen, so geht es bei der „Freiheit des Unterrichts" mit den Lehrerseminaren; die Zahl der staatlichen schrumpft ein, die privaten, welche außer den beiden in Brüssel alle in den Händen der Orden sind, nehmen zu. In den drei Jahren 1899 bis 1901 wurden von staatlichen Seminaren 304, von privaten 1900 Lehrerdiplome ausgestellt. Außerhalb der Seminare wurden noch von der nur aus Klerikalen bestehenden zentralen Jury 400 Diplome erteilt. Stipendien für Studienzwecke wurden vom Staat an 818 Schüler von staatlichen und an 2760 Schüler von Ordensseminarien gewährt. Die Lehrer, die aus den kongregationistischen Seminarien hervorgehen, haben viel schnellere und bessere Aussicht auf Anstellung als die von den eigenen Seminarien des Staats kommenden. Doch scheint die Klerikalisierung des Volksschullehrerpersonals in Wirklichkeit keine so tiefgehende zu sein, wie es äußerlich den Anschein hat. Sind sie erst einmal angestellt, so tritt die große Mehrzahl von ihnen in die Fédération des Instituteurs ein, welche die Fachinteressen der Lehrerschaft im scharfen Gegensatz zur herrschenden klerikalen Politik verteidigt. Ich widerstehe der Versuchung, hier Proben anzuführen von der Weise, in der in den klerikalen Schulen Geschichts- und Literaturunterricht erteilt wird. Bei den Verhandlungen über das Unterrichtsbudget in der belgischen Kammer sind von liberalen und sozialistischen Rednern hierüber tolle Tatsachen zutage gefördert worden.

Nun könnte man sich aber in der Theorie einen Volksschulunterricht vorstellen, der ganz in den Händen der Geistlichkeit läge, der aber trotzdem den Kindern ausreichende Kenntnisse vermittelte, um später im Lebenskampfe ihren Mann zu stehen. Aber auch nach dieser Richtung, auch inhaltlich, läßt das belgische Volksschulwesen sehr vieles zu wünschen übrig. Ein Schulzwang besteht nicht, die Zahl der Analphabeten ist erschreckend groß, die Dauer des Schulbesuchs ist gänzlich unzureichend, das Lehrermaterial ist vielfach minderwertig, die Klassen sind überfüllt.

Die alle drei Jahre vom Minister des Innern zu veröffentlichende Statistik über das Unterrichtswesen wird erst im Laufe des Jahres 1904 herauskommen; wir müssen uns deshalb hier mit den Ziffern begnügen, die sich auf die Jahre 1899 bis 1901 beziehen. Der Begriff des „Analphabeten" wird in den verschiedenen Ländern und selbst innerhalb der Länder ver-

Digitized by Google



schieden gefaßt. Vielfach rechnet man schon denjenigen nicht dazu der nur seinen Namen schreiben kann. Wir wissen, daß man bei den belgischen Rekrutenprüfungen hierin nicht sehr rigoros ist. Im Jahre 1901 waren von 12 280 Rekruten 7446 Vlamländer und 4834 Wallonen. Von den Vlamländern hatten 1110, von den Wallonen 300 niemals einen Unterricht erhalten, 700 Vlamländer und 255 Wallonen konnten nur lesen und nichts weiter. Es wurden 21 Prozent der vlämischen und 15,6 Prozent der wallonischen Rekruten als Analphabeten bezeichnet*). Irgend welche Kenntnisse außer Lesen, Schreiben und Rechnen besaßen im ganzen nur zwölf Prozent der Rekruten. Die Zahl der Kinder zwischen 6 und 14 Jahren, die nicht die Schule besuchen, wird von der Regierung mit 100 000 angegeben. Der Abbé Daens, der das vlämische Land kennt, hält diese Ziffer für viel zu niedrig gegriffen, Paul Hymans' Schätzung lautet auf etwa 150 000, die Vandervelde's auf über 200 000. Ich selbst glaube, nach Prüfung der Ziffer gute Gründe zu haben, auch diese letztere Schätzung für noch zu mäßig zu halten.

Das Alter des Eintritts beim Militär umfaßt Lebensjahre, in denen die, selbst bei unregelmäßigem Schulbesuch erworbenen rudimentären Kenntnisse noch nicht entschwunden sein können. Zweifellos ist der Prozentsatz der Analphabeten innerhalb der belgischen Arbeiterbevölkerung größer als 20 Prozent. Dies geht auch aus einer offiziellen Agrarenquête hervor, der die folgenden Angaben entnommen sind. In seiner meisterhaften Parlamentsrede vom 25. Januar dieses Jahres hat Vandervelde sie an die Oeffentlichkeit gebracht. Der sozialistische Abgeordnete unterscheidet mit Recht zwischen Illettrés und Ignorants, er zeigt, daß in den agrarischen Gegenden die Zahl der Ignorants, in den Industrieorten, wo die Arbeitskraft des Kindes noch früher regelmäßig ausgebeutet wird, die der Illettrés (Analphabeten) größer ist. Von der Arbeiterbevölkerung von über acht Jahren konnten weder lesen noch schreiben bei den Ziegelarbeitern im Tal der Rupel 29 Prozent, bei den Textilarbeitern in Mouscron und Menin (Ostflandern) 27 Prozent, bei den Bergarbeitern im Borinage ebenfalls 27 Prozent! Dieselbe Enquête ergibt, daß in sehr vielen Gegenden Belgiens auf dem Lande die Arbeiterkinder, wenn sie überhaupt die Schule besuchen, sie zu elf Jahren, mit der Entlassung, verlassen. Mit Recht konnte Vandervelde ausrufen: „L'âge de la première communion est généralement l'âge de la dernière communion avec l'instruction première".

Schon Guizot hat ausgesprochen, daß Staat und Kirche, die beiden einzigen Mächte sind, die den Volksschulunterricht ins Leben rufen und erhalten können. Eine von der Kirche beherrschte Volksschule bekämpfen Liberale und Sozialisten. Aber die Unterrichtsfreiheit, wie sie Paragraph 17 der belgischen Verfassung ausspricht, ist so in den Sitten des Landes festgewurzelt, daß selbst die Sozialdemokraten sie nicht zu bekämpfen wagen; sie begnügen sich damit, die allgemeine Schulpflicht und die Beschränkung der Subventionierung auf die staatlichen Schulen zu verlangen. Ich meinerseits muß gestehen, daß ich eine Entklerikalisierung Belgiens nur für möglich halte, wenn der Volksschulunterricht wirklich verstaatlicht wird. Für diese Auffassung darf ich mich auf eine Autorität berufen, deren Stimme die Leser der „Nation" manches Mal mit Ehrfurcht gelauscht haben.

Im Jahre 1889 veranlaßten Studien auf der Bibliothek von Burgund Theodor Mommsen zu einem längeren Aufenthalt in der belgischen Hauptstadt. Der große Forscher, mit seinem klaren Blick und seinem lebhaften politischen Interesse, beschäftigte sich damals in seinen Mußestunden auch mit belgischen Zuständen und nicht zuletzt mit der Schulfrage. Professor Paul Errera veröffentlichte kürzlich in der Brüsseler „Revue de l'Université" sehr bemerkenswerte Aeußerungen Mommsens über den Gegenstand, der uns im vorstehenden beschäftigte. Mommsen war durchaus Anhänger des deutschen Systems der Leitung des Unterrichtswesens durch den Staat, und Gegner der in Belgien herrschenden „Freiheit des Unterrichts". „Die liberale Partei", sagte er einmal, „kann niemals Herr in einem Lande sein, wo der Unterricht frei ist. Die katholischen Länder, in denen der Unterricht frei ist, werden vom Klerus beherrscht, er bemächtigt sich der Kinder und sichert sich damit die Herrschaft über die künftigen Männer. Die Unterrichtsfreiheit in diesen Ländern ist ein Pakt mit dem Teufel. Die Liberalen proklamieren die Freiheit, und die Katholiken bedienen sich ihrer und ziehen aus ihr allen Nutzen. So verlieren die Liberalen die einzige Waffe, mit der sie den Gegner erfolgreich bekämpfen könnten."

Brüssel. Gustav Mayer.

*) Von 1000 Rekruten konnten nach Juraschek (im Jahre 1902) weder lesen noch schreiben: im Deutschen Reich 0,7, in Schweden 0,8, in der Schweiz 20, in Holland 23, in Frankreich 46, in Belgien 101, in Italien 350, in Rußland 612.

Roosevelts „Jagdstreifzüge".

Es handelt sich nicht um politische Jagdstreifzüge, die dem gegenwärtigen Präsidenten der Vereinigten Staaten allerdings auch nicht fremd sind, sondern um die harmloseren Streifzüge auf Sumpf- und Wasservögel, Waldhühner und Hirsche in den „Bad Lands", jenen seltsam zerrissenen und zerklüfteten Partien der Weideebenen im Stromgebiet des oberen Missouri, deren rauhe Natur dem Vordringen der ackerbauenden Pioniere solange ein Halt geboten hat. Jene nördlichen Weideebenen, vor wenigen Jahrzehnten noch ein Tummelplatz der Rothäute, die dort auf Büffel jagten, wandelten sich im Laufe der Zeit beim Vordringen der Weißen und nach der Vernichtung der Büffelherden in Viehtriften um; an die Stelle des frei herumstreifenden Indianers trat der Cowboy, der die Viehwirtschaften der Herdenbesitzer von festen Blockhäusern aus überwacht. Dies Leben auf den Ranchos hat auf Theodore Roosevelt von jeher einen großen Reiz ausgeübt, und er schildert es uns in seinen „Jagdstreifzügen", die jetzt auch bei Albert Langen in München in einer recht guten deutschen Uebersetzung von Lise Landau erschienen sind.

Das kleine Buch ist geschrieben, lange bevor Theodore Roosevelt eine große politische Persönlichkeit in seinem Vaterlande war. Man liest es heute, da der jugendliche Waidmann zum Präsidenten der amerikanischen Union avanziert ist, mit besonderem Interesse. Aber nicht bloß der Verfasser dieser waidmännischen Skizzen, sondern diese selbst sind interessant. Sie atmen die ganze Frische des Prärielebens, das den Kulturmenschen, der es einmal gekostet hat, immer wieder in seine stählende Atmosphäre zurücklockt. Selbst wer nur mit der Bahn die Prärien des amerikanischen Nordwestens durchfahren hat, spürt etwas von der Romantik des ungebändigten Cowboydaseins. Ich erinnere mich einer Szene aus dem Jahre 1886, die mir beim Lesen der Roosevelt'schen Skizzen wieder lebhaft ins Gedächtnis kam. Es war in Montana, damals noch kein Staat, sondern erst ein Territorium, in der Nähe des Yellowstoneflusses. Ein wundervoll klarer Herbsttag, kein Wölkchen am blauen Himmel, die Luft von jener durchsichtigen Klarheit, die auf mehr als hundert englische Meilen Entfernung die Rocky Mountains erkennen ließ, soweit das Auge reichte, Prärie. Während die Lokomotive den Zug durch diese endlose Ebene dahinschleppte, erschien plötzlich in weiter Ferne ein Reiter, der in gestrecktem Galopp auf den Zug zusprengte. Näher gekommen, erkannte man in dem Reiter einen Cowboy in seiner

malerischen Tracht: breiter Filzhut, Flanellhemd, um den Hals ein helles seidenes Tuch geschlungen, Reitgamaschen, große Sporen an den Stiefeln, im Gürtel den Revolver. Als er dem Zuge nahegekommen war, flog ihm aus dem Postwagen ein Briefbeutel entgegen, den der Cowboy im Galopp auffing, und mit dem er, ohne anzuhalten, sofort wieder zurücksprengte. Die Szene war von einem geradezu faszinierenden Reiz.

Theodore Roosevelt macht uns in seinem kleinen Buch mit diesen Cowboys näher bekannt. Er zieht mit ihnen auf die Jagd und erzählt uns von ihrem mühseligen und abenteuerlichen Leben. Er schildert uns, wie der Cowboy sein Lasso braucht, wie er widerspenstige Stiere, bockende Pferde bezwingt, wie er die Büchse handhabt und seine Jagdbeute zubereitet. Roosevelt selbst ist nicht bloß ein müßiger Beobachter dieses Treibens, sondern er nimmt an diesem rauhen Leben vollen Anteil. Er genießt den Verkehr mit der noch ungebändigten Natur in vollen Zügen:

„Laßt mich nur in meinem Sattel gehen!
Bleibt in euren Hütten, euren Zelten!
Und ich reite froh in alle Ferne.
Ueber meiner Mütze nur die Sterne."

Solch ein Frohgefühl entströmt jedem Kapitel des kleinen Buches. Der Waidmann kommt nach mühevollem Tagesritt spät abends an ein einsames Blockhaus, der Cowboy, der es bewohnt, ist nicht daheim, aber der Gast weiß sich zu helfen. In wenigen Minuten knistert das Holz auf der Feuerstätte, dann geht es mit der Axt zum nahen Bach, das Eis wird aufgeschlagen, Wasser geschöpft und ein stärkender Tee bereitet. Bald steckt auch ein Waldhuhn am Bratspieß, das Abendessen mundet dem Hungrigen besser als das feinste Souper bei Delmonica.

Auf diesen Jagdstreifzügen ereignet sich nichts, was den Leser gruseln machen könnte, weder Pumas, noch Klapperschlangen, noch Bären bedrohen den Jäger. Selbst vom Jägerlatein bleibt der Leser verschont. Aber gerade darin, daß alles so natürlich verläuft, daß so garnichts vom Kolportageroman in diesen Skizzen vorkommt, liegt eine besondere Anziehungskraft. In diesen anspruchslosen Erzählungen steckt etwas Wahrhaftiges und Ungezwungenes, das auch auf den Charakter des Mannes, der diese Skizzen geschrieben hat, ein günstiges Licht wirft. Theodore Roosevelt gehört heute zu den populärsten Männern der Vereinigten Staaten. Die Frische und Natürlichkeit, die er sich im Verkehr mit dem Wilden Westen bewahrte, hat zu seiner Popularität nicht wenig beigetragen. Den Amerikanern gefällt eine rasch zugreifende Persönlichkeit, und der imperialistische Draufgänger steht ihrem Herzen nahe. Ohne seine Beziehungen zu den Cowboys säße er heute wohl nicht im Weißen Hause zu Washington. Nicht der Zivildienstreformer, nicht der Newyorker Polizeipräsident, sondern der Kommandeur der Rough-Riders ist es, der die Stufen zum Kapitol so rasch genommen hat.

Ich habe Theodore Roosevelt im Jahre 1886 in Washington und im Jahre 1896 in Chicago persönlich kennen gelernt. Im Herbst 1886 hatte er gerade den erfolglosen Versuch gemacht, Mayor von Newyork zu werden. Daß ein achtundzwanzigjähriger Mann es unternahm, sich mit Männern wie Abraham Hewitt und Henry George um das Bürgermeisteramt der bedeutendsten Stadt Amerikas zu bewerben, zeigte den Mann von Selbstgefühl. Theodore Roosevelt gehörte zu dem politischen Freundeskreise von Carl Schurz. Man kolportierte damals einen Ausspruch von Schurz: „Ich liebe Roosevelt, aber ich stimme für Hewitt". Schurz veranlaßte mich, in Washington Roosevelts Bekanntschaft zu suchen. Sein sprudelndes Wesen und die blendend weißen Zähne fielen mir bei dieser Begegnung in gleicher Weise auf. Zehn Jahre später sah ich ihn während der Präsidentschaftswahlkampagne, aus der Mac Kinley als Sieger hervorging, im Hauptquartier der republikanischen Armee zu Chicago. Mark Hanna, der „Kingmaker" und spätere Senator von Ohio, hatte mir über die Aussichten seines Freundes Mac Kinley einige Informationen gegeben, als plötzlich Theodore Roosevelt hereinplatzte. Er hatte es übernommen, im Westen verschiedene Reden zu halten. Aber im Jahre 1896 gehörte er noch nicht zu den Parteigrößen ersten Ranges, und der gewaltige Mark Hanna, der auch später nie sein rechter Freund geworden ist, behandelte ihn ziemlich obenhin. Ob Theodore Roosevelt im November d. J. durch die Majorität der Wähler als Präsident der Republik bestätigt werden wird? Bisher ist er auf politischem Feld ein ungewöhnlich glücklicher Waidmann gewesen; aber das Terrain, auf dem er sich heute befindet, ist erheblich gefährlicher als das Terrain der „Bad Lands", in denen er als Jüngling so erfolgreich gejagt hat.

Theodor Barth.

Mörikes Briefe.

Auch der zweite und Schlußband der Briefe Mörikes liegt nun vor und lockt zu einigen Betrachtungen und Ausdeutungen.

Im wesentlichen bleibt der Kreis der Empfänger der gleiche. Die wichtigsten Episteln sind wieder an Hartlaub und Mährlen, an die Genossen der Jugend und der ersten dichterischen Flüge gerichtet. Intimere Beziehungen tun sich nur noch zu Theodor Storm, dem Geistesverwandten und zu Moritz von Schwind auf, der sich mit köstlichen Widmungen seiner Hand einstellt.

Das Pfarramt in Cleversulzbach wird erlangt, nach kurzer Zeit aber aufgegeben. Es setzt Verdruß mit der Kirchenbehörde, eines wenig nutzen Vikars halber, dessen man endlich glücklich ledig wird, und auch sonst. Durchaus erscheint Mörikes Gesundheit höchst schwankend, von klimatischen Einflüssen abhängig und beständiger Rücksichtnahme bedürftig. Der Umzug nach Stuttgart wird ins Werk gesetzt.

Er versucht, leichte buchhändlerische Ware zu erzeugen, erkundigt sich angelegentlich nach verschollenen Werken, die eine Umarbeitung und eine Neueinführung beim Publikum vertrügen. Der Gedanke, eine kleine Mädchenpension für ganz wenige zu errichten, wird erwogen und wieder fallen gelassen. Dafür wird eine lebhafte und erfolgreiche Lehrtätigkeit in Stuttgart entfaltet; Kollegia über Literatur werden unter Beifall und Anteil auch der höchsten Kreise gewagt und durchgeführt.

An Stelle von Luise Rau, der Jugendliebe und Braut Mörikes, rückt Grethchen von Speeth, die nachmals des Dichters Weib ward. An innerem Gehalt und an Wärme halten die Briefe an Grethchen keinen Vergleich mit denen an Luise aus. Es fehlt hier auch nicht an Schatten. Ein Bruder der Geliebten taugt nichts und macht sich durch die fatalsten Streiche in der unangenehmsten Weise lästig; die Freunde aber sehen die Verbindung ungern, des Glaubensgegensatzes wegen. Denn die Speeths sind katholisch, und man scheint zu besorgen, sie möchten den Dichter auf ihre Seite hinüber locken.

Die eheliche Tragödie von David Friedrich Strauß, die offenbar die Gemüter nicht wenig erregte, wird berührt und erhellt. Er hatte bekanntlich Agnes Schebest geheiratet. Idyllisch genug beginnt die Ehe. Die vielgefeierte Sängerin, die überdies ein schönes Weib gewesen sein muß, versucht sich als Köchin und bittet in launigen Versen, eine hohe Schürze um-

Digitized by Google

gebunden, um Nachsicht in dieser ungewohnten Rolle. Die Freunde finden sich, wie je, und Strauß weist Mörike nachdrücklich auf den Roman, auf die Wirklichkeit, als auf jenes Gebiet, wo seine eigensten Gaben lägen. Die Versetzung in der Ehe aber beginnt früh. Die Frau erscheint leidenschaftlich und maßlos eifersüchtig — eine Künstlernatur neben einem tiefen und kühnen Denker, der keine Glaubensschranken anerkennt, in dem aber doch das Verstandesmäßige durchaus überwiegt. Bezeichnend — seine Freude am Epigramm. Gelungenes in diesem Sinn wird allen zur Kenntnis gebracht.

So geht man, unfreundlich und grollend, auseinander, weil man sich eines am anderen geirrt hatte. Sonderbar genug erscheint das Verhalten von Strauß, nachdem man sich getrennt hatte. Er wirft für seine Freunde den großen Bann auf die einmal geliebte und um ihrer musikalischen und sonst geselligen Talente im angeregten Kreise offenbar höchst willkommene Frau. Er will es nicht leiden, daß jemand noch mit ihr verkehre, der ihm nahe steht. Bei der Enge der Verhältnisse führt das zu mancherlei Bedenklichkeiten, ja Schwierigkeiten. Kerner kümmert sich nicht um jene Acht, und Strauß läßt ihm mitteilen: der das Haus der Schebest betrete, der sei für ihn tot. Schlagfertig und im besten Sinne witzig ist die Antwort Justinus', des Geisterschers, darauf: dies könne ihn nicht schrecken, der den Umgang mit Abgeschiedenen gewohnt sei und pflege. Ob Strauß Humor genug hatte, sich dabei zu beruhigen, erfährt man leider nicht, möcht' es aber beinahe bezweifeln. Es gibt Punkte, in denen die freiesten Geister kleinlich bis zum Lächerlichen sind; und sie liegen meist dort, wo sie sich selber, in welchem Sinne immer, nicht gar frei von Schuld wissen.

An Literarischem fehlt es nicht. Zunächst gewinnt man einen guten Einblick in Mörikes eigenes Schaffen. Ich möchte das Wort wagen: es scheint mir eine gewisse Armut der Erfindung in ihm gewesen zu sein. Er klammert sich an seine Stoffe, geht sie immer wieder an, kann sich, statt herzhaft was Neues zu versuchen, an ihnen garnicht genug tun; empfindet alles Mißratene oder nicht rasch Geglückte, ärgert sich sehr daran und möcht's immer wieder besser machen. Eine innige Beschäftigung gilt jenem Karl Mayer, den alle Schwaben so sehr und als ihren Sonderheiligen verehrten, den Heine mit seinem lästerlichsten und giftigsten Spott beträuft hat. Mörike hat von ihm eine höchste Meinung; bis jetzt aber ist Karl Mayer in seiner Geltung, wenn er sie da noch behauptet, immer auf schwäbisches Gebiet beschränkt geblieben. Uhlands, der trocken und ernsthaft gewesen sein muß, wird gedacht: ein Roman Auerbachs — „Auf der Höhe" — allerdings sein verstiegenstes und ungesündestes Werk, erregt einiges Entsetzen; die ersten Erzählungen Storms — nicht ohne Einwände, der Schattenhaftigkeit der weiblichen Figuren wegen, die ihm immer leicht zu blaß gerieten — werden freudig empfangen, wie Paul Heyses „L'Arrabiata".

Friedrich Hebbel, auf der Rückreise von London, in sich befriedigter und durch seine Ehe mit Christine Enghaus in geordnete Verhältnisse gebracht, die er nach den Kämpfen und Entbehrungen so vieler und harter Jahre doppelt empfand, erscheint, wie immer und überall anregend und seines Eindruckes gewiß. Seine Gedichte, die eigentlich nun erst ihre volle Wirkung zu üben beginnen, werden hier am stillen Ort und von einem verständigen, ja, bei aller Naivetät, recht eigentlich gewitzten Menschen nach ihrem rechten Wert erfaßt. Allerhand dilettantisches Zeug aus Oesterreich, das hier leider immer verstand, sich geschäftig vorzudrängen und also ganz schiefe Vorstellungen zu erwecken von dem, was man hier eigentlich vermag und im letzten Grund anstrebt, kommt in einer Zeitschrift von Dr. Rollet nach Stuttgart und wird nach Gebühr kurz abgetan und als widerwärtig vermerkt. Sonderbare und nicht eben erquickliche Streiflichter fallen so ganz nebenher und gelegentlich auf Lenau und seinen schwäbischen Freundeskreis, der gerne Splitter richtete und die moralische Hochwacht bezog, ohne, nach einem bösen Wort Mörikes — von den Unterröckchen der Mädchen, die allerhand zu erzählen wüßten, — rechten Grund dazu. Unwillkürlich fällt einem das prachtvolle Gedicht Grillparzers ein, der in der Verpflanzung in fremde Verhältnisse voll Treibhauswärme und ungesunder Anbetung, deren gerade Lenau bei seinem sehr frühen und unbedingten Selbstbewußtsein freilich schwer entraten konnte, die Tragik des großen Lyrikers erblickte. Daß seine Dämonie im klaren und hellen Mörike einigen Argwohn weckte, ist aber natürlich.

Ansonsten wäre wenig zu erzählen. Mörikes Sachen gehen ihren stillen Weg und tun ihre reine Wirkung, zunächst in der Heimat, in der er doch wie wenige wurzelt. Es fehlt nicht an Huldigungen, die erfreuen: zwölf Dresdener Künstler von Ruf und Geltung ehren den Dichter; der Maximiliansorden wird ihm dargebracht und weckt den tiefsinnigen Ausspruch eines Kindes: „Orden möchten ja ganz nett sein, wenn man sie habe." Immer, in allen Ehrungen, erscheint Mörike höchst liebenswürdig, fast nüchtern; ihn verwirrt weder die Gunst der Großen noch ihre persönliche Anwesenheit, die sonst auch Besonnenen leicht das Konzept verdirbt. Man meint beinahe noch ein Restchen patriarchalischer Zustände im besten Sinn zwischen Königshaus und Dichter zu verspüren. Eine Uebersiedlung nach München, wo sich um einen hochgestimmten und kunstsinnigen König eben ein Kreis dichterischer Persönlichkeiten zu versammeln begann, wird erwogen, aber kaum ernstlicher betrachtet. Linggs, eines aus jener Gesellschaft, der sie alle überleben sollte, „Völkerwanderung" fordert einige Aufmerksamkeit aber die Schwächen scheinen Mörike zu überwiegen. Kleine Geldzuwendungen, einmal hundert Taler, kommen höchst gelegen. Denn durch allzubereite Bürgschaften ist Mörike oftmals in Schulden und genötigt, die Hilfe von Freunden anzugehen, die ihm denn auch niemals geweigert wird. Einmal wird ihm vom Hof ein überaus köstlicher Diamantring, dreihundert Gulden an Wert, geschenkt und erweckt Betrachtungen, wie, — da man ein solches Kapital nicht tot liegen lassen, es weder an der Hand noch an der Krawatte tragen dürfe, — es wohl fruchtbringend verwertet werden möge, also, daß immer noch ein bescheidenes Schmuckstück, etwa ein Kettchen für den Empfänger zu erübrigen sei. Reine Geldzuwendungen der höchsten Kreise aber werden, unter solchen Verhältnissen unökonomisch und wunderlich genug, als beinahe kränkend empfunden.

Großdeutscher seiner Gesinnung nach von Hause, erkennt er zeitig den Umschwung und seine Notwendigkeit. Um Politik erhitzt er sich darum doch garnicht. Und so ist denn dieser Briefband höchst willkommen. Er gewährt Einblick in ein sehr stilles Leben; in Gaben, die mit der höchsten Gewissenhaftigkeit, fast ängstlich, wie sich das ja eigentlich von selber verstehen sollte und dennoch so gar selten geschieht, gehütet und im Sinn unbedingter Reinheit entwickelt worden sind. Da ist kein Hasten, kein sich Recken; man erharrt seine Erfüllung und hat immer und unverlierbar das tröstliche Gefühl in sich, man werde sie erleben. Uns scheint ein Dichterleben wie dieses, das umgrenzt ist von der engsten Heimat, höchstens noch von den blauenden Fluten des Bodensees, den er so geliebt, in seiner Schlichtheit fremd und dennoch höchst erquicklich. Die den Tumult des Tages gewöhnt sind, werden mit eins der Idylle gemahnt vor diesen Briefen eines Stillen im Lande, der sich wenigen erschloß und auch nun wieder wohl nur auf diejenigen wirken wird, die ihm ohnedies zugetan sind und ihn lieber gewinnen wollen.

Wien. J. J. David.

Digitized by Google

Ein Sprachproblem.

Wenn der „gesunde Menschenverstand" die verschiedenen Wissenschaften auf ihren reellen Wert hin prüft, so ist kaum zweifelhaft, wem sein praktischer Blick die größeren Verdienste zuerkennen wird. Ein Chemiker, der eine neue Industrie schafft, einen Artikel für den Massenverbrauch erfindet, ein Physiker, der uns das Telephon oder den Funkentelegraphen gibt usw. kann Mr. Commonsense zu denselben, aber auf die Naturwissenschaft bezogenen, Worten erwärmen, die Hatem von Suleika spricht: „. . . sobald ich Dein gedenke, dehnt sich mein Geist erobernd aus." Aber ihr Leute von den geschichtlichen Geisteswissenschaften — was könnt ihr geben? Euer Hegel hat es ja gesagt, daß Völker (und Regierungen!) niemals etwas aus der Geschichte gelernt und nach Lehren, die daraus zu ziehen gewesen wären, gehandelt haben. Und ihr Sprachforscher — welche wunderliche Passion der Laut- und Wortvergleichung, welche hartnäckig verbissene Vorliebe für die älteste Vergangenheit, welche genealogische Schnüffelei! Seid ihr logisch zu nehmen oder pathologisch?

Und doch müßte dieser Kritiker, dem wir seine Wertschätzung der Naturwissenschaft garnicht verargen wollen, zugestehen, daß auch sie mitunter Dinge sucht, die einen unmittelbaren Wert nicht haben. Denn was nützt es uns z. B., wenn der Geologe, gleichsam ein Erdsprachforscher, die Schichtungen unseres Planeten zum Geständnis ihres Werdens bringt, oder wenn der Astrophysiker die Kluft von Millionen Meilen durch seine Instrumente überbrückt und uns sagt, aus welchen Bestandteilen jener Weltkörper sich zusammensetzt?

Gewiß ist die Neubegierde, wie Lessing sagte, ein mächtiger Antrieb, die Dinge kennen zu lernen, und viele Beschäftigungen haben ihren Wert nur darin, daß sie beschäftigen. Aber am Ende entspringen und entsprechen jene scheinbar unnützen Bemühungen doch noch einem tieferen Bedürfnis, dem einer Weltanschauung. Denn wir lassen ja die letzten uns erreichbaren Kenntnisse nicht neben einander liegen. Sondern die von einer dürftigen Stelle ausgehenden, höchst mannigfaltigen und sich verzweigenden Linien des Wissens von zum Teil gewaltiger Länge versuchen wir an den Endpunkten wieder so zusammenzubiegen, daß eine Art von Einheit herauskommt und sich so das Wissen von der Welt zum Ganzen abrundet.

Was ist doch jenes ungeheure Theater, das besonders am Abend seine Reize entfaltet, und wie ist es geworden? Darin ist eine winzige, der künstlichen Beleuchtung bedürftige Stelle — unsere Erde. Weder ihre Biographie noch gar die der Welt haben wir wirklich; schon deswegen nicht, weil eine Biographie ohne Chronologie unfertig ist. Und auf dieser Erde diese wunderlichen Wesen, welche behaupten, allein in der Welt Vernunft zu besitzen und mit ihr, die allemal an das Mitwirken des Hirns gebunden ist, jenes gigantische Rätsel des großen Theaters deuten wollen. Lassen wir die Vernunft beiseite, so besitzen doch die Menschen allein Sprache, und alle tierischen Signale oder sonstigen Stimmäußerungen reichen nicht entfernt an die Sprache heran.

Ihr Wesen und ihre Geschichte zu ergründen wird daher für unsere Weltanschauung unerläßlich sein. Erkenntnis der Welt und des Geistes gehört zusammen. Wäre nicht schon an sich der Mensch dem Menschen am interessantesten, so würde jenes Bedürfnis der Weltanschauung uns zu den endlosen wissenschaftlichen Bemühungen antreiben, von denen man nicht immer sagen kann, was mitunter ermutigend auf Büchertiteln steht, labor ipse voluptas. Wir wissen weder, wie oft die Schrift erfunden wurde, noch, wieviel menschliche Schöpfungsherde es gab, noch, wie oft die Sprache entstand, die vom Menschen unzertrennlich ist.

Wenn sich nun der ungeheure Reichtum des organischen Lebens aus der Zelle entwickelt hat (über deren Entstehung wir freilich nichts wissen), wäre es sinnlos, daran zu denken, daß die Sprache trotz aller Verschiedenheiten nur einmal entstanden ist, oder sinnlos, die Zahl ihrer Ursprünge durch Nachweis von Verwandtschaft zu vermindern? Da ist doch bezeichnend, daß ein Gelehrter wie G. v. d. Gabelentz uns sagte, daß die Urverwandtschaft aller Sprachen wohl unerweisbar, aber auch unwiderlegbar ist. Wollte nun jemand nach jener ursprünglichen Spracheinheit suchen, so könnte er wohl im günstigsten Falle, mit einer kleinen Aenderung nach Atta Troll zu hören bekommen:

Traum der Sommernacht! Phantastisch
Zwecklos ist dein Lied, ja zwecklos . . .

Anders wird aber die Sache, wenn wir uns beschränken und einem Sprachforscher folgen, der nur Aegyptisch und Indokeltisch zusammenstellt und ihre Verwandtschaft in mannigfaltigen Zügen bezeugt findet: Aegyptisch-Indoeuropäische Sprachverwandtschaft von Carl Abel.*) Wir sollen hier also nicht prüfen, ob das gemeinsame noachidische Blut in Ham und Japet und in Sem zu erkennen ist, sondern nur zwei der biblischen Brüder sollen sich verwandtschaftlich genähert werden. Und da die Sprachforscher zum Teil so vorsichtig geworden sind, nicht von einer indogermanischen Rasse, sondern nur von einer idg. Sprache zu reden, so scheint auch Abel seinen Titel danach gewählt zu haben. Außerdem ist Hamitisch garnicht = Afrikanisch. Vielmehr nimmt Lepsius (Nubische Grammatik) an, daß Aegyptisch und Libysch aus Asien eingewandert ist. Diese Sprachen nennt man hamitisch, und zu ihnen gehört noch eine dritte Gruppe. Der hamitische Sprachtypus ist also dem einheimisch-afrikanischen entgegengesetzt; dagegen nach Ansicht mancher Sprachforscher dem semitischen verwandt. Also, wird ein wachsamer Kritiker fortfahren, kämen wir ja hier durch das Aegyptische dazu, Indokeltisch und Semitisch zu verbinden! Ach ja, auch die Sprachforscher haben ihre Mucken. Noch 1873 gab Friedrich Delitzsch seine Studien über idg.-semitische Wurzelverwandtschaft heraus, nachdem viel früher A. Kopp Aegyptisch und Hebräisch aus derselben Quelle glaubte herleiten zu müssen. Aber endlich M. G. Schwartze wollte Kopp nicht nur beipflichten, sondern die gemeinschaftliche Quelle über die Grenzen des gesamten Semitismus hinaus auf den Ausgangspunkt des indogermanischen Sprachstammes ausdehnen. Wir haben uns hier nur darum zu kümmern, woran sich die Verwandtschaft ägyptisch-indokeltisch erkennen ließe.

Zunächst muß ein lexikalischer Bestand gleich sein oder gewesen sein, in dem Grade, daß Entlehnung und zufälliger Gleichklang ausgeschlossen erscheint. Die Laute beeinflussen und verändern sich, wie denn auch wir wohl anders sprechen als Adam. Zeigt das Verhalten der Laute in beiden Familien Analogie? Ferner haben die Sprachen, noch von der Betonung abgesehen, ihre Wortstellung. Eine sagt beharrlich: gerecht (ist) der König; die andere: der König (ist) gerecht. Wir haben zu fragen nach der Unterscheidung der Wortklassen (mitunter behilft sich z. B. eine Sprache ohne Präpositionen). Endlich, wie ist die Deklination und Konjugation, überhaupt die gesamte Flexion beschaffen?

Von all den schönen Dingen gibt uns Abel nur eine kleine Auswahl. Der Blick der vergleichenden Grammatiker ist wiederholt von einer einzigen Wurzel (welcher Ausdruck gegenwärtig unmodern ist) fasziniert worden. Johannes Schmidt folgte seinerzeit, wenn auch nicht errötend, so doch liebevoll den Spuren von ak (sehen, scharf, spitz, schnell usw.).

Max Müller hatte eine kleine Vorliebe für die Wurzel mar (zermalmen, zerstoßen, zerreiben — Marasmus, mors). Professor Abel bevorzugt ker krumm. Mit ihm ist nicht nur Kreis und Zirkus verwandt, sondern eine große Sippe von respektabler Fruchtbarkeit schließt sich daran mit dem Sinne

*) Zweite vermehrte Auflage. Berlin und Leipzig. Verlag von Friedrich Luckhardt. 1903. 60 S. 8°.

Digitized by Google

von rund, hohl, schief, biegen, flechten, drehen, umgeben, umkrümmen, binden — wie wir im Lateinischen und Griechischen, im Deutschen und Slawischen gewahr werden.

Die Eigenheit des Aegyptischen aber, nach deren Spuren im Indokeltischen gesucht werden soll, ist, allgemein gesagt, eine unsägliche Variabilität des Lautes. Ehe nun der Leser mit seinem durch modernes Wissen und Denken geschärften Unglauben an diese wunderliche Lautschwelgerei herangeht, möge er das Urteil eines Aegyptologen, wie Maspéro, über frühere Arbeiten Abels hören:

„Die Bildungs- und Ableitungsgesetze der ägyptischen Wurzeln sowie die Gesetze des Lautwechsels und der Lautvertretung werden durch eine Fülle erweisender Beispiele festgestellt, welche nichts zu wünschen übrig läßt. Desgleichen werden die Wurzelbedeutungen durch alle Nüancen hindurch, denen sie diesen Gesetzen gemäß unterliegen, mit einem seltenen Scharfsinn verfolgt. . ."

Aus diesem ker wird kerker, kerek, rek. Statt ref kann es refref, refef, nefnef, lefkif heißen. Die Konsonanten k, q, g, h, b, p, f, die sogenannten Liquidä l, r, m, n besitzen eine ungewöhnliche Vertauschbarkeit. Aber in der Art, daß die meisten dieser Varianten gleichzeitig neben, nicht zeitfolgend nach einander vorkommen, so wie wir nach der sogenannten Lautverschiebung deka mit taihun und zehn vermitteln u. dgl. m. Jede ägyptische Wurzel vermag grundsätzlich ihren Anlaut im In- und Auslaut zu wiederholen und diese Konsonanten, wie oben, wechseln zu lassen. Uns erregt diese Freiheit der Laute freilich Schwindel. Die Möglichkeiten der Veränderung berechnen sich theoretisch so hoch, daß wir — glücklicherweise — nicht alle Fälle belegt finden. Die Vokale ihrerseits „stehen der ägyptischen Wurzel meist alle zur Verfügung". Außerdem ist freilich möglich, daß unter den uns überlieferten Wörtern sich solche befinden, in denen jene möglichen Wechsel nicht mehr oder überhaupt nicht stattgefunden haben.

Auf ihren ursprünglichen Konsonantenbestand hin geprüft, machen die Wörter den Eindruck, daß die dreikonsonantigen entstanden sind.

Gibt es nun oft eine erhebliche Mannigfaltigkeit der Lautvariante für nur eine Vorstellung, so weicht diese geringere Sonderung von Laut und Bedeutung stark vom Indokeltischen ab. Es wäre denkbar, daß das Aegyptische in dieser Beziehung altertümlicher ist, und es wäre auf indokeltischem Gebiet nach analogen Erscheinungen mit Einschluß des Lautwuchses zu suchen. So unerhört ist die Sache nicht; denn früher sprach man z. B. von einer Wurzel ak oder ank (biegen) u. dgl. m.

Lassen wir die Frage der sogenannten Stammbildung aus diesen Urworten beiseite (beim Verfasser S. 53, 57), so wäre inbezug auf die eigentliche Formbildung, die Flexion, zu bemerken, daß sie, weil in den beiden Familien abweichend, aus späterer Zeit datieren kann, in der sich die grammatische Formung gemäß der nationalen Sonderung vollzog.

Die Debatte über diese Dinge ist nun, wie der Verfasser klagt, trotz geraumer Zeit nicht fortgeschritten. So wäre es jetzt an den indokeltischen Grammatikern, das Problem ihrerseits zu prüfen. Uns ist ja gesagt worden: andere Zeiten, andere Lautgesetze. Wenn die ägyptischen Lautgesetze von den uns zugänglichen, jetzt geglaubten, indokeltischen abweichen, so wäre, die lexikalische Verwandtschaft vorausgesetzt, doch logisch, die beiderseitigen Lauterscheinungen zum Zweck einer Annäherung zu vergleichen. Jeder Fortschritt ist das Verlassen des bisherigen Schwerpunktes, um einen neuen zu suchen. Was wissen wir denn so genau und eindeutig in den geschichtlichen Geisteswissenschaften? Besonders aber sind wir mit der Erforschung und Analyse der Sprache noch längst nicht am Ende. Nicht lange, nachdem der große Bopp tot war, begann man, sein schönes Penelopegewebe vielfach aufzutrennen. Nachdem wir es dann herrlich weit gebracht hatten, gibt man jetzt zum Teil wieder zu, daß Bopp sich die Vorgänge richtig gedacht habe.

Sehen wir so, wie noch in mancher anderen Beziehung, auch die sprachlichen Anschauungen in den heraklitischen Fluß aller Dinge hineingezogen, so ist es an sich keineswegs abenteuerlich, Aegyptisch mit Indokeltisch zu vereinigen. Vergleichen wir die noachidischen Sprachen mit einem Fächer, der in drei große, mit interessanten Zeichen bedeckte Hauptabteilungen zerfällt, so wäre immerhin denkbar, daß sich jene drei Felder in einen Fuß des Fächers vereinigen lassen. Die artige Frage nach der Urheimat der Menschen, die diese Muttersprache hervorbrachten, dürfte aber kaum durch die Rokitnosümpfe beantwortet werden, wohin man vor etwa fünfundzwanzig Jahren die Urheimat der Indogermanen verlegt hat.

Das Problem der Vereinigung von Aegyptisch und Indokeltisch hat aber ein doppeltes Interesse: für die Lautgeschichte und für die Geschichte des menschlichen Vorstellens im allgemeinen.

Wir wissen nämlich noch lange nicht sicher, was alles aus einem gedachten x des Anfangs nach lautlicher und grammatischer Seite hin werden kann. Scheint das Aegyptische lautlich altertümlicher als das Indokeltische, so haben wir natürlich im Aegyptischen nicht etwa die Ursprache. Aber es wäre ein Beispiel einer geschichtlichen Zeit mit sehr merkwürdiger Variabilität der Laute, wie ein Lallen, das erst nach einer festen Artikulierung strebt. Soll man denken, daß diese rein äußere, physiologische Manier nur den Aegyptern zukommt, oder haben sich erst allmählich aus ähnlichem Stolpern auch andere Menschen zu einem sichern Gang ohne Seitensprünge gewöhnt? Glauben wir, etwa in den slawischen Beispielen, etwas dem ägyptischen Lautwuchs Analoges zu finden, wie wäre es zu erklären? Gibt es, wie auf andern Gebieten, so auch in der Formenbildung Atavismus?

Es ist klar, daß wir ohne die Laut- und Formenlehre höchstens geistreich oder glücklich vermuten, aber über den wirklichen Zusammenhang der beiden Familien nichts sicher wissen können, d. h. wissen, so weit gerade unsere Kriterien entwickelt sind. Um also das zu erreichen, was wir suchen, ist auch hier das beste Mittel, daß wir uns der Schwierigkeiten genau bewußt werden. Sind diese gelöst, dann erst kommen wir zum Kern. Je besser uns das Mikroskop lehrt, wie zahlreich die Vorgänge in einer Zelle sind, desto mehr fühlen wir uns zu dem Geständnis gezwungen, wie doch das Rätsel dieses einfachsten Lebens aus all diesen chemisch-physikalischen Vorgängen nicht begriffen werden kann. Wir werden uns hierbei nicht nach einem hilfreichen accidens umsehen, nach einer Neuauflage der einst von Lotze abgewürgten Lebenskraft. Sondern wir werden einzig den methodischen Weg fortsetzen, die exakte Beobachtung und das Experiment. So kommen wir auch für unser Problem nicht über die Lautlehre hinweg, daher ist es sachgemäß, daß sie Abel hier in den Vordergrund gestellt hat. Es wäre nun sehr zu wünschen, daß sich die kompetenten Leute über diese Sache aussprechen. Hinterher kommt dann das wirklich Interessante und menschlich Wertvolle, die geistige Seite.

Daß Brüder sehr verschieden sein können, wissen wir ja. Ham und Jafet würden wir es aber nicht gerade erlauben, sondern wir müßten lernen, daß denn doch aus gleichen Anfängen sich etwas so Verschiedenes entwickeln kann. Daß die sogenannten Formsprachen (mit Wortklassen, Deklination, Konjugation) es ursprünglich nicht waren, ist klar. Manche Sprachen scheinen nie weiter gekommen zu sein, als wie wir sie kennen. Andere scheinen einmal bessere Zeiten gesehen zu haben. Sehen wir, daß Aegyptisch doch mit Indokeltisch verwandt ist, so ergäbe dies eine erhebliche Erweiterung unserer Anschauungen von Sprachentwicklung. Zugleich wäre kaum eine Erneuerung der Versuche zu vermeiden, Indokeltisch und Semitisch anzunähern, wobei das Aegyptische als Brücke dient.

Bewahrheitet sich Abels These mehr und mehr, so hilft uns das Aegyptische bei der Etymologie des Indokeltischen, sodaß wir den uns erreichbaren Ursinn gewisser Wörter er-

Digitized by Google

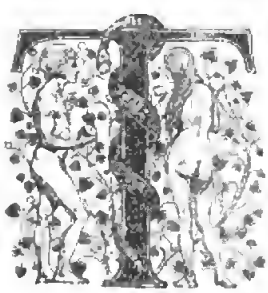
schließen, der uns nach den Mitteln der vergleichenden indokeltischen Grammatik zurzeit noch verschlossen ist. Somit wüchse aber unsere Einsicht in die Entwicklung den menschlichen Vorstellungen. Wir erhielten einen neuen Beitrag zu dem, was wir wissen wollen, was der Mensch ist, also auch, wie er war. Wie denken die Menschen überhaupt, und wie haben sich die zwei oder drei Brüder trotz der gemeinsamen sprachlichen Wurzel verschieden entwickelt? Das ist eine Psychologie, die noch interessieren kann, die Fleisch und Blut hat. Ihre Tatsachen sind uns wertvoll, auch wenn sie sich nicht geduldig als Grundlage für eine „wissenschaftliche" Psychologie hergäben. Deren Maschinen, Hebel und Schrauben dienen zu nicht selten scharfsinnigen Untersuchungen. Sie blieben aber für unsere Erkenntnis des Menschen und unsere Weltanschauung ziemlich tot, wenn wir nicht in den Denkmälern der Sprache sähen, wie den Menschen wirklich zumute war, mit wie merkwürdiger Kunst sie sich geholfen haben, oder wie, ihren Bedürfnissen entsprechend, ihre Sprache sich entwickelt hat. Das ließe sich theoretisch nie so voraussberechnen, wie durch Astronomen Stellung und ungefähre Beschaffenheit von Weltkörpern. Sondern das geistige, in der Sprache ausgeprägte Leben ist geworden und gewachsen wie die sympathische, unermeßlich reiche und geheimnisvolle Formen- und Gestaltenfülle der Natur. Von unserer Phantasie wäre sie nie konstruierbar gewesen. Sehen wir in dieser Fülle gleichsam die Gedanken der Natur, so in den Sprachen das Denken und Fühlen der Menschen.

Da möchten wir denn gern in den Jahrtausenden sicherer und kontinuierlicher zurückblättern, um ihren Geist kennen zu lernen. Entrollen wir bei diesem Geschäft die sauber abgezirkelten hamitischen Zeichen und die Fülle der japetischen, so wäre es, noch von anderm abgesehen, doch schön, wenn uns eine Lücke im Kontext des einen Volumens plötzlich klar wird durch das, was wir im andern gelesen haben.

Fühlt sich jemand, da hier so viel von Aegypten die Rede war, an die wunderbare Geschichte Josefs erinnert (doppelt wunderbar, weil meines Wissens an ihrer Psychologie noch nicht gemäkelt worden ist), so wird er schließlich den Wunsch begreiflich finden, es möchten einige Grammatiker die Reiseschuhe nehmen (wie es in einem Liede heißt) und, analog den Brüdern Josefs, aus Aegypten Getreide holen, um zu sehen, wie es sich mit dem Indokeltischen verträgt, oder einmal einige Abwechslung auf die indokeltischen Felder zu bringen.

K. Brugmann.

Bauernblut.*)



rat Nicolaus Szácsu, der Bezirksrichter, den Parteien entgegen, so war die Achtung, die ihm allgemein entgegengebracht wurde, mit etwas Furcht gemischt. Mit der Furcht, die der schwächliche Durchschnittsmensch gewöhnlich vor einem stolzen, unbeugsamen Charakter empfindet. Bei jeder Verhandlung konnten sowohl die ihm beigeordneten Richter, wie Rechtsanwälte und Parteien erfahren, daß der breitschultrige, dickhalsige, brünette Mann ein äußerst geschulter Jurist war, dessen scharfer Verstand die oratorischen Spitzfindigkeiten der Verteidiger mit derselben Leichtigkeit durchbrach wie der Büffel das Dickicht des Urwaldes. Bei der Verkündigung des Urteils wurde seine Stimme laut und volltönig und klang dem Angeklagten scharf in die Ohren. Selbst Gemeinplätze erhielten neues Leben in seinem Munde.

Er war gegen vierzig Jahr alt, erschien aber bedeutend jünger. Sein kurzgeschorener Bart glänzte wie Stahl. Die starke, gebogene Nase störte den sympathischen Eindruck seines Gesichtes nicht. Bei aller Strenge hatte es einen tief gutmütigen Zug, wie sich in dem groben Schnitte seine bäurische Herkunft auch deutlich ausprägte. Er stammte aus der Tiefebene, wo sein Vater, ein walachischer Bauer, ein ausgedehntes Gut besaß. Es ist dort üblich, daß die reichen Besitzer ihre Söhne studieren lassen und „Herren" aus ihnen machen.

In der Gesellschaft repräsentieren diese Bauernsöhne einen besonderen Typus. Man erkennt sie leicht an der übertriebenen Nachäffung aristokratischer Manieren und an der Leidenschaft, mit der sie ein durch generationenlange Entbehrung angesammeltes Vermögen vergeuden. Es lebt etwas in ihnen, das mit der zügellosen Genußsucht des freigelassenen Negers verwandt ist.

Nicolaus Szácsu hatte mit diesen aber nichts gemein. Das feine Gift, das die städtische Kultur in so hunderterlei verschiedenen Formen produziert, hatte seinem kräftigen Organismus nichts anhaben können. Er hatte alles aufgenommen und gut verdaut. Hand in Hand damit ging auch noch ein Zug, der ihn von den anderen unterschied: er schämte sich seiner Herkunft nicht, im Gegenteil brüstete er sich bei Gelegenheit damit.

Seine Lebensweise war außerordentlich einfach. Seiner Ansicht nach war der Richter, als Wächter der sozialen Ordnung, zu puritanischer Reinheit verpflichtet. Das war ein Dogma für ihn.

Ein solches Dogma aber kann wie alle anderen im lebendigen Leben niemals Wurzel fassen. Bei Windstille vermag es einigermaßen zu vegetieren; Stürme und Stöße hält es aber nicht aus. Auch Nicolaus Szácsu mußte das erfahren: ein und einhalbes Jahr dauerte sein Verhältnis mit der Frau des Rechtsanwalts Kasimir Bata! —

Diese blonde Bestie hatte eine verzehrende Leidenschaft in ihm geweckt. Sein stark sinnliches Bauernblut hatte den Damm, den er aus allerhand moralischen Grundsätzen um sich her aufgebaut hatte, einfach weggespült, als wenn es Kinderspielzeug gewesen wär . . .

Im Anfang, als nach dem ersten Sinnestaumel die große Reaktion eingetreten war, hatte er mit aller Gewalt versucht, sich aus diesem unwürdigen Verhältnis zu befreien. Aber da war es schon zu spät . . . Seine ganze Widerstandsfähigkeit erschöpfte sich in fürchterlichen Selbstvorwürfen und in der Verfluchung des Tages, an dem er das Weib kennen gelernt hatte. In jeder Stunde, die er mit Antonie verbrachte, versanken alle seine Vorsätze, wie eine Bühnenversenkung, mit geräuschloser Geschwindigkeit. Der Puritaner stürzte und der Bauernsohn blieb . . . zu ihren Füßen natürlich.

Dabei hatte er Zeiten, in denen ihn ein erbarmungsloser Haß gegen die kokette Frau überkam, die über seine quälenden Gedanken so unschuldig lachen konnte. Dann hätte er sie am liebsten erwürgt . . .

Allmählich gewöhnte er sich aber an seine Lage. Er brachte es nach und nach so weit, am Tische des betrogenen Gatten zu speisen, ohne mit den Wimpern zu zucken. Er wurde so gemein, als ob er als Herrenkind auf die Welt gekommen wär . . . Der Ehegatte war übrigens ein vollendeter Lump, der eigenes wie fremdes Geld mit gleicher Virtuosität zu verschwenden wußte. Sein früh gealtertes, blasses, blutleeres Gesicht war ein sprechendes Zeugnis seiner Entartung. —

Nicolaus Szácsu empfand es als eine Art Beruhigung, als der Zufall ihm Papiere in die Hände spielte, aus denen

*) Autorisierte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Georg Busse-Palma.

Digitized by Google

deutlich hervorging, daß Kasimir Bata nicht nur ein Lump, sondern auch ein Dieb war, der das Vertrauen seiner Klienten auf das gröbste mißbrauchte. Die naive Volksanschauung, daß der Betrüger nichts besseres verdient als betrogen zu werden, ward für einen Moment in ihm lebendig. Aber nur für einen Moment. Dann gewann der Jurist wieder die Oberhand und er sagte sich selbst, daß es ziemlich gleichgültig sei, ob man einen Dieb oder einen Altar bestiehlt. Diebstahl ist beides, wenn es auch unter verschiedene Paragraphen fällt. — —

Nach ein und einhalb Jahren fand das Verhältnis sein Ende. Antonie löste es, eines anderen wegen, der sich weniger Skrupel machte und sorgloser zu genießen verstand.

Eine fürchterliche Empörung bemächtigte sich des Richters. Als er obendrein aber merkte, daß er eine quälende Eifersucht empfand, fing er an, sich selber zu verachten. Bis zum Anspeien degradiert kam er sich vor. Er litt fürchterlich und öfter als einmal nahm er sich vor, sich aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen und zu Haus, in der Einöde, seine Seele genesen zu lassen. Er erklärte sich selber für unfähig, sein ehrenvolles Amt weiter zu bekleiden. Nur daß er dies Urteil nicht sogleich vollstreckte. Er gab sich Frist.

Ein halbes Jahr war vorübergegangen, ohne daß er sie wiedergesehen hatte. Als echter Bauer hatte er das Haus des Rechtsanwalts nicht mehr betreten, seitdem sein Verhältnis aufgehört hatte. Ein unauffälliges, langsames Zurückziehen war nicht seine Sache . . .

Eines Herbstabends saß er allein in seiner Amtsstube, als die Tür plötzlich ohne vorhergehendes Anklopfen geöffnet wurde. Seine frühere Geliebte trat herein. Mit blassem, unruhigem Gesicht und nervös zuckenden Lippen.

Nicolaus Szécsu war eine Sekunde starr vor Ueberraschung.

„Womit kann ich dienen, gnädige Frau?" fragte er dann in gezwungener Ruhe.

Die schöne Frau preßte statt aller Antwort das feine Battisttuch vor die Augen und sank schluchzend in ein Fauteuil. Der Richter hörte ihr Weinen mit gespannter Aufmerksamkeit an. Er hatte dasselbe Gefühl wie bei einer zweifelhaften Zeugenaussage. Was ist echt daran? fragte er sich.

„Nicolaus", begann sie endlich, „ich bin verloren" . . .

„Wurden Sie ertappt?" erkundigte er sich barsch.

Ihre blauen Kinderaugen sahen ihn unschuldig an.

„Ich? Mein Gott . . . . von mir ist garnicht die Rede."

„Nun, von wem denn?"

„Von meinem Manne! Denken Sie, Nicolaus, der Elende . . . ach, himmlischer Vater, welche Schande!"

Nach einer kurzen Pause fuhr sie ängstlich im Flüstertou fort:

„Nicolaus, ich glaube, er erschießt sich heut Nacht."

„Kasimir Bata?" fragte der Richter mit unverhohlener Ironie. „Beruhigen Sie sich! Er wird es sich überschlafen."

Antonie schüttelte heftig den Kopf.

„Sie kennen meinen Mann nicht! Er ist leichtsinnig, aber doch ein Kavalier" . . .

Nicolaus Szécsu zuckte verächtlich mit den Schultern.

„Kavalier? Natürlich ist er ein Kavalier. Sonst hätte ich und auch Sie, meine Gnädige, seine Hand schon längst an der Gurgel gespürt. Aber lassen wir das. Worum handelt es sich?"

„Etwas fürchterliches . . . Mein Mann hat sechstausend Gulden defraudiert, von einem Klienten. Der war bei uns. Ich zittere noch jetzt, wenn ich an den Skandal denke, den er ihm gemacht hat. Er nannte ihn Dieb" . . .

„Was weiter?"

„Weiter? — Ja, der Mensch drohte — ich habe gehorcht — mit dem Gericht. Wenn er bis morgen sein Geld nicht hat, dann macht er die Anzeige."

„Und was sagte Ihr Mann?"

„Nichts sagte er. Er war ja wie ein Toter. Und als der Klient gegangen war, weinte er wie ein Kind, dann nahm er von seinem kleinen Sohn Abschied. Ach, es war fürchterlich . . . . und schließlich, schließlich kniete er vor mir nieder, jammerte, daß ich ihn retten solle. Nur dieses eine Mal . . . . sonst müßte er sich eine Kugel durch den Kopf schießen. Durch den Kopf, Nicolaus! Verstehen Sie?"

„Vollkommen. Nur eins ist mir nicht ganz klar. Nämlich, wie Sie ihm helfen könnten?"

Die Frau preßte ihre Hand an die Stirn, als ob sie ihre Gedanken erst mühsam ordnen müßte.

„Deshalb kam ich ja," sagte sie dann leise. „Mein Mann meinte, Sie wären reich, Nicolaus, sehr reich . . . . Ist das wahr?"

„Ja". —

„Mein Mann sagte, Sie wären der einzige, an den er sich wenden könnte. Er sendet mich — verstehen Sie?"

„Ich verstehe. Das Geld wird da sein."

„Wirklich, Nicolaus, wirklich?"

„Ja doch! Ich habe nicht das Recht, diese Bitte abzuschlagen. Am wenigsten Ihnen."

Das junge Weib senkte, purpurrot werdend, den Kopf.

„Im Moment," fuhr der Richter ruhig fort, „habe ich die Summe aber nicht zur Hand. Ich brauche mindestens zwei Tage."

„Wenn das aber zu spät ist . . ."

„Das kann ich mir nicht denken. Das Geld ist ja sicher. Ich muß nur in meine Heimat fahren, um es von der Sparkasse zu beheben."

„Abreisen wollen Sie?" Mein Gott, ich bin so ängstlich . . ."

Der Richter ward ungeduldig.

„Sie haben keine Ursache dazu. Mein Wort ist gut."

Er öffnete eine eiserne Kassette.

„Hier sind tausend Gulden. Außerdem erhalten Sie sofort einen Schuldschein, in dem ich mich verpflichte, an Kasimir Bata bis übermorgen fünftausend zu zahlen. Wenn er den dem Betreffenden — auf seinen Namen bin ich nicht neugierig — zeigt, wird er gewiß warten."

In schneller Schrift fertigte er den Schein aus.

„So — hier haben Sie. Jetzt habe ich es eilig. In einer halben Stunde geht mein Zug. Gott befohlen, gnädige Frau!"

Als Antonie gegangen war, schrieb Nicolaus Szécsu noch einige Instruktionen für seinen Vertreter und begab sich dann auf den Bahnhof.

Budapest. Martin Földi.

(Schluß folgt.)

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Fr. Weinhausen, SW. Dessauerstraße 1. part. (Politik und Volkswirtschaft.)

Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83 (Kunst und Literatur.)

Dr. Th. Barth, W. Tiergartenstraße 37.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 33. Berlin, den 14. Mai 1904. 21. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35. Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Im preußischen Herrenhaus haben die konservativen Oberführer der Reaktion, die Grafen Hohenthal, Mirbach und Frhr. v. Manteuffel, einen heftigen Angriff gegen Reichstagswahlrecht und Sozialreform gerichtet. Das ist an sich bei diesen Herren nichts Unerhörtes. Wenn sie Sätze neu haben prägen können wie den „Wenn man gegen die Polen so viel Mut hat, durch die doch ein viel geringerer Schaden angerichtet wird, so sollte man den Mut der Ausnahmegesetze auch gegen die Sozialdemokratie haben", so danken sie das der Regierung, die in der Tat mit dem preußischen Ansiedelungsgesetzentwurf den abschüssigen Weg der Ausnahmegesetzgebung beschritten hat. Auch dieta wie die, daß das preußische Landtagswahlrecht als Reichstagswahlrecht ein Glück für die Nation wäre und daß der Ausbau der Sozialreform nur die Begehrlichkeit fördere, sind so urwüchsig konservativ, daß sie nicht weiter in Verwunderung setzen. Dagegen war Bülows Antwort auf diese reaktionären Keckheiten trotz allem, dessen man sich von diesem „leitenden Staatsmann" versieht, überraschend unstaatsmännisch; ja sie enthielt geradezu die indirekte Drohung, daß das bestehende Reichstagswahlrecht bei weiteren sozialdemokratischen Siegen eines Tages geändert werden könne. Nur der Moment dazu scheint dem Reichskanzler noch nicht gekommen zu sein! Das ist die Auffassung des deutschen Reichskanzlers vom Grundrecht des deutschen Volkes und von der Unantastbarkeit der Reichsverfassung!

Die Kanalvorlage ist nach viertägiger Beratung an dieselbe Kommission verwiesen worden, die sich auch mit den anderen wasserwirtschaftlichen Vorlagen zu befassen haben wird. Dort soll sie hinter allen übrigen Teilen der wasserwirtschaftschaftlichen Vorlagen behandelt werden. Lassen schon diese Geschäftsdispositionen die neuerlichen Verschleppungsabsichten der Kanalrebellen deutlich hervortreten, so auch die Weigerung des kanalfreundlichen früheren Kommissionsvorsitzenden v. Eynern, noch einmal den ihm angebotenen Vorsitz anzunehmen und die neuerdings wiederholte Ankündigung der „Deutschen Tageszeitung", daß die Kanalvorlagen sorgsamer Erwägung bedürfen und jede Ueberstürzung zu vermeiden sei! Die Kanalvorlage ist auf längere Zeit in die Versenkung verschwunden. Der voraussichtlich ergebnislose Handel hinter den Kulissen kann nun wieder beginnen.

Im preußischen Abgeordnetenhause haben die beiden charakteristischen preußischen Minister, die typischen Junker v. Podbielski und v. Hammerstein, in der verflossenen Woche beide je einen heftigen Zusammenstoß mit der regierungsfreundlichen reaktionären Mehrheit erlebt. Der Landwirtschaftsminister zog sich einen sehr deutlichen Rüffel der Konservativen dadurch zu, daß er in dem Gesetzentwurf über die Verwaltung gemeinschaftlicher Jagdbezirke eine frühere Resolution der konservativen Mehrheit unberücksichtigt gelassen hatte, die den Jagdvorsteher aus den Kreisen der Interessenten erwählt haben will, während Podbielski die Gemeindevorsteher zu Jagdvorstehern ernennen will. Natürlich ändert der Zusammenstoß nichts an dem inneren Freundschaftsverhältnis zwischen Podbielski und seinen Junkergenossen; im Gegenteil, solche kleinen Schmollszenen vertiefen nur die freundschaftlichen Beziehungen.

Weit ungünstiger schnitt Podbielskis Kollege v. Hammerstein bei seinem Zusammenstoß mit dem Zentrumsführer Roeren ab, den er bei der ersten Lesung des neuen Ansiedlungsgesetzentwurfs für die Provinzen Ost- und Westpreußen, Brandenburg, Pommern, Posen, Schlesien, Sachsen und Westfalen hatte. Freilich wäre die Verteidigung dieser Gesetzesvorlage auch einem befähigteren Minister als Herrn v. Hammerstein selbst im preußischen Dreiklassenparlament nicht leicht geworden. Denn diese Vorlage, die den Polen die Ansiedlungsmöglichkeit in den genannten Provinzen erschweren und die Rechtsgleichheit der preußischen Verfassung beseitigen will, ist ein neuer schlagender Beweis für die Unfähigkeit des gegenwärtigen preußischen Regimes. Selbst Podbielski hat zugeben müssen, daß die Vorlage ein Ausnahmegesetz schaffe. Und jeder Unbefangene muß einsehen, daß mit solchen Gesetzen die Polenkonkurrenz vom Land in die Städte getrieben und damit verschärft, die Polengefahr erst künstlich gezüchtet wird. Trotzdem wäre es nicht nötig gewesen, daß Herr v. Hammerstein sich nicht nur in der sachlichen, sondern auch in der äußeren, parlamentarischen Vertretung so bis auf die Knochen blamiert hätte, wie er es in Wirklichkeit tat.

Der Leipziger Aerztestreik hat mit einem vollen Sieg der Aerzte geendet. Weil sich die erforderliche Anzahl von „Streikbrechern" nicht finden ließ, mußte sich der Kassenvorstand schließlich gefangen geben. Die deutsche Aerzteschaft hat demnach allen Grund, in den so oft in der Arbeiterbewegung gehörten Ruf einzustimmen: „Hoch lebe die Solidarität der Berufsgenossen!" Ueberhaupt kann der Verlauf und der Ausgang des Leipziger Aerztestreiks allerlei in bezug auf Beurteilung von Arbeiterstreiks zu denken geben. Lohnbewegungen brauchen deshalb noch nicht unberechtigt zu sein, weil die Arbeitgeber mit den stärksten Versicherungen beteuern, daß die Erfüllung der Arbeitnehmerwünsche ihren Ruin bedeute; sonst müßte man den Leipziger Aerztestreik unter die unberechtigtsten Lohnbewegungen rechnen, die es je gegeben hat. Die öffentliche Aufforderung: „Zuzug fernhalten!" ist noch kein Terrorismus gegen Arbeitgeber, sonst müßten die zahlreichen Annoncen, die in den vergangenen Wochen in allen größeren Zeitungen Deutschlands standen und meist „Aerzte, cavete Leipzig" überschrieben waren, verwerflichsten Terrorismus

Digitized by Google

bedeuten. Zähigkeit, Ausdauer und Anwendung aller gesetzlichen Mittel ist noch kein Streikterrorismus; sonst müßten die Leipziger Aerzte die schlimmsten Terroristen sein. Schließlich, und das ist die Hauptlehre, sind Streiks an sich noch lange kein Zeichen von Begehrlichkeit der Streikenden, sonst müßte man die Leipziger Aerzte, die nicht nur um freie Arztwahl, sondern auch um ganz erhebliche Honorarerhöhung gekämpft haben, für die begehrlichsten Menschen von der Welt halten.

Unter dem stolzen Namen eines „Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie" ist abermals eine Organisation ins Leben gerufen, die nunmehr endgültig der Sozialdemokratie den Garaus machen soll. In der Ehrengarde dieser neuen Schöpfung spielen nationalliberale Reichstagsabgeordnete, der Vizepräsident Paasche an ihrer Spitze, die erste Violine. Man hofft bis zu 50 000 Mark im Jahre aufbringen zu können, — zittere Sozialdemokratie! Die Gründung erinnert an das berühmte Wort des mitteldeutschen Serenissimus bei Beginn der Eisenbahnperiode: „Ich will auch eine Eisenbahn haben, und wenn sie mich 1000 Taler kostet."

Die Nachricht, daß die demokratische Berliner „Volkszeitung" vom 1. Juli ab in den Besitz des Verlages von Rudolf Mosse übergehe, ist vielfach und verschiedenartig kommentiert worden. Wir unterstreichen in ihr die Worte, welche versichern, daß die „Volkszeitung" im neuen Verlag unter der alten Redaktion die seitherigen Bahnen innehalten werde. Das scheint ein erfreuliches Zeichen für den politischen Weitblick des neuen Verlages wie für den Unabhängigkeitssinn des seitherigen verdienten Chefredakteurs zu sein. Möge also die „Volkszeitung" im neuen Verlage bleiben, was sie im alten war: ein mutiger und alle Zeit unerschrockener Vorkämpfer des entschiedenen Liberalismus.

Schlimmer als die unerfreulichen militärischen Berichte aus Deutschsüdwestafrika sind die Irrungen und Wirrungen in unserer Kolonialverwaltung, die durch die widersprechenden Meldungen der letzten Zeit für jedermann klar erkenntlich aufgedeckt wurden. Zuerst hieß es, Gouverneur Leutwein, vom Kolonialamt seither stets als hervorragende Kraft verteidigt, solle schon bald nach Ausbruch des Hereroaufstandes amtsmüde sein und demissionieren wollen; aber sogleich wurde offiziös mit größter Bestimmtheit versichert, es liege nicht der geringste Anlaß dazu vor. Trotzdem konnte bereits kurze Zeit nachher ein Teil der Presse Herrn v. Trotha als Nachfolger Leutweins und Höchstkommandierenden in Südwestafrika bezeichnen; auch jetzt kam prompt ein offiziöses Dementi, wonach niemand daran denke, eine Aenderung in Südwestafrika vorzunehmen. Wieder einige Tage später war Generalleutnant v. Trotha faktisch Oberkommandierender für Südwestafrika, wie es heißt, zur höchsten Ueberraschung des Reichskanzlers und des Kolonialdirektors, die noch am Morgen der Ernennung des „neuen Herrn" an Leutwein als unersetzlichem Oberführer und Gouverneur festgehalten haben sollen. Nun hieß es, daß Leutwein wenigstens auf jeden Fall noch Gouverneur bleiben werde. Obwohl die Unwahrscheinlichkeit eines solchen Dualismus der Verwaltung selbst für den Laien auf der Hand lag, blieb die Meldung doch einige Tage unangefochten. Dann kam die Sensationsnachricht aus Südwestafrika, daß Leutwein durch v. Trothas Kommandierung aufs tiefste verstimmt sei und nur noch bis zur Uebergabe der Geschäfte in Südwestafrika zu bleiben gedenke; ein allgemeiner Aufstand aller ihm ergebenen Eingeborenen sei aber nach seinem Weggang sicher und die Gesamtlage deshalb ernster denn je. Schließlich wird nun auch diese Nachricht wieder offiziös dementiert unter Hinweis — nicht etwa auf direkte telegraphische Erkundigungen, sondern auf frühere amtliche Erklärungen des Gouverneurs Leutwein. Diesem Rattenkönig von Widersprüchen gegenüber ist das allgemeine deprimierende Gefühl erklärlich, das selbst unsere begeistertsten Kolonialschwärmer nachgerade zu ergreifen beginnt. Die deutsche Kolonialverwaltung befindet sich offenbar in denkbar größter Desorganisation. Auswärtiges Amt, Kolonialamt, Reichsmarineamt, Militärkabinett, deutscher Kolonialverein und noch eine Reihe anderer verantwortlicher und unverantwortlicher Stellen scheinen fortgesetzt miteinander um den bestimmenden Einfluß zu rivalisieren. Daß unter solchen Umständen die deutsche Kolonialpolitik, statt sich im Volke allmählich einzuleben, immermehr Anlaß zu Mißmut und Verdruß gibt, ist nur zu erklärlich. Unerklärlich bleibt nur, weshalb in die geschilderten, höchst unerquicklichen Verhältnisse nicht einmal mit energischer Hand hineingegriffen wird. Mögen in bezug auf die Kritik des südwestafrikanischen Feldzuges im gegenwärtigen Moment auch allerlei vaterländische Bedenken zur Zurückhaltung zwingen, so liegt doch eine gleiche Verpflichtung gegenüber dem Ränkespiel in der Verwaltung der deutschen Kolonien sicherlich nicht vor.

Die Gemeinderatswahlen in Frankreich, die nach französischem Gesetz gleichzeitig in allen Stadt- und Landgemeinden vollzogen werden, liegen jetzt abgeschlossen vor. Herkömmlich bieten die Wahlen in den Provinzialstädten und auf dem Lande, wo die Verhältnisse ziemlich konstant sind, weniger Interesse, als in der Metropole Paris. Dort kämpfte der Regierungsbloc mit der Reaktion um die Majorität im Pariser Stadtparlament. Seither herrschten dort die regierungsfeindlichen Klerikalen und Nationalisten. Die Neuwahlen haben den regierungsfreundlichen Republikanern, Radikalen und Sozialisten eine sichere Mehrheit von acht Stimmen verschafft. Einige andere große Städte sind zwar den Ministeriellen verloren gegangen; das Gesamtresultat ist aber nicht nur in Paris, sondern in ganz Frankreich für das antiklerikale Ministerium Combes außerordentlich günstig.

Nachgerade überstürzen sich die Siegesnachrichten der Japaner, die vom ostasiatischen Kriegsschauplatz kommen. Port Arthur umzingelt, Fönghwangtschöng genommen, Dalny bedroht, mit der Räumung von Mutschwang begonnen: das geht weit über die schlimmsten Befürchtungen der Russenfreunde hinaus. Die Japaner scheinen eben nicht nur zur See, sondern auch zu Lande an moderner Kriegskunst den Russen überlegen zu sein.

Der russisch-japanische Krieg hat jetzt gerade lange genug gedauert, um es beiden kriegführenden Mächten geraten erscheinen zu lassen, auch für neue finanzielle Munition zu sorgen. Beide Mächte sind dabei, eine Kriegsanleihe abzuschließen, die Russen auf dem französischen, die Japaner auf dem englisch-amerikanischen Geldmarkte. Wenn die Russen auch zu Wasser und zu Lande bisher den Japanern unterlegen sind, so haben sich finanziell bisher doch die Japaner als die Schwächeren gegenüber den Russen erwiesen. Vor einem Jahre, als noch niemand an den Ausbruch des Krieges dachte, stand die japanische fünfprozentige Anleihe auf dem Londoner Markte 106. Mit der Wahrscheinlichkeit des Krieges sank die japanische fünfprozentige Rente dort fortgesetzt bis auf 80 und hat sich trotz aller kriegerischen Erfolge nicht wesentlich zu erholen vermocht. Die japanischen fünfprozentigen Anleihen sind somit um rund 25 Prozent gefallen, während in der gleichen Periode die vierprozentige japanische Anleihe um etwa 20 Prozent gefallen ist. Dagegen sind die vierprozentigen Russen seit Mai 1903 nur um rund 12 Prozent gefallen. Bedenkt man, daß die Staatsschulden Rußlands vor dem Kriege etwa 14 000 Millionen Mark, diejenigen Japans aber nur 1100 Millionen Mark betrugen, so muß man zugestehen, daß sich der Kredit Rußlands bisher ungewöhnlich gut gehalten hat. Der wesentliche Grund dafür dürfte in dem Umstande zu suchen sein, daß ein unverhältnismäßig großer Teil der russischen Rente sich in den Händen französischer Sparer befindet, die durch das zähe Festhalten sinkender Papiere berühmt sind.

Digitized by Google

Selbst die englischen Konsols haben sich bei Ausbruch des Burenkrieges weniger gut gehalten als die russische Rente. Im April 1899 standen die englischen Konsols rund 110. Der Burenkrieg brach bekanntlich im Oktober 1899 aus. Im Dezember 1899 waren die Konsols bis auf 95 gesunken, also in neun Monaten ein Verlust von 17 Prozent. Für den vorsichtigen Besitzer russischer Rente dürfte die Zeit der Prüfung aber noch längst nicht abgeschlossen sein. Der Krieg wird sicherlich lange dauern, und die neueste russische Kriegsanleihe wird schwerlich die letzte sein. Deutschland hat es deshalb auch nicht zu beklagen, daß Rußland die französischen Freunde bei Uebernahme der neuesten Kriegsanleihe bevorzugt.

Vielleicht ist auch das Vertrauen zu der japanischen Finanzwirtschaft eher gerechtfertigt als das zu der russischen. Die Art, wie die Japaner ihre Kriegssteuern aufgelegt haben, nimmt sehr für sie ein. Die Japaner erheben eine Einkommensteuer, die die meisten europäischen Staaten sich in sozialpolitischer Beziehung zum Muster nehmen könnten. Die Steuer ist progressiv. Sie beginnt bei einer Jahreseinnahme von 600 Mark mit 1 Prozent und steigt bis zu 3½ Prozent bei Einnahmen von 200 000 Mark. Außerdem wird eine beträchtliche Grundsteuer erhoben, und als der japanische Finanzminister im März sein Kriegsbudget vorlegte, beantragte er eine namhafte Erhöhung der Grundsteuer. Die Volksvertretung nahm den Vorschlag an, sodaß jetzt die Tatsache zu konstatieren ist, daß mehr als der dritte Teil des durch Kriegssteuern zu deckenden Mehrbedarfs aus der Erhöhung der Grundsteuer gewonnen wird. Auf eine ähnliche Probe möchten wir einmal unsere deutschen Agrarier gestellt sehen! Wir kennen dieselben bisher vorwiegend als Empfänger von Steuergroschen anderer und als Schreier nach mehr, aber ihr Opfermut als Steuerzahler bleibt noch zu erproben.

Die Schwierigkeiten der englischen Tibetexpedition sind noch keineswegs überwunden. Die letzte Woche brachte die Nachricht von wiederholten sehr ernsthaften Angriffen tibetanischer Streitkräfte gegen die englische Expedition. Wenn es der englischen Truppe auch gelungen ist, mit Hilfe ihrer überlegenen modernen Bewaffnung die Tibetaner mit großen Verlusten zurückzuschlagen, so nötigen die wiederholten Zwischenfälle die Engländer doch, nun bis ins Herz des Landes, bis zur Hauptstadt Lhasa, vorzudringen, deren Besuch man sich vielleicht ganz gern erspart hätte, weil man nicht weiß, welche feindlichen Mächte dort noch entfesselt werden können.

Das ungarische Volk ist durch den Tod seines nationalen Dichters Maurus Jokai in tiefe Trauer versetzt worden. Mit dem ganzen Temperament, das ihm eigen ist, hat es seinen großen Toten geehrt. Den freiheitlichen Idealen seiner Jugend, die ihn im Jahre 1848 auch als politischen Führer an die Spitze seines Volkes treten ließen, ist der greise Patriot bis zu seinem letzten Atemzuge treu geblieben. Das hat jedoch das ungarische Parlament ohne Unterschied der Parteien und die ungarische Regierung keineswegs abgehalten, ihn wie einen Nationalheros zu betrauern und unter den höchsten Ehrenbezeugungen zu Grabe zu tragen.

Der Afrikaforscher Stanley ist gestorben. Man hat ihm die üblichen Nachrufe gewidmet und an seine Leistungen bei der Erforschung des dunklen Erdteils erinnert. Stanley repräsentierte den Reportertypus unter den geographischen Forschern. Seine unleugbare Energie trug in hohem Maße den Charakter der Brutalität. Um ihn gerecht würdigen zu können, darf man ihn nicht persönlich gekannt haben.

* * *

Der Fall Bernstein.

Durch nichts kann man sich so unbeliebt machen wie dadurch, daß man etwas öffentlich feststellt, was jedermann, und besonders die davon zunächst Betroffenen, für richtig hält. Die starke Entwicklung der Sozialdemokratie hat in Deutschland hauptsächlich auf Kosten der liberalen Parteien stattgefunden. In demselben Maße wie die Sozialdemokratie an Anhängerzahl gewachsen ist, verengte sich für den Liberalismus die Aussicht, durch sich allein jemals wieder in der deutschen Politik eine ausschlaggebende Machtstellung zu gewinnen. Der Liberalismus hat heute bei uns nur noch die Wahl, mit der Sozialdemokratie fortschrittliche oder gegen die Sozialdemokratie rückschrittliche Politik zu treiben. Das weiß jeder Liberale, der nicht mit Parteischeuklappen durchs politische Leben geht. Man weiß es, aber man mag es nicht hören. Wie stark der Prozentsatz der Liberalen sein wird, die schließlich aus Abneigung gegen die Sozialdemokratie ins reaktionäre Lager laufen werden, ist im voraus nicht zu sagen. Fest steht aber jedenfalls, daß die Schar, die schließlich ins reaktionäre Lager gedrängt wird, umso größer ist, je größer sich der Einfluß der tyrannischen Intransigenten und der dogmatischen Querköpfe in der Sozialdemokratie erweist.

In Deutschland spielt die politische Sentimentalität eine bedeutendere Rolle als in irgend einem andern Lande. Mehr als anderswo ist bei uns das Gefühl dafür entscheidend, ob diese oder jene Partei unterstützt wird. Wäre bei der politischen Parteinahme allein der Verstand ausschlaggebend, so könnte ein aufrichtig liberaler Mann garnicht ernsthaft auf den Gedanken kommen, bei Stichwahlen zwischen einem Reaktionär und einem Sozialdemokraten dem ersteren, sei es direkt oder sei es indirekt durch Stimmenthaltung, zum Siege zu verhelfen. Aber die gefühlsmäßige Abneigung ist oft stärker als die verstandesmäßige Zuneigung. Die Sozialdemokratie hat in den letzten Monaten öfter Gelegenheit gehabt, über diese Tatsache nachzudenken. Die Rüpeliszenen auf dem Dresdener Parteitage und die armseligen Auseinandersetzungen, die ihnen folgten, sind dem deutschen Wähler auf die Nerven gefallen, und der sozialdemokratische Turm fängt langsam an abzubröckeln. Gewiß ist es einstweilen nur Mauerputz, der abgefallen ist. Die Sozialdemokratie ist stark genug, um die Verluste an sich verschmerzen zu können. Aber ist auch der äußere Schaden noch nicht groß, die Ursache dieser Schädigung, die Lockerung des Gefüges, gibt zu denken. Ich gehöre nicht zu denen, die aus diesen Vorgängen den voreiligen Schluß ziehen, die ganze sozialdemokratische Partei werde über kurz oder lang auseinanderklaffen, noch weniger gehöre ich zu denen, die eine solche Entwicklung herbeiwünschen. Auch wenn der revisionistische Flügel sich von der Sozialdemokratie trennte und sich mit den demokratischen Elementen des Liberalismus zusammentäte, so würde damit dem Liberalismus selbst keinerlei entscheidende Rolle zufallen. In den zurückbleibenden intransigenten Sozialdemokraten würde aber eine revolutionäre Linke erwachsen, mit der für die praktische Politik überhaupt nicht mehr zu rechnen wäre. Mit einer Spaltung der Sozialdemokratie kämen wir deshalb vom Regen in die Traufe. Die Hoffnungen des Liberalismus können nur an die vernünftige Entwicklung der gesamten sozialdemokratischen Partei anknüpfen, und eben deshalb müssen die Revisionisten darin bleiben. Leicht wird ihnen das allerdings nicht gemacht.

Das stärkste, was die Scharfmacher in der Sozialdemokratie bisher geleistet haben, war der Boykott einer von Eduard Bernstein angekündigten Montagszeitung, noch bevor diese auch nur in ihrer ersten Nummer erschienen war. Bernstein ist Mitglied der sozialdemokratischen Fraktion des Reichstags und hat

Digitized by Google

als sozialistischer Theoretiker einen Namen; auch gehört er zu den Märtyrern der Partei und hat seine Ueberzeugungstreue mit vielen Jahren Verbannung erhärtet. Einen solchen Mann durch einen Akt unerhörter Parteiengherzigkeit die journalistische Existenz untergraben zu wollen, ist beispiellos in der Geschichte irgend einer Partei. Es steht vollständig auf derselben Stufe wie das Verfahren der katholischen Kirche unbequemen Ketzern gegenüber, nur mit dem Unterschied, daß sich in der katholischen Kirche das Verzeichnis der verbotenen Bücher doch wenigstens auf die wirklich erschienenen publizistischen Werke beschränkt und nicht auch auf solche erstreckt, deren Inhalt noch niemand kennt. Daß die römische Inquisition den Verfolgten mit Vorliebe dem Scheiterhaufen übergab, während die sozialdemokratische Inquisition die Strafe des Aushungerns vorzieht, ist kein wesentlicher Unterschied.

Niemandem haben die sozialdemokratischen Scharfmacher durch diesen Akt skandalöser Intoleranz größere Freude bereitet als den reaktionären Scharfmachern. Wenn morgen ein agrarischer Junker einen armen Tagelöhner, der es gewagt hat, einen sozialdemokratischen Stimmzettel abzugeben, vor die Tür setzt, oder das Wirtshaus boykottiert, in dem sozialdemokratische Arbeiter verkehren, so wird er sich auf die Genossen des Herrn Bernstein im vierten Berliner Reichstagswahlkreise berufen können. Welch eine Entrüstung pflegt bei den Sozialdemokraten zu entstehen, wenn die Ordnungsparteiler ein Lokal boykottieren, in dem eine sozialdemokratische Zeitung ausliegt, oder einen Saal, in dem auch die Sozialdemokratie eine Versammlung abhält — und dort handelt es sich doch wenigstens um Gegner einer andern Partei —; im Falle Bernstein aber ist es ein anerkannter Vertreter der eigenen Partei, der mundtot gemacht werden soll. Die Vollen und Ganzen in der Sozialdemokratie sind ohne Zweifel die beste Hilfstruppe der Reaktion. Sie sorgen dafür, daß das Anklagematerial gegen die Sozialdemokratie stets reichlich zur Hand ist und der politische Einfluß der Sozialdemokratie ein begrenzter bleibt, der sich niemals zur wirklichen politischen Macht auswachsen kann.

Daß die Arbeiter nicht bloß in den Stand gesetzt werden, ihre wirtschaftliche Lage zu verbessern, sondern auch einen ihrer großen Bedeutung im Staate entsprechenden Anteil an der Macht zu erwerben, ist eine gerechte Forderung, deren Erfüllung auch bei uns in Deutschland durchaus nicht jenseits des Bereichs der Möglichkeit liegt. Aber mit der Maulkorbmethode, wie sie im Falle Bernstein versucht ist, liefert man nur denen Waffen in die Hände, deren A und O die Empfehlung der einfachen politischen Vergewaltigung der Sozialdemokratie ist.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

XVIII.

Es ist erreicht! Die Reichsfinanzreform ist unter Dach und Fach. Wobei Miquel zweimal vergeblich ansetzte, das gelang Freiherrn von Stengel auf Anhieb. Es ist freilich auch danach. Das großzügige, wenn auch sachlich sehr bedenkliche, Reformwerk Miquels ist zu einer gesetzgeberischen Flickschusterei zusammengeschrumpft, die sich zu den früheren Versuchen verhält wie etwa die heutige Kanalvorlage zum Mittellandkanal. Wenig wird an dem bestehenden Zustand — einem Mißstand zweifelsohne — geändert, und was geändert wird, ist entweder von zweifelhaftem Wert oder von unzweifelhaftem Unwert.

Die Zölle, die bisher nur im Betrage von 130 Millionen Mark dem Reich verblieben, stehen ihm in Zukunft voll zu. Die clausula Franckenstein ist also aus der Welt geschafft. Quantitativ ist damit das Einnahmebewilligungsrecht des Reichstags etwas verkürzt. Aber da es praktische Bedeutung doch nicht gewonnen hatte, die Ueberweisung der Stempelsteuern, der Maischbottich- und Branntweinmaterialsteuer an das Reich zudem den Reichstag noch ausgiebig bei der Bewilligung der Einnahmen in Form der Matrikularbeiträge mitreden läßt, so ist dieser Beschluß des Reichstags ziemlich harmlos. Er vermindert die Masse der zwischen Reich und Einzelstaaten hin- und hergeschobenen Summen um etliche hundert Millionen. Das vereinfacht die Rechnung ein wenig. Weiter hat es aber wirklich keinen Zweck.

Sehr bedenklich ist die neue Bestimmung, wonach den Einzelstaaten am Schluß des Rechnungsjahres soviel von den etwaigen Ueberschüssen des Reichs zurückzuvergüten ist, als sie an ungedeckten Matrikularbeiträgen geleistet haben. Diese Bestimmung ist einerseits geradezu eine Prämie auf eine wenig sparsame Finanzwirtschaft des Reiches, da Ersparnisse ja in erster Linie nicht ihm, sondern den Einzelstaaten zu gute kommen. Sie steht andererseits einer Tilgung der Reichsschulden, wofür diese Ueberschüsse lieber verwendet werden sollten, im Wege. Da somit direkt eine Verschlechterung dem bestehenden Zustand gegenüber erzielt wird, so machte die Linke entschiedene Opposition. Sogar der alte Finanzpolitiker Eugen Richter hielt die Sache für wichtig genug, um seit vielen Monaten wieder einmal seine — freilich etwas müde gewordene — Stimme zu erheben.

Aber was nützt alle Opposition, wenn das Zentrum sich in irgend einer Richtung festgelegt hat? Fast nur noch auf das Zentrum kommt es an, das konnte man in diesen Tagen bei jeder Gelegenheit feststellen. Das hat sein gutes, wenn das Zentrum es für richtig hält, von seiner sozialen und liberalen Seite Gebrauch zu machen. Das kann aber auch sehr böse ausschlagen, wenn das Zentrum rückschrittliche oder bedenkliche opportunistische Politik für gut befindet.

Im Anschluß an die Reichsfinanzreform stand eine Resolution zur Debatte, die dem Unfug ein Ende machen soll, wonach bei der Maischbottichsteuer die Rückvergütung der Steuer den Steuerbetrag um 3 Mark pro Hektoliter übersteigt, sodaß die Reichskasse jetzt um annähernd 15 Millionen Mark geschädigt würde. Herr Holtz-Parlin legte sich mit der ganzen Wucht ostelbischer Agrarierüberzeugung gegen diese Resolution ins Zeug. Das bedeutete ein Löcken wider den Zentrumsstachel, da die Resolution das Placet des Zentrums empfangen hatte. Und so erhob sich denn Herr Müller-Fulda und hielt eine so antiagrarische Rede, wie sie aus Zentrumsmunde seit Jahren im Reichstage nicht erklungen ist. Man wurde ordentlich an die herzerquickende Offenherzigkeit erinnert, mit der derselbe Herr Müller einst den 7,50 Mark-Zollschwindel der Ueberagrarier gebrandmarkt hatte. Müller-Fulda appellierte an die „Anstandspflicht" der Brenner, wenigstens für die Beseitigung der „unberechtigten" Liebesgaben einzutreten. Natürlich predigte er damit tauben Ohren. Herr v. Kardorff meinte, daß die landwirtschaftlichen Brenner ohne diese Liebesgaben nicht existieren könnten. Freiherr v. Stengel kam den Agrariern zu Hilfe, indem er die Ansicht aussprach, die Regierung erfülle ihre Pflicht, wenn sie die vor zwei Jahren angenommene Resolution des Reichstages, die die „baldtunlichste" Neuregelung der Maischbottichsteuer forderte, bis 1912 (P) ausführe. Herr Müller-Fulda ironisierte sehr hübsch diese offizielle Interpretation des Wortes „baldtunlichst" und blieb mit seiner gesamten Fraktion auf dem Anstandsstandpunkt der Resolution stehen, sodaß sie zur Annahme gelangte, obwohl sich die Nationalliberalen ausnahmslos auf die Seite der Agrarier schlugen.

Einen zweiten erfreulichen Erfolg erzielten die liberalen Ideen durch die stramme Haltung des Zentrums bei der Resolution, die die Herabsetzung der Mindeststrafen bei militärischem Ungehorsam forderte. Von Herrn Groeber war

Digitized by Google

die Anregung zu dieser Resolution ausgegangen. Herr Groeber hatte in der Kommission dafür eine Fassung gefunden, die man wirklich nur von erzreaktionärem Standpunkt aus mißbilligen konnte, und Herr Groeber vertrat die Resolution allem Klagegeschrei von rechts und vom Regierungstisch gegenüber mit jenem demokratischen Unterton, den man leider immer noch eher bei dem Zentrum als bei den Nationalliberalen findet. Herr Dasbach verschärfte noch die Groeberschen Ausführungen. Auch die Nationalliberalen sprachen und stimmten ja für die Resolution. Aber die Tonart ihrer Empfehlung war recht verschieden von der des Zentrums. Jedenfalls gebührt dem Zentrum in diesem Fall der Ruhm der Initiative zu einer echt liberalen Reform und der wirkungsvollsten Vertretung dieser Reformforderung.

So gut es in diesem und manchem anderen Fall war, daß das Zentrum das Schwergewicht seiner hundert Stimmen in die Wagschale werfen konnte, so lähmend wirkte wiederum bei anderer Gelegenheit seine parlamentarische Massenerscheinung. Der Gesetzentwurf über die Entschädigung unschuldig Verhafteter ist ein Machwerk von höchst anfechtbarem Wert. Nicht nur, daß man einen erheblichen Bruchteil der unschuldig Verhafteten, nämlich die auf Anordnung der Staatsanwaltschaft Enthafteten, einfach ausschließt. Viel schlimmer ist noch, daß mit Hilfe von kautschukartigen Bestimmungen eine Unterscheidung zwischen „Unschuldigen" und „nicht nachweisbar Schuldigen" geschaffen wird, die in den Händen einer Klassenjustiz mehr moralischen Schaden anrichten kann, als daß ihn alle materiellen Wohltaten des Gesetzes aufwiegen könnten. Die Kommission hat in ihrer ersten Lesung die schwersten Bedenken beseitigt. Die Vorlage war so geworden, daß man in ihr einen wirklichen Fortschritt erblicken konnte. Aber bis zur zweiten Lesung fiel das Zentrum einfach um. Es beugte sich ohne weiteres den Drohungen der Regierungen. Alle wesentlichen Verbesserungen wurden gestrichen. Und dabei blieb es in der zweiten Lesung des Plenums stehen. Mochte die Linke mit Engelszungen reden: nicht eine materielle Verbesserung war zu erzielen. Nur ein paar unwichtige redaktionelle Aenderungen gingen durch. Das Zentrum erklärte: „Im Interesse des Zustandekommens des Gesetzes verzichten wir auf die Reformen, die wir selbst für nötig halten." Ja, warum in aller Welt muß sich immer der Reichstag beugen und nie die Regierung? Warum kam das Zentrum es nicht einfach darauf ankommen lassen, ob die Regierung es wagen würde, die Verantwortung für das Scheitern eines so volkstümlichen Gesetzes auf sich zu nehmen? Wäre es nicht selbst besser, wenn jetzt ein ziemlich schlechtes Gesetz scheiterte und wir dafür vielleicht in zwei Jahren ein wirklich gutes bekämen? Doch, wie gesagt, das Zentrum ließ sich in solche Diskussionen nicht erst ein. Es fügte sich der Regierung, und damit war die Sache entschieden.

Die dritte Lesung des Etats, die am Montag begann, ließ sich für eine dritte Lesung — zuweilen ist sie ja schon an einem Tage vor sich gegangen! — recht langatmig an, förderte aber trotzdem fast nur Kleinkram zutage. Nur zweimal hob sie sich zu prinzipieller Höhe: einmal, als es zwischen Bebel und Bülow zu einer großen Auseinandersetzung über die auswärtige Politik kam, und dann, als im Anschluß an eine von Dr. Pachnicke in Verbindung mit Mitgliedern der verschiedensten Parteien, selbst der konservativen, beantragte Kunstresolution eine Kunstdebatte entstand, die mit einer vernichtenden Niederlage der Regierung endete — nur drei konservative Anhänger der Knackfußkunst blieben ihr treu!

Bebel ließ, wie üblich, an unserer ganzen auswärtigen Politik kein gutes Haar. Seine sachlichen Uebertreibungen — formell war er diesmal recht maßvoll — hatten eigentlich dem Reichskanzler seine Aufgabe leicht gemacht. Indessen, so sehr seine Ausführungen von oben herab kamen, auf der Höhe standen sie nicht. Wenn Bebel es offen ausgesprochen hatte, daß er den Sieg Japans wünsche, so wäre das vielleicht besser unterblieben. Graf Bülow irrte sich jedoch gründlich, wenn er meinte, die Mehrheit des deutschen Volkes denke darüber anders als Bebel. Die Sympathien des deutschen Volkes gehören fast ausnahmslos den Japanern. Darum freut man sich auch, wenn in den Witzblättern der törichte Hochmut der Russen verspottet wird. Und wenn Graf Bülow seinem Bedauern über diese Haltung der Witzblätter Ausdruck gab, so war das eine recht bedenkliche Entgleisung. „Gazetten sollen nicht genieret werden", am wenigsten Witzblätter. Ein Weltmann wie der deutsche Kanzler sollte eigentlich wissen, daß man als Staatsmann durch nichts sich lächerlicher macht, als wenn man die satirische Presse tragisch nimmt. Aergern sich die Russen über die deutschen Witzblätter, so wird ein selbstbewußter Staatsmann sie darauf aufmerksam machen, daß diese Witzblätter in Deutschland und nicht in Rußland erscheinen, und daß wir an die Einführung einer Zensur, sei es auch nur einer moralischen, nicht denken. Freilich, wann hätte die Bülowsche Politik Rußland gegenüber je Selbstbewußtsein gezeigt!

H. v. Gerlach.

Das neue Ausnahmegesetz gegen ländliche Arbeiter.

In dem Gesetzentwurf über die Entrechtung der ländlichen Arbeiter kann man fast noch besser als an dem Widerstand gegen die Kanalvorlage die politische Energie des preußischen Junkertums studieren. Seit Anfang der siebziger Jahre forderten sie ein Gesetz zur Bestrafung des Kontraktbruchs des Gesindes und der Landarbeiter. Zwar kam schon 1873 eine Konferenz hoher Verwaltungsbeamter unter Vorsitz des damaligen preußischen Landwirtschaftsministers Graf Königsmarck zu dem Ergebnis, „daß Strafbestimmungen gegen die Verleitung zur Arbeitseinstellung und gegen die Kontraktbrüchigkeit der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer nur im Wege der Reichsgesetzgebung erlassen werden können". Auch wiederholte Ende der siebziger Jahre eine Denkschrift des preußischen Landwirtschaftsministeriums die Rechtsauffassung, „daß Strafbestimmungen gegen den widerrechtlichen Kontraktbruch in einem Landesgesetz keine Aufnahme finden können, denn dieser Gegenstand ist sozusagen rechtshängig bei den zur Reichsgesetzgebung kompetenten Instanzen, und es wird schon um deswillen die Partikulargesetzgebung darauf verzichten müssen, der Reichslegislatur zu präjudizieren". Allein das preußische Junkertum ließ sich durch solche „belanglosen Feststellungen" nicht im mindesten abhalten, seine Forderung immer aufs neue im Landtage zu wiederholen. Seit 1899 stellte es dabei die Regierung alljährlich vor die angenehme Alternative, entweder einzugestehen, daß der landwirtschaftliche Minister im Staatsministerium nicht die ihm gebührende Stellung einnehme, oder zuzugeben, daß das Staatsministerium diese Materie für eine quantité négligeable und die Beschlüsse des Abgeordnetenhauses nicht der Beachtung für würdig halte.

Auch die anfangs widerstrebenden Parteien des Zentrums und der Nationalliberalen wurden systematisch bearbeitet: man

Digitized by Google

ließ allmählich die Forderung schärferer Strafen gegen kontraktbrüchige ländliche Arbeitnehmer fallen und begnügte sich großmütig mit der Forderung der Bestrafung solcher Arbeitgeber und Stellenvermittler, die kontraktbrüchigen Arbeitern neue Arbeitsgelegenheit verschaffen würden. Im Effekt bedeutet das zwar genau dasselbe; aber der Schein war doch gewahrt, als wolle man keine weiteren Ausnahmegesetze gegen Landarbeiter außer der altpreußischen Gesindeordnung von 1810, dem Gesetz vom 24. April 1854 gegen Kontraktbruch und den zahlreichen Ministerialreskripten ähnlichen Inhalts.

Die junkerliche Unermüdlichkeit ist nun endlich belohnt worden. Nachdem das preußische Landwirtschaftsministerium zuerst seine Rechtsauffassung aus den siebziger Jahren dem agrarischen Drängen zu Liebe mutig über Bord geworfen, dann eine Weile hinter Erhebungen und Umfragen Schutz gesucht und schließlich die Notwendigkeit des geforderten Gesetzes rund heraus zugestanden hatte, ist am 6. Mai dem Abgeordnetenhaus der „Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Erschwerung des Vertragsbruchs landwirtschaftlicher Arbeiter und des Gesindes“ zugegangen, ein ragendes Denkmal agrarisch-konservativer Macht in Preußen.

Der Inhalt dieser Novelle zur Gesindeordnung entspricht genau den seit Jahren präzis formulierten Wünschen der Junkermehrheit, ist also ein neues glänzendes Zeugnis für den vielgerühmten „konstitutionellen Sinn“ des preußischen Ministerpräsidenten Grafen Bülow. Mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft wird bedroht, wer Dienstboten oder landwirtschaftliche Arbeiter, „von denen er weiß oder bei Anwendung der erforderlichen Sorgfalt wissen muß, daß sie einem anderen Arbeitgeber noch verpflichtet sind“, in Dienst nimmt oder ihnen in gewinnsüchtiger Absicht ein neues Dienstverhältnis vermittelt oder sie verleitet bezw. zu verleiten unternimmt, widerrechtlich den Dienst nicht anzutreten oder zu verlassen. Dieselbe Strafe soll auf Zeugnisverweigerung bei ordnungsmäßiger Beendigung des Dienstes stehen.

Von welcher Seite immer man diesen Gesetzentwurf beleuchtet: er bleibt eine Ungeheuerlichkeit, die „das Jahrhundert des Ausbaues der sozialen Gesetzgebung“ charakterisiert. Vom rechtlichen Standpunkt aus läßt es sich nicht halten, trotz der ministeriellen Versicherung in der Begründung, daß die landesgesetzliche Regelung zulässig sei, „weil es sich nicht um Materien handelt, welche Gegenstand des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich sind“. Das preußische Landwirtschaftsministerium von 1873 und von 1879 schlägt allein schon die balsbrecherische Interpretation des preußischen Landwirtschaftsministeriums von 1904 glatt zu Boden. Es kommt hinzu, daß sonst nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen zivilrechtliche Verhältnisse wie Arbeits- oder Lieferungsverträge nicht strafrechtlich erfaßt werden können; hier aber soll nicht nur nach der alten, bestehenden Rechtslage die zivilrechtliche Schadensersatzklage, sondern obendrein auch noch die kriminelle Bestrafung platzgreifen. Diese strafrechtliche Verfolgung der Arbeitgeber, die kontraktbrüchige Arbeiter annehmen, läuft in Wirklichkeit auf eine gesetzlich erzwungene Verrufserklärung hinaus, die auf Grund des § 153 der Gewerbeordnung im gewerblichen Leben als strafbare Handlung zu gelten hätte. Der Charakter eines Ausnahmegesetzes ist damit diesem agrarischen Idealgesetz unverwischbar aufgeprägt.

Es bedeutet auch für die ohnedies mit Koalitionsverbot gestraften Landproletarier ein schreiendes Unrecht. Der Arbeitgeber darf seinen Arbeitern gegenüber straflos kontraktbrüchig werden, indem er etwa die zugesagten Bedingungen nicht hält; der Arbeitnehmer dagegen wird nicht nur nach der famosen altpreußischen Gesindeordnung von 1810 heute schon wegen Kontraktbruchs bestraft und regreßpflichtig gemacht, sondern ihm wird auch die Möglichkeit weiteren Fortkommens abgeschnitten, er wird ausgehungert. Was dem kontraktbrüchigen gewerblichen Arbeiter gegenüber strafbar wäre, die Verrufserklärung durch seinen Arbeitgeber, wird dem ländlichen Arbeiter gegenüber gesetzliche Pflicht! Die mindere Rechtslage des Landarbeiters wird durch den Gesetzentwurf erheblich verschärft, das unrühmliche altpreußische Gesinderecht verewigt!

Die Hilflosigkeit und Ratlosigkeit des Landarbeiters wird durch die Bestimmung noch verstärkt, daß jeder bestraft werden soll, der den Versuch unternimmt, einen solchen Arbeiter zum Verlassen eines vielleicht unerträglichen Dienstes — „gelinde“ körperliche Züchtigung ist trotz Bürgerlichem Gesetzbuch noch immer zulässig! — zu bestimmen. Aufklärung und Hilfe in solchen Fällen ist nahezu unmöglich gemacht.

Freilich, das ist ja der unausgesprochene Hauptzweck der Gesetzmacher, die Landarbeiter sollen noch mehr und noch ungestörter als seither in Abhängigkeit gehalten werden. Herr v. Mendel-Steinfels, einer der Haupteinpeitscher des Landwirtschaftsministeriums, hat das in den Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses vom 4. Juni 1902 mit diesen Worten offen zugegeben:

„Gewiß ist ein soziales Moment mitbestimmend für unsere Forderung. Wir haben nämlich den dringenden Wunsch, unsere ländliche Arbeiterschaft vor der sozialdemokratischen Propaganda zu bewahren, davor zu bewahren, daß sie die Pfade des Streiks und des Kontraktbuchs wandelt, wie das in städtischen Verhältnissen so häufig der Fall ist. Wir wollen die ländlichen Arbeiter wieder mehr an uns selbst heranziehen. Wir Landwirte sind einmal Idealisten; wir können uns nicht helfen. Wir sind Idealisten in der Richtung, daß wir unsere Leute nicht gebunden sehen wollen uns gegenüber durch Vereinigungen, die keinen Zweck haben, als Unfrieden zu stiften, sondern wir wollen unter allen Umständen, daß wir so zusammenleben, wie das früher der Fall war. Wir streben das alte patriarchalische Verhältnis möglichst wieder an.“

Das alte „patriarchalische“ Verhältnis, die Hörigkeit der Landarbeiter — das ist das Ideal der Junker! Und Herr v. Podbielski, der vor einigen Jahren noch an der Spitze des modernsten aller Großbetriebe, des Post- und Telegraphenwesens, gestanden hat, gibt sich jetzt zum Schutzpatron dieser reaktionären, kulturfeindlichen Bestrebungen her, Graf Bülow, der als preußischer Ministerpräsident vor kurzem noch deklamierte: „Preußen in Deutschland voran, Deutschland in der Welt voran“, sanktioniert die Versuche zur Wiederbelebung des „alten patriarchalischen Verhältnisses“, wie es in den goldenen Zeiten der altpreußischen Gesindeordnung noch war, deren Zentenarfeier wir bald begehen werden!

Aber trotzdem werden diese Versuche fruchtlos bleiben. So gewiß der Kontraktbruch unter allen Umständen verwerflich ist und jedermann moralisch deklassiert, der ihn begeht, sei er Arbeiter oder Handwerker oder Arbeitgeber, so gewiß wird er mit Polizei und Gewalt nicht aus der Welt geschafft. Sonst müßten ja auch die Gesindeordnung von 1810 und das Gesetz vom 24. April 1854 mit ihren Strafbestimmungen für gewissenlose Stellenvermittler und kontraktbrüchige ländliche Arbeiter längst diese Wirkung gehabt haben. Sie werden dagegen vermindert und allmählich unmöglich gemacht, wenn die wirtschaftliche Lage und die politische Unabhängigkeit der Landbevölkerung sichert und die veralteten patriarchalischen Ausnahmegesetze gegen sie abgetragen werden, die es verhindern, daß die Landarbeiter ebenso wie die gewerblichen Arbeiter ein wirksames, freies Koalitionsrecht haben, wodurch Selbstzucht gepflegt und Einfluß auf die Arbeitsbedingungen ermöglicht wird. Das lehrt die Geschichte der gewerblichen Arbeiterbewegung, in der mit jedem Jahrzehnt der Kontraktbruch eine geringere Rolle spielt, aufs deutlichste. Diesen Weg natürlicher Vorwärtsentwicklung zu gehen, sträuben sich aber die reaktionären ländlichen Arbeitgeber aufs hartnäckigste.

Statt dessen erzwingen sie lieber Gesetze, die lediglich der Sozialdemokratie Wasser auf die Mühlen leiten. Der „Entwurf eines Gesetzes betreffend die Erschwerung des Vertragsbruchs landwirtschaftlicher Arbeiter und des Gesindes“ ist in Wirklichkeit nichts anderes als ein Gesetzentwurf betreffend die Erleichterung sozialdemokratischer Agitation auf dem platten Lande.

Fr. Weinhausen.

Digitized by Google

Lenbach.

So lange tönte sein Namen, so allgemein war seine Geltung und blieb unangefochten selbst in einer Zeit großer Umwälzungen, ja leidenschaftlicher Ueberprüfung aller Kunstbegriffe, daß man verwundert vernehmen wird, Lenbach habe die Siebzig noch nicht erreicht gehabt, als er starb.

Mit Ereignissen war er verwachsen, deren Spur aus der Geschichte nimmer verschwinden wird. Als Zeuge und Schilderer einer großen Periode voll von Kämpfen, Vorbereitungen, Neubildungen stand er vor uns. So war er bei lebendigem Leib eine historische Persönlichkeit geworden, die erst begriffen sein will, ehe sich die Kritik an sie wagt, der dadurch ins Vornhinein jeder Stachel genommen wird.

Etwas von dem Glanze, dem heroischen Licht der Ewigkeit, das über seinen großen Modellen schimmerte, war auf ihn übergeflossen. So erinnerte er in seiner ganzen Existenz an die Meister aus den Zeiten der Wiedergeburt, die als Gleiche mit den Mächtigsten dieser Erde verkehren, die bestimmen durften, wem sie ihre Kunst widmen wollten. Er war eine adlige Erscheinung in einer Zeit, die in jeder Hinsicht nach dem Bürgerlichen, neuerdings wohl gar noch eine Stufe tiefer, drängt.

Seine Anfänge fallen mit denen der Galerie Schack so ziemlich zusammen. Dieses Talent hatte der Graf, der sonst mit dem Anteil des Liebhabers gern überschätzte, was er sein eigen nennen konnte, der, subjektiv mit vollem Recht, wenn es sonst nur seinem Geschmack zusagte, Vortreffliches und Mittelmäßiges mit gleicher Neigung hegte, richtig ausgewittert. Er hat für Lenbach viel, wahl das Entscheidende getan. Er bot ihm die Möglichkeit, auf dem Umweg über die alten Meister sich selber und sein Können zu finden.

Anders wär' es dem Kind ganz armer Leute kaum oder nur mit Opfern und Selbstentäußerungen möglich geworden, zu den Quellen und Vorbildern aller Kunst vorzudringen. So traten die Italiener, so die Spanier, deren ganz eigentümliche, oftmals bis zum Dämonischen gesteigerte Großheit wir nun erst ganz nach Würden zu begreifen begonnen, früh in seinen Gesichtskreis. Nach allen ihren Eigenschaften, nach ihrer Technik mußt' er sie ergründen. Eine gefährliche, wie eine gründliche Art zu lernen: es ist der stärkste Beweis der ursprünglichen Veranlagung Lenbachs, daß er sie heil überstanden hat, daß er sich nicht an jene Größten verloren hat.

Durchwandert man heute die Galerie Schack, dann geschieht es mit wunderlich gemischten Gefühlen. Man ergötzt sich an Spitzweg und seinen liebenswürdigen Philistereien mit einem behaglichen Gefühl einer halb-humoristischen Ueberlegenheit. Man erfreut sich der reizenden Einfälle Moritz von Schwinds und bedauert nur die Art ihrer Ausführung. Denn dieser leichtest bewegliche Geist, dem das hingehauchte Aquarell so sehr gemäß war, zappelt sich in der zähen Oelfarbe recht hilflos zu Tode. Immer wieder empfindet man die Größe des Wollens und den hohenpriesterlichen Ernst Anselm Feuerbachs, ohne warm oder seiner froh werden zu können. Böcklin kündigt sich machtvoll, noch zum Teil ein Suchender und dennoch in seinem geheimnisvollen Naturgefühl schon unvergeßlich an. Und Lenbachs Kopien, in ihrem vollen Wert unterstrichen durch das, was neben ihnen mit dem Wunsch nach gleicher Geltung hängt, regen ganz gewaltig auf.

Da ist des Tizian Carl V. am Morgen der Mühldorfer Schlacht. Dieser Habsburger, der sich so spät entwickelte, um eine kurze Zeit die erstaunlichsten Geistesgaben zu offenbaren, die ein früher Verfall dann wieder lähmte, in dem das unselige Erbteil der wahnsinnigen Johanna so heftig geisterte, war bei aller Verschlagenheit denn doch ein ritterlicher Hitzkopf, allen Ernstes geneigt, die ewigen Zwistigkeiten mit seinem Widersacher Franz I. von Frankreich Mann gegen Mann auszutragen. Wie eine Wetterwolke, die anstürmen will, ganz Entschluß und Gewalt, sitzt er auf seinem mächtigen Streitroß; wie der Blitz zuckt der eingelegte Speer vor. Oder der schreckliche Philipp IV. des Velasquez. Er ist auf dem Anstand, die Büchse, die noch vielleicht in der Armeria Real in Madrid hängt, im Arm, neben ihm der getigerte Hund. Wer dürfte sonst noch in dieser Nähe weilen, um die es so schmeidend von Cäsarenwahn und Menschenverachtung pfeift? Sie bricht aus den schmalen, geschlitzten, höse lauernden Augen; liegt über dem anämischen Gesicht. Da ist ein Gottesgnadentum, seiner selbst und der Anbetung einer sklavisch verdumpften Welt so sicher, daß es schon auf Pose und Geberde verzichten kann. Mit einem Schlag geht einem hier die ganze Wucht des „Malers der Könige und Königs der Maler" auf. Höhepunkt und herandämmernder Ausgang der spanischen Habsburger hängen hier unmittelbar und nicht mehr aus dem Gedächtnis zu tilgen nebeneinander; gebildet zu unvergänglicher Erinnerung von zweien der Größten aller Zeiten, nachgeschaffen von einem, der so tief in ihren Geist und in alle ihre Ausdrucksmittel gedrungen war, als dies überhaupt möglich ist.

Lenbachs selbständige Bilder in der gleichen Galerie schmecken alsdann freilich empfindlich leer. Da ist ein spanischer Hirtenjunge; sehr viel Helle und Sonne in der Landschaft, sehr tüchtig in allem, nur eben schal um nicht zu sagen belanglos nach dieser Bedeutsamkeit. Und so ist es ihm eigentlich immer ergangen, wenn er sich an Eigenes, an Selbstgewähltes heran machte. Hier schon könnte man mit aller Bestimmtheit sagen, wohin ihn nach seinen Gaben seine Entwicklung führen mußte. Er hatte sich alle Techniken in einer Weise zueigen machen müssen, sie nachersonnen, wie keiner der Mitlebenden, um im gegebenen Augenblick nach freier Wahl und je nach den Bedürfnissen des Objektes darüber gebieten zu können. Die Größe der Vergangenheit hatte er sich erworben, um die Gegenwart, die ihre bedeutsamsten Aufgaben ihm vorbehalten hatte, ins Ewige, ins Unvergängliche hinaufrücken zu können. Er wäre anders vielleicht ein Genre- oder — Gott behüte! — vielleicht gar ein Historienmaler geworden, wie wir deren genug, wohl gar bis zum Uebermaße besitzen. So ward er Lenbach, der Historiker, der mit tiefen und erkennenden Augen in die Welt sieht, Zusammenhänge begreift und in einem einzelnen das allgemein gültige herauswittert und darzustellen vermag.

Ohne rechten Grund, ohne das mindeste von seinem Leben und seinem Lernen zu wissen, hat man sich bei ihm immer eine große Bildung vermutet. Nicht nur in den Dingen seines Faches: da weiß so ziemlich jeder Maler tüchtig Bescheid und er mußte schon als Kopist, der es ernsthaft nahm und ins Tiefe ging, da zu erstaunlichen Einsichten und Kenntnissen gelangt sein; nicht nur, was die Formen dieser Welt anlangt, ohne deren sichere Bemeisterung sich niemand in jenen Kreisen wird behaupten können, in denen Lenbach, ohne daß man ihn jemals höfischer Kriecherei beschuldigte, sich so lang und fast mit dem Recht des Ebenbürtigen bewegte. Man dachte bei ihm eben immer in mancher Hinsicht der Meister der Renaissance, die auch in gar vielen Sätteln gerecht waren neben ihrer Kunst; oder des Rubens, den man auch in diplomatischen Sendungen ganz gut zu gebrauchen wußte; oder des Van-Dyck, der ihm wohl am vorbildlichsten war, der sich am liederlichen und lebenstollen Hof Karl I. Stuart als ein gleicher unter den hoffärtigen Kavalieren zu bewegen verstand. Mannigfaltige Interessen, Fülle, ja Prunk der Lebensführung, die sie immer vor Augen hatten, die sie umgaben, sowie sie nur in die Paläste ihrer Modelle traten, waren ihnen innerliches Bedürfnis. Ganz so meinte man es mit Lenbach bestellt.

Er ist, so sicher er seiner Sache war und so rasch es ihm manchmal von der Hand gehen mochte, niemals ein flinker Arbeiter gewesen. Mit einem großen Ernst, mit einem frühen Gefühl der Verantwortlichkeit trat er an seine Aufgaben heran. Den gesammelten Ausdruck, das eigentlichste Wesen eines Menschen hat doch der Porträtist zu sammeln, zu erfassen und

wiederzugeben. Das offenbart sich doch nicht auf den ersten Blick, ist nicht mit dem ersten, glücklichen Hieb bloßgelegt. Das erfordert Verständnis, Studium, Liebe. Und so versah er sich denn gern mit allen Behelfen, ehe er an sein Werk ging, die zu erschwingen und zugänglich waren. Alle Bildnisse des Modelles mußten heran und wurden verglichen und um ihre Bedeutsamkeit gefragt; er verstand den Wert der Photographie, als es noch Künstlermode war, ihr gegenüber Verachtung zu heucheln. Auf die Karikatur ward Gewicht gelegt; begreiflich genug, denn eben sie muß auf das Bezeichnende drängen und deckt also oftmals höchst charakteristische Züge auf, die anders im Gesamteindruck verschwinden und übersehen bleiben.

Innerhalb seines Faches gab es aber für Lenbach keine Beschränkung. Natürlich kommen einem zunächst seine Männerbildnisse zu Sinn: aber ihm lag alles, das etwas war oder vorstellte. Er hat repräsentative Frauen, die sich ihrer Stellung in der Welt oder ihres Reichtums bewußt waren, ganz stattlich und eindringlich darzustellen gewußt. Aber hier in Wien ist das Bild eines feinen und anmutigen Mädchens, das einmal des Meisters Anteil allerdings in ungemeinem Maße erweckt haben soll, höchst schlicht und liebenswürdig, mit der gewissen Wehrlosigkeit der vom Schicksal geheßten Frauen; oder man erinnere sich eines seiner bekanntesten Blätter, das durch die Münchener „Jugend" sehr verbreitet ward; die ganze Süße und Frische eines heranknospenden Geschöpfchens, das seinem Herzen allerdings zunächst stand, seines Töchterchens Marion, seiner Spätfreude ist da eingefangen. Exotische Schönheiten reizen ihn, der nach Spanien gemeinsam mit Hans Makart auch noch den Orient gesehen und von da immer gesteigerte Begriffe von Farbigkeit mitgebracht hatte. Noch in seine letzten Lebensjahre fällt der nicht ganz erquickliche Handel mit der Saharet, die seine künstlerische Freude an ihrer Lebendigkeit und Beweglichkeit in unsäuberlicher Weise zu privater Reklame umgemünzt hatte.

Er liebte die dunkeln Hintergründe, von denen sich seine Köpfe leuchtend abhoben oder aus denen seine Gestalten dem Hellen entgegenzuschreiten scheinen; die warmen, kräftigen Farben, den durchgehenden Ton, der wirkt, wie ein voller und eindringlich angeschlagener Akkord. Er vernachlässigt gern Einzelheiten, unter Umständen die Hände, auf deren Durchbildung die alten Meister so großes Gewicht legten, bis zum Unglaublichen, ja Unmöglichen, während er sie ein andermal mit aller gebührenden Aufmerksamkeit und Feinheit zu gestalten weiß. Er wünscht eben immer und durchaus die Aufmerksamkeit darauf zu vereinigen, das ihm, dem Künstler, wichtig und für die Persönlichkeit bezeichnend erscheint, um deren Wesen er sich eben bemüht: auf ein Auge voll matten und dennoch bezwingenden Glanzes, dem man jede Gabe die Seelen zu zwingen und jeden Tiefblick darein zutraut, auf eine gebietende Stirne, hinter der mächtige Gedanken hausen. Es ist seine Art: er ist immer monumental, und zwar fast immer ohne Pose.

Damit war er der Berufene für seine Zeit, der man dieses beinahe als Merkwort mitgeben möchte. Die an ihr und also auch an der Zukunft arbeiteten, die vollbrachten Werke von weltgeschichtlicher Größe, immer aber ohne Geberde, ohne Getue, sie setzten sich nicht feierlich in Szene, sie wollten nichts darstellen, gewiß, etwas zu sein und zu bedeuten, und wuchsen eben darum, durch ihr bescheiden Zurücktreten hinter ihr Schaffen, dem Volke ans Herz, um dessen Gunst sie eigentlich niemals geworben, vor dessen Groll keiner von ihnen jemals gewichen. Nirgends ist Pose: nicht bei Kaiser Wilhelm in seiner bürgerlichen Schlichtheit, hinter der so viel ehernes Pflichtbewußtsein und solche Treue denen gegenüber schlief, die er geprüft und getreu und tüchtig befunden hatte, der einen so unerschütterlichen Glauben an sich, an seines Hauses Sendung und Größe in sich trug, der schwerer ins Gewicht fiel und Höheres vermochte, als alle Worte eines dem doch nicht mehr ganz der Zeit gemäßen Gottesgnadentumes; nicht ein Moltke; nicht ein Bismarck, der unter ihnen allen der Leidenschaftlichste war, im Zorn auflodern konnte, wie ein Berserk, wenn ihm Unverstand oder allzu träges Begreifen seine kunstvoll ineinander gefügten Kreise zu stören schien, und der dennoch am liebenswertesten, ja größten war die lange Pfeife zwischen den Zähnen, sinnreich, launig, niemals um einen Schwank oder um einen Einfall voll Sinn und Geist verlegen, voll kluger und überlegener Betrachtung dieser Welt und ihrer Händel, um deren Lenkung er so trefflich Bescheid wußte.

Dies alles hat er gemalt. In seiner Auffassung und mit seinen Augen werden kommende Geschlechter diese Reichsschmiede und ihren Gegenpart sehen. Denn, wie nur ein ganz Großer: er vermag zu zwingen. Niemals, so oft er einzelne zu schildern hatte, hat er sich wiederholt, denn eine machtvolle Persönlichkeit erscheint immer wieder anders, offenbart, je nach der Stimmung, die sie beherrscht, immer neue Seiten. Es ist eine unendliche Mannigfaltigkeit in seinen Bismarckbildnissen; eine Fülle nicht nur des Modells, auch des Malers, der immer von frischem zu beobachten und dem ganzen Reichtum jener Natur gerecht zu werden verstand. An ihn hatte sich Lenbach fast verloren; immer wieder wandte er sich ihm zu. Gern versenkte er sich in die Züge Moltkes, in dieses klare, kahle Denkergesicht, voll einer unsäglichen Feinheit und Klugheit, das seine Geheimnisse nicht leicht und nicht jedem preisgab. Leo XIII., vor dessen Schlangenverstand Bismarck selber den höchsten Respekt hatte, ist ihm wiederholt gesessen. Da war nun etwas von einem ins Grandiose gesteigerten Schulmeister herauszuwittern und wiederzugeben, ohne daß die Würde einer bedeutsamen Persönlichkeit und eines Amtes darunter litt, dessen Verehrung für viele innerste Herzenssache ist. Hier ging es nicht ganz ohne Pose ab; ihrer kann unmöglich entraten, der die Erde segnen will in allen ihren Weiten.

Gelehrten ward ihr Recht. Dichter, ganz besonders der überaus feine und in jedem Sinn malerische Poetenkopf Paul Heyses wurden festgehalten. Es war fast zum Symbol geworden, daß man in dieser Welt etwas sei und bedeute, wenn man von Lenbach gemalt worden war. So drängte man sich denn an ihn und bei allem Fleiß vermocht' er kaum nachzukommen. Sein Ruf stand so fest, daß auch Mißratenes, wie das bei einem Charakteristiker niemals zu vermeiden sein wird, nicht störte, daß man ihm Flüchtigkeiten verzieh, die jedem anderen sehr übel vermerkt worden wären. In unerschöpflicher Fülle strömten ihm Gold und Ehren zu; er schöpfte gern daraus, ließ andere mitgenießen, dem als Künstler durch den Umgang mit den Reichsten eine großzügige Führung des Daseins Gewohnheit geworden war.

In eine große Zeit war er hineingestellt, und er ist ihr gerecht geworden. Die Aufgaben, die sich ihm darboten, verlangten einen geschulten. einen prüfenden Geist, denn sie waren mannigfaltig, begehrten also einen großen Reichtum an Ausdrucksmitteln, den er sich früh gesichert, und Experimente waren unzulässig, Tasten und Suchen nicht gestattet, angesichts so hoch gestellter und mit Arbeiten und Verpflichtungen aller Art überhäufter Persönlichkeiten, ihrer Ungeduld und oftmals wohl auch ihrer Launigkeit. Da galt es sacht erhöhen; hier mußte man froh sein, kam man dem Urbild nur nahe. Er hat oftmals die Vollendung erreicht; das Ewige im Vergänglichen der Menschenbildung erfaßt und gemeistert. Er wird kaum Tagebücher und Lebenserinnerungen aufgezeichnet haben, oder es ist wohl ihre Veröffentlichung nicht so bald zu erwarten. Man muß das bedauern, wiewohl es eben bei Malern selten ist, viel seltener als etwa bei Musikern, daß sie das Wort meistern. Denn vor ihm mag manche sonst ängstlich festgehaltene Maske gefallen sein; hinter manche andere wird er mit seinem einen scharfen Künstlerauge einen guten Blick getan haben.

Ein jäher und merkwürdiger Aufstieg war dem Sohn des armen Maurermeisters vergönnt gewesen. Schilder und Fähnchen hatt' er malen gemußt, kaum eine Möglichkeit zu höherer Ausbildung vor sich, um hernach Jahrzehnte auf den höchsten

Höhen zu wandeln, unangefochten, beinahe mit dem Recht der Selbstverständlichkeit. Vielleicht starb er, dem es in allem seinem Glück niemals an Heimsuchungen und Verstörungen gefehlt, eben, da es sich ihm für immer wölken wollte; vielleicht war es dieses Vorgefühl, das ihn, wie man erzählt, den Tod so schmerzlich und lang ersehnen ließ. Denn die Zeit war nun, der er zugehört, die Gewaltigen alle, die sich ihn als Maler erlesen, deren Ruhm und Geltung den Wert seines Werkes erhöht, waren vor ihm gegangen. Der vordem über die vollen Garben geboten, der mußte seit manchem leiden Jahr eine kümmerliche Nachlese halten, die seinem Ruhm eben keinen Zuwachs mehr brachte. Nun sähe man sein Schaffen gern mindestens in seinen Hauptstücken vereinigt. Wie möchte es wirken, nun zum Teil doch schon jener Schauer verflogen ist, der vordem über das Dargestellte zum Betrachtenden floß? Die Schatten einer großen, verrauschten, aber immer noch wirksamen Zeit sähe man gern durch den beschworen, der wohl der letzte war, der sie in voller Kraft, gewohnt zu beobachten und darin geübt, miterlebt; grüßte jene Gestalten gern wieder, die man vielleicht hassen und heftig befehden mußte, die einen aber nicht gleichgültig lassen konnten. Es ist die breite Mittelmäßigkeit, die sich an ihrer Stelle allenthalben behaglich eingerichtet hat; wortfertig sind wir geworden, aber zu Taten zum Erschrecken unfähig; verarmt an Persönlichkeiten.

Eine Mahnung könnte von ihr ausgehen; freilich vielleicht eine tiefe Beschämung, die man sich sich gern spart. Denn was sich heute ähnlicher Aufgaben erfreut, das hält mit dem Maler des Reiches nicht künstlerisch, nicht sonst einen Vergleich aus; das strebt nach Korrektheit und nach jener Repräsentation, die immer wohlgefällig, nur, ach! so billig und so ledern ist. Franz von Lenbach hat seinen Tag erfüllt; er war licht und lang, war allen Menschen bedeutsam und wird noch in ferne und zukünftige Zeiten hinüberglänzen.

Wien. J. J. David.

Vom Sinn des Daseins.

Der Sammelband mit Essays, den Ludwig Stein eben unter dem Titel „Der Sinn des Daseins"*) erscheinen läßt, ist seinem Inhalte nach großenteils gelehrter Natur, aber in der Darstellung oft mit einem flotten journalistischen Einschlag durchsetzt. An sich ist das gewiß kein Fehler. Nichts kann erwünschter sein, als daß auch die philosophische Materie in einer lebendigen, gemeinverständlichen Sprache vorgetragen wird; daß sie über den trockenen Schulton und den wissenschaftlichen Terminus hinauskommt. Erst dann, in einer gefälligen, freieren Umbildung kann sie Gegenstand des allgemeinen Interesses werden. Wenn Schopenhauer viel zitiert und gelesen wird, so geschieht das nicht nur um des einen oder andern barocken Ausdruckes willen, sondern weil er eben, wie kein anderer, verstand, einen abstrakten Vorwurf ins Sinnenmäßige zu rücken, ihn zu veranschaulichen. Er war einer von den Seltenen, die tief und geistreich zugleich sein dürfen. Denn sonst schließt das eine meistens das andere aus, und was man Esprit nennt oder zu nennen beliebt, streift nur zu leicht an der Oberfläche. Daher bei uns in Deutschland noch immer ein gewisser Horror vor einer leichten, gewandten Behandlung; während in Wirklichkeit gerade nichts schwieriger ist, als eine ernste wissenschaftliche Meinung in flüssig klarer, durchsichtiger Weise zu formulieren, oder in Prosa für alle lesbar zu sein.

Nun wird man nicht sagen können, daß Ludwig Stein bei dem lobenswerten Bestreben nach populärer Gestaltung durchweg das Richtige getroffen habe. Im Gegenteil, er vergreift sich manchmal entschieden. Wenn er von „Atheismusgigerln" oder von „Kraft- und Stoffmaulheldentum" spricht, bezeugt das einen Temperamentsüberschuß, den man gern missen möchte. Es ist auch nicht sonderlich aufschlußreich und ergründend, daß er Verstand und Gefühl, als die beiden Faktoren unserer geistigen Verfassung, „die Hoch-Tories und Whigs der Philosophie" nennt. Und vollends ein Ausdruck, wie „la philosophie de je-m'enfichisme", dieses Wort der Gasse, welches den höchsten Grad von Gleichgültigkeit bezeichnen will, ist wahrhaftig zu witzlos-banal, als daß man es im Deutschen verwenden sollte. Braucht man es aber einmal, so muß es wenigstens grammatikalisch richtig heißen: la philosophie d u je-m'enfichisme. Doch das nebenbei.

Auch inhaltlich wird man vielleicht das eine und andere bemängeln. Da haben wir etwa eine Schilderung des Staatsmannes, die nicht den Eindruck macht, als ob sie sub specie aeterni geschaut sei.

„Ist somit der geborene Politiker im wesentlichen Künstler, und zwar mit der Einschränkung: ein auf den Hochschulen herangebildeter Künstler, so erwächst ihm auch dieselbe Aufgabe, wie dem Künstler: die Herstellung des Ebenmaßes, des Rhythmus, der feingegliederten Ordnung. Symmetrie ist das Lebenselement aller Kunst. Wie nun die Künstler in Ton, Farbe und Marmor Harmonien hineinzulegen die Bestimmung haben, so schwebt dem Staatskünstler als Ideal vor: die Harmonie der Interessen aller Staatsbürger. Um diese Harmonie herzustellen, muß er das ihm zu Gebote stehende Instrument, die Volksseele, meisterlich handhaben können. Das Volk muß nach der Melodie tanzen können, die ihm die gottbegnadeten Staatenlenker und geborenen Staatskünstler vorspielen ..... Die Staatskunst muß nach alledem die Staatswissenschaften, daneben Philosophie und Geschichte, zu Rate ziehen, deren Repertoire gleichsam durchspielen, um aus ihnen die Elemente zur Herstellung eines Interessengleichgewichts unter allen Ständen und Klassen zu entnehmen. Staatskunst ist eben die Fähigkeit, Kompromisse schließen zu können; sie besteht im gerechten Abwägen aller in Betracht kommenden vitalen Interessen zunächst der ganzen Nation, ferner in der Herstellung einer richtig balanzierenden Mitte zwischen den einzelnen Berufen und Klassen."

Wer ist nun der „gottbegnadete Staatenlenker", der „balanzierende" Künstler, dem diese philosophische Inspiration gilt? Oder zielt sie ins allgemeine? ist sie ohne nähere Beziehung, en pure perte, geschrieben? Es wäre schade darum, weil doch die Neugier erst jenem Porträt einen bestimmten Reiz verleiht.

Doch nichts für ungut. — Was ist der Sinn des Daseins? Im „Candide" heißt die Antwort: „bebauen wir unseren Garten .... arbeiten wir, ohne nachzudenken, das ist das einzige Mittel, das Leben erträglich zu machen." Aber Voltaire und seine Sippe sind Pessimisten. „Was ist der Optimismus? .... Die Sucht zu behaupten, daß alles gut ist, wenn alles schlecht ist." — Solche Ausbrüche der Laune muß man mit Laune parieren.

Freilich der Optimismus ist nicht philosophischer, als der Pessimismus. Er ist eben auch ein Ausdruck des Stimmungshaften. Unsere Zeit, die viel erreicht hat, glaubt sich ungemessene Kräfte, noch mehr vollbringen zu können; sie lebt in der Vorstellung eines immerwährenden Fortschritts, schaffensfreudig, erwartungsvoll. Aus diesem gesteigerten Daseinsgefühl interpretiert unser Schriftsteller die Welt: „Streifzüge eines

*) Der Sinn des Daseins. Streifzüge eines Optimisten durch die Philosophie der Gegenwart. Von Ludwig Stein, o. ö. Professor der Philosophie an der Universität Bern. Tübingen und Leipzig. J. C. B. Mohr. 1904.

Digitized by Google

Optimisten" hat er sein Buch genannt. Das heißt, er will ganz bewußt mit den Augen eines zuversichtlich Modernen sehen. Er will in der Zeit stehen, nicht über der Zeit. Er gibt sich aktuell, das ist sein gutes Recht. Er schreibt nicht aus impassibler Ueberschau, sondern absichtlich stimmungshaft, aus dem heutigen Empfinden heraus, für Menschen von heute.

Und was wäre dann im Geiste der Gegenwart „der Sinn des Daseins"?

„Wir Heutigen, die wir den Sinn des Daseins an der Hand der Wissenschaft zu enträtseln gelernt haben, substanzialisieren das Tun, die Kraft, die Energie — die Arbeit. Unser Paradies liegt nicht hinter, sondern vor uns; es ist nicht verloren, sondern erst zu erringen. Die Vervollkommnung des Menschengeschlechtes, das letzte Ziel aller Religions- und Moralsysteme, ist uns nicht durch Sündenfall abgeschnitten, sondern ein durch unverdrossene Arbeit von unzähligen Menschengeschlechtern auf dem Wege der sozialen Höherentwicklung des Typus Mensch zu erstrebendes Ideal. Das goldene Zeitalter war nicht, sondern es wird sein. Evolutionismus ist politischer Prophetismus, wie Sozialismus politischer Messianismus ist. Beiden Welt- und Lebensanschauungen ist die Grundüberzeugung gemeinsam, daß das Heil der Menschheit nicht im Plusquamperfektum, sondern im Plusquamfuturum liegt. Die Seligkeit ist nicht unwiederbringlich verloren, sondern ein zu erarbeitendes Gut. Und deshalb sehen wir mit Fichte den Sinn alles Daseins in der Arbeit, d. h. in der Weltenergie, im ewigen Tun des Universums . . . . . Und wie alle Weltanschauungen Imperative formen, in denen sie ihre Deutung des Sinnes der Welt auf einen Ausdruck pressen, so haben die passiven Weltanschauungen die Quintessenz ihrer Ansichten zusammengeballt in das Machtwort: ora, bete! Unser aktives Kultursystem hingegen, dessen Grundzug Kraft und Tat ist, formt den kategorischen Imperativ: labora, arbeite!"

Hier bekommen wir einen Begriff von der stilistischen Eigenart des Autors, wie sie in ihren besten Momenten sein kann. Man wird ihr das Frische, das Anspielungs- und Beziehungsreiche nicht abstreiten dürfen. Sie will effektvoll sein, darin wahrscheinlich dem Geschmacke der Leser entsprechend, für die sie berechnet ist. Dieser Stil sacht ihr Interesse an, er weiß das Abstrakte unter wechselnden Bildern vorzustellen. Kurzum, er versucht und versteht es, die Aufmerksamkeit zu beleben. Das ist eine entschiedene popularisierende Qualität. — Im Inhalt, sehen wir, begegnen sich Candide, der Pessimist, und Stein, der Optimist, in demselben Wort: „Arbeit", und sind doch wieder weltenweit von einander getrennt. Denn für den einen wird die Arbeit zum Betäubungsmittel, durch das man die Unlust und Lebensunzufriedenheit vergessen möchte; sie ist das letzte, was bleibt. Für den anderen bedeutet sie das Leben selbst, die wirkende, immer zu neuem sich entfaltende Betätigung unseres eigensten Wesens. Sie stellt das eigentlich Schöpferische vor.

Doch bei allem Schaffen und Streben lassen wir uns von Ideen leiten. Wir handeln immer der Auffassung gemäß, die wir uns von der Natur der Welt und der Dinge machen. Wir setzen selbst die Ideale, die wir zum Thema unseres Lebens nehmen: der fromme, der kritische, der ästhetische, der wissenschaftlich gerichtete Geist, sie sehen ein jeder eine andere Aufgabe vor sich, verfolgen ein anderes Ziel. Und je ausschließlicher sie von ihrem Gedanken erfüllt sind, je einseitiger dieser herrscht, desto wirksamer, im Guten oder Schlimmen, ist seine werbende kulturelle Bedeutung.

„Der Wert einer Idee für die soziale Entwicklung liegt nicht in ihrer objektiven Gültigkeit und Unanfechtbarkeit, sondern in dem Maße sozialer Energie und Bewegung, die sie auszulösen imstande ist . . . Ihre soziale Bedeutung liegt in der bloßen Tatsache, daß Ideen bestehen, daß der Mensch die Fähigkeit besitzt, sich über diese Welt des Sens, die ihn umgibt, zu erheben, in seinem Haupte eine neue Welt nach seinem Wunsche und Willen zu erschaffen, und dieser als einer neuen besseren Welt zuzustreben. . . . . Das ist in unseren Augen der ‚Sinn des Daseins'."

Also im Kampfe für Ideen sich weiter zu entwickeln, das ist jetzt der „Sinn des Daseins". Aber die Meinungen kommen und vergehen, sie lösen sich ab von gestern auf heute, auf morgen und immerfort. Und somit wäre unsere Bestimmung an das Ewig-Wechselnde subjektiver Aeußerungen gebunden. Ja, behalten dann nicht die Zweifler Recht, die klagen, daß alles nutzlos sei: „Alles ist Illusion"? Mit nichten, erwidert der Optimist Ludwig Stein; und absichtlich paradoxal kehrt er den Satz um: „Illusion ist alles", sagt er. Die Fähigkeit zu glauben, zu hoffen, in Plänen zu weben, sich voller Erwartungen aufzuschwingen, aus seinen eigenen Eingebungen Kraft und Zutrauen zu gewinnen, sie ist es, die uns hienieden die Existenz erst lohnend, ja möglich macht.

> Wir Menschen werden wunderbar geprüft;
> Wir könnten's nicht ertragen, hätt' uns nicht
> Den holden Leichtsinn die Natur verliehn —

bekennt Goethes Tasso einmal. Die holde Täuschung ist ein Element, das uns ans Leben bindet, „dient zur Erhaltung des Lebens"; sie leistet Gewähr für die Vitalität. Wer die Illusion abgetan hat, der désillusioné, ist ein gebrochener Mann.

„Deshalb sind Dichter, Denker und Künstler, die uns immer wieder aus dem unerschöpflichen Born ihrer Phantasie neue Illusionen schaffen, die großen Wohltäter der Menschheit, und die pessimistischen Philosophen, die sie zerstören, sind die Totengräber des Menschengeschlechts. Menschen ohne Illusion gleichen dem trägen Kahnfahrer, der sich ohne Steuer und Ruder willenlos dem Tanz und Gekräusel des Wellenspiels überläßt. Ein einziger kräftiger Windstoß, und sein Lebensboot kippt rettungslos um."

Was der Philosoph meint, ist klar; wie er es ausdrückt, ist vielleicht ein bißchen anfechtbar geistreich. Wir brauchen den Begriff „Illusion" doch meistens nur im aberkennenden Sinne, von einer Vorstellung, die wir überwunden und hinter uns gebracht, die wir auf ihr Unwirklich-Nichtiges, Täuschendes durchschaut haben. Wenn wir sie, als etwas Leeres, beiseite geschoben haben, dann sprechen wir von „Illusion".

Das, was den Lebensinhalt wechselnder Geschlechter ausmacht, hat ja nun gewiß eine Zubuße von Vergänglichem an sich; aber man kann es doch nicht als schlechthin Irriges charakterisieren. Nein, gerade das, was dauert und weiter wirkt, sind die Ideen. Sie sind die Konstituante, das Positive in uns. Wenn es sich um die Leitmotive handelt, denen wir gehorchen, sprechen wir daher wohl richtiger von Idealen, statt von Illusionen.

Und wie wäre es, wenn man als höchsten Sinn des Daseins es begreifen würde: unsere geistige Eigenart auszuleben, im Bewußtsein, daß wir an einem Ganzen teilhaben?

G. Ransohoff.

Jules Ferry.

I.

In der Einleitung zu seinem neuesten Roman aus dem Pariser high life „L'eau profonde" gibt Paul Bourget einige interessante Ausführungen über die Sprichwörter und wie sich die Verschiedenheit der Völkercharaktere in ihnen spiegelt. Während beispielsweise der elegante Franzose von einem glücklichen Menschen sagt, er sei „frühiert" zur Welt gekommen, sagt der praktische Engländer von ihm, er sei „mit einem silbernen Löffel im Munde" geboren. Einem Menschen gegenüber, der sich nicht hingibt, meint der Franzose: „Kein schlimmeres Wasser als Wasser, das stillsteht"; der Italiener: „friedliche Wasser brechen die Brücken"; der Engländer: „ruhige Wasser fließen tief". Nicht weniger amüsant und ausgeprägt als die völker- und rassenpsychologi-

Digitized by Google

schen Merkmale sind indessen die Unterschiede und Gegensätze innerhalb einer Nation selbst, — sogar in dem uns sonst in seinem geistigen und moralischen Bau so einheitlich erscheinenden Frankreich. Die Literatur hat dafür viele Beispiele; besonders interessant ist es aber, dasselbe bei den Männern der politischen Welt konstatieren zu können. Alfred Rambaud erzählt in seinem kürzlich bei Plon erschienenen Werk über Jules Ferry, wie auffallend die beiden großen Löwen des republikanischen Frankreichs, Ferry und Gambetta, kontrastierten, wenn sie zusammentrafen, — der eine immer redend, gestikulierend, expansiv, „das Herz auf der Hand", der andere ernst und nachdenklich in seiner kühlen Zugeknöpftheit, — und fügt folgende ungemein charakteristische Anekdote hinzu: „Eines Tages, im Café Procope, sagte Gambetta lachend: ‚Ferry, Sie sind der beste Mensch in der Welt; man muß es aber wissen, denn, Saperlipopette, zu sehen ist es nicht. Sie machen den Eindruck eines Rosenbusches, der nur Dornen treibt.' — ‚Ja,' erwiderte Ferry lächelnd, ‚das ist ein Fluch . . . Meine Rosen keinen drinnen'!" Und wie die Persönlichkeit, so die Laufbahn. Der Sohn des Südens enthusiasmierte und verscholl wie eine Bravade, blendete und erlosch wie ein Komet; der Mann aus den Vogesen stand jahrzehntelang auf seinem Posten in prinzipienharter Unerschütterlichkeit und stemmte sich rechthaberisch zäh und rechthaberisch besonnen gegen den sich ewig wiederholenden Anprall von rechts und links, bis er zusammenbrach und hinsiechte. Zwei Typen jenes Advokaten- und Rednertums, das die Revolution schuf und mit ihr zur Herrschaft gelangte; zwei Seiten des republikanischen Bürgergeistes des modernen Frankreichs, — hier durchsichtige Intelligenz und feste, geschliffene Idee, dort Phrase und Flamme.

Jules Ferry war aus denselben Gesellschaftskreisen und aus demselben lothringischen Lande hervorgegangen wie Taine; seine Mutter stammte sogar aus Vouziers, der Geburtsstadt Taines. Ferry selbst war in Saint-Dié am 5. April 1832 als Sohn eines angesehenen Advokaten geboren. Seine Frau gehörte zur Familie Kestner, ihr Großvater war ein Kestner, und eine der Schwestern ihrer Mutter war die Gattin des aus dem Dreyfusprozeß bekannten Scheurer-Kestner. Der Vater Ferrys, der früh Witwer geworden, übersiedelte 1846 nach Straßburg, wo die Söhne im dortigen Lyzeum ihre weitere Ausbildung erhielten. Mit 16 Jahren Baccalaureatus, widmete sich Jules den Rechtsstudien, die er dann in Paris fortsetzte; 1851 wurde er am Pariser Barreau eingetragen. Der Tradition seiner Familie gemäß hatte er eine entschieden liberale Erziehung genossen und sah sich jetzt dem antirepublikanischen Regime des zweiten Kaisertums gegenüber und in die Opposition gedrängt. Nachdem er die nächsten paar Jahre Studien in der Malerei getrieben und diese künstlerische Ausbildung durch Reisen in Italien gekräftigt hatte, wurde er 1854 Sekretär eines berühmten Pariser Rechtsanwalts. 1858—59 bildete sein Salon den Mittelpunkt eines Kreises junger Republikaner und angehender Zukunftsmänner, die dort jeden Freitag Abend ökonomische und soziale Fragen diskutierten. Zugleich übte er in mehreren Pariser Blättern eine lebhafte publizistische Tätigkeit aus. Es war aber eigentlich erst mit dem Jahre 1863, daß Ferry in das öffentliche politische Leben trat.

II.

Rambaud, der Verfasser der Monographie, war Ferrys Kabinettschef, während dieser 1879—1881 als Conseilpräsident auch das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts und der schönen Künste innehatte. Das umfangreiche und pietätvolle Werk umspannt den Zeitraum von 1863, da Ferry zum erstenmal in einem Pariser Wahlkreise kandidierte, bis zu seinem Todesjahr 1893. Diese dreißig Jahre, die die vielseitige und eingreifende Beteiligung Ferrys an den inneren und äußeren Geschicken Frankreichs bezeichnen, werden zugleich von dem ersten Kampfanfang gegen den napoleonischen Absolutismus und dem Endkampf der republikanischen Partei gegen die boulangistischen Cäsarengelüste eingefaßt, — sah doch das Jahr 1893 die vier ersten Präsidentenposten mit Mitgliedern des gemäßigten Republikanismus Ferryschen Gepräges besetzt: Carnot Präsident der Republik, Casimir-Périer Präsident der Kammer, Ribot Ministerpräsident und Ferry selbst Präsident des Senats.

Bei den Wahlen von 1863 war Ferry zugunsten von Garnier-Pagès zurückgetreten; statt dessen trat er auf die Kampfbühne mit einer Broschüre, worin er mit scharfer Kritik die offizielle Kandidatur angriff, Enthüllungen machte und Mißstände rügte und eine große Bewegung hervorrief. Er schloß sie mit einer Art politischen Glaubensbekenntnisses, worin er jetzt schon den Grundgedanken seiner republikanischen Anschauung aussprach, den er mit seinem Freunde und Kollegen und engeren Landsmann Méline teilte und auf den er in seiner späteren Laufbahn immer wieder zurückgriff: — daß die ländliche Bevölkerung, die ackerbautreibenden Massen, die mehr als die halbe Einwohnerzahl des Landes abgaben, in ihrer konservativen Gesinnung nur der richtigen Direktive bedürften, um den eigentlichen Kern und die festeste Stütze eines stabilen und dauerhaften republikanischen Regimes abzugeben. Ferrys polemische Tätigkeit richtete sich jetzt schon wie immerwährend später, in der Presse wie in der Kammer, gegen die radikale Linke, mehr als gegen die monarchisch-klerikalen Gruppen, und dort fand er auch seine gehässigsten Gegner, wie es sich besonders während der Belagerung von Paris und in den Tagen des Boulangismus zeigte. Dieser alte Antagonismus zwischen Republik und Revolution, der vorläufig mehr eine Spaltung der Doktrinen war, wurde später eine Spaltung der Partei; und für Ferry waren und blieben diese Erben der Terroristen eine dogmatische und intolerante Sekte, die größte Gefahr der Republik, wie er sich diese dachte.

III.

1869 wurde Ferry als Vertreter des sechsten Kreises der Stadt Paris ins Corps législatif gewählt. Sein Programm bestand aus vier Hauptpunkten, Forderungen, die er als „notwendige Zerstörungen" kennzeichnete: Dezentralisirung der Verwaltung, vollständige Scheidung von Staat und Kirche, Reform der richterlichen Institutionen durch weitere Verwendung der Jury und Umwandlung des stehenden Heeres.

Der Krieg von 1870 brach aus. Nach dem Tage von Sedan proklamierten die Deputierten von Paris im Hôtel de ville, dem alten Standquartier der Volksmacht, am 4. September die Republik; und elf von ihnen, darunter Ferry, konstituierten sich als die neue „Regierung der Nationalverteidigung". Ferry wurde der verantwortungsvolle Posten eines Maire von Paris zugeteilt; und als solcher hatte er eine Hauptlast zu tragen während der schweren Zeit, die mit der Belagerung über die Stadt hereinbrach. Er zog sich bei Ausübung seines Amtes den Haß weiter Schichten der Bevölkerung zu. Unter dem Militär gab es bald „bons bataillons" und „mauvais bataillons"; die mißvergnügten, ultraradikalen Elemente, die am 4. September nichts bekommen hatten, schürten im Volke; und die Hauptzielscheibe für alle Ranküne und alle Unzufriedenheit gab bald der Maire von Paris ab. Als nach der Kapitulation Bazaines in Metz die Lenker der Volkswut unter Deckung der „mauvais bataillons" die „Deputierten-Regierenden" am 31. Oktober im Hôtel de ville eingeschlossen hatten, war es Ferry, dem es gelang, zu entkommen, und der früh am folgenden Morgen mit großem Aufgebot von Militär seine gefangenen Kollegen befreite. Als am 22. Januar, nachdem der Gouverneur von Paris und General en chef Trochu demissioniert und die zum Kriegsrat versammelten Generäle einstimmig die Unmöglichkeit weiterer Ausfälle festgestellt, sich die aufgeregten Massen um das Hôtel de ville geschart hatten, setzten die von Ferry herangezogenen Truppen Gewalt gegen Gewalt und reinigten den Platz mit Salven; seitdem hieß aber Ferry im Volksmund „Ferry-Massacre", wie er später wegen des

Digitized by Google

schwarzen Brotes in den Tagen der drohenden Hungersnot den Kosenamen „Ferry-Famine“ erhielt. Als am 18. März die Insurrektion losbrach, verließ Ferry als der letzte und mit knapper Not — um Mitternacht und während die Menge draußen ihr „Mort à Ferry! It nous faut Ferry!“ schrie — das Hôtel de ville und Paris.

Thiers wurde Präsident der Republik, und Ferry ging als Gesandter Frankreichs nach Athen. Die Briefe, die er von dort an seinen Bruder Charles schrieb, und die Ramband im vorliegenden Buch veröffentlicht, bieten interessante Schilderungen von dem König, dem Ministerpräsidenten Bulgaris, den politischen Parteien und den griechischen Verhältnissen überhaupt. Seine Ausführungen über die griechische Natur und die antike Kunst zeigen — wie auch seine spanischen Reisebriefe, von denen eine Probe mitgeteilt wird — Geschmack und feinen Sinn auf diesem Gebiet.

Im Mai 1873 wurde Thiers von Mac Mahon abgelöst. Ferry nahm Abschied von seinem Gesandtschaftsposten und nahm seinen Platz in der Volksvertretung wieder ein. Als sich die Nationalversammlung 1875—1876 aufgelöst hatte und von einem Senat und einer Kammer ersetzt worden war, führte Ferry seinen alten Kampf fort, — diesmal nach dem Sturz des Kabinetts Jules Simon gegen den Marschall-Präsidenten und das Ministerium Broglie, die in einen immer offeneren Konflikt mit der republikanischen Kammermajorität gerieten. „Stehen wir unter dem Degen eines Marschalls oder unter der Herrschaft der Gesetze?“ rief er aus. Die Kammer wurde aufgelöst und eine neue Wahl ausgeschrieben. Gambetta erklärte die ganze republikanische Partei ohne Rücksicht auf Nüancen für ein einziges und einheitliches Ganzes und der Kampf zwischen der neuen Kammer und dem Kabinett Broglie verschärfte sich derart, daß er nur mit erneuter Auflösung der ersteren oder dem Sturze des letzteren enden konnte. Das Kabinett zog den kürzeren; es demissionierte im November 1877, und der Marschall-Präsident desavouierte formell das ganze Regime Broglie.

IV.

Ramband gruppiert seine Darstellung um zwei Hauptpunkte als die beiden Haupttaten Jules Ferrys: die Umbildung des französischen Unterrichtswesens und die Neugründung der französischen Kolonialmacht.

Anfang 1879 war Jules Grévy Präsident der Republik. Ferry wurde Minister des öffentlichen Unterrichts und der schönen Künste im Kabinett Waddington. Im März brachte er in der Kammer Gesetzesvorschläge ein betreffs Umbildung des Conseil supérieur de l'instruction publique und der Conseils académiques sowie über die Freiheit des Unterrichts.

Nach den geltenden Gesetzen von 1850, 1852 und 1873 war der Conseil supérieur aus katholischen Bischöfen, protestantischen Ministern, einem Mitglied des israelitischen Zentralkonsistoriums sowie Mitgliedern des Conseil d'Etat, der Cour de cassation und des Instituts zusammengesetzt; dagegen war eine vom staatlichen Lehrkörper selbst gewählte Vertretung in dieser Behörde ausgeschlossen, obgleich dieselbe höchster Richter in Disziplin- und Beförderungsfragen war. Mit den Conseils académiques verhielt es sich ebenso. Das Gesetz von 1850 hatte die Universität geistlichen Autoritäten und weltlichem Beamtentum untergeordnet; das Gesetz von 1852 hatte allen Unterricht in kaiserlichen Despotismus und ministerielle Willkür hineingedrängt; das von der Nationalversammlung 1873 angenommene Gesetz hielt sich an das Gesetz von 1850 und modifizierte nicht wesentlich die Zusammensetzung der Conseils. Gegen sämtliche drei Gesetze machte der Ferrysche Vorschlag Front. Die pädagogische Kompetenz, dort ein Grund der Ausschließung, war hier eine notwendige Bedingung der Zulassung. Die Bischöfe, Minister, Rabbiner und Mitglieder der weltlichen Beamtenkörper wurden ausgeschaltet; dagegen alle Zweige des Unterrichts, alle höheren Lehranstalten und alle Fakultäten, inklusive jene der katholischen und protestantischen Theologie, berücksichtigt. Der Vorschlag wurde sowohl in der Kammer wie im Senat angenommen und am 27. Februar 1880 als Gesetz promulgiert.

Im Gesetzentwurf zur Freiheit des Unterrichts war es fast ausschließlich Artikel 7, um den sich der Kampf drehte. Der Inhalt desselben war, daß niemand, der einer nicht autorisierten Kongregation angehörte, eine öffentliche oder private Lehranstalt leiten oder dort Unterricht erteilen dürfe. Er fand zwei Gruppen von Gegnern: diejenigen, die meinten, es gäbe überhaupt keine Freiheit des Unterrichts, wenn man die Freiheit der Kongregationen, selbst der nicht autorisierten, in irgend einer Weise schmälerte, und diejenigen, welche den gegen letztere erklärten Krieg auf die ganze Kirche ausdehnen wollten. Der Artikel 7, der sich allein gegen die Jesuiten richtete, wurde in der Kammer angenommen, im Senat jedoch verworfen, worauf der ganze Gesetzesvorschlag von der Kammer in der vom Senat akzeptierten Form, also ohne den Artikel 7, votiert wurde.

Die vom neuen Ministerpräsidenten Freycinet bei der Debatte im Senat ausgestoßene Drohung von noch härteren Maßregeln als Artikel 7 gegen die nicht autorisierten Kongregationen im Fall der Ablehnung bestätigte sich in der Form zweier Dekrete vom 29. März 1880: das eine forderte die Societas Jesu auf, sich binnen drei Monaten aufzulösen, das zweite bewilligte den übrigen Kongregationen eine Frist von drei Monaten, um mit dem Gesuch der Autorisation einzukommen. Am 30. Juni wurden die Jesuiten aus ihren Häusern ausgetrieben, am 31. August ihre Unterrichtsanstalten geschlossen. Freycinet versuchte mit Rom und den andern Kongregationen im geheimen zu verhandeln; die Drohung, sie widrigenfalls wie die Jesuiten zu behandeln, schien nicht ausführbar zu sein. Freycinet demissionierte plötzlich am 19. September, und Ferry, der nun Conseilpräsident wurde und sein früheres Portefeuille behielt, sah sich vor die Aufgabe gestellt, seine eigenen Gesetze zur Ausführung zu bringen. Die Gewaltmaßregeln, die er sich jetzt anzuwenden gezwungen sah, verursachten indessen eine Spaltung zwischen ihm und großen Gruppen sonstiger Gesinnungsgenossen im Senat und in der Kammer; und es entstand eine starke Bewegung im Lande. Es scheint hier der Wendepunkt in der politischen Laufbahn Ferrys gelegen zu haben; er wurde selber Leiter der Regierung in dem Augenblick, da das von ihm geschürte Feuer ausbrach, und da er den Konsequenzen seiner eigenen Prinzipien gegenüberstand und handeln mußte. An den Folgen des dadurch erweckten Unwillens hatte er seitdem immer zu leiden.

Auf dem Gebiet des primären Unterrichts votierten die beiden Kammern Gesetzesvorschläge, der Unterricht hätte kostenfrei, obligatorisch und konfessionslos zu sein. Neue Schulhäuser wurden überall im Lande aufgeführt mit großen, hellen und luftigen Zimmern. Schul- und Volksbibliotheken wurden gegründet. Im höheren Unterricht bezogen sich die Reformbestrebungen Ferrys besonders auf drei Punkte: er verschaffte den lebenden Sprachen einen größeren Raum auf Kosten der klassischen, er organisierte den Unterricht für Spezialfächer, und er gründete Sekundärschulen für Mädchen.

V.

Vier Monate nach seinem Sturze durch die Tonkiner Verwicklungen an dem bemerkenswerten 30. März 1885 trat Ferry zum erstenmal wieder in der Kammer auf. Sein Auftreten war vorher angekündigt worden; seit zwei Tagen schlug man sich um die Eintrittskarten, und die Tribünen waren schon früh mit einem distinguierten Publikum gefüllt, zumeist aus Damen bestehend. Ferry entwickelte die Ziele und die Grundprinzipien seiner Kolonialpolitik. Er griff zurück auf die Vernichtung der ehemaligen Kolonialmacht Frankreichs durch den Frieden von

Digitized by Google

1763; ein Verzicht auf die Teilnahme im gegenwärtigen internationalen Kolonisationskampf wäre, wie er sich später in der Vorrede des Buches „Le Tonkin et la Mère-Patrie" ausdrückte, „ein neuer Vertrag von 1763, ohne den Vorwand von Roßbach und Pompadour". Die moderne Kolonisation, wie er sie sich denke, bezwecke Verwertung französischer Intelligenz, Plazierung französischen Kapitals und Erweiterung des Absatzes französischer Produkte in den fernen Weltteilen; es sei auch für den Dampferverkehr nötig, dort Häfen für Kohlen und sonstigen Vorrat sowie für Schutz und Verteidigung im Kriegsfall zu haben, denn in einem künftigen Seekrieg werde die entscheidende Schlacht nicht im Mittelmeer oder im Kanal stattfinden, und Marseille und Toulon würden in den chinesischen Meeren nicht weniger wirksam verteidigt werden als im Mittelmeer.

Bei den Kolonisationsunternehmungen, die mit dem Namen Ferrys verknüpft sind, sei es Aufrechterhaltung alten Besitzes oder Erwerbung neuer Gebiete, fand in der Tat Frankreich überall denselben John Bull als den nimmersatten Störenfried wieder, dem es im vorigen Jahrhundert geglückt war, durch Vernichtung der französischen Kolonialmacht seine eigene Alleinherrschaft auf den großen Weltmeeren zu begründen. Am Niger, wo Frankreich sich solide eingerichtet hatte, ließ es sich von England gänzlich verdrängen, das die auf dem Berliner Kongreß 1884 getroffene Vereinbarung über die freie Schiffahrt auf dem Flusse nicht respektierte. Auf Madagaskar waren die Königin der Eingeborenen sowie ihre ganze Umgebung protestantisch geworden und befanden sich ganz unter dem Einfluß englischer Agenten, Missionäre und Pastoren, die gegen Frankreich schürten und mit ihrer politisch-religiösen Propaganda sowohl die Armee wie die Schulen beherrschten. Erst nach allerlei kriegerischen Maßregeln und diplomatischen Verhandlungen kam der Friedensvertrag von 1885 zustande, durch den das französische Protektorat über die ganze Insel anerkannt wurde und die auswärtigen Beziehungen Madagaskars einem „Résident général" Frankreichs übertragen wurden. In Tunis, das topographisch, ethnographisch und religiös eins mit dem französischen Algier ist, und wo es für Frankreich von Gewicht war, ein von anderen fremden Mächten unabhängiges Gebiet zu haben, war es auch vorzugsweise neben Italien England, das den status quo zu gefährden trachtete. Es versuchte hier wie später auf Madagaskar seine bewährte Taktik zur Anwendung zu bringen: erst Unfrieden zu stiften und dann Vermittlung anzubieten, wurde aber abgewiesen. Mit den Waffen erwirkte Frankreich den Vertrag von 1881, wodurch der Bey das französische Protektorat anerkannte und Frankreich ihm den Thron und die Integrität seiner Staaten garantierte.

Schwieriger gestalteten sich die ostasiatischen Wirren. Annam hatte 1874 eine Art Protektoratsvertrag mit Frankreich abgeschlossen; es hatte früher zu China in einem Verhältnis von Oberherrschaft und Tribut gestanden, und diesen status quo wollte Frankreich aufrechterhalten. Das Wasser trübte sich bald: der chinesische Gesandte in Paris fing an, sich nach den Verhältnissen zwischen Frankreich und Annam zu erkundigen; gleichzeitig schien sich der Annamer Hof nach den alten Verhältnissen zu China zurückzusehnen; zwischen den Heeren der beiden Nachbarländer fanden Annäherungen statt, und Frankreich rüstete sich zum kriegerischen Vorgehen. Indessen starb aber der Kaiser von Annam; der Hof erbat und erhielt einen Waffenstillstand, und ein Protektoratsvertrag wurde 1883 abgeschlossen, der sich über Tonkin, die reichste Provinz Annams, erstreckte. In der ostasiatischen Frage war der Standpunkt Ferrys — der zu dieser Zeit Ministerpräsident war, und der Minister des Auswärtigen verblieb bis zu seinem Fall am 30. März 1885 —, folgender: Frankreich bedürfe Tonkins, um die Sicherheit des französischen Cochinchinas zu garantieren, wie es Tunis bedürfe, um die Sicherheit des französischen Algier zu garantieren. Im März 1884 wurde denn auch zwischen Frankreich und China der Vertrag von Tientsin geschlossen, worin China sich verpflichtete, alle Verträge zwischen Frankreich und Annam zu respektieren und seine Truppen sofort aus Tonkin zurückzuziehen.

In China bekam jedoch die Kriegspartei die Oberhand, der Vertrag von Tientsin wurde in gröbster Weise gebrochen; es kam zu offenem Krieg. Die Stimmung in der Kammer, die bis dahin mit dem entschiedenen Vorgehen Ferrys in Tonkin einverstanden war, wurde schwankend; Paris fing an, sich zu rühren, es wurden überall Indignationsmeetings abgehalten. Am 29. März kam dann das Telegramm, daß General Négrier, der seinen Vormarsch gegen China abgebrochen, schwer verwundet sei und die Grenzstadt Langson hätte räumen müssen. Das Telegramm erwies sich später als stark übertrieben; der Tag war eher ein Sieg der Franzosen gewesen, und Munition und Lebensvorräte waren im Ueberfluß vorhanden. In Paris brach aber eine Panik aus, die künstlich geschürt wurde; die Feinde Ferrys in der Kammer waren obenauf, seine Freunde dagegen eingeschüchtert. Ferry fiel. Am folgenden Tage erhielt aber der durch seinen Chinakrieg gestürzte Minister ein Telegramm von Sir Robert Hart, daß China unter den vereinbarten Bedingungen in den Frieden einwilligte. Hart, Generalinspektor der chinesischen Zölle, hatte im Januar seinen Sekretär Campbell an Ferry geschickt, um über den Frieden zu verhandeln, wobei er sich seitens Ferrys strenge Geheimhaltung ausbedungen hatte, auch den französischen Agenten in Ostasien gegenüber; und Ferry ließ sich auf diese eigentümliche Verhandlungsweise ein und akzeptierte die Vermittlerrolle der beiden englischen Herren, nachdem sich Hart als vom Kaiser von China und dem Tsungli-Yamen bevollmächtigt legitimiert hatte. Die Präliminarien wurden in Paris am 4. April unterzeichnet, am 6. in Peking ratifiziert; und am 9. Juni wurde der definitive Vertrag in Tientsin abgeschlossen.

Am selben 30. März hatte Ferry der ersten Sitzung der internationalen Kommission für die Neutralisierung des Kanals von Suez präsidiert. Bis 1881 hatten Frankreich und England in Aegypten ein Kondominium, ein doppeltes Protektorat, eine Kontrolle à deux ausgeübt. Mit dem Thronwechsel 1879, der Unordnung der Finanzen, den Unruhen von Arabi und der einheimischen Partei verschärften sich die ägyptischen Wirren immer mehr; gleichzeitig riß in Frankreich die Spaltung immer tiefer ein zwischen Kammer und Regierung; und die Folge von allem war, daß der Vorrang und die Initiative in Aegypten allmählich von Frankreich an England übergingen. Die Einigkeit zwischen den beiden Mächten hörte auf, der Zwiespalt zwischen ihren Gesandten in Aegypten trat immer offener an den Tag. Den ersten tiefen Riß im Kondominium bezeichnet die am 29. Juli 1882 von der Kammer mit überwältigender Majorität verweigerte Bewilligung von Geldmitteln für Truppensendungen nach Aegypten zur Wahrung der französischen Interessen. Damit war Aegypten an England ausgeliefert; und die folgenden Kabinette standen einem fait accompli gegenüber. Die Engländer besetzten Suez mit einer Garnison, okkupierten Port Said, suspendierten zeitweise den Trafik auf dem Kanal, betätigten sich siegreich gegen die Truppen Arabis usw. Als Ferry 1885 ans Regierungsruder kam und die auswärtigen Geschäfte übernahm, war das Kondominium realiter wie rechtlich aufgehoben und die französische Diplomatie den englischen Anmaßungen gegenüber ohnmächtig.

VI.

Die drei ersten Kabinette, deren Mitglied oder Chef Ferry war, und die zugleich die drei ersten Ministerien der Präsidentschaft Grévys bildeten, — Waddington-Dufaure, Freycinet, Ferry, — stützten sich auf die gemäßigt republikanische Majorität der Deputiertenkammer: die beiden Gruppen „Centre gauche", und „Gauche républicaine". Ihnen gegenüber stand die „Union républicaine" Gambettas, der während der Wartezeit vor seinem eigenen Regierungsantritt eine intrigante Sonder-

Digitized by Google

stellung einnahm und seine Tyrannei im geheimen ausübte, — mit eigenen Funktionären und eigener Polizei — und mit den Ministern und Kabinetten Fangball spielte. Mit den Wahlen von 1881 verschob sich der Schwerpunkt von der „Gauche républicaine" an die „Union républicaine". Das Ministerium Ferry ging, und das Ministerium Gambetta kam, worin — wie der Volkswitz sagte — Gambetta zwölf Portefeuilles statt eines hatte. Der große Volkstribun hielt sich aber nur ein paar Monate als Ministerpräsident, und ein Jahr danach starb er. Die Kammer, seiner Vormundschaft entrückt, zersetzte sich vollständig.

Als Ferry 1883 Ministerpräsident wurde, versammelte er noch einmal alle gemäßigt republikanischen Gruppen, auch die ehemaligen Gambettisten, in eine einheitliche Partei, „républicains de gonvernement". Die jetzt sehr verstärkte äußerste Linke machte aber die Lage kritisch, zumal er im Elysée persona ingrata war. Als Grévy von dem Präsidentenstuhl entfernt worden war, wurde Ferry der Mittelpunkt eines heftigen Präsidentschaftswahlkampfes. Mit den Worten: „Alles eher als den Bürgerkrieg!" trat dieser aber vor Sadi Carnot zurück. Einige Tage später wurde er von einem angeblich irrsinnigen Menschen im Palais Bourbon angeschossen; die Kugel prallte freilich zurück, aber Ferry litt seitdem an einem Herzleiden, das sein Leben bei jeder heftigeren körperlichen oder Gemütsbewegung gefährdete.

Bei den Wahlen 1889 fiel Ferry sogar in seinem alten Wahlkreise Saint-Dié durch. 1891 wählte ihn das Département des Vosges zum Senator; und 1893 wurde er Präsident des Senats. Einige Wochen später starb er, am 17. März. Er liegt in Saint-Dié begraben.

München. Ola Hansson.

Bauernblut.*)

(Schluß)

Gegen Mittag des dritten Tages war er schon wieder daheim. Der lange Weg hatte ihn ermüdet. Er fühlte sich so abgespannt und trübe, als käme er vom Begräbnis eines lieben Verwandten. Während der Fahrt hatte er alles so jämmerlich und öde gefunden. Auch die Ackerlandschaft mit den schwarzen aufgerissenen Furchen. „Warum bebauen die Menschen das Feld? Lohnt es sich denn, sich zu plagen für ein so elendes Leben, für ein Leben, das so voll, so voll von Schmutz ist . . . ."

Als er die Papiere auf seinem Schreibtisch überflog, fiel ihm ein Wechselprotest in die Augen. Er lächelte ein wenig.

„Ich wußte es," brummte er vor sich hin.

Vor drei Monaten hatte er für den Untersuchungsrichter, der ewig in Geldkalamitäten war, gutgestanden. Für dreihundert Gulden. Szácsu hatte von vornherein geahnt, daß der Wechsel an ihm hängen bleiben würde. Es lag ihm nicht viel daran, wie ihm Geldsachen überhaupt herzlich gleichgültig waren. Er brauchte wenig. Ein ordentliches Stück Schmalzbrot mit Knoblauch war noch immer seine heimliche Leibspeise. — —

Er dachte eben nach, ob er die fünftausend Gulden persönlich zu Antonie tragen solle, als der Untersuchungsrichter, für den er gebürgt hatte, eintrat. Er glaubte, der arme Kert wolle sich wegen des Wechsels entschuldigen und begrüßte ihn auf das freundlichste.

„Was bringst Du Gutes, Laci?"

„Dem Teufel sein Gutes!" Weißt Du noch nichts, Nicolaus? Natürlich nicht! Du kommst ja eben von der Bahn."

„Ja, was ist denn los?"

„Das Donnerwetter soll dreinschlagen! Ich, ich weiß selber nicht, wo mir der Kopf steht . . ."

Die Verlegenheit stand ihm deutlich auf dem Gesicht geschrieben. Mit schweren Schritten durchmaß er einige Mal das Zimmer. Dann blieb er plötzlich stehen.

„Ich kann nicht anders — ich muß die Wahrheit sagen . . ."

Szácsu fand Gefallen an seiner Verlegenheit. Er dachte immer noch an den Wechsel und ermunterte ihn mit scherzhaftem Pathos:

„Fällt es Dir denn so schwer, die Wahrheit zu sagen, Laci? Das eine Mal . . ."

Der Untersuchungsrichter verzog sein Gesicht.

„Sprich nicht so! Du weißt ja garnicht, worum es sich handelt."

„Ja, wenn Du es nicht sagst . . ."

„Nun denn . . . Du hast recht . . . Also höre: gestern erhielt der Präsident eine anonyme Denunziation . . . Du solltest Strafgelder defraudiert und Dich geflüchtet haben . . . Verstehst Du?"

„Ob ich verstehe? Ich denke, Du sprichst deutlich genug."

„Den Präsidenten kennst Du ja. Ein Paragraphenkleber und Pedant. Er ließ Deine Kasse kontrollieren und konstatierte einen Fehlbetrag von tausend Gulden . . ."

„Natürlich ordnete er eine Untersuchung an?"

„Ja".

„Und Du sollst sie führen?"

„Ja. Denke Dich jetzt in meine Lage."

Nicolaus Szácsu sah den vor ihm stehenden ironisch lächelnd an. Sein geübter Verstand hatte die Seele der Sache sofort erfaßt. Er sah die ganze Geschichte so deutlich vor sich, als ob sie mit der Kohle auf Karton gezeichnet vor ihm läge. Es war auch sehr einfach . . . Kasimir Bata hatte seinen Schuldschein gezeigt, natürlich als reelle Forderung. So wurde die Grundlage für einen Verdacht geschaffen: zerrüttete Vermögensverhältnisse! Dazu kam seine plötzliche Abreise. Das tatsächliche Fehlen des Geldes tat das übrige. Solche Symptome bringen selbst stärkere Juristen um die ruhige Ueberlegung . . . .

Er war über den Verdacht so wenig empört, daß er sich sofort der Komik, die in der Situation lag, bemächtigte. Sein Bauernhumor wollte der kleinen, korrumpierten Figur vor ihm, die ihn einer so kleinlichen Niederträchtigkeit für fähig hielt, eine Lektion geben.

„Nun, mein Sohn, da Du mit der Untersuchung betraut bist, setz Dich bitte und nimm ein Protokoll auf."

Der Untersuchungsrichter protestierte heftig.

„Aber ich bitte Dich, ich bin ja nicht als Untersuchungsrichter, sondern als Dein Freund hier."

„Als mein Freund? Bravo! Dann hast Du sicherlich die fehlenden tausend Gulden mitgebracht."

Der Untersuchungsrichter gaffte ihn blöd an.

„Die tausend Gulden? Von wo denn? Du weißt doch, daß ich nichts habe." —

„Du hast es nicht? Ja, was nützt mir Deine Freundschaft dann?"

*) Autorisierte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Georg Busse-Palma.

„Ich bitte Dich! Ich will Dir ja gern Zeit lassen. Bis morgen früh. Bis zehn Uhr?"

„Ich danke Dir! Das ist was wert . . . bis dahin kann ich ja Reißaus nehmen. Aber schließlich nützt es doch nichts. Erwischt wird man doch. Nicht wahr?"

Der Untersuchungsrichter sah den riesigen Kollegen mit dem großen, runden Schädel mit immer steigender Verlegenheit an. Er wußte nicht, was er von ihm halten sollte. Er hatte an die ganze Sache nicht recht geglaubt, jetzt kam sein bischen Verstand aber doch in Verwirrung.

„Nicolaus", sagte er stotternd, „Du weißt doch besser als ich, worum es sich hier handelt . . . ."

„Um Amtsveruntreuung — natürlich! Das ist durchaus keine verzwickte Rechtsfrage. Im Gegenteil, ganz klar. Aber sag mir, Laci, was würdest Du an meiner Stelle tun?"

„Ich?"

„Ja, Du!"

Dem Untersuchungsrichter war diese Frage durchaus nicht angenehm. Er wollte nicht recht mit der Sprache heraus.

„Ich bitte Dich," sagte er, „das ist natürlich ganz individuell . . . ."

„Richtig, Laci. Aber dennoch: was würdest Du tun?"

Der Untersuchungsrichter sah, daß er einer Antwort nicht mehr ausweichen konnte.

„Ich", sagte er also, „ich würde mir eine Kugel durch den Kopf schießen."

Nicolaus Szácsu lachte hell auf.

„Piff! Paff! Ich glaube, Laci, Du sprichst Dummheiten! Warte mal: wir wollen der Sache mit Bauernlogik auf den Leib gehen. Das Erschießen ist einem vollstreckten Todesurteil gleichwertig. Nur im Mittelalter ließ man Defraudanten so schwer büßen. — Bin ich verrückt, Freundchen, daß ich strenger urteilen soll als das Gesetz? Im schlimmsten Fall bekomme ich zwei Jahre Zuchthaus, eventuell nur Gefängnis . . . Es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß man § 92 in Anwendung bringt und dann . . . ."

Der Untersuchungsrichter wurde glührot vor Hochmut. Er merkte die grobe Ironie nicht. Leidenschaftlich schleuderte er heraus:

„Meinetwegen! Aber ich spreche als Kavalier!"

Gegen dies Wort rebellierte Nicolaus Szácsus Bauernblut. Er hieb die mächtige Faust schwer auf den Tisch.

„Kavalier! Ja zu allen Teufeln! Kavalier ist der, der zahlt, und nicht der, der Reißaus nimmt. Ob nach Amerika oder in die Hölle, das ist ganz gleich! Zahlen muß man, verstehst Du? Zahlen! Für unsere Genüsse wie für unsere Sünden, etwas, was im kriminellen Sinn übrigens nahe verwandt ist . . . ."

Der Untersuchungsrichter verstand kein Wort der leidenschaftlichen Rede. Er blickte in starrer Sprachlosigkeit nur auf die wohlgefüllte Brieftasche, die Szácsu unterdessen hervorgezogen hatte.

Nicolaus Szácsu entnahm ihr drei Banknoten und fuhr in seinem gewöhnlichen ruhigen Ton fort:

„Beim Zahlen fällt mir ein, daß morgen dreihundert Gulden für den Wechsel fällig sind. Da hast Du sie. Trag' sie hin. Ich habe morgen Termine und keine Zeit . . ."

„Aber Nicolaus — —"

Szácsu brüllte ihn an:

„Was, zum Teufel!? Du willst doch nicht, daß man sie nebst Prozeßkosten bei mir eintreibt?"

„Nein, nein, aber nicht glaubte — —"

„Daß ich defraudiert hätte? Nein. Ihr habt geruht, Euch zu irren. Ihr seid den Indizien aufgesessen. Das Malheur ist nicht so groß, Kollege. Das ist andern auch schon passiert. Aber damit ich Dein Bruderherz ganz beruhige, lege ich die tausend Gulden anbei zurück. Du weißt doch, daß Geld einen ersetzbaren Wert hat. Somit kann nur der defraudieren, der keines hat. Wer es hat, ist der Gentleman, nicht der, der sich erschießt. Du könntest auch wissen, daß Tod nur Einstellung des Verfahrens, nicht aber Freispruch bedeutet. Doch genug von diesem Blödsinn. Servus! Ich muß noch Besuch machen."

Als der Untersuchungsrichter gegangen war, wurde Szácsu ärgerlich über sich selbst. Wozu hatte er an diesen Hohlkopf so viel Worte verschwendet? „Es lohnt sich nicht. Nur für Frivolitäten interessiert sich dies Pack. Zu allem andern muß man sie direkt zwingen." —

Er ging nach Hause und kleidete sich um. Auf dem langen, langen Wege, der zu Bata führte, überlegte er die ganze Geschichte mit ruhigem Blute. Es freute ihn, daß er das Geld bringen konnte. Er hatte ein ähnliches Gefühl wie ein Kavalier, der seine Spielschulden bezahlt. Von dem Standpunkt aus sah er es überhaupt an.

„Ich verschenke nichts," dachte er. „Ich versteh' nichts davon, aber mir scheint, ich zahl' einen anständigen Preis. Doch egal. Mein Vater sagt: das Gute ist nie teuer . . . und er ist doch bloß ein Bauer und kein Gentleman." — —

Als er nach einigen Minuten Kasimir Batas Speisesaal betrat, fand er eine ganze Gesellschaft bei der Suppe. Szácsu stand trotz einiger Verachtung mit den meisten auf dem Duzfuß. Er merkte aber gleich beim Eintreten, daß man ihn mit demonstrativer Kälte empfing. Ein stadtbekannter Schuldenmacher, gegen den gerade ein Verfahren wegen Betrugs anhängig war, kehrte ihm ostentativ den Rücken. Sein Tischnachbar, konstruierte mit großer Kunst alles, was er mit ihm sprach, derart, daß das „Du" nicht zur Anwendung kam.

Ruhig musterte Szácsu die ehrenwerte Gesellschaft. Es waren ohne Ausnahme alles defekte Charaktere. Er verglich sie mit den Bauern, unter denen er gestern einige Stunden verbracht hatte. Die „Gentlemens" hier hielten ihn auf ein Gerücht hin für einen Defraudanten und boykottierten ihn ohne Verhör. Welch erbärmliches Volk! Die Bauern dagegen, selbst wenn sie bestimmt wüßten, daß er schuldig wäre, würden ihm fraglos zu helfen suchen. Nach ihrer Art, wie sie es könnten. Sie würden ihn verstecken, fortschaffen . . . Um wie viel sind die nicht menschlicher, innerlich edler! Nur ein Glück, daß die künftige Generation von ihnen bestimmt wird und nicht von diesen degenerierten, verkrüppelten Kreaturen . . . . . .

Ein dumpfer Haß keimte in seiner Seele auf. Der atavistische Haß des Bauern gegen die Herren, die seine Vorfahren jahrhundertelang geknutet und ausgesogen! — —

Er ließ seine Blicke von einem zum andern schweifen, bis sie an dem blassen, unruhigen Gesicht der Hausfrau haften blieben. „Schön ist sie, aber sie taugt nichts," dachte er. Es war das erstemal, daß ihr Anblick ihn kalt ließ. Die Sache war abgetan für ihn. Nur die Geldangelegenheit mußte noch geordnet werden . . . .

Von allen Anwesenden lächelte ihm allein Kasimir Bata mitunter zu, dabei sein schauderhaft zerstörtes Gebiß, das typische Zeichen der Degeneration, zeigend. Nicolaus Szácsu vermochte nicht, ihn ohne geheimen Ekel anzusehen. Er wollte ein Ende machen. Brüsk erhob er sich.

„Sie werden verzeihen, wenn ich mich schon entferne."

Niemand antwortete ihm. Nur Antonie sah ihn mit starren Augen fragend an. Kasimir Bata wiegte den Kopf nervös hin und her.

„So schnell?" fragte er kaum hörbar.

„Ja. Ich will noch diese Nacht meine Sachen packen. Ich nehme morgen einen längeren Urlaub. Es ist fraglich, ob ich überhaupt zurückkomme. Ich glaube, ich werde versetzt . . ."

„Ist es Ihnen schon bekannt, wohin?" fragte der Herr, gegen den eine Betrugsanzeige vorlag, mit boshafter Ironie.

Nicolaus Szácsu wurde für einen Moment von dem wilden Instinkt des walachischen Bauern fortgerissen.

„Was interessiert das Sie?" brüllte er wütend. „Es ist doch unwahrscheinlich, daß ich Zuchthausdirektor werde."

Die Folgen dieser Insulte garnicht abwartend, wendete er sich an den Rechtsanwalt.

Digitized by Google

„Ich kam eigentlich nur, um eine Kleinigkeit mit Dir zu ordnen. Hast Du den Schuldschein bei Dir?"

„Ja", antwortete Bata, kaum vernehmbar.

„Bitte! Hier sind die fünftausend Gulden . . . Ich danke . . ."

Er steckte den Schuldschein ruhig in seine Brieftasche, nachdem er ihm nachlässig die fünf Banknoten hingeschoben hatte. Mit leichtem Kopfnicken verließ er dann die ihn überrascht anstarrende Gesellschaft.

Kasimir Bata eilte ihm auf den Korridor nach.

„Nicolaus, gehst Du wirklich?"

Szácsu zuckte die Achseln.

„Du willst mich doch nicht etwa zurückhalten?"

Bata überlegte. Er hatte mehr getrunken als gewöhnlich, und seine Gedanken überstürzten sich in hilfloser Verwirrung.

„Sieh doch, die Sache ist doch so, daß Du meine Ehre gerettet hast!"

Nicolaus Szácsu warf den Kopf barsch in den Nacken. Wie Keulenhiebe sausten seine Worte dann hervor:

„Lassen wir diese Erbärmlichkeit! Was Du zu fordern hattest, hast Du mit Zinsen bei mir eingetrieben! . . ."

Diese fürchterliche Beleidigung weckte für einen Moment in dem tiefgesunkenen Menschen alles, was noch an Ehrgefühl in ihm lebendig war. Aufstöhnend wie ein geschlagener Stier riß er die fünftausend Gulden aus der Tasche und schleuderte sie dem Richter in das Gesicht.

„So! Und jetzt hinaus mit Dir! Hinaus!"

Nicolaus Szácsu stand eine Sekunde wie erstarrt. Der furchtlose Herrensinn, der aus diesem Elenden hervorgebrochen war, imponierte ihm. Dieser Mensch hatte ihm nicht nur fünftausend Gulden, sondern Leben, Familie, alles, was ihm auf der Erde lieb sein konnte, zum Kopf geschleudert . . . So etwas kann doch nur ein Herr, dachte er schwer atmend.

Dann hob er das Geld auf und trat an Kasimir Bata heran. Seine Stimme zitterte vor Erregung.

„Verzeih' mir, Kasimir! Ich war dumm und gemein. Ich weiß auch nicht, warum ich Dir das angetan habe. Du hast mir ja nichts zu Leid getan. Ich bin nicht besser als Du . . . Es ist wahr . . . und darum . . ."

Er steckte das Geld in die Tasche des Rechtsanwalts, der schweratmend und die Augen mit den Händen bedeckend zurücktaumelte.

Nicolaus Szácsu war schon vor der Haustür, als Antonie ihm die Hand auf die Schulter legte.

„Das kann nicht sein," sagte sie atemlos, „daß Du mich so verlassen willst! Für immer! Ich weiß, daß Du wütend bist, aber . . ."

„Wütend?" meinte Szácsu achselzuckend. „Ich glaube, Sie irren sich. Die Sache ist nun zu Ende . . ."

„Warum?"

„Soll ich es sagen? Nun gut: Weil ich bezahlt habe. Mein Bauernmagen verträgt das nicht. Küß die Hand, gnädige Frau! . . ."

Ohne ihr noch einen Blick zu schenken, trat er hinaus.

Ein moralischer Ekel ließ ihn mitunter zusammenschaudern.

Langsam schritt er durch die regentrüben Straßen. Wie ein Titan, dem das Schicksal wohl einen fürchterlichen Stoß geben, den es aber doch nicht aus seiner Bahn schleudern konnte . . . .

Budapest. Martin Zöldi.

Aage Friis. Bernstorfferne og Danmark. Bidrag til den Danske Stats Politiske og Kultureile Udviklingsshistoeie 1750—1855. Band I. Kopenhagen. E. Bogesen (Nordischer Verlag) 1903. 447 S.

Ein dänischer Historiker, dessen Name auch in Deutschland einen guten Klang hat, Aage Friis, Professor an der Universität Kopenhagen, unternimmt es, eine Geschichte der Familie Bernstorff in ihren Beziehungen zu seinem Vaterlande zu schreiben. Wenn man sich erinnert, wie viele Glieder dieses ursprünglich mecklenburgischen Adelsgeschlechtes in hervorragenden Stellungen in Dänemark gewirkt haben, wird man reiche Belehrung für die politische und Kulturgeschichte dieses Landes erhoffen dürfen. Zugleich aber wird, im Hinblick auf die enge Verknüpfung des Hauses Bernstorff mit dem deutschen Staats- und Geistesleben, auch für dessen Beleuchtung nicht geringe Ausbeute zu erwarten sein. In der Tat bringt schon der erste jetzt vorliegende Band sehr viel Anziehendes. Der Verfasser hatte ihm als Vorläufer eine Monographie über den Grafen Andreas Peter Bernstorff und den Minister Guldberg vorausgesandt. Die Darstellung der Jugendjahre (1735 bis 1758) dieses vielleicht berühmtesten aller Bernstorffs, des weitblickenden Staatsmannes, des Vorkämpfers der „bewaffneten Neutralität" und des hochherzigen Bauernbefreiers, bildet einen Hauptteil des Friisschen Werkes. Zumal deutsche Leser werden an der köstlichen Schilderung des Leipziger und Göttinger Universitätslebens Gefallen finden. Sie bezeugt, wie gut es der dänische Historiker verstanden hat, sich in den ihm ursprünglich fernliegenden Stoff zu vertiefen. Ein Kabinettstück ist auch die Erzählung der „Wanderjahre" Andreas Peters, während deren er, angefangen mit Voltaire in Genf, so vielen Größen seiner Zeit nahe trat.

Von seinem Sohn Christian Günther, dem bekannten preußischen Staatsmann der Restaurationszeit, ist in diesem Bande noch nicht die Rede. Um so ausführlicher wird von seinem Oheim und Görner, Johann Hartwig Ernst (1712—1772) gehandelt. Hier erhalten wir ein farbenreiches Bild der diplomatischen Tätigkeit des nachmaligen Freundes Klopstocks, namentlich auf dem Reichstag zu Regensburg, in Frankfurt, in Paris und seiner Uebernahme des dänischen Ministeriums des Auswärtigen. Besonders lehrreich ist die Darstellung seiner Beziehungen zu dem Herzog von Belle-Isle. Mit höchstem Fleiß hat Friis nicht nur in Dänemark, sondern auch in Deutschland eine Fülle von amtlichen Dokumenten, Berichten, Familienpapieren, Briefen durchforscht. Aber nirgends erstickt er im Rohmaterial. Vielmehr weiß er es mit künstlerischem Feingefühl zu verarbeiten. Eine Anzahl schöner Porträts geziert dem Werke, dessen baldige Fortsetzung man erhoffen darf, zum Schmuck.

Zürich. Alfeed Stern.

Moltke in seiner Häuslichkeit von Friedr. Aug. Dreßler. Berlin 1904. F. Fontane & Co.

Ein liebenswürdiges Buch, aus der Feder eines schwärmerischen Verehrers des großen Feldherrn, der mehrere Jahrzehnte hindurch des Vorzugs teilhaftig war, in dem intimen häuslichen Kreise des Grafen Moltke zu verkehren. Der Verfasser war ein musikalischer Hausfreund der Familie Moltke und trat dem greisen Feldmarschall, der eine starke Neigung für die Musik hatte, nahe. Er berichtet über tausend kleine Züge, die uns den Schlachtendenker menschlich nahebringen. Was der Verfasser mitzuteilen hat, wird ohne jede Prätention erzählt. Das Buch wimmelt von allerlei Anekdoten und gelegentlichen charakteristischen Aeußerungen des Feldmarschalls. Der Verfasser zeigt auch darin Geschmack, daß er trotz seiner außerordentlichen Verehrung für den Mann, dessen Häuslichkeit er beschreibt, doch nicht banal wird. Es ist kaum eine einzige Anekdote in dem ganzen Buch, die nicht einen gewissen Charme besäße. Das Buch kann mit gutem Gewissen empfohlen werden.

B.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 34. Berlin, den 21. Mai 1904. 21. Jahrgang.

Die Aktion

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Das preußische Herrenhaus ist von unschätzbarer Bedeutung für unser politisches Leben. Was die Konservativen im Reichstage und selbst im preußischen Abgeordnetenhause an reaktionären Wünschen im Busen zu verbergen sich bemühen, das plaudern die preußischen Granden im Herrenhause gelegentlich offen aus, und damit tragen sie zur Klärung der Verhältnisse manches bei. Wir haben schon kurz berichtet, wie die Herren von Manteuffel, von Mirbach, von Wedel-Piesdorf und Genossen jüngst wieder einmal mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig ließ, ihre tiefe Abneigung gegen das Reichstagswahlrecht kundgegeben und von einer konservativen Regierung rund und nett die Abschaffung des allgemeinen, gleichen, direkten und vor allem des geheimen Wahlrechts verlangt haben. Sie wollen den Kampf gegen die Sozialdemokratie nicht mit Glacéhandschuhen geführt wissen, sondern mit gesetzgeberischer Brutalität. Das alles ist völlig logisch, und wenn es auch unvorsichtig ist, etwas deutlich auszusprechen, was die politisch exponierten Freunde weise zu verschweigen sich bemühen, so kommt das Gesagte doch niemandem überraschend, der unsere reaktionäre Entwicklung der letzten Jahre aufmerksam verfolgt. Der Kampf gegen die Sozialdemokratie ist für unsere Junker das sicherste Fundament ihres politischen Einflusses. Das Zusammenwirken aller bürgerlichen Elemente — wie der technische Ausdruck lautet — gegen die Sozialdemokratie hat für sie immer nur die Bedeutung gehabt, jeden liberalen Einfluß zu neutralisieren und den Liberalismus durch den gemeinsamen Kampf mit Konservativen und Zentrum gegen die in der Sozialdemokratie organisierte Arbeiterschaft politisch bis auf die Knochen zu kompromittieren. Für eine liberale Partei ist die Zumutung eines gemeinsamen Kampfes gegen die Sozialdemokratie geradezu beleidigend. Lediglich solche sogenannte liberalen Elemente, deren höchstes Ziel darin besteht, reaktionsfähig zu bleiben, können diesen Gedanken auch nur ernsthaft erwägen. Es ist charakteristisch, daß Graf Bülow die Sammlung aller bürgerlichen Elemente gegen die Sozialdemokratie zum Mittelpunkt aller seiner staatsmännischen Ideen gemacht hat. Er erbrachte damit einen vollgültigen Befähigungsnachweis als Reaktionsminister, und es paßt durchaus zu dieser Rolle, daß er bei den letzten Herrenhausverhandlungen auch bereits mit dem Gedanken einer Abschaffung des allgemeinen Wahlrechts kokettierte. Diese Abschaffung droht er nur für den Fall an, daß von dem Reichstagswahlrecht kein „richtiger Gebrauch" gemacht werde. Was ist ein Recht und eine Freiheit wert, deren Fortexistenz von der Interpretation des Begriffs „richtiger Gebrauch" seitens politischer Gegner abhängig gemacht wird! Aber um diese theoretischen Zugeständnisse des Grafen Bülow an den Standpunkt der großen Staatsmänner Mirbach und Manteuffel ist es unsern reaktionären Junkern allein nicht zu tun. Sie verlangen Taten, d. h. nicht bloß reaktionäre Redensarten, sondern substantielle politische Dummheiten. Es fragt sich nur, ob Graf Bülow dazu nicht doch zu klug oder zu energielos ist.

Gegen die nationalliberale Landtagsfraktion wendet sich mit aller Entschiedenheit aus Anlaß ihres Schulantrages der Vorstand des Vereins der nationalliberalen Jugend in Cöln. Er hat beschlossen, den Reichsverband nationalliberaler Jugendvereine zu ersuchen, eine allgemeine entschiedene Agitation einzuleiten und hierzu, wenn nötig, einen außerordentlichen Verbandstag einzuberufen. Aehnliche Beschlüsse sind im nationalliberalen Jugendverein zu Aachen gefaßt worden. Es unterliegt auch kaum einem Zweifel, daß in den süddeutschen, zum mindesten in den bayerischen Jugendvereinen gleich energischer Widerstand sich geltend machen wird. Vielleicht öffnet das neueste Verhalten der nationalliberalen Landtagsfraktion diesmal endgültig den nationalliberalen Jugendvereinen die Augen über die Situation, in der sie sich befinden, solange sie offiziell ihren engen Zusammenhang mit der nationalliberalen Partei aufrechterhalten. Indessen ist es auch nicht ausgeschlossen, daß die nationalliberale Landtagsfraktion angesichts der ernsten Widerstände gegen ihr Vorgehen und auf das gute Zureden des „Hannoverschen Kuriers" und der „Cölnischen Zeitung" hin zu der Ansicht kommt, daß sie auch anders kann. Die „Kreuzzeitung" scheint mit diesem Ausgang schon zu rechnen, denn sie schreibt sehr deutlich von oben herab, daß, wenn die Nationalliberalen „nicht mehr mitmachen, so würden wir sagen: Es geht auch so. Dann wird eben das Gesetz ohne sie zustande kommen. Sie sind in Preußen nicht die Partei, die den Ausschlag gibt, und die Zeit, in der sie ihn gegeben haben, ist für unser Vaterland nicht gerade segensreich gewesen". Diese Ausführungen des Junkerorgans bilden übrigens einen netten neuen Beweis für die alte Erfahrungstatsache, daß die Reaktion nur gerade eben so lange freundlich mit dem Liberalismus tut, wie dieser sich bedingungslos zu Handlangerdiensten von ihr mißbrauchen läßt.

Der erste Verbandstag der süddeutschen nationalsozialen Vereine, der am Sonntag in Stuttgart tagte, hat einen durchaus erfreulichen Eindruck von der Einmütigkeit und Arbeitsfreudigkeit dieser Vertretung des entschiedenen Liberalismus gemacht. Die große öffentliche Versammlung, die am Vorabend des Delegiertentags zu einer Rede Dr. Barths über „Das Reichsschiff im Schlepptau von Zentrum und Konservativen" einberufen war, brachte eine Aussprache mit Nationalliberalen und Sozialdemokraten über die Hauptfragen nationaler, liberaler und sozialer Politik. Am bemerkenswertesten

Digitized by Google

war darin das offene Zugeständnis des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Hildenbrandt, daß sich zur Niederwerfung der Reaktion die Kräfte der Sozialdemokratie mit denen des entschiedenen Liberalismus verbinden müßten. Als Ergebnis der parteipolitischen Beratungen der Delegierten aus Bayern, Württemberg, Baden, Elsaß-Lothringen und Hessen-Darmstadt darf wohl folgende Resolution angesehen werden:

„Der Delegiertentag steht einem Zusammengehen mit anderen liberalen Gruppen freundlich gegenüber und stellt es seinen Vereinen anheim, unter entschiedener Wahrung unserer grundsätzlichen Anschauungen von Fall zu Fall eine Verständigung zu suchen und dadurch den Boden für eine deutsche Linke zu ebnen."

Die beiden Referate über „Liberalismus und Arbeiterbewegung" und „Liberalismus und Zentrum" waren eindrucksvoll. Die Auffassung, daß man das Zentrum weniger als konfessionelle denn als reaktionäre Partei zu werten und zu bekämpfen habe, ist nicht nur für den süddeutschen Liberalismus beachtenswert.

Die Reichstagsersatzwahl in Frankfurt a. O.-Lebus hat der Sozialdemokratie abermals eine Niederlage eingetragen. Seit dem Dresdener Parteitag geht es anscheinend nun ebenso ununterbrochen mit der Dreimillionenpartei abwärts, wie es vorher gradlinig aufwärts mit ihr ging. Und die neue Wahlniederlage steht in unmittelbarem Zusammenhange mit Dresden. Der dort geächtete und auch nachher noch aufs schärfste bekämpfte Dr. Braun wurde als sozialdemokratischer Kandidat während des Wahlkampfes nicht nur von den Führern seiner Partei auffällig im Stiche gelassen, sondern obendrein noch in einer Reihe von Parteiblätteen mit Vorwürfen wegen Wiederannahme der Kandidatur überhäuft. Der Verlust von 1500 sozialdemokratischen Stimmen kommt also durchaus auf das Konto jener unentwegten Prinzipienwächter, die Dresden zu dem gemacht haben, was es in der Geschichte der Sozialdemokratie nunmehr ist. Freilich hat sich in dem Wahlkampfe auch das Bürgertum nicht mit Ruhm bedeckt, wie es das nirgends kann, wo man als einzigen Wahlzweck die Niederwerfung der Sozialdemokratie um jeden Preis proklamiert.

Weit günstiger als die politische steht die gewerkschaftliche Arbeiterbewegung da. Bei ihr ist in den letzten Jahren trotz wirtschaftlicher Ungunst der Zeiten ein ununterbrochenes Wachstum zu konstatieren. Der wirtschaftliche Aufschwung des letzten Jahres hat dieses Wachstum unerwartet beschleunigt. Besonders die sozialdemokratische Gewerkschaftsbewegung hat einen überraschend starken Mitgliederzuwachs zu verzeichnen. Von 746 225 Organisierten am Schluß des Jahres 1902 ist sie um 25,8 Prozent, d. i. auf 938,776 Mitglieder am Jahresschluß 1903 gewachsen. Dieser Jahreszugang von 192 551 Arbeitern wiegt allein die Mitgliederzahl aller übrigen (nichtsozialdemokratischen) Gewerkschaften auf, von denen Ende 1903 die Hirsch-Dunckerschen Fachvereine 110 000 und die christlichen Gewerkschaften 84 000 Mitglieder zählten. Da im ersten Viertel dieses Jahres die sozialdemokratischen Gewerkschaftsverbände durch den Anschluß ganzer Berufsvereine weiteren starken Zuzug erhalten haben, darf ihre Gesamtziffer gegenwärtig auf mehr als eine Million angegeben werden. Eine überaus beachtliche wirtschaftliche Macht, die sich in diesen Ziffern ausdrückt! Und dennoch eine geringe Macht im Vergleich zu der sechsfach überlegenen Zahl der unorganisierten Berufsgenossen und zu den jetzt erst in den Anfängen stehenden Organisationsmächten der Arbeitgeber!

Ein zweiter allgemeiner deutscher Bankiertag ist anfangs dieser Woche in Berlin zusammengetreten und äußerlich sehr glänzend verlaufen, sowohl wenn man auf die Zahl der zirka 800 Teilnehmer blickt, wie auf die namhaften Gäste, die als Vertreter der Reichs- und Staatsbehörden, der Parlamente, des Handels und der Industrie erschienen waren, wie auf die Referate und ihre Diskussion. Die Tagung sollte ein Versuch in letzter Stunde sein, durch eingehende und ernsthafte Verhandlung der berufensten Sachverständigen auf dem Gebiete des Bank- und Börsenwesens die Gegner, welche sich überhaupt überzeugen lassen wollen, zu der Ansicht zu bekehren, daß die schädlichen Wirkungen des bestehenden Börsen- und Stempelgesetzes nicht weiter ignoriert, das Rechtsbewußtsein und bedeutsame wirtschaftliche Interessen breiter Volksschichten nicht länger verletzt werden dürfen. Die Verhandlungen wurden vornehm und sachlich geführt und stachen dadurch schon rein äußerlich aufs angenehmste ab von der gehässigen Art, mit der die Gegner der Börse aufzutreten pflegen. So darf man annehmen, daß der zweite Bankiertag für die Beratungen der Börsenvorlage in der Reichstagskommission eine erwünschte Klärung und Förderung bedeutet; wie weit er auf die endgültige Erledigung der Vorlage eingewirkt hat, die erst im Herbst an das Plenum des Reichstags zurückkommt, das muß die Zukunft lehren.

Die österreichisch-ungarischen Delegationen, die Sonnabend in Budapest zusammengetreten sind, sind durch die militärischen Forderungen des neuen Etats ungewöhnlich überrascht worden. Die gemeinsame Regierung beansprucht nämlich für das laufende Jahr nicht weniger als 88 Millionen Kronen für Neuanschaffungen im Heere und 75 Millionen für Neubauten und Ausrüstung in der Marine. Diese 163 Millionen sollen aber nicht nur neben dem regelmäßigen Heeres- und Flottenetat bewilligt werden, sie bilden auch erst einen Teil der Forderung von 400 Millionen auf Grund eines „großzügigen" Programms, dessen Einzelheiten noch niemand kennt. Eigenartig ist, abgesehen von der enormen Höhe dieser Forderung, die Art der Begründung, die lediglich auf die Lehre des ostasiatischen Krieges hinweist, „welchen großen Wert die rechtzeitige militärische Vorbereitung habe". Selbst in der ausführlichen Rede des Grafen Goluchowski im Budgetausschuß der österreichischen Delegationen, die ein Exposé über die gesamte politische Lage gab, fehlt jede weitere Begründung für die ungeheuerlichen Rüstungspläne. Noch merkwürdiger aber ist die von der Regierung vorgeschlagene Deckung! Die Mittel sollen durch eine in 25 Jahren abzutragende Anleihe beschafft werden, und die für Verzinsung und Amortisierung notwendigen Summen sollen alljährlich durch Ersparnisse im Kriegsbudget aufgebracht werden. Man verlangt also jetzt mit einem Schlage die Mittel für alles, was die Heeres- und Marineverwaltung angeblich in den nächsten 25 Jahren brauchen werden und setzt stillschweigend voraus, daß sich in dieser langen Zeit keine neuen, heute noch unübersehbaren Bedürfnisse herausstellen, die den ganzen auf 25 Jahre berechneten schönen Deckungsplan der Regierung über den Haufen werfen. Diese überaus mangelhafte finanzielle Fundierung der Regierungsvorlage erschwert noch mehr als die Höhe der geforderten Summe den Delegationen die Bewilligung. Trotzdem braucht man noch nicht daran zu zweifeln, daß sie nach einigem Sträuben ihre Zustimmung geben.

Von den feindlichen Brüdern auf der Balkanhalbinsel ist merkwürdigerweise einmal über einen Einigungsakt zu berichten. Serbien und Bulgarien haben schon seit längerer Zeit eine Annäherung gesucht, die — wie jetzt aus der Zusammenkunft zwischen König Peter und dem Fürsten Ferdinand in Nisch hervorgeht — endlich zustande gekommen ist. Daß es schon bis zum Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses, zur vollen Verständigung in bezug auf Makedonien und zur Einbeziehung Montenegros in den Bruderbund gekommen sei, ist vermutlich eine verfrühte Behauptung der serbischen Offiziösen. Wichtiger als diese Freundschaftsbeteuerungen der Kleinen ist ja auch die Aufnahme der Freundschaftsaktion bei den großen Nachbarn. Zweifellos kann eine bulgarisch-serbische Verständigung den

Digitized by Google

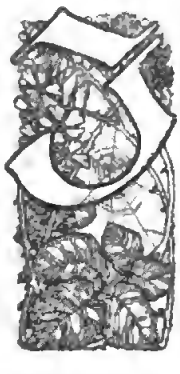
Russen im gegenwärtigen Augenblick nur erwünscht sein, denn sie wird den Sultan einschüchtern und Oesterreich-Ungarn hindern, etwa eine Ausnutzung der russischen Verlegenheiten in Ostasien zu versuchen. Ebenso sicher ist aber auch anzunehmen, daß Oesterreich-Ungarn von dem neuen Freundschaftsbund nicht entzückt sein wird. Jede Stärkung der Balkanstaaten bedeutet Erschwerung seines Einflusses. Vielleicht erklären sich aus diesen Erwägungen heraus auch die auffallend scharfen Redewendungen, die der Minister des Auswärtigen Goluchowski in seinem Exposé an die Adresse des Sultans und der kleinen Balkanstaaten gerichtet hat.

Die Tibetexpedition der Engländer, deren Beginn bezeichnenderweise mit der Zeit zusammenfiel, in der Rußland durch Japan vollauf beschäftigt war, hat sich nunmehr offenkundig zu einem englischen Eroberungszuge ausgewachsen. Schon erklärt der Parlamentsuntersekretär für Indien im englischen Unterhaus: „Wir sind im Kriege mit Tibet, und bis wir uns mit den Waffen in der Hand unsere Stellung errungen haben, können wir uns hinsichtlich der Form der Lösung der tibetanischen Frage nicht binden." Gewiß wird der „Krieg mit Tibet" allem Anschein nach doch nicht ganz so leicht zu Ende geführt werden, wie es nach den ersten Zusammenstößen zwischen disziplinierten englischen Truppen und undisziplinierten tibetanischen Horden den Anschein hatte. Dafür ist aber das weit schwierigere Hindernis, der zu befürchtende Widerstand russischer Diplomatie in der geheimnisvollen Priesterstadt Lhassa, nach den letzten Ereignissen auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatz so gut wie gebrochen. Und das wird die englische Mission in Tibet selbst im Falle ernsterer militärischer Schwierigkeiten schließlich doch ans erwünschte Ziel bringen.

* * *

Von Stufe zu Stufe.

Facilis descensus Averni.



Ihren Kredit als liberale Partei haben die Nationalliberalen bisher vorzugsweise mit dem Fonds von Ansehen gedeckt, den sie im Kampf um freiere kirchen- und schulpolitische Grundsätze erworben hatten. Ihre entschiedene Haltung gegenüber dem Zedlitzschen Schulgesetzentwurf hat Jahre hindurch manche Bedenken zurückgedrängt, die ihre reaktionäre Wirtschaftspolitik und ihre unsichere Stellung in Wahlrechtsfragen wachriefen. Heute kann man auch nicht mehr davon sprechen, daß die Nationalliberalen in der Schulpolitik einen verläßlichen Halt bieten. In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 13. Mai haben die Nationalliberalen sich für eine Resolution eingesetzt, die ihnen nicht bloß die Zustimmung der preußischen Konservativen, sondern auch die Anerkennung des preußischen Zentrums eingetragen hat. Es handelte sich um nichts Geringeres als um die grundsätzliche Anerkennung der konfessionellen Volksschule und um die grundsätzliche Verwerfung der Simultanschule. Das schlimmste in dieser parlamentarischen Aktion war der Umstand, daß es sich um einen vollständig freiwilligen Akt der Unterwerfung unter ein bisher bekämpftes Prinzip handelte. Es lag kein Gesetzentwurf vor, bei dem man sich hinter die Ausrede hätte verstecken können, daß es klug sei, unter verschiedenen Uebeln das kleinere zu wählen. Es lag auch keine Resolution vor, zu der man gezwungen gewesen wäre, eine positive Stellung einzunehmen. Ungezwungen verließ die nationalliberale Partei eine bisher mit dem Aufwand des größten Pathos verteidigte Position, um mit klingendem Spiel in das Lager der konservativen Schulreaktionäre einzurücken.

In den Reihen der nationalliberalen Wählerschaft, insbesondere in Rheinland und Westfalen, hat dieses Ueberlaufen zum Feinde Staunen und Entrüstung hervorgerufen. Man war auf eine derartige Rechtsschwenkung nicht vorbereitet. Die Nationalliberalen des preußischen Westens sind in wirtschaftspolitischen Dingen seit langem zu jeder reaktionären Konzession bereit. Sie kokettieren mit der Aufhebung des gegenwärtigen Reichstagswahlrechts. Die Angst vor dem roten Gespenst ist stark verbreitet. Aber auf das Bekenntnis liberaler Anschauungen in Fragen der Schulpolitik tat man sich etwas zugute. Und jetzt bricht auch dieser letzte Pfeiler des alten liberalen Glaubens zusammen.

Die Entwicklung vollzieht sich folgerichtig. Der bürgerliche Liberalismus, als Ganzes betrachtet, befindet sich in einem Zustande der Degeneration. Die wirtschaftlichen Interessenkämpfe haben das ehedem liberale Bürgertum entnervt und entwürdigt. Nachdem man bis zu dem Rechtsbruch des Antrags Kardorff gesunken war, war die weitere politische Geschäftsverbindung mit den reaktionären Parteien gegeben. Die Parole des Zusammenmarschierens aller sogenannten bürgerlichen Parteien zur Bekämpfung der Sozialdemokratie war wie dazu geschaffen, das politische Gewissen einzuschläfern und eine politische Dummheit ersten Ranges mit einem patriotischen Mäntelchen zu behängen. Je tiefer man die Kluft nach links hin aufriß, um so mehr war man genötigt, nach rechts hin Fühlung zu nehmen. So gehörte es denn nach und nach zu einer der Hauptaufgaben des Nationalliberalismus, mit den Parteien der Rechten gemeinsame politische Geschäfte zu machen.

Auch die Freisinnigen haben dieser Rechtsschwenkung nur allzu sehr Rechnung getragen. Die famose Zweifrontentheorie wuchs sich in der politischen Praxis zur Unterstützung der reaktionären Parteien aus. Das Gefühl für die Wahrung echt liberaler Grundsätze schwächte sich so ab, daß die feierlichen Versicherungen eines energischen Angriffs auf das elendeste aller Wahlsysteme in einem „gesamtliberalen" Wahlrechtsantrag versandeten, der seitens der Konservativen als feierliche Anerkennung des Dreiklassenwahlsystems bezeichnet und seitens des Zentrums als allzu weitgehendes Zugeständnis an die Wahlrechtsreaktionäre verhöhnt werden konnte. Jetzt ist nun auch der Traum einer gesamtliberalen Schulpolitik ausgeträumt. Die naiven Politiker, die davon sprachen, die nationalliberale Partei brenne darauf, sich wieder einmal liberal zu betätigen, sind ernüchtert, und jene Optimisten sind desavouiert, die da glaubten, die Dekadenz des Liberalismus hätte in Deutschland ihren Tiefpunkt erreicht. Die Sozialdemokratie hat den Beschluß gefaßt, die jüngsten Herrenhausreden der Manteuffel, Mirbach und Wedel-Piesdorf gegen das Reichstagswahlrecht in Separatausgaben der breitesten Oeffentlichkeit kundzugeben. Die Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses vom 13. Mai über die Konfessionalität der Volksschulen könnten die Sozialdemokraten als Anhang beigeben.

Theodor Barth.

Digitized by Google

Die Entlastung des Reichsgerichts.

Die von den Regierungen erstrebte Entlastung des Reichsgerichts scheiterte im Jahre 1898 an dem Widerstand gegen die Erhöhung der Revisionssumme von 1500 auf 3000 Mark. Seitdem ist die Erkenntnis in den Kreisen der Juristen und der Laien gewachsen, daß etwas geschehen muß, daß die Zustände beim Reichsgericht unerträglich sind; trotz einer ungeheuren Aufwendung von Geisteskraft und Kosten bewältigt das Gericht seine Aufgabe so schlecht, daß die Termine jetzt für die ersten Monate des Jahres 1905 anberaumt werden. Dabei sind die Mitglieder überlastet; und es wird zugleich für das Reichsgericht selbst, vor allem aber für die geplagten Praktiker unmöglich, die in einem guten Dutzend von Sammlungen mit mehr oder weniger verständiger Auswahl veröffentlichte Rechtsprechung zu beherrschen. Die Einheit der Gesetzesanwendung ist zurzeit nicht gesichert, sondern gefährdet. Vermehrung der Richter kann also nicht helfen. Das Reichsgericht würde sich bei der Fortdauer der bestehenden Gesetzgebung und dem Wachstum der Bevölkerung zu einem Wasserkopf ausbilden.

Eine Kur ist notwendig, und zwar eine Radikalkur; und es erscheint bedenklich, daß die Regierungen heute weniger radikal vorgehen wollen als vor sechs Jahren.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die kleinen Mittel — Beschränkung der Beschwerden und Zurückweisung unzulässiger Revisionen durch Beschluß ohne Verhandlung — den Zweck nicht wesentlich fördern. Die Heilung kann nur auf zwei Wegen erreicht werden: erhebliche Erhöhung der Revisionssumme und Einschränkung der unbedingt, d. h. ohne Rücksicht auf den Streitwert revisiblen Sachen. In letzter Beziehung scheint man von jeder Aenderung absehen zu wollen. Der Grund ist nicht erfindlich. Freilich haben die nicht vermögensrechtlichen Streitigkeiten (Ehren-, Personenstandsrechte und dergleichen) hier stets als ein Rührmichnichtan gegolten; ob mit Recht, bezweifle ich. Ich halte es z. B. nicht für notwendig, daß um den Anspruch auf eine Schießmedaille oder die Mitgliedschaft eines Kegelvereins vor drei Instanzen gekämpft wird und fünfzehn Richter in Anspruch genommen werden. Mit Recht ist jedenfalls darauf hingewiesen, daß es keinen Grund gibt, die einseitige Bevorzugung der Steuersachen und der Ansprüche gegen Beamte unbedingt aufrecht zu erhalten. Man könnte hier sehr gut — entsprechend der Beschwerde in Kostensachen — mindestens die kleinsten Streitgegenstände ausschließen. Zuzugeben ist, daß auch damit nicht viel erreicht wird. Es bleibt danach tatsächlich nur die Erhöhung der Revisionssumme übrig; und bei dieser ergibt sich ohne weiteres die Erhöhung von 1500 auf 3000 Mark, entsprechend der in der Zivilprozeßordnung vorgenommenen Erhöhung der Zuständigkeit des Einzelrichters von 150 auf 300 Mark, eine Erhöhung, welche dem verminderten Geldwert noch kaum entsprach. Diese Erhöhung hat der Entwurf denn auch in Uebereinstimmung mit früheren Vorschlägen und der Reichsgerichtskommission vorgeschlagen, jedoch nur für den Fall, daß Landgericht und Oberlandesgericht gleich erkannt haben, während andernfalls schon ein Beschwerdewert von über 2000 Mark genügen soll. Die letzte Einschränkung halte ich für schwächlich, folgewidrig und ebenso unrichtig, wie alle Einwände, welche überhaupt gegen die Ausschließung des Rechtsmittels für vermögensrechtliche Streitigkeiten bis zu 3000 Mark geltend gemacht werden! — Man muß sich ein und für allemal von dem Gedanken frei machen, daß der Zweck unserer dritten Instanz eine allgemein verbesserte Rechtsprechung, und daß das Reichsgericht geeignet sei, diesen Zweck zu erreichen. Der Zweck der Revision, wie wir sie haben, ist lediglich die Erhaltung der Einheit der Gesetzesanwendung und des Verfahrens, und innerhalb der gesetzlichen Schranken die Fortbildung des Rechts im Anschluß an die wirtschaftliche Volksentwicklung.

Es kommt dabei nicht einmal darauf an, ob die Gesetzesauslegung allemal richtig ist, sondern nur darauf, daß dafür eine oberste Instanz besteht. Die Unsicherheit ist das Uebel, welches vermieden werden muß. Der einzelne Rechtsstreit, welcher zur Entscheidung kommt, ist insoweit nicht Selbstzweck, sondern Mittel für einen höheren Zweck. Man vergesse nicht, daß die Entscheidung in neunzig von hundert Fällen nicht auf der Gesetzesanwendung, überhaupt nicht auf rechtlichem Gebiet liegt, sondern auf tatsächlichem: Auslegung von Erklärungen und Handlungen, Beweiswürdigung usw. Nach meiner Erfahrung sind unter hundert Urteilen der Oberlandesgerichte, welche Kopfschütteln erregen, nicht selten beider Prozeßbevollmächtigten, mindestens fünfundneunzig, bei denen es sich um Bedenken gegen die tatsächliche Auffassung handelt, nicht gegen die Gesetzesanwendung. In allen diesen fünfundneunzig Fällen versagt aber die Revision von rechtswegen. Die Unterscheidung von tatsächlichen und Rechtsirrtümern wäre ganz und gar unberechtigt, wenn die Revision das Interesse der Einzelpartei in einem konkreten Rechtsstreit und nicht vielmehr das öffentliche Interesse der Rechtssicherheit bezweckte.

Anders geartet war unsere alte preußische Revision, welche für den Fall gegeben war, daß Kreis- und Appellationsgericht verschieden erkannt hatten, und die Verschiedenheit einen Gegenstand von mehr als 1500 Mark betraf. In diesem Falle hatte das Revisionsgericht die ganze Sachlage, wie sie in erster und zweiter Instanz sich gestaltet hatte, zur Erörterung zu ziehen, und es war bis zu einem gewissen Grade sogar neues Vorbringen zulässig. Dieses Rechtsmittel war tatsächlich eine dritte Instanz und vielleicht eine Gewähr mehr für ein richtiges Endurteil. Dagegen waren aber auch alle Juristen darüber einig, daß dies Rechtsmittel für die Ausbildung des Rechts und seine einheitliche Anwendung wertlos oder doch sehr viel weniger wert war, als die in allen andern Fällen nur gegebene Nichtigkeitsbeschwerde. Diesem Rechtsmittel entspricht die heutige Revision mit der Maßgabe, daß der Beschwerderichter früher nur die vom Beschwerdeführer hervorgehobene Gesetzesverletzung zu prüfen hatte, während heute das Reichsgericht das ganze ihm vorliegende Urteil auf etwaige Gesetzesverletzungen ohne Beschränkung auf den besonderen Beschwerdepunkt zu prüfen hat. Eine Wiedereinführung jener Beschränkung würde ich schon für ein Mittel zur Entlastung halten — manche Versuchsrevision würde wegfallen —; und ich würde solche viel mehr empfehlen als die Wiederaufnahme der Verschiedenheit, je nachdem die beiden Instanzgerichte derselben oder verschiedener Meinung sind, ohne daß zugleich für den letzten Fall die Nachprüfung des ganzen Prozeßstoffs freigegeben wird. Letzteres befürwortet wohl niemand in einer Zeit, in der für die hauptsächlichsten Straffachen die tatsächliche Erörterung auf eine Instanz beschränkt bleibt.

Hält man diese unbestreitbaren Gesichtspunkte fest, so wird man auch die Rederei unterlassen müssen, als ob die Revision bei Erhöhung der Revisionssumme eine Bevorzugung der Reichen wird. Sie wird — und das ist wirtschaftlich ganz in der Ordnung — eine Belastung der Wohlhabenden, welche die Einheit des Rechts auf ihre Kosten erhalten. Daß es aber bei dieser Erhöhung an Stoff für die Entscheidung zweifelhafter Rechtsfragen fehlen sollte, nimmt niemand an. Ich muß auch, nachdem ich mehr als ein Vierteljahrhundert bei einem Gericht zweiter Instanz tätig gewesen bin, der Befürchtung widersprechen, daß die Oberlandesgerichte mit der vermehrten Zahl nicht revisibler Sachen eine leichtfertigere Rechtsprechung sich angewöhnen werden. Gewiß wird in solchen Sachen gelegentlich mehr „durchgehauen". Ist das aber ein Unglück? „Durchgehauen" wird, wenn der Richter das Wahrscheinliche ohne weiteres für wahr unterstellt, trotzdem noch eine Erörterung und Beweiserhebung möglich ist. Das ist oft ein Segen für alle Beteiligten. Die beiden Grundsätze der Recht-

Digitized by Google

sprechung neben voller Unparteilichkeit sind sorgfältige Prüfung und schnelle Entscheidung, Richtigkeit und Fixigkeit. Eins kann bis zu gewissem Grade nur auf Kosten des andern geleistet werden. Wichtiger fast ist unserem Zeitalter die Schnelligkeit.

Ihr dient das „Durchhauen" und — die Beschränkung der Instanzen. Beiläufig wird aber auch die Gefahr des „Durchhauens" sehr überschätzt. Spielt da wohl die Individualität des Vorsitzenden eine Rolle, welche regelmäßig auch vor der Reichsgerichtsfurcht nicht Halt macht, so wird dieses Bedenken genügend eingeschränkt durch die Gewissenhaftigkeit der Richter, und würde noch mehr eingeschränkt werden, wenn das Personal der Oberlandesgerichte, vor allem in den Senatspräsidenten, aber auch in den ständigen Richtern vermehrt und die Arbeitslast dadurch gemindert würde. In einer Entlastung der Richter, in den Instanzen und beim Reichsgericht, sehe ich eine viel sicherere Gewähr für eine gute Rechtsprechung als in der Beibehaltung der Revision für die Werte von 1500 bis 3000 Mark. Würde man daneben noch eine Altersgrenze für Richter einführen und diese nicht zu hoch bestimmen — ein frommer Wunsch, dessen Erfüllung ich nicht erwarte —: dann — glaube ich — kämen wir weiter als mit einem Ungeheuer von Reichsgericht und einer Uebermenge von Reichsgerichtsentscheidungen, wie sie jetzt das Entsetzen aller Praktiker bilden und neben dem Wust von Kommentaren, Lehrbüchern, Sammlungen, Einzelschriften jede selbständige Denktätigkeit den jungen und den alten Juristen unmöglich machen. Und nun noch eins: Nach meiner Meinung wird schon an und für sich die wirtschaftliche, ethische und soziale Bedeutung des Zivilprozesses, des Streits um Mein oder Dein weitaus überschätzt. Sie besteht hauptsächlichlich in einer unparteiischen Schaffung formeller Rechtskraft, viel weniger in der sachlichen Richtigkeit des Urteils, für die dem Verlierenden doch das Verständnis zu fehlen pflegt. Ich möchte darum noch ganz besonders vor dem Hineintragen solcher Erwägungen in die Reichsgerichtsfrage warnen. Sie sollte lediglich von dem praktischen Gesichtspunkt erörtert werden, wie der im Eingang gekennzeichnete Zweck ohne unverhältnismäßigen Aufwand an Arbeit und Volksvermögen tunlichst sicher erreicht wird.

Naumburg a. d. Saale. Robert Tollkiemitt.

Parlamentsbriefe.

XIX.

Kaleidoskopartig wechseln bei der dritten Lesung des Etats die Bilder. Werden die Herren Staatssekretäre bei der zweiten Lesung langsam am Feuer geröstet, so bekommen sie bei der dritten höchstens noch ein paar Nadelstiche ab. Das tut manchmal recht empfindlich weh. Aber es geht wenigstens rasch vorüber.

Am besten kam — verdientermaßen! — Graf Posadowsky weg. Ein paar geringfügige sachliche Anfragen, sachlich von ihm beantwortet, und die Geschichte war erledigt. Nur in der Kunstfrage gab es eine wirkliche Debatte. Das Haus bekundete durch die fast einstimmige Annahme einer Resolution Kirsch-Pachnicke, daß es gleiches Licht und gleiche Luft für die Sezessionisten wie für die sogenannten Künstler à la Anton v. Werner wünscht. Man tut dem Staatssekretär des Innern wohl kein Unrecht, wenn man annimmt, daß er als Mensch über diesen Beschluß nicht allzu unglücklich sei.

Freiherr v. Stengel hoffte vergeblich, daß man in der dritten Lesung die Zuschußanleihe von 17½ Millionen wieder herstellen werde, um so den fast verzweifelten Finanzministern der kleineren Einzelstaaten eine Pfingstfreude zu machen. Das Haus blieb fest. Nur insofern wurde dem Reichsschatzsekretär und noch mehr seinen einzelstaatlichen Kollegen — denn er hat sich ja eigentlich nur aus kollegialem Altruismus so für die Zuschußanleihe ins Zeug gelegt — die Pille versüßt, als auf Antrag der Nationalliberalen beschlossen wurde, die 17½ Millionen erst dann von den Einzelstaaten einzuziehen, wenn sie das Reich wirklich braucht. Eine Art bedingter finanzieller Verurteilung!

Herr Kraetke wurde von verschiedenen Seiten energisch darüber zur Rede gestellt, wie er es verantworten könne, den Postbeamten und sogar den Arbeitern der Postverwaltung in Magdeburg ohne jeden Rechtsgrund den Beitritt zum Konsumverein zu verbieten. Er gab eine kurze, unsachliche Antwort im Stile der Scharfmacher unter dem Jubel der Scharfmacher des Hauses, die in diesem Fall wieder einmal von dem nationalliberalen Grafen Oriola geführt wurden. Die Mehrheit des Hauses bekundete nicht das mindeste Interesse für die staatsbürgerlichen Rechte der Beamten. Herr Kraetke konnte zufrieden sein. Um so gründlicher war sein Abfall in Sachen der Ostmarkenzutage. Er beschwor das Haus geradezu, dieser bakatistischen Maßregel zuzustimmen. Umsonst. Man hielt es nicht einmal der Mühe für wert, ihm zu antworten. Ja es fand sich nicht einmal ein Abgeordneter, der den Antrag auf Wiedereinstellung der Ostmarkenzulage in den Etat gestellt hätte. Ohne Abstimmung wurde der Wunsch des Staatssekretärs zu Grabe getragen.

Herr v. Einem fehlte, als sein Etat zur Debatte stand. Er hatte sich wegen „dienstlicher Verhinderung" entschuldigen lassen. Nun, eigentlich sollte es für den Kriegsminister in Friedenszeiten an den paar Tagen, wo sich der Reichstag mit militärischen Dingen zu befassen hat, keinen dringenderen Dienst geben, als im Reichstag Rede und Antwort zu stehen. Denn von der Beantwortung der Fragen, die dort gestellt werden, hängt manchmal mehr für die Zukunft der Armee ab, als von der Erledigung irgend welcher „dienstlichen" Angelegenheit im eigentlichen Sinne des Wortes. Soweit reicht aber wohl im Kriegsministerium noch nicht das Verständnis für die Bedeutung des Parlamentes. So mußte sich denn der Reichstag mit ein paar einfachen Generalen oder Obersten begnügen, mit Männern, die vielleicht mindestens so fähig zur Auskunfterteilung sind wie Herr v. Einem selbst, nur leider nicht dazu berechtigt. Von sozialdemokratischer Seite wurde die Frage aufgeworfen, ob die Verabschiedung der Offiziere, die im Bitseprozeß als Richter fungiert haben, mit ihrem Urteilsspruch und vor allem mit der Zulassung der öffentlichen Verhandlung etwas zu tun habe. Kann die Frage nicht klipp und klar verneint werden, so ist das Vertrauen zur Militärjustiz aufs ärgste bedroht. Die Militärverwaltung hatte alles Interesse daran, die Sache klar zu stellen. Aber irgend ein Oberst oder General beschränkte sich darauf, die Verweigerung der Auskunfterteilung festzustellen. Vielleicht durfte er in seiner untergeordneten Stellung nicht weiter gehen. Vielleicht hätte Herr v. Einem den Reichstag beruhigen können. Um so schlimmer dann, daß er nicht zur Stelle war. So, wie die Sache jetzt liegt, hängt ein tiefer Schatten über unserer Militärverwaltung. Man sagt sich, die Frage des Abgeordneten Gradnauer sei nicht verneint worden, weil sie nicht verneint werden konnte. Das brachten nicht nur die Redner der Sozialdemokratie, sondern auch die der bürgerlichen Linken zum Ausdruck. So schloß die Beratung des Militäretats, der von der Sympathie des gesamten Volkes getragen sein sollte, mit einem argen Mißklang.

Besser als der abwesende Herr v. Einem schnitt Herr v. Tirpitz ab. Herr v. Kardorff interpellierte ihn, warum Deutschland mit dem Bau von Unterseebooten hinter andern Mächten soweit zurückstehe. Die Rede des alten freikonservativen Feuerkopfs war übrigens ein Umkum. Herr v. Kardorff schwärmt für eine möglichst rasche und starke Vermehrung der

Digitized by Google

Flotte. Zu diesem Zweck würde er sich sogar mit einer Reichseinkommensteuer befreunden können, wie er zur allgemeinen Ueberraschung erklärte. In erster Linie hat er freilich andere Steuervorschläge zu machen: er empfiehlt Steuern auf Kohlen, auf Roheisen, auf Bausteine und auf Fahrkarten. Alle diese ungeheuerlichen Pläne entwickelte er mit der ruhigen Gelassenheit eines Mannes, der einem Millionär eine Ausgabe von zehn Pfennigen zumutet. Der Reichstag war so paff über diese aus heiterstem Himmel herniederpurzelnden Steuerkuriositäten, daß er sie nicht recht ernst nahm. Niemand ging darauf ein. Nur einige überzeugte Flottenfreunde hörte man sagen: „Gott schütze die deutsche Flotte vor solchen Freunden!" Herr von Tirpitz tat jedenfalls das einzig Richtige, als er die krausen Ideen Kardorffs völlig ignorierte und sich nur auf die Frage der Unterseeboote einließ. Er beantwortete sie mit ruhiger Sachlichkeit, ohne daß man jedoch auf ein tiefgehendes Interesse gerade an diesem Teil der maritimen Rüstung schließen konnte. Und doch gibt es Sachverständige, die die Frage der Unterseeboote für die wichtigste aller aktuellen Marinefragen halten!

Die letzten Sitzungstage vor den Pfingstferien waren fast ausschließlich juristischen Dingen gewidmet. Vor allem wurde die dritte Lesung des Gesetzentwurfs über die Entschädigung unschuldig Verhafteter angenommen und damit das erste größere gesetzgeberische Werk in dieser Session zu Ende gebracht. Viel Staat kann der Reichstag damit freilich nicht machen. Denn im wesentlichen hat er doch einfach die von der Mehrheit fast vernichtend kritisierte Regierungsvorlage zum Gesetz erhoben. Das Zentrum wollte es so. Ergo . . .!

Auch bei dem erst kürzlich von der Regierung vorgelegten Gesetzentwurf über die Entlastung des Reichsgerichts wird alles darauf ankommen, wie das Zentrum sich stellt. Die erste Lesung, der fast nur ein Teil der Juristen des hohen Hauses beiwohnte, hat darüber noch keine Klarheit gebracht.

Die wichtigste rechtliche Frage, die den Reichstag beschäftigte, war die des Strafvollzuges. Ein bürgerliches Blatt hatte vor einigen Monaten Aufsehen erregende Enthüllungen aus der Strafanstalt Plötzensee gebracht. Das Aufsehen wurde erregt einerseits durch die Abscheulichkeit der Dinge, die dort über die Behandlung einzelner Gefangener ans Licht gezogen wurden, andererseits dadurch, daß die Wahrheit der Enthüllungen durch wörtliche Auszüge aus den Akten verbürgt schien. Der „Vorwärts" hatte die Sache weiter verfolgt und neues Material beschafft. Die Aktenauszüge rührten von einem früheren Strafgefangenen her. Die Sozialdemokratie nahm diese Enthüllungen zum Anlaß, um in einer sehr zahmen Resolution eine strengere Kontrolle des Strafvollzuges zu fordern. Dr. Gradnauer begründete die Resolution in der maßvollen Weise, die man an ihm gewohnt ist. Alles schien dazu angetan, um der sozialdemokratischen Aktion einen vollen Erfolg zu sichern. Da ereignete sich etwas sehr Merkwürdiges. Staatssekretär Nieberding wies darauf hin, daß einige der vorgetragenen Fälle vor Erlaß der neuen Strafvollzugsbestimmungen liegen, und suchte in zwei oder drei Einzelfällen einzelne Unrichtigkeiten der Gradnauerschen Darstellung nachzuweisen. Auf die Mehrzahl der Fälle ließ er sich überhaupt nicht ein, „um nicht dem Gerichtsverfahren vorzugreifen". Nach echt preußisch-deutscher Manier ist nämlich auf die Enthüllungen über den Strafvollzug mit Strafanträgen geantwortet worden! Widerlegt wurde Gradnauer kaum in einem wesentlichen Punkte. Trotzdem wandte sich fast das ganze Haus gegen die Sozialdemokratie. Herr Spahn vom Zentrum gab den Ton an, und Dr. Mugdan von der freisinnigen Volkspartei steigerte ihn zu einem wahren Furioso. Noch nie vielleicht ist die Sozialdemokratie im Parlament so verletzend und so unbegründet angegriffen worden wie von diesem Freisinnigen. Die Rechte jauchzte geradezu. Eine Art antisozialistischen Fluidums schien sich durch das Haus verbreitet zu haben. Die Sozialdemokraten konnten noch so sachlich sprechen, ihre Gegner noch so persönlich werden, alles kehrte sich gegen die Sozialdemokratie, und ihre Resolution wurde schließlich nur durch eine einzige bürgerliche Stimme unterstützt. Ein psychologisch ganz unerklärlicher Vorgang, vor dem auch die revisionistischen Sozialdemokraten wie vor einem Rätsel standen!

Daß der Sozialdemokratie der Verlauf dieser Debatte geschadet habe, wird man trotzdem schwerlich behaupten können.

H. v. Gerlach.

Das Wesen der Religion.

Die Welle der Religion ist gegenwärtig in Deutschland im Steigen. Das lehren eine Fülle verschiedenartigster Beobachtungen. Wer hätte am Ende des 18. Jahrhunderts geglaubt, daß sich die katholische Kirche je wieder erheben würde? und hundert Jahre später ist das Zentrum die ausschlaggebende Partei. Auch auf dem Gebiet der evangelischen Kirche regt sich wieder ein Fragen nach Religion in einem Maße, das man noch vor zwanzig oder dreißig Jahren für unmöglich gehalten hätte. So hat der Bibel-Babel-Streit gezeigt, daß sich die Gemüter wieder für oder wider die Bibel entflammen. Eine umfangreiche populärtheologische Literatur ist entstanden und findet ihre Leser. Die Theologie hat wieder große Forscher hervorgebracht, und diese theologischen Forschungen werden von den Gebildeten nicht mehr so gänzlich ignoriert, wie es früher geschehen ist, wenngleich die Unwissenheit in religiösen Dingen noch immer gerade unter den Gebildeten sehr groß ist. Religiöse Probleme werden in Kreisen und an Stellen erörtert, wo früher alles Religiöse verpönt war. Was wird aus dieser neueinsetzenden religiösen Bewegung auf evangelischem Boden werden? Das ist eine der großen Fragen, die das 20. Jahrhundert beantworten muß. Denn daß diese Bewegung ebenso, wie wir es auf katholischem Boden erlebt haben, einfach der Kirche, ihren Dogmen und Institutionen zugute kommen wird, erscheint nicht recht wahrscheinlich. Die evangelischen Gebildeten sind zu tief von der Aufklärung des 18. Jahrhunderts und von der Wissenschaft, die daraus im 19. Jahrhundert entstanden ist, durchtränkt, als daß zu erwarten wäre, daß sie sich jemals wieder der Orthodoxie ergeben könnten. Ohne eine durchgreifende Reformation wird es also der evangelischen Kirche schwerlich gelingen, den neu wehenden Hauch der Religion in ihre Segel zu fangen. Das also ist eine der bedeutsamsten Schicksalsfragen für unser Volk in diesem Jahrhundert: wird sich die evangelische Kirche noch einmal erneuern können? wird sie dem Fragen nach Religion, das jetzt durch die Herzen geht, die Antwort geben können? wird die Sehnsucht nach Glauben diesem Geschlecht erfüllt werden?

Wer solche Fragen kennt und im Herzen bewegt, wer wissen möchte, was Religion bedeutet in Vergangenheit und Gegenwart, dem bietet sich Bousset mit seinem schönen Buche über „Das Wesen der Religion" zum Führer an.*) Bousset, Professor der neutestamentlichen Exegese in Göttingen, in theologischen Kreisen bekannt durch seine Erklärung der Offenbarung Johannis und durch seine „Religion des Judentums im neutestamentlichen Zeitalter", gehört zu der „religionsgeschichtlichen" Richtung in der Bibelforschung, einer Richtung, die es versucht, die biblischen Religionen in den großen Zusammenhang der Geschichte der Religion überhaupt zu stellen;

*) Professor D. Wilhelm Bousset, Göttingen. Das Wesen der Religion, dargestellt an ihrer Geschichte. Halle a. S. Verlag von Gebauer-Schwetschke. Druckerei und Verlag m. b. H. 1903. In vornehmer Ausstattung 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Digitized by Google

während eine frühere Forschung die biblische Religion mehr oder weniger isoliert betrachtet hatte, gilt es hier als die Losung, auch die andern Religionen zum Verständnis des Alten und Neuen Testamentes heranzuziehen. In diesem Geiste hat sich Bousset auch hier nicht begnügt, allein das Christentum darzustellen, obwohl dies gegenwärtig doch schließlich für die abendländischen Völker allein in Betracht kommt, sondern er hat zuvor, um das Wesen des Christentums verständlich zu machen, die Gesamtgeschichte der Religion in der Menschheit geschildert. Im raschen Fluge, der natürlich im allgemeinen nur die Gipfel berühren kann, führt er den Leser von jener Urzeit der Menschheit an, da der kindliche Mensch vor dem uralten Baum und der ewig fließenden Quelle oder dem wunderlich geformten Stein auf den Knien lag, bis zu den höchsten Gestaltungen der Religion hin. Natürlich ist der Verfasser nicht auf allen diesen verschiedenen Gebieten gleichermaßen zu Hause, wie das niemand sein kann, aber er hat sich überall, wo er abgeleitete Quellen benutzen mußte, der besten Gewährsmänner bedient; der Laie kann seiner Führung mit Vertrauen folgen. Was Bousset aber vor allem befähigte, eine solche Religionsgeschichte zu schreiben, ist die Weite seines Blicks, die über die Grenzen der Religionen hinüberschaut, und zugleich seine nicht geringe Darstellungsgabe: er schreibt in einer Sprache voller Kraft und Schwung; man merkt es ihm an, daß er warm dabei gewesen ist; und nicht selten findet der Leser bei ihm Abschnitte, die sich zu poetischer Schönheit erheben und die geradezu hinreißend wirken. Es gibt nicht viele Gelehrte in Deutschland, die als Stilisten so hoch stehen.

Was für eine mannigfaltige Welt ist diese Geschichte der Religion! Welch ein verwirrendes Vielerlei von Tönen schallt uns hier entgegen! Aber gerade dabei hat der Verfasser seine Kunst bewährt und in diesem scheinbaren Durcheinander dadurch Ordnung geschaffen, daß er die verwandten religiösen Erscheinungen zusammen behandelt hat: so redet er z. B. in einem Abschnitt zugleich über Judentum, Parsismus und Islam, die er als „Gesetzesreligionen" charakterisiert, in einem andern über die „Erlösungsreligionen" des Buddha und Plato usw. Oder wo eine solche Zusammenstellung untunlich war, weist er wenigstens beiläufig auf die verwandten Erscheinungen hin: so deutet er moderne Gebräuche als Reste antiken Glaubens, oder er macht antike Religion verständlich, indem er ähnliches Modernes heranzieht. Mag man nun auch vielleicht im Punkt der Disposition dem Verfasser im einzelnen nicht immer zustimmen, so muß man ihm doch zugeben, daß der Gesamteindruck seiner Anordnung gerade diejenige Wirkung erzielt, die er erzielen sollte: der Leser erkennt mit steigender Ehrfurcht und Bewunderung, daß die Geschichte der Religion, so mannigfaltig sie auch ist, eine großartige innere Einheit besitzt. „Weit davon entfernt, uns eine Entwicklung von oben nach unten oder ein willkürliches Spiel von Kräften zu zeigen, läßt sie trotz wiederholten Stillstandes und mannigfacher Rückbildungen einen großen stetigen Aufstieg, ein langsames Sichentfalten höherer Formen und intensiveren Lebens deutlich erkennen" (S. 7). Wer sich dem Eindruck solcher Geschichte hingibt, dem wird es gewiß, daß sich hier ein ewiger Geist offenbart, „daß alles religiöse Leben des Menschen und seine Geschichte ein großes Weben und Wirken Gottes ist, durch das er selbst die Menschen aus dem Irrtum zur Wahrheit, aus dem Unvollkommenen zum Vollkommenen, aus dem Egoismus zur Gemeinschaft, aus dem Sinnlichen zum Sittlichen, aus dem Natürlichen zum Geistigen, Persönlichen emporlockt und zieht" (S. 26). Wenn Bousset so „die gesamte große Geschichte des menschheitlichen religiösen Lebens als ein großes Werk Gottes" betrachtet, so kommt dabei andererseits die Religion des Alten und Neuen Testamentes nicht zu kurz; sie „repräsentiert die Linie der reinsten Ausprägung der Religion, und das Evangelium ihre, wenn wir das mindeste sagen, bisher höchste und vollkommenste Ausgestaltung" (S. 8). Wer die begeisterte Schilderung des Evangeliums Jesu bei Bousset liest und wer die Erklärungen biblischer Abschnitte kennt, die er zuweilen in der „Kirchlichen Gegenwart", einem vortrefflichen bannoverschen Gemeindeblatte, veröffentlicht, muß es zugeben, daß es ein arger, ja ein unverzeihlicher Mißgriff Stöckers war, als dieser bei der neulichen Tagung der Generalsynode auf Grund nur eines Druckbogens der Boussetschen Schrift, der ihm zufällig zugekommen war, ihn des „Naturalismus" bezichtigte. Alle Forscher, denen nicht die Partei, sondern die Wahrheit am Herzen liegt, müssen zusammenstehen gegen einen solchen Versuch, einen Mann, der in der theologischen Literatur einen Namen hat, und den man nur beurteilen kann, wenn man alles, was er geschrieben hat, kennt, auf Grund eines so unzulänglichen Materials an den Pranger zu stellen.

Bousset schließt seine Schrift mit der Frage nach der „Zukunft des Christentums". Er ist von der „absoluten Ueberlegenheit der christlichen Religion über die übrigen Religionen" überzeugt (S. 237); die Frage nach der Zukunft der Religion ist die nach der Zukunft des Christentums (S. 240). Diese Frage aber ist die nach seiner Fortentwicklungsfähigkeit (S. 242). Denn der alte Glaube genügt allerdings nicht mehr; Geschichte und Erfahrung lehren, daß bei einer Gesamtveränderung des menschlichen Lebens, wie sie die letzten Jahrhunderte gebracht haben, auch die Frömmigkeit eine andere Nüance annehmen muß (S. 242 f.).

Bousset versucht, diese Nüance im einzelnen zu beschreiben; viele werden ihm dabei zustimmen, viele werden hier nicht mit ihm gehen. Jedenfalls wird man dem Geist, von dem Bousset sich leiten läßt, seine Anerkennung nicht versagen: er will nichts der Religion abbrechen, und er will zugleich mit vollem Bewußtsein dem modernen Kulturleben angehören. Die Aufgabe der Zukunft wird sein, hier eine Synthese zu finden, die den Kindern dieser Zeit die alte Religion in neuer Form darbietet.

H. Gunkel.

Eine neue Marxkritik.

Eine Reihe für Marxisten und Sozialdemokraten wichtiger Probleme der Volkswirtschaft und Gesellschaftslehre hat Franz Oppenheimer früher schon in seiner „Siedlungsgenossenschaft", in „Großgrundeigentum und soziale Frage" und „Das Bevölkerungsgesetz des Malthus" von ganz neuen, selbständigen Gesichtspunkten aus in anregendster und fruchtbarer Weise diskutiert. In seinem neuen Buch*) wagt er es, die für jeden guten Sozialisten beinahe als Tabu geltende ureigenste Offenbarung Marxens, seine Lehre von der Kapitalsakkumulation, kritisch anzutasten und damit an seinem Gedankenbau zu rütteln.

Die Oppenheimersche Schrift ist in doppelter Hinsicht von einschneidender Bedeutung: einmal rein wissenschaftlich, zum anderen aber politisch wegen der an diese Kritik sich notwendig anknüpfenden Konsequenzen.

*) Das Grundgesetz der Marxistischen Gesellschaftslehre. Berlin, 1903. G. Reimer. 148 S. 3 M.

Digitized by Google

Wissenschaftlich ist diese neue Kritik des Marxismus insofern von eigenartigem Interesse, als hier zum erstenmal ein nichtmarxistischer, bürgerlicher Nationalökonom in prinzipiell bewußter Klarheit das Marxproblem nicht von der Seite der Wert- und Mehrwerttheorie angreift, sondern das Gesetz der kapitalistischen Akkumulation als die Hauptzitadelle der Marxistischen Geisteste bestimmt, gegen die der Sturm zu richten sei, wolle man das Fundament der sozialistischen Theorie erschüttern. In den Kreisen der echten Marxisten war ganz im Gegensatz zu den bürgerlichen Mehrwertkritikern von jeher das Gesetz der Akkumulation als die Zentralsonne des Marxistischen Systems betrachtet worden, ja, Marx macht sich sogar in einem Briefe an seinen Freund Kugelmann einmal lustig über die Windmühlenkämpfer, die über die Mehrwerttheorie gegen ihn angehen wollen: „wenn in seinem Buch gar kein Kapitel über den Wert stände," würde er noch recht behalten.

Ist es also an sich schon ein wissenschaftliches Verdienst Oppenheimers, der nationalökonomischen Kritik auf diesem Gebiet das richtige Ziel für die Forschung neu auszustecken, so liegt der besondere Wert seiner Studie vor allem in der Methode der Analyse und der Beweisführung. Er führt, selbst eingefleischten Marxisten zur Verwunderung, zum erstenmal in aller Klarheit das Gesetz der kapitalistischen Akkumulation aus dem Labyrinth der 600 Seiten des I. Bandes vom „Kapital" und der logischen und statistisch-ökonomischen Begründung, die Marx ihm gegeben, heraus und unternimmt es, mit einer Marx kongenialen Dialektik, die also klargelegten Gedankengänge nachzuprüfen und — Marx durch Marx selbst zu widerlegen.

Das „absolute, allgemeine" Gesetz der kapitalistischen Akkumulation besagt: Je größer der gesellschaftliche Reichtum und das Wachstum des Kapitals, also auch die absolute Größe des Proletariats und die Produktivkraft der Arbeit ist, desto größer die industrielle Reservearmee. Je größer aber diese Reservearmee, desto massenhafter die konsolidierte Uebervölkerung und der offizielle Pauperismus. — Aus diesem Gesetze entspringen sämtliche wichtigen Folgerungen der Marxistischen Gesellschaftslehre, die Zusammenbruchstheorie, die Lehre vom rein kollektivistischen Zukunftsstaat und jene materialistische Geschichtsauffassung Friedrich Engelsscher Observanz, die die Güterverteilung und soziale Gliederung in der Gesellschaft aus den Produktionsverhältnissen ableitet. Und der Marxsche Beweis für dieses „allgemeine, absolute" Gesetz mit seinen gewaltigen, unübersehbaren Konsequenzen? Oppenheimer stellt aus Marx' zerstreuten Argumenten einen fünfgliedrigen Kettenschluß zusammen, der in der Hauptsache folgendes behauptet: Wo Kapital akkumuliert wird, da fällt verhältnismäßig der variable Kapitalanteil, d. i. das Lohnkapital und die Zahl der „Stellen" der beschäftigten Arbeiter. Dieser relativ fallenden Stellenzahl gegenüber aber wächst die Zahl der arbeitsuchenden Proletarier ganz unverhältnismäßig. Mithin ergibt sich eine immer stärker anschwellende, beschäftigungslose Ueberbevölkerung und damit wachsendes Elend. Das klingt anscheinend sehr plausibel, Oppenheimer aber weist mit ebenso scharfer wie überzeugender Logik nach, daß diese Schlußfolgerungen keineswegs zwingende sind, daß vielmehr der Beweis für das unverhältnismäßig schnellere Wachsen der arbeitsuchenden Bevölkerung gegenüber der relativ abnehmenden Zahl der „Stellen" und für das daraus resultierende Elend ganz und gar in der Luft schwebt. Letzten Endes dreht es sich hier um die beiden Fragen: „Setzt die Maschine den Arbeiter frei?" und „Wie lange kann der Preis der Arbeit fortfahren zu steigen, ohne daß seine Erhöhung den Fortschritt der Akkumulation stört, weil der Stachel des Gewinns sich abstumpft?"

Die erste Frage beantwortet der große Denker der proletarischen Oekonomik kritiklos im bejahenden Sinne, wie es die Nationalökonomen vor ihm getan, und wie es die beteiligten Arbeiterkreise aus einem naiven, aber kurzsichtigen Instinkt heraus zu Marxens Zeiten und noch heute tun. Marx hat sich durch den trüben Schein der sozialen Verhältnisse, die in der englischen Textilindustrie gleichzeitig mit der maschinellen Revolutionierung sich herausbildeten, zu einer theoretischen Verallgemeinerung verleiten lassen, die vor den Tatsachen der weiteren Entwicklung nicht standhält. Ganz abgesehen davon, daß Marx so wenig wählerisch und umsichtig mit den Zahlen der Statistik umging, daß ihm Oppenheimer mit seinen eigenen Ziffern widerlegen kann, berücksichtigt er vor allem die Kompensation nicht, die im Gefolge der maschinell-kapitalistischen Gesamtwirtschaftsentfaltung eintritt: die Freisetzung der Arbeiter, die die Maschinen in einem Gewerbezweige bewirken, wird durch die Mehreinstellung von Arbeitern in anderen Gewerbezweigen, die durch jene technische Revolutionierung der Arbeitsmethoden, der Warenpreise, des Konsums, des Verkehrs, des Maschinen- und Rohstoffbedarfs dort einen mächtigen Anstoß zu ihrer eigenen, bisher ungeahnten Ausgestaltung erhielten, zum mindesten ausgeglichen, wenn nicht überkompensiert.

Es sind ferner zwei in ihrem ökonomischen und sozialen Wesen und ihrer Wirkung durchaus verschiedene Vorgänge: die erstmalige Einführung der Maschine in einen bislang handwerksmäßig betriebenen Gewerbezweig und die immer vollkommnere Beherrschung eines Produktionsfeldes durch die Maschine: dort Revolution, hier Ausgleichung, fortschreitend bis zum sozialökonomischen Gleichgewicht. Ebensowenig wie die bürgerliche Oekonomik sich gemeinhin von diesen Unterschieden klar Rechenschaft gibt, hat Marx es getan; und in den Fällen, wo ihm derartige Erscheinungen, die von seiner Theorie differieren, ins Auge springen, tut er sie „mit einigen garnicht zur Sache gehörigen, ethisch-humanen Redensarten" ab.

Marx vernachlässigt, in seiner Idee vom ewigen Fluch des kapitalistischen Betriebes befangen, die großen volkswirtschaftlichen Zusammenhänge und baut sein Gesetz auf die allzuschmale Basis eines isolierten Ausschnittes aus dem ökonomischen Gesamtgewerbe auf, daß z. B. die Tatsachen der landwirtschaftlichen Entwicklung seinem Gesetze geradezu ins Gesicht schlagen und hier der Intensivbetrieb mehr Arbeiter auffangt als freisetzt, weist ihm Oppenheimer in einem besonderen Kapitel mit tiefer Begründung nach. Marx hat sich mit diesen widerspenstigen Erscheinungen der Agrikultur einfach dadurch abgefunden, daß er die juristisch-politische Expropriation für gleichbedeutend mit ökonomischer Freisetzung ausgibt.

Wie die Mehreinstellung von Arbeitern in einzelnen Industriezweigen die Freisetzung in anderen überwiegt, kommt am klarsten in dem Steigen des Lohndurchschnitts zum Ausdruck. Dieses Steigen hält trotz aller Schwankungen der Lohnkurven an, muß also zu einer fortschreitenden Verminderung des Unternehmeranteils an dem Arbeitswerte, der sogenannten „Mehrwertrate" führen. Damit kommen wir zu der zweiten zu Anfang hervorgehobenen Frage. Marx erklärt solch fortschreitende Lohnsteigerung und Profitverkürzung für unmöglich, weil schließlich, wenn „der Stachel des Gewinnes abstumpft", die Kapitalakkumulation erschlaffen, ja das Kapital von der weiter wachsenden Bevölkerung aufgezehrt werden und damit notwendig Verlust der Arbeitsgelegenheit, Freisetzung der Arbeiter, Proletarisierung und Hungerkonkurrenz, die den Lohn drücke, eintreten müsse. Dies theoretische Extrem, das gewissermaßen den Beweis e contrario für die Freisetzungstheorie bilden soll, ist aber ebenso unhaltbar wie das andere. Denn wo liegt jene Minimalgrenze des Gewinnes, fragt Oppenheimer mit Recht, unterhalb der der Stachel zur Akkumulation abstumpft? Marx sagt selbst einmal ganz klar: „Die Minimalgrenze des Zinses ist unbestimmbar; er kann zu jeder beliebigen Tiefe fallen." In Wahrheit wird der „Stachel zur Akkumulation" umso schärfer, je größere Kapitalien zur Erzielung des gewohnten Profits erforderlich sind.

Auf keinem Wege kann Marx zu einer „absoluten und allgemeinen" Fundierung seines Gesetzes vom gleichmäßigen Wachstum des Kapitals und der Reservearmee gelangen. Ja, ich behaupte — und das ist ein Punkt, den Oppenheimer wohl nicht genügend scharf hervorgehoben hat — in Marxens Lehre

Digitized by Google

von Kapital und Maschine ist der Widerspruch, an dem jede Beweisführung für dieses Gesetz von seinem Standpunkt aus mit Notwendigkeit scheitern muß, organisch begründet. Nach Kautskys Darstellung von Karl Marx' ökonomischen Lehren (7. Aufl. 1909) S. 149) vermag die Maschine Erhöhung der Mehrwertsrate, um derentwillen der Kapitalist die Maschine einführt, (S. 147) „nur hervorzubringen durch Verminderung der Zahl der von einem gegebenen Kapital angewandten Arbeiter." „Wir wissen aber," fährt Kautsky einige Zeilen darauf fort, „daß die Masse des Mehrwerts bestimmt wird, erstens durch die Rate des Mehrwerts und zweitens durch die Anzahl der beschäftigten Arbeiter." Kautsky will diesen Widerspruch der Mehrwertproduktion, auf dem die kapitalistische Akkumulation beruht, lösen, indem er auf den Ausgleich der Abnahme der Arbeiterzahl durch die Verlängerung des Arbeitstages der beschäftigten hinweist — ein Hinweis, den er natürlich angesichts der Tatsachen sofort zwei Seiten drauf wieder zurücknehmen muß, um schließlich den erlösenden Ausweg aus dem verzwickten Problem, wie das mehrwerthungrige Kapitalsinteresse sich vor den Widersprüchen der Maschinenwirtschaft retten kann, darin zu finden: „durch größere Oekonomie im Arbeitsprozeß und beschleunigte Entwicklung des — Maschinenwesens!"

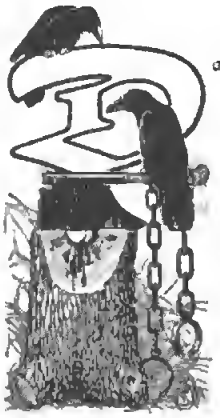
Nach diesem theoretischen Bekenntnis ist es verständlich, warum Herr Kautsky es vermeidet, einem Oppenheimer, selbst wenn dieser gegen das Herz des Marxistischen Systems den Stoß zu führen sich erkühnt, auf der publizistischen Arena entgegenzutreten. Er, der unentwegte Hüter des Marxschen Dogmas, muß es den Revisionisten der „Sozialistischen Monatshefte", E. Bernstein und Conrad Schmidt, überlassen, Marx gegen Oppenheimer zu verteidigen. Und damit berühren wir die politische Bedeutung des Oppenheimerschen Werks. Conrad Schmidts „Beitrag" zur Theorie der industriellen Reservearmee übergehe ich mit schonendem Schweigen; diese Leistung ist schon mehr als „theoretische Bedürfnislosigkeit", wie sich Oppenheimer ausdrückt. Bernstein aber gibt klipp und klar zu, daß Marxens Beweis für das Gesetz der Akkumulation, das auch nach seiner Ansicht den Kern der marxistischen Kapitalstheorie bildet, weder deduktiv noch induktiv zwingend ist, und bezeichnet Marxens Polemik gegen die von bürgerlichen Oekonomen verfochtene „Kompensationstheorie" (Mehrbeschäftigung von Arbeitern hier gleicht die Freisetzung dort aus) mit als das Schwächste, was im „Kapital" zu finden ist; auch sprächen die Zahlen der englischen Statistik entschieden gegen das „Gesetz der Akkumulation". Obwohl nun Marx auf Grund der Betrachtung englischer Verhältnisse zu seinem Gesetz gekommen war, will Bernstein, marxistischer als Marx, das Gesetz doch noch durch allerlei an sich richtige, aber meines Erachtens durchaus am Problem vorbei zielende Hinweise wenigstens als eine „Tendenz", die in ihrer Durchsetzung freilich durch allerlei Gegenkräfte gehindert wird, retten. Nun, ein Gesetz ohne Beweis, eine Tendenz, die an den Tatsachen scheitert — auf dieser Basis ist wohl das Marxistische System kaum noch zu halten.

Der sozialdemokratischen Politik ist die letzte wissenschaftliche Scholle unter den Füßen geschwunden. Die 30 000 Sozialisten in der Partei, die nach Mehring noch etwas von Marxistischer Theorie wissen, stehen vis-à-vis de rien, da sie doch dem Aberglauben an ein überwundenes Dogma nicht wohl fernerhin frönen wollen. Eine Politik ohne wissenschaftliche Grundanschauung, einzig orientiert durch die Negation und Oppositionen des Bestehenden, kann aber nimmer das Ende einer großen „ziel bewußten" Bewegung der Geister sein. Neues Denken muß eine neue gesellschaftswissenschaftliche Hypothese schaffen, die den Wegweiser für eine neue positive Politik zu liefern vermag, wenn erst einmal die nach dem Gesetz der Trägheit begreifliche Beharrung überwunden sein wird. Die Revisionisten haben beim Abbruch des Marxtempels Großes geleistet in theoretischer Kritik, am theoretischen Neubau hindern sie noch vielfach die Eierschalen, die sie von ihrer Stammmutter her noch mit sich schleppen; aber in ihnen steckt Feng zu Neuschöpfern. Oppenheimers Marxkritik mit den großen wissenschaftlichen Perspektiven, die sie in den letzten Kapiteln entwickelt, arbeitet ihnen gründlich vor. Seine Theorie der industriellen Reservearmee, die in der Landarbeiterfrage, der terra incognita des sozialistischen Programms, den Kern der kommenden politischen und gewerkschaftlichen Arbeiterprobleme sucht, — man mag sich in Einzelheiten zu ihr stellen wie man will, — enthält so viele neue und weitausschauende Gedanken, daß sie in dem Zukunftsprogramm der Arbeiterbewegung eine bedeutsame Rolle spielen müssen, schon aus dem Grunde, weil auf ihrer Basis eine Lohntheorie sich aufbaut, die an Schlüssigkeit unter den bisher entworfenen ihresgleichen sucht.

Waldemar Zimmermann.

Frankreich und der Klerikalismus.*)

I.



Das Jahr 1897 brachte eine Affäre, welche die Bureaus der Armee und den Kriegsrat anging und das Land in Aufregung versetzte. Die leidenschaftlichen Streitfragen, die daraus erwuchsen, sind nur denen vergleichbar, welche vierundsiebzig Jahre vorher die Bulle Unigenitus verursacht hatte, die ebenfalls, wie ich mit Genugtuung bemerke, ein Streit der Franzosen über das Gerechte und Ungerechte war.

An der Affäre von 1897 war das das Gefährliche, daß die Heimlichkeit, mit der sie umgeben war, die Lüge begünstigte. Ihren Ursprung verdankt sie den Antisemiten, die seit einiger Zeit in dem friedlichen Frankreich wirkten. Wenn man aber in ruhigen Zeiten bei einem liebenswürdigen, toleranten Volk Leute antrifft, die einen alten Rassenhaß wieder zum Leben erwecken und Religionskriege heraufbeschwören, so wäre es erstaunlich, wenn man nicht wüßte, woher diese Leute kommen, und in ihnen nicht Missionäre der römischen Kirche erkennen würde.

Zu den Antisemiten gesellte sich bald eine zahlreiche Partei, die schwarze Partei, die in den Salons, in den Faubourgs und auf dem Lande schlimme Gerüchte aufbrachte und aufregende Nachrichten verbreitete und von Komplotten und von Verschwörung sprach. Sie verwirrten das Volk in seinem patriotischen Empfinden, scheuchten es aus seiner Ruhe und impften ihm nach und nach Furcht und Zorn ein. Noch zeigten sie sich nicht am hellen Tage; im Schatten verborgen bildeten sie eine ungeheure, verworrene Masse, in der man eine vage Aehnlichkeit mit den geharnischten Mönchen der Liga erriet. Aber als der Haufe alle Mächte der Kontrerevolution um sich geschart hatte, die zahlreichen Unzufriedenen der Republik an sich gerissen, kurz, als er alles, was ein Windstoß der öffentlichen Meinung an menschlichem Staub aufwirbeln kann, vor sich hergewebt hatte, da richtete er sein ungeheures Haupt empor und legte sich den tönenden Namen „Nationalismus" bei.

Die Leichtgläubigkeit der Menge ist ohne Grenzen. Angelockt stürzte das Volk in ungeheuren Massen in die Schlingen

*) Autorisierte Uebersetzung von Gertrud Sarré, Paris.

Digitized by Google

der Antisemiten. Und die Führer der republikanischen Partei folgten traurig nach. Die Legislaturperiode ging unter dumpfer Unruhe und dem Schweigen einer Regierung zu Ende, in der die Nationalisten sozusagen ihre Geiseln hatten, und die teils von der Partei der Schwarzen düpiert, teils mit ihnen einverstanden war.

Da die allgemeinen Wahlen vor der Tür standen, gaben die Mönche sich zu erkennen. Nicht, als ob sie die Geduld verloren hätten. Die Mönche verlieren niemals die Geduld. Aber sie warfen alle Vorsicht wie einen hinderlichen Ballast über Bord und stürzten sich mit Leidenschaft in den politischen Kampf. Die ganze römische Miliz nahm teil daran. Die nicht autorisierten Kongregationen, die sich am freiesten fühlten, gingen am verwegensten vor. Ihr Werk war seit langem vorbereitet. In allen kirchlichen Angelegenheiten wird man stets große Beharrlichkeit und Konsequenz finden. Um die weltliche Herrschaft in Frankreich zu erlangen, gab die Kirche seit einigen Jahren den freien Korporationen und solchen, die nicht anerkannt waren, den Vorzug, und ihre Zahl wuchs unaufhörlich und überschwemmte das Land. Bei dieser Gelegenheit sah man wieder die alten Feinde der weltlichen Macht, die „Petits Pères", die überall unterdrückt, aber doch überall verbreitet sind: die Jesuiten, von denen schon der Advokat Pasquin zurzeit Heinrichs IV. sagte, „daß sie nur die Vernichtung des Staates anstrebten und stets die Anstifter unserer Unruhen seien."

Daß sie es waren, die zu Beginn der Affäre das Unternehmen der Antisemiten leiteten, unterliegt wohl keinem Zweifel. Später überrascht man sie, wie sie in den Bureaus des Kriegsministeriums Intrigen anknüpfen, um die Verzweifelten zu retten, die Blut schwitzen, um die Wahrheit zu ersticken.

Wohl hatten die Jesuiten ein heiliges Interesse daran. Sie rechneten darauf, daß die Affäre das Verbrechen der konstituierenden Versammlung wieder gut machen sollte. Sie gründeten diese Hoffnung auf den Verrat eines Juden, der das empörte und entsetzte Frankreich bewegen sollte, den Juden und Protestanten alle Rechte zu entziehen und auf diese Weise die Einheit des geistlichen Gehorsams zum Nutzen der römischen Katholiken in ihren Gesetzen wieder herzustellen. Es scheint, daß sie weniger Vorsicht als gewöhnlich anwandten, um ihre Absicht zu verbergen. Vielleicht auch erwies der Pater du Lac sich als wenig erfahren in der Kunst der Verstellung, oder sie fühlten sich ihres Sieges zu sicher, da sie diesmal selbst ihre Feinde, eine Schar von Freidenkern und Republikanern, in ihre Interessen hineingezogen hatten.

Der Dominikanerorden, der eingesetzt war, um die Ketzerei zu bekämpfen, blieb seiner ersten Aufgabe treu. Seine Prediger eiferten mit furchtbarer Gewalt, aber doch nicht ohne Vorsicht. Sie stellten sich mit der Republik zufrieden und versprachen sich viel gutes von dem Ministerium Méline. Ein Ordensprediger, der Pater Maumus, sagt ausdrücklich in seinem Buch über „Les Catholiques et les Libertés politiques": „Die Politik des Kabinetts wird, wenn sie siegt, für die Kirche von weit größerem Vorteil sein, als eine Rückkehr zum ancien régime es sein könnte."

Doch mit weit gewaltigerer Anstrengung als die Gesellschaft Jesu und die Ordensprediger arbeiteten die Assomptionisten an dem heiligen Aufstand. Dieser neue Orden hatte sich um 1850 gebildet. Die Brüder hatten eine rauhe, grobe Art und bäurische Manieren. Sie sagten, daß sie arm, sehr arm seien und wie die Vögel unter dem Himmel der täglichen Atzung harrten. In Wahrheit besaßen sie vierzehn Häuser und ein Betriebskapital von mehr als einer Million.

Sie hatten sich dadurch bereichert, daß sie mit den Wundern des heiligen Antonius Handel trieben. Man weiß, was niedere mondaine Verehrung aus diesem Franziskaner gemacht hat, der, von Mut und edlem Mitleid durchdrungen, in einem düsteren Jahrhundert sein Leben an die Armen hingab, um sie gegen den Geiz und die Grausamkeit der Bischöfe zu schützen.

Durch die Vermittlung der Assomptionisten findet er jetzt kraft einer entsprechenden Bezahlung verlorene Gegenstände wieder und nicht nur Geld, Schmucksachen und abhanden gekommene Schlüssel: ich kenne in Bordeaux einen Hausbesitzer, dem er einen Mieter aufspürte, und weiß von einer Dame, der er half, ihren Herzallerliebsten wiederzufinden.

Um die Affäre auszubeuten, ließen sie ihre Zeitung „La Croix" vom Stapel, die als Vignette Jesus am Kreuze trug. Dies Symbol diente dazu, einfältige Seelen irre zu führen, und hinter einem erbaulichen Text und dem Pomp liturgischer Formen ihre schmutzigen Beleidigungen und scheußlichen Verleumdungen zu verbergen. Bald erschien „La Croix" in allen Departements, und unter dem Banner Christi zog die Lüge durch das Land und machte sich breit.

Aus ihrer Druckerei „Maison de la bonne presse" gingen eine Unmasse von Revuen, Almanachen und Broschüren hervor, die für eine religiöse und politische Propaganda wirkten. Sie hatten einen wahren Ueberfluß an Vereinen und gründeten Brüderschaften, um die katholischen Handelsleute zu begünstigen und die kleinen Ladenbesitzer durch Boykott zur Frömmigkeit zu zwingen. Sie gründeten eine Assoziation von Rittern, die in ihre Hand einen Gehorsamseid schwuren und ein Diplom empfingen, das am Altar unterzeichnet wurde, sie schufen „L'oeuvre électorale catholique", das später den Namen „Comité Justice-Egalité" führte und das es sich zur Aufgabe machte, direkt bei allen Bezirks- und städtischen, bei gesetzgebenden und Präsidentenwahlen zu intervenieren, um auf diese Weise über alle Ungläubigen den Sieg davonzutragen, wie die Kreuzfahrer im Mittelalter die Muselmänner überwunden hatten.

„Sie hatten", so sagt Waldeck Rousseau, „um sich betreffs der Wahlen auf dem Laufenden zu halten, eine Agentur und einen Agenten in jeder Gemeinde." Sie sammelten „das Scherflein der Nonnen für den heiligen Krieg".

Die 96 katholischen Vereinigungen: „L'oeuvre de notre Dame des armées", die über ein Budget von $1^1/_2$ Millionen Francs verfügten, vereinigten sich mit den Mönchen.

Die parlamentarischen Republikaner, die sich nicht rechtzeitig zwischen ihre Wähler und die Nationalisten werfen konnten, und die zugelassen hatten, daß der Antisemitismus die öffentliche Meinung mittels Lügen, die sie nicht zu bekämpfen gewagt, mit sich fortgerissen hatte, sahen voll Staunen und Besorgnis diese Mobilmachung der schwarzen Armee. M. Léon Bourgeois denunzierte in einer Rede der Kammer am 16. November 1897 die wachsende Kühnheit der Kongregationen. Er wies mit Schrecken auf die Allmacht der katholischen Kirche in der Armee hin, zeigte, wie die Offiziere in den Garnisonstädten in die Messe gingen, um ihr Avancement nicht zu gefährden und wie sie ihre Kinder zu den Mönchen schickten, die sie in Haß und Verachtung gegen die bürgerliche Macht erzogen.

Die Kammer ordnete einen öffentlichen Anschlag an, aber weder der Redner noch die, welche ihm Beifall geklatscht hatten, dachten auch nur einen Augenblick daran, den Mönchen die Waffe, die ihnen die Affäre bot, zu entreißen. Sie zogen es vor, sich ihrer selbst zu bedienen, um den Nationalismus zu bekämpfen und sich vor der Lüge zu schirmen, hinter welcher der Feind sich wie in einer uneinnehmbaren Festung verschanzte.

Die Kühnheit der Mönche, die bereits auf die Spitze getrieben schien, nahm immer mehr zu. Sie erregten und verblüfften die schwankende Menge durch trügerische Vorspiegelungen und grobe Verleumdungen.

Sie beteiligten sich an dem Komplott der Royalisten, wobei sie weniger die Wiedereinsetzung des Prätendenten anstrebten, als die Etablierung einer militärischen Diktatur und die Organisation einer materiellen Macht, deren Seele sie geworden wären. Sie mischten sich in die Straßenunruhen und dangen Aufwiegler. Es verging kein Abend, da nicht eine Schar von jungen Camelots über die Boulevards zog und zum Nutzen der Kirche schrie: „Es lebe die Armee!"

Digitized by Google

Die Wahlen fanden fast überall unter dem vorherrschenden Einfluß dieser Angelegenheit in einem ungeheuren Tumult von Drohungen und Schmähungen statt. Wenn kein Blut dabei floß, so kommt das daher, daß in dem französischen Charakter ein Fonds von Mäßigung ist, der sich nicht leicht erschöpft.

Die Republikaner gingen mit Müh und Not als Sieger hervor, nach einem demütigenden Kampf und unter Beleidigungen und Schimpf. Sie hatten mehrere ihrer Führer verloren und mußten an manchen Orten ihren entschiedenen Gegnern das Feld überlassen.

Die Gefahr brach los. Die Republikaner des Parlaments sahen sie kommen, aber sie erkannten noch nicht, d. h. sie wollten noch immer nicht die mittelbare Ursache, nämlich ihre Schwäche und Erniedrigung erkennen. Sie fühlten noch nicht die Wahrheit des starken Wortes, das einer unter ihnen gesprochen hatte, indem er auf eine Kandidatur zur Legislation verzichtet hatte, bei der das Totschweigen der Affäre zur Bedingung gemacht wurde.

„Eine große Partei, wie die republikanische Partei", hatte Maurice Lebon gesagt, „kann nicht die höchsten Prinzipien des Gesetzes und der Gerechtigkeit ungestraft vergewaltigen lassen, ohne dadurch jede Existenzberechtigung zu verlieren."

Trotz aller Anstrengung von Männern wie Jaurès, Banc, Clémenceau, Trarieux, Pressensé war es der schwarzen Partei gelungen, die Uebereinstimmung zwischen Republikanern und Nationalisten in der Dreyfusaffäre aufrecht zu erhalten. Das war das Wesentliche, denn so lange dies Einvernehmen bestand, war es offenbar, daß diejenigen Republikaner, die sich in Machtstellungen befanden, zum Vorteil ihrer Feinde handeln würden und so unwillkürlich zum Werkzeug der Mönche werden mußten.

Als daher der Führer der Regierung fiel, der sie mit unbezwinglicher Hartnäckigkeit zur politischen und moralischen Niederlage gebracht hatte, und die Leitung der Dinge in die Hände von Henri Brisson, einem alten ehrenhaften Republikaner fiel, sah sich dieser beharrliche Feind der Kongregationen gezwungen, die Macht mit den Nationalisten zu teilen und einem der ihrigen, M. Cavaignac, das Kriegsministerium, in dem die Kongregationisten schalteten, anzuvertrauen.

Die Mönche waren voll guten Mutes. Sie hatten die Affäre, die hochwillkommene Affäre, wie sie vermeinten, auf Gottes Geheiß entstehen lassen, um Frankreich zum katholischen Glauben zurückzuführen. Einer unter ihnen, der Pater Didon vom Dominikanerorden, der Rektor der Schule „Albert le Grand" hielt anläßlich der Preisverteilung, bei welcher der Generalissimus Jamont präsidierte, eine heftige, hochgelehrte Rede, in der er mit dem Eifer des heiligen Märtyrers Petrus und mit der Philosophie eines Thomas von Aquino die Gewalt aufrief gegen solche Leute, die schon deshalb schuldig wären, weil sie eine gewisse Gedankenrichtung, weil sie ihre eigene Meinung gehabt hätten, was nach der katholischen Lehre in der Tat in Glaubensangelegenheiten verdammenswert ist. Und was ist nicht alles Glaubensangelegenheit, seitdem der unfehlbare Papst sich über die Sitten wie über die Dogmen geäußert hat?

Er erklärte, daß die Regierung sich zum Mitschuldigen mache, wenn sie die Unordnung im Lande dulde. Er bedrohte alle, die die Armee angreifen würden, mit blutiger Vergeltung. Kurz, er proklamierte die Unterordnung der Zivilverwaltung unter die militärische Autorität und stellte damit den Arm der weltlichen Macht unter die Botmäßigkeit der Kirche.

Der Generalissimus der französischen Armeen hörte stillschweigend zu, wie der Mönch die Soldaten zur Empörung und zum Blutbad aufwiegelte.

Auch hier wurde wieder das weiße Kleid von Lacordaire ein Freibrief für die Theokratie unter dem Schutze von Frankreichs Schwert.

Henri Brisson blieb nicht lange an der Spitze. Er verdankte es nur seiner Energie, daß er lange genug blieb, um seine Pflicht zu erfüllen und die Revision des Prozesses von 1894 anzuordnen, die nach den Geständnissen und dem Selbstmord von Oberst Henry nötig geworden war.

Es fehlen mir die Worte, um das Ministerium Dupuy, das nun folgte, zu charakterisieren.

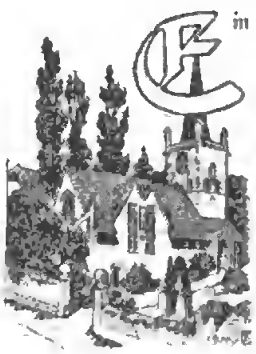
Das war Chaos, Zusammensturz und Vernichtung. Die Republik ging den Weg, wohin die Affäre sie zog.

Die Republikaner stellten weise Betrachtungen an und sahen, daß das Uebel, das plötzlich eine akute Wendung genommen hatte, ein schleichendes, tief wurzelndes, altes Uebel war. Sie fanden seinen Ursprung in dem Gesetz vom 5. März 1850. Obgleich es bereits größtenteils aufgehoben war, dauerte seine Wirkung fort. Sicherlich besaß dies Gesetz Falloux eine Eigenschaft, die Gesetze selten in diesem Maße haben, nämlich: Wirksamkeit. Um es zu schaffen, war es nötig gewesen, daß die damaligen Ultramontanen mit einer ganz außerordentlichen Voraussicht und besonderer Geschicklichkeit begabt gewesen waren, daß sie jenes Verständnis für Kontinuität und Dauerfähigkeit hatten, das man mehr als anderswo in der Politik der Kirche antrifft. Aber ohne die Hilfe ihrer Gegner, die nicht ausblieb, wären sie nie dahin gelangt. Die Liberalen standen ihnen bei, und es sollte nicht das letzte Mal sein. Die Liberalen sind wie alle Menschen der Furcht zugänglich.

Paris. Anatole France.

(Fortsetzung folgt.)

Die arme Toinette.



Ein schwüler Augustnachmittag. Ueber dem See von Le Bourget lag die Hitze wie eine greifbare, drückende Last. All seine schönen Farben, das leuchtende Blau der spiegelnden Flut, das schimmernde Rosenrot der Felsen, das zarte Violett und Lila der Felsenschatten, waren wie mit einem schweren Schleier verhangen. Nicht einmal durch das Schilf zog ein Lufthauch. Die Leisse selbst, der Bach, der tanzend, plätschernd, vom Hochgebirge von Savoyen durch das breite Tal zum See eilt, schien erschöpft und träger zu fließen. Auf den überschwemmten Wiesen standen die Wagen mit ihren Rädern, die großen schwer wiederkäuenden Ochsen bis über die Knie im Wasser. Die Männer hoben die schwimmenden Bündel des bräunlich-feuchten, dampfenden Grases mit ihren langen Gabelstöcken aus der sumpfigen Nässe herauf, sie auf die Wagen aufzuladen. Dabei sangen sie. Ein Lied, das zu der schwülen Trübe dieses Tages und zu meiner eigenen Stimmung wunderlich paßte. Es war eine lange, lange Ballade, zahllose Verse, von denen ich nur den Refrain deutlich verstand:

Trop tard!
Il est venu trop tard!
Pauvre Toinette . . . . .

Nach je zwei Verszeilen wiederholte sich diese Klage, dies trostlose zu spät, zu spät . . . . Mit bohrender, nagender Eintönigkeit immer wieder dasselbe: Zu spät! — Als hätte nicht jeder an seinem eigenen Reueleid, ob so manchen verfehlten Beginnens, genug zu tragen. Als ob man noch der Mahnung bedürfte, an die Kürze des Lebens zu denken. — Schließlich ertrug ich es nicht länger.

Digitized by Google

„So hört doch endlich auf. Warum singt Ihr das quälende Lied?“ rief ich einem Arbeiter zu, der mit dem Rechen über der Schulter von den Sumpfwiesen gerade auf den Straßendamm heraufstieg.

Der Mann sah mich einen Augenblick lang verständnislos an: — „Aber das ist doch das Lied von Toinette! Wir haben ja hier in Le Bourget die Kirchentoinon. Wenn Sie es nicht hören mögen . . . .“ Dazu eine spöttische Bewegung mit Arm und Hand, die mir die ganze Breite der Straße, Tal und See und Waldberge und Felsen zu meiner freien Verfügung anwies. Da er mit seinen langen Schritten gemächlich davonging, zuckte er noch ein paarmal mit den Schultern über die unbegreiflichen Launen der Fremden, denen so ein gutes Lied nicht gefällt. Und desto kräftiger stimmte er bald wieder den knarrenden, bohrenden, quälenden, monotonen Endvers an:

Trop tard!
Il est venu trop tard . . . .

Auf dem alten Brückchen blieb ich eine ganze Weile stehen, lehnte mich an das gewölbte Steingeländer und, zu den fernen Bergen talaufwärts schauend, wartete ich, bis der Mann so weit entfernt war, daß ich sein „Zu spät“ nicht mehr hörte. Ich hatte mir einmal vorgenommen, heute Le Bourget zu besuchen, in dessen Kirche sich mittelalterliche Steinskulpturen noch erhalten haben sollten. Also schritt ich nun auf den Ort zu. Eine breite, verstaubte Straße, steinerne Häuser, viel mehr kleinstädtisch traurig, als ländlich; zeigen doch überhaupt französische Dörfer oft eher den Charakter verkommener und verschlafener Städte, als den heiter idyllischen, den wir mit dem Begriffe verbinden. Das Wirtshaus am Ende dieser Straße nannte sich großstädtisch: „Hôtel du Lac“, obwohl es im Erdgeschoß nur aus einem einzigen Raum, Gaststube und Küche zugleich, bestand. Wenn man durch diese hindurchging, stand man aber auf einer Steinterrasse, die dem elegantesten Hotel nicht zur Unzierde gereicht haben würde. An der Brüstung rankten sich gelbe, schwülduftende Rosen herauf. Unten wuchsen graugrüne Oliven und darüber hinaus lag der See, in seine Nebeldünste, wie schlafend, gehüllt, daß man nicht unterschied, wo er enden mochte, wo sich am fernen Horizont das Wasser und der Himmel trennten. Eine wundersam sehnsüchtige, sanfte Trauer schien über der stillen Flut zu ruhen.

Die Wirtin deckte ein blauweißes Tuch über die Hälfte des groben Holztisches und brachte mir Tee. Für spazierenfahrende Badegäste von Aix-les-Bains und für Automobilisten, die hier nach dem Ausflug zum Col du Chat zu rasten pflegten, habe sie das Getränk so kochen gelernt, wie es die vornehmen Leute liebten, erzählte sie mir. Und sie stellte mir die mit ländlich-bunten Blumen bemalte Fayencetasse hin und dazu englische Biscuits und eine Schale mit blauen Trauben. Es freute sie, als ich die zierliche Mahlzeit lobte. Sie lehnte sich an die Brüstung der Terrasse, um mir höflich Gesellschaft zu leisten, indessen ich trank.

„Nicht wahr, es läßt sich ganz gut hier wohnen?“ sagte sie. „Und es geht uns auch gut und wir haben zu tun. Aber wenn ich an die denke, die vorher die Wirtschaft hatte . . . .“

„Der ist's nicht so gut ergangen?“ fragte ich. Sie sprach das angelernte Französisch der Savoyardin so zierlich korrekt und ihr ruhiges Plaudern klang mit dem Frieden der sanftgrauen Seelandschaft in einen so harmonischen Akkord zusammen, daß ich mir gern etwas von ihr erzählen ließ.

„Nein“, seufzte sie, „ihr nicht. Damals fuhren noch nicht so viele Fremde hier vorüber, zu verdienen gab es wenig. Der Mann trank, die großen Stiefsöhne vertaten das Geld, ihre eigenen Kleinen starben. Und als nun der Mann auch starb, da waren von dem schönen Besitz der Armen nichts als Schulden geblieben, — wir kauften das Wirtshaus den Gläubigern ab —, sie konnte es doch nicht weiter führen, denn sie hatte sich ihre Augen blind geweint. — Ja, für die ist alles zu spät gekommen.“

Zu spät — sollte das böse Wort denn heute mich immer und immer wieder verfolgen? Ich hatte der trüben Erzählung der Wirtin bis dahin nur mit halbem Ohr zugehört, saß da, stützte den Kopf in die Hand und atmete die stille Wehmut des schlummernden Sees. Aber bei den Worten fuhr ich in die Höhe. Denn in demselben Augenblick klang vom offenen Fenster Klavierspiel herunter: Trop tard, trop tard! — der Gassenhauer von vorhin.

„Ja“, sagte sie, „das ist das alte Lied. Man hört's überall. Nur singen sie in den übrigen Departements einen andern Namen zum Schluß, meist Jeannette. Hier haben wir es Toinette genannt, weil es auf die paßt. Denken Sie nur — der Pariser Musikus, der da oben bei uns das Zimmer gemietet hat, der wollte es zuerst nicht hören, es sei unausstehlich, sagte er immer. Und nun spielt er die Melodie den ganzen Tag und will sie in seine nächste Oper bringen und die Toinon auch und die Kutsche mit den vier Schimmeln, die kam, sie zu holen — — — — —“

Ich zahlte der Wirtin rasch, um das Lied nicht noch länger zu hören und kehrte den Weg durch's Dorf zurück.

Die Kirche mit den gotbischen Strebepfeilern außen rings um den Chor herum, hatte ich bei meinem Kommen schon zur Linken gesehen. Nun ging ich dorthin die Dorfstraße entlang, in der es jetzt noch heißer war, als vor einer halben Stunde. Kein Lufthauch regte sich, kein Mensch kam des Weges, kein Tier. Nur der Staub stieg in kleinen Wirbeln mit meinen Schritten auf. Gegenüber dem mit weißer, niedriger Steinmauer umfriedeten Kirchhof lag ein breites, rotes Haus, etwas von den andern entfernt, verfallen, düster, und ein paar hohe Pappeln standen so dicht vor den kleinen Fenstern, daß man sie schwerlich öffnen konnte. Daß Menschen in solcher Dumpfheit wohnten, das wollte mir selber das Luftholen heute noch mühsamer machen. Rasch stieß ich die schwere Kirchentür auf. Da drinnen war's kühl. Die feuchte, nie durchsonnte Luft uralter Räume, von Kalk und Moderduft erfüllt, schlug mir entgegen. Durch ein altes, gemaltes Fenster fiel Licht herein, an der Wand lehnte eine holzgeschnitzte gothische Türfüllung. Langsam schritt ich durch den Mittelgang zwischen den Bänken auf den Altar zu. Die hölzernen Schranken davor schienen mir auch noch echt und alt. Ich bückte mich, sie genauer zu sehen.

Da hörte ich Tritte. Von einer Seitenkapelle, in der sie gekniet haben mochte, kam eine alte, kleine Frau. — So, eine Kirchenbettlerin, die gibt's also hier auch, dachte ich. Sie bettelte aber nicht. Sie knixte und ohne mir ins Gesicht zu sehen, ging sie zu den Altarschranken und öffnete sie. Die wären noch aus dem vierzehnten Jahrhundert, erklärte sie dabei mit einer gänzlich klanglosen Stimme. Ich wollte sie fortschicken, ihr sagen, daß ich keines Fremdenführers hier bedürfe. Aber sie ließ mir nicht Zeit dazu. Mit einem langen, weißen Stock, der an der Wand gelehnt hatte, wies sie mir die Steinreliefs, die in halber Höhe hinter dem Altar rings in der Absis angebracht waren.

„Mit der Verkündigung fangen sie an und gehen bis zur Kreuzabnahme in einer Reihe. Da in der Mitte sind alle Apostel. Die Platte darüber stellt Maria im Sarge dar. N'est-ce pas que c'est beau? C'est bien beau!“ wiederholte sie ein paarmal. „Man sieht auch die Farbspuren noch an den Mänteln der Apostel besonders. Bemerken Sie dort den heiligen Thomas? bemerken Sie ihn auch genau? Mit welcher Angst er seine zwei Finger in die Wunde unseres Herrn legt und zittert vor Ehrfurcht und muß nun glauben. Nicht wahr, das ist schön? — n'est-ce pas que c'est beau? Sie sehen es doch? —“

Ich sah es freilich. Aber in einer wunderlichen, herzbedrückenden Beklemmung heftete ich meine Augen viel mehr auf den weißen Holzstab, der mir die Bildwerke weisen wollte, als auf die Steinskulpturen selbst. Der Stock wies falsch. Während meine Führerin vom ungläubigen Thomas sprach,

Digitized by Google

deutete er auf die knieende Magdalena unter dem Kreuz. Und als sie die Kreuzigungsgruppe erklärte, irrte die Spitze ihres Stockes irgendwo an der Wand der Chornische umher, wo überhaupt kein Relief mehr war.

Ich sah mir die kleine Alte näher an. Sie trug zu ihrer dürftigen Kleidung einen schwarzen, glockenförmigen Strohhut, unter dessen Schatten man kaum das vertrocknete Gesichtchen mit den blutlosen Lippen erkannte. Wie die faltigen Augenlider halbgeschlossen über blicklosen Augen lagen, das sah ich erst jetzt.

„Nicht wahr, nicht wahr, die Steinskulpturen sind doch herrlich?" fragte die Alte.

„Sie sind blind!" rief ich unwillkürlich.

Da senkte das arme Weib den Kopf, als ob sie sich ihres Gebrechens schäme.

„Und wie kommt's, daß man gerade Sie zur Kirchenführerin gemacht hat?"

„Ja", sagte sie mit einem Lächeln, „das kam so. Ich war doch immer hier in der Kirche. Ich warte hier nämlich auf Jean-Marie, gewiß, gewiß, der kehrt noch einmal wieder. Kamen nun Fremde, so sagte ich ihnen, wo die Kunstwerke sind, ich wußte es ja doch noch. Und so allmählich — was hätte ich auch sonst tun sollen? Sie begreifen, ich verdiene mir damit ein wenig — ich bin nämlich nicht reich — je ne suis pas bien riche . . . ."

Wie sie das sagte mit dem bescheidenen Gesicht, mit einem Ton, als müsse sie selber die Verbindung des Wortes reich mit ihrer Armseligkeit belächeln, — es war etwas an dem kleinen Weiblein, das nur ans Herz griff.

Sie wußte nichts von meiner Rührung. Eifrig bestrebt, mir alles zu zeigen, lehnte sie ihren langen Holzstab wieder an die Wand und trippelte mit raschen Schritten voraus in eine Seitenkapelle. „Von hier geht's hinunter in die Krypta", erklärte sie mir, „hier links die Treppe. Und unten ist's dunkel. Ich zünde ein Licht an, Sie sollen nicht fallen. Aber den Stein, den alten Denkstein müssen Sie sehen."

Dabei hatte sie schon ein kurzes Stümpfchen Wachslicht und eine Schachtel Zündhölzer aus einer Mauernische geholt. Sie rieb das eine an und hielt es an ihre Kerze.

„Brennt sie?" fragte sie mit gespanntem Gesicht.

Nein, die Kerze brannte nicht, beim zweiten und beim drittenmal ebensowenig. Die französischen Regiezündhölzer schienen feucht geworden. Und mir war es, zumal in meiner heutigen Stimmung, ganz unerträglich, dabei zu stehn, wie das blinde Weiblein sich mühte, um mir Sehendem Licht zu schaffen.

„Lassen Sie es nur," sagte ich, „ich kann den Stein noch ein andermal studieren."

Sie aber, ganz Eifer, ergriff einen Schemel und lief mit ihrem Wachsendchen in die Kirche, zu der ewigen Lampe, die an langer Kette herunterhing.

Die rote Glasampel schwankte ein wenig, da sie daran stieß — das schwache Flämmchen ihnen verlöschte. Und die Aermste hielt ihre Kerze in das Glas hinein, sie an dem Licht, das nicht mehr brannte, anzuzünden.

„Kommen Sie," rief ich rasch, „ich will nicht . . . . ich will jetzt nicht, ich . . . . nein, ich habe keine Zeit mehr."

Gehorsam kletterte sie von dem Holzschemel wieder herunter und trug ihn beiseite. Es sei zu schade, klagte sie, während sie mich durch den Mittelgang zur Tür zurück begleitete, daß ich den Denkstein nicht sehen wolle. Er sei sehr alt und höchst merkwürdig und dem Gott Mercur gewidmet. „Mercurio Augusto Sacrum, Titus Terentius Catullus, Votum Solvit loco memoriae — ja, das steht darauf, gewiß, das steht da", sagte sie und wiederholte die Inschrift nur zweimal, die lateinischen Worte so deutlich wie nur möglich aussprechend, damit ich sie mir gut merken solle.

Am Kirchenportal gab ich ihr ein Trinkgeld. „Ach!" sagte sie nur und kurte dankbar — „ach!" Und dann mit ihrem herzzerreißend blassen, bescheidenen Blindenlächeln: „Man kommt doch nicht immer zu spät zu allem. Denken Sie nur, ich hatte schon vorhin nach Hause gehen wollen. Wenn ich nun gegangen wäre, und hätte Sie nicht führen können!"

„Arme Frau! Sie sind die Toinon?"

„Ja", sagte sie leise, „ja, die bin ich, die, von der man das Lied singt: zu spät!" Und dann eifriger: „Aber es darf nicht weiter so gehen. Was mir damals geschah, das war ja verdient, das war meine Strafe. Zum zweitenmal will ich wachen und warten und warten und warten und will am Platze sein, wenn er kommt . . . . . ."

„Ich begleite Sie nach Hause", sagte ich, „und auf dem Weg erzählen Sie mir von Ihrem Leben."

Wieder zog das bescheidene Lächeln über ihr armes, blasses Gesichtchen. „Erzählen läßt sich das in ein paar Worten und die will ich Ihnen lieber hier als auf dem kurzen Wege sagen. — Ich wohne nämlich dort. —" Wir standen schon unter dem Kirchenportal, und sie wies mit der Hand auf das Gebäude gegenüber, das durch sein verwahrlostes Aeußere mir vorhin schon aufgefallen war. — „Es ist das Armenhaus. Und ich bin auch darin geboren, ich kenne es gut. Jean-Marie war mein Spielgefährte. Ich sagte ihm damals: Ich mag nicht arm sein. Ja, wenn Du mit einem schönen Wagen mit vier weißen Schimmeln kämst, dann würde ich wohl gern Deine Frau. Bis es soweit ist, will ich aber lieber einen Dienst nehmen, und selbst Geld verdienen. Da ging er fort, und ich trat als Magd ein, bei dem Bauern, dem damals noch das Wirtshaus gehörte, das Hôtel du Lac, wie es heute heißt, Sie wissen wohl, das mit der Terrasse. Nun, es ging mit dem Wirt schon bergab. Seine Frau hatte lange krank gelegen. Als sie starb, da fragte er mich, ob ich an ihrer Statt mit ihm wirtschaften wolle — er wüßte ja, ich wäre fleißig, ich brächte wohl den Hausstand wieder in die Höhe. Der Herr Pfarrer redete zu, ich täte ein gutes Werk an dem Wirt. Die Nachbarn neckten mich, weil ich mich besann, ob ich denn auf einen Prinzen warte? Jean-Marie war fort — seit bald acht Jahren. Und keiner wußte, wie es ihm draußen gehen mochte: ob gut, ob schlecht. So sagte ich denn ja. Nach der Trauung, als wir hier aus der Kirche ins Freie traten, und wollten an dem Armenhaus, meinem Geburtshaus, vorüber, im Zuge durch das ganze Dorf, da kommt die Straße von rechts her ein Wagen — ich höre das Trappeln von den vielen, raschen Hufen noch jetzt — auf der Brücke über die Lesse. — — — Und es war Jean-Marie. Und er hatte vier Schimmel vorgespannt, so wie ich es im Scherz gefordert. Er wollte mich holen! — — — —"

Die Frau erzählte das mit der gleichen tonlosen, etwas zitternden Stimme, mit der sie vorhin mir die lange lateinische Inschrift hergesagt hatte. Ich fragte nichts weiter, ich wußte ja von der Wirtin schon alles.

So standen wir eine Weile und schwiegen. — Die Luft war still. Der Abend sank. Und mir tat das Herz weh. —

„Aber er kommt noch einmal wieder," rief die Alte. „Sie müssen wissen, er hat nur geflucht, als er sah, daß ich nicht auf ihn gewartet, sondern den Wirt genommen hatte. Es solle mir schlecht gehen, grundschlecht, rief er. Und wenn er dann durch Le Bourget führe, er würde mir kein Almosen geben. Denken Sie doch — es ist ganz genau so gekommen, wie er es mir wünschte. Ich bin so elend, blind und arm. Nun muß doch gewiß auch das andere eintreffen. Denn so ein Gelübde, das erfüllt man. Wissen Sie nicht, was die Worte heißen, die ich Ihnen vorher sagte? Der Herr Diakon hat sie mir übersetzt: Votum solvit — er hielt sein Gelübde. Sogar der alte Heide, Titus Terentius, der vor vieltausend Jahren lebte, er setzte den Denkstein, weil er es gelobt hatte. Und Jean-Marie ist ein so guter, frommer Christ. Er kommt gewiß. Geht er dann in die Kirche, so trete ich vor, so frage ich, ob ich ihm die Kunstwerke zeigen darf . . . . Und wenn er mir kein Almosen reicht — er darf's ja nicht, er hat es geschworen — ich will doch froh sein, wenn er nur da ist, wenn ich nur einmal seine

Digitized by Google

Stimme noch hören kann . . . . . Daß er nur bald kommt!" flüsterte die arme Blinde. —

Sie faltete ihre gelbknöchernen Hände um den Rosenkranz, den sie trug: „Guten Abend, ich muß noch beten, daß er recht bald kommt! Nur nicht, nur nicht wieder zu spät — — — — wenn ich ihn nicht einmal mehr höre . . . . . Guten Abend" — sagte sie nochmals. Und sie knixte und kehrte in ihre Kirche zurück.

Ob er wohl je kommt? mußte ich denken.

Ich ging. Auf dem Wege fuhr ein hochbeladener Heuwagen mir entgegen. Die schweren Ochsen stapften dröhnend über die gewölbte Brücke. Mit dem dunkelnden Abendnebel, der vom See in die Talweite zog, wanderte der weiche Heugeruch und erfüllte die Luft mit seinen würzigen Düften. Hinter dem breiten Rücken der Berge sah man die goldene Scheibe des Mondes langsam, langsam höher steigen. Und da der Wagen schwer an mir vorüberschwankte, hörte ich die Schnitter, die da oben auf den hochgetürmten Schwaden ausgestreckt lagen, eintönig singen:

Trop tard,
Il est venu trop tard,
— Pauvre Toinette!

Hamburg. Adalbert Meinhardt.

Lebende und Erlebende.

Der dänische Dichter Karl Larsen, dessen Eheroman „Was siehst Du aber den Splitter" ich im vorigen Jahre in der „Nation" besprach, hat kürzlich einen neuen Roman in deutscher Sprache erscheinen lassen: „Sechzehn Jahre"*). Es ist die leise, anmutig ironisierende Erzählung von einem jungen Kinde, das in verstaubten Verhältnissen emporwächst. Die Mutter trauert beständig mit Bitterkeit dem lustigen Manne nach, der ihr mit irgend einer Anderen nach Amerika durchging, nachdem er, der ehemalige flotte Leutnant, Vermögen und Geschäft verschwendet hat. Neben ihr vegetiert in sentimentaler Erinnerung und häuslicher Pflichttreue die älteste Tochter Luise, über deren Bett das Bild eines an Schwindsucht gestorbenen, bäuerlichen Dorfassessors hängt, mit dem sie heimlich verlobt war. Beate, die schöne Jüngste, die dem Vater ähnelt, wird lange in Unwissenheit über die Schuld des Vaters erhalten. Man erlügt eine romantische Szene auf dem Ozean, bei der er ums Leben gekommen sei. Endlich erfährt sie die Wahrheit durch einen alten Kriegskameraden des Vaters, der seine begeisterte Verehrung für den tapfern, lustigen Vorgesetzten nun auf die Tochter überträgt und sie in sein Haus nach Kopenhagen einlädt. Mit der Absicht, sich „natürlich auch daneben ein wenig zu amüsieren, aber doch in erster Linie zu lernen, um sich zu entwickeln" reist das kleine, ernsthafte Frauenzimmer nach Kopenhagen, schreibt täglich einen Brief an Mutter und Schwester, geht fleißig in ihr Seminar, macht sich im Hause bei der strengen Tante Flora nützlich, belacht die derben, gutmütigen Witze Herrn Petersens und verliebt sich heftig in den schönfrisierten Neffen, den Assessor Erik, der im Hause wohnt. Ganz nur in ihr selber spielt sich dieses, ihr großes Erlebnis ab, mit allen seinen sechzehnjährigen Wonnen und Schmerzen; denn Erik „Der Friseurkopf", wie ihn die realistische, gesunde Frau Krarup getauft hat, geht hin und verlobt sich, nachdem er die arme, kleine Beate ahnungslos zu seiner Vertrauten gemacht hat. Ganz gebrochen, wie das kleine Ding meint, will sie eiligst nach Hause zurückreisen, um dort neben Mutter und Schwester das Leben der Verlassenen zu leben, geradeso wie jene; ihre Erinnerungen um sich herumzubauen, wie Wände, die die Wirklichkeit abscheiden, — da findet sie in der robusten Frau Krarup, die sie auf Reisen mitnimmt, die Retterin.

„Da sitzen sie (Luise) und die Mutter nun nebeneinander, wie Katzen auf einer Speckseite. Und dahin würden sie Dich nun auch gebracht haben; das hätte ihnen gepaßt. Unglückliche Liebe in Tripptrapp-Holzschuhen. Zuerst die Alte, die hat doch auf alle Fälle einen Mann gehabt und ein paar Gören in die Welt gesetzt, dann Luise, die kurz davor war ihr Bauernwunder zu bekommen, und als letzte Erwerbung des Etablissements du, du kleines, süßes Tierchen, das in Herrn Eriks Person einen schönen Traum begraben hast." Und Beate läßt sich heilen von ihrem unbekömmlichen, lebensfeindlichen Idealismus, sie wird „im Laufe der Zeit ein ganz brilliantes Frauenzimmer werden".

Das Buch ist wieder in der delikaten, ruhig wählenden Art geschrieben, die Larsen auszeichnet. Kein direktes, persönliches Wort, das die eigene Meinung des Dichters vermitteln soll; alles spielt sich nach einigen gelassenen, objektiven Introduktionen im Geiste der Sechzehnjährigen ab. Dadurch gewinnt der unbedeutendste Vorgang die Intensität des Selbsterlebten. Und es liegt wieder jener eigene Reiz von naiver Hilflosigkeit über dem Mädchen, den alle Gestalten Larsens haben. Alle sie, die mit ihren Idealen — das heißt also ihren vorgefaßten rosa Meinungen wie in „Sechzehn Jahr", oder ihren festen Bürgertugendbegriffen, wie in den „Spießbürgern"*) oder mit ihrem verletzlichen Künstlertum, wie im letztbesprochenen Eheroman**) und in dem interessanten „Doktor X"***) dem realen Leben gegenüberstehen.

Die kleine Sechzehnjährige, die ihren lieben, schönen Schmerz tapfer beiseite legt, um zu leben, ist nur eine aus der Reihe aller der anderen, — Künstlernaturen könnte man sie zusammenfassend nennen, die e r leben, anstatt ganz einfach zu leben; nur eine unter allen, von denen es heißt: „Ich liebe die, die nicht zu leben wissen."

Und mit jener feinen, ein wenig schmerzlichen Ironie ist das gezeigt, die andeutet, daß der Verfasser selber wohl gelegentlich in jenen stummen und schüchternen Kampf hineingerissen wurde, den unablässig die Erlebenden gegen die Lebenden kämpfen müssen; aber auch jene „Schwäche für sein Gegenspiel" ist vorhanden, von der Thomas Mann einmal in einem Aufsatz redet, jene kleine, perverse Liebhaberei für die Gemeinheit und das Leben.

In den „Spießbürgern", jenem allerfeinsten Detailgemälde bürgerlicher Empfindsamkeit, vertritt der weinfröhliche Herr Redstedt das unbekümmerte Leben, neben dem die sanfte, kleine Frauenseele geistig hindarbt, ohne es selbst zu ahnen. Die Figur dieses Redstedt ist eine Prachtleistung. So hörbar lärmend jedes Wort, das er in die gemütvolle, säuberliche Sonntagsstille hineinspricht, in der seine Frau und sein Mieter in seiner Abwesenheit gelebt haben! Beim ersten Wort kennt man ihn, seine ordinäre Sieghaftigkeit, seinen gewohnheitsmäßigen Kneipenhumor, seinen liebenswürdigen, tauben Egoismus, den ganzen gutmütigen und alltäglichen Lebemann. Er renommiert mit dem Erbsilber seiner Frau, die er ein bißchen betrügt mit einer Witwe, borgt sich Geld von dem getreuen, stillen Verehrer seiner Frau, um diese Sache zu arrangieren, und sitzt immerfort glänzend und lärmend im schönsten Rechte da, während die beiden, deren einziger Liebesverkehr darin besteht, daß sie aus derselben Zeitung gemeinschaftlich den Roman unter dem Strich lesen, ihre bedrückte Innigkeit vor sich selber verbergen wie ein Unrecht.

*) Albert Langen, München.

*) Albert Langen, München 1901.

**) „Was siehst Du aber den Splitter", Axel Junker. Berlin, Stuttgart 1903.

***) Schuster & Löffler, Berlin, Leipzig 1898.

Digitized by Google

In „Doktor X“ hat sich das Thema zu dem Begriff zugespitzt, zu der Klage muß man fast sagen, daß die Kunst das Lebensfeindliche an sich ist; eine Lebensgefahr nennt er sie geradezu. Der Held des Buches „rückt sich das Leben etwas mehr auf Abstand“ und verliert dabei das Leben selbst. Ebenso tut es die lebensvolle, junge Kopenhagnerin, die sich in ihrer endlich ehrlich gefühlten Liebe beiseite geschoben, zur Künstlerin macht, während der ebenfalls ins Land der Kunst Entflohene ästhetisch auskostet, daß der plumpe Tag, die Wirklichkeit, ihnen nicht das feine, schöne Jugendverhältnis vergröbern durfte. Und Doktor X, dieser wissend lächelnde Mephisto hat wieder einmal ein paar Leute vom Leben weg ins Erleben, ins Anschauen, Erkennen und Gestaltenwollen, in das Reich der Kunst hineingezerrt.

Arne Garborg gibt eine Einleitung zu dem Roman, in der er sagt: „Wie ein Seufzer steigt es aus diesem Buch: Wir leben nicht mehr, wir machen nur Kunst, höhlen das Leben durch Kunst aus, entmarken uns durch die ästhetische Selbstbespiegelung. Und er meint, gerade in Dänemark, dem Kunstlande, sei es natürlich, daß solche Seufzer aufstiegen. Und als das Buch in Deutschland erschien, gab ihm Brausewetter eine Vorrede, in der er schrieb, es sei fraglich, ob sich in Deutschland für eine so künstlerische Individualität Interesse finden lasse?

Das war im Jahre 1898. Seitdem ist auch Deutschland ein Kunstland geworden, in dem der Seufzer emporsteigt: „Wir leben nicht mehr, wir machen nur Kunst“. Mit jener Klage ist das Problem „Künstler“ — und zu dieser Kategorie rechne ich eben alle die Helden der Larsenschen Bücher, auch die Pedanten und Eingehegten, die einem noch so belächelnswerten Ideal zuliebe auf das lebendige Leben verzichten — in eine neue Bewußtseinsphase gerückt. Lange Zeit kannte man keinen anderen Konflikt als den, welchen die weiche Künstlerseele im Kampf mit den äußeren harten Realitäten zu erdulden hatte — „Künstlers Erdenwallen“. Später kam es auf, anstatt dem Märtyrer Bewunderung zu zollen, den Künstler sich als lebensfeindlich vorzustellen, als den Mann, dem alles nur Modell ist, der keiner wahren, unreflektierten Regung fähig sei. Oder man schilderte die unerträglichen Fanatiker, die mit der idealen Forderung alle friedliche Dumpfheit in Brand setzen, die „Alles oder nichts“-Männer, an denen die Mitmenschen zerschellen.

Immer aber waren es die anderen, die an der Lebensfeindschaft der Künstlernaturen litten.

Heute ist es wieder der Künstler selbst, der leidet. Er, der jene Schwäche für sein Gegenspiel in der Brust trägt, jene „kleine perverse Liebhaberei für die Gemeinheit und das Leben“, wie Thomas Mann sagt. Und Thomas Mann vor allen ist es, der in Deutschland diese Klage anstimmt. Immer wieder. In allen seinen Werken. Sie ist der immer wiederkehrende Grundton, der bald anklagend, bald ironisch, bald in müder Resignation erklingt! Das Leben hat recht. Was sind wir für Toren?

Man braucht nur seinen neuen Novellenband*) anzusehen, die er mit dem Namen seiner zweiten Novelle „Tristan“ betitelt, um das zu verstehen.

Ein solcher Sammelband, der die unwillkürlichen Beichten verschiedenster Zeiten zusammenfaßt, spricht Biographien.

„Ihr mit den blitzblauen Augen“, ruft der wütende Gerechtigkeitsidealist, Lobegott Piepsam, der Trunkenbold, der eine fressende geheime Mißachtung seiner selbst in seinem zerrütteten, aufgeschwemmten Körper mit sich herumträgt, jene Mißachtung, ach, an der wir alle leiden, wir, die erleben, anstatt einfach zu leben!

Er ist nur ein armer, verkommener Trinker, der Lobegott Piepsam; aber als das Leben mit den blitzblauen Augen auf raschem Fahrrade an ihm vorüberflitzt, übermütig, auf verbotenem Wege vorbei an ihm, der mühselig und sich selbst mißachtend auf staubigem Wege geht — da fließt ihm der Zorn über. Ein ohnmächtiger, lächerlicher Zorn, an dem er stirbt.

In der Novelle „Tristan“ vertritt Herr Klöterjahn den respektierten Standpunkt, das heißt, das Leben.

Herr Klöterjahn, Großkaufmann sowie Eigentümer einer zarten, kränklichen Frau und eines derben kleinen Buben. Ihm gegenüber steht der Schriftsteller Spinell, der Unbekannten lange Anklagebriefe schreibt; sich in Dinge mischt, die ihn nichts angehen; für Wagnermelodien schwärmt und in jeder Beziehung ein „reizbares und unnützliches Geschöpf ist“, wie Thomas Mann sich einmal ausdrückt.

Spinell selber gesteht Klöterjahns zarter, musikalischer Gattin, daß er und seinesgleichen sich als unnütze Geschöpfe fühlen, die sich am Bewußtsein eben dieser Unnützlichkeit wund und krank schleppen. „Wir hassen das Nützliche, wir wissen, daß es gemein und unschön ist. . .“

Und dieser fulminante strafepistelnschreibende Herr Spinell läuft denn auch, wie auf der Flucht davon vor dem kleinen, dicken Klöterjahn junior, der seinen zahnlosen, rosigen Mund weit aufreißt vor Vergnügen und jauchzt, jauchzt; er, der seiner sterbenden Mutter die Kraft gestohlen hat.

Am deutlichsten aber und ausführlichsten ist diese verachtungsvolle Bewunderung des Erlebenden für die Lebenden in Tonio Kröger ausgesprochen.

Als Kind beneidet er seinen Kameraden, der so blaue Augen hat und in so glücklicher Ordnung und Gemeinschaft mit aller Welt lebt, der stets auf eine wohlanständige und allgemeinrespektierte Weise beschäftigt ist, mit Reitstunde oder Schwimmen oder Laubsägen, während Tonio Kröger unter dem ausländischen Namen Conio leidet, dunkle Augen hat und Verse macht. Aber zugleich wünscht er glühend den Freund dazu zu bekehren, daß er Karlos schön finde und gerührt sei über Don Philipp.

In wahrhaft meisterlicher Prägnanz ist der gleiche Gegensatz zwischen den respektierten Durchschnittlern und dem hilflos an sich selber leidenden Einsamen in „Gladius Dei“ dargestellt, dem allerbesten Stück der feinen Sammlung. Wie da das in sinnlicher Kunst leuchtende München geschildert ist! Dazu der Mönch Hieronymus, eine Art Savonarola, der zitternd vor Abscheu, tief verwundet durch das weltliche, sinnliche Madonnenbild im Schaufenster von Herrn Rosenblüths Schönheitshandlung immer wieder mit zitternden Lippen sein flehendes, hilfloses und leidendes „Verbrennen Sie!“ wiederholt. Und zuletzt, da er, der körperlich Unmächtige der fürchterlichen Rüstigkeit des herbeigerufenen Hausdieners weichen muß — daniedergesunken auf die steinerne Hausschwelle —, findet er Trost in der Phantasie eines mächtigen Brandes, der auf sein Geheiß, all diese frechen Zeugnisse des gemeinen Lebens, zu einem einzigen, großen Scheiterhaufen getürmt, vernichtete.

Auch er hat sich „in Abstand gesetzt vom Leben“, wie die Larsenschen Helden es taten, um nicht ganz zu erliegen vor dem brutalen Sieger, dem gemeinen, dem respektierten Leben, gegen das ewig und immer die künstlerischen Erleber ihren verzweifelten Kampf zu kämpfen haben.

Anselm Heine.

*) „Tristan“. S. Fischer, Berlin.

Aithra.

Niemals hat ein Mädchen seinen Namen mit mehr Recht getragen als die Tochter des Spartaners Leontes, genannt Aithra, die Heitere. Wie sie, begleitet von ihren Mägden, aus dem Tempel der Aphrodite trat und von der hohen Treppe über die Vorstadt wegblickte, da war es, als ob die blühenden Wellen des Flusses und die farbigen Blumenbüschel, die an seinen Ufern aufleuch-

Digitized by Google

teten, von ihren lachenden Augen entzündet würden. Kein Wunder, daß die Jünglinge, die eine vornehme und reiche Braut suchten, ihr verlangend nachschauten, wenn sie durch die Straßen ging. Am Fuße der Tempeltreppe stand ein junger Mann, von welchem in der letzten Zeit am meisten geredet war.

Während des langen Krieges gegen die Messenier waren alle wehrhaften Männer im Felde gewesen. Die zurückgebliebenen Spartanerinnen hatten sich mit den abhängigen Männern getröstet, die den Haushalt führten und das Feld bestellten, und so war eine große Schar junger Leute herangewachsen, die keine vollberechtigten Spartaner waren und sich doch etwas Besseres dünkten als die Hörigen, von denen sie abstammten. Man nannte sie Parthenier, Jungfernkinder. Als der Krieg beendet war, beschloß man, daß diese alle auswandern und eine Kolonie im fernen Westen gründen sollten. Als ihren Führer aber wählten sich die jungen Leute den Phalantos, der durch Tapferkeit und klugen Rat ihr Vertrauen gewonnen.

Dieser hatte das schöne Mädchen aus dem Tempel treten sehen. Er hielt seine Schritte an, und als sie die Treppe herabgestiegen war, blickte er sie an und sie ihn, lange und fest, mit einem Blicke, der im Süden alles sagt und für das Leben bindet. — Als das Mädchen einige Schritte weiter gegangen war, senkte sie das Köpfchen und flüsterte: „O goldene Aphrodite!" Phalantos aber schritt erhobenen Hauptes weiter, sah empor zum strahlenden Himmelszelt und sprach das altspartanische Gebet: „Zu dem Guten das Schöne!"

Nach wenig Wochen gingen die Schiffe der Kolonisten in See. Niemand ahnte, daß die Barke des Führers in der Nacht zurückruderte und bei dem Landgut des Leontes anlegte. Dort kam Aithra mit ihren Mägden, die kostbare Teppiche und Schmucksachen trugen, und stieg an Bord. Die Segel wurden aufgesetzt, und wie die Wogen am Bug aufrauschten, stand Phalantos mit der Geliebten auf dem Vorderdeck. Er hatte den Arm um ihre Schulter gelegt und fragte ernst: „Wirst Du auch nicht nach Vater und Mutter und nach der lieben Heimat verlangen?" Sie aber sagte lächelnd: „Du bist nur Vater und Mutter, und wo Du bist, ist meine Heimat. Doch sage mir, wohin wir fahren!" — „Im Westen liegt ein großes Land voll waldiger Berge und fruchtbarer Ebenen, das heißt Italia. Doch wo wir landen werden, wissen die Götter, denn als ich Apollo in seinem Heiligtum zu Delphi fragte, wo wir uns niederlassen sollten, antwortete er: ‚Dort, wo es aus heiterem Himmel regnen wird.' Ein dunkler Spruch! Niemand hat ihn mir deuten können." — „Die Sprüche der Pythia", sagte Aithra, „versteht man immer erst, wenn sie in Erfüllung gegangen." — Phalantos aber sah besorgt in die Ferne.

Aphrodite sandte guten Fahrwind, und bald war die Küste Italiens erreicht. Aber dort fand sich weit und breit kein günstiger Ort für eine Ansiedelung. Vergebens wartete man auf das Zeichen, das Apollo verheißen hatte. Die mitgebrachten Nahrungsmittel waren aufgezehrt, der Wein erschöpft und die Barbaren schützten wachsam ihre Herden. Immer sorgenvoller blickten die Männer, nur Aithra behielt ihr fröhliches Lachen. Eines Tages war Phalantos ans Land gegangen, um Vieh zu rauben, und wurde von den Gefährten mit einer tiefen Wunde in der Schulter zurückgebracht. Aithra kniete neben dem Ermatteten und sagte: „Welch schöne glatte Wunde!" Dann wusch und salbte sie die Wunde und verband sie mit geschickter, leichter Hand. Bald hatte sich der Held wieder gekräftigt. Da kam ein neues Unglück. Ein furchtbarer Sturm aus Norden trieb die Schiffe, die sich nur mit Mühe zusammenhielten, bis an die lybische Küste. Als sie gegen Abend auf den Strand liefen, fanden sie ein reiches Land und in der Nähe ein Schloß mit stolzen Türmen. Ehe die Eingeborenen sie bemerkten, überfielen sie das Schloß und brachten die Beute auf die Schiffe: kostbare Geräte, Fleisch, Wein und Brot, dazu die Königstochter mit zwei Dienerinnen. Am anderen Morgen ging Aithra zum Vorderdeck und Phalantos folgte ihr. Da sah er die Gefangene auf einem Löwenfell sitzend. Sie hatte eine glänzende, hellgelbe Haut, mandelförmige Augen und schwarze, künstlich gelockte Haare und war von den Dienerinnen, die einen Sonnenschirm über sie hielten, geschmückt mit goldenen Armspangen und einem Halsband, dessen Ketten auf den schönen Busen fielen. Phalantos ergrimmte, als er es sah, denn es schickte sich nicht, daß die Sklavin wie eine Prinzessin behandelt wurde, und er fürchtete die Eifersucht Aithras. Ein junger Gefährte rief halblaut: „Welch schöne Bettgenossin für Phalantos!" Aithra aber warf nur einen schnellen Blick auf die Fremde und ging zum Bugsprit. Als er neben sie trat, sagte sie, fröhlich wie immer: „Siehst Du die Möve dort heran kommen?" — Wieder ärgerte er sich über ihren Gleichmut, daß sie auch nicht ein wenig eifersüchtig auf die schöne Sklavin war, und antwortete kalt: „Wohl sehe ich die Möve, wie sie ruhig daherkommt. Wir wissen nicht, wohin wir unseren Kiel wenden sollen, und steuern ins Ungewisse, da Apollo mit dunkelem Spruch unserer spottet. Der Vogel aber verfolgt seinen Weg stetig und sicher wie ein Gott." Unterdessen flog die Möve, kaum die schweren Flügel regend, an ihnen vorüber, Aithra neigte sich und sagte: „Vielleicht ist es Hermes, den Zeus gesendet, eine Botschaft auszurichten. Zeus weiß auch, wohin wir fahren." — „Aithra, rief Phalanthos, „hast Du in Deinem ganzen Leben niemals geweint?" — „Gewiß," antwortete sie. „Die Amme hat mir erzählt: als ich klein war, weinte ich stets und zog das Gesicht in Falten, so daß ich ein häßliches Kind war. Da ging die gute Amme täglich mit mir ins Heiligtum der Helena und betete, daß die Göttin mich hübsch werden ließe. Und als sie einst den Tempel verlassen wollte, kam eine große schöne Frau, die strich mit ihren Händen über mein Gesicht. Seitdem habe ich nicht mehr geweint. Das ist die Gabe der Götter."

Nach längerem Schweigen sagte Phalantos: „Ich werde die Lybierin dem Kleophon geben. Er führt das größte von den Schiffen und ist wohl der tapferste unter den Gefährten."

Wieder war die Küste Italiens erreicht, und die Spartaner erkundeten einen wundervollen Hafen, den die phönizischen Händler häufig besuchten, um dort Purpurschnecken zu holen. Er war durch eine Landzunge vom Meere getrennt. Auf dieser lag eine Stadt der tapferen Japygen mit hohen Mauern und Türmen. Im Morgengrauen hatte Phalantos selbst die Stadt erspäht. Jetzt kam er betrübt zurück zu der Bucht, wo die Schiffe lagen. Da war ein alter Tempel der Aphrodite, welchen die Phönizier erbaut. Das Heiligtum selbst war gefallen, aber die Myrtenbüsche, welche die Asiaten für die Göttin gepflanzt hatten, waren üppig herangewachsen, und da die Sonne schon höher stieg und brannte, hatte sich Aithra in ihren Schatten gesetzt. Tief bekümmert setzte sich Phalantos neben sie auf die Erde und legte das Haupt in ihren Schoß, um zu schlafen. Aber plötzlich fuhr er auf, denn dichte, schwere Tropfen fielen ihm auf Stirn und Wangen, und als er aufblickte, sah er in das bekümmerte Antlitz Aithras, die über ihm weinte. „Warum weinst Du?" rief er. „Weil Du mich dauerst," sagte sie. Und fröhlich sprang er auf: „So ist der Spruch der Götter erfüllt, das Zeichen ist eingetroffen: aus heiterem Himmel hat es geregnet!" Noch in derselben Nacht erstürmten sie die Stadt. Es wurde später eine der reichsten Städte der Hellenen mit Namen Tarent. Heute ist es der schönste Kriegshafen des Königs von Italien und im Hofe eines alten Hauses liegen zwei mächtige Säulen von dem Tempel, den Phalantos und Aithra dem Gotte geweiht, dessen Spruch ihnen hier die neue Heimat angewiesen hatte.

Cöln. Carl Aldenhoven.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Wernhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 35. Berlin, den 28. Mai 1904. 21. Jahrgang.

Die Aktion

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Während der Pfingstferien hat sich im deutschen Blätterwald ein kleiner Sturm erhoben über die staatsrechtliche Theorie eines Herrn v. Jagemann, weiland Diplomat und jetzt Dozent an der Universität Heidelberg. Was Bismarck gelegentlich im Unmut und Zorn äußerte, daß die Bundesfürsten, wenn ihnen die Opposition im Reichstage zu bunt werde, leicht auf den Gedanken kommen könnten, die ganze deutsche Reichsverfassung als ein Bonmot von vorgestern zu betrachten, das hat Herr v. Jagemann jetzt „wissenschaftlich" begründet. Wenn sich jemand zu Bismarcks Zeiten herausgenommen hätte, über die Festigkeit des Deutschen Reiches im Ernst so geringschätzig zu urteilen, wie Bismarck es in einem Anfall geistreicher Uebellaunigkeit getan hat, so würde ihn der Reichsbegründer ob dieser „tiefgründigen Wissenschaftlichkeit" sicherlich mit seiner Ironie nicht verschont haben. Charakteristisch für den Respekt unserer Staatserhaltenden vor dem historisch Gewordenen ist diese Spielerei mit dem Gedanken einer Wiederauflösung des Reichs jedenfalls. Herr v. Jagemann erklärt inzwischen ganz gemütlich, daß seine famose Theorie nur darauf zugeschnitten sei, „äußerste Ausschreitungen der Sozialdemokraten zu verhüten", — als ob nicht vielmehr gerade diese Theorie, die so stark an Rousseaus Contrat Social erinnert, wie dazu geschaffen ist, jedem revolutionären Staatsstreich, auch dem von unten, als Deckmantel zu dienen. Herr v. Jagemann betrachtet seine Theorie als probat, um die „Gewaltherrschaft einer Minderheit" zu verhindern. Wie aber, wenn die Sozialdemokratie einmal in die Mehrheit kommen sollte, — wird sie sich dann nicht vielleicht der Anweisung des Heidelberger Staatsrechtlehrers gern erinnern, um der „Gewaltherrschaft einer Minderheit" mit staatsrechtlichen Umsturzmitteln entgegenzutreten? Den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er sie beim Kragen hätte.

Nachdem in dem Reichstagswahlkreise Frankfurt a. O.-Lebus Herr Bassermann, wie nach dem Ausfall der Hauptwahl nicht mehr zweifelhaft sein konnte, in der Stichwahl über den bisherigen Abgeordneten des Kreises, den Sozialdemokraten Dr. Braun, gesiegt hat, ist inzwischen eine andere Ersatzwahl erfolgt, und zwar in dem Reichstagswahlkreise Straßburg-Land. Dort war im Juni 1903 der Hospitant der süddeutschen Volkspartei, Rechtsanwalt Blumenthal, gegen einen Zentrumsmann nach einem erbitterten Wahlkampf gewählt worden. Die Wahl wurde kassiert. Am 21. d. M. fand die Ersatzwahl statt, die in mehr als einer Beziehung ein sehr interessantes Ergebnis aufweist. Es standen dieselben Parteien und dieselben Kandidaten im Felde. Bei der Hauptwahl im Juni 1903 waren insgesamt 17 799 Stimmen abgegeben worden, bei der Wahl am 21. Mai d. J. betrug die Gesamtzahl der abgegebenen Stimmen 17 580. Davon entfielen auf den elsässischen Zentrumsmann Hauß 8223 (gegen 8304 im vorigen Jahre), und auf die beiden Kandidaten der Demokratie und der Sozialdemokratie zusammen 9355 (gegen 9495 im vorigen Jahre). Da es keinem Zweifel unterliegt, daß die Sozialdemokraten in der Stichwahl für Blumenthal eintreten werden, so darf auf dessen Sieg in der Stichwahl sicher gerechnet werden.

Besonders interessant ist bei dem Wahlergebnis vom 21. Mai aber noch die Verteilung der antiklerikalen Stimmen auf die Kandidaten des entschiedenen Liberalismus und der Sozialdemokratie. Blumenthal brachte es bei der Hauptwahl im Jahre 1903 nur auf 6398 Stimmen, der Sozialdemokrat dagegen auf 3097. In diesem Jahre aber erhielt bei der Hauptwahl Blumenthal 7876, der Sozialdemokrat 1479 Stimmen. Während also die Gesamtzahl der antiklerikalen ebenso wie die der klerikalen Stimmen gegenüber der Hauptwahl von 1903 beinahe völlig unverändert geblieben ist, sind in diesem Jahre rund 1500 Stimmen, fast die Hälfte des gesamten sozialdemokratischen Bestandes, sofort auf den Kandidaten des entschiedenen Liberalismus übergegangen. Es liegt auf der Hand, daß die erfreuliche demokratische Haltung des Herrn Blumenthal und seine energische Bekämpfung des Klerikalismus dieses Resultat bewirkt haben — ein neuer Beweis für die Anziehungskraft einer Politik, die nicht nach zwei Fronten kämpfen will, sondern den Feind auf der rechten Seite sucht. Nichts ist irriger, als die mechanische Vorstellung, daß die drei Millionen Wähler der Sozialdemokratie ein für allemal Stellung genommen hätten. Viele Hunderttausende von diesen Wählern haben nur deshalb einen sozialdemokratischen Stimmzettel abgegeben, weil der bürgerliche Liberalismus ihren freiheitlichen Forderungen nicht hinreichend Genüge leistete. In demselben Maße, wie der bürgerliche Liberalismus entschiedener auftritt, jedes reaktionäre Kartell ablehnt, den Kampf nach rechts rücksichtslos aufnimmt und die Möglichkeit eines politischen Zusammenwirkens mit den in der Sozialdemokratie organisierten Arbeitern offen läßt, strömen ihm auch wieder Wähler von links zu. Die Zumutung an den Liberalismus, sich mit den Konservativen und dem Zentrum zu einem gemeinsamen Kampf gegen die Sozialdemokratie zu verbünden, ist nichts anderes als die Zumutung der Selbstentmannung, das sicherste Mittel, den Liberalismus aus der Reihe der wirksamen politischen Kräfte definitiv auszuschalten.

Noch eine andere Lehre kann man aus der jüngsten Ersatzwahl in Straßburg-Land ziehen. Für Blumenthal ist der gesamte Liberalismus des Kreises eingetreten, insbesondere hat auch der neubegründete elsaß-lothringische liberale Landesverein seine erste Feuerprobe bestanden. Dieser Gesamtliberalismus hat keine Bundesgenossenschaft mit irgendwelchen reaktionären

Elementen gesucht und gefunden. Im Gegensatz zu dem Wahlkreise Frankfurt-Lebus, wo die Freisinnigen sich von einer nationalliberal-reaktionären Koalition einfach ins Schlepptau nehmen ließen, hat der Liberalismus für Straßburg-Land jede Zweideutigkeit vermieden, und eben dadurch einen schönen Erfolg davongetragen. Das Verhalten des Liberalismus in Straßburg-Land kann dem Liberalismus in ganz Deutschland als Vorbild dienen.

Die Bewegung in der liberalen Wählerschaft gegen die Schulkompromißresolution des preußischen Abgeordnetenhauses nimmt ihren Fortgang. Der nationalliberalen Landtagsfraktion dürfte es bereits klar geworden sein, daß sie mit diesem Kompromiß der Reaktion weiter entgegengekommen ist, als es die Stimmung der nationalliberalen Wählerschaft zuläßt. Dieser Widerstand der nationalliberalen Wählerschaft ist erfreulicher Natur, denn eine Regeneration des Liberalismus ist nicht denkbar, wenn es nicht gelingt, auch einen Teil der nationalliberalen Wählerschaft dem entschiedenen Liberalismus zurückzugewinnen. Die Wahrnehmung wiederholt sich übrigens öfter, daß die Wählerschaften liberaler sind als ihre parlamentarische Vertretung. Als seiner Zeit die Affäre Korum im preußischen Abgeordnetenhause zur Verhandlung kam und die Fraktion der freisinnigen Volkspartei durch den Abg. Müller-Sagan eine verlegene Erklärung verlesen ließ, die weder gehauen noch gestochen war, trat der Unmut in der freisinnigen Wählerschaft ebenfalls mit erquickender Deutlichkeit zutage. Vielleicht ist es auf jene Erfahrungen mit zurückzuführen, daß die Fraktion der freisinnigen Volkspartei im Abgeordnetenhause diesmal vor einer ähnlichen Entgleisung glücklich bewahrt geblieben ist.

Die Pfingstwoche ist im Laufe der Zeit mehr und mehr zu einer Kongreßwoche geworden. In diesem Jahre sind in der Pfingstwoche so viele Kongresse abgehalten worden, daß es kaum möglich ist, auch nur den Verhandlungen der wichtigeren Veranstaltungen — deutsche Lehrerversammlung, Hauptversammlung des Allgemeinen deutschen Schulvereins, evangelisch-sozialer Kongreß, internationaler Kongreß für Gewerbeschutz, Verbandstag der deutschen Gewerkvereine und evangelischen Arbeitervereine — aufmerksam zu folgen. Die in Königsberg tagende deutsche Lehrerversammlung hat zu der bekannten konservativ-nationalliberalen Schulresolution eine durchaus ablehnende Stellung eingenommen, wie die Verhandlungen dieser Lehrerversammlung überhaupt ein höchst erfreulicher liberaler Geist beseelt. Auch die Verhandlungen des in Breslau tagenden evangelisch-sozialen Kongresses verdienen Aufmerksamkeit, sowohl wegen der wichtigen sozialen Fragen, die daselbst zur Erörterung gelangten, — es sei nur an das Thema: „Die religiöse Krise in der Arbeiterschaft" erinnert, — wie auch wegen der Vorurteilslosigkeit, welche die Debatten dieses Kongresses auszuzeichnen pflegt.

Zwischen der römischen Kurie und der französischen Regierung ist es anläßlich des Besuchs des Präsidenten Loubet in Rom zu einer ernsthaften diplomatischen Auseinandersetzung gekommen. Der Vatikan hatte sich herausgenommen, sich in einer Zirkularnote darüber zu beschweren, daß das Staatsoberhaupt eines katholischen Landes in Rom den König von Italien besuche, ohne sich weiter um den Papst zu kümmern. Die Zirkularnote, die auch in der Formulierung die übliche römische Feinheit vermissen ließ, hat die französische Regierung veranlaßt, ihren Botschafter bei dem Papst in der Form abzuberufen, daß sie ihn demonstrativ auf Urlaub gehen ließ. Ob der Vatikan betreffs des Pariser Nuntius ähnlich verfahren wird, steht noch nicht fest. Jedenfalls ist das Verhältnis zwischen der Kurie und der französischen Regierung sehr gespannt, und Herr Combes hat in der Torheit des Vatikans einen ausgezeichneten Trumpf für sein antiklerikales Spiel erhalten. Es ist nicht zweifelhaft, daß die öffentliche Meinung Frankreichs, selbst außerhalb der eigentlichen Regierungspartei, in diesem Falle größtenteils hinter Herrn Combes steht. Der Papst hat sich deshalb um die Befestigung der Position der gegenwärtigen französischen Regierung ein offenbares Verdienst erworben. Der römischen Kurie ist bei diesem ihrem faux pas durchaus nicht wohl; sie hat sich zu spät davon überzeugt, daß sie Frankreich etwas zugemutet hat, was sie heute höchstens noch Preußen ungestraft zumuten könnte. Welche diplomatischen Kratzfüße hat nicht die preußische Regierung bei dem Fall Korum für angezeigt gehalten! Allerdings lettet ja in Frankreich auch nicht ein so gewiegter Diplomat wie bei uns die auswärtigen Angelegenheiten, sondern nur ein ehemaliger Journalist, der allerdings daneben auch noch ein wirklicher Staatsmann ist.

Der russisch-japanische Krieg hat in der abgelaufenen Woche keine besonderen Merkmale in die Erscheinung treten lassen. Die Armeen beider Mächte bereiten sich ersichtlich auf größere Schläge vor. Japan konzentriert stärkere Mengen von Landtruppen auf der Halbinsel Liaotung, um Port Arthur von der Landseite aus zu nehmen. Nach den jüngsten empfindlichen Verlusten der japanischen Flotte erscheint die Blockade Port Arthurs zur See wegen der schwimmenden russischen Minen als ein ebenso ermüdendes wie gefährliches Unternehmen, und es wird verständlich, daß Japan selbst vor den sicher zu erwartenden schweren Menschenverlusten bei einem Sturm auf Port Arthur nicht zurückschreckt, um seine Flotte zu entlasten. Ein Ende des Krieges ist nach wie vor nicht abzusehen.

* * *

Auf Caprivis Spuren.

Die Caprivische Handelspolitik entsprang der nüchternen Erwägung, daß Deutschland die Fesseln eines selbstgenügsamen Ackerbaustaates längst gesprengt und zu einem mitten im Weltverkehr stehenden Industriestaat sich herausgebildet habe, für dessen Arbeitserzeugnisse der innere Markt zu klein geworden sei und deshalb der Weltmarkt aufgesucht werden müsse. Graf Caprivi faßte diesen Ideengang in die prägnanten Worte zusammen: „Entweder muß Deutschland Waren exportieren oder Menschen." Nichts hat ihm die agrarische Junkerclique grimmiger verdacht als dieses Wort, und sie hatte Ursache dazu, es ihm zu verdenken, denn es enthält ein wuchtiges Verdammungsurteil der ganzen agrarisch-protektionistischen Interessenpolitik, die schon damals, als das Wort fiel, in ihrer Sünden Maienblüte stand. Wenn es nicht bestritten werden konnte, daß Deutschland in steigendem Maße auf die Ausfuhr seiner Arbeitserzeugnisse angewiesen war, so war der Schluß zwingend, daß eine die nationalen Interessen berücksichtigende Politik auf eine Erleichterung des internationalen Warenverkehrs Bedacht nehmen müsse, und da sich eine derartige Erleichterung des Warenaustausches nur erreichen läßt, wenn freihändlerische Grundsätze herrschend werden, so lag es auf der Hand, daß Deutschland seine Handelspolitik nicht nach den engherzigen Anschauungen der preußischen Junker und ihrer protektionistischen Gefolgschaft gestalten dürfe, wenn es nicht seine vitalsten wirtschaftlichen Interessen auf das schwerste schädigen wollte. Graf Caprivi gehörte nicht zu denjenigen Staatsmännern, die das Gegenteil von dem auszuführen pflegen, was sie für richtig halten. Er hatte die Gewohnheit, für das, was er als richtig und heilsam erkannt hatte, mit seiner ganzen Kraft einzutreten. Diese Energie, die ihr Ziel ohne Rücksichtnahme auf den privilegierten Eigennutz ins Auge faßte und es

Digitized by Google

auch zu erreichen wußte, hat dem Reichskanzler Caprivi jenen dauernden, über das Grab hinausreichenden Haß des preußischen Junkertums eingetragen, der sein größter historischer Ehrentitel geworden ist.

Es ist interessant, daß der gegenwärtige preußische Handelsminister Herr Möller jüngst in Hirschberg in Schlesien eine Rede gehalten hat, die den Grundgedanken, auf dem die ganze Caprivische Handelsvertragspolitik ruht, erneut proklamiert, fast genau in Caprivischen Redewendungen, ohne daß unsere Agrarier davon sichtbar beunruhigt worden wären. Die Ursache für diese Geringschätzung ist begreiflich genug. Bei dem Grafen Caprivi wußte man, daß er ein Programm verkündete, nach dem er sein staatsmännisches Handeln einzurichten entschlossen war. Bei Herrn Möller weiß man, daß es sich um Worte handelt, denen keine Taten folgen werden. Und doch ist das, was der Handelsminister Herr Möller wiederholt hat, heute noch viel wahrer als zu jener Zeit, da der Reichskanzler Caprivi dasselbe sagte. Denn inzwischen ist ein Dutzend Jahre vergangen, und die Bevölkerung Deutschlands um rund acht Millionen Einwohner gewachsen, während die deutsche Warenausfuhr um 1¾ Milliarden Mark gestiegen ist. Daß diese enorme Entwicklung unseres Exports zu einem nicht geringen Teil der weitsichtigen Caprivischen Handelsvertragspolitik zuzuschreiben ist, leuchtet dermaßen ein, daß die agrarischen Gegner der Caprivischen Handelspolitik nicht müde werden, den Kausalzusammenhang zu bestreiten. Daß es dieser Caprivischen Politik auch gelungen ist, den Menschenexport stark einzuschränken, lehrt die Auswanderungsstatistik, die einen Rückgang der Auswandererzahl von jährlich mehr als 104000 im Jahrfünft 1887/1891, auf weniger als 24000 im Jahrfünft 1897/1901 aufweist. Nicht weniger als 400000 Deutsche sind somit in dem Quinquennium der Blütezeit der Bismarckschen Politik mehr ausgewandert als in dem Quinquennium, das die Hauptwirkung der Caprivischen Handelsvertragspolitik widerspiegelt. Wenn dem Grafen Caprivi einst das verdiente Denkmal gesetzt wird, so sollte man in den Sockel diese Vergleichszahlen der deutschen Auswanderung eingraben.

Die Regierung, deren Mitglied Herr Möller ist, wandelt bekanntlich handelspolitische Pfade, die weit abliegen von denen, die Graf Caprivi einst so erfolgreich beschritt, und deren erneute Beschreitung Herr Möller in seinem Hirschberger Trinkspruch so beredt empfohlen hat. Diese Möllersche Rede enthält zugleich eine vernichtende Kritik jener hilflosen Handelspolitik, wie sie von der gegenwärtigen Reichsregierung betrieben wird. Wenn es richtig ist, was Herr Möller sagt, daß wir Hunderttausende von Menschen exportieren müßten, falls unsere Warenausfuhr fortfiele, welches Urteil erscheint dann hart genug für eine Handelspolitik, die sich bemüht, Deutschland immer tiefer in den Protektionismus zu verstricken, und die damit in der ganzen Welt das Signal gibt, sich gegen fremde Ausfuhr nach Möglichkeit abzuschließen? Kein Land der Welt, weder England, noch Frankreich, noch die amerikanische Union, hat heute ein größeres Interesse an der Politik der offenen Tür, an einem möglichst ungehinderten internationalen Warenaustausch als gerade Deutschland, das bei dem Mangel an Kolonien, die für die Ausfuhr nennenswert in Betracht kommen, mit seiner ganzen Ausfuhr auf den freien Weltmarkt angewiesen ist. Mehr als für jedes andere Land der Erde ist für das gegenwärtige Deutsche Reich der Freihandel die gebotene nationale Politik.

Statt dessen haben Einsichtslosigkeit und Schwäche bewirkt, daß der Protektionismus in Deutschland immer üppiger aufgeschossen ist, und daß der zitatenfrohe Reichskanzler beim Lesen der Hirschberger Rede seines Ministerkollegen Möller ausrufen kann: Video meliora proboque, deterlora sequor!

Theodor Barth.

Frankreich und der Klerikalismus.*)

II.

Das Gesetz Falloux lieferte die drei Unterrichtsstufen der Erziehung in die Hände der Kirche und krönte Frankreich mit der dreifachen Herrschaft des Obskurantismus. Es ist nicht nötig an dieser Stelle an den grausamen Druck im Universitätsunterricht zu erinnern, mit dem die Bischöfe die stillen Philosophen der „Ecole Normale" vernichteten. Es ist nicht nötig, daran zu erinnern, daß Renan wegen eines Wortes, das sich dem katholischen Orthodoxismus widersetzte, seinen Lehrstuhl am Collège de France verlor. Es genügt darauf hinzuweisen, welchen Einfluß das Gesetz Falloux auf die erste und zweite Unterrichtsstufe hatte. In Tausenden von Gemeinden wurden die Volksschulen den Kongregationisten übergeben.

Die „Lettre d'obédience" erlangte den Vorzug über das Fähigkeitszeugnis, und ein Teil des Volkes wuchs in Unwissenheit und Irrtümern heran. Die Jesuiten und Marianisten, welche die ganze adlige Kundschaft besaßen, lockten in ihre Institute die Söhne der reichen und eitlen Bürger, die, aus Neid und Eifersucht auf den Adel, es diesem wenigstens in Vorurteilen gleichtun wollten.

Die Jesuiten legten hauptsächlich Gewicht darauf, gute Kandidaten für die großen Militär- und Marineschulen heranzubilden.

Die Universität ist eine alma mater, aber wenn ihre Kinder ihren Schoß verlassen haben, so kennt sie sie nicht mehr. Die Priester hingegen verlassen ihre Schüler niemals. Sie folgen ihnen ins Leben, sie verheiraten sie. Sie sorgen für ihr Avancement in den Administrationen, in der Armee, sie lancieren sie im Großhandel, in der Industrie, in der Medizin, in der juristischen und wissenschaftlichen Karriere. Auf solche Weise sichern sie sich intelligente Kräfte in allen Schichten der Gesellschaft und in allen Organen des Staates. Sie bilden eine ungeheure soziale Agentur.

Als ein Besucher einst in die Zelle des Paters Du Lac trat, sah er nur ein einziges Buch auf seinem Arbeitstisch, die Rangliste der Armee.

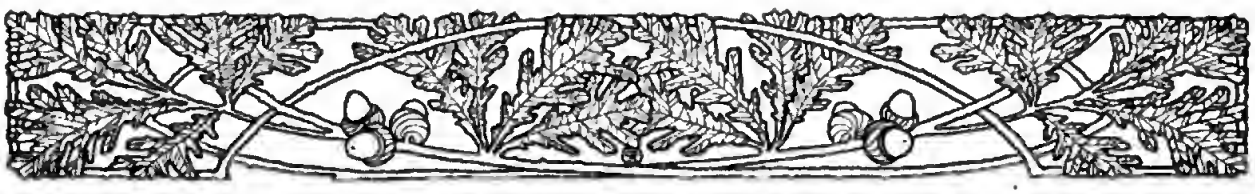
Nun ward ein Ministerium zur Verteidigung der Republik mit Waldeck-Rousseau an der Spitze geduldet. Es war nicht allein sein Ansehen als Jurist, seine Erfahrung in den Staatsgeschäften, seine seltene Intelligenz und sein großes oratorisches Talent, wodurch er allen als der geeignete Mann erschien, die Rechte der bürgerlichen Gesellschaft und die Unabhängigkeit der Republik zu verteidigen. Schon 1883 anläßlich der Beratungen betreffs des Antrages Dufaure über die geistlichen Assoziationen hatte er als Minister des Innern im Kabinett Jules Ferry im Senat die Uebergriffe und Einmischung der Klostergeistlichkeit bekämpft.

Man verlangte von dem neuen Ministerium zu der nur allzu schnell verlassenen Politik von Jules Ferry zurückzukehren.

Ueberdies war Waldeck-Rousseau allgemein als liberal und gemäßigt bekannt; man wußte, daß die von ihm geleitete Verteidigung der Republik nicht auf Kosten der bürgerlichen Freiheit geschehen würde. Kurz, obgleich die Majorität aus Radikalen und Sozialisten bestand, so waren doch auch Republikaner von blasser Färbung oder, wenn man will, von

*) Autorisierte Uebersetzung von Gertrud Savić, Paris.

Digitized by Google



sanfter Färbung darunter, und es ist leichter, in einem Parlament einen gemäßigten Führer den Fortschrittlern annehmbar zu machen, als der gemäßigten Partei einen noch gemäßigteren Führer aufzudrängen.

Als Waldeck-Rousseau sich zuerst mit seinen Kollegen in der Kammer einführte, wurde er von den Nationalisten mit Gebrüll und Schmähungen empfangen. Und was ihn weit mehr schmerzen mußte: sogar seine nächsten Freunde, die liberalen Republikaner, verweigerten ihm ihre Unterstützung.

Als Liberale wollten sie mit dem Nationalismus die Freiheit gegen das Privilegium und die Alleinherrschaft verteidigen; das war nichts als ein Prinzipienstreit, oder vielmehr ein bloßes Spiel mit Worten. Wie man weiß, lieben die Doktrinäre solches Spiel.

Die so geschwächte republikanische Majorität war nicht mehr sehr zahlreich, aber sie blieb dem Ministerium Waldeck-Rousseau treu während der drei Jahre, da er die Macht in Händen hatte.

Das Werk dieses Ministeriums war das Gesetz vom 1. Juli 1901 über die Assoziationen, das anordnete, daß eine Kongregation sich nicht ohne obrigkeitliche Genehmigung bilden dürfe. Diejenigen Kongregationen, die zur Zeit des Inkrafttretens des Gesetzes nicht autorisiert oder anerkannt waren, mußten um die Autorisation nachsuchen. Diejenigen, welche während der legalen Frist nicht darum nachgesucht hatten, oder solche, denen die obrigkeitliche Genehmigung verweigert worden war, sollten von Rechtswegen als aufgelöst angesehen werden. Die Liquidation, des in ihrem Besitz befindlichen Vermögens sollte im gerichtlichen Verfahren stattfinden. Außerdem entzog das Gesetz den nicht autorisierten geistlichen Kongregationen das Lehramt.

Dies Gesetz entspricht den Ueberlieferungen aus früherer Zeit und ist so französisch, daß man denselben Geist, dieselben Ausdrücke in der ganzen alten Gesetzgebung findet; die Juristen des neuen wie des ancien régime sprechen wie Waldeck-Rousseau. Der Artikel des Gesetzes vom 1. Juli 1901 ist nichts als die Wiederholung des Artikels 7 von Jules Ferry. Die nähere Darlegung der Motive zu diesem Gesetz findet man so zu sagen in einer Note, die unter dem zweiten Kaiserreich von Minister Rouland verfaßt wurde und die M. Combes in seinen gesammelten Reden wiedergibt. Im Jahre 1847 brachte der Minister Salvandy einen Gesetzentwurf ein, worin es hieß, „daß niemand ein Privatinstitut leiten oder darin ein Amt ausüben könne, der zu einer obrigkeitlich nicht genehmigten Kongregation gehöre".

Wenn man diese lange Reihenfolge von Gesetzen durchgeht, so wird man das Gesetz vom 1. Juli nicht mehr ungeheuerlich finden, man wird vielmehr mit Besorgnis erkennen, daß es nur zu sehr den früheren gleicht, die den gewünschten Erfolg nicht gehabt haben, und man muß leider fürchten, daß Anordnungen, die selbst unter einem Regime, das dem Papst entweder Vertrauen oder Furcht einflößte, vergeblich blieben und mißachtet wurden, noch ohnmächtiger sein werden unter einem Regime, das die Kirche am meisten haßt und am wenigsten fürchtet. Braucht man es zu sagen? Dieses Gesetz, das nichts war als eine Bestätigung der ältesten, dauerndsten Prinzipien des öffentlichen Rechtes in Frankreich, wurde von der schwarzen Partei als das furchtbarste Attentat auf die Freiheit angesehen.

Waldeck-Rousseau hatte es mit Mut in Vorschlag gebracht und mit großem Geschick vor den Kammern durchgesetzt. Es handelte sich jetzt darum, es zur Ausführung zu bringen; aber die Legislaturperiode ging zu Ende.

Während die Kammern beratschlagten, arbeiteten die Mönche, um bei den allgemeinen Wahlen den Sieg davon zu tragen. Man kann den Jesuiten nicht vorwerfen, daß sie mit großer Heimlichkeit zu Werke gegangen seien. Einer unter ihnen, der Pater Coubé hielt am 25. April 1901 in der Kirche von Lourdes vor den Zuaven von Patay eine Ansprache, in der er an das „Wahlschwert apellierte, das die Guten von den Bösen scheidet". Er rief Notre Dame von Lourdes als „kriegerische Jungfrau" an, und mit gewaltiger Stimme eiferte er: „Zum Krieg unter der Kreuzesfahne des Sacré-Coeur! Eine Kreuzesfahne ist kein Zeichen des Friedens, sondern ein Zeichen des Krieges."

Diese Rede wurde gedruckt, und unter dem Titel: „Glaive electoral" in Tausenden von Exemplaren verbreitet. Aber warum von Lourdes und von dem Pater Coubé reden? In allen Diözesen hielten die Mönche politische Reden mit Genehmigung der Bischöfe und des Konkordats. Und wir denken wie der weise Katholik Léon Chaine, daß diese Reden Waldeck-Rousseau in hohem Maße verholfen haben, vom Senat die Zustimmung zum Gesetz über die Assoziationen zu erlangen.

Die Wahlkämpfe im Mai 1902 drehten sich eigentlich nur um dies Gesetz. Es gab sozusagen nur zwei Parteien: die ministerielle und die nicht ministerielle. Diese wurde unterstützt und gedrängt von den Leuten der Kirche, die erfindungsreicher denn je in Intriguen waren und in Verleumdungen exzellierten. Sie nannten das Ministerium das „Ministerium des Auslandes" und das „Ministerium Dreyfus", was soviel heißen sollte, als ein Ministerium des Verrats! Denn daß der Justizirrtum von 1894 eine gerechte Entscheidung gewesen sei, war der unerschütterliche Glaubenssatz der Schwarzen.

Als die Nationalisten in die neue Kammer traten, die sich erheblich von der vorhergehenden unterschied, waren sie allerdings etwas ermüdet von ihren Anstrengungen, aber an Zahl gewachsen, ohne daß man behaupten könnte, daß sie nur von Gegnern der Republik gewählt worden seien, da sie ja erklärt hatten, daß sie Republikaner seien. Man mußte vielmehr glauben, daß sie auf ihre Namen vorsichtige Feinde und verführte Freunde der Demokratie vereinigt hatten.

Diese selbst konnten sich im gewissen Sinne Republikaner nennen, da sie wissend oder unbewußt zu Instrumenten der schwarzen Partei wurden, die die Republik nicht stürzen, sondern nur unter ihre Herrschaft bringen wollte. Die Progressisten, die sich geweigert hatten, das Ministerium Waldeck-Rousseau in seiner Aufgabe der Verteidigung der Republik und in dem Kampf gegen die Klerikalen zu unterstützen, kamen sehr geschwächt zurück; sie hatten mehr als ein Viertel ihrer Wähler verloren, die teils zu den Nationalisten, teils zu den Radikalen übergegangen waren, wo sie mehr Gewißheit hatten, entweder heftige Gegner oder energische Verteidiger der ministeriellen Politik zu finden.

Das war von großer Bedeutung. Und es war leicht vorauszusehen, daß die Partei trotz der glänzenden Fähigkeit eines Ribot, trotz eines Charakters wie Renault-Molière sich ruhmlos in schwankender Stellung dem Klerikalismus gegenüber verhalten würde.

Schließlich entschied sich die Majorität für die Regierung und die Verteidigung der Rechte des Staates. Es ergab sich, daß die neue Majorität stärker war als die der früheren Kammer und vor allen Dingen entschlossener. Waldeck-Rousseau war Sieger geblieben und — trat von der Macht zurück.

Sie fiel dem Senator Emile Combes zu, dem früheren Minister des öffentlichen Unterrichts im Kabinett Bourgeois. Als Vorsitzender der Kommission, die mit der Prüfung des Gesetzes über die Assoziationen beauftragt war, hatte er über diesen Gegenstand eine Rede gehalten, sodaß die Majorität wußte, was sie von ihm zu erwarten hatte.

Waldeck-Rousseau hatte Combes vielleicht zum Präsidenten der Republik ausersehen. Wenigstens kannte er Combes' Intentionen und billigte sie. Wie hätte er sie nicht kennen sollen? Combes hatte vor dem Senat gesprochen. Und weit entfernt, seine Anschauungen zu verbergen, hatte er seither keine Gelegenheit versäumt, sie kundzugeben.

Im Frühling 1902 eröffnete Jules Huret im „Figaro" eine Untersuchung über die Verstaatlichung des Unterrichts. Zuerst suchte er Combes im Frieden des Luxembourg auf, und

Digitized by Google

nachdem er ihm verschiedene Fragen über die Vorzüge und Nachteile des Staatsmonopols vorgelegt hatte, fragte er:

„Falls nicht schon durch die Tatsache, daß das Gesetz Falloux aufgehoben wurde, die Unterrichtsfreiheit unterdrückt ist, glauben Sie, daß man Maßregeln treffen würde, um die Fortsetzung des Unterrichts durch Mitglieder von Kongregationen zu hemmen, und welches würden diese Maßregeln sein?"

Combes antwortete hierauf:

„Das Gesetz über die Assoziationen hat diesen Fall vorausbedacht. Wenn das Gouvernement es im gewollten Sinne in Anwendung bringt, so hat der Unterricht der Kongregationen ein Ende."

Dieses Interview erschien im „Figaro" am 18. März. Und man sieht nicht, daß Waldeck-Rousseau damals Combes vorgeworfen hätte, ein Kontrollgesetz in ein Ausschließungsgesetz verwandelt zu haben.

Vom Juni ab ließ Combes kraft des Gesetzes von 1901 mittels Dekrets hundertundsiebenundzwanzig Institute schließen, die seit der Inkrafttretung des Gesetzes ohne vorgängige staatliche Genehmigung entstanden waren. Im August ließ er diejenigen Institute schließen, die innerhalb der dreimonatlichen Frist keine staatliche Genehmigung nachgesucht hatten und dadurch dem Gesetz zuwiderhandelten.

Die Schwarzen waren erstaunt und empört. Und ihr Staunen war ehrlich, ich möchte sogar sagen berechtigt, denn man begriff damals noch nicht, daß ein Gesetz gegen die Schwarzen auch angewendet werden könnte. Das war nicht Usus.

Die Empörung war groß bei den Gemäßigten in der Kammer. Einer von ihnen, von Natur gutmütig, sprach von Verbrechen gegen Freiheit und Menschlichkeit. Aber das ist nur im parlamentarischen Sinne zu verstehen.

Die Klosterleute setzten öffentliche Manifestationen in Szene. In brennender Julisonne fanden heilige Umzüge in den Städten und auf dem Lande statt. In Paris pilgerte die Aristokratie zu den ausgewiesenen Nonnen. Man sah die starken Frauen, von denen die heilige Schrift redet, die Champs Elysées entlang zum Ministerium des Innern ziehen, wo sie vergebens ihren Märtyrerdurst zu stillen hofften. In der Bretagne organisierten die katholischen Komitees einen Widerstand gegen das Gesetz. Die Geistlichkeit stachelte die Frauen und Kinder zum Haß auf, drängte die von Religion und Branntwein berauschten Bauern in den Kampf und stellte Tag- und Nachtwachen an den Schulen auf. Vor diesen Häusern errichteten Priester unter der Leitung ehemaliger Offiziere Barrikaden, zogen Gräben und beschütteten den exkommunizierten Kommissar mit jener stinkenden Flüssigkeit, in welcher der gottlose Arius umkam. Man erlebte es, daß ein Vikar, der auf der Diele der Schule schlief, die Gendarmen zwang, ihn wie ein Paket hinauszutragen.

„Das ist die gewohnte Taktik der klerikalen Partei", sagt Renan in seiner „Histoire du Peuple d'Israel", „sie reizen die Zivilmacht bis aufs äußerste und stellen dann den Zwang, den sie provoziert haben, als ungeheuerliche Gewalttätigkeit hin."

Ungeachtet aller Schmähungen und Drohungen verfolgte M. Combes seinen Weg. Der Kammer stand es zu, die beantragte staatliche Genehmigung der nicht anerkannten Kongregationen dem Gesetz von 1901 gemäß, zu bewilligen oder abzulehnen. Die Anträge waren zahlreich und wenn jeder einzelne zum Gegenstand eines besonderen Gesetzes hätte gemacht werden sollen und jeder der beiden Kammern vorgelegt worden wäre, so würden zehn Jahre nicht dazu ausgereicht haben; auch wäre das Gesetz unter diesen Umständen nie zur Anwendung gelangt, — man konnte nicht annehmen, daß dies die Absicht des Gesetzgebers gewesen sei. Nach der Meinung des Staatsrats legte die Regierung die Anträge auf staatliche Genehmigung in einem übersichtlichen Entwurfe vor, der es den Kammern ermöglichte, einfach mit ja oder nein zu stimmen und die Anträge, die von der einen Kammer abgelehnt waren, wurden der anderen nicht mehr vorgelegt, weil sie aufgehört hatten, gesetzlich zulässig zu sein.

Das Gouvernement teilte die Kongregationen in drei Gruppen; für jede dieser drei Kategorien wurde ein besonderer Entwurf gemacht.

Diese Methode, die für die Rechte die große Unannehmlichkeit hatte, daß das Gesetz dadurch ausführbar gemacht wurde, ward mittels juridischer Argumente angefochten, auf welche der Minister in seiner Weise antwortete.

Nun schien es aber plötzlich, als stimme er in diesem Punkt nicht mehr mit seinem Vorgänger überein. Es läßt sich nicht leugnen, daß Waldeck-Rousseau vor allen anderen dazu berufen war, ein Gesetz, das er selbst in Vorschlag gebracht und durchgesetzt hatte, richtig auszulegen. Aber er kehrte von einer langen Reise zurück und kam etwas zu spät mit seinem Rat. Dieser Rat war an und für sich weniger dazu angetan, die, welche für das Gesetz gestimmt hatten, zu befriedigen, als die, welche dagegen gewesen waren. Waldeck-Rousseau gab zu verstehen, daß es im Sinne des Gesetzgebers sei, daß jeder einzelne Antrag besonders geprüft und den beiden Kammern vorgelegt werde. Und er verhehlte nicht, daß der Staat nach seiner Ansicht mit den Genehmigungen sehr liberal verfahren müsse, daß die Verweigerung nur die Ausnahme, aber nicht die Regel bilden dürfe. Kurz, „man dürfe ein Kontrollgesetz nicht in ein Ausschließungsgesetz verwandeln".

Die Anschauungen des früheren Präsidenten des Staatsrats nahmen in dieser späten Stunde die eleganten Allüren einer mehr abstrakten Spekulation an, und kleideten sich in eine etwas nachlässige Grazie. Aber gerade, weil er an der Regierung nicht mehr beteiligt war, erfüllte seine Meinungsänderung alle die, welche den Kongregationen zugleich Freiheit und staatliche Genehmigung gewähren wollten, mit unerwarteter Hoffnung.

Und so groß ist Waldeck-Rousseaus Ansehen, so gewaltig sein juristisches Wissen, so mächtig seine Rednergabe, daß der Senat, die Kammer und das Publikum dadurch in Bewegung gerieten. Man sah mit Staunen, daß alle Welt, sowohl Freunde wie Gegner, sich in den Intentionen dieses Staatsmannes geirrt hatten, und daß das Gesetz, dessentwegen Frankreich seit sechs Monaten im Streit lag, durchaus nicht derart war, wie man geglaubt hatte.

Nachdem Waldeck-Rousseau die gefährlichsten unter den geistlichen Verbindungen beseitigt hatte, geistliche Gesellschaften, die er Mönche der staatsfeindlichen Ligue, Mönche der politischen Quertreiberei nannte, diese unwissenden, rasenden Assomptionisten, die selbst der Papst nicht anzuerkennen wagte, glaubte er wirklich, wie man wider alle Erwartung vernahm, die Republik könne mit der großen Masse der übrigen Klostergeistlichen, die entweder ein beschauliches Leben führten, Hospitäler verwalteten oder Unterricht erteilten, glücklich und in Frieden leben.

Eine seltsame Idee bei einem so urteilsfähigen Manne! Denn wenn sein Gesetz in diesem Sinne angewandt wurde, und dadurch, wie er es selbst nannte, zu einem Kontrollgesetz wurde, so gewährte es allen nicht aufgelösten Kongregationen eine Art Autorisation und Berechtigung, die keine Regierung, nicht einmal die der Restauration ihnen in solchem Umfange zuzuerkennen gewagt hätte.

Es fehlte wirklich nur, daß Waldeck-Rousseau sich mit dem Heiligen Stuhl ins Einvernehmen gesetzt hätte, um ein Konkordat abzuschließen, das noch nachteiliger gewesen wäre, als das von 1801, um die regulären Ordensgeistlichen anzuerkennen, wie der erste Konsul die Weltgeistlichen anerkannt hatte, um Frankreich den „gerechten Mann" Pius VII. zurückzugeben, kurz, um der Bonaparte der Mönche zu werden. Ein zweifellos gewaltiges und großmütiges Friedenswerk, aber äußerst gefahrvoll, sodaß selbst Napoleon es gewagt gefunden hätte, obgleich er der Gegenpartei gegenüber Machtmittel besaß, die der Republik fehlen, z. B. die Geistlichen, die Verschwörungen

Digitized by Google

anzettelten, füsilieren zu lassen und die aufrührerischen Mönchlein in ein Regiment zu stecken.

Der strenge Jurist ist hier in seinen Anschauungen zu einem ganz überraschenden Extrem gelangt. Nachdem Waldeck-Rousseau uns von den Mönchen der staatsfeindlichen Verbindungen und den Mönchen der politischen Quertreibereien befreit hatte, würde er uns gewissermaßen Staatsmönche gegeben haben. Man kann die großen Dienste, die er geleistet hat, nicht verkennen; aber es war durchaus nötig, sein Gesetz gegen ihn selbst zu verteidigen. Und das tat Combes.

Combes kam durch die von ihm vertretenen Grundsätze dahin, eine vollständige Verweltlichung des öffentlichen Unterrichts in Vorschlag zu bringen, soweit die finanzielle Lage des Staates sie ausführbar erscheinen lasse. Er blieb als Minister dem Gedanken treu, den er am 18. März 1902 aussprach, als er zu Jules Huret sagte:

„Wenn die Regierung das Gesetz über die Assoziationen in dem gewollten Sinne anwendet, so ist es mit dem kongreganistischen Unterricht vorbei."

Ehe man zugibt, daß darin ohne Zweifel eine Verdächtigung der christlichen Sittenlehre gefunden werden kann, sollte man lieber die Frage aufwerfen, ob es überhaupt eine christliche Sittenlehre gibt, man würde dann vielleicht sehen, daß mehr als eine vorhanden ist.

Paris. Anatole France.

(Schluß folgt.)

Die deutschen Gewerkvereine.

Für jedes dritte Jahr beraumen die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine einen allgemeinen Verbandstag an. Die achtzehn verschiedenen Arbeiterberufe, die in großen und kleinen Fachvereinen auf gleichem gewerkschaftlichen Boden organisiert sind, pflegen bei dieser Gelegenheit ihre gemeinsamen Arbeiter- und Gewerkschaftsfragen zu besprechen. Dabei muß dann naturgemäß auch auf die allgemeine Arbeiterbewegung eingegangen werden. Solche Verbandstage sind deshalb nicht nur eine Heerschau über die eigenen Truppen, sondern sie gewähren auch einen lehrreichen Einblick in die Gesamtentwicklung der deutschen Arbeiterbewegung.

Für diese Gesamtentwicklung ist nun die bedeutungsvollste Erscheinung des eben in Hannover tagenden fünfzehnten ordentlichen Verbandstages die wachsende Einsicht, daß die Arbeiterorganisationen untereinander einiger sein müssen als früher, wenn sie der wirtschaftlichen Uebermacht der Unternehmer eine respektable Kraft entgegenstellen wollen.

Gerade bei den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen ist diese Erkenntnis besonders beachtenswert. Denn seit den Septembertagen 1868, in denen Hirsch-Dunckersche und freie (sozialdemokratische) Arbeiterberufsvereine gegründet wurden, haben sie in scharfem Konkurrenzkampf gestanden. Und als dann aus allerlei äußeren und inneren Gründen die sozialdemokratische Konkurrenz die gleichaltrige Gewerkvereinsbewegung zu überflügeln begann an Mitgliederzahl und öffentlicher Beachtung, da schloß sich, wie das auch sonst zu geschehen pflegt, die schwächere Organisation nur um so ängstlicher ab. Mit der Zeit wurde so die Hirsch-Dunckersche Richtung in eine gewisse Isolierung hineingetrieben, die der Einheitlichkeit und Wucht der deutschen Arbeiterbewegung schadete.

Diese Isolierung ist neuerdings im Verschwinden. Der Verbandstag in Cöln, der dem gegenwärtigen in Hannover vorausging, erschütterte die Abschlußmauer, die am meisten zur Sonderstellung der Gewerkvereine beigetragen hat: jenen Revers, in dem jeder Neuaufzunehmende ein politisches und wirtschaftliches Glaubensbekenntnis g e g e n die Sozialdemokratie ablegen mußte. Zwar schaffte der Cölner Verbandstag den Revers, der der proklamierten politischen Neutralität der Gewerkvereine ins Gesicht schlägt, nicht radikal ab, aber er brachte die Frage der Abschaffung doch in den einzelnen Gewerkvereinen ins Rollen, und heute gibt es nur noch wenige Organisationen mit der antisozialdemokratischen Aufnahmeklausel.

Der Verbandstag in Hannover trägt andere Scheidewände ab. Die seither oft allzu friedliche Tonart der Gewerkvereine, die Tendenz der „Harmonieduselei", die Abneigung gegen notwendige gewerkschaftliche Einrichtungen (Arbeitersekretariate, soziale Auskunftsstellen, Unterrichtskurse usw.) werden einer lebhaften Kritik unterzogen, Forderungen der Gegner, die früher schlechthin als ultraradikal verschrien wurden, werden jetzt sachlicher gewürdigt. Man verdammt den Radikalismus nicht mehr grundsätzlich, denn man glaubt erkannt zu haben, daß die Wirklichkeit schon ohne weiteres für Verwässerung der Arbeiterforderungen sorgt. Man beruhigt sich nicht mehr bei der bequemeren Auffassung, daß die alten bewährten Arbeiterbeamten „die Sache schon machen" werden, sondern man sieht ein, daß nur durch tätige Mitarbeit aller Berufskollegen die Bewegung im ganzen vorwärts kommt. Deshalb ist der Verbandstag in Hannover von so wenigen Verbandsbeamten und von so vielen einfachen Arbeitern besucht, wie kein früherer. Deshalb macht man auch energisch Front gegen die allzu straffe Zentralisation, die den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen noch aus den ersten Jahren ihrer Entstehung eigen ist und alle selbständigen Regungen in den Ortsvereinen erschwerte. Die von den Hauptführern so dringlich gewünschte Ausgestaltung des Verbandsorgans zu einer Tageszeitung wird gerade aus diesem Grunde lebhaft bekämpft.

Auch der Ernst, mit dem man die politische Neutralität der Gewerkvereine in Hannover betont, schreibt sich hauptsächlich aus der Erkenntnis her, daß eine Einigung der gewerkschaftlichen Bestrebungen erschwert ist, wenn die führenden Beamten im Nebenamt (oder Hauptamt?) Parlamentarier der freisinnigen Volkspartei sind. Eine größere Zahl von Anträgen verlangt, „daß ein Redakteur einer neutralen Organisation in keiner Weise als erster Vertreter einer politischen Partei tätig sei"; „der Redakteur Goldschmidt ist Stadtverordneter von Berlin, Abgeordneter der freisinnigen Volkspartei im preußischen Landtag und kandidierte bei den letzten Reichstagswahlen für dieselbe Partei; dabei kommen Redaktion und Verband nicht zu ihren Rechten". „Die Zeitung ‚Der Gewerkverein' soll in Zukunft wirklich neutral gehalten werden, ausschließlich jede wirtschaftliche Frage nach dem Programm der deutschen Gewerkvereine prüfen und nicht, wie das oft geschehen, nach dem Programm der freisinnigen Volkspartei." Solche und ähnliche Anträge mögen immerhin nicht sofort bis in alle Konsequenzen durchgeführt werden, sie machen aber Stimmung im Lande, die nicht zu unterschätzen ist.

Eine gewisse Langsamkeit der Entwicklung ist gerade in demokratischen Arbeiterverbänden, wo eine Umdenkung in so vielen Köpfen vorangehen muß, verständlich und natürlich. Die Langsamkeit spricht aber nicht gegen das wirkliche Vorhandensein der Entwicklung. Wer die Verhandlungen in Hannover miterlebt hat, der kann über die Zukunft dieser Bewegung trotz mancher pathetischen Deklamationen alter, ergrauter Führer nicht zweifelhaft sein: sie wird in allen praktischen Arbeiterfragen mehr und mehr Fühlung mit andersartigen Arbeiterfachvereinen suchen. „Getrennt marschieren, aber vereint schlagen", wird bei

den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen in absehbarer Zeit zum wirklich leitenden, taktischen Grundsatz werden.

Darüber brauchen die Unternehmer nicht zu erschrecken. Denn abgesehen davon, daß ihre Organisationskräfte noch ganz erheblich stärker als die der Arbeiter sind, wird sich im praktischen Wirtschaftsleben auch der alte Erfahrungssatz bewähren: Je kräftiger und einheitlicher die Organisation, um so schwerer das Gewicht der Verantwortlichkeit, um so seltener aufreibende Kämpfe. Es gilt auch im gewerblichen Leben das: si vis pacem, para bellum.

Fr. Weinhausen.

Ein interessanter Fall aus der neuesten Praxis deutscher Kartelle.

Unter den deutschen Kartellen, deren Tätigkeit seit langem die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich lenkt, spielt das Sodasyndikat, an dessen Spitze die berühmten Solvaywerke stehen, eine hervorragende Rolle. Um die Bedeutung dieser Solvaywerke zu charakterisieren, genügt es zu erwähnen, daß diese Firma Sodafabriken nicht nur in Deutschland, sondern auch in Belgien, Frankreich, Oesterreich, England, in den Vereinigten Staaten, in Rußland usw. besitzt oder daran in hervorragendem Umfange beteiligt ist, wobei von ihr schon am Ende der achtziger Jahre des XIX. Jahrhunderts, wie das aus den Berichten der Pariser Weltausstellung vom Jahre 1889 zu ersehen ist, etwa die Hälfte der gesamten Sodaproduktion der Welt hergestellt wurde.*) Seitdem ist der Anteil dieser Firma an der Weltproduktion noch gewachsen und beträgt gegenwärtig $^2/_3$ bis $^3/_4$ des gesamten Weltumsatzes an Soda. Welche märchenhaft hohen Gewinne die deutschen Solvaywerke dabei abwerfen, läßt sich zur Genüge aus folgenden Angaben ersehen. Im Geschäftsjahr 1891/92 warfen die deutschen Solvaywerke bei einem Kapital von 10 Millionen Mark einen Reingewinn von 3,8 Millionen Mark ab, im Jahre 1896 stieg der Reingewinn bei gleicher Höhe des Kapitals auf 5,3 Millionen Mark. Im Jahre 1897 war wiederum eine Steigerung auf 5,4 Millionen und im Jahre 1898 sogar ein Reingewinn von 6,4 Millionen Mark zu verzeichnen, wobei zur besseren Charakteristik der wirtschaftlichen Lage dieses Unternehmens hier noch die Tatsache hervorgehoben werden muß, daß schon im Jahre 1896 bei dem Buchwert der Fabriken, Maschinen und dergleichen mehr von 18,8 Millionen Mark Rücklagen in Höhe von über 16 Millionen Mark vorhanden waren, sodaß damals schon die Dividende eigentlich etwa 250 Prozent betragen hatte.

Wie günstig die Lage der deutschen Sodaindustrie ihrem einzigen ernst zu nehmenden Konkurrenten auf dem Weltmarkte — England gegenüber — sich gestaltete, läßt sich aus der Tatsache ersehen, daß schon in der Mitte der 90er Jahre des XIX. Jahrhunderts und zwar in den Jahren 1894 bis 1895 der Import englischer Soda nach Deutschland nur etwa 7900 Doppelzentner betrug, während Deutschland etwa 28 000 Doppelzentner, d. h. die vierfache Menge nach England exportierte. Bei der Beurteilung dieser Daten darf nicht außer acht gelassen werden, daß, während der Export der Erzeugnisse der Sodaindustrie aus England schon seit Ende der 80er Jahre eine rasche Abnahme aufweist (er sank nämlich von ca. 6,2 Millionen englischer Zentner in den Jahren 1886 bis 1890 auf ca. 6 Millionen Zentner in den Jahren 1890 bis 1895 und ca. 4,2 Millionen englischer Zentner in der Zeit von 1896 bis 1900), der Export der deutschen Sodaindustrie dagegen eine erhebliche Zunahme in allen wichtigeren Positionen zu verzeichnen hatte. Und zwar zu gleicher Zeit als der Import an kalzinierter Soda nach Deutschland von 1894/95 bis 1897/98 von 8800 auf 7200 Doppelzentner sank, stieg der Export dieses Produktes aus Deutschland von 325 000 auf 414 000 Doppelzentner. Das gleiche kann ferner auch hinsichtlich des Chlorkalks festgestellt werden, dessen Einfuhr in dem angegebenen Zeitraum von 13 000 auf 1600 Doppelzentner, d. h. um ca. 88 Prozent sank, während die Ausfuhr dieses Produkts aus Deutschland von 36 500 auf 152 000 Doppelzentner, d. h. um 317 Prozent gestiegen war. Für die letzten Jahre läßt sich in dieser Hinsicht für Deutschland eine weitere Besserung konstatieren, wie das aus der Tatsache zu ersehen ist, daß im Jahre 1901 die Einfuhr fast gänzlich aufhörte, während die Ausfuhr an kalzinierter Soda bis zur Höhe von 460 000 Doppelzentnern und des Chlorkalks bis zu 327 000 Doppelzentnern stieg. Im Jahre 1902 war die Ausfuhr an kalzinierter Soda geringer als 1901, dafür stieg aber die Ausfuhr an kaustischer Soda von 19 000 Doppelzentnern im Jahre 1900 auf 49 000 im Jahre 1901 und ca. 56 500 Doppelzentner im Jahre 1902.*)

Auf diese Weise hat die deutsche Sodaindustrie im Laufe der letzten 10 bis 15 Jahre auf dem inneren Markt eine Monopolstellung eingenommen, wobei das ein paar Jahrzehnte alte Syndikat, wie wir im folgenden sehen werden, schon mehreremale Proteste von seiten einer Reihe von Industriezweigen, die Soda in Form des Rohstoffs oder des Halbfabrikats verbrauchten, hervorrief. Zur besseren Charakteristik der Bedeutung der Sodaindustrie als Lieferantin von Rohstoffen muß noch der Umstand hervorgehoben werden, daß verschiedene von ihr hergestellte Produkte in großen Quantitäten in der Seifen-, Farben- und Papierfabrikation, ferner in der Textil- und Glasindustrie zur Anwendung gelangen und daß in allen diesen Industriezweigen zusammengenommen in Deutschland mindestens eine Million Arbeiter Beschäftigung findet, während in der Sodaindustrie etwa 15 bis 20 000 Personen beschäftigt werden. Schon diese Tatsache allein spricht genügend dafür, welchen hervorragenden Einfluß der Mißbrauch seiner Monopolstellung seitens des Sodasyndikats auf andere Industrien Deutschlands haben kann.

Der neueste Fall, in dem der Terrorismus des deutschen Sodasyndikats sich besonders scharf kundgab, ereignete sich vor einigen Monaten und zwar im Laufe des Sommers 1903. Sich auf die Prohibitivzölle stützend, die dem Syndikat eine Monopolstellung auf dem innern Markt sichern, halten es die Leiter des Syndikats für ganz überflüssig, besonders rücksichtsvoll gegen das konsumierende Publikum bezw. gegen die Fabrikanten, die Soda als Rohstoff verbrauchen, zu verfahren.

Als der Chemiker Delwendahl in Posen eine Kristallsodafabrik einrichten wollte (die Kristallsoda wird aus kalzinierter Soda — Na_2CO_3 — durch Auflösung der letzteren in Wasser hergestellt; sie besteht aus ca. 37 Prozent Natriumcarbonat und ca. 63 Prozent Wasser), da mußte er sich an das Sodasyndikat wenden, um von diesem die für seine Fabrikation nötige Quantität kalzinierter Soda zu erhalten. Aus dem Auslande konnte er ja dieses Produkt infolge der Prohibitivzölle nicht kommen lassen; zur Selbstfabrikation der kalzinierten Soda zu schreiten, hätte aber für ihn keinen Sinn gehabt, da die von ihm zu verbrauchende Quantität — nur ca. 500 Tonnen jährlich betragen würde. Diese Quantität würde nämlich nicht ausreichen, um die Fabrikation der kalzinierten Soda rentabel zu machen. Blieb also für Herrn Delwendahl nichts anderes übrig, als sich an das Sodasyndikat zu wenden. Dies tat er auch, bekam aber eine verneinende Antwort, die folgendermaßen lautete:

*) Näheres darüber vergleiche meine Schrift „Deutschlands Sodaindustrie in Vergangenheit und Gegenwart", Cottas Verlag, Stuttgart 1895.

*) Vergl. Handelsbericht von Gehe & Co. April 1903, S. 77 ff.

„Wir sind im Besitze ihres geehrten Gestrigen, bedauern indes recht sehr, den Schluß, wie von Ihnen proponiert, nicht annehmen zu können, abgesehen davon, daß wir vorläufig überhaupt zur Lieferung pro 1904 noch nicht verkaufen. Wir möchten uns gestatten, dabei nochmals darauf hinzuweisen, daß in Kristallsoda bekanntlich eine große Ueberproduktion herrscht, und die Errichtung weiterer neuer Kristallisationsanlagen daher nicht wünschenswert und im Hinblick auf den unausbleiblich dann entstehenden verschärften Konkurrenzkampf wenig aussichtsvoll sein kann. Wir möchten Ihnen in Ihrem eigenen wie im allgemeinen Interesse wiederholt anheimgeben, von Ihrem Vorhaben abzusehen."

Auf diese Weise hat das deutsche Sodasyndikat dem Herrn Delvendahl durch Verweigerung der Lieferung von Rohmaterial die Errichtung einer Kristallsodafabrik unmöglich gemacht.

Da ein derartiges Verfahren der durch das Gesetz gewährleisteten Gewerbefreiheit widerspricht (§ 1 der deutschen Gewerbeordnung lautet: „Der Betrieb eines Gewerbes ist jedermann gestattet, soweit nicht durch dieses Gesetz Ausnahmen oder Beschränkungen vorgeschrieben oder zugelassen sind," wobei im § 6 unter diesen Ausnahmen nur die Eröffnung von Apotheken, die advokatorische und Notariatspraxis, das Versicherungsgewerbe und dergleichen mehr aufgezählt werden), so beschloß Herr Delvendahl beim preußischen Minister für Handel und Gewerbe eine Klage einzureichen.

In seiner Eingabe *) machte er den Minister zunächst darauf aufmerksam, daß er bereits seit einigen Monaten seinen Wohnsitz von Breslau nach Posen verlegt und dort zum Zweck einer Fabrikanlage ein Terrain angekauft habe. Falls es ihm also nicht gelingen sollte, den Betrieb zu eröffnen, so wird er erhebliche Verluste erleiden.

Zweitens stellt er in dieser Eingabe fest, daß die Fabrikation von Kristallsoda in Posen einen erheblichen Gewinn bringen müsse, da — infolge der Abwesenheit sowohl in der Stadt Posen als in deren Umgebung einer derartigen Fabrikationsanlage — die Preise dieses Produkts dort sehr hoch seien.

Drittens machte Herr Delvendahl den Minister darauf aufmerksam, daß der wahre Grund für die Verhinderung seines Unternehmens seitens des Sodasyndikats nicht in dem Wahrnehmen allgemeiner Interessen oder der Interessen des Gesuchstellers, wie es die Leiter des Syndikats darzustellen belieben, zu suchen sei, sondern man müsse die Weigerung des Syndikats dem Bemühen zuschreiben, die Herren Robert Suermondt & Co. in Montwy bei Inowrazlaw, welche Mitglieder des Syndikats sind und neben der Fabrikation von kalzinierter Soda auch die kristallisierter Soda betreiben, vor Konkurrenz zu bewahren.

Als Ursache der Lieferungsverweigerung von kalzinierter Soda an Herrn Delvendahl ist sonach das Bestreben zu betrachten, dem Mitgliede des Syndikats — Herrn Suermondt — eine Monopolstellung zu verschaffen, die es ihm möglich mache, von den Konsumenten der Kristallsoda außerordentlich hohe Preise zu erheben. Um die weitgehende Fürsorge zu kennzeichnen, die das Syndikat für die hohe Rentabilität der seinem Mitgliede gehörenden Fabrik in Montwy an den Tag legt, führt Herr Delvendahl in seiner Eingabe an den Minister noch folgende äußerst interessante Tatsache an. Während nämlich im übrigen Deutschland fast in jeder Stadt von 20 000 Einwohnern eine Kristallsodafabrik sich befindet, ist nicht nur in der Stadt Posen, die schon im Jahre 1900 mehr als 117 000 Einwohner hatte, sondern auch in der ganzen Provinz Posen und dem Süden von Ost- und Westpreußen nur die einzige Fabrik und zwar von Robert Suermondt in Montwy vorhanden.

Viertens macht endlich Herr Delvendahl den Handelsminister darauf aufmerksam, daß, während er beim Syndikat eine Bestellung von 500 Tonnen kalzinierter Soda machte, dieses ihm nur 100 Tonnen liefern wollte und zwar einerseits zu einem höheren Preise (9,50 Mark statt des damaligen Syndikatspreises von 9,25 Mark pro 100 Kilogramm) und andererseits unter der Bedingung nur Seifenfabrikation zu betreiben.

Da diese willkürliche Preiserhöhung einerseits und die nicht minder willkürliche Reduktion der Rohmaterialienlieferung andererseits die Errichtung einer für Posen durchaus notwendigen Kristallsodafabrik unmöglich machten, so richtete Herr Delvendahl an den preußischen Handelsminister die ergebene Bitte, seinen Einfluß dahin geltend zu machen, daß die Leitung des Sodasyndikats ihren diesbezüglichen Entschluß ändere.

Auf dieses Gesuch erhielt Herr Delvendahl vom Handelsministerium die Antwort, daß eine Einwirkung der staatlichen Verwaltungsbehörden auf die Geschäftsführung des Syndikats deutscher Sodafabriken ausgeschlossen ist. Um den Kläger zu trösten, wurde ihm vom Ministerium in Aussicht gestellt, daß, wenn die eingeleitete Enquete über die Kartelle auch auf das Sodasyndikat ausgedehnt werden sollte, ihm zu der betreffenden Verhandlung eine Einladung zugehen werde.

Auf diese Weise hat demnach das Handelsministerium seine Machtlosigkeit dem Terrorismus der Kartelle gegenüber bekundet. Die jedem deutschen Bürger durch das Gesetz gewährte Gewerbefreiheit existiert also nur auf dem Papier; denn tatsächlich kann jedes Kartell, das eine dem Sodasyndikat ähnliche Monopolstellung einnimmt, die Errichtung neuer Unternehmungen unmöglich machen. Wir werden daher wohl kaum fehlgehen, wenn wir Herrn Delvendahl prophezeien, daß auch ein Versuch, das Syndikat gerichtlich zu belangen, erfolglos ausfallen wird. Gesetzt, es träfe die höchste Instanz, das Reichsgericht, eine Entscheidung zu seinen Gunsten, so würde das allmächtige Sodasyndikat Herrn Delvendahls Unternehmen in Bälde doch zugrunde richten, und zwar vermittels starker Preisunterbietungen in den Gegenden, in welchen er seine Waren abzusetzen dachte.

Bespricht man die terroristischen Tendenzen der Kartelle, so kann man nicht umhin, noch folgendes charakteristische Moment zu erwähnen. Die preußische Regierung arbeitet schon seit langem an der Germanisierung der Provinz Posen. Zu diesem Zwecke sucht sie, wie bekannt, dort die Industrie zu entwickeln, um durch die Bereicherung dieser Gegend eine starke Immigration der deutschen Elemente herbeizuführen. Die Taktik des deutschen Sodasyndikats verhindert aber, wie wir eben sahen, die Errichtung neuer Fabriken und wirkt auf diese Weise den Germanisierungsbestrebungen der Regierung entgegen.

Um damit abzuschließen, sei noch hinzugefügt, daß der Terrorismus des Sodasyndikats nicht erst von gestern datiert; denn schon im Jahre 1895 konnte ich in meiner obenerwähnten Schrift konstatieren, daß auf die ihm gewährten Prohibitivzölle gestützt, das deutsche Sodasyndikat rücksichtslos mit den Verbrauchern seiner Produkte verfuhr, indem die Lieferungsfristen zu sehr ausgedehnt, die Produkte dem Auslande zu Schleuderpreisen geliefert wurden usw. usw.

Obwohl an angegebener Stelle zahlreiche Beweise dafür erbracht wurden, daß die deutschen Sodafabrikanten am Ende der 70er Jahre von der Regierung eine Erhöhung der Zölle nur vermittels unrichtiger Angaben erlangt hatten (auch die anerkannteste Autorität auf dem Gebiet der Sodaindustrie — Professor Dr. Georg Lunge —, der — als Sachverständiger befragt — in den 70er Jahren sich für die Forderungen der Fabrikanten erklärte, hat — nachdem er mit dem Inhalt meiner Schrift bekannt geworden ist — seine früheren Ansichten geändert), sind diese Zölle noch bis jetzt in Kraft geblieben. Im neuen deutschen Zolltarifentwurf wurden allerdings als Folge der lebhaften Agitation der Papier-, Seifen- und Farbenfabrikanten, die dem Bundesrat wie verschiedenen Behörden zahlreiche Petitionen eingereicht haben, die betreffenden Zollsätze um ca. 40 Prozent herabgesetzt. Diese Herabsetzung wird aber

*) Der Wortlaut der Eingabe ist in der „Kartell-Rundschau" vom 28. September 1903 abgedruckt.

Digitized by Google

kaum ausreichen, da beim geringen spezifischen Wert der Produkte dieser Industrie auch die neuen Zollsätze einen durchaus prohibitiven Charakter haben werden, und dies umsomehr als die deutsche Sodaindustrie an verschiedenen internationalen Konventionen beteiligt ist. Will also die deutsche Regierung die Mißbräuche der Monopolstellung seitens des Sodasyndikats bekämpfen, so muß sie einen Schritt weiter gehen und die Sodazölle ganz abschaffen; denn nur auf diese Weise kann man hoffen, denjenigen Teil der ausländischen Konkurrenz, der den internationalen Konventionen fernsteht, etwas lebendiger zu gestalten.

Zürich. J. Goldstein.

Von den Königen und der Krone.

Ein Buch, an das Rezensent mit einem großen Mißvergnügen und nach vielen Anläufen herangegangen ist. Denn Frau Riccarda Huch hat eine schöne Geltung; ihr jüngster Roman: „Von den Königen und der Krone" die vierte Auflage — ich aber muß die Unzulänglichkeit meiner Einsichten oder meines Geschmackes erkennen. Mir gefällt er nämlich garnicht.

Das Problem, das er behandelt, liegt in der Luft. Der zukünftige Germanist, der sich's einmal zu seiner Doktordissertation wählen wird, der soll sich's lieber überlegen, sonst tut er mir aufrichtig leid. Denn seine Materie wird unabsehlich sein. Alle Augenblicke kommt ein Drama als Buch oder gar auf den Brettern, das dahin zielt; alle Finger lang ein Roman. Erst ganz kürzlich fand ich einen von Richard Voß an dieser Stelle angezeigt.

Es ist das ein Symptom, das die Regierenden recht sehr nachdenklich stimmen müßte, mit welchem Eifer gegenwärtig die Begriffe von Herrschermacht und Gottesgnadentum wieder einmal untersucht werden. Erfreulich finden müssen sie diese Tatsache nicht. Es ist beinahe etwas vom Eifer darin, mit dem man an einem Fremdkörper, der einem in den Organismus geraten ist, schiebt und rückt und ihn zu entfernen sucht. Zwei Werke möchte man als richtunggebend ansprechen: Ibsens „Kronprätendenten" mit ihrem feierlichen Königsgedanken und Daudets bitteren und geistvollen Roman von den „Königen im Exil".

In diese andere Linie wäre der Roman von Riccarda Huch einzureihen, und einigemal in Kleinigkeiten, im Ausbiegen und sich Nähern, meint man eine Art Einfluß des Franzosen bestimmt zu verspüren. Nur ist Ironie dem Wesen der Deutschen fremd und sie hat wenig Humor: etwas Schielendes kommt von allem Anbeginn in ihr Buch dadurch, daß sie's in Märchenstimmung tauchen, ins geheimnisvolle Land rücken und dennoch in der Gegenwart spielen lassen möchte. Vor dem Pfiff der Lokomotiven, dem Schrillen der Sirene eines Dampfers aber flüchten immer wieder die Geisterchen, die sie rufen möchte.

Ein Volk, an der Adria hausend, die Liburnier, hat sich unter der Führung des angestammten Königshauses lange genug eines Feindes erwehrt, der übermächtig nach seiner Freiheit zielte. Ueberwunden, gilt es, das Fürstengeschlecht, unter dessen Führung allein eine Wiedererhebung möglich ist, in dessen Hut sich das Kleinod der Krone findet, vor der Ausrottung zu schützen. Ein einziges Mittel bietet sich dazu: man muß die letzten Sprossen des erlauchten Stammes in Niedrigkeit niederdrücken — den schmutzigsten Schutzwall der Verachtung, den kein Argwohn eines Spähers übersteige, muß man um sie türmen, denen man insgeheim, so groß selbst unter diesem Volk von Geknechteten und Bettelhaften ihr Elend sei, immer nur mit Verehrung naht. Dabei haften große Geberde, Mut und ein unbezwinglich wilder Sinn an ihnen.

Der letzte, Lastari, bekommt dies alles satt. Sein schönes und braves Weib, Rojenice ist gestorben, nachdem es ihm drei Kinder Surja, Lasko und Dragano geboren, „aufgezehrt noch mehr von der ungezähmten Leidenschaft ihres Mannes als von der Härte ihres armseligen Lebens". Darüber verfällt Lastaris in eine Tollheit, aus der erwacht, er aus der Heimat fortstrebt. Mit allen dreien Kindern verläßt er, trotz der Bitten Surjas, die von Heimat und Krone nicht weichen will, Morimont; in der Frühe aber, da er ermüdet angesichts des Meeres entschläft, kehrt sie mit dem kleinen Brüderchen im Arm zurück, während Lastari und Lasko ihr Heil in der weiten Welt suchen.

Lastari kommt vorwärts. Er kennt die Steinarbeit — in den ungeheueren Brüchen seines Felsenlandes hatte er vordem als Tagelöhner sein Brot gefunden — wird Werkmeister, geht übers Meer nach Mexiko, immer von der Sehnsucht nach raschem Reichtum getrieben. Er ist erfindsam und gewandt, nur die Stetigkeit fehlt ihm, sodaß er immer wieder nach kurzen und glücklichen Anläufen, in denen ihm das Gold nur so zuströmt, in die Hände seiner Angestellten gerät. Dort, mit einer schönen und durchaus verderbten Creolin, schließt er eine zweite Ehe; das Weib betrügt ihn in aller Weise, saugt ihn aus und wendet alles daran, Lasko in jeder Hinsicht zugrunde zu richten. Endlich erkennt Lastari, was für einen sauberen Fang er an ihr gemacht; mit dem Rest seines Vermögens kauft er sich von ihr los, nimmt eines der Kinder, die sie vielleicht ihm, vielleicht nur in der Ehe geboren, Zizito, den Erben von beider bösen Instinkten mit sich und wandert heimwärts.

Daheim, in Lusinara, findet nun zunächst Lasko Stellung, trotz ungenügender Schule und Vorbildung, in einem großen Kinderspital, das Dr. Pius Reynegom gegründet, die Heilkraft jener Fluten bei schlimmen Gebresten zu erweisen. Er bewährt sich; er gewinnt an des Arztes Sohn Rizzo einen Freund, findet Eingang in das Haus von seines Patrons jüngerem Bruder, des großen und reichen Gelfabrikanten Beatus. Er gewinnt die Liebe seiner schönen und stillen Tochter Maielies. Nicht ohne Kämpfe; denn er hütet sein Inneres, ist herrisch aus dem Blut seiner Ahnen und Knecht seiner Stimmungen. Eine schöne Liebeszeit beginnt; sie träumen vom künftigen Erben der Krone von Morimont, der ihrem Bund entspringen soll, und den sie mit dem Namen von Göttern und Helden, Diwo heißen wollen. Verhängnisvoll zünden diese Legenden, die nun immer wieder berichtet und vorgerufen werden, in Rizzo, des Doktors Sohn, den der Drang nach Abenteuern und verwogenen Taten erfüllt, der überdies insgeheim seine schöne Base liebt und nicht weiß, was mit sich und der Fülle seiner Kräfte beginnen. Er verschwindet für lange Jahre. Lastaris und Lasko finden Arbeit in den Unternehmungen von Beatus Reynegom. Natürlich macht sich Lastaris bald selbständig und versucht einen Wettbewerb ohne sonderliches Glück. Das Wenige, was er aus diesem Unternehmen gerettet, vertut er in der Gründung eines Seebades, das am unglücklichsten Punkt, mit ungenügenden Mitteln angelegt, natürlich nicht zur Höhe kommen will. Zizito entwickelt sich immer bösartiger. Er steckt voller Tücken, voll schlimmer Sinnlichkeit, während sein Vater Lastaris mit einer blinden Liebe an ihm hängt. So ist es beinahe ein Glück, daß ihn ein böser Sturz blödsinnig macht, ohne daß seine eigentümliche Schönheit darunter leidet. Die Ehe von Lasko und der Maielies aber bleibt kinderlos; Diwo, den man so überschwänglich ersehnt, will nicht kommen.

Gerüchte laufen um. Von einem Aufstand, den noch einmal ein Häuflein der Liburnier unter Führung eines Fremden, der alle Zeichen, auch das tief verhohlene Versteck der Krone gewußt und sich für Lasko ausgegeben habe, gegen die Zwingherrschaft gewagt. Er blieb sieglos. Surja und Dragaino haben dabei den Heldentod gefunden; die heilige Krone versank im Meer, da man sie flüchten wollte, und in Morimont lebt niemand vom Königsblut mehr. Rizzo kehrt zurück. Er war es gewesen, der jenen Aufruhr angefacht, der hernach, Surja zu vergessen, die er sehr geliebt, ohne ihrer Meister werden zu können, ein schweifendes Leben geführt. Nun aber lodert es bedenklich zwischen ihm und der Maielies. Es kommt nicht zum letzten. Er wandert wieder ins Weite, und ein armes Mädchen, Moga, das schon des Lastaris Geliebte, hernach Zizitos Pflegerin gewesen war, gebiert dem Fernen, der bei ihr die Glut gestillt, die Maielies entfacht, ein Knäblein, wiederum Dragaino geheißen. Nachdem es nicht scheint, als könnte die Mutter lange leben, nachdem Lasko und die Maielies schon sehr den Wunsch hegen, ein Geschöpfchen ohne Anhang, das ganz und von niemandem bestritten von Geburt ab ihnen zugehöre, an Kindesstatt anzunehmen, so wird Dragaino der andere ihnen für diesen Zweck zugeführt. Moga aber bleibt am Leben und kommt sogar als Wärterin ins Haus der Maielies, der gegenüber sie immer noch ein Gefühl des Hasses und zugleich der glücklichen Nebenbuhlerin hat. Das führt natürlich zu Weiterungen. Allerdings — man hat ihr ihr Mutterrecht abgekauft. Aber, läßt sich derlei mit Geld ablösen? Und, nachdem der Vater des Kindes so wenig für immer ein Geheimnis bleibt, wie die Beziehungen zwischen ihm und Laskos Frau, so ist die Möglichkeit zu mancherlei Argwohn zwischen den Eheleuten gegeben.

Mit Lastaris geht es inzwischen bergab. Eine Zeit hat er den genialen Gedanken, sich der Regierung von Morimont zu verdingen — selber eine Sehenswürdigkeit als letzter vom Königsstamm den Führer zur Krone und den Erklärer aller ihrer Wunder zu machen. Das geht nach Surjas und Dragainos Tod nicht mehr. Er ergibt sich dem Suff und mit Zizito gemeinsam zieht er als ein bettelnder Bänkelsänger, der mit Vorliebe die Ballade vom Untergang Dragainos und der Krone singt, durchs Gebirge. Man kauft ihm ein ansehnliches Besitztum, damit er seßhaft werde. Das hilft nur für kurze Weile und Zizito will auch nicht gut tun, läßt sich, unter wohlwollender Assistenz seines Vaters, immer wieder in neue Liebesabenteuer ein, daran es dem hübschen Jungen nicht fehlen kann. Bei einem davon bespäht ihn Lasko, der wieder einmal nach dem Rechten zu sehen gekommen ist. Er will den blödsinnigen Halbbruder zurückhalten, dieser aber, der den Vormund immerdar gehaßt, sticht ihn meuchlerisch nieder. Lasko ist tot, das Geschlecht der Liburnerfürsten erloschen. Die Maielies, der man nun eine neue Vermählung mit Rizzo nahe legt, dankt dafür. Sie bleibt einsam mit Dragaino dem anderen.

Es sind fatale Dinge an dem Buch. Vor allem die große Unklarheit der Symbole, die anregen sollten und hier nur verwirren, bis man ihre Deutung Klügeren überläßt. Dann dichten alle. Das kann ich durchaus nicht nett finden; in einen ohnedies bis zur Grenze des Unmöglichen verstiegenen Stoff kommt so mehr Pathetik, als ein gesunder Geschmack verträgt. Lasko ist ein versteckter Dichter, Rizzo auch; der kleine Dragaino singt selbstersonnene Hymnen, noch ehe er ordentlich reden kann. Nur Zizito tut nicht mit. Warum nicht? Der kleine, geistige Defekt, den ihm Frau Huch verliehen hat, kann da doch unmöglich ein ernstliches Hindernis sein. Lastari wird Bänkelsänger. Und da wäre, vielleicht pedantisch, dennoch aber nicht völlig belanglos, eine Kleinigkeit zu vermerken. Frau Huch beschreibt ganz richtig das Instrument, mit dem er seine Sänge begleitet. Es ist die Gusla, deren schwirrende, eintönige Saite eben nur eine Art Musik hervorbringt. Nun haben wir Guslarensänge genug, fast übergenug. Alle sind sie reimlos — Lastari aber reimt.

Auch der Sprache wäre zu denken. Sie will tönen — und sie tuts. Es ist Feierlichkeit in ihr; freilich eine gewollte, und das ermüdet auf die Dauer sehr. Schwerer Faltenwurf, der aber nicht natürlich fällt; manchmal der Ton der Propheten. Zu oft und zu wuchtig ruft die Tuba; man verlangt nach milderen Lauten, nach einem natürlichen Wort. Und, man möchte sagen: selbstverständlich geht es bei so stolzem Schreiten auf dem Kothurn, der Stelzen nicht zu gedenken, nicht gar ohne Unfall ab. Sie häuft ihre Adjektive; sie ersinnt neue, die einem weh tun — wankellos, für ohne Wanken; oder sie entgleist direkt. Zum Beispiel: sie spricht von der Hand des ermordeten Lasko: „Die warme, kräftige, die listige, erfinderische und falkenschnelle war umstellt und ermordet worden und lag da leblos, unfähig zu schützen, zu retten oder zu lindern, was auch geschähe." Das ist denn doch bedenklicher Schwulst und geht nicht.

Eine große Fülle von Motiven. Beinahe, als hätte die Dichterin, die sich an manchen Stellen in ihrer Wüste behauptet, nach ihnen gegriffen, nachdem sie ihr eben zu Sinn kamen, als wäre sie in der Arbeit mehr von einer dunkeln Idee, die sich nicht recht in Gestaltung umsetzen wollte, als von Vorstellungen erfüllt gewesen. Es fehlt am letzten: an der Intuition. Darunter leiden denn auch die Gestalten. An einzelne ist große Liebe gewendet. Ganz besonders Lasko, Lastaris und auch noch die Maielies, bei der allerdings schon der Name anmutige Erwartungen rege macht, tragen Einzelzüge von großer Feinheit, von echt weiblicher Liebesfülle der Betrachtung. Keine Gestalt aber will so recht haften, einem bleiben, wie ein Gewinst; und bei der großen Anzahl von Figuren, die zum guten Teil nur notwendig sind, die widerspenstige und nicht genug vorher durchsonnene Handlung weiterzuschieben, muß sich Riccarda Huch oftmals an Kenn- und Merkworten genügen lassen, also daß man eher den Eindruck der Verworrenheit, als der Fülle davonträgt.

Ein starkes, ja ursprüngliches dichterisches Vermögen scheint mir in diesem Roman durch den Hang zur Reflexion gestört, ja geschädigt. Bedeutsamkeit der Geberde, Freude zum rätselnden und dunklen Wort, das unklare Vorstellungen entbinden soll; ein Orakeln, mit dem sich alsdann der Leser je nach seinen Fähigkeiten abfinde. Ein Problem, dessen Wichtigkeit jeder Schaffende kennt, nicht bestimmt genug erfaßt. Die Gefahren der Neuromantik treten hier klassisch zutage: sie mag nur zu leicht zur Zerflossenheit, zu einem schillernden Tiefsinn, zum Neomystizismus führen. Das ist ein bequemes Arbeiten: der aber etwas von der Kunst versteht, den berührt es immer unangenehm. Denn hier ist, ganz besonders für mindere Begabungen, die Nachfolge leicht; ein Schimmer von Farbe, der ungenügende Gestaltung verdeckt, eine Ahnung von Stimmungen ist leicht erworben und wachgerufen; man läßt verdämmern, was man nicht zu zeigen und darzustellen vermag. Was aber mühsam und im Kampf eines halben Menschenalters erworben ward, das sichere Fundament, von dem aus nach allen Richtungen hin zu bauen wäre: die Kunst, jeden seine eigene Sprache reden zu lassen, die Freude an der unmittelbaren und frischen Beobachtung, dies geht darüber nur zu leicht verloren und scheint mir kostbarer, als was so zunächst gewonnen wird. Wieder reden im Roman der Riccarda Huch alle in einer Zunge; sie klingt voll und glockentönig; aber das Gefühl wird man nicht los, als sollte so übertönt werden, was ich zunächst zu hören wünsche: der unmittelbare Ausdruck, der Urlaut der Seelen . . .

Wien. J. J. David.

Digitized by Google

Paul Cézanne.

Nur langsam und allmählich ist dem Genie Paul Cézannes ein später und spärlicher Ruhm heraufgestiegen. Bei uns gilt der alte Meister, der Jugendfreund Zolas, wohl gar für einen von den allerneusten, der unerhörte Farbenklänge und grellste Lichthelligkeiten darböte, und so war es nun an der Zeit, daß uns bei Cassirer eine größere Anzahl seiner Bilder gezeigt wurde. Wer etwa einen Neo-Impressionisten erwartet hatte, der fand nichts weiter als einen großen Maler.

Das Reinmalerische, die Schönheit, Wucht und Breite der Farbe, die richtige Sicherheit des Aussprechens ist bei Cézanne in einem so hohen Maße vorhanden wie etwa nur bei Rubens oder von Modernen bei Trübner. Machtvoll und schwer läßt er die Töne seiner Palette austönen, seine Farben strömen daher mit einer gesättigten Kraft, sie haben jenes innerliche und heiße Leuchten, den unvergeßlichen Widerschein einer großen Seele. Die Welt ist dem Maler eine wundervoll gestimmte Harmonie von Farbenmassen, in seine Hände sind hineingelegt die einzelnen Teile dieser bunten Allheit, und was das Auge in Fülle aufgetrunken, das fließt nun auf die Leinwand mit dem gleichen rätselvollen Einklang und in der geschlossenen Ganzheit des Geschauten.

In seinen Stilleben vor allem hat er all die farbige Schönheit der Natur aufgefangen und aus den toten Dingen schreit ein vielstimmiges Leben. Diese Eier, diese Aepfel, dieses weiße Tuch, sie sind gesättigt mit dem Glanz und Reichtum der ganzen Natur; die Aepfel leuchten und glühen wie Paradieseshoffnungen, wie Verführungen und Verheißungen der alten ewigen Erde. Diese kräftigen, lässig hingebreiteten Tücher mit den warmen schwarzen Schatten, dem leise blaulichen Glanz haben Licht und Leben in sich aufgesogen. Alles, was die Holländer an Stilleben dargeboten — und sie haben allmählich nach langen und plumpen Versuchen in Bildern Willem Kalfs oder van Beyerens das Höchste geleistet — war doch die geschmäckleriſche Freude an einem schönen Gartenecken, einem Winkel der Natur, eingeengt in seiner Kleinlichkeit und Behaglichkeit. Ganz ins einzelne verliebt, malten sie mit schmunzelndem Appetit und gärtnerischer Züchterfreude ihr Frühstück und ihre Blumen. Cézanne hat selbst in seine Stilleben etwas von seiner großen naturnahen allfühlenden Sinnlichkeit gelegt und in der unerbittlich zwingenden, geschlossen großen Farbenwirkung gar mancher von ihnen liegt eine heroische Geste, etwas Pathetisches, das auch die minutiösen Schilderungen Zolas manchmal so erschütternd belebt.

Ein köstliches Gefühl für die Seele des Stofflichen und ein höchster Feinsinn im Zusammenstimmen der Farbenakkorde — das macht diese ein wenig massig und schwer gemalten Bilder so schön. Auf einem dunkelgrünen Fond, der durch blaue, lila, graulichte Lichter ruhiger und indifferent gemacht wird, hebt sich ein großes, blättergemustertes Tuch mit dunklen Tönen heroisch und gebietend hervor; rote Aepfel stechen grell heraus, und doch sind auch sie eingeordnet, und ihre unruhigen Blicke sind gedämpft und ernsthaft gemacht durch ein kaltes Fahlgelb, ein mattes Weiß. Manchmal hat er eine Flut andrängender Farbenflecke, ein Konzert vieler einzelner Klänge gegeben. Dann wieder schafft er ganz kalte, fast farblose Verbindungen, Farbenskalen, die eintönig zwischen einem erdigen Schwarz und einem grellen Weiß dahergleiten und nur in einem stumpfen Grün ausruhen. So sind in einen tiefschwarzen Fond ein Tuch ganz vorn, dann Eier, Gläser, ein dunkelbraunrotes Brot hineinkomponiert. Alles Weiße ist gedämpft durch schwarze, über das Tuch hinfahrende Schatten, und wie um das Gleichgewicht der Farbenwerte zu erhalten, nimmt vorn ein schwarzes Messer den Grundton auf und bändigt die helleren Valeurs des Tuches und des Broles, daß auch sie eingefügt sind in die große richtige Ordnung.

Immer wieder hat er Aepfel gemalt, bald hell in einer weißen Schüssel, durch ein lustiges Blau belebt; bald tief verkrochen und eingebettet in die schweren Falten des Tuches, von dunkelblauen Schatten umfangen; bald in großer Zahl massig, in schwerer Fülle fast erdrückend; dann sparsam und apart spärlich geordnet auf einem Tisch, dazu eine blumenverzierte Kanne und dickbauchiges grünes oder blaßblaues Geschirr. Bald sind diese Aepfel gegen eine helle Tapete mit ganz wenigem Dekor gesehen; bald blickt aus dem Hintergrund ein warmbrauner Schrank, dessen Schlösser und Beschläge wunderbar gemalt sind.

Und auch die Farbenstimmung der Früchte ist stets eine andere: Sie glühen wohl dunkelleuchtend in einem satten Tone auf; oder ganz vom Licht abgeblendet schimmert ein helles Grün zu einem matten Weiß; einem blaßblauen Fond geben hell- und dunkelbraune Schatten einen stillen und ernsthaften Charakter. Vor allem aber sind die weißen Tücher, in denen ein paar schwärzliche Reflexe aufzucken, mit einem Schwelgen in vollen breiten Wirkungen, mit einer vollströmenden machtvollen Farbe gemalt. Dieses Fortissimo der Farbenwirkung, dieses starke Ausklingenlassen der Akkorde ist die bezeichnende Note in Cézannes Persönlichkeit.

Darum können ihm Blumen nicht so gut gelingen wie Manet. Während Manet einzelne fenstenglige, schlanke Blumenwesen mit allem zarten Duft umgibt, packt er einen vollen Strauß in eine Vase und gerät wieder in die unruhige Buntheit der alten Holländer.

Es sind überhaupt Manet und Cézanne, so eng sie historisch auch zusammengehören und so verwandt auch die ruhige, altmeisterliche Wirkung ihrer Bilder heute ist, zwei völlig verschiedene Persönlichkeiten, von denen Manet die reichere und feiner gebaute, Cézanne die einheitlichere und kraftvollere ist. Bei Manet fühlen wir, seitdem das Gewaltsame des Neuen nun völlig verblichen ist, eine feine und stille Anmut, einen sanften und zarten Geschmack, eine heiter spielende Geschmeidigkeit. Cézanne ist eine schwerblütigere, dunklere und heroische Natur; eine melancholische Innigkeit, ein gewaltiges und fast plumpes Umfassen der Welt liegt in seinen Bildern ausgedrückt. Er ist ein Einsamer, zu dem die tote Natur viel lauter redet als die Menschen, den die Dinge mit tausend Augen ansehen, daß er sich fest hineinwühlen muß in diese fragenden und rätselvollen Blicke. Seine starke Sinnlichkeit ist hingegeben und angeschlossen an alles Stoffliche, was ihn umgibt; aber die schweren Körper hat er lebendig gemacht in all ihrer Massigkeit und lastenden Schwere.

Daher konnte er wie keiner die Psychologie des Arbeiters geben, der niedergedrückt von der Erdenmühe nie Seeleleichtigkeit erlangt, und an diesen geistig toten Menschen, deren Hände mit stumpfsinniger Inbrunst die Karten halten, leben nicht die Gesichter, sondern die Linien ihres Schicksals und Lebens sind ausgedrückt in den Kleidern, in diesen breithingestrichenen Farbenflächen, in einem weiten blauen Kittel, einer roten Kravatte, einer schwarzen Hose. Etwas Ehrwürdiges geht von diesen plumpen, schlecht fallenden Gewändern aus und etwas Rührendes zugleich.

Frauen hat Cézanne nicht malen können; er gibt nur Farbenstimmungen; die feine, behutsame Hand fehlte ihm für dies delikate Geschäft. Dagegen hat er in Männerporträts seine große, mächtige Seele gespiegelt. Da sitzt ein Mann in einem schwarzen Rock und helleren Hosen. Rücksichtslos und gewaltsam sind die riesig hohe Stirn, die starke Nase mit den rötlichen Reflexen, das Struppig-Wirre des Bartes herausmodelliert. Schwer ruhen die großen Hände auf den Knien. Aber diese ganze mächtige Gestalt ist von einer kolossalen Lebenswahrheit und einer düsteren Wucht.

So im dunklen Sinnen, schwer aus Träumen sich hebend, ist Cézanne auch durch die Landschaft gewandert. In seinen Bildern ist nichts von dem flirrenden Leben, der zitternden Lebendigkeit der Impressionisten. Still spiegeln sich seine Häuser

Digitized by Google

im Wasser, dunkle Laubgänge neigen sich über einen ruhig fließenden Bach. Eingenistet in ein zartes Braungrün schauen schwarz-weiße Giebel hervor. An einem abgedämpften Himmel ziehen weißliche Wolken daher. Eine majestätisch ernste Wirkung geht von den alten Bäumen, den ruhig starken Farben aus.

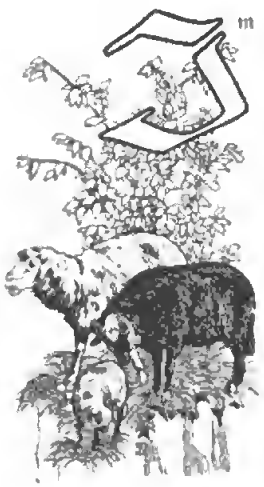
Ein menschenleerer Weg mit schwarzer, schwerer Erde führt tief und endlos das Auge in ein Bild hinein, das ganz fern eine melancholische Hügellinie abschließt. Die dunkeln Massen der Bäume neigen sich pathetisch schwermütig über diese verlassene Einsamkeit. Breit und langsam sind die Farben gestossen, mit einer Innigkeit und Wärme stehen sie da, daß aus ihnen die stumme Sprache eines stillen, tiefen Menschen und eines großen Malers zu uns dringt.

In solchen Bildern liegt die Kunst Cézannes beschlossen. Er ist keine fortreißende und aufregende Erscheinung, und es war nur zu natürlich, daß seine unaufdringliche und schlichte Kunst nicht jene Revolutionen hervorrief wie die Manets. Aber er trug seine Welt in sich und machte die unsere reicher. Wer sich erst recht tief hineingesehen hat in seine Bilder, der kann nicht mehr von ihnen gehen, ohne von nun an auch in der Natur eine reichere Schönheit, eine größere Farbenfülle zu erblicken.

Paul Landau.

Der Schafhirt.

I.



Im leisen Bergwind weht das lange Gras der Mahlknechtwände. Der Steig, der zwischen den bröckligen Felsstufen hindurchführt, um dann oberhalb der schwarzen Schluchten nach dem Tiefer Alpl hinüberzuleiten, ist kaum erkennbar. Da, wo halbwegs die jähe Neigung etwas abnimmt, um ein kleines Plateau zu bilden, steht das Blockhaus des Schafhirten. Aber der Schafhirt ist nicht gern in seiner Hütte; er ist lieber bei seinen Schafen in den Wänden.

Da steht er mit seinem langen Stab und schaut ins weite Land hinaus, über die grüne Seiser Alm, auf der es glitzert und funkelt, wenn die Sonne scheint, daß man die Augen fast schließen muß, weil sie soviel Glanz nicht vertragen. Aber der Schafhirt braucht nicht mit den Augen zu zwinkern. Er ist an die Sonne der Alm gewöhnt, und es will ihn schier bedünken, als ob es garnicht hell genug sein könnte da draußen über den grünen Wiesen und den weißen Bergen.

Und wenn am frühen Morgen die Wasser stärker rauschen und der Wind von den Eisfeldern der Mormolata herüberweht, dann steht der Schafhirt schon da und sieht nach Osten. Hinter den Bergen von Buchenstein glüht es, und Strahlengarben schießen hinter dem Langkofel hervor. Und dann steht der Langkofel im Feuer. Nun aber rauschen die Wasser wieder leiser. Denn sie wollen den Morgensang der Sonne hören. Und der Schafhirt steht da und lauscht. Und der Wind fährt in seinen langen, blonden Bart, und zaust sein blondes Haar, und seine blauen Augen sehen erstaunt in die Ferne. Jeden Tag staunt seine Seele von neuem . . . .

Aber auch wenn es regnet, steht der Schafhirt da, in seinen weißen Mantel gehüllt. Und die mächtige Gestalt wurzelt im Boden, wie ein weißer Felsblock auf steilem Hang, um den die Nebel ziehen.

Was kümmert den Schafhirten Regen und Schnee?

Er ist wie ein Felsblock von hartem Gestein, an dem die Wasser nur langsam nagen.

Freilich — einmal wird auch der Felsblock stürzen.

II.

Alle acht Tage ging der Schafhirt nach der Mahlknechthütte hinunter, um seine Vorräte zu ergänzen. Er brauchte Brot und Speck und Rauchtabak. Denn wenn er bei seinen Schafen stand, dann mußte er rauchen. Die kleine Pfeife brannte nur grad so lang, als ein Mann Zeit braucht, um ordentlich und bedächtig, wie sich's gehört, drei Vaterunser zu beten.

Da hatte er dann doch etwas zu tun, wenn er die Asche ausklopfen und neues Kraut einfüllen mußte, und die Zeit verging wie im Traum. Die Augen hatten zu sehen, so viel zu sehen, die Lungen hatten einzuatmen, und die Hände hatten die Pfeife zu regieren, die Gedanken aber . . . .

Seit der Mahlknecht sein junges Weib auf die Alm gebracht hatte, ging der Schafhirt öfter in die Schweige hinunter, um einen Enzian zu trinken.

Und da saß er des Abends in der Ecke unter dem Kruzifix, rauchte und schwieg und trank bedächtig aus der kleinen Flasche. Seine Augen aber waren auf das junge Weib gerichtet, das mit Lärmen und Lachen am Herde hantierte.

Der Wind lastete auf dem Schornstein und trieb den Rauch in die Hütte zurück, daß er wie ein grauer Nebel über dem Herde lagerte, langsam sich ausbreitete und das Licht der Petroleumlampe fast zu ersticken drohte.

Aber der Schafhirt merkte nichts davon. Seine Augen glänzten und staunten, wie immer, wenn er in die Sonne sah. Und er zog an seiner Pfeife und qualmte.

„No, kannst Du nix reden?" fragte nach einer Weile die Bäuerin. „Wirst nicht stumm sein wie ein Fisch?"

Der Mahlknecht antwortete für ihn. „Laß ihn, Rosa, er hat's Reden verlernt bei seine Schaf'."

Aber da öffnete der Seppl den Mund und sagte: „Zwei haben sich derfallen heut, ganz droben unter die Roßzähn."

„Geh, geh!"

„Hier sind sie . . ."

Dann nahm er den Hut vom Kopf, raffte mit plumper Hand die Edelrauten zusammen, die er rund herum gesteckt hatte und legte das ganze Büschel vor sich auf den Tisch.

Die Bäuerin schaute herüber und trocknete sich die Hände an der großen, blauen Schürze. Aber der Schafhirt sagte nichts; da wandte sie sich wieder ihren Pfannen zu.

Der Bauer ging rauchend hin und her und besprach mit seinem Weibe den nächsten Kirchgang, dann beugte er sich zu ihr nieder und flüsterte ihr etwas ins Ohr, daß sie heiter auflachte.

Der Schafhirt erhob sich, warf acht Kreuzer auf den Tisch und ging mit kurzem Gruß.

Draußen wehte ein schwüler Wind. Es war ganz dunkel geworden. Der Himmel war schwarz und lastete schwer auf den Bergen.

Aber der Seppl kannte den Weg. O, wie oft schon hatte er ihn gemacht, bei Nebel und Nacht, bei Sturm und Schneetreiben! Früher war er ihm immer so lang erschienen, so lang und mühsam. Jetzt war es ein Katzensprung und gar nicht mühsam, und ein Lachen klang ihm in den Ohren, ein Lachen so fein und silberhell wie das Rieseln der kleinen Quellen, die oben in den Wänden unterm Fels hervorbrechen.

Digitized by Google

III.

In einsamen Nächten kommen allerhand Gedanken. Man liegt ganz still und lauscht hinaus in das Wehen und Rinnen. Durch die Ritzen der Blockhauswand zieht der warme Höhenwind, und wenn sich die Schafe regen, dann geht ein leises Klingen über die Almen. Die Nacht erwacht und blinzelt. Die Sterne werfen sich Blicke zu, und nur die ernsten, alten Berge liegen breit da, wie Kühe, die sich auf grüner Weide gelagert haben, und schlafen ruhig weiter.

Dem Schafhirten aber wird das einsame Heulager unerträglich. Er steht auf und tritt vor die Hütte.

Unten liegt die Mahlknechtschweige. Es ist alles dunkel. Die schlafen alle, der Bauer, die Bäuerin, die Dirn und der Halterbub.

Der Bauer ist ein unleidlicher Protz, ein Wichtigtuer, ein Saufaus.

Die Bäuerin aber . . .

Silberne Nadeln trägt sie im Haar.

Wenn sie geht, dann ist es wie ein ruhig wiegender Tanz.

Und ihre Stimme ist hell wie der Schlag der Uhr unten beim Kurat im Widum.

Ob sie die Edelrauten genommen hat?

Morgen gehst du hinunter; um weißen Käse, kannst du ja sagen.

Zu Portiunkula aber wanderst du ins Dorf. Warum auch nicht? warum grad du nicht, wenn alle geh'n? der Laliderer paßt dir derweil auf deine Schaf . . .

Ob sie schon schläft?

Was hat ihr der Bauer ins Ohr gesagt? was? . . . . . .

Er ballt die Fäuste und weiß nicht, warum . . . er reckt die mächtigen Arme und weiß nicht warum.

Ueber dem Monte di Donna fällt eine Sternschnuppe . . . und dann noch eine.

Wie warm ist die Nacht!

Wie einsam sind die Menschen! Warum haust man allein auf einer Hütte? Warum haben es andere besser? Warum gibt es solche, auf deren Geheiß ein Weiberlachen klingt? . . . ja, das ist es; das Weiberlachen. Das macht das Leben schön . . . wenn er der Kaiser wäre, was würde er tun? Er würde vor die Rosa treten und würde sprechen: Nun sollst du mir lachen! . . . und wenn sie nicht lachte, dann würde er sie bei den Handgelenken fassen, bis daß sie lachte . . .

Er zitterte . . . ha, wie das klang . . . und wie sie den Oberkörper dabei hin und herwarf . . . wie die langen Schilfblätter unten im Teich, wenn der Wind vom Schlern kam . . zweimal waren ihr heut die silbernen Nadeln aus dem Haar gefallen.

Ob sie die Edelrauten genommen hat? . . .

Es muß schon nahe am Morgen sein. Drüben die Gletscher überm Eisacktal schimmern so weiß durch die Nacht . . . und dann wird die Sonne kommen und wieder eine Nacht . . und wieder die Sonne . . Dem Sommer folgt ein Herbst . . dem Herbst ein langer Winter . . und einsam, einsam bist du . . . .

Und so steht er, bis unten in der Mahlknechtschweige ein Licht aufblitzt. Dann kriecht er in seine Hütte und kocht sich eine Brennsuppe.

IV.

Die Mahlknechtwände sind steil wie ein Kirchendach. Grasbänder ziehen schräg durch das Geklüfte. Ueber die Felsstufen, die sie voneinander trennen, rieseln dünne Wasserfäden, die das Gestein schwarz gefärbt haben; oftmals kommen schwere Blöcke herunter, die vom Wasser und Schnee gelockert waren; dann dröhnt es weit über die Alm, und eine Staubwolke lagert über den Wänden. Wer sie durchklettern will, braucht eine feste Hand und sichern Tritt, und wer sie bezwungen hat, der ist dem blauen Himmel nahe; und sein Blick beherrscht die ganze, weite Alpe von den Steilmauern des Schlern bis zu den Geislerspitzen und den düstern Zacken des Langkofels hinüber.

In den Mahlknechtwänden klettern die Schafe. Denn das Gras auf den Bändern ist süß und würzig. Aber es ist nicht selten, daß der Hirt auf die Suche gehen muß, um eines seiner Tiere zu bergen, das sich in den Wänden „derfallen" hat. Dann klettert er mit zusammengebissenen Lippen und einer tiefen Furche zwischen den Augenbrauen. Er faßt den Fels mit seinen Händen wie einen Feind, den er vernichten will. So klimmt er aufwärts, langsam und stetig, mit nackten Füßen, die die Rauhigkeit des Felsens kaum verspüren.

. . . Er hat heute zwei seiner Schafe zu suchen. Und er sucht den ganzen Tag.

Am Abend kommt er mit einem der Tiere in die Mahlknechthütte. Das andere hat er verloren geben müssen. Wer weiß, in welcher Schlucht des Berges seine Gebeine bleichen werden.

Der Schafhirt ist finster. Er redet nichts und sitzt brütend in seiner Ecke, während der Bauer draußen am Kuhstall das Tier abzubalgen beginnt.

Die Bäuerin steht kochend am Herd. Sie singt . . .

Auf einmal bricht sie ab und schaut zum Seppl herüber.

„Hast Rauten mit'bracht?"

„Hab' nit derweil g'habt."

„Jesses ja, warum denn nit?"

Der Schafhirt antwortet nicht; er macht sich mit seiner Pfeife zu schaffen. Da beginnt die Bäuerin von neuem:

„Wie alt bist' eigentlich, Seppl?"

„Auf Mariä Himmelfahrt werd' ich dreiunddreißig."

„So alt, wie unser Herr geworden ist."

„Mh . . ."

„Und wie lang bist' schon auf der Alm?"

„Seit zehn Jahren komm' ich jeden Sommer."

„Und wirst's nicht leid?"

„Ich . . . weiß . . . nicht; eigentlich freut's mich schon recht, so das Stehen und Außischauen . . . es ist halt alleweil anders auf der Alm."

„Aber halt alleweil allein . . ., kein Madel, das Dich bussen tut . . . wie? . . . möchtest nicht ein Madel haben?"

Der Schafhirt lacht; es ist ein seltsames Lachen, das seinem Gesicht einen verzerrten Ausdruck gibt; er setzt ein paarmal an, um zu antworten. Aber da kommt der Bauer mit blutigem Messer hinein.

„Du, Anton," sagt sein Weib. „Der Seppl möcht' gern heiraten; weißt Du keine für ihn?"

„Warum denn nicht?" antwortet der und schneidet ein Gesicht. „Die Wachtertrina nimmt ihn gleich."

Die Wachtertrina ist über vierzig Jahr alt und hat einen Buckel. Drum fängt die Bäuerin hellauf zu lachen an. Aber der Schafhirt beugt seinen Kopf über den Tisch, daß man nur das buschige Haupthaar sieht, in dem ein paar Strohhalme stecken.

Der Bauer bleibt am Tische stehen und fragt wie beiläufig:

„Du bist oben gewesen, bis unter die Roßzähn' hin?"

„Ja . . . schon . . ."

„Hast nichts gesehn?"

„Was denn?"

„Ich mein halt nur so."

„Nein . . . es ist nichts."

Der Bauer pfeift durch die Zähne und will wieder gehen; aber an der Tür dreht er sich noch einmal um und sagt:

„Du kannst schon reden, Seppl, ich verrat nichts . . . . hast Du den Gamsbock gesehn, oder nicht? er muß völlig oben bei der großen Lahn sein."

„Ich weiß von nichts; hab' nichts gesehen; hab' nicht derweil gehabt, mich umzuschauen . . . ist auch gleich." —

So spricht er; aber als er wieder in seiner Hütte ist, sucht er das alte Gewehr aus dem Heuversteck heraus und

klettert mühsam in tiefer Nacht die Wand empor. Das kann keiner außer ihm.

Um vier Uhr in der Früh hallt ein Schuß in die Einsamkeit. Und um sechs Uhr hat der Schütze den Gamsbock schon drüben auf Laranz abgeliefert. Und er freut sich, dem Mahlknecht einen Possen gespielt zu haben; denn er kann den Mahlknecht nicht leiden; wenn er nur an ihn denkt, wird es ihm rot vor den Augen, und er hebt die Arme und dehnt sich, daß alle Gelenke krachen . . . .

V.

Am Portiunkulasonntag war ein Fremder gekommen, der die Roßzähne durchklettern wollte und den Schafhirten als Führer und Gefährten für zwei Tage gedungen hatte. Eigentlich war es eine Befreiung für den Seppl, daß er nun nicht ins Dorf hinunterbrauchte unter die vielen Menschen, mit denen er ja doch nichts anzufangen wußte.

Also kletterten die beiden den ganzen Tag. Aber die Gedanken des Schafhirten waren unten in der großen Kirche und auf dem Dorfplatz, wo der große Brunnen steht. Und so wenig achtete er auf das, was er unter Händen und Füßen hatte, daß er beinahe von einem großen Block erschlagen worden wäre, der gerade ausbrach, als er sich hinaufschwingen wollte.

Er konnte noch schnell zur Seite springen, da ging es auch schon mit Krachen und Poltern an ihm vorüber. Der Fremde war bleich geworden und hielt sich an einem vorspringenden Zacken fest. Seppl aber brummte nur in seinen Bart und schaute dem Felsblock nach, der tief unten auf den weißen Geröllhalden in tausend Stücke zerspringend langsam zur Ruhe kam. —

Auf dem Gipfel machten sie Mittagsrast; es war sehr warm, und die Sonne schien grell aus dem blauen Himmel auf die weißen Felsen herab.

Der Fremde rauchte und fragte nach diesem und jenem.

Ob der Seppl gedient habe?

Und ob ihn sein Leben freue?

Und ob er immer so einsam hause?

Der Gefragte aber wußte nicht viel zu antworten.

Er habe halt nie so recht nachgedacht. Er habe auch keine Zeit dazu. Die Schafe machen einem schon Arbeit. Und es gefalle ihm so weit alles recht gut.

Wenn nur die Sonne scheint und der Wind nicht zu kalt geht und wenn Tabak genug da ist . . . . Freilich, ein Gamsbock von Zeit zu Zeit; das brauche er . . .

Und die Weiber? —

O die, da wisse er nichts zu sagen . . . sie seien alle so zart . . . er getraue sich nicht, so eine anzufassen . . . seine Hände seien halt zu groß; und dann, dann lachen sie alle so . . . so . . . daß man ordentlich Angst vor ihnen haben müsse . . .

Er schauerte zusammen und schwieg. Und es war den ganzen Tag nichts aus ihm herauszubekommen.

Nur eine Hast war in ihm, daß der Fremde mehrmals zur Vorsicht mahnen mußte. Denn er nahm die Felsen mit einer Gier, die nichts Menschliches mehr hatte.

Und als er des Abends in der Mahlknechthütte war, saß er brütend hinter der Weinflasche und trank, ohne ein Wort zu reden. Schließlich mußte der Bauer ihn auffordern, seines Weges zu gehen, denn es war spät, und sie wollten sich schlafen legen. Nun ging er freilich; aber nicht weit. Hinter einem großen Felsblock wartete er ab, bis in der Schweige alles dunkel geworden war; dann umkreiste er das Haus wie ein Wehrwolf. Er wußte selber nicht, warum er nicht schlafen ging. Er war doch müde genug. Aber irgend etwas Seltsames, Gieriges, hielt ihn zurück.

Es war eine dunkle, windstille Nacht, und der Hall trug sehr weit. Man hörte tief unten in waldiger Schlucht das Rauschen des Pitzbaches und oben in den Mahlknechtwänden das vielstimmige Rieseln der Wasser.

Im Stall der Sennhütte regte es sich. In der Schlafkammer aber war alles still. Da schliefen sie nun; der Mann lang hingestreckt wie ein gefällter Baum und . . . dann . . . das Weib . . . mit offenem Haar und . . . rotem Mund . . . und gewiß . . . lachte sie . . . sie lachte ja immer . . . warum aber lachte sie? . . .

Der Seppl fuhr auf und griff nach einem Stein . . . ihn überkam immer solche Wut, wenn er an die Weiber dachte . . . er wollte jenen den Stein in die Kammer werfen, durchs Fenster hindurch, daß alles klirrte und zusammenfiel . . . ah, er wollte . . .

Aber nein, was hatten sie ihm denn getan? . . . verflucht der Tag, an dem der Mahlknecht sein Weib auf die Alm gebracht, verflucht der Mahlknecht, verflucht er selber dazu! . . .

VI.

Nun waren die Mäher da. Auf den langen Grashängen unter den Mahlknechtwänden wimmelte es von Menschen.

Am rechten Flügel der erste Knecht. Und neben ihm in regelmäßigen Abständen die Mäher. Und hinter jedem eine Fassaner Dirn mit dem Rechen.

Und dann weiter unten eine zweite Kolonne von Menschen in gleicher Aufstellung.

Und ganz unten noch eine . . .

— — In der Abendsonne blitzten die Sensen, und die langen Grasbänder legten sich lautlos um. Schritt für Schritt fraß sich der scharfe Stahl in den üppigen Teppich hinein. Und da, wo gemäht war, wurde das Grün ein anderes, bleicheres und die Windwellen, die durch das hohe Gras gingen, kamen da zur Ruhe, wo das Mähen begonnen hatte.

Der Schafhirt stand oben in den Wänden auf einem Stein und sah hinab. Die roten Kopftücher der Weiber ließen seinen Blick nicht aus ihrem Bann. Es erregte ihn, zu sehen, wie sie alle zu gleicher Zeit sich vorbeugten und wieder zurücklegten, wie auf Kommando, wie die Rechen alle im gleichen Augenblick die gleiche Bewegung machten und wie die Kolonnen langsam vorwärts krochen, langsam, aber ohne Aufenthalt.

Da kam der Bauer von der Schweige her. Und als seine Leute ihn erspäht hatten, hielten sie mit der Arbeit ein, standen einen Augenblick, um zu verschnaufen und begannen dann alle zusammen ein Lied, um den Schaffer zu begrüßen.

Der aber stieg ernsthaft und mit gewichtigem Schritt hinan, als ein Mann, der sich seines Wertes bewußt ist. Und er sagte Feierabend an.

Dann gingen sie alle in die Hütte hinunter, und es begann ein großes Essen und Trinken. Und nachher der Tanz.

Aber der Seppl ließ sich in diesen Tagen nicht beim Mahlknecht blicken. In großem Bogen schlich er um das Haus, und wenn er irgendwo eine der Fassanerinnen erblickte, machte er sich eilends aus ihrer Nähe. Er war hohlwangig geworden, und die Augen funkelten drohend aus ihren Höhlen.

Am vierten Tage der Mahdzeit aber schlich er sich, als er die Schweige von allen verlassen wußte, in das Haus. Nur die Bäuerin kochte am Herd. Da er eintrat, machte sie ein erstauntes Gesicht.

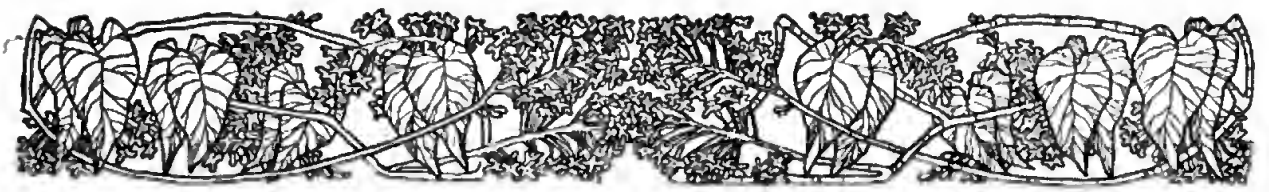
„No, Seppl, wie schaust denn Du aus?"

Er antwortete nicht, stellte sich nur hin und sah sie an.

Zuerst lachte sie, dann aber wurde sie ärgerlich, zuckte mit den Schultern und wandte sich ab.

Und er stand nur immer da, mit brennenden, gierigen Augen, und sein Gesicht wurde rot, und der ganze ungeschlachte Körper des Riesen mit den breiten Schultern und Handgelenken zitterte. Er sagte noch immer nichts. Aber seine Augen folgten jeder ihrer Bewegungen. Ihr wurde Angst. Mein Gott, was wollte er nur? Wenn doch nur ein Mensch in der Nähe wäre! Er hatte gewiß getrunken . . . wie brachte sie ihn nur weiter!

Digitized by Google



„Seppl," sagte sie stockend, „jetzt laß mich gefälligst in Ruh und mach Dich weiter . . . was willst Du denn?"

Er lachte blöd und schüttelte den Kopf. Und dann nach einer Weile machte er einen Schritt auf sie zu und sagte:

„Nichts . . . als grad einen Kuß von Dir."

„Was? . . . ich Dich küssen? Ach . . . Du bist . . . ja . . ."

Und plötzlich lachte sie ausgelassen heraus, daß ihr ganzer Körper schütterte wie ein junger Baum im Frühlingswind. Sie lachte, daß ihr die Tränen in die Augen traten. Nein, was für ein sonderbarer Mensch! Den brauchte man nicht zu fürchten, den nicht . . .

Dem Schafhirten aber war es, als ob ihn ein Schlag getroffen hätte, als ob plötzlich in seinem Innern etwas zerrissen wäre. Es wurde ihm plötzlich so weh zu Mute, so weh . . . warum lachte sie? . . . lachte sie ihn aus? . . . Ach, nun war es vorbei, nun gab es nichts mehr . . . das Blut in seinen Schläfen hämmerte, und vor den Augen drehte sich alles.

Da machte er einen Schritt zurück, hob seine Faust und ließ sie mit Ungestüm auf den Herdrand niedersausen.

Aber er sagte kein Wort; nur ein unterdrücktes Aechzen kam aus seiner Kehle. Und nun machte er Kehrt und ging mit schweren, trampfenden Schritten. Als er die Tür in das Schloß warf, hörte er das Weib am Herd immer noch wie sinnlos lachen.

VII.

Am selben Abend noch brach eine junge Fassaner Dirn, die heimwärts wollte, unter seinen Fäusten zusammen.

Er hatte lange auf dem Mahlknechtjoch gesessen; da kam das Mädchen daher, mit schlankem Schritt und hellen Augen, die unter den schwarzen Wimpern fröhlich in die Welt schauten. Aber, als er ihr entgegentrat, schrak sie zusammen. . . .

Die Alm ist groß und einsam. Und niemand hört die Hilferufe, die in der Stille des Abends ohne Echo verklingen. Die grünen Wellen der Alm, die stillen Täler und Kuppen sind wie ein Grab, und die Berggipfel, die auf sie herabblicken, sind steinern und rühren sich nicht. Die Geier aber können es niemandem sagen, was sie da unten gesehen haben.

. . . Die Nacht kam, und der Schafhirt stieg mit wankendem Schritt die Wände hinan. Als er vor seiner Hütte war, blieb er stehen und sah sich um. Er konnte sich nicht besinnen, was geschehen war; aber etwas war geschehen: er betrachtete seine zerkratzten Hände und lachte. Und das Gesicht brannte ihm, daß er immer wieder mit dem Joppenärmel drüber fuhr.

Er sah nach der Mahlknechthütte hinunter. Kein Licht mehr in Haus und Stall.

Dann wandte er sich nach Osten gegen das Joch und lauschte angestrengt, ob sich dort etwas rühre. Aber es war alles still.

Und nun setzte er sich und sah starr vor sich nieder. Nur die rechte Hand bewegte er ein paarmal sinnlos vor seinem Antlitz hin und her. Ihm war, als ob alles ausgelöscht sei, was er je gedacht oder getan, als ob er dasäße und versteinert sei, als ob er sich niemals wieder rühren, niemals mehr dürsten oder hungern und niemals mehr sprechen könnte. Irgend eine geheimnisvolle Kraft hatte ihn in einen Baumstamm, einen Felsblock verwandelt. Und nun würde das Leben schön und gut sein. Denn er brauchte bloß dazusitzen, brauchte nichts mehr zu denken und zu grübeln, und keine Sehnsucht gab es mehr und kein Verlangen. Alles leer, alles vom Sturmwind verweht, um ihn und in ihm ein brausendes Nichts. . . .

Aber als der Morgen graute, erhob er sich und kletterte durch die Wände nach dem Joch hinüber und suchte, sah hinter jeden Stein und in jede Bodenfaltung hinein, bis er die Leiche gefunden hatte. Da deckte er seine Joppe über die nackten Glieder und wandte sich sinnlos lachend zum Gehen. Und er durchstieg die schwarzen Schluchten, die sich gegen die Roßzähne hinaufziehen, wich fallenden Steinen aus und rettete sich durch kühne Sprünge, wenn das Erdreich unter seinen Füßen ins Rutschen kam.

Dann stieg er in die Molignonfelsen ein und arbeitete sich keuchend in die Höhe, bis er den Grat erreicht hatte. Die Sonne stand schon hoch. Unten auf der Alm sah er Menschen, wie Punkte so klein, sich lebhaft bewegen. Und ihre Rufe hörte er durch die unbewegte Luft. . . .

Da machte er einen Schritt gegen den tiefen Schlund des Grasleitenkessels, der schwarz und eisig in einsamer Tiefe lag, und ließ sich fallen. . . .

Hamburg. Richard Huldschiner.

Friedrich Hebbel: Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, besorgt von Richard M. Werner. Zweite Abteilung: Tagebücher. 4 Bände. Berlin 1903. B. Behrs Verlag.

Richard Maria Werners mit ebensoviel Liebe wie Energie in Taten umgesetzter Hebbelkult, der die zwölfbändige historisch-kritische Ausgabe der Werke des Dichters in beispiellos kurzer Zeit zusammengetragen hat, bietet im unmittelbaren Anschluß jetzt auch Hebbels Tagebücher dar und bereitet eine höchst erwünschte Ausgabe sämtlicher Briefe des Dichters vor. So wird für Hebbel bald abgeschlossen sein, was für Goethe noch nicht vollendet ist, und worauf andere große Dichter noch lange warten können.

Die Neuausgabe von Hebbels Tagebücheen darf ein doppeltes Verdienst für sich in Anspruch nehmen. Erstens ein äußerliches: die vier schmucke Bände umfassende Publikation (je 3 Mark, gebunden 4 Mark) ist erheblich billiger als die bisher einzig vorhandene von Felix Bamberg; und zweitens überbietet sie diese nach der inhaltlichen Seite beträchtlich. Denn so verdienstlich zu ihrer Zeit die Bambergsche Ausgabe von Hebbels Tagebüchern (2 Bände, 1885 und 1887) war, so war sie doch keine ganz vollständige und ganz zuverlässige. Bamberg redigierte unerlaubt; er strich und radierte (!) in den Handschriften (!) herum, ließ aus, was er nicht entziffern konnte, und legte dem Druck an Fehlern nicht arme Abschriften fremder Kopisten zugrunde. Eine neue Edition konnte also nur eine Frage der Zeit sein. Bamberg vermachte testamentarisch die ihm gehörigen Handschriften-Originale der Tagebücher dem Großherzog Carl Alexander von Weimar; dieser überließ sie dem Goethe- und Schiller-Archiv und Richard M. Werner zur Verarbeitung, der sie nunmehr, von Max F. Hecker vielfach unterstützt, in ihrem ganzen Umfange vorlegt; und zwar mit allen Willkürlichkeiten der Orthographie. Sie sind ganz mit der wissenschaftlichen Technik der Werkausgabe behandelt, die wiederum der Weimarer Goethe-Ausgabe entspricht.

Ueber die literarhistorische Bedeutung der Publikation, fast möchte man sagen der für Hebbel wichtigsten überhaupt, bedarf es hier keines Wortes. Die Tagebücher umfassen volle sechsundzwanzig Jahre; sie setzen kurz nach der Erlösung aus der Wesselburener Fron ein und schließen knapp vor Hebbels Tode ab. So deutet schon ihr äußerer Umfang an, welchen Stoff sie bewältigen. Werner begleitet die Tagebuchentragungen mit knappen Fußnoten, die wertvolle Hinweise auf die Werke und die Briefe und dazu allerlei textkritische und allgemein literarhistorische Anmerkungen bieten. Gleich hinter die erste Fußnote möchten wir freilich ein starkes Fragezeichen setzen. Hebbel beginnt seine Tagebücher mit ebenso lapidaren Sätzen wie etwa Rousseau seine „Confessions": „Ich fange dieses Heft nicht allein meinem künftigen Biographen zu Gefallen an, obwohl ich bei meinen Aussichten auf die Unsterblichkeit gewiß sein kann, daß ich einen erhalten werde." Werner glaubt glossieren zu sollen: „Dies ist offenbar Ironie, nicht etwa stolze Zuversicht auf Unsterblichkeit, wie man gewöhnlich annimmt." Ich finde jene Worte indessen allzu Hebbelisch, um von der alten Ansicht abgehen zu können.

Ein garnicht zu überschätzender Faktor bei solchen Publikationen ist das Register. Bei Bamberg haben wir ein solches stets schmerzlichst

Digitized by Google

vermißt und damit war die völlige Ausschöpfung der Hebbelschen Tagebücher bisher überhaupt stark in Frage gestellt. Nun hat Werner mit unendlichem Fleiß ein über zweihundert Spalten umfassendes Register hergestellt, das 1. des Dichters Leben und Werke und 2. Namen und Sachen im allgemeinen verzeichnet. Wir müssen dafür aufrichtig dankbar sein, und doch können wir nicht verschweigen, daß hier in der Spezialisierung noch mehr hätte geschehen können. Unter Begriffen wie „Gott" und „Leben", desgleichen unter dem Namen „Goethe" sind je an zweihundert nackte Stellenangaben verzeichnet, die an sich nichts besagen. Wer erlahmte aber nicht einer Zahlenkolonne von beiläufig fünfhundert Ziffern gegenüber? Steckte Werner schon einmal so viel Arbeit in sein großes Unternehmen, so hätte er hier, wenn auch mit fremder Hilfe — wieviel ältere Studenten fänden sich leicht zu solcher Arbeit! — noch Unterrubeiken schaffen sollen, die den in diesen Bänden verborgenen Schatz erst vollends gehoben hätten. Aehnlich ist es leider auch in der nahe verwandten, noch umfänglicheren Publikation der Tagebücher Platens durch Scheffler und Laubmann; aber wer selbst einmal derartige Registerarbeiten angestellt hat, weiß ja freilich, wie diese lähmende mechanische Tätigkeit den Gelehrten am Ende seiner eigentlichen wissenschaftlichen Leistung zur Verzweiflung bringen kann.

Hoffentlich vergewissert uns die Zeit und eingehendere Benutzung der Ausgabe darüber, daß wenigstens die wünschenswerte (relative) Exaktheit erreicht ist.

Wir sehen jetzt endlich noch den angekündigten sieben Bänden der Hebbelschen Briefe mit Verlangen entgegen, die Werners unvergleichliche Bemühungen um seinen Liebling krönen sollen. Der Dank der Forschung wird ihm reichlich zuteil werden, und auch die Verlagshandlung, die viel an das große Werk gewandt hat, wird sich über Lauheit des Publikums hoffentlich nicht beklagen können.

Leipzig. Harry Mayne.

Julius Vahlteich: Ferdinand Lassalle und die Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung. München, Verlag von C. Biek & Co. (80 Seiten).

Der Verfasser dieser Schrift ist bekannt als einer der frühesten Anhänger Lassalles, als Mitbegründer des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins, dessen erster Sekretär er gewesen ist. An die Stelle dieser Anhänglichkeit ist dann freilich binnen kurzem ein erbitterter Kampf beider Männer getreten, der von Lassalle mit recht unschönen Mitteln geführt wurde, und der bei seinem frühen Tode noch schwebte. Wenn nun nach vierzig Jahren Vahlteich, der sich inzwischen in Amerika eine neue Heimat gegründet hat, mit Erinnerungen an den früheren Meister an die Oeffentlichkeit tritt, so darf man ihm wohl glauben, daß er nach einer unbefangenen Würdigung strebt, und daß es ihm fern liegt, einen alten Hader mit einem Toten wieder aufzunehmen. Zwar wird auch dieser Streit, namentlich in Hinblick auf die Darstellungen von Mehring und Bernstein, noch einmal geschildert, doch darf man das ruhig als Parteiansage beiseite lassen. Uns kommt es auf die Tatsachen an, die Vahlteich auf Grund eigener Anschauung über Lassalles Persönlichkeit mitteilt. Franz Mehring hat diese Mitteilungen als Klatsch abzutun versucht. Jedoch mit vollem Unrecht! Was Vahlteich nach dieser Richtung bietet, darf vielmehr als eine willkommene Ergänzung und Korrektur des Bildes begrüßt werden, das die sozialdemokratische Tradition und Geschichtsschreibung — in erster Linie eben Mehring — von Lassalle und seiner Zeit entwirft. Es wird heute kein Streit mehr darüber sein, daß Lassalle an geistiger Bedeutung die meisten seiner liberalen Gegner weit überragte; insofern soll gegen die sozialistische Darstellung kein Widerspruch erhoben werden. Aber sie entwirft Zerrbilder, wenn sie dieselbe Ueberlegenheit auf moralischem Gebiet behauptet. In Wahrheit hat ein Mann wie Schulze-Delitzsch ein weit echteres und tieferes demokratisches Empfinden gehabt, als Lassalle. Schulze-Delitzsch hätte wohl nie seinem widerspenstigen Sekretär mit Requirierung der Polizei gedroht (S. 70). Er hätte eine Anordnung, wie Lassalle sie traf, daß in den vom Allgemeinen deutschen Arbeiterverein einberufenen öffentlichen Versammlungen nur Vereinsmitglieder sprechen dürften (S. 71), für undemokratisch und unzulässig erklärt, er hätte auch schwerlich bei Zwistigkeiten mit einem Vorstandsmitgliede dessen Ausschluß durch Stellung der Kabinetsfrage erzwungen. Vahlteich rügt ausdrücklich, wie wenig sich Lassalle während der Reaktionszeit — im Gegensatz zu Männern, die nicht Sozialisten waren — um die Arbeiter gekümmert habe (S. 49) und schildert, wie peinlich die Leipziger Arbeiter die hochmütige Art empfanden, mit der Lassalle das Präsidium des Vereins annahm (S. 50). Mit gerechtem Tadel rügt Vahlteich Lassalles übertriebene Hetze gegen die Fortschrittspartei und die Skrupellosigkeit, mit der er in intime Beziehungen zu Bismarck trat. Der Eindruck, den die Reden Lassalles schon in gewissem Grade erwecken, wird hier noch ganz besonders verstärkt: er war nach einem Jahr mit seinem politischen Latein so ziemlich am Ende. Vahlteich spricht geradezu von einer geplanten „Fahnenflucht" (S. 51). — Die Broschüre zeigt auch an einigen recht ergötzlichen Beispielen, einen wie großen Raum die Theaterspielerei und Spiegelfechterei in Lassalles Auftreten einnimmt. So parabiert er in seiner Broschüre „Zur Arbeiterfrage" mit einer Zustimmungserklärung des Professors Wuttke in Leipzig, eines großdeutschen Demokraten. Vahlteich schildert nun, wie Lassalle den armen Professor bei einem Besuche zur Abgabe dieser Erklärung nötigte. „Sie saßen beide auf einem Sopha; der kleine schwächliche Wuttke unmittelbar in der Ecke, sodaß er seinem Gegner nicht ausweichen konnte, der ihn mit Worten und körperlicher Bedrängnis derart bearbeitete, daß die Szene einen geradezu peinlichen Eindruck hervorrief. In seiner Notlage ließ sich Wuttke endlich bereit finden, eine Erklärung, die er sofort niederschrieb, zu erlassen . . ." (S. 26). Aehnlich ging es bei der Ernennung von „Generalbevollmächtigten" zu. So enthält das Heft recht viele interessante Einzelheiten, auch aus Lassalles häuslichem Leben. Das Resultat ist ein im ganzen sehr ungünstiges Bild seiner Persönlichkeit. Dabei darf freilich nicht vergessen werden, daß Vahlteich nicht der Mann ist, die Eigenschaften, die Lassalles wahre Größe ausmachen, zu würdigen. Seine philosophische Tiefe, die Höhe seines historischen Standpunkts konnte der ehemalige Schuhmacher nicht beurteilen. Wie sehr aber diese Fähigkeiten Lassalles Wesen im Verkehr mit bedeutenden Menschen adelten, das ersieht man wohl am besten aus seinen Briefen an Marx und Engels.

E. Eyck.

Die einheitliche Kodifikation des internationalen Privatrechts durch Staatsverträge. Von Dr. Franz Kahn. Leipzig 1904. Duncker & Humblot. 35 S. Preis 1 Mark.

Es ist erstaunlich und wohl nur aus der eigentümlichen Vernachlässigung der Materie, speziell im Lehrplan der deutschen Universitäten, erklärlich, wie wenig in weiteren Kreisen von den bedeutsamen diplomatischen Verhandlungen bekannt geworden ist, die seit Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts auf Anregung der holländischen Regierung behufs Verständigung über eine internationale Privatrechts-Union der europäischen Staaten geführt worden sind und demnächst wieder geführt werden. Die Haager Konferenzen von 1893, 1894, 1900 waren fast von allen Staaten Europas beschickt. Von größeren Ländern hielt sich nur Großbritannien und die Türkei fern.

Das erste praktische Ergebnis war das zivilprozessuale Abkommen vom 14. November 1896. Viel tiefer greifen die drei Abkommen vom 12. Juni 1902 über das Eheschließungs-, Ehescheidungs- und Vormundschaftsrecht, welche gerade jetzt der verfassungsmäßigen Beschlußfassung des deutschen Reichstages unterliegen. Mit ihnen beginnt tatsächlich eine neue Aera auf dem Gebiete des internationalen Privatrechts. Die Broschüre Kahns, welche die Einleitung zu einem größeren Werk über das neue internationale Privatrecht bildet, gibt über die Vorgeschichte, die Entwicklung und die Zukunftsaussichten der gesamten Kodifikationsarbeit Aufschlüsse, welche Laien und Praktikern zu ihrer Orientierung empfohlen werden können.

J.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 36. Berlin, den 4. Juni 1904. 21. Jahrgang.

Die Aktion

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35. Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Die Bedeutung und politische Tragweite des konservativ-nationalliberalen Schulkompromisses wird erfreulicherweise innerhalb der Reihen des Liberalismus immer klarer erkannt. Daß die Fraktion der Freisinnigen Vereinigung diesem Kompromiß durchaus fernstehe, war von Anfang an als selbstverständlich anzunehmen und ist vom Abgeordneten Broemel, dem Vorsitzenden der Fraktion, gegenüber falschen Beschuldigungen guter Freunde und getreuer Nachbarn noch mit aller Deutlichkeit öffentlich zum Ausdruck gebracht worden. Wer demgegenüber für eine bedingte Zustimmung plädieren und die politische Tragweite der Aktion hinter pädagogische Grundsätze zurückstellen wollte, der befände sich in direktem Widerspruch mit dem nationalliberalen Vater des Kompromisses, dem Abgeordneten Friedberg, der mit erfrischender Deutlichkeit die Verleugnung aller liberalen Traditionen, die dieser Antrag verlangt, durch das nette Argument verteidigt, daß man unter Umständen auch einmal ein Prinzip aus taktischen Rücksichten müsse preisgeben können, etwa wie hier, um größeren Einfluß zu erlangen. Anscheinend denkt doch die Masse der nationalliberalen Wähler anders als ihre Führer. Bis jetzt bemühen sich die letzteren wenigstens vergeblich, den Sturm der Entrüstung zu beschwichtigen, der durch die nationalliberalen Reihen am Rhein und in Süddeutschland geht. Hoffentlich erteilt der für den 19. Juni einberufene Delegiertentag des Verbandes der nationalliberalen Jugendvereine den Abgeordneten eine ebenso deutliche Absage, wie dies unter andern nationalliberalen Protestversammlungen die eben im Beisein von Dr. Sattler in Cöln abgehaltene getan hat, die „das Verhalten der nationalliberalen Fraktion beim Schulantrag den Traditionen der Partei und dem Wohle des Volkes nicht entsprechend" gefunden und „die bestimmte Erwartung" ausgesprochen hat, daß die Schuldigen ihre Stellung noch revidieren werden. Ob es freilich zu dem geforderten außerordentlichen nationalliberalen Parteitag kommen wird, ist sehr fraglich. Dort könnte man sich dann ja noch des weiteren über den politischen Endzweck des ganzen Schulkompromisses unterhalten, den die „Post" sehr richtig, wenn auch sehr unvorsichtig ausgeplaudert hat: Die Angliederung der nationalliberalen Partei an den reaktionären Bloc. Das ist in der Tat der tiefere politische Zweck der ganzen Aktion gewesen. Nun müßten auch die unentwegtesten Vertreter der Zweifrontentheorie, die sich jetzt mit Protestversammlungen nicht genug tun können, erkennen, mit welchem Recht sie bei den Landtagswahlen für engsten Anschluß des entschiedenen Liberalismus an die Nationalliberalen und schärfste Bekämpfung der Sozialdemokratie plädiert haben. Sie haben mit ihrer feinen Wahltaktik nicht nur die entschiedensten Bundesgenossen, die sie jetzt im Kampfe gegen die reaktionären Schulpläne haben würden, die Sozialdemokraten, grundsätzlich aus dem Dreiklassenparlament ferngehalten, sondern sie haben obendrein noch nach Kräften dieselben Nationalliberalen unterstützt, die nunmehr aus taktischen Erwägungen ein Grundprinzip des Liberalismus preisgeben und mit fliegenden Fahnen ins reaktionäre Lager abschwenken.

Die lebhaften Klagen über sozialdemokratischen Terrorismus, die auch von einsichtigen Gegnern der Sozialdemokratie in ihrer Berechtigung nicht verkannt werden, scheinen auf die Königlich preußische Eisenbahnbehörde merkwürdigerweise nicht abschreckend, sondern anfeuernd gewirkt zu haben. Das geht aus einem Schriftstück hervor, in dem vierundfünfzig namentlich aufgeführte Eisenbahnarbeiter Erfurts verantwortlich nach dem Grund ihres Nichteintritts in den behördlich protegierten Eisenbahnverein gefragt werden. Es ist dies die Frage nach „reiner Wäsche", die so oft schon in Grund und Boden verdammt worden ist, wenn sie von sozialdemokratischen Arbeitern an Nichtsozialdemokraten gerichtet wurde. Hier fragt eine Königlich preußische Behörde ihre unterstellten Beamten und Arbeiter, ob sie „reine Wäsche" haben! Ob über diesen offenkundigen Koalitionsterrorismus jene wohlmeinenden Leute auch in Erregung geraten, die sonst aus purer Arbeiterfreundlichkeit über jeden sozialdemokratischen Terrorismus außer sich geraten?

Die politische Neutralisierung der deutschen Presse greift immer weiter um sich. Nun ist auch die Hamburger Aktiengesellschaft „Neue Börsenhalle", in der unter anderm der „Hamburgische Korrespondent" erscheint, unter August Scherls Zeitungsunternehmungen aufgenommen worden. Das Gebiet der sogenannten parteilosen Blätter wird immer größer, die Gefahr für die Entwicklung des deutschen Zeitungswesens immer bedrohlicher. Die freie öffentliche Meinung wird auf diesem Wege jeder selbständigen Regung beraubt, und das Volk wird für eine patriarchalische Bevormundung in politischen Dingen künstlich erzogen, die unserm modernen Zeitgeist schnurstraks zuwider ist. Den Gewinn dieser Unterdrückung aller politischen Selbständigkeit und Mannigfaltigkeit wird zweifellos die Reaktion haben. Man denke sich, bei der weiteren „Verscherlung" der deutschen Presse käme ein reaktionärer Hauptschlag, wie etwa Verschlechterung des Wahlrechts, neues Zuchthausgesetz oder dergleichen! Die Masse der bürgerlichen Elemente dagegen mobil zu machen, wird dann sehr schwer, wenn nicht unmöglich sein. Ebenso unmöglich, wie die Arbeitermassen mit Hilfe der parteilosen, charakterlosen Presse vor dem sozialdemokratischen „Gift" zu bewahren. Man braucht nur Berlin, wo die meisten Leser der Scherlschen Literatur zusammensitzen, auf Wahlerfolge zu untersuchen, und man wird sehen, daß nirgends die — Sozialdemokratie festere Hochburgen hat, als in der Reichshauptstadt.

Digitized by Google

Während die deutschen Sozialdemokraten allem Anschein nach nichts Besseres zu tun haben, als immer neuen Zündstoff für ihren Parteitag in Bremen aufzuhäufen und dem Radikalismus in der Partei fortwährend neue Triumphe zu verschaffen, geben die französischen Sozialisten in letzter Zeit ein bewundernswertes Vorbild staatsmännischer Klugheit und Einsicht ab. Als die Debatte über den Konflikt der Regierung mit dem Papsttum ihren Höhepunkt erreicht hatte und die Intransigenten unter den Radikalen und Sozialisten im besten Zuge waren, die Regierung zu Falle zu bringen, weil sie „nur" den französischen Botschafter und nicht auch den letzten Koch aus dem Vatikan abberufen habe, da waren es die sozialistischen Führer Jaurès und Briand, die sich mit aller Macht einem solchen kurzsichtigen Plan entgegenstemmten. Jaurès schrieb am Abend vor den entscheidenden Kammerdebatten in seiner „Humanité": „Am folgenden Tage nach der Abberufung des Botschafters die republikanische Mehrheit zerrütten und die Regierung erschüttern, hieße dem Papsttum eine Revanche verschaffen; das wäre ein Verbrechen und eine Tollheit, zu denen wir uns nicht hergeben werden. Wir werden in dieser Hinsicht den aufrichtigen Unklugheiten wie den tückischen Manövern widerstehen." Das sind Worte von so tiefem Verständnis und so feinem Unterscheidungsvermögen für die wichtigen und nunderwichtigen Dinge in der Politik, daß sie allein schon einen Rückschluß auf die staatsmännische Bedeutung eines Mannes wie Jaurès zulassen. Wie wenig das Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie, der „Vorwärts", von dieser Staatsklugheit besitzt, das geht sehr deutlich aus dem Hohn und Spott hervor, den er für die französischen „ministeriellen Sozialisten" übrig hat, die in der Presse wie in der Kammer „den ersten Preis des Bremsens davongetragen" hätten.

Noch schwieriger vom sozialistischen Standpunkt aus war zweifellos die Situation, in der sich die Freunde der Regierung gegenüber den Anklagen wegen des Soldatenwettlaufs für den „Matin" befanden. Denn daß der Präsident der Republik das Protektorat über den Reklamewettlauf einer Sensationszeitung angenommen und der Kriegsminister sich herbeigelassen hatte, den Soldaten Urlaub zur Trainierung und zur Reise nach Paris, den Offizieren Erlaubnis zur Ueberwachung der Vorbereitungen und des Wettlaufes selbst zu erteilen, das war vom militärischen wie vom politischen Standpunkt aus eine kaum entschuldbare Torheit, auch wenn dabei nicht das Unglück gewollt hätte, daß ein Soldat tot, 34 krank auf der Strecke und 42 unauffindbar geblieben wären. Wenn trotzdem die Sozialisten den Kriegsminister André nicht preisgegeben haben, so zeigt sich hier in eklatanter Weise die Klugheit des zur praktischen Politik erzogenen heutigen französischen Sozialismus. Demgegenüber male man sich nur einmal aus, welche Politik einem ähnlichen deutschen Vorkommnis gegenüber die Kautsky, Mehring, Rosa Luxemburg und Klara Zetkin in Deutschland empfohlen, welche Fülle von Kraftausdrücken sie aufgewandt haben würden, um dem verhaßten „Moloch Militarismus" eine Niederlage um jeden Preis zu versetzen. Man wird zugestehen müssen, daß der französische Sozialismus an politischer Klugheit vorbildlich für die deutsche Arbeiterpartei geworden ist.

Die französische Regierung hat aber durch diese beiden Vorkommnisse abermals höchst erwünschte Bestätigung dafür erhalten, daß ihre rücksichtslose, freiheitliche, antiklerikale Politik einen „bloc" geschaffen hat, der allmählich die schwerigsten Belastungsproben aushält. Und auch im Ausland ist das Ansehen dieser Regierungspolitik zusehends im Wachsen. Das geht neuerdings aus der Beantwortung hervor, die der italienische Ministerpräsident Giolitti in der Kammer auf eine Interpellation wegen der Protestnote des Papstes gab. Darin kam der von lebhaftem, anhaltendem Beifall im ganzen Hause begleitete Satz vor, daß die Antwort, die Frankreich auf die Provokation des Vatikans erteilt habe, „für sich allein schon genügte, jede Erinnerung an vergangene Mißhelligkeiten zu verwischen". Noch bezeichnender ist aber die Wirkung der französischen Regierungspolitik auf die belgischen Wahlen.

Die belgischen Kammerwahlen, die für die Hälfte aller Abgeordneten am vorigen Sonntag stattgefunden haben, brachten dem belgischen Liberalismus einen weit über Erwarten glänzenden Sieg. Er hat Tongern, Termonde und sogar Hasselt erobert, lauter alte, für uneinnehmbar gehaltene Hochburgen des Klerikalismus, und hat insgesamt neun Sitze und einen Zuwachs von 100 000 Stimmen gewonnen. Seit 30 Jahren zum erstenmal hat er die Klerikalen wirklich zurückgedrängt. Die Wahl hatte folgendes Ergebnis:

Klerikale	38 Sitze,	506 305 Stimmen.	Verlust	3 Sitze
Liberale	22 „	264 932 „	Gewinn	9 „
Sozialdemokraten	18 „	302 771 „	Verlust	6 „
Christliche Demokraten	2 „	17 495 „		

Das Gesamtbild der Kammer ist also folgendes:

93 Katholiken	früher 96
43 Liberale	„ 34
28 Sozialdemokraten	„ 34
2 Christliche Demokraten	„ 2

Diese Ziffern lassen sich durchaus nicht allein aus dem sehr verwickelten Wahlsystem, das eine unglückselige Verquickung von Pluralstimmrecht und Verhältniswahlrecht ist, erklären. Auch das zwischen den doktrinären (konservativen) Liberalen und den Fortschrittlern (Radikalen) geschlossene Wahlkompromiß reicht nur teilweise zur Erklärung aus. Die tieferen Gründe für das Wachstum der Liberalen wie für die noch auffälligere Niederlage der Sozialdemokraten gibt vielleicht der Brüsseler Korrespondent des Berliner sozialdemokratischen „Vorwärts" am richtigsten wieder, wenn er schreibt:

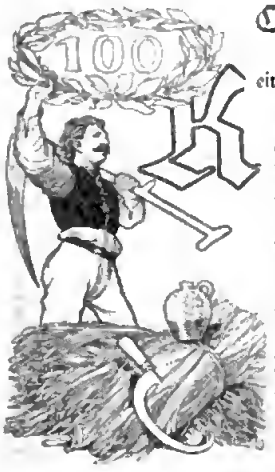
„Die Tätigkeit der sozialdemokratischen Partei im Parlament und in der Wahlagitation war prächtig. Aber eine ganze Menge der schwankenden Wähler, die vor vier Jahren für die Sozialdemokratie stimmten, weil sie in ihr die kräftigste Verteidigerin der Kultur sowie die am meisten demokratische Opposition gegen Pfaffentum und konservative Herrschaft sahen, sind jetzt zu der liberalen Partei zurückgekehrt. Denn die Liberalen hatten seit einiger Zeit frühere Fehler mit Geschick zu vermeiden gesucht. Während sie früher vielen Wählern, die noch nicht bewußte Sozialdemokraten waren, als unzuverlässige Leute erschienen, haben sie es jetzt besser verstanden, die Schwankenden zu gewinnen. Sie haben besonders damit gearbeitet, daß sie allein bei der Niederwerfung des klerikalen Regiments die Regierung übernehmen könnten. Dann haben sie auch in der Agitation energisch die dringenden demokratischen Reformen betont: gleiches Wahlrecht, persönliche Dienstpflicht im Heere, obligatorischen Volksschulunterricht, Ausbildung der Arbeiterversicherung. Diese richtigere Haltung der belgischen Liberalen ist zum guten Teil auf die Anregungen zurückzuführen, die aus den Kämpfen gegen den Klerikalismus in Frankreich herüberkamen. Es kommt hinzu, daß sich die Liberalen systematisch aller Angriffe auf die sozialdemokratischen Bestrebungen enthalten haben; diese Taktik hat ihnen nur genutzt. Schließlich ist nicht zu vergessen, daß in Flandern viele der Sozialdemokratie günstige Wähler liberal gewählt haben, um so die Wahl von Klerikalen zu verhindern."

Natürlich lassen sich belgische Verhältnisse nicht ohne weiteres ins Deutsche übersetzen. Aber auffallend ist doch, daß sich, was der Brüsseler Sozialdemokrat hier über den belgischen Liberalismus zu sagen weiß, in so vielen Einzelheiten mit dem deckt, was die von uns vertretene Politik für eine Regeneration des deutschen Liberalismus für absolut notwendig hält. Fast jeder Satz enthält eine beherzigenswerte Lehre für unsere deutsche liberale Politik und insbesondere für die Zweifrontenpolitik. Möchten diese Lehren in Deutschland ebenso beachtet werden, wie die Anregungen der französischen Politik in Belgien befolgt worden sind.

Die Japaner haben durch die Erstürmung der Höhen von Kintschou einen kriegerischen Erfolg errungen, wie er in

der neueren Kriegsgeschichte fast beispiellos dasteht. Die Ueberhebung, die der gelben Rasse die wahre Tapferkeit absprach und die japanischen Erfolge auf Zufälligkeiten oder auf äußerliche numerische Ueberlegenheit zurückführen wollte, ist nun endgültig zum Schweigen gebracht. Die Erstürmung der Höhen von Kintschou, die in verschiedener Hinsicht an die Erstürmung der Spicherner Höhen im deutsch-französischen Krieg erinnert, hat mit einem Schlag die Kriegstüchtigkeit des japanischen Soldaten und die hervorragenden Führereigenschaften des japanischen Offiziers vor aller Welt dokumentiert. Alle Vorteile der Stellung waren auf Seiten der Russen, die eine für uneinnehmbar gehaltene Höhenkette mit mehr als 50 Geschützen, mit Schanzen, Minen und Drahtzäunen verteidigten. Die Japoner hatten eine Frontattacke auszuführen, die der Tragweite und Durchschlagskraft der modernen russischen Feuerwaffen gegenüber zunächst für aussichtslos gehalten werden mußte. Trotzdem gelang es ihrem Elan und ihrer Bravour, nach 16 Stunden die Russen zu werfen. Dabei sind die japanischen Verluste relativ geringer, als man erwarten durfte. Freilich haben sich auch die Russen in dem vorausgegangenen vier Tage langen Ringen nicht schlecht geschlagen. Aber der Eindruck dieser japanischen Heldentat muß doch stark auf die weitere Kriegsführung einwirken. Die Russen wissen jetzt, daß sie die Japaner zu den besten Truppen der Welt zu rechnen und die japanische Oberleitung für mustergültig anzusehen haben. Port Arthur ist nunmehr gänzlich zermürbt, sein Schicksal nach diesen japanischen Erfolgen aller Voraussicht nach besiegelt. Die moralische Niederlage der Russen wird durch den früheren oder späteren Fall von Port Arthur vielleicht noch eindrucksvoller werden, die militärische Leistungsfähigkeit der Japaner aber kann nach den Kämpfen um Kintschou kaum noch glänzender hervortreten.

* * *



Cobden.

ein Politiker des neunzehnten Jahrhunderts hat sich um England größere Verdienste erworben, als Cobden. Mit vollem Recht hat deshalb das liberale England am 3. Juni die hundertste Wiederkehr des Tages, an dem Richard Cobden geboren wurde, festlich begangen. Die Niederwerfung der englischen Kornzölle ist vornehmlich seinem agitatorischen Geschick, seiner Zähigkeit und seinem uneigennützigen öffentlichen Wirken zu verdanken. Die unmittelbaren Wirkungen der Befreiung des englischen Volkes von dem Joch des feudalen Protektionismus waren nicht bloß von weittragender wirtschaftlicher Bedeutung, sondern hatten darüber hinaus einen politischen Einfluß, der mehr als alles andere dazu beigetragen hat, das aristokratische England in eine moderne Demokratie zu verwandeln. Léon Say hat diese weitere Bedeutung der Cobdenschen Wirksamkeit in einem am 15. Januar 1884 im Cercle St. Simon gehaltenen Vortrag zutreffend mit den Worten charakterisiert:

„Richard Cobden war vor allem ein großer Demokrat, und diejenigen, welche ihm folgten, wünschten in erster Reihe, daß er die Demokratie auf den Trümmern der Aristokratie errichte, daß er alles zerstöre, was den Großgrundbesitzern an feudalen Privilegien noch geblieben war."

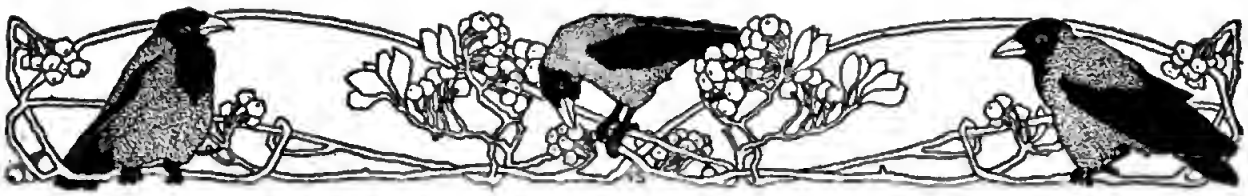
Diese Bemerkung des französischen Volkswirts trifft ins Schwarze. Cobden und Bright bekämpften die Kornzölle als den Mittelpunkt der Großgrundbesitzerprivilegien, und die demokratische Partei, welche in den großen Agitatoren der Anti-Kornzolliga ihre geistigen Väter erblickte, hat den Kampf gegen alle Privilegien der Großgrundbesitzeraristokratie von jeher als das eigentliche politische Vermächtnis Cobdens betrachtet. Bis zur Spaltung der Gladstoneschen Partei vertrat gerade diesen demokratischen Standpunkt der Cobdenschen Schule niemand radikaler als — Josef Chamberlain. Dieser Führer des englischen Neuprotektionismus fungierte 1883 auf dem Jahresbankett des Cobdenklubs als Chairman. Kurz vorher war der bekannte französische Radikale Clémenceau unter die Ehrenmitglieder des Cobdenklubs aufgenommen. Die Aufnahme des radikalen französischen Demokraten veranlaßte eine Reihe hervorragender liberaler Wirtschaftspolitiker, u. a. den heutigen Lord Goschen, zum Austritt aus dem Cobdenklub, während Josef Chamberlain in der Bankettrede, die er als Chairman hielt, seinen eigenen Radikalismus in vollem Glanz erstrahlen ließ.

Diese Reminiszenz ist gerade heute nicht ohne Interesse, da Chamberlain von dem Ehrgeiz ergriffen ist, alle freihändlerischen Götter umzustürzen, die er früher zu verherrlichen pflegte. Der Cobdenklub liegt mit Josef Chamberlain längst in grimmiger Fehde. Der frühere Chairman des Cobdenbanketts hat es sogar nicht verschmäht, die alberne Beschuldigung gegen den Klub zu erheben, er werde vom Auslande, insbesondere von Deutschland, subventioniert. Bekanntlich gehörte es lange in manchen protektionistischen Ländern, speziell auch in Deutschland, zu den „geistigen Waffen" der Protektionisten, den Schein zu erwecken, als ob der Cobdenklub märchenhafte Schätze dazu verwende, um die freihändlerische Propaganda außerhalb Englands wirksam zu betreiben. Selbst ein Mann wie Lothar Bucher hat es s. Zt. fertiggebracht, in einer anonymen Broschüre dieser kalumniatorischen Absurdität in Deutschland Kurs zu verleihen. In Wirklichkeit hat der Cobdenklub ins Ausland nie etwas anderes gesandt als gedrucktes Papier, und er hat vom Ausland meines Wissens nie einen Heller Beiträge oder Subventionen erhalten.

Die Nachwirkung jenes die Aufhebung der Kornzölle anordnenden gesetzgeberischen Aktes, der unter dem 27. Juni 1846 die Sanktion der Königin von England erhielt, machte sich innerhalb Englands und außerhalb auf zahlreichen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens geltend. In England war mit dem Fall der Kornzölle die praktische Durchführung des Freihandels entschieden. Es folgte die Aufhebung der Navigationsakte, es folgte die geniale Zoll- und Steuerreform Gladstones vom Jahre 1853, es kam endlich 1860 der englisch-französische Handelsvertrag zustande, und damit wurde eine Aera der Handelsvertragspolitik eröffnet, die in kurzer Zeit nahezu das gesamte Europa mit einem Netz von Handelsverträgen zusammenknüpfte. Es schien um jene Zeit, als ob die Freihandelsbewegung unwiderstehlich sei und ihren Siegeslauf um die ganze Erde fortsetzen würde.

Die Reaktion blieb jedoch nicht lange aus. England zwar hat bis heute die Freihandelspolitik, unter der es zu einer ungeahnten wirtschaftlichen Blüte gelangt ist, aufrecht erhalten, und die Wahrscheinlichkeit, daß es der rührigen Agitation und der gewundenen Dialektik des ehemaligen Schraubenfabrikanten von Birmingham gelingen werde, England aus der alten freihändlerischen Bahn herauszuwerfen, ist nur noch gering. Vor allem ist es noch nicht gelungen, die Arbeiterklasse für eine protektionistische Politik zu gewinnen, und dank der Cobdenschen Lebensarbeit ist England heute so demokratisiert, daß ohne den Konsens der Arbeiterklasse eine grundstürzende Aenderung der Politik nicht mehr möglich ist. Auf dem Kontinent dagegen, und speziell auch in Deutschland hat der Protektionismus, der unmittelbar nach der Gründung des Deutschen Reiches völlig tot zu sein schien, neue Macht gewonnen. In wenigen Tagen werden unsere Schutzzöllner das fünfundzwanzigjährige Jubiläum

Digitized by Google



des Zolltarifs feiern können, der den Rückfall in alte protektionistische Irrlehren und die Eröffnung der verwüstenden Interessenpolitik bezeichnet, unter der Deutschland nunmehr seit einem Vierteljahrhundert zu leiden hat.

Der unter Bismarck neu aufgeblühte Protektionismus zeigte bei uns von vornherein jenen Charakterzug feudalistischer Privilegienwirtschaft, gegen den sich die Anhänger Cobdens in England mit wachsendem Erfolg empört hatten. Mit Bismarcks Rückfall in den Protektionismus beginnt auch die Dekadenzperiode seines Regiments. Ebenso wie in England der Freihandel und die demokratische Entwicklung Hand in Hand gingen, schritten bei uns die agrarische Schutzzöllnerei und die politische Reaktion Hand in Hand. Der Protektionismus kann die verschiedensten Formen annehmen, und die Schutzzöllnerei braucht nicht immer von der politischen Reaktion begleitet zu sein. Aber da, wo der Protektionismus durch Lebensmittelzölle sein charakteristisches Gepräge erhält, drängt er naturgemäß auch zur politischen Reaktion. Jeder schutzzöllnerische Akt der Gesetzgebung ist eine Parteinahme für das Renteninteresse gegen das Arbeitsinteresse. Jeder agrarische Schutzzoll bezweckt eine Verbesserung der Lage des landwirtschaftlichen Grundeigentums, und zwar durch Schröpfung der breiten Massen, insbesondere der Arbeiterbevölkerung. Es liegt auf der Hand, daß in demselben Maße, wie dieser Kausalzusammenhang der Bevölkerung klarer zum Bewußtsein kommt, die Schutzzöllnerei als eine Privilegierung der Besitzenden und als eine Schädigung der Nichtbesitzenden, als eine durch und durch aristokratische Maßregel empfunden wird. Die Cobdensche Agitation hat den Massen in England das Verständnis für diesen Kausalzusammenhang geweckt; es ist noch heute rege. In Deutschland hat die politische Reaktion aus der protektionistischen Interessenpolitik seit einem Vierteljahrhundert ihre Hauptkraft gezogen.

Der deutsche Liberalismus sollte von Cobden lernen, wie eng eine aristokratische Privilegienwirtschaft und die damit in Verbindung stehende politische Reaktion mit der Schutzzöllnerei, insbesondere mit deren agrarischer Form, verknüpft ist.

Theodor Barth.

Die Volksschulfrage.

Die Königsberger Tagung des Deutschen Lehrervereins kann als eine bemerkenswerte Antwort auf die Fragen gelten, vor die der Beschluß des preußischen Abgeordnetenhauses vom 13. Mai uns gestellt hat. Dieser vom Kultusministerium inspirierte Beschluß ist eine wichtige Station auf dem Wege der seit längerer Zeit befolgten Schulpolitik, die man kurz dahin zusammenfassen kann, daß dem Staate nur die Pflicht der materiellen Unterhaltung der Volksschule zustehen soll, während über die Organisation und die Lehrtätigkeit die Kirche entscheidet. Der Staat soll in der Volksschule nur äußere Funktionen wahrnehmen, die inneren Angelegenheiten aber der Kirche überlassen. Ueber den in besseren Tagen als den heutigen geschaffenen, in sich gefestigten und mit scharf ausgeprägten Ideen erfüllten Lehrerstand geht man bei jener Einteilung der Geschäfte mit Stillschweigen hinweg. Der Lehrerstand fühlt sich dadurch allerdings nicht ohne weiteres zum Stillschweigen verpflichtet. Die Lehrerpresse hat bestimmt und maßvoll zu dem Beschlusse Stellung genommen, und der Vorstand des 58 000 Mitglieder zählenden preußischen Lehrervereins hat in seiner ruhigen Art betont, über die Schulorganisation habe die pädagogische Wissenschaft und nicht die konfessionelle Feinfühligkeit zu entscheiden. Aber mehr bedeutet doch die Antwort, die die Deutsche Lehrerversammlung selbst in Vertretung von 106 000 deutschen Volksschullehrern durch ihre Beschlüsse gegeben hat.

Die deutsche Lehrerversammlung verlangt eine Volksschule, die fest in den gesamten nationalen Bildungsorganismus eingegliedert ist, sowohl mit ihrer eigenen Arbeit als auch mit der geistigen Ausrüstung ihrer Lehrer. Sie erkennt keine Schulanstalt für bestimmte Volkskreise und damit auch keine konfessionellen Sonderanstalten an. Sie verlangt, daß die Gliederung des Schulwesens nur nach Bildungsstufen und Lehrzwecken erfolge. Darum soll die Volksschule auf ihren unteren Stufen die Elementarschule für alle Kinder des Volkes sein und auf ihren oberen Stufen die Bildungsanstalt für diejenigen, die mit der Volksschulbildung ins praktische Leben eintreten wollen. Alle Forderungen, die man nach dem heutigen Stande der Pädagogik für jede andere Lehranstalt stellt, werden damit auch für die Volksschule erhoben: Sie darf nicht mehr eine Schule sein, die man in geistiger und materieller Dürftigkeit, den Typus gewisser Volksklassen wiederspiegelnd, erhält, sondern eine Provinz des nationalen Kulturgebiets, aus der die Wasser hinüberströmen in andere Gebiete und die von dorther ihre Impulse empfängt. Einer solchen Schule kann man nach den Rezepten nationalliberaler Halbheit keine einseitigen, nur für sie berechneten Gesetze aufzwingen, sondern muß sie einrichten und ausstatten nach den Grundsätzen, die für alle andern modernen Bildungsanstalten gelten.

Die vom Deutschen Lehrerverein vertretene allgemeine Volksschule verneint die Armenschule wie die Vorschule, die konfessionelle Sonderschule wie den konfessionellen Sonderlehrplan. Sie erkennt nur eine Volksschule an, die das Kind aus dem Elternhause als Kind des Volkes schlechthin aufnimmt und seine größtmögliche geistige und moralische Entwicklung als ihre einzige Aufgabe betrachtet. Auf welcher Stufe und auf welchem Spezialgebiete der nationalen Kulturarbeit der junge Sproß dereinst anlangt und wo er zum Wohle des Ganzen seine Kraft betätigen wird, das vorweg bestimmen zu wollen, ist nicht Sache des Lehrers.

Dieselben Grundsätze müssen aber auch für den Lehrerstand selbst gelten. Die Erziehungsarbeit ist in ihrem Wesen überall dieselbe. Sie ist in der einklassigen Schule des Heidedorfes nichts anderes als in der Prima des großstädtischen Gymnasiums, und es ist eine schlechte Pädagogik, wenn man dem angehenden Lehrer die Stufe, die er erreichen kann, und sogar die soziale Sphäre seiner Schüler von vornherein bestimmt, anstatt es seiner Kraft und seinem Fleiße zu überlassen, ob er für diese oder jene Stelle der pädagogischen Arbeit sich ausrüsten will. Nicht jeder Lehrer, der heute auf Grund seiner akademischen Bildung das Recht hat, die Jünglinge in den Oberklassen unserer höheren Schulen zu unterweisen, hat auch die Fähigkeit dazu. Mancher seiner Kollegen in der Dorfschule würde bei geeigneter Vorbildung diesen Platz besser ausfüllen. Für die höchste Stufe sind immer nur wenige geeignet. Verengt man den Kreis dieser Auserwählten von vornherein, so muß man viel Mittelgut auch an erster Stelle verwenden, und die erwarteten hervorragenden Leistungen bleiben oft aus. Wie man für das Richter- und das Pfarramt nur eine Art der Ausbildung kennt — die gelehrten und ungelehrten Richter gehören der Vergangenheit an — so sollte man auch für die pädagogische Arbeit die Ausbildung graduell nicht verschieden bemessen. Ob der junge Lehrer den neunjährigen Sextanern der Weisheit ABC lehrt oder den Schülern der Volksschule, die in ihrer Mehrzahl mit den Schülern anderer Lehranstalten in demselben Alter stehen und dieselben geistigen Bedürfnisse haben, darf keinen Unterschied für seine wissenschaftliche und pädagogische Ausrüstung bedeuten. Aus dem großen Kreise der zum Lehramt Zugelassenen werden dann die Kräfte, die das höhere Lebensalter geistig zu befruchten und zu führen geeignet sind, sich leicht herausheben. Der Grundsatz Napoleons I., jeder Soldat müsse den Marschallstab im Tornister tragen, ist

noch immer das kräftigste Mittel, um größere Arbeitsleistungen zu erzielen.

In der Oeffentlichkeit werden derartige Forderungen oft als radikale Utopien bezeichnet. Sie sind aber nichts weniger als das, vielmehr weiter nichts als eine Uebertragung der Verhältnisse des freien bürgerlichen Lebens auf die durch Herkommen und veraltete Satzungen verknöcherte und versteinerte Beamtenhierarchie. Ob der junge Gewerbetreibende am Abend seines Lebens an der Spitze einer Fabrik oder in der engen Pfuscher- oder Flickerwerkstatt steht, hängt im wesentlichen von ihm selbst ab, und ob der junge Kaufmann, der heute Rechnungen kopiert, nach einem Menschenalter Rechnungen ausschreibt, oder als Chef eines Handelshauses seine Dispositionen trifft, entscheidet zumeist er selbst und niemand anders. Nur für den Beamten und Lehrer bestimmt ein auf der Schulbank oft mehr ersessenes als erworbenes Schulzeugnis, wie hoch er seine Leiter ansetzen darf, und wenn er nicht von vornherein an der zweckmäßigsten geistigen Futterstelle gesessen hat, so bleiben alle späteren Bemühungen umsonst. Das ist das Chinesentum, das die Mittelmäßigkeit schützt und dem Talent den Weg versperrt. Je früher wir uns davon frei machen, um so besser für unsere nationale Entwicklung.

Einer Volksschule, die mit den übrigen Bildungsanstalten fest verankert wäre, könnte niemand eine Organisation, die die konfessionelle Engherzigkeit diktiert, und eine Aufsicht, die nur vom kirchlichen Interessenstandpunkt berechtigt erscheint, zumuten. Die scharfe Abgrenzung der Volksschule von den übrigen Schulkörpern, ihre konfessionelle Zersplitterung, die seminaristische Vorbildung ihrer Lehrer und die geistliche Schulaufsicht sind nicht zufällige Krankheiten des Volksschulkörpers, sondern Erscheinungen, die sich gegenseitig bedingen und voneinander abhängen. Fällt dieses System auf der einen Stelle, so ist es auch auf allen andern schwer aufrecht zu erhalten. Die allgemeine Volksschule ist ihrem Wesen nach simultan, sie stellt an ihre Lehrer höhere Anforderungen, und bei der Stellung ihres Lehrkörpers wird die geistliche Schulaufsicht als ein Anachronismus empfunden.

Wenn der Deutsche Lehrerverein diese Lebensforderungen der Volksschule wiederum auf den Schild erhoben und dazu in unzweideutiger Weise Stellung genommen hat, so ist damit wohl genügend zum Ausdruck gebracht, wessen sich die Reaktion vom Lehrerstande zu versehen hat. Die Lehrerschaft wird heute nicht minder als vor zwölf Jahren wissen, was sie der Schule schuldig ist, und wenn man beliebt, hinter den reaktionären Gesetzesvorlagen, die in Aussicht stehen, eine bescheidene Besserung der materiellen Verhältnisse des Lehrerstandes im Gesichtsfelde auftauchen zu lassen, so ist auch diese Liebesmühe umsonst. Damit fängt man keinen. Die Lehrer wollen ihr Einkommen *erwerben*. Sie verlangen eine würdige Stellung ihrer *Arbeit* wegen und wollen sich dafür nicht politisch verkaufen.

Die schließliche Lösung der Volksschulfrage hängt jedoch nicht allein von der zielbewußten Arbeit und der geistigen Energie des Lehrerstandes ab. Befände sich die Lehrerschaft mit ihrer Forderung in „geistiger Vereinsamung", so würde sie bald erlahmen. Aber ihre Forderungen gewinnen in immer weiteren Kreisen Verständnis und Zustimmung. Die deutschen Hochschullehrer haben sich längst bereit finden lassen, den bildungseifrigen Volksschullehrern ihre Hörsäle zu öffnen. Auch in Königsberg ist die Brücke zwischen Universität und Volksschullehrern durch die Ansprache des Rektors der Universität wiederum verbreitert worden. Auch ein größerer Teil der Geistlichen weiß, im Gegensatz zu den Bemühungen des Generalsuperintendenten Dr. Braun auf der Versammlung, besseres zu tun, als der vorwärtsstrebenden Volksschullehrerschaft Barrikaden in den Weg zu bauen. Aber das genügt noch nicht. Nur wenn die Volksschulforderungen in den breitesten Schichten des Volkes Zustimmung finden, kann auf ihre baldige Erfüllung gerechnet werden. Und diese Zustimmung kann nicht ausbleiben. Was es der Volksschule und den Volksschullehrern versagt, versagt ein Volk sich selbst. Seine kulturelle Stellung wird viel mehr durch die Armeekorps, die in den Volksschulen lehren und erziehen, bestimmt, als durch die kleinen Bataillone in den übrigen Lehranstalten. Nur wo jene großen Körper richtig formiert sind, können diese gewissermaßen als Geniekorps zweckmäßig eingreifen. Wenn einmal einem Volke die Verwaltung und Uebermittlung seiner Kulturgüter ebenso wichtig sein wird, wie die Regelung anderer großer Angelegenheiten, so wird man auch den Fragen der Volksschule allgemeine Aufmerksamkeit zuwenden, und dann wird es eine parlamentarische Körperschaft wie das preußische Abgeordnetenhaus nicht wagen dürfen, über die vitalsten Interessen der Volksschule nach den Rezepten von Dunkelmännern und kirchlichen Interessenten zu entscheiden.

J. Tews.

Frankreich und der Klerikalismus.*)

III.

Das Christentum hat häufig seine Glaubenssätze geändert, noch häufiger aber seine Sittenlehre. Ist das etwa überraschend? Es ist neunzehn Jahrhunderte alt. Es würde eine geringere Dauer gehabt haben, wenn es sich weniger verändert hätte. Es ist durch zahlreiche Völkerschaften hindurchgegangen, durch verschiedene Rassen, durch barbarische und in Verderbtheit ausgeartete Kulturzustände, es hat nacheinander drei verschiedene Formen der Arbeit gekannt: die Sklaverei, die Leibeigenschaft, die Lohnarbeit, und hat sich während seines Bestehens an alle sozialen Bedingungen anpassen müssen. Schon deshalb mußte es sich zu verschiedenartigen Sittenlehren bekennen. Aber das kommt hier nicht in Frage. Für den Augenblick genügt es, das Augenmerk darauf zu richten, welche Begriffe von Gut und Böse diese ungebildeten Geistlichen und einfachen Schwestern den kleinen Schulkindern beibringen. Daraufhin betrachtet, könnte die christliche Sittenlehre ohne Zweifel für unbedenklich gehalten werden. In Anbetracht der Einfältigkeit derer, die sie lehren, und derer, die unterrichtet werden, muß man sich vor der Lächerlichkeit hüten, in der naiven Denkweise eines einfachen Bruders die Ungeheuerlichkeiten einer Theologie der Schwarzen finden zu wollen. Indessen wird man, wenn man die Sache näher betrachtet, überrascht und traurig gestimmt, weil man wahrnimmt, daß jene Denkweise keine Spur von menschlichem Zartgefühl und Großherzigkeit zeigt, daß selbst das Pflichtgefühl sich als ein auf Interessen beruhendes, eigennütziges und unfruchtbares erweist, und daß, was für gut erklärt wird, sich fast ausschließlich auf die Beobachtung unwesentlicher Gebräuche und törichter Formen beschränkt. Und daran ist nicht einmal der arme Mönch schuld. Seine Lehre verpflichtet ihn, die Seelen an seinen unbegreiflichen Gott zu fesseln, ehe er danach strebt, sie untereinander durch Sympathie und Mitleid zu verbinden.

Die kindische Sittenlehre der Geistlichen begeht zumal darin ein schweres Unrecht, daß sie den Seelen der Kinder Furcht einflößt und den jungen Gemütern durch die Drohung

*) Autorisierte Uebersetzung von Gertrud Savić, Paris.

entsetzlicher Todesstrafen Schreckbilder von Flammen und Höllenqualen vorhält. Sie lehren ihre Zöglinge, daß man den ewigen Qualen der Hölle nur entgehen könne, wenn man allerlei kleinliche und verwickelte Lebensregeln, unter denen sich aber keineswegs Uneigennützigkeit befindet, erfüllt.

Ich habe ein kleines Traktätchenheft mit Abbildungen vor Augen. Da sieht man glühende Kohlenpfannen, feurige Schmelzöfen, gehörnte Teufel mit Spießen und Gabeln bewaffnet. Das kommt uns lächerlich vor, ist aber in Wirklichkeit abscheulich. Ich werde an einem Beispiel anschaulich machen, welcher Mangel an Humanität dem Prinzip der kongreganistischen Sittenlehre anhaftet.

Ich greife es aus der Praxis einer der anerkannten Kongregationen, denen die Gesetzgebung aus budgetmäßigen, keineswegs aus konfessionellen Rücksichten auf eine Reihe von Jahren noch den Elementarunterricht belassen hat. Ich greife es heraus aus der Praxis eines geistlichen Instituts, das zahlreiche Schulen und die meisten Schüler in unserem an mönchischen Werken so reichen Lande besitzt. Es handelt sich dabei nur um eine Aeußerung. Aber es verlohnt sich, sie mit möglichster Genauigkeit wiederzugeben.

Im Herbst 1895 befand ich mich in Saint-Emilion und besuchte das Haus, das einst Frau Bouquey gehörte. Diese Dame verbarg bekanntlich einen Monat hindurch in einem unterirdischen Gange sieben auf der Aechtungsliste stehende Girondisten. Ihre Hingebung stürzte sie ins Verderben und hat jene nicht gerettet. Sie ward in Bordeaux guillotiniert. Valady, Salle, Gaudet und Barbaroux starben auf dieselbe Weise. Buzot und Pétion gaben sich selbst den Tod in einem Kornfelde, wo ihre halbzersetzten Leichen aufgefunden wurden. Louvet allein entkam.

Als ich vor sieben Jahren zu dem alten, niedrigen Haus Bouquey mit seinem Ziegeldach kam, das trübselig auf den Buchsbaum und Taxus eines kümmerlichen, eingeschlossenen Gartens herabschaut, hielten die Ignorantinerbrüder dort eine Schule; der Ferien wegen stand die Schule leer. Der Obere empfing mich.

Er war ein kleiner Greis mit lebhaften Augen, klarer und knapper Sprechweise. In liebenswürdiger Weise führte er mich durch das Gebäude, dessen innere Einteilung wohl kaum seit der Entfernung der Frau Bouquey geändert worden ist. Eines der Zimmer enthielt noch einen Kamin aus dem achtzehnten Jahrhundert, wo man auf einem weißen Marmorstreifen, umrahmt von Perlen, das B der Bouquey sieht. Der Bruder Obere sagte mir, er habe viel von jener Dame reden hören, und ein Rechtsanwalt aus Bordeaux habe ihm ein Buch gegeben, in dem von ihr die Rede sei. Wir stiegen dann in einen Kalksteingang hinab, dessen weiße Wände bleifarben schimmerten.

„Hier", sagte mir der Bruder, „haben sich die geächteten sieben Girondisten einen Monat lang verborgen gehalten. Ihren Eingang und Ausgang nahmen sie durch den Brunnen, den Sie im Garten gesehen haben und den man noch jetzt den Brunnen der Girondisten nennt."

Wir wechselten einige Worte darüber. Er beobachtete in seinen Aeußerungen die größte Vorsicht und enthielt sich jedes Urteils. Aber nach der Art und Weise, wie er die Tatsachen darstellte, schien es mir, als ob er von der Geschichte der Revolution in dem Departement etwas mehr wüßte, als man bei einem offenbar so wenig wißbegierigen Geiste, wie dem seinigen hätte vermuten können.

Ich vermied es sorgfältig, Glaubenssätze und Lehren zu berühren, sprach aber einige Worte über jene beredten jungen Männer, die ihrer glänzenden Popularität wegen fielen, verlassen, von allen geächtet wurden, die voll Enthusiasmus ihrer verlorenen Sache treu blieben und angesichts des Todes noch bemüht waren, ihr Andenken zu schützen; ich erwähnte mit Sympathie den Namen dieser liebenswürdigen Frau, die sie beköstigte in einer Zeit des Mangels, da sie selbst auf bestimmte Rationen beschränkt war und sich verdächtig machte, sobald sie nach Nahrungsmitteln Ausschau hielt, die aber dennoch die Geächteten verbarg ohne Furcht vor dem, was ein Republikaner damals Ansteckung an der Hinrichtungskrankheit nannte.

Nachdem er mich sehr aufmerksam angehört hatte, schwieg der Bruder Obere zunächst mit gefalteten Händen und niedergeschlagenen Augen.

Dann schüttelte er den Kopf, drehte seine Schlüssel zwischen den Fingern und versetzte:

„So weit ich sehe, finde ich dabei weder auf der einen noch auf der andern Seite verdienstliche Werke und gute Taten. Ich sehe darin nur menschliche Tugenden."

Ich staunte. Da lag in wenigen Worten eine ganze Glaubenslehre. Dieser einfache Greis brachte ganz gelassen und mit Sanftmut die Denkweise einer tiefen und heilig gehaltenen Inhumanität zum Ausdruck, in der er aufgewachsen war. Das war ein Geistlicher. Er bekannte sich dazu, daß Werke ohne den Glauben eitel und nichtig seien. Ich sage nicht, daß er darum imstande gewesen wäre, die Herzen der kleinen girondistischen Burschen, die im alten Hause Bouquey unter seiner Fuchtel standen, zu vergiften. Soviel Kraft braucht man einem Glaubenssatz nicht beizumessen. Aber kurz, wie der Abbé Morellet sagte, als man ihm von den Hauptwerken der Pönitenz sprach: „Wenn das nicht der reine Fanatismus ist, so verlange ich zu hören, wie man es sonst benennen will."

Und darum sind wir glücklich darüber, daß Combes erklärt, die Kinder sollen in der Laienschule lernen: „Die Grundprinzipien einer Sittenlehre, die um so zuverlässiger ist, weil sie unabhängig ist von irgend welchem Glaubenssatz, und die umso höher steht, weil sie ausschließlich aus den unwandelbaren und in sich notwendigen Vorstellungen von Gerechtigkeit, Pflicht und Recht hervorgegangen ist."

Die Frommen sagen gern, Combes sei ein Robespierre und bedenken dabei nicht, daß dieser Hohepriester des höchsten göttlichen Wesens, als er gestürzt ward, die einzige Hoffnung der Priesterschaft war. Sie behandeln ihn als Jakobiner und zeigen damit, daß sie die Gesellschaft der „Freunde der Konstitution" sehr schlecht kennen. Sie nennen ihn einen Diacletian, aber genau denselben Namen erhielt 1828 auch Martignac. Sie nennen ihn auch Herodes. Ich glaube nicht, daß er das schwer nimmt. Keine Beleidigung, keine Schmähung ist ihm erspart geblieben. Er hat aber auch alle vorausgesehen. In seiner vornehmen Weise sprach er in der Kammer in der Sitzung vom 17. Oktober 1890:

„Als ich darin willigte, die Machtverantwortlichkeit zu übernehmen für die Aufgabe, die dem neuen Ministerium zugefallen war, habe ich mir keinerlei Illusionen über das Schicksal gemacht, das meiner wartete. Ich wußte im voraus, daß ich eine ganze Lawine von ungerechten Angriffen, systematischen Schmähungen und groben Beleidigungen zu erdulden haben würde. Ich habe alles vorausgesehen und mir gefallen lassen."

Liest man seine Reden, so erkennt man die Aufrichtigkeit seiner Denkweise, und wenn man beachtet, daß seine Handlungen immer im Einklang mit seinen Worten gestanden haben, so wird man die Zuverlässigkeit seines Charakters nicht bestreiten. Eben so wenig kann man zweifeln, daß er Einfachheit, Ordnung und Klarheit liebt. Das sind die hohen Zierden seiner Ausdrucksweise. An seinem kleinen weißen Hause in Pons sieht man noch die Doktorglocke (denn lange Zeit hindurch war er praktischer Arzt). Seine freie Zeit benutzte Combes zu Spaziergängen und zur Lektüre. Er kennt die alten Sprachen und liebt, wie man mir gesagt hat, die griechischen Redner und Geschichtsschreiber. Er hat recht. Die Griechen haben unter anderem auch das Verdienst, das rechte Maß einzuhalten und nie darüber hinaus zu gehen. Combes folgt darin ihrem Beispiel. Er ist kein Schönredner und läßt die Stimme nie anschwellen. Nirgends findet sich bei ihm eine Spur von Emphase.

Ich will nicht mehr sagen und hüte mich davor, ihn zu

Digitized by Google

loben: er ist im Besitz der Macht, und sein Werk ist noch nicht vollendet.

Von dem Erfolge dieses Werkes, an dem das Ministerium und die republikanische Mehrheit arbeiten, hängt das Schicksal unseres Landes ab, und es handelt sich darum, ob auch uns das Geschick von Belgien zuteil werden wird, oder ob unsere große Demokratie sich in geordneten Verhältnissen und in Freiheit wird entwickeln können. Die Niederlage der Politik, welche die Kammern seit fünf Jahren befolgt haben, würde uns der Partei der Schwarzen und der Gegenrevolution ausliefern.

Zweifellos hat das Papsttum stets nach der Universalherrschaft gestrebt und im Schilde geführt, die Erde an den Fischerring zu ketten. Seit dem zwölften Jahrhundert haben die Päpste unseren Königen die Herrschaft streitig gemacht. Aber was war der Papst von damals gegenüber dem von heute?

„Ihr seid nicht Herr über die Bischöfe", sagte der heilige Bernard zum Papst, „sondern Ihr seid selbst einer von ihnen."

Bossuet zitiert diese Worte und fügt hinzu: „So haben stets die Frömmsten unter uns gesprochen."

Um der Geistlichkeit des Auslandes die Stirn zu bieten, hatten die Könige von Frankreich eine besser dotierte und zahlreichere Geistlichkeit als die übrigen christlichen Länder. Unmittelbar vor der Revolution bildete die Geistlichkeit, als der erste Stand im Staat, ein Heer von 30 000 Mann und besaß drei Milliarden in Liegenschaften und hundert Millionen jährlicher Zehnten. Das war eine unbesiegbare Macht in den Händen des Königs. Er benützte sie nicht immer zu demselben Zweck, bald bediente er sich seiner Geistlichkeit, um den Papst zu bekämpfen, bald verständigte er sich mit ihm, um die Kirche herabzudrücken, oder er ließ es auch zu, daß sie von ihren Führern verleitet, sich selbst dem Papst ergab.

So wurde Ludwig XIV., nachdem er dem Heiligen Stuhl gegenüber die Freiheiten der gallikanischen Kirche durchgesetzt hatte, auf seine alten Tage ein trauriger Ultramontane. Aber im Notfall verteidigte auch das Parlament die Macht des Königs gegen den König selbst. Und der Staat fand stets, wenn es not tat, seine eigene Kirche, um den Anmaßungen des römischen Papstes Widerstand zu leisten.

Aber Ihr, was habt Ihr heute zu Eurer Verteidigung? Die Kirche der Gallier ist zu den Fremden übergegangen. Ihr habt nur noch eine ultramontane Miliz von Priestern, Mönchen, Papstsöldlingen, die sich in der wehrlosen Republik festgesetzt haben.

Eure Bischöfe sind Eure Feinde, Eure erbittertsten Feinde. Der alte Montalembert, ein glühender Katholik und hochherziger Verteidiger des Heiligen Stuhls sah nicht ohne Schmerz und Schrecken die Abdankung des nationalen Episkopats gegenüber den Anmaßungen des Papstes. Wenige Monate vor seinem Tode schrieb er an einen deutschen Katholiken: „Könnten Sie sich nur den Abgrund von Abgötterei vorstellen, in den die französische Geistlichkeit geraten ist!"

Seitdem ist die Kirche von Frankreich immer mehr in die fremde Abgötterei versunken, und das Papsttum ist noch gewaltiger geworden. Es fürchtet Euch weniger als Napoleon III., den es zu unserem Unglück in sein Verderben stieß, und es haßt Euch noch mehr. Das Papsttum war ohne Mitleid für den Kaiser, weil der Kaiser ihm viel, aber nicht alles gab. Prüft diese schlimme Vorbedeutung und bedenkt, welch unerbittliches Verhängnis Euch bedroht.

Wenn früher die katholischen Regierungen Reue zeigten, und es noch Zeit war, so wurden sie wieder in Gnaden aufgenommen.

Ihr aber habt keinen Pardon zu erwarten, denn Ihr existiert nicht in den Augen des Papsttums, da Ihr nicht mehr Katholiken seid. Es hat Euch unwiderruflich verurteilt und verdammt und beschleunigt den Augenblick, da das Urteil vollstreckt werden soll.

Täglich vermehrt es seine Okkupationsarmee, täglich erweitert sich sein Eroberungsgebiet.

Es hat Euch schon die große Masse der Bürger geraubt; es nimmt ganze Dörfer fort und belagert die Fabriken; in Eurer Verwaltung, in dem Ministerium, in Euren Gerichtshöfen, unter den Führern Eurer Armee zählt es die intelligentesten Männer.

Verlangt nicht Frieden von ihm. Es will und kann ihn Euch nicht gewähren. Wenn Ihr in betreff seiner so verfahren wollt wie Eure Vorgänger und wolltet die Politik der Restauration, der Julimonarchie, oder des zweiten Kaiserreiches wiederaufnehmen, so würdet Ihr dahin gelangen, ihm so viel zu geben, daß es seine Macht nur noch mehr befestigt, aber doch nicht genug, um es friedlich zu stimmen, und Ihr hättet Euch nur dadurch einen noch furchtbareren Feind geschaffen.

Hütet Euch nachzugeben, denn das Papsttum wird Euch gegenüber in keinem Stück nachgeben. Jetzt ist es nicht mehr darauf abgesehen, daß die weltliche Macht dazu beitragen soll, seine Zwecke und seinen Ruhm zu fördern; die weltliche Macht soll vielmehr ihres Unglaubens wegen vernichtet werden. Das Papsttum will Euren Platz einnehmen, Euch verdrängen. Eure Kirche arbeitet öffentlich daran, die weltliche Regierung der Päpste, die eine Schande für die Menschheit war, bei Euch einzuführen; die Kirche will aus Frankreich eine Art von Kirchenstaat machen. Schon hat sie auf dem Hügel von Mont Martre die heilige Peterskirche des neuen Rom aufgestellt. Zwischen ihr und Euch ist kein Bündnis möglich.

Aber Ihr besitzt, um Euch gegen das Papsttum zu verteidigen, eine Macht, die die monarchischen Regierungen nicht hatten: die Meinung des Volkes. Das ist eine ungeheure Macht, der nichts widerstehen kann in einer Demokratie. Das Volk ist mit Euch. Verlangt Waffen von ihm. Es wird sie Euch geben.

Paris. Anatole France.

Die Kündigung der Handelsverträge.

Die journalistischen Apologeten der Bülowschen Handelspolitik haben kürzlich den Freisinnigen eine ernste Verwarnung zuteil werden lassen. Ihr werdet es, so etwa lautete die Verwarnung, mit eurer freihändlerischen Opposition schließlich noch dahin bringen, daß die Reichsregierung die Handelsverträge kündigt, selbst auf die Gefahr hin, daß in dem Jahre bis zum Ablauf der gekündigten Handelsverträge neue Verträge nicht zustande kommen. Der neue Zolltarif, so heißt es weiter, „wird unzweifelhaft in Kraft gesetzt werden". In den Köpfen dieser journalistischen Assistenten des Grafen Bülow muß eine sonderbare Verwirrung herrschen, wenn sie glauben, mit solchen Drohungen auf die Freisinnigen Eindruck zu machen. Vermutlich sind sie sich über die Tragweite ihrer Ankündigungen selbst nicht klar gewesen. Es kann deshalb nicht schaden, einmal festzustellen, was die Kündigung der bestehenden Handelsverträge vor der Vereinbarung neuer Verträge bedeuten würde.

Eine solche Kündigung könnte sich gegen alle Staaten, mit denen Deutschland Handelsverträge — speziell Tarifverträge — abgeschlossen hat, richten, oder nur gegen einzelne dieser Staaten. Im ersteren Falle würde nach Ablauf eines Jahres nach erfolgter Kündigung der Zustand vertragsloser Autonomie vorhanden sein. Es wäre aber irrig, anzunehmen, daß damit ganz von selbst der neue Kardorffsche Rechtsbruchzolltarif in Kraft träte. Vielmehr ist zur Inkraftsetzung dieses neuen Zolltarifs erst noch ein ausdrücklicher Bundesratsbeschluß erforderlich. In Ermangelung eines solchen würde nicht der

neue Generaltarif, sondern der alte Generaltarif in Kraft treten. Und dieser alte Generalzolltarif enthält z. B. für Brotgetreide den Satz von 5 Mark für einen Doppelzentner, während bekanntlich selbst die Minimalsätze des neuen Generalzolltarifs 5 Mark für Roggen, 5,50 Mark für Weizen betragen. Die Minimalzollsätze des neuen Tarifs kommen andererseits nur in Betracht gegenüber denjenigen Staaten, mit denen neue Handelsverträge abgeschlossen werden, während in Ermangelung solcher neuen Handelsverträge bei Inkraftsetzung des neuen Generalzolltarifs die Maximalsätze dieses letzteren Tarifs zur Hebung gelangen müßten, also für Brotgetreide die Sätze von 7,50 Mark für einen Doppelzentner.

An die Möglichkeit, daß die absurd hohen Zollsätze unseres neuen Generalzolltarifs jemals zur Hebung gelangen könnten, hat nun aber im Ernst selbst innerhalb der Kardorffschen Zolltarifmehrheit kaum irgend jemand gedacht. Insbesondere die Redner der nationalliberalen Partei haben während der Reichstagsdebatten im Herbst des Jahres 1902 wiederholt erklärt, daß die Zollsätze des Generaltarifs nur deswegen so unsinnig hoch gegriffen wären, um als „Kompensationsobjekte" bei den Handelsvertragsverhandlungen besser dienen zu können. Die nationalliberale Partei schläferte ihr Gewissen fortgesetzt mit der Hoffnung, daß der unveränderte Generalzolltarif nie in Kraft treten werde, ein. Speziell die Aussicht, einmal einen Zollsatz für Brotgetreide von 75 Mark für die Tonne in Kraft gesetzt zu sehen, würde ein zollpolitisches Abdrücken bei ihnen hervorgerufen haben.

Aber nehmen wir einmal an, es fände sich ein Bundesrat, der so schwach und leichtfertig wäre, den neuen Generalzolltarif wirklich in Kraft zu setzen, wie würde sich dann die Sache weiter abspielen? Falls überhaupt kein neuer Tarifvertrag mit irgend einem Staate zustande käme, würde das gesamte Ausland, in das wir gegenwärtig für mehr als fünf Milliarden Mark deutscher Arbeitserzeugnisse senden, ebenfalls Deutschland gegenüber seine völlige handelspolitische Aktionsfreiheit wiedergewinnen. Jeder ausländische Staat könnte deutsche Waren zollpolitisch behandeln, wie es ihm beliebte, also auch differentiell schlechter als die von anderen Ländern kommenden Waren derselben Gattung. Sollte eine derartige differentielle Behandlung der deutschen Waren eintreten, so würde Deutschland in der Lage sein, schon nach seiner gegenwärtigen Zollgesetzgebung die Waren jener Staaten, die uns differenzieren, mit Zollzuschlägen zu belegen; wir hätten dann den schönsten Zollkrieg. Solche Zollkriege würden natürlich ebenfalls ausbrechen, wenn Deutschland mit einzelnen Staaten zu Handelsverträgen unter Herabsetzung einzelner Zollsätze des neuen Generalzolltarifs käme und mit anderen nicht. Wenn also z. B. mit Oesterreich-Ungarn ein Handelsvertrag unter Zugrundelegung der Minimalzölle unseres Generalzolltarifs für Getreide zustande käme, mit Rußland dagegen kein neues Vertragsverhältnis hergestellt würde, so wäre das russische Brotgetreide bei der Einfuhr nach Deutschland mit 75 Mark für die Tonne zu verzollen, das österreichische dagegen mit 50 Mark für Roggen und 55 Mark für Weizen. Daß Rußland eine derartige Differenzierung sofort mit einer Differenzierung des deutschen Imports nach Rußland beantworten würde, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel. Wir kennen ja einen analogen Vorgang aus dem Jahre 1893.

Originell würde sich die Sache entwickeln, wenn ein Tarifvertrag mit einem Lande — sagen wir einmal wieder Oesterreich-Ungarn — zustande käme, ohne daß der neue Generalzolltarif in Kraft gesetzt wäre, denn dann würde gegenüber den vertragslosen Ländern der alte Generalzolltarif mit niederen Sätzen, als es die neuen Zollsätze sind, in Kraft bleiben. In dieser Lage würde die Klausel der meistbegünstigten Nation, falls sie in die neuen Tarifverträge übernommen wird, allerdings bewirken, daß auch den Vertragsstaaten, mit denen man die neuen Minimalzölle verabredet hat, doch die geringeren Zollsätze des alten Generaltarifs zugute kommen. Man hätte in diesem Fall also erstens einen neuen Handelsvertrag, dessen Sätze nicht in Kraft wären, und einen neuen Generalzolltarif, dessen Sätze ebenfalls nicht in Kraft sind. Dieser Kuddelmuddel würde gewiß manches zum Lachen geben, aber es ist nicht anzunehmen, daß der Unverstand in Regierungskreisen je bis zu der Höhe sich entwickeln wird, daß ein solcher Zustand erträglich erschiene.

Aus dem Dargelegten geht mit genügender Deutlichkeit hervor, daß die Spielerei mit dem Gedanken einer vorzeitigen Kündigung der Handelsverträge und des Inkraftsetzens des neuen Generalzolltarifs nur ein journalistischer Zeitvertreib ist, den niemand ernstnehmen kann, der die Einsicht unserer leitenden Staatsmänner nicht ungewöhnlich niedrig einschätzt. Sollte sich aber trotzdem ein Reichskanzler finden, der, sei es nun aus Frivolität oder aus Unkenntnis über die Folgen seines Beginnens, den Bundesrat bestimmte, den neuen Generalzolltarif in Kraft zu setzen, nachdem die Kündigung der alten Handelsverträge ohne den Abschluß neuer erfolgt ist, so hätten wir Freihändler und Freisinnigen diesen Streich von unserem Parteistandpunkte aus am allerwenigsten zu fürchten. Ob einer solchen verbrecherischen Frivolität würden Leuten die Augen aufgehen, die bisher noch im tiefen politischen Schlaf liegen, und die Bevölkerung würde endlich begreifen, daß es keine schlimmere Verletzung der nationalen Interessen gibt, als die Befolgung der handelspolitischen Rezepte unserer Agrarier. Deutschland würde bei dieser Kur allerdings wirtschaftlich stark abmagern, aber politisch sicherlich gesunden.

Ferdinand Svendsen.

Der vlamische Liberalismus.

elgien, „das Mittlerland", hat zweisprachige Bevölkerung: im Norden und Westen eine vlamisch redende, im Süden und Osten eine das Französische und seinen Dialekt, das Wallonische, gebrauchende. Der Anblick, den das Land gegenwärtig in sprachlicher Beziehung darbietet, wurde schon im frühen Mittelalter durch die fränkische Eroberung bestimmt. Während die Franken den nördlichen Teil Belgiens besetzt hielten, vermieden sie lange Zeit, den weiten „Kohlenwald" zu durchschreiten, dessen Dickicht den Mittelstreifen des Landes bedeckte, von dessen äußerstem Osten bis beinahe zu seiner Westspitze. Dieser große Wald wirkte wie ein Damm. Nördlich von seinem Rande häuften sich die germanischen Elemente an. Als endlich, nach geraumer Zeit, die Franken ihn nach Süden zu überschritten, toten sie dies nicht als ein wanderndes Volk, sondern in der Weise eines erobernden Heeres. Der „Kohlenwold" hatte, wenn man so sagen darf, die Invasion durchsiebt. Seine Bedeutung für die Feststellung der Sprachgrenze in Belgien war so groß, daß noch heute die Scheidelinie zwischen der vlamischen und der wallonischen Zone im großen und ganzen und fast schnurgerade der Art des früheren Waldes von Westen nach Osten folgt. Sie erstreckt sich zuerst nördlich von dem Lysflusse, in geringer Entfernung von diesem Wasserlauf, den sie im Süden von Courtrai überschreitet; dann zieht sie sich durch Renaix, Enghien,

Hal, Waterloo, Tirlemont, Waremme, um südlich von Maestricht die holländische Grenze zu erreichen. Seit fünfzehn Jahrhunderten hat sie sich im Grunde sehr wenig verändert, wie das der gelehrte belgische Historiker Gottfried Kurth in seinem schönen Werke über die Sprachgrenze in Belgien und dem nördlichen Frankreich nachgewiesen hat.

Die Sprachenfrage ist erst in allerneuester Zeit, im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts, in scharfer Weise hervorgetreten. Während des Mittelalters kannten die verschiedenen Gebiete, deren Vereinigung später das belgische Land gebildet hat, einen Sprachstreit nicht. Die Darlegungen Heinrich Pirennes in seiner belgischen Geschichte haben hier die Ansichten Kurths durchaus bestätigt. Es ist dies um so charakteristischer, als fast jedes dieser Gebiete eine doppelsprachige Bevölkerung enthielt: so Flandern, Hennegau, Brabant, Lüttich, Luxemburg. Unbesonnener oder selbstbewußter als ihre Vorfahren, haben sich dagegen die Belgier des neunzehnten Jahrhunderts in den Kampf gestürzt. Die Revolution von 1830 war zum großen Teil ein Protest der Wallonen gegen die Bevorzugung, die, nach der Behauptung der Führer der Bewegung, König Wilhelm I. seinen niederländischen Untertanen zuteil werden lasse. Sie hatte, wie man weiß, den Erfolg, nicht allein das wallonische Belgien, sondern auch das Vlamenland von dem niederländischen Königreiche loszureißen. Einige Politiker des durch den Umschwung von 1830 gebildeten neuen Staates faßten, in dem Wunsche ihn zu einigen und zu festigen, den Plan, Flandern zu französieren; aber es glückte ihnen damit nicht besser als der französischen Verwaltung der vlamischen Provinzen während der Jahre 1795—1814. Wie diese stießen sie auf unüberwindlichen Widerstand von seiten der vlamischen Katholiken, die ihre Heimat vor dem Eindringen der französischen Ideen durch die Unbekanntschaft mit der Sprache der revolutionären Schriftsteller und Redner schützen wollten. Sie stießen sich nicht minder an der Anhänglichkeit der Vlamen an ihre „Moedertaal", eine Zuneigung, die bei allen Unterrichteten und Aufgeklärten unter ihnen noch durch die steigende Bedeutung des Nationalitätsprinzips in ganz Europa verstärkt wurde.

Die unfruchtbaren Versuche der „Fransquillons" riefen bald als Reaktion eine entgegengesetzte Bewegung hervor. Unter dem Rufe „Geen taal, geen vryheid" bildete sich eine vlamische Partei, um dem Französieren zu widerstehen und um zwischen den beiden Sprachen eine vollkommene Gleichheit herzustellen. Der lange Kampf zwischen den „Vlamlingen" und den „Fransquillons", der gegenwärtig viel von seiner Schärfe verloren hat, war bis vor kurzem sehr heftig und natürlicherweise durch bedauerliche Uebertreibungen von beiden Seiten entstellt. Viele „Vlamlinge" wurden durch den Eifer des Kampfes verleitet, über die geistige und sittliche Minderwertigkeit der Wallonen zu deklamieren. Zahlreiche „Fransquillons" antworteten auf diese Torheiten, indem sie sich das Ansehen gaben, die gerechten Forderungen der Vlamen zu verachten und als grundlos und jeder Diskussion unwert zu bezeichnen.

Die Ereignisse haben dieser ironischen Haltung nicht recht gegeben. Im großen und ganzen erreichten die Vlamen ihre Ziele. Die langdauernde Behauptung der Regierung durch die katholische Partei, die sich zum größten Teil auf Flandern stützt, sowie die Einführung des allgemeinen Stimmrechts, die den zahlreichen, des Französischen unkundigen Massen der vlamischen Arbeiter und Landleute politische Macht verliehen hat, haben zu den wiederholten Siegen der vlamischen Bewegung beigetragen. Sie hat nach und nach die Annahme von Gesetzen erlangt, die die Anwendung der vlamischen Sprache in den Prozessen gegen vlamische Angeklagte, in der Gemeinde- und Provinzialverwaltung, sowie in den öffentlichen Volks- und Mittelschulen des vlamischen Gebiets vorschreiben. Die Beamten, die hier angestellt werden, müssen die Muttersprache der Bevölkerung kennen, mit der sie in Beziehung stehen. In den vlamischen Städten, wo eine Bürgergarde existiert, müssen die militärischen Befehle in der Volkssprache gegeben werden. Das Vlamische ist endlich dem Französischen in den parlamentarischen Verhandlungen gleichgestellt worden. Der Text der Gesetze und des offiziellen „Moniteurs" sind zweisprachig.

Die „Vlamlinge" wollen sich damit nicht begnügen. Sie beabsichtigen, ihr Werk zu krönen, indem sie die privaten Unterrichtsanstalten in den flandrischen Gegenden zur Einführung des Vlamischen als Unterrichtssprache nötigen, sowie durch Umwandlung der Genter Universität in eine ausschließlich vlamische. Einige von ihnen fordern sogar die Errichtung von nur in Flandern rekrutierenden Regimentern, deren Kommandosprache die vlamische sein soll.

Haben nun die unzweifelhaften Siege der „Vlamlinge" einen bedeutsamen Einfluß auf die Verteilung der Sprachen in Belgien geübt? Man sollte glauben, daß das Französische, bekämpft durch die der Ausdehnung des Vlamischen günstige Gesetzgebung, in unserm Lande im Rückgange begriffen sei. Allein die Statistik beweist unwiderleglich das Gegenteil. In den Jahren 1846 bis 1900 hat die Zahl der Belgier, die französisch sprechen, sei es ausschließlich, sei es neben dem Vlamischen oder Deutschen, sich von 1 827 000 auf 3 486 000 gehoben, also um 91 Prozent der ursprünglichen Ziffer; die Belgier, die vlamisch reden, neben einer andern jener beiden Sprachen, haben sich von 2 471 000 auf 3 674 000 vermehrt, also nur um 49 Prozent, trotz der ansehnlich größeren Geburtsziffer der nördlichen Provinzen. Im Jahre 1880 konnten zweiundfünfzig Belgier vom Hundert französisch sprechen; 1900 sind ihrer fünfundfünfzig. Während des gleichen Zeitraums ist der Fortschritt der Vlamen etwas geringer, von sechsundfünfzig auf achtundfünfzig. Der Unterschied in der Menge der die eine oder andere Sprache redenden Belgier verringert sich also mehr und mehr zum Vorteil der französischen Sprache. Die vlamische Mehrheit, die 1880 noch 223 000 Seelen betrug, ist 1890 auf 208 000 und 1900 auf 188 000 gefallen. Allerdings ist die Grenzlinie zwischen beiden Sprachen seit fünfzehn Jahrhunderten ziemlich die gleiche geblieben. Aber einerseits haben sich die kleinen Gruppen, die mitten im Wallonenlande nur vlamisch verstanden, verringert und verdünnt; und andererseits hat sich im vlamischen Gebiet die französische Sprache ausgedehnt, teils durch wallonische Einwanderung, teils durch Annahme solcher Vlamen, die das Französische als zweite Muttersprache erlernen. Die Masse der zweisprachigen Belgier wächst schnell: in den letzten zehn Jahren von 700 000 auf 800 000, und die überwiegende Mehrheit dieser Vielsprachigen ist vlamischen Ursprungs. In dem großen Bezirk Brüssel, der ganz im Norden der Sprachgrenze liegt, hat die Zahl der französisch Redenden, mit oder ohne Kenntnis des Vlamischen, von 1866 bis 1900 um 150 Prozent zugenommen, von 175 000 auf 439 000, während die Gruppe derjenigen Personen, die sich nur des Vlamischen bedienten, sich lediglich von 295 000 auf 340 000 gehoben hat, also um 15 Prozent.

Betrachten wir nunmehr die politische Seite der vlamischen Frage. Man kann sagen, daß während der ersten dreißig Jahre, in denen Belgien als unabhängige Nation existierte, die „Vlamlinge" im allgemeinen und, abgesehen von einigen Ausnahmen, die die Regel bestätigen, der katholischen Partei angehörten, während die „Fransquillons" Liberale waren. Herren der Mehrheit der Abgeordnetenwahlen in den vlamischen Provinzen, infolge des vereinten Einflusses der Geistlichen und der Großgrundbesitzer, betrachteten die Katholiken es ebenso als eine politische Notwendigkeit wie als eine nationale Pflicht, die Fortschritte der französischen Sprache in Flandern zu verhindern; die Liberalen dagegen hegten allgemein die Ansicht, daß das vlamische Gebiet von der klerikalen Herrschaft nur dann befreit werden könne, wenn es sich französiere, wenn es, dank der gemeinsamen Sprache, sich mit den in der Wallonei verbreiteten politischen Anschauungen bekannt mache. Wir haben schon gesagt, daß ihr Plan mißglückte.

Aber gerade da erscheint inmitten der Vlamlinge eine liberale Gruppe, die sich zugleich den Prinzipien des Liberalis-

Digitized by Google

nnis und der Sprache Vondels und Consciences ergeben zeigt. Klarblickender als die liberalen Fransquillons, waren die Anhänger der neuen Fraktion davon überzeugt, daß ein Erfolg des Freisinns in Flandern nur durch die Bildung einer freisinnigen vlamischen Partei herbeigeführt werden könne. Man dürfe, sagten sie, den Katholiken nicht das Monopol der vlamischen Gesinnung überlassen, man müsse versuchen, ihnen diese Waffe zu entreißen, deren sie sich gegen die Liberalen bedienten, und sie verhindern, sich als einzige Verteidiger vlamischen Volks- und Sprachtums hinzustellen. Die freisinnigen „Vlamlinge" sahen den Tag voraus, da in Flandern das Stimmrecht nicht mehr allein durch die Bourgeoisie ausgeübt werden würde, die beinahe ganz das Französische verstand, sondern auch durch die Arbeiter und die Landleute, die diese Sprache nicht kennen. Es müsse also die Propaganda der freisinnigen Anschauungen innerhalb dieser Bevölkerung auf Grund des einzigen Idioms, das ihnen zugänglich ist, vorgenommen werden, in Reden, Proklamationen, Flugblättern und Zeitungsartikeln. Um das vlamische Volk für die liberalen Gedanken zu gewinnen, müsse man sie ihm in seiner Sprache darlegen. Diesem großen Werk der Gründung einer liberalen vlamischen Partei und der Verbreitung der liberalen Grundsätze in den flandrischen Provinzen hatte sich vor allen Julius Vuylsteke gewidmet, dessen Tod der vlamische Liberalismus vor kurzem zu beklagen hatte.

Geboren zu Gent am 10. November 1836, starb Vuylsteke in seiner Vaterstadt am 16. Januar 1903, nach einer lebhaften Tätigkeit als Schriftsteller, Gelehrter, Politiker und Redner. Auch als Dichter gehört er zu den hervorragendsten vlamischen Poeten des neunzehnten Jahrhunderts, durch seine Werke: „Zwygende Liefde" (1860), „Uit het studentenleven en andere Gedichten" (1868), „Verzamelde Gedichten" (1881). Nach einem sachkundigen Richter, dem Professor Paul Fredericq, ist der Platz, den er hier einnimmt, ein durchaus persönlicher und origineller. Niemand hat mit gleicher Kraft und Zuneigung das flandrische Volk und Vaterland besungen. Selbst sein Pessimismus trägt zu seiner Originalität bei. Seine Prosaschriften: Reden, Zeitungs- und Monatsschriftenartikel, Broschüren, die sämtlich der Verteidigung der Freiheit und der Sprache Flanderns gewidmet sind, wurden durch die Sorgfalt seiner Freunde in vier Bänden unter dem Titel: „Verzamelde prozaschriften" zusammengefaßt. Seine Gelehrsamkeit kam seinen Verdiensten als Schriftsteller und Dichter gleich. Vorzüglich war er ein genauer Kenner der Geschichte Flanderns im vierzehnten Jahrhundert — der Zeit der Artevelde — sowie der gesamten Niederlande in der Epoche des großen Freiheitskrieges (sechzehntes Jahrhundert). Direktor der Archive seiner Vaterstadt, veröffentlichte er Urkunden und Abhandlungen zur Geschichte der alten flandrischen Handelsstadt. Freilich, er erforschte die Vergangenheit als vlamischer Patriot. Nachdem H. Pirenne in dem ersten Bande seiner vortrefflichen Geschichte Belgiens (1902) es ausgesprochen hatte, daß die Ursachen der berühmten Schlacht von Courtrai, im Jahre 1302, nicht nationaler sondern sozialer Natur gewesen seien, und daß das Volk Flanderns damals die Waffen nicht gegen die Franzosen, sondern gegen die Verbündeten des flandrischen Großbürgertums ergriffen habe, das den plebejischen Gewerken feindlich war — da schritt Vuylsteke aus seiner Zurückgezogenheit heraus, um in mehreren Vorträgen vor der Genter Gesellschaft De taal is gansch het Volk die Ansicht des geistvollen Genter Hochschullehrers zu widerlegen und die Anschauungsweise der bisherigen belgischen Historiker zu verfechten, die besser mit seiner feurigen nationalen Begeisterung im Einklange stand.

Aber die hervorragendsten Dienste hat er der vlamischen Sache als Sekretär und Präsident des Willemsfonds, als Begründer der ersten freisinnigen vlamischen Gesellschaft, sowie als Journalist geleistet. „Die schwierige Aufgabe, der er sich unterzog," schreibt Paul Fredericq, „bestand darin, die Vlamlinge dem Liberalismus und die Liberalen dem Vlamentum zuzuführen". Clauwaert en Geus hieß sein Wahlspruch, dessen beide Bezeichnungen er niemals trennte: Clauwaert, das heißt Bewunderer der alten flandrischen Städter des vierzehnten Jahrhunderts, die der französischen Zentralisation Widerstand leisteten; und Geus, das heißt Bewunderer der Flandrer des sechzehnten Jahrhunderts, die die politische und Gewissensfreiheit gegen Philipp II. verfochten.

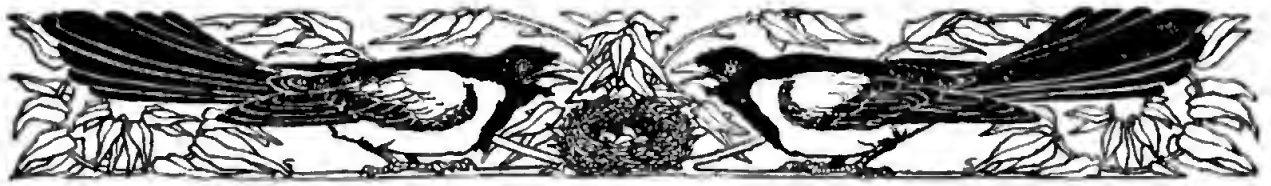
Der Willemsfonds wurde 1851 von einigen Genter Anhängern Jan-Frans Willems', des Vaters der vlamischen Bewegung, begründet, mit der Absicht, die guten Werke vlamischer Schriftsteller herauszugeben. Allein er vegetierte nur — bis zum Jahre 1862, da Vuylsteke sein Generalsekretär wurde. Dieser gab ihm einen kräftigen Anstoß und blieb während fünfunddreißig Jahren dessen eigentliche Seele. Unter seiner Leitung wuchs in den Jahren 1862 bis 1884 die Zahl der Mitglieder von 184 auf 4544. Hundertundfünfzig Werke in vlamischer Sprache — teils Originale, teils Uebersetzungen aus dem Französischen, Deutschen und Englischen — über Literatur, Geschichte, Kunst, Naturwissenschaft, Politik, soziale Fragen, Ackerbau usw. wurden auf seine Veranlassung herausgegeben. Er erweiterte das Tätigkeitsfeld des Willemsfonds bedeutend, indem er an zahlreichen Orten des vlamischen Gebietes Tochtergesellschaften gründete, denen er die Veranstaltung öffentlicher Vorlesungen und die Bildung von unentgeltlichen Volksbibliotheken zum Ziel setzte. Man durfte wahrheitsgemäß sagen, daß sich dank seiner Tätigkeit der geistige Horizont der vlamischen Bevölkerung bedeutend ausgedehnt und das Licht moderner Wissenschaft und Aufklärung bis in die kleinsten Dörfer Flanderns verbreitet hat.

Die vlamischen Bevölkerungen den liberalen Anschauungen zu gewinnen, war die eine Hälfte seines Strebens; die andere, die Liberalen den sprachlichen und nationalen Ansprüchen der „Vlamlinge" günstig zu stimmen. Er arbeitete daran, indem er 1867 in Gent neben der Association libérale die Vlaamsche liberale Vereeniging stiftete, die den ähnlichen Gesellschaften in Antwerpen und zahlreichen anderen Städten zum Muster diente. Ihm ist es zu danken, wenn die freisinnigen „Vlamlinge" sich nicht von der belgischen liberalen Partei trennten, um eigene politische Gruppen zu bilden, die ihre numerische Schwäche jeder Macht beraubt hätte; sie haben vielmehr inmitten der liberalen Partei dafür gewirkt, zugleich der vlamischen Sache den Beistand der Liberalen und der liberalen Sache die Unterstützung des vlamischen Volkes zu verschaffen.

Man muß freilich zugeben, daß Vuylsteke in seiner Propaganda zugunsten seiner Anschauungen und zumal in den Artikeln, die er in der 1867 von ihm gegründeten Zeitung „Volksbelang" veröffentlichte, bisweilen die Angriffe gegen die „Fransquillons" leidenschaftlich übertrieben und sowohl im Inhalt wie in der Form das richtige Maß überschritten hat. Aber es ist ja den eifrigen und aufrichtigen Ueberzeugungen eigen, sich oft mit allzugroßer Stärke zu äußern. Selbst diejenigen — und der Verfasser dieser Zeilen gehört zu ihnen — die nicht alle Gedanken Vuylstekes billigen zu können und in manchen Beziehungen ihnen widersprechen zu sollen glauben, müssen die Kraft und Ehrlichkeit seiner Ueberzeugung von Herzen anerkennen.

Die Schlichtheit Vuylstekes, die während seines ganzen Lebens sich in seiner Hingebung an die von ihm geliebte Sache gezeigt hatte, bewährte sich auch in seiner Todesstunde. Er verlangte, daß sein rein bürgerliches Begräbnis ohne jede Zeremonie und ohne Grabrede stattfinden, kein Denkmal über seinem Sarge aufgestellt, kein Nachruf in dem Jahrbuch der belgischen Akademie oder in den Veröffentlichungen der zahlreichen Gesellschaften, deren Mitglied er war, abgedruckt werden solle. Die Freunde und Bewunderer des Dahingeschiedenen mußten sich seinem letzten Willen fügen. Aber sollten sie einen Mann von solchem Wert für immer verschwinden lassen, ohne den mindesten Versuch, sein Andenken zu ehren? Sie glaubten das nicht zugeben zu dürfen. Sie benutzten einen Satz aus

Digitized by Google



Vuylstekes Testament, in dem er seine Freunde, die seiner gedenken wollten, bat, zu einem Werke liberaler und vlamischer Propaganda beizutragen, um den Julius Vuylsteke-Fonds zu begründen, dessen Einkünfte dazu dienen sollten, unter die vlamischen Bevölkerungen, zu billigen Preisen und in vielen Tausenden von Exemplaren, Bücher von entschieden liberaler Gesinnung zu verbreiten.

Das war die beste Huldigung, die man dem tapferen Vorkämpfer des vlamischen Liberalismus, dem tatkräftigen Organisator des Willems-Fonds darbringen konnte. An der Spitze des Vuylsteke-Fonds stehen die besten Männer: Professor Paul Fredericq und J. Vercoullie in Gent, sowie der Direktor des Musée Plantin in Antwerpen, Max Rooses. Die Verwirklichung dieses Plans wird mächtig dazu beitragen, die liberalen Ideen in Flandern zu verbreiten und die noch allzu geringe Schar derjenigen Vlamlinge zu vergrößern, die inmitten ihres fast ganz klerikalisierten Landes als freie Männer denken und handeln.

Brüssel. Léon Leclère.

Olympischer Frühling.

Carl Spitteler hat sein Epos „Olympischer Frühling" mit dem dritten Buch „Die hohe Zeit" *) auf den Gipfel geführt. Glücklicherweise fehlt diesem Teil jene theoretische Beigabe, die zu Widerspruch und Verdruß herausforderte: jene Deklamationen über das Epos und die kosmische Dichtung, durch die der Verfasser seine Stellung in der Weltliteratur fixieren wollte. Jetzt glücklicherweise bildet er, statt zu reden. Was liegt es auch daran, ob diese „kosmologische Epik" von allem, was wir sonst Allegorie und mythologische Poesie und Fabeldichtung nannten, fundamental verschieden ist? Die Hauptsache ist doch dies: hier haben wir echte Poesie, und hier haben wir nicht selten große Dichtung.

Mir scheint das merkwürdige Epos Spittelers innerhalb seines Lebenswerks keineswegs so isolierl, wie das nach seiner eigenen Auffassung der Fall wäre. Wenn je ein Dichter Schweizer war „bis auf die Knochen", so ist es unser Zürcher. Gottfried Keller ist vor allem deutscher Dichter, und C. F. Meyer halb romanischer; Jeremias Gotthelf war mehr Berner als Schweizer, und die Bodmer und Geßner hatten umgekehrt ein gut Teil Kosmopolitismus in ihrem Wesen. Aber Spitteler ist „die deutsche Schweiz auf zwei Beinen", um einen kühnen Lobspruch zu variieren, den man auf Rosegger und die Steiermark gemünzt hat.

Es ist wirklich etwas „Alpenhaftes" in ihm. In einem psychologisch und ästhetisch höchst merkwürdigen Bericht hat er einmal über die dramatischen Pläne seiner Jugend Bericht erstattet. Eine große Felsplatte braucht er; die schrieb er in Gedanken ganz voll mit dem Schema seiner Tragödie, löschte abends die unsichtbare Schrift aus und beschrieb am folgenden Morgen den Fels von neuem. Die Riesenfeder, mit der Heine den Namen der Geliebten an den Himmel schreiben wollte, wäre ihm das bequemste Werkzeug. Es ist seltsam, wie diese Freude an der großen Dimension als solcher gerade den Bürgern kleinerer Staaten so gern kommt: ich erinnere an den Belgier Wiertz und seine überlebensgroßen Gemälde oder auch an den ungeheueren Justizpalast in Brüssel. — Aber freilich sind in der Schweiz die Riesenmaße, die dem politischen Gebiet fehlen, durch Berge, Gletscher, Wasserfälle, Lawinen gegeben — alles Gegenstände, mit denen Spittelers Muse besonders gern sich zu schaffen macht. Und der frische, kühle Hauch der Schneewasser durchdringt würzig seine Poesie.

Schweizer aber ist er ganz besonders auch in der freudigen Schaffenslust. Vielleicht das liebenswürdigste seiner Gedichte ist das von der singenden Schildwache, in dem die Vaterlandsfreude des freien Schweizers ihre Lust in die Welt herausjubelt. Ein selbstverständlicher Republikanismus, der über Rangordnungen und Uniformstolz lacht; ein zweifelfreier Liberalismus, der allem Pfaffentum jeglicher Färbung gegenüber noch, gänzlich unangekränkelt von neumodischer Kompromißlichkeit, kampffroh gegenübersteht; eine robuste Verachtung für Sentimentalität, Weltschmerzaffektation, blasierte Müdigkeit — das sind die Züge, durch die alle großen Schweizer groß geworden sind. Und dahin rechnen wir auch eine Eigenheit, der er zu viel nachgibt. Seine prachtvoll unbefangene Art, mit der Sprache zu wirtschaften, liefert anschauliche Neubildungen, prächtige Wendungen, monumentale Ausdrucksweisen; aber sie führt auch oft zu Härten und Unverständlichkeiten. Die Vorliebe für das absolut gebrauchte Partizip wirkt nicht immer so gut wie bei der wunderhübschen Schilderung der wütenden Aphrodite: „Gehört, den Gurt vom Leib gerissen, hingeschmissen!" — Und das Gleiche gilt von den Versen. Nicht zufällig hat Spitteler das Versmaß gewählt, in dem der erste große Didaktiker seiner Heimat, Albrecht v. Haller, seine grüblerischen Gedanken niederschrieb; es reizte ihn augenscheinlich auch hier die Breite der Form. Aber oft zerzaust er die Mähnen des Wüstenrosses aus Alexandria doch gar zu sehr. Tobende Hast, wilde Jagd, leidenschaftlichen Kampf schildert er am liebsten, nächstdem strahlende Volksfeste; aber für beide Themata ist der gleichschenklige Gang des romanischen Nationalverses nicht allzu geeignet und oft entsteht dann ein Konflikt zwischen Form und Inhalt. Aber auch das ist helvetisch: auch Bodmer (freilich kein Dichter!) wählte die Form seiner Epen von außen heraus.

Aber vor allem ist Spitteler doch in der angeborenen Lehrhaftigkeit ein echtes Kind seiner Heimat. Didaktiker sind sie alle, Haller und Bodmer, Gotthelf und Fröhlich, Keller und Zahn oder Heer. Allen ist es Bedürfnis, auf Hebung der Sittlichkeit und der Kultur hinzuwirken, direkt in ausgesprochener Ermahnung oder indirekt im Gleichnis und Sinnbild. Altgermanische Freude am wohlgeprägten Weisheitsbesitz trifft zusammen mit der allverbreiteten Neigung des Bauern, sein Haus mit guten Sprüchen zu schmücken; Schweizer Wanderlust bringt aus aller Herren Landen Waffen mit zum Kampf ums Dasein. Weiter: der Schweizer fühlt auch hierin national, empfindet sich als Glied der Volksmacht, die sich im Schießen und Wegefinden üben muß; er tummelt sich gern auf dem Schießplatz, er fühlt sich als „Instrukteur" der jüngeren Mannschaft. Lehrhaft sind sie alle; aber in sehr verschiedener Art. Neben der direkten Ausprägung von Sentenzen ist, wie gesagt, Parabel und Symbol beliebt. Abr. Em. Fröhlich dichtet Fabeln; Böcklin erfindet Seeungeheuer und Wunderbäume, rein aus der Freude an Farbe und Gestalt heraus, und dann doch auch hingestellt als Gleichnis eines schöneren, freudigeren Lebens.

Und da begegnet ihm Spitteler. Zwar führt die gleiche Heimat im Hellenentum ihn nicht zu so farbiger Schilderung, sondern läßt ihn eher Cartons in der Weise des Cornelius hinwerfen; die Vernachlässigung des Kolorits ist der unmodernste Zug in diesem sonst so modernen Reaktionär. Aber Fabelwesen zu erfinden und in lebendiger Aktion vorzuführen, das ist auch seine Lebenslust. Er übte sie längst in seinen (eigenwillig so benannten) „Balladen". Allegorische Bilder wurden da von frisch erfundenen Göttern und Dämonen in Szene gesetzt; wir wurden ins Herz der großen Weltallspost geleitet oder in den Nimbus der Genien, die sich das Jahrhundert ihrer Geburt noch wählen dürfen. „Balladen" solcher Art fügt auch der „Olympische Frühling" zu einem mythologischen Epos zusammen, dessen Gesamtentwicklung so unklar bleibt, wie die der meisten Mythologien. Aber klar und deutlich stehen die einzelnen

*) Leipzig. 1905. Eugen Diederichs.

Digitized by Google

Figuren vor uns; der prächtige Aktaion etwa, der ohne alle moralischen Bedenken die Ungeheuer vertilgt, zu deren Schutz die Philanthropen schon Bittschriften zirkulieren ließen, oder der wüst-gutmütige Muskelriese ohne Hirn, Poseidon.

Denn in diesen beiden Punkten vor allem zeigt sich die Kühnheit des Dichters siegreich: wie er mit den Gestalten der antiken Sage, und wie er mit den modernsten Erfahrungen umgeht. In großartiger Zeitlosigkeit spielt er mit Anachronismen. Weshalb soll Zeus nicht von „Schwefelsäure" sprechen? weshalb König Minos nicht von „Mikroben" hören? es gab ja doch in der Urzeit schon beides! Und ebenso sind ihm die antiken Götter und Heroen der wunderlichsten Fortentwicklung fähig. Poseidon wird ein zottiger Götterbär, so eine Art Mischung von Herakles und Silenos; Aphrodite wird zu einer koketten Jungfrau, Typus Pensionsfräulein, die denn wohl auch mit dem ironischen Kosenamen „die gute Aphro" heißen mag. Ebenso geht es auch den Namen sonst; sie werden als bequem daliegendes Sprachgut behandelt, umgeformt, angepaßt; „Physis", die Natur, bekommt einen Zwilling „Phys", und das geht alles so ungezwungen, wie Poseidon gut Rembrandtisch mit seiner Donnerbüchse, einer Muskete alter Konstruktion, ausgerüstet wird.

„Ein Gleichnis tuts noch nicht, man muß es erst verstehen," heißt es einmal in der biderb trivialisierenden Manier, in der die eigentlichen Weisheitssprüche vorgebracht werden; denn Spitteler haßt das Pathetische wie Fontane und denkt: „ein feierlicher Kerl ist niemals groß". Und so muß man denn auch hinter den Vorhang dieser Götterkämpfe, Götterliebschaften, Götterreisen blicken. Kräftig begegnet uns da jene Weltauffassung, die wir auch bei Keller und Böcklin finden: die gesunde Freude am Starken, der Haß gegen alle empor sich schraubende Ohnmacht, vor allem aber der Haß gegen alle „Rückständigkeit", konventionelle Witwentrauer, Klagezeremonien an leeren Gräbern, blindes Kraftmeiertum. Und positiv steht daneben echte Ehrfurcht vor wahrhafter Größe, vor der instinktiven Treffsicherheit des Genies Apoll, vor der frommen Hingabe des Idealisten Dionysos, vor der vergnüglichen Weltfreude sogar des kleinen Gewerbemeisters Hyphaist. Und eine heitere, selige Ironie verklärt diese Helden, von denen es heißen darf: „Sein Werk ist seiner nur ein Teil. Er selbst ist groß."

Das ist es, was uns an dem Werk begeistert. Die Fahrt Apolls und der Artemis ist deshalb zu bewundern, weil sie die Erregung und Spannung einer Traumreise ins Leere meisterhaft wiedergibt; ob die Schilderung des leeren Raumes nun „kosmologisch" ist oder nicht, scheint uns durchaus unwesentlich. Wenn Apoll in dem Beherrscher des fernen Wunderreiches seinen eigenen Dämon erkennt; wenn in dem armen Idealisten Herz und Magen dialogisieren, so erfreuen wir uns daran, weil es ein Dichter schrieb, dem sich die Gedanken zu anschaulichen Bildern runden, nicht weil „kosmische Dichtung" seit Jahrtausenden nicht getrieben worden sei. In der Tat verliert sich auch die eigentlich mythenschaffende Tendenz im Verlauf des Epos immer mehr, und die Sinnbilder für große kosmische Gesetze und Phänomene weichen dem, was immer die Seele aller echten Dichtung bleibt: der Freude an der Schilderung lebender Menschen.

Es ist keine schlechte Zeit, in der diese Dichtung voll tapferer Weltbejahung und Tatenlust entstehen durfte. Wir glauben freilich nicht, daß eine neue „hohe Zeit" heraufgeführt werde; wohl aber daß wir schon mitten darin sind in einer Periode neuer wagender Kunst. Die ernste Formfreude eines Stefan George, die leidenschaftliche Menschenbeobachtung eines Gerhart Hauptmann, die glückselige Abenteuerlust eines Carl Spitteler — mit diesen so verschiedenen Tendenzen ausgestattet, vermag unsere Dichtung das „Gewirke" der Ritter vom „kindischen Gampelroß" und die dumpfen Litaneien um die alten „Denkelsäulen" wohl noch zu vertragen und zu überdauern!

Richard M. Meyer.

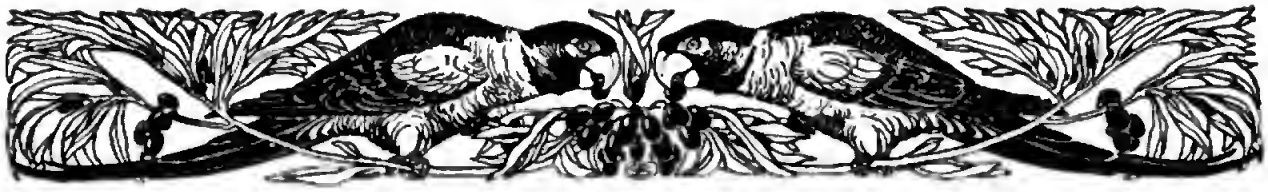
Die altfranzösischen Maler.

Anch' io sono pittore! Auch wir haben alte Meister, sagten die französischen Kunsthistoriker, als sie vor zwei Jahren von der Ausstellung der vlämischen Primitiven in Brügge nach Hause kamen. Ihnen die van Eyck, van der Goes, Memling zu offenbaren, war nicht mehr nötig gewesen. Sie blickten längst mit Bewunderung auf den frühen Reichtum an Kunst und Künstlern im kleinen Nachbarlande. Aber diese Generalversammlung der niederländischen Meister hatte sie besonders schmerzlich empfinden lassen, daß die Kunstgeschichte in den Anfängen der französischen Malerei eine große Lücke aufgelassen hat. Henri Bouchot, Konservator am Kupferstichkabinett der Nationalbibliothek, machte sich zum Anwalt des peinlich berührten nationalen Selbstgefühls, und so kam die Exposition des Primitifs Français*) zustande. Daß die dunkle Lücke in der Frühkunst Frankreichs, der Mangel an Namen, nur ein Vergessen der Kunstgeschichte sei, war von den modernen Franzosen immer behauptet worden. Man fand auch Gründe genug, die dieses Versehen erklären konnten: Zerstörung der Bilder, Versteckheit der erhaltenen in entlegenen Klöstern, Kirchen, Museen, unzugänglichen Privatsammlungen. Vor allem aber sah man in der Pietätlosigkeit, mit der in Frankreich seit drei Jahrhunderten die mittelalterliche Periode behandelt wurde, die Ursache dafür, daß die Erinnerung an die erste Kunstblüte vollkommen geschwunden sei. Renaissance, Barock und Rokoko, mehr noch der fanatische Klassizismus der Revolution vergaßen nicht bloß, sie verspotteten und verachteten diese „magots", wie man in Versailles die Werke der Niederländer und die ganze gotische Kunst nannte. Was nicht die abgeklärten Formen der Hochrenaissance oder den kalten Pomp des Barock trug, galt für unbeholfenes künstlerisches Stammeln von „Wilden" und „Naiven", dessen man sich schämen zu müssen glaubte. Wie weit diese Verachtung ging, zeigt das Schicksal der Gemäldesammlung, die im Jahre 1711 Robert de Gaignières, ein vom Geiste der Zeit emanzipierter Kunstfreund, dem Könige vermacht hatte. Die Intendantur des Hofes entnahm der Kollektion, die viele altfranzösische Werke enthielt, ein paar Königsporträts für die Ahnengalerie und versteigerte den Rest zu Schleuderpreisen. Nicht einmal in den verstaubtesten Speicherwinkeln der königlichen Museen duldete man die verpönte Gotik und Frührenaissance.

Das bis heute herrschende Dunkel über den ersten Regungen der Malerei in Frankreich ganz aus der verständnislosen Vergeßlichkeit der folgenden Zeitalter erklären zu wollen, heißt jedoch den Bogen überspannen. Die Geschichte selbst ist stärker als beschränkte oder boshaft geistreiche Geschichtschreiber, und in der Kunst überwindet das Gehaltvolle immer wieder die irregehenden Geschmacksrichtungen einzelner Generationen. Auch in anderen Ländern hatte man das Verständnis für die noch von eng religiösem Sinn erfüllten, in spröder Formensprache und naivem Empfinden sich mühenden Künstler der Frühzeit verloren gehabt. Der Faden war vielleicht nirgends so vollkommen durchrissen wie in Frankreich, aber überall mußte er wieder gesucht werden. Wenn den Sienesern, den Vlamen, den Cölnern gelang, aufs neue zu Ehren zu kommen, so war es, weil sie historische Wirklichkeit von bedeutsamer Eigenart darstellten, weil sie ihrer Zeitstimmung lebendigen Ausdruck fanden, weil sie Persönlichkeiten von hoher seelischer Distinktion und Künstler von großem Können aufwiesen, weil sie — und das ist das Wichtigste — vorangegangen sind und den anderen den Weg gezeigt haben. Sie haben ihre kunstgeschichtliche Rolle wirklich gespielt und verdanken ihren Vorrang, ihre weitere Berühmtheit nicht bloß, wie die Wortführer

*) In Paris, Pavillon de Marsan, 12. April bis 12. Juli.

Digitized by Google



der französischen Primitiven heimlich zu glauben scheinen, der effektvollen Reklame, die eine in der Romantik erwachte brünstige Begeisterung und nachher die in einseitiger Richtung festgefahrene gelehrte Forschung in Szene gesetzt haben. Die These, die jetzt durch die Exposition des Primitifs Français bewiesen werden soll, daß nämlich die Anfänge der französischen Malerei so glänzend waren wie in Italien oder in den Niederlanden, steht also nur halb auf festem Boden: Es genügt nicht, die bisher unbekannten Maler aus den Verstecken hervorzuholen. Die Ausstellung sollte auch beweisen, daß diese der Vergessenheit entrissene Kunst auch eine Kunst von so ausgesprochen nationalem Zuge war wie die italienische oder die vlämische. Es fällt jedoch schwer, aus dem Ensemble der zusammengetragenen Werke diesen Eindruck zu gewinnen. Wie bezeichnend ist schon die Tatsache, daß zwei Hauptstücke der Kollektion lange Ghirlandajo und Albrecht Dürer zugeschrieben wurden! Da es außer Zweifel steht, daß diese beiden Meister ihre Ausbildung nicht in Frankreich geholt haben, so berechtigt die zutage tretende Verwandtschaft der Gemälde mit ausländischer Kunst zum umgekehrten Schluß. Es sind nur einzelne Künstlerpersönlichkeiten, die durch diese erstmalige Vereinigung ihrer Werke ein ungeahntes Relief erhalten; aber ihr nicht zu verkennender Eklektizismus, in dem das Beste aus Italien oder Flandern stammt, deutet auch auf den relativen Tiefstand der heimischen Kunst hin. Die Existenz einer hochbedeutenden ganz auf französischem Boden gewachsenen Malerei der Frühzeit wird durch die Ausstellung also nicht dargetan.

Die französischen Kunsthistoriker setzen hier freilich mit der anderen Hypothese ein, daß die Vlamen nur Fortbilder französischer Tradition gewesen seien. Anders lasse sich die Vollendung der wie aus einer Versenkung emporsteigenden Eycks nicht erklären. Diese Auffassung trifft aber nur für die Miniaturmalerei zu. Darin hatten die Franzosen einen alten Ruf, und ihr Ruf war wohl begründet. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts, da diese Kleinkunst ihre Blüte erreichte, besaßen die Miniatoren eine Freiheit und Kühnheit der Auffassung, einen feinen Beobachtungssinn und einen Geschmack der Komposition, wie sie in anderen Ländern noch nicht in den Durchschnittsleistungen zum Ausdruck kamen. Der Uebergang in den größeren Rahmen der Tafelmalerei brachte jedoch einen fühlbaren künstlerischen Verlust mit sich. Es sieht aus, als ob das Auge den beherrschenden Ueberblick und die Hand die ausführende Sicherheit nicht mehr besäßen, die in der Miniatur die feinsten Reize in Ausdruck und Form zu finden und wiederzugeben wissen. Ein Stilwandel, den die größeren Maßstäbe forderten, wird kaum angedeutet. Wo er wirklich zu finden ist, wie bei Fouquet, der als Miniator Wunder an Subtilität schuf (wie das „Livro d'Heures" im Museum von Chantilly) und als Bildnismaler breite großzügige Behandlung anwandte, da darf man schon fremde Einflüsse vermuten: Fouquet war in Rom gewesen. Noch deutlicher bestätigen die anderen Künstler, die den Stil größerer Dimensionen beherrschten, die Anlehnung an italienische Muster.

Die Ausstellung enthält allerdings ein Bild, das diesen Entwicklungsgängen halb widerspricht, das Porträt Philipp des Guten. Als Urheber wird Girard d'Orleans genannt, als Datum das Jahr 1359 angegeben. Nach dem Vorgange von Giotto kann die monumentale Auffassung in diesem Männerkopf nicht mehr überraschen, wohl aber die Naturwahrheit, mit der hier ein etwas gutmütiges Gesicht gesehen wurde. Das Auge ist müde, die Nase — im Profil — lang, die Lippen dick, das Barthaar spärlich, das Haar fällt in dichten Locken. Der Goldgrund verrät noch den alten byzantinischen Kanon, aber in den feinen Tönen der Farben des Gesichts und des Haupthaars pulsiert ein warmes Leben. Dieses Werk muß indessen als Ausnahme betrachtet werden, und wenn es richtig datiert ist, kann es durch seine Stileigentümlichkeit übrigens nur beweisen, daß die Eycks nicht notwendig von den Traditionen französischer Kunstschulen ausgehen mußten. Der Weg von diesem Porträt zum Genter Altar scheint weiter als das halbe Jahrhundert, das die beiden Werke trennt. Ein Meister, den man in die Zwischenzeit einschiebt, Jean Malouel, ist ebenfalls nur geeignet, die Kluft zwischen der französischen Tradition und den ersten Niederländern deutlich hervorleuchten zu lassen. Malouel, dessen Name auf vlämische Abkunft deutet, soll gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts für den Hof von Burgund gearbeitet haben. Er ist anscheinend ein vielgereister Mann von leichtem, beinahe schelmischem Sinne, der aber mehr Nachempfinden als eigene künstlerische Sehkraft besitzt, obwohl er Züge von reizendem Realismus bietet. Er hat eine Art Kreuzabnahme gemalt; Christus von Gott Vater gehalten, von Maria schmerzlich betrachtet; einige kleine Engel helfen den Leichnam stützen. Das ist sienesische Inbrunst durch die Augen eines Weltmannes gesehen, auch das Kolorit, die Linienführung und die Komposition atmen nicht mehr den klösterlich asketischen Geist, der über der Gewalt des Gefühlsausdrucks die Freude an der Form vergißt. Ein wundervolles Porträt ist seine „Jungfrau mit dem Kind". Nur im Goldgrunde erinnert das Werk an den überkommenen Kanon, in der Darstellung der ihren Knaben an die Brust drückenden jungen Mutter lebt aber die unmittelbarste Natur, eine heitere Grazie, die weder die frommen italienischen Zeitgenossen noch die ernsten Vlamen zu erfassen vermochten.

Die überragende Künstlererscheinung unter diesen Primitiven bleibt Jean Fouquet, dessen Ruhm allerdings längst anerkannt ist. Er führt bereits in eine Periode hinein, die ihn zum Nachfolger der Eycks macht, und ihm in den letzten Jahren den älteren Holbein als Zeitgenossen gibt. Er ist 1415 in Tours geboren, arbeitet mit dreißig Jahren in Rom, und lebt später in Paris und am königlichen Hofe, wo er in Agnes Sorel das Modell für eine Madonna findet. Seine bedeutendsten Werke stammen alle aus der Zeit von 1450 bis gegen 1485. Fouquets schönste Verdienste liegen in der Miniatur. Darin hat er seine besten malerischen und kompositorischen Qualitäten entfaltet. Die biblischen Illustrationen, die er zu den Gebetbüchern Etienne Chevaliers, des Günstlings von Agnes Sorel lieferte, sind das Feinste, was die französische Miniatorenkunst hervorgebracht hat. Landschaft, Figuren, Gruppen werden mit gemaler Freiheit behandelt, und Fouquet zeigt darin auch eine Begabung für koloristische Harmonie, die er in den größeren Gemälden nicht mehr besitzt. Als Tafelmaler wirkt er am tiefsten durch den außerordentlichen Sinn für psychologische Charakteristik. Einzelne seiner Porträts besitzen Anklänge an die Art des jüngeren Holbein, von dem ihn allerdings die größere Tiefe des deutschen Meisters deutlich genug unterscheidet. Vielleicht war er in seiner Eigenart auch nicht so fest geprägt. Jedenfalls scheint er bei jedem neuen Porträt andern künstlerischen Anregungen Folge gegeben zu haben, ohne daß in diesen Wandlungen eine zusammenhängende Entwicklung zutage träte. Das Porträt des Mannes mit dem Weinglas aus der Sammlung des Grafen Wilzeck in Wien könnte beinahe ein Jan van Eyck sein, während das Männerbildnis aus der Lichtenstein-Galerie italienisch berührt. Das Bild des Berliner Museums, Etienne Chevalier und seinen Schutzpatron darstellend, das mit der Jungfrau des Antwerpener Museums die beiden Flügel eines Altars bildete, dann die Porträts Karls VII. und des Kanzlers Jouvenal des Ursins repräsentieren Fouquets künstlerische Physiognomie vielleicht am besten. Diese Werke offenbaren rein malerisches Empfinden, das zwischen der Behandlung des Details und der Gesamtwirkung eine sichere Mitte zu finden weiß. Die Erfassung der männlichen Charakterzüge liegt Fouquet allerdings besser als die der weiblichen. Seine auf dem Antwerpener Altarflügel als Jungfrau mit dem Kinde dargestellte Agnes Sorel ist weit weniger individuell gesehen; sie erinnert an die etwas konventionelle Anmut der Cölner Madonnen, ohne deren Innigkeit zu besitzen. Die kalten Farben, die noch eckige Zeichnung kann auch nur dazu beitragen, den Eindruck frischen Lebens

Digitized by Google

herabzustimmen, das aus dem Realismus der Männerporträts hervorquillt.

Der französischen Malerei der Frühzeit nachträglich einen einheitlichen nationalen Zug aufprägen zu wollen, verbietet schon die territoriale Zerrissenheit des Landes. Es ist ganz natürlich, daß der Norden, daß Artois mit seinem Meister von Flémalle nach den Niederlanden gravitiert, und daß die Provence mit ihren Erinnerungen an die päpstliche Zeit von Avignon mehr italienische Einflüsse reflektiert. Die rein dynastischen Verknüpfungen, die gerade die Provence mit dem Anjou, Burgund mit Flandern unter eine Herrschaft brachten, haben freilich einen lebhaften Austausch in den Persönlichkeiten der Künstler zur Folge gehabt. Doch lassen sich die geographischen Faktoren nirgends vollkommen verwischen. Die provenzalische Schule unter König René, der selbst ein eifriger Dilettant war, ist fast ganz vom Geiste der Italiener durchsetzt. Nicolas Froment, von 1415 bis 1476, der bedeutendste Vertreter, bringt zu den florentinischen Reminiszenzen sehr viel Eigenes in der Kraft und Freiheit der Komposition, dann auch die liebevolle Sorgfalt der Plannen fürs Detail und ihre koloristische Abgeklärtheit. Der „Brennende Dornbusch", das dreiflügelige Altarbild der Kathedrale von Aix mag zu den gehaltvollsten Gemälden der Periode gerechnet werden. Froment ist tiefernst, seine Phantasie gedankenschwer und kraftvoll. Die Komposition weiß er in den Raum zu setzen wie der modernste Theoretiker der „mise en page". Das Mittelstück des Triptychons zeigt in vornehm abgetönten Farben eine weite Landschaft, mit weißen Städten, Flußläufen, fernen Berglinien im Hintergrunde. Im Mittelgrunde erhebt sich ein kleiner Hügel, darauf der grüne Busch, aus dessen Zweigen leichte Flammenspitzen lecken. In der Krone sitzt die Jungfrau mit dem Jesuskinde auf dem Schoß. Vor dem Busche kniet der weißbärtige Hirt, dem ein Engel die Botschaft kündet, die Schafe und ein Hund lagern zu seinen Füßen. Der Hund ist von einem drolligen Realismus. Ueber dem Ganzen liegt ein so schwerer Ernst, daß die phantastische Komposition nicht einen Augenblick lang wie eine unwirkliche Vision berührt. Schöner, weil noch einfacher, sind die beiden Flügel, in einer Gruppe von Männern und Frauen die knienden Stifter, König René und seine Gemahlin darstellend. Die Niederländer haben bei ähnlichem Realismus vielleicht mehr Innerlichkeit, mehr Andacht in die Porträts zu legen verstanden, aber nie mehr simple, ungezwungene Wirklichkeit.

Nicolaus Froment hat eine Schule gegründet, doch sind wenig Bilder von ihm und seinen Nachfolgern erhalten. In keinem seiner andern auf uns gekommenen Werke fand er wieder die künstlerische Höhe des „brennenden Dornbusch". Die Schüler blieben weit hinter ihm zurück. Eine anonyme „Pieta" aus der Karthause von Villeneuve-les-Avignon wirkt durch eine ungeheure Kraft des Schmerzensausdrucks. Froment näher steht Enguerrand Charonton mit der „Verherrlichung der Jungfrau", die leider schlecht erhalten ist. Es ist ein Blick in Himmel, Erde und Hölle, den das Bild eröffnet. Oben, fast den ganzen Raum füllend, kniet in der Mitte die Jungfrau auf Wolken, die Dreieinigkeit zu beiden Seiten, ihr die Krone aufs Haupt drückend. Neben den Wolken kniet staunend eine große Anzahl Heilige in kirchlichen Trachten, die alle scharf individualisiert herausgearbeitet sind. Unter der Wolke öffnet sich eine Fernsicht mit einem Kalvarienberg in der Mitte, zu dem aus der Tiefe, ganz am Fuße des Bildes, zahllose Büßende emporflehen. Auch hier wirkt die freie Phantasie wie Wirklichkeit, weil sie einem tiefen Ernste entsprang.

Diesen Meistern reiht die Ausstellung einen letzten von mächtiger Persönlichkeit an, den noch nicht auf einen bestimmten Namen taufbaren „Meister von Moulins", auch der Maler der Bourbonen genannt. Seine Werke müssen gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts entstanden sein. Bei ihm findet man vielleicht am deutlichsten ausgesprochen, was man als einen nationalen Zug der französischen Frühmalerei bezeichnen könnte, die natürliche Grazie und den weltmännischen Geschmack. Er ist eklektisch, er hat seine Anregungen von allen zeitgenössischen Schulen bezogen, aber mit wunderbarer Selbständigkeit verarbeitet. Seine Madonnen wecken eine leise Erinnerung an Piero della Francesca, mit dem er wahrscheinlich gleichzeitig gelebt hat. Aber die ätherische Feinheit des Italieners wird bei dem Franzosen zu warmer, lebendiger, weiblicher Weichheit. Der Meister von Moulins ist Realist von gut gebildetem Geschmack, und besäße er die große koloristische Kunst, so könnte man einen verfrühten Murillo in ihm erblicken. Sein großes Altarbild aus der Kirche von Moulins war lange für einen Ghirlandajo ausgegeben, dessen aristokratische Haltung es jedoch in keiner Figur aufweist. Ein bedeutsameres Bild ist die „Geburt" aus dem Bischofspalais von Autun, in dem eine preziöse Empfindung sich durch einen Naturalismus von reizenden Einzelheiten zu rührender Wirkung erhebt. In einem andern Bilde, eine Dame von der heiligen Magdalena präsentiert, bleibt er wieder etwas kräftiger, eckiger, aber immer noch weich und ansprechend. Rein malerisch genommen, ist das kleine Porträt, ein Kind in Weiß vorstellend, vielleicht die beste Leistung. Darin liegt bereits eine reine Farbenvision, eine kaum noch mit Linienkonturen arbeitende Technik, die allerdings starke Zweifel an der Datierung des Werkes entstehen läßt.

Was die Ausstellung der „Primitifs Français" noch an Künstlern bringt, birgt keine Offenbarung mehr in sich. Es sind die Ausklänge der französischen Frühkunst, die vor den immer stärker anströmenden italienischen Tendenzen langsam verbleicht. Die Clouets, Vater und Sohn, sind noch feine Porträtisten. Der Jüngere findet in seinen Damenbildnissen bereits die Grazie, die sich das achtzehnte Jahrhundert wieder unter der kalten Prachtkunst des „grand siècle" hervorsuchen mußte.

Paris. F. Schotthoefer.

Die Lichtflamme.*)

I.

In Florenz, vor vielen, vielen Jahren, als die Stadt sich ganz kürzlich zur Republik gemacht hatte, lebte ein Mann, der Raniero di Ranieri hieß. Er war der Sohn eines Waffenschmieds und hatte seines Vaters Verrichtung erlernt, aber er liebte es nicht sonderlich, sie auszuüben.

Dieser Raniero war ein sehr starker Mann. Es hieß von ihm, daß er eine schwere Eisenrüstung ebenso leicht trug, wie ein anderer ein Seidenhemd. Er war noch ein junger Mann, aber er hatte schon viele Proben seiner Stärke gegeben. Einmal war er in einem Hause gewesen, wo sie Korn auf den Dachboden gelegt hatten. Aber es war dort oben zu viel Korn aufgehäuft, und während sich Raniero in dem Hause befand, brach einer der Dachbalken, und das ganze Dach war im Begriff einzustürzen. Da waren alle fortgeeilt bis auf Raniero. Er hatte die Arme emporgestreckt und sie gegen das Dach gestemmt, bis die Leute Balken und Pfähle geholt hatten, um es zu pölzen.

*) Aus dem Manuskript übersetzt von Francis Maro, Wien.

Digitized by Google

Es hieß auch von Raniero, daß er der tapferste Mann war, den es je in Florenz gegeben hätte, und daß er niemals am Kampfe genug haben könnte. Sowie er irgend einen Lärm von der Straße hörte, stürzte er aus der Werkstatt, in der Hoffnung, daß eine Schlägerei entstanden sei, an der er teilnehmen könnte. Wenn er nur vom Leder ziehen konnte, dann stritt er ebenso gern mit schlichten Landleuten wie mit eisengepanzerten Rittern. Er stürzte sich wie ein Rasender in den Kampf, ohne seine Widersacher zu zählen.

Nun war Florenz zu dieser Zeit nicht sonderlich mächtig. Die Bevölkerung bestand zum größten Teil aus Wollspinnern und Tuchwebern, and diese begehrten nichts Besseres, als in Frieden ihre Arbeit zu verrichten. Es gab tüchtige Kerle genug, aber die waren nicht kampflustig, sondern setzten eine Ehre darein, daß in ihrer Stadt bessere Ordnung herrsche als anderswo. Raniero klagte oft darüber, daß er nicht in einem Lande geboren sei, wo ein König herrschte, der tapfere Männer um sich scharte, und er sagte, daß er in solchem Fall zu hohen Ehren und Würden gekommen wäre.

Raniero war großsprecherisch und laut, grausam gegen Tiere, hart gegen seine Frau, es ließ sich nicht gut mit ihm leben. Er wäre ein schöner Mann gewesen, wenn er nicht quer über das Gesicht mehrere tiefe Narben gehabt hätte, die ihn entstellten. Er war rasch von Entschlüssen, und seine Handlungsweise war groß, wenn auch oft gewaltsam.

Raniero war mit Francesca vermählt, die die Tochter des Jacopo degli Uberti war, eines weisen und mächtigen Mannes. Jacopo hatte sich nicht gern dazu verstanden, seine Tochter einem solchen Raufbold wie Raniero zu geben, sondern er hatte sich so lange als möglich gegen die Heirat gesträubt. Doch Francesca hatte ihn gezwungen nachzugeben, indem sie sagte, daß sie niemals einen andern heiraten würde. Als Jacopo endlich seine Einwilligung gab, hatte er zu Raniero gesagt: „Ich glaube gesehen zu haben, daß Männer wie Du die Liebe einer Frau leichter gewinnen als bewahren, darum will ich Dir das Versprechen abnehmen, daß, wenn meine Tochter es so schwer bei Dir hat, daß sie zu mir zurückkehren will, Du sie nicht hindern wirst." Francesca sagte, es sei unnötig, ein solches Versprechen abzugeben, denn sie habe Raniero so lieb, daß nichts sie von ihm trennen könne. Aber Raniero gab das Versprechen ohne Zaudern. „Des kannst Du gewiß sein, Jacopo," sagte er, „daß ich nicht versuchen werde, ein Weib zurückzuhalten, das mich fliehen will."

Francesca zog nun zu Raniero, und alles war zwischen ihnen gut. Als sie ein paar Wochen verheiratet waren, kam es Raniero in den Sinn, daß er sich im Scheibenschießen üben wolle. Er schoß ein paar Tage auf eine Tafel, die an einer Mauer hing. Er wurde bald sehr geschickt und traf jedesmal ins Schwarze. Schließlich wollte er jedoch versuchen, nach einem schwereren Ziel zu schießen. Er sah sich nach etwas geeignetem um, aber entdeckte nichts außer einer Wachtel, die in einem Bauer über der Hoftür saß. Der Vogel gehörte Francesca, und sie hatte ihn sehr lieb, aber Raniero schickte gleichwohl einen Knecht aus, damit er den Käfig öffne, und schoß die Wachtel, wie sie sich in die Luft aufschwang.

Dies dünkte ihn ein guter Schuß, und er rühmte sich dessen vor jedem, der es hören wollte.

Als Francesca erfuhr, daß Raniero ihren Vogel totgeschossen hatte, erblaßte sie und sah ihn groß an. Sie wunderte sich, daß er etwas hatte tun können, was ihr Schmerz verursachen mußte. Aber sie verzieh es ihm sogleich und liebte ihn ebenso wie zuvor.

Wieder ging nun eine Zeitlang alles gut.

Ranieros Schwiegervater, Jacopo, war Leinenweber. Er hatte eine große Werkstatt, wo viel Arbeit verrichtet wurde. Raniero glaubte herausgefunden zu haben, daß in Jacopos Werkstatt Hanf in den Flachs gemischt wurde, und er behielt dies nicht für sich, sondern sprach hier und dort in der ganzen Stadt davon. Endlich kam auch Jacopo dieses Gerede zu Ohren, und er suchte ihm sogleich ein Ende zu machen. Er ließ von mehreren andern Leinenwebern sein Garn und seine Gewebe untersuchen, und sie fanden, daß alles der feinste Flachs sei. Nur in einem Packen, der außerhalb Florenz' verkauft werden sollte, fanden sie eine kleine Beimischung. Da sagte Jacopo, daß die Betrügerei ohne sein Wissen und Willen von irgend einem seiner Gesellen begangen worden sein müsse. Er begriff jedoch sogleich, daß es ihm schwer werden würde, die Leute zu bewegen, dies zu glauben. Er hatte immer im Rufe großer Redlichkeit gestanden, und er empfand es schwer, daß seine Ehre befleckt worden war.

Raniero hingegen brüstete sich, daß es ihm gelungen sei, einen Betrug zu entlarven, und er prahlte damit, auch wenn Francesca es hörte.

Sie fühlte großen Kummer und zugleich große Verwunderung, wie damals, als er den Vogel totschoß. Während sie noch daran dachte, war es ihr plötzlich, als sähe sie ihre Liebe vor sich, und sie war wie ein großes Stück schimmernder Goldstoff. Sie konnte sehen, wie groß sie war und wie schimmernd. Aber aus der einen Ecke war ein Zipfelchen fortgeschnitten, sodaß sie nicht so groß und herrlich war, wie sie anfangs gewesen.

Doch war sie noch so wenig beschädigt, daß Francesca dachte: Sie wird schon so lange reichen, als ich lebe. Sie ist so groß, daß sie nie ein Ende nehmen kann.

Wieder verging eine Zeit, in der sie und Raniero ebenso glücklich waren, wie zu aller Anfang.

Francesca hatte einen Bruder, der Taddeo hieß. Dieser war auf einer Handelsreise in Venedig gewesen, und dort hatte er sich Kleider aus Samt und Seide gekauft. Als er heimkam ging er umher und prahlte damit, aber in Florenz war es nicht gebräuchlich, kostbar gekleidet zu gehen, sodaß ihrer viele waren, die sich über ihn lustig machten.

Eines Nachts saßen Taddeo und Raniero in einer Weinschenke. Taddeo war da in einen grünen Mantel mit Zobelfutter und in ein violettes Wams gekleidet. Raniero verlockte ihn nun, so viel Wein zu trinken, daß er einschlief, dann nahm er ihm seinen Mantel ab und hängte ihn einer Vogelscheuche um, die in einem Kohlbeet stand.

Als Francesca dies erfuhr, grollte sie Raniero wieder. Und zu gleicher Zeit sah sie das große Stück Goldstoff, das ihre Liebe war, vor sich, und sie vermeinte zu sehen, wie es kleiner wurde, während Raniero Stück für Stück abschnitt.

Danach wurde es wieder für eine Zeit gut zwischen ihnen, aber Francesca war nicht mehr so glücklich wie zuvor, weil sie immer erwartete, daß Raniero eine Tat begehen würde, die ihrer Liebe schaden könnte.

Dies ließ auch nicht lange auf sich warten, denn Raniero konnte sich nicht lange still verhalten. Er wollte, daß die Menschen immer von ihm sprechen und seinen Mut und seine Unerschrockenheit rühmen sollten.

An der Domkirche, die damals in Florenz stand und die viel kleiner war als die jetzige, hing ganz hoch oben auf dem einen Turm ein großer schwerer Schild, der war von einem der Vorväter Francescas dort befestigt worden. Es soll der schwerste Schild gewesen sein, den ein Mann in Florenz zu tragen vermochte, und alle vom Geschlecht der Uberti waren stolz darauf, daß einer der ihren es vermocht hatte, den Turm zu erklettern und ihn dort aufzuhängen.

Aber nun klomm Raniero eines Tages zu dem Schilde hinauf, hing ihn sich auf den Rücken und kam damit hinunter.

Als Francesca dies hörte, sprach sie zum erstenmal mit Raniero über das, was sie quälte, und bat ihn, er möge nicht versuchen, solchermaßen den Stamm zu demütigen, dem sie angehörte. Raniero, der erwartet hatte, daß sie ihn ob seiner Heldentat rühmen würde, wurde sehr zornig. Er sagte, er merke es schon lange, daß sie sich seiner Erfolge nicht freue

Digitized by Google

sondern nur an ihr eigenes Geschlecht denke. — „Ich denke an etwas Anderes," sagte Francesca, „und das ist meine Liebe. Ich weiß nicht, wie es ihr ergehen soll, wenn Du so fortfährst."

Nach diesem wechselten sie häufig böse Worte, denn es kam so, daß Raniero fast immer gerade das vornahm, was Francesca am wenigsten ertragen konnte.

Es gab in Ranieros Werkstatt einen Gesellen, der klein und hinkend war. Dieser Bursche hatte Francesca geliebt, bevor sie sich verheiratete, und er fuhr fort, sie auch nach ihrer Heirat zu lieben. Raniero, der darum wußte, ließ es sich angelegen sein, ihn zu hänseln, zumal wenn sie bei Tische saßen. Es kam schließlich dahin, daß der Mann, der es nicht ertragen konnte, zum Gespött gemacht zu werden, wenn Francesca es hörte, sich einmal auf Raniero stürzte und mit ihm kämpfen wollte. Aber Raniero hohnlachte nur und stieß ihn beiseite. Da wollte der Arme nicht länger leben, sondern ging hin und erhängte sich.

Als dies geschah, waren Raniero und Francesca ungefähr ein Jahr verheiratet. Francesca dünkte es noch immer, daß sie ihre Liebe als ein schimmerndes Stück Stoff vor sich sähe, aber auf allen Seiten waren große Enden weggeschnitten, sodaß es kaum halb so groß war, als es anfangs gewesen.

Sie erschrak sehr, als sie dies bemerkte, und sie dachte: Bleibe ich noch ein Jahr bei Raniero, so wird er meine Liebe zerstört haben. Ich werde ebenso arm sein, wie ich bisher reich gewesen bin.

Da entschloß sie sich, Ranieros Haus zu verlassen und zu ihrem Vater zu gehen und bei ihm zu leben. Auf daß nicht einmal der Tag kommen möge, an dem sie Raniero ebenso sehr haßte, wie sie ihn jetzt liebte!

Jacopo degli Uberti saß an seinem Webstuhl, und all seine Gesellen arbeiteten rings um ihn, als er sie kommen sah. Er sagte, nun sei dies geschehen, was er schon lange erwartet hätte, und hieß sie willkommen. Er ließ sogleich alle Leute die Arbeit unterbrechen und befahl ihnen, sich zu bewaffnen und das Haus zu verschließen.

Dann begab sich Jacopo zu Raniero. Er traf ihn in der Werkstatt. „Meine Tochter ist heute zu mir zurückgekehrt und hat mich gebeten, wieder unter meinem Dache leben zu dürfen," sagte er zu seinem Eidam. „Und nun erwarte ich, daß Du sie nicht zwingst, zu Dir zurückzukehren, getreu dem Versprechen, das Du mir gegeben hast."

Raniero schien dies nicht sehr ernst zu nehmen, sondern antwortete ganz gelassen: „Auch wenn ich Dir kein Versprechen gegeben hätte, würde ich nicht verlangen, eine Frau zurückzubekommen, die mir nicht angehören will."

Er wußte, wie sehr Francesca ihn liebte, und er sagte zu sich selbst: Ehe der Abend anbricht, ist sie wieder bei mir.

Sie ließ sich jedoch weder an diesem Tage noch am folgenden blicken.

Am dritten Tage zog Raniero aus und verfolgte ein paar Räuber, die seit langem die florentinischen Kaufleute beunruhigten. Es gelang ihm, sie zu überwinden, und er brachte sie als Gefangene nach Florenz.

Ein paar Tage verhielt er sich still, bis er gewiß sein konnte, daß diese Heldentat in der ganzen Stadt bekannt wäre. Es kam jedoch nicht so wie er erwartet hatte, daß dies ihm Francesca wiederbrachte.

Raniero hätte nun die größte Lust gehabt, sie mit Gesetz und Recht zu zwingen, zu ihm zurückzukehren, aber er glaubte dies seines Versprechens wegen nicht tun zu können. Es dünkte ihn jedoch unmöglich, in derselben Stadt mit einer Frau zu leben, die ihn verlassen hatte, und er zog von Florenz fort.

Er wurde zuerst Söldner, und gar bald machte er sich zum Anführer einer Freischar. Er war stets im Kampfe und diente vielen Herren.

Er gewann viel Ehre als Krieger, wie er immer prophezeit hatte. Er wurde vom Kaiser zum Ritter geschlagen und zu den mächtigen Männern gezählt.

Bevor er Florenz verließ, hatte er vor einem heiligen Madonnenbild in der Domkirche das Gelöbnis abgelegt, der heiligen Jungfrau das beste und vornehmste zu schenken, das er in jedem Streit erbeuten würde. Vor diesem Bild sah man stets kostbare Gaben, die von Raniero gespendet waren.

Raniero wußte folglich, daß alle seine Heldentaten in seiner Geburtsstadt bekannt waren. Er wunderte sich sehr, daß Francesca degli Uberti nicht zu ihm zurückkam, obgleich sie um alle seine Erfolge wußte.

Um diese Zeit wurde zu einem Kreuzzug zur Befreiung des Heiligen Grabes gepredigt, und Raniero nahm das Kreuz und zog ins Morgenland. Einerseits erwartete er, daß er dort Schlösser und Land gewinnen würde, um darüber zu herrschen, andererseits dachte er, daß er dadurch in die Lage käme, so glänzende Heldentaten zu vollbringen, daß sein Weib ihn wieder lieb gewinnen und zu ihm zurückkehren werde.

* * *

In der Nacht nach dem Tage, an dem Jerusalem erobert worden war, herrschte große Freude in dem Lager der Kreuzfahrer vor der Stadt. Fast in jedem Zelte wurden Trinkgelage gefeiert, und das Lachen und Lärmen wurde weit im Umkreise gehört.

Raniero di Raniero saß auch mit einigen Kampfgenossen zechend da, und bei ihm ging es fast noch wilder zu als anderswo. Die Knappen hatten kaum die Becher gefüllt, als sie schon wieder leer waren. Aber Raniero hatte auch die meiste Ursache ein großes Fest zu feiern, denn er hatte an diesem Tage größere Ehre gewonnen denn je zuvor. Am Morgen, als die Stadt erstürmt wurde, war er nächst Gottfried von Bouillon der erste gewesen, der die Mauern erstiegen hatte, und am Abend war er ob seiner Tapferkeit vor dem ganzen Heere geehrt worden.

Als das Plündern und Morden ein Ende genommen hatte und die Kreuzfahrer in Büßermänteln mit unentzündeten Wachskerzen in den Händen in die heilige Grabeskirche eingezogen waren, hatte ihm nämlich Gottfried verkündet, daß er der erste sein solle, der seine Kerze an den heiligen Flammen entzünden dürfte, die vor Christi Grab brennen. Es dünkte Raniero, daß Gottfried ihm solchermaßen zeigen wollte, daß er ihn für den Tapfersten im ganzen Heere ansah; und er freute sich sehr über die Art, wie er für seine Heldentaten belohnt worden war.

Gegen Nacht, als Raniero und seine Gäste in bester Laune waren, kam ein Narr und ein paar Spielleute, die überall im Lager umhergewandert waren und die Leute mit ihren Possen ergötzt hatten, in Ranieros Zelt, und der Narr bat um die Gunst, ein lächerliches Abenteuer zu erzählen.

Raniero wußte, daß dieser Narr im Rufe großer Lustigkeit stand, und er versprach seiner Erzählung Gehör zu schenken.

Falun. Selma Lagerlöf.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 37. Berlin, den 11. Juni 1904. 21. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Reichstag und preußisches Abgeordnetenhaus beschäftigt eben nach Ablauf der Pfingstferien am lebhaftesten die Frage — ihrer Vertagung. Daß beide Parlamente nicht Lust und Kraft haben, in den wenigen Wochen dieses letzten Sessionsabschnittes noch größere neue Aufgaben in Angriff zu nehmen, ist verständlich. So hat denn der Reichstag die zweite und dritte Lesung des Reblausgesetzes, das von Anfang an in allen Hauptparagraphen den Wünschen der Interessenten und der Parteien entsprach, in recht kurzer Zeit erledigt. Nur die Bestimmung, die den Schadenersatz auf Grund des Gesetzes für vernichtete oder beschädigte gesunde Reben regelt, führte zu einer längeren Diskussion, die indessen keine Aenderung im vorliegenden Gesetzentwurf mehr zeitigte. — Länger hielt die zweite Lesung zum Münzgesetz auf, das von Haus aus nur dem Fünfzigpfennigstück durch stärkeren Kupferzusatz eine handlichere Form geben wollte, in der es sich leichter vom Zehnpfennigstück unterscheidet. In der Kommissionsbearbeitung hat die Novelle aber noch den Zusatz erhalten, daß an Stelle der unbeliebten und unhandlichen Fünfmarkstücke Talerstücke ausgeprägt werden möchten. Ob währungspolitische Absichten diesem Antrag zugrunde liegen oder nicht: sicher ist, daß die Debatte über die Talerfrage mit einem Aufgebot von Zeit und Eifer geführt wurde, die der bloßen Regelung eines simplen praktischen Bedürfnisses nicht ganz entspricht. Schließlich sind die Talergegner am zweiten Kampftag unterlegen, und voraussichtlich wird auch bei der dritten Lesung der Kommissionsbeschluß, der die Neuausprägung von Dreimarkstücken verlangt, aufrecht erhalten werden. — Folgenreicher als das Münzgesetz ist der Gesetzentwurf über die Kaufmannsgerichte, der aus der Kommission jetzt zur zweiten Lesung an den Reichstag zurückgekommen ist. Die Gegnerschaft gegen die „Sondergerichtsbarkeit" der Kaufleute hat sich, wie alsbald die Debatten zeigten, mehr und mehr verlaufen, sodaß kaum noch ein Zweifel an der Annahme des Entwurfs besteht. Einige Modalitäten im einzelnen, wie die Heraufsetzung der Altersgrenze für das Wahlrecht von 21 auf 25 und 25 auf 30 Jahre werden nötig sein, um die Erledigung des ganzen Gesetzes noch vor den Sommerferien zu ermöglichen. Wenn dagegen das grundsätzlich sehr wichtige aktive Frauenstimmrecht von Zentrum und Nationalliberalen auch noch preisgegeben wird, dann macht man das ganze Gesetz zu einem sozialpolitischen Torso von zweifelhaftem Wert.

Das preußische Abgeordnetenhaus, dessen Kanalkommission schon seit einer Woche an der Arbeit ist, um die den wasserscheuen Mehrheitsparteien angenehmen agrarischen Positionen wenigstens zum Teil noch vor der Vertagung unter Dach und Fach zu bringen, hat in einer kurzen Sitzung die erste Lesung des Kontraktbruchgesetzes begonnen und — beendet. Im Namen der Freisinnigen Vereinigung hat der Abgeordnete Wolff-Lissa sich scharf gegen den Entwurf ausgesprochen. Eine Ueberraschung brachte die Erklärung des Zentrumsredners, daß nicht allgemein die Annahme von kontraktbrüchigen Arbeitern zu verbieten, sondern nur diejenigen Arbeitgeber zu bestrafen seien, die direkt Arbeiter zum Kontraktbruch zu verleiten suchten. Auch sonst äußerte der Zentrumsredner so schwerwiegende Bedenken gegen das Gesetz, zu dem doch seine Fraktion früher die Regierung gewissermaßen ermuntert hatte, daß man die Einwirkung der öffentlichen Meinung deutlich erkennen konnte. Ob mit dieser neuesten Ankündigung aber nun schon gesagt ist, daß das Zentrum einstimmig sich gegen den Regierungsentwurf wenden wird, und ob vor allem mit dieser einstimmigen Gegnerschaft das Gesetz schon zu Fall gebracht werden kann, für das die Nationalliberalen feierlich „wohlwollende Prüfung" zugesagt haben, ist mehr als zweifelhaft.

Die Stimmung der liberalen Kreise gegenüber der Schulkompromißresolution des preußischen Abgeordnetenhauses zeigt allmählich einen solchen Grad der Abneigung, daß zwischen Cinna dem Verschwörer und Cinna dem Poeten kaum noch unterschieden wird. Es empfiehlt sich, den bitteren Kern der parlamentarischen Frucht des nationalliberal-konservativen Kartellbaumes rein herauszuschälen. Die Nationalliberalen haben nach zwei Richtungen hin gefehlt: Durch die Wahl der bisherigen konservativen Gegner als Bundesgenossen und ferner durch die formale Anerkennung des Prinzips der Konfessionalität der Volksschule. Der Konfessionalismus als Tatsache, die man über sich ergehen lassen muß, ist nicht dasselbe, wie der Konfessionalismus als Prinzip, das man feierlich anerkennt. Daß die Nationalliberalen im Zusammenwirken mit den Konservativen die grundsätzliche Anerkennung des Konfessionalismus vollzogen haben, das ist ihr Vergehen. Man hat Herrn Ernst, das Mitglied der Freisinnigen Vereinigung, nicht ohne Grund getadelt, daß er die Tragweite des konservativ-nationalliberalen Kompromisses nicht übersehen und sich nicht mit genügender Deutlichkeit gegen die das Prinzip des Konfessionalismus ausdrücklich billigende Resolution erklärt hat. Aber es macht einen geradezu komischen Eindruck, wenn das Zentralorgan der freisinnigen Volkspartei nicht müde wird, Herrn Ernst anzuklagen, obgleich es doch ganz genau weiß, daß Herr Kopsch, der Redner der freisinnigen Volkspartei in der denkwürdigen Sitzung vom 13. Mai, auf genau dasselbe Sünderbänkchen gehört. Nicht nur, daß Herr Kopsch nach Ausweis des stenographischen Berichts „bereitwillig das Streben anerkannt hat, welches den Antragstellern innewohnt" (als Antragsteller fungierten bekanntlich neben Herrn Hackenberg auch Herr von Heydebrand und der Freiherr von Zedlitz-Neukirch), stimmt Herr Kopsch auch

Digitized by Google

geradezu einen Lobgesang auf den Artikel 24 der preußischen Verfassung an, in dem es heißt:

„Die konfessionellen Verhältnisse sind bei der Einrichtung und Erhaltung der Volksschulen möglichst zu berücksichtigen."

Er nennt diese Bestimmung der preußischen Verfassung eine „glückliche Lösung der schwierigen Frage". Diese Zitate zeigen, wie auch in den Kreisen der freisinnigen Volkspartei die Erkenntnis von der Bedeutung des Streitpunkts nicht von Anfang an so zweifelsohne war, daß man ihr die Berechtigung zur Rolle eines schulpolitischen Cato zuerkennen könnte.

Unter den bedeutsamen öffentlichen Kundgebungen der letzten Woche, die sich mit den Gefahren des konservativ-nationalliberalen Schulantrages beschäftigt haben, verdient die vom Frankfurter demokratischen Verein und vom Verein der Fortschrittspartei einberufene große Protestversammlung in Frankfurt a. M. besondere Beachtung. Der volksparteiliche Abgeordnete Funk und der demokratische Abgeordnete Oeser haben dort mit gleicher Entschiedenheit die Gefahren für das preußische Volksschulwesen, die hinter dem reaktionären Kompromiß lauern, aufgedeckt und seine politische Tragweite geschildert. „Es scheint das Bestreben der Nationalliberalen zu sein", sagte Oeser, „Anschluß an das Kartell zu finden, das angeblich gegen die Sozialdemokratie gerichtet ist. Wer freiheitlich gesinnt ist, der kann sich den Gefahren der Zeit nicht verschließen. Der Kampf gegen die Sozialdemokratie bedeutet eigentlich den Kampf gegen das Wahlrecht."

Wie richtig dieser Gedanke des Herrn Oeser ist, wird drastisch dargetan durch eine in der volksparteilichen „Posener Zeitung" unter dem 4. Juni an leitender Stelle ohne jede redaktionelle Verwahrung abgedruckte Zuschrift mit der Ueberschrift „Das Wahlrechtsgeschwätz und die Förderung der Sozialdemokratie". In dieser Zuschrift finden sich folgende Bekenntnisse:

„Eins ist doch aber gewiß: Daß die Sozialdemokratie nicht auf einen Ruck die Reichstagsmehrheit — in welchem Falle allerdings der Staatsstreich zur Notwendigkeit werden würde — erhalten wird. Bekommt aber die Sozialdemokratie einmal bei einer Reichstagswahl so viele Mandate, daß die Besorgnis gerechtfertigt ist, sie könnte es bei den nächsten Wahlen zur parlamentarischen Mehrheit bringen, so kann man gewiß sein, daß das deutsche Bürgertum vom konservativsten Mann bis zu Eugen Richter einmütig ein neues, den Einfluß der Sozialdemokratie einschränkendes Wahlrecht akzeptieren wird, weil gerade vom liberalen Standpunkte aus die Minderung eines Volksrechts immer noch das kleinere Uebel ist gegenüber der Notwendigkeit der Beseitigung der verfassungsmäßigen Mitwirkung des Reichstags."

Gegen diesen in einem volksparteilichen Blatt ungeniert zu Worte kommenden Sozialistentöter ist eigentlich Herr Menck nationalliberalen Angedenkens der reine Waisenknabe.

Fast noch eindrucksvoller als die flammenden Protestworte Funks und Oesers und die einstimmig angenommene scharfe Protestresolution war in der Frankfurter Versammlung die Erklärung des sozialdemokratischen Führers Dr. Quarck, der „im Auftrage der sozialdemokratischen Parteileitung" erklärte, daß diese sich der heutigen Protestkundgebung genau so anschließe wie seinerzeit der Abwehrbewegung des Zedlitzschen Schulantrages. Der Abgeordnete Oeser habe mit Recht hingewiesen auf den Zusammenhang der Schulfragen mit den Gefahren, die dem Reichstagswahlrecht drohen; gegenüber dieser hereinbrechenden Reaktion gelte es sich zu rüsten. Die sozialdemokratische Partei zeige durch ihre Teilnahme und ihre Zustimmung zur heutigen Resolution, daß sie bereit sei, nicht bloß für einen Zusammenschluß der Linken zu reden und zu schreiben, sondern auch zu handeln. Man solle die „ollen Kamellen" begraben sein lassen, die man vor zwei oder drei Monaten ausgegraben habe. Der wachsenden Macht der Reaktion könne das fortschrittliche Bürgertum mit seinen Truppen allein nicht begegnen, es brauche die Hilfe der Arbeiter. „Wir hoffen", so schloß der Redner unter dem Beifall seiner Parteigenossen, „durch unser Zusammengehen in dieser Frage gezeigt zu haben, daß wir den Ernst der Zeit erkennen. Machen Sie unser Beispiel recht oft nach!" Die Tragweite dieser Erklärung, die ausdrücklich im Namen der Parteileitung und unter dem Beifall zahlreicher Parteigenossen abgegeben wurde, sollte nicht unterschätzt werden. Zunächst beweist sie, was wir übrigens immer betont haben, daß bei wirklichen Kultur- und Lebensfragen des preußischen Staates im Abgeordnetenhause die Sozialdemokratie aus Prinzip Bundesgenossin des Liberalismus sein muß, ob sie will oder nicht. Die Worte Dr. Quarcks beweisen aber auch ferner, daß, abgesehn vom äußeren und inneren Zwang der Verhältnisse, im gegebenen Moment die Sozialdemokratie einsichtig genug ist, ihre liberale Pflicht zu erkennen und freiwillig zu erfüllen. Die reale Gegenwartspolitik, auch wenn sie von etlichen ultraroten Parteiführern noch als Philisterpolitik verpönt wird, wird unter dem Druck der Verhältnisse, dem „Ernst der Zeit" für die Sozialdemokratie immer mehr die einzig mögliche Politik. Was der Führer der Buchdruckergewerkschaft, Rexhäuser-Leipzig, kürzlich dem Zittauer Gewerkschaftskartell vortrug, daß mit dem beliebten Schlagwort vom Klassenkampf allein ganz und garnichts zu erreichen sei, das wird trotz „Leipziger Volkszeitung" und Kautsky immer mehr Gemeingut der Massen und der Führer innerhalb der Sozialdemokratie. Während sie einst jeden als Verräter der Arbeiterbewegung niedergebrüllt hätten, der ihnen Worte wie die folgenden gesagt hätte:

„Sie können heute in einer Resolution die Abschaffung der bestehenden Gesellschaftsordnung beschließen, sie können aber nicht verhindern, daß Sie morgen früh um 7 Uhr wieder zur Arbeit antreten müssen,"

so zollen sie heute mit einem heiteren und einem nassen Auge Rexhäuser, der diese Worte sprach, Beifall. Sie spotten nicht nur nicht mehr über einen Zusammenschluß der Linken mit Einschluß der Sozialdemokratie, sondern sie wollen, wie Dr. Quarck betonte, für einen solchen Zusammenschluß reden, schreiben und handeln! Natürlich nicht um der schönen Augen etlicher von den unentwegten Freisinnsvertretern verspotteter „liberaler Illusionisten" willen, sondern weil sie mehr und mehr zu der Einsicht gekommen sind, daß sie allein keine durchschlagenden politischen Erfolge erreichen können.

Diese Einsicht ist freilich im Auslande noch viel stärker und vertiefter als bei der, infolge ihres „Dreimillionensieges" etwas übermütigen deutschen Sozialdemokratie. Die französischen Sozialisten haben schon oft durch ihr zähes Festhalten am Regierungsbloc bewiesen, wie stark sie von der Einsicht durchdrungen sind, daß ein Zusammenschluß aller wahrhaft liberalen Elemente nötig ist, um praktische Erfolge in der Politik zu erreichen. Die belgischen Sozialisten haben diese Einsicht gerade eben in einer Weise zum Ausdruck gebracht, die in Deutschland garnicht genug beachtet und gewürdigt werden kann. Der Generalrat der sozialistischen Arbeiterpartei in Belgien hat auf Antrag der sozialistischen Führer Vandervelde, Furnemont und Anseele den Anschluß der belgischen Sozialisten an das antiklerikale, liberale Kartell beschlossen. Dabei haben sie von vornherein versichert, daß sie keinen Anspruch auf Anteil an der Regierung machen würden, wenn das durch ihren Anschluß verstärkte liberale Kartell die jetzige klerikale Herrschaft stürzen sollte. So bedeutsam hat „der Ernst der Zeit" in Belgien auf die früher besonders radikalen belgischen Sozialisten zurückgewirkt!

Anzeichen für eine vernünftige Auffassung und Beurteilung realer politischer Machtverhältnisse innerhalb der deutschen Sozialdemokratie gibt es neben dem Beispiel Dr. Quarcks mancherlei. Die im Münchener Verlag von G. Birk & Co. erschienene Broschüre Paul Kampfmeyers: „Wandlungen in der Theorie und Taktik der Sozialdemokratie", in der Kundgebungen der hervorragendsten Führer und Beschlüsse der

Digitized by Google

Parteitage kritisch verglichen und zu der Schlußfolgerung benutzt werden, daß die Sozialdemokratie sich mehrfach gemausert habe und sich auch fernerhin mausern werde, bleibt ein solches Anzeichen, auch wenn Mehring in der „Neuen Zeit" noch so sehr von oben herab gegen Kampfmeyer schreibt. Einen weiteren Beleg bot die letzte Nummer des „Neuen Montagsblattes" von Eduard Bernstein, in der „zwei deutsche Sozialdemokraten, die einander garnicht kennen," im gleichen Moment das Bedürfnis empfanden, öffentlich die Politik des Ministeriums Combes und seines Einpeitschers Jaurès zu feiern! Die besonnene und nüchterne Erkenntnis des Ernstes der Lage wird, dafür sorgt sicherlich das Zentrum und die agrarische Reaktion, in immer weiteren Kreisen der Arbeiterschaft Platz greifen. Dann wird auch der Augenblick kommen, wo man vom Reden über ein Kartell der Linken zum Handeln übergehen wird, übergehen muß. Mögen kleinliche Fraktionsdiplomaten bis dahin weiter spotten, die Verhältnisse sind stärker als sie.

Es ist wohl nur ein Zufall, daß sich in den letzten Wochen fast gleichzeitig in verschiedenen europäischen Großstaaten wichtige Entscheidungen in Militär- und Marinefragen zusammengedrängt haben. Zunächst hat die österreichische Delegation die überraschend hohe und finanztechnisch ungenügend fundierte Militärvorlage bewilligt, obwohl der Kriegsminister ebenso wie der Marineminister im Laufe der mündlichen Verhandlungen offen zugaben, daß die famosen „Refundierungsvorschläge" der offiziellen Begründung nur solange von praktischer Bedeutung sein könnten, als keine neuen Bedürfnisse hervortreten würden. Auch die ungarischen Delegationen haben die ihnen von der Regierung präsentierten Militärforderungen nach unwesentlichen Debatten anstandslos bewilligt. Dagegen hat das französische Parlament einen ernsthaften Versuch gemacht, die nachgerade unerträglich gewordene Militärlast Frankreichs durch eine Heeresreform herabzumindern, die dem unsinnigen Quantitätswettlauf mit Deutschland ein Ende machen und durch Einführung der ausnahmslosen zweijährigen Dienstzeit bessere Gesundheitsverhältnisse und gleichmäßigere Ausbildung im Heere erzielen will. Der Gesetzentwurf soll den zwei Dritteln der Armee, die bisher drei Jahre dienen mußten, eine Erleichterung verschaffen, dem überaus starken Kontingent der Einjährig-Freiwilligen das seitherige Privileg nehmen und auf diese Weise mit der gleichmäßigen Ausbildung auch das demokratische Prinzip des gleichen Rechts und der gleichen Pflicht durchsetzen. Nach lebhaften Protesten und Gegenanträgen einer militaristisch-konservativen Gegnerschaft in der Presse, im Parlament und im Lande ist dann die ausnahmslose zweijährige Dienstzeit gesetzlich festgelegt worden. Ob das Gesetz ein Uebergang zu weiterer Verkürzung der Militärpflicht, eine Etappe auf dem Wege zum Milizsystem bedeutet, das Vaillant als Sprecher für 46 Sozialisten und 15 Linksradikale vergeblich von den Deputierten forderte, darüber streitet man sich in den politischen Kreisen Frankreichs auch nach seiner Annahme in der Kammer noch lebhaft. Sicher ist wohl nur das eine, daß die französische Regierung und die Kammermehrheit, die am Zustandekommen dieser Reform beteiligt sind, nicht als Vertreter des alten Revanchegedankens angesprochen werden können. — Im englischen Parlament hat der Kriegsminister auf Anfrage namens des englischen Ministeriums unzweideutig erklärt, daß man auch nicht entfernt daran denke, irgendwelche Anträge zugunsten der allgemeinen Wehrpflicht zu stellen. Zwar wurde auf weitere Anfrage mitgeteilt, daß allerdings auf die herbe Kritik der Sachverständigenkommission an den Miliz- und Volunteerkorps hin etwas Erhebliches geschehen solle, aber damit werden doch nur wieder Reformen am alten System, keine Systemänderungen angekündigt. Solange aber im englischen Volk der Gedanke einer allgemeinen Wehrpflicht so unpopulär wie heute bleibt, werden die Bäume gewisser englischer „Staatsmänner", die für eine imperialistische Expansionspolitik schwärmen, nicht in den Himmel wachsen...

Auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatz bereiten sich allem Anschein nach größere Entscheidungen vor. Eine russische Streitmacht bewegt sich längs der Eisenbahn von Taschkiau, östlich von Niutschwang, nach Süden hin, wie es heißt, um auf direkten Befehl des Zaren und gegen den Willen des Oberbefehlshabers Kuropatkin Port Arthur zu entsetzen. Die Japaner bemühen sich offenbar, den russischen Entsatztruppen zuvorzukommen und Port Arthur möglichst schnell im Sturm zu nehmen. Während der gegenwärtig herrschenden unheimlichen Ruhe bringt die Stuttgarter russische Reformzeitschrift „Ojwoboshdemje" eine interessante Enthüllung über offizielle Stimmungsmache in Rußland. Eine Anweisung an die Gymnasialdirektoren, wie der russisch-japanische Krieg den Schülern erklärt werden soll, wird im Wortlaut mitgeteilt. Daß Rußland dabei möglichst großmütig und friedliebend geschildert, auch als Träger aller Kultur gefeiert wird, ist ja nur zu erklärlich. Daß aber Japan nur als Strohmann für England und Amerika hingestellt wird, kommt doch überraschend und greift stärker in die ausländische Politik ein, als dem offiziellen Rußland in seinem gegenwärtig so bedrängten Zustand erwünscht sein sollte.

* * *

Frauenkongreß.

Während der abgelaufenen Woche tagte die dritte Generalversammlung des internationalen Frauenbundes in Berlin. Sonntag beginnt der internationale Frauenkongreß. Diese beiden Veranstaltungen wenden auch in Deutschland den Reformbestrebungen, die auf eine Befreiung der Frauen aus den Fesseln traditioneller Vorurteile gerichtet sind, eine erhöhte Aufmerksamkeit zu. Die Philister aller Stände bekreuzigen sich bei uns noch vor dem bloßen Wort „Frauenemanzipation". Sie verbinden damit die Vorstellung an weibliche Wesen, die sich möglichst unweiblich gebärden, kurze Haare tragen und Zigarren rauchen. Sie haben noch nicht gelernt, das wahre Bild von der Karikatur zu unterscheiden. In Wirklichkeit handelt es sich bei dem Komplex von Reformbestrebungen, die man unter dem Begriff „Frauenfrage" zusammenfaßt, um eine der bedeutsamsten, vielleicht um die bedeutsamste soziale Evolution der neuesten Zeit. Zwar hat das Problem, der Frau einen angemessenen Anteil am öffentlichen Leben einzuräumen, seit den Zeiten, da Aristophanes seine Ekklesiazusen schrieb, gar manches Geschlecht beschäftigt, ernst und satirisch, aber die moderne Frauenbewegung trägt doch einen besonderen Charakter. Schon der Umstand, daß diese Frauenbewegung über die nationalen Grenzen hinausgeht, daß internationale Zusammenkünfte von Frauen stattfinden, ist etwas Neues und zeigt, wie breit der Strom dieser Bewegung bereits geworden ist.

Aber nicht bloß breiter, auch unvergleichlich tiefer ist er in verhältnismäßig kurzer Zeit geworden. Das Hauptziel der ganzen Bewegung tritt immer klarer hervor. Es ist dasselbe Ziel, das jeder Emanzipation zugrunde liegt: nicht bloß Objekt des Wohlwollens zu sein, sondern auch Subjekt von Rechten zu werden.

Das Verhältnis zwischen Herren und Sklaven regelte sich ausschließlich nach den Anschauungen, Interessen, Bedürfnissen der

Digitized by Google

Herren. Dem Leibeigenen wurde jene Stellung angewiesen, die dem Grundeigentümer nützlich erschien. Der Lohnarbeiter hat sich Schritt für Schritt die Anerkennung des Rechts auf eigene Persönlichkeit erkämpfen müssen, und dieser Kampf ist noch nicht bis zum Ende durchgeführt. Noch immer ist das Herrenbewußtsein maßgebend bei der gesetzgeberischen Regelung der meisten Beziehungen zwischen Unternehmern und Arbeitern. Unsere Junker finden es empörend, daß die ländlichen Tagelöhner ein Koalitionsrecht haben sollen, weil ihnen, den Herren, das unbequem ist. Stets bleibt die Erwägung im Vordergrunde: was wird aus den Herren, wenn die Tagelöhner höheren Lohn, bessere Bildung, mehr politische Rechte erlangen? Jenes unvergeßliche Wort des Herrn von Kröcher, des Präsidenten unseres preußischen Klassenparlaments, „die Sozialdemokratie dürfe nicht Subjekt, sondern müsse wieder bloßes Objekt der Gesetzgebung werden", bezeichnet den Kernpunkt jeglicher Reaktion gegenüber den Emanzipationsbestrebungen irgend einer unterdrückten Klasse der Bevölkerung.

Bei der Frauenemanzipation handelt es sich um genau dasselbe Problem. Soll die Frau nur für andere da sein? Soll ihre gesamte Stellung bestimmt werden aus ihrem Verhältnis zum Manne? Sollen alle Rechte, die man ihr einräumt, von dem Gesichtspunkt beherrscht werden: wie befindet sich der Mann dabei, werden nicht seine Interessen, sein Behagen, seine Liebhabereien, sein ästhetisches Gefühl verletzt, wenn die Frau aus ihrem engen Wirkungskreise in der Familie heraustritt und Anteil nimmt an Bestrebungen des sozialen, kommunalen und staatlichen Lebens? Diesem Herren-Egoismus gegenüber erhebt die moderne Frauenbewegung den Anspruch, daß die Frau nicht Anderer Interessen und Wünschen dienstbar bleibe, sondern „des höchsten Glücks der Erdenkinder", der Persönlichkeit, auch ihrerseits in vollem Umfange teilhaftig werde.

In dieser Grundforderung sind alle Einzelforderungen der Frauenbewegung eingeschlossen, ob es sich um den bescheidenen Wunsch der vollen Verfügungsfreiheit über den errungenen Lohn oder um das Verlangen nach dem allgemeinen Stimmrecht handelt. Jene Grundforderung ist bisher noch in keinem Lande unumwunden als berechtigt anerkannt. Viele halten sich schon für Revolutionäre, wenn sie bereit sind, dem weiblichen Geschlecht Gymnasien und Universitäten zu öffnen. An den Gedanken weiblicher Aerzte hat man sich allmählich gewöhnt, aber weibliche Rechtsanwälte, weibliche Prediger sind noch Vorstellungen, vor denen selbst fortgeschrittene Männer zurückschrecken. Daß sich aber gar Frauen an Parlamentswahlen als Wählende und Gewählte beteiligen könnten, wird wenigstens bei uns in Deutschland als eine nicht ernst zu nehmende Extravaganz behandelt. Natürlich muß dabei auch das alte Argument aller Unterdrücker herhalten, daß die Frau selbst nur unter all den Rechten, die man ihr jetzt fürsorglich vorenthält, leiden, daß sie an persönlichem Reiz verlieren, daß sie an ihrer Gesundheit Schaden nehmen, daß sie weniger begehrenswert sein werde. Auch die Sklaverei hat man mit einer ähnlichen Logik zu konservieren gesucht. Man hat die Sorglosigkeit der Sklaven gepriesen, für den sein Herr aufkommen müsse, während er selbst ohne Verantwortung in den Tag hineinleben könne. Man hat den befreiten Sklaven ein härteres Los prophezeit. In gewissem Sinne sind diese Prophezeiungen auch eingetroffen, und doch geht kein Sklave freiwillig ins Joch zurück. Auch die Frauen werden es unter der Last der Rechte und Verpflichtungen, die sie erstreben, nicht leichter haben, und doch sehnen sie sich mit Recht nach der Ausdehnung ihres Wirkungskreises, um sich als selbständige Persönlichkeiten ausleben zu können.

Jener alte Einwurf, daß die Natur, indem sie verschiedene Geschlechter schuf, damit diesen beiden Geschlechtern auch grundverschiedene Wirkungskreise angewiesen habe, ist ebenfalls noch nicht zum Schweigen gebracht, aber er hat an Zugkraft stark eingebüßt. Wenn Frauen große Reiche regieren können, so werden sie wohl auch imstande sein, an Armen- und Schuldeputationen vollen Anteil zu nehmen. Wenn internationale Frauenkongresse möglich sind, in denen Organisationstalent und Beredtsamkeit nicht hinter dem zurückbleiben, was Männerkongresse aufzuweisen haben, so läßt sich der Gedanke nicht abweisen, daß auch unsere Stadtparlamente nicht darunter leiden würden, wenn in ihnen Frauen Sitz und Stimme hätten. Das geistige Niveau öffentlicher, auch politischer Versammlungen, an denen Frauen teilnehmen, pflegt nicht niedriger zu sein, als das Niveau von Versammlungen, die ausschließlich auf das männliche Geschlecht beschränkt sind. Der Internationale Frauenkongreß von 1904 ist musterhaft organisiert. Selbst der Führer durch den Kongreß, das kleine vom Berliner Lokalkomitee herausgegebene Handbuch, sucht an Knappheit und Uebersichtlichkeit seinesgleichen. Ich erinnere mich nicht, je auf irgend einem Kongresse einem praktischeren Vademecum begegnet zu sein. Wie absurd erscheinen angesichts solcher Tatsachen unsere veralteten Versammlungs- und Vereinsbeschränkungen!

Gewiß ist zuzugeben, daß die Frauenbewegung noch nicht aus dem Stadium des gärenden Mostes heraus ist. Es steckt noch viel Unklarheit in ihr, aber alle Anzeichen deuten darauf hin, daß, wenn der Most sich auch noch so ungestüm gebärdet, er schließlich doch einen guten Wein liefern wird. Nur nicht zu ängstlich! Keine große Bewegung ist frei von Ueberschwänglichkeit. Jedenfalls gibt es nicht viele Kongresse, deren Ziele so ernst und wichtig sind wie die des internationalen Frauenkongresses, der jetzt in Berlin seine Arbeiten aufgenommen hat.

Theodor Barth.

Die wirtschaftlichen Ursachen des russisch-japanischen Krieges.

Die Nachrichten von den verschiedenen hochdramatischen Geschehnissen, die sich im Verlaufe des nun schon ein Vierteljahr währenden russisch-japanischen Krieges abgespielt haben, ließen die Untersuchung über die tiefere Bedeutung dieses Völkerringens mehr in den Hintergrund treten. Und doch trägt gerade die Erkenntnis der eigentlichen Ursachen, die den Krieg herbeigeführt haben, wesentlich zum Verständnis der ganzen politischen Situation in Ostasien bei. Unter diesem Gesichtspunkt verdient der Aufsatz eines japanischen Schriftstellers K. Asakawa in der Mainummer der „Yale Review"*) „Some of the Issues of the Russo-Japanese Conflict", der die historische Notwendigkeit der gegenwärtigen Kämpfe in ebenso sachverständiger wie anziehender Weise an der Hand eines umfangreichen statistischen Materials erörtert, besondere Beachtung; die genannte Abhandlung soll für die folgenden Ausführungen als Grundlage dienen.

Um die Vorherrschaft in der Mandschurei und in Korea dreht sich der Kampf. Beide kriegführende Mächte wollen gerade dort ihren Einfluß immer weiter befestigen und mußten deshalb schon seit längerer Zeit darauf bedacht sein, einander von diesen Gebieten auszuschließen. Inwiefern sind nun aber diese beiden Gebiete von einer solchen Wichtigkeit sowohl für Japan wie für Rußland, wie konnten sich die Interessengegensätze so zuspitzen, daß nur noch eine kriegerische Lösung übrig blieb?

Um die Bedeutung der Mandschurei und Koreas für Japan zu ermessen, muß man sich die rapide Entwicklung dieses Landes an einigen besonders markanten Zahlen vergegenwärtigen. 1828 schätzte man die Bevölkerung Japans auf 27 200 000 Menschen, bis 1875 war sie nur auf 34 000 000

*) „The Yale Review", New Haven, Conn., the Tuttle, Morehouse & Tailor Co.

Digitized by Google

Menschen gestiegen, jetzt beträgt sie dagegen ungefähr 46 700 000, unter Hinzurechnung von Formosa und den Pescadores sogar 49 700 000 und wächst jährlich um rund 600 000 Seelen. Der auswärtige Handel Japans stieg von 49¾ Millionen Yen — 1 Yen etwa 2 Mark — im Jahre 1883 auf 606⅔ Millionen Yen im Jahre 1905. Mit der gewaltigen Bevölkerungsvermehrung hängt der Uebergang vom Agrarstaat zum Industriestaat in Japan eng zusammen. 84,6 Prozent des gesamten Exports Japans bestanden im Jahre 1903 aus ganz oder teilweise fertiggestellten industriellen Erzeugnissen; 53,5 Prozent seines gesamten Imports setzten sich in demselben Jahre aus Nahrungsmitteln, Viehfutterstoffen sowie Wolle und Baumwolle zusammen, alles Materialien, die man zwanzig Jahre früher fast garnicht eingeführt hatte. 1878 machte die Grundsteuer 78 Prozent der gesamten Staatseinnahmen aus, 1902/03 nur noch 15 Prozent. Ihr Ertrag ging im gleichen Zeitraum von 67,7 Millionen Yen auf 46,8 Millionen Yen zurück. Dagegen wuchsen die Staatsausgaben von 73,4 Millionen Yen im Jahre 1874 auf 282,4 Millionen Yen im Jahre 1902/03.

Während also Handel und Industrie in Japan ganz enorm aufblühten und immer größeren Menschenmassen Beschäftigung gaben, machte die japanische Landwirtschaft nur mäßige Fortschritte. Sie kann auch bei den vorhandenen klimatischen Verhältnissen und der Besitzverteilung sich weder weiter ausdehnen noch ihren Betrieb intensiver gestalten. Die Landarbeiter bekommen jetzt durchschnittlich etwa 35 bis 60 Pfennig Tagelohn, und dabei sind die Löhne während der letzten fünfzehn Jahre um mehr als 100 Prozent gestiegen! Von dieser schmalen Einnahme sollen manche Landarbeiter noch dazu ihre Eltern und ihre Familie ernähren. Auch die Lage der Eigentümer des Grund und Bodens ist sehr schwierig; häufig sind sie darauf angewiesen, durch industrielle Nebenarbeit ihr Einkommen zu vergrößern. So ist die Landwirtschaft in Japan nicht imstande, dem jährlichen Bevölkerungszuwachs Beschäftigung und Lebensunterhalt zu geben, Handel und Industrie kommen somit hierfür in immer steigendem Maße in Frage. Auf vermehrte Einfuhr von Rohmaterialien und Lebensmitteln und auf vermehrte Ausfuhr von Industrieprodukten weist also die Entwicklung hin. Das übrige Ostasien ist nun aber, wie die Statistik zeigt, in beiden Beziehungen für Japan von besonderer Wichtigkeit. Während von 1890 bis 1903 der Export Japans nach Amerika um 161 Prozent, nach Europa um 190 Prozent stieg, wuchs derjenige nach dem übrigen Ostasien um nicht weniger als 543 Prozent und betrug 1903 rund 296 Millionen Yen, d. h. 48,7 Prozent der japanischen Gesamtausfuhr.

Unter den asiatischen Absatzgebieten spielen die Mandschurei und Korea die Hauptrolle. Japan exportiert dorthin Baumwollgarne und Baumwollwaren sowie andere Industrieerzeugnisse und Kohlen und erhält von dort Weizen, Reis, Hirse, Bohnen und Oelkuchen. Durch die Japaner wurden die Handelsbeziehungen zu Korea und der Mandschurei erst zu der jetzigen Höhe gebracht. Bei ungehinderter Fortentwicklung dürfte hier noch ein gewaltiger weiterer Aufschwung zu erzielen sein. Es ist also die ernsteste Lebensfrage für Japan, gerade den ostasiatischen Markt zu behaupten und sich dort überall freie Absatzmöglichkeit zu sichern.

Die in Rede stehenden beiden Gebiete haben für Japan aber auch insofern Bedeutung, als sie den Bevölkerungsüberschuß dieses Landes aufnehmen können. So lebten 1903 in Korea allein etwa 30 000 Japaner. Die Japaner betreiben dort hauptsächlich Küsten- und Flußschiffahrt, ihnen gehört auch die bisherige einzige Eisenbahnlinie auf Korea, welche die Hauptstadt Söul mit dem Hafen Tschemulpo verbindet. Neuerdings bauen sie bereits eine zweite Linie zwischen Söul und Fusan, um die reichere Hälfte Koreas noch mehr zu erschließen, und planen weitere Linien. Das in Korea brachliegende Land könnte bei richtiger Bewirtschaftung noch fünf bis sechs Millionen Menschen ernähren, und auch die schon in Bearbeitung befindlichen Flächen wären durch eine höhere Kultivierung und nach Einführung einer gerechteren Verwaltung weit ergiebiger zu gestalten. Mit dem Aufblühen der koreanischen Landwirtschaft würde die Entwicklung von Handel und Industrie, überhaupt der Aufschwung der ganzen koreanischen Bevölkerung verbunden sein.

Von der Mandschurei, wo die Japaner noch keine so weitreichenden Beziehungen in der Gegenwart besitzen, erhoffen sie ungemein viel für die Zukunft. Die bisher in der Mandschurei lebenden Japaner — etwa 10 000 an der Zahl — hatten keine höheren Stellungen inne, sondern lebten als Bahnarbeiter in russischen Diensten, als Wäscher, Photographen oder Friseure. Kaufleute und Kapitalisten wurden durch die Russen gehindert, sich in der Mandschurei niederzulassen. Es liegt also den Japanern alles daran, in dem so viel verheißenden weiten Gebiete der Mandschurei festeren Fuß zu fassen. Bei dem größeren natürlichen Reichtum der Mandschurei und der höheren Leistungsfähigkeit ihrer Bewohner würde für die Zukunft ein noch bedeutsameres Aufblühen als in Korea zu erhoffen sein.

Mit den Interessen der Japaner stoßen in beiden Gebieten die der Russen hart aufeinander. Diese haben die mandschurische Eisenbahn gebaut und dafür die gewaltige Summe von 270 Millionen Rubel aufgewendet, außerdem 70 Millionen Rubel während der Boxerunruhen im Jahre 1900 ausgegeben und brauchen zur Bewachung der Eisenbahn allein jährlich etwa 24 Millionen Rubel. Das außer der Eisenbahn in der Mandschurei fest angelegte russische Kapital wird auf 500 Millionen Rubel geschätzt. Trotz alledem ist der Handelsaustausch zwischen Rußland und der Mandschurei bis jetzt sehr gering. Zum Teil liegt dies an der Schwierigkeit, die Frachtsätze auf der Eisenbahn herabzusetzen und mit den amerikanischen und japanischen Händlern in gewissen Importartikeln zu konkurrieren.

Freilich läßt der bisherige Mißerfolg noch keinen Schluß für die Zukunft zu. Auch Rußland könnte die gewaltigen Bodenschätze des Landes heben und die Mandschurei mit Hilfe der Millionen billiger und zuverlässiger chinesischer Arbeiter in eines der reichsten Gebiete des chinesischen Kaiserreiches verwandeln. Dies aber würde bei der geringen Konkurrenzfähigkeit der Russen auf einem freien Markte bedingen, daß Rußland den gesamten Handel der Mandschurei allein in die Hände bekommt, also eine umfassende Absperrungspolitik durchführt. Alle anderen Konkurrenten würden vollständig ausgeschlossen werden müssen. Bei einer solchen Politik könnte auch die russische Kolonisation mit ungeheurer Schnelligkeit Fortschritte machen. Ein lehrreiches Beispiel hierfür ist Charbin, wo noch 1898 nur ein einziges chinesisches Haus gestanden haben soll, und das jetzt 60 000 Einwohner zählt und den geographischen und kommerziellen Mittelpunkt der mandschurischen Eisenbahnlinien bildet. Nur Russen und Chinesen dürfen sich jetzt dort dauernd niederlassen. Sobald Rußland die unbedingte Vorherrschaft in der Mandschurei erlangt hat, gewinnt es außerdem einen gewichtigen Einfluß auf den Handel Chinas und Japans und hat es in der Hand, Japan schwer zu schädigen, indem es ihm die Zufuhren aus der Mandschurei abschneidet, von denen Japan von Jahr zu Jahr mehr abhängt.

In politischer Hinsicht ist für Rußland die Mandschurei insofern von äußerster Wichtigkeit, als zu ihr der große Kriegshafen Port Arthur gehört, der durch die mandschurische und sibirische Eisenbahn mit dem europäischen Rußland und Sibirien verbunden ist. Ohne die Mandschurei würde Rußland keinen eisfreien Hafen, also fünf Monate in jedem Jahre keinen Zugang zum Weltmeere haben. Von Port Arthur aus könnte es sich dagegen immer mehr nach der Hauptstadt des chinesischen Kaiserreichs hin ausdehnen und, da die Mandschurei geographisch und historisch mit Korea zusammenhängt, so würden die russische Diplomatie sicherlich auch Korea mit Beschlag zu belegen wissen.

Digitized by Google

Korea hat bisher für Rußland in erster Linie strategische und politische Bedeutung. In wirtschaftlicher Beziehung kommt dort einstweilen hauptsächlich der schon jetzt von Russen ausgeübte Walfischfang an der Nordostküste und die gleichfalls bereits den Russen zugestandene Gewinnung von Nutzholz an der Nordgrenze in Betracht. Außerdem würde freilich der Besitz von koreanischen Häfen, wie Tschemulpo an der Westküste und ganz besonders Masampho im Süden, für die weitere Ausbreitung der russischen Macht von nicht zu unterschätzender Bedeutung sein.

Auf der einen Seite steht also das wirtschaftlich und politisch vorwärtsstrebende Japan, das an der Politik der „offenen Tür" in der Mandschurei und in Korea ein Lebensinteresse hat, auf der anderen das wirtschaftlich unentwickelte und politisch reaktionäre Rußland, das sich jener Gebiete bemächtigen muß, wenn es in Asien das unumschränkte Uebergewicht erlangen will. Daß Japan gegen diese russische Eroberungspolitik in dem wohlverstandenen Interesse des eigenen Landes zu den äußersten Mitteln greifen mußte, also auch vor einem Kriege nicht zurückschrecken durfte, erscheint hiernach sehr verständlich.

Die welthistorische Bedeutung des gegenwärtigen Kampfes liegt darin, daß hier zwei Völker auf verschiedenen Kulturstufen miteinander ringen. Rußland repräsentiert als vorwiegend ackerbautreibender Staat die alte Kulturstufe, während das überwiegend industrialisierte Japan, dessen Entwicklung sich in mannigfacher Beziehung ähnlich wie diejenige Deutschlands in den letzten Jahrzehnten vollzogen hat, die neue Kulturstufe darstellt. Eine sehr bemerkenswerte Lehre kann schon aus den bisherigen Kämpfen zwischen den Russen und Japanern gezogen werden, daß sich nämlich die Soldaten Japans — also des Industriestaats — denen Rußlands — also des Ackerbaustaats —, was die persönliche Tapferkeit betrifft, als völlig ebenbürtig erwiesen haben. Unsere deutschen Agrarier haben bekanntlich immer von neuem behauptet, die fortschreitende Industrialisierung eines Landes schwäche die Militärtauglichkeit seiner Bevölkerung erheblich. Die Unbegründetheit einer solchen Redensart ist durch die glänzenden Leistungen der japanischen Krieger zur Genüge dargetan worden.

Sollte trotzdem Rußland siegen, so würde es sich von der Mandschurei und Korea aus immer weiter nach China hinein auszudehnen und die anderen handeltreibenden Nationen mehr und mehr auch von den übrigen ostasiatischen Märkten zu verdrängen suchen. Japan dagegen würde, nach den allerdings wohl nicht als bare Münze zu nehmenden Versicherungen des japanischen Schriftstellers, als Sieger die Unabhängigkeit Koreas und Chinas nicht antasten, den Handel aller Völker im Orient nicht stören und in friedlichem Wettbewerb die reichen Schätze jener Gebiete zu heben suchen. Welches aber auch das schließliche Ende des russisch-japanischen Krieges sein mag, fest steht in jedem Fall, daß seine innere Notwendigkeit so begründet ist, wie dies nur selten bei den Kriegen, die die Weltgeschichte kennt, der Fall war.

Robert Schultze.

Backschisch.

Daß in einem deutschen Gerichtssaale der Verteidiger eines Angeklagten die Bestechungsgewohnheiten an der Hohen Pforte als Analogie heranzieht, um es unverfänglich erscheinen zu lassen, daß der Direktor einer Hypothekenbank mit beiden Händen in die Kasse seines Instituts greift, um seiner Bank die Gunst einflußreicher Hofkreise zuzuwenden, ist ein Meisterstück unbeabsichtigter Satire. Man vergegenwärtige sich die tatsächlichen Vorgänge: Die Pommernbank feierte den Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts durch Versendung prachtvoll ausgestatteter Prospekte, in denen der erstaunten Welt die Mitteilung gemacht wurde, daß diese Hypothekenbank als „Hofbank der Kaiserin und Königin" anzusprechen sei. Ueber dem Geschäftslokal wird ein prachtvolles Wappen angebracht. Die Börsenwelt ist erstaunt, hält das Ganze aber für den schlauen Coup eines gerissenen Bankdirektors, der den Pfandbriefen der Bank auf diese Weise eine größere Anziehungskraft verleihen will. Eine Hypothekenbank muß ja ausgezeichnet solide fundiert sein, der es gestattet wird, ihr Geschäftsschild mit dem Namen der ersten Frau des Landes zu zieren. Bald darauf verkrachte die Hofbank der Kaiserin, und zahllose gutgläubige Aktionäre und Pfandbriefabnehmer verloren ihr Geld. Schon damals, ehe man noch den Zusammenhang der Dinge überschaute, wunderte man sich, daß die Persönlichkeiten am Hofe, die für die Verleihung des Titels Hofbank die Verantwortung trugen, nicht sofort ihrer Posten entsetzt wurden. Ein wie unglaublicher Skandal hinter der ganzen Affäre steckte, weiß man erst seit Mittwoch, seitdem zugeneidlich festgestellt ist, daß dem Oberhofmeister der Kaiserin, Freiherrn von Mirbach, aus den Mitteln einer Filialbank durch deren jetzt wegen betrügerischer Geschäftsmanipulationen angeklagte Direktoren mehrere hunderttausend Mark überwiesen sind, wie es scheint, zumeist für Kirchenbauzwecke. Der Kausalzusammenhang zwischen der Zahlung dieser Riesensummen und der Verleihung des Hofbanktitels liegt auf der Hand, selbst ohne daß man sich vergegenwärtigt, wie nahe diese beiden Tatsachen auch zeitlich zusammenfallen.

Aus diesem Tatbestand erheben sich nun eine Reihe von Fragen an den Oberhofmeister Freiherrn von Mirbach. Ist es denkbar, daß derselbe so naiv und weltunkundig war, um nicht zu ahnen, daß die ihm durch die Direktoren der Pommernbank zur Verfügung gestellten Hunderttausende keine persönlichen milden Gaben seien, mittels deren ein frommes Gemüt seinen kirchlichen Sinn betätigt? Mußte er nicht wissen, daß diese Summen dem Bankvermögen entnommen wurden, und daß kein Bankdirektor der Welt berechtigt ist, mit den Kassen der Bank entnommenen Almosen, die nach Hunderttausenden zählen, Kirchenbau oder ähnliche Zwecke zu fördern? Konnte der Oberhofmeister ferner darüber auch nur einen Augenblick im Zweifel sein, daß die Aufwendungen unter der Voraussetzung gemacht wurden, daß dafür in der Form von Titelauszeichnungen über kurz oder lang eine Gegenleistung erwartet werde? Mußte er sich nicht sagen, daß jeder Unbefangene, der von diesen gewaltigen milden Gaben erfuhr, die Verleihung des Hofbanktitels mit diesen Gaben in ursächlichen Zusammenhang bringen werde?

Dann aber weiter: Der Zusammenbruch der Pommernbank erfolgte kurze Zeit nach der Auszahlung der betreffenden Summen. Dem Freiherrn von Mirbach kann es nicht verborgen geblieben sein, wie viele unschuldige Opfer dieser Bankkrach gefordert hat. Waren die in Frage stehenden Hunderttausende von Mark bei dem Zusammenbruch der Bank schon verausgabt? Wenn nicht, durfte der Oberhofmeister auch nur einen Augenblick zaudern, das noch nicht verausgabte Geld der zahlungsunfähig gewordenen Bank wiederzuverschaffen? Man denke sich, daß Kirchen gebaut werden aus Mitteln, die ein ungetreuer und bereits vom Staatsanwalt verfolgter Direktor einer verkrachten Bank widerrechtlich entnommen hat! Hätte es nicht nahe gelegen, eine neue Kollekte zu eröffnen, um der fallieten Bank die gezahlten Summen zurückzuerstatten? Oder will man sich zu dem mephistophelischen Grundsatz bekennen:

„Die Kirche allein, meine liebe Frauen,
Kann ungerechtes Gut verdauen?"

Es mag dahingestellt bleiben, wie weit der Oberhofmeister Freiherr von Mirbach zivilrechtlich herangezogen werden kann, um die unter so eigentümlichen Umständen erhobenen Summen den geschädigten Aktionären zurückzuerstatten. Aber einerlei, ob

Digitized by Google

er dazu gerichtlich gezwungen werden kann oder nicht, daß es in seinem Interesse und im Interesse des von ihm so gröblich kompromittierten Hofes liegt, daß die empfangenen Beträge wieder zurückgezahlt werden, muß jedem klar sein, der die Wirkung dieser Enthüllungen auf die öffentliche Meinung mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt. Seit vielen Jahren hat nichts einen gleich peinlichen Eindruck gemacht. Es war zwar nichts Neues, wohin die bedientenhafte Titelsucht manche sogenannten Stützen der Gesellschaft treibt, aber hier trifft alles zusammen, um jedes Gefühl zu verletzen: die Hereinziehung des Namens der Kaiserin in die Affäre, der Zusammenbruch der Pommernbank, nachdem der Hofbanktitel eben erst verliehen war, die durch den Titel erfolgte Täuschung und Schädigung gutgläubiger Pfandbriefabnehmer, die Riesenhaftigkeit der Summen und endlich die Verquickung des ganzen Handels mit dem Bau von Kirchen.

Man spricht so gern und so viel davon, wie die bösen Umstürzler den monarchischen Sinn und das christliche Gefühl untergraben. Was wollen die sozialdemokratischen Tiraden besagen gegenüber solchen Vorgängen, deren Haupthelb ein Oberhofmeister der deutschen Kaiserin ist!

Ferdinand Svendsen.

Das Problem der Mutterschaftsversicherung.

Deutschland hat eine ausgebildetere Versicherungsgesetzgebung als irgend ein anderes Land. Aber man kann auf dem einmal beschrittenen Wege nicht stillstehen. Schon öffnen sich immer neue Perspektiven auf diesem Gebiet, immer neue Aufgaben drängen zur Lösung. Neben der Frage der Ausdehnung des Versicherungszwanges auf die selbständigen Handwerker und der geplanten Witwen- und Waisenversicherung taucht im Hintergrunde, in Frauenkreisen schon lebhaft propagiert, das Problem eines rationelleren Wöchnerinnenschutzes, verbunden mit einer ausreichenden Mutterschaftsversicherung auf.

Auch in dieser Frage liegt der Fall vor, daß es in der sozialen Gesetzgebung keinen Stillstand geben darf, sondern daß ein Schritt vorwärts den andern nach sich ziehen muß.

Verfolgen wir die Entwicklung der Arbeiterschutzgesetzgebung in allen Ländern, die bereits seit langem Industriestaaten sind, England vor allem, oder sich allmählich zu Industriestaaten entwickeln, wie jetzt Italien, Japan, die Südstaaten Amerikas, so zeigt sich stets dasselbe Bild: Den ersten staatlichen Eingriff in den Arbeitsvertrag finden wir in der Regelung der Kinderarbeit. Dann kommen Schutzgesetze für die Frauen und die jugendlichen Arbeiter, und diese ziehen den allgemeinen Arbeiterschutz nach sich. Daß der Staat dem Schutze der Frauenarbeit eine ganz besondere Aufmerksamkeit und Sorge widmet, liegt in seinem eigensten Interesse; er schützt in der Frau nicht nur das Individuum an sich, sondern die zukünftige Generation. Inwieweit das Deutsche Reich seine Pflicht in dieser Hinsicht erfüllt oder vernachlässigt hat, darüber einige kurze Angaben.

Zur Frage des Wöchnerinnenschutzes schreibt die deutsche Reichsgewerbeordnung im § 137 Abs. 5 vor:

„Wöchnerinnen dürfen während vier Wochen nach ihrer Niederkunft überhaupt nicht und während der folgenden zwei Wochen nur beschäftigt werden, wenn das Zeugnis eines approbierten Arztes das für zulässig erklärt."

Wohl gemerkt trifft dies Arbeitsverbot aber nur die Fabrikarbeiterin! Abseits steht das große Heer der Heimarbeiterinnen, der Dienstangestellten, der ländlichen Arbeiterinnen und der hart mitarbeitenden Ehefrauen unbemittelten Standes. Sie alle dürfen sich ohne jeden gesetzlichen Schutz bis zum letzten Moment quälen, und mit grausamer Peitsche treibt die Not sie wieder auf von ihrem Lager, erbarmungslos an die Arbeit, ehe der geschwächte Körper sich genügend erholt hat.

Und ist die Fabrikarbeiterin um die Arbeitsruhe, die ihr die Gesetzgebung gewähren will, zu beneiden? Ist dieser Schutz auch wirklich ein Schutz? Bei uns in Deutschland wird der Fabrikarbeiterin der Lohnausfall wenigstens teilweise durch die Krankenversicherung gedeckt. Aber in den Ländern, die keinen derartigen Notbehelf besitzen, hat sich dieser Schutz als Grausamkeit für die Wöchnerin erwiesen. Sie sucht ihren Zustand solange als möglich zu verbergen, sie muß sich während der gesetzlich ihr aufgezwungenen Arbeitsruhe nach anderm Erwerb (Haus- und Feldarbeit, Heimarbeit usw.) umsehen, und diese ihr ungewohnte Arbeit schadet ihrem Körper oft mehr als die gewohnte Fabrikarbeit, die doch wenigstens nach geregelter Zeit und unter gewissen hygienischen Maßregeln vor sich gehen muß. Aus diesen Gründen ist in solchen Ländern, wo nur das Arbeitsverbot, aber kein Ersatz für den Lohnausfall besteht, die Frage brennend geworden, wie man die Frauen in ihrer schwersten Zeit vor pekuniärer Not schützen könne; aus diesen Ländern stammt das Problem der Mutterschaftsversicherung.

In Frankreich, wo die Gefahr der rapiden Abnahme der Bevölkerung besteht, scheint das Leben des jungen Kindes und seiner Mutter höher eingeschätzt zu werden, als bei uns. Hervorragende Gelehrte und Sozialpolitiker haben der Frage eines besseren Schutzes der Mutterschaft ernste Beachtung geschenkt. Ein Buch aus dem Französischen ist es auch, das bis jetzt die umfassendsten und gründlichsten Anregungen in dieser Frage enthält und auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise in Deutschland auf dies Problem gelenkt hat.*) Die Vorschläge, die in diesem Werke gemacht werden, knüpfen an französische Zustände an, sind also nicht ohne weiteres auf Deutschland übertragbar. Wir haben vor andern Ländern die Vorteile der Versicherungsgesetzgebung voraus, also brauchen wir auch in der Frage der Mutterschaftsversicherung nichts absolut Neues zu schaffen, sondern können auf dem bereits Gegebenen weiterbauen.

Nach der neuesten Novelle des Krankenversicherungsgesetzes vom April 1903 erhalten die Wöchnerinnen ein Krankengeld, das die Hälfte bis Dreiviertel des ortsüblichen Tagelohns beträgt, auf die Dauer von sechs Wochen nach der Entbindung. Aber diese Bestimmung trifft ebenso, wie die Arbeiterschutzgesetzgebung überhaupt, lediglich die Fabrikarbeiterin. Und selbst für diese gewähren die vorliegenden Bestimmungen der Gewerbeordnung und des Krankenversicherungsgesetzes keinen ausgiebigen Schutz, der einen gesunden, kräftigen Nachwuchs garantierte. Die Statistiken der Krankenkassen geben Aufschluß über die große Zahl von Frauenleiden, die oft nur von mangelnder Pflege und Ruhe nach den Entbindungen herrühren. Ebenso beredt spricht die große Kindersterblichkeit für die Mangelhaftigkeit des jetzigen Zustandes. Die Kindersterblichkeit erreicht den höchsten Prozentsatz in den Industriezentren, und wenn man die Säuglingssterblichkeit in den verschiedenen Teilen einer Stadt vergleicht, so ist sie in den ärmeren Vierteln, wo die Mütter sich

*) Die Versicherung der Mutterschaft. Aus dem Französischen von Louis Franc, Dr. Reiser und Louis Mainzer, übersetzt von Anna Carnegie Mardon. Leipzig. 1902. Herm. Seemann Nachfolger.

Digitized by Google

keine Pflege gönnen und zu schnell vom Säugling fort wieder an die Erwerbsarbeit müssen, bedeutend höher als in den Vierteln der Besitzenden.

Die soziale Ungerechtigkeit, die darin liegt, daß schuldlose kleine Wesen nur ihrer ärmlichen Herkunft wegen zu frühem Tode oder traurigem Siechtum verdammt sein sollen, insbesondere aber die Gefahr, die für unser ganzes Volksleben in einer Degenerierung liegt, haben es bewirkt, daß immer mehr Stimmen von sozialistischen wie bürgerlichen Reformern laut werden, die eine Aenderung dieser Zustände verlangen.

Als Mindestmaß eines Schutzes wären folgende Forderungen aufzustellen: In der Reichsgewerbeordnung ist der § 137 betreffend den Wöchnerinnenschutz dahin zu erweitern, daß den Wöchnerinnen die Arbeit mindestens acht Wochen nach der Entbindung, und in solchen Industrien, die den Fötus gefährden, auch schon eine gewisse Zeit vor der Entbindung untersagt wird. Dies Arbeitsverbot hat jedoch nicht nur die Fabrikarbeiterin zu treffen, sondern auch die Heimarbeiterin, die Dienstangestellte, die im Tagelohn stehende Landarbeiterin. Damit diese Zeit der Arbeitslosigkeit auch wirklich der Ruhe und der Pflege des Säuglings gewidmet werden kann, ist es nötig, eine staatliche Mutterschaftsversicherung zu schaffen, die jeder Wöchnerin, deren Einkommen (Familieneinkommen) unter einer gewissen Grenze ist, bei der Entbindung eine Summe zahlt, die der Höhe des Lohnausfalls ungefähr entspricht. Diese Einkommensgrenze für die Zwangsversicherung könnte man vielleicht auf 2000 Mark festsetzen, und den Müttern, die zwischen 2000 und 3000 Mark Einkommen haben, könnte das Recht der Selbstversicherung eingeräumt werden. Die Kommunalverbände müßten ihre sozialpolitischen Aufgaben hinsichtlich der Wöchnerinnenfürsorge auch sehr viel gründlicher erfüllen durch Einrichtung von Entbindungsanstalten und Krippen, Stellung von Hauspflegerinnen usw. All diese Fürsorge müßte der unehelichen Mutter genau so zugute kommen wie der verheirateten Frau.

Leicht ist es, Forderungen aufzustellen, schwieriger ist das „Wie" der Ausführung. Alle Vorschläge, die bis jetzt in dieser Hinsicht gemacht worden sind, laufen darauf hinaus, unsere Krankenkassen im oben angedeuteten Sinne auszubauen. Ich hege allerdings starke Zweifel, ob es möglich sein wird, die Krankenkassen, die heute an organisatorischer Kräftezersplitterung leiden, zu Trägern einer wirklichen Mutterschaftsversicherung zu machen; vielleicht sollte man besondere Mutterschaftskassen gründen und (aus verwaltungstechnischen Rücksichten) an die deutschen Landesversicherungsanstalten angliedern.

Von verschiedenen Seiten werden Stimmen laut, unsere deutsche Versicherungsgesetzgebung auszubauen und zu vereinheitlichen. Vorschläge tauchen auf, die obligatorische Krankenversicherung auf alle Personen auszudehnen, die ein Einkommen unter 3000 Mark haben, andere fordern die Angliederung der Krankenversicherung an die Alters- und Invaliditätsversicherung. All diese Strömungen gilt es aufmerksam zu verfolgen. Aber es ist eine besonders schöne Aufgabe der Frauenbewegung, darauf zu dringen, daß bei etwaigen Reformen auch desjenigen Versicherungszweiges gedacht wird, der uns ein gesundes Frauengeschlecht und einen gesunden Nachwuchs geben soll, — der Mutterschaftsversicherung.

Wie eng der Zusammenhang zwischen Wöchnerinnenschutz und verminderter Kindersterblichkeit ist, geht aus folgenden Beispielen hervor: Ein Unternehmer in Dornach gewährte seinen Arbeiterinnen eine Ruhezeit von sechs Wochen nach ihrer Entbindung und zahlte ihnen den vollen Lohn während dieser Zeit. Der Erfolg dieser Maßnahme war ein rapides Sinken der Kindersterblichkeit von 40 auf 25 Prozent.*)

Der Idee einer staatlichen, pekuniären Fürsorge für die Wöchnerinnen wird oft das Bedenken entgegengehalten, daß bei einer solchen Erleichterung der Mutterschaft noch viel mehr Kinder, als es jetzt schon geschieht, gedankenlos in die Welt gesetzt werden würden, daß man mit einer Mutterschaftsversicherung der Unsittlichkeit geradezu Vorschub leiste. Diese Bedenken sind jedoch völlig haltlos. Ein Menschenpaar, das sich, sei's aus Liebe, sei's aus Leichtsinn zusammenfindet, denkt jetzt ebenso wenig an die Folgen, wie es später im Moment der Leidenschaft daran denken wird. Ein Teil unserer sozialen Bestrebungen in der Sittlichkeitsfrage, in der Alkoholfrage z. B. geht doch nun aber mit großer Energie darauf hinaus, bei Mann und Weib ein größeres Verantwortungsgefühl schon dem kommenden, ungeborenen Geschlecht gegenüber zu wecken. All unsere sozialen Bestrebungen, die eine Hebung des Volksganzen bezwecken, wirken, vielleicht ungewollt, dem gedankenlosen Kinderzeugen, wie es gerade in den alleruntersten Schichten vorkommt, in gewissem Sinne entgegen; wohl aber muß die Zukunft dafür Sorge tragen, daß jeder Menschenknospe auch „Kraft und Licht und Raum bleibt, zu atmen, sich zu regen, zu schauen".

Gewiß ist die Mutterschaftsversicherung kein soziales Allheilmittel, — dazu sind noch ganz andere soziale Reformen nötig — aber sie ist ein sehr wichtiger Zweig der Sozialpolitik, der in Angriff genommen werden muß, nicht nur im Interesse der Frauen, sondern des Volksganzen. Vom volkswirtschaftlichen Standpunkt wird oft betont, daß das Kapital am besten angelegt sei, das der Staat auf die Jugend verwendet. So liegt es in seinem eigenen Interesse, sich mit besonderer Fürsorge schon der kleinsten, hilflosesten Wesen anzunehmen.

Else Lüders.

*) Vergl. Franc, Versicherung der Mutterschaft, S. 23.

Weltall und Menschheit.

Unter diesem Namen ist soeben ein eigenartiges Prachtwerk*) im Erscheinen begriffen, auf das weitere Kreise hinzuweisen als eine Pflicht erscheint. Unsere Zeit versteht es, das höchste Maß von künstlerischer Verfeinerung in der äußeren Ausstattung eines Buches mit der wissenschaftlichen Gediegenheit des Inhalts und dabei doch mit Preisen in Verbindung zu bringen, die ihrer Niedrigkeit halber noch vor kurzem als ganz und gar unmöglich gegolten haben würden. Um eine wirklich erstaunlich geringe Summe kann eine Familienbibliothek um eine Reihe von Bänden bereichert werden, die auch in dekorativer Beziehung das höchste leisten und eine nie versagende belehrende Anregung in bequemster Form vermitteln. Manchem von uns Aelteren, dem in seiner Jugend überall die Tatsache entgegengetreten war, daß äußerer Prunk und innere Vollendung bei einem literarischen Erzeugnis unversöhnliche Gegensätze seien, mag es nicht ganz leicht fallen, anzuerkennen, daß da eben ein gründlicher Umschwung eingetreten ist, und auch im gegenwärtigen Fall sind die artistischen Beigaben vielleicht dem einen oder anderen gar zu reichlich bemessen. Allein die Anzahl dieser konservativ gesinnten Beurteiler dürfte der Mehrheit moderner Bücher-

*) Weltall und Menschheit. Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Völker. Herausgegeben von Hans Kraemer in Verbindung mit E. Beushausen, M. v. Eyth, W. Foerster, H. Klaatsch, A. Leppmann, A. Marcuse, W. Marshall, G. Naß, A. Neuburger, H. Potonié, K. Sapper, K. Weule, G. Wislicenus u. a. m. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart. Deutsches Verlagshaus Bong & Co. Gr. 8°. I., II., III., IV. Band. Der fünfte, wesentlich der Technik gewidmete Band wird wahrscheinlich noch im Laufe dieses Jahres erscheinen. Der Preis ist 10 Mark für den Band. Herr Beushausen ist leider inzwischen verstorben.

Digitized by Google

freunde gegenüber numerisch nicht allzu sehr ins Gewicht fallen, und diese letzteren sind es, deren Wünschen eine unternehmende Verlagsbuchhandlung von heute Rechnung zu tragen hat. Daß dies aber bei dem hier in Rede stehenden Werk ganz vortrefflich gelungen ist, wird niemand in Abrede stellen.

Die erwähnternaßen außerordentlich zahlreichen Abbildungen sind zum größeren Teil dem Texte eingedruckt, zum kleineren Vollbilder von guter technischer Ausführung. Allenthalben sehen wir, vorzugsweise eben auch in den Bildern, dem kulturgeschichtlichen Gesichtspunkt Rechnung getragen; aus alten Schriften sind zahlreiche Faksimilierungen herübergenommen worden, die uns zeigen, wie unsere Altvordern über geographische und naturwissenschaftliche Fragen gedacht haben. Einzelne Abschnitte locken nach dieser Seite hin natürlich mehr als andere an; so gewährt Marshalls Uebersicht über die Meereskunde einen tiefen Einblick in die Raritätenliebhaberei der Vergangenheit. Bei den Wissenschaften, die vom historischen Geist mehr denn andere durchdrungen sind, muß sich das Interesse an solchen Reminiszenzen steigern, und W. Foerster, der gewiegte Forscher auf dem Gebiete der astronomischen Entwicklungsgeschichte, hat mit gutem Grund eine ganze Reihe solcher Darstellungen ausgegraben, die von großem Wert für das Studium älterer Phasen dieser Disziplin sind. Vieles gibt aber auch direkt sachliche Belehrung. Das gegenwärtige Zeitalter ist beispielsweise des Anblickes eines großen Schweifsternes gänzlich entwöhnt und muß solche Phänomene aus Beschreibungen und Bildern kennen lernen. Da ist denn die Wiedergabe eines Holzschnittes, der den berühmten Riesenkometen von 1680, mit Nürnberg als Hintergrund, zur Anschauung bringt, höchst belehrend, ganz abgesehen von der Umschrift, die uns ein klares Bild von der Denkweise einer schon relativ aufgeklärten und dabei doch noch recht naiven Generation vermittelt. Die reiche Fülle derartiger Illustrationen bringt es mit sich, daß schon ein bloßes Durchblättern der Bände zahlreiche Eindrücke gewährt, die zu vertiefen, jeder von selbst gern die Lektüre in Angriff nehmen wird. Gegenüber anderen Veröffentlichungen verwandten Charakters kann die vorliegende den Vorzug beanspruchen, daß Text und Bild zusammengehören, während nicht selten sonst der Verfasser und der ihn unterstützende Künstler sich nicht genügend in die Hände gearbeitet haben. Lernen wir nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen, die zur Charakteristik eines aufstrebenden Literaturzweiges wohl nicht überflüssig waren, den Inhalt des Werkes nunmehr in großen Umrissen kennen.

Der erste Band, in den sich Professor Sapper (Tübingen) und Dozent Marcuse (Berlin) teilten, macht uns mit Gegenständen bekannt, die in ihrer Gesamtheit so ziemlich die physikalische Geographie ausmachen. Der erstgenannte schildert den Aufbau der Erdrinde und die Agentien, welche die Herausbildung des gegenwärtigen Oberflächenreliefs bewirkt haben. Durch längeren Aufenthalt in Mittelamerika mit den gewaltsamen Betätigungen der verborgen schlummernden Naturkräfte vertraut geworden, vermag er uns das Wesen der Erdbeben und der vulkanischen Erscheinungen — er kennt auch den Mont Pelée von persönlichem Besuche her — lebensvoller als manch anderer, der sich nur auf Gedrucktes stützen kann, nahe zu bringen. Auch der Bergbau und die Gewinnung der für das menschliche Leben wertvollen Nutzmineralien haben einen eigenen Abschnitt eingeräumt erhalten. — In Marcuses Abteilung werden besprochen die Gezeitenbewegung, der Erdmagnetismus nebst den Polarlichtern und die Vorgänge in der Atmosphäre. Es ist hier dem Autor sehr gut gelungen, auch verwickelte Prozesse, wie z. B. die Vorbereitung und Auslösung eines Gewitters, allgemein verständlich zu machen. Möchten recht viele gebildet sein Wollende das nachlesen, was über die Schwierigkeit und Möglichkeit einer rationellen Wetterprognose ausgesagt wird, damit das Publikum, was in Nordamerika schon längst erreicht ist, aufhöre, sinnlose Anforderungen an die ausübende Meteorologie zu stellen!

An der Spitze des zweiten Bandes steht ein sehr ausführlicher Essay über „Entstehung und Entwicklung des Menschengeschlechts" von Professor H. Klaatsch. Man kennt die temperamentvolle Art des Heidelberger Anthropologen, dem jedenfalls das Verdienst zukommt, die Gefahr einer gewissen Schablonisierung, der sein Wissenszweig durch konsequente Anwendung an sich scharfsinnig ausgedachter Messungsmethoden zu verfallen drohte, richtig erkannt und neues Ferment in die Lehre vom Menschen hineingetragen zu haben. Auch wenn man mit seiner durchgreifenden Anwendung des Entwicklungsprinzips nicht immer einverstanden ist, wird man doch stets mit Interesse seiner lebendigen und von trefflichen Illustrationen getragenen Darstellung folgen. In einem geschichtlichen Rückblick, der die Ansichten des Verfassers sehr entschieden hervortreten läßt, werden die Zugehörigkeit des Menschen zum Tierreiche, die paläontologische Stellung unserer Art und die verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Affen der Erörterung unterzogen. Selbstverständlich hat heutzutage die Vogtsche Theorie, die in ihrer Weise genau ebenso intolerant wie nur irgend eine Kirchenlehre war, keinen Boden mehr in der wirklichen Wissenschaft; es wird vielmehr wahrscheinlich zu machen gesucht, daß homo sapiens einerseits und die Gesamtheit der Primaten andererseits von einer gemeinschaftlichen Urform im Tertiär herstammen, die wir als solche nicht kennen und nur durch Schlüsse aus spärlichen Resten einigermaßen zu rekonstruieren imstande sind. Hierauf wird zur Prähistorie übergegangen und zumal das Leben und Treiben des paläolithischen Menschen gekennzeichnet, dessen Kulturstandpunkt sich jetzt besser übersehen läßt, seitdem gewisse Feuersteinsplitter, die man früher für reine Naturprodukte hielt, als menschliche Artefakte primitivster Prägung anerkannt worden sind. Es ist zum erstenmal dadurch zwar nicht bewiesen, wohl aber wahrscheinlich gemacht worden, daß schon vor Beginn der großen Vereisung Wesen, die sich somatisch von uns nicht in irgendwie tiefer gehenden Kennzeichen unterschieden, auf mitteleuropäischem Boden gehaust haben. Durch den fossilen Menschen und seine Gebrauchsgegenstände werden wir ganz natürlich hinübergeleitet zu den wilden Stämmen der Jetztzeit, die zum Teil auch noch nicht über das Steinzeitalter hinausgewachsen sind. Dem Verfasser zufolge stellen Negroide, Mongoloide und Europäer den Anfang einer den natürlichen Verhältnissen am besten angepaßten Rassengliederung dar. — In kürzerem Umriß führen uns Professor Potonié (Berliner Bergakademie) und Professor Beushausen (ebendort) die vorweltliche Geschichte der Pflanzen und Tiere vor. Den etwas trockenen Stoff zu beleben, ist beiden wohl geglückt, wobei allerdings die graphischen, gut ausgewählten Beigaben tüchtig mithelfen; wir erinnern nur an die vorzüglichen Farbenbilder des Bernsteins (nach Conwentz) und an das alle Beschreibungsversuche weit überragende Landschaftsgemälde aus der Karbonzeit. Der Bearbeiter der Zoopaläontologie hat sehr geschickt diejenigen Leitfossilien herausgehoben, die wirklich typisch und zugleich leicht bestimmbar sind, ohne sich in jenes Meer von Kriterien zu versenken, die für den Fachmann das eigentlich Wichtige sind, dem Fernerstehenden aber das Eindringen in die Versteinerungskunde auf das äußerste erschweren. Daß manche Frage sowohl in Klaatschs als auch in Beushausens Arbeitsfeld einschlägt, schadet nicht das mindeste, denn der kritische Leser wird gar nichts dawider haben, einunddasselbe Objekt von zwei verschiedenen Seiten her beleuchtet zu erhalten.

Die Astronomie und Kosmologie, bearbeitet von Geheimrat Foerster, nimmt mehr als die Hälfte des dritten Bandes ein. Von der Erdgestalt ausgehend, wendet er sich den Bewegungen der Himmelskörper zu und läßt uns einen Einblick in die Kämpfe um das wahre Weltsystem tun, die erst im XVII. Jahrhundert ihren Abschluß gefunden haben. Der oft verständnislosen Beurteilung der großen griechischen Astronomen Hipparch und Ptolemäus tritt der Verfasser mit echt historischem Geiste entgegen, und es sind diese liebevoll ausgeführten Skizzen der

Digitized by Google

antiken Planetentheorie auch dem Eingeweihten wertvoll. Die stets bemerkbare Gerechtigkeitsliebe des Verfassers scheint uns nur in dem einen Punkte ein wenig zu versagen, daß er Galileis Abschwörung einen „Flecken" auf dessen Andenken nennt. Welcher achtundsechzigjährige, kranke Mann hätte unter dem physischen und moralischen Druck, der auf ihm, einem überzeugungstreuen Katholiken, lastete, wohl anders gehandelt? Weiterhin werden wir mit den großen Fortschritten der topographischen Sternkunde und der Astrophysik bekannt gemacht; gar manche Textstelle und gar manche Abbildung verdienen von der populärwissenschaftlichen Schriftstellerei dauernd festgehalten zu werden, wie etwa der wechselnde Aspekt des von einem Bewohner des Planeten gesehenen Saturnringes. Mit entschiedener Vorliebe werden zuletzt, unter Berufung auf die neuesten Errungenschaften der Sternphotographie, die kosmischen Nebel abgehandelt. — Eine populäre Geschichte der Erdkunde, vorab derjenigen der Entdeckungen und der fortschreitenden Erweiterung des geographischen Horizontes, hat Professor Wenle (Leipzig) übertragen erhalten; er entledigt sich dieser Aufgabe, deren Schwierigkeit niemand verkennen wird, mit großem Geschick. Der dritte Band erstreckt sich einstweilen auf Altertum und Mittelalter, auf Zeiträume also, in denen von einer geographischen Wissenschaft nur zeitweise und bedingt die Rede sein konnte. Aber es ist auf der anderen Seite zweifellos reizvoll, zu erfahren, welche Kenntnis von der Erde die hochstehenden Kulturvölker des Altertums besaßen, die Aegypter, Mesopotamier, Perser, Israeliten, Phöniker, Karthager usw. Von den Indern, einer ganz ungeographischen Nation, ist wenig, von den Chinesen etwas mehr zu erzählen. Weit höher steht selbstredend das Griechentum, und die Römer haben wenigstens für das Hinausrücken der Grenzen des Wissens aus praktischen Gründen viel geleistet. Im Mittelalter ruhte zuerst die geographische Expansion fast völlig, indem nur die Normannen, deren Züge deshalb auch ausführlicher behandelt werden, neue und entlegene Länder entdeckten. Nachdem dann auch noch der vielfach abenteuerlichen kosmographischen Vorstellungen der patristischen und scholastischen Periode gedacht worden ist, bricht der erste Teil des historischen Abrisses mit den in ihrer Art doch schon einen Fortschritt bezeichnenden Kompaßkarten des XIV. und XV. Jahrhunderts ab.

Der zweite Teil, mit dem der vierte Band seinen Anfang nimmt, führt uns auf 244 Seiten jene großartige Entfaltung der geographischen Wissenschaft vor, von der man sagen kann, daß sie mit der zielbewußten Organisation des Auffindens ferner Küsten, die das Verdienst Heinrichs des Seefahrers war, erst wirklich begann oder doch von neuem entstand. Das ganze Entdeckungszeitalter, versinnlicht in zeitgenössischen, vortrefflich reproduzierten Land- und Seekarten, zieht vor unserem geistigen Auge vorüber, aber auch die großen Reisen zur Erzwingung einer nordwestlichen und nordöstlichen Durchfahrt, die Großtaten Berings und Cooks, späterhin die Entschleierung Afrikas und Innerasiens sowie der Kampf um die beiden Erdpole kommen zur Geltung. Es war nicht leicht, aus dem ungeheuren Stoffe eine dem Zweck angepaßte Auslese zu treffen, indessen wird auch der Geograph gern diese Zusammenfassung der bedeutsamsten Tatsachen zur Kenntnis nehmen. — Es reiht sich an „die Erforschung des Meeres" von Professor Marshall (Leipzig). Der Verfasser ist Zoologe von Beruf, und so kann es nicht wundernehmen, daß er dem tierischen Leben im Meere besondere Aufmerksamkeit widmete. Fischerei und Tauchergeschäft lernt man ebenfalls recht gut kennen. Dankenswert ist eine Uebersicht über jene rein wissenschaftlichen ozeanischen Fahrten, die seit einem halben Jahrhundert immer zahlreicher von allen Kulturnationen ins Werk gesetzt wurden. — Die Kugelgestalt der Erde mußte, wie dies bei einem Sammelwerk dieser Art nicht anders sein kann, zu verschiedenen Malen berührt werden; Sapper, Foerster, Meule hatten, jeder von seinem Standpunkte aus, sich mit dieser Grundwahrheit abzufinden. Dagegen blieb es Dr. Marcuse (s. o.) vorbehalten, noch besonders die Gestalt und Größe unseres Planeten zum Gegenstande der Besprechung zu machen. Er hatte zu zeigen, wie sich allmählich die Anschauungen über die Form dieses Körpers — Kugel, Sphäroid, Geoid — umgestalteten, und wie die Gradmessungsarbeit, in welche General J. J. Baeyer System und Plan brachte, die Dimensionen der Erde mit früher für undenkbar gehaltener Schärfe zu ermitteln gestattete. Auch auf die Bestimmung der Erddichte wird näher eingegangen. Man darf es einem Astronomen hoch anrechnen, daß er, sonst stets mit den für ihn weit einfacheren Hilfsmitteln der Mathematik arbeitend, es gleichwohl dahin brachte, gemeinverständlich zu schreiben und auch von den schwierigsten Problemen insoweit eine Vorstellung zu vermitteln, als es sich der Natur der Sache nach ermöglichen ließ. —

Unser Bericht, der sich kurz fassen mußte, wird wenigstens dazu ausreichen, unsere Leser darüber ins klare zu setzen, was sie von dem unter allen Umständen ungewöhnlichen Werk zu erwarten haben. Möge es seinen Weg erfolgreich machen und allen, die bei seiner Herstellung beteiligt waren, die aufgewandte Mühe lohnen!

München. S. Günther.

Von Storm und Keller.

Der Mensch muß hinter dem künstlerischen Werke stehen, das ist allbekannt; es gibt aber sogar Schriftsteller, die durch ihre Persönlichkeit mehr als durch Form und Inhalt ihrer Werke fesseln. Man könnte das vom alten Fontane sagen.

Dennoch entspricht auch die literarische Persönlichkeit, die sich in den Werken gibt, nicht ohne weiteres dem Wirklichkeitsmenschen. Auch sie ist noch ein Idealbild, ist es vielleicht da am meisten, wo sie am stärksten wirkt. Nicht als ob dies Bild dadurch zustande käme, daß Schwächen versteckt würden — es kann im Gegenteil durch eine Hervorkehrung von Absonderlichkeiten, wie bei Jean Paul, von Untugenden, wie bei Heine, gewonnen werden, — oft wirkt es durch stärkere Schatten- und Lichtgebung, manchmal durch harmonische Ausgleichung; immer aber ist es Porträt, nicht Photographie.

Storm hat Keller in seinen Dichtungen lieb gewonnen, er schreibt an ihn und trägt ihm, wie Tasso dem Antonio, seine Freundschaft an. Ein Briefwechsel*) kommt zustande, der sich durch Jahre hinzieht. Beide sind naturgemäß wohlerfahren mit der Feder umzugehen, und so geben sie sich zunächst, wie in ihren Werken; ihre literarischen Physiognomien scheinen einander zugewendet, und das hat doppelten Reiz bei so verschiedengearteten Naturen. Dann aber tritt, zum mindesten auf Kellers Seite, ein gewisser Ueberdruß ein; der Briefschreiber emanzipiert sich von dem Poeten, hinter der idealen, schriftstellerischen Persönlichkeit taucht der Wirklichkeitsmensch auf und straft jene teilweise Lügen.

*) Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller. Herausgegeben und erläutert von Albert Köster. Berlin 1904. Verlag von Gebrüder Paetel.

Digitized by Google

Man findet, sagte ich, Storm und Keller zunächst so wieder, wie man sie aus ihren Werken kennt, und es verlohnt, vor den beiden, nun einander nahegerückten Porträtmedaillons der Dichter zu verweilen.

Das „Pflanzenhafte" in Storms Natur, wovon er selbst einmal in einem Brief an Fontane gesprochen, tritt eigentümlich zutage. Er ist mit seiner Umgebung verwachsen und versenkt sich darein. Ein sehr liebevolles Verhältnis verbindet ihn mit seinen Kindern, namentlich mit seinem Juristen Ernst, und es wird sorglich von ihm gepflegt. Wie er für die geliebte erste Frau, die schöne Constanze, in einer zweiten Ehe Ersatz suchte und in gewisser Weise auch fand, so zieht er die Kinder, man möchte sagen, bewußt, an sich heran, um das eigene Liebesbedürfnis ausleben zu können. Familienfeste werden umständlich gefeiert und in ihrem ganzen Stimmungsreiz ausgekostet; Weihnachten ist jedes Jahr ein Erlebnis, das mit allen Zaubern der Erinnerung umwoben, mit weichem Zärtlichkeitsaustausch begangen und durchaus künstlerisch in Szene gesetzt wird. Storm ist ein Lebenskünstler, der nicht nur dem summenden Teekessel oder dem goldenen Lärchenzweig in der Weihnachtstanne ihre Reize abgewinnt, er genießt gleichsam auch das eigene Leben literarisch, er liest es wie — eine Stormsche Novelle. „Lieber Vater", schreibt ihm der Sohn, „ich habe mich mit einem ganz armen, siebzehnjährigen blonden kleinen Mädchen verlobt." Und er darauf: „Du schlägst nicht aus der Art, mein Junge; sei sie herzlich uns willkommen." Der Vater und der Novellist begehen das Ereignis gemeinsam, und der Novellist hat an dem Vater seine Freude.

In seinen alten Tagen baut sich Storm ein neues Haus in Hademarschen. Das ererbte Familienhaus in Husum bezieht er nicht, weil da Erinnerungsschatten die Treppe auf und nieder gleiten, und er nicht mehr die Kraft in sich fühlt, es mit neuem Leben zu erfüllen. Den neuen Bau aber umspinnt er mit dem Epheu seiner wehmütig rankenden Empfindungen, immer zugleich den allen Hausherrn und das neu erstehende Mauerwerk in seinen Betrachtungen poetisch spiegelnd. An Erich Schmidt schreibt er, wie er einsam ins hohe Balkenwerk des unvollendeten Baus gestiegen sei und wie ihn der Gedanke plötzlich überkommen: ein Fehltritt, und man findet den greisen Bauherrn tot in seinem noch unfertigen Gemäuer. Aber er versetzt sich auch schon in Gedanken an den Schreibtisch in seinem künftigen Zimmer, begeht das Richtfest recht genußsam, sucht sich d e n Blick auf die Landschaft aus, der ihm innerlich wohl tut, sorgt für die resedagrüne Tapete, die seiner Stimmung schmeichelt. An der Wand dann stellt er den Schrank mit den alten, lieben Büchern auf, — es sind seltene, erste Ausgaben der Werke ihm verwandter Geister darunter, der Schreibtisch wird zurechtgerückt, sodaß nach Herablassen des hellen Rollvorhangs eben „Sonnenschatten" auf dem bereitgelegten Blatte sei.

Theodor Storm ist seiner ganzen Veranlagung nach eine tiefreligiöse Natur, — ohne irgendwelches Verhältnis zur Religion, zu Gott. Am Weihnachtstage geht er wohl in die abendliche, kerzenerleuchtete Kirche, die verklungenen Jugendeindrücke in seinem Innern wieder tönen zu lassen; aber das ist auch alles. Er kennt keine Zweifel, keine Fragen, das Ueberirdische ist für ihn ausgeschieden. Nur in einer Hinsicht — und das ist wieder der ganze Storm — läßt sich die innere Stimme nicht immer zum Schweigen bringen: die Schatten der Dahingegangenen stehen vor ihm auf und sehen ihn mit fragenden Augen an. Gibt es ein Wiederfinden nach dem Tode? Man hat die Empfindung, eine Natur wie die seine müßte ein Ja darauf finden; aber es ist sehr viel Verstandeskühle in diesem Stimmungsmenschen; der Gedanke quält ihn, so oft sie einen Sarg hinaustragen, doch weist er ihn entschlossen, verneinend ab.

Seine Kraft wurzelt im unbedingten Glauben an das eigene Können; es gibt nur wenig ernste Künstler, die ihn in ähnlichem Maße wie er besessen hätten. Darum kann er ruhig über die Altersschwäche der einen oder anderen Arbeit spötteln, weil er den wirklichen Zweifel nicht kennt. Er wägt die Produktion der Mitlebenden an der seinen, und ihre Schälchen fliegen federleicht empor. Fontane hat von dem Disput mit Kugler über Geibels Gedichte launig erzählt; Storms Urteil wiederholt sich in diesen Briefen an Keller, just bei Gelegenheit von Geibels Tod: „Geibel den Menschen habe ich allzeit hochgestellt; den Dichter nur sehr bedingt anerkennen können; ich gebe nicht mein ‚Oktoberlied' für seine ganze Lyrik, d. h. eigentliche Lyrik." Man ermißt, wie ein Mann, der über die Anerkannten, Reinen so kühl und ruhig aburteilt, die Schar der Tagesdiener von sich scheuchte. Das „Odi profanum vulgus et arceo" ertönt mehr als einmal.

Es fehlt — und man ist dankbar dafür — an kleinen Widersprüchen nicht. Storm ist eine durchaus humane, tolerante Persönlichkeit; auf das bloße Gerücht hin aber, daß sich Ebers irgendwie leichtfertig über die Novelle als Kunstform geäußert habe, wird gleich verächtlich von ihm und seinen Stammgenossen, den Juden, gesprochen. Orden kommen nicht in Betracht und „die Auflehnung gegen Gnadenzeichen steckt bei uns im Volke, und das mein' ich auch nicht anders wissen". Trotzdem hat Storm seine unverhohlene Freude daran, wie ihm der Maximilian zu teil wird, und zur Hochzeit seines Juristen putzt er sich gern damit, vergißt auch nicht den „bescheidenen roten Adler" dazu anzustecken. Es macht ihm nichts aus, sich gelegentlich ü b e r seine eigenen Ansichten zu stellen; er ist sehr frei. Dank seines festgewurzelten Subjektivismus ist dieser Lyriker einer der freiesten Menschen, welche die moderne Literaturgeschichte kennt. Kleine Widersprüche gewiß; im ganzen aber will der Storm nicht die Spur anders scheinen als er ist.

„Der Sonnenschatten, d. h. das betreffende Fenster, will mir nicht recht gefallen im Resedazimmer. Wenn ich die Wahl hätte, so würde ich nur Nordlicht in einem Arbeitszimmer haben, wie die Maler, so daß aller Glanz, Licht und Wechsel der Naturstimmung draußen liegt zur gefälligen Einsicht von ruhigem Schattensitze aus. . . Philiströse Naturen wollen stets die Sonne in der Stube haben, während es sich so gedankenhell und ruhig weilen läßt, wenn man im klaren Schatten sitzt und der Sonnenschein draußen auf dem Lande liegt", so schreibt Keller an Storm. Und in diesen scheinbar belanglosen Worten, gibt sich doch wohl sehr viel von seiner Persönlichkeit, der so ganz anders gearteten, als es die des Husumer Lyrikers ist. Der Epiker spricht. Er sucht den freien Ausblick auf Landschaft und Menschentreiben, sein eigenes Sein soll nicht hineingezogen werden in das Bild, er hält sich zurück, im Schatten. Das Zuschauerische bestimmt den Persönlichkeitsgeschmack, weder mit Personen noch irgendwelchem Hausrat wird Kult getrieben.

Auch Keller hat einmal solch altes Haus bewohnt, und es ist ihm lieb geworden. Wodurch? Der weitläufigen Flure, alten Oefen und dergleichen hat er sich erfreut. Es war ein bequemes Hausen. Aber daß er innerlich irgendwie Besitz ergriffen hätte, daß die Stimmung der Zimmer und des Holzgetäfels zu der seinen gesprochen hätte, davon findet sich nichts; er saß da, bequem, im Schatten.

Keller beseelt ein ausgesprochen ethisches, sehr humanes Ideal. Auf den kleinen judenunfreundlichen Ausfall Storms, erfolgt von Kellers Seite sofort die Reprimande: . . . „hierzu braucht es keine Juden, so wie überhaupt meine Erfahrungen und Beobachtungen dahin gehen, daß ich auf jeden vorlauten und schreienden Juden zwei dergleichen Christen, seien es Franzosen oder Deutsche, Schweizer inbegriffen, rechnen kann." Treffliche Worte, aber sie klingen an dieser Stelle und in diesem Zusammenhang ein wenig philiströs; man hat das Gefühl, daß hier ein Spaziergänger unnötigerweise den Harnisch anlegt. Dieser Zug aber ist bezeichnend. Der in seiner Kunst so selbstherrlich spielende Keller, steht dem Leben überhaupt nicht sehr souverän gegenüber. Er will zugleich Erzieher sein und wird dadurch ein ganz klein bißchen Sklave seiner freiheitlichen Intentionen.

Digitized by Google

Auch sonst wohl trifft das zu. Mit dem ihm eigenen Humor schildert Keller gelegentlich, und dann wiederholt, sein Verhältnis zu seiner Schwester. Wie sie in sein Zimmer kommt, einen nicht genügend frankierten Brief, für den Strafporto zu zahlen war, in der Hand, und den Poeten mit langen Auseinandersetzungen aus seiner Arbeit scheucht; wie sie ihn in ängstlicher Besorgnis um den Holzvorrat im Winter in schlecht geheiztem Zimmer arbeiten läßt — „sie friert natürlich nie, weil sie nie still sitzt" —; wie sie eine gewisse klug psychologische Behandlung erfordert — „ich muß die Grüße jedesmal mit einer gewissen Trockenheit anbringen, wenn sie wirken sollen". Das alles lebt man mit, und man hat seine vergnügliche Freude daran, wie überlegen der Keller das schildert; aber man sagt sich schließlich doch, daß die Ueberlegenheit eine künstlerische und theoretische ist, und daß eine sehr reale und praktische Abhängigkeit dahinter steckt. Es will ganz dasselbe besagen, wenn der Züricher Poet launig von sich bekennt, daß er es nicht fertig bringe, aus einem Laden ohne zu kaufen wieder herauszugehen.

Es tritt das zutage, wovon ich sprach: in diesen Briefen erscheint einem Keller zunächst mit dem aus seinen Werken bekannten Gesichtsausdruck; nun aber lernt man neben der künstlerischen Physiognomie Züge des Wirklichkeitsmenschen kennen.

Mit der ihm eigenen naiven Unbefangenheit übt Storm an Kellers Schriften Kritik — gerade das gegenseitige Kritiküben hatte er sich, da er den Briefwechsel anspann, so reizvoll gedacht, er selbst war ja auch unverwundbar. Aber schon die kühle, recht kühle Aufnahme seiner gesammelten Gedichte, verletzt Keller offenbar; fürderhin stimmt er den Ton der Briefe merklich herab. Als Storm vollends mit dem „Martin Salander" nicht „recht etwas anfangen zu können" eingesteht, bricht er die Korrespondenz ab und läßt Storms letzte Schreiben ohne Antwort. Er verträgt das nicht, oder, wenn man so will, die freundschaftlichen Beziehungen zu Storm sind ihm den Aerger nicht wert. Auch darin könnte man ein Zeichen von Unfreiheit sehen, man hat jedenfalls das Gefühl, daß dieser Zug zu Kellers literarischer Physiognomie in Widerspruch tritt.

Ich meine, man soll mit dem Urteilsfällen dennoch vorsichtig sein. Je mehr ein Künstler mit seinem Werk verwachsen ist, desto schwerer wird ihn jede Ablehnung schmerzen; je mehr er gibt, desto mehr kann man ihm nehmen. Man braucht andererseits nur an Storm zu denken, um sich ganz klar darüber zu sein, daß die Unempfindlichkeit aus — gemein menschlich gesprochen — Unbescheidenheit, die Verletzlichkeit aber aus innerer Demut und Selbstzweifeln entspringen kann. Jeder, der Goethes Gespräche in der Biedermannschen Ausgabe (ein wundervolles Buch) gelesen hat, weiß wie empfindlich sich Goethe einem Luden und einem Passow gegenüber bezeigte, sobald seine Werke in Zweifel gezogen wurden; und doch war er der „Olympier". So habe ich auf diesen Zug Kellers auch nur deshalb hingewiesen, um zu zeigen, daß das, was wir künstlerische Physiognomie nennen, ein Idealbild, nicht einfacher Wirklichkeitsausdruck ist. Sich darüber klar zu werden, scheint mir wichtig für die Auffassung des Wesens der Kunst.

Belustigend für den späten Leser ist an diesem prächtigen, viel innere Anteilnahme heischenden Briefwechsel überhaupt das Eine: wie wenig diese beiden „Freunde" sich verstehn. Man kann kaum Unzutreffenderes über Keller lesen, als das, was Storm ihm schreibt, und Keller sündigt darin noch mehr. An sich hat das nichts Erstaunliches bei so verschieden gearteten Individualitäten, und produktive Naturen haben allezeit was nicht auf ihrer Linie lag, sehr radikal und ganz allgemein abgewiesen. Doch staunt man wirklich, wenn Keller eine echt Stormsche, elegische Gefühlshingabe als Koketterie bezeichnet, oder wenn er das Gedicht „Geh nicht hinein" mysteriös und „ihm wenigstens unverständlich" nennt. Ich kann mir nichts Klareres denken, und man steht da wie vor einem Rätsel.

Trotzdem fanden sich die beiden im Tiefsten und Heiligsten, was es für sie gab, und stimmten ganz darin überein, — im Ernst der künstlerischen Arbeit. Was der bedeuten will, kann man in gleicher Weise aus Kellers wie aus Storms Briefen lernen.

„Ich lebe jetzt in einer Leidenszeit", schreibt Keller. „Mit der Korrektur des „Sinngedichtes" beschäftigt und den Text nun zum dritten- oder viertenmal mit der Feder in der Hand durchgehend, stoße ich immer noch auf zahlreiche Nester von groben Schulfehlern, Anhäufungen gleichlautender Worte, Verbalformen, Partikeln und der verfluchten Endsilbe -ung, -heit und -keit, die ich bisher übersehen, sodaß ich mich mit meinen 62 Jahren fragen muß, ob das noch anders werden kann." Storm schlägt, ganz seiner mitteilsamen und anschmiegenden Natur gemäß, ein anderes Verfahren ein. Alles, was er schreibt, und während er es schreibt, läßt er seine Frau lesen oder liest es ihr vor. Er setzt sich ihr dann gegenüber und errät aus ihrem Gesichtsausdruck, ob es ihr „munter eingeht" oder ob sie nicht recht vorwärts kommt. Ist letzteres der Fall, so stellt er Fragen, bis er sich klar darüber wird, wo das Hindernis steckt. Manches Sprunghafte wird so ausgeglichen.

Dieses stille, gewissenhafte, oft selbstquälerische Arbeiten in gleicher Weise, nach dem der genießende Leser nichts zu fragen hat, dessen er sich nicht einmal bewußt werden darf, mag für die Bestimmung des innerlichen Verhältnisses zweier Männer zueinander belanglos scheinen. Es ist es dennoch nicht. All das steckt dahinter: Kunstauffassung, Charakter und zum Teil auch Lebensanschauung. Und wenn man dem künstlerischen Treiben eine Weile zugesehen hat, wird man sich klar darüber, daß es gut bürgerliche, sei es alltägliche Eigenschaften sind, deren Mangel auch in der Kunst Großes nichtig, deren Besitz Kleines wertvoll machen kann.

Ernst Heilborn.

Dichtermonographien.

Mit einer spielerischen Umkehr des Wortes: „Dichten ist Gerichtstag halten über sich selbst", könnte man behaupten: Das Gerichthalten der Dichter ist ein unwillkürliches Dichten über sich selbst. Wenigstens ist dies der Eindruck, und man kann wohl sagen, der wohltuende Eindruck, den man aus der Lektüre der neun zierlichen lila Büchelchen mitnimmt, die der Verlag von Schuster & Loeffler unter dem Gesamttitel „Die Dichtung" in die Welt sendet. Dichter sollen über Dichter schreiben, das ist der Gedanke, der den Herausgeber Dr. Paul Remer bei diesem Werke leitet, und den er bisher in glücklicher Weise zur Ausführung brachte.

Seit den Sudermannschen Klagen über die Theaterkritik hat sich eine weitschweifige Literatur über Wert, Grenzen, Notwendigkeit der Kritik überhaupt entsponnen, man untersuchte Wesen, Tun und Können der Kritiker, es wurde unendlich viel gescholten und verteidigt und von denen wenigstens doch geredet, die nicht Partei nahmen. Man untersuchte ernsthaft, ob der Kritiker auf einer niedereren Stufe stünde, als die Schaffenden, und ob der Schaffende sich also dem etwa Niedereren unterwerfen müsse. Da ist nun die vorliegende Sammlung auch in dieser Beziehung eine kleine Tat. Man zeigt, anstatt zu reden. Man zeigt, was die Schaffenden selber unter Kritik verstehen. Denn Lebensschilderungen müssen ja subjektiv, also kritisierend gehalten sein, sind es vor allem in diesen neun ersten Monographiebänden.

Die beiden souveränsten haben Hesse und Scherbart geliefert. Hermann Hesse, der in seinen eigenen Liedern und

Prosadichtungen eine ungewöhnliche verträumte Tiefe und dabei Anschaulichkeit verrät, stellt sich vor uns hin, selber als ein Erzähler: „Ehe ich weiter von diesem merkwürdigen Buche und Euch rede, will ich aber erzählen, wer eigentlich dieser Herr Boccaccio war (denn er ist leider schon seit längeren Zeiten verstorben), und wie er das ‚Dekameron' geschrieben hat." Und das tut er denn in einem wohlgegliederten, behaglichen Stile, der uns in jene Zeit versetzt, in der die Abenteuer so wohlfeil waren wie grüne Blätter am Baume und in der man so gemächlich Zeit und Hörer fand, sie zu erzählen. Interessante Bilder sind dem Buche beigegeben. Florenz, nach einem alten Holzschnitt, ein Blatt mit Boccaccios Handschrift, ein Stück des Titelblattes der 1492 zu Venedig erschienenen Druckausgabe des Dekameron und mehrere Porträts des Dichters.

In gleicher Weise sind alle anderen Bände geschmückt, auch rahmen die Frucht-Guirlanden, -Kränze und -Körbe von Vogeler-Worpswede die Blätter erquicklich ein.

Scherbart folgt in seinem „Cervantes" seiner krausen, grotesken Laune. Er dichtet eine Begegnung mit Cervantes, Don Quichote und Sancho Pansa als Rahmen der ganzen Lebensschilderung und läßt uns auf die lustigste Weise mit der Rosinante eine Reise in die Luft machen. Der Schweif des Pferdes wird zu einer Windmühle, und da nun einmal diese Windmühle vorhanden ist, so befindet sich in ihr auch sogleich ein Fenster, eine Bank, man kann dort hinein- und hinaussteigen, Sanchos Esel wiehert darin, Dulcinea und ihre Gefährtin steigen die Treppe hinab. Eine tolle Phantasie, mit derselben trockenen Selbstverständlichkeit vorgetragen, mit ähnlich gefaßten Kapitelüberschriften angekündigt, wie bei Cervantes, dazwischen kunstvoll der Lebenslauf des spanischen Dichters dem einen oder dem andern in den Mund gelegt.

Sachlicher geht der Herausgeber selber, Paul Remer, zu Werke. Er stellt uns mit ein paar persönlichen Worten sein Verhältnis zu seinem Dichter dar, wir spüren es an der Wärme seiner Darstellung, daß er ihm wesensverwandt ist, sonst aber vertieft er sich bescheidener in Leben und Werk Liliencrons, wie es ihm erscheint.

Und auf gleichem Wege wandert der Lyriker Hans Bethge. Freilich ist es eine Art Hymnus, mit dem er Hölderlin zu uns heranbringt, und die stille Tragödie dieses Griechen ohne Sonnenhimmel berührt uns in Bethges Schilderung wie eine Dichtung selber, aber gewissenhaft ist eine strenge Einteilung festgehalten: „Der Knabe Hölderlin", „Tübingen und Thüringen" und weiteres. Bethge schreibt über seinen Liebling „als ein Freund, der Dich kennt und ein Nachkommne, der glücklicher ist, als Du, der Dich begreift und betrauert".

Noch ernster und mit einer, wie man fühlt, schmerzhaften Ehrlichkeit setzt sich Paul Ernst mit seinem Dichter auseinander. Er, der nach dem Höchsten ringende Dramatiker, legt an Ibsen die Sonde an. Er stellt die abstrakten Forderungen, die er an die Höchsten zu stellen gezwungen ist. Ueberall klingt es heraus wie unwillkürliche Selbstbekenntnisse. Fragen, Zorn, Verachtung und wieder bange Fragen: „Aber wäre das (Ibsens Epilog ‚Wenn wir Toten erwachen') wirklich der letzte Schluß unserer heutigen Welt? Noch nie hat eine Gesellschaftsform soviel Kraft freigemacht, wie die heutige — — wenn jemand die Kraft hätte, sich von ihren Vorurteilen zu erlösen, auf alles, im Grunde doch verächtliche Wirken von heute verzichten könnte, so würde er aus den rein technischen Bedingungen der Kunst heraus Großes zu schaffen vermögen."

Ruhig wieder, überschauend, warm, geht Riccarda Huch mit Keller, dem sie aus ihren Züricher Tagen, bei gleichen Quellen vielleicht manch geschriebene Anregung verdankt. Sie braucht sich nicht Zwang anzutun, kein Gewand überzuwerfen, das aus der Zeit ihres Dichters stammt, wie sie geht und steht paßt sie dazu, über seine gesunden, klar hingestellten Menschen zu reden.

Schwieriger hat es Julius Hart mit Tolstoj gehabt. Nicht, weil ihm etwa der große Heilige nicht durchdringbar wäre — im Gegenteil führt seine eigene Priester- und Prophetennatur ihn in gleiche Regionen, aber er kämpft gegen das unbehagliche Bewußtsein, daß Tolstoj selber allem Reden und Schwätzen über Dichter keine andere Bedeutung zugesteht, als die etwa eines Kaffeeklatsches. Auch ist es keine Kritik, die Hart uns gibt, nur ein mit großer Aufrichtigkeit und der Dringlichkeit, die wir an ihm lieben, wiederholtes Bekenntnis zu seinem neuen Gott.

Hofmannsthals Victor Hugo ist ein kleines technisches Kunstwerk. Wie denn dieser Dichter ein so empfindliches Ohr hat, daß er niemals gegen die phonetischen Gesetze verstoßen kann. Aber auch das, was er sagt, ist interessant — für ihn, weniger für Hugo. Wieder eine Art indirekter Autobiographie wie in den meisten der übrigen Büchelchen hier. Er sagt: „Es ist im tiefsten Schicksal des Einzelnen, ob er bestimmt ist, mit den Höhepunkten solcher geistig geselligen Phänomene zusammenzutreffen oder etwa ihre absinkende Bahn erst zu durchkreuzen." Hugo kam mit der Fülle seiner produktiven Kraft, meint er, in die Fülle der Epoche — und wir fühlen, wie der Künstler der Dekadenz hierbei die Parallele zieht.

Der Wiener David endlich, wie er uns den Anzengruber aus des Oesterreichers und des Wieners Besonderheiten heraus erklärt, scheint uns einen seiner wunderlich ergreifenden Romane vorzulegen, die so tiefspürend Milieu, Charakterentwicklung und Schicksal in ihren feinsten Beziehungen zueinander erraten und schildern.

„Also teilt der Dichter das Schicksal des Staates", sagt er, „dem er entsprossen, dessen Siege ohne Frucht bleiben, dessen Niederlagen aber nimmer gut zu machen sind und vergiftend weiterschwären."

So hat jeder der neun monographierenden Dichter sein eigenes persönliches Glaubens- und Schicksalsbekenntnis niedergelegt vor dem Monumente seines Dichters. Und über das Persönliche hinaus gewinnt das Bedeutung, weil sie eben alle Fruchttragende des heutigen Tages sind, die den Heroen, die uns schon emporgerückt sind, die Schalen füllen und uns dadurch ein Gesamtbild dessen geben, wie der heutige Tag seine Werte verteilt an seine Mit- und Ueberlebenden.

Anselm Heine.

Die Lichtflamme.

II.

s war einmal so," sagte der Narr, „daß unser Heiland und der heilige Petrus einen ganzen Tag auf dem höchsten Turm der Burg des Paradieses gesessen und hinab auf die Erde gesehen hatten. Sie hatten so viel anzugucken, daß sie kaum Zeit fanden, ein Wort miteinander zu wechseln. Unser Heiland hatte sich die ganze Zeit still verhalten, aber der heilige Petrus hatte bald vor Freude in die Hände geklatscht und bald den Kopf mit Abscheu abgewendet. Bald hatte er gelächelt und gejubelt, und bald hatte er geweint und gejammert. Endlich, als der Tag zur Neige ging, und die Abenddämmerung sich auf das Paradies senkte, wandte sich unser Heiland an den heiligen Petrus und sagte, nun müsse er wohl froh und zufrieden sein. ‚Womit sollte ich wohl zufrieden sein?' fragte da Sankt Petrus in heftigem Tone. — ‚Je nun', sagte unser Heiland sanftmütig, ‚ich glaubte, Du würdest mit dem, was Du heute gesehen, zufrieden sein.' — Aber der heilige

Petrus wollte sich nicht besänftigen lassen. — ‚Es ist ja wahr', sagte er, ‚daß ich so manches liebe Jahr darüber geklagt habe, daß Jerusalem in der Gewalt der Ungläubigen ist, aber nach all dem, was sich heute begeben hat, meine ich, daß es ebenso gut so hätte bleiben können, wie es war.'

Raniero begriff nun, daß der Narr von dem sprach, was im Laufe des Tages vorgefallen wor. Er wie die andern Ritter begannen nun mit größerer Anteilnahme zuzuhören als im Anfang.

„Als der heilige Petrus dies gesagt hatte," fuhr der Narr fort, indem er einen pfiffigen Blick auf die Ritter warf, „beugte er sich über die Zinnen des Turmes und wies zur Erde hinab. Er zeigte unserm Heiland eine Stadt, die auf einem großen, einsamen Felsen lag, der aus einem Gebirgstal aufragte. ‚Siehst Du diese Leichenhaufen?' sagte er, ‚und siehst Du das Blut, das über die Straßen strömt, und siehst Du die nackten elenden Gefangenen, die in der Nachtkälte jammern, und siehst Du all die rauchenden Brandstätten?' Unser Heiland schien ihm nichts erwidern zu wollen, und der heilige Petrus fuhr mit seinem Gejammer fort. Er sagte, wohl habe er oft dieser Stadt gezürnt, aber so übel hätte er doch nicht gewollt, daß es dort einmal aussehen solle. Da antwortete endlich unser Heiland und versuchte einen Einwand. — ‚Du kannst doch nicht leugnen, daß die christlichen Ritter ihr Leben mit größter Unerschrockenheit gewagt haben', sagte er."

Hier wurde der Narr von Beifallsrufen unterbrochen, aber er beeilte sich fortzufahren.

„Nein, stört mich nicht," bat er. „Jetzt weiß ich nicht mehr, wo ich stehen geblieben bin. Ja, richtig, ich wollte eben sagen, daß der heilige Petrus sich ein paar Tränen fortwischte, die ihm in die Augen kamen und ihn am Sehen hinderten. ‚Nie hätte ich geglaubt, daß sie solche wilde Tiere sein würden,' sagte er. ‚Sie haben ja den ganzen Tag gemordet und geplündert. Ich verstehe nicht, daß Du es Dir beifallen ließest Dich kreuzigen zu lassen, um Dir solche Bekenner zu schaffen'."

Die Ritter nahmen den Scherz gut auf. Sie begannen laut und fröhlich zu lachen. „Was, Narr, ist der heilige Petrus so böse auf uns?" rief einer von ihnen.

„Sei nun still und laß uns hören, ob unser Heiland uns nicht in Schutz genommen hat!" fiel ein anderer ein.

„Nein, unser Heiland schwieg fürs erste still," sagte der Narr. „Er wußte von altersher, daß wenn Sankt Petrus so recht in Zug gekommen war, es nichts nützte, ihm zu widersprechen. Er eiferte weiter und sagte, unser Heiland möge ihm nicht einwenden, daß sie sich schließlich doch erinnerten, in welche Stadt sie gekommen seien und auf bloßen Füßen im Büßergewand in die Kirche gingen. Diese Andacht hatte ja garnicht so lange gedauert, daß es überhaupt lohnte, davon zu sprechen. Und dann beugte er sich noch einmal über den Turm vor und wies hinab nach Jerusalem. Er wies auf das Lager der Christen davor. ‚Siehst Du, wie Deine Ritter ihren Sieg feiern?' fragte er. Und unser Heiland sah, daß überall im Lager Trinkgelage gefeiert wurden. Ritter und Knechte saßen da und sahen syrischen Tänzerinnen zu. Gefüllte Becher kreisten, mit Würfeln spielte man um die Kriegsbeute, und — —"

„Man hörte Narren zu, die alberne Geschichten erzählten," fiel Raniero ein. „War das nicht auch eine große Sünde?"

Der Narr lachte und nickte Raniero zu, gleichsam als wollte er sagen: Na, warte nur, ich will Dir's schon heimzahlen.

„Nein, unterbrecht mich nicht," bat er abermals, „ein armer Narr vergißt so leicht, was er sagen wollte. Ja, richtig, der heilige Petrus fragte unsern Heiland mit der strengsten Stimme, ob er meine, daß ihm dieses Volk große Ehre mache. Darauf mußte unser Heiland natürlich antworten, daß er das nicht meine. ‚Sie waren Räuber und Mörder, ehe sie von daheim auszogen,' sagte Sankt Petrus, ‚und Räuber und Mörder sind sie auch heute noch geblieben. Dieses Unternehmen hättest Du ebenso gut ungeschehen lassen können. Es kommt nichts Gutes dabei heraus'."

„Na, na, Narr!" sagte Raniero mit warnender Stimme.

Aber der Narr schien eine Ehre darein zu setzen, zu probieren, wie weit er gehen könne, ohne daß jemand aufspränge und ihn hinauswürfe, und er fuhr unerschrocken fort:

„Unser Heiland neigte nur den Kopf wie einer der zugesteht, daß er gerecht gestraft wird. Aber beinahe im selben Augenblick beugte er sich eifrig vor und sah mit noch größerer Aufmerksamkeit als früher hinunter. Da guckte Sankt Petrus ebenfalls hinab. ‚Nach was blickst Du denn aus?' fragte er."

Der Narr führte dies mit sehr lebhaftem Mienenspiel aus. Alle Ritter sahen sowohl unseren Heiland wie Sankt Petrus vor Augen, und sie woren begierig, was es sein möchte, wos unser Heiland erblickt hätte.

„Unser Heiland antwortete, es sei nichts Besonderes", sagte der Narr, „aber er ließ doch auf jeden Fall nicht ab, hinabzublicken. Sankt Petrus folgte der Richtung der Blicke unseres Heilands, und er konnte nichts anderes finden, als daß unser Heiland dasaß und in ein großes Zelt hinabsah, vor dem ein paar Sarazenenköpfe auf lange Lanzen aufgespießt waren und wo eine Menge prächtiger Teppiche, goldener Tischgefäße und kostbarer Waffen, die in der heiligen Stadt erbeutet waren, aufgestapelt lagen. In diesem Zelte ging es ebenso zu wie überall anderswo im Lager. Da saß eine Schar Ritter und leerte die Becher. Der einzige Unterschied konnte der sein, daß hier noch mehr gelärmt und gezecht wurde als an irgend einem anderen Orte. Der heilige Petrus konnte nicht verstehen, worum unser Heiland so vergnügt war, als er dart hinabblickte, daß die Freude ihm förmlich aus den Augen leuchtete. So viele grimmige und furchtbare Gesichter, wie er dort erblickte, glaubte er kaum je um einen Zechtisch versammelt gesehen zu haben. Und der Wirt bei dem Gastmahl, der am oberen Tischende saß, war der entsetzlichste von allen. Es wor ein etwa fünfunddreißigjähriger Mann, furchtbar groß und grob, mit einem roten Gesicht, das von Narben und Schrammen durchkreuzt wor, mit harten Fäusten und starker, polternder Stimme."

Hier hielt der Narr einen Augenblick inne, so, als fürchtete er weiterzugehen, aber Raniero so wie den anderen machte es Spaß, von sich selbst sprechen zu hören, und sie lachten nur über seine Dreistigkeit. „Du bist ein kecker Bursche", sagte Raniero, „laß uns nun sehen, wo Du hinaus willst!"

„Endlich", fuhr der Narr fort, „sagte unser Heiland ein paar Worte, aus denen Sankt Petrus erriet, worüber er sich freute. Er fragte Sankt Petrus, ob er fehl sähe oder ob es sich wirklich so verhielte, daß einer der Ritter ein brennendes Licht neben sich hätte."

Raniero zuckte bei diesen Worten zusammen. Erst jetzt wurde er böse auf den Narren und streckte die Hand nach einem schweren Trinkhumpen aus, um ihn ihm ins Gesicht zu schleudern, aber er bezwang sich, um zu hören, ob der Bursche zu seiner Ehre oder zu seiner Unehre sprechen wollte.

„Sankt Petrus sah nun", erzählte der Narr, „daß obgleich das Zelt im übrigen mit Fackeln beleuchtet wor, einer der Ritter wirklich eine brennende Wachskerze neben sich stehen hatte. Es war eine große, dicke Kerze, eine solche, die bestimmt war, einen ganzen Tag und eine ganze Nacht zu brennen. Der Ritter, der keinen Leuchter hatte, worein er sie stecken könnte, hatte eine ganze Menge Steine ringsherum aufgehäuft, damit das Licht stehen bleibe."

Die Tischgesellschaft brach bei diesen Worten in lautes Gelächter aus. Alle wiesen auf ein Licht, das neben Raniero auf dem Tische stand und ganz so aussah, wie der Narr es beschrieben hatte. Aber Raniero stieg das Blut zu Kopfe, denn dies war das Licht, das er vor ein paar Stunden am heiligen Grabe hatte entzünden dürfen. Er hatte es nicht über sich gebracht, es erlöschen zu lassen.

„Als der heilige Petrus dieses Licht sah", sagte der Narr, „wurde es ihm freilich klar, worüber unser Heiland sich gefreut hatte, aber zugleich konnte er es nicht lassen, ihn ein wenig zu

bemitleiden. ‚Ja, so', sagte er, ‚das ist der Ritter, der heute morgen nach Herrn Gottfried von Bouillon auf die Mauer sprang und am Abend sein Licht vor allen anderen am heiligen Grabe entzünden durfte.' — ‚Ja, so ist es', sagte unser Heiland, ‚und wie Du siehst, hat er sein Licht noch brennen.'"

Der Narr sprach nun sehr rasch, während er ab und zu einen lauernden Blick auf Raniero warf: „Sankt Petrus konnte es noch immer nicht lassen, unseren Heiland ein ganz klein wenig zu bemitleiden. ‚Verstehst Du denn nicht, warum er dieses Licht brennen hat?' sagte er. ‚Du glaubst wohl, daß er an Deine Qual und Deinen Tod denkt, wenn er es sieht. Aber er denkt an nichts anderes, als an den Ruhm, den er errang, als er nach Gottfried von Bouillon als der tapferste im ganzen Heere anerkannt wurde.'"

Bei diesen Worten lachten alle Gäste Ranieros. Raniero war sehr zornig, aber er zwang sich gleichfalls zu lachen. Er wußte, daß alle es drollig gefunden haben würden, wenn er nicht ein bißchen Spaß hätte vertragen können.

„Aber unser Heiland widersprach dem heiligen Petrus", sagte der Narr. „‚Siehst Du nicht, wie ängstlich er für das Licht besorgt ist?' fragte er. ‚Er hält die Hand vor die Flamme, so wie nur jemand das Zelttuch lüftet, aus Furcht, daß die Zugluft es ausblasen könnte. Und er hat beständig damit zu tun, die Nachtschmetterlinge zu verscheuchen, die herumfliegen und es zu verlöschen drohen.'"

Es wurde immer herzlicher gelacht, denn was der Narr sagte, war die reine Wahrheit. Raniero fiel es immer schwerer, sich zu beherrschen. Es war ihm, als könnte er es nicht ertragen, daß jemand mit der heiligen Lichtflamme seinen Scherz trieb.

„Der heilige Petrus war jedoch mißtrauisch", fuhr der Narr fort. „Er fragte unseren Heiland, ob er diesen Ritter kenne. ‚Er ist nicht gerade einer, der häufig zur Messe geht oder den Betschemel abnützt', sagte er. Aber unser Heiland ließ sich von seiner Meinung nicht abbringen. ‚Sankt Petrus, Sankt Petrus!' sagte er feierlich. ‚Merke Dir, daß der Ritter hier nach diesem frömmer werden wird als Gottfried! Von wo gehen Milde und Frömmigkeit aus, wenn nicht von meinem Grab? Du wirst Raniero di Ranieri Witwen und notleidenden Gefangenen zu Hilfe kommen sehen. Du wirst sehen, wie er Kranke und Betrübte in seine Hut nimmt, so wie er jetzt die heilige Lichtflamme hütet.'"

Darüber erhob sich ein ungeheueres Gelächter. Es erschien allen, die Ranieros Laune und Leben kannten, sehr spaßhaft. Aber ihm selbst war der Scherz wie das Gelächter ganz unleidlich. Er sprang auf und wollte den Narren zurechtweisen. Dabei stieß er so heftig an den Tisch, der nichts anderes war, als eine auf lose Böcke gelegte Tür, daß er wackelte und das Licht umfiel. Es zeigte sich nun, wie besorgt Raniero war, das Licht brennend zu erhalten. Er dämpfte seinen Groll und nahm sich Zeit, das Licht aufzuheben und die Flamme anzufachen, ehe er sich auf den Narren stürzte. Aber als er mit dem Lichte fertig war, war der Narr schon aus dem Zelte geeilt, und Raniero sah ein, daß es nicht der Mühe lohnte ihn in der nächtlichen Dunkelheit zu verfolgen. Ich treffe ihn wohl noch ein andermal, dachte er und setzte sich nieder.

Die Tischgäste hatten inzwischen weidlich gelacht, und einer von ihnen wollte den Spaß fortsetzen und wandte sich an Raniero. „Eins steht doch fest, Raniero, und das ist, daß Du diesmal der Madonna in Florenz nicht das Kostbarste schicken kannst, was Du im Kampfe errungen hast", sagte er.

Raniero fragte, warum er glaube, daß er diesmal nicht seinem alten Brauche folgen würde.

„Aus keinem anderen Grunde", sagte der Ritter, „als weil das Kostbarste, was Du errungen hast, diese Lichtflamme ist, die Du angesichts des ganzen Heeres in der heiligen Grabkirche entzünden durftest. Und die wirst Du wohl nicht imstande sein nach Florenz zu schicken."

Wieder lachten die anderen Ritter, aber Raniero war nun in solcher Laune, daß er das Verwegenste unternommen hätte, um nur ihrem Gelächter ein Ende zu machen. Er faßte rasch seinen Entschluß, rief einen alten Waffenträger zu sich und sagte zu ihm: „Mache Dich zu langer Fahrt bereit, Giovanni! Morgen sollst Du mit dieser heiligen Lichtflamme nach Florenz ziehen."

Aber der Waffenträger weigerte sich schlankweg diesen Befehl auszuführen. „Dies ist etwas, was ich nicht auf mich nehmen will", sagte er. „Wie sollte es möglich sein, mit einer Lichtflamme nach Florenz zu reiten? Sie wäre erloschen, ehe ich noch das Lager verlasse."

Raniero fragte einen seiner Mannen nach dem anderen. Er erhielt von allen dieselbe Antwort. Sie schienen seinen Befehl kaum ernst zu nehmen.

Natürlich lachten die fremden Ritter, die seine Gäste waren, immer lauter und fröhlicher, je deutlicher es sich zeigte, daß keiner von den Mannen Ranieros seinen Befehl ausführen wollte.

Raniero geriet in immer größere Erregung. Schließlich verlor er die Geduld und rief: „Diese Lichtflamme wird dennoch nach Florenz kommen, und da kein anderer damit hinreiten will, werde ich es selbst tun."

„Bedenke Dich, ehe Du so etwas versprichst!" sagte ein Ritter. „Du reitest von einem Fürstentum fort!"

„Ich schwöre Euch, daß ich diese Lichtflamme nach Florenz bringen werde!" rief Raniero. „Ich werde das tun, was kein anderer auf sich nehmen wollte."

Der alte Waffenträger verteidigte sich: „Herr, für Dich ist es ein ander Ding. Du kannst ein großes Gefolge mitnehmen, aber mich wolltest Du allein ausschicken."

Aber Raniero war ganz außer sich und überlegte seine Worte nicht. „Ich werde auch allein ziehen", sagte er.

Aber damit hatte Raniero sein Ziel erreicht. Alle im Zelte hatten aufgehört zu lachen. Sie saßen erschrocken da und starrten ihn an.

„Warum lacht Ihr nicht mehr?" fragte Raniero. „Für einen tapferen Mann ist dies Begimen wohl für nichts mehr zu achten als ein Kinderspiel."

Falun. Selma Lagerlöf.

(Fortsetzung folgt.)

Eine freundliche Reisegabe.

Vor Jahren fuhr ich an einem schönen Frühlingstage von Eschwege durch das Werratal über Sooden-Allendorf nach Cassel. Mitgenommene Lektüre reizte mich nicht; die blühende Landschaft rechts und links der Eisenbahn beschäftigte mich genugsam. Und im Schauen erwuchs die geographische Wißbegierde. Wie heißt der schöne reich gegliederte und schön bewaldete Gebirgszug, durch den sich der Fluß den Weg gebahnt? In welcher geologischen Formation befinden wir uns? Ist das lieblich zu beiden Seiten des Flusses da, wo das Tal sich weitet, gelagerte Städtchen nicht ein Badeort? Die zahlreichen am Berge links aufsteigenden, gartengeschmückten Villen und ein langes Gradierhaus lassen es vermuten. „Sooden-Allendorf" ruft der Schaffner. Nur ist, als hätten wie ans der Heimat einst eine Ferienkolonie dahin gesandt. Da ein Schloß, dort eine Ruine auf der Höhe. Wem gehört jenes? Welches Geschlecht hauste einst in dem jetzt zerstörten Gemäuer? Wann und bei welcher Gelegenheit wurde es zerstört? Die Mitreisenden wußten auf alle diese Fragen keine Antwort zu geben; teils durchschliefen sie die entzückenden Frühlingsbilder, teils langweilten sie sich auf die eine oder andere Manier. Ich aber beklagte, daß ich auf viele meiner Fragen auch im Bädecker nicht genügende Antwort fand.

Digitized by Google

Und nun liegen vor mir sechsundzwanzig handliche Hefte, betitelt „Rechts und links der Eisenbahn". Verlag von Justus Perthes in Gotha, herausgegeben von Professor Paul Langhans. Jedes um den Preis von 50 Pf. käuflich. Auf dem Umschlage das Bild einer dem Beschauer entgegenbrausenden Lokomotive. Jedes Heft beginnt mit einer Uebersichtskarte, die uns in großen Zügen das natürliche Bild – Gebirge, Wasserstraßen, Tal- und Hochebenen — des deutschen Reichsgebietes vor Augen führt. Dann folgt ein teils historisch, teils physikalisch-geographisch beschreibender Text; ferner ein Ueberblick über die auf der Strecke durchfahrenen natürlichen Landschaften, dann ein solcher über die politische Gliederung des durchfahrenen Landes, und endlich ein Ausschnitt aus C. Vogels berühmter Karte des Deutschen Reiches mit der stark hervortretenden Linie der Bahn, die wir verfolgen, und der Anschlußbahnen, sowie deutlicher Bezeichnung der Stationen, und mit dem Gelände rechts und links der Strecke, soweit ein gutes Auge reicht.

So sind bereits dreizehn Hauptreisestrecken je für die Hin- und Rückfahrt – man braucht auf der letzteren also nicht von rückwärts zu lesen — bearbeitet; die kartographischen Teile in der der Verlagsanstalt würdigen technischen Vollendung, die Texte von Meistern der geographischen Literatur und genauen Kennern der betreffenden Strecken.

Berlin—Frankfurt a. M. über Güsten-Cassel und über Bebra, Berlin—Cöln, Berlin—Danzig Eydtkuhnen, Berlin—Warnemünde—Kopenhagen, Berlin—Hamburg—Nordseebäder, Berlin—Dresden—Prag, Berlin—Aachen, Frankfurt a. M.—Passau, Frankfurt a. M.—Hamburg über Cassel und über Bebra, Gießen—Metz—Nancy, München—Stuttgart—Straßburg, je hin- und rückwärts, — das sind die Strecken, für welche jetzt diese prächtigen Führer Eisenbahnreisender vorliegen. Für mehr als noch einmal so viele besonders viel befahrene Strecken ist „Rechts und links der Eisenbahn" in Arbeit — fürwahr ein Unternehmen, welches jeder dankbar begrüßen wird, dem es Freude macht, auf Eisenbahnreisen zugleich sehend und lesend zu lernen, und der es für einen Vorzug erachtet, im Fluge über Land und Leute der durcheilten Gegenden sich unterrichten zu können. Daß man mit diesem Büchlein in der Hand auch solchen Strecken lebhaftes Interesse abgewinnt, die sonst am meisten zum Schlummer oder zum Skatspiel reizen, oder für die man mit Vorliebe den Aufenthalt im Speisewagen aufspart, weil sie von „Gegend" wenig aufweisen, — das zeigen insbesondere die Aus- oder Rückreisen von und nach Berlin behandelnden Hefte auf den Seiten, die sich mit der weiteren Umgebung von Berlin beschäftigen. Es ist geradezu überraschend, wie mannigfach sich die vermeintliche Oede belebt.

Wenn der Herausgeber im Vorwort sagt: „Die Benutzung dieser Sammlung von Reiseführern wird beitragen zur Stärkung des Heimatgefühls, zur Pflege der Liebe und Begeisterung für deutsches Land und Volk. Dem aufmerksamen Beobachter wird sie zu einer Quelle vaterländischen Stolzes werden, aus der er auch in späterer Zeit wieder gern Anregung und Erinnerung an vergangene Reisetage schöpft", so ist uns das Zutreffende dieser Voraussage bereits zur Genüge von denen bestätigt worden, die eine oder die andere dieser freundlichen Reisegaben benutzt haben.

A. E.

Otto Erich Hartleben: Logaubüchlein. München 1904, Albert Langen.

Wie einst um Angelus Silesius, so hat sich Otto Erich Hartleben jetzt um Friedrich von Logau ein Verdienst erworben, indem er 150 der besten Logauschen Sinnsprüche in dem vorliegenden Büchlein dem modernen Publikum zugänglich gemacht hat. In einer ansprechend geschriebenen Einleitung gibt Hartleben eine Biographie und literarische Würdigung Logaus in jenem pikanten Stil, der Hartleben auszeichnet. Daß der Introduktteur dieser Sinnsprüche sich nicht von Leisetreterei und Prüderie hat beeinflussen lassen, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Nicht alles, was in diesem Logaubüchlein aus dem Schutt der Vergangenheit ausgegraben ist, erweist sich als echtes Gold, aber manche Sprüche haben mehr als bloß antiquarischen Reiz. Einige Proben, in der Orthographie des Dichters wiedergegeben, mögen die Ansicht begründen:

Fürsten-Diener.

Wann Diener löblich rathen,
so sind's der Herren Thaten;
wann Herren größlich fehlen,
ist's Dieneen zuzuzählen.

Eifeige Geistliche.

Wie ein Ottomanisch Kaiser
wollen Geistliche regieren.
der, den Zepter zu versichern,
läßt die Brüder strangulieren:
also wollen sie in Glaubens
Sachen herrschen und die Brüder
lieber räumen von dem Brote,
wann sie ihrem Wahn zuwider.

Gerechtigkeit.

In einer Hand das Schwert,
in andrer Hand die Schalen
Gerechtigkeit; denn so
sieht man sie meistens malen.
Wieso? Weil sich zur Wag'
ein Schwacher gerne kehrt,
ein Starker aber nicht,
der gerne faßt das Schwert.

Herrengewissen.

Ochsen spannt man nicht an Faden
denn er würde stracks zerrissen;
so auch läßt sich schwerlich binden,
wer Gewalt hat, an Gewissen.

Sich hüten.

Soll ich alles selbst verhüten,
was mir kann Gefahr erregen,
muß ich mich bloß auf das Hüten,
sonst auf kein Geschäfte legen.

Friedrich von Logau würde mit der Hartlebenschen Sichtungsarbeit sicherlich selbst zufrieden sein, hat er doch von seinen eigenen Sinngedichten dereinst gesungen:

Ich lasse nur genügen
ob ihrer viel gleich fallen,
wo nur noch Platz debatten
Die tüchtigsten von allen.

B.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Fr. Weinhausen,
SW. Dessauerstraße 1. part.
(Politik und Volkswirtschaft.)

Dr. E. Heilborn,
W. Kurfürstenstraße 83
(Kunst und Literatur.)

Dr. Th. Barth,
W. Tiergartenstraße 32.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 38. Berlin, den 18. Juni 1904. 21. Jahrgang.

Die Aktion

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

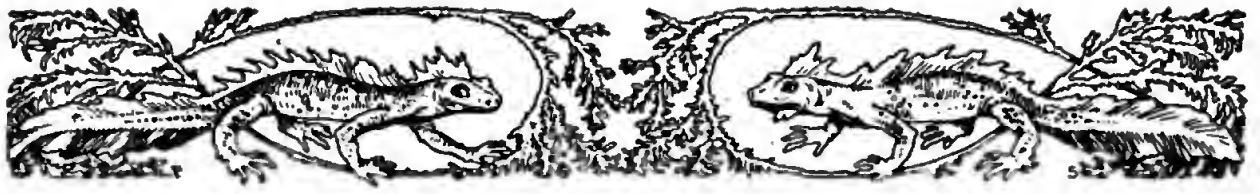
Der deutsche Reichstag hat sich seine langen Sommerferien in den letzten Tagen noch redlich verdienen müssen. So reich besetzte Tagesordnungen und gut besuchte Sitzungen wie in dieser Woche gab es selten um diese Jahreszeit. Dafür war allerdings das Schauspiel, das er am Schluß der vorigen Woche bot, um so kläglicher. Wichtige Entscheidungen der Wahlprüfungskommission mußten vertagt, jahrelang umstrittene Grundsätze, die jetzt mit Hilfe sanfter Petitionsvorschläge in die Praxis umgesetzt werden sollten, mußten von der Tagesordnung abgesetzt werden, weil es den Gegnern durch Anzweiflung der Beschlußfähigkeit des Hauses in jedem Moment möglich gewesen wäre, Abstimmungen unmöglich zu machen. — Aber auch der besser besetzte Reichstag der letzten Woche hat in Anbetracht seiner ungewöhnlichen Anstrengungen keine übermäßigen Erfolge gezeitigt. Die Münzgesetznovelle ist zwar in dritter Lesung nach den Wünschen der Talerfreunde angenommen worden, wird aber trotzdem nicht Gesetz werden, weil, wie der Schatzsekretär namens der verbündeten Regierungen erklärte, die Durchbrechung des Dezimalsystems, die in der Neuprägung von Dreimarkstücken liegt, das Gesetz unannehmbar mache. Die langjährigen Streitigkeiten über den Bau von afrikanischen Kolonialbahnen auf Kosten oder unter Garantie des Reiches sind zugunsten der Befürworter solcher Reichsunternehmungen nunmehr entgiltig entschieden worden. Die Bewilligungen sind keineswegs freudiger Kolonialbegeisterung zu verdanken. Dazu liegt ja bei unsern neuesten schlimmen Erfahrungen in Deutsch-Südwestafrika, die ständig neue Truppennachschübe und neue Millionen erforderlich machen, auch gar kein Anlaß vor. Die Bahnbauten wurden vielmehr, wie der Abgeordnete Schrader nachdrücklich namens der Freisinnigen Vereinigung wiederholt betonte, unter dem Gesichtspunkt gutgeheißen, daß man die Kolonien, die man nun einmal habe, auch mit Energie wirtschaftlich erschließen müsse, wenn die bisher gebrachten Opfer nicht ganz nutzlos sein sollten. — Die sozialdemokratische Interpellation über den preußischen Landarbeiter-Gesetzentwurf gestaltete sich zu einer praktisch zwar erfolglosen, aber immerhin recht deutlichen Desavouierung der preußischen Regierung auch seitens des Vertreters des Reichsjustizamtes. — Mit der Annahme der Novelle über Kaufmannsgerichte in einer sozialpolitisch sehr unbefriedigenden Form schlossen die Arbeiten des Reichstags für lange Zeit ab. Die Vertagung, die bis zum 29. November erfolgt ist, ermöglicht es, daß das Börsengesetz, das Reichsstempelgesetz, das Gesetz über die Entlastung des Reichsgerichts und die Totalisatorvorlage in dem Grad der Vorbereitung, in dem sie sich heute befinden, sofort neu in Angriff genommen werden können, ganz abgesehen von zahlreichen Anträgen und Kommissionsberichten, die noch der Erledigung harren und ohne weiteres unter den Tisch gefallen wären, wenn man die Session nicht vertagt, sondern geschlossen hätte.

Das preußische Abgeordnetenhaus möchte natürlich dem Beispiel des Reichstages je eher je lieber folgen und gleichfalls Sommerferien machen. Dazu wird es aber vor den ersten Julitagen nicht kommen, denn das Gesetz über die Erhöhung des Grundkapitals der Seehandlung, das Lotteriegesetz und die drei in der Kommission schon fertiggestellten wasserwirtschaftlichen Vorlagen sollen auf jeden Fall von beiden Häusern noch vorher erledigt werden. Die Ausschüsse arbeiten denn auch mit aller Energie, um dieses Ziel möglichst zu erreichen. Inzwischen hat das Plenum des Abgeordnetenhauses die Vorlage über die Aufsichtsführung bei den Amtsgerichten einstimmig verworfen und sich trotz der eindringlichen Warnungen der freisinnigen Parteien für die Erhöhung des Grundkapitals der Seehandlung ausgesprochen.

Die deutsche Reichshauptstadt stand die ganze letzte Woche hindurch offensichtlich unter dem Eindruck des dritten internationalen Frauenkongresses. Schon diese nachhaltige und ganz ungewöhnliche Einwirkung auf die Millionenstadt Berlin ist ein deutlicher Beweis dafür, mit welch urwüchsiger, innerer Kraft sie ausgestattet ist. Der Eindruck wurde noch verstärkt, wenn man die Beratungen und Versammlungen des Kongresses besuchte. Dem überaus zahlreichen Besuch vieler Tausende von Frauen, die täglich in der Philharmonie zusammenströmten, entsprach die überquellende Fülle der gebotenen Vorträge und Anregungen sowie der Ernst und die Sachlichkeit der Verhandlungen. Man wird es deshalb den Führerinnen des Kongresses, auf den wir seiner Bedeutung entsprechend in der nächsten Nummer noch ausführlich zurückkommen werden, gern glauben, daß von allen seitherigen internationalen Veranstaltungen der Frauen dieser Berliner Kongreß den Höhepunkt darstellt.

Während die weiteren Verhandlungen über den konservativ-nationalliberal-reaktionären Schulantrag für die Partei und die Landtagsfraktion der Freisinnigen Vereinigung die selbstverständliche Einheitlichkeit und Geschlossenheit der Verurteilung deutlicher als seither zutage treten ließ, hat sie in der nationalliberalen Partei zu einem Zwiespalt geführt, dessen Folgen sich heute noch nicht absehn lassen. Der Zentralvorstand der nationalliberalen Partei hat unter Vorsitz Hammachers „nach sechsstündiger lebhafter Aussprache" eine Resolution gegen eine Minderheit von fünf Stimmen zutage gefördert, die wegen ihrer zweideutigen Wendungen genau gelesen sein will. Sie lautet:

Digitized by Google



„Der Zentralvorstand erkennt an, daß der im preußischen Abgeordnetenhause eingebrachte Schulantrag sich im Einklang befindet mit derjenigen Stellungnahme, welche die nationalliberale Landtagsfraktion in Preußen in den Jahren 1892, 1896 und noch 1903, ohne Widerspruch in der Partei zu finden, in der Schulfrage eingenommen hat.

Er spricht die durch alle Erklärungen der Landtagsfraktion gerechtfertigte Erwartung aus, daß sie bei Ausgestaltung des Gesetzentwurfs bestrebt sein wird, der Simultanschule eine rechtliche Stellung zu verschaffen, die nicht nur die gesetzlich und tatsächlich bestehenden Simultanschulen unverändert aufrecht erhält, sondern auch die Weiterentwicklung dieses Schulsystems auf der Linie seiner grundsätzlichen Gleichberechtigung möglich macht."

Diese Resolution verbindet Anerkennungs- und Mißtrauensvotum in einer so durchsichtigen Weise, daß eine ganz außergewöhnliche Naivität dazu gehört, das Meisterstück nationalliberaler Beschwichtigungskunst nicht zu durchschauen. Daß sie trotzdem die Stürmer und Dränger in der nationalliberalen Jugend soweit beschwichtigen konnte, daß sie auch nach den lebhaften Protestkundgebungen des badischen jungliberalen Flügels noch ihren allgemeinen Verbandstag nationalliberaler Jugendvereine abbestellten, dieser sehr auffällige Umstand ist weniger eine Rechtfertigung für das Geschick nationalliberaler Fraktionsdiplomatie, als ein beschämendes Armutszeugnis für die entschieden Liberalen unter den Nationalliberalen. Denn daß es solche wirklich unter ihnen gibt, darf nach all den Protestresolutionen und Preßerklärungen der letzten Zeit füglich nicht bezweifelt werden. Wo aber wallen diese liberalen Elemente jetzt, wo die Partei einen so gänzlich unmotivierten, hörbaren Ruck nach rechts vollzieht, bleiben? Der vielgepriesene Hort der Freiheit innerhalb der nationalliberalen Partei, die Jungliberalen, zeigen sich ja durchaus geistesverwandt mit den Alten! Die liberale Energie, die angeblich in ihren Organisationen aufgespeichert war, ist von den reaktionären Gelüsten der Mutterpartei erstickt worden; und die Hoffnung, daß sie nach den lärmenden ersten Versuchen einer Betätigung, die so gänzlich mißglückt sind, sich je wieder erholen und stärker als zuvor werden könnte, ist so ausschweifend, daß auch die größten Optimisten sie nicht nähren und propagieren werden wollen. Die jungliberalen Vereine sind vielmehr durch ihr ganz unbegründetes Zurückweichen vor dem Bakel des Zentralvorstandes von jetzt ab vor aller Welt als das entschleiert worden, was sie seither schon immer waren, als Schutztruppe ultranationalliberaler Schaukelpolitik. Umso unerbittlicher tritt aber nun die Schicksalsfrage vor alle ehrlich liberalen Elemente innerhalb der nationalliberalen Partei und innerhalb der nationalliberalen Jugend. Werden sie dem Ruf des entschiedenen Liberalismus folgen und sich nach links konzentrieren? Oder werden sie noch länger die Verantwortung dafür mittragen wollen, daß der Pseudoliberalismus der nationalliberalen Partei die Geschäfte der Reaktion mit einem fadenscheinigen liberalen Mäntelchen drapiert und dadurch erleichtert?

Eine bedeutsame Schulfrage steht auch in Württemberg gegenwärtig im Vordergrund des politischen Lebens. Sie hat sogar die Frage einer Verfassungsrevision ernsthaft zur Diskussion gebracht. Die privilegierten Gesetzgeber der Ersten Kammer haben mit 13 gegen 11 Stimmen die Regierungsvorlage verworfen, durch welche das Prinzip der geistlichen Schulaufsicht durchbrochen und Volksschullehrern der Zugang zum Amt der Schulinspektoren ermöglicht werden sollte. Darauf hat die Regierung den ganzen Entwurf der Volksschulnovelle, dem auch das evangelische Konsistorium schon zugestimmt hatte, zurückgezogen, und der König hat aus diesem Anlaß den Kultusminister v. Weizsäcker noch seines besonderen Vertrauens versichert. Eine lebhafte Bewegung im Lande setzt das Siegel der Zustimmung unter diese Vorgänge. Die ganze Affäre bekommt ihr charakteristisches Gepräge aber erst durch den Umstand, daß es mit einer einzigen Ausnahme ausschließlich katholische Standesherren gewesen sind, welche jede Durchlöcherung des Prinzips der geistlichen Schulaufsicht schroff abgelehnt haben. Es ist also auch in Württemberg der Kampf um die moderne Schule ein Kampf gegen den Ultramontanismus. Daß das vorläufige Zurückweichen vor dieser dunklen Macht in dem vorwiegend protestantischen Württemberg noch keine endgültige Niederlage bedeutet, darf wohl angenommen werden. Die Idee der geistlichen Schulaufsicht widerspricht ja auch so sehr allen modernen Schulforderungen, daß bis tief in die Reihen der deutschen evangelischen Geistlichkeit hinein ihre Unhaltbarkeit erkannt wird. Gerade in den letzten Tagen sind neben den Pfarrverein für Hessen-Nassau auch die Pfarrvereine für Hannover und für den Regierungsbezirk Cassel mit entsprechenden Beschlüssen getreten. Und unter den evangelischen rheinischen Pfarrern wächst die Bewegung gegen die geistliche Schulaufsicht so stark, daß das Konsistorium der Rheinprovinz allen Kreissynoden für ihre diesjährigen Verhandlungen das Thema gestellt hat: „Die Bedeutung der geistlichen Ortsschulaufsicht in der Gegenwart." — Solchen Tatsachen gegenüber wirkt die Ablehnung der württembergischen Volksschulnovelle durch die klerikale Mehrheit der ersten Kammer nur um so grotesker.

Der belgische Liberalismus hat in der letzten Woche noch weitere namhafte Erfolge zu verzeichnen gehabt. Die Urwahlen für die Provinzialräte hatten nur 50 definitive Entscheidungen gebracht und 35 Stichwahlen übrig gelassen. Bei diesen Stichwahlen nun haben sich die Stimmen der liberalen und sozialistischen Wähler vereinigt und einen glänzenden Sieg erfochten. Sie gewannen mit ihren Erfolgen in der Hauptwahl zusammen 36 Sitze, während die Sozialisten ungeschwächt aus der Wahl hervorgegangen sind. Wenn dieses lehrreiche Wahlresultat auch nicht sofort den Klerikalismus in Belgien empfindlich schwächen wird, so hat es doch symptomatische Bedeutung für die Zukunft. Es zeigt, daß der Klerikalismus dort abflaut, und daß Liberalismus und Sozialismus wirkungsvolle Gegner sind, wenn sie sich zu verständigen wissen über ihre politischen Lebensinteressen.

Während vom ostasiatischen Kriegsschauplatz über neue militärische Erfolge Japans berichtet wird, treten im europäischen Rußland jetzt bedenklichere revolutionäre Anzeichen zutage. In Helsingfors ist auf den russischen Generalgouverneur Finlands Bobrikow von dem Sohn eines finischen Senators ein Revolverattentat verübt worden, das zu schwerer Verletzung des Repräsentanten Plehwescher Unterdrückungspolitik geführt hat; gleichzeitig wird auch aus Warschau von blutigen Straßenkämpfen zwischen Arbeitern und der bewaffneten Macht berichtet. Menetekel!

* * *

Das Stimmrecht der Handlungsgehilfinnen.

Die Reichsregierung und die Mehrheit des Reichstages haben die Woche, in welcher der internationale Frauenkongreß in Berlin tagt, dazu benutzt, um erneut den Nachweis zu liefern, daß man sich auf sie verlassen kann, sobald es sich um die Ablehnung fortschrittlicher Forderungen handelt. Die Reichsregierung hat durch den Mund des Staatssekretärs des Innern mitteilen lassen, daß der Gesetzentwurf über die Kaufmannsgerichte als gescheitert anzusehen sei, sobald den Handlungsgehilfinnen irgend welches Stimmrecht eingeräumt würde. Schon das aktive Stimmrecht — vom passiven garnicht zu reden — würde somit den Gesetz-

Digitized by Google

entwurf zum Sinken gebracht haben, wenn die reaktionäre Mehrheit des Reichstages nicht ein Einsehen gehabt und sich den Wünschen der hohen verbündeten Regierungen löblich unterworfen hätte. Die sogenannten sachlichen Gründe, die gegen die Einführung des Stimmrechts der Handlungsgehilfinnen geltend gemacht wurden, sind so armseliger Natur, daß man sich bei ihnen nicht aufzuhalten braucht. Der wahre Grund, weshalb man sich dieser bescheidensten aller Stimmrechtsforderungen des weiblichen Geschlechts hartnäckig widersetzt, steckt in der Mahnung: „principiis obsta“ — schneide von einem langen, alten Zopf keinen Zoll ab, Du könntest sonst genötigt werden, nach und nach den ganzen Zopf zu beseitigen.

Das verfilzte Gewebe alter Vorurteile, aus dem des deutschen Michel Schlafmütze besteht, wird bei uns noch immer mit einem gewissen nationalen Stolz getragen. Man preist es sogar hier und da als einen Beweis echt deutscher Gemütstiefe, daß den deutschen Frauen öffentliche Rechte so sorgsam vorenthalten sind; auf diese Weise produziert man Innigkeit des Familienlebens. Die brutalen Innigkeitsphilister haben zwar nichts dagegen einzuwenden, wenn Frauen Ziegelsteine karren und im Wasser stehend Weiden schneiden. Aber ihnen ein Stimmrecht einräumen, das läßt die zarte Sorge für die Erhaltung des weiblichen Wesens nicht zu. Man findet solche Ansprüche geradezu komisch.

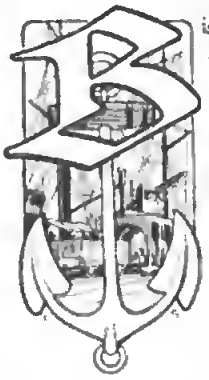
Die ganze Frauenbewegung ist ja noch nicht völlig aus dem Anfangsstadium aller großen Evolutionen heraus, in dem Hohn und Spott den Mangel ernsthafter Argumente ersetzen. Es kommt jedoch bei allen großen sozialen Bewegungen einmal der Zeitpunkt, da die Lacher lächerlich werden, und es scheint, daß die moderne Frauenbewegung sich diesem Zeitpunkt rasch nähert. Der Berliner internationale Frauenkongreß bezeichnet vielleicht in Deutschland den Punkt, von dem ab die einst verspottete Bewegung sich ernsthafte Beachtung erzwingt. Die Versagung des Stimmrechts für die Handlungsgehilfinnen aber erscheint in jedem Fall als ein gesetzgeberischer Akt traditioneller Rückständigkeit, der in der Geschichte der modernen Frauenbewegung in demselben Sinne eine historische Bedeutung beanspruchen darf, wie etwa die alten Feldschlangen in der Geschichte des Fortifikationswesens.

Die radikalen Frauen, die für das weibliche Geschlecht vollen Anteil an der Gesetzgebung verlangen, können sich bei ihrer Agitation eigentlich gar kein wirksameres Beweismittel für die Reformbedürftigkeit des gegenwärtigen Gesetzgebungsapparats wünschen, als sie in der Versagung des bescheidenen Stimmrechts der Handlungsgehilfinnen zutage tritt.

Mit der völligen politischen Entrechtung der Frau hängt auf das engste die Schlechterstellung der Frau in jedem Arbeitsverhältnis zusammen. Auch in jenen Berufen, in denen die Frau dasselbe leistet wie der Mann, wird sie dennoch durchweg schlechter bezahlt. Diese Ungerechtigkeit wird nicht eher gehoben werden, als bis die Frauen sich einen politischen Einfluß erkämpft haben. Auch die bessere Entlohnung der männlichen Arbeitsleistungen, speziell bei den Lohnarbeitern, ist bis zu einem gewissen Grade abhängig von der politischen Stellung, die der Arbeiterstand einnimmt. Die Bezahlung der Arbeit des ländlichen Tagelöhners würde sicherlich eine bessere sein, wenn unsere Junker und deren politische Gefolgschaft nicht so erfolgreich die ländlichen Tagelöhner von jeder wirksamen Organisation in gewerkschaftlicher wie in politischer Beziehung abzuhalten gewußt hätten. Politische Unmündigkeit und schlechte Bezahlung gehen Hand in Hand. Dieser Zusammenhang ist bisher erst wenigen Frauen völlig klar geworden. In demselben Maße, wie die Erkenntnis dieses Zusammenhangs wächst, wird auch die Frauenbewegung als eine zugleich wirtschaftliche und politische deutlicher hervortreten und an agitatorischer Energie gewinnen.

Theodor Barth.

Die Vorgeschichte des zweiten deutsch-atlantischen Kabels.



Bis zum 1. Juni ist, wie in den Tageszeitungen gemeldet wurde, die zweite deutsche Kabelverbindung durch den Atlantischen Ozean vom Kabeldampfer „Stephan“ glücklich vollendet worden. Es ist das ein hochbedeutsames Faktum, das vielleicht mit noch größerer Freude begrüßt werden muß, als die 1900 erfolgte erste Kabelverlegung zwischen Emden und Newyork. Der Fernerstehende kann sich schwerlich ein Bild von der Tragweite und hohen Bedeutung dieser Ereignisse machen.

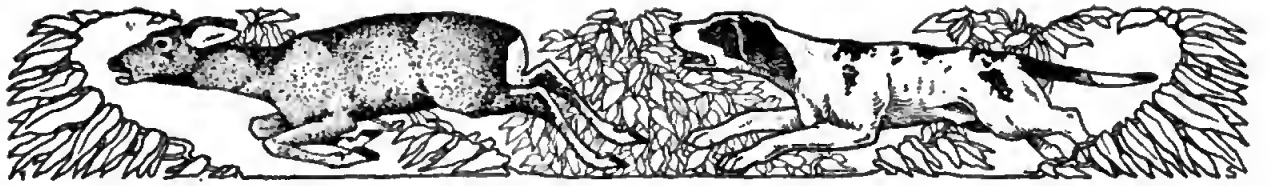
Um diese in vollem Umfange zu erkennen, muß man nur einen Blick auf die Vorgeschichte der beiden deutsch-atlantischen Kabel werfen, und man wird erst dann die Größe des Erfolges zu würdigen verstehen, den hier deutscher Unternehmungsgeist gegen die englische Hegemonie im Weltkabelverkehr errungen hat.

In jahrzehntelanger, geräuschloser Tätigkeit hatte die weitausschauende englische Diplomatie nahezu alle großen und wichtigen Kabelverbindungen der Welt sich selbst und den Interessen des britischen Volkes dienstbar gemacht, indem sie alle englischen Unternehmungen zur Schaffung neuer Kabelwege prämiär in weitgehender Weise unterstützte und förderte, lange bevor irgend eine andere Macht erkannte, welche furchtbare Waffe sich England damit für den Fall eines Krieges geschmiedet hatte. Schon im Frieden machte sich die absolute Beherrschung aller wichtigen, überseeischen Kabelwege durch England allen anderen europäischen Großmächten peinlich genug in Handel und Wandel und bei allen wichtigen diplomatischen Verhandlungen fühlbar, und wie rücksichtslos England seine vorzügliche Position allen anderen Staaten gegenüber ausnutzte, wenn seine Interessen es erforderten, das hat sein Verhalten im Burenkriege und die am 18. November 1899 ganz unvermutet eingesetzte, außerordentlich peinlich empfundene Depeschenzensur in Aden für den ganzen internationalen Telegraphenverkehr nach Ost- und Südafrika zur Genüge bewiesen.

Wie es alle Kabel nach Afrika beherrschte, so war auch der Depeschenverkehr nach Nord- und Südamerika bis in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts im wesentlichen von dem guten Willen Englands abhängig und konnte jederzeit der Kontrolle seiner Regierung unterstellt oder auch ganz unterbunden werden, wenn es der englischen Diplomatie so gut schien. Es ist ja während dieser kritischen Zeit nicht dazu gekommen: es wurde kein europäischer Staat in einen Krieg mit England verwickelt, sodaß derartige Maßregeln nicht notwendig waren, aber die Gefahr, daß plötzlich alle europäischen Staaten von fast jedem überseeischen Depeschenverkehr plötzlich völlig abgeschnitten wurden und England allein die Kabel seinen Interessen dienstbar machte, war doch permanent vorhanden, und wessen man sich von der britischen Regierung unter Umständen versehen konnte, das hat besonders Frankreich schon in Friedenszeiten wiederholt schmerzlich erfahren, als z. B. während der Expedition in Tonkin (1885) und Siam (1893) und nach dem plötzlichen Tode des Sultans Mulai Hassan von Marokko (6. Juni 1894) seine wichtigsten Regierungsdepeschen in London lange liegen blieben oder dort gar publiziert waren, bevor sie auch nur ihre Adresse erreicht hatten, sodaß England seine diplomatischen Maßnahmen zu treffen vermochte, bevor irgend eine andere Macht eine Ahnung von den wichtigen neuen Geschehnissen hatte.

Frankreich strebte auch zuerst, sich der englischen Vormundschaft im überseeischen Kabelverkehr zu entziehen, und

Digitized by Google



hatte sich deshalb schon frühzeitig, zunächst für den Verkehr mit Nordamerika, zwei eigene Kabelverbindungen geschaffen, welche, von Brest ausgehend, englisches Territorium nicht berühren, wie es die von den Vereinigten Staaten nach Europa gelegten Kabel leider durchweg tun.

Deutschland hingegen konnte lange Zeit hindurch nicht daran denken, sich auch von der Abhängigkeit seines amerikanischen Kabelverkehrs von England zu befreien. Mit der „Anglo-American Telegraph Company" bestand nämlich ein Vertrag, wonach die deutsche Reichspost sich verpflichtete, sämtliche aus Deutschland kommenden Depeschen für Amerika bis zum Jahre 1900 ausschließlich auf den Kabeln jener Gesellschaft zu befördern. Als nun die Zeit kam, in der jener Vertrag endlich ablaufen sollte, stellten sich neue, zunächst unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten in den Weg: man konnte aus technischen Gründen nicht daran denken, ein Kabel in einem Zuge zwischen Borkum und New-York, den beiden in Betracht kommenden Endpunkten, zu verlegen, sondern man war gezwungen, irgendwo eine Zwischenstation zu errichten. Auf englischem Boden durfte diese selbstverständlich nicht liegen; somit blieb nur der weite Umweg über die Azoren übrig. Diese sind bekanntlich portugiesisches Gebiet, dennoch aber schien auch ihr Anlaufen unmöglich, denn es hatten sich hier, wie fast an allen wichtigen Kabelstützpunkten der Erde, englische Unternehmer das ausschließliche Landungsrecht für Kabel vertraglich gesichert, schon zu einer Zeit, da andere Völker die ungeheure Bedeutung derartiger Konzessionen auch noch nicht annähernd zu würdigen verstanden. Obendrein war auch keine Aussicht vorhanden, daß die amerikanischen Landtelegraphen-Gesellschaften den Anschluß ihrer Linien an das deutsch-atlantische Kabel gewähren würden, ohne den natürlich die Verlegung und Benutzung dieses Kabels ein Nonsens gewesen wäre. Beachtet man ferner, daß noch 1899 in Deutschland nicht eine einzige Fabrik für Seekabel bestand, weil die wenigen von Deutschland benötigten kurzen Seekabel bis dahin sämtlich von britischen Firmen bezogen wurden, und daß außerdem auch England allein Kabelverlegungsdampfer von hinreichender Größe besaß, so vermag man sich vielleicht ein kleines Bild davon zu machen, welche Schwierigkeiten überwunden werden mußten, um die Verlegung des ersten deutsch-atlantischen Kabels zu ermöglichen.

Es ist gelungen: am 21. Februar 1899 wurde auf Anregung des Reichspostamts die „Deutsch-Atlantische Telegraphen-Gesellschaft" mit einem Grundkapital von 21 Millionen gegründet; am 27. Juni des gleichen Jahres wurde die erste deutsche Aktiengesellschaft für Fabrikation von Seekabeln, die „Norddeutschen Seekabelwerke" in Nordenham an der Weser, gegründet; am 8. November 1899 lief der erste deutsche Kabeldampfer, der den Seekabelwerken gehörige „v. Podbielski" in Glasgow vom Stapel, dem am 29. Dezember 1902 auf der Bredower Werft des Stettiner „Vulkan" ein größerer Bruder, der „Stephan" folgte, der jetzt die Verlegung des zweiten deutsch-atlantischen Kabels glücklich durchgeführt hat. Das Landungsrecht auf den Azoren, und zwar in Horta auf der Insel Fayal, wurde von der Besitzerin, der „Telegraph Construction and Maintenance Company" erworben, freilich nur gegen das beschämende Zugeständnis, daß das erste „deutsche" Kabel in England angefertigt und von englischen Schiffen verlegt werde. Auch der Anschluß an die amerikanischen Landlinien wurde nach langen Verhandlungen endlich gesichert. Im April 1899 gewährte Präsident Mac Kinley ferner die Erlaubnis zur Landung des Kabels auf amerikanischem Boden, was am 29. April desselben Jahres ein Danktelegramm unseres Kaisers an den Präsidenten zur Folge hatte. Und als endlich der Vertrag mit der englischen Kabelgesellschaft 1900 abgelaufen war, wurde im Sommer 1900 unter der trefflichen Leitung des englischen Ingenieurs Lucas das 8086 Kilometer lange Kabel Borkum-Horta-New-York verlegt und am 1. September 1900 dem Verkehr übergeben.

Die Leistungen waren vorzüglich, das pekuniäre Ergebnis überstieg alle Erwartungen, schon 1901 ergab sich ein Reingewinn von 1 080 000 Mark, und es konnten 4½ Prozent Dividende an die Aktionäre verteilt werden, und früher, als man es dachte, machte sich ein Bedürfnis nach einer zweiten deutschen Kabelverbindung mit Amerika bemerkbar. Demzufolge wurde der zwischen dem Reichspostamt und der „Deutsch-Atlantischen Telegraphengesellschaft" bestehende Vertrag vom 28. Mai 1899, der übrigens bis 31. Dezember 1944 läuft, am 25./26. April 1902 dahin erweitert, daß bis Ende 1904 ein zweites Kabel auf derselben Route wie das erste verlegt werden müsse, und es wurde eine vierprozentige Obligationsanleihe von zwanzig Millionen Mark aufgenommen, um die Kosten des neuen Kabels zu decken. Dies neue, 8190 Kilometer lange Kabel sollte nun aber auch in jeder Beziehung die Bezeichnung eines deutschen Kabels verdienen: es ist in Deutschland (Nordenham) hergestellt und von einem deutschen Kabeldampfer („Stephan") unter deutscher Leitung verlegt worden. Das Landungsrecht auf den Azoren besaß man ja und brauchte es nicht mehr um die Bedingung, daß das Kabel von einer englischen Firma fabriziert und verlegt werde, teuer zu erkaufen.

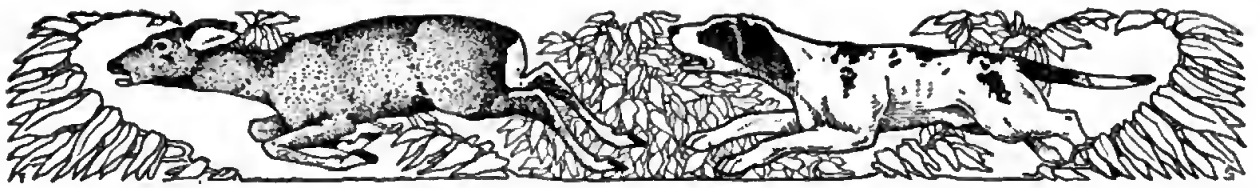
So bedeutet denn die am 1. Juni vollendete Verlegung des zweiten deutsch-atlantischen Kabels, dessen gutes Funktionieren übrigens gleichfalls sehr gerühmt wird, nichts mehr und nichts weniger als die Fertigstellung des ersten, großen, reindeutschen Nationalkabels!

Hoffentlich ist dies nur der erste Schritt zu einer gedeihlichen Weiterentwicklung im gleichen Sinne. Zwar werden wir nie daran denken können, im Weltkabelverkehr dieselbe Rolle zu spielen, wie das mächtige britische Reich, das schon durch seine über die ganze Erde an den wichtigsten Punkten verbreiteten Kolonien und die dadurch geschaffene Möglichkeit, sich überall nationale Kabelstützpunkte zu schaffen, einen unschätzbaren, nie einzuholenden Vorsprung besitzt. Dennoch läßt sich bei weiterem guten Willen viel erreichen, um die vollständige Abhängigkeit von England im überseeischen Kabelverkehr abzuschütteln und das Mißverhältnis zu bessern, daß bisher England ⅔ aller Seekabel der Welt beherrschte, während Deutschland nur 1/26 sein eigen nannte. Immer mehr dringt die Ansicht durch, daß der Besitz eigner Kabel den Wert einer Schlachtflotte verdappele, und daß die Seekriege der Zukunft vorwiegend „wars of cables and coals" sein werden.

R. Hennig.

Das patriarchalische System auf der Anklagebank.

Saarbergmann wach auf!" „Saarbergmann höre!" das waren die Ueberschriften zweier sozialdemokratischer Wahlflugblätter, die der abgelegte Bergmann Krämer massenhaft im Saarrevier verbreitet hatte, ehe sie wegen der angeblich in ihnen enthaltenen gröblichen Beamtenbeleidigungen der behördlichen Beschlagnahme verfielen. In dem ersten Flugblatt wurde dem Vorsitzenden der königlichen Bergverwaltung des Saargebiets, dem Geheimrat Hilger und seinen Beamten, Entrechtung, Vergewaltigung, Bevormundung der Arbeiter und Verschuldung asiatischer Zustände zum Vorwurf gemacht. Das zweite Flugblatt redete von Ausbeutung der Arbeiter, Zahlung von Hungerlöhnen, Gefährdung der Gesundheit und des Lebens der Bergleute in den königlichen Gruben. Wegen Verbreitung dieser Flugblätter saß nun in der verflossenen Woche Krämer acht Tage lang vor der Straf-



kammer in Saarbrücken auf der Anklagebank, und Geheimrat Hilger als Kläger erlebte die Genugtuung, den Angeklagten, trotz glänzender Verteidigung durch den sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Wolfgang Heine, mit drei Monaten Gefängnis bestraft zu sehen. Indessen kann sich niemand, der die ausführlichen Berichte des Aufsehen erregenden Prozesses verfolgt hat, dem Eindruck entziehen, daß hier nicht sowohl der frühere Bergarbeiter Krämer, als vielmehr das seit Jahrzehnten im Saargebiet herrschende patriarchalische System auf der Anklagebank gesessen und ein vernichtendes Urteil erhalten hat.

Worin besteht dieses System? Der angeklagte Krämer erklärte am ersten Verhandlungstage, daß er die mit Erfolg betriebenen Wahlbeeinflussungen, die Bedrohung der unabhängigen Bürger mit wirtschaftlichem Ruin, die Versammlungsverbote, die Verbote jeglicher Vereinsgründung, soweit sie „nach oben" nicht gefielen, mit dem Ausdruck „saarabisches System" gemeint habe, das nicht nur sozialdemokratischen, sondern auch ultramontanen Arbeitern die Staatsbürgerrechte illusorisch mache. Das ist in der Tat eine gute praktische Erklärung jenes sozialpolitischen Systems, das man als aufgeklärten, modernen Fabrikfeudalismus bezeichnen kann, und dessen Hauptsitz das „Saarrevier" ist, die drei preußischen Kreise Saarbrücken, Ottweiler und Saarlouis. Die Herren der Kohle und des Eisens, die dort sitzen, wollen zugleich die Herren der Körperkraft nicht nur, sondern auch der Seelenregungen ihrer Arbeiter sein! Nicht bösartige, herrschsüchtige und profitgierige Herren! Wie ihr hervorragendster Typus, der verstorbene Freiherr von Stumm, oft genug ausgeführt hat, haben diese Herren der Häuer und der Hammerschmiede sehr wohl ein Herz für ihre Arbeiter; sie wollen auch gern die ruhige Zufriedenheit derselben durch recht reichlich bemessene Wohltätigkeit erkaufen. Ihre Wohlfahrtseinrichtungen zeigen deshalb einen gewissen Zug ins Große. Die Zuwendungen wirtschaftlicher Vorteile, die Förderung des Kleinwohnungswesens und die Fürsorge für Berufsinvalidität und Reliktenversorgung lassen sie sich ein gut Stück Geld kosten. Freilich nicht nur aus selbstlosem Wohlwollen allein. Regierungsassessor v. Brandt, der als früherer Hilfsarbeiter des königlichen Landrats in Saarbrücken nicht nur der Sozialpolitik, sondern auch dem Geiste der herrschenden Größen des Saarreviers sehr nahe steht, sagt in seiner eben erschienenen Studie (Zur sozialen Entwicklung im Saargebiet, Leipzig, 1904) offen heraus, daß die Wohlfahrtseinrichtungen auch den Zweck erfüllen sollen, „das Interesse der Arbeiter mit dem des Gedeihens der Betriebe dauernd zu verbinden, ja wenn man so will, sie an diese zu *fesseln*." Und an anderer Stelle: „Wenn der Arbeitgeber nun aber sich das Wohl seiner Leute in Beziehungen angelegen sein läßt, welche mit dem Arbeitsverhältnis in keinem unmittelbaren Zusammenhang stehen, so kann er Anspruch darauf machen, daß seine Autorität *auch außerhalb des Betriebes* geachtet wird." Also im letzten Grunde bedeuten die Wohltaten eine Art Kaufgeld für Arbeiterrechte! Die billigen Werkswohnungen, die hohen Pensionsbezüge, die günstige Reliktenversorgung und alle die andern Wohlfahrtseinrichtungen machen die Arbeiter seßhaft und gefügig! Das Geld, das die Betriebsinhaber in dieser Richtung anlegen, verzinst sich nicht nur vortrefflich, sondern verschafft obendrein noch persönliches Ansehen!

Indessen die Lichtseite des patriarchalischen Systems, die „Arbeiterwohlfahrt" besonders zu beleuchten, lag nicht im Wesen des Saarbrücker Prozesses. Hier kam es vielmehr nach den Worten des Verteidigers lediglich darauf an, den Nachweis zu führen, daß die Leiter der Königlichen Bergwerksdirektion den Arbeitern jegliches Vereins- und Koalitionsrecht unmöglich gemacht haben, daß die Arbeiter keine Zeitungen lesen durften, die von der Direktion nicht genehmigt waren, daß sie gezwungen waren, bei den Wahlen für den Regierungskandidaten zu stimmen, und daß sie gemaßregelt wurden, wenn sie nur in dem Verdacht standen, sie hätten nicht für den Regierungskandidaten gestimmt. Also die dunkle Kehrseite der Medaille, die naturnotwendigen Begleiterscheinungen des Fabrikfeudalismus sollten bei diesem Prozeß ins Licht gerückt werden. Und das ist in einer Weise gelungen, die selbst diejenigen in Erstaunen versetzt hat, die die Zustände im Saarrevier noch aus der Zeit des verstorbenen Königs der Hammerschmiede vom Halberg her ziemlich genau kannten.

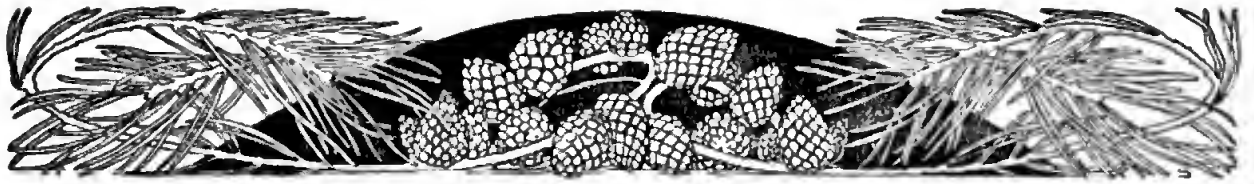
Da stand zunächst der Ankläger, Geheimrat Hilger, als Vertreter der fiskalischen Gruben im Saarrevier. Als oberster Chef von 42 000 Bergarbeitern repräsentiert er zugleich den größten Arbeitgeber, wenn auch die fünf Eisen- und Stahlwerke des Bezirks allein daneben noch über 19 000 Arbeiter herrschen. „Es leuchtet ohne weiteres ein", sagt v. Brandt a. a. O., „daß das Vorgehen eines so umfangreichen Betriebes, wie der staatlichen Bergwerke, auch für die anderen Betriebe des Bezirkes von weitgehendster Bedeutung ist." Diesem einflußreichen Beamten hätten die Mahnungen der kaiserlichen Erlasse Wilhelm I. und II., daß Staatsbetriebe Musterbetriebe sein sollen, ganz besonders als Richtschnur für sein Auftreten und Wirken dienen müssen. Statt dessen erleben wir, daß alle Scharfmacher aller Zeiten an ihm und seinem Auftreten als Ankläger vor der Saarbrücker Strafkammer ihre helle Freude haben können. Offen sagt er heraus, daß er keine sozialdemokratischen Arbeiter auf seinen Gruben dulde. Er duldet auch das Lesen ihm unbequemer Zeitungen, wie der katholischen Dasbach-Presse nicht; er duldet auch nicht die Aufstellung von Gemeinderatskandidaten gegen die Kandidaten der Zeche; er duldet nicht die Zusammenkünfte der Arbeiterausschußmitglieder, weil er fürchtet, daß sie für Streikzwecke mißbraucht würden, er duldet selbst keine Agitation gegen den von der Zeche protegierten Gewerkschaftsarzt. Bei dem allen aber — und das ist das Merkwürdigste an diesem Geheimrat! — glaubt er, daß er das gesetzlich gewährleistete Koalitionsrecht der Arbeiter durchaus respektiere. Auf die Frage des Verteidigers Heine, wie er sich unter solchen Verhältnissen die Ausübung des Koalitionsrechtes denke, antwortet er:

„Das können die Arbeiter machen, wie sie wollen. Heine: Sie entlassen aber doch die betreffenden Arbeiter? Hilger: Ich brauche doch die Leute nicht zu dulden, *das schließt das Koalitionsrecht nicht ein*. Heine: Das genügt vollkommen."

Das ist also die Auffassung vom Koalitionsrecht, von Freiheit und Selbständigkeit des Arbeiters, die der oberste Beamte und einflußreichste Arbeitgeber des Saarreviers vertritt. Wie solche Auffassung in der Praxis nach unten wirkt, dafür hat der Prozeß eine große Zahl höchst bedauerlicher zeugeneidlicher Feststellungen erbracht. Beamte und Arbeiter werden durch dieses System körperlicher und geistiger Bevormundung gleichmäßig korrumpiert.

„*Steiger* David II bekundet: Bergwerks*inspektor* Höh habe einmal, als sie sich über die Wahlen unterhielten, zu ihm gesagt: Herr David, Sie können nächstens zeigen, daß Sie *waschecht* sind. Sie wissen ja, bei den eigenartigen Verhältnissen im Saarevier hat nur derjenige auf Beförderung zu rechnen, der waschecht ist. Er habe erwidert: Ich habe zu meiner höheren Behörde ein anderes Vertrauen. Bergwerksinspektor Höh habe darauf lächend bemerkt: Es ist aber so. Bei einer geselligen Abendunterhaltung habe Bergwerks*direktor* Liesenhoff ihn gefragt, weshalb er versetzt worden sei. Als er antwortete, ich vermute wegen meiner politischen Gesinnung, sagte Bergwerksdirektor Liesenhoff: Wissen Sie, daß man Sie auch wegen Ihrer politischen Parteizugehörigkeit *knuten* kann? Er habe erwidert: Das kann man nicht, ich tue als Beamter meine Schuldigkeit, da kann man mir nichts machen. — Verteidiger: Empfanden Sie, daß Sie Ihrer politischen Parteistellung wegen benachteiligt waren? — Zeuge: Jawohl. — Verteidiger: Ist es richtig, daß Sie an Herrn Geheimrat Hilger schrieben, Sie wollen der nationalliberalen Partei beitreten? — Zeuge: Jawohl. — Hilger bestätigt das und verliest diesen Brief. — Verteidiger: Was veranlaßte Sie, diesen Brief an Herrn Geheimrat Hilger zu schreiben? — Zeuge: Ich hielt es

Digitized by Google



für besser, der nationalliberalen als der Zentrumspartei anzugehören; ich habe auch von dieser Zeit ab nationalliberal gewählt. — Verteidiger: Haben Sie dabei Ihrer inneren Ueberzeugung Ausdruck gegeben? — Zeuge schweigt. — Vorsitzender: Das ist doch eine Gewissensfrage. — Verteidiger: Es gehört aber zum Beweisthema. Ich frage Sie also, haben Sie aus innerer Ueberzeugung oder aus äußeren Gründen nationalliberal gewählt? — Zeuge (zögernd): Aus innerer Ueberzeugung tat ich es nicht, aber infolge der Bemerkungen des Bergwerksdirektors Liesenhoff und des Berginspektors Höh hielt ich es für besser. (Bewegung im Zuhörerraum.)"

So steht es mit der politischen Ueberzeugungstreue der Beamten! Von den Arbeitern hat ein katholischer Pfarrer als Zeuge ausgesagt, sie seien weinend zu ihm als Seelsorger gekommen und hätten über Wahlterrorismus geklagt. Zahlreich waren die Feststellungen, in denen untere Beamte zugeben mußten, daß sie den Arbeitern zu nationalliberaler Stimmabgabe geraten und dabei durchblicken hätten lassen, sie würden an einen ungünstigeren Arbeitsplatz, in eine schlechtere Grube, ja selbst in ein ungesünderes Schlafhaus verlegt werden, wenn sie anders wählten. Es wurde ferner festgestellt, daß die Bergleute kolonnenweise, mit hocherhobenen Stimmzetteln von Aufsehern zur Wahl geschleppt wurden. Angebote anderer Zettel wurden von den Vorgesetzten namens „ihrer" Arbeiter barsch zurückgewiesen. Bis zur Abgabe der Stimme wurde jeder genau kontrolliert. „Ein Aufpasser hat beinahe mit der Nase in der Isolierzelle gesessen." Auch durch besondere Zettelfaltung wurde scharf kontrolliert. Eigene Boten berichteten dem Beamten, der die Liste führte, so oft ein Zettelverteiler die Zettel anders gefaltet hatte.

Wie das Stummsche Bevormundungssystem über die unmittelbar beschäftigten Arbeiter und Beamten hinaus auch die Kaufleute und Gewerbetreibenden traf, dafür folgendes Beispiel:

„Zeuge Speicher: Er sei 1891 als Bergmann abgelegt worden und habe alsdann eine Restauration betrieben. Er habe gegen den Gemeinderat in Püttlingen, der in seiner großen Mehrheit aus Beamten des Königlichen Bergwerks bestand, agitiert. Deshalb sei den Bergleuten der Besuch seines Lokales verboten worden. Er (Zeuge) habe sich deshalb bei dem Geheimrat Hilger beschwert, jedoch erfolglos. — Geheimrat Hilger: Er gebe zu, daß die Bergleute gewarnt wurden, bei Speicher-Weißgerber zu verkehren, da in dessen Lokal sozialdemokratische Schriften vertrieben wurden. — Verteidiger: Herr Zeuge, sind Sie denn Sozialdemokrat? — Zeuge: Keineswegs, ich muß diesen Vorwurf ganz entschieden zurückweisen, ich bin niemals Sozialdemokrat gewesen. — Verteidiger: Haben bei Ihnen sozialdemokratische Zeitungen oder Schriften ausgelegen? — Zeuge: Niemals. — Hilger: Lag bei Ihnen nicht der „Wahre Jakob" aus? — Zeuge: Niemals. Der Zeuge bemerkt im weiteren auf Befragen: Er sei Mitglied des Gemeinderats in Püttlingen gewesen, da er sich aber durch seine Haltung wirtschaftlich ruiniert sah, habe er sein Mandat niedergelegt. Er sei schließlich genötigt gewesen, die Restauration aufzugeben und arbeite nunmehr als Steinhauer. Er habe auf einem dem Steiger Schmidt gehörigen Privatbau gearbeitet. Schmidt habe ihm aber nach einiger Zeit eröffnet, er müsse ihn entlassen, man wünsche nicht, daß er ihn beschäftige."

Was in dieser Zeugenaussage am Schluß nur angedeutet wird, daß nämlich der Terrorismus und Fanatismus der herrschenden nationalliberalen Beamten und Arbeitgeber auch die außerhalb ihres Bereiches beschäftigten Arbeiter und Beamten verfolgte, dafür ist ein deutlicherer Beweis in dem Brief des Bergrates Wiggert erbracht worden, den der katholische Gendarm Wallicek vor Gericht verlas. Er lautet:

„Wallicek soll sich im Wahlkampfe keineswegs unparteiisch benommen haben. Er war in Zentrums-Versammlungen gleich bereit, einen nicht genügend schwarz gefärbten Katholiken hinauszuwerfen. Auch soll er bei Verkündung des Wahlresultats (Sieg des Zentrums) große Freude gezeigt haben. Ich halte die Versetzung eines solchen Beamten für angezeigt, wie ich ihm auch die Wohnung gekündigt habe, die ich für meine Bergleute dringend brauche." gez. Wiggert.

Neben Wallicek, der als Beamter gemaßregelt werden sollte, standen viele Arbeiter, die, wie der Bergmann Klein, bezeugten, daß sie „auf Veranlassung der Königlichen Bergwerksdirektion" aus ihrer Arbeitsstelle bei der Straßenbahn oder anderswo entlassen und, da sie nirgends sonst Arbeit fanden, um ihre Existenz gebracht worden seien!

Diese Enthüllungen geben dem Prozeß eine Bedeutung, die über die Brandmarkung des in Saarabien herrschenden patriarchalischen Systems noch weit hinausgeht. Es ist ein historisch bedeutsames Kulturbild, das hier vor uns aufgerollt wird. Man wird in späterer Zeit kaum noch verstehen, wie im Zeitalter der allgemeinen Volksschule, der allgemeinen Wehrpflicht, des allgemeinen Wahlrechts eine ganze, industriell hochbedeutsame Gegend noch so stark unter Druck gehalten werden konnte, wie hier im Saarrevier. Man wird eine Erklärung dafür suchen, wie es möglich war, daß im Zeitalter der Sozialreform, — so soll ja wohl auf Vorschlag des Reichskanzlers Graf Bülow einmal unser jetziges Jahrhundert heißen —, ein System in Blüte stehen konnte, das aller Sozialreform ins Gesicht schlägt. Man wird es unbegreiflich finden, daß in einer Zeit, die auf energische, systematische Bekämpfung der Sozialdemokratie besonderes Gewicht legt, ein Prozeß heraufbeschworen werden konnte, dessen Verhandlungen von sozialdemokratischer Seite stenographiert und als Agitationsbroschüre zur Massenverbreitung unter der arbeitenden Bevölkerung verwandt wurden! Vor allem aber wird man nicht verstehen, wie ein hoher Beamter, wie der Vertreter eines hervorragenden Staatsbetriebes an der Spitze dieses patriarchalischen Systems stehen und in dieser einflußreichen Stellung ein so böses Beispiel geben konnte.

Man wird das alles später ebenso wenig verstehen, wie wir es heute verstehen, daß man im Zeitalter der Arbeiterrechte eine Aera der Arbeiterfürsorge und der Arbeiterbevormundung stabilieren will. Daß man das aber will, trotz des Prozesses und nach dem Prozesse, das ergab die Schlußerklärung des Geheimrats Hilger vor der Saarbrücker Strafkammer:

Der Verlauf des Prozesses hat mich zunächst überzeugt, daß ich in dem Verfahren auf dem richtigen Wege bin, und ich werde auf diesem Wege weiter fortfahren. Ich halte es heute noch, wie ich es einst getan, für unvereinbar mit dem königlichen Betrieb, daß ein Sozialdemokrat in demselben ist, und werde danach verfahren, daß ich rücksichtslos vorgehe und die Bergleute vor die Wahl stelle, ob sie weiter der Grube angehören wollen oder der sozialdemokratischen Partei."

Wenn diese Worte mehr als der Ausdruck verärgerter „Siegesstimmung" sind, dann erwächst der öffentlichen Meinung und der Regierung die Pflicht, zu prüfen, ob ein Beamter noch länger die sozialpolitische und industrielle Führung eines wichtigen Landesteiles haben kann, der auf dem Wege des Patriarchalismus rücksichtslos weiterschreiten und damit ein System offiziell protegieren will, das nicht nur der Sozialdemokratie die wirksamsten Waffen in die Hände spielt, sondern auch Zehntausende deutscher Männer in Unmündigkeit und Hörigkeit hält.

Fr. Weinhausen.

Die Mirbachiade.

I.

Beredtes Schweigen.

Mit schwerem Herzen machte ich meine Aussage, beteuerte Herr Budde. Die Sache ist für uns erledigt, sagte das Gericht. Für uns auch, erklärte die Verteidigung. Wir stellen uns tot, meinte die „Kreuzzeitung". Warum brauche ich dann zu reden, dachte der Oberhofmeister. — Kann man beredter schweigen? Hypothekenbankdirektoren entnehmen den Bankkassen Beträge von zusammen mehr als einer halben Million Mark, um dieselben auf einem geheimnisvollen „Konto K" zur Verfügung des Oberhofmeisters Freiherrn von Mirbach zu stellen. Die Banken, denen jene Riesensummen entnommen sind, verkrachen, die Hauptdirektoren haben sich kriminell zu verantworten. Es wird zeugeneidlich festgestellt, daß das auf dem „Konto K" vereinigte Vermögen abgehoben ist.

Wofür aber sind die Summen verwandt? Man sollte meinen, daß das erkennende Gericht das größte Interesse daran nehmen müßte, diese mysteriöse Angelegenheit klarzustellen. Die Kassierer, die das Geld ausgezahlt haben, sind vorhanden, die ausgestellten Quittungen liegen vor, die Mitwissenschaft des Freiherrn von Mirbach ist außer Frage. Man weiß endlich auch, daß der Landwirtschaftsminister Herr von Podbielski als Vertreter der staatlichen Aufsichtsbehörde mit der Sache befaßt worden ist. Es ist deshalb ein Kinderspiel, die Angelegenheit gerichtlich klarzustellen. Aber die Göttin der Gerechtigkeit knüpft die Binde fest über beide Augen. Der Oberhofmeister schweigt, und die „Kreuzzeitung" schweigt.

Und die „Kreuzzeitung" weiß doch sonst so beweglich über die Unmoral der Börse zu schreiben! Mit Abscheu wendet sie sich ab von dem Giftbaum der Börse. Wenn aber irgend ein armer Schächer ein paar Früchte von diesem Giftbaum widerrechtlich genascht hat, so schlägt die „Kreuzzeitung" die frommen Augen gen Himmel und bekreuzigt sich über die geschäftliche Unmoral der Börsenjobber, an deren Stelle sie bemüht ist die reinen agrarischen Geschäftssitten und die verfeinerten Junkeranschauungen über Treu und Glauben zu setzen. Und jetzt will sie auf einmal, um mit Herrn von Podbielski zu sprechen, „die Moral garnicht in den Vordergrund drängen"! Sie schweigt mit einer zwingenden Beredtsamkeit. Im höfischen Zeremoniell hat allerdings der Oberhofmeister den Vortritt.

II.

Ungenügende Aufklärung.

In unserm demokratischen Zeitalter ist es nicht so leicht zu schweigen wie in der guten alten Zeit. Die böse Presse mit ihren indiskreten Fragen verfolgt den Schweiger fortgesetzt. Die Zeitungen sind die modernen Erynnien. Nur acht Tage hat der Oberhofmeister Freiherr von Mirbach sein Schweigen und das der „Kreuzzeitung" ausgehalten, dann trat er die Flucht in die Oeffentlichkeit an. Er meldete sich dem Gericht, um die Wohltaten einer Zeugenaussage zu genießen. Das alles geschah freiwillig, denn das Gericht hielt hartnäckig an der Auffassung fest: „Die Sache ist für uns erledigt".

Der Oberhofmeister brach am vorigen Mittwoch das Schweigen. Also sprach Seine Exzellenz:

Aus frommem Gemüt heraus wurden mir von den Bankdirektoren Schultz und Romeick in den beiden letzten Jahren vor dem Zusammenbruch der Pommernbank rund 360 000 Mark für Kirchenbau- und Wohltätigkeitszwecke in verschiedenen Spenden zur Verfügung gestellt. Quittungen habe ich über den gesamten Betrag ausgestellt, empfangen habe ich jedoch nur 235 000 Mark. Vor dem Abheben des Restes, über den aber auch, wie gesagt, quittiert wurde, erfolgte der Bankkrach. Was aus dem nicht abgehobenen Betrage geworden ist, weiß ich nicht. Quittiert wurde nur, „um das Konto aufzulösen".

Da für das Gericht die ganze Sache als erledigt galt, so hat es sich auch nicht weiter bemüht, sich darüber Klarheit zu verschaffen, was denn aus dem Betrage von rund 325 000 Mark geworden ist, über den der Oberhofmeister quittierte, ohne das Geld empfangen zu haben. Man sollte meinen, es wäre für die Bemessung der Schuld der Herren Schultz und Romeick nicht ganz ohne Bedeutung, daß festgestellt würde, ob diese 325 000 Mark der Bankmasse wieder zugeflossen oder sonst irgendwie verbraucht sind. Auch die Frage, ob die aus Bankmitteln geübte Generosität der Herren Schultz und Romeick tatsächlich dazu beigetragen hat, daß der Hofbanktitel der Pommernbank verliehen wurde, hat kein bloßes Kuriositätsinteresse. Der Herr Oberhofmeister erklärt unter seinem Zeugeneide, daß jene milden Gaben an keinerlei Bedingung geknüpft gewesen seien. Wer möchte daran zweifeln? Aber zarte Hoffnungen, stille Erwartungen werden die Spendor doch wohl gehegt haben. Anläßlich einer Spende von 25 000 Mark in Form eines Darlehens an den Presseklub meinte Herr Schultz vor Gericht, man werde ihn wohl nicht für so naiv halten, daß er diese Summe bloß um der schönen Augen der Mitglieder des Klubs willen gegeben habe. Herr Schultz kennt augenscheinlich das Spendengeschäft. Was er weise verschweigt, zeigt ihn als Meister der Kunst.

Zum Schluß nur noch eine Anregung:

Die Börsengesetznovelle ist noch nicht verabschiedet. Sollte es sich nicht empfehlen, eine Bestimmung aufzunehmen, in der ein- für allemal festgesetzt wird, wie hoch die Summen sein können, die Bankdirektoren dem Bankvermögen für Kirchenbauzwecke und zur Erwerbung des Hofbanktitels entnehmen dürfen?

Junius.

Russische Eindrücke.*)

I.

Die Zarenfamilie.

In keinem Verfassungsstaat ist der faktische Einfluß des Staatsoberhauptes auf die Geschicke seines Landes so gering, wie in der Autokratie Rußlands," war einer der Sätze, den ich am häufigsten hörte, wenn ich mich in Petersburg über die Persönlichkeit und die Leistungen des gegenwärtigen Zaren zu informieren suchte. Vereinzelt hört man allerdings auch die gegenteilige Auffassung, nach der es ganz von der Persönlichkeit des Autokraten abhänge, ob er durchgreifend wirke oder nicht. Die Konservativen neigen zu letzterer Ansicht. So Fürst Uchtomski, so ein hoher ehemaliger Funktionär des Finanzressorts, so ein konservativer Aristokrat eines andern Ressorts, die ich über diesen Gegenstand befragte. Der eine sagte wörtlich, der Zar brauche nur den Finger zu rühren, um alle die bösen Geister, die jetzt das Land beherrschen, zu bannen, der Aristokrat versprach sich die Rettung des Landes von einem besser für seine Funktionen erzogenen

*) Der Verfasser dieser Artikel war durch Beziehungen zu vielen einflußreichen und unterrichteten Männern Rußlands in den Stand gesetzt, sich ungewöhnlich gut informieren zu können.

Digitized by Google

Thronfolger, Uchtomski schreibt wenigstens dem leitenden Staatsmann, wenn er das volle Vertrauen des Zaren genieße, Einfluß genug zu, Gutes zu wirken und Böses zu hindern, also das Gegenteil dessen zu tun, was seit zwanzig Jahren und insbesondere unter dem Regime Plehwe getan wird. Die Liberalen und Radikalen aber, die große Mehrheit der sogenannten „Intelligenz", lassen die Persönlichkeit des Herrschers vielleicht in allzufrüher Anwendung der konstitutionellen Schablone ganz aus dem Spiel und erklären eine Aenderung der Verhältnisse ohne Aenderung des Systems für ausgeschlossen. Wohl sei ein argwöhnischer, inhumaner, reaktionärer Zar, wie Alexander III. es war, imstande, die Herrschaft der Beamtenkamorra noch drückender zu machen, aber auch der gegenwärtige wohlwollende und weiche Autokrat könne nicht hindern, daß die Zustände unerträglicher seien als je. Nur Presse und Parlament könnten helfen, nicht das Wohlwollen eines einzelnen.

Ich maße mir nicht an zu entscheiden, welche von beiden Gruppen recht habe, halte es aber unter allen Umständen für ersprießlich, die Persönlichkeit des Zaren, die ja doch ein Stück Schicksal für Rußland und Europa bedeutet, nach den Mitteilungen von Leuten zu schildern, die hinreichend Gelegenheit hatten, sich aus eigener Beobachtung eine Vorstellung von ihr zu bilden. Es ist natürlich ausgeschlossen, daß ich, Uchtomski ausgenommen, meine Gewährsmänner nenne oder auch nur entfernt kenntlich mache. Es genüge die Mitteilung, daß sich unter ihnen Persönlichkeiten befinden, die nicht nur diesen Zaren, sondern auch seine Eltern und Großeltern noch aus intimem Umgange kannten. Selbst gesehen habe ich den Zaren nur ein einziges Mal. Die landläufigen Bilder von ihm sind sehr ähnlich. Auffallend und bemerkenswert ist nur der melancholisch-resignierte Ausdruck seines hübschen und sympathischen Gesichts.

Nur von einer einzigen Seite, allerdings einer Seite, deren scharf nüanzierte Darlegungen ich in anderer Hinsicht die größte Bedeutung beizulegen Anlaß habe, wurde mir die Bonhomie des Kaisers angezweifelt und ihm zielbewußte, etwas kleinliche Bosheit nachgesagt. Alle andern, Uchtomski mit inbegriffen, der jahrelang der Begleiter des Zaren gewesen, sind darin einig, die außerordentliche, fast kindliche Liebenswürdigkeit und Güte des Monarchen hervorzuheben, der im persönlichen Umgang geradezu bezaubernd sei. Damit würde übereinstimmen, was ich von einer Seite weiß, die es unbedingt wissen muß, daß der Zar in den Vorträgen seiner Ratgeber geflissentlich alles überhöre, was geeignet sei, einen der Kollegen zu verdächtigen und herabzusetzen, während er sofort aufhorche und nach den Details frage, wenn er aus dem Munde eines Ministers ein günstiges Wort über die Tätigkeit eines andern höre. Wohlzutun sei ihm ein direktes Bedürfnis, und daß er das viele Ueble nicht verhindern könne, eine stete Quelle neuer Schmerzen. Während wiederum der eine Gewährsmann Beweise eines nicht großen, aber spitzfindigen Verstandes bei dem Zaren gefunden haben will, verhehlen die andern, die seine Herzensgüte rühmen, die Schwäche seiner Urteilskraft nicht, die schon etwas Pathologisches habe. Nur Fürst Uchtomski spricht durchaus mit Respekt und Sympathie von dem Monarchen, ohne jeden warmherzigen Vordersatz durch ein sofortiges Aber einzuschränken. Alle andern ausnahmslos erklären die Prätorianerwirtschaft Plehwes mit der geistigen und moralischen Hilflosigkeit des Kaisers, der ganz ununterrichtet sei und von seiner Umgebung bei scheinbarer Devotion auf das schmählichste behandelt werde. Es grenze schon ans Unbegreifliche, was man sich im Vertrauen auf diese Hilflosigkeit ihm gegenüber erlaube. Daß man dem Zaren unausgesetzt Drohbriefe in die Rocktaschen und ins Bett schmuggeln könne, ohne daß er endlich auf die Idee käme, doch einmal seinen Leibdiener an der Krawatte zu packen, sei doch der stärkste Beweis für seine geistige Unbeholfenheit, nebenbei auch dafür, daß man schon vor der Tür sich über ihn lustig mache. (Uebrigens ist dies Polizeistückchen auch Alexander III. gegenüber aufgeführt worden, der ein gefürchteter Despot war.) Auch die Rolle, die Plehwe noch spielen dürfte, obgleich der Zar ihn durchaus nicht schätzt, zeige, wie sehr es schon gelungen sei, ihn einzuschüchtern und ihm den irrigen Glauben beizubringen, daß nur Plehwe die drohende Revolution bannen könne.

Dabei sei der Zar nichts weniger als vertrauensselig gegenüber seinen nächsten Ratgebern. Wenn ihm Vortrag erstattet wird, sitze er im Schatten, der Vortragende im Licht. Er sucht sich in dessen Mienen einzubohren und ihn zu kontrollieren, was natürlich vergeblich sei, da eine gute russische Physiognomie undurchdringlicher sei als ein russischer Schiffspanzer. Ebenso schlimm wie sein Mangel an Urteilskraft sei auch sein Mangel an Sachkenntnis. Ein Beispiel dafür. In den Gouvernements war ein Konflikt ausgebrochen zwischen den Körperschaften der Selbstverwaltung, den Semstwos und den Gouverneuren. Diesen Konflikt zwischen Selfgovernment und Autokratie hat man dem Zaren so dargestellt, als ob es sich nur um die Frage der Zentralisation und Dezentralisation drehe, als ob es ein Konflikt zwischen den Gouverneuren und dem Ministerium des Innern wäre, in dem Sinne, daß die Gouverneure dieselben Vollmachten anstrebten, wie sie der Minister des Zaren habe. Es sei also gelungen, den Zaren vollständig über das Wesen des Streits zu täuschen, sodaß er garnicht erfahren habe, daß die Provinzen gegen die Autokratie demonstrieren; die Folge der Täuschung war natürlich die, daß der Zar sich für das Ministerium des Innern, für Plehwe erklärt habe.

Ein bedenkliches Symptom ist allerdings auch die Rolle, die gewisse Abenteurer wie der Hypnotiseur Philippe und der Unternehmer Besobratow am Hofe spielen konnten. Der erstere sollte der Zarin einen Knaben suggerieren, was bekanntlich nicht gelungen ist, während er sonst durchsetzte, was er wollte, da er sich des Geistes Alexanders III. bediente, um seine Wünsche zu Gehör zu bringen. Seine Entfernung vom Hofe erfolgte erst, als er so unvorsichtig war, die Geister einmal eine ganz bestimmte Unternehmerfirma für einen Brückenbau empfehlen zu lassen. Besobratow aber, einer der Faiseure, die den asiatischen Krieg mit auf dem Gewissen haben, weilt jetzt irgendwo im Auslande und wagt wenigstens während der Dauer des Krieges nicht zurückzukehren.

Noch bedenklicher scheint mir die verbürgte Tatsache, daß der Kaiser mehrmals Druckschriften über die Zustände seines Reiches entgegengenommen, sorgfältig gelesen und gerühmt hat, ohne auch nur den geringsten Schritt zur Durchführung der ihm empfohlenen Reformen zu tun, ja ohne auf alle die Anregungen, wenn nur erst ein paar Tage verstrichen waren, auch nur im Gespräche zurückzukommen. Das würde in der Tat auf eine fast pathologische Willensschwäche hinweisen, die es einem begabten, rücksichtslosen und selbstbewußten Reaktionär wie dem Großfürsten Alexander Michailowitsch leicht machte, seinen Willen in allem und jedem durchzusetzen.

Nach diesen Angaben, die allesamt aus ersten Quellen geschöpft sind, ließe sich der Kaiser als ein vorwiegend gutartiger, liebenswürdiger Mann betrachten, der vielleicht zu bescheiden und seiner ungenügenden Kenntnisse zu sehr bewußt ist, um den vollen Mut der Verantwortung zu haben, ohne den ein Autokrat weniger als jeder andere Chef eines großen Unternehmens bestehen kann. Rücksichtslose und verschlagene Leute, die seine Schwäche ausbeuten, beherrschen ihn, und er ist dessen vielleicht froh. Denn in seiner Rat- und Hilflosigkeit, die seiner menschlich sympathischen Bescheidenheit entspringen, muß er ja gern sich andern unterordnen, denen er dann wenigstens vor seinem Gewissen die Verantwortung für die Dinge aufbürden kann, die allesamt wie insbesondere der ostasiatische Krieg gegen seinen Willen gehen.

Sein timider Sinn zeigt sich vor allem im Verhältnis zu seiner Mutter, der Kaiserin Witwe, die noch heute, unterstützt von den reaktionären Mitgliedern des Hauses, die eigentliche Kaiserin spielt und der jungen Gattin des Zaren bitteres Herzeleid bereitet. Es ist öffentliches Geheimnis, daß das Verhältnis

Digitized by Google

zwischen den beiden Frauen keineswegs ein ungetrübtes ist, was wiederum seine Rückwirkung auch auf die Zarenehe selber übt. Die Kaiserin-Witwe hat auf keine ihrer Funktionen zugunsten ihrer Schwiegertochter verzichtet, die sich infolgedessen in ganz schiefer Position fühlt und darüber bitter klagt. Nach der russischen Auffassung steht übrigens, wie man mir versichert, der jungen Zarin keines der von ihr beanspruchten Rechte zu, so lange die kaiserliche Mutter lebt, und so verargt man es ihr, daß sie ihre sogenannte Ambition nicht zügeln kann. Aber auch die Kaiserin-Mutter ist keineswegs beliebt, wenigstens in liberalen Kreisen nicht. Denn ihr schiebt man die Verantwortung dafür zu, daß ihr Sohn sich von den bösen Traditionen seines Vaters noch immer nicht befreien kann, der zwar ein strengrechtlicher, aber furchtbar brutaler, eiserner Despot war. Der jungen Zarin aber verübelt man im Volke, daß sie noch keinen Prinzen geboren, trotz der Gebete des Erzpriesters Johann, und bei Hofe, daß sie ihre englischen Sympathien nicht verleugnet.

Ein einziger alter Freund des Zarenhauses aber versichert mir, daß es eine charmantere, aufrichtigere und herzlichere Frau als diese junge Hessin überhaupt nicht gebe. Sie sei ganz verschüchtert unter all den Feinden, die sie umgeben und auf jede ihrer Mienen lauern. Wo sie sich aber sicher fühle, da komme ihre fröhliche süddeutsche Natur zum Durchbruch und sie könne heute noch tollen wie ein kleines Kind. Für die Harmlosigkeit ihres Herzens spreche doch, daß sie auf nichts stolzer sei als auf ihren Kartoffelsalat, den sie virtuos bereite. Uebrigens — das gibt auch dieser Gewährsmann zu — ihr Köpfchen hat sie, und für einen Ehemann mag sie nicht immer die bequemste Genossin sein.

Unter den übrigen Gliedern der Familie wird noch Großfürst Konstantin der Dichter genannt, dessen Interesse für Kunst und Wissenschaft aufrichtig sein soll, wie er sich auch durch große persönliche Liebenswürdigkeit auszeichnet. Das arge Gegenstück zu ihm aber bildet Großfürst Sergius, der Generalgouverneur von Moskau, der Schwager und Onkel des Zaren. Was über seine persönliche Lebensführung ganz öffentlich erzählt wird, entzieht sich der Wiedergabe, wie hier überhaupt vermieden sein soll, von der recht beträchtlichen chronique scandaleuse Notiz zu nehmen. Für eine weitere Oeffentlichkeit und für das Wohl und Wehe der Bevölkerung sind nicht die Privatpassionen der fürstlichen Persönlichkeiten von Belang, sondern ihre Gesinnungen und Fähigkeiten. Auf die Passionen des Großfürsten Sergius kommt man aber darum gern zu sprechen, weil sie mit seiner sonstigen Frömmelei in so schreiendem Widerspruch stehen. Von ihm wird unbestritten behauptet, daß er ein böser, belasteter Mensch sei, dessen Wonne die Qual anderer bilde. Sein Einfluß bei Hofe trete übrigens hinter dem des Alexander Michailowitsch zurück.

Von einer dynastischen Gesinnung habe ich übrigens in ganz Rußland keine Spur getroffen, die Anhänglichkeit an das Haus Hohenzollern in Preußen, an das Haus Habsburg in Oesterreich-Ungarn hat kein Seitenstück in Rußland. Der Zar, das ist für die Volksmassen der Inbegriff der weltlichen und geistlichen Gewalt, für die Intelligenz ein Stück Schicksal, mag man den persönlichen Einfluß des Throninhabers wie immer taxieren, die Großfürsten sind Leute, die nützen und schaden können, also Personen von Belang für jedermann, aber das Band der Pietät zwischen Dynastie und Volk, das im Westen über alle revolutionären Erschütterungen hinaus die Existenz der Dynastien gesichert hat, existiert in Rußland nicht. Man spricht vielmehr unter vier Augen ungeniert von der Dynastie Soltikow unter nicht mißzuverstehender Anspielung auf den bekannten ersten Liebhaber der Kaiserin Katharina II. So sind auch die vielen Morde im Zarenhause ohne große Erregung von der Volksseele hingenommen worden. Treue gegen die Dynastie kennen nur die Balten, denen der Vasallenbegriff im deutschen Blute liegt. Aber dort wird er langsam und zielbewußt erschüttert durch die regierenden Anarchisten.

Im Andenken der Zeitgenossen leben nur noch Alexander II. und III., während Nikolaus I. so gut wie vergessen ist. Alexander II. ist von der Märtyrergloriole umleuchtet und gilt nur noch als der Zarbefreier, den man aus dem Wege räumte, ehe er die erlösende Verfassungsurkunde unterschreiben konnte. Die öffentliche Meinung will es sich nicht nehmen lassen, die Tatsache sonderbar zu finden, daß es den Nihilisten zum erstenmal gelungen ist, an den Zaren heran zu kommen im Momente, da alle Privilegien der regierenden Oligarchie bedroht waren. So will man sich denn auch nur liebenswürdiger Züge von ihm erinnern, was nicht ganz zu dem Bilde passen würde, das Krapotkin in seinen Memoiren von ihm entworfen hat. Ueber Alexander III. hört man wiederum nur Böses, das ich aber aus manchen Gründen anzweifeln möchte. Denn aus seiner engsten Häuslichkeit sind mir kleine Begebenheiten mitgeteilt worden, die ich aus Rücksicht auf die Kenntlichkeit meiner Gewährsmänner nicht weitergeben kann, die aber auf eine gewisse Ritterlichkeit und Gradheit und auf wahrhaft fürstliche Güte gegen Schwache schließen lassen. Die Unerbittlichkeit seiner verhängnisvollen Politik aber hat ein anderer zu verantworten, Pobjedonoszew, der Torquemada Rußlands. Doch ist es nicht zu hindern, daß schließlich in die Geschichte nur jenes Bild eingeht, das der Gesamtheit des Wirkens der Persönlichkeit entspricht. Und da ist freilich das Andenken Alexanders III. mit Passivposten bis zum Niederbrechen überladen.

Wien. Hugo Ganz.

Moll Flanders.

I.

Glück und Unglück der berühmten Moll Flanders, die, im Newgater Zuchthaus geboren, während eines unruhevollen Lebens von sechzig Jahren fünfmal verheiratet gewesen, darunter einmal mit ihrem leiblichen Bruder, dann zwölf Jahre lang Dirne zu London war, Hochstaplerin, acht Jahre lang nach Virginia zur Strafarbeit verschickt wurde und endlich dennoch reich, fromm und ehrbar starb.

So umständlich lautet der Titel einer nach den „eigenhändig niedergeschriebenen Memoiren“ der Heldin aufgezeichneten Geschichte von Daniel Defoe. Sie erschien 1722, drei Jahre nach dem Robinson, und ist jetzt zum erstenmal von Hedda und Arthur Moeller-Bruck ins Deutsche übertragen worden*). Kürzer, als der langatmige Titel den Inhalt des Romans zusammenrafft und die Etappen eines bewegten Lebens absteckt, läßt sich das handlungsreiche Buch nicht nacherzählen. Aus der Fülle des Stoffs seien einige Abschnitte herausgegriffen.

Idyllisch setzt die Geschichte ein. Die Tochter einer Diebin, im Zuchthaus zu Newgate geboren und im Alter von einem halben Jahre allein zurückgelassen — die Mutter wurde zur Verbannung in die Kolonien geschickt —, wächst in einer anständigen Bürgersfamilie auf, von der sie mit den Töchtern des Hauses erzogen wird. Ihr Ungemach beginnt, als die Söhne ihr nachzustellen anfangen. Der ältere ködert sie durch ein Heiratsversprechen und gewinnt sie so als Geliebte, der jüngere hat ehrliche Absichten mit ihr. Aus diesem Zwiespalt der Gefühle rettet sie sich, ihre Vergangenheit gerissen zudeckend, durch einen beherzten Sprung in die Ehe mit Robin, dem jüngeren Sohn der Wohltäterfamilie. Fünf Jahre, bis zu seinem Tode,

*) Verlag von Albert Langen, München.

Digitized by Google

lebt sie glücklich mit dem betrogenen ersten Mann und hat zwei Kinder von ihm.

Ein reizvolles Präludium, das uns an Octave Mirbeaus Tagebuch eines Kammermädchens erinnert. Ganz unaufdringliche Zeitsatire fließt mit ein auf die Ehen, die nur im Hinblick auf den Geldpunkt geschlossen werden. Legen wir moderne Anschauungen zugrunde, so ist dieser Teil vielleicht der einzige, der künstlerisch befriedigt, der sich am ehesten unserm Erzählungsstil nähert.

Denn sehr bald wird die Kunst zur Dienstmagd der Moral erniedrigt. Vergessen wir nicht, daß wir an der Schwelle des Zeitalters der moralischen Wochenschriften stehen, daß Daniel Defoe mit seiner im Jahre 1704 begründeten „Review" der unmittelbare Vorläufer Addisons und Steeles ward. Er, der zur eigenen Besserung ins Gefängnis gebracht wurde, dachte an die Besserung seiner Mitmenschen, denen er nach seiner Entlassung das erste Journal schenkte. Auch ein Witz der Weltgeschichte, daß der Gedanke an die Zeitung im Gefängnis ausgeheckt ward . . .

Es gibt zwei Arten, Moral zu predigen: man glorifiziert die Tugend, oder man malt das Laster in seiner ganzen Schwärze. Im alten Drama war die erstere zu Hause; wohl tritt der Versucher an den Menschen heran, aber er hat keine Gewalt über ihn, seine Schliche werden an der Gottesfürchtigkeit des von ihm erkorenen Opfers zuschanden. Früh hat sich dann die Ansicht verbreitet, daß die Tugend meist langweilig, das Laster dagegen amüsant sei. Die frommen Jungfrauen an Kirchenportalen blicken nichtssagend drein, doch die Dichter haben das „Interessante" der Sünde. Es scheint, als ob die alten Meister schon in Balzacschen Anschauungen befangen gewesen wären und mit ihm die Tugend des Weibes für eine Sache des Temperaments und eine Erfindung des Mannes gehalten hätten. Man möchte den wundervollen Eingangssatz der „Anna Karenina", in dem die Mannigfaltigkeit des Unglücks der Eintönigkeit des Glücks gegenübergestellt wird, auf das ethische Gebiet hinüberspielen und so formulieren: „Die tugendhaften Menschen sind einander alle ähnlich, jeder lasterhafte dagegen ist lasterhaft auf seine besondere Art." Defoe wagt es nicht auszusprechen, aber er ahnt es unverkennbar, wenn er Moll auf dem Gipfel ihrer Verworfenheit souffliert: „Viele, denen die Erzählung meiner Schandtaten Vergnügen bereitet hat, werden der Darstellung dieses besten und lehrreichsten Teiles meines Lebens nur wenig Geschmack abgewinnen können." Und er selbst beugt sich diesem Geschmack, indem er die junge Bettschwester so ausführlich wie möglich, die alte Bettschwester recht knapp, absichtlich gedrängt konterfeit.

II.

Schon in diesem Ausgang liegt Moral; unausgesprochen zwar, aber für jeden Leser handgreiflich. Der Arm der irdischen Gerechtigkeit erreicht die abgefeimteste Spitzbübin, und die göttliche Gnade leuchtet der verstocktesten Seele. „It's never too late to mend": Moll Flanders beweist es aufs neue. In ihrer Sünden Maienblüte bleibt ihr noch ein Rest von Gewissen; bald verliert sie auch den, um das Verbrechen im größten Stil zu betreiben. Beim Gedanke an das Jenseits schreckt sie ab; je mehr ihr der Erfolg lacht, desto übermütiger wird sie. „Mein ganzes Leben war nur eine große Verworfenheit gewesen, Hurerei, Ehebruch, Blutschande, Diebstahl . . . und zwar von meinem sechzehnten Jahre an bis zum sechzigsten; . . ein elender Tod stand mir als Ausgang des Lebens bevor — und doch hatte ich kein Gefühl für meine Lage und dachte weder an Himmel noch Hölle, und nicht der Schatten der Absicht kam mir, Gott um Verzeihung zu bitten. Und damit, glaube ich, habe ich wohl den schlimmsten Zustand, in den ein Mensch auf Erden kommen kann, bezeichnet." Als es ihr aber an den Kragen gehen soll, da winselt sie um Erbarmen und erfleht um Jesu willen Vergebung. Und zum Schluß darf sie die Hoffnung hegen, „daß wir unsere Tage . . ebenso reumütig und fromm, wie wir früher sündhaft und gottlos waren, beschließen werden" It's never too late to mend.

Noch ist die Poesie im Schlepptau der Lehrhaftigkeit, und die Dichter erblicken ihre Aufgabe darin, als Stellvertreter des Pfarrers außerhalb der Kirche zu wirken. Wie die Offiziere der Heilsarmee halten sie Predigten; ihre Bücher sind Traktate; ihre Fahne das Fabula docet. Hogarth, Defoes Zeitgenosse, hat seinen Pinsel in den Dienst desselben Zwecks gestellt. Die Schaubühne wetteiferte mit der Kanzel: George Lillo, ein anderer Zeitgenosse, schwelgte nicht minder in der Ausmalung der bête humaine, um ein warnendes Beispiel zu statuieren.

Und wieviel gute Lehren kramt Defoe erst im einzelnen aus. Sobald der Fluß der Handlung einmal stockt, schöpft er Atem, um heilsame Betrachtungen anzustellen. Er setzt ein ganz kindliches Lesepublikum voraus, das sich selbständig keinen Reim auf das Gehörte zu machen vermag. Er rührt nicht nur ihr Gewissen auf, sondern droht ihnen obendrein mit dem Finger; wie ein Magister, der mit dem Rakel herumläuft und sein Quos ego! donnert, oder ein Ausrufer, der mit dem Stöckchen auf die bunt bemalte Leinwand weist.

Auch bei harmloseren Vorfällen muß stets ein pädagogisches Menetekel zu Nutz und Frommen der vertrauensseligen Menschheit an die Wand gezeichnet werden. Warum gelingt es Moll Flanders, ihr schamloses Diebeshandwerk so lange mit Erfolg zu betreiben? Weil die ehrlichen Leute die Augen nicht genug offen halten, weil sie mit Fremden anbandeln und sich übertölpeln lassen. Seid auf eurer Hut, rennt nicht blind in Fallen, dann könnt ihr nicht bestohlen werden. Und hier fügt die Erzhallunkin noch einmal eine Generalmahnung hinzu: „Ich bin nicht die geeignete Person, um andern zu predigen; ich wünsche nur, es möge die Erfahrung einer ganz verdorbenen und elenden Kreatur jedem, der lesen kann, Abschreckung und Warnung sein."

Uns muten solche katechetische Sprüche hausbacken an; wir sind gewohnt, unsere Schlüsse selbst zu ziehen, und haben alle Tendenz aus dem Kunstwerk verbannt. Aber seien wir billig: die Sternchen im Baedeker haben auch ihr gutes; vielleicht dächte die Menge noch weniger, wenn ihr die Gedanken und Empfindungen nicht vorgeschrieben wären. Der alte Defoe kannte offenbar seine Leser. Wir wollen darum nicht richten, sondern bloß die Tatsache feststellen.

III.

Im ganzen also, von moderner Warte betrachtet, haben wir ein durch und durch moralisch durchtränktes Erzeugnis der Fabulierkunst vor uns, typisch für den Geschmack des achtzehnten Jahrhunderts. Die abgebrühte Sünderin kann nicht nachdrücklich genug versichern, was ihr genialer Schöpfer, von seinem eigenen Sohn schimpflich betrogen, am Abend seines wirrenreichen Daseins in einem herzbewegenden Brief niederschrieb: „auf jeden Fall möchte ich das Leben in der Gemütsstimmung beschließen: Te Deum laudamus."

Und nun das Merkwürdige: diese ehrenwerten Männer — Defoe, Richardson, Smollett — waten in Moral, betrachten sie als den Kontrapunkt ihres Schaffens, widerstehen aber im einzelnen der Schlüpfrigkeit nicht. Unser differenziertes Sittlichkeitsgefühl empfindet ein derartiges Kokettieren mit heiklen Situationen wie einen Backenstreich. Aus Furcht vor dem Nackten verfallen sie dem Obscönen. Sie hängen wacker Feigenblätter vor, versäumen jedoch nicht, diese ein wenig zu lüften, scheinbar mit ganz ernster Miene, hinter der sich aber nicht selten faunisches Behagen verbergen mag. Das Sexuelle ist natürlich ein viel zu ertragsfähiges Feld, als daß sie mit gouvernantenhafter Zimperlichkeit in weitem Bogen darum herumgingen. Aber statt die Dinge beim Namen zu nennen, was das Zartgefühl der Leser verletzen könnte, gefallen sie sich (und vermutlich auch ihnen) in Umschreibungen, Andeutungen, die der Lüsternheit Vorschub leisten, die Phantasie reizen.

Digitized by Google

Ein so bis ins Mark lauterer, wahrheitsstarker Charakter wie Daniel Defoe hat gewiß nicht die Absicht gehabt, der Begehrlichkeit die Hand zu reichen; er ist in dem Betracht einfach Opfer, Trabant. Er macht die konventionellen Lügen des Zeitalters mit.

Die Elisabethiner, Shakespeare im Chorus, hatten noch den Mut zur Zote und eine naive Freude daran. Falstaff etwa, der alles gründlich betreibt, wirft damit um sich wie mit Knallerbsen. Auf der modernen Bühne verbieten sich solche Witzeleien von selber. Aber es hat entschieden etwas Philiströses, wovon sich der biedere Friedrich Vischer nicht befreien kann, deswegen dem Dichter des siebzehnten Jahrhunderts eins auszuwischen. Es sind keine Flecken an dem Kunstwerk, sondern nachgedunkelte Stellen. Denn wer durch einen Sumpf schreitet, wird es unmöglich verhindern können, daß er seine Beinkleider bespritzt. So ist jeder Künstler zeitgebunden.

Nichts liegt mir darum ferner, als dem ausgezeichneten Verfasser der „Moll Flanders" mit Vorwürfen entgegenzurücken, sondern es gilt lediglich, den Unterschied des Empfindens aufzudecken. Die Dichter sind noch nicht hinter das Geheimnis gekommen, daß reine Menschlichkeit auch den gewagtesten Gegenstand zu adeln vermag; daß im Reich der Sittlichkeit nichts von vornherein gut oder schlecht ist, sondern daß die Gesinnung es dazu macht. Der puritanische Geist geht um und führt die Heuchelei am Halfterband. Sogar der Sprache prägt er seinen Stempel auf. Bald ward es verpönt, von den Beinen eines Tisches zu reden; um das Auge nicht zu beleidigen, steckte man sie in Gazehüllen.

Uns läßt das ausgesprochene Wort nicht mehr erröten. Wir nehmen nicht mehr Anstoß an der schaurigen Szene im „Germinal", da die entmenschten Weiber, Bacchantinnen der Not, das blutige Fanal im Taumel davontragen. Es ist das Aeußerste, was man wagen kann, was Zola an dieser Stelle wagen durfte. Aber wir wissen nicht, wie Defoes Leser über seine seguellen Gazehüllen gedacht haben, ob sie nicht an pikanten Andeutungen ganz harmlos Gefallen fanden. Die erste Verführungsattacke auf Moll wird so geschildert: „Zwar saßen wir noch nicht lange, als er aufstand, mir mit Küssen fast den Atem raubte und mich wieder auf das Bett warf; diesmal ging er auch weiter mit mir, als mir der Anstand zu erzählen erlaubt; ich hätte jedoch nicht die Kraft gehabt, ihn zurückzuweisen, selbst wenn er noch viel weiter mit mir gegangen wäre." Kein Moderner dürfte das so erzählen; den Zeitgenossen Defoes erschien es vermutlich als der Gipfel zarter Zurückhaltung.

Die Menschen ändern sich nicht, aber ihre Sitten und ihre Sittlichkeit.

IV.

Typisch ist der Roman ferner in seinem ausführlichsten und wichtigsten Teil, der die Diebesabenteuer Moll Flanders' beschreibt. Von ferne glaubt man schon den Atavismus zu bemerken; mehrmals wird — kaum unbewußt — der Vererbungsakkord angeschlagen: die Mutter eine Diebin, die Tochter ihre würdige Nachfolgerin. Während die Mutter sich einmal zur Langfingerei verleiten läßt und dafür mit der Verbannung büßt, übt die Tochter eine ausgedehnte Praxis mit beispielloser Geschicklichkeit und unerhörtem Glück aus, sodaß sie eine beneidete Berühmtheit ihres Standes wird. Auf die Dauer ermüden diese höchst verwegen ersonnenen Gaunereien freilich, so viel im einzelnen für Abwechslung gesorgt ist.

Mit goldnen Uhren fängt's an. Bald folgen silberne Löffel und Trinkkrüge. Dann Seidenballen, Spitzen, Leinwand. Zuletzt ist ein ganzes Arsenal von gestohlenen Waren zusammen. Alle möglichen Verkleidungen wählt Moll aus, um zu ihrem Ziel zu gelangen: als Mann, als Witwe, als Bettlerin versucht sie's. Meistens allein, ungern nur in Gesellschaft eines Helfershelfers. Je lohnender das Geschäft, um so raffinierter wird sie. Die wilde Lust, immer noch mehr zu besitzen, stachelt sie stets wieder aufs neue an; die grausame Habgier der Verbrecherin übertönt die schwache Stimme der Vernunft, die schwächere des Gewissens. Im einzelnen ist viel Scharfsinn und auch Phantasie aufgeboten, um das ewig gleiche Motiv verschieden zu instrumentieren: alles in allem wirtschaftet Defoe mit dem geläufigen Apparat der damals modischen Gaunergeschichten. Die peinliche Genauigkeit, mit der jeder Streich erzählt wird, gibt den Memoiren den einstens beliebten (man denke an Richardsons „Pamela") Anstrich unbedingter Wahrhaftigkeit.

Dem entsprechend ist für das Persönliche kein Raum übrig. Das ist auffällig, wenn man sich erinnert, daß dem „Robinson Crusoe" reichlich autobiographische Elemente zu gute kamen. Ein einziger Zug zu Molls Charakterbild scheint eine Zutat aus eigenem: das innige Verhältnis zu ihrem Sohn-Neffen. Im Alter zeigt die unnatürliche Mutter plötzlich eine rührende Liebe, die der Sohn treu erwidert. Eine Ahnung kommenden Unheils möchte man aus dieser Partie herauslesen: es ist bekannt, welche bittere Enttäuschung den armen Dichter treffen sollte; um aus Hettners wundervollem Aufsatz zu zitieren: „Defoe, der durch seinen Robinson tausend und abertausend Kindern so selige Stunden bereitete, starb aus Gram über sein eigenes Kind."

Max Meyerfeld.

Künstlers Erdenwallen.

„Alle Menschen, von welchem Stande sie auch seyen, die etwas Tugendsames oder Tugendähnliches vollbracht haben, sollten, wenn sie sich wahrhaft guter Absichten bewußt sind, eigenhändig ihr Leben aufsetzen." So beginnt Benvenuto Cellini in der Sprache Goethes seine Lebensbeschreibung. Man kann voraussetzen, daß ein hervorragender Künstler sich ganz besonders dazu berufen fühlen muß, seine Lebensschicksale, sein Werden und Wirken in rückschauender Betrachtung darzustellen, und wird die „Erinnerungen", die Ludwig Barnay in zwei sehr umfangreichen Bänden *) vor wenigen Monaten veröffentlichte, mit Interesse begrüßen. Man braucht drum nicht zu denen zu gehören, die — wie Barnay in der Einleitung erzählt — ihn „mit bedeutungsvollem Augenzwinkern" nach seinen „Memoiren" fragten, indem sie sich „mit der Zungenspitze, wie in Erwartung eines besonders pikanten Gerichts über die Lippen fuhren". Nicht lüsterne Neugier nach Theaterklatsch und Kulissengeheimnissen macht bei einer Persönlichkeit wie Barnay auf seine Mitteilungen gespannt, sondern die Erwartung, von dem berühmten Schauspieler, dem gewandten Direktor und dem praktischen Förderer seines Standes beachtenswerte Aufschlüsse zu erhalten, die für die Entwicklungsgeschichte des deutschen Theaters in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts von mannigfachem Wert sein müssen. Das große Publikum wird freilich in der Hauptsache für den Schauspieler Teilnahme zeigen, denn Barnay gehörte ja eine lange Reihe von Jahren zu den erklärten Lieblingen des Theaterpublikums. Er war einer der letzten Virtuosen, die in der Bühnenkunst, als ihr noch monarchische Institutionen eigen waren, wie Könige aus dem Volk der mitwirkenden Schauspieler hervorragten und für das ganze Theater die Führung angaben. Nicht die Dichter und ihre Werke beherrschten damals die Bühne, sondern die Darsteller. Man machte zu jener Zeit einen allzu weitgehenden Gebrauch von der Entschuldigung, die Lessing in der Ankündigung seiner

*) Ludwig Barnay, Erinnerungen. (Egon Fleischel & Co., Berlin, 1903.)

Digitized by Google

„Hamburgischen Dramaturgie" für das junge Bühnenunternehmen gelten lassen wollte:

„Gewisse mittelmäßige Stücke müssen auch schon darum beibehalten werden, weil sie gewisse vorzügliche Rollen haben, in welchen der oder jener Akteur seine ganze Stärke zeigen kann."

Diese Milde des Kritikers, die zu Lessings Zeiten auch in dem Mangel besseren Materials begründet war, führte ein Jahrhundert später zu dem ärgsten Mißbrauch und trug nicht wenig zu dem Tiefstand der deutschen Bühne bei, wie er zur Zeit des Schauspielervirtuosentums im vorigen Jahrhundert sich geltend machte. Man sah die Bühne nur als den Paradeplatz für die großen Schauspieler an. Wer sich die Anerkennung, die übertriebene Verehrung eines Virtuosen erworben hatte, der beschränkte sich auf die Darstellung weniger Rollen, die seiner Begabung entsprachen, unbekümmert darum, welcher Kunstgattung sie entnommen waren und ohne Empfindung für die schauspielerische Umgebung. Ja, je geringwertiger diese war, desto besser für den „Star", für einen durch die bekannten drei Sterne aus der Reihe der Schauspieler in die Sonderstellung eines Vergötterten erhobenen Virtuosen. Welch ein Glück, daß auch Shakespeare und Schiller einige „Bombenrollen" geschrieben hatten und so vor den Bühnengewaltigen noch Gnade fanden, während Kleist, Hebbel, Grillparzer vergeblich darauf harrten, daß sich ein Hoher aus dem Bühnenreiche ihrer annehme.

Das war die Zeit, in die Barnays Jugend fiel. Die „Erinnerungen" beginnen mit einer intimen Schilderung seines Vaterhauses und jener aufregungsvollen Jahre, die der Revolution von 1848 vorangingen und folgten. Eine solche Epoche wird man schwerlich für die Heranbildung eines künstlerischen Talents als günstig betrachten. Auch die örtliche Umgebung, in der der junge Barnay aufwuchs, war es kaum. Sein Geburtsort lag abseits von den Zentren der deutschen Kultur: „Ich bin im Jahre 1842 in Budapest geboren. Damals nannte sich die Stadt noch einfach Pest." Es ist daraus zu entnehmen, daß damals das Deutschtum in der Hauptstadt Ungarns noch das ungestörte Uebergewicht hatte. Dennoch darf man voraussetzen, daß auch schon zu jener Zeit die Ausdrucksweise der Deutschen in Ungarn von der mustergültigen deutschen Bühnensprache erheblich abwich. Es ist schade, daß sich Barnay darüber nicht ausläßt, wie er sich von dem angestammten Heimatsdialekt zu seinem idealen Künstlerdeutsch durchgerungen hat. Mehr oder weniger haben auch die in glücklicheren Gegenden geborenen Schauspieler ihre heimische Mundart zu überwinden, sie lernen's doch aber schon auf der Schule, was bei Barnay kaum der Fall gewesen sein wird. Gerade von so einem hervorragenden Sprecher, wie Barnay es war, hätte man wichtige und nicht bloß für die Bühne förderliche Belehrungen und Anregungen über die Aussprache empfangen können.

Ausgiebig gewährt uns Barnay Einblick in die Psychologie einer langen Reihe von Einzelrollen und Dramen, in denen er aufgetreten oder deren Darstellung er als Regisseur mit überlegener Umsicht und Sachkenntnis geleitet hat. Hier finden sich wertvolle Beiträge zur Kenntnis der Bühnenliteratur, der Dramaturgie und der Schauspielkunst.

Die Einbürgerung in die Bühnenkunst wurde dem jungen Barnay nicht leicht. Als bei einem Gastspiel Sonnenthals in ihm die Begeisterung für das Theater entflammt war, hatte er vor allem mit dem Widerstand der Familie zu kämpfen. Er riß aus dem Elternhause aus und wurde von der energischen Mutter wieder beimgeholt. Noch größere Schwierigkeiten stellten sich ihm am Anfang seiner Laufbahn in den Weg: Barnay mußte durch die harte Schule der Mißerfolge. Als er in Trautenau zum erstenmal als Berufsschauspieler die Bretter betreten durfte, begegnete er keinem großen Zutrauen, weder bei den Kollegen, noch beim Publikum. Er mußte sich mit den unbedeutendsten Diener- und Anmelderollen begnügen und brachte es schließlich doch nur so weit, daß der Direktor ihn gelegentlich einmal vornahm und ihm riet, doch lieber wieder Architekt zu werden, wozu sich Barnay nach dem Wunsche der Eltern hatte ausbilden sollen.

Barnay blieb aber standhaft und konnte sich wenigstens auf den kleinen Bühnen halten. Dann kam der zweite Schritt: zur echten Kunst, ins Burgtheater. Und auch hier wieder erlebte er zunächst nur herbe Enttäuschung. Laube ließ den Zweiundzwanzigjährigen zwar zum dreimaligen Probegastspiel zu, das fiel aber so ungünstig aus, daß Barnay trotz alles Flehens wiederum in die Provinz hinausgeschickt wurde.

Nach und nach, ganz allmählich ging es dann aufwärts, und er konnte schon auf den Namen eines berühmten Künstlers Anspruch erheben, als er 1872, acht Jahre nach der Verbannung aus dem Burgtheater, zu den Meiningern kam. Das war wohl ein Glück für Barnays künstlerische Fortentwicklung. Bei den Meiningern begann ja der Umschwung und Aufschwung unserer Bühnenkunst. Hier zum erstenmal setzte man die Dichtung wieder in ihre Rechte ein und schuf — unter den Augen eines Souveräns — eine Darstellerrepublik, in der dem geringsten Rollenspieler, ja sogar dem stummen Statisten, dieselbe Wichtigkeit an der Mitwirkung zum Gelingen des Ganzen beigemessen wurde, wie den Vertretern der Hauptrollen.

Wenn Barnay trotz der Verführungen, die in der überschwänglichen Bewunderung seines Talents lauerten, später doch nicht dem Vampyr des Virtuosentums zum Opfer fiel, so dankt er es wohl seiner Einfügung in den Verband des Meininger Hoftheaters. In dieser Umgebung reifte sein ästhetisches Urteil, erstrebte er die Bezähmung einer ungestümen Ruhmsucht, gewann er die tiefe Achtung vor dem Kunstwerk, dem er zu dienen lernte. Das war die Vorbereitung zu dem Aufbau des „Deutschen Theaters", zu dessen Mitbegründern Barnay zählte und das ihn auf der Höhe seines künstlerischen Schaffens sah.

Die Blütezeit dieses groß angelegten Instituts war kurz, aber sie trug reiche Früchte, deren wir uns heute noch erfreuen. Barnay war einer der ersten, die der Sozietät beitraten, und leider auch einer der ersten, die sie verließen.

„Am 29. September 1883 wurde das „Deutsche Theater" in Berlin mit der Vorstellung „Kabale und Liebe", in welcher ich die Rolle des Präsidenten übernahm, eröffnet; am 24. Juni 1884 trat ich daselbst zum letztenmal und zwar in der Rolle des Benedick in ‚Viel Lärm um Nichts' auf."

So leitet Barnay seine Erinnerungen an jene verheißungsvolle Zeit in Lapidarstil ein und verbreitet sich dann sehr ausführlich über die Gründe, die ein so rasches Aufgeben des idealen Zieles zur Folge hatten. Hier wie auch später in seinem Streit mit Kainz, den er für sein „Berliner Theater" geworben hatte, aber nicht zu fesseln vermochte, wird man immer daran denken müssen, daß Barnay als Parteimann sein Recht verficht. Manches scharfe Urteil und manchen Hieb gegen die feindliche Seite muß man auf Rechnung der verärgerten Stimmung setzen, in der sich der Klagende befindet.

Mit der nun folgenden Gründung des „Berliner Theaters" schwebte Barnay die Schaffung einer Volksbühne vor, wie sie in glücklicherer Gestaltung nachher durch Raphael Löwenfeld als „Schiller-Theater" erreicht wurde. Durch eisernen Fleiß und große kaufmännische Tüchtigkeit, deren ein Theaterdirektor ja nicht entraten kann, gelang es Barnay, so lange er selbst das „Berliner Theater" leitete, das Haus zu einer Heimstätte annehmbaren Kunstgenusses für breitere Schichten des Publikums zu stempeln. Das meiste trug natürlich seine schauspielerische Persönlichkeit bei, die den Mittelpunkt des Interesses bildete, die aber auch die Vorherrschaft der Dichtkunst wieder herabdrückte.

Barnay verteidigt sich mit aller ihm zu Gebote stehenden Lebhaftigkeit gegen den Vorwurf, daß er Virtuosenrollen bevorzugt habe. Schon gegen seinen Ruf als „Kean"-Darsteller wehrt er sich eifrig und voll Besorgnis um seine Bewertung als Priester einer reinen Kunst. Er erzählt, daß er bereits zweiundzwanzig Jahre Schauspieler war, als ihm ein böser Zufall

Digitized by Google

die Rolle des „Kean" aufzwang, den er einem befreundeten Direktor zuliebe 1880 in Nürnberg nur ein einziges Mal spielen wollte. Zu seinem Unglück erregte er in der Rolle des „Kean" solchen Beifall, daß er nun immer und immer wieder, wenn auch stets mit großem Widerstreben, darin auftreten mußte. Barnay macht das Publikum dafür verantwortlich und meint, daß man es sich „von gewisser Seite zum Geschäft gemacht habe, die Rolle des ‚Kean' als seine Lieblingsrolle zu bezeichnen". Recht deutlich beschwert er sich dann: „Am tollsten trieben es die Herren Zeitungsschreiber, als ‚Kean' am ‚Berliner Theater' eine große Reihe von Aufführungen erlebte. Da wurde es in alle Welt hinausgerufen, daß das ‚Berliner Theater' sein Repertoire lediglich mit ‚Kean' und dem ‚Hüttenbesitzer' fülle."

Für den „Hüttenbesitzer" weist Barnay nach, daß dieses Stück am „Deutschen Theater" zuerst gegeben wurde: „in der Moschee aller gläubigen Naturalisten, und keinem Menschen wäre es damals eingefallen, gegen die Sozietät oder richtiger gesagt gegen den Schriftsteller Adolf L'Arronge deswegen literarische Steinwürfe schleudern zu wollen". Also auch hier wieder ein Angriff, und sogar ein versteckter, und darum noch gefährlicherer, gegen die bösen Zeitungsschreiber, die nur aus persönlichem Uebelwollen den Künstler um sein literarisches Ansehen bringen wollten.

Nach der sehr wortreichen Verteidigung ist Barnay an der Verkörperung jener beiden Rollen ganz unschuldig, die von ihm selbst mitgeteilten „statistischen Noten" reden eine andere Sprache. Danach ist Barnay als „Hüttenbesitzer" 83 mal aufgetreten. In neun anderen Rollen ist er allerdings noch häufiger erschienen, aber als „Kean" 233 mal, weitaus am häufigsten. Die nächste Rolle war „Uriel Acosta" mit 183 Wiederholungen, dann erst kommt „Hamlet" mit 157, Marc Anton im „Cäsar" mit 105 Spielabenden.

Aber die Presse hat Unrecht! sagt Barnay. Merkwürdig ist es, daß ein so erfahrener Künstler, ein so anerkannter und reichlich mit Lob überschütteter wie Barnay, selbst nach Abschluß seiner glücklichen Bühnenlaufbahn noch immer Grimm gegen die Presse in seinem Herzen bewahrt. Er ist sogar naiv genug, gelegentlich seines ersten Auftretens in Berlin als besonders auffällig hervorzuheben, daß die Berliner Theaterkritiker über ihn „mit Wärme, Anerkennung und großer Liebenswürdigkeit" referierten, obwohl er „nicht einen einzigen unter ihnen persönlich besucht hatte". Daß er darüber staunt, ist geradezu beleidigend. Barnay meint es natürlich nicht böse, denn bei anderen Gelegenheiten weiß er recht sehr die Bundesgenossenschaft der Presse zu schätzen, und er verfehlt nicht, da, wo es ihm notwendig dünkt, spaltenlange Berichte der Presse über Ehrungen, die ihm bei Jubiläen und anderen Anlässen zuteil wurden, wörtlich wiederzugeben.

Er tut es in aller Ausführlichkeit. Wer wollte ihm das verübeln? Einem Schauspieler bleibt ja kein anderes Mittel, als die Berufung auf äußerliche Anerkennung, wenn er von dem Eindruck seiner Kunst, der flüchtigsten von allen Künsten, den Spätergeborenen Zeugnis ablegen will.

Barnay, dessen Ruhm in Berlin wurzelt, ist als ein Kämpe für die deutsche Kunst durch die ganze Welt gezogen, nach England und nach Rußland und selbstverständlich auch nach Amerika. Auf seinen Wanderungen erlebte er interessante Begegnungen mit allerlei bedeutenden Männern, was er meist recht anziehend schildert. Von Rubinstein erzählt er:

„. . . ich betrachte die Tage und Stunden, die ich mit ihm verleben durfte, als die Festzeiten meines Lebens . . . Eines Abends waren einige musikalische Freunde in Rubinsteins Salon, im Hotel Bellevue in Dresden, zum Souper versammelt. Nach Tische, es war schon sehr spät geworden, entwickelte sich eine lebhafte Debatte über irgend ein Musikstück, und Rubinstein setzte sich ans Klavier, um dasselbe als Beweis für seine Ansicht zu spielen. Er vertiefte sich wie immer in seinen Vortrag und spielte ein zweites und ein drittes Stück des betreffenden Komponisten. Da trat der Kellner zaghaft herein und überreichte Rubinstein ein zierliches Rosabillett, welches dieser öffnete und lachend vorlas. Das Billett war ohne Adresse und offenbar von jemand geschrieben, welcher keine Ahnung davon hatte, daß Rubinstein der klavierspielende Nachbar sei. Das Billett lautete:

„Ich bitte nach Mitternacht nicht Klavier zu spielen — und wenn Sie schon spielen, dann bitte ich, wenigstens nicht falsch zu spielen."

Man kann denken, welche Lachsalve die Vorlesung dieser Worte erregte, Rubinstein aber nahm sofort eine seiner Visitenkarten und schrieb darauf:

„Verzeihung! ich will's nicht wieder tun!

Anton Rubinstein."

Diese Karte sandte er der Nachbarin als Antwort zu. Am nächsten Morgen war die Dame mit dem ersten Zuge abgedampft."

Plastisch charakterisiert Barnay viele Berühmtheiten, so Laube am Burgtheater, die Sorma, die er auf einer kleinen Provinzbühne entdeckt hatte, den schlesischen Dichter Karl von Holtei, Bogumil Dawison und viele, viele andere. Manchmal, z. B. bei dem Zusammentreffen mit Henry Irving in London, hört man freilich nur von den Ehren, die Barnay erwiesen wurden, und in nicht seltenen Fällen führt das am Schlusse beigefügte „Namensregister", das sich auf fünfundzwanzig Spalten erstreckt, Berühmtheiten auf, die einzig erwähnt sind, weil sie ihre Unterschrift zu irgend einer Huldigungsadresse für Barnay hergegeben oder gar bloß an einem Tisch mit ihm gesessen haben. Das sind Kulissenstücke, ohne die ein Schauspieler nun einmal nicht leben kann.

Wenn man von diesen und anderen kleinen Entgleisungen der Eitelkeit absieht, enthält Barnays Buch neben reichlich anregendem Material zur Theatergeschichte auch viel Amüsantes aus seinen Erlebnissen. Mit das lustigste Kapitel ist das „In Amerika" betitelte, in dem namentlich die Reklame, die für Barnays Auftreten als notwendig erachtet wurde, gar erheiternd wirkt. Dazu liefert er noch folgendes niedliche Genrebildchen von dem Kunstverständnis der Amerikaner:

„Während ich vor dem Thaliatheater in Betrachtung des siedenden Straßenlebens vertieft stand, fuhr ein sehr eleganter Gig, den eine Dame selbst lenkte, am Theaterportale vor. Die Dame warf die Zügel dem Diener zu, schwang sich leicht von ihrem Sitze herab und trat an das Schiebefenster der Theaterkasse, wo sie „zwei von die allerbeste seats" verlangte, welche ihr denn auch vom Kassierer in der in Amerika üblichen allerliebsten Weise, nämlich in einem eleganten Kuvert nebst Theaterzettel, überreicht wurden. Die Dame bezahlte, und ich belauschte sodann, während sie die erhaltenen Plätze in ihr Portemonnaie steckte, folgende drollige Unterredung zwischen der Dame und dem Kassierer:

„Oh, sagen Sie! Herr Barnay wird doch übermorgen ganss gewiß singen?"

„No, Herr Barnay wird nicht singen."

„Oh! — Wie? Er wird nicht singen? — Wird denn nicht sein Coriolänus gegeben?"

„Ja! Coriolan wird gegeben, aber Herr Barnay singt nicht."

„Oh! Wer wird denn singen seinen Part?"

„I beg youe pardon!, Mr. Barnay ist nicht Sänger, sondern Schauspieler."

„Oh! Szo! Ich haben geglaubt — er singt Coriolänus — dann will ich auch nicht die seats — bitte geben Sie mir das money zurück."

Und damit kramte sie die Billetts wieder aus ihrem Täschchen, ließ sich das bezahlte Geld wiedergeben, bestieg den Bock ihres Gefährtes und fuhr davon, das Näschen in der Luft und sichtlich äußerst überrascht und sehr ärgerlich, daß Shakespeares „Coriolan" keine — Operette ist."

Beredter, als es die weitschweifigste Selbstbespiegelung je vermocht hätte, erweisen die trockenen Zahlen der schon erwähnten statistischen Angaben, mit welch ungeheurem Fleiße Barnay seiner Kunst ergeben war. Im ganzen ist er an 3808 Abenden aufgetreten und hat 435 verschiedene Rollen dargestellt. Darunter waren 170, die er nur einmal zu spielen Gelegenheit fand. Es waren deren gewiß nicht wenige, auf deren Studium er alle mögliche Mühe und Sorgfalt verwendet hatte, in der Hoffnung, sie dauernd seinem Spielplan einverleiben zu können. Wieviel Enttäuschungen gab es da, ganz abgesehen von den Kämpfen zu Anfang seiner Bühnenlauf

Digitized by Google

bahn, da er oft auch mit dem fürchterlichen Gespenst des Hungers zu ringen hatte.

Zu der bedeutenden Arbeitsleistung als Schauspieler kommt noch die in der Statistik nicht erwähnte als Regisseur, dann als Direktor. Und daneben fand Barnay noch Zeit, sich für das Schicksal seiner weniger begünstigten Berufsgenossen zu interessieren und in der Erinnerung an die eigenen sorgenschweren Lehr- und Wanderjahre darauf bedacht zu sein, wie man den Nachstrebenden Erleichterung verschaffe. In der Gründung der deutschen Bühnengenossenschaft kommt diese Sorge um die Hebung des Standes lichtvoll zum Ausdruck.

Mit innerer Befriedigung kann Barnay auf die fünfunddreißig Jahre seiner Bühnentätigkeit zurückschauen, von der er am Schlusse der „Erinnerungen" mit vollem Rechte sagen darf, daß sie „von Fleiß und Strebsamkeit erfüllt, von der Sonne des Glückes, der Gnade und der Gunst beschienen war".

Drollig führt er zuletzt noch an, daß er „auf der Bühne 1721 mal geheiratet, 1120 mal gestorben" und zwar 61 mal erstochen, 51 mal erschossen, dann geköpft, ertränkt, vergiftet und noch sechs andere Todesarten — erlebt habe. Sei ihm nunmehr ein von allen Todesfährnissen freier Lebensabend noch für lange Zeit beschieden!

Sigmar Mehring.

Die Lichtflamme*).

III.

Am nächsten Morgen, bei Tagesgrauen, bestieg Ranieros sein Pferd. Er trug die volle Rüstung, aber darüber hatte er einen groben Pilgermantel geworfen, damit das Eisenkleid von den Sonnenstrahlen nicht allzusehr erhitzt werde. Er war mit einem Schwert und einer Streitaxt bewaffnet und ritt ein gutes Pferd. Ein brennendes Licht hielt er in der Hand, und am Sattel hatte er ein paar große Bündel langer Wachskerzen befestigt, damit die Flamme nicht aus Mangel an Nahrung sterben müsse.

Raniero ritt langsam durch die überfüllte Zeltstraße, und so lange ging alles gut. Es war noch so früh, daß die Nebel, die aus den tiefen Tälern rings um Jerusalem aufgestiegen waren, sich nicht zerstreut hatten, und Raniero ritt wie durch eine weiße Nacht. Das ganze Lager schlief, und Raniero kam leicht an den Wachposten vorbei. Keiner von ihnen rief ihn an, denn der dichte Nebel verhinderte sie, ihn zu sehen, und auf den Wegen lag fußhoher Staub, der die Schritte der Pferde unhörbar machte.

Raniero war bald aus dem Bereiche des Lagers und schlug den Weg ein, der nach Joppe führte. Er hatte nun eine bessere Straße, aber er ritt noch immer ganz langsam, der Lichtflamme wegen. Die brannte in dem dichten Nebel schlecht, mit einem rötlichen, zitternden Schein. Stets kamen große Insekten, die mit prasselnden Flügelschlägen gerade ins Licht stürzten. Raniero hatte vollauf damit zu tun, es zu hüten, aber er war guten Mutes und meinte noch immer, daß die Aufgabe, die er sich gestellt, nicht schwerer sei, als daß ein Kind sie bewältigen könne.

Doch das Pferd ermüdete bei dem langsamen Trott und setzte sich in Trab. Da begann die Lichtflamme in der Zugluft zu zucken. Es half nichts, daß Raniero sie mit der Hand und mit dem Mantel zu schützen suchte. Er sah, daß sie ganz nahe daran war zu erlöschen.

Aber er war durchaus nicht gewillt, sein Vorhaben so bald aufzugeben. Er hielt das Pferd an und saß ein Weilchen still und grübelte. Schließlich sprang er aus dem Sattel und probierte, sich rücklings aufzusetzen, sodaß er mit seinem Körper die Flamme vor Wind und Zug beschützte. So gelang es ihm, sie brennend zu erhalten, aber er merkte nun, daß die Reise sich beschwerlicher gestalten würde, als er anfänglich geglaubt hatte.

Als er die Berge, die Jerusalem umgeben, hinter sich gelassen hatte, hörte der Nebel auf. Er ritt nun durch die größte Einsamkeit. Es gab weder Menschen, noch Häuser, noch grüne Bäume oder Pflanzen, nur kahle Höhen.

Hier wurde Raniero von Räubern angefallen. Es war loses Gesindel, das dem Heere ohne Erlaubnis nachfolgte und vom Rauben und Plündern lebte. Sie hatten hinter einem Hügel im Hinterhalt gelegen, und Raniero, der rücklings ritt, sah sie erst, als sie ihn schon umringt hatten und ihre Schwerter gegen ihn zückten.

Es waren etwa zwölf Männer, sie sahen recht elend aus und ritten auf jämmerlichen Pferden. Raniero sah gleich, daß es ihm nicht schwer fallen könnte, sich einen Weg durch die Schar zu bahnen und von dannen zu reiten. Aber er begriff, daß dies sich nicht tun ließ, ohne daß er das Licht von sich würfe. Und er wollte doch, nach den stolzen Worten, die er in der vorhergehenden Nacht gesprochen, nicht so leicht von seinem Vorsatz abstehen.

Er sah daher keinen andern Ausweg, als mit den Räubern ein Uebereinkommen zu schließen. Er sagte, daß es ihnen, da er wohl bewaffnet sei und ein gutes Pferd ritte, schwer fallen würde, ihn zu überwinden, wenn er sich verteidigte. Aber da er durch ein Gelöbnis gebunden sei, wolle er ihnen keinen Widerstand leisten, sondern sie könnten ohne Kampf alles nehmen, was sie begehrten, wenn sie nur versprächen, sein Licht nicht zu verlöschen.

Die Räuber hatten sich auf einen harten Kampf gefaßt gemacht. Sie waren sehr erfreut über Ranieros Vorschlag und begannen sogleich ihn zu plündern. Sie nahmen ihm Rüstung und Roß, Waffen und Geld. Das einzige, was sie ihm ließen, war der grobe Mantel und die beiden Kerzenbündel. Sie hielten auch ehrlich ihr Versprechen, die Lichtflamme nicht zu löschen.

Einer von ihnen hatte sich auf Ranieros Pferd geschwungen. Als er merkte, wie gut es war, schien er ein wenig Mitleid mit dem Ritter zu empfinden. Er rief ihm zu: „Siehst Du, wir wollen nicht gar zu hart gegen einen Christenmenschen sein. Du sollst mein altes Pferd haben, um darauf zu reiten."

Es war eine elende Schindmähre. Es bewegte sich so starr und steif, als wenn es aus Holz gewesen wäre.

Als die Räuber endlich verschwunden waren und Raniero daran ging, sich auf den elenden Klepper zu setzen, sagte er zu sich selbst: „Ich muß wohl von dieser Lichtflamme verhext worden sein. Um ihretwillen reite ich nun wie ein toller Bettler über den Weg."

Er sah ein, daß es das Klügste gewesen wäre, umzukehren, weil das Vorhaben wirklich unausführbar war. Aber ein so heftiges Verlangen, es zu vollbringen, hatte sich seiner bemächtigt, daß er der Lust nicht widerstehen konnte, auszuharren.

Er zog also weiter. Noch immer sah er dieselben kahlen, lichtgelben Höhen um sich. Nach einer Weile ritt er an einem jungen Hirten vorbei, der vier Ziegen hütete. Als Raniero die Tiere auf dem nackten Boden weiden sah, wunderte er sich, ob sie wohl Erde äßen.

Dieser Hirte hatte wahrscheinlich früher eine größere Herde besessen, die ihm von den Kreuzfahrern gestohlen worden war. Als er nun einen einsamen Christen heranreiten sah, suchte er ihm alles Böse zu tun, was er nur konnte. Er stürzte auf ihn zu

*) Aus dem Manuskript übersetzt von Francis Maro, Wien.

Digitized by Google

und schlug mit einem Stab nach seinem Licht. Raniero war von der Lichtflamme so in Anspruch genommen, daß er sich nicht einmal gegen einen Hirten verteidigen konnte. Er zog nur das Licht an sich, um es zu schützen. Der Hirte schlug noch ein paarmal danach, aber dann blieb er erstaunt stehen und hörte auf zu schlagen. Er sah, daß Ranieros Mantel in Brand geraten war, aber Raniero tat nichts, um das Feuer zu ersticken, so lange die Lichtflamme in Gefahr war. Man sah es dem Hirten an, daß er sich schämte. Er folgte Raniero lange nach, und an einer Stelle, wo der Weg sehr schmal an zwei Abgründen vorbeiging, kam er heran und führte ihm das Pferd.

Raniero lächelte und dachte, daß der Hirte ihn sicherlich für einen heiligen Mann hielte, der eine Bußübung vornähme.

Gegen Abend begannen Raniero Menschen entgegenzukommen. Es verhielt sich so, daß das Gerücht vom Falle Jerusalems sich schon während der Nacht die Küste hinab verbreitet hatte, und eine Menge Leute hatten sich sogleich bereit gemacht hinzuziehen. Es waren Pilger, die schon jahrelang auf die Gelegenheit warteten, Jerusalem zu betreten, es waren neuangelangte Truppen, und vor allem waren es Kaufleute, die mit Wagenladungen von Lebensmitteln hineilten.

Als diese Scharen Raniero begegneten, der rücklings mit einem brennenden Lichte in der Hand geritten kam, riefen sie: „Ein Toller, ein Toller!"

Die meisten waren Italiener, und Raniero hörte wie sie in seiner eigenen Zunge riefen: pazzo pazzo! was: ein Toller, ein Toller bedeutet.

Raniero, der sich den ganzen Tag so wohl im Zaum zu halten verstanden hatte, wurde durch diese sich stets wiederholenden Rufe heftig gereizt. Mit einemmal sprang er aus dem Sattel und begann mit seinen harten Fäusten die Rufenden zu züchtigen. Als die Leute merkten, wie schwer die Schläge waren, die fielen, entstand eine allgemeine Flucht, und er stand bald allein auf dem Wege.

Nun kam Raniero wieder zu sich selbst. „Wahrlich, sie hatten Recht, als sie dich einen Tollen hießen," sagte er, indem er sich nach dem Lichte umsah, denn er wußte nicht, was er damit angefangen hatte. Endlich sah er, daß es vom Wege in einen Graben gerollt war. Die Flamme war erloschen, aber er sah Feuer aus einem trockenen Grasbüschel dicht daneben glimmen und begriff, daß das Glück ihn nicht verlassen hatte, denn das Licht mußte das Gras in Brand gesetzt haben, ehe es erlosch.

„Dies wäre bald ein klägliches Ende großer Mühsal geworden," dachte er, während er das Licht entzündete und sich wieder in den Sattel schwang. Er fühlte sich recht gedemütigt. Es kam ihm jetzt nicht sehr wahrscheinlich vor, daß seine Fahrt gelingen würde.

Gegen Abend kam Raniero nach Ramle und ritt dort zu einem Hause, wo Karawanen Nachtherberge zu finden pflegten. Es war ein großer überbauter Hof. Ringsherum waren kleine Verschläge, wo die Reisenden ihre Pferde einstellen konnten. Es gab keine Stuben, sondern die Menschen schliefen neben den Tieren.

Es war schon eine große Menschenmenge da, aber der Wirt schaffte doch Raum für Raniero und sein Pferd. Er gab auch dem Pferde Futter und dem Reiter zu essen.

Als Raniero merkte, daß er so gut behandelt wurde, dachte er: Ich fange fast an zu glauben, daß die Räuber mir einen Dienst erwiesen haben, als sie mir meine Rüstung und mein Pferd raubten, sicherlich komme ich mit meiner Bürde leichter durchs Land, wenn man mich für einen Wahnsinnigen hält.

Als Raniero das Pferd in den Stand geführt hatte, setzte er sich auf ein Bund Stroh und behielt das Licht in den Händen. Es war seine Absicht, nicht zu schlafen, sondern die ganze Nacht wach zu bleiben.

Doch kaum hatte sich Raniero niedergesetzt, als er auch schon einschlummerte. Er war totmüde, er streckte sich im Schlafe aus, so lang er war, und schlief bis zum Morgen.

Als er erwachte, sah er weder die Lichtflamme, noch die Kerze. Er suchte im Stroh danach, aber er fand sie nirgends.

„Jemand wird sie mir weggenommen und ausgelöscht haben," sagte er. Und er versuchte zu glauben, daß er sich freute, daß alles aus war und er ein unmögliches Vorhaben nicht zu verfolgen brauchte.

Aber während er so dachte, empfand er zugleich Leere und Trauer. Es war ihm, als hätte er nie sehnlicher das Gelingen eines Vorsatzes gewünscht als eben diesmal.

Er führte das Pferd aus dem Stand, striegelte es und legte den Sattel auf.

Als er fertig war, kam der Wirt, dem die Karawanserei gehörte, mit einem brennenden Lichte auf ihn zu. Er sagte auf fränkisch: „Ich mußte Dir gestern Dein Licht nehmen, als Du einschliefst, aber hier hast Du es wieder."

Raniero ließ sich nichts anmerken, sondern sagte ganz gelassen: „Es war klug von Dir, daß Du es ausgelöscht hast".

„Ich habe es nicht ausgelöscht," sagte der Mann. „Ich sah, daß Du es brennen hattest, als Du kamst, und ich glaubte, es sei für Dich von Gewicht, daß es weiter brenne. Wenn Du siehst, um wieviel es sich verringert hat, wirst Du begreifen, daß es die ganze Nacht gebrannt hat."

Raniero strahlte vor Freude. Er rühmte den Wirt sehr und ritt in bester Laune weiter.

IV.

Als Raniero von Jerusalem aufbrach, hatte er den Seeweg von Joppe nach Italien nehmen wollen. Aber er änderte diesen Entschluß, als die Räuber ihn um sein Geld plünderten, und beschloß über Land zu ziehen.

Es war eine lange Reise. Er zog von Joppe nördlich, der Küste Syriens entlang. Dann ging die Fahrt nach Westen, längs der Halbinsel von Kleinasien. Dann wieder nördlich bis hinauf nach Konstantinopel. Und von dort hatte er noch eine ansehnliche Strecke Wegs bis Florenz.

Während dieser ganzen Zeit lebte Raniero von frommen Gaben. Meistens waren es die Pilger, die nun in Menge nach Jerusalem strömten, die ihr Brot mit ihm teilten.

Obgleich Raniero fast immer allein ritt, waren doch darum seine Tage weder lang noch einförmig. Er hatte allezeit die Lichtflamme zu hüten und konnte sich um ihretwillen niemals ruhig fühlen. Es brauchte nur ein Wind, nur ein Regentropfen zu kommen, und es war um sie geschehen.

Während Raniero über einsame Wege ritt und nur daran dachte, die Lichtflamme am Leben zu erhalten, kam es ihm in den Sinn, daß er schon einmal zuvor etwas Aehnliches erlebt hätte. Er hatte schon einmal zuvor einen Menschen über etwas wachen sehen, das ebenso verletzlich war wie eine Lichtflamme.

Dies schwebte ihm anfangs so undeutlich vor, daß er nicht recht wußte, ob es etwas war, das er geträumt hatte.

Aber während er einsam durch das Land zog, kam der Gedanke, daß er schon einmal etwas Aehnliches mitterlebt hätte, unablässig wieder.

„Es ist, als hätte ich mein ganzes Leben lang von nichts Anderm gehört," sagte er.

Eines abends ritt Raniero in eine Stadt ein. Es dunkelte, und die Frauen standen in den Türen und blickten nach ihren Männern aus. Da sah Raniero eine, die hoch und schlank war und ernste Augen hatte. Sie erinnerte ihn an Francesca degli Uberti.

Im selben Augenblick kam Raniero zur Klarheit über das, worüber er nachgegrübelt hatte. Er dachte, daß für Francesca gewiß ihre Liebe wie eine Lichtflamme gewesen war, die sie immer brennend erhalten wollte, und von der sie stets gefürchtet, daß Raniero sie verlöschen würde. Er wunderte sich über diesen Gedanken, aber immer mehr und mehr ward es ihm zur Gewißheit, daß es sich so verhielt. Zum erstenmal begann er zu verstehen, warum Francesca ihn verlassen, und daß er sie nicht durch Waffentaten wiedergewinnen konnte.

* * *

Digitized by Google

Raniéros Reise wurde sehr langwierig. Und dies nicht zum geringsten darum, weil er sie nicht fortsetzen konnte, wenn das Wetter ungünstig war. Dann saß er in der Karawanserei und bewachte die Lichtflamme. Das waren sehr harte Tage.

Eines Tages, als Raniéro über den Berg Libanon ritt, sah er, daß es sich zu einem Unwetter zusammenzog. Er war da hoch oben zwischen furchtbaren Klüften und Abstürzen, fern von allen menschlichen Behausungen. Endlich erblickte er auf einer Felsspitze ein sarazenisches Heiligengrab. Es war ein kleiner viereckiger Steinbau mit gewölbtem Dache. Es schien ihm am besten, seine Zuflucht dorthin zu nehmen.

Kaum war Raniéro hineingekommen, als ein Schneesturm losbrach, der zwei Tage raste. Zugleich kam eine so furchtbare Kälte, daß er dem Erfrieren nahe war.

Raniéro wußte, daß es draußen auf dem Berge genug Zweige und Reisig gab, sodaß es ein Leichtes für ihn gewesen wäre, Brennstoff zu einem Feuer zu sammeln. Allein er hielt die Lichtflamme, die er trug, sehr heilig, und wollte mit ihr nichts anderes entzünden als die Lichter vor dem Altar der heiligen Jungfrau.

Das Unwetter wurde immer ärger, und schließlich hörte er Donner und sah Blitze.

Und ein Blitz schlug auf dem Berge dicht vor dem Grabe ein und entzündete einen Baum. Und so hatte Raniéro eine Flamme, ohne daß er das heilige Feuer anzutasten brauchte.

* * *

Als Raniéro durch einen öden Teil der Berggegend von Cilicien ritt, ging es mit seinem Licht zu Ende. Die Kerzenbündel, die er von Jerusalem mitgebracht hatte, waren schon längst aufgebraucht, aber er hatte sich doch weiterhelfen können, weil auf dem ganzen Wege christliche Gemeinden gewesen waren, bei denen er sich neue Lichter erbetteln konnte.

Aber nun war sein Vorrat zu Ende, und er glaubte, daß dies das Ende seiner Fahrt sein würde.

Als das Licht so tief herabgebrannt war, daß die Flamme seine Hand versengte, sprang er vom Pferde, sammelte Reisig und trockenes Gras und entzündete dies mit dem letzten Ueberbleibsel der Flamme. Aber auf dem Berge fand sich nicht viel, das brennen konnte, und das Feuer mußte bald erlöschen.

Wie Raniéro so saß und sich darüber betrübte, daß die heilige Flamme sterben müsse, hörte er vom Wege her Gesang, und eine Prozession von Wallfahrern kam mit Kerzen in den Händen den Pfad hinangezogen. Sie waren auf dem Wege zu einer Grotte, in der ein heiliger Mann gelebt hatte, und Raniéro schloß sich ihnen an. Unter ihnen war auch eine Frau, die alt war und nur schwer gehen konnte, und Raniéro half ihr und schleppte sie den Berg hinauf.

Als sie ihm dann dankte, machte er ihr ein Zeichen, daß sie ihm ihre Kerze geben möge. Und sie tat es, und auch mehrere andere schenkten ihm die Kerzen, die sie trugen.

Er löschte die Lichter und eilte den Pfad hinab und entzündete eines von ihnen an der letzten Glut des Feuers, das von der heiligen Flamme entzündet war.

* * *

Einmal um die Mittagsstunde war es sehr warm, und Raniéro hatte sich in ein Gesträuch schlafen gelegt. Er schlief tief, und das Licht stand neben ihm zwischen ein paar Steinen. Aber als Raniéro ein Weilchen geschlafen hatte, begann es zu regnen, und dies dauerte ziemlich lange an, ohne daß er erwachte. Als er endlich aus dem Schlummer aufschreckte, war der Boden rings um ihn naß, und er wagte kaum, zu dem Lichte hinzusehen, aus Furcht, daß es erloschen sein könnte.

Aber das Licht brannte still und ruhig mitten im Regen, und Raniéro sah, daß dies daher kam, daß zwei kleine Vögelchen über der Flamme flatterten. Sie schnäbelten sich und hielten die Flügel ausgebreitet, und so hatten sie die Lichtflamme vor dem Regen geschützt.

Raniéro nahm sogleich seine Kapuze ab und hing sie über das Licht. Dann streckte er die Hand nach den kleinen Vögeln aus, denn er hatte Lust, sie zu liebkosen, und siehe da, keiner von ihnen flog vor ihm fort, sondern er konnte sie einfangen.

Raniéro staunte sehr, daß die Vögel keine Angst vor ihm hatten. Aber er dachte: das ist, weil sie wissen, daß ich keinen andern Gedanken habe, als das zu schützen, was das schutzbedürftigste ist; darum fürchten sie mich nicht.

* * *

Raniéro ritt in der Nähe von Nicea. Da begegnete er ein paar abendländischen Rittern, die ein Entsatzheer ins heilige Land führten. In dieser Schar befand sich auch Robert Taillefer, der ein wandernder Ritter und Troubadour war.

Raniéro kam in seinem fadenscheinigen Mantel mit dem Lichte in der Hand herangeritten, und die Krieger begannen wie gewöhnlich zu rufen: „Ein Toller, ein Toller!" Aber Robert hieß sie schweigen und sprach den Reiter an:

„Bist Du lange so weitergezogen?" fragte er ihn.

„Ich bin so von Jerusalem hergeritten," antwortete Raniéro.

„Ist Dein Licht da nicht oft auf dem Weg erloschen?"

„An meiner Kerze brennt noch dieselbe Flamme, wie da ich von Jerusalem auszog," sagte Raniéro.

Da sprach Robert Taillefer zu ihm: „Ich bin auch einer von jenen, die eine Flamme tragen, und ich wollte, daß sie ewig brennen könnte. Aber vielleicht kannst Du, der Du Dein Licht brennend von Jerusalem hergebracht hast, mir sagen, was ich tun soll, auf daß sie nicht erlösche."

Da erwiderte Raniéro: „Herr, das ist ein schweres Beginnen, obgleich es von geringem Gewichte scheint. Ich will Euch wahrlich nicht zu solch einem Vorhaben raten. Denn diese kleine Flamme verlangt von Euch, daß Ihr ganz aufhört, an etwas anderes zu denken. Sie gestattet Euch nicht, eine Liebste zu haben, falls Ihr zu derlei geneigt sein solltet, auch dürft Ihr es um dieser Flamme willen nicht wagen, Euch bei einem Trinkgelage niederzulassen. Ihr dürft nichts anderes im Sinne haben als eben diese Flamme, und keine andere Freude darf Euch eigen sein. Aber warum ich Euch vor allem abrate, dieselbe Fahrt zu tun, die ich nun versucht habe, das ist, weil Ihr Euch keinen Augenblick sicher fühlen könnt. Aus wie vielen Gefahren Ihr auch die Flamme geborgen haben mögt, so dürft Ihr Euch doch keinen Augenblick sicher wähnen, sondern Ihr müßt darauf gefaßt sein, daß sie Euch im nächsten Augenblick entrissen werden kann."

Aber Robert Taillefer warf den Kopf stolz zurück und sagte: „Was Du für Deine Lichtflamme getan hast, das werde ich auch für die meine zu tun wissen."

Falun. Selma Lagerlöf.

(Schluß folgt.)

Bilder aus dem Kinderleben des Pestalozzi-Fröbel-Hauses in Berlin. Hamburg-Großborstel 1904, Gutenberg-Verlag.

Anläßlich des dreißigjährigen Bestehens des Pestalozzi-Fröbel-Hauses in Berlin und gerade zu dem Zeitpunkt, da der internationale Frauenkongreß tagt, ist dies kleine Heft herausgegeben, in welchem das Leben und Treiben im Kindergarten in höchst anziehender Weise zur Darstellung gelangt. Eine größere Anzahl reizvoller Illustrationen nach photographischen Aufnahmen, zumeist Kindergruppen, beleben das kleine Werk. Die segensreiche Tätigkeit, die von dem Pestalozzi-Fröbel-Hause nun bereits ungefähr ein Menschenalter hindurch entfaltet wird, konnte nicht wirksamer und liebenswürdiger veranschaulicht werden, als es in diesem auch weiteren Kreisen für den Preis von 1 Mark zugänglichen Heft geschehen ist.

B.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 39. Berlin, den 25. Juni 1904. 21. Jahrgang.

[illegible] TY

Die Nation

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Die Festlichkeiten der Kieler Woche sollen in diesem Jahre durch einen Besuch des Königs von England in ihrem äußeren Glanze noch erhöht werden. Eine politische Bedeutung erhält allerdings der Segelsport im allgemeinen und die Kieler Woche im besonderen weder durch das höfische Zeremoniell der Monarchenbegegnung noch auch durch die große Zahl bestemmter Minister, die als Zuschauer zugezogen sind. Selbst die Solidarität unter den Völkern der Kulturländer, die nach einem neuesten Kaiserwort durch Wettkampf und Spiel genährt und gepflegt werden soll, wird weniger durch glänzende Sportfestlichkeiten als durch die wachsende Erkenntnis der inneren Lebensbedingungen der Nationen gefördert.

Moderne deutsche Regierungsvertreter sind zu einem unruhigen, entbehrungsreichen Leben genötigt. Zwischen Sport und Spiel und zwischen Bureau und Parlament sind sie ständig unterwegs. Sie müssen die schwierige Regierungskunst im Umherziehen ausüben. Und zu alledem findet sich noch eine „agitatorische Presse", die solche Schwierigkeiten nicht nur nicht würdigt, sondern obendrein noch in schärfsten Ausdrücken zu tadeln sich unterfängt. Selbst in den Parlamenten gibt es vorwitzige Leute unter den Polen und Freisinnigen, die den auf der Durchreise vom Homburger Gordon-Bennet-Rennen zur Kieler Woche gerade zufällig anwesenden Ministern ins Gesicht hinein wiederholen, was Presse und weite Bevölkerungskreise von diesen Ministerreisen schreiben und denken. Solchen widerwärtigen Vorgängen gegenüber haben sich denn die preußischen Minister des Innern und der Landwirtschaft zusammengetan und sich den Entschluß abgerungen, ihre kostbare Zeit und Kraft nicht, wie sie ursprünglich wollten, der Kaiserregatta in Kiel, sondern der Ostmarkenpolitik im preußischen Abgeordnetenhaus zu widmen. Freilich wünschten sie dabei auch — und nach solchen persönlichen Opfern wird ihnen niemand das Recht zu Spezialwünschen strittig machen wollen — daß die polnische Geschichte nicht allzu lange Zeit kosten und möglichst schnell und glatt erledigt werden möchte. Diesen Wunsch will nun zwar die konservativ-nationalliberale Mehrheit des preußischen Dreiklassenhauses gegen den lebhaften und wohlbegründeten Widerspruch des Zentrums, der Polen und der freisinnigen Parteien erfüllen, obwohl der Entwurf des Ansiedlungsgesetzes noch lebhaft die Kommission beschäftigt und dort fortgesetzt wichtige Abänderungen erfährt. Aber so willfährig wollten sich die Standes- und Klassengenossen der Hammerstein und Podbielski denn doch nicht zeigen, daß sie auch noch den Wunsch der Minister auf Weitertagung und damit Verhinderung des Besuchs der Kieler Woche erfüllten. Ein Volksparlament muß selbst Ministern gegenüber aufrechte Haltung bekunden! Und so vertagten die preußischen Junker die Beratungen bis hinter das Ende des Kieler Segelsports, d. h. bis zum 27. Juni.

Die Pause könnte ihnen nun gute Gelegenheit geben, sich die überaus merkwürdige Art von Gesetzesfabrikation rückschauend noch einmal anzusehen, die sie in den letzten Monaten unter verständnisvoller Anleitung der preußischen Regierung verbrochen haben. Da ist zunächst das Gesetz zur Erschwerung des Kontraktbruches landwirtschaftlicher Arbeiter. Schon bei der ersten Lesung im Abgeordnetenhause hatte Minister Schönstedt, obwohl er den Entwurf mitunterzeichnet hat, in einer Weise Kritik geübt, die weit mehr als Verurteilung, denn als Empfehlung dieses auf agrarischen Befehl eingereichten Machwerks hinauslief. Im Reichstag hat dann Staatssekretär Nieberding, der Chef des Reichsjustizamtes, mit dürren Worten zugegeben, daß der Entwurf schon in der Form verunglückt sei. Trotzdem wird aber die agrarische Reaktion des preußischen Abgeordnetenhauses an den formell mißglückten und sachlich verderblichen Gesetzentwurf auch weiterhin noch Zeit und Kraft verwenden; denn sie wünscht ein solches Gesetz, und sie ist skrupellos genug, es sich unter allen Umständen zu schaffen. — Noch schlimmer ist es bei der Beratung des preußischen Lotteriegesetzes zugegangen. Sein Charakter als Notgesetz rechtfertigt doch noch keineswegs die wunderlichen juristischen Grundsätze, die hier verwirklicht worden sind. Und seine formelle und sachliche Minderwertigkeit konnte höchstens dem Minister v. Rheinbaben, nicht aber irgend einem Parlament, und sei es auch das reaktionäre preußische Dreiklassenparlament, Grund zur Durchpeitschung sein. Allein da die von der preußischen Regierung vorgelegten Gesetzentwürfe ausnahmslos ihrer Mangelhaftigkeit wegen eine überhastete Beratung und Verabschiedung erforderlich machen, weil sie einer sachlichen Prüfung überhaupt nicht standhalten, so scheint sich das Junkerparlament allmählich an das Automobiltempo der Gesetzesmache zu gewöhnen. Auch die Seehandlungsnovelle, bei der doch em Betrag von etwa sechzig Millionen Mark zu bewilligen war, mußte in einer Hast erledigt werden, die jede ernsthafte Prüfung ausschloß. Die Budgetkommission hatte der wichtigen Vorlage gerade eine einzige zweistündige Abendsitzung geopfert und nicht einmal einen schriftlichen Bericht über ihre Arbeit für nötig gefunden. Die einzige sachliche Förderung in der Kommission war eine längere Erklärung des Seehandlungspräsidenten Havenstein gewesen, die aber den Abgeordneten erst unmittelbar vor der Plenarsitzung im Wortlaut zugestellt wurde; und sie enthielt neben einigen beruhigenden Versicherungen über kulante Behandlung von größeren und kleineren Privatbanken durch die Seehandlung keinerlei Aufklärung darüber, ob eine Kapitalerhöhung im verlangten Umfang nötig und wie die Verwendung der geforderten Millionen gedacht sei. Das ganze machte eben den Eindruck

Digitized by Google

einer vollendeten Ueberrumpelung, ganz ähnlich wie bei dem feinen Schulkompromiß und bei so vielen anderen Gelegenheiten. Trotzdem gelang es den Opponenten — unter denen der Abgeordnete Eugen Richter kundig und geschickt führte — nicht, die Durchpeitschung zu verhindern. — Ein neuer Rekord in der schnellen und oberflächlichen Gesetzesfabrikation wird aber bei der Erledigung der Ansiedlungsnovelle geschaffen werden. Die Regierung wünscht plötzlich, daß diese Vorlage bestimmt noch vor den Sommerferien von beiden Häusern des Landtags erledigt werde, um sie — bezeichnend für ihre Trefflichkeit! — nicht einer mehrmonatlichen Agitation und Kritik der Gegner auszusetzen! Auch hier zeigt sich wieder das Bestreben, Gesetze, die angeblich „die wichtigste Frage unserer inneren Politik" lösen werden, möglichst unter Ausschluß der öffentlichen Meinung zu fabrizieren. Und dabei stimmen gerade in bezug auf die Ansiedlungsvorlage alle vorurteilslosen Politiker vollständig und einmütig darin überein, daß hier ein Einbruch in die preußische Verfassung und die Reichsverfassung gefordert wird. Die Reichsverfassung bestimmt in Artikel 3, daß jeder Angehörige eines Bundesstaates überall sich niederlassen und Grundbesitz erwerben darf. Und die preußische Verfassung bestimmt in Artikel 4, daß alle Preußen vor dem Gesetz gleich sind. Damit ist aber die vorgeschlagene Bestimmung unvereinbar, daß die Ansiedlungsgenehmigung in den Provinzen Ostpreußen und Posen dann versagt werden kann, wenn sie nach Ansicht des Regierungspräsidenten zur Stärkung des polnischen und Schwächung des deutschen Elementes führen würde. Die halsbrecherischsten Interpretationen der preußischen Minister Podbielski, Schönstedt und v. Hammerstein, welch letzterer sich bekanntlich von einem Zentrumsabgeordneten sagen lassen mußte, daß seine Ausführungen für einen Juristen unter dem Niveau der Beachtung ständen, können diese Verfassungsverletzung nicht fortdeuten. Der Entwurf ist und bleibt vielmehr der Versuch zur Schaffung eines politischen Ausnahmegesetzes bedenklichster Art. Deshalb müßte er auch formell nach Artikel 107 der preußischen Verfassung zwei Abstimmungen zeitigen, zwischen denen ein Zeitraum von mindestens 21 Tagen liegen müßte. Es kann indessen zugegeben werden, daß, wenn man sich über die viel stärkeren sachlichen Rechtsbeugungen, die das Gesetz sanktionieren will, einmal hinwegsetzt, man sich auch über die formellen der parlamentarischen Geschäftsordnung hinwegsetzen kann. Und so wird, wenn nicht die Klagen der Großgrundbesitzer Westpreußens noch Eindruck machen, daß der Verkaufswert ihrer Güter durch die Erschwerung polnischer Ansiedlungen vermindert werde, das schmähliche Ausnahmegesetz noch vor Beginn der Sommerferien fertiggestellt werden. Fiat justitia!

In Bayern hätte die Ablehnung der Grundwertsteuervorlage durch die Kammer der Reichsräte beinah eine ernste Finanzministerkrisis verursacht. Die Vorlage war vom Zentrumsabgeordneten Jäger eingebracht und wollte die im alten Ertragssteuersystem wurzelnde soziale Ungerechtigkeit beseitigen, daß der Besitzer wertvoller Grundstücke nicht mehr als der Eigentümer gleichgroßer aber minderwertiger Objekte versteuern soll. Sie hätte für das platte Land kaum eine Neubelastung bedeutet und würde auch in den Städten und Großstädten bei einem Steuerobjekt im Werte von 100 000 Mark nur 100 Mark eingebracht haben. Wenn trotzdem die Kammer der feudalen Reichsräte dem klugen Finanzminister v. Riedel, der seit 1877 amtiert, eine Niederlage und den großstädtischen Grundstücksspekulanten eine reine Freude bereitet hat, so hat sie damit nur ihre Unfähigkeit zu moderner Auffassung realpolitischer Gesetzgebungspflichten dokumentiert. Und weil sie das nicht jetzt zum ersten Mal getan hat, so wächst auch in Bayern der Kreis von Leuten, die die Erste Kammer für veraltet und überlebt erklären.

Diese Kritik muß sich die Erste württembergische Kammer infolge der Ablehnung des Schulgesetzentwurfes der Regierung nachgerade von allen Parteien des Landes mit ungeschminkter Deutlichkeit sagen lassen. Eine gemeinsame Protestversammlung des liberalen Bürgertums der Residenz Stuttgart, einberufen von der deutschen (nationalliberalen) Partei, der Volkspartei, den Jungliberalen und den Nationalsozialen hat im großen Saale der „Liederhalle", bei einem Zulauf von rund 5000 Personen, nach Ansprachen der einzelnen Parteivertreter einmütig eine scharfe Resolution gegen die Vorherrschaft der Adelsrechte in der Ersten Kammer und für durchgreifende Verfassungsrevision gefaßt. Die Sozialdemokratie hat für den 30. Juni ihre Protestversammlungen einberufen. Es ist kaum denkbar, daß der tiefgehenden Volksbewegung gegenüber in Württemberg alles beim alten bleiben wird.

Generalleutnant v. Trotha hat gleich nach seiner Ankunft in Deutsch-Südwestafrika bedeutende Verstärkungen erbeten. Es sollen im Juli und August noch 1600 Mann berittener Infanterie, Feldartillerie und Genietruppen nachgeschickt werden. Auch diejenigen Bevölkerungskreise, die grundsätzlich der Meinung sind, daß jetzt mit allem Nachdruck der Aufstand niedergeworfen und gesicherte Zustände wieder geschaffen werden müssen, sind über die Höhe der verlangten Nachsendungen erstaunt. Sie fragen sich: hat Gouverneur Leutwein, der übrigens als Truppenführer durch v. Trotha bereits nach Okahandja berufen und damit kaltgestellt worden ist, seither so sehr die Stärke des Gegners unterschätzt, oder überschätzt sie der „neue Herr", der die Verhältnisse weniger genau als Leutwein kennen kann, oder sind gar noch weitere Operationen als die Niederwerfung der Hereros geplant? Der späte Termin der Nachsendung scheint für die letztere am wenigsten beruhigende Auffassung zu sprechen. Auf alle Fälle zeigt sich jetzt, daß es doch vielleicht allzu vorsichtig vom Reichstag gehandelt war, als er auf eine Besprechung des Feldzuges gelegentlich der Nachbewilligung weiterer Mittel verzichtet und der Regierung bis zum nächsten Herbst völlig freie Hand gegeben hat.

In Frankreich schlagen anläßlich der parlamentarischen Untersuchung der beim Ministerpräsidenten Combes versuchten Bestechung zugunsten der Karthäuserniederlassungen die Parteileidenschaften in hellen Flammen empor. In den Sitzungen der Kommission, in denen die Antiministeriellen die Mehrheit und den Vorsitz haben, ist es nicht nur zu turbulenten Szenen, sondern schon zu Tätlichkeiten gekommen, und in der Kammer, wo sich die Interpellationen aus Anlaß der Vorfälle in der Untersuchungskommission häufen, geht es nicht viel gesitteter zu. Die ganze Affäre ist für den Ministerpräsidenten, auch wenn er, wie sich bis jetzt zu ergeben scheint, intakt dasteht, höchst unbequem und kann vielleicht noch schlimm auslaufen. Sicher scheint heute nur das zu sein, daß sie weit mehr persönliche Gehässigkeit und ehrsüchtige Intrigen zum Hintergrund hat, als ernsthafte politische Gründe. Eben deshalb ist die Angelegenheit, aus der Combes selbst erst so viel Wesens zu machen schien, aber auch für die Freunde des Ministerpräsidenten so wenig erbaulich.

In den Vereinigten Staaten finden die Kandidatenaufstellungen für die im November dieses Jahres bevorstehende Präsidentschaftswahl in der nächsten Zeit statt. Die republikanische Partei ist bereits in Chikago zur Nationalkonvention zusammengetreten, hat das bekannte kautschukartige Programm entworfen und ihren eigenen Verdiensten den üblichen Weihrauch gestreut. Daß Roosevelt zum Präsidentschaftskandidaten nominiert werden wird, steht schon heute fest. Als Vizepräsidentschaftskandidat wird der Senator Fairbanks genannt, ein Durchschnittspolitiker. Mehr Interesse als die republikanische Nationalkonvention wird die demnächst zusammentretende Konvention der demokratischen Partei in Anspruch nehmen können. Wen sie auf den Schild erheben wird, ist noch völlig ungewiß. Von der richtigen Auswahl des demokratischen

Digitized by Google

Kandidaten wird es abhängen, ob Roosevelt glatt durchs Ziel geht oder ernsthaft um seine Wiederwahl kämpfen muß.

Ein marokkanisches Räuberkunststück hat uns schon seit Monaten die Welt in Atem gehalten und zeitweilig mehr als die Vorgänge auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatz interessiert. Raisuli, seines Zeichens Räuberhauptmann und vielleicht auch Wüstenscheikh, jedenfalls ein Mann, der sich und die Seinen schlecht und recht mit gelegentlichen Räubereien durchs Leben bringt, hat zwei in Tanger lebende angesehene Amerikaner, die Herren Perdicaris und Varlez eines Tages entführt und für ihre Freilassung folgende bescheidenen Forderungen erhoben: ein Lösegeld von 350 000 Franken, Auslieferung seiner mehr als zwanzig gefangenen Spießgesellen, Zurückziehung der in seinem angeblichen Machtbereich stehenden Truppen, Anerkennung seiner Oberhoheit in bestimmten Distrikten, Verbürgung seiner absoluten Straflosigkeit, Absetzung des Gouverneurs von Tanger, und als Garantie für die strikte Erfüllung dieser und etlicher anderer Wünsche die Bürgschaft der Vereinigten Staaten. Was half es, daß Amerika gegen diesen bescheidenen Mann und seinen beneidenswerten Herrn, den Sultan von Marokko, eine regelrechte Flottendemonstration inszenierte, und daß die marokkanische Regierung aus Angst vor den amerikanischen Schiffskanonen und Seesoldaten dem Gentleman Raisuli untertänig Erfüllung aller Wünsche versprach? Die marokkanische Wüste ist weit und ihrer Schlupfwinkel sind viele, sodaß sich auch minder unverschämte Gesellen als Raisuli erfolgreich allen Nachstellungen entziehen und weitere Bedingungen diktieren könnten. Daß er letzteres tut, wird niemand an diesem selbstbewußtesten aller Banditen der Welt Wunder nehmen. L'appetit vient en mangeant. Seine Gnaden der Herr Meisterschaftsräuber der Welt verlangt heute bereits die unbeschränkte Gewalt über die vier Provinzen Marokkos und die Bürgschaft dreier Mächte, darunter diejenige Amerikas. Man darf gespannt sein, bis zu welcher phantastischen Höhe er seine Forderungen noch weiter steigern wird während der Zeit, die der Sultan von Marokko und seine Regierung brauchen, um neue Unterwürfigkeitserklärungen abzugeben. Und wenn er dann schließlich dank der diplomatischen Interventionen der Engländer, Franzosen und Amerikaner als Sieger aus der Affäre hervorgeht, dann darf man mit Spannung abwarten, wann sein glänzender Erfolg bei seinen vielen edlen Berufsgenossen Nacheiferung erweckt. Die zahlreichen Ausländer, die in Marokko leben und ihre Geschäfte betreiben, sind bei dieser Tragikomödie die einzig Beklagenswerten.

Daß die Japaner Meister der Kriegskunst zur See sind, bezweifelt längst niemand mehr, auch wenn sie gerade eben durch kühne Ausfälle der russischen Wladiwostockflotte einige empfindliche Verluste erlitten haben. Im Landkriege haben sie sich durch die Erstürmung der Höhen von Kintschou die höchste Anerkennung in bezug auf Bravour und Todesverachtung erworben. Daß sie aber ihre Erfolge zu Wasser und zu Lande nicht nur ihrer Verwegenheit oder gar bloß der Ueberlegenheit an Zahl und anderen Zufällen verdanken, sondern daß sie auch bei ziemlich gleicher Kräfteverteilung zu siegen verstehn, diesen Ruhm hat ihnen die mörderische Schlacht von Waifanghou (Telissu) eingebracht. Eine vorzüglich befestigte Stellung der Russen, die die geringe numerische Ueberlegenheit der Japaner völlig ausglich, wurde in hartnäckigem, zähem Ringen genommen und schließlich der Armee Stackelbergs, der einer der befähigtsten russischen Feldherren sein soll, eine schwere Niederlage beigebracht. Die russischen Verluste werden auf 10—14 000 Mann beziffert. Das endgültige Schicksal Stackelbergs ist im Augenblick noch nicht bekannt. Wie sehr aber die völlige Aufreibung seines Korps befürchtet wird, geht daraus hervor, daß Kuropatkin ihm mit mehreren Divisionen zu Hilfe geeilt sein soll. Entscheidende Schlachten scheinen also bevorzustehn.

* * *

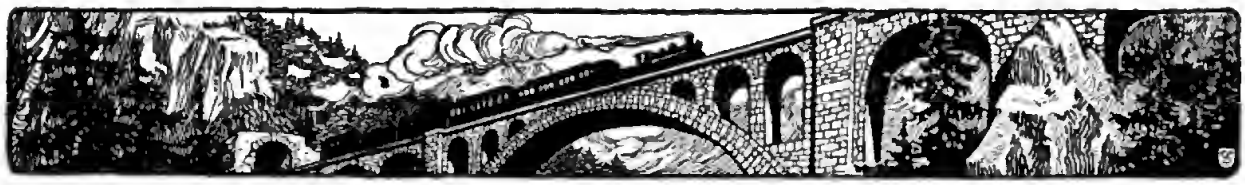
Der internationale Frauenkongreß.

Ein internationaler Frauenkongreß hat nicht ausschließlich den Zweck, die Besucher zu orientieren, oder Meinungsverschiedenheiten zu erörteren, sondern er stellt vielmehr eine propagandistische Heerschau dar. Die Gesinnungsgenossinnen der ganzen Welt kommen zusammen, um durch die einmütige Betonung ihren Forderungen Wucht und Geltung zu verleihen. Sie wollen den Beweis erbringen, daß es sich nicht um Sonderbestrebungen Vereinzelter handelt, sondern um eine Kulturbewegung, die getragen ist von Millionen von Frauen, die bedingt ist durch die soziale Entwicklung und die, trotz aller Verkennung und aller Hindernisse, siegreich vorwärts schreitet, weil sie Ideale im Auge hat, die auf Wahrheit und Gerechtigkeit gegründet, der Höherentwicklung der Menschheit dienen wollen. Je näher die Frauenbewegung ihrem Ziele kommen wird, je überflüssiger und darum seltener werden Frauenkongresse werden. Schon heute sehen wir die Frauen vereinzelt auf den Kongressen der Aerzte, der Juristen, der Schriftsteller, auf den Zusammenkünften, die sich mit Sozialreform beschäftigen, in den politischen Versammlungen. Wenn die Frauen erst überall, wo Männer beratend und diskutierend zusammenkommen, als gleichberechtigte Genossinnen und Mitarbeiterinnen des Mannes zugegen sein werden, dann hat die Sterbeglocke der eigentlichen Frauenkongresse geschlagen. So weit aber sind wir noch lange nicht; im Gegenteil, heute bedürfen wir noch der Fanfare, um laut und mutig die Kampfgenossinnen herbeizurufen, damit sie sich gegenseitig anfeuern, ihren Mut und ihre Opferfreudigkeit stärken, damit sie von einander lernen und last not least, damit sie die große Masse der Gleichgültigen, Zaghaften und Feindseligen überzeugen und mit sich fortreißen. Der propagandistische Erfolg der Frauenkongresse ist der schlagendste Beweis ihrer Daseinsberechtigung, und wer mit Aufmerksamkeit die Kongresse der letzten Jahre verfolgt hat, der wird nicht umhin können, zuzugeben, daß die Frauenbewegung dieser Propaganda ein gutes Teil der Anerkennung zu verdanken hat, die ihr jetzt zuteil wird.

Fünf Jahre sind verflossen, seit der letzte „offizielle" Frauenkongreß in London tagte, und trotz der kurzen Spanne Zeit können wir mit Genugtuung manchen Fortschritt konstatieren. In London hatte der Lordmayor jede Beteiligung am Kongresse abgelehnt, weil man die Sittlichkeitsfrage erörtern wollte, und der englische Verein für Frauenstimmrecht mußte eine eigene Versammlung arrangieren, weil der englische Frauenbund nicht wagte, diese Frage in das Kongreßprogramm aufzunehmen. Der internationale Frauenkongreß, der in der Juniwoche vom 12.—18. in Berlin tagte, hat beiden Themen, der Sittlichkeitsfrage wie dem Frauenstimmrecht, einen breiten Raum in seinen Verhandlungen eingeräumt, in der Ueberzeugung, daß es sich hier um Kernfragen der ganzen Bewegung handelt, weil die Entrechtung der Frau auf diesen Gebieten ihre Entwicklung hemmt und ihr einen entsprechenden Einfluß auf die Kulturbewegung zur Unmöglichkeit macht.

Doch noch in anderer Hinsicht ließ sich dieser Fortschritt konstatieren: nicht in der Wahl der zur Erörterung gestellten Themen, sondern in der Art ihrer Behandlung und in der Betonung des Standpunkts, von dem aus die verschiedenen Fragen beleuchtet wurden. Es handelte sich nicht mehr in erster Linie darum, den Frauen neue Berufe zu erkämpfen, sondern die Frauen fragten sich vielmehr: welcher Rechte bedarf ich, um meine Pflichten erfüllen zu können? Die auf dem Kongreß

Digitized by Google



versammelten Frauen fühlten sich als Staatsbürgerinnen. Sie sind zu der Erkenntnis herangereift, daß der Staat nicht ein schemenhaftes Gebilde ist, das Männerhände allein erbauten und darum auch allein erhalten können, sondern daß der Staat nichts anderes ist, als eine Zusammenfassung von Männern und Frauen; demnach sind beide Geschlechter gleicherweise an seiner Erhaltung und Entwicklung interessiert. Alle staatlichen Maßnahmen treffen, im Guten wie im Bösen, beide Geschlechter, und darum sollten auch beide den gleichen Anteil an der Beratung und Ausübung aller staatlichen Angelegenheiten nehmen. Die Frau, die ihr Leben einsetzt, um dem Staat seine Bürger zu schenken, leistet ihm ebenso wertvolle Dienste, wie der Mann, der bereit ist, sein Leben zur Verteidigung des Staates zu opfern. Nicht, trotzdem sie ein Weib ist, sondern weil sie es ist, fordert die Frau ihr volles Bürgerrecht, in der Ueberzeugung, daß der physisch und psychisch anders geartete Mann allein nicht imstande ist, beiden Teilen gerecht zu werden. Ein Geschlechtsprivilegium muß notwendig dieselben Uebelstände zeitigen, wie ein Standesprivilegium. Wer noch an das Märchen glaubte, die Frauenbewegung strebe eine blöde Gleichmacherei an, der ist durch die Verhandlungen dieses Kongresses gründlich eines Besseren belehrt worden. Immer von neuem betonten die Frauen, daß sie die gleichen Entwicklungsmöglichkeiten und Rechte fordern, weil sie allein die Basis geben, auf der die Frau ihre Eigenart voll entfalten und ihren weiblichen Einfluß in der Kulturentwicklung zur Geltung bringen kann. Aber es handelte sich nicht nur um ein stürmisches Fordern auf diesem Kongreß, die Frau rüttelt nicht ungeduldig am Baum der Erkenntnis, damit ihr die reife Frucht in den Schoß falle, sondern sie ist bereit, sich ihre volle Gleichberechtigung durch zähe Arbeit zu erkämpfen. Das reichhaltige Programm zeigt, daß sie ihrem Wahlspruch, der „Treue im Kleinen" nicht untreu geworden ist; sie wies vielmehr darauf hin, daß das, was bisher so vielfach verächtlich als „weibliche Kleinarbeit" abgetan wurde, nichts Kleines, sondern etwas sehr Großes ist: hängt doch von dieser Arbeit das Fortbestehen der Familie, das Wohl und Wehe der künftigen Generationen ab.

Die Kongreßverhandlungen waren in vier Sektionen geteilt, die gleichzeitig jeden Vormittag von 9—1 Uhr in den verschiedenen Sälen der Philharmonie tagten. Sektion I beschäftigte sich mit „Frauenbildung", die zweite mit „Frauen-Erwerb und Berufen", die dritte mit „Sozialen Einrichtungen und Bestrebungen" und in Sektion IV wurde die „rechtliche Stellung der Frau" erörtert. — Die Nachteile dieser gleichzeitigen Tagung liegen auf der Hand. Die Kongreßbesucher wurden oft vor eine schwere Wahl gestellt und mußten schließlich auf das eine oder andere Thema, das sie speziell interessiert hätte, verzichten. Trotzdem hatte die Kongreßleitung zu derselben Methode der Emteilung gegriffen, die sich bereits in London als „das kleinere Uebel" erwiesen hatte. Denn es wäre unmöglich gewesen, alle zur Erörterung stehenden Fragen nacheinander zu beraten, wollte man nicht die Kongreßwoche zu einem Kongreßmonat ausdehnen. Die Themen aber zu beschränken, war ebenso unmöglich, denn es handelt sich ja in der Frauenbewegung nicht um einige bestimmte Forderungen, sondern es handelt sich vielmehr darum, auf allen Gebieten des Lebens die Auffassung der Frau zu betonen, ihr Gehör, Geltung und Anerkennung zu verschaffen, die neuen Pflichten und Rechte der Frau zu präzisieren. Und so mußten denn die Kongreßverhandlungen notgedrungen den ganzen weiten Kreis der Fraueninteressen umspannen — vom Kindergarten bis zum Reichstag!

In der Bildungsfrage trat die Forderung der gemeinsamen Erziehung der Geschlechter in den Vordergrund, und zwar wurde diese Forderung nicht allein erhoben, um den Mädchen eine gleichwertige Bildung zu gewährleisten, die sie befähige, den Anforderungen, die das moderne Leben an die Frau stellt, zu genügen, sondern auch im Hinblick auf den erzieherischen Wert der Koedukation in ethischer und moralischer Hinsicht. Die Erfahrungen, die man mit diesem System in Amerika, Skandinavien, der Schweiz gemacht hat, haben die günstigsten Resultate gerade nach dieser Richtung hin gezeitigt. Die gemeinsame Erziehung erweckt das Gefühl einer schönen und gesunden Kameradschaftlichkeit zwischen Knaben und Mädchen; sie beeinflussen sich gegenseitig aufs günstigste; ohne die eigenartige Differenzierung der weiblichen und männlichen Psyche zu verwischen, werden doch die Unarten, Auswüchse und Einseitigkeiten dieser Verschiedenheit modifiziert. So bahnt sich ein besseres gegenseitiges Verständnis an, das später, sei es in der Ehe, sei es im Berufsleben, leichter eine gegenseitige Ergänzung und eine Harmonie ermöglicht. Dieses schöne Resultat ist naturgemäß nur dann zu erzielen, wenn die Parität der Geschlechter nicht nur auf die Lernenden, sondern auch auf die Lehrenden und auf die Schulleitung ausgedehnt wird. Dann erst kann die Schule sich ein höheres Ziel stecken als das, ein bestimmtes Wissenspensum dem Schüler zu übermitteln; sie kann zur Erziehungsanstalt werden, die Charaktere zu bilden imstande ist.

Einen ganz besonderen Wert legte man ferner in der ersten Sektion auf die obligatorische Mädchenfortbildungsschule, und wie notwendig diese ist, bewies uns jeder Vortrag, den wir in der Berufssektion mit anhörten. Ob es sich um den Beruf der Hausangestellten, der Fabrikarbeiterin oder der Handelsgehilfin handelte, immer wieder sahen wir, daß aus dem Mangel gründlicher, gediegener Fachkenntnisse die meisten der Schäden entspringen, an denen die berufliche Frauenarbeit noch so vielfach krankt und die in Hungerlöhnen, Schmutzkonkurrenz usw. zutage treten, aus denen dann wiederum die weiteren, traurigen Folgeerscheinungen einer körperlichen und sittlichen Verwahrlosung resultieren. Es ist gleichfalls als ein Fortschritt den früheren Kongressen gegenüber zu betrachten, daß die zweite Sektion sich nicht vorwiegend mit den sogenannten „höheren" Berufen beschäftigte, sondern gerade den Erwerbszweigen ihre Aufmerksamkeit widmete, denen die meisten Töchter des Volkes zuströmen, u. a. auch dem Beruf der Hausangestellten und Landarbeiterin. Man forderte eine gediegene Ausbildung der Töchter der besitzenden Stände, damit sie als Arbeitgeberinnen die Arbeit ihrer Untergebenen beurteilen und leiten können, damit sie sich der hohen sozialen Aufgaben bewußt werden, die sie als Arbeitgeberin zu erfüllen haben. Aber auch für die Arbeitnehmerin wurde die Notwendigkeit einer beruflichen Ausbildung betont, um sie vor Ausnutzung zu schützen, um ihr die Möglichkeit zu geben, ihre „gelernte" Arbeit höher zu verwerten, als sie es bisher mit ihrer „ungelernten" Arbeit vermochte. Es wurde jedoch auch energisch betont, daß die Reform der besseren Ausbildung allein niemals die schweren Schäden des Erwerbslebens zu heilen vermag, solange diese Berufe unter traurigen Ausnahmegesetzen stehen; man forderte deshalb das Koalitionsrecht für die ländlichen Arbeiter, Aufhebung der Gesindeordnung und Ausdehnung der Arbeiterschutzgesetze auf diese Berufe, wie auf die Heimindustrie. In dieser Sektion kam es einmal in der Diskussion zu einem ziemlich lebhaften Zusammenstoß zwischen einer Führerin der sozialistischen Frauenbewegung und einer ostelbischen Gutsbesitzersfrau. Man hörte hüben und drüben dieselben Schlagworte, die man genugsam aus den Parlamentsdebatten kennt. Die große Mehrzahl der Kongreßteilnehmerinnen aber war weit davon entfernt, Interessenpolitik zu treiben, oder sich Uebertreibungen nach der einen oder andern Richtung hin zu schulden kommen zu lassen; das vertiefte soziale Verständnis der bürgerlichen Frau zeigte sich besonders auch in der unumwundenen Offenherzigkeit, mit der die Schäden des Dienstbotenstandes erörtert wurden, mit der die bürgerlichen Hausfrauen anerkannten, wieviel Versäumtes sie als Arbeitgeberinnen auf diesem Gebiete nachzuholen haben, wieviel Ungerechtigkeiten gut zu machen, wieviel sogenannte „patriarchalische Traditionen" gerade hier zu überwinden sind. —

Das Kapitel „die Landwirtschaft und Gärtnerei als Berufszweig für die gebildete Frau" bot gleichfalls manches

Digitized by Google

Neue; besonders die Ausführungen der englischen Referentin. Sie erzählte, daß in England viele Frauen Landwirtschaft studieren, um selbständig eine kleine Farm zu bewirtschaften. Diese Kleingutsbesitzerinnen schließen sich dann zu Genossenschaften zusammen, wodurch sie ihre Produkte so vorteilhaft zu verwerten vermögen, daß ihnen ihre Farm, wenn auch kein glänzendes, so doch ein auskömmliches, gesundes und befriedigendes Leben gewährleistet. Bedingung dieses Erfolges ist, daß die Farm in leicht erreichbarer Nähe einer Industriestadt liegt. Vielfach tritt in diesen Farmgenossenschaften Arbeitsteilung ein, sodaß die eine nur Geflügel, die andere Milch und Käse, die dritte Obst, Gemüse usw. produziert. Ebenso bewährt sich der Beruf als Gärtnerin für die Frau; selbst in Deutschland widmen sich ihm bereits eine ganze Anzahl junger Mädchen, die dann später Anstellung als Gärtnerinnen auf Gütern, in Anstalten oder als Lehrerinnen an Gartenbauschulen finden. Der berühmte Irrenarzt Binswanger hat in seinem psychiatrischen Lehrbuch hervorgehoben, wie wohltuend für Gemüts- und Nervenkranke die Beschäftigung im Garten unter Leitung gebildeter weiblicher Gärtner ist und empfiehlt darum allen Nervenheilanstalten die Anstellung von Gärtnerinnen. Von besonderem Interesse waren auch die Verhandlungen über den Beruf der Krankenpflegerin. Die Tendenz macht sich jetzt allgemein geltend, ihn seines klösterlichen Charakters zu entkleiden, und ihn zu einer weltlichen, freien Berufsorganisation umzugestalten, um die Pflegerin vor Ueberanstrengung zu schützen, fürs Alter sicher zu stellen und ihr besonders das Recht der freien Selbstbestimmung zu erhalten. Aber auch die Kranken sollen durch einen staatlich geprüften und kontrollierten Pflegerinnenstand vor ungeschulter Behandlung behütet werden. Ein weiblicher Arzt aus Schweden wies darauf hin, welche Vorteile diese Reform auch dem Arzt bringen würde, wenn er in der Pflegerin immer eine gründlich gebildete, zuverlässige Kraft zur Seite hätte. Bei Beratung der wissenschaftlichen Berufe war es für die deutschen Frauen beschämend und erbitternd zugleich, daß das Land der Dichter und Denker in bezug auf die Bildungsmöglichkeiten und die Zulassung zu den wissenschaftlichen Berufen seine Töchter am stiefmütterlichsten behandelt!

Das wachsende sozialpolitische Verständnis der Frauen, das uns bereits in Sektion I und II wohltuend berührt hatte, trat in Sektion III, die sich mit sozialen Einrichtungen und Bestrebungen beschäftigte, besonders vorteilhaft hervor und zeigte, daß die Frauen in der Hinsicht in den letzten Jahren sehr viel gelernt haben. Sie sehen nicht mehr ihre Hauptaufgabe darin, die Gefallenen zu retten, die Gefangenen zu trösten, den Armen wohlzutun, sondern sie streben danach, als staatliche Beamte in der Waisen- und Armenpflege, als Fabrikinspektorinnen, als Leiterinnen von Gefängnissen usw. an der Entwicklung der Sozialreform tatkräftigen Anteil zu nehmen. Sie haben aber auch erkannt, daß der Weg der Selbsthilfe immer der gangbarste und kürzeste Weg zum Ziel ist und traten darum energisch für die Organisation der Arbeiterinnen ein. Um dies zu können, forderten die Frauen in der IV. Sektion die völlige Befreiung von allen ihr Geschlecht treffenden gesetzlichen Beschränkungen; sie verlangen nicht nur freies Vereins- und Versammlungsrecht, sondern auch das kirchliche, kommunale und politische Wahlrecht. Einige Vertreterinnen des Auslandes gingen sogar so weit, in den Arbeiterinnenschutzgesetzen eine „Beschränkung" zu sehen, die die Frauenarbeit entwertet, aber als geschlossene Phalanx traten die deutschen Frauen dieser Auffassung entgegen und befürworteten mit Wärme und Energie einen noch ausgedehnteren Wöchnerinnenschutz, Verbot der Nachtarbeit, Kürzung des Arbeitstages usw.

Waren die Vormittage der eingehenden Erörterung der einzelnen Spezialgebiete gewidmet, so wurden in den Abendversammlungen die Programmpunkte der Frauenbewegung in allgemeinen Versammlungen und in längeren Vorträgen aufgestellt; es handelte sich um die Betonung feststehender Prinzipien, auf die sich die Frauenbewegung geeinigt hat; darum fiel auch in den Abendversammlungen die Diskussion fort. Sie gestalteten sich ausnahmslos zu großartigen, demonstrativen Kundgebungen, denen durch die einzelnen Rednerinnen der Stempel einer leidenschaftlichen Hingebung an das Ideal der Höherentwicklung des ganzen Menschengeschlechts aufgedrückt wurde. Für den Psychologen hatten diese Versammlungen noch einen ganz besonders eigenartigen Reiz durch den Vergleich der verschiedenen Rassen- und Volkscharaktere, die sich in den Rednerinnen verkörperten. Der große Unterschied der Rasse, der Nation, der sozialen Stellung, der dem Außenstehenden auffiel und zu interessanten Beobachtungen reizte, war aber in dem Bewußtsein der Teilnehmerinnen vollständig zurückgedrängt durch das einigende Moment eines großen gemeinsamen Zieles, durch das Gefühl einer tiefinnersten Harmonie. Und harmonisch klang der Kongreß aus, mit dem Bekenntnis, dem eine vieltausendköpfige Menge zujubelte: „Wir Frauen verlangen unsere Rechte, um unsere Pflichten an der Gesamtheit erfüllen zu können, nicht gegen den Mann, sondern mit dem Mann, als seine, wenn auch nicht gleichartige, so doch gleichwertige und gleichberechtigte Gefährtin, um mit ihm zu arbeiten für den sozialen Frieden, für die Höherentwicklung der Kultur, für das Glück der künftigen Generationen!"

A. Pappritz.

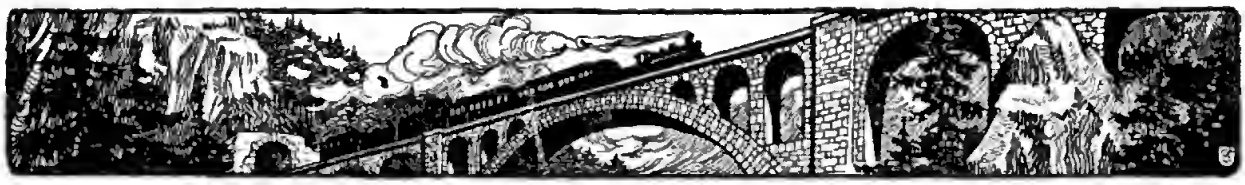
Die Mirbachiade.

III.

Neue Ungeschicklichkeiten.

Seit Malvolios Zeiten haben Hofmeister sich nicht durch Klugheit und Geschick ausgezeichnet. Es scheint, als ob Oberhofmeister die negativen Eigenschaften des Malvolio in verstärktem Maße besitzen. Die Quittung des Freiherrn von Mirbach über 325 000 Mark, die er nicht empfangen hatte, hat ein solches Staunen hervorgerufen, daß selbst dem Staatsanwalt die weiteren Fragen nach dem späteren Schicksal dieser Summe im Halse stecken geblieben sind. Das Geheimnis des Verbleibs der Summe von 325 000 Mark nehmen die Herren Schultz und Romeick diskreter Weise mit ins Gefängnis.

Inzwischen hat der Oberhofmeister Freiherr von Mirbach dafür gesorgt, daß ein neuer Rekord der Ungeschicklichkeit geschaffen werde. Wieder handelt es sich um eine Kirche, diesmal um die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche, der „freiwillige" Spenden zugeführt werden sollen. Als Zugmittel ist taktvoller Weise die bevorstehende silberne Hochzeit des Kaiserpaares gewählt. Als Exekutoren der Mildtätigkeit hat der Herr Oberhofmeister die Oberpräsidenten, Landräte, den ganzen preußischen Verwaltungsapparat bestimmt, und, um dem Ministerium keine Mühe zu verursachen, sich auch gleich direkt an die staatlichen Verwaltungsorgane gewandt. Um den Sammlungserfolg zu sichern, ist zugleich in Aussicht gestellt worden, daß die Spender der „freiwilligen" Gaben fein säuberlich in ein Buch eingetragen werden sollen. Dieses Buch verspricht der Herr Oberhofmeister beiden Majestäten vorzulegen. Bei seiner jüngsten Aussage vor Gericht hat Freiherr von Mirbach als Erklärung dafür, daß die Schultz und Romeick ihre großartigen Spenden unter Ausschluß der Oeffentlichkeit gegeben hätten, angeführt, die hochherzigen Geber wollten sich nicht den gehässigen Kommentaren einer „gewissen" Presse aussetzen. Hier



scheint er einmal den entgegengesetzten Weg der breitesten Oeffentlichkeit einschlagen zu wollen.

Der Freiherr von Mirbach sollte bei seinem großartigen Sammeltalent auf einen Wechsel seiner Stellung Bedacht nehmen. Am französischen Hof gab es mehrere Jahrhunderte hindurch einen Groß-Almosenier. Er besaß einen weittragenden Einfluß, war in der Regel ein Kardinal und der Beichtvater des königlichen Hauses. Eine derartige Stellung sollte auch bei uns geschaffen werden, und Freiherr von Mirbach wäre ganz der Mann dazu, sie würdig auszufüllen.

Junius.

Der Schulkampf in Württemberg.

oraussichtlich wird der Ausgang der seit zwei Jahren schwebenden Schulvorlage, ihre endgültige Ablehnung durch die Kammer der Standesherren am 8. Juni d. J. und die dadurch hervorgerufene Bewegung im Lande, Ausgangspunkt einer gesunderen Gestaltung unserer verschrobenen parlamentarischen Verhältnisse werden, in ihrer Weiterwirkung aber auch über die Grenzen unseres Landes hinaus dem nationalen Fortschritt in erfreulichster Weise dienen.

Wer Württemberg kennt, weiß, wie seit Jahrzehnten jeder noch so bescheidene Schritt vorwärts durch unsere Erste Kammer lahmgelegt ist, die hier einfacher, aber auch einseitiger als in jedem anderen deutschen Bundesstaat zusammengesetzt, zu $^2/_3$ (zurzeit 20 unter insgesamt 30 Mitgliedern, davon vier königliche Prinzen) aus sogenannten „Standesherren" besteht, die in Baden kaum $^1/_4$, in Bayern $^1/_3$ der ersten Kammern ausmachen. Kein Wunder, daß die württembergische Erste Kammer jederzeit den prachtvollsten Hemmschuh aller vorwärts gerichteten Regierungsbestrebungen abgab, daß sie aber auch in demselben Maß mehr als irgendwo mit dem freiheitlichen Volksbewußtsein im schneidensten Gegensatz stand. So hatte das Jahr 1848 hier die Wirkung, sie zur freiwilligen Einstellung ihrer Tätigkeit zu bringen. In der folgenden Reaktionszeit wurde sie jedoch durch einfaches königliches Reskript, dessen Rechtmäßigkeit von jeher vielen im Zweifel stand, zu neuem Leben erweckt, um als „konservatives Gegengewicht" gegen die zu $^3/_4$ auf dem allgemeinen Stimmrecht beruhende Kammer der Abgeordneten zu dienen. Diesen Dienst hat sie in der Folgezeit im allgemeinen immer gründlicher geleistet, der Regierung meist um so bequemer, je mehr nur die allgemein-konservativen Interessen in Frage kamen und sie selbst sich hütete, tiefergreifende Fragen geistig-prinzipieller Natur, namentlich solche, in denen der religiöse Gegensatz hervortreten mußte, — unser Land ist zu etwa 70 Prozent evangelisch, umgekehrt sind unter den Standesherren 14 katholisch und sechs evangelisch — zum Gegenstand parlamentarischer Regelung zu machen. Dabei kam niemand schlechter weg als die Schule, und so erklärt es sich, daß Württemberg, einst mit Koburg-Gotha an der Spitze der allgemeinen Volksschulbildung, immer mehr ins Hintertreffen gekommen ist. Niemand konnte dieser Zustand willkommener sein als der römischen Kirche, die so in der glücklichen Lage war, in einem vorwiegend protestantischen Lande ihren grundsätzlichen Standpunkt in dem wichtigen Verhältnis zwischen Kirche und Schule gründlicher durchgeführt zu sehen, als dies in irgend einem deutschen Lande, selbst mit katholischer Bevölkerungsmehrheit, der Fall ist.

Sollte hierin Wandel eintreten, so galt es, die katholische Physiognomie unserer Ersten Kammer, welche diese hinter einer allgemein-konservativen Maske herkömmlich zu verbergen gewußt hatte, einmal deutlich zu entlarven und dem vertrauensseligen württembergischen Volk seinen inneren Gegensatz gegen diese Feudalvertretung zum klaren Bewußtsein zu bringen. Ein Ansatz dazu geschah anläßlich des Mittnachtschen Entwurfs einer Verfassungsrevision im Jahre 1898, mit dem namentlich auch unserer Ersten Kammer zu der ihr schon geschäftlich dringend nötigen Auffrischung und Ergänzung verholfen werden sollte. Als aber diese Veränderung allzu deutlich in Angriff genommen wurde, da war es der württembergische Windthorst Gröber, der sich für berufen hielt, in rücksichtsloser Unvorsichtigkeit mit seinen sogenannten Initiativanträgen den Schleier zu zerreißen, und zwar mit der offenherzigen Motivierung, daß durch eine solche Veränderung der Ersten Kammer die katholische Minorität den bisherigen Hort ihrer Interessen verlieren würde. Mit bekannter Zentrumsbescheidenheit forderte er zum Ersatz für diesen Verlust nichts Geringeres als die gesetzliche Festlegung der geistlichen Schulaufsicht in Württemberg für ewige Zeiten. Ueber der Zurückweisung dieser Forderung kam dann der ganze, vielen in so hoffnungsvollem Schimmer glänzende Mittnachtsche Verfassungsentwurf durch das Bündnis von Zentrum und Privilegierten zu Falle.

Schon aus diesem damaligen Eingreifen Gröbers konnte jeder Denkfähige den Schluß ziehen, was für eine Rolle dieser ersten Kammer erst beschieden sein würde, wenn einmal auch in Württemberg sich eine Regierung finden werde, die entschlossen die Konsequenzen unserer „mitteleuropäischen Lage" (nach einem hübschen Wort des jetzigen Kultusministers) zu ziehen, auch an jenes höchst gehütete Palladium der mittelalterlichen Kirchenherrschaft zu rühren und die geistliche Schulaufsicht an irgend einem Punkte anzutasten wagen würde. Dieses Wagnis in Angriff genommen zu haben ist das Verdienst des Kultusministers v. Weizsäcker, des Sohnes unseres bekannten Kirchenhistorikers und Kanzlers. Dies die Bedeutung der vor zwei Jahren den Ständen vorgelegten Novelle zum Volksschulgesetz, deren Hauptpunkt eben in der prinzipiellen Beseitigung der geistlichen Schulaufsicht bestand. Die Novelle behandelt die Interessen der Kirche mit vorsichtiger Zurückhaltung; indem sie zur Bezirksschulaufsicht im Hauptamt, die zunächst nur für die kleinere Zahl der Bezirke (diejenigen mit größeren Städten) geplant war, nur auch Schulmänner neben den Geistlichen beruft, den letzteren aber nicht allein die Ortsschulaufsicht beläßt, sondern auch die prinzipielle Aufsicht über den Religionsunterricht gesetzlich festlegt. Die stärkste Partei unseres Landtages, die Volkspartei, hat in weiser Selbstbescheidung darauf verzichtet, weitere Wünsche ihres Programms, so in der Richtung der Simultanschule, geltend zu machen und in einträchtigem Zusammenwirken mit der Regierung die Vorlage durch die Abgeordnetenkammer zu bringen ermöglicht. Aber auch dieser vorsichtige, an das bisherige sich möglichst anschließende und das praktische Bedürfnis berücksichtigende Regierungsschritt, der in der Lehrerwelt begreiflicher-, aber unklugerweise wenig Gegenliebe fand, war in einem Lande wie Württemberg ein Wagnis, von dem man sich alsbald fragen mußte, ob unsere Erste Kammer es jemals mitmachen werde. War doch die geistliche Schulaufsicht, ob auch nur teilweise, so doch prinzipiell beseitigt. Es ließ sich vermuten, daß sich das katholische Gewissen unserer Standesherren mit aller Macht dagegen sträuben würde. Das ist denn in der Tat nun geschehen. Wohl haben sich die Herren über ein Jahr Zeit gelassen, eine Frist, die hinter den Kulissen reichlich ausgenutzt werden konnte, von der Regierung einerseits, aber auch von unserem bekanntlich alle Neuerungen als „Reformsimpelei" verabscheuenden Rottenburger Landesbischof v. Kepler andererseits. Vorläufig blieb das katholische Ge-

Digitized by Google

wissen am 8. Juni Sieger. Und das, obgleich die vier katholischen Prinzen durch Abwesenheit glänzten, obgleich auch wenigstens einer der katholischen Standesherren, der Fürst von Hohenlohe-Waldenburg, politisch weitsichtiger als seine Standesgenossen, es vermied, sich in ausdrücklichen Gegensatz zu dem Willen des Landes zu setzen, und das Beispiel dieser Prinzen nachahmte. Dafür trat umgekehrt einer der evangelischen Standesherren, der Graf v. Bentinck-Waldeck, auf die katholische Seite, worüber nachher noch ein besonderes Wort zu sagen ist. So blieb das Endergebnis ein echt feudal-katholisches. So nachdrücklich auch die Staatsregierung durch den Mund des Kultusministers und schließlich auch des Ministerpräsidenten v. Breitling im Namen des ganzen Staatsministeriums auf die weitwirkenden Folgen einer ablehnenden Haltung hinweisen mochte: es half alles nichts. Nachdem noch in der Sitzung vor Pfingsten bei der ersten Beratung (20. Mai) des entscheidenden § 4 die Kammer zunächst einen Ausflugsantrag des Grafen Pückler-Limpurg, die Regierungsvorlage dahin zu ändern, daß zwar Nichtgeistliche zur Schulaufsicht zugelassen, die Ernennung aber lediglich den kirchlichen Oberbehörden überlassen werden sollte, mit zwanzig gegen vier Stimmen angenommen hatte, fand jetzt am 8. Juni ein noch gegensätzlicherer Antrag des Fürsten von Quadt-Wykradt, die Bezirksschulaufsicht im Hauptamt zuzulassen, aber nur für Geistliche, mit 12 gegen 11 Stimmen (6 geheime Räte und 5 evangelische Standesherren) die Genehmigung der standesherrlichen Majorität, in der Hauptsache oberschwäbischer Fürsten und Grafen einschließlich von drei durch „Geisterstimmen" vertretenen auswärtigen Herren.

Daß die standesherrliche Kammer es wagt, in einer solch prinzipiell-entscheidungsvollen Frage der Regierung wie dem ganzen Lande gegenüber den Obstinaten zu spielen, ist in mehrfacher Beziehung bemerkenswert:

Einmal hat hier deutlicher als je seit Menschengedenken das katholische Gewissen unserer Standesherren gesprochen. Das ist von dem Fürsten von Quadt-Wykradt ausdrücklich ausgesprochen worden, mit der Erklärung, daß hier nicht eine Macht-, sondern eine Gewissensfrage vorliege, bei der in keinem Lande der Welt die Katholiken einer solchen Regelung zugestimmt hätten. So sachlich unrichtig und leicht widerlegbar — man denke nur an Oesterreich — diese Behauptung ist, eine so erstaunliche Aufrichtigkeit bekundet sie: daß alle anderen Gründe immer nur Spiegelfechterei sind, der Hauptgrund aber der eingefleischte Katholizismus unserer Herren Standesherren ist. Dem wollen wir unsere Achtung nicht versagen, nur fragt es sich, ob es einen Sinn hat, diesem katholischen Gewissen in einem zu 7/10 protestantischen Lande eine solche gesetzgeberisch entscheidende Stimme einzuräumen? Darüber steht die Entscheidung nunmehr dem württembergischen Volke zu.

Daneben aber das Symptomatische, daß dieses katholische Uebergewicht doch nur durch einen protestantischen Ueberläufer in der Person des ultra-pietistisch-orthodoxen holländisch-reformierten Grafen von Bentinck-Waldeck zustande kam. Eine höchst instruktive Illustration für die innere Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit dieser Art von evangelischer Orthodoxie mit katholisch-ultramontaner Denkweise! Natürlich, daß dieses Faktum von der anderen Seite eifrig ausgeschlachtet wird zur Aufrechterhaltung der Fiktion, als ob es sich nur um die „gemeinsame christliche Grundlage" gehandelt hätte. Nach diesem Kanon würden also Regierung wie Volksvertretung unter das Prädikat „unchristlich" fallen und die wahren Christentumsvertreter in unseren dreizehn feudalen Herren sich präsentieren.

Aber leider ist auch von anderer Seite noch diese Fiktion in bedauerlicher Weise unterstützt worden: dadurch, daß beide, der katholische Fürst wie der protestantische Graf, mit Zustimmungserklärungen evangelischer Pfarrer, Bezirks- und Ortsschulinspektoren operieren konnten. War doch von dem katholischen Korreferenten (dem Erbprinzen von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg) eine Separatenquete veranstaltet worden, an der sich auch 17—18 evangelische Bezirksinspektoren, 1/3 sämtlicher, beteiligten mit Auskunftserteilungen, die offenbar in der Hauptsache Wasser auf die katholische Mühle waren, wenngleich das Material vielleicht sehr einseitig verwertet worden ist. Und dazu kam noch ein evangelischer Pfarrer, der unaufgefordert und ohne persönliche Bekanntschaft dem Fürsten von Quadt zu Hilfe eilte und sich nicht entblödete, diesen mit weiteren Materialien zur Festhaltung seines ablehnenden Standpunkts zu versehen. Freilich mit was für welchen?

Aber freilich mußte die Anomalie, daß man plötzlich eine Fortschrittsroute einschlagen will mit einem Personal, für dessen Auswahl traditionell möglichst kirchlich-konservative Gesinnung die vorzüglichste Empfehlung war, während umgekehrt nichts sicherer ausschloß als ausgesprochen fortschrittlicher Standpunkt, sich irgendwie bitter rächen. Das ist etwa ebenso, als wenn man Kanalpolitik mit einer Kammer voll ostelbischer Junker und Landräte machen will.

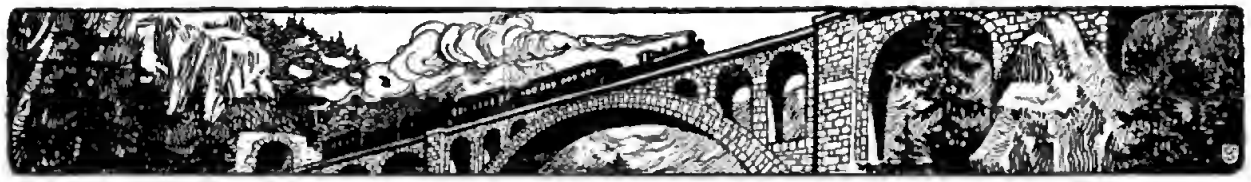
Darauf wird in Zukunft besonders zu achten sein, um des Erfolgs bei einer künftigen zweiten Vorlage sicherer zu sein. Daß diese kommen und zwar in Bälde kommen wird, dafür ist durch den feudalen Ausgang der ersten glücklich gesorgt. Denn wie jeder Kundige voraussagen konnte, so hat dieser starre Trotz des katholisch-feudalen Gewissens einen Sturm im Lande angefacht, der die ganze Vorzugsstellung dieser privilegierten Herren gründlich ins Wanken bringen dürfte. Nicht nur die öffentlichen Blätter aller Schattierungen, ausgenommen die des Zentrums, haben der allgemeinen Entrüstung in einer Sprache, die manchem Oberamtmann Sorge macht, Ausdruck verliehen, sondern der König selbst — bei der zurückhaltenden Natur unseres Wilhelm II. ein ganz ungewöhnliches Ereignis — hat in einem Handschreiben aus Bebenhausen den unterlegenen Kultusminister v. Weizsäcker seines ungeschmälerten Vertrauens versichert und mit dem Ausdruck des Bedauerns über diesen Ausgang ihn als einen nur „vorläufigen" bezeichnet. Damit ist gesagt, daß nicht nur, wie die Abgeordnetenkammer der Regierung nahe gelegt hat, auf dem Verwaltungsweg den dringendsten Forderungen der Zeit, auch hinsichtlich der Schulaufsicht, einigermaßen Rechnung getragen werden soll, sondern daß die ganze Schulreform in kräftigerer Gestalt aus dem Grabe auferstehen wird. Inzwischen wird hoffentlich die bisherige Alleinherrschaft der katholischen Kirche in der Ersten Kammer gebrochen sein. Denn daß diese in ihrer bisherigen Gestalt das Recht auf Weiterexistenz gründlich verscherzt hat, darüber ist, abgesehen von Gröber und Genossen, jedermann in Württemberg, vom König bis zum letzten Bauer und Arbeiter, und gottlob nicht bloß im evangelischen Volk, sondern auch in namhaften Teilen des katholischen, sich klar. Und deshalb wird bei uns keine Parole so allseitig begrüßt und von allen Parteien mit Ausnahme des Zentrums so freudig aufgenommen wie die: „Verfassungsrevision".

Großaltdorf. J. Gmelin.

Das Tagebuch eines Diplomaten.

Diplomaten haben vor anderen Funktionären des Staats den Vorteil, daß ihr Tun sich in der Regel unter dem Schleier des Geheimnisses abspielt. Ihre Handlungen sind deshalb auch der öffentlichen Kritik weniger ausgesetzt, und da man das, was man nicht genauer kennt, eher zu überschätzen als zu unterschätzen liebt, so steht die Meinung von der Bedeutung

Digitized by Google



der diplomatischen Tätigkeit für das Wohl der Staaten mehr im Verhältnis zu den Kosten, die sie verursacht, als zu den Leistungen, die sie aufzuweisen hat. Es kommt hinzu, daß im Zeitalter der Elektrizität, in dem die Bureaus der Auswärtigen Aemter mit den Kanzleien jeder Gesandtschaft und jedes Konsulats jeden Augenblick telegraphische oder gar telephonische Zwiesprache halten können, die Notwendigkeit für die im Auslande beschäftigten Diplomaten, auf eigene Verantwortung hin zu handeln, immer seltener geworden ist. Selbst Botschafter und Gesandte werden durch das entwickelte Verkehrsleben immer mehr zu den Trägern bloßer Botschaften, zu würdevollen Post- und Telegraphenboten, deren Aufgabe vornehmlich darauf beruht, die eigene Meinung, wenn sie eine solche haben, zu verbergen. Daneben allerdings können sie als scharfsichtige Beobachter dessen, was um sie herum vorgeht, Bedeutung gewinnen. In dieser Beziehung ist ihre Aufgabe heutigen Tages schwieriger als vordem, da sich das politische Leben ausschließlicher als in unseren demokratischen Zeiten an den Höfen und in Staatskanzleien abspielte und ein weltmännisch gebildeter Gesandter genug getan hatte, wenn er sich über alle Vorkommnisse und Stimmungen in der offiziellen Welt des Landes, bei dessen Regierung er akkreditiert war, auf dem Laufenden erhielt.

Das genügte für die alte Diplomatie. Die neue hat sich daran gewöhnen müssen, sich auch außerhalb der Kanzleien und der Salons umzusehen. Der moderne Diplomat muß etwas von den Eigenschaften eines guten Zeitungskorrespondenten besitzen. Das trifft besonders zu für jene Länder, die eine stark ausgeprägte demokratische Entwicklung aufweisen. Die Botschafter in Konstantinopel und Petersburg haben andere Aufgaben als die in Paris oder Washington.

Diese skeptischen Betrachtungen über den diplomatischen Beruf sind ausgelöst worden durch die Lektüre eines Tagebuchs, das vor einem halben Jahrhundert von einem österreichischen Diplomaten der alten Schule verfaßt und kürzlich von dessen Sohn der Oeffentlichkeit übergeben ist.*) Hübner war nicht der erste beste Sproß eines aristokratischen Geschlechts, der in die diplomatische Karriere eintritt, wie sein Bruder oder Vetter in ein fashionables Kavallerieregiment der gesellschaftlichen Abwechslung wegen. Er wurde auch erst 1888 Graf, nachdem er 1854 als österreichischer Botschafter in Paris zum Freiherrn gemacht war. Man kann ihn zu den diplomatischen Emporkömmlingen rechnen, dessen Brauchbarkeit früh von dem Fürsten Schwarzenberg erkannt wurde. Hübner war noch nicht achtunddreißig Jahre alt, als ihm 1849 bereits der schwierige und verantwortungsvolle Posten eines österreichischen Gesandten bei der damaligen französischen Republik übertragen wurde. Er vertrat dann Oesterreich in Paris bis zum Jahre 1859. Später, in den Jahren 1865—1867 fungierte er als Botschafter bei dem päpstlichen Stuhl in Rom, um dann aus dem Staatsdienste auszuscheiden. Im österreichischen Herrenhause, in das er 1879 berufen wurde, hat er dann als Mitglied der klerikalen Partei noch eine gewisse Rolle gespielt. Er starb im Jahre 1892. Seinen Ruf als Schriftsteller hat er durch ein großes Werk über Sixtus V., noch besser aber durch seine geistreichen Reisebetrachtungen, die unter dem Titel „Ein Spaziergang um die Welt" 1874 zuerst erschienen, begründet.

Das vorliegende Tagebuch, das einstweilen nur in der ersten Hälfte, die Jahre 1851—1856 umfassend, erschienen ist, zeigt ebenfalls einen Mann von Geist und eine geschmackvolle Feder. Das interessanteste an diesem Tagebuch aber ist, so paradox es klingt, seine — Inhaltlosigkeit. Was hier ein Botschafter an einem der interessantesten Beobachtungspunkte der Welt in fünf Jahren an Nichtigkeiten aufgezeichnet hat, ist ein klassischer Beleg der Richtigkeit des Oxenstjernaschen Diktums von dem Mangel an Weisheit, mit dem die Welt regiert wird. In jene fünf Jahre, über welche sich der erste Band des Tagebuchs erstreckt, fällt der Staatsstreich, die Begründung des zweiten napoleonischen Kaiserreichs und der Krimkrieg, sicherlich Ereignisse, die ihre Bedeutung für die Welt gehabt haben. Aber wie nichtig und armselig nimmt sich das ganze Treiben der europäischen Kabinette in dem Lichte dieses Tagebuchs aus! Hübner berichtet über alle Vorkommnisse wie ein Mann, der von der ungeheueren Wichtigkeit des diplomatischen Getriebes, in dem er selbst steckt, völlig durchdrungen ist; er glaubt, ein Stück Weltgeschichte aufzuzeichnen, und heute nimmt sich das alles aus wie verblichener politischer Flitterkram, an dem uns am meisten interessiert, daß er seiner Zeit den Scharfsinn und die Leidenschaft der regierenden Kreise von ganz Europa in Bewegung setzte.

Hübner berichtet uns von den schlaflosen Nächten, die ihm, seinen Kollegen sowie der ganzen französischen offiziellen Welt die enorm wichtige Frage verursachte, ob der neugebackene Kaiser Napoleon von den Souveränen Rußlands, Preußens und Oesterreich-Ungarns mit „Mein Herr Bruder" anzureden sei oder, worauf Zar Nikolaus bestand, mit dem Titel „Sire" und „guter Freund". Wer weiß, ob es zum Krimkriege gekommen wäre, wenn Rußland den „Bruder" konzediert und nicht auf dem „guten Freund" bestanden hätte! Hübner macht bei den eingehenden Berichten über die Entwicklung dieser Titelfrage an einer Stelle die Bemerkung: „Das Trotzen ist in dem gesellschaftlichen Leben eine alberne, im politischen eine gefährliche Sache."

Auch die Ziffer III verursachte der damaligen Diplomatie starke Kopfschmerzen. Wenngleich sich die vollendete Tatsache, daß Louis Napoleon Kaiser der Franzosen geworden war, nicht ignorieren ließ, so ging es doch den Mächten der heiligen Allianz gegen den Strich, daß er sich noch obendrein Napoleon III. nannte und damit eine Dynastie als vorhanden erklärte, die mit der Absetzung Napoleons I. doch als definitiv erloschen behandelt war.

Ueber alle diese Quisquilien wird mit einer Hartnäckigkeit zwischen den verschiedenen Kabinetten hin- und herverhandelt, als gelte es, nationale Existenzfragen zu beantworten. Nicht minder interessant ist es, aus dem Tagebuch zu ersehen, welche Dinerstrapazen ein Botschafter jener Tage durchzumachen hatte. Vielleicht ist die Sache heute auch noch nicht viel besser, aber ich bezweifle, ob in einem diplomatischen Tagebuch, das in unseren Zeiten verfaßt wird, alle gesellschaftlichen Vorkommnisse so gewissenhaft registriert werden würden, wie das in dem Hübnerschen Tagebuch geschieht. Man erfährt dabei übrigens manche amüsanten kleinen Geschehnisse, die einen nicht geringen anekdotischen Reiz haben. So wird uns das erste Auftreten von Donna Eugenia, der späteren Kaiserin, am Pariser Hof, und wie sie allmählich in ihre repräsentative Rolle hineinwächst, anschaulich geschildert. Später finden wir in dem Tagebuch genaue Aufzeichnungen über die Schwangerschaft, die ersten Wehen der Kaiserin und ihre Niederkunft, und unter dem 18. März 1856 steht die Eintragung:

„Heute um 1 Uhr nahm der Kaiser die Glückwünsche des Kongresses, des diplomatischen Korps und der großen Staatskörper entgegen. Wir defilierten an der Wiege des Kindes, das hübsche blaue Augen hat, vorüber. Auf der Decke lag das Großkreuz der Ehrenlegion."

Dieser Träger des Großkreuzes der Ehrenlegion war gerade zwei Tage alt, gewiß eine rasche Auszeichnung, die den Neid jedes Ordenssüchtigen erwecken kann.

Zum Kapitel der diplomatischen Vorurteilslosigkeit werden ebenfalls allerlei charakteristische Züge erwähnt: Große Feierlichkeit im Invalidendom anläßlich des Begräbnisses des Admirals Bruat. Das ganze diplomatische Korps war er-

*) Neun Jahre der Erinnerungen eines österreichischen Botschafters in Paris unter dem zweiten Kaiserreich 1851—1859 von Graf Joseph Alexander von Hübner. Berlin 1904, Verlag von Gebrüder Paetel.

Digitized by Google

schienen, „gleich uns anderen besprengten unsere zwei Kollegen, der Engländer und der Türke, den Sarg mit Weihwasser". — Die russische Fürstin Lieven, die einen sehr besuchten Salon in Paris unterhielt, und deren sonntägige Soireen berühmt waren, sah sich beim Ausbruch des Krimkrieges zur Unterbrechung dieser Soireen veranlaßt. Sie kehrte aber noch vor Ende des Krimkrieges nach Paris zurück und nahm ihre Soireen wieder auf. Hübner schreibt anläßlich dieses gesellschaftlichen Ereignisses:

„Sie ist glückselig, seufzt aber gleichzeitig nach dem Frieden. ‚Was würden Sie vorziehen', fragte ich sie, ‚den Krieg in Paris oder den Frieden in St. Petersburg?' ‚Aber den Krieg, den Krieg!' rief sie aus."

Was immer in dem Paris jener Tage an hervorragenden Persönlichkeiten auftaucht, das findet auch in dem Hübnerschen Tagebuch eine gelegentliche Erwähnung. Dabei verkehrt Hübner gesellschaftlich auch mit der Fronde, z. B. mit Thiers und Mignet. Unter anderem berichtet er einmal von einem lustigen Diner bei Herrn Rumpf, dem Geschäftsträger der Hansestädte, an dem Thiers und Mignet teilnahmen und bei dem sich folgender Vorfall zutrug:

„Thiers war sehr animiert, und in jenem gebieterischen Tone sprechend, der ihm eigen ist, fing er an, Herodot zu kommentieren. Mignet wurde darüber ungeduldig und ließ Bemerkungen fallen, die nicht nach dem Geschmack des kleinen großen Mannes waren. Schließlich kamen die beiden Freunde ernstlich übereinander, und es bedurfte der gemeinsamen Dazwischenkunft der übrigen Anwesenden, um die Streiter zu trennen. Mignet schrie fortwährend: ‚Du weißt garnichts von Herodot! Um Herodot zu verstehen, muß man Griechisch können; das kann ich, Du aber nicht!'"

Ueber Thiers heißt es an einer anderen Stelle:

„Wie immer finde ich ihn am Kamin in tiefen Schlummer versunken. Wenn er aber gegen Mitternacht aufwacht, ist er frisch, lustig, aufgeweckt und spricht in einer fesselnden Weise über die Feldzüge des ersten Kaiserreichs. ‚Man könnte meinen, daß dies alles wahr sei', wie Marschall Soult sagte, nachdem er seinen Bericht über die Schlacht von Toulouse gelesen hatte."

Unter den politischen Eintragungen des Tagebuchs sind am interessantesten die über den Staatsstreich vom Dezember 1851 und diejenigen über die Verhandlungen des Pariser Kongresses am Ende des Krimkrieges. Hübner zweifelt keinen Augenblick daran, daß das Gemetzel in den Straßen von Paris, welches dem Staatsstreich folgte, aus dem Wunsche der Dezembermänner, die Ordnung mit Blut herzustellen, hervorgegangen sei.

„Die Regierung", so trägt er unter dem 4. Dezember 1851 in sein Tagebuch ein, „ist wegen des Mangels an einem zu bekämpfenden Feinde in großer Verlegenheit. Sollte die durch den gestrigen und vorgestrigen Tag geschaffene Lage (nämlich die Widerstandslosigkeit der Bevölkerung) andauern, so würde ihre Stellung unhaltbar werden. Sie ist ohnehin schon kritisch."

Die Rettung der Gesellschaft ging an diesem 4. Dezember mit ausgesuchter Brutalität von statten:

„Auf den Boulevards wimmelte es von Spaziergängern in bürgerlicher Kleidung. Neugierige, die offenbar gekommen waren, um zu schauen, aber nicht um zu handeln, füllten die Straßen, als plötzlich das Militär ohne augenscheinlichen Grund an verschiedenen Punkten auf die Leute auf der Straße, auf den Balkons und an den Fenstern feuerte."

Nirgends wurde ein ernsthafter Widerstand geleistet, aber trotzdem wurde bis vier Uhr munter mit Kanonen zwischen die Bevölkerung gefeuert.

In den Aufzeichnungen über den Pariser Kongreß interessiert nichts mehr als die Rolle der preußischen Unterhändler. Bekanntlich waren die preußischen Bevollmächtigten, der damalige Ministerpräsident Otto von Manteuffel und der Botschafter Graf Hatzfeld, bei den Hauptverhandlungen überhaupt nicht zugezogen worden. Erst gegen Schluß des Kongresses ließ man sie zu, aber auch dann erst, nachdem man sie in der unwürdigsten Weise hatte antichambrieren lassen. Hübner berichtet über die elfte Sitzung des Kongresses folgendermaßen:

„In einem anstoßenden Zimmer erwarteten die preußischen Bevollmächtigten die Entscheidungen über ihr Schicksal. . . . . Nachher läßt man die preußischen Bevollmächtigten eintreten, und es wurde eine Kommission für die Redaktion der Einleitung ernannt."

Und über die dreizehnte Kongreßsitzung heißt es:

„Vor der allgemeinen Kongreßsitzung versammeln sich Buol, ich, Bourqueney, Clarendon und Cowley bei Walewski, um eine Entscheidung über die noch zu erledigenden Fragen zu treffen. Wir sind entschlossen, sie den Russen und Preußen aufzudrängen. Wir einigen uns über eine Einleitung, die in höflicher Form, nichtsdestoweniger die Preußen beim Kongreß angewiesene Rolle konstatiert. Durch Cowley ließen wir Manteuffel und Hatzfeld, die in einem anderen Zimmer warteten, sagen, daß dies unser letztes Wort sei, und, wer hätte es gedacht! nachdem sie erklärt hatten, eher abzureisen, willigten sie nun dereitwillig ein."

Die preußischen Bevollmächtigten bekamen auf diese Weise Gelegenheit, wenigstens noch den Frieden mit einer einem kaiserlichen Adler im Jardin des Plantes ausgerupften Feder unterzeichnen zu können.

Noch eine andere Szene aus den Verhandlungen des Pariser Kongresses mag hier nach dem Hübnerschen Tagebuche eine Stelle finden. Der französische Minister des Aeußern Graf Walewski war der Präsident des Pariser Kongresses und stand als solcher, wie Hübner sagt, tief unter seiner Aufgabe.

„Geschah es ihm, daß er bei den Verhandlungen der Bevollmächtigten etwas sagte, das er nicht hätte sagen sollen, oder daß er schwieg, wo er hätte sprechen sollen, dann zeigte niemand sein Mißfallen mehr und war niemand ungehaltener als der ihm untergebene Benedetti, der die Protokolle redigierte. Wenn Walewski ihm den Rücken kehrte und ihn nicht sehen konnte, richtete dieser Funktionär angesichts sämtlicher Bevollmächtigter seine Augen gegen den Himmel, nahm seinen Kopf zwischen die Hände, zuckte mit den Achseln und seufzte im Stillen. Dann irrte ein Lächeln um den Tisch herum, während unser Präsident, ohne die schlecht unterdrückte Heiterkeit seines Auditoriums zu merken, fortfuhr, sich in leeren und für die von ihm vertretene Sache kompromittierenden Phrasen zu verlieren."

Zum Schluß nur noch ein charakteristischer Zug. Der einzige wirkliche Staatsmann, der sich an dem grünen Tisch des Pariser Kongresses befand, war Cavour, und von ihm heißt es in dem Hübnerschen Tagebuche:

„Ich lasse immer gern meinen Gegnern Gerechtigkeit widerfahren, aber Cavour mißfiel mir. Seinem Aeußeren fehlt es an Vornehmheit. Man fühlt, man sieht, man erkennt in ihm den Verschwörer."

Hätte Bismarck mit an jenem Tische gesessen, wahrscheinlich hätte er eine ebenso ungünstige Note bekommen wie Cavour. Auch in dem Manne, der später Deutschland einigen sollte, hätte der österreichische Diplomat voraussichtlich einen Verschwörer oder einen Revolutionär wie Cavour erblickt. Große Staatsmänner sind immer mehr oder weniger revolutionär, bloße Diplomaten nie. Das ist vielleicht der charakteristische Unterschied zwischen dem Staatsmann und dem Diplomaten.

Theodor Barth.

Digitized by Google

Friedrich von Logau.

Jugend kennt der Zeit kein Ziel — Alter hat der Uhren viel." Je älter wir werden, desto leichter erinnern uns tausend Dinge daran, daß wir eben nicht mehr jung sind. Wie oft sehen wir gebeugte Greise, die uns als lebensfrische Männer in der Erinnerung stehen, haben wir die Kinder von glücklichen Müttern zu bewundern, und haben diese Mütter selbst schon bewundert, als sie noch prächtige Kinder waren; finden wir Namen vergessen, die uns einst zu den bekanntesten gehörten . . .

Diese melancholische Erfahrung — die man aber auch sanguinisch auszudeuten vermag — muß ein Volk, eine Literatur täglich machen. Germania sieht in ihren Kalender und sagt sich verwundert: was! der wackere Logau ist schon dreihundert Jahre alt! Wer hätte das gedacht! Und fast ein Vierteljahrtausend ist er schon tot!

Das hindert den unsterblichen Schöpfer des deutschen Sinngedichts freilich keineswegs, vielfach recht modern zu sein. An die Ueberschätzung der Kunst im Zeitalter des „l'art pour l'art" erinnert sein Epigramm „Gelehrte Schriften":

Wer verlachet dich, Papier?
Paart sich kluge Hand mit dir,
Wird der Marmor nicht besteh'n,
Werden Cedern eh vergeh'n
Hat das Eisen nicht Bestand,
Dauert nicht der Diamant.
Eher wirst du nicht gefällt,
Bis mit dir verbrennt die Welt!

Genau so sang Theophile Gautier seinen berühmten Vers:

la buste
Survit à la elté!

Man liest Gautier nicht mehr; und Logau mußte von Lessing 1759 wieder entdeckt werden, nachdem 1702 bereits ein Unbekannter seine „Auferweckten Gedichte" herausgegeben hatte . . .

Oder ist es ein „Demagog" von heut, der gewissen hochkonservativen Rednern seine „Gerechtigkeit zum Saufen" gegenüber hält:

Stände soll man unterscheiden. Saufen soll nicht jedermann;
Bauern strafe man ums Saufen; saufen steht den Edlen an.

Ist es ein unzufriedener Nörgler im Zeitalter der pomphaften Würdelosigkeit, der über „das gewandelte Deutschland" klagt:

Deutsche Sinnen sind gefallen, deutsche Reden sind gefnegen;
Scheint also, man laß an Worten mehr als Taten ihm genügen.

„Deutschland voran in Europa! Preußen voran in Deutschland!" . . . . .

Aber nein; modern ist er doch nicht, der treffliche schlesische Edelmann aus altem Adel, der zuverlässige Beamte der Herzöge von Brieg, der Verfasser des köstlichen Büchleins: Salomons von Golau deutscher Sinngedichte drey Tausend, vom Frühling 1654. Wie nur je ein Poet, wurzelt er in einer Zeit, die uns — der Himmel sei gelobt! — so fern liegt, wie nur eine. Grimmelshausen ist unser klassischer Autor für den dreißigjährigen Krieg, Angelus Silesius für die ihm folgende Zeit der erneuten konfessionellen und religiösen Kämpfe; Logau repräsentiert den Moment zwischen beiden: er ist so recht der Dichter des vom großen Krieg — und vom westfälischen Frieden erschöpften Deutschlands. Natürlich geht seine poetische Tätigkeit auf viel frühere Zeit zurück; aber dieser Zeitabschnitt, das Abrollen des furchtbaren Kriegesrades bis zu seinem Stillstand, und die Besichtigung des von diesem Rad verheerten Feldes — das ist so recht die Periode, in der seine Sinnsprüche daheim sind.

Dies gilt vor allem merklich für den Inhalt seiner Epigramme. Das zertretene Deutschland ist immer wieder der Gegenstand seiner Klagen, seines Ingrimms, seines Gebets. Die räuberischen Feinde und vor allem die Schweden trifft Fluch auf Fluch — soweit unser frommer Melancholikus zu fluchen versteht; die rohen Emporkömmlinge und die verelendeten Bauern schildert sein Vers. Vor allem aber malt er den Gesamtzustand, die klägliche Ausländerei in Sitten und Moden; die Intrigen der verarmten und doch im Dünkel noch gesteigerten Höfe; die unerschwinglichen Steuern; das Sinken der Moral: die Richter bestechlich, die Beamten ohne Pflichtgefühl, das Volk ohne Mut und Hoffnung. Selbst kleine Symptome entgehen ihm nicht, wie das Herunterkommen der Singkunst, in der ein brutaler Stimmaufwand die andächtige Harmonie im Gebet ersetzt:

Wir höhnen Gott nur mit, daß wir zu ihm so schrein.

Er ist ein eifriger Parteigänger jener wohlwollenden Bemühungen, die die Besten aus allen Ständen damals auf die Hebung der Sittlichkeit und der Kultur verwandten. Nicht nur dem Namen nach ist er ein Mitglied der berühmtesten Sprachgesellschaft — unter dem Vereinsnamen „der Verkleinernde", der von unserem Epigrammatisten ein ganz falsches Bild gibt —, auch mit dem Herzen ist er dabei. Die deutsche Sprache, fast das Einzige, was die Nation noch wirklich ihr eigen nennen konnte, das letzte Gut, das all den durch Mauern und Hecken geschiedenen Ständen, Religionsparteien, Landschaften gemein war — sie ward ganz natürlich zum Symbol, zum letzten Palladium deutschen Wesens. Manche unter Logaus berühmtesten Sinngedichten gelten ihr und zeigen seine nationale Empfindung im hellsten Licht:

Ist die deutsche Sprache rauh? Wie, daß so kein Volk sonst nicht
Von dem liebsten Tun der Welt, von der Liebe, lieblich spricht?

Kann die deutsche Sprache schnauben, schnarchen, poltern, donnern, krachen,
Kann sie doch auch spielen, scherzen, lächeln, gütteln, kürmeln, lachen —

wobei die Dialektworte „gütteln", gut, freundlich reden, und „kürmeln", zutunlich lallen, auch für seine Hingabe an die Rede des Volkes zeugen.

Aber Logau weiß, daß mit der „Reinheit" und dem „Reichtum" unserer echten Haupt- und Heldensprache noch lang nicht alles getan ist. Er billigt den Purismus nicht, und ruft aus:

Deutsche mühen sich jetzt hoch, deutsch zu reden frei und rein;
Wer von Herzen redet deutsch, wird der beste Deutsche sein.

Darauf kommt es ihm an: auf deutsche Gesinnung, Redlichkeit, Pflichterfüllung, Frömmigkeit. Und ganz im Sinne der Zeit, die auch in religiösen Dingen Frieden ersehnte, die auf das Wesentliche drang und über die trennenden Formen hinweg wollte, ganz im Sinne der Zeit, in der „Christian" ein Lieblingsname ward, hat er jenes berühmte Wort gesprochen:

Lutherisch, Päbstisch und Calvinisch — diese Glauben alle drei
Sind vorhanden; doch ist Zweifel, wo das Christentum dann sei.

Dieser fromme Christ, den es erstaunt hätte, heut wieder konfessionell getrennte Schulen als Mittel zur Förderung deutschen

Digitized by Google

Friedens gepriesen zu hören, kannte die tiefe Sehnsucht, aus der heraus Björnson sein großes Drama „Ueber unsere Kraft" dichtete:

Daß kein Christ jetzt Wunder tut,
Macht: der Glaub' ist nicht recht gut.

Er ist verzagt bei allem Gottvertrauen; er ist ein Lobredner der alten Zeit bei allem Bedürfnis nach Hoffnung; und wenn er jetzt vertraut:

Herrscht der Teufel heut auf Erden,
Wird Gott morgen Meister werden —

so stöhnt er bald darauf verzweifelt:

Im Argen lag die Welt; jetzt liegt sie nun im Aergsten;
Denn Gottes Teil ist schwach, des Teufels ist am stärksten.

Das ist die traurige Müdigkeit am Ende eines unseligen und ruhmlosen Krieges. Die Hände regen sich nicht mehr zur Abwehr, aber sie wagen auch kaum, das Feld zu bebauen. Es ist der Ton, in dem ein besiegter Soldat, arm und zerfetzt, in sein zerstörtes Heimatsdorf zurückkehrend, spricht. Und doch — daß er spricht, daß er noch zu verzweifeln Mut hat, daß er nicht ganz in die stumpfe Lethargie mancher Gelegenheitspoeten sinkt — das ist das Tröstliche; es zeigt den letzten Kern deutschen Wesens unzerstörbar. Auch in diesem Elend bewährt sich der tapfere Idealismus der Deutschen.

Und für diese andere Seite, die der Zeitpunkt um 1650 bietet — vielfach darin dem um 1850, nach der verlorenen Revolution, ähnlich — ist die Form seiner Gedichte kaum minder charakteristisch.

Die uralte Kunstgattung des Epigramms war eben in neuen Flor gekommen. Der Engländer Owen war ihr europäischer „Champion" — ein eifrig dichtender Schulmeister, dem man hundert elende Wortquälereien verzeihen mag um des glänzenden Sinngedichts willen, das er — ebenfalls im Sinn der „simultanen" Toleranz — auf die Bibel schrieb:

In diesem Buch sucht seine Dogmen jedermann —
In diesem Buch trifft seine Dogmen jeder an.

Der brave Opitzianer Zinkgref hatte 1626 seine „Deutschen Apophlegmata" gesammelt, andere folgten; das „Sinngedicht" ward Mode.

Aber diese Epigrammatiker beschränkten sich keineswegs auf das „Stachelgedicht", auf die witzige oder prägnante Inschrift. Das Epigramm war vielmehr in ihrer Hand die kleine Münze der Poesie überhaupt; und diese zumeist so trocken und verstandesmäßig ausgeübte Kunst ging doch auf eine innige Sehnsucht, das Leben zu vergolden, zurück. Es war in diesem Spielen mit Epigrammen etwas von der kindischen Manier, die die Gegenstände des täglichen Lebens mit schlechter Goldfarbe anstreicht; und etwas von jenem großartigen Idealismus, der den Mühlbach zur Charybdis umstilisiert.

Das eigentliche „Epigramm" ist durchaus nicht selten: die „Aufschrift", die einen auffallenden Gegenstand, einer merkwürdigen Erscheinung eine improvisierte Antwort zu geben scheint. So etwa Logaus schönes Verschen auf den Mai:

Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde,
Daß sie jetzund seine Braut, künftig eine Mutter werde.

Vorzugsweise aber tragen die Sinngedichte doch den Charakter der sogenannten emblematischen Poesie.

Diese Poesie der Sinnbilder war ein Kind der Renaissance und ihrer Festfreude. Als der Geist der wiedergeborenen Antike alles durchdringen, alles Alltäglich-Moderne wegtilgen sollte, da kam auch die Sitte auf, jedes einzelne Ding zu den großen „Ideen", zu den allgemeinen Begriffen sinnreich in Beziehung zu setzen. Das Mittelalter hatte seine „Physiologi" gehabt: Schriften, in denen kindlich-geistreiche Auslegungskunst merkwürdige Tiere, seltsame Naturerscheinungen unmittelbar als göttliche Allegorien deutete. Der Pelikan sollte sich selbst die Brust aufreißen, um seine durstenden Jungen mit dem eigenen Blute zu tränken: damit habe der Schöpfer den Menschen ein Vorbild hingebender Aufopferung vor die Sinne gestellt. Viel breiter, zugleich aber viel willkürlicher knüpfen nun die Emblematiker der humanistischen Periode zwischen jeden Gegenstand und die Ideale ihrer Zeit ein sinnig gestricktes Band. Der Italiener Alciatus wird der Klassiker dieser poetischen Vergoldungstechnik. Sein schön ausgestattetes Buch bringt Seite für Seite ein Sinnbild, in reichem Renaissancerahmen, durch lateinische Distichen erläutert; für die Klugheit, die Vornehmheit, die Macht der Liebe oder des Zorns werden da geistreiche Symbole aufgesammelt. Schnell springt die Mode nach Deutschland über, wo etwa der fanatische Katholik Aegidius Albertinus in Bayern und der fromme Protestant Johann Arnd in Hannover mit gleichem Eifer sich der neuen Erfindung bemächtigten. Arnd stellt an die Spitze seiner andächtigen Bücher vom wahren Christentum jedesmal ein Sinnbild, das dann ausführlich gedeutet wird. Etwa so: „Hier siehet man einen hellen Spiegel auf einem Tisch, in welchem sich die Sonne helle spiegelt: auf gleiche Weise spiegelt sich in einer gläubigen Seele die Klarheit des Herrn".

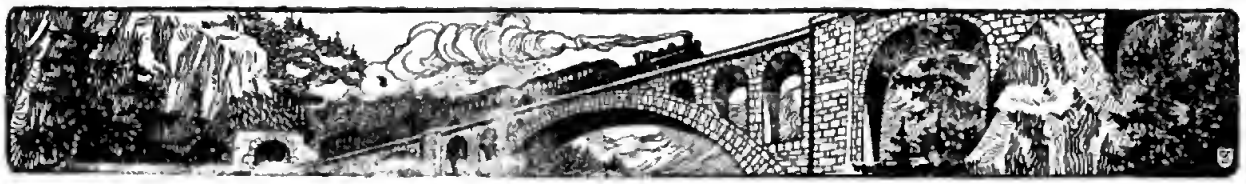
Diese Kunst findet reiche Gelegenheit, sich zu betätigen. Der höfische Prunk der Paläste und Festmähler verlangt dichterischen Zuspruch. Ludwig XIV. hat die Académie des Inscriptions eigens zu dem Zweck gestiftet, Inschriften auf seine Medaillen zu erdenken, und der letzte berühmte Vertreter dieser Dichtweise in Deutschland, der kaiserliche Hofrat Heraeus, hat noch unter Karl VI. vorzugsweise Feuerwerke und andere Hoffeste, Grabdenkmäler und andere Monumente mit Devisen zu bestiften. — Vor allem aber feiert die Emblematik Triumphe in der damals aufkommenden oder vielmehr damals sich verallgemeinernden Sitte der Wahlsprüche. Jene oft geistreiche, zuweilen tiefsinnige, nicht selten aber auch alberne Kunst, dem Familienwappen eine sinnige Deutung zu geben, über die der Minister v. Radowitz eindringlich gehandelt hat, ist die einzige Blüte jener Uebung, die auf unsere Zeit fortdauert. Ich erinnere nur an jenen musterhaften Wappenspruch Bismarcks: „In trinitate robur": „unsere Kraft liegt in der Dreiheit begründet". Einerseits verweist er auf die je drei Blätter des Wappens, anderseits auf die Dreieinigkeit

Diese Kunst kann also leer und sie kann sinnvoll sein. In Deutschland ist sie unendlich oft hohl in den Emblemen der Prunkmahle an Fürstenhöfen und bei Friedenskongressen; oft witzig in den ihnen nachgebildeten „fliegenden Blättern" und Pamphleten vorzugsweise politischen Inhalts; sinnvoll und tief in den Gedichtsammlungen der beiden Schlesier Angelus Silesius und Friedrich v. Logau.

In diesem Betracht gehören der unruhige, spekulierende Arzt und der gesetzte, praktische Beamte zusammen; und mit Recht hat ein moderner Emblematiker und Epigrammatiker, Otto Erich Hartleben, mit auswählenden Ausgaben der beiden sonst so verschiedenen Poeten seinen Namen verbunden. Aber Angelus Silesius geht von tief innerlichen Stimmungen aus, die er an irdischen Abbildern zu verdeutlichen sucht; Logau von persönlichen Erfahrungen, die er zu allgemeinen Erkenntnissen steigern will.

Ein Lieblingsgleichnis Logaus ist das Meer. Die ewige Beweglichkeit der immer unveränderten Wasserwelt — die er schwerlich je selbst sah —, wird ihm zum göttlichen, elementaren Abbild vieler Erscheinungen, die ihn quälen und ängstigen:

Die Weltgunst ist ein See,
Darinnen untergeh,
Was wichtig ist und schwer —
Das Leichte schwimmt daher.



Die Weltkunst ist ein Meer; es sei Port oder Höhe,
Ist doch kein Ort, da nicht ein Schiff wo untergehe —

Die Welt ist wie ein Meer; ein jeder geht und fischt,
Nur daß den Walfisch der, den Stockfisch der erwischt.

Wie Goethe von Stimmungen, die ihn bedrängen, sich durch dichterische Darstellung befreit, so Logau, hierin ein echter Dichter, von quälenden Erfahrungen. Er sieht Ungerechtigkeit in der Verteilung der Gunst, Unsicherheit in allen Unternehmungen, Gefährlichkeit in jeder Bewegung; aber er befreit sich von dem Druck der Angst, indem er diese Eindrücke mit dem großartigen Bild des mächtigen Meeres verknüpft.

Ein ästhetisches Bedürfnis also liegt seiner emblematischen Dichtung zugrunde. Sie verfolgt nicht, wie etwa des jungen Lessing epigrammatische Poesie, den Zweck, psychologische Beobachtungen sozusagen ins Herbarium einzulegen; wie denn auch die Zeichnung an Charaktertypen bei ihm auffällig zurücktritt. Vielmehr kommt es ihm vor allem darauf an, in einer trost- und hoffnungslosen Zeit den letzten ästhetischen Genuß, der dem tiefern Gemüt noch möglich ist, sich zu verschaffen: daß er das peinlich Alltägliche am Feuer des Großen, Ewigen hinwegläutert. So half sich der hypochondrische Grillparzer durch Epigramme über die Kleinlichkeit seiner Zeit fort; ohne doch wie Logau zum Höchsten aufzusteigen.

Und weil Logaus Dichtung eine persönliche Wurzel hat, hat sie auch einen persönlichen Ton. Anpassungen an den Zeitgeschmack fehlen freilich nicht: absurde Anagramme, gekünstelte Wortspiele, gezierte Reimereien. Aber er darf sich doch mit Recht als ein „Eigener" fühlen, von sich selbst mehr sprechen als irgend ein dichtender Zeitgenosse, seine persönlichen Nöte, die Armut, das schlimme Hofleben, die Gicht und ein böses Weib immer wieder neben die Nöte des Vaterlandes stellen. Er geht mit Vers und Sprache kühnlich um, und wenn er sein Sprachgefühl an wunderhübschen Neubildungen bewährt („waffenweich", „Zweifelkind", „verschildwacht"), so hat er oft auch die Worte geknebelt wie nur der alte Goethe in seinen gnomischen Altersversen. Aber auch das macht ihm Vergnügen, denn hier fühlt er sich als eigener Herr — als eigener Herr seiner Gedanken und Sprüche in einer geknechteten und unfreien Zeit. Er unterhält sich gern mit dem Leser; ich führe bloß das famose Sprüchlein an, das Lessing aufgenommen hat:

Leser, wie gefall ich Dir? —
Leser, wie gefällst Du mir?

Die gekünstelte neue Manier liegt ihm fern; volkstümliche Sprüche und die populäre Form der Priamel sind seine Vorbilder:

Ein rasches Pferd nur immer jagen,
Ein saub'res Kleid nur immer tragen,
Den nützen Freund nur immer plagen,
Hat niemals langen Nutz getragen —

wo denn die „Integrierung" der einzelnen Erfahrung zu einem allgemeineren Begriff so recht deutlich am Tage liegt. Selbst in seiner Manier der Wortjagd, ein Wort durch alle Formen und Bedeutungen zu hetzen, liegt ein volkstümliches Element:

Einen treuen Rat zu wählen, braucht der Fürste treuen Rat.
Selbst der Rat braucht reifes Raten, eh er Rat versprochen hat.

Solche Hetze eines bedeutsamen Wortes liebt schon die altgermanische Dichtung, wie sie es ebenfalls liebt, die drei oder vier besten Dinge zu gesellen, was auch Logau wiederholt tut:

Freude, Mäßigkeit und Ruh
Schließt dem Arzt die Türe zu. —

Mit zwei großen Dichternamen ist der Logaus für uns untrennbar verbunden. Lessing fand ihn wieder auf und veranstaltete mit Ramler eine Auswahl, der er eine Vorrede und ein Glossar beigab; man merkt seinen Worten das herzliche Behagen an der Tapferkeit und Tüchtigkeit, der Regsamkeit und dem Witz des sinnverwandten Mannes an. Und Gottfried Keller nahm ein reizendes Gedichtchen Logaus zur Grundlage seines „Sinngedichts", das auch in seiner Benennung die Erinnerung an den Erfinder dieser trefflichen Verdeutschung von „Epigramm" bewahrt. Und wahrlich, Logau ist dieser beiden Paten vor der Unsterblichkeit wert, der beiden großen Pädagogen, der beiden festen Meister eines eigenen Stils, der beiden bei aller Neigung zur Melancholie doch tapfer in die Fülle der Erscheinungen hineinblickenden Dichter. Und auch seine Schutzgeister waren die beiden, die Gottfried Keller für unser Deutschland anrief: das Gewissen und die Kraft!

Richard M. Meyer.

Ist der neue Schiller-Fund echt?

Eine Untersuchung der Form.

Es ist Sache der Schiller-Gelehrten, an dem Inhalt der im Fremdenbuch der Wartburg aufgefundenen „Charade" nachzuweisen, ob die Gedankenentwicklung und die in dem Rätsel bekundete Anschauung mit den dichterischen und philosophischen Aeußerungen Schillers in seinen letzten Lebensjahren übereinstimmen oder in Widerspruch dazu stehen. Bei jedem Kunstwerk ist aber auch die Form von wesentlicher Bedeutung, wenn man nach der Herkunft des Gegenstandes forschen will. Eine Betrachtung von dieser Seite wird also nicht ganz wertlos für die Frage der Echtheit jenes Gedichts sein. Nach den Angaben der Herren H. Walter und Dr. Gustav Adolf Müller in der „Wartburg-Korrespondenz" lautet die

Charade

Zwey Sylben, und du nennst ein Wort —
Bedeutend oft, doch öfter unbedeutend;
Beleid'gend hier, erfreuend dort,
Stets widersprechend, selten doch entscheidend.
Die Seele der Gesellschaft ist's, der Tod
Der herrlichsten Entwürfe, Lebensbrod
Der streitenden Justiz; und seine Not
Hat Jegliches damit! — — Zwey Sylben wieder,
Und ein Gefühl nennst du, das dich beglückt,
Das, zieht der Wahn, der Zweifel dich hernieder,
Dich allen (sie) Treng, der Erde selbst entrückt;
Das dich begeistert zu erhabnen Dingen,
Das Göttliche fest in dein Inn'res drückt,
Und, selbst wenn Tod und Leben in dir ringen,
Noch deinen Geist mit süßem Trost entzückt.
Das Ganze war, so lange Menschen lebten,
Ein Feind des Lichts, doch hold der Poesie;
So Viel es auch zu unterdrücken strebten,
Es wandelte sich oft, doch starb es nie.
In seinen Formen liegt der treue Spiegel
Der Bildung und der Sitten aller Zeit,
Ja, es entschließt sein mitternächtlich Siegel
Dir selbst die Ahnung der Unendlichkeit.

Schiller.

Digitized by Google

In dem Gedicht fällt sofort ein unechter Reim auf: unbedeutend-entscheidend. Das ist für Schillers Reimweise beinahe zu wenig! Keinesfalls spricht diese Klangverbindung g e g e n die Autorschaft des Dichters, der, obwohl er einmal gelegentlich seiner Besprechung der Gedichte Bürgers die ungenauen Reime heftig rügte, dennoch in seinen eigenen Versen der Reimfreiheit den allerweitesten Spielraum ließ. Viel verschuldete seine mundartliche Aussprache, und diesen Umstand in Betracht ziehend, kann man es wohl für möglich halten, daß der Reim: unbedeutend-entscheidend im Munde des Dichters garnicht so unrein klang, wie er unserem geschulterten Ohre erscheint.

Aber eine andere Störung noch wird der mit der Metrik einigermaßen vertraute Leser an dem Gedichte wahrnehmen: den Mangel strophischer Gliederung. Gerade Schiller ist ein nicht leicht zu überbietender Meister des Strophenbaues, wovon die wundervolle Mannigfaltigkeit der Balladenstrophen reichliche Beweise liefert. Auch in den Charoden und Parabeln liebte und bevorzugte er die strophische Gliederung. Die wenigen Ausnahmen aber lassen erkennen, daß ein Abweichen von der Strophe immer nur geringfügige Aenderungen brachte und auch diese in harmonischem Abschluß. Niemals kommt es bei Schiller vor, daß er, wie in der neuentdeckten Charade mit regelmäßig verschränkter Reimstellung a b a b beginnt, drei aufeinander folgende Reime c c c einschiebt und nun wieder regelmäßig bis zu Ende die verschränkten Reime e d e d, f g f g usw. herunholt, ohne daß der Inhalt solche Formabweichung rechtfertigte.

Noch überraschender ist die in Schillers gereimten Versen sonst nicht beobachtete Versverknüpfung, die eine schärfere Cäsur in der Mitte, statt wie es bei Schiller fast durchweg üblich, am Ende des Verses bedingt. Die Verse:

> Die Seele der Gesellschaft ist's,
> der Tod der herrlichsten Entwürfe,
> Lebensbrod der streitenden Justiz;
> und seine Not hat jeglicher damit ....

Diese Verse klingen höchst unschillerisch, weil sie den Reim ganz unterdrücken.

Um des Reimes willen einen trivialen Ausdruck durchschlüpfen zu lassen, sollte man Schiller auch nicht zutrauen. Wenn von dem G e f ü h l gesprochen wird, das

„Das Göttliche f e s t in d e i n I n n ' r e s d r ü c k t,"

so kann man diese Wendung kaum als geschmackvoll anerkennen, sicherlich aber nicht als so poetisch, wie man es von Schiller erwartet. Um auf „entzückt" zu reimen, hätten der formgewandte Dichter, zumal einer, dem es auf die strenge Reimform nicht ankam, leicht eine gefälligere Wendung gefunden. Hierzu kommt, daß die vielleicht zufällige Weiterführung des Reimes: „beglückt · entrückt, — drückt · entzückt" einem Meister wie Schiller auch kaum in die Feder gelaufen wäre, da diese wiederum durch den Inhalt nicht motivierte Formabweichung mit der plötzlichen Klanghäufung ein geübtes Ohr irreführt.

Es erscheint vielleicht als kleinliche Krittelei, die zu solchen Betrachtungen Anlaß gibt, man möge aber bedenken, daß Schiller, als er jene Verse geschrieben haben soll, auf der Höhe seines Könnens stand und in diesem Stadium der Reife kaum seine Gewohnheiten so außer acht gelassen haben kann, wie es hier an verschiedenen Stellen der Fall gewesen sein müßte.

Sigmar Mehring.

Die Lichtflamme*).

(Schluß)

Romiero war nach Italien gekommen. Er ritt eines Tages auf einsamen Pfaden durch das Gebirge. Da kam ihm eine Frau nachgeeilt und bat ihn um Feuer von seinem Lichte. „Bei mir ist das Feuer erloschen," sagte sie, „meine Kinder hungern. Leihe mir Feuer, damit ich meinen Herd wärmen und ihnen Brot backen kann!"

Sie streckte die Hand nach dem Lichte aus, aber Ramiero entzog es ihr, weil er nicht zulassen wollte, daß etwas anderes an dieser Flamme entzündet werde, als die Kerzen vor dem Bilde der heiligen Jungfrau.

Da sagte die Frau zu ihm: „Gib mir Feuer, Pilger, denn meiner Kinder Leben ist die Flamme, die es mir auferlegt ist, brennend zu bewahren!" Und um dieser Worte willen ließ Ramiero sie den Docht ihrer Lampe an seiner Flamme entzünden.

Einige Stunden später ritt Ramiero in ein Dorf. Es lag hoch oben auf dem Berge, sodaß dort bittere Kälte herrschte. Ein junger Bauer stand am Wege und sah den armen Mann, der in seinem fadenscheinigen Mantel geritten kam. Rasch nahm er den kurzen Kragen ab, den er trug und warf ihn dem Reiter zu. Aber der Mantel fiel gerade auf das Licht und verlöschte die Flamme.

Da erinnerte sich Romero an die Frau, die Feuer von ihm geliehen hatte. Er kehrte zu ihr zurück und entzündete sein Licht abermals mit heiligem Feuer.

Als er weiter reiten wollte, sagte er zu ihr: „Du sagst, daß die Lichtflamme, die Du zu hüten hast, das Leben Deiner Kinder ist. Kannst Du mir sagen, welchen Namen die Lichtflamme trägt, die ich so weither bringe?"

„Wo ward Deine Lichtflamme entzündet?" fragte die Frau.

„Sie ward an Christi Grab entzündet."

„Dann kann sie wohl nicht anders heißen als Milde und Menschenliebe," sagte sie.

Ramiero mußte über die Antwort lachen. Er dünkte sich ein seltsamer Apostel für derlei Tugenden.

* * *

Ramiero ritt zwischen blauen Hügeln von schöner Gestalt. Er sah, daß er sich in der Nähe von Florenz befand.

Er dachte daran, daß er nun bald von der Lichtflamme befreit sein würde. Er erinnerte sich an sein Zelt in Jerusalem, das er voll Kriegsbeute zurückgelassen, und an die tapferen Krieger, die er noch in Palästina hatte und die sich freuen würden, wenn er das Kriegerhandwerk wieder aufnähme und sie zu Siegen und Eroberungen führte.

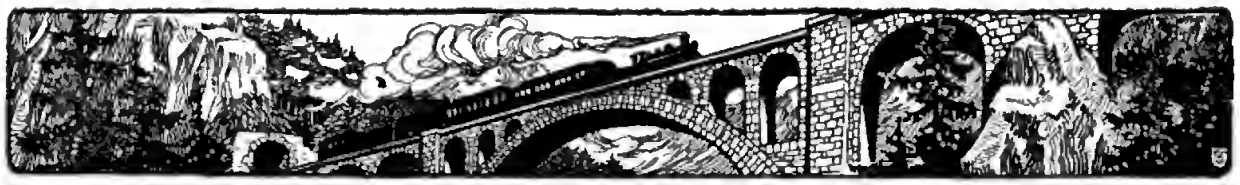
Da merkte Ramiero, daß er keineswegs Freude empfand, wenn er an dies alles dachte, sondern daß seine Gedanken lieber eine andere Richtung nahmen.

Ramiero sah nun zum erstenmal ein, daß er nicht mehr derselbe Mann war, als der er Jerusalem verlassen hatte. Dieser Ritt mit der Lichtflamme hatte ihn gezwungen, sich an allen zu freuen, die friedfertig und klug und barmherzig waren, und die Wilden und Streitsüchtigen zu verabscheuen.

Er wurde jedesmal froh, wenn er an Menschen dachte, die friedlich in ihrem Heim arbeiteten, und es zog ihm durch

*) Aus dem Manuskript übersetzt von Francis Maro, Wien.

Digitized by Google



den Sinn, daß er gern in seine alte Werkstatt in Florenz einziehen und schöne, kunstreiche Arbeit verfertigen wolle.

„In Wahrheit, diese Flamme hat mich umgewandelt," dachte er. „Ich glaube, sie hat einen andern Menschen aus mir gemacht."

V.

Es war Osteen, als Raniero in Florenz einritt.

Kaum war er durch das Stadttor gekommen, rücklings reitend, die Kapuze über das Gesicht gezogen und das brennende Licht in der Hand, als auch schon ein Bettler aufsprang und das gewohnte: „Pazzo, pazzo!" rief.

Auf diesen Ruf stürzte ein Gassenjunge aus einem Torweg, und ein Tagedieb, der die längste Zeit nichts anderes zu tun gehabt hatte, als dazuliegen, und den Himmel anzugucken, sprang auf seine Füße. Und beide begannen dasselbe zu rufen: „Pazzo, pazzo!"

Da nun ihrer drei waren, die schrien, so machten sie Lärm genug, um alle Gassenjungen der Straße aufzuscheuchen. Diese kamen aus Ecken und Winkeln herbeigestürzt, und sowie sie Raniero in seinem fadenscheinigen Mantel auf seinem elenden Klepper gewahrten, riefen sie: „Pazzo, pazzo!"

Aber dies war nichts anderes, als woran Raniero schon gewöhnt war. Er ritt still durch die Gasse, ohne die Rufenden zu beachten.

Sie begnügten sich jedoch nicht damit, zu rufen, sondern einer von ihnen sprang in die Höhe und versuchte das Licht auszublasen.

Raniero hob das Licht empor. Zugleich versuchte er, das Pferd anzutreiben, um den Jungen zu entkommen.

Doch die hielten gleichen Schritt mit ihm und taten alles, was sie konnten, um das Licht auszulöschen.

Je mehr Raniero sich anstrengte, die Flamme zu behüten, desto eifriger wurden sie. Sie sprangen einander auf den Rücken, sie bliesen die Backen auf und pusteten. Sie warfen ihre Mützen nach dem Licht. Nur weil ihrer so viele waren und sie einander wegdrängten, gelang es ihnen nicht, die Lichtflamme zu töten.

Auf der Gasse herrschte das fröhlichste Treiben. An den Fenstern standen Leute und lachten. Niemand fühlte Mitleid mit dem Verrückten, der seine Lichtflamme verteidigen wollte. Es war Kirchenzeit, und viele Kirchenbesucher waren auf dem Wege zur Messe. Auch sie blieben stehen und lachten über den Spaß.

Aber nun stand Raniero aufrecht im Sattel, um das Licht zu bergen. Er sah wild aus. Die Kapuze war hinabgesunken, und man sah sein Antlitz, das bleich und abgezehrt war wie das eines Märtyrers. Das Licht hielt er erhoben, so hoch er es vermochte.

Die ganze Gasse war ein einziges Gewühl. Auch die Aelteren begannen an dem Spiele teilzunehmen. Die Frauen wehten mit ihren Kopftüchern, und die Männer schwenkten die Barette. Alle arbeiteten daran, das Licht zu verlöschen.

Raniero ritt nun unter einem Hause, das einen Altan hatte. Auf diesem stand eine Frau. Sie beugte sich über das Geländer, riß das Licht an sich und eilte damit hinein.

Das ganze Volk brach in schallendes Gelächter und Jubeln aus, aber Ranero wankte im Sattel und stürzte auf die Straße.

Aber wie er da ohnmächtig und geschlagen lag, wurde die Straße sogleich menschenleer.

Keiner wollte sich des Gefallenen annehmen. Sein Pferd allein blieb neben ihm stehen.

Sowie die Volksmenge sich von der Straße zurückgezogen hatte, kam Francesca degli Uberti mit einem brennenden Lichte in der Hand aus ihrem Hause. Sie war noch schön, ihre Züge waren sanft, und ihre Augen ernst und tief.

Sie ging auf Raniero zu und beugte sich über ihn. Raniero lag bewußtlos, aber in dem Augenblick, in dem der Lichtschein auf sein Antlitz fiel, machte er eine Bewegung und fuhr auf. Es schien, daß die Lichtflamme alle Macht über ihn hatte. Als Francesca sah, daß er zur Besinnung erwacht war, sagte sie: „Hier hast Du Dein Licht. Ich entriß es Dir, weil ich sah, wie sehr es Dir am Herzen lag, es brennend zu erhalten. Ich wußte keinen andern Weg, um Dir zu helfen."

Raniero hatte sich im Falle übel zugerichtet. Aber nun konnte niemand ihn halten. Er begann sich langsam aufzurichten. Er wollte gehen, aber schwankte und war nahe daran, wieder zu fallen. Da versuchte er, sein Pferd zu besteigen. Francesca half ihm. „Wo willst Du hin?" fragte sie, als er wieder im Sattel saß. „Ich will zur Domkirche," sagte er. „Dann will ich Dich geleiten," sagte sie, „denn ich gehe zur Messe." Und sie nahm den Zügel und führte sein Pferd.

Francesca hatte vom ersten Augenblick an Raniero erkannt. Aber Raniero sah nicht, wer sie war, denn er nahm sich nicht die Zeit, sie zu betrachten. Er hielt den Blick nur auf die Lichtflamme geheftet.

Auf dem Wege sprachen sie kein Wort. Raniero dachte nur an die Lichtflamme, daran, sie in diesen letzten Augenblicken wohl zu hüten. Francesca konnte nicht sprechen, weil es sie dünkte, daß sie nicht klaren Bescheid über das haben wollte, was sie fürchtete. Sie konnte nicht anders glauben, als daß Raniero wahnsinnig heimgekommen sei. Aber obgleich sie beinahe davon überzeugt war, wollte sie doch lieber nicht mit ihm sprechen, um nicht volle Gewißheit zu haben.

Nach einer Weile hörte Raniero, daß jemand neben ihm weinte. Er sah sich um und merkte, daß es Francesca degli Uberti war, die neben ihm ging, und wie sie so ging, weinte sie. Aber Raniero sah sie nur einen Augenblick an und sagte nichts zu ihr. Er wollte nur an die Lichtflamme denken.

Raniero ließ sich zur Sakristei führen. Da stieg er vom Pferde. Er dankte Francesca für ihre Hilfe, aber er sah noch immer nicht sie an, sondern das Licht. Er ging allein in die Sakristei zu den Geistlichen.

Francesca ging in die Kirche. Es war Karsamstagabend, und alle Lichter in der Kirche standen unentzündet auf ihren Altären, zum Zeichen der Trauer. Francesca dünkte es, daß auch bei ihr jede Flamme der Hoffnung, die einst in ihr gebrannt hatte, erloschen sei.

In der Kirche ging es sehr feierlich zu. Vor dem Altar standen viele Priester. Zahlreiche Domherren saßen im Chor, und der Bischof zu oberst unter ihnen.

Nach einer Weile merkte Francesca, daß unter den Geistlichen eine Bewegung entstand. Beinahe alle jene, welche nicht bei der Messe anwesend sein mußten, erhoben sich und gingen in die Sakristei. Schließlich ging auch der Bischof.

Als die Messe zu Ende war, betrat ein Geistlicher den Chor und begann zum Volke zu sprechen. Er erzählte, daß Raniero di Ranieri mit heiligem Feuer aus Jerusalem nach Florenz gekommen sei. Er schilderte, was der Ritter auf dem Wege geduldet und erlitten hätte. Und er pries ihn über alle Maßen.

Die Menschen saßen staunend da und hörten dies. Francesca hatte nie eine so selige Stunde erlebt. „Oh, Gott," seufzte sie, „dies ist mehr Glück, als ich tragen kann." Ihre Tränen strömten, indes sie lauschte.

Der Priester sprach lange und beredt. Zum Schluß sagte er mit mächtiger Stimme: „Nun kann es gewißlich eine geringe Sache scheinen, daß eine Lichtflamme hierher nach Florenz gebracht wird. Aber ich sage Euch: Betet zu Gott, daß er Florenz viele Träger des ewigen Feuers schenke, so wird es eine große Macht werden und lobgepriesen unter den Städten!"

Als der Priester zu Ende gesprochen hatte, wurden die Haupttore der Domkirche weit geöffnet, und eine Prozession, so gut wie sie in aller Eile sich hatte ordnen können, zog herein. Da gingen Domherren und Mönche und Geistliche, und sie zogen durch den Mittelgang zum Altar. Zu allerletzt ging der Bischof und an seiner Seite Raniero in demselben Mantel, den er auf dem ganzen Weg getragen.

Digitized by Google

Aber als Raniero über die Schwelle der Kirche trat, stand ein alter Mann auf und ging auf ihn zu. Es war Oddo, der Vater jenes Gesellen, den Raniero in seiner Werkstatt gehabt, und der sich um seinetwillen erhängt hatte.

Als dieser Mann zum Bischof und zu Raniero gekommen war, neigte er sich vor ihnen. Hierauf sagte er mit so lauter Stimme, daß alle in der Kirche ihn hörten: „Es ist eine große Sache für Florenz, daß Raniero mit heiligem Feuer von Jerusalem gekommen ist. Solches ist nie zuvor vernommen worden. Vielleicht, daß auch manche darum sagen werden, es sei unmöglich. Darum bitte ich, daß man das ganze Volk wissen lasse, welche Beweise und Zeugen Raniero dafür erbracht hat, daß dies wirklich Feuer ist, das in Jerusalem entzündet wurde."

Als Raniero diese Worte hörte, sagte er: „Nun helfe mir Gott. Wie kann ich Zeugen haben? Ich habe den Weg allein gemacht. Wüsten und Wildnisse mögen kommen und für mich zeugen."

„Raniero ist ein ehrlicher Ritter," sagte der Bischof, „und wir glauben ihm auf sein Wort."

„Raniero konnte wohl selbst wissen, daß hierüber Zweifel entstehen würden," sagte Oddo. „Er wird wohl nicht ganz allein geritten sein. Seine Knappen können wohl für ihn zeugen."

Da eilte Francesca degli Uberti aus der Volksmenge und ging auf Raniero zu. „Was braucht es Zeugen," rief sie. „Alle Frauen von Florenz wollen einen Eid darauf ablegen, daß Raniero die Wahrheit spricht."

Da lächelte Raniero, und sein Antlitz erhellte sich für einen Augenblick. Aber dann wandte er seine Blicke und seine Gedanken wieder der Lichtflamme zu.

In der Kirche entstand ein großer Aufruhr. Einige sagten, daß Raniero nicht die Lichter auf dem Altar entzünden dürfe, ehe seine Sache bewiesen sei. Zu diesen gesellten sich viele seiner alten Feinde.

Da erhob sich Jacopo degli Uberti und sprach für Ranieros Sache. „Ich denke, daß alle hier wissen, daß zwischen mir und meinem Eidam nicht allzugroße Freundschaft bestanden hat," sagte er, „aber nun wollen sowohl ich wie meine Söhne uns für ihn verbürgen. Wir glauben, daß er die Tat vollbracht hat, und wir wissen, daß der, der es vermocht hat, ein solches Unternehmen auszuführen, ein weiser, behutsamer und edelgesinnter Mann ist, den wir uns freuen, in unsere Mitte aufzunehmen."

Aber Oddo und viele andere waren nicht gesonnen, Raniero das Glück, das er erstrebte, zu gönnen. Sie sammelten sich in einem dichten Haufen, und es war leicht zu sehen, daß sie von ihrer Forderung nicht abstehen wollten.

Raniero begriff, daß, wenn es nun zum Kampfe käme, sie gleich versuchen würden, nach der Lichtflamme zu trachten. Während er die Blicke fest auf seine Widersacher geheftet hielt, hob er das Licht so hoch empor, als er nur konnte.

Er sah todesmüde und verzweifelt aus. Man sah es ihm an, daß, wenn er auch so lange als möglich standhalten wollte, er doch nur eine Niederlage erwartete. Was frommte es ihm nun, wenn er die Flamme entzünden durfte! Oddos Worte waren ein Todesstreich gewesen. Wenn der Zweifel einmal geweckt war, dann mußte er um sich greifen und wachsen. Es dünkte ihn, daß Oddo schon die Lichtflamme für allezeit gelöscht habe.

Ein kleines Vöglein flatterte durch die großen geöffneten Tore in die Kirche. Es flog gerade auf Ranieros Licht zu. Dieser konnte es nicht so rasch zurückziehen, der Vogel stieß daran und löschte die Flamme.

Ranieros Arm sank herab, und die Tränen traten ihm in die Augen. Aber im ersten Augenblick empfand er dies als eine Erleichterung. Es war besser, als wenn Menschen sie getötet hätten.

Das kleine Vöglein setzte seinen Flug in die Kirche fort, verwirrt hin und her flatternd, so wie Vögel es zu tun pflegen, wenn sie in einen geschlossenen Raum kommen.

Da brauste mit einemmal durch die ganze Kirche der laute Ruf: „Der Vogel brennt: Die heilige Lichtflamme hat seine Flügel entzündet!"

Der kleine Vogel piepste ängstlich. Er flog ein paar Augenblicke wie eine flatternde Flamme unter den hohen Wölbungen des Chors umher. Dann sank er rasch und fiel tot vor dem Altar der Madonna nieder. Aber im selben Augenblick, in dem der Vogel auf den Altar niederfiel, stand auch schon Raniero da. Er hatte sich einen Weg durch die Kirche gebahnt, nichts hatte ihn halten können. Und an den Flammen, die die Flügel des Vogels verzehrten, entzündete er die Kerzen vor dem Altar der Madonna.

Da erhob der Bischof seinen Stab und rief: „Gott wollte es! Gott hat für ihn gezeugt!"

Und alles Volk in der Kirche, seine Freunde wie seine Widersacher, hörten auf zu zweifeln und zu staunen. Sie riefen alle, von Gottes Wunder hingerissen: „Gott wollte es! Gott hat für ihn gezeugt!"

* * *

Von Raniero ist nur mehr zu berichten, daß er all sein Lebtag großes Glück genoß und weise, behutsam und barmherzig war. Aber das Volk von Florenz nannte ihn immer Pazzo di Ranieri, zur Erinnerung daran, daß man ihn für toll gehalten hatte. Und dies ward für ihn ein Ehrentitel. Er gründete ein edles Geschlecht, und dieses nahm den Namen Pazzi an, und so nennt es sich noch heute.

Es mag weiter berichtet werden, daß es in Florenz Sitte wurde, jedes Jahr am Karsamstagabend ein Fest zur Erinnerung an Rameros Heimkunft mit dem heiligen Feuer zu begehen, und daß man dabei immer einen künstlichen Vogel mit Feuer durch den Dom fliegen läßt. Und so wird dieses Fest wohl auch noch in diesem Jahre gefeiert worden sein, wenn nicht ganz kürzlich eine Aenderung eingetreten ist.

Aber ob es wahr ist, wie viele meinen, daß die Träger heiligen Feuers, die in Florenz gelebt und die Stadt zu einer der herrlichsten der Erde gemacht haben, ihr Vorbild in Raniero fanden, und dadurch ermutigt wurden zu opfern, zu leiden und auszuharren, dies mag hier unausgesprochen bleiben.

Denn was von dem Lichte bewirkt wurde, das in dunklen Zeiten von Jerusalem ausgegangen ist, das läßt sich weder messen noch zählen.

Falun. Selma Lagerlöf.

Monographien zur Weltpolitik. Herausgegeben von Dr. Rud. Breitscheid und Rudolf Zabel. Bd. I. Dr. Paul Rohrbach. Die russische Weltmacht in Mittel- und Westasien. Leipzig, Georg Wigand. 1904.

Der Plan der Herausgeber ist der folgende: Sie wollen in den Monographien, die in zwangloser Folge erscheinen werden, „über weltpolitische Einzelfragen und weltpolitische Zusammenhänge" orientieren; für diese Aufgabe sind eine Reihe sachkundiger und angesehener Schriftsteller bereits gewonnen; Rohrbach, der den Reigen eröffnet, erregt die besten Hoffnungen. Und die Tendenz des Unternehmens? „Nun es hat keine andere als die, Verständnis zu erwecken und zu beleben". Das ist ein ausgezeichneter Grundsatz. Jeder, der Sachliches zu sagen hat, soll gehört werden; nur die Kritiklosigkeit sei ausgeschlossen.

Gute Bücher sind nie vom Uebel; aber die Bedeutung guter Bücher für eine bestimmte Zeit wächst entsprechend dem zwingenden, vorhandenen Bedürfnis, das sie zu befriedigen geeignet sind. Und es scheint mir, daß wir in Deutschland ein starkes Bedürfnis haben sollten — ob wir es schon haben, ist eine andere Frage — nach sachgemäßer, eindringlicher Behandlung der großen Probleme internationaler Politik, und diese

Erörterungen wiederum sind natürlich nicht zu trennen von dem Abwägen der inneren Kraft und der Widerstandsfähigkeit der einzelnen Großmächte.

Fürst Bismarck hat das deutsche Volk verwöhnt. Man wußte die auswärtige Politik in seinen Händen gut gedorgen, und es galt als ein Zeichen nörgelnder Opposition, wenn auch internationale Fragen in den Kreis öffentlicher Erörterungen gezogen wurden; eine resolut abfällige Kritik gar wurde mit Hohn überschüttet, und man betrachtete es als Staatsklugheit, vor dem Dilettantismus zu warnen, dem alle, die nicht zur Zunft gehörten, auf diesem Gebiete angeblich notwendigerweise verfallen müßten.

Nur Narren können die Größe Bismarcks auf dem Gebiet der auswärtigen Politik bestreiten; ob die Kritik nicht aber auch ihm gegenüber bei einigen wichtigen Gelegenheiten heilsam hätte einsetzen sollen, ist eine andere Frage. Eines zum wenigsten hat diese Enthaltsamkeit zuwege gebracht; nach dem Fortgang Bismarcks und dann nach seinem Tode und jetzt unter einer gänzlich veränderten internationalen Konstellation ist die Apathie der Masse der Bevölkerung gegenüber internationalen Fragen so groß geblieben wie zur Zeit, da der erste Reichskanzler uns verwöhnte und gewöhnen wollte, diese Gebiete aus der öffentlichen Erörterung auszuschalten. Jetzt rächt es sich, daß wir in bezug auf diese Materie Schulung und Tradition nicht besitzen oder doch nur eine irreführende Tradition, nämlich den Glauben an die Bedeutung des Dreibundes, während heute unter gänzlich veränderten Verhältnissen der Dreibund etwa den Wert hat, wie ein Winterüberzieher in heißen Augusttagen; er nützt nichts, und er ist wohl eine Last.

Das Verständnis für Fragen der internationalen Politik zu wecken, ist heute also eine ernste Aufgabe; und die gute Unterweisung in dieser Sphäre ist sehr selten.

Auf einem begrenzten Gebiet ist diese Aufgabe in dem Werk von Rohrbach ausgezeichnet gelöst. Die wirtschaftliche und die strategische Bedeutung der russischen Besitzungen in Mittel- und Westasien wird aufgewiesen; es handelt sich um die turanischen und die Kaukasus-Gebiete des Zarenreiches; die geographischen und die Bevölkerungs-Verhältnisse jener Gegenden, die der Verfasser selbst bereist hat, werden zur Grundlage der Betrachtung genommen. Was gestattet die Natur aus jenen Gebieten zu machen und was vermögen jene Menschenkräfte zu leisten, die in diesen Ländern wohnhaft sind? Die wirtschaftliche Bedeutung Turans hält Rohrbach für ziemlich erheblich; die Leistungen der Russen dort und im Kaukasus für groß; aber es waren nicht wirtschaftliche Motive, Motive der Ausbreitung der eigenen Kultur, die Rußland in Asien vorwärts geführt haben; die Eroberungen im Kaukasus sollten den Weg nach Konstantinopel abkürzen, und die Eroberungen, die nach Turan führten, ergaben sich aus der „Jagd nach einer festen Grenze", wie Graf York von Wartenburg die asiatische Politik Rußlands genannt hat, jene Politik, die so oft bei uns als das Ergebnis planvollsten Vorgehens bezeichnet worden ist. Die Stellung im Kaukasus hat ihre hohe Bedeutung wie zum Vorstoß gegen Konstantinopel so zum Vorstoß gegen Persien, und von Turan aus kann auf Afghanistan und damit auf Indien gedrückt werden. Diese Möglichkeiten wägt Rohrbach im einzelnen.

Welche Aussichten hätte eine solche weitgreifende russische Politik? Man muß in Erwägung ziehen, daß Rohrdach vor dem Ausbruch des russisch-japanischen Krieges sein Buch verfaßte, und schon damals sagte er, daß die inneren Kräfte Rußlands, seine wirtschaftliche und finanzielle Leistungsfähigkeit, solchen Aufgaben nicht gewachsen sein würden. Die Möglichkeit solcher asiatischen Abenteuer ist nach dem Ausbruch des russisch-japanischen Krieges jedenfalls in unabsehbare Ferne gerückt.

Wenn die folgenden Bände gleich sachgemäß und sachverständig geschrieben werden, so verdienen diese Monographien zur Weltpolitik die ernsteste Beachtung aller Politiker und aller Gebildeten, die einen selbständigen Standpunkt in Fragen der auswärtigen Politik gewinnen wollen. Und es wird Zeit, daß wir uns in Deutschland orientieren; denn daß eine feste und zielbewußte Regierungspolitik dem Volke die Wege weist, wird auch ein milder Beurteiler der Wilhelmstraße nicht behaupten können.

P. N.

Sie müssen. Ein offenes Wort an die christliche Gesellschaft von Hermann Kutter, Pfarrer am Neumünster in Zürich. Berlin, Hermann Walther, Verlagshandlung. 2 M.

Ein originelles Buch mit einem originellen Titel. Der Verfasser ist orthodoxer Pfarrer. Von Bibelkritik, historischer Auffassung der Schriften des alten und neuen Testaments ist bei ihm nichts zu spüren. Von modernem Geschichtsmaterialismus hat Kutter überhaupt keine Ahnung. Nur in einem Punkte ist er kritisch: in seinem Urteil über die Kirchen, die sich als privilegierte Vertreterinnen des Christentums betrachten. Er hält sie für mehr oder weniger starke Beschützer des Antichristentums, etwa gleich den Pharisäern und Sadduzäern zur Zeit Christi. Die einzig wahren Förderer christlicher Bestrebungen sind nach ihm die Sozialdemokraten. Nicht den Worten nach — denn Kutter täuscht sich darin nicht, daß hervorragende und maßgebende Führer Atheisten sind — aber ihren Werken nach. Kutter ist kein Nationalökonom und untersucht natürlich nicht das sozialdemokratische Programm auf seine Durchführbarkeit. Um so weniger aber hat er ein Recht, die Sozialdemokratie als einzige und konsequente Vertreterin des echten, lebendigen Christentums hinzustellen. Seine Art kommt auf eine Vermengung von Religion und Politik heraus, die er so stark an den Christlichsozialen tadelt, die er selbst Naumann vorwirft, während Naumann gerade, um diese Klippe zu vermeiden, sich vom Christlichsozialen zum Nationalsozialen weiter entwickelt hat. Auch wenn man nur die ethischen Grundlagen der sozialdemokratischen Lehre in Betracht zieht, so überschätzt Kutter auch diese. Wir wollen den Kulturwert der sozialdemokratischen Bewegung nicht verkleinern. Aber an das hohe und heilige Feuer religiöser Schöpfungen reicht sie doch nicht heran. Deshalb ist es parteipolitisch sehr einseitig, wenn Kutter gerade in seiner Partei jenes aus der Ewigkeit geborene Müssen des göttlichen Fortschritts erblickt; wenn er meint, Gottes Verheißungen müßten sich in der Sozialdemokratie erfüllen.

Indessen trotz dieser schwerwiegenden Mängel ist das Buch sehr beachtlich und dankenswert. Es ist voll von glanzvollen Stellen, die eine von Herzen kommende und deshalb auch zu Herzen gehende Unerschrockenheit des religiösen Propheten verraten. So rückhaltlos und eindringlich hat selten jemand den Kirchenchristen die Wahrheit gesagt. Wir wünschten, daß alle Konsistorialräte sich das Buch hinter den Spiegel steckten!

H. Kötschke.

Der „linke Flügel". Ein Blatt aus der Geschichte der deutschen Frauenbewegung. Von Else Lüders. Verlag von Loewenthal, Berlin C., Grünstr. 4. 1904. 75 Pfg.

Auf dem dritten internationalen Frauenkongreß in Berlin ist diejenige Richtung der deutschen Frauenbewegung, die man die radikale nennt, etwas zu kurz gekommen. Ihre beiden bekanntesten Vorkämpferinnen, Frau Schulrat Cauer und Fräulein Dr. Anita Augspurg, traten überhaupt nicht auf das Podium, ihre Halbmonatsschrift „Die Frauenbewegung" und ihre sonstige Spezialliteratur war nicht so verbreitet, als man es in Ansehung der Stärke und Rührigkeit dieser Gruppe hätte erwarten sollen. Umso erfreulicher ist es, daß die wenigen Vertreterinnen der „radikalen" Frauen, die auf dem Kongreß zu Worte kamen, Fräulein A. Pappritz, Fräulein Else Lüders, Frau Dr. Scheven u. a. so glänzend sowohl als Rednerinnen wie als Leiterinnen von Sektionsverhandlungen abschnitten. Wäre das oben genannte Büchlein, das auf Grund offizieller Protokolle, Jahresberichte und Programme die sogenannte radikale Richtung der Frauenbewegung aktenmäßig schildert, seiner Bedeutung entsprechend verbreitet worden, so wäre die Leistungsfähigkeit dieser Richtung zweifellos noch stärker auf dem Kongreß hervorgetreten. Denn dieses kleine Schriftchen gibt nicht nur einen erschöpfenden Ueberblick über die weitreichende, praktische und schwierige Arbeit des „linken Flügels", sondern es stellt auch soviel wertvolles, neueres Material aus dem Werdegang der gesamten deutschen Frauenbewegung zusammen und ist dabei im ganzen so objektiv gehalten, so frisch und frei geschrieben, daß es sich als ein wertvolles Vademekum der deutschen Frauenbewegung ansprechen läßt.

Weinhausen.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized By Google

Nr. 40. Berlin, den 2. Juli 1904. 21. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Der Verlauf der Kieler Woche hat, wie vorauszusehen war, die politischen Projektenmacher desavoniert, die hoch bedeutsame politische Ergebnisse von ihr erwartet hatten, eine Entente zwischen England und Deutschland ähnlich der zwischen England und Frankreich, einen friedlichen Vermittlungsversuch im ostasiatischen Kriege und andere große Dinge mehr. Eine ansehnliche Zahl schwungvoller Tafelreden mit starker Betonung des familiären und sportlichen Charakters dieser Zusammenkunft und mit wiederholten lebhaften Versicherungen freundschaftlicher und friedlicher Absichten der beiden Monarchen, das war neben den spaltenlangen Fest- und Sportberichten die ganze Ausbeute. Auch der Abstecher König Eduards nach Hamburg hat daran nichts geändert. Natürlich hat das aber nicht gehindert, daß der erste offizielle Besuch Eduards VII. in Deutschland mit der allgemeinen Aufmerksamkeit beachtet wurde, die der anscheinend ungewöhnlichen staatsmännischen Begabung dieses Monarchen zukommt. Ueber sie schreibt die „Frankfurter Zeitung“:

„König Eduard, der jetzt zum erstenmal in der offiziellen Stellung des Souveräns in den Gesichtskreis Deutschlands tritt, ist ohne Zweifel eine sehr interessante Erscheinung als Mensch und Fürst. Es ist ein neuer Typus des Monarchen, den er verkörpert, und wahrscheinlich hat dieser Typus die Zukunft. Vor allem ist es der Sinn für die Realitäten des Lebens, des modernen Lebens, der an ihm auffällig ist, weil er so vielen seiner Standesgenossen abgeht. Die koburgische Verstandesküble liegt ja dem Könige im Blut; und die delikate Stellung des englischen Souveräns erzog ihn zu der Tugend, sich auf Schritt und Tritt zu fragen, was er tun dürfe, um vor der Kritik der Nation bestehen zu können. Man kann ohne jede Schmeichelei zugeben, daß der König vor dieser Kritik ausgezeichnet besteht, trotzdem er auf eine Herrscherin von ungewöhnlicher Beliebtheit folgte und obgleich es nicht ganz leicht sein muß, den Ansprüchen, welche die Briten an taktvolles und doch imposantes Repräsentieren stellen, gerecht zu werden. So weit hat König Eduard den Sinn für die wirklich bewegenden Ursachen des heutigen Lebens und die Skepsis gegen das Herkömmliche freilich niemals getrieben wie sein Vetter in Belgien, und darum bleibt ihm, trotzdem er als Prinz von Wales kein Verächter der vergänglicheren Freuden war und auch als König sich nie mehr als nötig mit dem Mantel der Respektabilität drapiert hat, die empfindliche öffentliche Meinung Englands treu. Er hat die Bedeutung des Königtums in seinem Lande sogar entschieden gesteigert. Besonders glücklich war er bisher in der Vertretung Englands vor dem Auslande. Die Annäherung an Frankreich wäre ohne ihn kaum denkbar. Was Wunder also, daß man in Deutschland aufmerkt, wenn dieser König zu uns kommt?“

Daß aber die politische Bedeutung eines einzelnen Monarchen, und wäre er König Eduard von England, nicht überschätzt werden darf, dafür kann man vielleicht die Abschiedsworte, die er selbst eben in Kiel gesprochen, zum Beweis heranziehen: Es habe ihn mit dem Deutschen Kaiser „innige Freundschaft verbunden, seit wir uns kennen“. Jedermann weiß, daß diese innige Freundschaft zwischen Onkel und Neffen die zeitweilige Entfremdung zwischen den beiden von ihnen vertretenen Nationen keineswegs hat hindern können.

Das preußische Abgeordnetenhaus hat — was in diesem Parlament nicht gerade häufig der Fall zu sein pflegt — eine Reihe bewegter Sitzungen erlebt. Sie sind hauptsächlich durch die Vergewaltigung des Rechts und der Verfassung hervorgerufen worden, deren sich die konservativ-nationalliberale Mehrheit mit der Durchpeitschung der Novelle zum Ansiedlungsgesetz schuldig gemacht hat. Vergeblich waren alle Anstrengungen des Zentrums, der Polen und der beiden freisinnigen Parteien, um wenigstens eine loyale Behandlung dieses veritablen Ausnahmegesetzes zu erzielen. Eine Vorlage, die so offenkundig gegen Billigkeit und Verfassung verstößt, wie diese, verträgt freilich keine eingehende Prüfung, und so handelte die Mehrheit von ihrem Standpunkt aus nur konsequent, wenn sie die Beratungen überstürzte. Von diesem Gesichtspunkt aus tat sie auch recht daran, daß sie die zum Teil vortrefflichen Reden der Gegner durch laute Unterhaltung, Gelächter, Widerspruch und andere Störungen unverständlich zu machen versuchte. Wer ein schlechtes Gewissen hat, tritt in der Regel geräuschvoll und laut auf. Deshalb ist es auch überflüssig, auf die Rabulistik der nationalliberalen Beschwichtigungsräte noch genauer einzugehen, die (wie der Abgeordnete Glatzel) sich und andere über ihre Gewaltpolitik mit der merkwürdigen Erklärung hinüber zu trösten versuchten, daß der Gesetzentwurf nicht mit dem Wortlaut, sondern „höchstens mit dem Geiste“ der Verfassung im Widerspruch stehe! Es genügt vielmehr festzustellen, daß dieselbe nationalliberale Partei, die eben erst in der Schulfrage durch ihr Zusammengehn mit der konservativen Reaktion den lebhaften Widerspruch aller ihrer wirklich liberalen Anhänger im Lande heraufbeschworen hat, jetzt in der Polenfrage schon wieder unter Preisgabe aller liberalen Grundsätze, ja unter Niedertretung wichtigster verfassungsrechtlicher Bestimmungen der Reaktion schmähliche Handlangerdienste leistete. Eng verbündet mit Konservativen und Freikonservativen schafft sie ein verwerfliches Ausnahmegesetz und beschreitet damit jene abschüssige Bahn der Gesetzmacherei, die direkt in den Abgrund der Entrechtung des Volkes hinabführt. Was heute den Polen geschieht, kann sich demnächst gegen andere bei der Reaktion mißliebige Bevölkerungskreise richten: auf dem Wege der Ausnahmegesetzgebung gibt es keinen Halt.

Außer den Nationalliberalen hat sich auch einer jener entsagungsstarken Minister, die die Freuden der Kieler Woche im Stich gelassen hatten, um bei Schaffung des Ausnahmegesetzes im Parlament anwesend sein zu können, unrühmlich

Digitized by Google

hervorgetan. Freiherr v. Hammerstein, bei dem wenigstens die Gefahr ausgeschlossen ist, daß er durch Geist und Klugheit die schweren Fehler seiner Regierungskunst verdecken könnte, hat in einer Weise die Hilfe des Zentrums zur Entrechtung der Polen erbeten, die einen neuen Rekord ministeriellen Ungeschicks selbst in Preußen schafft. Nach dem abgeschwächten Wortlaut des amtlichen Stenogramms hat er dem Zentrum folgendermaßen zugeredet:

„Nun habe ich zu Ihnen allen das festeste Vertrauen, daß Ihr Deutschtum ebenso stark und fest ist, wie das der Mehrheitsparteien. Sie haben das bestätigt im Kriege 1870, da ging es auch gegen eine katholische Macht, und da haben Sie nicht deshalb, weil die Macht katholisch war, sich auch nur lässig in der Ausübung Ihrer Pflicht erwiesen (Unruhe im Zentrum), sondern als echte Deutsche ihre Pflicht voll getan. Aber glauben Sie mir, auch hier handelt es sich nicht um den Katholizismus, sondern um die politische Machtstellung des Vaterlandes, und diese politische Machtstellung, wie wir sie 1870 erworben haben nach außen (zunehmende Unruhe), so wollen wir sie im Innern durch die notwendigen Maßregeln für immer erhalten und stärken (fortgesetzte große Unruhe), und deshalb bitte ich Sie: überlegen Sie sich noch einmal, ob Sie nicht mit uns für dieses Gesetz eintreten können! (Lebhaftes Bravo! rechts, lebhafte Unruhe im Zentrum.)

Diese widerwärtige Umschmeichelung, die vielleicht die Taktlosigkeit desselben Ministers gegen den Abgeordneten Roeren bei der ersten Lesung des Gesetzes vergessen machen sollte, rief natürlich den lebhaftesten Unwillen des Zentrums hervor; denn sie setzt voraus, daß, wie man sich in den vergangenen Kulturkampfzeiten auszudrücken pflegte, „der Ultramontanismus in Zeiten vaterländischer Gefahr des Hochverrats fähig sein könne". Dieser kränkende Verdacht hat auch die katholische Presse in Aufregung versetzt, und die „Kölnische Volkszeitung" schreibt Herrn v. Hammerstein, dem ungeschicktesten aller preußischen Minister der Vergangenheit und Gegenwart, folgende schönen Worte ins Stammbuch:

„Welches Maß von Taktlosigkeit gehört doch füe einen Minister dazu, mit solchen Erwägungen zu operieren! Den deutschen Katholiken gewissermaßen ein Lod zu spenden, daß sie wie ihre übrigen Volks- und Landesgenossen in einem Kriege gegen ein auswärtiges Volk ihre Schuldigkeit getan haben, was doch etwas ganz Selbstverständliches ist! Zweifellos hat der preußische Minister des Innern hiermit seinen vielen rednerischen Entgleisungen eine bemerkenswerte neue hinzugefügt."

Alles das hat natürlich nicht verhindert, daß der Entwurf, den die Polen gern offiziell „Gesetz zur Erschwerung und Hinderung der Ansiedlung preußischer Staatsbürger polnischer Nationalität" nennen wollten, im preußischen Abgeordnetenhaus unter brutaler Verhöhnung der gegnerischen Minorität angenommen worden ist und vom Herrenhaus in derselben unwürdigen Eile sanktioniert werden wird.

Viel weniger Aufregung, als sie es in Wirklichkeit verdiente, hat dagegen die Interpellation der beiden freisinnigen Parteien betreffs Inanspruchnahme der Oberpräsidenten durch den Oberhofmeister Freiherrn v. Mirbach für Geldsammlungen erregt. Nachdem der Minister erklärt hatte, daß er zur Beantwortung der Interpellation bereit sei, sobald die jetzt noch nicht abgeschlossenen Erhebungen des Staatsministeriums in der Angelegenheit vorlägen, war geschäftsordnungsmäßig die Möglichkeit einer Besprechung und weiteren parlamentarischen Behandlung der Sache unmöglich gemacht. Unter „allgemeiner Heiterkeit" der Standes- und Gesinnungsgenossen des Freiherrn v. Mirbach konnte der Präsident, Herr v. Kröcher, feststellen, daß diese Angelegenheit, die das hohe Haus ganze fünf Minuten beschäftigt hatte, bis auf weiteres erledigt sei. Der spätere Versuch, im Rahmen einer Geschäftsordnungsdebatte auf die Sache zurückzukommen, wurde von der Junkermehrheit ebenso energisch verhindert wie die Anstrengungen, durch Hinausschiebung des Ferienbeginns oder durch Umwandelung der Interpellation in einen Initiativantrag noch vor der Vertagung eine Aufklärung zu erzielen. Nunmehr ist erreicht die Hinausschiebung der Interpellation ad calendas graecas oder doch bis zu einem Zeitpunkt, wo sie ihren Hauptzweck, die Beruhigung der durch des Freiherrn v. Mirbach eigenartige Sammelpolitik aufgeregten Gemüter, nicht mehr erfüllen kann. Das schmälert freilich nicht das Verdienst der Interpellanten. Jetzt tragen die, die die Vertagung und damit die Fortsetzung der antikirchlichen und antimonarchischen Mirbachschen Sammelpolitik ermöglicht haben, auch die Mitverantwortung dafür.

Auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatz scheinen sich zu Wasser und zu Lande in den letzten Tagen wieder bedeutsame Wendungen vorbereitet zu haben, über deren Einzelheiten allerdings noch keine amtlichen Nachrichten vorliegen. Die Zeit der Ruhe vor dem Sturm benutzen interessierte Zuschauer zum Studium der Nachrichten, die über die inneren Verhältnisse Rußlands und Japans eingehn. Die Rede des Marquis Ito an die Finanzmänner Japans, die zu einer „Konferenz" mit den Ministern eingeladen waren, bringt freilich nichts als Wiederholungen öffizieller Versicherungen von der Friedensliebe, dem Geist der Mäßigung, der Energie und Zielsicherheit, der die Japaner auszeichnen soll. Dagegen zeigt ein Interview, das sich Herr v. Plehwe bestellt hat, wie begründet die allgemeinen Befürchtungen sind, die man in Rußland an die nächsten wirtschaftlichen Folgen des Krieges knüpft. Die russische Landwirtschaft wird durch den Mangel an Transportmitteln und Arbeitskräften ungeheuere Schädigungen erleiden und die künstlich aufgezogene russische Industrie wird durch dieselben Kalamitäten an den Rand des Ruins geführt werden. Natürlich bestreitet der russische Minister des Innern diese Befürchtungen; aber gerade daß er das nötig zu haben glaubt, und eigens einen Mitarbeiter des „Matin" zu diesem Zweck zu sich entbietet, das beweist für jeden mit russischen Verhältnissen einigermaßen Vertrauten, wie begründet die wirtschaftlichen Sorgen sind. Daß Minister v. Plehwe ebenso wie jeder russische Volksangehörige am endlichen Sieg der russischen Waffen trotz aller seither erhaltenen Niederlagen nicht zweifelt und der Siegesgewißheit starken Ausdruck verleiht, ist selbstverständlich und deshalb an dem Interview das unwichtigste Stück.

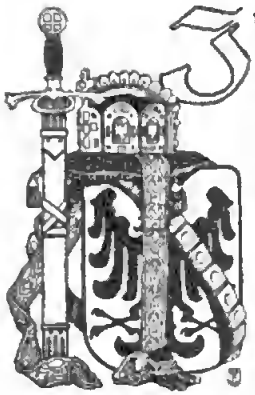
Die marokkanische Tragikomödie scheint jetzt, nachdem der Räuberhauptmann Raisuli seine beiden Gefangenen freigegeben hat, politisch erst recht interessant werden zu wollen. Denn jetzt wollen die Amerikaner und die Engländer von dem Sultan von Marokko die rücksichtslose Bestrafung des Missetäters trotz aller gegebenen Versprechungen und Bürgschaften erzwingen. Es fragt sich nur noch, ob sie den Zwang unmittelbar durch Landung von Truppen oder durch Vermittlung Frankreichs anwenden werden, das doch nun einmal nach dem englisch-französischen Uebereinkommen das Protektorat über Marokko hat. Es wird weiterhin sehr interessant sein, zu beobachten, in welcher Weise Frankreich mit Sultan Abd-El-Asis von Marokko bei der ersten Gelegenheit, da es als Protektor offiziell auftritt, sich verständigen wird.

In Serbien, wo man wieder aufzuatmen beginnt, seitdem der Jahrestag der Ermordung des früheren Königspaares und die bescheidene Feier der Thronbesteigung Peters I. ohne die gefürchteten Zwischenfälle vorübergegangen sind, macht man neuerdings wieder viel Aufhebens von einem Bund der Balkanstaaten, der angeblich zwischen Bulgarien, Serbien und Montenegro zustande gekommen und durch eine neuerliche Zusammenkunft zwischen Fürst Ferdinand und König Peter endgültig besiegelt sein soll. Und in Bulgarien hat der Kriegsminister sogar gelegentlich der Ansprache an das Sofioter Offizierkorps ein ganz klein wenig mit dem Säbel gerasselt. Natürlich hat das alles auf die Balkanpolitik wenig Einfluß, solange die Großmächte, deren Interessen dort berührt werden, untereinander einig sind.

* * *

Digitized by Google

Orden und Titel.



Immer noch sind Titel und Orden die gangbarste Münze der Eitelkeit. Nichts ist für Machthaber bequemer und billiger, als in dieser Münze zu bezahlen. Als das Schnupfen noch in der Mode war, pflegten Fürsten treue Dienste gern mit Tabatièren zu belohnen. Diese Tabatièren hatten fast durchweg einen größeren inneren Wert als die Orden, aber sie wurden dennoch nicht so geschätzt, weil man sie nicht am Halse oder auf der Brust, sondern nur in der Rocktasche tragen konnte. Und was nützt eine Auszeichnung, die man nicht sieht; das ist wie ein Titel, mit dem man nicht angeredet wird.

Uebrigens wäre es falsch, die Ordenssucht als eine spezifische Eitelkeitskrankheit der Monarchien anzusehen. Seitdem Frankreich Republik ist, hat die Neigung zu dem Bändchen der Ehrenlegion nicht abgenommen, ja, die Republik hat es sogar für nötig gehalten, noch einige andere Orden neu hinzuzuschaffen. In den Vereinigten Staaten von Amerika kennt man noch keine Orden, wenigstens keine Orden, die staatlich verliehen werden. Aber Präsident Roosevelt mit seinen imperialistischen Neigungen wäre außerordentlich qualifiziert, solche Ordensdekorationen mit Applomb auszuteilen. Die Zeiten der republikanischen Einfachheit, in denen man auf die Orden als armseligen Flitterkram des Königtums blickte, sind längst vorüber. Spread Eagle, am purpurroten Bande getragen, — wer weiß, wie bald er in Washington heimisch wird. Wie stark bei manchen Amerikanern, besonders denen, die an europäischen Höfen verkehren, das Bedürfnis ist, sich auch die republikanische Brust mit Orden zu schmücken, davon gibt eine amüsante Anekdote Zeugnis, die der Chronist in die Zeit verlegt, da der alte Kaiser Wilhelm I. die Berliner Subskriptionsbälle mit seiner Gegenwart auszuzeichnen pflegte. Auf einem dieser Bälle im Königlichen Opernhause hatte sich auch ein Fremdling mit einem wundervollen Ordensstern eingefunden. Kaiser Wilhelm, äußerst kundig auf dem Gebiet des Ordenswesens, hatte einen ähnlichen Orden nie gesehen. Da seine gesamte Umgebung seine Wißbegierde nach der Natur jenes Ordens nicht befriedigen konnte, schickte er schließlich einen Adjutanten ab, um sich bei dem Ordensträger selbst zu erkundigen, woher die Dekoration stamme. Der Amerikaner gab die trockene Antwort: „It is of my own invention." Die Antwort des erfindungsreichen Amerikaners soll das Heroldsamt in einige Verlegenheit versetzt haben.

Mit Titeln ist die Sache nicht anders als mit Orden. Sie mögen noch so geschmacklos sein, die Eitelkeit begehrt sie doch. Orden und Titel scheiden die Auserwählten von dem profanum vulgus, und gerade diejenigen, die durch sich selbst wenig oder nichts bedeuten, haben umso größeres Interesse daran, durch Aeußerlichkeiten aus der Menge heraus erkannt zu werden. Es ist eine bildhauerische Geschmacklosigkeit, den stolzen Freiherrn von Stein mit einem Orden darzustellen, wie es bei dem Monument auf dem Dönhoffplatz geschehen ist. Es kommt uns komisch vor, sich einen Bismarck als Träger von Orden und Titeln zu denken. Wir wissen ja auch, daß er solche Dinge für reinen Plunder hielt. Als ihm 1871 in Versailles das Eiserne Kreuz erster Klasse verliehen wurde, gab er seiner Freude über diese Auszeichnung, wie uns der indiskrete Busch erzählt, mit den Worten Ausdruck: „Wat ick mir dafor koofe!" Als ich Theodor Mommsen, der es bekanntlich mit großem Geschick verstanden hatte, jeder nichtssagenden Titulatur — selbst dem unvermeidlichen Geheimrat — zu entgehen, einst im vollen Schmucke ungeahnter Orden antraf, beantwortete er meinen verwunderten Blick mit der Bemerkung: „Ich bin gut zugerichtet, nicht wahr?" Nicht alle großen Gelehrten sind aber unempfindlich gegen den Schmuck der Brust. Der große Rechtsgelehrte Jhering, der eine geistreiche Studie gegen die Trinkgelder geschrieben hat, war ganz närrisch vor Freude, als ihm die Eiserne Krone verliehen wurde.

Uebrigens bleibt es eine offene Frage, ob nicht auch die demonstrative Ablehnung von Orden und Titeln, wie sie ja ebenfalls gelegentlich vorkommt, nicht auch einen starken Zusatz von Eitelkeit hat. Bamberger berichtet in seinen Erinnerungen von einer hübschen Bemerkung des Malers Heilbuth, der auf die Forderung eines seiner radikalen Freunde, ein charakterfester Mann müsse jeden Orden ablehnen, den Einwand machte: „Wenn man dann nur auch die Ablehnung im Knopfloch tragen könnte!"

Findige Steuerpolitiker haben oftmals versucht, die Liebhaberei für Orden und Titel als Steuerquelle auszunutzen. Es hat etwas Versöhnendes, den Hang nach äußerer Auszeichnung durch Extrasteuern zu bestrafen, und wenn es bisher auch nicht gelungen ist, diese offenen Ordens- und Titelsteuern einzuführen, so hat sich doch vielfach die Gewohnheit eingebürgert, „freiwillige" Spenden zur Voraussetzung für die Bewilligung von Orden und Titeln zu machen. In dem Pommernbankprozeß ist festgestellt worden, wie mildtätig die Bankdirektoren Schultz und Romeick sein mußten, bis der Kommerzienratstitel und der Titel „Hofbank" erteilt wurde. Daß Titelauszeichnungen an eine gewisse Opferwilligkeit geknüpft werden, ist an sich kaum zu mißbilligen; das Bedenkliche ist nur, daß der Zusammenhang nicht offen zugegeben, sondern die Fiktion aufrecht erhalten wird, als ob Verdienste belohnt würden, die mit der Person des Betitelten und nicht mit dessen Geldbeutel im Zusammenhang stehen. Das naive Publikum geht immer noch von der altväterischen Vorstellung aus, daß jemand, der den Titel Kommerzienrat oder gar Geheimer Kommerzienrat führt, sich besondere Verdienste im industriellen oder kaufmännischen Beruf erworben haben müsse, etwa durch die Herstellung ausgezeichneter Eisenbahnschienen oder durch die Lieferung vortrefflicher Matjeshemge oder dergleichen. Aber daß jemand Kommerzienrat wird, nur weil er für Kirchenbauten eine Handvoll Tausendmarkscheine geopfert hat, widerspricht dem menschlichen Bedürfnis nach Kausalität. Weshalb verleiht man einem solchen Manne nicht lieber den Titel „Kirchenrat" statt Kommerzienrat? Auch der Titel „Mosaikrat" wäre nicht unpassend, oder wenn es sich um eine Spende für Krankenhäuser handelt würde sich der Titel „Hospitalrat" empfehlen. Auf diese Weise könnte auch die Einförmigkeit unseres Titelwesens eine ganz beträchtliche Bereicherung erfahren. Man sähe dann auch zugleich aus dem Titel selbst, wo die eigentlichen Verdienste des Ausgezeichneten zu suchen sind. Daß durch die bisherigen Titel die Nachfrage nicht im entferntesten befriedigt ist, darüber besteht in den Kreisen derjenigen, die es wissen können, kein Streit. Man erzählt sich, daß, als der jetzige preußische Handelsminister, Herr Möller, zur Exzellenz avancierte, aus dem Kreise seiner industriellen und kaufmännischen Bekanntschaft die Gesuche um Verleihung des Kommerzienratstitels zu Hunderten auf den neuen Minister eingeströmt seien, zum Teil unter den beweglichsten, dem Eheleben entnommenen Motiven. Wie viel unbequeme Ausreden hätte sich Herr Möller ersparen können, wenn in unserem sonst so wohlorganisierten Staate Preußen ein fester Titeltarif bestände! Mit dieser gesetzgeberischen Anregung mag das Thema einstweilen erschöpft sein.

Theodor Barth.

Arbeiterkonsumvereine.

In derselben Woche, die vom Glanz des Berliner internationalen Frauenkongresses und vom Getöse des Gordon-Bennet-Rennens erfüllt war, tagte still und wenig bemerkt in Hamburg zum erstenmal das Parlament des im Mai vorigen Jahres gegründeten Zentralverbandes deutscher Konsumvereine. Dieser Verband dankt sein Dasein der großen Exkommunikation von Kreuznach (3. September 1902), wo 98 Vereine aus dem Allgemeinen Verband deutscher Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften ohne sachlich stichhaltige und rechtlich zulässige Begründung ausgeschlossen wurden. Schon am 17. Mai des folgenden Jahres gründeten die als „sozialdemokratisch-evolutionistisch" geächteten Vereine mit Hilfe der Hamburger Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine ihren eigenen „Zentralverband". Und so mächtig blühte die junge Gründung auf, daß die erste Jahresversammlung in Hamburg bereits auf einen Anhang von 689 Vereinen mit mehr als 600 000 Mitgliedern, 1600 Verkaufsstellen und einem Verkaufserlös von 148 Millionen, einem Reingewinn von 15 Millionen Mark blicken konnte. Berücksichtigt man, daß neben den an den Zentralverband angeschlossenen 689 Vereinen noch weitere 1052 Konsumvereine mit rund 220 000 Mitgliedern in Deutschland vorhanden sind, so ergibt sich in der Tat, daß die Konsumvereinsbewegung in den letzten Jahren erstaunliche Erfolge zu verzeichnen hat und allem Anschein nach am Anfang einer hochbedeutsamen wirtschaftlichen Fortentwicklung steht. Am Anfang! Denn England mit seinen 1481 Konsumvereinen, die 1,98 Millionen Mitglieder und 1152 Millionen Mark Jahresumsatz repräsentieren, ist in seiner vierzigjährigen Genossenschaftsentwicklung uns Deutschen absolut, Dänemark und die Schweiz relativ weit voraus.

Das Charakteristische an dieser neuen Organisation von Konsumvereinen ist die gemeinsame Einkaufszentrale, die Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine, um die sich die einzelnen Genossenschaften gruppieren. Und zwar in der lockersten Form. Kein zum Zentralverband gehöriger Konsumverein ist genötigt, sich an die Großeinkaufsgesellschaft anzuschließen. Von den 689 Vereinen haben nur 305 offiziell ihren Anschluß erklärt, die andere größere Hälfte benutzt bloß gelegentlich diese Einkaufszentrale. Immerhin ergibt sich, daß sie seither das gesamte Konsumvereinswesen der Arbeiter außerordentlich gefördert hat. Natürlich bildet die Großeinkaufsgesellschaft einen sehr ansehnlichen Handelsgroßbetrieb für sich. Ihr Gesamtumsatz stieg von 21,56 Millionen im Vorjahre auf 26,44 Millionen oder um 22,61 Prozent im Jahre 1903. Bei ihren Einkäufen berücksichtigte sie nach Möglichkeit wieder die ihr angeschlossenen Produktivgenossenschaften der Arbeiter (Mühlen, Schlächtereien, Konfektions-, Korbwaren-, Tabak- und Zigarrengenossenschaften). Bezeichnend für diesen genossenschaftlichen Großhandelsbetrieb ist der geringe Reingewinn, der im letzten Jahre nur 0,54 Prozent des Umsatzes betrug. Die Großeinkaufsgesellschaft will ja ihr Geschäft nicht aus Interesse am Profit, sondern zum Vorteil der Konsumvereine betreiben, die sie ins Leben gerufen haben. Auch die Unkosten (Gehälter, Miete, Reisespesen, Zinsen) sind in Anbetracht der Jugendlichkeit des ganzen Unternehmens mit 1,8 Prozent des Gesamtumsatzes verhältnismäßig niedrig.

„Wirtschaftliche Unternehmungen unter dem Einfluß der Massen — das ist das Zeichen, unter dem die neue Konsumvereinsbewegung ihren eigenen Verband ins Leben ruft; das deutsche Genossenschaftswesen ist an einem Wendepunkt angelangt", mit diesen Worten hat der Anwalt des Allgemeinen Verbandes, Herr Dr. Hans Crüger, voriges Jahr in der „Zeitschrift für Sozialwissenschaft" den Geist der neuen Bewegung zu kennzeichnen versucht. Seine nicht ganz freundlich gemeinte Charakterisierung ist trotzdem richtig, und die Voraussage, daß die deutsche Konsumvereinsbewegung an einem Wendepunkt angelangt sei, hat sich im Zentralverband deutscher Konsumvereine schneller und reicher erfüllt, als erwartet werden konnte. Die Massen der Lohnarbeiter sind ihm zugeströmt. Die Berufsstatistik des Zentralverbandes ergab, daß 7,4 Prozent der Mitglieder selbständige Gewerbetreibende waren, 1,6 Prozent selbständige Landwirte, 4,4 Prozent Staats- und Gemeindebeamte; ohne bestimmten Beruf 2,9 Prozent, in landwirtschaftlichen Betrieben gegen Lohn oder Gehalt Angestellte 2,9 Prozent und in gewerblichen Betrieben desgleichen 75,9 Prozent. Und diese Menge organisierter kleiner Konsumenten blickt mit einer erstaunlichen Unternehmungslust in die Zukunft. Unter den weit ausschauenden Projekten, die in Hamburg auf dem ersten deutschen Genossenschaftstag verhandelt wurden, befand sich unter anderem auch das der Einrichtung einer gemeinschaftlichen Konsumvereins-Zentralbank zwecks Zusammenfassung der Geldmittel aller Mitglieder zu genossenschaftlichen Zwecken!

Die wirtschaftliche Bedeutung der Arbeiterkonsumvereinsbewegung liegt klar erkennbar zutage. Der Zwischenhandel — und das ist ja der immer wiederkehrende Vorwurf der Krämer und Mittelstandspolitiker — wird vielfach durch die Organisation des Konsums ausgeschaltet. Aber so bedauerlich es vom Standpunkt zahlreicher fleißiger kleiner Existenzen auch sein mag, daß die moderne Wirtschaftsentwicklung Formen findet, die sie entwurzelt, so wird doch kein vernünftiger Volkswirt deshalb die natürliche Entwicklung unterbrechen wollen. Zudem beweist ja die amtliche Statistik und jede in den Kreisen der Kleinkaufleute veranstaltete Enquête, daß der Zwischenhandel viel mehr durch eine unsinnige Konkurrenz der eigenen Berufsangehörigen untereinander als durch Konsumvereine (und Warenhäuser) geschädigt wird. Die Mittelstandspolitiker weisen nur immer auf etliche ruinierte Einzelexistenzen des Zwischenhandels hin, aber sie verschweigen wohlweislich, daß Konsumvereine und Warenhäuser für zahllose sorgenvolle Kleinhändler und Detaillisten Beamtenstellen schaffen, in denen jene ein behaglicheres Auskommen als in ihrer früheren Scheinselbständigkeit haben. Und garnichts wollen diese weisen Wirtschaftspolitiker von der Tatsache hören, daß die Ziffer der selbständigen kaufmännischen Kleinbetriebe im Verhältnis zur Gesamtbevölkerungszunahme trotz aller Konsumvereine und Warenhäuser nicht abnimmt, sondern wächst.

Die wirtschaftlichen Vorteile des Konsumvereinswesens für die Arbeiter, Handwerker und kleinen Beamten können garnicht leicht überschätzt werden. Das Borgsystem kann sich im Bereich eines Konsumvereins nicht halten. Weil die Konsumentenorganisation gute Waren möglichst billig einkaufen und verkaufen will und soll, ist sie von Haus aus eine Feindin aller Art von Warenschulden. Sie kauft als Organisation, wenn irgend möglich, selbst bar ein (15,5 Millionen an Warenbeständen standen im Zentralverband nur 3 Millionen Mark an Warenschulden gegenüber) und sie verkauft an ihre Mitglieder nur gegen bar. Wer die schlimmen wirtschaftlichen und moralischen Folgen des Borgsystems im kleinen Haushalt kennt, der wird wissen, wie hoch die Gewöhnung an Barzahlung wirtschaftlich zu veranschlagen ist.

Eine andere segensreiche wirtschaftliche Begleiterscheinung des Konsumvereins ist der Grundsatz „gute Ware zu billigem Preis". Ohne weiteres leuchtet ein, daß dieser Grundsatz der allein vernünftige und maßgebende in einem Betrieb sein kann, der prinzipiell nicht auf den Profit, sondern auf den vorteilhaften Warenbezug ausgeht. Nun gibt es ja allerdings noch

Digitized by Google

immer Konsumvereine, die — dem Genossenschaftsprinzip zum Hohn — möglichst hohen Profit herauszuwirtschaften suchen, indem sie auf fette „Dividenden" für ihre Mitglieder ausgehen. Selbstverständlich können sie das im Wettbewerb mit anderen Konsumvereinen und dem leistungsfähigen Kleinhandel nur auf Kosten der Qualität ihrer Waren oder der Entlohnung ihrer Angestellten. Solche Konsumvereine sind dann die willkommenen Schulbeispiele für jene skrupellosen Mittelstandspolitiker, die eine ganze Bewegung nur nach ihren Auswüchsen beurteilen. In Wirklichkeit wird, wenigstens in den an den Zentralverband angeschlossenen Konsumvereinen, das Musterbeispiel des großen Hamburger Konsum-, Bau- und Sparvereins Produktion immer mehr empfohlen, der die Dividenden nicht mehr an die Mitglieder bar auszahlt, sondern zur Ansammlung des Geschäftsanteils (30 Mark) und eines sogenannten Notfonds (100 Mark) benutzt. Die zusammenlaufenden Dividenden werden also auf diese Weise in einer Art Zwangssparkasse für die Mitglieder zinstragend angelegt und bleiben doch gleichzeitig zur Verfügung des Konsumvereins, der den Geschäftsanteil mit 5 Prozent, den Notfonds mit 5¾ Prozent verzinst. Je weiter sich dieses System durchsetzt, umso reiner wird die Genossenschaftsidee in den Konsumvereinen verkörpert, und umso stärker werden ihre Machtmittel werden. Wenn die Hamburger „Produktion", die Januar 1899 von 162 Leuten ins Leben gerufen wurde, sich bei diesen Grundsätzen so günstig entwickelt hat, daß sie gegenwärtig 16 688 Mitglieder zählt, 27 Verkaufsstellen und einen Umsatz von 2,6 Millionen Mark hat, auf Konto Geschäftsanteile 230 000 Mark, an Spareinlagen 167 000 Mark und auf Konto Produktionsfonds 18 000 Mark eingezahlt hat, so ist das der beste Beweis für die ungeheure Entwicklungs- und Leistungsfähigkeit einer modern betriebenen Konsumentenorganisation.

Was es für den Arbeiter insonderheit bedeutet, wenn er bei der Gewöhnung an das Barzahlungssystem seine finanzielle Kraft jederzeit genau übersehen kann, liegt auf der Hand. Ebenso ist ohne weiteres klar, daß der an einen Konsumverein angeschlossene Arbeiter im Fall eines Streiks, unfreiwilliger Arbeitslosigkeit, Krankheit in der Familie oder eines sonstigen Notstandes wirtschaftlich viel günstiger dasteht, als ein Nichtmitglied, das schon bei Eintritt des Notstandes nicht weiß, wie es zu seinen alten Schulden noch größere neue beim Bäcker und Metzger und Kolonialwarenhändler kontrahieren soll. Kann nun gar, wie bei der Hamburger „Produktion", ein ganzer Stamm von Arbeitern in solchen Lagen ihren Notfonds abheben und verwenden, so bekommt ein Streik, eine Aussperrung, der ganze wirtschaftliche Kampf allein durch diesen Umstand für die Arbeiterschaft eines Ortes oder eines Bezirkes sofort ein weit günstigeres Gesicht, als dies ohne Konsumverein möglich wäre. Und bei Ausbruch eines Krieges, einer weitgreifenden Wirtschaftskrisis und anderer allgemeiner Kalamitäten wird eine Arbeiterschaft, ein ganzes Volk weit stärker dastehen, wenn es sich auf ein weitverzweigtes Konsumgenossenschaftswesen stützen kann, als wenn ihm dieser Rückhalt fehlt.

Die wirtschaftliche Kräftigung, die die Arbeiterschaft aus Konsumvereinen zieht, setzt sich unter Umständen auch in politische Kraft um. Gegen die preisverteuernde Kartellwirtschaft gibt es vielleicht kein Gegengift, das in der Praxis schneller wirkt, als starke Konsumentenvereinigungen. Je dichter das Netz von Arbeiterkonsumvereinen über ein Land hin ausgebaut, je größer die Kaufkraft der Massen dadurch geworden ist, umso leichter wird es den Einkaufszentralen der Konsumvereine möglich sein, den ehernen Ring der Syndikate und Kartelle zu durchbrechen. Und gehen sie gar zur Eigenproduktion über, wie es jetzt bereits zehn große, dem Zentralverband angehörige Konsumvereine mit eigenen Bäckereien, Metzgereien, Zigarren- und Tabakfabriken, Destillationen, Konfektionsgeschäften und Kornmühlen tun, dann beeinflussen sie unter Umständen die Nahrungsmittelpreise so stark, daß sie auch für die Handelspolitik mit dem Ausland bedeutsam werden.

Während diese Perspektiven auf der Voraussetzung beruhen, daß unsere deutsche Konsumvereinsbewegung, die heute noch in den Kinderschuhen steckt, sich so urkräftig und gesund weiterentwickele, wie sie es in den letzten Jahren getan hat, kann man die große ethische Bedeutung der Bewegung schon heute deutlich verfolgen. Sie erzieht zunächst die Konsumgenossen zur Opferwilligkeit und Solidarität. Das ist so einleuchtend, daß es nicht erst ausführlich mit Beispielen belegt zu werden braucht. Die Konsumgenossenschaftsbewegung erzieht aber ihre Anhänger und Freunde auch zur politischen und wirtschaftlichen Nüchternheit und Besonnenheit. Und dafür hat gerade der letzte Hamburger Genossenschaftstag einen eklatanten Beweis erbracht, der auch schon um seines pikanten politischen Beigeschmacks willen nicht übersehn zu werden verdient. Als nämlich von verschiedenen Seiten der Antrag gestellt wurde, nur solche Geschäfte als Lieferanten für Konsumvereine zuzulassen, die sich zu anständigen Arbeitszeit- und Lohnverhältnissen in ihren Betrieben verpflichten würden, da wurde von den Leitern der Bewegung dieser Wunsch zwar als berechtigt, aber nicht als allein maßgeblich erklärt und ihm der für Genossenschaftsbetriebe allein leitende Grundsatz entgegengestellt, daß man in erster Linie für gute Ware und großen Absatz sorgen müsse! Dem stimmte der Genossenschaftstag in seiner Gesamtheit denn auch zu! Dieser nüchternen, geschäftlichen Auffassung der Dinge entspricht es auch durchaus, daß mit dem sonst in der Arbeiterbewegung noch häufig gepflegten Prinzip, daß die Angestellten von Arbeiterorganisationen nicht besser als der Durchschnittsarbeiter dieses Berufs entlohnt werden dürften, in der Konsumvereinsbewegung längst gebrochen worden ist und schon seit Jahren Aemter geschaffen sind, die an Fixum und Tantièmen 10 000 Mark und darüber einbringen. Der gesunde Geschäftssinn, der ohne Schädigung der genossenschaftlichen Gesamtidee hier emporwächst, hat es auch in den letzten Jahren energisch zu verhindern gewußt, daß die Verwaltungsstellen der Konsumvereine mit gemaßregelten sozialdemokratischen Arbeitsgenossen besetzt werden, die keine andere Qualifikation als die Märtyrerkrone der Partei oder der Gewerkschaft aufweisen können. Seitdem man in dieser kaufmännisch korrekten Art verfährt, sind auch die Klagen über minderwertige Verwaltung der Konsumvereine verstummt und statt dessen die Beispiele immer zahlreicher geworden, in denen riesige Vereine mit sehr bedeutenden Jahresumsätzen ihrer Konkurrenz, privatkapitalistischen Großhandelsbetrieben, in vieler Hinsicht gewachsen sind.

Das alles muß man wissen, wenn man den heutigen Arbeiterkonsumvereinen gerecht werden will. Man muß auch ihre Literatur kennen, um die hohe Bedeutung zu würdigen, die dort auf Erziehung und Fortbildung nicht nur in genossenschaftlicher, sondern auch in allgemein kultureller Hinsicht gelegt wird. Man muß hören, daß der Zentralverband im letzten Jahr 174 610 Mark, im laufenden 192 949 Mark für Volksbildung und allgemeine Kulturzwecke aufgewendet hat. Man muß die Wiesbadener „Genossenschaftlichen Volksbücher" kennen, die in hunderttausenden von Exemplaren in den Konsumgenossenschaften vertrieben werden. Man muß die „Konsumgenossenschaftliche Rundschau" und das halbmonatlich erscheinende „Frauengenossenschaftsblatt", das eine regelmäßige Auflage von 150 000 Exemplaren hat, lesen, um die ganze Kraft und den prachtvollen Idealismus kennen zu lernen, die in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht in dieser Bewegung stecken. Noch ist sie in Wirklichkeit eine politisch neutrale Bewegung. Wenn auch unter den ihr zuströmenden Arbeitermassen ein hoher Prozentsatz zur Sozialdemokratie zählen mag, so stehen doch an der Spitze auch noch hervorragende Männer aus dem Bürgerstande, zu denen mit demselben Vertrauen und derselben Dankbarkeit aufgeblickt wird, wie zu den mittätigen Führern der Sozialdemokratie. Namen wie der von Professor Staudinger-Darmstadt, Dr. R. E. May-Hamburg, Max May-Heidelberg, Dr. Reinhold Riehn-Bonn haben in der Konsumvereinsbewegung einen ebenso guten Klang, wie die der Sozial-

demokraten v. Elm, Pious, Radestock usw. Und in den kleinen Konsumvereinen findet man oft genug noch dringende und lebhafte Nachfrage nach autoritativen Persönlichkeiten aus dem Bürgerstande, die sich zu Vorstandsämtern bereit erklären.

Aber wie lange noch wird dieser gesunde Zustand anhalten?

Waren schon vor dem Kreuznacher Ketzergericht die „staatserhaltenden Elemente" in der Regierung und Verwaltung eifrig bemüht, den Arbeiterkonsumvereinen das Leben schwer zu machen, so sind seit der eigenen Organisation dieser Vereine Druck und Verfolgung in viel verstärkterem Maße hervorgetreten. Nicht nur daß man, wie in Braunschweig und anderwärts, ein Umsatzsteuersystem erfindet, das die Konsumvereine erdrosseln soll, man fügt zu den wirtschaftlichen Repressivmaßregeln auch noch die politische Aechtung hinzu, stigmatisiert die einzelnen Konsumvereine und die ganze Bewegung gewaltsam trotz all ihrer Proteste als sozialdemokratische Rekrutenschulen, verbietet den Beamten (z. B. in Magdeburg!), den Staats- und Gemeindearbeitern (z. B. in Dresden!) die Beteiligung daran, und tut sich noch wunder etwas darauf zugute, wenn man in der Art des Ministers Budde sich rühmen kann, etlichen Arbeiterkonsumvereinen das Lebenslicht ausgeblasen zu haben! Nichts ist törichter als das. Selbst wer nicht die Auffassung vertritt, daß die wirtschaftliche Hebung der Arbeitermassen Vorbedingung jedes politischen Fortschritts in Deutschland ist, selbst wer als blindgläubiger Mittelstandspolitiker oder Zweifrontentheoretiker kein erhabeneres Ziel als die Vernichtung der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung kennt, selbst der müßte, wegen der erziehlichen Wirkung der Konsumvereine auf die utopistischen sozialistischen Arbeitermassen, ihre Verbreitung und ihre Verstärkung durch bürgerliche Intelligenzen fördern.

Es gibt keine größere wirtschaftliche und politische Eulenspiegelei als die Verewigung der Kreuznacher Methode; und es gibt keine staatserhaltendere, praktischere und nützlichere sozialpolitische Tätigkeit als die Mitarbeit in der deutschen Konsumvereinsbewegung.

Fr. Weinhausen.

Junkerrecht.

er Städter, der gelegentlich von Landarbeiterelend hört, denkt wohl zunächst an schlechte Wohnung, ungenügende Ernährung oder geringen Lohn. Und doch liegt das größte Elend der Landarbeiter in ihrer Rechtlosigkeit. Diese vor allem ist es, die den Landproletarier, der einmal städtische Verhältnisse kennen gelernt hat, zur Landflucht treibt.

Wir wollen hier nicht die Gesindeordnungen, die Koalitionsverbote usw. aufzählen, die für den Staatsbürger, der in ein landwirtschaftliches Arbeitsverhältnis tritt, eine capitis deminutio bedeuten. Wir wollen einmal darauf hinweisen, wie die Gesetzgebung, die auch für den Landarbeiter gilt, ihm den Schutz versagt, weil sie auf dem Lande toter Buchstabe geblieben ist und niemand für ihre Durchführung sorgt.

Vor uns liegt eine große Anzahl schriftlicher Arbeitskontrakte, zwischen ländlichen Tagelöhnern und Inhabern größerer Güter abgeschlossen. Die meisten stammen aus Ostelbien, ein Teil aus Westdeutschland, hiervon die Mehrzahl aus der Provinz Oberhessen. Nicht die Hälfte ist von den Arbeitern oder Arbeiterinnen eigenhändig unterschrieben. Die aus dem Osten machen oft drei Kreuze, nicht selten unterschreibt der Gutsverwalter für seine Untergebenen. Dann heißt es: „vorgelesen im Namen der Gutsverwaltung". Kein einziger von allen diesen Kontrakten ist von Bestimmungen frei, die einzeln oder in ihrer Gesamtheit vor Gericht einklagbar wären. Fast alle enthalten Abmachungen und Klauseln, die von jedem Gericht als rechtswidrig bezeichnet werden müßten.

Vor allem sind zu nennen ungesetzliche Abzüge vom rechtmäßig verdienten Arbeitslohn. Der ausbedungene Lohn wird von der Gutsherrschaft nur teilweise ausbezahlt. Er wird zurückbehalten als „Pfand für die Beschaffungskosten des Arbeiters"; aber noch weit darüber hinaus als „Sicherstellung des Arbeitgebers, daß die ausgemachten Bedingungen von dem Arbeiter eingehalten werden". Praktisch bedeuten diese Bestimmungen, daß sich der Arbeitgeber an dem dem Arbeiter zugesicherten Lohn schadlos hält, wenn die Fortführung des Arbeitsverhältnisses, objektiv berechtigt oder unberechtigt, dem Arbeitgeber nicht mehr paßt.

Alle Vertragsbestimmungen dieser Art sind rechtlich unzulässig. § 394 B. G.-B. bestimmt als zwingendes Recht, daß gegen den Arbeitslohn nicht aufgerechnet werden darf. Einbehaltener Lohn ist nicht dazu verwendbar, daß auf Grund der Einbehaltung, später, mit einer nachträglichen Ersatzforderung des Arbeitgebers gegen die Forderung des Arbeiters auf Zahlung des einbehaltenen Lohnteiles aufgerechnet werden kann.

Gewöhnlich wird in den Kontrakten die Lohnembehaltung als „Kaution" bezeichnet, an der der Arbeitgeber sich für die Beschaffungskosten der Wanderarbeiter schadlos hält, für den Fall, daß der Arbeiter die Kontraktzeit nicht durchhält.

Eine solche Klausel ist in allen Landarbeiterkontrakten üblich, deren Formulare von den Landwirtschaftskammern, die für die großen Güter Arbeiter ermitteln, oder den gewerbsmäßigen privaten Stellenvermittlern entworfen werden. Wenn daher der Landwirtschaftsminister von Podbielski im Abgeordnetenhause gemeint hat, daß das Kontraktbruchgesetz im wesentlichen nur auf fremde Saisonarbeiter Anwendung finden soll, um den Grundbesitzern die zur Beschaffung der fremden Arbeitskräfte gemachten Auslagen zu garantieren, so ist dem entgegenzuhalten, daß die Gutsbesitzer schon längst Mittel und Wege gefunden haben, diese Auslagen auf die Schultern der Arbeiter abzuwälzen.

Jedenfalls ist es merkwürdig, daß der Herr Landwirtschaftsminister die Kontraktformulare der ihm unmittelbar unterstellten Landwirtschaftskammern nicht zu kennen scheint. In diesem Falle hätte er ja auch schon längst nicht nur gegen die ungesetzliche Lohneinbehaltung, sondern auch gegen andere direkt wucherische Bestimmungen einschreiten müssen, die sich in den Kontrakten preußischer Landwirtschaftskammern befinden, Bestimmungen, die ohne Zweifel unter die unsittlichen Rechtsgeschäfte (§ 138 B. G.-B.) fallen. Man würdige z. B. folgende Abmachungen der Landwirtschaftskammer für die Provinz Brandenburg:

Nach einem von dieser entworfenen Kontraktformular erhalten Wanderarbeiter auf einem Gute im Kreis Templin durchschnittlich 21 Mark Monatslohn, daneben Naturalien im Werte von etwa 25 Pfennig pro Tag. Trotz dieser erbärmlichen Bezahlung wird der gesamte Lohn der ersten anderthalb Monate nach der oben geschilderten Art von der Gutsherrschoft zurückbehalten und erst beim „ordnungsgemäßen" Abgang der Arbeiter ausbezahlt. Was versteht aber diese Landwirtschoftskammer unter dem nicht „ordnungsgemäßen" Abgang? Keineswegs nur den direkten Kontraktbruch, sondern es heißt in ihren Kontrakten: „Die zu Recht erfolgte Entlassung des Arbeiters steht dem rechtswidrigen Bruch des Arbeitsverhältnisses gleich." Und nun betrachte man, unter welchen Umständen der Arbeiter „zu Recht" entlassen werden kann:

Der Arbeitgeber ist berechtigt, das Arbeitsverhältnis sofort zu lösen, wenn ein Arbeiter z. den dienstlichen Anordnungen des Arbeitgebers oder

Digitized by Google

dessen Vertretern, selbst auf zweimalige Aufforderung hin, nicht Folge leistet oder sich der Aufwiegelei schuldig macht, 2. den Arbeitgeber oder dessen die Aufsicht habenden Vertreter beschimpft oder demselben sich gar tätlich widersetzt; 3. sich des Diebstahls oder der Tierquälerei schuldig macht; 4. sich zu den verdungenen Arbeiten unfähig erweist; 5. wenn eine unverheiratete Person schwanger wird.

Nach solchen Kontraktbestimmungen also hat es jeder übelwollende ländliche Arbeitgeber oder Inspektor in der Hand, einen ihm nicht genehmen Arbeiter sofort zu entlassen und ihm dazu noch den rechtmäßig verdienten Arbeitslohn nicht auszubezahlen.

Man vergegenwärtige sich die Folgen, die danach möglich sind: Ein Inspektor schlägt einen Arbeiter mit der Reitpeitsche, der Arbeiter erwidert ein heftiges Wort — und liegt mittellos auf der Straße. Oder ein geistig etwas beschränkter Arbeiter versteht Anordnungen der Gutsherrschaft schlecht: diese, die den Arbeiter vielleicht schon lange los sein will, entläßt ihn unter denselben Umständen. Das sind Fälle, die an der Tagesordnung sind. Und in welchem Licht erscheint erst die Bestimmung, daß eine unverheiratete Person, die schwanger wird, ihres rechtmäßig verdienten Arbeitslohnes verlustig gehen kann, wenn man bedenkt, daß fast niemals in den Saisonarbeiterwohnungen eine Trennung nach Geschlechtern stattfindet. Hat doch z. B. erst vor kurzem die „Hilfe" (Nr. 26) einen Brief eines alten Saisonarbeiters aus der Gegend von Landsberg a. W. mitgeteilt, der schon fünfzehn Jahre auf Außenarbeit in den verschiedensten Teilen Deutschlands gewesen ist und noch niemals getrennte Schlafräume angetroffen hat. Auch mir liegt ein Brief eines Landarbeiters aus dem östlichen Teil der Mark Brandenburg vor, in dem sich folgende Stelle befindet: „In Sch—berg bei Soldin ist der Vorschnitter im vorigen Jahr entlassen und hatte hundert Mark Kautiohn verloren, wo er jetzt nah drum klagt, den Kontrakt hat er nachs gericht schicken, aber geschildert hat er die bude großartig, er meinte da Schläft ein Jeder wo er will" usw. Freilich, es ist bequem, die Opfer einer verlotterten Wirtschaft sich so vom Halse zu schaffen. Der Kontrakt aber gestattet, einer solchen „Person" auch den schwer verdienten Arbeitslohn nicht auszuzahlen. Auch ist die Gutsverwaltung berechtigt, für jeden Fall der Zuwiderhandlung gegen ihre Anordnungen Strafgelder in der Höhe von 1 bis 2 Mark zu verhängen. Bei 21 Mark Monatslohn!

Die „Fackel", ein sozialistisches Landarbeiterblatt, berichtete im August 1902, daß fünf galizische Arbeiter, die weder lesen noch schreiben konnten, auf einen solchen Vertrag sich verdingten. Nach harter vierteljähriger Arbeit unter jämmerlichen Wohnungsverhältnissen, lagen sie mittellos auf der Landstraße und mußten die Polizei um Rückbeförderung nach ihrer Heimat bitten.

Natürlich werden die entlassenen Arbeiter auch sofort aus ihren Wohnungen ermittiert. Oder sie werden angewiesen, den Gutsbezirk zu verlassen.

Dieselben wucherischen Kontraktbestimmungen enthalten fast wörtlich die Formulare der schlesischen Landwirtschaftskammer. Und aus den Kontrakten dieser öffentlich-rechtlichen Institute sind schon längst die gesetzwidrigen Abmachungen übergegangen in die Kontrakte der Gesindevermittler und in die von den einzelnen Gutsverwaltungen persönlich aufgesetzten Kontrakte. Beispielsweise liegt uns ein Auszug der Arbeitsordnung eines Rittergutes D. bei Priebus (Kreis Sagan) in Schlesien vor, in der bestimmt wird:

„Unbrauchbare oder widerspenstige Leute werden auf ihre Kosten entlassen und haben keinen Anspruch auf das einstehende Geld und verfällt dieses der Gutskasse — der Vorarbeiter hat in diesem Falle auf seine Kosten für umgehenden Ersatz zu sorgen."

Hier werden den Arbeitern noch von dem niedrigen Lohn, wie er in diesen Gegenden üblich ist, die Versicherungskosten abgezogen. Daß es auch in der Provinz Sachsen nicht besser steht, zeige der Kontrakt eines Rittergutes C. bei Hadmersleben (Reg.-Bez. Magdeburg), in dem es heißt:

„Fünfundzwanzig Prozent des Lohnes der ersten zehn Wochen werden erst beim ordnungsgemäßen Abgang des Arbeiters fällig und ausgezahlt."

Unter dem größten Druck stehen aber die auswärtigen Arbeiter aus Russisch-Polen und Galizien, von denen jetzt etwa 65 000 allein in Preußen beschäftigt werden. Infolge der Uebervölkerung und des geringen Nahrungsspielraums ihrer Heimat sind sie genötigt, ihre Arbeitskraft um jeden Preis anzubieten. In einer Broschüre von Dr. Stutzke („Die Preußengängerei russisch- und galizisch-polnischer Arbeiter") finden wir folgenden Vertragsmodus:

„Ein Rittergutsbesitzer in Posen schließt den Kontrakt nicht mit den Arbeitern oder deren Vorarbeiter ab, sondern mit einer Firma Sturm & Weichselbaum in Kolbarzowa und deren Vertreter, einem Herrn Adolf Lück in Landsberg (Oberschlesien). Der Monatslohn (25 Mark die Männer, 20 Mark die Frauen) wird nicht an die Arbeiter, sondern an die galizische Firma übermittelt. 10 Mark Vermittlungsgeld pro Kopf erhält Herr Adolf Lück. Von diesen 10 Mark muß dieser aber merkwürdigerweise auch die Reisekosten bestreiten. Was beansprucht nun die galizische Firma für ihre Bemühungen? Davon steht in dem Kontrakt nichts, aber es ist kaum anzunehmen, daß sie den unwissenden karpathischen Bauern geringe Vermittlungsgebühr berechnet."

Nun glaube man nicht, daß solche Rechtsverhältnisse auf Ostelbien beschränkt sind. Je mehr in Westdeutschland die intensive Bewirtschaftung auf den größeren Gütern Platz gegriffen hat und je mehr auch dort die Landflucht zugenommen hat, desto mehr haben ostelbische Arbeiter, Galizier und Russen, die Lücken im Arbeitsbedarf ausgefüllt. Selbst zwischen Mainz und Hanau z. B. kann man jetzt jeden Sommer die fremden Gestalten sehen und die fremden Laute vernehmen. Leider bringen sie auch die preußisch-russischen Arbeits- und Rechtsverhältnisse mit. In Oberhessen habe ich mehrfach Kontraktformulare östlicher Landwirtschaftskammern in Anwendung gefunden und ich konnte auch beobachten, daß die darin enthaltenen rechtlich erlaubten und verbotenen Wucherbestimmungen bereits auf die Kontrakte, die mit einheimischen Arbeitern abgeschlossen werden, abgefärbt haben. Ich habe in Oberhessen eine große Anzahl Landarbeiterkontrakte gesehen; in 9 von 10 Fällen enthielten sie Bestimmungen, die sich mit § 394 oder § 138 B. G. B. nicht vereinbaren ließen. Für Ostelbien, wo ich keine gleich erschöpfenden Beobachtungen machen konnte, steht nach den Stichproben, die mir zur Verfügung stehen, ohne Zweifel dasselbe fest.

Warum hört man nun von allen diesen Mißständen so selten?

Daß die Konservativen und ihr Anhang, die sie wohl am genauesten kennen, nichts davon erzählen, läßt sich denken. Sie tragen sich mit Sorgen um die Moral der Börse, und das nimmt ihnen gewiß die Zeit, sich mit dem unerhörten Arbeitswucher auf ihren Herrensitzen zu befassen. Warum hören aber die Gerichte so selten davon? Das versteht man, wenn man einmal eine größere Anzahl ostelbischer Landarbeiterkontrakte in Händen gehabt hat. Gewiß kommt zum großen Teil in Betracht, daß der Landarbeiter glaubt, bei dem Amtsrichter, der der Jagdfreund seines Herrn ist, sein Recht nicht zu finden — von dem Amtsvorsteher ganz zu schweigen. Von einem ausgezeichneten Kenner ostelbischer Landarbeiterverhältnisse wurde mir versichert, daß die aufgeklärten Elemente, die es auf einen Prozeß ankommen lassen, vielfach mit einem Mißerfolg vor dem Amtsgericht rechnen, aber bestimmt hoffen, in zweiter Instanz vor dem Landgericht ihr Recht zu bekommen, weil dieses außerhalb der Sphäre des Gutshofes steht. Aber die meisten Landarbeiter, besonders die östlichen, sind so stumpf und entnervt, daß sie von einem geordneten Rechtsweg garnichts wissen. Und alle Gedanken und Hoffnungen auf eine Behörde, die über ihrem Arbeitsherrn steht, werden ihnen systematisch ausgetrieben.

Digitized by Google

Es ist nämlich den Arbeitgebern zum großen Teil nicht unbekannt, daß die in ihren Kontrakten enthaltenen Bestimmungen nicht rechtsgültig sind. Manche Gutsbesitzer richten sich auch danach; sie entfernen die Bestimmungen von der Lohneinbehaltung usw. aus den Kontrakten und bringen ein Prämienlohnsystem zur Anwendung, das zwar häufig im wirtschaftlichen Gesamterfolg für den Arbeiter dasselbe bedeutet wie die Einbehaltung des verdienten Arbeitslohnes; aber der Arbeiter weiß dann wenigstens, daß er den ausbedungenen Lohn wirklich erhält. Aber nicht alle Arbeitgeber sind so gewissenhaft, und vor allem sind es die erwähnten Landwirtschaftskammern nicht. Diese helfen sich auf andere Weise.

In einem mir vorliegenden Kontrakt findet sich folgende Bestimmung, die unglaublicherweise von deutschen Arbeiterinnen unterzeichnet wurde.

„Etwaige Auseinandersetzungen betreffs Differenzen können nicht vor Gericht zum Austrag gebracht werden, sondern sind auf gütlichem Wege mit der Gutsverwaltung zu vereinbaren."

Diese Bestimmung ist natürlich juristischer Nonsens. Die unaufgeklärten Arbeiterinnen aber halten sie für rechtsgültig und richten sich danach. Die brandenburgische Landwirtschaftskammer ist so vorsichtig, den Ausschluß des Rechtsweges unter einem förmlichen Schiedsgerichtsvertrag zu verdecken. Man lese aber, wie dieses Schiedsgericht aussieht:

„Arbeitgeber sowie Arbeitnehmer entsagen der Inanspruchnahme der ordentlichen Gerichte und unterwerfen sich bei allen vorkommenden Streitigkeiten bedingungslos dem Spruch eines bei der Landwirtschaftskammee füe die Provinz Brandenburg zu bildenden, aus drei Personen bestehenden Schiedsgerichts, zu welchem die Landwirtschaftskammer den Obmann, Arbeitgeber und Arbeitnehmer aber je einen Beisitzee zu stellen haben. Zu Beisitzern dürfen von den Parteien nur solche Personen ernannt werden, die in der Landwirtschaft tätig sind. Der Ort, an welchem das Schiedsgericht tagt, wird in jedem Einzelfall duech den Vorsitzenden der Landwirtschaftskammer der Provinz Brandenburg bestimmt."

Klingt dieser Schiedsvertrag nicht wie ein grausamer Hohn auf die Armut und Unwissenheit des Landarbeiters? Sehr gnädig bestimmt der Kontrakt der schlesischen Landwirtschaftskammer:

„Dagegen steht dem Arbeiter der Schutz der bestehenden Gesetze zu. Glaubt er sich in seinem Rechte beeinträchtigt, so kann ee sich an den Arbeitsnachweis der Landwirtschaftskammer zu Breslau, Gartenstraße 97, wenden."

Wir könnten noch mehr Beispiele der Rechtlosigkeit bringen, unter der der größte Teil unserer Landarbeiterbevölkerung lebt, aber es mag für heute genug sein. Was hat eigentlich dieser Volksschicht die Bauernbefreiung gebracht? Ihre wirtschaftlichen Verhältnisse sind kaum besser als die der leibeigenen Bauern, die alte Patrimonialgerichtsbarkeit besteht da faeto fort.

Ph. Lotmar hat in seinem Werke über den Arbeitsvertrag die Rechtsverhältnisse der Landarbeiter vom Standpunkt des modernen Juristen betrachtet: „Von einem Rechtsbewußtsein, dem Bewußtsein einerseits, daß dem Arbeitgeber nicht grenzenlose Ansprüche zukommen und daß der Arbeitnehmer jenem nicht völlig untertan, nicht jede Zumutung zu erfüllen, nicht jede Niedertretung oder Empferdung schweigend zu dulden verpflichtet sei, und anderseits dem Bewußtsein, daß der Arbeitnehmer den einmal eingegangenen Vertrag, falls dieser gültig ist, auch vollziehen und anshalten müsse, sind in den Sphären, die wir im Auge haben, nur schwache Spuren wahrzunehmen: hiee herrscht der Absolutismus, gemildert durch Kontraktbruch. Diese Erscheinungen muten den modernen Juristen an, wie etwa die Kunstgebilde eines Indianerstammes einen Renaissancekünstler berühren mochten."

Im Namen von Treu und Glauben, hat der Abgeordnete Herold erklärt, wolle das Zentrum strafrechtliche Maßnahmen gegen den Kontraktbruch der Arbeiter unterstützen. Kennt sonst die moderne Gesetzgebung Treu und Glauben bei Einhaltung von unsittlichen Abmachungen? Wenn wir wirklich einmal einen freien Arbeitsvertrag auf dem Lande haben, wenn es jemals dem Landarbeiter möglich sein sollte, organisiert mit eigenen Forderungen bei Abschluß des Arbeitsvertrags dem Arbeitgeber gleich zu stehen, wenn gerade so wie im Gewerbe auch in der Landwirtschaft ein wirklicher Rechtsschutz für den Arbeiter besteht: dann wird man mit Fug und Recht „Treu und Glaube" bei der Einhaltung des Vertrags von dem Arbeiter fordern können, vorher nicht. Heute ist der Kontraktbruch für den Landarbeiter in den Großgüterbezirken dasselbe, was in früheren Jahrhunderten für den Leibeigenen die Stadtfreiheit gewesen ist.

Es entspricht der Brutalität der Junker, mit der Bestrafung des Kontraktbruches dem Arbeiter auch das letzte Persönlichkeitsrecht zu nehmen. Wird die Kontraktbruchsvorlage Gesetz, so wird ohne Zweifel der letzte denkende Arbeiter nach der Stadt ziehen. Aber die nachrückenden Tagelöhner aus dem Osten werden unter demselben Drucke stehen; ihre Notlage wird auf die Verhältnisse anderer Arbeiterschichten zurückwirken, denn kein Vorgang auf dem Arbeitsmarkt bleibt ohne Einfluß auf Nachbargebiete. Es ist daher ein schlechter Trost, wenn man sich sagt, daß diese Vorlage den Junkern nichts nützen wird, weil sie die intelligenten Arbeiter nach der Stadt treibt.

Daß sich neben den Konservativen noch andere für diese Kontraktbruchsvorlage erwärmt haben, liegt zum großen Teil an der Unkenntnis der Verhältnisse. Es wird nun noch geraume Zeit dauern, bis die Kommission des preußischen Abgeordnetenhauses zur Beratung der Vorlage kommt. Alle tatsächlichen Angaben, die in der Zwischenzeit über die Rechtsverhältnisse der Landarbeiter gemacht werden, sind von Wert. Denn außerhalb des Junkerparlamentes gibt es noch eine öffentliche Meinung. Im Reichstag, der am 16. Juni Gelegenheit hatte, sich mit der Kontraktbruchsvorlage zu befassen, ist sie zum Ausdruck gekommen, und nicht ohne Einfluß auf die preußischen Granden und ihre Helfer. Möge sich viel mehr noch als bisher die öffentliche Meinung mit dem Schicksal unserer ärmsten Volksgenossen beschäftigen; dann wird man ohne Zweifel einmal erreichen, die Gesetzgebung ihrem Schutze dienstbar zu machen, anstatt sie noch mehr zu unterdrücken.

Eugen Katz.

Gladstone.*)

John Morley hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht, aber die Leser haben es darum nicht minder schwer. Es ist ein hartes Stück Arbeit, die zweitausend Großoktavseiten durchzugehen, den ungeheuren Stoff in sich aufzunehmen und in geistige Muskelkraft umzuwandeln. War es wirklich unbedingt notwendig, so viele Einzelheiten zu bieten, unser Wissen mit so vielen Nebendingen zu belasten? Wer die Gabe hat, Geschehenes um seiner selbst willen, ohne Rücksicht auf den Zusammenhang der großen Dinge, als Gegenstand des Studiums zu schätzen, der wird auf jeder Seite des großangelegten Werkes seine Rechnung finden; wer im Kampf dee englischen Parteien mitten drin steht, wie Morley, wie Balfour, der wird die drei schweren Bände als reiche Waffenkammer begrüßen und sich nach Herzenslust aussuchen, was seiner Parteistellung paßt, denn es ist bei dem Temperament

*) John Morley, The Life of William Ewart Gladstone. In three volumes. London, Macmillan. 1903.

Digitized by Google

und der Entwicklung Gladstones für Konservative und Liberale, für Kleinengländer und Imperialisten, für Freihändler und Schutzzöllner allerlei Verwertbares in dem Buche. Aber für uns Feenstehende, die es in erster Reihe drängt, das innerste Wesen des seltenen Mannes zu erkennen, hat die große Masse der Namen, Daten und Ereignisse etwas Erdrückendes, und wenn man mit einem gewissen Maß von Selbstentäußerung das Ganze überwunden hat, gedenkt man mit Bedauern des goldenen Spruches (von W. K. Clifford?) „intellectual food should go to form mental muscle, and not mental fat". Der gewissenhafte Leser muß die Ausscheidung des Fettes selber besorgen, wenn sich sein Wissen von Gladstone als ein benützbares, förderndes Stück Bildung dem Geiste angliedern soll. Das ist eine sehr geringe Mühe im Vergleich mit der Herkulesarbeit, die John Morley im Verlauf eines Lustrums geleistet hat. Mehrere hunderttausend Briefe und sonstige Schriftstücke hat er gelesen und benützt, die Tagebücher seines Helden hat er uns zugänglich gemacht, Tagesblätter und Zeitschriften ohne Zahl, den größten Teil der zeitgenössischen Literatur geschichtlichen und biographischen Inhalts hat er herangezogen, um sein Mosaikbild so lebenswahr als möglich zu machen; Morley hat mit diesem Werke, das eine Fundgrube für die Kenntnis Englands im neunzehnten Jahrhundert werden wird, nicht nur seinem verehrten Führer und Freunde, sondern sich selbst ein bleibendes Denkmal gesetzt.

Und nun wollen wir den schweren Versuch machen, nach der Riesenleinwand Morleys ein Miniaturbildchen von Gladstone zu entwerfen.

Er stammte väterlicherseits von jenen nüchternen, zähen, sparsamen, bibelfesten, wortkargen Flachlandschotten ab, die von allen deutschen Eroberern auf britischem Boden am weitesten nach Norden gedrängt worden waren und schwere Kämpfe mit der Natur und den bösen Nachbarn zu bestehen hatten, als ihre begünstigten aber nicht glücklicheren Stammesgenossen südlich vom Tweed längst das Behagen des Friedens auf gesegneten Fluren genossen. Der Großvater war noch ein kleiner Mann, der aber schon kräftige Fühler nach dem Süden auszustrecken anfing; der Vater (geb. 1764) ließ sich mit dem ererbten Getreidegeschäft in England nieder. W. E. Gladstone wurde als der Sohn eines reichen Liverpooler Kaufmanns geboren (29. Dezember 1809). Dieser Kaufmann war ganz von jenem Geiste beseelt, dem die Flachlandschotten ihre ungeheuren Erfolge in England und den britischen Kolonien verdanken; John Gladstone wußte sich den Umständen anzupassen und bei allem Bürgersinn seine eigenen Angelegenheiten wohl im Auge zu behalten. Als Gladstones, als Erzliberaler, als Presbyterianer hatte er Schottland verlassen — als Gladstone, als Tory (im Sinne Cannings), als Mitglied der Kirche von England wurde er 1811 Bürger von Liverpool. Dieser gründlichen Häutung entsprach es, daß John Gladstone trotz Zacharias Macaulay und Wilberforce ein Sklavenhalter im großen Stile wurde, sehr bezeichnend für den ehemaligen Schotten und Presbyterianer, daß er es für nötig hielt, sein Geschäftsinteresse mit Bibel und Gottesgelahrtheit zu begründen. Als trotz aller geistlichen Gegengründe die Abschaffung der Sklaverei durchgeführt wurde, machte John bei dieser „Versündigung gegen die Absichten der Vorsehung" kein übles Geschäft: seine sechzehnhundert Sklaven wurden ihm von der Regierung mit einer Summe von anderthalb Millionen Mark abgelöst.

So war der Vater W. E. Gladstones beschaffen. Ueber die Spindelseite ist wenig bekannt; nur so viel steht fest, daß seine Mutter eine geborene Robertson war, aufs engste verwandt mit den Mackenzies, Munroes und andern hochschottischen Clans. William hatte also jene germanisch-keltische Blutmischung in den Adern, der nach der Ansicht so vieler Rassenpropheten die Welt alles Große und Schöne verdankt. Wer sich von einer Untersuchung nach dieser Richtung Unterhaltung und Belehrung verspricht, der hat am Leben W. E. Gladstones ein prächtiges Objekt: John Morley hat an mehreren Stellen den Doppelstrom germanischen und keltischen Blutes zu erkennen versucht (z. B. I, 18), James Bright hat einzelne Merkmale seines Charakters aus der keltischen Abstammung erklärt (Studies in Contemporary Biography 405), aber es bleibt dem Rassenforscher noch sehr viel zu tun übrig.

John Gladstone schickte William, auf den er von allem Anfang große Hoffnungen setzte, nach Eton und später nach Oxford. Weder das Gymnasium noch die Universität hatten dem hungrigen Geiste Williams Besonderes zu bieten, und so entwickelte sich schon früh jene fabelhafte Vielseitigkeit der Studien, die ihn bis ins höchste Alter frisch und jugendlich erhielt. Gladstone hat in seinem Leben mehr Bücher zusammengelesen als mehrere deutsche Universitätsprofessoren zusammengenommen. Schon in Eton las er, abgesehen von griechischen und lateinischen Autoren, Dichtung und Philosophie, Theologie und Physik, Politik, Geschichte — alles, was ihm unter die Hand kam. Dabei schrieb er fleißig für die von den Gymnasiasten herausgegebene Zeitschrift und hielt feurige, lange Reden im Debattierklub. Aber das Beste, das die Kinder der Reichen aus Eton und Oxford ins Leben mitnehmen — wenigstens das Beste in den Augen der Eltern — sind die wertvollen Freundschaften, und William bereitete seinem klugen Vater auch in dieser Beziehung keine Enttäuschung. In Eton schloß er sich aufs innigste an Arthur Hallam, den durch seinen frühen Tod und Tennysons „In Memoriam" berühmt gewordenen Sohn des Historikers an und verkehrte auf mehr oder weniger vertrautem Fuße mit den nachmaligen Lords Blachford, Elgin, Canning, Lincoln. Diesen Verkehr pflegte er sorgfältig weiter in Oxford, nur erweiterte sich der Kreis, indem die beiden Acland, Hamilton (der nachmalige Bischof), F. D. Maurice (der berühmte Urheber des christlich-sozialen Gedankens) dazu kamen.

Kaum hatte William seine Studien beendet, und zwar so, daß er spielend als erster aus den Prüfungen hervorging, als sich der Wert der Schulfreundschaften sozusagen in bengalischer Beleuchtung zeigte: Lord Lincoln hatte seinem Vater, dem Herzog von Newcastle so viel Schönes von seinem Schulkollegen erzählt, daß der Magnat dem vielversprechenden jungen Mann — Gladstone war damals erst 23 Jahre alt — die parlamentarische Vertretung des Marktfleckens Newark anbot. Gladstone Sohn war geblendet, überwältigt, hatte allerlei Gewissensbedenken; Gladstone Vater sprach ein Machtwort, und William wurde Mitglied des Parlaments. Die allervornehmsten Londoner Klubs öffneten ihm willig die Türen; die „Gesellschaft" kam ihm verlockend entgegen. Ein anderer hätte unter solchen Umständen das Gleichgewicht, vielleicht für eine Weile sogar sein Ich verloren; Gladstone aber hielt sich durch allerlei jetzt veraltete Mittel wie Tagebuch, Selbstbeobachtung scharf in Zucht, und es gelang ihm trotz Gesellschaft und Klub, trotz Frack und Torymanier im tiefsten Innern das ererbte Puritanertum zu bewahren. — Rednerische Erfolge wurden von dem jugendlichen Parlamentarier nicht erwartet, und der Biograph hat in der Tat aus den ersten zwei Jahren von Gladstones Gesetzgebertätigkeit keine oratorischen Leistungen zu melden. Dagegen ist es für die Beurteilung dieses merkwürdigen Menschenlebens höchst bedeutungsvoll, wofür er im Unterhause eintrat und was er bekämpfte. Er stimmte gegen die Unabhängigkeit Irlands, war sogar für die schärfsten Gewaltmaßregeln gegen die grüne Insel; er stimmte gegen die Zulassung der Juden zur Gesetzgebung, gegen die Zulassung der Sektierer zu den Universitäten, die er als Pflanzstätten der Landeskirche bezeichnete; er stimmte gegen die Abschaffung der Sinekuren bei Heer und Flotte, gegen die Abschaffung der Prügelstrafe im Heer, gegen die Veröffentlichung der Abstimmungslisten, gegen die geheime Wahl. Dagegen war er für die Beibehaltung der Schutzzölle, für die Besteuerung der Witwen, für die absolute Sonntagsruhe.

Welcher Vorrat von entwicklungsfähiger Geisteskraft schlummerte in dem jungen Staatsmann, daß es ihm möglich

Digitized by Google

wurde, sich von solchen Fesseln zu befreien und eine solche Liste von Jugendsünden in Vergessenheit zu bringen!

Was Gladstone selbst später als Sünde erschien, das war in den Augen seiner konservativen Parteigenossen rühmliche politische Weisheit, und da die Reihen der Tories gerade damals keinen Ueberfluß an Begabung hatten, so ereignete sich das Seltsame, daß der bürgerliche Kaufmannssohn nach einer zweijährigen parlamentarischen Laufbahn, im fünfundzwanzigsten Lebensjahre, einen Sitz auf der Ministerbank erhielt: er wurde nach dem Fall des liberalen Kabinetts erst zum Untersekretär im Schatzamt, dann im Kolonialministerium ernannt. Seine ministerielle Tätigkeit war freilich von sehr kurzer Dauer, denn die Liberalen wurden bald wieder vom König berufen, aber Gladstone war lange genug im Amte geblieben, um den Leitern der verschiedenen Abteilungen die größte Achtung vor seiner Einsicht und Arbeitskraft einzuflößen. Schon um diese Zeit tritt das Doppelwesen Gladstones zutage, das in seiner Heimat so maßlos bewundert, vom Auslande niemals begriffen wurde. So sehr ihn Staatsgeschäfte in Anspruch nahmen, er war doch immer nur mit dem Kopfe dabei; sein Herz war von ganz anderen Dingen erfüllt. Er war Theologe mit Leib und Seele und blieb es trotz allen geistigen Wachstums bis an sein Ende. Die berühmte Oxforder Bewegung, die der Deutsche am besten als eine Art von Wiederholung der romantischen Liebe zum Katholizismus verstehen wird — in Deutschland wie später in England gingen einige dieser bedeutendsten Romantiker mit fliegenden Fahnen zu Rom über — hatte auf die ernsten, die aufrichtigen Geister wie ein Jungbrunnen gewirkt, und Gladstone schrieb ganz im Sinne der Oxforder Führer sein erstes Buch über das ewige Thema vom Verhältnis der Kirche zum Staat. Gladstone stellte die Kirche turmhoch über den Staat, wie ihm bis zum letzten Atemzuge die Theologie so viel teurer war als die Politik.

In seinem dreißigsten Jahre verlobte sich Gladstone mit Katharina Glynn und zeigte bei dieser Wahl wieder jenen Scharfblick, der seiner ganzen Familie eigen war: er führte das glücklichste Familienleben, von dem die biographische Kunst zu erzählen weiß. Und als ob er mit dem Eintritt in den Ehestand die Zeit der Unselbständigkeit hinter sich gelassen hätte, ist auch in seinem politischen Leben das Reifen zu bemerken. Als der unverantwortliche Opiumkrieg mit China ausbrach und die „Imperialisten" jener Zeit ein schreiendes Unrecht durch das englische Prestige zu decken versuchten, trat Gladstone mit der ganzen Wucht seines tiefen Rechtsgefühls gegen den Krieg auf, wie er vierzig Jahre später allem patriotischen Geschrei zum Trotz das an den Boeren begangene Unrecht gut zu machen versuchte.

Als Robert Peel wieder ans Ruder kam, wurde Gladstone zweiter Präsident des Handelsamtes. Da liest sich denn das von Morley mitgeteilte Selbstbekenntnis wie ein köstlicher Kommentar zu dieser Ernennung: „Ich hatte keine Ahnung von Nationalökonomie und dem Handel Englands. Ich war in diesem Punkte ein unbeschriebenes Blatt Papier; nur das Glaubensbekenntnis des Schutzzolles hatte ich mitgebracht, denn das gehörte zum konservativen Programm." Das unbeschriebene Blatt war bald mit überraschenden Charakteren bedeckt. Gladstone hatte wie kein zweiter vor ihm die Gabe, schnell zu lernen; er hatte eine fast unbegrenzte Aufnahmefähigkeit und konnte bei aller Vielseitigkeit des Interesses sich für Monate in einen einzigen Gegenstand verbohren. Er warf sich jetzt auf Nationalökonomie — und als er aus dem Studium zum politischen Leben zurückkehrte, war er ein überzeugter Freihändler und beherrschte sein Ressort mit jener Meisterschaft, die ihm später, als er Finanzminister wurde, so viele neue Anhänger gewann. Er hatte in der Tat die Lehrzeit überwunden: der hervorragende Staatsmann, den Peel und Wellington in ihm geahnt hatten, war zur Wahrheit geworden. Und wenn die Geschichte bis jetzt den Sieg des Freihandels ausschließlich mit dem Namen Peels verknüpfte, so zeigt Morley, welcher Löwenanteil an dem Ereignis Gladstone gebührt.

Das denkwürdige Jahr 1850, dem Palmerstone mit seinem glücklichen Einfall vom „civis Romanus" seinen langdauernden Einfluß verdankte, machte Gladstone zu einer europäischen Berühmtheit. Gelegentlich eines der Erholung gewidmeten Aufenthalts in Neapel lernte er die Schreckensherrschaft des Bourbonenkönigs kennen; kaum wieder in der Heimat, versuchte er auf diplomatischem Wege (durch Lord Aberdeen und den Fürsten Schwarzenberg) Abhilfe zu schaffen. Als diese Schritte das Los der politischen „Verbrecher" eher verschlimmerten, schrieb er seinen offenen Brief an Aberdeen, der in Flammenworten schilderte, was er mit eigenen Augen in den Kerkern von Neapel gesehen hatte, und verlangte Abhilfe von der gesamten, sich gesittet nennenden Welt. Die Schrift erfüllte ihren Zweck, doch Gladstone selbst ahnte nicht, welche weitreichenden Folgen seine Einmischung in die italienischen Angelegenheiten haben würde, er war weit davon entfernt, die Lage Italiens und die eigentlichen Bestrebungen der Mazzini, Manin und Cavour zu erfassen. Aber in seinem Verhalten gegen Italien und die Italiener kann darum niemand eine Spur von Schwäche oder Halbheit entdecken: nachdem er einmal den ersten Schritt getan hatte — halb blind, ganz ohne Berechnung! — ging er unerschrocken bis ans Ende. Gladstone hat für die Einheit Italiens mehr als z. B. Byron für die Unabhängigkeit Griechenlands getan.

War Gladstone um diese Zeit noch konservativ selbst im englischen Sinne? Gewiß nicht. Aber die politischen Parteien waren seit der Bekehrung Peels zum Freihandel in heilloser Verwirrung; niemand wußte mehr who was who, and which was which. Uebrigens hat ja der Name einer Partei blutwenig zu sagen. „Alle Sekten", zitiert Morley an einer Stelle, „haben oft ihr Glaubensbekenntnis, selten ihren Namen gewechselt." Gladstone fühlte sich nichts weniger als behaglich in der konservativen Partei; aber gerade von Gladstone, dem vielverlästerten Proteus, läßt sich nachweisen, daß er keine Sprünge gemacht hat. Er hatte innerlich längst mit seinen politischen Bundesgenossen gebrochen, bevor er sich dazu entschloß, den neuen Liberalismus auf seine Fahne zu schreiben. Erst im Jahre 1859, als ein Zusammengehen mit den Ueberlebenden der alten Garde Peels ganz ausgeschlossen war, trat der vielumworbene Gladstone in das liberale Kabinett Palmerstones ein, desselben Palmerstone, mit dem er sich gelegentlich der Civis-Romanus-Rede nicht ruhmlos gemessen, den er Jahre hindurch aufs heftigste bekämpft hatte. Die Konservativen sparten nicht mit Vorwürfen gegen den „Renegaten", und die Liberalen kamen dem neuen, unverstandenen Bundesgenossen gerade auch nicht liebe- und vertrauensvoll entgegen; Gladstone war um diese Zeit nicht auf Rosen gebettet. Aber wir verstehen heute vollkommen, daß Gladstone nur zwei Wege offen hatte, entweder ganz auf das politische Leben zu verzichten oder sich offen zum Liberalismus zu bekennen. Seine Ueberzeugung, sein Gewissen (wie er gern sagte) hatte entschieden; gegen diese Entscheidung kamen alle anderen Erwägungen, kamen die Anklagen der Gegner, die verlorene Popularität, sogar die Vorwürfe der Freunde nicht in Betracht.

Man atmet mit dem Biographen Gladstones auf, sobald man diese Klippe im Leben des Staatsmannes umgangen hat. Von dem Augenblick, da Gladstone nach schweren inneren Kämpfen und bösen, aufreibenden Auseinandersetzungen den oligarchischen Grundsätzen den Rücken kehrt, ist alles regelrechte, notwendige Entwicklung in seinem Wesen wie in seiner Politik. Immer noch keine Sprünge, wie zum Beispiel bei seinem lebenslangen Widerpart Disraeli-Beaconsfield; aber langsames, stetiges Werden und Wachsen. Es fehlt nicht an Rückfällen und Atavismen, das Gewebe seiner liberalen Politik zeigt Knoten von unverkennbar altkonservativer Färbung, wie z. B. die Sympathie mit den Südstaaten im amerikanischen Bürgerkrieg; doch verläuft im ganzen die liberale Richtung

Digitized by Google

ohne wesentliche Unterbrechung. Es genügt, die Meilensteine auf dem langen Werdegang zu nennen. Er erweiterte unter aufreibenden Kämpfen das Wahlrecht und führte die geheime Abstimmung durch; er, der als Fanatiker, als Erzklerikaler begonnen hatte, öffnete den Katholiken und Juden die Tür zu den höheren Studien und akademischen Würden, riß die letzten Schranken, die sich der bürgerlichen Gleichheit entgegenstellten, vor den Andersgläubigen nieder und überwand den Theologen in der eigenen Brust so weit, daß er dem Märtyrer des Atheismus, Charles Bradlaugh, einen ehrenvollen Nachruf hielt; der Hort der nationalen Kirche, der seine schriftstellerische Tätigkeit mit einer Kriegserklärung gegen den Staat im Namen der Kirche eingeleitet hatte, legte Hand an das „unantastbare Gebäude" und riß einen mächtigen Quaderstein, Irland, aus dessen Fundament; der Widersacher und persönliche Feind Disraelis schreckte nicht davor zurück, den tiefeinschneidenden Ausspruch dieses Staatsmannes zu seinem Leitsatze in der irischen Politik zu erheben und sein Leben daran zu setzen, die Wurzeln des irischen Problems, „die hungernde Bauernschaft, die fremde Kirche und den abwesenden Adel" aus der Welt zu schaffen; ihm gelang es, die agrarische Frage in Irland ihrer Lösung näher zu bringen, die Schaffung eines neuen, unabhängigen Bauernstandes anzubahnen; er, der Schützling, das Schoßkind der hohen Aristokratie, raubte dem Adel seine letzten Vorrechte in der Verwaltung wie im Heer und zog durch die Einführung des öffentlichen, ehrlichen Wettbewerbs, durch Prüfungen, alle Kreise der Bevölkerung zum Staats- und Kriegsdienst heran.

Man wende einmal die Robinsonsche Methode an und stelle die oben angeführten Jugendsünden Gladstones in einer Reihe links, seine eben genannten Leistungen rechts davon auf, und man wird sehen, wie viel Selbsterziehung dazu gehörte, den weiten Weg zurückzulegen und in welchem Maße er als reifer Mann die ungeschickten Anfänge wett gemacht hat.

Das Kapitel seiner inneren Entwicklung nimmt naturgemäß in einer Würdigung den breitesten Raum ein, denn seine Feinde haben in dem Werden Gladstones nicht organisches Wachstum, sondern ein unzusammenhängendes Agglomerat von unvereinbaren Widersprüchen gesehen.

So schön sich jetzt die Einheit im *Wesen* Gladstones erkennen und darstellen läßt, so schwer ist es noch immer, seine Einzelhandlungen und Reden unter sich in Einklang zu bringen; so leicht es sich zeigen läßt, daß er stets von innersten Beweggründen geleitet und von den edelsten Gesinnungen erfüllt war, so unmöglich erscheint es, die kleinen Dinge des politischen Intrigenspiels, dem sich auch ein noch so hochgesinnter Parteiführer nicht entziehen kann, sub specie aeternitatis zu betrachten. Bei der äußeren Politik Gladstones wird eine sachliche, unparteiische Beurteilung auch noch dadurch erschwert, daß die Folgen seiner Entscheidungen, sagen wir im Falle Gordon, im Fall Majuba heute noch lebendige Kräfte sind, die immer wieder die Gemüter zu heftiger Parteinahme erhitzen. Für diese Dinge ist die Zeit der historischen Perspektive noch lange nicht gekommen.

Der politische Siegeslauf Gladstones erreichte mit den Triumphen von Midlothian (1880) ihren Höhepunkt. Niemals vorher hatte er solche Rednerkunst gezeigt, solchen Zauber auf die Massen ausgeübt. Und der Erbfeind Disraeli-Beaconsfield lag im Staube, aus dem er sich niemals wieder erheben sollte!

Von da an geht es abwärts mit seiner Macht und seiner Partei. Erst kamen die unglücklichen Verwicklungen in Südafrika, dann die schmerzvollen Niederlagen im Sudan, die ihm die Menge abwendig machten; endlich der Riß im eigenen Lager, als er mit den irischen Selbständigkeitsforderungen an seine Parteigenossen herantrat! Wir haben es mit einer fast abergläubischen Anwandlung gesehen, wie der Geist des toten Beaconsfield Gladstone gefährlicher wurde als es der lebende Gegner jemals gewesen war: von dem Augenblick an, da der Neuschöpfer der konservativen Partei den kleinen Menschlichkeiten des Alltags entrückt war, stieg sein Einfluß in dem Maße, als Gladstone an Boden verlor, wuchs er in der Einbildungskraft der Nation zur Heldengröße, während Gladstones Riesengestalt sichtlich zusammenschrumpfte und sich endlich in der Einsamkeit seines Schlosses verlor. Als Gladstone die Augen schloß, schoß die von Beaconsfield ausgestreute Saat eben üppig in die Halme, stand die Macht der Tories im Zenith.

* * *

Eine Riesengestalt habe ich Gladstone genannt; diese Schätzung wird nicht einmal von den jüngsten Mitgliedern der konservativen Partei bestritten. Ob seine beispiellose Arbeitskraft dem britischen Reiche zum Segen oder zum Schaden gereichte, werden künftige Geschlechter mit unparteiischen Augen entscheiden; ob der Zauber seiner lebensvollen, übersprudelnden, in ewiger Jugend blühenden Persönlichkeit nicht auf anderen Gebieten Größeres geleistet hätte als auf dem der Politik, ist eine offene, sehr berechtigte Frage. Aber daß Gladstone als Gesamterscheinung nicht ihresgleichen hat in der englischen Parlamentsgeschichte, das wird von allen Seiten bereitwillig zugegeben. Er hat die Tätigkeit von zehn normalen Menschenleben in seine neunzig Jahre zusammengedrängt. Sein Arbeitstag war, wie man aus den Tagebüchern, Briefen und amtlichen Schriftstücken sehen kann, an Fülle, Spannung und Mannigfaltigkeit mit einem erklecklichen Zeitabschnitt im Leben eines anderen Menschen zu vergleichen. Die Gesellschaft, die Politik, die Kirche, die Wissenschaft, die Literatur und am Ende doch auch ein klein wenig die eigene Familie stellten Ansprüche an seine Zeit und seine Aufmerksamkeit, und sie kamen allesamt nicht zu kurz. Er hatte Bewunderer und Briefschreiber in allen fünf Erdteilen, in allen Städten, Flecken und Dorfnestern der drei Reiche: äußerst selten wurde jemand durch Nichtbeantwortung eines Briefes gekränkt. Alle halbwegs beachtenswerten Erscheinungen der theologischen, politischen und schönen Literatur wurden ihm bekannt; dabei hielt er bis ins höchste Alter darauf, sich über die geistigen Strömungen in Deutschland, Frankreich und Italien auf dem Laufenden zu erhalten. Das griechische Altertum war ihm eine Quelle nie versiegender Jugendfrische: Homer war ihm nicht weniger in Fleisch und Blut übergegangen als altes und neues Testament.

Dazu gehörte natürlich eine eiserne, unverwüstliche Gesundheit und ein stets auf das Ziel losgehender Sinn. Plan- oder zweckloses Tun, Tändelei war ihm ein Greuel. Er konnte sich unterhalten wie ein Kommis; er konnte zum großen Erstaunen der Gesellschaft Balladen singen und Witze erzählen. Aber das war auch zweckmäßig — desipere in loco! Er arbeitete mit Sammlung aller Kräfte, mit äußerster Spannung. „Gladstone arbeitet in vier Stunden, wozu ein anderer 16 braucht", sagte Sir James Graham, der ihn am besten kannte; und er arbeitete 16 Stunden den Tag!

Hand in Hand mit dieser Arbeitskraft ging ein Wille, der alle Hindernisse überwand. Wenn seine Verkleinerer sagten er sei von Natur zur Verheimlichung geneigt gewesen, so verkannten sie vollständig den ewigen Widerstreit in seinem Wesen: der Wille lag fortwährend im Kampfe mit dem impulsivsten, offensten, kindlichsten Temperament, und alles, was nicht aus Natur geschieht, sondern der Natur abgerungen wird, erscheint maßlos.

Die Mischung von keltischer Phantasie und niederdeutsch-schottischer Nüchternheit wurde früh an Gladstone bemerkt; nicht minder scharf ausgeprägt war die Verbindung von Doktrinarismus und Opportunität. Auch dieser Gegensatz hat die Zeitgenossen Gladstones verhindert, ihm volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Ueber die Rednergabe Gladstones hat es eigentlich von Anfang an nur *eine* Stimme gegeben. Das englische Parlament hat im neunzehnten Jahrhundert keinen größeren Redner gehört. Viele waren schärfer in ihrer Logik und überzeugender

Digitized by Google

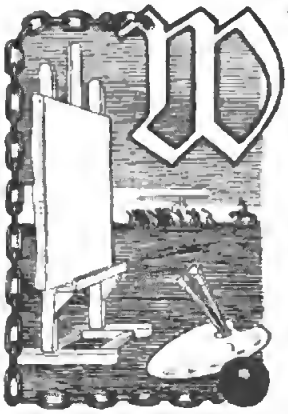
in ihren Schlüssen, manche schlagender in ihrem Witz, andere geschickter in der Prägung epigrammatischer Aussprüche, die dann als geflügelte Worte von Mund zu Mund gingen; aber keiner hat ihn an unmittelbarer Wirkung, an Gesamteindruck übertroffen. Der wundervolle Glockenton der Stimme, das belebte feine Gesicht, das blitzende Auge, die maßvolle und deshalb um so wirkungsvollere Geste, das edle Feuer, die aus tiefsten Quellen strömende Fülle der Worte, die Kraft der eigenen Ueberzeugung — diese Gaben hat kein zeitgenössischer Redner in ihrer Gesamtheit und in solchem Grade besessen.

* * *

Kommt dieses Miniaturbild Gladstones den Kennern der englischen Verhältnisse geschmeichelt vor? Gewiß, Morley, der Jünger und Kampfgenosse Gladstones, hat den Warzen im Antlitz seines Helden keine besondere Aufmerksamkeit gewidmet; aber er hat es auch nie versucht, aus ihnen Schönheitspflästerchen zu machen. Daß er Schwächen und kleine Menschlichkeiten nicht sah, stört nicht im geringsten an seinem großen Werke: die Welt hat von Morley Liebe und Wahrhaftigkeit erwartet, nicht kalte, richterliche Objektivität.

Wien. Leon Kellner.

Elias Rjepin.



Wenn jemand behaupten würde, daß es in einer europäischen Hauptstadt einen großen Künstler gäbe, der von einer ganzen Nation als ihr unbestrittener Erster verehrt wird und den doch das große europäische Publikum kaum dem Namen nach kennt, so würde man wohl ungläubig den Kopf schütteln, weil so etwas in unserem Jahrhundert der Eisenbahnen und der Druckerschwärze unmöglich sei. Und doch wäre diese Behauptung buchstäblich richtig. Es gibt einen solchen allerersten, in einer Millionenstadt lebenden, von Millionen anerkannten Künstler, von dem selbst die Kunstgelehrten außerhalb Rußlands kaum das eine oder das andere Werk gesehen haben, und, um das Unbegreifliche voll zu machen, dieser Künstler ist nicht etwa erst seit einigen Jahren zu seinem Ruf in seiner Heimat gelangt, sondern er schafft schon seit dreißig Jahren Meisterwerk um Meisterwerk, ja sein erstes Bild ist schon auf der Wiener Weltausstellung von 1873 allgemein als ganz hervorragend anerkannt worden. Nichtsdestoweniger hat man den Namen des Meisters diesseits der Weichsel längst wieder vergessen, weil Rußland eine Welt für sich ist und sich vom übrigen Europa mit fast barbarischem Hochmut abschließt.

Rjepin ist heut sechzigjährig, steht in seiner Vollkraft und übt das Lehramt an der Petersburger Akademie aus. Er ist Künstler und Bekenner zugleich. Er ist mehr als das, er ist wie Leo Tolstoj ein Revolutionär, ein furchtbarer Ankläger gegen die zwei dämonischen Gewalten, die das Volk in ihrem Bann halten, die Kirche und den Despotismus. Und zur Ehre der russischen Dynastie muß man sagen: nie ist diesem anerkannt größten Künstler des Landes nahegelegt worden, sich der gemalten Kritik des herrschenden Systems zu enthalten und sich höfischer, dekorativer Kunst zu befleißigen. Seine sogenannten Nihilistenbilder, deren Reproduktion von der Polizei verboten worden ist, sind zum großen Teil im Besitz von Großfürsten, und trotz seiner unverhohlenen Gesinnung ist gerade ihm das große Reichsratsgemälde übertragen worden, das den Kaiser inmitten aller seiner Räte darstellt. Die Zaren waren immer liberaler als ihre Minister. Nikolaus I. schätzte Gogols „Revisor" über alles, und Nikolaus II. ist der größte Bewunderer Tolstojs. So darf auch Rjepin malen, was und wie er will. Und wir werden sehen, er macht von dieser Möglichkeit den rechten Gebrauch. Er ist Russe und Nur-Russe. Als Zweiundzwanzigjähriger erhielt er mit seinem Werk „Die Auferweckung von Jairis Töchterlein" einen akademischen Preis und ein mehrjähriges Reisestipendium. Aber noch vor Ablauf der festgesetzten in Paris und Berlin verbrachten Zeit kehrte er nach Rußland zurück und schuf gleich im Jahre 1873 sein „Barlak" die Barkenzieher, die auf der Wiener Weltausstellung Aufsehen erregt haben. Die dreißig seitdem vergangenen Jahre haben dem Bilde nichts anhaben können.

Wenn wir nichts anderes von Rjepin hätten als diese Barkenzieher, wir müßten ihn schon als guten Meister bewundern. Man braucht nur die Füße dieses Dutzend ärmster Lohnsklaven anzusehen, um die nur dem sichern Talent gegebene Fülle der Charakteristik anzustaunen. Wie sich das gegen den Boden stemmt und fast in den Stein eingräbt! Wie die Leiber vornübergelegt sind in den breiten Gurt, der die Leine hält. Was es für eine uralte schwermütige Melodie sein mag, nach der diese Barfüßler im Takte stromaufwärts stampfen? Gorky hat in allen seinen Barfüßlergeschichten den uralten Jammer der Steppenkinder nicht ergreifender gemalt. Ein schwermütiges Bild bei allem Sonnenglanz, um so schwermütiger als nirgends eine Tendenz vorwaltet.

Man könnte aber auch nicht sagen, daß Rjepin durch die Wahl ausschließlich trauriger Sujets, wenn nicht in das einzelne Bild, so doch in die ganze Folge seiner Werke eine Tendenz hineingebracht hätte. Das ist nicht der Fall. Es gibt wiederum nichts Uebermütigeres, Zwerchfellerschütternderes, als sein großes Gemälde „Kosaken setzen eine humoristische Antwort auf einen Drohbrief Mahomets III. auf". Besonders respektvoll kann diese Antwort nicht gewesen sein: das ist an dem sarkastischen Gesicht des intelligenten Schreibers, wie an der Wirkung zu erkennen, die sein Witz auf die martialische Umgebung übt. Ein schnurrbärtiger Alter mit der weißen Lammfellmütze auf dem Kopf hält sich den dicken Bauch vor Lachen, ein anderer fällt fast auf den Rücken, sodaß sein kahler Schädel schier aus der Leinwand herausspringt. Einer schnalzt mit den Fingern, ein zahnloser Alter feixt vor Vergnügen, ein dritter haut mit der geballten Faust seinem Nachbarn auf den feisten nackten Rücken, einer zieht das rechte Auge zusammen wie jemand, dem ein zweifelhafter Geruch in die Nase steigt, einer mit einer ganz großen Zahnlücke schreit laut auf, andere schmunzeln still vergnügt über ihren qualmenden, kurzen Pfeifen. Das alles ist um einen kaum einen Meter breiten primitiven Holztisch gedrängt, zwanzig Gestalten im natürlichen Knäuel, kein Kopf den anderen deckend und dabei bleibt der Ausblick noch frei in das weit im Sonnenschein und Staub flimmernde Lager, wo es noch wimmelt von Pferden und Menschen. Die Stimmung, die aus dem Bilde dem Beschauer entgegenschlägt, ist eine so überwältigende, daß man auch bei der bloßen Erinnerung sich nicht enthalten kann in das breite Lachen dieser saftigen Naturmenschen mit einzustimmen. In der ganzen modernen Malerei ist kaum ein zweites Bild voll so robuster Lebensfreude.

Nicht düster, wie das traurige Lied der Barkenzieher, nicht strotzend vor Landknechtsübermut und Lebenskraft, wie das Kosakenlager, ein Stück des leidigen russischen Volkslebens, wie es ist und nur für den Betrachter, der tiefer denkt, ein

traurigstes document humain, ist die „Dorfprozession" in der Tretjakow-Galerie in Moskau, der reichsten Sammlung der Werke des Meisters. Zerlumpte Muschiks in Pelzen schleppen auf Stangen einen schweren Heiligenschrein, und hinter ihnen drängt die Dorfbevölkerung mit Fahnen und Kruzifixen. Ich erspare es mir, abermals zu wiederholen, wie malerisch das alles gesehen ist, von den Goldleisten des Heiligenschreins bis zum letzten Sonnenstäubchen der Dorfstraße. Die technische Meisterschaft ist bei Rjepin selbstverständlich. Uns fesselt bei dem Bilde wieder die ungeheuere Konzentration der Stimmung. Wie gehört das alles zusammen, der berittene Gendaem, der mit der Knute erbarmungslos hineinprügelt in das Bauernpack, damit es der Geistlichkeit und einer löblichen Ortsobrigkeit Raum mache, der halbblöde, schmierige Küster, der wohlgenährte bärtige Pope, die Masse der Verwahrlosten, der Krüppel und Bresthaften, der vertierten Bauern, die alten Weiber. Ein langer Zug von Dummheit, Brutalität, Autoritätsdünkel, Ignoranz, ein Kapitel aus der Macht der Finsternis, das Kruzifix mißbraucht zum Hilfsrequisit der Knute, ein Symbol des russischen Regimes, wie es kein Volksredner leidenschaftlicher brandmarken könnte, und doch nur ein Bild von der Straße, das dem Moskauer Kaufmann, der es bei seinem Sonntagsgang in das Museum betrachten mag, kaum auffallen wird, so frei ist es von „Tendenz".

Dann wieder aus anderer Sphäre ein Werk, eine Tragödie von Shakespearischer Gewalt, ein Gemälde Rot in Rot. Iwan, der Schreckliche, hält seinen Sohn in den Armen, den er eben selbst mit seinem schweren Stock erschlagen hat. Es ist ein grauenerregendes Bild, von dem man sich zehnmal wegwendet, weil man den Jammer nicht mehr ertragen kann, und zu dem man doch immer wieder zurückkehrt, so groß ist es gedacht, so wunderbar ist es geschaut, so unvergleichlich ist es gemalt. Den Wahnsinnigen, den ein Volk von Sklaven als seinen Herrscher duldet, hat endlich die Nemesis ereilt, und wie er da auf dem Boden kauert, den Körper des sterbenden Sohnes in den Armen, ist er wahrlich nur noch ein Gegenstand des Mitleids. Er will das Blut zurückhalten, das aus der klaffenden Schläfenwunde auf den roten Teppich rinnt. Er küßt das Haar, auf das vor einer Minute seine Keule niedergesaust war. Aus seinen entsetzten Augen brechen die Tränen hervor, die noch schrecklicher fließen, weil über das Antlitz des sterbenden Sohnes bei der letzten und vielleicht ersten Liebkosung des fürchterlichen Vaters ein Lächeln des Glückes huscht. Diesen Sohn hat er erschlagen! Nichts kann ihn retten! Nichts vermag er, der Zar von Moskau, der Herr des Kreml. Er reißt den Sohn an sich, an seine Brust, an seinen Mund. Was hat er getan in seinem Zorn, dessen er so oft sich gefreut, wenn er andere traf, die ihm minder nahe standen. Und für den ihn die Schranzen so oft gelobt, weil ein Zar hart sein muß, ein furchtbarer und unerbittlicher Herr!

Wenn dies Bild in den Fürstenzimmern hinge, würde nie wieder ein Todesurteil unterzeichnet werden . . . . .

Noch ein anderes gräßliches Bild zeigt, daß der Künstler, wie alle die großen, vor keinem Affekt zurückscheut, sich jedem gewachsen fühlt. Es stellt Sophie, die Schwester Peters des Großen, dar, die im Kerker mit ansehen muß, wie ihre getreuen Strelitzen vor ihrem Fenster aufgehängt werden. Es war das eine brüderliche Aufmerksamkeit, die der Zar ihr erwies. Die Aehnlichkeit der Fürstin mit ihrem Bruder ist frappant, schrecklich aber der Ausdruck des vor Schmerz, Zorn und Schreck ganz erstarrten, grüngelb gewordenen Angesichts. Es ist aber auch charakteristisch für den Meister, daß ihn aus dem Leben des großen Zaren gerade diese Episode zur Darstellung reizte.

Man muß überhaupt wohl sagen, für einen kaiserlichen Akademieprofessor ist die Wahl seiner historischen Stoffe kurios genug. Gutgesinntheit verrät sie gerade nicht.

Ich kann und will hier nicht alle die Früchte eines dreißigjährigen Künstlerfleißes einzeln nennen und schildern. Eine Vorstellung von der Schönheit der Werke kann man mit Worten ja ohnehin kaum geben. Eines aber kann mit der Schilderung seiner hervorragendsten Gemälde doch erreicht werden: Die Widerlegung jener albernen These, daß Künstler und Kunstwerk nur dann bedeutend sein könnten, wenn sie sich um ihrer Mitmenschen Freud und Leid absolut nicht kümmern und lediglich der Lösung artistischer Probleme dienen. Die l'art pour l'art-Doktrin hat keinen entschiedeneren Gegner als die größten Künstler unserer Zeit, und unter ihnen auch Rjepin. Er läßt sie nur insoweit gelten, als jeder Künstler nur mit den Mitteln seiner speziellen Kunst zu wirken suchen müsse; das aber akzeptiert er nicht, daß es für die Größe eines Künstlers gleichgültig sei, ob er den Inhalt einer großen, reichen und tiefen oder nur den einer banalen Seele dem Empfangenden mitteile. Nur ein großer, das ist ein warmherziger, aufrichtiger und tapferer Mensch kann nach ihm ein großer Künstler sein, und als dieses Menschen erste Pflicht erachtet er es, am Leben seiner Mitmenschen teilzunehmen, im Aermsten noch den Menschen zu achten, und den Ruf nach Freiheit und Menschlichkeit, solange er von den Mächtigen nicht erhört ist, mit aller Kraft zu verstärken. Ganz lächerlich wird, an ihm betrachtet, die These, daß Teilnahme am Ringen und Wehen der Zeit die Künstlerschaft beeinträchtigen müsse. Bei ihm ist das Gegenteil der Fall. Ihm hat sie eine Fülle seiner ergreifendsten Sujets geliefert, so auch den Duell- und Nihilistenzyklus.

Den Duellzyklus, der in einem packenden Bilde vom Schmerze des reuigen Siegers gipfelt, übergehe ich; interessanter, russischer ist für uns der Nihilistenzyklus. Nihilist ist übrigens ein abscheuliches Wort für die edlen jungen Männer und Frauen, die mit Einsetzung ihres Lebens hinausgehen ins Volk, ihm die Erlösung zu bringen von seinen ärgsten Feinden, der Unwissenheit und Unsittlichkeit. Nihilisten sind die Regierenden in Rußland, die auch vor Mordtaten nicht zurückschrecken, wenn sie dem System dienen, die Zyniker mit dem Wahlspruch après nous le déluge; nicht aber diese edelherzigen Schwärmer, die den Kampf aufnehmen mit dem allmächtigen, heiligen Synod und der nicht minder mächtigen, heiligen Knute.

Zur Zeit, da die ganze „gutgesinnte" russische Gesellschaft sich empört von der Jugend abwandte, weil einige Exaltados durch die Propaganda der Tat rascher zum Ziel zu kommen wähnten, als durch die ebenso gefährliche schwere Arbeit im Volk, hat Rjepin seinen Zyklus gemalt, der es fast begreiflich erscheinen läßt, daß unter den jungen Leuten einige zur Mordwaffe griffen. Wer kennt nicht aus den russischen Romanen jene nächtlichen Konventikel des jungen Volks, das bei dampfendem Samowar die halben Nächte hindurch in Debatten über die Befreiung des Volks und den Kampf gegen die Despotie schwelgt, in jenen Debatten, bei denen so gar nichts herauskommt, als ein schwerer Kopf und ein unbeholfener Wille zur Selbstaufopferung? Mit einer solchen Debatte beginnt der Zyklus. Studenten und Studentinnen sind beisammen, lauter unverkennbare Russen, slavische Typen, die Studentinnen mit kurzgeschnittenem, die Studenten eher mit langem Haupthaar, meist bärtig. Sie lauschen eben im rauchigen, von der Lampe kaum erhellten Zimmer einem feurigen, jungen Redner. Wir finden denselben jungen Mann auf dem zweiten Bilde als Dorfschullehrer wieder. Er ist ins Volk gegangen. Auf einem der folgenden ist er schon denunziert; die Polizei untersucht seine Bücher und findet verbotene Schriften. Der Polizeispitzel und Denunziant, der triumphierend das Päckchen hervorzieht, ist bis in die ausgestreckte Fingerspitze hinein charakterisiert als der Gentleman, der er ist. In einem weiteren sitzt der junge Märtyrer schon zwischen den Gendarmen auf dem Wege nach Sibirien, und auf dem letzten kommt er nach Hause zurück, gealtert, gebrochen, von den Seinigen, die er in der einfachen Stube überrascht, kaum erkannt. Man sieht diesen Zyklus in den Skizzen der Tretjakowgalerie, in Nachbildungen bei einzelnen Privatleuten, hochgestellten Personen, die schließlich doch

Digitized by Google

nichts von der Polizei zu befürchten haben, und man wird an das Wort erinnert, das man in Rußland so oft hört: „Uns regieren die Schurken, und unsere Braven schmachten in den Kerkern.“ Der Nihilist trägt die Züge Dostojewskis, der in Sibirien soweit gebrochen wurde, daß er nach seiner Rückkehr dem Zaren dankte für die wohlverdiente Strafe und ein Mystiker und Reaktionär geworden ist. Auf einem anderen Bilde soll ein junger Nihilist vor seinem letzten Gange zum Schaffot vom Popen mit den Tröstungen der Religion versehen werden; er weist den Geistlichen zurück.

Alle diese Bilder sind ganz schlicht im Vortrag. Die ärmlichen Interieurs, die durchgeistigten Gesichter der edlen Schwärmer, die brutalen und stupiden der Obrigkeit sprechen deutlich genug für sich, und es bedarf keiner theatralischen Effekte der Komposition, um dem Beschauer die nötige Stimmung mitzuteilen. Es wirkt im Gegenteil gerade die Diskretion in diesen Bildern, die fast Uhdesche Schlichtheit. Aber Pobjedonoszew und Plehwe werden ihm schwerlich dankbar sein für diese Werke, die auf Generationen hinaus den Haß gegen das System bei allen besser veranlagten jungen Menschen erwecken müssen. . . . Nun, die Reproduktion ist ja untersagt.

Dafür gehen die Zeichnungen zu Hunderttausenden ins Volk, die Rjepin für die russische Volksbücherei angefertigt hat. Das ist ein von Leo Tolstoj mit Hilfe von Philanthropen ins Leben gerufenes Unternehmen zur Bekämpfung schlechter Volksliteratur. Es steht unter der Leitung des trefflichen Gorbunow in Moskau. Jährlich werden an zwei Millionen Bücher zum Preise von 1—20 Kopeken ins Volk geworfen. Man kann sich denken, daß die Männer des Tolstojschen Vertrauens keine Barbarei protegieren. Die ersten Künstler aber liefern Titelblattzeichnungen und unter ihnen auch Rjepin, der feurige Tolstojaner. Rjepins Verehrung für den großen Poeten der russischen Erde tritt auch in seinen zahlreichen Tolstojbildern zutage. Er hat den Heiligen von Jasnaja Poljana wohl ein dutzendmal porträtiert, am Arbeitstisch, im Park nach dem Bade unter einem Baume liegend und lesend, oder als Kneippianer barfuß, oder mit wehendem Barte, hinter dem Pfluge einherschreitend, die Egge in der kraftvollen Hand. Es sind lauter meisterhafte Porträts, und insbesondere strahlen sie die unendliche Güte wieder, die aus den blauen Dichteraugen leuchtet, Augen, die der nie wieder vergessen kann, auf dem ihr milder Schein je geruht.

Am meisten beschäftigt die öffentliche Meinung Rußlands ein letztes Bild, das zu deuten genug gibt. Zwei junge Leute, ein Student in der russischen Studentenuniform und eine junge Dame in Hut und Muff schreiten Hand in Hand von einer Scholle aus in das tobende Meer hinein. Was soll es bedeuten? Die jauchzenden, jungen Gesichter, die weitausgespannten Arme des Studenten schließen Selbstmordgedanken aus. Man wollte eine Illustration zu dem russischen Worte darin sehen: „Dem Mutigen ist das Meer nur knietief.“ Dann wäre der Sinn aber: „Nur Mut, Ihr jungen Leute, scheut den Kampf nicht, das Meer ist für Euch nur knietief.“ Man kann aber auch lesen: „Unsinnige, was wagt Ihr? Seht Ihr denn nicht, daß es das furchtbare, unerbittliche Meer ist, in das Ihr hineinschreitet?“ Dann wäre es eine Warnung an die Adresse der russischen Jugend, die durch und durch revolutionär gestimmt ist und alles an alles wagen möchte. Soviel ist gewiß, der größte Maler Rußlands und einer der besten der Gegenwart, ist auf der Seite dieser Jugend und mit seinem Herzen bei ihr, wenn er auch, wie so manche andere, am Erfolge ihrer heroischen Selbstaufopferung zweifeln mag. Gegen dieses Meer von Unwissenheit und Knechtselend kommt hochherziger Jugendmut nicht auf. So groß und unermeßlich die russische Nanon ist, ihrem Staate kann nicht geholfen werden. Er muß und wird in sich selbst zusammenbrechen, und dann wird auch die Stunde der Erlösung schlagen für alle die Edlen und Armen, denen ein Rjepin, ein Leo Tolstoj ihre unvergleichlich großen Werke widmeten. Vielleicht ist diese Stunde näher, als man ahnt. Die russische Erde bebt schon unter den Märzstürmen, die jedem Frühling vorangehn.

Wien. Hugo Ganz.

„Die Hanna“.

Ein Menschengestalter mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe, mit erstaunlich fest zupackender Hand, mit klarem, vereinfachendem Geiste tritt einem aus J. J. Davids neuen, mährischen Erzählungen „Die Hanna“*) entgegen. Man hat das Buch längst aus der Hand gelegt, und man empfindet, daß man mit lebendigen Menschen Umgang gepflogen; gleichviel, ob sie einem sonderlich nahe getreten sind oder nicht, sie leben; und mit dem Recht alles Organischen fordern sie ihren Anteil an uns.

Man könnte an den mosaischen Schöpfungsbericht denken: diesen Gestalten klebt ein Rest von der erdigen Urform an, und der Ton, aus dem sie geknetet sind, ist ihrem Heimatboden entnommen. Der lebendige Odem, den ihnen ihr Schöpfer eingeblasen, ist noch in elementarer Urkraft in ihnen. Sie haben alle etwas von Adam und Eva, und wenn der eine auch die Urlaubermütze keck im Nacken trägt und der andere mit modernen Oelfarben arbeitet, die er sich aus Wien verschrieben hat, so sind sie doch durchaus nicht nur und nicht ohne weiteres Kinder unserer Dezennien. Zeitlos wandeln sie dahin, und ihre schweren Füße graben sich tief in den Sand der mährischen Ebene.

Zweimal hat David in diesen Erzählungen den Dorflumpen gestaltet; es ist Beweis für seine ganz sicher und scharfsinnig individualisierende Kunst, daß die beiden dem gleichen Typus angehörigen Burschen innerlich wie äußerlich nichts mit einander gemein haben, daß sie nebeneinander bestehen und jeder seinen eigenen, sehr kenntlichen Schatten wirft. Der eine ist der Mann mit der Urlaubermütze auf dem Kopf, der es bei den Soldaten bis zum Feldwebel gebracht hat und den Zivilversorgungsschein in der Tasche trägt — in der Schule schon war er immer der Erste und zu allen Dingen anstellig und brauchbar —, nun ist er in sein Heimatsdorf zurückgekehrt und treibt alle erdenklichen Teufeleien, ist hinter jeder Schürze her und wendet seine großen und seltenen Gaben dazu an, für einen habgierigen Bauern Advokatenkniffe und Prozeßschliche auszuhecken. Auch der andere kehrt als Fremdling in sein Heimatsdorf zurück, aber er hat schon draußen Schiffbruch gelitten. Für ihn gibts nur eine Beschäftigung noch, die ihm Freude macht, und das ist, andern heimtückisch, hinterlistig Schaden zuzufügen. Er ist so feige wie er grausam ist. Auch er ist hinter den Mädchen her, aber er stellt ihnen heimlich nach, beim Baden. Eine Diebsnatur, sucht er mit langen Fingern was ihn lockt geräuschlos zu erraffen.

J. J. David ist nichts weniger als ein reflektierender Dichter, aber an der Frage: wie kommt das Böse in die Welt? kann gerade er nicht vorüber. Immer wieder führt er Adam und Eva zum Baume der Erkenntnis. Und die Antwort, die er sich selbst giebt, lautet ganz anders, als die, welche Marie v. Ebner-Eschenbach, seine mährische Landsmännin, aus dem gleichen Suchen heraus gefunden hat. Für Marie Ebner ist das Böse meist ein Angeborenes, das „Schädliche“, das schon unausrottbar im Kinde steckt; bei David werden die böse, denen man Böses getan hat. „Denn warum war er schlecht? Weil er immerdar ein Waisenkind gewesen war, und kein Mensch ihm im Guten zum Richtigen geredet. Wer aber nirgends eine Freude hat, der stiehlt sich sein Teilchen zusammen, was so auf

*) Berlin und Leipzig 1904. Verlegt bei Schuster und Loeffler.

Digitized by Google

den Menschen kommt." Von den beiden Dorflumpen gilt das in gleicher Weise, und diese Antwort, die sich David wiederholt erteilt, ist für ihn selbst charakteristisch: er glaubt an den Menschen, aber an die Menschen glaubt er nicht; er muß die Gesamtheit richten, um für den einzelnen Freispruch zu finden; er versucht die Welt ganz objektiv zu sehen, aber ererbte ethische Vorstellungen stecken ihm offenbar tief im Blute; er hat sich mit aller Energie freigemacht, aber er ist wohl als ein sehr Unfreier geboren.

Die Fabel der Erzählung paßt sich ganz der Linie der Charakteristik an, das ist bei einem Gestalter, wie es David ist, beinahe selbstverständlich. Er liebt das Gewaltsame der Geschehnisse, aber es dient ihm nur dazu, die Charakteristik hervortreten zu lassen. Seine Erzählungen folgen durchweg schnurgerade einer Linie, und deren Ziel ist, die Charaktere in möglichst helles Licht zu setzen, die Menschen in ihrer Wesenhaftigkeit zu offenbaren. Die Geschehnisse darüber hinaus zu verfolgen, hat dann für David kein Interesse mehr.

Der Lauf der Entwicklung führt die beiden Dorflumpen, von denen ich sprach, in den Tod. Aber so verschieden ihre Individualitäten sind, so verschieden ist auch ihr Sterben zu bewerten, menschlich wie vom Standpunkt des gestaltenden Künstlers aus. Der kecke Bursche mit der Urlaubermütze setzt sein Leben für das Kind einer Frau, die er verführt hat, aufs Spiel, und verliert es dabei. Nach ihren Motiven beurteilt, ist die Tat keineswegs ohne weiteres zu denen zu rechnen, die der Katechismus als gute bezeichnet; Großmannssucht und Eitelkeit haben ihr vollgemessen Teil daran; aber man lernt ihn in seiner ganzen Eigenart daraus kennen, viel besser als er selbst sich hätte kennen können. Der andere fällt von der Hand seines Weibes, in dem Augenblick, da er deren Schwester Gewalt anzutun versucht; er wird wie ein schädliches Unkraut abgetan, und betrachtet man die Dinge in rein künstlerischer Hinsicht, so stirbt er nicht sich selber, sondern seiner Frau; damit sie ihr Sein in voller Kraft und Eigenart betätige, muß er mit dem Leben zahlen.

Diese Frau ist eine echt Davidsche Gestalt. In harter Arbeit für andere ist ihr die Jugend verkümmert, nach Liebe und Geliebtwerden hat sie nie gefragt. Aus Mitleid hat sie den Lumpen, da ihn die Bauern halb tot geschlagen hatten, in ihr Haus genommen, aus Mitleid hat sie ihn geheiratet, hat ihm, ohne ihn recht eigentlich auch nur zu fragen, die Ehe mit ihr selbst als heilsamste Medizin verordnet. Aber Lump bleibt Lump, und Unkraut gedeiht in fetter Erde am besten. So steigt das Mitleid vom Himmel zu dieser Frau herab, um sie in die Hölle zu stoßen; auch das ist echt Davidsch. Worauf es aber vor allem ankommt: der Totschlag, den sie am eigenen Mann verübt, ist ihr innerliche Notwendigkeit, ganz so wie es ihr das Mitleid war. Wo nichts mehr zu retten ist, müssen solche Naturen richten. Für ihren Charakter war hier das Ziel gesteckt. In dieser Tat wird sie erst ganz sie selbst.

Man kann und muß dennoch sagen, daß den beiden ersten Davidschen Erzählungen, wie großzügig, lebensvoll die Gestalten auch gezeichnet sind, ein Letztes, Höchstes fehlt: das geheime Fluidum zwischen den handelnden Menschen und dem Leser stellt sich nur mittelbar ein. Die Personen sind vielleicht in zu dünner, klarer Luft, mit allzu absichtlicher Objektivität gesehen. Der Zwiespalt in Davids Wesen, von dem ich sprach, dieser Zwiespalt zwischen unbeschränkter Schöpferherrlichkeit, die er sich begehrt und nach der er mit starkem Willen strebt, und den ererbten, schwer lastenden ethischen Vorstellungen wird erst in jener Sphäre gelöst, in der Menschenwollen und Menschheitsmüssen verstummen, ich meine, angesichts der Natur. Wo David seinem Adam und seiner Eva den Weg in diesen Garten Eden findet, da wirkt er groß.

„Ich halte mich manchmal für einen verwunschenen Landschafter" bekennt David in der dritten und letzten Erzählung des Bandes „Die Hanna", und er ist es wirklich. Nicht in dem Sinne, daß er Landschaftsbeschreibungen gäbe, die immer zwecklos sind; aber in wundersamer Weise weiß er seine mährische Heimat in einer Frauengestalt erstehen zu lassen.

Diese Frau lebt gleichsam in den Schleiern, die sie verhüllen, und es wäre Raub, ihr Wesen mit groben Fingern bloßlegen zu wollen. Sie ist schlicht und willfährig und ganz Natur, und gibt sich dem Manne, den sie lieb hat, ohne jedes Widerstreben, wie selbstverständlich hin. Sie ist zugleich so keusch, daß sie es nicht über sich gewinnen kann, sich von demselben Mann, nachdem er ihr Gatte geworden, malen zu lassen, und als er doch darauf besteht, als das Bild, das sie in edler Nacktheit darstellt, vollendet ist, geht sie hin, um zu sterben. Und fortan malt der Verwitwete ihre Seele, wenn er die mährische Landschaft malen will.

Was ist in dieser Frauengestalt, daß sie einem die fremde, karge Ebene weithingebreitet vor Augen stellt? Ich vermag es nicht zu sagen. Aber so überzeugend der rätselhafte Charakter in sich gestaltet ist, so suggestiv wirkt er auf die Phantasie. Er ist nicht etwa ein erdachtes Symbol, sondern lebendig ungeschaffene Natur. Man kann die Kräfte nicht nennen, die wirksam sind, aber man fühlt ihr sieghaftes Walten, um so stärker, weil hier der Verstand nichts dreinzureden hat. Man wird sich bewußt, daß David in engem Rahmen und mit denkbar schlichtesten Mitteln ein Großes geleistet hat, das auch über seine bisherigen Werke hinausweist. Salve, Poeta!

Ernst Heilborn.

Drei Gedichte.

I.

Cello.

Er neigt sich tief zum Saitenspiele nieder,
Das wie ein Kind ihm sanft das Kne berührt.
Er fühlt, indes er breit den Bogen führt:
Du gibst mir meine ganze Seele wieder.

Was in mir lebt, mein tiefgeheimstes Leben,
Was in mir zittert, was mein Herz erfüllt,
Willst du mir alles, liebevoll enthüllt,
Und schluchzend, aber freudig, wiedergeben.

Und unter seinen Bogenstrichen beben
Die Saiten voll und was sein Herz erfüllt,
Was sich verschämt dem Blicke sonst verhüllt,
In innigen Tönen wacht es auf zum Leben.

Verklungnes Spiel. Wer beugt sich zu ihm nieder?
Die Liebste: „Weh dem Spiel, das dich entführt!"
Nun hält er sie im Arm. Er fühlt gerührt:
Du gibst mir dein' und meine Seele wieder . . .

II.

Ein Abendlied.

Vor meinem Hause diesen Morgen
Sah ich gebeugt ein ernstes Weib,
In dunklen Trauerkleidern den Leib
Und hinter Schleiern das Antlitz verborgen.

Mit Gassenblicken, herzlos, flüchtig,
Sah ich sie an und sah sie gehn.
Nun seh ich sie wieder beim Hause stehn
Heimeilend, müd' und ruhesüchtig.

Digitized by Google

Mein Weib empfängt mich auf den Stufen;
Gedeckter Tisch und Lampenschein
Und Wärme, Wärme. Da fällt mirs ein:
Du solltest die unten zu Gaste rufen!

Mein Ueberschwang ist gleich verflogen.
Ich seh mir streng ins Herz hinein:
Hast sollen bei Tag empfindsam sein!
Dein Abendmitleid ist erlogen!

III.

Das ungesprochene Wort.

Viel leichter ist's, zu sterben
Mit liebeleerer Brust,
Wenn du keinem Liebsten den herben
Adeeblick antun mußt.

Er möcht' nur immer lauschen
Deinem letzten: „Ach, ich hab' . . ."
Ein dunkles Flügelrauschen
Schneidet den Seufzer ab.

„Ich hab' dich . . ." Röcheln. Ringen.
— „Was hast du? Sprich es aus!" —
Da hat deine Seele schon Schwingen —
„Lieb" spricht sie schon zu Haus.

Zu Hause, drüben, droben.
Doch drunten der Arme will
Sein Wörtlein, du Seele da oben!
Und du bleibst ewig still . . . .

Prag. Hugo Salus.

Alois Riehl: Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. Acht Vorträge. Leipzig 1903. B. G. Teubner.

Das hochinteressante und überaus lehrreiche Buch des in wissenschaftlichen Kreisen rühmlichst bekannten Autors des „philosophischen Kritizismus und seine Bedeutung für die positive Wissenschaft" möchten wir den Lesern unserer Wochenschrift zu besonderer Beachtung empfehlen. Aus Vorträgen entstanden, die der Autor, gegenwärtig Ordinarius in Halle, von Kiel aus, wo er vor einigen Jahren ein Katheder innegehabt, in Hamburg gehalten, gewährt das Buch einen fruchtbaren Einblick in den gegenwärtigen Stand der Philosophie. Diese will er nicht nach den Werken der eigentlichen Fachphilosophen bewertet wissen, unter denen immer noch ein tiefgehender Meinungsstreit und ein weitgespannter Gegensatz der Richtungen besteht. Für ihn liegt das Hauptgewicht der Philosophie in ihrer Wissenschaftlichkeit, nämlich in ihrem Anschluß an die das All umspannende Forschung, genau wie dies bei den Griechen der Fall gewesen, deren Philosophie zuvörderst das Erkennen der gegebenen Dinge, den Menschen selbst mit einbegriffen, bezweckte. Eine Eigentümlichkeit dieser wissenschaftlichen Tätigkeit war, daß sie mit dem begrifflichen Erkennen allein ausreichen zu können geglaubt und der mühsamen und einsichtheischenden Beobachtung der Dinge und ihrer Zusammenhänge nicht genügend Rechnung zu tragen verstand. Gleichwohl kann man „kühn behaupten, wie weit das Denken für sich allein reiche, so weit habe das Denken der Griechen gereicht, und was das Denken ohne Hilfe des Experimentes zu ergreifen, was es aus sich selbst zu entwickeln vermöge, das haben schon die Griechen ergriffen und aus ihm entwickelt: nämlich die Form für alle Erfahrung." Erst mit der die Neuzeit eröffnenden freien Forschung, dem Erwerb des heliozentrischen Standpunktes und der dadurch bedingten Umwandlung der bisherigen Weltauffassung, gibt es wieder ein philosophisches Erkennen. Durch Giordano Brunos prophetische Begeisterung für die neue Anschauung der Dinge eingeleitet, erhält diese selbst durch Gulilei, Kepler und Newton ihre theoretisch gesicherte Begründung. Hierdurch kommt Descartes um seine herkömmliche Schätzung als der Begründer der neueren Philosophie: allerdings ist auch ihm der enge Zusammenhang zwischen Philosophie und Forschung maßgebend, aber es ist ihm zugleich um eine Vermittlung von älteren und neueren Einsichten zu tun, was zu einem Gewirr von Widersprüchen führt. Diese zu heben gibt den Anstoß zu Untersuchungen, die der Philosophie ein neues Arbeitsgebiet eröffnen: unsere Erkenntnistätigkeit als solche ihrem Wesen und ihrer Tragweite nach zu prüfen. Hiermit tritt die kritische Philosophie ins Leben, und zwar durch Locke, dessen „Versuch über den menschlichen Verstand" hier eine überaus liebevolle Würdigung erfährt, an die sich gegebenerweise eine eingehende Darlegung der Haupttheoreme von Hume und Kant schließt. „Die Anschauungen der beiden größten kritischen Denker," heißt es im vierten Vortrage, „sind noch nicht geschichtlich geworden; sie gehören noch nicht der Vergangenheit an, leben vielmehr in der Philosophie der Gegenwart fort und bestimmen zwei Denkrichtungen in der Wissenschaft unserer Zeit." Für den Autor gibt es kein solches Entweder — Oder: Hume und Kant sind ihm nicht Gegensätze, sondern jener die Vorstufe zu diesem. Bei Kant, dem durch Newton geschulten Denker, der die positive Wissenschaft durch eigene Forschungen bereicherte und das von Hume erfaßte Erkenntnisproblem endgültig löste, stehen Philosophie und Wissenschaft in dem beiderseits nötigen engen Zusammenhang. Eine Lossagung von Kant, wie sie die nachkantische Spekulation sich erlaubte, bereitete der Philosophie den Zusammenbruch, dem die Forderung einer Rückkehr zu Kant unfehlbar folgen mußte. Damit ist die Verbindung zwischen Philosophie und Wissenschaft gebührend wieder hergestellt, ohne daß Kant zur Dignität des Aristoteles bei den Scholastikern erhoben würde. „Das Werk Kants", heißt es im Schlußvortrag, „ist über ein Jahrhundert alt und die Wissenschaft seither nicht stehen geblieben, und so darf auch die Philosophie nicht bei Kant stehen bleiben". Auch hat sie eine positive Förderung, und zwar abseits der eigentlichen Fachphilosophen, durch die allgemein-wissenschaftlichen Leistungen der großen Naturforscher unserer Zeit erfahren. „Die wissenschaftliche Philosophie der Gegenwart lebt in den Werken von Rob. Mayer, von Herm. Helmholtz und Heinrich Hertz". Den wichtigen Erörterungen des Erstgenannten widmet unser Autor einen ganzen Vortrag, während die Theoreme von Helmholtz und die den „Prinzipien der Mechanik" von Hertz zugrunde liegenden Anschauungen nur beiläufig herangezogen werden, um Sinn und Bedeutung der wissenschaftlichen Philosophie, der Philosophie innerhalb der wissenschaftlichen Forschung, darzulegen.

Außer dieser Aufgabe fällt aber der Philosophie, von altersher, auch die Führerschaft bei den Gemüts- und Willensbeziehungen der Menschenwelt zu, wie sie in der Ethik, der Kunst der Lebensideale, zutage tritt. Der hier gegebene Erziehungsberuf der Philosophie wird an dem Beispiel des Sokrates veranschaulicht; den allbekannten Tatsachen dieses außergewöhnlichen Lebenslaufs wird ein so ergreifend schöner und harmonischer Eindruck abgewonnen, daß auch die mit dem Gegenstand vollauf vertrauten Leser sich ihm freudig hingeben werden. Dem erhabenen Ethiker des Altertums hat die Neuzeit, nach unserm Autor, eigentlich erst Kant an die Seite zu setzen, wiewohl auch Spinoza in seiner Bedeutung für eine gediegene Lebensgestaltung nicht übersehen wird. Bei der Vorführung der ethischen Anschauungen Kants legt es der Autor auf ein besseres Verständnis der dem Buchstaben nach allerdings landläufigen aber in ihrem Wesen nicht gebührend gewürdigten Theoreme desselben an. Das Problem einer veredelten Lebensführung stellt von selbst die Frage nach dem Wert des Lebens, wie sie philosophisch von Schopenhauer aufgegriffen und im Sinne des Pessimismus gelöst worden. Hier bringt der Autor eine Kritik des Pessimismus, schärfer und vernichtender, als sie ihm s. Zt. durch Nietzsche geworden. Dieser selbst, als eine der Philosophie der Gegenwart noch angehörende Größe, erhält schließlich eine beurteilende Charakteristik, die ihren Hauptzügen nach dem auch von uns in diesen Blättern (Jahrgang 13 Nr. 41) eingehend gewürdigten Werk des Autors über Nietzsche entnommen ist.

Helsingfors. Wilh. Bolin.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhansen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 41. Berlin, den 9. Juli 1904. 21. Jahrgang.

Die Aktion

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Zwei Wochen später als der Reichstag ist nun auch der preußische Landtag vertagt worden. Graf Bülow, des Deutschen Reiches Kanzler und Preußens Ministerpräsident, ist nach Norderney abgereist und die übrigen Minister werden ebenfalls bald Berlin den Rücken kehren, um nach den Anstrengungen höfischer Feste und gelegentlicher parlamentarischer Tätigkeit an der See oder im Gebirge Erholung zu suchen. Ueber allen Wipfeln ist Ruh. Nur die Verhandlungen über den Abschluß von Handelsverträgen, insbesondere mit Rußland und Oesterreich-Ungarn, mit der Schweiz und mit Rumänien, werden auch während der Hundstage „unermüdlich" weitergeführt werden, und die offiziöse Presse wird das geringe politische Bedürfnis der Sommerwochen mit mysteriösen Andeutungen über den „Erfolg" dieser handelspolitischen Anstrengungen kümmerlich bestreiten.

Unmittelbar vor der Vertagung spielten sich bei den Beratungen des preußischen Herrenhauses noch zwei höchst charakteristische Szenen ab. Als das Ansiedlungsgesetz, das im Abgeordnetenhaus wegen seiner schweren verfassungsrechtlichen Bedenken wenigstens noch einen Entrüstungssturm unter Zentrumsanhängern, Polen und Freisinnigen hervorgerufen hatte, vor das Forum der preußischen Granden gelangte, hielt man es nicht einmal der Mühe für wert, in eine Diskussion einzutreten. Herr v. Koscielski durfte zwar einen Monolog über die verfehlte preußische Polengesetzgebung im allgemeinen und dieses verfassungswidrige Ausnahmegesetz im besondern halten, aber selbst die Minister hielten es nicht für nötig, sachlich auf seine schweren Anklagen zu antworten, nachdem der Fürst-Präsident des Herrenhauses Angriffe auf die Regierung als der Würde des Hauses nicht entsprechend bezeichnet hatte. Ohne Debatte erhielt das Ansiedlungsgesetz das Placet der Feudalherren. Noch brutaler war deren Verhalten bei Beratung der Novelle zum Fleischbeschaugesetz. Dieselben Junker, die unter dem Vorwand hygienischer Fürsorge seit Jahren im Reich die Einfuhr von Schlachtvieh und Fleisch durch Sperrung der Grenzen erschwert und teilweise verhindert haben, glaubten jetzt nicht einmal nötig zu haben, auf die lebhaften Klagen der Oberbürgermeister von Cöln, Hildesheim, Breslau, Halberstadt und Berlin zu antworten, die mit guten Gründen die konservative Initiativvorlage zugunsten der Freizügigkeit und Unkontrollierbarkeit des vom Lande kommenden Fleisches bekämpften. Die städtische Schlachthauskontrolle für dieses Fleisch soll aufhören, obwohl sie auf Grund des seitherigen Fleischbeschaugesetzes den Städten gewährleistet ist und ihre Erschwerung oder gar Verhinderung einen Rückfall in die sanitären Zustände vor 1881 bedeutet. Daß mit den Vertretern der Städte Männer wie Professor Schmoller, Generaloberst Häseler und Reichsbankpräsident Koch stimmten, vermochte nicht den Triumph agrarischer Reaktion abzuschwächen. Auch die Regierung, deren Vertreter man wegen der überhasteten Eile der Beratungen nicht einmal zu der Kommissionssitzung eingeladen hatte, schwieg sich über ihre Stellungnahme zu diesem Sturmlauf der Junker gegen die städtischen Interessen aus. So erzielte man einen „einmütig" angenommenen Gesetzesvorschlag des Landtags, dem die preußische Regierung ebensowenig wie all den andern agrarischen Wünschen ihre Zustimmung versagen wird. Und die preußische Junkermehrheit setzte an das Ende ihrer parlamentarischen Tätigkeit noch einen ragenden Markstein ihrer Allmacht.

Während die Vertagung des preußischen Abgeordnetenhauses nur unerfreuliche Ausblicke auf die zunehmende Macht und den wachsenden Uebermut der konservativ-klerikalen Reaktion zuläßt und die Hoffnung auf eine gründliche Reform des Wahlrechts immer weiter zurücktritt, sind gerade in Süddeutschland lebhafte Bestrebungen zu moderner Ausgestaltung des Landtagswahlrechts im Gange. In Bayern hat zwar eben erst die Kammer der Reichsräte die Wahlrechtsvorlage verworfen. Aber die bayerischen Liberalen haben unmittelbar darauf einen neuen Wahlrechtsantrag in der Abgeordnetenkammer eingebracht, der eine anderweitige Lösung der Frage versucht. Der liberale Antrag will nämlich die Proportionalwahl einführen. Dieser an sich sehr gesunde Vorschlag, der die Vertretung der Parteien in ihrer wahren Stärke garantieren würde, ist indessen mit einer Reihe reaktionärer Kautelen beschwert, die aus wahltaktischen Erwägungen zwar begreiflich, für den entschiedenen Liberalismus aber kaum annehmbar sind. Dem Antragsteller Hammerschmidt und seinen nationalliberalen Parteifreunden mußte es allerdings in erster Linie weniger auf Durchführbarkeit ihres Vorschlags als darauf ankommen, die fatale Verantwortung für das Scheitern der früheren Vorlage von sich abzuwälzen und den bayerischen Liberalismus als aufrichtigen Freund eines modernen Wahlrechts hinzustellen. Dazu ist dieser neue Antrag, vorausgesetzt daß er von den Wählern und den gegnerischen Parteien ernst genommen wird, allerdings vorzüglich geeignet. Denn wenn nach ihm gewählt würde, so müßte das Zentrum eine Reihe Mandate an seine jetzigen Kartellfreunde, die Sozialdemokraten abgeben, die wahrscheinlich an die zweite Stelle kämen. Ob dann der Nationalliberalismus an dritter oder vierter Stelle stehen würde, ist schwer zu sagen. Sicher wäre nur, daß die Liberalen, die jetzt so aufrichtigen Wahlreformeifer zur Schau tragen, erhebliche Mandatsverluste haben würden; und deshalb glaubt niemand recht an den Ernst ihrer Aktion. Die Sozialdemokraten haben auf ihrem eben abgehaltenen bayerischen Parteitag verkündet, daß sie ihre Wahltaktik unter allen Umständen so einrichten würden, „daß eine sichere Zweidrittelmehrheit für die Wahlreform aus den

Digitized by Google

Wahlen hervorgeht". Natürlich kann ein Wahlkartell zwischen Zentrum und Sozialdemokraten, auf das v. Vollmar unter dem Beifall des Parteitags anspielte, nur auf Kosten des Liberalismus geschlossen werden; und eben so natürlich ist es, daß die bayerischen Liberalen sich alle Mühe geben, einen solchen unnatürlichen Pakt für die kommenden Wahlen unmöglich zu machen. Ob aber die Einbringung ihres neuen Wahlreformantrages genügt, um die Roten von den Schwarzen zu trennen und mit den Liberalen zu einem Wahlkartell zu vereinigen, ist noch die Frage.

In Württemberg geht die Bewegung gegen die Kammer der Standesherren weiter und ergreift immer breitere Volksschichten.

In Baden hat sich die erste Kammer ebenfalls gegen die Verfassungsnovelle in der Form der zweiten Kammer ausgesprochen. Ausschlaggebend war dabei für die Standesherren, daß sie im Budgetrecht nicht mit der zweiten Kammer völlig gleichgestellt werden sollten; aus der Diskussion ergab sich aber auch, daß fast alle badischen Privilegierten die Forderung des direkten Wahlrechts unter Fortlassung reaktionärer Kautelen „nicht für nötig und nicht für wünschenswert" hielten. Ob es schließlich noch zu einer Einigung zwischen den Wünschen der ersten und der zweiten Kammer etwa auf Grund eines neuen Entwurfs kommen wird, müssen die weiteren Verhandlungen ergeben.

In Hessen-Darmstadt hat unter lebhafter Unterstützung der Staatsregierung die Zweite hessische Kammer Beschlüsse über eine Verfassungs- und Wahlrechtsreform gefaßt, die zwar auch noch zahlreiche Angriffspunkte für freiheitliche Kritik bieten, im großen ganzen aber höchst erfreulich sind, weil sie das Prinzip der direkten, geheimen Wahl unverkürzt zum Ausdruck bringen. Und zwar haben sich 44 Stimmen für und nur 4 Stimmen gegen die Einführung der direkten Landtagswahl ausgesprochen. Daß unter den schärfsten Gegnern der bekannte nationalliberale Abgeordnete Freiherr v. Heyl sich befand, sei nur nebenher erwähnt! Wichtiger ist die Tatsache, daß die hessische Staatsregierung und insbesondere Staatsminister Rothe alles aufgeboten hat, um die Zweifler von der Notwendigkeit der Einführung des direkten Wahlrechts zu überzeugen. Gewiß wird die Regierung nun ebenso wie ihr „roter Großherzog", der sich übrigens auch bei dieser Aktion bedenklicher Hinneigung zu den Forderungen der Vernunft und der Gerechtigkeit schuldig gemacht haben soll, bei allen Scharfmachern Deutschlands in Verruf kommen. Freiherr v. Heyl und seine Freunde haben sogar ihrer Regierung bereits mit preußischer Ungnade gedroht! Daß die Regierung trotzdem festgeblieben ist und in der Zweiten Kammer eine so überwältigende Mehrheit für die überaus volkstümliche Forderung des direkten Wahlrechts gefunden hat, ist nur umso erfreulicher. Nun wird die Erste Kammer, wenn sie über die Beschlüsse der Zweiten zu befinden haben wird, sich doppelt überlegen müssen, ob sie dem vereinten Willen der Bevölkerung, der Zweiten Kammer und der Regierung Widerstand leisten darf.

Die nationalliberalen Jugendvereine sollen, wie die „Kölnische Zeitung" mitteilt, „ihre Haltung zum Schulantrag geändert" haben. Wenn diese Nachricht, wie bei den engen Beziehungen der Cölner Jungliberalen zu dem nationalliberalen Blatt am Rhein vermutet werden darf, der Wahrheit entspricht, dann wird wohl auch der inzwischen „endgültig" auf den 3. und 4. September nach Leipzig einberufene Vertretertag aller nationalliberalen Jugendvereine ausgehn wie das Hornberger Schießen. Unter solchen Umständen kann man es dem entschiedenen Liberalismus nicht verdenken, wenn er allmählich statt der früheren freundschaftlichen Gefühle nur noch Spott und Hohn für die Jungliberalen übrig hat, und Betrachtungen über diese einst vielversprechende Bewegung anstellt, die die Münchener „Freistatt" artig in einen Vergleich mit dem „jungliberalen Teufelchen" einkleidet:

„Es liegt ein tiefer Sinn im kindischen Spiel. Da ist z. B. der sterbende Teufel. Oberflächlich betrachtet: ein läppisches Kinderspielzeug aus Gummi. Aber seht Euch das Ding nur einmal ein wenig genauer an, und Ihr werdet erkennen, daß es nicht nur elastisch, sondern auch symbolisch ist. Irgend jemand bläst mit starker Lunge hinein. Gleich bläht es sich auf zu einem kleinen Ungetüm. Ein richtiges radikales Teufelchen mit einem dicken Bauch und einem mordslangen roten Schwanz. Kleine Kinder weinen, wenn sie es ansehen. Und nun merkt auf, wie das Spiel weitergeht: Gleich wird das kleine Scheusal zu reden beginnen. Doch nein: Reden ist gar kein Ausdruck: es schreit, es brüllt, es schmettert. Ein Ton voll verhaltener Wut und dröhnender Anklage. Der arme Teufel protestiert. Er protestiert gegen Gott und die Welt, gegen Kompromißtäter und Prinzipienreiter, gegen die Schwarzen und die Roten. Er protestiert, daß man seine Großmutter für nicht jugendlich und ihn selbst für aufgeblasen hält. Aber er protestiert nicht lange. Die Luft geht ihm aus. Schon läßt er müde das Köpfchen sinken und fällt zusammen; leiser, immer leiser wird sein Protest. Aber noch im Aufhören protestiert er, daß er nicht mehr protestiert. ‚Warte nur, bis ich wieder einmal aufgeblasen werde,' haucht er. ‚Mein Protest ist aufgeschoben, nicht aufgehoben' sind seine letzten Worte. Dann liegt er da, — ein Häufchen Gummi. Die Kinder lachen. Die Großen aber sagen: ‚so geht es einem, wenn man elastisch ist und nichts im Leib hat, als Wind'."

Die Enquete des preußischen Handelsministers Möller über die Stillegung der Zechen im Ruhrrevier, die unmittelbar vor Schluß des Landtages noch eine Denkschrift gezeitigt hat, darf vielleicht den zweifelhaften Ruhm in Anspruch nehmen, unter allen ähnlichen amtlichen Erhebungen die einseitigste und unbefriedigendste zu sein. Die geschädigten Gemeinden und die Vertreter der arbeitslos gewordenen Arbeitermassen sind überhaupt nicht gehört, nur die Syndikatsvertreter sind zur Meinungsäußerung zugelassen worden! Von einem Widerstreit der Urteile ist dabei natürlich keine Rede gewesen: die Syndikatsherren waren ganz einig in der Leugnung der volkswirtschaftlichen Gefahren ihres Vorgehens, sie gaben sogar mit anerkennenswerter Offenheit die Möglichkeit fernerer Verkäufe und Stillegung von Gruben zu. Aber dadurch werde höchstens einigen wenigen Gemeinden „erheblicher Schaden" zugefügt und Arbeiter würden nur in relativ geringer Zahl betroffen. Diese offenkundige Ableugnung ziffernmäßig festgestellter Schäden, die schon seit Monaten in allen Zechenzeitungen des Ruhrreviers eifrig betrieben wird, wird jetzt in der autoritativen Form einer amtlichen Denkschrift der gesetzgebenden Körperschaft Preußens als Grundlage weiterer Entschließungen oder vielmehr als Begründung weiterer Untätigkeit unterbreitet! Und die Erregung der öffentlichen Meinung wird durch sie gesteigert. Denn nun ist kaum noch ein Zweifel daran möglich, daß der preußische Handelsminister gegen die Kohlenherren nicht vorgehen will, daß er vielmehr entschlossen ist, dem Syndikatsunwesen freie Hand zu lassen.

In Dänemark ist ein staatlicher Darlehnsfonds zur Unterstützung sozialer und humaner Bestrebungen in Höhe von 30 Millionen Kronen gestiftet worden, der vom Finanzministerium verwaltet werden und Darlehen nach bestimmten, gesetzlich geregelten Grundsätzen ermöglichen soll. Die Stiftung ist bezeichnend für die sozial fortgeschrittene Gesamtrichtung des dänischen Staatswesens. Man braucht nur einmal die Frage aufzuwerfen, wie sich das preußische Junkerparlament, das seine soziale Sterilität auch in der abgelaufenen Winterkampagne wieder genugsam erwiesen hat, zu einem ähnlichen Antrag stellen würde, und man wird erkennen, wie grundlos wir uns rühmen, an der Spitze der Sozialreform zu marschieren.

Die Spaltung im Liberal Union Club, jener unionistischen Organisation, die einst als liberales Gegengewicht gegen die Home-Rule-Bewegung gegründet war, lenkt aufs neue die allgemeine Beachtung auf die Zähigkeit und Zielsicherheit der Chamberlainschen Agitationstätigkeit. Sie richtete sich zwar in den letzten Monaten nicht mehr an die Massen, ging aber im Stillen desto energischer gegen die Freihändler innerhalb des liberal-unionistischen Flügels vor. Nachdem vor

Digitized by Google

Monaten bereits das Liberal Unionist Council durch den Austritt des Herzogs von Devonshire und seiner nächsten Freunde seine freihändlerischen Hauptmatadore verloren hatte, traten jetzt auch aus dem Liberal Union Club die namhaftesten Gegner der Chamberlainschen Bestrebungen, angesehene Parlamentarier und Professoren, aus, weil sie die von der Mehrheit des Klubs gewünschte Entsendung von Vertretern in die Zentralorganisation, das Liberal Unionist Council, nicht mehr mitverantworten wollten. Sie gründeten alsbald einen neuen „Unionistischen freihandelsklub", der die parteipolitischen Unterschiede zugunsten entschiedener Betonung freihändlerischer Gesichtspunkte aufgeben will. Ob diese Bestrebungen erhebliche Erfolge zeitigen werden, läßt sich heute noch nicht absehn. Sicher ist nur, daß der Zersetzungsprozeß, der durch das Chamberlainsche Vorgehn in die englischen Mehrheitsparteien getragen wird, unaufhaltsam fortschreitet, obwohl der Protektionismus in England in letzter Zeit manche Niederlagen zu verzeichnen hatte.

Auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatz scheint die eingetretene Regenperiode alle größeren Aktionen der feindlichen Mächte zu verhindern. Eingehende Schilderungen der Folgen des unaufhörlich niederströmenden Regens erinnern daran, daß sich die Schrecknisse des modernen Krieges nicht nur im Kanonendonner und Schlachtengetöse enthüllen.

* * *

Der neue Bauernkrieg.

Walter Asmis ist der Sohn eines Landmannes, und vor einigen Monaten in Berlin zum Doktor promoviert worden. Gebürtig aus einem vorpommerschen Dorfe, ist er von Jugend auf mit der Landwirtschaft vertraut, hat praktisch in ihr gearbeitet, um dann auf der landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin zu studieren und mit dem Doktorexamen seinen Bildungsgang abzuschließen.

Seine Doktorarbeit führt den Titel „Umfang und Entwicklung der inneren Kolonisation in Pommern in den Jahren 1875—1902 und die Gestaltung der landwirtschaftlichen Verhältnisse in den Kolonien". Nach der ganzen Vorbildung des Verfassers und nach ihrem Charakter als rein wissenschaftliche, über den Streit der Meinungen hinaus gehobene Untersuchung darf die Arbeit nachdrückliches Interesse beanspruchen.

Obwohl zweifellos die Absicht des Verfassers keineswegs dahin gegangen ist, mit seiner Schrift, die nicht einmal im Buchhandel erschienen ist, in den großen wirtschaftspolitischen Kampf der Zeit einzugreifen, wirft sie doch ein Licht auf das Kampffeld, das in erfreulicher Deutlichkeit die Schlachtreihen, ihre Stärke und ihre Kampfgründe erkennen läßt. Es ist das Kampffeld des neuen Bauernkrieges, eines Krieges des aufstrebenden, nach wirtschaftlicher und persönlicher Entfaltung ringenden unbemittelten Bauern und Landarbeiters gegenüber althergebrachtem Besitz, Ansehen und Macht des Großgrundherrn, eines Krieges, der heute nicht mehr ausgefochten wird mit Feuerschlangen, Sense und Dreschflegel, sondern mit eisernem Fleiß, mit Genügsamkeit und Beharrlichkeit und einer Selbstüberwindung, die größeren Erfolges würdig wäre.

Ein Rückblick des Verfassers auf die Wirtschaftsgeschichte Pommerns zeigt als Ergebnis jahrhundertelanger Entwicklung, daß ein sehr großer, wohl der größere Teil des früher von Bauern bewirtschafteten Landes den Großbetrieben anheimgefallen ist, während „die vertriebenen oder ausgekauften Bauern zu Kossäthen oder — und zwar der Mehrzahl nach — zu besitzlosen Tagelöhnern herabgesunken" sind. „Ungemessene Frohndienste" der Bauern und „ständiger Gesindedienst" der Bauernkinder ließen schon vor dem 30jährigen Kriege die Zahl und den Wohlstand der Bauern rapide herabsinken. Die Verwüstungen der großen Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts zwangen den Bauern in immer stärkere Abhängigkeit vom Gutsherrn, und „infolge des Druckes, unter dem die große Masse der gutsuntertänigen Bauern zu leiden hatte, sank die ganze Klasse der einst freien Bauern wirtschaftlich, moralisch und geistig völlig herab". Nur vorübergehend vermochten Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. in den preußischen Teilen Pommerns mit einem großen Aufwand von Energie, eine weitere Verminderung der Bauernstellen gegenüber den Gelüsten der Gutsherren zu verhindern. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts fand dann als Folge der unvollkommenen Agrargesetzgebung zu Anfang des 19. Jahrhunderts eine erneute Auffaugung von Bauernland durch die Großbetriebe statt.

Die Ursache für das weiter andauernde Auffaugen von Bauernland im 19. Jahrhundert sieht der Verfasser in der wirtschaftlichen Ueberlegenheit des Großbetriebes.

„Sie bestand so lange, als es Hauptaufgabe der örtlichen Landwirtschaft war, große Massen Brotgetreide für den Markt zu produzieren, als die technischen Fortschritte der Landwirtschaft dem durch jahrhundertelange Bedrückung geistig unregsam gewordenen Bauernstande nur unvollkommen und langsam zugänglich, die Arbeitsverhältnisse für den Großbetrieb günstig waren. Sobald sich jedoch diese Verhältnisse änderten, sobald durch die Einfuhr von im Auslande billiger erzeugtem Getreide die heimische Landwirtschaft sich anderen Wirtschaftszweigen, speziell der Viehzucht, in erhöhtem Maße zuwandte, sobald es der deutsche Bauer lernte, sich die in die Praxis umgewandelten Forschungen der Wissenschaft bis zu einem gewissen Grade zu eigen zu machen, sobald infolge der ungünstigen Landarbeiterverhältnisse und der Notwendigkeit, jeden einzelnen Betriebszweig möglichst individuell zu behandeln, die familienhafte Arbeitsverteilung der Bauernwirtschaft die menschliche Arbeit hier billiger gestaltete als die Lohnarbeit auf großen Gütern, schwand das Uebergewicht des Großbetriebes, der Bauernbetrieb zeigte sich nun dem Rittergut in wirtschaftlicher Hinsicht gewachsen, zum Teil sogar überlegen."

Diese neuzeitliche Wirtschaftsentwicklung Deutschlands hat zur Folge gehabt, daß der Auffaugungsprozeß in Pommern durch die Rittergüter seit den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts zum Stillstand kam und das letzte Jahrzehnt mehr und mehr in sein Gegenteil, den Auskauf der Rittergüter durch Bauern, umgeschlagen ist. In Pommern, wo ein Uebermaß an Großbetrieben vorhanden ist, und die kleinen Wirtschaften nur geringe Ausdehnung besitzen, hat sich natürlicherweise die neuzeitliche Bewegung in besonders starkem Maße geltend gemacht. Wenn auch in geringem Grade die Regierung durch Parzellierung einiger Domänen in Neuvorpommern die Bildung bäuerlicher Wirtschaften bereits früher angebahnt hat, so hat die freihändige Aufteilung von Privatgütern in Pommern doch erst während der achtziger und vor allem während der neunziger Jahre, der Handelsvertragsjahre, einen beträchtlichen Umfang angenommen.

Den Hauptinhalt der Asmisschen Abhandlung bildet eine Zusammenstellung aller seit dem Jahre 1875 in Pommern aufgeteilten Güter. Diese Tabelle stützt sich im wesentlichen auf eine vom Verfasser angestellte Rundfrage bei den einzelnen Kreisbehörden, die durch Erkundigung bei den betreffenden Ortsbehörden sowie auf einer mehrwöchigen Studienreise in annähernd vierzig Kolonien der verschiedensten Gegenden Pommerns ergänzt worden ist. Die Aufnahmen sind zum Teil

Digitized by Google

durch die Gendarmen der königlichen Landratsämter an Ort und Stelle gemacht worden. Ferner sind die Akten der Landbank zum Vergleich herangezogen worden, während für die Rentengutsgruppierungen eine Kontrolle durch die amtliche Statistik möglich wurde.

Die Tabelle, die ihres Umfanges wegen nicht abgedruckt werden kann, ist von größtem politischen Interesse. Sie ergibt, daß seit dem Jahre 1875 in der Provinz Pommern im ganzen 149 Güter mit einer Gesamtfläche von rund 85 000 Hektar zur Aufteilung gelangt sind. Hiervon entfallen 29 000 Hektar auf die bei der Parzellierung verbliebenen Restgüter, sodaß insgesamt 56 000 Hektar auf dem Wege der Parzellierung von Großbetrieben in Wirtschaften von kleinstem, kleinem und mittlerem Umfang übergegangen sind. Diese Fläche bedeutet für die Großbetriebe gegenüber dem Stande vom Jahre 1882 einen Verlust von 4,92 Prozent der landwirtschaftlich benutzten Fläche, für die Kleinbetriebe aber einen Gewinn um 6,64 Prozent.

Während der siebziger und achtziger Jahre beschränkt sich die Parzellierung noch auf einige vereinzelte Güter, bis gegen Ende der achtziger Jahre eine geringe Zunahme eintritt. In den neunziger Jahren erfolgt ein starkes Anschwellen der Parzellierungsbewegung, die ihren Höhepunkt in den Jahren 1896 und 1897 erreicht. 1898 tritt wieder ein allerdings nur kleiner Rückgang ein. Asmis glaubt, daß auf einen weiteren Rückgang im Umfang der Parzellierungen für die nächste Zeit kaum zu rechnen sein dürfte, und zwar so lange nicht, als die großen Güter von 2000, 3000 und 4000 Morgen und darüber sehr schlechte oder gar keine Erträge bringen und so lange gutes Ansiedelungsmaterial vorhanden ist, sodaß der Kleinbetrieb eine bessere Verwertung des Grund und Bodens ermöglicht, als sie in den schlechtstehenden, kapitalschwachen Großbetrieben erzielt werden würde. Die letzteren finden nur sehr schwer Käufer, und die einzige Möglichkeit für eine vorteilhafte Verwertung des Grund und Bodens dieser auf absteigender Bahn befindlichen Güter bleibt die Parzellierung.

Eine Betrachtung von Zahl und Größe der neugebildeten Wirtschaften zeigt, daß an die Stelle der 149 aufgeteilten Güter 2889 Wirtschaften getreten sind, das ist eine Vermehrung der landwirtschaftlichen Betriebe der Provinz um 2740 meist unabhängige Besitzungen. Hiervon entfallen auf die Größenklasse unter fünf Hektar, die als Arbeiter- und Büdnerstellen bezeichnet werden, 386, auf diejenige von 5—25 Hektar 2024 und auf die von 25—100 Hektar 371 Betriebe.

Diese Zahlen beweisen, daß gerade die Nachfrage nach kleinbäuerlichen Stellen und zwar nach solchen, die auch strebsamen Arbeitern zugänglich sind, in Pommern eine besonders große ist. Ferner zeigen diese Zahlen aber auch, so schreibt Asmis wörtlich:

„daß bei der heutigen Lage der Landwirtschaft, speziell den hohen Arbeitslöhnen, solche Wirtschaften am besten den Bedürfnissen der inneren Kolonisation entsprechen, in denen eine Familie ohne fremde Arbeitskräfte nur mit den eigenen Kindern alle Arbeiten verrichten kann."

Das eigentliche Kolonisationsgebiet der Provinz ist das sogenannte Hinterpommern, und ganz speziell der Regierungsbezirk Köslin. Der Kreis Kolberg-Köslin steht in der Güterparzellierung obenan.

„Schon äußerlich", schreibt Asmis, „bietet der südwestliche Teil des Kreises, in dem Kolonie neben Kolonie liegt, mit seinen überall verstreuten Einzelhöfen oder Gehöftgruppen und den kleinen Ackerparzellen ein ganz anderes Bild, als die sonst für den Hauptteil Hinterpommerns charakteristischen weiten Flächen mit den fern von einander liegenden Gutshöfen oder Bauerndörfern."

Die Kolonien sind fast ausnahmslos lebensfähige Besitzungen, die eine gedeihliche Entwicklung vor sich haben. Asmis schließt seine statistische Untersuchung, indem er die einzelnen Kreise Revue passieren läßt, mit der Hoffnung, daß „die mit der neueren Aufteilung erzielten guten Erfolge hoffentlich dazu beitragen werden, die Bildung bäuerlicher Stellen auch in Neu-Vorpommern (wie im übrigen Pommern) in ein schnelleres Tempo zu bringen".

Die Käufer der parzellierten Grundstücke stammen in der Regel aus der allernächsten Umgebung des aufgeteilten Gutes, wo sie früher als Pächter oder als Tagelöhner saßen. Die meisten Käufer der kleinen Wirtschaften sind frühere Tagelöhner, Deputatisten, Knechte, Büdner und Handwerker, die vielleicht ein paar hundert Mark von ihren Eltern geerbt und die dann noch zur Uebernahme fehlende Summe sich selber gespart haben, sodaß sie ein Vermögen von etwa 1000, 2000 oder 3000 Mark besitzen.

Die Erwerber der größeren Bauernwirtschaften rekrutieren sich aus früheren Büdnern, Bauernsöhnen oder älteren Bauern mit erwachsenen Kindern. „Durchgehends kann man", schreibt Asmis, „beobachten, daß sich die Leute auf aufsteigender Bahn befinden". Fast ohne Ausnahme hat jeder der von Asmis befragten Bauern früher auf einer sozial tieferen Stufe gestanden. Vor allem zeichnen sich die Besitzer der mittleren Stellen, die alle nötigen Arbeiten mit ihrer Familie selbst verrichten, durch ein erstaunliches Maß von Energie und Arbeitskraft aus. Es sind, alles nach des Verfassers Worten:

„Vorwiegend jung verheiratete Leute, die, getrieben von lebhaftem Unabhängigkeitsdrang, keine Mühe und Entbehrung scheuen, um sich durch die ersten schweren Jahre hindurch zu arbeiten zu einem gesicherten, selbständigen Besitz der eigenen Scholle."

Zwar müssen die meisten Ansiedler selber zugeben, daß sie früher als Arbeiter oder in welcher Stellung sie sonst gewesen sind, weit weniger schwer haben arbeiten brauchen und besser gelebt haben, als während der ersten Jahre nach Uebernahme einer neuen Wirtschaft, aber die Hoffnung auf ihre oder ihrer Kinder Unabhängigkeit läßt sie mit zäher Energie ausharren in allen Schwierigkeiten. Alles wirkt dahin, daß die meisten Kolonien in moralischer, wirtschaftlicher, wie auch in politischer Hinsicht ausschließlich wertvolle Elemente aufweisen.

Was nun die Art der Wirtschaft betrifft, so beruht ihr Schwerpunkt bei den kleinen Kolonisten in der Viehhaltung. Der Acker dient neben der Erzeugung der für die Familie nötigen Brot-, Korn- und Kartoffelmengen überwiegend der Futtergewinnung. Getreide bringen die kleinen Wirtschaften — etwa 5—10 Hektar-Größe — fast garnicht zum Verkauf. In schlechten Erntejahren kaufen sie sogar selbst häufig Korn, um für ihr Vieh genügend Futter zu haben.

Was Asmis nach diesen Ausführungen über die Getreidepreise sagt — er ist offenbar Anhänger der Kornzölle — ist durch seinen negativen Inhalt so wertvoll, daß wir es gleichfalls in Anführungsstriche setzen möchten.

„Doch wäre es verkehrt, daraus etwa schließen zu wollen, daß die Mehrzahl der Kolonisten ein Interesse an niedrigen Getreidepreisen hätte, denn es sind immerhin nur die kleinen, der Zahl nach geringen Betriebe, die eventuell selber Korn kaufen. Ferner würde ein gar zu niedriger Getreidepreis auch stets ein Sinken der Viehpreise nach sich ziehen, wodurch die Ausnutzung des selbst produzierten Getreides auch in diesen kleinen Wirtschaften eine zu schlechte sein würde."

Daß es nur die kleinen Betriebe sind, die von den hohen Getreidepreisen Nachteil haben, scheint uns ein wesentlicher Grund zu sein, um die Getreidepreise nicht durch Zölle künstlich zu erhöhen. Und wenn ein gar zu niedriger Getreidepreis auch die kleinen Wirtschaften trifft, so kann man dem selbstverständlich zustimmen. Niedrig und gar zu niedrig ist eben ein Unterschied, und im übrigen beweist Asmis durch seinen Satz nur, daß die futterkornbauenden Wirtschaften das selbst produzierte Getreide in der eigenen Wirtschaft besser und billiger ausnutzen können, als die getreidebauenden größeren Betriebe.

Was sonst die Wirtschaftsweise anbetrifft, so bedauert Asmis, daß in den durch Privatparzellierungen geschaffenen

Kolonien bisher so wenig für die Belehrung der Ansiedler geschehen ist.

Der Viehstand zeigt, mit Ausnahme der Schafe, ein geradezu erstaunliches Anwachsen in den Koloniegebieten. Die Anzahl des Rindviehs hat sich in allen Fällen mindestens verdoppelt, in einigen sogar mehr als vervierfacht. Dagegen sind an Stelle der großen Schafherden der Güter in den Kolonien nur verhältnismäßig wenig Schafe übrig geblieben, die zum Teil auf die verbliebenen Restgüter entfallen, oder aber sich auf die kleinen Wirtschaften verteilen, sodaß jeder Besitzer vielleicht noch ein oder zwei Tiere hält.

Eine Vermehrung der ländlichen Arbeiterschaft, insbesondere der auf Jahresfrist kontraktlich gebundenen Knechte, Mägde und Tagelöhner, die heute noch die Hauptmasse der ländlichen Arbeiterbevölkerung in Pommern darstellen, ist als Folge der Parzellierungen nicht zu erwarten, da die Kinder der Kolonisten keine Lust haben, Gesindedienste zu tun oder gar Landarbeiter zu werden. Trotzdem erblickt Asmis in der Kolonisierung eine indirekte Besserung der Arbeitsverhältnisse, weil den einmal vorhandenen Landarbeitern die Möglichkeit des Erwerbs einer eigenen Wirtschaft als erstrebenswertes und erreichbares Ziel vor Augen gesetzt ist, und schon durch diese Aussicht dem Zuge vom Lande in die Stadt bis zu einem gewissen Grade Einhalt getan wird, da, wie Asmis hervorhebt, gerade der Freiheitssinn und Unabhängigkeitsdrang der Bevölkerung, der bisher keine Aussicht auf Befriedigung hatte, das Hauptmotiv für die Landflucht bildet. Ferner ergibt sich eine Besserung für die großen Güter auch daraus, daß die Nachfrage nach Lohnarbeitern durch Begründung von Familienwirtschaften vermindert wird.

Mit Absicht sind wir bei unseren Ausführungen den Asmisschen Untersuchungen auf das engste, teilweise wörtlich, gefolgt. Wir müssen auch jetzt fürchten, durch jeden weiteren Kommentar die Wirkung der Asmisschen Schrift abzuschwächen. Sie bildet geradezu einen Ariadnefaden in dem Labyrinth unserer Agrar-, Verkehrs- und Polenpolitik.

Hjalmar Schacht.

„Das Unterrichtswesen im Deutschen Reich".

Der von Pädagogen und Staatsmännern oft ausgesprochene Gedanke, daß der Erzieher der Jugend die Zukunft seines Vaterlandes in der Hand halte, hat in den letzten Jahrzehnten eine ungewöhnliche Verbreitung und Ueberzeugungskraft in allen Kreisen und Schichten der Bevölkerung der modernen Kulturstaaten gewonnen. Man beginnt einzusehen, daß der auf dem Weltmarkte in Handel und Industrie entbrannte Kampf in letzter Linie nicht so sehr durch Entfaltung kriegerischer Machtmittel als durch die Geschicklichkeit, Ausdauer und den Bildungsgrad der konkurrierenden Nationen entschieden wird. Es bricht sich die Ueberzeugung Bahn, daß im zwanzigsten Jahrhundert über den Sieg der Völker auf dem Erdball nicht so sehr das Kaliber ihrer Geschütze und das Modell ihrer Repetiergewehre, als das Kaliber ihrer Weltanschauungen und das Modell ihrer sittlichen Grundsätze entscheiden wird.

Man hatte sich daran gewöhnt, den Reichtum einer Nation nach den Bodenschätzen ihres Landes und den Werken und Anlagen zu beurteilen, welche menschliche Arbeit im Laufe der vergangenen Jahrzehnte und Jahrhunderte geschaffen hat, man maß ihre Bedeutung nach der Ausdehnung ihrer Kohlenlager und fruchtbaren Niederungen, nach der Zahl und Größe ihrer Festungen, ihrer Fabriken, Eisenbahnen und Seeschiffe — im neuen Jahrhundert wird man wahrscheinlich mit immer größerer Bestimmtheit erkennen, daß alle diese toten Schätze zwar einen wertvollen, tatsächlichen Besitz bedeuten, daß sie aber nicht eigentlich die Quelle alles Besitzes, die Grundlage für seine Behauptung und Vermehrung sind, daß der wahre lebendige und unerschöpfliche Urquell alles Reichtums und aller Macht einer Nation, der Hort ihrer Größe und ihres Ruhmes allein ihre Kinder sein können, daß auf der heranwachsenden Generation alle die Hoffnungen ruhen müssen, die uns mit der Zukunft unseres Vaterlandes verknüpfen. Selbst der kalt berechnende Geschäftsmann wird vielleicht allmählich zu der wirtschaftspolitischen Ueberzeugung durchdringen, daß kein Boden so ertragreich, kein Bergwerk so ergiebig, kein Geschäftsunternehmen so rentabel ist wie der sachkundig, freigebig und mit Liebe betriebene Anbau und Ausbau der Seelen unserer Kinder.

Die politische und wirtschaftliche Macht, die das deutsche Volk in dem letzten halben Jahrhundert erkämpft und erarbeitet hat, legt uns die ernste Pflicht auf, diese bevorzugte Stellung unseres Vaterlandes im Rate der Völker zu behaupten und zu einer immer höheren auszubauen, unseren Kindern nicht bloß ruhmreiche Erinnerungen und Traditionen sondern auch die Kraft zu hinterlassen, diese Traditionen im Wettbewerb mit den führenden Nationen der Welt mit Kraft und Weisheit zu verwirklichen.

Die Fabrik, in der die geistigen Waffen und Werkzeuge für unsere Kinder in den großen Kämpfen des zwanzigsten Jahrhunderts geschmiedet werden, ist die deutsche Schule, von der bescheidensten Dorfschule an bis zu den Akademien, Universitäten und technischen Hochschulen.

Die Weltausstellung in St. Louis bietet den Besuchern im Palace of Education reiche Gelegenheit, die geistige Armatur der Kulturvölker zu vergleichen und in ihrem Werte abzuwägen, und es läßt sich schon heute behaupten, was auch von sachkundigen Ausländern anerkannt wird, daß die Unterrichtsausstellung des Deutschen Reiches unter den Veranstaltungen der anderen Kulturvölker eine hervorragende, wenn nicht die erste Stelle einnimmt.

Das Verdienst der Auswahl und Gruppierung der das Unterrichtswesen umfassenden Abteilung gebührt dem Geheimen Ober-Regierungsrat Dr. Schmidt im preußischen Kultusministerium. Eine kritische Beurteilung dieses reichen Anschauungsmaterials für deutsche Erziehungsarbeit wird allerdings nur der geben können, welcher die unübersehbare Fülle von Einzelobjekten an Ort und Stelle mit den besten Leistungen des Auslandes verglichen hat, und eine solche Würdigung wird naturgemäß kaum vor Monaten erfolgen können; heute möge es gestattet sein, auf ein hochbedeutsames Einzelobjekt der deutschen Unterrichtsausstellung näher einzugehen.

Es ist dieses das dem Deutschen Kaiser gewidmete, auf Anregung und mit Unterstützung des preußischen Kultusministeriums von Professor Dr. Lexis in Göttingen herausgegebene Werk „Das Unterrichtswesen im Deutschen Reich" *). Dieses aus Anlaß der Weltausstellung unter Mitwirkung einer großen Anzahl von Gelehrten und Fachmännern geschaffene Sammelwerk gibt in einer Fülle von Einzeldarstellungen unter Beifügung von hunderten von statistischen Tafeln in prägnanter Kürze ein nahezu vollständiges Bild von der geschichtlichen Entwicklung und dem augenblicklichen Zustande aller Zweige des deutschen Unterrichtswesens. Das Buch bildet in seiner Vollständigkeit und Gründlichkeit ein imposantes Denkmal deutscher Geistesarbeit, wie es zurzeit noch keine andere Nation in gleicher Vollkommenheit aufweisen kann, und repräsentiert in gewissem Sinne den sachkundigsten Führer für die deutsche

*) „Das Unterrichtswesen im Deutschen Reich", herausgegeben von W. Lexis. 4 Bände in 6 Teilen nebst einem Sachregister zu dem gesamten Werk. Geh. 40 M.; in 6 Leinwandbänden 46,60 M. Die Teile werden einzeln abgegeben. Verlag von A. Asher & Comp. Berlin 1904.

Digitized by Google

Unterrichtsabteilung und die verwandten technischen Ausstellungen, freilich einen Führer, den nur der richtig zu benutzen imstande ist, der Muße zu gründlichem Studium hat.

Welchen politischen Standpunkt man auch einnehmen mag, man wird das Verdienst warm anerkennen müssen, das sich der preußische Kultusminister durch die Anregung und materielle Förderung dieses eminent deutschnationalen Unternehmens erworben hat. Und man wird, wenn man die vielen Tausende von Bildungsanstalten der verschiedensten Art, über welche hier berichtet wird, an seinem Auge vorüberziehen läßt, wenn man die stattlichen Reihen von Millionen überblickt, die von den Bundesstaaten, von Gemeinden und freien Vereinigungen von Bürgern für die Jugenderziehung gespendet werden, mit dem Gefühl berechtigten Stolzes auf die Gesamtleistungen unseres Volkes für sein Schulwesen erfüllt werden. Es gibt auch bei uns viele Lücken in allen Zweigen der Erziehungsarbeit, das weiß niemand besser, als wer selbst in dieser Arbeit steht, es gibt vieles, was wir abzustellen und durch Besseres zu ersetzen haben, aber alles in allem geht es mit dem deutschen Unterrichtswesen rüstig vorwärts und aufwärts.

Es verdient noch ein Umstand hervorgehoben zu werden, der den Wert des „Unterrichtswesens" als einer historischen Urkunde wesentlich erhöht. Es ist, wie sich das in einem auch für das Ausland bestimmten Werke allerdings beinahe von selbst versteht, so gut wie ganz auf die Hervorkehrung eines bestimmten politischen Standpunktes verzichtet worden; fast alle Mitarbeiter haben sich im wesentlichen darauf beschränkt, objektiv und wissenschaftlich zu berichten, Tatsachen und Zahlen reden zu lassen. Der Gesamteindruck des Ganzen ist darum nicht weniger erfreulich ausgefallen.

Der enge Raum eines Artikels verbietet ein näheres Eingehen auf den Inhalt der Tausende von Seiten des Werkes. Was dort schon von sachkundiger Hand auf die konzentrierteste Form zusammengedrängt ist, läßt sich nicht im Auszuge wiedergeben. Daß in allen Bänden eine Fülle von interessanten die Oeffentlichkeit lebhaft beschäftigenden Fragen erörtert werden, ist selbstverständlich. Ueberall wird der Leser das sachkundig geordnete zuverlässige Material vorfinden, um sich sein Urteil selbst zu bilden, der Berichterstatter verläßt nur selten den Standpunkt strengster Unparteilichkeit.

Der erste Band des Werkes ist den Universitäten gewidmet. Professor Lexis entwirft eine interessante Uebersicht über die äußere und innere Organisation dieser Anstalten, erörtert die Stellung der Professoren und Dozenten, ihre Gehälter und Honorarbezüge, welche letzteren in Preußen bekanntlich vor kurzem neugeregelt worden sind, ihre Pensionsverhältnisse und dergleichen. Das Verhältnis der theologischen Universitätslehrer beider Konfessionen zu den kirchlichen Oberbehörden und die Ausbildung der katholischen Geistlichen auf ihren besonderen Vorbereitungsanstalten bilden den Stoff zu interessanten Darlegungen. Die Bedeutung des Bürgerlichen Gesetzbuches für das juristische Studium wird von Professor Kohler in Berlin behandelt, die Ausbildung der Mediziner und die Ablegung ihres Probejahrs, die Begründung der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung, die Einrichtung der Königlichen Akademie in Posen und zahlreiche interessante Einzelfragen aus dem weiten Gebiete der sich in so viele Zweige spaltenden philosophischen Fakultät finden in diesem Bande eingehende Erörterung.

Die Darstellung der Geschichte und des gegenwärtigen Zustandes der einzelnen Universitäten, der öffentlichen und privaten akademischen Anstalten, die etwa die Hälfte des Bandes einnimmt, wird für jeden von Interesse sein, der die Fortschritte der höheren Bildung in unserem Vaterlande verfolgen oder das Studium seiner Söhne zweckmäßig regeln will.

Was die Methoden des Unterrichts an den deutschen Universitäten betrifft, so vollzieht sich unverkennbar eine höchst bedeutsame Umwälzung. Das Nachschreiben der Kollegien verliert für den Studenten allmählich seine Bedeutung, ja man kann sagen, das bloße Hören und das „Ochsen" aus Kompendien tritt immer mehr in den Hintergrund. In allen Fakultäten, selbst in der juristischen sowie bei den Theologen und Philologen gewinnt die Seminararbeit mit ihren praktischen Uebungen zusehends an Wichtigkeit. Selbst prüfen und beobachten lernen, experimentieren und über die gewonnenen Ergebnisse seine eigenen Ansichten entwickeln und in der Diskussion verfechten — das Verfahren bürgert sich mit wachsendem Erfolge ein. Das „was man schwarz auf weiß besitzt, getrost nach Hause tragen", das jurare in verba magistri zum Zweck der Ablegung eines guten Staatsexamens, reicht nicht mehr aus, um eine führende Rolle in der modernen Welt zu behaupten.

Wenn Carlyle in seinem Buche über den Heroenkultus ausspricht, daß die Universitäten noch nicht mit der Existenz von gedruckten Büchern rechnen, und ihnen die Aufgabe stellt „to teach us to read", so ist dieser Standpunkt von den deutschen Universitäten bereits überholt. Sie begnügen sich nicht mehr damit, die Studenten lesen, das heißt aus Büchern Weisheit schöpfen zu lehren, sondern sie führen sie über die Bücher hinaus, in die Methoden der exakten Forschung ein. Sie lehren sie, nicht nur griechische oder hebräische Bücherrollen interpretieren, nicht nur Keilinschriften oder ägyptische Hieroglyphen entziffern, sondern die weit geheimnisvollere Schrift des großen Buches der Natur mit seinen Tausenden und Abertausenden von ungelesenen Blättern enträtseln. Die Methoden der Naturwissenschaft beginnen überall auch die Gebiete der Geisteswissenschaften mit hellem Licht zu bestrahlen, und Scholastik und Metaphysik ziehn sich scheu in die dunkelsten Winkel der Hörsäle zurück.

Der zweite Band behandelt das höhere Schulwesen und das gesamte Mädchenschulwesen. Der erstere Abschnitt enthält eine Darstellung der Berechtigungen, welche durch die Abgangszeugnisse der Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen und sonstigen höheren Lehranstalten erlangt werden, sowie die Bestimmungen über die neuen Lehrpläne dieser Anstalten in Preußen. Diese Kapitel sind für alle Eltern von Wichtigkeit, deren Söhne für eine höhere Beamtenstellung oder einen akademischen Beruf ausersehen sind. Der Abschnitt über das Mädchenschulwesen, der in seiner Gesamtheit von Fräulein Bäumer, der einzigen Dame unter den 95 Mitarbeitern, mit großer Sachkenntnis geschrieben ist, umfaßt außer dem höheren Mädchenschulwesen auch die hauswirtschaftliche und allgemeine Fortbildung der Mädchen und die Lehrerinnenbildung. Auf besondere Beachtung werden die Ausführungen der Verfasserin über den gegenwärtigen Stand der Gymnasialkurse für Mädchen in Deutschland rechnen dürfen.

Im dritten Bande berichtet der Referent selbst über das deutsche Volks- und Mittelschulwesen. Es werden den Leser vielleicht besonders die Kapitel interessieren, in denen die statistischen Grundlagen für die Beurteilung der augenblicklich im Brennpunkt des Interesses stehenden Fragen der konfessionellen oder paritätischen Volksschule und der Schulaufsicht durch Pädagogen oder Geistliche gegeben werden. Der Darstellung des Volksschulwesens ist in einem Anhange eine Uebersicht über die der Volksschule in Deutschland angegliederten Wohlfahrtseinrichtungen für anormale und normale Kinder beigefügt. Unterabteilungen dieses Anhanges bilden die Kapitel über die Hilfsschulen für schwachsinnige Kinder, die Sprachheilkurse für Stotterer, über den Haushaltungsunterricht für Mädchen und den Handfertigkeitsunterricht für Knaben, über Ferienkolonien, Kinderhorte und dergleichen.

Die zweite Hälfte des dritten Bandes nehmen die Berichte von Dr. Clausnitzer über das Lehrerbildungswesen, von Schulrat Walther über die Taubstummenbildung und von Direktor Matthies über den Bündenunterricht im Deutschen Reiche ein. Aus dem reichen Inhalt dieser Abhandlungen sei hier auf die Erörterungen über die von den Volksschullehrern erstrebte Zu-

Digitized by Google

lassung zur Immatrikulation an den Universitäten auf Grund des Seminarabgangszeugnisses hingewiesen.

Der vierte Band besteht aus drei sehr stattlichen Abteilungen, die im Buchhandel gesondert ausgegeben werden. Er behandelt das gesamte technische Unterrichtswesen von den technischen Hochschulen bis zu den gewerblichen und kaufmännischen Fortbildungsschulen einerseits und den landwirtschaftlichen Fortbildungsschulen andererseits. Wir haben hier Gelegenheit, die zahlreichen verschieden abgestuften und organisierten Bildungsstätten kennen zu lernen, aus denen die Kolonnen unserer geschulten Industriearbeiter, ihre Offiziere und Feldherren hervorgehen. Es wird anerkannt werden müssen, daß gerade das technische Unterrichtswesen in Deutschen Reiche seine Schuldigkeit getan und unser Volk instand gesetzt hat, mit den ersten Nationen auf diesem Gebiete in Wettbewerb zu treten.

Neben den eigentlichen technischen Lehranstalten werden in diesem Bande auch die Berg- und Forstakademien, die landwirtschaftlichen und tierärztlichen Hochschulen, die Kunsthochschulen und die Hochschulen der deutschen Militärverwaltungen eingehend geschildert. Den Schluß des ganzen Werkes bildet ein sorgfältig gearbeitetes Sachregister für alle vier Bände.

Für englische und amerikanische Besucher der Ausstellung ist in englischer Sprache ein Auszug aus dem Gesamtinhalt des Werkes unter dem Titel: „A general View of the History and Organisation of the Public Education in the German Empire“ von Professor Lexis herausgegeben worden. Die Uebersetzung rührt von Professor Tamson an der Universität Göttingen her.

P. von Gizycki.

Ein Proletarierleben.

Den ersten Teil der „Erinnerungen eines Fabrikarbeiters“, den ich seinerzeit hier angezeigt, haben der Herausgeber Paul Göhre und der Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig nunmehr den andern und hoffentlich letzten folgen lassen.

So wären denn im ganzen mit den Lebenserinnerungen des Fischer Karl an tausend Druckseiten angefüllt. Dies ist zu viel für einen, dessen Geschick doch mehr typisch, als individuell interessant ist, dessen Weg sich natürlich nicht mit dem bedeutender und an sich der Allgemeinheit wichtiger Menschen verknoten konnte.

So steigert sich jene Eintönigkeit, deren bereits als bezeichnend gedacht worden ist. Die Enge des Gesichtskreises, der nie und nirgends über das Nächste hinausgeht, drückt desto stärker auf den Leser, als man den Fischer Karl nun schon kennt und er keine neuen, mindestens keine gewinnenden neuen Seiten zu offenbaren vermag.

Auch lenkt die Erzählung zu oft und zu umständlich zurück. Wir begegnen noch einmal dem Vater, den wir nicht ungern aus dem Auge verloren, der von seinem Gewerbe gekommen ist und sich als Tagelöhner mit seinem schweifenden Sohn findet; müssen noch einmal ins Krankenhaus von Hanau zurück, da genauesten Bericht über das Leiden des armen Lazarus erdulden, der einem Arzt vielleicht mehr besagt. Es ist eben Göhre sein Held gar zu wichtig geworden.

Und die Höhepunkte liegen alle im ersten Band. Vorüber sind die großen Ereignisse der Kriege, in denen um die Einigung Deutschlands gestritten ward, die so oder so, schattenhaft und dennoch merklich, ihre Spuren in sein Leben warfen; die Anfänge der Wahlkämpfe, an denen er aus Haß gegen den „Bürgermeister“ Miquel keinen Teil nahm, die für seine Kaste so folgenreich wurden. Jene Explosion in der Osnabrücker Chamottefabrik, da ein Verzweifelnder sich an das Wort Gottes um Hilfe in seiner Not wendet, bedeutet nicht, wie man meinen mußte, einen Abschluß; sie ist nur Episode und ein sehr endloser Nachtrag folgt ihr.

Und eines lernt man so: jede Redaktion fälscht, und sei sie, wie die Göhres, aus der ehrlichsten Gesinnung heraus unternommen worden, weder hinzuzutun, noch Wesentliches wegzulassen. Wider Wissen und Willen unterschiebt der Herausgeber seinen besseren Kunstgeschmack: er ordnet nach seinen reineren Begriffen, gewinnt Einheiten und ansteigende Reihen, an die der Erzähler selber nicht gedacht, dem jedes Ereignis, wie es eben an ihn herantrat, als in gleicher Weise wichtig erscheinen mußte. Und wenn nur ein Schlußpunkt gesetzt wird, wo ursprünglich ein Beistrich gestanden war, so macht dies schon einen sehr ansehnlichen Unterschied. Vielleicht könnte man noch dieses hinzufügen: der böse Schalk Johann Nestroy behält mit seinem „es ist nix mit die zweiten Teil'!“ ewig Recht. Hier gewiß.

Als ein Sondergänger war der Fischer Karl immer erschienen. Der wenig Anteil an dem nimmt, was seine Kaste bewegt, der immer, ganz und gern für sich ist. Das steigert sich im Verlaufe der Begebenheiten zu einer ganz fatalen, ja widerwärtigen Selbstgerechtigkeit.

Er findet durch einen Vetter Anstellung im Staatsbahnbetrieb, in der Kocherei. Da müssen die Bestandteile jener Lokomotiven, die auseinander genommen werden, behufs ihrer Ausbesserung, gründlich chemisch gereinigt werden, damit man auch verborgene Fehler entdecke und die Maschine vollkommen blank und gebrauchsfähig werde.

Das ist nun keine kleine und keine unwichtige Arbeit. Die „Brocken“, die ihm zugeführt werden, haben nun einmal ihr Gewicht. Mit Kranen muß man sie in die Aetzlauge senken und wieder herausheben; strenge Ordnung ist einzuhalten, soll nicht ein böser Wirrwarr entstehen, in dem sich endlich niemand mehr auszukennen vermag.

Eben daran aber fehlt es. Man bringt und man holt; man mahnt und man treibt ganz nach Laune und nach eigenem Ermessen, bis der Arbeiter in der Kocherei vollkommen konfus wird, sich die Rückstände häufen und der Staat als Arbeitgeber notwendig zu schwerem Schaden kommt.

Der Fischer möchte das Seinige wohl tun, soweit es seine Kräfte gestatten. Aber er wird alle Finger lang gestört; immer wieder kommt einer, der sich hier für seinen Kaffee warm Wasser holt und bei der Gelegenheit sich seine Arbeitspause vergönnt. Auch liegt alles auf ihm allein. Der Hilfsarbeiter, der ihm zugewiesen wird, taugt nach seiner Darstellung niemals etwas, keiner vermag den Kessel anzuheizen, wie es sein sollte; das Feuer im rechten Zug zu erhalten; sich beim Flaschenzug nützlich zu machen.

Es ist viel boshafte Scharfäugigkeit in diesen Zeichnungen, die der eine Gerechte von den Bummlern entwirft, mit denen er so zusammengespannt wird. Eine sehr gelungene Figur darunter ist „der Jude“. Einmal wohlhabend gewesen; vollkommen verarmt; immer aber noch im Besitz geheimnisvoller Geschäftsverbindungen, die er für sich und Höhere nutzbar zu machen versteht. Er ist sorgfältig und lange mit Erfolg bestrebt, den Seinigen zu verheimlichen, wo er seinen Unterhalt findet — sie dürfen nicht wissen, wie deklassiert er ist; erscheint an Feiertagen immer noch im Staat des bemittelten Mannes und genießt manche Protektion.

Gönnerschaften spielen überhaupt eine große Rolle. Es sucht sich jeder sein Hintertreppchen zu finden, das er dann nach Tunlichkeit emsig benützt. Die Arbeiter fühlen sich als halbe Beamte; das heißt: ihres Erwerbes so ziemlich sicher,

ohne aber das Gefühl von Pflicht und Verantwortlichkeit mitzubringen. Der Tagelohn wird gewissermaßen als das Grundgehalt betrachtet, das man durch Ueberstunden und durch Akkordarbeit möglichst zu erhöhen sucht. Andere spüren sich einen Nebenerwerb aus. Man meint zu sehen, daß der Eifer nicht weiter reicht, als das Auge der Vorgesetzten: Liebedienerei und geheimes Angebertum entwickeln sich.

Der „heilige Bureaukratius", wie wir in Oesterreich sagen, tut sein Werk. Man spart an unrechter Stelle — stattet einen Flaschenzug mit einer viel zu schwachen Kette aus, die immer wieder versteift werden muß und dennoch niemals richtig taugt. Oder man ordnet eine Reparatur an, ohne im mindesten auf die Meinung dessen zu achten, dem sie frommen soll. Natürlich geschieht so mancher Unsinn. Oder, man verletzt durch eine Unbesonnenheit, durch das Verlangen nach Gleichmacherei die religiösen Gefühle vieler: man will den Katholiken verwehren, ihren Fronleichnam, mit das höchste ihrer Feste, nach ihren Gewohnheiten und ganz als Feiertag zu halten.

So lernt man denn immer noch mancherlei. Und der Soziologe wird das Buch wohl beachten müssen, das in seiner andern Hälfte allerdings nicht mehr viel mit der Kulturgeschichte unserer Zeit, trotz des Titels, zu tun hat. Daß die Arbeiterbewegung mit viel stärkeren Mitteln einsetzte, als wir's in diesem Memoirenwerk gewahren, daß sie bessere Begabungen an sich lockte, als die wir hier mundfertig und mit recht kläglichen Erkenntnissen ausgerüstet für sie geschäftig sehen, dieses scheint allerdings sicher. Denn die Tätigkeit des Fischer Karl im Staatsbahnbetrieb Osnabrück währt bis in die achtziger Jahre, bis in eine Zeit hinein also, da die Partei schon ganz mächtig organisiert war.

Allenthalben ist, wie physisch so geistig, bei hoher Fähigkeit einer scharfen, nur fast altjüngferlich boshaften Beobachtung eine merkwürdige Kurzsichtigkeit an ihm. Er sieht, bei starkem Intellekt, er denkt nicht über das Nächste. Er ist höchst unangenehm als Kamerad; man merkt, wie die kleinen, ewigen Aerglichkeiten und Kümmernisse ihn immer verdrießlicher und zugleich immer selbstgerechter machen; wie er sich in sein Schneckenhäuschen zurückzieht. Er ist ungeschickt in seiner Ehrlichkeit. Es verdrießt ihn und gibt ihm Neid, daß es Behendere um ihn hat, die sich immer ein Profitchen herauszuschlagen verstehen, denen jede Krankheit, ja jeder Unfall Nutzen bringt. Er versauert im eigensten Sinn des Wortes; er säuert an, was mit ihm in Berührung kommt.

Eine Episode aus dem zweiten Band ist übrigens hübsch und nicht ohne einen eigenen Humor: ein Stückchen Schelmenleben in unserer wohlpolizierten Zeit.

Es ist nach des Karl Fischer schwerer und sonderbarer Erkrankung in Hanau gewesen. Man hatte ihn herausgedoktert, so wenig Hoffnung auf seine Genesung bestanden; soweit dies in einem Spittel eben möglich ist.

Nun sollten Luft und Sonne das Werk der Heilung vollenden. Und so zog er guten Muts durch allerhand hübsche Landschaften. Es geht ihm wohl; sein Aussehen bittet für ihn, sodaß ihn jeder Landjäger gehen läßt, daß man dem Siechen überall gern und freigebig spendet.

Bart und Haar läßt er wuchern und erhöht so den Eindruck seiner Persönlichkeit. Endlich kommt er in ein Wirtshaus und findet da eine wunderliche Gesellschaft. Das große Wort in ihr führt ein beweglicher und mundfertiger Geselle, der sich über des Zugereisten Aussehen nicht wenig entsetzt. Es scheint ihm ein Schimpf gegen das eigene Gewerbe: er ist nämlich Haarschneider, und er rastet nicht, fordert den mindesten Lohn, hetzt alle Welt gegen den Wandernden, bis sich der widerwillig genug seinen kunstfertigen Händen überliefert, um sehr rasch und wesentlich verschönert daraus hervorzugehen.

Nun aber kommt das bittere Ende nach. Denn mit Bart und Haaren hat ihm der Friseur auch das Mitleiden der Menschen abgeschnitten. Wo immer er fortab anklopft, er findet übeln Empfang und karge Spenden; erhält wohl gar Schelte, daß er mit sich nichts Besseres zu beginnen wisse, als zu fechten. Und dennoch ist er für schwere Arbeit noch zu schwach; und so üppig, immer nach seinen Begriffen, es ihm geraume Frist ergangen war, so mühselige Monate muß er nun über sich ergehen lassen, bis er wieder erbarmungswürdig genug aussieht. Da steckt ein feines, kleines Motiv, das allerdings an Bekanntes anklingt, und dennoch, einigermaßen gewendet, vielleicht eine schalkische Behandlung vertrüge.

So macht denn das ganze Buch auch wieder durchaus den Eindruck des Erlebten. Nur zu viel Raum ist diesem Einzelschicksal vergönnt, ob man es nun, wie Göhre will, als Kulturdenkmal betrachte, ob man es als ein Geschick nehme, wie es, sehr kurz zurück, noch Unzähligen ward und wie es heute doch nur noch wenigen verhängt sein wird. Uns berührt es schon fremd, wie hier noch alle Verbesserungen des Loses der Arbeiterschaft mit einer gewissen Stumpfheit aufgenommen werden, ohne jedes Nachdenken darüber, durch welche Umstände und Bemühungen sie erreicht worden sind. Gewiß: Paul Göhre überschätzt seinen Helden erheblich. Und dennoch muß man ihm seine Bemühungen um den Fischer Karl danken. Er ist gewiß nicht das proletarische Genie, das an der Ungunst der Verhältnisse an der vollen Entfaltung seiner Gaben gehindert wird; er ist viel selbstgefälliger und bewußter, als man zu Beginn merkt und ehe man ihm alle Kniffe abgeguckt hat. Er ist ein starker Querulant; er hat's dick hinter den Ohren. Aber desto eher kann man über ihn einen Rückschluß machen, wie es eigentlich in der Schicht bestellt ist, die er nach Intelligenz ohne Zweifel überragt: in der er sein Leben verbracht hat bis zum Abend, den ihm der Ertrag seiner Arbeit so freundlich wie nur möglich gestalten möge. Wir haben ein Seitenstück zum „Armen Mann im Tockenburg" — nicht unwesentlich blässer als das Original, für das ich niemals so ganz zu schwärmen vermochte, aber des Vermerkens wert.

Wien. J. J. David.

Die Berliner Kunstausstellungen.

Es ist zurzeit kein Vergnügen, als Berliner Kunstfreund durch Deutschland zu reisen. Am Tage ist es auszuhalten; da studiert man die Ausstellungen, besucht die Museen und Galerien, wandert durch die Städte und hat seinen Genuß und sein Pläsier. Aber am Abend, wenn man nach getaner Arbeit mit den „Gleichstrebenden" oder gar mit den Künstlern zusammensitzt, geht's los! Dann entwickelt sich ein Hänseln und Spotten und Schelten, ein Hohn und ein Ingrimm auf Berlin, daß man nur schwer und spät in eine behagliche Stimmung gerät. Denn so sehr man auch die Berechtigung dieser Anklagen und „Schimpfreden" (im alten Sinne des Wortes) kennt, so viel man auch selbst schon gescholten, gewarnt und gespottet hat, es verdrießt doch, wenn die anderen nun übertreibend an der teuren Heimat auch nicht ein gutes Haar mehr lassen, schadenfroh lachen und jede Hoffnung auf Besserung der Berliner Verhältnisse selbst in ferner Zukunft mit angenehmer Bestimmtheit ausschließen. Es nutzt nichts, daß man sich den Schäden gegenüber frei von Verantwortung weiß; man wird dennoch als ein Teil dieser Stadt, in der man lebt, mit in den großen Topf des Hohnes geworfen und mit den eigenen Todfeinden friedlich zusammen verrührt. Denn der Zorn und die Wut und der Haß gegen Berlin ist so groß und so ungezähmt, daß jede Gelegenheit, ein Ventil zu öffnen, mit Wonne begrüßt wird.

Berlin und die Berliner waren nie sonderlich beliebt. Aber so unbeliebt bei allen denen, die draußen im Reich um deutsche Kunst und Kultur sich kümmern, waren sie wohl noch

Digitized by Google

nie. Und kann man es diesen ehrlichen Leuten verübeln, daß sie also denken und empfinden, wenn sie etwa im Glaspalast zu Moabit einen Rundgang durchlitten haben? Mit Fug halten sie die „Große Kunstausstellung" da draußen für ein Spiegelbild unserer allgemein herrschenden und offiziellen Kunstzustände, und man kann namentlich in diesem Sommer nichts dagegen sagen, wenn sie von hier aus weitere Schlüsse ziehen. Der Neid gegen die schnell aufgeblühte Preußenstadt, der sonst als altbewährte deutsche Eigenschaft beim Antiberolinismus der Süd- und Westdeutschen mitsprechen mag, kommt dabei wahrlich nicht in Betracht; es wäre gefährliche Verblendung, wenn wir das alles auf sein Konto setzen würden.

Es wäre gewiß auch ungerecht, wenn man der diesjährigen Ausstellungskommission der Moabiter absprechen wollte, daß sie sich redliche Mühe gegeben hat, innerhalb des Rahmens, der ihr zur Verfügung stand, etwas Leidliches zustande zu bringen. Aber eben dieser Rahmen ist das Unglück. Mit ihm ist nichts anzufangen; denn über ihm brütet, wie der Drache des Märchens über dem vergrabenen Schatze, der Moloch der Langeweile. Die Grundlinien, in denen sich das Arrangement der Großen Berliner Kunstausstellung seit Jahren bewegt, sind gar zu eng und konventionell, um der Leitung eine Möglichkeit zu freierer Bewegung zu gewähren. Man denke einmal daran, wie die Dresdener, die überhaupt erst seit sieben Jahren in den dauernden Ausstellungswettbewerb eingetreten sind, es verstanden haben, ihren Veranstaltungen Glanz, Reiz und Wirkung in weiteste Kreise hinein zu verleihen. 1897, als sie begannen, traten sie mit zwei Sonderausstellungen hervor, deren Nachwirkungen noch heute zu spüren sind: mit den großen Kollektionen der jungen belgischen Bildhauerschule und des modernen (damals noch ganz ausländischen) Kunstgewerbes. 1899 brachten sie die Lukas Cranach-Ausstellung, die entzückende Ausstellung des Meißner Porzellans und die Ueberschau über das inzwischen neubelebte deutsche Kunsthandwerk. 1901 hatten sie die historische Porträtgalerie inszeniert, 1903 die Ludwig Richter-Ausstellung (in den Zwischenjahren hatten sie sich immer Ruhe gegönnt), und in diesem Sommer gar bieten sie ein ganzes Bukett wunderhübscher Separatunternehmungen: eine kostbare retrospektive Ausstellung, daneben eine kunstgewerbliche Biedermeier-Abteilung von unvergleichlicher Delikatesse, interessante neue Versuche zur Belebung der Gartenkunst, ein Menzelkabinett, wohlabgerundete Kollektionen einzelner deutscher Gruppen, wie des Stuttgarter Künstlerbundes, der aufstrebenden Königsberger Schule und der Wiener Sezession, dazu höchst reizvolle graphische Säle, wobei Otto Greiner und Karl Köpping eigene Räume zur Verfügung gestellt wurden. Hinzu kommt, in Dresden die prächtige, immer aufs neue verbesserte und verfeinerte Innenausstattung des Ausstellungspalastes. An das Muster der Sachsen haben sich dann die Düsseldorfer gehalten, die 1902 wie in diesem Jahre große Kunstausstellungen von ganz besonderer Eigenart zustande gebracht haben. Damals boten sie eine sorgfältig vorbereitete nationale Ueberschau, wußten sich dabei Klingers „Beethoven" zur ersten öffentlichen Vorstellung in Deutschland zu sichern; jetzt sind sie international, können mit einer unvergleichlichen Menzel-Ausstellung, dazu mit einer Rodin-Kollektion und einer Sammlung französischer Plastik überhaupt, außerdem noch mit dem Versuch einer Gartenbauausstellung (der zwar im ganzen nicht geglückt, aber auch durch dies negative Resultat anregend ist) aufwarten; beidemal haben sie durch eine kunsthistorische Ausstellung von dauerndem Wert das Bild ergänzt. Die Karlsruher Ausstellung von 1902 war in Auswahl und Arrangement vielleicht die beste, die in Deutschland überhaupt seit Jahr und Tag zu sehen war. Ueber die Originalität und den frischen Wagemut der Darmstädter braucht man kein Wort zu verlieren. Und selbst die Münchener, deren Ausstellungswesen nächst dem unsern am meisten veraltet und eingerostet ist, haben doch wenigstens durch die Internationalität des Glaspalastes und in diesem Sommer durch die erste große Manifestation des Deutschen Künstlerbundes etwas Leben in ihren Kunstbetrieb gebracht.

Was kannst Du armer Teufel Berlin solchen Leistungen gegenüber bieten? Die Sezession kommt dabei nicht so sehr in Betracht. Sie hat in den wenigen Jahren ihres Bestehens zunächst noch zuviel um die eigene Existenz und Geltung zu kämpfen gehabt, und sie war auch in ihrem kleinen Hause zu sehr eingezwängt. Sie mußte zunächst einmal den Berlinern zeigen, daß es auf anderen als Moabiter Wegen geht und besser geht. Wenn sie jetzt ihr neues, geräumigeres Heim am Kurfürstendamm baut, so erwachsen ihr damit nun allerdings neue Pflichten, und es wird sich erst im nächsten Sommer zeigen, ob sie die Erwartungen erfüllen wird, die man auf sie setzt, ob sie auch in großem Stile das Berliner Ausstellungswesen zu erneuern vermag, wie sie es bisher im kleinen so erfolgreich getan hat. Es würde heut zu weit führen, hierauf näher einzugehen. Nur darauf sei kurz hingewiesen, wie reizvoll es sein müßte, einmal systematischer die älteren deutschen Vertreter des „Malerischen" im modernen Sinne aus dem neunzehnten Jahrhundert vorzuführen. Wie stände es mit einer Runge-, einer Spitzweg-Ausstellung? Wie mit den alten Frankfurtern (Burnitz, Eysen usw.)? Wie mit den alten Hamburgern oder Berlinern? Wie mit einer umfassenderen Sammlung des Leibl-Freundes Johann Sperl? Verschiedenes Ausländische, das bisher nur im Salon Cassirer einem immerhin enger begrenzten Kreise gezeigt wurde, könnte nun einmal zu einer lehrreichen Linie zusammengerückt werden. Ob es sich nach der bedauerlichen Zuspitzung des Streites noch ermöglichen läßt, die große Lesser Ury-Sünde der Sezession aus der Welt zu schaffen, ist leider fraglich; denn so lange Künstler Menschen sind und keine Götter, wird man sich damit abfinden müssen, daß sie auch von menschlichen Schwächen nicht nur nicht frei, sondern oft mit ihnen noch mehr behaftet sind als andere Adamssöhne. Aber schon der Künstlerbund muß ja den etwas engen Reifen sprengen, den die Sezession bisher ihren Veranstaltungen angelegt hat, vielleicht unter den herrschenden Berliner Verhältnissen anlegen mußte, um überhaupt einmal erst den Boden für eine Reformierung unseres Kunstlebens und Ausstellungswesens zu bereiten; man wird besonders das westliche und südwestliche Deutschland mehr berücksichtigen müssen, wodurch eine neue Note in die Ausstellung käme. Auch einige Anregungen der jetzigen Düsseldorfer Ausstellung ließen sich nutzen; die jungen Polen und Schweizer vor allem, auch die Ungarn, die dort auftreten, ließen sich wohl heranziehen.

Es muß jedoch anerkannt werden, daß die Sezession auch dem Arrangement dieser Abschiedsausstellung in ihrem alten Hause schon einen etwas bestimmteren Charakter gegeben hat. Ich weiß nicht, ob der Porträtsaal, der ihren Mittelpunkt bildet, durch Zufall oder auf Grund eines wohlerwogenen Planes zustande gekommen ist (ich möchte fast das erstere annehmen), ich will es auch dahingestellt sein lassen, ob sich nicht ein solches Ausstellungsmotiv noch weit ergiebiger behandeln ließe, der Saal, wie er ist, ist einmal da und tut seine Wirkung. Eine internationale Gesellschaft umgibt uns, lauter Namen von gutem Klang: Whistler mit dem Bildnis des Schriftstellers Duret, einem Meisterstück seiner exquisiten Geschmacksmalerei, der geschickte Pariser Blanche mit einem Gruppenbild, an dessen Komposition sich jeder Maler, der vor ähnliche Aufgaben gestellt wird, ein Beispiel nehmen kann, der Norweger Werenskjöld mit dem Porträt an Edward Grieg, der Schwede Zorn mit dem virtuos gemalten Bildnis seiner Gattin in einem roten Mantel, der Däne Turen mit der in vollem Sonnenlicht resolut festgehaltenen Gestalt Krovers, Krover selbst mit seinem Jonas Lie. Interessant ist es, wie tapfer die Berliner, namentlich die Angehörigen der jüngeren Sezessionistengeneration, sich daneben halten: Konrad von Kardorff, der in seiner Galerie freikonservativer Abgeordneter jetzt bei Herrn Stubbendorff angelangt ist, Robert Breyer, dessen Dame in der roten Toilette sich neben Zorn ganz gut sehen lassen

kam, Leo von König und Linde-Walther, die immer weiter vorwärts rücken. Dann die älteren, Slevogt, der die exotische Schlankheit der bräunlichen Marietta de Rigardo höchst pikant, wenn auch in der Konzentrierung des Aufbaus und in der Verve des Vortrags nicht so fortreißend wie vor zwei Jahren den d'Andrade-Don Juan gemalt, Dora Hitz, die einmal ganz ungewohnte Töne angeschlagen hat, weiter Corinth und Lepsius. Auch das matte Berliner Porträt von Lavery, der sich für uns offenbar nicht sehr anstrengt, und selbst der geradezu bedenkliche Italiener Gordigiani, dessen Aufnahme ins Sezessionshaus sich nicht rechtfertigen läßt, können den guten Gesamteindruck dieses Saales nicht zerreißen.

Auch an anderen Stellen der Sezession ist das Arrangement besser. Der Eingangssaal ist einer dänischen Gruppe, bei der sich leider neben den besten Kopenhagenern auch der schreckliche Kristian Zahrtmann befindet, und einigen sonstigen nordischen Gästen, aus Finland und Rußland, eingeräumt; der nächste beherbergt die Münchener Scholle, die sich aus einseitig dekorativen Neigungen langsam zu einer freieren, mehr malerischen Naturanschauung und einer weniger kühlen, frischeren Vortragsart zu entwickeln scheint; in einem dritten haben einige der Sezessionsführer ihre neuen Sachen vereinigt. In den übrig bleibenden Sälen geht es ein bißchen bunter zu, hier macht sich die drückende räumliche Beengung in dem kleinen Hause deutlich bemerkbar. Ihren Stempel aber erhält die Ausstellung auch hier durch die Absicht, sie einmal ganz und gar auf die zeitgenössische und zum weitaus größten Teil auf die einheimische Kunst zu stützen. Es wäre sinnlos bei der heutigen Lage der Malerei in Deutschland, das Ausland chauvinistisch auszuschließen. Das hat man denn auch nicht getan, aber man hat ihm diesmal keine Herrschaftsstellung eingeräumt. Und von den großen Toten, zu denen die Sezession noch Beziehungen hat, ist nur Whistler mit dem genannten Bilde bemüht worden. Man wird also diesmal nicht sagen können, daß die Ausstellung ihr Gepräge durch Manet und Monet, Renoir und Pissarro, Meunier und Rodin, Böcklin und Leibl und Segantini erhält. Natürlich weist sie dadurch nicht so viel „große Schlager" auf wie manche ihrer Vorgängerinnen, aber darauf kommt es ja doch wahrhaftig nicht an, und vielen wird diese bescheidenere, ernstere, solidere Darbietung der Sezession besonders lieb sein, ohne daß sie damit nun auch gleich sagen wollen, daß hier das Letzte und Höchste erreicht sei, was Berlin an Ausstellungen bieten könnte. Jede Anerkennung in Kunstsachen ist bei uns sehr „relativ". Vom nächsten Jahre an werden wir nun freilich auch der Sezession mit absoluten Ansprüchen kommen. Sie hat sich durchgekämpft; nun bitte, hübsch vorwärts und nicht stehen geblieben! Die Kritik wird jedem, der stehen bleibt, aus Prinzip Fehde ansagen, und sei es ihr bester Freund. Das ist keine Treiberei mit der Hetzpeitsche zur Unrast und Nervosität, sondern nur Ausübung der Pflicht und Schuldigkeit im Tagesdienste der Kunstentwicklung.

Bei der „Großen Berliner" sind wir noch lange nicht so weit, daß wir absolute Forderungen für die nächste Zeit in Aussicht stellen können. Hier werden wir noch lange beim Relativen bleiben müssen. Es wurde ja auch oben schon betont, daß die Moabiter Ausstellungskommissionen der einzelnen Jahre vorläufig wenigstens machtlos sind. Die vorjährige wollte reformieren, und sie setzte einiges durch. Mein Gott, es war wahrhaftig keine „Reformation an Haupt und Gliedern", sondern verhältnismäßig harmlose Verbesserungen, was sie erreichte, weniger „als solche" denn als Abschlagungszahlung auf die Zukunft freudig zu begrüßen. Aber wehe über sie: es war schon zu viel! Zu viel Gutes, zu viel vernünftige Verbesserung, zu viel Entfaltung künstlerischen Sinnes! Von oben her und unten her zog man gegen diese Keckheit zu Felde. In der staatlichen Kunstverwaltung wie bei den niederen Göttern des Künstlervereins witterte man Morgenluft, ward man von eisiger Furcht geschüttelt, die Moabiter Mittelmäßigkeit könne einmal ein Ende nehmen. Die staatliche Kunstverwaltung ging indirekt vor. Der Kultusminister versetzte den Geheimrat Müller vom Dezernat für die Kunstangelegenheiten an eine weniger gefährliche Stelle; Herr Dr. Studt hat es zwar im Abgeordnetenhause am 14. April entrüstet abgelehnt, über intime Veränderungen innerhalb seines Ressorts der Oeffentlichkeit Rechenschaft abzulegen, aber er hat damit nicht widerlegt, was die Spatzen von den Dächern pfeifen, und was die Werner-offiziöse „Kunsthalle" redselig ausplauderte, daß einer der Hauptgründe für Herrn Müllers Versetzung die Annahme war, er sei der „Scharfmacher" der Jury von 1903 gewesen, d. h. ins Deutsche übertragen: der Begünstiger der verständigen Reformansätze. Der verdiente Präsident der vorjährigen Ausstellungskommission aber, Arthur Kampf, erhielt seinen Denkzettel, indem der Kultusminister den Ankauf seines Bildes „Die Schwestern", den die Landeskunstkommission empfohlen hatte, ablehnte. In jener Sitzung des Abgeordnetenhauses sagte Herr Dr. Studt nach dem stenographischen Bericht — es ist lehrreich, die Einzelheiten dieser Erklärungen vom Regierungstisch, die in den Zeitungsberichten leider zum Teil verloren gegangen sind, im amtlichen Stenogramm nachzulesen —:

„Meine Herren, ich habe aber mit Rücksicht auf den — es ist nicht angenehm, über den Preis zu sprechen — bedeutenden Preis des Bildes und mit Rücksicht auf den Umstand, daß mir eine gewisse Beschränkung in der Disposition über den Landeskunstfonds gerade zu jener Zeit auferlegt war, und endlich mit Rücksicht darauf, daß das Sujet dieses Bildes bei aller Anerkennung seiner Vortrefflichkeit denn doch für die Nationalgalerie nicht ganz geeignet erschien, von dem Ankauf Abstand genommen."

Dagegen ist allerdings garnichts zu sagen. Es ist zweifellos das Recht des Kultusministers, Geheimräte zu versetzen und Vorschläge der Landeskunstkommission abzulehnen. Aber es wird sich nun auch niemand wundern können, wenn die Ausstellungsleitung von 1904 keine sonderliche Lust verspürte, auf dem gefahrvollen Weg des Vorjahres weiterzugehen. Hinzu kam der Ansturm von unten, von der Holzbecher-Partei des Vereins Berliner Künstler, die nicht nötig hatte, Winke mit dem Zaunpfahl zu geben, sondern recht direkt und deutlich ihrem Ingrimm Ausdruck gab. Es ist nicht jedermanns Sache, sich dauernd nach zwei Seiten hin zu ärgern; auch diejenigen Kreise unter den maßgebenden Moabitern, die im Herzen gern eine weitere Besserung wünschten, gaben resigniert das Rennen auf; und hatte man im vergangenen Jahre resolut zwei Schritte vorwärts getan, so machte man jetzt nach dem bewährten Rezept der Echternacher Springprozession wieder einen tüchtigen Schritt zurück. Arthur Kampf ward garnicht wieder in die Ausstellungskommission gewählt — ob das auf seinen Wunsch geschah, wie es wahrscheinlich ist, oder ob man ihn verleugnete, weiß ich nicht —, sein Name fehlt auch diesmal im Katalog, und von seinem Geist des frischen Vorwärtsgehens ist nichts mehr zu spüren. Die französischen Impressionisten und andere interessante Ausländer, die man vorm Jahre heranzuziehen wußte, verschwanden, und es wurde kein Ersatz für sie requiriert. Ueber den Glaspalast am Lehrter Bahnhof lagerte sich wieder mit seinen Riesentatzen und mit seinem schwammigen Leibe der auf nur allzu kurze Zeit vertriebene Moloch der Langeweile.

Alles hielt sich im alten, längst in seiner Dürftigkeit erkannten und bekannten Trott. Die Anordnung blieb die gewohnte. Zuerst der Ehrensaal mit den jüngsten Meisterwerken offizieller preußischer Soldatenmalerei, deren verbrieftes Vorrecht es ist, ästhetisches Entsetzen zu verbreiten. Dann in langer Flucht die neueste Berliner Produktion, das Bessere in der Mittelachse, von wo sich das Schlimmere, Belanglose, Mittelmäßige und Ganzschauderhafte strahlenförmig nach der Peripherie hin ausdehnt. In der Mitte, als die einzige Säule, die von der entschwundenen Pracht des Jahres 1903 zeugt, der „blaue Saal", die prunkvoll schimmernde Insel in dem nüchternen Labyrinth des Landesausstellungsgebäudes, die ja auch keine Glanzleistung dekorativer Raumkunst ist, aber immerhin als sichtbarer Ausdruck ehrlichen Wollens willkommen geheißen werden

Digitized by Google

durfte. Man hat ihm freilich in übler Weise mitgespielt; denn an seinen Wänden prangen schreckliche ungarische Historienbilder, für deren Transport nach Berlin es schlechthin keine Entschuldigung gibt; dazu findet man in ihm ein riesenhaftes Marinebild mit einem veritablen Kriegsflottengeschwader in Ueberlebensgröße und, neben harmloseren Skulpturen, eins der vielen neuen Denkmäler von Manzel, dem es auch nicht gelungen ist, der ausgepreßten Zitrone unserer Reiterstandbildfabrikation neuen Saft zu entlocken. Das außerberlinische Deutschland beschränkt sich im wesentlichen auf die üblichen beiden Düsseldorfer Säle, in denen sich die Malerei der Rheinländer weit schlechter präsentiert als auf ihrer eigenen gleichzeitigen Ausstellung, das Ausland im wesentlichen auf einen ungarischen Raum, der ein paar gute Munkacsys enthält und auch sonst ganz hübsch ist, der aber doch mehr die Rolle eines Lückenbüßers an Stelle der fortgebliebenen wichtigeren Fremden spielt.

Unter diesen Umständen blieb der Ausstellungskommission garnichts anderes übrig als wenigstens in der Sichtung der Berliner Arbeiten eine besondere Strenge walten zu lassen. Das hat sie denn nun auch getan, und sie ist wirklich selbst durch diese einzige Bemühung, dem Unternehmen ein gewisses künstlerisches Niveau zu wahren, in des Teufels Küche gekommen. Die arme Jury! Auf der einen Seite muß man ihr, wie es sich von selbst versteht, sagen, daß natürlich doch wieder zu viel Minderwertiges Aufnahme gefunden hat. Auf der andern Seite rückt abermals die unübersehbare Armee des Künstlervereins an und meint: wo so viel Mittelmäßiges ist, hätten am Ende auch noch ein paar Dutzend weitere Mittelmäßigkeiten Aufnahme finden können. Und selbst blutbespritzte Briefe armer Teufel, die in der Verzweiflung über ihr vergebliches jahrelanges Ringen um Anerkennung ihr Leben selbst fortgeworfen haben, treten als Ankläger wider sie auf. Eine böse Sache, aus der es keinen Ausweg gibt. Denn es zeigt sich in ihr zur Evidenz, auf welch glitschigem Grunde die ganze Institution unserer Großen Berliner Kunstausstellungen steht, die auf der einen Seite wirkliche Kunstveranstaltungen zur Erbauung des Publikums und zur Hebung seines Geschmacks (als „moralische Anstalt" im Schillerschen Sinne), auf der andern Seite aber ein Tummelplatz für alle unsere malenden, modellierenden, bauenden, zeichnenden, stechenden, ätzenden Mitbürger, soweit sie sich im Künstlerverein zusammenfinden, sein sollen — eine Doppelaufgabe, die garnicht zu lösen ist!

Natürlich fehlt es nicht an guten und sympathischen Einzelheiten. Die sezessionistischen Renegaten reißen ihre Lehrter Bahnhof-Freunde wie im Vorjahre heraus. Ihre Sondersäle, die Unwillen und Stirnrunzeln erregt haben, sind zwar aufgelöst. Dafür haben aber Schlichting, Frenzel, Uth für ihre Gemälde, Langhammer für seine im Verein mit Kappstein hergestellten, höchst reizvollen Monotypien eigene Säle erhalten — die schönsten Ruhepunkte in dem allgemeinen Wirrwarr. Und O. H. Engels „Trauerfeier auf Föhr", die über den schulmäßigen Impressionismus hinaus ein Stück deutschen Lebens mit modernen malerischen Mitteln schildert, nimmt einen Ehrenplatz in den Sälen der Mittelachse ein. Auch einige Jüngere treten beachtenswert hervor und erwecken Zukunftshoffnungen, so Carl Holzapfel und Leonhard Sandrock mit einigen temperamentvoll gemalten Hafenbildern, so Alfred Scherres und Fritz Douzette (zwei jüngere Träger bekannter Vätternamen), Ernst Gentzel und Johannes Häusch mit frisch gesehenen Landschaften, Erich Eltze, Fritz Pfuhle und Max Fabian mit flotten Porträts. Das ist immerhin eine kleine Ausbeute, die sich noch durch die Arbeiten der bekannten Moabiter Garde, wie Knaus, Meyerheim, Kallmorgen, Hamacher, Hugo Vogel erweitert. Dies alles ist auch ganz nett zur Geltung gebracht, und wir wollen nicht darüber rechten, daß die Jury auch wieder ganz belanglosen Malern die Ehre einer Kollektivausstellung hat zuteil werden lassen, obwohl es kaum zu entschuldigen ist und obwohl der angenehme Eindruck hüben dadurch nun drüben fast wieder paralysiert wird. Auch die Ausstattung des Lesesaals, in dem der Illustratorenverband einquartiert ist, und der Umbau der Architekturabteilung geben Kunde von einem guten Willen, der sich freilich recht bescheiden zurückhalten mußte.

Dem Ganzen aber fehlt Kraft und Straffheit, ordnender Sinn und die Fähigkeit zu vorwärts führender oder Kenntnis und Anschauung erweiternder Anregung, es fehlt die rechte Lust und Liebe, auf Künstler und Kunstfreunde zu wirken. Warum sucht man nicht auch hier, wo man es noch weit besser könnte als in der Sezession, nach neuen Gesichtspunkten des Arrangements, die das erschlaffende Interesse an den Riesenausstellungen neu beleben könnten? Warum holt man nicht auch hier die alten Berliner hervor? Warum gibt man nicht einmal eine Vorstellung von dem Reichtum unserer Privatsammlungen? hat doch jetzt selbst Dresden eine Auswahl der Raven-Galerie ausgestellt! Warum benutzt man nicht die ausgezeichnete Gelegenheit, einiges von den versteckten Schätzen der Museen, wie des Kupferstichkabinets oder der Handzeichnungssammlung der Nationalgalerie, weiteren Kreisen vorzuführen? Warum macht man sich den Gedanken einer „Berliner Ausstellung", der dem Künstlerverein eben erst zu einem so hübschen Erfolge verholfen hat, nicht zu eigen? Kurz, es gibt tausend Vorschläge, die man im Augenblick machen könnte. Man denke endlich einmal daran, die lauwarme Gleichgültigkeit dieser Bilderparaden in Berlin zu salzen! Sonst wird man bald noch rascher aus den Sälen des Glaspalastes in Herrn Zweigs militärkonzertdurchklungenen Restaurationsgarten eilen, als dies jetzt schon geschieht. Berlin rüttle dich, oder du bleibst hinter dem übrigen Deutschland, das du führen solltest, um hundert Meilen zurück!

Max Osborn.

Racines Esther.

„Ce sont figures ou sottises."
(Pascal.)

Allbekannt ist, daß Esther und Athalie die zwei letzten Dramen Racines waren. Aufgeführt wurden beide, Esther im Jahre 1689, Athalie zwei Jahre später, von den Zöglingen des Instituts Saint Cyr, in Gegenwart des Königs und seiner Gemahlin, Frau von Maintenon.

Die Aufführungen Esthers hatten einen großen, glänzenden Erfolg. Sie verschafften ja, — was angeblich ihre einzige Bestimmung war, den Saint Cyrischen Fräulein, den „Töchtern des heiligen Ludwigs", eine vortreffliche Gelegenheit sich an einem durchaus harmlosen, frommen Stoff zu üben in der Kunst der Deklamation und des Gesangs, sowie in verschiedenen zum Leben einer adligen Dame gehörenden Fertigkeiten. Die vornehmen Herren aber und die Frauen, denen die Ehre zuteil wurde, zu diesem Schauspiel im Auftrag Sr. Majestät befohlen zu werden, fanden hier, einige wenigstens, etwas wie eine elegante Erbauung, eine, wenn auch nicht besonders wirksame, so doch ganz mühelose Auffrischung ihrer verblichenen Bibelkenntnisse, eine Befriedigung ihres Ehrgeizes und auch eine reizende Augenweide. Denn manche unter den jungen Dar-

Digitized by Google

stellerinnen, namentlich Esther, Assuérus, Mardochée *) waren sehr schön; alle trugen herrliche, einige, mit Edelsteinen und Perlen geschmückte Gewänder. Erzählt wird, und die Erzählung ist genügend beglaubigt, daß das fromme Spiel einige etwas anstößige Nachwirkungen hatte: eine Liebschaft und eine Verheiratung. Wegen dieser Aergernisse brachten es eifrige geistliche Herren dahin, daß die Esther-Aufführungen, nach der sechsten, plötzlich abgebrochen, und daß die später folgenden nur in langen Zwischenräumen und mit großer Vereinfachung des äußeren Apparates stattfanden. Uebrigens darf man wohl vermuten, daß die fromme, gegen das Esther-Drama getriebene Agitation nicht bloß durch die ausgesprochenen Aergernisse und Befürchtungen, sondern auch durch möglichst verschwiegene Erwägungen motiviert war. Denn gewiß mußten die kirchlich gesinnten Zuschauer, wenn sie auch die Schönheit des Racineschen Stils und den Wert der hier mit wundervoller Kunst in verklärender Uebersetzung wiedergegebenen Bibelworte anerkannten, unter dem köstlichen Weizen, der ihnen und den Weltkindern geboten wurde, recht viel giftiges Unkraut finden, das sie, da es nicht auszujäten war, möglichst verborgen wissen wollten. Daraus erklärt sich wohl die Tatsache, daß in dem königlichen Privilegium, das den Druck Esthers erlaubte, die Darstellung dieses „zu Gesang- und Rezitationsvorträgen geeigneten Gedichts" auf öffentlichen Bühnen ausdrücklich verboten wurde. Schon wegen der Unheiligkeit jedes Theaters und des auf den Schauspielern als solchen lastenden kirchlichen Interdikts wäre eine öffentliche Schaustellung dieses biblischen Heiligtums eine Profanation gewesen. Und nicht bloß eine Profanation, sondern auch ein politischer Fehler. Denn in diesem Drama war manches enthüllt und in ein gefährliches Licht gestellt, was dem Nachdenken einfacher Untertanen entzogen werden sollte. Frau von Montespan, diese verheiratete Marquise, die dem allerchristlichsten König sechs, von ihrem Vater legitimierte und auf Kosten des Landes mit reichlichen Einkünften und stolzen Titeln ausgestattete Kinder geboren hatte; Frau von Maintenon, ihre ehrbare Nachfolgerin, aber eine geborene Hugenottin; Louvois, der grausame, viel gehaßte Minister; ja, der König selbst und seine Gewissensräte, durften doch nicht in gemeinen Theatersälen, sozusagen in Négligé, erscheinen. Solcher an Majestätsbeleidigung grenzender Unfug aber war zu befürchten, wenn Esther öffentlich gespielt, wenn Racines höfischer Stil von zungenfertigen Zuschauern in plebejische Prosa übersetzt, oder zu bissigen Epigrammen verwandt wurde. Und noch weniger konnte man die furchtbare Frage, ob die vor vier Jahren vollzogene Widerrufung des Edit de Nantes eine vernünftige, gerechte, humane Maßregel war, wenn auch in etwas verhüllter Form, vor dem großen Publikum debattieren lassen. Das Elend einer Million, teils in ihrer Heimat schwer Unterdrückter, teils in Not und Kummer ausgewanderter Franzosen war doch für viele, auch ihrer katholischen Volksgenossen — leider nicht für alle, nicht einmal für die meisten — kein Gegenstand, dessen genauere Betrachtung zu fördern, eine gute Polizei für zweckmäßig halten konnte. Dieser Gegenstand aber trat aus dem Esther-Drama mit herzergreifender Gewalt hervor. Allerdings haben nicht alle ersten Zuschauer und auch nicht alle ersten Leser Esthers die Bedeutung dieses Dramas klar erkannt. Möglicherweise hat Ludwig XIV. selbst, wenigstens bei der ersten Vorstellung, in der schönen Esther nur ein verjüngtes Bild der Frau von Maintenon, in Aman nur seinen damals schon ihm lästigen Minister Louvois, im Chor der jungen Israelitinnen nur hübsche und anmutige Mädchen gesehen. Das „... de te Fabula narratur" kam ihm vielleicht garnicht in den Sinn. Und wenn auch, so konnte er sich sagen, daß „diese Fabel" ihm ein karikiertes Bild seiner Tat vorspiegele. Er hatte ja nicht die Ausrottung seiner hugenottischen Untertanen, sondern nur ihre Bekehrung gewollt. Und ihre Bekehrung hatte er nicht durch grausame Mittel zu erzwingen versucht. Durch Geschenke und Gunstbeweise hatte er sie vielfach erkauft — allerdings auch, dem Rat seiner Gewissensräte und seiner Juristen folgend, durch Anwendung einer „milden Gewalt". Das Härteste aber, was er sich zuletzt — im Jahre 1685 — erlaubt hatte, waren, nach seinem Ermessen, wohl „die Dragonaden", die Louvois ersonnen und geleitet hatte. Doch selbst bei der Aussendung der „gestiefelten Missionare" und bei dem Betrieb ihres Werkes hatte er mehrmals die Beobachtung strengster Manneszucht geboten, und daß trotz seiner königlichen Vorschriften seine Soldaten sich doch manche schlimmen Ausschreitungen erlaubten, dafür war er nicht verantwortlich.

Uebrigens — und dies allein mochte zu seiner Beruhigung genügen, das Werk, das er, der Selbstherrscher, der allerchristlichste König, durch so kräftige Maßregeln auszuführen unternommen hatte, das konnte er jetzt nicht, ohne sich zu erniedrigen — und auch nicht ohne seiner Seele Seligkeit zu gefährden, wieder aufgeben.

Wenn aber auch an dem König und an einigen hervorragenden und sehr einflußreichen Geistlichen, vielleicht gar an Bossuet, der einer der ersten Aufführungen Esthers beiwohnte, das Sprichwort sich bewährte, daß die schlimmste Taubheit die Taubheit derer ist, die nicht hören wollen, so hörten manche Leute doch, was diesen halb oder ganz freiwillig Tauben vollständig oder halb entging. Der Baron von Breteuil, der später der Vater der Marquise von Châtelet, der Freundin Voltaires wurde, war einer dieser Scharfhörigen. Er dichtete damals eine Chanson, die unwiderleglich diese meine Behauptung beweist. Sie lautet wie folgt:

„Racine, cet homme excellent,
Dans l'antiquité si savant,
Des Grecs imitant les ouvrages.
Nous peint sous des noms empruntés
Les plus illustres personnages
Qu'Apollon ait jamais chantés.

Sous le nom d'Aman le cruel —
Louvois est peint au naturel,
Et de Vasthi la décadence
Nous retrace un tableau vivant
De ce qu'a vu la cour de France
A la chute de Montespan.

La persécution des Juifs
De nos huguenots fugitifs
Est une vive ressemblance,
Et l'Esther qui règne aujourd'hui
Descend des rois dont la puissance
Fut leur asyle et leur appui.*)

Pourquoi donc comme Assuérus
Notre roi, comblé de vertus,
N'a-t-il pas calmé sa colère?
Je vais vous le dire en deux mots:
Les Juifs n'eurent jamais affaire
A jesuites ni dévots.**)"

Aber nicht bloß am Hofe und in den dem Hofe nahe stehenden Kreisen, auch von vielen Hugenotten, wurden die Grundzüge und die Tendenz unseres Dramas so wie in dieser Chanson aufgefaßt. Davon findet sich ein klarer Beweis in der Vorrede zu einer schon 1689 zu Lausanne und Neufchatel erschienenen Ausgabe Esthers. Da heißt es: ... „l'on y voit

*) Der orthographischen Einheit zuliebe, werde ich in diesem Aufsatz und in dem folgenden, Athalie betreffenden, die hebräischen Personennamen in ihrer französischen von Racine gebrauchten Form anführen.

*) Frau von Maintenon war stammverwandt mit den Königen von Navarra, mit dem Hause d'Albret.

**) Diese Chanson findet man in den „Oeuvres complètes de J. Racine avec le commentaire de Laharpe (Vol. V, p. 275) und in der von Paul Mesnard besorgten Ausgabe derselben Werke (Vol. III, p. 421).

Digitized by Google

un triste récit de la dernière persécution". (Angeführt in der Ausgabe von Paul Mesnard, Vol. III, p. 422.)

Diesen zwei von Zeitgenossen Racines, vom Baron de Breteuil und von den waadtländischen Herausgebern Esthers abgegebenen Zeugnissen muß hier noch als drittes und sicher nicht minder gewichtiges eine Stelle aus Voltaires „Siècle de Louis XIV" beigefügt werden. Ich schreibe es hier aus dem 27. Kapitel dieses Buches ab:

„Esther, en 1721, n'inspira que de la froideur, et ne reparut plus. Mais alors il n'y avait plus de courtisans qui reconnussent avec flatterie Esther dans madame de Maintenon, et avec malignité Vasthi dans madame de Montespan, Aman dans M. de Louvois, et surtout les huguenots persécutés par ce ministre dans la proscription des Hébreux.*) Le public impartial ne vit qu'une aventure sans intérêt et sans vraisemblance; un roi insensé, qui a passé six mois avec sa femme, sans savoir, sans s'informer même qui elle est; un ministre assez ridiculement barbare pour demander au roi qu'il extermine toute une nation, vieillards, femmes, enfants, parce qu'on ne lui a pas fait la révérence, ce même ministre assez bête pour signifier l'ordre de tuer tous les Juifs dans onze mois, afin de leur donner apparemment le temps de s'échapper ou de se défondre; un roi imbécile qui sans prétexte signe cet ordre ridicule, et qui sans prétexte fait pendre subitement son favori: tout cela, sans intrigue, sans action, sans intérêt, depint beaucoup à quiconque avait du sens et du goût. Mais, malgré le vice du sujet, trente vers d'Esther valent mieux que beaucoup de tragédies qui ont eu de plus grands succès."

Diesen inhaltsschweren Worten Voltaires müssen wir — weil sie einen dem Anschein nach durchaus gerechten Tadel enthalten — das nächste Mal noch einige Glossen anfügen.

Heidelberg. M. Schwalb.

Die kluge Frau.

Hausflur und Treppen waren schon seit einer Viertelstunde voll ungewöhnlicher Unruhe, sodaß die Bewohner einer nach dem andern ihre Türen öffneten, um zu sehen, was da eigentlich vorgehe. Eben als ich aus der meinigen trat und mich über das Treppengeländer beugte, hörte ich drunten im Hausflur die sich überschreiende Stimme des Knechts Hies, der zu dieser Zeit sonst ruhig seiner Arbeit oblag: „Und ich sag': Jemand muß sie genommen haben, und her müssen s' wieder auf jeden Fall!"

„Schrei net a so!" verwies ihm der Wirt gedämpft. Aber schon waren wir sämtlich herbeigekommen und umstanden den Tobenden, der sich zu beschweren fortfuhr: „Ein nagelneu's Paar, die feinsten, wo ich mir je hab' kaufen trauen. Wenn ich den Haderlumpen wüßt', der wo mir die Stiefel weg hat, alle Knochen tät' ich ihm entzweischlagen."

Ob er denn seine Kammer gut zugesperrt habe? Ja, er meine schon, aber natürlich: schwören könne er nicht. Im Gefühl, den Tatbestand aufnehmen zu müssen, setzte die ganze Zuschauerschaft sich in Bewegung und zog hinter dem Geschädigten drein nach seiner Kammer, in der freilich nur zwei Personen Raum hatten; die übrigen mußten über die Schultern ihrer Vordermänner sehen.

„Da hier haben s' gestanden." Der Knecht wies auf die leere Stelle in seinem Kasten, und zwölf Augenpaare starrten so angelegentlich auf den Fleck hin, als könnten sie die vermißten Stiefel herbeischauen. Ein lautes nutzloses Durcheinanderreden begann — der meinte dies und die riet das. Der Hies, hierdurch noch aufgeregter werdend, begnügte sich nicht mehr mit dem Knochenentzweischlagen, sondern verhieß, den Räuber, falls er ihn kriegte, lebendig zu schinden. In den Lärm hinein rief einer der Sommerfrischgäste, man solle nach der Polizei schicken.

Das aber nahm der Hauswirt gewaltig übel auf. „Das wär' noch schöner, wenn ihm die Polizei ins Haus käme." Sein ganzes Geschäft würde in Verruf gebracht. — Man sah ihm an, wie höchlich zuwider ihm schon der Umstand war, daß wir sämtlich Zeugen des Vorgangs geworden. Der Bestohlene verlangte gereizt, dann wolle er seine Stiefel ersetzt haben. — Da legte die Magd sich ins Mittel. „Tun mir halt vielleicht erst um die Gstamer-Zenzi schicken!"

Der Vorschlag wurde anfänglich mit Hohn und Geringschätzung begrüßt, jedoch die Hausfrau stellte sich auf die Seite der Magd, und so gaben die Männer schließlich nach, ob sie schon vernehmlich murrten über Weibergewäsch und närrische Einbildungen. Wir andern, als Fremde, wußten nicht recht, um was es sich handle; ich aber machte mich an die Magd, die sich schleunig anschickte, die Zenzi zu benachrichtigen und erfuhr von ihr das Nötige. Die Zenzi, das sei so eine, die „etwas könne" — nämlich Krankheiten von Mensch und Vieh besprechen, Verborgenes aufdecken und Gestohlenes wiederbringen machen. Eine gute Haut und recht dienstwillig sei sie obendrein.

Meine Neugier war nun geweckt, und während die Hausgäste sich allmählich zerstreuten und jedes zu seinen unterbrochenen Beschäftigungen zurückkehrte, blieb ich am Treppenfenster stehen, um Zeuge der Ankunft der klugen Frau zu sein. Das Haus, das uns zeitweilig beherbergte, lag etwas abseits vom Dorfe und höher als dies, in unmittelbarer Nähe des Waldes. Es bildete eine Art Zubehör des von ihm nur durch den Garten getrennten Gasthauses, woselbst auch diejenigen Sommerfrischler, die nicht eigene Küche führten, ihre tägliche Nahrung fanden. Gegenwärtig waren die langen Reihen der Bierbänke unter der vom Wind geschwellten blauweißen Fahne noch leer, sodaß die kleine Gestalt mir nicht entgehen konnte, die bald, geführt von der Magd, ihren Einzug hielt.

Unwillkürlich hatte ich mir ein hexenhaftes, unheimliches Wesen vorgestellt, das da kommen würde; die Zenzi aber war durchaus ein gewöhnliches, ältliches Bauernweibchen mit sorgsam geglätteten grauen Scheiteln unter dem schwarzen Kopftuch und einem luftgebräunten, nicht unsympathischen Gesicht. Nur der merkwürdig helle und scharfe Blick der Augen fiel mir auf. Sie trat zuerst in die Küche des Erdgeschosses, wohin sie alle Hausgenossen entbot, die etwas zur Sache Gehöriges mitteilen konnten; dann besichtigte sie den Tatort selbst, wobei sie immerwährend die Lippen bewegte, als rede sie in sich hinein. Der bestohlene Hies, den man herbeigerufen, hatte ihr nur mit Achselzucken und sehr von oben her Rede gestanden. Das schien sie nicht zu bemerken, sondern sagte, halb zu ihm, halb zu der Hausfrau gewendet: „Ja, ja, das Ding ist schon recht. Ihr kriegt sie ganz bald wieder".

Diese feste Zusage schien doch einen Eindruck auf den Beraubten zu machen; er rückte halb widerwillig mit der Bemerkung heraus, daß er sich schon erkenntlich zeigen werde. Die Zenzi sah aus, als versprächte sie sich nicht allzuviel; dagegen ließ sie sich gern gefallen, daß die Wirtsfrau ihr eine Maß Bier anbot. Mittlerweile hatten die ersten Mittagstischler sich eingefunden, nämlich ein Trupp Arbeiter und Handwerker,

*) Die Zahl dieser äußeren Zeugnisse zu vermehren, überlasse ich kräftigeren Forschern.

die in der Nähe zu arbeiten gehabt und den Zeitverlust des Heimgehens scheuten oder gar kein Heimwesen besaßen. Es waren vorwiegend junge Männer; sie legten die Arme breit auf den Tisch und trieben allerlei Kurzweil miteinander. Als sie die Alte hinter ihrem Bierkrug gewahrten, stießen sie sich mit den Ellenbogen, machten neugierige Gesichter — und einige, die sie kannten, riefen ihr neckische Grüße hinüber. Durch die Hausmagd und die Kellnerin sprach es sich bald herum, weswegen die Zenzi geholt worden; das erhöhte die Heiterkeit. Einer der ältesten Tischgenossen jedoch, der Zimmerer-Ferdl, ein kurzhalsiger, glatzköpfiger Mensch, nahm das Ding mehr von der ernsten, mißfälligen Seite. Er schelte aus flackrigen Augen unwirsch nach der Zenzi und ließ Reden fallen wie: „So ein Unsinn! Entweder ist's ein Unsinn oder so was ist gottlos! Ja wohl: warum kann der Hiesl net einem von die lieben Heiligen eine Kerze geloben, daß sie sein Paar Schiffskähn wieder herschaffen? Warum net?"

Er konnte sein Mißvergnügen sichtlich nicht bezähmen; denn da die Alte, die mittlerweile ausgetrunken hatte, zwischen den Bänken hindurchschritt und ihn im Vorbeigehn mit ihrem seltsam jungen Blick streifte, rief er sie an: „He, sag jetz amal, bist wirklich a Hex wor'n? Entweder, wannst keine bist, nachher bist a Schwindelmeierin! Oder wenn ja, nachher hast's mit 'n Teufel, und Christenleut sollen sich überhaupt's net abgeben mit Dir."

Der Ausfall belustigte seine Nachbarn, wie mich däuchte, über die Maßen. „Ja wohl is s' a Hex — hat s' Dich net a schon behext g'habt?" schrie einer, ein gleichfalls älterer Mann, dazwischen. Die Zenzi indessen, ohne auf die etwas unvermittelte Barschheit seines Tones einzugehen, sagte ganz gleichmütig: „Aber das is ganz aus, was Du für ein christlicher rigoroser Mensch bist, Ferdl? Grad fürchten könnt' man sich. Pfüat Gott miteinand! — ich wünsch' guten Appetit!" — Damit räumte sie den Schauplatz.

Die Alte hatte mir einen Eindruck hinterlassen, den ich nicht los wurde und gern noch vervollständigt hätte. Im Hause ward viel von ihr geredet, nämlich darüber, wie sie es wohl anfangen möchte, das Gestohlene herbeizuschaffen. Manche behaupteten, daß sie eine Wünschelrute besäße, die ihr den Ort anzeige, wo es stecke. Andere meinten, sie wisse eine Zauberformel, durch die sie dem Dieb die Ruhe nähme, so lang, bis er es wiederbrächte. Diese Erörterungen wurden mir allmählich langweilig; dagegen begann ich mich in der Nähe des Häuschens herumzutreiben, das die Zenzi bewohnte, und auf einen Vorwand zum Eintritt zu sinnen. Bei einer solchen Kundschaftsschleicherei gewahrte ich durch das offene, ebenerdige Fenster einen hübschen, großen Bauernschrank im Zopfstil, der einem Altertumssammler wohl hätte in die Augen stechen können. Ihn benützte ich als Deckmantel, indem ich eines Tages entschlossen an die Tür klopfte und der Alten, die mir auftat, die Frage steüte, ob der Schrank nicht zu verkaufen sei.

Die Zenz sah mich von oben bis unten an und versetzte dann: ja, nach dem sei schon oft gefragt worden — er sei halt ein Altertum. Aber sie gebe ihn nicht her, weil er von ihren Eltern stamme. Dennoch lud sie mich höflich ein, näherzutreten und mich niederzulassen. Als ich auf einem wackeligen Holzstuhl Platz genommen und Umschau in der Stube hielt, konnte ich feststellen, daß der erwähnte Schrank das einzig Wertvolle in dem kleinen Raum war. Sonst befand sich nichts darin als ein mächtiger, braungtafferter Kachelofen, neben dem eine Tür in die schmale rauchige Küche führte. Ihm gegenüber stand in der Ecke ein abgeschabter, ehemals grün angestrichener Tisch mit drei Stühlen, von der Ecke unter dem Fenster hindurch lief eine hölzerne Sitzbank bis zum Ofen. Ueber dem Tisch war ein geschnitzter Kruzifixus aufgehängt, umsteckt mit Palmzweigen und gemachten Blumen; so befand sich auch oberhalb der Eingangstür, zu deren Seite der bemalte Schrank sich brüstete, ein Bild der heiligen Crescentia und ein Bordbrett mit allerlei andächtigen Büchern. Offenbar hielt die Zenzi etwas darauf, den Leuten ihre gut christliche Gesinnung in Erinnerung zu bringen.

„Wo schlafen Sie denn?"

„Da drob'n." Sie zeigte auf eine Art Hühnerstiege, die hinter dem Ofen zu einer viereckigen Oeffnung in der Decke führte. „Da herunt, wissen S', tat ein Bett mich zu viel scheniert wegen dem Geschäft." Ich erfuhr nun, daß sie ein wirkliches Gewerbe betrieb, das Haarschneiden und Bartscheren. „Ich hab's lernen müssen, wie der Hartl so lang krank gewesen ist; auf der Brust hat er's gehabt, wissen S'."

„Ihr Mann war das?"

„O nein, ein meiniger Bruder. Verheirat't bin ich gar nie gewesen." Wie ich nun erfuhr, hatte dieser Bruder sich nicht rühmen können, ein sogenannter approbierter Bader zu sein, der sich auch auf Wundbehandlung versteht, sondern er war ein bloßer, schlichter Scherer gewesen, zu dem die Bauern kamen, weil er es so billig tat, und dessen Kundschaft die Schwester geerbt hatte.

Wie sie mir so einfach Rede und Antwort stand, ohne jeden Versuch, einen geheimnisvollen Nimbus um sich zu weben, da gefiel sie mir noch mehr als früher. Um den eingefallenen Mund lag beständig ein Zug wie von verhaltenem Lächeln, die milde Ueberlegenheitsmiene derjenigen, die viel Bittres erlebt und sich dennoch ein Stück Humor gerettet haben. Der Zug vertiefte sich jetzt, da sie munter fragte: „Also was ist's mit dem Schrank?"

„Wenn Sie ihn doch nicht hergeben wollen, dann darf ich mir vielleicht das Muster abzeichnen?"

„Von mir aus, so viel Sie mögen. Bloß wenn grad Kunden kommen, müssen S' ein wengl auf die Seiten rücken." Ich war natürlich mit allem einverstanden und nahm bescheiden meinen Platz ein, um mich sogleich in den Winkel zu drücken, wenn irgend ein Berechtigter hineingestapft kam. Erst war es ein ungeschlachter Bauer mit einem Stoppelansatz wie ein junger Igel auf den gebräunten Wangen — und ich staunte über die Sicherheit, mit der die Zenzi ihre Messer abzog und den Stachligen dann so gewandt entbartete, als wäre sie wirklich ein zünftiger Barbier. Ich sagte es ihr nachher; da lachte sie, daß die Fältchen um ihre Augenwinkel zuckten. „Ja, so an alten Weib, dem trauen die Leut' nix zu. Mir denkt's noch, wie amal so ein Stadtfrack, ganz ein feiner Herr, zu mir hereingeschaut und natürlich gemeint hat, er find't ein Mannsbild zum Bedienen. Um keinen Preis hat er niedersitzen mögen. „Sie wird mich schneiden — Sie schneiden mich gewiß," hat er in einem fort geschrieen. Ich aber bin ganz kalt bliben: „Trauen S' Ihnen nur," hab' ich gesagt, denn ich (sie deutete mit einer selbstbewußten Geberde auf ihren Brustlatz) schneid' Ihnen amal für gewiß net. Und recht hab' ich behalten."

Zunächst erschien eine Magd mit verbundener Hand, die halblaut und stockend den Wunsch äußerte, die Zenzi möge irgendwas aufstellen, damit ihr der wehe Finger nimmer so arg brenne. Sie schielte dabei mißtrauisch zu mir hinüber; die Zenzi bemerkte es und ersuchte mich kurzweg, in die Küche nebenan zu treten. Natürlich fügte ich mich gehorsam und zog sogar die Türe zu, bis auf einen ganz kleinen Spalt, der mir vergönnte, ein wenig zu lauschen. Es war nicht viel, was ich erhorchte, denn nur ein paar Reden wurden gewechselt, während derer die Zenzi aufmerksam das schmerzende Glied, das sie seiner Hüllen entledigt, zu betrachten schien. Endlich machte sie sich, wie es mir vorkam, daran, die wehe Stelle zu streichen, indem sie dabei halblaut und eintönig einen Reim hersagte. Einzelne Bruchstücke drangen an mein Ohr; sie lauteten ungefähr: „Hoch ist der Hebel — Feucht ist der Nebel — Kalt ist die Totenhand — So still ich diesen Brand."

Eine wunderliche Stimmung überkam mich dabei, nicht Gruseln gerade, aber ein gewisses Gefühl des Lichtscheuen, Absonderlichen; und das hielt auch vor, als die Leidende sich entfernt hatte und die Zenzi mich freundlich einlud, wieder herauszukommen. Sie entschuldigte sich in ihrer gewohnten

frischen Redeweise wegen meiner Ausschließung. „Wissen S', wenn ein Fremdes dabei steht, nachher meinen die Leut', es hilft nix, und dös is schlimm, weil doch der Glauben unbedingt dazu gehört." Unwillkürlich suchte ich in ihrem Gesicht dabei nach einem Zug von Verschmitztheit, so einer Art Augureulächeln, aber sie sah mich unbefangen an: ganz offenbar glaubte sie selbst.

Das war um so merkwürdiger, als sie in andern Dingen geradezu über dem herrschenden Aberglauben stand und ihn willkürlich benutzte. Denn sie erzählte mir selbst, wie eine andere junge Dirne sich bei ihr eingefunden und einen Liebeszauber verlangt habe, um ihren Dienstherrn an sich zu ketten. Sie habe in der Andreasnacht entkleidet mit dem Fuß die Bettstatt getreten, da sei ihr der Bauer erschienen im Traum, also wäre er ihr offenbar zum Manne bestimmt, und sein Weib, das ja kränklich sei, würde vermutlich sterben.

„So eine verliebte Person," bemerkte die Zenzi dazu. „Weißt, hab' ich ihr gesagt, das kannt' auch der Teuf'l g'wesen sein; wenn ein Madl solche G'schichten macht, erscheint er gern. Ich, wenn ich als Du wär', tät bei solchene Anfechtungen die Decke über'n Kopf wickeln und ein paar Vaterunser beten, sonst dreht er Dir nochs Gnack um! Die hat sich anders geforchten, aber gekommen is f' mir nimmer, kömen Sie glauben."

„Eine Heilung ohne Zauber!" sagte ich vergnügt. Aber die Zenzi sah mich verweisend an. „Es haben sogar heilige Männer mit Sprüch' und Formeln geheilt, und so was kann ein mächtiger Zauber sein. Abers Gewissen is halt auch einer."

Durch alles dies zog sie mich immer mehr an, und vollends lieb ward sie mir, nachdem ich in Erfahrung gebracht, daß die Alte einen kropfigen Blödsinnigen, dessen Angehörige den Oberstock des Häuschens inne hatten und den armen Halbmenschen an allem Mangel leiden ließen, aufs mildtätigste unterstützte und bemutterte. Ich brachte ihr manchmal etwas für ihn, und es erfreute sie noch mehr als der Schnupftabak und Kaffee, den ich ihr selbst, als Weihgeschenk unserer neu geschlossenen Freundschaft, zusteckte.

Eines Tages war ich wieder bei ihr, und sie hatte kurz vorher Kundschaft bekommen. Eine Mutter hatte ihr stämmiges Bübchen hergeführt, um ihm die verwilderten Haare stutzen zu lassen; es sollte am nächsten Sonntag gefirmt werden. Die Baderin — so nannten manche die Zenzi — lobte das Blondhaar, das unter ihrer Schere fiel, sowie das liebe Gesichtlein des etwas ängstlich dahockenden Knirpses. Die Bauernfrau aber seufzte. „Ja mein, meine liebe Baderin, das denkt sich kein Lediges net, was so Kinder bereits für Unformen haben. Der da flucht wie ein Korporal — mir graust's ganz beim Anhören. Was ich ihm deszweg'n schon Schläg geben hab' — und nix hat's genutzt! Ja, wie ich sag': mit die Kinder hat man wohl sein Kreuz."

„Aber Bub," sagte ernsthaft die Zenzi, „ist das wahr?" Der Kleine neigte schuldbewußt seinen geschorenen Scheitel unter ihrer Hand und sah scheu auf die Alte, von der man ihm wohl schon viel Einschüchterndes erzählt haben mochte. Sie furchte ein wenig die Stirn. „Weißt auch, was für eine arge Sünd' daß 's Fluchen ist," sprach sie zu dem geschorenen Lamm. Das nickte wiederum sehr kleinlaut.

„Jetzt sag' ich Dir was," wandte die Zenz sich an die Mutter, „hauen mußt ihn nimmer, aber so oft er ein' Flucher tut, mußt ihn sich neigen lassen und sprechen: Gelobt sei Jesus im heiligsten Altarsakrament! Nachher wird der Herrgott schon seine Gnad' geben, daß das Buberl keine so wüsten Reden nimmer führt. Bist ja sonst brav — gelt?"

Das ging dem Kleinen sichtlich zu Herzen, und die Mutter, der der Rat behagte, ergoß sich in lebhaften Dankjagungen, da sie mit ihm abzog. Die Zenzi schaute Beiden noch durchs Fenster nach; da strich draußen ein bärtiger Kopf vorüber, rasch trat sie in die Stube zurück.

„Bitt schön, Fräulein, jetzt müssen's aber wieder 'naus," rief sie mir hastig zu. Ich begriff sehr wohl, daß ich ganz hinausgehen sollte und näherte mich der Tür, aber schon war es zu spät. Man hörte wie ein schwerer Männertritt über die Steinfliesen des Flurs herantrappte. Also blieb mir keine Wahl: ich schlüpfte abermals in die rauchige Küche und verhielt mich mäuschenstill, während nebenan bereits das ziemlich mürrische „Grüß Gott" des Ankömmlings erklang.

„Ja, Zimmerer-Ferdl, bist's Du?" — Ein großes Staunen sprach aus den langsamen Begrüßungsworten der Zenzi.

„No ja, ich möcht' halt's Gesicht einmal sauber haben, weil morgen Sonntag is," meinte er so brummig wie zuvor. „So, so, rasiert sein möchtest? Du, das ist mir einmal eine seltene Ehr," hörte ich die Zenzi mit unverkennbar spöttischer Betonung sagen. Er gab irgend eine unverständliche Antwort, und danach ward es stille zwischen ihnen. Nur aus dem Rücken eines Stuhles und einem metallenen Klirren konnte ich entnehmen, daß der Ferdl sich hingesetzt hatte und die Baderin in ihrem Blechschüsselchen den Seifenschaum schlug, um ihn über das braune Gesicht ihres Opfers zu streichen. Unwillkürlich mutete die Vorstellung des eingeseiften Ferdl mit seinem Stiernacken und den vorquellenden Augen mich so lächerlich an, daß ich Mühe hatte, mich nicht durch unzeitiges Kichern zu verraten.

Plötzlich begann er wieder die Unterhaltung. „Warst seither noch amal bei'n Wirt droben?" warf er hin. „Nein, ich han net der Weil gehabt."

„O mein, der arme Hiesl. Gelt, daß Du fein sacht tust mit mir! Aber a rechtes Kindviech, nur zu Dir gesagt, is er schon. Warum sperrt er sein Kasten net zu?"

„Ja, ja, da hast schon recht. Bloß es gibt halt Leut', von denen man sich so was gar nicht vermutet; da gibt man halt net so Achtung. Uebrigens: war jetzt der Kasten überhaupt zu'n Zusperren?"

„Da bin ich überfragt, mei liebe Zenzi! Wann ich doch nie net hinein kommen bin, ins Kammerl von'n Hies!" — „Ach geh, jetzt han ich doch glaubt, Du wärst drin g'wesen, auf die Wochen nach Johanni, wie er den Fuß vom Tisch hat weggehaut gehabt. Du, aber heb' Dich stad — ich fang' grad's Schneiden an."

Der Ferdl bemerkte gedehnt, ja den Augenblick, da er wegen dem Tischfuß hineingemußt, hätte er vergessen gehabt. Das begriff die Zenzi vollständig. Wieder entstand eine Pause, dann bemerkte er, sie werde hoffentlich mit der Zeit schon den ausfindig machen, der die Stiefel hätte. Der Hies sei doch wohl mindestens so gescheit gewesen, seinen Namensanfang auf die Sohlen einzubrennen.

„Schon", versetzte die Zenzi, „aber es gibt halt so Haderlumpen, die gehn her und schaben die Namen von die Sohlen ab. Denk' Dir grad, erst gestern in der Fruh — kannst net stad sitzen, Du? — geh ich, wie noch alles schlaft, an einem Häusl vorbei, net weit von da, und da hockt einer im Eck beim Stadel und hat an Glasscherben in der Hand und in der andern einen Stiefel und kratzt und kratzt, schier wie ich an Deine Bartstoppeln."

„Net wahr is," schrie der Ferdl sie ganz unvermittelt an, sodaß ich heftig erschrak.

„Wie so net wahr? Des kannst doch Du net wissen? Oder weißt es leicht doch, wer derselbige war, den ich gesehen hab'." — „Ich war's net — es is all's derstunken und derlogen," tobte er weiter. „Jetz tun mer lieber pausier'n," meinte die Zenzi, „mit dem Gezappel und Getu, was Du hast, könnt' ich Dir heilig die Gurgel wegschneiden; und das wär' ewig schad!"

„Du Teufelshex — Verleumderin!" Ein Stuhl fiel polternd zu Boden, und schon hatte ich einen Satz nach der Türe gemacht, um der alten Frau zu Hilfe zu eilen. Aber gelassen hörte ich sie sagen:

„Mit Gewalt richtest nix, mein lieber Ferdl; draußt in da Kuchl tut der Nazi (das war ihres blöden Schützlings Name) 's Ofenrohr putzen; und wenn ich dem schrei, ist er schon herin aa. Also" —

Digitized by Google

Er schien sich zu besinnen. Dann versuchte er unsicheren dringlichen Tones auf sie einzureden: sie hätte sich geirrt, wahrhaftig, es sei ein Irrtum. „Wenn Du mich für dumm anschaust, wirst Du Dich irren," war alles, was die Zenzi erwiderte.

Abermals brauste er auf. „Hast epper gars Herz, daß Du mich anzeigen tätst auf so an Verdacht?"

„Bald Du's Sach gutwillig z'ruck gibst, nein!" versetzte die Alte fest. Der Ferdl seufzte tief auf.

„Schau, mein' liebe Zenzi," fing er weichmütig an, „Du hast's g'wiß net vergessen, wie gute Freund' daß mir zwei amal g'wesen sein Jesses, mir denkt's heut noch, wie unsinnig gern daß ich Dich gesehn hab — und grad' meine Eltern, die, wenn's zugeben hätten" —

„Deine Eltern," sagte sie nachdrücklich, „denen muß ich eigens a paar Vaterunser beten, weil sie mir an Riegel vorgeschoben haben, wie ich meine größte Dummheit hab' machen wollen."

„Geh, wie kannst so was sagen." Der Ferdl weinte beinahe vor Bedauern mit sich selbst. „Ich bin doch, wahr und wahrhaftig, nie kein schlechter Kerl net g'wesen, unds richtige Weib wann ich derwuschen hätt'." „Tu Dich net versündigen," unterbrach die Baderin scharf. „Die Deinige, Gott hab' sie selig! war ganz richtig und brav, bloß daß sie net so viel g'habt hat wie ihr Alter Deinem Alten vorgeben hat, und dafür hat sie eine Höll' gehabt bei Euch und sich zu Tod arbeiten dürfen wie ein Hund. Oder willst es gar leugnen, daß Du seit ihrem Versterben immer mehr auf die schlechte Seiten kommen bist?"

„Wenn man halt nie ein Glück hat! Wenn man eine nehmen muß z'weg'n an Geld, die man nicht mag, und nachher bleibt man doch ein armer Tropf."

„Hör mir auf! Die Leut' im Dorf haben alleweil schon gesagt: die Zimmerischen, die täten unsern Herrgott verleugnen, wenn ihnen eins a Markl zahlt dafür. Bloß schau'n, wie man zu was kommt, ganz gleich, auf was für eine Art! Is auch soweit recht ein netter Grundsatz, den Dacheln (Dohlen) ihrer is's. Aber Dacheln sein Galgenvögel."

Das Wort erneute die Beunruhigung des Ferdl. „Zenzi, um Gotteswillen bitt' ich Dich; bring' mich in keine so malefizischen G'schichten hinein. Ich bin net so ohne, bloß im Unglück — könnt'st Dich überzeugen — bald Du's heut noch probieren wollt'st mit mir."

„Das is doch schon das Höhere! Ich glaub' gar, nochmal an Heiratsantrag tätst mir machen, aus lauter Angst vor'n Gericht. Schamst Di net, Du?" Ob er sich schämte, blieb dahingestellt, jedenfalls schwieg er.

Die Zenzi jedoch fuhr fort: „Die Stiefeln bringst fein mir, verstanden? Ich gib sie zurück." „Verkaufen hätt' ich s'mögen," stöhnte der Ferdl. „Ja, und versaufen, gelt? Daraus wird amal nix." „Wann Du mich wenigstens net verraten tust," sagte er scheu und mürrisch. „Das tu' ich nie," versetzte sie streng, „ich hab versprochen, das Sach herzuschaffen, net den, der wo's gestohlen hat." Mir war, als sähe ich durch die Tür hindurch, wie ihre jung gebliebenen Augen dabei aufleuchteten.

Nun verlangte sie ganz gleichmütig, er solle sich wieder niedersetzen und vollends fertig machen lassen. „Du kunnst einem im Traum vorkommen mit Dein halbrasierten Gesicht." Er redete nichts mehr, sein Mut schien tief gesunken. Die Baderin aber beendigte sicher und ruhig ihr Werk; als er jedoch am Ende gar nach der Schuldigkeit fragte, lachte sie hellauf. „Geh zu, wo Du doch gar net z'wegen dem hergangen bist! Bloß weil's Dir keine Ruh lass'n hat, ob ich was weiß oder ob die lieben Heiligen sich drein legen müssen. Dafür werd' doch ich nix nehmen, von Dir. Wo wir so alte Freunde sind!" —

Er murmelte irgend etwas wie einen Gruß oder Dank und schlurfte aus der Stube. Nach seinem Fortgehen ließ die Alte sich auf die Bank in der Ecke nieder und stützte die Hände auf ihre Knie. So fand ich sie, da ich meinen Schlupfwinkel verließ, einigermaßen bedrückt durch meine unfreiwillige Mitwisserschaft. Sie sah mich fast überrascht an, gleich als hätte sie mich vergessen. „Ja so, jetzt hab'n Sie's angehört! Das hätt' net sein solln. Gelten S', das müssen S' mir aber bei die armen Seelen von denen, die Ihnen die Liebsten waren, versprechen, daß Sie kein Wörtl verlauten lassen, gegen keinen Menschen."

„Mein Wort darauf," sagte ich und gab ihr fest die Hand, „so lang Sie und der Ferdl leben, erfährt niemand eine Silbe." Sie sah mich eindringlich an, doch schien der Blick sie zu beruhigen. „Also bleibt's dabei: net schnaufen davon!" wiederholte sie und legte den Finger an die Lippen.

Der Hies erhielt seine Stiefel zurück, und mehrere Tage lang war von nichts anderem die Rede, als von der Gescheitheit der Zenzi und was es mit ihrer Kunst für eine besondere Bewandtnis habe. Der Ferdl allerdings äußerte sich nicht dazu. Ich schwieg desgleichen und würde es vielleicht noch Gott weiß wie lange getan haben.

Nachdem aber der Ferdl schon vor einiger Zeit durch einen Unfall beim Holzfällen ums Leben gekommen ist, und ich bei einem diesjährigen Besuche der Gegend anstatt meiner alten Freundin nur ein hölzernes Kreuz auf dem Friedhof gefunden habe, dessen Blechschildlein besagt: „hier ruht die ehr- und tugendgeacht'te Jungfrau Crescentia Gstamer", so kann ich der Versuchung nicht widerstehen, ihrem Andenken einen bescheidenen Kranz in Gestalt dieser Geschichte zu stiften.

München. Helene Raff.

Die Gedichte der Bibel in deutscher Sprache. Von M. A. Klausner. Mit Buchschmuck von Judith Klausner. Zweite und dritte Auflage. Berlin 1904. Verlag von S. Calvary & Co.

Es gibt literarische Versuche, die nie einwandsfrei gelingen können, und die doch immer wieder unternommen werden; vielleicht ist auch hier das Ringen um den Besitz höher als der Besitz selbst anzuschlagen. Das Streben, die althebräische Poesie der heiligen Schriften in moderne deutsche Poesie vollwertig umzusetzen, rechne ich zu diesen oft versuchten, nie ganz zu verwirklichenden literarischen Taten. Das Unterfangen kann nie restlos glücken, weil beide Sprachen in ihren poetischen Mitteln, in Wirkungsmöglichkeiten und Stimmungskräften von einander allzu wesensverschieden sind; aber daß der Versuch nun schon seit Jahrhunderten immer wieder gemacht wird, spricht doch für seine innere Notwendigkeit.

Ueber Klausners „Gedichte der Bibel" ist in dieser Zeitschrift (Jahrgang 20 S. 333) anläßlich ihres ersten Erscheinens ausführlich gehandelt worden. Nun liegt bereits in prächtigerer Ausstattung die zweite bis dritte Auflage vor, und sie bringt Neues in den Uebertragungen der Bücher Esther, Ruth, Jona, des Predigers und der Sprüche. Das Werk verdiente den Erfolg, den es so rasch gefunden! Man spürt in diesen Uebertragungen, daß sie aus frommer, hingebender Seele geflossen sind; der richtigen Erfassung des Urtextes ist große Sorgfalt zugewandt; Klausner verfügt über glückliche Leichtigkeit der Formgebung und große Reimfertigkeit. Daß auch bei ihm diese Vorzüge stellenweise Schwächen werden, daß man an Stelle der feinen Politur hier und dort gröbere Naturwüchsigkeit wünschte, darf allerdings nicht verschwiegen werden. Aber seine Uebertragung wendet sich auch weniger an den Kenner, als an die Masse derer, die gewonnen werden sollen. Und faßt man diesen Zweck ins Auge, so kann man Klausners Werk sehr günstige Auspizien stellen. „Es ging ein Säemann aus, zu säen."

E. H.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weindausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 42. Berlin, den 16. Juli 1904. 21. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Kaiser Wilhelm II. hat von seiner Nordlandfahrt aus einen vielbesprochenen telegraphischen Abschiedsgruß an den Kommandeur des zum Kriegsschauplatz abrückenden russischen Regiments „Wyborg" gerichtet, dessen Inhaber er ist. Bei den besonders freundschaftlichen Gefühlen, denen er seither schon gelegentlich diesem Regiment gegenüber Ausdruck verlieh, ist die Abschiedsdepesche herzlicher ausgefallen als beispielsweise das Telegramm, das Wilhelm II. aus gleichem Anlaß vor fünf Jahren an sein englisches Regiment, die Royal Dragoons, sandte. Der damalige schlichte Wunsch: „Mögen Sie alle unverletzt und wohl zurückkommen!" widersprach der offiziellen Neutralitätserklärung der deutschen Politik weniger, als die neuerlichen Wendungen, er sei stolz darauf, daß seinem Regimente die Ehre zuteil werde „für Kaiser und Vaterland und für den Ruhm der russischen Armee zu kämpfen" und seine aufrichtigen Wünsche begleiteten das Regiment, „dessen Fahnen Gott segnen möge". Trotzdem geht auch diesmal wie im Oktober 1899 die allgemeine Ansicht dahin, daß eine derartige persönliche und kameradschaftliche Kundgebung Wilhelm II. die streng neutrale Haltung der offiziellen deutschen Politik nicht beeinflussen werde. Womit übrigens nicht gesagt sein soll, daß ein reservierter gehaltener Abschiedsgruß für unsere auswärtigen politischen Beziehungen nicht wünschenswerter gewesen wäre.

Deutsche Kriegsschiffe haben in dieser Woche in Plymouth „auf Befehl des Kaisers den Besuch erwidert, den vor kurzem britische Kameraden in Kiel abgestattet haben". Während die deutsche offiziöse Presse dieses Ereignis mit lauten Freudenbezeugungen begleitet und jeden der zahlreich gewechselten Trinksprüche gewissenhaft im Wortlaut mitgeteilt hat, verhielt sich die englische Presse im allgemeinen zwar nicht unfreundlich, aber doch erheblich kühler. Da auch von den obligaten Verbrüderungsszenen, wie sie sonst anläßlich solcher Flottenvisiten üblich sein sollen, diesmal nichts verlautet hat, so scheint der politische Erfolg des deutschen Gegenbesuchs in England nicht allzuhoch eingeschätzt werden zu dürfen. Eher könnte man vielleicht von einem solchen noch im Hinblick auf das eben abgeschlossene deutsch-englische Abkommen reden, das ähnlich wie die entsprechenden Verträge Englands mit Frankreich und andern Staaten lautet und eine schiedsrichterliche Entscheidung für bestimmte etwa eintretende Streitfälle vorsieht. Hat das Abkommen auch keine weittragende praktische Bedeutung, so mildert es doch wenigstens etwas den fatalen Eindruck von der splendid isolation Deutschlands, der in letzter Zeit nicht nur bei uns, sondern auch im Auslande vorherrschte.

In Norderney gibt Graf Bülow dem ehemaligen russischen Finanzminister und jetzigem Vorsitzenden des Ministerkomitees, Herrn Witte, ein Rendezvous, bei dem der Abschluß des deutsch-russischen Handelsvertrages sichergestellt und vermutlich noch einige andere aktuelle Fragen deutsch-russischer Politik besprochen werden sollen. Man wird nicht fehlgehn, wenn man die Reise des russischen Staatsmannes in das elegante deutsche Nordseebad weniger der weisen Staatskunst Bülows gutbringt, als den mancherlei schweren Verlegenheiten der russischen Regierung. Sie sind es auch, denen es Graf Bülow zu danken haben wird, wenn er mit dem Monstrum seines agrarischen Zolltarifs einen Handelsvertrag mit Rußland zustande bringt. Daß dieser jetzt schon gesichert sei, oder gar, daß er noch andere Leute als unsere Hochschutzzöllner einigermaßen befriedigen werde, das wagen freilich im gegenwärtigen Zeitpunkt auch die weichgesottensten Optimisten noch nicht zu behaupten.

In Bayern ist der Wahlrechtsantrag der Liberalen bereits zur Verhandlung gekommen und vom Zentrum, das sich hinter geschäftsordnungsmäßigen und verfassungsrechtlichen Bedenken verschanzte, zum Scheitern gebracht worden. Da nur 53 Abgeordnete statt der gesetzlich erforderlichen Zahl von 76 den Antrag Hammerschmidt unterstützten, mußte er ohne eingehende materielle Beratung unter den Tisch fallen. Die zweitägige Debatte, die diesem Begräbnis vorausging, bot aber dem Zentrum und „den königlich bayrischen Sozialdemokraten" noch erwünschte Gelegenheit zu heftigen Ausfällen gegen die Liberalen und zur Bekundung ihrer wahltaktischen Solidarität. Wenn bei der Abstimmung auch Liberale, Sozialdemokraten und Freie Vereinigung für den Proporz gemeinsam eintraten, so ändert das doch nichts an der Tatsache, daß die liberale Aktion gescheitert und die parteipolitische Konstellation in Bayern unverändert geblieben ist.

Die Frage der badischen Verfassungsreform darf dagegen jetzt als glücklich erledigt gelten. Die Zweite Kammer hatte zuletzt noch der Ersten eine goldene Brücke zur Verständigung gebaut; sie hatte ihr das auch von der Regierung geforderte Mitbeschließungsrecht in Finanzsachen wenigstens für Dauergesetze, also für die wichtigen Steuergesetze, konzediert, ebenso das Recht der Prüfung des Budgets in seinen einzelnen Positionen mit suspendierender Wirkung. Darauf gab die Erste Kammer ihren Anspruch auf vorbehaltlose Gleichberechtigung in allen Budgetfragen preis und stimmte mit allen gegen vier Stimmen den Beschlüssen der Zweiten Kammer zu.

Während das Zentralorgan der nationalliberalen Jugendvereine mit beneidenswertem Optimismus versichert, daß sich in der Schulfrage trotz des vorliegenden reaktionären Kompromisses doch noch alles zum Guten kehren werde, weil

„den Vertretern der nationalliberalen Jugend im Zentralvorstande der Partei die bündigsten Versicherungen geworden sind, daß die Kartellbefürchtungen gegenstandslos seien", variieren die einflußreichen Blätter vom Schlage der „Köln. Ztg." den echt nationalliberalen Grundsatz, daß jede schärfere Abgrenzung der Aufgaben einer liberalen Schulpolitik illiberal sei und berufen sich auf den drohenden Verlust „außerordentlich hervorragender Mitglieder", falls die „Richtlinien" des Kompromisses verlassen würden. Allmählich wirkt dieses hilflose nationalliberale Schwanken zwischen Möchtegern und Kannodochnicht trotz des Ernstes der Frage, um die es sich handelt, nur noch komisch.

Der freisinnige Politiker, frühere Reichstagsabgeordnete und Berliner Stadtrat Struve ist nach langem Leiden gestorben. Er war ein entschiedener Liberaler, der seiner Zeit den Uebertritt aus der Nationalliberalen Partei zur Liberalen Vereinigung mitmachte. Weiteren Kreisen wurde er bekannt durch den Zwischenruf „Pfui!" mit dem er 1883 eine Aeußerung Bismarcks kritisierte. Die Aeußerung war, wie derselbe Ausruf des gegenwärtigen Reichstagspräsidenten, Grafen Ballestrem, ein Jahrzehnt früher, ein Verstoß gegen die Ordnung des Hauses; aber sachlich im mindesten ebenso berechtigt, wie der Zwischenruf des Zentrumsführers. Bismarck hatte, anläßlich des Todes von Eduard Lasker, davon gesprochen, daß die Freunde des Verstorbenen mit seiner Leiche krebsen gingen. Es gehörte schon ein untertäniger Bismarckschmeichler dazu, um das Struvesche Pfui einer derartigen Provokation gegenüber nicht verzeihlich zu finden.

Die Karthäuser-Affäre in der französischen Deputiertenkammer hat mit einem bemerkenswerten Siege Combes geendet, trotzdem oder gerade weil die skrupellosen Gegner der gegenwärtigen Regierung zuletzt noch verzweifelte Anstrengungen zu einem Kabinettssturz gemacht hatten. Die Regierungsmehrheit setzte unter Führung von Martin, Jaurès und Sarrien an Stelle der tendenziösen Vorschläge der oppositionellen Untersuchungskommission eine Vertrauenskundgebung der Kammer durch, in der die Ehre des Ministerpräsidenten und der Regierung als über jeden Verdacht erhaben erklärt und die Verleumdungskampagne der anonymen Regierungsfeinde gebrandmarkt wird. Der Sieg Combes war auch ziffernmäßig (334 gegen 154 Stimmen) ein vollkommener, sodaß die Hoffnung wieder neue Nahrung erhalten hat, der „bloc" werde zusammenhalten, bis das schwierige Werk der Trennung von Staat und Kirche in Frankreich vollendet ist. Es ist noch unmittelbar vor Schluß des Parlamentes erheblich gefördert worden durch Zustimmung des Senats zu dem Gesetz über die Abschaffung des Kongregationsunterrichtes, durch Fertigstellung des umfangreichen, gut vorbereiteten Gesetzentwurfs über Trennung von Staat und Kirche und durch Schließung von 2398 klerikalen Schulen. Mit der kläglichen Niederlage der Intriganten anläßlich der Karthäuser-Affäre sind nun wohl auch die rabiaten Streber und Ministerkandidaten à la Millerand unter den radikalen Dissidenten, die der klerikal-nationalistischen Reaktion so oft gefährliche Vorspanndienste leisteten, auf längere Zeit unschädlich gemacht worden.

Die demokratische Nationalkonvention in St. Louis hat den Präsidenten des Appellationsgerichtshofs in New-York, A. B. Parker, als demokratischen Präsidentschaftskandidaten nominiert. Der Demagoge Bryan, der bei den letzten beiden Präsidentschaftswahlen die demokratische Partei zur Niederlage geführt hat, und der sich diesmal ins Zeug legte, um die Kandidatur des Zeitungsverlegers Hearst, eines amerikanischen Scherl, durchzusetzen, ist mit dieser Scherliade glatt durchgefallen. Parker ist ein seriöser Mann; aber nicht, was man in Amerika magnetic nennt. Die Platform der Demokraten ist ziemlich nichtssagend; ein platonisches Bekenntnis zum Freihandel und ein stillschweigender Verzicht auf die bisherige bimetallistische Ketzerei sind noch das Bemerkenswerteste in dem Parteiprogramm. Viel Aussicht, gewählt zu werden, hat Parker nicht; aber Roosevelt hat immerhin einen nicht zu verachtenden Gegner vor sich und keinen politischen Abenteurer wie Bryan. Die Nomination Parkers bedeutet die politische Gesundung der demokratischen Partei.

In den freien Bergen der Schweiz kam der Tod als Erlöser zu dem fast achtzigjährigen, gebrochenen Führer und Typus der Transvaalburen, dem ehemaligen Präsidenten Paul Krüger. Noch einmal lebt die Erinnerung an einen der heldenmütigsten Verteidigungskriege auf, die die Weltgeschichte kennt, noch einmal regt sich das allgemeine und aufrichtige Mitgefühl mit den Leiden Ohm Pauls und seines Volksstammes. Die Erinnerung ist für uns Deutsche aus verschiedenen Gründen schmerzlich. Die Engländer aber haben, wie zufällig an demselben Tage der Telegraph meldet, den Marsch auf Lhassa, die Hauptstadt Tibets, angetreten . . .!

* * *

Ein moderner Konservativer.

J. C. Graf von Wartensleben hat ein Buch geschrieben, das für ein Lehrbuch etwas zu kurzweilig, für eine Reiseplauderei zu lehrhaft ist, ein politisches, religiöses und soziales Bekenntnis, wie es ein Aristokrat bieten kann, der vielerlei gelesen und gesehen hat und doch kein eigentlicher Gelehrter geworden ist. Er schreibt über alle möglichen Probleme, die durch den Vergleich von Asien, Amerika und Europa lebendig werden, so wie man abends in guter und stiller Gesellschaft redet, nicht schwer, nicht schulmäßig, aber voll von wirklichen Gedanken. Etwas mehr Knappheit und Disposition wäre nicht vom Uebel gewesen, aber auch so, wie sie sind, kann man die 214 Seiten gern in sich aufnehmen. Der Titel heißt „Veränderte Zeiten, Eindrücke von Weltreisen und Reflexionen" (Verlag von Dietr. Reimer, Berlin 1904, Preis 5 M.).

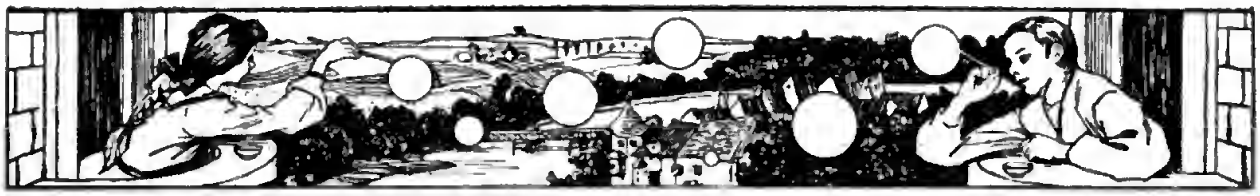
Man kann nicht sagen, daß in diesem Buch etwas absolut Neues stände. Selbst das, was über Japaner und Chinesen gesagt ist, macht nicht den Anspruch, die bisherigen europäischen Kenntnisse wesentlich zu ändern, aber die Mischung der Anschauungen ist doch sehr charakteristisch und gibt dem Ganzen seine Eigenart. Es ist zerschmelzender Konservatismus, der sich hier äußert. Viele Ansichten, die dem Liberalen und Sozialisten längst vertraut sind, erscheinen dem Konservativen, der sich die weite Welt besehen hat, als neue Wahrheit. Er findet sie für sich und versucht sie mit seinem konservativen Grundcharakter in Einklang zu bringen. Das, was dabei zutage tritt, ist aufgeklärte Aristokratie, wie sie in England längst eingebürgert, bei uns leider noch selten ist.

Politisch ist Graf v. Wartensleben durchaus fest in den Bahnen der Partei, in die ihn die Geburt hineinweist, soweit es sich um aktuelle Programmpunkte handelt: gegen das allgemeine Wahlrecht, für Getreidezölle, strammer Monarchist. Aber das, was ihn beschäftigt, sind nicht diese konservativen Selbstverständlichkeiten, sondern sind die neuen Elemente, die, wie er meint, der Konservative und insbesondere der deutsche Adel sich aneignen muß. Um es kurz zu sagen, er will eine kapitalistische vom Klerikalismus losgelöste Aristokratie, denn er hat zu viel von der Welt gesehen, um an den Sieg eines feudalistischen und orthodoxen Herrschaftssystems zu glauben.

Die Weltanschauung, aus der heraus er redet, ist stark materialistisch durchsetzt, und die Art, wie er seinen Lesern diesen Materialismus nahe bringt, ist sehr bezeichnend für seine Weise zu denken. Er belehrt sie, daß die Grundherrschaften schon immer nach materialistischen Grundsätzen gearbeitet haben:

„Im Grund und Boden lag das rentabelste Kapital und die Quelle der Macht. Mit ihm erweiterte sich der Einflußbereich der Grund-

Digitized by Google



herren. Um seinetwillen wurde gestritten und Blut vergossen. In den heutigen Staaten mit Eisenbahnen und Telegraphen, modernen Hochöfen und Fabriken, der intensiven Wirtschaft auf künstlich gedüngtem Feld und industrieller agrarischer Nebenerwerbe hat die Erweiterung der Einflußsphäre andere Bedingungen. Das rentabelste Kapital und eine Quelle der Macht und des Erfolges ist das Geld, und deshalb wird um dieses gestritten und gekämpft."

Bisweilen ist es, als ob man irgend ein marxistisches Blatt in Händen hielte: Macht und Einfluß hören auf, erblich zu sein und werden erwerblich. Der wirtschaftliche und der politische Machtinstinkt gingen stets Hand in Hand. Alle politischen Fragen werden erst dann brennend, wenn sie durch wirtschaftliche Momente verschärft werden. Wirtschaftskraft als Grundlage der Herrschaft, das ist das Lied, das Graf Wartensleben seinen Standesgenossen singt. Er will eine Verschmelzung von Kaufmannsgeist und Soldatentum:

„Wir müssen unbedingt das englische Vorbild nachahmen, wo von jeher der stolzeste Adel der Welt mit den erwerbenden Berufen Schulter an Schulter gestanden hat und Kaufmann, Schiffsreeder und Fabrikant geworden ist. Und zwar darf dies nicht nur aus Not geschehen oder als vereinzelte Ausnahme, wie dies bereits der Fall ist, sondern der unglückliche Gedanke, daß dem Adel die Verpflichtung auferliege, sich vom Erwerbe zurückzuhalten, muß unbedingt verschwinden .... Der Deutsche amerikanisch vergroßartigt, der Amerikaner deutsch verinnerlicht, und beide aufgehend in der unvergleichlichen äußeren Vornehmheit der Engländer, das müßte eine Menschenart geben, auf welche die ganze übrige Welt mit Fingern zeigen dürfte und rufen: ecce homines!"

Emst hat auch Graf Wartensleben die üblichen konservativen Vorurteile gegen die Börse gehabt, jetzt aber schreibt er von ihr nicht anders als irgend ein liberales Blatt und spricht in hohen Tönen von ihrer nationalen Aufgabe. Er fordert „kapitalistische Volkserziehung". Mehr kann man wirklich nicht verlangen. Trotz gelegentlicher Ausfälle gegenüber der Sozialdemokratie hat er den in ihr schaffenden wirtschaftlichen Trieb begriffen und redet von ihm mit der Achtung dessen, der auf seinem Gebiet den gleichen Grundsätzen huldigt. Dem preußischen Adel aber hält er vor, daß er bei weiterem Verharren in seiner Isolierung vom Erwerbsleben dem geschäftlichen Niedergange verfällt und kapitalfeindlich werden müsse; kapitalfeindlich sei aber gleichbedeutend mit staatsgefährlich. Man bedenke den letzten Satz! Der Adel wird entweder großkapitalistisch oder revolutionär, entweder reich oder desperat, denn seine alte Existenzgrundlage ist endgültig verloren.

Alles andere, was v. Wartensleben schreibt, hängt irgendwie mit diesem seinen Kerngedanken zusammen, wenn es auch nicht immer ganz leicht ist, den Zusammenhang zu finden. Oft sind es Gefühlshindernisse, die er überwinden will. Er lebt in und mit seiner Schicht und fühlt ihre Abneigung vor der nackten Klarheit dieser kaufmännischen Verkündigung. Deshalb gibt er sich viel Mühe, den Geschäftskapitalismus mit freundlicher Mystik zu umkleiden. Vieles, was er in dieser Absicht sagt, ist nett und nicht ohne Wahrheitsmomente. „Es bedarf eines veredelten Geldkultus." Schön! Es fragt sich nur, ob die politische Argumentation ohne alle solche Mystik nicht noch viel stärker sein würde. Doch Graf v. Wartensleben muß seine Leute kennen und — bedarf selbst der idealistischen Umhüllung seines vorher vorgetragenen radikalen Materialismus. Das sieht man deutlich am zweiten Teil seiner Schrift, der religiösen Fragen gewidmet ist und eine Aufklärungsreligion vorträgt, die ihre Farbe teilweis aus Ostasien erhalten hat, die aber in ihrem Wesen dasselbe ist, was mit viel mehr innerer Glut v. Egidy uns nahezulegen pflegte. Ueber diesen Teil läßt sich beim besten Willen wenig sagen, so wohltuend vieles berührt, was über Religion der Praxis und über undogmatisches Christentum als eigenes Herzensbekenntnis des Verfassers sich findet. Wir alle haben irgend einmal in unserem Leben die innere Auseinandersetzung mit der schulmäßigen Religionsform nötig gehabt, und haben jeder auf seine Weise das versucht, was auch v. Wartensleben anstrebt: möglichst viel Gefühlsinhalt zu retten, wenn die Gefäße priesterlicher Ueberlieferung brechen. Es gehört aber zum Gesamtbilde des modern werdenden Konservativen, daß er nicht nur neue Machtmittel, sondern auch ein neues Weltbild gewinnen möchte.

Wie aber steht es um die Aussichten des Wartenslebenschen Keengedankens? Werden wir eine kaufmännische und kapitalistische Neugeburt des preußischen Adels erleben? Das Beispiel des englischen Adels scheint für diese Möglichkeit zu sprechen, und der Gedanke selbst, daß man im kapitalistischen Zeitalter Geld haben muß, um herrschen zu können, ist keinem Aristokraten verborgen. Der schwere Punkt ist nur das Selbsterwerben, und gerade auf dieses legt der Graf Wartensleben mit Recht den Finger. Der reiche Hochadel ist längst industriell-kapitalistisch geworden und wird es mit jedem Tage mehr, denn er läßt sich seine Bergwerke und Hochöfen und Walzwerke und Großziegeleien verwalten, wie er sich seine Forsten und Aecker bewirtschaften läßt. Für diese Kreise ist die Mahnung, noch kapitalistischer zu werden, kaum nötig. Anders steht es mit dem kleineren Adel, besonders hinsichtlich der nicht durch das Erbrecht bevorzugten Söhne. Wird bei diesen die „Verschmelzung von Kaufmannsgeist" eintreten, das heißt: werden die jungen Herren ein Geschäft lernen wollen? Bis heute sieht es nicht so aus, aber der wichtige Zeitpunkt für diese Wandlung ist auch noch nicht da. Er kommt erst, wenn einmal die Zollhoffnungen zu Ende sein werden. Das wird noch lange dauern. Solange die Idee vorhanden ist, daß der Staat verpflichtet ist, die Grundrente auf der gewohnten Höhe zu erhalten, wird sich die Gesamthaltung des Adels schwerlich im Sinne des Grafen Wartensleben ändern. Anders stände es, wenn erst einmal mit diesen Kreisen politisch Fraktur gesprochen sein würde: etwa wie 1846 in England. Aber wo sind die Kräfte, die das können? Vorläufig heißt es im konservativen Lager: wir bleiben, wie wir sind, ihr aber müßt zahlen! Trotzdem ist es erfreulich, wenn die Klügeren bereits jetzt über diese Periode hinausblicken.

Friedrich Naumann.

Russische Eindrücke.*)

II.

Die russischen Finanzen.

(Ein Interview.)

In den Tagen nach der Katastrophe von Port Arthur suchte ich einen Bankdirektor auf, mit dem ich bekannt geworden war, um mit ihm über die finanziellen Folgen des Krieges zu reden, der eben die Kurse der europäischen Börsen so furchtbar verwüstet hatte. Ich fand zu meinem Erstaunen den behäbigen Bankgewaltigen sehr gelassen.

„Uns hält das System noch aus," erwiderte er abwehrend auf meine Frage, ob nicht eine finanzielle Katastrophe für Rußland nach dem Kriege hereinbrechen müsse.

„Welches System?" fragte ich.

Der Herr Bankdirektor rückte seinen Zwicker höher und schaute mich durch seine runden Augen eine Weile an. Dann,

*) Vergl. „Nation" 1903 Artikel I Nr. 38 S. 593.

Digitized by Google

in einem Anfall von jener Offenherzigkeit, die uns bei den Russen so oft in Erstaunen versetzt, begann er:

„Wir sind doch keine Kinder, und weder Sie noch ich laufen mit der Regimentsmusik, für die andere den Takt schlagen. Wir können uns demgemäß ruhig aussprechen. Also: Wir haben eine große Pauke, gegen die es kein Nichtschritthalten gibt. Die verkündet: Wir haben noch nie die Zahlung eingestellt wie Frankreich oder Oesterreich oder die Türkei. Wir sind also pünktliche Zahler, wir werden wieder Geld bekommen."

„Ist dies ein ernstes Argument?" fragte ich.

„Gott bewahre," war die Antwort. „Wir haben gezahlt, damit man uns weiter borgt. Aber es zeigt sich, daß diese Politik eines ehrlichen Schuldners klüger ist als die der gelegentlichen Einstellung der Zahlungen, bei der man ja einen Schnitt macht, bei der man aber den Kredit einbüßt. Man kann dem Publikum, das unsere Renten kaufen will, immer wieder sagen: Rußland ist honett, Rußland zahlt, da haben Sie keine Kuponkürzung zu befürchten, und so kauft das Publikum."

„Der Bankier muß aber doch wissen, daß die Solvenz keine echte ist," entgegnete ich.

„Und wenn er es schon weiß? Ist ein Bankier denn dazu da, das Publikum in geheime Wissenschaften einzuweihen? Vergessen Sie doch nicht, daß kein Staat der Welt solche Kommission zahlt für die Anleihen wie wir. Preußen zahlt ein halbes Prozent, Oesterreich anderthalb, wir zahlen drei und unter uns gesagt, bleibt es bei den dreien nicht, sondern die Emissionsbanken stecken auch ihre sechs Prozent ein, zumal wenn sie sich zuvor ein bischen haben bitten lassen. Aus welchem Grunde soll man eine Kommission von drei bis sechs Prozent ausschlagen, wo die Geschäfte doch ohnehin so schlecht sind? Ofenheim hat gesagt, mit Sittensprüchlein baut man keine Eisenbahnen. Die haute banque sagt, mit Sittensprüchen zahlt man keine Dividenden und Tantièmen."

„Nach meiner vielleicht unkaufmännischen Auffassung ist das doch nicht viel besser als Hehlerei."

„Sehr unkaufmännisch gesprochen, mein Lieber, in der Tat. Die Bankwelt hat ihren Nietzsche nicht gebraucht, um jenseits von Gut und Böse zu stehen. Die Moral ist ganz wie die Religion nur für das Volk. Rechnen Sie doch aus, was bei einer Anleihe von 500—1000 Millionen Rubel, wie wir sie bestimmt während des Krieges brauchen werden, eine Kommission von 3—6 Prozent bedeutet. Sagen wir offiziell nur drei Prozent. Das sind 30 Millionen Rubel, über 60 Millionen Mark. Ja, glauben Sie denn, die Bankgruppen sind von der Heilsarmee, daß Sie meinen, sie könnten auf ein solches Geschäft verzichten?"

„Langsam, langsam. Erstens sagen Sie, Rußland wird in diesem Kriege bis zu einer Milliarde Rubel in Anspruch nehmen. Das würde doch dem widersprechen, was ich von anderer sehr hochstehender Seite über die Barbestände gehört habe, die gegen eine Milliarde betragen sollen."

„Ich proponiere Ihnen eine Wette, daß wir in drei Monaten von dieser Milliarde, an die ich einmal glauben will, keine Kopeke mehr besitzen. Ich taxiere in Uebereinstimmung mit militärischen Fachleuten, die unter vier Augen garnicht sehr optimistisch sind, die Kriegsdauer auf mindestens 12—18 Monate. Bei unserer Wirtschaft kostet uns jeder Monat mindestens 100 Millionen Rubel. Sie sehen, wir werden mit der Milliarde garnicht auskommen."

„Gut, dann sagen Sie, die Banken können das Geschäft garnicht ausschlagen. Sie müssen aber die Papiere doch erst anbringen, was so leicht nicht sein wird, da die Franzosen doch über und über mit Renten gesättigt sind und, wie der Kurssturz in den letzten Monaten gezeigt hat, das Vertrauen zu diesen Renten nicht mehr allzu groß ist."

„Sie können noch weiter gehen," unterbrach mich der Bankier schmunzelnd. „Der Kurssturz wäre noch weit ärger gewesen, wenn unsere Banken nicht den gemessenen Befehl erhalten hätten, die deponierten Renten in diesen Tagen der Erschütterung den Besitzern nicht auszufolgen."

„Wie? Das verstehe ich nicht. Man weigert sich, den Besitzern ihre deponierten Papiere auszufolgen?"

„Ja, mein Lieber, das tut man. Sie erweisen mir wieder die Ehre, in meinem Kabinett zu vergessen, daß wir in Rußland sind. Hier tut man noch ganz andere Dinge. Den Rentenbesitzern, welche ihre Depots beheben wollten, wurden auf Befehl des Finanzministers nur einige Hundert bis Tausend Rubel ausgehändigt für den momentanen dringenden Bedarf, ihre Renten aber bekamen sie nicht, weil man unter allen Umständen verhüten wollte, daß sie auf den Markt geworfen würden und dort die Panik vergrößerten."

„Das können sie aber doch nur hier. Im Ausland sind sie doch machtlos."

„Nun, der erste Schreck hat ja auch ein nicht übles Sümmchen gekostet. Dann aber sind die auswärtigen Bundesgenossen zu Hilfe gekommen und haben im eigensten Interesse interveniert. Die Rente ist gehalten worden, namentlich in Deutschland."

„Warum gerade in Deutschland?"

„Weil sie in Frankreich weniger fluktuiert. Dort ist sie in den Händen der kleinen Sparer, die nicht sofort damit zur Kasse laufen. In Deutschland sitzt sie lockerer, und dort mußte sie gestützt werden."

„Also gut. Sie unterstützen meine Argumentation und sagen, daß die Rente nur künstlich gehalten wird. Wie wollen Sie dann behaupten, daß sie nach Belieben durch Neu-Emissionen vermehrt werden kann?"

„Das behaupte ich. Weil die Käufer eine amorphe Masse bilden, die sich ebenso wenig kristallisiert, wie dem Trust der Produzenten ein Trust der Konsumenten entgegentritt. Erschrecken kann die Masse für einen Moment, aber auf die Dauer ist sie doch den Impulsen der großen Kapitalsgruppen widerstandslos ausgesetzt, und auf die Stimmungsmache versteht man sich doch wohl in den finanziellen Hauptquartieren."

„Sie vergessen die unabhängige Presse."

Der Bankier schnitt eine ganz kuriose Grimasse. Dann sagte er:

„Das ist nicht nett von Ihnen. Ich rede zu Ihnen, wie wenn Sie vom Fach wären, wie ein Augur zum anderen. Und wenn wir auf Ihr Metier zu sprechen kommen, da heißen Sie auf einmal Meyer und wissen von nichts? Sie werden mir doch nicht von unabhängiger Presse reden wollen gegen den Druck der haute banque der russischen und der deutschen Regierung?"

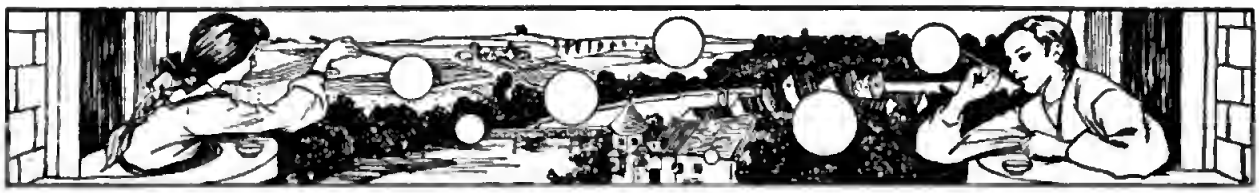
„Sie entschuldigen schon, Herr Direktor, ich honoriere Ihre Aufrichtigkeit mit der größten von meiner Seite. Aber dabei muß ich doch bleiben, daß unter unseren deutschen Zeitungen nur ein verschwindender Bruchteil für die „Argumente" des russischen Finanzministeriums empfänglich sind."

„Und wo kommen dann die Millionen hin, die unser Finanzministerium für die freundliche Beurteilung unserer Finanzen ausgibt?"

„Ich will niemand verdächtigen, aber die deutschen Zeitungen, die ich näher kenne, sind unbestechlich."

„Gut, sagen wir schon die radikale oder sozialistische Presse ist unzugänglich und kann weder von unserem Finanzministerium noch von den deutschen Bankgruppen gekauft werden. So bleibt noch immer der Einfluß der deutschen Regierung, die ihre Gründe hat, Rußland nicht zu sehr schwächen zu lassen, das ja doch das Verschlußstück des konservativen Systems in Europa ist, und dieser Einfluß genügt, unfreundliche Kritiker unserer Finanzverhältnisse von allen maßgebenden deutschen Zeitungen fernzuhalten. Das ist noch nicht einmal ein offiziöser Liebesdienst. Ich finde es ganz in Ordnung, wenn seriöse Zeitungen nicht ihrem Auswärtigen Amte in die Suppe spucken. Was aber die anderen, die ganz Radikalen

Digitized by Google



schreiben, das hat für die Kapitalwelt keinerlei Bedeutung. Und heute werden Sie doch nicht daran zweifeln, daß Deutschland das äußerste tut, um uns bei guter Laune zu erhalten."

„Ja ich sehe mit Ingrimm, daß die deutsche Regierung sich in so etwas wie eine russische Polizeifiliale verwandelt hat mit dem Segen des Grafen Bülow. . ."

„Der wohl wissen wird, was er tut."

„Mag sein, ich glaube selbst nicht, daß Deutschland Anlaß hat, sich mit Rußland zu verfeinden, wenngleich es auch für die Gefälligkeit gewisse Grenzen gibt, die zum Nachteil der Würde des Deutschen Reiches längst überschritten sind. Ich will Ihnen auch alles glauben, was Sie über den Einfluß der haute banque, des russischen Rubels und der deutschen Diplomatie sagen. Ich kann mir gleichwohl nicht denken, daß die Masse der Sparer, und nur die kommen doch in Frage, auf die Dauer ein Papier so hoch über seinen inneren Wert bezahlen wird, wie dies nach den Mitteilungen, die ich von russischen Staatsmännern erhalten habe, mit der russischen Rente der Fall ist."

„Auf die Dauer? Einmal wird's ja aufhören, aber wann? Auf die Dauer wird ja auch die Autokratie oder die Gesellschaftsordnung sich nicht halten. Vorläufig aber gibt es keine Macht der Welt, die es verhindern könnte, daß die Großbanken 30 Millionen Rubel und mehr verdienen, wenn sich ihnen Gelegenheit bietet. Es wird ein heißes und hartes Schachern werden, insbesondere weil die französische Regierung sich große Mühe geben wird, die Neuemission von russischen Renten überhaupt zu verhüten, da jede neue Emission den Kurs der alten drückt und in der alten ein großer Teil des französischen Nationalvermögens investiert ist. Aber schließlich wird der deutsche Einfluß doch siegen. Deutschland wird uns das neue Geld vorstrecken, weil uns Deutschland einen Dienst erweisen will; denn Deutschland fühlt sich von Tag zu Tag mehr isoliert in Europa, und wir sind als Freund wie als Feind trotz Port Arthur noch immer nicht zu verachten. Dafür muß der deutsche Sparer heran, der ja auch gar kein schlechtes Geschäft macht, wenn er, sagen wir zum Kurse von 90, eine vierprozentige Rente von uns kauft?"

„Wieso?"

„Nun der Bankzins ist heute 3 Prozent, wenn man für 90 Rubel 4 Rubel Zinsen zahlt, bei einem Nominale von 100, so ist das eine Taxierung russischer Staatswerte von 100 Rubel auf nicht ganz 70. Das geht doch noch auf lange hinaus!"

„Das halten Sie für den richtigen inneren Wert?"

„Die Börse kennt keinen inneren Wert. Sie kennt nur Tendenzen. Für siebzig wird man hundert Rubel russischer Staatswerte immer anbringen können, wenn nicht alle Stränge reißen."

„Sie weichen mir aus. Ich habe nach Ihrem persönlichen Urteil über den inneren Wert der russischen Rente gefragt."

„Ich werde Ihnen eine Antwort geben. So lange unser russischer Bauer noch imstande sein wird, zu hungern und sein Getreide zu verkaufen, so lange es noch Gendarmen gibt, die dem Steuerexekutor beistehen, und Leute, die uns weiter borgen, so lange ist die Zahlung des Kupons sicher. Nach weiterem hat aber der ausländische Rentier nicht zu fragen. . . ."

„Bitte, gibt es Ihrer Ansicht nach ein verschleiertes Defizit im russischen Staatsbudget, oder gibt es keines?"

„Ich sage Ihnen doch, so lange es Leute gibt, die uns weiter borgen, zahlen wir den Kupon. Wenn unser Budget ein reelles wäre, brauchten wir doch nicht neue Schulden zu machen, um die Zinsen der alten zu zahlen."

„Das wollte ich nur wissen. Und halten Sie Rußland für ein wirklich insolventes Land, das überhaupt seine Staatsschuld nicht bezahlen und die Lasten eines modernen Staatswesens nicht tragen könnte?"

„Im Gegenteil. Rußland ist ein innerlich so reiches Land an ungehobenen Schätzen, daß es nur ein anderes und redliches Regime brauchte, um seine Schulden tilgen und noch ganz andere Lasten auf sich nehmen zu können."

„Und dies andere Regime?"

Der Bankier deutete nach dem Osten. „Dort wird über unsere Zukunft entschieden. Wenn's dort schief geht, kann es hier rascher gut werden, als man ahnt."

„Also für die Bankiers eigentlich schlechter", bemerkte ich scherzend.

„Man gewöhnt sich auch ans Ehrlichsein, wenn es nicht anders geht", erwiderte der Bankier, auf den Scherz eingehend. „Und wenn einmal die allgemeine Ehrlichkeit ausbricht, wird's ja auch gar keine Schande mehr sein, das Ehrlichsein."

Damit trennte ich mich von dem Bankier, dessen vergnüglicher Zynismus mich stets amüsierte, umsomehr als ich in ihm nur die Würze streng reeller Auffassungen erkannte. Spätere Unterredungen mit anderen Angehörigen der Finanzwelt zeigten mir, daß ich bei meinem ersten Gewährsmann nur eine allgemein anerkannte Ansicht gehört hatte. Das isolierte Deutschland wird aus politischen Gründen wie aus Gefälligkeit gegen das russische Regime den russischen Kredit schützen, die großen deutschen Banken werden das glänzende Emissionsgeschäft nicht von sich weisen, und der deutsche Sparer wird sich die Rente aufhängen lassen. „Schafe müssen geschoren werden", sagte mir einer der Börsianer kühl, als ich meinen Zweifel daran ausdrückte, daß eine deutsche Reichsregierung ihre politischen Geschäfte mit den sauer erworbenen Groschen ihrer Sparer werde bezahlen lassen. „Ihr Bismarck hat sich keinen Moment besonnen, die russischen Werte auf die Straße zu werfen und damit Milliarden des deutschen Vermögens zu zerstören, als es ihm politisch so paßte. Ihre heutige Regierung wird sich absolut nicht genieren, wieder eine Milliarde deutschen Vermögens zu opfern, um uns zu verpflichten. Und schließlich: befohlen wird es ja niemandem. Wer nicht selber so weit rechnen kann, daß er merkt, wie seit Wischnegradsky bei uns die Bilanzen nur auf den Glanz gewichst werden, der soll sein Geld im Strumpf aufheben, nicht aber Papiere kaufen. Tut er es doch, soll er auch bluten." Ein anderer aber erklärte: die Deutschen werden unsere Renten kaufen. Wenn gar kein Lockmittel verfängt, bleibt immer noch eins übrig: Wenn der Jutsbesitzer seine Ernte verkauft hat und nun fragt: wohin mit das Jute? wird ihm der Bankier sagen: „Na, wie is das mit'n bischen Russen?" „Das soll ja schlecht sein", erwidert der Brave. „I wo denken Sie hin? Das machen ja nur die Juden. Wissen schon . . . wegen Kischinew . . ." Und der Brave erlegt seinen Obolus, weil ihm keiner kann . . . wegen Kischinew. . .

Wien. Hugo Ganz.

Der Aufmarsch des Gewerkschaftsheeres.

Der wirtschaftliche Aufschwung des Jahres 1903 hat auch die deutsche Gewerkschaftsbewegung, wie die eben erschienenen offiziellen Jahresberichte zeigen, ein gut Stück vorwärts gebracht. Dabei sind, wie das so häufig zu geschehen pflegt, die großen starken Organisationskörper noch weit besser weggekommen als die schwächeren.

In bezug auf Mitgliederstärke und Finanzkraft stehen die sozialdemokratischen Gewerkschaftsorganisationen obenan! Sie brachten es im Durchschnitt des Jahres 1903 auf 876 896 Mitglieder und haben diese Ziffer bis zum Schluß des Jahres auf 941 529 gesteigert, sodaß sie gegenwärtig gut eine Million deutscher Arbeiter und Arbeiterinnen umfassen. Erstaunlicher noch als diese absoluten Ziffern sind die Prozent-

Digitized by Google

zahlen, die das Wachstum der sozialdemokratischen Gewerkschaften veranschaulichen. Während sie im Jahre 1902 sich erst langsam von der voraufgegangenen wirtschaftlichen Krisis erholen konnten und nur um 8,2 Prozent zugenommen hatten, betrug im Jahre 1903 ihre Mitgliederzunahme 21 Prozent; es traten allein in diesem einen Jahre 154 492 Arbeiter und Arbeiterinnen neu ein, weit mehr Menschen, als der Gesamtbestand der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine oder der christlichen Gewerkschaften überhaupt beträgt.

Mit dem starken Mitgliederzuwachs haben die finanziellen Kräfte gleichen Schritt gehalten. Der Kassenbestand der sozialdemokratischen Zentralverbände ist von 8,7 Millionen im Jahre 1901 auf 10,2 Millionen im Jahre 1902 und auf 12,57 Millionen Mark im Jahre 1903 angewachsen. Das ist ein ganz ansehnlicher Kriegsschatz. Natürlich ergeben die Einnahme- und Ausgabeziffern des Jahres noch erheblich höhere Ziffern. Die Organisationen nahmen für Vereinszwecke 16,4 Millionen Mark ein und verausgabten 13,7 Millionen. Bedenkt man, daß diese gewaltigen Summen ausnahmslos aus Arbeitergroschen zusammengeflossen sind, so kann man nur mit Staunen vor der Opferwilligkeit stehen bleiben, die sich in diesen Ziffern ausspricht. Wie groß die Ansprüche im einzelnen sind, die die sozialdemokratischen Gewerkschaften an ihre Mitglieder stellen, geht daraus hervor, daß z. B. die Notenstecher 65,52 Mark pro Kopf vereinnahmten, die Buchdrucker 54,6 Mark, die Bildhauer 40,26 Mark, die Barbiere 29,62 Mark, die Hutmacher 28,62 Mark bis herab zu den Handlungsgehilfen mit 8,27 Mark, den Masseuren mit 6,41 Mark und den Fleischern mit 4,78 Mark. Diese imponierenden Zahlen geben freilich noch lange kein erschöpfendes Bild von den freiwilligen Steuern, die sich der sozialdemokratische Arbeiter auferlegt. Denn die Lokalzuschläge, ferner die nicht unerheblichen Beiträge an die politische Parteiorganisation, die Aufwendungen für Zeitungslektüre und Versammlungsbesuch sind hier noch nicht mitgerechnet! Allerdings ist die Opferwilligkeit, die wir heute bewundern, das erzieherische Ergebnis eines Jahrzehnts. So haben z. B. die Zimmerer im Jahre 1894 nur 8,59 Mark pro Kopf und Jahr in ihre Verbandskasse gezahlt, 1898 11,17 Mark, 1899 15,75 Mark, 1902 20 Mark und 1903 24 Mark; und ähnlich wie die Zimmerer sind auch die Maurer, die Holzarbeiter und die andern Berufe zur Anerkennung des Satzes langsam erzogen worden: „Ohne Leistung keine Gegenleistung".

Daß die Gegenleistung der Organisationen ihren Mitgliedern gegenüber erhebliche sind, lehrt die offizielle Statistik des letzten Jahres auf jeder Seite. Es verausgabten die Gewerkschaften für Rechtsschutz 150 000 Mark, für Unterstützung Gemaßregelter 257 000 Mark, für Reisezuschüsse 615 000 Mark, für Arbeitslosenunterstützung 1 270 000 Mark, für Krankenkassenzuschuß 944 000 Mark, für Invalidenunterstützung 189 000 Mark und für Beihilfe in Not- und Sterbefällen 301 000 Mark. Insgesamt wurden für diese Unterstützungszwecke 2 719 064 Mark ausgegeben. Rechnet man auch noch die 890 000 Mark, die für eigene Verbandszeitungen, also für Belehrungs- und Fortbildungszwecke verausgabt wurden, hinzu, so ergibt sich für das Jahr 1903 die respektable Summe von 4 609 134 Mark, die allein für friedliche Gewerkschaftsarbeit aufgewandt wurde. Hinter dieser Summe bleiben die 4 512 812 Mark, die in derselben Zeit für Streikzwecke verbraucht wurden, noch um 100 000 Mark zurück! Und geht man nicht nur auf das letzte Jahr zurück, sondern blickt man auf die Zeit von 1891 bis 1903, für die es offizielle Berichte gibt, so findet man, daß die sozialdemokratischen Gewerkschaften, die immer als mutwillige Streikvereine verschrien werden, in den letzten dreizehn Jahren für friedliche Gewerkschaftsarbeit 28,86 Millionen, dagegen für Streikzwecke nur 17,55 Millionen Mark verausgabt haben. Daß sich im letzten Jahre die Ausgaben für Streiks im Vergleich zu den beiden Vorjahren verdoppelt haben, liegt vermutlich weniger an größerer Streiklust der Arbeiter, als an dem zähen Widerstand der Arbeitgeber. Je mehr Fortschritte die Organisationsbestrebungen des Unternehmertums machen, umso größere Opfer werden die Arbeiter für Streikzwecke bringen müssen. Dieser Zwang wird ihnen mehr als alles andere eine weise Beschränkung im Gebrauch der zweischneidigen Streikwaffe auferlegen.

So wichtig die finanzielle Kraft der Gewerkschaften indes auch für gewerkschaftliche Erfolge sein mag, ausschlaggebender ist noch der Einfluß, den die einzelne Organisation innerhalb ihres Berufes geltend machen kann. Je größer der Prozentsatz der Berufsangehörigen ist, die sich einer Gewerkschaft angeschlossen haben, umso schwerer wiegt natürlich das Wort ihrer Koalition im Gewerbe. Weil die Buchdrucker und Buchdruckereihilfsarbeiter 87 von 100 Berufsangehörigen in ihrer Organisation haben, erfreuen sie sich jenes Tarifverhältnisses und des bekannten guten Auskommens mit ihren Prinzipalen, um das sie von allen anderen besonnenen Arbeitern beneidet werden. Auch die Bildhauergewerkschaft, die über 66 Prozent ihrer Berufsangehörigen verfügt, die Glaser mit 53 Prozent, die Stukateure, die Lithographen, die Handschuhmacher und die Kupferschmiede mit 50 Prozent können einen erheblichen Einfluß auf die Gestaltung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse in ihrem Berufe ausüben. Gewerkschaften, die weniger als 50 Prozent Berufsangehörige umfassen, können im allgemeinen nur dann ein beachtliches Wort mitreden, wenn Saisonarbeit bei ihnen vorherrscht. Organisationen, die gar nur 4,5 Prozent Berufsangehörige haben, wie die Müller, oder nur 3,6 Prozent wie die Fleischer, 1,3 Prozent wie die Handlungsgehilfen, 1,1 Prozent wie die Gärtner und Kellner, können natürlich überhaupt keinen Einfluß auf die Lohn- und Arbeitsverhältnisse ihres Berufs geltend machen.

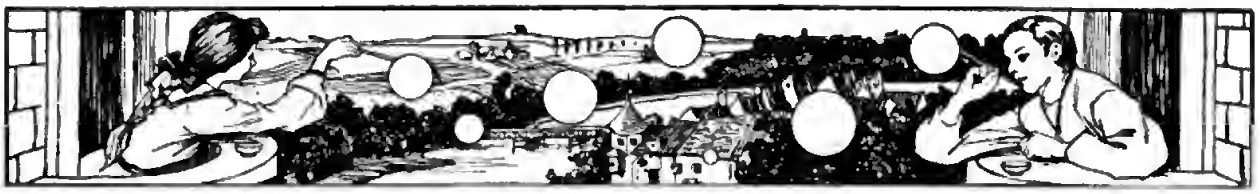
Bei dieser Machtfrage der gewerkschaftlichen Organisationen spielt auch die Arbeiterin eine bedeutsame Rolle. In vielen Berufen ist ohne ihre Unterstützung ein gewerkschaftlicher Kampf kaum noch möglich, in manchen ist er gänzlich ausgeschlossen. Schon die Berufsstatistik vom Jahre 1895 weist nach, daß beispielsweise in der Schneiderei und Wäschefabrikation neben 91 000 männlichen 117 000 weibliche Arbeiter gezählt wurden, in der Tabakfabrikation 42 000 weibliche Berufsangehörige neben 61 000 männlichen, in der Textilindustrie 268 000 neben 311 000. Es steht nun außer allem Zweifel, daß die Zahl der weiblichen Arbeiter seit dem Jahre 1895 prozentual stärker gewachsen ist, als die der männlichen. Infolgedessen müssen jetzt größere Anstrengungen als seither zur Anwerbung der Arbeiterinnen gemacht werden. Sie sind denn auch im Jahre 1903 auf sozialdemokratischer Seite gemacht worden und haben eine Vermehrung der organisierten Arbeiterinnen um 12 000 ergeben, sodaß heute 40 000 oder 4,36 Prozent aller organisierungsfähigen weiblichen Berufsangehörigen bei den sozialdemokratischen Gewerkschaften sind. Indessen, wie gering ist dieser Prozentsatz im Vergleich zu der Bedeutung, die in einzelnen Berufen (bei den kaufmännischen Angestellten, den Metallarbeitern, in der Buchdruckerbranche usw.) die weiblichen Berufstätigen in Wirklichkeit heute erlangt haben!

Freilich, auch von den männlichen Arbeitern sind nur erst 20,74 Prozent aller Berufsangehörigen, soweit es für sie überhaupt sozialdemokratische Organisationen gibt, gewerkschaftlich koaliert. Diese niedrigen Prozentziffern sind sehr zu beachten; sie sind geeignet, etwaige utopistische Gewerkschaftler ebenso wie etwaige sozialistenfürchtige Unternehmer in gleicher Weise vor Ueberschätzung der gewerkschaftlichen Kräfte zu bewahren.

Wie wenig angebracht eine solche Ueberschätzung wäre, zeigt sich noch deutlicher bei den beiden anderen großen Gruppen der deutschen Gewerkschaftsbewegung, den Hirsch-Dunckerschen und den christlichen Gewerkvereinen.

Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine haben im Jahre 1903 ihre Mitgliederzahl von 102 800 auf 110 215 gesteigert. Prozentual haben sie also nur um 7,16 Prozent zugenommen, ein Zuwachs, der im Vergleich mit den gleich-

Digitized by Google



alterigen sozialdemokratischen Gewerkschaften und in Rücksicht auf die vorzüglichen Kassenverhältnisse der deutschen Gewerkvereine (3,3 Millionen Mark Kassenbestand!) keineswegs befriedigend ist. Darüber sind ja auch bereits auf dem letzten Verbandstage in Hannover lebhafte Klagen laut geworden. Die geringen Fortschritte der deutschen Gewerkvereine erklären sich aber keineswegs, wie es die offizielle sozialdemokratische Statistik darzustellen sucht, aus der „Harmoniedusselei", die angeblich unter den Gewerkvereinlern herrscht. Die Zeiten, in denen sich diese zu willfährigen Hilfstruppen des Unternehmertums hergaben, sind wohl für immer vorüber. Die heftigen gewerblichen Kämpfe im letzten Jahrzehnt haben dafür gesorgt, daß selbst den rückständigsten konfessionellen Arbeitervereinlern die Pflicht der Selbsterhaltung stärker als je früher vor Augen geführt wurde; wieviel mehr den deutschen Gewerkvereinlern! Die Stagnation in den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen hat vielmehr ihre Hauptursache in der äußerst mangelhaften Organisation, die den modernen Anforderungen nicht mehr entspricht.

Die 23 Verbände, die in dieser Art von Gewerkvereinen zusammengefaßt sind und wohl mehr als 40 verschiedene Berufsarten repräsentieren, sollen von Berlin aus bis in alle Einzelheiten hinein geleitet werden. Dabei fehlt es noch dazu an einer gut eingeführten und befriedigend redigierten Fachpresse. Die Berliner Leitung, die eifersüchtig darüber wacht, daß nicht irgendwo in der Provinz eigene Gedanken und eigene Organisationsfreudigkeit aufkommt, wird nur zu oft als Berliner Bevormundung empfunden, die den Agitationseifer der einfachen Arbeiter erstickt. Während die sozialdemokratischen Gewerkschaften das Prinzip der Dezentralisation in ihren demokratisch verwalteten Verbänden immer weiter durchführen und der Zentralbehörde, der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, nur einen minimalen Einfluß in formellen Dingen auf die Zentralverbände zugestehn, herrscht in den Gewerkvereinen noch jener alte Zentralisationsfanatismus und jene Neigung zur Autokratie, ohne die man vor 35 Jahren bei der Gründung nicht auszukommen glaubte, und die selbst in den sozialistischen Arbeiterkreisen Lassalles heimisch war. Heute läßt sich aber nichts mehr damit erreichen. Wenn es nicht gelingt, eine größere Werbetätigkeit und einen lebhafteren Arbeitseifer der Genossen im Lande zu entfachen, so werden die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine in absehbarer Zeit von den sozialdemokratischen Gewerkschaften niederkonkurriert werden.

Schon heute müssen sie sich ja vorhalten lassen, daß ihrem Bergarbeiterverband mit seinen 541 Mitgliedern eine sozialdemokratische Bergarbeiterorganisation von 60 000 und eine christliche von 40 000 Mann gegenübersteht; oder daß die Bauhandwerker, die in ganz Deutschland 1268 Mitglieder in den Gewerkvereinen haben, allein bei den sozialdemokratischen Gewerkschaften 173 365 Organisierte zählen. Selbst der stärkste Hirsch-Dunckersche Gewerkverein, der der Maschinenbau- und Metallarbeiter, fällt mit seinen 43 000 Mitgliedern nur noch an einzelnen Ortschaften ins Gewicht gegenüber den 160 000 sozialdemokratisch- und den 10 000 christlich organisierten Metallarbeitern. Daß der Gewerkverein der Bildhauer mit 450 über ganz Deutschland zerstreuten Mitgliedern oder derjenige der Konditoren mit 321, der Schiffszimmerer mit 200 im gewerblichen Kampfe zur Ohnmacht verdammt sind, ist selbstverständlich. So lehrt die neueste Gewerkschaftsstatistik die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine sehr eindringlich, daß sie neue Wege und Mittel zum Vorwärtskommen in ihrer Organisation suchen und finden müssen, wenn sie nicht von ihren erfolgreicheren Rivalen erdrückt werden wollen.

Auch die christlichen Gewerkschaften haben alle Ursache, ihre eben erschienene offizielle Statistik genau nachzuprüfen. Zwar haben sie ebenso wie die deutschen Gewerkvereine einen Zuwachs an Mitgliedern um 7,17 Prozent im letzten Jahr zu verzeichnen gehabt und hatten im Jahresdurchschnitt 1903 die Ziffer 91 440 erreicht; am 1. April d. J. haben sie sogar das erste Hunderttausend überschritten. Aber wenn das auch im Hinblick auf die Jugendlichkeit der ganzen Bewegung, die eben 10 Jahre zählt, ein vielleicht äußerlich befriedigendes Resultat genannt werden kann, so lehrt doch ein Blick auf die einzelnen statistisch erfaßten christlichen Organisationen, wie wenig innerliche Einheit und finanzielle Kraft dort vorhanden ist. Wenn Berufsvereine wie der der Heimarbeiterinnen mit seinen 1900 Mitgliedern den Gewerkschaften zugezählt werden, obwohl sie doch nur eine (vielleicht dankenswerte und gegenwärtig allein mögliche) Form von Unterstützungsverein darstellen; oder wenn der „Arbeiterschutz Freiburg" mit 231, allen möglichen Berufen angehörigen Mitgliedern in der christlichen Statistik figuriert: so zeigt das zur Genüge, wie wenig Verlaß auf ihre äußerlichen Ziffernangaben ist. Es kommt hinzu, daß Vereine wie der der Ziegler, der ehemals 4000 Mitglieder und heute nur noch 1800 zählt, erheblichen Rückgang aufzuweisen haben.

Auch die Kassenverhältnisse sind nicht glänzend. Wenn 100 000 Organisierte nur 678 000 Mark Gesamteinnahmen und einen Kassenbestand von 45 000 Mark zu verzeichnen haben, so ist das kein finanzieller Boden, von dem aus sich Erhebliches erreichen läßt. Freilich, solange die Opferwilligkeit noch so gering in den christlich-katholischen Arbeiterkreisen ist, daß Monatsbeiträge von 50 Pfg. (bei den Bergarbeitern) oder gar von 20 Pfg. (bei den Heimarbeiterinnen und Zieglern) gezahlt werden, so lange ist an eine größere finanzielle Leistungsfähigkeit auch nicht zu denken.

Und doch rühmt die offizielle Statistik die „Erfolge" der christlichen Gewerkschaftsbewegung. Freilich kann sie fast nur indirekte Erfolge aufzählen. Dort, wo sie von direkten redet, wie z. B. von Streikerfolgen der Christlichen, da sind ihre Angaben sehr unzuverlässig. Daß die christlichen Gewerkschaften im Jahre 1903 insgesamt an 157 Streiks, Aussperrungen und anderen „Bewegungen" beteiligt waren, von denen die größere Zahl als „erfolgreich" hingestellt wird, beweist sehr wenig, weil allein 108 dieser Kämpfe von andersartigen Organisationen veranlaßt oder durchgeführt sind, sodaß nur 49 auf die Initiative der christlichen Gewerkschaftler entfallen. Man sieht also auch aus diesem Kapitel, daß kein Grund zu überlautem Rühmen bei den christlich-katholischen Gewerkschaften vorhanden ist.

Immerhin muß auf Grund der vorliegenden neuen Ziffern festgestellt werden, daß sich bei allen deutschen Gewerkschaftsarten nicht nur ein erhebliches äußeres Wachstum, sondern auch innerliche Vertiefung und zunehmende Stärke deutlich bemerkbar macht. Die Ziffern über die Ausgaben für Unterstützungs-, Bildungs- und Belehrungszwecke, die Angaben über den Vertrieb von Büchern und Broschüren, die Mitteilungen über die finanziellen Opfer, die die Organisationen gegenseitig für einander gebracht haben: das alles spricht für den sittlichen Ernst und die zunehmende Besonnenheit der deutschen Gewerkschaftsbewegung. Um so deprimierender ist die Tatsache, daß man ihr im allgemeinen immer noch so mangelhaftes Verständnis und so ganz ungenügende Würdigung zuteil werden läßt. Mit einigen billigen Phrasen oder scharfmacherischen Wendungen geht man über eine Bewegung hinweg, die nicht nur 1½ Millionen unserer tüchtigsten Arbeiter umfaßt, sondern auch das eigentliche Rückgrat der deutschen Arbeiterbewegung darstellt, und die für die sozialdemokratischen Arbeitermassen eine heilsame Erziehung zur Nüchternheit und Besonnenheit bildet.

Wann wird das anders werden?

Fr. Weinhausen.

Digitized by Google

Ludwig Friedländer.

Zum 16. Juli 1904.

Heute vor achtzig Jahren ist Ludwig Friedländer in Königsberg geboren, wo er bis in sein Greisenalter eine reiche, in dankbarer Erinnerung stehende Lehrtätigkeit ausgeübt hat. In der Schule der großen Griechenkenner Lobeck und Lehrs gebildet, wandte er sich in seinen Jugendjahren mit Vorliebe den von Lehrs neu befruchteten Homerstudien zu. Bereits im Beginn seiner literarischen Tätigkeit tritt ein Grundzug seines Wesens deutlich zutage: die Verbindung gelehrter Forschung mit der Darlegung wissenschaftlicher Probleme für den weiten Kreis der Gebildeten und Bildungsfähigen. Denn neben kritisch-grammatischen, sich nur an die Fachgelehrten wendenden Abhandlungen über Homer und seine Scholiasten, gab er in seiner Schrift über die Homerische Kritik von Wolf bis Grote eine weite Kreise in lichtvoller Weise orientierende Uebersicht über diese nicht nur für die Entwicklung der Philologie fruchtbar gewordene Streitfrage, die seit Friedrich August Wolf wie kaum eine andere gelehrte Frage die Gemüter erregt und immer neue Versuche zu ihrer Lösung gezeitigt hat.

Aber neben der streng klassischen Philologie lockten Friedländer bereits seit Beginn seiner Studien archäologische und ästhetische Probleme, und es ist kein Zufall, daß beinahe an der Spitze seiner Schriften die feinsinnige Untersuchung über den Kunstsinn der Römer in der Kaiserzeit steht. In der damals noch fast ganz vernachlässigten Geschichte der römischen Kaiserzeit hat dann Friedländer sein großes Arbeitsgebiet gefunden, mit dem sein Name für alle Zeiten verknüpft bleibt. Im Jahre 1862 erschien der erste Band seiner „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgang der Antonine," dem im Laufe eines Dezenniums zwei andere folgten: ein Werk, das heute in siebenter Auflage vorliegt und das im deutschen, wie im fremden Gewande eine Verbreitung gefunden hat, wie sie nur selten einem wissenschaftlichen Buch, auf römischem Gebiet nur Mommsens römischer Geschichte zuteil geworden ist.

In seinen mannigfachen Erscheinungen tritt diese in so frappanter Weise sich mit der Gegenwart berührende Zeit uns in der Schilderung Friedländers lebensvoll entgegen. Das Volk und der Hof, der gesellige Verkehr und die Stellung der Frauen, die Reisen und die Schauspiele, Kunst und Literatur, Religion und Philosophie finden in sein ausgeführten Bildern ihre Darstellung und ihre Würdigung. Ueberall schöpft Friedländer unmittelbar aus den Quellen, er läßt den Leser wohl in seine Werkstatt blicken, aber ohne ihn die mühevolle Arbeit, die hier geleistet worden ist, mitempfinden zu lassen. Als Künstler hat er das kaum übersehbare mosaikartige Material, das die literarische Ueberlieferung im Verein mit den erst in unserer Zeit erschlossenen monumentalen Quellen bietet, zu einem einheitlichen Bilde gestaltet. Er hat die Analogien der modernen Zeit wohl überall herangezogen, aber sie mit weiser Mäßigung verwandt, nicht um die antiken Erscheinungen zu modernisieren, sondern sie zu illustrieren und unserem Verständnis nahe zu bringen.

So ist Friedländers Sittengeschichte ein populäres Buch im besten Sinne des Wortes geworden, ein Werk, wie es unserer, sich von dem Altertum mehr und mehr abwendenden Zeit besonders nottut. Nur sehr wenige Bücher haben eine so tiefgreifende Wirkung geübt, Belehrung und Anregung in so weite Kreise getragen, eine noch vor fünfzig Jahren „mehr geschmähte als gekannte Zeit" nach so vielen Richtungen hin erschlossen und so zahlreiche Freunde den Altertumsstudien gewonnen, wie Friedländers Sittengeschichte.

In bedeutsamen Kommentaren zu den großen Sittenschilderern der Kaiserzeit: Petronius, Martialis, Juvenalis, hat Friedländer dann seinem Werke eine nicht nur für Philologen wertvolle Ergänzung geboten. Die in der „Deutschen Rundschau" erschienenen Schilderungen von Gallien, Afrika und Griechenland führen seine Sittengeschichte über Rom und Italien hinaus in die Provinzen des römischen Weltreichs. Auch das moderne Italien hat Friedländer noch vor wenigen Jahren einer kritischen Betrachtung unterzogen. Ueberall zeigt sich der von unbestechlicher Wahrheitsliebe und Objektivität geleitete, weit und tief blickende, an großen Stoffen geübte Kulturhistoriker des klassischen Bodens.

Auf eine große und reichgesegnete Lebensarbeit kann Ludwig Friedländer am heutigen Tage mit Befriedigung zurückblicken. Es ist ihm wie wenigen Gelehrten vergönnt gewesen, nicht nur auf den Kreis seiner Schüler zu wirken, sondern weit über Europas Grenzen hinaus auf die Gebildeten aller Nationen, die aus seinen Werken gelernt und sich an ihnen erquickt haben. Möge dem verehrten Manne in der jugendlichen Universitätsstadt des Deutschen Reiches, die ihm an Stelle der ältesten eine neue Heimat geworden ist, noch lange Jahre im Kreise der Seinen ein glückliches Alter beschieden sein!

Charlottenburg. Otto Hirschfeld.

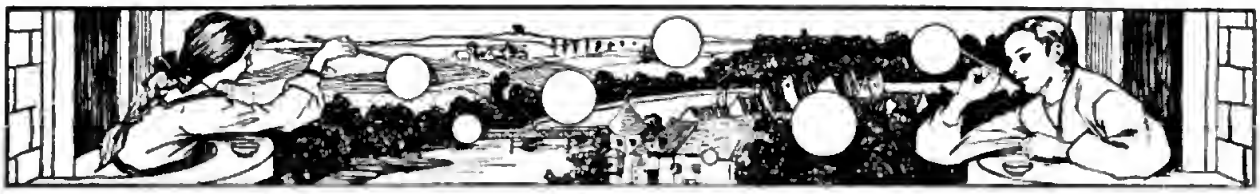
Racines Esther.

II.

Zur Entlastung des angeklagten Dichters muß hervorgehoben werden — was Voltaire selbst andeutet, indem er von dem „vice du sujet" spricht, — daß für die allerdings handgreifliche Unwahrscheinlichkeit, ja Unglaublichkeit der im Esther-Drama dargestellten biblischen Erzählung Racine selbst in keiner Weise verantwortlich ist. Diese Erzählung — wie gar viele andere biblischen Erzählungen — ist eben kein geschichtlicher Bericht, sondern eine vom patriotischen Zorn und Rachedurst eingegebene Dichtung von einem etwas ungeschickten Schriftsteller, einem Epigonen der späteren hebräischen Literatur geschrieben — zur Freude, zur Belustigung seiner Volksgenossen, die, in frischer Erinnerung noch an grausame Mißhandlungen, vielleicht an eine abscheuliche Metzelei, eine ausgiebige Revanche ersehnten.

Dieses Gedicht nun, das, trotz des Widerspruches mancher alten Rabbinen, in den letzten nachträglichen Teil der alttestamentlichen Schriften aufgenommen wurde, und das, trotz des Widerspruches altkirchlicher und protestantischer Theologen, in unserer heiligen Bibel sich erhalten hat, mußte Racine als gehorsamer Sohn der Kirche, nachdem er es einmal — mit glücklichem, genialem Griff — zur dramatischen Bearbeitung genommen hatte, in seinem wesentlichen Inhalt treu reproduzieren. Doch hat er es gewagt, einige seiner Härten mit geschickter Hand zu mildern. Das Edikt, wodurch Assuérus die Niedermetzelung aller im persischen Reiche lebenden Juden befiehlt, läßt Racine — nicht elf Monate, sondern erst zehn Tage vor dem angeordneten Termin seiner Vollziehung zum Vorschein kommen. Und nach Racines Angabe hatte der König zur Motivierung seines Beschlusses nicht bloß einen Vorwand, sondern manche — nach unserem Ermessen allerdings nicht hinreichende, aber doch nicht unbedeutende Gründe, die in der Darstellung seiner Räte ihm sehr gewichtig erscheinen mochten. Auch läßt Assuérus bei Racine — und sogar im Buche Esther — seinen Günstling Aman nicht „ohne Vorwand" an den Galgen bringen. Nach einem der biblischen Berichte hatte er ihn ja überrascht, als er sich anscheinend mit unzüchtigen Absichten auf Esthers Sofa stürzte, und nach einem anderen auch biblischen

Digitized by Google



Bericht hatte sich gezeigt, daß Aman irgendwie mitschuldig war an einer gegen das Leben des Assuérus gerichteten Verschwörung. Racine aber gebraucht zur Motivierung der Hinrichtung Amans von diesen zwei vermeintlichen Verbrechen nur das erste, in möglichst zarter, keuscher Weise, indem er den König auftreten läßt in dem Augenblick, da der geängstete Minister sich zu Esthers Füßen wirft, zur Rettung seines Lebens ihre Fürsprache erflehend. Daß Assuérus den Juden, als für sie die Stunde der Revanche gekommen war, die Niedermetzelung ihrer Feinde durch ein Dekret gestattete, erwähnt Racine nur in einem einzigen, dem Zuhörer und sogar dem Leser leicht entgehenden, und durch die unmittelbar folgenden Worte eigentlich aufgehobenen Vers:

„Je teur livre to sang de tous teurs ennemis.
A l'égal des Persans je veux qu'nn les honnre." (III, 7.)

Daß aber die Juden diese Erlaubnis sehr ausgiebig gebraucht, daß sie, die Wenigen unter Millionen zerstreuten Exulanten, 75 800 persische Untertanen abschlachteten, und daß auf Grund einer königlichen Anordnung sogar die Nachkommen der Ermordeten und der dem Massacre Entronnenen — samt den Juden zur Erinnerung an diese Abschlachtungen ein jährliches Freudenfest. das Purimfest, feiern sollten: diese anstößigsten und unglaublichsten Angaben des Buches Esther (XVI, 1, 22 bis 24), die selbst Voltaire mit gnädigem Stillschweigen übergeht, hat Racine gänzlich verschwiegen, weil er sie nicht erwähnen, noch weniger dramatisieren konnte, ohne die ganze Tendenz seines Dramas vollständig zu entstellen. Uebrigens ist wohl zu bedenken, — was Voltaire deutlich genug und willig anerkennt, — daß Racine den im Buche Esther gegebenen Stoff mit bewundernswerter Kunst verschönert, bereichert, verklärt hat — nicht bloß durch den Zauber seines Stils, seiner prosodischen Virtuosität, sondern auch dadurch, daß er überaus wertvolle, anderen biblischen Büchern, besonders den Psalmen und den Propheten entnommene, Edelsteine seinem Drama eingefügt hat, mit Griffen, wie der kunstreichste Juwelier sie nicht besser tun könnte. Hätte Luther auch nur geahnt wie im Geiste eines talentvollen Dichters die Estherlegende sich abspielen und umwandeln kann, so wäre er vielleicht dem Buche nicht, wie er sagt, „so feind gewesen, daß er wollte, es wäre garnicht vorhanden".*)

Doch, nach diesem Plaidoyer zur Verteidigung Racines, erkläre ich mich durchaus einverstanden mit dem ersten Teil der jetzt besprochenen Aussage Voltaires. Seine Worte, in Verbindung mit der Chanson des Barons von Breteuil, sind ein in das Verständnis des Racineschen Esther-Dramas sicher einführender Ariadneischer Leitfaden.

Selbstverständlich aber tut dieser Leitfaden — da Theseus' Zeiten schon längst vergangen sind und heutzutage keine Wunder mehr geschehen — für uns seinen Dienst nur, wenn wir uns, so gut wir können, auf den Standpunkt „der Höflinge", von denen Voltaire spricht, versetzen: Eine sozusagen geistige Orts- und Zeitveränderung, die ich für manche meiner Leser erleichtern möchte, indem ich ihnen hier folgende geschichtliche Notizen vorlege.

Maintenon ist der Name eines zwischen Versailles und Chartres gelegenen Landbesitzes. Ludwig XIV. schenkte ihn der Erzieherin seiner von Frau von Montespan geborenen Kinder als Gratifikation für ihre überaus sorgfältigen Dienste und ernannte sie zur Marquise von Maintenon. Ehe aber diese Erzieherin — nicht am Hofe, nicht öffentlich —, sondern im Verborgenen, in einem kleinen Hause der Rne de Vaugirard, ihr bescheidenes Amt antrat, hatte sie längere Zeit mit sehr beschränkten Mitteln gelebt, als Witwe Scarrons, eines durchaus nicht unbedeutenden, wenn auch von seinen Parnassischen Konkurrenten verdrängten Dichters. Mit ihm war sie neun Jahre verheiratet, doch so, daß sie einer Freundin schreiben konnte: „Je n'ai jamais été mariée". Denn ihr Mann war beständig krank, ein lahmer Krüppel, ein „cul de jatte". Dazu hatte er, obwohl seine Einnahmen weder bedeutend, noch regelmäßig waren, ziemlich kostspielige Lebensgewohnheiten. Nun half ihm seine Frau, obwohl sie am Anfang ihrer Ehe erst sechzehn Jahre alt war, sein Siechtum tragen und mit wenig Geldmitteln einen doch nicht ungastlichen Haushalt führen. Zu einer solchen Leistung war sie durch ihre früheren Schicksale vorbereitet worden. Ein armes Edelfräulein, hatte sie in verschiedenen vornehmen Häusern als Gast, als Gesellschafterin, als Gehilfin, ein wahrlich nicht sorgenfreies Leben geführt. Und schon in ihrer Kindheit hatte sie eine schwere Schule durchgemacht. Ihr Vater war von altem Adel, aber ein katholisch gewordener Hugenotte und ein verlotterter Mensch. Sie wurde nach dem Tode ihrer Eltern von Frau von Villette, einer Schwester ihrer Mutter, einer treuen, frommen Hugenottin in Pflege genommen, später aber von einer katholischen Tante, einer Schwester ihres Vaters, nach ihrem Geburtsorte Niort in ein Kloster der Ursulinerinnen gebracht. Da sollte sie bekehrt werden und wurde es auch. Doch verteidigte sie eine Zeitlang mit kindlich energischem Widerstreben den Glauben, den ihre Tante De Villette ihr eingepflanzt hatte. Erst als eine weitherzige und kluge Oberin sie mit großer Schonung und pädagogischer Kunst behandelte, kam sie dahin, daß sie, wie sie später erzählte, mit Ueberzeugung und freiwillig die Ketzerei abschwur. Doch — dies sagte sie später noch — „glauben werde ich, was man nur will, nur e i n s niemals: daß meine Tante De Villette in die Hölle gekommen ist".

Hier aber muß ich den nachsichtigen Leser bitten, mir die nicht unfreiwillige, vielleicht gar zweckmäßige Unregelmäßigkeit dieser biographischen Skizze verzeihen, und mit mir zu ihrem Anfangspunkt zurückkehren zu wollen, dahin, wo die Witwe Scarrons Frau von Maintenon wurde.

In dem Amte, das ihr diesen schönen Titel, eine ehrenvolle Stellung und ein nicht unbedeutendes Vermögen zubrachte, hatte sie die Hochachtung, ja, die Freundschaft nicht bloß des Vaters, sondern auch der Mutter ihrer Zöglinge erworben. Und diese Kinder, besonders der Herzog von Maine, ein Wunderkind und ihr Liebling, — waren und blieben ihr ganz zugetan. Zwischen dem König und der Frau von Montespan nahm Frau Scarron eine sehr merkwürdige Stellung ein. Der König, der ihr gegenüber zuerst eine gewisse Abneigung empfand, lernte immer mehr ihre Treue, ihren Verstand, ihre aufgeklärte Frömmigkeit schätzen. Sie verbarg weder ihm noch der Frau von Montespan, daß sie das Verhältnis beider als ein Gott mißfälliges, das Seelenheil beider gefährdendes ansähe, und doch tat sie, was nur möglich war, damit dies Verhältnis, das weder der König noch Frau von Montespan abbrechen wollten, so lange es nicht zu lösen war, ein möglichst friedliches würde. Dies war aber eine schwierige Sache. Denn Frau von Montespan war sehr hochmütig („l'altière Vasthi") und durch ihren Hochmut verletzend. Niemand am Hofe, sagt Saint Simon, selbst der König nicht, war vor ihren sarkastischen Spötteleien sicher. Dazu war sie sehr launisch, sodaß es zwischen ihr und dem König sehr oft Zerwürfnisse gab, die Frau von Maintenon immer wieder ausglich, da sie das Zutrauen beider Liebenden besaß. Dies eigenartige Verhältnis der drei so Verbundenen — ein ménage à trois mag man es nennen, wenn man diesen Ausdruck nicht in seiner landläufigen Bedeutung nehmen will — dauerte fort, bis der König einmal — es war in der Fastenzeit des Jahres 1678 — durch eine gewaltige Bußpredigt Bourdaloues und durch Bossuets kühne Ermahnungen erschüttert, sich energisch von Frau von Montespan losriß.

„Mais il ne put sitôt en bannir la pensée.
Vasthi regna tmgtemps sur son âme offensée."

So geschah es, daß er nach zwei Jahren, zu Bossuets bitterem Kummer, der verstoßenen Geliebten wieder im Versailler Schloß eine Wohnung bereiten ließ — und von ihr noch zwei

*) Erlanger Ausgabe der Werke Luthers, Band 62, Seite 131, und De servo arbitrin Vol. VII, p. 195.

Kinder bekam — zu den vieren, die Frau Scarron erzogen hatte. Endlich aber bewirkten doch fromme Gewissensunruhe, Unverträglichkeit und Ueberdruß eine völlige Trennung und eine Beseitigung des öffentlichen Aergernisses. Frau von Montespan wurde mit reichlicher Versorgung, so glimpflich als nur möglich, verabschiedet. Doch zur Zeit der ersten Aufführungen Esthers erschien sie noch manchmal am Hofe, und wahrscheinlich ist, daß die wenigen, aber sehr scharfen Worte, die Racines Esther von ihr spricht, bestimmt waren, sie gänzlich zu vertreiben. Trost für das schmerzlich Aufgegebene fand Frau von Montespan in strengen, bis zu ihrem Tode fortgesetzten Bußübungen; der König, in dem freundschaftlichen Verkehr mit Frau von Maintenon, mit der er, im Jahre 1685, eine kirchlich vollgültige, wenn auch nicht öffentlich deklarierte Ehe schloß. Seine Maitresse zu werden, war Frau von Maintenon — boshafte Zungen mochten sagen: damals schon zu alt, denn sie war 1635, drei Jahre früher als der König, geboren — gewiß aber war sie zu stolz, zu klug und auch zu fromm. „Sie ist eine Heilige", sagte der König von ihr, „sie hat alle Tugenden; ich, keine".*) Schön aber war sie damals noch und sehr anmutig blieb sie immer. Mit voller Wahrheit läßt Racine den König zu ihr durch den Mund des Assuérus die melodischen Worte sprechen:

„Je ne trouve qu'en vous je ne sais quelle grâce,
Qui me charme toujours et jamais ne me lasse."

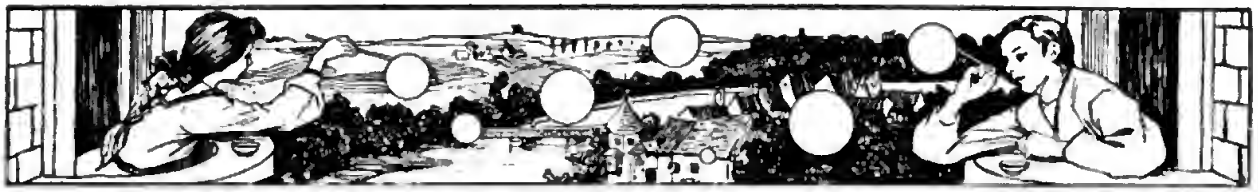
Wo sie am Leben des Hofes sich beteiligen mußte, war ihr Benehmen ein Meisterwerk außerordentlichen Taktgefühls und einer zur festen Gewohnheit gewordenen Selbstbeherrschung, eine vortrefflich gelungene Mischung von Vornehmheit und Demut. Ueber eigentliche Staatsangelegenheiten sprach sie ihre Meinung, wenigstens dem König gegenüber, mit großer Zurückhaltung aus. Doch arbeitete der König jeden Abend mit einem Minister — oder auch mit zweien — in ihrer Wohnung, während sie zuhörend, mit einer Handarbeit beschäftigt, in seiner Nähe saß. Manchmal fragte er sie, freundlich lächelnd, nach ihrer Ansicht. „Qu'en pense Votre Solidité?" pflegte er dann zu sagen. Daß sie, wie manche ihrer Feinde und Neider, auch Elisabeth Charlotte, behaupten, die Widerrufung des Edit de Nantes befürwortet habe, leugnete Voltaire und leugnen ganz entschieden mehrere neuere Historiker, unter anderen der Herzog von Noailles. Sicher ist jedenfalls, daß sie die gegen die Hugenotten angewandten grausamen Gewaltmaßregeln öfter gemißbilligt, Milde und Geduld empfohlen, und daß sie Racines Fürsprache für die Verfolgten und Verbannten wo nicht zuerst anregte, so doch unterstützte. Denn bei der Schöpfung seines Estherdramas war sie — das bezeugt Racine selbst — gewissermaßen seine Mitarbeiterin und ihr ist es zu verdanken, daß die ersten Aufführungen einen so glänzenden Erfolg hatten.

Wie kam sie nun zu dem immerhin sehr kühnen Entschluß, sich an diesem, wenn auch mit einer unübertrefflichen, nur zu großen, diplomatischen Kunst ausgeführten Wagnis zu beteiligen? Möglich ist — und darauf werde ich später noch zurückkommen — daß sie sich im voraus der Konnivenz des Königs versichert hatte. Wahrscheinlich auch, daß sie, wenn die Sache für sie oder auch für den Dichter gefährlich geworden wäre, die von manchen Gelehrten bis auf den heutigen Tag gegebene Erklärung, wonach das Racinesche Drama nur eine Schulübung, lnur die Darstellung einer biblischen Historie sei, als Notausgang benutzt hätte. Doch bleibt, auch wenn man solche Vermutungen annehmen will, immer noch die Frage offen, wer hat der sehr vorsichtigen Frau den Mut eingehaucht, bei dem König, „diesem stolzen Löwen", dessen zürnende Blicke auch sie fürchtete, die Widerrufung eines „beständigen und unwiderruflichen", vor vier Jahren erst erlassenen Gesetzes zu beantragen? Nun, in der biblischen Erzählung und in Racines Drama war es Mardochée, der seine Nichte Esther, in der Wirklichkeit war es Theodor Agrippa von Aubigné, der seine Enkelin, Frau von Maintenon, zu solcher Tat antrieb. Er war für Heinrich IV., als dieser noch seinen Thron zu erobern hatte und bis zu dessen Ermordung, ein unermüdlicher tapferer, erfolgreicher Gehilfe, ein freimütiger Freund und kluger Berater gewesen. In vielen Schlachten, als Führer hugenottischer Krieger, und auch in schwierigen Unterhandlungen hatte er ihm zwölf Jahre lang gedient, und an seinem Leib trug er die Narben von zwölf in seinem Dienst erhaltenen Wunden. Was aber Theodor Agrippa und mancher andere Hugenottenführer für Heinrich IV. getan hatten, das hatten sie auch für Ludwig XIV. getan, der nicht König von Frankreich geworden wäre, wenn sein königlicher Großvater die katholische Liga nicht besiegt hätte. Dies konnte Ludwig XIV. sich nicht verbergen. Er hat sogar selbst — in den ersten Jahren seiner Regierung, mehrmals seinen zur reformierten Religion sich bekennenden Untertanen ihre Loyalität und Treue mit dankbaren Worten öffentlich bezeugt. Ja, die erste Gunst, die er im Jahre 1666 seiner künftigen, damals ihm noch nicht persönlich, nur durch Mittelpersonen bekannten Gemahlin, der hilfsbedürftigen Witwe Scarron zuwandte, eine jährliche Pension. die er ihr zusicherte, hat er ihr schriftlich bewilligt, „in Erwägung der von Herrn Scarron und der von Herrn Theodor Agrippa d'Aubigné dem Verstorbenen (feu) König Heinrich IV. geleisteten Dienste". Ueberhaupt war Ludwig XIV., trotz aller wahrlich nicht harmlosen Eigenschaften seines Charakters für die Stimme der Gerechtigkeit und der Vernunft nur dann unempfänglich, wenn seine geistlichen Räte ihm die Ueberzeugung beibrachten — und das taten sie leider in entscheidenden Stunden — daß er für die Sünden, die er bei Fräulein von La Vallière, bei Frau von Montespan und bei anderen Schönen genossen, die wirksamste Buße tun könne, wenn er, wie Saint Simon sagt, „den Rücken der Jansenisten und Hugenotten geißelte". Jetzt, als rechtschaffener Gemahl der Frau von Maintenon, bedurfte er solcher Buße nicht mehr. Er hatte sie eigentlich vollendet, als er das Edit von Nantes widerrief, und zwar mit der Begründung, daß dieses Edikt fortan nutzlos sei, da es in Frankreich so gut wie keine Hugenotten mehr gebe. und mit der Verfügung, daß die wenigen, die noch übrig blieben, „bis daß es Gott gefiele, auch sie zu erleuchten", zwar nicht Kultus- wohl aber Gewissensfreiheit genießen sollten, „ohne wegen ihrer Religion im Besitz ihrer Güter und im Betrieb ihrer Geschäfte irgendwie belästigt zu werden". Dies war im letzten Artikel des Widerrufungsediktes ausdrücklich bestimmt. Als aber der König dieses Edikt erlassen, zeigte sich sehr bald, daß er es „allzu leichtgläubig unterschrieben hatte". Viele Myriaden von Hugenotten — nicht einzelne, wenige waren noch im Lande, die sich weder durch die Dragoner Louvois' noch durch königliche Geschenke oder Begünstigungen, noch durch gelehrte oder ungelehrte Missionare hatten bekehren lassen. Es wanderten — nach wahrscheinlicher Berechnung — mehr als hunderttausend aus, nach Holland, nach England, nach Deutschland, nach Skandinavien, nach Südafrika, nach Canada. Da kam, nach dem Siege, den man, wie man meinte, über die Ketzerei davongetragen, die Reue und verdrängte die Siegesfreude.

Als nun die Dinge schon seit drei, vier Jahren so lagen, kamten Racine und Frau von Maintenon zugunsten der Hugenotten eine dichterische Fürsprache wagen. Ob der Gedanke, der Wille sie zu wagen, in Racines oder in Frau von Maintenons Geist, oder auch in einem anderen Geist, entsprungen ist, kann man, so viel ich weiß, nicht erfahren.*) Wahrscheinlich ist nur und in der Rolle Esthers zwischen den Zeilen zu lese.., daß der alte Theodor Agrippa, obwohl abwesend,

*) Diese Worte berichtet Fräulein von Aumale, in ihren Souvenirs. Vergl. Noailles, „Histoire de Madame de Maintenon", II, 188.

*) Daß die Widerrufung des Edit de Nantes von Vauban, der mit Racine in freundlicher Verbindung stand, sehr energisch gemißbilligt wurde, wissen wir.



nicht mehr auf Erden lebend, zu seiner Enkelin ein kräftig ermutigendes Wort gesprochen und ihr klugen Rat gegeben hat. „Absent, je le consulte", sagt sie, von Mardochée sprechend. Mardochée aber ist Theodor Agrippa.

Und Aman ist unverkennbar Louvois, damals noch der zweite Mann im Königreich, der Minister des Krieges, der Marine, der Postverwaltung, der königlichen Bauten, der mächtigste Mann in Frankreich neben dem König und durch ihn. Louvois war der Sohn des Kanzlers Le Tellier, jenes gewaltigen und frommen Staatsmannes, der, als er endlich die Unterschrift des Widerrufungsediktes erlangt hatte, das königliche Kabinett verlassend, freudig die Worte des heiligen Simeon ausrief: „Nun, Herr, lässest du deinen Knecht in Frieden ziehen, denn meine Augen haben dein Heil gesehen" („salutare tuum"). Louvois, der Sohn dieses klugen Fanatikers, hatte, das sagte er einmal zürnend mit Worten, die Racine verschönert, aber noch leicht und sicher erkennbar seinen Aman sprechen lässt — dem König alles geopfert, sogar das bißchen Menschlichkeit, das er überhaupt opfern konnte. Zweimal erregte er — nicht bloß in Deutschland, sondern in Frankreich, ja am Versailler Hofe, die Entrüstung aller Besseren durch die barbarische Verwüstung der Pfalz. Die Dragonaden hatte er ersonnen und hinter dem Rücken des Königs die Roheiten und Zügellosigkeit seiner Soldaten eher ermutigt als verboten. Und warum tat er das alles? Aus Diensteifer. Das behauptete er; das redete er sich vielleicht selbst ein. Seine Frau aber, die Racine nicht wie der Verfasser des Buches Esther die Frau Amans, zu einem Scheusal machen wollte, — seine Frau enthüllt ihm seine wahre Gesinnung. Sie sagt es ihm unumwunden, daß er in all seinen Bestrebungen nur eine Befriedigung seines Ehrgeizes gesucht habe. — Und er selbst, in einem Gespräch mit seinem Confident Hydaspe gesteht, daß nicht seine Abstammung vom Erbfeind der Juden, vom Volke der Amalekiten — soll heißen: seine Zugehörigkeit zu der den Hugenotten feindlichen Kirche — sondern sein beleidigter Ehrgeiz der Grund seines Judenhasses soll heißen seines Hugenottenhasses war. Was aber in dem biblischen Aman das Unglaublichste ist, daß er alle Juden ausrotten wollte, weil einer von ihnen, Mardochée, ihn nicht grüßte, diesen Mißgriff des hebräischen Schriftstellers hat Racine einigermaßen schon dadurch korrigiert, daß er seinen Aman den Versuch machen läßt, solche Torheit zu erklären. Er wollte Mardochées Hochmut durch eine allgemeinen Schrecken erregende Tat bestrafen. Den Schuldigen allein zu bestrafen wäre eine unbedeutende, kaum bemerkte Handlung gewesen. Dazu hat Racine, indem er in seinem Aman eine Silhouette von Louvois gab, Amans unglaubliche Missetat in ein überraschendes erklärendes Licht gestellt. Diese Missetat war eigentlich — vorausgesetzt, daß Saint Simon nicht vollständig aus der Luft Gegriffenes erzählt — nur ein Sinnbild dessen, was Louvois, wo nicht getan, so doch tun zu wollen sagte, als er wegen des Streites, den er bei einer Fenstermessung im Trianon mit dem König gehabt, zürnende Worte sprach, aus denen man schließen mußte, er werde seinem königlichen Herrn Wichtigeres zu besorgen geben, ihn in endlose Kriege verwickeln: eine Drohung, die, im Lichte der Ereignisse, buchstäblich genommen, ja, als erfüllt betrachtet werden konnte. Dieser Mann nun tat gewiß alles mögliche, damit der König von dem durch das Widerrufungsedikt eingeschlagenen Weg nicht abweiche, wie er auch alles mögliche tat, um ihn von einer Veröffentlichung seiner mit Frau von Maintenon geschlossenen Ehe zurückzuhalten. Wie sein Doppelgänger, der Racinesche Aman sich zu Esters Füßen wirft, so warf Louvois sich seinem König zu Füßen. „Sire", so ungefähr soll er nach Saint Simons Erzählung gesprochen haben, „töten Sie mich mit diesem meinen Degen, damit ich nicht Ihre Unehre erlebe!" — Von dieser Szene bekam Frau von Maintenon wohl durch den König selbst Nachricht, und daß sie Louvois fortan noch entschiedener als jemals zu ihren Gegnern rechnete, ist selbstverständlich. Begreiflich wäre sogar, daß, als Louvois kaum zwei Jahre nach den ersten Aufführungen Esthers eines plötzlichen Todes starb, sie sich darüber — nicht freute, das wäre allzu unchristlich gewesen, — aber auch nicht betrübte; man muß annehmen, daß sie in diesem plötzlichen Tode Louvois' die Bewährung fand einiger von einem Chore Esthers gesungenen, das Ende der Gottlosen schildernden Bibelworte:

„Je n'ai fait que passer; il n'était déjà plus."

Denn diesen Vers Racines hat sie selbst in einem vertraulichen Brief auf Louvois' Tod bezogen.

Im Kampf gegen diesen Mann und seine hochehrwürdigen Verbündeten erscheint uns die Racinesche Esther umgeben, — nicht wie die biblische, von sieben Jungfrauen des königlichen Hauses, sondern von der zahlreichen Schar ihrer Zöglinge, ihrer Pflegetöchter. Es sind, nach dem Wortlaut des Racineschen Textes, „junge Israelitinnen", jüngere Volksgenossinnen Esthers. Diese Esther aber war Frau von Maintenon, die Enkelin des Theodor Agrippa d'Aubigné, und ihre Rolle wurde von Frau von Caylus einer geborenen und jedenfalls nicht gründlich bekehrten Hugenottin, am besten gespielt. Wahrscheinlich auch war diese Dame im Chore Esthers nicht die einzige „neue Katholikin". Eine dieser Israelitinnen, „eine der jüngsten", verrät sich sogar, wenn ich nicht irre, deutlich genug selbst als ein — mit milder Gewalt ihren hugenottischen Eltern entrissenes — Kind, indem sie die rührenden Worte singt:

„Hélas! si jeune encore,
Par quel crime ai-je pu mériter mon malheur?
Ma vie à peine a commencé d'éclore:
Je tomberai comme une fleur,
Qui n'a vu qu'une aurore." (I, 5.)

Auch war das Saint Cyrische Institut mit offenbar reformatorischen, anti-klösterlichen Absichten gegründet worden. Von den Töchtern des heiligen Ludwig sollten nur diejenigen Nonnen werden, für die, nachdem sie in Saint Cyr das zwanzigste Lebensjahr erreicht hatten, sich kein passender Ehemann finden würde. Und Frau von Maintenon, mit all ihren weitreichenden Mitteln, tat das ihrige, um „Schwiegersöhne" zu finden, bedauerte nur, aus den Fonds der Anstalt eine den Wünschen der betreffenden Herren genügende Mitgift nicht spenden zu können. Den Saint Cyrischen Geist und ihren eigenen Einfluß wollte sie durch ihre Zöglinge in die höheren Gesellschaftskreise verbreiten. Sie erstrebte nichts Geringeres als — was sie durch beharrliche Selbsterziehung — für sich selbst erreicht hatte: eine harmonische Verbindung von Frömmigkeit und weltlicher Bildung. Die Dame, die mit und neben ihr die Saint Cyrische Anstalt damals noch leitete, Frau von Brinon, nahm an den zwischen Bossuet und Leibniz geführten, eine Wiedervereinigung der Protestanten mit der Mutterkirche bezweckenden Verhandlungen einen nicht unbedeutenden Anteil und stand den Hugenotten durchaus nicht feindlich gegenüber. Saint Cyr hatte in der Tat etwas von ketzerischem Geruch.

Aber nicht bloß an ihrer Zugehörigkeit zu dieser Anstalt und an ihren nicht verheimlichten Verbindungen, sondern noch deutlicher an den Worten, die sie sagen und singen, erkennen wir die lieblichen Choristinnen als hugenottische Töchter. Sie verfügen über eine echt protestantische Bibelkenntnis, sind nach hugenottischer Art besonders im Alten Testament heimisch, wagen es, ganz in hugenottischer Weise, an dem Aberglauben, dem Bilderkultus des Königs Kritik zu üben, eine so kühne Kritik, daß sie selbst darüber erschrecken, genauer gesagt: daß Racine darüber erschrickt und durch den Mund einer der Vorsichtigsten die für ihn selbst sehr charakteristischen Worte spricht:

„Parlons plus bas, mes soeurs! Ciel! si quelque infidèle,
Ecoutant nos discours, nous allait déclarer!"

Wenn nun diese Mädchen ihre Sehnsucht nach dem Lande ihrer Ahnen in herzergreifenden Worten aussprechen:

Digitized by Google

„O rives du Jourdain, o champs aimés des cieux,
Sacrés monts, fertiles vallées,
Par cent miracles signalées,
Du doux pays de nos aïeux
Serons-nous toujours exilées?"

so fallen sie offenbar aus ihrer Rolle. Denn als Gefährtinnen der jüdischen Esther konnten sie garnicht daran denken, weder mit ihrer geliebten Herrin, noch ohne sie den Palast des Perserkönigs zu verlassen. Dieser Gesang des Heimwehs mußte für alle, die Ohren hatten zu hören, als ein Lied der ausgewanderten, in der Fremde nach den Bergen des Dauphiné und der Provence, nach den gesegneten Gefilden des Languedoc sich zurücksehnenden Hugenotten erklingen. Aber nicht bloß das Elend ihres Volkes, auch seine dringenden Bitten und seine noch nicht ganz erloschenen Hoffnungen sprechen sie mit herzgewinnender Beredsamkeit aus. Ihre Herrin unterstützend, bauen sie dem König goldene Brücken zur Rückkehr von seinem Irrweg. Sie rühmen seine Gerechtigkeit, seine edle Gesinnung, seine Wahrheitsliebe. Nur durch Verleumder, die er von den Stufen seines Thrones wegjagen sollte, hat er sich verleiten lassen, dies unheilvolle Gesetz zu erlassen. Er wird es aber wieder aufheben. Er hat es — am Ende des Dramas — schon aufgehoben. Nun loben die Töchter Zions seine Güte, verheißen ihm Gottes Lohn, Sieg und Heil, loben auch ihre Herrin, die Schöne, die tugendhafte, die fromme Esther. Durch sie hat Gott dies große Werk getan — und noch Größeres wird er tun. Denn bald wird der alte Tempel aus seinen Trümmern auferstehen, und auf dem mit feinstem Golde geschmückten Altar werden dem Ewigen von seinen aus den fernsten Ländern zurückgekehrten Anbetern Dankopfer dargebracht werden.

Mit der Erinnerung an dieses meisterhaft gezeichnete, den letzten Chorgesang des Estherdramas so herrlich schmückende Zukunftsbild will ich mich von meinen Lesern für heute verabschieden, in der Hoffnung, ihnen auch über Athalie einige erklärende Notizen und Gedanken hier vorlegen zu dürfen.

Heidelberg. M. Schwalb.

Zum 600. Geburtstag Petrarcas

(den 20. Juli 1904).

(Nachdruck nicht gestattet).

„Was stets und allerorten sich ewig jung erweist, ist in gebundnen Worten ein ungebundner Geist." Dieser Vers, den Platen seinen Sonetten als Motto vorausschickte, ist der richtige Festspruch zu Petrarcas Jubelfeier. Petrarca gehört in die Reihe jener Dichter, deren Liebeslied unsterblich wurde, dessen reines Menschentum sich loslöste von der eigenen Zeit.

Dante gab der abgeschlossenen Weltanschauung des Mittelalters vollendeten Ausdruck, in Petrarca kennten die Empfindungen des modernen Menschen, versuchte er doch forschend in die Geheimnisse des eigenen „Ich" einzudringen. In den Sonetten an Laura klingt bereits die zarte, sehnsuchtsvolle Schwärmerei der Minne mit dem kräftigen, schönheitstrunkenen Geist der Renaissance zusammen. Der Sänger entsagungsvoller Liebe wurde zum ersten Lyriker einer neuen Zeit. Als ob er unbekannte, funkelnde Schätze entdecke, betastete er neugierig die Stimmungen seiner Seele und erkannte, daß auch eine innere Welt in uns, außer dem Recht zu glauben, ein Recht zu leben verlange.

Petrarca lebte im Zeitalter des Humanismus. Er selbst gehörte der Schule von Gelehrten an, die den Idealzustand des Daseins im römischen Altertum erkennen wollten. Seine Genossen gelten uns nur als Vorläufer der Renaissance. Die meisten ihrer Werke sind tot. Außer Boccaccio erhebt nur noch der Dichter des Canzoniere sein lebendiges Haupt aus der Menge der Vergessenen. Beide wußten — jeder in seiner Art — der starren Form Blut und Seele zu geben. Blut von unserem Blut, Seele, wie Dichter und Philosophen noch immer das ewige Rätsel in uns bezeichnen.

Ernste Studien hatten Petrarca, der sonst als junger, eleganter Priester am fröhlichen Leben von Avignon teilnahm, zur unbeschränkten Bewunderung des römischen Klassizismus geführt. Durch vertrauten Verkehr mit den großen Schriftstellern wurde er nicht allein von der Schönheit ihrer Sprache durchdrungen wie die Mehrzahl der Humanisten, sondern er begann bald ihre Lebensauffassung zu teilen und begeisterte sich für das antike Freiheitsideal

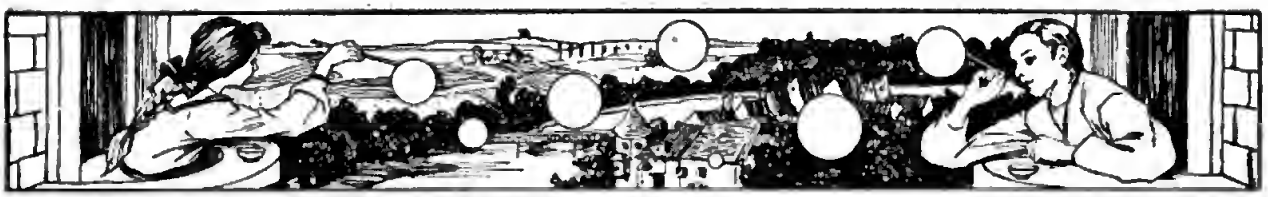
Italien war für ihn, wie vorher für Dante, das erste Land der Erde, Rom die Hauptstadt der Welt. In der Ode „o mein Italien!" hat er vor mehr als einem halben Jahrtausend den Traum eines Volkes besungen, der endlich durch die Errichtung des Königreiches erfüllt wurde. Vaterländische Begeisterung und Liebessehnsucht sind in Petrarcas Werken zu einem Akkord verschmolzen, den als Melodie ein tiefes Verständnis für das geheimnisvolle Weben der Natur übertönt, wie es vom heiligen Franciscus bis Goethe nur wenig Sterblichen zu empfinden und auszudrücken vergönnt war. Wenn wir den Jüngling auf die Berge an der Rhone begleiten und seine Schilderungen lesen, so sehen wir mit ihm die Schönheiten der untergehenden Sonne, die Pracht der Farben und die Herrlichkeit des Landes, das sich den Blicken weithin offenbart. Und wir begreifen den einsamen, mittelalterlichen Wanderer, den auf reinen, stolzen, von Menschen unbetretenen Höhen die Zweifel einer zwiespältigen Seele verfolgen. Im Angesicht der Natur empfand er die eigene, unendliche Kleinheit, aber zugleich die Größe, die in dem Bewußtsein liegt, alles im Licht des eigenen Geistes zu erfassen und widerzuspiegeln.

Am 20. Juli 1304 wurde Francesco Petracco in Arezzo geboren. Dort hatten seine Eltern, die aus Florenz fliehen mußten, Unterkunft gefunden. Nach dem Beispiel anderer Humanisten latinisierte er später seinen Namen und nannte sich Petrarca. Waren seine Tage auch größtenteils fleißiger Gelehrtenarbeit gewidmet, so trat er doch vielfach in das öffentliche Leben als Freund und Ratgeber mächtiger Zeitgenossen. Drei Ereignisse aus seinem Dasein haben bleibende Bedeutung erhalten: Die Begegnung mit Laura, die Dichterkrönung auf dem Capitol und die Teilnahme an Rienzis römischer Verschwörung.

Während die Leute der großen Welt noch wie zur Blütezeit der Troubadoure für ein weibliches Ideal mit poesieumflossener Sinnlichkeit schwärmten, begannen Mönche und andere Gelehrte im 14. Jahrhundert das klassische Römertum aufzuerwecken. Petrarca vereinigte die Art des Humanisten mit dem Wesen des sehnsuchtsvoll anbetenden Ritters, seit er in der Messe an einem sonnigen Frühlingsmorgen Laura von Sade erblickt hatte. Laura schenkte als treue Hausfrau ihrem Gatten elf Kinder und trat in keinerlei intime Beziehungen zu dem Mann, dessen Sonette ihre Schönheit glühend priesen.

Wie es eine Geschichte der historischen Tatsachen gibt, so gibt es auch eine Geschichte der Liebe. Petrarca und Laura sind durch den Canzoniere das typische Beispiel jener entsagungsvollen Treue geworden, die schon beglückt durch den Gedanken an die ferne Geliebte.

Digitized by Google



„Der Tugend Blüte du, der Schönheit Quell'
Die mir das Herz von Niedrigkeit gereinigt."

fang der Dichter nach dem Tod der Angebeteten, die sich vom Himmel herabneigte, ihn emporzuheben. Laura wurde zu einem Symbol der Liebe überhaupt, und die brennende Sehnsucht, die Tote auch in der Erinnerung lebendig zu erhalten, zum Symbol der menschlichen Arbeit und Hoffnung.

Die Liebesklagen bergen echte Gefühle unter zierlichster Form. In den Augen der Nachwelt hat es ihnen oft geschadet, daß geschickte Nachahmer wohl die Form trafen, aber keine echte Leidenschaft hatten, sie in das starre Kleid einzuhüllen.

Petrarca selbst war nicht nur ein seufzender Sonettendichter, sondern einer der hervorragenden Charaktere seines Jahrhunderts. Sein Leben bedeutet einen Fortschritt in der Kultur. Die Verse, die seine Sehnsucht nach Laura zum Ausdruck bringen, sind durch die Persönlichkeit, durch den großen, weitblickenden Geist des Dichters zum erhabenen Bild menschlichen Leidens erhoben und haben alle tändelnde Spielerei der Minne abgestreift. Durch ihn wuchs auch die Geliebte zu jener hehren Frauengestalt, von der er sagen konnte: „Nichts ist Irdisch an dir, o Sterbliche!"

Das tief Unbefriedigte, das ihn, solange Laura lebte, zur Entsagung zwang, nach ihrem Tod zu einer mystischen, glaubensvollen Jenseitshoffnung führte, wurde allen ein Erbteil, deren Herz nach Romantik Verlangen trug. Der Canzoniere bleibt ein Brevier für empfindsame Liebespaare, die vom Glück mehr verlangen als nur sinnliche Befriedigung, und dient allen edlen Naturen zum Beispiel, die in der keuschen Bewunderung eines geliebten Wesens reine Seligkeit zu finden vermögen. Und solche gab es und wird es geben zu allen Zeiten.

Durch seine Liebesgedichte und durch die patriotischen Lieder, die lautes Echo auf der ganzen Halbinsel erweckten, errang Petrarca den höchsten Lohn, den ihm die Zeit gewähren konnte. Er wurde auf dem Capitol zu Rom mit dem goldenen Lorbeer gekrönt. Aber ganz allein durch die hoheitsvolle Kraft seiner Persönlichkeit adelte er diese allzu theatralische Ehrung, die seit dem Untergang des römischen Reiches keinem Dichter in Italien zuteil geworden. Mit dem Königsmantel umhüllt, schritt der „poëta laureatus" unter dem Beifall der Menge auf die Trümmerstätte des Capitols, zwischen deren Säulen er oft von der Herstellung antiker Größe geträumt hatte. Den Zug eröffneten scharlachbekleidete Knaben, ihnen folgten die angesehensten Bürger Roms, und „ein gewaltiges Jauchzen ließ die geborstenen Säulen erzittern," als der Senator Orso dem Gefeierten den Lorbeer aufs Haupt setzte. Im Protokoll der Krönung steht das denkwürdige Wort: „Das Amt des Dichters ist hoch und ernst, die Verkündigung der Wahrheit in anmutigen Formen und Farben."

Seit den Bestrebungen des Humanismus gewöhnte man sich, in der ewigen Stadt ein Symbol versunkener Ideale zu sehen. So betrachtete Petrarca bereits Rom mit jener poetischen Einbildungskraft, die so viele Generationen in der Zukunft blenden sollte. Ihm erschienen das zerlumpte Volk und die fragwürdigen Gestalten der Senatoren als echte Nachkommen der Männer, die einst mit kluger Rede auf dem Forum das Schicksal der zivilisierten Erde entschieden, und in denen der Humanist die höchsten Mannestugenden verehrte. So wurde die Krönung für Petrarca zu einem bedeutenden, inneren Erlebnis. Jetzt steht sie trotz allen theatralischen Plunders, der sie umgab, im Reiche der Vergangenheit als Markstein, mit dem der Weg zur Renaissance beginnt. Mitten unter den Freveln wilder, barbarischer Parteikämpfe glänzt dieser Ehrentag in Roms düsterste Verlassenheit.

Die Erneuerung der römischen Republik, von welcher der Dichter träumte, war in politischer Beziehung Phantasterei. Das Aufleben des klassischen Altertums für Kunst und Wissenschaft war die Aufgabe, der sich Petrarca fruchtbringend für die Nachwelt widmete. Durch seinen Einfluß änderte er die Ansicht, die man bisher über das römische Heidentum gehegt hatte. Vor allem die Ansicht über Virgil. Für einen großen Zauberer galt im Mittelalter der Verfasser der Aeneis, in dessen Werken man geheimnisvolle Weisheit vermutete. Dante hatte ihn noch zum Führer in die Kreise der Hölle gewählt. Petrarca war der erste, der seine Verse wieder auf poetischen Wert und Inhalt prüfte. Im Glauben wie in der Philosophie bekämpfte er alles Dämonische und Mystische, denn er trachtete nach Ciceros Beispiel klar in diesen Fragen zu denken. Aus den römischen Autoren suchte er ohne jedes christliche Vorurteil das Wesen des antiken Menschen zu erfassen, wie es nach ihm durch Jahrhunderte der Jugend als Ideal, den Männern als Beispiel gezeigt wurde.

Mit dem Humanismus erwachte naturgemäß der Drang nach persönlicher Freiheit. Wie man in Ciceros Stil die Vollendung der Sprache erblickte und in seiner Philosophie die weltliche Ergänzung des Christentums zu sehen glaubte, wollte man in seinen politischen Ausführungen den besten Staatsgedanken erkennen. Der Traum von Gelehrten und Schwärmern führte zur Farce von Cola di Rienzos Republik, zu deren Preis Petrarca Gedichte voll flammender Begeisterung verfaßte. „Was er lesend gelernt hatte", wollte der Dichter „handelnd unternehmen". Aber er fand die Patrioten nicht mehr, von denen Cicero und Livius berichtet, und der gelehrte Idealist täuschte sich in seinem Freund Rienzo, den er anfangs mit Brutus verglich. Am Schluß der Episode schrieb er, schmerzlich berührt: „Rienzo floh vom Capitol, wo er schöner denn überall hätte sterben können!"

Wenige waren so überzeugt wie Petrarca von der Macht des Wortes und von der Bedeutung der Dichtkunst. Als ihn der Kaiser nach seinem Buch „die berühmten Männer" fragte und einen Platz für sich darin beanspruchte, erhielt er die stolze Antwort: „Ich verspreche Dir, daß Du hineinkommst, wenn Dein Verdienst groß genug und mein Leben lang genug sein wird." Das Mittelalter hatte die Freude am eigenen Ruhm und den Wert persönlicher Berühmtheit nicht gekannt. Da man nur für das Heil der Seele lebte und das irdische Dasein als Vorbereitung für den Himmel ansah, galt Ruhmsucht für sündige Eitelkeit. Es ist hauptsächlich Petrarcas Verdienst, den Bann dieser Meinung gebrochen zu haben. Als Humanist sammelte er römische Münzen, Statuen und geschnittene Steine, als Mensch erkannte er darin Zeugen einer lebensfrohen, unverwüstlichen Vergangenheit, die Nachahmung verdiente. So entstand der Gedanke, den man die Grundlage der Renaissance nennen kann. Er bestand vor allem darin, daß die Menschen wieder daran gingen, selbst Dinge zu schaffen, in denen die eigene Persönlichkeit zur Geltung kam und die später — wie die Werke der Alten — von ihrem Schöpfer zeugen sollten.

Petrarcas Leben ist mit Frühlingszauber umwoben. Er breitet sich über die Liebeslieder an Laura, über die humanistischen Briefe, die von den Hoffnungen, den Enttäuschungen und den Freuden des Dichters erzählen, über die allegorischen „trionfi" und bringt uns den Mann des vierzehnten Jahrhunderts menschlich so nahe, daß wir in seinen Klagen und in seinem Jubel ein Echo unserer Klagen und unseres Jubels zu vernehmen glauben.

München.

Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Digitized by Google

Die Versicherung.

Prr, war das kalt, schauderhaft kalt. Und so dunkel. Die beiden Bauern gruben fröstelnd die Fäuste tiefer in die Taschen, als sie, etwas unsicheren Schritts aus dem Gasthaus ins Freie traten. Unschlüssig standen sie einen Augenblick. Am liebsten wären sie ins Wirtshaus zurückgekehrt. Aber es war zu spät, der Wirt verschloß gerade das Tor, in der Stube erlosch das Licht, sie mußten weiter. Langsam trotteten sie ihren Häusern zu, ohne ein Wort zu sprechen. Nur wenn sie aneinander stießen in der Dunkelheit, vor Trunkenheit, brummten sie ein paar Grobheiten. Mit schweren, langen Schritten stapften sie über den hartgefrorenen Weg, neben dem der kleine Bach laut einherlief, eilig, als könne ihn nur energische Bewegung vor dem Einfrieren retten.

Plötzlich standen die beiden und lauschten. War da nicht jemand in den Bach gefallen?

„Hannes?"

„Jakob?"

Sie gingen weiter, beruhigt, daß jedenfalls keiner von ihnen ins Nasse geraten. Aber bald darauf ergriff der Hannes den Jakob am Arm und hielt ihn an. „Wann der Jochem Vetter in den Bach geplumpst wär?" meinte er bedächtig. Hm, das wäre allerdings unangenehm, dachte auch der Jakob. Sie berieten miteinander. Möglich war es schon, denn er hatte arg betrunken kaum fünf Minuten vor ihnen das Wirtshaus verlassen; die andern waren alle schon viel früher fort.

„Aber wann er's doch wär? . . . Die Versicherung!"

„Aller hört ja nix mehr," sagte endlich der Jakob beruhigt und wollte weiter.

Da standen sie wieder. „Donner, die Versicherung!" Daran hatte der schwerfällige Jakob nicht gleich gedacht. Das könnte eine böse Geschichte werden. „So en Saukerl!" fluchte der Jakob. „Was mer e Last mit em hat, so en Saukerl!"

„Die Versicherung!"

Freilich, dachte Jakob, schon recht. Aber wenn sie nicht wäre, nicht einen Finger würde er rühren, dann sollte er nur ersaufen oder erfrieren, der alte Jochem Vetter. Schad wär's nicht um ihn gewesen, den Säufer, den Lump, der von der ganzen Verwandtschaft gehegt und gepflegt wurde nur der Versicherung wegen; der seitdem das beste Leben von der Welt hatte und nichts mehr zu tun brauchte als essen und trinken.

„Hast de e Streichholz?" fragte Hannes, der seine ganzen Kleider vergebens danach durchsuchte. Jetzt suchte Jakob. Aber auch er hatte keins. Langsam kehrten sie zum Wirtshaus zurück. Nach langem Klopfen gelang es ihnen endlich, eine Laterne zu erhalten. Der Heimweg sei so dunkel, man könne in den Bach fallen. Vom Jochem Vetter sagten sie nichts. Daß sie nachher das ganze Dorf auslachte, wenn er garnicht im Bach läge! Das fehlte gerade noch. Seit der Jagdherr den Jochem, der immer um ihn sein mußte, wenn er zur Jagd kam, für fünfhundert Mark versichert hatte, denn der Jagdherr war ein Städter, kein guter Schütze und praktisch, zogen die andern Bauern die Verwandtschaft des Jochem sowieso weidlich auf, als man merkte, wie es der auf einmal so gut hatte, trotzdem er infolgedessen gar bald en Lump und Säufer wurde. Schon seit zwanzig Jahren ging das nun, der Jochem Vetter hatte längst einen weißen Bart und war immer noch nicht angeschossen oder gar totgeschossen worden. Je älter er wurde, um so mehr mußte man auf ihn acht geben, daß er nicht schließlich noch bei einer andern Gelegenheit zu Schaden kam, die nichts eintrug. Es war ein Kreuz mit dem Menschen.

Die beiden Bauern hielten abwechselnd die Laterne. Prr, war es kalt. „Wann er wirklich im Bach leibt, is er hie," knurrte der Jakob ärgerlich.

„Unkraut vergeht nit. En Besoffener hat zwei Schutzengel!" tröstete Hannes und leuchtete über das Wasser.

„Gottverdebbel!" schrie Jakob, „do leibt er." Eilig kamen die beiden näher und hielten die Laterne über den Menschen, dessen Leib und Beine im Wasser hingen, während der Kopf samt Schultern und Armen auf dem Ufer lag.

„Wahrhaftig, der Jochem Vetter," sagte Hannes. „He, Jochem Vetter, steh uff!"

„Er is dot!" rief Jakob und schüttelte den Alten kräftig an der Schulter.

„Er lebt," erwiderte Hannes; und in der Tat brummte der Trunkene jetzt ärgerlich aus seinem Halbschlaf: „Laß mer mei Ruh."

Die beiden faßten ihn an den Armen, um ihn aus dem Bach zu ziehen.

„Mei Ruh will ich hawe!" brüllte da Jochem, schlug mit den Armen um sich und wälzte sich weiter in den Bach hinein.

„Du Saukerl!" schrie Jakob, konnte den Jochem aber nicht mehr erwischen.

„Ob's de weiterkommst, Du Lump, Ihr Dreckbagasch," tobte der Alte im Wasser voll Wut, daß man ihn nicht gewähren ließ.

Da beugte sich der Hannes zum Ufer und rief: „Jochem Vetter!"

„He?"

„Die Versicherung!"

„He?"

„Denkt an die fünfhunnert Mark. Wann Ihr hier ersauft, krieht Ihr se nie."

Jochem brummte etwas, dann schienen ihm aber die Worte des Hannes einzuleuchten, denn er kroch langsam aus dem Wasser.

Eilig, mit Gewalt schleppten die beiden den Widerstrebenden heim, ins Bett.

Den Tod konnte er sich holen bei dem Wetter.

Am andern Morgen vermochte der Jochem kein Glied zu rühren und schnatterte vor Kälte.

„Wann er nur nit die Lungesucht krieht," flüsterte Jakob erschrocken. Auch der Hannes machte ein bedenkliches Gesicht. Jochem war schon in die sechzig, es wäre eigentlich ein Wunder, wenn ihm das lange, kalte Bad im Bach nicht schlecht bekäme.

Aber der Frost verging, nur die Knochen wollten nicht mehr. „Als wär'n se eingefrorn," erklärte Jochem. Ein Glück, daß der Jagdherr erst zum Frühjahr wieder kam. Der Vetter hatte eine gute Natur. Bis dahin würde er hoffentlich wieder wegfähig sein.

Zunächst gefiel es dem Jochem recht gut im Bett. Die andern mußten in den Wald, Holz hauen, eine kalte, schwere und gefährliche Arbeit. Wie manchen hatte da ein Baum im Fallen noch erwischt und übel zugerichtet. Zwar schob man ihn seit zwanzig Jahren weit weg, wenn ein Baum zu zittern anfing und man die Seile um ihn schlang, aber mitarbeiten mußte er doch, und er liebte die schwere Holzarbeit im kalten Wald längst nicht mehr, seitdem er sich dem Trunk ergeben. Jetzt konnte er behaglich im warmen Bett bleiben und noch ein Weilchen schlafen, während die andern längst draußen in der Kälte standen. Er kicherte in sich hinein vor Vergnügen und leiser Schadenfreude. Seit zwanzig Jahren wartete nun die Verwandtschaft darauf, daß er angeschossen würde und die fünfhundert Mark ins Haus kämen. Unzählige Mal hatte man beredet und hin und her überlegt, was dafür gekauft werden sollte. Aber der Jagdherr war auf der Hut und Jochem erst recht. Er wäre

Digitized by Google

ja zu dumm gewesen, wenn er sich dies schöne, bequeme Leben nicht möglichst lang erhalten hätte. Hihi, wenn er dachte, vor zwanzig Jahren, wie er sich da hatte plagen müssen, wie wenig er galt in der Verwandtschaft. Da kam das Glück mit dem Jagdherrn, und seitdem, zwanzig lange Jahre lang, hatte er gelebt wie der Herrgott in Frankreich, er, ein armer, alternder Junggeselle, den man nur noch über die Achsel angesehen, dem man keinen Bissen und kein gutes Wort gegönnt, bevor er es sich nicht sauer verdient hatte. Freilich, als dann Jahr um Jahr verging, ohne daß die fünfhundert Mark in die Familie kamen, wurden die Verwandten zuweilen ungeduldig, namentlich der Vetter Jakob.

Jochem kicherte wieder leise vor sich hin in seinem warmem Bett. Wenn ihm ihre Unfreundlichkeit unangenehm wurde, brauchte er nur so zu tun, als fühle er sich krank, dann waren sie gleich wieder besorgt und teilnahmsvoll. Namentlich, wenn man den Jagdherrn für die nächsten Wochen erwartete. Und jetzt? Je länger es dauerte mit den fünfhundert Mark, um so kostbarer wurde sein Leben für die Verwandtschaft, das sich ja doch endlich einmal bezahlt machen mußte. Jetzt war er wirklich krank. Er bekam, was er wollte: Schnaps, Bier. Nicht einmal einen Fuß brauchte er zu rühren. Ganz von selbst kamen die Dinge, nach denen er Lust zeigte, ihm ans Bett. Nur die Hand brauchte er auszustrecken. Und Gott sei Dank, die Arme konnte er wieder bewegen ohne Schmerzen. Nur mit den Beinen wollte es immer noch nicht besser werden. Doch, es war ja erst Januar und bis die Rehbockjagd aufging, noch lange hin. Dann würde er längst wieder wegfertig sein.

Als aber der März kam, und die Beine ihm immer noch wie eingefroren am Körper hingen, wurde Jochem allmählich unruhig und mit ihm seine Verwandtschaft, namentlich der Jakob. Man schickte zu Philipp, dem Schmied, der Vieh und Mensch im Dorf behandelte, daß er sich den Kranken einmal ansähe. Es war zwar schon manche Kuh, mancher Gaul und mancher Mensch bei seiner Behandlung gestorben, womit er auch oft genug aufgezogen wurde, aber schließlich, manches wurde unter seiner Hand gesund, und ein Arzt aus der Stadt verstand am Ende auch nicht viel mehr. Jedenfalls war er teurer.

Der Schmied, ein herkulischer Mensch mit einem feinen, nachdenklichen Gesicht, erschien, setzte seine Brille auf, denn er war weitsichtig, und außerdem gab er sich dadurch ein Ansehen, und griff an des Kranken Gliedern herum, daß Jochem laut ächzte. Der Schmied nickte befriedigt. „Gefühl hat er noch," sagte er und griff nochmals derb an die kranken Beine, daß Jochem nur so schrie. „Aber das Blut," fuhr der Schmied fort, „das Blut kann nit durch die eingefrorne Bein, es stockt, deshalb werd' ich Blutegel setze." Keiner erhob einen Einwand, auch lächelte niemand, obgleich der Schmied immer, bei Mensch und Vieh, für alle Fälle vor allem Blutegel verschrieb. Das war sein Hauptmedikament. Jochem bekam denn auch sechs Blutegel angesetzt, drei an jedes Bein, und wurde so schwach, daß er drei Tage wie ohne Besinnung dalag. Jakob geriet ganz außer sich darüber, aber der Schmied blieb ruhig. „Wann er wieder bei sich is, Ihr werd sehn, es is besser, denn jetzt kann das Blut wieder weiter. Aber er muß jeden Tag e Stund oder zwei aus em Bett, daß es Blut in Bewegung bleibt un nit wieder einschläft."

Kaum vermochte Jochem wieder ein Wort zu reden, da wurde er auch schon aus dem Bett gehoben und mußte, auf Jakob und Hannes gestützt, Gehversuche machen, die ihn furchtbar schmerzten, denn er schrie jämmerlich, sowie er einen Fuß ein wenig fester aufsetzte. Der Schmied erklärte zwar, es würde schon mit jedem Tag leichter gehen, aber das geschah nicht, wenigstens nicht nach Meinung des Kranken und seiner Verwandten. „Er hat zu viel Blut," meinte der Schmied, „das drückt en."

Er wollte nochmals Blutegel setzen, aber Hannes gab es nicht zu, fuhr in die Stadt und brachte ein paar Krücken mit. Das sei besser als Blutegel behauptete er. Der Schmied kam nicht wieder. Aber besser wurde es trotzdem nicht. Jochem konnte zwar Ende April mühsam, mit zusammengebissenen Zähnen, ein paar Schritte durchs Zimmer wagen, an mehr war aber nicht zu denken. Auch wurde er von Woche zu Woche magerer und elender. Am schlimmsten aber war, daß er keinen Schnaps und kein Bier mehr mochte und auch nicht mehr schimpfte und fluchte, sondern düster vor sich hinsah, wenn er zu Bett lag, seufzte und grübelte. Das war nach Ansicht der Verwandten der Anfang vom Ende. Und für nächste Woche hatte sich der Jagdherr angesagt! Wenn irgend ein anderer älterer Mann aus der Verwandtschaft sich die Versicherung hätte verdienen können, wäre es ja nicht so schlimm gewesen. Aber sie lautete auf den Namen des Jochem, konnte nur ihm zukommen, wie alle Leute im Dorf wußten. Daß der Jagdherr auch für den Schaden hätte aufkommen müssen, wenn er einen andern anschoß, wußten sie nicht, wenn sie es aber gewußt hätten, wäre es doch keine Beruhigung für die Verwandten gewesen, denn bare fünfhundert Mark würde der Jagdherr gewiß keinem andern geben; und darum handelte es sich doch.

Immer näher rückte der Tag, an dem der Jagdherr erscheinen würde, immer düsterer wurde die Stimmung der Verwandten, vor allem aber die des Jochem selbst. Im ganzen Dorf sprach man von nichts anderem, und es gab manch schadenfrohes Gesicht, wenn man einem aus Jochems Freundschaft begegnete. Zwanzig Jahre hatten die den Mann gefüttert, und nun war es nichts mehr mit den fünfhundert Mark, denn Jochem würde nie mehr ins Freie können. Alles umsonst gewesen.

Es kam der Abend vor dem gefürchteten Tag. Schweigend saßen Hannes und Jakob auf der Ofenbank, rauchten und sahen den mühsamen Gehversuchen von Jochem zu, der zum letztenmal probierte, ob er nicht doch morgen mitkommen könne. Aber es ging nicht, es war ganz unmöglich. Mit fliegenden Lungen, kaltem Schweiß auf der Stirn, mit zitternden Händen tastete er sich zum Bett und legte sich nieder, ohne die zwei auf der Ofenbank anzusehen, die schwiegen und rauchten. Lange blieb es still in der dumpfigen, niedrigen Stube. Nur Jochems Atem hörte man, und in den beiden Pfeifen brodelte es.

Es wurde ganz dunkel im Zimmer. Immer noch schwiegen die drei und dachten unausgesetzt, wie das morgen werden würde. Jochem voll Scham, Jakob voll Wut, Hannes, einem ganz bestimmten Plan immer näher kommend.

Jochem schämte sich deshalb so, weil er nie daran gezweifelt hatte, daß er seiner Sippe schließlich doch einmal die fünfhundert Mark einbringen würde. Das gab ihm ja das Recht, die Verwandten hinzuhalten, sich füttern und pflegen zu lassen. Jetzt aber lag die Sache anders. Darüber war er sich völlig klar, zumal kein Alkohol sein Hirn umnebelte. Jetzt empfand er das Leben, das er seit zwanzig Jahren geführt hatte, als einen Betrug, einen Raub, den er an seiner Verwandtschaft begangen. Wenn er doch noch ein Mittel fände, zu den fünfhundert Mark zu kommen!

„Hin wird er doch bald," sagte Hannes endlich. Jakob sah ihn an. Auch Jochem wandte ihm den Kopf zu. Daß nur von dem Kranken die Rede sein konnte, wußten alle drei.

Wieder eine lange Pause.

„Aufstehn wird er nimmer," sagte der Hannes, und in seiner Pfeife gurgelte es lauter.

„Das steht richtig," meinte Jochem, gespannt auf den Hannes blickend.

„Abgängig is er auch," fuhr Hannes fort.

„Schon in die sechzig," antwortete Jochem.

„Mer könnte ihn morge vor Dag, eh's Dorf wach is, in de Wald schaffe, wo am Abend der starke Bock steht," wandte sich Hannes an Jakob.

„Der Bock wird dann ausbleibe," warf Jochem ein.

„Er muß ebe sehn, wie der Wind geht un sich danach

Digitized by Google

richte, er versteht sich ja uffs Wild," entgegnete Hannes. In des Jakob Pfeife arbeitete es jetzt auch gar heftig.

„Mir wer'n schon sorge, daß der Stadtherr glaubt, er hätt nit nur de Bock getroffe," kam es von Hannes Lippen.

„Es wär mer lieber, der Hannes übernähm das Geschäft, nit der Jakob," meinte Jochem.

„Warum?"

„Weil er ruhiger is un e sichere Hand hat."

„Der Jochem Vetter meint, ich soll en in'n Wald fahren?" fragte Hannes.

„Nein. Das annere Geschäft mein ich."

Wieder schwiegen die drei. Keiner sah den andern an, jeder blickte vor sich. Als die beiden Pfeifen leer waren, wurden sie bedächtig und gründlich ausgeklopft und gereinigt.

„Gu'n Nacht auch, Jochem Vetter," sagte Hannes und wandte sich zur Tür.

„Gu'n Nacht beisamme," entgegnete der Alte und sah den beiden nach.

Kaum begann es zu dämmern, im Dorf lagen sie noch in den Betten, da stand schon der Leiterwagen mit den zwei Ochsen vor Jochems Fenster. Der Kranke wollte selbst bis zum Fuhrwerk gehen, aber das duldeten die beiden andern nicht. „Spar der dei Kraft bis zum Abend," hieß es. Mit aller Vorsicht trugen sie ihn, besorgt wie nur eine Mutter ihr Kind trägt, zum Fuhrwerk. Langsam, vorsichtig legten sie ihn ins Stroh auf den Wagen.

„Das is heut dem Jochem Vetter sei Meisterstick. Wann der Stadtherr anlegt, wird der Vetter vorspringe." Hannes sah den Kranken durchdringend an, der zustimmend nickte.

„Hier noch die Schnapsbuddel un Brot, daß Ihr bei Kraft seid am Abend."

Jochem nahm den Laib Brot und die Literflasche zu sich.

„Der Jochem Vetter trinkt ersicht, wann's an der Zeit is, wann's not tut."

Der Alte nickte wieder zustimmend.

„Un der Jakob kommt glei widder, wann alles in der Reih is." Auch der Jakob nickte und trat zu den Ochsen. Hannes legte dem Kranken noch zwei Säcke über, daß ihn niemand erkenne, wenn vielleicht doch schon jemand im Dorf auf sein sollte.

„Gu'n Dag auch," sagte der Jochem Vetter unter den Säcken hervor.

„Gu'n Dag beisamma," erwiderte Hannes, sah dem Fuhrwerk nach, das sich langsam in Bewegung setzte, und kehrte dann ins Haus zurück. Noch einmal erwog er alle Einzelheiten seines Plans mit aller Sorgfalt. Er nickte befriedigt, es mußte gelingen. Er würde dem Stadtherrn die Flinte tragen, wie es Jochem früher getan. Es war nicht schwer, unterwegs seine Rehposten mit den andern zu vertauschen. Ihr Schrot war viel feiner als das seine. Sogar gerichtlich würde sich das feststellen lassen, falls der Stadtherr nicht glauben wollte, daß er den Jochem getroffen.

Endlich erschien der Jagdbesitzer und stürzte sehr erregt aus dem Postwagen gleich in Jochems Zimmer, wo er nur den Hannes fand. „Sagen Sie mal, was soll denn das heißen? Niemand schreibt mir, daß der Jochem krank ist, seit einem halben Jahr nicht aus dem Bett kann, nichts mehr für den Wald, das Wild tut, ruhig läßt man mich herkommen, die weite Reise machen, mit allem, was drum und dran hängt, mit allen Unkosten, man will mich wohl zum Narren halten? Für nichts und wieder nichts halt ich mir keinen Wildhüter, kostet sowieso Geld genug."

„Das mit'm Jochem is nit wahr. Er war nur krank, un versäumt is nix wor'n."

„Ja, wo is er denn, wa steckt er denn?"

„Im Wald."

Der Jagdherr stand ganz verwirrt. „Man sagte mir aber doch? . . ."

„Man hat geloge!"

„Im Sterben soll er liegen sozusagen?"

„Auch geloge. Mache Se sich nix draus. Er is eme kapitale Bock nach für heut Abend, des is alles. Es hat em kei Ruh gelasse, daß Sie den erwische. Ich wer'n Se hiebringe."

Der Jagdherr wurde ganz verlegen, daß er sich gleich so hatte hinreißen lassen. „Wollen Sie ne Zigarre? Na? Da!"

„Ich rauche kei Sigarrn," entgegnete Hannes und ging mit dem Jagdherrn ins Wirtshaus, wo er ihn nicht mehr allein ließ. Gegen Mittag erschien auch der Jakob. Es war alles in Ordnung. Er setzte sich guter Dinge mit an den Tisch, froh, dem Gewitter, das aufzog, gerade noch entgangen zu sein, jetzt brach es mit aller Macht los.

Erst lange nach Mittag konnte man sich auf den Weg machen. Auch der Jakob ging mit, dem Herrn den Rucksack zu tragen, daß er's recht bequem hätte. Nach langem Marsch näherte man sich der Stelle, wo der Bock austrat. Eine Waldwiese lag vor ihnen, von Fichten und Buchen umstanden, aus deren Schatten ein Wässerlein rann. Regungslos harrte man. Der Specht klopfte, Häher schrien, Eichhörnchen huschten vorüber. Ab und zu tauschten Hannes und Jakob einen Blick. Jochem hielt sich wirklich ausgezeichnet ruhig. Dort drüben, wo die Fichten an den Buchenwald grenzten, würde der Bock austreten. Links in den Fichten hielt sich Jochem versteckt. Der Jagdherr lag im Anschlag; einige Schritte hinter ihm, sodaß er ihn nicht sehen konnte, Hannes ebenfalls. Endlich hörte man ein leises Knacken im Unterholz. Offenbar näherte sich der Bock. Vom andern Ende der Wiese äugte ein Reh herüber. Hatte es Wind bekommen? Doch der Bock kam ja nicht aus gleicher Richtung. Nun trat er halb aus dem Wald. „Warte Se noch, warte!" zischelte Hannes dem Jagdherrn zu. Der Jochem Vetter war ja noch nicht da. Wo blieb denn der Jochem? Jetzt stand der Bock schon ganz im Gras. Jakob und Hannes sahen sich an. Was war nur mit dem Jochem, er rührte sich ja noch immer nicht? Jakob schwoll schon die Stirnader vor Zorn. Ein Schuß, der Bock sprang hoch auf, machte noch drei gewaltige Sätze, brach zusammen. Von Jochem war nichts zu sehen. Während der glückliche Schütze sich dem Tier näherte, suchten die beiden andern den nächsten Fichtenbestand ab. Nach einer Weile fanden sie die Schnapsflasche, — leer. „So en Saukerl!" fluchte Jakob. „Was suchen Sie eigentlich?" rief der Jagdherr. „Den Jochem Vetter!" schrie Jakob wütend, ehe ihn Hannes daran verhindern konnte. „Du Neunmalochs!" zischelte Hannes. Da war der Jagdherr auch schon da und suchte mit. Nach einer Viertelstunde fand man ihn, tot. Mit dem Schnaps war ihm offenbar der Mut vergangen, Todesfurcht hatte ihn gepackt, so allein, in der Stille, den ganzen Tag. Er war fortgelaufen, soweit ihn seine kranken Beine nur trugen, möglichst weit fort und dann zusammengebrochen, wohl vom Schlag getroffen. Aus war's mit den fünfhundert Mark, nichts mehr mit der Versicherung.

Ganz betroffen von der großen Trauer, dem lauten Wehklagen, daß sich in Jochems Verwandtschaft über dessen Tod erhob, ließ es sich der Jagdherr noch etwas kosten und sandte einen großen Kranz für das Grab seines bis zum Tod getreuen Jagdhüters. Er nahm dann den Hannes an Jochems Stelle. Aber er versicherte ihn nicht mehr. Denn er war ja praktisch und mit den Jahren ein guter Schütze geworden.

München. Kurt Aram.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 43. Berlin, den 23. Juli 1904. 21. Jahrgang.

Die Aktion

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Eine ganze Woche hat Herr Witte als Gast des deutschen Reichskanzlers in Norderney geweilt, und doch wissen jetzt bei seiner Abreise die allezeit Bülow gefälligen Offiziösen nichts Sicheres von dem Abschluß eines deutsch-russischen Handelsvertrages zu berichten. Die „grundlegenden Verhandlungen" sollen beendet sein, die weiteren Beratungen zwischen deutschen und russischen Kommissaren in Berlin fortgesetzt werden. „Es kann beiderseitig die Absicht und Aussicht konstatiert werden, bald zu einem Ergebnis zu gelangen" heißt es in der politisch so nichtssagenden wie stilistisch ungeschickten offiziösen Kundgebung. Bedeutsamer dürfte die andere Verlautbarung sein, daß der frühere Finanzminister Witte 8 Tage Aufenthalt in Berlin genommen hat, um finanzielle Geschäfte zum Abschluß zu bringen. Der deutschen Reichsregierung, die sich das Tarifmonstrum der Agrarier aus Scheu vor inneren Konflikten hat aufnötigen lassen, darf man auch zutrauen, daß sie sich durch wohlwollende Förderung der russischen Anleiheabsichten aus ihrer handelspolitischen Klemme zu ziehen versucht hat. Zwar sind die russischen Finanzen, wie jedermann weiß, genau so zerrüttet, wie die russische Verwaltung, die russische Justiz und alle anderen russischen Verhältnisse; aber wenn es „das befreundete Nachbarreich" verlangt, warum sollte der gegenwärtige deutsche Russenkurs davor zurückschrecken, dem deutschen, sparenden Publikum schlechte russische Papiere anpreisen zu lassen? Deutsche Zolltollheiten und russische Anleihepapiere sind ja so gleichwertige Tauschobjekte! Also machen wir uns einstweilen darauf gefaßt, daß es der Staatsklugheit des Grafen Bülow gelungen ist, außer einem hochschutzzöllnerischen Handelsvertrag auch noch eine 250 Millionen-Anleihe zu Rußlands Gunsten im schönen Nordseebade Norderney zustande gebracht zu haben.

Die badische Wahlrechtsreform ist durch die Zustimmung der Zweiten Kammer zu den Beschlüssen der Ersten nunmehr zu einem positiven und recht erfreulichen Abschluß gelangt. Mit ihr ist wenigstens in einem süddeutschen Bundesstaate das vom entschiedenen Liberalismus geforderte direkte, geheime und gleiche Landtagswahlrecht endlich durchgesetzt. Freilich, ein allgemeines Wahlrecht im Sinne der Reichstagswahlen ist es dank der notwendigen Konzessionen an die widerstrebenden antiliberalen Parteien nicht geworden, aber im Rückblick auf die jahrzehntelangen Bemühungen für freiheitlichere Ausgestaltung des badischen Wahlrechts ist doch das Erreichte immerhin ein erheblicher politischer Fortschritt. Daß es über die badischen Landesgrenzen hinaus seinen Einfluß auf die in ganz Süddeutschland lebendigen Wahlreformbestrebungen üben möge, das ist der Wunsch, mit dem wohl allgemein in liberalen Kreisen die Kunde von dem neuen badischen Wahlgesetz aufgenommen worden ist.

In der bayerischen Kammer hat anläßlich der Beratung des Militäretats der Kriegsminister Frhr. v. Asch [auf Ausführungen der Abg. v. Vollmar und Segitz hin offen zugegeben, es bezweifle niemand, daß die Sozialdemokraten im Ernstfall als Soldaten ihre Schuldigkeit tun würden. Dieses Ministerwort, das mit einer ähnlichen Versicherung Bebels im deutschen Reichstag korrespondiert, verdient unterstrichen zu werden. Es wird die vaterländische Gesinnung der sozialdemokratischen Arbeitermassen weit günstiger beeinflussen als jenes patriotische Pharisäertum, das in jedem Sozialdemokraten lediglich einen verachtenswerten „vaterlandslosen Gesellen" erblickt. Und es wird gute Dienste tun in der Bekämpfung jener reaktionären Bestrebungen, die unter dem Vorwand ernster Gefahren in Mobilmachungs- und Kriegszeiten den Arbeitern in Staatsbetrieben, Bergwerken usw. ihr gesetzlich garantiertes Koalitionsrecht schmälern wollen.

Die konservative Reaktion pflegt ihre Abneigung gegen ernste soziale Reformbestrebungen mit patriotischen Gründen zu drapieren. Weil die Gewerkschaften, die Genossenschaften sozialdemokratische Einrichtungen seien, darum allein sei es Pflicht, ihre Forderungen abzulehnen, ihren Bestrebungen entgegenzutreten. Jede Unterstützung bedeute ja sonst Förderung der Sozialdemokratie! Wie wenig ernst solche Vorwände zu nehmen sind, beweist eben wieder einmal die brave „Kreuzzeitung" in einer Besprechung, die sie dem in Essen tagenden christlichen Gewerkschaftskongreß zuteil werden läßt. Nachdem sie den Kongreß dieser unzweifelhaft antisozialdemokratischen Arbeiter edelmütig ihres „großen Interesses und ganzer Sympathie" versichert hat, fährt sie fort:

> Es liegt aber wohl in der Natur aller solcher Klassenvertretungen, daß sie ihre Agitation überspannen. Auch in Essen sind diesmal Worte gesprochen worden, gegen die wir uns wenden müssen. Der erste Redner, Arbeitersekretär Schiffer-Krefeld, hob zwar in der Einleitung hervor, daß ohne Autorität, ohne Rang- und Standesunterschiede die notwendige gesellschaftliche und ökonomische Ordnung nicht aufrecht erhalten werden könne. Dann aber führte er bittere Klage darüber, daß den Arbeitern „vielfach anstatt des Brotes der Gleichberechtigung Steine in den Weg gelegt werden", „statt Gerechtigkeit wird uns Unterdrückung, statt Achtung Mißachtung zuteil". Er berechnet, daß von den 22 Millionen erwachsenen Personen in Deutschland 16 Millionen der Klasse der Lohnarbeiter angehören, um dann auszurufen:
>
> „Und da will man über uns zur Tagesordnung übergehen! Der Arbeiter will an der allgemeinen Kulturentwicklung und den Fortschritten auf allen Gebieten teilnehmen, und zwar mit vollem Recht, denn alle Fortschritte, alle Vervollkommnungen betrachten wir als Gottesgabe, die

nicht nur denen zugute kommen soll, die ohnehin mit Glücksgütern genug gesegnet sind, sondern auch den Arbeitern."

Die große Unklarheit dieser Sätze, die doch ganz den Eindruck machen, als seien sie in einer sozialdemokratischen Versammlung gesprochen, zieht sich durch die weiteren Ausführungen des Redners. Er klagt über Klassenstaat und Klassenjustiz, über das Verbot des Streikpostenstehens, über den Gesetzentwurf betreffend den Kontraktbruch der ländlichen Arbeiter, über Ausnahmegesetze gegen die Arbeiterschaft und über andere Dinge, von denen er nur mangelhafte Kenntnisse hat oder denen er vom rein sozialdemokratischen Standpunkte aus gegenübertritt. Vor solchen utopistischen Forderungen macht unsere Sympathie mit den christlichen Gewerkschaften entschieden Halt.

Das ist echt konservative Arbeiterfreundschaft! Solange die Arbeiter — die städtischen wie die ländlichen — geduldig stille halten, verdienen ihre Bestrebungen die Sympathie und das Interesse der Kreuzzeitungsritter. Wenn sie aber die Dinge beim Namen nennen und ihre Wünsche formulieren, sind sie auch als monarchische, christliche Arbeiter in den Augen der konservativen Reaktion nichts anderes als Utopisten, Nichtswisser und Sozialdemokraten.

An all den verantwortlichen und unverantwortlichen Stellen, die die russenfreundliche Politik der letzten Monate inauguriert oder begünstigt haben, muß es wie eine Ironie des Schicksals empfunden werden, daß gerade ein deutscher Postdampfer zuerst die Beschlagnahmung der ganzen nach Japan bestimmten Post durch ein russisches Kriegsschiff sich gefallen lassen mußte. Ob der russische Hilfskreuzer „Smolensk", der den „Prinzen Heinrich" im Roten Meer angehalten und um 31 Briefsäcke und 21 Packete gewaltsam erleichtert hat, auf höhere Weisung hin handelte, oder ob nur ein gröblicher Uebergriff seines Kommandanten vorliegt, steht noch nicht fest. Dagegen unterliegt es keinem Zweifel, daß die Tat durchaus völkerrechtswidrig war. Deutschland hat denn auch sofort protestiert und Rußland hat auf die deutschen Vorstellungen umgehend geantwortet, daß einstweilen noch jede amtliche Kenntnis der Vorgänge fehle. Man vermißt aber in der vorläufigen Antwort die bestimmte Zusicherung vollständiger Genugtuung, falls sich die Angaben der deutschen Behörden bewahrheiten sollten. Bei der Nervosität, mit der die öffentliche Meinung bei uns gegenwärtig auf die Beziehungen Rußlands zur deutschen Politik hinsieht, werden die weiteren Schritte in dieser Angelegenheit allgemein mit großer Aufmerksamkeit verfolgt.

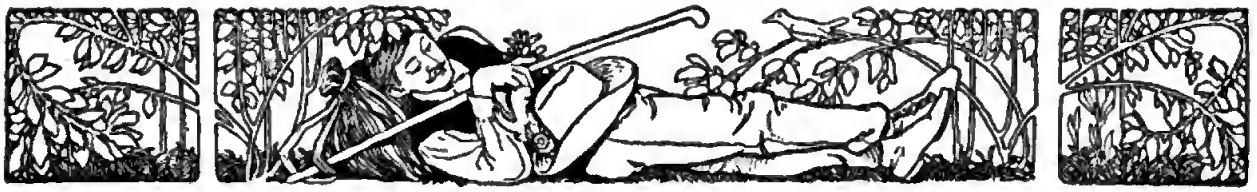
Zu allem Glück sind auf die russischen Uebergriffe gegen einen deutschen Dampfer auch noch solche gegenüber englischen Schiffen gefolgt. Der britische Dampfer „Malacca" ist nicht nur angehalten und durchsucht, sondern von den Russen rite weggenommen worden. Und die russischen Hilfskreuzer „Smolensk" und „Petersburg" sollen unter dem Befehl russischer Marineoffiziere und unter Hissung der russischen Kriegsflagge den Kanal von Suez passiert haben. Die Engländer wollen sich solche gröblichen Rechtswidrigkeiten aber auf keinen Fall bieten lassen. Sie haben ganz energische Schritte zur Aufklärung und Sühne getan. Voraussichtlich gelingt es ihrer Energie noch schneller als den freundschaftlichen Protesten der deutschen Politik, Rußland in die Grenzen des Völkerrechts zurückzuweisen. Jedenfalls kommt die Brüskierung Englands durch Rußland in diesem Falle der deutschen Politik sehr gelegen.

Aus Deutschsüdwestafrika laufen leider nur Hiobsposten ein. Während die kriegerische Aktion augenblicklich ganz zu ruhen und v. Trothas Tätigkeit bis dahin nur in Dislozierungen der vorhandenen Truppen und Vorräte zu bestehen scheint, machen Typhus und andere Krankheiten ständig Fortschritte. Die amtlichen Listen haben bis zum 19. Juni insgesamt 428 Verluste und im Juli den Tod weiterer 18 Mannschaften gemeldet. Im Verhältnis zu den überhaupt entsandten Truppen (211 Offiziere, 51 Sanitätsoffiziere, 64 Militärbeamte und 4569 Unteroffiziere und Gemeine) ist diese Verlustziffer recht erheblich, und im Hinblick auf die geringen Erfolge geradezu beunruhigend. Der Ausblick in die Zukunft ist aber keineswegs trostreicher als der Rückblick auf die Vergangenheit. Noch immer droht Gefahr, daß die Hereros über die Grenze auf portugiesisches Gebiet entkommen; die Regierung Portugals hat deshalb sogar die eilige Entsendung von Truppen an die Grenze für nötig erachtet. Das Schlimmste aber ist, daß Oberst Leutwein in einem Privatbrief die Dauer des südwestafrikanischen Krieges auf zwei Jahre veranschlagt haben soll. Wenn der Feldzug noch zwei Jahre in seitheriger Weise weitergehen soll, dann werden allmählich auch die eifrigsten Kolonialfreunde kleinlaut werden. Inzwischen weilt die Deputation südwestafrikanischer Farmer noch immer unverrichteter Dinge in Deutschland. Mag man auch über die Berechtigung der weitgehenden Entschädigungsansprüche, die zu vertreten sie herübergekommen sind, recht geteilter Meinung sein, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß die gänzliche Nichtbeachtung der Deputation durch die amtlichen Berliner Stellen die allgemeine Unzufriedenheit mit unserer Kolonialverwaltung nur stärkt. Zu ihrer Entlastung trägt auch nicht bei, daß sich eben erst die amtliche Kommission zur Verteilung der längst bewilligten 2 Millionen Entschädigung in Windhuk konstituiert hat.

Das englische Unterhaus beschäftigte sich in diesen drückend heißen Tagen sehr eingehend und fleißig mit einer vom Kriegsminister Arnold-Forster vorgeschlagenen durchgreifenden Armeereform. Der gegenwärtige Bestand der Territorialarmee von 1 070 000 Mann soll um 14 Bataillone vermindert und die Kolonialtruppen (52 Bataillone in Indien, 37 in den übrigen Kolonien) mit der Zeit auch reduziert werden. Die Verteidigung der englischen Küste wird dadurch noch mehr als seither der Flotte zugeschoben, von der man erwartet, daß sie keine feindliche Invasion größeren Umfanges zuläßt. Herr Forster hält England, Schottland und Irland durch die Flotte so gut gesichert, daß er selbst die Abschaffung der Miliz beantragen würde, wenn das die öffentliche Meinung des Landes zuließ. Bei etwaigen kleineren Invasionen hält er die freiwilligen Bürgerkorps zur Verteidigung für ausreichend und will, um diesen eine bessere Ausbildung zu ermöglichen, die Stärke der Volunteers auf 180 000 Mann reduzieren, denen höhere Regierungszuschüsse als seither zufließen sollen. Auch das Schützenvereinswesen soll etwas reichlicher als seither mit kostenfreier Gewehrmunition bedacht werden. Durch diese Reorganisationen des heimischen Heerwesens hofft der englische Kriegsminister 10 Millionen Mark jährlich zu sparen. Die Kolonialarmee will er unabhängiger von der Rekrutierung und Ausbildung durch die Territorialarmee machen, als sie bisher war. Sie soll in der Hauptsache aus Soldaten zusammengesetzt werden, die bereit sind, neun Jahre aktiv und drei Jahre als Reservisten zu dienen, und die infolge ihrer langen Dienstverpflichtung die Rekruten selbst ausbilden können und nicht mehr aus dem Heimatlande zu beziehen brauchen. Vor allen Dingen glaubt Arnold-Forster den in England so unpopulären Gedanken der allgemeinen Dienstpflicht mit seinen Reformvorschlägen abermals auf lange Zeit hinaus gebannt zu haben, und dieses Moment ist es vielleicht in erster Linie, das ihm die eifrige Mitarbeit des englischen Parlaments an der Heeresorganisation eingetragen hat.

Zwischen Frankreich und dem Vatikan ist ein neuer Konflikt von anscheinend noch größerer Heftigkeit als die vorausgegangenen ausgebrochen. Die Ursache liegt in der Vorladung zweier französischen Bischöfe (Geay von Laval und Le Nordez von Dijon) vor die römische Kurie zur Verantwortung angeblich wegen anstößigen Wandels, in Wirklichkeit aber wohl wegen ihrer freundschaftlichen Haltung zur gegenwärtigen Regierung. Diese protestierte gegen die Eigenmächtigkeit des Vatikans und erinnerte daran, daß laut der bestehenden Verträge alle Mitteilungen der Kurie an französische Bischöfe durch

Digitized by Google



die Hand des Ministers des Aeußeren zu gehen hätten. Die Kurie hat auf diese Vorstellungen hin zuerst einen halben Rückzug angetreten und die Vorladung der Bischöfe als einen „freundschaftlichen Rat", nicht als einen offiziellen Befehl hingestellt. Nachher aber hat sie die beiden mißliebigen Bischöfe in verschärfter Form vorgeladen, als ob kein Protest der französischen Regierung vorausgegangen wäre. Daraufhin hat die Regierung mit Abbruch aller diplomatischen Beziehungen gedroht, falls die Kurie ihren Befehl an die Bischöfe von Laval und Dijon aufrecht erhalte; die Bischöfe seien nach dem Geist und dem Worttaute des Konkordats französische Beamte, mit denen man von Rom aus nicht direkt verkehren dürfe. Die Offiziösen der Kurie betonen demgegenüber, daß es sich um innerkirchliche Disziplinarangelegenheiten handele, die durchaus dem Papst allein zuständen und ihm von keiner Regierung in der ganzen Welt streitig gemacht würden. Man darf gespannt sein, wie diese neueste Affäre ausgehen wird, bei der die Regierung wegen der Kammerferien keine parlamentarischen Quertreibereien ihrer klerikalen Gegner zu fürchten braucht. Daß sie zur weiteren Lockerung des Verhältnisses von Staat und Kirche beitragen wird, unterliegt heute schon keinem Zweifel.

Auf dem russisch-japanischen Kriegsschauplatz ist die erwartetete Entscheidung noch immer nicht eingetreten. Gerüchte über den Fall von Port Arthur haben sich als unbegründet herausgestellt. Aus den täglich einlaufenden Berichten über unausgesetzte Kämpfe um die Gebirgspässe geht aber hervor, daß eine Entscheidung unaufhaltsam näherrückt. Während inzwischen aus dem Innern Japans keinerlei Nachrichten über Stimmung der Bevölkerung und wirtschaftliche Folgen des Krieges zu verzeichnen sind, kommen aus Rußland fortgesetzt Klagen über das Unheil, das der Krieg für Landwirtschaft und Industrie gezeitigt hat. Dazu die Kunde von einem neuen politischen Mord. Gewiß hängt die Erschießung des Vizegouverneurs Andrejew von Jelissowetpol im Kaukasus nicht unmittelbar mit den kriegerischen Ereignissen in Ostasien zusammen; sie ist vielmehr auf die russische Roubpolitik zurückzuführen, die selbst vor den armenischen Kirchengütern nicht Halt machen wollte. Immerhin zeigt auch dieser politische Mord, genau so wie die Niederschießung Bobrikoffs in Finland und wie die gelegentlichen Zusammenstöße zwischen Militär und sozialistischen Arbeitern, daß unendlich viel Zündstoff im Innern des Zarenreiches aufgehäuft ist, der bei weiter andauernden kriegerischen Mißerfolgen leicht eine größere Gefahr für Rußland werden kann, als alle Niederlagen in Ostasien zusammengenommen.

* * *

Die Demaskierung des Absolutismus.

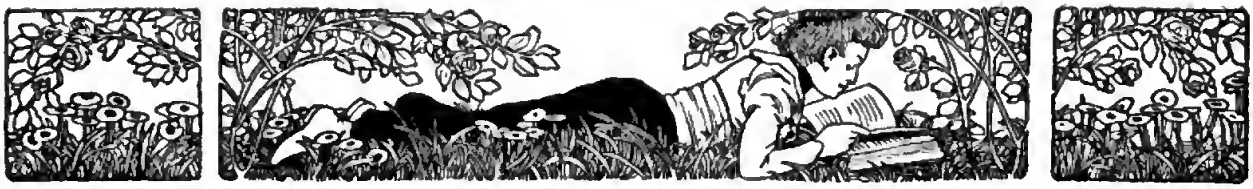
Es war die „Kreuzzeitung", die kürzlich ein anschauliches Bild von Rußland entwarf. In vielen Bezirken droht eine Mißernte schlimmster Art. Das rollende Moteriol der Eisenbahnen ist soviel wie möglich nach Sibirien geschafft, sodaß die Distrikte mit besserer Ernte nicht einmal die Hungersnotbezirke werden verproviantieren können. Es steht zu erwarten, daß die Szenen von 1891, wo zahllose Bauern geradezu Hungers starben, sich wiederholen werden. Nicht viel besser als auf dem Lande sieht es in den Städten aus. Handel und Industrie stocken, die Arbeitslosigkeit nimmt überhand. Die Stimmung der Bevölkerung ist „verzweifelt". Und zwar beschränkt sich die Erregung nicht etwa auf die „unteren" Schichten und die fremdsprachlichen, insbesondere die polnischen Landesteile, wenn sie dort auch besonders stark zutage tritt, sondern sie hat das gesamte Volk ergriffen. Nicht einmal das Heer ist davon ausgenommen. Man urteilt beim Militär „außerordentlich pessimistisch". Selbst bei ihm ist der Krieg „unpopulär". Es kommt zu dieser trostlosen Lage im Innern die Schädigung auf dem Gebiete der äußeren Politik. „Das Prestige Rußlands hat bereits schwer gelitten".

Also die „Kreuzzeitung". Wenn irgend ein Blatt in Deutschland dem russischen Regierungssystem freundlich gegenübersteht, so ist sie es. Sie hat sicherlich nicht zu schwarz gemalt. Wie gern hätte sie, schon aus Gründen der inneren Politik, freundlichere Farben aufgetragen! Aber die Tatsachen sind eben stärker als selbst die politischen Sympathien. So sah sich denn das führende Blatt des altpreußischen Konservatismus, das über Rußland tadellos informiert ist, genötigt, seinen Lesern reinen Wein einzuschenken. Es mußte sie doch auf etwaige kommende Ereignisse vorbereiten.

Es gärt allenthalben in dem Riesenreich. Nach der Ermordung Bobrikoffs in Finland die Ermordung Andrejews in Armenien. Jeder neue Erfolg der Japaner macht den zentrifugalen Elementen mehr Mut. In einem Staat, wo Regierung und Volk einander verstehen, steigern Niedertogen den Patriotismus. In einem Lande, wo man die Regierung als den größten Feind des Volkes empfindet, muß jede Niedertage die Hoffnung verstärken, dieses größten Feindes ledig zu werden.

Daß die Regierung in Rußland nicht etwa bloß von einigen revolutionär veranlagten Geistern, sondern von jedem gerecht denkenden Menschen als der größte Feind angesehen werden muß, dafür hat der Königsberger Prozeß den zwingenden Nachweis erbracht. Es kann kaum ein sittengeschichtlich interessanteres Dokument geben als das Sachverständigengutachten des früheren russischen Professors v. Reußner, Inhabers des Annenordens dritter Klasse.

Jede, aber auch jede Spur dessen, was man ein modernes Staatswesen nennt, fehlt in Rußland. Dort ist wirklich die öffentliche Meinung, die ja freilich manche Leute auch für Deutschland leugnen, nicht vorhanden. Dafür sorgt die Zensur, die vielgliedrige, die politische, die kirchliche, die militärische, die Bibliothekszensur. Bloß Unflätereien, die einer sadistischen Phantasie ihren Ursprung verdanken, werden von allen Arten der Zensur durchgelassen, sobald sie sich nur gegen einen Feind, z. B. die Japaner, richten. Das Versammlungsrecht ist in das Belieben der Polizei gestellt. Sie kann erlauben und verbieten, was sie will. Friedliche Streiks und Demonstrationen sind verboten. Vereine werden unterdrückt. Religionsfreiheit ist unbekannt. Wer aus der Staatskirche austritt, verliert alle bürgerlichen Rechte. Die geistliche Behörde kann jeden ihr verdächtig scheinenden auf Lebenszeit ins Kloster oder ins Gefängnis sperren oder nach Sibirien verschicken. Das Gerichtsverfahren ist ein Hohn auf jede Justiz. Es wird zumeist von „stellvertretenden" Richtern ausgeübt, die ohne weiteres absetzbar sind. Der Minister entscheidet, ob ein Prozeß überhaupt im Rechtswege zu führen oder einfach im Verwaltungswege zu erledigen ist. Ausnahmegerichte sind vorgesehen. Für jeden besonderen Fall kann der Justizminister besondere Prozeßformen oder Strafabmessungsregeln festsetzen. Ueberdies ist seit mehr als zehn Jahren über ganz Rußland der Belagerungszustand verhängt, sodaß jede Straftat von dem Gouverneur den Kriegsgerichten überwiesen werden kann. Die Durchpeitschung, die z. B. bei den Bauernunruhen in Charkow im größten Maßstab angewendet wurde, ist „gesetzlich", da sie auf einem Geheimerlaß Alexanders III. beruht. Finland gegenüber ist ein Verfassungsbruch, ein Staatsstreich vorgenommen worden. Die politisch verdächtigen Studenten sind, ohne Unterschied ob krank oder Krüppel, zwangsweise auf Lebenszeit in die Armee eingereiht worden.



So sieht es in dem „modernen" Rußland aus. Und gegen all dies gibt es nicht die geringste Möglichkeit legaler Abwehr. Jeder Reformversuch ist ausgeschlossen. Ist doch nicht einmal ein Petitionsrecht vorhanden. Die Gemeinden sind auf ihre örtlichen Angelegenheiten beschränkt und dürfen sich überhaupt nicht an den Zaren wenden. Die Adelskörperschaften haben zwar dies Recht, dürfen aber dabei keine allgemeine Angelegenheiten erörtern.

Von oben her geschieht nichts, um den unerträglichen Zuständen abzuhelfen. Von unten her kann nichts dazu geschehen, wenigstens nicht auf legalem Wege. Was Wunder, wenn manche Leute, und nicht die schlechtesten ihres Volkes, mit illegalen Mitteln eine Besserung herbeizuführen suchen. Wo das Gesetz eine Farce ist, berührt es beinahe komisch, wenn man den Menschen sagt: Ihr habt innerhalb des Gesetzes zu bleiben!

Daß die Zustände in Rußland so unerträglich sind, wie es die einfache Aufzählung der dort geltenden und noch mehr der dort nicht geltenden Bestimmungen ergibt, weiß natürlich jeder gebildete Mensch, der sich um die Dinge gekümmert hat. Aber weite Kreise unserer „Staatserhaltenden" haben sich entweder nicht darum gekümmert, oder sie halten das, was über Rußland berichtet wurde, für tendenziös übertrieben, für sozialdemokratische und jüdische Stimmungsmache, wie der „Reichsbote" sich ausdrückt. Diesen Kreisen gegenüber ist es von großer Wichtigkeit, daß unter der Autorität eines preußischen Gerichtshofes eine eidliche Feststellung des russischen Kulturniveaus erfolgt ist. Insofern war der sechste Verhandlungstag des Königsberger Prozesses ein Tag von historischer Bedeutung. Auf Jahre hinaus wird er die Grundlage für die Beurteilung der russischen Verhältnisse bilden.

Man kann sich denken, wie entsetzlich peinlich es für die Staatsanwaltschaft sein mußte, als das Gutachten des Professors v. Reußner, dieser wahrhaft erstklassigen Persönlichkeit, das juristische und das moralische Fundament der Anklage gleichmäßig zerstörte. Der Erste Staatsanwalt, Dr. Schütze, machte denn auch immer wieder den Versuch, die Fragen der Verteidiger an Herrn v. Reußner und seine Auskünfte „als nicht zu diesem Prozeß gehörig" abzubrechen. Aber der öffentliche Ankläger hatte mit diesen Versuchen kein Glück. Der Vorsitzende des Gerichtshofes hatte all die Tage vorher wahrlich keine günstige Meinung für die Angeklagten durchblicken lassen. Man hätte fast meinen können, er sei geradezu gegen sie eingenommen. Aber allmählich muß doch auch bei ihm das Bewußtsein durchgedrungen sein, daß nicht nur die Anklage kläglich vorbereitet ist, sondern vor allem auch, daß es eine starke Zumutung für den Gerichtshof bedeutet, Männer dafür zu bestrafen, daß sie gegen so schmachvolle Zustände Krieg führen helfen. Als nun als Krönung des Gebäudes das Reußnersche Gutachten hinzukam, da hatte man den Eindruck, daß auch der Gerichtshof sich seiner erschütternden Gewalt nicht entziehen könne. Das Unterfangen des Staatsanwalts, das Bekanntwerden der ganzen Wahrheit zu hindern, wurde in die gebührenden Schranken zurückgewiesen. Der Vorsitzende kam der Verteidigung sogar soweit entgegen, daß er dem Staatsanwalt vorhielt: „Die Verteidigung will offenbar nachweisen, daß es ein Rechts- und Geistesleben in Rußland nicht gibt." Diesen Nachweis zugelassen, ihn mit dem Ansehen der deutschen Rechtspflege gedeckt zu haben, das ist das juristische und — ungewollt natürlich — gleichzeitig politische Verdienst des Vorsitzenden.

Als der Staatsanwalt alles verloren sah, griff er zu einem letzten Hilfsmittel. Er fragte Herrn v. Reußner: „Sie sind jetzt nicht mehr in russischen Diensten?" Hoffte er vielleicht, in ihm einen aus politischen Gründen entlassenen Beamten zu finden, dessen Aussagen um deswillen mindere Glaubwürdigkeit verdienten? Wie dem auch sei, jedenfalls konnte dem Sachverständigen keine angenehmere Frage vorgelegt werden. Er erzählte, wie er Professor in Tomsk gewesen sei, aber sein Amt freiwillig niedergelegt habe. Zwei Studenten seien von der Polizei durchgepeitscht worden. Der ganze Senat der Universität habe sich beschwerdeführend an den Minister für Volksaufklärung gewandt. Er selbst sei nach Petersburg gegangen. Aber der Minister habe die Beschwerde abgewiesen, die Untersuchung durch den Gendarmeriekommandanten von Wahl zu Ende führen lassen.

Das war der Grund, weshalb Herr v. Reußner darauf verzichtete, im Zarenreiche noch weiter ein Amt zu bekleiden. Man kann es begreifen, daß der Staatsanwalt nach dieser Auskunft es bedauerte, seine Frage gestellt zu habe.

Die verehrliche Staatsanwaltschaft hat überhaupt kein Glück mit den Russen. Als sie die „revolutionären" Schriften dem russischen Generalkonsulat zur Prüfung einsandte, lieferte diese zarische Behörde eine Uebersetzung, die so sehr „in der Eile" angefertigt war, daß sie aus den Fingern gesogene Zusätze bedenklichster Art enthielt. Als dasselbe Generalkonsulat und die russische Botschaft um die Angabe der in Betracht kommenden russischen Strafgesetzparagraphen ersucht wurden, passierte es diesen amtlichen Stellen, daß sie teils falsche Paragraphen angaben, teils in den richtigen Paragraphen die ausschlaggebenden Worte ausließen. Die Staatsanwaltschaft aber, vertrauensvoll, wie sie nun einmal dem offiziellen Russentum gegenüber ist, hielt keine weitere Prüfung für nötig, sondern nahm alles für pure Wahrheit. Jetzt ist sie dadurch in die unangenehme Lage gekommen, daß ihrer Anklage vielleicht die juristische Basis einfach fortgezogen werden kann. Besteht nämlich weder ein Staatsvertrag noch ein in Rußland publiziertes Gesetz, das Deutschland die Gegenseitigkeit verbürgt, so kann eine Verurteilung garnicht erfolgen. Ein Staatsvertrag existiert nicht. Das ist bereits ermittelt. Bleibt noch die Hoffnung auf das Gesetz. Versagt auch sie, kann die russische Regierung ein solches Gesetz nicht nachweisen, dann — ja dann müssen die Angeklagten freigesprochen werden.

Dieser Ausgang der Affäre würde etwas Tragikomisches enthalten. Tragisch bliebe die Minderung des deutschen Ansehens, die die Inszenierung des Prozesses im Gefolge haben muß. Komisch wäre es jedoch, wenn der Rußland zuliebe unternommene Prozeß weiter keine Folgen haben würde außer der, zu einer amtlichen Feststellung der russischen Barbarei geführt zu haben. Unsere russischen „Freunde" würden es dann am Ende der deutschen Regierung, der ja an der Liebe des offiziellen Rußlands alles liegt, noch sehr übel vermerken, daß sie diese Verhandlungen sich überhaupt hat öffentlich abspielen lassen. Und es wird vielleicht schwer sein, den Russen bei ihren „Rechts"begriffen es klar zu machen, daß das nach deutschem Rechte nicht anders ging. Zum Spott des Inlands den Aerger Rußlands — das wäre allerdings hart für unsere russenfreundliche Regierung. Freilich nicht unverdient.

H. v. Gerlach.

Russische Eindrücke.*)

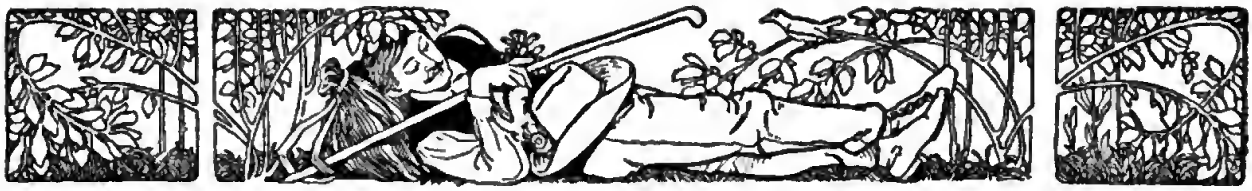
III.

Petersburg. I.

Ein Loblied der russischen Eisenbahn! Bei Warschau beginnt das russische Gleise, mit beträchtlich größerer Spurweite. Der Zweck ist ein strategischer, zur Erschwerung der Invasion europäischer Armeen, aber sie kommt auch dem Reisenden zustatten. Die russischen Waggons sind breiter und bequemer als die europäischen, und der Seitengang längs der Kupees ganz gut zu kleinen Promenaden während der Fahrt zu benützen. Inmitten der langen Waggons befindet sich der separate Heizraum und ein Buffet

*) Vergl. „Nation" 1904 Artikel I u. II, Nr. 38 u. 42, S. 599, 659.

Digitized by Google



mit dem unentbehrlichen Samovar, wo man jederzeit sein Glas Tee erhalten kann. Die Züge rütteln nicht, obgleich sie nur wenig langsamer fahren als die unsrigen. Rauch und Ruß dringen nicht durch die wohlschließenden Doppelfenster. Eine Reise von 24 Stunden ermüdet und beschmutzt weniger, als bei uns eine sechsstündige Fahrt. Freilich ist die Fürsorge für ein bequemes Reisen in Rußland ganz anders eine Notwendigkeit als im Westen. Die Distanzen sind ungeheuer, eine 24stündige Fahrt ist etwas, worüber niemand ein Wort verliert. Der Zug Warschau—Petersburg war denn auch so besetzt, wie ein gewöhnlicher Schnellzug zwischen Frankfurt und Cöln.

Die Fahrt, die vom frühen Morgen bis zum frühen Morgen währt, ist naturgemäß wenig unterhaltend. Die weite schneebedeckte Ebene, nur von Schneewehren und zugefrorenen Sümpfen unterbrochen, alle paar Meilen ein paar elende, halbasiatische Hütten und manchmal ein dunkles Waldprofil, das ist alles, was dem Auge, und ein Meer unverständlicher slawischer Laute, ist alles, was dem Ohre geboten wird. Man fühlt sich allmählich recht gottverlassen, und immer stärker wird der Eindruck, daß dies Rußland eine Welt für sich ist.

Aber alles nimmt ein Ende. Auch eine Eisenbahnfahrt ohne Bücher, ohne Zeitungen, ohne Aussprache.

Schon zeigen sich die Vorboten der großen Residenz im Dämmer des klaren Wintermorgens. Eine Station mit stattlichem Bahngebäude und gepflegter Waldung bis fast an das Gleise wecken unsere Aufmerksamkeit nach so vielen zweifelhaften Erscheinungen der langen Strecke. Wir buchstabieren den Namen, Gatschina, und nun wird uns auch das stärkere Polizeiaufgebot auf dem Perron verständlich. Die Winterresidenz. Nach knapp einer Stunde leuchten vergoldete Kuppeln über dem Schnee — die Bremsen ziehen an, wir sind in Petersburg.

Man kann nicht sagen, daß sich die Residenz von der Bahnseite günstig präsentiert. Der wenig glänzende Zweispänner, der uns mit unserem Gepäck aufnimmt, rasselt über ein elendes, von Tauwasser schmutziges Pflaster, durch breite, unendliche Vorstadtstraßen. Die Häuser an beiden Seiten nur stockhoch, meist aus Holz gebaut, nur hie und da noch tiefer gedrückt in ihrer Armseligkeit durch die Nachbarschaft dreistöckiger Zinskasernen. Schnapsbudiken, kleine Kramläden, Holzhütten mit schmutzigen Kräutlerinnen in wenig angenehmer Abwechslung. Die Passanten, schlecht gekleidet, in den unvermeidlichen Galoschen über das aufgeweichte Trottoir schlürfend. Lastwagen in der Breite von zwei und drei Reihen, die Pferdehälse unter das buntbemalte russische Holzjoch gebeugt, eine Gorkijsche Atmosphäre um das Ganze: man will es kaum glauben, daß man eine der glänzendsten Städte des Kontinents betritt. Die endlos langen Kaufhallen mit ihren zweistöckigen Lauben, an denen man dann nach dem Innern der Stadt zu vorüberrollt, bessern den ersten Eindruck nur wenig, denn auch sie sind weit entfernt von großstädtischer Eleganz.

Wir gelangen endlich zum Hotel, wohin wir unsere Post bestellt hatten. Es ist ein ungeheurer Bau von über 200 Metern Länge. Aber für uns hat er keinen Raum. Es ist alles überfüllt. Unmöglich auch nur eine Menschenseele unterzubringen. Wir besteigen von neuem unser Fuhrwerk. Fahren von Hotel zu Hotel, immer bescheidener in unseren Ansprüchen an eine Unterkunft, — vergebens. Es ist alles besetzt bis unter die Dachgiebel.

Wir waren so unvorsichtig, im Januar nach Petersburg zu kommen. Das ist die Zeit der Kongresse, der Geschäfte, des Faschings. Alle Beamte aus den Gouvernements sind da, ihren Ministerien die Jahresberichte zu erstatten. — Natürlich bringen sie ihre Familien mit, die ihre hauptstädtischen Einkäufe besorgen und etwas von der Saison genießen wollen. Kongresse und Konferenzen werden abgehalten, nicht wie bei uns in den Sommer- und Ferienmonaten, sondern knapp vor der „Butterwoche", dem eigentlichen Fasching, von dessen Annehmlichkeiten man bei dieser Gelegenheit doch auch etwas kosten will. Ein Aerzte-, ein Lehrer-, ein Assekuranzkongreß zur gleichen Zeit werden abgehalten. Die ausländischen Kaufleute treffen ein, um ihre Geschäfte abzuschließen. Die große Stadt Petersburg ist aber für Fremdenverkehr absolut nicht eingerichtet.

Im Notstande erwachen aber auch die Instinkte der Notwehr. Unter einem Brückenbogen werden wir diese Nacht nicht kampieren. Wir lassen nun alle Minen springen und am Abend haben wir trotz der „absoluten Unmöglichkeit" eben in jenem großen und einzigen komfortablen Hotel von Petersburg unser Zimmer, das wir zwar mit einer freundlichen Maus teilten, das aber sonst von lästigen Bewohnern ganz frei ist. Auch das Mäuslein wurde schon in der nächsten Nacht in schnöder Weise um Freiheit und Leben gebracht. Einmal versorgt, was Brot und Dach anlangt, beschlossen wir auch, Petersburg von seiner schöneren Seite kennen zu lernen. Was beginnt der Fremde in fremder Stadt mit seinem Abend? Er sucht ein Theater auf.

Hotelportiers und Kommissionäre sind dazu da, die Wünsche der Passagiere zu erfüllen. „Holla, Kommissionär, besorgen Sie Billetts für das kaiserliche Theater, wo man heute Abend ein Ballett von Tschaikowski in pikanter Besetzung gibt." (Der Theaterzettel, der sich liebenswürdig auch in französischer Uebersetzung präsentiert, verrät uns, daß unter anderen die Kschesinska sich „beehren" wird, die Hauptrolle zu agieren.)

„Ja, geehrtester Herr, das ist ganz unmöglich, erstens ist Fasching, zweitens sind die meisten Plätze abonniert und drittens tanzt heute die Kschesinska", — ein verschmitztes Zukneifen des linken Auges begleitet die Nennung des Namens —, „und da fehlt weder der Kaiser noch der Hof im Theater. Wenn Sie da nicht 20 bis 30 Rubel an einen der Agioteure für einen Sitz riskieren wollen, so werden Sie schwerlich in dies Theater gelangen."

Da mein Fanatismus weder für das Ballett noch für die Kschesinska sich bis zur Höhe einer zwanzig Rubel Ausgabe versteigt, ziehe ich vor, den Abend wiederum zu den stets interessanten und ergiebigen Hotelstudien zu verwenden. Was wimmelt alles in den endlosen Korridoren, Speisesälen, Vestibuls des fashionablen Petersburger Hotels! Gouverneure in goldstrotzender Generalsuniform, behängt mit so viel Orden und Ehrenzeichen, daß man begierig wird, alle die Heldentaten zu erfahren, für die sie verliehen wurden, Kammerherren mit raffinierter Eleganz in ihrer Galakleidung, die beaux restes des einstigen Adonis verhüllend; schlanke, behende dunkeläugige Tscherkessen mit den obligaten Patronentaschen auf den Brustteilen ihrer langschößigen Röcke, den Dolch in massiv goldener Scheide am festgeschnallten Gürtel hängend, — Kosaken mit der fußhohen Pelzmütze aus weißem oder schwarzem Angorafell auf den struppigen Häuptern, ein hurtiger chinesischer Diener oder Dienerin mit langem Zopf von unmöglich zu erkennendem Geschlecht; da gleich ein ganzes Rudel dunkeläugiger Chiwesen vor den Appartements ihres Chans auf ihren Gebetsteppichen auf der Erde hockend, den Nargileh zu je einem Zug herumreichend und über die vorübergehenden Europäerinnen Witze reißend; lautlos, auf flachsohligen Schuhen schlürfende bartlose tatarische Kellner: ein Gemisch von Europa und Asien, wie man es schwerlich mehr an irgend einem Orte der Welt beisammen treffen wird. Die westeuropäischen Geschäftsleute und sonstige Passagiere, die das Hotel füllen, kommen neben diesen exotischen Erscheinungen kaum in Betracht. Der Europäer, der Zivilist ist wie in diesem Hotel, so in ganz Petersburg dem Anscheine nach nur geduldet. Die Stadt gehört den Funktionären, den Soldaten, Beamten, Kammerherren, Kosaken, Tscherkessen und vor allem der — Polizei . . . Bei näherer Bekanntschaft lernt man allerdings erkennen, daß in Petersburg ein guter Teil der Uniformenträger gewöhnliche Studenten, Techniker, Professoren u. a. sind, das nicht alles gleich den Staat vertritt, was hier sich in Uniform hüllt. Ganz im Gegenteil. Es wäre vielleicht der Kampf des Staates oder direkt gesagt, der

Digitized by Google

Polizei, gegen die freien Berufe kein so erbitterter, wenn deren Angehörige nicht gleichfalls Uniformen trügen und dadurch dem untersten Volke gleichfalls als Repräsentanten der Autorität des Zaren erscheinen könnten.

Wir haben eine Nacht geschlafen, der gütige Himmel hat uns an Stelle des widerwärtigen Tauwetters Kälte und Schnee beschert, und so benützen wir denn den hellen Tag, um auch die Glanzseite von Petersburg kennen zu lernen. Vor allem der Schnee! Er verändert das Totalbild der Stadt wie mit einem Zauberstabe. Verschwunden sind die engen offenen Kaleschen, in denen zwei Menschen, zumal wenn sie in Pelze gehüllt sind, nur äußerst schwer Platz finden. Sie sind ersetzt durch kleine niedrige Schlitten ohne Lehne. Der Iswoschtschik (Kutscher) in seinem blauen faltigen Tatarenpelz mit buntem Gürtel, der pelzverbrämten Sammetmütze auf dem Kopfe, sitzt dem Passagiere fast auf dem Schoße. Aber es lohnt sich auch, daß der Schlitten nur das notwendigste enthält. Wie die Pfeile sausen die kleinen struppigen Pferdchen durch die schnurgeraden Straßen von allerlei Schmeichelworten und Zurufen des bärtigen Kutschers angetrieben. Pferd, Kutscher und Schlitten sind ein ganz wesentlicher Bestandteil des Petersburger Straßenbildes. Man kann sich bei uns gar keine Vorstellung davon machen, wie viel in Petersburg kutschiert wird. Die Entfernungen sind ungeheuer, Straßen von 5,6 Kilometer Länge etwas kaum ungewöhnliches. Straßenbahnen existieren fast nicht, dank der engherzigen Verkehrspolitik der aus Petersburger Hausherren bestehenden Gemeindevertretungen, die den Mietspreis der Wohnungen in der inneren Stadt nicht sinken lassen wollen. Dreißig, vierzig, fünfzig Kopeken, die der Iswoschtschik für eine Fahrt verlangt, gibt der Petersburger leicht aus, und so rast denn alles darauf los in fortwährender Wettfahrt. Das „Pravo", „hei koregis", mit dem die Kutscher ihre Kollegen oder die Passanten anrufen, erfüllt die Straßen, aber viel Nutzen stiftet es eigentlich nicht, das Schreien. Man muß noch mehr seine Augen als seine Ohren auftun, wenn man in Petersburg mit heiler Haut über die Straße gelangen will. Das beständige Wettrennen bringt es mit sich, daß oft vier bis fünf Reihen dahinsausender Fuhrwerke einander zu überholen trachten. Die Kutscher mit ihren bärtigen Apostelgesichtern, die wie die Lämmer aussehen, wenn sie treuherzig zum Besteigen ihres Fuhrwerks einladen, sind wie die Wilden, wenn sie erst losgelassen sind. Dann kommt ihre wahre Kosakennatur zum Ausbruch. Nur zu und immer nur zu, mag der elende Fußgänger seine Knochen in Acht nehmen, mag das Pferdchen keuchen und ihm der Schaum in Flocken von den Flanken fliegen, ein paar Kopeken mehr wird die „Exzellenz, der Herr Graf, die Durchlaucht" (der Iswoschtschik ist ungemein freigibig mit seinen Titulaturen) schon springen lassen, wenn der Kutscher brav gefahren ist, und so muß denn das Pferdchen laufen, daß den solchen Fahrens ungewohnten Passagieren der Atem stockt. Der Russe aber will es nicht anders. Zu seinen barbarischen Begriffen von Wohlstand und Eleganz gehört es auch, daß sein Kutscher selbst bei der Spazierfahrt rast, als ginge es um Leben und Tod. Die zahllosen Privatfuhrwerke, die sich durch größere Eleganz und einen wahren Luxus der Pferde, des Geschirrs, der Livreen und des Gefährtes auszeichnen, fahren nicht langsamer als die Mietskutscher, sondern umgekehrt, dank der Elastizität ihrer weitausgreifenden arabischen Traber, in noch viel schärferem Tempo. Und nun denke man sich an die fünfundzwanzigtausend solcher Fuhrwerke auf einmal in rasender Bewegung, hie und da einmal auch eine glöckchenbehangene Troika dazwischen, die beiden Seitenpferde in gestrecktem Galopp, das Mittelpferd im schärfst möglichen Trabe, denke sich dazu die bunten Farben der viereckigen Sammethabrette auf den Häuptern der Luxuskutscher, die bunten Teppiche an den Troiken, die blauen und grünen Netze auf den galoppierenden Pferden der Privatschlitten, das Blitzen der goldenen und silbernen Geschirre, die scharlachroten Röcke der Hofkutscher und Lakaien, das alles über dem glänzenden Neuschnee eines frischen Wintertages zwischen den mächtigen Fassaden monumentaler Gebäude inmitten einer fast ununterbrochenen Kette von baumlangen Polizisten und Gendarmen, und man hat ein Bild vom Zentrum Petersburgs um die Stunden des wirklichen Verkehrs. Glanz, Reichtum, Wildheit alles ins Grandiose verzerrt und, wie darauf berechnet zu imponieren und zu schrecken — weh dem, der hier nicht zu den Oberen gehört!

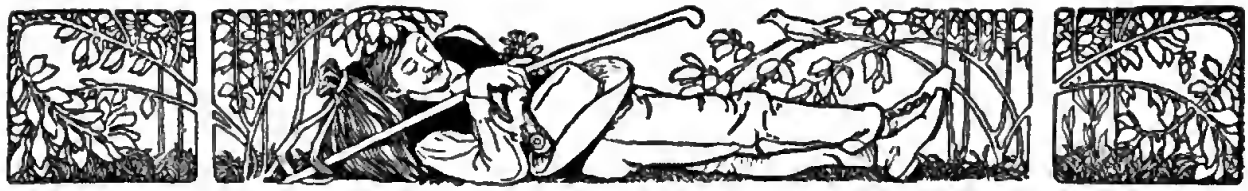
Wien. Hugo Ganz.

Nationale Kultur.

Ein „moderner Konservativer" ist es auch heute wieder, der uns beschäftigt, aber freilich ein Mann ganz anderer Art, als der Graf v. Wartensleben, von dem wir vor acht Tagen sprachen. Leider können wir ihn nicht nennen, da er ohne Namen schreibt. Sein Brief heißt: „Der Kaiser, die Kultur und die Kunst", ist bei G. Müller in München erschienen, umfaßt 139 Seiten und kostet gebunden drei Mark. Die Ausstattung entspricht nicht ganz der im Buche geforderten hohen künstlerischen Kultur, und die Schreibweise nicht immer den Anforderungen, die der Verfasser an die Macht reinen Rassenlebens auf allen Arbeitsgebieten stellt. Sie ist stellenweis schön und kräftig, aber auch teilweis gesucht geistreich und in der Häufung von Bildern geschmacklos, sodaß es kein ungetrübter Genuß ist, sich von Anfang bis zu Ende hindurchzulesen. Trotzdem bleibt in dem kleinen Buche soviel an Inhalt übrig, daß es sich wohl verlohnt, ihm Aufmerksamkeit zu widmen. Am ehesten kann es mit dem seiner Zeit soviel gelesenen „Rembrandt als Erzieher" verglichen werden. Die Grundrichtung ist ähnlich, und die Stilart verwandt, nur war jenes Werk tiefer, vielseitiger und fast noch mystischer. Es ist kein Buch fester Begriffe, weder im politischen noch im ästhetischen Denken schulgerecht gepflegt, aber voll von einer Stimmung, mit der man sich auseinandersetzen muß, weil sie voraussichtlich schon heute in vielen jüngeren Köpfen ähnlich vorhanden ist und im Laufe der Zeit an Kraft und Klarheit gewinnen kann.

Wenn der Liberalismus sich fragt, wie es kommt, daß auch der idealistische Teil der heutigen gebildeten Jugend ihm vielfach aus dem Wege geht, muß er Seelenstimmungen kennen lernen, wie sie hier zutage treten. Auf Grund von Nietzsche, Houston Stewart Chamberlain und der ganzen übrigen Rassenliteratur bildet sich ein Nationalismus aus, der die kosmopolitische Zivilisation verachtet, und der doch vom alten partikularistischen Nationalismus weit entfernt ist. Dieser noch völlig unfertige Neunationalismus ähnelt dem, was man auf literarischem Gebiet Neuromantik genannt hat: mit den technischen Mitteln, die der „Zivilisation" entstammen, soll der dekadente, alles nivellierende Geist dieser Zivilisation überwunden werden. Als Gegner gilt der Bourgeois, der Proletarier, die Großstadtpflanze, der Protz, der Verstandesfanatiker, der internationale Allerweltsmensch. Diese sind es, die die Rasse verloren haben. Ihnen stehen die Urbestände an nationaler Kraft gegenüber, die sich trotz aller

Digitized by Google



Zivilisation ihre Eigenart bewahren konnten: der Bauer, der Junker, der Patrizier, der Charaktermensch in jedem Beruf. Diese sind es, die zur Führung der Nation berufen sind, die aber nicht im steifen Erhalten des Alten, sondern im entschlossenen, rassehaften Ergreifen des Neuen ihre Aufgabe zu finden haben. Ihr erster Held soll der Kaiser sein. Der Inhalt ihres Wirkens ist die Verdeutschung der von der Zivilisation geschaffenen Kulturmittel.

Man sieht, daß der Begriff der Rasse im Mittelpunkte dieses Denkens steht. Nun gibt es aber kaum einen ungreifbareren Begriff als diesen. Der Verfasser des vorliegenden Buches lehnt den Gedankengang Gobineaus von der reinen blauäugigen Rasse ausdrücklich ab, ist auch kein absoluter Antisemit, sondern schätzt zionistische Rassejuden gegenüber entarteten volklos gewordenen Israeliten. Das Wort Rasse verliert bei ihm seinen ethnographischen Inhalt und wird zum Ausdruck für bessere Menschenqualität überhaupt. Bessere Menschenqualität ist nach seiner Meinung auf kosmopolitischem Wege nicht zu erreichen, sondern lebt nur in denen, die den Rhythmus ihres angestammten Blutes mit Absicht sich erhalten wollen. Ein Mensch von Rasse ist einer, der ein durch Tradition und Geburt erlangtes Gefühl für Form in allen seinen Lebensäußerungen betätigt, oder, anders gesprochen, der seine Sitte, Ehre, Disziplin, seinen Geschmack und seine Moral nicht von einer wechselnden Mode bezieht, sondern aus sich, das heißt aus der Geschichte seines Geschlechtes, dem er als Einzelwesen sich untergeordnet weiß. Der Geist der preußischen Armee ist der vollendetste Typus deutschen rassehaften Lebens. Mit dem modernsten Gewehr beim Klange des Hohenfriedberger Marsches exerzieren, ist Aneignung der neuen Technik bei Fortdauer des alten Rhythmus.

Wir versuchen nicht, diesen Rassebegriff kritisch zu analysieren. Es ist aussichtslos, denn der Zusammenhang von Blut, Rhythmus, Moral und Leistung ist etwas so dunkles, daß keine Worte ihn rationell verdeutlichen können. Daß es auf diesem Gebiet Wahrheiten gibt, die eine geschichtslose Aufklärung nicht kannte und nicht kennen wollte, ist auch innerhalb des Liberalismus kaum mehr bestritten. Die Qualitäten der Völker, Stämme und Familien sind verschieden, und den überall gleichen Normalmenschen gibt es nicht. Aber über diese ganz allgemeine Anerkennung hinaus gelingt es nicht, aus dem Rassegedanken bestimmtere Ergebnisse und Ziele zu gewinnen, am wenigsten wohl, wenn man, wie es hier geschieht, die naturgeschichtliche Betrachtungsweise der Rassen außer Betracht läßt. Der Verfasser ringt anscheinend vergeblich mit seinem eigenen Problem. Als Beispiel dafür diene seine Gegenüberstellung von München und Berlin:

„In München geht eine große Kulturreihe von den Frauentürmen bis zum neuen Nationalmuseum, vom Hofbräuhaus bis zum Prinzregenten-Theater, bis zur Sezession und bis zur „Scholle" und bis zu den modernen Schulhäusern Fischers. Die Jugend, die unter solchen Eindrücken aufwächst, muß etwas anderes werden als die Berliner, welche zwischen den abscheulich aufgeputzten, endlosen Straßenzügen groß wird, die von nichts Zeugnis ablegen als von der pöbelhaften Großmannssucht des wimmelnden, geschäftigen, ewig ulkenden, würdelosen europäischen Chinesentums, ohne Herkunft und ohne Zukunft, ohne Rasse und ohne Glauben, ohne Kultur und ohne Kraft. Und welch eine wunderbare Stadt ist dies Berlin trotz alledem! Vielleicht ist nirgends in der Welt eine solche Fülle von organisatorischem Genie und straffer Disziplin, von zielbewußter Intelligenz und rastlosem Fleiße in so großartiger Weise zusammengefaßt wie hier. Vielleicht ist Berlin jetzt schon zivilisatorisch die erste Stadt der Welt. Was müßte es bedeuten für Preußen, für Deutschland, für die ganze Kultur, wenn die ungeheuere kunstschöpferische Kraft im deutschen Volkstume aufgeboten würde, um diese bewunderungswürdige zivilisatorische Entfaltung Berlins zu einer modernen Kultur zu erheben! Es ist ein gigantischer Gedanke, ein Beginnen, durch welches das Deutschtum unter allen Umständen eine kulturelle Weltmacht werden müßte, denn kein Volk hat eine zivilisatorische Organisation wie wir in Berlin, kein Volk eine solche Fülle unverbrauchter kunstschöpferischer Kräfte wie wir in der aus ungebrochenem Volkstum allenthalben erwachsenden jungen Kunst. Beides zu vereinigen: das ist das Problem der Zeit.

Ehre den Vorkämpfern deutschen Volkstumes, welche in Berlin selbst Hand anlegen, um die Reichshauptstadt auch zu einer deutschen Stadt von höchster deutscher Kultur zu machen! Aber was vermögen einzelne gegen den Nihilismus der Massen? Bis jetzt wird der Berliner in München und im ganzen Süden noch instinktiv verabscheut. Das volkstümliche Bewußtsein bäumt sich auf gegen den „Entarteten". Nicht den „Norddeutschen", nicht den Preußen meint der Bayer, wenn er vor dem „Preußen" ausspuckt, sondern jenes Berlinertum, das jedes Volkstum und jede Tradition abgestreift hat und noch dazu glaubt, echte Art verachten und verulken zu dürfen. Er fühlt es, daß den Berlinern dieser Sorte sein Heiligstes, sein Volkstum, nichts ist als „Kuriosität" und gönnerhaft belächelte „Rückständigkeit".

Jeder von uns kennt die Verschiedenheit der beiden Städte, und es wird keinen gebildeten Berliner geben, der für die wunderbare Eigenart Münchens keinen Sinn hat. Eher gibt es wohl Münchener, denen es schwer wird, das Eigenartige und Kräftige im Berlinertum zu begreifen. Auch das Ziel der Vereinigung der Münchner und Berliner Vorzüge wird, soweit es ein mögliches Ziel ist, gern angenommen werden können. Das, was von uns bestritten wird, ist, daß Berlin als außerhalb der nationalen Kultur liegend dargestellt wird. Auch die organisatorische Größe Berlins ist eine Wirkung des „nationalen Rhythmus". Wer erst das Heer als reine Offenbarung der deutschen Rasse gepriesen hat, kann doch dann die Berliner Geschäftsorganisation nicht auf ein ganz anderes Blatt schreiben. In beiden Erscheinungen pulsiert derselbe Geist. München ist künstlerischer, Berlin organisatorischer, aber das hängt doch einfach davon ab, daß das deutsche Blut, um diesen Ausdruck zu brauchen, in sich sehr verschiedene Elemente enthält. Wer aus Paris oder Wien kommt, empfindet, sobald er für wirtschaftliche Leistungen Sinn hat, Berlin in hohem Grade als deutsche Stadt, und es gehört die ganze Einseitigkeit von Menschen, die nur den Theaterzettel und die Häuserfassaden ansehen, dazu, um die starke nationale Eigenart dieser nüchternen Metropole zu verkennen.

In solcher Weise reihen sich halbwahre Urteile aneinander. Ueber sie im einzelnen mit dem Verfasser zu rechten, hat wenig Zweck. Er selbst fühlt gelegentlich, daß es falsch ist, die sozialdemokratische Masse als schlechthin undeutsch hinzustellen. Sind etwa die international verschwägerten Aristokraten sehr viel deutscher? Gerade die Sozialdemokratie ist trotz ihres internationalen Geschreies ein urdeutsches Gewächs: theoretisch disziplinierte Masse. Wo ist das sonst in der Welt möglich? Gewiß, die neuen Schichten der industriellen Entwicklung sind geschichtsloser als die alten Stände. Das kommt daher, daß sie noch kaum eine Geschichte haben. Ihnen fehlt es an kräftiger Tradition, aber das ist ein Mangel, der sich von selbst mit jedem weiteren Jahrzehnt mindert, und den man nicht benutzen darf, um sie als geringer an Rasse herabzusetzen. In Wirklichkeit dient ein Nationalismus, der für das innere Werden dieser Schichten keinen Sinn hat, der Nation nicht, denn er stärkt die Pläne derer, die die Masse als Staatsbürger zweiten Grades behandeln wollen. Das ist nicht die Absicht dieses Buches, kann aber leicht seine Wirkung werden, ein Schaden für die nationale Kultur, der es dienen möchte.

Friedrich Naumann.

Die Leidensgeschichte des mexikanischen Dollars.

In den Ländern an der Küste des Stillen Ozeans spielt sich seit vielen Jahren ein hartnäckiger Kampf ab. Sein Ziel ist die Zertrümmerung einer Großmacht, die Jahrhunderte hindurch eine fast unbeschränkte Herrschaft über viele Millionen Menschen der verschiedensten Rassen ausgeübt hat. Es handelt sich um die Zurückdrängung und gänzliche Beseitigung des mexikanischen Dollars, der so lange in Nord- und Südamerika, in Westindien, auf den meisten Inseln des Stillen Ozeans und auf allen asiatischen Märkten von Singapore bis Wladiwostok als beliebtestes Zahlungsmittel im Umlauf war. Die Entstehung, die Blütezeit und der Verfall dieser Großmacht wird in einem beachtenswerten Artikel des „Quarterly Journal of Economics" (Boston 1904, Geo. H. Ellis Co.) vom Mai d. J. durch A. Piatt Andrew ausgiebig dargestellt. Auf Grund dieser Abhandlung wollen wir hier die wesentlichsten Momente aus der interessanten Geschichte des mexikanischen Dollars hervorheben.

I.

Die Dollars oder Pesos, welche in den Münzstätten Mexikos seit der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts geprägt wurden, bildeten fast die einzigen Münzen der Kolonisten in Nordamerika, und sie verbreiteten sich naturgemäß auch bald durch Florida, Cuba, San Domingo, Porto Rico und die übrigen spanischen Antillen. Schon vor dem Jahre 1600 sollen sie auf den Philippinen und in verschiedenen chinesischen Häfen in Umlauf gewesen sein. Während der nächsten drei Jahrhunderte gelangten diese Münzen immer mehr in den Verkehr auf beiden Halbkugeln und spielten eine wichtige Rolle bei der Entwicklung der Handelsbeziehungen zwischen dem Osten und dem Westen. Eine Zeitlang wurden sie von Menschen fast aller Farben und Rassen benutzt.

Mit der internationalen Bedeutung, die sich die mexikanischen Silberdollars errangen, läßt sich in gewissem Sinne nur die vielseitige Verwendung des österreichischen Maria-Theresiatalers vergleichen, der seit 1751 ein allgemeines Zahlungsmittel in Aegypten, Abessynien und im Sudan wurde und auch in Ostindien und im äußersten Orient bekannt ist. Im Vergleich zum mexikanischen Dollar blieb jedoch der Maria-Theresiataler stets auf ein verhältnismäßig kleines Gebiet beschränkt.

Die Gründe für die lange und weitausgedehnte Herrschaft des mexikanischen Dollars als Handelsmünze sind leicht ersichtlich. Der weitaus größte Teil allen Silbers, welches bis in die neueste Zeit hinein in der zivilisierten Welt gebraucht wurde, stammte aus Mexiko und dem spanischen Amerika. Nach Soetbeer sind mehr als vier Fünftel der Gesamtproduktion an Silber von 1493 bis 1850 aus den Gruben jener Länder gewonnen worden. So ist es denn verständlich, daß die spanischen Kolonien in Amerika mit ihrem beispiellosen Silberreichtum und ihren leistungsfähigen Minen so viele Länder im Handelswege mit ihren Münzen versorgen konnten. Noch begreiflicher wird es, wenn man sich die ausgedehnten Handelsbeziehungen vergegenwärtigt, die Spanien vor etwa dreihundert Jahren unterhielt. Waren doch die spanischen Könige des sechzehnten Jahrhunderts Herren beider Indien, regierten sie doch das gewaltigste Reich, das die Weltgeschichte je gekannt hat.

Da das Gewicht und der Feingehalt der Münzen verhältnismäßig wenig Aenderungen unterworfen war, so ist es auch erklärlich, daß sie sich so lange nach ihrer Einführung in den einzelnen Ländern behaupten konnten. Während der ganzen Zeit, da die Regierungen der Nachbarländer in der Verschlechterung des Geldes wetteiferten, blieben die spanischen Münzen intakt, sodaß sie allseitig lebhaft begehrt wurden. Bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erlitten die Dollars keine nennenswerte Verschlechterung mit Ausnahme einiger lokaler Prägungen, wie z. B. der Peruanischen, die man um das Jahr 1650 in einer Weise fälschte, daß man sie nicht nur in den britischen Kolonien, sondern auch in Spanien selbst zurückwies. Während des achtzehnten Jahrhunderts wurde die Zusammensetzung der mexikanischen Dollars nur zweimal ein wenig verändert. 1728 reduzierte man ihren Feingehalt von 930 auf 916 Promille und verringerte ihr Gewicht um etwa 1½ Prozent; dies geschah jedoch lediglich, um die höheren Kosten für die feinere Prägung zu decken, die man damals wählte. Als man dann 1772 abermals eine große Umprägung vornahm, wurde der Feingehalt der Münzen auf 902 Promille ohne Gewichtsveränderung verringert. Seitdem behielt man diese Zusammensetzung bei.

Seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts übertraf die Ausbeute der mexikanischen Minen beständig die gesamte Silberproduktion der andern spanisch-amerikanischen Staaten; Mexiko stand unter allen Silber produzierenden Ländern der Welt an oberster Stelle. Erst in den letzten dreißig Jahren ist ihm dieser Rang von den Vereinigten Staaten streitig gemacht worden. Weit mehr als ein Drittel der gesamten Silberproduktion der Erde wurde seit der Entdeckung Amerikas in den mexikanischen Gruben gewonnen, und Silber bildete während der langen Periode von damals an den hauptsächlichsten, ja zumeist den einzigen Ausfuhrartikel Mexikos. 1890/91 machte der Silberexport Mexikos 81 Prozent des Gesamtexports aus, jetzt beträgt er noch etwa 40 Prozent. Dieses Silber wurde aber nicht etwa hauptsächlich in Form von Barren oder Platten oder in sonstiger industrieller Verarbeitung ausgeführt. Bis in die neueste Zeit hinein passierte es vielmehr größtenteils die mexikanischen Münzstätten und verließ das Land in gemünzter Form. So wurden 1872/73 mehr als 93 Prozent des exportierten Silbers zu Münzen geprägt, 1882/83 beinahe 81 Prozent, 1892/93 etwa 49 Prozent, 1902/03 jedoch nur noch 27 Prozent.

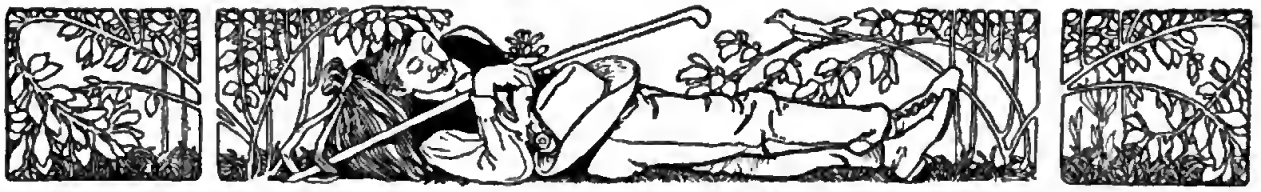
Hieraus ergibt sich, daß sich die Verhältnisse gegenwärtig vollständig verändern. Jetzt spielt das Silber in dem Gesamtexport Mexikos eine weit geringere Rolle, und sein Export an Silbermünzen weist eine rasch abnehmende Tendenz auf. So scheint denn auch der Tag nicht mehr fern zu sein, da der mexikanische Dollar lediglich auf das Gebiet Mexikos beschränkt bleibt. Man kann sicher voraussagen, daß der Abfluß der Silbermünzen nach andern Staaten bald gänzlich aufhören, sich vielleicht sogar in das Gegenteil verwandeln wird, und daß eine rückläufige Welle jenes Land überfluten könnte, sofern die mexikanische Regierung keine geeigneten Gegenmaßregeln finden sollte.

II.

Betrachten wir nunmehr die verschiedenen Vorgänge, welche diese Veränderung bewirkten.

Im Jahre 1792 versuchten die Vereinigten Staaten als die ersten, dem ihnen bis dahin importierten Dollar eine einheitliche Münze gleichen Wertes entgegenzusetzen. Doch gelang die Verdrängung nur sehr allmählich, und von 1793, in welchem Jahre die amerikanische Union zuerst eine eigene Münzstätte ins Leben rief, bis 1857 wurden nur 2 675 550 Silberdollars ausgegeben, d. h. etwa 42 000 Dollars jährlich. Da nun die amerikanischen Dollars anfangs verschentlich einen geringeren Feingehalt erhalten hatten, als ihn die mexikanischen durchschnittlich aufwiesen, so bürgerten sich jene im innern Verkehr nicht ein. Man exportierte sie vielmehr mit gutem Nutzen, um sie gegen die höherwertigen spanischen Münzen einzutauschen. 1806 wurde deshalb auch die Prägung der Dollars in den Vereinigten Staaten sistiert, und es vergingen

Digitized by Google



dreißig Jahre, während welcher keine weiteren Dollars von den amerikanischen Münzstätten verausgabt wurden. 1836 wurde die Ausprägung der Dollars wieder aufgenommen, aber da man durch die Akte von 1834 das Wertverhältnis von Gold zu Silber auf 16 : 1 festgesetzt hatte, so wurde das Silber für die damalige Zeit zu gering bewertet. Damit schloß man nicht allein das vollwichtige fremde Geld, sondern auch die neuen amerikanischen Münzen von dem inneren Verkehr aus und bewirkte, daß die abgegriffenen und abgenutzten fremden Münzen, meist spanischen Ursprungs, nach wie vor den größten Teil des Silbergeldes ausmachten. Die Dollars von Mexiko, Columbien, Chile und Peru bildeten in buntem Chaos das gesetzliche Zahlungsmittel in der amerikanischen Union, bis man sich 1857 entschloß, einen neuen ernsthaften Versuch zur Verdrängung der importierten Münzen zu unternehmen. Man sperrte damals zuerst die Grenzen gegen den fremden Eindringling, der sich seit den Anfängen der Besiedlung der Vereinigten Staaten weitgehendster Freiheit zu erfreuen gehabt hatte.

Aber noch schwerer wollte man ihn treffen und setzte ihm deshalb einige Jahre später, als die amerikanischen Silbergruben entdeckt waren, einen Rivalen als Handelsmünze auf dem Markte im Osten entgegen. Man prägte diesen Rivalen in noch etwas feinerer Zusammensetzung, als sie der Mexikaner aufwies, und da außerdem in Mexiko 1873 ein Ausfuhrzoll von 8 Prozent für den damals sehr lebhaft begehrten Silberdollar erhoben wurde, während die entsprechende Münze aus den Vereinigten Staaten frei herausgehen konnte, so hoffte man bestimmt, den mexikanischen Münzen eine schwere Konkurrenz bereiten zu können. Anfänglich hatte man auch Erfolg und brachte den amerikanischen Handelsdollar neben dem mexikanischen an verschiedenen Seeplätzen des Ostens als gesetzliches Zahlungsmittel zur Geltung, — da verursachten unvorhergesehene Ereignisse in Amerika das plötzliche Aufgeben der Prägung und die schließliche Einziehung der Handelsmünzen.

Dies hing mit dem gewaltigen Sturz der Silberpreise zusammen. 1877 war das Silber eines Handelsdollars in den Vereinigten Staaten nicht nur weniger als ein Golddollar, sondern sogar weniger als ein Papierdollar wert, und so erschienen die früher exportierten Silberdollars bald in großer Zahl auf dem heimischen Markt. Es half nichts, daß man sie gesetzlich nur als Handelsmünze für fremde Märkte ansehen wollte und andere Dollars ausprägte, die einen geringeren Silbergehalt hatten. Um der so entstandenen heillosen Verwirrung ein Ende zu machen, sah man sich 1877 genötigt, die Prägung der Handelsdollars ganz einzustellen. 1887 säuberte man das Land von diesen Dollarstücken, indem man sie ganz aus dem heimischen Verkehr zog. Der größte Teil verblieb freilich auch nach diesem Versuch der völligen Beseitigung im Handelsverkehr des Ostens.

Auf den Philippinen gingen die Amerikaner nach dem spanisch-amerikanischen Kriege gleichfalls gegen den mexikanischen Dollar vor, der aber noch bis 1903 eigentlich das einzige Geld auf den Inseln bildete. Da der Silberwert eines solchen Dollars kurz vor diesem Jahre ganz bedeutenden Schwankungen unterworfen gewesen war — sein Silbergehalt hatte im Jahre 1898 einen Durchschnittswert von 46,6 Cents, 1900 von 50,5 Cents, 1902 dagegen nur von 37,8 Cents —, so erwies es sich als notwendig, die bis dahin übliche mexikanische Silberwährung mit der Goldwährung der Vereinigten Staaten in Uebereinstimmung zu bringen. Durch ein Gesetz vom 2. März 1903 wurden die Goldmünzen der Vereinigten Staaten auf den Philippinen als Zahlungsmittel eingeführt und daneben noch ein neuer Silberdollar speziell für diese Kolonie verausgabt, der eine Kleinigkeit weniger als der mexikanische Dollar wog, und dessen Wert auf 50 Cents in amerikanischem Gelde normiert wurde. Seit dem 1. Januar d. J. dürfen öffentliche Zahlungen nicht mehr in dem früheren Gelde geleistet werden, sodaß hier in absehbarer Zeit der mexikanische Dollar endgültig beseitigt sein wird.

Einen besonders langwierigen Kampf gegen den mexikanischen Dollar führte die englische Regierung in den britischen Kolonien, wo dieser sich ebenfalls seit langem festgesetzt hatte. Erst in den letzten Jahren gelang es dort den Engländern, die Stellung des fremden Dollars zu erschüttern, aber es glückte ihnen nicht durchweg, dafür das britische Münzsystem einzuführen. Die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gemachten Versuche zur Verdrängung des mexikanischen Dollars scheiterten, bis die weiten Goldfelder in Kalifornien und Australien entdeckt wurden. Damals stieg nämlich der Preis des Silbers, und die vollwichtigen Silbermünzen wurden überall aus dem Verkehr gedrängt, wo Gold und Silber nebeneinander in einem festen Wertverhältnis in Umlauf waren. Mit der Entwertung des Goldes war jedoch in den britischen Kolonien nicht überall die Annahme des britischen Münzsystems verknüpft. So wurden z. B. in Kanada die Goldmünzen der Vereinigten Staaten der Währung zugrunde gelegt, und in Neufundland ging man zu einer Goldwährung mit einer sehr seltsamen Rechnungseinheit von zwei Dollars über. Die Hauptwirkung war jedoch, daß die spanischen und amerikanischen Dollars in den britischen Kolonien Amerikas endgültig beseitigt und fortan auf die spanischen Republiken in Amerika sowie auf die asiatischen Länder beschränkt wurden.

In Hongkong und den Straits Settlements blieb der mexikanische Dollar bis in die neueste Zeit hinein trotz aller Maßnahmen der britischen Regierung im Umlauf. Anfangs glaubte man, hier durch ein einfaches Dekret das englische Münzsystem einführen zu können. Als man damit keinen Erfolg erzielte, beschloß man 1864, in Hongkong eine eigene Münzstätte zu eröffnen und einen britischen Dollar auszuprägen. Die neuen Dollars erhielten nun aber drei Gran weniger Silberfeingehalt als die entsprechenden mexikanischen Münzen. Dieser Umstand sowie die ungewohnte Prägung bewirkten, daß sie von den Chinesen nicht gern in Zahlung genommen wurden. Es stellte sich bald heraus, daß sie nur unter Diskontabzug in Umlauf gebracht werden konnten. Hierdurch ließen sich die Regierungsbehörden nach kurzer Zeit so entmutigen, daß sie die Münzstätte, aus der nur wenig mehr als zwei Millionen Dollars hervorgegangen waren, schlossen und deren Einrichtung an Japan verkauften.

Trotz allen Drängens der Handelsgesellschaften jener Kolonien konnte die britische Regierung doch erst im Jahre 1895 zu einem abermaligen Versuch zur Ausgabe einer neuen Münze bewogen werden. Bereits 1893 waren vielfache Klagen laut geworden, daß die mexikanischen Dollars selten würden. Da um die gleiche Zeit auch die indischen Münzstätten still lagen, schien die Gelegenheit für eine Neuausgabe der britischen Dollars günstig, und so ermächtigte denn die Regierung die Prägestätten zu Bombay und Kalkutta unter dem 2. Februar 1895, Dollarstücke für jeden Bankier und Kaufmann auf Verlangen auszuprägen. Die neuen Münzen waren in Gewicht und Feingehalt den früher in Hongkong hergestellten und dem japanischen Yen gleich. Für ihre Prägung wurde 1 Prozent Spesen erhoben. Dieses neue Unternehmen gelang vollkommen. Zunächst garantierten zwei der größten asiatischen Banken eine jährliche Entnahme von fünf Millionen Dollars. Infolge der ausgedehnten englischen Handelsbeziehungen bürgerten sich die Münzen nicht nur in Hongkong und den Straits Settlements, sondern auch in solchen Ländern ein, die nicht unter britischer Oberhoheit standen. Von 1895/96 bis 1902/03 wurden mehr als 150 Millionen Dollars hergestellt und nach den englischen Kolonien am Stillen Ozean ausgeführt. Da sie besser geprägt und weniger abgenutzt waren, so gelangten sie in allen großen Marktplätzen des Ostens in Verkehr und bilden jetzt tatsächlich den ernstesten Rivalen, mit dem der mexikanische Dollar in jenen Häfen zu kämpfen hat.

Auch die kleineren Silbermünzen im Werte von 50, 20 und 10 Cents, die in London und Birmingham für Hongkong geprägt wurden, kamen in den Hongkong benachbarten Ge-

Digitized by Google

bieten auf, wo bis dahin ebenfalls der mexikanische Dollar geherrscht hatte. In den letzten zehn Jahren wurden für mehr als 23 Millionen Dollars von diesen Münzen dorthin gesandt.

In den Straits Settlements unternahm man im vorigen Jahre noch einen weiteren Schritt zur Beseitigung des mexikanischen Dollars. Nach eingehender Prüfung der Verhältnisse erging am 25. Juni 1903 eine Verordnung, wonach neue Dollars speziell für die Straits Settlements mit besonderer Inschrift und Prägung von demselben Gewicht und Feingehalt wie die für Hongkong geprägten Münzen verausgabt werden sollten. Am 2. Oktober 1903, als die ersten Mengen der neuen Stücke fertiggestellt waren, verbot man die weitere Einfuhr der mexikanischen und der britischen Dollars sowie der japanischen Yen und erklärte gleichzeitig die Ausfuhr der neuen lokalen Münze für ungesetzlich. Der nächste Schritt wird nun darin bestehen, daß man die bisher in Umlauf gewesenen Silbermünzen außer Kurs setzt und umprägt. Auf diese Weise wird der mexikanische Dollar vollständig von einem weiteren umfangreichen Gebiet, in dem er sich so lange behauptet hat, ausgeschlossen werden. Denn er dürfte nicht nur die Straits Settlements verlieren, sondern auch viele der benachbarten Staaten, die vorzugsweise mit dieser Kolonie Handel treiben, und die darum ihrerseits ein Interesse an dem Umlauf der in den Straits Settlements gebräuchlichen Münzen haben. So wurden denn in der Tat bereits vor dem Ablauf des Jahres 1903 die erwähnten Gesetze, die das Münzwesen der Straits Settlements regeln, durch verschiedene Verordnungen und Proklamationen auf die verbündeten malaischen Staaten ausgedehnt.

In ähnlicher Weise ging schließlich auch die französische Regierung vor. In Cochinchina hatte man 1862 zuerst ebenfalls versucht, die mexikanischen Dollars einfach durch das französische Münzwesen zu ersetzen. Aber als ein paar Jahre später der Preissturz des Silbers begann, wurden die nach der Kolonie gebrachten Münzen sofort wieder nach Frankreich zurückexportiert, wo sie bei der dort herrschenden Doppelwährung einen viel höheren Wert hatten. Auch erstreckte sich der Handel von Cochinchina ebenso wie von Annam und Tonkin, die späterhin in französischen Besitz übergingen, größtenteils auf die Häfen Singapore und Hongkong, wo damals noch die mexikanischen Dollars das Hauptzahlungsmittel bildeten. So entschloß man sich denn, denselben Weg einzuschlagen, wie die Engländer in ihren Kolonien. 1879 gab man versuchsweise kleinere Silbermünzen in Bruchteilen des Dollar aus, 1885 schuf man einen „piastre de commerce". Da er besser geprägt und ein wenig schwerer als der mexikanische Dollar und der japanische Yen war, so wurde er von den Chinesen günstig aufgenommen. Aber obgleich in den nächsten zehn Jahren über dreizehn Millionen geprägt wurden, so findet man kaum noch solche Dollarstücke, weil die schlauen Chinesen gerade wegen dieses etwas höheren Gewichts die meisten Münzen auffammelten und einschmolzen. Erst als man 1895 das Gewicht des französischen Dollars unter das des mexikanischen Dollars herab- und dem des japanischen Yen fast gleichsetzte, entwickelte sich der französische Dollar ebenso wie der britische zu einem gefährlichen Rivalen für die mexikanischen Münzen. Von 1895 bis 1903 wurden über 55 Millionen französischer Dollarstücke geprägt. In den letzten Monaten befaßte man sich in Indochina mit ähnlichen Plänen, wie man sie in den Straits Settlements bereits durchgeführt hatte. So wird auch in diesen ausgedehnten Gebieten bald die letzte Stunde für den mexikanischen Dollar schlagen.

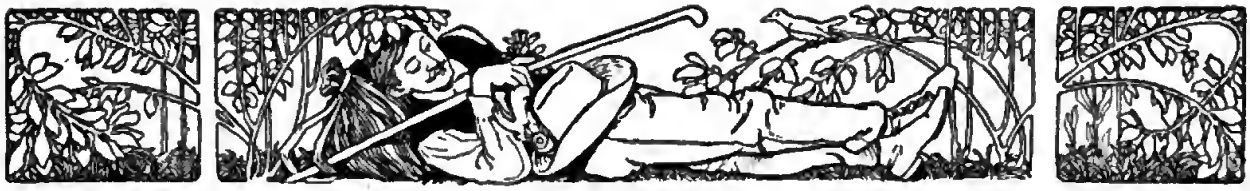
Besonders interessant gestaltete sich die Entwicklung der Dinge in Japan, wo der mexikanische Dollar innerhalb der letzten zwanzig Jahre völlig beseitigt wurde. Die ersten Versuche, ihn zu verdrängen, liegen etwa dreißig Jahre zurück. Damals hatte man eine Münzstätte in Osaka eingeeichtet, für die man die von der beitischen Regierung nach dem ersten Fiasko zu Hongkong gekauften Maschinen verwandte. 1871 gab man eine Silbermünze, Yen, aus, die in der Form dem mexikanischen Dollar entsprach, aber etwa drei Gran weniger Feinsilber als dieser enthielt. Als man sah, daß man hierdurch die mexikanischen Dollars nicht verdrängen konnte, maß man die Schuld daran dem zu geringen Feingehalt der eigenen Münzen bei und erhöhte deshalb deren Gewicht 1875 von 416 auf 420 Gran, sodaß sie dem amerikanischen Handelsdollar gleich waren. Den Namen dieser neuen Münze änderte man von Yen in Boyeki Gin. Aber auch durch diese Veränderung brachte man die ungebetenen Gäste nicht aus dem Lande; im Gegenteil, man zog sie gerade im Austausch für die nun schwerer gewordenen japanischen Münzen an. 1878 gab man daher die Weiterprägung der Boyeki Gin auf und kehrte zur Ausgabe der leichteren Yen zurück, denen man nunmehr im ganzen Lande als gesetzliches Zahlungsmittel Geltung zu verschaffen verstand.

Während der folgenden Jahre, als der Preis des Silbers sank, bürgerte sich der Yen mehr und mehr nicht bloß in Japan, sondern auch in allen großen asiatischen Handelsplätzen ein, wodurch die japanischen Münzstätten zu immer umfangreicherer Ausprägung dieser Münzen gezwungen waren. Um die Mitte der neunziger Jahre, ehe der in Bombay geprägte britische Dollar aufkam, waren die japanischen Münzen sogar in den Straits Settlements und im malaischen Archipel am beliebtesten und auch in den meisten Häfen von China, Korea, Indochina und Siam stark im Umlauf. Von 1871 bis 1897 wurden mehr als 165 Millionen Yen geprägt und mehr als 110 Millionen davon exportiert.

Doch gerade zu der Zeit, als der japanische Silber-Yen so viele asiatische Märkte für sich erobert hatte, hörten die Japaner mit seiner Prägung auf und gingen dazu über, ihn in ihrem eigenen Lande außer Kurs zu setzen. Die Schwankungen in den Silberpreisen und die dadurch entstandene Unsicherheit in den Handelsbeziehungen zu Europa und Amerika hatten die japanische Regierung veranlaßt, die Einführung der Goldwährung zu erwägen, und so setzte man 1897, nachdem man die chinesische Kriegsentschädigung empfangen hatte, einen neuen Gold-Yen als Währungseinheit fest und ließ Silber nur noch als Scheidemünze zu. Damit war die Ausprägung der Silber-Yen beendet. Die in dem Lande noch vorhandenen Silber-Yen — etwa 46 Millionen — wurden in Gold eingewechselt und zu Scheidemünze umgeprägt oder nach Hongkong, Shanghai und andern Orten exportiert. Im Jahre 1898 verbot man den weiteren Umlauf der Silber-Yen in Japan und ließ sie nicht mehr als gesetzliches Zahlungsmittel gelten. Auch in dem neu erworbenen Formosa führten die Japaner 1897/98 die von ihnen angenommene Goldwährung ein.

In neuester Zeit wird die Stellung des mexikanischen Silberdollars selbst in China angefochten, wo sie seit dem sechzehnten Jahrhundert in großem Umfang zur Verwendung kamen, und wo ihnen erst in den letzten Jahren Rivalen in den britischen Dollars und japanischen Yen sowie in eigenen Landesmünzen erwuchsen. Seit 1890 sind einzelne Provinzen des chinesischen Reiches zur Prägung von Silbermünzen geschritten, und nach einem kaiserlichen Edikt vom April 1903 sollen in Peking einheitliche Münzen für das ganze Land geprägt werden, nachdem die verschiedenen lokalen Prägungen dem mexikanischen Dollar nur wenig Abbruch zu tun vermocht hatten. Wird nun aber eine einheitliche Landesmünze in China hergestellt und für Staatszwecke allgemein eingeführt, so kann auch dort die baldige Beseitigung des mexikanischen Dollars erwartet werden, ganz besonders wenn, wie bereits angeregt wurde, 200 Millionen dieser neuen chinesischen Münze auf einmal ausgegeben werden sollten.

Man hat natürlich in Mexiko die Entwicklung der Dinge, welche den wichtigsten Faktor des Exporthandels ernsthaft bedrohte, aufmerksam verfolgt, und die Regierung hat ihr Möglichstes zu tun versucht, um den Ereignissen zu begegnen. Besondere von der Regierung eingesetzte Kommissionen haben



zur Währungsreform Pläne ausgearbeitet, wonach das Münzwesen Mexikos mit dem der meisten großen Handelsnationen in Uebereinstimmung gebracht werden soll. Schon wurde u. a. der Vorschlag gemacht, die Münzstätten für die freie Ausprägung des Silbers zu schließen, die Wiedereinfuhr der jetzigen Silberdollars zu verbieten und die Silbermünzen in ein festes Wertverhältnis zu den Goldmünzen zu setzen. Die faktische Durchführung solcher Anregungen erscheint freilich einstweilen zweifelhaft.

Inzwischen wollte sich die mexikanische Regierung auf andere Weise helfen. Die allgemeine Annahme der Goldwährung im Orient stellte ja nicht bloß die Absatzmöglichkeit des gemünzten, sondern auch die des ungemünzten mexikanischen Silbers immer mehr in Frage und machte einen weiteren Preissturz des Silbers wahrscheinlich. Man erkannte andererseits, daß, wenn die Regierungen im Orient und die Mächte in Europa, namentlich diejenigen, welche im Orient Kolonien haben, trotz der Goldwährung zur ferneren Abnahme und Ausprägung von Silbermünzen in regelmäßig wiederkehrenden Mengen bewogen werden könnten, doch das mexikanische Silber weiterhin begehrt bleiben und einem noch ärgeren Preissturz vorgebeugt werden würde. Man wandte sich deshalb an die Regierung der Vereinigten Staaten und bat sie, mit den andern in Betracht kommenden Ländern dabei mitwirken zu wollen, auf diplomatischem Wege „ein festes Wertverhältnis zwischen den Münzen der Länder mit Goldwährung und derjenigen mit Silberwährung wiederherzustellen und aufrecht zu erhalten." Nach Zustimmung des Kongresses reiste denn auch im vergangenen Jahre eine besondere Kommission der Vereinigten Staaten nebst mexikanischen Delegierten durch die bedeutendsten europäischen Hauptstädte. Aber ihre Vorschläge, wonach sich namentlich die Regierungen im voraus zur regelmäßigen Abnahme einer bestimmten Silbermenge für eine Reihe von Jahren verpflichten sollten, begegneten keinem lebhafteren Interesse und wurden von den meisten Regierungen nur in unverbindlicher Weise beantwortet.

So schlug dieser Versuch, mit internationaler Unterstützung den Silbermarkt zu behaupten, fehl. Mexiko hat jetzt also mit einer immer geringer werdenden Absatzmöglichkeit seines Hauptexportartikels zu rechnen und sieht sich nach wie vor einem der schwierigsten Münzprobleme gegenüber.

Robert Schultze.

Kuno Fischer.

Am 23. Juli feiert Kuno Fischer seinen achtzigsten Geburtstag, und dieses Blatt hier will ihm ein Zeichen der Erinnerung bringen.

Was er als Lehrer seinen Schülern bedeutet, ist nicht leicht mit kurzen Worten zu sagen. Man müßte das eigenste seiner Persönlichkeit schildern können, wenn man die Wirkung seiner Vorträge dartun wollte. Sie haben einen bezwingenden unmittelbaren Zug ins Große, etwas das fortriß und aus dem Bereich des Alltäglichen erhob. Das war es, was uns zunächst an ihnen begeisterte. Doch darüber hinaus übten sie noch einen nachhaltend stilleren Einfluß, der mit den Jahren sich vertiefte, bestätigte, den man willig wachsen fühlte in dem Maße, als man selbst reifer im Urteil wurde. Wir hatten eine geistige Direktive von ihm mitgenommen, etwas fürs Leben, eine ernste, gründliche Schulung; wir hatten durch ihn Anschluß an ein bleibendes Ganzes gewonnen.

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an.

Wie oft hat Kuno Fischer diese Goetheschen Worte zitiert! Und was es heißen will, zum Verständnis einheitlichen Erfassens zu gelangen, zu einer geschlossenen Weltaufnahme herangebildet zu werden, das schätzt vielleicht der am besten, der diese Wohltat lange vermißt, gesucht und spät erst gefunden hat. Im Hörsaal zu Heidelberg, da lernte man, daß die Tatsachen ihre innere Logik haben und sich nach eigenen Gesetzen abwandeln. Hinter dem äußeren Geschehnis galt es, den treibenden geistigen Gehalt zu ermitteln. Die Weltgeschichte bekam ein Thema, sie wurde Ideengeschichte, Entwicklung unseres denkenden Ichs, sodaß nun Einheit und Vielheit, Wechsel und Bestehen im Widerschein unserer geistigen Natur sich erklärten. Wir projizieren uns nach außen; und wir selbst sind wieder abhängig von allem, was vor uns war. Die Welt wird ein System von Beziehungen und Zusammenhängen. Und die Philosophie befähigt uns, jede einzelne Erscheinung, uns selbst und anderes, im Hinblick auf das übergeordnete Ganze zu bewerten.

Nun leuchtet ohne weiteres ein, welch sittlich wirkendes Moment aus einer derartigen Betrachtungsweise zu entnehmen sei. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft erscheinen uns im Zuge einer gesamten Entwicklung, als eine Folge sich ergänzender, ablösender Ideen, wobei denn jedes bedingt und bedingend ist. Und damit wird zugleich ausgesprochen, daß alles nur beziehungsweise, nach Ort und Zeit, seine Richtigkeit hat. Die Wahrheit selbst liegt im Drange nach immer höherer geistiger Einsicht. Sie kommt zum Ausdruck im Ringen nach immer höherer geistiger Vollendung. Sie ist „die Tochter der Zeit", wie Baco es genannt hat; oder anders ausgedrückt, sie hat historisches Maß. Und all die Meinungen, Theorien, Systeme, von denen wir erfahren, sind Ausgeburten oder Produkte verschiedener Bildungszustände. Sie haben transitorische Bedeutung, wie auch unser derzeitiger Standpunkt bald überwunden sein wird; aber sie haben bleibenden Wert, insofern sie neue Motive der Erkenntnis beibringen. In unseren Vorstellungen, nicht weniger als sonst, bewahrheitet sich das Gesetz kontinuierlichen Werdens. Wer das begriffen hat, fühlt sich von jener leeren Anmaßlichkeit befreit, die das Echte, Rechte gerade immer nur vom Neuesten datiert. Wir wissen, das Alte wirkt fort, und das Neue wird bald veraltet sein.

Schwindet, ihr dunklen
Wölbungen droben!

singen die Geisterchöre im „Faust"; und wer an der Hand unseres Meisters in die Sphären philosophischer Kontemplation trat, mochte leicht eine ähnliche Klärung empfinden. Auch für uns fielen Mauern, die den Blick bisher aufgehalten hatten. Die philosophische Unendlichkeit eröffnete sich. Wir lernten plötzlich oder versuchten, uns „im Grenzenlosen" zu finden; es ward uns bewußt, daß man von sich selbst abkommen und zur Selbstentäußerung hinstreben müsse.

Im Gebiete des Wissens und der Pflicht ist das der Anfang besserer Gewöhnung. Und so birgt eine tiefere Einsicht zugleich einen moralischen Gewinn in sich. Wir gelangen zur Einheit im Bewußtsein. Wissen und Gewissen sind nicht mehr zu trennen, sie stellen sich dar als Zeugnisse einer und derselben inneren Kultur. Dergestalt ist es wahr, daß Denken und Verstehen eine befreiende Wirkung auslösen.

Nicht nur der Student, der eines einzigen Fachs Befliſſene, sondern der ganze Mensch bildet sich im Hörsaal. Der Professor ist nicht mehr der Vermittler trocknen Lehr- und Lernstoffes, sondern einer, der uns — und wenn auch nur für Augenblicke — auf die Höhen einer heiteren, ausgeglichenen Weltüberschau führt. Er weist uns aufs Größte hin; und indem er das tut, bedeutet er uns, das Besondere immer im Anschluß an das Allgemeine zu betrachten.

Denn es ist wohl etwas anderes, ob man Goethe aus tüchtig emsigem Kleinwerk zu erklären, oder ob man in ihm ein Stück deutscher und universaler Geistesbewegung aufzuzeigen vermag. Der Unterschied springt in die Augen. Er läßt sich so formulieren: daß zur echten Wissenschaftlichkeit

Digitized by Google

nicht nur das Wissen im engeren Sinne, sondern auch ein Durchdenken, eine Vergeistigung des Vorwurfs gehört. „Auswendig-Wissen ist kein Wissen", hat Montaigne einmal gesagt. Oder wir können es dahin fassen, daß mit dem bloßen Sammeln von Material noch wenig getan sei. Man muß sich auch zu dem Standpunkt durcharbeiten, von dem aus das einzelne sich zusammenfügt. Man muß den Mann nach Zeit und Herkunft erklären. Dann ergibt sich zugleich, um wie vieles er selbst seine Epoche weiter gefördert hat. Nach vorwärts, wie nach rückwärts beziehen wir seine Existenz in den Gang der allgemeinen Entwicklung.

Das einzelne kann so bedeutend werden; es gewinnt ein größeres Interesse unter diesem weiteren Gesichtswinkel. Die philosophische Behandlung sichert uns vor dem Verflachen im Spezialistischen. Neben der geistigen Vertiefung, die sie beschafft, ist das unleugbar auch ein praktischer Vorteil.

In doppeltem Sinne hat uns daher Kuno Fischer beeinflußt. Dankbar gehen wir heute, an seinem Ehrentage, in Erinnerung den Weg zu ihm zurück. Es ist, als ob vergangene Stunden von neuem auflebten, als ob wir, von Angesicht zu Angesicht, wieder unter dem Bann seiner Persönlichkeit ständen.

G. Ranschoff.

Friedrich Jodls Feuerbach-Monographie.

Längst erwartet, als der bekannten Reihe „Frommanns Klassiker der Philosophie"*) zugehörig, erscheint die neue Monographie über Ludwig Feuerbach zugleich dem Säkulargedächtnis seiner Geburt zu Ehren. Vor etwas mehr als einem Jahrzehnt hat der Autor in seiner „Geschichte der Ethik in der neueren Philosophie" Feuerbachs Bedeutung auf diesem Gebiet in einer Weise dargetan, die allen Unbefangenen den Eindruck einer neuen Offenbarung gemacht hat. So weit war es, trotz der Ruhmeshöhe, zu der Feuerbach in den vierziger Jahren seines Jahrhunderts gelangt war, mit dem Bann der Vergessenheit gekommen, den die ein Jahrzehnt darauf eingetretene Reaktion über den großen Denker verhängt hatte. Man hatte sich gewöhnt, ihn als eine längst abgetane Zeitgröße zu betrachten: seine Religionskritik galt für eine belanglose Nachtreterei der glaubensfeindlichen Haltung der Aufklärungszeit, die durch „tiefere" Einsichten entwurzelt worden, seine reinphilosophischen Schriften für Ausgeburten einer Apostasie vom Hegeltum, das sich mittlerweile selbst um alles Ansehen gebracht hatte. Mit dem Zusammenbruch des Hegeltums war Schopenhauers Stern aufgegangen, einen ganzen Kometenschweif dilettantischer Systeme, die ausschließlich durch ihn ihr parasitäres Dasein fristeten, nach sich ziehend. In diesem Wirrwarr spekulativer Klügeleien, von denen jede allein zu wissen behauptete, „was die Welt im Innersten zusammenhält", hatte die inzwischen beruflich gepflegte Philosophie wissenschaftlichen Wert nur in den Hervorbringungen historischen Charakters, die um die Zeit zutage traten. Zu den hervorragendsten dieser Arbeiten gehört Friedrich Jodls vorhin erwähnte „Geschichte der Ethik". Hier ward der überzeugende Nachweis erbracht, daß die ganze Entwicklung der deutschen Ethik seit Kant unabweisbar in die Ethik Feuerbachs ausmünde, daß er genau das geleistet, was alle Vorgänger durchweg gesucht und bestenfalls nur gestreift hatten. Diesem wichtigen Ergebnis entspricht die Gesamtbedeutung Feuerbachs, die der Autor in der nun vorliegenden Monographie eingehend aufweist und begründet: was die dem Wirken Feuerbachs voraufgegangene Denkerarbeit gesucht, ohne es zu finden, das hat er sicheren Auges und fester Hand zu einem bleibenden Besitz der Philosophie gemacht.

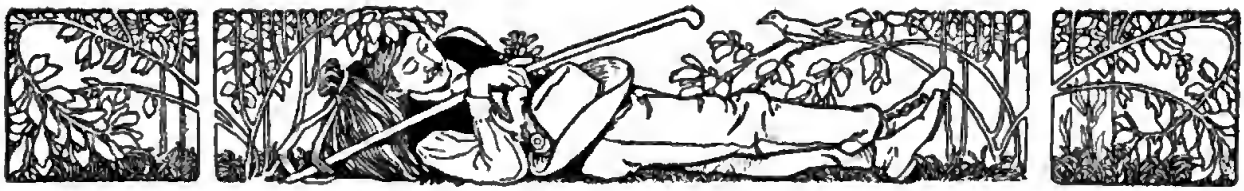
Seit der Auflehnung Bacons und Descartes' gegen die Scholastik hat die Philosophie ein richtiges Verhältnis zur exakten Forschung angestrebt. Descartes selbst und seine Gefolgschaft stehen in engstem Zusammenhang mit der Mathematik und ihrem Aufschwung in seinem Zeitalter, ein Zusammenhang, der noch dem Wirken Kants sein Gepräge gibt. Aber der Philosophie war es zugleich um ein höheres Wissen als das der übrigen Forschung zugängliche zu tun, und bei der an Kant sich anschließenden Denkerreihe gipfelten jene Ansprüche auf ein vermeintlich höheres Wissen in der Behauptung, dies ohne eigentlichen Zusammenhang mit der Forschung erreichen zu können. Solche Ueberhebung rächte sich in dem vorhin gedachten Zusammenbruch des Hegeltums. Noch bevor es zu dieser Katastrophe gekommen, hatte Feuerbach, ursprünglich selbst begeisterter Hegelianer, die Krisis vorausgesehen und auf eine richtige Stellungnahme der Philosophie zur Forschung gedrungen. Den Weg hierzu hatte er an einer gediegenen Kritik des Hegeltums gewiesen und zugleich gezeigt, daß jenes höhere Wissen pure Selbsttäuschung sei, lediglich einer Illusion entstammend, die ihre Wurzeln in den die Religion ermöglichenden Vorstellungsgebilden habe. Wie man seiner eminenten Religionskritik, durch die das Religionsproblem endgültig gelöst wurde, nur halbes Verständnis abgewonnen, so hat man den seinerseits geforderten Anschluß der Philosophie an die Naturforschung als „plumpen Materialismus" verschrien, ohne zu beachten, daß er damit der Philosophie nur die Aufgabe stellte, die der Wissenschaft überhaupt vorliegt: die Dinge so zu sehen und zu fassen, wie sie sind, und daß überdies seine Forderung durchgängig der ganzen voraufgegangenen Philosophie, soweit sie nicht hohle Begriffsspielerei gewesen, zugrunde liege.

Aber man wollte es anders haben. Das Fehlschlagen des bisher von der Philosophie angestrebten Mehrwissens sollte nicht von dessen Unmöglichkeit, sondern von einem fehlerhaften Verfahren dabei bedingt gewesen sein, wofür Schopenhauers erbitterte Bekämpfung der nachkantischen Spekulation als Bestätigung diente. Mit Benutzung seiner Philosopheme oder mit Zurückgreifen auf Kant selbst wurde der Philosophie ihre aparte Stellung zu wahren gesucht. Allgemach wurde auch an spätere Ausläufer aus Kant angeknüpft, bis man, wie vor kurzem, dazu gelangte, „eine Befreundung" mit dem schnöde verlassenen Hegel für wünschenswert zu erklären. Mit anderen Worten: der historische Weg der Entwicklung von Kant bis Hegel erwies sich als ein innerlich notwendiger: er führt genau an den Punkt, von dem aus Feuerbach vor mehr als einem halben Jahrhundert seine Kritik am Hegeltum vollzogen. Die in Aussicht genommene „Befreundung" mit Hegel ist von einer Ueberprüfung seines Wirkens und Wollens unabtrennbar, und damit ist die Berücksichtigung des von Feuerbach Geleisteten, dem man so lange auszuweichen gesucht, von selbst gegeben.

Hier setzt die vorliegende Monographie ein. „Von allen Gegnern der Hegelschen Philosophie", heißt es im einleitenden Kapitel, „ist Feuerbach weitaus der gewaltigste, weitaus der wichtigste. Keiner ist so tief in den innersten Geist dieser Spekulation eingedrungen; kein anderer hat sich so vollständig von ihr befreit. Der ganze Prozeß der Auflösung der spekulativen Philosophie und des Wiederaufbaus einer neuen Philosophie in enger Wechselwirkung mit Natur- und Geschichtswissenschaft, in dessen Mitte wir uns heute noch befinden, liegt in Feuerbach wie in einem großartigen Präludium, einem ausführlichen Programm vor." Anfänglich dem spekulativen Rationalismus huldigend, d. h. der Ueberzeugung, daß der Geist oder die Vernunft den inneren Grund der Welt ausmache, daß der Begriff das Wesen der Dinge sei, hat er gegen damalige Vertreter einer der Empirie zuneigenden Philosophie Ansichten verfochten, die er später aufs lebhafteste bekämpft hat. Diesen Umschwung bewirkten in ihm die aus der Religionskritik erworbenen Einsichten in das Verhältnis des

*) Friedr. Frommanns Verlag, E. Hauff, Stuttgart.

Digitized by Google



Denkens zur Wirklichkeit und in die Bedeutung der sinnlichen Auffassung. „Nur durch die Sinne wird ein Gegenstand wahrhaft gegeben, nicht durch das Denken.“ Das Denken ist ein sekundärer Prozeß, der die unmittelbare Wirklichkeit notwendig und durchgängig voraussetzt. „Das Wirkliche ist im Denken nicht in ganzen Zahlen, sondern nur in Brüchen darstellbar; — dies beruht auf der Natur des Denkens, dessen Wesen die Allgemeinheit ist im Unterschied von der Wirklichkeit, deren Wesen die Individualität.“ Mit Recht erklärt unser Autor, Feuerbach habe mit diesem Satz, „vielleicht dem tiefsten, den er ausgesprochen, jedem Versuch, den Weltzusammenhang in einer begrifflichen Konstruktion oder in den Formeln einer allgemeinen Naturgesetzlichkeit darzustellen, für immer den Scheidebrief gegeben“. Treffend fügt der Autor hinzu: „Leben und Wirklichkeit sind unermeßlich, viel reicher und vielgestaltiger als unsere Gedanken; darum das ewige Ungenügen aller Systeme, die Unmöglichkeit einer abschließenden Weltansicht, und die Umbildung, welche selbst die Grundbegriffe der sogenannten exakten Wissenschaft beständig erfahren.“

Für eine richtige Vorstellung dessen, wie Feuerbach die Wirklichkeit gefaßt und bestimmt wissen will, gibt er selbst in der letzten der von ihm eigenhändig veröffentlichten größeren Abhandlung über Spiritualismus und Materialismus die einleuchtendste Anweisung. „Das eben ist der Grundmangel des Idealismus“, heißt es hier, „daß er die Frage von der Wirklichkeit oder Unwirklichkeit der Welt nur vom theoretischen Standpunkte aus sich stellt und löst, während doch die Welt ursprünglich, zuerst, nur weil sie ein Objekt des Wollens, des Sein- und Habenwollens ist, Objekt des Verstandes ist. Wie richtig sieht dagegen in dieser Beziehung der religiöse Mensch, welcher die Wirklichkeit und Gegenständlichkeit der Welt nicht vom Verstande, sondern vom Willen, von der Liebe Gottes ableitet“. Mit dieser Berufung auf das Wollen, das ja bekanntlich auch Schopenhauer für das überwirkliche Grundwesen der Außenwelt erklärt, hat Feuerbach nur die Richtung seiner hier entscheidenden Auffassung angegeben. Es handelt sich bei ihm um die volle Bejahung dessen, was jeder Mensch in seinem unmittelbaren Zusammenhang mit der Umwelt, wie sie ihm im Empfinden und Fühlen lebenslänglich Gegenstand ist, unabweisbar und unwillkürlich bekennt. Wirklichkeit im Gegensatz zum bloßen Gedachtsein, wozu auch Schopenhauers Weltwille noch gehört, gibt es nur im Empfinden und Fühlen. Sie allein „liefern den wahren ontologischen Beweis vom Dasein eines Gegenstandes außer unserem Kopf: das, dessen Dasein uns Freude, dessen Nichtsein uns Schmerz bereitet und umgekehrt, das nur ist. . . . Alles Beweisen, daß etwas ist, hat keinen anderen Sinn als zu zeigen, daß es nicht nur Gedachtes ist. . . . Wenn zu einem Objekt des Denkens das Sein hinzukommen soll, so muß zum Denken etwas vom Denken Unterschiedenes hinzukommen. Die von mir als Denkendem unterschiedenen Zeugen sind die Sinne. Sie allein können bewirken, daß das Objekt nicht nur für mich, sondern auch für andere da ist, und dies allein kann uns gewiß machen, daß es nicht nur gedacht wird, sondern existiert. Nur der Sinn, nur die Anschauung führt vom Denken zum Sein; nur das existiert, worin ich und andere als sinnliche Wesen übereinstimmen. Alle Gewißheit von dem Dasein anderer Dinge außer mir ist vermittelt durch das Dasein anderer Menschen.“

Mit Recht betont der Autor die fundamentale Bedeutung dieser Erkenntnis und bezeichnet sie als das unumstößliche Bollwerk gegen jeden Phänomenalismus, gegen jene, der philosophischen Spekulation und ihren Abarten in der Forschung eigene Verflüchtigung der Realität, wonach sie zu einem bloßen Vorstellungsbilde, zu einem Empfindungskomplex, zu einem Objekt ohne anderes Sein als für ein erkennendes Subjekt wird. Die Bewußtseinstätigkeit des einzelnen Subjekts ist von dem Dasein eines anderen Subjekts unabtrennbar, der Begriff des Objekts ursprünglich nichts anderes, als der Begriff eines anderen Ich. In der Gemeinschaft des Daseins, in der Tatsache, daß jedes Ich für sich und zugleich ein Du für ein anderes Ichwesen ist, liegt die Bürgschaft von der absoluten Realität der durch die Sinne vermittelten Außenwelt. „Ich bin und fühle mich abhängig von der Welt, weil ich zuerst von anderen Menschen mich abhängig fühle: das Bewußtsein der Welt ist für das Ich vermittelt durch das Bewußtsein des Du. Der andere Mensch ist das Band zwischen mir und der Welt.“

Diese von allem metaphysischen Beiwerk, von allen mystischen Zutaten und spekulativen Begriffsgaukeleien gesäuberte Erkenntnistheorie, wie schon angedeutet ein Ergebnis von Feuerbachs Religionskritik, die in der Monographie ihre gebührende Wiedergabe findet, gibt auch die praktische Grundformel für eine von allen Nachklängen des christlichen Spiritualismus und seiner aszetischen Tendenzen befreiten Ethik, die sich ohne die Annahme einer Offenbarung oder sonstigen Eingreifens übernatürlicher Gewalten, ohne Berufung auf ein angeborenes Sittengesetz, bloß im Hinblick auf allgemeines Menschenwohl unter dem von den Beteiligten selbst zu beobachtenden richtigen Verhalten zu einander, ableiten und begründen läßt. Und so erweist es sich in der Ausführung unseres Autors, daß Feuerbach, den man gewöhnlich für einen bloß „apherist[illegible]schen“ Denker hat ansehen wollen, seine Lehre vom Standpunkt einer einheitlich abgeschlossenen Weltansicht entwickelt hat, die von ihm freilich nicht in abgerundeter Form vorgetragen und ausführlich exponiert worden, gleichwohl aber allen Arbeiten seiner Vollreife ihren inneren Zusammenhalt verleiht. Jeden unbefangenen, vor spekulativ-theologischer Verbohrtheit bewahrten Leser wird die fast durchgängig mit Feuerbachs eigenen Worten geführte Darstellung durch ihre packende Einfachheit entzücken. Und wenn Einfachheit das Gepräge der Wahrheit ist, so muß Feuerbachs Lehre, aller noch gegen sie bestehenden Gegnerschaft zum Trotz, allgemach doch Gemeingut unserer Bildung werden. „Die einfachsten Wahrheiten“, hat er bei Verteidigung seines ersten Hauptwerks selbst geäußert, „sind es gerade, auf die man am spätesten kommt“; und das verbürgt auch das schließliche Durchdringen seiner Denkerarbeit.

Helsingfors. Wilhelm Bolin.

Gerettet.

Bitte, aussteigen! Station Oberhausen!

„Darf ich Ihnen helfen, gnädiges Fräulein“ —

„Nein, danke sehr.“

Eilig springt sie herab, übergibt einem Gepäckträger ihr Handköfferchen und folgt ihm die kurze Strecke bis zum Hotel „Holländischer Hof“, wo sie, wie verabredet, warten soll.

Es ist doch zu dumm, daß sie noch so furchtbar jung aussieht. Das graue Reisekleid, das sie so recht frauenhaft hat machen lassen, hilft nichts. Jedermann redet sie als „Fräulein“ an. Jetzt, der Gepäckträger scheint auch verwundert, daß sie als junges Mädchen allein ins Hotel geht. „Als junges Mädchen,“ wenn er wüßte . . .

Sie nimmt all ihre Würde zusammen, wie sie, dort angekommen, von Wirt und Oberkellner, die wohl auf würdigere Gäste gerechnet haben, neugierig betrachtet wird.

„Könnte ich ein Zimmer haben für einige Stunden, ich warte hier auf . . .“ sie zögert einen Augenblick, „auf meinen Mann.“

Wenn sie sich das dumme Erröten doch abgewöhnen könnte.

Digitized by Google

„Der Herr kommt mit dem Abendzug," setzt sie hochmütig hinzu, da beide, wie es ihr scheint, einen Blick des Einverständnisses wechseln.

„Wollen gnädige Frau mir folgen."

Der Oberkellner bringt sie in ein leidlich behagliches Zimmer im zweiten Stock.

„Bitte, bringen Sie mir Schreibzeug und Papier," sie sieht nach der Uhr. „Es ist jetzt halb vier, in einer guten Stunde möchte ich etwas warmes essen."

„Speisen gnädige Frau im Gastzimmer?"

Sie besinnt sich einen Augenblick. „Ist es sehr voll?"

„Nein, jetzt nicht, im Salon nebenan diniert eine Gesellschaft, sonst würde ich da servieren."

„Gut, ich komme, haben Sie auch Briefmarken?"

Der Kellner bringt das Gewünschte. Sie säubert sich eben schnell vom Reisestaub, und nun kommt die zweite Nummer vom Programm, der Brief.

Die Feder fliegt nur so über das Papier, sie hat ja während der ganzen Fahrt an diesem Brief gearbeitet, nun geht es schnell, ein Bogen, zwei Bogen, endlich Schluß. Sie liest ihn noch einmal durch. Er lautet:

„Lieber Albert.

„Wenn Du diese Zeilen erhältst, dann bin ich weit fort, meinem Schicksal folgend in eine neue Welt, die mich loslöst von der Vergangenheit und aus der kein Weg zu Dir zurück führt. Du wirst erst überrascht, ja erschrocken, vielleicht erzürnt sein, aber bald wirst Du begreifen, daß ich recht habe, daß es Gesetze gibt, die in uns liegen und denen wir uns nicht entziehen können, wenn wir uns treu bleiben wollen.

„In dem kurzen Jahr unser Ehe wird es auch Dir klar geworden sein, daß wir nicht zueinander passen, daß unsere Liebe eine Verirrung war.

„Als wir uns verlobten, war ich noch ein Kind, eben siebzehn Jahre. Was wußte ich von Ehe und Leben, was wußte ich von meiner eigensten Natur, ihren Rechten und Forderungen. Daß Du so viel älter warst, erschien mir nur schön. Ich fühlte mich so geborgen bei Dir. Ich träumte von einem idealen Zusammenleben; in Deinem Schutz, unter Deiner Führung sollten sich all meine Kräfte und Gaben erst entfalten. Das war ein großer Irrtum.

„Du bist gut gegen mich gewesen, hast mich lieb gehabt auf Deine Art, aber Du hast mich nie verstanden, wirst mich nie verstehen, das weiß ich jetzt. Du wolltest eine gute Hausfrau und außerdem Dich an mir freuen, aber auf die tieferen Regungen meiner Seele, auf die feineren Nüancen meines Geisteslebens hast Du nie geachtet. Wenn ich, noch halb unbewußt diese Kluft zwischen uns mehr und mehr empfindend, ernst, oft traurig war, dann spottetest Du über meinen Weltschmerz, wie Du es nanntest. Wenn ich, um die Leere auszufüllen, mich begeistern wollte an menschenbeglückenden Taten, dann sagtest Du, „beglück doch Dich und mich"; rietest mir ein gutes Buch zu lesen oder mich im Garten zu beschäftigen. Ich will Dir nicht weh tun, indem ich noch mehr von dem aufzähle, womit Du mich ahnungslos gewiß, aber doch tief gekränkt. Für diese feinen und auch wieder zwingenden Regungen in einem Frauenherzen hattest Du eben kein Gefühl und Verständnis, ebenso wenig wie es mir je gelingen würde, mich in Deine Interessen hineinzuleben, in den engen Kreis von Beruf und Pflicht, der Dein Leben füllt. Ja, wenn ich jetzt, ehe es zu spät ist, das Band löse, das uns beiden je länger je mehr zur Fessel werden würde, dann denke ich auch an Dich, handle auch in Deinem Interesse. Du wirst es mir einstmals danken. All das fühlte ich nur unklar, so lange ich noch bei Dir war und den Segen Deiner treuen Fürsorge trotz alledem empfand.

„Erst während der drei Monate Deiner Abwesenheit, in der Einsamkeit der ersten Wochen, und dann in dem Hause meiner Freundin Emmy, sind mir die Augen aufgegangen, hat das, was in mir gärte, Gestalt gewonnen. Ich habe viel gelesen und viel gedacht, die Dir dies schreibt, ist kein unerfahrenes Kind mehr, und jetzt ist mein Entschluß unwiderruflich gefaßt.

„Du kennst Emmy und hast ihre freie, kühne Natur immer respektiert. Sie versteht mich, bei ihr und ihrem Manne habe ich auch ihn kennen gelernt, der nun mein Schicksal ist. Ihm muß ich folgen, ihm gebe ich mich hin in freier Liebe. Ein solcher Herzensbund ist ebenso heilig, ja, heiliger unter Umständen als der, den die Kirche geweiht und die Gesellschaft sanktioniert. Du siehst, ich bin gewachsen und gereift, ich bin kein Kind mehr und weiß, was ich tue. Ich nenne Dir seinen Namen vorläufig nicht, willst Du später auf Scheidung dringen, steht es bei Dir, auf böswillige Verlassung zu klagen, obgleich von „böswillig" eigentlich nicht die Rede sein kann, da ich auch zu Deinem Besten handle und in Frieden von Dir scheide.

Zürne ihm nicht und vergiß

Deine Else."

Noch beim Schließen des Briefes fließen die Tränen, nicht aus Kummer oder Reue, nur aus Rührung über all die schönen Worte, an die sie so innig glaubt. Sie fühlt sich wie ein Held am Vorabend der Schlacht, malt sich den Augenblick seines Kommens aus, wobei doch ein leichter Schauder sie überrieselt.

Nun sitzt sie unten im Gastzimmer, ein öder, unwirtlicher Raum, am Büffet hantiert ein schwarzer Kellner und redet mit einer unsichtbaren Person, die hinter dem Schenktisch steht. An den Tischen sitzen verstreut einige Herren, entschieden Stamm- oder Hotelgäste, schreibend und lesend. Neben einem hockt ein kleines Mädchen, das sofort ihr ganzes Interesse in Anspruch nimmt. Wie kommt das Elfenkind in diese Umgebung? Der Herr neben ihr ist wohl ihr Vater, wie gut er zu ihr ist und wie zutraulich die Kleine sich an ihn lehnt, aber wie grundverschieden, das zarte, blonde Kind und der dicke, bärtige Mann.

Sie schreibt, und jetzt muß er korrigieren. Wie lieb und freundlich er das tut, und wie herzig das Kind ist. So etwas unbeschreiblich Anmutiges in dem ganzen kleinen Persönchen. In dem roten Kleid, mit dem lichten Blondhaar, das ihr in krausen Löckchen immer wieder in die Stirn fällt, ist sie der einzige helle Punkt in dem großen, öden Saal. Ob der Mann ihr Onkel ist? sie nennt ihn nicht Vater, jetzt steht sie auf, packt ihre Sachen zusammen und verabschiedet sich. Gewiß zu Bett, denkt Else. Aber nein, sie wandert aus, an einen anderen Tisch, wo der betreffende Herr der dort mit einem Buch sitzt, ihr sofort Platz macht und sich ebenso freundlich und eingehend mit ihr beschäftigt. Else hat gerade gedacht, wie wenig fein, wie uninteressant sieht der Mann aus, aber es ist, als wenn das Kind die Menschen verwandelt, nun er lacht, scheint er sympathisch.

Vorhin war es ein Brief, jetzt kommt ein Schreibheft zum Vorschein, und eine Weile herrscht tiefes Schweigen. Ob die Kleine so bei allen Gästen die Runde macht? Vielleicht gehört sie hier ins Haus. Sie paßt so garnicht in die düstere Umgebung.

„Jetzt mußt Du noch Deinen Namen schreiben", sagt der Herr.

„Else, oder Elsbeth", fragt das Kind.

„Also ein Namensschwesterchen."

„Nein Else, so wirst Du doch immer genannt."

Sie schreibt, wie reizend das aussieht, das vornüber geneigte Köpfchen und der wichtige, tief ernste Ausdruck des kleinen Gesichts. Und nun wieder der vertrauende Blick, wie sie ihr Werk zur Begutachtung vorlegt.

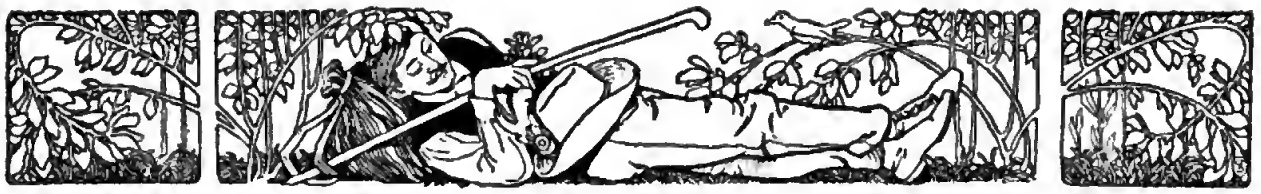
„Bravo, und nun den weiteren Namen."

„Den weiteren Namen?"

„Ja, wie Du weiter heißt, den Namen von Deinen Eltern."

„Soll ich Papa und Mama schreiben?"

Digitized by Google



„Nein, ich meine wie sie heißen, wie heißt denn Dein Papa?“

„Karl Friedrich“, wieder beugt sich das Köpfchen eifrig über das Buch.

Der Kellner bringt das Essen, er legt die Weinkarte daneben.

Else errötet: „Bitte ein Glas Wasser, später . . .“

„Schon gut.“

Wie der Kellner das Wasser gebracht hat, denkt sie daran, daß sie morgen Wein auf dem Tisch haben werden, wenn er ihr gegenüber sitzt, er, Erich. Sie sieht ihn, sieht seine leuchtenden, dunklen Augen, die so übermütig blitzen können, und dann wieder so schwermütig sind, die richtigen Dichteraugen, sie hört den Klang seiner Stimme. Wie er zu unterhalten weiß! Er ist doch ein ganz anderer Mensch als Albert. Wie hat er ihren Geist geweckt, sie wußte eigentlich garnicht, daß sie soviel davon besäße, aber er verstand all ihren halb dunklen Gedanken Worte zu geben, alle geheimen Regungen ans Licht zu ziehen. Oft ist sie erstaunt, was alles in ihr geschlummert hat.

Der Saal, in dem sie ihr einsames Mahl verzehrt, verschwindet.

Sie sitzt wieder in dem hellen Gartenzimmer bei Emmy. Die Jalousien sind herunter gelassen, die grelle Sonne abzublenden, von draußen durch die dahinter geöffneten Fenster kommt der weiche Duft von einer Glyzine, die sich fast ins Zimmer hinein rankt. Eine kleine Gesellschaft sitzt andachtsvoll lauschend im Kreise. Feierliche Stille. Er, Erich, liest sein neuestes Drama „Aus der Tiefe“ vor. Voll und kräftig, dann wieder weich hinschmelzend klingt seine Stimme, schöne rollende Verse wie Musik.

Auch sie hängt gebannt an seinen Lippen, und wie dann Eva, die Heldin, zu ihrem Manne sagt:

„Was wußtest du von mir, von meiner Seele,
Von dem, was drunten in der Tiefe lag,
Verborgen allen, sichtbar nur dem einen
Der es zu heben und zu hüten weiß.“

da sieht sie mit einemmal, wie seine Augen auf sie gerichtet sind, groß, brennend, fragend, als wollte er in ihrer tiefsten Seele lesen.

Und da weiß sie es plötzlich, sie ist ja Eva, sie ist die unverstandene Frau mit ihrem hungrigen, überreichen Herzen, darbend an der Seite des älteren, nüchternen Gatten. Das ist ihr Schicksal, das Schicksal der Heldin, das sich da in dem Drama vor ihr entrollt, und ihr Befreier . . . sie wagt nicht weiter zu denken.

Die Stunde hat innerlich über ihr Schicksal entschieden.

Dann folgt ein Sommermittag, sie ist mit ihm allein im Park. Zufällig haben sie sich getroffen, und nun gehen sie unter dem frischen, jungen Laub der alten Bäume auf und ab, immer denselben Weg, an den vereinzelten Spaziergängern vorüber, ohne ihrer zu achten. Und da sagt er ihr zum erstenmal, daß er sie verstanden von Anfang an. Aber wie zart, wie rücksichtsvoll sagt er es, nicht an die Wunde rührend mit rauher Hand, nur sie fühlen lassend: „Ich kenne dich besser als du selbst, ich weiß von dem Hunger in dir, von der Leere, ich möchte dir helfen.“ Wie zu einem kranken Kind, das man schonen muß, redet er zu ihr, sie gleichsam einhüllend in Liebe und Sorge. Und wie ein Kind fühlt sie sich ihm gegenüber, sie sieht mit seinen Augen, hört mit seinen Ohren, fühlt mit seiner Seele. Und doch auch wieder wie ein Weib. Das Weib, das er erst erweckt hat, seine Muse, wie er sagt, die ihn begeistern soll. Seine Muse, welch schöne, herrliche Aufgabe.

Und dann der letzte Regensonntag. Emmy ist ausgegangen zu einer kranken Freundin. Sie ist allein im Wohnzimmer, überlegt gerade mit bangem heißen Herzen, was sie an Albert schreiben soll.

Da kommt Erich, leidenschaftlich erregt, sie fühlt, die Stunde ist da. Und da fragt er sie, ob sie es wagt, weiter zu sündigen in der unheiligen Ehe mit einem ungeliebten Mann, der ihr nicht ebenbürtig, wagt die Sünde gegen den heiligen Geist zu begehen, all die Schätze brach liegen zu lassen, Schätze, die er erst ans Licht geholt, die er hüten und pflegen würde wie sein kostbarstes Gut, oder ob sie den Mut hat, die Größe, die er ihr zutraut, zu brechen mit einer Tradition, die sich überlebt hat, die Fesseln abzuschütteln und ihm zu folgen, Pioniere einer neuen Zeit, nicht sich selbst mehr lebend, sondern der ganzen Menschheit, mitkämpfend um die höchsten Ziele, Freiheit und Licht. In glühenden Worten, leidenschaftlich begeistert, schildert er ihr die Zukunft, der sie entgegen gehen.

Und sie erliegt seiner Ueberredung, nein sie erliegt nicht, wird mitgerissen, verspricht ihm zu folgen. Jeder Gedanke, der sie noch zurückrufen will, Mitleid, Pflicht, Furcht, wird im Keime erstickt als kleinliche Schwäche.

Und heute kommt er, heut erwartet sie ihn hier.

Ehe die Nacht da ist, ein leiser Schauer überfällt sie, die Stunde naht. Aus dem dunklen, öden Raum, in dem sie jetzt noch einsam wartet, geht es hinaus mit ihm, in die Welt, in die Freiheit.

Der Kellner räumt ab und ruft sie in die Wirklichkeit zurück. Er bringt den bestellten Kaffee, sie bittet um die Rechnung.

Ihr Auge sucht das Kind, es ist wieder ausgewandert und sitzt jetzt bei dem mopsigen jungen Mann, wie Else ihn vorhin im Geist genannt.

Aber das Kind ist wirklich eine Zauberin, das „mopsige Gesicht“ scheint wahrhaft liebenswürdig. Sie besehen ein Bilderbuch, sie erklärt ihm die Bilder. Else kann die Worte jetzt nicht verstehen, aber die kleine Stimme ist wie Musik, und wieder dieser zutrauliche Blick, diese unbefangene Freundlichkeit, als wären diese Menschen ihre besten Freunde. Wenn das Kind hier ins Haus gehört, ist es nicht eigentlich unvorsichtig und gewagt, sie so hier herum gehen und mit jedem anbinden zu lassen. Es könnte doch einmal einer, ... sie könnte doch etwas hören.

Nun ist auch das Bilderbuch erledigt, und die Kleine verabschiedet sich.

„Jetzt kommt sie zu mir“, denkt Else. Sie setzt die Kaffeetasse beiseite und schiebt einen Stuhl heran. Langsam, wie zögernd kommt das Kind um den Tisch herum, nähert sich ihr, sieht sie einen Augenblick ernsthaft an, und — geht weiter.

„Sie geht gewiß nicht zu Fremden“, denkt Else und will sie eben anrufen. Da, plötzlich schießt ihr eine Glutwelle ins Gesicht, ist sie nicht jetzt auch so eine, so eine, vor der Mütter ihre Kinder warnen müssen, so eine, wie sie eben dachte, daß es gefährlich sein könnte . . . . Wie vernichtet sinkt sie in ihren Stuhl.

Im Augenblick ist all ihr Heldentum verflogen, sie fühlt nur die Schmach, die Schande. Das Kind hat sie ausgeschlossen, ausgeschlossen aus der anständigen Gesellschaft dieser Hotelgäste, über die sie vorhin noch ihre Glossen gemacht. Ob man es ihr schon ansieht? Kinder sollen feinfühlig sein, — ob alle es ihr ansehen, der Wirt, der Kellner mit seinem immer betonten „gnädige Frau“? Sie hat es ja vorher gewußt, aber daß es so ist? Und dies ist erst der Anfang, so bleibt es und wird immer schlimmer, sie ist ausgestoßen aus dem Kreis in dem sie gelebt, in dem sie wurzelt. Wenn sie in Zukunft irgendwo erscheint, rücken die Menschen zusammen, jungen Mädchen wird ihr Haus verboten, Kinder gehen ihr aus dem Wege. Wenn er nur erst hier wäre, er, Erich, er wird sie auslachen, ihr zureden, sie beschützen, in seiner Nähe vergißt sie alles, und er bleibt ja bei ihr. Sie will ihn keinenfalls hier erwarten, sondern auf den Bahnhof gehen. Nur fort von hier, es ist als brennte der Boden ihr unter den Füßen.

Die Kleine ist zum Büfett gegangen und spricht mit der Schenkmamsell. Mit der darf sie sprechen, mit ihr nicht.

Digitized by Google

Plötzlich fährt sie zusammen. Eine weibliche Gestalt erscheint in der Türöffnung und ruft, daß es hell durch den Saal klingt: „Else komm, schnell Else, Else, Du mußt zu Bett".

„Else, komm, Else, Du mußt zu Bett", wie ein Echo klingt es zurück, wie ein Echo aus weiter Ferne. Es klingt und singt ihr in den Ohren: „Else, komm, Else komm."

Sie ist oben in ihrem Zimmer, sie hat die Tür hinter sich zugeriegelt, niemand sehen, niemand. Sie ist nicht mehr das tapfere Weib, das dem Befreier entgegen sieht, auch nicht die Braut, die ihrem Manne am Altar Treue gelobt, sie ist nur noch Else das Kind, das Kind, das die Mutter ruft, das die Mutter zu Bett gebracht, mit dem die Mutter betet.

Sie sieht ihr sonniges Elternhaus, sie sieht wie eine Vision den Garten mit dem großen Akazienbaum gerade unter dem Schlafstubenfenster. Sie sieht oben in dem grünen Dämmerlicht die Reihe kleiner, weißer Betten, sie sieht die Mutter, wie sie von einem zum anderen geht.

Und ein Tag steigt in ihrer Erinnerung auf, ein Sommertag, so deutlich, als wäre es gestern gewesen. Sie ist ungefähr neun Jahre alt, sie hat im Schulzimmer gearbeitet, sie hat ans Tintenfaß gestoßen, und über ihr schönes Lesebuch ist der schwarze Strom geflossen und hat es ganz verdorben. Sie weiß nicht was tun. Sie ist sonst tapfer genug, aber die Mutter hat sie so ermahnt, vorsichtig zu sein mit dem neuen Buch. Sie fürchtet die Entdeckung und wagt nicht zu gestehen. Sie legt das Buch so, daß es nicht gleich ins Auge fällt. Den ganzen Tag schleicht sie herum wie eine Verbrecherin, allen fällt ihr Wesen auf, sie sagt, daß ihr der Kopf weh tut. Nirgends kann sie es aushalten, will immer beichten und findet den Mut nicht. So geht es bis zum Abendbrot. Da kommt die Mutter mit ernstem Gesicht, das Buch in der Hand. Sie fragt die Geschwister der Reihe nach. Alle können ihr hell ins Auge sehn, alle leugnen etwas davon zu wissen.

„Und Du, Else?" Sie will sagen, ich hab es getan, aber wie sie all die Augen wie so viel glühende Pfeile auf sich gerichtet sieht, da sinkt ihr der Mut. Sie leugnet, aber sie kann die Augen nicht aufschlagen.

Alle wissen, daß sie gelogen, die Mutter wendet sich stillschweigend ab. Die Geschwister versuchen darüber hin zu scherzen, es hilft nichts, es ist doch wie eine Henkersmahlzeit. Ob die Mutter an ihr Bett kommt? Ja, sie kommt.

Und nun braucht sie nichts mehr zu sagen, schluchzend hängt sie an ihrem Hals, schluchzend, als ob ihr das Herz brechen wollte. Und wie sie sich gar nicht beruhigen kann, nicht so sehr über das verdorbene Buch als über ihre feige Lüge, da tröstet sie die Mutter so ernst, so gut.

Und zuletzt sagt sie, wie deutlich sie es wieder hört: „Hör nun auf zu weinen, die Sache ist abgetan. Jeder, auch wir großen Menschen, können einmal schwach sein, etwas tun oder lassen, was wir nicht sollten, was nicht gut ist. Wir fühlen es dann selbst, aber wir wollen nicht, wir sind zu feige oder zu selbstsüchtig oder was es ist. Versprich mir darum auch nicht, nie wieder etwas zu tun, was mich betrübt, das kannst Du doch vielleicht nicht halten, aber versprich mir, nie in die Nacht hinein zu gehen ohne wie heut gebeichtet oder gut gemacht zu haben, so weit das geht. Und wenn Du Deine Mutter einmal nicht mehr hast, ich kann nicht immer bei Dir bleiben, dann rechne ab mit Deinem eigenen Herzen und Gewissen. Wenn Du etwas getan hast oder tun willst, ehe Du einschläfst, denke noch einmal darüber nach, ehrlich und tapfer. Das versprich mir mein Kind." —

Und sie hat es versprochen und auch gehalten, viele, viele Jahre.

Es ist ihr ein Schutz und Talisman gewesen.

Wenn jetzt die Mutter noch lebte, wie könnte sie ihr in die Augen sehen, wenn sie wüßte, wie sie in die Nacht hinein gehen will.

In die Nacht. Ihr schaudert.

Nein, und tausendmal nein. Noch ist's nicht zu spät, fliehen, sich verstecken, ihn nie wieder sehen, nie, nie, nie. Die Zeit naht, da er kommen kann, fort, fort. Und jetzt ist sie doch auf dem Bahnhof und will ihn erwarten, der Hotelwagen hat sie gebracht, sie hat ihren Koffer ins Wartezimmer setzen lassen, und geht auf den Bahnsteig.

Sie hat sichs anders überlegt, sie will sich nicht verstecken, er erwartet sie, sucht sie, wenn er sie hier nicht findet, fragt, sie kann sich doch nicht stundenlang auf den Straßen herumtreiben, und dann ist es auch feige. Nein, sie will ihm ruhig und kühn entgegentreten, er hat keine Macht mehr über sie, ihm sagen wie sie denkt, er muß sie frei geben, er muß.

Delft. A. Behrens-Litzmann.

(Fortsetzung folgt.)

Aus St. Hubertus Reich. Von Arthur Schubart. (Stuttgart Verlag von Adolf Bonz & Cie.)

Von allen Berufsarten, die ursprünglich nur zur Befriedigung leiblicher Bedürfnisse dienten, ist die des Jägers am weitesten in idealer Richtung entwickelt. Das Weidwerk reizt längst nicht mehr nur um der Beute willen, sondern wegen seiner poesievollen Beschäftigung. Das Leben in und mit der Natur macht zum Poeten. Es gibt aber solche, die zwar empfinden, doch der Empfindung keine Worte leihen können. Die anderen, die das vermögen, sind in der Minderzahl. Arthur Schubart gehört zu ihnen. Er legt sich Rechenschaft ab über das, was er sieht und hört, was er erlebt und träumt, wenn er in dämmernder Waldeinsamkeit sich seiner Lieblingstätigkeit hingibt:

Die Lerchen trillern in der lichten Höhe;
Ich aber träum' in sel'gem Selbstvergessen,
In diesem Paradies der einz'ge Mensch.

Und dann erzählt er uns seine Jagdgeschichten, keine wundersamen Abenteuer, keine aufregenden Fährnisse, sondern schlichte Begebenheiten wie sie jeder Weidmann kennt, aber in anmutiger Schilderung der Oertlichkeit und voll innigen Gemütes. Der blühende Wald und die schneebedeckte Heide, die fröhliche Sonne und die schaurige Heimlichkeit der Nacht, das Liebesleben und die Räubereien der Tierwelt, all das bunte Getriebe in St. Hubertus Reich spiegelt sich in den anspruchslosen Versen Schubarts, und außerdem noch die Seele des Dichters, die schönheitsempfindliche, sinnende, mitfühlende Seele. Schubart ist voll Mitleid gegen die Geschöpfe, in deren Schicksal er eingreift. Als er einmal in seiner Jagdlust sich nicht dezähmen konnte und den Kuckuck aus der Buchenkrone herabschoß, wurde er tief verstimmt, er sah die Sonne plötzlich sich verdüstern:

Im kalten Winde fröstelnd stand der Wald —
Es war, als hätt' den Frühling ich gemordet.

Dem Raubgesindel gegenüber fühlt er sich als Rächer:

Mein Platz ist heut in einer dunklen Tanne,
's gilt einem Otter, der verheerend wütet
Im edlen Volke meiner Goldforellen.

Auch ein harmloser Humor fehlt nicht und zieht wie milder Lenzhauch durch das Pürschgebiet des dichtenden Jägers.

S. Mg.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Fr. Weinhansen, SW. Dessauerstraße 1, part. (Politik und Volkswirtschaft)

Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83 (Kunst und Literatur.)

Dr. Th. Barth, W. Tiergartenstraße 37.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhansen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 44. Berlin, den 30. Juli 1904. 21. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35. Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Der Königsberger Hochverratsprozeß, unter dessen Feststellungen der Terror eben mit der Ermordung v. Plehwes sein blutiges Siegel der Bestätigung gesetzt hat, stand auch nach dem am Montag gefällten Urteilsspruch noch die ganze Woche hindurch im Vordergrund aller innerpolitischen Erörterungen. Erfreulich war dabei die Einmütigkeit, mit der bis tief in die Reihen des Zentrums und der Konservativen hinein die Bloßstellung des gegenwärtigen deutschen Russenkurses zugegeben und eine allzu gefällige deutsche Justiz getadelt wurde. Natürlich lagen zwischen den sozialdemokratischen Stimmen und den Preßäußerungen der „Nationalzeitung", der „Kölnischen Zeitung", der „Berliner Neuesten Nachrichten" und der „Germania" mannigfache Abstufungen des parteipolitischen Temperaments und Interesses; aber die Uebereinstimmung im Schlußurteil war doch so augenfällig und für das deutsche Parteileben so ungewöhnlich, daß sie besondere Konstatierung verdient, auch wenn sie praktisch-politisch zunächst kaum weitere Folgen haben dürfte.

Während Rußland von immer neuen und immer schwereren Schicksalsschlägen betroffen wird, können die deutschen offiziösen Blätter „mit Genugtuung" konstatieren, daß der deutsch-russische Handelsvertrag vom Grafen v. Bülow und von Herrn v. Witte unterzeichnet worden ist. Ueber den Inhalt des Vertrages wird aber ängstliches Schweigen beobachtet. Und über den Kaufpreis, den Deutschland in Gestalt einer russischen Anleihe zahlen sollte, verlautet vorläufig auch nichts weiter. Natürlich darf man sich durch solche beharrliche Schweigsamkeit nicht in zufriedene Sicherheit wiegen lassen. Die Warnungen vor einer russischen Anleihe sind vielmehr jetzt notwendiger als je.

Einer der besten Kenner unserer deutschen Volkswirtschaft, Professor Lujo Brentano, schreibt in der Münchener Wochenschrift „Freistatt" zu diesem Thema u. a.:

„Angesichts des Aufenthalts des Herrn von Witte in Berlin sprechen auch unsere Offiziösen von einem Vorschußgeschäft oder der Uebernahme von Schatzscheinen im Betrage von nicht über 250 Millionen Mark, die auf Grund einer Verzinsung von 5 Prozent auszugeben wären. Als feste russische Anleihe könnte nur eine solche in Betracht kommen, die erst nach Beendigung des Feldzugs zur Ausgabe gelangen dürfte. Das sind also die neuesten Schnörkel offiziöser Dementierungskunst. Auf Deutsch heißt dies: wir borgen den Russen 250 Millionen Mark für 5 Prozent für kurze Frist, und nach Beendigung des Krieges soll dieses Darlehen in ein niedriger verzinsliches fundiertes Anlehen verwandelt werden. Die Hauptsache wird zugestanden: das deutsche Volk soll 250 Millionen Mark an Kapital herleihen, um Rußlands Einwilligung zur Auflegung eines 6 Mark-Zolls auf den Zentner russischen Roggens und Weizens zu erkaufen. Unsere Agrarier dürften hierin nichts Schimpfliches sehen. Sie werden sogar triumphieren, und Graf Bülow kann sicher sein, von ihnen wieder als der beste aller Reichskanzler gepriesen zu werden."

Auf Grund eingehender Untersuchungen über die Aussichten russischer Schuldentilgung kommt der Münchener Nationalökonom dann zu dem Ergebnis, daß in erster Linie der deutsche Agrarier, in zweiter Linie der Inhaber russischer Staatspapiere und zuletzt die deutsche Volkswirtschaft der Geprellte sein werde. Und er schließt mit den Worten:

„Aber selbst angenommen, die hier ausgesprochenen trüben Erwartungen hinsichtlich der dauernden Zahlungsfähigkeit des russischen Reiches würden Lügen gestraft, so wird eine Handelspolitik, die, um Zollsätze durchzusetzen, welche die russische Getreideeinfuhr ausschließen oder wenigstens hemmen sollen, gleichzeitig die Negotiation russischer Anlehen in Deutschland begünstigt, welche notwendig eine verstärkte russische Getreideeinfuhr zue Folge haben müssen, für alle Zeit als sprechender Beleg angeführt werden, zu welch wunderlichen Widersprüchen eine lediglich von der Rücksicht auf mächtige Interessenkreise und auf politische Augenblickserfolge geleitete Staatsmannskunst führt. Wenn das Wesen der Politik der mittleren Linie darin bestehen sollte, daß man mit der einen Hand nimmt, was man mit der anderen gibt, so ist ein Handelsvertrag auf der Grundlage „Zollerhöhung gegen Gewährung von Anlehen" ein Meisterstück dieser Politik."

In Bayern sind die Wogen der politischen Erregung in der letzten Woche außerordentlich hoch gegangen. Der Zentrumsabgeordnete Dr. Heim hatte den mißliebigen Kriegsminister Freiherrn v. Asch in der Kammer wegen eines Erlasses aus dem Jahre 1898 interpelliert, der die Unterdrückung eines Offizierduells durch den Regimentskommandeur gerügt und dadurch Anlaß zur nachträglichen Ausfechtung des Duells gegeben hatte. Als Freiherr v. Asch einen solchen Erlaß rundweg abgeleugnet hatte, zog Dr. Heim eine Abschrift desselben aus der Tasche und verlas sie im Wortlaut! Der zwiefach kompromittierte Kriegsminister mußte sich nun wohl oder übel zur Urheberschaft des Erlasses, das heißt zur ungesetzlichen Begünstigung des Duellunfugs, und zu seiner offenkundigen Ableugnung bekennen. Auch wenn es eine weit harmlosere Affäre gewesen wäre als diese Duellbegünstigung, so hätte der Minister, der auf eine direkte Anfrage im Parlament mit glatter Ableugnung antwortet, keinen Tag länger im Amte bleiben dürfen. Das war auch Herrn v. Asch klar, und er reichte alsbald sein Entlassungsgesuch beim Prinzregenten ein. Niemand zweifelte an seiner sofortigen Enthebung vom Ministerposten. Zur grenzenlosen Ueberraschung aller politischen Parteien lehnte aber Prinzregent Luitpold das Entlassungsgesuch ab und nötigte den Kriegsminister zum Bleiben. Wenn nun auch niemand dem greisen bayrischen Prinzregenten zutraut, daß er mit absichtlicher Schärfe einen Konflikt mit dem Parlament und der öffentlichen Meinung habe herbeiführen wollen, wenn jedermann auch glaubt, daß nur persönliche Rücksichtnahme auf den nicht unverdienten Minister den abschlägigen Bescheid der bayrischen Krone verursacht hat, so ist doch bei den offenbaren und zugestandenen groben Verfehlungen des bayrischen Kriegsministers nunmehr

Digitized by Google

eine ganz unhaltbare politische und parlamentarische Situation geschaffen worden. Herr v. Asch kann in der bayrischen Kammer, die von der Zentrumsmajorität beherrscht wird und obendrein in dieser Frage fast ganz einmütig dasteht, keinenfalls mehr auftreten, und die Regierung, die den Prinzregenten so schlecht beraten hat, muß sich auf allerschärfste Opposition gefaßt machen. Schlimmer und von geradezu grundsätzlicher politischer Bedeutung ist aber die Tatsache, daß es selbst im deutschen Süden, in Bayern, möglich war, auf dem Wege von Geheimerlassen jenen Duellunfug offiziell zu begünstigen und zu fördern, den Gesetz, Religion und Vernunft gleich streng verbieten, und dessen Bekämpfung der deutsche Reichstag wiederholt den Regierungen zur ernsten Pflicht gemacht hat. Hier steht man vor einer inneren Unwahrhaftigkeit in den höchsten Regierungsstellen, die auf unser gesamtes politisches Leben und unsere staatlichen Einrichtungen nicht ohne verderblichen Einfluß bleiben kann.

Der russischen Freiwilligen Flotte sind ihre an Seeräuberei grenzenden Anmaßlichkeiten gegenüber neutralen Post- und Handelsdampfern gar schnell abgewöhnt worden. Der sehr energische Protest der englischen Regierung, unterstützt von der einmütigen, drohenden Haltung der englischen Presse, hat in Petersburg viel eindringlicher und schneller als die freundschaftlichen Vorstellungen Deutschlands gewirkt. Die beschlagnahmten Schiffe sind freigegeben und eine angemessene Entschädigung für etwaige Verluste ist England wie Deutschland in Aussicht gestellt worden. Zwar ist die Richtigkeit der Nachricht noch umstritten, daß das russische Staatsministerium den Schiffen seiner Freiwilligen Flotte das Recht, neutrale Schiffe anzuhalten und eventuell mit Beschlag zu belegen, gänzlich entzogen habe; auch sind infolge der Schwierigkeiten, die einer telegraphischen Instruierung aller auf der Fahrt befindlichen russischen Kriegsschiffe naturgemäß entgegenstehn, noch nachträglich einzelne Uebergriffe vorgekommen; aber an der Tatsache des völligen Rückzugs der russischen Regierung in dieser Angelegenheit ändert das nichts. Nicht uninteressant war bei der Behandlung dieses Zwischenfalls in der deutschen Presse übrigens die Tatsache, daß etliche linksradikale Blätter ihre Abneigung gegen die Politik der „gepanzerten Faust" plötzlich vergaßen und energisch auf Repressalien drängten. Die gut sozialdemokratische „Schleswig-Holsteinische Volkszeitung" verstieg sich sogar zu der Forderung, daß die deutsche Flotte mit der englischen vereint eine großartige Flottendemonstration inszenieren möchte und gestand ein, „hier wäre ausnahmsweise Gelegenheit, unserer nutzlosen maristischen Milliardenvergeudung eine kleine nützliche Seite abzugewinnen". Solche gelegentlichen „kleinen" Zugeständnisse lassen nicht gerade auf tiefsitzende prinzipielle Gegnerschaft gegen die deutsche Rüstung zur See schließen. Vielleicht hat der Umstand, daß die „Schleswig-Holsteinische Volkszeitung" in Kiel erscheint, auf die bessere Einsicht fördernd eingewirkt?

Während der Konflikt zwischen Frankreich und dem Vatikan durch des Bischofs Lenordez' Romreise neu verschärft weiter besteht, hat Ministerpräsident Combes in Carcassonne, der südlichen Hochburg der radikal-sozialistischen Partei, vor 3000 Zuhörern eine Rede gehalten, die das antiklerikale Programm der französischen Regierung noch einmal mit aller Schärfe dargestellt und den letzten Zweifel an der engen Solidarität zwischen Regierung und seitheriger Parlamentsmehrheit beseitigt hat. Die Fragen der Einkommensteuerreform und der Altersversicherung der Arbeiter, die nächsten Herbst die kirchenpolitischen Dinge etwas in den Hintergrund schieben werden, sollen, so versicherte der französische Ministerpräsident, mit derselben Energie wie diese in Angriff genommen werden und dürften deshalb keinen Zwiespalt zwischen Regierung und bloc hervorrufen. Besonders auffällig war aber die lebhafte und stolze Hervorhebung der vorzüglichen auswärtigen Politik des gegenwärtigen Kabinetts. So hochgeachtet, wie jetzt, und so allgemein als Bundesgenosse begehrt habe das republikanische Frankreich noch nie dem Auslande gegenüber dagestanden. Mit diesem starken Lob des Ministers des Auswärtigen hat Combes wohl jenen Ausstreuungen entgegentreten wollen, die in letzter Zeit immer wieder von einem Antagonismus zwischen ihm und Delcassé wissen und daraus den baldigen Sturz des Kabinetts ableiten wollten. Die Rede des französischen Ministerpräsidenten und der lebhafte Beifall, den sie fand, beweisen zur Genüge, daß das Kabinett gegenwärtig gefestigter und zielbewußter denn je dasteht. Dieser Eindruck wird auch im Vatikan nicht unbeachtet bleiben.

Im russisch-japanischen Krieg hat neuerdings wieder die japanische Landarmee erhebliche Erfolge zu verzeichnen. Nach der blutigen zweitägigen Schlacht von Taschitschiao ist der Rückzug des Südkorps der russischen Mandschueeiarmee nach Mukden hin unaufhaltsam geworden und wird durch ununterbrochenes Nachdrängen der Japaner noch beschlennigt. Diese haben mit dem Sieg von Taschitschiao auch den freien Zugang zu der wichtigen Hafenstadt und Truppenlandungsstelle Niutschwang gewonnen, die von den Russen vor dem Einzug des Siegers bereits aufgegeben werden mußte. Der moralische Eindruck der Besetzung von Niutschwang auf die nahe an dee Grenze stehenden chinesischen Truppen wie vor allem auf die russischen Soldaten kann nur ein tiefgehender sein. Und da auch bereits zwischen Liaujang und Mukden, also im Rücken der zurückgedrängten Russen, japanische Truppen stehn, so scheinen neue russische Niederlagen unabwendbar zu sein. Von Port Arthur ist es ganz still geworden, ein Zeichen für die Wirksamkeit der japanischen Einschließung.

* * *

W. K. v. Plehwe.

Es ist ja nicht lange her, noch nicht ein Monat. Ein Vertretee des Pariser „Matin", der nämliche, der das Glück gehabt hat, den Herrn v. Plehwe bald nach seinem Amtsantritt über seine rosigen Hoffnungen auf die baldige Unterdrückung aller revolutionären Umtriebe in Rußland auszufragen und sie urbi et orbi zu verkünden, hat bei ihm von neuem angeklopft, jetzt, nach zwei Jahren, um seine Ansicht über die innerpolitischen Zustände Rußlands noch einmal zu hören. Und siehe da! Wider aller Erwartung war der unsäglich geplagte und der noch unsäglicher angefeindete Minister, der inzwischen allem Anschein nach recht viele böse Tage und böse Nächte durchgemacht hat, frohen Mutes und voller Zuversicht. Alles habe sich genau so abgewickelt, wie er erwartet hat. Die eevolutionäre Bewegung biete keine Gefahr mehr. Das Volk stehe zum Zaren und werde ihm immer treu bleiben. Ueberdies habe der japanische Krieg den Patriotismus nicht nur des einfachen Mannes sondern auch des nörgelnden Studenten und des unzufriedenen Arbeiters mächtig angeregt. Und noch mehr werde diesen Patriotismus der Sieg über die Japaner entfachen, der Sieg, der ja sicher nicht ausbleiben wird . . . Die Aussichten seien somit besser als je zuvor.

Also sprach Herr v. Plehwe Ende Juni. Und jetzt ist er schon tot, von der Sprengbombe eines russischen Revolutionärs auf offener Straße dahingerafft . . . Man denkt an seinen Kollegen und Kampfgenossen Bobrikoff, der kurz vor seinem Tode die Stimmung in Finland einem russischen Journalisten mit fast ganz denselben Worten schilderte, wie es Herr v. Plehwe tat. Beide lebten auf einem Vulkan, und beide gaben sich einem

Digitized by Google

seltsamen Optimismus hin, der ihnen wohlfeil über allerlei kleine Schwierigkeiten ihrer Stellung hinweghalf, der sie aber ebensowenig vor einem gewalttätigen Tode erretten konnte, wie er imstande war, die trostlose Wirklichkeit ihren Wünschen gemäß umzugestalten.

Dieser künstlich im geheimnisvollen Laboratorium des bureaukratischen Absolutismus großgezogene utopische Optimismus ist für Herrn Plehwe und seine Helfer und Helfershelfer überaus charakteristisch. Besonders, wenn man bedenkt, daß er zur Grundlage eines weitverzweigten und reich ausgestalteten Unterdrückungssystems diente. Brutale Unterdrückung und grobe Täuschung ergänzten bei Herrn Plehwe einander in verblüffender Weise; das waren die beiden Waffen, deren er sich bediente. Wozu? Zur Aufrechterhaltung der sogenannten Selbstherrschaft des Zaren, unter der er nichts anderes als die grenzenlose Erweiterung seines eigenen Machtbereiches verstand. Der Zar selbst war ihm faktisch nur ein williges Werkzeug zur Ausführung seiner Pläne, zur Verwirklichung seiner Intrigen. Sein Ministerium war für ihn der Inbegriff aller staatlichen Autorität. Selbst andere Ressorts waren für ihn bereits ein feindliches Territorium, das er auf jede mögliche Weise zu okkupieren suchte. Was sich nicht widerspruchslos seinem Willen fügte und ihm nicht unterstand, war ihm entweder verhaßt, oder, im besten Falle, völlig gleichgültig. Das Volk selbst existierte für ihn nur als Objekt für die Entfaltung seiner Machtfülle. Hörte das Volk auf, das zu sein, dann galt es, es dazu zu zwingen, es den schlimmsten Martern auszusetzen, es zu dezimieren. Opfer an Gut und Menschenleben hat er niemals geschont. Zahllose Hekatomben brachte er ohne Zögern auf dem Altar der politischen Unterdrückung. Sein Gewissen hat niemals vor dem Schatten des Todes Halt gemacht, sein Fuß hat niemals geschwankt, auch wenn sein Weg über blutige Leichen ging.

Nun ist er selbst seiner Politik zum Opfer gefallen. Niemanden kann das überraschen. Seit seinem Amtsantritt vor zwei Jahren als Nachfolger des ebenfalls ermordeten Ssipjagin war Herr v. Plehwe, der auch früher sich niemals einer, sei es noch so bescheidenen Beliebtheit erfreut hatte, zum bestgehaßten Menschen in ganz Rußland geworden. Nicht nur die von ihm Verfolgten haßten und verwünschten ihn, sondern auch seine Kollegen und seine Untergebenen. Die sozial-revolutionäre Partei, die den Terror zum Kampfmittel gegen die brutale Unterdrückungspolitik der Regierung gemacht hat, hat über ihn schon vor zwei Jahren ein Todesurteil verhängt. Und mit ihren Todesurteilen macht diese Partei keinen Spaß. Man mußte also auf Plehweattentate gefaßt sein. Im letzten Frühjahr wußten die russischen offiziösen Telegraphenagenten von einem entdeckten Komplott gegen das Leben des Herrn v. Plehwe zu berichten. Damals kam vorzeitig in einem großen Hotel auch eine Bombe zur Explosion, die allem Anschein nach eigentlich für Herrn v. Plehwe bestimmt war. Die Attentäter hatten kein Glück; aber daß sie sich dadurch abschrecken lassen würden, glaubte kein Mensch. Der Minister verkannte die Gefahr nicht, er ließ die Bewachung seiner Person verstärken, glaubte aber offenbar, nun sei er genügend geschützt. Aber auch darin erwies er sich als zu großer Optimist.

Mit seinen optimistischen Behauptungen, es sei jetzt in Rußland alles schön und gut und man dürfe kein weiteres Umsichgreifen der politischen Gärung erwarten, ist es selbstverständlich nichts. Noch nie war die Gärung im Zarenreiche so stark, die Unzufriedenheit so groß, wie gerade jetzt. Der Krieg hat eine ganz andere Wirkung ausgeübt, als sich Herr v. Plehwe versprach, und die erhofften Siege lassen so lange auf sich warten, daß selbst wirkliche Patrioten stutzig werden und den Gedanken nicht mehr abweisen können, daß in dem riesigen Regierungsapparat des russischen Reiches recht vieles faul sein muß. Nichtsdestoweniger verfolgte der verstorbene Herr v. Plehwe bis an sein Ende eine äußerst aggressive reaktionäre Politik. Er unternahm gerade in den letzten Monaten einen förmlichen Feldzug gegen die Selbstverwaltung, nicht etwa, um die Landschaften (Semstwos) aus der Welt zu schaffen, sondern um sie zu einem willigen Werkzeug der Reaktion zu machen, um sie zu desorganisieren, um sie einzuschüchtern und zu erniedrigen. Die Verfolgung war überhaupt sein Element. Darin war er in seiner Art groß und hatte, da er sich gerade dadurch besonders hervorgetan hatte, eine großartige Erfahrung. Diese Erfahrung konnte ihn jedoch nicht vor dem verhängnisvollen Irrtum bewahren, es sei möglich, durch Vergewaltigung und Verfolgung Herr einer großen elementaren politischen Bewegung zu werden. Er hat die Kraft dieser Bewegung unterschätzt. Es war jedoch unmöglich, ihn eines besseren zu belehren, solange er auf seinem Posten blieb. Denn solche Belehrung paßte ihm nicht, und was ihm nicht paßte, das würde niemals Eindruck auf ihn gemacht haben.

Darin bestand gerade die Tragik seiner Situation. Es war die Arbeit der Danaiden, die er tagaus tagein vollbrachte. Gefängnisse mit allerlei politisch verdächtigen Leuten zu füllen, die aber nicht alle wurden; die unzufriedenen Arbeiter erbarmungslos niederzuschießen, ohne daß die Unzufriedenheit dadurch abgenommen hätte; die hungernden, aufrührerischen Bauern zu prügeln, ohne von jemandem Dank dafür zu erhalten; die unglücklichen Juden in Kischinew und in Homel zu hetzen, ohne daß ihm dadurch gelungen wäre, irgend jemanden übers Ohr zu hauen und die Unzufriedenheit des Volkes auf Abwege zu bringen; eine dankbare und fruchtbare Tätigkeit war das wahrhaftig nicht. Noch nie ist ein Staatsmann, mit solchen Machtmitteln ausgerüstet wie Herr v. Plehwe, so unglücklich in seiner Politik gewesen, noch nie wurden so riesige Opfer wegen so winziger Erfolge gebracht. Darin war er ein typischer Vertreter des modernen, auf Lüge und Unterdrückung aufgebauten russischen Absolutismus, der nichts anderes anstrebt, als jede lebendige kulturelle Bewegung im Volke im Keime zu ersticken. Bei aller seiner Energie und routinierten Gewandtheit war er von vornherein zur Unfruchtbarkeit verurteilt, denn er diente einer morschen, verwitterten Idee oder genauer und zutreffender noch, er diente seinem Durst nach unbeschränkter Macht, seiner Eitelkeit, seinem bureaukratischen Ehrgeiz.

Von anderen Regierungsmaximen konnte bei ihm kaum die Rede sein.

N. Wolschski.

Der Königsberger Prozeß.

Der Königsberger Prozeß hat das Ergebnis nicht gezeitigt, das bei seiner Erhebung erhofft worden war. Alle Angeklagten sind von der Hauptanklage wegen Hochverrats und Majestätsbeleidigung gegen Rußland freigesprochen, einige auch von der Anklage wegen Geheimbündelei, die andern haben geringe Gefängnisstrafen bekommen. Die Berechtigung dieser Verurteilung ist zweifelhaft. Der Grund der Strafbarkeit der Geheimbündelei besteht in der Staatsgefährlichkeit geheimer, fester Organisationen, die als solche auf die öffentlichen Angelegenheiten einen Einfluß üben können. Der Beweis, daß die Verbreitung der russischen Schriften durch eine solche Organisation erfolgt sei, steht, soweit die Zeitungsberichte ein Urteil zulassen, auf recht schwachen Füßen, und

Digitized by Google

mit deutschen öffentlichen Angelegenheiten haben sich die Verbreiter überhaupt nicht befaßt. Zu diesen hätte ihr Vorgehen nur dann eine Beziehung, wenn dadurch die §§ 102 bis 103 des deutschen Strafgesetzbuchs verletzt wären. Das verneint aber das Gericht. Trotzdem mag es schwer sein, die Revision wegen der Verurteilung durchzusetzen, da diese auf der Würdigung der tatsächlichen Umstände beruht. In der Rechtsfrage, welche bei der Freisprechung in Betracht käme, ob nämlich eine erst nach Begehung der verfolgten Tat eingetretene Verbürgung der Gegenseitigkeit für die Anwendung der §§ 102 bis 103 genüge, wird schwerlich die bejahende Meinung der Staatsanwaltschaft vom Reichsgericht anerkannt werden.

Eine Wiederaufrollung des ganzen Verfahrens ist demnach nicht wahrscheinlich. Ein abschließendes Urteil über das Ergebnis des Prozesses ist also wohl zulässig.

Erfreulich ist das Ergebnis von Königsberg weder für unsere Justiz noch für unsere Politik. Ein Strafverfahren ist gegen Deutsche eingeleitet wegen Verbrechen, die gegen das Ausland begangen sein sollen. In solchem Ausnahmefalle wäre unter allen Umständen besondere Vorsicht seitens der Staatsanwaltschaft und des Gerichts nötig gewesen. In zwei Sitzungen des Reichstags und einer Sitzung des Preußischen Abgeordnetenhauses ist unter Beteiligung des Reichskanzlers und des Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes und der preußischen Minister des Innern und der Justiz über die Sache verhandelt worden, diese ersten Beamten des Reichs und des preußischen Staates haben selbst die Strafverfolgung befürwortet. Das Verfahren ist dann eingeleitet, die russische Regierung zur Stellung eines Strafantrages veranlaßt, ja die Hauptverhandlung fast beendet worden, ehe der entscheidende Punkt klargestellt wurde, ob nämlich von Rußland Gegenseitigkeit verbürgt sei oder nicht. Als dann endlich amtliche Erkundigungen eingezogen wurden, ergaben sie, daß keine Gegenseitigkeit von Rußland verbürgt und also das Verfahren in bezug auf Hochverrat und Majestätsbeleidigung zu Unrecht angestellt war. Freilich hat es zu einer Verurteilung eines Teiles der Angeklagten wegen Geheimbündelei eben noch gereicht. Aber hätte man nicht geglaubt, sie wegen der schweren Verbrechen des Hochverrats und der Majestätsbeleidigung zur Verantwortung ziehen zu können, so hätte man sie wahrscheinlich wegen der Geheimbündelei garnicht verfolgt.

Es ist für die preußische Justiz und darüber hinaus für die preußische und deutsche Regierung kein Ruhm, daß ein solches Versehen in einem Strafverfahren vorgekommen ist, das schon in seiner Einleitung so stark die allgemeine Aufmerksamkeit in Deutschland auf sich zog, und für welches ihre höchsten Instanzen die Verantwortung mit übernommen hatten. Und nichts lag näher gerade für diese Stellen, als daß *sie* sich bemühten festzustellen, ob die Voraussetzung der Strafbarkeit, das Vorhandensein der Gegenseitigkeitsverbürgung vorlag. Dort wußte man — oder mußte wissen, daß ein darauf bezüglicher Staatsvertrag mit Rußland nicht existierte. Es wäre also alle Veranlassung gewesen, die zweite Möglichkeit der Verbürgung, nämlich die durch Gesetz zu prüfen. Daß eine Erklärung des Botschafters die Gegenseitigkeit verbürge, darauf konnte wohl im Ernst kein deutsches Gericht eingehn. Dieselbe Anfrage, welche im letzten Stadium des Prozesses gestellt wurde, mußte in dessen Beginn erfolgen. Das ist nicht geschehen. Natürlich entlastet das nicht die zunächst verantwortlichen Justizbehörden; aber bei der großen Bedeutung, welche diese Strafsache hatte, hätte auch der preußische Justizminister dafür sorgen müssen, daß das Unerläßliche schleunigst geschah.

Es sollte gezeigt werden, daß man in Deutschland die anarchistischen Bestrebungen kräftig und wirksam verfolge; es sollte der Beweis geführt werden, daß die Sozialdemokratie den Anarchismus vertrete. Aber dieser Beweis ist nicht gelungen. Viele sozialdemokratische Schriften sind gefunden, einige, die die russischen Zustände außerordentlich scharf und in aufreizender Weise kritisierten. Indessen, soweit diese letzteren Schriften überhaupt mit Kenntnis ihres Inhaltes von den Angeklagten vertrieben waren, wurde dargetan, daß sie durch die in Rußland bestehenden politischen Verhältnisse, wenn auch nicht gerechtfertigt, so doch sehr erklärlich gemacht waren. Die Verfasser und mit ihnen die Verbreiter erschienen angesichts der Dinge, die sie bekämpften, fast im Lichte der Verteidiger der Rechte und des Wohlergehens des russischen Volkes. Daß diese russischen rechtlosen Zustände umfassend und in überzeugender Form geschildert sind, so wie sie wirklich sind — das ist das Hauptergebnis des Prozesses. Die Sozialdemokratie wird nicht verfehlen es als ihr Verdienst geltend zu machen. Wieder einmal eine Förderung durch die Mittel, mit welchen man die Sozialdemokratie bekämpfen zu können glaubte. Nicht bloß auf dem bevorstehenden Parteitage der Sozialdemokratie, auch im Reichstage wird der Prozeß eine Rolle spielen, und man darf sich darüber nicht täuschen, daß nichts die Anhängerschaft der Sozialdemokratie auch außerhalb der Arbeiterkreise so stark vermehrt, wie derartige Erfolge.

Erschütterung des Vertrauens auf die Justiz und auf die Einsicht der Regierung, Förderung der Sozialdemokratie, das ist das Ergebnis des Königsberger Prozesses für die innere Politik.

Und was ist der Erfolg für Rußland?

Rußland sollte ein Dienst dadurch erwiesen werden, daß es gegen Verbreitung aufrührerischer Schriften geschützt wurde. Das ist aber nicht erreicht worden. Dagegen ist die russische Regierung durch den Prozeß auf das äußerste diskreditiert worden vor aller Welt. Sie war in der Tat die Angeklagte in diesem Prozesse, der — wie öfter in den Verhandlungen gesagt wurde — zwar den Wissenden nichts Neues brachte, aber eine Zusammenstellung der einzelnen Mißstände, eine scharfe Beleuchtung der Regierungsweise und der vielen Rechtsbrüche und Grausamkeiten bot, wie sie in der breiten Oeffentlichkeit noch nicht existierte. Niemand verwahrte sie gegen die furchtbaren Anklagen, die Presse widersprach nicht. Der Richter, der das Urteil zu sprechen hat, die öffentliche Meinung Europas, wird also die Angeklagte verurteilen müssen.

Zu dem vielen Mißgeschick, das Rußland — allerdings durch eigene Schuld — in der letzten Zeit betroffen hat, kommt dieser Prozeß nicht als das geringste hinzu. Die Verhandlungen werden allenthalben die weiteste Verbreitung finden und den tiefsten Eindruck machen. Weit tieferen als irgend eine andere Schilderung. Die Form des Prozesses, die Anknüpfung der mitgeteilten Tatsachen an bestimmte Persönlichkeiten von Autorität, die mit ihrem vollen Gewichte dafür eintraten, wirken besonders drastisch. Für die weiteste Verbreitung wird die Sozialdemokratie sorgen. In Rußland wird die Wirkung eine ganz besonders starke sein, trotz aller Bemühungen werden die Schilderungen dort bekannt werden. Welchen günstigen Boden sie bei den fortwährenden Mißerfolgen des Krieges und der äußeren Politik finden werden, zeigen die in den verschiedensten Teilen des Reiches stattgehabten Attentate gegen die höchsten Beamten des Reiches, jetzt eben in Petersburg gegen den leitenden Minister Plehwe.

Für Deutschland aber wird das, was wir jetzt haben hören müssen und wahrscheinlich noch mehr hören werden, noch manche Erwägungen veranlassen. Für jetzt liegt uns indessen nur das nahe, was unmittelbar mit dem Prozeß zusammenhängt.

Es ist wohl anzunehmen, daß von *Ausweisungen* politisch verdächtiger russischer Untertanen nach Rußland nicht mehr die Rede sein wird, nachdem vor aller Welt klar gestellt ist, welcher Behandlung sie dort ausgesetzt sein können. Ueber *Auslieferung* russischer Untertanen werden unbedingt von Reichswegen Bestimmungen getroffen werden müssen. Verträge bestehen bis jetzt nur mit Preußen und Bayern; es ist sehr zweifelhaft, ob diese, die weit über das zulässige Maß hinausgehende Zugeständnisse machen, überhaupt gültig sind, denn sie betreffen Fremden- und Strafrecht, beides Materien, in welchen das Reich allein kompetent ist. Dieses ist jedenfalls berechtigt,

Digitized by Google

durch Reichsgesetz festzustellen, daß Auslieferungen nur auf Grund von Staatsverträgen erfolgen dürfen, welche vom Reiche geschlossen oder, wenn früher geschlossen, nachträglich genehmigt sind, und nur nach einer gerichtlichen Würdigung des Einzelfalles.

Dann muß Klarheit über die Anwendbarkeit der §§ 102 und 103 geschaffen werden.

Das Beste wäre, die beiden Paragraphen einfach zu beseitigen, ganz allgemein. Gerade der Königsberger Prozeß hat gezeigt, wie schwer die gerechte Würdigung von politischen gegen ein anderes Land begangenen Verbrechen ist. Sie ist nur möglich bei Kenntnis der dortigen politischen Zustände, und diese geht den angerufenen Gerichten ab. Eine Majestätsbeleidigung, ein Hochverrat in einem Lande, in welchem die Regierung die Volksrechte mit Füßen tritt, sind anders zu beurteilen, als in einem Lande mit geordneten gerechten Zuständen. Will man nicht so weit gehen, so muß man wenigstens dafür sorgen, daß eine wirkliche Verbürgung der Gegenseitigkeit stattfindet.

Die Meinungen darüber sind verschieden, ob nach den §§ 102/103 die Verbürgung durch Staatsvertrag, durch Gesetz des verbürgenden Landes oder gar nur durch eine Erklärung der Regierung stattfinden muß.

Die beiden letzten Formen sind aber überhaupt keine rechtlichen Verbürgungen. Dazu bedarf es doch einer Form, welche dem Staate, zu dessen Gunsten die Verbürgung erfolgen soll, ein Recht gibt. Gesetze und Regierungserklärungen sind einseitige Akte, welche jederzeit aufgehoben werden können, von deren Bestehen der andere Staat gar keine Kenntnis erhält, wenigstens nicht zu erhalten braucht; ebenso wenig von der Aufhebung. Die §§ 102 und 103 können die seltsamsten Ueberraschungen bereiten, die um so peinlicher sein können, als der Begriff der befreundeten Staaten sehr weit ausdehnbar ist und auch solche umfaßt, mit welchen Deutschland nicht geneigt sein kann, Gegenseitigkeit zu üben. Es läge aber ganz in der Hand anderer Staaten, uns zur Gegenseitigkeit zu zwingen, indem sie diese ihrerseits durch Gesetz oder Regierungserklärung anordnen. Dadurch wird der schlechthin unmögliche Zustand herbeigeführt, daß darüber, ob die durch die Gegenseitigkeit betroffene Handlung strafbar sei, das Gesetz eines fremden Landes entscheidet, das noch nicht einmal in unserem Lande bekannt ist, das unsere Staatsbürger oft garnicht kennen können, weil es in unverständlicher Sprache geschrieben und in Deutschland garnicht zu haben ist. So hätte doch der Fall gelegen, wenn das Gericht in Königsberg in letzter Stunde ein russisches Gesetz entdeckt hätte, welches die Gegenseitigkeit aussprach, und wenn es dies Gesetz als genügende Verbürgung betrachtet hätte.

Und wenn es sich nun gar um Länder handelt, in welchen autokratische Willkür jeden Augenblick ein Gesetz ändern kann! Unter den „befreundeten" Ländern gibt es deren noch andere außer Rußland!

Nur ein Staatsvertrag kann, so weit es in solchen Verhältnissen überhaupt möglich ist, außer der Sicherheit der Dauer und der richtigen Würdigung der Frage, ob und wie mit dem betreffenden Staate Gegenseitigkeit einzurichten ist, die unerläßliche Bedingung erfüllen, daß unsere Angehörigen das Gesetz kennen können, dem sie unterworfen sein sollen. Denn die §§ 102 und 103 erhalten ihren Inhalt erst durch die Bestimmungen über die Gegenseitigkeit. Diese müssen mit dem Staatsvertrage, der der Beratung und Beschlußfassung des Reichstages unterliegt, publiziert werden, ebenso wie jede auf gleichem Wege herbeizuführende Aenderung. Dabei wird an erster Stelle berücksichtigt werden müssen, daß von Gegenseitigkeit im Strafverfahren überhaupt nur zwischen Staaten die Rede sein kann, die auf gleicher Stufe der Gesittung stehen. Andernfalls wird der zivilisierte Staat nur zum Büttel für den barbarischen.

Dies sind Fragen, welche, ohne an dem System des Strafrechts zu rühren, geordnet werden können, aber auch geordnet werden müssen, wenn ähnliche Vorkommnisse wie im Königsberger Prozeß vermieden werden sollen. Geschieht es, so hat dieser wenigstens noch eine nützliche Nebenwirkung.

R. Schrader.

Die Kartellfrage auf dem XXVII. deutschen Juristentag.

Auf der Tagesordnung des XXVII. deutschen Juristentages, welcher im September dieses Jahres zu Innsbruck stattfindet, steht wieder — wie vor zwei Jahren — als Beratungsgegenstand die Frage: „Welche Maßnahmen empfehlen sich für die rechtliche Behandlung der Ringe und Kartelle?"

Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus, und so sind in der jüngsten Zeit zwei Arbeiten von Juristen über die Kartellfrage erschienen: Vossen „Kartelle, Trusts, Ringe und der deutsche Juristentag und der deutsche Kaufmannsstand" (Hannover, Helwing) und Rundstein „Das Recht der Kartelle" (Berlin, Decker); außerdem noch drei Gutachten von Rechtsanwalt Dr. Scharlach, Oberlandesgerichtsrat Schneider und Landgerichtsrat a. D. Dove in Verhandlungen des XXVII. deutschen Juristentages I. II. (Berlin, Kommissionsverlag Guttentag).

Weitaus die bedeutendste unter diesen Arbeiten ist diejenige des Landesgerichtsrats a. D. Dove, Syndikus der Berliner Handelskammer.

Dove leugnet nicht, daß eine mißbräuchliche Betätigung der Kartelle „wohl möglich und tatsächlich oft vorgekommen ist". Gleichwohl spricht er sich gegen neue rechtliche Maßregeln aus, da bei der elastischen Formulierung unserer Gesetze genügend Rechtsbehelfe hiergegen gegeben seien. Ob allerdings die Voraussetzungen für die richtige Anwendung derselben vorliegen, erscheine zweifelhaft. Dies sei aber eine allgemeine Frage des gerichtlichen Verfahrens, der richterlichen Vorbildung und der Justizverwaltung.

Wirtschaftspolitische Maßregeln — auf dem Gebiete des Zoll- und Steuerwesens — will Dove von Fall zu Fall zur Anwendung gebracht wissen.

Darin stimme ich mit Dove überein: es erscheint zweifellos, daß das Kartellproblem durch rechtliche Maßregeln allein nicht gelöst werden kann; aber umgekehrt erscheinen doch auch nur wirtschaftspolitische Maßnahmen nicht ausreichend, und es ist fraglich, ob die geltenden Rechtsregeln gegenüber den Mißständen des Kartellwesens den nötigen Schutz gewähren: manche Maßnahmen der Kartelle lassen sich nicht unter das geltende Recht subsumieren, so insbesondere manche Boykotterklärungen, bei denen durch den „Zwang" der vom Kartell Abhängige gefügig gemacht werden soll und — regelmäßig — gemacht wird. Andere Maßregeln fallen zwar unter einzelne gesetzliche Bestimmungen, in praxi erweisen diese sich aber oft wertlos. Ein Beispiel: Der mit Boykott bedrohte Konsument hat ein Anfechtungsrecht nach § 123 B. G.-B. Was hat dies aber für einen praktischen Wert, wenn das „drohende" Kartell ein faktisches Monopol für die Waren hat, die der Konsument braucht! —

Gegen eine Ausführung Doves möchte ich mich noch besonders wenden: Dove scheint es als ein besonderes Verdienst der Kartellierung anzusehen, daß die schwachen, nicht lebensfähigen Betriebe „gehalten" werden. Aber ebenso wenig wie es meines Erachtens richtig ist, daß starke „Outsider" künstlich geschwächt werden, kann es als erfreulich bezeichnet werden, daß schwache Kartellteilnehmer künstlich gestärkt werden. Das Roheisensyndikat könnte ein Lied davon singen, welche Folge

Digitized by Google

die Aufnahme schwacher, an und für sich nicht lebensfähiger Betriebe gehabt hat.

Nun ist ja nicht zu bestreiten, daß die freie Konkurrenz die Auffaugung der kleinen Unternehmungen durch große zur Folge haben kann. Aber — ganz abgesehen davon, daß dies das „kleinere Uebel" wäre — hindert auch die Kartellierung solche Fusionen nicht, wie die Vorgänge im Ruhrkohlenrevier gezeigt haben. Gerade die Kartellierung kann auch die Stärkung eines Unternehmers auf Kosten der übrigen Kartellteilnehmer zur Folge haben, wie der Ankauf des Ehrenfelder Walzwerks durch die Gewerkschaft Deutscher Kaiser beweist. —

Was die Forderung Doves nach Verbesserung der juristischen Vorbildung betrifft, so erscheint dieselbe begründet:

Vossen blieb die Entdeckung vorbehalten, „daß die Oesterreicher keinen Anspruch erheben können, von ihrem grundverschiedenen Gesichtspunkt aus ein maßgebendes Urteil zu fällen für die zukünftige Gestaltung der betreffenden Verhältnisse in Deutschland". Er will deshalb den Oesterreichern nur eine „beratende Stimme" auf dem Juristentage zugestehen.

Der „grundverschiedene Gesichtspunkt" ergibt sich nach Vossen daraus, daß „in Oesterreich ein generelles Kartellverbot besteht". Es scheint ihm die Begründung des österreichischen Kartellgesetzentwurfs, die regelmäßig in praxi eine Rechtsdurchsetzung für erreichbar erklärt, nicht gegenwärtig gewesen zu sein; er scheint die reiche und belehrende österreichische Kartelliteratur nicht zu würdigen; er scheint nicht daran gedacht zu haben, wie sehr in Oesterreich das Kartellwesen „in Blüte steht" und daß sogar enge Beziehungen zwischen dem deutschen und dem österreichischen Kartellwesen bestehen, daß Kartellvereinbarungen zwischen den kartellierten Röhrenwerken Deutschlands und Oesterreichs getroffen sind und daß das Hunyakartell — beispielsweise — vorbildlich für Deutschland wirkt (Schuhmarkt XIII. S. 13).

Unrichtig ist es auch, wenn Vossen als Abhilfemittel gegen die Gefahren der Zechenstillegung Anwendung des Berggesetzes und Selbsthilfe der Arbeiter empfiehlt; ersteres ist wegen der langen Fristen bis zur Entziehung des Bergwerkseigentums praktisch unbrauchbar, letzteres hätte nur Sinn, wenn er Koalitionsfreiheit verlangte. Wenn Vossen weiter in dem Stahlwerksverband ein Gegengewicht gegen den Stahltrust erblickt, so dürfte dies auch mit den tatsächlichen Verhältnissen nicht übereinstimmen; davon war bisher noch nichts zu merken, andere Ergebnisse als der Halbzeugverband hat der Stahlwerksverband bisher nicht gezeitigt.

Ein Grundfehler ist es endlich, wenn Vossen von amerikanischen Trustverhältnissen auf deutsche Kartellverhältnisse exemplifiziert:

Bezüglich des letzteren Punktes finden wir in dem Gutachten Scharlachs einen beachtenswerten Gedanken: Die amerikanische Trustfrage ist eine politische Frage und deshalb kann sie m. E. zur Beurteilung unserer deutschen Verhältnisse nicht herangezogen werden.

Scharlach spricht sich gegen eine rechtliche Regelung des Kartellwesens für Deutschland „überhaupt, jedenfalls aber zurzeit" aus.

Eine kurze Zwischenbemerkung: Bei Auswahl der Gutachter scheint der Ausschuß des Juristentages die Beantwortung der Frage in negativem Sinne erstrebt zu haben, denn der Standpunkt Scharlachs und Schneiders war bekannt, und es muß mindestens auffallend erscheinen, daß man von drei Gutachten zwei von bekannten „Kartellfreunden" erstatten ließ.

Für die Betrachtungsweise Scharlachs ist charakteristisch der Satz, daß die Leiter der Kartelle „höhere sittliche und kaufmännische Eigenschaften haben müssen und haben". Seinen Standpunkt gegen rechtliche Maßnahmen gegenüber den Kartellen glaubt Scharlach nicht besser begründen zu können als durch den Hinweis auf das, was in dieser Beziehung bisher fruchtlos versucht worden sei.

In der geschichtlichen Uebersicht vermisse ich nun zunächst den Nachweis, daß die Maßnahmen in früheren Rechten „fruchtlos" gewesen. Aber selbst wenn dieser Nachweis erbracht würde, so würde doch damit nur bewiesen, daß die bisherigen Maßnahmen nicht die richtigen gewesen, keineswegs wäre damit aber die Erfolglosigkeit gesetzlicher Maßnahmen überhaupt dargetan.

Die weitere Ausführung Scharlachs, man dürfe die Produzentenvereinigungen nicht mehr binden, als dies in anderen Ländern geschehe, erscheint nicht stichhaltig.

Die Konsumenten haben — mindestens — den gleichen Anspruch auf Berücksichtigung wie die Produzenten. Vom Scharlachschen Standpunkte aus wären sie aber diesen rettungslos in die Hände gegeben, das Kartell „legibus solutus", solange nicht das Ausland etwas gegen die Mißstände des Kartellwesens unternähme.

Rücksichtnahme auf die Verhältnisse im Ausland ist — in manchen Fällen „leider" — überdies in Deutschland kein legislatorisches Prinzip.

Auch will gar kein vernünftiger Mensch die Freiheit der wirtschaftlichen und technischen Entfaltung der Kartelle aufheben, nur die notwendigen Schranken sollen dieser gesetzt werden, und daß die in dieser Richtung gemachten Vorschläge weiter gehen, behauptet Scharlach, aber er beweist es nicht.

Wenn Scharlach sich weiter gegen die Behauptung wendet, die Ueberkapitalisierung bei Gründung großer Trustgesellschaften spreche gegen das Kartellprinzip, so kämpft er gegen Windmühlen. Diese Behauptung ist als wesentliches Argument für rechtliche Maßnahmen gegen Kartelle nirgends aufgestellt.

Anders die zweite Behauptung: die Verbraucher würden vergewaltigt und dadurch die Gemeinschaft geschädigt. Das behaupte ich selbst. Ich glaube es auch in meiner Broschüre „Zur Kartellfrage" bewiesen zu haben, und nicht nur um „Ausnahmefälle" handelt es sich.

Ich verweise in dieser Beziehung des weiteren auf die Eingabe des Vorsitzenden des deutschen Handelstages an den preußischen Minister für Handel und Gewerbe über das Vorgehen des Verkaufssyndikats der Kaliwerke (Handel und Gewerbe XI. S. 501), auf die zahlreichen in der „Kartellrundschau" abgedruckten Aeußerungen der deutschen Handelskammern, auf die Beschwerden der Reedereien und kleineren Kohlenhändler über das Kohlenkontor und Kohlensyndikat, auf die Mitteilungen Goldsteins in dieser Zeitschrift S. 501, auf die Denkschrift der Großherzoglichen Handelskammer zu Offenbach und die Erklärung des Regierungsrats Glatzel über das Vorgehen des Kohlensyndikats gegen das Eisenwerk Kraft.

Nicht etwa nur um den Handel und zwar den „tatsächlich vielfach überwuchernden Zwischenhandel", den Herr Oberlandesgerichtsrat Schneider in seinem Gutachten im Gegensatz zum „größeren ehrsamen Handel" stellen will (S. 18) handelt es sich: Händler, Konsumenten und die — in allen Gutachten als quantité négligeable behandelten — Arbeiter werden durch Kartelle geschädigt, und dagegen muß „von Rechtswegen" etwas geschehen.

Ebensowenig wie zum Erlaß eines Gesetzes gegen den unlauteren Wettbewerb der Nachweis gefordert werden kann und worden ist, daß alle Kaufleute unlauteren Wettbewerb treiben, kann für die Schaffung von Bestimmungen gegen Auswüchse des Kartellwesens das Erfordernis bestehen, daß alle Kartelle die gleichen Mißstände im Gefolge haben.

Schneider, der sich zu Anfang seines Gutachtens als Feind von „Begriffen" bekennt, stellt Kartelle und Genossenschaften auf dieselbe Stufe. Die Unrichtigkeit dieser Ansicht wird auf dem Juristentage klarzulegen sein, aber von seinem Standpunkte aus sollte Schneider nicht vergessen, daß wir ein Reichsgesetz betr. die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften besitzen. Die Konsequenz, daß demgemäß ein Kartellgesetz geschaffen werden

Digitized by Google

müßte, zieht Schneider aber nicht. Er will keine Maßnahmen gegen Kartelle, den Mißbrauch der Kapitalmacht will er bekämpfen. Wie der Hydra beizukommen, bleibt aber sein Geheimnis, da er sich darüber nicht äußert.

Die Klagen der Landwirtschaft bei der Kohlenenquete kehren in dem Referate kurz wieder; doch scheint vom Standpunkt der landwirtschaftlichen Betriebsinteressen — und hauptsächlich von diesem Standpunkte aus behandelt Schneider die Frage in seinem mit großem Fleiß und Sachkenntnis verfaßten Referate, — die Kartellbewegung „tolerari posse".

Zum Schluß sei noch kurz die in Kohlers „Berliner Juristischen Beiträgen" erschienene Schrift Rundsteins über das Recht der Kartelle erwähnt. Rundsteins in der Literatur bereits öfters zum Ausdruck gebrachten Vorschläge werden auf dem Juristentage zu prüfen sein.

Keinesfalls erscheint es richtig, die Frage rechtlicher Regelung der Kartelle damit abzutun, daß man — auf die Vorzüge der Kartelle hinweist oder die Verhältnisse als „nicht genügend geklärt" bezeichnet. Man sollte nichts warten, bis „das Kind in den Brunnen gefallen ist". Schon liegt genügendes Material vor; etwas muß geschehen.

Von einem gelegentlichen Eingreifen des Staates ist — im Gegensatz zu Amerika — bei uns nichts zu erhoffen; das zeigte sich bei den Zechenstillegungen und beim Kalisyndikat.

Man zögert doch sonst bei uns — nicht stets am richtigen Platze — nicht mit Gesetzentwürfen und Gesetzen. Hic Rhodus, hic salta!

Es ist eine Pflicht des Juristentages, die Mißstände im Kartellwesen eingehend zu prüfen, ehe er sich gegen eine gesetzliche Regelung ausspricht.

Die erforderlichen Maßregeln liegen meines Erachtens in erster Linie auf dem Gebiete des Zivilrechts, das eines Ausbaus im Hinblick auf die Kartelle bedarf. Vor allem scheint die Einführung des Kontrahierungszwanges für Kartelle in der Richtung geboten, daß sie genötigt sind — ähnlich wie Eisenbahn und Post — zu Normativbestimmungen abzuschließen. In dieser Hinsicht und bezüglich weiterer spezieller Vorschläge sei auf Kleins vortreffliche Ausführungen auf dem letzten Juristentag und meine Kartellbroschüren verwiesen.

Frankfurt a./M. Karl Hirsch.

Die Fortschritte der Orthopädie.

Die Orthopädie von heute ist eine ganz andere als die vor zwanzig und dreißig Jahren. Damals beschränkte sie sich auf Massage, Gymnastik, Bandagen und Mechanotherapie. Die orthopädischen Anstalten aus jener Zeit, deren es noch manche gibt, schauen wie altehrwürdige Rüstkammern aus mit ihren Folterwerkzeugen und komplizierten Apparaten. Noch glauben viele, daß darin sich die Orthopädie erschöpfe. Der Orthopäd galt auch in der öffentlichen Meinung bis vor kurzem nicht viel mehr als der Bandagist auch. Das ist anders geworden. Die Orthopädie hat unendlich gelernt, der alte Streit, der einst zwischen Nur-Gymnastik und Nur-Mechanotherapie ausgefochten wurde, ist verklungen und beiden ist ihr wohlberechtigter Platz eingeräumt worden. Aber eben in diesen mechanischen Methoden erschöpfte sich die Orthopädie nicht. Sie griff zur Operation, wo die Bandagen nur dürftigster Notbehelf waren. Noch blieb sie im Rahmen der Chirurgie, deren Kind sie ist. Geerbt hatte sie von all den alten Meistern der Heilkunst, von Hippokrates an durch die Jahrhunderte. Manche Methode, die jene schon übten, gilt heute noch im Prinzip. Aber erst im 19. Jahrhundert, dem Jahrhundert der Erfindungen und der Technik, sollte sie ihren großen Aufschwung erleben.

Es war ein Moment größter Bedeutung für die chirurgische Orthopädie, als in den dreißiger Jahren der geniale hannöversche Chirurg Strohmeyer die Sehnendurchschneidung neu entdeckte. Schon bald 200 Jahre vorher war sie ausgeübt, aber wieder vergessen worden; ein Schicksal, das in der Geschichte der Heilkunst auch anderen nicht erspart blieb. Die herrschende Aerztezunft ließ in ihrem Unverstand diese segensreiche Operation als gefährliche Neuerung verbieten, sie besaß ja damals großen Einfluß, und der Geschichtskundige weiß, was die Leibchirurgen der Könige einst vermochten. So erklärte man ja auch den genialen Arzt Harvey, den Entdecker des Blutkreislaufs, für verrückt. Um wieviel weiter wären wir vielleicht ohne solche Hemmnisse! Strohmeyer erkannte mit seinem scharfen Blick den Wert der Tenotomie und setzte sie durch. So war die Heilung selbst der schwersten Klumpfüße ermöglicht; all den ungezählten Menschen, die mit diesem Uebel auf die Welt kamen, konnte nun Hilfe gebracht werden. Man weiß, was der Diplomat Talleyrand und Lord Byron durch ihre Klumpfüße seelisch und körperlich ausgestanden haben. Kaum hat Strohmeyer seine Tenotomie in die Oeffentlichkeit gebracht, da hört es der berühmte Chirurg Dieffenbach und führt, selbst noch zweifelnd, dem Meister einen Klumpfußpatienten zu, den später so bekannten englischen Arzt Little. Der wird glücklich von seinem Uebel befreit und wird in England der Apostel für die Tenotomie. Heute ist die Orthopädie, nicht zum geringsten durch das Verdienst des Wiener Lorenz, so weit, daß auch der schwerste Klumpfuß dem „modellierenden Redressement" weichen muß.

Aus der Reihe der angeborenen Krankheiten ist es dann die ziemlich häufige angeborene Hüftverrenkung, deren Behandlung die Orthopädie in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts mit so glänzendem in die Augen springenden Erfolg gefördert hat. Früher mußten die Aermsten kläglich durchs Leben hinken, oft durch Schmerzen gepeinigt und unfähig zu gehen. Man wußte kein Mittel ihnen zu helfen. Die Grundsätze einer wirklichen erfolgreichen Behandlung kamen von dem Italiener Paci, aber erst Lorenz gelang es, die von ihm noch weiter ausgebildete unblutige Einrenkungsmethode zur allgemeinen Geltung zu bringen. Heute wissen auch die Laien zum großen Teil von den Einzelheiten der Behandlung, von den Gipsverbänden, die viele Monate liegen bleiben, und auch von den Erfolgen der Operation. Heute sind wir soweit, daß auch der Arzt draußen auf dem Lande wissen muß, daß er rechtzeitig seine kleinen Patienten zur Einrenkung zu schicken hat. Sonst kann nicht wieder gut zu Machendes versäumt werden, denn der Einrenkung sind gewisse Altersgrenzen gesetzt. Natürlich ist die Methode noch mehr vervollkommnet worden, durch die Arbeiten Hoffes und Langes besonders; auch die Dauerresultate werden immer bessere.

Den größten Triumph aber hat die moderne Orthopädie gefeiert mit der Heilung der Lähmungen durch die neue Operation der Sehnenverpflanzungen. In des Grazer Chirurgen Nikoladoni Kopf entstand der geniale Gedanke, gelähmte Muskeln durch noch gesunde zu ersetzen. Er nähte gesunde Muskeln an gelähmte an und suchte ihnen dadurch wieder Kraft zuzuführen und die normale Funktion des Gliedes wiederherzustellen. Aber in vielen Fällen erwies sich diese Methode als unzulänglich. Bald waren die Muskeln zu kurz, wenn man sie von etwas weiter herholen mußte zum Ersatz der kranken, bald sah man auch, daß diese gelähmten Muskeln nicht genügenden Halt boten für die an sie angenähten gesunden Muskeln und wie durch solche Dehnung wertvolle Kraft verloren ging. Da führte Lange-München eine neue Methode aus, die beiden Mängeln gerecht wurde und dieß ganze Operation erst auf eine sichere Basis stellte. Einmal verlängerte er die gesunden Muskeln durch angenähte Seidenstränge und dann vernähte er diese nicht an dieß gelähmten

Digitized by Google

Muskeln, sondern an die Knochenhaut. Dadurch gewann er an dem festen Gewebe der Knochenhaut und des Knorpels einen kräftigen Halt, der nicht nachgab. Und nun geschah das Merkwürdige, diese Seidenstränge von kaum Stricknadeldicke heilten ein und wurden nicht ausgestoßen, wie andere Fremdkörper. Ja sie wurden von wirklichem Sehnengewebe schlauchförmig überzogen und erreichten im Laufe der Zeit durch diese Umwachsung fast Bleistiftdicke. Vor allem brachten sie dem Gelähmten Kraft in das Glied und beseitigten die durch die Lähmung entstandenen Verunstaltungen wie Klumpfuß, Spitzfuß, Knieverkrümmungen usw. Die Menschen konnten nun mit ganzer Sohle auftreten und konnten die früher schlaff am Körper herabhängenden atrophischen Beine bewegen und als Stütze beim Gehen und Stehen brauchen, ohne die früher unentbehrlichen Apparate und Maschinen. Viele hatten früher überhaupt nicht gehen können, sondern krochen kläglich am Boden oder schleppten sich mühsam mit zwei Krücken fort. Die alle konnten jetzt auf ihren eigenen Beinen ohne Krücken stehen und bekamen die Hände frei zum Arbeiten.

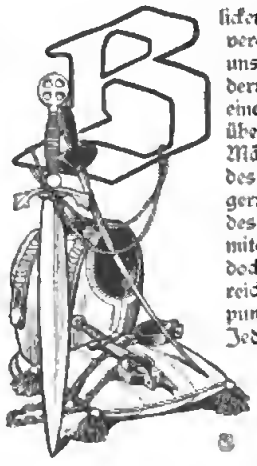
Und was für ein Reiz liegt darin, in ein totes Glied Leben bringen und die Natur derart meistern können, daß sie alle Bahnen, die man ihr mit den seidenen Strängen vorschreibt, willig gehen muß!

Das erreicht heute die moderne Orthopädie mit einer Fülle komplizierter, genial ersonnener Methoden. Aber noch mehr. Ich will hier nicht reden von all den Apparaten und Maschinen, die in den allerschwersten Fällen sich nötig machen — in diesem Zusammenhang müßte ich Hessing and seine Schienenhülsenapparate anerkennend erwähnen —, auch von den anderen Operationen zur Wiederherstellung normaler Formen, von Osteotomie und Osteoklasie, vom unblutigen Redressement der Gelenkversteifungen, von der gymnastischen und Apparatbehandlung der Wirbelsäulenverbiegungen soll nichts weiter gesagt werden, obwohl auch dabei schöne Erfolge erzielt werden. Dieses ist da schon erreicht, manches ist noch im Werden. Nur von einem Krankheisgebiet soll noch kurz berichtet werden, von den tuberkulösen Gelenkentzündungen und ihren Folgen: Versteifung der Gelenke und Verkürzung der Gliedmaßen. Auch gegenüber dieser häufigen und für die Aermsten recht folgenschweren Erkrankung hat die Orthopädie wirksame Mittel gefunden. Sie griff nicht zu den oft allzu häufigen Operationen der damaligen radikalen Chirurgie, zu Resektion und Amputation; ihr Bestreben war: erhalten, was möglich ist. Die Hessingschen Apparate und die Gehverbände, die das entzündete Gelenk ruhig stellen und entlasten, leisten hier in Verbindung mit Hebung des Allgemeinbefindens durch gute Luft und reichliche Ernährung Vorzügliches. Ungezählten Menschen konnten auf diese Art ihre Glieder erhalten werden, und zwar gebrauchsfähig erhalten werden, die früher dem Messer verfielen; ein Fortschritt von hoher sozialer Bedeutung. Früher kamen solche Kinder in die Krüppelanstalten und blieben zeitlebens Krüppel. Das kann jetzt verhütet werden.

Ueberhaupt gehört eine Reform des ganzen Krüppelwesens mit zu den wichtigsten Aufgaben der neuen Orthopädie. Zurzeit geschieht nur allzuwenig für diese Gebrechlichen, und dann meist zu spät. Und welch schweres Elend ist vorhanden! Das zeigt der jetzt erschienene Bericht der Münchener Krüppelanstalt. Aus diesem geht hervor, daß nach Erhebungen in Mittelfranken auf 1000 Einwohner sieben schwere Krüppel kommen. Das auf München übertragen, gibt etwa 3500 Krüppel und für Bayern 42000. Aber sollten diese Zahlen auch nur einen annähernden Umriß geben, soviel ist sicher, daß hier ein furchtbarer Notstand besteht. Hier muß Abhilfe geschaffen werden. In ganz Bayern ist nur eine staatliche Krüppelanstalt vorhanden, die bloß 80 Krüppelkindern Aufnahme gewähren kann, Hunderte von Gesuchen müssen alljährlich abgewiesen werden. Hier muß etwas Großzügiges ins Werk gesetzt werden. Tausende können vor dem schweren Krüppeltum bewahrt bleiben, wenn nur rechtzeitig etwas für sie geschieht. Dann werden sie dem Leben als brauchbare, arbeitsfähige Menschen wiedergegeben. Dann brauchen diese, von der Natur so schnöde behandelten, alle, die, um „dies schöne Ebenmaß verkürzt" sind, die „entstellten und verwahrlosten", von denen Shakespeare spricht, nicht mehr dem Hohn einer gefühlsrohen Menge ausgesetzt zu sein und brauchen nicht mehr ihr Gebrechen an den öffentlichen Plätzen zur Schau zu stellen, um ein Almosen zu erlangen.

München. Georg Hohmann.

Barbarenkultur.



Blicken wir auf die Entwicklung der Kultur vergangener Zeiten zurück, so beschleicht uns neben dem Gefühl hoher Bewunderung für das Geleistete jeweils auch eine Empfindung starken Unbehagens über so manche inzwischen ausgeglichene Mängel, so manche schmerzlichen Lücken des Kulturbewußtseins jener Zeiten. So gern wir in das begeisterte Lob etwa des Griechentums oder der Renaissance miteinstimmen, so unmöglich scheint es doch, hier einen kaum je wieder zu erreichenden, nie zu übertreffenden Höhepunkt geistiger Leistung zu erblicken. Jede historische Periode hat für uns nicht nur die unvermeidlichen Schatten ihres Lichtglanzes, sondern auch große, schwarze Flecken, die man sich wohl hinwegdenken könnte, ohne daß ihre kulturellen Errungenschaften unmöglich würden. Diese Flecken und Mängel sind meist ethischer Art: ich denke z. B. an die Sklavenbehandlung in Griechenland, den Nationalstolz und die Heidenverachtung der Hebräer, die Hexenprozesse des Mittelalters, die Grausamkeit der Renaissancemenschen und ähnliches mehr. Ist man in bestimmten Kreisen geneigt, unsere gegenwärtige Kultur mit dem Hellenismus oder dem Quattrocento verglichen, geringer zu werten, so pflegen andere Gruppen mit Entschiedenheit auf die barbarische Seite jener alten Kulturen hinzuweisen, die der unsrigen fehle, woraus sich naturgemäß für die Gegenwart auf alle Fälle eine Ueberlegenheit der Kultur im Gesamtüberschlag auch dann herausstellt, wenn vielleicht in künstlerischer Beziehung ein leichter Rückschritt zu konstatieren ist.

In dieser Wertung ist offenbar der Gedanke mitausgesprochen, daß auch künftige Zeiten an unserem Kulturleben jene barbarischen Züge nicht zu entdecken imstande sein werden, die wir an der Vergangenheit mühelos herausfinden. Es ist ohne weiteres klar, daß eine Epoche ihre eigene Kultur nicht selbst als barbarisch empfinden kann, daß erst die Nachwelt über sie zu jener ruhigen Beurteilung gelangt, die über dem Licht die Schatten, über den Schatten das Licht nicht vergißt. Aber man kann sich wohl eine Kultur denken, die dunkel den über sie hinausgehenden Fortschritt ahnt und ebendamit an ihrem gegenwärtigen Bestande Mängel und Mißbräuche entdeckt. Wie wäre es, wenn wir einmal versuchten, an unserer Kultur des zwanzigsten Jahrhunderts die „barbarischen" Momente herauszuheben, die unsere Enkel als minderwertig und verächtlich empfinden werden? Der subjektive Charakter einer solchen Untersuchung, die beinahe einer Prophezeiung gleichkommt, ist wohl unvermeidlich; gleichwohl spricht sich in den individuellen Wünschen nach einer höheren Kultur oft eine überraschende

Digitized by Google

Gemeinsamkeit aus, und schließlich sind ja nur die Besserungsversuche der Erwägung wert, die schon von einer stärkeren Minorität vorgeschlagen werden.

I.

Eine Enquete in dem eben angedeuteten Sinne würde zweifellos als den schwersten Mißstand unserer „hochentwickelten" Kultur den Militarismus erwähnen; und doch läßt sich voraussehen, daß vor diesem großen Uebel viele kleinere durch gemeinsamen Entschluß vertilgt werden. Ueber das schwierige Problem ist schon so viel Ausgezeichnetes, Ergreifendes, Ueberflüssiges und Einfältiges geschrieben worden, daß an dieser Stelle eine Andeutung völlig genügt. Der augenblickliche Stand der Frage scheint der zu sein, daß die ethischen Argumente zugunsten des Krieges schon allein durch die völlige Umgestaltung der Kriegführung täglich an Boden verlieren. Von Tapferkeit, persönlicher Initiative, Heldenmut und ähnlichen schönen Dingen kann da nicht mehr die Rede sein, wo bei großen Entfernungen die Wirkung der neuesten Geschosse auf Menschenmassen und Terraineigentümlichkeiten erprobt wird, wo mathematische Berechnungen und diplomatische Schnüffelei an Stelle der kühnen Einfälle getreten sind. Man begünstigt nicht ein gewaltiges Uebel, um einen kleinen Gewinn herauszuschlagen; was aber tun die Lobredner des modernen Krieges anderes?

Nur verhehle man sich nicht, daß die Kriegsaussichten und -anlässe in den letzten Jahrzehnten eher zahlreicher als seltener geworden sind. Gewiß, die persönlichen und nationalen Ehrenhändel der großen Herren werden heutzutage weniger häufig mit dem Aufgebot mehrerer Armeekorps ausgefochten; aber neue Streitobjekte sind an ihre Stelle getreten. Der Erwerb von Kolonien schließt nicht nur die Notwendigkeit der Erhaltung militärischer Kontingente in sich, ihre Verwaltung und mehr noch ihre Vergrößerung wird zu einer unerschöpflichen Quelle schwerer Konflikte. Dazu kommt die täglich wachsende Bedeutung der handelspolitischen Fragen, die an Stelle der ehrenrechtlichen getreten sind. Die neuen Schutzzolltarife bedeuten ethisch einen Rückschritt auf dem Wege der Völkerverbrüderung, sie isolieren die Nationen von neuem und geben dem Widerstreit der Interessen eine solche Schärfe, daß blutige Konflikte immer noch an der Tagesordnung sind. Fraglos ist der Krieg unpopulär geworden, und es bedarf heute schon eines starken Anstoßes, um ihn zwei Gegnern als notwendig erscheinen zu lassen; aber um wie vieles unpopulärer wäre er noch, wenn ein freier Austausch der Produkte zwischen den Nachbarvölkern bestände, wenn eine völlige Interessengemeinschaft hergestellt wäre!

Die Nachwelt wird zur Not noch Recht und Pflicht unserer Kolonialkriege begreifen, obwohl hier oft mit frevelhaftem Leichtsinn der Streit vom Zaun gebrochen und fern von der heimatlichen Kontrolle gedanken- und rücksichtslos edles Blut vergossen wird; sie wird es aber schwerlich verstehen, daß im zwanzigsten Jahrhundert die europäischen Nachbarvölker untereinander nur im bewaffneten Frieden zu leben vermochten. Wie zwei Raubtiere, die, zum Sprunge bereit, glühenden Blicks die Haltung des Feindes verfolgen, damit nur ja beim Angriff jeder mögliche Vorteil im voraus wahrgenommen werde, so stehen sich heute die „vereinigten Staaten von Europa" gegenüber, und dieser Zustand wird mit dem Friedensnamen geschmückt! Und warum bewacht und befestigt man die Grenzen, warum versucht man alljährlich an allen Orten die Mobilisation, warum spielt man drei Wochen von zweiundfünfzig Krieg „mit möglichster Annäherung an die tatsächlichen Verhältnisse"? Weil den Beziehungen der Regierungen und Diplomaten untereinander jede Aufrichtigkeit verloren gegangen ist, weil man sich gegenseitig zu betrügen versucht und es den Indianerhäuptlingen unserer Jugendschriftsteller nach besten Kräften gleichzutun bestrebt ist. Das ist der Kulturfortschritt von langen Jahrhunderten!

Niemand sollte verkennen, daß von einem solchen immerhin in bescheidenem Maße die Rede sein kann. Der Friedensgedanke gewinnt an Boden, und die Haager Konferenz war keine Posse, sondern ein wertvoller, durch seine heuchlerische Zaghaftigkeit wie durch seinen ehrlichen Widerspruch immerhin belustigender Versuch. Freilich, zu einer allgemeinen europäischen Abrüstung durch gemeinsame Verständigung wird es nie kommen. Erst wenn ein einzelnes Volk den Mut hat, das erste zu sein, wird man über die innerste Ueberzeugung der andern ins klare kommen. Manche werden seinem Beispiel sofort folgen; andere werden sich die freiwillige Schwäche des Gegners frech zunutze machen, dabei aber eine solche moralische Niederlage erleben, daß der Versuch keine Nachahmer mehr findet. Damit wäre dann wenigstens die Barbarei eines europäischen Krieges aus der Welt geschafft.

II.

Eins müßte allerdings diesem Schritt vorangehen: erst wenn dem Kriegshandwerk der falsche Heiligenschein des Heldentums genommen ist, erst wenn man in jeder Einzel- wie in jeder Massentötung nichts anderes mehr sieht als eine häßliche Metzgerei gemeinster Art, werden die Beteiligten der öffentlichen Meinung nicht mehr ins Gesicht zu schlagen wagen. Aber wie kann es dazu kommen, wenn heute der Zweikampf noch in Ehren steht? Vom Vielkampf zum Einzelkampf, vom Krieg zum Duell ist nur ein Schritt: Eines kann nicht ohne das andere, eines muß mit dem anderen verschwinden. — Die Bewegung gegen das Duell ist entschieden weiter vorgeschritten als die gegen den Krieg; schon aus dem einfachen Grunde, weil die gegenwärtige Generation die Schrecken des Krieges nicht kennt, das Duell aber täglich erlebt. Der Krieg hat seine Gesetze, das Duell nur seine Bestimmungen; der Krieg ist offen, das Duell heimlich; der Krieg betrifft die Gesamtheit, das Duell ist nur in bestimmten Kreisen möglich. Der Krieg ist unter gewissen Bedingungen noch erlaubt und notwendig, das Duell ist nach dem Moralkodex gewisser sozialer Gruppen zwar oft geboten, öffentlich aber immer strafbar.

Wir Kinder des zwanzigsten Jahrhunderts müssen in festen Grenzen die Notwendigkeit eines Krieges unter Umständen noch zugeben, die des Duells aber wird nur von einer Minorität schwach verteidigt, die den Stempel geistiger Ueberlegenheit kaum an der Stirn trägt. Wir andern finden das Duell kurz gesagt einfältig, wenn nicht verrückt. Der Gedanke, daß ein Unbekannter mir plötzlich meine sogenannte Ehre abspricht oder die seine als durch mich verletzt bezeichnet und nun von mir für dieses zweifelhafte Abstraktum die Gefährdung meines Lebens verlangt, ist so sinnlos und kindisch, daß man weiter kein Wort zu verlieren hat. Schreiber dieses hat sich als Student ehrliche Mühe gegeben, „kontrahiert" zu werden, um dann auf seine Weigerung hin den Genuß einer Ehrloserklärung bis auf die Neige zu kosten — es ist ihm leider nie gelungen! Bei keinem Uebelstande unserer Kultur haben wir selbst so stark das Gefühl des Barbarischen, als bei der Duellfrage; es gehört wenig Phantasie zu der Voraussicht des Urteils, das eine klügere Nachwelt in diesem Punkte über uns fällen wird.

Das Duell ist in der Regel nur noch bei gewissen sozialen Gruppen und Ständen gebräuchlich: Offiziere, Studenten, Beamte, Adlige. „Satisfaktionsfähig" sind dabei nur Leute gleichen Standes, also eine Minorität hochgestellter Individuen. Die Institution des Zweikampfes ruht somit auf einer Wertung der Berufe und Gesellschaftsklassen, die wiederum aufs höchste anfechtbar und vom Standpunkt der fortschreitenden Kultur unbedingt verwerflich ist. Wenn wir Berufe überhaupt werten wollen — was bei der Notwendigkeit eines jeden ein etwas mißliches Beginnen ist, — so kann es nur so geschehen, daß man nach der intensivsten und individuellsten Beteiligung geistiger Werte die Abstufung vornimmt. Wer also in seinem Beru

Digitized by Google

geistig am stärksten beteiligt, am wenigsten ersetzbar ist und am meisten neues schafft, der nimmt den obersten Rang ein.

Was nach der Wertung der Berufe, die der Stände betrifft, so vollzieht sich hier eine nicht minder bedeutsame Umwälzung. Es wird uns mehr und mehr unmöglich, die Angehörigen eines Standes nur als solche, nicht als Individuen zu werten. Wir fragen heute zunächst nach dem, was der einzelne aus sich gemacht hat und interessieren uns kaum noch für das, was etwa seine Vorfahren ihm vererbten. Wir werten mit anderen Worten nach dem Verdienst des einzelnen, und nicht nach den Zufälligkeiten ererbter Güter und Titel. Der Solidaritätsgedanke hat in unserem Empfinden insofern eine Auflösung erfahren, als wir das Individuum nicht mehr um seiner Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kaste willen sondern nur nach seinem persönlichen Verhalten verachten oder schätzen. Nicht als ob wir dieses Ziel schon erreicht hätten; aber alles deutet darauf hin, daß wir ihm entgegengehen. Kommt es dazu, so wird die Entwicklung der Folgezeit nach zwei Seiten hin Wandel schaffen: sie wird dem Adel eine geringere, dem Judentum eine bedeutendere Rolle in dem Schauspiel der Weltentwicklung zuerkennen. Die öffentliche Meinung stellt heute noch jenen über, dieses unter das gesellschaftliche Niveau des Durchschnitts. Der Adlige kann sich viel erlauben, ohne damit seinem Prestige zu schaden; der Jude kann großes leisten, ohne darum dem Durchschnitt auch nur gleichgestellt zu werden. Lange war man gewohnt, dort nur Licht, hier nur Schatten zu sehen. Nach und nach brach sich die Auffassung Bahn, daß der Adel durch seine geringe geistige Bedeutung und sein anmaßendes Auftreten den Vorsprung verscherzt habe, den er dem außerordentlichen Verhalten seiner Ahnen verdankte; man machte sich ferner klar, daß das Judentum glänzende Eigenschaften entwickele, die sein oft wenig loyales Verhalten in der Vergangenheit wettmachten. So sind wir endlich bald so weit, daß wir den Adligen wie den Juden von der Gruppe, der er angehört, in unserer Wertschätzung trennen und die Empfindung für seine Herkunft ganz verlieren. Die Erfahrung lehrt, daß jene Länder, die in dieser Ausgleichung am weitesten voran sind, auch in andern großen Fragen an der Spitze der Kultur marschieren. Die Folgerungen, die sich aus diesen Prämissen für die geschichtliche Wertung der dem Adel verwandten Gruppen, den Fürsten nach oben, den „guten Familien" nach unten hin ergeben, sind einleuchtend. Künftig wird man einen Menschen weder nach seiner Rasse und seinem Namen noch überhaupt nach seiner unfreiwilligen Zugehörigkeit zu irgend einer Kaste sondern einzig und allein nach seiner Begabung, seinem Charakter, seinem Wissen und Fleiß fragen.

III.

Einem andern Problemenkomplex gegenüber wird, wie es scheint, unser „Kinderland" eine nicht minder verschiedene Stellung einnehmen: ich denke an die Verbrecher-, Irren- und Nervenfrage. — In der Identifikation von Verbrechen und Krankheit sind einige moderne Kriminalisten sehr weit gegangen; andere verhalten sich der neuen Lösung gegenüber völlig ablehnend. Es geht eben doch nicht an, jeden Dieb oder Mörder ohne weiteres als einen armen Patienten zu behandeln, dem man liebenswürdige Schonung und möglichsten Komfort entgegenzubringen hätte. Andererseits weist eine große Anzahl von Verbrechen eine solche raffinierte Grausamkeit auf und der sie begehende Verbrecher eilt, ohne Hoffnung auf Gewinn, so sicher seinem Verderben in die Arme, daß der pathologische Charakter der Tat, besonders in Wiederholungsfällen, in die Augen springt. Solche Leute mit einem großen Aufgebot juristischen Apparats nach langen Debatten zu schweren Strafen zu verurteilen ist, gelinde gesagt, eine Torheit. Da es aber Pflicht ist, sie unschädlich zu machen, bleibt uns nur übrig, sie mit den heute schon auf Geistesstörung behandelten Patienten in einer ihrem Range und ihren Verhältnissen entsprechenden Weise auf ihre eigenen und, wo nötig, auf Staatskosten zu verpflegen.

Die Sache hat nur den einen Nachteil, daß unsere Irrenanstalten dann im öffentlichen Bewußtsein noch mehr in Verruf kommen werden. Es ist unglaublich, wie barbarisch wir in diesem Punkte heute noch empfinden. Die Mehrheit kann sich zu einer Assimilation geistiger Krankheiten mit den physischen durchaus nicht entschließen. Von der mittelalterlichen Auffassung des Irreseins als einer göttlichen Strafe und einem entwürdigenden Schicksalsschlag kommen wir nicht los. Man verheimlicht geistige Krankheiten, wie man ein Verbrechen verheimlicht, und man verkehrt mit geheilten Geisteskranken nur ängstlich und verlegen.

Beurteilt man so die doch zweifellos auf physischen Abnormitäten beruhenden geistigen Störungen als sittlich belastende Vergehen, für die der Patient gewissermaßen verantwortlich ist, so kann man sich auf der andern Seite nicht entschließen, nervöse Zustände mit dem nötigen Ernst zu behandeln. Daran sind zum Teil gesunde Menschen, besonders Frauen schuld, die sich, um interessant zu werden, für nervös ausgeben. So hat man sich gewöhnt, in der Nervosität ein schmerzloses, kleines Uebel zu sehen, das nicht tragisch zu nehmen sei: selbstgeschaffene oder selbsterdichtete Leiden, die man nach Belieben beseitigen oder verlängern kann. Wer kennt nicht das skeptische Lächeln, das auf die Klage des nervösen Menschen schelmisch erwidert: „Sie sehen ja so gut aus!" Und wieviele, die schwer und unverschuldet unter ihren Nerven leiden, beneiden die bleichen und mageren Gestalten, denen das Mitleid des lieben Nächsten unerbeten zuströmt und die doch so kerngesund und zählebig sind! Mit einem Wort: wir vermögen geistige und nervöse Erkrankungen in ihrer Verwandtschaft mit physischen Leiden noch nicht in ihrer Natürlichkeit zu erfassen, sind aber ebenso unfähig, sie in ihrem Keim zu erkennen und mit Rücksicht auf ihre schweren Folgen zu behandeln. Wir täuschen uns in den Symptomen und arbeiten nach rein äußerlichen Gesichtspunkten mit längst veralteten Maßstäben.

IV.

Vielleicht erwartet man unter den „barbarischen" Seiten unserer Kultur auch unsere Stellung zum Alkohol aufgeführt zu finden. Wenigstens werden die Mäßigkeitsapostel nicht müde, unsern hohen Alkoholverbrauch eine Schmach des Jahrhunderts zu nennen. Solche Uebertreibung schadet ihrer Sache mehr, als sie nützen kann. Klar ist jedenfalls, daß die alkoholischen Getränke als Stärkungsmittel bestenfalls von geringer Bedeutung sind; daß die ihnen zu verdankende künstliche Anregung von Erschlaffung gefolgt ist, daß unmäßiger Genuß unabsehbare Folgen nach sich zieht und selbst mäßiger Gebrauch bei einzelnen Individuen organische Störungen hervorruft. Die Alkoholgegner sollten dagegen nicht vergessen, daß die Trunksucht der Arbeiterklasse oft genug nur eine „Hungersucht" ist; daß dies Verlangen nach gegorenen Getränken dem ungestillten Nahrungsbedürfnis entspringt, dessen Qual durch die billigeren Spirituosen vermindert wird. Der Arbeiter trinkt, um sein physisches und moralisches Elend zu vergessen; mit der Alkoholentziehung allein ist es darum wahrhaftig nicht getan: man muß dem seines Betäubungsmittels Beraubten besseres bieten. Nicht die Trunksucht der unteren Zehntausend ist ein Schandfleck unserer Kultur — mit der Hebung der sozialen Lebenslage bessert sie sich wohl von selbst — aber die Völlerei der oberen Zehntausend, die zur Gewohnheit, ja zur Standespflicht erhobene Unmäßigkeit in akademischen und militärischen Kreisen, die Versumpfung unserer Junggesellen und Familienväter am Stammtisch, die Alkoholisierung gesunder Organismen auf Kosten einer bedauernswerten Nachkommenschaft.

So schließt sich von selbst an die hygienische die sexuelle Frage; von den barbarischen Trinksitten kommen wir zu den noch barbarischeren Geschlechtsgebräuchen. Mit welcher Verachtung werden nicht unsere Kindeskinder von der Ehe des

neunzehnten Jahrhunderts reden! Unwissende Mädchen, willenlos verkauft, reine Kinderseelen verschachert, „standesgemäße" Ehen zwischen zwei Individuen, die nie einen Funken Liebe für einander verspürten; verpönte Mesallianzen zwischen zwei liebenden Herzen, die zu einander gehören: das sind einige Silhouetten unserer Ehepraxis. Gott sei Dank, es regt sich zum Besseren. Die Braut erlaubt sich über den Bräutigam ihre Meinung zu äußern. Standesvorurteile fallen, und man beginnt, offener über Dinge zu reden, die das in die Ehe tretende Mädchen wissen muß. Wie viel ist hier noch zu tun! Schwere Probleme harren der Lösung; die Majorität ist von ihrem Ernst noch nicht einmal ergriffen. Aber wir sehen doch die Unhaltbarkeit unserer bisherigen Praxis ein, wir fühlen uns erbärmlich mit unsern Rücksichten und Vorsichten, der Weg zur Besserung ist beschritten — ach, daß wir ihn schneller und sicherer gingen!

Noch viel ließe sich über die Reformbedürftigkeit unserer Kultur sagen, noch manche Punkte wären namhaft zu machen, bei denen die Menschen einer reiferen Zukunft kopfschüttelnd stehen bleiben werden. Nur an zwei kleine Aeußerlichkeiten sei noch erinnert: der Frauenschmuck und der Parfumkultus. Man verfolge die Geschichte beider, und man wird sehen, wie von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ihre Bedeutung abnimmt. Viel Schmuck und viel Parfum gilt jetzt schon als unfein. Mühelos ist die Zeit vorauszusehen, die diesen beiden orientalischen Sitten das letzte Daseinsrecht absprechen wird.

Ein Ueberblick über die großen und kleinen Uebelstände unserer Kultur ist lehrreich. Er zeigt, wie viel noch zu tun ist, damit wir aus dem von uns selbst als solches empfundenen Barbarentum herauskommen. Er zeigt aber auch, daß es wirklich aufwärts und vorwärts geht, was doch schließlich die Hauptsache ist.

Tour-de-Peilz. Eduard Platzhoff-Lejeune.

Frauenmacht.

Zur selben Zeit, da die Frauen daran sind, durch Programme und Kongresse, durch Taten und Träume, Reden und Bilden ihre Kraft zu erweisen, ihre Macht zu befestigen neben dem Manne, hat der Dichter Geyerstam ein Buch*) geschrieben, das die Macht der Frauen über den Mann zum Grundton hat. Ein Buch, das nichts ist als das stille Ausbluten eines Männerherzens. Wie er das Buch gelesen haben will, sagt der Verfasser mit bittender Geberde am Schluß, da er den Erzähler seiner Erzählung schweigen läßt nach der langen, erschütternden Beichte, die er einem Fremden geschenkt hat.

Und nun sitzt der Erzähler da in einer fast ein wenig bewußten vornehmen Ruhe, die dem Zuhörer die Lust und die Fähigkeit nimmt, ihm den Dank auszusprechen, der ihm auf den Lippen schwebt, den Dank für die Ehre, die der Beichtende ihm erwiesen. „So", sagte ich mir selbst, „ist der Dichter," fährt Geyerstam dann, persönlich werdend, fort. „Die Menschen lesen sein Werk und wundern sich zuweilen darüber, daß er sich selbst so ganz ohne Vorbehalt gegeben hat. Sie können ja nicht wissen, daß er an dieser äußersten Aufrichtigkeit, die in seinem Innern brennt, so lange getragen hat, daß, wenn er endlich seinem Innern Luft macht, es mit seinem Willen oder gegen ihn geschieht, mit der Gewalt einer Naturmacht, die nichts hindern kann."

*) Frauenmacht. Roman von Gustaf af Geyerstam. S. Fischer, Berlin 1904.

Und dann spricht er voll Bitterkeit von den Bücherschreibern, die nichts durchlebt haben und den großen Leidenschaften gegenüber sich so vornehm gebärden, indem sie die banale Alltäglichkeit zum Verbündeten nehmen und sagen: „Wie kann man sein eigenes Leben preisgeben." Aber dann, sagt Geyerstam, wenn diese Vorwürfe gegen ihn erhoben werden, hat die Leidenschaft den Einsamen, der nicht schweigen konnte, schon verlassen, und, so dankbar er ist für die Sympathien derer, die ihn verstehen, so furchtsam ist er doch bei dem Gedanken, daß seine besten Absichten mißdeutet, sein Ich Verständnislosen preisgegeben werden könnte. Und darum eben sitzt dann der Dichter mit der angenommenen Maske der Kühle vor dem Hörer seiner Beichte, um ihn zu hindern, sich ihm mit dem geringsten Worte zu nähern. Ihm, der ihm vor kurzen so ganz nahe war.

Die Geschichte, die uns Geyerstam diesmal erzählt, ist seltsam verschachtelt. Mit der sachten Weitschweifigkeit aller Skandinavier berichtet er breit und tief ein Stückchen Ich, läßt dann eine Betrachtung fallen, endlich die künftige Hauptperson auftauchen, und dies in einer Technik, die uns wunderlich gehackt erscheinen will. So schildert er den Helden im Anfang impressionistisch: „Er schien zwischen fünfzig und sechzig zu sein" usw. und fährt dann souverän fort: „Schon sein Aeußeres verriet den feinen Herrn, bei dem ein gewisses Selbstbewußtsein mitunter die Ursache ist, daß er das Korrekte scheut." So geht es weiter. In einer Gesellschaft trifft der erzählende Ich den eben beschriebenen Hugo Brenner wieder und durchbricht beständig die Augenblickserzählung mit Biographien der Anwesenden, mit psychologischen Enthüllungen, wie sie nur der aus der Ferne und unantastbaren Allwissenheit heraus berichtende Epiker anwenden darf, niemals der Ich-Erzähler. Man wird in der Tat ein wenig verstimmt. Dann aber kommt eine Schilderung, ein Porträt etwa, und man ist gefesselt, einverstanden geworden mit den gewundensten Wegen, die man geführt werden soll, seien sie selbst langweilige.

Uebrigens läßt Geyerstam, in einem großen geredeten Essay über Dilettantismus des Lebens beim Künstler seinen Helden aussprechen, daß diese „Halbmenschen", die die Worte Form, Technik, Stil so leichtsinnig auf der Zunge tragen, das Ehrfurchtsgefühl vor dem Leben getötet hätten, und sie seien es, die an dem vorübergingen, was am tiefsten liegt.

Damit diese Philippika nicht auch auf mich zutreffe, möchte ich endlich nun vom Eigentlichen sprechen in diesem Roman, von der resignierten weisen Schönheit, die über ihm liegt, vom leisen Rauschen ferner Schicksalswellen, die dem stillen Träumer am Lebensstrande ihr Geben und Nehmen ans Ufer tragen und vom Ufer hinweg, wo der Träumer steht und über sich selber nachzudenken scheint.

Hugo Brenner, dessen Geschichte wir endlich auf der 58. Seiten des Buches anfangen, erzählt, daß er als Doktor der Philosophie ins Ausland reiste, in der Hoffnung, mehr Unternehmungslust und Energie zu gewinnen, daß er aber mit zweiunddreißig Jahren noch ebenso unversorgt und ungeschickt, sich zu versorgen war, wie als junger Student. In diesem lässigen Zustand begegnet er eines Nachts einem jungen Mädchen, das er von zwei Betrunkenen befreit und mit sich nach Hause nimmt. Ein Liebesverhältnis entsteht, das der Liebhaber ernsthaft und tief zu nehmen bemüht ist und zu einer Ehe macht, als ein Kind erwartet wird. Die kleine Signe hält mit beiden Händen fest, was sich ihr bietet und ahnt nicht, daß in der ersten Nacht in ihrem neuen Heim Hugo Brenner wach sitzt und reuevoll an ein Mädchen denkt, das treulich auf seine Heimkehr warten wollte; ein Mädchen mit großer Lebensneugier, das reich und schön und voll seelischer Vornehmheit war. Damals schon weiß er es, daß, anstatt des Glückes, er die große Leere erwählt hat für die Zukunft. Hätte er damals ein Wort gesprochen zu dem Mädchen. — Ja, hätte er! Aber seine unentschlossene Gemütsart hinderte ihn daran, sie an sich

Digitized by Google

zu binden, die sozial über ihm stand in jenem Augenblick. Das alles denkt er an seinem armen Hochzeitsabend, während seine hübsche, dumme, kleine Frau schläft.

Aber diese Frau wird mit der Zeit zur häßlichen Megäre, die durch Kleinlichkeit und Liederlichkeit sein Leben vergällt und die sinnliche Macht, die sie über ihren Mann hat, benutzt, um ihn zu demütigen, zu mißhandeln.

Anfangs baut er sich eine Theorie auf über sein Leben, wie es nun eben geworden ist. Was gilt ihm alle Feinheit und Bildung, sagt er sich, zwei einfache, gesunde Menschen, die die Forderung der Natur erfüllen und Kinder zeugen, das ist das Ideal der Menschheit. Aber diese Illusion hält nicht vor bei Hugo Brenner. Eines Tages sieht auch er, was alle andern längst sahen, daß seine Frau ein geringes, unbeeinflußbar unedles Geschöpf ist, eines späteren Tages, daß sie ihn betrügt. Sein erster Instinkt ist, sein Kind zu retten. Gretchen ist damals etwa elf Jahre alt, aber sie hat die Seele einer liebenden Frau in sich. Sie ahnt alle Schmerzen ihres leidenschaftlich vergötterten Vaters.

Die Gestalt dieses Kindes ist wieder von jener schweigsamen Schönheit und zarten Sicherheit, die uns Geyerstams Menschen so unvergeßbar machen. Unbewußt wissend und voll zartesten Verständnisses behütet das kleine Ding den Vater, so gut sie kann und schmiedet so eine unlösbare, unzerreißliche Kette für den willenskranken Mann, der sein Leben an das ihre bindet. In dieser Zeit taucht die Geliebte seiner Jugend wieder auf. Sie ist verheiratet, und mit ihrem hellen, gesegneten Lächeln läßt sie den armen Wiedergefundenen auf ihren Knien weinen. Ihr Mann tritt herein, sie winkt ihm und er faßt den unbekannten Freund seiner Frau an den Schultern und tröstet ihn. So beginnt zwischen den Dreien ein seltsam heiliges und doch alltäglich geformtes Verhältnis, das im Buche anfangs wie ein Fragezeichen wirkt, dann sich zum eigentlichen Inhalt wandelt. Denn die Menschen wissen nicht, was sie mit diesem Dreiblatt beginnen sollen. Sie wissen, daß der Ehemann, Bankdirektor Bohrn, seiner Frau nicht durchaus ehetreu ist, und man ahnt, daß sie es weiß; trotzdem beargwohnt niemand eigentlich die Frau, sich mit Hugo Brenner zu rächen, solch eine staubfreie Atmosphäre schwebt um die Beiden her.

Und nun tritt das Kind mit seiner Macht dazwischen und legt dem Vater eine ungeheure Resignation auf. Denn Gretchen ist eifersüchtig auf Frau Bohrn, eifersüchtiger, als der Bankdirektor es ist und es zu sein braucht. Ihm, dem Ehegatten, raubt der Freund keines seiner Rechte; die Seelenfreundin aber, die den Vater mit ihrer Kraft zu trösten sucht, ihn zu erheitern versteht, sie beraubt das kleine, liebebedürftige Mädchen, das ihre Mission darin findet, den Vater glücklich zu machen.

Leidenschaftlich liebend wie eine Frau, bedürftig der Wachsamkeit wie ein Kind, und wie eine Kranke, die sie allmählich wird, hängt sich das zarte Wesen als eine Last, die er täglich wieder aufnimmt, an den Nacken des Mannes, der doch selber noch jung ist und noch Teil haben will an dem reinen Tranke, nach dem er dürstend seine Hand ausstreckte, als er ins Leben hineintrat.

Und er selber liebt sein kleines Mädchen, das sich in der Sorge und in der Erregung um den Vater verzehrt und ihm tränenvoll zuflüstert, wenn sie ihn mit Frau Elise aufleben sieht: „Warum kannst Du nicht vergnügt sein, wenn wir allein sind?"

Elise und Hugo sagen sich, daß sie sich lieben, aber auch jetzt steigen sie nicht in die Niederungen des Betruges hinab. „Ist es nicht schön, trotz alledem nichts verbergen zu müssen?" sagt Elise.

So hat der Mann, der das Weib, das er besaß, niemals liebte, einer Frau von Liebe gesprochen, die er niemals besitzen sollte, und zu Hause wartet auf ihn sein Kind, das er liebt und das ihn liebt, das sich für ihn opfert und er für sie.

Eine Figur voll überlegenen Humors ist der Bankdirektor, der seine Frau vergöttert, aber trotzdem, durch die Gewahrheiten seiner Jugend verunruhigt, hier und da auf Abwegen wandert. Als er jung war, sog er die Meinung ein, es sei unmöglich für einen Mann, ohne Frau zu leben, ebenso wie für einen Fisch ohne Wasser. „Wenn meine Jungens aufwachsen," sagt er, „will ich sie Selbstbeherrschung lehren, und ich werde mich keinen Augenblick besinnen, mich als warnendes Beispiel hinzustellen." Dann, auf einen Einwand des Freundes, schlägt seine Stimmung um, zu einem lachenden: „Gott mag wissen, was man eigentlich seinen Jungens sagen soll," und es liegt dabei etwas vom klugen Humor des Weltmanns in seinem Blick, als fände er sich selber und die ganze Welt diesem ironischen Gesetze des Fleisches unterworfen, das so viele Farcen und Tragödien schafft.

Elise tritt zu Freund und Gotten. „Er hat mit Dir gesprochen," sagt sie zu Brenner, „zu mir tut er es niemals. Er weiß nicht, wie gut ich ihn verstehen würde — Jetzt!"

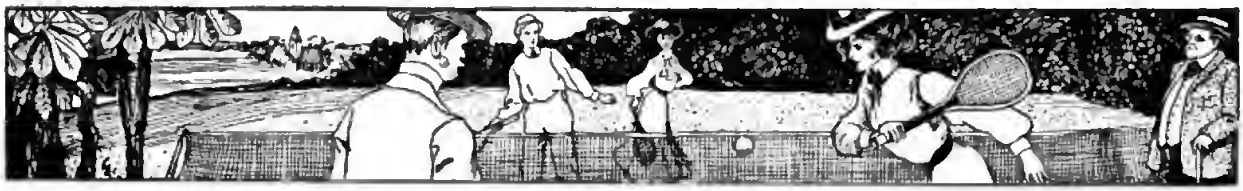
Aus dieser Welt kommt Hugo Brenner heim und findet sein Kind in Erinnerungen kramen wie ein leidgeprüftes Weib, Geschenke vom Vater. „Ich habe hier gesessen und an Dich gedacht," sagt sie, und er macht sich Vorwürfe darüber, wie schlecht er sein Versprechen erfüllt, ihr Ersatz dafür zu bieten, daß er ihr ein Weib zur Mutter gegeben hat, die sie beide vergessen mußten. Und während sein Gewissen zu ihm redet, hat er doch die Empfindung, daß das Leben von ihm größere Opfer verlange, als von andern.

In den Ferien geht er aufs Land mit seiner kleinen Tochter, die er krank, vielleicht sterbend weiß. Das Kind besiegt den Rest von des Vaters Natur, die verlangt für sich selber zu leben, sie zieht ihn unmerklich in einen Zauberkreis von Zärtlichkeiten hinein, den er nicht mehr zu durchbrechen vermag und als nun noch die Sorge um ihre Gesundheit dazukommt, erfüllt dieses kleine Mädchen die Mannesseele so ganz, daß kein Platz mehr bleibt für irgend andere Gefühle. Dann kommt der Tod und nimmt Gretchen hinweg. Und dieser Tod wirkt mehr als Aufhören auf den Trauernden. Mit dem tiefen gesunden Mystizismus Geyerstamscher Gedanken werden wir uns bewußt, daß der Tod ein Samenberger ist. „Mein kleines Mädchen hat nur ihr Kleider gewechselt," sagt der Dichter. „Auch ich habe andere Kleider angezogen, weil ihre Güte mich dazu zwang." Weder Menschen noch Verhältnisse vermögen ihm nun noch etwas anzuhaben. Stolz, Begierden, Hoffnung, Streben — alles hat die Kleider gewechselt.

Und dann geht er zu Elisen. Er sieht seiner Freundin und ihrem Mann gerade ins Gesicht und spricht von seiner großen Liebe zu Elisen. Er sagt ihnen alles, was die Menschen glauben, daß ein Freund dem andern nicht sagen könne. „Ich erinnere mich nicht an alles, was er antwortete, aber ich erinnere mich, daß Elise darauf seine Hand faßte, sie küßte und ihm in die Augen sah." — — — — — Und so saßen sie zusammen und sprachen „wie Kinder, die nicht wissen, was gut und was böse ist", und unter der reinen, läuternden Macht dieser dritten Frau, die sein Leben beherrscht, meint der sich Erhebende einen Schimmer vom Paradiese zu gewahren.

So schildert Gustav af Geyerstam die Macht der Frau über den Mann, nicht neben dem Manne.

Anselm Heine.



Gerettet.

(Schluß.)

Es ist noch leer auf dem Perron, ein einsamer Schaffner wandert auf und ab, Gepäckkarren fahren vorbei. Sie fragt noch einmal zum Ueberfluß: „Hier kommt doch der Zug von Frankfurt?"

„Ja, Fräulein, in fünf Minuten."

Menschen kommen, es füllt sich mehr und mehr, sie hat die Uhr im Auge.

Eine Minute, zwei Minuten, gleich ist er da. Sie fängt an, sich zu ängstigen, die Angst nimmt zu von Sekunde zu Sekunde. Sie sieht ihn aussteigen im Geist, sie kennt seine leidenschaftliche Art, er erwartet sie, er hat ihr Wort, und sie ist allein, wehrlos in seiner Gewalt. Er ist ja nicht mehr der Befreier, er ist der Verführer. Für ihn ein Abenteuer, wer weiß das wievielte. Wenn er die Gewalt mißbrauchte, sie zwingen wollte, eine Szene machte hier, nein, sie muß fort, fliehen, ihn nicht sehen.

Es ist höchste Zeit, die Menschen raunen, schnell sich verstecken, dann mit dem nächsten Zug nach Haus und von da schreiben.

Wie gejagt eilt sie hinaus, den nächsten Weg entlang. Ihr Herz hämmert, nur ja die Richtung nicht verlieren, nur den Bahnhof im Auge behalten. Ungefähr um neun geht ein Zug nach Wesel, den muß sie haben.

Inzwischen sucht er sie im Hotel, wenn er zurückkommt ist sie fort. Welch ein dunkler, unheimlicher Ort, Schornstein an Schornstein, überall Rauch. Sie hat den Eindruck als wäre alles schwarz, schwarz wie ihre Seele. Sie sucht eine einsame Gegend, eben schlich ein Mann an ihr vorbei, der unheimlich aussah. Straßen gibt es nicht, hier ein Platz, da wieder einige Häuser, ein langer dunkler Weg, wo führt er hin. Wo wohnen denn die Menschen, die hier leben und arbeiten? Sie sucht die Einsamkeit, aber sie fürchtet sie auch, sie fürchtet ihre Gedanken.

So verloren, so verlassen, schwarz, schwarz, ein Fleck nicht auszulöschen aus ihrem Leben, aus ihrer Seele. Und immer wieder die Furcht vor ihm, wenn er sie hier fände, und es wird dunkel, die Nacht kommt, die Nacht. Wenn Albert wüßte, wie sie hier herum irrt, ach, wenn sie bei ihm wäre. O, nach Haus, nur nach Haus. In diesem ganzen unheimlichen Ort, zwischen all diesen Schornsteinen und Eisenwerken, zwischen all diesen düstren Mauern und Gassen ist nun kein Mensch, den sie kennt, kein Haus, in das sie flüchten kann, kein Fleckchen, wo sie geborgen ist.

Wenn sie den Zug verpaßte, wenn es dunkel würde, nirgend kann sie hin, wo er sie nicht finden könnte.

O die Angst und Schmach dieser Stunde.

Jetzt Wagen, Menschen, die vom Bahnhof kommen, jetzt ist er da.

Nun geht er den kurzen Weg, nachdem er sie vergeblich gesucht, jetzt hat er das Hotel erreicht, er fragt den Wirt, den Kellner. „Die Dame ist schon fort," lächeln sie? Sie sieht wieder den vielsagenden Blick der beiden. Fragt er nach seiner Frau? Und oben schläft das Kind.

Die Menschen rennen an ihr vorüber, es ist, als ob alle sie anstarrten, sie geht dem Bahnhof zu, in jeder schlanken Männergestalt meint sie ihn zu erkennen, sie versteckt sich in einer Nebengasse, flüchtet in eine Toröffnung, es wird Zeit, wenn sie den Anschluß erreichen will.

Nun ist sie da, immer scheu umblickend geht sie die Steintreppe hinauf, die Füße tragen sie kaum. Ueberall stehen Menschen in Gruppen, es ist ein Rennen, ein Durcheinander, niemand gibt ihr Auskunft, hört auf sie. Endlich hat sie den richtigen Perron erreicht und ist ihres Koffers habhaft geworden.

Welch ein Gewirr, welche Aufregung überall. Und nun plötzlich hört und begreift sie es. Der Zug von Frankfurt nicht angekommen, Eisenbahnunglück bei der vorletzten Station!

Sie sucht die nächste Bank, sie muß sich setzen.

Ihr erster Gedanke ist, „frei, gerettet". Ihr zweiter, „Gottesgericht".

Ihn hat es getroffen, und sie?

Und dann kommen Bilder, schreckliche Bilder. Sie hat es einmal erlebt, wie nach einem Eisenbahnunglück die Verletzten in die Stadt getragen wurden, in das Hospital, sie hat die Beschreibungen in der Zeitung gelesen, sie hat eine Frau gesprochen, die ihren Mann suchte.

Um sie schwirrt es von Stimmen, alle sprechen davon: „Dreißig Tote", sagt einer neben ihr. Wenn er tot wäre, der junge, lebensvolle Mann. Und nun sieht sie ihn liegen, irgendwo. Wer weiß, was er zurückgelassen, sie ist so sehend geworden. Sein letzter Gedanke war an sie, er kam zu ihr, sie hat ihm den Tod gebracht. Und wie leicht hat sie es ihm gemacht. Sie kann ihm nicht mehr sagen, wie sie über ihn denkt, sie kann sich nicht mehr loslösen von ihm, sich nicht mehr wegnehmen aus seinem Leben.

Ja, aus seinem Leben, er nimmt sie mit ins Grab, sie und ihre Schmach und Sünde. „Einer gerettet," hört sie nun sagen. Einer, wenn er es wäre, wenn er doch noch käme, wenn er schon hier wäre.

Aber der Zug ist ja nicht angekommen, vielleicht der nächste, sie kann nicht klar mehr denken. Die Furcht ist wieder da, wenn er sie hier sucht und findet, in diesem Zustand von Schwäche. Sie will aufstehen, fragen wann ihr Zug geht, die Kniee versagen ihr den Dienst. Sie lehnt sich gegen die Mauer, um sie saust und braust es.

„Sie kommt wieder zu sich," hört sie plötzlich, wie aus weiter Ferne sagen. Lauter verworrene Stimmen um sie her. Zugleich spürt sie ein Kältegefühl an der Stirn.

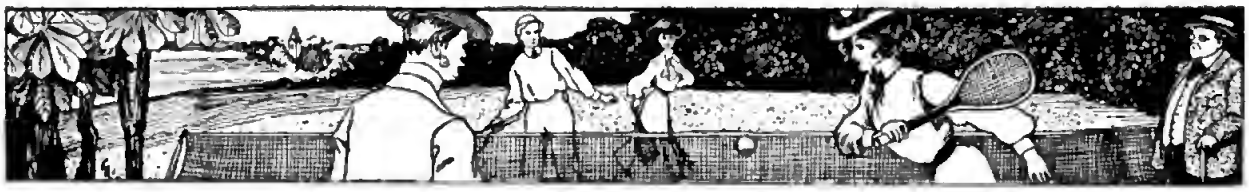
„Gewiß einer von ihrer Familie im Zug, armes Ding, und so allein hier." „Noch so jung, das reine Kind." „Sie trägt einen Trauring, sie muß verheiratet sein." „Doch nicht etwa ihr Mann, wie entsetzlich."

Das bringt sie völlig zum Bewußtsein, sie muß ja fort nach Haus, wenn sie den Zug verpaßte, wenn es Nacht würde. . . . Sie nimmt all ihre Kraft zusammen und richtet sich auf. „Wann geht der Zug nach Wesel, bitte." Die Umstehenden sehen sich an, sie kann doch so nicht reisen, allein. „Ich muß, ich muß," drängt sie, „ich muß nach Haus."

„Der Zug steht vor, höchste Zeit." Sie springt auf, freundliche Hände helfen ihr. Eine Dame bringt noch schnell ein Glas Wein ans Coupé; die Tür fällt ins Schloß, der Zug setzt sich in Bewegung.

Der Abend fällt. Sie weiß kaum, ob sie allein ist, ob sie schnell oder langsam fahren. Es dröhnt und hämmert draußen, es dröhnt und hämmert in ihrem Kopf. Auf den Bahnhöfen werden die Lichter angezündet, sie halten still, fahren weiter. Durch das Keuchen und Stampfen klingt es: „Else komm, Else, Du mußt zu Bett." Sie sieht die kleine Lichtgestalt des Kindes. Und dann wieder: „Dreißig Tote, einer gerettet." Alles verwirrt sich, und schließlich hat sie nur noch den einen Gedanken: „Nach Haus, nach Haus." Vorletzte Station, letzte, endlich „Wesel". Sie springt herab so wie die Tür geöffnet wird, übergibt einem Jungen ihr Gepäck und eilt vorwärts, um sich eine Droschke zu suchen. Wie sie sich eben umsieht, ruft ein Kutscher: „Dr. Relling hier." Es ist ja, als

Digitized by Google



ob ich erwartet würde, denkt sie. Der Kutscher öffnet den Schlag: „niemand mehr?“ „Nein, nur schnell nach Haus, Sie wissen doch?“

„Ja, ich weiß.“ Und vorwärts gehts.

Wie heimatlich ist ihr das holprige Pflaster, wie freundlich all die hellen Fenster, jedes Haus ein Freund, jeder Laden so vertraut. Da steht ihre Gemüsefrau vor der Tür, da ist Alberts Zigarrenladen.

Uebermorgen kommt er. Plötzlich greift sie in die Tasche, der Brief. Sie zerreißt ihn in kleine Fetzen, immer kleiner, der Wind nimmt sie, trägt sie fort, abgetan. Wenn nur das Haus nicht schon geschlossen ist, niemand weiß ja, daß sie kommt. Nein, wie sie die Straße entlang fahren, sieht sie schon, daß alle Fenster erleuchtet sind. „Als ob ich erwartet würde“, denkt sie wieder. Kaum hält der Wagen, öffnet sich auch schon die Haustür, Heinrich, das alte Faktotum ihres Mannes erscheint.

Er ist garnicht verwundert, hilft ihr beim Aussteigen und bleibt noch stehen, wie sie weiter geht. „Frau Doktor allein?“ fragt er dann erstaunt.

„Der Herr kommt doch erst übermorgen.“

Sie treten ins Haus, da stehen die beiden Mädchen, alles in festlicher Erwartung. Auch da erstaunte Gesichter. „Allein? kommt Herr Doktor nicht?“

„Wollte der Herr denn heut schon kommen?“

„Ach Heinrich, gib doch mal die Depesche,“ ruft Elise, „vielleicht hat Frau Doktor die Nachricht nicht mehr gekriegt.“

Else folgt ganz benommen ins Wohnzimmer. Alles hell, der Tisch gedeckt, Blumen. Heinrich holt das Telegramm. Sie liest: „Komme heut Abend mit meiner Frau, Zug von Oberhausen, 10 Uhr 6 Minuten am Bahnhof.“

Die Nachricht hat sie nicht mehr erreicht, er hat sie in Oberhausen treffen wollen. Die Depesche ist in Frankfurt aufgegeben.

Sie entfällt ihrer Hand, sie starrt die Umstehenden wie entgeistert an.

„Haben Sie denn Herrn Doktor nicht gesehen?“ fragt Heinrich, der nur an ein Verfehlen glaubt, dann muß er doch jetzt gleich hier sein, soll ich mal nach dem Bahnhof, er sucht vielleicht . . . .“

„Er kommt nicht, der Zug ist verunglückt,“ sagt Else.

Mühsam preßt sie die Worte heraus. „Aber Frau Doktor denn?“

„Der Zug von Frankfurt.“

Lähmendes Entsetzen legt sich auf alle, keiner wagt das Schweigen zu unterbrechen. Else ist aufs Sofa gesunken, sie legt die Hand über die Augen. „Gottesgericht,“ ruft es in ihr, „Gottesgericht.“ Und dann wieder „Dreißig Tote, einer gerettet.“ Sie weiß ja gar nichts genaues, wenn er lebt, verletzt ist, kann sie nichts tun, nicht zu ihm. Telegraphieren, an wen? wohin? Ihr Hirn arbeitet, aber die Gedanken sind wirr. Und alle stehen sie noch immer, als hätte der Schlag sie gelähmt. Da läutet es scharf an der Hausglocke. Heinrich stürzt hinaus. Wieder eine Depesche. Ihr zittern die Hände, kaum vermag sie zu öffnen. Ein fremder Name darunter. „Dr. Nelling in meinem Hause, ganz unbedeutende Verletzung, kommt morgen mit dem Mittagzug, bittet sich gar nicht zu beunruhigen. Dr. med. Werner.“

„Gottlob.“ Alle hängen an ihren Blicken, sie will lesen, aber die Stimme versagt. So geht das Blatt von Hand zu Hand, der Bann löst sich, die beiden Mädchen brechen in Tränen aus. Der Schreck zittert noch nach.

Heinrich tritt zu ihr, es zuckt in seinem alten Gesicht, er ist solche treue Seele, sie nimmt seine Hand und hält sie fest. „Morgen,“ sagt er nur, „morgen.“

Ja, morgen, dazwischen ist eine lange Nacht. Sie liegt in ihrem Bett, Else hat ihr geholfen, nun ist sie allein. Tiefe Stille, sie schläft nicht, sie wacht auch nicht eigentlich. Es ist ein Chaos in ihr, ein Jagen von Bildern und Gedanken.

Plötzlich fährt sie auf, wenn die Verletzung doch ernstlicher wäre, warum hat er nicht geschrieben? Aber dann könnte er morgen nicht kommen, dann würde sie zu ihm gerufen. Und wenn er nun morgen kommt, wie wird es sein, vielleicht ist er noch schwach, wie wird sie es ertragen seine arglosen Fragen, seine Umarmung, bis sie gebeichtet hat, bis er alles weiß. Sie kann ihn doch nicht gleich damit überfallen, wenn er noch schonungsbedürftig ist. Sie verlangt nach seinem Kommen, aber wünscht, der erste Tag wäre vorbei. Aeußerlich wird er ruhig bleiben, aber innerlich! Er muß ihr helfen, den neuen Weg suchen und er wird es, aber was da dazwischen liegt. Und plötzlich sieht sie wieder das Kind, die kleine rote Gestalt, mit dem feinen, blonden Köpfchen, dem ernsthaften Gesicht und dem vertrauenden Blick. Sie sieht sie mit dem Elfenschrittchen durch den dunklen, öden Saal gehen, von einem zum anderen, nur zu ihr nicht. Und doch, „Gottesgericht,“ hat sie vorhin gesagt, jetzt denkt sie, „Himmelsfügung“.

Mit einemmal wird es ihr klar, daß Albert ja im selben Zuge gewesen mit dem anderen, daß sie sich hätten treffen müssen, wenn das Unglück nicht geschehen wäre. Während sie in den Straßen herumirrte, hätten beide sie gesucht. Wie unbegreiflich erscheint ihr jetzt ihr Tun, wie wahnsinnig, wie schlecht. Welche Macht hat er über sie ausgeübt?

Der Morgen dämmert. Wie kommt es, sie ist plötzlich in Alberts Zimmer. Sie hat die Vorhänge geöffnet, ein fahles, graues Licht fällt durch die Fenster, das den großen Raum noch kaum erhellt. Im Hause ist alles totenstill, aus der Ferne kräht ein Hahn. Sie zündet die Wachskerze auf dem Schreibtisch an.

Daneben steht ihr Bild, sie nimmt es in die Hand.

Ist das sie, sie, die dies alles hat preisgeben wollen, ihr Heim, ihr Glück, ihren Namen, ihre Ehre, ihre Zukunft, alles um einen Rausch, eine Wahnidee, um einen Menschen, der . . ., nein ob tot ob lebend, er ist ausgelöscht aus ihrem Sein. Fröstelnd stellt sie das Bild wieder auf den Platz, den Platz, wo ihr Mann es immer sehen kann, wenn er arbeitet.

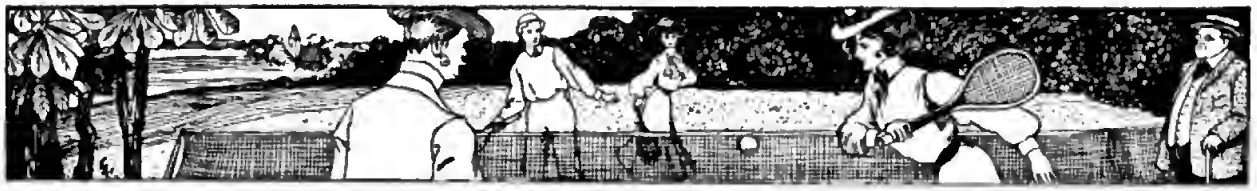
Sie sitzt auf seinem Stuhl vor seinem Schreibtisch, sie sieht sein gutes, treues Gesicht, sie denkt an ihr Zusammenleben. Nie hat sie ein rauhes Wort von ihm gehört, nur gutmütigen Spott zuweilen, und viel, viel Liebe. Und immer ist er heiter, immer derselbe, immer zufrieden. Sein Leben ist doch auch nicht reicher als ihres, er hat keine andern Freuden, keine höheren Genüsse, nur mehr Arbeit, viel mehr Arbeit. Sie sieht sich um in dem Raum, über den sie so oft ihre Anmerkungen gemacht, weil es so gar kein modernes Arbeitszimmer ist. Heut findet sie es schön, mit all den alten Sachen. Die hohen Bücherborte, die altmodischen Möbel. Er hat das Haus von seinen Eltern übernommen, mit dem alten Dienstpersonal, mit der ganzen Atmosphäre altmodischer Gemütlichkeit, einfach und solide. Alles spricht von Pietät und von Arbeit, sein Stehpult, die vielen Schränke, immer wieder Arbeit. Wenn er nach Hause kommt aus der Schule von seinen Jungen, dann ist er müde, dann ist ihm sein stilles Haus ein Paradies.

Seine erste Frage ist nach ihr, dann hat er seinen bequemen Stuhl am Fenster, mit der Aussicht in den Garten, seine Zigarre, seine Bücher und abends wieder Arbeit. Die brauchte er nicht zu haben, aber das ist seine Freude.

Dafür hat er ja auch den Urlaub genommen in den großen Ferien, um in den Bibliotheken zu sammeln und zu suchen. Wenn er den Stellvertreter nicht gefunden hätte, um den Urlaub verlängern zu können, wie er erst fürchtete, wenn er nicht fortgegangen wäre, oder wenn er sie mitgenommen hätte? Er wollte sie nicht gern so viel allein lassen an den fremden Orten, er meinte sie zu Haus und bei Freunden geborgener. Und sie, die zu darben meinte an der Seite dieses geistig so viel höher stehenden Mannes, was hat sie getan? Ihr Leben verdämmert in ungesunden Gedanken.

Ihr kleiner Haushalt mit dem reichlichen, geübten Personal schnurrt ab wie ein Uhrwerk, sie könnte mit zugreifen, aber sie

Digitized by Google



braucht es nicht zu tun. Kleine Talente hat sie nicht, Handarbeiten sind ihr langweilig.

Sie könnte lernen, weiter studieren, und hat auch etwas dazu getan, aber es fehlt ihr die Anregung, und wozu? Albert rät ihr zu lesen, aber sie findet seine Bibliothek so altmodisch und langweilig. Die neuen Sachen mag er nicht, was sie davon kennt, ist Kontrebande.

Sie öffnet einen kleinen Schrank über dem Schreibtisch, der seine Schatzkammer ist, wie er sagt. Sie will doch einmal sehen, wie es da aussieht. Es ist ihr heut immer als müsse von ihm und seinen Büchern irgendwie die Kraft kommen, die sie braucht.

Oben auf den alten Bänden liegt ein kleines rotes Büchlein wie ein Eindringling. Sie nimmt es und schlägt die erste Seite um. Da steht von Alberts Hand: „Meiner lieben Frau, zum 5. Juni".

Das ist übermorgen, ihr Geburtstag. Tränen stürzen ihr aus den Augen, die ersten, die sie weinen kann. Auf dem Titelblatt steht „Wegweiser". Sie blättert aufs Geratewohl, Poesie und Prosa. Sie liest:

„Willst du den rechten Weg im Leben finden,
Such dir die Pflicht, als ersten Meilenstein,
Dann schlag getrost den Pfad zur Liebe ein,
Und wenn die beiden sicher sich verbinden,
Wird auch der Weg zum Glück dir offen sein."

Und auf der nächsten Seite: „Was ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages." Es ist inzwischen heller geworden, sie hat die Lampe ausgelöscht und sitzt am Fenster.

Es ist kein strahlender Morgen, es ist der junge Tag, der noch aus Nebelschleiern sich langsam zum Lichte ringt. Ueber dem Garten, über den dahinter liegenden, dichten Baummassen liegt blauer Dunst, der Goldregen leuchtet daraus hervor. Wie sie das Fenster öffnet, fluten ganze Duftwellen zu ihr herein von Rotdorn und spätem Flieder. Die Luft ist kalt, sie schließt das Fenster wieder, sitzt ganz still und sieht hinaus.

Ganz hinten sieht sie den Turm noch halb verschleiert, nur der goldene Hahn blitzt. Darunter liegt die Stadt, mit ihren geschlossenen Häusermassen, ihren alten Festungswällen, ihren soliden Bauten, grau, düster im Morgenlicht. Die kleine Stadt mit ihren engen Grenzen, ihren strengen Sitten und Bräuchen, die Welt, in der sie nicht heimisch werden konnte.

Unten im großen Kastanienbaum ist es indes lebendig geworden, die Vögel sind aufgewacht, auch in den umliegenden Gärten haben sie ihre Stimmen erhoben. Erst war es ein leises Locken und Rufen, ein Fragen und Antworten hin und her, dann ein Gewirr von Stimmen, ein Durcheinander, ein Gezwitscher und Gelärme, immer lauter, immer voller, immer einheitlicher. Jetzt ist es ein Jubelchor, der den Morgen grüßt. Der Tag ist da.

Delft. A. Behrens-Litzmann.

Richard Roesicke: Sein Leben und Wirken. Dem Volke dargestellt von H. S. Art'l. (Berlin, Georg Reimer 1904.)

Ein Jahr nach seinem Tode wird dem viel zu früh von uns gegangenen Richard Roesicke von einem langjährigen Freunde und Mitkämpfer ein ehrenvolles Denkmal gesetzt. Es sind vertraute Züge, die uns aus dem Buche entgegenleuchten. So kannten ihn die, die ihm menschlich oder politisch näher standen, so als den rastlos tätigen Geschäftsmann, als den um das Wohl seiner Angestellten ernstlich und ohne jeden eigennützigen Hintergedanken bemühten Arbeitgeber, als den von idealer Begeisterung getragenen Politiker, als den Mann von Edelsinn und frohem Glauben an die Menschheit. Seinen Lebensgang und seine politische Laufbahn schildert uns Art'l in knappen Umrissen, hier und da die Daten durch eine charakteristische Anekdote oder ein persönliches Erlebnis illustrierend. Wir sehen, wie es Richard Roesicke gelingt, aus kleinen Anfängen einen Betrieb von bedeutendem Namen zu schaffen, und, was uns hier mehr interessiert, wie er erst zögernd und halb widerwillig in die Politik eintritt, um sich ihr dann mit einem Eifer zu widmen, an dem sich gar viele, die weniger als er durch Pflichten des Berufs in Anspruch genommen werden, ein Beispiel nehmen könnten. Es ist Roesicke im Anfang schwer geworden, an eine Partei Anschluß zu finden; er war ein selbständiger Kopf, und vor allen Dingen gab es, als er in das öffentliche Leben trat, keine Gruppe, die sich bereits wie er zu der Erkenntnis durchgerungen hatte, daß entschiedener Liberalismus mit der Unterstützung einer auf staatlichem Zwang basierenden Sozialreform vereinbar sei. Von der Liberalen Vereinigung ist er ausgegangen, dann hat er den Deutschfreisinnigen lange nahe gestanden. Weil er bei ihnen nicht das erhoffte Verständnis für die Sozialpolitik fand, und weil er sich mit ihrer Haltung in Machtfragen nicht einverstanden erklären mochte, rückte er von ihnen ab und wandte sich mehr den Nationalliberalen zu. Daß er dort keine bleibende Stätte haben konnte, lag auf der Hand, und enttäuscht kehrte er auch ihnen wieder den Rücken, um schließlich der Partei beizutreten, die inzwischen in allmählicher Entwicklung auf den Standpunkt gelangt war, den der Outsider von Anfang an eingenommen hatte. Ein plötzlicher Tod hat seinem Wirken ein Ziel gesetzt. Seine Freunde aber hat er um eine große Hoffnung ärmer gemacht. Wie oft ist wohl in dem Jahr seit seinem Hinscheiden gesagt und gedacht worden: Wenn doch Roesicke noch lebte!

Der Biograph erzählt uns, daß kurz vor dem Ende der Schaffensfrohe den Wunsch ausgesprochen habe, noch einmal jung sein zu können, um so recht aus dem Vollen heraus zu arbeiten und in die Entwicklung der Dinge mit einzugreifen in dieser hochinteressanten Zeit. Dieser Wunsch sollte der liberalen Jugend zu denken geben und sie zur Arbeit in Roesickes Namen und Roesickes Geist anspornen.

R. Breitscheid.

J. Gensel: Friedrich Preller der Aeltere. (Nr. LXIX der Künstler-Monographien.)

Voreingenommenheit ergibt leicht Schönfärberei; aber persönlich nahe Beziehung, die oft Voreingenommenheit erzeugt, ist doch zugleich die Quelle des Interesses für den andern und der Vertiefung in sein Seelenleben. In dem schönen in der Ueberschrift genannten Buche wird man mit Genugtuung keine Spur von Schönfärberei, aber ein liebevoll eingehendes, bei naher persönlicher Beziehung gereiftes Urteil gewahren.

Unter den Knackfußschen Künstler-Monographien hat uns die vorliegende ganz besonders gefesselt, nicht allein, weil es auch uns vergönnt war, die Lebensarbeit Friedrich Prellers des Aelteren geraume Zeit aus vertraulicher Nähe zu beobachten und zu verfolgen, sondern weil sie anmutig nicht nur in die liebenswürdige Persönlichkeit, sondern mit vollem Verständnis auch in die unvergleichlich hohe und großartige Kunstauffassung des Meisters und in seine unvergänglichen Meisterschöpfungen einführt.

Sicher gelten wir vielen als rückständig, als in unsern Anschauungen veraltet, als unfähig, in der veränderten Kunstauffassung der Jetztzeit den Fortschritt zu erkennen, wenn wir behaupten, daß seit Friedrich Preller dem Aelteren die deutsche Landschaftsmalerei Schöneres, Großartigeres nicht geschaffen habe. Aber wem es nicht vergönnt ist, die großen Werke des Meisters im Original zu schauen, der möge jenes Urteil angesichts der großenteils überaus gelungenen Nachbildungen, die Gensels Buch als Belegstücke bringt, einer strengen, gewissenhaften Prüfung unterziehen. Hier, wenn irgendwo, ist die Illustration am Platze; denn sie bringt dem Leser Bilder zur Anschauung, die ihm Worte nicht genügend verdeutlichen können. Freilich fehlt ihm hier die Farbe zur gerechten Kritik. Und er hat vielleicht gehört, Preller sei kein „Kolorist" gewesen. Ob er es war, daß er wie die Form so auch die Farbe meisterhaft beherrscht hat — darüber können ja wohl wie so manches seiner zahllosen Tafelbilder, die Fresken im Wielandzimmer im Weimarer Schloß und kann auch und vor allem der Odyssee-Zyklus im Weimarer Museum keinen Zweifel lassen. Das Zeichnerische in der Malerei, dem Leute wie Preller

Digitized by Google

die allerhöchste Bedeutung beimaßen und unermüdliche Arbeit und Aufmerksamkeit gewidmet haben, genießt heute kein allzu großes Ansehen mehr. Farbe sei Alles, hört man sagen. Aber wie viele können wohl auch heute nur eine Skizze gleich der auf S. 18 wiedergegebenen — „vor Porta S. Lorenzo" — zeichnen? Und kann man wirklich annehmen, es verdiente die Sicherheit, die Anmut dieser Linien, die mit den geringsten Mitteln erzielte Plastik dieser Formen nicht das höchste Ansehn, erzeugte dies alles nicht das größte ästhetische Ergötzen? Und von so hoher Kunst, von so feinem Geschmack, von so lebhafter poetischer Empfindung zeugen ohne Ausnahme alle die zahlreichen Proben, die uns der Verfasser zur Veranschaulichung seines mehr durchscheinenden, als ausgesprochenen, Urteils über den Meister vorführt. Diese Proben auch wo sie es nicht, wie die wiedergegebenen Odysseebilder oder einige ungemein lebensvolle und charakteristische Bildnisse, deutlich bekunden, lassen es ahnen, warum der „Landschafter" Preller dem Studium des menschlichen Körpers so ungemein hohen Wert beimaß. Das ist heute bei „Landschaftern" ein meist gänzlich überwundener Standpunkt. Und es ist uns doch kein Zweifel, daß nur ein Auge und eine Hand, die Aktstudien wie die zu den Sirenen — S. 104 — und zur Leukothea — S. 101 — und zahlreiche andere zaubern konnten, auch in der Landschaft die Anmut, den Zauber der Linien und Formen sicher zu erkennen und in klassischer Schlichtheit zur Anschauung zu bringen vermocht haben. Ob es Landschafter von heute nicht für erstrebenswert erachten, Bildnisse von so sprechender Lebendigkeit und mit so einfachen Mitteln wie die auf S. 63 bis 65 wiedergegebenen von Joachim, Liszt und Friedrich Heddel zeichnen zu können? Gewiß — der Landschafter, der das kann, muß auch ein größerer Landschafter sein, als der, der es nicht kann, oder nie angestrebt hat.

Friedrich Preller der Aeltere war Meister der klassischen Landschaft. Richtig verstanden, also den Gegensatz darstellend zu dem Maler der Vedute, oder dem wie auch virtuosen getreuen Abschreiber einzelner Naturgegenstände, charakterisiert diese Bezeichnung den denkenden, komponierenden, nachschaffenden, den aus Natur Natur schaffenden Künstler. Seine Gemälde, mögen sie nun ihr Motiv aus den Schären von Norwegen oder aus den Tälern der Hochalpen oder aus der Campagna, aus dem Albanergebirge oder den lieblichen Gestaden des Golfs von Neapel schöpfen, erscheinen nur in Farbe und Form immer bald Sonaten, bald Symphonien vergleichbar, musikalisch muten sie mich immer an. Musikalische Poesie des Malers! Und dieser Zusammenklang des ästhetischen Genusses in dem Werke der einen Kunstgattung mit dem, den die andere gewährt, ist ja wohl ein Vorzug, gewiß nichts weniger als ein Fehler.

Julius Meisel hat uns auf hundertdreißig, vielfach und anmutig durch vorzüglich gelungene charakteristische Musterstücke — es sind ihrer ebenfalls einhundertdreißig — unterbrochenen Seiten ein Lebens- und Werdebild des herrlichen Mannes gezeichnet, mit dem und dessen Hause er seit seiner Jugendzeit verbunden war. Dieses Bild ist treuer, fördiger, als die auch sehr verdienstliche Biographie von Otto v. Roquette; es beschränkt sich nicht darauf, den Meister nur aus Briefen reden zu lassen, wie das Buch von Walther Witting, welches ebenfalls zu des Meisters hundertjährigem Geburtstag unter dem Titel „Künstlerisches aus Briefen Friedrich Prellers des Aelteren" jüngst erschienen ist. Gewiß sind ihm diese Briefe, die den großen Künstler auch als liebenswürdigen Menschen, als geistvollen Plauderer, als Kenner und Bewunderer der größten Maler aller Zeiten zeigen, für sein Lebensbild von hohem Werte gewesen.

Meisel aber zeichnet uns den Menschen von allen Seiten, von denen er gezeichnet sein mußte, damit der Nachwelt sein Bild getreu erhalten bleibe. Wir, die wir ihm nahe standen, vermissen keinen Zug an diesem Bilde, und auch seine Umgebung, vor allem seine geliebte, herrliche erste Gattin, Marie, der gute Genius seines Künstlerlebens, tritt uns aus dieser schönen und pietätvollen Darstellung lebendig entgegen. Das Buch wird auch denen, die von Friedrich Preller bisher nichts wie etwa einige seiner Werke kannten, ihn zum Freunde machen.

Dreier großer deutscher Meister Andenken haben wie um die Wende des laufenden Jahres gefeiert, Ludwig Richters, Moritz v. Schwinds, Friedrich Prellers des Aelteren. Sie haben sich persönlich, jedenfalls aber künstlerisch, nahe gestanden. Sehr verschieden in ihrem künstlerischen Schaffen, waren sie doch kongenial, verband sie doch eines: die Hoheit und Reuschheit der Auffassung des Künstlerberufs. Wer der größeste von ihnen gewesen — darüber zu streiten, ist müßig. Bis auf den Punkt, wo er Preller als Landschafter „auf deutscher Erde am meisten heimisch" nennt — er kannte damals vielleicht die italienischen Studien und jedenfalls die Weimarer Odysseebilder noch nicht —, können wir Ernst Försters in seiner Kunstgeschichte über den Meister gefälltes Urteil wohl unterschreiben, wo es unter anderem heißt: „Eine energische Natur, voll Treue und Wahrheit, von klarem Blick und fester Hand, vertraut mit der Schöpfung bis zu Blättern und Wurzeln, zu Welle und Stein, eingedrungen in den Geist der großen Meister seiner Kunst, von einer seltenen Kraft der Eigentümlichkeit und Fülle der Phantasie, bringt er wahrhaft erhebende und herzstärkende Werke hervor."

A. E.

Im Sturm der Zeit. Gedichte von Sigmar Schultze. Halle a. S. 1904. Verlag von Kreidohm & Co.

Ein Dichter, der aus der Gelehrtenstube kommt. Er hat sich an griechischer Schönheit vollgesaugt, und nun erfüllt ihn die Sehnsucht, über unsere Zeit hinauszugelangen, in eine freiere, schönere, edlere. Während er von dem Ziel seiner Sehnsucht singt, überfallen ihn zwei Wölfe — „Rot und Schwarz", das sind Proletariat und Pfaffentum. So klingt die Grundstimmung der Gedichte. Es liegt etwas von Nietzscheanischer Herrenmoral darin, namentlich in der Stellung zum Proletariat, in dem der Dichter nur den Pöbel sieht, der roh und sklavisch nach Gold begehrt, während ihn selber „Orions Sterne" anziehen:

Frau Sehnsucht! Nie lockt ihre Stimme so
Dem einen schmelzend und dem andern roh.

Einen Lyriker soll man nicht nach seiner politischen Gesinnung, sondern nach seiner poetischen Begabung beurteilen. Dann muß man zugestehen, daß in den Versen Temperament und Seelengröße lebt, es sind die Seufzer eines Hochstrebenden. Freilich nur Seufzer, keine Siegesstimmen. Die Freiheit, um die er ringt, enthüllt sich ihm als der Tod.

Auch im zweiten Teil, den Liebesgedichten, erscheinen Liebe und Schönheit im weltabgekehrten Ungenüge, als Sinnbilder des Todes. Zuweilen nur gibt es ein stilles Bescheiden, und in solcher Stimmung entstehen schöne Verse, wie das innige Lied:

Liebend lockt schon in dem Hain
silberhell die Nachtigall,
träumend noch im Mondenschein
rauscht im Tal des Flusses Fall.

Leise ziehen durch die Sträucher
Morgennebel, Blätterduft,
und die Frühlingssterne schimmern
blasser aus der blauen Luft.

Drüben blitzt des Harzes Stirn,
drunten ruht die gold'ne Au,
und hier droben in dem Schloß
denk' ich der geliebten Frau.

Aus den Wäldern, aus den Fernen
seh' ich ihren Blick entweh'n,
bis er golden wie die Sonne
strahlet von den reinen Höh'n.

Bis er dieses All umfängt,
all sein Leben lockt zum Licht,
in das Welterwachen still
lächelnd meine Seele flicht.

S. Mg.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 45. Berlin, den 6. August 1904. 21. Jahrgang.

Die Aktion

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Die allezeit gefällige offiziöse Presse feiert in geräuschvoller Weise die Tatsache, daß mit Hilfe der Japaner der Bülowschen Staatskunst allem Anschein nach das Meisterstück gelungen ist, im deutsch-russischen Handelsvertrag eine Schädigung der deutschen Ausfuhrindustrie durch eine schwere Schädigung der deutschen Brotesser und voraussichtlich auch noch durch eine empfindliche Schädigung der deutschen Sparer zu erkaufen. Wir gönnen dem Grafen Bülow diesen Ruhm auf Vorschuß und halten mit unserem eigenen Urteil zurück, bis wirklich etwas Zuverlässiges über den Inhalt des deutsch-russischen Handelsvertrages bekannt ist. Inzwischen freuen wir uns über unsere lieben Agrarier, die ihr heimliches Entzücken über den vermutlichen Inhalt des Vertrages, den sie öffentlich in Grund und Boden verdammen, garnicht zügeln können. Sie gehen sogar so weit, in ihren Organen die Regierung zu sofortiger Einberufung des Reichstages aufzufordern, um den famosen Handelsvertrag mit Rußland so schnell als möglich in Wirksamkeit setzen zu können. Schade, daß die Regierung den wohlgemeinten selbstlosen Rat ihrer Freunde kurzerhand ablehnt. Es wär' so schön gewesen, wenn in der sommerlichen Hochsaison der Reichstag mit der „rettenden Tat" Bülow-Wittes eingehend beschäftigt worden wäre.

Das Kaufgebot, das die preußische Staatsregierung auf die Hibernia, das drittgrößte Aktienunternehmen in der deutschen Kohlenindustrie, abgegeben hat, wird fortgesetzt nicht nur an der Börse, sondern auch von Politikern und Volkswirten lebhaft erörtert. Die Art, wie die Regierung den Handel eingeleitet hat, und die dadurch veranlaßte Preistreiberei der zu kaufenden Aktien finden ziemlich allgemeine Verurteilung, auch bei den Freunden der Verstaatlichung. Weniger einmütig ist das Urteil über die Angemessenheit des Kaufpreises selbst. Kursmäßig ist das Regierungsangebot, das auf Uebernahme der Hibernia-Aktien zu 245 Prozent hinausläuft, als ein verlockendes allgemein anerkannt. Dagegen wird die Dividende von 8 Prozent im Vergleich zu den Dividendenerträgen der Aktiengesellschaft Hibeenia, die in den letzten zehn Jahren ständig über 10 Prozent hinausgingen, als wenig günstig beurteilt. Vorstand und Aufsichtsrat der Hibernia haben denn auch Ablehnung der Regierungsofferte bei der auf den 27. August einberufenen Generalversammlung beantragt. Und da niemand weiß, ob die Freunde oder Gegner des Unternehmens die meisten Aktien hinter sich haben werden, so läßt sich auch noch nicht absehen, ob die Verstaatlichungspläne der Regierung verwirklicht werden. Das hat natürlich nicht gehindert, daß das Problem der Kohlenverstaatlichung wieder einmal aufgerollt und ausführlich behandelt worden ist. Dabei sind die Gründe der Regierung, daß sie mit ihren vor 2½ Jahren erworbenen unverritzten Kohlenfeldeen vor 1915 ihren eigenen Bedarf in Rheinland und Westfalen nicht decken könne, daß sie dagegen als Großkonsumentin der Kohle ein starkes Interesse an der Preisgestaltung im Ruhrrevier habe, fast allgemein anerkannt worden. Ihre Argumentation, daß sie auf diese Weise auch erwünschten Einfluß auf das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat und seine Preisbestimmung erhalte, ist dagegen schon mit Rücksicht auf die Erfahrung mit dem Kalisyndikat, wo ja die Regierung auch beteiligt ist, weniger günstig aufgenommen worden. In weiten Kreisen traut man auch der bestimmten Versicherung nicht, daß weitere Verstaatlichungen von Kohlengruben nicht geplant seien.

Mit Gewalt sucht die preußische Regierung objektive Aufklärung für die bevorstehenden Auseinandersetzungen über die Schulfrage im preußischen Abgeordnetenhaus zu verhindern. Der Herr Kultusminister hat sich in die Unkosten eines Ministerialerlasses gestürzt, um eine Rundfrage der Abgeordneten Ernst und Brömel sowie des Lehrers Tews bei verschiedenen Organen der Schulverwaltung zu vereiteln. Den Schulaufsichtsbeamten, Schuldeputationen, Schulkommissionen, Schulvorständeu und Lehrpersonen ist jede Mitwirkung bei Sammlung statistischen Materials über Schulverhältnisse durch „Privatpersonen" ohne ministerielle Genehmigung untersagt worden. Wir können es ja so gut begreifen, daß den regierenden Herren in Preußen eine objektive Materialsammlung über die Konfessionsschulen im höchsten Grade unangenehm ist. Unser Freund Tews hat in der von ihm verfaßten und vom Wahlverein der Liberalen eben herausgegebenen Broschüre „Schulkompromiß, konfessionelle Schule, Simultanschule" bereits einen ansehnlichen Teil des Ergebnisses seiner Umfrage veröffentlicht und für die übergroße Mehrzahl der konfessionellen Schulen die folgenden unterrichtlichen, erziehlichen und hygienischen Mängel konstatieren können: „Unentwickelte Schulsysteme für die Minderheit, unentwickelte Schulsysteme für beide Konfessionen (in kleineren Ortschaften), weite Schulwege für die Kinder der Minderheit." Diese Folgerungen passen natürlich den Freunden der Konfessionsschule und den Vätern des reaktionären Schulkompromisses durchaus nicht in den Kram. Die ihnen verbündete Regierung wird deshalb auch kaum den eben so freundlichen wie dringlichen Rat von Tews befolgen und eine „vollständige amtliche Darstellung der Verhältnisse geben, die von erheblichem Vorteil für die gesetzgeberische Regelung der Frage sein würde, ja die als notwendig bezeichnet werden muß, um die Konsequenzen der durch den Schulkompromiß in Aussicht genommenen gesetzgeberischen Aktion zu übersehen". Wozu bedarf es noch langer amtlicher Denkschriften, wenn die reaktionären Pläne zwischen Regierung, Konservativen, Zentrum und National-

Digitized by Google

liberalen bereits fertig vereinbart sind? Man ist es ja gewöhnt, daß in solchen Fällen die verbündete Reaktion rücksichtslos ihren Weg geht. Nur die Unvorsichtigkeit, mit der sie das auch jetzt wieder tut, indem sie oppositionellen Abgeordneten die Möglichkeit objektiver Feststellungen erschwert, ist charakteristisch für die eigenartige Staatskunst unseres gegenwärtigen preußischen Regimes.

Zur Mirbachiade sind seit ihrem Bekanntwerden tagtäglich so viel schöne neue Charakteristika aus allen Teilen Deutschlands mitgeteilt worden, daß es unmöglich war, die erdrückende Menge der erbaulichen Geschichten auch nur kurz zu registrieren. Der Oberhofmeister der Kaiserin ließ inzwischen alles ruhig über sich ergehen und fühlte sich sehr wohl dabei. Neuerdings scheint er aber doch etwas irritiert zu sein. Der Bruder der Kaiserin, der Herzog Ernst Günther zu Schleswig Holstein, hat einen Brief an den Geheimen Staatsrat Budde veröffentlicht, in dem er die Legende zerstört, daß die rätselhaft verschwundenen 325 000 Mark des Kontos K. in irgend welcher Form ihm persönlich zugeflossen seien, und worin er weiterhin mit hörbarem Ruck von dem Grafen Mirbach abrückt. Er habe vergeblich auch bei Hofe seiner Abneigung gegen die eigenartige Sammelpolitik des Oberhofmeisters Ausdruck verliehen. Diese Flucht des Bruders der Kaiserin in die Oeffentlichkeit scheint den Mirbach-Freunden nun doch so peinlich zu sein, daß sie ihre erprobte Schweigekunst aufgeben zu müssen glauben. In einer öffentlichen Erklärung bemühen sie sich ganz überflüssigerweise ihren Gönner „gegen persönlich verletzende Angriffe" in Schutz zu nehmen und die von niemandem vertretene Behauptung zu widerlegen, daß die Gaben für kirchliche Zwecke durch direkte Zusagen von Auszeichnungen erlangt worden seien. Unter dieser Erklärung des evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins und des evangelischen Kirchenbauvereins stehen Namen, die darauf schließen lassen, daß man bei Hofe auch heute noch nicht daran denkt, den in Geldsachen so harmlosen Oberhofmeister fallen zu lassen. Durch die beiden aufsehenerregenden Kundgebungen ist indessen die Mirbach-Affäre um keinen Deut weiter geklärt, sondern im Gegenteil nur noch dunkler und aufhellungsbedürftiger geworden.

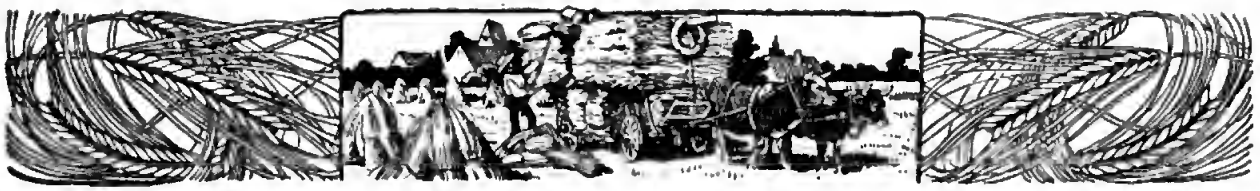
Der völlige Bruch zwischen Frankreich und dem Vatikan ist, wie vorauszusehen war, nunmehr erfolgt, die diplomatischen Vertreter beider Mächte sind in ihre Heimat zurückgekehrt. Ob über Combes nun noch der höhere Kirchenbann verhängt werden wird oder nicht, diese Frage dürfte den Vatikan mehr interessieren, als Herrn Combes. Auch die französische Bevölkerung hat in ihrer überwiegenden Mehrheit durch die Ruhe, um nicht zu sagen Gleichgültigkeit, mit der sie vom definitiven Bruch mit dem Vatikan Kenntnis nahm, bewiesen, wie wenig Gewicht sie heute auf solche Dinge legt. Darüber hinaus hat sie aber dem Kabinett Combes noch ein schwerwiegendes positives Vertrauensvotum ausgestellt durch die regierungsfreundlichen Wahlen des letzten Sonntags. Die Hälfte der General- und Arrondissementsräte (insgesamt 1332 und 1585) mußten neu gewählt werden. Dabei hat die Regierungspartei bis jetzt bereits 83 Generalratssitze gewonnen. Das ist zwar noch kein überwältigender Sieg, wird aber in Verbindung mit den Erfolgen bei den Gemeindewahlen vom 1. Mai die politische Wirkung haben, daß die nächsten Senatswahlen wiederum einen Sieg der Regierungspartei bringen. Vor allem spricht sich der unzweideutige Vertrauensbeweis der Bevölkerung in die Regierungspolitik darin aus, daß alle Minister, die diesmal kandidiert haben, mit großer Majorität gewählt wurden, und daß insbesondere Ministerpräsident Combes, trotz angestrengtester reaktionärer Gegenagitation in seinem Bezirk Pons von 2998 abgegebenen Stimmen nicht weniger als 2107 erhielt. So darf auch heute wieder konstatiert werden, daß Frankreich unter seiner zielklaren, freiheitlichen, antiklerikalen Regierung gefestigter im innern und geachteter nach außen hin dasteht, wie je früher — eine Tatsache, die man gerade gegenwärtig in Deutschland nicht oft genug hervorkehren kann.

Die Wirkung der protektionistischen Agitation Chamberlains auf die englische Politik wird von Zeit zu Zeit durch Nachwahlen und durch parlamentarische Vorstöße der Liberalen klargestellt. Unter den Nachwahlen steht die letzte im Wahlkreise Oswestry an Bedeutung obenan. Dieser rein ländliche Wahlkreis ist seit seiner Entstehung im Jahre 1885 stets konservativ vertreten gewesen. Diesmal war mit all den großen Mitteln, die der „Tarifreform-Liga" zur Verfügung stehen, für einen unverdächtigen Anhänger der reinen Chamberlainschen Lehre agitiert worden. Trotzdem hat sich die bisherige konservative Mehrheit von 1088 Stimmen in eine radikale von 385 Stimmen verwandelt! In den 1¼ Jahren, die bis jetzt Chamberlain auf seine Agitation verwandt hat, sind 22 Ersatzwahlen gewesen. Sie haben den Freihändlern einen Zuwachs von 29 351 Stimmen, den Schutzzöllnern nur einen von 1 105 Stimmen gebracht. Diese Wahlerfahrungen sprechen also keineswegs zugunsten der Chamberlainschen Bestrebungen. Daß es trotzdem falsch sein würde, wenn auf die Nachwahlen allein hin die freihändlerische Gegenagitation sich in Sicherheit wiegen ließe, das hat eindringlich der parlamentarische Vorstoß gelehrt, den der Führer der Liberalen, Campell Bannerman, am 1. August im Unterhaus unternahm. Im Hinblick auf die Tatsache, daß aktive Mitglieder der Regierung kürzlich in dem politischen Agitationsverband Chamberlains Ehrenämter angenommen hatten, beantragte er ein Tadelsvotum. Das Haus sollte sein Bedauern darüber aussprechen, „daß einige Minister offiziell Stellung genommen haben zu einer politischen Organisation, die einer Vorzugspolitik zustimmt und einen Zoll auf Lebensmittel erstrebt". Natürlich war es für den Führer der Opposition ein leichtes, den klaffenden Widerspruch zwischen gewissen offiziellen Versicherungen des Premierministers und dem Verhalten seiner Ministerkollegen nachzuweisen. Der Kolonialminister Lyttleton verteidigte aber seinen Eintritt in Chamberlains Agitationsverband, und Balfour erklärte offen seine Sympathie mit dem politischen Ideal Chamberlains. Nur dessen neuestes Fechterkunststück, die Bitte, es möge die Regierung eine Konferenz der Vertreter der Kolonien einberufen, um deren kompetentes Urteil zu hören, wurde von Balfour ignoriert. Das Gesamtergebnis der Debatte war die Ablehnung des beantragten Tadelsvotums mit 288 gegen 210 Stimmen. Der Sieg Chamberlains mit einer Mehrheit von 78 Stimmen wurde natürlich von der Regierungspartei mit großem Jubel begrüßt. Er beweist aufs neue, wieviel Anlaß vorliegt, die protektionistische Propaganda in England ernst und aufmerksam zu verfolgen.

Die drei großen Hauptziele der Japaner auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatz, die Einnahme von Port Arthur, die Einkreisung und Vernichtung Kuropatkins in der Mandschurei und der Kampf gegen Wladiwostock können anscheinend nur langsam erreicht werden. Die Russen sind zwar auch in der letzten Woche wieder zurückgeworfen und in einer Reihe von blutigen Einzelgefechten geschlagen worden; sie haben sogar einen ihrer befähigtsten Führer, den General v. Keller, verloren. Aber gleichzeitig sollen sie einen erbitterten Sturmangriff auf Port Arthur abgeschlagen haben, und die Entscheidung liegt noch immer so weit im Felde, daß erst dieser Tage ein hervorragender deutscher Offizier und genauer Kenner der ostasiatischen Verhältnisse, der kein ausgesprochener Russenfreund ist, sehr ernsthaft prophezeien konnte, die Japaner würden wahrscheinlich so spät Port Arthur überwältigen, daß es keinen rechten Zweck für sie mehr haben werde.

* * *

Digitized by Google



Was nun in Rußland?

Niemand in Rußland, der sich mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftigt, zweifelte daran, daß gegen den Minister Plehwe Attentate zur Ausführung gelangen würden. Von dieser Entwicklung sprach man in allen gebildeten Kreisen, wie man etwa davon spricht, daß ein Seiltänzer, der berufsmäßig auf einem dünnen Tau zu einer Turnspitze hinauf und herabgeht, schließlich einmal niederstürzen werde; es fragt sich nur, ob er einigermaßen heil davon kommt, oder ob er sich sogleich das Genick bricht. Plehwe ist dem Anschlag erlegen.

Solche Attentate in Rußland darf man nicht allein unter dem politischen Gesichtspunkt betrachten. Der Politiker fragt, was folgt meiner Tat? Das tut freilich auch der russische Politiker, und zwar auch der exalteriertste russische Politiker jugendlichsten Alters; aber das „Was-Nun" ist gewöhnlich in eine neblige, verschwommene Ferne gerückt, wie das abendliche Bild des im Erdboden fast versinkenden fernen russischen Dorfes auf der endlosen Ebene. Nicht die nüchterne Erwägung ist das stärkste Motiv, sondern der primitive Haß, die Empörung, die Erbitterung, die Verzweiflung von impulsiv empfindenden Menschen, die, in all ihren heiligsten Gefühlen verletzt, der Hoffnungslosigkeit ausgeliefert, sich auf den stürzen, den sie für den Urheber aller Schmach und alles Verderbens in ihrem Vaterland halten. Zunächst fort mit ihm! Das weitere wird sich schon finden. Diese russische Jugend sieht keinen Ausweg; sieht, daß Männer wie Plehwe die Möglichkeit jeder organischen Entwicklung zum Bessern mit eiserner Hand erwürgen; daher der Entschluß, diese Hand im Tode erstarren zu lassen.

Es ist schwer, sich außerhalb Rußlands den Grad der Empörung in den gebildeten Schichten des Zarenreiches zu vergegenwärtigen. Gewiß, man kennt jenseits der Grenze die Ereignisse von Kischinew; die Leiden der Finländer; der Armenier; aller Nicht-Orthodoxen; bis vor kurzem der Polen. Aber das gibt doch nur abstrakte Vorstellungen. Man muß am Tische mit gebildeten Russen von tadelloser Lebensführung, aus tadellosen Familien zusammengesessen haben und sie von ihrem Schicksal und dem Schicksal der Ihren erzählen hören. Sie sprechen meist mit einem Fatalismus, als gehörten solche harten Schläge zum Leben, wie in parlamentarischen Ländern die Unannehmlichkeiten des Wahlkampfes zur Anteilnahme an den Geschäften des Staates gehören. „Wo ist Ihr Bruder?" — „In Sibirien seit sechs Jahren; meine alte Mutter wird ihn wiedersehn; nach endlosen Mühen ist es gelungen, daß er nunmehr zehn Tagereisen dem europäischen Rußland näher interniert wird." — „Wo waren Sie in den letzten Jahren?" — „Ich war in Sibirien." — „Wo ist der Bruder ihrer Braut?" — „Drüben in der Peter-Pauls-Festung seit fünf Monaten in Untersuchungshaft." — Das sind keine Phantasien. Dieser Nachrichtenaustausch fand vor wenigen Tagen in einer der Teehallen statt, die am Ufer festgelegt, auf der Newa schwimmen. Wir waren ein ganz kleiner Kreis. Wir tranken den üblichen Tee, und an der Substanz der Unterhaltung habe ich nichts geändert. So trägt der Staat in eine Unzahl gebildeter Familien die Empörung hinein; denn die Masse dieser politischen Verurteilten ist meist ganz unschuldig, oder ihr Vergehen besteht in jugendlichen Narreteien, die kein zivilisierter Staat bestraft. So im eigentlichen Rußland. Den Finländern sucht man ihr sauber gezimmertes zivilisiertes Staatswesen zu zertrümmern; die Armenier bringt man durch die Konfiskation der Kirchenvermögen um ihre Bildungsmöglichkeiten. Und dazu kommen nun die Plackereien niederer Art. Ein Jude in hervorragender sozialer Position, bei dem Exzellenzen antichambrieren, zieht aus der Provinz nach Petersburg; sein Sohn besuchte in der Provinz die Schule mit größter Auszeichnung; der Vater will ihn in eine Petersburger Schule unterbringen; geht nicht; der jüdische Prozentsatz ist hier erreicht; natürlich setzt der Vater es infolge seiner Beziehungen durch, daß der Sohn aufgenommen wird; aber er verwünscht und verachtet eine Staatsgewalt, die die legitimsten Bedürfnisse des Bürgers nur auf Schleichwegen zu befriedigen gestattet. Ein jüdischer großer Finanzier besitzt ein Landhaus; zu seinem Garten will er ein Stück hinzukaufen; das neue Stück reicht in eine Gemeinde hinein, wo Juden der Landbesitz nicht gestattet ist; natürlich setzt er seinen Willen durch bei seinem Einfluß, aber welche Empfindungen hegt er gegen eine Regierung, die an dem tiefsinnigen Grundsatz festhält, daß einen Meter weiter nach Osten oder Westen jüdischer Grundbesitz anfängt, staatsgefährlich zu werden, und die diesen Grundsatz wiederum bereit ist, preiszugeben, wenn es sich um einen reichen und einflußreichen Mann handelt.

Man weiß beständig Dutzende und Hunderte von jüdischen Familien hier oder dort unter irgend einem simulosen Vorwand, oder weil die bureaukratische Erpressung nicht zum Ziele führte, aus, und treibt sie in noch tieferes soziales Elend. Haben diese Unglücklichen durch irgend einen Zufall gute Beziehungen in Petersburg, so werden die Hintertüren und die Vordertüren in dem Ministerium auf- und zugeklappt, und nach endlosen Verhandlungen, unterstützt durch Rubelnoten, neuestens oft auch ohne diese Unterstützung, wird ein Erfolg erzielt. Sonst gehen jene gehetzten Menschen zugrunde und beschleunigen den Untergang jener, in deren übervölkerte Bezirke sie hineingepreßt werden, oder sie wandern aus und tragen dann die Kenntnis russischen Elends nnd die Empörung über die russische Wirtschaft durch Deutschland nach England und in die Vereinigten Staaten. Hunderten finischer und armenischer Familien geht es ganz ebenso. Als ich in diesen Wochen über einen der dunklen, stillen finischen Seen fuhr, befanden sich auf dem Dampfer zwei junge finische Studentinnen, die weißen Mützen auf dem muntern Kopf. „Sie sprechen auch russisch?" — „Niemand spricht bei uns russisch." — „Aber Sie lernen es doch in den Schulen." — „Wir sprechen es nicht." Und die Jüngere bricht hervor: „Weil wir es nicht wollen; weil wir Rußland hassen!" — Und Finland beginnt fast vor den Toren von Petersburg! — Man ist in einer Gesellschaft und ein Bekannter zieht ungeniert aus seiner Tasche bedrucktes Papier: „Zwei neue Proklamationen"; — natürlich geheime — „eine von der demokratischen Gruppe und eine von den Armeniern. Die von den Armeniern ist ganz ausgezeichnet." Und nun delektieren sich alle diese guten Russen an den rücksichtslosen Ausfällen der Armenier gegen die russische Regierung. Endlich, — was die beste Jugend am allermeisten empört — die Nachrichten — manchmal sind sie unwahr —, daß Studenten — vielleicht Bekannte — ausgepeitscht worden sind; — oder daß Frauen und junge Mädchen — vielleicht Bekannte — in den Gefängnissen malträtiert wurden. — — Ich schließe, denn es wäre kein Ende zu finden.

Wo der denkende, gebildete Mensch mit diesem Staat zusammenstößt, empfindet er fast immer Empörung oder Verachtung, und als der Träger der widerwärtigsten Konsequenzen dieses Systems, als sein rücksichtslosester Verteidiger und Steigerer galt Plehwe. Und mit Recht!

Noch eine Verschärfung erhielten diese Empfindungen durch den ostasiatischen Krieg. Das Volk steht ihm gänzlich gleichgültig und völlig verständnislos gegenüber; hier oder dort revoltierte man sogar in ländlichen Bezirken gegen die Aushebung, aus Liebe zur heimischen Scholle. Die Gebildeten verurteilen, man kann sagen ohne Ausnahme, die Politik, die zu diesem unglücklichen Krieg geführt hat. Freilich die Konsequenzen, die sie ziehen, sind verschiedene. Bei den einen, ihre Zahl ist geringer, überwiegt der nationale Patriotismus: „Recht oder Unrecht — mein Vaterland!" — „Zunächst müssen wir siegen!" Bis dahin stellen sie den Kampf für die innere Befreiung zurück. Den andern stehen die Kulturgüter einer menschenwürdigen Existenz höher als die Bedeutung des nationalen

Digitized by Google

Prestiges, und sie sehen in jeder Niederlage der eigenen Armee einen segensvollen Schritt zum endlichen Zusammenbruch des heutigen unheilvollen Systems. Welch eine Lage, wenn gute Russen das Heil ihres Vaterlandes im Siege der japanischen Waffen über ihr Vaterland erblicken! Alle aber sind einig, daß dieser Krieg die neueste, beweiskräftigste Quittung über die Verderblichkeit des jetzigen Regiments ist, dessen Inkarnation wiederum Plehwe war.

„Wie können wir siegen," sagte mir vier Tage vor dem Tode des Ministers ein Russe in ganz hervorragender Stellung, „wenn unser Volk in tiefster Unbildung erhalten wird und nicht weiß, was Patriotismus ist, und wenn jede geistige Selbständigkeit und Urteilsfähigkeit in jenen Schichten niedergetreten wird, aus denen unser Offizierstand hervorgeht. Instrumente, wie sie Plehwe für den Staat zurechthämmert und zurechtzuhämmern sucht, versagen sich ganz dem Staat oder sind ungeeignet, moderne Schlachten zu gewinnen." Immer erscheint als die Wurzel des Uebels Plehwe und sein System.

Dieses System findet seine entschlossenen Verteidiger in der ungebildeten Bureaukratie, die schmarotzerisch von eben diesem System lebt, und in den gewissenlosen bureaukratischen Strebern. Jeder dieser Bureaukraten ist ein kleiner Plehwe, der bei einer Aenderung für seine Allmacht und im Gegensatz zu Plehwe, der auf Bestechlichkeiten nicht ertappt wurde, meist für seine dunkle Einnahmequelle fürchtet. Die Lobredner dieses Systems sind schließlich aber nur die reiche Beschränktheit, die in Moskau aus bornierter Unwissenheit und in St. Petersburg aus höfischer Liebedienerei die Unmöglichkeiten und Unerträglichkeiten des russischen Lebens für den allem möglichen Ausdruck der russischen Eigenart erklärt. Diese Elemente zählen nicht, nicht einmal wesentlich der Moskauer Typus. Als eigentliche Trägerin des Systems aber kommt zu diesen die ungeheuere Masse des Volkes; nicht, weil sich die Bevölkerung durch solches Regiment beglückt fühlte, sondern weil sie noch völlig passiv ist und trotz aller Leiden nicht gegen das System in Bewegung gesetzt werden kann.

Die gebildeten unabhängigen Schichten sind in schroffer Opposition; gleichgültig ob sie sogenannte Konservative, liberale Semstwovertreter, Demokraten, Sozialdemokraten oder Revolutionäre der Tat sind. In den Mitteln der Opposition und in den Zielen unterscheiden sie sich, — nicht in der Auflehnung gegen die heutigen Zustände. Und diese Zustände werden getragen von der Bureaukratie, der organisierten Macht, und sie sind noch immer unangreifbar, weil die russischen, rechtgläubigen Massen gegenüber denen der Fremländer, Polen, Juden, Armenier, zum Teil auch der Kleinrussen, nicht ins Gewicht fallen, da sie in bewegungsloser Apathie verharren.

Es ist richtig, es gibt vor allem im Westen, in den Industriegegenden, einen zum politischen Leben erwachten Arbeiterstand; das veranlaßte Plehwe zu rücksichtslosen Verfolgungen. Es gibt im Zentrum und im Süden einige Gouvernements mit unzufriedener Bauernbevölkerung; aber ihre Unzufriedenheit richtet sich nicht bewußt gegen das bestehende Regierungssystem. Diese Bauern wollen mehr Land, weil sie verhungern, und wenn man ihnen sagt, daß der Zar ihnen das umliegende Land geschenkt habe, und daß die bestochenen Beamten es ihnen zugunsten der Großgrundbesitzer vorenthalten, so fallen sie über die Behörden und die Großgrundbesitzer her; wenn sie dann aber genügend geprügelt und bajonettiert wurden, so sind sie bereit, ohne Groll in dem alten Jammer weiter zu leben. Die industrielle Arbeiterschaft hungert heute zum Teil gleichfalls infolge der industriellen Krisis, einer Begleiterscheinung des Krieges; das macht der russischen Regierung arge Sorge; man schiebt klugerweise so viele feiernde Arbeiter als möglich auf Staatskosten nach Osten in die ländlichen Gouvernements ab. Allein es scheint, daß die Bedeutung der wirtschaftlichen Krisis vorläufig noch überschätzt wird; der hungernde Bauernstand, der zum Selbstgefühl erwachte Arbeiterstand kann einmal gefährlich werden, aber die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß alle diese Keime der Opposition, die den Intellektuellen erst reale Kraft im Volke geben würden, zurzeit noch ohne große Anstrengung durch die disziplinierte Masse des Militärs, durch die gedrillte, willenlose und politisch gedankenlose russische Volkskraft niedergetreten werden können. Ob es so bleiben würde, wenn zahlreiche besiegte und demoralisierte Regimenter aus dem Osten zurückkehren, kann nur der entscheiden, der die Wirkung der Niederlagen auf die russische Armee selbst beobachtet hätte. Die durchgeschmuggelten, ungeschminkten Briefe aus dem Osten lassen bisher solche Wirkung nicht voraussehen.

So kann man denn ein Zweifaches feststellen. Alle ruhigen Beobachter der russischen Verhältnisse sind darüber einig, daß, wie die vorhergegangenen Attentate, so auch das auf Plehwe nicht ein Zeichen der Kraft der Opposition sind, sondern ihrer Schwäche. Weil eine gebildete Minderheit heute noch daran verzweifelt, zu einer Besserung zu gelangen, darum bewaffnet sich der äußerste Pessimismus einzelner Individuen — es gibt keine zahlreichen Verschwörergruppen — mit einer Bombe. Vereinzelte wollen in dieser Welt trostloser Ungerechtigkeit wenigstens ein Exempel statuieren als lauten Protest, wo jeder Protest in legitimen Versammlungen und in der legitimen Presse verpönt ist, ja selbst im Privatgespräch gefährlich sein kann. Und zum zweiten: Plehwe ist nicht eine ungeheuerliche Erscheinung im russischen Staatsleben gewesen; er war vielmehr der markanteste Ausdruck dieses Staatslebens, und nur seiner charakteristischen geistigen Physiognomie wegen besonders widerwärtig; doch nicht eine Einzelerscheinung, die, wenn sie verschwindet, das Verschwinden eines Systems bedeutet. Sein Tod kann daher in Einzelheiten Milderungen bringen; nicht jede Hand ist so kraftvoll und so gefühllos wie die seine war. Aber der erstickende Alp, der das denkende Rußland bedrückt, die ungezählten Ungerechtigkeiten, die eingerissen und die lächerlich sind, sie bleiben, so lange ein unkontrolliertes und aus diesem Grunde verlottertes Beamtentum als unzählige Selbstherrscher in Rußland waltet.

Plehwe konnte der schärfste Ausdruck der russischen Regierungsmaximen sein, weil er nichts war als Polizist; freilich ein Polizist von ungewöhnlichen Fähigkeiten.

Er war ehrgeizig; er war arbeitsam wie ein Russe reinen Blutes selten ist, und er war konsequent wie ein Russe reinen Blutes kaum je ist. Bei den Russen gibt es jenen politischen Umschlag der Empfindungen, der neben die Milde oft die Roheit setzt, aber der die Härte und Grausamkeit auch durch Züge der Weichheit aus irgend einem Grunde in jähem Wechsel ablöst. Solche Inkonsequenzen gab es bei Plehwe nicht, und wenn wir in Deutschland vor solcher Folgerichtigkeit wenigstens eine gewisse Achtung haben, so machte Plehwe in Rußland nichts so verhaßt, als gerade diese Eigenschaft, die so unrussisch ist. Im Lande der unaufhörlichen persönlichen Einwirkungen stieß er vor allem mit dieser auf Grundsätzen basierten Methodik an, die für die Impulse des täglichen Lebens und der persönlichen Beziehungen, denen der Russe sich nicht entzieht, unzulänglich war.

Dieser gescheite, ehrgeizige Polizeimann war zur Erreichung seiner Zwecke ein vollendeter Zyniker. Kalt in der Unterhaltung, wenn er nur hören wollte, sprudelte er von Worten, wenn er durch Worte einen Eindruck zu machen hoffte. Er log, und zwar schließlich so leichtfertig wie alle Virtuosen des Lügens, sodaß seine Unwahrheiten ihren Zweck verfehlten. Seine Methode war allzu bekannt und verfing manchmal nur noch bei schnell zugereisten nichtrussischen Zeitungsberichterstattern. Und wie er unbedenklich log, so war ihm auch jede Handlung recht, von der er glaubte, daß sie zum Ziele führe. Jede, — auch die grausame, barbarische. Dabei kann man nicht sagen, daß er eine persönliche Freude an der Grausamkeit gehabt hätte, wie das in Rußland vorkommt. Er glaubte nur als erster Polizist an die Gewalt, an die Gewalttätigkeit, an die Einschüchterung, an die Abschreckung, an die Möglichkeit, mit einer

Digitized by Google

allmächtigen Polizei ein Volk wie das russische noch auf lange Zeit hinaus regieren zu können. Und so wurde er in Ueberschätzung seiner Methode ein Feind aller jener Institutionen in Rußland, die ein selbständiges, auf eigene Kraft gegründetes Dasein führen. Notwendigerweise mußte seine Polizei zu irgend einer Zeit einen Zusammenstoß hab.n mit staatlichen Kräften, die für ihre Sphäre sich autonom fühlten; und so wurde Plehwe ein Feind der Semstwos, dieser gesunden Ansätze der Selbstverwaltung.

Diese verderbliche Richtung, die ein enger Mensch mit großer einseitiger Begabung verfolgte, war die äußerste Konsequenz jener ideenlosen, reaktionären Politik, die unter Alexander III. zur Herrschaft gelangt war. Und wenn sie unter dem ganz anders gearteten jetzigen Nikolaus fortgesetzt wurde, so hatte das seinen Grund darin, daß es leichter ist fortzusetzen, als in neue Bahnen einzulenken. Die Unfähigkeit zu selbständiger Initiative, zu einer selbständigen Auffassung des Staatslebens veranlaßten den weichherzigen, verschüchterten Nikolaus, eine Politik beizubehalten, die der Individualität des starrköpfigen, selbstbewußten Alexanders III. entsprochen hatte, und hinzukam, daß Plehwe den Zaren als echter Polizeimann beständig in der Furcht vor Attentaten erhielt und sich beständig als den hinzustellen wußte, der allein den Zaren und die Allmacht des Zarentums zu schützen vermochte. Ein starker, rücksichtsloser Mann wie Plehwe mußte, wenn er solche Melodien spielte, unbedingt den mattherzigen, unkundigen Nikolaus in seinem Banne erhalten. Und das gelang ihm durchaus.

Noch einen Helfer gewann sich Plehwe; jene hochmütige Kamarilla, die aus Ueberzeugung oder aus Heuchelei den Kultus der russischen Stagnation und der russischen Uniformität treibt. Ob Plehwe den Kampf gegen Finland und gegen die Armenier als für sein System absolut unerläßlich betrachtet hat, ist mir sehr zweifelhaft; er war zu klug, um leichtfertig die Schwierigkeiten zu häufen. Er tat das gleichwohl, um so bei jenen als russischster der Russen empfohlen zu sein, deren bornierte Exaltation alles in dem Riesenreiche niedertreten will, was ein selbständiges Leben führt, und was sich vielleicht beleidigend vorteilhaft, sei es durch sittliche Qualitäten, sei es durch Rührigkeit und Intelligenz, von dem national russischen Tiefstand der Kultur abhebt: Protestantismus und Sektierertum und Katholizismus, Judentum und Finen und Armenier und was sonst auftaucht.

So wurde durch Plehwe die Regierungszeit des jetzigen harmlos gearteten, weich empfindenden Nikolaus einer der furchtbarsten Abschnitte für Rußland in der modernen Zeit.

Und trotz seiner Allmacht war Plehwe vor seinem Tode mit seinem System schon gescheitert. Sein Tod selbst zeigt den Bankerott seines Systems. Die Arithmetik schlägt es in Trümmer. Gewiß kann man mit der Polizei Tausende einkerkern, aber warum sollen nicht ein Dutzend übrig bleiben, die ein Attentat versuchen, und warum soll nicht einer Erfolg haben? Dieser eine hatte Erfolg, und, was wichtiger und einschneidender ist, die Enge Plehwes betrachtete Rußland gleichsam als ein isoliertes Gebiet; aber Rußland liegt in der Welt, ist mit dem Weltgetriebe durch tausend Fäden verknüpft und kann diese draußen liegende Welt nicht völlig ignorieren. Plehwe konnte Rußland zum Schweigen bringen; aber nicht die Welt mit ihrer Kritik draußen. Er empfand diese Kritik sehr peinlich, weil seine Rivalen und Widersacher sie gegen ihn bei Hofe benutzten, wo alle Welt gegen alle Welt intriguiert. Plehwe war daher gezwungen, das System der Verlogenheit, das er im Lande übte, auch durch Bestechungen und Einflüsse aller Art auf das Ausland auszudehnen, und das gelang natürlich nur gänzlich unvollkommen. Verhängnisvoll wurde ihm der Krieg. Das russische Geldbedürfnis verlangte eine möglichst milde Kritik russischer Zustände im Ausland; es verbot jeden Anlaß zu neuen Skandalen, und Plehwe mußte bereits beginnen abzuschwächen, zurückzuweichen, zu widerrufen, einzuschränken. Seine feste Hand wurde unsicher, sein Einfluß ging zurück, und als er starb, war seine Macht bereits im Niedergang; was er zurückläßt, ist eine unmögliche Situation. Ein großes Reich, das in schwieriger politischer Lage fast alle jene nationalen Kräfte gegen sich hat, die, mit den nötigen Kenntnissen und Fähigkeiten ausgerüstet, mit Bewußtsein Träger einer nationalen Politik und eines nationalen Aufschwunges sein könnten.

Daß Kaiser Nikolaus die Entschlossenheit haben sollte, mit dem heutigen System zu brechen, ist recht unwahrscheinlich. Ihm fehlt die Initiative und ihm fehlt die Urteilsfähigkeit, um mit klarem Blick in neue Bahnen einlenken zu können. Nicht aus Vorliebe für den Polizeiabsolutismus wird er an ihm festhalten, sondern aus jener Schwäche und Aengstlichkeit, die sich daran klammert, was ist, und die nichts mehr fürchtet als das Neue, dessen Tragweite das eigene Ingenium nicht zu überblicken vermag. Freilich, wer auch der Nachfolger Plehwes sein wird, — wie die Politik des Toten, der ein so starker Mensch war, schließlich durch die Macht der realen Entwicklung gebeugt wurde, so wird auch der kommende Mann mit den gleichen Tatsachen zu rechnen haben, und in steigendem Grade.

Die Abhängigkeit Rußlands vom zivilisierten Auslande wächst. Und daneben wirkt ein Charakter wie der des Kaisers Nikolaus, — selbst wenn er den bureaukratischen Absolutismus gewähren läßt, doch desorganisierend auf das absolute Regierungssystem. Wenn das Zentrum nicht zu befehlen und durchzugreifen versteht, vervielfältigen sich die Reibungen in der Regierungsmaschine, und die gelähmte Unfähigkeit oben wirkt weiter lähmend überall hin; denn es gibt nicht für alle Ressorts Plehwes oder Wittes.

Die innere Politik Rußlands wird sich voraussichtlich entschlußlos hinschleppen wie seine auswärtige Politik, die auch aus Entschlußlosigkeit und ohne Vorbereitung in den Krieg hineintrieb. Weitere Katastrophen können auch im Innern erfolgen. Aber wie der Krieg doch nicht den Kern Rußlands berührt, so kann eine einzelne Katastrophe, und wäre es selbst ein vorübergehender moralischer Zusammenbruch am Zarenhofe, nicht die innere politische Lage fundamental umstürzen. Dazu fehlen die Voraussetzungen. Die Schwächung der Regierungsgewalt und der Regierungsautorität in Rußland kann ein langsames Erstarken des russischen nationalen Lebens herbeiführen, und das Beste für Rußland wäre ein Staatsmann, der mit Bewußtsein eine allmähliche Entfesselung des russischen Lebens vornähme. Man braucht mit dem Parlamentarismus nicht zu beginnen, wenn man auch mit ihm als dem Besten, was man heute zur politischen Volkserziehung kennt, — wenngleich er gewiß nicht fehlerlos ist, — endigen müßte.

Vielleicht gibt es den geeigneten Mann in Rußland. Der jetzige Justizminister Murawjew ist es nicht. Daß diesem geeigneten Mann die nötige Freiheit der Bewegung gelassen werden wird, ist so gut wie ausgeschlossen. Was an der entscheidenden Stelle an Kraft und Einsicht fehlt, das muß der Zwang und die Wucht der Ereignisse ersetzen, und ihre Wirkung ist zwar langsam, aber darum um so nachhaltiger.

Der Absolutismus stirbt in Rußland allmählich unter Zuckungen ab, weil es dort keinen absoluten Herrscher mehr gibt, und weil selbst eine absolutistisch begabte Natur wie Plehwe das komplizierte moderne Leben nicht zu meisteen vermöchte.

Durch diese Lage Rußlands ist die internationale Stellung Deutschlands eine beispiellos günstige geworden. Diese Gunst der Umstände zu einer Politik der Feindschaft gegen Rußland auszunutzen, wäre für Deutschland gewiß grundfalsch. Aber freilich, wenn die Politik des Grafen Bülow sich darin erschöpfen sollte, den Grafen Kanitz und den Dr. Hahn halbwegs zu befriedigen, dann: schade um die Gunst dieser seltenen Stunden!

St. Petersburg. Ignotus.

Digitized by Google

Die geschichtliche Bedingtheit der politischen Verfassungsformen.

Zeiten, in denen politische Parteien als Träger festumrissener Gedankensysteme um die Eroberung der politischen Macht auf Tod und Leben kämpfen, sind einer historischen Betrachtungsweise der Dinge wenig günstig. Im Wesen des Historismus liegt es, daß er die geschichtlichen Erscheinungsformen ruhiger, leidenschaftsloser Prüfung unterzieht und dem Für alsbald das Wider gegenüberstellt. Geistige und insbesondere politische Bewegungen, die mit dem Anspruch auftreten, die Welt sich untertan zu machen, kommen bei dieser objektiven Anschauung nicht auf ihre Rechnung. Da ihre Vertreter gleichwohl des Rüstzeugs geschichtlicher Begründung nicht entbehren wollen, sehen sie in die Vergangenheit hinein, was ihren eigenen Wünschen entspricht. In dieser Beziehung stehen der Heldenkultus Nietzsches und die materialistische Geschichtsauffassung der Sozialdemokratie — wennschon sachlich entgegengesetzte Pole — grundsätzlich auf gleicher Linie. Sie sind unwissenschaftlich nach Inhalt und Methode, und so sehr der heutige verzopfte Betrieb der politischen Geschichtsschreibung befruchtender Anregungen bedarf, ist es doch gut, daß sich die Geschichtswissenschaft keiner dieser Konstruktionen mit Haut und Haar verschrieben hat.

Der Widerstand gegen den Historismus seitens der Vorkämpfer von Gedankensystemen, die sich durchzusetzen trachten, ist wohl begreiflich. Denn in den Lehren der Geschichte steckt viel resignierte Weisheit. Sie zerstören Illusionen, die oft auch die nicht zerstört sehen wollen, welche den Glauben an sie verloren haben. Wer erinnert sich dabei nicht an Vorgänge der letzten Zeit! Und doch kommt man um die Notwendigkeit nicht herum, den Schatz geschichtlicher Erfahrungen sich zunutze zu machen, von dem Augenblick an, wo man ernstlich die Möglichkeit ins Auge faßt, wie neue Ideen praktisch Gestalt gewinnen und in die Gegenwart übergeführt werden können. Wenn wir deshalb jetzt hier über die politische Bedingtheit der Verfassungsformen reden wollen, so sei uns ein Zurückgehn auf die Zeit der griechischen Staatenbildung gestattet. Wenn wir es an der Hand des epochalen Werkes des großen Baseler Kulturhistorikers Jakob Burckhardt*) tun, so dürfen wir gewiß sein, daß die entlegene Vergangenheit wie der nüchterne, gewissenhafte Führer jene leidenschaftslose Betrachtung garantiert, die unbedingt Voraussetzung für die Erkenntnis geschichtlicher Wahrheiten ist.

Burckhardt registriert die symptomatischen Eigentümlichkeiten der verschiedenen griechischen Verfassungsformen mit einem nur mühsam zurückgehaltenen Pessimismus. Ob Königtum, Oligarchie, Aristokratie, Tyrannis, Demokratie: überall dasselbe Bild gewalttätiger Unterdrückung der Beherrschten durch die staatlichen Machthaber. Keine Verfassungsform garantiert als solche die Freiheit der Meinung, den Einfluß der Gutgesinnten, den Fortschritt der Gesamtheit. Besonders grell tritt diese Tatsache bei Staatswesen hervor, die geflissentlich in der Ausübung der Macht unter Ausscheidung aller kulturfördernden Tendenzen ihre Aufgabe sehen, voran bei Sparta. „Spartas Macht," sagt Burckhardt, „scheint fast nur um ihrer selbst und ihrer Behauptung willen auf der Welt gewesen zu sein, und ihr dauerndes Pathos ist die Knechtung der Unterworfenen und die Ausdehnung der Herrschaft an sich." Die innere Geschichte dieses Staates stellt sich dem Beschauer dar als eine Kette fortgesetzter Vergewaltigungen der Massen durch die ὀλίγοι, die „Wenigen", die am Ruder des Staates sitzen. Wer nicht zur Herrscherkaste gehörte, mußte das Schlimmste über sich ergehen lassen. Die an Zahl weitaus überwiegenden Heloten wurden alljährlich einmal ohne Ursache regelrecht durchgeprügelt und dann zur allgemeinen Belustigung betrunken gemacht. Wenn einer „das sklavenmäßige Aussehen überragte," ward er getötet; zur Verminderung ihrer Zahl im allgemeinen aber wurden von Zeit zu Zeit durch die sogenannte Krypteia Massenmassakers unter den Heloten vorgenommen. Grausiger noch als die Ermordung so vieler Unschuldiger an sich berührt die geschäftsmäßige Selbstverständlichkeit, mit der sie erfolgte. Vollends als die Zahl der den Herrengeschlechtern zugehörigen zusammenschrumpfte, war jedes Mittel recht, Aufstrebende niederzuhalten und die Macht der Herrscherkaste zu stützen. In der Institution der Ephoren setzt sie ihren eigenen Angehörigen eine Aufsichtsbehörde, den Begehrlichen zur Warnung, „eines jener Damoklesschwerter, welche eine ganze herrschende Kaste über ihrem Haupt aufhängt". Bewaffnete Spartiaten zogen beständig im Lande umher, das sich in permanentem Kriegszustande befand. Wer in Denkungsweise und Lebensgewohnheit sich der pathetisch gepriesenen Spartanerart nicht einordnete, erregte ein Mißtrauen, das ihm verhängnisvoll werden konnte. Auch unverschuldete Aeußerlichkeiten wurden gefährlich; einem besonders dicken Spartaner wurde unter den höhnischen Spottreden Lysanders mit Verbannung gedroht. Das schloß freilich eine moralische Verrottung im großen nicht aus, wenn nur äußerlich die biedermännischen Formen gewahrt blieben. Schon seit dem Beginn des 4. Jahrhunderts v. Chr. ist der sittliche Bankrott des herrschenden Spartiatentums, das dem Aussterben entgegenging, besiegelt.

Nur in wenigen Staatswesen ist es der herrschenden Aristokratie wie in Sparta gelungen, die Massen in sklavischer Abhängigkeit dauernd zu erhalten. Sonst rief der Mißbrauch der Macht elementare Gegenstöße hervor, die das bestehende Regiment umwarfen. An die Spitze der unzufriedenen Massen trat zumeist ein einzelner, der bisherigen Herrscherklasse zugehöriger, der etwas zu riskieren wagte. Glückte der Staatsstreich, so gewann er, zunächst von der Volksgunst getragen, als Tyrann die Alleinherrschaft. Aber politische Stetigkeit und persönliche Sicherheit hielten mit der neuen Verfassungsform durchaus nicht in das Gemeinwesen ihren Einzug. Schon die Befestigung der Herrschaft erforderte Blutvergießen. Dann folgten die Vertreibungen der politischen Gegner, die Konfiskationen ihres Besitzes. Bald hatte sich der Tyrann auch zu sichern gegen die Massen des Volkes selbst, mit deren Hilfe er emporgekommen war. Sie wurden entwaffnet, und sie in Schach zu halten, bildete der Tyrann eine Leibgarde oft aus den verruchtesten Elementen, die, wo es verlangt wurde, nicht abgeneigt waren, Mordtaten glatt zu vollziehen. Darüber hinaus wurde in vielen Fällen eine Kontrolle der alltäglichen Lebensführung der Bürger eingerichtet. Von dem korinthischen Tyrannen Periander berichtet eine alte Quelle: „Er gestattete nicht jedem die Ansiedlung in Korinth; er hinderte die Bürger an Erwerbung von Sklaven und am Müßiggang; er fand ihnen immer irgend eine Tätigkeit aus; wer auf dem Markt saß, wurde bestraft. Zuletzt setzte er eine Behörde ein, welche den Leuten die Ausgaben über ihre Einkünfte hinaus zu wehren hatte." Derselbe Herrscher, der den geistig bedeutendsten unter den Tyrannen zuzuzählen ist, scheute vor grausigen Maßnahmen nicht zurück, wenn sie die Zweckmäßigkeit zu erfordern schien. Um den Besitz der korinthischen Kolonie Kerkyra gewaltsam zu sichern, „wird der Fürst von Lydien um eine Gefälligkeit angegangen, welche in Griechenland wohl selbst niemand besorgen kann". Dreihundert Söhne der vornehmsten Kerkyraner sendet Periander ihm zur Kastration. So war das Aussterben der kerkyräischen Gegner erreicht, ohne daß eine Mordtat begangen wurde! Wir reden dabei noch garnicht von der entarteten Tyrannis des 4. Jahrhunderts v. Chr., bei welcher die Ruchlosigkeit als solche dauernd die oberste Regierungsmaxime bildete!

Die demokratische Staatsform, die je nach den Umständen die Oligarchie oder die Tyrannis ablöst, ist in Athen zu klassischer Ausgestaltung gelangt. Wo ihre Einführung er-

*) Griechische Kulturgeschichte von Jakob Burckhardt. Herausgegeben von Jacob Oeri. 2 Bände in 8°. Berlin und Stuttgart. W. Spemann. — Besprochen in der „Nation", XVI. Jahrg. S. 240 ff.

Digitized by Google

folgte, bedeutete sie zumeist eine Befreiung des Volks aus schwerer Knechtung durch die einzelnen oder den einen. Aber die von ihr erhofften Segnungen wollten nicht ungetrübt in die Erscheinung treten und wurden durch schwere Mißstände aufgewogen, die sich spezifisch aus der neuen Verfassungsform ergaben. Athens innere Geschichte bietet hierfür eine erdrückende Menge von Belegen. Die Masse, der nun mit einemmal die oberste Entscheidung in allen Fragen der äußeren und inneren Politik übertragen war, besaß weder Lust noch Fähigkeit, sich mit den Einzelheiten der Staatsverwaltung vertraut zu machen. Aber sie hatte eine sehr deutliche Vorstellung von der Unbegrenztheit ihrer Macht und sonnte sich in diesem Bewußtsein. Naturgemäß hatten diejenigen bei ihr gewonnenes Spiel, die der Ueberzeugung von der unumschränkten Volkssouveränität am lautesten Ausdruck gaben. Bald begann ein allgemeiner Wettlauf im Buhlen um die Volksgunst. Fähige Streber führten in den Versammlungen das große Wort und wußten die Masse ihren Zwecken dienstbar zu machen. Den meisten Volksführern gebrach es an sachlicher Tüchtigkeit, sittlichem Ernste und dem Gefühl der Verantwortlichkeit, das ihnen ihr wachsender Einfluß hätte mitteilen sollen. Gegen wahre Größe waren sie von Neid erfüllt. Und zu verhindern, daß sie sich durchsetzte, kamen die Leute, die unverantwortlich Politik machten, nicht in Verlegenheit. Die Einführung des Scherbengerichts, durch welches jeder Staatsmann vom Volke mit Verbannung belegt werden konnte — auch ohne daß irgend eine Verfehlung vorlag! — entsprang nicht so sehr der Besorgnis, die Volksfreiheit könne gefährdet werden, als dem Neid der Mittelmäßigen, die dem Volke diese Besorgnis suggerierten. —

Auch die *sozialen* Verhältnisse wurden mit der fortschreitenden Demokratisierung der athenischen Verfassung kaum besser. Denn das Uebermaß politischer Vielgeschäftigkeit führte eher zu einer Erlahmung als zu einer Kräftigung der wirtschaftlichen Energie. Und was wir von staatlichen Maßnahmen zur Hebung der allgemeinen Wohlfahrt aus späteren Zeiten vernehmen, reicht entfernt nicht an die aus einer tiefen Einsicht in das zeitgenössische Wirtschaftsleben entsprungenen Reformen des Solon heran. Eine plumpe Ausplünderung der Staatskassen und Verteilung der Staatsgelder unter das Volk in allen möglichen Formen — als Richtersold, Versammlungssold, Kriegssold, Geld zum Besuche des Theaters usf. — führt mehr und mehr zu einer Zerrüttung der Staatsfinanzen. Sie abzustellen, bediente man sich der gewagtesten Mittel. Wenn die Reichen in sehr starkem Maße zu Staatslasten herangezogen wurden, so war dagegen an sich nichts einzuwenden. Doch hätten ihre Verpflichtungen fest normiert werden sollen! Statt dessen zog man es vor, mit Hochverratsprozessen gegen sie vorzugehen und irgend eine erfundene Anschuldigung als Vorwand für die Konfiskation ihres *ganzen* Vermögens zu benutzen. „Dasjenige Volk," sagt Burckhardt, „welches von der ehrlichen Arbeit abgewandt und an laute Volksversammlungen und Gerichthalten gewöhnt war, unterlag einer völlig verdrehten und lüsternen Phantasie, so wie ein Tagedieb immer an das Essen denkt."

Saßen die Athener zu Gericht, so liebten sie es besonders, die Tragweite ihres Einflusses fühlen zu lassen. Ihre Rechtsentscheidungen wurden von Willkür diktiert, aber um der Autorität des Richterspruches gehörigen Nachdruck zu verschaffen, zog man harte Strafen vor. Todesstrafe wurde auch bei geringfügigen Anlässen verhängt. „Ehrlosigkeit", verbunden mit Vermögenskonfiskation und dem jedermann eingeräumten Recht, den Verurteilten zu mißhandeln, ward oft nicht nur über die vermeintlichen Schuldigen, sondern auch über deren Kinder ausgesprochen! „Was beim Tyrannen die Befehle, das sind hier die Volksbeschlüsse, was dort der Schmeichler, das ist hier der Demagog." — Unter den Demagogen ragte eine Klasse durch Ruchlosigkeit besonders hervor, die Sykophanten, die aus den verleumderischen Anklagen einen Beruf und Broterwerb machten. Einträglich für sie waren freilich nicht *die* Anklagen, welche zur Verhandlung kamen, sondern die Fälle, in denen die mit Prozeß Bedrohten sich das Stillschweigen der Sykophanten erkauften. Ihrem Treiben gegenüber befanden sich „gerade die Schuldlosen, zumal, wenn sie etwas besaßen, in einem beständigen Belagerungszustand". Viele Reiche haben freiwillig die Armut erwählt, um der Belästigungen und Gefährdungen durch die Sykophanten endlich ledig zu werden.

Auf die geschilderten Verfassungstypen beschränkt Burckhardt seine Ausführungen. Auch wir wollen auf das antike Königtum bezw. das römische Kaisertum, das die höchste Ausbildung in der Routine höfischen Schmarotzierens gezeitigt hat, nicht näher eingehen. Natürlich ist mit der obigen Registrierung von *Entartungserscheinungen* nicht die Wesensart der politischen Verfassungsformen als solcher gekennzeichnet. Andrerseits soll man nicht meinen, es sei ihnen jede typische Allgemeingültigkeit abzusprechen, und die Verirrungen fänden ausschließlich in den besonderen Verhältnissen des griechischen Staatslebens ihre Ursachen. Um nur ein Beispiel namhaft zu machen: die Zustände zur Zeit der französischen Revolution weisen frappante Aehnlichkeiten mit dem athenischen Demagogentum auf. Hier wie dort dominieren die politischen „Klubs", die Brutstätten eines unfruchtbaren Radikalismus. Die Manie, öffentliche Gelder zu vergeuden, die Vergnüglichkeit, mit welcher man an politischen Gegnern das Kopfabschlagen vollzieht, ist im Paris der Revolutionszeit ebenso wahrzunehmen wie im alten Athen. Schon Burckhardt weist darauf hin, daß die französischen Verbote der Auswanderung in entsprechenden Maßregeln zu Athen ihr Parallele finden. Endlich kehrt die Gesinnungsriecherei der Sykophanten mehr als 2000 Jahre später im revolutionären Frankreich wieder. In einer eigenen Instruktion suchte der Pariser Stadtrat den Begriff der politischen „Verdächtigkeit" zu fixieren. Zwölf Arten werden von ihr aufgezählt. Verdächtig sind u. a. die, welche Sprache und Urteil den Ereignissen anpassen; diejenigen, welche immer die Worte liberté, république und patrie auf den Lippen haben, besonders die Priester, die Aristokraten, die Gemäßigten (les modérés); die, welche nicht aktiv an der Förderung republikanischer Interessen sich beteiligen und zur Entschuldigung dafür auf ihre patriotischen Gaben und ihren Dienst in der Nationalgarde hinweisen; die, welche ihre Klubs nicht oft besuchen und zur Entschuldigung dafür anführen, sie verfügten über keine Beredsamkeit.

Unter welchen Umständen die typischen Merkmale eines entarteten Verfassungslebens hervortreten, ist nicht mit zwei Worten zu sagen: hier hat die vergleichende Geschichtsforschung noch manche Aufgabe zu lösen. Offenbar handelt es sich im letzten Grunde um psychische Dispositionen. Wo das seelische Gleichgewicht gestört ist und an die Stelle der rechnenden Besonnenheit, der tätigen Mitarbeit, des Eintretens für unmittelbare Lebensinteressen der Gesamtheit eine hastige Unbedingtheit, ein Ueberwallen geringwertiger Leidenschaften — des Hochmuts, der Verachtung, des Hasses, der Rachsucht — tritt, sind die Garantien für ein gesundes Verfassungsleben — welcher Art es auch sei — nicht gegeben.

Die obigen Ausführungen bedürfen nach einer Richtung hin der Ergänzung — und damit streifen wir noch mit einem Worte die gegenwärtige politische Situation. Geht man den Gründen der politischen Korruption nach, so können sie bei aristokratischen und monarchischen Staatsformen in der persönlichen Rückständigkeit, Verkommenheit, dem Uebermut des Herrschens bezw. der Herrscherkaste ihre ausschließliche Erklärung finden. Wenn indessen die Gesamtheit der Masse in eine falsche politische Willensstellung hineingedrängt erscheint, sind dafür als primäre Ursache schlimme Mißstände anzunehmen, die ihre radikale Haltung erzeugten. Zum mindesten *entstehen* elementare Volksbewegungen, die sich gegen eine herrschende Staatsform richten, nie von ohngefähr. Daraus ergibt sich die Verkehrtheit jener politischen Praxis, die nur die unerquicklichen Symptome einer allgemeinen Volkserbitterung verzeichnet und

Digitized by Google

bekämpft, ohne sie als den naturgemäßen, ja vielleicht vorübergehend notwendigen Protest gegen schwere Volksschäden zu begreifen. In solchem Fall wird der weitblickende Politiker es vielmehr als oberste und dringendste Pflicht ansehen, die entfremdeten Massen durch entschiedenes Eintreten für ihre Interessen zu tätigen Gliedern des bestehenden Staates zu machen.

Andrerseits sollte die Masse sich gegenwärtig halten, wie eine radikale Umgestaltung der Verfassungs f o r m so ganz und garnicht Gewähr für die Steigerung der allgemeinen Wohlfahrt bietet — von den blutigen Katastrophen ganz abgesehen, ohne die auch im günstigsten Falle jene Aenderung nicht zu erreichen wäre. Bei dem Versuche, diesen Kompromiß zwischen Staatsgewalt und Masse zustande zu bringen, stellen sich zweifellos der praktischen Schwierigkeiten genug heraus. Aber besser dient dem Vaterlande, wer sie mit überwinden hilft, als wer — hüben wie drüben — die Kluft zwischen Regierung und Volk zu verbreitern sucht. Gerade aus der geschichtlichen Bedingtheit der politischen Verfassungs f o r m e n ergibt sich für die Gegenwartspolitik als naturgemäß die Losung: Demokratie und Kaisertum.

Leipzig. Hermann Barge.

Russische Eindrücke.

IV.*)

Petersburg. (Schluß.)

Petersburg ist ein Gewaltakt. Ich habe noch nie von einer Stadt in diesem Maße den Eindruck des Forcierten und Naturwidrigen erhalten, wie von diesem Kolossalkerker oder Festungslager der russischen Staatsgewalt. Die Newa, um deren Mündungsinseln sich die Stadt gruppiert, ist überhaupt kein Fluß. Sie führt nirgends wohin, kommt nirgends woher. Sie ist der Ausfluß des gottverlassenen Ladoga-Sees, an dem niemand was zu suchen hat, und führt in den finischen Meerbusen, der die Hälfte des Jahres zugefroren ist. Kein Bedürfnis des Handels, nicht einmal ein strategischer Grund konnte die Anlage dieser Metropole an der Newamündung motivieren. Wenn Petersburg dennoch zu einer Millionenstadt geworden ist, so verdankt es dies der barbarischen Energie seines Gründers, Peters des Großen, die in dem weichen Medium der russischen Volksseele noch heute nachwirkt. Am Newa-Strand erhebt sich die Reiterstatue Peters, auf einem mächtigen felsartigen Granitblock, ein bemerkenswertes Werk des Franzosen Falconet. Das Antlitz des den Felsen hinanspringenden Kaisers ist nach Nordwesten gewendet, dorthin, wo sein gefährlichster Rivale, der schwedische Karl wohnte. Und wie seine ganze Haltung Trotz und Kraftbewußtsein ausdrückt, so ist auch seine Gründung, Petersburg, nur ein Monument des Trotzes und des robusten Machtwillens. Die russischen Historiker behaupten, mit der Verlegung seiner Residenz nach St. Petersburg habe Peter der europäischen Zivilisation den Zugang zum russischen Volke erleichtern wollen. Wäre das wahr, so hätte Peter seinen Zweck durchaus verfehlt. Die alte Handelsstadt Riga hätte diesem Zwecke weit besser entsprochen. Allerdings kam Riga erst achtzehn Jahre nach der Gründung Petersburgs in russischen Besitz. Aber was hätte es den Despoten angefochten, den angefangenen Bau zu verlassen? Nein, Petersburg sollte zu allernächst der damaligen Großmacht, Schweden, Trotz bieten, und so mußten 40 000 Menschen Jahre hindurch in den Newasümpfen arbeiten, um die gewaltige Zwingburg der Stadt, die Peter-Paulsfestung auf ungeheuren Quadern am Ufer des eisigen Stromes zu errichten. Das Sumpffieber raffte die meisten hinweg, aber das russische Volk lieferte Nachschub, denn also wollte es der Zar. Das Trinkwasser von Petersburg ist heute noch eine gelbe Jauche, deren Genuß den sicheren Typhus bedeutet, aber der Wille Peters wirkt nach, und Petersburg bleibt Residenz. Er selbst, in seiner sonderbaren Mischung von politischem Uebermenschentum und bürgerlichen Liebhabereien, baute sich sein kleines Häuschen auf der Festungsinsel, wo noch heute die von ihm selbst geschnitzten Möbel aufbewahrt werden, neben dem wundertätigen Erlöserbild, das der Despot stets bei sich trug. Sein Geist schwebt über dieser Stadt und diesem Lande. Was er aber seiner rücksichtslosen Faust nicht allein zutraute, das übertrug er in ehrlicher Bigotterie den Gebeinen des heiligen Alexander Newski, die er bald nach der Gründung seiner Residenz nach Petersburg bringen ließ. Auto- und Popokratie beherrschen heute noch das russische Reich. Die Peter-Paulsfestung, in deren unterirdischen Kasematten so viele der edelsten Herzen und Köpfe Rußlands modern mußten, die Isaaks-Kathedrale, mit ihrem barbarischen Prunk von Gold und Edelsteinen und den gewaltigen Monolithen, sind die Wahrzeichen der Stadt St. Petersburg und des Regimes. Wenn es in Rußland auch unter den erleuchteten Geistern etwas gibt wie einen fanatischen Haß gegen die Zivilisation und gegen den Westen, so gilt es dieser Form, in welcher der Halbbarbar Peter Westlertum und Zivilisation einem harmlosen und gutmütigen Volke auferlegte.

Was aber brutale Willenskraft der feindlichen Natur abtrotzen kann, das ist an diesem Newastrande geschehen. Wohl liegt jetzt das grüne Wasser unter der mächtigen klafterdicken Eiskruste, über die die Schlitten um die Wette jagen mit den kleinen Waggons der elektrischen Bahn, aber auch ohne den belebenden Glanz der Wasserfläche ist das Uferbild noch überwältigend genug. Da leuchten vor allem im Goldschimmer die mächtige Kuppel der Isaaks-Kathedrale, die lange rote Front des Winterpalais, die mattgelben Säulenreihen der Admiralität zwischen eisgrünen Renaissancebauten. Palast reiht sich an Palast stromaufwärts bis zum Marsfelde. Die vergoldete Turmnadel der Peter-Paulskathedrale, spitz wie eine Baschkirenmütze, sticht in den weißblauen Himmel hinein und grüßt mit ihrem auf der äußersten Spitze balanzierenden Engel hinüber zur gleich grotesken hausholzen Turmnadel der Admiralität. Mächtige Stein- und Eisenbrücken überspannen den breiten Strom, dessen jenseitiges Ufer schon im leichten Dunst des Wintertages fast verschwindet. Man steigt die Brücke hinan bis zur aussichtsreichen Mitte und nun steigt auch das lange Band der jenseitigen Inselbauten aus dem Dunste hervor. Säulenreihe an Säulenreihe, die Akademie der Künste, der Wissenschaften, das Haus Menschikoffs, das Katharina ihrem Günstling bauen ließ, tauchen auf. Nach Westen heben sich mächtige Schiffsleiber von den Docks der Werfte, — noch weiter draußen hüllt der Nebel die Schollen der Newa mit denen des finischen Busens in ein undurchdringliches Grau. Nach Norden strecken die endlosen Alleen, die zu den Inseln führen, ihre kahlen Aeste in die Luft. Dort ist das Bois de Boulogne der Petersburger, wohin die jeunesse dorée auf den bunt behangenen Troiken jagt, um bei Champagner, Kartenspiel und Zigeunerinnen den Arbeitsertrag verhungernder Muschiks zu verprassen. Es ist ein grandioses Bild von der Kraft und des selbstbewußten Reichtums, dessen besten Teil freilich der mächtige Strom liefert.

Nun erkennt man, oder wird sich dessen klar bewußt, daß Petersburg ursprünglich als Seestadt geplant war, und deshalb

*) Vergl. „Nation“ Nr. 38, 42 und 43, S. 599, 659, 676.

Digitized by Google

dem zur See ankommenden seine glanzvolle Fassade zuwendet. Die Eisenbahnen, die heute den Verkehr vermitteln, konnten mit ihren Bahnhöfen nicht mehr bis zur eigentlichen Stadt vordringen, und so muß man heute nach der Ankunft erst den breiten trübseligen Vorstadtsgürtel durchqueren, der den Eindruck erweckt, als ob man in ein Riesendorf gelangt sei. Als man noch zu Schiffe vom finischen Busen herein zum „englischen Quai" gelangte, muß der Anblick aller dieser Kolossalbauten, Goldkuppeln und Goldspitzen ein geradezu überwältigender gewesen sein. Etwas anderes war mit dieser Paradeaufstellung einer Gardefront von Palästen auch garnichts beabsichtigt. Nicht dem Westen den Zugang erleichtern, sondern dem Westen imponieren sollte die Haupt- und Residenzstadt St. Petersburg.

Der Glanz der Stadt nimmt von den Newaufern, die das Zentrum bilden, nach der unermeßlichen Peripherie hin natürlich sukzessive ab. Die Hauptader des Petersburger Verkehrs aber, der Newsky-Prospekt und seine Korsofortsetzung, die Bolschaja-Morskaja, bleiben bis zum Ende stattlich und imposant. Eine Spezialität Petersburgs bieten die zahlreichen Kanäle, die von der Newa zur Newa führen und einst dem Zwecke dienen sollten, das sumpfige Terrain der Stadt zu entwässern. Sie sollen jetzt zugeworfen werden, weil sie ihrem Zweck nicht entsprechen. Doch geben sie vorläufig die Möglichkeit hübscher Brückenbauten, wie beispielsweise der über die Fontanka führenden, mit den vier Bronzegruppen der Rossebändiger von Baron Klodt geschmückten. Der Vergleich mit der Lagunenstadt Venedig ist zwar eine schmeichlerische Hyperbel, denn nirgends hat man den Eindruck, sich eigentlich im Meere zu befinden, wie am Canale Grande. Viel eher erinnert die Stadt an die Vorbilder, die ihrem Gründer viel näher standen, die kanaldurchzogenen holländischen Städte. Eine erfreuliche Abwechselung bieten die Wasseradern immerhin in dem sonst eintönigen Bilde großstädtischer Straßen.

Soll man noch besonders erwähnen, daß Petersburg seine Millionnaja (Millionärstraße) hat? Man weiß ja, daß hier und in Moskau die Schätze des ausgepreßten Landes zusammenfließen. Der Ueberreichtum der einen hat fast das namenlose Elend des anderen zur Voraussetzung. Die Skrupellosigkeit, mit der man sich in den regierenden Kreisen über das entsetzliche Hungerelend ganzer Provinzen und den drohenden wirtschaftlichen Zusammenbruch des ganzen Reiches hinwegsetzt, findet ihre Erklärung nur in dem Milieu dieser Bojarenmillionäre, die sich für Europäer halten, weil ihre Kammerdiener englisch rasiert sind.

Das Auge des Fremden, der verstehen und nicht bloß gaffen will, wird sich eher anderen Erscheinungen zuwenden, die für Land und Leute charakteristischer sind, als elegante Baulichkeiten. Da ist zunächst der Pope, und dann — der Polizist.

Die Popen und die Polizisten sind die schönsten Männer in Petersburg. Zwar das wallende, bis auf die Schulter fallende Haupthaar der bärtigen Popen ist als besondere Eigentümlichkeit nicht anzusehen, da in Rußland jeder dritte Mensch einen Haarwuchs oder eine Lockenfülle zur Schau trägt, die bei uns dem glücklichen Besitzer zweifellos die Aufmerksamkeit der Straßenjugend sichern würde; aber die Popen sind auch an und für sich ausgewähltes Menschenmaterial, hohe stattliche Männer, mit schönen Köpfen und stolzer Haltung. Trotzdem erfreuen sie sich nur geringer Achtung, auch bei den bigotten Russen; denn so oft und ausgiebig dieser sich auch vor jedem heiligen Bildchen bekreuzen mag, hinter dem Popen verspürt er oft genug eine Art Speichelfluss, die ihn plötzlich zwingt, sich seines Mundinhalts demonstrativ zu entledigen. Es mag das mit allerlei Aberglauben zusammenhängen, der die Begegnung mit einem Popen nicht als erwünscht erscheinen läßt, hat aber auch wohl seine Ursache in dem nicht immer exemplarischen Lebenswandel dieser Diener des Herrn. Insbesondere wird ihnen eine besondere Vorliebe für allerlei gebrannte Wässerchen nachgesagt, die auf Gang und Haltung des Menschen unter Umständen eine bedenkliche Wirkung ausüben. Man kann in Petersburg zwar in kostbare Zobelpelze gehüllte Herren, insbesondere während der Butterwoche, mit dem Straßenpflaster Bekanntschaft machen sehen, aber für das geistliche Gewand ist der Rinnstein doch noch weniger der Ort der legitimen Ruhe, und jedenfalls ist es schwer, den Mann als berufenen Dolmetsch des göttlichen Willens anzusehen, aus dessen Munde sich meist ein ganz anderer Spiritus bemerkbar macht, als der Spiritus Sanctus. Nichtsdestoweniger ist der Russe wenigstens äußerlich, und während des Gottesdienstes, von einer Andacht erfüllt, die uns kaum faßbar ist. Demselben Popen, hinter dem er vor der Kirchenpforte noch ausgespuckt hat, küßt er in der Kirche, in frenetischer Inbrunst die Hand. Sein Körper kommt nicht zur Ruhe. Wie bei den orthodoxen Juden und den heulenden Derwischen besteht sein Gebet in einem fast unaufhörlichen Verbeugen und einem gar nicht unerheblichen Aufwand von Leibesgymnastik. Die kreuzschlagende Hand rastet kaum. Besonders starke Beter, und insbesondere das weibliche Geschlecht, können sich darin nicht genug tun, die Steinfließen des Bodens, den Rocksaum des Priesters, die Heiligenbilder und unzählige Reliquien zu küssen und wieder zu küssen. Aber wie wirksam und alle Sinne berückend ist auch der orthodoxe Gottesdienst. Das Flimmern von den zahllosen, von fast jedem Eintretenden gespendeten großen und kleinen Wachskerzen füllt den goldschimmernden Raum mit überirdischem Glanze. Rubinen, Smaragden und Diamanten leuchten von den silbernen und goldenen Kronen der Heiligenbilder. Der hünenhafte Pope in seinem golddurchwirkten Talare läßt seinen abgrundtiefen mächtigen Baß ertönen, und wundervolle a capella Chöre antworten ihm von beiden Seiten des Ikonostas her. Weihrauchwölkchen durchziehen das hohe Kirchenschiff. Kopf an Kopf stehen die Gläubigen, einander mit den Geberden ihrer Andacht berauschend und fortreißend — eine ungeheuere Massensuggestion, an der Erziehung und priesterliches Raffinement in gleichem Maße ihr Teil haben. Der orthodoxe Kult ist wenigstens nach meinem Gefühl mit dem römisch-katholischen an Innerlichkeit und Adel der Musik und künstlerischer Gliederung des Meßvorgangs nicht zu vergleichen. Er ist aber in seiner archaistischen Monotonie, in der Verwendung der gröbsten stofflichen Reizmittel für die Massen des Ostens vielleicht noch suggestiver als jener für die Kulturvölker des Westens. Was insbesondere in der Isaaks-Kathedrale und der der römischen Peterskirche nachgebildeten Kasanischen Kathedrale an Gold, Silber und Edelsteinen aufgeboten wird, dem Gläubigen eine Vorstellung von den berechtigten Ansprüchen der Himmlischen auf Schmuck und Ehre beizubringen, übersteigt alle europäischen Begriffe. Die auch künstlerisch vorzüglichen Silberarbeiten in der Isaaks-Kathedrale wiegen nicht weniger als 11 000 Kilogramm. Ein einziges Evongeliarium ist in 20 Kilogramm Gold gebunden. Das zum Andenken an die Katastrophe von Borki gespendete Heiligenbild ist fast ganz mit Diamanten übersäet. Diese Stiftungen rühren meist von Gliedern des kaiserlichen Hauses her. Die Verbindung von Thron und Altar ist in Rußland noch enger, und, wie es scheint, für die Hüter des Altars noch einträglicher als anderwärts. Unter all den Heiligtümern und Trophäen der Petersburger Kirche berührt aber den Ausländer nichts so sehr, als die Reihe der französischen Silberspenden, die an einer Längswand der Peter-Pauls-Kathedrale aufgestellt sind. Neben den Särgen der russischen Kaiser und Kaiserinnen, von Peter dem Großen bis zu Alexander dem Dritten, an denen man nicht ohne ein eigentümliches Gefühl historischer Andacht vorübergeht, unter zahllosen Fahnen und Kriegstrophäen, lehnen dort als die höchsten Triumphe, die der despotische Barbarenstaat dem zivilisierten Europa abgezwungen, die Silberkränze und Ehrenschilde, die Felix Faure, Casimir Périer, der Senat, die Kammer, die Pariser Presse dem russischen Alliierten gespendet.

Digitized by Google

„Hier sehen Sie das größte Unglück, das uns in diesem Jahrhundert betroffen", sagte mein Begleiter, ein orthodoxer Russe von nichts weniger als radikaler Gesinnung. „Bis dahin, bis zu dieser Allianz haben wir, bei aller Großtuerei, uns vor dem Auslande unserer Barbarei und Schandwirtschaft doch noch geschämt. Seitdem die obersten Würdenträger und Körperschaften der fortgeschrittensten Republik uns nachkriechen, hat der Knutendespotismus erst die europäische Weihe empfangen und brüstet sich nun, frei von jeder Scham."

„Nun dafür haben die Franzosen Euch acht Milliarden gebargt," erwiderte ich.

„Von denen ein Teil in Gott weiß welchen Taschen verschwunden ist, der andere unsere Polizei gegen uns souteniert, und der Rest in eine wertlose Eisenbahn gesteckt worden ist, während wir, um die Zinsen aufzubringen, unseren Bauern das Pferd von dem Pfluge und die Kuh aus dem Stalle exequieren, bis auch das ein Ende haben wird, weil nichts mehr da sein wird für den Exekutor."

„Ein Jesuitenstücklein", erwiderte ich. „Die Allianz verdankt Ihr der Diplomatie Rampollas."

„Säbel und Weihwedel", erwiderte der Russe, und seine Hand beschrieb einen Kreis von den Kriegstrophäen bis zum Ikonostas, „sie gehen überall zusammen und knechten und plündern die Völker".

Bleischwer drückte der Schneehimmel auf uns herab, als wir mit tiefem Grauen an den Kerkergittern der Peter-Pauls-Festung entlang zur Stadt zurück eilten. Die Marseillaise hörte ich vor meinem inneren Ohr, und vor meinen Augen standen die Ehrengeschenke von der französischen Nation, dargebracht dem Despoten der Peter-Pauls-Festung. Sie sind ganz nahe beieinander, Kathedrale und Kerker, und in stiller Nacht mag der Wächter der französischen Weihgeschenke oft genug das Stöhnen und den Verzweiflungsschrei der Armen hören, die von Freiheit und Brüderlichkeit träumten und ihren Traum hinter armdicken Eisengittern, tief unter dem Spiegel der Newa, in den Kasematten der Peter-Pauls-Festung büßen.

Wien. Hugo Ganz.

Tschechow.

Ein Mann ist jüngst gestorben, der das schwermütige Rußland zum hellsten befreienden Lachen zwingen konnte. Aber er vermochte es auch dazu, tiefe Einkehr zu halten, denn er kannte all jene Schwächen des Volkscharakters, an denen sein Vaterland so bitter leidet. Blitzhell beleuchtete er Fehler und Gebrechen in seinen kleinen, scharfpointierten Geschichten.

Dieser Mann war der feinfühlige, tiefsinnende Tschechow, Novellenerzähler und Dramatiker, der sich würdig an die Klassiker der russischen Literatur anreiht in Reife des Gedankens und in Schönheit der Form. Er ist vielfach mit Gorkij verglichen worden. Aber Gorkij wirkt elementarer, wuchtiger auf die breite Masse, Tschechow künstlerisch abgeklärter, eindringlicher auf den gebildeten Leser. Wenn Gorkij durch ein interessantes Wirrsal satter Kohlenstriche seine Figuren herausarbeitet, so zeichnet Tschechow wie jene sicheren, beinahe kühl vornehmen Künstler, die mit einem einzigen Ansatz, ohne die Hand aufzuheben, eine vollkommene Figur in reiner Linienführung entwerfen. Doch seine Technik wirkt niemals kraftlos, er gerät nie in weitschweifiges Plaudern — wie es Gorkij dem Charakter seines Volks entsprechend, nicht immer vermeidet —. Er zeigt sich als Meister in edler Beschränkung.

Geschwätzigkeit mußte er sehr wenig leiden können, denn einige seiner geistreichsten Pfeile sind gegen leere Schwätzer gerichtet, gegen jene Zeitdiebe, die weniger harmlos sind, als sie dem oberflächlichen Blick scheinen. Tschechow spricht nur, wenn er etwas zu sagen hat. Als Künstler des Maßes und der Mäßigung gehört er zu den schönsten Beispielen der europäischen Literatur. Das Studium seiner kurzen Geschichten kann anregend und befruchtend wirken, wie dasjenige Maupassants, für alle, die daraus lernen wollen, wieviel Kunst dazu gehört, ein einfaches Ereignis einfach und geistvoll zu erzählen.

Wie Gorkij ist Tschechow ein Dichter des Mitleids. Doch er geht weiter als sein sozial denkender Zeitgenosse. Er geht bis an die Grenze des „tout comprendre c'est tout pardonner", denn er hat Mitleid mit mancher Schlechtigkeit, mit mancher Torheit, weil er sie studierte, wie man Naturprodukte studiert. Mit jenem seltsamen Lächeln des Weisen, der einer lästigen Fliege das Leben schenkte und ihr sagte: „Flieg weiter, auch dich hat Gott geschaffen", betrachtete er die lästigsten Eigenschaften seiner Mitmenschen. Nur mit jenen kennt Tschechow kein Erbarmen, mit jenen, in denen er Rußlands eigentlichen Fluch erkennt, mit den arroganten, eingebildeten Halbgebildeten. Nach seiner Meinung schauen sie auf alles Ehrwürdige und Heilige in Volk und Land mit ihrer Talmiweisheit achselzuckend herab, wie er es an dem Ausbeuter des treuherzigen Onkel Wanja in seinem Stück gezeigt hat. In diesen beiden Typen, dem naiv Unedlen und dem naiv Edlen, hat der russische Dichter zwei bedeutende Zeiterscheinungen des großen Slawenreiches charakterisiert, die ewigen Masken seiner heimlichen Tragödien gezeigt.

Sein Humor ist wehmütig, niemals trivial, noch ausgelassen, auch wenn er höchst komische Dinge berichtet. Dieser Mann mit dem weichen Herzen des Russen, das nicht sich ängstlich versteckt — wie es bei uns oft mit guten Regungen geschieht — sondern offen zur Schau getragen wird, dieser Vollblutslawe scheint das Geheimnis des französischen Esprits in sich aufgenommen und verarbeitet zu haben. Wie die berühmtesten Causeurs des 18. Jahrhunderts kennt er den Reiz, eine Geschichte zu erzählen. Anscheinend ganz kunstlos, als gälte es nur zum eigenen Vergnügen etwas zu berichten, als besinne er sich während des Plauderns, als suche er in seinem Gedächtnis, um ja nicht die Pointe zu verlieren, als leuchteten seine Augen beim Sprechen auf, als bekäme seine Stimme einen rührenden Klang. Doch derselbe Erzähler, der so leicht und graziös zu spielen versteht, der so wohlwollend lächelt über die seltsamsten Schwächen, kann auch packen und erschüttern mit einem Humor, der grimmig ist, wie das Leben selbst, der durchaus nicht behäbig wirkt, sondern trotz aller Ruhe der Darstellung von Leidenschaft durchzittert scheint.

Sein inniges Verständnis für das Seelenleben der Kinder und Tiere würde genügen, ihn von dem Vorwurf der Kühle zu befreien, den ältere Kritiker gegen ihn richteten, als ob seine feinen Charakterzeichnungen gemütlos wie Photographien seien. Solche kurzsichtigen Kritiker konnten die verhaltene Kunst seines Vortrags nicht verstehen. Die wirklich Vornehmen protzen nie, auch nicht mit den Regungen des Gemüts. So sagt George Sand: „Flaubert dans ‚Madame Bovary' s'abstient de juger. Cela est tout à fait permis à qui met le lecteur à même d'être bon juge."

In einem der russischen Nachrufe Tschechows heißt es sehr richtig, er sei in seiner Philosophie wie ein humaner Arzt gewesen, der die Wunden aufdeckt, mit dem Wunsch, sie möglichst sanft zu heilen, nicht mit Pferdekuren, sondern lieber mit homöopathischen Mitteln, nach dem Grundsatz „similia similibus".

Es ist bekannt, daß Gorkij Autodidakt ist. Dies hat seiner Kunst manchen Vorteil gewährt, ihn aber auch oft zu Zügellosigkeiten hingerissen. Tschechows Vater, der noch leibeigener Bauer gewesen, war so intelligent und rührig, daß er es vermochte, dem Sohn die Erziehung auf dem Gymnasium und das Universitätsstudium zu gewähren. Tschechow bestand die Staatsprüfungen des Mediziners, übte jedoch nie den Beruf des Arztes aus, da er schon als Student literarisch hervortrat.

Digitized by Google

Zuerst in humoristischen Blättern, dann als Mitarbeiter der „Nowoje Wremja", endlich mit Beiträgen für verschiedene Zeitschriften begann er seine schriftstellerische Laufbahn. Er schrieb anfangs unter Pseudonym. Die erste Novelle des frühverstorbenen „Totenamt" erschien im Jahre 1886 in der „Nowoje Wremja". Eine Gesamtausgabe seiner Werke, die in Einzeldrucken viele Auflagen erlebt hatten, wurde im vorigen Jahr vom Verlag der „Niwa" begonnen und kommt als Beilage dieser Zeitschrift heraus. Erst spät trat Tschechow als Dramatiker hervor. Er schrieb mehrere kleine Lustspiele von feinster komischer Wirkung und die ernsteren Stücke „Onkel Wanja", „Die drei Schwestern" und „Der Kirschengarten". Diese Werke sind auch über ausländische, hauptsächlich deutsche Bühnen gegangen. Seine schwache Gesundheit veranlaßte den Dichter meistens im Süden Rußlands, in Jalta, zu leben. Er unternahm jedoch auch mehrere Reisen und schilderte mit erschütternden Worten, wenn auch mit ruhiger Sachlichkeit die Lage der Gefangenen auf der Insel Sachalin.

Besondere Meisterschaft entwickelte Tschechow in den Studien über das menschliche Gewissen. Es ist ihm das große Geheimnis, das bei jedem Menschen so ganz anders seine Rolle spielt, das voller Widersprüche ist, unselbständig und vorurteilsvoll, das wild anarchistisch denkt oder unvermutet bereut, das rätselhaft vergißt oder auch nur zu vergessen scheint. Da lesen wir die Geschichte des Philisters, der sein Dienstmädchen verführt hat. Feines Lächeln geht von den wenigen Seiten aus, die erzählen, wie der gute Mann auf den Stufen, die zu seinem Landhaus führen, ein Kindchen findet. Das böse Gewissen überzeugt ihn, daß dies Kind sein natürliches Kind sein müsse. Heimlich will er es davontragen, um es auf die Schwelle des Nachbarn zu legen. Aber das kleine, süße Geschöpf in seinem Arm rührt seine Reue auf, erweckt in seinem Herzen väterliche Gefühle. Mit Stolz erkennt er eine gewisse Aehnlichkeit in dem winzigen Antlitz und beschließt, seiner Gattin alles zu beichten, damit sie das Kleine ins Haus aufnehmen möge. Wirklich stürzt er vor der entsetzten rechtmäßigen Gemahlin auf die Knie, das Kind im Arm, und bittet um Gnade. In diesem Augenblick erscheint das neue Dienstmädchen voll Aufregung und sagt, daß die Wäscherin ihren Säugling auf der Treppe niedergelegt habe, während sie die Wäsche abliefern wollte, und daß das Kind von dort gestohlen worden sei.

Dann ein unendlich schwermütiges Gemälde, das Einblick gewährt in das stumpfe, dumpfe Hindämmern von tausend Leben. Der alte Bauer fährt seine alte Bäuerin, die schwerkrank hinten im Schlitten leise ächzt, zum nächsten Arzt. Der Schnee glitzert in der großen Kälte. Die Kranke ist so still geworden. Da wird es dem Alten bang und plötzlich — nach vierzig Jahren zum erstenmal — erinnert er sich, daß sein Weib, dieses gehorsame, Schimpf- und Schlag-gewohnte Lasttier, einmal eine blühend schöne Dirne gewesen sei, daß er sie geküßt und für sie Balalaika gespielt habe. Nicht daß er seine Rohheit und Lieblosigkeit bereut hätte — es verfahren ja alle ebenso mit ihren Weibern — aber doch eine Traurigkeit kommt über ihn, ein Wunsch, etwas für sie zu tun. Und er dreht sich nach ihr um: „Mütterchen", sagt er, „Mut! der schlimmste Weg ist zurückgelegt." Keine Antwort. Das Mütterchen ist fertig mit dem schlimmen Lebensweg, es ist tot. Da ergreift den Alten eine Bangigkeit, eine große Erschütterung. Er vermag, von seinen Träumen verwirrt, nicht mehr den Schlitten zu lenken, der Schneesturm überfällt ihn, nach einigen Stunden findet man das verirrte Gefährt mit der Toten und dem Bauern, dessen Gliedmaßen in der gefährlichen Kälte erfroren sind.

Eine grausame Parodie des sozialen Gewissens bringt Tschechow mit dem lebendig gemalten Porträt des alten Schwätzers, der über die Schäden und Bosheiten der Welt klagt und sich entrüstet, während er im eigenen Haus Weib und Kind gegenüber als törichter, brutaler Autokrat und Quälgeist verfährt. In vielen der kleinen Geschichten wirkt dieses soziale Gewissen mit ergreifender Schlichtheit. So in der Selbstanklage des Iwanow, der sich im Ekel vor der eigenen Schwäche verzehrt und ausruft: „Wie ich mich selbst verachte, wie tief hasse ich meine eigene Stimme, meine eigenen Schritte, meine Hände, dieses Gewand, meine Gedanken. Ich bin so müde, weil ich garnichts glaube und Tag und Nacht mit Gleichgültigem verschwende. Nichts an mir selbst gehorcht mir, ich kann nichts mehr verstehen!" Das Selbstquälerische, das Nichtaus- und Nichteinkönnen vieler verirrter, armer Seelen, die Tschechow schildert, wird ausgeglichen und versöhnt durch frischere Töne in andern Schriften. „Das schreckliche Suchen der Menschheit," sagt der Student Trofimoff in den „Schwestern", „pocht nicht umsonst an so viele Türen und Tore. Wenn ich selbst auch nichts finde, so zeige ich doch andern den Weg, ich müde Zusammengesunkener."

Bei Tschechow zeigt sich die Eigentümlichkeit, daß die Empfindungen eines feinen Kulturmenschen mit einer naiven, unmittelbaren Auffassungsgabe vereint sind. Ein zarter, tröstlicher Sinn für Schönheit scheint ihn immer wieder zu stärken. Charakteristisch für diese Besonderheit des slawischen Schriftstellers ist eine kleine Szene, die an einem Bahnhof spielt. Inmitten der Häßlichkeit, des Stoßens, des Getöses und Gedränges erscheint plötzlich eine Macht, die süß und holdselig ist, die alle und jeden Aufatmen und Lächeln lehrt, die Aerger und Traurigkeit bannt. Was ist geschehen? Garnichts, etwas so Unbedeutendes. Es ging nur ein schönes, junges Geschöpf, strahlend und mit Hoffnung in den Augen an den Hastenden, den Grämlichen, den Aufgeregten vorüber. Dieser Zauber wirkt wie ein Sonnenblick, und doch bleibt etwas Trauriges, freilich etwas Süßtrauriges im Herzen zurück, wie eine halbverklungene Melodie mit vergessenen Worten, von denen nur noch die wenigen schwach ins Bewußtsein treten: „Auch ich — es war einmal."

München. Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Erntezeit.

eif sein ist alles!" — Wer aber ist zur Ernte reif und wann ist man reif? Als Wilhelm von Polenz, der Roman- und Novellenschriftsteller, jene Worte über seinen zukünftigen Gedichtband zu setzen plante, glaubte er selber schon reif zu sein für den Schnitter Tod, des Lebens ganze Fülle tief erkannt und genossen zu haben?

Das schmerzlich schöne Gedicht „Ernte", das sein Bruder pietätvoll an die Spitze des schmalen Bandes hinterlassener Gedichte*) stellte, er hat es 1903 geschrieben, kaum ein Jahr vor seinem Tode. Da er selber die Aehren schneidet, da des Waldes Schatten ihm winken zum Ausruhen nach getaner Arbeit, da vernimmt er im Rücken ein Sensenwetzen, ein unheimlich, „feines Sirren":

„Was haut mir nach, in gleichem Schritt,
In gleichem Takt, in gleichem Tritt?
Und näher, näher kommt's mit Schwirren." —

Der fremde Schnitter mit dem Hut im Gesicht und den hohlen Augen, es ist der Tod. —

Es gibt Menschen, denen graut es so vor dem Ende,

*) Nachgelassene Gedichte von Wilhelm von Polenz. Berlin 1904. Verlag von F. Fontane & Co.

Digitized by Google

daß sie nicht daran denken wollen, daß sie jedes Bild und Wort davon scheuen. Anderen geht ein Todesbewußtsein, gleich wie ein brüderlich treuer Schatten ihr ganzes Lebelang still zur Seite, auch wenn sie nicht ihrem Gefühl so holzschnittscharf schildernde Worte zu leihen verstünden, wie dieser jung verstorbene Dichter. Sie hören den Sang, den er gehört hat:

„Ich schneide früh, ich schneide spat,
Den trifft es morgen, jenen heut,
Seid nur bereit, ja, seid bereit!" —

Aber wenn sie auch an einem jeden Tag sich rüsten, bereit zu sein, in ihren Geschäftsbüchern das Fazit ziehen, einen hübschen, roten Tintenstrich darunter setzen und in ihren Schränken und Laden alles wohl schichten, peinlich ordnen, bevor sie sich zu Bette legen — — — der Morgen kommt, und Sonnenschein weckt sie. — Der Sensenmann geht seines unbegreiflichen, unerbittlichen Weges weiter, wie die mittelalterlichen Tanzbilder ihn malen, greift die Braut und greift das Kind und läßt die stehen, die auf ihn harren.

„Reif sein ist alles!" Ist das nun reif sein, sich auf den Tod gerüstet wissen? Ist das schon reif sein, sich zu sagen: er kann morgen kommen? Wenn die gelben Aehrenfelder bereit dastehen und die Schnitter gehen vorüber, lassen sie übereif werden, daß sie in der glühenden Augustsonne verdorren, so sind Korn und Brot verloren. Aber wann ist für uns Menschen die Augustzeit? Wann muß des Schnitters Sense uns treffen, daß durch unser Ende unsere beste Frucht zum Brote und anderen zum Nutzen werde? — So viele Verse in dem Bande, so viele Fragen erstehen vor uns und blicken uns an, mit großen, antwortheischenden Augen.

Als Wilhelm von Polenz im Jahre 1901 einen Gedichtband zu schreiben beschloß, hatte er die Absicht, ihn „Der Liebe Todesspiegel" zu nennen und ihn seinen Toten zu widmen. Zum Motto wollte er die Worte setzen: „Die Lebenden sind uns oft viel mehr gestorben als die Begrabenen." Vor einem der Abschnitte, der „Männertränen" heißen sollte, wiederholte er den gleichen Gedanken: „Bitterer, tausendmal bitterer, als geliebte Menschen im Tode verlieren, ist es, eine Seele, die sich uns ergeben, durchs Leben einbüßen."

Vielleicht war das der Kern seines Wesens, der Schmerz um die verlorene Liebe. Vielleicht — wir haben ihn nicht gekannt — war es das Bewußtsein nahenden Todes. Der Bruder, der Freund, die ihn wohl kannten, haben sie es immer gewußt, was ihn in seinem Tiefsten bewegte? Weiß überhaupt ein Mensch, der lebend neben einem Lebenden hergeht, wen er sich zur Seite hat? Man soll keinen vor dem Abend selig preisen, lautet die alte Bibelmahnung. Man soll keinen Menschen vor seinem Ende zu kennen wähnen. Wenn man meint, sein Denken und Fühlen miterlebt zu haben, so stellt nach dem Tode oft sich plötzlich ein ganz anderes Begreifen ein, Gefühle treten in den Vordergrund, Ausblicke eröffnen sich, die man im Angesichte des Bruders, des Freundes, garnicht fassen konnte, die sein vertrautes Bild vor unseren Augen in neuem Lichte erscheinen lassen.

Ein junger Tod, der das Leben abschneidet vor dem Welken. Ein später Tod, ein reiches Alter, das alle Fähigkeiten ausreifen, blühen ließ, das alle Möglichkeiten erschöpfte, — was sollen wir uns und den unseren wünschen? Auch das ist eine der tausend Fragen, auf die kein Lebender die rechte, die erlösende Antwort weiß. Denn jeder fühlt anders, jeder wünscht anders und jedem erfüllt sein Sehnen sich anders.

Die Gedichte, die wir heute, nach dem Tode des Dichters, mit so tiefer Rührung lesen, sollten ursprünglich nur einen Teil des weit größeren Ganzen bilden: „Mein eigen Angesicht im Spiegel" sollte der erste Abschnitt heißen. Seine Eltern, seine Schwester, Brautstand und Ehe und Trennungsleid wären in dem Buche in Gedichten lebendig geworden. In seinem Herzen erfüllt von Idealen, hatte er sich bis dahin in seinen Romanen immer bestrebt, Realist zu sein. Aber die Realistik, die doch nie vollkommen wahr ist, weil sie eben nicht die Menschen und ihre Handlungen mechanisch-photographisch zu Papier bringen kann, sondern sie erst von dem Geistesfluidum des Autors gefärbt, in die Erscheinung treten läßt, genügte ihm eines Tages nicht mehr. Sein Fühlen, sein eigen Angesicht verlangte es ihn darzustellen. In dem Schriftstellerroman „Wurzellocker" schildert er es, wie es dem Helden geschah, daß er plötzlich dichten mußte: „Es brach auf einmal aus ihm hervor wie Kristalle. Die fernen Töne sammelten sich zu Melodien, nach einem rhythmischen Gesetz, das aus ihnen selbst zu stammen schien. So entstanden Reime, Strophen, Gedichte."

Und an seinen Bruder schreibt er im Jahre 1901: „Merkwürdig, ich wußte es ganz genau, daß ich noch mal Verse machen würde, nachdem ich es so lange ganz unterlassen. Nun ist es mit einemmal mit solcher Gewalt über mich gekommen, so ganz anders, als ich sonst dichte. Es ist, als spräche irgend etwas aus mir, eine Gewalt, ein fremdes Wesen, dessen Diener ich nur bin."

Es ist der Sensenmann gewesen, der ihm so die Feder geführt hat.

Eigentlich ist unser ganzes Leben ja nur ein Wandern dem Tode entgegen. „Le but de notre carrière c'est la mort," sagt Montaigne. Ludwig Bamberger hat den gleichen Gedanken in dieser Zeitschrift einmal in einem geistreichen Satze ausgesprochen, dessen Wortlaut mir nur leider heute nicht vor Augen steht. Der fällt in der Schlacht — so ungefähr hieß es —, der erliegt im Zweikampf, Hunderte raffen hundert verschiedene Krankheiten hin. Aber auch ohne Krankheit und Zufall — wir sterben schließlich — am Leben selber! — Das Wunderliche ist und bleibt nur, daß wir alle, alle ohne Ausnahme, die wir dies Naturgesetz kennen, es täglich vergessen. Täglich? Nein, stündlich, in jeder Minute, jeder Sekunde. Wir sagen uns: Morgen früh kann es aus sein. Und wir genießen des Daseins dumpf-freundliche Gewohnheit gedankenlos, als ob das Ende nimmer käme. Das ist eben Mensch sein, daß man zugleich denken kann und nicht denken, bei vollem Bewußtsein bewußtlos einhergehen. Wer aber weise ist, der erfreut sich dieser seiner Menschlichkeit. Philosophieren — soll Cicero gesagt haben — das sei nur sich auf den Tod vorbereiten. Ja, aber die größten Philosophen, die weisesten Weisen aßen und tranken und lebten ebenso, wie wir leben, ohne immer vor ihren Augen den näher rückenden Schatten zu sehen. Und dieser Dichter, dessen Buch wir jetzt mit der Ueberzeugung lesen, es sei ein Abschiedsgruß an das Leben, der schrieb im Herbst 1903, wenige Wochen nur vor seinem Tode, die heiteren Verse an sein „allerliebstes Töchterlein", in denen er ihr Liebesglück und Ehe und Mutterschaft voraussagt, so, als sollte er sie mit ihr erleben.

Es sind im Grunde nur ein paar Gedichte, die den Eindruck des ganzen Bandes bestimmen. Vor allem jenes erste, meisterliche vom Schnitter, der hinter ihm mähend einhergeht. Dann das „Todessehnen" mit dem Kehrreim: „Wie wohl wird's tun!" Und endlich zu dritt die Totentanzballade *) vom „Landstreicher", der das Kind, den Grafen, die Balldame, den Arzt, wie die ärmste Magdalene mit sich zieht und dem jungen Dichter, der ein Werk: „Vom Tode" erzählen will, rät, sich nicht nutzlos mit Schreiben zu mühen:

„Was quälst Du Dich, Du armer Fant
Und malst den Teufel an die Wand?
Schon steht er Dir im Nacken,
Wird schnell genug Dich packen." —

Das traurigste von allen Gedichten ist aber eines, das nicht vom Sterben spricht, sondern vom Leben. „Mein Freund" hat der Dichter es überschrieben. Der ihn als guter Freund an der Hand führt, ihm sein Zeichen ins Herze gebrannt hat,

*) Schon in „Karline", einem Novellen- und Gedichtband, der vor etwa zehn Jahren erschien, tritt zweimal der lockende Knochenmann auf, nur in sehr viel roherer, minder künstlerischer Gestaltung.

Digitized by Google

ihn sich zu seinem Jünger erkoren, das ist der Schmerz. Und er beugt sich dem Gewaltigen und weiht sich seinem Dienste:

„Er rührte meine Stirne mit der Hand,
Stumm kniet' ich hin, mein Aug' in sein's gewandt,
Und grüßt' ihn, als er langsam mir entschwand,
Den Boden küßt' ich, da der Meister stand." —

Es ist etwas Kräftiges, Männliches, sehr Deutsches in der Schlichtheit dieser Verse. Aus dem graubraunen Büchlein mit dem gemähten Aehrenbund und der Sense des Titelblattes spricht, so scheint mir, ein schöner, ein tapferer, edler Mensch zu uns. Denn nicht mit müder Wollust hat er sich dem Schmerze hingegeben. Selbst des Sensenmannes Lied lähmt ihm den Mut nicht. Auch er ist von denen, die klaren Auges das Ende erschauen, sich bewußt über die Qual dieses Wissens erheben. Als hinter ihm schreitend der Sensenmann ihm die Drohung gesungen:

„Seid nur bereit, ja, seid bereit!"

fühlte er sich gerade stolzer und arbeitsfroher:

„Da hab ich mich emporgerafft,
Sein Lied gab meinem Kleinmut Kraft,
Die Sense hoch und weit geschwungen;
Den rüst'gen Händen mich vertraut,
Nicht umgesehn noch vorgeschaut,
So hab' mein Tagwerk ich bezwungen."

Wilhelm von Polenz hat seit Jahren als Verfasser spannender Romane einen guten Namen gehabt. Ahnte er, daß ein früher Tod und ein paar Verse, die durch diesen Tod Bedeutung erlangten, ihm mehr Freunde erwerben würden, als alle seine Arbeiten vorher, seinem Namen einen ganz anderen, tieferen und sympathischeren Nachhall in vielen Herzen geben würden?

Man soll keinen Menschen vor seinem Ende selig preisen. Ein früher Tod, der die Aehren vor dem Reifen abschneidet, ein später, der sie voll ausreifen, vielleicht schon wieder welken läßt, was ist besser? Und wann ist für jeden der Zeitpunkt der Reife?

Hamburg. Adalbert Meinhardt.

Das überlichte Licht.

(Das Rätsel des Angelus.)

Da schlängelte er sich hoch hinan, der schmale Saumweg, der aus dem engen Hochtal übers Joch nach dem Welschland führte. Ueber steile Hänge zog er sich und mitten durch himmelanstarrende Felsberge, im Gewirr von grauem Gestein verlor er sich und fand sich wieder auf irgend einer kleinen geschützten Berghalde, die von schimmerndem Grün bekleidet, dem seltenen Wanderer als erfreuliche Oase in dieser einförmigen, fürchterlichen Steinwüste erschien. Schließlich verschwand er ganz oben: ein breiter riesenhafter Felsrücken schloß dort den Himmel ab.

Unten aber, wo der kleine Pfad einer breiteren Bergstraße entwuchs, leuchteten im Schein der Morgensonne aus dem schmalen Hochtal zwei weiße Häuser: die große, weitausgebaute Paßherberge und nebenan ein kleineres Gebäude, das den Hirten der Jochgegend zur Behausung diente.

Die Sonne war über den breiten blendenden Riesenwogen eines mächtigen Gletschers aufgegangen; ihr Frühschein, hell und klar, ließ in reichem Glanz das dunkle Grün der niederen Berghölzer erschimmern, füllte mit eitlem, gleißendem Silber den lärmenden Bergbach und tauchte die schweigsamen seit Jahrtausenden in Oede erstarrten Geröllfelder in flüssiges Gold; Bäche und Ströme hellen, fließenden Goldes schickte sie mit den kleinen und großen Wasserläufen herab, die lautlos von den Felswänden aus steiler Höhe kamen.

Auch die einsame Paßherberge erweckte sie zum Leben.

Die Bergstille zerriß ein scharfer Laut, eine eiserne Kette fiel, und auf tat sich ein altes Tor von massivem Holz. Gähnend erschloß sich ein düsterer, enger Gang, der von der Pforte durchs Haus lief.

Ein kräftiger, älterer Mann trat heraus. Es war der Wirt des Hospizes, der Ausschau hielt, ob die Witterung den abreisenden Gästen günstig sei.

Er wandte sich um, dem Hausflur zu, und rief hinein:

„Gute Fahrt werdet Ihr haben."

Aus der Tiefe des Hauses traten zwei Männer. Der eine ein Jüngling mit weich geformten Zügen und blondem, gewelltem Haar, der andere ein Mann, der das dritte Jahrzehnt um weniges mochte überschritten haben. Im Gegensatz zu der freundlich heiteren Stirn des Begleiters trug sein Antlitz das Gepräge ernster, aufreibender Lebenssorge: Gerade, senkrechte Falten, die von der unteren Hälfte der hohen Stirn bis dahin zogen, wo die dichten, schwarzen Brauen zusammentrafen, wo die kühn geschnittene Nase aus der Fläche des Gesichts trat. Die gelassenen, freien Bewegungen des Jüngeren und die lebhaften, von einer seltsamen Erregtheit beherrschten Gebärden des älteren Mannes verschärften den Gegensatz, der erkennen ließ, daß die beiden Reisenden nicht derselben Gegend entstammten.

Und so verhielt es sich auch.

Der Blonde kam vom Norden, aus seiner schlesischen Heimat, indes der Gefährte mit den gleißenden Augen und den rasch und stets bewegten Zügen aus seinem Vaterlande, dem Elsaß zog, um Pisa, die alte Universitas zu erreichen; denn dorthin hatte man ihn als Dozenten der philosophischen und theologischen Wissenschaften berufen. Auch des andern Ziel war Italien; doch nicht Pisa sollte der Endpunkt seiner Fahrt sein, sondern schon Mailand, die alte, lombardische Hauptstadt.

Die beiden Scholaren nahmen vom Wirt Abschied.

„Den schwarzen See unterm Jochgletscher könnt Ihr noch heut zur Nacht erreichen. Unweit davon werdet Ihr eine kleine Hütte sehen; dort könnt Ihr ein Obdach finden. Aber gebt acht auf den Steig, wenn er um den See sich windet. Fürchterlich fallen dort die Felsen in den See ab, dessen Wasser unergründlich und voll düsterer Geheimnisse sein sollen. Es ist dort gefährlich, selbst bei hellem Sternenschein."

„Habt unsertwegen keine Sorge, rief der Jüngere da dem Wirt zu. Der Gefährte, den ich zur gestrigen Nacht im Hospize getroffen, kennt ja den Weg. Nicht wahr, Ihr seid schon auf ihm gezogen?"

Er wandte sich zum Begleiter, der sich inzwischen vollständig zum Aufbruch gerüstet hatte.

„Freilich", rief der ältere Scholar, „den gleichen Weg bin ich zur Universitas nach Pisa gezogen. Wohl sind es schon einige Jahre, aber noch entsinne ich mich des Wegs. Doch laßt uns aufbrechen — laßt uns aufbrechen, damit wir nicht allzu spät zum schwarzen See gelangen. Denn dort oben sind die Nächte kalt — tötend kalt."

Er schritt voraus, am Ufer des kleinen, lärmenden Bergbaches entlang und hatte in kurzer Zeit den Saumpfad betreten, der in leichten Erhebungen zu steigen anhub.

Der andere folgte ihm leichten Schrittes.

Digitized by Google

Dort, wo vom grauen Felsen ein Brünnlein kam, über den Weg floß und sein Gestein schlüpfrig machte, wandte sich der Voranschreitende erschreckt um; er hatte einen leisen Schrei und das Geräusch eines gleitenden Fußes vernommen.

„Habt Ihr gerufen, Junker?"

„Beunruhigt Euch nicht," lachte der Angeredete; „auf dem glatten Fels ist mein Fuß fehlgetreten. Aber seht dort hinauf, wo die schwarze Felswand zum Himmel starrt. Werden wir sie überschreiten?"

„Diesen fürchterlich drohenden Felsriesen! Da dürftet Ihr kaum mit gesunden Gliedern hinüberkommen. Nein, Junker, unser Steig umgeht die Wand. Von dort oben ist's noch weit zum schwarzen See, der unser Ziel für den heutigen Tag sein soll. Er liegt auf des Joches Höhe. Vom schwarzen See aber, nein, von einer Höhe vor dem See könnt Ihr Euer Reiseziel schauen: Milano."

Dies Wort versetzte den jungen Scholaren in freudige Erregtheit. Schon heute sollte er das Welschland sehen! — Auch das Zusammentreffen mit dem Gefährten war sonderbar; umso mehr, als in dieser Gegend und zu dieser Jahreszeit nur wenig Reisende zogen. Und nun war der Begleiter gar ein Scholar, der gleich ihm der philosophischen Wissenschaft diente.

„Einen seltsamen Zufall muß auch ich dies Zusammentreffen nennen," meinte der Adept, dem der Jüngere seine Gedanken dargelegt. „Doch sagt mir, Junker, der Ihr auch ein Scholar seid, sagt mir, weshalb Ihr nach Italien zieht, ohne eine der berühmten Gelehrtenstätten, ohne eine bewährte Universitas aufzusuchen? Ihr wißt doch: Pavia liegt nicht weit entfernt von Eurem Mailand, — und da sollte Euch der Ruhm nicht anlocken, der Paviens philosophischer Fakultas voranleuchtet?"

Den Ruf Paviens wisse er wohl zu schätzen, antwortete der Jüngling, und wenn überhaupt sein Ziel eine der welschen Universitäten wäre, müsse ihn vor allem die Aussicht, den Gefährten in Bälde vom Lehrstuhl der Philosophie und Theologie lehren zu hören, nach Pisa führen. Allein es seien für ihn Gründe vorhanden, die eine bestimmte Entscheidung bis auf weiteres ausschlössen. Denn, fuhr er fort, er sei ja, wie er bereits zur gestrigen Nacht erzählt, an einen Gelehrten in Mailand gewiesen worden.

„Das weiß ich, Junker," gab der andere zur Antwort, „das weiß ich wohl. Doch da brachet Ihr gestern Euren Bericht ab, und so kann ich mir nicht denken, wie dieser Umstand Euch von einer der hochgelehrten Stätten abhalten sollte."

„Ich will es Euch sagen. Ihr wißt, daß ich von Schlesien komme. Ich habe dorten studiert und bin der Pflegesohn eines Mannes, dem der ehrwürdige Angelus verwandt war, dessen vor wenigen Monden eingetretener Tod die ganze gelehrte Welt und wohl auch Euch mit der tiefsten Betrübnis erfüllt haben mag . . ."

Der Zuhörende stand plötzlich still:

„So kanntet Ihr den gelehrten Angelus!"

„Freilich kannte ich den Erleuchteten. Durch meinen Pflegevater ward ich zu ihm gebracht, und seitdem hielt ich mich oft, im letzten Jahre täglich in seiner Studierstube auf."

„Ihr waret um Angelus Silesius!"

Der junge Professor blickte gespannt den Gefährten an. Wie! In diesen öden, menschenleeren Regionen sollte er einen Schüler des Mannes treffen, der an unergründlicher Weisheit alle Philosophen der Zeit übertraf. Des Adepten Erstaunen wuchs, als er weiter vernahm, daß der berühmte Mystiker den Scholaren in ungewöhnlicher Weise bevorzugt hatte.

„Sie nannten mich sogar seinen Lieblingsschüler," fuhr der Erzählende fort. „Ich gefiel dem Ehrwürdigen, er diktierte mir seine gelehrten Sätze und gewöhnte sich an mich. So sehr, daß er mich, da er krank ward und zum Sterben sich legte, nicht einen Augenblick missen wollte. Selbst wenn er im Fieber lag und Zwiesprache hielt mit den Heiligen und den hellen Geistern, die er mit größter Innigkeit liebte — selbst dann durfte ich seine Seite nicht verlassen. Denn aus seinen heiligen Träumen heraus rief der sterbende Meister nach mir, sodaß ich merkte, er habe nichts Gewöhnliches mit mir vor. Es war dem auch also, denn kurz bevor er zu sterben kam, ließ er, da schon aus seinen brennenden Augen die Erwartung der überirdischen Seligkeit flammend sprach, die Aerzte und Brüder seines Ordens aus dem Gemach treten, indes er mich am Krankenbette behielt. Da vertraute er mir mit toter Stimme die Sendung an, deren Ziel ist, einen sehr gelehrten und durch einen nicht gewöhnlichen Ruhm ausgezeichneten Gelehrten in Mailand aufzusuchen."

„Einen Gelehrten in Mailand — — — —! Vielleicht ein Alchymist . . . Und seine Name?"

„Den kann ich Euch wohl vermelden. Seht her!"

Und der Blonde öffnete sein Wams und eine verschlossene Tasche, die er darunter verborgen hatte. Ihr entnahm er ein flaches Kästchen, auf dessen polierter Fläche ein Zettel hing. Den hielt er dem Genossen vor die Augen. Die Buchstaben auf dem Pergamentstück besagten den Namen und Wohnort des italienischen Weisen, und mit eigener Hand habe sie Angelus niedergeschrieben.

„Das die Schriftzüge des Meisters . . ."

Und mit durchbohrendem Blick suchte der Erstaunte die krausen Buchstaben zu entziffern.

„Wie? Das ist ja Astarto, der berühmte Astronom Eugenius Paracelsus Astarto, an den Euch der Sterbende wies . . .!"

Der Jüngling nickte und barg sorgfältig das Kästchen unter seiner Kleidung. In gesteigerter Erregung murmelte der Aeltere:

„Astarto, der Geheimnisvolle, der die Bahnen der Sterne enträtselt. Wie seltsam dies alles . . . . Und davon, von den Vertretern der tiefsten irdischen und himmlischen Wissenschaft, wird mir in dieser Gegend Kunde, die selbst an Sonderbarem überreich ist. Ist dies das mystische Walten eines unergründlichen Fatums?"

Und mit lauter Stimme fuhr er fort:

„So sagt mir nur, so verkündet mir doch: was sollt Ihr bei dem Hochgelehrten in Mailand?"

„Ihr könnt es nicht erraten? Botschaft habe ich ihm zu bringen von dem in Seligkeit verblichenen Freund, von meinem verehrten Meister. Und das Kästchen, das Ihr eben saht, enthält diese Botschaft. Ja, mit eigener, ersterbender und bereits erkaltender Hand hat sie der Meister auf Pergament geschrieben und, vor innerer Erregung am ganzen Leibe zitternd, in dies Behältnis gesteckt.

„Und die Botschaft — — die Botschaft — — — was ist ihr Sinn?"

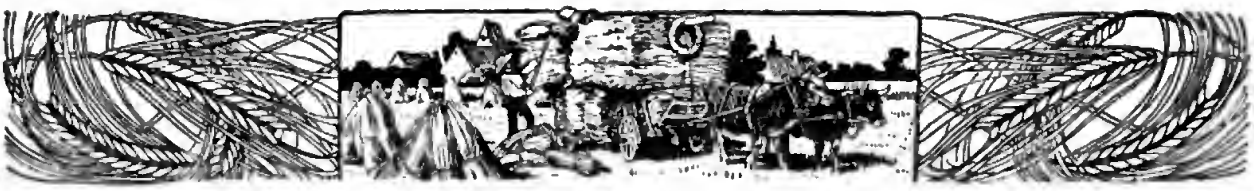
„Ein großes Geheimnis enthält das Kästchen, das größte des in Verklärung Geschiedenen. Doch verzeiht mir, wenn ich mehr Euch nicht mitteile. Denn: was mir der Sterbende noch in Worten vertraute, was er mir über das Geheimnis sagte — — — — ich weiß nicht, ob es meiner Verehrung gegenüber dem Meister würdig ist, wenn ich Euch davon spreche."

Der Aeltere wandte sich um und sah dem Scholaren ins Gesicht. Jetzt, da die ersehnte Gelegenheit, von dem Mystiker zu vernehmen, gekommen sei, dürfe der Jüngling nicht zurückhalten. Er könne ihm vertrauen.

„Denn auch meine Verehrung für diesen wahrhaft wunderbaren Weisen ist groß und mächtig, daher meine Sehnsucht, alles, was über sein glorreiches Leben in Erfahrung zu bringen ist, zu vernehmen."

Es trat eine Pause ein, der junge Scholar überlegte, ob er dem Gefährten, der ihm lieb geworden war, von der Botschaft des Angelus berichten solle, und der andere erwartete, in den merkwürdigsten Vermutungen sich ergehend, gespannt die ersten Worte. Indessen verhinderte ein steiler Geröllhang, den die Bergfahrer zu erklimmen hatten, eine fortgesetzte Unterhaltung

Digitized by Google



und verlängerte die Unterbrechung. Der Jüngling bedachte, daß es eigentlich wohl angehe, wenn er dem Genossen von dem Auftrag des Verstorbenen erzähle. Könnte nicht der Verklärte so auch noch im Tode wirken? Hatte er doch selbst einst gesagt und geschrieben:

Der Tod, aus welchem nicht ein neues Leben blühet,
Der ist's, den meine Seel' aus allen Toden fliehet.

Ja, waren nicht diese erhabenen Worte des Gelehrten ein Befehl, eine Mahnung, daß er, der Lieblingsschüler des Hochweisen, das große Beispiel des Angelus der Welt verkünden und dem Geschiedenen somit auch im Tode Wirksamkeit, Leben verleihen solle?

Der Entschluß war gefaßt, noch bevor der Voranschreitende ärgerlich und betrübt den Gefährten ansprach:

„Ihr schweigt noch immer! Die Erwartung eines Verehrenden erscheint Euch also nicht groß, die Begierde nicht würdig genug, Eure Mitteilung preiszugeben? Oder — zweifelt Ihr, ob ich den Lehren des Meisters mit jener Ehrfurcht entgegentrete, die so viele Angehörige des gelehrten Standes gerade heutzutage in höchst verachtungswürdiger Weise vermissen lassen, wenn sie von den tiefen Gedanken und den Theorien der Männer vernehmen, als deren glänzendster Vertreter mir der geheiligte Angelus gilt? So wisset, daß ich nicht unbekannt bin mit den Mysticis, daß ich mich im Gegenteil mit ihnen und ihrer Weisheit harte Jahre meines Lebens befaßt habe, seit der Drang nach Erkenntnis so sehnsuchtsvoll, so stürmisch in mir geworden ist. Wisset auch, daß der in Herrlichkeit zum Himmel aufgefahrene Ruysbrock, daß Magister Eckhardt, daß Tauler mir nicht fremd sind. Daß ich hingegen den Jacobus Boehmer keiner Verehrung für würdig erachte, werdet Ihr, wenn Ihr seine Schriften kennt, nur billigen."

„Jacob Boehmer schätzt Ihr nicht? War er es doch, der den Meister, da er zuerst aus dem Quell mystischer Erkenntnis schöpfte, in seinen Werken Gedanken finden ließ, die der Weise später so sehr vertiefte."

Der Adept, der auf solches Verständnis bei der Jugend des Genossen nicht zu hoffen gewagt hatte, erstaunte, da er erkannte, wie der junge Mensch bereits so sehr in die Lehre der Mystiker eingedrungen, daß er den Einfluß der älteren Gelehrten auf Angelus Silesius erkannte. Wahrlich, kein gewöhnlicher Scholar war er, der frisch und lebenskräftig, so sehr seiner Kräfte bewußt, die Felsen hinanstieg. So hatte wohl auch der verstorbene Meister das Hervorragende in der Begabung des Jünglings ersehen und ihn daher zum Lieblingsschüler erkoren.

Von diesen Gedanken, die so plötzlich auf ihn einstürmten und ihn bezwangen, erfüllt, ließ sich der Erregte fortreißen und vergaß, an den Ausgangspunkt des Gesprächs zurückzukehren. Vielmehr antwortete er dem Begleiter, daß er eben deshalb den Jacobus Boehmer nicht zu schätzen vermöge, weil er oftmals anstatt wahrhafter mystischer Weisheit nichts weiter als leere Phantastik biete. „Oder nennt Ihr es echte Weisheit, wenn er die oberflächlichen Theorien in eine Symbolik kleidet, die Bilder wie „des Teufels Schwanz" und dergleichen in Menge aufweist?"

„Aber Meister Angelus selbst — — — — —"

„Ich weiß, was Ihr sagen wollt. Ja, Angelus hat freilich in tiefste Symbolik seine Lehre gehüllt. Und in die geheimnisreichsten Bilder. Aber *würdige* Bilder sind es, die der Größe des Behandelten angemessen sind. Jede Mystik bedarf ja einer Form, durch die sie eine Fassung erhält. Ist sie unwürdig, so bleiben nur Gedanken, die ohne erbauende Umhüllung einer gewissen Trockenheit nicht entbehren. Nun, würdig und erhaben ist die mystische Form Eures Lehrers. Unangebracht und oft die Lächerlichkeit streifend die oberflächliche des Jacobus Boehmer."

„Ihr seid mit *allen* Werken dieses Weisen bekannt?"

„Glaubt mir: ich habe die mystici gründlich studiert. Baue ich doch mein großes Werk auf ihre Hauptsätze. Mein philosophisches System, das die gesamte Scholastik umstürzen soll. Aber nicht in einzelnen Sprüchen und kurzen Sätzen — wie es ja der Mystiker Art — nicht in schnellen Gedanken will ich die Lehren dieser Männer aufbauen. Nein, mit den Mitteln einer geschulten Dialektik werde ich sie verfechten. Und mit neuen und unausgesprochenen Beweisen sie vertreten. Freilich, der mächtigste Beweis für mein Werk ist noch nicht gefunden."

München. Karl Goldmann.

(Fortsetzung folgt.)

System der Philosophie. Erster Teil. *Logik der reinen Erkenntnis.* Von *Hermann Cohen*, Professor an der Universität Marburg. Berlin. Bruno Cassirer.

Unter den wirklichen Kennern der Kantschen Philosophie darf der Marburger Philosoph mit Recht einen bevorzugten Platz beanspruchen, denn er hat Jahrzehnte lang mit vollster Hingabe in das ganze große Gefüge der erhabenen Gedankenwelt des „Alleszermalmers" sich versenkt, um die tiefsten Motive des Systems des Königsbergers klarzulegen. So hat er auf philosophischem Gebiete jene Originalität und Produktivität erlangt, die zur Fortbildung des Vorhandenen in erster Linie berechtigt. Jener Quell menschlicher Wahrheit, den wir Vernunft nennen, wird, wie der Verfasser S. 230 so treffend und richtig sagt, nicht von selbst ergiebig, er muß vielmehr vertieft werden, wenn ursprüngliche Wahrheit aus ihm erfließen soll. Eine voll ausgereifte Frucht solch emsigen Schaffens bietet nun der Verfasser in dem hier angezeigten tief durchdachten Buche, mit dem er eine Weiterbildung des Kantschen Systems beabsichtigt. Dieselbe ist zwar oft mit einer scharfen Polemik gegen Kant verknüpft, aber sie gestattet ihm die Aufrechthaltung des Sinnes und Inhaltes seiner früheren Werke über Kant, ein erfreuliches Zeichen für die Einheit seiner systematischen Arbeit. Ein zweiter Band, dessen baldigem Erscheinen die philosophisch interessierte Welt mit Spannung entgegensieht, wird die notwendigen Ergänzungen des vorliegenden nach der systematischen, sachlichen und historischen Seite sowie die Auseinandersetzung mit zeitgenössischen Forschern und Fachgenossen bringen.

Wenden wir uns nun dem eigentlichen Inhalte des vorliegenden Buches zu, so haben wir uns zunächst von dem Irrtum zu befreien, dem auch Kant inbezug auf die Logik verfallen war, indem er behauptete, sie habe seit Aristoteles keine Fortschritte gemacht, als ob sie derselben überhaupt nicht fähig wäre. Bei Cohen lernen wir eben, wie auch dieses scheinbar garnicht umstrittene Gebiet philosophischer Forschung einer Weiterbildung und Vertiefung fähig ist. Als Grundlage des gesamten Systems der Philosophie, da sie ja die Gesetze und Regeln des allgemeinen Vernunftgebrauchs lehrt, verdient die Logik an die Spitze des Ganzen gestellt zu werden, denn die Verständigung über ihr Wesen und ihren Inhalt ist von entscheidender Bedeutung für die übrigen Begriffe der Wissenschaft.

Ausgehend von den verschiedenen Bedeutungen, in denen das Wort Erkenntnis auch von Philosophen gebraucht wird, wobei besonders scharf jene psychologische Auffassung abgelehnt wird, der zufolge Erkenntnis in der Einheitlichkeit des Vorganges des Erkennens bestehen soll, die aber die Verschiedenheit zwischen Empfindung und Vorstellung restlos aufzuheben nicht vermag, definiert Cohen Erkenntnis als reines abstraktes Denken und nennt daher sein Buch „Die Logik der reinen Erkenntnis". Nun hatte freilich schon Kant das reine Denken ausgezeichnet und es von der reinen Anschauung unterschieden, die ihm vorausgehen mußte. Hiermit war aber der Anfang des Denkens in etwas außerhalb seiner selbst verlegt, das Denken selbst also nicht mehr *reines* Denken. Dieser Hauptschwäche in der Grundlegung Kants gegenüber beginnt Cohen mit dem Denken selbst, das eben als reines Denken keinen Ursprung außerhalb seiner selbst haben darf, wenn anders seine Reinheit uneingeschränkt und ungetrübt hervortreten soll. Das reine Denken muß ausschließlich in sich selbst die reinen Erkenntnisse erzeugen, und als eine solche Lehre vom

Digitized by Google

Denken, mithin auch von der Erkenntnis sucht Cohen die Logik aufzubauen. Hier erhebt sich allerdings die Gefahr einer Kollision mit der Psychologie, denn das Denken als Vorgang des Erkennens ist ein Vorgang des Bewußtseins, der als solcher dem Gebiete der Psychologie angehört, die sich ja die Beschreibung und Beleuchtung der Vorgänge des Bewußtseins zur Aufgabe macht. Dem gegenüber kehrt der Verfasser mit voller Schärfe denjenigen Gesichtspunkt hervor, der die Selbständigkeit des logischen gegen den psychologischen Weg gewährleistet, wobei manche hergebrachten Auffassungen des Denkens fallen müssen. Zunächst diejenige, daß das Denken sich ausschließlich im Verbinden erschöpfe, denn das Unterscheiden ist ein mindestens eben so wichtiger Denkakt. Und wenn Kant das Denken als Synthesis bestimmt, so muß ihr ja die Mehrheit, die sie doch notwendig voraussetzt, bereits „gegeben" sein, aber dieses Gegebensein rührt nicht vom Denken her, sondern von der reinen Anschauung, die doch eben aus dem reinen Denken auszuschalten ist. Cohen will aber buchstäblich die Unabhängigkeit des Denkens von allen fremden Gaben sicherstellen, auf die es für seinen eigenen Anfang angewiesen sein sollte. Hierzu bedient er sich desselben Prinzips, das die Mathematik in der Infinitesimalmethode befolgt und das auch in der Logik eine zentrale Stellung einnehmen muß. Die Infinitesimalrechnung hat für die Logik nicht bloß die Bedeutung eines Triumphes des reinen Denkens, sondern — und dies ist ungleich wichtiger — sie zeigt als Analysis des Unendlichen auch die unerläßliche und unersetzliche Bedeutung des Denkens als Erzeugung. Es ist das Problem des Ursprungs, das diese Rechnung aufweist und welches das Denken als Erzeugung zur Klarheit bringt.

Soll das Denken zu wahrhafter Reinheit gelangen, so muß es in erster Linie den Ursprung seines ersten Elementes deglaubigen, sonst kann das Element nicht als Erzeugnis gelten. Das in der Mathematik übliche Zeichen x bedeutet nicht etwa Unbestimmtheit, sondern die Bestimmbarkeit, enthält also die Frage, woher es komme, d. h. die Frage des Ursprungs. In gleicher Weise ist für die Logik das Element des reinen Denkens das Etwas. Woher kommt, worin entspringt aber das Etwas? Man findet auf diese Frage nach dem Ursprunge des Etwas, der man vom psychologischen Standpunkte aus ganz ratlos gegenübersteht, keine andere Antwort als eben diejenige, die Cohen im Anschlusse an das τὸ ἐστι des Sokrates und an das τὸ τί ἦν εἶναι des Aristoteles gibt: der Ursprung des Etwas ist das Urteil, das auf dem, wie der Verfasser ihn selbst bezeichnet, „abenteuerlichen" Umweg des Nichts es darstellt. Die scheinbare Absurdität, die es auf den ersten Blick hat, wenn man, um das Etwas zu finden, sich an das Nichts, diesen wahren Abgrund für das Denken, wendet, weiß der Verfasser mit außerordentlicher Gewandtheit abzuwehren. Das Nichts, diese Uebergangsstation auf dem abenteuerlichen Umweg zum Ursprung des Etwas, bedeutet nicht etwa die Aufrichtung eines Undings, das bloß den Widerspruch zum Etwas bezeichnen soll, sondern es ist vielmehr eine Ausgeburt tiefster logischer Verlegenheit, die aber nicht an der Erfassung des Seins verzweifelt. Dieselbe hat schon im ersten Anfange der griechischen Spekulation bei Anaximander und Pythagoras die Bildung des Begriffs des Unendlichen mit der Richtung auf den der Grenze veranlaßt und ist in allen Gebieten wissenschaftlichen Denkens, wie der Verfasser eingehend nachweist, in dem unendlichen Urteil in Anwendung, wobei jedesmal das sogenannte aber keineswegs so zu verstehende Nichts zum Operationsmittel wird, um das in Frage stehende Etwas in seinem Ursprung erst eigentlich zu bestimmen. Nun steht freilich das unendliche Urteil in einem gewissen Mißkredit, weil es der Willkür und dem Aberwitz leicht Einlaß gewährt, wie denn auch Hegel und Lotze ihren Spott an ihm geübt haben. Hier bietet sich als Kompaß auf dem abenteuerlichen Wege zur Entdeckung des Ursprungs der Begriff der Kontinuität dar, die schon im Altertum von Parmenides zur Bestimmung des Einen Seins und von Aristoteles in seinen tiefen Untersuchungen auf die Zeit angewandt wurde, deren umfassende Bedeutung für das Denken allgemein aber erst der neueren Zeit klar geworden ist. Für Cohen gewinnt nun die Kontinuität nicht bloß den Charakter einer Kategorie, sondern einen sich viel tiefer und weiter erstreckenden, nämlich den eines Denkgesetzes, das, von jeder Empfindung unabhängig, die Einheit und den Zusammenhang von Einheiten erzeugt. Die Kontinuität besagt nämlich: es gibt einen Zusammenhang unter den Elementen, worin sie nur als erzeugende, aber nicht als gegebene gedacht werden. Mit ihrer Hilfe werden alle Elemente des Denkens, sofern sie als Elemente der Erkenntnis gelten dürfen, aus dem Ursprung erzeugt, weshalb die Kontinuität geradezu das Denkgesetz der Erkenntnis ist. Nebenbei bemerkt, beruht in ihr das logische Prioritätsrecht von Leibniz an der Entdeckung der Infinitesimalrechnung.

Wir beschränken uns auf diese kurze Skizzierung eines der Grundgedanken Cohens in der Erwartung, der philosophisch interessierte Leser werde durch sie Anregung und Lust zu einem eingehenden Studium des Buches bekommen. Zum vollen Genusse des prächtigen Gedankenbaus, den der Verfasser auf dem tiefsinnigen Felde der reinen Logik Lapidarstile vor uns aufführt, wird man aber erst nach wiederholtem Studium desselben gelangen. Ein solches wird dann ohne Zweifel zur Neubelebung der Weltanschauung aller echten Philosophie beitragen, die keine andere als die des Idealismus sein kann. Der Verfasser beklagt zwar — und wer möchte es ihm verargen? — die Abirrung des deutschen Sinnes von seiner weltbürgerlichen Richtung, die zur Hintanstellung von Recht und Gerechtigkeit hinter Macht und Wohlfahrt und zur Zurücksetzung der Humanität hinter die Religion geführt hat. Aber — so tröstet er sich in der Vorrede — „trotz allen diesen traueigen, betrübenden und kränkenden Sturmfahnen halte ich die Zuversicht auf den Sieg der Freiheit und der Wahrheit fest. Und es ist nicht allein mein Glaube an die religiöse Wahrheit des prophetischen Messianismus, der solchen Optimismus in jeder Zeit und Lebenslage zum Leitstern macht. Es ist zugleich das freudige Gefühl der unmittelbaren Lehrtätigkeit, als deren Ertrag ich auch dieses Buch betrachten darf, welche mich mit der Gegenwart, in der die Zukunft erblüht, in frohmütigem Zusammenhang erhält. So wird mir im persönlichen Erleben der Einklang lebendig, der zwischen der Philosophie und der Universität innerlich besteht. Wenn anders daher die Universität die Wurzel für alle Pflanzstätten des wissenschaftlichen Geistes ist, so darf man auch hoffen, daß die Wissenschaften in der Philosophie immer tiefer und williger die Wurzel ihrer Einheit und den Hort ihrer Freiheit anerkennen werden."

Frankfurt. E. Fink.

Gustav Steinbrink, Professor, Dr. phil., Erster Vorsteher des stenographischen Bureaus des Hauses der Abgeordneten. Berlin. 1904. W. Moeser Buchdruckerei.

In den hervorragendsten Vertretern der stenographischen Kunst, die sich für viele Zwecke unseres öffentlichen Lebens geradezu unentbehrlich gemacht hat, gehörte der am 6. April d. J. verstorbene Professor Dr. Gustav Steinbrink. Zu seinem Gedächtnis fand am 15. Mai im Festsaale des Abgeordnetenhauses eine eindrucksvolle Feier statt. Die dabei gehaltenen Reden sind in dem vorliegenden Büchlein besonders herausgegeben und damit auch der weiteren Oeffentlichkeit unterbreitet worden. Sie bezeugen, welcher großen Wertschätzung sich der Dahingeschiedene sowohl unter den Stenographen als auch in dem Hause der Abgeordneten erfreute, dem er über dreißig Jahre als Stenograph seine Kräfte gewidmet hatte. In Steinbrink haben die Anhänger des Stolzeschen Stenographiesystems einen ihrer Besten verloren.

—tz—.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Fr. Weinhausen, SW. Dessauerstraße 1. part. (Politik und Volkswirtschaft.)

Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 85 (Kunst und Literatur.)

Dr. Th. Baeth, W. Tiergartenstraße 37.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 46. Berlin, den 13. August 1904. 21. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

In dem russisch-japanischen Kriege haben die Russen bisher nur auf dem Gebiet der Seeräuberei Erfolge aufzuweisen. Das, was man heutigentags „Völkerrecht" nennt, ist ein so unvollkommenes Gebilde, daß die Russen sich nicht bloß für das Anhalten und Durchsuchen neutraler Schiffe, sondern auch für das Ingrundbohren derselben auf dies sogenannte „Völkerrecht" berufen. Wenn diese barbarische Auslegung des Völkerrechts dem gegenwärtigen Zustande eben dieses sogenannten Völkerrechts entsprechen sollte, so erscheint nichts notwendiger als eine schleunige Reform, bei der alle Kulturländer, namentlich aber die amerikanische Union, England und Deutschland zusammenwirken sollten. Unter allen Piratenstreichen der russischen Kriegsflotte erscheint keiner so skandalös wie der Fall des Kieler Dampfers „Thea". Die „Thea" gehört einem Kieler Reeder, sie fuhr unter deutscher Flagge, war geführt von einem deutschen Kapitän, deutschen Offizieren und deutschen Ingenieuren, hatte Fischguano und Fischöl geladen. Es wird positiv versichert, daß an Bord dieses Schiffes keine Spur von Kriegskontrebande, den Begriff im weitesten Sinne gefaßt, vorhanden war. Insbesondere wird die ursprüngliche Behauptung, daß die „Thea" Fische und Schwellen geladen habe, direkt in Abrede gestellt. Dies unter deutscher Flagge fahrende Schiff ist von einem russischen Kriegsschiff in den Grund gebohrt.

„Ist das nicht genug," so fragt die „Kieler Zeitung" in gerechter Empörung, „um ein energisches Einschreiten von deutscher Seite unabweisbar zu machen, sollen wir darauf warten, bis die Eigner der Ladung, Japaner oder Engländer, sich beschweren? Oder will Deutschland den Rechtsgrundsatz aufgeben, daß seine Flagge auch die Waren Kriegführender deckt, sofern sie nicht als Kriegskontrebande angesehen werden müssen? Die ganze deutsche Schiffahrt in Asien wird lahmgelegt, wenn Deutschland sich diese Art von Kaperei ruhig gefallen läßt."

Die „Kieler Zeitung" wirft diese Fragen auf angesichts der offiziösen Bemühungen, die Angelegenheit als dubiösen Rechtsfall zu behandeln. Wenn es in diesem Falle zweifelhaft ist, ob die geschädigte deutsche Reederfirma zu schützen und ihr ein voller Ersatz zu erwirken ist, so mag man uns in Zukunft mit allem Gerede von der Weltmachtstellung Deutschlands verschonen. Gerade wer von jeher den Standpunkt vertreten hat, daß Deutschland nicht dazu berufen sei, den Hans Dampf in allen Gassen der Welt zu spielen, muß umso ernsthafter darauf dringen, daß die legitimen Interessen seiner betriebsamen Kaufleute respektiert und bei Schädigung mit vollem Nachdruck unterstützt werden. Es paßt schlecht zueinander, bei Festgelagen die Melodie des civis germanus sum anzustimmen und angesichts eines rechtswidrig versenkten deutschen Dampfers die platonische Erklärung abzugeben: „Vorläufig kann man nur die Schwierigkeiten annähernd übersehen, die mit der Entscheidung dieses Falles verbunden sind."

Weit über den Einzelfall hinaus muß alle Schiffahrt treibenden Länder aber die grundsätzliche Frage interessieren, ob eine kriegführende Macht ganz willkürlich bestimmen kann, was als Kriegskontrebande anzusehen ist. Es scheint, daß die amerikanische Union, die ja beiden Kriegführenden gegenüber die freieste Stellung hat, sich das Verdienst erwerben wird, der Katze die Schelle anzuhängen. Der amerikanische Staatssekretär Hay hat bereits in einer vor Monatsfrist an die amerikanischen Botschafter in Europa gerichteten Zirkulardepesche dagegen protestiert, daß Kohle und Rohbaumwolle als Kontrebande behandelt werde. Es wird in dieser Zirkulardepesche zutreffend ausgeführt, daß bei einer derartig willkürlichen Auslegung des Begriffs der Kriegskontrebande schließlich der gesamte Handelsverkehr der neutralen Schiffe mit einem der kriegführenden Länder unterbunden werden würde. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß sich auch England jedem Schritt anschließen wird, der auf eine Einschränkung des Begriffs der Kriegskontrebande abzielt.

Ueber die Weltausstellung in St. Louis hat der auch unseren Lesern bekannte Ingenieur Dr. Kollmann in der „Frankfurter Zeitung" eine Reihe äußerst beachtenswerter Berichte veröffentlicht, die er jüngst in einem Schlußartikel über die Lehren der Ausstellung zusammenfaßte. Er kommt in diesem Schlußartikel auch auf die sogenannte „amerikanische Gefahr" folgendermaßen zu sprechen:

„Man schicke nur unsere bekannten Schwarzmaler, welche beim Erscheinen einer Tonne amerikanischen Roheisens im Hafen von Ruhrort ins Gruseln geraten, zwangläufig nach St. Louis, lasse sie dort den tatsächlichen Stand der Technik studieren, namentlich sich über die Wirkung der Schutzzollpolitik und der Trustbildungen auf die Technik unterrichten, des ferneren die immer schwieriger werdenden Gegensätze zwischen dem Kapital und dem Arbeitnehmer eingehend kennen lernen, dann werden sie bei einiger Selbsterkenntnis auch ihrerseits die vermeintliche amerikanische Gefahr in das Reich der Fabel verweisen müssen. . . .

Darin liegt der große Wert der Ausstellung für die amerikanischen Politiker, daß sie ihnen die Augen öffnen wird über die schädlichen Wirkungen der hohen Schutzzölle für die Gesamtheit. Mag auch eine gründliche Revision des Zolltarifs zunächst noch ausbleiben, sie ist trotzdem unumgänglich, da man sich überzeugen muß, daß die Hochschutzzöllnerei keine qualitativ leistungsfähige Industrie entwickelt hat, die, soweit sie überhaupt vorhanden ist, meist in den Händen ausländischer Unternehmer ruht. Daß ferner die Trustbildungen in der Großindustrie der technischen Entwicklung der Einzelunternehmungen und der Hilfsindustrie nicht günstig sind, kann deutlich aus der Art erkannt werden, in welcher die amerikanische Eisenindustrie und der Maschinenbau in St. Louis vertreten sind. Von dieser Technik droht uns ganz gewiß keine Gefahr, wir brauchen alle Zweifler nur auf die Düsseldorfer Ausstellung von 1902 zu verweisen. . . .

Die Gefahren, mit denen nach der Versicherung der agrarischen

Schutzzöllner Amerika uns bedroht, liegen zumeist außerhalb unserer eigenen Handels- und Wirtschaftspolitik. Wir sollten namentlich aus den amerikanischen Trustbildungen lernen und beizeiten die Gesetzgebung gegen Auswüchse dieser Art ausgestalten. Wenn unsere Schutzzöllner auch versichern, daß sie nur die guten Seiten der amerikanischen Methode der Vereinigung der Produktion auf unsere Industrie übertragen wollen, so sollte man sich doch hüten, dem weiteren Zusammenschluß ruhig zuzusehen. Mit harmloser Preiskonventionen fängt man an, um langsam, aber sicher der Monopolisierung der Produktion zum Schaden des Nationalwohlstandes und der gesamten Konsumenten zuzusteuern. Die ungünstige Lage der auf den Konsum der kartellierten Industriezweige angewiesenen Hilfsindustrien ist eine weitere bedauernswerte Folge. Die Ausstellung von St. Louis gibt erneuten Anlaß, diesen wichtigen Fragen gründlich nachzugehen. . . .

Was das Verkehrswesen, diesen wichtigen Faktor im internationalen Austausch angeht, so haben wir uns in Deutschland im letzten Jahrzehnt zwar einigermaßen entwickelt, stehen aber im Güterverkehr der Eisenbahnen und im Wassertransport der Rohmaterialien noch weit hinter den Amerikanern zurück. Dieselben Agrarier, welche die Handelsverträge negieren, haben bisher immer noch den rationellen Ausbau unserer Wasserstraßen aufzuhalten vermocht, sie sind und bleiben auf allen Gebieten die schlimmsten Feinde unserer industriellen Entwicklung. Könnten wir uns dieses Einflusses entledigen, so wäre mit der vermeintlichen amerikanischen Gefahr leicht fertig zu werden. In einer Beziehung zeigt die Ausstellung von St. Louis eine unbedingte Ueberlegenheit der deutschen Nation über die Amerikaner, nämlich im Unterrichtswesen. Diese Ueberlegenheit zu erhalten, muß als eine der wichtigsten Aufgaben unseres Volkes gelten. Namentlich auf dem Gebiete der Volksschule und der Fortbildungsschule für die breiten Volksmassen kann noch viel geschehen, und wenn man sieht, was Amerika unter schwierigen Verhältnissen im letzten Jahrzehnt geleistet hat, so kommt man zu der Ueberzeugung, daß unsere Einzelstaaten ihre Schuletats bedeutend erhöhen müssen, um auch für die Folge die führende Rolle in der Volksbildung beizubehalten."

Die Hausagrarier haben in der verflossenen Woche in Breslau einen Kongreß abgehalten, der vorzugsweise deshalb interessant war, weil er den Beweis geliefert hat, daß die Hausagrarier den Bodenagrariern an Rücksichtslosigkeit den allgemeinen Interessen gegenüber nicht nachstehen. Der Dessauer Landtagsabgeordnete Rechtsanwalt Cohn, dem es, wie unsere Leser wissen, in Dessau gelungen ist, ein Mietsformular festzustellen, das den Hausbesitzerverein wie den Mieterverein befriedigt hat, unternahm auf dem Breslauer Kongreß den undankbaren Versuch, den Hausagrariern begreiflich zu machen, daß sie nicht allein auf der Welt seien und auch die Mieterinteressen billiger- und gerechterweise mitberücksichtigt werden müßten. Dr. Cohn hat tauben Ohren gepredigt. Immerhin ist es dankenswert, daß durch seinen Versuch, den Hausagrariern die Grundbegriffe von Gerechtigkeit und Billigkeit beizubringen, die sozialpolitische Rückständigkeit des Hausagrarierverbandes deutlich gemacht worden ist.

Der Kampf der großen Banken um die „Hibernia" dauert fort. Man behauptet, daß die Dresdner Bank, welche die Verstaatlichungsaktion unterstützt, sich im Besitz von zwei Fünfteln der Aktien befinde. Trifft das zu, so wird man damit zu rechnen haben, daß schließlich der Verstaatlichungsplan der preußischen Regierung durchgeführt wird. Die forcierte Hausse in Kohlenbergwerksaktien kann schließlich doch nicht darüber täuschen, daß die Kaufofferte der preußischen Regierung für die Aktionäre der „Hibernia" recht günstig ist. Von andern Erwägungen als denen nach dem eigenen Profit lassen sich aber Aktionäre auf die Dauer niemals leiten. Das hat sich seinerzeit bei der Verstaatlichung der preußischen Eisenbahnen mit vollster Deutlichkeit gezeigt.

Der große französische Staatsmann Waldeck-Rousseau ist, erst 58 Jahre alt, gestorben. Eine gerecht abwägende Geschichtsforschung wird anerkennen müssen, daß er in den drei Jahren, während deren er in die verworrenen politischen Verhältnisse Frankreichs als Premierminister Ordnung brachte, von keinem Staatsmanne der damaligen Zeit an Bedeutung übertroffen wurde. Er sah eine kaum lösbar erscheinende Riesenaufgabe vor sich. Die Dreyfusaffäre hatte in Frankreich eine grauenhafte moralische und politische Verwirrung verursacht. Die union des cloches et des tambours bedrohte Frankreich mit der denkbar schwersten Reaktion. Waldeck-Rousseau schuf Ordnung in der Armee, trat den klerikalen Intrigen nachdrücklich entgegen und rettete so die Republik. Es wäre ihm nie gelungen, wenn sein Liberalismus so engherzig gewesen wäre, vor einer Verbindung mit der sozialdemokratischen Partei zurückzuschrecken. Waldeck-Rousseau hatte nichts vom Sozialisten, aber als Staatsmann begriff er, daß die französische Republik verloren sei, wenn es nicht gelang, die aufrichtig liberalen Elemente in Frankreich mit den Sozialisten in einer fortschrittlichen Regierungspartei zusammenzufassen. Der von ihm geschaffene Block hat sich bis heute als widerstands- und als leistungsfähig erwiesen. Die spätere Haltung Waldeck-Rousseaus seinem Nachfolger Combes gegenüber war in mancher Beziehung anfechtbar. Aber das kann die unvergänglichen Verdienste, die sich Waldeck-Rousseau um sein Vaterland erworben hat, nicht schmälern. Die „Nation" hat in ihrem 19. Jahrgange Nr. 31, kurz vor Waldecks freiwilligem Rücktritt von der Regierung, eine eingehende Charakterskizze des großen Staatsmannes veröffentlicht, auf die verwiesen sein mag.

Die französischen Generalratswahlen, deren Schlußresultat nach den am vorigen Sonntag erfolgten Stichwahlen jetzt vorliegt, sind für das Ministerium Combes außerordentlich günstig ausgefallen. Die Ministeriellen haben 109 Sitze gewonnen. Das Ergebnis ist umso bemerkenswerter, als es in einem Moment der höchsten Spannung der Beziehungen zwischen der französischen Regierung und dem Vatikan eingetreten ist.

Die heilige Stadt Lhassa in Tibet, der Sitz des Dalai Lama, ist von der unter dem Oberst Younghusband stehenden englischen Militärabteilung jetzt erreicht. Die Lamas sind von diesem unerbetenen Besuch der Engländer nicht sehr erbaut, die Russen ebensowenig. Man darf mit einiger Sicherheit darauf rechnen, daß die Engländer Tibet ebensowenig aus ihrer Kontrolle entlassen werden wie Aegypten. Unter allen russischen Verlusten, die als mittelbare Folgen des russisch-japanischen Krieges anzusehen sind, springt keiner so in die Augen wie die Erweiterung der asiatischen Einflußsphäre Englands auf Tibet. Die erfolgreiche tibetanische Expedition Englands bedeutet für Rußland ungefähr soviel wie den Verlust einer asiatischen Provinz. Das nächste Ziel der Engländer wird ohne Zweifel darauf gerichtet sein, den russischen Einfluß in Persien zurückzudrängen.

Je länger Rußlands Krieg mit Japan dauert, umso üppiger blüht Englands asiatischer Weizen. Jeder Sieg der Japaner über Rußland, jede Minderung des russischen Prestiges, jede Schwächung der russischen Finanz- und Militärmacht kommt in letzter Linie England zugute. Es liegt auf der Hand, daß die englische Politik sich nicht bemühen wird, um den russisch-japanischen Krieg abzukürzen. Solange den Japanern nicht das Menschenmaterial für die Kriegführung ausgeht, muß man auch mit der Fortführung des Krieges rechnen. An finanzieller Entkräftung wird Japan in diesem Kriege nicht zugrunde gehen, dafür wird England schon sorgen. Englische Sovereigns gelten ja noch nicht als Kriegskontrebande. Hunderte von Millionen Rubel oder Yen dürfen auch Neutrale den kriegführenden Mächten zur Fortsetzung des Krieges vorstrecken, dagegen hat das sinnreiche Völkerrecht nichts einzuwenden. Aber wenn ein neutrales Schiff getrocknete Fische oder Mehl nach Japan führt, so kann es von einem russischen Kaper angehalten und eventuell in den Grund gebohrt werden. Ein interessantes Instrument der Gerechtigkeit, dies sogenannte Völkerrecht!

Um Port Arthur werden fortgesetzt die blutigsten Kämpfe geführt. Die Japaner erleiden starke Menschen-

verluste, aber sie rücken ihrem Ziel unaufhaltsam näher. In Tokio glaubt man so fest an einen baldigen Fall von Port Arthur, daß man bereits die Vorbereitungen für ein großes Siegesfest trifft.

* * *

Das handelspolitische Imbroglio.

Unter einem Handelsvertrag und insbesondere unter einem Tarifvertrag verstand man bisher eine Abmachung zwischen zwei Staaten, die den Warenaustausch zwischen den kontrahierenden Ländern zu erleichtern bestimmt war. Dem diplomatischen Geschick des Grafen Bülow ist es gelungen, eine neue Kategorie von Handelsverträgen mit der Wirkung einer Erschwerung des Warenaustausches zu schaffen. Der in Norderney zwischen dem russischen Minister von Witte und dem deutschen Reichskanzler vereinbarte Handelsvertrag zwischen Rußland und Deutschland steht in seinen Einzelheiten zwar noch unter dem Amtsgeheimnis; aber das eine ist völlig klar und wird offen zugegeben, daß der neue Vertrag deutsche wie russische Zollsätze enthält, die beträchtlich höher sind als die in dem Caprivischen Handelsvertrage vereinbarten Zollsätze. Mit anderen Worten: man hat sich über einen neuen Handelsvertrag geeinigt, der sowohl die russische Einfuhr wie die deutsche Ausfuhr nach Rußland in eine weit ungünstigere Lage bringt, als es diejenige ist, in der sie sich seit länger als zehn Jahren befand. Der Erfolg dieser glorreichen neuesten Handelspolitik läßt sich in die Formel fassen: Die Russen haben sich freundschaftlich damit einverstanden erklärt, daß die deutschen Konsumenten, namentlich die deutschen Brotesser, in wesentlich stärkerem Maße als bisher von den deutschen Grundeigentümern geschröpft werden dürfen, und als Entgelt für dieses wertvolle Zugeständnis hat man den Russen erlaubt, die deutsche Ausfuhrindustrie durch eine beträchtliche Erschwerung der Einfuhr deutscher Fabrikate nach Rußland zu schädigen. Dieses handelspolitische Meisterstück würde noch in eine ganz besonders glänzende Beleuchtung gerückt werden, wenn sich die Nachricht des „Hamburger Korrespondenten" bestätigen sollte, daß Rußland bereit war, in seinen Industriezöllen noch weiter als zu Capriwis Zeiten herunterzugehen, sofern die bisher geltenden deutschen Getreidezölle bestehen blieben.

Demgegenüber versichern uns die Offiziösen, dafür werde nun aber auch auf zwölf Jahre hinaus ein stabiler zolltarifarischer Rechtszustand in dem Handelsverkehr zwischen Rußland und Deutschland geschaffen. Dieser „Vorzug" erinnert an das Wort des Verteidigers, der durch ein ungeschicktes Plaidoyer dazu beigetragen hatte, daß sein Klient zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, und der die Unzufriedenheit des Verurteilten dadurch zu besänftigen versuchte, daß er ihm versicherte, er werde nun aber auch für zehn Jahre Ruhe haben. Es ist kaum möglich, von diesem neuesten „Erfolg" der Bülowschen Handelspolitik anders als mit Ironie zu reden.

Daneben beruht es auf einer sonderbaren Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse, wenn die krampfhafte Bewunderung dieser neuesten staatsmännischen Leistung den Glauben zu erwecken sucht, als ob mit der Vereinbarung zwischen den Regierungen Deutschlands und Rußlands alle wesentlichen handelspolitischen Schwierigkeiten aus der Welt geschafft seien. In Wirklichkeit ist die Hauptschwierigkeit noch zu lösen, nämlich die Vereinbarung zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn herbeizuführen. Wie die „Neue Freie Presse" in Wien, in diesem Punkte sicherlich gut informiert, behauptet, hat Oesterreich-Ungarn in den bisher geführten Verhandlungen Konzessionen in der Frage der Vieheinfuhr als eine conditio sine qua non bezeichnet.

Die österreichisch-ungarischen Unterhändler sollen unzweideutig erklärt haben, daß der Abschluß eines neuen Handelsvertrages zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland ausgeschlossen erscheine, wenn nicht eine Veterinärkonvention zustande käme, die so abgefaßt sei, daß es nicht mehr vom Belieben der deutschen Behörden abhänge, der österreichisch-ungarischen Vieheinfuhr Schwierigkeiten zu bereiten. Beharren die Regierungen von Oesterreich und Ungarn auf diesem Standpunkt, so erscheint es höchst unwahrscheinlich, daß ein neuer Tarifvertrag mit unserem wichtigsten Nachbarlande zustande kommt. Unsere Agrarier, mit Einschluß der Zentrumsagrarier, haben nie ein Hehl gemacht, daß Konzessionen in bezug auf die Vieheinfuhr, wie sie seitens Oesterreich-Ungarns verlangt werden, für sie nicht annehmbar seien, und da die deutsche Reichsregierung völlig unter dem agrarischen Terror steht, so ist es höchst unwahrscheinlich, daß sie die Courage finden wird, in diesem Punkte den österreichisch-ungarischen Wünschen nachzugeben. Täte sie es, so würden die betreffs der Vieheinfuhr Oesterreich-Ungarn gegenüber gemachten Zugeständnisse auch Rußland und den übrigen Vertragsstaaten kaum verweigert werden können und beim Vorhandensein der Meistbegünstigungsklausel in dem neuen deutsch-russischen Vertrage auch zugestanden werden müssen.

Bei dieser Sachlage hätte Graf Bülow aber zu riskieren, daß die Agrarier im Reichstage zum größten Teil gegen die neuen Verträge stimmen würden. Da nun andererseits die freihändlerische Linke des Deutschen Reichstags in den neuen Verträgen nur eine handelspolitische Spottgeburt zu erblicken vermag und deshalb bei ihr auf eine Annahme der neuen Verträge kaum zu rechnen ist, so würde die Ablehnung des gesamten Vertragswerks durch eine Mehrheit des Reichstags, die sich aus entschiedenen Freihändlern und aus entschiedenen Agrariern zusammensetzt, nicht bloß möglich, sondern sogar wahrscheinlich werden. Graf Bülow wird einer solchen Möglichkeit gegenüber lieber auf das Zustandekommen eines neuen Tarifvertrages verzichten, als daß er in jene von den Oesterreichern und noch mehr von den Ungarn als conditio sine qua non bezeichnete Konzession willigt.

Kommt aber kein Tarifvertrag mit Oesterreich-Ungarn zustande, so bliebe nur noch der Ausweg eines einfachen Meistbegünstigungsvertrags. Läßt sich auch dieser nicht abschließen, so würde sich folgende interessante Situation ergeben: Solange der bestehende deutsch-österreichische Tarifvertrag nicht gekündigt ist, bleibt dieser in Kraft. Die Zollsätze dieses Vertragstarifs liegen aber weit niedriger als die Sätze in dem neu vereinbarten deutsch-russischen Vertrag. Solange der deutsch-österreichische Tarifvertrag nicht gekündigt ist, und noch ein Jahr über den Tag der Kündigung hinaus, müßten auch im Warenaustausch mit Rußland und mit allen andern Ländern, denen das Recht der Meistbegünstigung eingeräumt ist, die Sätze des gegenwärtigen Vertragstarifs in Kraft bleiben. Diese Aussicht würde vielleicht die deutsche Reichsregierung bestimmen, in dem Augenblick, da sich herausstellt, daß ein neuer Vertrag mit Oesterreich-Ungarn, der unsern deutschen Agrariern annehmbar erscheint, nicht zustande zu bringen ist, die Kündigung des bestehenden deutsch-österreichischen Handelsvertrages eintreten zu lassen. Nach einem Jahre, von diesem Kündigungstage an gerechnet, würde dann zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland der Zustand völliger handelspolitischer Vertragslosigkeit einsetzen. Dieser Zustand würde zur Folge haben, daß der österreichisch-ungarischen Einfuhr nach Deutschland gegenüber die Sätze des gegenwärtigen Generalzolltarifs eintreten, die ebenfalls zum Teil niedriger sind als die agrarischen Zollsätze in dem neuvereinbarten deutsch-russischen Tarifvertrage. Um diese Inkongruenz zu beseitigen, würde es nötig werden, an die Stelle des gegenwärtigen Generalzolltarifs durch Beschluß des Bundesrats den neuen, im Winter 1902 mittels Rechtsbruchs im Reichstag durchgedrückten Generalzolltarif zu setzen. Die Zollsätze dieses neuen Generalzolltarifs sind aber so absurd gestaltet, daß sie,

Digitized by Google

einem befreundeten Lande wie Oesterreich-Ungarn gegenüber in Kraft gesetzt, einer handelspolitischen Kriegserklärung gleichkommen würden. Ein erbitterter Zollkrieg mit Oesterreich-Ungarn wäre die unabwendbare Folge.

Bei dieser Lage der Dinge erscheint noch als das günstigste, was erhofft werden kann, der Abschluß eines bloßen Meistbegünstigungsvertrags mit Oesterreich-Ungarn unter Verzichtleistung auf einen neuen Tarifvertrag. Es wäre ein wunderbarer Erfolg der Dreibundspolitik, wenn die handelspolitische Unfähigkeit der gegenwärtigen deutschen Reichsregierung schließlich dahin führen sollte, daß weder die Verlängerung des bestehenden Tarifvertrags noch der Abschluß eines neuen Tarifvertrags mit dem wichtigsten unserer Verbündeten möglich wäre.

Theodor Barth.

Eine landwirtschaftliche Privatenquete.

Die agrarische Bewegung fußt auf keiner wissenschaftlichen Grundlage; sie ist rein agitatorischer Natur und operiert mit Schlagworten; deshalb scheut sie auch nichts so sehr, wie eine objektive Untersuchung. Die Notlage der Landwirtschaft ist ein Axiom, und Axiome braucht man nicht zu beweisen. Die Notlage der Landwirtschaft ist hervorgerufen durch die niedrigen Preise landwirtschaftlicher Produkte, ergo müssen diese durch Zölle aufgebessert werden. Die Landwirtschaft leidet unter Arbeitermangel, weil sie infolge der schlechten Preise für ihre Erzeugnisse keine höheren Arbeiterlöhne zahlen kann. Der Bauer ist die Grundlage, die festeste Säule des Staates, er muß durch hohe Getreidezölle erhalten werden. Die freie Teilbarkeit des Grund und Bodens führt zur unrationellen Bodenzersplitterung, darum Auerbenrecht, darum Fideikommisse!

Man könnte leicht die Zahl dieser teils falschen Voraussetzungen, teils falschen Schlüsse, mit denen die agrarische Agitation arbeitet, um ein Dutzend vermehren, doch genug hiermit. Glauben doch die Klügeren unter den Agrariern selbst nicht an ihre Leitsätze; für sie ist die agrarische Frage eine Machtfrage: die Machtfrage der Erhaltung und Stärkung des politischen und sozialen Einflusses des Großgrundbesitzes. Diese Macht würde in ihren Grundvesten erschüttert, wenn die Glaubenssätze, auf denen sie sich aufbaut, vor aller Welt als Irrlehren enthüllt würden, und deshalb sträuben sich diese Kreise gegen eine unparteiische Enquete über die Notlage der Landwirtschaft.

Aber die Wissenschaft sucht — unabhängig davon, ob die staatlichen Machthaber eine Enquete belieben oder nicht — die Wahrheit; sie begnügt sich nicht damit den gegenwärtigen Stand der Verhältnisse zu betrachten, sondern erforscht das Werden der Dinge in der historischen Entwicklung und zerstört damit die geflissentlich verbreiteten Legenden. Die Arbeit ist eine mühsame, denn sie kann immer nur einzelne beschränkte Gebiete in den Kreis ihrer Untersuchungen ziehen, aber gerade damit wird auch am besten das erreicht, was sonst auf dem Weg einer unabhängigen Enquete zu erzielen wäre.

Für Oberhessen liegt in einer 184 Seiten umfassenden Studie „Landarbeiter und Landwirtschaft in Oberhessen" von Dr. Eugen Katz, Stuttgart-Berlin, J. G. Cotta Nachfolger, eine mustergültige Arbeit dieser Art vor, die auf gründlichen historischen Studien, wie auf eingehenden Beobachtungen und sorgfältigen Erhebungen an Ort und Stelle ein Bild von dem Werden und dem derzeitigen Zustand der dortigen landwirtschaftlichen Verhältnisse gibt, das aber weit über die lokalen Verhältnisse hinaus wichtige Anhaltspunkte für die Beurteilung der agrarischen Frage bietet, sodaß das interessante Buch allen denen aufs wärmste empfohlen werden kann, die der Agrarfrage und der Frage der landwirtschaftlichen Arbeiter Interesse entgegenbringen.

Zwei völlig verschiedene Wirtschaftsgebiete sind es, die Oberhessen vereinigt, die fruchtbare, Getreide bauende Wetterau mit dichter Besiedelung und der Nähe kaufkräftiger Absatzgebiete und der Vogelsberg mit unfruchtbarem Boden und rauhem Klima. In ersterer warf im Anfange des 19. Jahrhunderts der fruchtbare Boden auch bei geringen Betriebsgrößen große Erträge ab, doch hinderte bis zur Bauernbefreiung der Zehnte die intensivere Bewirtschaftung. Im Vogelsberg, der nur einen Bruchteil des Getreidebedarfs hervorbrachte, und wo die auf den Gemeindeweiden basierende Viehzucht bei ihrem jammervollen Zustand auch nur unbefriedigende Erträgnisse ergab, bildete die Leinenspinnerei und Weberei einen unentbehrlichen Nebenerwerb, wie das auch in anderen Gegenden Deutschlands mit ähnlichen klimatischen Verhältnissen — Eulengebirge, Vogtland usw. — der Fall war. Trotz Ueberflusses an Arbeitskräften extensivste Wirtschaft, was wohl nicht zum kleinsten Teil auf den weitgehenden Teilungsbeschränkungen beruhte.

Schon vom Ende des 17. Jahrhunderts finden wir regelmäßige Wanderungen von Tagelöhnern aus den Gebirgsgegenden (Vogelsberg, Westerwald) nach der Wetterau und der Mainebene, wo größere Bauerngüter existierten, die zur Saat- und zur Ernte- und Dreschzeit genügend Arbeitsgelegenheit boten. So alt wie diese sind auch die Klagen der Grundherren aus den Abwanderungsgebieten darüber, und auch die von ihnen vorgebrachten Argumente muten ganz modern an, die Klagen über die dadurch herbeigeführten ungeheueren Lohnsteigerungen, den zunehmenden Luxus, die Verhinderung einer rationellen Wirtschaftsweise durch den Arbeitermangel, vor allem auch die Gefahren für die Sittlichkeit der Arbeiter; ein köstliches Dokument dieser Art wird aus dem Jahr 1710 mitgeteilt; es könnte ebensogut von 1904 stammen. Die kriminelle Bestrafung des Kontraktbruchs, denn in den Wanderungen der Arbeiter sahen die Grundherren einen solchen, wurde natürlich auch damals schon verlangt; freilich wollte man das Gesinde nur im Sommerhalbjahr, nicht im Winter beschäftigen, und das Schönste ist, daß die regierungsseitig gemachten Erhebungen ergaben, daß in diesen Gegenden überall eine Uebervölkerung, ein Mangel an Arbeitsgelegenheit bestand und daß die Wanderungen eine wirtschaftliche Notwendigkeit für die Wandernden waren; freilich den Grundherren kam es darauf an, eine möglichst große Tagelöhnerreservearmee zu haben, die lohndrückend wirkte. Und die Regierung gab den mächtigen Ständen schließlich wider besseres Wissen nach, indem sie eine die Freiheit in hohem Grade beschränkende Gesindeordnung einbrachte, freilich im Interesse der Arbeiter verlangte, daß der Mietsvertrag stets auf ein Jahr geschlossen werde, was aber den Zorn und die Entrüstung der hochmögenden Stände erregte.

Damals wie heute: in der Regierung Verständnis und sozialpolitische Bestrebungen, aber Ohnmacht gegenüber der brutalen Rücksichtslosigkeit der Junker.

Die Gesindeordnung scheiterte schließlich, weil die Schreckschüsse der französischen Revolution dazwischen donnerten und es den Ständen in solcher Zeit doch bedenklich erschien, auch die „unschädlichsten Freyheiten zu beschränken".

Digitized by Google

Vor der Bauernbefreiung stellten die Bauern das Gros der landwirtschaftlichen Arbeitskräfte; die Nachfrage nach Gesinde und Tagelöhnern war gering, das Angebot größer. Nach Beseitigung der Frondienste mußte für die grundherrlichen Wirtschaften wie überall der Lohnarbeiter eintreten, wo nicht — wie vielfach im Osten — durch das Bauernlegen der Bauer schon vorher seines Besitzes beraubt und zum Landarbeiter gemacht worden war. Grund und Boden und Arbeitskraft waren nach der Bauernbefreiung Gegenstände des Marktverkehrs geworden.

Ich übergehe mit Rücksicht auf den mir hier zur Verfügung stehenden Raum die Einzelheiten der Aufhebung der Leibeigenschaft (25. Mai 1811) wie des Ablösungsverfahrens und bemerke nur, daß die nach den Befreiungskriegen einsetzende Reaktion auch hier die Ablösung im Interesse der Standesherren wesentlich hemmte, während sie bei den Domanialbauern verhältnismäßig leicht — wenn auch nicht ohne erhebliche Staatsopfer — zustande kam; wie namentlich der Umstand, daß die niedere Gerichtsbarkeit noch in den Händen der ehemaligen Standesherren und adeligen Gerichtsherren lag, das Ablösungswerk erheblich erschwerte, weil diese alles Interesse daran hatten, den Fortgang der Befreiungsgesetzgebung aufzuhalten.

Anders als in Preußen, wo die Fehler, die man im Interesse der Grundherren bei der Bauernbefreiung machte, zu einer starken Verminderung des Bauernstandes geführt hatten, hob sich dieser in Oberhessen von 1834, da es 19 695 „Ackerleute" gab, auf 22 690 im Jahre 1846, d. i. um 15 Prozent. Aber von Mitte der vierziger Jahre bis in die siebziger erfolgte auch hier eine starke Verminderung des Bauernstandes; es entstanden größere landwirtschaftliche Betriebe, wie sie vorher in diesen Gegenden nie existiert hatten; die Anbaufläche wuchs, die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe ging rapid zurück und zwar von 1846—1858 um 1675, von 1858—1871 um 2051, also um 7 und 11 Prozent; infolge massenhafter Auswanderungen, bisweilen ganzer Dörfer; wo vorher das Gelände in kleinen Stücken an eine große Zahl selbständiger Besitzer, Zeitpächter, Landsiedel oder Erbpächter ausgetan war, entstanden — wie im Kreis Büdingen Tausende von Morgen umfassende Höfe (des Hauses Ysenburg).

Ursache der Auswanderung speziell im Vogelsberggebiet war zunächst der Rückgang der Hausweberei und -Spinnerei; die Produktionskosten dieser Hausindustriellen wuchsen; mit dem rentabler werdenden Getreide- und Kartoffelbau wurde der Flachsbau eingeschränkt, der Flachs stieg im Preis, das Handspinnen lohnte nicht mehr, und ausländische Maschinengarne mußten zum Verweben eingeführt werden. Aber auch in der Weberei macht sich die Konkurrenz des Maschinenstuhls und der baumwollenen Ware immer überlegener fühlbar; die Handweberei vermag sich nur, wo sie Qualitätsware (Damast) durch gelernte Weber herstellt, zu halten; als nebenbetriebliche Hausbeschäftigung, wo nur ordinärste Stapelware hergestellt werden kann, ist sie dem Untergang geweiht.

Eine Reihe von Mißernten in den vierziger und fünfziger Jahren brachten zahlreiche Bauernhöfe zur Versteigerung und bedrohten die Existenz der Tagelöhner und Kleingewerbtreibenden. Und gerade damals waren beträchtliche Ablösungsrenten und Zinsen der für die Ablösung aufgenommenen Schulden zu zahlen; das führte zu massenhaften Versteigerungen solcher Anwesen, deren rentepflichtige Bauern ihren Verpflichtungen nicht nachkommen konnten. Und infolge der rapid steigenden Lebens- und Futtermittelpreise wurden die kleinen — im Vogelsberg auch die größeren — vorwiegend Viehzucht treibenden Bauern notleidend. In einer außerordentlich instruktiven Tabelle weist Ratz nach, wie die Perioden der höchsten Roggenpreise auf den oberhessischen Märkten gleichzeitig die des stärksten Ueberschusses der Wegzüge über die Zuzüge waren, wie diese bei niedrigen Kornpreisen bis auf 0,11 Prozent der Gesamtbevölkerung zurückgingen, bei den höchsten bis auf 1,60 Prozent jährlich (1852—55) stiegen; und wie überall war der Einfluß der hohen Getreidepreise auf die Auswanderung in den rein ländlichen Gegenden am stärksten, denn im Gegensatz zu den Getreidepreisen stand der Preis für animalische Produkte äußerst tief. Das alte von den Agrariern stets geleugnete Gesetz, daß hohe Getreidepreise niedrige Preise tierischer Erzeugnisse bedingen, weil dann die Kaufkraft der breiten Massen durch die teuren Brotpreise geschwächt ist, bewährte sich auch hier und nicht minder das weitere daraus folgende, daß die Zeiten hoher Getreidepreise die der Verminderung des kleinen, der Vermehrung des Großgrundbesitzes sind. Hat doch schon Ernst Moritz Arndt vor mehr als hundert Jahren dargelegt, wie der bäuerliche Besitz in Vorpommern und Rügen gerade in der Zeit der hohen Getreidepreise verschwunden ist.

Auch die Aufteilung der Gemeindeländereien verursachte in vielen Fällen die Proletarisierung der ärmeren unter den Nutzungsberechtigten und deren schwindendes Interesse an der Heimatgemeinde; denn das aufgeteilte Land blieb nicht in den Händen der kleineren Wirte, sondern wurde von den reicheren meist zu recht billigen Preisen erworben. Ratz verweist hier mit Recht auf die 1860 von Rau geschilderten analogen Verhältnisse aus der badischen Pfalz; es hätte nahe gelegen, auch das Beispiel der enormen „Einhegungen" der englischen Gemeindeländereien in der Zeit der hohen Getreidepreise heranzuziehen.

Die Summen, welche die Bauern an Ablösungsrenten, Zinsen und Kapitalien aufzubringen hatten, flossen in die Taschen der ehemaligen Standesherren und der adligen Gerichtsherren, die sie nach Maßgabe der Vorschriften ihrer Fideikommisse meist wieder in Grund und Boden anlegten, der wiederum fideikommissarisch gebunden wurde.

Auch technische Gründe wirkten mit für die Ausdehnung des Großgrundbesitzes. Dieser war schon vorher meist um seinen Hof arrondiert, während der Kleinbauer unter den Nachteilen der Gemengelage und des Flurzwanges litt; die das Vereinigungsverfahren regelnden Gesetze und ihre Ausführung waren so wenig praktisch, daß bis 1870 in Oberhessen eine Zusammenlegung kaum vorkam. Und Hand in Hand damit ging die technische Rückständigkeit des am Alten hängenden Bauern, der im Vogelsberg vielfach sich über die unverbesserte Dreifelderwirtschaft nicht zu erheben vermochte. Der technische Fortschritt in der Landwirtschaft lag damals beim Großbetrieb, für den allerdings die Konjunktur infolge der hohen Getreidepreise ebenso günstig war wie für den Kleinbetrieb ungünstig.

Auch die politischen Zustände, namentlich die nach der achtundvierziger Erhebung doppelt scharf einsetzende Reaktion hat dazu mitgewirkt, Hunderte und Tausende zu veranlassen, dem Vaterland den Rücken zu kehren und eine Heimat jenseits des Meeres zu suchen, wo mehr Freiheit zu finden war, als zu Hause.

Die dem Getreidebau so günstige Konjunktur im zweiten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts hat auch in Oberhessen zu einem rapiden Steigen der Bodenpreise geführt, das nach steueramtlichen Quellen in der Zeit von 1857 bis 1877 14 bis 129,4 Prozent betrug. In der Wetterau sind die Güter rapid weiter im Preis gestiegen, nur in einigen höheren Vogelsberglagen sollen sie infolge der Abwanderung etwas gesunken sein. Im übrigen ist die Nachfrage nach Grundstücken allgemein größer als das Angebot; Hauptursache hierfür ist die gesetzliche oder gewohnheitsmäßige Gebundenheit des Grundbesitzes; namentlich über die Fideikommisse herrscht allgemeine Verstimmung; ist es in deren Folge doch stellenweis für die Arbeiterbevölkerung unmöglich, Baugrund zu Wohnungszwecken

zu erwerben. Aber auch die wirtschaftlich-technische Rückständigkeit wird durch die Fideikommisse gezeitigt. Derselbe Boden, der im bäuerlichen Besitz vorzüglich melioriert einer intensiven Viehzucht mit Körnermast dient, unterliegt im benachbarten Fideikommißgut einem Wirtschaftssystem, wie es Tacitus im alten Germanien gefunden haben mag, und der Besitzer schreitet darauf fortgesetzt zu neuen Aufforstungen; die Baumwurzeln deteriorieren das anliegende Bauernland, und der Wildschaden wird auf diesem erheblich vergrößert.

Den Herren Redaktoren der wirtschaftlichen Begründung des neuen preußischen Fideikommißgesetzentwurfs sei dieser Passus (S. 65 ff.) ganz besonders zur Lektüre empfohlen!

Die Folge der Beschränkung des Landangebots ist die große Differenz zwischen Kaufwert und Ertragswert, worauf schon die Enquete von 1884—1886 als Hauptursache der mangelnden Rentabilität der untersuchten Betriebe hingewiesen hatte. Dem Landarbeiter wird es dadurch erschwert, in eine selbständige landwirtschaftliche Existenz aufzusteigen. Die Nachfrage wird aber auch durch die zunehmende Industrialisierung gesteigert. Die ganze Bevölkerungsschicht der Industriearbeiter kauft und pachtet Grundstücke nicht um eine Rente herauszuschlagen, sondern nur zur Deckung des Nahrungsbedarfs, kann also einen höheren Bodenpreis zahlen, als der auf Erzielung von Rente angewiesene Landwirt.

Eine rationelle Bewirtschaftung wird vielfach noch durch die Gemengelage der Grundstücke erschwert; die Feldbereinigung macht nur langsame Fortschritte; nur da, wo ihre Vorteile der Bevölkerung an einzelnen Beispielen klar geworden sind, rascher. In den höheren Lagen, namentlich in den Kreisen Lauterbach und Schotten, wo der Schwerpunkt vollständig auf der Viehwirtschaft beruht, ist das Hutweidesystem — namentlich das Einzelhüten — der Krebsschaden, „ein schweres Hindernis für den Fortschritt und die bessere Entwicklung der Bodenwirtschaft". Bei dem Vorherrschen kleiner und mittlerer Betriebe überwiegt die Viehhaltung.

Schon die mehrfach zitierte landwirtschaftliche Enquete von 1884 bis 1886 schrieb:

„Trotzdem die Viehhaltung im Lande im großen ganzen leider immer noch nicht den unserer Zeit entsprechenden Höhepunkt erreicht hat, liegt dennoch der Schwerpunkt der Geldeinnahmen in allen Wirtschaften mit sehr wenigen Ausnahmen in den Einnahmen aus dem Viehstand, und geht daraus recht deutlich hervor, einen wie geringen Nutzen der in Hessen so sehr vorherrschende Klein- und Mittelbesitz aus einer Steigerung der Getreidepreise zu ziehen vermöchte."

Seitdem haben sich fortgesetzt die Verhältnisse zugunsten der Viehhaltung weiter verschoben; die Preise für animalische Produkte sind beträchtlich gestiegen und haben in den neunziger Jahren eine Periode von bis dahin unbekannter Höhe erreicht. Die Anbaufläche für Brotgetreide blieb stabil, aber immer mehr werden die Körner verfüttert; der Anbau von Kartoffeln, Rüben, Hafer und das Wiesenareal nahmen zu; der Bezug von Kraftfuttermitteln ist stark gewachsen. Die lokalen Getreidemärkte sind bedeutungslos geworden, ohne durch genossenschaftliche Kornhäuser ersetzt zu werden; dagegen sind Molkereigenossenschaften entstanden, die dem Landwirt der verkehrsärmeren Bezirke den Absatz der Milchprodukte erst ermöglichen. — Jedenfalls paßt sich die oberhessische Landwirtschaft der veränderten landwirtschaftlichen Konjunktur an.

Von 1888 bis 1901 stiegen die Preise von Ochsenfleisch von 1,18 auf 1,89, Kuhfleisch von 0,99 auf 1,26, Kalbfleisch von 1,03 auf 1,36, Schweinefleisch von 1,11 auf 1,32, Butter von 1,93 auf 2,21 Mark pro Kilogramm. Milch von 16 auf 17 pro Zentner. Eier von 6,3 auf 7,2 Pfennig pro Stück.

Wie es mit der Notlage der Landwirtschaft bei diesen Preisen tierischer Produkte bestellt ist, dafür gibt Katz instruktive Proben, zunächst für drei Ortschaften, welche die Enquete von 1884 bereits untersucht hatte.

1. Nieder-Ohmen (Kreis Alsfeld) 1884 beruhte die mangelnde Rentabilität auf dem Fehlen einer Molkereigenossenschaft; diese ist seitdem entstanden; die Genossenzahl stieg von 29 im Jahre 1892 auf 197 im Jahre 1898, die Mitgliederguthaben von 170 auf 45 106 Mark.

2. Nieder-Moos (Kreis Lauterbach) eine der unter den schlechtesten natürlichen Verhältnissen wirtschaftenden Gemeinden des Vogelsbergs. Die Einnahmen aus der Viehwirtschaft stiegen von 1893/94 bis 1898 bei einem 6,1 ha großen Gut von 447 auf 878 Mark, bei einem 19,1 ha großen von 1319 auf 1952 Mark.

3. Rodheim v. d. H. (Kreis Friedberg). Nach Aussage des Ortsvorstandes wird heut in den Betrieben unter 5 ha nicht mehr Getreide verkauft, als an Getreide und Brotstoffen zugekauft werden muß; aber auch bei Gütern von 15 bis 20 ha sollen aus Viehzucht und Milchwirtschaft 60 bis 70 Prozent der Geldeinnahmen relultieren.

Im Kreise Lauterbach verkaufen die Besitzer von 15 bis 20 ha keine oder nur unbeträchtliche Getreideüberschüsse. Auf dem 325,25 ha großen Gut Rudlos betragen die Einnahmen aus der Viehhaltung mehr als die Hälfte der Gesamteinnahmen. Aus Eichenrod (Kreis Lauterbach) wird berichtet, daß über 80 Prozent der Bruttoeinnahmen aus Viehzucht und Molkerei bezogen und diese immer rentabler wird. Aus Angersbach: „Alles gezogene Getreide wird in der Familie verbraucht oder verfüttert. Die Rindviehzucht hat sich sehr gehoben und wird immer rentabler. Durch den Verkauf von Simmentaler Schlacht- und Zuchtvieh wird hier ein schönes Geld verdient." Langenhain: „Im ganzen Ort verkauft nur ein Baner Getreide, und auch der erzielt 70 Prozent der Bareinnahmen aus der Viehhaltung."

Aber auch in den großbäuerlichen Betrieben der nordöstlichen Wetterau, wo der Getreidebau seine überwiegende Bedeutung behalten hat, haben sich die bäuerlichen Verhältnisse trotz der sinkenden Getreidepreise nicht verschlechtert, wenn man zu intensivem Betrieb überging.

Wahrlich eine köstliche Blütenlese über den Segen der Getreidezölle für den deutschen Bauer und für die Notwendigkeit hoher Vieh-, Fleisch-, Butter- und Eierzölle!

Zu dem Argument agrarischer Schutzzöllner: „Hoher Getreidepreis, hoher Arbeitslohn — niedriger Getreidepreis, niedriger Arbeitslohn" bringt Katz ein Material bei, das diesen Herren recht wenig willkommen sein dürfte: Auf den hessischen Fruchtmärkten ist der Preis von Weizen von 28,66 Mark pro Doppelzentner im Jahre 1873 und 23,46 im Jahre 1874 auf 15,70 Mark im Durchschnitt der Jahre 1899 bis 1901 gefallen, der Roggenpreis gleichzeitig von 22,20 bezw. 19,60 Mark auf 15,84 Mark. Gleichzeitig stiegen die baren Gesindejahreslöhne (von 1873 bis 1902) für einen Oberknecht und eine Obermagd auf einem großen Gut in Altenburg von 172 auf 520 bezw. von 80 auf 250 Mark, auf einem großen Bauerngut in Eichenrod für einen Knecht von 120 auf 280, für eine Magd von 24 auf 170 Mark, in Niedermoos auf einem mittleren Bauerngut von 68 auf 330 Mark bezw. für die Magd von 40 auf 148 Mark, auf einem großen Gut in Rudlos für Knechte von 130 auf 300 Mark, auf einem großen Gut in Schlitz für Pferdeknechte von 171 auf 330, für Ochsenknechte von 136 auf 270, für Mägde von 85 auf 160 Mark; auf einem mittleren Bauerngut in Berstadt für Knechte von 150 auf 300, für Mägde von 60 auf 200 usf. Drastischer können Zahlen wohl die Parallelitätstheorie von Getreidepreis und Arbeitslohn nicht widerlegen.

Zu der Behauptung, „die ländlichen Arbeitgeber würden gern bereit sein, ihren Arbeitern höhere Löhne zu zahlen, wenn sie nur mehr für ihr Getreide erhielten," bemerkt Katz:

Digitized by Google

„Soweit mir die Stimmung in oberhessischen Arbeitgeberkreisen bekannt ist, denkt man garnicht daran, aus freien Stücken die Arbeitslöhne zu erhöhen. Man stellt sich vielmehr, wie auch anderswo in Deutschland, zu der Lohnfrage so, daß man eine längere Andauer des schlechten Geschäftsganges in der Industrie und damit eine Rückkehr abgewanderter Arbeiter aufs Land hofft, um dann die angeblich viel zu hohen Löhne herabdrücken zu können; zum mindesten aber, um deren weiteres Steigen verhindert zu wissen."

Die Ursache für die Steigerung der Landarbeiterlöhne in den letzten Jahrzehnten war die Verminderung des Arbeiterangebots, früher durch Auswanderung, später durch Abwanderung nach den Industriegebieten, schließlich durch Industrialisierung des platten Landes, das neue Arbeitsgelegenheit schuf; denn nicht nur auf den höheren Lohn, sondern auch auf anderweitige günstigere Arbeitsbedingungen kommt es an. „In der Wetterau stehen die Löhne von nur einigermaßen qualifizierten landwirtschaftlichen Dienstboten gleich hoch, oder noch höher, als in der Stadt Frankfurt a. M., obgleich diese von allen deutschen Städten mit die höchsten Gesindelöhne aufweist. Dafür ist aber die Arbeitszeit der landwirtschaftlichen Dienstboten länger, die Arbeitsleistungen sind schwieriger als in der Stadt."

Das mag denen, die auf landwirtschaftliches Gesinde angewiesen sind, sehr lästig und unangenehm sein, vom sozialen Standpunkt aus ist es nicht zu bedauern, denn es muß zur Folge haben, daß mehr und mehr an Stelle der mit fremden Hilfskräften arbeitenden, größeren landwirtschaftlichen Betriebe der mit den Kräften der eigenen Familie auskommende Kleinbetrieb tritt, jene Entwicklung, die wir, aus denselben Ursachen hervorgehend, auch in England sehen, wo mehr und mehr der gentleman farmer durch den working farmer verdrängt wird.

„Die Lage der einheimischen Arbeiter hat sich gebessert, aber die Abwanderung dauert fort"; der Mangel an Arbeitsgelegenheit im Winter, die lange Arbeitszeit, der Umstand, daß dem Besitzlosen, wenn er Landarbeiter bleibt, ein wirtschaftliches und soziales Aufsteigen nur in seltenen Fällen möglich ist; schließlich unrichtige Behandlung und Rechtlosigkeit des landwirtschaftlichen Arbeitsverhältnisses, von der ganz besonders die kontraktlich gebundenen Arbeiter betroffen werden. Die größeren Betriebe sind von Jahr zu Jahr mehr auf Wanderarbeiter angewiesen, die sich leichter kontraktlich binden und geringere Lohnforderungen stellen, als die ansässigen Arbeitskräfte; Oberhessen bezieht sie jetzt vorzugsweise aus den Kreisen Biedenkopf, Marburg, Fulda, Hünfeld, aus der bayerischen Rhön, und zwar mehr Frauen und Mädchen als Männer, meist im Alter von 18—40 Jahren. In ihren Heimatsgegenden werden sie ersetzt durch Arbeiter aus dem Osten Preußens, der wieder russisch-polnische Arbeiter heranzieht. In den letzten Jahren sind bei den eigentlichen landwirtschaftlichen Großbetrieben auch die Saisonarbeiter aus dem Odenwald, aus Oberhessen fast ganz verschwunden und durch russisch-polnische und galizische Arbeiter ersetzt worden. Diese „Sachsengänger" werden entweder durch Stellenvermittler in Breslau, Posen, Danzig, Warschau usw. oder durch die östlichen Landwirtschaftskammern besorgt. Die Kontrakte dieser Arbeiter machen sie, wie Katz eingehend ausführt, den Arbeitgebern gegenüber so gut wie rechtlos, ja sie enthalten zahlreiche Bestimmungen, die rechtlich durchaus unzulässig sind. Ganz besonders gilt dies von dem Arbeitskontrakt, der von der Landwirtschaftskammer für Schlesien für die durch sie vermittelten Arbeiter aufgestellt ist. Die Arbeiter selbst sind in Unkenntnis der Rechtsungültigkeit solcher Bestimmungen, ein Rechtsschutz mangelt, und so sind sie allen Willkürlichkeiten ausgesetzt; die Behandlung läßt auch vielfach zu wünschen übrig, ebenso die Wohnungsgelegenheit; langsam bahnt sich aber auch hier die Besserung an.

„Für den größten Teil der bäuerlichen Produzenten ist heut die Gesamtlage günstiger, als jemals früher." In dem früher durch seine mißlichen Produktionsverhältnisse und die Armut seiner Bewohner als das „hessische Sibirien" berüchtigten Vogelsberg entwickelt sich, getragen von der wirtschaftlichen Konjunktur, ein kräftiger Bauernstand, wie ihn diese Gegenden niemals gesehen haben. Nicht anders steht es in dem größten Teil der bäuerlichen Betriebe der Wetterau, wo infolge des wachsenden Konsums in den Städten die steigende Rentabilität von Milchwirtschaft und Obstbau den sinkenden Erlös des Getreideverkaufs mehr als ausgeglichen haben. — „Auf vielen Betrieben sind auch die Erträge aus dem Brotgetreidekorn gestiegen, wenn man zur intensiveren Bewirtschaftung überging. — Dem oberhessischen Bauer geht es trotz der Lohnsteigerung besser als je." — Das war das Ergebnis einer Unzahl Aussagen, die Dr. Katz von bäuerlicher Seite gemacht wurden.

Im Gegensatz zum Bauer, der im wesentlichen mit den Arbeitskräften seiner Familie wirtschaftet, ist der größere Besitzer von den Lohnsteigerungen getroffen worden, da er die sinkenden Getreidepreise nicht durch intensivere Bewirtschaftung ausgleichen kann, denn ihm fehlen die Arbeitskräfte, trotz der Sachsengänger, denen man die Aussaat und die Arbeit an den landwirtschaftlichen Maschinen nicht anvertrauen kann.

Der größere Grundbesitzer ist es, der in der Entwicklung der letzten Jahrzehnte der leidtragende Teil war; für die Masse der oberhessischen landwirtschaftlichen Bevölkerung war aber die Rückwirkung der Industrialisierung nicht ungünstig. Bei der starken Nachfrage nach Landbesitz und Landpacht seitens der bäuerlichen Bevölkerung dürfte die Zerschlagung großer Güter für deren Besitzer nur vorteilhaft sein; dem stehen leider die Fideikommisse vielfach im Wege.

Es ist nur ein kurzer, nach keiner Richtung hin erschöpfender Auszug aus dem trefflichen Buch von Eugen Katz, den ich im vorstehenden gegeben habe, und ich kann allen, die der Agrarfrage Interesse entgegenbringen, nur raten, es selbst zur Hand zu nehmen; bereuen wird es niemand; es ist nach dem Goetheschen Wort geschrieben:

> Greift nur hinein ins volle Menschenleben
> Und wo Ihr's packt, da ist es interessant.

Niemand aber wird das Buch aus der Hand legen, ohne sich zu sagen: bei aller örtlichen Verschiedenheit der Verhältnisse, so liegen sie im wesentlichen in der und jener Gegend, die ich näher kenne, auch. Und dadurch gewinnt das Buch weit über die Provinz hinaus, die es behandelt, eine größere Bedeutung; es schildert Verhältnisse, die für den größeren Teil Deutschlands bis zu einem gewissen Grade typisch sind. Typisch für die ganze deutsche Landwirtschaft ist vor allem, daß die Konjunktur für den Getreidebau wenig günstig, für die Viehzucht und Viehhaltung sehr günstig liegt, daß sich dieser Konjunktur der Großbetrieb sehr wenig, der Kleinbetrieb sehr gut anpassen kann, daß also eine vernünftige Wirtschaftspolitik die Entwicklung zum Kleinbetrieb fördern müßte. Alles, was seit Jahren bei uns geschieht, die Politik der Getreidezölle, der Förderung der Fideikommisse, der Domänenankäufe, der staatlichen Kornhäuser bezweckt die Erhaltung, die Ausdehnung und Vermehrung der Machtstellung des Großgrundbesitzes. Diese Politik führt den Bauer im Munde und meint den Großgrundbesitzer; sie will mit allen Mitteln die ungesunde Besitzverteilung aufrecht erhalten, die teils in Zeiten der Rechtlosigkeit, teils als Folge einer dem Getreidebau überaus günstigen, den animalischen Produkten ganz besonders ungünstigen Konjunktur entstanden ist; sie will nicht zahlreiche freie Eigentümer, sondern „Herren und Knechte". Und sie arbeitet mit dem politischen und

Digitized by Google

sozialen Druck, mit der agitatorischen Phrase und der Legende. Auch dieses Buch ist eine Fackel, die hineinleuchtet in das künstliche Dunkel, das die Agrarier geflissentlich über die landwirtschaftliche Frage verbreiten.

Breslau. Georg Gothein.

Die Verantwortlichkeit eines Despoten.

Bei einer Geschichtsauffassung, die alles aus den begleitenden Umständen, aus wirtschaftlichen, klimatischen, geographischen und sonstigen Voraussetzungen zu erklären und damit die Verantwortlichkeit der einzelnen Personen auf die Entwicklung des staatlichen Lebens mehr und mehr auszuschalten bemüht ist, wird man nur zu leicht auch dazu geführt, den absoluten Herrschern für alles, was durch sie und unter ihnen geschieht, in einem solchen Maße mildernde Umstände zuzuerkennen, daß nur noch wenig persönliche Verantwortlichkeit für ihr Tun und Treiben übrigbleibt. Speziell der gegenwärtige Zar Nikolaus II. hat von dieser sentimentalen Tendenz bisher reichlichen Vorteil gezogen, und es hatte sich die Legende gebildet, daß man es bei ihm mit einem etwas indolenten, aber gutartigen, von den edelsten Absichten geleiteten Herrscher zu tun habe.

Diese Legende macht neuerdings einer sehr viel weniger günstigen Tatsächlichkeit Platz. In der Juli-Nummer der „Quarterly Review" hat ein russischer Schriftsteller, wie es heißt, ein hoher russischer Würdenträger, den Nachweis geführt, daß Zar Nikolaus kaum eine jener liebenswürdigen Eigenschaften besitzt, die man ihm andichtet, sondern fast mit allen jenen gefährlichen Untugenden belastet ist, die bei einem geistig beschränkten Despoten die Regel bilden. Der bekannte russische Prinz Kropotkin bekräftigt in der letzten Nummer der liberalen englischen Wochenschrift „The Speaker" diese Auffassung sehr nachdrücklich und führt zahlreiche Vorgänge an, aus denen sich ergibt, daß der russische Selbstherrscher von Anfang seiner Regierung an immer nur den einen Gedanken verfolgt habe, die Autokratie um jeden Preis aufrechtzuerhalten, und daß diesem Streben jedes Interesse des Landes und des Volkes untergeordnet werde. Nikolaus II. erscheint in dieser Darstellung als ein von seiner Machtfülle und seinem Gottesgnadentum dermaßen erfülltes Wesen, daß jeder Versuch, an die Stelle seines unbeschränkten Herrscherwillens wirkliche Rechtsbestimmungen zu setzen, ihm bereits als Hochverrat erscheint. Nur so sei auch sein unerhörtes, vor dem nackten Eidbruch nicht zurückschreckendes Verfahren gegen Finland zu erklären.

Es mag dahingestellt bleiben, wie weit diese Charakterzeichnung des Zaren wirklich zutrifft, innere Wahrscheinlichkeit kann man ihr jedenfalls nicht absprechen. Einerlei aber, ob man den persönlichen Charakter des gegenwärtigen russischen Zaren etwas günstiger oder etwas ungünstiger beurteilt, berechtigt erscheint jedenfalls das Verlangen, daß die öffentliche Meinung der zivilisierten Welt davon Abstand nehmen möge, die absoluten Herrscher so zu behandeln, wie die Herrscher konstitutionell regierter Staaten. Der Absolutismus geht davon aus, daß kein Mensch im Staate den gesamten Regierungswillen in sich verkörpern könne. In absolut regierten Staaten gibt es keine verantwortlichen Minister, sondern nur einen verantwortlichen Herrscher. Dieser ist auch für alle Verruchtheiten der Instrumente, deren er sich bedient, verantwortlich zu machen. Man kann ihm nicht oft und deutlich genug zu verstehen geben, daß er persönlich für alles verantwortlich ist, was in seinem Staate geschieht, und was nicht geschieht, obgleich es hätte geschehen können. Jene Teilung der Verantwortlichkeit, wonach alles, was dem Lande zum Segen gereicht, auf die Kreditseite im moralischen Konto des Autokraten gesetzt, für alle Unzulänglichkeiten aber die Beauftragten verantwortlich gemacht werden, ist ein traditioneller Unfug, der nur dazu dienen kann, auch den absurdesten Absolutismus zu konservieren.

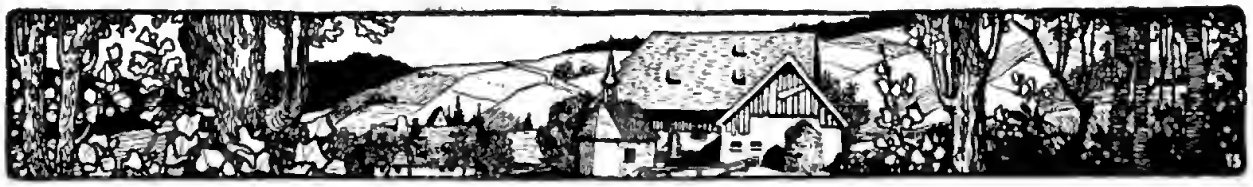
Je deutlicher dem Zaren Nikolaus II., der sich ja vorübergehend in der Rolle sogar des Friedensfürsten gefallen hat, zum Bewußtsein gebracht wird, daß er für die schändliche Vergewaltigung Finlands, daß er für die Seufzer der nach Sibirien verbannten Jünglinge, daß er für die blutigen Striemen auf dem Rücken der von Kosaken ausgepeitschten Bauern, für die Greuel von Kischinew und für all die anderen Barbareien, die von den Werkzeugen des kaiserlichen Willens begangen werden, höchst persönlich verantwortlich erscheint, um so eher ist zu hoffen, daß er begreift, wie kein Sterblicher eine solche Verantwortlichkeit auf die Dauer zu tragen vermag, und daß nichts seinem eigenen wohlverstandenen Interesse mehr entspricht, als die Umwandlung des absolut regierten russischen Polizeistaats in einen modernen Rechtsstaat.

Ferdinand Svendsen.

Diaspora und Simultanschule.

Die Väter des Schulantrages decken ihre Forderung der Konfessionsschule durch den Hinweis auf die stetig zunehmende konfessionelle Mischung der Bevölkerung. Im ersten Augenblick überrascht dieser Grund, ja, er macht sogar prinzipielle Freunde der Simultanschule stutzig. Bei Licht besehen, drängen die Tatsachen aber die gesamte Entwicklung gerade in die entgegengesetzte Richtung. Zum Beweise ein paar Stichproben aus beiden konfessionellen Lagern, wobei ich Kreise der Regierungsbezirke Königsberg und Münster benutze.

Kreis	Auf je 1000 Einwohner kommen	
	evangelische	katholische
A. Katholische Minderheiten:		
Preußisch-Holland	956,8	38,0
Mohrungen	963,5	27,9
Osterode i./O.	884,6	103,8
Neidenburg	845,3	140,1
Ortelsburg	870,7	99,7
Memel	952,6	38,4
B. Evangelische Minderheiten:		
Warendorf	20,3	976,1
Beckum	48,9	945,5
Lüdinghausen	18,5	976,7
Koesfeld	27,5	966,3
Recklinghausen (Land)	203,1	795,7



Die Minderheit sinkt im Fall Lüdinghausen bis auf 18,5 und steigt im Kreise Recklinghausen (Land) auf 203,1. Um eine abgerundete Grenze zu haben, nehme ich zweihundert vom Tausend an. Wie gestalten sich nun die Schulverhältnisse der Minderheiten in diesen Kreisen? Die unzureichende Anlage der preußischen Schulstatistik gibt nur Anhalt für die Stadtschulen. Es sind beschult in Preußisch-Holland 84 katholische Kinder zweiklassig, ebenso in Mohrungen 112, Osterode 104, Memel 88. Die 191 Katholiken in Ortelsburg besuchen teilweise eine ein-, teilweise eine zweiklassige Konfessionsschule. Neidenburg beschult seine 71 städtischen Volksschüler katholischer Konfession gar nur einklassig. Die evangelische Mehrheit sitzt selbstverständlich in vier- bis sechsklassigen Schulen.

Für die aufgeführten Kreise des Regierungsbezirks Münster dreht sich der Spieß um. Die evangelische Minderheit umfaßt 614 Kinder; davon sitzen 297 in sechs einklassigen und 317 in drei zweiklassigen Schulen.

Die Beschulung der katholischen Mehrheit ergibt das folgende statistische Bild:

Schulart	Zahl	Prozente
dreiklassig	1264	14,2
vierklassig	2047	22,9
fünfklassig	2012	22,5
sechsklassig	1591	17,8
siebenklassig . . .	2019	22,6
Summa . .	8933	100,0

Das sind typische Bilder von dem „geistigen Schutz" der in der Diaspora lebenden Glaubensbrüder. Wie oft sie sich wiederholen müssen, kann man bei dem geringen Umfang der Simultanschule und der verhältnismäßig starken konfessionellen Mischung der Bevölkerung Preußens ungefähr feststellen. Ich hatte vorhin die Grenze der Diaspora bis zweihundert vom Tausend angenommen.

Dann sind unter den 576 Kreisen Preußens solche mit evangelischer Minderheit: im Regierungsbezirk Königsberg 4 Kreise, Marienwerder 3, Posen 15, Bromberg 4, Breslau 3, Oppeln 22, Erfurt 1, Hildesheim 1, Osnabrück 4, Münster 9, Minden 3, Arnsberg 5, Kassel 1, Wiesbaden 2, Koblenz 6, Düsseldorf 8, Cöln 9, Trier 9, Aachen 11, Sigmaringen 4, zusammen 124 Kreise.

Kreise mit katholischer Minderheit gibt es im Regierungsbezirk Königsberg 16, Gumbinnen 18, Danzig 1, Marienwerder 1, Berlin 1, Potsdam 20, Frankfurt 22, Stettin 14, Köslin 12, Stralsund 5, Breslau 3, Liegnitz 17, Magdeburg 17, Merseburg 19, Erfurt 9, Schleswig 23, Hannover 20, Hildesheim 13, Lüneburg 16, Stade 14, Osnabrück 1, Aurich 7, Minden 6, Arnsberg 4, Cassel 17, Wiesbaden 3, Koblenz 2, Düsseldorf 3, Cöln 1, zusammen 307 Kreise. Von den 124 Kreisen mit evangelischer Minderheit sinken nur 20 unter 20 Personen auf je 1000 der Bevölkerung, von den 307 mit katholischer Minderheit 124. Wie ich aber am Beispiel Lüdinghausen zeigte, geht die konfessionelle Schulabsplitterung noch unter zwanzig vom Tausend. Zieht man noch die Landesteile in Betracht, deren Simultanschule auch der Schulantrag erhalten will, so bleiben dennoch rund 100 Kreise mit einer evangelischen und 200 mit einer katholischen Minderheit übrig, in denen die Konfessionsschule schon heute zu schweren unterrichtlichen Schädigungen führt bezw. in Zukunft führen wird; denn die Bestimmung des Kompromißantrages: „Erreicht die Zahl der schulpflichtigen Kinder einer konfessionellen Minderheit eine angemessene Höhe, so hat diese Minderheit den Anspruch auf Einrichtung einer Schule ihrer Konfession" muß zu einem wahren Sturm all der kulturfeindlichen Mächte auf die preußische Volksschule führen, die bei höchster Spannung der konfessionellen Gegensätze die besten Geschäfte machen.

Otto Pautsch.

Rokoko.

Das achtzehnte Jahrhundert ist ein Zeitalter der kecken Ungebundenheit, da die starren Formen sich lösen, da alles sich ausgibt in Freiheit, Willkür und Laune, zerflatternd, ausschweifend, raffiniert, elegant und üppig. Wie in den Boudoirs jener Epoche das Ornament überwuchert, das Spiel der Schnörkel, das rankenhaft über die festen Flächen hinzieht und sie zerteilt, so etwa trägt auch der Geist damals ein Element des Zersetzend-Spielenden, Mokanten in sich. Ueberall graziöse Zuchtlosigkeit.

Das siebzehnte Jahrhundert war feierlich und gemessen gewesen, beherrscht von einer vornehmen Konvention, die das Laute, persönlich Unmittelbare zurückhielt. Man wußte, was man sich und den anderen schuldete. Die richtige Haltung, die „contenance" — so hat ein Diplomat Ludwigs XIV. sich ausgedrückt — war das Wesentlichste. Man erzog sich eine zweite Natur an, weil man ohne den Zwang besonderer Vorschriften seiner selbst sich nicht sicher fühlte; denn unter dem glänzenden Firnis der äußeren Sitte waren die Temperamente noch ungebrochen und derb. Vergessen wir nicht, es ist die Zeit, da auf der komischen Bühne der Nachttopf und das Klystier noch Argumente des Witzes abgeben; da Prügelszenen noch immer ein dankbares Publikum finden und der Geschmack, selbst in den besten Stücken, gelegentlich hart ans Primitive streift. Im Leben sieht es nicht anders aus. Der Staatsmann, von dem eben die Rede war, Antoine de Courtin, der um das Jahr 1670 schreibt, hält es für notwendig, seine Landsleute zu belehren: daß man im Zimmer nicht ausspucken soll und dann den Fuß darauf setzen; daß man nicht „rülpsen", nicht den Teller mit den Fingern auswischen darf; und daß man auch nicht ohne weiteres mit dem Eßlöffel aus der Suppen- oder Saucenschüssel ausschöpfen soll; d. h. zuvor soll man seinen Löffel abwischen. Aber, fügt er recht bezeichnend hinzu: es gibt auch schon Leute, welche so eigen sind, daß sie zum Verteilen der Gerichte noch besondere Löffel beilegen. — Das mag als Probe des Kulturstandes der damaligen Gesellschaft dienen. Und vieles, was wir sonst wissen, stimmt dazu. Aber je unausgeglichener die tiefere Bildung, desto energischer legt man es auf formalen Anstand ab. Die Etikette regelt alles; das Bewußtsein des Standes und der Würde ersetzt die freie Menschlichkeit und verdrängt nicht selten das Natürlich-Berechtigte. Excusez mes transports, sagt Junia, als sie den Tod des Britannicus erfahren hat. Und wie bekannt, die Könige und Prinzessinnen Racines nehmen ihre Kronen selbst beim Schlafengehen nicht ab. Die Welt baut sich hier stufen- und schichtenweise auf. Wenn in der Schloßkapelle von Versailles Messe gelesen wird — Prevost-Paradol hat das so ausgeführt — richten vom Niedrigsten bis zum Höchsten sich alle gegen den König, der nun, als Vertreter der irdischen Majestät, allein wieder sich an die überirdische Gottheit wendet. Er resumiert alle übrigen. Darum kann er sagen: l'Etat c'est moi.

Wie anders im achtzehnten Jahrhundert!

> Par le sort de la naissance
> L'un est roi, l'autre est berger.
> Le hasard fit la distance,
> L'esprit seul peut tout changer.

So singt Figaro, der kecke Spottvogel; und mit ihm bestreitet der ganze dritte Stand denen ein Vorrecht auf Rang und Stellung, die sich „nur die Mühe genommen haben, geboren zu werden". Das Bürgertum ist sich seiner Bedeutung inne geworden. Selbst auf der Bühne herrscht es: dort vollzieht sich der Wechsel vom aristokratischen zum bürgerlichen Spiel, von der klassischen Tragödie zum mehr alltäglichen Drama. Kein Zweifel, die „roturiers" haben volles Maß gewonnen. Man wagt es, zu behaupten, daß die Vorgänge im

Digitized by Google

Hause irgend eines Privatmannes ebenso menschlich interessant sein können, wie die Staatsaktionen der Fürsten und Könige. Vordem hatte das Bürgertum nur zur komischen Kurzweil herhalten dürfen. Tartufe und Orgon waren ridicules gewesen, sonst weiter nichts. Jetzt sind die Stücke, welche das Publikum am tiefsten ergreifen, am stärksten aufregen, Erzeugnisse des rührselig bürgerlichen Spiels. Entweder hat das Niveau der Kunst sich gesenkt, oder aber der tiers Etat ist um ebenso viel an Ansehen gestiegen.

Und in der Tat, der Wind weht aus anderer Richtung. Jetzt könnte so leicht kein Dichter mehr wagen, einen bourgeois-gentilhomme zu schreiben, darin den Bürgersmann in die Grenzen seines Standes verweisend. Wer ist der Grandseigneur, der bei Tafel sitzt, immer den Diener hinter sich? Wer führt Haushalt mit dreißig Personen, im Stall zwölf Pferde, am Sonntag, wenn er zur Messe geht, zwei Uniformierte mit Flinten vorauf? Kein anderer als Voltaire, der Schloßherr von Feney. Gewiß, er spielt sich als Parvenu auf, und doch ist er in nichts mehr zu verwechseln mit einem Monsieur Jourdain. Diese Bürger von heute sind vollwichtig, sie werden die Vertrauten, die Ratgeber, die Korrespondenten der Könige — Voltaire, Diderot, Madame Geoffrin, Beaumarchais. Sie überspringen die Engen der Kaste und der Geburt. Wie Figaro sagte: „Der Geist gleicht alles aus."

Der Geist — und das Geld. Kaum daß wir ins achtzehnte Jahrhundert hineingelangen, so wird auch der Einfluß der Finanzleute bemerkbar. Lesage schreibt seine Komödie „Turcaret", die uns in Kreise führt, wo das verlumpte Adelsgesindel, Männer und Weiber, sich vom reichen Steuerpächter ausbalten läßt; wo das Volk für die Lüste des einzelnen aufkommen muß und der Diener nur eine Art von Vergeltung übt, indem er seinen Herrn mit vollen Händen ausbeutelt. Das Ganze endet mit einem Konkurs, nach dem nun wieder die reich gewordene untere Schicht, eben die Dienerschaft, emporsteigen wird. Ein Moment der Unruhe, des Unsoliden, des ewigen Schwankens durchdringt diese Gesellschaft: vom Glanz ins Elend, aus dem Elend zum Glanze, das ist der Gang. Marivaux erzählt die Geschichte des paysan parvenu: ein strammer Bursche vom Lande, der nichts hat, nichts kann, und der sein Glück macht, weil er den Frauen gefällt. So bringt er es zum Finanzunternehmer. „Ich werde ihm einen Mann beigeben, der mit ihm umherreist und seine Geschäfte führt", sagt der Minister. „Dieser Mann kann ihn sogar unterweisen, denn es ist gut, wenn er etwas von der Sache versteht. . ." Es ist gut, aber nicht unbedingt nötig! Aus diesen Worten spricht eine ganze Weltanschauung, der Geist einer leichtfertigen, eigensüchtigen, frivolen Generation.

Einst hatte La Rochefoucauld gesagt, daß man in Sitte und Sprache nie das Merkmal seiner Abkunft verleugnen könne. Jetzt erklärt eine vornehme Dame: „La naissance est accidentelle à l'homme." Die Schranken zwischen den einzelnen Ständen schwinden mehr und mehr. Auch in der Literatur werden die Elemente immer bunter, gemischter, sie treiben à la débandade einher. Regnard und Dancourt, die auf der Scheide zweier Zeitalter stehen, öffnen ihnen in der Komödie die Tür. Da spaziert allerhand Gesindel hinein, das sonst sich nur von ferne zeigen durfte: abenteuernde Modeherren, die auf Kosten anderer leben und um so freitspuriger auftreten; Spieler und Falschspieler, Gelegenheitsmacherinnen, Marktweiber mit ihren keifenden Töchtern, Droschkenkutscher, Händlerinnen, gefällige Frauenzimmer, allzu ergebene Kammermädchen und endlich, frisch und frech, die Kokette.

> Une de ces femmes de bien dont l'honneur est entier,
> Et qui de leur vertu parfument le quartier —

sagt Regnard, dieser sprühend persifflierende Witzbold. Bei Dancourt sehen wir sie im Theater, unter sich, im Gespräche mit ihren Liebhabern, und ein geschäftserfahrener Kutscher läßt das Wort fallen: Ihr und wir, wir gehören zusammen.

Das siebzehnte Jahrhundert in seiner vornehmen Zeit hatte das alles achtlos beiseite gelassen; seine Welt war der solide Mittelstand, innerhalb der Grenzen der engeren Häuslichkeit. Auch der Diener in der Komödie ist nicht mehr derselbe, wie früher. Nach altem Brauche war er ein Mittelding zwischen Lustigmacher und Komplize, ein Faktotum, das vorlaut dreinsprach, oft der gesunden Vernunft das Wort redete oder aus Nöten und Aengsten den Ausgang fand. Er gab eine subalterne Figur ab, wie der Konfident in der Tragödie, nur lebensvoller, beweglicher. Allmählich schlägt das Verhältnis um. „Crispin rival de son maître," lautet der Titel eines drolligen Spiels: der Rüpel tritt mit seinem Herrn auf denselben Plan. — Silvia und Dorante bei Marivaux verkleiden sich, legen Livree an und verlieben sich. Die Marquise Araminte heiratet Dorante, ihren schönen Intendanten. Ach, man hat es eben längst erfahren, daß auch unter schlichtem Gewand die Herzen warm und empfindsam pochen! Die Tugend fragt nicht nach dem Rang, so wenig, wie die Liebe und der Verstand. Wie oft, daß die Kammerzofe mit schnippischem Witz das Feld behauptet! „Ich bin Dir zu ewigem Dank verpflichtet," sagt die vornehme Dame; die Soubrette: „Wie ich Sie kenne, gnädige Frau, werden Sie ihn mir ewig schuldig bleiben." — Im „Gil Blas" heißt es:

> „Für einen Mann meines Schlages gibt es keine angenehmere Situation, als die meinige. Der Beruf als Lakai ist mühselig, gestehe ich, für einen Dummkopf; aber er hat nur Verlockendes für einen gewitzten Burschen. Ein überlegenes Talent, das in Stellung geht, tut seinen Dienst nicht in dem Stil, wie ein Einfaltspinsel. Er tritt in ein Haus ein, mehr um zu befehlen, als um zu dienen. Er beginnt damit, seinen Herrn zu studieren: er geht auf seine Fehler ein, gewinnt sein Vertrauen, und schließlich führt er ihn an der Nase."

Das ist der neue Geist, die selbstbewußte Insubordination, die Figaro dann und seine Susanne zur Virtuosität entwickeln. Der Diener pritscht seinen Herrn, indessen das Jahrhundert lachend Beifall klatscht. Die Stimmung ist für die Sieger, für diejenigen, welche übermütig, sprudelnd, listig und keck aus sich heraus ihren Mann gestanden haben.

Ein Zug der herausfordernden Laune, der Aufsässigkeit streicht durchs Land. Ein aggressiver Geist, knitternd, blickend, knisternd, daß nach allen Seiten die Funken stieben. Er macht vor nichts Halt, vergreift sich an allem. Er verhöhnt die sozialen Zustände, bestreitet den Glauben und ficht für die Duldung. Tagtäglich durchdringt er die Massen. Nicht die starken Folianten, nein, die „livres à trente sous", rasche jouenalistische Flugblätter, tragen ihn hinaus in die Welt. Denn was sind die Voltaire und Diderot in dem Fündendsten, was sie geschrieben haben, anderes als Jonenalisten? Sie hallen die Gärung im Fluß; sie sind mitschuldig daran, daß alles zur Diskussion steht, mit leichtfertiger Laune besprochen wird. Dieser „beau tapage", dieser Spektakel behagt ihnen gerade. Gut so! Jedes und jegliches kommt vor das öffentliche Forum, und „tout finit par des chansons". Auf der komischen Bühne wird selbst der politische Zustand als ein Vaudeville abgehandelt. Das Publikum ist Richter geworden. Wo sind die Zeiten hin, da ein einziger für sich den Staat repräsentierte?

Und wie sieht es im Königsschloß zu Versailles aus? Da spielt Marie Antoinette mit ihren Damen ein Schäferidyll, als ob sie die Hoheit und Würde ablegen wollten, weil eine Ahnung freierer Menschlichkeit sie angewandelt hätte. Und auf der Terrasse nach den Gärten zu, wo einstens das strenge Zeremoniell gewaltet hatte, entfaltet sich jetzt des Abends ein lachendes, lautes Treiben. Von hohem Sockel schaut die Bildsäule des Sonnenkönigs hernieder. „Bon soir, grand père!" ruft der Graf Artois, nachmals Karl X., so oft er vorbeigeht. „Bon soir, grand père" — bis dann eines Nachts das Standbild ernst vermahnend und strafend Antwort gibt. Der Graf prallt zurück. Was war geschehen? Nichts, als daß die Königin sich einen Scherz gemacht und den Fürsten Ligne ver-

anlaßt hatte, mit einer Leiter hinaufzusteigen. Loses Volk, das schelmisch so mit den steifen Vorfahren umspringt und den einst Gewaltigen gerade gut dazu findet, mit ihm einen Scherz zu wagen! Ja, seine Zeit ist um; eine andere hat sich durchgesetzt, so leichtlebig, graziös, amüsant und toll, daß diejenigen, welche sie miterlebt haben, sich ihrer immer mit Sehnsucht erinnern. „Wer nicht Versailles vor 1789 gesehen hat, weiß nicht, was Leben heißt," hat noch später einer von ihnen gesagt.

Gefällig, prickelnd, sinnenerregend zieht das Jahrhundert hin, nur zu sehr an der Oberfläche haftend, am schönen Schein. Das „superflu", das schöne, unnütze Beiwerk, ist das „nécessaire" zum Genuß des Lebens geworden. Man sucht den spielenden Zeitvertreib, die elegante Wirkung, das Raffinement. Man ist köstlich, äußerlich, leidlich flach. Selbst die Leidenschaften tragen etwas von überfeinert schwülem und fadem Pastellgeschmack oder von Miniaturcharakter. Betrachten wir die Liebe. Bei Molière war sie ernst und leidvoll gewesen, ein Drang aus dem Innersten, den nicht erfüllen zu können, den tiefsten Schmerz des Lebens bereitet. „Il est si malheureux de perdre ce qu'on aime!" Oder wer die Neigungen zwingen will — er mag acht haben, ob die Frau sich später dafür nicht schadlos hält. Natur und Triebe verlangen ihr Recht; und doch wieder waltet eine entschiedene Scheu, die Beziehungen der Geschlechter bis zum äußersten zu entwickeln. So sittenlos das Weib George Dandins sein mag, so bar aller Scham, ein letztes bleibt immer noch ungewiß, unausgesprochen. Auch hier herrscht wieder die anständige Konvention, man hat einen Horror vor zu viel Physischem in der Literatur, wenngleich die Wirklichkeit sonst von dieser Delikatesse nichts weiß. — Die Liebe bei Racine rast als Eros mit der Brandfackel, schicksalsschwer, heroisch im Maß. Die Prinzessin von Cleve im Roman der Frau von La Fayette stirbt an ihrer Leidenschaft eher als daß sie ihr nachgeben und unterliegen würde.

Und nun Marivaux im achtzehnten Jahrhundert! Der zwinkert aus lustigen Aeuglein und nimmt die Dinge tändelnd und obenhin. Was für ein Komödiant doch so ein Menschenherz ist! Wie es sich sperrt! nicht wissen will, was es fühlt, nicht Wort haben will, was es weiß! Es spielt Verstecken mit sich, mit anderen. Wenn es sich genug gesträubt, geziert hat, wird es sich plötzlich klar, der Schelm streckt die Waffen. Das ist die Laune der Liebe, wie sie so und so oft zwischen Silvia und Dorante sich abspinnt. Ein Parfüm von Puder und Sinnlichkeit steigt aus diesen zierlichen Stückchen empor. Je unverfälschter das Leben sich darstellt, desto heißer bricht der Hauch des Verlangens durch. Und Manon Lescaut steht da, Manon, die zuchtlose. Ihr Name kleinbürgerlich, wie ein Schmeichelwort klingend; halb ist sie Grisette, halb Dirnchen und liebt so gut, wie sie's eben kann, in ihrem Leichtsinn zu Tode sich flatternd. Naiv nichtsnutzig; im Ton wahrer Leidenschaft erzählt; von all den Gestalten, die das achtzehnte Jahrhundert geschaffen hat, ist sie mit Rameaus Neffen und den Marquisen Marivaux' eine der wenigen, die uns noch jetzt beschäftigen. Hier spricht Menschlichkeit zu uns in ihrer Blöße. Aus einer lüsternen Zeit üppiger Decadence ringt sich modernes Empfinden los. Wir erfahren nicht mehr, wie es sein sollte, sein müßte, sein könnte, nein nur schlechthin, wie es tatsächlich ist. Ohne moralisierende Absicht wird uns unbedenklich ein Leben enthüllt.

Man verträgt jetzt die Nacktheit und wird sich noch mehr an sie gewöhnen. Der Genuß entartet zur Ausschweifung und zum Laster. Die Grandseigneurs, der König obenan, bauen sich im Hirschparkviertel zu Versailles verschwiegene Häuschen, folies genannt, um ungestörter ihren Lüsten nachzugehen. Und das Neueste, auch die Damen erwerben eine petite maison, wo sie ihre Begünstigten empfangen. Eine zynische Grazie schreibt:

„. . . . um ihn zu entschädigen . . . . beschließe ich, ihm meine petite maison zu zeigen, von der er keine Ahnung hatte. . . . ich verkleide mich als Kammermädchen. . . . Angelangt im Tempel der Liebe, wähle ich das galanteste Deshabillé. Es ist entzückend, ganz meine Erfindung; es läßt nichts sehen, und läßt doch alles erraten. . . . Endlich kommt er. . . . Er sieht zunächst zwei Gedecke; dann ein gemachtes Bett. Wir gehen bis ins Boudoir, das in all seinem Glanze strahlt. . . ."

Folgt eine Orgie, schamlos, witzig, photographisch treu.

Die Zeit hat noch Schlimmeres aufzuweisen. Aus diesen kitzlich ungesunden Produkten schlägt uns ein Dunst von Fäulnis entgegen. Hier spürt man es, welch zersetzende Kräfte am Werke sind. Und hier begreift man, daß diese Gesellschaft ihrem Untergange zueilt. Sie ist überreif, sie zerfällt aus sich heraus; so arg ist das Mißbehagen, daß man sich aus dieser verrotteten Welt zurücksehnt in das, was man den Zustand der Natur nennt. Man trägt zu schwer an dieser Art von Raffinement und Verbildung; man verlangt nach Erlösung. Eine Gefühlsreaktion macht sich breit, berechtigt und doch gefährlich, sie überschwemmt alles, sie verdrängt die sachliche Erwägung. Doch von dieser zweiten Strömung soll vielleicht später einmal die Rede sein.

G. Ranschoff.

Der doppelte Garten.

Ein neues Werk von Maeterlinck liegt vor mir, gleichzeitig im Original und in deutscher Uebersetzung erschienen.*) Es ist wiederum eine Sammlung von Essays und wiederlegt damit glänzend alle Befürchtungen, daß Maeterlinck sich vom Theatererfolg gefangen nehmen und von dem abdrängen ließe, was sein Eigenstes ist und worauf ohne Zweifel seine dauernde Bedeutung beruht.

Wer die bisherige Entwicklung des Denkers aufmerksam verfolgt hat, für den enthält auch dieses Buch weder Ueberraschungen noch Enttäuschungen. Es ist durchaus ein weiterer Schritt in derselben Richtung, die durch alle seine Werke geht. Dennoch zweifle ich nicht, daß vielen diese ganze Entwicklung nicht so ganz nach ihrem Sinne und der frühere Maeterlinck sympathischer sein wird, der mystische Grübler in den grenzenlosen Abgründen des Unbewußten, der versonnene Träumer, der sich ganz in die geheimnisvolle Sphäre des Innenlebens einschloß und hier in einer Welt seltsamer, vager Gestalten lebte, so unendlich fern und verschieden von der gemeinen Wirklichkeit des Alltags.

Davon ist nun hier allerdings nichts mehr zu spüren. Der Maeterlinck des neuen Werkes hat die anfängliche Weltabgewandtheit gründlich abgetan und steht mit festen Füßen und ringsum offenen Sinnen mitten in der realen und gegenwärtigen Welt, der wir alle angehören. Das ist auf den ersten Blick der entscheidende Zug und das eigentlich Neue an diesem Buche. Welch innige Liebe zur Natur und welch eindringende, geduldige Beobachtung dem Verfasser eigen ist, das wußten wir bereits aus seinem „Bienenleben", wozu hier ein Nachtrag gegeben wird. („Der Zorn der Bienen.") Neben den Bienen erscheint ein anderes Tier als besonderer Liebling des Dichters

*) Maurice Maeterlinck, Le double jardin. Paris, Charpentier. — Der doppelte Garten. Deutsch von Friedr. von Oppeln-Bronikowski. Jena und Leipzig, E. Diederichs.

Digitized by Google

in dem wunderschönen Aufsatz, der die Sammlung eröffnet: „Auf den Tod eines jungen Hundes". Noch reichlicher ist jedoch die Pflanzenwelt bedacht. Nicht weniger als vier von den sechzehn Essays des Bandes handeln von Blumen — „Die Quellen des Frühlings", „Feldblumen", „Chrysanthemen", „Altmodische Blumen" — und enthalten zusammen einen so reichhaltigen Katalog französischer Blumennamen, daß selbst der treffliche Uebersetzer sich nach fachmännischer Hilfe umsehen mußte. Diese liebevolle Beschäftigung mit der lebendigen Natur werden poetische Gemüter dem Verfasser gern verzeihen; auch daß er von der Höhe geschichtsphilosophischer Betrachtung einen Blick auf Rom wirft, daß er über das moderne Drama redet, daß er das Porträt einer Frau entwirft, wird nicht überraschen und keinen Anstoß erregen. Aber Maeterlinck begnügt sich nicht damit, er vertieft sich mit dem gleichen intensiven und unparteiischen Interesse in die Erzeugnisse der Kultur, der Zivilisation, wenn man will, selbst der Unkultur, wie die Spielhölle von Monte Carlo. („Der Tempel des Zufalls.") Und er macht keinen Unterschied zwischen dem Erbe des Mittelalters und den jüngsten Kindern unserer Zeit: er singt ein ebenso begeistertes Loblied dem Degen wie dem Automobil. Auch die politische Sphäre wird nicht gemieden, und sowohl allgemeine weltgeschichtliche Fragen wie zufällige Tagesereignisse, „Das allgemeine Stimmrecht" wie die Krankheit König Eduards bei seiner Thronbesteigung („Der Tod und die Krone"), geben ihm Anlaß zu tiefsinnigen Betrachtungen. Und, um das Bild noch bunter und vollständiger zu gestalten, schieben sich dann wieder allgemeine Gedanken ohne konkreten Angelpunkt dazwischen, Stücke, die ohne weiteres in den früheren Bänden Platz finden könnten, wie der Essay „Von der Aufrichtigkeit" und das bedeutungsvolle Schlußstück des ganzen „Oelzweige".

Diese Uebersicht der Gegenstände des Werkes läßt natürlich nicht entfernt den Reichtum und Wert des Inhalts ahnen; aber sie genügt, um daran die Frage zu knüpfen, die für die Beurteilung die entscheidende ist, die Frage nämlich, wie wir uns zu der Wandlung des Denkers im ganzen stellen.

Ich empfinde vollkommen den sehr eigenen, feinen und starken Reiz der ersten Schriften Maeterlincks, besonders des „Schatzes der Armen". Ich verstehe es (obwohl ich es nicht zugebe), wenn man sie eigenartiger und tiefer findet als alles Spätere. Ist es hier doch, als ob wir aus der uns bekannten Welt hinausträten in ein Reich, dessen Existenz uns bisher verborgen war, ein Reich, vor dessen Unendlichkeit jene Welt der Wirklichkeit fast verschwindet, und das nicht zum wenigsten deshalb so grenzenlos erscheint, weil es nur der Ahnung zugänglich ist. Aber es ist nicht zu verlangen, und es wäre kein gutes Zeugnis für den Denker, wenn er auf dieser schon zu Anfang erreichten Stufe stehen geblieben, verharrt und erstarrt wäre. Der geniale Mensch offenbart die Fülle und Tiefe seines inneren Lebens gewöhnlich in einer außerordentlichen Wandlungsfähigkeit, die weit über die des Durchschnittsmenschen hinausgeht und eben deshalb diesem unverständlich und unbehaglich ist. Nichts hört man häufiger, als daß die Jugend irgend eines Dichters und Denkers gegen seine späteren Entwicklungsstufen ausgespielt und ihm ein Vorwurf daraus gemacht wird, daß er nicht in der anfänglichen Richtung weiter gegangen sei. Und obgleich man zugeben muß, daß jeder Fall seine eigene Regel hat und in einigen der Tadel berechtigt ist, so spricht im allgemeinen der Vorwurf ebenso sehr für die Getadelten wie gegen den Tadler. Am ergreifendsten hat Nietzsche diese Tragik dargestellt in seinem Nachgesang „Aus hohen Bergen":

> Die ich mir selbst verwandt — verwandelt wähnte,
> Daß alt sie wurden, hat sie weggebannt.
> Nur wer sich wandelt, bleibt mir verwandt.

Auch Maeterlinck wäre nicht der, für den wir ihn halten, wenn er sich nicht energischer und gründlicher gewandelt hätte, als manchen seiner Verehrer lieb ist. Und ich meine, gerade bei ihm müssen wir uns der Lebhaftigkeit wie der Richtung dieser Entwicklung, wenn wir sie recht verstehen, von ganzem Herzen freuen.

Die eigentümliche und grundlegende Erkenntnis Maeterlincks ist die Entdeckung jener Regionen unserer Seele, die nicht vom Lichte des Bewußtseins erhellt werden. Sie umgeben wie ein ungeheurer, in Nebel gehüllter Ozean die kleine Insel unseres Tagesbewußtseins. Sie sind der Spielplatz und der Nährboden unseres eigensten und tiefsten Lebens. Sie sind eine Welt der Ahnungen und Möglichkeiten, wogegen die Wirklichkeit eng und arm erscheint. Aus ihnen kommt uns eine Weisheit, viel tiefer, umfassender und unmittelbarer als die Einsicht unseres Verstandes. — Auf dieser Grunderkenntnis ruht die religiöse Originalität Maeterlincks.

Von da führen zwei Wege weiter. Wenn die geheime, unbewußte, intuitive Weisheit unserer Seele der Erkenntnis unseres Verstandes und der ihm zugänglichen realen Welt so sehr überlegen ist, dann liegt es nahe und scheint die notwendige Folge, daß man Verstand und Wirklichkeit für gering und wertlos hält, als quantité négligeable behandelt und sich ganz in das Ahnen des Gemüts und das innere Schauen versenkt. So gelangt man zur Weltabkehr, zum Opfer des Intellekts, zur Mystik. Das ist der Weg, den die religiöse Spekulation des Morgen- wie des Abendlandes, die indische wie die christliche, bisher fast ausschließlich gegangen ist. Auch Maeterlinck schien zunächst ihn gehen zu wollen, und hätte er es getan, dann wäre er in unserer Zeit und bereichert mit allen ihren Erkenntnisschätzen und den Verfeinerungen ihres Empfindens, immer ein höchst interessantes und anziehendes Phänomen gewesen. Aber eine praktische Bedeutung für das Leben dieser Zeit hätte er nicht gehabt. Er wäre uns in gewissem Sinne doch „historisch" gewesen.

Maeterlinck ist diesen Weg nicht gegangen, sondern er hat — und das ist seine entscheidende Tat — mit einer zunächst überraschenden und doch so natürlichen Wendung einen andern gefunden, der aufwärts führt zu neuen Zielen. Diese Wendung ist bereits in „Weisheit und Schicksal" in voller Deutlichkeit ausgesprochen: „Unsere Weisheit, d. h. der beste Teil unserer Seele, besteht in den Ideen, die noch nicht ganz klar sind." „Im Grunde ist nichts weniger klar als die Gründe, womit wir uns überreden, daß es sich geziemt, gut, gerecht und großmütig zu sein." Nun hängt von der Zahl, Qualität und Macht unserer klaren Vorstellungen die Zahl, Qualität und Macht der dunklen ab. „Man muß daher suchen, eine möglichst große Zahl von möglichst klaren Ideen zu haben, um in seiner Seele eine um so größere Zahl von noch dunklen Ideen zu erwecken." (Abschnitt 32.) Also gerade durch die Pflege des Denkens und — um dies gleich anzufügen — des Handelns, nicht durch Verzicht auf beides, fördern wir das Wachstum des Unbewußten. Und wirklich, durch alle Fortschritte der Kultur ist das Mysterium nicht kleiner, sondern größer geworden; je besser wir die Natur erkennen, um so unendlicher und geheimnisvoller ist sie uns; je höher wir steigen und je weiter wir schauen, um so unerreichbarer weichen die Horizonte zurück.

So ist, von dem gleichen Ausgangspunkte, die Bejahung des Lebens und der Wirklichkeit erreicht. Ich möchte besonders zwei Punkte hervorheben. Zunächst die Weltzugewandtheit, die bei Maeterlinck immer deutlicher, mit voller Entschiedenheit erst in dem neuen Buche sich durchsetzt. Darauf beruht zumeist der Schein geringerer Eigenart. Und es ist wahr: hier ist zumeist die Rede von Dingen, die dem Alltag und der gemeinen Wirklichkeit angehören. Und sobald sie auftreten, verlangen sie auch ihr Recht: es muß vieles gesagt werden, was nur zur Mitteilung und Erläuterung des Tatsächlichen dient. (Einige Aufsätze, wie z. B. „der Tod und die Krone" haben auch wohl wirklich geringeren Gehalt.) Und doch ist es nur falscher Schein. Alle Eigenart wird erst recht fruchtbar und wertvoll, wenn sie sich nicht in sich ein- und abschließt, sondern in die Welt ergießt und in der Bezwingung und Umprägung der

Wirklichkeit ihre Kraft beweist. Diese Umprägung ist bei Maeterlinck im höchsten Grade vorhanden, und sie ist mindestens eine ebenso originale und bedeutende Leistung wie das nach innen gewandte Sinnen seines ersten Werkes. Alles erhält bei ihm einen ungeahnt tiefen Sinn, weil es in neuen, allumfassenden Zusammenhängen gesehen und von einem großen, dunklen Hintergrund abgehoben wird. Er erinnert an die modernen Maler, die (wie z. B. Millet) ganz alltägliche Dinge malen, etwa ein Stück Feld, und bei denen diese ein so eigentümlich feierliches und erhabenes Aussehen haben, weil sie es verstanden, den weiten Horizont, die Unendlichkeit des Himmels und der Erde und die geheimen Beziehungen zwischen allen Dingen mit zu malen. So wird Maeterlinck, mehr als irgend einem andern Denker, alles Vergängliche zum Gleichnis, zum Symbol. Das Automobil ist die Ueberwindung des Raumes. Und wenn er den Degen verherrlicht, so verkörpert sich darin der Mut, die furchtlose Haltung vor der Gefahr, die geheime Mächte unseres Innern entbindet und das Geschick zwingt; ferner der Sinn und Wille zur Selbstbehauptung, der allein den Bestand und Fortschritt der Menschheit sichert und auch die Schwachen besser schützt als weichherziges Mitleid; endlich eine Gerechtigkeit, welche die natürlichen Unterschiede der rohen Muskelkraft ausschaltet zugunsten einer gleicheren, vornehmeren, weniger materiellen Waffe, die aus Stahl und Geist gemacht ist.

Das andere ist das Lob des tätigen Lebens gegenüber dem beschaulichen und unbewegt ruhenden. Auch das ist schon aus „Weisheit und Schicksal" bekannt, in scharfem Gegensatz zum „Schatz der Armen". Hier ist ihm eine feine, nachdrückliche Ausführung gewidmet im „Frauenporträt"; in bezug auf eine Frau erscheint der Vorzug, der den aktiven Tugenden vor den negativen und passiven zugesprochen wird, doppelt bedeutsam.

Damit ist der einseitig religiöse Standpunkt, von dem Maeterlinck ausging, überwunden. Der Mensch ist in Einklang mit dem All, aber nicht bloß von ihm abhängig, passiv hingegeben, sondern zugleich frei, selbst handelnd und bestimmend. Aber eben so weit sind wir entfernt von einseitiger Moral, die den Geist in Gegensatz bringt zur Natur außerhalb und innerhalb des Menschen, diese nur als den Feind, den zu überwindenden Widerstand oder das Material für unser Tun schätzt. Hier ist vielmehr zwischen beiden volle Harmonie und Gleichgewicht gestiftet, zwischen Religion und Moral, Passivität und Aktivität, Natur und Freiheit.

Diese Stimmung beherrscht besonders die Bilder aus den Reichen der lebenden Natur. Bedeutungsvoll steht der Hund am Eingang des Buches, — das einzige Geschöpf, das den Menschen liebt, zu ihm hält und den Bann durchbricht, der ihn sonst von den anderen Wesen abschließt. In ihm kommt die Natur selbst gewissermaßen dem Menschen in Liebe und freiwilliger Dienstbarkeit entgegen. Die Blumen werden gewürdigt nach dem, was sie für unsere seelische Entwicklung bedeuten: sie haben uns die Zauberwelt der Farben erschlossen, die starre Erhabenheit der Natur mit Lieblichkeit umkleidet, sie uns freundlich und vertraut gemacht. Aber noch mehr erscheinen sie als Werk des Menschen. Schon ihre Namen enthalten das Süßeste und Zärtlichste, was vergangene Geschlechter kannten. Aber auch sie selbst haben zumeist ihre Geschichte, nicht nur die Zierden unserer Gewächshäuser und Prunkgärten, sondern die mancherlei altmodischen Blumen, die heute fast nur noch auf abgelegenen Dorfkirchhöfen und -pfarrgärten zu finden sind. Fast alle sind erst in neuerer Zeit aus fremden Ländern eingeführt, und viele verdanken ihre Verfeinerung und ihren Artenreichtum der geduldigen Mühe und der liebevoll-pedantischen, oft beschränkten Sorgfalt, die ihnen die Liebhaber und Züchter vergangener Jahrhunderte gewidmet haben. So zeigt die Natur im kleinen wie im großen („Rom") ihre Verwandtschaft mit dem Menschen und erhält durch seine Arbeit, seinen Geist und seine Liebe ihr Gepräge.

In diesen Schilderungen feiert auch die stilistische Kunst Maeterlincks Triumphe: sein Talent zu charakterisieren, durch einen glücklich gewählten Zug oder ein wirksames Beiwort ein Bild zu geben; sein hervorragender Sinn für Gesamtstimmung, der alle Züge zu einer harmonischen Einheit ordnet und hier zuweilen in Gemälden von gesättigter Farbenglut schwelgt; seine echt dichterische Kunst, Dinge, Pflanzen, Landschaften, Maschinen zu beseelen, in Bewegung und Szene zu setzen, mit einem Schein persönlichen Lebens zu umgeben. Bei aller Anschaulichkeit und Lebendigkeit dieser Schilderungen ist der Ton der Betrachtungen, hier wie sonst, durchaus nicht auf das Einfache, Klare und nüchtern Sachliche gestimmt, sondern auf das Beziehungsreiche und Ahnungsvolle. Daher die Neigung zu umfangreichen und nicht immer übersichtlichen Satzgebilden, die der Uebersetzer zuweilen mit Recht auseinandergelegt und vereinfacht hat. Daher auch die Vorliebe für reservierte, unbestimmte, indirekte und relative Ausdrücke, die durch die Höhe des Standpunktes bedingt sind, von wo das einzelne geschaut wird, und zahlreiche Nebengedanken, Ahnungen und Gefühlswerte mitklingen lassen. Gerade durch diese Züge erhält Maeterlincks Stil diesen überaus persönlichen, eindrucksvollen und gehaltschweren Charakter, den man auf den ersten Blick aus Tausenden erkennt, wird er der gemäße Ausdruck einer Anschauungsweise, die das einzelne niemals isoliert für sich, sondern in seiner unendlichen Verbundenheit und Bezogenheit, vom Dämmer ewiger Geheimnisse umspielt, erblickt.

Göttingen. Heinrich Meyer-Benfey.

Das überlichte Licht.

(Das Rätsel des Angelus.)

II.

Durch die gegenseitige Beurteilung der von den tieferen Naturen der damaligen Zeit überaus geschätzten Philosophenschule der Mystiker hatten sich die beiden Wanderer so sehr bannen lassen, daß sie alles andere, selbst die Größe der durchschrittenen Umgebung vergaßen und fortfuhren, Urteile über die Philosophen und Theosophen ihrer Zeit herauszufordern und auch zu bekämpfen. Im dialektischen Streit befangen, sahen die beiden Scholaren nicht, wie die weiten Schneefelder näher und näher kamen, weißer und glänzender erschienen, bis sie endlich in blendender Reinheit den Wandernden zur Seite lagen als erstarrte Riesenwellen eines seltsamen, vom Sonnenglanz umspülten Meeres. Hart am Rande des Gletschers führte der Pfad hinauf, immer höher hinauf. Es mochte nach Mittag sein, und das Licht der Sonne wurde am reichsten. Und die Pracht der weißen Gefilde wurde so rein und blendend, so weckend und erlösend, daß die beiden Scholaren wie mit einem Schlage aufzuhren, die Augen mit den Händen deckten und erst dann, den Glanz ertragend, um sich sahen.

„Wahrlich, Herr Bruder", begann der Jüngling beim Weitersteigen: „Große Bewunderung habt Ihr mir mit der Darlegung Eurer Urteile, noch mehr mit der Schilderung Eures geplanten philosophischen Systems abgenötigt. So große, daß

Digitized by Google

ich, auch wenn ich nicht mehr als Eure Ideen kennte und unserer guten Befreundung garnicht gedächte, dennoch Euch als einem Gelehrten in den mystischen Wissenschaften des Meisters seltsames und seiner göttlichen Durchdringung durchaus würdiges letztes Beginnen mitteilen müßte."

Der andere schüttelte ärgerlich den Kopf:

„Seht, auch so weit hat uns die Dialektik geführt. Ich, der ich mich gewiß danach sehne, von des Angelus letzter Zeit zu vernehmen, ich konnte vergessen — — aber nun sind wir an unserer Ruhestätte angelangt; legt Euch ins frische Gras, nehmt einen Imbiß aus des Wirts Speisebehälter und dann erzählt — — erzählt!"

Die Sonne, die wie wesenlos zwischen dem weit gespannten Blau und den weißen Flächen schwebte, leuchtete mit voller Glut auf den hellgrünen armseligen Grasfleck; doch nicht mit der brennenden Schärfe, die sie im Tal entfaltete, traf sie ihn hier, wo ihr ein Teil ihrer Kraft genommen war.

Nach einer kurzen Pause, in der er seine Gedanken gesammelt, begann der junge Scholar seine Erzählung. Ihr schickte er voran, er wolle sie zum Teil so wiedergeben, wie der Meister sie ihm berichtet habe.

„Kriegsnot und Pestilenz herrschte damals im Lande Italia", so ungefähr berichtete mir der Verehrte, „als vor den Toren Pavias sich zwei junge für ihre Jahre überaus ernste Scholaren zum Abschied umarmten. Unschwer erkannte man den einen am blonden Haar und an den hellen Augen als einen Deutschen. Der andere mußte den südländischen Zügen, dem Feuerblick zufolge dem Lande Italia entstammen. Paracelsus Astarto, der Kandidat der astronomischen Wissenschaft, sah dem scheidenden Freunde tief ins Auge. Der hatte zu dieser Zeit noch nicht den Namen Angelus Silesius angenommen. Ueberwältigend war diese Stunde, in der beide wohl erkannten, daß sie die letzte ihres Zusammenseins auf Erden bedeute. Um so schmerzlicher war sie, als die Freunde während zweier Jahre gemeinschaftlich die erhabenen Wissenschaften studiert und sich aufs innigste verbunden hatten.

Oftmals, wenn die hohen Gestirne aus dem tiefblauen Himmel leuchtend traten, wenn die Lichter der Stadt erloschen und alle Menschen stille waren, während nur ein sanfter Wind leise die Gipfel der Zypressen berührte, waren Astarto und der Freund aus dem fernen Norden vor die Tore der alten Stadt getreten, um verehrend miteinander aufzublicken, um sie zu erschauen, die großen milden Lichtquellen, die kleinen zuckenden Fünkchen und die ernsten Sternbilder. All dies zog in Todesschweigen die unerklärliche Bahn. Der Mond kam geisterhaft herauf, zog hoch und höher und stieg mitten ins Bereich der Sterne. Aus dem verblassenden Gefilde der feurigen Schlange oder aus dem Zeichen des wilden Jägers strahlend warf er dann den liebenden Schein durch die öde Nacht des tiefen Weltalls, tränkte mit ihm die irdischen Gefilde, schüttete ihn auf die Dächer der Stadt, auf die Wälle vor dem Tor, über den fernen Wald und den schimmernden Weg. Auf ihm, dem erhellten, pilgerten die Freunde, sich des Glanzes, des Leuchtens, der Lichtwellen des Alls erfreuend. Schoß dann, durch geheimnisvolle Kraft aus seiner Bahn in den weiten Raum geschleudert, ein lichtgelber Stern oder ein goldgrün funkelndes Meteor, so faßten sich die Bewundernden in erschauernder Ergriffenheit wohl bei der Hand, und in der Weihe des Sternenschemes lösten sich ihre tiefsten Gedanken, die sie auf dem Grund ihres Wesens bargen.

Wie er glaube, daß alles von einer die Welt durchdringenden Beseeltheit erfüllt sei: die redenden Menschen wie die schweigsamen Tiere und die erstarrten Sterne — enthüllte der Deutsche. Wie das Tote Lebendiges nicht verstehe und das Leben den Tod nicht enträtseln könne.

Mit seiner weichen, biegsamen Stimme hingegen verkündete der südländische Freund, daß alles Sichtbare und Unsichtbare ineinander verfließe, daß es keine Grenzen gebe, ja, daß selbst Kinder und Eltern, Ureltern und Enkel, alle Geschlechter nur eines seien, ein Zusammenhang, ein Körper, dessen Kraft stets die gleiche, dessen Form aber in der Erscheinung einem unendlichen Wechsel unterworfen sei.

Der Deutsche hinwiederum, dem die hehre Pracht des gestirnten Firmaments den tiefsten Sinn der Seele entlöste, machte offenbar, wie alles in ems zurückkehre, wie alle Gegensätze nur in der Erscheinung sich widersprächen, wie sie nur verschiedene Formeln seien für eine Grundwahrheit.

Die Freunde, die einander also ihr Innerstes geschenkt hatten, sahen jetzt in der Scheidestunde wohl ein, daß sie, wenn auch durch irdischen Raum getrennt, durch die Heiligkeit solcher Stunden für immer miteinander verbunden seien.

„Fühlst Du es nicht: Menschen, die das Tiefste gemeinsam haben, gehören einander für ewig an — bewußt oder unbewußt. Denn bewußt oder unbewußt wird ihr Tiefstes, Heiligstes stets der Lenker ihres ganzen Wesens, also ihres Lebens sein. So sind sie, wenn auch durch Erdenhindernis einander entbehrend, Zeit ihres Erdenweilens durch ihr hohes Streben verbunden."

Das rief der Italiener, und der Freund ergänzte die Worte, indem er vorschlug, bevor er sich zum Sterben rüste, solle der eine dem anderen ein Zeichen senden, ein heiliges Zeichen, daß beider Weg das eine gleiche Ziel verfolge.

„Wir beide, Freund," rief der Deutsche, „suchten stets unter allen Geheimnissen das größte zu enthüllen, stets wollten wir es schauen, das überlichte Licht: was hinter der Erscheinung des Irdischen sich verberge, suchten wir zu enträtseln. Lieber Freund: nie war es uns möglich. Wir beklagten es oft und waren der Verzweiflung nahe. Aber sollen wir das Vorhaben aufgeben, das tiefste und geheimnisreichste Rätsel aller Philosophie unversucht lassen? Nein: Zeit unseres irdischen Verharrens wollen wir danach suchen, mit allen Kräften der Erkenntnis uns darein versenken und selbst dann, wenn wir des Glaubens sind, den Schatz gehoben zu haben, selbst dann sei unseres Forschens kein Ende; auch dann noch wollen wir die gewonnene Erkenntnis vertiefen und nicht eher dem Suchen ein Ende machen, als bis wir — dem Tode nahe — einsehen, daß, was zu tun war, getan wurde. In der Todesstunde aber, wenn wir der Verklärung bereits mit gebrochenem Körper harren, wollen wir uns das Tiefste unseres Lebens mitteilen, erst dann uns das Rätsel, das wir vielleicht gelöst haben werden, schenken. Denn erst die Todesstunde faßt das Streben des Lebens zusammen, erst sie übersieht das Getane und sie erst entscheidet, was die tiefste Weisheit sei, die das Leben durchschaut hat. — Wer also zuerst die Nähe des Todes fühlt, sende dem anderen das Zeichen in die Ferne, die Botschaft vom Geheimnis der Erscheinung, das Evangelium vom überlichten Licht!"

Der Erzählende wollte weiterfahren, da unterbrach der Adept, im Tiefsten betroffen durch die Worte des Jünglings die Erzählung. Er schrie:

„Was sagt Ihr — — was sagt Ihr: die Botschaft vom Geheimnis der Erscheinung — — Ihr redet wahr? Sprecht — erzählt Ihr wahr? Unglaublich ist dies Zusammentreffen. Das Geheimnis der Erscheinung — merkt Ihr denn nicht: das ist es, was mir fehlt zu meinem Werk — — das ist es . . ."

Ruhig fuhr der junge Scholar fort:

„Meine Erzählung ist gleich zu Ende. Ich habe nur noch zu sagen, daß die beiden Freunde schwuren, sich zur rechten Zeit die Botschaft zu senden.

Dann trennten sie sich vor den Toren Pavias für die Ewigkeit. Der Sternenforscher schritt zurück durchs Tor in die Stadt. Der Deutsche aber eilte auf dem schimmernden Wege dem Wald, dem Gebirge, der Heimat zu. — —"

Kaum hatte der junge Scholar geendet, als der Gefährte, der seine Erregung nicht mehr zu meistern vermochte, aufsprang, den Jüngling beim Arm faßte und ihm zurief:

„Und das ungeheure Rätsel — — das Geheimnis der Erscheinung — — das überlichte Licht — —?! — —"

Digitized by Google

„Leuchtet hier!“

Stolz deutete der Scholar auf die Stelle, wo er das Käſtchen mit dem Geheimnis des Angelus verborgen hielt.

War es Wirklichkeit, was den Adepten zurücktaumeln ließ? War es die Einbildung eines Menſchen, der durch ungewöhnliche Ereigniſſe Unglaubliches erlebt? Ein durchdringender, weſenhafter Glanz ſchien auf ihn einzuſtrahlen, ſein ganzes Sein in Gluten zu hüllen, ſchien ihm von dorther zu leuchten, wo der Jüngling das Koſtbarſte barg.

„D a s iſt es — — das iſt es! Jetzt iſt es gefunden, was mir zur Krönung meines großen Syſtems, zur Vervollſtändigung meines Werkes gefehlt hat. Das Geheimnis der Erſcheinung — das iſt es ja, was ich ſuchte und ſuchte und nicht fand. Was ich mit allen Mitteln des Geiſtes entdecken wollte und nicht enthüllte. Um das ich mich härmte — Jahre hindurch —, um das ich alles Glück des Lebens hinwarf und es verlor. Aber ſei es verloren, da doch jetzt gefunden iſt, was mir fehlt, auf daß ich die Philoſophie der Zeit, die Anſchauung der Menſchen, — auf daß ich die W e l t umſtürze.“

Des Adepten Stimme ſchien zu verſagen; er mußte tief Atem holen. Dann begann er wieder und ſagte, daß er ſchon früh ſich unter Entbehrungen aller Art mit den mächtigen Ideen des Angelus befaßt und ſie durchforſcht habe. Und auf des Meiſters Grunde habe er ſeine eigene große Theorie aufgebaut. Nur aufgebaut! Denn es fehle noch jener oberſte Gedanke, die Enträtſelung jener letzten Idee, die das ganze Werk vollenden, krönen ſolle und ohne die niemals das Tiefſte zu erreichen ſei. Tage und Nächte habe er geforſcht in allen Schriften der Myſtiker und beſonders in des Angelus Werken, um das höchſte Oberſte zu entdecken.

„Aber“, rief er, „es ſchwiegen darüber alle Schriften, es verſtummte darüber alle Weisheit ſelbſt des Angelus, über dieſem Rätſel erblindete meine Erkenntnis. — Und jetzt, nach Jahren der fürchterlichſten Forſchungsqual, da ich ſchon der Verzweiflung anheimfiel, kommt Ihr und verkündet mir von dem großen Glanz, den meine armen Augen nie erſchauen konnten. Und tragt ſie ſogar mit Euch, die Prometheusflamme. — Alſo hat auch der Meiſter nach dieſem letzten Rätſel geſucht, das ich vergebens aus ſeinen Schriften entdecken wollte, — alſo hat er es gefunden.“

Erzitternd vor innerer Erregung griff der Adept nach dem gefrorenen Schnee neben dem Grasteppich, nahm eine Handvoll und hielt das kalte Eis an die Stirn, ſie zu kühlen.

Der Jüngling begann:

„Ich ſollte Euch nun auch das weitere erzählen, allein Ihr ſcheint mir zu ſehr — — —“

„Fahrt fort! Fahrt fort! Jedes Wort iſt für mich von unermeßlicher Bedeutung.“

„So verſetzet Euch von Pavia nach einem geweihten Kloſter nahe der Stadt Breslau und laſſet in einem Augenblick mehr denn ein Menſchenalter verrinnen.

„Mit weißem Antlitz, aber glühenden Feueraugen liegt da auf dem Krankenbette der verehrte Meiſter. Er fühlt das nahende Ende und eingedenk des längſt gegebenen, doch nie vergeſſenen Verſprechens befiehlt er mich an die Lagerſtatt, mir die verheißungsvolle Botſchaft an den alten Freund, den großen und nur mit dem Gefühl einer ſcheuen Bewunderung genannten Aſtronomen zu übergeben. Er hebt ſich von den Kiſſen und winkt mir mit der Hand. ‚Siehſt Du dies Käſtchen?‘ fragt er mit ſterbender Stimme und deutet auf das vor ihm liegende Behältnis. ‚Verſiegle es mir mit meinem Sigillum!‘

„Ich erfülle ſeinen Wunſch nicht ohne einige Verwunderung.

„‚Das Forſchen eines Lebens, — eines Lebens.‘

„Murmelt er dieſe Worte oder täuſcht mich mein Ohr?

„Der Sterbende ſinkt in die weißen Kiſſen zurück; dann winkt er mir: ‚näher — noch näher!‘ und mit zitternder oft faſt tonloſer Stimme beginnt er, indem er mir unverwandt mit ſeinem Blick ins Antlitz ſieht:

„‚Habe ich Dir nicht einſt von jenem Verſprechen erzählt, das ſich vor langer Zeit zwei Freunde gaben? Jetzt iſt die Zeit erfüllt und dem Freund ſoll die Botſchaft werden. Ziehe mir alſo Du über das Gebirge, ſuche ihn auf in Mailand, dorthin hat er ſich zurückgezogen — einſam. Uebergib ihm — hörſt Du — dies Käſtchen, in dem es enthalten iſt, das Zeichen, in dem ſie ruht, die Botſchaft. Berichte ihm auch von meiner letzten Stunde. Sage ihm, daß ich oft im Leben ſeiner gedacht habe und der ſchönen Nächte mit den glanzvollen — o, ſo glanzvollen Geſtirnen. Niemals mehr waren die Nächte von einem ſolchen Sehnen erfüllt und mich dünkt: — auch die Geſtirne ſind im ferneren Leben verblaßt. Aber — höre — ſage ihm, daß nicht das Leben uns getrennt hat und auch der Tod uns nicht ſcheiden wird. Das Leben verſteht den Tod nicht, und der Tod nicht das Leben — ſo ſprach ich wohl einſt. Nein, das Leben verſteht den Tod nicht und kennt nicht ſeine Kräfte — das iſt ſicher. Verkünde ihm alſo, dem Jugendfreund, daß mein Unſterbliches ihn umweben wird.

„‚Doch höre: nur i h m übergib das Behältnis — keinem andern; das iſt nicht für andere, was zwei treue Freunde angeht.

„‚Du aber bleibe auch ferner in ſeiner Nähe; Dich, meinen Schüler, übergebe ich ſeiner Liebe.‘

„Hier verließ den Sterbenden alle Kraft und er geriet in böſe Fieber. Während er aber mit den Geſtirnen und Heiligen, ja ſelbſt mit dem verklärenden dreifachen Lichte der Gottheit Zwieſprache hielt, rief er oftmals mich an, machte Zeichen mit der weißen faſt durchſichtigen Hand und murmelte wohl:

„‚Hörſt Du . . . das Licht . . . hülle es mir, das überlichte Licht . . .!‘

„Bald darauf, nachdem er noch einige Zeit ſtarr in Verzückung gelegen, ſchied der Gottähnliche von uns. Ich aber machte mich, nachdem wir ihn feierlich und in einer der Heiligkeit dieſes einzigen Mannes würdigen Weiſe beſtattet, auf den Weg nach dem fernen Italia, deſſen blauenden Himmel wir wohl bereits hinter den letzten Gipfeln leuchten ſehen.“

Und hinüber ſah der Jüngling, hinauf, wo hinter entfernten Spitzen ſich das Blau zu verdichten ſchien.

München. Karl Goldmann.

(Schluß folgt.)

Baron Alfred von Berger, Semmelweis und andere Geſchichten. Berlin. F. Fontane & Co. 1904.

Alfred Berger zu charakteriſieren, wie die „Nation“ mir bei Zuſendung ſeines Bändchens Novellen freundlich anſinnt, wäre verführeriſch; ſo lang er das aber, wie bisher und hoffentlich noch geraume Zeit, am vielmoſeſten ſelbſt beſorgt, ebenſo gefährlich als überflüſſig. Beredt, wie ſelten ein Menſch — er iſt nicht umſonſt der Sohn des vielberufenen Gerichtsredners und „Sprechminiſters“ J. N. Berger — wirkt er auch in jedem geſchriebenen und gedruckten Blatt durch ſeinen ganz beſonderen Sprechton. Und die „Geberde der Rede“, den höchſtperſönlichen Reiz lebendigen, durchaus individuellen Vortrages ſtärkt und ſteigert er, ein Vollblut-Wiener und ein geborener Theatermenſch, durch unſcheinbare, meiſt ganz abſichtslos gebrauchte Kunſtmittel dermaßen, daß Feinhörige, Scharfäugige ſtatt eines Buches einen leibhaftigen Menſchen vor ſich zu haben glauben. Das iſt kein Kleines in den Tagen des papiernen Stiles. Als Mann von ſicherem Geſchmack verfällt er ebenſowenig in den Plakatſtil. Er poſiert nie als Rhetor, er mimt nie als Komödiant. Er behandelt im Konverſationston ſubtile philoſophiſche und dramaturgiſche Fragen, regt unabläſſig, auch zu geſcheitem Widerſpruch, an, verſtrickt ſich und uns in Paradoxien und verſchmäht meiſt glatte, waſſerklare Abſchlüſſe, denn er war und iſt bis zur Stunde Fragmentiſt. Oder, um bei der ſchauſpieleriſchen Terminologie zu bleiben, Epiſodiſt. Ob ihm die Luſt

Digitized by Google

oder die Kraft fehlt, ein Ganzes, Rundes, Abgeschlossenes zu schaffen, ist heute noch nicht zu sagen. Ultima mensat. Wer will mit voller Gewißheit bestimmen, wieviel „tragende Hauptrollen" Mitterwurzer hätte spielen können, wenn er gewollt hätte? Jedenfalls war er oft in Episoden und Episödchen mehr wert, als neunundneunzig Heldenspieler unserer besten Bühnen. So sind auch die episodischen „Geschichten" Bergers wie zuvor seine Gedichte, die Vorträge und Studien — anregender, als viele Epen, Systeme und Monographien grundgelehrter, weltbeschrienener Literatur-Größen.

„Semmelweis", die Leidensgeschichte des Wiener Arztes, der dem endemischen Kindbettfieber Einhalt zu tun vermocht, die antiseptische Behandlung lange vor Lister der Heilkunde hätte schenken können, wenn ihn nicht Beschränktheit und Tartüfferie um die Frucht seiner Entdeckungen gebracht und in Wahnsinn getrieben hätten: dieses Erfinder- oder, wenn man lieber will, „Volksfeind"-Schicksal erzählt Berger in der Hauptsache lebenstreu; seine Darstellung der kraftstrotzenden Persönlichkeit des Deutsch-Ungaen ist mit das stärkste Beispiel seiner Fähigkeit, mit genialen Schauspielern vom Schlage Baumeisters und Mitterwurzers zu wetteifern; jeder Zug lebt; lachen und tanzen und schwimmen und beten und fluchen und Krankenwache halten kann mit solcher Urkraft nur dieser eine, von Berger mit unvergeßbarer Anschaulichkeit auf die Beine gebrachte Mensch. Unser Autor läßt es sich daran nicht genug sein: er will Semmelweis' Vorläufer-Tragik als typisch bedeutsames Oesterreicher-Schicksal unterstreichen. In dem besonderen Falle mag man darüber rechten. Typischer für dieses Beweisthema wäre der Lebenslauf Grillparzers, von dessen „Armem Spielmann" Berger als Erzähler manches gelernt und dessen Biographie kein Lebender kongenialer erfaßt hat als wiederum Berger. Es wäre schade, wenn er seinen langgehegten Plan für immer beiseite geschoben hätte. Wie kein anderer vermöchte dieser seltene Improvisator einen Grillparzer zu schaffen, der ebenso glaubwürdig wäre wie sein Semmelweis. Ein literarisches Denkmal, das willkommener wäre, als ein Viertelduzend eherne Büsten und Bildsäulen. Es wäre Geist vom Geist Grillparzers.

Die beiden anderen Geschichten („Doktor Caspari" und „Die Italienerin") sind weniger überzeugend. „Die Italienerin" behandelt ein heikles sexuelles Motiv in der Technik altitalienischer Meisternovellen: wortkarg und wuchtig; „Doktor Caspari" die Tragik einer Sonderlingsnatur in einer an Saars „Novellen aus Oesterreich" anklingenden Manier. Tüchtige Studien eines Kritikers, der sich diese beiden Male nur mit der Rolle des Zuschauers beschied. Im „Semmelweis" spielt dagegen der ganze Mensch mit, wie es dem rechten Darsteller wohl anstehn, doppelt und dreifach dem Bühnenmenschen ansteht, der die ganze Tiefe des Wortes erfaßt hat, das der größte aller Theaterdirektoren gesprochen hat, der nebenbei der größte aller dramatischen Schöpfer und Stegreifredner gewesen ist:

All the world's a stage
And all the men and women merely players.

Wien. A. Bettelheim.

Die singende Sünde. Neue Gedichte von Georg Busse-Palma (Verlag Albert Langen, München).

Der Dichter, der schon zwei Bände Liebeslieder herausgegeben hat, erscheint nun mit einem dritten Bande voll stürmischer, bacchantischer Verse, die von wilder Leidenschaft zeugen. Es schäumt eine trunkene, nur manchmal allzu absichtlich gesteigerte Wildheit aus diesen Glutgedichten des verliebten Jünglings. Daß die Empfindungen nicht ganz naiv sind, verrät er wider Willen schon im Titel, er nennt es „Sünde", was er doch als allernatürlichstes Gefühl darstellen will. Er glaubt sich der Moral gegenüber verantworten zu müssen, wenn er von seiner nackten Liebe schwärmt. So steckt er, ohne es vielleicht zu wissen, ganz in dem Bannkreis beschränkter Sittengesetze und vermeint, eine Großtat zu verüben, indem er diese Enge durchbricht. Mit welcher Ruhe gleiten die Distichen der römischen Elegien dahin. Man muß die rauschenden Reime Busse-Palmas fragen: Wozu der Lärm? Es tollt aus ihnen die Ungeduld der Jugend. Das ist aber auch zugleich ihr Vorzug. Man merkt den frischen Pulsschlag des vollblütigen Jünglingsalters, den vorwärtstreibenden Feuereifer, der andere mitzieht. Busse-Palma ist eine an Bürger erinnernde, ganz von Sinnlichkeit erfüllte Dichterseele. Das Gedicht: „Ueberraschung im Bade" ist ganz im Geiste Bürgers geschrieben, sogar in seinem Stil. Doch trifft man auch keusche Töne, wie das volksliedartige hübsche Gedichtchen: „Der Freundschaftsring".

— Mädel, an der Hand das Ding,
Sag, was ist denn das?
— 's ist ein güldner Fingerring,
Oben böhmisch Glas.

— Schau, wer hat dich denn bedacht
Mit so fein'ner Zier?
— Hansel hat ihn mitgebracht
Und er gab ihn mir!

— Prächtig, wie das Ding dir steht!
Gelt, es freut dich doch?
— Freilich, aber umgedreht
Wär' es schöner noch!

— Umgedreht, du närrisch Ding?
Glatt und ohne Stein?
— Ja, dann wär's ein Hochzeitsring,
Und er müßt' mich frein! — —

In all den Liedern hüpft eine fröhliche Tanzlust durch die leichtbeflügelten Rhythmen. Mitunter wird der junge Dichter ernst, und auch diese Stimmung steht ihm gut zu Gesicht. Nur läuft auch da manch' kleine Uebertreibung unter. Da, wo er gegen die Schönheitsapostel auftritt, behauptet unser Dichter:

Euch lohnt das Volk mit Gold und Kränzen.
Wir finden kaum ein karges Brot
Und geh'n im Kampf um neue Grenzen
Schmählich verlassen in den Tod! — —

Dem widerspricht doch einigermaßen die hohe Bewertung, die man gerade heute der Lyrik der Ungezügelten zuteil werden läßt, und hier im besonderen Falle die nichts weniger als karge Ausstattung des Busse-Palmaschen Gedichtbandes. Hei läwet noch!

S. Mg.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Fr. Weinhausen,
SW. Dessauerstraße 1, part.
(Politik und Volkswirtschaft.)

Dr. E. Heilborn,
W. Kurfürstenstraße 83
(Kunst und Literatur.)

Dr. Th. Barth,
W. Tiergartenstraße 37.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 47. Berlin, den 20. August 1904. 21. Jahrgang.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Die Nation

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35. Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Die abgelaufene Woche war äußerst reich an wichtigen Begebenheiten auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatze. Die russische Flotte hat versucht, aus Port Arthur auszubrechen. Nur einem Teil der Schiffe ist der Durchbruchsversuch gelungen, und diese sind übel zugerichtet und haben in verschiedenen neutralen Häfen, insbesondere auch in dem unter deutscher Herrschaft stehenden Tsingtau, Zuflucht gesucht. Gleichzeitig ist dem russischen Wladiwostok-Geschwader durch den japanischen Admiral Kamimura eine Niederlage bereitet. Ein Kreuzer dieses Geschwaders ist zum Sinken gebracht, zwei andere sind schwer beschädigt. Das Resultat dieser außerordentlichen Schwächung der russischen Kriegsflotte ist eine solche Zerschmetterung der Seestreitkräfte Rußlands in Ostasien, daß Rußland für den Seekampf nicht mehr ernsthaft in Betracht kommt. Der in Kürze zu erwartende Fall Port Arthurs wird Rußland auch den wichtigsten Seekriegshafen kosten. Die Herrschaft zur See kann den Japanern seitens der Russen jetzt nicht mehr streitig gemacht werden. Es scheint denn auch, daß die etwas phantastische Idee, eine Kriegsflotte aus der Ostsee zu entsenden, jetzt definitiv aufgegeben ist.

Der Durchbruchsversuch des Port Arthur-Geschwaders hat eine Reihe von verwickelten völkerrechtlichen Fragen im Gefolge gehabt. Die schwer verletzten russischen Kriegsschiffe, die sich nach Tsingtau geflüchtet hatten, sind von dem deutschen Gouverneur alsbald desarmiert worden. Aber in dem chinesischen Hafen Tschifu hat der Uebereifer eines japanischen Flottenoffiziers einen Neutralitätsbruch herbeigeführt, den Rußland, wie es scheint, gern dazu benutzen möchte, um mit China Händel anzufangen. Die Tatsachen, die diesem Neutralitätsbruch zugrunde liegen, sind folgende: Der russische Torpedobootszerstörer „Retschitelny", der mit aus Port Arthur ausgebrochen war, hatte sich vor den verfolgenden Japanern nach Tschifu geflüchtet. Die Japaner, im Zweifel darüber, ob das Schiff desarmiert sei, haben sich auf das im neutralen Hafen liegende Schiff begeben. Bei den Verhandlungen auf dem „Retschitelny" ist es dann zu einem Handgemenge gekommen, in dessen Verlauf von beiden Seiten Leute gefallen sind und von russischer Seite der Versuch gemacht wurde, das Schiff zu zerstören. Schließlich haben die Japaner den „Retschitelny" gewaltsam fortgeführt. Daß hier ein Neutralitätsbruch seitens der Japaner vorliegt, dürfte kaum zweifelhaft sein. Die japanische Regierung wird schwerlich so unbesonnen sein, auf den Besitz des als Kriegsinstrument nicht wesentlich in Betracht kommenden russischen Torpedobootszerstörers zu bestehen.

Die Russen, die es mit der Beobachtung der Neutralitätsgesetze ihrerseits bisher recht wenig genau genommen haben möchten diesen Zwischenfall augenscheinlich gern benutzen, um aus der Unbesonnenheit eines japanischen Flottenoffiziers für sich möglichst viel Kapital zu schlagen. Dabei richten sie ihren schwersten Angriff gegen das schwache China, vielleicht in der stillen Hoffnung, bei dieser Gelegenheit von der chinesischen Regierung allerlei Zugeständnisse zu erpressen, die ihnen bei ihrem weiteren Kriege mit Japan von Nutzen sein könnten. Die Aufgabe der neutralen Mächte, die bisher mit Erfolg bestrebt waren, es China zu ermöglichen, völlig neutral zu bleiben, wird sich jetzt vornehmlich darauf zu richten haben, die Chinesen vor unverschämten russischen Zumutungen zu bewahren. Sollte China durch Rußland schließlich dazu gebracht werden, zwischen den beiden kämpfenden Mächten zu optieren, so wären internationale Verwicklungen von unabsehbarer Tragweite die unmittelbare Folge.

Die russische Regierung, die so urplötzlich ihr völkerrechtliches Herz entdeckt hat, wird aber hoffentlich Veranlassung nehmen, nun auch ihrerseits den Forderungen des Völkerrechts gemäß zu verfahren. Der Fall des Kieler Dampfers „Thea", der jetzt völlig aufgeklärt ist, zeigt ganz klar, welche absurden Vorstellungen die Russen von den Rechten der Neutralen haben. Der Fall der widerrechtlich in den Grund gebohrten „Thea" hat zu einem Urteilsspruch des Wladiwostoker Prisengerichts geführt, der an Willkürlichkeit kaum übertroffen werden kann. Es ist vor diesem Gericht festgestellt worden, daß die „Thea" nur Fischöl und Fischguano geladen hatte, — Gegenstände, die auch die unsinnigste Interpretation nicht für Kriegskontrebande erklären wird. Es ist ferner festgestellt, daß die „Thea" unter deutscher Flagge fuhr und berechtigt war, unter deutscher Flagge zu fahren, daß der Kieler Dampfer auch nicht an die japanische Regierung, sondern an eine japanische Privatgesellschaft für einige Monate verchartert war. Hätte die „Thea" dieselben Waren derselben Eigentümer zwischen denselben Häfen für japanische Rechnung befördert, ohne als ganzes Schiff verchartert zu sein, so hätte wohl selbst ein Wladiwostoker Prisengericht es nicht über sich gewonnen, diese Fahrten zu beanstanden. Der Umstand, daß eine Vercharterung, also die Vermietung eines Schiffes im ganzen für einen durchaus legitimen Güterverkehr erfolgt war, hat dem Prisengericht in Wladiwostok den Vorwand liefern müssen, den deutschen Dampfer „Thea" seines deutschen Nationalcharakters zu entkleiden, für ein tatsächlich japanisches Schiff zu erklären und auf diese Weise die Vernichtung des Schiffs als gerechtfertigt zu bezeichnen. Die Appellationsklage gegen dieses haarsträubende Urteil ist nach dem russischen Prisenreglement innerhalb einer einmonatlichen Frist bei dem Prisengericht in Wladiwostok einzureichen. Die Appellation ist bereits erfolgt. Es kann kaum zweifelhaft sein, daß der Erfolg dieser Appellationsklage ganz wesentlich davon abhängt, wie nach-

Digitized by Google

drücklich sich die deutsche Regierung der vergewaltigten deutschen Reeder annimmt.

Der König von England hat in der Thronrede, die er dieser Tage beim Schluß des Parlaments gehalten hat, auch den Grundsatz verkündet:

„Meine Regierung wird tatkräftig meine Untertanen unterstützen bei der Ausübung von Rechten, die als Neutralen zustehend vom Völkerrecht anerkannt werden."

Im Einklang mit dieser Ankündigung hat denn auch, wie der Petersburger Korrespondent des „Daily Telegraph" meldet, eine britische Note, die dem Grafen Lamsdorff überreicht wurde, Entschädigung für die schweren Verluste verlangt, welche die britische Schiffahrt durch die Beschlagnahme von Ladungen und die Versenkung von Dampfern durch russische Kriegsschiffe erlitten hat. Gleichzeitig hat auch der amerikanische Botschafter in St. Petersburg eine energisch gehaltene Note überreicht, worin gegen die willkürliche Ausdehnung des Begriffs Kontrebande durch Rußland Protest erhoben wird. Kein einziger der Fälle, die von England und den Vereinigten Staaten zur Unterlage für ihre Beschwerden gemacht sind, liegt dabei so schlimm wie der Fall des deutschen Dampfers „Thea".

Es erscheint dringend erwünscht, daß die Regierungen der hauptsächlichsten Schiffahrt treibenden Nationen gemeinsam die Initiative zu einer Feststellung anzuerkennender völkerrechtlicher Grundsätze im Seeverkehr ergreifen. Angesichts der Wahrscheinlichkeit, daß der russisch-japanische Krieg noch Jahr und Tag fortdauern wird, liegt hier ein dringendes Interesse vor, dessen Berücksichtigung aus Liebedienerei gegen eine der kriegführenden Mächte nicht auf die lange Bank geschoben werden sollte.

Dem russischen Kaiserpaar ist der ersehnte männliche Erbe geboren worden. Seine Geburt fällt in eine Zeit der Tränen und Not, kriegerischer Niederlagen und revolutionärer Bombenattentate. Wer möchte es unternehmen, diesem kaiserlichen Sprößling ein günstiges Horoskop zu stellen!

In Südwestafrika ist es den deutschen Truppen gelungen, am Waterberg den Hereros ein erfolgreiches Gefecht zu liefern. Leider sind die Erfolge auch mit beträchtlichen Verlusten an deutschem Blut erkauft worden. 24 Mann, darunter 5 Offiziere, sind auf deutscher Seite gefallen, mehr als 60 Mann, darunter ebenfalls 5 Offiziere, verwundet. Die Niederlage der Hereros ist nicht in dem Sinne entscheidend gewesen, daß ihr Widerstand völlig gebrochen wäre. Sie haben nach Osten zu ausweichen können. Jedenfalls kann einstweilen noch nicht mit einem sicheren Zeitpunkt für die Beendigung des verlustreichen Aufstandes gerechnet werden.

Der frühere preußische Finanzminister und Oberbürgermeister von Breslau und Berlin, Hobrecht, hat am 14. August seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert. Die Stadt Berlin hat ihn bei diesem Anlaß zum Ehrenbürger ernannt, der König hat ihm einen hohen Orden verliehen, die nationalliberale Partei hat ihm eine Adresse überreicht, und auch sonst hat es an den bei solchen Festen üblichen Ehrungen nicht gefehlt. Hobrecht ist noch heute Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und erfreut sich auch in dieser seiner parlamentarischen Eigenschaft allgemeiner Hochachtung. Der geistig freie, hochgebildete Mann gehört zu jenen Nationalliberalen der alten Schule, deren allmähliches Ausscheiden aus dem politischen Leben nicht wenig dazu beigetragen hat, den liberalen Nerv im Nationalliberalismus zu töten. Möge er dem Liberalismus noch lange erhalten bleiben!

Während in Amsterdam die internationale Sozialdemokratie ihren Kongreß abhält, hat der Parteivorstand der deutschen Sozialdemokratie seinen Bericht für den diesjährigen Parteitag erstattet. Wir heben aus demselben zwei Punkte heraus, einmal die runde Erklärung, daß die Sozialdemokratie einem deutsch-russischen Handelsvertrag, in dem die deutschen Minimalzölle für Getreide enthalten sind, unter gar keinen Umständen ihre Zustimmung geben wird — ein sehr begreiflicher Entschluß —, und sodann die Mitteilung über die Lage der Parteikasse, die nie günstiger war als gegenwärtig. Die Partei hat Kapitalien im Betrage von mehr als einer Viertelmillion Mark fest anlegen können. Die Sozialdemokratie ist von allen politischen Parteien in Deutschland heute die kapitalistischste. Nach dem blühenden Stand der Parteifinanzen zu schließen, scheinen die Nachwirkungen des Dresdener Parteitages nicht übermäßig schädlich gewesen zu sein. An Opferwilligkeit beschämen die sozialdemokratischen Arbeiter nach wie vor alle andern politischen Parteien, insbesondere auch die liberale Bourgeoisie, in deren Reihen alle finanziellen Lasten von einer Handvoll Personen getragen werden, während das Gros der wohlhabenden Spießbürger vor Ausgaben für politische Zwecke ebenso zurückschreckt wie vor dem Ankauf von Büchern, die nicht Sensationsromane sind.

Auch der Bildungshunger ist in Arbeiterkreisen vielfach größer als in denen des Bürgertums oder gar der sogenannten höheren Stände. Das Volksschulideal unserer Schulkompromißleute hält sich ungefähr auf der Höhe jener elementaren Kenntnisse, wie sie der berühmte Hengst „Hans" gegenwärtig in Berlin zur Schau stellt. Es ist deshalb auch sehr verständlich, daß einer der ersten, der diesem gelehrigen Tier seine Aufwartung machte, der preußische Unterrichtsminister war. Wenn die staunenswerte Gelehrsamkeit des edlen Hengstes weiter zunehmen sollte, wird man ernsthaft zu erwägen haben, ob „Hans" nicht auch ins preußische Herrenhaus zu berufen wäre. Caligula scheint doch nicht ganz so verrückt gewesen zu sein, wie ihn die Bourgeois-Historiker schildern, als er seinen Lieblingsgaul zum Konsul machte.

* * *

Aktuelle Fragen des Seekriegsrechts.

Das Vorgehen der russischen Marine gegen Schiffe unter neutraler Flagge hat eine ganze Reihe völkerrechtlicher Fragen aktuell gemacht. Wollte man völlig logisch zur Beleuchtung dieser Fragen schreiten, so müßte man beginnen mit der Frage, welche Gegenstände als Kriegskontrebande zu betrachten seien. Da aber diese Frage eine der zweifelhaftesten des gesamten Völkerrechts ist, so wird es richtig sein, zuerst einige andere jener Fragen zu erörtern.

Wir nehmen also an, ein Schiff habe Kontrebande geladen, also Gegenstände, die einem der kriegführenden Länder zugeführt werden sollten, aber nach Kriegsrecht ihm nicht zugeführt werden durften, und die demnach der Wegnahme und Konfiskation unterlagen. Zweifellos waren russische Kriegsschiffe befugt, ein solches Schiff anzuhalten, (falls die Kontrebande sich nicht sogleich auf das nehmende Schiff bequem verladen ließ) wegzuführen und in einem russischen Hafen durch ein russisches Prisengericht über die Ladung urteilen zu lassen. Es sind aber solche in Beschlag

genommene Schiffe seitens der russischen Marine sogleich auf der Fahrt verbrannt oder in anderer Weise zerstört worden.

Durfte das geschehen? Eventuell, wenn es geschehen durfte, ohne daß in das Recht der neutralen Staaten eingegriffen wurde, muß nicht doch für das zerstörte Schiff Entschädigung geleistet werden? Die Beantwortung dieser Frage hängt von der Beantwortung weiterer Vorfragen ab. Erstens fragt sich, ob das Schiff selbst der Konfiskation unterlag, da es kriegsrechtlich unzulässige Ladung führte. Unterlag das Schiff selbst der Konfiskation, so kann Entschädigung nicht gefordert werden; denn der Eigentümer hatte sein Eigentumsrecht verwirkt; es könnte aber gleichwohl ein Verstoß gegen das Recht des Krieges vorliegen. Unterlag das Schiff der Konfiskation nicht, so kann der Eigentümer Entschädigung fordern und der Staat, dessen Flagge das Schiff rechtmäßigerweise führt, den Entschädigungsanspruch nötigenfalls vertreten. Es kann aber auch in diesem Falle die Zerstörung des Schiffes gerechtfertigt sein, sodaß deshalb eine völkerrechtliche Beschwerde unzulässig erscheint. Das trifft dann zu, wenn die Zerstörung Notsache war.

Solcher Notfall wird den Beschlüssen des Institut*) 'de droit international von 1887 zufolge dann angenommen: 1. wenn das genommene Schiff, die Prise, bei entstehendem stürmischen Wetter sich als seeuntüchtig erweist; 2. wenn das nehmende Schiff oder Geschwader ohne eigene Gefahr nicht imstande ist, die Besatzung für das genommene Schiff abzugeben, welche erforderlich ist, um das Mitgehen des letzteren zu sichern**); 3. wenn das Schiff nur so langsam fortbewegt werden kann, daß dadurch die Gefahr entsteht, es könne dies Schiff von einem feindlichen Schiffe wieder fortgenommen werden; 4. wenn eine überlegene feindliche Flotte sich nähert, welche das genommene Schiff leicht befreien könnte; 5. wenn der Hafen, in welchem die Prise geborgen werden könnte, allzuweit entfernt ist.

Wenn anscheinend der Katalog dieser Notfälle ein ziemlich umfassender ist, so ist auf der anderen Seite doch zu bemerken, daß die Zerstörung des genommenen Schiffes immer ein äußerster Ausnahmefall bleiben muß, da einerseits unnötige Zerstörung wertvollen Eigentums, wer auch immer der Eigentümer sein mag, vermieden werden soll, andererseits aber durch die Zerstörung des Schiffes die Beweise für die Schuldlosigkeit des Reeders gefährdet werden, möglicherweise auch das Leben der Besatzung des genommenen Schiffes aufs Spiel gesetzt wird; denn diese kann nun auf der Fahrt nach dem Hafen bei einem feindlichen Angriffe z. B. mit dem Kriegsschiffe in die Luft gesprengt werden.

Der Fall nun, daß das nehmende Kriegsschiff oder Geschwader nicht die erforderliche Besatzung abgeben könnte, um die Mitfahrt des genommenen Schiffes zu sichern, wird selten vorkommen. Wir lassen ihn daher außer acht. Ebenso den Fall der Seeuntüchtigkeit oder der allzu langsamen Fortbewegung des genommenen Schiffes; der erstere an sich zweifellose Fall ist bis jetzt als vorliegend nicht behauptet; der zweite aber kann nicht schon dann angenommen werden, wenn etwa mit einem Kreuzer von besonderer Schnelligkeit das genommene Schiff nicht gleichen Schritt halten kann; denn das würde bedeuten, daß Kriegsschiffe von besonderer Schnelligkeit alle minder schnellen Schiffe zu verbrennen berechtigt wären. Es kann also die Zerstörung des genommenen Schiffes lediglich gerechtfertigt sein, wenn letzteres nur mit exzeptioneller Langsamkeit sich fortbewegen kann, z. B. einen völlig veralteten Bau oder fehlerhafte Maschine aufweist. Auch davon ist nichts verlautet. Daß sodann die Entfernung des Wladiwostok-Hafens, falls die Wegnahme im sogenannten japanischen oder gelben Meere erfolgte, die Zerstörung nicht rechtfertigt, ist ebenfalls klar; denn würde schon solche Distanz die Zerstörung rechtfertigen, so würde die Zulässigkeit der Zerstörung wiederum fast zur Regel werden. Es bleibt also wahrscheinlich nur der Grund der Seegefahr, d. h. des Eintritts eines starken Sturmes, oder der Gefahr durch eine feindliche Flotte. Die letztere Gefahr kann auch nur dann in dem hier entscheidenden Sinne angenommen werden, wenn die feindliche Flotte wirklich, in der Verfolgung des nehmenden Schiffes oder Geschwaders begriffen, bereits nahe herangekommen (gesichtet) ist. Wollte man die Gefahr nicht in dieser Weise begrenzen, so würde, sobald der Feind überhaupt noch verwendbare Streitkräfte besitzt, die Zerstörung wieder regelmäßig gestattet sein. Da endlich die Zerstörung ein Ausnahmefall ist, wird in dieser Hinsicht der russischen Marine die Beweislast obliegen.

Kann dieser Beweis nicht geführt werden, so würde dem vorhin Dargelegten zufolge, selbst wenn das Schiff der Konfiskation unterläge, die betreffende Regierung Anspruch auf Entschuldigung und auf die Anweisung an die Marine erheben können, daß Zerstörung in dergleichen Fällen zu unterbleiben habe.

Der Konfiskation unterliegt das Schiff selbst nicht schon dann, wenn es irgend welche Kontrebande an Bord hat — obschon es in solchem Falle der Beschlagnahme und dem Spruche des Prisengerichts unterworfen sein kann — vielmehr nur dann, wenn es überwiegend oder gar ausschließlich mit Kontrebande beladen ist oder Truppen befördert, oder aber bei der Beschlagnahme oder Durchsuchung Widerstand leistet*).

Die zweifelhafteste Frage aber ist, welche Gegenstände berechtigterweise für Kontrebande erklärt werden können. Gegenstände, die nur im Kriege Verwendung finden, z. B. Militärgewehre, zugehörige Munition oder Kanonen usw., sind von jeher als Kriegskontrebande betrachtet worden. Man hat aber auch Gegenstände als Kriegskontrebande betrachtet, die ebenso zum friedlichen wie zum Kriegs-Gebrauch dienen können (Res anciptis usus, Contrebande relative) und auch Gegenstände, die nur zufällig — infolge besonderer Umstände — für die Kriegführung wichtig erscheinen (Contrebande accidentelle ou occasionnelle). Und gerade Gegenstände beider Kategorien sind für die Kriegführung heutzutage einerseits infolge der Fortschritte der Technik, welche ermöglicht aus vielem vieles herzustellen, andererseits weil einer kriegführenden Partei häufig mehr an Kohlen, Geld oder Eisenbahnmaterial als an Munition gelegen sein kann, von besonders praktischer Bedeutung. Es besteht darüber die allergrößte Unsicherheit, namentlich weil es vorgekommen ist, daß derselbe Staat, der als kriegführender Teil eine Materie als Kontrebande behandelte, nachher als neutraler Staat die entgegengesetzte Ansicht vertreten hat. So viel aber dürfte unzweifelhaft sein, daß die kriegführenden Teile nicht unbeschränkt nach ihrem Belieben und nach ihrem augenblicklichen Vorteil Sachen für Kriegskontrebande erklären dürfen, und eine vertragsmäßige Schranke bindet hier die größere Mehrzahl, insbesondere auch Rußland. Es ist dies die bekannte Pariser Deklaration von 1856, welche nur eine effektive Blokade zuläßt, eine fingierte Blokade (Blokade auf dem Papiere) dagegen ausschließt; mit anderen Worten: ein kriegführender Staat hat nicht das Recht, den Warenverkehr neutraler Schiffe mit dem feindlichen Lande einfach dadurch zu hindern, daß er die Küste dieses Landes in Blokadezustand erklärt; er muß vielmehr genügend Kriegsschiffe so vor der feindlichen Küste stationieren oder kreuzen lassen, daß die Durchbrechung der durch die Kriegsschiffe gebildeten Linie mit evidenter Gefahr für ein hindurchfahrendes Schiff verbunden ist**). Wenn nun ein kriegführender Staat Waren

*) Aaauaire de l'Institut 9ième année p. 228.

**) Geffken (Holtzendorffs Handbuch des Völkerrechts IV S. 590) erklärt in solchem Falle die Zerstörung doch für unzulässig, wenn der Kapitän des genommenen Schiffes sein Wort gibt, das Schiff in einen Hafen zu bringen, der dem Staate des nehmenden Schiffes angehört. (?)

*) Beschluß des Institut de droit international a. a. O. S. 242.

**) Wörtlich: „Die Blokaden müssen durch eine Streitmacht aufrecht erhalten werden, welche hinreicht, den Zugang zur Küste des Feindes wirklich zu hindern."

Digitized by Google

in solcher Ausdehnung als Kriegskontrebande erklärte, daß tatsächlich der Handelsverkehr der neutralen Staaten mit den feindlichen Staaten in der Hauptsache gehindert werden sollte, so würde darin eine einerseits beschränkte, andererseits aber verschärfte oder potenzierte fiktive Blokade liegen. Diese fiktive Blokade wäre beschränkt, insofern für eine Anzahl von Waren von minderer Wichtigkeit der Verkehr freigegeben wäre; sie wäre aber potenziert, insofern nicht nur in der Nähe einer feindlichen Küste, sondern überall auf dem Meere Jagd auf neutrale Schiffe gemacht werden könnte.

Daher werden meines Erachtens, auch abgesehen davon, daß das Herkommen dagegen spricht*) — und in Wahrheit beruht die gesamte Lehre von der Kontrebande nur auf dem Herkommen — Lebensmittel, welche nicht direkt der feindlichen Armee oder Kriegsmarine zugeführt werden sollen, nicht als Kontrebande behandelt werden dürfen, ebenso wenig Kohlen, wenn der Staat, dem das neutrale Schiff angehört, und der betreffende kriegführende Staat der Pariser Deklaration beigetreten sind, und diese Voraussetzung trifft zu für Rußland einer- und Deutschland sowie England andererseits.

Daß Postsendungen und insbesondere Briefschaften nicht als Kontrebande behandelt werden dürfen, ist zweifellos. Ein kriegführender Staat hat nicht das Recht, den Verkehr neutraler Länder mit dem feindlichen Staate völlig zu hindern. Die Beschlagnahme von Postsendungen auf neutralen Schiffen seitens russischer Kreuzer war daher unleugbar ein Uebergriff, der als solcher ja auch anerkannt ist und die russische Regierung eventuell zur Entschädigung verpflichtet, auch zur Entschädigung an die Eigentümer der lediglich wegen Beschlagnahme der Postsendungen fortgeführten oder in ihrer Fahrt behinderten Schiffe**).

Wenn dagegen ein Grund vorliegt, ein Schiff wegen Führung von Kontrebande zu konfiszieren, so kann die Konfiskation nicht dadurch ausgeschlossen sein, daß nicht der Eigentümer selbst die Kontrebande als Ladung angenommen, vielmehr derjenige, an welchen das Schiff verchartert ist, sich der Führung von Kontrebande schuldig gemacht hat. Wollte man das Gegenteil annehmen, so würde eine berechtigte Konfiskation des Schiffes in der einfachsten Weise umgangen werden können. Es ist aber überhaupt die Wegnahme von Kontrebande nicht ein Akt der Strafjustiz, vielmehr eine Abwehrmaßregel, deren Eintritt in erster Linie nicht von Schuld und Absichten der beteiligten Personen abhängen kann. Selbst wenn der Eigentümer bei der Vercharterung ausdrücklich ausgemacht haben sollte, daß Kontrebande nicht geladen werden dürfe, würde in jener Hinsicht ein Unterschied nicht begründet sein und dem Eigentümer nur ein Ersatzanspruch gegen den Verfrachter zustehen. (Dieser Ersatzanspruch dürfte übrigens auch dann bestehen, wenn die Verfrachtung mit Kontrebande nicht ausdrücklich ausgeschlossen wäre; nur daß sie nicht stillschweigend gestattet sein dürfte.)

Eine andere Frage ist es wiederum, ob eine Regierung, unter deren Flagge ein gekapertes Schiff fährt, auch dann berechtigt ist, wegen ungerechtfertigter Wegnahme zu reklamieren wenn das Schiff einem Angehörigen eines anderen Staates verchartert war, wie dies bei einem gekaperten deutschen Schiffe der Fall sein soll. Diese Frage ist zu bejahen. Es handelt sich hier nur um die vorläufige Berechtigung, Aufklärung zu verlangen, und dafür muß die berechtigte Führung der Flagge genügen. Die Flagge gibt der reklamierenden Regierung, wie die Juristensprache es ausdrückt, fundatam intentionem für das Verlangen auf Untersuchung und Aufklärung, und die Untersuchung vermag erst zu zeigen, ob nicht auch ein Schadensanspruch eines Staatsangehörigen begründet ist, den die Regierung vertreten kann: es könnte ja die Wegnahme des Schiffes überhaupt ungerechtfertigt*) sein, und es ist nicht gleichgültig, ob der Staatsangehörige das Eigentum an einem wertvollen Schiffe verliert und dafür auf einen zweifelhaften, vielleicht faktisch nicht zu realisierenden Ersatzanspruch verwiesen wird.

So lange übrigens das Recht der kriegführenden Staaten besteht, Kriegskontrebande zu konfiszieren, kann auch ihr Recht nicht bestritten werden, Schiffe anzuhalten und deren Papiere einzusehen und eventuell die Ladung schonend zu untersuchen. Abstrakt genommen, kann dies Recht in jeder, auch in sehr großer Entfernung von dem feindlichen Lande ausgeübt werden. Aber je größer diese Entfernung ist, desto geringer ist im allgemeinen die Wahrscheinlichkeit, daß ein Schiff nach dem feindlichen Staate bestimmte Kontrebande führe, und desto stärker und empfindlicher und umfassender der Schaden, der durch Anhalten von Schiffen ausgeübt wird. Deshalb kann, wenn in größerer Entfernung von dem feindlichen Hafen ein Schiff angehalten und dadurch bei nicht bestätigtem Verdachte dem Reeder und den Verfrachtern Schaden zugefügt wird, Ersatz dieses Schadens durch den Staat, welcher jene Schiffe anhielt, meines Erachtens nicht abgelehnt werden. Die entgegengesetzte Ansicht würde dazu führen, daß ein kriegführender Staat unter dem Titel des Visitationsrechts den Handel neutraler Staaten absichtlich zu schädigen imstande wäre. Ganz besonders muß jene Entschädigungspflicht aber behauptet werden, wenn neutrale Schiffe in größerer Entfernung von einem im Kriege begriffenen Lande eine Meerenge oder einen Kanal passieren, da hier das Anhalten und Visitieren dem kriegführenden Gegner sehr bequem und leicht ist und daher auch die Gefahr von Uebergriffen besonders nahe liegt. Wenn Rußland unmittelbar vor dem Suezkanal oder am Ausgange des roten Meeres Schiffe anhält und visitiert, wie würde es Rußland gefallen, falls Rußland neutral wäre, und England gegen Frankreich Krieg führte, wenn England alle das Kattegat passierenden oder für den deutschen Nordostseekanal bestimmten russischen Schiffe unmittelbar am Kattegat oder in geringer Entfernung von der Einfahrt in den Nordostseekanal anhalten und visitieren wollte, obschon die Entfernung vom Kattegat oder der Einfahrt in den Kieler Hafen nach der französischen Küste in keinem Verhältnisse zu der Entfernung des Suezkanals oder des roten Meeres bis Japan steht?

Die Demaskierung endlich von Handelsschiffen als Kriegsschiffe wird völkerrechtlich an sich nicht beanstandet werden dürfen. Sie kann aber Verletzung der Rechte eines neutralen Staates enthalten, wenn das Schiff in einem neutralen Hafen als Handelsschiff sich aufgehalten und etwa verproviantiert oder den neutralen Hafen benutzt hat, um in bequemer Weise auf neutrale Schiffe Jagd zu machen. In letzterem Falle müßten unter Ersatzleistung des verursachten Schadens die genommenen Handelsschiffe herausgegeben werden. Dagegen kann von einer Behandlung jener Kriegsschiffe als Korsaren nicht die Rede sein. Der hier in einigen Zeitungen gemachte Vergleich mit den Franktireurs im französisch-deutschen Kriege paßt nicht. Die Versagung der Vergünstigungen des sogenannten Kriegs-

*) Wie gemeldet wird, will die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika, obwohl die nordamerikanische Union der Pariser Deklaration nicht beigetreten ist, die Behandlung von Lebensmitteln, welche an Privatpersonen in Japan adressiert sind, als Kontrebande nicht gelten lassen.

**) Postdampfern kommt nicht nach allgemeiner Rechtsregel, sondern nur nach einzelnen Verträgen eine privilegierte Stellung hinsichtlich der Visitation zu.

Anmerkung der Redaktion: Nachdem im „Thea"-Falle das Wladiwostoker Schiedsgerichtsurteil in authentischer Form bekannt geworden war, wandten wir uns an den gelehrten Verfasser dieses Artikels, der bekanntlich auch Mitglied des Haager Schiedsgerichts und des Institut de droit international war, mit der Anfrage, ob ein Schiff, das unter neutraler Flagge fährt und bei einem an sich nicht zu beanstandenden Transport betroffen wird, dadurch, daß es an eine Handelsgesellschaft einer kriegführenden Nation verchartert ist, seinen Neutralitätscharakter verliert. Die aus San Martino di Castroxza kurz vor Redaktionsschluß eingelaufene telegraphische Antwort lautet verneinend.

rechts gegenüber den Frankireurs beruhte nicht darauf, daß diese ohne die sonst üblichen Formalitäten aus friedlichen Bürgern zu Soldaten geworden waren, sondern darauf, daß sehr häufig die Frankireurs abwechselnd als Kämpfer und dann wieder als friedliche Bürger auftraten. Der Vergleich würde also nur passen, wenn, je nachdem es genehm wäre, ein Schiff bald als Kriegsschiff bald als Handelsschiff erscheinen würde. Ein solches Verhalten würde allerdings das Schiff gewissermaßen außerhalb des Kriegsrechts stellen.

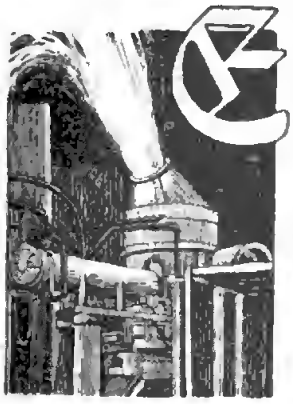
Russische Schiffe, die nachher als Kriegsschiffe Visitationen und Beschlagnahmen ausführen, haben zwar als Handelsschiffe den Bosporus und die Dardanellen passiert, während nichttürkischen Kriegsschiffen diese Durchfahrt untersagt ist. Ob dadurch nur das von anderen Mächten garantierte Recht der Türkei verletzt wurde und daher eine etwaige Erlaubnis oder Stillschweigen der türkischen Regierung in Betracht kommt, oder ob eine völkerrechtliche Abmachung von allgemeinerer Bedeutung als verletzt zu betrachten ist, welche andere Staaten zu Reklamationen berechtigen würde gegen Visitationen, die durch die betreffenden Schiffe erfolgten, ist eine besondere Frage, deren Untersuchung gegenwärtig vorbehalten werden muß.

Wie man übrigens sieht, hängt die Beurteilung jedenfalls auch in einer wichtigen Beziehung von einer sehr zweifelhaften Frage des Völkerrechts ab, und sicher ist, daß in gegenwärtiger Zeit das gesamte Recht der Kontrebande geeignet ist, schwere Verwicklungen und Schädigungen herbeizuführen.*)

Göttingen. L. v. Bar.

*) Eine soeben erschienene ausführliche und gründliche Arbeit eines französischen Juristen „André Thonier, De la notion de contrebande de guerre (Bordeaux. Imprimerie Gounouilhou 1904) vertritt am Schlusse die schon vor Jahren von dem Unterzeichneten ausgesprochene Ansicht, daß es zweckmäßig sein würde, unter Beseitigung des gesamten Rechts der Kriegskontrebande, den Verkehr neutraler Schiffe mit den im Kriege begriffenen Ländern, ausgenommen den Fall der Blokade, freizugeben.

Industrielle Oligarchie oder Bureaukratie.



Ein sehr redseliger Minister schien uns bisher Herr Möller; nun hat er gezeigt, daß er ganz außerordentlich verschwiegen sein kann. Während alle Welt die durch den Gang des Kohlengeschäfts in keiner Weise bedingte andauernde und starke Steigerung der Hiberniaaktien auf Fusionierungsbestrebungen innerhalb der Ruhrkohlenzechen selbst zurückführte, während Vorstand und Aufsichtsrat der Hibernia eine Kapitalserhöhung auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung setzten, ließ Herr Möller in aller Stille durch die Dresdner Bank-Schaaffhausen Millionen über Millionen ihrer Aktien aufkaufen, um sich die Mehrheit in einer Generalversammlung zu sichern, die über den Verkauf des Unternehmens an den preußischen Bergfiskus Beschluß zu fassen haben wird. Und erst als eine solche behufs Kapitalserhöhung für einen naheliegenden Termin berufen war, kamen „Berliner Korrespondenz" und „Reichsanzeiger" mit der Verstaatlichungsofferte heraus. Kein Mitglied des Vorstandes noch des Aufsichtsrats der Gesellschaft, noch deren Bank hatten bis dahin auch nur die leiseste Ahnung davon gehabt.

Man wird es diesen nicht verargen können, daß sie eine solche Ueberrumpelung„ ein solches Manöver hinter ihrem Rücken nicht gerade mit Wohlwollen aufnahmen; es ist zum mindesten ein sehr ungewöhnliches, gegen die Gesellschaftsorgane nichts weniger als rücksichtsvolles Vorgehen, aber in der Politik entscheidet nicht die Rücksichtnahme auf Aufsichtsräte, sondern der Erfolg; freilich, noch läßt sich nicht übersehen, ob dieser auf Seite des Herrn Handelsministers sein wird, oder ob er ihn durch seine Taktik nicht gerade verscherzt hat. Allerdings läßt sich wohl annehmen, daß Herr Möller sich vorher die Ueberzeugung verschafft hat, daß seine Verstaatlichungspläne auf dem offenen Wege des direkten Verhandelns mit Vorstand und Aufsichtsrat nicht zu dem erwünschten Ziel geführt hätten.

Jedenfalls ist eins sicher: die Heimlichkeit des Vorgehens, das mit den früheren Erklärungen desselben Ministers gelegentlich der ersten Zechenankäufe im Ruhrrevier im entschiedensten Widerspruch steht, hat eine sehr erhebliche Beunruhigung in allen am Ruhrkohlenbergbau direkt oder indirekt interessierten Kreisen und damit Widerstände hervorgerufen, die dem Herrn Minister wohl selbst überraschend gewesen sind und von denen es sehr zweifelhaft ist, ob er sie wird überwinden können.

Aber auch für alle diejenigen, welche die Haltung der preußischen Staatsregierung in der Kartell-Enquete und zu deren Ergebnissen verfolgt haben, mußte die Verstaatlichungsofferte an die Hibernia eine vollendete Ueberraschung bilden. Man war in ihren Kreisen blind und taub gegenüber allen Gefahren, welche die nahezu vollständige Monopolisierung des „Brots der Industrie" in dem wichtigsten Kohlenrevier Deutschlands mit sich brachte, blind und taub gegen die gefährliche Abhängigkeit, in welche die Metallindustrie — soweit sie nicht über eigene Kohlengruben verfügte — in welche die gesamte andere auf den Kohlenbezug aus dem Ruhrrevier angewiesene Industrie dadurch geriet; man erstarb ordentlich vor der „Weisheit der Leitung des Kohlensyndikats", vor seiner „mäßigenden Preispolitik". Die offiziöse Presse war für die Erneuerung des Kohlensyndikats auf das wärmste eingetreten und hatte seine Erweiterung und Verlängerung als eine Gewähr der Stetigkeit unserer wirtschaftlichen Prosperität begrüßt; der „Zusammenschluß der Industrie" zu Syndikaten und Kartellen erschien ihr als der Weisheit letzter Schluß; sollte doch auch die Kartell-Enquete nach der Erklärung des Staatssekretärs Grafen Posadowsky nur dem Interesse der Kartelle und ihrer Abnehmer dienen. Daß die kleineren selbständigen Industriellen dabei verschwinden, daß enorme Zusammenballungen verschiedenartiger Industriezweige dadurch gezeitigt werden, das wollte man nicht sehen.

Was war geschehen, daß auf einmal den Syndikaten nicht mehr getraut werden konnte, daß derselbe Minister, der es noch vor Jahresfrist abgelehnt hatte, mit den fiskalischen Ruhrzechen dem Syndikat beizutreten, obgleich ihm dabei ein Veto gegen jede Preiserhöhung angeboten wurde, nun es auf einmal für notwendig erklärte in demselben seinen „mäßigenden Einfluß" geltend zu machen? Gewiß, inzwischen war die Stillegung einiger kleinerer Zechen im Ruhrrevier erfolgt, die von größeren, gut prosperierenden aufgekauft worden waren, um ihre Förderziffer (Beteiligungsziffer) auf sich zu übertragen. Das war für die betroffenen Ortschaften, Geschäftsleute und Arbeiter der stillgelegten Zechen sehr hart, hatte viel böses Blut gemacht und erregte Debatten in den Parlamenten hervorgerufen, aber speziell die Syndikatsleitung hatte sich hierbei als maßvoll und weit entgegenkommend gegen die Wünsche des Ministers erwiesen; liegt sie doch nach wie vor in den Händen des klugen, gewandten und vorsichtigen Geheimrat Kirdorf.

Gewiß, es war in der Zwischenzeit viel von Trusts die Rede gewesen; der Kohlengroßhandel war nach Erneuerung

Digitized by Google

des Syndikats in eine noch unwürdigere und abhängigere Stellung gedrückt worden, als vorher; aber ein preußischer Handelsminister — selbst wenn er aus dem Handelsstand hervorgegangen ist — hat es doch nie für seine Aufgabe gehalten den Handel — dieses notwendige Uebel — zu schützen. Und den Zusammenschluß der Industrie war man zu preisen regierungsseitig ja nicht müde geworden. Was sollte also dieser plötzliche hinterrücksche Einbruch in die Zirkel der Großindustrie? Und noch dazu durch d e n Minister, der aus ihren Reihen hervorgegangen war, der ihr Vertrauensmann im Ministerium gewesen war, der seinerzeit in den Reihen der Vorkämpfer gegen die Verstaatlichung der Bergwerke gestanden hatte!

Man hatte wirklich das Menschenmögliche getan, um die bis dahin gehätschelten rheinisch-westfälischen Großindustriellen vor den Kopf zu stoßen. Und einen solchen schroffen Bruch sollte man vollziehen wegen der Erweiterung des fiskalischen Bergwerksbesitzes um e i n Werk — wenn auch um eins von der Bedeutung der Hibernia, die über 11 296 ha Grubenfeld und eine Förderung von 4,9 Millionen Tonnen (in 1903) verfügte? Hier sah man trotz aller offiziösen Dementis (wer glaubt heut noch an die?) den Anfang der Verstaatlichung des Bergbaues, der Entthronung der industriellen Oligarchie durch die Bureaukratie.

Ist eine solche zu erstreben?

Im Steinkohlenbergbau, in der Hochofen- und Flußeisenindustrie, überhaupt in allen kartellierten Großindustrien haben wir heut in Deutschland die Oligarchie d. h. die fast uneingeschränkte Herrschaft der wenigen Besitzer bezw. Leiter der Unternehmungen nicht nur über diese selber, sondern über den ganzen Industriezweig und die davon abhängigen Industrien sowie über den Handel mit ihren Erzeugnissen. Innerhalb der Oligarchie wird auch dem einzelnen, und sei er noch so mächtig, keine Selbständigkeit zugebilligt; er gehört zwar zu den Oligarchen, aber er muß sich ihrer Mehrheit unterwerfen. Selbst der Phönix wurde gegen seinen Willen, gegen sein Interesse gezwungen, dem Stahlwerksverband beizutreten; das Kohlensyndikat entzog ihm die Kartellexportprämie, und die am Stahlwerksverband interessierten Großindustriellen und Großkapitalisten kauften so viel Aktien auf, daß sie die Mehrheit in der Generalversammlung besaßen und Vorstand und Aufsichtsrat majorisieren konnten, genau wie es heut der preußische Staat durch die Interessengemeinschaft Dresdner Bank-Schaaffhausen zu tun versucht; nur daß dieselben Leute und dieselbe Presse, die das damals taten, forderten und priesen, heut das analoge Vorgehen des Staates unmoralisch nennen. Wer erinnert sich da nicht an Alexander Meyers köstliches Wort: „Lauterer Wettbewerb ist der, den ich jemandem mache, unlauterer der, den mir jemand macht." Die Oligarchie sucht ihre Macht immer weiter auszudehnen, und sie wendet ihre Macht- und Zwangsmittel an nach dem Rezept: Und bist Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt. So hat das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat erst in den letzten Tagen erneut darauf aufmerksam gemacht, daß es auf das entschiedenste ablehnt, über den 31. Dezember d. J. hinaus denjenigen Industrien noch Ausfuhrvergütungen zu zahlen, deren Zusammenschluß zu Verbänden bis dahin noch nicht erfolgt ist; ebenso wird die Ausfuhrvergütung auf Roheisen nur unter der Bedingung gewährt, daß die Empfänger Roheisen von außerhalb des Roheisen-Syndikats stehenden Hochofenwerken ohne dessen Genehmigung nicht beziehen.

Diese Vergütungen haben nun keineswegs den Charakter von Geschenken, sondern stellen meist nur einen ungenügenden Ausgleich des im Verhältnis zum Auslandspreis künstlich hochgehaltenen Inlandspreises dar; gewährt doch das Kohlensyndikat bereits bei der Ausfuhr von Kohlen eine Vergütung von 1,70 M. pro Tonne. In der Versagung der Ausfuhrvergütung an die Kohle verbrauchenden Industrien liegt demnach ein ganz außerordentlicher Druck auf diese, dem sie nachgeben müssen, wenn sie nicht auf die Ausfuhr verzichten wollen. Damit aber wird die ganze Industrie in eine völlige Abhängigkeit von den Leitern der großen Syndikate gebracht, so daß von einer wirtschaftlichen Freiheit, einem Selbstbestimmungsrecht garnicht mehr die Rede sein kann.

Ich habe in dieser Zeitschrift in den Aufsätzen: „Aus der Kartell-Enquete" (Nr. 20—25 d. J.) eingehend die Gefahren dargelegt, die unserem Wirtschaftsleben aus dem Zusammenschluß der Produzenten drohen, ausgeführt, wie die „maßvolle" Preispolitik des Kohlensyndikats in Wirklichkeit die Produktion progressiv weiter verteuert, wie damit Roheisen, Halbzeug, Fertigeisen, überhaupt jedes weitere Erzeugnis immer aufs neue seinen Tribut zu der Grundrente der Besitzer der Kohlenlagerstätten beitragen müssen. Wie in Konsequenz hiervon die großen Verbraucher sich unabhängig machen, um bei ihrer Produktion jenen hohen Tribut nicht zahlen zu brauchen; wie das zur vertikalen Entwickelung führt, zu den Riesenbetrieben, die alle Stadien des Produktionsprozesses in sich vereinigen, wie die Kartelle zur Vernichtung der Mittelbetriebe, zur Schädigung der Arbeiter führen.

Daß eine Politik, die das Staatsinteresse im Auge hält, einer solchen Entwickelung nicht gleichgültig gegenüberstehen darf, ist selbstverständlich. Und da es sich bei den neuen Kohlenlagerstätten um räumlich sehr beschränkte Vorkommen handelt, die zum größten Teil bereits in festen Händen sind, und da der Erwerb durch Mutung bei der Kostspieligkeit der immer tiefer nötig werdenden Bohrungen und dem großen damit verbundenen Risiko im wesentlichen auch ein Monopol der heutigen Bergwerksbesitzer ist, so muß der Staat im Interesse des ganzen Volkes es verhüten, daß das Brot der Industrie ein Monopol einiger wenigen Mächtigen wird, deren oberste Aufgabe doch darin besteht, möglichst viel Geld zu verdienen.

Ist nun der Weg der Verstaatlichung des Steinkohlenbergbaus der geeignete, um die Allgemeinheit vor schwerem Schaden zu bewahren?

Anstelle des Monopols, welches heut in den Händen einer Oligarchie ist, würde ein solches in den Händen der Bureaukratie treten; die Willkür in der Preisbemessung würde bleiben, da ja die Konkurrenz und damit die natürliche Preisbildung ausgeschlossen ist. Aber — sagt man — der Staat wird die Kohlenschätze der Nation nicht im selbstsüchtigen Interesse dividendenhungriger Aktionäre und Gewerken, sondern im allgemeinen wirtschaftlichen Interesse der Förderung aller heimischen Erwerbsstände verwalten.

Diese frohe Botschaft wurde der gläubigen Menge — und diese setzte sich etwa nicht nur aus der Mehrheit im Abgeordnetenhaus und Herrenhaus zusammen, sondern war gerade in den Kreisen der mit dem Gütererwerb Beschäftigten weit verbreitet — auch bei der Verstaatlichung der Eisenbahnen laut verkündet. Und als ich vor einigen Jahren im Abgeordnetenhaus Herrn Miquel an dieses feierlich abgegebene Versprechen erinnerte, meinte er zynisch: „So dumm hätte niemand sein dürfen, so etwas zu glauben; er wenigstens hätte nicht daran geglaubt." In der Tat, wer die Tätigkeit der preußischen Staatsbahnverwaltung auf dem Gebiet des Tarifwesens verfolgt, muß sich sagen, es ist ausgeschlossen, daß beim Privatbahnsystem der Fortschritt ein langsamerer gewesen wäre. Nur gänzlich ungenügend, nur auf fortwährendes Drängen von Interessenten und Volksvertretung sind selbst die wenigen Tarifermäßigungen gewährt worden, von denen jeder mit dem Verkehrswesen nur einigermaßen Vertraute mit Sicherheit voraussagen konnte, daß die dadurch bewirkte Verkehrsbelebung für die Staatsbahnen selbst vom größten finanziellen Vorteil sein würde. Hinter dem Lande der großen Privatmonopole im Eisenbahnwesen, den Vereinigten Staaten, sind wir in der Billigkeit der Güterfrachten unendlich weit zurückgeblieben; die Frage unseres Wettbewerbs gegen Nordamerika ist zum guten Teil die Frachtfrage. Dazu kommt die kleinliche Konkurrenzierung der Binnenwasserstraße durch die preußischen Staatsbahnen, die zwar geleugnet, nichtsdestoweniger aber in schroffster Form vorhanden ist. Und zu einer wirklichen Reform der Personen-

Digitized by Google

tarife finden sie überhaupt nicht den Mut, ja man muß sie fürchten, weil sie aller Wahrscheinlichkeit nach mit einer Fahrpreiserhöhung verbunden sein wird.

„Die Eisenbahnen sind das Rückgrat der preußischen Finanzen und als solche müssen sie pfleglich behandelt werden," so lautet die schöne Phrase, mit der man die kurzsichtige fiskalische Thesaurierungspolitik beschönigt, mit der man es begründet, daß die preußischen Staatsbahnen nicht nach großen wirtschaftlichen Gesichtspunkten, sondern vom engherzigen Standpunkt des Kalkulators aus verwaltet werden.

Um kein Haar anders handelt die Bergwerksverwaltung: der preußische Staat hat das Salmenkartell zustande gebracht, das dem Volk das Salz verteuert, und Herrn Möller ist es zu danken, wenn das Kalisyndikat unter Führung des preußischen Bergfiskus wieder zustande gekommen ist, das durch die Preistreiberei für Kalisalze nicht nur die Konsumenten, in erster Linie die preußische Landwirtschaft schwer schädigt, sondern auch fortwährend neue Bergwerksunternehmungen weit über den Bedarf hinaus zeitigt, sodaß schließlich nicht mehr die Hälfte der Produktionsfähigkeit ausgenutzt und damit die Förderkosten enorm gesteigert werden.

Herr Möller hat Pech, daß gerade in dem Moment, da die Verstaatlichungsaktion der „Hibernia" bekannt wird, der Jahresbericht der Saarbrücker Handelskammer pro 1903 erscheint, in dem zur Evidenz nachgewiesen wird, daß die Preispolitik der staatlichen Saargruben alle Sünden in den Schatten stellt, die das Ruhrkohlensyndikat je begangen hat — und das waren doch nicht wenige. Nicht anders war das Verfahren in Oberschlesien, wo der Fiskus zwar der dortigen Kohlenkonvention nicht beitrat, aber ihre Preise nicht unterbot und für Kokskohlen, in denen er dort ausschlaggebend war, die Preise noch einmal gründlich (1. Juli 1900) erhöhte, als die Krisis in der Eisenindustrie bereits ausgebrochen war. Mußte doch auch die spätere Remedur durch Gefälligkeiten auf anderem Gebiete erkauft werden.

Wo der Fiskus ein Monopol besitzt, beutet er es im fiskalischen Interesse aus, benutzt er es nicht, um die wirtschaftlichen Interessen des Landes zu fördern. Es mag zugegeben werden, daß das nicht eine unbedingte Notwendigkeit, die in der Natur der Sache liegt, ist, daß sich auch eine Regierung mit großen Gesichtspunkten denken läßt; nur haben wir seit der Eisenbahnverstaatlichung eine solche nicht gehabt.

Die „Frankfurter Zeitung" hält bei weitergehender Verstaatlichung von Bergwerken eine umfassende parlamentarische Kontrolle, den Einfluß der Volksvertretung auf die Bergwerksverwaltung für geboten. Solche Garantien wurden auch bei der Verstaatlichung der Eisenbahnen verlangt und zugesagt, und sie erwiesen sich als die „Schaumklöße auf der Suppe". Aber selbst den bei unseren Verhältnissen ganz undenkbaren Fall vorausgesetzt, daß diese Mitwirkung des Parlaments wirklich gewährleistet würde, in einer Form, die mehr als eine Farce wäre, was würde das bei einer „Volksvertretung", die auf Grund des Dreiklassenwahlsystems und einer aus den fünfziger Jahren stammenden Wahlkreiseinteilung gewählt ist, denn nützen? Deren wirtschaftlicher Horizont ist doch noch viel enger, als der der darin gewiß nicht übermäßig weitsichtigen Staatsregierung.

Je mehr wirtschaftliche Macht aber in die Hände der letzteren, oder in die des preußischen Abgeordnetenhauses gelegt wird, um so ausgesprochener wird die Interessenpolitik in letzterem. Unter dem Druck der agrarischen Mehrheit werden heut schon dem Großgrundbesitz Frachtvorteile gewährt, die dem Handel versagt worden, werden den landwirtschaftlichen Genossenschaften mit Staatsmitteln Lagerhäuser errichtet, die den Handel zu vernichten bezwecken, werden gerade auf Betreiben des Herrn Ministers für den Handel den landwirtschaftlichen Vereinigungen vom Kalisyndikat die Düngesalze zu wesentlich niedrigeren Preisen und günstigeren Bedingungen verkauft, als dem Händler, genießen die landwirtschaftlichen Kohlenbezugsgenossenschaften beim Bezug aus fiskalischen Gruben Vorteile, die den gewöhnlichen Sterblichen nicht zuteil werden.

Die Bureaukratie besorgt nun einmal die Geschäfte der an der Macht befindlichen Partei, und das preußische Wahlunrecht garantiert diese Macht den Konservativen. Und wie besorgt die Bureaukratie deren politische Geschäfte! Man muß es in einer Stadt wie Breslau sehen, wie bei der Landtagswahl die Beamten der Eisenbahnverwaltung vom höchsten bis zum letzten antreten, um ihre Stimme für den Wahlmann des konservativ-klerikalen Kartells abzugeben, wie dieselben Beamten, die einem im Privatgespräch ihre Entrüstung über die konservative und Zentrumspolitik aussprechen, als Wahlmänner dafür fungieren. Vielleicht das Allerbedenklichste der Eisenbahnverstaatlichung war die politische Abhängigmachung dieses Heeres von Beamten und Arbeitern!

Was die großen Privatverwaltungen in politischem Druck leisten, wird von mir in keiner Weise unterschätzt, aber das Aergste in Mißachtung der politischen Glaubensfreiheit, das wurde in Saarbrücken geleistet, wo der Geist Stumms nur deshalb so mächtig werden konnte, weil er sich an das die Meinungsfreiheit ebenso unterdrückende System der preußischen Staatsbergverwaltung anlehnen konnte; und Herr Geheimrat Hilger, der Chef der Königlichen Bergwerksdirektion in Saarbrücken, hat sich doch als ein vollwertiger Ersatz für Herrn von Stumm erwiesen. Der ist aber keine vereinzelte Erscheinung, sondern nur ein besonders energischer Vertreter des in der preußischen Bergverwaltung herrschenden Systems, und ich habe nicht gehört, daß seine politische Tätigkeit die Mißbilligung seiner Vorgesetzten gefunden hat; eher das Gegenteil.

Die Bureaukratie ist auch im geschäftlichen Verkehr wesentlich unkulanter und rücksichtsloser als selbst eine Syndikatsverwaltung; sie steht sich als Selbstzweck an, sie denkt: L'état c'est moi. Wer mit der preußischen Eisenbahnverwaltung einmal zu tun gehabt hat in einer Sache, in der es sich nicht um ein für allemal feststehende Tarife, sondern um billiges und verständiges Ermessen und Abwägen der beiderseitigen Interessen handelt, der bittet Gott, daß es ihm erspart bleiben möge, mit der Eisenbahnverwaltung ein zweitesmal verhandeln zu müssen. Freilich, je mächtiger die Syndikate werden, je mehr jeder Wettbewerb ausgeschlossen wird, um so mehr droht die Gefahr, daß sie das Wesen der Bureaukratie annehmen.

Das Land, in welchem die Bureaukratie den größten Einfluß hat, in dem sie die eigentliche Herrscherin ist, Rußland, ist auch das Land der größten Willkür, der traurigsten innerpolitischen Zustände.

Schon vor sechzehn Jahren — noch als aktiver Staatsbeamter — habe ich eine Schrift gegen die Verstaatlichung des Berghaues geschrieben; die Erfahrungen seitdem haben mich in meiner damaligen Auffassung nur bestärkt.

Ist denn aber die der Hibernia gemachte Offerte wirklich der Anfang der Verstaatlichung des gesamten Steinkohlenbergbaues?

Ihre Beteiligungsziffer macht mit 5,45 Millionen Tonnen nur 7,35 Prozent der sämtlicher Zechen des Ruhrkohlensyndikats aus. Ein nicht unerheblicher Teil der Ruhrkohlenzechen ist im Besitz von Eisen- und Metallhütten, die sich sehr hüten werden, die damit erkaufte Unabhängigkeit im Kohlenbezug in eine Abhängigkeit vom Bergfiskus umzuwandeln, auch wenn dieser ihnen ein sehr stattliches Angebot für deren Verkauf machen würde. Sich auch die Mehrheit aller Aktien oder Kuxe von Hüttenwerken mit eigenen Kohlengruben zu sichern, ist börsentechnisch kaum ausführbar. Allerdings ist die Förderbeteiligung der reinen Hüttenzechen zurzeit keine große, nur wenig über sieben Millionen Tonnen, dabei ist aber die Gewerkschaft „Deutscher Kaiser" nicht mit inbegriffen. Sodann ist zu beachten, daß die Preispolitik des Kohlensyndikats eine Reihe großer Hüttenwerke veranlaßt hat, sehr umfangreiche

Digitized by Google

Kohlenfelder zu erwerben, die zurzeit überhaupt noch nicht oder nur in erst sehr schwacher Förderung stehen. So haben u. a. Krupp gemeinsam mit dem Norddeutschen Lloyd, der sich in Dampferkohlen unabhängig machen wollte, die Maximilianshütte in Bayern, de Wendel (Hayingen i. Lothr.) und eine Reihe anderer große Komplexe erworben und in Angriff genommen, und es steht zu erwarten, daß gerade die Verstaatlichungsprojekte zu weiteren Grubenerwerbungen von seiten der Hüttenwerke führen werden.*) Des weiteren kommt in Betracht, daß in einer ganzen Reihe von Kohlenwerksaktiengesellschaften oder Gewerkschaften die Mehrzahl der Aktien bezw. Kuxe in den Händen von Hüttengesellschaften oder festen Großaktionären derselben sind, also sog. Interessengemeinschaften bestehen, bei denen ebenfalls keine Neigung vorhanden sein dürfte, diesen Besitz auch gegen noch so günstige Angebote dem Staat zu überlassen; denn man sagt sich in diesen Kreisen, daß dem Kursvorteil, der in der Staatsofferte liegt, nicht nur ein entgehender Jahresgewinn gegenübersteht, sondern daß für den anderweiten Besitz der Eigner sehr erhebliche Nachteile entstehen können.

Selbst wenn also die Absicht einer sukzessiven Verstaatlichung der Bergwerke bestehen sollte — auf amtliche oder halbamtliche Dementis ist irgend welcher Wert nicht zu legen — ein auch nur halber Erfolg dürfte auf diesem Weg nicht zu erzielen sein. Ist es doch schon fraglich, ob die erforderliche Mehrheit der Aktien der Hibernia für die Staatsofferte zu haben sein wird; und hier hatte man doch die Chance der Ueberrumpelung für sich. Sachlich würde übrigens für die nächsten zehn Jahre durch die Verstaatlichung der Hiberma nichts geändert werden, sie müßte Mitglied des Kohlensyndikats bleiben, wäre mit ihren Preisen und ihrem Verkauf vollständig an dieses gebunden, und nach der ganzen Vergangenheit des preußischen Bergfiskus ist nicht anzunehmen, daß dieser seine Zugehörigkeit zum Syndikat dazu benutzen würde, dessen Preispolitik zu mäßigen.

Zwischen der Scylla des oligarchischen und der Charybdis des bureaukratisch-fiskalischen Kohlenmonopols ist die deutsche Industrie in einer wenig beneidenswerten Lage; eine Rettung erscheint fast aussichtslos; und doch wäre diese sehr einfach. Der Staat kann seine eigenen Kohlenfelder ganz anders in Angriff nehmen als bisher; er kann, wenn er die Verstaatlichung einzelner Werke nicht erzwingen kann, den maßgebenden Aktienbesitz darin erwerben; daran kann ihn auch kein Schutztrust von Kohlenaktien hindern. Freilich, geholfen ist damit nichts, so lange die Regierung die Steigerung der Grundrente des Bergwerkseigentum als ihre Aufgabe betrachtet, so lange sie ihren Besitz im fiskalischen und nicht im wirtschaftlichen Interesse des Landes verwaltet, so lange sie die Syndikate in ihrer ungesunden Preispolitik unterstützt, statt durch Entfaltung der Konkurrenz der natürlichen Preisbildung die Wege zu ebnen.

Wenn zu diesem Zweck die Regierung der Hibernia ihre Offerte gemacht hätte, so würde sie die öffentliche Meinung hinter sich haben, aber den Glauben, daß sie eine solche wirklich großzügige Politik im Auge habe, den haben die Herren von Rheinbaben und Möller durch ihre ganze Vergangenheit verscherzt.

Breslau. Georg Gothein.

*) Während der Drucklegung dieses Aufsatzes wurde bereits die Fusion Schalker Verein-Gelsenkirchen bekannt.

Vom internationalen Sozialistenkongreß.

In der deutschen Sozialdemokratie und bei den Gewerkschaften ist die Schwärmerei für eine internationale Arbeiterverbrüderung sichtbar im Schwinden begriffen. Der deutsche Bergarbeiterverband z. B. hat sogar schon daran gedacht, auf den Luxus internationaler Bergarbeiterkongresse ganz zu verzichten. Der Ertrag der internationalen Sozialistenkongresse ist denn auch meist recht dürftig gewesen. Weil die einzelnen Nationen die Verhältnisse in den anderen Ländern zu wenig zu beurteilen verstanden, hat man vielfach daneben geredet. Die Sprachschwierigkeiten haben oft Mißverständnisse hervorgerufen, die dann zu Lärmszenen Anlaß gaben. Schließlich haben die parlamentarischen Fraktionen der Sozialdemokratie in den einzelnen Ländern sich sehr wenig um die internationalen Beschlüsse gekümmert, wie z. B. die Jaurésisten die Pariser Resolution von 1900 einfach zu den Akten gelegt haben. Die einsichtigen deutschen Sozialdemokraten betrachten darum die Kongresse der völkerbefreienden, internationalen Sozialdemokratie nicht mehr als ökumenische Konzile, auf denen stets von neuem die reine Lehre festgestellt, die Taktik und Richtschnur für die einzelnen Bataillone der internationalen Armee ausgearbeitet und über die selbständig handelnden Elemente die große Exkommunikation ausgesprochen wird, sondern nur als eine Gelegenheit, gleichstrebende Genossen aus anderen Ländern kennen zu lernen, und mit den Erfahrungen, die diese in ihren Ländern gemacht haben, sich zu befruchten. Einen unleugbaren Fortschritt hat der Amsterdamer Kongreß gegenüber den früheren aufzuweisen. Man hat diesmal einen Hauptteil der Arbeit in die Kommissionen verlegt. Diese geben eine Gelegenheit zur Generalaussprache, sie bilden damit für die ersten und heftigsten Zornesgeschosse eine Art Kugelfang und suchen bereits Kompromißresolutionen zustande zu bringen. Während die übrigen Kommissionen ziemlich schnelle Arbeit machten, dauerte die Beratung der Kommission über die Taktik recht lange. Die Guesdisten hatten dazu die Dresdner Resolution beantragt — natürlich unter Streichung der Einleitung, die ja nur auf deutsche Verhältnisse paßte. Es war also für kampfesfrohe Gemüter die schönste Gelegenheit gegeben, das Schauspiel von Dresden zu wiederholen und wa möglich international zu erweitern. Doch man hat von Dresden gelernt. Man blieb im Ton außerordentlich gemäßigt, wenn man auch sachlich weit auseinanderging.

Die Deutschen haben bisher unbestritten die internationalen Sozialistenkongresse beherrscht, moralisch und intellektuell. Sie haben ja den modernen Sozialismus geschaffen. Sie sind von den Genossen fast aller Länder wegen ihrer Macht und Geschlossenheit beneidet. Aber dem feinen Dialektiker Jaurès ist Bebel entschieden nicht gewachsen. Bebel sprach in der Kommission wie in einer Volksversammlung. Er schreckte vor leeren Gemeinplätzen nicht zurück. In immer neuen Wendungen betrachtete er die Welt unter dem einen Marxistischen Gesichtspunkte des Klassenkampfes, der Unversöhnlichkeit der Interessen von Arbeitern und Unternehmern. Er hielt es für durchaus begreiflich und logisch, wenn die Bourgeoisie die Arbeiterklasse bekämpfe. Er wird mißtrauisch, und es ist ihm förmlich unangenehm, wenn es anders ist. Denn — die reine Lehre wird dann getrübt, und der Arbeiter läßt sich nicht mehr so leicht und einfach beherrschen; er verliert dann das revolutionäre Feuer. Um das Dogma zu retten, bringt es Bebel fertig, sogar die Gefährlichkeit des feudalen Junkertums zu übersehen und selbst dem persönlichen monarchischen Regiment einige anerkennende Worte zu sagen. Bebel erkannte gewisse Vorzüge der deutschen Monarchien vor den Republiken an. Er lobte die Bestrebungen der kaiserlich deutschen Sozialreform. So ungenügend diese Resultate wären, so sei wenigstens das richtig, daß eine Monarchie nicht

Digitized by Google

rein mit den Interessen des Bürgertums sich identifizere, sondern auch für die Arbeiter etwas tun müsse, schon um das Prestige zu wahren. Ferner stünde z. B. die preußische Steuerpolitik sozial turmhoch über der Frankreichs und Amerikas. Es fehlte bloß noch, daß Bebel geradezu den Ausdruck „Soziales Kaisertum" gebraucht hätte. Die Franzosen quittierten deshalb in gewissem Sinne logisch die Bebelschen Ausführungen mit dem Zwischenruf: vive l'empereur! Bebel zählte haarklein die Schattenseiten der bestehenden Republiken auf, wobei er auf Aeußerungen des schweizer Delegierten Karl Moor verweisen konnte, über schlechte Erfahrungen, die die Sozialdemokratie angeblich mit den Kantonalregierungen gemacht hat. Sie hätten sehr bald ein bourgeoises Tun und bourgeoise Manieren sich angewöhnt und vergessen, daß sie lediglich für die Arbeiter zu sorgen hätten. Bebel verurteilte zwar scharf die deutsche Klassenjustiz, aber anderseits hob er hervor, daß in Deutschland auch bei den größten Streiks niemals die bürgerliche Dreieinigkeit Infanterie, Kavallerie und Artillerie mobil gemacht worden wäre, wie das in Frankreich zweimal unter Millerand und auch in der Schweiz beim Simplon- und andern Streiks und in ähnlicher Weise in Amerika, in Colorado und sonst geschehen sei. Nicht einmal in der freien Schweiz hätten die sozialistischen Kantonsräte das Einschreiten von Militär verhindert.

Sehr eigenartig sprach sich Bebel über England aus. Er hätte Marx und Engels häufig gefragt, warum sie in England für die sozialistische Bewegung nichts tun könnten, und warum dort überhaupt keine große sozialistische Partei zustande käme. Ja, wenn wir keine so verflixt gescheite Bourgeoisie hätten, ginge es schon, hätten sie geantwortet. Die englische Bourgeoisie käme den Arbeitern sehr entgegen, gestattete ihnen ein vollkommen freies Vereins-, Versammlungs- und Koalitionsrecht, beriefe einzelne Arbeiterführer zu Unterstaatssekretären, sähe auf eine vorurteilsfreie Justiz für die Arbeitsverhältnisse und umschmeichle sonst in jeder Weise die Arbeiter. Dadurch würde die Arbeiterschaft bis auf einen gewissen Grad gesättigt, sie würde gespalten und die Bildung einer energischen Phalanx für den notwendigen Klassenkampf würde gehindert. Dabei sprach Bebel den sehr naiven Gedanken aus, daß, wenn die englische Bourgeoisie aus ihrem Herzen keine Mördergrube machte, sondern die geheimen Hintergedanken ihrer feinen Staatskunst einmal öffentlich ausposaunte, es sofort mit ihrem Einfluß vorüber wäre und die Arbeiterschaft sich nicht länger an der Nase herumführen ließe.

Daß Arbeiter und Arbeitgeber, eine intelligente Arbeiterschaft und eine fortgeschrittene Bourgeoisie gemeinsame Interessen haben, daß es gerade in Deutschland viel nötiger ist, sich zunächst dieser gemeinsamen Interessen bewußt zu werden gegenüber der erdrückenden Macht des feudalen Junkertums und der mit ihm verbündeten Elemente, ist ein Gedanke, der Bebels Vorstellungskreis fern zu liegen scheint. Wenn's ihm paßt, beklagt er ja einmal die Tatsache, daß wir in Deutschland keine kraftvolle bürgerliche Demokratie haben. Aber im Herzen wünscht er sie sich gar nicht, denn dann würde der Klassenkampf abgeschwächt.

Bebel wird noch heute von revolutionären Vorstellungen beherrscht. Er steht noch heute auf dem Standpunkt, daß alles, was nicht Arbeiter ist, beschränkt, engherzig, ausbeuterisch, reaktionär gesinnt sein muß. Mit diesen Gegnern könne man sich nicht vereinigen, um innerhalb einer Regierung für gewisse Fortschritte im Volksleben zu kämpfen, sondern man müsse warten bis auf den großen Tag, da die Sozialisten die Mehrheit haben.

Jaurès schüttelte fortwährend den Kopf bei der Bebelschen Rede und zeigte, daß die doktrinären Plattheiten Bebels seiner politischen Stellung gar nicht gerecht würden. Er hat den Regierungsblock in Frankreich bilden helfen, weil infolge der Dreyfusaffäre der Klerikalismus und Monarchismus und Chauvinismus die Republik bis an den Rand des Abgrundes gebracht hatten. Die Verantwortung, in solcher Stunde der Regierung auf ihr Ersuchen um Unterstützung den Stuhl vor die Türe zu setzen, habe er vor dem ganzen Volk und auch vor den Arbeitern nicht übernehmen können.

Wenn selbstverständlich die Regierung in den meisten Punkten weniger Arbeiter- als bürgerliche Interessen vertreten hätte, so sei doch anzuerkennen, daß seither für die Arbeiter in dem Kampf gegen den Klerikalismus sehr viel geschehen sei, daß entschieden die Arbeiterschaft heute viel einflußreicher dastehe als zuvor. Jaurès war allerdings in der unbequemen Lage, zugeben zu müssen, daß Millerand als sozialistischer Minister die Probe keineswegs glänzend bestanden habe. Er gab ihn auch ohne weiteres preis, aber er fügte hinzu, das Proletariat werde erst im Laufe einer längeren Entwicklung die Personen hervorbringen, die es verständen, mit Takt und Geschick und doch scharf und entschieden inmitten einer bürgerlichen Verwaltungsmaschine ihren sozialistischen Anschauungen praktisch gerecht zu werden. Wir Preußen wissen das zu würdigen.

Vorläufig hat Bebel noch die Mehrheit in der Internationale hinter sich. Das französische Proletariat ist auch zu sehr gespalten und außerdem viel zu wenig fruchtbar, um im eigenen Lande schon durch die Zahl im Laufe der Zeit eine imposante Machtstellung zu erreichen. Sonst würde sicher Jaurès der Mann der Zukunft in der Internationale werden. Er hat ganz das Zeug dazu. Doch auch so nimmt sein Einfluß zu. Sehr stark hört man von den deutschen Genossen den Wunsch aussprechen nach einer starken, bürgerlichen Demokratie, mit der man sehr gern von Fall zu Fall zusammengehen würde, wenn man auch immer die Grenzen scharf markierte. In der Fraktion stimme Bebel schließlich auch nicht anders als die Revisionisten. Die parlamentarische Taktik sei überhaupt durchaus revisionistisch. Die Intransigenten kämen nur als Stimmungsmacher in Betracht.

Die Gegensätze zwischen den Revisionisten und den Revolutionären bilden die bei weitem interessanteste Erscheinung auf dem Amsterdamer Kongreß. Wie stark die Revisionisten sich erweisen werden, ist noch nicht klar zu übersehen.

H. Kötschke.

Der Akademiker Mommsen.

Der Begriff „akademisch" hat den Beigeschmack des Trockenen und Verstaubten. In der Kunst repräsentieren die Akademien die Tradition und gelten als Gegner des Werdenden, des Hoffnungsvollen. Für die Wissenschaften erscheint das akademisch-steife, würdevoll-perückenhafte erträglicher. Aber auch mit den Arbeiten wissenschaftlicher Akademien verknüpft das gemeine Urteil von alters her die Vorstellung von Pedanterie und leerem Stroh. Solchen Vorstellungen vom Wesen des Akademischen gegenüber ist es nicht leicht, sich Theodor Mommsen als Akademiker zu denken, den Verfasser der „Römischen Geschichte", bei deren Erscheinen alle gelehrten Perückenstöcke in Ohnmacht fielen ob des modernen Tons und der im „schlechtesten Zeitungsstil" gehaltenen Darstellung. Mommsens sprudelnde Individualität, die Beweglichkeit seines Ingenuums, sein feuriges Temperament, die Vielseitigkeit seiner geistigen Interessen, seine pointierte Rede, seine Neigung zu Antithesen — das alles erscheint so unakademisch, daß man sich den großen Gelehrten als typischen Akademiker nur schwer vorzustellen vermag. Und doch

Digitized by Google

hat man ihn als den größten Akademiker seit Leibniz bezeichnet, und sein Schüler, Freund und Nachfolger im Lehramt, Otto Hirschfeld, hat in der öffentlichen Sitzung der Preußischen Akademie der Wissenschaften am 30. Juni 1904 dieses Urteil in der überzeugendsten Weise und dabei in hohem Grade anziehend begründet.

Mommsens akademische Riesenarbeit vermochte seinen scharfen und biegsamen Geist nicht abzustumpfen, vielmehr belebte die unvergleichliche Vitalität des einzigen Mannes auch die Arbeiten der Akademie und versah sie mit bedeutsamen Impulsen.

„Die von der Akademie veranlaßten wissenschaftlichen Arbeiten", so sagte Mommsen einst, „können nicht Leistungen ersten Ranges sein, da geniales Schaffen sich nicht in Auftrag geben läßt, wohl aber sind sie ein unentbehrliches Fundament des geistigen Fortschreitens und der Nährboden, aus dem das Beste und Höchste erwachsen kann."

Von diesem Grundsatz war die gesamte akademische Lebensarbeit Mommsens beherrscht. Es besteht ein gewisser Parallelismus zwischen der wissenschaftlichen und der kapitalistischen Assoziation. Wie man heutigen tages von einer Großindustrie spricht, so hat Mommsen gelegentlich auch von einer Großwissenschaft gesprochen, und als deren Träger gerade die Akademien bezeichnet. Und wie sich unsere großindustriellen Unternehmungen zu Kartellen und selbst zu internationalen Vereinigungen zusammenzuschließen bestrebt sind, so haben sich auch die deutschen wissenschaftlichen Akademien unter Mommsens betriebsamem Einfluß zu einem deutschen Kartell vereinigt, und selbst zu einer internationalen Assoziation der Akademien sind die Fundamente gelegt worden. Gerade als Organisator der wissenschaftlichen Arbeit auf dem Gebiet der klassischen Altertumswissenschaft hat nach Hirschfelds Zeugnis Mommsen Unvergleichliches geleistet.

„In glücklichster Weise vereinigte er die für eine solche Tätigkeit erforderlichen Eigenschaften: den genialen Wagemut, der sich die höchsten Ziele steckt, gepaart mit der so schwer zu übenden Kunst, sich stets auf das Erreichbare zu beschränken; die durch außerordentliche Leistungen erworbene und unbestritten anerkannte Autorität und den Respekt vor der wissenschaftlichen Persönlichkeit seiner Mitarbeiter und vor jeder ehrlichen Arbeit; den nie ansetzenden Riesenfleiß, dem auch das Kleinste als Teil des Ganzen nicht gering erscheint, und die nie versagende Arbeitskraft; die heroische Aufopferung seiner persönlichen Neigungen im Dienste der Wissenschaft, eine unbeugsame, alle Hindernisse besiegende Energie und die Langmut, die bei großen Unternehmungen unausbleiblichen Störungen und Verschleppungen zu ertragen: kurz die Eigenschaften nicht minder des Charakters als des Geistes, die dem Organisator im großen Stil eigen sein müssen."

Es ist höchst reizvoll, unter der Führung Otto Hirschfelds den akademischen Lebensweg Theodor Mommsens zu verfolgen. Bereits in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts reifte in Mommsens Kopf der Plan der Herstellung eines universalen Corpus inscriptionum latinarum, das als Mommsens akademisches Lebenswerk zu bezeichnen ist. Viele Jahre hindurch mußte der Ungeduldige kämpfen, bis er die Widerstände, die sich seinem genialen Plan in der Berliner Akademie entgegenstellten, überwunden hatte.

„Ich halte es für ebenso leicht", schrieb er am 6. Januar 1848 an Henzen, „die Taufscheine der Heiligen drei Könige aus dem Morgen- und Mohrenlande beizuschaffen, als in dieser Sache auch nur ein Ende abzusehen."

Mommsen war um jene Zeit noch nicht der wissenschaftliche Grandseigneur, sondern erschien den seinen Wünschen opponierenden Akademikern noch als der famulus, der sich nicht beklagen durfte, wenn er dilatorisch behandelt wurde. Aber Mommsen war schon damals nicht der Mann des Antichambrierens und Petitionierens. Am 16. Februar 1848 sandte er dem Akademiker Gerhard, der andauernd aber erfolglos für Mommsens Pläne eintrat, einen scharfgehaltenen Absagebrief, in dem es u. a. heißt:

„Zeit, Geld und Mut gehen mir aus, aber die Akademie ist nicht pressiert, die überlegt das noch einmal vier Wochen! Machen Sie ein Ende, so oder so, mir ist eine Last vom Herzen, wenn ich nur mit der Akademie nichts weiter zu tun habe. Weitere Konzessionen mache ich nicht. . . Sie sehen, wie mir die Sache vorkommt: verloren und zweimal verloren wegen der Verzögerung. . . Lassen Sie uns alle endlich einmal das Ende dieser zwecklosen Plage erleben!"

Der temperamentvolle junge Gelehrte, der mit der Akademie „nichts weiter zu tun haben" wollte, war wenige Jahre später selbst Mitglied dieser Akademie und durfte die Herstellung des monumentalen Inschriftenwerks in jahrzehntelanger Arbeit leiten und überwachen.

Mommsens Eintritt in die Berliner Akademie war allerdings eine Zeit gelehrten Schaffens vorausgegangen, die der Berliner Akademie wohl das auf die französische Akademie einst geprägte Wort in die Erinnerung bringen konnte: „Rien ne manque à sa gloire, mais il manque à la nôtre." Er selbst schreibt einmal in jener Zeit an seinen Freund Henzen:

„Manchmal komme ich mir wie eine Windmühle vor, die mit allen vier Winden bald Weizen mahlt, bald Saubohnen, und die Gott danken muß, wenn sie nur aufgeschüttet bekommt und sich nicht selber zerreibt."

Es wäre verlockend, aus dem reichen und anmutigen Inhalt der Hirschfeldschen Rede noch weitere Einzelheiten über Mommsens Wirksamkeit als Akademiker zu bringen. Aber Mommsen gehörte zu jenen ganzen Männern, deren Wirken nur aus dem eigenen Inneren heraus und nicht von äußeren Beweggründen bestimmt wird. Seine Entwicklung zeigt nichts Brüchiges. Wenn man den Charakter Mommsens in einer wichtigen Phase seines Lebens richtig erkannt hat, so hat man ihn überhaupt begriffen. Und so mögen denn hier nur noch die Schlußsätze der Hirschfeldschen Gedächtnisrede auf Theodor Mommsen ihren Platz finden:

„Wie haben das Glück gehabt, ihn in unserer Mitte zu schauen und sein Wort zu hören, den Zauber seines Wesens, in dem tiefster Ernst mit heiterer Anmut sich paarte, das noch in hohem Greisenalter jugendliche Feuer der Leidenschaft, die wunderbare Beweglichkeit seines Geistes und die durch die Jahre kaum geschwächte Energie seiner Willenskraft auf uns wirken zu lassen. Einer späteren Generation, die keine persönliche Erinnerung mehr mit ihm verknüpft, wird er, wenn auch fremder, doch vielleicht noch größer erscheinen. Er ist einer jener Pfadfinder der Wissenschaft, die auch den kommenden Geschlechtern den Weg weisen und deren Gedanken und Entwürfe weit über das Grab hinaus ihre befruchtende Wirkung üben; denn, um mit einem Worte Mommsens zu schließen: „Gewöhnliche Menschen schauen die Früchte ihres Tuns; der Same, den geniale Menschen streuen, geht langsam auf."

Wie sich Theodor Mommsen jede besondere Ehrung bei seinem Ableben verbeten hatte, so hatte er auch an seinen Freund Hirschfeld persönlich den Wunsch gerichtet, „die akademische Gedächtnisrede abzuwenden". Die Akademie hat in richtiger Pietät diesem Wunsche nicht Folge gegeben. Wenn Mommsen in Gedächtnisreden gefeiert wird, so geschieht das nicht zur Erhöhung seines Nachruhms, der keiner Auffrischung bedarf, sondern um seiner Mitstrebenden und um seines Volkes willen, das die Erinnerung an große Männer für seine sittliche und patriotische Erziehung nötig hat. Auch das marmorne Denkmal, das man Mommsen im Vorgarten der Berliner Universität zu errichten gedenkt, kann nur diesen Zweck haben. Mommsen selbst dachte über derartige Denkmäler sehr skeptisch und übte nicht selten seinen Spott an Stein und Erz, mit dem so manche gekrönte Null der Nachwelt als ein venerabile empfohlen wird. Mommsen gehörte gewiß nicht zu den Männern, die ein Denkmal brauchen, weil man sie sonst vergißt, aber gerade weil er es nicht braucht, deshalb müssen wir es ihm setzen.

Theodor Barth.

Digitized by Google

Erinnerungen an Lenbach.

Mitte Juli ist von der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart aus dem Nachlaß W. Wyls (Dr. Wilhelm von Wymetal) ein Büchlein unter dem Titel: „Franz von Lenbach: Gespräche und Erinnerungen" ausgegeben worden. Es ist „dem deutschen Volk" zugeeignet, eine Widmung, die an sich zopfig klingt und mit der man sehr vorsichtig sein müßte. Denn man weiß niemals vorher, ob sie auch angenommen wird.

Ein wichtiger Teil des Werkchens, das musterhaft gedruckt und mit sehr hübschen Kunstbeilagen geschmückt ist, war schon bekannt und hat viel böses Blut gemacht. Er bezieht sich auf des Malers Verhältnis zu Schack, auf die Kunstkenner- und Gönnerschaft des Grafen. Man hat von Undank gesprochen, wiewohl die Mitteilung erst nach des Mäcens Tode erfolgte. Nicht ohne Grund fragt nun Lenbach, wann man eigentlich die Wahrheit sprechen dürfe? Sie sei verpönt, so lange der lebe, den sie angeht; hernach aber schreie man über Pietätlosigkeit. So müßte man denn eigentlich immer schweigen und völlig haltlose Legenden sich bilden lassen.

Ein Verdienst bleibt dem Grafen unbenommen: er zahlte schlecht, aber er kaufte denn doch Bilder zu einer Zeit, da nach Lenbachs Worten sonst niemand etwas dawider gehabt hätte, wenn „Leute wie Arnold Böcklin, Anselm Feuerbach und andere sich dem Steinklopfen oder einer ähnlich gesunden, aber nur mäßig einträglichen Tätigkeit gewidmet hätten". Er konnte, es gibt kein anderes Wort, mit seinen Künstlern kotzengrob sein. So hatte Böcklin für 500 fl. ihm seine „Villa am Meer" gemalt. Das Bild mißfiel dem Freiherrn, und so erfloß folgendes Handschreiben: „Dem Böcklin ist zu sagen, wie selbst nach der Meinung seiner größten Verehrer das Bild („Schloß am Meer") seiner unwürdig ist und wie es auf jeden Fall schon wegen der Farbe in meine Galerie nicht paßt, aus welcher ich es schon in seinem eigenen Interesse entfernt habe, da es seinem Ruf schaden würde. Es fragt sich nun, wie Böcklin mich, nachdem ich mit Rücksicht auf die „Villa am Meer" 500 fl. abgelassen habe, wegen des Restes von 1100 fl. befriedigen will. Das Bild werde ich als Pfand betrachten, bis die Schuld auf die eine oder andere Art getilgt ist."

So, damit er sich's nicht völlig mit dem einzigen Käufer verdürbe, malte Böcklin das Bild nochmals, das die Galerie nun doppelt besitzt. Für die Wiederholung aber bekam er keinen roten Pfennig. Oder — es ging Schwind wieder einmal nicht zusammen. Er hatte das Atelier voll mit Bildern, nach deren Besitz es niemanden gelüstete. Nun mochte Schack den Künstler, hatte aber gegen den Menschen eine Abneigung, die, wie fast immer in solchen Fällen, prompt und rückhaltlos erwidert wurde. Da mußte ein Mittelchen herhalten, das sich später zwischen Semper und Wagner wieder bewährte: Lenbach erzählte, Schwind schwärme in einer auf die Dauer unerträglichen Weise von Schacks Firdusi-Uebertragung. „So, so", sagte Schack, „das habe ich ja garnicht gewußt, daß der Schwind ein so gebildeter, geschmackvoller Mann ist." Auf diese Weise, nicht ohne große Schwierigkeiten freilich, ließ sich die Sache endlich leimen. Schwind mußte ein Bild dazu liegen; hernach, um 8000 fl., wurde die ganze Sammlung erstanden. Dabei verfügte Schack über eine Rente von 60 000 fl.; da er für seine Person nur 10 000 fl. verbrauchte, so blieb ihm für seine Liebhabereien ein sehr hoher Betrag übrig.

Lenbach selber bezog während der ganzen Dauer seiner Tätigkeit für Schack ein Jahresgehalt von 1000 fl. Er hatte in Weimar, wohin ihn Piloty an die Kunstakademie empfohlen, erkannt, wie sehr not es ihm tue, zu lernen statt zu lehren, ließ sich also billig finden, um an die Quellen echter Kunst gelangen zu können, dahin zu dringen für den Sohn eines sehr kinderreichen Maurermeisters anders schwer eine Möglichkeit bestand. Nun reichte die ihm ausgesetzte Summe bei bescheidenen Ansprüchen für Italien, das ja damals noch sehr billig war; in Spanien ging es nur noch sehr knapp, nachdem alle Materialien und Fahrten aus diesem Betrage bestritten werden mußten. Eine Erhöhung seiner Bezüge erlangte er erst, als ihm ein Engländer für seine wundersame Kopie des fünften Karl nach Tizian 8000 Francs bot. Ueberhaupt konnte Schack niemals ein eigentliches Verhältnis zur Malerei gewinnen. Sein Auge war so schwach, daß er von den Dingen kaum einen Schimmer hatte. Da ist es denn klassisch gewesen, als einmal Lenbach Helene Dömminges, die in Lassalles Lebensgeschichte so tief eingriff, malte. Auch Schack schwärmte für die rotblonde Dame, begnckte Lenbachs Staffelei und meinte, ob denn ihr Haar nicht noch röter sei. Zum Unglück hatte aber der Künstler just nicht die gefährliche Schönheit darauf, sondern — Ignaz von Döllinger.

Durch Schwind ward Lenbach nach Wien empfohlen. Er kam in den geistig sehr hochstehenden Kreis, den Frau von Wertheimstein um sich versammelte, erhielt glänzende Aufträge. Unter andern hatte er das Porträt Kaiser Franz Josefs für die Weltausstellung zu malen, und es war ihm vom Generaldirektor Baron Schwarz-Senborn ein sehr günstiger Platz dafür verheißen worden. Hernach war er anderweitig vergeben, und Lenbach hatte einen sehr heftigen Auftritt mit Schwarz. Ein Nebelhorn verkündigte immer den Schluß der Ausstellung, und so hat er ihn „ein seuborniertes Nebelhorwieh" geheißen und meint, der Mann hätte jeden solchen Platz mehrfach versprochen und endlich dem Meistbietenden verkauft. Wahrscheinlich ist die Sache nicht, nachdem Maler nicht eben ergiebige Objekte für ähnliche Erpressungen sind: widerlegen aber müßten sie diejenigen unter allen Umständen, die es angeht. Es ist auch nicht alles richtig, was über Gottfried Sempers Wiener Erlebnisse berichtet wird. Unerhörtes Unrecht ist dem genialen Mann hier unter allen Umständen geschehen; der Größere, Vertrauende unterlag dem Gewandteren; Semper verstand sich nur auf Treppen, nicht auf Hintertreppen. Aber beider Anteil ist nun so ziemlich, ganz besonders durch Josef Bayers ausgezeichnete und gründliche Untersuchungen klargelegt; und ohne Widerspruch gerade der Besten ist jene Unbill niemals verübt worden. Ob Hasenauer wirklich 50 000 fl. für Bestechung der Presse aufgewendet hat, wie Lenbach erzählt, weiß ich nicht, ganz prächtig und eines rechten Mannes würdig aber ist die Antwort, die er einem gegeben hat, der Sempers Andenken verunglimpfte und sich hernach zum überlebenden Freund schlängeln wollte.

Durch Donna Laura Minghetti war er zuerst in Kissingen und, unmittelbar nach Kullmanns Attentat, mit Bismarck in Berührung gekommen, und eine zufällige Begegnung in Gastein brachte ihn dem Kanzler näher. Bald stand er in hohen Gnaden in Friedrichsruh, wurde beim Kommen und Scheiden vom Fürsten geküßt und umarmt und gehalten, wie ein Kind im Hause. Dennoch meint er, niemals hätte zwischen ihm und dem Kanzler ein freundschaftliches Verhältnis bestanden. Lenbach genierte eben nur nicht und war in den Augen Bismarcks kein Dummkopf. Das mag schon etwas geheißen haben. Zu einer Vertraulichkeit oder zu einem näheren Verhältnis war der Abstand zu groß. „Man fühlte sich neben ihm zerfließen." Es war eben die traurige und großartige Vereinsamung des Genies, das viele um sich sieht und dulden muß und innerlich von ihnen allen wenig weiß. Dabei war niemand teilnehmender, um das Wohl der Leute besorgter und zugänglicher, als der Kanzler. Er hielt in gewissem Sinn offene Tafel; wer kam, der erhielt neben ihm seinen Platz, ward angehört, wenn sich

Digitized by Google

Bismarck hernach auch erst erkundigen mußte, wer denn „der Kerl eigentlich gewesen sei“. In ihm war eben immer ein starker demokrotischer Zug. Lenbachs Kunst war ihm höchst gleichgültig, wie ihn denn überhaupt die Darstellungen seiner Persönlichkeit garnicht interessierten, im Gegensatz zu Moltke, der jedem saß und sich mit seinen Bildnissen freute. Ein merkwürdiger Zug; streitend mit der allgemeinen Vorstellung von diesen beiden und des Vermerkens wert. Sein Leben lang war dem Fürsten die höchste Gedankenarbeit, Stellungnahme zu allen wichtigen Fragen Bedürfnis, ja Pflicht gewesen; wie das Oberhaupt einer ungeheuern Familie, das in der Vorsorge für das Wohl aller, einzelnen gegenüber, hier also gegen ganze, große Gruppen, oftmals rücksichts- ja erbarmungslos erscheinen muß, war er Lenbach erschienen. Das sollte mit seiner Amtsentlassung zu Ende sein! Die Arbeit ging fort; frommen und wirksam werden aber sollte sie nun nicht mehr . . .

Lenbach rühmt die außerordentliche Ritterlichkeit Kaiser Wilhelms I, die ganz besonders Damen gegenüber sich immer bekundete. Es hätte keine, ob Fürstin oder Stubenmädchen, in seiner Gegenwart etwa das Taschentuch fallen lassen dürfen, ohne daß sich der alte Herr dorum gebückt hätte. Er preist seine schlichte und immer gleiche Milde; es ging von ihm eine sotche Hoheit und Güte aus, daß man ordentlich das Bedürfnis empfand, ihm etwas Liebes zu tun, mindestens ihm die Hand zu küssen. Immer hielt er auf Formen; auch seinem vertrautesten Berater gegenüber, besonders nachdem er ihm den Fürstenstand verliehen. Schwer leidend und von Schmerzen gequält, erhob er sich vom Lager, wenn Bismarck zum Vortrag erschien, und geleitete ihn trotz der Pein, die ihm jeder Schritt bereitete, hernach bis zum Ausgang. Unter solchen Umständen ist es mehr als ein guter Schwank, wenn Lenbach erzählt, es hätte ihn einmal neugiert, zu wissen, warum sich Bismarck in der Uniform gefalle, die doch in Berlin jeder Briefträger ähnlich trüge. Ja, meinte Bismarck, einmal sei er dadurch von der Mode unabhängig und dann — anders hätte er beim alten Herrn nicht die Hälfte dessen durchgesetzt, was er so erreicht. Er fühlte sich zunächst als preußischer Soldat: der in Uniform vor ihm erschien, der stand schon dadurch seinem Vertrauen näher. Im Gegensatz zu Wilhelm I. war Leo XIII. Pose ein Bedürfnis, und man versteht nun, woher sie in alle seine Bildnisse kam. Er rügte es, daß ihn Lenbach zuerst gar zu hinfällig gemalt habe; niemals dürfe ein Papst anders dargestellt werden, als vollkräftig, erhoben, segnend. Dabei — schmupfte der heilige Vater. Seiner eigenen Klugheit freute er sich und war sich ihrer bewußt. Für Bismarck und alles, was ihn anging, hatte er den lebendigsten Anteil; er ließ sich gern von ihm erzählen, achtete ihn hoch, wie man den einzigen Gegner respektiert, mit dem man sich oftmals gemessen und den mon sich ebenbürtig weiß. Er hat doch selbst ein Porträt Bismorcks bei Lenbach bestellt. Als es aber fertig war und abgeliefert werden und seinen Platz erhalten sollte, da erhub sich ein gewaltiges und zorniges Geschrei der Eifrigen und der Zionswächter dawider, der Erzketzer und Kulturkämpfer solle auch nur in effigie seinen Einzug in die geheiligten Räume des Vatikans halten. So unterbliebs. Das Werk kam nach Breslau ins Museum, und seine Entstehungsgeschichte mag den guten Breslauern den Besitz werter machen und würzen.

Es ist bekannt, daß Lenbachs Jugend hart genug war. Sohn eines Maurermeisters mit siebzehn Kindern und wenig Verdienst, war er ursprünglich dem Gewerb des Vaters bestimmt. Schon in einem älteren Bruder hatte sich das Maltalent heftig geregt. Ihm war es nicht vergönnt gewesen, dem Ruf, den er zu hören meinte, zu folgen, und er war darüber in jungen Jahren gestorben. Der kleine Franz tat mit, trotz seiner schwachen Augen, und hat sich um eine Kapellenwand ehrlich bemüht und Verdienste erworben. Eine sehr mangelhafte Schulbildung; erst mit elf Jahren auf der Gewerbeschule in Landshut, wo er sich im Baufach ausbilden sollte, lernte er ordentlich lesen und schreiben. Sein Vater hatte zehn Gulden monatlich für seinen Unterhalt ousgeworfen; dafür ward er bei der geschiedenen Frau eines Malermeisters gornicht übel verpflegt, mußte nur, welches ihn mächtig verdroß, sämtlichen Hausgenossen die Stiefel putzen. Er hat die Lücken seiner Bildung spälerhin eifrig durch Selbststudium gefüllt; in der Kunstgeschichte wußte er trotz einem Bescheid und in Goethe war er tief eingedrungen. Emsige Malversuche mit einem jungen und begobten Maler Hofner, der späterhin verbauerte, füllten die Zeit nach der Heimkehr aus Landshut. Es ward gleich mit Pinsel und Palette begonnen; der ältere Gefährte quälte sich sehr, während Lenbach dreist onging, was ihm unter die Hände geriet, besonders wenn es starke Schlagschatten warf, und olles leicht fand, sodaß er sich dem älteren und führenden Genossen gegenüber bald überlegen fühlen mußte. Häufige und schwere Erkrankungen, aus denen er sich selber durch eine strenge und selbstersonnene Diät hilft — er genießt geraume Zeit nichts als Milch und Brot — verlangsamen seine Entwicklung. Dabei wird er ein gewaltiger Schnelläufer. Es sind von Schrobenhausen über Dachau nach München neun deutsche Meilen. Die lief er nun oftmals barfuß in zehn Stunden. Um vier Uhr Morgens brach er auf, hielt sich im betauten Gras und war gegen zwei Uhr Nachmittags in der Hauptstodt, häufig genug nur vom Verlangen getrieben, wieder einmal seine Lieblinge in der Pinakothek zu sehen. Er malte gonze Bauernfamilien; das wurde pro Kopf mit einem Gulden bezahlt und lohnte somit desto besser, je zahlreicher die Familie war. Es war dazumal, als Piloty schon aufmerksam auf ihn geworden war und seine Arbeiten „über den Schellenkönig“ lobte, ihn nach Weimar empfahl, wo er die dauernde und folgenreiche Freundschaft mit Böcklin, dem anregendsten Menschen von der Welt, knüpfte, sein Ideal, einen Gulden täglich verdienen zu können.

Es war immer eine große Sehnsucht nach Wahrhaftigkeit in ihm gewesen, die sich in den Anfängen seines selbständigen Künstlertums, da er mit Pilotv seine erste Romfahrt unternahm, zu einem förmlichen Lichthunger steigerte. Akademien hat er gehaßt; sie sollten seiner Meinung nach wesentlich nur die Ueberlieferung hegen, zumal dessen, was technisch sicher und gut und dem Lernenden notwendig sei, statt daß sie nur zu gern Individuolitäten unterwerfen, also schädigen. Den Weg, den er selber gehen müssen, hielt er für gefährlich und allzu mühsom, so weit er selber darouf gekommen war. Von höchstem Wert sei es für den Suchenden, Farbenskizzen nach den großen Meistern sich anzulegen, um so ihre Tonwerte und die Art ihrer Wirkungen zu erforschen. Kopieren aber sei schwierig wie undankbar. Höchst greulich war ihm bei aller Anerkennung der Begabungen, die sich immer wieder und in großer Fülle der Kunst zudrängen, jene Neuerungssucht, die frisch beginnen möchte, statt eine schöne Ueberlieferung zu nutzen, der eigenen Persönlichkeit unterwürfig, den eigenen Zwecken nutzbar zu machen. Grenzenlos war seine Verehrung vor den Alten, die sich im Grunde alle miteinander vertrügen, weil sie sämtlich ihrer Sache sicher seien und nichts unternähmen, was sie nicht meistern könnten. Er beklagte, daß wir über ihr Leben und ihre Gesinnungen so schlecht unterrichtet wären, den Mangel an zuverlässigen Nachrichten. Obenan stand ihm nahezu Tizian, der einzigen Fülle und Harmonie halber, die in ihm ruht. Die ungeheure Kraft Michel Angelos, seinen überschwenglichen Drang nach Gestaltung empfand er als barbarisch, mindestens als das Gegenteil von hellenisch. Er verwirrte und bedrückte ihn; viel anders wird es keinem ergehen, der ohne Selbstlüge, vollkommen unbefangen und dem eigenen Auge vertrauend, etwa vor die Sixtina tritt. Eine unsägliche Liebe galt Rubens, der ihm freilich in der Mühelosigkeit seines Schaffens, im Reichtum der Erfindung und Gestaltung sehr imponieren mußte, der früh erkannt hatte, die Phantasie sei ihm nicht mitgegeben worden. Er schalt Helene Fourment, daß sie so bald nach des Meisters Tode einen ganz gewöhnlichen Menschen heiraten konnte, nachdem sie ein Jahrzehnt an der Seite eines Halbgottes gelebt, dem die reichste künstlerische Tätigkeit neben

Digitized by Google

diplomatischen Sendungen, die denn doch auch ihren ganzen Mann erfordern, gegangen war. Die Formel, in die er gern seine Bewunderung kleidete: „Beim Rubens hätt' ich gern Kammerdiener sein mögen", braucht allerdings nicht nach jedermanns Geschmack zu sein. Farbenreiber — immer; aber Lakaiendienste sollte man sich nie und vor niemandem wünschen . . . .

Ein solcher Mann trägt ein starkes und aufrichtiges freundschaftsbedürfnis in sich. Gern dachte er immer der Weimaraner Tage — auch Begas, schon Inhaber einer goldenen Brüsseler Medaille, aber noch ohne allen Auftrag und sichertich ohne Ahnung der hohen Geltung, die ihm höchsten Orts einmal beschieden sein sollte, war hinberufen worden — da er mit Böcklin in der herrlichen Landschaft sich umtrieb. Krine Gottesgabe ward verschmäht. Bei rinem braven Wirt entdeckten sie einen französischen Wein, der nicht nur schön hieß — Roussillon —, sondern auch wirklich vortrefflich war. Der Gesamtvorrat davon betrug siebzig Flaschen: die beiden strebsamen Künstler wußten das darum so genau, weil sie in drei oder vier Tagen damit fertig wurden. Eine durchaus achtbare Leistung. Es wurde natürlich heftig philosophiert, und Lenbach lernte ganz besonders für die Farbenwirkung durch Gegensätze oder für die Art, wie die Alten gewisse Wirkungen erzielten, viel von Böcklin, der um sechs Jahr älter war. Ein großer Widerstreit im Begriff des Bildnisses, dahin es den Jüngeren so zog, bestand. Böcklin wollte es generell. Handle es sich um ein junges Mädchen, so müsse man von vornherein sehen, was dargestellt sei, es müßten daher Frühlingsfarben für das Gewand gewählt sein. „Mir schien es im Gegensatz dazu, daß, je mehr man sich auf solche allgemeine, jugendtiche Symbole oder Effekte einlasse, desto mehr der individuelle Charakter des Bildnisses Schaden leiden müsse." Damals schon erkannte er den hohen Wert der grauen Hintergründe, von denen sich alles so bestimmt und reinlich abhebt. Er rettete sich von Böcklin zu Rubens hinüber, der, wenn er ans Bildnis kam, immer so arbeitete, „daß man die allereinfachsten Mittel und eine taktvolle Lokalität als mit der Darstellung des Individuellen unzertrennlich verbunden betrachten müsse".

Als die höchste Eigenschaft des Künstlers und wohl auch des Menschen erschien ihm der Takt, den er auch im Leben, im Verkehr mit den Höchsten und Mächtigsten dieser Welt so oft gebrauchte und bekunden mußte. „Taktvoll, darauf kommt eben alles an. Kunst treiben heißt Takt üben. Mit Takt ist die Größe, das Format der Bilder zu wählen, mit Takt ein bestimmtes Maß der Ausführung, ob durchgeführt ob Skizze, zu wählen und festzuhalten. Takt ist ja auch im Leben die Grundbedingung eines sozusagen künsterischen Verhältnisses der Menschen zueinander. Die Leute, die Takt haben, sind die wahren Aristokraten der Menschheit, und da auch die Künste alles Rohe und Verworrene sich fernhalten müssen, ist die aristokratische Eigenschaft des Taktes auch ihnen unentbehrlich. Man sehe nur, mit welchem Takt Rubens es anstellt, kleine winzige Nymphen in einem Walde erscheinen zu lassen, mit welchem Takt er es darstellt, wenn er, wie auf dem kleinen Bild in der Pinakothek mit seiner Frau spazieren geht, mit welcher Zurückhaltung, mit welcher Pietät er ein Porträt malt. Vollkommen schticht steht vor einem Grunde sein Mann neb.n einem Stuhle. — Es kommt eben alles auf das durchgebildete Gefühl, auf die zur zweiten Natur gewordene Diskretion an: man soll immer etwas weniger sagen, als man sagen könnte." Und zum Wert der Persönlichkeit hat er gar ein schönes Wort: „Jeder Mensch ist ein Unikum. Jeder hat etwas in sich, was kein anderer hat. Jeder kann etwas, was kein anderer kann. Behandelt er nun sein spezielles Talent sozusagen wie eine schöne Perle, so kann er achtbar neben den Besten stehen, wie ein bescheidenes, aber zierliches Blümchen neben der stolzen Lilie oder Zentifolie. Jeder Mensch sollte in goldenen Lettern über seine Türe schreiben: ‚Was kannst Du, das kein anderer kann?'"

Man hat neuerdings wieder ein ziemliches Wesen damit gemacht, die Kunst in den Dienst der Sittigung des Volkes zu stellen. An diese Möglichkeit glaubte Lenbach nicht; ihm war und blieb ste etwas Ausschließliches, das sich nur die Erlesenen zueignen können, und er wußte zu viel Geschichte, um an ihre ethisch-reinigende Macht zu glauben. Mit stürmischen Zeiten ohne Rücksicht und Erbarmen ist ihre Blüte noch immer zusammengefallen. Die Wirksamkeit der Historien- und der Anekdotenmalerei auf die Massen verstand er und erklärte sie sinnreich und richtig. Es ist dort der Blutgeruch, den der Beschauer durchzuschmecken vermeint, vornehmlich bei Gallait und den Franzosen, hier die Freude an der Erzählung und der eigenen Klugheit, die so hübsch einen Reim auf das Dargestellte zu finden weiß. Von den Deutschen gingen ihm Wilhelm von Kaulbach und Piloty, so sehr er ihm zu Dank verpflichtet war, am meisten gegen den Strich. Sein Urteil über diese beiden ist so wichtig, daß es zitiert sein muß. Kaulbach war ihm in seiner Jugend sicherlich der begabteste Schüler des Cornelius. Aber — ihm fehlte die Ehrlichkeit seines Meisters . . . . „Er hat auf das Publikum zu wirken gewußt durch die Verbindung dessen, was in der Malerei möglich ist und was nicht, und diese Vermischung erfolgte durch eine süßliche Manier, die natürlich viel mehr gefallen mußte als die Strenge und Härte des Cornelius. Er besaß eine imponierende Energie; aber es fehlte ihm überall die Unterlage der Natur: das Naive. Kein Künstler ist weiter von diesem entfernt, als gerade er. So hat er bei all der Bewunderung, die seine große Tätigkeit verdient, seinen Zeitgenossen doch nur ein großes Strohfeuer angezündet, und alle ihre Pracht, all ihr Glanz ist mit seiner Zeit dahingegangen und für immer verschwunden. Cornelius gibt uns noch die Möglichkeit, durch seine Werke hindurch die Alten gewahr zu werden; Kaulbach aber und Piloty haben zwischen sich und den Alten eine starke Wand aufgerichtet, durch die hindurch die Heroen der Vorzeit nicht mehr wahrgenommen werden können. Cornelius hat in dieser Brziehung mit seiner Eckigkeit, Härte und Trockenheit und mit seiner herben Grandezza weniger schädlich gewirkt, als diese beiden es mit den schlüpfrigen Mitteln getan haben, durch welche sie das zu erzwingen suchten, was in der Malerei erlaubt und was nicht erlaubt ist." Cornelius galt ihm, nach einem Wort Lionardos, wo nicht für den Sohn, so doch für einen Enkel der Natur. Gedankenmalerei war ihm greulich. Er mochte nichts von philosophischen Systemen in der Kunst wissen, die ihm erst dort begann, wo das Denken aufhört, deren eigentlicher Genuß ihm Erlösung vom Denken war.

Ging es um ste, dann konnte er auch ganz rücksichtslos einen guten Kampf auf sich nehmen. Das neue National-Museum in München sollte erbaut werden. Eine große Summe, 4 800 000 Mark, stand zur Verfügung; ein Platz, genügend groß und in jedem Sinn günstig, war dafür bestimmt. Und nun begann der Unfug: aus Ersparnisrücksichten war die Hälfte des Baugrundes weiter begeben worden, sodaß die Gefahr bestand, man werde einen unzureichenden Bau erhalten oder einen jener himmelhohen Kästen türmen müssen, die jede Stimmung ertöten. Die Pläne aber sollten einem Baubeamten des Ministeriums werden, der sie wacker und nach seinen Begriffen auch schön hingestrichen hätte, während Lenbach in Gabriel Seidl den einzigen Mann zu wissen glaubte, der rine solche Aufgabe verdiene und lösen könne. Er rief sich Eideshelfer auf, die freilich nicht gar weit mit ihm gingen. Ohne alles Besinnen, fast allein nahm er die Fehde mit Ministerien und Regierungsgewalten auf; drohte mit Sturmpetitionen; hintertrieb den Grundverkauf; rastete nicht, ehe er nicht seine Gedanken durchgesetzt. Ihm selber hatte Seidl das Haus gebaut, das echte Tizians, eine Skizze von Rubens und ähnliche Kleinodien beherbergte und dessen Errichtung ein hübsches Pröbchen von Wagemut und Vertrauen in die Fähigkeit des Erwerbens darstellt. Der Grund allein kostete 220 000 Mark; 20 000 Mark fanden sich in Lenbachs Vermögen. Die Hälfte davon diente

Digitized by Google

als Angabe; mit dem Rest ward der Bau begonnen. Woche für Woche je nach der Einnahme erfolgten Abzahlungen, und so entstand das durch Schönheit und Feinheit der Stimmung vielbestaunte Palais, einst eine Stätte vornehmster Geselligkeit. Freilich — was hat Lenbach in seinem Leben zusammengearbeitet! 3000—4000 Porträts sind gemalt worden; und immer war ihm die Verantwortlichkeit gegenwärtig, die jeder neue Auftrag brachte und bedeutete.

Man blickt in ein reiches und von Gedanken und Arbeit erfülltes Leben. Den Menschen Lenbach lernt man kennen, und er deckt sich ziemlich mit dem Begriff, den seine Werke erwecken. Man wüßte freilich gern mehr von dem, was er erlebt und gesehen, möchte besonders nach dem Tadel, den er den großen Meistern seiner Kunst ihrer Unterlassungen in dieser Hinsicht halber zollt, die Hoffnung auf Memoiren in sich hegen, begingen wir nicht alle gern dasselbe, was wir an anderen heftig rügen.

Wien. J. J. David.

Das überlichte Licht.

(Das Rätsel des Angelus.)

(Schluß.)

Der Adept aber hatte die letzten Worte nicht mehr gehört. Starr sah er vor sich hin. „Nicht für andere — — nicht für andere — — das überlichte Licht nicht für andere.“ Nur dieser Gedanke beherrschte ihn. Und wie vernichtet durch das Versinken der höchsten Hoffnung barg er sein Antlitz im Rasen. Alles war plötzlich erloschen, keinen Glanz sah er mehr vor den Augen, nur trostloses Dunkel fühlte er.

Dann aber richtete er sich stolz auf und sprach:

„Ich habe Euch erzählt, daß nur mehr dies letzte aller Geheimnisse fehlt, damit ich mein großes Werk vollende. Mein ganzes welterlösendes System liegt ausgebaut und fertig — bis auf dies eine. Bedenkt, welch ungeheure Folgen es hätte, wenn dies eine, dies eine mir würde. Meine Philosophie wäre bewiesen, gekrönt, eine alte Weltanschauung gestürzt, mit ungeheurer Kraft aber würde eine neue siegreich aufsteigen, würde die Welt reinigend durchdringen, alte Urteile, alte Gesetze zerstören und größere zur wahren Herrschaft erheben. Erwägt diese unbeschreiblichen Wirkungen, die aus der Mitteilung Eures Geheimnisses entständen — und dann zögert nicht mehr — nein, dann könnt Ihr nicht zögern.“

In maßlosem Erstaunen sah ihm der Jüngling mit großen Augen in die starren, hoheitsvollen Züge. War das Verwirrung des Geistes, was aus dem Gefährten sprach? Wie — er sollte das dem geliebten Sterbenden zugesagte Versprechen verletzen? Nein, dies Verlangen war wahnsinnig oder verbrecherisch und an seine Erfüllung war nicht zu denken, sollte darüber auch das größte philosophische Werk unvollendet bleiben.

Und so sprach er zum andern.

Der erblich.

„Angelus Silesius hat nach einem Leben der Forschung das Geheimnis, das mir fehlt, gelöst. Was einem Angelus, einem so gottbegnadeten Geist zum erstenmal gelang, wird in Jahrhunderten nicht wieder von einem zweiten erreicht werden. Merkt Ihr denn nicht: es handelt sich um Ungeheures.

Fühlt Ihr denn nicht: die Zeit verlangt erfüllt zu werden. Niemand kann mehr dazu berufen sein, sie zu erfüllen, denn ich. All das Seltsame, das uns in den letzten Stunden begegnet ist — ist es Euch kein Zeichen, keine Mahnung des Fatums der Welt? Des furchtbar hohen Geschickes, das an einer Wende steht? Könnt Ihr zögern — könnt Ihr zögern, wenn Ihr bedenkt, welch unaussprechliche, gewaltige Wandlungen eintreten werden, wenn Ihr mir Euer köstliches Behältnis öffnet? Ihr könnt es nicht!“

Die letzten mit der Kraft tiefster Ueberzeugung gesprochenen Worte verhallten mit dem leisen Sausen des Windes, der von den kalten Gletschern herüberwehte. Als der Jüngling noch immer schwieg, bedeckte der Adept das Antlitz mit den Händen, als müsse er die Gefühle verhüllen, die in seiner Seele sich erhoben, die sich nicht befreien konnten und schwer auf dem ganzen Wesen des Gereinigten lasteten. War es Haß, was ihn dazu drängte, sich auf den Gefährten zu stürzen, ihn, der noch immer zauderte, zu vernichten, nachdem er ihm das heilige Geheimnis entrissen? War es Liebe, was ihn trieb, den Jüngling, der ihm als so herrliche Blüte erschien, zu umarmen und ihn um das Geheimnis zu bitten?

Drückende Stille lagerte über der Seele der beiden Menschen, heiteres Schweigen über der im Glanz erstarrten Natur. Die gleiche Kraft waltete hier wie dort. Anziehung und Abstoßung nannte sie der Mensch in der stummen Natur, als Liebe und Haß erschien sie ihm auf dem Grund seines Wesens.

Gebannt von Liebe und Haß verharrte der Adept in erwartendem Schweigen. Aber auch der Jüngling schwieg und gab so die klarste Antwort.

„So laßt uns gehen,“ rief der Adept endlich und hatte Mühe, seine Sinne zu meistern, „laßt uns diese Unglücksstätte verlassen, die uns fürchterlich werden könnte. Laßt uns gehen — laßt uns gehen!“

Entsetzt über die neu ausbrechende Leidenschaft sprang der Jüngling auf und schritt voran. Müde und gebeugt von der seelischen Last folgte der Gefährte. Schweigsam schritten beide. — — —

Umzogen hatte der Steig die himmelhohe Wand, neue Gletscher, neue Gipfel waren aufgetaucht und blickten kalt und ernst in den Abend. Eine hohe Felskuppe hinan lief der Weg, und auf ihm schritten die Wanderer.

„Hörtet Ihr? Vernahmt Ihr ihn nicht den schrecklichen Laut?“

Der voranschreitende junge Scholar wandte sich entsetzt und fragend zum Gefährten.

Mit erzwungenem Lächeln antwortete der:

„Beunruhigt Euch nicht. In diese eisgraue Oede herauf dringt kein Böswilliger, hier herauf steigt kein Gespenst. Was Ihr hörtet, war der Pfiff eines Murmeltieres, das unsere Schritte aufgeschreckt. Gehet zu, sonst überrascht uns zu bald die Nacht. Nur noch diese Höhe, und Ihr könnt es im Abend liegen sehen, Euer Reiseziel.“

— — Da lag nun tief unten das Welschland mit Mailand in der Ferne. Dort, wo ein feiner, weißer Turm in den Abend ragte, sollte das heiligste Geheimnis seiner Größe beraubt, entwürdigt werden. Nein — niemals durfte dies geschehen; — da mußte er eingreifen, mußte es verhindern, daß der keineswegs vernünftige Wille eines anscheinend verwirrten Sterbenden oder die unsinnige Laune eines eigensinnigen Gelehrten erfüllt würde.

Er mußte sich des überlichten Lichtes bemächtigen, um

Digitized by Google

mit ihm das Weltall zu durchstrahlen. Er mußte es in seine Gewalt bekommen — auf welchem Wege dies auch sei.

Sollte er — sollte er dem Gefährten das köstliche Behältnis entreißen und ihn, der darum kämpfen würde, in den Abgrund stürzen, der sich gähnend auftat und dessen fürchterliche Tiefe endlos erschien?

Kein Strahl des Mondes, der leuchtend aufging, fiel in die entsetzliche Tiefe, kein Licht erfüllte sie. Von ewigem Dunkel bedeckt wäre die Tat, das überlichte Licht aber würde strahlen — — — strahlen, daß die Welt zum blendendsten Wunder würde.

Sollte er — — sollte er — —?

Aber k ö n n t e er es auch?

Galt es doch die Vernichtung des Hoffnungsreichen, der ihm ob seiner schönen Gaben lieb geworden war.

Könnte er — — — — —?

Oh — er könnte — er mußte können; denn was bedeutete hier das Leben eines einzelnen, wenn auch noch so herrlichen Menschen, da die Erleuchtung der Welt auf dem furchtbaren Spiele stand?

Aber noch einmal wollte er es versuchen. Im Fall des Mißlingens aber kein Zögern! Er selbst würde ja sein Leben opfern, wenn dies der Erforschung der Wahrheit dienen könnte.

„Gib es mir — gib es mir — — zum letztenmal: gib mir Dein Geheimnis preis! Erinnere Dich an das, was ich Dir gesagt!

Gib es mir — oder — — — —"

Was aber der andere tat, beraubte ihn seiner Waffen. Traurigen Gesichts schlang der junge Scholar seinen Arm um des Genossen Schulter, feucht erglänzten seine Augen — ein Mensch küßte den andern.

„Armer — Armer — könnte ich Dir helfen! könnte ich nur — ich wollte es so gern. Sieh, ich leide selbst mit Dir, mein Bruder, und darf es nicht ändern; denn heilig ist mir der Tote. Aber komm! komm! Laß uns in Frieden hinabwandern und sei mir gütig!"

Der von dieser Wendung Gebannte ließ sich mit fortziehen; erst, als er den Hang des Felsens hinter sich hatte, erstarkte er wieder und schritt weiter unter der Last eines dämonischen Zwanges.

Und es wagte keiner, das Schweigen zu brechen.

Aber es war ein furchtbares Schweigen. Den Jüngling ließ eine unbestimmte, um so beunruhigendere Angst erbeben; er glaubte, es sei der Gefährte, gelockt von der übernatürlichen Kraft des großen Rätsels, dem Wahnsinn nahe. In der Seele des Adepten aber tauchte er wieder auf, der mächtige, zwingende Wille, das Licht zu erkämpfen.

Die Gedanken schoben sich, kreuzten sich, stiegen auf und ab und vernichteten sich gegenseitig wieder. Neue erhoben sich gewaltsam und füllten das ganze Sein des Gequälten.

„Und wenn er mir auch den Bruderkuß gab: mit ihm muß ich streiten. Und wenn er mir auch ein Bruder sein könnte: ihn muß ich besiegen, ihn vernichten, um das Größte zu vollenden. Seinen hohen Geist muß ich in die Todesnacht versenken, seine herrlichen Gaben zerstören. . . . . Aber würde nicht auch ich selbst mein Leben dem Untergang weihen, wenn aus ihm triumphierend das Gewaltigste erstünde, wenn durch ihn die Wende der Welt erfüllt würde?

„Ich muß — ich muß — — — ich will! Ich will es e r k ä m p f e n, das Licht. . ."

Den Jüngling schauderte, als er den Gefährten mit sich selbst reden hörte. Wie konnte er des Adepten Verwirrung bannen, wie sein verderbliches Sehnen nach der glanzvollen Wahrheit des Meisters dämmen? Nur mit des Verehrten Worten selbst. Und er redete ihn mit den hoheitsvollen Versen des Angelus an:

„Mich wundert, daß Du darfst den Tag so sehr verlangen:
Die Sonn' ist meiner Seel' noch niemals untergangen."

„Mir aber soll sie aufgehen, die Sonne meiner Seele! Die Leuchte der Welt! Im überlichten Licht des Meisters soll sie mir erstrahlen."

Also antwortete des Gefährten Stimme, die von unterdrücktem Jubel, aber auch von ausbrechender Seelenpein klang.

So vermochten auch die Worte des Angelus nichts! Der junge Scholar trat zu dem Gepeinigten und faßte seine Hand:

„Beruhige Dich, lieber Bruder!"

War es ein Mensch, der ihn berührte? Nein: das Weltgeschick war zu ihm getreten, ihn an seine Mission zu mahnen.

„Ich verstehe Dich — ich verstehe Dich, allmächtiger Geist", murmelte der Adept. Und er hielt den Genossen an. So ruhig er aber auch bleiben mochte: er zitterte, als er dem Scholaren in die großen, feuchten Augen blickte.

„Nehmt Euch in acht, schrie dieser. Dicht neben uns dehnt sich der schwarze See."

„Du weißt, um was es sich handelt. Um die Erleuchtung der Welt, die nur ich vermag. So gib mir. . . . ."

„Laßt mich los, oder ich kämpfe!"

Keine Rührung! Kein Erbarmen! Das Geschick der Welt verlangt es. Ihm muß der Berufene opfern.

„Im Namen der Welt, der das Licht werden soll: Ich vernichte Dich, gibst Du mir nicht das Geheimnis!"

„Lieber den Tod. . ."

„Du willst es."

Ein Ringen zwischen matt erhellten Felstrümmern, ein weher Schrei, ein Fall und ein letztes Stöhnen.

Aus dem Dunkel schreit eine Stimme:

„Ich habe es, ich halte es! Das Licht . . . . das überlichte."

Und mit bebender Hand preßt der Sieger im Kampf das köstliche Behältnis ans Herz.

„Geschenkt ist der Welt der reiche, flammende, offenbarende Glanz! Enthüllt das Geheimnis der Erscheinung! Heraus an die Welt, großes Rätsel, erstrahle in deiner ganzen Pracht, heiliges Licht!"

Aber der größte Triumph ward erstickt, die Stimme brach gellend: Stiegen dort nicht Schatten aus dem schwarzen See, zu dem Entsamen tretend? Schwebten nicht weiße Seelen aus den hellen Sternbildern, von der Höhe nach seinem Haupt weisend? Und dort drüben, mitten im See: was war das? Das waren zwei sanfte, schmeichelnde Augen, die Augen des Getöteten. Und auch vom Himmel blickten sie als lichte Sterne.

„Weg, ihr Truggeister, weg, ihr wilden Träume!"

Nein, d a s durfte seinen höchsten Triumph nicht stören. Daher abgewandt die Augen von den irren Erscheinungen, daher den Blick gerichtet auf das köstliche Gut! Mochte auch jenen das ewige Dunkel umfangen — — —

Zitternde Hände rütteln an dem Behältnis, sprengen das Siegel des Mystikers und öffnen das Kästchen:

„Flamma flammae! Lux lucis!"

Der matte Mondschein erhellt vereint mit dem stillen Glanz der Sterne einen Streifen weißen Pergamentes, der mit zwei großen blitzenden Demanten an den Samt im Innern des Kästchens geheftet ist.

In diesem höchsten Augenblick versucht der Zitternde die innere Stimme zum Schweigen zu bringen. Sie aber spricht:

Jener, den du ins ewige Dunkel gestürzt, wird nimmer das heilige Licht schauen. Und dir, dem Mörder, der da lebt, dir soll es leuchten?

Am ganzen Leibe bebend, hält der Fiebernde das Kostbarste dicht vor die Augen, die vor dem größten aller Rätsel zu versagen scheinen.

Aber mit aller Macht und der Inbrunst seines Lebens heftet sie der Hochaufgerichtete auf die Schrift Angeli Silesii.

Digitized by Google

Zwei Zeilen krauser Buchstaben erleuchtet der Glanz des Himmels:

Das überlichte Licht schaut man in diesem Leben
Nicht besser als wann man ins Dunkle sich begeben.
Angelus.

München. Karl Goldmann.

Dr. Alfred Jeremias: Das Alte Testament im Lichte des Alten Orients. Handbuch zur biblisch-orientalischen Altertumskunde. Mit 145 Abbildungen und 2 Karten. Brosch. 6,50, geb. 7,50 Mark. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1904.

An dem Buche ist zunächst der Verfasser bemerkenswert. Er steht der Tradition des Alten Testamentes mit einem Vertrauen gegenüber, das er selbst als religiös bezeichnet. Dabei ist er seiner Methode nach Religionsgeschichtler: 145 Bilder und eine reiche Menge gut übersetzter Texte aus altorientalischen Religionen dienen ihm zum Vergleich und zur Erläuterung der israelitischen. Das Ueberraschende und Interessante des Buches besteht aber darin, daß die Stoffe in der Hauptsache unter einem Gesichtspunkte betrachtet sind: unter dem des astral-mythologischen Schemas. Die Behauptung ist die: alle antike Geschichts- und Ependichtung, soweit sie vom Orient abhängig ist, einschließlich des biblischen Schrifttums, ist in eine Formensprache eingekleidet, die vom Sternenhimmel heruntergeholt ist, wie etwa unsere Darstellungsweise vom Entwicklungsschema abhängt. An einigen Stellen vermißt man die Vergleichung mit dem Neuen Testament. Zur Geburtsgeschichte des Moses werden zwölf Parallelen aus der antiken Literatur angeführt, die älteste aus der babylonischen, die des Sargon von Agade: hier fehlt der Hinweis auf die gleichen „Motive" in der Geburtsgeschichte Jesu. An glücklichen Beispielen ist nachgewiesen, daß die mythologische Formensprache an sich nichts entscheidet über Geschichtlichkeit oder Legendenhaftigkeit des Stoffes. Jenen Sargon von Agade des dritten vorchristlichen Jahrtausends, von dem erzählt wird, daß er von seiner Vestalin-Mutter in einem Schilfkästchen in den Fluß gelegt worden sei, hielt man um dieser Erzählung willen für eine mythische Persönlichkeit, bis man geschichtliche Nachrichten von ihm und sein Siegel fand.

Der Verfasser läßt von vornherein keinen Zweifel darüber, daß er als Ursprungsstätte der astralmythischen Formensprache das Eufratland ansieht: in den beiden ersten Kapiteln legt er dar, was er im Anschluß an Prof. Winckler-Berlin unter altorientalischer Lehre und altorientalischem Weltbild versteht, und welche Kenntnis wir gegenwärtig von dem babylonischen Pantheon haben, und das tut er unter Vorführung der urkundlichen Belege. Hier kann jeder selbst über den heiß umstrittenen „Panbabylonismus" urteilen lernen.

Leipzig. Israel.

History of the United States from the Compromise of 1850 by James Ford Rhodes. 4 Bände. London und Newyork, 1903, McMillan & Co.

Vermag ein Amerikaner amerikanische Geschichte zu schreiben — oder vielmehr, vermag er sie mit solcher Unparteilichkeit zu schreiben, daß er dabei seinem eigenen Volke gerecht wird? Vermag ein Deutscher die Geschichte Preußens seit 1840 zu schreiben, oder ein Engländer die Geschichte der Stuarts? Kann ein Südafrikaner uns ein wahres Bild der wirtschaftlichen Entwicklung seines Landes während der letzten zwanzig Jahre geben? Bis jetzt sind die besten Werke über die amerikanische Geschichte diejenigen von de Tocqueville, James Bryce, von Holst, Franz Lieber, George Trevelyan.

Heutzutage leben die Amerikaner noch in den Anschauungen, welche sich infolge des Bürgerkrieges von 1861 bis 1865 bildeten, und über diesen Gegenstand ist meines Wissens das einzige Buch, welches den Amerikanern des Nordens ebenso wie denen des Südens gerecht wird, von dem früheren Oberst Henderson geschrieben. Henderson war ein ausgezeichneter Offizier der britischen Armee und starb infolge von Wunden, die er im Burenkriege davongetragen hatte. Sein Geschichtswerk endet mit dem Tode des großen Generals der konföderierten Armee im Jahre 1862, aber trotzdem findet der Verfasser Gelegenheit, die Vorzüge und Fehler der beiden im Felde stehenden Armeen zu erörtern und gelegentlich auf die politischen Zustände Seitenblicke zu werfen, die für uns Amerikaner von höchstem Interesse sind.

Rhodes hat nun den vierten Band seiner „Geschichte der Vereinigten Staaten" veröffentlicht, welcher die Jahre 1850 bis 1864 umfaßt. Diese Periode hat vielleicht das größte Interesse für einen Deutschen, denn sie umfaßt die Zeit des schärfsten Antagonismus zwischen den Eigentümern von Sklaven und den Freunden der Aufhebung der Sklaverei, wobei die Meinung und die tatkräftige Wirksamkeit von Deutschen, die infolge der Revolution von 1848 nach Amerika gekommen waren, eine wichtige, wenn nicht entscheidende Rolle spielten.

Rhodes prunkt nicht mit akademischen Würden auf dem Titelblatt; er erregt unser Interesse ausschließlich durch das Werk selbst, das er uns zur Prüfung unterbreitet. Der Leser braucht von ihm nur zu wissen, daß er in Boston wohnt und infolgedessen aus Anschauungen heraus schreibt, welche die Sklaverei aus moralischen, wenn nicht religiösen Gründen entschieden verwerfen. Er ist mit dem unlängst verstorbenen Senator Hanna in Ohio verwandt, dem energischen Führer der herrschenden Partei in Washington, jener Partei, welche für Protektionismus sowie für Zentralisation eintritt und den ehemaligen Sklavenstaaten eine Regierungsform aufzwingen möchte, die den Wünschen der weißen Bevölkerung widerspricht.

Ich sagte, all dies kann den Leser von vornherein gegen Rhodes einnehmen. Von einem solchen Schriftsteller verlangen wir für Jefferson Davis nicht mehr Lob, als wir nach Anerkennung für Gladstone im Portefeuille Chamberlains suchen würden.

Andererseits besitzt Rhodes für seine große Aufgabe Eigenschaften, über die nur sehr wenige gute akademische Historiker verfügen. Geschichte wird im Grunde doch vornehmlich nach authentischen Beweisstücken geschrieben, die man sichtet und in Buchform bringt. Wie wenige Schriftsteller haben aber die nötige Erfahrung, die sie für eine solche Arbeit befähigt!

Rhodes ist ein Mann von reifen Jahren und besitzt hinreichendes Vermögen. Er hat persönlich jeden Teil der Vereinigten Staaten, den er im Rahmen seines Geschichtswerkes behandelt, durchforscht; er steht oder stand in persönlichen Beziehungen zu den Haupthelden des großen Krieges, den er schildert; er hatte Zutritt zu allen Materialien, welche die heimische Regierung besitzt; er ist endlich ein erfahrener Jurist und Geschäftsmann.

Ich sage nicht, daß es ihm gelungen sei, die Vollkommenheit in der Darstellung der Geschichte zu erreichen; meinen deutschen Freunden gegenüber möchte ich jedoch besonders hervorheben, daß er näher an dieses Ziel gelangte als irgend ein anderer früherer amerikanischer Schriftsteller. Er hat sein Thema aus wissenschaftlichem Geiste heraus behandelt und uns den Gewinn aus all seinen Informationsquellen zugänglich gemacht. Wenn wir uns hier und da seinen Schlußfolgerungen auch nicht anzuschließen vermögen, so können wir doch wiederholen, daß er, indem er das Unerreichbare anstrebte, der Lösung nähergekommen ist, als je einer seiner zahlreichen Vorgänger.

Newyork. Poultney Bigelow.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Fr. Weinhausen, SW. Dessauerstraße 1, part. (Politik und Volkswirtschaft.)

Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 85 (Kunst und Literatur.)

Dr. Th. Barth, W. Tiergartenstraße 37.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 48. Berlin, den 27. August 1904. 21. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Das volkswirtschaftliche Ideal, eine gegebene Leistung mit den denkbar geringsten Kräften zu bewerkstelligen, scheint in der gegenwärtigen preußischen Regierung auf politischem Gebiete beinahe völlig erreicht zu sein. Bald bei diesem, bald bei jenem preußischen Minister tritt die Kunst zutage, die Regierungsmaschine mit einem Minimum geistiger Kraft im Gang zu erhalten. Den neuesten Rekord an Ungeschicklichkeit hat der Minister des Innern Freiherr von Hammerstein geschaffen. Als die Mirbach-Affäre kurz vor den Parlamentsferien im preußischen Abgeordnetenhause zur Erörterung kam, begründete Herr von Hammerstein das Verlangen der Regierung auf Vertagung der eingebrachten Interpellation mit der Notwendigkeit für die Regierung, sich erst noch eingehender in tatsächlicher Beziehung informieren zu müssen. Nach den Worten des Ministers mußte man annehmen, und nahm man allgemein an, daß der Oberhofmeister Freiherr von Mirbach hinter dem Rücken des Ministers mit den preußischen Verwaltungsorganen, insbesondere den Oberpräsidenten, direkt kommuniziert habe. Inzwischen ist vom „Leipziger Tageblatt" die Behauptung aufgestellt worden, daß der preußische Minister des Innern das Schreiben des Freiherrn von Mirbach an die Oberpräsidenten durch ein Schreiben an dieselben Oberpräsidenten dienstlich unterstützt habe. Die Angaben des „Leipziger Tageblatts" sind nicht dementiert worden, sodaß selbst die dem Minister befreundete konservative Presse anfängt, den Freiherrn von Hammerstein preiszugeben. Es wäre ja nicht das erstemal, daß sich ein ministerieller Jupiter, um sich aus einer momentanen Verlegenheit zu retten, in einen zweideutigen Nebel hüllt; aber es kommt nicht oft vor, daß das in so ungeschickter Weise geschieht wie im vorliegenden Fall. Es dürfte sich unter diesen Umständen für den Freiherrn von Hammerstein empfehlen, die gegenwärtig einsetzende rauhe Witterung zur Beschaffung der „Gesundheitsrücksichten" zu benützen, die den Abgang eines Ministers in Preußen zu maskieren pflegen.

Das Mitglied des österreichischen Reichsrats Engelbert Pernerstorffer ist von der sich immermehr russifizierenden preußischen Polizei kürzlich, unter Androhung der Ausweisung, verhindert worden, in einer öffentlichen Versammlung in Frankfurt a. M. zu sprechen. Pernerstorffer ist ein kerndeutscher Mann, deutschnational gesinnt bis in die Fingerspitzen; aber er ist Sozialdemokrat. Preußen in Deutschland voran! Das Preußen benachbarte Hessen hat gemeint, die preußische Polizei nicht desavouieren zu dürfen und hat Pernerstorffer auch das Auftreten in Offenbach verboten. Die Polizeiarmseligkeit ist ansteckend. Es scheint aber, als ob wenigstens Baden den befleckten Ruf deutschnationaler Gastfreundschaft wiederherstellen wird. In Mannheim will man Pernerstorffer reden lassen. Wie leicht ist es heute den kleineren deutschen Staaten gemacht, sich auf Kosten Preußens Sympathien zu erwerben.

Der dieser Tage in Regensburg abgehaltene Katholikentag zeigt die sattsam bekannten Züge von Kaplansschlauheit, scheinbarer Demut und politischer Unverfrorenheit. Der Vorsitzende, Herr Porsch, hat mit besonderer Emphase hervorgehoben, daß alle Politik von dem Katholikentage fernzuhalten sei. Das nimmt sich reizend aus, angesichts der Tatsache, daß auf den Katholikentagen, auch auf dem neuesten in Regensburg, die Wiedereinsetzung des Papstes in seine weltliche Herrschaft, die Beseitigung des § 1 des Jesuitengesetzes, strikte Durchführung von Konfessionsschulen und ähnliche „unpolitische" Forderungen aufgestellt und lang und breit diskutiert werden.

Der bayerische Zentrumsführer Dr. Schädler hat sich in einer „unpolitischen" Rede unter stürmischem Beifall des Katholikentages zu folgenden Worten aufgeschwungen:

„Ich verlange nicht nur konfessionelle Volksschulen, ich verlange auch konfessionelle Mittelschulen, konfessionelle Gymnasien und konfessionelle Universitäten!"

Wie wird euch, ihr schulkompromißlustigen Nationalliberalen?

Ernsthafter als der Katholikentag sind die sich immer wiederholenden Wahrnehmungen weitgehender Schwäche der Regierung gegenüber den Prätensionen des Klerikalismus. Man erinnert sich des Fameck er Friedhofsstreits, der dadurch veranlaßt wurde, daß der Bischof Benzler von Metz einen Friedhof mit dem Interdikt belegt hatte, weil auf diesem Friedhof ein Protestant beerdigt worden war. Das Vorgehen des Bischofs, das auch im Reichstage zu einer eingehenden Verhandlung führte, hatte eine lebhafte Erregung der öffentlichen Meinung zur Folge, und es wurde glaubhaft berichtet, daß auch der Kaiser sein entschiedenes Mißfallen ausgedrückt habe. Das Interdikt wurde dann aufgehoben, aber die Vermutung, daß auch diese bischöfliche Nachgiebigkeit, wie seinerzeit im Falle Korum, schließlich zu einer Kapitulation der Staatsgewalt vor der Kirche führen werde, hat sich nur zu bald bestätigt. Wie aus einer Bekanntmachung des Kreisdirektors in Diedenhofen ersichtlich ist, beabsichtigt die Gemeinde Fameck, in dem neuanzulegenden Kirchhof unter Zustimmung der Regierung eine besondere Abteilung für Protestanten einzurichten. Keine Simultanschule, kein Simultankirchhof! Das eine paßt zum andern.

Während in der abgelaufenen Woche bei der Belagerung Port Arthurs ebensowenig wie in der Mandschurei Kriegsereignisse von entscheidender Bedeutung zu verzeichnen waren, ist

es „den Japanern gelungen, den russischen Kreuzer „Nowik", der glücklich aus dem Hafen von Port Arthur entkommen war, an der Küste von Sachalin abzufangen und zu vernichten. Bedeutsamer als alle unmittelbaren Kriegsgeschehnisse seit der letzten Seeschlacht vor Port Arthur erschienen jedoch die Verwicklungen, welche durch das Einlaufen beschädigter russischer Kriegsschiffe in chinesische Häfen entstanden waren. Die Desarmierung der russischen Kriegsschiffe, die den deutschen Hafen Tsingtau erreicht hatten, vollzog sich glatt und rasch. China dagegen war augenscheinlich weder geneigt noch stark genug, seine Neutralität gegenüber den beiden kriegführenden Mächten energisch aufrechtzuerhalten. China hatte nicht verhindert, daß die Japaner den russischen Torpedobootszerstörer „Retschitelny" aus Tschifu fortgeführt haben, und es schien ebensowenig imstande zu sein, die Desarmierung zweier in Shanghai eingelaufenen, beschädigten russischen Kriegsschiffe durchzusetzen. Der Kreuzer „Askold" und der Torpedobootszerstörer „Grosowoi", die sich nach der Seeschlacht vor Port Arthur nach Shanghai gerettet hatten, weigerten sich, den Verfügungen der Organe der chinesischen Regierung nachzukommen. Sie wollten weder den Hafen verlassen noch sich desarmieren lassen. Der Taotai von Shanghai befand sich in schwerer Verlegenheit, bis Rußland schließlich doch ein Einsehen hatte und die Desarmierung der beiden beschädigten Kriegsschiffe verfügte.

Inzwischen mehren sich auch die Fälle der rechtswidrigen Vergewaltigung neutraler Handelsschiffe durch russische Kriegsfahrzeuge. Selbst solche Handelsschiffe werden angehalten und visitiert, die Tausende von Seemeilen entfernt vom ostasiatischen Kriegsschauplatz ihrem Gewerbe nachgehen. Am meisten wird die englische Schiffahrt belästigt, und es ist verständlich, daß die öffentliche Meinung Englands angesichts der russischen Gewaltakte gegenüber englischen Kauffahrteischiffen immer empfindlicher wird. Das Tollste ist dem englischen Dampfer „Hipsang" passiert. Wie der Marinegerichtshof in Shanghai festgestellt hat, hat der russische Torpedobootszerstörer „Rastoropny" den Dampfer „Hipsang", obgleich dessen Lichter hell brannten und er am Tage die englische Flagge gezeigt hatte, mit Granaten beworfen, durch die verschiedene Passagiere getötet und andere verwundet wurden. Obgleich die „Hipsang" sofort hielt, schoß das russische Schiff noch ein Torpedo ab und brachte so den Dampfer zum Sinken. Die „Hipsang" hatte weder Kontrebande noch Japaner an Bord und fuhr mit einem einwandfreien Kurse. Die Meldung des Reuterschen Bureaus von dieser Feststellung des Marinegerichtshofs in Shanghai erscheint so ungeheuerlich, daß man Bedenken tragen würde, ihr ohne weiteres Glauben zu schenken, wenn nicht ähnliche Fälle, insbesondere auch der Fall „Thea", vorausgegangen wären, die uns bereits an die stärksten Uebergriffe Rußlands gewöhnt haben.

Die Taufe des russischen Thronfolgers hat mit dem üblichen Gepränge stattgefunden. Aus diesem Anlaß ist ein Regen von Orden und sonstigen sogenannten Gnadenbeweisen über Rußland niedergegangen. Wenn der Absolutismus Gnaden austeilt, verletzt er das Gefühl fast ebenso stark, wie wenn er den Kosaken befiehlt, Bauern oder Studenten auszupeitschen. Das Zuckerbrot wie die Petsche erinnern in gleicher Weise daran, daß unter dem Absolutismus alles Willkür ist, alles schließlich von der Laune des Despoten abhängt, daß die Wohltaten, die heute ausgeteilt werden, wider Recht und Billigkeit von derselben Hand zurückgenommen werden können. Ein grimmiger Zufall hat es denn auch gewollt, daß an demselben Tauftage, an dem die exzeptionelle Gnade des absoluten Herrschers auf das beglückte Volk herniederstrahlte, ein Ukas erlassen wurde, der durch Aufhebung des Militärbezirks Finland gegen beschworene Rechte dieses Landes verstößt.

Die Leichtgläubigkeit feiert in diesen schönen Sommertagen in Berlin Orgien. Das Wunderpferd „Hans" uzt die Hauptstädter in einer Weise, daß man an die Zeit des Tischrückens erinnert wird. Wie immer kriecht die sogenannte gute Gesellschaft zuerst auf den Leim. Aber auch ernsthafte Gelehrte fangen an, den klugen „Hans" „psychologisch" zu nehmen. Jetzt ist „Hans" bereits dazu gekommen, die Namen von Personen, die ihm vorgestellt werden, orthographisch richtig in den Sand zu klopfen. Selbst einen Namen wie den des Herrn von Plüßkow, den richtig zu schreiben nur den Schülern der höchsten Klasse der Trakehner Bildungsanstalt gelingen dürfte, gibt „Hans" mit seinen Hufen korrekt wieder. Man sollte ihn zum — Hufmarschall ernennen.

* * *

Resolution und Revolution.

Der internationale Sozialistenkongreß in Amsterdam hat eine Woche gedauert und als Hauptergebnis eine Resolution zutage gefördert, von der man mit absoluter Sicherheit voraussagen kann, daß sie völlig wirkungslos bleiben wird. Es handelt sich um die gewiß praktische Frage, wie das Proletariat zur politischen Macht gelangen könne. Die intransigenten Doktrinäre, die im vorigen Jahre einen so schmerzhaften Sieg in Dresden errangen, haben auch in Amsterdam den äußeren Sieg davongetragen, wie der Belgier Anseele unter großer Heiterkeit der Versammlung bemerkte, durch die schwerwiegende Unterstützung der Delegierten aus Spanien, Bulgarien, Japan, Rußland und ähnlichen Kulturstaaten. Derselbe Anseele ließ auch nicht den geringsten Zweifel darüber, daß man sich weder in Belgien noch in Frankreich noch in anderen Ländern, in denen die Sozialdemokratie stark genug sei, um ernsthaft daran denken zu können, ein Stück realer politischer Macht zu erringen, durch die Stricke der in Amsterdam internationalisierten Dresdener Resolution binden lassen werde. Es gibt ein auch auf Sozialistenkongressen öfter gebrauchtes Wort der praktischen Politik: „So etwas tut man, aber man sagt es nicht." Von Resolutionen, wie sie jetzt in Amsterdam gefaßt sind, kann man das Umgekehrte behaupten: „So etwas sagt man, aber man tut es nicht."

Der Instinkt der Massen ist schließlich doch vernünftiger als die Spitzfindigkeit des Dogmas. Die intransigente Sozialdemokratie lehnt es ab, die politische Macht in der Weise zu erwerben, wie man die Artischocke ißt, Blatt für Blatt. Sie verlangt die ganze Frucht auf einmal, solange sie sie nicht ganz haben kann, will sie lieber nichts von ihr haben. Es spukt eben in diesen Köpfen immer noch der revolutionäre Gedanke des Alles oder Nichts. Dabei gibt man aber gleichzeitig die revolutionären Mittel eins nach dem andern preis. Es wäre ja theoretisch denkbar, daß eine sozialdemokratische Partei in irgend einem Staate im Laufe der Zeiten so stark würde, um auf Grund des Majoritätsprinzips den Anspruch erheben zu können, daß ihr die politische Macht ausgeliefert werde. Niemand wird jedoch glauben, daß in einem solchen Fall auf die freundliche Aufforderung des „Ote-toi que je m'y mette!" die bisherigen Inhaber der politischen Macht mit einem höflichen „Bitte, nehmen Sie Platz!" antworten werden. Je deutlicher sich die Sozialdemokratie als reine proletarische Klassenpartei entwickelt haben würde, umso weniger hätte sie darauf zu rechnen, daß man ihr gutwillig die Macht überließe. Die Weigerung der in der Macht befindlichen Minderheit, vom Platz zu weichen, könnte nun wohl als eine ausreichende Rechtfertigung zur Gewaltanwendung seitens der Mehrheit angesehen werden. Aber auch die heißblütigsten Dogmatiker der Sozialdemokratie müssen einräumen, daß in der harten Wirklichkeit das revolutionäre Mittel der Gewaltanwendung ungefähr soviel Erfolg verspricht wie die Erstürmung Port Arthurs mit Besenstielen. Die Zeiten ernsthafter revolutionärer Barrikaden-

Digitized by Google

kämpfe sind vorüber; das ist in Deutschland noch offenbarer als in irgend einem andern Lande. Schon Friedrich Engels hat das konstatiert. Die gewaltsame Revolution kommt für die Sozialdemokratie praktisch nicht mehr in Betracht, sie ist auch theoretisch aufgegeben. Hat man doch selbst das Gewaltmittel eines Generalstreiks, obgleich dabei der Rechtsboden nicht verlassen zu werden braucht, als ein unwirksames Kampfmittel anerkannt, auch jetzt wieder in Amsterdam mit erdrückender Majorität.

Versagen aber die revolutionären Gewaltmittel, wie kann man dann auch nur davon träumen, als proletarische Klassenpartei mit einem Schlage die politische Macht zu erwerben? Es bleibt danach für das Proletariat nur übrig, entweder dauernd auf den Besitz der politischen Macht zu verzichten, oder den Versuch zu machen, die politische Macht stückweise zu erringen. Will es dies letztere, so muß es sich entschließen, mit anderen Parteien die Macht zu teilen, mit andern Parteien die Macht zu erobern, kurzum mit andern Parteien politisch zusammenzuarbeiten. Man mag ja den frommen Glauben weiter hegen, daß einmal eine Zeit kommen werde, in der man sich in der Macht so festgesetzt hat, daß man auch die sozialistischen Endziele zu verwirklichen vermag. Aber auch dies Ziel ist nur auf einem Wege zu erreichen, der über zahllose Kompromisse mit andern Parteien führt. Das haben Sozialisten wie der Belgier Anseele, der Franzose Jaurès und die Führer des deutschen Revisionismus längst begriffen. In Frankreich hat man demgemäß gehandelt, in Belgien wird man demnächst danach handeln, indem man sich mit dem entschiedenen Liberalismus verbindet, um den Sturz des klerikalen Regiments herbeizuführen und auf diese Weise die Vorbedingungen für die Machtentwicklung der belgischen Arbeiterschaft zu gewinnen.

Daß Jaurès mit seiner Taktik die französische Republik vor den Anschlägen der monarchistischen Reaktionäre und des Klerikalismus gerettet hat, steht fest. Hätte er sich auf den Standpunkt der intransigenten Sozialdemokratie gestellt und die Bourgeoisrepublik kaltlächelnd ihrem Schicksal überlassen — wäre dann die Lage des französischen Proletariats eine bessere oder eine schlechtere geworden? Auch hier ist die Antwort nicht zweifelhaft: Sie hätte sich in jeder Beziehung verschlechtert. Welche doktrinäre Verbohrtheit gehört dazu, um unter solchen Umständen Jaurès des Verrats an den Interessen des Proletariats anzuklagen! Das „vivat dogma, pereat mundus" hat längst einen Stich ins Komische bekommen. Der Grundsatz reicht noch gerade aus, um auf Kongressen damit die Luft zu erschüttern und den traditionellen „stürmischen Beifall" zu entfesseln, aber das ganze ist schließlich nur ein jeu d'esprit. Mit jedem neuen Siege der sozialdemokratischen Doktrinäre wächst die Stärke der revisionistischen Unterströmung. Auch das geduldigste Proletariat verlangt schließlich die Wahrung wirklicher Macht; es kann nicht fortgesetzt dazu bewogen werden, auf dem Gummi Kautskyscher Formeln herumzukauen.

Theodor Barth.

Die „Ersparnisse" der Agrarier bei der Schulunterhaltung.

Die Konservativen haben es unter nationalliberaler Deckung verstanden, die Frage der Schullastenregelung mit ihren Konfessionalitätsbestrebungen auf das engste zu verknüpfen. Dabei hat sich der Schwerpunkt der Diskussion verschoben, wodurch die Junker aus einer unbehaglichen politischen Lage gegenüber ihren ländlichen Wählern befreit zu werden hoffen. Umsomehr erscheint es angezeigt, die Schullastenfrage, gesondert von allem konfessionellen Beiwerk, zu betrachten.

In unseren ländlichen Volksschulen saßen nach der amtlichen Statistik von 1901 3 665 736 Kinder. Die Gutsbezirke umfassen nach der Zählung von 1900 1 998 393 Einwohner. Nach dem Durchschnitt der Gesamtmonarchie muß man annehmen, daß die preußischen Gutsbezirke rund 350 000 Volksschüler stellen. Die Schulunterhaltungspflichtigen des platten Landes brachten nach der Statistik an laufenden Schulunterhaltungskosten für die öffentlichen Volksschulen 54 352 000 M. auf, für den Kopf jedes ländlichen Volksschülers mithin 14,82 Mark. Die 350 000 Kinder aus den Gutsbezirken würden also 5 187 000 M. erfordern. Die Aufbringung dieser Summe regelt Teil II, Titel 12 § 33 des „Allgemeinen Landrechts": „Gutsherrschaften auf dem Lande sind verpflichtet, ihre Untertanen, welche zur Aufbringung ihres schuldigen Beitrages ganz oder zum Teil auf eine Zeitlang unvermögend sind, dabei nach Notdurft zu unterstützen." Die schlechte wirtschaftliche Lage unserer Gutsarbeiter sowie ihre gemeindepolitische Rechtlosigkeit im Rahmen der privilegierten Sonderstellung der Gutsbezirke ließe es aus wirtschaftlichen, rechtlichen und moralischen Gründen vollauf begreiflich erscheinen, wenn der angezogene Paragraph des „A. L. R." in vollem Umfange seine Wirkung äußerte. Daß er durch Beschluß des Staatsministeriums vom 31. März 1886 in Widerspruch mit mehr als einem halben Dutzend höchster Gerichtsentscheidungen für den reichsten Grundherrn ebenso wie für den ärmsten außer Kraft gesetzt ist, sei zur Kennzeichnung der Lage auf dem Gebiete der Schulunterhaltung nur nebenbei erwähnt. Den oben genannten 5 187 000 Mark gutsherrlicher Beihilfen zu den laufenden Schulunterhaltungskosten stehen in Wirklichkeit nur 2 271 747 Mark gegenüber, sodaß sich eine agrarische „Ersparnis" von 2 915 253 Mark ergibt, also durchschnittlich für jeden der 15 935 Gutsbezirke 182 Mark pro Jahr. Da es sich um Beiträge der Schulunterhaltungspflichtigen handelt, so ist man zu der Annahme berechtigt, daß die Differenz aus der Tasche der Landgemeinden gezahlt werden muß, macht durchschnittlich für jede der 36 162 Landgemeinden 80 Mark, wieder ein drastisches Beispiel für die vielgerühmte Solidarität zwischen Großgrundbesitz und Bauernstand.

Die Hauptwirkung der gekennzeichneten agrarischen Liebesgaben in der Schulunterhaltung liegt natürlich in den Provinzen Ostelbiens, der Heimat der Gutsbezirke. Jedes fünfte Kind der ländlichen Volksschulen der Provinzen Ostpreußen, Westpreußen, Posen, Schlesien, Brandenburg, Pommern und Sachsen ist in einem Gutsbezirk beheimatet.

Dennoch bringen die Grundherren hier nur rund den elften Teil der Gesamtleistungen der ländlichen laufenden Schulunterhaltungskosten auf, nämlich 2 087 424 Mark von 22 977 603 Mark. Nur die Großgrundbesitzer der Provinz Schlesien dürfen von sich behaupten, daß ihnen Leistungen auferlegt sind, die sogar die Grenze der Pflicht übersteigen. Selbstverständlich wird der Liberalismus aus Gründen der Gerechtigkeit an dieser Stelle für eine anderweitige rechtliche Grenzregulierung eintreten. Wie die Dinge aber sonst in Ostelbien liegen, dafür ein paar tabellarische Beispiele:

Regierungsbezirk	Auf 100 Einwohner des platten Landes kommen Angehörige der Gutsbezirke	Auf 100 M. der laufenden Schulunterhaltungskosten der Verpflichteten kommen Leistungen der Gutsherren	Liebesgabe an die Gutsherren in Mark
Posen	30,20	0,80	361 859
Bromberg ..	30,10	0,58	212 610

Jeder Gutsbezirk im Regierungsbezirk Posen erspart gegenüber den Landgemeinden durchschnittlich 316 Mark, im Regierungsbezirk Bromberg 279 Mark. Das ist gleichzeitig

Digitized by Google

ein Beitrag zur Agrarpolitik unserer Ostmark, die im Großgrundbesitzerinteresse gravitiert.

Zum Schlusse noch das statistische Bild der Provinz Pommern, die ja einen hinreichend bekannten Großgrundbesitzerstand mit einem nicht geringen Maße von politischer und parteiagitatorischer Rücksichtslosigkeit besitzt.

Regierungsbezirk	Auf 100 Einwohner des platten Landes kommen Angehörige der Gutsbezirke	Auf 100 M. der laufenden Schulunterhaltungskosten der Verpflichteten kommen Leistungen der Gutsherren	Liebesgabe an die Gutsherren in Mark
Stettin	27,32	3,03	145 928
Köslin	40,85	3,88	192 351
Stralsund . . .	53,00	16,21	71 411

Das Geschenk beträgt durchschnittlich für jeden Gutsbezirk im Regierungsbezirk Stettin 174 Mark, Köslin 200 Mark und Stralsund 106 Mark. Da es sich um laufende Leistungen der zur Schulunterhaltung verpflichteten Personen handelt, so kann sich die Wirkung dieser Liebesgaben nur in einer Mehrbelastung der Landgemeinden äußern, wie ich schon ausführte. Sie beträgt durchschnittlich pro Landgemeinde im Regierungsbezirk Stettin 148 Mark, Köslin 212 Mark und Stralsund gar 376 Mark gegenüber 80 Mark in der Gesamtmonarchie. Ich wählte das Beispiel Pommerns neben dem vorhin angeführten allgemein politischen Grunde aus Rücksicht auf den starken Prozentsatz der in Gutsbezirken ansässigen Bevölkerung des platten Landes. Man begreift, warum die Konservativen die Frage der Regelung der Schulunterhaltung nur maskiert angreifen.

Otto Pautsch.

Russische Eindrücke.

V.*)

Die wirtschaftliche Zukunft Rußlands.

Mit einem Staatsmann, über dessen Persönlichkeit ich auch nicht die leiseste Andeutung machen darf, wenn ich, meinem Versprechen getreu, verhüten will, daß er als mein Gewährsmann erkannt werde, hatte ich eine lange und eingehende Unterredung über die materielle Wohlfahrt der russischen Bevölkerung. Es waren einige Stunden tiefeinschneidender Kritik, wie ich sie noch niemals habe üben hören von einem Manne, der selber lange Jahre hindurch an leitender Stelle wirksam war. Seine Auslassungen waren ganz durchtränkt vom hoffnungslosesten Pessimismus und vorgetragen mit einer Leidenschaft, die mit den grauen Haaren und dem tief durchgearbeiteten Gesicht des Sprechers seltsam kontrastierte. Meine Empfehlungen an ihn waren derart, daß er wußte, sich ohne Gefahr die größte Rückhaltslosigkeit erlauben zu dürfen. Ich aber nahm den Eindruck mit mir, daß man den russischen Staatsmännern nur die Möglichkeit geben müßte, frei zu reden, und es bliebe kein Stein auf dem anderen in dem weiten Gebäude, das sich russischer Staat nennt; so hoch aufgespeichert ist schon die Erbitterung auch bei denen, von denen man annehmen sollte, daß sie die eigentlichen Lenker des Staates seien. Die Autokratie kann nicht einmal die Kräfte nützen, über die sie selbst verfügt.

„Ja, das Schicksal macht uns einen grausamen Strich durch alle unsere Rechnungen mit diesem Kriege", begann der Staatsmann auf meine Frage, welche Wirkung der Krieg auf die russische Volkswirtschaft üben werde. „Es ahnt gar niemand, vor welch einer Katastrophe wir stehen, dank einer Politik, die eigentlich gegenwärtig ihren höchsten Triumph feiert."

„Ist das nicht paradox, Exzellenz?"

„Nein durchaus nicht. Der Triumph unserer Politik ist der Kassenvorrat, über den wir verfügen, und der uns ermöglicht, ohne Anleihe zu mobilisieren. Aber nur die Kurzsichtigkeit kann darin eine nachträgliche Rechtfertigung dieser Wirtschaftspolitik erblicken, die im Gegenteil mit ihrem Triumphe auch den Todesstoß empfängt."

„Ich bitte um nähere Erklärung."

„Sie ist einfach gegeben. Finanzismus oder Fiskalismus hat bei uns die Oekonomie erstickt. Sie blicken mich erstaunt an, daß ich derartiges sage. Man muß auch dies System verstehen. Die Schaffung von Goldvorräten, die Herstellung des budgetären Gleichgewichts selbst auf Kosten der inneren Kraft einer Nation ist unter Umständen eine Notwendigkeit. Für einen zurückgebliebenen Agrarstaat ist es vor allem nötig, den Anschluß an die vorgeschrittenen Staaten mit Geldwirtschaft und gesicherter Valuta zu erreichen. Wenn er sich dabei auch etwas außer Atem läuft, so reutiert es sich doch durch die größere Leichtigkeit der Kreditbeschaffung, ich möchte sagen, durch die größere finanzielle Wehrfähigkeit des Staates."

„Und Ew. Exzellenz glauben, daß darüber die innere Entwicklung der Nation vernachlässigt worden wäre, wie etwa ein Athlet die Muskulatur seiner Extremitäten ausbildet auf Kosten des Herzmuskels?"

„Gewiß, ich akzeptiere den Vergleich. Wir haben unsere Schlagfertigkeit erhöht und innere Entkräftung dafür eingetauscht. Ich wiederhole, es war nicht anders möglich, wenn wir überhaupt je von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft übergehen wollten. Jetzt wäre es aber an der Zeit gewesen, den erlangten Kredit für die Stärkung nach innen anzuwenden. Da kommt uns der Krieg in die Quere und zehrt nicht nur unsere Barvorräte auf, er wird uns noch zu neuen Opfern zwingen. Wir sind in der Lage eines Menschen, der vom Laufen noch außer Atem ist und nun erst recht um sein Leben rennen muß, wobei ihn nur zu leicht der Schlag treffen kann."

„Hat denn die Entwicklung der Industrie im Westen des Landes nicht auch die Staatsfinanzen gestärkt?"

„Nein, im Gegenteil, sie hat Opfer gekostet. Und von dort aus sind wir auch nicht zu heilen. Wir haben einen jährlichen Menschenzuwachs von zwei Millionen Seelen, und unsere ganze Industrie beschäftigt nicht mehr als zwei Millionen Arbeiter. Unsere nationale Existenz beruht noch auf lange hinaus auf der Landwirtschaft, und diese hat nicht nur keine Fortschritte gemacht, sie verarmt vielmehr von Jahr zu Jahr in höherem Maße."

„Infolge der Industriepolitik?"

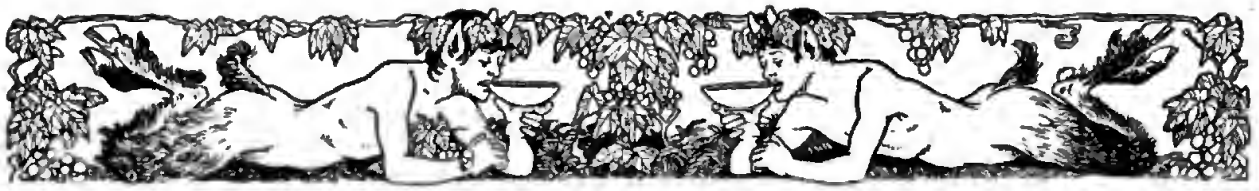
„Nein. Sie vergessen, daß diese Industriepolitik durchaus nicht das System beherrscht hat. Ja, wäre der Geist, aus dem diese Industriepolitik hervorgegangen ist, bei uns der herrschende, so ginge es auch der Landwirtschaft besser, denn das ist der Geist der Aufklärung. So aber schwinden die Bodensäfte, und der Bauer kann weder genügend Dung erhalten, noch versteht er etwas vom Anbau unter geänderten Fruchtbarkeitsverhältnissen."

„Und warum tut man nichts zur Hebung seiner wirtschaftlichen Einsicht?

„Das müssen Sie die Herren von der allmächtigen Polizei fragen, nicht mich. Ich bin der bescheidenen Meinung, daß Hunger weder der Seele noch dem Leibe zuträglich ist, aber dort, wo man mächtiger ist als wir in unserem Ressort, glaubt man, daß Wissen unter allen Umständen der Seele schadet.

*) Vergl. „Nation" Nr. 38, 42, 43 und 45 S. 599, 659, 676, 712

Digitized by Google



Auch sollen nicht zuviel Menschen zusammenkommen und beraten, dabei kommt im Sinne unseres Gouvernements nichts Gutes heraus. Wir hatten Komitees einberufen für die Hebung der bäuerlichen Wirtschaften, für Wegebau, für die Regelung von Kreditfragen. Das Resultat waren aber immer nur Konflikte zwischen den provinziellen Körperschaften, den Semstwos, und der Regierung."

„Woher rühren diese Konflikte?"

„Aus der Tradition und dem obersten Prinzip des jetzigen Systems, das ich nur das Prinzip der Knebelung nennen kann. Eine Verwaltung, die nicht die Bauernschaft unterdrückt, ist bei uns noch undenkbar. Unser Bauer braucht nichts nötiger als landwirtschaftliche Wanderlehrer. Aber wohin käme bei uns ein solcher! Direkt nach Sibirien. Die Furcht vor der Intelligenz ist schon zur Manie geworden. Intelligenz, ich bitte Sie, das ist ja Revolution; nur keine Berührung mit liberalen Elementen. Das Heil unseres Volkes besteht in der Isolierung."

„Aber das ist ja das Regime eines eroberten Landes! Die Regierenden sind doch selber Russen, wie können sie so im eigenen Fleische wüten?"

„Der Polizeimensch ist kein Russe. Er ist ganz frei von Nationalgefühl, nur Unterdrücker, nur Detektiv. Unser Ministerium des Innern ist nur ein großes Detektivbureau, ein ungeheures und kostspieliges Ueberwachungsinstitut. Man hat es als einen Fortschritt bezeichnet, als die berüchtigte dritte Abteilung aufgehoben und dem Ministerium des Innern unterstellt wurde. Aber nicht das Ministerium des Innern hat die dritte Abteilung, sondern die dritte Abteilung hat das Ministerium des Innern resorbiert. Es wird bei uns nicht mehr verwaltet, sondern nur noch überwacht, verhaftet, verschickt. Was soll ich Ihnen sagen? Unsere Komitees haben offenherzig gearbeitet. Es waren Adlige, wohlgesinnte Patrioten, die an den Enqueten zur Hebung der Volkswirtschaft teilgenommen haben. Das Material ist nur in 300 Exemplaren gedruckt, der Oeffentlichkeit unzugänglich. Das Resultat der in unserem Auftrag unternommenen Enquete aber war die Verhaftung der offenherzigsten, aufrichtigsten Kritiker. Halten Sie das für eine Ermutigung der patriotischen Wirksamkeit? Unsere Kaufleute und Semstwos haben ohne einen Kopeken staatlicher Unterstützung in sechs Jahren 136 Schulen eröffnet mit vier Millionen Rubeln jährlicher Ausgaben. Der Instinkt für das, was nötig ist, ist also vorhanden. Man brauchte die Gesellschaft nur gewähren zu lassen, und auch wir wären imstande, wenn auch vielleicht in langsamerem Tempo, dieselbe Entwicklung durchzumachen, die Deutschland seit dreißig Jahren mit so ungeheuerem Erfolg durchgemacht hat, von einem von der Witterung abhängigen Agrarstaat zum mächtigen Industriestaat. Aber Deutschland ist ein Rechtsstaat, und wir sind ein Polizeistaat. Deutschland hat einen Mittelstand, wir haben keinen, und die Bildung eines solchen wird mit allen Mitteln verhindert. Die kaufmännischen Schulen werden drangsaliert, weil sie dem Finanzministerium unterstellt sind, in dem natürlich ein anderer Geist herrscht. Ein ungeheueres materielles Opfer bringen die Kaufmannschaften, die ja außer den vier Millionen Erhaltungskosten noch fünf Millionen Rubel jährlich für die Herstellung der Baulichkeiten ausgeben, um autonom zu bleiben, den Lehrkörper und die Inspektion in den Händen zu behalten und sich elastischer den lokalen Bedürfnissen anpassen zu können. Dies Opfer wird nicht beachtet und jede Regung der freien Initiative argwöhnisch unterdrückt."

„Exzellenz, ich mache die Erfahrung, daß man in Rußland nicht über die kleinste pädagogische oder wirtschaftliche Frage reden kann, ohne in die hohe Politik zu geraten."

„Ganz richtig bemerkt. Daraus können Sie ersehen, wie weit die Dinge schon gediehen sind. Seit zwanzig Jahren geht es unaufhaltsam abwärts. Der Adel verliert seine Güter, weil er nicht wirtschaften gelernt hat und heute noch nicht die Aufhebung der Leibeigenschaft verwinden kann. Das Land aber kommt nicht in die Hände der Bauern, die Boden brauchen, sondern in die der Kaufleute. Das Landproletariat bleibt unversorgt. Der Bauer kann die Steuern nicht erschwingen. Bei uns trägt der Boden vierfach, in Deutschland achtfach. Dabei zahlt er diesseits des Dnieprs an Pacht jährlich 10—15 Prozent des Landwerts, während in England 2—3 Prozent, in Frankreich und Deutschland 4—5 Prozent, jenseits des Dnieprs, wo lange Pachten üblich sind, 5—6 Prozent bezahlt werden und zwar bei einjährigen Pachten. Das ist eine Prämie auf den Raubbau. 60 Rubel Pacht auf eine Deßjätine Landes, die kann der Bauer nicht erschwingen, und dabei soll er noch obendrein Steuern zahlen! Der Hunger sucht alljährlich ganze Gouvernements heim, weil die Bauern gänzlich verarmt sind, nicht einmal das Saatkorn haben. Mit leerem Magen und dunklem Kopf soll der Bauer die Lasten der Familie, der Gemeinde und des Staates tragen."

„Ich habe ähnliches schon vor zehn Jahren in dem Werke eines Engländers gelesen."

„Sie meinen die ‚Russischen Zustände' von Lanin. Aus der ‚Fortnightly Review'?"

„Ganz richtig, Exzellenz. Ich habe die Schilderungen aber für übertrieben gehalten, und ich begreife nicht, daß Mißstände so klar gezeichnet werden können wie in jenem Buche, dessen Darlegungen mir Ew. Exzellenz jetzt bestätigen, ohne daß von einer Abhilfe die Rede ist."

„Wer soll abhelfen?"

„Der Zar."

„Der Zar lebt hinter einer chinesischen Mauer. Er hat noch nie einen Duma (Gemeinderat), nie einen Semstwo (Landschaftsversammlung), nie ein Dorf, nie eine Industriestadt besucht. Er wird von der Kamarilla in beständiger Furcht erhalten und so eng umgeben, daß er nicht einen Finger breit vom Himmel sieht, geschweige die Erde. Er freut sich, wenn gelegentlich ein Konflikt zwischen den Ministern ausbricht, denn dann hat er die Möglichkeit, hier und da ein Zipfelchen der Wahrheit kennen zu lernen."

„Und niemandem gelingt es, ihm die Dinge, wie sie sind, darzustellen?"

„Ich werde Ihnen ein Geständnis machen. Ich selbst habe vor nicht allzulanger Zeit eine Denkschrift ausgearbeitet, nicht mit meinem Namen, das hätte seine bestimmten Schwierigkeiten gehabt und Gelegenheit zu Verdächtigungen gegeben, sondern anonym, und sie dem Kaiser durch eine Vertrauensperson zustellen lassen. Acht Tage lang war große Freude bei Hofe. Der Kaiser und die Kaiserin sprachen sich entzückt darüber aus, daß man nun doch wisse, woran es fehle, und wie zu helfen sei. Dann war die ganze Sache wie weggewischt und vergessen."

„Das ist ja schon pathologisch."

Ein Achselzucken war die Antwort. „Vor allen Dingen besteht eine zu große Aengstlichkeit und Furcht vor der Verantwortung, dann aber auch Schwäche aus Gewissenhaftigkeit. Der Kaiser kennt garnichts gründlich genug, um einem gewandten Sophisten mit Argumenten entgegentreten zu können, und er ist zu gütig, um einem seiner Ratgeber zu sagen: ‚Herr, Sie sind ein Gauner'. Er hört in den Berichten immer nur das Lob, das jemandem gespendet wird, nie den Tadel. Denn er hat große Furcht vor Intrigen, nicht ohne Grund, muß man sagen. Es ist ja eine furchtbare Atmosphäre in der Umgebung jedes Autokraten. Er ist von rührend gutem Willen und die Bescheidenheit selbst, aber für die Autokratie nicht der Autokrat, der seiner Aufgabe gewachsen wäre."

„Und was wäre nach Ew. Exzellenz Meinung zu tun, um dem Lande zu helfen?"

„Nicht mehr, als die ganze übrige Welt schon hat. Die Abschaffung des Polizeistaats, Sicherung der persönlichen Freiheit, Abschaffung der Zensur, Einstellung der Verfolgung der

Digitized by Google

Sektierer, die unsere besten Untertanen sind, und — ich spreche das Wort ruhig aus — eine Konstitution."

„Und damit wäre dem Lande wirklich geholfen?"

„Unbedingt. Mit diesen kleinen Konzessionen wäre heute jede Erschütterung zu vermeiden und die Intelligenz von ihren Fesseln befreit. Was in zehn Jahren geboten werden muß, weiß niemand."

„Besteht irgendwelche Aussicht auf diese Konzession?"

„Nicht die geringste. Im Gegenteil. Wer auch nur in den Verdacht gerät, daß er die gegenwärtige Politik nicht vollständig billige, kann moralisch jederzeit vernichtet werden."

„Was wird also das Ende sein?"

„Daß der Terror von oben den Terror von unten weckt, daß Bauernrevolten ausbrechen — man muß schon jetzt die Polizei auf dem flachen Lande vermehren — und Attentate verübt werden."

„Und ist keine Möglichkeit, die Revolution zu organisieren, daß sie nicht sinnlos wütet?"

„Unmöglich. Unser Landadliger ist kein Junker, aber die Stärke des Regimes besteht darin, daß jede Verständigung zwischen dem Gutsherrn und der Bauernschaft ausgeschlossen ist infolge der sozialen und intellektuellen Kluft."

„Exzellenz, ich erinnere mich eines Wortes Strousbergs, der ein guter Geschäftsmann war, das lautet: es gibt nirgends ein Loch, wo einmal ein Land gewesen war, — hier in Rußland lehrt man mich, daran zu zweifeln. Ich habe noch niemand hier gesprochen, der nicht die Zukunft in den allerschwärzesten Farben ausgemalt hätte — ist denn gar keine Aenderung jener verhängnisvollen Politik denkbar, die das Land ruiniert?"

„Nicht vor einer großen allgemeinen Katastrophe. Wenn wir zum erstenmal gezwungen sein werden, den Kupon zu kürzen, und das kann rascher sein, als wir jetzt ahnen, an dem Tage, da wir nicht mehr in der Lage sind, unsere alten Schulden mit neuen zu bezahlen, da unser innerer Bankrott auch vor dem Auslande und — vor dem Kaiser nicht mehr verborgen bleiben kann, wird vielleicht zu einer Einberufung geschritten werden. Früher nicht."

„Jede Täuschung darüber ist ausgeschlossen?"

„Martin Luther schwankte, solange er den Papst nicht gesehen hatte, hernach nicht mehr. Wer wie ich seit 25 Jahren die Staatsküche kennt, zweifelt nicht mehr. Die Autokratie ist den Aufgaben eines modernen Großstaats nicht gewachsen, und es ginge gegen alle historische Erfahrung, wollte man annehmen, daß sie gutwillig ohne den äußersten Zwang der konstitutionellen Regierungsform weichen würde."

„So müßte man im Interesse Rußlands wünschen, daß die Katastrophe so rasch wie möglich komme?"

„Ich wiederhole Ihnen, sie ist vielleicht näher, als wir alle glauben oder eingestehen wollen. Das ist die Hoffnung, mit der wir uns insgeheim trösten."

Das war der Kern meiner langen Unterredung mit einem der genauesten Kenner des heutigen Rußlands, aus der ich nach meinen Aufzeichnungen nur jene Stellen und Wendungen ausgelassen habe, die ihren Urheber allzu kenntlich machen würden. Im übrigen muß ich feststellen, daß mit geringen Variationen die Darlegungen aller übrigen maßgebenden Personen, die ich kennen zu lernen Gelegenheit hatte, mit denen dieses Gewährsmannes übereinstimmen. Die ungeschriebene öffentliche Meinung Rußlands ist absolut eines Sinnes in der Beurteilung dessen, was ist, sie unterscheidet sich nur in der Frage, wie zu helfen wäre. „Wir sind dem Zusammenbruch nahe, ein Athlet mit strotzenden Muskeln und kaum mehr zu verhehlender Herzensschwäche," wiederholte mir der Staatsmann beim Abschied. „Wir halten uns noch aufrecht durch Stimulantien, durch die Anleihen, die aber wie alle Stimulantien nur mithelfen, den Organismus rascher zu ruinieren. Dabei sind wir ein reiches Land mit allen nur denkbaren Naturschätzen, das nur falsch regiert und an der Erschließung seiner Hilfsquellen gehindert wird. Aber wäre es das erste Mal, daß Quacksalber einen Herkules ruinierten, der in ihre Hände fiel? Wer uns von diesen Quacksalbern befreit, ist unser Wohltäter. Wir brauchen Licht und Luft, und wir werden dann die Welt in Erstaunen versetzen durch unsere Fähigkeiten und Leistungen."

Wien. Hugo Ganz.

Die neueren Fortschritte im Ausbau des Weltkabelnetzes.

„Und um die Erde zög' ich einen Gürtel in viermal zehn Minuten" läßt Shakespeare im „Sommernachtstraum" (Akt II Szene 1) den Puck sagen. Diese einst phantastisch ungeheuerlich scheinende Utopie ist heut bis zu einem gewissen Grade staunenswerte Wahrheit geworden, ja sogar noch übertroffen worden. Seitdem die Amerikaner sowohl wie die Engländer quer durch den bis 1902 völlig kabelfreien Stillen Ozean je ein gewaltiges Kabel von Asiens beziehungsweise Australiens Ostküste bis nach den Vereinigten Staaten beziehungsweise Canada verlegt haben, umspannt tatsächlich ein gewaltiger Gürtel von Metall die Erde und ermöglicht den Menschen einen Verkehr rund um die Erde in weit weniger als viermal zehn Minuten. — Als das amerikanische Kabel durch den Stillen Ozean vollendet war, sandte Präsident Roosevelt dem Direktor des neuen Kabelunternehmens, der zufällig mit ihm zusammen im Badeorte Coney-Island bei Newyork weilte und nur wenige Häuser von ihm entfernt wohnte, ein Glückwunschtelegramm rund um die ganze Erde, via England—Indien—Hongkong—Manila—San-Francisco. Und diese Botschaft brauchte nicht viermal zehn, sondern nur — elf Minuten, um in die Hände des Adressaten zu gelangen; die Rückantwort, welche in umgekehrter Richtung den um die Erde durchlaufenden Gürtel durcheilte, war sogar schon neun Minuten nach Absendung im Besitz Roosevelts! So wird die burleskeste Phantasie eines großen Dichtergeistes durch den Gang der Wirklichkeit und durch den Flug der menschlichen Phantasie Tatsache und von der Wirklichkeit sogar noch weit übertroffen. Das Märchen von vorgestern wird zur Wirklichkeit von heute!

Die Entwicklung des Seekabelnetzes der Erde hat gerade in den letzten Jahren ungeheure Fortschritte gemacht, unbekümmert um die drohende Konkurrenz der bisher noch in weiter Ferne liegenden Pläne einer interkontinentalen Telegraphie ohne Draht. Das Tempo des Ausbaus des Kabelnetzes ist seit wenigen Jahren ein so rapides geworden wie in keinem gleich langen Zeitraum zuvor. Diese Tatsache wird in interessanter Weise beleuchtet durch die kürzlich erschienene neunte Auflage des vom Internationalen Bureau der Telegraphenverwaltungen in Bern herausgegebenen „Nomenclature des câbles formant le réseau sous-marin du globe". In den 2½ Jahren, welche seit dem Erscheinen der letzten (achten) Auflage im Jahre 1901 verstrichen sind, hat sich die Gesamtmenge aller Seekabel der Erde um nicht weniger als 15 v. H. vermehrt; die Gesamtzahl der vorhandenen Kabel stieg von 1750 auf 2003, die Gesamtlänge von 258 137 auf 412 030 km. Zurzeit gehören 1622 Kabel mit 65 066 km Gesamtlänge „Staatstelegraphen-

Digitized by Google

verwaltungen, während 381 Kabel mit 346 964 km im Besitz von Privattelegraphengesellschaften sind. Demnach hat das allgemeine Bild keine wesentliche Aenderung erfahren, wonach die große Zahl von kurzen Seekabeln, welche nahe benachbarte, durch Meeresteile getrennte Länder verbinden, meist staatlich betrieben werden, während die großen, wichtigen Ueberseekabellinien, deren Anzahl gering, deren Gesamtlänge jedoch sehr bedeutend ist, fast ausnahmslos in den Händen privater Unternehmergruppen sind.

Wie wenig die Zahl der Kabel ein Maßstab sein kann für die Rolle, die ein Staat im Weltverkehr spielt, mag die Tatsache beweisen, daß die weitaus meisten staatlichen Seekabel, nämlich 625, also fast $^2/_3$ der Gesamtmenge, im Besitz des kleinen Norwegen sind, dessen unzählige kleine Inseln die große Menge von staatlichen Kabeln hinreichend erklären. Charakteristisch für die Bedeutung dieser Tatsache ist der weitere Umstand, daß die beiden Inselreiche par excellence, England und Japan, hinsichtlich der Zahl ihrer Seekabel an zweiter bezw. dritter Stelle rangieren (191 bezw. 124), während Deutschland 86, Frankreich 81, Oesterreich 48, Dänemark (z. T. Inselreich) 98, Rußland 25, die Vereinigten Staaten gar nur 2 besitzen usw. — — Ein ganz anderes Bild ergibt die Gruppierung der Staaten nach der Gesamtlänge der in ihrem Besitz befindlichen Kabel. Hier steht Norwegen mit 1145 km erst an zwölfter Stelle, und ein Vergleich dieser Zahl mit der obigen gibt das Resultat, daß die norwegischen Staatskabel im Durchschnitt noch nicht einmal die sehr bescheidene Länge von 2 km erreichen. An der Spitze dagegen marschiert bei dieser Gruppierung die sogenannte „Pacific Cable Board", eine Koalition der britischen Regierung mit den Regierungen Canadas und des australischen Staatenbundes, denen gemeinsam das 1902 verlegte, große britische Transpacifickabel gehört. Dieses Kabel, welches Vancouvers-Island (Canada) mit Queensland, andererseits mit Neuseeland telegraphisch verbindet, besteht aus fünf einzelnen Kabeln von 14 516 km Gesamtlänge.

Ein fast ebenso großes Kabelquantum besitzt Frankreich, dessen 81 Kabel 13 717 km Gesamtlänge besitzen; das Netz der französischen Kabel hat sich seit 1901, hauptsächlich durch Ankauf verschiedener Privatkabel an den afrikanischen Küsten, nahezu um die Hälfte vermehrt, und es steht zu erwarten, daß es in Anbetracht der sehr weitgehenden Pläne der französischen Regierung, sich ganz unabhängige, eigene Kabel zu schaffen, in den nächsten Jahren noch bedeutend wachsen wird, sodaß es wohl bald die Kabellänge der „Pacific Cable Board" übertreffen und dann wieder an der Spitze marschieren wird, die es bis 1902 stets innegehabt hat. Deutschland steht in dieser Liste an dritter Stelle, bleibt jedoch hinter den beiden vorgenannten mit nur 5214 km Gesamtkabel sehr beträchtlich zurück; sein staatlicher Kabelbesitz hat sich seit 1901 um 17 Kabel von 332 km Länge vermehrt. Es folgen weiter Großbritannien mit 4268 km, Japan mit 3988 km usw.

Unter den 31 privaten Kabelgesellschaften, deren Kabel freilich in immer schärfer ausgeprägter Weise allenthalben nach streng nationalen, vaterländischen Gesichtspunkten verwaltet und in gewissen Fällen, speziell im Kriege, direkt als Kabel der betreffenden Regierung gelten können, dominieren nach wie vor die englischen Unternehmungen, ihrer Anzahl wie ihrer Bedeutung nach, in ausschlaggebender Weise. Weitaus die größte Gesellschaft ist noch immer die „Eastern Telegraph Company", welche über 97 Kabel von nicht weniger als 73 526 km Gesamtlänge verfügt. An zweiter und dritter Stelle marschieren die „Eastern Extension Australasia and China Telegraph Company" und die „Western Telegraph Company" mit 36 Kabeln und 43 660 km Gesamtlänge, bezw. 27 Kabeln und 32 087 km Gesamtlänge. Den vierten Platz nimmt die „Commercial Cable Company" mit 11 Kabeln von 24 469 km Gesamtlänge ein, und erst an fünfter Stelle folgt eine nichtenglische Gesellschaft, die „Compagnie française des câbles télégraphiques" mit 32 Kabeln und 22 413 km. Die „Große Nordische Telegraphengesellschaft", eine dänisch-skandinavisch-russische Gruppe, die Herrin wichtiger, nicht-englischer Kabel in den ostasiatischen Meeren, behauptet mit 30 Kabeln und 14 747 km Gesamtlänge erst den achten Platz, und die beiden einzigen deutschen Gesellschaften verschwinden hinter den großen englischen Zahlen recht bedenklich. Die 1899 gegründete „Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft", die Besitzerin und Verwalterin der deutschnationalen transatlantischen Kabel, finden wir mit drei Kabeln von 11 286 km Gesamtlänge erst an zwölfter Stelle, und die „Deutsche See-Telegraphengesellschaft", welche das Kabel Emden—Vigo (Portugal) betreibt, besitzt nur 1 Kabel von 2065 km Länge und behauptet somit unter 31 Gesellschaften erst den 23. Platz.

Mit dem Ablauf des Jahres 1904 wird dieses Bild sich allerdings erheblich verschieben: die „Deutsche See-Telegraphengesellschaft" wird in die „Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft" aufgehen, und der Besitz der letzteren an Kabeln wird einerseits durch die Uebernahme des Emden-Vigo-Kabels von der „Deutschen See-Telegraphengesellschaft", andererseits durch die soeben erfolgte Vollendung des zweiten deutsch-atlantischen Kabels (vergl. meinen Artikel in der „Nation" vom 18. Juni 1904) auf mehr als 17 000 km Gesamtlänge anwachsen. Als weitere deutsche Gesellschaft wird binnen Jahresfrist wohl auch noch die bereits 1899 gegründete, bisher aber noch nicht aktiv wirkende „Osteuropäische Telegraphen-Gesellschaft" auf den Plan treten, welche ein Kabel von Kustendje (Constanza) in Rumänien nach Konstantinopel verlegen und betreiben will. Die Konzession zur Landung dieses Kabels ist kürzlich, Ende Juni, nach fünfjährigen Verhandlungen endlich vom Sultan erteilt worden.

Wir werden also 1905 wieder zwei deutsche Seekabelgesellschaften haben, und von diesen wird die größere, die „Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft" in der Rangfolge der internationalen Gesellschaften ihrer Bedeutung nach von der zwölften Stelle gleich an die fünfte oder sechste aufgerückt sein.

Außerdem aber wird in Kürze noch eine weitere Kabelgesellschaft vorhanden sein, die zum erstenmal eine Koalition der Privatunternehmungen zweier verschiedener Völker auf dem Gebiete der Seekabel darstellen wird: am 19. Juli 1904 ist nämlich eine „Deutsch-Niederländische Telegraphengesellschaft" mit dem Sitze in Cöln gegründet worden, welche, mit Unterstützung der deutschen und der holländischen Regierung, ein großes Kabel von Celebes über Yap (Karolinengruppe) einerseits nach Shanghai, andererseits nach der amerikanischen Marianeninsel Guam legen wird. Auf diese Weise werden die hinterindischen Kolonien Hollands unabhängig von den englischen Kabeln, denn in Guam hat das große amerikanische Pacifickabel eine Zwischenstation erhalten, und der deutsche Kolonialbesitz im Großen Ozean findet überhaupt seinen ersten Anschluß an das Weltkabelnetz.

Die beiden kleinsten Seekabelgesellschaften, welche lediglich lokalen Zwecken dienen, sind die „River Plate Telegraph Company" und die „Compania telegráfico-telefónica del Plata", welche je ein Kabel von nur 59 bezw. 52 km Länge besitzen. Eine Gesellschaft ist seit 1901 neu hinzugekommen: es ist dies die amerikanische „Commercial Pacific Cable Company", welche das in den Jahren 1902 und 1903 verlegte, 14 519 km lange amerikanische Pacifickabel zwischen San Francisco und Manila besitzt und in der Reihenfolge der Seekabelgesellschaften die neuntgrößte ist.

Die Verlegung des national-amerikanischen und des national-englischen Kabels durch den Stillen Ozean, der bis 1902 in bezug auf Telegraphenverbindungen völlig jungfräulich war, ist nächst der Verlegung des zweiten deutschen transatlantischen Kabels das für uns wichtigste Ereignis, das in dem großen friedlichen Wettkampf der Völker um die Kabelverbindungen seit 1901 zu verzeichnen ist. Bemerkenswert ist noch eine nicht unbeträchtliche Vermehrung des holländischen Kabelnetzes in Niederländisch-Indien, dessen Maschen systematisch mit

Digitized by Google

großer Klugheit und Ueberlegung verengert werden und von 1901 bis 1903 sich mehr als verdoppelt haben, ferner die große Kabeldurchquerung des Indischen Ozeans zwischen Mauritius und Australien durch die „Eastern Extension etc. Company", welche damit ihr Kabelnetz um rund 11 000 km erweitert hat, und der Ankauf von 3000 km Kabel der „West African Company" an den afrikanischen Küsten seitens der französischen Regierung, welcher freilich nur problematischen Wert hat und in England das spöttische Wort zeitigte: „French people like to buy old cables". — Das deutsche Kabelnetz hat sich erweitert einerseits um das zweite deutsch-atlantische Kabel, andererseits um eine neue Verbindung mit England Borkum—Bacton, zwei neue kurze Verbindungen zwischen Borkum und Greetsiel bei Emden und ein kurzes Kabel zwischen Fehmarn und Laland. Dennoch wird Deutschland wohl für lange Zeit noch nicht aus dem Hintertreffen herauskommen, in das es im Weltkabelverkehr geraten ist, und an ein Einholen des gewaltigen Vorsprungs des britischen Reiches ist aus mancherlei Gründen wohl überhaupt nicht zu denken: sind doch rund zwei Drittel aller Seekabel der Erde in englischen Händen, während Deutschland nur über etwa $^1/_{23}$ verfügt.

Nichts deutet darauf hin, daß in absehbarer Zeit der friedliche Wettkampf der Völker in der Schaffung nationaler, unabhängiger Kabelverbindungen mit den für sie wichtigsten Ländern der Welt wieder ins Stocken kommt. Im Gegenteil: je allgemeiner das Bewußtsein von der im Frieden wie im Kriege unvergleichlich hohen Bedeutung der nationalen Seekabel um sich greift, um so eifriger wird das Streben, Kabel zu schaffen, die man unumschränkt beherrscht.

So wird das Spinnennetz von Kabeln, das die ganze Erde einschließt, stets dichter und dichter gewebt; nicht ein Gürtel spannt sich um die Erde, wie Shakespeares Puck ihn dereinst zu legen sich erbot, sondern eine große Anzahl ist es im Laufe eines knappen halben Jahrhunderts bereits geworden. „Märchen noch so wunderbar, Dichterkünste machen's wahr" — aber selbst die höchsten und kühnsten Dichterkünste werden noch überflügelt von den stolzen Werken der Wirklichkeit, welche Wissenschaft und Technik, die gewaltigsten Bannerträger der menschlichen Kultur, errichtet haben!

R. Hennig.

Der Hof von Lunéville.

In intimer Kenner des ancien régime Gaston Maugras, der eine ganze Reihe Spezialwerke über diese Geschichtsepoche geschrieben, hat soeben bei Plon einen neuen Band herausgegeben: „La cour de Lunéville au XVIII e siècle", — eins der reizendsten Bücher, die ich gelesen. In der zwanglosen Form spiritueller Plaudereien, zugleich aber überschaulich und fest gegliedert und zuweilen mit novellistischer Ausarbeitung, schildert der Verfasser die Schicksale des lothringischen Landes und das Leben und Treiben am Lunéviller Hofe während des 18. Jahrhunderts. Mit leichter und geübter Hand gruppiert er seine Schilderungen, die von geschichtlichem Material aus teilweise bis jetzt unveröffentlichten Quellen, wie die umfangreiche Korrespondenz Madame de Boufflers und die Briefe Madame de Châtelets an Saint-Lambert, gefüllt und von charakteristischen Porträts und Anekdoten belebt sind, um die beiden Paare: Stanislaus Leszinsky-Madame de Boufflers und Voltaire-Madame de Châtelet. Mit dem Tod der letzteren schließt der vorliegende Band; in einem demnächst erscheinenden zweiten Teil „La Marquise de Boufflers et ses amis" wird Maugras seine Geschichte des Lunéviller Hofes fortsetzen.

I.

Als das von Frankreich seit dreißig Jahren okkupierte Herzogtum Lothringen durch den Frieden zu Ryswick an die alte Dynastie, die darüber in sieben Jahrhunderten regiert, restituiert worden und der Erbe, der in Tirol geborene und am Kaiserhofe zu Wien erzogene achtzehnjährige Herzog Leopold im Mai 1698 unter gewaltigem Andrang aller Schichten der Bevölkerung seinen feierlichen Einzug in Lunéville hielt, fand er das einst so reiche und blühende Land seiner Väter in völlig verödetem Zustande vor. Seit siebzig Jahren hatte es den Tummelplatz für die verwilderte deutsche, französische und schwedische Soldateska abgegeben; Hungersnot und Pest hatten das ihrige getan; die eine Million Einwohner der einundzwanzig lothringischen Städte vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges war auf 50 000 zusammengeschmolzen, und die Landbevölkerung lebte wie wilde Tiere in den Wäldern. Die erste Fürsorge des jungen Herzogs galt in allem dem Abhilfe zu schaffen, und es kehrten auch mit ihm bessere Zeiten wieder für das so arg heimgesuchte Land: Städte und Dörfer wurden wieder aufgebaut, das offene Land wieder bevölkert, Ackerbau, Handel und Industrie wieder belebt. Nach einem halben Jahre heiratete er eine Nichte von Louis XIV., Elisabeth Charlotte von Orléans, Tochter des „petit Monsieur" und dessen zweiter Frau, der durch ihren Briefwechsel mit ihrer Halbschwester bekannten pfalzbayerischen Prinzessin gleichen Namens. Das junge Paar bemühte sich populär zu werden: sie waren leutselig gegen Bauern und Bürger, und letztere wurden in den herzoglichen Wagen zu den Hoffestlichkeiten geholt.

Beim Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges proklamierte Herzog Leopold die Neutralität Lothringens; der Kaiser weigerte sich aber, dieselbe anzuerkennen, und Louis XIV. ließ sogar Nancy von seinem Heere besetzen, unter dem Vorwande, daß sie gekränkt worden sei. Das Herzogspaar flüchtete sich mitten in der Nacht und erreichte auf Gebirgspfaden Lunéville, wohin die ersten Adelsfamilien des Landes und die fremden Minister ihnen nachfolgten. Als das Exil sich in die Länge zog, und da Lunéville keine Residenz hatte, ließ Leopold eine solche mit schönen Gartenanlagen bauen, wo er von jetzt ab Hof hielt. Das Land genoß den Frieden unter dem allgemeinen Strudel, und die materielle sowie die geistige Kultur gedieh. Erst nach dem Frieden von Utrecht 1712 und der Räumung Nancys von den französischen Truppen konnte Leopold in seine Hauptstadt zurückkehren.

Die Herzogin war eine gute und ehrbare, aber nicht besonders schöne Dame, mit langem Gesicht und großen, hervorstehenden Augen. Leopold war ein warmer Freund der Frauen, und es war ja außerdem Sitte der Zeit, daß sich ein Souverän mit einer Maitresse unterhielt. Leopold erkor zu seiner Herzensdame die junge Gräfin Beauvau-Craon, Oberhofmeisterin seiner Gemahlin und Gattin seines Premierministers, — geborene Anne-Marguérite de Ligniville. Die Familie Beauvau stand mit dem Hause Bourbon in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen; die Ligniville waren, wie die Châtelets, eins jener vier Adelsgeschlechter Lothringens, welche den Titel grands chevaux führten, — die zweite Rangklasse hieß petits chevaux, einige von diesen beanspruchten aber, mit den großen ebenbürtig zu sein; woher der Ausdruck „monter sur ses grands chevaux". Der Minister war ein liebenswürdiger und spiritueller Herr, der einen sehr großen Einfluß auf den Herzog ausübte und sein intimer Freund wurde, während seine Gemahlin alleinigen Beschlag auf das Herz seines Herrn legte,

Digitized by Google

in dieser Weise beherrschten sie zusammen ihn gänzlich. Eine Tür verband den Schloßpark mit dem Craonschen Garten, und auf diesem Wege begab sich der Herzog jeden Tag hinüber zu seiner Geliebten, wobei der Herr Gemahl sich immer diskret verzog; er verbrachte zuweilen den ganzen Tag bei ihr und besorgte dort seine ganze Korrespondenz, sodaß sie seine geheimsten Intentionen genau kannte. Während fünfundzwanzig Jahre war die Gräfin, spätere Fürstin Beauvau-Craon die fast unbestrittene und allmächtige Maitresse des Herzogs, was freilich keineswegs verhinderte, daß sie und ihr Ehemann, die sich aus leidenschaftlicher Liebe geheiratet, ihr ganzes Leben lang in den allerbesten und ungetrübtesten Relationen zueinander standen. Mit allen Reizen des Körpers und des Geistes reichlich ausgestattet, war die Maitresse eine strenge Dame, die in einer Hinsicht keinen Spaß verstand: sie duldete keine verliebten Seitensprünge des herzoglichen Herrn, und die sporadisch auftauchenden Rivalinnen mußten den Hof sofort verlassen.

Die arme Herzogin trug ihr Kreuz mit Geduld und Würde. Ihre Mutter aber, die mit der Chronik des lothringischen Hofes auf dem laufenden gehalten wurde, ärgerte sich sehr, besonders über die materiellen Gunstbeweise, womit der Herzog das Craonsche Paar sowie dessen zahlreiche Kinder auf Kosten seiner eigenen legitimen Nachkommen überhäufte, und gab diesem Aerger in ihrer derben Weise deutlichen Ausdruck. Als das herzogliche Paar mit Gefolge 1718 nach Paris kommt, muß sie zugeben, daß die Favoritin wirklich alle Vorzüge besitze, die ihrer immer häßlicher gewordenen Tochter abgingen; und beim Anblick der sichtbaren, unverbesserlichen Verliebtheit des Schwiegersohnes bricht sie erstaunt und nachdenklich in ein: „c'est un drôle spectacle!" aus. Ein Versuch der jesuitischen Beichtväter von ihr und dem Herzog, sie von der völlig unschuldigen Art des Verhältnisses zu überzeugen, wurde grob und schroff abgewiesen.

Herzog Leopold hatte außer für die Frauen zwei Leidenschaften: die Politik und das Spiel. Es war seine fixe Idee, in Europa einmal eine Rolle zu spielen, und zu dem Zwecke unterhielt er überall, in Wien, in Holland, Emissäre, die viel Geld kosteten. Für sich selbst erntete er nichts; sein Lieblingsplan, seinen Sohn Franz mit Maria Theresia, der ältesten Tochter des Kaisers Karl VI., der keine Söhne hatte, verheiratet zu sehen, ging dagegen in Erfüllung. Selbst wurde er unterdessen immer mehr verschuldet und mußte überall Anleihen machen; die Pensionen an die Offiziere und die Dienerschaft wurden nicht mehr ausbezahlt; alle Kassen waren leer, und ein finanzieller Krach schien unvermeidlich, als er plötzlich im März 1729 starb, nachdem er beim Besuch eines Craonschen Schlosses ausgeglitten und in einen Bach gefallen war, wobei er sich eine Wunde am Magen zuzog, die bösartig wurde, während zugleich eine Lungenentzündung hinzutrat.

II.

Entgegen dem Testament des Verstorbenen wurde die Herzogin-Witwe zur Regentin ernannt, mit dem Recht, selber die Mitglieder des Conseils auszusuchen. Die erste Aufgabe der neuen Regierung bestand darin, der Finanznot abzuhelfen; und die vorgenommenen Maßregeln richteten sich vorzugsweise gegen den Minister Beauvau-Craon, der jedoch gleich in alle geforderten Restitutionen des ihm von Leopold geschenkten Eigentums einwilligte. Der zwanzigjährige neue Herzog Franz war von Wien herbeigeeilt, um die Krone seiner Väter in Empfang zu nehmen. Er mißfiel sehr, dem Adel nicht weniger als dem Volke; er machte den Eindruck eines „deutschen Pädagogen", trug eine altmodische Tracht aus der Zeit Louis XIV., zeigte eine geringschätzige Miene und lebte abseits, zusammen mit einigen von Wien mitgenommenen Freunden.

Mehrere Jahre vergingen. Mitte der dreißiger Jahre trat eine große Veränderung in den lothringischen Verhältnissen ein. 1735 hatte Frankreich dem Kaiser Karl VI. vorgeschlagen, seine pragmatische Sanktion unter der Bedingung anzuerkennen, daß Stanislaus Leszinsky, der auf die Krone Polens verzichten würde, das Herzogtum Lothringen bekäme, das dann nach seinem Tode Frankreich zufallen sollte; und seit Mai 1736 wartete Stanislaus auf den ihm von seinem Schwiegersohn Louis XV. zur Verfügung gestellten Schlosse zu Meudon die Besitzergreifung seines neuen Staates ab. Im selben Jahr hatte Herzog Franz die Regentschaft seiner Mutter übertragen und sich als Gemahl Maria Theresias nach Wien zurückbegeben. Am 30. September unterzeichnete Stanislaus die Erklärung von Meudon, wodurch er jetzt schon dem König von Frankreich gegen eine jährliche Rente alle Rechte der Souveränität über Lothringen übergab, wie Steuern einzutreiben, Domänen, Wälder, Pachthöfe, Salzwerke, Fischteiche, usw. zu verwalten, die Magistrate und die Beamten zu ernennen, Gesetze zu geben, usw.; und ein im Einverständnis mit Louis XV. ausersehener Intendant sollte im Namen Stanislaus' in Lothringen dieselben Funktionen ausüben wie die Intendanten in den französischen Provinzen. Die Wahl fiel auf de la Galaizière, der zum Kanzler und Siegelbewahrer von Lothringen ernannt wurde und Ende Januar nach Nancy abreiste, wo er im März den Eid der zivilen und militärischen Behörden entgegennahm, beim großen Bankett unter Todesschweigen der Anwesenden in Tokayerwein auf die Gesundheit seiner polnischen Majestät trank und öffentliche Festlichkeiten veranstaltete, denen alle Welt fernblieb. Anfang April folgten Stanislaus selber und die Königin Katharina Opalinska mit ihrem Hofstaate nach. Die Herzogin-Witwe hatte schon einen Monat früher mit ihren Töchtern Lunéville für immer verlassen, um sich nach dem ihr von Louis XV. angewiesenen Schlosse Commercy zu begeben, wo sie, einsam und verlassen, ihre Tage beenden sollte.

Das Jahr 1737 wurde von den Lothringern als das erste Todesjahr ihres Landes betrachtet, wie das Jahr 1766, in dem Stanislaus starb und Lothringen definitiv Frankreich einverleibt wurde, als das zweite. Der Vertrag vom Februar 1737, wodurch die Uebergabe Lothringens an Stanislaus und Frankreich formell erfolgte, wurde vom Herzog Franz unterzeichnet, nachdem er als Ersatz für sein altes Erbland vom Kaiser das Großherzogtum Toscana zugesichert bekommen. Er ließ das bewährte Vertrauenspaar seines Vaters nach Florenz rufen, wo Fürst Craon als sein ministre plénipotentiaire das Land nach dem Tode Gaston de Medicis — der im Juli desselben Jahres erfolgte — in Besitz nehmen sollte, und wo er dann lange Zeit als Vizekönig verblieb.

Galaizière war der wirkliche Herr von Lothringen, der mit allen seinen Maßregeln nur ein Ziel konsequent verfolgte: das Herzogtum möglichst rasch in eine französische Provinz zu verwandeln. Stanislaus hatte nur den Schein und die Zeremonien und fügte sich mit philosophischer Resignation in die unvermeidliche Rolle. Die Lothringer aller Stände sahen lange in dem polnischen Exkönig nur den Usurpator, wie in den Beamten Feinde und Unterdrücker, und gaben mehrfach ihren Gefühlen öffentlichen Ausdruck in Spottliedern, Manifestationen, Klagen und Beschwerden allerlei Art. Die Bauern waren die widerspenstigsten; unter der städtischen Bevölkerung legte sich der Haß allmählich; vom Adel war ein Teil der alten Dynastie nach Wien gefolgt, ein anderer Teil hing sich an Frankreich, und von den zu Hause Gebliebenen hatten sich die meisten anfangs auf ihre Schlösser zurückgezogen. Stanislaus suchte sie durch freigebige Verteilung von Hofchargen zu gewinnen, die jedoch größtenteils nur leere Titel waren; die einträglichsten Stellungen bekamen seine polnischen Freunde, die ihm während der schweren Jahre treu zur Seite gestanden. Die Königin war sehr fromm und von äußerst strengen Sitten, von schlechter Gesundheit und schlechter Laune; sie sehnte sich nur nach ihrem geliebten Polen zurück, und alles mißfiel ihr in ihrer neuen Heimat; sie war auch sehr wenig beliebt unter dem lothringischen Volke.

Digitized by Google

Beim Tode des Kaisers Karl VI. weigerte sich Frankreich, die von ihm selber anerkannte pragmatische Sanktion zur Ausführung kommen zu lassen, und der Krieg brach aus. Lothringen, wo bei wachsenden Sympathien für die Waffen Maria Theresias offene Revolte drohte, wurde von Frankreich mit Truppenausschreibungen und Steuererhebungen als erobertes Feindesland behandelt; und beim Anrücken der österreichischen Armee unter Prinz Karl, dem Bruder des Herzogs Franz, brach ein allgemeiner Aufstand zugunsten der alten Dynastie aus. Die Königin flüchtete nach Meudon, der König nach Metz, wo er sich mit seinem Schatz und einigen Getreuen in die Zitadelle einschloß. Galaizière allein verlor den Kopf nicht, organisierte alles und setzte in wenigen Tagen das Land in Verteidigungsstand gegen einen Handstreich. Louis XV. eilte mit seinen Truppen aus Flandern zu Hilfe, und gleichzeitig mußte Prinz Karl nach Böhmen abziehen, wo die Preußen einen Einfall gemacht hatten. Lothringen war für Stanislaus und Frankreich gerettet; und ersterer kehrte nach Lunéville zurück. Am 13. September 1745 wurde Franz von Lotheingen, Großherzog von Toscana, Gemahl Maria Theresias, in Frankfurt a. M. zum Kaiser gewählt.

Dasselbe Jahr 1745 bezeichnet gewissermaßen einen Wendepunkt in der Geschichte Lothringens, wo als Folge des Krieges Stanislaus mächtiger als je und Galaizière mächtiger als je geworden, indem die Nation anfängt, sich dem unentrinnbaren Schicksal zu fügen und sich an den Gedanken zu gewöhnen, ihre alte Selbständigkeit aufgeben zu müssen. Zugleich bemüht sich Stanislaus, seine polnische Umgebung allmählich durch eine einheimische zu ersetzen; das polnische Element am Lunéviller Hofe verschwindet nach und nach, und Mitglieder der ältesten und vornehmsten Familien Lothringens nehmen Hofchargen an. Stanislaus sucht den Traditionen aus der Regierungszeit Leopolds gemäß einen eleganten und literarischen Hof zu schaffen und zieht eine ganze Schar Künstler, Dichter und Philosophen an sich. Lunéville wird ein Versailles en miniature, aber ohne alle Etikette, — eine pompöse Fassade mit einem einfachen, gemütlichen Leben dahinter. Und nach den hohen Beispielen, eine Maitresse zu haben, wie man sich einen Beichtvater hielt, erkor sich Stanislaus unter den schönen und vornehmen Damen des Landes eine der schönsten und vornehmsten, die Palastdame der Königin, die Marquise de Boufflers, geborene Beauvau-Craon, die also eine innerhalb ihrer Familie gleichsam erbliche Funktion als Herzensdame und Beherrscherin des Souveräns übernahm. Nach dem Beispiel ihrer Mutter übte sie dieselbe ohne Rivalität und ohne Teilung aus und behielt sie unangefochten bis zum Tode Stanislaus'.

III.

Madame de Beauvau-Craon schenkte ihrem Gatten nicht weniger als zwanzig Kinder. Der älteste Sohn, der Oberhofstallmeister von Lothringen war, legte mit einundzwanzig Jahren seine weltlichen Würden nieder und trat in die Kirche ein; schon ein paar Jahre danach starb er in Rom an den Pocken. Der zweitälteste wurde mit fünf Jahren zum Primas von Lothringen ernannt. Das Erstgeborenenrecht ging somit auf den dritten Sohn über, der im Regiment der Königin Offizier war und an dem Madame de Boufflers zärtlich hing. Die vielen Töchter wurden in den adligen Kapiteln erzogen, bis sie heirateten oder geistlich wurden, eine von ihnen wurde Äbtissin von Epinal, eine andere von Poussay — neben Remiremont das vornehmste und berühmteste der vier Frauenkapitel Lothringens.

Die Heldin des Maugrasschen Buches, Marie-Françoise-Cathérine de Beauvau war am 8. Dezember 1711 zu Lunéville geboren. Sie war ein eigensinniges und unbändiges Kind, das unter der zahlreichen Geschwisterschar die Stellung eines Cendrillon einnahm. Als junges Mädchen wurde sie den Canonissinnen von Remiremont an der Mosel zur Erziehung übergeben. Das Kapitel war ganz weltlich und mit vielen Privilegien und Freiheiten versehen; es herrschte unter den Damen, die sämtlich aus den ersten Familien Lothringens und Deutschlands stammten, eine unbegrenzte Sittenfreiheit, die zuweilen mit dem Strafrecht kollidierte, und das Reglement wurde garnicht eingehalten. Jede der neunundsiebzig Damen, die in lange, schwarze Mäntel mit Schleppen und Hermelinkragen gekleidet waren und — wenn sie wollten — höfische Haartracht und allerlei Schmucksachen trugen, besaß ihr eigenes Haus, lebte nach eigenem Gutdünken, konnte den himmlischen gegen einen irdischen Bräutigam austauschen und durfte eine Koadjutrice wählen, die Nichte genannt wurde und bei Heirat oder Tod ihre Nachfolgerin mit allen Rechten wurde. Die Aebtissin trug die Insignien der Bischofswürde und hatte in der Stadt Remiremont und Umgebung das Recht, die Gerichtsbarkeit in allen Instanzen auszuüben; Beschwerden gegen ihre Urteile konnten nur am Parlament von Paris erhoben werden; die Damen selbst standen nicht unter der Jurisdiktion des Ordinariats, sondern direkt unter dem heiligen Stuhl. Sie lagen in ständigen Zwistigkeiten mit dem weltlichen Oberhaupt, den Herzögen von Lothringen, sodaß mehrmals Militärgarnisonen in die Abtei zur Bändigung der streitbaren Sippe hineingelegt werden mußten; und unter ihnen selbst gab es nach der Nationalität drei Gruppen: die deutsche, die französische und die lotheingische, welche sich von ganzem Herzen befehdeten.

Mit dreiundzwanzig Jahren verließ Mlle. de Beauvau-Craon das Kapitel von Remiremont und verheiratete sich am 19. Apeil 1735 mit dem Marquis François-Louis de Boufflers. Die nächstfolgenden Jahre verbrachte das junge Paar in stiller und glücklicher Zurückgezogenheit auf seinen Gütern bei Nancy, wo die Marquise ihrem Gatten zwei Söhne gebar. Am Hofe erschien sie während der ersten Regierungsjahre Stanislaus' nur, sofeen ihre Stellung als Palastdame der Königin es erforderte. 1743 ging sie mit ihrem Mann nach Paris, der dort die Erbschaft seines verstorbenen Vaters zu regeln hatte. Die junge lebenslustige Frau, die mit den größten Erwartungen die Reise nach diesem gelobten Land Paris-Versailles angetreten hatte, erschrak und wurde ganz beklommen, als sie in ein altes und düsteres Palais am Faubourg Saint-Germain geführt wurde, wo alles schwarzbezogen und leer war, und nur eine alte, blasse, magere und kränkliche Dame, die mehr wie ein Schatten aus dem Grabe als ein lebendiges Wesen aussah, ihr entgegentrat: die Schwiegermutter. Diese erwies sich jedoch als eine milde und gute Person, die sie bald ihrer Schwägerin, der Herzogin-Witwe de Boufflers — der späteren Marschallin von Luxembourg — übergab. In der Schule dieser leichtsinnigen und spirituellen Dame, die ein großes und glänzendes Haus führte, wo sich die gonze damalige Geburts- und Geisteselite traf, entwickelten sich die angeborenen Fähigkeiten der jungen Marquise rapid; unter ihrer wohlwollenden Protektion wurde sie in die hohe Gesellschaft und am Hofe eingeführt und mit Voltaire, Montesquieu und andern geistigen Notabilitäten bekannt. Von Paris wurde sie dann nach Lunéville im Jahre 1745 zurückberufen, um ihre Schwester am Hofe zu ersetzen, nachdem das stolze Wesen der letzteren und die Keitteligkeit der alten Königin Opalinska ein weiteres Zusammenleben dieser beiden Damen unmöglich gemacht hatte.

Sie war jetzt vierunddreißig Jahre alt, sah aber nach zwanzig aus. Das Eigentümliche an ihr und ihr besonderer Reiz bestanden in ihrem Temperament mehr als in einem regelmäßigen Schönheitstypus, wenn auch ihr Wuchs und ihr Teint von großer Pracht waren; es lag in dem Ausdruck des Gesichts mehr als in dem Schnitt desselben. Ihre Physiognomie war von einer außerordentlichen Belebtheit; und wie ihr Gesicht, war ihre Seele — immer in Bewegung und nicht zu greifen; das Temperament spiegelte sich eben in beiden in gleicher Weise. Sie sprach sehr wenig und nur im intimen Kreise; aber so beweglich war ihr Geist, daß er mitten in ihrem Schweigen redete und in die Bewegungen des Gesichts

Digitized by Google

hineindrang „wie ein lebendiges Licht durch ein zartes Gewebe". Ihr Esprit war überlegen, fein, gerecht, munter, ursprünglich; immer die Natur selbst; nichts Gesuchtes, nichts Gekünsteltes. Ihr Gespräch ist wie ihr Gesicht und ihr Geist: die außerordentlichste Beweglichkeit; ihre Worte sind unerwartet, schnell, schlagend; sobald ihr irgend ein Gedanke auftaucht, ist er ihr ganz gegenwärtig mit allen Einzelheiten und Konsequenzen. Sie ist ziemlich gebieterisch und duldet kein Hindernis; ist aber eine zuverlässige Freundin und uneigennützig; ohne boshaft zu sein, hat sie den „trait mordant", und an ihren bösen Tagen ist es eine gefährliche Sache, sich ihren Scherzen auszusetzen: „sie hat durch ihre Bonmots öfters als durch ihre Leichtsinnigkeiten ihre Liebhaber zur Verzweiflung gebracht," schrieb ihr eigener Bruder von ihr. Ihre gefährlichste Leidenschaft war das Spiel.

König Stanislaus zählte schon dreiundsechzig Jahre, als er sich ihretwegen als Rival seines Kanzlers Galaizière aufzutreten genötigt sah, der ihre Gunst erworben hatte und — wie böse Zungen sagten — noch weiterhin behielt. Ihr gefährlichster Gegner und Rival um die Macht am Hofe war der Beichtvater des Königs, der Jesuitenpater de Menoux. Beider Spiel um die Person Stanislaus' war ein wahres „jeu de bascule" zwischen den himmlischen und den teuflischen Mächten; und der alte Herr, der sehr gern selig werden wollte, aber nur ungern auf die Annehmlichkeiten des diesseitigen Lebens verzichtete, machte dabei eine erbärmliche Figur. Um die Maitresse und den Beichtvater bildeten sich zwei ganze politische Hofparteien; um die Frau scharten sich die Philosophen, die Dichter, die Bevölkerung und alle lothringisch-national Gesinnten, um den Priester dagegen die französische Partei, die Königin Marie Leszinska und der Dauphin, welche beide die Marquise de Boufflers verabscheuten, sowie Galaizière (der doch mit dem zartesten aller Bande an sie geknüpft war) und seine ihm untergeordneten Beamten. Der Kampf war wütend; und die ganze Regierungskunst Stanislaus', der ein frommer Mann war, der es aber liebte „causer impiété", bestand darin, die Balance zu halten.

München. Ola Hansson.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Christuslegenden.

Nun kommt das Märchen wieder zu uns, nachdem es sich solange irgendwo, in irgendwelchen Herzen versteckt gehalten, und wir hören seine silberne Stimme wieder. Es erscheint in der uns fremdesten Gestalt. Nicht gleicht es dem Wichtelmännchen mehr, das auf sonnigem Fleck am Waldesrand kauert und mit listigem Blinzeln der kleinen Aeuglein dem Sonntagskind die Springwurzel reicht, die alle verborgenen Herrlichkeiten des Berges auftut; als solches war es uns nie ganz vergessen. Vielmehr naht es sich in herb magdlicher Gestalt, zögernd über die Blumenwiese schreitend, den Lilienstengel in der zarten Hand. „Christuslegenden" sind es, die Selma Lagerlöf in ihrem neuesten Buche*) bietet.

Auf dem einsamen Gehöft, in dem Selma Lagerlöf ihre Kindheit verbrachte, lebte die gute Großmutter noch. Waren die anderen alle zur Kirche gefahren und die alte Frau mit dem Kind allein zurückgeblieben, so hob sie zu erzählen an, und immer, wenn eine Geschichte zu Ende gegangen, pflegte sie zu sagen: „Und das alles ist so wahr, wie daß ich Dich sehe und Du mich siehst." Wahrheit suchen die Menschen wohl immer in der Kunst, nur zu verschiedenen Zeiten auf verschiedenen Wegen. Einmal soll sie durch treue Wirklichkeitswiedergabe Schritt für Schritt gewonnen werden, das anderemal recht unvermittelt aus innerer Offenbarung des Gemüts erblühen. Diese innere Wahrheit aber ist in Selma Lagerlöfs Legenden.

Man spricht soviel vom allzu raschen Wechsel der literarischen Richtungen des Tages. Man sollte auch dafür ein Auge haben, wie sie einander fortleben und fortwirken. Es ist nicht wahr, daß die Neuromantik als ein Fremdes, Andersgeartetes den Realismus von seinem Herrschersitz verdrängt hat: sie konnte ihn nur aus dem Felde schlagen, nachdem sie unendlich viel von seinem eigensten Wesen in sich aufgenommen hatte. Ricarda Huch wie Selma Lagerlöf haben die realistische Schulung nicht ohne bleibende Nachwirkung durchgemacht. Sie ist es, in der sich Selma Lagerlöfs Stil gebildet hat, dieser herbe, kristallklare, keusche Stil, den man kühlem, durchsichtigem Bergwasser vergleichen möchte, und der ihren Legenden die innere Wahrheit gibt. Es ist ein beweglicher Augenblick, da der römische Kriegsknecht mit dem gezückten Schwert vor dem schlafenden Jesuskinde steht, um es auf Herodes' Befehl hinzumorden: wie es ihm plötzlich durch den Sinn fährt, daß die Bienen und die Lilien diesem Kinde seine Wohltaten vergolten haben, wie ihn das Mitleid und die Scham übermannt. Zu empfindsamer Ausmalung war Gelegenheit gegeben, aber Selma Lagerlöf schrieb streng und schlicht: „Es steht mir nicht wohl an, dieses Kind zu töten, das mir das Leben gerettet hat', sagte er schließlich. Und er beugte sich nieder und legte sein Schwert neben das Kind, damit die Flüchtlinge beim Erwachen erführen, welcher Gefahr sie entgangen wären."

Alle erdenkbaren Märchenzüge spielen in diese Legenden hinein. Blumen und Tiere vergelten die Wohltaten, die ihnen das Kind erwiesen, die Palme beugt sich auf seine Bitte, um ihre Früchte darzubieten, aus Ton gefertigte, kleine Vögel werden mit Sonnenstrahlen bemalt, regen ihre Flügel und fliegen. Der Esel erhält am Weltschöpfungstage seine langen Ohren, weil der liebe Gott strafend daran zupfen mußte, um ihm endlich seinen Namen einzuprägen, dem Rotkehlchen, das als grauer, unscheinbarer Vogel in die Welt gesetzt worden war und sich seinen Namen selbst verdienen sollte, färbt sich die Kehle rot, nachdem es aus Mitleid einen Dorn aus der Stirn des Gekreuzigten gezogen und dabei ein Blutstropfen auf seine Brust gefallen. Nur zum kleinsten Teil sind diese Märchenzüge neu, und auch da noch sind sie alten, bekannten nachgebildet. Aber in diesen gang und gäben Motiven zeichnet sich Selma Lagerlöf das Naturwesen ganz eigenartig und ganz original. Man sieht die hohe Palme einsam in der Wüste ragen. Mit König Salomo zusammen pflanzte sie einst die Königin von Saba, auf daß sie wachse und lebe, bis im Lande Juda ein König erstehe, größer als Salomo. Nun sieht die Palme die Flüchtlinge, Joseph, Maria und das Kind, durch die Wüste irren und gleichzeitig fühlt sie das Rauschen des Todesengels in ihren Zweigen. Sie bemitleidet die Irrenden, weil sie wähnt, daß der Todesengel auf sie zueile; sie fühlt den Tod und weiß nicht, daß er sie selber sucht.

Wie die Naturwesen so zeichnen sich die menschlichen Gestalten im Dämmerlichte dieser Legenden in selten eindrucksvollen, in markigen Zügen. An das Clairobscur eines Rembrandt könnte man sich erinnert fühlen. Man tritt in eine Winzerhütte in den Sabinerbergen, und man meint die reine Luft zu atmen, in der mildherzige, schlichte Menschen leben. Faustina, die Amme des Tiberius, wird in der finstern Schroffheit ihres Wesens und in ihrer starken Mitleidsfähigkeit lebendig; Tiberius selbst tritt dem Leser in der Berechtigung seines Menschenhasses und seiner Sehnsucht nach freundgesinntem, wahrem Menschentum beweglich nahe. Der junge Judas offen-

*) München 1904. Verlag von Albert Langen.

Digitized by Google

hart die leidenschaftliche Zerrissenheit seines Gemüts, die drei Weisen aus dem Morgenlande gewinnen höchst individuelle Züge. Sankt Petrus bleibt der heißblütige Besserwisser auch im Paradies, da er den Herrn zur Rede setzt, daß er seine Mutter nicht der himmlischen Freuden teilhaftig werden ließ. Und muß dann einsehen, wie gerecht das Urteil gewesen, da sie, von einem Engel aus dem Höllenschlund emporgetragen, die Mitverdammten, die sich an sie angeklammert haben, mitleidslos und hartherzig von sich abzuschütteln sucht. Diese Gestalten, denen man die personifizierte Dürre, die an versiegenden Brunnens Rand hockt, zuzählen kann, sind keineswegs nur Träger irgendwelchen legendären Gedankens, sie haben ein individuelles, ja wenn man sa will, auch ein modernes Gesicht.

Es scheint bemerkenswert: Liest man Herders Legenden und die Rechtfertigung, die er ihnen mit auf den Weg gegeben, wieder, der Stimmung nachgebend, die Selma Lagerlöf gerufen, so wird man zu seiner Verwunderung gewahr, wie sehr dieser innigste Apostel der Aufklärungs- und Humanitätsperiode es für notwendig befunden, seine Aufgeklärtheit und sein freies Menschentum im Gegensatz zum naiv-gläubigen und asketischen Geist solcher Legendenwelt zu betonen. Und auch in Gottfried Kellers Legenden schien alles Ueberirdische nur dazu da, vom sicher menschlichen Standpunkt aus betrachtsam beäugelt und humorvoll umgedeutelt zu werden. In Maeterlincks und Selma Lagerlöfs Legenden aber ist das naive Wunder wieder eine lockende Wahrheit geworden, vor deren Schauern sich fromm die Hände falten.

Der Stern, der in Selma Lagerlöfs Legenden zu der Hütte in Bethlehem führt, heißt Barmherzigkeit. Die Barmherzigkeit ist in all diesen Erzählungen in den Mittelpunkt gerückt. Sie richtet das Reich Gottes unter den Menschen auf; in ihr erblühen oder verdarren die Herzen. Weil sie mitleidslos die Mitverdammten in den Höllengrund zurückgestaßen, wird Sankt Peters Mutter aus den Engelsarmen wieder hinabgesandt. Im Namen der Barmherzigkeit vollbringt das Jesuskind seine Wunder; sie ist es, die Faustina, des Tiberius' Amme, das Haupt des Dornengekrönten in den Schoß ziehen und mit ihrem Tüchlein trocknen heißt und sie zu einer Veronica werden läßt; sie verschafft dem grauen Vöglein sein rotes Kehlchen. Durch die Barmherzigkeit, die er übt, gelingt es Raniero, in der den Lesern der „Nation" bekanntgegebenen Erzählung des Bandes „Die Lichtflamme" noch zu guterletzt seine Leuchte brennend zu erhalten. Als der Barmherzige offenbart sich Jesus in dem grandiosen Traum, den die Frau des Pilatus vor dem Kreuzigungstage träumt, und weist damit auf den Grund seines Wesens. Nun kann man aber keineswegs behaupten, daß die christliche Auffassung in Jesu zu allen Zeiten vornehmlich den Barmherzigen gesucht hätte. Sie fand immer den in ihm, dessen sie aus ihren eigenen inneren Nöten heraus am innigsten bedurfte. Charakterisiert Selma Lagerlöf Jesus immer wieder als den Barmherzigen, sa zeichnet sie damit das Bild des modernen Erlösers. Aus der sozialen Bewegung unserer Tage sind ihre Legenden hervorgegangen.

So kommt das Märchen neugeboren zu uns zurück. Wie mancherlei wir auch erfahren, seit wir die Märchenbücher aus der Hand gelegt, ob vieler Glaube uns zerronnen und ob wir uns die Füße auf staubiger Wirklichkeitsstraße müde gewandert, — es kommt und findet uns als Kinder.

Ernst Heilborn.

Altsienesische Kunst.

Siena, August 1904.

er Sol-leone beherrscht die Flur Toscanas. Mit starker Pranke drückt er auf die seufzende Campagna, auf die hohen Gipfel und die kleinen Flüsse; früh um sechs Uhr beginnt sein galdenes Brüllen, das sich erst spät abends beruhigt, wenn das gelbe schöne Untier hinter Sa Flora verschwindet, um die kühle Meeresbraut zu suchen. Es ist wunderbar, wie in diesem Feuer alles ein neues, glänzendes Leben bekommt. Jeder Halm am Boden glitzert wie ein Feuerbolzen; die Ziegelwand glüht wie ein Hochofen. Dabei fehlt jedes dunklere Muster; denn jeder Wassertropfen ist längst verzischt, seit Wochen fiel kein Regen. Es sind die hohen Feiertage der Natur, die sich um des Menschen Behagen nicht kümmert. Zitternd wie ein Mädchen liegt das Land da; allmorgendlich überflammt es der Sonnenläwe mit neuer Feuerliebe.

In der Glut dieser Tage besuchte ich die Mastra der altsienesischen Kunst. In Siena und London hat man gleichzeitig in diesem Jahr Ausstellungen der primitiven Sienesen veranstaltet. War die Ausstellung im Burlingtone Club klein und fein, so nimmt die italienische mächtige Dimensionen an; die Nummern der ausgestellten Stücke gehen in die Tausende. Dazu hat Siena seinen alten, schönen Stadtpalast für die Ausstellung hergeliehen, den die Kunst von drei Jahrhunderten geschmückt hat, und die Mostra residiert in Räumen, wo die Trecentofresken Simone Martinis, Ambrogio Lorenzettis, Spinello Aretinos, Taddeo di Bartoles und Sodomas die Wände decken. Dazu kommt die Wirkung der ganz mittelalterlichen Stadt, „dove torregia e siede", wie Alfieri von Siena sagt; das geheimnisvolle Spiel der auf langen Felsenrücken sich windenden ziegelroten Gassen, das strahlende Leuchten des schwarzweißen Marmordoms, der auf höchster Felsenfaust fürstlich thront, die Romantik des Pferderennens (il palio), wo die Tiere aus Jacopo della Quercias Fonte gain saufen, die Schönheit der Gottesdienste im Dom, dessen Orgel weltberühmt ist, dessen Fußboden mit den bekannten sgraffitti jetzt freiliegt, dessen Marmore und Bronzen in diesen heißen Tagen ein Leuchten gewinnen, wie ich es nie gesehen habe.

Man sieht, es kommt genug zusammen, um den Besucher der Mostra zu gewinnen und günstig zu stimmen. Leider hält die Ausstellung selber nicht alles das, was man erwarten durfte. Der Katalog ist dickleibig genug, aber völlig unkritisch und gesättigt mit Fehlern. Schmerzlicher ist, daß die Ausstellung viele entlegene aber in Privatbesitz versteckte Stücke nicht vorführt, auf deren Präsenz man unbedingt hoffen mußte. Nicht einmal die Privotsammlungen Sienas haben alles herausgegeben; die im Ausland versprengten Bestände zu sammeln, scheint man gar nicht versucht zu haben. Am meisten vermißt man die großen Altarbilder der entlegenen Bergstädte Toscanas; nur einiges, und nicht das Wichtigste, ist herangebracht worden. Statt dessen hat man unbedeutende Spätbilder im Hauptsaal aufgestellt, wo die Pracht der Tapeten, des Fußbodens und der Decke mit diesen Scheingrößen peinlich kontrastiert. Die Malerei des Trecento, Sienas Glanzleistung, ist ganz ungenügend vertreten; von dem wichtigsten Quattrocentisten, Francesco di Giorgio, bringt die Ausstellung kein Bild und Bildwerk. Mit der Plastik steht es etwas besser; freilich nicht mit der des Trecento. Nur Quercia ist durch die Wiederauf-

Digitized by Google

stellung seiner alten herrlichen Fonte gaia in der großen Loggia des zweiten Stockes des Palastes und durch eine Sammlung von Abgüssen würdig geehrt worden.

Zu solchen Mißständen kommen noch die der Ausstellungstechnik. Viele Räume haben etwas Bazarartiges; Unbedeutendes ist nicht ausgeschieden, sondern gehäuft worden. Viele Zettel und Zahlen fehlen. Manche Sachen sind im Original, Abguß und Photographie ausgestellt; die photographische Ausstellung ist ganz ungenügend und hat keine Unterschriften. In London lagen drei starke Bände sieneser Photos aus, sodaß man bei zweifelhaften Fällen die gesicherten Werke eines Meisters nachschlagen konnte. In Siena fehlte dergleichen; der Katalog hielt es nicht einmal für nötig, bei datierten Bildern die Jahreszahl abzudrucken. Gewiß kann der vielbeschäftigte Direktor der Uffizien Corrado Ricci, der in letzter Stunde gerufen wurde, um die Ausstellung zu arrangieren, nicht für alle diese Fehler verantwortlich gemacht werden; freilich werden in dem eben von ihm veröffentlichten Buch über die Mostra viele Unrichtigkeiten auch nicht korrigiert. Ricci ist momentan der populärste Kunsthistoriker in Italien; es ist ihm gelungen, Venturi zeitweilig in den Hintergrund zu drängen. Diese Ausstellung aber wird ihm aus Fachkreisen keine neuen Freunde zuführen. Man hat das Gefühl, daß alles „in fretta" zusammengestoppelt ist, in einer Eile, bei der man auch Fälschungen nicht zurückgewiesen hat. Weniger wäre mehr gewesen. Ein Palast wie dieses alte herrliche Munizipalhaus, und eine Stadt, die ihren Trecentostil so echt bewahrt hat, verdienen eine Ausstellung, die diesem echten hohen Stil entspricht.

Doch Klagen sind Treppenwitze; halten wir uns an das, was vorhanden ist. Das ist jedenfalls mehr, als der Berichterstatter des „Berliner Tageblatts" gesehen hat. Freilich handelt es sich um zarte Werte und feine Unterschiede, die demjenigen nicht deutlich werden, der schnell einmal nach Siena reist und in einigen Tagen die ihm fremde, rätselhafte Kultur dieser Stadt zu verstehen hofft. Nur einem Novizen konnte es passieren, Matteo die Giovanni zu „entdecken"; die Bedeutung dieses Malers steht allen Vertrauten seit zwanzig Jahren fest, aber sie würdigen dieselbe relativer, weil sie größere Sienesen kennen. Nicht Matteo, sondern Francesco di Giorgio ist der Ueberragende im späten Quattrocento Sienas.

Die Mostra der sieneser Trecento-Plastik ist nicht im Stadtpalast zu suchen, sondern an der Fassade des Domes, jenem Prunkstück der toscanischen Fassaden, das selbst die Orvietos in Schatten stellt und nur mit San Marco in Venedig sich vergleichen läßt. Dagegen führte die Ausstellung eine Reihe interessanter Holzfiguren vor, meist Verkündigungsgruppen, aber auch Einzelheilige, aus der Zeit zwischen 1370 bis 1450. In dem entforsteten Italien sind Holzstatuen selten. Die frühesten sind in Pisa entstanden; der hohle Holzkern ist mit Stoff überzogen, auf dem die Kreide hält, deren glatte Oberfläche dann farbig sehr reich behandelt ist. Bei diesen Verkündigungsfiguren ist die Szene im Sinn der adeligen Freiung dargestellt; ein himmlischer Adeljüngling mit goldenem Haar vom leuchtenden Mantel umrauscht, dringt stürmisch und brausend wie Phöbus Apollo in das Mädchenstübchen einer wohlbehüteten Edeldame, deren zarte Jugend bisher in tiefsten Träumen weltentrückter Gedanken befangen war. Ein süßer Schreck durchfährt das feine Mädchen; aber seine Augen füllen sich mit warmer Liebe, als es den schönen Boten sieht, und selig spricht sie ihr: „ecce ancilla Domini" dem Jüngling zu. Diese „Werbungen" sind mit der frischen Natürlichkeit gebildet, die das geistliche Schauspiel des 14. und 15. Jahrhunderts dieser Verkündigungsszene gegeben hat. Kein biblisches Thema war so populär unter der Jugend Toscanas. Denn schließlich sahen Jungfrau und Jüngling hier die goldene Erfüllung ihrer eigenen Wünsche; manche Verkündigungsgruppe mag von einem jungen dankbaren Ehepaar gestiftet worden sein.

So zarte und menschliche Deutungen der religiösen Geschichten sind am Ende des Quattrocento nicht mehr erlaubt; Savonarola tat all diese Lyrik in Bann und forderte ernstere Formen und Gedanken. Die Stationen der Passion rücken jetzt in den Vordergrund. In Siena hat Giacomo Cozzarelli eine bemalte Tongruppe der Pietà, der Kreuzabnahme und Klage um den Leichnam Christi, für die Kirche der Osservanza bei Siena geschaffen. Zwei Eckfiguren dieser großen Gruppe, die dort fehlen, brachte die Mostra wieder ans Licht, ohne daß der Katalog um ihre Provenienz wußte. Ich habe die Randspuren gemessen und ein Zweifel ist nicht möglich. Giacomo Cozzarelli, nicht zu verwechseln mit dem Maler Guido Cozzarelli, hat die freiere Conplastik anstelle der einfacheren, gebundenen Holzplastik gesetzt und in vielen farbigen Einzelgestalten großer stehender Heiliger, aber auch in gebrannten Altartafeln wie in seiner „Assunta" in der Cappella de' Diavoli die malerische Plastik der früheren Zeit im modernen Sinne entwickelt. Von den früheren Quattrocentomeistern erschien der feine, zarte Neroccio mit zwei herrlichen Holzstatuen auf der Ausstellung: der heiligen Caterina und dem heiligen Nicolaus von Bari. Die ihm zugeschriebene, neu vergoldete Verkündigungsgruppe aus dem Santuccio dürfte eher von Giovanni Turini stammen. Der andere hervorragende Bildner Sienas in dieser Zeit, Giovanni di Stefano, fehlte im Katalog. Mir scheint, daß ihm die schöne, feine Büste der heiligen Caterina aus dem Palazzo Palmieri Nuti zuzuschreiben ist; sie wird hier Mino da Fiesole zugeeignet wegen der Uebereinstimmung mit einer Pariser Büste, die Bode auf Mino getauft hat. Meines Erachtens ist auch diese Büste zweifellos sienesisch und ebenso wie ein sienesisches Madonnenrelief der Berliner Sammlung (Nr. 166) Giovanni di Stefano zuzuschreiben. — Antonio Federighi war, abgesehen von der bekannten Mosesstatue von dem Brunnen des sieneser Ghetto, nur durch ein, aber sehr interessantes Werk vertreten: die Marmorstatue des jungen Bacco, aus Pal. Elci, die Schmarsow vor Jahren aufgefunden und auf Federighi getauft hat. Federighi ist der Humanist unter den sieneser Künstlern. Ueberall huldigt sein Marmor der antiken Welt; während sein Nebenbuhler Urbano da Cortona die große Steinbank der Mercanzia mit christlichen Tugenden geschmückt hat, brachte Federighi an dem Gegenstück die alten römischen Heroen Cato, Decius Mus, Scipio Africanus usw. als Repräsentanten der Bürgertugenden an. Dieser Humanismus, der kleine Steinmetzen im damaligen Siena dazu trieb, ihre Kinder Priamo, Elio und Polissena zu taufen, hat später der kirchlichen Nomenklatur wieder weichen müssen.

Ich kann das abschätzige Urteil, das die Quattrocentomalerei Sienas erfahren hat, nur daraus erklären, daß sie nicht genügend gekannt wird. Auf der Ausstellung trat Matteo di Giovanni (1430—1495) besonders glücklich hervor; namentlich sein „Hieronymus im Gehäus" von 1492 wirkte durch die malerische Komposition und gegenständlich sehr stark. Das Bild muß ebenso wie die bekannten Fresken Botticellis und Ghirlandaios in den Ognissanti von Florenz von einem vlämischen Bild (H. van der Goes?) beeinflußt worden sein, das damals nach Toscana kam und die nordische, völlig andersartige, aber entschlossenere Behandlung des Objekts und die malerische Einheit von Raum, Mensch und Gegenstand den in der Figurendarstellung allzu befangenen Florentinern und Sienesen zum Bewußtsein brachte. — Auch eine der fünf Darstellungen des Kindermordes, die Matteo di Giovanni zwischen 1481 und 1490 gemalt hat, war in der Mostra zu sehen (die aus S. Agostino in Siena). Diese „Strage"-Bilder hat der sonst ganz dem Thema der Madonna und besonders dem der Assunta sich hingebende, wenig dramatische Künstler aus besonderem Anlaß gemalt. Sie schildern nämlich in Wirklichkeit nicht die Sünden des Herodes, sondern die Schandtaten jenes türkischen Generals, der im Jahr 1479 Otranto überfiel und in der alten Kathedrale der Stadt 10 000 Frauen und Kinder hingeschlachtet haben soll. Das Ereignis, für die ganze Christenheit sehr schmerzlich und die erste empfindliche Folge des Falles von Konstantinopel, war für Siena eher erfreulich;

Digitized by Google

denn die Stadt wurde dadurch von der Tyrannis der Neapler befreit, die ihre Truppen nun gegen die Türken führen mußten. Zur Erinnerung an diesen tragischen Glücksfall hat Matteo im Paviment des Domes und auf vier Tafeln dies „patriotische" Ereignis gefeiert.

Die kunstgewerbliche Abteilung enthielt hervorragende Stücke. In der Goldschmiedekunst, im Bronzeguß, in der Holzintarsie und in der Weberei hat Siena früher als Florenz eingesetzt und die so viel glücklichere Nebenbuhlerin vielfach überholt. Der Glanzpunkt dieser Abteilung waren die schönen Reliquiarien des XIV. und XV. Jahrhunderts, die in der Kapelle des Palastes effektvoll aufgestellt waren. Daß auch die Miniaturen nicht fehlen, braucht kaum versichert zu werden; Siena ist neben Bologna und Ferrara die vornehmste Pflegestätte der Buchkunst gewesen. Leider lag alles hinter verschlossenen Vitrinen und einer Bitte, diese zu öffnen, wurde nicht entsprochen. Neue Biccherna-Deckel, auf die man wohl gehofft hatte, sind nicht zum Vorschein gekommen. Nur bei den Antiquaren fand ich noch immer über zwanzig Stücke, die ein wohlbekannter und sehr geschickter Mann in Siena noch immer unverdrossen fabriziert. Er hatte die Ehre, in der Gemäldegalerie der Mostra mit einer stattlichen Verkündigung zu prangen, deren Gegenstück, längst ausgeschieden, früher in einem deutschen Museum hing.

Von echt sieneser Kunstwerken brachte die Mostra in der plastischen Abteilung einiges Interessante: so ein Tondo Agostino di Duccios, das Gegenstück zu den Exemplaren im Bargello und in Rimini, Stucchi von Antonio Rossellino und Ben. da Maiano (vom Katalog nicht erkannt), mehrere Plaketten aus der Donatelloschule und ein kleines Marmorrelief eines dem Namen nach unbekannten Florentiner Meisters aus der Schule Minos da Fiesole. In der Abteilung der Gemälde fehlen die Florentiner fast gänzlich; nur der neuerdings viel diskutierte Piero Francesco Fiorentino war vertreten.

Die Malerei des Trecento, Sienas Glanzleistung, war durchaus ungenügend repräsentiert. Warum hat man Pietro Lorenzettis Hauptwerk, die Tafel aus S. Ansano in Dofana von 1328, warum die sieneser Bilder aus den beiden Florentiner Galerien nicht herbeigebracht, statt durch die Vorführung schwacher Stücke den Glanz berühmter Namen zu trüben? Ambrogio Lorenzettis „Beschneidung Christi" (florent. Akademie) ist eins der wichtigsten Bilder der Schule; die Wiederholungen dieser Tafel sind fast so zahlreich wie die der „Geburt Marias" von Ambrogios Bruder Pietro. Diese Hauptbilder durften nicht fehlen; ebensowenig Simone Martinis Bild aus Neapel. Von den Fresken in Avignon hätte man wenigstens Photographien ausstellen sollen. Gerade in der Konfrontation der Kunstwerke liegt der Zweck solcher Ausstellungen. Wieviel Mühe ist auf die Düsseldorfer Ausstellung und die exposition des primitives français verwandt worden, um das Wichtige vollständig zusammenzubringen! In Siena hat man nicht einmal das Nächstliegendste sich zu verschaffen gewußt.

Ueberseht man die Mostra als Ganzes, fragt man sich, welches der Ertrag im tieferen Sinne sein wird, so darf man hoffen, daß die Bedeutung der sieneser Kunst weiteren Kreisen verständlich geworden ist. Ob freilich auch dem Laien, ist schwer zu sagen. Es gehört viel Versenken und Anempfindungsgabe dazu, um die leisen Uebergänge aufzudecken und die sich so sehr nahekommenden Meister zu scheiden. Die Forschung hat für vieles zu danken. Die Italiener werden durch diese Mostra am besten lernen, wie Ausstellungen nicht gemacht werden dürfen. Wenn über kurz oder lang einmal Rom seinen Privatbesitz ausstellen wird, darf man auf Umfassenderes und Vollständigeres hoffen.

Paul Schubring.

Edmée oder „Wohlangebrachte Mildtätigkeit".*)

Horteur, der Begründer des „Etoile", der politische und literarische Leiter der „Revue Nationale" und des „Nouveau Siècle Illustré" hatte mich in seinem Arbeitskabinet empfangen und sagte mir von der Höhe seines Direktionssitzes aus:

„Mein lieber Marteau, machen Sie mir eine Erzählung für meine Extranummer des „Nouveau Siècle". Dreihundert Zeilen für den Neujahrstag. Etwas recht Lebendiges, mit einem Hauch von Aristokratie."

Ich erwiderte Horteur, daß ich nicht der rechte Mann dazu sei, wenigstens nicht in dem Sinne, wie er es meine, aber ich wolle ihm wohl eine Erzählung schreiben.

„Ich möchte gern, daß Sie es ‚Eine Geschichte für die Reichen' nennen würden."

„Mir wäre lieber: ‚Eine Geschichte für die Armen'."

„Sehen Sie, ich meine es so. Es soll eine Erzählung sein, die den Reichen Mitleid für die Armen einflößt."

„Aber ich will gerade nicht, daß die Reichen Mitleid mit den Armen hegen."

„Sonderbar!"

„Nein, nicht sonderbar, sondern gerechtfertigt. Ich halte das Mitleid der Reichen für die Armen für beleidigend, es ist aller humanen Brüderlichkeit entgegen. Wenn Sie wollen, daß ich zu den Reichen sprechen soll, so werde ich ihnen sagen: ‚Verschont die Armen mit eurem Mitleid! Sie haben mehr als genug davon, was sollen sie damit? Warum Mitleid und nicht Gerechtigkeit? Ihr seid in ihrer Schuld. Das ist nicht Gefühlssache, sondern eine volkswirtschaftliche Frage. Wenn das, was ihr ihnen willig gebt, dazu angetan ist, ihre Armut und euern Reichtum zu verlängern, so ist die Gabe ungerecht und die Tränen, mit denen ihr sie benetzt, können sie nicht besser machen. ‚Zurückerstatten müssen wir,' sagte der Prokurator zum Richter nach der Predigt des guten Mönches Maillard. Ihr gebt Almosen, um nicht zu geben, was ihnen von Rechts wegen zukommt. Ihr gebt wenig, um viel zu behalten und ihr preist euch glücklich. Auch der Tyrann von Samos warf seinen Ring in das Meer, aber die Nemesis der Götter nahm diese Gabe nicht an. Ein Fischer brachte dem Tyrannen den Ring in dem Leibe eines Fisches zurück. Und Polykrates wurde all seiner Güter beraubt."

„Sie scherzen."

„Ich scherze nicht. Ich will den Reichen begreiflich machen, daß ihre Wohltaten nur eine Rabattzahlung sind und ihre Großmut wohlfeil ist, daß ihre Gläubiger nur darüber lachen, und daß sie sich auf diese Weise ihrer Schuld nicht entledigen können. Dieser Wink wird ihnen heilsam sein."

„Und solche Ideen wollen Sie im „Nouveau Siècle" entwickeln und mir damit das Blatt zugrunde richten! Nichts dergleichen, lieber Freund, nichts dergleichen."

„Warum sollte der Reiche gegen die Armen anders handeln als den Reichen und Mächtigen gegenüber? Denen zahlt er, was er ihnen schuldet, und wenn er ihnen nichts schuldet, so zahlt er auch nicht. Das ist Rechtschaffenheit. Wenn das aber recht und billig ist, so soll er mit den Armen ebenso verfahren. Sagen Sie mir nicht, daß die Reichen den Armen nichts schuldig

*) Einzig autorisierte Uebersetzung von Gertrud Savić.

Digitized by Google

seien. Ich glaube nicht, daß ein einziger Reicher so denkt. Aber über die Größe der Schuld sind sie im Zweifel. Und man hat es nicht eilig, sich Gewißheit darüber zu verschaffen, man zieht es vor, sich eine unbestimmte Vorstellung davon zu machen. Man weiß, man schuldet, aber man weiß nicht wieviel, und man zahlt von Zeit zu Zeit eine kleine Abschlagssumme. Das heißt dann Wohltätigkeit und bringt obendrein Vorteil."

„Was Sie sagen, mein verehrter Kollege, hat keinen Sinn. Ich bin vielleicht ein entschiedenerer Sozialist als Sie, aber ich bin praktisch. Ein Leiden mildern, eine Existenz verlängeen, ein Teilchen der sozialen Ungerechtigkeit wieder gut machen, das ist ein Resultat. Das wenige gute was man tut, ist doch getan. Es ist nicht viel, aber etwas. Wenn die kleine Erzählung, die ich von Ihnen wünsche, auch nur hundert meiner reichen Abonnenten rührt und sie zum Geben veranlaßt, so wird hundertmal Armut und Leiden gelindert. Auf diese Weise gelangen wir allmählich dahin, das Los der Armen erträglicher zu machen."

„Ist es gut, daß das Los der Armen erträglich werde? Die Armut ist dem Reichtum unentbehrlich, der Reichtum ist der Armut notwendig. Diese beiden Uebel entstehen eines aus dem andern und unterhalten sich gegenseitig. Man soll das Los der Armen nicht verbessern, das Los der Armen muß aufhören. Ich werde die Reichen nie dazu verleiten, Almosen zu geben, denn ihr Almosen ist vergiftet. Almosen tun den Gebern gut, nicht den Empfängern. Der Reichtum ist schon an und für sich grausam, er soll sich nicht noch obendrein in das trügerische Gewand der Sanftmut kleiden. Da Sie wünschen, daß ich eine Geschichte für die Reichen schreibe, so werde ich ihnen sagen:

„Eure Armen sind eure Hunde, die ihr nährt, damit sie beißen. Die Unterstützten bilden für die Besitzenden eine Meute, die die Proletarier anklafft. Die Reichen geben nur denen, die fordern. Die Arbeitsamen fordern nichts und bekommen auch nichts."

„Aber die Waisen, die Invaliden und Greise? . . . ."

„Sie alle haben das Recht zu leben. Ich werde nicht Mitleid für sie erwecken, sondern ihr gutes Recht verlangen."

„Das alles ist reine Theorie. Kommen wir zur eigentlichen Sache zurück. Sie werden mir eine kleine Geschichte anläßlich der Neujahrsgaben schreiben. Sie können ja geen eine kleine sozialistische Pointe darin anbringen. Der Sozialismus ist jetzt in der Mode. Er gehört mit zur Eleganz. Ich spreche, wohlverstanden, nicht von dem Sozialismus eines Guesde oder eines Jaurès, sondeen von dem Sozialismus, den die Leute der großen Welt mit Geschick und Geist dem Kollektivismus entgegensetzen. Bringen Sie mir in Ihrer Erzählung junge Gestalten. Sie soll illustriert werden, und man sieht gern angenehme Bilder. Stellen Sie in den Vordergrund ein junges Mädchen, ein allerliebstes junges Mädchen. Das ist doch nicht schwierig?"

„Nein, durchaus nicht."

„Könnten Sie in der Erzählung nicht vielleicht auch einen kleinen Schoensteinfeger einführen? Ich habe da gerade eine fertige Illustration, einen Farbenstich, der darstellt, wie ein junges Mädchen auf den Stufen der Madeleine einem kleinen Schornsteinfeger ein Almosen reicht. Es wäre eine vortreffliche Gelegenheit, das anzubringen . . . . Es schneit . . . ihn friert . . . das niedliche Mädchen übt Barmherzigkeit an dem kleinen Schoensteinfeger . . . . Sehen Sie die Szene vor sich?"

„Ja, ich sehe es."

„Gut, so schmücken Sie dies Thema aus."

„Das werde ich tun . . . . Der kleine Schornsteinfeger wirft sich in begeisterter Dankbarkeit dem niedlichen Fräulein an den Hals. Die junge Schöne ist keine andere als die leibhaftige Tochter des Grafen Linotte. Er gibt ihr einen Kuß und stempelt die Wange des reizenden Kindes mit einem kleinen, rußigen O, einem allerliebsten, ganz runden, tiefschwarzen O . . . . Er liebt sie, und Edmée (sie heißt Edmée) ist nicht unempfindlich gegen ein so aufrichtiges, treuherziges Gefühl . . . . Mir scheint, die Sache ist außerordentlich rührend."

„Ja, Sie werden etwas daraus machen können."

„Sie ermutigen mich also fortzufahren . . . . Als Edmée in ihre herrliche Wohnung am Boulevard Malesherbes zurückgekehrt ist, fühlt sie zum erstenmal eine heftige Abneigung, sich zu waschen, gar zu gern möchte sie den Abdruck der Lippen, die auf ihrer Wange geruht haben, behalten. Der kleine Schoensteinfeger aber ist ihr bis zur Schwelle des Hauses gefolgt und steht in Verzückung unter den Fenstern des jungen Mädchens . . . . Geht es so?"

„Ja ausgezeichnet!"

„Ich fahre fort . . . Am andern Morgen sieht Edmée von ihrem weißen Bettchen aus, wie der Schornsteinfeger aus dem Kamin herausschlüpft. Er wirft sich unbefangen auf das entzückende Mädchen und bedeckt es über und über mit kleinen, rußigen O's. Ich vergaß noch zu sagen, daß er außerordentlich schön ist. Die Gräfin Linotte überrascht ihn bei seiner süßen Arbeit. Sie ruft und schreit um Hilfe. Aber er ist so vertieft, daß er nichts hört, noch sieht."

„Mein lieber Marteau! . . . ."

„Er ist so vertieft, daß er nichts hört noch sieht. Der Graf eilt herbei. Er ist ein echter Edelmann, so ergreift er denn den kleinen Schoensteinfeger beim Hosenboden, der sich gerade seinen Augen darbietet und wirft ihn zum Fenster hinaus."

„Mein lieber Marteau! . . . ."

„Ich fasse mich kurz . . . Neun Monate später heiratete der kleine Schornsteinfeger die adlige junge Dame. Und es war hohe Zeit . . . . . Das sind die Folgen einer wohlangebrachten Mildtätigkeit!"

„Mein lieber Marteau, jetzt haben Sie sich aber genug über mich lustig gemacht."

„Glauben Sie das nicht. Ich komme zum Schluß . . . . Nachdem der kleine Schornsteinfeger Fräulein von Linotte geheiratet hatte, wurde er päpstlicher Graf und ruinierte sich bei den Rennen. Heute ist er Rauchfangsachverständiger in Montparnasse in der Rue de la Gaité. Seine Frau hat einen Laden und verkauft Salamander zu 18 Francs, die in acht Monaten zahlbar sind."

„Mein lieber Marteau, das ist durchaus nicht lustig."

„Gemach, mein lieber Horteur! Was ich Ihnen soeben erzählte ist im Grunde ‚der Fall eines Engels' von Lamartine oder ‚L'Eloa' von Alfred de Vigny. Alles in allem hat das mehr Wert als Ihre kleinen larmoyanten Geschichten, die den Leuten vorspiegeln, sie seien gut, und doch sind sie es nicht, sie erwiesen Wohltaten, und doch tun sie das nicht. Sie machen es sich leicht, barmherzig zu sein und doch ist es das schwerste Ding von der Welt. Meine Geschichte ist moralisch. Außerdem ist sie optimistisch gehalten und endet gut. Denn Edmée fand in dem Laden in der Rue de la Gaité das Glück, nach dem sie vergeblich gesucht hätte inmitten der Zerstreuungen und Feste, wenn sie einen Offizier oder einen Diplomaten geheiratet hätte . . . . Nun, mein lieber Direktor, ist die Sache abgemacht, nehmen Sie ‚Edmée' oder ‚Wohlangebrachte Mildtätigkeit' für den ‚Nouveau Siècle Illustré'?"

„Sie sehen aus, als fragten Sie mich das im Ernst?" . .

„Ich frage Sie allerdings in allem Ernst. Wenn Sie meine Geschichte nicht wollen, so werde ich sie eben anderswo veröffentlichen."

„Wo?"

„In einem Familienblatt."

„Da kämen Sie schön an."

„Das werden wir ja sehen." *)

Paris. Anatole France.

*) Der „Figaro" veröffentlichte „Edmée" oder „Wohlangebrachte Mildtätigkeit". Man könnte sogar sagen, er bot die kleine Erzählung seinen Lesern als Neujahrsgabe.

Digitized by Google

Handbuch der Torfgewinnung und Torfverwertung. Von A. Hausding, Ingenieur, Geheimer Regierungsrat. Zweite erweiterte Auflage. Berlin, Verlagsbuchhandlung von Paul Parey, Berlin.

Wir besitzen in Deutschland ausgedehnte Torflager. Da nun in letzter Zeit auf dem Gebiet der Torfverwertung infolge zahlreicher z. T. staatlich unterstützter Versuche mancherlei Fortschritte gemacht worden sind, so interessiert sich die Oeffentlichkeit in steigendem Maße für die Fragen der Ausbeutung der großen Torflager. A. Hausding sagt darüber in der Einleitung: „Ueberall ist eine rege Anteilnahme bemerkbar. Mühelos einzuheimsende goldene Berge werden die wässerigen Torfmoore ihren Besitzern niemals werden, aber ebenso sicher können sie bei vorsichtig und sachgemäß getroffenen Einrichtungen den Unternehmern einen ebenso guten Nutzen gewähren, wie andere Industriezweige auch, während gleichzeitig der Landwirtschaft in dem abgebauten Torffelde ein für die Bebauung besser als bisher geeigneter Besitz zugeführt wird." Jedem, der aus allgemeinem Interesse oder behufs praktischer Versuche die Fragen der Torfgewinnung und Torfverwertung studieren will, bietet sich das genannte Buch als verläßlicher Führer an. Enthusiasten haben bei ihren Versuchen mancherlei Fehlschläge erfahren. Ein genaues Studium des einschlägigen Materials kann davor bewahren. Hausding kommt zu folgendem Resultat: Als Verwertung des Torfes hat sich für gewerbliche Großbetriebe bewährt: 1. Torf als Brennstoff im Wettbewerb mit Holz, Braun- und Steinkohle — aber nur in unmittelbarer Nähe der Torflager, wenn die Kohle infolge hoher Transportkosten dort sehr teuer ist; 2. Torfkohle als Ersatz für Holzkohle und Koks; 3. Faserторf als Torfstreu und Mull usw.; 4. Torf, Torfmull und Torfwolle als Verband-, Packungs-, Wärmeschutz- und Trockenschutzmittel. Die Verwendung der Torffaser als Rohstoff für Papiere und Pappen, für Gespinste und Gewebe hat sich zwar bisher technisch als möglich und befriedigend erwiesen; wirtschaftlich ist aber trotz aller Mühen und großer Geldopfer noch kein durchschlagender Erfolg erzielt worden. Die durchgängige Nüchternheit in dem Buche berührt wohltuend.

H. K.

Richard Bürkner: Herder. Sein Leben und Wirken. (Geisteshelden Bd. 45.) E. Hofmann & Co., Berlin 1904. 287 S. 8°.

Eine Herder-Biographie für weitere Kreise, durchaus zweckentsprechend ausgefallen. Bei all der Bestimmtheit, womit Herders Verdienste um Deutschlands Bildung geschichtlich feststehen, hat eine biographische Darstellung seines Wirkens, zumal bei der hier notwendigen Beschränkung des Umfangs, nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden. Jean Paul hat von Herder gesagt: „Er ist kein Stern erster Größe gewesen, aber ein Bündel von Sternen; er hat kein Werk seines Genius hinterlassen, dessen vollkommen wert, aber er selbst war ein Meisterwerk Gottes." Für den Gesamteindruck von Herders Persönlichkeit gewiß treffend, zeigt diese Auszeichnung bei ihrem Träger auch Kehrseiten, die in seinem Alltagsleben besonders stark hervortraten, ihm selbst und seiner Umgebung mannigfaches Ungemach bereiteten. Und mit diesen Mißlichkeiten hat es sein Biograph vorwiegend zu tun. Aus engen und dürftigen Verhältnissen hervorgegangen, konnte Herder den ihm später zugefallenen äußeren Vorteilen niemals die Unabhängigkeit abgewinnen, die allein kluger Selbstbeschränkung erreichbar bleibt. Dazu gesundheitlich von der Natur mit Ungunst bedacht, vermochte er eine damit zusammenhängende Reizbarkeit und krankhafte Empfindlichkeit so wenig zu meistern, daß er manche gute Freundschaft dadurch verscherzte. Verständnisvoll dem Bildungsdrange seines Zeitalters hingegeben und um dessen positive Förderung rastlos bestissen, fühlte er sich von den vielfältigsten Gegenständen angezogen, aber er sprang vom einen zum anderen, ohne einen von ihnen zu erschöpfen, und so brachte er es wohl zu unzählbaren Anregungen, „doch nur selten glückte es ihm, einen neuen Gedanken wirklich klar bis zum Ende durchzudenken und in reiner Form darzustellen". Seinem inneren Wesen nach verblieb Herder als Literaturgröße eine Uebergangserscheinung, vielfach an den ihm wahlverwandten Rousseau erinnernd: ihre bleibende Bedeutung haben beide mehr in dem, worauf sie die eigene Mitwelt hingewiesen, als in ihren unmittelbaren Leistungen. Beiden war es versagt zu einem harmonisch abgeklärten Charakter sich durchzuarbeiten. Während jedoch der citoyen de Genève aus der unsteten Existenz eines parasitären Literaten niemals herausgekommen ist, hatte Herder einen festen Halt an seinem geistlichen Beruf. Mit Recht betont unser Verfasser, daß Herder aus innerster Ueberzeugung der Theologie zugetan gewesen und sein Höchstes und Bestes als Geistlicher geleistet habe. Und hier brachte er es zu einer unverkennbaren Einheitlichkeit: die einen voraufgegangenen Bildungsstand beherrschenden Anschauungen hat er zur Bildungshöhe seines Zeitalters emporgehoben. Frei von jeglicher Deutelei und von Willkür der Auffassung, ging er stets darauf aus, „nicht sowohl die christliche Religion zur reinen Menschheitsreligion herüber zu deuten, sondern diese reine Menschheitsreligion als die Religion Christi zu erweisen". Wie nur je einer hat Herder das schöne Wort des Evangeliums, daß der Sabbath um des Menschen willen da sei, nicht umgekehrt, durch sein berufliches Wirken zur Wahrheit zu machen gewußt.

Und eben dies söhnt mit all dem Unerfreulichen aus, das seinem Lebenslauf sonst so vielfach anhaftet. Dies hervorzukehren und dem Leser gegenwärtig zu halten, ist dem Verfasser bestens gelungen.

Helsingfors. Wilh. Bolin.

Ludwig Fulda: Sinngedichte. Dritte vermehrte Auflage. Stuttgart und Berlin 1904. J. G. Cotta. 175 S.

Das Sinngedicht ist die versatilste aller Dichtungsgattungen. (Ich brauchte gern ein deutsches Beiwort; aber welches?) An Logaus Epigrammen suchte ich in diesen Blättern zu zeigen, wie ein Dichter die kleinen Reime dazu verwendet, sich das traurige Bild der Wirklichkeit zu veredeln. So Großes streben selten die Epigrammatiker an; was der brave Schlesier in Versen versuchte, haben sonst Franzosen und Deutsche lieber in der Prosaform des Aphorismus erstrebt. Das gereimte Sinngedicht blieb dagegen meist, auch wo es in ganzen Sammlungen auftrat, etwas Vereinzeltes: isolierte Einfälle, die sich nicht zu einem gerundeten Bau zusammenschlossen, wie La Rochefoucaulds oder Nietzsches Prosasprüche.

Auch so haben wir der Gattung zu danken: wie viel Schönes, Tiefes, Tüchtiges haben die Gnomen und Stichelverse von Goethe und Schiller bis Geibel und Heyse uns geschenkt! Und fortdauernd bringt Deutschland allein auf diesem Wege mehr Weisheit hervor, als die ganze Welt verbrauchen kann. Aber eine größere Unbehaglichkeit wird doch leicht durch dies allzu lebhafte Angebot von Lebensweisheit und Kunsterfahrung erregt.

Das Gute und das Bedenkliche gilt von Fuldas neuer Sammlung. Viel Hübsches, besonders unter den kunstkritischen Epigrammen; wenig Ueberraschendes; manches Gesuchte. Oefters tritt der Mechanismus eines gewissen epigrammatischen Massenbetriebs störend hervor: äußerliche Wortspiele, Figuren wie der Chiasmus, Reimkünsteleien ersetzen das tiefere Aperçu. Wird nicht eine ungerechtfertigte Scheidung von sonst und jetzt vorgenommen, um ein schmächtiges Wortspiel anzubringen, wenn es heißt:

Einst lernte Tag und Nacht, wer jung
Den Weg zur Kunst begann;
Doch heut geht meist die Einbildung
Der Anbildung voran?

Doch hat Fulda sicher niemals seine Ueberzeugung dem Witz geopfert, wie es manchem andern Sammler eigener Einfälle ging. Eine entschiedene Kunstrichtung, die der Form ihr Recht wahrt, der „Originalität" mißtraut, den Neuesten gegenüber dort stehen bleiben möchte, wo Heyse und Geibel standen — diese ehrlich verfochtene Tendenz gibt denn doch dem Büchlein eine gewisse Einheit und eine symptomatische Bedeutung.

Richard M. Meyer.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 49. Berlin, den 3. September 1904. 21. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 33, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Mit dem Wiederbeginn der politischen Saison tritt auch der konfessionelle Kampf um die Volksschule wieder in ein akuteres Stadium. Die Heißsporne der Zentrumspartei haben auf dem Regensburger Katholikentage über ihre Ziele in diesem Kampfe ein so helles Licht verbreitet, daß auch den kompromißlustigen Nationalliberalen sehr ungemütlich zumute wird. Es ist geradezu naiv, anzunehmen, daß die feierliche Anerkennung des Konfessionalismus in der Volksschule das Ende des Kampfes um die Schule bedeuten werde. Das nationalliberale Zugeständnis von der Notwendigkeit einer konfessionellen Volksschule birgt die logische Folgerung in sich, daß auch Mittelschulen, Gymnasien, Universitäten, kurz alle Unterrichtsanstalten, derselben konfessionellen Zerrissenheit unterworfen werden. Es eröffnet sich damit ein Feld neuer konfessioneller Schulkämpfe, in denen der Nationalliberalismus ohne jede grundsätzliche Rüstung dastehen wird. Friedrich Naumann hat in einer äußerst eindringlichen soeben erschienenen Schrift*) gerade diesen Punkt mit ungewöhnlicher Kraft und Beredsamkeit ins hellste Licht gerückt. Er hat dabei auch auf etwas hingewiesen, was bisher in der Diskussion noch nirgends hervorgehoben ist, nämlich, daß sich Bemühungen geltend machen, die dahin gerichtet sind, das preußische Volksschulwesen von dem übrigen Bildungswesen ressortmäßig zu trennen und zusammen mit den Kirchensachen einem besonderen Ministerium zu unterstellen. Naumann führt in dieser Beziehung folgendes aus:

„Jetzt werden höhere Schulen und Volksschulen gemeinsam im preußischen Kultusministerium gelehrt. Das hört vermutlich auf, wenn das jetzt beantragte Gesetz durchgegangen sein wird. Es ist ja schwierig, jetzt schon genau zu sagen, was dann in den preußischen Ministerien geschehen wird, aber verschiedene voneinander unabhängige Mitteilungen ermöglichen es uns, folgendes als wahrscheinlich hinzustellen: Der Geschäfts- und Arbeitskreis des preußischen Kultusministeriums ist im Laufe der Zeit so groß geworden, daß es eine geschäftliche Notwendigkeit ist, ihn zu teilen. Die einfachste und klarste Lösung würde sein, daß man ein besonderes Unterrichtsministerium herstellt, dem alles untergeordnet wird, was sich mit Erziehung beißt, und daß man daneben das Ministerium für geistliche und Medizinal-Angelegenheiten weiter bestehen läßt. Dieses einheitliche Unterrichtsministerium würde in jeder Hinsicht der älteren preußischen Schulpolitik entsprechen. Es kann aber schon heute gesagt werden, daß man diese Lösung der Frage aus Furcht vor dem Zentrum nicht wählen wird. Man wird die Geschäfte anders teilen, indem man Kirchensachen und Volksschulsachen (nebst Lehrerbildung) auf die eine Seite stellt und höhere Schulen auf die andere. Es ist möglich, daß diese bevorstehende Wendung der Dinge heute noch dementiert wird, aber nicht geleugnet kann werden, daß solche Pläne bestehen, und nicht bestritten, daß sie eine geradlinige Folge des vorliegenden Kompromißantrages sind. Sobald wir gesetzlich zweierlei Arten von Schulen haben, ist die Bahn für diese Pläne frei. Es ist wahrscheinlich, daß dann die Nationalliberalen protestieren werden, aber das wird nichts mehr helfen. Die Regierung ordnet dann auf Grund des von den Konservativen und Nationalliberalen beschlossenen Gesetzes die Schulverwaltung mit Hilfe von Konservativen und Zentrum, und die Nationalliberalen sind in eine böse Sackgasse geraten: sie haben dann A gesagt und weigern sich B zu sagen."

Diejenigen Liberalen, die einer konfessionellen Verknöcherung des preußischen Volksschulwesens widerstreben, haben nur noch wenige Wochen Zeit, bis der preußische Landtag wieder zusammentritt, um seine reaktionäre Tätigkeit aufs neue aufzunehmen. Was zur Aufklärung der öffentlichen Meinung noch geschehen kann, muß jetzt geschehen. Unsere Freunde haben in den beiden Broschüren von J. Tews „Schulkompromiß, konfessionelle Schule, Simultanschule"*) und von Fr. Naumann „Der Streit der Konfessionen um die Schule" zwei Agitationsschriften ersten Ranges, die es wert sind, in den weitesten Volkskreisen verbreitet zu werden. Der Wahlverein der Liberalen wird am 12. September in Berlin eine Volkskundgebung veranstalten, in der neben Tews und Naumann auch der Landtagsabgeordnete Broemel referieren wird. Energischer Widerstand gegen die reaktionären Schulpläne ist jetzt die erste Bürgerpflicht.

In den Kreisen der nationalliberalen Wählerschaft gärt es ebenfalls, weil man mit dem Verhalten der nationalliberalen Fraktion im preußischen Abgeordnetenhause sehr wenig zufrieden ist. Es gewinnt aber nicht den Anschein, als ob die eingetretene Mißstimmung zu einer Rückkehr auf den im Schulkompromiß verlassenen Standpunkt führen werde. Die jungliberalen Vereine nehmen gelegentlich einen Anlauf, um sich gegen die greisenhafte Fraktionsdiplomatie aufzubäumen, werden aber von „weisen" Männern immer wieder eingelullt. Nur ein bekannterer Nationalliberaler, der Reichstagsabgeordnete Dr. Hugo Böttger, ist bisher in resoluter Weise für die Ideen Gneists eingetreten und hat die fadenscheinige Dialektik der Sattler und Friedberg in einer Broschüre**) mit höchst erfreulicher Klarheit und Sicherheit bloßgestellt. Die Broschüre zeichnet sich durch sehr präzise tatsächliche Feststellungen aus und ist äußerst frisch und lebendig geschrieben. Als die Schrift eines Warners und Mahners, der der eigenen Partei den Spiegel vorhält, erscheint die Böttgersche Broschüre als ein besonders wirksames Kampagnematerial.

*) „Der Streit der Konfessionen um die Schule." Buchverlag der „Hilfe", Schöneberg-Berlin, Preis 60 Pf.

*) Ebenfalls Verlag der „Hilfe", Preis 30 Pf.

**) Die preußische Volksschule kein Kompromißgegenstand! Verlag von Georg Reimer, Berlin.

In unserer letzten politischen Wochenübersicht erwähnten wir bereits kurz die Ungeschicklichkeit der preußischen und nach ihr der hessischen Polizei, die den österreichischen Reichsratsabgeordneten Pernerstorffer, einen kerndeutschen Mann, der erst in Frankfurt und nachher in Offenbach über die Entwicklung der österreichischen Sozialdemokratie einen Vortrag halten wollte, an der Abhaltung dieses Vortrages gehindert hat. Pernerstorffer hat inzwischen diesen Vortrag in Mannheim gehalten, und die Tausende, welche seinem Vortrag zuhörten, und die weiteren Tausende, welche die Berichte über seinen Vortrag gelesen haben, davon überzeugt, daß die Polizei einmal wieder in hervorragendem Maße die Geschäfte der Sozialdemokratie besorgt hat. Wenn man einmal eine genauere Untersuchung darüber anstellte, wie viel die Sozialdemokratie ihrer unbewußten Gönnerin, der hohen Polizei, bei ihrem Wachstum zu verdanken hat, so würde man zu überraschenden Resultaten kommen.

Mirbach ist jetzt a. D.! Wann geht Hammerstein?

Der Kampf um die „Hibernia" hat zunächst mit einer Niederlage der Verstaatlichungsmandatare geendet. Ob es der Dresdner Bank, die als Beauftragte des preußischen Handelsministers und als negotiorum gestor fungierte, schließlich nicht doch noch gelingen wird, so viel weitere Aktien zu erwerben, um den Versuch der Majorisierung der widerstrebenden Aktionäre zu wiederholen, bleibt eine offene Frage. Es wäre nicht der erste Fall, in dem schließlich der nackte Geldvorteil über prinzipielle Bedenken siegte. Im allgemeinen wird die öffentliche Meinung gut tun, die ganze Angelegenheit möglichst wenig tragisch zu nehmen. Ob die Verstaatlichung der „Hibernia" erfolgt oder nicht, es wird sich sachlich sehr wenig ändern. Daß die gegenwärtige preußische Regierung irgendwelche ernsthafte Neigung haben sollte, die Kohlenkonsumenten gegen die Preispolitik des Kohlensyndikats zu schützen, ist aus mehr als einem Grunde höchst unwahrscheinlich. Das Ende vom Liede wird voraussichtlich sein, daß man sich mit den Syndikatsherrschern auch betreffs der „Hibernia" freundschaftlich auseinandersetzt und dann der Politik des Kohlensyndikats noch mehr Spielraum läßt als vorher. Die unbequeme Lage, in der sich Herr Möller augenblicklich befindet, wird es ihm sehr wünschenswert erscheinen lassen, irgend einen Frieden mit den Kohlenmagnaten zu schließen, bei dem er mit leidlich heiler Haut davon kommt. Die schlechten Erfahrungen, die er jetzt gemacht hat, werden ihn dann wohl veranlassen, auf diesem Gebiete sobald keine neuen Experimente zu machen. Schließlich darf man auch nicht vergessen, daß sein Herz bei den Syndikatsleuten ist. Das Gerücht, daß er bei dem ganzen Handel nicht der Schiebende, sondern der von ehrgeizigen Untergebenen Geschobene sei, trägt alle Spuren der Wahrscheinlichkeit an sich. Die offiziöse Drohung, die Regierung werde, wenn sie ihre „Hibernia"-Absichten nicht verwirklichen könne, dem Syndikat direkt gesetzgeberisch zu Leibe gehen, kann nur Naive täuschen. Sie ist nichts weiter als ein Ausfluß von dépit amoureux.

In Australien ist das Arbeiterministerium vor einiger Zeit gestürzt, und der Führer der Freihandelspartei Reid hat ein neues Ministerium gebildet. Reid ist der Führer der numerisch schwächsten Fraktion unter den drei Fraktionen des australischen Bundesparlaments. Indem er sich mit einem Teil der protektionistischen Rechten verband, hat er eine Situation geschaffen, wie sie im vorigen Jahrhundert im englischen Parlament durch die Allianz zwischen Fox und North geschaffen wurde. Der australische North heißt Deaken. Daß diese ziemlich unnatürliche Allianz einen andern Ausgang nehmen sollte als seinerzeit die zwischen Charles James Fox und Lord North ist nicht wahrscheinlich. Zu jeder ernsthaften Initiative, sowohl in Zollfragen wie in sozialen Fragen, ist das neue Ministerium unfähig. Das Arbeiterministerium, das durch das Kabinett Reid abgelöst ist, hat unter Berücksichtigung seiner höchst schwierigen Aufgabe sich im allgemeinen nicht schlecht gehalten und jedenfalls ganz Erfahrung sehr gewonnen. Die politische Rolle der führenden Männer der Arbeiterpartei ist keineswegs ausgespielt.

Auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatz hat sich bei Liau-jang eine große Schlacht entwickelt, von der es scheint, daß sie sich zu einem russischen Sedan ausgestalten werde. Es kann sich jedoch immer nur um eine vorläufige Entscheidung handeln, denn die Schlacht mag ausfallen, wie sie will, weder Japans noch Rußlands kriegerische Hilfsmittel sind damit erschöpft, der Frieden nicht nähergerückt. Rußlands Großmachtstellung läßt es nicht zu, sich bei den erlittenen Niederlagen zu beruhigen. Japan aber kämpft um eine Weltmachtstellung, und das Selbstgefühl der Japaner ist durch die bisherigen Erfolge so gesteigert, daß sie nicht daran denken, Rußland den Friedensschluß zu erleichtern. Wer sich über die Stimmung in Japan unterrichten will, dem empfehlen wir ein Studium der japanischen Kriegsbilderbogen und der japanischen Kriegspostkarten. Sie sagen uns mehr als alle Stimmungsberichte der Kriegskorrespondenten.

* * *

Ein Schulbeispiel.

In dem zum Großherzogtum Oldenburg gehörigen Fürstentum Lübeck hat sich ein politisches Ereignis vollzogen, das wie ein Paradigma wirkt. Der oldenburgische Landtag war neu zu wählen. Das Fürstentum Lübeck ist in diesem Landtage mit vier Abgeordneten vertreten. Die Wahl ist eine indirekte durch Wahlmänner, die Wahlmänner aber gehen aus einer allgemeinen und geheimen Abstimmung hervor. Im Fürstentum Lübeck ist der Bund der Landwirte ungewöhnlich stark vertreten. Die Agrarier beherrschten deshalb bisher, abgesehen von der Stadt Eutin, das Fürstentum unbeschränkt. Man nahm daher auch diesmal als sicher an, daß die Agrarier ihre Landtagskandidaten wieder glatt durchbringen würden. Durch eine rege Agitation unserer näheren politischen Freunde, der dem Wahlverein der Liberalen angeschlossenen Nationalsozialen, gelang es, 15 Nationalsoziale Wahlmänner durchzubringen. Die Sozialdemokraten eroberten 24 Wahlmännermandate. Da es sich insgesamt für das Fürstentum Lübeck um 73 Wahlmänner handelt, die über sämtliche vier Landtagsmandate im Wege des Listenskrutiniums zu verfügen haben, so hatten Nationalsoziale und Sozialdemokraten zusammen eine sichere Mehrheit von 39 gegen nur 33 agrarische Wahlmänner. Die Freisinnige Volkspartei hatte sich bei den Wahlmännerwahlen von unseren politischen Freunden separiert und mit den Nationalliberalen zusammengetan. Die nationalliberal-volksparteiliche Koalition setzte aber keinen einzigen Wahlmann durch.

Die Nationalsozialen machten von vornherein kein Hehl daraus, daß sie bereit seien, mit den Sozialdemokraten zu kooperieren. Diese gegenseitige Unterstützung war denn auch schon bei den Wahlmännerwahlen praktisch geworden und hatte zu dem günstigen Resultat nicht wenig beigetragen. Es galt jetzt, aus diesem Zusammenwirken bei der Wahl der Landtagsabgeordneten, die am vorigen Sonnabend stattfand, die Konsequenzen zu ziehen. Die Verhandlungen zwischen der Sozialdemokratie und den Nationalsozialen ergaben alsbald ein sehr befriedigendes Resultat. Die Sozialdemokratie zeigte durchaus Verständnis für die einem vollen Einvernehmen entgegenstehenden Schwierigkeiten. Sie hat durch ihre Mäßigung das Zustandekommen eines festen Wahlabkommens wesentlich erleichtert.

Digitized by Google

Obgleich sie mit 24 Wahlmännern einen berechtigen Anspruch auf zwei Landtagsmandate erheben konnte, hat sie sich mit einem Mandat begnügt, den Nationalsozialen zwei Mandate eingeräumt und sich schließlich auch damit einverstanden erklärt, daß einem Mitglied der Freisinnigen Volkspartei — obwohl, wie bereits hervorgehoben, die Volkspartei nicht einen einzigen Wahlmann durchgesetzt hatte — das vierte Mandat abgetreten wurde. Indem man der Freisinnigen Volkspartei dies Zugeständnis machte, zeigte man, daß man politisch höhere Ziele verfolge als die bloße Erwischung eines Landtagsmandats, nämlich den Zusammenschluß aller demokratisch gesinnten Elemente. Der sozialdemokratisch-nationalsoziale Pakt ist genau innegehalten worden, die Wahl am vorigen Sonnabend hat sich den Verabredungen gemäß vollzogen. Das Fürstentum Lübeck ist im neuen oldenburgischen Landtag durch kein Mitglied des Bundes der Landwirte mehr vertreten.

Diese Tatsache ist zwar unmittelbar kein großes politisches Ereignis. Aber lehrreich ist das Vorkommnis in hohem Grade. Die Sonne spiegelt sich in einem Tautropfen ebensogut wie im Weltmeer. Hier haben wir die von uns vertretene politische Lehre in einer Nußschale zusammengedrängt vor uns. Will der entschiedene Liberalismus über Agrarier und andere Reaktionäre siegen, so muß er mit der Sozialdemokratie zusammenwirken. Nicht allenthalben ist die Sozialdemokratie verständig genug, um ein solches Zusammengehen mit demokratischen Elementen des Liberalismus möglich zu machen. Noch öfters liegt es an der Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit des liberalen Bürgertums, wenn die Kooperation versagt. Es ist jetzt gerade ein Jahr her, daß man sich in Preußen zu Landtagswahlen rüstete, die auf fünf Jahre die politischen Geschicke Preußens bestimmen sollten. Nie zuvor war die Notwendigkeit für ein Zusammengehen aller freiheitlich gesinnten Männer mit Einschluß der Sozialdemokratie klarer vorgezeichnet als bei jenen Wahlen. Was in unseren Kräften stand, haben wir getan, um das liberale Bürgertum von dieser Notwendigkeit zu überzeugen.

Weil dieser Notwendigkeit nicht Rechnung getragen wurde, seufzen wir gegenwärtig in Preußen unter dem miserabelsten Landtag, der je existiert hat. Was unschwer vorauszusehen war, ist eingetreten: Nachdem die Reaktion sich davon überzeugt hatte, daß der Liberalismus mehr Angst vor dem roten Gespenst als Neigung zu ernstlichem Widerstand besaß, daß er lieber in völliger Ohnmacht verharren, als sich mit der Sozialdemokratie in eine gemeinsame Schlachtreihe stellen wollte, fühlte sie sich als völlige Herrin der politischen Situation in Preußen. Selbst für die bescheidensten Wünsche nach einer Reform des elendesten aller Wahlsysteme hat man nur Spott und Hohn, und auf dem Gebiete des Volksschulwesens ist die reaktionäre Saat üppig aufgeschossen. Es muß ernsthaft bezweifelt werden, ob die Reaktionäre den Vorstoß des Schulkompromißantrags gewagt, und noch ernsthafter, ob die Nationalliberalen sich ins Schlepptau dieser reaktionären Pläne hätten nehmen lassen, wenn bei den letzten Landtagswahlen die liberale Linke Entschlossenheit genug besaß, um nicht vor einem Zusammenwirken mit der Sozialdemokratie zurückzuschrecken. Die Reaktionäre hätten dann gesehen, daß es auch eine Grenze für die Langmut des liberalen Bürgertums gab. Aber da man erkannte, daß auch der größte Uebermut der Reaktion den Liberalismus nicht dazu bewegen konnte, den einzigen Weg einzuschlagen, der zu einer Stärkung des Widerstandes führte, so sieht die Rechte in den Freisinnigen nur noch eine quantité négligeable und in den Nationalliberalen eine Hilfstruppe, der man zumuten darf, selbst auf dem Schulgebiet den alten Idealen ins Gesicht zu schlagen.

Die Wahl im Fürstentum Lübeck ist ein kleines Anzeichen dafür, daß der, zuerst von dem allzu früh verstorbenen Richard Roesicke, ausgestreute Samen doch nicht völlig auf steinigen Boden gefallen ist. Was seinem Beispiel und unseren Argumentationen nur ungenügend gelungen ist, wird vielleicht dem reaktionären Uebermut gelingen. Schließlich geht auch in der Politik der Krug solange zu Wasser, bis er bricht. Der reaktionäre Krug aber wird bei uns in Deutschland erst dann brechen, wenn Liberalismus und Sozialdemokratie begriffen haben, daß sie als Gegner nichts, als Verbündete alles erreichen können.

Theodor Barth.

Lassalle.

Am 31. August waren vierzig Jahre verflossen seit dem Tage, an dem Ferdinand Lassalle an den Folgen einer im Duell erhaltenen Wunde in seinem neununddreißigsten Lebensjahre starb. So endete ein Mann, in dem die Massen der Arbeiter noch heute den „Einen, der Schwerter uns gab" sehen, und den auf der anderen Seite Männer mit unzweifelhaft freiheitlicher Gesinnung für einen Schauspieler erklären, der die reinsten Empfindungen der Volksseele für eigennützige Zwecke ausnutzen wollte; der Mann, der aufstand, um die wahren Grundsätze der „reinen" und „entschiedenen" Demokratie gegen ihre Verfälscher zu verteidigen, und der bei Worten endete, die der Konfliktsminister Eulenburg zur Rechtfertigung der verfassungswidrigen Preßverordnungen benutzen konnte; der den liberalen Abgeordneten vorwarf, daß sie in der Kammer mit dem Ministerium Bismarck verhandelten, und der sich bedenkenlos zu geheimen Konferenzen mit Herrn v. Bismarck verstand; der die Arbeiter gegen die Bourgeoisie aufrief — in seiner Lebensführung aber es dem verwöhntesten Aristokraten gleichtat; der die Höhen des Denkens erstieg und in einem banalen Liebeshandel seinen Tod fand.

Wen diese und die vielen anderen Fragen, die Lassalles Person und Werk aufgibt, beschäftigen, der wird eine klare und meist recht verständnisvolle Behandlung in dem jüngst erschienenen Buch von Dr. Oncken*) finden, das Schmoller und Hintze ihrer Sammlung „Politiker und Nationalökonomen" einverleibt haben. Das Buch ist aus Universitätsvorlesungen hervorgegangen, die der Verfasser, bekannt durch eine scharfe Detailkritik Lamprechtscher Geschichtsschreibung, an der Berliner Universität gehalten hat. Er gehört der politisch-historischen Schule Sybelscher Richtung an und bemüht sich, in seiner „politischen Biographie" meist mit Erfolg, zu einem gerechten Urteil über Menschen und Dinge zu gelangen. Er gibt ein im ganzen zutreffendes Bild des Mannes und seiner Zeit, das nur ein wenig in die Breite geraten ist. Auch dem Liberalismus jener Tage wird er soweit gerecht, wie es jemandem möglich ist, der Lassalle zu seinem Helden macht und für Bismarck und sein Werk begeistert ist. Die Darstellung ist, abgesehen von der gut gelungenen, durch manche feine Bemerkung gewürzten Zusammenfassung des Schlusses, meist ruhig und kühl und läßt jenen Schwung vermissen, der Lassalle in so hohem Maße eigentümlich ist, und den man doch auch in einer Darstellung seines Lebens gern wiederfinden würde.

Gewohnheitsmäßig pflegt man Marx und Lassalle als die beiden geistigen Häupter der deutschen Sozialdemokratie zu-

*) Lassalle von Hermann Oncken. Politiker und Nationalökonomen. Eine Sammlung biographischer System- und Charakterschilderungen, herausgegeben von G. Schmoller und O. Hintze. Bd. 2. Stuttgart, Frommanns Verlag. 1904.

Digitized by Google

sammenzustellen. Dadurch wird das Mißverständnis gefördert, als ob auch ihre wissenschaftlichen Leistungen auf einem und demselben Gebiete lägen. Das ist, wie gesagt, ein Mißverständnis; denn Marx ist ein origineller Nationalökonom, und Lassalle ist es nicht. Seine nationalökonomischen Darlegungen sind fast durchweg aus zweiter Hand. Weder Neigung noch Veranlagung trieben ihn zu dieser Wissenschaft, die sich doch in erster Linie mit der Feststellung von Tatsachen zu beschäftigen hat. Beide wiesen ihn vielmehr auf jene Disziplinen, in denen der Begriff als Herrscher thront, — oder wenigstens nach seiner Auffassung thronen sollte. Wurzelt er doch mit seinem ganzen Denken in einer Periode unseres deutschen Geisteslebens, von der uns zeitlich zwar nur zwei Generationen, sachlich aber die allergrößten Klüfte trennen. Lassalle ist ein Erbe jener klassischen Zeit, die getragen wird von dem Gedanken der Einheit alles geistigen Erlebnisses, die ihren Gipfel- und Schlußpunkt in dem universellen System Hegels gefunden hat. Dieser Gedanke war lebendig auch in Lassalle, der die Vorrede seines rechtsphilosophischen Hauptwerkes, des „Systems der erworbenen Rechte" unter Hinweis auf seine wenige Jahre vorher veröffentlichte „Philosophie Herakleitos des Dunklen von Ephesos" mit den Worten schließt: „Nie ist uns die Einheit aller Wissenschaft mit größerer Andacht zum Bewußtsein gekommen, als während der Ausarbeitung dieses Werkes."

In dieser ganzen geistigen Welt aber herrschte der Begriff, dem Hegel die höchste Stelle angewiesen hatte. Die Gesetze des Denkens waren ja identisch mit den Gesetzen des Seins, die Entwicklung des menschlichen Geistes mit der des Weltgeistes; die Weltgeschichte war ja die Realisation des objektiven Geistes, die historischen Tatsachen notwendige Entwicklungsformen des allgemeinen Geistes. Begriffe sind es auch, auf die Lassalle sein ganzes Denken abstellt. „Was ist es", so fragt er in der Vorrede zu seinem „System", „was ist es, das den innersten Kern unserer politischen und sozialen Kämpfe bildet? Der Begriff des erworbenen Rechtes ist wieder einmal streitig geworden." Der Streit um einen Begriff der Kernpunkt der politischen und sozialen Kämpfe! Mit Recht sagt Oncken von diesem Werke: „Gewiß, daß er an eines der größten Probleme rührte, das sich in der Weltgeschichte denken läßt: daß er glaubte, es juristisch-dialektisch bemeistern zu können, darin liegt das Eigentümliche." Den Begriff des Eigentums, der seinerseits aus dem Willensbegriff eines Volkes gewonnen werden soll, will Lassalle zum Angelpunkt einer Geschichtsphilosophie machen. Sein Verhalten zu einer Idee muß für Sickingen dasjenige sein, was ihm sein tragisches Ende bereitet. Und dieselbe Grundanschauung tritt uns entgegen, wenn Lassalle, die Pläne zu seiner Arbeiteragitation im Kopfe wälzend, zu Lothar Bucher von dem „Dio" spricht, den er dem „Popolo" geben will: „Jeder Gedanke, der nicht ein neues ethisches Prinzip in sich enthält, hat mir immer geschienen ebensowenig philosophisch wie revolutionär zu sein. Beide Benennungen laufen in der Tat auf dasselbe hinaus und bedeuten innerlich dasselbe, beide verlangen einen Gedanken, der die Kraft hat, sich zum System oder zur Universalität eines Weltzustandes zu gestalten."

Diese Grundüberzeugung aber verleiht dem ganzen Denken eine solche Siegessicherheit, einen derartigen fast prophetischen Schwung, wie er unserer vorsichtig abwägenden Zeit so fremd geworden ist. Wer im Besitz der Hegelschen Formeln ist, dem kann — so scheint es — der Weg der Weltgeschichte nicht verborgen bleiben. Aus dieser Quelle fließen die Prophezeiungen künftiger Revolutionen bei Marx und Engels; sie liegen auch Lassalle nicht fern. Mit seinem skeptischen Blick hat der realistische, allzu realistische Lothar Bucher dies bald erkannt. In einer Denkschrift, in welcher der spätere Geheimrat seinem hohen Chef, dem Fürsten Bismarck, über seinen Verkehr mit Lassalle berichtete, sagt er von ihm, „daß er von der Ideenentwicklung in der Geschichte ausgehe, die Realisierung der nächsten Phase bald, noch während seines Lebens erwartete," während er selbst einen langen Widerstand der Materie gegen den Gedanken vorherzusehen glaubte.

Für Lassalle von besonderer Wichtigkeit war aus dem gesamten Gedankenbau Hegels seine Auffassung vom Staate als der konkreten Realisation des sittlichen Gedankens, als der Vollendung der Sittlichkeit. In diesem Gedanken tritt das antike Moment des Hegelschen Denkens so klar und so vollendet hervor, wie an keiner andern Stelle seiner Lehre.*) Dieses Zusammenhanges mit der antiken Bildung ist sich Lassalle stets bewußt geblieben, und er hat ihn mit aller Entschiedenheit, wo es anging, betont. Wie er an Marx schreibt: „Ich habe immer sehr viel von der antiken theoretischen und philosophischen Bildung gehalten, und ich halte daran im wesentlichen fest. Es ist die geistige Freiheit, und somit Wurzel und Quelle aller anderen. Wir Deutschen zumal haben uns auf diesem Wege unseren Freiheitsbegriff erzeugt und eben deshalb vielleicht einen zwar noch sehr unlebendigen, aber um so tieferen"; so ruft er gegen die „Nachtwächteridee" die angebliche Staatsidee des Liberalismus auch die antike Bildung auf, „welche nun einmal die unverlierbare Grundlage unseres deutschen Geistes geworden ist".

Diese großartige Ideenwelt, diese bei Hegel und seinen Schülern so vielseitig fruchtbaren Formen des Denkens erhalten Blut und Leben durch einen leidenschaftlichen politischen Tatendrang. Schon in frühester Jugend ist er lebendig. In seinem Tagebuch, das uns von dem 15 bis 16jährigen Knaben ein so wenig erfreuliches Bild zeigt, spricht der Breslauer Gymnasiast bereits von der „Lieblingsidee seiner kindischen Träumereien", „an der Spitze der Juden mit den Waffen in der Hand sie selbständig zu machen". Der sechzehnjährige Handelsschüler aber bestimmt den Vater, ihn Geschichte studieren zu lassen, damit er imstande sei, für die heiligsten Zwecke der Menschheit zu kämpfen. „Weil Gott mir die Stimme in die Brust gelegt hat, die mich aufruft zum Kampfe, weil Gott mir die Kraft gegeben, ich fühle es, die mich befähigt zum Kampf, weil ich Gott um die Kräfte, die er mir zu bestimmtem Zweck gegeben hat, nicht betrügen will." Dieser Tatendrang hieß ihn in den stillen Tagen des Vormärz den Kampf für die Gräfin Hatzfeld aufnehmen, den er selbst den „Triumph seines Lebens" genannt hat. Er trieb ihn in die Kämpfe der deutschen Revolution, und er zwang ihn, wieder den Versuch zu machen, in den Vordergrund zu treten, als mit der neuen Aera dem politischen Leben Preußens ein neuer Tag erblühte.

Diese beiden Grundtendenzen sind in allen geistigen Schöpfungen Lassalles zu bemerken, auch wo sie sich in ihrem Gegenstand von den Problemen des Tages weit zu entfernen scheinen. Als das vollkommenste Produkt ihres Zusammenwirkens betrachten wir das „Arbeiterprogramm", seinen Vortrag „Ueber den besonderen Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes". Seine früheren wissenschaftlichen Werke haben es ja zu keiner durchschlagenden Wirkung bringen können. Sein „Heraklit" wird von der philosophischen Wissenschaft abgelehnt, und sein „System der erworbenen Rechte" hat in der Jurisprudenz so gut wie gar keine Spuren hinterlassen, wie man z. B. an einem Buche sehen kann, das so auf der Höhe der modernen Wissenschaft steht, wie Gierkes „Deutsches Privatrecht". Aber jener kleine Vortrag wird seinen selbständigen Wert behalten, ganz unabhängig davon, ob man seinen Grundgedanken für richtig oder für irrig erkennt. Mit vollem Recht nennt ihn Oncken ein eminent historisches Ereignis. Lassalle zeigt hier dem Arbeiterstand ein hohes sittliches Ziel, indem er ihn für berufen erklärt, den wahren Zweck des Staates zu erfüllen, durch die Vereinigung den einzelnen instand zu setzen, diejenige Stufe des Daseins zu erreichen, die ihm als einzelnen stets unerreichbar bleibt. Und dieser Gedanke wird vorgetragen in einer Sprache, die wir nicht anders als klassisch nennen können, wie

*) Windelband, Geschichte der neueren Philosophie. II. 321.

Digitized by Google

wir sie in der politischen Rhetorik Deutschlands selten gehört haben, vielleicht nur von den großen Rednern der Paulskirche und dem jungen Treitschke.

Diese Rede geht der eigentlichen Agitation Lassalles, die mit dem „Offenen Antwortschreiben" beginnt, voran. Die Schriften, die diese Agitation selbst gezeitigt hat, können keinen so reinen Eindruck gewähren, ein so imponierendes Zeugnis sie auch ablegen von der ganz ungewöhnlichen Geisteskraft ihres Verfassers. Es kommt dabei mancherlei zusammen. Lassalle sucht sich in ihnen meist in nationalökonomischen Gedankengängen zu bewegen, und da mangelt es ihm, wie eingangs bemerkt und wie auch Oncken mehrfach zutreffend hervorhebt, durchaus an originaler Schöpferkraft. Dazu kommt das Ueberhandnehmen der Polemik, die fast immer geschmacklos, ja zuweilen, wie z. B. Schultze-Delitzsch gegenüber, nicht nur im höchsten Grade demagogisch, sondern geradezu roh ist. Am wichtigsten aber ist, daß wir bei allen diesen Erzeugnissen seiner agitatorischen Tätigkeit zwischen einem exoterischen und einem esoterischen Lassalle, wie Rodbertus es genannt hat, unterscheiden müssen.

Lassalle hat bei jedem Worte, das er spricht und schreibt, in ganz bestimmter Weise sein Publikum im Auge. Ob das nun die Arbeiter und Turner Frankfurts waren, oder die Richter des Kammergerichts, ob Bismarck oder der Prinzregent, ob Marx oder Rodbertus. Das Wort sollte wirken, verwandte Saiten anklingen, der andere sollte empfinden, daß ein Gemeinsames zwischen ihnen vorhanden, die Möglichkeit zu einer Verständigung gegeben war. Die außerordentliche Beweglichkeit seines Geistes und seiner Ausdrucksweise machte ihm das leicht. So versichert er Rodbertus, ihm scheine, daß sie als siamesische Zwillingsbrüder auf die Welt gekommen seien, und an Ziegler schreibt er, die Norne habe ihnen bei der Geburt die gleichen Lose geworfen. Mit Bucher behauptet er nach wenigen Unterhaltungen in wesentlichen Punkten ein Einverständnis erzielt zu haben, und an Bismarck schreibt er gar, daß er von der nächsten Unterredung „entscheidende Beschlüsse" erwarte. Dem Prinzen von Preußen und Hinkeldey gegenüber gibt er sich ganz als der vom politischen Treiben entfernte Mann der Wissenschaft und mit den Richtern des Kammergerichts glaubt er „Hand in Hand zu stehen in der Verteidigung des uralten Vestafeuers aller Zivilisation, des Staates". Alle diese Aeußerungen sind natürlich mit vorsichtiger Kritik aufzunehmen. Desto vorsichtiger, je erkennbarer ihre — im weitesten Sinne — agitatorische Absicht ist. Mit der gleichen Vorsicht sind auch diejenigen Teile seiner Agitationsschriften zu behandeln, in denen er anscheinend sein endgültiges Programm darstellt. Es ist ja nicht immer so, daß der esoterische Lassalle gegenüber dem exoterischen Recht behalten muß. Bei der Schrift über den italienischen Krieg z. B., in der er so helle nationale Töne erklingen läßt und einen berauschenden Ausbruch nationaler Leidenschaft vorhersieht, scheinen uns im Gegensatz zu Oncken diese Töne weit echter zu sein, als die gewundenen Deduktionen, mit denen er sie vor Marx' Kritik rechtfertigen will. Aber bei den Agitationsschriften liegt es sicher umgekehrt. Wenn er in seinem „Offenen Antwortschreiben" jeden Gedanken an Sozialismus und Kommunismus weit von sich weist, so ist das eitel Spiegelfechterei, wie sich aufs deutlichste aus seinem Briefwechsel mit Rodbertus ergibt.

Damit berühren wir den schwächsten Punkt der Lassalleschen Agitation, ja seiner ganzen Leistung. Er war im Herzen überzeugter Sozialist und Kommunist, aber er wagte das nicht öffentlich zu sagen, weil er nicht den großen, unbedingten Glauben an seine Idee hatte. „Man darf das dem Mob heute noch nicht sagen," schreibt er an Rodbertus. In seiner Tragödie „Franz von Sickingen" läßt Lassalle den Helden, wie er Marx und Engels auseinandersetzt, daran zugrunde gehen, daß er „listet, wo es sich um die Idee handelt", „aus Mangel an Zutrauen in die sittliche Idee". Sehr fein bemerkt Oncken, daß dies „Listen mit der Idee" tief in Lassalles eigener Persönlichkeit begründet lag, daß er in dem Geschick Sickingens das eigene vorgezeichnet hat. Ja, dieses „Listen mit der Idee" ist auch Lassalles tragische Schuld! Er, der prinzipielle Demokrat, glaubt das Volk täuschen, Kompromisse vor der Tat schließen zu müssen. Er, der als ersten Grundsatz gefordert hatte, „auszusprechen, was ist," wollte nur stückweise mit seinen Plänen hervortreten, wollte Abschlagszahlungen nehmen, weil er fürchtete, nicht das Ganze zu erhalten.

Und das alles, weil er nicht warten konnte, weil er Erfolge sehen wollte, sofortige, berauschende Erfolge. Weil ihm die Sache nicht hoch genug stand, um ihr getreuer, uneigennütziger Diener zu sein. Weil sich ihm in alles, was er tat und sprach, das kleinlich Persönliche mischte. Weil es seine Sache sein sollte, die triumphierte. Darum schlug er Seitenwege ein, als es auf der geraden Bahn nicht schnell genug vorwärts ging. Darum verhandelte er mit Herrn von Bismarck. Darum griff er zu so unwürdigen Mitteln, wie dem Solinger Telegramm. Darum strich er in einem zur Veröffentlichung bestimmten Briefe Rodbertus' skrupellos einen wichtigen Satz. Darum unterdrückte er selbstherrlich jede unabhängige, abweichende Meinung in seinem Verein. Und darum drängt sich auch in allen seinen Schriften und Reden immer mehr und mehr das Persönliche hervor, bis zum tief verstimmenden Schlußeffekt, der Rousdorfer Rede, in der wir nur noch die hohle Deklamation des selbstgefälligen Demagogen hören.

Diesem Grundfehler, dem Mangel an ernster Sachlichkeit und dem Vordrängen des Persönlichen ist es dann zuzuschreiben, daß er nach anderthalbjähriger Agitation trotz aller außergewöhnlichen Energie, trotz allen enormen Talentes in seinen Erfolgen kaum um einen Schritt weiter gekommen ist. Ihm auch sein unwürdiges Ende! Warum hat er denn im letzten Grunde das Duell mit dem Bräutigam der Helene von Doenniges provoziert, er, der überzeugte Gegner des Duells, das er Marx gegenüber „ein unsinniges Petrefakt einer überwundenen Kulturstufe" titulierte? Weil er in seiner persönlichen Eitelkeit gekränkt war. Weil er es nicht ertragen konnte, in dem Kampfe um ein Mädchen der Blamierte zu sein, er, der im Freundeskreis renommiert hatte, er werde niemals heiraten, weil es keine ihm geistig ebenbürtige Frau gäbe! Wäre es aber möglich gewesen, daß er sich zu diesem Schritte hinreißen ließ, wenn ihm die Sache der Arbeiterschaft wirklich am Herzen gelegen, wenn er ihr wirklich, wie er behauptete, sein Leben geweiht, wenn er des Versprechens seiner Jugend gedacht hätte, „Gott nicht um die Kräfte betrügen zu wollen, die er in ihn gelegt hatte?" Die getreuen Arbeiter, die ihn als den Märtyrer ihrer Sache verehrten, sie waren das Opfer eines frommen Irrtums. Nein, er fand ein so frühes Ende, weil er nicht groß genug war, um über seiner Sache sich selbst zu vergessen.

Menschlich, allzu menschlich endet so das Leben des großen Agitators. Was alles er geleistet hatte „als Denker und Kämpfer" — er hat die Früchte nicht gesehen, die er so heiß ersehnte. Gerade, weil er sich dies als höchste Gunst vom Schicksal erbeten hatte, darum blieb es ihm versagt. Gerade weil er im einzelnen und im großen so bewußt auf bestimmte Absichten hinzielte, war es ihm nicht beschieden, sie zu verwirklichen. Wie er mit den einzelnen Männern, die er so klug zu behandeln glaubte, Unglück hatte — Marx zog sich grollend, Bucher ängstlich von ihm zurück, Bismarck spottete des „armen Teufels" — so auch bei seinem großen Werk, der Gewinnung der Arbeitermassen. Was ihm mit all seiner Kunst nicht gelang, in wieviel höherem Maße glückte es jenen Sozialisten, die nach ihm kamen, die nicht „mit der Idee listeten", sondern sie zunächst in radikalster Schärfe aussprachen. Waren sie dem Klugen, Vielgewandten vielleicht doch an Menschenkenntnis überlegen?

Erich Eyck.

Digitized by Google

Mittnacht über Bismarck.

Der ehemalige württembergische Ministerpräsident Freiherr von Mittnacht hat kürzlich „Erinnerungen an Bismarck“ *) veröffentlicht, die im allgemeinen enttäuschen. Speziell die historische Würdigung Bismarcks im Eingang dieser „Erinnerungen“ macht einen ziemlich subalternen Eindruck. Auch das, was Mittnacht über seine persönlichen Beziehungen zu Bismarck und über Vorgänge im Bundesrat, bei denen er mit dem Reichskanzler zu tun hatte, berichtet, ist wenig ergiebig. Aber niemand, der Bismarck nahe getreten ist, kann über ihn schreiben, ohne dessen feststehendes Charakterbild mit einigen weiteren interessanten Strichen zu versehen. An solchen fehlt es auch in der Mittnachtschen Broschüre nicht.

Wie echt Bismarckisch ist z. B. seine Klage gegen das Beamtentum: „Keine Initiative, Geschäfte behandelt wie Treibholz, derjenige, bei dem es angeschwemmt kommt, stößt es weiter.“ Bismarck war bekanntlich kein liebevoller Ministerkollege, das bestätigt auch Mittnacht. Speziell eine Bemerkung Bismarcks über Delbrück gibt Mittnacht wieder, die zeigt, daß Bismarck sich auch durch eine langjährige treue Unterstützung und große Verdienste in der Geltendmachung einer schonungslosen Kritik nicht behindert fühlte. Als Delbrück sich anschickte, den Dienst zu verlassen, erzählte der Reichskanzler dem württembergischen Bundesratsbevollmächtigten: „Als Grund gebe Delbrück die Besorgnis an, bei fortgesetzter Tätigkeit von einem Gehirnleiden befallen zu werden, welche Besorgnis der Fürst auch schon für sich gehabt habe.“ Welch liebevolle Besorgnis!

Camphausen, der preußische Finanzminister, wurde bekanntlich von Bismarck mit einer beispiellosen Rücksichtslosigkeit behandelt und mußte sich später, als er im Herrenhause einmal gegen den Stachel löckte, von Bismarck die schwersten Vorwürfe darüber gefallen lassen, daß er als verabschiedeter Minister den zurückgebliebenen Kollegen das Regieren zu erschweren suche. Als Bismarck selbst nicht mehr am Steuerruder des Reiches stand, dachte er in diesem Punkt allerdings wesentlich anders. Er pries Miquel Mittnacht gegenüber wegen seiner hervorragenden parlamentarischen Eigenschaften über den Schellendaus und hatte an ihm nur auszusetzen, „daß er nicht vom Leder ziehe und die Zurücksetzung des preußischen Staatsministeriums und des preußischen Finanzministeriums sich gefallen lasse.“ Wohlverstanden: die Zurücksetzung durch Caprivi, den rücksichtsvollsten aller Minister!

Gegen niemand hegte aber Bismarck ein stärkeres Mißtrauen als gegen Stosch. Besonders fatal war ihm, daß Stosch „in den Sitzungen des Staatsministeriums ein aufmerksamer Zuhörer war, selbst aber nicht rede“.

Daß Bismarck ernsthaft daran dachte, den Mann des „Vae victis!“, den früheren württembergischen Ministerpräsidenten Freiherrn von Varnbüler 1879 zum preußischen Finanzminister machen zu lassen, ein Stachapfel, der dann Hobrecht in die Hand gedrückt wurde, erfahren wir in den Mittnachtschen Erinnerungen zum erstenmal in authentischer Form, zugleich mit der Ablehnung dieser Idee durch Kaiser Wilhelm I., der nach Bismarcks Bericht erklärt haben soll: „Sind wir denn so arm in Preußen, daß wir den Finanzminister von auswärts holen müssen?“ Die Aeußerung ist wert, in der historischen Charakteristik des ersten deutschen Kaisers eine dauernde Stelle zu finden. Daß Bismarck bei der Auswahl seiner Gehilfen von irgendwelchen Vorurteilen nicht geleitet wurde, ist bekannt genug. Sobald er Männer fand, die seinen Plänen dienstbar waren, so fragte er wenig nach ihrer Vergangenheit, wenn sie nur das „Ministrin“ hatten, das Bismarck Rudolf von Bennigsen zugestand, obgleich er ihn aus andern Gründen nicht zum Ministerkollegen machen wollte, angeblich „weil er zu sehr unter dem Einfluß Laskers und der Fraktion stehe“.

Der in allen Listen der auswärtigen Politik erfahrene Staatsmann spricht aus der Bemerkung, daß er Interpellationen in auswärtigen Angelegenheiten schon deshalb nicht liebe, weil „jeder Staat, von dem er sympathisch spreche, nur anspruchsvoller werde“.

Von der Behandlung, der sich gelegentlich die Bundesratsbevollmächtigten ausgesetzt sahen, gibt folgende Konferenz beim Kaffee ein anschauliches Bild:

„Nach einer Tafel, zu welcher die nach Berlin gekommenen Minister der größeren Bundesstaaten geladen waren, hatte der Kanzler in längerem Vortrag über einen Gegenstand sich verbreitet, welcher die Einzelstaaten nahe berührte. Der Vortrag war weniger fließend geworden; dann schwieg der Kanzler, sah im Kreise umher und sagte: ‚Herr von Mittnacht! Wollen Sie mit mir in mein Arbeitszimmer kommen?‘ Ich erhob mich, und wir verließen das Zimmer, in welchem die übrigen Herren, einigermaßen verblüfft durch die Separatbesprechung mit dem württembergischen Minister, zurückblieben. Der voranschreitende Fürst hielt zu meinem Erstaunen in seinem Arbeitszimmer nicht an, sondern ging, von mir gefolgt, weiter in sein Schlafzimmer, wo rechts und links von der Bettstelle zwei Tischchen standen. Zu einem derselben ging der Fürst, indem er mir das andere mit den Worten anwies, er habe doch, um die Herren allein zu lassen, eines Vorwands bedurft und gedacht, ich werde gern mitgehen. Darauf gingen wir in das Kaffeezimmer zurück, wo die Herren mit gespannter Erwartung auf eine wichtige Eröffnung uns entgegensahen. Eine solche erfolgte aber nicht, der Fürst kam auf das frühere Thema nicht zurück, sondern sprach von gleichgültigen Dingen, und man empfahl sich. Noch auf der Treppe wurde ich von den Kollegen mit Fragen bestürmt über die Mitteilungen, die der Kanzler mir gemacht habe. Ich nahm zuerst im Scherz eine wichtige Miene an und erklärte, noch nichts sagen zu dürfen. Dann aber erzählte ich offen, was vorgegangen war. Meine Erzählung begegnete indes dem entschiedensten Unglauben und wurde trotz meines Beharrens für einen schlechten Scherz erklärt. Man trennte sich rascher und kühler als sonst, und ich dachte beim Nachhausegehen, was wohl die Herren über den geheimnisvollen Zwischenfall nach Hause berichten werden.“

Daß Bismarck auf seinen Nachfolger Caprivi schlecht zu sprechen war, ist häufig konstatiert worden. Besonders gereizt war er gegen ihn aus Anlaß der Vorkommnisse bei seinem Besuche in Wien im Juni 1892. Bekanntlich nahm der Wiener Hof von Bismarck bei dieser Gelegenheit keine Notiz, und zwar auf Grund einer Anregung des deutschen Kaisers. Diese Anregung war nicht bloß *nicht* auf die Initiative Caprivis zurückzuführen, sondern war ohne dessen Wunsch und Wissen erfolgt und wurde sogar der Anlaß zu einem Demissionsgesuch Caprivis. Erst als Caprivi sich hatte bereitfinden lassen, auf sein Demissionsgesuch zu verzichten, nahm er den konstitutionell korrekten Standpunkt ein, die Handlung des Kaisers nach außen hin mit seiner Verantwortlichkeit zu decken. Wenn es erlaubt ist, in Staatsangelegenheiten von Ritterlichkeit zu reden, so kann man sich kaum einen ritterlicheren Akt denken als diesen. Mittnacht berichtet nun aus einer Unterredung mit Bismarck in Kissingen am 25. August 1893 das folgende:

„In seinen Auslassungen fand ich den Fürsten weniger ruhig und bitterer als im Mai 1890. Er beschwerte sich über seine „Boykottierung“, seine früheren besten Freunde wenden sich von ihm ab und meiden ihn. Besonders gereizt sprach er über die Vorkommnisse bei einem Besuch in Wien im Juni 1892; obwohl es sich ganz korrekt durch den deutschen Botschafter habe anmelden lassen, sei er für den Wiener Hof nicht vorhanden gewesen. Graf Kalnoky habe ihm näheres mitgeteilt. Er habe den Gedanken gehabt, Caprivi, der die bekannten Erlasse unterzeichnet habe, *zu fordern*, sei aber davon wieder abgekommen. Seitdem habe er aber auch auf Caprivi keine Rücksicht mehr genommen.“

Die Phantasie wird versucht, sich den grotesken Vorgang eines Duells zwischen Bismarck und Caprivi auszumalen. Es wäre jedenfalls das berühmteste Duell geworden, das die Weltgeschichte je gekannt hat. Man denke sich Bismarck und Caprivi vor Tagesanbruch in den Grunewald fahrend, Schweninger als Paukarzt zur Seite des Fürsten Bismarck, und dann

*) Stuttgart und Berlin 1904, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Digitized by Google

einen Kugelwechsel zwischen dem Gründer des Deutschen Reichs und seinem Nachfolger im Reichskanzleramt! Welch ein Satyrspiel zu dem Drama der Reichsgründung! Mir scheint, die Absurdität der Duelle kann in keine grellere Beleuchtung gerückt werden als durch die Vorstellung, daß ein Staatsmann mit dem unvergänglichen Lorbeer eines Reichsgründers auf die Mensur tritt, um eine angebliche Ehrverletzung zu sühnen, die ihm obendrein von dem Manne, gegen den er die Waffe erhebt, garnicht zugefügt ist. Aus tausend Gründen wäre es natürlich niemals zu einem solchen Duell gekommen; aber ist es nicht charakteristisch für das Bismarcksche Temperament, daß er noch ein Jahr nach jenen Wiener Vorgängen mit dem Duellgedanken kokettiert? Es ist derselbe Bismarck, der nach seinem Sturz Schillers „Räuber" vornahm, um sie wieder zu lesen, weil er dort eine Stimmung fand, die der seinigen entsprach. Es ist etwas Wildes in diesem gewaltigen Menschen. Auch diese Wildheit trägt dazu bei, die geistigen Dimensionen dieses Riesen zu vergrößern.

Ferdinand Svendsen.

Der Hof von Lunéville.

IV.

In Lunéville gab es aus den Zeiten Leopolds einen literarischen Salon der Madame de Graffigny. Die bemerkenswertesten Mitglieder desselben waren zwei junge Herren, namens Devau und Saint-Lambert, von denen ja letzterer später viel von sich reden machte. Devau war ein Taugenichts, der Reime im Genre der Zeit geschickt schmierte, mit achtzehn Jahren zu der fünfunddreißigjährigen Madame de Graffigny in ein literarisches Liebhaberverhältnis trat und unter ihrer Protektion in die hohe Welt hineinsegelte. Saint-Lambert — der Vater hieß eigentlich nur Lambert, fügte aber nach seiner Heirat mit einer armen, aber vornehmen Dame ein „Saint" hinzu — war Offizier; er war in täglicher Kameradschaft mit den benachbarten Craonschen Kindern aufgewachsen, und erhielt wie Devau seine weitere Ausbildung in einer Jesuitenschule. Als Voltaire sich wegen des „Pucelle"-Skandals 1755 in Lunéville verbarg, machte er die Bekanntschaft des Kreises, mit dessen Mitgliedern er überschwängliche versifizierte Schmeicheleien austauschte; und in Erwiderung genossener Gastfreundschaft wurde Madame de Graffigny 1758 nach dem Schlosse Madame de Châtelets, Cirey in Champagne, eingeladen, wohin Voltaire sich diesmal vor einer neuen Bastillegefahr mit seiner treuen Lebensgefährtin gerettet hatte. Sie gab in Briefen an ihren lieben „Panpan" (wie sie Devau nannte) amüsante und anschauliche Schilderungen von dem täglichen Leben und den Eigentümlichkeiten des sonderbaren Paares. Von Cirey begab sie sich direkt nach Paris, wo sie mit ihrer Nichte, Mlle. de Lignivile, einen literarischen Salon eröffnete, der sehr à la mode war und „le bereail des beaux esprits" genannt wurde. Da die Pensionen, die sie aus Wien und Lothringen bezog, sehr unzureichend waren, mußte sie andere Auswege suchen; neben ihrer literarischen Produktion war sie Kommissionärin des Kaisers und kaufte u. a. für ihn die Geschenke ein, deren er für die Damen am Wiener Hofe bedurfte. Ihre Nichte verheiratete sich später mit Helvetius, der ja nicht nur ein Enzyklopädist, sondern zugleich Generalpächter und steinreicher Finanzmann war und der auf einer seiner vielen Reisen nach Lothringen die Bekanntschaft der armen Dame aus der Familie eines grand chevau gemacht hatte.

Die junge Marquise de Boufflers war eine der intimsten Freundinnen von Madame de Graffigny und eine der treuesten Gäste ihres Salons in Lunéville gewesen. Sie besaß selbst allerlei künstlerisch-dilettantische Begabungen; sie reimte sehr nett Oden und Sonette, spielte entzückend Harfe, sang charmant, zeichnete und malte mit Geschmack. Sie hat einige Pastelle hinterlassen, die kleine Bijoux sind, und ihre Verse, die sich selbst machten, „wie die Blumenknospen, die sich allein durch die Wirkung ihres eigenen Saftes öffnen", sind voller Munterkeit und Esprit, ob auch nur dazu bestimmt, eine flüchtige Stunde zu leben. Die von Maugras mitgeteilten Proben teils heiterer teils sentimentaler Art sind in der Tat allerliebste Dinge, ganz graziös und ganz echt. Nachdem sie Maitresse am Lunéviller Hof geworden, wurde sie die Erbin von Madame de Graffigny; die Traditionen wie die Gäste des literarischen Salons derselben gingen an sie über, mit Devau und Saint-Lambert voran, welcher letztere allmählich der Löwe von Lunéville geworden war; die intimen Abendgesellschaften in ihrer Wohnung im Schlosse, von denen Stanislaus sich immer pünktlich um zehn Uhr zurückzog, versammelten alles, was Geist und Talent hatte, von Panpan bis zu Voltaire, unter dessen Zauberstab eines geistigen maitre de plaisir man bis tief in die Nacht zusammenblieb und — wie Saint-Lambert einmal schrieb — „vor Hunger, Kälte und Lachen starb".

Anfang des Jahres 1748 erschien zum allgemeinen Staunen Pater Menoux in Cirey, wohin Voltaire und seine „göttliche Emilie" eben von Paris übergesiedelt waren. Er übermittelte dem berühmten Paare die heißen Wünsche des Königs Stanislaus, sie an seinem Hofe zu sehen, und kehrte dann nach Lunéville zurück, wo er sein hohes Beichtkind damit erbaute, wie heiß das berühmte Paar sich danach sehnte, ihm den Hof machen zu dürfen. Voltaire war entzückt; er hatte noch nie einen Jesuiten von solcher Liebenswürdigkeit und solch weiten Gesichtspunkten getroffen; Stanislaus war nicht weniger entzückt und sprach sofort mit Madame de Boufflers. Diese, die seit vielen Jahren mit Madame de Châtelet liiert war, begrüßte den Plan mit Enthusiasmus — die Maitresse und der Beichtvater waren diesmal unbegreiflicherweise vollständig einig, was freilich die Behauptung Voltaires zuschanden macht, der Jesuit habe den machiavellistischen Gedanken gehabt, Madame de Châtelet gegen Madame de Boufflers, seine Todfeindin, auszuspielen, um in diesem trüben Wasser zu fischen. Madame de Boufflers begab sich persönlich nach Cirey und kehrte Mitte Februar mit den beiden teuren Gästen im Triumph nach Lunéville zurück.

V.

Voltaire und Madame de Châtelet waren seit fünfzehn Jahren fast unzertrennlich gewesen. Sie hatten sich 1733 in Paris getroffen; Madame de Châtelet verliebte sich sofort und mit der ihr eigentümlichen Vehemenz in den damals im vollen Glanz seines Ruhmes strahlenden neunundreißigjährigen Mann: und Voltaire, der sich aus physischen Reizen nicht viel machte, nahm mit geschmeicheltem Anerkennen das Liebesrauchwerk der gelehrten und hochvornehmen Dame entgegen. Gabrielle-Emilie Le Tonnelier de Breteuil, wie die „göttliche Emilie" mit ihrem Mädchennamen hieß, war am 17. Dezember 1706 geboren und hatte sich mit neunzehn Jahren mit dem Marquis Florent-Claude de Châtelet-Lomont aus der lothringischen grand-chevau-Familie verheiratet. Nachdem sie dem Gatten, den sie nicht liebte, einen Sohn geboren, sanken die gegenseitigen Gefühle

Digitized by Google

des Ehepaars unter den Gefrierpunkt, und Madame suchte, wie andere Damen ihrer Zeit, anderswo Ersatz; weil sie aber nicht wie die meisten ihrer Zeitgenossinnen war, sondern unter Liebe eine Hingabe ohne Einschränkung und ohne Vorbehalt verstand, konnten ihr bittere Enttäuschungen nicht erspart bleiben. Ihr erster Liebhaber ließ sie schon nach ein paar Monaten sitzen, und nachdem sie sich von der riesigen Laudanumdosis erholt, die sie in ihrer Verzweiflung genommen, geriet sie von dem Regen in die Traufe, indem sie mit dem Herzog de Richelieu anknüpfte, der nur Liaisons von der Dauer eines Tages zuließ und auch diesmal seiner Maxime gemäß handelte. Madame Châtelet hatte sich inzwischen an die Sitten der Zeit gewöhnt und ihre „deuxième amour" glättete sich zum ruhigen Wasser einer herzlichen Freundschaft. Voltaire trat also als Dritter in der Liebeschronik Madame de Châtelets auf, und dies Verhältnis dauerte trotz vieler Stürme und Stöße fort, bis die dreiundvierzigjährige Marquise sich mit Saint-Lambert in einen verhängnisvollen „dernier amour" einließ, der ihr das Leben kostete.

Madame de Châtelet wird von ihren Zeitgenossen in wenig ansprechender Weise abgebildet. „Stellen sie sich eine große, dürre Frau vor", schreibt Madame du Deffant, „ohne Hüften, mit platter Brust, plumpen Armen, plumpen Beinen, riesigen Füßen, einem sehr kleinen Kopf, magerem Gesicht, spitzer Nase, zwei kleinen meergrünen Augen, schwarzem, rot-erhitztem Teint, flachem Mund mit lückenhaften und sehr schlechten Zähnen." Maugras korrigiert mit der Leidenschaftslosigkeit des objektiven Historikers dieses übertriebene Porträt. Alles in allem scheint Madame de Châtelet so etwas gewesen zu sein, was man heutzutage eine Emanzipationsdame nennt, mit vielen soliden Eigenschaften, die Voltaire reichlich Gelegenheit hatte, im Guten wie im Bösen genau kennen zu lernen, hastete der nach Liebe polternden und mit astronomischen Studien beschäftigten Frau etwas Lächerliches an, das sich sogar in Voltaires Gedichten an und über seine „docte Uranie", „reine de Saba" „Minerve de France", und wie er sie sonst nannte, deutlich widerspiegelte. Als sich jemand eines Tages über seinen übertriebenen Enthusiasmus für die „göttliche Emilie" indiskret verwunderte, antwortete der Philosoph verdrossen: „Aber, mein Freund, sie hätte mich zuletzt erdrosselt, wenn ich nicht eingewilligt hätte, ihre Schönheit und Gelehrtheit zu preisen."

Das Paar wurde am Lunéviller Hofe auf das glänzendste empfangen. Madame de Châtelet wurden die Zimmer der verstorbenen Königin neben denjenigen des Königs angewiesen, und Voltaire wurde im ersten Stock mit prachtvoller Aussicht einlogiert. Eine ununterbrochene Reihe Festlichkeiten verschiedenster Art begann, in denen Voltaire die Seele war und nach seiner Gewohnheit die ganze Hofgesellschaft, vorerst natürlich den König und die Maitresse, in Gedichten verherrlichte. Der alte Stanislaus liebte es sehr, den fremden Notabilitäten, die besonders auf dem Wege nach oder von dem benachbarten Plombières, den berühmtesten warmen Quellenbädern des achtzehnten Jahrhunderts, Lunéville besuchten, die von ihm geschaffenen Merkwürdigkeiten vorzuzeigen; und trotz seiner Frömmigkeit liebte er den zeitgemäßen Stich ins „Philosophische". Er hatte allem Anschein nach viele kindische aber keine bösartigen Marotten. Er machte seine Ausfahrten ins lothringische Land in einer einfachen Kalesche mit nur einem Pagen, eine sechs Fuß lange türkische Pfeife rauchend und gern mit Arbeitern und Bauern plaudernd. Eines Tages fragte er einen Bauern in der Umgebung von Toul, wie es den Bischof gehe, der erkrankt war. „Monseigneur macht in die Hosen", antwortete der von der königlichen Würde betroffene Mann, „aber er ist deswegen nicht weniger voller Ehrfurcht vor Ew. Majestät." Stanislaus war freigebig und wohltätig und hatte in allen größeren Städten für die Jahre der Hungersnot staatliche Getreidemagazine errichtet. Er war amüsant in der Konversation und stark in Repliken, obgleich das Attische sich meistens sehr vermissen ließ; am meisten liebte er handgreifliche Scherze ziemlich gewürzter Art. In seiner Verschönerungsmanie schuf er viel Neues, schimpfierte aber auch dabei zur allgemeinen Empörung der Lothringer alte schöne Bauwerke und Denkmäler. Seine Erinnerungen aus der Gefangenschaft in der Türkei hatten ihm eine Vorliebe für phantastische Konstruktionen und einen halb türkischen halb chinesischen und ganz verrückten Baustil beigebracht; er versah die Umgebungen von Lunéville mit einer Menge solcher „maisons de plaisance"; eine besondere Schwäche hatte er für allerlei Wasserkünste in den großen Gartenanlagen. Seine Tafel zeigte dieselbe puerile Phantasie. Stanislaus war ein Vielesser mit wenig entwickeltem Feingeschmack, zugleich aber führte er an seiner Tafel — insbesondere auf dem Gebiete der Desserts — ein bis dahin unbekanntes künstlerisch-kulinarisches Raffinement ein.

Um dieselbe Zeit, als Voltaire und Madame Châtelet nach dem Lunéviller Hof kamen, trat — durch einen gewissen Vicomte Adhémar veranlaßt — eine Erkältung in den Gefühlen Madame de Boufflers' für Saint-Lambert ein. Dies fortschreitende Zerstörungswerk der Zeit wurde gleichzeitig in den Verhältnissen des Paares von Cirey ebenfalls mehr und mehr sichtbar; Madame de Châtelet schrieb an d'Argental, daß die Leidenschaft für Voltaire in ihrem Herzen den kühleren Gefühlen der Freundschaft Platz gemacht; die sie aber zusammen mit der Leidenschaft der gelehrten Mühen auch eine Zeit lang glücklich machte. Aber nur für eine Zeit; ihr ungestümes Temperament verlangte kräftigere Stimulanzien. Und jetzt verschlingen sich die Liebes- und Freundschaftsfäden in dem kleinen Kreise am Lunéviller Hofe in der bizarrsten Weise. Saint-Lambert macht Madame de Châtelet den Hof, um Madame de Boufflers' Eifersucht zu erwecken, mit dem Erfolg aber, daß erstere sich tatsächlich in ihn leidenschaftlich verliebt; und eines abends, bei Galaizière, während eines tête-à-tête wirft sie sich dem verblüfften Don Juan plötzlich und halb ohnmächtig in die Arme und schwört ihm eine ewige Liebe. Der Arme muß gute Miene zum bösen Spiel machen; er macht freilich noch einen Versuch und erzählt Madame de Boufflers alles, in der Hoffnung, doch damit ihre Eitelkeit zu reizen; jetzt bricht sie aber mit ihm definitiv, nimmt sogar die beiden Schuldigen in ihre besondere Protektion und überläßt ihnen dasselbe Kämmerlein, wo früher sie und Saint-Lambert sich nachts trafen. Nach und nach findet sich Saint-Lambert in den Streich, der ihm gespielt worden, und spürt sogar in sich gewisse aufrichtige Neigungen für Madame de Châtelet, wobei auch der Ehrgeiz, die berühmte und vornehme Dame dem größten Genie des Jahrhunderts weggenommen zu haben, eine entscheidende Rolle spielt.

Der kleine Kreis geht auseinander und schließt sich wieder. Die einen gehen nach Paris und Versailles, die anderen nach Cirey oder Plombières; dann aber treffen sie alle in Lunéville oder auf dem Schlosse Commercy zusammen. Ob zusammen oder getrennt, schrieben sich Saint-Lambert und Madame de Châtelet Briefe, die ein treues Spiegelbild sind für das kühle Spiel des einen und den quälenden Ernst der anderen. Bei Madame de Châtelet setzt ein aufreibender Gefühlswechsel ein, zwischen aufjauchzender Zuversicht und tiefbetrübter Niedergeschlagenheit, eifersüchtigen Vorwürfen und angstvoller Reue, ungestümen Forderungen und demütiger Müdigkeit. „Wenn Ihr Herz", schreibt sie, „nicht imstande ist, sich ohne Vorbehalt hinzugeben, sich nur und allein mit mir zu beschäftigen, mich ohne Grenzen und ohne Maß zu lieben, was werden Sie aus dem meinigen machen? Ich fürchte, Ihr Geist macht sich nicht mehr aus einem feinen Scherz als ihr Herz aus einem zarten Gefühl. Mit einem Worte, ich fürchte, Sie mit Unrecht allzuviel zu lieben." — „Ich will Ihnen sagen", heißt es an einer anderen Stelle, „daß ich in meiner Liebe zu Ihnen nicht glücklich sein kann, wenn Sie mich nicht bis zum äußersten lieben. Souvenez-vous qu'en fait d'amour assez n'est point assez." Saint-Lambert, der eine schwierige Stellung einnimmt zwischen der Dame, die er immer noch liebt, und der Dame, die er von Herzen gern los werden möchte, sucht beide in die Haare zu

Digitized by Google

bringen, wird aber von der klugen Madame de Châtelet derb auf die Finger geschlagen: „Ich bin mit Ihrer Freundschaft viel zufriedener als mit Ihrer Liebe", antwortet sie. Sie wird indessen immer aufgeriebener, schläft nicht, ißt nicht, hat immer Fieber und ist physisch und moralisch depriniert und ganz auseinander. Sie geht mit Wonne auf die gröhste Leimstange und ist im siebenten Himmel, als Saint-Lambert ihr schreibt, er sei von seiner Leidenschaft zu ihr so hingerissen, daß es ihm vor den Folgen grause, und sie bittet, ihn auf diesem gefährlichen Weg aufzuhalten; und fällt natürlich in eine desto tiefere Hölle, als er darauf plötzlich in einem Briefe an Madame de Boufflers, den er durch ihre Hände gehen läßt, erklärt, daß er diese bis zum Wahnsinn liebe. „Was soll das heißen?" stöhnt die gepeinigte Madame de Châtelet indigniert. „Ist das zu ertragen?"

Schließlich folgt die Entdeckung des Verhältnisses seitens Voltaire; er ertappt das Paar eines Nachmittags in flagranti in der angenehmen Dämmerung hinter halbgeschlossenen Persiennen. Der angeführte Philosoph geriet außer sich, schimpfte die beiden aus, will sofort abreisen, geht aber vorläufig ins Bett. Dort findet sich die göttliche Emilie ein, redet ihm sanft und vernünftig zu und legt ihm die Selbstverständlichkeit und Unvermeidlichkeit des Geschehenen so einleuchtend dar, daß Voltaire rasch wieder auf die Höhe seiner Philosophie gelangt und dem frevelhaften Paar verzeiht, nachdem auch der junge Offizier um Entschuldigung gebeten. Am selben Abend soupieren sie alle drei zusammen; und seitdem bietet das Trio ein seltenes Bild harmonischen Zusammenlebens. Saint-Lambert schreibt seine Erzählung „Les deux amis", worin er die Vorzüge und das Agrément eines „amour à trois" schildert, und Voltaire gibt in seinem Gedicht „à Saint-Lambert" feierlich kund:

„Saint-Lambert, ce n'est que pour toi
Que ces belles fleurs sont écloses:
C'est ta main qui cueille les roses,
Et les épines sont pour moi."

Als Voltaire und Madame de Châtelet zu Weihnachten 1748 aus Lunéville in Cirey eintreffen, macht letztere die Entdeckung, daß sie in Umständen ist. Voltaire läßt sofort den Hauptbeteiligten, Saint-Lambert, nach Cirey rufen; guter Rat ist jetzt teuer, angesichts des Herrn de Châtelet; und es finden eifrige Konferenzen zwischen den drei Freunden statt. Voltaire, der bekanntlich gar kein Dichter und ein mäßiger Denker war, aber der leuchtendste Geist und der zersetzendste Witz, den es je gegeben, und der ja an Intrigen und Theater seine Hauptfreude hatte, erwies sich auch diesmal als der Oberregisseur seines Jahrhunderts. Er arrangierte auf der Stelle eine Komödie, die viel besser war als seine geschriebenen Theaterstücke. Madame de Châtelet schreibt ihrem in Dijon sich aufhaltenden Gatten, sofort nach Cirey wegen eines drohenden Prozesses zu kommen, und fügt hinzu, sie habe ihm eine größere Geldsumme auszuhändigen. Bei dieser Perspektive stürzt der Marquis sofort nach der Champagne und wird in Cirey mit großen Freudenbezeugungen seitens des Trios sowie mehrerer eingeladener Seigneurs aus der Umgebung empfangen. Es geht hoch und ausgelassen zu mit Jagdpartien und Gesellschaften, bei denen ausgezeichnet gegessen und viel getrunken wird; Voltaire übertrifft sich selber als Unterhalter, Madame de Châtelet, die neben ihrem geliebten Gemahl sitzt, trägt suggestive Toiletten, und jedesmal, wenn der gute Herr de Châtelet das Wort ergreift, um seine militärischen Mümchhauchseniaden zu erzählen, lauscht die ganze Tischgesellschaft ehrerbietigst. Erstaunt über diesen Erfolg, der den vollen Reiz der Neuheit für ihn hat, gerät Herr de Châtelet in immer brillantere Laune und läßt sich von seinen eigenen Worten, dem Lärm und dem Wein gänzlich berauschen. Am dritten Morgen erwacht er zu seinem größten Erstaunen im Schlafzimmer seiner Frau neben ihr im ehelichen Bette; und sie teilt ihm errötend mit, sie habe seinem Drängen nachgeben müssen. Nach drei Wochen legt sie ihm das Bekenntnis ab, sie spüre wunderbare Symptome und würde nicht überrascht sein, wenn sie ihm in einigen Monaten einen neuen Erben schenkte. Herr de Châtelet beeilt sich, Voltaire, Saint-Lambert und die übrigen Freunde mit berechtigtem Stolze von dem freudigen Ereignis in Kenntnis zu setzen und ihre Glückwünsche entgegenzunehmen; wonach alle sich trennen.

Im Sommer 1749 kommt Madame de Châtelet nach Lunéville, um dort ihre Niederkunft abzuwarten. Eine unbezwingliche Melancholie bemächtigt sich ihrer, und sie hat bange Vorahnungen eines nahen Todes. Sie macht ihr Testament, verbrennt viele Briefe, versiegelt andere, arbeitet an ihrem „Commentaire sur Newton", den sie fertig haben will. So vergehen Juli und August. In der Nacht zum 4. September, als sie an ihrer astronomischen Arbeit saß, wurde sie plötzlich unwohl; und kaum daß sie Zeit gehabt, nach Beistand zu rufen, war ein Mädchen geboren, das auf ein dickes Buch Geometrie gelegt wurde, während die Mutter ins Bett gebracht ward. Sie befand sich nach den Umständen wohl, bis sie am 7. während des Milchfiebers ein Glas Mandeleis verlangte und erhielt; einige Stunden später lag sie im Sterben. Die Bemühungen der Aerzte waren vergeblich; nach einigen Schwankungen des Zustandes und nach verschiedenen Erstickungsanfällen fiel sie plötzlich in Ohnmacht. Saint-Lambert und ihre langjährige Freundin, Mademoiselle de Thil, die allein anwesend waren, ließen Hilfe rufen, und die ganze Gesellschaft, die sich bei Madame de Boufflers ahnungslos aufs beste unterhielt, stürzte erschrocken hinzu mit der Marquise, Voltaire und Herrn de Châtelet voran. Es war aber zu spät; Madame de Châtelet war gestorben, ehe irgend jemand darau gedacht hatte, „sei es einen Arzt oder einen Pfarrer oder einen Jesuiten oder die Sterbesakramente" kommen zu lassen. Voltaire war vor Schmerz wie vernichtet, seufzend schlug er den Kopf gegen die Treppenstufen; dem sich nahenden Saint-Lambert rief er mit erstickter Stimme zu: „Sie haben sie mir getötet"; dann, in einem plötzlichen Anfall von Wut, stürzte er sich über ihn und packte ihn mit dem Ausschrei an der Kehle: „Eh! mon dieu, monsieur, de quoi vous avisiez-vous de lui faire un enfant!" Er hörte erst auf zu wemen, als er am folgenden Tage erfuhr, daß ein Fingerring der Verstorbenen, in den er sein Porträt eingefaßt glaubte, das Porträt Saint-Lamberts verbarg. Friedrich II. schrieb über Madame de Châtelet folgendes Epitaphium:

„Ci-gît qui perdit la vie
Dans le double accouchement
D'un traité de philosophie
Et d'un malheureux enfant.
On ne sait précisément
Lequel des deux l'a ravie.
Sur ce funeste événement
Quelle opinion doit-on suivre?
Saint-Lambert s'en prend au livre:
Voltaire dit que c'est l'enfant."

Die Beisetzung fand unter großen Ehrenbezeugungen und in Anwesenheit des ganzen Hofs am 11. September in Lunéville statt. Das Kind starb schon nach einigen Tagen.

Mit dem Tode Madame de Châtelets löste sich der Kreis auf. Voltaire und Saint-Lambert gingen nach Paris.

München. Ola Hansson.

Digitized by Google

Johannes Jörgensen.

Die dänische Moderne beginnt mit dem Jahre 1872. Gleichzeitig treten die beiden Dichter auf, die ihre hervorragendsten Bekenner und ihr Ruhm werden und bleiben sollten. Holger Drachmann, der später durch sein Märchenspiel „Es war einmal" der Initiator einer ganzen Gruppe ähnlicher Dichtungen ward, zumal in Deutschland, wo sein Erfolg ein überaus großer war, — Drachmann ließ seinen ersten Lyrikband „Digte" erscheinen, der in seiner frisch zugreifenden Ursprünglichkeit, seinem vollen Leben mächtiges Aufsehen und heftigen Widerspruch erregte, und Jens Peter Jacobsen dichtete seine Novelle „Mogens", die man als das erste Prosawerk der Moderne begrüßte und die tatsächlich die Keime zu ihrem bedeutsamsten und edelsten Werke enthielt, zu „Niels Lyhne", in dem der Dichter über ein Jahrzehnt später sein ganzes Leben und seine ganze Kunst zusammenfaßte. Was vor diesem Jahre lag, war nichts mehr und auch nicht viel weniger, als was die Zeit der Epigonenromantik mit ihrem zeitweiligen sozialen Einschlag in Deutschland hervorgebracht hatte, jenem Lande, mit dem Dänemark seit Klopstocks Zeiten auf das innigste geistig verbunden war. Einst hatten seine beiden größten Dichter Baggesen und Oehlenschläger, jener Wielands Zeit- und Wesensgenosse, dieser Romantiker, ihre Werke zum nicht geringen Teil in beiden Sprachen gedichtet, dänisch und deutsch; die Abhängigkeit blieb auch noch bestehen, nachdem durch den ungünstigen Ausgang des schleswig-holsteinischen Krieges eine natürliche Aversion gegen Deutschland und alles Deutsche herrschend ward, dem die ältere Generation konnte wohl ihre Gesinnung, aber nicht ihre künstlerische Eigenart ändern und ins Gegenteil verkehren. So war es erst das junge, aufwachsende Geschlecht, das sich von den althergebrachten Fesseln befreite und nun statt bei dem Nachbarvolke bei den Franzosen in die Lehre ging, von denen bereits der größte dänische Lustspieldichter Ludwig Holberg, ein außerordentlich witziger Kopf, dessen „Politischer Kannengießer" entdeckt zu werden verdiente, sein bestes gelernt hatte. Die kleineren Talente hatten hiemit allerdings nur die Fesseln vertauscht und in dieser Hinsicht bedeutet die Tätigkeit Georg Brandes' für die Einführung des französischen Naturalismus weit eher einen Nachteil als einen Fortschritt. Die bedeutenden Geister aber wurden durch den Umschwung der Verhältnisse vor allem auf sich selbst verwiesen und wurden so Vertreter des Individualismus, in dem die eigentliche und ewige Moderne sehen kann. Dies waren Jacobsen, der allzu früh Dahingeschiedene, der uns nur zwei größere Werke, einige Novellen und eine Handvoll Gedichte geben konnte, alles aber echtes Dichtergold, und Drachmann, dieser unermüdliche Verseschreiber, dem das Höchste gelang und der hinwieder auch das Nichtssagendste in Reime brachte, Lyriker, Dramatiker und Erzähler, derb und zart, Naturalist und Romantiker, einmal dies und einmal das und oft beides in einem. Diese beiden Meister bestimmen die ganze Folgezeit; je nach ihrem Wesen schließen sie sich mehr dem einen oder mehr dem andern an, nicht sklavisch oder unbedingt, sondern frei und jeder mit seinem besonderen Ton.

Es sei uns diesmal vergönnt, auf einen Dichter aufmerksam zu machen, der zwar in Deutschland kein Unbekannter mehr ist, der aber doch erst in einem eng begrenzten Kreise, und auch da nicht eigentlich als Dichter, Verehrer gefunden hat: auf Johannes Jörgensen. Der Dichter ist 1866 in der kleinen Schifferstadt Svendborg auf der Insel Fühnen als Sohn eines Schiffsherrn geboren, der auf weiten Reisen bis nach Brasilien und der Küste von Guinea kam. Aber nicht die weite Welt sollte seine Heimat werden, sondern mehr und mehr einzig und ausschließlich sein eigenes Ich, mit seiner Traum- und Idealwelt. Nach seinen Fahrten durch die Wirklichkeit, die er Irrfahrten nennt, kehrt er an der Wende seines Lebens zu dem Ausgangspunkt Jacobsens zurück, der in seinen Jugendgedichten nur den Traum kennt und nur den einen Willen hat, sich der wirklichen Welt völlig zu verschließen. Diesem innerlichen Lebensgang entsprechen seine Bücher. Ursprünglich ganz im Banne der damaligen Richtung Georg Brandes', war auch er als Künstler Naturalist, als Denker Materialist. Wie Jacobsen hatte er Naturwissenschaften studiert, und wie dieser der erste war, der Darwin in Dänemark eingeführt hatte — er übersetzte sein Hauptwerk ins Dänische —, so konnte sich auch Jörgensen einen „eingefleischten Darwinisten nennen, der mehr als alle in der warmen Fruchterde der Natur Wurzel geschlagen hatte". Religiös war er in jener Zeit Atheist; wie so viele trug er Jacobsens große Hymne auf den Atheismus (in „Niels Lyhne") im Herzen und war wohl das, was man Shelley genannt hat, ein frommer Atheist, auch damals nicht so ganz leer, wie er sich später in bezug auf jene Zeit nannte. Seine Werke strömen auch damals schon über von einem tiefen Naturgefühl, das ja auch Jacobsen eignete, so seine „Verse" von 1887 und von seinen Novellen namentlich „Sommer", eine stark sinnliche Phantasie, die seinen ersten Erfolg bedeutete. In der Fabel ist Jörgensen niemals stark, und seine Erzählungen wollen überhaupt nur um ihrer intimen Lyrik willen gelesen sein; in Deutschland würden sie darum ihre Wirkung völlig versagen, wie es so vielen besten Schöpfungen ging und gebt, — hier will man lesen, um etwas zu hören, etwas zu erfahren, nicht um in die Seele eines Dichters zu lauschen und Geheimnisse von Schönheit zu schauen und zu ahnen —, in Dänemark bedingt der enger umschriebene Leserkreis eine größere Selbstsucht von seiten der Dichter und gibt hinwieder den Lesern ein geschärftes Ohr. Damit sind allerdings die Schwächen der Fabel bei Jörgensen nicht entschuldigt, aber man kann sich erklären, warum auch seine Novellen Erfolg hatten.

Mittlerweile bereitete sich die Wandlung in seinem Leben und seiner Kunst vor. Der Materialismus und Atheismus konnte ihm auf die Dauer nicht befriedigen, und er erinnert sich daran, daß er auch in seiner glaubenslosen Zeit, wenn sein Herz unter etwas Schwerem litt, ausgerufen habe: „Ach, warum gibt es für mich kein Jerusalem, dahin ich wandern könnte, barfuß, allem unter Pilgern, und meine Seele rein waschen und das Leben neu beginnen könnte — dieses heilige Leben der Menschen, das wir alle so hingebracht haben, daß wir tausend Jahre der Ewigkeit bedürfen, um uns in Gottes Schoß auszuweinen!" Seine Werke spiegeln die Sehnsucht nach diesem Jerusalem wider, vorerst nur sie. In „Bekenntnis" (1894) gibt er sein schönstes Gedichtbuch. Es steht in der Mitte zwischen zwei Lebensanschauungen und zeigt vor allem, welche neuen Einflüsse sich nun geltend machen. Waren es früher die Pessimisten des Materialismus, so dichtet er nun Verse von Mallarmé und Stuart Merrill nach, und D. G. Rossetti und Verlaine treten in seinen Gesichtskreis. Seine Sprache erhält nun eine Bildlichkeit, wie sie kein dänischer Dichter vor ihm besessen. In freien Alexandrinern singt er der „Aphrodite Pandemos" sein Lied, nicht jauchzend zwar, wie ja auch der Held seiner gleichzeitigen Novelle „Der Baum des Lebens" (1893) in ihrem Dienste untergeht, aber doch mit der ganzen schwülen Sinnlichkeit von „Sommer":

Ihr Leib ist die Sonne, die alle Erden hält.
Sie ist Mutter alles Lasters und aller Schmach der Welt,
Ihr Kind, empfangen in Notzucht, geboren in Schande und Not,
Ihres Schoßes bleicher Erstling, ist der zeitliche Tod.

Digitized by Google

Ich sah sie wandeln im Dunkel der sinkenden Winternacht,
Die Seele wie eines Frosttags unfruchtbare Pracht;
Doch hinter ihr entzündet Begierde lüsterne Kerzen
Und längs ihres Weges drängen sich brunstheiße Herzen.

Eins dieser Gedichte, meiner demnächst erscheinenden, von einer Studie begleiteten Auswahl „Die dänische Lyrik von 1872 bis 1902" *) entnommen, möge als Probe in meiner Verdeutschung angeführt sein; es klärt den Kenner deutlich über die Beziehungen Jörgensens zu den jüngsten Franzosen auf:

Die drei Frauen.

Drei Frauen sah ich ziehn durch grüne Auen,
In seidenen Gewanden jung und schlank,
Drei zarten, feinen Saiten gleich zu schauen,
Die Klage singen, Tränen in dem Klang.

Drei zarte Saiten: lautres Gold die eine,
Die zweite grün, die dritte silberlicht.
Der Bach die vierte Saite; über Steine
Rieselt er klar wie Glas, das klirrend bricht.

Iris in Händen trägt die erste Frau,
Von Sommermoren, wo sie golden lodern,
Die andre Herbstzeitlosen veilchenblau,
Giftig entkeimt aus Rosen, die vermodern.

Doch blumenlos geht die im weißen Kleide,
Sie wie des Wintermondes weißer Schein,
Am Bach dahin, an junger Frühlingsweide
Voll Silberkätzchen, — ganze Perlenreihn.

Ihr jungen, schlanken Frauen, ich kenn' euch wieder,
Des Sommers goldne Frau, ich kenn' dich gut,
Das Leuchten deiner sonnendraunen Glieder
Und deines Fieberrausches wilde Glut.

Dein Leib ist eine Frucht in reifer Fülle,
Nach deren Fleisch des Buhlers Gaum begehrt,
Ein Blütenkelch dein Busen ohne Hülle,
Der süßlichschwülen Duft der Nacht gewährt.

Ich kenn' auch dich, Herbstgöttin, mit den langen,
Giftblauen Blumen in den bleichen Händen, —
Die schlanken Arme halten mich umfangen
Und deine Kniee pressen meine Lenden.

Weiß ist dein Leid wie Meeressand, dein Duft
Bitter als wie der Duft der Meereswogen;
Man taucht in dich als wie in eine Gruft
Voll Leichenmoder tief hinabgezogen.

Doch die den tiefsten Gruß, du drittes Bild,
Das weiß und kalt hinzieht am Weidenstrande!
Ich denk' der Dämm'rungsflur: — ein dunkler Schild
Mit ferner Vorstadtlichter dunklem Rande.

Ich denk' des Abendhimmels, wie ihn bleich
Ein Leuchten überflog: o deine Lippen,
Dem halben Mond frostgrüner Nächte gleich,
Segel zu gold'nem Herbst und Todesklippen.

So licht von Angesicht, von Blick und Haar,
Schlank wie das Ried, entsprosst aus Sumpfesgründen,
Wehmütig seh ich dich noch immerdar,
Die hundert Männern bot den Rausch der Sünden.

. . . Gold wird zu Sonne, Grün zur Rasenflur,
Zu Farbennebeln wird mein Traumgesicht;
Zypressenschlank erkenn' ich ferne nur
Dein Bild noch im Erinn'rungs-Nebellicht.

*) Wie meine „Niederländische Lyrik von 1875 bis 1900" und meine „Belgische Lyrik von 1880 bis 1900" erscheint auch dieses Buch im Verlage von Baumert & Ronge, Großenhain und Leipzig.

Neben diesen Gedichten jedoch stehen andere, aus denen die Sehnsucht nach dem Ewigen in großen Worten spricht, vor allem in den Terzinen „Bekenntnis", die dem dünnen Bande seinen Namen gaben; da schließt er mit den Zeilen:

Wo wären, Ewigkeit, von dir wir ferne?
Im Puls des Tieres pocht dem großes Herz,
Und heimlich schlummerst du im Pflanzenkerne

Und keimst aus ihm und sprossest sonnenwärts.
Wohin auch meine Seele sich mag wenden.
Wo durch die Nacht ich wank' in meinem Schmerz,

O Ewigkeit, bin ich in deinen Händen!

Den Herbst, den „Herrn des Sturmes" fleht er an, ihm Kraft zu geben, daß er wie ein Aar einsam aufsteige zu der Sonne der Ewigkeit, der Frühling verkündet ihm das Evangelium eines reinen Lebens im vollen Aufgehen in der reinen Natur, und sein Geist unternimmt die Pilgerfahrt in das alte Chaldaea, „das Land des Glaubens, wo der Stern entsprang, der in der Christnacht über Bethlehem stand". Es ist dies ein Sonettenzyklus, vielleicht der schönste in dänischer Sprache, von dem jedes einzelne Stück ein Motto aus der lateinischen Bibel trägt; unter dem letzten steht vermerkt: „Assisi, August 1894."

„Bekenntnis" fand in Dänemark das höchste Lob von konservativer Seite, die nicht ahnte, welches Aergernis der Dichter gerade ihr geben sollte. Das Jahr darauf erschien das „Reisebuch", in dem sich auf einmal zeigte, daß das Christentum, zu dem Jörgensen zurückgekehrt war, ihn unaufhaltsam nach Rom und in den Schoß des Katholizismus führte. Er war noch nicht übergetreten, aber man sah diesen letzten Schritt voraus und versäumte nicht des Dichters Herzensangelegenheit zum öffentlichen Ereignis zu machen. Als Jörgensen dann 1896 wirklich übertrat und seinen Schritt in der kleinen, aber sehr wertvollen Schrift „Lebenslüge und Lebenswahrheit" erklärte und rechtfertigte, war vorerst noch die Aufregung groß, um dann nach und nach zu verebben, ohne in den Gemütern der Einsichtigen irgendwelchen Groll zurückzulassen. Man lernte erkennen, daß es Jörgensen ernst war, da er das Heil auf diesem Wege suchte. Zwei äußere Momente kamen zu der unbestimmten Sehnsucht seiner Seele, die ruhelos und unbefriedigt nach einem Hafen strebte, hinzu: das Bekanntwerden mit Verlaines inbrünstigen religiösen Gedichten, die ihm gegenüber dem nüchternen „Gesangbuch" seiner dänischen Kirche, das noch größtenteils aus der Zeit der Rationalisten stammt, eine ganz neue Gotteswelt erschlossen, und sein Aufenthalt in verschiedenen Klöstern, zumal in Beuron, dem er auch ein besonderes, zum Teil schilderndes, zum Teil religiös-polemisches Buch widmete („Beuron", 1896); welchen Eindruck das still beschauliche Leben dort, die gottergebene Kunstübung der frommen Mönche auf ihn machte, konnte man schon aus dem „Reisebuch" ersehen, das ebenso wie „Bekenntnis" so recht den Uebergang zeigt. Was Jörgensen seither schrieb, ist, was man katholische Literatur nennt, und zeigt im gleichen Maße ihre Vorzüge und Schwächen. Diese Bücher sind es auch, einschließlich des „Reisebuchs", die der bekannte katholische Verlag Kirchheim in Mainz seinem Leserkreise auch in deutscher Sprache zugänglich gemacht hat.

Am bedeutendsten erscheint uns die Legende aus dem alten Siena „Das heilige Feuer", als Erzählungswerk an und für sich überhaupt das beste, was Jörgensen schrieb. Es liegt künstlerisch auf jenem Wege, den Jacobsen in seiner „Frau Marie Grubbe" vorzeichnete: es will Historie sein, aus ihrer Zeit heraus entstanden und aus dieser zu verstehen. Wir lesen hier die Geschichte des reichen Sieneser Kaufmanns Ser Giovanni Colombini, der sein blühendes Geschäft und seine Ratsherrnwürde verläßt, um, von dem heiligen Feuer ergriffen, sich einzig und allein dem Dienste Jesu zu weihen. Alles wird in der schlichten und doch so eindringlichen Sprache der „Vita

Digitized by Google

nuova" von Dante — ohne deren Scholastizismen — berichtet, und kein Wort stört als der Einschlag des modernen Erzählers. Um ihres Kunstwertes willen kann auch der Ungläubige diese Legende lesen. Es ist ein Buch von dem werktätigen, hilfreichen Christentum, wie es der Heiland selbst predigte und in seiner Person darstellte. Der reiche Kaufmann und Ratsherr, der früher mürrisch und unzufrieden war, findet nun seine Beseligung in der Pflege der Kranken, die er in sein Haus bringt. Und ein Zug ist hier ganz mittelalterlich und gewissermaßen der Prüfstein dafür, ob der Dichter wirklich ganz in dem Geiste seiner Dichtung aufgegangen: einst nimmt Giovanni einen Aussätzigen in sein Haus, aber da er ihn badet, kommt eine so übergroße Seligkeit über ihn, daß er in ihr einen Lohn der Tat zu sehen meint, um welchen er sie doch nicht getan, und um dieses Gefühles Herr zu werden, tut er noch ein übriges und trinkt von dem Wasser, in dem er den Aussätzigen wusch; aber es war Jesus Christus selbst, den er aufgenommen hatte, und ihm war geschehen nach den Worten des Evangeliums. Man muß dieses Buch mit dem Hinblick auf die präraphaelitischen Maler, auf Sandro Botticelli, auf Giotto, Ghirlandajo, Luca Signorelli, Fra Angelico und die anderen betrachten, deren Werke er in Italien gesehen hatte und für die ihm D. G. Rossetti, ihr Wiederbeleber, das Verständnis erschlossen haben mochte. Dann wird man auch das Widerliche des eben erzählten Hergangs nicht anders empfinden als manches ähnliche in jenen Bildern, das uns abstößt und doch wesentlich zu der ganzen Kunstrichtung gehört. Neben dem „Heiligen Feuer" stehen noch zwei andere größere Erzählungen aus der Gegenwart, „Der jüngste Tag" und „Eva", beides Romane irrender Seelen, die ihren Frieden suchen, voll lyrischer Schönheiten und ergreifender religiöser Ergüsse, doch mit den alten Mängeln in der Fabel und teils auch mit polemischem Ballast, der sich störend bemerkbar macht. Gerade in „Eva" sieht man auch, daß der Held dem Dichter weit lieber war, als er irrte, und daß er ihn recht kurz abtut, als er in dem katholischen Bekenntnis sein Lebensziel gefunden hat. Es zeigt sich hier deutlich, daß zu einer bedeutenden religiösen Seelenkrisis auch eine bedeutende Persönlichkeit gehört, sollen die Kämpfe um das ewige Heil uns wirklich ergreifen. Das beste bleibt auch an diesen Büchern die Lyrik, und an ihr mag sich erbauen, wer sich sonst für den Helden und seine Partner nicht erwärmen kann.

An eigentlicher Lyrik brachte die Zeit nach dem Uebertritt das Bändchen „Digte" von 1898, über das ich in meinem Buche sage: „War Jörgensen in „Bekendelse" oft nahe daran, künstlich zu werden oder allzuwörtlich den Franzosen zu folgen, so ist er in „Digte" wieder ganz schlicht. Es mag sein, daß diese Lieder von sanften Frühlingstagen und stiller herbstlicher Zeit dem dänischen Empfinden näher stehen, und man spendete ihnen auch vieles Lob, aber sie bleiben doch hinter den besten Stücken der ersten Sammlung zurück. Hier spielt er ein feines Saiteninstrument, in jener aber war Orgelklang mit vollem Register, manchmal nur ein seltsam fremder Ton, vielleicht neben der vox humana eine wahre menschliche Stimme." Katholisch ist auch in diesem Bande eigentlich nur ein Gedicht, und dieses ist eine schöne Nachbildung von Rossettis berühmtem Mariengedicht „Ave":

Mother of the Fair Delight,
Thou handmaid perfect in God's sight,
Now sitting fourth beside the Three,
Thyself a woman-Trinity . . .

Den Geist der ganzen Sammlung gibt ein Abendgebet wieder, dessen letzte Strophen ich anführen möchte:

Rauf aus, o Christe, mit gnädiger Hand
Aus meinem Weizen die Dorne,
Durchpflüg mit dem Kreuz mein Ackerland
Und Deinem heiligen Korne!
Führ von mir selbst mich heim zu Dir,
Zu den Frommen, die vor mir kamen.
Denn Du bist der Weg und die Wahrheit mir
Und das ewige Leben. Amen.

Jörgensen hat sich scheinbar am weitesten von dem, was wir für dänisch halten, entfernt; er hat sich nicht nur mancherlei fremden Einflüssen hingegeben, sondern hat sich durch seinen Austritt aus der Landeskirche, der tatsächlich oder doch nominell mit wenigen Ausnahmen das ganze dänische Volk zugehört, von den vielen als ein einzelner abgesondert und ist seinen Pilgerweg auf Tannhäusers Spuren nach Rom gezogen. Aber doch ist in ihm nur ein Teil der dänischen Seele mächtig, jener Teil, der Jacobsen, im Gegensatz zu dem lebensnahen Drachmann, zum weltfernen Träumer machte, der auch nicht im Diesseits Befriedigung finden konnte und sie darum in einem Traumlande suchte, — jenem Lande, von dem Niels Lyhne träumen mochte, wenn er, wie einst sein Vater vor ihm, an einer Heckentür oder auf einem Grenzstein saß und über den güldenen Weizen oder den körnerschweren Hafer sah.

Wien. Otto Hauser.

Ein italienischer Badeort.

Die heilende Wirkung der Fanghi ist keine Neuigkeit, man kannte ihren Wert vor uralten Zeiten und frischt seit einigen Jahren eine Methode wieder auf, die längst geübt, aber außer Mode gekommen war. Nun hat man überall, auch in Deutschland, Anstalten zur Anwendung italienischer Fanghi, die freilich importiert nicht ganz dieselbe Wirkung haben wie im Mutterlande, ins Leben gerufen. Bei dem allgemeinen Interesse, das man der wieder neu gewordenen Kur entgegenbringt, dürfte es von Nutzen sein, Authentisches aus Acqui, der Hochburg des Fango, in der ich mich augenblicklich befinde, zu erfahren.

Acqui, ein Städtchen von etwa 14 000 Einwohnern, liegt fast in gleicher Entfernung von Mailand, Genua und Turin, die deutschen Führer tun unrecht daran, es kaum zu erwähnen. Schon die Geschichte seiner Entstehung kommt in thermalischer und therapeutischer Beziehung einem Adelsdiplom gleich, wie es nur wenige unter den berühmtesten Badeorten der Welt besitzen dürften. Bereits die ältesten Chroniken, die sich mit dem Kulturlande Italien befassen, erwähnen eine Stadt Caristius, die von den Statlienses oder Statletiates, einem mäßig kriegstüchtigen Stamm, bewohnt war. Den melodischen Namen soll die Stadt wegen der Fülle und Vorzüglichkeit ihrer Mineralwasser von einer griechischen Kolonie in Erinnerung an zwei gleichnamige quellenreiche Orte des Heimatlandes — der eine lag in Lakonien, der andere auf Negroponte — erhalten haben. Dieses kleine Städtchen teilte mit den bedeutenden Zentren der alten Welt das Mißgeschick, den Neid Roms zu erregen. Wie gegen Jerusalem, Kermth und Karthago sandte die Weltgebietende — im Jahre 172 v. Chr. — ihre Legionen aus, aber der Reichtum der zerstörten Stadt, von der Plinius, Cicero und Strabo berichten, wurde noch nicht aus der Welt geschafft. Neue Ansiedler rühmten die heilenden Quellen, aus Acquae sanae, wie man den wieder aufblühenden Ort kennzeichnend nannte, wurde bald schlechtweg Acqui, wie er heute noch heißt. Archäologische Untersuchungen stellten mit absoluter Sicherheit fest, daß die Thermen von Acquae ebenso zweckmäßig und prächtig angelegt waren, wie alle anderen Badeeinrichtungen der alten Römer. Noch heute sprudelt an geweihter Stätte unter einem zierlichen Rundtempelchen der Renaissancezeit der „Bollente", was nichts anderes bedeutet als der Siedende, noch heute ist er das Glück und der Stolz des kleinen Erden-

Digitized by Google

winkels. Heute wie damals kocht und dampft und sprudelt es aus unergründlichen Tiefen mit einer Temperatur von 75 Grad zur Sonne. Ein Vollbad bei dieser Temperatur zu nehmen, ist keinem Sterblichen gegönnt, die gütige Natur spendet daher zur Abkühlung an Ort und Stelle auch weniger hitzige Quellen. Der kochende Sprudel wurde im Altertum wie bis zu diesem Augenblick dazu benutzt, die unerschöpflichen Lagerungen des mit vegetabilischen Resten vermischten Schlammes (fango) zu erwärmen und in Gärung zu erhalten. Dem Bollente — 535 Liter in der Minute — stehen drei andere Mineralquellen würdig zur Seite: La Caida, die Warme, 445 Liter in der Minute, Temperatur zwischen 45—55 Grad, la Tiepida, die Lauwarme, 10 Liter in der Minute 29—31 Grad und die Frische, 2 Liter in der Minute, 19 Grad. Sämtliche Quellen stehen der Bevölkerung zu allen Zwecken kostenlos zur Verfügung.

Eine mittelalterliche Badeanstalt wurde im Jahre 1679 durch einen gewaltigen Bergrutsch vernichtet, dann durften bis zum Jahre 1787 Männer und Frauen in großen Badebassins, wahren Jungbrunnen, gemeinschaftlich die Glieder stärken. Erst Victor Emanuel I, der hierin einen Anlaß zur Unsittlichkeit erblickte, ließ die im Gebrauch stehende Anstalt erbauen. In neuester Zeit hat die demokratische Stadtverwaltung Acqui durch eine gedeckte Halle bereichert, in welcher die Wäsche der biederen Bürger durch eigens dorthin geleitetes Mineralwasser gewaschen werden kann.

Acqui ist auch strategisch einer der interessantesten Punkte Oberitaliens; Italiener, Franzosen, Deutsche, Russen, selbst Engländer haben darum gekämpft, und der fruchtbare Boden, der heute soviel Rebensaft zeugt, ist durchtränkt vom Blute derer, die für ihr Vaterland gefallen sind. Hier begegneten sich auch im Altertum die vier sogenannten Konsularstraßen, die Rom mit der übrigen Welt verbanden. Im Bett der Bormida, eines meist trocken liegenden Flusses, stehen noch heute mehrere Bogen des Aquädukts, den Augustus, um dem Mangel des Trinkwassers — er besteht noch jetzt; bei großer Dürre wird das Wasser durch Wein ersetzt — tunlichst abzuhelfen.

Der Kurgast, der sich hoffnungsvoll dem Badeorte nähert, büßt, kurz heraus gesagt, eine kurze Zuchthausstrafe, zu der ihn die noch leichter als die Richter irrenden Aerzte verurteilt haben, mit ungezählten Schweißtropfen ab. Seine Zwangsarbeit besteht darin, tagaus tagein sich der Kleider zu entledigen und sie wieder anzuziehen, in so kurzen Zwischenräumen, wie es der Arzt, dem er sich willenlos zu unterwerfen hat, von ihm verlangt. Am frühen Morgen wird der Todeskandidat, der noch um eine kurze Lebensfrist bittet, in eine hölzerne Kiste, eine Art von Bahre hineingesteckt. Dienstfertige Hände begießen ihn mit einer goldhellen Schicht von Fango, den ganzen Menschen oder einen Arm, ein Bein, je nach dem Sitz des Uebels. Der schweißtriefende Patient kommt dann in ein reinigendes, heißes Vollbad, das Maß seiner Transspiration erscheint dem Henkersknecht aber erst voll, wenn der Gemarterte mit unzähligen wollenen Decken eingewickelt im Bette liegt. Ein seliges Gefühl bemächtigt sich nun des Patienten, unsägliche Müdigkeit wie der Vorläufer der endgültigen Auflösung bemächtigt sich seiner Glieder, und wenn es die Mücken und Fliegen gestatten, so führt ihn ein wohltätiger Schlummer in das Reich der Träume. Den Frauen soll diese Kur erhöhte Schönheit verleihen, doch hörte ich vom Arzt, daß hysterisch Veranlagte häufig bei der Kur Anfälle von Weinkrämpfen und Ohnmachten ausgesetzt sind. Jeder Kurgast erhält individuelle Behandlung, zu meinem Tagewerk gehört noch die Massage, welche einer der jüngeren Aerzte mit einer Strammheit und Energie ausführt, die sonst nicht in der italienischen Natur liegt. Am Nachmittag habe ich noch eine Douche über mich ergehen zu lassen, die aus abwechselnd warmen und kalten Wasserstrahlen besteht und bei der ich häufig genug geneigt bin, um Gnade zu flehen. All diese Handhabungen werden mit der Gutmütigkeit und Liebenswürdigkeit ausgeführt, die in der lateinischen Rasse liegt, freilich fehlt es auch nicht an offenen trinkgeldheischenden Händen. Eine solche Kur geht an keinem Patienten äußerlich unbemerkbar vorüber, er wird immer schlanker und bringt es selten über fünfzehn Bäder, die meisten begnügen sich mit acht bis zehn.

Neben dem Kurhaus, das mit jedem denkbaren Komfort ausgestattet ist, erhebt sich ein Gebäude, dessen Aeußeres zwischen einem Gefängnis und einem Krankenhaus schwankt. Es ist die städtische Anstalt, welche von Mitte Mai bis Mitte September alle vierzehn Tage einen Schub von unbemittelten Kranken, also in einer Saison neun Lieferungen lebenden Materials, als Patienten in sich aufnimmt. Diese Leute werden ärztlich und menschlich genau so behandelt wie die anderen Gäste, sind sie nicht imstande den Minimalbeitrag zu zahlen, so tut es der Staat auch umsonst. Ein nicht gerade gewöhnliches Gebot in der Hausordnung einer wohltätigen Stiftung lautet: Bettle nicht! Daß ein derartiges Publikum in bezug auf Anstand und Reinlichkeit nicht ganz einwandsfrei ist — barfuß einherzulaufen gehört zu seinen Gewohnheiten — erscheint selbstverständlich. Der ihr provisorisches Heim umschattende Park versetzt beinah nach Lourdes, ein buntes Gewühl herrscht darin, es fehlt nicht an Schaubuden und Gauklerkünstlern, die Proben ihrer Virtuosität ablegen. Natürlich blüht auch der Aberglauben. In der kleinen Hauskapelle hängen Stöcke und Krücken als Votivgeschenke, und alle Teilnehmerinnen eines Schubes pflegen vor ihrem Weggehen eine kostbare Stickerei im Silberrahmen der Madonna als Dank für gnädige Hilfe zu stiften. Auch das Kurhaus erfreut sich einer Kapelle, in welcher die Gäste, besonders die Südfranzosen, nach dem Schlammbade oft in seltsamster Toilette die Messe mit anhören. Die Hausordnung der Unbemittelten ist streng, wer sich nicht pünktlich zur Kur und zu den Mahlzeiten einfindet, wird mit Arrest belegt, im wiederholten Falle von allen Wohltaten ausgeschlossen.

Die Heilstätten inmitten der weinspendenden Fluren der Bormida und des Berico ergänzt das große militärische Kurhaus, errichtet zum Heil und Frommen der Mitglieder des Heeres und der Marine, und entstanden auf eine Anregung Napoleons I. hin. Die Offiziere entrichten eine ihrer Charge entsprechende Pension, der Oberst 6, der Major 5, der Hauptmann 4 Lire. Die Mannschaften erhalten Kost und Behandlung umsonst. Das Wort Kurtaxe ist sowohl für Militärpersonen wie für Zivilisten ein unbekannter Begriff. Acqui ist überhaupt die offizielle Heilstätte des geeinigten Italiens, sämtliche Beamte des Staates und der Kurie, Lehrer, Nonnen, Geistliche werden, sobald sie das nötige Attest vorlegen, hierher gesandt. Mit mir zu gleicher Zeit probierte eine Anzahl Eisenbahnangestellter die Wirkung der Fanghi und des Bollente, gerade ihr harter Beruf in Sturm, Regen und Hitze macht sie oft vor der Zeit alt und gebrechlich. Cavaliere Toscio, der freundliche Autokrat dieses piemontesischen Heilbezirks kommt dem Publikum in jeder Beziehung hilfreich entgegen. In diesem Sommer hat er für Leute, deren Beutel zu ihrem Bildungsgrad nicht im angemessenen Verhältnis steht, vierzehntägige Sektionen eingerichtet, deren zweiter auch ich mich angeschlossen habe. Weder ich noch meine Leidensgenossen haben irgend einen Grund, mit dem Ausdruck vollster Anerkennung zu kargen! Für 100 Lire — 80 Mark — genießen wir außer der ärztlichen Behandlung, Fanghi, Massage, Douchen, Mineralbäder, die volle Verpflegung mit Getränken während zweier Wochen, obgleich ein einzelnes Moorbad tarifmäßig 2,80 Lire kostet. Die etwas bunte Tischgesellschaft trägt häufig genug zur Erheiterung bei. Ein Stammpublikum für 10 Lire Pension kommt alljährlich wieder aus Dankbarkeit und zu neuer Stärkung an die Fundgrube der Fanghi. Man vernimmt es täglich, wie so mancher auf Krücken hergewackelt kam, um sich nun ohne jegliche orthopädische Behandlung frei zu bewegen.

Auch für Abendbelustigungen ist gesorgt. Wer die unzähligen kleinen Weinkeltereien und Osterien dieses italienischen Epidaurus nicht zu besuchen wünscht, der findet auch im Kur-

Digitized by Google

haustheater angenehme Gelegenheit, die Zeit totzuschlagen, oder er erfreut sich an den Heldentaten des stets schlagfertigen Pulcinellos und bei der Lustigkeit des Kasperltheaters. Am weisesten ist wohl der, der sich an den unergründlichen Farbenmischungen auf der Palette des südlichen Himmels zur Zeit des Sonnenunterganges in stiller Einsamkeit erlabt.

All die erwähnten Anstalten werden mit dem Ende des Monats September geschlossen, sie liegen mit fünf oder sechs Hotels etwa anderthalb Kilometer von Acqui entfernt; in Acqui, selbst auf dem Hauptplatz, befinden sich Terme Nuove, die man mit dem Schluß der Sommersaison eröffnet. Dann stellen sich die Engländer und Amerikaner ein, die Philanthropie hört auf, und die Ausbeutung der überseeischen Gäste beginnt mit ebenso vortrefflichem Erfolg wie die Anwendung der Fangobäder. Trotzdem von Theoderich bis zu Napoleon I. auch gekrönte Häupter gesundheitlichen Nutzen aus dem vulkanischen Boden gezogen, ist Acqui keineswegs ein Welthad wie Carlsbad oder Marienbad, das Ausland weiß kaum etwas von der Existenz dieses unerschöpflichen Moorlagers. Man versteht sich im großen und ganzen in Italien noch gar zu wenig auf seinen Vorteil. Der Wein wird noch in derselben Weise, die Virgil besungen, gewonnen, und die Stadt, die Eigentümerin der Thermen, bekundet bei der Ausbeutung der ihr zugefallenen Schätze, die für die ganze Gegend zum Goldstrom werden könnten, dieselbe bedauernswerte Lauheit wie der Staat bei der Erhaltung von mancherlei Kunstdenkmälern.

Freilich erfreut sich der Gast bei Vertilgung des edlen Rebensaftes noch zurzeit geradezu idyllischer Preise. Welchen Hügel hinan man auch spazieren mag, man kommt in das Bereich eines Weinbauern, der die Erzeugnisse seines Bodens selbst kredenzt. Für 50 bis 60 Centesimi, ich wiederhole 60 Centesimi (48 Pfennig), erhält man einen Liter der Weine, die sich wie Barbera, Nebbiolo, Moscato, durch ganz Italien des besten Rufes erfreuen, und selbst in den benachbarten Staaten das doppelte kosten. Eine halbe Flasche des köstlichsten Asti spumante stellt sich auf 30 Centesimi. Wie sollte man bei einer ähnlichen Versuchung den heiligen Antonius spielen! Ich jedenfalls ließ mich gar zu gern verlocken und habe in jedem Bauernhof eine Zechgesellschaft gefunden, die mir Aufschluß über die verschiedensten Gebiete erteilte, eines Abends waren es die Angestellten des Kurhauses, ein andermal eine Schar toleranter Geistlicher oder eine recht leistungsfähige Anzahl Unteroffiziere. Ein Büchsenmeister gab zum besten, daß er als Feldwebel den Anführer der neapolitanischen Camorra, einen vorzüglichen Soldaten, in seiner Kompagnie gehabt hätte, daß ihn dieser später bei einem Besuch in Neapel mit einer herrschaftlichen Equipage vom Bahnhof abgeholt und in einem der ersten Hotels fürstlich untergebracht hätte, zum Zeichen seiner Allmacht aber von seinem Anhang, lauter Kavalieren, die auf einen schrillen Pfiff herbeigeeilt wären, die goldene Uhr mit Kette entwenden ließ, die ihm jedoch später wieder großmütig überreicht wurde. Ob dies eine Wein-, eine Fangophantasie war, oder ob die Geschichte doch ein Körnlein Wahrheit enthielt, das lasse ich dahingestellt.

Der Wein hinterläßt nicht den geringsten Katzenjammer, schwerlich würde man in Acqui und Umgebung einen Hering suchen, der feurige Trunk mundet sogar in der Erinnerung noch köstlich. Mit einem Liter wonnevollen Weines zur Seite auf dem Rasen zwischen Reben, vor der Wirtschaft des Padrone Stella hingestreckt zu liegen und in die schimmernden Sterne zu starren, das war ein so raffiniert romantischer Genuß, daß ich noch in den finstersten nordischen Winternächten davon zu zehren gedenke.

Eine lobenswerte moderne Erfindung hat die Weinkultur in Acqui doch zu verzeichnen. Die von den Gebrüdern Beccaro patentierten unzerbrechlichen, von Unbefugten nicht zu öffnenden Damigiane (große Korbflaschen) haben den vorzüglichen Erzeugnissen der Firma die ganze Welt eröffnet. Die Eisenbahnverwaltung ist von der Trefflichkeit dieser einen halben Hektoliter enthaltenden Gefäße so fest überzeugt, daß sie zu ihrer Beförderung ermäßigte Tarife eingeführt hat und selbst für etwaigen Schaden aufkommt. So hätten auch die Mineralwasser, die die Wurzeln der Reben umspülen, eine andere Zukunft, wenn Merkur mit Bacchus vereint, etwas zeitgemäßer für die Erzeugnisse Acquis Sorge tragen wollte.

Acqui. Ernesto Gagliardi.

Das Abenteuer des Bartolomäus.

Als Bartolomäus den Erdboden wieder unter seinen Füßen fühlte, stand er eine Weile still. Dann zog er ein Tüchlein aus feinstem weißen Batist aus der Tasche, und während er sich die Schweißperlchen der Stirn wischte, warf er einen Blick nach aufwärts. „Die Höhe ist nicht allzugering", sagte er halblaut vor sich hin und nahm dabei jenen halb selbstgefälligen, halb verächtlichen Gesichtsausdruck an, wie ihn Akrobaten zur Schau tragen, wenn sie ein ungeheuerliches Kunststück gleichsam spielend und selbstverständlich bewältigen. Dann faßte er das Fenster oben schärfer ins Auge; es stand weit offen und der Mond, der eben aus den Wolken trat, malte auf die glatten Scheiben leuchtende Schlangenlinien, die wie silbergrüne Bächlein herniederrieselten. Der leise Nachtwind blähte von Zeit zu Zeit die weißen Vorhänge nach außen. Tiefe Stille herrschte; nur das eintönige Geräusch eines langsam abtropfenden Brunnens, der am Ende des Hofes stand, ließ sich vernehmen wie das leise Weinen eines Kindes. Bartolomäus stand noch immer an derselben Stelle, aber er schaute nicht mehr empor. Sein Blick war starr in die Ferne gerichtet, und seine Augen schienen sich an einem bestimmten Punkte der Dunkelheit festzusaugen. Nach einer Weile fuhr er sich wie ein Erwachender über das Gesicht und besah dann aufmerksam seine Hände. Sie waren peinlich gepflegt und schimmerten im Mondlicht wie weiße Opale. Es gewährte ihm ein eigenes Vergnügen, wenn die eine Hand fühlte, wie glatt und weich die andere war. Bartolomäus ging auf den Zehen zum Zaune hin, der den Hof umfriedete; einen Augenblick lang besah er ihn prüfend, dann schritt er rasch und sicher auf eine Planke zu, die er leicht und lautlos dem Gefüge des Querbalkens entnahm. Eine Sekunde wog er sie überlegend in seiner Rechten, um sie dann mit gleichgültigem Achselzucken in ein Gebüsch zu werfen, das auf der andern Seite des Weges wuchs. „Was geht's mich weitee an!" sagte er dabei.

* * *

Beim Ringplatz angelangt verlangsamte Bartolomäus seinen Schritt. Der erste matte Schimmer des künftigen Tages ergraute aus dem tiefen Dunkel der Nacht. Der Himmel war bleifarben und voll süßer Schwermut. Bartolomäus zündete sich eine Zigarette an und stellte den Kragen seines Mantels hoch, denn es begann empfindlich kühl zu werden. Als er zu den Lauben kam, vernahm er die heiseren und quietschenden Töne einer Ziehharmonika; aus dem Fenster eines Kellerlokals drang hinter roten, fleckigen Vorhängen ein gedämpfter Lichtschein hervor. Bartolomäus suchte nach einer Spalte, um das Innere des Raumes zu erspähen; das Fenster war aber dicht verschlossen. Gleichgültig ging er weiter. Plötzlich mußte er an Frieda denken. Ob sie wohl schon wieder eingeschlafen

Digitized by Google

war? Wahrscheinlich nicht. Schließlich und endlich, für ein Mädchen ist solch eine Sache doch nicht ohne Bedeutung — wenn auch nicht so sehr, wie man allgemein gewöhnlich glaubt. Er lächelte überlegen und befriedigt.

Sie war also doch noch unschuldig gewesen. Immerhin, wer hätte das gedacht bei allem, was die Leute redeten? Da konnte man wieder einmal sehen, wieviel auf solches Geschwätz zu geben ist. Er pfiff leise vor sich hin. Beim Schein einer Straßenlaterne sah er auf seine Uhr. Einviertelvier. Also mehr als drei Stunden war er bei ihr gewesen. Er machte ein Gesicht wie einer, der eine bedeutende Leistung vollbracht hat und sich nun selbst bewundert. Plötzlich vernahm er hinter seinem Rücken Schritte, schnelle, kurze Schritte. Er drehte sich um und erblickte die dunkle Gestalt eines Mannes, deren Umrisse sich in der Helle des Mondes scharf wie eine Silhouette abhoben. Bartolomäus überquerte die Straße; dann verwunderte er sich einigermaßen, als der Mann hinter ihm dasselbe tat. Er hatte das unbestimmte und doch sichere Gefühl, daß der Fremde ihn einzuholen suche, und ballte die Faust. Tatsächlich hatte er sich nicht getäuscht; kurz darauf war jener an seiner Seite. Er wünschte eine „gute Nacht". Bartolomäus war ein wenig verwundert, aber rasch faßte er sich und gab den höflichen Gruß zurück. Man könnte besser schon „guten Morgen" sagen, ließ sich die Stimme des Fremden vernehmen. Er hatte ein schönes, klangvolles Organ, das Vertrauen erwecken konnte. Als Bartolomäus schwieg, fuhr jener mit leichtem Lächeln fort: „Uebrigens kann man ja auch des Morgens ‚Feierabend' machen." Der andere wußte nicht, was er darauf antworten solle, und beschränkte sich auf ein kurzes „Allerdings". Dann schritten sie einige Zeit stumm nebeneinander her. Plötzlich machte der Fremde eine Bewegung, als ob er sich jetzt erst an etwas erinnere, und unter einer Flut von Entschuldigungen bat er um Verzeihung, daß er sich noch nicht vorgestellt habe. „Mein Name ist Heim." Bartolomäus fand, daß der Mensch eigentlich recht sonderbar sei und sagte nur „So?", ohne daß es ihm selbst beigefallen wäre, seinen Namen zu nennen. „Immerhin", sagte Heim, „war es eine Taktlosigkeit, die ich da begangen habe; aber ich denke, Sie werden es mir nicht nachtragen." Bartolomäus begann das auffallende Gebaren des Fremden, der sich um alles in der Welt anzufreunden suchte, verdächtig zu finden. Er beschleunigte seinen Schritt und überquerte wieder die Straße; der andere wich nicht von seiner Seite. „Haben Sie noch weit bis nach Hause?" fragte Bartolomäus schließlich; er wollte so erfahren, wie lange ihn der Fremde noch zu begleiten gedenke. „O", sagte dieser, „mir eilt es nicht; ich habe Zeit"; und als er sah, daß Bartolomäus ein beiläufig verdutztes Gesicht zeigte, fuhr er wie erklärend fort: „Ich habe allerdings hier in der Nähe ein kleines Geschäftchen abzuwickeln, aber auf ein Stündlein kommt's mir nicht an." „Ein Geschäft? Jetzt um diese Zeit?" fragte Bartolomäus verwundert. „Ja, was für einen Beruf haben Sie denn, wenn man fragen darf?" „Ach Gott", erwiderte Heim im Tone eines Menschen, der mißverstanden zu werden fürchtet; „ich weiß nicht, wie ich mich eigentlich ausdrücken soll. Ich bin nämlich für jeden etwas anderes." Ohne eine Frage abzuwarten, fuhr er fort: „Sie werden mir zustimmen, mein Herr, wenn ich behaupte, der Beruf eines Menschen sei jene Tätigkeit, für die er die höchste Vorliebe hat und worin er deshalb das höchste leistet. Ich weiß nicht, ob Sie mich völlig verstehen. Aber zum Exempel: Ein Schneider, der ein guter Maler ist, ist von Beruf Maler; sein Schneiderlehrbrief hat dabei garnichts zu sagen." Bartolomäus nickte zustimmend. „Nun denn," fuhr der Fremde fort, „nicht ganz so, aber entfernt ähnlich verhält es sich in meinem Falle. Ich bin für jeden etwas anderes, weil ich jedem einzelnen einen andern Dienst erweise. Für alle tue ich das gleiche, aber jedem erscheint es als ein anderes." „Ihr Beruf scheint demnach etwas komplizierter Natur zu sein", sagte Bartolomäus mit leisem Spott. „O", erwiderte jener, „nicht im geringsten; es ist der einfachste, den Sie sich überhaupt vorstellen können." Und mit seiner schönen, klangvollen Stimme fügte er hinzu: „Ich bin der Tod." Bartolomäus beschleunigte unwillkürlich seinen Schritt. Ein Wahnsinniger ohne Zweifel! Er bereute, daß er gerade heute seinen Revolver daheim gelassen hatte; aber so etwas ließ sich doch auch absolut nicht voraussehen! Indessen hielt der andere mit ihm immer gleichen Schritt. „Sie halten mich wohl für einen Verrückten," sagte er nach einigen Augenblicken und aus seiner Stimme klang ein leiser Vorwurf; „aber wollen Sie mir glauben, ich bin kein solcher. Auch würde es mir leid tun, wenn Sie der Meinung wären, ich triebe mit Ihnen meinen Scherz." Bartolomäus schwieg; hatte ihn früher eine Art physischen Unbehagens ergriffen, im Gedanken eines Beisammenseins mit einem Wahnsinnigen, der immerhin höchst gefährlich werden konnte, jetzt packte ihn in seiner Seele ein mächtiges Grauen. Obwohl er Freigeist war, Metaphysik für leeren Phantasieplunder hielt und aus dieser Ueberzeugung verachtete, vermochte er sich doch nicht den unheimlichen Empfindungen zu entziehen, die Wesen und Worte jenes Mannes in ihm erweckten. Jetzt gingen sie wiederum eine Weile stumm nebeneinander her, aber jeder der beiden fühlte, daß der andere ihn belauere. Nun kamen sie an die eiserne Brücke, welche die beiden Ufer des Flusses verband. Der Himmel war jetzt in einem hellen Grau abgetönt. Der Mond stand bereits schräg, und sein bleiches Licht hatte fast jegliche Kraft verloren. Die Wasser des Flusses flossen grau dahin und waren in langen Streifen dunkel wie Metall. Ueber die ganze Natur lag ein Schatten von Wehmut ausgebreitet. Der Fremde deutete auf das erste Haus, das am andern Ende der Brücke stand. Bartolomäus erinnerte sich, daß eines Nachts vor zwei Jahren der ganze Dachstuhl dieses Hauses abgebrannt war. Es war ein schönes Feuer gewesen. „Wollen Sie die Liebenswürdigkeit haben," sagte jetzt sein Begleiter, „einen Augenblick hier auf mich zu warten?" Sie waren beim Tor des Hauses angelangt. Auf eine fragende Geberde erklärte er: „Hier ist es eben, wo ich mein famoses Geschäftchen zu besorgen habe; zugleich werden Sie den Beweis erhalten, daß ich weder ein Narr noch ein Schwindler bin." Mit diesen Worten klinkte der das Tor auf und verschwand ins Innere der Hausflur.

Bartolomäus wunderte sich, daß das Tor um diese Zeit — es war kaum 4 Uhr morgens — nicht verschlossen war. Dann besah er das Haus, als sähe er es zum erstenmal. Es war ein stattlicher, einstöckiger Bau. Er erinnerte sich, daß der Bürgermeister jetzt darin wohne, seit der neue Dachstuhl gebaut und es überhaupt in allen Teilen renoviert war. Aus zwei Fenstern des ersten Stockes, die mit weißen Musselinvorhängen dicht verzogen waren, drang ein Lichtschein, der im Zwielicht des dämmernden Morgens ermattete. Bartolomäus verwunderte sich von neuem. Gleich darauf vernahm er ein Geräusch; es kam aus jenem erleuchteten Raum des ersten Stockwerkes, und er konnte es ganz deutlich unterscheiden. Es klang wie Weinen und Schluchzen. Bartolomäus verwunderte sich aufs höchste. In diesem Augenblick öffnete sich das Tor des Hauses, und der Fremde trat heraus. Er schloß es lautlos zu und lud den Harrenden mit einer Bewegung der Rechten ein, ihren Weg fortzusetzen. Mit der andern Hand steckte er etwas in seine Westentasche. „Eine muffige Bürgermeisterseele," sagte er dabei verächtlich, „nicht der Rede wert; man kommt dabei kaum auf seine Kosten." Bartolomäus war starr. „Wie?" konnte er nur hervorbringen, so eng umspannten ihm Angst und Schrecken die Kehle. „Der Bürgermeister ist eben gestorben," sagte der Fremde leichthin und wies auf die erleuchteten Fenster oben; ruhig setzte er dann im Ton eines Menschen, der einen andern von der gänzlichen Unhaltbarkeit seines Zweifels überzeugt, hinzu: „Ich sagte Ihnen ja, ich bin der Tod."

Bartolomäus schien es, als wanke der Grund unter seinen Füßen; es war ihm, als wäre sein Kopf leergebrannt, und tausend Spinnen liefen auf Millionen Fäden von einer Schädelwand zur andern hinüber; dann durchzuckte ihn ein Erinnern wie glühender

Digitized by Google

Stahl. Er entsann sich, jüngst im städtischen Wochenblatte von einer schweren Erkrankung des Bürgermeisters gelesen zu haben. Es war kein Zweifel mehr, kein Zweifel! Der neben ihm war der Tod. Er faßte sich an und befühlte sich selbst, um sich zu vergewissern, ob er lebe oder ob er nicht vielleicht nur träume. Er erkannte, daß alles Wirklichkeit war. Der andere, der diese Gedankengänge völlig erriet, betrachtete ihn mit dem stillen und halbironischen Lächeln eines Arztes. „Aber beruhigen Sie sich doch! Sie werden ja sehen, daß ich lange nicht so schlecht bin wie mein Ruf," sagte er, indem er Bartolomäus unter den Arm faßte und den ganz Willenlosen fortzog. „Nur keine Angst! Ich tue Ihnen nichts; im Gegenteil, ich wollte Ihnen im Grunde bloß meine Sympathie ausdrücken, sozusagen meinen Dank." „Dank?" fragte Bartolomäus wie mechanisch. „Nun," sprach jener, „ich meine, daß Sie sich so eifrig meiner Sache annehmen. Vorigen Monat," fügte er mit dem satten Lächeln eines Gourmands und Kenners hinzu, „vorigen Monat — alle mögliche Achtung! Einfach: Prima!" Dabei spitzte er seine papierdünnen Lippen wie zum Kusse. Bartolomäus sah ihn verständnislos und fragend an. „Maria Baudiß," sagte der Tod einfach. Da wurde es Bartolomäus schwarz vor Augen; er wurde ohnmächtig und wäre hingestürzt, hätte der andere ihn nicht rechtzeitig in seinen Armen aufgefangen.

Bald öffnete er wieder die Augen. „Es ist nichts von Bedeutung," hörte er wie aus der Ferne eine Stimme sprechen, „eine kleine Schwäche, die vorübergeht. Uebrigens wird es Ihnen gut tun, wenn Sie ein bißchen ausruhen." Bartolomäus fühlte dann, daß er auf einer Bank sitze. Nach und nach gewann er das Bewußtsein völlig. Der Tod hatte sich neben ihn gesetzt und schien den Zwischenfall bereits vergessen zu haben. Er sprach in einem fort, fließend und akzentuiert, als hätte er seine Worte lange vorher vorbereitet und den Tonfall der Sätze einstudiert. Dabei rieb er sich unausgesetzt seine blassen Hände: „Ja, die Maria Baudiß," sagte er; „das war ein Frauenzimmer. Seltene Rasse! Na, ich kann mir denken, das gibt noch heute eine Erinnerung für Sie ab. Prachtmädel das! Diese Figur, diese Augen, wahre Saphire, das Haar wie Gold und Seide und dann überhaupt, ein charaktervolles Mädchen, diese Maria Baudiß," setzte er mit sinnigem Lächeln hinzu; „charaktervoll! Das war ja auch mein Profitchen. Sie ging in den Fluß, wenn ich nicht irre." Die letzten Worte sprach er in geschäftsmäßigem Ton. „Ja, ja," fuhr er dann fort, und über sein Antlitz glitt ein Strahl zufriedenen Erinnerns, „Sie haben sich niemals mit Kleinigkeiten abgegeben, Herr Bartolomäus. Die Komtesse Friederike par exemple, die dann später Cyankali nahm, die konnte es einem schon antun. Wenn die einen mit ihrer dunkeln Haarflut umstrickte, da konnte einem, denk' ich, wohl Hören und Sehen vergehen. Ein Mordsweib das, ein richtiges Teufelsweib! und Ehrgefühl hatte sie auch," fügte er mit sinnigem Lächeln hinzu, „Ehrgefühl! das war ja auch mein Profitchen. Aber die nobelste bleibt halt doch die Anja Gabrielskji: vom Scheitel bis an die Sohlen einfach eine Königin. Ein wahres Tizian-Weib!"

„O — damals müssen Sie sehr glücklich gewesen sein, Herr Bartolomäus!" Aus seinen Worten klang aufrichtiger Neid. Seine Augen schwammen vor Lüsternheit. „Eine Königin," fuhr er fort, „eine Kaiserin bis unter den Fingernagel! — Nur freilich zu viele Sentiments, ein bißchen zu sentimental; deshalb erschoß sie sich auch später; aber das war ja mein Profitchen." Und wieder lächelte er sinnig. „Aber wozu erzähle ich Ihnen denn das alles?" besann er sich plötzlich, „Sie kennen ja diese Hysterchen genauer als ich. Wahrlich, Sie sind ein Mann, vor dem man salutieren muß: Der König der Jungfrauenräuber. Ja, die Jungfrauen! Die haben halt etwas für sich. Ich sage immer, es sind Rätsel, die ihrer Lösung entgegenharren. Nun, Herr Bartolomäus, Sie haben schon eine ganz hübsche Anzahl dieser Rätselchen nicht im unklaren gelassen," fuhr er fort, indem er in eine gemütlichbreite Lache ausbrach und sich mit der bleichen Rechten auf die dünnen Schenkel schlug, „aber das war ja mein Profitchen." In seinem Tone lag dankbare Anerkennung. Jetzt schwieg er eine Weile. Plötzlich sah er sich scheu nach allen Seiten um, als fahndete er nach einem unberufenen Lauscher. Aber alles lag in tiefer Ruhe. Eben ging die Sonne auf. Der Tod beugte sich zu Bartolomäus hinüber, sodaß sein Mund ganz nahe an dessen Ohr herankam; seine Miene war zugleich gewichtig und listig wie die eines Menschen, der eben im Begriffe ist, einem anderen ein köstliches Geheimnis anzuvertrauen. „Das alles war aber eigentlich doch noch nichts," sagte er leise und nachdenklich, „lauter Weiber, die ihren Wert von der Schätzung des Mannes erhalten; nichts absolut Wertvolles, will sagen an sich, d. h. durch sich Wertvolles. Aber jetzt habe ich etwas für Sie, Herr Bartolomäus, ein Juwel, ein wahres Kleinod! Uebrigens," unterbrach er sich, „können wir, wenn's gefällig ist, wieder weitergehen. Die Sonne scheint bereits über den Dächern." Bartolomäus erhob sich und ließ sich willenlos wie vorhin von seinem Begleiter führen. „Sehen Sie," sagte dieser, „gleich in der nächsten Gasse rechts, Zinngießergasse 4 ist es; dort wohnt sie; ein Mädchen, sage ich Ihnen, erst sechzehn Jahre, aber ein echtes Weib, voll Weiblichkeit und wahlloser Sehnsucht, klar wie Kristall und tief wie das Meer." Die letzten Worte sprach er in einer Art Ekstase; in seiner Stimme lag ein eigener Klang, als wollten die Worte die Gedanken, deren Zeichen sie waren, liebkosen und streicheln. Bartolomäus sah ihn mit ruhiger Verwunderung an. „Sie ist arm," fuhr der Tod mit leiser Rührung fort, „und ernährt sich und ihren alten Vater durch Näharbeiten. Aber was tut das? In solchen Dingen spielt äußerer Rang keine Rolle. Sie hat früh den Ernst des Lebens kennen gelernt, aber die Hoffnung auf das große Glück ist in ihr noch ungebrochen. Sie hat noch nie geliebt, aber sie steht im Begriffe zu wählen; folglich könnte sie leicht gewählt *werden*. Es wäre wahrhaftig nicht schwer, Herr Bartolomäus," sagte er, und wieder zitterte es in seiner Stimme wie leise Rührung, „und Sie kämen dabei sicherlich auf Ihre Kosten."

Sie waren vor dem Hause angelangt, darin Bartolomäus wohnte. Der Tod sprach rasch und dringend. Bartolomäus schwieg. Schließlich öffnete er mit seinem Schlüssel das Tor. Der Tod sagte: „Ein wahres Kleinod, versichere ich Sie, ein Wesen voll Weiblichkeit, klar wie Kristall und tief wie das Meer." Bartolomäus meinte kurz: „Ich will es mir überlegen," und als er bereits in der Toreinfahrt stand: „Zinngießergasse 4 wohnt sie?" „Jawohl," erwiderte der Tod rasch und voll Diensteifer, „Sie können es gar nicht verfehlen. Das Fenster hat grüne Vorhänge, steht kaum in Manneshöhe. Eine Leichtigkeit für einen Herrn wie Sie! Ein anständiges Mädchen, ein wirklich anständiges Mädchen!" fügte er noch hinzu und lächelte sinnig. Aber Bartolomäus war bereits ins Haus getreten. Der Tod lauschte liebevoll, wie die Schritte des Verführers, die auf den Steinfliesen der Hausflur tönten, nach und nach verhallten. Er lächelte noch immer und rieb sich eifrig die knöchernen Hände, daß es nur so knackte. „Geschäftchen," sagte er dabei, „Geschäftchen! Ein veritabler Schuft!"

Wien. Arthur Lichtenstein.

Berichtigung.

Herr Dr. Porsch, der Vorsitzende des Regensburger Katholikentages, bittet uns um eine Berichtigung der auch von uns wiedergegebenen Zeitungsmeldung: er habe hervorgehoben, daß alle Politik von dem Katholikentage fernzuhalten sei. Vielmehr habe er ausgeführt, daß der auf dem 4. Katholikentage in Linz 1850 aufgestellte Grundsatz: „die Katholikentage dürften sich, wenn sie auf Erfolg Anspruch machen wollten, *nicht* mit politischen Tagesfragen befassen", heute nicht mehr aufrecht zu erhalten sei.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 50. Berlin, den 10. September 1904. 21. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

An die Leser der „Nation".

Leser, wie gefall' ich dir?
Leser, wie gefällst du mir?
F. von Logau.

Die „Nation" erreicht mit dem Ende dieses Monats das Volljährigkeitsalter. Durch einundzwanzig Jahre, in rund 1100 Heften, hat sich unsere Wochenschrift bemüht, der liberalen Weltanschauung zu dienen und dem Liberalismus tätige Mitkämpfer zu werben. Die „Nation" ist ein politisches Blatt, allerdings nicht in dem Sinne, das es in politischen Betrachtungen völlig aufginge. Politik ist in unseren Augen der Ausdruck des staatlichen Gesamtwillens, und deshalb müssen die Kunst und die Literatur wie die Wirtschaft eines Volkes, sein Geist und seine Sitten im engsten Zusammenhang mit der Politik stehen und von ihr wesentlich mitbestimmt werden. Niemand kann ein guter Staatsbürger sein, der interesselos an der Politik seines Landes vorübergeht. Die politische Interesselosigkeit verdirbt den Charakter, denn sie schwächt die auf das Wohl der Gesamtheit gerichtete Energie.

Die „Nation" ist in den einundzwanzig Jahren ihres Bestehens an keiner wichtigen politischen Frage vorübergegangen, ohne Partei zu ergreifen. Sie hat selten auf der Seite gestanden, auf der sich die Macht befand. Auch hat sie sich nicht darum gekümmert, ob die Sache, die sie vertrat, populär war. Sie hat das vertreten, was ihre Leiter für recht und vernünftig und dem Staate dienlich hielten. Sie erhebt nicht den Anspruch, dabei immer auf dem richtigen Wege gewesen zu sein, wohl aber den Anspruch, stets das Rechte gewollt zu haben. Wir haben alte Freunde verloren und neue gewonnen und können mit besonderer Befriedigung feststellen, daß uns einige tausend Leser in allem Wechsel treugeblieben sind, auch beim Zusammenbruch alter Fraktionen und bei der Bildung neuer Parteigestaltungen.

Ein Organ wie unsere Zeitschrift kann nicht auf geschäftliche Erfolge rechnen; es wird stets Opfer kosten. Die Opfer sind gebracht und werden weiter gebracht werden. Wenn wir, wie schon gelegentlich früher, uns auch heute wieder an unsere Freunde mit der Aufforderung wenden, uns behilflich zu sein, die „Nation" in immer weitere Kreise zu tragen, so geschieht dies in erster Linie deshalb, weil wir meinen, daß ein solidarisches Interesse an einem möglichst weitgehenden Einfluß der „Nation" die Gesinnungsgenossen unter unsern Lesern mit uns verbindet. An die politischen Gegner, deren Aufmerksamkeit sich unsere Wochenschrift ja auch in ziemlich erheblichem Maße erfreut, richtet sich diese Aufforderung natürlich nicht. Aber an die alten Freunde, an die wir niemals ganz vergeblich herangetreten sind, glauben wir auch jetzt wieder die Bitte richten zu dürfen:

Werbt neue Freunde für unser Blatt!

Der Herausgeber der „Nation".

Digitized by Google

Politische Wochenübersicht.

Der preußische Kronprinz hat sich mit der Herzogin Cecilie von Mecklenburg-Schwerin, einer Schwester des regierenden Großherzogs, verlobt. Die politische Bedeutung dieses Ereignisses besteht vornehmlich darin, daß es ohne politische Bedeutung ist. Und das ist erfreulich. Je mehr die Fürstenehen sich den Ehen von Privatpersonen annähern, umso besser für die Beteiligten und die Völker.

Das blutige Ringen auf den Schlachtfeldern um Liaujang hält noch immer an. Seit fast vierzehn Tagen wird mit geringen Pausen gekämpft. Das Resultat dieser Kämpfe ist eine furchtbare Niederlage der russischen Armee. Fraglich ist nur, ob die Japaner ihren Sieg voll haben ausnutzen können, oder ob ihre Erschöpfung sie an der Vernichtung des Feindes gehindert hat. Wie schwer es fällt, sich von den alten Vorstellungen zweifelloser Superiorität der weißen Rasse und des Christentums freizumachen, zeigt sich auch darin, daß in Europa noch Stimmen auftauchen, die von einem fein ausgeklügelten Kuropatkinschen Plan sprechen, der sich jetzt in seiner ganzen Glorie entfalten werde. In Wirklichkeit vollzieht sich alles merkwürdig folgerichtig. Rußland erntet, was es gesät hat. Es ist die niedere Kultur, die von der höheren besiegt wird.

Wie niedrig die russische Kultur ist, tritt in tausend Einzelheiten immer aufs neue hervor. Man lese den Bericht des Kapitäns Ohlerich vom freventlich versenkten deutschen Dampfer „Thea" über die Art, wie die russischen Kriegsschiffe gegen den neutralen Dampfer vorgegangen sind. Erst aus diesem genauen Bericht erfährt man, mit welcher sinnlosen Brutalität die „Thea" durch ein russisches Kriegsschiff vernichtet ist. Die Besatzung hat nur das nackte Leben retten können, und während die Leute noch an Bord waren, hatte man bereits die Zündschnüre angezündet, die zu den im Maschinenraum angebrachten Sprengstoffen führten. Bei der ersten Besprechung des „Thea"-Falles in der „Nation" hatten wir das Verfahren der Russen als einen Piratenstreich bezeichnet. Ob dieses Ausdrucks bekamen einige unserer Offiziösen einen Anfall von Hysterie. Nach dem Bericht des Kapitäns Ohlerich erscheint unsere damalige Charakteristik des Falles als ungewöhnlich milde und das Verfahren vor dem sogenannten Prisengericht in Wladiwostok als die reine Farce. Es ist kaum denkbar, daß es der deutschen Regierung nicht gelingen sollte, von der „befreundeten" russischen Regierung dem geschädigten deutschen Reeder und der Besatzung des deutschen Schiffes vollen Ersatz für den in der frivolsten Weise angerichteten Schaden zu erwirken.

Der Reichstagspräsident Graf Ballestrem hat seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert. Der heißblütige „Pfui"-Rufer des Jahres 1874 ist keine unsympathische Figur, aber den Anspruch, ein erstklassiger Präsident zu sein, hat er im Winter 1902 verwirkt, als er den Rechtsbruch des Antrags Kardorff geschehen ließ. Diesen „Fleck auf der Ehr'" wird er nicht wieder los.

Die kommende Parlamentssession wirft bereits ihre Schatten vorauf. So hat sich schon in der Presse eine ziemlich lebhafte Auseinandersetzung darüber entsponnen, ob die Freihändler genötigt seien, selbst den miserabelsten neuen Handelsvertrag anzunehmen. Es ist gut, daß die Diskussion schon jetzt begonnen hat, denn es bedarf nur eines etwas intensiveren Nachdenkens, um sich davon zu überzeugen, daß die angebliche Zwangslage der Freihändler das reine Hirngespinst ist. Die Situation der deutschen Regierung erinnert an die Lage des Renommisten in Chamissos Gedicht „Der rechte Barbier", vor dem es heißt:

„Ei, guter Herr, so stand es nicht,
Ich hielt Euch an der Kehle."

Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat die Sachlage in der „Berliner Zeitung" vom 4. September näher beleuchtet.

Auch die Diskussion über das Schulkompromiß, das den nächsten preußischen Landtag beschäftigen wird, ist in vollem Gange. Die Jungliberalen haben in Leipzig den Pelz der nationalliberalen Fraktion mit einer kräftigen kritischen Lauge gewaschen, und die konservativen Verbündeten eilen bereits mit trockenen Handtüchern herzu. Es scheint, daß sich die nationalliberale Fraktion diesem konservativen Trocknungsprozeß fromm unterwerfen wird.

Eine im Reichstagswahlkreise Schaumburg-Lippe nötig gewordene Nachwahl hat zu einer Stichwahl zwischen einem konservativ-antisemitischen Bündler und einem Sozialdemokraten geführt. Die Freisinnige Volkspartei ist bei der Hauptwahl ausgefallen, trotzdem die Nationalliberalen formell für den freisinnigen Kandidaten eingetreten sind. Der „Hannoversche Courier" ließ seinerzeit durchblicken, daß die Nationalliberalen bei einer etwaigen Stichwahl zwischen dem antisemitischen Bündler und dem Sozialdemokraten leicht dazu kommen könnten, für den letzteren zu stimmen. Diese schöne Regung ist aber bald verflogen. Die Nationalliberalen des Wahlkreises wollen „Ordnungspartei" spielen, voll und ganz. Auch die Freisinnigen werden mangels einer von der Parteileitung ausgegebenen Parole wohl nicht in größerer Anzahl für den Sozialdemokraten stimmen. Der Sieg des Bündlers ist unter diesen Umständen nicht zweifelhaft. Dieser Wahlkreis gehört zu den zahlreichen anderen, in denen die Reaktion niedergeworfen werden kann, sobald sich Freisinnige und Sozialdemokraten verständigen. Aber nur noch auf diese Weise!

Der Amsterdamer internationale Sozialistenkongreß hat eine interessante Nachdiskussion veranlaßt, aus der aufs neue klar erhellt, daß der Sieg in Wirklichkeit nicht auf seiten der numerischen Mehrheit war. Engelbert Pernerstorffer, der Deutschösterreicher, den die hochwohlweise Polizei in Frankfurt und Offenbach nicht öffentlich reden lassen wollte, hat sich im Septemberheft der „Sozialistischen Monatshefte" durchaus im Sinne der Jaurès und Anseele vernehmen lassen. Er stellt sich ganz auf Anseeles Seite, dessen Amsterdamer Rede er ausführlich wiedergibt. Anseele, der aus dem Proletariat hervorgegangene einflußreichste Führer der belgischen Sozialdemokratie, hat viel von dem gesunden Menschenverstand Auers, und er hat in Amsterdam davon einen erfrischenden Gebrauch gemacht. Man lese nur folgende Sätze seiner Rede:

„Man sagt uns, wir können die Regierungsgewalt nicht stückweise annehmen, wir müssen sie ganz haben: alles oder nichts! Gebt mir das Mittel, alles mit einemmal zu bekommen, und ich werde auf Eurer Seite sein, welches auch das Mittel sein mag. Aber ich sehe das Mittel nicht, und Ihr werdet es mir auch nicht geben. Und wenn mir inzwischen eine Fraktion des Bürgertums vorschlägt, mit ihr zusammen einen Teil meines Programms zu verwirklichen, sollte ich es ablehnen? Sollte ich der feindlichen Klasse das Monopol der Regierungsgewalt lassen? Ich werde das nicht tun, und ich habe nicht das Recht dazu. Wenn man uns einen einzigen Ministerposten anbietet, so werden wir ihn annehmen und sagen: Schönen Dank, wann gibt's den zweiten?"

Und an einer anderen Stelle heißt es:

„Ich fühle das Bedürfnis, die Schulen zu vermehren, alle Reformen ins Werk zu setzen, welche die materielle, die moralische Lage des Proletariats heben."

Ist es wahrscheinlich, daß die Arbeitermassen auf die Dauer lieber dem fruchtlosen dogmatischen Gezänk zuhören als solchen gesunden Grundsätzen der praktischen Politik nachleben?

In den Vereinigten Staaten von Amerika tritt jetzt der Präsidentschaftswahlkampf in das akutere Stadium. Parker erweist sich mehr und mehr als ebenbürtiger Gegner Roosevelts. Die Entscheidung wird voraussichtlich durch die Stimmen

Digitized by Google

der Unabhängigen herbeigeführt werden, d. h. durch diejenigen Wähler, die nicht auf eine der beiden großen Parteien eingeschworen sind, die deshalb auch nicht an der Beute des Sieges Anteil nehmen, deren Entscheidung vielmehr nur das allgemeine Wohl berücksichtigt.

* * *

Demokratie und Kaisertum.

Die ersten Auflagen von Naumanns „Demokratie und Kaisertum", die vor vier Jahren erschienen, fanden eine ungewöhnlich lebhafte Beachtung und sind in zahllosen Preßartikeln besprochen worden. Indem Friedrich Naumann eine längere Zeit verstreichen ließ, ehe er mit einer neuen Auflage an die Oeffentlichkeit trat, hat er ausreichend Gelegenheit gehabt, die Richtigkeit seiner Anschauungen an dem Gange der praktischen Politik zu erproben. Daß er bei der Neubearbeitung der jetzt vorliegenden dritten Auflage*) an den Grundlinien seines Buches nichts zu ändern brauchte, ist der beste Beweis dafür, daß es sich nicht um eine Gelegenheitsschrift, sondern, man könnte fast sagen, um einen philosophisch-politischen Leitfaden handelt, dazu bestimmt, den Leser anzuregen, aus dem verwirrenden Allerlei von Einzelfragen der Interessenpolitik den Blick auf ein nationalpolitisches Gesamtbild zu lenken. Gerade hierin lag von vornherein und liegt noch heute der Hauptwert dieses Buches. Man braucht nicht mit jeder Auffassung, wie sie in „Demokratie und Kaisertum" niedergelegt ist, einverstanden zu sein. Auch ich, der ich den Gedankengang im großen und ganzen für richtig halte, habe bei manchen Einzelausführungen Vorbehalte zu machen. Gewisse hergebrachte Meinungen, wie z. B. die von der Unterwertigkeit der Leitung auswärtiger Angelegenheiten in demokratisch regierten Ländern, die aus der ersten Auflage des Werks in die dritte übergegangen sind, scheinen mir durch die Tatsachen der letzten Jahre — ich erinnere nur an die ungewöhnlichen Erfolge des Ministers Delcassé — berichtigt worden zu sein; aber alle diese selbst unter politisch einander sehr Nahestehenden diskutabeln Punkte nehmen dem Werke nichts von seinem inneren Wert. Man könnte sogar sagen, daß auch sie dazu beitragen, dem Hauptzweck des Buches, das politische Nachdenken in ernsthafter Weise anzuregen, dienlich sind.

„Es ist in Deutschland kein Ueberfluß an Leuten, die politische Dinge mit Ernst und Nachhaltigkeit treiben. Jedermann liest täglich von Politik, aber die politische Pflicht, daß jeder eine Meinung haben soll, ist vielfach noch ganz unentwickelt."

Nichts ist wahrer als dies. Politik ist Willenshandlung; den politischen Willen zu wecken, ist Naumanns Absicht. Politische Willensschwäche, sie ist der tiefste Grund unserer politischen Misere. Ebenso wie das Volk der Dichter und Denker nach und nach Neigung und Verständnis für philosophische Probleme verlor, so hat es sich allmählich auch davon entwöhnt, in der Politik mehr als einen zusammenhangslosen Kampf verschiedener Einzelinteressen zu erblicken. Nicht die Interessenpolitik an sich, sondern die Politik der kleinen Interessen ist unser Unglück geworden. Wenn heute eine Anzahl rückständiger Handwerker zusammentritt und eine Mittelstandspolitik empfiehlt, so denken Gevatter Schneider und Handschuhmacher nur an Nadel und Zwirn, um die sich das ganze nationale Leben bewegen soll, und sie sind noch stolz darauf, daß sie so ungeheuer praktische Menschen sind. Und andere machen es nicht anders. So haben wir Kohlenpolitiker, Schnapspolitiker, Zuckerpolitiker, Getreidepolitiker, Börsenpolitiker und so fort. Auch die Anhänger der Naturheilkunde oder die Gegner der Vivisektion, die Antialkoholiker sind drauf und dran, sich zu besonderen politischen Parteien zusammenzuschließen. Regelmäßig ist es ein einziges Interesse, das in den Vordergrund gestellt, und dem alle anderen Interessen untergeordnet werden. Wer ist heute des Goetheschen Wortes eingedenk, daß der einzelne nur froh und glücklich sein kann, wenn er den Mut hat, sich im Ganzen zu fühlen?

Den Mut hat! Es fehlt nämlich nicht nur an Einsicht, sondern auch an Mut. Man wünscht sich auf das unmittelbare eigene Interesse zu konzentrieren, weil diese Selbstbeschränkung bequem ist und das Schreien nach Sondervorteilen auch jeder Hasenfuß mitmachen kann. Aus dieser Beschränkung auf das unmittelbare Interesse ist eine politische Meinungslosigkeit hervorgegangen, die sich glücklich fühlt, über politische Dinge ebensowenig selbständig nachdenken zu müssen, wie etwa der gläubige Katholik über die Dogmen seiner Kirche. Kein Wunder, daß sich die Herrschaft der bloßen Neuigkeitenkrämer in immer stärkerem Grade über unser Zeitungswesen erstreckt. Die „Lokalanzeiger"-Presse gedeiht unter dem Motto: „Ich habe nur ein Geschäft und keine Meinung." Und diese Meinungslosigkeit macht sich bezahlt, und sie macht auch bei der hohen Regierung angenehm. Die sogenannte „unparteiische" Presse lullt den braven Bürger so trefflich ein, daß er sich wie im Schlafe regieren läßt.

Diesen politischen Faulungsprozeß zu unterbrechen, ist die wichtigste nationale Aufgabe.

„Wo wären wir heute," ruft Naumann am Schlusse seines Buches den Lesern zu, „wenn in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kein politischer Wille lebendig gewesen wäre? Wir preisen die Opfer, die die früheren Generationen für Volk und Staat, für Freiheit und Kultur gebracht haben. Auf der Hingabe der früheren Geschlechter an das Gesamtwohl beruht unser nationaler Aufstieg. Wollen wir geringere Verdienste um die Zukunft haben, als sie die Vergangenheit um uns gehabt hat?"

Von der Sorge um die Zukunft des deutschen Volkes ist Naumann beherrscht. Aber es ist keine schwächliche, keine untätige, keine verzweifelnde Sorge. Er zeigt einen Weg, der das Deutsche Reich zur Steigerung seiner Lebenskraft und damit zu wachsender Macht und zu wachsendem Ansehen führen würde. Deutschland paßt in die engen Kleider des alten Ackerbaustaats nicht mehr hinein, es ist auf der Bahn der industriellen Entwicklung bereits zu weit fortgeschritten, als daß ein Rückschritt möglich wäre. Nur ein entschlossenes Vorwärtsschreiten kann uns vor schweren Krisen und Verkümmerung bewahren. Mit einer gesunden industriellen Entwicklung ist aber auch die Entwicklung der Demokratie untrennbar verbunden. In unserem deutschen Nationalstaate ist andererseits das Kaisertum so stark, daß die Demokratie utopischen Vorstellungen verfällt, wenn sie glaubt, in geschichtlich absehbarer Zeit über das Kaisertum zur Tagesordnung übergehen zu können. Eine glückliche politische Zukunft kann Deutschland nur erblühen, wenn die reichen fortschrittlichen Kräfte der demokratisch gesinnten Volksmassen sich mit der starken historischen Macht des deutschen Kaisertums verbinden und dem modernen Nationalstaat dienstbar gemacht werden. Naumann zeichnet dies perspektivische Bild mit ungewöhnlicher Anschaulichkeit. Natürlich will er bekehren, und in dem Wunsch zu bekehren, wird er nicht selten außerordentlich beredt. Aber er verlangt nicht, daß man ihm blindlings folge, er wünscht es nicht einmal. Nicht Nachbeter, sondern Nachdenker möchte er sich erziehen, auf daß die Politik wieder mehr als bisher den Charakter wirklicher Gedankenarbeit bekomme.

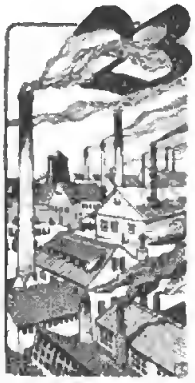
Theodor Barth.

*) Demokratie und Kaisertum, ein Handbuch für innere Politik von D. Fr. Naumann. Dritte neubearbeitete Auflage, 1904, Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google

Die Schädigung der Maschinenindustrie durch die Kartelle.

I.



Bei der Enquete über das Kohlensyndikat traten die an dem deutschen Maschinenbau und dessen Hilfsindustriezweigen Interessierten mit großer Wärme für die wirtschaftliche Bedeutung jenes Kartells ein. Sie befanden sich dabei in einem argen Irrtum. Sie hatten offenbar erwartet, daß die Erneuerung und Kräftigung dieses größten Kartells anregend auf die gesamte industrielle Tätigkeit einwirken und somit auch dem Maschinenbau und den mit ihm zusammenhängenden Zweigen der Industrie reichliche Beschäftigung bei entsprechender Rentabilität bringen werde. Diese Erwartung ist in der Hauptsache bitter enttäuscht worden. Es kann heute als feststehend gelten, daß durch die Wirksamkeit des Kohlenkartells und der sich darauf mehr oder weniger aufbauenden Syndikate im Eisengewerbe die Preise der Rohmaterialien gestiegen, gleichzeitig aber die Verkaufspreise der fertigen Maschinen und Apparate sogar dem Gewicht nach gefallen sind. Im engsten Zusammenhang steht hiermit der allgemeine Rückgang in der Rentabilität des deutschen Maschinenbaues, der außer bei einigen gleichfalls kartellierten Zweigen, wie z. B. im Lokomotivbau, im Bau von Eisenbahnwagen und gewissen Spezialitäten, nicht geleugnet werden kann und erhebliche wirtschaftliche Bedenken hervorrufen muß. Zu dem Niedergange der Verkaufspreise für Maschinen treten noch andere mißliche Verhältnisse hinzu, sie lassen namentlich die Machtstellung der kartellierten Werke gegenüber dem einzelnen Maschinenbauer deutlich erkennen. Bei dem Ankauf von Maschinen bedingen viele Lieferanten von Rohmaterialien und Halbfabrikaten entsprechende Gegenbezüge in Eisen, Stahl und, falls die Besteller nicht Syndikatszechen sind, oftmals auch von Kohlen; sie selbst lassen sich bezüglich ihrer eigenen Lieferungen auf keinerlei Reklamationen ein, verlangen aber betreffs der von ihnen bestellten Maschinen alle erdenklichen Garantien für Leistung, Kraftverbrauch und pünktliche Ablieferung, nachdem sie vor der Bestellung durch Heranziehung einer früher nicht gekannten umfassenden Konkurrenz die Verkaufspreise der Maschinen auf das äußerste gedrückt haben. Dazu kommt recht häufig auch das Verlangen von Eilgutsendungen auf Kosten des Maschinenfabrikanten und endlich ein oft ganz willkürlicher Abzug bei der Schlußabrechnung. Unter solchen Verhältnissen kann es nicht wundernehmen, daß selbst alte Maschinenfabriken mit reichlich abgeschriebenen Anlagekonten und starken Reserven in ihrer Rentabilität beständig zurückgehen, obgleich sie verhältnismäßig gut beschäftigt sind und ihren Gesamtumsatz vergrößert haben. Dieser gute Beschäftigungsgrad muß eben bei der Hereinbringung der größeren Aufträge mit erheblichen Opfern erkauft werden, die kartellierten Kohlen- und Eisenwerke dagegen bekommen billige Maschinen und Betriebsanlagen und können ihre durch die Kartelle vorläufig gesicherte Rentabilität auf Kosten der Maschinenfabriken noch weiter erhöhen. Die Macht der Kartelle macht sich also nicht nur der Gesamtheit der Konsumenten, sondern auch einem der wichtigsten Zweige unseres heimischen Gewerbfleißes gegenüber in sehr bedenklicher Weise geltend. Wenn heute, nach einer verhältnismäßig kurzen Wirksamkeit der Kartelle, im weiteren Verfolge der Enquete die deutschen Maschinenfabrikanten nochmals befragt werden, so wird sich höchst wahrscheinlich die Mehrheit der Interessenten entschieden gegen die Kartelle erklären und entsprechenden Schutz der Gesetzgebung verlangen.

Man ist sich allmählich darüber klar geworden, daß ein gewisser Zusammenhang besteht zwischen der kartellierten Großindustrie und den gedrückten Preisen für Maschinen und sonstige Lieferungen an die Mitglieder dieser Kartelle. Dieser Zusammenhang liegt zum Teil jedenfalls darin, daß die in der Großindustrie beschäftigten kaufmännischen Kräfte, nachdem ihnen das früher wichtigste Gebiet des Verkaufes durch die Kartelle entzogen ist, sich nun mit aller Macht auf den Einkauf werfen und hier für die Interessen ihres Einzelwerkes den Lieferanten gegenüber Vorteile aller Art herauszuschlagen suchen. Solchen Bestrebungen entgegen würde sich wohl längst ein Preiskartell der beteiligten Maschinenfabriken gebildet haben, wenn dasselbe praktisch durchführbar erschiene und Aussicht auf dauernde Gestaltung hätte. Vielen anderen Zweigen des Gewerbfleißes würde ein derartiges neues Kartell selbstverständlich ebenso nachteilig sein wie den allgemeinen wirtschaftlichen Interessen. Ohne die unendliche Vielseitigkeit des Maschinenbaues würde sich ein Kartell gegen das andere stellen und eine Reihe von produktiven Mächten entwickeln, denen gegenüber der Staat als solcher kaum noch eine Bedeutung hätte.

Die geschilderten Wirkungen der großen Kartelle auf den deutschen Maschinenbau fallen nun gerade in eine Zeitperiode, in welcher der Maschinenbau ohnehin mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Man weiß, daß namentlich der Dampfmaschinenbau und seine Hilfsindustrie im Bau von Kesseln, Pumpen, Armaturen usw. in den letzten Jahren arg bedrängt worden ist durch die bedeutenden Fortschritte auf dem Gebiete der Verbrennungsmotoren und fast noch mehr durch die Dampfturbinen. Erst ganz allmählich wird sich die in den letzten Jahren nahezu verloren gegangene Erkenntnis wieder Bahn brechen, daß die fast universell verwendbare Dampfmaschine, die selbst bei starkem Wechsel im Kraftverbrauch immer noch rationell arbeitet, auch für die Zukunft noch ein sicheres Absatzgebiet und vielleicht gar das größere neben den modernen Motoren behaupten kann und wird. Allerdings ist ein solches Resultat nicht möglich ohne fortgesetzte Verbesserungen in der Konstruktion wie in der Ausführung; die zum Teil bereits erfolgreichen Bestrebungen, durch größere Umlaufsziffern, geringes Gewicht und möglichste Raumbeschränkung mit den neuesten Dampfturbinen, die wirklich rationell nur bei dauernder größter Belastung arbeiten, zu konkurrieren, werden voraussichtlich zu einem der Dampfmaschine günstigen Resultate führen. Weitere Fortschritte in der Verwendung hochgespannten, stark überhitzten Wasserdampfes werden außerdem nicht ausbleiben. Tatsächlich ist denn auch im letzten Halbjahr die seither sehr mangelhafte Beschäftigung im Bau von großen Dampfmaschinen wieder günstiger geworden. Immerhin aber bleibt für absehbare Zeit der allgemeine Maschinenbau in einer Periode der Umgestaltung und Umwandlung begriffen, die nicht nur den Bau von Dampfmaschinen angeht. Insbesondere hat auch der Bau der Werkzeugmaschinen aller Art gewaltige Aenderungen durchgemacht, die Bearbeitung großer Werkstücke erforderte entsprechende Dimensionen der Werkzeugmaschinen, größere Leistung bei erhöhter Geschwindigkeit und die Vermeidung des Leerganges. Außerdem war eine weitgehende Spezialisierung erforderlich, die sich zum Teil auf amerikanische Vorbilder stützen konnte. Zahlreiche Maschinenfabriken mußten angesichts dieser Verhältnisse zu gänzlichem Umbau ihrer Werkstätten nach neuen Konstruktionsgrundsätzen übergehen, um den Anforderungen der neuen Zeit nur einigermaßen gerecht zu werden und sich auf dem Markte zu behaupten.

Eine neue Schwierigkeit ist seit etwa Jahresfrist dadurch hinzugetreten, daß in Anlehnung an einige Elektrizitätsgesellschaften große Kapitalkräfte sich vereinigt haben, um den Bau von Dampfturbinen zweier Systeme im großen Stile zu betreiben. Da nun gerade der Bau von Dampfturbinen sehr gut eingerichtete und mit den neuesten Spezialmaschinen aus-

Digitized by Google

gestattete Fabrikanlagen erfordert, die bei ihrer großen Leistungsfähigkeit voraussichtlich nicht immer für diese Spezialität vollbeschäftigt sein werden, so wird es kaum ausbleiben, daß die neuen Fabrikanlagen sich allmählich auch anderen Gebieten des Maschinenbaues zuwenden und somit den allgemeinen Maschinenbau weiter bedrängen und ihm mindestens den Absatz erschweren. Auf diese Weise kommt auch eine Kartellierung der bezeichneten Art, selbst wenn sie die Gefahr einer recht einseitigen Ausbildung der Technik zu vermeiden vermöchte, nicht den allgemeinen Interessen entgegen; es wird naturgemäß alles mehr und mehr auf die Massenerzeugung zugeschnitten, und die der Technik so überaus nützliche Mitarbeit zahlreicher selbständiger Kräfte mindestens eingeschränkt. Bezüglich des Absatzes der erzeugten Maschinen kommt nun wieder noch die Macht des für einen bestimmten Zweck zusammengeschlossenen Großkapitals sehr erheblich in Frage, von einer eigentlichen Konkurrenz mit den freien Maschinenfabriken ist keine Rede, sobald die weitverzweigten Beziehungen des Großkapitals mit den betreffenden Abnehmern mitwirken.

Bei der geschilderten Sachlage muß nun selbstverständlich die Wirkung der großen Kartelle auf den Maschinenbau in um so schärferer Form hervortreten. Die Abhängigkeit des Maschinenbaues und seiner Arbeiterschaft von der Kapitalmacht wird namentlich dann vergrößert werden, wenn wieder einmal eine Zeit wirtschaftlicher Depression über das Erwerbsleben in seiner Gesamtheit hereinbrechen sollte. Zeiten dieser Art haben unsere Kohlen- und Eisenverbände bislang noch nicht durchgemacht, bei vorübergehenden Schwierigkeiten in der Ausfuhr haben sie vielmehr leicht auf den inländischen Markt zurückgreifen können. Wie wird es aber sein, wenn die in Aussicht stehenden neuen Handelsverträge des Reiches eine fast unausbleibliche Erschwerung des gesamten Verkehrs mit sich bringen, wenn sie die Ausfuhr schädigen und die inländische Produktion zugleich verteuern? Dann kann an der Notwendigkeit der vergrößerten Ausfuhr sehr leicht das ganze System der Verbände scheitern, wenn die Ausfuhrvergütungen nicht mehr auf einen leicht zu beherrschenden Inlandsmarkt abgewälzt werden können. Daß in solchen Zeitläuften die Kartelle irgendwie eine Stütze des deutschen Maschinenbaues sein werden, ist nach den in den Zeiten der günstigen Konjunktur gemachten Erfahrungen keineswegs zu erwarten. Was sie in den Zeiten ihrer höchsten Rentabilität nicht waren, werden sie gewiß nicht im Kampfe um die eigene Existenz sein. Der deutsche Maschinenbau wird sich also auf seine eigene Leistungsfähigkeit und auf günstige Handelsverträge verlassen müssen. Der deutsch-russische Handelsvertrag wird allerdings sogleich eine Enttäuschung bringen; hat sich doch bereits eine Buckauer Maschinenfabrik entschlossen, ihren Hauptbetrieb in Deutschland aufzugeben und ihn an ihr bestehendes russisches Geschäft anzugliedern. Man braucht einen solchen einzelnen Fall nicht gleich tragisch zu nehmen, immerhin aber ist er bezüglich der künftigen Ausfuhr des deutschen Maschinenbaues nach Rußland gewiß nicht vertrauenerweckend.

Wenn man die Dinge in dieser Weise überdenkt, so gelangt man bald zu der Ueberzeugung, daß der wirtschaftliche Wert der Kartelle für die Gesamtheit doch ein recht mäßiger ist. Ihre Existenz würde nur dann wirklich berechtigt sein, wenn sie den Inlandskonsum verbilligen und die Ausfuhr erleichtern könnten, wie es z. B. in der Eisenindustrie wohl möglich wäre, wenn man die Produktionskosten dadurch erniedrigte, daß die Verbände die einlaufenden Aufträge derart verteilten, daß jeder Auftrag an der für die Erzeugungskosten günstigsten Stelle erledigt würde. Bis jetzt liegen in dieser Beziehung bei uns nur Anfänge vor, auch ist ihre Tendenz keineswegs auf einen stärkeren Inlandskonsum durch Verbilligung der Verkaufspreise gerichtet; sie dienen vielmehr lediglich zur Herbeiführung einer höheren Rente der betreffenden Hüttenwerke unter dem Schutze hoher, inländischer Kartellpreise. Wir sind also noch weit entfernt von dem bezeichneten Ideal eines Produktionskartells mit dem Ziele der Verbilligung der Produktionskosten zur Hebung des Inlandskonsums und zur Erleichterung der Ausfuhr bei gleichzeitig höchster qualitativer Leistung. Daß die bestehenden Verbände diesem Ideal in keiner Weise entsprechen, geht am besten aus dem neuesten Versuch der Verstaatlichung eines einzigen größeren Bergwerksunternehmens hervor, bei dem sich ergeben hat, in wie hohem Grade das Kohlensyndikat beherrscht wird von der Furcht vor dem Einfluß eines Staates, der seinerseits in seinen eigenen Betrieben kaum jemals eine andere als rein fiskalische Politik getrieben hat.

Die Wortführer der heutigen Kartellpolitik werden nun gern den Versuch machen, die unleugbar mißliche Lage des deutschen Maschinenbaues lediglich auf die von mir geschilderten Verhältnisse der Umwandlung der älteren Betriebe und auf die kostspielige Anpassung an die modernen Anforderungen zurückzuführen und jeden Einfluß der Kartelle auf die niedrigen Maschinenpreise zu leugnen. Ein Versuch dieser Art muß jedoch fehlschlagen, da gerade von den Maschinenfabriken, die vorzugsweise auf den Absatz an die Kohlenwerke und die Eisenhütten angewiesen sind, am meisten über unzulängliche Verkaufspreise geklagt wird. Die wenigen noch einigermaßen rentierenden deutschen Maschinenfabriken betreiben, wie im zweiten Artikel näher nachgewiesen werden wird, den Bau von Spezialmaschinen für andere Industriezweige des In- und Auslandes, während die Lieferanten der Kohlen- und Eisenwerke fast ausnahmslos ohne Geschäftsgewinn arbeiten, obgleich die Kohlenwerke sehr gut rentieren und auch die Rentabilität der Eisenhütten gerade neuerdings sich beträchtlich gesteigert hat. Entschieden günstiger lauten die Berichte aus anderen Zweigen des Maschinenbaues; die Fabriken für landwirtschaftliche Maschinen sind bei normalen Preisen gut beschäftigt, auch die Spezialfabriken für maschinelle Einrichtungen von Zuckerfabriken erhalten wieder lohnende Aufträge, nachdem die Brüsseler Zuckerkonvention sich nicht als eine Gefahr für die deutsche Zuckerindustrie erwiesen hat. Die Textilindustrie hat ihrer allgemeinen Lage entsprechend noch nicht den normalen Bedarf an Spezialmaschinen, immerhin aber ist die Nachfrage auch auf diesem Gebiet besser geworden. Weiter erscheint bemerkenswert, daß im allgemeinen die Lage des Maschinenbaues im nördlichen und südlichen Deutschland etwas günstiger ist als in dem eigentlichen Industriebezirk des Westens. In letzterem Bezirk macht sich jede Verschlechterung der Konjunktur in der Eisenindustrie sogleich den Maschinenfabriken fühlbar, indem von ihnen das Zugeständnis verlangt wird, daß die Stahlwerke die bestellten Maschinen bis zur Hälfte des Kaufpreises mit Gegenlieferungen in Stahl usw. bezahlen dürfen. Dazu kommt der geringere Bedarf der Verbandswerke an Maschinen und Werkzeugmaschinen im Vergleich zu den Zeiten vor Gründung der Verbände, in denen jedes Stahlwerk seine Einrichtungen verbesserte, um von dem Verband eine seiner größten Leistungsfähigkeit entsprechende Beteiligungsziffer zu erlangen. Das Geschäft nach dem Auslande ist den speziell für die Kohlen- und Eisenwerke arbeitenden Maschinenfabriken noch viel mehr erschwert als dem übrigen Maschinenbau, der sich auf den Auslandsbedarf besser einrichten konnte und bereits über eine gewisse ausländische Kundschaft verfügt. Die Fabriken für Werkzeugmaschinen werden noch besonders dadurch bedrängt, daß englische und amerikanische Konkurrenten infolge geringeren Absatzes im eigenen Lande bei dem Bedarf der deutschen Schiffswerften zu sehr niedrigen Preisen anbieten, während den deutschen Fabriken der Absatz nach Nordamerika durch die exorbitanten Wertzölle vollständig abgeschnitten ist und die Unsicherheit bezüglich der künftigen Handelsverträge nichts weniger als ermutigend auf das übrige Auslandsgeschäft wirkt. So finden wir, genau betrachtet, den deutschen Maschinenbau in seinen wichtigsten Zweigen eingekeilt zwischen die Machtsphäre der großen inländischen Verbände einerseits und die ausländischen Zollgrenzen andererseits, während zugleich die deutschen Maschinenzölle sehr gering sind im Vergleich zu den ameri-

Digitized by Google

kanischen Wertzöllen. Das ist in der Tat eine wenig beneidenswerte Situation, angesichts deren es sehr nahe liegt, eine eingehende Enquete über die Lage des deutschen Maschinenbaues zu verlangen.

Was die in letzter Zeit wieder gesteigerte amerikanische Einfuhr von Werkzeugmaschinen nach Deutschland betrifft, so bezieht sich dieselbe vorzugsweise auf Spezialmaschinen für einzelne Industriezweige und namentlich auf automatisch arbeitende Maschinen zur Metallbearbeitung, zur Herstellung von Schrauben, Nieten usw. Solche Spezialmaschinen mit ihrem sehr komplizierten Mechanismus können nur Fabriken mit großem Massenabsatz zu genügend billigen Preisen herstellen, dieser große und regelmäßige Absatz ist bei uns in Deutschland aber nicht vorhanden, da man bei uns wegen der niedrigeren Arbeitslöhne nicht in gleichem Maße auf Maschinenarbeit angewiesen ist wie in Amerika und die bei uns vielseitigere Metallverarbeitung nicht lediglich mit Maschinen geleistet werden kann. Aus diesen Gründen würde auch eine Zollerhöhung auf Werkzeugmaschinen die Einfuhr amerikanischer Automaten, die dort massenweise hergestellt werden, wahrscheinlich nicht verhindern oder mindestens nicht in der Weise beschränken, daß die deutschen Fabriken Vorteil davon hätten. Mehrere Versuche, in Deutschland Werkzeugmaschinen genau nach amerikanischem Muster herzustellen, sind nicht von finanziellem Erfolge begleitet gewesen, und es ist in keiner Weise dargetan, daß eine Zollerhöhung der Gesamtheit des deutschen Maschinenbaues wesentlichen Nutzen bringen und neue Zweige der Fabrikation in ihrer dauernden Entwicklung begünstigen würde. Statt selbst Zollerhöhungen auf ausländische, insbesondere auf amerikanische Maschinen zu befürworten, ziehen wir es deshalb vor, dem deutschen Maschinenbau durch das Mittel der Handelsverträge die ausländischen Zollgrenzen öffnen zu helfen.

Es kann nun nicht ausbleiben, daß mit einer jahrelang andauernden schlechten Rentabilität auch die Technik im Maschinenbau einen Rückgang erleidet, da mit finanziellen Schwierigkeiten kämpfende Etablissements nicht in der Lage sind, den neuesten Fortschritten zu folgen, die ständige größere Opfer erfordern und die Unkosten beträchtlich erhöhen. Der alte Satz, daß in der gesamten Industrie schließlich nur die Not beten lehrt, kann doch nicht bis zur äußersten Konsequenz angewendet werden, zumal der inländische Geldmarkt infolge der auf ihm lastenden Gesetzgebung einem notleidenden Industriezweige nur in beschränktem Maße zugänglich ist. Für den Fortschritt der Technik aber ist der beständige lebhafte Austausch und die Möglichkeit der billigen Beschaffung von Betriebskapital unerläßliche Bedingung!

Sucht man nach Beispielen für den Einfluß großer kapitalistischer Verbände auf die Technik der beteiligten Industriezweige, so muß in erster Linie auf Nordamerika verwiesen werden, das seit mehr als einem Jahrzehnt die Wirkungen der Trusts aller Art empfindet. Die diesjährige Ausstellung in St. Louis, die mir wieder einmal den Anlaß zu sehr willkommenen Studien an Ort und Stelle geboten hat, weist gegenüber der Ausstellung von Chicago 1893 einen ganz bedeutenden Rückgang in der Technik des amerikanischen Maschinenbaues auf. Die erheblichen Fortschritte der europäischen Technik im Dampfmaschinenbau bezüglich der Steuerungen, der rationellen Verwendung des überhitzten Dampfes usw. sind an dem amerikanischen Maschinenbau spurlos vorübergegangen, er verwendet immer noch fast ausschließlich die alte Corliß-Steuerung und liefert durchweg nur schwerfällige und formlose Maschinen zu hohen Preisen, d. h. nur Marktware in wenigen Konstruktionstypen. Auf rationellen Betrieb wird viel weniger Wert gelegt als auf einfache Handhabung und die Möglichkeit beliebiger Ueberlastung der Dampfmaschinen. Auch die Konstruktion und Ausführung der auf der Ausstellung vorgeführten amerikanischen Dampfturbinen ist keineswegs mustergültig, große Verbrennungsmotoren aber sind gar nicht vorhanden. Die Art, wie die amerikanischen Trusts ihre Geschäfte betreiben, trägt an diesem Rückgang der Technik die Hauptschuld. Wenn aus finanziellen Erwägungen ganze Fabrikanlagen und Konstruktionswerkstätten plötzlich stillgelegt werden und das gesamte Personal an Technikern und geschulten Arbeitern zu anderweitigem Erwerb gedrängt wird, so kann es nicht wundernehmen, daß die qualitative Leistung des einzelnen wie der Gesamtheit hinter den Fortschritten anderer Länder zurückbleibt. Sodann haben gerade die Trusts zur Verschlechterung des Verhältnisses zwischen Kapital und Arbeit durch ihr rücksichtsloses Vorgehen in hohem Grade beigetragen. Es wird der amerikanischen Industrie bei diesem schroffen Gegensatz trotz aller Spezialisierung nicht gelingen, einen für die qualitative Ausfuhr auf die Dauer brauchbaren Arbeiterstand sich zu erhalten. Viele Maschinenfabrikanten, die amerikanische Industrieverhältnisse studiert haben, sind übereinstimmend der Meinung, daß der deutsche Maschinenbau trotz aller Schwierigkeiten den Vorzug der besseren Arbeiterverhältnisse hat und deshalb selbst bei noch größeren sozialpolitischen Lasten sich auf dem Weltmarkte dauernd behaupten kann, wenn ihm nicht das Rohmaterial verteuert und die Ausfuhr künstlich erschwert wird. Daß auch der relativ hohe Stand der wissenschaftlichen Technik in Deutschland eine wichtige Rolle in Fragen dieser Art spielt, braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden.

J. Kollmann.

(Ein weiterer Aufsatz folgt.)

Liaujang.

Derselbe Rassel! Mit ihr hat die Staatengeschichte jetzt aufs neue ernsthaft zu rechnen. Eine mongolische Großmacht ist auf die Weltbühne getreten. Japan hat sich dem Koloß Rußland in jeder Beziehung überlegen gezeigt, moralisch wie technisch. Auch der beste Feldherr der Russen hat jetzt eine schwere Niederlage erlitten, und die fortgesetzten Niederlagen haben nach und nach aller Welt die Augen geöffnet, wie durch und durch verfault das russische Regierungssystem ist. Die auszehrende Wirkung des Absolutismus liegt offen zutage. Das Regiment der Knute und der Zensur, die Herrschaft der Polizeiwillkür und der Bestechung sind an den Ufern des Taufe einer furchtbaren Schicksalsprobe unterworfen und blutig verurteilt worden. Rußland repräsentiert in diesem gewaltigen Kampfe die brutale, reaktionäre, bigotte Gewalt und Japan die Intelligenz, die Vorurteilslosigkeit, den Fortschritt und die höhere Moral. Das deutsche Volk hat sich durch alle offizielle Russenfreundschaft nicht dazu verleiten lassen, dem russischen Absolutismus in diesem Kampfe Sympathien entgegenzubringen. Unser reaktionäres Junkertum mochte sich zu dem geistesverwandten Rußland hingezogen fühlen; die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes stand von vornherein auf Japans Seite.

Auch die hysterische Besorgnis vor der „gelben Gefahr" hat das gesunde Volksurteil nicht zu trüben vermocht. Nur altersschwache Völker haben Ursache, besorgt zu werden, wenn sich irgendwo auf dem weiten Erdenrund eine Nation zu Freiheit, Wohlstand und Macht emporringt. Für ein fortschritt-

Digitized by Google

lich gesinntes Deutschland kann der Aufstieg einer anderen Nation nur ein Anreiz zur Steigerung der eigenen Leistungsfähigkeit sein. Dazu ist allerdings erforderlich, daß man mit den reaktionären Vorstellungen und Traditionen bricht, daß man die Lehren, die Rußland jetzt empfängt, beherzigt und sich klar macht, daß reaktionäre Regierungsmethoden nach und nach jeden Staat zugrunde richten und sich bei ernsthaften Völkerkonflikten in ihrer ganzen Ohnmacht offenbaren. Einem ähnlichen Gedanken hat kürzlich Anatole France in folgenden Worten Ausdruck gegeben:

„Man fürchtet, daß, wenn Japan groß wird, es auch China erziehen und es lehren wird, sich zu verteidigen und seine Reichtümer nutzbar zu machen. Man fürchtet, daß daraus ein starkes China entstehen wird. Das sollte man nicht fürchten, sondern im allgemeinen Interesse wünschen. Die starken Völker tragen zur Harmonie und zum Reichtum der Welt bei. Die schwachen Völker, wie China und die Türkei, sind eine beständige Ursache von Verwirrung und Gefahr."

Wie sich die Dinge jetzt nach den Schlachten bei Liaujang weiter entwickeln werden, bleibt einstweilen völlig ungewiß. Daß irgend eine Großmacht, allein oder in Verbindung mit anderen, Neigung verspüren sollte, Japan in den Arm zu fallen, erscheint wenig wahrscheinlich. Die einzige Macht, die wegen ihrer starken Seestreitkräfte dazu imstande wäre, England, wird am allerwenigsten dazu geneigt sein. Japan ist heute aber auch eine ganz andere Macht als zu den Zeiten des Friedens von Shimonoseki. Japan wird sich heute jede fremde Intervention mit Recht auf das nachdrücklichste verbitten.

Rußland wird den Kelch bis auf die Neige leeren müssen, und es wäre bedauerlich, wenn es anders käme. Denn dann wäre das stromweise vergossene Blut, wenigstens für Rußland, umsonst geflossen. Eine Regeneration Rußlands erscheint nur möglich, wenn die weltgeschichtliche Lektion, die der Absolutismus empfängt, eine vollständige ist. Rußland wird heute nur einen demütigenden Frieden erlangen können, der dem Traum einer auch über Ostasien sich erstreckenden Herrschaft ein Ende macht. Es würde ein großer Herrscher dazu gehören, in dieser Krisis das Rechte zu tun. Je schwächer in Rußland gegenwärtig der Herrscherwille ist, umso unwahrscheinlicher ist es, daß der Friede bald zustande kommt. Aus Schwäche, aus Angst vor dem Verlust des Prestiges, aus Furcht vor inneren Erschütterungen wird man weiterkämpfen.

Der Krieg ist nicht zu Ende, aber der Stern Rußlands ist im Erbleichen. Japan aber ist das Land der aufgehenden Sonne.

Ferdinand Svendsen.

Liberale Jugend?

Die Anhänger der jungliberalen Bewegung rekrutieren sich fast ausschließlich aus dem südlichen und westlichen Deutschland. Das ist kein Zufall. Dort, wo man in scharfem Gegensatze zum Zentrum steht, fühlt man in nationalliberalen Kreisen noch am ehesten das Bedürfnis, liberal zu sein oder wenigstens so zu tun, als ob man es wäre. Die nationalliberale Gesamtpolitik im letzten Jahrzehnt hat sich nicht wesentlich von der des Zentrums abgehoben. Beide wurden gleichmäßig agrarisch, und der Gegensatz gegen die Sozialdemokratie wurde den Erben des Nationalvereins wie den Nachfolgern Windthorsts fast der wichtigste Programmpunkt; selbst antisemitische Blasen stiegen in beiden Parteien an die Oberfläche. Alle nominelle Gegnerschaft gegen das Zentrum hat am 25. Juni 1903 die Nationalliberalen nicht verhindert, in den verschiedensten Wahlkreisen Nord- und Mitteldeutschlands die Klerikalen zu unterstützen und von ihnen Unterstützung zu erhalten. Das war im Westen und Süden vielfach anders. Beispielsweise suchten damals in Würzburg, München I, Karlsruhe, Mainz, Straßburg-Land die alten Gegner des Kulturkampfes gegeneinander und für die entschiedenste Linke den Ausschlag zu geben. Dort, wo man den klerikalen Anmaßungen am unmittelbarsten ausgesetzt ist, kann man sich am schwersten für ein langfristiges Triumvirat Kardorff-Spahn-Bassermann erwärmen. Am typischsten sind die Verhältnisse im Reichsland, wo sich die Mehrheit der Nationalliberalen mit den Sozialdemokraten gegen die Klerikalen koaliert hat. Die nationalliberale Wählerschaft ist im Westen und Süden unbedingt zentrumsfeindlich und will grundsätzliche Politik gegenüber den Klerikalen. Diese grundsätzliche Politik kann der nationalliberale Parteikörper nicht mehr leisten. So entstand der Boden für die jungliberale Bewegung.

Sie hat keineswegs ausschließlich idealistisch gesinnte Vertreter. Vielerorts, besonders in Württemberg und im Rheinland, schließen sich Referendare, Fabrikantensöhne usw., denen ein freikonservativer Verein im Grunde gerade so lieb wäre, der neuen Bewegung an, weil es zum feinen Ton gehört. Es gibt auch solche in ihren Reihen, die nichts anderes sind als Agenten der nationalliberalen Partei; die keine anderen Ziele haben, als aus den Jugendvereinen Anhänger für die alte Partei zu gewinnen. Aber die große Mehrzahl hat doch den guten und ehrlichen Willen und dürfte, wenn sie sich eine bessere politische Schulung angeeignet haben wird, eine nicht zu unterschätzende Truppe im Kampfe für eine bessere Zukunft stellen.

Ohne eine Koalition der Arbeiterschaft mit den Elementen, die in Deutschland die moderne Kultur vornehmlich tragen, ist an eine Besserung unserer politischen Zustände nicht zu denken. Und dieser Gedankengang ist vielen Jungliberalen nicht fremd. Der politische Nutzen, den die Arbeit der fortgeschritteneren Jungliberalen in Süddeutschland stiften kann, ist nicht zu unterschätzen. Sie können dort an nationalliberale Traditionen anknüpfen, und zwar in Volkskreisen, in welche die süddeutsche Demokratie nie einzudringen vermochte, die aber unter dem Druck der Zeit einzusehen beginnen, daß sich die deutsche Kultur von der Sache der Freiheit und einer einsichtsvollen Sozialpolitik nicht mehr getrennt behandeln läßt. Wenn die Jungliberalen das Feld, das breit und fruchtbar vor ihnen liegt, nicht allgemein in wünschenswerter Weise beackert haben, so liegt dies einmal an ihrem noch zu engen Zusammenhang mit der nationalliberalen Partei und ferner an der geringen Anzahl fähiger Führer. Daß der erste Umstand sich ändern wird, erscheint uns in Anbetracht der abschüssigen Entwicklung der Nationalliberalen ziemlich sicher.

Alles in allem: man darf von den Jungliberalen in absehbarer Zeit keine großen politischen Taten erwarten, es würde aber unrecht sein, die in dieser Bewegung steckenden guten Entwicklungskeime zu übersehen.

Wer der jungliberalen Bewegung objektiv gegenüberstand, mußte auf ihre Haltung in der preußischen Schulfrage besonders gespannt sein. Hier war eine geradezu klassische Gelegenheit zu einer jungliberalen Aktion gegeben. Die preußische nationalliberale Landtagsfraktion hatte mit dem Schulkompromißantrag einen Verrat an ihrer wichtigsten Tradition begangen, und der nationalliberale Zentralvorstand hatte sich durch eine lahme Erklärung zum Mitschuldigen gemacht. Trotz aller Wortklaubereien ließ es sich nicht verhehlen, daß die angeblich schärfsten Gegner des Klerikalismus für die Konfessionsschule eintraten, ja teilweise sogar in Gesinnungsgemeinschaft mit der Reaktion jede prinzipielle Schulpolitik preisgaben. Wie oft hatten die Nationalliberalen den linksstehenden Liberalismus der Zentrumsfreundschaft bezichtigt, weil man dort den Nutzen eines kulturkämpferischen Vorgehens nicht einsehen wollte. Nun erfreute sich die nationalliberale Fraktion plötzlich des ultramontanen Wohlwollens. Und Sache der Jungliberalen war es, mit ihrer Meinung über die Abtrünnigen nicht zurückzuhalten.

Digitized by Google

Zunächst schien es anders zu kommen. Der Frankfurter außerordentliche Verbandstag der nationalliberalen Jugend wurde als inopportun abbestellt. Es schien, als ob die Jungen zwitscherten, wie die Alten sungen. Viele Liberale knüpften an die geplante Leipziger Tagung, auf der „Richtlinien für ein jungliberales Schulprogramm" beraten werden sollten, keine allzugroßen Hoffnungen mehr. Um so weniger, als die alten Nationalliberalen ferro ignique ihre Jugend bearbeiteten, um sie von selbständigem Vorgehen abzuhalten. Aber alle Reden und Zeitungsartikel, selbst von Abgeordneten und Organen, die den Jungliberalen sonst nahe standen, waren umsonst. Die Jugend blieb aufrecht. Und in Leipzig wurden, nach einer im liberalen Sinne durchaus erfreulichen Beratung, mit überwältigender Mehrheit folgende Richtlinien angenommen:

1. Die allgemeine Volksschule ist eine weltliche Einrichtung, deren Leitung ausschließlich dem Staate zusteht.

2. Die Schulaufsicht muß durch Staatsbeamte im Hauptamt ausgeübt werden, als Schulinspektoren dürfen lediglich Fachmänner eingestellt werden.

3. Das Staatsinteresse fordert für die Volksschule und Lehrerbildung eine allen Bekenntnissen gemeinsame Schule (Simultanschule).

4. Dem unter Aufsicht des Staates durch von ihm zugelassene Lehrer erteilten Religionsunterricht ist im Lehrplan in genügendem Umfange Raum zu gewähren; entsprechend dem Grundsatze der Gewissensfreiheit dürfen jedenfalls die Kinder von Dissidenten gegen den Willen der Eltern zum Besuche des Religionsunterrichts nicht gezwungen werden.

5. Gründliche Vorbildung und angemessene Besoldung müssen dem Lehrer die notwendige, geistige und wirtschaftliche, Unabhängigkeit sichern.

Wir wollen uns nicht auf eine Einzelkritik der Leipziger Resolution einlassen (Satz 4 enthält zweifellos innere Widersprüche). Es handelt sich um ihren politischen Inhalt, und der ist gleichbedeutend mit einem an die preußischen Nationalliberalen gerichteten Mißtrauensvotum. Noch mehr als dies aus der Resolution selbst ersichtlich ist, klang es aus ihrer Begründung heraus. Die Referenten und fast alle Diskussionsredner nahmen kein Blatt vor den Mund, und, was sie sagten, war den Aeußerungen freisinniger Blätter zum Verwechseln ähnlich. Wichtig ist, daß allgemein bedauert wurde, durch das Schulkompromiß würde die Annäherung der Nationalliberalen an den linksstehenden Liberalismus unmöglich gemacht. Mit den schärfsten Worten wandte man sich gegen eine Erneuerung der alten Kartellpolitik. „Der Kompromißantrag," äußerte der Referent Bühler, „ist die Anfangsstation zum Zedlitzschen Schulgesetzentwurf, er bedeutet eine Waffenbrüderschaft mit der konservativen Partei." „Der Abgeordnete v. Zedlitz hat leider recht," sagte Korreferent Falk aus Cöln, „wenn er behauptet, daß die Grenzen zwischen den Mittelparteien und dem Zentrum sich verwischt haben."

Nicht ohne Interesse sind die Aeußerungen der nationalliberalen Presse über die jungliberale Tagung. Sie schätzt die Resolution wohlwollend als „brauchbares Material" für die Landtagsfraktion ein, als „ideale Forderung" oder als „Boden für die Zukunft" oder gar als „Endziel". Das heißt — und das ließ sich unschwer voraussehen —, daß die nationalliberale Partei auf die jungliberale Resolution, die das Festhalten an der Simultanschule fordert, pfeift. Das heißt, daß die preußischen Nationalliberalen durch ihre aktive Tätigkeit am Schulkompromiß, zu der sie niemand gezwungen hat, festhalten. Und wenn sie daran festhalten — trotz des Sturmes in ihren eigenen Reihen —, so heißt dies nichts anderes, als daß sie mit Konservativen und Ultramontanen ihren Frieden machen wollen, um mit ihnen gemeinsame Politik gegen links zu treiben. Das ist die größte Gefahr, die hinter dem Schulkompromiß steckt, und auf die Dr. Hugo Böttger, der letzte linksstehende nationalliberale Abgeordnete, in seiner jüngsten Schrift aufmerksam gemacht hat.

Nach der Annahme der Resolution befinden sich die Jungliberalen in einer neuen Lage. Sie haben früher vermieden, ihre von der Partei abweichenden Anschauungen irgendwie zu fixieren. Sie hatten sich auch noch nie über eine schwebende Frage einheitlich geäußert. Nun, da sie ihren Willen unzweideutig kundgegeben haben und ihn nicht zu verleugnen imstande sind, falls sie auch fürderhin ernst genommen sein wollen, werden sie nicht umhin können, ihr Verhältnis zu der nationalliberalen Partei zu revidieren, wenn diese auf ihrem Standpunkt beharrt.

Eugen Katz.

John Ruskin.

Wenn mir auf dem Wege zum Bahnhof ein aufgeregter alter Herr begegnet, der mit einem großen Aufwand von Stimme und Gestikulation und vielen trefflichen Bemerkungen über das Leben im allgemeinen einen Richtweg beschreibt, auf welchem ich den nächsten Zug gerade noch erreichen kann, so werde ich ihm für seine Freundlichkeit dankbar sein, auch wenn ich garnicht mit dem Zuge fahren will. Aehnlich geht es mir mit Ruskin.

Welch liebenswürdiger Eifer und welch redliches Bemühen, die Menschen auf den rechten Weg zu bringen! Sein ganzer Lebenslauf ist ein erhebendes Schauspiel. Ein junger Mann in guten Verhältnissen mit einer ungewöhnlichen Empfänglichkeit für sinnliche Eindrücke feinerer Art und großer rhetorischer Begabung widmet sich der Kunstbetrachtung und wird, ehe er sichs versieht, der angesehenste Kunstkritiker seiner Nation. Da er bei dieser Gelegenheit manches gelernt hat, kommt er zu der Einsicht, daß die Kunst wie alle anderen Lebensäußerungen eines Volkes Gesundheit und Kraft aus den sittlichen Zuständen des ganzen Volkes zieht. Diese Einsicht verkündet er als ein neues Evangelium. Da sieht er, daß sein eigenes Volk in Gefahr ist, die natürlichen Bedingungen für jede höhere Kultur zu verlieren, indem der Uebergang zur Industrie die unteren Klassen physisch und moralisch verdirbt, und er sagt sich, was hilft uns aller Luxus, wenn die gesunde Grundlage fehlt. Er widmet nun sein ganzes Streben der Heilung dieser großen Krankheit. Den eigentlichen Feind sieht er in der niederen Gesinnung der Händler und Industriellen, die den Grundsatz „billig kaufen und teuer verkaufen" zum Vorwand nehmen, um die wirtschaftlich Schwachen auszunutzen. Er predigt dem Kaufmann, daß sein Beruf auch eine Ehre hat, die höher steht als „das Geschäft". Vor allem aber wendet er sich gegen die Ursache des Uebels, die Maschine. Die Menschheit soll wieder zur natürlichen Handarbeit zurückkehren, sie soll überhaupt arbeiten in Schönheit. Dann wird eine große Kunst von selbst entstehen.

Das Beste dabei ist, daß dem Prediger dies alles keine bloßen Gefühle oder Phantasiespiele sind: er opfert ein Vermögen von 500 000 Mark sie zu verwirklichen. Erreicht hat er allerdings nichts. Er hat weder die Gesetze der Nationalökonome noch die Fortschritte der Maschinenarbeit aus der Welt geschafft. Seine Georgsgilde mußte kläglich untergehen, und seine billigen Arbeiterwohnungen sind nur deshalb zustande gekommen, weil das Unternehmen gegen seine Theorien ausgeführt ist. Also werden wir ihn doch wohl als Aesthetiker begreifen müssen.

Sehen wir uns einmal eines seiner belobtesten Werke an,

Digitized by Google

die „Sieben Leuchter der Architektur“. Schon der Titel kündet die Redeweise des Propheten an. Das Buch beginnt mit dem imponierenden Satz:

Vor einer Reihe von Jahren kam ich in einem Gespräch mit einem Maler (Mulready), dessen Werke gegenwärtig in England vielleicht die einzigen sind, welche vollendete Zeichnung mit Farbenpracht vereinigen, auf die Frage, durch welche Mittel und Wege diese Einheit am sichersten zu erreichen sei.

Wer wäre nicht aufs äußerste gespannt, die Antwort des Einzigen zu hören, welcher im Besitze dieser Weisheit ist. Nebenbei gesagt gehört auch das zum Prophetenstil, daß wir stets von dem größten Künstler, dem schönsten Gebäude oder sonst etwas ganz Einzigem reden hören:

Die Antwort war so bestimmt wie umfassend: — Wissen, was man zu tun hat, und es tun.

Allerdings so bestimmt wie umfassend. Und so einleuchtend! Es ist begreiflich, daß auch ein minder begabter Leser, dem die ganze Wahrheit dieses Satzes klar geworden ist, mit Begierde weiter liest. Wird ihn doch der Verfasser nichts Geringeres lehren als „die ewigen Gesetze der Baukunst“. Die sieben Leuchter sind die Eigenschaften, auf denen ihre Güte beruht. Da ist zunächst der Leuchter der Aufopferung. Er gibt den Grundsatz für religiöse Bauten und Denkmäler, köstliche Dinge darzubringen, nicht weil sie nützlich oder notwendig, sondern weil sie köstlich sind, denn der Aufwand von Stoff, Arbeit und Zeit ist ein Gott wohlgefälliges Opfer. Dies wird bewiesen aus der Kostbarkeit der jüdischen Stiftshütte, die Gott selbst angeordnet hat. Bei der Gelegenheit erfolgt ein Ausfall gegen den Luxus der Privatwohnungen und die minderwertige Ornamentik moderner Architektur:

Moderne Baumeister leisten wenig und tun das Wenige nur halb.

Dann folgt eine Anweisung zur Verteilung des feinen und groben Ornaments je nach der Höhe und zum Schluß eine erbauliche Betrachtung über die kirchliche Architektur als Vermächtnis der vergangenen Generationen.

Sie haben ihre Kraft, ihre Ehren und ihre Irrtümer mit ins Grab genommen und uns nichts hinterlassen als ihre Verehrung.

Der zweite Leuchter beginnt mit einer langen Predigt über die Wahrheit. Der Kanzelton kennzeichnet sich durch anspruchsvolle, aber mangelhaft durchdachte Bilder. Man höre nur:

Die Wahrheit ist der Stützpfeiler der Erde, aber ihr von Wolken umhüllter Träger, der dünne goldene Faden, die Mittellinie, welche die Tugenden selbst, die darauf ruhen, biegen und ausbuchten, den Vorsicht und Weltsinn verstecken, Freundlichkeit und Höflichkeit übersehen, Mut mit seinem blanken Schild überschaut, Einbildungskraft mit ihren Flügeln überspannt und Barmherzigkeit mit ihren Tränen auslöscht.

Ueberrascht werden wir durch eine leidlich klare Definition: „Die Lustempfindung und der Adel der Phantasie besteht größtenteils in der bewußten Auffassung der Dinge als nicht seiend,“ ein Gedanke, der ja neuerdings auch in Deutschland zur Erklärung aller künstlerischen Wirkung verwendet ist. Im Grunde ist damit wenig gesagt, und was das für die Architektur bedeutet, erfahren wir nicht. Statt dessen eifert Ruskin gegen die „unwürdige Vorspiegelung falscher Tatsachen“ in bezug auf Material, Masse und Wert der Arbeit, insbesondere gegen den Gebrauch des Eisens, der — für heute wenigstens — den überkommenen Anschauungen nicht entspricht, wobei der Baumeister auf die Selbstbeschränkung Gottes hingewiesen wird, welcher die Knochen der Tiere auch nicht aus Feuerstein oder Diamant gebildet hat. Ungern zugestanden werden die Täuschungen auf der Oberfläche durch Malerei oder Marmorverkleidung. Auch die Vergoldung beanstandet Ruskin wie die preußische Oberrechnungskammer, die den Chemiker Kekule fragte, warum er in seinem Laboratorium vergoldete Gewichte angeschafft habe. Er antwortete: Weil massiv goldene zu teuer wären. — Ganz besonderen Zorn erregt das Fabrikornament, denn

es stellt einen Arbeitswert dar, den es nicht besitzt, und darum ist es eine Unverschämtheit und eine Sünde. Nieder damit!

Das überzeugendste Beispiel aber für die verderbliche Unwahrheit des Ornaments bietet die Gotik, denn die Veränderung des Maaswerkes im 14. und 15. Jahrhundert ist die Ursache des Niedergangs der gotischen Baukunst in ganz Europa gewesen.

Die Linie trat anstelle der Fläche zum Zweck des Schmuckes und dann kam man dazu, die Stäbe des Maaswerkes nicht mehr als dehnbar, sondern als durchdringbar darzustellen, wodurch zugleich Würde und Schönheit des gotischen Baugedankens vernichtet wurden.

Natürlich liegt hier eine richtige Empfindung für die Auflösung der gotischen Formen zugrunde, aber wie dürftig ist doch diese Motivierung, und ganz unverständlich ist es, daß dem Ornament eine solche Rolle zugeschrieben wird. Auf geschichtliches Verständnis wird man hiernach wohl verzichten.

Der Leuchter der Kraft stellt die fragwürdige Behauptung auf:

Alles Hübsche und Anmutige in der Architektur wurde natürlichen Formen nachempfunden, das Erhabene dagegen empfängt die Würde seiner Hoheit und Anordnung vom Menschengeist.

Das Prinzip der Kraft aber ist die Betonung der ungeteilten Mauer.

Dem Baukünstler stehen zwei Grundformen zur Auswahl frei, das Viereck als stärkster Raumgehalt, besonders zu berücksichtigen, wenn eine Oberfläche zum Gegenstand des Baugedankens wird und der (durch eine ununterbrochene Reihe bestimmter Formeinheiten) verlängerte Raumgehalt, wenn die Einteilung der Oberfläche das Entscheidende ist. Beide Formordnungen vereinigen sich, wie überhaupt fast alle Eigenschaften der Kraft und Schönheit in dem Bauwerk, das ich fürchte nur zu häufig als Muster der Vollkommenheit anzuführen: im Dogenpalast zu Venedig.

In einem späteren Kapitel ist das Vorbild und Abbild vollkommener Baukunst Giottos Campanile. Dieses wunderliche Ergebnis kann nach einer so wunderlichen Rechnung kaum überraschen, aber man ist doch erstaunt das von einem Gotiker zu hören. Weiterhin nennt er S. Paolo fuori den schönsten Innenraum der Welt. Das eigentliche Wesen der gotischen Architektur scheint dieser sonderbare Schwärmer kaum zu beachten. — Nach einer schwer verständlichen Abhandlung über den Unterschied griechischer und byzantinischer Auffassung, bei der nur einzelne feine Beobachtungen über die Bildung der Kapitäle auffallen, folgt eine weitläufige Betrachtung über die Schattenwirkung an den Fassaden.

So ist das Rembrandtische edel in der Baukunst, wenn auch verkehrt in der Malerei.

In dem Leuchter der Schönheit wird die Behauptung wieder aufgenommen, daß alle schönen Linien — wieder ist von Linien die Rede, nicht von Räumen — Anpassungen derer sind, welche in der äußeren Schöpfung am meisten vorkommen. Alle Formen, die nicht der Natur entnommen werden, sind häßlich.

Ich glaube, daß Gott in die Formen, die in der täglichen Umgebung dem Menschenauge bekannt sind, die Schönheit gelegt hat, welche er der menschlichen Seele eingeben wollte zu lieben, während Gott an gewissen Ausnahmsformen gezeigt hat, daß die Anwendung der anderen keine Notwendigkeit war, sondern nur ein Bestandteil der Harmonie der Schöpfung. Demnach glaube ich, daß wir von Häufigkeit auf Schönheit und umgekehrt schließen dürfen.

Ein schlagendes Beispiel ist der Mäander.

In den Bismutkristallen, welche durch das ungestörte Abkühlen des geschmolzenen Metalles entstehen, kommt eine natürliche Form vor, die ihm fast vollkommen gleicht. Nun sind aber Bismutmetalle nicht nur ein seltenes Vorkommnis im täglichen Leben, sondern, soviel ich weiß, einzig

Digitized by Google

unter den Mineralien, nicht bloß einzig, sondern nur herstellbar durch einen künstlichen Prozeß, da das Metall selbst nie rein vorgefunden wird. Ich kann mich keines anderen Stoffes oder Produktes entsinnen, das eine Aehnlichkeit mit diesem griechischen Ornament hat. Darauf hin behaupte ich, daß das Ornament häßlich ist.

Aber wenn wir nun den Mäander von der Meereswelle ableiten, die wir am Strande oft genug laufen und sich überschlagen sehen?

Dies ist nun doch wohl der Weg, den ein Aesthetiker nicht gehen sollte: statt das Verständnis eines Kunstwerkes aus der Anschauung und Empfindung heraus zu entwickeln, eine ganz äußerliche Logik herbeiholen und aus dieser künstliche Gesetze ziehen! Und das nennen Ruskins Bewunderer Intuition! Er selbst hält diese törichten Gedankenspiele für „Vernunft" und ist z. B. stolz darauf seine ursprüngliche natürliche Vorliebe für den Flamboyantstil durch solche scharfsinnige Ueberlegungen überwunden zu haben.

Es würde wenig nützen, die übrigen Leuchter des Lebens, der Erinnerung und des Gehorsams durchzunehmen. Es sind wirklich Leuchter, aber keine Lichter. Ueberall finden wir ein dürftiges Gedankengerippe mit theologisch-moralischer Füllung, was der deutsche Uebersetzer „eine kritische Bauphilosophie" nennt. Da steht eine schöne Betrachtung über das Scheinleben, das wir führen, indem wir unser eigenes Leben durch Gewöhnung und Zufall töten lassen. Ein warmempfundenes Landschaftsbild aus dem Jura eröffnet eine Predigt über die Heiligkeit des Heims für gute Menschen und die Weihe der Erinnerung, die uns die Bauten der Vergangenheit so wertvoll macht. Aus einer Belehrung über das Restaurieren, das in Wahrheit „eine vollständige Zerstörung" bedeutet, könnte auch mancher Deutsche Nutzen ziehen, unter anderem auch die badische Regierung, die das Heidelberger Schloß restaurieren will. In diesem Falle ist die Dummheit besonders groß, da die Schönheit dieser Ruine wesentlich auf dem Ruin beruht. Ferner soll man keine Eisenbahnen bauen, sondern statt dessen schöne Häuser und Kirchen in einem einheitlichen Stil, am liebsten frühgotisch. Dabei ist zumeist vom Ornament die Rede, das nicht an Geschäftshäuser verschwendet werden soll, am wenigsten an Bahnhöfe.

Lieber das Gold im Eisenbahndamm vergraben, als es für Bahnhofdekoration ausgeben!

Außerdem wird die malerische Wirkung der Fassade betont. Daß die Architektur eine raumbildende Kunst ist, merkt man kaum, und die Verhältnisse haben in der Kunst nicht mehr Wert, als das Reimgeklingel in der Dichtkunst. Bildnerei und Malerei sind in der Architektur die Hauptsache.

Nein, mit diesem Zuge will ich wirklich nicht fahren.

Verwunderlich ist nur, wie dieser Mann einen solchen Einfluß auf seine Nation haben konnte. Während die meisten Schriften seiner deutschen Verehrer uns das Bild eines Groß-Konfusionarius geben, finden wir die Erklärung für seine Wirkung wohl am ersten in einem Buche über Ruskin von Marie von Bunsen*). Die Verfasserin löst ihre Aufgabe unter besonders glücklichen Bedingungen. Sie kennt England, ihre Mutter und Großmutter sind Engländerinnen, ihr Vater, der frühere Reichstagsabgeordnete Georg von Bunsen hat seine beste Kraft dem wirtschaftlichen Fortschritt seines Volkes geweiht und sie selbst ist unter anderem Malerin. Sie wird nicht wie so manche Deutsche von dem fremdartigen Schimmer dieser Erscheinung geblendet und bringt schon aus der Familientradition die humane Bildung mit, welche sie befähigt, die Tugenden und Schwächen des merkwürdigen Mannes unbefangen zu würdigen. Schon die Erziehung des Knaben ist in wenigen charakteristischen Zügen so anschaulich gezeichnet, wie es nur einer Kennerin englischer Verhältnisse möglich ist, die allerdings auch eine ungewöhnliche Gabe der Beobachtung und des treffenden Ausdrucks besitzt.

Das Resultat dieser Erziehung ist ein Mensch, der sich noch als erwachsener Mann von seinen Eltern gängeln läßt und nach ihrem Willen eine schöne Frau heiratet, mit welcher er nichts anzufangen weiß. Das Interesse für die Kunst holt er sich vom Festlande. Er nennt Rouen, Genf und Pisa seine einzigen Lehrmeister.

Gotische Architektur, sagt die Verfasserin, die Alpenwelt und das italienische Tre- und Quattrocento waren auch wirklich, ziemlich buchstäblich, seine einzigen Lehrmeister. Nur übersah er in diesem Augenblick, weil es ihm nicht paßte, den Einfluß Tintorettos, des „größten Malers der Welt"; Altvenedigs mit seiner Offenbarung „edelsten vollkommenen Lebens" und Turners, des ebenfalls „größten Malers der Welt". Sonst hat er wenig gekannt noch verstanden.

Diese Unwissenheit ist uns Deutschen besonders anstößig. Wir wagen nicht über eine fremde Stadt zu urteilen, bevor wir nicht mindestens ein Buch darüber gelesen haben, während der Engländer die Augen aufmacht und sich eine — vielleicht recht unmaßgebliche Ansicht bildet. Ich denke dabei nicht an das große Reisepublikum, sondern an die wirklich Gebildeten hier und dort. Der Engländer schämt sich nicht, wenn er etwas nicht weiß, was bei uns selbst Bauern und hohe Verwaltungsbeamte tun. Ich war mit einem Engländer befreundet, welcher dicke Bücher über Kunstgeschichte geschrieben hat. Es fand sich eines Tages, daß er Vitruv als griechischen Schriftsteller behandelt hatte. Wie ich ihn auf den Irrtum aufmerksam machte, brach er in ein schallendes Gelächter aus und der Druckbogen wurde zurückgezogen. Warum sollte er nicht lachen? Sein Urteil über die Bilder, die er besprach, war nicht weniger sicher, weil er sich um Literatur nicht kümmerte. Ruskin aber geht doch weiter, denn er fühlt sich berufen, unablässig weittragende Behauptungen aufzustellen über Dinge, von denen er herzlich wenig weiß. Allerdings liegt für die meisten Leser ein besonderer Zauber in der absprechenden Sicherheit des Dilettanten. Das gilt auch für Deutschland. Ja, ich weiß nicht, ob ein Buch wie „die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" in England so viel Aufsehen machen würde wie bei uns. Jedenfalls ist die Oberflächlichkeit H. St. Chamberlains nicht entfernt zu vergleichen mit Ruskins Geist und Originalität.

Dagegen würde ein anderes Mittel bei uns weniger Erfolg haben, nämlich die kirchliche Begründung, welche Ruskin noch in den Sieben Lampen seiner Lehre gibt. Wir haben ja leider jetzt auch eine eigene katholische Literatur — ich meine nicht die des Reformkatholizismus — aber es hat sich bis jetzt kein hervorragender Geist in ihren Dienst gestellt. Unsere Ultramontanen stützen sich wie auf wirtschaftlichem so auf geistigem Gebiet auf den notleidenden Mittelstand. Ruskin bedient sich mit Vorliebe der mittelalterlichen Beweisführung, die in Deutschland beide Konfessionen im Konfirmandenunterricht für junge Mädchen anwenden. Durch diese lockere Logik, die durch ein künstliches Spiel mit bildlichen Analogien sich der Phantasie bemächtigt und das Weltgesetz als die wohlwollenden Anordnungen eines guten alten Herrn begreifen läßt, werden auch Backfische befähigt, sich die tiefsinnigsten Lehren anzueignen und mit Feuereifer zu verteidigen. Ruskin wird dabei zuweilen — vielleicht ohne es zu wollen — witzig, wie wenn er über das Verhältnis der Form zur Farbe sagt: „Unter dem levitischen Gesetz konnte weder Scharlach noch Ysop den Verwachsenen reinigen. So kommen in den Gesetzen der Natur zuerst richtig geformte Glieder, dann heiligende Farbe und die Kraft des Feuers."

Ebenso wie durch die theologische Behandlung der Kunst wirkte Ruskin auch durch die moralische. Ich glaube nicht, daß die Verfasserin ihm in diesem Punkte ganz gerecht wird. Natürlich ist es ganz unglaublich töricht, wenn er sagt: „Landschaftsbilder müssen lehrhaft und gedankenvoll sein," oder: „Geschmack ist nicht nur Teil und Anzeichen der Moralität, er

*) John Ruskin: Sein Leben und Wirken. Eine kritische Studie von Marie von Bunsen. Leipzig 1903, Hermann Seemann Nachfolger.

Digitized by Google

ist die Moralität selbst." Goethe sagt: „Ein gutes Kunstwerk kann und wird zwar moralische Folgen haben, aber moralische Zwecke vom Künstler fordern, heißt ihm sein Handwerk verderben," und es ist einer der größten Mängel der Ruskinschen Bildung, daß er Goethe nicht kennt und deshalb verachtet. Aber mit dem einfachen Satze: „Kunst ist Kunst, und Moral ist Moral" ist doch die Sache nicht abgetan. Die sittlichen Eigenschaften des Künstlers und seines Publikums sind für die Entstehung eines Kunstwerkes wie für seine Wirkung von großer Bedeutung. Wenn Ruskin von einem Ornament in San Marco sagt: „Der Mann, der diesen Bogen entwarf und der, welcher sich daran freute, werden weise, glücklich und heilig gewesen sein," so hat er damit schon angedeutet, daß die Kunstformen ihr Gepräge nicht von der Gesinnung eines einzelnen erhalten. Jedenfalls beruht auf dieser Gleichstellung von Kunst und Moral, wie die Verfasserin sagt,

nicht nur sein ungeheurer Erfolg, sondern auch sein schwer zu überschätzendes Verdienst. Man muß nur den Geschmack der großen, auch hochgebildeten Massen kennen, insbesondere des Englands jener Zeit. Ruskins Haupteinfluß, natürlich auf die kleinen wichtigen Kreise — wenn die Massen folgen, hat eine Richtung sich innerlich überlebt — fällt in die fünfziger und sechziger Jahre. Es war im mittleren Victorianischen Zeitalter, man war in England moralischer als jemals vor oder nachher, interessierte sich leidenschaftlich für religiös-ethische Fragen, man war aber nebenher auch überaus vernünftig, liberal und manchesterlich gesonnen. Ganz zweifellos geschah es unbewußt, geschickter hätte Ruskin jedoch keinen Hebel anwenden können, als indem er die religiös-ethische Seite mächtig erklingen ließ, auch war es der günstige Moment, um den herrschenden philiströsen Ungeschmack grell zu beleuchten.

Endlich lag die Kraft des neuen Propheten auch in seiner Einseitigkeit. Die Menge will nicht bloß wissen, was sie bewundern und lieben, sondern auch was sie hassen und verachten soll. Ruskin haßt vor allem die Renaissance. Allerdings korrigiert er sich fortwährend durch heilsame Widersprüche. Das ganze Quattrocento scheint er von der Verdammnis auszunehmen, ja er präkonisiert sogar dessen Nachahmer, die Präraphaeliten.

Der Arundel-Society war Ruskin der eifrigste Föderer; deren farbige Reproduktionen haben, liebevoll als Wandschmuck eingerahmt, in unendlich vielen stillen weltentlegenen englischen Häuslichkeiten das Verständnis der herben florentiner Linie erschlossen.

Ruskin verachtet auch das ganze siebzehnte Jahrhundert und spricht mit schlecht verhehltem Mitleid von den alten Griechen, und während er Palladios Architektur „gänzlich wertlos und verächtlich" nennt, begeistert er sich wiederum für Tintoretto. Man sieht, daß ihm in künstlerischen Dingen ein festes Urteil fehlt. Wie könnte er also anderen eine feste Grundlage geben oder gar der Kunst neue Wege weisen! Aber es gibt keinen bequemeren Lehrer, denn

wie vereinfacht es die Bildung, wenn man lehrt und glaubt, daß nur die Bibel, die englischen Klassiker und Dante in der Literatur, daß nur die französische, englische und italienische Gotik in der Architektur, daß nur das Tre- und Quattrocento, die Venetianer, Turner und die Präraphaeliten einen ernstlichen Wert besitzen.

Aehnlich steht es mit seinen Erfolgen auf wirtschaftlichem Gebiet.

Das englische Leben, sagt die Verfasserin, ist auf dem Festlande so unbekannt, seine Politik so unbeliebt, daß wenige von der außerordentlich allgemeinen Beschäftigung mit der sozialen Frage viel wissen. Alle, buchstäblich alle Kreise beteiligen sich hieran, die elegante vielbesprochene Königin der Gesellschaft, der flotte Tänzer und der leidenschaftliche Sportsmensch, der satte Rentner, der rastlose Großkaufmann, die apathische Witwe, das heiterste junge Mädchen.

Ruskin war schon ein berühmter Schriftsteller, als er sich auf dies Gebiet begab, und nun macht ihn das innere Feuer zum aufregenden Redner, wenn er aus Venedig an die englischen Arbeiter schreibt, daß er zwei hübsche Muscheln, die er auf dem Lido gefunden, beschreiben wollte, aber

auf jener grünlichen Flut, die wirbelnd an meiner Türschwelle vorüberrauscht, treiben haufenweis Leichname herum, und ich muß, da ich sie ja nicht mehr retten kann, mein Mittagessen stehen lassen, um sie zu begraben.

Sein Eifern gegen die Eisenbahnen und Maschinen konnte allerdings zu nichts führen. Er war nicht imstande wie etwa Friedrich Naumann, das Verständnis für die lebenschaffende Kraft der Maschine mit dem Verlangen nach Schönheit für sich und andere zu vereinen.

Seine Vorschläge waren gewiß unpraktisch, seine Begeisterung hat praktisch gewirkt.

Er gehört zu den großen Wohltätern, welche der Menschheit neue Freuden geben, indem sie uns lehren Schönes zu sehen, zu denken und zu träumen. Wie er seinen Landsleuten die Augen öffnet für die Schönheiten der Natur, selbst in Wolken und Gräsern, so zeigt er ihnen, daß man sich auch bei Bildern und Gebäuden etwas denken kann. Er belehrt sie über die Anmut ihrer jungen Mädchen und über die Tugenden der Handarbeit und setzt im Geist anstelle kaltherziger Rechner und hungernder Fabrikarbeiter ein gesundes und glückliches Geschlecht der Zukunft. Die Verfasserin schließt mit einem Satz, der ihrer Geduld wie ihrem Gerechtigkeitssinn Ehre macht:

„Siebenundzwanzig seiner Bände habe ich aufmerksam gelesen. Ich wüßte keines seiner Werke, das ich unbedingt empfehlen könnte, das ich für notwendig erachte; doch wüßte ich keines, dem der gebildetste anspruchvollste Mensch nicht bewundernd eine Förderung verdanken würde."

Cöln. C. Aldenhoven.

Theater.

Deutsches Theater: „Troilus und Cressida". Drama in 5 Aufzügen von Shakespeare. Für die deutsche Bühne bearbeitet von Paul Lindau.

Götter prangten in ewiger Jugendschöne, in marmorner Gestaltung auf goldenen Altären. Es kam aber ein Geschlecht von schwarzen Kuttenträgern in das Land, in der hocherhobenen Linken trugen sie das Kreuz, in der Rechten die Geißel. Kaum waren wenige Jahre verflossen, so war der lockenumwallte Jupiter ein Teufel, Aphrodite Anadyomene eine Buhldirne geworden.

Man hat zunächst ein ähnliches Empfinden, wenn man sich Shakespeares „Troilus und Cressida" vergegenwärtigt. Das sind die homerischen Helden wieder, und doch sind sie's nicht mehr. Ein finsterer, mittelalterlicher Geist scheint sie mit dicken, feuchten Nebeln geschwärzt und aller Schöne beraubt zu haben. Nun ist Helena wirklich eine gemeine Ehebrecherin geworden, Menelaos ein sehr gewöhnlicher Hahnrei, Paris ein verliebter Stutzer. Der löwenmütige Achill ist zu einem Feigling herabgesunken, der den Hektor in dem Augenblick von seinen Myrmidonen niedermachen läßt, da jener sich entwaffnet zur Ruhe niedergestreckt hat, Agamemnon ist ein aufgeblasener Komödiant, Nestor ein greiser, zahnloser Schwätzer. Man

Digitized by Google

meint es mit Offenbach zu tun zu haben, und man steht vor Shakespeare.

Es hat denn auch nicht an Versuchen gefehlt, das seltsame, und mit Shakespeares Wesen scheinbar so schwer zu vereinigende Drama zu erklären. Gervinus wollte es als eine rein literarische Satire aufgefaßt wissen, es sei nicht eins von jenen Stücken, „die der Zeit einen Spiegel vorhalten". Gegen ihn wendet sich Brandes: „Troilus und Cressida" ist nach ihm ein Zeugnis der tiefen Verbitterung und Weltverachtung, der Shakespeare anheimgefallen war. Es reizte ihn, der allzu schönen, allzu glatten Welt des Homer die Welt, die sich ihm entschleiert hatte, die wahre Welt entgegenzusetzen. Ein literarischer Anlaß kam dazu. Chapman, der gelehrte Pedant, den Shakespeare sich selbst vorgezogen sah, hatte soeben einige Gesänge der Ilias ins Englische übertragen. Die Abneigung gegen den Uebersetzer ging auf diese homerische Welt selbst über; es war eine Lust, sie zu karikieren. Schließlich: die Engländer sahen sich selbst als Abkömmlinge der Trojaner an. Kein Wunder, daß Shakespeare für sie, gegen die Griechen Partei ergriffen.

Das alles ist gut und gelehrt erdacht, aber es hat nicht nur nichts Ueberzeugendes für mich, es scheint mir den Stempel der Unglaubwürdigkeit an der Stirn zu tragen. „Troilus und Cressida" ist sehr viel mehr und ganz etwas anderes als eine literarische Satire; vielmehr sprüht hier alles, wie immer bei Shakespeare, blutrotes Leben. Zugegeben sei, daß das Drama unter all dem Spott und der herben Lustigkeit eine bitter ernste, melancholische Weltbetrachtung, tiefe Skepsis birgt; zugegeben, daß man es mit Recht zwischen „Antonius und Cleopatra" und „Timon von Athen" ansetzt, in eben jene Zeit, da Shakespeare schwere, innere Enttäuschungen erlitten, da er Geringe sich vorgezogen sah. Aber wann wäre je ein Dichtwerk aus Verbitterung allein und Abneigung und persönlicher Mißgunst entstanden? In aller Schwermut ist Shakespeare doch sicherlich, ganz wie Goethe in ähnlichen Stunden, ein durchaus positiver Geist geblieben. Schaffen heißt niemals verneinen, sondern immer bejahen. Blinde Weltverachtung und schelfsüchtiger Haß sind stumm. Und einen Shakespeare sollte es gereizt haben, der homerischen eine „wahrere" Welt entgegenzustellen? Was wäre wahrer als Homer? Oder glaubt irgend ein ernsthafter Mensch, daß ein feiger Achill „wahrer" sei als ein heldenhafter? Shakespeare war kein Kuttenträger, und es lag nicht in seinem Wesen, die schöne Helena und den edlen Menelaos von ihren Piedestalen zu stürzen, um die Puppen einer feilen Buhlerin und eines schwächlichen Hahnreis an ihre Stelle zu setzen.

Schon in „Viel Lärm um nichts" heißt es: „Troilus, der zuerst einen Kuppler gebrauchte." Warum aber bedarf Troilus, um sich der galanten Cressida zu nähern, des kupplerischen Pandarus? Er ist ein Trojerprinz und Sohn des Priamus, sie nur des Calchas Tochter; viel Umstände hätte er nicht zu machen. Doch ist em Etwas in seiner Liebe, was es ihm nicht wagen läßt, ihr frei entgegenzutreten. Zu lebhaft empfindet er den eigenen Unwert und ihre Liebenswürdigkeit; darum versteht er sich zu Winkelzügen. Da er das erstemal ihr gegenübersteht, schweigt er wie ein blöder Knabe, er findet keine Worte. Er gewinnt sie dennoch sogleich, und ist nun bereit, trotzdem durchaus keine Veranlassung dazu gegeben ist, sich ihr auf Zeit und Ewigkeit durch maßlose und übertriebene Eide zu verschwören. In seiner Gegenwart hebt sie das Tändelspiel mit Diomedes an, er wird es nicht gewahr. Er muß mit seinen eigenen Augen mitansehn, hört mit leiblichen Ohren, wie sie ihn verrät und Diomedes ein nächtliches Stelldichein gewährt, er mißtraut den Sinnen, ihr mißtraut er nicht. Er sagt: „Um aller Frauen Ehre glaubt es nicht! Denkt, daß wir Mütter hatten . . .", worauf Ulysses kühl erwidert: „Was tat sie, unsere Mütter zu beflecken?" Man sieht sehr deutlich, Troilus ist keineswegs schlechtweg der Liebende; er ist kein Romeo, es ist ein eigenes Ingredienz in seiner Liebe.

Neben Troilus ersteht, kraft der dichterischen Idee ihm zur Seite gerückt, Hektor, und die Handlung, die sich an ihn knüpft, nimmt in der Oekonomie des Dramas zum mindesten den gleichen Raum ein, wie des Troilus Liebesirren. Wer aber ist dieser Shakespearesche Hektor? Ein edler Ritter, den es mitten im Krieg gelüstet, nutzlos und übermütig ein Duell mit einem Griechenfürsten für die Dame seines Herzens, die niemand getästert hat, auszufechten. Die Griechen stellen ihm Ajax entgegen, Ajax ist damit in seine Gewalt gegeben, aber Hektor schont seiner großmütig, weil irgendwie, von irgendwelcher Seite her Trojanerblut in Ajax' Adern fließt. In ganz der gleichen Weise entläßt er stets in der Schlacht — Troilus wirft es ihm vor — die besiegten Griechen, die ihn um Gnade anflehn. In edler Ritterlichkeit läßt er selbst Achill von sich, da dem der Kampf in diesem Augenblick nicht genehm ist. Die Griechen haben einen Boten zu Priamus gesandt: gebt Helena heraus, und der Krieg sei beendet. Hektor spricht für ihre Auslieferung, sie sei das Blut, das um sie geflossen, längst nicht wert, auch müsse man die Ehe in Ehren halten. Plötzlich aber schlägt seine Stimmung um, er vergißt, was er noch eben geltend gemacht hat; nein, der Krieg sei nicht beendet, er sei fortgesetzt um des Krieges willen, denn im Krieg ist Ruhm! Trotz aller Warnungen, denen sein Ohr nicht taub bleibt, zieht er dennoch in die Schlacht, die ihm das Leben kosten soll, weil er es nun einmal so gesagt hat, und weil ein vorsichtiges Zuhausebleiben seine Ehre schmälern könnte. Man sieht, es ist in der Ritterlichkeit dieses Hektor das nämliche Ingredienz wie in des Troilus Liebe: zu hoch gesteigerter Idealismus, Verstiegenheit, Donquichoterie.

Ich würde „Troilus und Cressida" ein Drama der Donquichoterie benennen.

Und doch ist das Wort zu hart, zu kalt für Shakespeares eigenes Empfinden. Ihm, das fühlt man, ist dieser, sei es verstiegene, Idealismus ans Herz gewachsen. Er hat ? lieb, die in seinem Namen mit vollen Händen ins Land ziehn, freilich, er weiß auch, daß sie gestäupt und barfuß und in Lumpen gekleidet heimkehren werden. Er hat sie lieb und tächelt über sie. Einst war er selbst wie jene. Die Zeiten sind vorüber, und er hat die Welt kennen gelernt; aber daß er sie kennen lernen mußte, war eben die bittere Erfahrung, die ihm vorbehalten blieb, und die zugleich ein Abschiednehmen von allen Jugendidealen bedeutete; an denen man hängen mag, auch wenn man sie bereits preisgegeben. Nicht Menschenverachtung spricht aus „Troilus und Cressida", wohl aber eine erzwungene Loslösung von dem, was Dir lange Jahre als Dein Bestes galt.

Ein Troilus wäre von jedem Mädchen betrogen oder doch enttäuscht worden. Dieser ritterliche Hektor muß in so schmählicher, feiger Weise hingemeuchelt werden. Das Schicksal will es so, das Schicksal, dessen harten Griff Shakespeare wohl selbst verspürt hatte. Und damit steht man, meiner Meinung nach, unmittelbar vor dem Verständnis des Dramas. Shakespeare hat immer und überall mit schweren Schatten und scharfen Kontrasten gestaltet; so auch hier. Dem verstiegenen Idealismus dieser Trojaner steht die gemeine Nützlichkeitssucht, der satte Egoismus dieser Griechen gegenüber. Das läßt sie komisch, weil bar aller Ideale, erscheinen. Darum ist Agamemnon ein Schauspieler, weil er seine Führerrolle nicht im Herzen trägt; Ajax ein törichter Prahlhans, weil er nicht weiß, wofür er kämpft und eben nur an sich denkt. Bedurfte ein Troilus eines Kupplers, so ist Diomedes der Mann, der das Mädchen, dieselbe Cressida, nimmt, wie und wo er sie eben findet; seine Liebeskünste heißen brutale Nötigung. Und Zug um Zug im Gegensatz zu Hektor zeichnet sich das Bild des Achill. Er kämpft nicht für die Seinen, weil er das seinem trojanischen Liebchen so versprochen hat. Er ist feige, wie jener allzu tapfer; großsprecherisch, wie jener allzu bescheiden. Er nutzt die Gelegenheit, wie sie sich ihm eben bietet. Er hat keinen Pardon für den Schwachen; der entwaffnete Feind ist ihm lieber als der gerüstete. Diese Griechen gehen sehr un-

Digitized by Google

bekümmert den Weg, der in dieser Welt zum Erfolg führt; einen Hektor und einen Troilus straft die Wirklichkeit lügen, wie sie den jungen Shakespeare lügengestraft hatte.

So gewiß Cervantes nicht um der Karikatur willen dem Don Quichote einen Sancho Pansa zur Seite gestellt hat, so gewiß kam es Shakespeare nicht darauf an, die homerischen Helden zu karikieren, sondern er schuf eben nur frei und unbekümmert aus den Gesetzen seiner Kunst, des Dramas, heraus. Und das verlangte Gegensätze. Er gab in „Troilus und Cressida" nicht eine literarische Satire, sondern eins seiner großen Werke, und Goethe hatte recht, es Eckermann ans Herz zu legen, damit er sehe, wie „frei" Shakespeare innerlich gewesen.

Die Aufführung des Deutschen Theaters hielt sich auf bescheidenem Niveau, das neue Ensemble war den Aufgaben, die dieses Shakespearesche Werk an die Darsteller stellt, nicht gewachsen. Man muß Paul Lindau, dem neuen Direktor dieser Bühne, doch Dank dafür wissen, daß er den Versuch gemacht. Man braucht die Bühne als solche nicht zu überschätzen, aber man wird doch immer wieder gewahr, wie sehr — im Gegensatz zu des Troilus frommem Glauben sei es gesagt — Auge und Ohr unentbehrliche Diener sind.

Ernst Heilborn.

White House und Roosevelt*).

Wenn Sie nach New-York gehen, so gehen Sie doch auch nach Washington — nur ein paar Stunden mit der Bahn — gehen Sie nach White House, geben Sie Ihre Karte ab und besuchen Sie den Präsidenten. Man wird Sie nicht abweisen . . . im Ernst . . . Ich will ja niemand hineinfallen lassen . . . Wenn Sie in Amerika sind, so sprechen Sie mit Roosevelt . . . es ist auf Ihrem Programm eine Nummer fürs Leben . . . erzählen Sie später von Ihrer Begegnung, dann denken Ihre Zuhörer an Gesandte, an Protektion, an Lakaien in Kniehosen, an Ihren durch lange Marmorgänge gerufenen Namen . . . Sie denken an Kammerherrn, die mit silbernen Ketten geschmückt sind, und mit tiefer Verneigung an einem vorübergehen, und an hoch aufgerichtete Hellebardiere, die in strammer Haltung unbeweglich und mit ehrerbietigem Gruß in dem Rahmen kostbarer, holzgeschnitzter Türen stehen.

In New-York sagten mir Bekannte: „Wenn Sie nach Washington kommen, so besuchen Sie den Präsidenten, Sie bekommen ihn sicher zu sehen", und andere wieder: „Gar nicht daran zu denken, geben Sie sich keine Mühe, Sie können ihn nur sehen, wenn Sie eine Empfehlung von dem holländischen Konsul haben . . . oder wenn der Gesandte Sie einführt . . . der Mann hat doch wahrhaftig zu viel zu tun, um immerfort zu empfangen."

Mein europäischer Begriff von regierenden Mächten ließ mich den Rat der letzteren befolgen.

Ich ging aber trotzdem nach Washington, auf amerikanische Art, ohne Gepäck, um die Stadt zu sehen und die prachtvolle Bibliothek und das Kapitol und den Palast von außen.

Es regnete, als ich spät abends ankam. Rasch eilte ich in ein großes Hotel, St. Charles, dem Bahnhof gerade gegenüber, und in meinem Zimmer dachte ich, während ich einen Brief nach Hause schrieb und auf den fallenden Regen lauschte, plötzlich, wie verrückt es doch eigentlich sei, daß ich nun zwei Tage versäumte, um Washington zu sehen, wie ein „stight seer", daß ich in der Hitze von Museum zu Museum gehen, und von einer Elektrischen in die andere springen wollte, um des Abends allein und todmüde in einer fremden Stadt zu sitzen, den Kopf übervoll von all dem Gesehenen, nur wegen einer neuen Programmnummer: Washington.

Gehetztes Reisen kann ich nicht ausstehn.

Hat man eine ganze Anzahl von Städten nacheinander besucht, so schwindelt es einen vor goldenen Türmen, breiten Straßen, Lichteffekten, Gemälden, Parkanlagen und Aussichtspunkten. So weiß man, nach Haus zurückgekehrt, nicht mehr, was man gesehen hat, so ist es einem als habe man einer langen Kinematographvorstellung beigewohnt. Den Präsidenten sehen! . . . ich hatte nicht darauf gerechnet, und doch war es so halb und halb der Zweck meiner Reise gewesen. Jetzt saß ich in einem hellen Reiseanzug in der nassen Stadt . . . ohne einen schwarzen Rock . . . im Regen . . . ohne Bekannte . . . in Philadelphia wurde ich erwartet . . . daß ich auch so verrückt gewesen war, hierher zu kommen!

Ich blickte hinaus in die nasse Straße und dachte daran, am nächsten Morgen gleich wieder weg zu gehen, rasch mal durch die Stadt zu fahren, alles von außen anzusehen und dann meine Freunde zu besuchen. Hätte ich einen schwarzen Anzug bei mir gehabt, so würde ich zum Gesandten gegangen sein und ihm gesagt haben, daß ich etwas über Washington schreiben wolle, er möge mir doch eine Empfehlung geben . . . und er würde sich sicherlich nicht geweigert haben.

Und doch, wenn man irgendwo hinkommt mit einer hohen Empfehlung, so sieht man alles nicht echt . . . dann verneigen sich die Menschen, dann bekommt man nur den Eindruck des Aeußerlichen . . . am besten ist es, sich die Dinge als ganz gewöhnlicher Sterblicher anzusehen.

Bekleidet man irgend ein Amt, ist man „jemand", dann wird man wie eine Kiste mit zerbrechlichen Waren, auf die in großen Buchstaben „Vorsicht" gemalt ist, sorgfältig an seinen Bestimmungsort befördert.

Ein gewöhnlicher Koffer, ohne Etikett, macht das echte Reiseleben mit, steht nun mal oben, dann wieder unten — wird in den Wagen geschmissen und wieder herausgeworfen.

Ich will reisen wie ein gewöhnlicher Koffer.

Am Morgen schien die Sonne. Die Stadt sah mir jetzt ganz anders aus als am Abend vorher. Eine prachtvolle Stadt mit breiten Straßen, herrlichen Parkanlagen und schönen Gebäuden.

Behaglich schlenderte ich über den langen Weg nach dem Kapitol, das in der Ferne riesenhaft auf einem hohen Hügel lag, eine gewaltige Säulenreihe über einer kolossalen Treppe mit zahllosen Stufen, ein überwältigendes Ganzes aus weißem Marmor, sich scharf abhebend von dem tiefblauen Himmel. Und überall Grün und Anlagen und Bäume und Gärten und Felder, ein Gewoge von Grün auf den Hügeln, an den Palastwänden entlang, eine riesenhafte Villenkolonie in der Stadt . . . Amerika . . . das echte Amerika sämtlicher Möglichkeiten . . . Land und Stadt zugleich.

Ein herrliches Stück Farbe, das Weiß in wunderseltsamen Nuancen, die Nischen, die Türme, die Treppen weiß, grellweiß, silberweiß, ins Grau hinüberspielend in den Tiefen von Toren und Säulenreihen, die sich scharf vom Himmel abhoben, weiß, immer weiß, und doch immer wieder anders, ein lebendes Stück Marmor, verblüffend in dem Rahmen von frischem, Leben atmendem Grün.

Ich war froh, daß ich gekommen war, dachte nicht mehr an Roosevelt und nicht an Audienzen, schlenderte behaglich über den sonnenbeschienenen, sandbestreuten Weg und lauschte auf das Gezwitscher der Vögel hoch in den Bäumen . . . ein freudiges Lied von der Sehnsucht.

Da kam ein kleiner barfüßiger Junge und lief neben mir her.

„Führer gefällig, Sir? Führer gefällig?"

„Nein," sagte ich.

*) Aus dem holländischen Manuskript übertragen von E. Otten.

„Nicht teuer, drei Dollar für einen Tag."

„Nein, nein . . ."

„Dann zwei Dollar, ich kenne die ganze Stadt."

Ich sah ihn an; ein etwa elf- bis zwölfjähriger Junge mit klugen, schwarzen Augen.

„Gehen Sie nur mit," sagte er, „Sie werden es nicht bereuen. Zwei Dollar ist nicht viel, für einen ‚Quarter'*) zeige ich Ihnen diesen Garten. Ich weiß überall den Weg. Wenn Sie mit mir gehen, sehen Sie alles viel besser. Haben Sie Teddy gesehen?"

Teddy ist die Abkürzung von Roosevelt, er heißt Theodor.

Ich lachte und sagte: „Nein."

„Sie müssen ihn sehen," sagte der Junge. „Teddy is all right. Gehen Sie jetzt nur erst mit in den Garten. Und dann können Sie sehen, ob Sie mich brauchen können."

Wir gingen in einen vor dem Kapitol gelegenen Garten, und mein Führer begann seine Erklärungen.

„So viel Quadratruten groß. Diese Eiche ist zweihundert Jahre alt. Hier ging McKinley immer spazieren . . . der Präsident, der jetzt tot ist . . . dies sind Rhododendren . . . dieses Beet . . ."

So ging es weiter, in einem Atem.

Als wir hinaus traten, gab ich ihm den Quarter.

„Für einen Dollar begleite ich Sie eine Stunde, Sie müssen Teddy absolut sehen . . . ich werde Sie hinführen . . . eine gute halbe Stunde zu gehen . . . Sie sehen ihn sicher . . . brauchen mir nichts zu bezahlen, wenn's nicht glückt . . . Teddy ist ein netter Mann . . ."

Ich fand es sehr amüsant, den kleinen Bengel so familiär über den ersten Mann des Landes sprechen zu hören. Aber ich hatte doch keine rechte Lust es daraufhin zu wagen. Diese Einführung schien mir denn doch etwas allzu bequem.

Um ihn los zu werden, sagte ich: „Ich muß ins Kapitol, ich danke Dir . . . ein andermal . . ."

„In einer Stunde können Sie ihn nicht mehr sehen," rief der Junge.

Ich stieg langsam die Treppen zu dem Gebäude hinauf, ging durch die Hallen von weißem Marmor, sah die Halle mit ihrem Kreis von Denkmälern sämtlicher berühmter Männer Amerikas: Redner, Generäle, Staatsmänner, hoch auf ihren Sockeln aus Granit und Bronze, mit den tief eingravierten Buchstaben, las die Inschriften und versuchte mich zu erinnern, wer sie waren, diese Riesen aus Stein mit den fremd klingenden Namen. Ich wußte es nicht. In der Schule lernen wir so wenig von der amerikanischen Geschichte . . . Washington . . . Lincoln . . . Grant und noch ein paar andere . . . das ist alles.

Der erste zog über den Delaware, der zweite war ein Holzhacker, der dritte kämpfte für die Sklaven; die übrigen sind würdige Herren in flatternden Mänteln, bizarren Umformen und altmodischen Galaanzügen.

Wir lesen ihren Namen und haben ihn beim nächsten Denkmal schon wieder vergessen.

O Berühmtheit!

Nach einem Leben voller Anstrengung und Arbeit für andere wird man in die Halle eines Museums gestellt, um von dem ersten Besten angeglotzt, um wegen seiner Nase, seines Buckels oder seiner krummen Beine verspottet zu werden . . . Was man getan hat? wer weiß es? und wen interessiert es?

Wenn man berühmt wird, wird man ein Kerlchen aus Stein! Dafür sprechen Redner stundenlang, quälen Genies sich ab bis spät in die Nacht hinein, arbeiten Schriftsteller bei heißem Lampenlicht, vergessen Hunderte ihre Pflichten sich und anderen gegenüber . . . nur um sich dem dankbaren späteren Geschlecht zu zeigen, kalt und imposant, das Gesicht voller Staub, den Körper voller Rostflecken. Solch ein Kreis von Berühmtheiten, die man nicht kennt, zeigt einem so recht die Nutzlosigkeit des Strebens, „jemand zu werden".

Draußen zwitscherten die Vögel verführerisch; da lockte das Grün, da lachte das Leben — drinnen in einem überhitzten Saal saßen schwitzende Männer und warteten, bis es an ihnen sein würde zu sprechen, auf eine Chance lauernd, um auch . . . ein Kerlchen aus Stein zu werden!

Ich kam gerade zur Zeit, um der letzten Sitzung des Senats beizuwohnen; aber diese Streber nach Berühmtheit ließen mich ebenso kalt wie ihre steinernen Vorgänger in der Halle . . .

Ich hörte ihre Stimmen durch den Saal schallen, ich blicke auf die goldgelben Wandverzierungen, auf die Kuppel aus gebranntem Glas, auf die Mahagonipulte, die vergoldeten Uhren, die Nischen mit den kleinen Büsten, die dem Ballspiel mit Millionen gleichgültig zusahen: 50 für eine neue Bahn . . . 20 für Schulen . . . 40 für eine Flotte . . . 300 für etwas anderes . . .

Allein mein Verlangen, ungehindert durch den Palast zu gehen, ließ mich den Entschluß fassen, meine Karte im Bureau der Presse abzugeben.

Man ließ mich sofort eintreten.

Einen Augenblick später saß ich vorn auf einer Tribune, sehr bequem in einem Sammetfauteuil.

Neben mir saß ein junger Herr und schrieb.

Ich stellte mich ihm vor . . . wir tauschten Karten aus . . . sein Name war Price . . . von der Presse . . .

„Haben Sie Teddy gesehen?"

„Nein," sagte ich.

„In Washington und Roosevelt nicht gesehen? . . . Aber da müssen Sie hin. Sehen Sie mal, da kommt gerade der große Redner von Maine . . . Der mit der Blume im Knopfloch . . . der bekommt noch mal ein Denkmal . . . ein tüchtiger Kerl! . . . nie von ihm gehört? . . . das ist aber merkwürdig . . . warum sind Sie nicht in White House gewesen? . . ."

Ich wußte eigentlich nicht recht, was ich antworten sollte. Es schien mir so lächerlich, daß ich nicht versucht hatte, den Präsidenten zu sehen in einer Stadt, wo jeder von ihm sprach wie von einem Schulfreunde . . . und ich sagte irgend etwas über die vielen Umstände, die solch ein Besuch machen würde.

„Gar keine Umstände," sagte Mr. Price. „Es ist jetzt nach eins. Vor ein Uhr würden Sie ihn bestimmt gesehen haben. Er empfängt Hunderte von Menschen."

„Wenn ich das gewußt hätte . . ."

„Schade," antwortete mein neuer Bekannter.

Dann nach einer Weile — wir hatten über Holland, Paris, London und allerhand anderes gesprochen, während die schwitzenden Senatoren dort unten mit den Millionen um sich warfen — sagte Price plötzlich: „Aber Sie müssen Teddy doch auf alle Fälle sehen, es wird sich schon machen lassen. Mein Bruder ist der Journalist von White House. Er telegraphiert alle Berichte von dort . . . geben Sie ihm meine Karte . . . sagen Sie, daß Sie aus Holland kommen . . . dann wird er schon was für Sie tun . . . dann wird es Ihnen vielleicht glücken . . . es hängt nur davon ab, wie der Präsident gelaunt ist . . . aber heute, wissen Sie . . . heute ist ein schlechter Tag . . . der Senat hat seine Ernennung von Grumm zum Postmeister im Süden nicht bestätigt . . . jetzt ist er natürlich wütend . . . seine eigene Schuld . . . warum ernennt er alle Augenblick einen Neger . . . Sie haben nicht viel Chance . . . aber Sie können es ja versuchen . . ."

Er gab mir eine Visitenkarte, auf die er ein paar Worte schrieb.

Einige Augenblicke später war ich auf dem Wege nach White House.

Ein ruhiger, weißer Palast, in der Mitte zweistöckig, die Dächer der niedrigen Seitenflügel rings herum wie eine große Terrasse mit Reihen von Orangenbäumen bepflanzt.

*) Quarter gleich 1 Mark.

Digitized by Google

Hier und dort Tulpen in Kübeln, Tulpen auf den Beeten, Tulpen in Töpfen vor den Fenstern, ein echt holländischer Effekt.

Da fuhr es mir durch den Kopf: Roosevelt ist von holländischer Herkunft; deshalb werde ich ihn sehen. Ich ging die Treppen hinunter nach dem seitlichen Eingang — das Haus liegt tief —, sprach einen Schutzmann an, fragte nach Mr. Price, und gelangte in eine große steinerne Halle.

Da saßen an einem Tisch ein Verwalter und ein Schutzmann gemütlich beisammen und plauderten, bequem in ihre Sessel zurückgelegt, die Beine gekreuzt. Ueberall lagen Papierschnitzel.

Durch die Tür eines Nebenzimmers klang das Klappern einer Schreibmaschine.

Es schien der Korridor eines großen Geschäftshauses.

„Nun?" fragte der Schutzmann, ohne sich zu rühren.

Ich ging auf ihn zu, und sagte ihm, daß ich Mr. Price sprechen wolle.

„Zimmer nebenan . . . gehen Sie nur hinein, zum Type writer."

In dem kleinen Zimmer saßen zwei Männer und arbeiteten. Sie blickten nicht auf.

„Mr. Price . . ."

„Bin ich," sagte der eine von ihnen.

„So," sagte er, nachdem ich ausgesprochen hatte. „Bekannter von meinem Bruder. Ja, ob das gehen wird. . . Na ich werde jedenfalls Loeb mal fragen. . . Ich glaube, daß der Präsident gerade bei Tisch ist . . . er kam eben durch den Gang. Sie sind aus Holland? . . . dann wird's schon glücken . . . es ist sonst ein schlechter Tag heute . . . gewiß von Grumm gehört? . . . sind Sie nie hier gewesen? . . . nie White House gesehen? . . . Warten Sie mal einen Augenblick . . . ich will nur rasch diesen Artikel fertig schreiben, dann gehe ich mit . . . Mr. Taylor . . . dieser Herr kommt aus Holland. . ."

„Angenehm," sagte Mr. Taylor, ein junger Mensch mit scharfen Gesichtszügen. Er sah mich lange an.

„Sind Sie aus Holland?" fragte er. . . . . .

„Ja."

„Hübsches Land . . . aus welcher Stadt?"

„Rotterdam. . ."

„Große Stadt? Wie viel Einwohner?"

„Dreimalhunderttausend, glaube ich."

Er fragte voller Interesse nach verschiedenen Dingen.

Endlich sagte der Journalist: „Gehen Sie mit, ich werde Ihnen White House zeigen," und im Vorbeigehen zu dem Beamten: „Wenn Mr. Loeb kommt, so sagen Sie ihm, daß ich ihn sprechen muß. Ist Teddy bei Tisch?"

„Sure," sagte der Schutzmann.

Wir gingen durch lange Gänge mit Glasschränken, in denen Stücke Tafelgerät standen, das die verschiedenen Präsidenten in Gebrauch gehabt hatten: Grant Blau mit Blumen, McKinley Sèvres, Washington Weiß mit Gold.

„Sehen Sie, hier ist das Toilettenzimmer für die Damen . . . lauter Spiegel . . . sehr praktisch . . . das Haus ist ein wenig klein für große Empfänge . . . dies ist das Zimmer für den Ministerrat . . . in den grünen Lederstühlen sitzen sie . . . lesen Sie nur die Plättchen, dann wissen Sie, wem Sie gehören . . . sie haben alle ihre Namen darauf. . . Sie können sich schon einen Augenblick hineinsetzen . . . dann bekommen Sie eine Idee, wie man sich als Minister fühlt. . . . . ."

Die Tür öffnete sich, und ein großer Mann trat ein. „Der Zeremonienmeister." Price, den Hut auf — er ging durch alle Säle des Gebäudes ohne auch nur daran zu denken den Kopf zu entblößen — sagte: „Halloh Jim, dieser Herr ist Holländer."

Wir plauderten zu dritt in dem Ministersaal.

Ich erzählte von Holland.

Dann gingen wir in die anderen Gemächer, weil Teddy beinah fertig war mit seinem Lunch.

Das „Eastroom", ein länglicher Saal mit glattgewichstem Parkettboden, Kristallkronen, einfach möbliert, mit Glastüren, die zur Terrasse führen. Der grüne Salon, der rote, der blaue. . . .

Der blaue Salon namentlich ist sehr kokett möbliert, die weiß-goldenen Möbel gemütlich gestellt, Gemälde an den Wänden, Nippessachen, alle Kostbarkeiten so aufgestellt und gehängt, daß das unwirtlich-palastartige fortfällt und man Lust bekommt, dort ruhig ein wenig mit dem Herrn Präsidenten zu sitzen, weil ein Mann, der dort wohnt, ein Mann sein muß, wie jeder andere, kein Unnahbarer.

„Hier heiratete Cleveland," sagte Price, „o das war ein famoses Fest und so gemütlich! . . . eine hübsche Frau, diese Mrs. Cleveland. Und einen Takt hatte sie . . . sie war vornehm und doch lustig. . ."

„Damals hing eine warme Behaglichkeit über White House. Dort in jenem Stuhl saß sie immer. Hier empfing sie die Gesandten . . . so liebenswürdig . . . und doch eine echte Lady. . . Kommen Sie jetzt schnell mit, dann können Sie Roosevelt vielleicht gerade noch bei Tisch sitzen sehen."

In einer großen Halle an einer Wand, an der ein enormes Porträt von McKinley hing, blieben wir stehen.

Von dort aus konnten wir die Stimmen im Eßsaal hören.

„Jetzt spricht Alice," sagte Price . . . „wenn die Tür jetzt gleich aufgeht, dann können Sie sie sehen . . . still . . . sie mögen natürlich nicht gern beobachtet werden. . ."

Durch eine schmale Spalte sah ich den Tisch.

Ein paar Kinder saßen da, den Rücken uns zugekehrt.

„Manchmal ist's sehr nett, dann spielt er Pferdchen mit den Jungens, aber heute wird wohl nicht viel aus dem Spielen werden, wegen dieser Grumm-Geschichte."

Ein Mann kam auf uns zu und sagte: „Gleich kommt er."

In der Halle blieben wir stehen, vor einem Porträt.

Einen Augenblick später ging der Präsident vorbei, eilig wie ein Geschäftsmann.

Wir kamen hinunter und fanden Mr. Loeb in seinem Arbeitszimmer.

Price stellte mich vor.

„Der Sekretär des Präsidenten . . . . . Mr. S. . . . . ."

Wir verneigten uns beide.

„Es wird schon gehen," sagte der Sekretär, „kommen Sie um 3 Uhr zurück . . . ich werde ihn fragen . . . um 3 Uhr, nicht später . . . er ist sehr in Anspruch genommen. . ."

„Sehen Sie," sagte Price, „hier ist es nicht so schwer, den Präsidenten zu sprechen zu bekommen wie in Europa . . . ein Präsident ist ein Mensch wie alle anderen. Manchmal kommt er ins Bureau der Presse . . . dann diktiert er . . . oder plaudert . . . wollen Sie mitgehn zum Lunch? . . . hier gerade gegenüber ist ein sehr gutes Café. . ."

Wir gingen, und um dreiviertel drei stand ich wieder in dem Bureau der Type writer.

Dort saß mein Bekannter vom Vormittag noch.

„Alles in Ordnung," sagte er, als ich eintrat, „Mr. Loeb ist vorhin hier gewesen . . . ein glücklicher Zufall . . . es ist, weil Price Sie empfohlen hat . . . sagen Sie mal . . . Sie sind Journalist?"

Er fragte mich nach verschiedenen Dingen.

Mit seinen listigen Augen sah er mich während des Sprechens scharf an.

Dann plötzlich — die Uhr im Gang schlug drei — dachte ich voller Entsetzen an meinen hellen Anzug.

„Ich habe einen hellen Anzug an, schadet das nicht? . . . eigentlich ein bißchen schäbig, den Präsidenten so zu besuchen. . ."

„Das tut nichts," sagte Mr. Tailor, „Sie sehen aus wie ein businessman. . . Der Präsident ist auch ein Geschäftsmann . . . wir geben nicht so viel auf die Form . . . . wir sehen uns die Menschen an, und nicht ihren Anzug. . . Wissen Sie, warum ich Sie so viel fragte über Holland und über

Digitized by Google

Ihren Beruf und allerhand andere Kleinigkeiten? Sie müssen wissen, ich bin der Detektiv des Präsidenten. Alle Fremden kommen zuerst in dieses Zimmer . . . ich spreche mit ihnen . . . und wenn ich irgend einen Verdacht schöpfe, werden sie nicht hineingelassen . . . ich werde Ihnen meine Karte geben . . . denken Sie nur nicht über die Kleiderfrage nach. . . Teddy ist garnicht der Mann, der darauf achtet."

„Wie soll ich ihn anreden?"

„Man sagt gewöhnlich: Mr. Präsident . . . aber studieren Sie nur keine Rede ein . . . das tun alle, und wenn sie ihn dann sehen . . . vergessen sie, was sie sagen wollten. Außerdem haben Sie nur zwei Minuten für die Unterhaltung . . . er sagt etwas, und dann können Sie sofort wieder gehen . . . Wissen Sie, wie viel Menschen er manchmal empfängt? . . . Tausend . . . dann sitzen sie hier zusammengepfercht wie die Heringe in einem Faß. Jetzt bei der Wahlperiode schickt er natürlich kaum jemanden fort. Wir arbeiten jetzt für Popularität . . . Ach ja ja, hier haben Sie meine Karte . . .

Ich las:

Richard H. Taylor
U. S. Secret Service Washington D. C.

Im Gang ertönten Kinderstimmen; zwei Knaben spielten Nachlaufen.

„Halloh," riefen sie dem Polizisten zu.

„Halloh!" rief der zurück.

Er stand auf und tat so, als wolle er ihnen nachlaufen.

Und mitten in dem Gelächter der Roosevelt-Jungens erklang eine Stimme:

„Mr. Holland!"

„Für Sie," sagte der Detektiv, „der Präsident wartet."

Durch das Zimmer des Mr. Loeb gelangte ich zu dem ersten Mann des Landes.

Ich ging durch zwei große Zimmer, die durch Schiebetüren voneinander getrennt waren, das eine blau, das andere rot. In dem blauen stand Roosevelt vor einem Pult. Ein kräftig gebauter, rüstiger Mann mit einem energischen Kopf. Er blätterte in einem Buch.

An der Tür wartete der Wächter.

Der Präsident warf einen Blick auf meine Karte, sah mich an, kam auf mich zu, schüttelte mir die Hand und sagte: „Nett, daß Sie gekommen sind . . . und noch dazu von Holland . . . eine ganze Reise . . . ich hoffe, daß das Land Ihnen gefällt . . . wir haben die Holländer sehr gern . . . ich bin selbst von holländischer Abstammung . . . ich spreche auch noch ein wenig Holländisch, aber nicht viel . . . Gehen Sie nach St. Louis? . . . das Interesse für die Ausstellung ist wohl allgemein? . . . Kannten Sie das Land schon? . . . Haben Sie etwas darüber gelesen? . . ."

Ich dachte plötzlich an sein Buch und antwortete: „Ich kannte es durch Ihr Buch ‚Amerikanismus'."

Er lachte und sagte: „Mein Buch? Haben Sie das gelesen? Wird es in Holland gekauft? Sie haben es gewiß englisch gelesen?"

„Nein, in der holländischen Uebersetzung, Mr. Präsident."

Ich sah, daß es ihm Freude machte, zu hören, daß er drüben durch sein Werk bekannt war. Seine Augen lachten hinter seinen großen Brillengläsern.

„Ein Präsident ist ein Mensch wie jeder andere," dachte ich.

Ein amerikanisches Sprichwort lautet: Jeder Mensch hat einen Preis. Bei den meisten ist's die Eitelkeit. Dank Roosevelts Eitelkeit durfte ich fünf Minuten bleiben.

Er sprach über Bücher, über sein Buch, sagte, daß es ihn sehr freue zu hören, daß das Werk gekauft werde . . .

Er sagte es mit ehrlicher Freude, ohne Verstellung.

Und ich war froh, daß ich ihn gesehen hatte.

Roosevelt hat den muffigen Palastgeruch in meinen Augen unwirklich gemacht. Ich finde es töricht, daß der Regent eines großen Landes jeden einzelnen, der kommt, bei sich empfängt, und doch liegt etwas sehr Nettes darin, daß man so in seinem alltäglichen Anzug den ersten Mann des Staates besuchen und ihm persönlich sagen kann, was man meint, daß er wissen solle.

Die meisten kommen aus Eitelkeit, um später sagen zu können: „Ich bin mal bei Teddy gewesen. Ein netter Kerl . . . er hat mir die Hand gegeben, und gefragt, was ich von ihm hielte."

Ich auch . . . ich habe bis 3 Uhr gewartet aus Eitelkeit! . . . Um dann bei einem weltberühmten Manne Eitelkeit zu finden.

Aber daß er in meinen Augen einen Palast zu einem gewöhnlichen Hause gemacht hat . . . dafür will ich vergessen, daß ich so lange warten mußte.

Als ich des Abends Price wieder begegnete, fragte er mich: „Teddy gesehen? Na, sehen Sie jetzt wohl, daß er ein Mensch ist wie alle anderen?"

Und in St. Louis traf ich einen Holländer, einen berühmten Maler, der mir sagte: „Am amüsantesten war meine Bekanntschaft mit Roosevelt. Mit meiner Frau und meiner Tochter bin ich zu ihm gegangen, eigentlich ohne jede weitere Empfehlung. Er kannte mich durch meine Arbeiten. Als meine Tochter ihn um sein Autogramm bat, sagte er: ‚Ich werde meinen Namen auf eine Karte vom Weißen Hause schreiben mit einer Vignette darauf, sonst glauben die Leute nicht, daß es echt ist.' Meiner Frau summte er ein holländisches Liedchen, das seine Mutter ihm manchmal vorgesungen. Es sei das einzige Holländisch, das er könne. Ich finde das famos . . . ein Präsident, der sich garnicht präsidentenhaft benimmt . . . Roosevelt hat mich verstehen lernen, was die ‚Gleichheit' in Amerika bedeutet."

Noch einmal: Kommen Sie nach New York, so fahren Sie auch nach Washington — ein paar Stunden nur mit der Bahn — gehen Sie nach White House, geben Sie Ihre Karte ab und besuchen Sie den Präsidenten . . . man wird Sie nicht abweisen.

Amsterdam. W. Schürmann.

Huberta Sollacher: Eine Waldgeschichte für Jung und Alt. Von Frida Schanz. Mit einem Titelbild und 41 Illustrationen von W. Ganse. (Berlin, Trowitzsch & Sohn.)

Ein freundliches Buch für anspruchslose Gemüter. Huberta Sollacher stammt aus einem uralten Förstergeschlechte, eine echte Waldtochter, die zu früher Selbständigkeit erzogen wird, da die Mutter bei Hubertas Geburt gestorben ist. Das junge Mädchen versorgt das Haus, in das sogar der König einmal eingekehrt ist (!), stopft kunstgerecht die von Vater und Bruder erlegten Raubvögel aus, putzt die Gewehre, fünfzehn an der Zahl, und ist ein Muster von Bravheit, Frömmigkeit, Fleiß und allen sonstigen menschlichen Tugenden. Ein Bruder ist Professor in der Stadt und reich verheiratet. Zu dem soll sie einen Winter lang auf Besuch, aber sie fühlt sich nicht wohl unter den schwatzenden, geputzten, in allerlei Künsten dilettierenden Stadtmenschen. Da auf einem Ball lernt Huberta einen Oberst kennen, der sich rasch mit ihr anfreundet. Er führt seine zum Exerzieren ausrückende Truppe mit klingendem Spiel auf Umwegen an ihrem Fenster vorbei, Tag für Tag, einmal sogar an der Wohnung des Zahnarztes, wo Huberta sich eben aufhält. (Wenn das nur kein Parlamentarier der Oppositionsparteien liest, sonst gibt's eine heftige Interpellation bei der Regierung!) Und der Oberst meint es doch so ehrlich. Er hat nämlich einen Sohn, der Theologie studiert, und dieser junge Kandidat. . . . . Doch es soll nichts weiter verraten werden, sonst wird den kleinen Leserinnen alle Spannung genommen. Das Buch wird seine Schuldigkeit tun, wenn es den städtisch verbildeten Schulfräulein die Augen öffnet über den Reiz und Reichtum des ländlichen Lebens, das allerdings, wie im Falle der Försterstochter, erst durch höhere geistige Schulung befruchtet werden muß.

S. Mg.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 51. Berlin, den 17. September 1904. 21. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Der Wahlverein der Liberalen hat am vorigen Montag in der Tonhalle zu Berlin den Kampf gegen die Schulreaktion mit einer wirksamen Volkskundgebung aufs neue aufgenommen. Die Versammlung von Männern und Frauen, die den großen Saal in allen seinen Teilen füllte, nahm nach Referaten unserer Freunde J. Tews, D. F. Naumann und Karl Schrader (der letztere war für den erkrankten Abgeordneten Broemel eingesprungen) folgende Grundlinien eines entschieden liberalen Schulprogramms an.

Wir verlangen:

1. daß die gesamte Jugend des deutschen Volkes bis zu einer gesetzlich festgestellten Altersgrenze in der Volksschule, in der Unterricht und Lernmittel frei sind, vereinigt werde, und daß neben der Volksschule öffentliche Anstalten für den ersten Unterricht nicht bestehen,

2. daß die Volksschule mit den mittleren und höheren Bildungsanstalten in organische Verbindung gebracht werde und besonders begabte Kinder unentgeltlichen Unterricht in weiterführenden Lehranstalten erhalten,

3. daß sich an die Volksschule eine obligatorische Fortbildungsschule für Knaben und Mädchen anschließt,

4. daß in der Volksschule, wie in jeder andern staatlichen Bildungsanstalt, eine konfessionelle Trennung der Kinder nur im Religionsunterricht stattfindet, und daß für die Teilnahme am Religionsunterricht ein Zwang nicht besteht,

5. daß die Lehrer eine wissenschaftliche Bildung erhalten, die der Stellung der Volksschule im gesamten Bildungsorganismus des Staates entspricht,

6. daß die Volksschule zeitgemäß ausgestaltet und dotiert wird (Verkleinerung der Schulklassen, Aufbesserung der Lehrerbesoldungen),

7. daß die Aufsicht über die Volksschule in die Hände von praktisch bewährten und pädagogisch gebildeten Fachleuten gelegt wird, und

8. daß die Oberleitung des Unterrichtswesens einem Unterrichtsministerium obliegt, das vom Kultusministerium völlig getrennt ist,

9. daß diejenigen Gemeinden, die größere Opfer für ihr Schulwesen bringen, an der Verwaltung der Schulen entsprechend beteiligt sind.

Wir verwerfen demgemäß

1. die Trennung der Volksschule nach sozialen Schichten (Standesschulen) und religiösen und kirchlichen Bekenntnissen (konfessionelle Schulen),

2. die geistliche Schulaufsicht,

3. die Abtrennung der Lehrerbildungsanstalten, soweit sie die allgemeine Vorbildung der künftigen Volksschullehrer zur Aufgabe haben, von den übrigen höheren Lehranstalten, und bezeichnen

4. die dürftige Ausstattung und unzureichende materielle Fürsorge für den Unterricht als eine der größten, in kultureller wie wirtschaftlicher Beziehung nachteiligsten Versäumnisse des Staates.

Wir richten an alle liberalen Kreise unseres Volkes, insbesondere an die liberalen Volksvertreter, die dringende Mahnung, für die Volksschule und ihre Pflege mit voller Kraft einzutreten und die rückschrittlichen Bewegungen auf diesem Gebiet mit Nachdruck zu bekämpfen.

Die Versammlung beschließt das Ersuchen an die freisinnigen Parteien des Abgeordnetenhauses zu richten, einzutreten für ein gerechtes, bestehende Vorrechte beseitigendes Schulunterhaltungsgesetz, zu ausreichender Ausstattung der Schule und entsprechender Besoldung der Lehrer, das nicht mit Bestimmungen verknüpft ist, welche die Konfessionsschule als Regel hinstellen oder die Konfessionalisierung erleichtern, und jedes mit solchen Zusätzen versehene Gesetz abzulehnen und einzutreten für die Beseitigung der geistlichen Schulaufsicht.

Wie man sieht, vermeidet dieses Schulprogramm auch den Schein, als ob der Liberalismus in diesem Kampfe um die Volksschule irgend ein religiöses Empfinden verletze. Vielmehr richtet sich der Kampf nur gegen jenen Klerikalismus katholischer und evangelischer Konfessionen, der nichts anderes ist als die Ausbeutung religiöser Bedürfnisse zu Machtzwecken. Dieser Klerikalismus ist in allen Ländern der Feind jeder höher entwickelten Volksschule, wie er der Feind einer unabhängigen Wissenschaft und der modernen Kultur überhaupt ist.

In dem „Greifswalder Tageblatt" hat der freisinnige Reichstagsabgeordnete Gothein jetzt auch zu der Frage Stellung genommen, wie man sich freihändlerischerseits zu den neuen Handelsverträgen zu stellen habe. Er wahrt sich als Mitglied eines Parlaments, das demnächst vor eine konkrete Entscheidung gestellt wird, das Recht der freien Entschließung bis zu dem Augenblick, wo er die noch unbekannten Einzelheiten der neuen Vertragsentwürfe in ihrer Gesamtheit vor sich sieht, und schließt seinen Artikel mit folgenden Worten:

„Am unklügsten ist es jedenfalls, sich auf den Standpunkt zu stellen, jeden Handelsvertrag, sei er wie er wolle, anzunehmen. Das muß unsere Unterhändler nur ermutigen, bei den Vertragsverhandlungen möglichst viel agrarische Wünsche durchzusetzen, muß die Vertreter der Staaten, mit denen wir in Verhandlung stehen, veranlassen, keine Konzessionen auf dem Gebiete ihrer Industriezölle zu machen, und Dank vom Grafen Bülow werden die, die solches versprechen, auch nicht ernten."

Die Verhandlungen über das Kartellproblem auf dem deutschen Juristentage in Innsbruck haben ein überraschendes Abstimmungsresultat gezeitigt. Die drei dem Juristentag zu dieser Frage vorliegenden Gutachten von Dr. Scharlach, Reichstagsabgeordneten Syndikus Dove und Oberlandesgerichts-

Digitized by Google

rat Schneider sprachen sich, wie die „Nation" vor Wochen schon ausführlich darlegte, gegen jeden Staatseingriff aus. Nichtsdestoweniger gelang es dem Referenten, Sektionschef im österreichischen Ministerium Dr. Klein, die überwältigende Mehrheit des Juristentages auf eine Resolution zu vereinigen, welche sich dafür ausspricht, daß die Ordnung der Kartellfragen zwar der Verwaltungspolitik und Wirtschaftsgesetzgebung zufällt, daß aber in Fällen übertriebener Preissteigerungen der Eingriff des Staates gerechtfertigt sei, daß den Arbeitnehmern die volle Koalitionsfreiheit gewährt werden und den Kartellen gegenüber Normen und Geist des Privatrechtes uneingeschränkt zur Herrschaft kommen müßten.

Für die deutschen Kolonialschwärmer sind gegenwärtig ganz besonders schlechte Zeiten. Aus Südwestafrika kommen fortgesetzt beunruhigende Nachrichten. Die kriegerische Aktion wird durch den Typhus, der sich nach uns zugegangenen privaten Nachrichten allmählich über das ganze Land ausgebreitet hat, und durch das Entweichen der einzelnen Hererobanden in unzugängliche, „unerforschte" Gebiete nahezu ganz wirkungslos gemacht. Ob die Ende dieses Monats abgehenden beiden Eisenbahner-Kompagnieen mit dem Bau von Feldbahnen eine schnellere Beförderung der Zufuhr und damit eine bessere Verpflegung und intensivere Verwendungsmöglichkeit unserer Soldaten werden erzielen können, bleibt noch abzuwarten. Einstweilen steht nur fest, daß der Feldzug gegen die Herero noch unabsehbare Opfer an Menschenleben, Geld und Zeit kosten wird; um so mehr, wenn die im Süden der Kolonie aufs neue ausgebrochenen Unruhen ernsteren Charakter und größere Ausdehnung annehmen sollten.

Dazu kommen nun noch Berichte über ein entsetzliches Blutbad aus Deutsch-Neuguinea. Am 15. August ist die Missionsstation Sankt Paul Nacharunep und die Trappistenniederlassung in den Bainingbergen auf der Gazellenhalbinsel von mordenden und plündernden Eingeborenen überfallen worden. Fünf deutsche Missionare und ebensoviel Missionsschwestern sind den wütenden Horden zum Opfer gefallen. Daß der amtliche Bericht versichern kann, die Ruhe sei wiederhergestellt und die Verfolgung der Mörder energisch aufgenommen, ändert wenig an dem bedauerlichen Vorkommnis. Auch die aus englischen Blättern stammende Mitteilung, daß der Ueberfall durch blinden Bekehrungsfanatismus des Missionsvorstehers Pater Rascher verursacht sei, kann das Bedauern mit den hingeschlachteten Opfern nicht mindern. Zu wünschen bleibt nur, daß derartige traurige Erfolge eines übel angebrachten Kolonisations- und Missionseifers nicht Anlaß zu neuen großangelegten, kostspieligen Aktionen bieten, wie wir sie aus der deutschen Kolonialgeschichte der letzten Jahre zur Genüge kennen gelernt haben.

Die Tochter des Königs von Belgien, verheiratete Prinzessin Luise von Koburg, ist aus Bad Elster, woselbst sie unter psychiatrischer Bewachung stand, über Berlin nach Paris entflohen. Es handelt sich abermals um eine fürstliche Eheirrung, die zu einem großen Eheskandal ausgewachsen ist. Der Prinzessin ist arg mitgespielt worden, und ihrem Geliebten, einem kroatischen Edelmann Mattachich, nicht minder. Der ganze Handel erinnert ein wenig an die Gepflogenheiten der Bastille und wird in der Sittengeschichte unserer Zeit nicht gerade das sauberste Kapitel ausfüllen. Eine charakteristische Note hat diese Entführungsgeschichte dadurch bekommen, daß die Prinzessin von Geblüt ihre Freiheit nicht zum wenigsten der Unterstützung von Sozialdemokraten verdankt. Der sozialdemokratische Abgeordnete Südekum hat sie vier Tage in seiner Wohnung in Berlin verborgen gehalten, und auch in Frankreich sind es vornehmlich Sozialdemokraten, die sich der Prinzessin annehmen.

Die genaueren Berichte über das beispiellos zähe und blutige Ringen um Liaujang lassen keinen Zweifel mehr darüber, daß auf beiden Seiten mit bewundernswerter Tapferkeit und Ausdauer gekämpft worden ist. Auch wird allgemein die geschickte Führung des russischen Oberbefehlshabers Kuropatkin inmitten seiner furchtbaren Lage rühmend hervorgehoben. Wenn er trotzdem nur mit genauer Not einer gänzlichen Vernichtung durch die siegreichen Japaner entronnen ist und die Rückzugslinie nach Mukden eben noch hat offenhalten können, so ist das nur ein neuer starker Beweis für die Ueberlegenheit der japanischen Kriegführung. Ihr verlustreicher Mißerfolg kann indessen nach Lage der Sache nur vorübergehend sein. Vor allen Dingen behalten die Japaner nach wie vor die Initiative zum Handeln auf ihrer Seite. Daß sie sie mit aller Kraft ausnutzen werden, daran zweifelt niemand. Auf die Schlachten um Liaujang werden voraussichtlich heftige Kämpfe um Mukden oder den nördlicher gelegenen Engpaß von Tieling folgen. In welcher Stimmung man diesen neuen Kämpfen auf russischer Seite entgegensieht, dafür sind kennzeichnend die pessimistischen Berichte aus der ehemals so siegessicheren Umgebung Kuropatkins und die verzweiflungsvollen Gebete, die der heilige Synod in allen orthodoxen Kirchen Rußlands angeordnet hat.

„Gib der Christus liebenden Armee Sieg", heißt es da, „und ermögliche ihr, den Feind zu unterwerfen. Strecke deine Hand aus der Höhe und rühre die Herzen des Feindes, daß er sich dir, dem Gotte des Friedens, der alle Kreatur liebt, ehrfürchtig beuge. O, du Verteidiger des orthodoxen Glaubens, sende deine Pfeile und verdamme den Feind. Triff sie wie der Blitz und liefere sie aus in die Hände deiner getreuen Truppen."

Solche Gebetsworte geben angesichts der fortgesetzten Niederlagen der „Christus liebenden Armee" und der glänzenden japanisch-heidnischen Siege zu denken. Sie entbehren auch nicht eines gewissen kulturhistorischen Interesses, zumal wenn man sich daran erinnert, welche Bedeutung die Russen, mit Väterchen Zar an der Spitze, seit Beginn des Feldzuges den Heiligenbildern und religiösen Zeremonien beigemessen haben, während von den Japanern keine noch so leisen Andeutungen über religiöse Stimmungen und Handlungen, sondern nur Berichte über die Vortrefflichkeit ihrer hochmodernen Ausrüstung und über die Tüchtigkeit ihrer Mannschafts- und Führerausbildung gekommen sind.

Ein Freund schreibt uns aus Wilna: Unser General-Gouverneur Fürst Swjatopolk-Mirski ist, wie Sie natürlich längst durch den Telegraphen wissen, Minister des Innern geworden und damit Nachfolger des unglücklichen Plehwe. Das bedeutet viel, sehr viel für Rußland. Mirski ist Grandseigneur; Plehwe war bureaukratischer Streber. Mirski ist ein gebildeter, humaner, wohlwollender Mann; Plehwe war ein skrupelloser Zyniker. Plehwe war ein Ehrgeiziger; Mirski sträubte sich den Ministerposten zu übernehmen — Gegensätze, nur Gegensätze. Und bezeichnend vor allem ist es, auf wessen Veranlassung und auf wessen Drängen schließlich Mirski den schweren und verantwortungsvollen Posten annahm: Witte war es, der ihn vorschlug, und der seinen widerstrebenden Kandidaten schließlich zu einem Ja im Interesse Rußlands bewog. Niederlagen in Ostasien und ein Plehwesches Regiment im Innern, das ist zu viel des Abschreckenden, als daß ausländische Rentiers zur Hergabe ihrer Ersparnisse für neue russische Anleihen sich bereit finden ließen. Und da die Niederlagen sich nicht leicht in Siege verwandeln lassen, so will man es wenigstens mit einer neuen Methode im Innern versuchen. Mirski ist schwerlich der Mann durchgreifender Reformen. Leider reicht für große Aufgaben auch seine Gesundheit nicht aus; er leidet häufig an schwerer Atemnot. Aber mildern wird er. Er wird mit dem System der gewollten Brutalitäten brechen; er wird im Detail human sein, so oft er nur kann, und er wird, so weit er kann, die Stricke, mit denen hier jede freiere Bewegung gebunden ist, lösen; durchschneiden wird er sie schwerlich. Mirski ist ein Mann der

Digitized by Google

Beruhigung, „und wir" brauchen nach den Plehweschen steten brutalen Erregungen vor allem Beruhigung.

Mirski hinterläßt hier das beste Andenken, ebenso wie seine Frau, eine geborene Gräfin Bobrinski, eine einfache, gebildete Dame, die englisches Wesen liebt, und die es sich im Polizeistaat Rußland verbat, daß ihr auf Schritt und Tritt Polizisten bei ihren Ausgängen folgten. Sie hatte diese unrussischen Neigungen nicht zu bereuen und ihr Mann auch nicht, obgleich die industrielle Arbeiterbevölkerung Wilnas über das Plehwesche System auf das äußerste erbittert war.

Mit einem vollen Erfolge endet die englische Tibetexpedition. Oberst Younghusband hat in der heiligen Stadt Lhassa die Unterzeichnung eines „Vertrages" durchgesetzt, wie ihn sonst nur der Sieger einem gänzlich geschlagenen Volke zu diktieren wagen kann. Ersatz der britischen Expeditionskosten, Genugtuung für die Beleidigung der britischen Vertreter und den geringfügigen bewaffneten Widerstand, Handelserleichterungen zwischen Indien und Tibet und Errichtung eines englischen Grenzpostens auf tibetanischem Gebiet: das sind die wesentlichsten Bedingungen des sogenannten Vertrages. Unter den zahlreichen politischen Erfolgen Englands während der Regierungszeit König Eduards ist dieser asiatische nicht der geringste. Und er wird bei längerer Dauer des russisch-japanischen Krieges sicher nicht der letzte sein.

* * *

Eine Kanone, die nicht losgeht.

Auf der Kasba, der alten Maurenburg, in Tanger befindet sich eine riesige Kanone, die jedem Fremden von den arabischen Führern mit großem Stolz gezeigt wird. Sie sieht sehr gefährlich aus. Auch Munition ist daneben aufgestapelt. Das kolossale Geschütz hat nur einen Fehler, — man kann es nicht abfeuern.

An diese gewaltige Kanone erinnert mich der Rechtsbruchstarif von 1902. Das Ding ist wie dazu geschaffen, um nervöse Personen in Schrecken zu versetzen. Ginge dies Zollgeschütz los, es würde sicherlich eine arge Verwüstung anrichten. Aber zum Glück gleicht es dem marokkanischen Monstrum: es kann nicht in Wirksamkeit gesetzt werden, ohne daß vorher eine gründliche Reparatur erfolgt. Herr Spahn, der Zentrumsführer, hat sich das Verdienst erworben, noch in diesen Tagen zu erklären, „jener Zolltarif ist garnicht so eingerichtet, daß er ohne Handelsverträge unverändert in Wirksamkeit treten könnte". Man hat ihn deshalb agrarischerseits gerüffelt, als ob er ein kostbares Geheimnis verraten habe, aber es war nur das Geheimnis des Polichinell, das er verraten hat. Wenn unsere Zeit nicht so kurz von Gedächtnis wäre, so müßte man sich erinnern, daß bei den Verhandlungen über den Rechtsbruchstarif im Reichstage auch von den zollpolitischen Komplizen des Herrn Spahn dasselbe oft genug ausgesprochen wurde. So erklärte z. B. der nationalliberale Abgeordnete Dr. Paasche in der Reichstagssitzung vom 26. November 1902 bei der Diskussion über den Zeitpunkt des Inkrafttretens nach dem stenographischen Bericht wörtlich folgendes:

„Wenn wir plötzlich den autonomen Tarif, mag er sich gestalten wie er will, einführen wollten, so würden wir dadurch in eine handelspolitische Stellung geraten, die für das deutsche Volk nicht wünschenswert wäre. Mit aller Welt im Kriege oder — will ich besser sagen — in einem vertragslosen Zustande zu leben, auf der anderen Seite ein autonomer Tarif, der gemacht ist, um Verträge zu schließen, und nicht, um den autonomen Tarif als solchen einzuführen, — das wäre ein Zustand, den niemand wünschen kann. Dabei ist allerdings bei einigen meiner Freunde durch die agrarische Presse das Mißtrauen wach geworden, daß einige Herren der Rechten den Wunsch haben könnten, den autonomen Tarif einzuführen und einen vertragslosen Zustand herbeizuführen. (Hört! hört! links.) Das wollen wir unter keinen Umständen."

Die in dem vorstehenden Zitat gesperrt gedruckten Worte sind auch im stenographischen Bericht im Sperrdruck wiedergegeben.

Es mag hier im Vorbeigehen daran erinnert werden, daß die Zolltarifkommission einen festen Einführungstermin beschlossen hatte. Der Reichstag aber erklärte sich in seiner Mehrheit schließlich gegen einen festen Termin. Auf diesen Reichstagsbeschluß nahm der nationalliberale Abgeordnete Sattler in der Reichstagssitzung vom 1. Dezember 1902 bezug, indem er ausführte:

„Die Mehrheit hat auch den von der Kommission eingefügten Einführungstermin ihrerseits gestrichen, sodaß also der Tarif nur eingeführt werden kann von der Regierung und nach deren pflichtmäßigem Ermessen, und das wird natürlich nur geschehen, nachdem vorher durch Abschluß der erforderlichen langfristigen Handelsverträge dieser Zolltarif diejenige Modifikation erfahren hat, welche unseren wirtschaftlichen Bedürfnissen entspricht."

Es würde nicht schwer sein, die Liste der Zitate aus Reden von Mitgliedern der Kardorff-Mehrheit zu erweitern. In Wirklichkeit dürfte kein zurechnungsfähiger Reichstagsabgeordneter, von Mitgliedern der verbündeten Regierungen ganz zu schweigen, jemals ernsthaft daran gedacht haben, der Kardorff-Tarif werde ohne Modifikationen in Wirksamkeit treten. Heute aber lassen sich selbst einzelne freihändlerische Stimmen vernehmen, die in einem Exzeß von Mißtrauen gegen die Zurechnungsfähigkeit der hohen verbündeten Regierungen die Befürchtung hegen, die große Kanone könne doch einmal losgehen. Die „Weserzeitung" hat sich dazu folgenden Vers gemacht:

„Wohl gemerkt: bringen die Agrarier den Vertrag zu Fall dann ergibt sich als logische Antwort der Regierung: „Gut, dann bleibt's beim alten, ihr bekommt nichts." Stürzt er aber durch freihändlerische Opposition, so lautet die Antwort des Bundesrats: „Gut, wenn nicht einmal ihr die praktisch erforderlichen Schritte tun wollt, um die Sätze des neuen Tarifs im voraus zu ermäßigen, so tritt dieser zunächst voll in Kraft."

Die Rolle, die in diesen Sätzen dem Bundesrat zugewiesen wird, ist keine schmeichelhafte. Wir sind bis auf weiteres noch immer der Meinung, daß der Bundesrat bei seinen Entschlüssen sich ausschließlich von den Interessen des Landes leiten läßt. Er darf nicht die Rolle des ungezogenen Kindes übernehmen, das den Topf zu Boden wirft, wenn ihm darin eine Suppe gereicht wird, die ihm nicht schmeckt. Aber auch angenommen, die Weisheit des Bundesrats sei so niedrig einzuschätzen, wie es seitens der „Weserzeitung" geschieht, was würde dann die Folge sein? Die freihändlerische Opposition ist für sich allein völlig außerstande, einen vorgelegten Handelsvertrag zu Fall zu bringen. Sie kann es nur, wenn mindestens achtzig Agrarier sich dabei beteiligen. Wird unter diesen Umständen nicht die „logische Antwort der Regierung" lauten müssen: „Gut, dann bleibt's beim alten, ihr bekommt nichts?" Ist der ein Spieler, der eine solche Antwort mindestens für möglich hält, und der es nach Lage der Dinge für tatsächlich ausgeschlossen erachtet, daß der Bundesrat angesichts einer solchen Konstellation den Generalzolltarif von 1902 in Kraft setzt?

Es hat sich bei dieser Diskussion über die Haltung der Freihändler zu den bevorstehenden neuen Handelsverträgen eine sonderbare Verschiebung herausgestellt. Die Erfüllung dessen, was die ernsthaften Agrarier je auch nur gehofft haben, glauben einige freihändlerische Stimmen als gewichtigen Faktor in ihre politische Berechnung einstellen zu sollen. Durch dieses Gedankens Blässe wird die frische Farbe der Entschließung vorzeitig angekränkelt. Man erklärt sich für wehrlos, bevor der Kampf überhaupt begonnen hat. Formell hält man zwar

Digitized by Google

auch auf jener Seite noch gelegentlich die Behauptung aufrecht, man werde sich erst definitiv über die Annahme der neuen Handelsverträge schlüssig machen, wenn dieselben in allen Einzelheiten bekannt seien. In Wirklichkeit argumentiert man aber mit einer Logik, die keinen anderen Ausweg zuläßt, als jeden Handelsvertrag, er mag so schlecht sein, wie er will, zu akzeptieren.

Gegen diesen Doktrinarismus wenden wir uns mit allem Nachdruck. Wer demnächst im Reichstage über die Annahme oder die Ablehnung der neuen Handelsverträge abzustimmen hat, mag sich jede Entscheidung vorbehalten, bis er die Vorlagen in allen ihren Einzelheiten kennt. Aber die Sache so darstellen, als ob sich die freihändlerischen Parteien in einer Lage befänden, die sie zwänge, eine willenlose Gefolgschaft des von der Regierung patronisierten Agrariertums zu bilden, als ob sie zu jedem Handelsvertrage Ja und Amen sagen müßten, das läuft auf ein politisches Harakiri hinaus.

Theodor Barth.

„Ein Blick ins Zarenreich."*)

Gewiß nur ein Blick; aber ein Blick, den sehr scharfe Augen getan haben, und den eine sehr gewandte Feder alsdann in Worten aller Welt zu übermitteln weiß. Auf ein paar Monate kam Herr Ganz nach Rußland; er ist der Landessprache nicht kundig; freilich, er hatte ausgezeichnete Beziehungen; viele Türen öffnen sich ihm, wie stets dem gebildeten Ausländer, und er gibt nun einen Bericht der Stimmungen in Rußland unmittelbar vor Ausbruch und bei Beginn des Krieges. Der Bericht ist überraschend treffend und überraschend richtig und dazu eine Freude auch für jene, die es zu schätzen wissen, wenn gute politische Beobachtungen und Informationen in lebendiger, geschmackvoller Weise vorgetragen werden. Beherrscht die politische Note den gesamten Rhythmus des Buches, so hört man nebenbei doch auch einiges von russischer Kunst, und eine Anzahl russischer Städtebilder erscheinen vor uns: diese Mischung von Glanz und Armut, das Nebeneinander und Durcheinander von westlicher europäischer Zivilisation, von eigenartiger russischer Zivilisation und von ebenso eigenartiger russischer Barbarei. Ein Buch, gut zu lesen und ein Buch, das zugleich ein historisches Dokument ist. So sprach man, und so dachte man in Rußland im Jahre 1904, als der Krieg mit Japan ausgebrochen war, und als das System Plehwe noch vor dem Tode seines Meisters bereits langsam zusammenbrach.

Rußland ist außerordentlich schwierig zu beurteilen, und Rußland ist für einen klugen Kopf außerordentlich leicht zu beurteilen.

Leicht zu erfassen ist die Gedankenwelt der gebildeten Kreise, der Intellektuellen. Diese Kreise sind gastfrei und mitteilsam zugleich. Der gut eingeführte Ausländer findet die ausgezeichnetste Aufnahme bei russischen Prinzen und Fürsten; bei Ministern und Exzellenzen, bei Gelehrten und Künstlern, bei betitelten und unbetitelten einflußreichen Sterblichen; und in einem Land, in dem es weder Versammlungen zur Behandlung öffentlicher Angelegenheiten, noch eine dem Zweck freier Diskussion dienende Presse, noch ein Parlament gibt, macht sich der Drang nach politischer Aussprache wahrhaft eruptiv im gesellschaftlichen Verkehr geltend, und zwar sowohl der Drang nach ernster politischer Erörterung wie sein häßlicher Begleiter in unfreien Ländern: die ausgiebige Freude am politischen Klatsch und an der chronique scandaleuse, die mit der Politik schließlich nur noch dadurch verbunden ist, daß sie über den Befund im Schlafzimmer leitender Männer ein Protokoll aufnimmt.

Wer nicht bei Schnaps und Champagner und mit Kokotten sein Leben vertrottelt, und wer, sozial freier gestellt, über die engsten Berufsgeschäfte hinausblickt, der nimmt zu irgend einer Zeit seines Lebens lebhafter an dieser Politik unter dem erleuchteten Kronleuchter im reich oder weniger reich dekorierten Salon teil.

Die Strömungen in einem Parlament kann ein Ausländer nur sehr schwer klar erkennen; einen Ueberblick über die Presse eines freien fremden Landes gewinnt der Fremdling kaum je; wer aber ein halbes Dutzend einflußreicher Salons in Petersburg und Moskau, in Warschau und Odessa besucht hat, der kennt die Tendenzen, die die gebildete Welt Rußlands beherrschen, und der ahnt zugleich recht deutlich, welche Bedeutung und welche Bedeutungslosigkeit jene Bestrebungen haben, die sich nicht einmal bis in die gesellschaftliche Oeffentlichkeit wagen. Freilich, auch er muß die vornehmste Fähigkeit des politischen Schriftstellers, zu ergänzen, besitzen, der gleich dem Anatomen aus wenigen Resten das ganze Skelett wiederherzustellen vermag.

Diese Fähigkeit besitzt Ganz in ausgezeichnetem Grade. Man sieht die Typen vor sich, denen er seine Informationen verdankte, und man kann verfolgen, mit welcher instinktiven Sicherheit für das allein Mögliche er alsdann die von jenen gelieferten Zeichnungen vervollständigte, kolorierte und zusammenstellte, um so schließlich ein Gesamtbild und einen Gesamteindruck zu liefern, von dem man in der Tat zugeben muß, daß er der Realität dieser Welt der Intellektuellen entspricht.

Kritik und wieder Kritik und Empörung und Verzeiflung und Resignation, das ist die Atmosphäre, in der man hier lebt. Die Voraussetzungen, die diese Empfindungen speisen, sind sehr verschiedene, je nachdem man mit einem Reaktionär, mit einem Konservativen, einem Liberalen oder einem Radikalen spricht. Allem ein Verehrer des trostlosen, doch starken Regimentes Alexanders III. ist schließlich ebenso überzeugt davon, wie ein Verfechter parlamentarischer Formen, daß man „vor der Katastrophe" steht. So geht es nicht weiter. Was dann? Da trennen sich die Wege; die Ideale, auch der Intellektuellen, sind grundverschieden. Der eine will den aufgeklärten, ehrlichen Despotismus, aber er ist nicht in der Lage, den Despoten zu liefern, der aufgeklärt wäre, und der die Kraft besäße, die Bureaukratie ehrlich zu machen; der andere will den Parlamentarismus, aber er ist nicht in der Lage, die starke Volksbewegung ins Leben zu rufen, die den Parlamentarismus erzwingen könnte. So bleibt es nur bei Worten, und diese Politik der ewigen, zu nichts führenden, wortreichen, erregten Diskussionen erzeugt am Ende den Skeptizismus und den Nihilismus und die politische Frivolität.

Nur ein kleiner Bruchteil der Intellektuellen beginnt zu arbeiten. Unter unsäglichen Mühen und Widerwärtigkeiten, mit denen die Bureaukratie jede selbständige Lebensregung bestraft, sucht man durch humanitäre Einrichtungen das Niveau des Volkes in uneigennützigstem Streben zu heben, um dann zu sehen, wie die Bureaukratie alles wieder niedertritt. So die einen. Die anderen, die Exaltierten, die nicht ferner warten und dulden wollen, ziehen sich in lichtscheue Konventikel zurück und geben dann durch irgend einen verzweifelten Anschlag ein Lebenszeichen von sich. Die Tat lärmt durch die Welt, erschreckt,

*) Vor der Katastrophe, von Hugo Ganz. Frankfurt a. M. Rütten & Loening 1904.

schüchtert im besten Falle die Machthaber vorübergehend ein; aber die zarische Bureaukratie, dieser eigentliche Despot Rußlands, bleibt unerschüttert und arbeitet unerschüttert geistlos und kulturfeindlich weiter.

Das alles läßt sich für den gut beobachtenden Ausländer aus dem Milieu der gebildeten Russen heraus erkennen und überblicken, und Ganz hat den Scharfblick hierfür.

Er schildert auch die Bureaukratie richtig, diese Geißel Rußlands und des Selbstherrschers zugleich. Dieses schlecht besoldete, ungebildete Beamtenheer, das aus Nullen besteht, und aus Strebern, die zu jeder Gemeinheit bereit sind, und aus Genüßlingen, die die billigen Vergnügungen der Provinz und die kostspieligen der Hauptstadt heute aus Erpressungen und morgen aus Bestechungen bestreiten, und aus wenigen ehrlichen und intelligenten Elementen, die in Verzweiflung auf ihre Umgebung blicken und meist schließlich abstumpfen.

Diese Bureaukratie ist es, die dem russischen Staat sein Gepräge verleiht; die unter Plehwe ihre Entartung unverhüllt zeigte, und die unter einem humanen Minister ihren barbarischen Appetit mäßigt, und die doch bleibt, was sie ist. Diese Bureaukratie kann kein Zar und kein Minister, so wohlwollend er ist, unter einem Regiment, bei dem es hier nur ein Befehlen und dort nur ein Gehorchen gibt, in ihrem Wesen ändern; es ist nie geglückt, und es wird nicht glücken. Die Bureaukratie kann nur regeneriert werden, indem sie unter die Zucht bleibender öffentlicher Kritik gestellt wird.

Eine Entfesselung der öffentlichen Kritik durch Lockerung der bornierten Preßgesetzgebung, die Schaffung einer Stelle, von der aus öffentlich und straflos die Wahrheit gesagt werden kann, das ist eine Notwendigkeit für Rußland. Gewiß, es werden alsdann auch sehr törichte und selbst gefährliche Reden gehalten werden; und gewiß, es werden alsdann auch sehr törichte und selbst gefährliche Artikel geschrieben werden, aber diese Auswüchse sind ungefährlich und bedeutungslos gegenüber den Bedrohnissen, die das heutige Regime über kurz oder lang im Gefolge haben muß. Das heutige Regime bringt Rußland zur Katastrophe, und diese Katastrophe heißt: Zusammenbruch als Großmacht.

Welche Möglichkeiten gibt es, um dieses Ende zu vermeiden? Die eigene Initiative und der Scharfblick des schwächlichen Zaren reichen ganz und gar nicht aus; die Intellektuellen in Rußland sind hierzu ganz gewiß nicht imstande; die Bombenwerfer auch nicht. Die Bureaukratie will nicht, und die Masse des Volkes? Sie im Zarenreich richtig zu beurteilen, das ist die ungeheuere Schwierigkeit.

Sind die Intellektuellen der Knopf auf der Mastspitze des russischen Staatsschiffes, markieren sie den Punkt, wo die Bewegungen und Schwankungen am stärksten sich fühlbar machen, so ist die Bureaukratie der Rumpf des Schiffes, und das Volk das Meer, dieses uferlose russische Meer, das bis in die Einöden Asiens hineinflutet, und das das Schicksal von Schiff und Mast schließlich bestimmt. Was wollen diese Massen, die nicht lesen können, und die nicht schreiben können, die der Hunger manchmal vorwärts peitscht gegen Juden und Gutsherren und, wenn es schlimm kommt, bis zur nächsten Kreisstadt, und die dann braun und blau geprügelt und mit zerschlagenem Kopfe und zerschossenen Gliedern in die alte Lethargie sogar ohne Groll wieder zurücksinken? Was wollten sie eigentlich? Sie wissen es nicht mehr, und es ist gut, daß alles so bleibt, wie es war; Elend und Branntwein und ein Lied und ein wenig Glück und dann der Tod — so war es immer.

Diese Massen sind aber auch Soldaten, und diese Massen sind in verschwindender Anzahl auch Industriearbeiter geworden. Wenn das Heer in einem auswärtigen Krieg, vielleicht dem jetzigen, in seinem Zusammenhalt erschüttert ist und nicht mehr den verhungernden Landbebauer niederreitet und niederknallt, dann können die Revolten der Industriearbeiter und die intellektuellen Revolten der großstädtischen Intelligenz bei solcher Rückendeckung schwerwiegende Bedeutung gewinnen. Hier steckt im russischen Staatsleben die unbekannte Größe, das x. Auf diese Entwicklung hoffen die einen, und die Möglichkeit dieser Entwicklung raubt den herrschenden Mächten die Ruhe und Sicherheit.

Es kann in Rußland sich aber die Entwicklung auch weniger dramatisch vollziehen, und die Weltgeschichte kann es vermeiden, einen Abklatsch der französischen Ereignisse von 1789 zu liefern. Es gibt in Rußland kein Paris, und es gab im Jahre 1789 keine Repetiergewehre und keine Schnellfeuerkanonen, mit denen ein paar Mann ganze Straßenzüge hätten reinfegen können. Freilich auch in Frankreich brachte die schließliche Entscheidung ein Kollapsus der Regierenden, und der ist auch in Rußland vorübergehend möglich.

Immerhin; für jetzt spricht die Wahrscheinlichkeit noch für einen anderen Fortgang der Ereignisse.

Es gibt heute noch bornierte Parteien und beschränkte Herrscher, die ehrlich glauben, daß moderne Staatsinstitutionen den Staat schwächen. Wahrhaft moderne Institutionen würden in Deutschland das Junkertum, sie würden in Rußland die Bureaukratie schwächen; den Staat stärken sie ungeheuer. Kein Staat des ancien régime hätte die Voraussetzungen geboten zu einem Verzweiflungskampf, wie ihn Gambetta 1870 in Frankreich entfacht hat; kein Reich des ancien régime könnte die militärischen Lasten der heutigen modernen Staaten tragen. Rußland versucht es und wird erliegen. Der Grund ist ein sehr einfacher.

Der moderne Staat verlangt für seine wachsenden Bedürfnisse Steigerung der Leistungsfähigkeit des Volkes; sie kann nur erzielt werden durch Steigerung der Intelligenz; Entfesselung der Initiative; durch Gewährung geistiger und wirtschaftlicher Freiheit. Aber die heutige Bureaukratie in Rußland, das heutige russische Regime vernichtet alle Keime geistiger und wirtschaftlicher Selbständigkeit. Es steigert und es muß die staatlichen Ansprüche an das Volk steigern; es erhöht durch illegitime Plünderung, ohne daß dem Staate davon etwas zugute kommt, die Aufwendungen für den Staat und die Staatsschmarotzer weiter, und es verstopft doch auch die Quellen im Volke, aus denen diese erhöhten und immer erhöhten Aufwendungen befriedigt werden könnten.

„Konstitution — Unsinn —; damit ein paar Schreier, Advokaten und Journalisten gegen das Zarentum deklamieren könnten." In der Tat, diese Deklamationen sind von mäßigem Wert; aber ohne moderne Freiheit auch keine moderne Staatsentfaltung, und ohne moderne Staatsentfaltung verfügt kein Volk über die Kräfte, die für einen modernen Großstaat unentbehrlich sind; grobgesprochen: über die finanziellen Kräfte, die ja schließlich auch nur intellektuelle Kräfte sind, und die sich hier in Steuerleistungen des Nährstandes, dort in militärische Leistungen des Wehrstandes, vor allem der Offiziere — siehe den russisch-japanischen Krieg — umsetzen. Der Staat ist eine Einheit, und der Despotenstaat Peters des Großen mit den riesigen Volksheeren moderner konstitutioneller Volksstaaten ist finanziell und intellektuell auf die Dauer eine Unmöglichkeit.

Es gibt einige wenige russische Staatsmänner, die diese Zusammenhänge einsehen; und diese Zusammenhänge werden ja auch in Kulturstaaten noch so oft schmählich verkannt. Der Einfluß jener Staatsmänner ist nicht ausreichend. Die Erleuchtung kommt dem Zarentum von einer andern Seite; sie kommt indirekt; nicht die theoretische Erkenntnis, sondern die praktische Notwendigkeit zwingt ganz langsam zum modernen Vormarsch.

Man braucht Geld; man braucht immer mehr Geld. Da das eigene Volk nicht die Leistungen aufzubringen vermag, muß das Ausland beisteuern, und die fremden Geldgeber werden zurückgeschreckt, je deutlicher sie gewahren, wie unhaltbar die heutigen Zustände in Rußland sind. So gelangt man dazu, die schlimmsten Anzeichen dieser Unhaltbarkeit wenigstens zuzudecken und zu verstecken; man wird von dem scharfäugigen Westeuropa

Digitized by Google

dann gezwungen, weiter zu gehen, hier diese, dort jene Ursachen der scheußlichen Zustände zu beseitigen; klemere Wunden zu heilen, kleinere himmelschreiende Ungerechtigkeiten auszumerzen. Der Anfang ist gemacht; wie schnell man vorangeht und wie weit — darüber entscheidet das Geldbedürfnis, und, was gleichbedeutend ist, die Japaner.

In Rußland gibt es nur einen Minister, der nicht anders kann, als ein Programm des Fortschritts und der humanen Entwicklung von der Gesamtregierung zu verlangen und immer wieder zu verlangen, und das ist der Finanzminister. Diese Behauptung ist nicht Theorie, sondern sie ist reale Wirklichkeit, und sie wird von Tag zu Tag in höherem Grade reale Wirklichkeit. Herr Witte und sein gewandter Nachfolger Herr Kokowzew sind sich hierüber nicht im unklaren, und sie werden umso erfolgreicher mit ihren Anträgen sein, je unwiderleglicher die Tatsachen dartun, daß die moderne Großmachtstellung eines Staates untrennbar von modernen Institutionen ist. Die geschichtliche Entwicklung ist eben unerbittlich sogar gegen einen Selbstherrscher, und gegen eine bornierte und selbstsüchtige Bureaukratie diesseits der Grenze nicht weniger, wie gegen ein borniertes Junkertum jenseits der Grenze.

Mit Rückschlägen und Rückfällen — gleichviel, vielleicht kommt aus dem russischen Finanzministerium das Heil. Das ist eine Möglichkeit —; wenn nicht, dann stehen wir vor dem Unberechenbaren und vielleicht vor der Katastrophe, wie der Titel des Buches von Ganz lautet; vor unserem preußischen 1806 und vor unserem preußischen 1848, wenngleich sicherlich in neuer Kombination und alles östlicher und wilder.

In dem Buche von Ganz aber ist ausgezeichnet geschildert, wie die Intelligenz in Rußland fühlte und dachte, als der bureaukratische Zarismus in der Plehweschen Ausgestaltung abgewirtschaftet hatte; als das bisherige System im Innern und in Ostasien kläglich versagte.

St. Petersburg. Ignotus.

Die Schädigung der Maschinenindustrie durch die Kartelle.

II

Mit ähnlichen, auf die Dauer unhaltbaren Zuständen wie in Nordamerika muß auch die deutsche Industrie rechnen, wenn der weitere Zusammenschluß des industriellen Großkapitals zu Kartellen seinen Fortgang nimmt. Das Reich ist dabei als Abnehmer an der weiteren Kräftigung zahlreicher Industriezweige und zugleich als Arbeitgeber an der Ausgestaltung gesunder Arbeiterverhältnisse lebhaft interessiert. Mag man auch vom liberalen Standpunkt aus nicht wünschen können, daß eine der im gegenwärtigen Reichstag möglichen Mehrheiten sich auf dem Gebiete der Kartellgesetzgebung versucht und den älteren wirtschaftspolitischen Fehlern neue Unhaltbarkeiten hinzufügt, so darf doch zwischenzeitlich die Sammlung gründlichen Materials nicht verabsäumt werden. Dazu gehört die Fortsetzung der begonnenen Enqueten, aber auf einer ganz veränderten Grundlage, die nicht nur die Meinung der Produzenten, sondern auch die des unabhängigen Abnehmers und der unabhängigen Sachkundigen aus Wissenschaft, Handel und Verkehr zum Ausdruck kommen läßt. Solche Enqueten sind zudem nicht willkürlich abzuschließen, sie müssen mindestens auf eine Reihe von Jahren in Permanenz erklärt werden, bis die Wirkungen der Kartelle auf den Inlandsmarkt und auf die Ausfuhr auch in Zeiten ungünstiger Konjunktur klar und deutlich erkannt sind. Wer wirtschaftliche Fragen ernstlich zu lösen bestrebt ist, darf sich nicht mit dem Abhören der nächsten Interessenten begnügen, deren wirtschaftliche Anschauungen ohnehin meist ausreichend bekannt sind, außerdem verlangt die Wandelbarkeit der wirtschaftlichen Dinge eine fortgesetzte Aufmerksamkeit. Von dem ruhigen Zusehen aber sollte die Reichsregierung durch die Vorgänge in Amerika abgehalten werden, die uns reichliche Belehrung bieten. Jedenfalls kann die amerikanische Trustwirtschaft mit ihren technischen Leistungen in St. Louis keinen Staat machen und noch weniger andere Industrieländer zur Nachfolge auf diesem Wege und zur Hochschutzzöllnerei anreizen. Keinerlei qualitative Industrie hat dieses System zu entwickeln vermocht. Demgegenüber stehen die Leistungen des deutschen Maschinenbaues auf der Düsseldorfer Ausstellung von 1902, ein glänzendes Zeugnis für die Wirkung des Systems verkehrsfördernder Handelsverträge. Damals hat man zur Ueberraschung vieler Kreise erkannt, daß auch der rheinisch-westfälische Industriebezirk rationelle Dampfmaschinen, Werkzeugmaschinen usw. zu liefern vermag, die man früher vorzugsweise aus solchen Gegenden zu beziehen gewohnt war, in welchen das Brennmaterial relativ hoch im Preise stand. Daß auch die erzieherische Wirkung der von der deutschen Kriegs- und Handelsmarine gestellten hohen Qualitätsansprüche an alle Erzeugnisse der Eisenindustrie auf dieses Gebiet miteingewirkt hat, steht außer allem Zweifel. Jedenfalls hat der rheinisch-westfälische Maschinenbau seine Stellung von 1902 nicht dem Kohlensyndikat — der Stahlwerksverband bestand damals noch nicht — zu verdanken, dagegen erscheint es fraglich, ob unter der dauernden Wirkung der heutigen Verbände diese Stellung aufrecht erhalten werden kann.

Die Technik und ihre Vertreter werden durch die Verbände aller Voraussicht nach nicht an Einfluß in der Industrie gewinnen, und auch für die Kaufmannschaft ist, da nun der wichtigste Teil ihrer Betätigung in wenigen Händen liegt, die Erlangung selbständiger Stellungen auf Grund persönlicher Tüchtigkeit schwieriger geworden. Das letztere ist umso mehr der Fall, als auch im freien Handel in der Kohlenbranche, im Eisengeschäft, in der Maschinenindustrie usw. der Bedarf an besser ausgebildeten Kräften infolge der Verkaufskartelle geringer werden muß. Fast kann es da als Ironie erscheinen, daß sich zahlreiche Kommunen mit der Schaffung von Handelsschulen und Handelshochschulen belasten und der preußische Staat mehrere neue technische Hochschulen einrichtet, während der Bedarf an gut ausgebildeten Kaufleuten und Technikern abnimmt und den jungen Leuten nur Enttäuschungen in ihrem künftigen Berufe bevorstehen. Daß wir für das Ausland die ihm fehlenden Techniker und Kaufleute erziehen, die unserer Industrie sehr gefährliche Konkurrenten werden können, ist doch wohl nicht als das Ziel einer nationalen Gesamtpolitik anzusehen.

Um ziffernmäßig den großen Unterschied in der Rentabilität der Kohlenwerke und der Maschinenfabriken erkennbar zu machen, habe ich auf den beiden nächsten Seiten einige Tabellen zusammengestellt. Tabelle I betrifft die in der Aktienform betriebenen Maschinenfabriken, Tabelle II die Ein- und Ausfuhrziffern der deutschen Maschinenindustrie. Bei den in Tabelle I unter den laufenden Nummern 1, 2, 3, 6, 8, 9, 10, 11, 15, 16, 22, 23, 26, 27, 28, 29, 30, 33, 36, 37, 38, 39, 43, 44, 45, 49, 50, 51 und 54 aufgeführten Etablissements fällt das Geschäftsjahr nicht mit dem Kalenderjahr zusammen.

Digitized by Google

Tabelle I. Übersicht der Rentabilität v. 55 deutschen Aktienges. a. d. Gebiete d. Maschinenbaues u. d. Hilfsindustrien.

Lfd. No.	Name und Sitz des Unternehmens	Nennwert des Grundkapitals	Nennwert der Obligationen	Gesamtwert des Anlage- u. Betriebskapitals	Hiermiter Reserven	Umsatz des letzten Geschäftsjahres	Umsatz der beiden Vorjahre	Kursstand am 31. August 1912	Verteilte Dividenden für 1911 Prozent	1912 Prozent	1913 Prozent	Bemerkungen
1	„Archimedes" A.-G. f. Stahl u. Eisen, Berlin	1 500 000	587 000	2 477 000	450 000	3 459 872	2 472 205 2 694 276	273.—	20	4	3	
2	J. Banning A.-G., Hamm i. W.	1 200 000	—	1 200 000	—	?	?	—	d	o Unterbilanz: ℳ 320 914	o	
3	Berlin-Anhaltische Maschinenb.-A.-G., Berlin	4 500 000 (jetzt 7 Mill.)	—	5 246 286	748 286	8 059 518	7 533 845 8 685 289	213.50	14	10	12	
4	Berliner A.-G. für Eisengießerei u. Maschinenfabrikation (Freund), Berlin	1 800 000	Hyp. 300 000	2 690 000	590 000	4 042 220	2 810 367 2 921 728	305.—	12	7	8	
5	Berliner Werkzeugmaschinenf. A.-G. vorm. L. Semker, Berlin	1 560 000	Hyp. 905 000	2 696 478	162 478	1 433 965	796 757 985 452	V.-A. 94.75	4½ Verlust: ℳ 114 729	o 333 582	o . . .	Ged. d. d. R.-F.
6	Braunschweigische Maschinenbau-Anstalt, Braunschweig	2 400 000	970 000	3 587 334	257 734	?	?	Notiz ab 1./8. 04 eingestellt	o Verlust:	o	o	
7	Maschinen- und Armaturenfabrik vorm. H. Breuer & Co., Höchst a. M.	2 200 000	Hyp. 300 000	2 549 672	149 672	3 200 000	2 780 000 3 300 000	103.10	ℳ 128 450 4	117 513 o	. . . 2	Ged. a. d. R.-F.
8	Chemnitzer Werkzeugmaschinenfabrik vorm. Joh. Zimmermann, Chemnitz i. S.	5 400 000	—	5 940 000	540 000	?	?	103.25	3 Verlust:	o	o	
9	Cottbuser Maschinenbauanst. u. Eisengießerei A.-G., Cottbus	2 250 000	200 000 fmbl. Hyp. 10 000	2 709 329	169 329	2 074 223	?	95.50	ℳ 150 000 3	150 000 3½	. . . 3½	Ged. a. d. R.-F.
10	Dampfkessel- und Gasometerfabrik vorm. A. Wilke & Co., Braunschweig	1 600 000	300 000 (inkl. Hyp. 252 000)	2 563 000	—	2 944 000	2 846 000 2 865 000	50.—	o Unterbilanz:	o	o	
11	Deutsch-amerikanische Werkzeugmaschinenfabrik vorm. Gustav Krebs A.-G., Halle a. S.	2 000 000	Hyp. 375 000	2 375 000	—	?	?	34.—	ℳ 315 864 o Unterbilanz:	272 621 o	o	6/5. 04 Zus. Leg. auf d. Hälfte d. Akt.-Kap. v. d. G.-V. beschlos.
12	Düsseldorfer Maschinenbau-A. G. vorm. J. Losenhausen, Düsseldorf	2 500 000	—	2 526 421	26 421	2 231 000	1 035 000 unerhbl. größer	68.10	ℳ 183 166 o Verlust:	304 605 o	o	Ged. a. d. R.-F.
13	A.-G. H. F. Eckert, Berlin	3 600 000	Hyp. 300 000	4 413 675	513 675	?	?	139.—	ℳ 58 443 5	95 467 6	. . . 9	
14	Maschinenbauanstalt u. Eisengießerei vorm. Th. Flöther A.-G., Gassen i. L.	3 000 000	Hyp. 546 000	4 300 000	700 000	?	?	110.—	4	5	6	
15	Gasmotorenfabrik Deutz, Cöln-Deutz	24 194 000 (jetzt 30 000 000)	8 746 000	111 288 300	8 400 000	?	?	148.50	5	5	7½	
16	A.-G. Görlitzer Maschb.-Anst. u. Eisengießerei, Görlitz	2 400 000	2 284 300	4 192 488	608 488	?	?	118.40	12	9	6	
17	Maschinenfabrik Grevenbroich, Grevenbroich	2 000 000	—	2 000 000	—	6 747 000	2 154 491 2 582 000	91.60	8 Unterbilanz: ℳ 474 747	8 174 102	o	
18	Alfred Gutmann, A.-G. für Maschb., Hamburg	8 000 000	Hyp. 190 000	8 339 460	80 460	?	?	125.—	12	9	8	
19	Maschinenfabriken vorm. Gebr. Guttmann und Breslauer Metallgießerei A.-G., Breslau	2 500 000	Hyp. 552 600	3 182 218	132 618	?	?	101.—	3½	2	2	
20	Hallesche Maschinenf. u. Eisenq., Halle a. S.	2 800 000	—	2 655 579	655 579	?	?	118.75	28	25	9	
21	A.-G. für Eisenindustrie und Brückenbau vorm. J. C. Harkort, Duisburg	4 500 000	—	5 068 866	868 866	7 313 570	6 871 960 5 922 772	110.— St.-A. 7½ Pr.-A. 11½	8 o	8½ o	7½ o	
22	Armaturen- und Maschinenfabrik A. G. vorm. J. A. Hilpert, Nürnberg	5 000 000	2 782 000 Hyp. 128 873	6 530 873	—	9 375 500	8 088 368 7 041 493	96.25 Verlust: ℳ 324 628	o ged. a. d. R.-F.	o Unterbilanz ℳ 557 969	o	
23	Maschinenbauanstalt Humboldt, Kalk b. Cöln	9 000 000	3 000 000	9 738 838	738 838	10 000 401	8 392 911 7 614 750	110.—	6	8	9	
24	Eisenq.-A.-G. vorm. Keyling & Thomas, Berlin	4 250 000	Hyp. 384 000	4 899 983	265 983	?	?	130.—	3	4	5	
25	Lübecker Maschinenbau-Gesellschaft, Lübeck	2 200 000	180 000 Hyp. 358 394	2 668 394	130 000	?	?	280.—	15	9	14	
26	Maschinenfabrik und Mühlenbau-Anstalt G. Luther A.-G., Braunschweig	5 000 000	1 500 000	6 500 000	—	3 867 928	2 591 102 3 073 234	38.—	o	o Unterbilanz: ℳ 2 079 050	o	
27	Märkische Maschb.-Anst. vorm. Kamp & Co. zu Wetter a. d. Ruhr, Wetter a. d. Ruhr	2 000 000	—	2 222 545	222 545	?	?	90.80	8	o	o	
28	Maschinen- u. Armaturenfabrik vorm. Klein, Schanzlin & Becker in Frankenthal	2 250 000	460 000	3 549 936	839 936	3 336 907	3 021 941 3 058 512	98.—	6	8	3	
29	Maschinenbau-Gesellsch. München, München	2 000 000	865 532 Hyp. 400 092	2 057 432	191 800	1 225 604	661 375 weitere Rücken	—	o	o Unterb. 30./6. 02. ℳ 233 373 Verlust 1902/03 „ 97 000	o Verlust 12½	Ged. d. Zusch. d. A.
30	Vereinigte Maschfbr. Augsburg u. Maschb.-Ges. Nürnberg A.-G. in Augsburg, Augsburg	20 285 719	552 710	23 243 429	2 400 000	35 550 317	28 589 460 29 595 978	973.—	25½	12½	8½	
31	Maschinenfabrik Buckau, A.-G., Magdeburg	3 000 000	705 000 Hyp. 400 000	4 719 199	614 198	?	?	114.—	12	6	3	
32	A.-G. Neusser Eisenw. vorm. Rudolf Daelen, Heerdt b. Neuss	1 000 000	—	1 000 000	—	700 000	628 000 770 000	52.50	o	o Unterbilanz ℳ 252 230	o	
33	Nienburger Eisengießerei und Maschinenfabrik, Berlin	600 000	300 000	892 000	—	?	?	72.—	o	o Unterbilanz: ℳ 36 071	o	
34	Ottensener Eisenw. (vorm. Pommée & Ahrens), Altona-Ottensen	1 000 000	Hyp. 284 000	1 379 000	315 000	?	?	83.80	o	3	2½	
35	Maschinenbauanst., Eisenq. u. Dampfkesself. H. Pancknin A.-G., Landsberg a. d. W.	3 000 000	Hyp. 118 387	3 228 212	150 923	?	?	60.50	St.-A. o — V.-A. 4½	o 4½	o 4½	
36	Peniger Maschinenfabrik und Eisengießerei A.-G., Penig	2 600 000	Hyp. 674 000	3 274 000	—	?	?	43.—	o	o Unterbilanz: ℳ 462 780	o	1903/04 o %
37	Sangerhäuser Aktien-Maschinenf. u. Eisenq. vorm. Hornung & Rabe, Sangerhausen	2 100 000	721 000	5 181 900	2 360 700	?	?	209.75	15	8	8	
38	Carl Schmeing Eisengießerei und Werkzeugmaschinenfabrik A.-G., Reinickendorf-Berlin	2 500 000	Hyp. 238 000	1 767 769	29 769	1 381 000	1 178 000 1 339 000	108.—	8	6	7	1903/04 6 %
39	Maschinenb.-A.-G. vorm. Starke & Hoffmann, Hirschberg i. Schl.	2 164 000	Hyp. 280 000	2 349 121	15 373	2 373 604	679 495 955 973	25.50	o	o	o	
40	Masch. u. Arm. v. C. L. Strube AG., Magdeb.-Buckau	2 500 000	Hyp. 300 000	2 834 635	34 635	?	?	99.—	o	o	8	
41	Sudenburger Maschinenfabr. u. Eisengießerei A.-G., Magdeburg	8 40 000	—	800 000	—	?	?	90.10	o	o	o Unterb. ℳ 11 337	
42	Wegelin & Hübner Masch. u. Eisq. AG., Halle a. S.	3 850 000	Hyp. 900 000	4 862 429	112 429	?	?	134.—	12	9	8	
43	Theodor Wiedes Maschfbr. A.-G., Chemnitz i. S.	1 500 000	Hyp. 150 000	1 980 676	136 676	?	?	84.50	2	o	o	
44	„Wilhelmshütte" A.-G. für Maschinenbau und Eisengießerei, Eulau-Wilhelmshütte	3 300 000	Hyp. 400 805	3 958 579	251 774	3 152 200	3 343 867 4 718 854	83.50	o	2	2	
45	Zeitzer Eisengießerei und Maschinenbau-A.-G., Zeitz	2 824 000	2 000 000 Hyp. 680 000	4 455 027	2 031 027	5 195 000	2 550 000 3 337 000	186.—	14	7	7	
46	Tillmannsche Eisenbau A. G., Remscheid	2 650 000	Hyp. 72 604	2 905 404	302 800	1 704 826	1 643 436 2 029 000	98.50	o	o	o	
47	Verein. Kammerichsche Werke A.-G., Berlin	1 666 000	Hyp. 237 973	1 323 497	20 226	?	?	keine Notiz	o	o	o	
48	Hein, Lehmann & Co. A.-G., Berlin-Reinickendorf	9 150 000	Hyp. 710 725	3 683 725	803 070	5 998 000	4 853 055 5 804 142	100.30	12	4 Verlust ℳ 143 304	4	Ged. a. d. R.-F.
49	„Panzer" A.-G. für Geldschrank-, Tresorbau und Eisenindustrie, Berlin	1 200 000	Hyp. 229 464	1 429 464	—	?	?	69.—	8	o Unterbilanz: ℳ 209 190	o	
50	Eisenhüttenwerk Marienhütte bei Kotzenau A.-G., Kotzenau	3 600 000	Hyp. 1 072 500	4 866 548	194 048	4 823 374	4 265 301 3 999 527	78.75	6	o	2	1903/04 o % Verlust 1903/04 ℳ 96 822
51	Fahrzeugfabrik Eisenach, Eisenach	3 700 000	—	3 700 000	—	?	?	—	4	o Unterbilanz: ℳ 1 397 261	o	
52	F. Butzke & Co. A.-G. für Metallind., Berlin	3 000 000	675 000	3 918 643	243 653	?	?	87.50	2½	4	5	
53	Gebr. Böhler & Co. A.-G., Berlin	12 500 000	—	13 070 000	570 000	?	?	161.75	8	7	9	
54	Berl. Gußstahlf. u. Eisenq. H. Hartung AG., Berlin	2 300 000	—	2 410 256	110 256	?	?	87.10	4	2	2½	1903/04 2½ %
55	Deutsche Gummi- u. Guttaperchawarenfabrik A.-G. vorm. Volpi & Schlüter, Berlin-Rixdorf	576 000	Hyp. 500 000	1 076 000	—	?	?	—	o	o Unterbilanz: ℳ 80 143	o	

Digitized by Google

Tabelle II.

Außenhandel Deutschlands in den Jahren 1901 bis 1903.

A. Gesamt-Eigenhandel. B. Spezialhandel in 1000 Mark.

	1901				1902				Einfuhr				Ausfuhr			
	Einfuhr		Ausfuhr		Einfuhr		Ausfuhr					I. Halbj.				I. Halbj.
	dz	1000 ℳ	dz	1000 ℳ	dz	1000 ℳ	dz	1000 ℳ	1901	1902	1903	1904	1901	1902	1903	1904
XVI. Maschinen, Instrumente, Apparate	764 550	104 643	2 446 457	226 204	561 370	81 875	2 542 625	324 021	—	—	—	—	—	—	—	—
a. Dampfmaschinen	70 484	8 [illegible]	1 [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	2010	1690	2091	1537	44 890	46 361	36 848	9 585
b. Werkzeugmaschinen	11 [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	1467	1514	1891	1493	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
c. Turbinen	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
d. Transmissionen	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
e. Pumpen	6 [illegible]	[illegible]	[illegible]	5 [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	5 [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
f. Ventilatoren für Fabrikbetrieb	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
g. Gebläsemaschinen	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
h. Walzmaschinen	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
i. Dampfhämmer	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
k. Hebemaschinen	10 [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
l. Andere Maschinen zu industriellen Zwecken	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	9664	5528	6025	5803	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]

*) Für 1903 sind noch keine Daten für den Gesamthandel vorhanden.

Tabelle III.

a. Name des Unternehmens (* Gewerkschaftliche Betriebe)	b. Beteiligung im Kohlen-Syndikat Anfang 1904 Mill. To.	c. Nennwert des Grundkapitals Millionen Mark	d. Nennwert der Anleihen (einschl. Hyp.-Sch.) Millionen Mark	e. Kursstand am 8. August 1904	f. Gesamtwert zu diesem Kurse (Mill. ℳ)	g. Ertragnis für 1903 od. 1902/03 in % oder ℳ	h. Ertragnis zum jetzigen Preise in Prozenten	i. Kursstand Ende 1903
Aplerbecker Akt.-Verein für Bergb.	0.35	2.40	0.04	142.—	3.87	4 %	3.08	130.50 %
* Altendorf	0.24	—	1.60	1795.—	2.92	—	—	1225 %
Arenberg Akt.-Ges. (einschl. Julius Philipp)	1.17	2.20	2.35	259.—	80.62	20 %	8.26	280.— %
* Blankenburg	0.15	—	0.36	8300	2.66	50 ℳ	2.17	3500 ℳ
Bochumer Bergwerks-Gesellschaft	0.41	4.77	1.25	84.60	4.16	—	—	97.— %
* Borussia	0.18	—	0.10	2450	4.45	—	—	2325 ℳ
* Caroline b. Holzwickede	0.15	—	0.55	1815	2.87	200 ℳ	5.50	1800 ℳ
* Caroline Magnus	0.15	—	—	6400	6.40	400 ℳ	6.25	6800 ℳ
* Charlotte	0.14	—	—	905	0.99	80 ℳ	1.08	700 ℳ
Concordia Bergbau, Akt.-Ges.	0.53	0.—	3.04	312.—	33.18	28 %	8.77	332.70 %
Consolidation	1.74	16.—	—	412.5	70.20	28 %	6.47	455.— %
* Constantin der Große	1.11	—	7.—	3400	47.—	1200 ℳ	3.53	4200 ℳ
Dahlbusch, Bergwerks-Ges.	0.44	5.—	—	360.—	24.80	18 %	5.32	285.— %
* Dahlhauser Tiefbau	0.16	—	0.16	2950	3.41	280 ℳ	8.32	2700 ℳ
* Deutschland	0.32	—	0.07	4600	5.77	240 ℳ	5.33	3500 ℳ
* Dorstfeld	0.15	—	1.82	15000	20.82	1200 ℳ	6.80	11500 ℳ
* Eintracht, Tiefbau	0.28	—	0.21	8425	10.65	425 ℳ	5.04	8600 ℳ
* Ewald	1.11	—	6.—	4[illegible]	56.—	2300 ℳ	4.61	33000 ℳ
* Friedlicher Nachbar (einschl. Banker Mulde)	0.14	—	0.41	8700	11.11	—	—	6300 ℳ
* Friedrich der Große	0.49	—	1.14	25000	18.14	400 ℳ	2.16	12400 ℳ
* Fröhliche Morgensonne	0.57	—	0.62	11500	12.20	425 ℳ	3.09	9000 ℳ
Gelsenkirchner Bergw.-Verein (einschl. Hamburg und Franziska)	2.10	60.—	14.74	225.40	269.28	12 %	4.88	224.10 %
* Gottessegen	0.18	—	0.18	3800	3.04	240 ℳ	6.58	3725 ℳ
* Graf Beust	0.42	—	0.26	7500	2.76	300 ℳ	4.—	7200 ℳ
* Graf Bismarck (einschl. Eiberg)	1.07	—	1.53	78000	73.83	3200 ℳ	4.15	84000 ℳ
* Graf Schwerin	0.47	—	1.09	8650	10.04	400 ℳ	4.62	8800 ℳ
Harpener Aktien-Gesellschaft (einschl. Kannengießer-G.)	2.13	70.—	20.40	914.50	1894.57	80 %	4.63	895.80 %
* Heinrich	0.16	—	—	4300	6.90	350 ℳ	8.37	4700 ℳ
* Helene und Amalie	0.91	—	2.52	14700	20.58	1250 ℳ	6.34	18000 ℳ
* Hercules	0.47	—	1.55	8800	10.35	400 ℳ	4.54	7300 ℳ
Hibernia, Bergwerks-Gesellschaft (einschl. General Blumenthal und Alstaden)	3.45	53.50	21.33	242.60	141.61	12 %	4.44	227.20 %
* Johann Deimelsberg	0.22	—	0.54	4000	5.72	350 ℳ	7.14	4025 ℳ
* Kölner Bergwerksverein	0.91	6.—	—	435.—	26.11	25 %	5.79	460.— %
* König Ludwig	0.71	6.—	—	9000	16.—	400 ℳ	4.33	20500 ℳ
König Wilhelm, Essen	1.04	St.-Akt. 3.00 Vorzug. „ 1.30	0.81	244.25	20.99	12 %	5.—	243.— %
* Königin Elisabeth	0.28	—	0.80	20500	23.40	1300 ℳ	5.86	21450 ℳ
Königshorn, Aktiengesellschaft	0.68	2.—	0.16	152.40	21.03	2 %	5.85	172.— %
* Langenbahn	0.36	—	1.—	11 [illegible]	14.82	600 ℳ	5.31	11400 ℳ
* Lothringen	0.66	—	2.18	24000	24.50	1000 ℳ	4.65	17500 ℳ
Louise Tiefbau	0.30	St.-Akt. 4.89 Vorzug. „ 2.83	0.18	44.30	7.42	—	—	45.80 %
Magdeburger Bergwerks-Aktiengesellschaft	0.55	1.—	—	104.—	17.22	35 %	6.80	208.— %
Massener Bergbau-Gesellschaft	0.60	3.50	2.—	574.—	9.53	4 %	3.36	509.50 %
* Mont Cenis	1.—	—	0.87	134.10	9.15	40 %	3.36	123.10 %
Mülheimer Bergwerks-Verein	1.19	24.—	5.21	18[illegible].—	20.42	960 ℳ	5.85	17300 ℳ
Neu-Essen, Bergwerks-Gesellschaft	0.27	4.—	—	198.—	32.51	4 %	4.11	176.80 %
Nordstern, Steinkohlenbergwerk	2.74	30.—	8.10	321.—	14.63	20 %	5.59	280.— %
* Pörtingsiepen	0.20	—	1.64	850.—	66.10	18 %	5.58	301.25 %
Rheinische Anthrazitwerke	0.36	3.90	1.89	5400	7.04	300 ℳ	5.55	5900 ℳ
* riebenplaneren	0.30	—	0.70	133.—	6.88	6 %	4.52	133.25 %
* Schurbank und Charlottenburg	0.18	—	0.35	1400	4.20	120 ℳ	3.50	3300 ℳ
* Trappe, Verein	0.13	—	0.26	1800	2.25	85 ℳ	4.72	1725 ℳ
* Tremonia	0.29	—	1.28	2950	3.01	260 ℳ	8.88	3800 ℳ
* Unser Fritz	0.81	—	3.14	3450	4.53	—	—	3200 ℳ
* Victor, b. Rauxel	0.77	—	3.43	27000	28.18	1100 ℳ	4.07	28000 ℳ
* Victoria, b. Kupferdreh	0.13	—	0.39	1900	25.03	200 ℳ	1.02	18000 ℳ
	0.13	—	0.19	1300	8.49	45 ℳ	3.45	1450 ℳ
Summa	55.09	324.89	160.49	—	1447.24	—	—	—

Digitized by Google

Aus Tabelle I ergibt sich, daß von 55 deutschen Aktiengesellschaften aus dem Gebiete des Maschinenbaues, der Metallindustrie und der Hilfsindustrien unter Einrechnung der in einzelnen Jahren eingetretenen Verluste im Durchschnitt der drei letzten Geschäftsjahre:

	22	Ges.	gänzlich unrentabel waren und zum Teil sogar mit erheblicher Unterbilanz abschlossen,				
während	4	„	unter	1	Proz.	Dividende,	
	3	„	zwischen	1	und 2	Proz.	Dividende,
	3	„	„	2	„ 3	„	„
	2	„	„	3	„ 4	„	„
	3	„	„	4	„ 5	„	„
	4	„	„	5	„ 6	„	„
	3	„	„	6	„ 8	„	„
	7	„	„	8	„ 10	„	„
	4	„		10	„ mehr	Proz.	Dividende verteilen konnten.

Dabei ist indessen zu berücksichtigen, daß die Tabelle einige hochrentierende Firmen enthält, welche, wie z. B. Nr. 53, unter die eigentlichen Stahlproduzenten und nicht zum Maschinenbau gehören.

Wenn es möglich wäre, ferner noch die ungünstigen Betriebsergebnisse derjenigen deutschen Maschinenfabriken festzustellen, die in anderen Gesellschaftsformen betrieben werden oder sich in privatem Besitz befinden, so würde ganz zweifellos das Gesamtresultat noch viel betrübender sein als nach Tabelle I.

Es ist von Wichtigkeit, gegenüber den Rentabilitätsziffern der Tabelle I die Mengen der ein- und ausgeführten Maschinen und Apparate in den Jahren 1901 bis 1903 und im ersten Halbjahr 1904 zu vergleichen. Die Tabelle II gibt hierüber eingehende Auskunft. Bemerkenswert erscheint bezüglich der Ausfuhr nach Rußland, daß dieselbe den amtlichen Nachweisungen zufolge im ersten Halbjahr 1904 keinen erheblichen Rückgang gegen das Vorjahr aufweist. Hierbei spielen offenbar die zur Erzeugung von Kriegsmaterial dienenden Maschinen und Apparate eine Rolle, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch nach Beendigung des ostasiatischen Krieges noch eine Zeitlang die deutsche Maschinenausfuhr nach Rußland nicht nur nicht zurückgeht, sondern sogar noch zunimmt. Das ist aber jedenfalls ein vorübergehender Zustand, auf welchen für den Fall eines ungünstigen Handelsvertrages ein um so stärkerer Rückgang der Ausfuhr folgen muß. Außerdem ist zu berücksichtigen, daß auch die gegenwärtigen Ausfuhrpreise deutscher Maschinen, selbst abgesehen von ungünstigen Zahlungsbedingungen, keineswegs lohnende sind.

Die Tabelle III, welche kürzlich in der „Frankfurter Zeitung" (Abendblatt vom 9. August 1904) erschienen ist, umfaßt fast sämtliche Kohlenwerke im rheinisch-westfälischen Industriebezirk mit Ausnahme der staatlichen Werke, der Privatwerke und der Hüttenzechen. Die bezeichneten 55 Kohlenwerke sind mit fast 56 Millionen Tonnen Beteiligung an dem über eine Gesamtförderung von etwa 74 Millionen Tonnen verfügenden Kohlensyndikat interessiert, 19 Werke sind Aktiengesellschaften und 36 Werke sind Gewerkschaften. Bei dem Kurswert vom 5. August 1904 repräsentieren diese sämtlichen Kohlenwerke einen Börsenpreis von 1447,14 Millionen Mark, wovon auf die 19 Aktiengesellschaften 918,06 Millionen Mark und auf die 36 Gewerkschaften 529,08 Millionen Mark entfallen. Das übrige ergibt sich aus der Tabelle selbst.

Eine dritte Tabelle über die Rentabilität der Eisen- und Stahlwerke wird erst dann für den vorliegenden Fall Bedeutung erlangen, wenn der Stahlwerksverband eine längere Wirksamkeit hinter sich hat, obgleich schon jetzt außer Zweifel steht, daß die Rentabilität der Maschinenfabriken von der der Eisen- und Stahlwerke in ähnlicher Weise übertroffen wird wie von dem Gewinn der Kohlenwerke. Es muß sich indessen zunächst zeigen, in welcher Weise sich der Stahlwerksverband mit den großen Schwierigkeiten seiner eigenen Ausfuhr abfindet und welche Rolle er dem bisherigen freien Eisenhandel bezüglich der Ausfuhr zuweist. Fallen die neuen Handelsverträge derart aus, wie man es leider erwarten muß, dann wird der Stahlwerksverband bei der ersten Krise in vielleicht noch größere Schwierigkeiten geraten, als der Maschinenbau sie seit Jahren unter der Wirkung der Kartelle in sonst guten Konjunkturen durchmacht.

J. Kollmann.

Das Land der Dichtung.

Es wird ungefähr ein Jahr vergangen sein, seit durch die Zeitungen die Nachricht lief, daß der Herrscher eines aufstrebenden Volkes im fernen Osten Dichter sei, nicht nur gelegentlich, wie man das auch in unsern Ländern zuweilen antreffen mag, sondern ein sehr eifriger und sehr fruchtbarer. Nicht weniger als dreißig Lieder verfasse er an einem Tag, erzählte man, und so habe es dieser König auf dem Thron und zugleich im Reiche der Dichtkunst in kaum einem halben Jahrzehnt auf die stattliche Zahl von 36 000 Liedern gebracht. Carmen Sylva war stark in den Schatten gestellt.

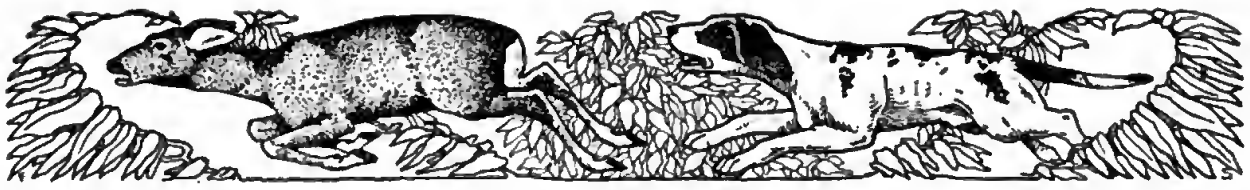
Der Skeptiker freilich mochte das Haupt schütteln und ernstlich die Frage aufwerfen, ob nicht hinsichtlich der Menge des Geleisteten dem Dichter einiges angedichtet worden sei, dann aber auch zu der Folgerung kommen: wie friedlich und weltabgeschieden muß ein Volk leben, dessen Herrscher zu solcher Tätigkeit Muße findet. Man wird noch mehr staunen, wenn man hört, daß mit jenem fleißigen Dichter der Mikado gemeint war, der Führer eines so kriegerischen Volkes, wie das der Japaner.

Die Tatkraft dieses Volkes erregt schon lange die Bewunderung der Kulturwelt. Welche Beziehungen Heldensinn und dichterische Veranlagung zueinander haben, ist nicht so leicht zu entscheiden. Daß sie bestehen, hat sich auch zu anderen Zeiten und in anderen Zonen erwiesen. Wir denken an die Griechen, an Frankreichs geschichtliche und dichterische Blütezeit und dürfen uns Deutsche selbst als Beispiel anführen. Held und Dichter teilen die Sehnsucht nach dem Fremden, jener begehrt sich anzueignen, was ihm sein Auge verlockend zeigt, dieser strebt nach Eroberungen im Gebiete der Ideenwelt, im Traumland der Phantasie.

Japan, das Land der aufgehenden Sonne, ist im Besitz einer reichen, uralten Literatur, von der gerade wir in Deutschland noch so gut wie nichts erfahren haben, während japanische Kunst einen tiefgehenden Einfluß auf unsern modernen Kunstgeschmack ausgeübt hat, während ferner Frankreich und England längst Schriften über die japanische Literatur und Auszüge aus ihr aufzuweisen haben. Die wichtigsten sind freilich erst in den letzten Jahren entstanden, und ihnen gesellte sich schließlich auch eine in deutscher Sprache verfaßte japanische Literaturgeschichte von Dr. Tomitsu Okasaki.

Endlich aber hat sich ein Deutscher, der mit größerer Objektivität ans Werk gehen konnte, als der gelehrte Japaner, der Riesenaufgabe unterzogen, die japanische Dichtung in

Digitized by Google



einem Buche gleichen Namens*) seinen Landsleuten zu vermitteln. Otto Hauser, der Vielbewanderte, der in Litteris „Allgegenwärtige", bietet in einer gedrängten, also um so mühevolleren Abhandlung, deren leichte, unterhaltsame Sprache die Gründlichkeit der Forschung kaum ahnen läßt, durch Schilderung und selbständige Proben einen klaren Einblick in die tausendjährige Entwicklung der japanischen Literatur.

Den größten Raum nimmt die Lyrik ein, der auch die meiste Bedeutung zuzumessen ist, da sie von der ältesten Zeit an bis fast in unsere Tage hinein das vorherrschende Gebiet war, auf dem sich Japans Dichter ihre Lorbeeren holten. Während die Ueberlieferung des lyrischen Schatzes bis gegen das sechste Jahrhundert nach Christi zurückreicht, beginnt erst um die Mitte des neunten Jahrhunderts, und auch da vorläufig noch in unsicheren Regungen, die epische Dichtung sich langsam zu entfalten. Der späteren Einwirkung der fremden „Wunderreligion", die durch Jesuiten ins Land getragen wurde, war es vorbehalten, jene Gattung so zu befruchten, daß aus ihr, etwa im elften Jahrhundert, eine Erzählungsliteratur wie die unserer mittelalterlichen Romane entstand und bald zu einer gewissen Blüte gelangte. Ein Jahrhundert später setzte das Drama ein, das ähnlich wie bei uns aus kirchlichen Zeremonien hervorging und zunächst als Pantomime selbständig wurde. Die japanische Bühnenkunst schlug freilich eine wesentlich andere Richtung ein, als die westeuropäische, und scheint erst in der Gegenwart eine Wandlung zu erfahren.

Auffällig, dann aber auch die Schaffenskraft des zeitgenössischen Mikado-Dichters erklärend, ist die Fruchtbarkeit der japanischen Dichter. So hat Chikamatsu Monzaimon, Japans größter Dramatiker, der im Jahrhundert nach Shakespeare lebte, gegen hundert Schauspiele gedichtet. Der aus dem achtzehnten Jahrhundert stammende Romandichter Bakin, ein japanischer Walter Scott, hat dreihundert mehrbändige Erzählungen verfaßt, darunter eine im Umfange von vierundfünfzig Büchern. Er ist 81 Jahre alt geworden und soll allerdings schon als dreizehnjähriger Knabe seine Kunst geübt haben. Von dem Lyriker Ibara Saikaku, der 1642 geboren wurde, berichtet man, daß er an einem einzigen Tage dreiundzwanzigtausend Lieder „niedergepinselt" habe. (Man bedient sich noch heute in Japan zur Herstellung der Schrift des Pinsels.) Hier freilich muß eingeschaltet werden, daß die Bezeichnung Lied nicht ganz stimmt und besser durch Vers ersetzt wird. Das Haikai, die damals fast ausschließlich und auch von Saikaku gepflegte Liedform, so belehrt Hauser, bestand nur aus einer Dreigliederung von siebzehn Silben und war eine Abart des in der klassischen Periode üblichen Uta, das sich zumeist aus fünf Zeilern zusammensetzte, die in regelmäßigem Wechsel 5 + 7 + 5 + 7 + 7 Silben enthielten. Da sonst weder Reim, noch Rhythmus als Bindemittel gekannt war, mag wohl die Leichtigkeit der Entstehung dieser Haikais nicht so verwunderlich sein.

Ganz wie bei uns galt die Bühnenkunst, in Japan nur bedeutend länger, wegen des damit verbundenen Schauspielerwesens als minderwertig, ganz wie bei uns fühlte sich die wohllöbliche Polizei zur Pflege dieser Dichtungsform berufen, indem sie ihre freie Entfaltung durch allerlei Eingriffe hemmte. So verbot sie die Teilnahme der Frauen, und die weiblichen Rollen mußten lange Zeit hindurch von Männern gespielt werden. Die Lyrik dagegen erfreute sich, wie bei uns zur Zeit des Minnesangs, der höchsten Würdigung in den vornehmen Kreisen. Schon von Jimmu, dem ersten Kaiser Japans, rühmt man, daß er Verse gemacht habe. Im siebenten Jahrhundert wird eine Prinzessin Nukada erwähnt, die zweien aufeinanderfolgenden Kaisern in Liebe ergeben war und von der Proben einer anmutigen Lyrik erhalten blieben. Im sechzehnten Jahrhundert lautete die Vorschrift: „Jeder Gebildete muß dichten lernen", und Matsuo Basho, der japanische Logau, dessen Epigramme am Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts weit und breit im Lande berühmt waren, sammelte nicht weniger als fünftausend Schüler um sich.

Es braucht kaum ausgesprochen zu werden, daß diese Epoche, in der man, ganz wie bei uns zur Zeit der Meistersinger, das Dichten als Lehrgegenstand betrachtete, längst den Verfall der Lyrik in sich trug. Die höchste Blüte war im zehnten Jahrhundert erreicht. Aber schon aus viel früherer Zeit erwähnt Otto Hauser einige beachtenswerte Dichter, von denen er zum Teil aus eigener Kenntnis ihrer schwer zu deutenden Sprache und mit der ihm gegebenen Uebertragungskunst interessante Proben darbietet.

Ein anscheinend aus dem Volk hervorgegangener, aber bei Hofe erzogener Lyriker aus dem siebenten Jahrhundert, Hitomaro, zeichnet sich durch seine tiefempfundenen Verse aus, die er bald in weicher Liebessehnsucht aushaucht, bald in kriegerischer Begeisterung anstimmt. So schildert er eine Schlacht seiner kampfesfrohen Zeit:

Die Trommeln tönten wie des Donners Rollen,
Die Hörner schmetterten, daß man erschrak,
Wie vor des Tigers feindlichem Gebrüll.
Es flatterten die hochgehaltnen Fahnen
Wie Feuer, die man auf dem Felde zündet
Im Frühlingsanfang und die flackernd züngeln,
Vom Wind dahingetrieben. Das Getön
Der Bogenkerben aus der Hand der Schützen
Erscholl so schrecklich, daß man einen Sturm
Durch tiefbeschneiten winterlichen Wald
Hinwirbeln glaubte, und wie mächt'ger Schneefall
So flogen dicht die Pfeile durcheinander . . .

Ein Zeitgenosse von ihm, der an chinesischen Philosophen herangebildete Buddhist Okura, wird unser besonderes Interesse beanspruchen, weil seine Lyrik ein Thema berührt, das in unserer Zeit obenan steht und den Mittelpunkt all unserer Kämpfe bildet: die soziale Frage. In Okura darf die soziale Lyrik der Gegenwart einen ihrer Ahnen erblicken. Der Dichter schildert die Klage eines Armen:

Weit zwar dehnen sich Himmel und Erde,
Für mich aber sind sie eng geworden;
Klar und hell zwar sind Sonne und Mond,
Für mich aber geben sie nicht ihr Licht;
Geht es allen wohl so oder nur nur allein?
Zwar bin ich ein Mensch — ein seltenes Glück! —
Und menschenmäßig bin ich geboren,
Doch muß ich immer in Lumpen mich kleiden,
In ungefütterte, hänfene Kleider,
Die von den Schultern zerrissen mir
Wie Meerestang herunterhängen.

Und seine Armut muß er mit Eltern, Weib und Kindern teilen, in ärmlicher Hütte und ohne Reis, daß sie vor Hunger weinen. Und zu all dem Unglück ruft

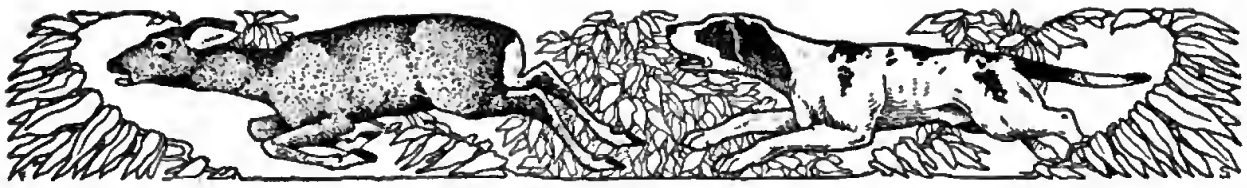
Die Stimme des Vogtes, der draußen steht
Vor dem Schlafgelaß und zur Frone fordert,
In der Hand die Peitsche.
So grausam, sprich, ist die Ordnung der Welt?

In beweglicheren Tönen haben kaum unsere modernen Sozialisten das grausame Schicksal der Armen darzustellen vermocht.

Literarisch bemerkenswert ist an den Dichtern jener Epoche vor allem, daß sie den ersten Versuch machten, sich von der chinesischen Fremdsprache zu befreien. Bis dahin war in Japan Chinesisch die Sprache der Gebildeten, und auch die Samm-

*) Die japanische Dichtung von Otto Hauser. Mit zwei kolorierten Kunstbeilagen und zwölf Vollbildern in Tonätzung. Band V der Sammlung illustrierter Einzeldarstellungen: „Die Literatur". Herausgegeben von Georg Brandes. (Bard, Marquardt & Co., Berlin.)

Digitized by Google



lungen des poetischen Schatzes aus der Vorzeit waren in chinesischem Wortlaut wiedergegeben. Der japanische Volksmund besaß nicht einmal eigene Schriftzeichen. Es währte bis zum achten Jahrhundert, ehe ein gelehrter Japaner die noch heute im Lande gültige Pinselschrift ersann, indem er statt der Tausende von chinesischen Wortzeichen ein auf achtundvierzig Silbenzeichen vereinfachtes Schreibsystem zusammenstellte. Diese Erleichterung der Schreib- und Lesekunst hat ohne Frage die rasche geistige und politische Entwicklung des japanischen Volkes, wie sie in den letzten Jahrzehnten zu beobachten war, bedeutend gefördert. Man erkennt das am besten an dem Gegensatz der chinesischen Gleichgültigkeit, deren Ueberwindung die Schwerfälligkeit der chinesischen Schrift fast unmöglich macht. Was Japan von der Kultur des Westens empfing, konnte es sofort bis in die untersten Schichten des Volkes wirken lassen.

Erklärlicherweise wandten sich auch die Höhergebildeten in Japan mit größerem Eifer als die Gelehrten Chinas und mit besserem Verständnis der Auslese westeuropäischer Kultur zu, und namentlich bot ihnen unsere Dichtkunst eine reiche Fundgrube. Von Shakespeare und Byron, Lessing und Goethe, Victor Hugo und Pailleron haben sprachgewandte Japaner ihren Landsleuten Uebertragungen vermittelt. Auch auf die jungen Dichter übte diese Eroberung neuer Kunstformen starken Einfluß aus. Der zeitgenössische Lyriker Inouye versucht sich in der Anwendung eines zweisilbigen Reimes. Eine große Umwälzung steht dem Theater bevor. Kawakami, der Gatte der durch ihre Gastspiele auch bei uns bekannt gewordenen Schauspielerin Sada Yakko, will die Einrichtung der Pariser Bühnenkunst und namentlich die Verkürzung der überlangen Schauspiele auf die Dauer eines Theaterabends in Japan durchführen.

Mit einem Ausblick auf die Möglichkeit einer neuen, von europäischem Geiste befruchteten Kunstblüte in Japan schließt Otto Hauser seine geistvolle, bis in alle Einzelheiten fein abgestimmte Darstellung. Reichlich eingestreute Schriftproben geben ein Bild von dem wunderlichen Schreibsystem des zierlichen Völkchens, und die japanischen Illustrationen ergänzen unsere Kenntnisse von Kunst und Sitte im Lande der aufgehenden Sonne.

Es wäre zu wünschen, daß sich Otto Hauser, durch sein eigenes Buch angeregt, gelegentlich zu einer Erweiterung der Uebertragungen aus der japanischen Lyrik entschlösse. Die Franzosen besitzen in der von De Rosny besorgten Anthologie Japonaise, die 1873 erschien, eine interessante Sammlung, und auch den Engländern ist eine metrische Uebersetzung japanischer Dichter durch Dickins beschert worden. Wir warten auf Otto Hauser.

Sigmar Mehring.

Ein Spaziergang im Louvre.

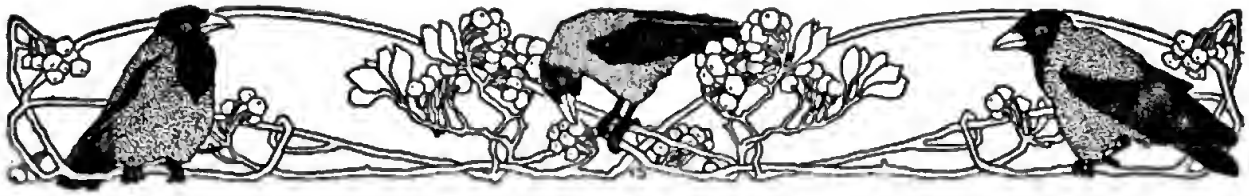
Die Gemäldesammlung des Louvre in Paris gehört nach den Sammlungen der Uffizien und des Palazzo Pitti zu Florenz und nach der Dresdner Gemäldegalerie zu den wertvollsten und geschmackvollsten Kunstsammlungen der Welt. Sie hat die unendliche Gunst des Schicksals, daß sie sich unmittelbar anschließt oder auch mündet vor einem der größten Kunstwerke aller Zeiten an seinem ursprünglichen Bestimmungsort: vor dem großen Mediciſaale des Louvre, in dem Peter Paul Rubens mit nie wieder erreichter Farbenfülle die Geschichte der Maria v. Medici symbolisch-humorvoll verherrlicht hat. Kunstsammlungen und Gemäldegalerien sind im großen Teile ihres Bestandes meist das Ergebnis einer gewissen Kunstbarbarei, insofern als die herrlichsten Werke oft dem Zusammenhang ihrer örtlichen Bestimmung aus Kirchen, Ratssälen, aus Jagdschlössern und Speisesälen, aus Baderäumen, aus Empfangssälen in Schlössern entführt worden sind und nun entweder nach „Schulen" geordnet, nach Kunstperioden oder in wählerisch-geschmackvoller Anordnung nebeneinander gehängt zur Massenschau genutzt werden. Wie oft ist dabei Zusammengehöriges auseinander gerissen worden! Indessen, schon das Altertum sah sich genötigt, in derartigen „Pinakotheken" wertvolle Bilder vor Zerstörung, Vernachlässigung durch wechselnde Besitzer sicherzustellen und einer egoistisch-privaten Obhut im Interesse der öffentlichen Schau allmählich zu entziehen. So wurde das Zeitalter des absoluten Königtums in Europa mit und nach dem dreißigjährigen Kriege durch die Gründung seiner Könia- und Fürstengalerien wohltätig, indem es Hunderte von Gemälden aufgekauft hat in aller Welt, die nun seit zweihundert Jahren wohl geschützt sind. Aber in hundert Fällen kann eine solche Wohltat doch nicht vergessen machen, daß die Kunstwerke ihrem ursprünglichen Zweck entrissen sind und gerade damit oft ihre intimsten Wirkungen wegfallen. Die Mediciſäle im Louvre zeigen uns eins der größten Kunstwerke aller Zeiten noch in seiner vollen häuslichen Wirkung an Ort und Stelle, und das allein macht schon den Besuch des Louvre mit seinem Mediciſaale ähnlich genußreich wie es der Besuch der berühmten Mediciſkapelle mit den Grabmälern von der Hand des Michelangelo in Florenz ist.

Unter der Gemäldesammlung im Louvre befinden sich die Skulpturensammlungen aus dem griechischen Altertum und aus der Neuzeit, welche bekanntlich einige Kunstschätze allerersten Ranges enthalten. Das Griechentum repräsentiert die Venus von Milo, die Aphrodite von Melos, der größte Bildhauer der Neuzeit, Michelangelo, ist mit seinen „gefesselten Sklaven" vertreten. Die große Enttäuschung, welche uns diese drei berühmtesten Werke im Louvre bereiteten, möge der Anlaß sein, um in einem raschen Rundgang durch die Kunstsammlungen des Hauses einige Angelegenheiten zur Sprache zu bringen, die auch in anderen Galerien der Beachtung wert sein dürften.

Ich bekenne also, daß das Original der weltbekannten Milonerin im Erdgeschoßsaale mir eine starke Enttäuschung gebracht hat. Nach Gipsabgüssen, nach allen möglichen Nachbildungen, Photographien glaubte ich jede Form der Schönen zu kennen, aber vor dem Original habe ich mich fast blind gesehen, um nun in marmorner Weichheit und Lebensfülle so viele mir bekannte Schönheiten dieses Körpers aus dem ganzen Organismus heraus zu lesen. Statt dessen schien mir ihr ohnehin etwas schlanker Hals zu einer giraffenmäßigen Länge entartet — die Folge einer ganz verkehrten, verständnislosen Aufstellung des Kunstwerkes, gegen die endlich einmal von allen Seiten Einspruch erhoben werden sollte. Die republikanischen Kunstdirektorien in Paris sind mehr als konservativ; sie scheinen wohltätige Aenderungen in den Anordnungen der Kunstwerke zu fürchten. Das Publikum ist zu sehr gewöhnt, gewisse Kunstsachen an einem quasi geheiligten Orte vorzufinden, und diese Gewohnheit behauptet dann auch in der Pariser Presse ihr Recht dermaßen, daß augenscheinlich niemand wagt, irgend etwas an uralten Fehlern zu bessern.

Die Milonerin steht in einem hinteren Eckſaal des Erdgeschosses auf einem besonderen Postament in der Mitte des Saales. Aus einem großen Seitenfenster fällt direktes Licht auf sie, diffuses Licht aber kommt von dem seitlichen Fortgang der Statuengalerie von entfernter gelegenen Fenstern zurück samt den Resteren einer toten Tönung der Architektur und samt den schmutzig-grauen Resteren der alten sonstigen Marmorwerke selbst. Dieses diffuse Licht wischt im Marmor alle Feinheiten der organischen Körperformen aus. Wenn draußen trübes, nebliges Wetter ist, was in Paris sehr häufig der Fall, steht die Venus auch in einem nichtssagenden, leeren, frostigen und zugleich undeutlichen Lichte da. Man sieht sie nur halb und muß die Augen sehr anstrengen, um aus der Dämmerung die ausgewischten Rückenformen herauszulösen. Bei hellem Lich

Digitized by Google



verwirrt wieder der Kontrast der Augenblendung gegen die diffuse Dämmernis der Umgebung — genug, in keinem Fall kommen die Formen der herrlichen Gestalt zu einer ungestörten, ruhigen Sprache ihres Ineinanderlebens. Die Venus von Milo ist mit einem Wort ganz unplastisch aufgestellt. Ich glaube nicht, daß irgend ein geschmackvoller Kunstfreund, der Statuetten nach diesem Werke hat, in seinem Zimmer sich die Gestalt in völliger Vorderansicht, nämlich in genau quadratischer Stellung des Postaments zum Auge hinsetzen wird: Jedermann fühlt, daß die wunderbar reizvolle, halb nach vorn geneigte Stellung des Oberkörpers, die so viele geheimnisvolle Seelenreize der weiblichen Natur mit ihrer Fülle, ihrer zarten Scham und Siegesgewißheit des Schönen zugleich ausschließt, sich erst zeigt, wenn die Figur in einer leichten Ueberschneidung gesehen wird. In Paris hat man es verstanden, das Hauptlicht auf die Oberbrüste und flach auf den Schoß zu werfen, wodurch die Beugung des Leibes nur halb empfunden bleibt, der Hals aber so sonderbar langstengelig zwischen den Schultern herauskommt, daß man meint, Kopf und Hals gehörten garnicht zu diesem Körper.

Es ist nun aber klar, daß der griechische Künstler die ganze Figur auf eine Gesichtshöhe gearbeitet hat, in welcher der Hals sich perspektivisch verkürzte. Um die Normalwirkung des Kopfes auf dem Rumpfe zu erreichen, machte er es wie sehr viele Künstler der Rokokozeit, er verlängerte die Halsform, weil er auf einen Sehwinkel rechnete, wodurch der Hals sich verkürzte auf das Normale, sodaß der Kopf noch über dem Körper ansetzte, während er sonst — rein nach der Natur — in der Verkürzung zu dicht auf dem Rumpfe gesessen hätte. Und ganz gewiß ist damit auch eine mehr im Winkeln gesehene Stellung der ganzen Figur verbunden gewesen, auf einem farbig leuchtenden, tiefen Grunde, dessen Reflexe der Marmor aufnahm, um sich innerlich dadurch zu beleben und im gesammelten Licht die zarten Spiele der Formen des Schoßes, der Lenden und des Oberleibes sichtbar zu machen.

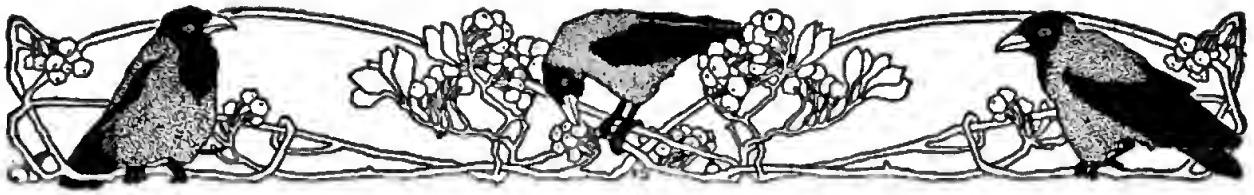
Im Louvre hat man nichts davon empfunden; man sieht nicht die Hälfte der wunderbaren Künstlerarbeit, die auf dieser Marmormasse geleistet ist; durch die falsche Aufstellung ist alles diffus und verwischt geblieben.

Noch viel ärger und geradezu barbarisch aber erscheint die Art, wie man in einem nahen Erdgeschoßsaale die beiden gefesselten „Sklaven" des Michelangelo aufgestellt hat. Man zweifelt geradezu, ob die Pariser und mit ihnen die Louvredirektoren auch nur einen entfernten Begriff haben, welche ewigen Kunstschätze sie gerade in diesen beiden Werken des Michelangelo verwalten. Nie hat ein Meister eine seelische und für alle Kreatur typische Empfindung in zwei verschiedenen Schattierungen ergreifender dargestellt, als der große Florentiner an diesen Gestalten. Die üblichen Kunstgeschichten würdigen sie nur halb. Da man sie im sonstigen Europa nur in Gipsabgüssen sieht, welche die wahren Marmortöter sind, so hat man eigentlich nur konventionelle Vorstellungen von stark massigen Männergestalten, die in einer unbequemen Stellung gefesselt seufzen. Aber der Beseeler des Marmors stellte dar, was ein gefangener Leib und eine gefangene Seele empfinden, was Raub der Freiheit, Fesselung und Sklaverei in den Gliedern und Organen anrichten, die von der Natur geschaffen sind, in Freiheit ihre Kraft und Schönheit, ihre Fülle auszuwirken, mit einer Seele, die an Freiheit gewöhnt ist und nun nach Freiheit lechzt wie nach dem Leben selbst. Die Scheußlichkeit, die darin liegt, daß ein Menschenwesen jemals einem anderen Menschenwesen den freien Gebrauch seiner naturgeschaffenen, freiheitsbedürftigen Glieder, die freie Bewegung rauben konnte, stellt der Bildhauer dar mit der ganzen Qual, die in ihr liegt. Und was symbolisch an Ort und Stelle für den charaktervollen Kämpfer um politische und geistige Freiheit sich mit der Darstellung dieser naturalistischen Leibesqual verband, das fühlt jedermann mit, der da weiß, daß man soviel Kunstarbeit nicht nur aus Gründen anatomischer Wissenschaft leistet, sondern um den Kenner der freigeborenen Menschenleiber zu rühren durch die Empfindung: siehe, all dieses Männliche, diese Welt von Schönheit und Kraft kann sich nicht regen, sie ist verdammt sich selber aufzuzehren. Denn es sind nicht „Sklaven" von Profession, sondern freie Männer, freigeborene Florentiner mit ihrem florentinischen Haarwuchs, die hier in Sklaverei geworfen sind und die verlorene Freiheit beklagen. Besonders schön ist der jüngere von beiden. Ein Körper von vollendetem Reichtum und Ebenmaß eines leistungsfähigen Muskelsystems, jugendlich, schlank und stämmig zugleich. Ein bildschönes Florentinergesicht, dessen Seufzen im Profil die edelsten Züge ergibt. Der ganze Körper ist durchzittert von der Qual aussichtsloser Gefangenschaft, wie ein edles Pferd Muskelschauer über seinem Leibe hat, wenn es vor Unbekanntem zagt. So geht auch ein Muskelschauer der Freiheitsangst, der Angst um verlorene Freiheit, über den ganzen Leib dieses jungen Mannes. Die Lenden, selbst die Leisten scheinen leise zu erbeben, als ahnten sie, daß ihre Männerkraft verdorren müsse in der ewigen Fesselung. Mit der zartesten Körperkenntnis hat Michelangelo diesen Muskelschauer über den Leib, die Schenkel durchgeführt. Die Muskelschauer des leidenden „Laokoon" erreichen nicht die Feinheit und momentane, weiche Flüchtigkeit, die Michelangelo in seinen Marmorkörper gelegt hat. Man fällt aus einem Staunen in das andere, wenn man diese kraftvolle Nervosität der Empfindung studiert, die hier ganz plastisch vom Scheitel bis zur Zehe nicht nur in den Gebärden der Figur, sondern bis in die zartesten Muskelreaktionen der Kniee, der Fußsehnen, des Bauches, des Halses sich kundgibt.

Wie aber ist dieses prachtvolle Kunstwerk aufgestellt? Es steht Reih und Glied mit anderen Figuren an einer schmalen Wand links am Fenster und zwar so, daß man eigentlich nur das Profil sieht. Wer die ganze herrliche Arbeit wirklich betrachten will, muß sich ans Fenster in eine Ecke zwängen, um zu sehen, was Brust und Bauch leiden; vom Rücken sieht man nichts. Noch schlimmer ist es dem anderen Sklaven ergangen. Der steht auf der anderen Seite der Türwand neben anderem in einer Ansicht, daß man seine Schmerzensgebärde überhaupt nicht verstehen kann und die ganze Seelenkunde am Menschenleibe, die Michelangelo an diesem Körper bewährt, sogut wie verloren ist, weil der Mangel an konsequenter Beleuchtung auch hier die Motive des Kunstwerks verwischt und nur eine übertriebene Schulterverdrehung herauskommt. Richtig in die Ecke geschoben, wie in einer Rumpelkammer, erscheint die Gestalt. Man muß unter die Figur selbst treten und sich den Hals abdrehen, um zu sehen, was eigentlich mit diesem gefesselten Manne geschehen ist. Denn die Aufsteller haben sorgfältig die Möglichkeit vermieden, daß man mehr als eine schlechte photographische Pose von den Figuren sehen kann. Daß man Kunstwerke wie diese gerade von allen Seiten umgehen muß, um ihren geistigen Ausdruck im nervösen Körperleben zu verstehen, kommt den Pariser „Kennern" nicht in den Sinn. Die Figuren sehen vollständig „weggesetzt" aus, und man sucht vergeblich einen Standpunkt, zum Vollgenuß der Werke zu kommen.

Ganz ähnlich hat man auch ein anderes berühmtes plastisches Kunstwerk aus dem griechischen Altertum, die Nike von Samothrake so unvorteilhaft in einem farblosen Treppenhaus im Halblicht aufgestellt, daß auch an ihr die Tatsache mehr interessiert, daß sie im Besitz des Louvre ist, als die Frage des künstlerischen Genusses. Die Ursache ist ersichtlich, daß nämlich die Louvresäle die größten Raumschwierigkeiten bieten. Um die beiden Sklaven von Michelangelo günstig aufzustellen, hätte man das ganze Kabinett hergeben müssen und sonst nur mit kleineren Figuren und einiger Tiereinrichtung füllen dürfen. So aber ist alles überladen und überpfropft mit großen Kunstwerken, die sich gegenseitig den Raum nehmen und den Zuschauer nötigen, plastische Gruppen auf eine Nähe anzusehen, die eine volle Uebersicht unmöglich macht.

Digitized by Google



In der Gemäldegalerie selbst ist an sich der Wechsel von Sälen mit Gegenständen des Kunstgewerbes und der feinsten Kunstindustrien, wie wir ihn im Apollosaal finden, neben bloßen Bildersälen eine angenehme Unterbrechung. Aber die Raumverhältnisse des Hauses bringen es auch mit sich, daß das Bild im ganzen ein unorganisches, zum Teil nur zufälliges wird. Das Glänzendste der französischen Originalmalerei bietet der große Saal, welcher der französischen Kunst des achtzehnten Jahrhunderts von Watteau bis zu Fragonards Tod gewidmet, jenerSaal, in dem man das Genialste und Lebensvollste, was französischer Geist aus eigener Kraft konnte, zu einer Art Nationalheiligtum der Kenner vereinigt hat. Aber wie sind diese vier Riesenwände von oben bis unten mit kleinen und großen Bildern vollgepflastert! Die köstlichsten Sachen von einem Boucher, welche im lichten Sonnenglanz sommerlich durchleuchteter und leicht gekühlter Rokokosäle von Lustschlössern prangen müßten, werden in dunkle Ecken gehängt, wo sie eine ganze falsche Wirkung tun. Watteaus Kabinettstück der Antiope, welches die Kunst eines Correggio und Rubens in der Zartheit der Nacktmalerei vereinigt und in ein lauschiges Boudoir mit vorhanggedämpftem Stimmungslicht gehört, über ein Ruhelager der Liebe in kleinen Räumen, es muß unter den größten Leinwandstücken hängen, und mit ihm all jene köstlichen Kabinettsmalereien von Lancret, Pater und ihren Verwandten. In Dresden, in München, Braunschweig, Kassel, wo man Galeriegebäude zum Zweck der günstigen Aufstellung von Bildern baute, hat man es ja verstanden, durch Anlage der Kleinsäle neben den Hochsälen intime Kabinette zu schaffen, wo gerade diese französischen Galanteriemaler, die niederländischen Kleinmaler mit den Motiven ihrer Bilder behaglich genossen werden können. Der Louvre, dessen Säle ursprünglich eine ganz andere Aufgabe hatten, als zu Bilderrepositorien herhalten zu müssen, kennt diese kleinen Kabinette in der Hauptsache nicht. Er muß sehen, wie er die Leinwandmeter mathematisch richtig auf die Wandmeter verteilt. Da gibt es viele Schwierigkeiten des Genusses und der harmonischen Anordnung. So hängen in einem andern Saale die unterdessen weltberühmt gewordenen kleinen Bilder Millets wie die „Glaneuses", die „Aehrenleserinnen" erdrückt zwischen ungeheueren historischen Renommiermalereien, die einst auch „berühmt" waren, aber vor dem sich immer wieder gewimmelnden Kunstbewußtsein der Gesamtentwicklung des künstlerisch Ueberzeugenden schon gar sehr das Zeitliche gesegnet haben.

Eine verhängnisvolle Bemerkung, die wir hier an Millets Bildern machen, gilt aber nicht nur für den Louvre, sondern für sehr viele andere Galerien mit Meisterwerken bestimmter Malepochen. Millet reißt. Millets „Aehrenleserinnen" und andere berühmte Bilder von diesem Maler sind rissig wie die berühmtesten Bilder Adolf Menzels in der „Nationalgalerie" von Berlin. Die Farbe zerblättert, und niemand kann absehen, wie diese Werke, da der Prozeß von Jahrzehnt zu Jahrzehnt fortschreitet, sollten restauriert werden können, ohne ihren wahren Charakter einzubüßen. In demselben Augenblick, da man Bilder dieses Millet im Kunsthandel auf Preise steigerte, die ins Fabelhafte gingen, waren die Hauptstücke dieses Künstlers bereits farbenbrüchig. Die „Aehrenleserinnen" sind durchzogen von einem ganzen System jener Farbenbrüche, welche die Werke einer ganzen großen Kunstepoche aus dem vergangenen Jahrhundert nach einem weiteren Jahrhundert nur in Farbenfragmenten übrig lassen werden. Und niemand sieht es, niemand scheint es zu bemerken. Ueber Millet wird geschrieben wie über einen, der für die Ewigkeit gemalt hat, nachdem man den „Verkannten" kunstkritisch neu ausgegraben hatte. Und wir sehen schon die Anfänge der Bilderkrankheit oder Bilderpest, welche unnachsichtlich die Zeit heraufbeschwören, da niemand über ihn schreiben kann, weil er einfach nicht mehr da ist. In demselben Louvresaal ergeht es Corot, den man zu den Bahnbrechern moderner Landschaftsmalerei in Frankreich rechnet, nicht besser. Seine „Matinée", ein Stolz der Louvresammlung, zerbricht Farben. Und wie steht es mit der berühmten „Barke des Dante"?! Dieses Bild, welches ähnlich wie Géricaults „Floß der Medusa" zu den Werken gehören würde, die aus dem akademischen französischen Kunstwust zwischen 1800 und 1850 übrig bleiben würden und das Recht hätten, übrig zu bleiben? Dieses Bild, welches das Genie des Delacroix als eines wirklichen Temperamentes erweist, gegenüber den ledernen Taten eines Delaroche, David oder Horace Vernet mit ihrer Lackstiefelmalerei und ihrem Uniformknopfrealismus, der an dem Knopfrealismus königlich preußischer Ruhmesmalerei so verhängnisvolle Schuld hat? Nun, auch die „Barke des Dante" teilt das Schicksal Adolf Menzels, auch sie bricht die Farben, sie reißt, sie geht ab von der Leinwand wie Blätterteig und wird weiter so abgehen, wenn erst die verhängnisvollen Trockenprozesse und Ausdehnungsprozesse der Leinwand vorschreiten im Laufe der Zeiten.

Unter einigem Nachdenken wird der Kunstfreund dagegen bemerken, daß die prächtigen Landschaften Courbets samt seiner „Woge" sich bisher vortrefflich gehalten haben. Man wird angesichts dieser Beobachtungen vom Louvre aus an alle großen Kunstgalerien und ihre Direktoren die Frage zu richten haben: was machen wir mit unstreitigen Meisterwerken jener Epochen des neunzehnten Jahrhunderts, aus denen die Bilder rissig werden infolge technischer Unerfahrenheit und Unsolidität geistvoller Künstler, die sich so redlich um die Natur bemüht haben und nur die Natur der Farbe selbst nicht ergründen konnten? Sollen diese Bilder vor dem Aeußersten nicht geschützt werden können durch Verglasung, durch Aufstellung in besonderen Sälen mit einer künstlichen Temperatur, welche die langsame Spannung der Leinwand verhindert, die ganz augenscheinlich an den Rissen der Farbauflage die Hauptschuld trägt? Die Konservatoren müssen irgend ein Mittel ausfindig machen zur Abhilfe, denn die Kalamität ist international. Da man in der Berliner Nationalgalerie noch nichts getan hat, um die charakteristischen Werke Adolf Menzels vor dem Untergang zu retten, so wirkt vielleicht die Tatsache, daß auch der „heilige" Millet im Louvre in die Brüche geht, ermunternd; denn zuletzt geht doch auch viel Geld dabei ins Reich der großen Sphinx Chimäre.

Unser Louvre-Rundgang führt uns in jene lange Verbindungsgalerie, in der ein Stück italienischer und deutscher, nebst niederländischer, englischer und sonstiger Kunstentwicklung an zwei unendlich langen Wänden aufgehängt ist, von den Quattrocentisten zu Andrea del Sarto, Leonardo da Vinci und den Italienern, zu Murillo, von Tizian zu Ribera, von da zu Rubens und den Niederländern, zu Engländern und Angelika Kauffmann — wie es der Besitzstand in einer gewissen Zeitfolge mit sich brachte. Warum ich nicht die Empfindung loswerden kann, als wäre ich in einer Jahrmarktsbildhalle, in einem bloßen Panorama? Es ist doch sehr wohltätig, wenn es auf Ausstellungen Scheerwände gibt, oder wenn Saaltüren einen samt seiner Phantasie aus einem Reich ins andere führen, wo man gewissermaßen über der einen Gruppe von Kunstwerken den Vorhang hat fallen sehen, ehe man vor eine neue tritt. Es ist dabei gleichgültig, ob die Gruppen „historische" sind, denn man ist ja in Europa glücklich soweit, daß man glaubt, „Kunst zu genießen", wenn man sie nach „Schulen" klassifiziert hat und zeigt, wie alles „Schule" war, was nie ein Meister auf der Schule lernte, sondern der Natur, seiner eigenen Leidenschaft und dem lebendigen Können anderer Meister ablernte. Es ist gleichgültig, ob die Gruppen der Kunstwerke nach Kunstgattungen in Sälen verteilt werden oder sich ergänzende Kunstgattungen zusammen auftreten und der Anordner ein übriges tut, indem er sozusagen jede Gruppe zu einem Gesamtgenuß zustimmte. Kabinette, wo eine Galerie die Stillebenmalereien vereinigte in Sälen, die durch passende Arrangements von sachlichen Zierstücken eine Art Illusion hervorriefen, würden, wenn nicht „historisch", so doch im höheren Sinne „kulturhistorisch" weit lehrreicher werden und zugleich die Absicht des freien Kunstgenusses erreichen. In „Speisesälen" müßten die niederländischen Frühstücksstilleben, im „Jagdsaale"

Digitized by Google

die toten Hasen und Hirsche aufgehängt werden, und der Herr Galeriedirektor müßte etwas tun, was ja unsere großen Jahresausstellungen schon längst üben: durch entsprechende Ausstattung solcher Säle die Illusion hervorrufen, man wäre in solchen Jagdschlössern, Küchen, Speisesälen, für welche solche Bilder bestimmt wären. Die Blumenstücke der verschiedenen Kunstperioden ließe ich in „Blumensäle" meiner Kunstgalerie vereinigen, und hätte ich eine „Flora" in Marmor oder andere allegorische und sonstige Blumenplastik, ich würde sie in diesen Saal stellen, statt in einem Marmormuseum einen Marmor zu erkälten am anderen, daß sie den Schnupfen bekommen. Die Altarbilder, die heiligen Geschichten, ließe ich in kirchenartig zugerichteten Hochsälen vereinigen, damit man auch die Stimmung reproduzieren könnte, in die sie gedacht sind. Eine historische Folge würde sich ja immer auch ergeben. Genrebilder in besonderen Sälen würden in historischer Malfolge zugleich anschauliche Kulturgeschichte und zugleich frei losgelöster Kunstgenuß in jedem Falle sein, besonders wenn die Genreplastik dazwischen verstreut würde. Nur „Schlachtensäle" würde ich nicht schaffen. Die wären aus gewissen Gründen tödlich langweilig. Die müßten, je nach dem Charakter der Bilder, unter andere großhistorische Säle oder unter die Sittenbilder (Genre) eingereiht werden. Dagegen wären Porträtgalerien, wie sich das schon in vielen Fällen ganz von selbst ergeben hat, auch Stätten eines einheitlichen Kunstgenusses der Individualität und Menschenkenntnis . . . und die Bildnisplastik würde auch hier nur zur rechten Wirkung gedeihen.

Aber: Scheerwände, Saalwände müßten immer die Gruppen des Genusses trennen, denn so wie der lange Saal der „Grande Gallerie" im Louvre es mit den Bildern hält, wird er unwillkürlicher Anlaß zur Aufstellung jener Ausstellungswünsche, die uns soeben kamen. Welch ein herrliches Bild ist Murillos „Geburt der Jungfrau", welch ein Wunderwerk gesättigter Farbenschönheit und liebenswürdiger Bewegtheit der Gestalten auch hier in der großen Galerie! Aber welche dreifache Wirkung würde es tun, wenn es vielleicht mit der daneben befindlichen „Himmelfahrt Mariä" in einem besonderen Saale hängen könnte, wo seine Farbenschönheiten isoliert wären, um mit ihrem Zauber und mit dem Zauber der dargestellten Vorgänge das Gemüt allein gefangen zu halten. Und wie schlecht paßt weiter hinten in dem langen Gange Rubens tolles niederländisches Humorstück „die Kirmeß" zu dem größeren Teil der vorangehenden Bilder, die man sozusagen ohne Besinnen hintereinander wegsehen muß!

Erst dann, wenn man in den Bannkreis der Medici-Welt geraten ist, wo Rubens mit unübertrefflicher Farben- und Formenfeinheit die drei Grazien malte, welche die Maria von Medici erziehen, wo van Dyks berühmter „Karl I." hängt, kommen wir in eine Welt harmonischer Kunstgenüsse. Aber schade! selbst dieser Zwischensaal hat nur ein höchst mangelhaftes Licht. Rubens und van Dyk werden auch nur halb gesehen. Erst im Medici-Saal selbst ist endlich jenes gerühmte Stück vollen Kunstgenusses und unverkümmerter Wirkung beim richtigen Licht und bei der richtigen Anordnung, die ein großer Meister seinen Werken selbst gegeben hat. Verstanden hat ihn dabei der kleinste Teil der Kunsthistoriker. Denn wie viele, die aus Kunstgeschichten in Kunstgeschichten abschreiben, sind wirklich hier gewesen? Ueber diesen Gemälden schwebt der Bannfluch der landläufigen Kunstgeschichtsschreibung. Daß hier das Fabelhafteste an koloristischen Wagnissen und glücklicher Durchführung dieser Wagnisse gelenkt ist, wissen nur die wenigsten, denn sie schreiben Kunstgeschichte nach Photographien. Die Darstellung selbst aber unterliegt dem gröblichsten allgemeinen Mißverständnisse. Man nimmt diese Geschichte der Maria von Medici für eine Schulapotheose, und damit für ein schwülstiges Produkt malerischer Rhetorik.

Was für Augen müssen solche Schreiber im Kopfe haben! Freilich ist es eine Apotheose! Aber eine solche des Humors! Eine solche, die weder die dargestellten Persönlichkeiten noch Rubens selbst persönlich ernst nahmen. Sondern eine solche wo die wohlbeleibte Königin sich freute, auf Schiffen heranzufahren, die leibhaftige starkarmige Nixen-Mägdlein ruderten, wo der Meister selbst wie seine Helden sich daran ergötzten mit allerhand Nixen, mit der Göttin der Wahrheit und dem ganzen sonstigen mythisch-allegorischen Göttergesindel auf „Du und Du" zu stehn in den schönsten Modekostümen ihrer Zeit, da man so geistvoll war, die größten Schmeicheleien sich fast wie eine gemütvolle Persiflage anzuhängen und sich eben daran weidete, daß man so gut miteinander stand. Die breite, behäbige Ausführung all dieser humoristischen Repräsentationen barg in ihrem Humor, ihrer Lebenslust freilich auch ein Moment natürlicher Ehrerbietung vor einer geistvollen Frau: Rubens lebte nicht aus allegorischen Schulanspielungen heraus, sondern aus der Fülle jener Lebenslust, welche mit allen Göttern und Geistern Schmollis getrunken hatte und in solcher guten Duzbrüderschaft auch Frau Maria Medici ein fröhliches Denkmal freibewußter Lebenslaune setzte, in ihrem Glück und Unglück als Königin und Regentin.

Wer das nicht versteht, verdient, daß die Venus von Milo für ihn an dem Platze bleibe, an dem sie schlecht beleuchtet steht; er hat nicht gelernt, mit schönen Kunstwerken auf Du und Du zu leben wie Rubens mit seinen Göttern. Und das eben war es, was wir in unserer raschen Louvrebetrachtung als die Quintessenz unserer Fragen an den Geist der Zeit aufgesetzt haben wollten.

Wolfgang Kirchbach.

Musikantentod.

I.

Die sieben Männer stellten sich in einen Kreis, hoben die goldenen, in der Sonne blitzenden Instrumente an den Mund — und schmetternde, schnellfüßige, sorglose Klänge sprangen plötzlich in die Mittagsstille des Dorfes hinein, sprangen in die offenstehenden Tore, schlugen wie hingeworfene Steine gegen die Fensterscheiben.

Ein einzelner, heller Ruf flog auf: „Die fivve Bröder!" Dann öffneten sich die Fenster, in die Tore traten Männer und Frauen, in Hemden und bunten Kattunjacken der sengenden Hitze wegen, die Hunde in den Höfen bellten, die Kühe in den Ställen brüllten, die Hähne flatterten auf die Zäune und riefen ihre Hühner herbei. Und, ohne daß zu sehen war, woher sie kamen, stand auf einmal um den Kreis der Sieben her ein vier-, fünf- und zehnfacher Kreis von Kindern, Kindern mit nackten, braunen Beinen und bloßen, blonden Köpfen. Auf den Zehen standen sie, nahmen die Musik mit den Ohren und offenen Mündern zugleich in sich auf, wollten eines über das andere wegsehen.

Da war in der Tat viel zu sehen — die Augen durften nicht still stehen, wenn sie alles bemerken wollten. Da waren die schönen, blauen Uniformen, mit denen die Sieben angetan waren — mit goldenen Knöpfen und roten Schnüren bedeckt, schienen sie aus einem fremden Wunderland zu stammen. Da waren die siebzig Finger, die blitzschnell auf und nieder gingen, da waren die sieben bärtigen, verbrannten, abenteuerlichen, dick aufgeblasenen Gesichter. Ein kleiner Buckel unter den Brüdern

Digitized by Google

bestand aus nichts als einem großen Hut oben, zwei Schäfteustiefeln unten und dem goldenen, riesenhaften, gebogenen Horn in der Mitte. Er warf den anderen, die zwar um zwei Köpfe größer waren als er, aber doch nur kleine Hörner und Trompeten trugen und damit ungleich schneller waren, lächerlich flehende und zornige Blicke zu, während er sich mit roten, aufgeblähten Backen bemühte, beizubleiben. Da war ein anderer, der der Kapellmeister zu sein schien, denn er hob sein Instrument jedesmal, wenn ein Stück anfing oder endete, hoch in die Luft. Er stand stolz und gerade da, mit herausgedrückter Brust, schön und glänzend, fast wie ein Offizier, trug einen schwarzen Schnurrbart, dessen Haare dünn und weich waren wie aus Seide, und sah, während er blies, mit strahlenden und lachenden schwarzen Augen zu den Mädchen und Frauen hinauf, die in den Fenstern lagen und zu ihm hinuntersahen.

Da war endlich ein Alter, ein Weißbart, der über alle wegragte, groß wie ein Berg war und so breit wie zwei der anderen zusammen. An ihm, als dem größten Wunder, blieben die Augen der Kinder hängen. Sein Gesicht war braun und zerrissen wie die Rinde eines Baumes, schien von der Sonne eines vergangenen, vergessenen Jahrhunderts verbrannt, und während er blies, zuckte es wie Blitze darin. Seine Augen aber waren unter den Büschen seiner weißen Brauen und den aufgeblasenen Backen versteckt. Auch seine Trompete — die, wie man hätte meinen sollen, Häuser und Kirche schwankend gemacht hätte — war aus dem Schall der sechs übrigen nicht herauszuhören. Kam aber eine Stelle, wo die sechs anderen sonderbar die Köpfe auf die Seite legten und mit weiten Augen zur Erde sahen, dann klang das Instrument des Alten plötzlich hell über alle anderen hinaus, sang wie eine Menschenstimme, ließ das Lied wie einen Vogel hoch über den Köpfen der Zuhörenden schweben; der lange, weiße Bart bebte, wie von einem Wind bewegt, und plötzlich zeigten sich zwei helle, blaue Augen, die über die Kinder weg in den fernen Himmel hineinsahen. Die alten, braun gewordenen Kriegsmünzen und das eiserne Kreuz, das mit Nadeln vorn an den Rock gesteckt war, hoben sich und senkten sich dazu, zitterten, klirrten aneinander durch die mächtige, atmende Bewegung der Brust.

Eine Freude war in das ganze Dorf gekommen, ein Lachen, Zurufen und Lärmen, ein Hin- und Herwinken, Sichbewegen und Laufen. Der Himmel war blauer, die Sonne goldener geworden.

Dann schwieg die Musik. Der Kapellmeister ging mit der umgekehrten, goldberänderten Kappe in der Hand von Tür zu Tür, von Fenster zu Fenster, an den Zäunen entlang, sammelte das Geld, das in die Kappe fiel, immer wieder in die beiden Rocktaschen, — die Sieben spielten noch eins, selber voll Freude an den Klängen, die sie hervorbrachten, steckten die Instrumente unter den Arm, gingen zum Dorf hinaus, auf die weiße, brennende Landstraße hinaus.

Das Dorf hinter ihnen fiel wieder in seinen Schlaf — aber schon sprangen die schmetternden Töne wieder durch das nächste Dorf, weckten Menschen und Tiere.

Auf die Art zogen die sieben Männer durch das Land, Sommer und Winter, das eine Ufer hinauf, das andere hinab, standen jetzt im Felsgeröll, neben verwitterten Tannen im letzten, höchsten Schweizerdörfchen, wo die Glocken der Kühe und Ziegen in ihre Musik hineinklangen, standen ein halbes Jahr später unten im Niederland, zwischen den äußersten Fischerhäuschen, wo das Brausen des Meeres ihre Klänge übertönte. Selten gingen sie seitwärts ins Land hinein, vom Strome weg — es war, als ob sie mit ihm, dem unablässig wandernden, verwandt, eins mit ihm, nicht von ihm zu trennen, ohne ihn unlustig, müde, unfähig zu leben seien. Verließen sie aber doch für ein paar Wochen das Ufer, so suchten sie lieber das lustige, leichte, lärmende Frankreich auf, wo man bei ihren Klängen zusammenlief wie in der Heimat, als das ernste, schweigsame, schwere östliche deutsche Land, wo die Fenster verschlossen blieben.

Ueberall trugen sie Freude hin, brachten etwas von ihrer Sorglosigkeit, ihrer Freiheit, ihrer überlegenen Verachtung der körperlichen Arbeit in den summenden Fleiß und ewigen Alltag der Dörfer. Nur um die großen Städte zogen sie in weiten Bogen herum, waren ihnen nicht freund; denn da hatte niemand Zeit, ihrer Musik zuzuhören, waren alle eilig, und beschäftigt, da lachte man über die einfache Art ihrer Klänge und die ehrliche, freudige, selbstbewußte Art, mit der sie sie hervorbrachten; die Straßen waren so voll knarrender Wagen und durcheinanderlaufender Menschen, daß für ihren Kreis kein Platz blieb, herrische Beamte kamen und trieben sie wie Strolche aus den Straßen wieder in das offene Land hinaus.

Das war ihr Leben und Schicksal, wie es das Leben und das Schicksal aller der Brüder ist, so viele ihrer von Dorf zu Dorf ziehen. Es gibt auch sonst manche Not bei ihnen, manchen Hunger, manches Umherirren in endlosem Regen, manches Frieren in den bunten, so glänzend aussehenden Uniformen, wenn die Bauern ihre Scheunen versperren oder die im Stroh Liegenden mit Hunden und Knütteln wieder in die Nacht und den Schnee jagen.

Darum heißt es sich zusammentun zu kleinen Scharen, die vereint den Unbilden der Wanderschaft trotzen, überall in der Fremde ein Stück Heimat und Freundschaft um den einzelnen bilden. Und da ist es nun merkwürdig, keineswegs durch die Art ihrer Musik, die Art ihrer Instrumente bedingt, nicht anders als aus einer geheimnisvollen, versunkenen Zeiten entstammten Ueberlieferung zu erklären — daß ihrer immer sieben und sieben sich zusammengesellen; nie sind ihrer sechs, nie ihrer acht zu sehen. Und da sich nun weiter solche sieben Männer in der Tat alle mehr oder weniger ähnlich sehen — alle haben sie dieselben sonderbar geweiteten Augen, die nie nach dem zunächst Liegenden hinblicken, sondern immer nach etwas, das darüber hinaus, in einer unbekannten Ferne liegt; alle tragen dieselben bestaubten, in Falten herunterhängenden, bunten Uniformen, die sich durch ihren Staub sowohl als durch die goldenen Knöpfe, Bänder und Schnüre gleich sehen; allen hängt das Haar strähnig und ungeschoren unter den Kappen heraus, alle haben sie dieselben langen, ausgreifenden Wanderschritte, alle, während sie schreiten, dieselbe Art, das Instrument unter dem Arm zu tragen und den anderen Arm neben dem Körper hin und her schwingen zu lassen, alle dasselbe Aufleben, wenn sie im Kreis stehen und die Instrumente ansetzen, dasselbe hingegebene Bewegen der Köpfe, dasselbe unbekümmerte und unbekümmert machende Hinlachen zu den Leuten — so scheinen es in der Tat immer sieben Brüder zu sein, die immer die gleichen bleiben, nie aussterben, wie wirkliche Brüder fest zusammenhalten in der Masse der übrigen, fremden Menschen.

Die Sieben gingen durch das Gras am Ufer entlang, sahen, aus den letzten Bergen kommend, von Zeit zu Zeit über den Strom hin, als suchten sie die Berge noch, gewöhnten sich aber dann an das weite, flache Land mit seinen Weiden und einzelnen Bäumen, mit seinen Kirchtürmen in der Ferne, die allein das Dasein eines Dorfes anzeigten, und begannen wieder in alter Weise Scherz zu treiben, sich Abenteuer zu erzählen, leise vor sich her zu singen.

Mit einemmal drehten sich die ersten sechs um und sahen nach dem siebenten zurück: da saß der siebente, der Alte, Weißbärtige, mit dem Rücken gegen einen Weidenstumpf gelehnt, und sah nach den sechsen hin.

„No, vürwärts, flink!" riefen die sechs.

Aber der Alte, der nie müd, nie krank gewesen, dessen Beine mit ewiger Kraft begabt zu sein schienen, gab keine Antwort, rührte sich nicht, saß da, hilflos, wie ein hingeworfener Sack, sah nur immer nach den sechsen hin.

„Hä kann nit mieh," sagte ein Junger, Blondlockiger und machte einen Schritt nach dem Alten zu, hob die Hand an die Augen, um besser zu sehen.

Digitized by Google

„Dä janzen Dag hält hä ons op — et es, als wenn mer en Eisen an de Föß hänge hät," sagte ein Rotköpfiger schimpfend, wandte sich schon zum Weitergehen.

„No jo — et es Middag, et es mir selver heiß zom Ömfallen," sagte ein Langer, der gerade und schmal wie ein zweihändebreites Brett war und braune, traurige Augen in einem Gesicht hatte, das unter all den roten, verbrannten allein bleich war.

„Mer taufen in, stecken in en't Wasser, domet hä widder frisch wied," sagte der Buckel, dem das große Horn, das er um die Schulter trug, fast bis zur Erde reichte, und rief lustig, lachend: „No, Aal, wat es? Munter, Jrußpatter!"

Ein breiter, dicker Mann mit buschigem, braunem Schnurrbart und merkwürdig träumerischen, in sich selbst hineinsehenden blauen Augen darüber, ging weiter, ohne sich um das Ereignis zu kümmern, ein wenig taumelnd, ganz seinen Gedanken nachtappend. Niemand der anderen ahnte diese Gedanken: er hatte eine junge Frau und zwei lärmende, immer erzählende Kinder daheim im Zimmerchen sitzen, sein Dorf lag nur ein paar Stunden noch den Rhein hinunter, am anderen Ufer — am Nachmittag noch werden sie an ihm vorüberwandern. Er sah den Schieferturm der Kirche mit dem goldenen Hahn vor sich, sah das Zimmerchen mit den Gardinen und Blumen an den zwei Fenstern und seinem Schusterschemel in der Ecke, er sah die Frau den Kopf zum Fenster hinausstrecken und zu ihm hinuntersehen, wenn er zum Zeichen der Wiederkehr ein Steinchen gegen das Glas warf, er hörte die Kinder die Treppe hinunter trappeln und mit hellen Stimmchen nach ihm rufen — Gott, o Gott du, was ist das nur in ihm, was ihn abhält, die sechs allein weiterwandern zu lassen, das Wandern dran zu geben, nach Haus, in die Heimat zurückzukehren?

Auch einige der anderen wollten weitergehen, der Kapellmeister aber stand und sah mit einem ernsten, prüfenden Gesicht nach dem Weißbart hin.

Und zugleich hob der Junge, Blondlockige seine Beine auf und ging schnell, mit weiten Schritten, zu dem Alten zurück.

Die anderen sahen ihn einen angeschwemmten Ast vom Ufer holen, sahen, wie er den zu einem Stock zurechtschnitt, dem Alten in die Hand gab, wie er den Alten in den Arm nahm, wie die beiden, Arm in Arm, daherkamen, der Weißbart nicht mit kurzen, schwachen Schritten, sondern mit den gewohnten, riesenhaft langen — nur daß zwischen Schritt und Schritt jedesmal eine Weile des Ausruhens lag.

Als sie herangekommen waren, zeigte sich auf dem Gesicht des Alten sein gewöhnliches, derbes, bärbeißiges Lachen, das einem Wilden anzugehören schien und doch gutmütig wie das eines Kindes war, und das den Mund so breit zog, daß man ein ganzes Brot hätte hineinstecken können. Auch war zu sehen, wie er bestrebt war, den ungeheueren Rücken gerade zu tragen, die Beine mit den schweren, eisenbeschlagenen Schuhen fest und regelmäßig wie sonst hinzusetzen. Zugleich aber sahen alle, daß sein Gesicht mit einemmal so weiß wie sein Bart und so merkwürdig schmal und klein wie ein Kindergesicht geworden war.

„Et es widder vürbei," sagte er mit einer Stimme, die nicht wie sonst laut und schallend war, als ob sie aus einem mächtigen, hohlen Faß klänge, sondern schwach und spitz, wie auf einer langen Spule dünn gezogen. Dabei zog er seinen Arm aus dem Arm des Jungen, ging gleich weiter, ging den anderen voran, wandte den Kopf zurück, immer mit seinem breitgezogenen Lachen, als wolle er seine Kraft zeigen, wolle sie auffordern: Kommt nur mit, wenn ihr mit mir Schritt halten könnt!

Aber kaum hatte er ein paar Schritte getan, so schwankte er wie ein Karren, dem ein Rad bricht, ließ seine Füße eine Weile auf ihren Plätzen stehen, weit voneinander gestellt, saß mit einemmal an der Erde, so schnell, als ob sich ein stiefelgroßes Kind und nicht ein langer, schwerer Mann gesetzt hätte, lachte von unten zu den andern hinauf, selber ein wenig überrascht, aber zugleich mit einem Ausdruck, als wolle er sagen: auch das hat nichts zu bedeuten, es ist schon wieder vorbei. Er wollte schnell und leicht wieder aufstehen, machte aber dann plötzlich die Augen zu, sank nach hinten, lag da, im Gras, ausgestreckt, bewegte keinen Arm, keinen Fuß, keine Muskel im Gesicht mehr.

Alle standen, sahen erschreckt zu ihm hinunter.

Der Lange, Schmale bückte sich über ihn, legte ihm die Hand schnell, leise, prüfend auf die Brust, zwischen Rock und Hemd, und fragte: „Levvs du?"

Der Alte winkte mit der Hand, ohne die Hand aus dem Gras zu heben, lachte wieder, ohne die Augen aufzutun, machte plötzlich ein ernstes Gesicht, fing dann schon an, die Brust zu heben und einzuziehen, leise zu schnarchen.

„Jom Düwel! Mir jonn!" sagte der Rothaarige, steckte sein Instrument unter den Arm und schritt aus.

Aber der Kapellmeister rief mit entschiedener Stimme, dabei immer dem Weißbart ins Gesicht sehend: „Nä — mir blieven! Der Aal hät Rääch — et es zo heiß. Mer läjen ons nevven in en't Jras on schlaofen." Damit lag er schon da, schob die bunte Kappe als Kissen unter den Kopf und streckte die Beine aus.

Alle folgten ihm, legten sich einer neben den andern hin, ohne den Schatten eines Baumes, einer Scheunenwand, der Sonne gewohnt, in die volle Sonne, öffneten nur den Rock, streckten Arme und Beine von sich, sahen noch einmal nach dem Buschbärtigen hin, der, ohne auf sie zu achten, langsam und schwankend seines Weges weiter ging, das hohe Gras und die Enden des Sauerampfers spielend durch die Hände ziehend.

Eine Weile schien es, als ob alle schliefen. Aber dann, in einer gemeinsamen Unruhe saßen alle wieder da, sprachen nicht, atmeten nicht, hörten auf das hastige, röchelnde Schnarchen des Alten hin und sahen mit starren Augen, mit traurigen, düstern Gesichtern aneinander vorbei auf den Rhein hinaus.

Nur der Buckel warf noch Steine flach über das Wasser, die das Wasser berührten, wieder absprangen und so in zierlichen Absätzen wie hinstreichende, kurz die Flügel netzende Vögel über das Wasser hinflogen. Da aber niemand seinem Spiel Beifall gab, legte er den letzten Stein nieder, sah alle an, zog dann auch sein Gesicht in die ernsten Falten der übrigen und sah starr und regungslos wie die andern auf den Strom hinaus.

Es war so still, daß das Anrauschen der Wellen an den Kies des Ufers mit einemmal laut wie fernes Donnern zu hören war. Und dann schien noch etwas anderes an die Ohren zu dringen, ohne daß die Augen etwas sahen, die Gegenwart von etwas Geheimnisvollem schien sich fühlbar zu machen. Die sieben Brüder kannten dieses Geheimnisvolle, Unsichtbare: der achte Bruder war da, der mit längeren Schritten als die ihren von einer Siebenerschar zur andern zog, bei jeder eine Weile lagerte, im Gras, im Schnee, wo es gerade war, dann für Jahre verschwunden blieb und plötzlich wieder unter ihnen saß — der große, starke, lachende achte Bruder war da: der Tod war da!

Alle saßen lautlos, hielten die Köpfe und die Schultern gesenkt vor diesem Unsichtbaren, Gewaltigen.

Wilhelm Schmidt-Bonn.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weinhausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Digitized by Google

Nr. 52. Berlin, den 24. September 1904. 21. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift
für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Der Buchschmuck der „Nation"

erscheint in dieser Nummer zum letztenmal. Seitdem wir im Beginn des Jahres die Frage des Buchschmucks einer allgemeinen Abstimmung unterworfen hatten, sind immer aufs neue aus unserm Leserkreise Wünsche an uns herangetreten, wir möchten zu der früheren Schmucklosigkeit zurückkehren. Eine so kostspielige Einrichtung, wie es der bisher gelieferte Buchschmuck ist, angesichts des Widerstrebens eines beträchtlichen Teils unserer Leser fortzuführen, erscheint uns nicht angezeigt. Wir schließen deshalb den Versuch mit dieser letzten Nummer des XXI. Jahrgangs ab und lassen in Zukunft wieder ausschließlich den Inhalt des von uns Gebotenen reden, ohne dekoratives Beiwerk.

Verlag und Redaktion.

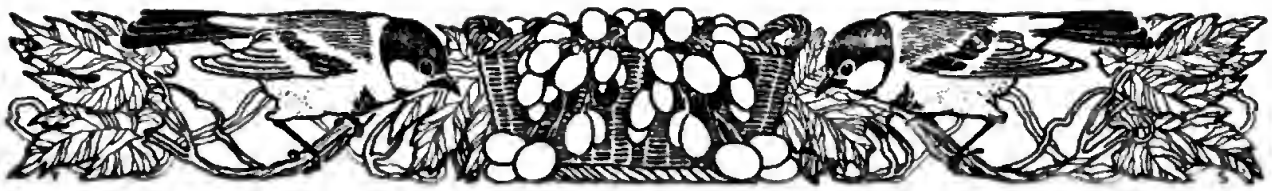
Politische Wochenübersicht.

Während die deutsche Sozialdemokratie auf ihrem Parteitag in Bremen ernsthaft über die Möglichkeit und die Voraussetzungen eines „politischen Massenstreiks" in Deutschland debattierte und selbst Eduard Bernstein als Vertreter der „Gemäßigten" nicht ganz auf dieses äußerste Kampfesmittel des Proletariats verzichten zu wollen erklärte, hat die italienische Sozialdemokratie wieder einmal den praktischen Beweis für die Zweischneidigkeit und Gefährlichkeit des Generalstreiks erbracht. Die der scharfen Zensur wegen äußerst spärlich einlaufenden Berichte lassen es höchst wahrscheinlich erscheinen, daß unter den italienischen Sozialdemokraten der Plan eines allgemeinen politischen Demonstrationsstreiks schon seit längerer Zeit liebevoll gehegt und gepflegt worden ist. Trotzdem ist der Ausbruch der „sozialen Revolution" plötzlich und unerwartet eingetreten. Die äußere Veranlassung gaben wiederholte blutige Zusammenstöße zwischen organisierten sizilianischen Landarbeitern und kopflos gewordenen unteren Polizeiorganen. Ob es wirklich dabei durch die Schuld der Regierung zu „rohen und schrecklichen Blutbädern" gekommen ist, steht im Augenblick noch nicht ganz fest; sicher ist nur, daß auf die Kunde von diesen Zusammenstößen hin die mit dem Generalstreik schon lange kokettierende sozialistische Arbeiterschaft ganz Italiens alsbald in den großen Städten zu allgemeiner Arbeitsniederlegung schritt. Die „feierliche Protestkundgebung der Mehrheit des italienischen Proletariats" ist aber allem Anschein nach ziemlich planlos und ziellos inszeniert worden, sodaß in der einen Stadt die Arbeitermassen schon zur Arbeit zurückkehrten, während in der anderen der Generalstreik eben begann. Die überaus strenge Brief- und Telegrammsperre, die die italienische Regierung durchführte, verhinderte eine schnelle Verständigung der Arbeiterführer und der streikenden Massen untereinander. Wie jetzt nachträglich auf Arbeiterseite versichert wird, hätte der Generalstreik ohne diese Verständigungserschwerung als friedliche Protestkundgebung genau drei Tage gedauert, um dann durch ein Machtwort der Führer ebenso plötzlich beendet zu werden, wie er begann. Stattdessen verzettelte sich die Bewegung nun, verlor alle imponierende Größe, hat aber auch mancherlei Gewalttätigkeiten im Gefolge gehabt, die vielleicht bei ungehindertem Eingreifen der Arbeiterführer größtenteils vermieden worden wären. Uebrigens bestätigen uns Privatnachrichten aus italienischen Großstädten, daß die Radauszenen und Gewaltakte, von denen der offiziöse Telegraph in sehr knapper Form berichtete, nicht so sehr auf die streikenden Arbeiter, als vielmehr auf halbwüchsige Burschen und lichtscheues Gesindel zurückzuführen sind.

Besonders interessant bei den Vorgängen war die merkliche Zurückhaltung, die die Regierung in Anwendung von Polizei- und Militärgewalt übte. Daß die Flinten nur im alleräußersten Notfall und auch dann nur in die Luft schossen, und daß die Säbel nur hauten, um wirkliche Angriffe abzuwehren, erklärt sich vielleicht weniger aus prinzipiellen Erwägungen als aus der spontanen und allgemeinen Freude über die Geburt des italienischen Kronprinzen, die sich mit dem Niederkartätschen revoltierender Arbeitermassen allerdings sehr schlecht hätte vereinbaren lassen. Auf jeden Fall hat sich diese Zurückhaltung aber als eine äußerst kluge Maßregel erwiesen, so klug, daß bezeichnenderweise ein anarchistischer Volksredner vor einer Massen-Demonstrationsversammlung in Rom über Giolittis Hinterlist laute Klage geführt hat, „weil der Minister bis jetzt selbst den Generalstreik verkleinere, indem er keine Truppen schicke und ihn so ungefährlich mache". In der Tat scheint es, trotzdem hunderttausende von erregten Arbeitern feierten, nirgends zu ernsthaften Revolten und wirklich gefährlichen Straßenkämpfen gekommen zu sein. Vielleicht könnten diese guten Erfahrungen die Regierungsgewaltigen anderer Länder darüber belehren, daß, auch ohne ein zufälliges Zusammentreffen mit allgemeiner Freudenstimmung, ernsthaft gemeinten Arbeiterdemonstrationen gegenüber Zurückhaltung besser und nützlicher ist, als blindes Draufgängertum.

Eigenartig wirkt in diesem Zusammenhang auch die Nachricht, daß der König aus Freude über die langersehnte Geburt eines Thronfolgers eine Million Lire der Alterskassen-

Digitized by Google



versicherung der Arbeiter überwiesen habe. Darüber wird dem sozialdemokratischen Zentralorgan Deutschlands, dem „Vorwärts", von italienischen Genossen wörtlich geschrieben: „Man nimmt die gewiß persönlich gut gemeinte Spende bitter auf; was nützt einem — sagte ein Arbeiter — eine Alterskasse, wenn man uns in der Jugend totschießen läßt."

Alles in allem ergeben die bis jetzt vorliegenden brieflichen und telegraphischen Nachrichten, daß trotz der seltenen Einmütigkeit und südländischen Leidenschaftlichkeit des italienischen Proletariats die praktische Ausführung der Generalstreikidee doch den überwältigenden Eindruck auf die Regierung und die Bevölkerung vermissen ließ, den sich die Entrepreneure versprochen hatten. Die Demonstration ist allem Anschein nach die Opfer nicht wert gewesen, die sie gekostet hat. Wäre dieses Ergebnis in Bremen schon bekannt gewesen, als die Debatten über einen möglichen Generalstreik in Deutschland begannen, so wäre vielleicht etwas gründlicher und — kühler über den politischen Massenstreik und seine etwaige Behandlung auf dem nächstjährigen Parteitag der deutschen Sozialdemokratie verhandelt worden.

Im Mausoleum von Friedrichsruh, wo in den Augusttagen des Jahres 1898 der erste Kanzler des Deutschen Reiches gebettet wurde, hat nun auch sein ältester Sohn, Fürst Herbert Bismarck, die letzte Ruhestätte gefunden. Das glänzende Leichengefolge, das hinter dem Sarge schritt, hat noch einmal an den Ruhm des Namens Bismarck erinnert, der für den Erben oft genug eine schwere Bürde gewesen sein muß. Die Aspirationen der einstigen „Bismarckfronde", soweit sie Fürst Herbert Bismarck nicht schon bei Lebzeiten längst enttäuscht hatte, sind nunmehr endgültig begraben, der Traum von einer „Dynastie Bismarck" ist ausgeträumt. Ein siebenjähriger Knabe ist der Erbe eines Namens, der vor 1½ Jahrzehnten noch die Welt in Atem hielt.

Eine unglaubliche Behandlung russischer Auswanderer und Flüchtlinge in Deutschland ist durch ein Experiment des sozialdemokratischen „Vorwärts" unleugbar festgestellt worden, nachdem schon seit Wochen unkontrollierbare Gerüchte darüber in der sozialdemokratischen und liberalen Presse verbreitet waren. An der deutschen Grenze und auf größeren deutschen Bahnhöfen werden russische Auswanderer, zumal wenn sie sich nicht im Besitze eines ordnungsmäßigen Passes befinden, mit dem zwangsweisen Rücktransport bedroht, falls sie sich nicht bereit finden lassen, Schiffskarten des Norddeutschen Lloyd oder der Hamburg-Amerika-Linie für die Ueberfahrt nach Amerika zu lösen. Ein Berichterstatter des „Vorwärts", der sich als russischer Militärflüchtling ohne Paß ausgegeben und in Berlin ein Billet für eine „Geschäftsreise nach Hamburg" gelöst hatte, wurde auf Veranlassung eines Agenten der Hamburg-Amerika-Linie, trotz Fahrkarte und scharfen Protestes, zwangsweise zum Auswandererbahnhof nach Ruhleben geschafft, ärztlich untersucht und mit der Auslieferung an die russischen Behörden bedroht, falls er nicht sofort eine Fahrkarte nach Amerika für 140 Mark löse! Solches allen Zuständen eines modernen Rechtsstaats hohnsprechende Verfahren fordert den allerschärfsten Protest heraus. Es ist dringend zu wünschen, daß noch eine gründliche parlamentarische Klarstellung erfolgt.

Während die Freunde des sogenannten „nationalsozialen Flügels der freisinnigen Vereinigung" nicht müde werden, die angeblich zersetzende, den wahren, echten Liberalismus kompromittierende Tätigkeit dieser böswilligen Gruppe immer aufs neue zu konstatieren, kommt aus Dortmund die erfreuliche Kunde, daß dort ebenso wie vor einigen Monaten in Süddeutschland eine Einigung aller entschieden Liberalen zu praktisch-politischer Arbeit zustande gekommen ist. In einer von dem nationalsozialen Verein (freisinnige Vereinigung) und dem demokratischen Verein „Jungdeutschland" (deutsche Volkspartei) gemeinsam einberufenen Versammlung, an der auch außerhalb der beiden Vereine stehende Linksliberale teilnahmen, wurde beschlossen, für Dortmund eine Vereinigung aller entschieden freiheitlichen Elemente — unter Aufrechterhaltung, aber korporativem Beitritt der bestehenden Organisationen — zu schaffen auf der Grundlage: Ausdehnung des Reichstagswahlrechts auf die Wahl zu allen Vertretungskörpern, rechtliche und wirtschaftliche Anerkennung der Berufsorganisationen. Ein aus der Versammlung gewählter Ausschuß wird das Organisationsstatut entwerfen. — Wir haben Grund zu der Hoffnung, daß das nicht die letzte Enttäuschung für die sorgenvollen Berater und Freunde des Liberalismus sein wird.

Aus der Schweiz wird amtlich mitgeteilt, daß der Bundesrat den österreichisch-schweizerischen Handelsvertrag zum 19. September 1903 gekündigt hat, „in der Absicht, die Handelsbeziehungen zwischen beiden Ländern auf neuer Grundlage zu regeln". Unsere braven deutschen Agrarier suchen vergeblich den Anschein zu erwecken, als sei diese Kündigung eine vorbildliche Tat für die deutsche Reichsregierung. In der Schweiz finden sich keine hochschutzzöllnerischen Mächte, die einen solchen Regierungsakt vor Abschluß neuer Verträge zu agrarischen Erpressungen ausnutzen könnten, und die Schwierigkeiten einer Neuregelung der Handelsbeziehungen zwischen beiden Ländern reichen nicht entfernt an diejenigen heran, die Deutschland in gleicher Lage zu überwinden hätte. Zu agrarischen Vorhaltungen bietet also das schweizerische Vorgehen nicht den geringsten Anlaß.

Peter I. Karageorgjewitsch ist mit dem ganzen festlichen Gepränge, das für solche Zwecke unter halbzivilisierten Völkern notwendig und üblich ist, zum König von Serbien gekrönt worden. Etwas mehr als ein Jahr ist nötig gewesen, um diese in den Augen des serbischen Volkes so notwendige Abschlußzeremonie der Berufung Peters I. auf den blutbefleckten serbischen Thron zu ermöglichen. Daraus allein kann schon erkannt werden, wie schwer das Königsein in Serbien sein muß. Deshalb wäre es auch Torheit, schon jetzt nach augenfälligen, großen Erfolgen der einjährigen Regierungszeit Peters I. fragen zu wollen. Daß er in den verflossenen fünfzehn Monaten und in der äußerst schwierigen Lage, in der er das Land vorfand, ohne alle die Willkürakte, Familienskandale und Gewalttaten ausgekommen ist, die im Hause Obrenowitsch an der Tagesordnung waren, das allein ist bereits anerkennenswert, wenn diese Korrektheit auch vielleicht mehr seiner einfachen Vergangenheit und seinem gesetzten Alter (58 Jahre), als hervorragenden Regierungstalenten zuzuschreiben ist. Wie wenig der König von Serbien auch nach der Krönung ein freier Mann ist, das erkennt man aus der Beförderung der beiden bekanntesten Königsmörder Maschin und Popowitsch zu Generalen fast am Krönungstage. Auf die inneren Zustände des Landes wird der feierliche Krönungsakt zunächst ohne Einfluß bleiben.

Auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatz bereiten sich neue Kämpfe vor. Die japanische Landarmee hat sich von dem blutigen Ringen um Liaujang soweit erholt, daß sie die, allerdings stark verspätete Verfolgung ihrer bis nach Makden zurückgewichenen Gegner aufnehmen konnte; und um Port Arthur wird mit neuer Energie gekämpft. Daß dabei die großen Riesengeschütze der Schiffe und der Forts nicht mehr ernstlich mitsprechen können, weil ihre Leistungsfähigkeit nach einer bestimmten Anzahl abgegebener Schüsse erheblich nachläßt, verzögert vielleicht die Entscheidung noch etwas. Inzwischen sind die Greuel dieses Krieges so beispiellos furchtbar geworden und so abschreckend zugleich, daß sich eine Wiedergabe des Berichtes verlohnt, den der russische Leutnant Fürst Radziwill nach glücklich gelungenem Entweichen aus Port Arthur erstattet:

Digitized by Google

„Der Kampf um Port Arthur ist viel schrecklicher als alle Schrecknisse des Burenkrieges. Die Kämpfenden auf beiden Seiten sind voll gieriger Wut. Die japanischen Leichen auf den Abhängen vor den nordöstlichen Forts liegen unbeerdigt; der Geruch, den der Wind von dort in die Stadt trägt, ist unerträglich. Die Wachtposten stehen oft 50 Schritte von verwesenden Leichen und müssen in Kampher getauchte Tücher um die Nase gebunden tragen. Während der Angriffe in den letzten vier Tagen des August hißten zwei Kompanien Japaner die weiße Fahne; die Russen feuerten trotzdem Salve auf Salve, während die Japaner, welche das Hissen der weißen Fahne mißbilligten, von hinten auf ihre Kameraden schossen. So wurden 600 Mann niedergeschossen; sie fielen zwischen verwesende Leichen, die von frühern Angriffen dalagen. Tagelang nachher sah man noch Verwundete die Arme erheben und mit Taschentüchern wehen. Nach einer Woche sah man noch einen letzten Arm sich erheben. Fürst Radziwill sah auf einem Haufen Leichen einen Japaner, der einen Russen in die Kehle gebissen hatte, während zwei Finger des Russen in die Augen des Japaners eingedrungen waren."

Daß solchen Schilderungen gegenüber die Nachrichten von „gewissen Annäherungen" zwischen Japan und Rußland, die vielleicht schon bald zu Friedensverhandlungen führen würden, wenig Glauben finden, obwohl sie mit ungewöhnlicher Bestimmtheit in der französischen und englischen Presse auftreten, ist erklärlich.

* * *

Klerikalismus.

ei den Auseinandersetzungen zwischen den Gewalten des Staates und der Kirche haben es die Kirchen von jeher nicht ohne Erfolg verstanden, den eigentlichen Streitpunkt zu verrücken. Stets wird der Staat als der angreifende Teil hingestellt, als der Antichrist, der darauf abzielt, die Kirche in ihren Bemühungen um die Vermittlung der Heilswahrheiten zu stören. Die Vertreter der kirchlichen Gewalt suchen in diesen Kämpfen stets in der Rolle von Schützern der Gewissensfreiheit aufzutreten, während den Vertretern der staatlichen Ansprüche die Rolle von Angreifern gegen die Religion zugewiesen wird.

Diese unehrliche Kampfesweise macht es immer aufs neue nötig, einen deutlichen Strich zwischen Religion und Kirche zu ziehen. Religiöse Gefühle und religiöse Erbauung sind sehr wohl auch unabhängig denkbar von einer kirchlichen Organisation. Religion ist etwas innerliches; kirchliche Organisationen aber dienen durchweg Machtzwecken. Die katholische Kirche insbesondere ist in ihrer geschlossenen Organisation durchaus nach dem Muster des weltlichen Absolutismus zugeschnitten. Das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes war der letzte Schritt zum konsequentesten Absolutismus. Der Klerikalismus muß als Tendenz zur Macht verstanden werden, zu einer Macht, die über allen anderen Mächten stehen will. Klerikalismus bedeutet die Ausbeutung religiöser Bedürfnisse zu Machtzwecken.

Bei dem Kampf, der gegenwärtig in Preußen wieder in gefährlicher Weise um die Volksschule entbrannt ist, sind der evangelische und der katholische Klerikalismus vereint tätig, den staatlichen Einfluß auf die Volksschule zurückzudrängen, um kirchliche Einflüsse in noch höherem Maße als bisher schon zu den in der staatlichen Volksschule bestimmenden zu machen. Die gegenwärtigen staatlichen Gewalthaber werden ihrer natürlichen Aufgabe, die Herrschaft des Staates über die Volksschule gegen die Angriffe der Kirche zu verteidigen, nicht bloß nicht gerecht, sie sind sogar bereit, die Schlüssel der von ihnen zu verteidigenden Festung dem Klerikalismus auszuliefern. Die Rechte des Staates werden in diesem Kampfe nicht von den offiziellen Vertretern der Staatsgewalt verteidigt, sondern nur noch von jenen politischen Parteien, welche die Reaktion als „Oppositionsparteien" zu bezeichnen pflegt. Die Trennung aller Kinder, welche die Volksschule besuchen, nach Konfessionen ist das nächste Ziel. Es erscheint sehr bedauerlich, daß in der öffentlichen Diskussion durch den schwankenden Gebrauch des Begriffs Simultanschule dieses klare Ziel verdunkelt worden ist. Ob die verhältnismäßig geringe Zahl derjenigen Schulen, die man heute Simultanschulen nennt, weiter bestehen dürfen oder nicht, ist nicht der entscheidende Punkt. Aber daß dem Klerikalismus ein Freibrief für seine Wühlarbeit gegeben werden soll, daß man ihm jede Schule, in der Kinder verschiedener Konfessionen sitzen, grundsätzlich für seine Trennungsbestrebungen ausliefern will, das ist der Kernpunkt des Streites. Die Zerreißung soll von den konfessionellen Minderheiten erzwungen werden können. Unter Umständen, so führt Naumann in seiner Broschüre über den „Streit der Konfessionen um die Schule" sehr anschaulich aus, genügt ein einziger Kaplan, um ein Schulwesen zu ruinieren:

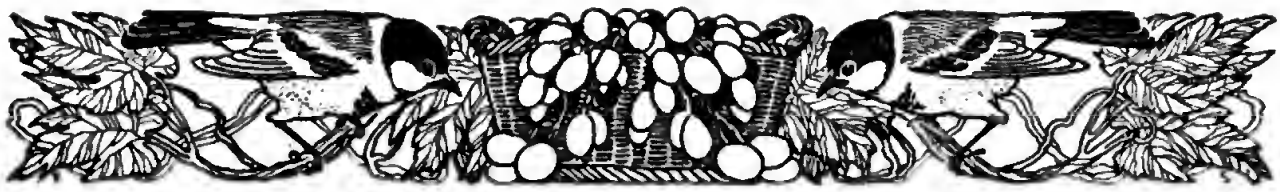
„Er macht sich zum Minderheitsvertreter, wartet wie ein Luchs auf den Tag, wo er 50 oder 60 Kinder seiner Konfession zusammenhat, und dann dringt er aus dem Hinterhalt. Alle Schulen, in denen es noch Kinder zweier Konfessionen gibt, werden schließlich derartig umlauert sein. Wenn irgendwo drei oder vier Familien polnischer Ziegeleiarbeiter zuziehen, wird der Minderheitsparagraph losgelassen. Die Gemeinde zahlt, und Kinder die bisher sechsklassig unterrichtet wurden, werden in eine Schule versetzt, wie sie auf dem Dorf aus Not gehalten werden muß, wie sie aber für jeden größeren Ort ein Unsinn ist."

Nicht genug, daß man die Kinder scheidet in solche der Millionen, die die Volksschule besuchen müssen, und der Hunderttausende, die in „vornehmeren" Schulen untergebracht sind, soll nun auch noch weiter die Zerreißung der Volksschulen in einzelne Konfessionen gründlich durchgeführt werden. Die Volksschulen selbst werden dadurch allerdings weniger leistungsfähig, sie kosten auch mehr Geld.

Man hat hier das Problem gelöst, mit höherem Geldaufwand schlechtere Schulen zu schaffen. Aber der Klerikalismus macht dabei sein Geschäft. Je weniger die Kinder in den Schulen lernen, umso weniger widerspenstig werden sie sich den Vertretern der kirchlichen Gewalt gegenüber erweisen. Und auch der gnädige Herr auf dem Lande pflegt ja nicht böse darüber zu sein, wenn der Mangel an Kenntnissen bei den Kindern durch kirchliche Zucht ersetzt und so ein gefügiges Geschlecht von Tagelöhnern herangezogen wird.

Die Bedeutung des jetzt in Preußen entbrannten Kampfes um die Schule kann garnicht überschätzt werden. Der Appell an das Gewissen des preußischen Dreiklassenparlaments wird voraussichtlich vergeblich sein. Das preußische Klassenparlament fühlt sich in der Volksschulfrage obendrein durchaus als Subjekt und nicht als Objekt der Gesetzgebung, denn die Kinder der Volksschichten, als deren Vertreter sich die Klassenparlamentarier betrachten müssen, besuchen ja nur in Ausnahmefällen die Volksschule. Aber dieser Kampf darf nicht mit einem formalen Beschluß dieser Karikatur einer Volksvertretung sein Ende erreichen. Was die öffentliche Meinung in diesen Fragen, selbst im Gegensatz zu großen Majoritäten des Klassenparlaments, auszurichten vermag, hat die Bewegung gegen den Zedlitzschen Schulgesetzentwurf vor zwölf Jahren gezeigt. Allerdings hat die nationalliberale Fraktion inzwischen die alte liberale Position aufgegeben und ist mit klingendem Spiel in das konservativ-klerikale Lager abgerückt. Aber die Sache, um die gekämpft wird, ist deshalb heute nicht weniger gut, weil die Gefahren einer Vergewaltigung der modernen Volksschule größer geworden sind. Auch diese politische Konstellation zeigt aufs neue

Digitized by Google



die Notwendigkeit, daß der Liberalismus sich demokratisiert und Mitkämpfer in jenen Volksschichten zu gewinnen sucht, die unter dem elendesten aller Wahlsysteme im preußischen Parlament überhaupt nicht vertreten sind.

Theodor Barth.

Bremen kein Dresden!

Die Folgen von Dresden haben ihre Wirkung getan. Der Bremer Parteitag, soweit bis jetzt — Mittwoch Abend — darüber geurteilt werden kann, stand augenscheinlich unter dem Druck des Gesamtwillens, eine Neuauflage von Dresden zu verhüten. Die Schürereien der Ultras in der Leipziger Volkszeitung, die am liebsten in Bremen das Werk von Dresden hätten vollenden sehen, haben nicht einmal bei denen um Bebel ein Echo gefunden. Und Bebel selbst gab sich am meisten Mühe, sachlich und formell die Erinnerung an Dresden auszulöschen. Er hielt sich rednerisch soviel wie möglich zurück. Sogar seiner bête noire Schippel gegenüber verließ er nicht die in der guten Gesellschaft üblichen Formen. Er war gehässig, aber er schimpfte nicht. Jungbrunnen hin, Jungbrunnen her! Das leichtsinnige Wort hat er nicht zurückgenommen. Aber er hat sich wohl gehütet, den Faden weiter zu spinnen, den der Parteisekretär Pfannkuch anfing, indem er von der „erzieherischen Wirkung" Dresdens sprach. Es herrscht eine Art stillschweigenden Einverständnisses zwischen Radikalen und Revisionisten, die Streitaxt nicht wieder auszugraben. Drei in einem Jahre verlorene Mandate genügen ja schließlich auch dem anspruchsvollsten Radikalen, die Herren von der Leipziger Volkszeitung selbstverständlich immer ausgenommen.

Natürlich fehlte es auch auf diesem Parteitag nicht an unliebsamen Vorkommnissen. Die sind bei den ausführlichen öffentlichen Verhandlungen einer so großen und so rücksichtslosen Partei einfach unvermeidlich. Einen sehr unangenehmen Eindruck machte z. B. die Art und Weise, wie die Mandatsprüfungskommission die Anfechtung des Mandats des badischen Revisionisten Fendrich behandelte. Fendrich, seit fünfzehn Jahren Sozialdemokrat, hat während schwerer, monatelanger Nervenerkrankung es verabsäumt, Parteibeiträge zu entrichten. Das genügte der von der Clara Zetkin en miniature, Frau Ziety, geführten Mandatsprüfungskommission, um ein hochnotpeinliches Verfahren unter den perfidesten Verdächtigungen gegen den alten Parteigenossen, dem man jetzt noch die Spuren heftigen Leidens anmerkte, einzuleiten. Außerordentlich unschön war auch die Form, in der man den Fall Schippel zur Erledigung brachte.

Mit Schippel ist es so eine eigene Sache. Es wäre ganz verkehrt, seine Angelegenheit mit der der übrigen Revisionisten irgendwie zu verquicken. Seine handelspolitische Stellung — und nur die stand in Frage — ist völlig isoliert. Nicht einer der Revisionisten, der das Wort ergriff, bekundete auch nur Sympathien dafür. Die fand er vielmehr nur bei einem waschechten Radikalen, dem Redakteur Paeplow vom „Grundstein", dem Organ der Bauarbeiter. Eduard Bernstein dagegen stellte sich als der vielleicht schärfste handelspolitische Gegner Schippels vor. Seine Schutzzöllnerei ist eben nicht ein Ausfluß seines sonstigen Revisionismus, sondern ein ganz selbständig aus seinen Studien erwachsenes Gewächs. Diese Schutzzöllnerei ist für die praktische Politik seiner Partei ein schweres Hemmnis. Schippel hat ja durchaus recht, wenn er es mit Entrüstung von sich abweist, als habe er der Partei Knüppel zwischen die Beine geworfen. Das hat er nicht getan. Jede böse Absicht, jedes provozierende Verhalten hat ihm ferngelegen. Er hat weiter nichts getan, als in der Stille seines Studierzimmers sorgfältig die zollpolitischen Knüppel zu präparieren, die er nicht gegen die Partei benützen wollte und auch nicht benützt hat, die aber anderen Leuten sehr willkommen waren. Die Agrarier ergriffen sie und operierten damit in wirkungsvollster Weise gegen die freihändlerische Wirtschaftspolitik der Sozialdemokratie.

Die Sozialdemokratie hatte also allen Grund, zwischen ihren und Schippels zollpolitischen Ansichten einen dicken Strich zu ziehen. Hätte sich der Parteitag darauf beschränkt, eine der Resolutionen anzunehmen, die gegen seine Schutzzöllnerei schärfsten Protest einlegten, so hätte man nicht nur korrekt, sondern geradezu verdienstvoll gehandelt. Aber man ging weit darüber hinaus. Schippel erklärte wiederum, und zwar in kategorischster Weise, daß er sogar innerlich jeden Agrarzoll mißbillige. Damit bekundete er seine Uebereinstimmung mit den Parteigegnern. Denn das sozialdemokratische Programm verlangt nicht das Bekenntnis zum industriellen Freihandel. Man konnte ihn tadeln, energisch tadeln, weil er die freihändlerische Praxis der Partei gestört hat. Aber man hatte kein Recht, ihm die Niederlegung des Mandats nahe zu legen, wie man das durch Annahme einer Resolution tat, von der sämtliche Redner erklärten, daß sie den moralischen Hinauswurf Schippels aus der Fraktion bedeute. Schon die gewaltige Minderheit von 126 Delegierten, die gegen diese Resolution stimmte, läßt darauf schließen, daß es sich hier nicht um einen Akt sozialdemokratischer Reinigung, sondern um einen Racheakt des Radikalismus handelte.

Immerhin läßt sich das Vorgehen gegen Schippel nicht in Parallele mit der Dresdener Hinschlachtung der Revisionisten stellen. Dort wurde ein crimen laesae libertatis begangen. Hier machte man sich nur einer Uebertreibung schuldig, indem man ein Vergehen als Verbrechen qualifizierte.

Selbst den Ausgang der Schippelaffäre kann also die Scharfmacherpresse nicht etwa als Beweis dafür anführen, daß die radikalen Orgien von Dresden in Bremen ihre Fortsetzung gefunden hätten. Sie wird überhaupt, falls sie sich nicht direkt aufs Fälschen verlegen will, aus Bremen wenig Kapital schlagen können.

Die Friedebergschen Anarchisteleien, die von den Organen der Rechten als der Linksabmarsch eines beträchtlichen Teils der Partei aufgebauscht wurden, haben in Bremen nicht einen Verteidiger gefunden. Bis in die äußerste Linke hinein, bis zum Sohn des alten Liebknecht, der seinen verstorbenen Vater noch an Intransigenz zu überbieten trachtet, fand man dafür nur Worte prinzipieller Verurteilung.

Der Versuch, eine antimilitaristische Propaganda unter der Jugend einzuführen, wurde im Keime erdrückt. Der junge Liebknecht, der sich am meisten dafür ereiferte, wurde so heimgeschickt, daß er recht lange noch an diesen seinen ersten Parteitag denken wird. Bebel bekundete in erregten Zwischenrufen seine Entrüstung über das frivole Unternehmen, das die Sozialdemokratie im Reichstage rettungslos bloßstellen und ihr überdies die Verantwortung für ungezählte schwerste militärische Bestrafungen aufbürden müßte. Aber er selbst brauchte gar nicht erst das Wort zu ergreifen. Georg v. Vollmar vernichtete mit wenigen überlegenen Worten den Antragsteller, und einer von der alten Garde des Radikalismus, Frohme, setzte nach der sachlichen Zurückweisung Vollmars noch als Spitzmarke vor den Liebknechtschen Antrag „verblüffende Dreistigkeit". Damit war die Geschichte aus. Man wird so bald nicht wieder darauf zurückkommen.

Selbst der Umstand, daß Ledebour den parlamentarischen Bericht zu erstatten hatte, hatte keine confessio fidei des Radikalismus zur Folge. Denn der Orlando furioso der Sozialdemokratie war zahm wie nie. Er verteidigte die Stimmenthaltung bei den Hererokrediten durch dick und dünn. Kein Bernstein, kein Isegrimm-Schippel hätte überzeugender dafür plädieren können, daß die Sozialdemokratie nicht unter allen

Digitized by Google

Umständen gegen Kolonialforderungen zu stimmen habe. Es klang geradezu patriotisch, als Ledebour fragte: Hat etwa irgend ein Sozialdemokrat bestritten, daß es die Pflicht der Reichsregierung war, die weißen Ansiedler zu beschützen?

Summa summarum: die Scharfmacher werden an Bremen wenig Freude finden.

H. v. Gerlach.

Von Taaffe bis Körber.

Betrachtungen zur Politik der Deutschen in Oesterreich.

Die letzten nationalpolitischen Maßnahmen des österreichischen Ministerpräsidenten nicht weniger als seine galizischen Bittgänge haben bei den einen mancherlei Besorgnisse, bei den anderen frohe Hoffnungen ausgelöst und bedeutungsvolle Fragen der Taktik aufgerollt. In allen Lagern prüft man die Verhältnisse, um für die Haltung in der nächsten Zeit eine Richtschnur zu gewinnen. Auch die deutschen Parteien werden ihre Entscheidungen treffen müssen; mit doppelter Sorgfalt, denn es ist möglich, daß in die Herbst- oder Wintermonate ernste Handlungen fallen. Von jeher war es leider in diesem Kreise gebräuchlich, nur mit Rücksicht auf Gegenwartsempfindungen Schlüsse zu ziehen, ohne vorher in die Vergangenheit einen Blick zu werfen. Die politische Geschichte hat aber die Eigentümlichkeit, daß sie nicht allein über das Werden Aufschluß gibt, sondern auch nützliche Lehren für die Zukunft erteilt. Worin bestehen diese nun?

* * *

Am 12. August 1879 wurde Graf Taaffe abermals an die Spitze der österreichischen Regierung gestellt, nachdem er seit dem Ausgleich mit Ungarn mehr als einem Vierteldutzend Ministerien angehört hatte. Unter den schwierigsten Verhältnissen trat er an das Ruder. Der Stern der deutschen Vorherrschaft war im Niedergehen begriffen. Der altliberale Doktrinarismus hatte in die einst allmächtige Verfassungspartei einen Keil getrieben und ihre Zerbröckelung bewirkt. Die Verantwortung für dieses selbstmörderische Gebahren fällt wohl in erster Linie auf den Führer der deutschen Regierungsgruppe Dr. Herbst, in dessen Händen gleichsam das Schicksal Oesterreichs lag. Mit unglückseliger Beharrlichkeit stellte sich dieser Mann den weitausgreifenden, wohlerwogenen Plänen des Grafen Andrassy entgegen, allen Mahnungen einsichtsvollerer Freunde zum Trotz. Unter diesen seien nur Ernst von Plener, Professor Sueß und der Philosoph Carneri genannt. So gerieten die Deutschliberalen, aus deren Mitte das Ministerium Fürst Adolf Auersperg entstammte, ihrer Mehrheit nach in einen offenen Zwiespalt mit der Regierung und der Krone; was Wunder, daß die am Ruder befindlichen Staatsmänner die gegnerischen Fraktionen zur Unterstützung aufriefen und mit dem Reste der Treugebliebenen ihre Politik durchzusetzen suchten. Dr. Herbst war zweifellos ein glühender Patriot. Als er später einmal im Abgeordnetenhause an den Verfall des Staatsgedankens, an die heranwachsende Generation dachte, die dem Heimatlande empfindungslos gegenüberstand, übermannte ihn so sehr der Schmerz, daß er seine Rede unterbrechen mußte und schluchzend auf den Sitz niedersank. Doch im entscheidenden Augenblick versagte er dem Reiche die geforderten Mittel, er trieb eine Krämerpolitik in einer Zeit, in der Oesterreich-Ungarn Großmachtsverpflichtungen zu erfüllen hatte. Eine Regierungspartei der Negation läßt sich nicht denken; es mußte ein Umschwung eintreten, die nationalen Werte wurden umgewertet, und die Deutschen gingen mit leeren Händen aus. Am 22. Mai 1879 beschloß der erste direkt gewählte Reichsrat Oesterreichs seine Arbeiten. Im Sommer fanden die Neuwahlen statt, auf die das Ministerium Stremayr, das inzwischen zur Macht gelangt war, einen schwerwiegenden Einfluß nahm. Die frühere Mehrheit ward aufgerieben; nach dem Eintritt der Tschechen in das Abgeordnetenhaus standen 179 Feudale, Klerikale und slawische Nationalvertreter 174 Deutschen gegenüber.

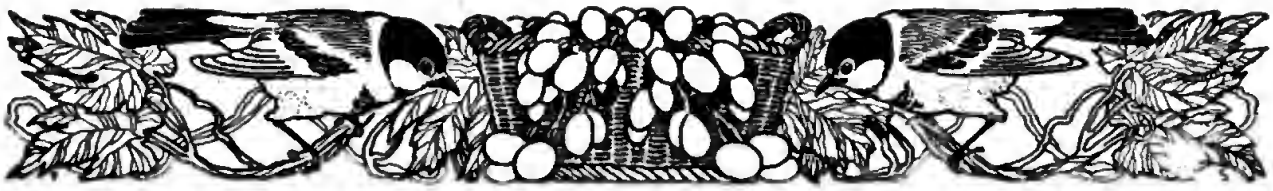
Da trat das Kabinett Taaffe auf den Plan. Der „Versöhnungs"-Ministerpräsident wollte die Deutschen an sich ziehen, aber auf dem Linzer Parteitag wurde jede Koalition, jede Unterstützung der Regierung abgelehnt. Graf Taaffe war nicht auf Rosen gebettet. Offen gegen die depossedierte Majorität aufzutreten wagte er nicht, er mußte also zu Winkelzügen seine Zuflucht nehmen. Damals entstand die berüchtigte Politik des Lavierens und Fortfrettens, die sich aus zwei Elementen zusammensetzt: aus dem Vorschützen der nationalen Verständigung als Ziel und dem Zuwarten mit verschränkten Armen als Taktik. Dies ist das „Taaffesche System", dies ist die ultima ratio fast aller österreichischen Staatsmänner, denen in den jüngsten fünfundzwanzig Jahren die Führung der Reichsgeschäfte anvertraut wurde.

Graf Taaffe — ein treuer, ergebener Diener seines Herrn — hatte eine bestimmte Aufgabe. Er sollte alle Stürme von dem Reichsschiff abhalten, die auseinander strebenden Planken fester vernieten, einen ruhigen Gang des Fahrzeuges sichern, aber beileibe nichts umstürzen, umbauen. Aeußerlich wurden diese Verpflichtungen eingehalten. Der Ministerpräsident stand auf der Kommandobrücke und machte von Zeit zu Zeit Versuche, die Versöhnung der Deutschen und Tschechen anzubahnen, bis es endlich im Jahre 1890 zu einer nationalen Verständigung kam, die allerdings auf dem Wege von dem Beratungssaal zur praktischen Verwirklichung eine unerwartete Niederlage erlitt. Während auf dem Mast die Ausgleichsflagge gehißt ward, hatten sich die Slawen und Feudalen schon längst in allen Teilen des Staatsschiffes festgesetzt; die Aemter wurden von ihnen überschwemmt, die tatsächliche Führung der Verwaltung in Oesterreich übernommen. Graf Taaffe klagte einmal: „Wenn man Euch Tschechen nur einen Finger reicht, wollt Ihr die ganze Hand, und die Regierung kommt durch Eure exorbitanten Forderungen immer in Verlegenheit." Diese nimmerzufriedene Begehrlichkeit verschlang nach und nach alles, was das Reich bieten konnte; die letzten Reste der deutschen Vorherrschaft wurden so ziemlich beseitigt. Darüber muß sich vor allem jeder klar werden, der über die Haltung der Deutschen in Zisleithanien sprechen will. Zwischen 1880 und 1890 hat das Slawentum im Bunde mit den Feudalen von Oesterreich Besitz ergriffen. Es schwang sich zur bestimmenden Macht im Staate auf, und als solche wurde es — teils verhüllt, teils offen — von nahezu allen Ministerien seit Taaffe anerkannt.

* * *

„Der kommt am weitesten, der nicht weiß, wohin er geht", mochte Dr. von Körber mit Cromwell denken, als er vor 4¾ Jahren das Ministerpräsidium übernahm. Nach bekanntem Muster ergriff er die Zügel der Regierung: „. . . Wir wollen Frieden stiften in dem alten, ehrwürdigen Reiche, das allzu lange durch den unseligen, nationalen Kampf zerklüftet und in seinem wirtschaftlichen Gedeihen schwer geschädigt wird." Mit diesem Versöhnungsprogramm führte sich das „unparteiische Beamtenministerium" ein, das in „leidenschaftsloser Beharrlich-

Digitized by Google



keit," die genau besehen bloß beharrliche Leidenschaftslosigkeit, träges unentschlossenes Hinziehen ist, Ruhe und Ordnung erstrebte. Anfänglich war Herr von Körber durch die tschechische Obstruktion auf die Freundschaft der Deutschen im Abgeordnetenhause angewiesen, allein er erhielt in dem Augenblick die Selbständigkeit, in dem der § 14 die Geschäfte zu besorgen anfing. Seither schwenkt die Regierung schrittweise in das slawische Lager ab. Ganz nach dem Vorbilde Taaffes, der ja auch immer seinen guten Willen, die Versöhnung herzustellen, beteuerte, verspricht die gegenwärtige Regierung weiter ihre Unparteilichkeit. In den achtziger Jahren war es leicht, den politischen Kurs in Oesterreich ziffernmäßig zu bestimmen, denn jede Abstimmung in dem damals noch tadellos arbeitenden Parlament zeigte die Parteiengruppierung. Heute fällt es viel schwerer, ein richtiges Urteil zu fällen, und die Aenderung in der Haltung der Regierung wird ebenso eifrig nachgewiesen wie geleugnet. Das Abgeordnetenhaus hat seit Jahr und Tag keine Gelegenheit gehabt, „Stellung zu nehmen", die einzelnen Parteien konnten sich deshalb die längste Zeit hindurch ein klares „Ja" oder „Nein" ersparen. Weiter muß in Betracht gezogen werden, daß die großen Parteien — von einigen spezifisch österreichischen Ausnahmen abgesehen — fehlen, die durch das Herkommen ihren Platz bestimmt haben. Im Zeichen der „Brosamenpolitik" gibt es keine festen Grundlagen: alles flutet hin und her. Schließlich darf auch nicht vergessen werden, wie schwierig die Orientierung bei einem Ministerium wird, dessen markantester Zug die Geduld ist. Mithin basiert das Urteil über Herrn von Körbers Neigungen und Betätigungen vornehmlich auf Empfindungen, für die es nur allgemeine und keine mathematischen Begründungen gibt. Dadurch weitet sich das Feld für Meinungsunterschiede ganz außergewöhnlich, und die Festlegung der Taktik für die Deutschen wird erschwert.

Aber fragen wir doch: Hat der Ministerpräsident den Deutschen irgend einen positiven Vorteil gebracht, hat er ihnen durch eines der landesüblichen Zugeständnisse in werktätiger Weise seine Sympathie bezeugt? Im Gegenteil: er ließ den von den Deutschen und Italienern geäußerten Wunsch nach der Verlegung der welschen Hochschulkurse von Innsbruck unerfüllt, er erwies den Tschechen von dem 16 Millionen-Kredit für die Stadt Prag bis zu den vielen Beamtenernennungen unzählige Gefälligkeiten. Den kroatischen Studenten wurden — um lediglich der jüngsten Monate zu gedenken — die österreichischen Aemter auch für den Fall der Unkenntnis des Deutschen ausgeliefert, die Tschechen und Polen erhielten ganz unvermittelt slawische Parallelklassen an den schlesischen Lehrerbildungsanstalten zugestanden, und was die galizische Reise mit sich bringen wird, läßt sich heute noch garnicht absehen. Das Mißtrauen ist einmal erweckt und nicht so leicht zu besiegen. Der österreichische Regierungschef hat allerdings beim Festmahl im Hause des galizischen Landmarschalls eine Beschwichtigungsrede zu halten versucht und von der Wahrung des deutschen Besitzstandes gesprochen. Schön! Doch man kennt die Weise, man kennt den Text, man kennt auch den Verfasser, der schon so oft den Beweis erbracht hat, daß er gleichzeitig deutschfreundlich zu reden und slawenfreundlich zu handeln vermag. Es ist keine angenehme Beschäftigung, mit buchhalterischer Genauigkeit die Bilanz des nationalen Kleinkrieges in Oesterreich aufzustellen und statt über eine fortschreitende Staatsentwicklung berichten zu können, darüber wachen zu müssen, daß bei der gegenseitigen Völkerzerfleischung die eine Nation nicht schlimmer als die andere abschneide. Allein diese Erscheinungen machen den Inhalt der österreichischen Politik aus; man muß deshalb bei ihnen verweilen und sie zum Ausgangspunkt des Urteils nehmen. Wer also nicht alle Fünfe gerade sein lassen will, wird zugeben müssen, daß Herr von Körber an den slawischen Strängen zieht. Er führt den Siegeswagen der Herren Jaworski, Dziedu szyzki, Kramarsch, Stransky, Schusterschitz und Biankini vorwärts, und der gute Michel darf die Steine aus dem Wege schaffen. Ob die Jungtschechen nun weiter ihrer Obstruktionslust frönen oder nicht: die Wirkungen der Körberschen Amtstätigkeit stimmen in nationaler Hinsicht mit dem Ergebnisse der Taaffeschen Herrschaft überein. Der Unterschied liegt nur im Tempo der Slawisierung: Einst Galopp, heute Trab!

Unerfreulich, niederschlagend ist das Bild, das sich den Blicken eröffnet, wenn man danach sieht, „. . . was sich in Oesterreich geändert hat, seitdem die gegenwärtige Regierung auf dem Plane erschien und mit lauter Stimme verkündete, sie sei gekommen, den Völkern Oesterreichs den inneren Frieden und die Versöhnung zu bringen. An ihren Früchten möget ihr sie erkennen! Statt der Versöhnung — Verfeindung, statt der Verbrüderung — Verbitterung, statt der Eintracht — Zwietracht, statt allseitigen Friedens — allseitiger Hader und Streit . . ." Diese Worte entströmten am 15. Oktober 1885 dem Munde des ehemaligen Preß- und Sprechministers Unger, der, zu den klarsten Köpfen Oesterreichs gehörend, über die Leistungen des Grafen Taaffe den Stab brach. Indes: sind diese Anklagen nicht ohne jede Einschränkungen heute noch stichhaltig, kennzeichnen sie nicht die augenblicklichen Zustände?

* * *

Jetzt, nachdem wir ein Vierteljahrhundert österreichischer Geschichte in einigen Zeitbildern an uns vorüber ziehen ließen, können die Folgerungen für die Politik der Deutschen in Zisleithanien gezogen werden. Alle Spekulationen auf die Wiederkehr der Verhältnisse zwischen 1872 und 1878 sind müßig, die Alleinherrschaft der Deutschen gehört der Vergangenheit an. Gewiß, es ist nicht ausgeschlossen, daß diese wieder einige Sitze an dem Regierungstische finden und in einem Koalitionsministerium zur Geltung kommen. Ob aber bei den heutigen Parteiverhältnissen die von vielen gedankenlosen Nachsprechern so sehr gepriesene „Allianz der Völker" vom Standpunkt des fortschrittlichen, sozialpolitisch empfindenden Deutschtums begrüßenswert wäre, ob die Renaissance der für den Altliberalismus furchtbar verheerenden Koalition unter dem Ministerium Windischgrätz wünschenswert genannt werden könnte, ist eine Frage höchst delikater Natur. Wozu also das Drängen und Buhlen um einen Platz an der Sonne, auf der Ministerbank? Oesterreich ist heute für die Deutschen ein Kampfboden, auf dem sie in Abwehrstellung stehen, und wird es bleiben, solange die gegenwärtige staats- und verwaltungsrechtliche Einrichtung fortbesteht, die, statt die Völker zu versöhnen, das öffentliche Leben mit Haß und Hader durchtränkt. In den achtziger Jahren wurde die wahre Sachlage erfaßt, und die deutsche Linke machte eine entschiedene, aber klar überlegte Opposition, durch die mancher Anschlag vereitelt ward. Inzwischen bereiteten die verschiedenen Versuche, in der Majorität unterzukommen, oft und oft die schwersten Enttäuschungen. Deshalb war es höchst unvorsichtig nach den Erfahrungen mit Baden und Thun, nach der Aussichtslosigkeit, das Ministerium Clary zu halten, um der schönen Augen eines stimmenwerbenden Ministerpräsidenten willen die sicheren Verteidigungsschanzen aufzugeben. Hat man nicht die Absicht, sich durch das Ammenmärchen „vom deutschen Veto" betäuben zu lassen, dann kann es an dem Eingeständnis nicht fehlen, daß die Deutschen in die qualvolle Situation gekommen sind, den Anhang einer Regierung zu verkörpern, die unter dem Schein der Neutralität lustig und unbekümmert in das nationale Gegenlager ihre Gaben streut. Mag der „Deutsche Vollzugsausschuß" noch so barsch klingende Entschließungen fassen und des Ministerpräsidenten Auslassungen zur „nichtbefriedigenden" Kenntnis nehmen, er wird durch diese Haltung vielleicht einigen naiven Leuten imponieren, ohne aber auch nur um ein Jota die Lage der Volksgenossen zu bessern. In der Politik ist die zaghafte Halbheit schlimmer als das feige Ducken; das gelegentliche Mundspitzen nützt nichts, es muß gepfiffen werden!

Digitized by Google

Das ist die Logik der reinen Vernunft. In Oesterreich aber herrscht die Unvernunft, gepaart mit Schwäche oder mit einem Kraftüberschuß, der alles zerschlägt. Darüber belehrt ein Blick auf die Parteien, die das Deutschtum repräsentieren.

Die Alldeutschen Schönererscher Richtung — die letzthin ihren Klubverband im Abgeordnetenhause aufgelöst haben — schießen in ihrem Radikalismus, in ihrer Hohenzollernbegeisterung über das Ziel; die Freialldeutschen unter Karl Hermann Wolfs Führung zählen kaum, weil ihr Herr und Meister, auf den man einst frohe Hoffnungen setzen mochte, ein abgetaner oder mindestens noch als abgetan geltender Mann ist; die Deutsche Volkspartei vereinigt zwei Seelen in ihrer Brust: eine höfische und eine volkstümliche. Der demokratische Flügel hat keinen Einfluß, und die offiziellen Führer baumeln wie Strohhalme im Winde herum, bald sich oppositionell, bald lakaienhaft gebärdend, stets aber das Augenmerk auf die freien Ministerstühle richtend; die Deutsch-Fortschrittlichen — die Altliberalen unter neuer Firma — bedeuten nicht mehr viel und sind schwache Herren, denen nichts schwerer fällt als eine aufrechte Haltung. Der Verfassungstreue Großgrundbesitz nennt sich wohl deutsch, doch mit dem Vorbehalt der unbedingten Ergebenheit für die Regierung, und die Christlichsozialen und Klerikalen wollen zwar als „Nationalgermanen" erster Güte angesehen werden, aber von dem Futtertrog bei dem Ministerpräsidenten lassen sie nicht ab.

Innerlich zerklüftet, sind die Deutschösterreicher nach außen hin gelähmt. In der eigenen Zerfahrenheit liegt die Erklärung für das unausgesetzte Zurückgedrängtwerden; wer jeder Kraft bar ist, kann dem Vormarsch der Gegner keinen Widerstand entgegensetzen. So drängt die nüchterne Tatsachenbetrachtung die Empfindung auf, daß die einzig zweckentsprechende Taktik, die mannhafte, besonnene, vorbauende Politik unmöglich wird, weil die Uneinigkeit im eigenen Kreise jede Energieentfaltung hemmt, jede Truppenkonzentration verhindert. Was nützen die Lehren der Vergangenheit, wenn man zu schwach ist, sie zu befolgen? Der kühnste Stratege unterliegt dem Feinde, sobald ihm die eigenen Soldaten nach verschiedenen Richtungen durchbrennen. Ohne Kraft gibt es keine ernste Opposition!

Das ist das Schicksal der Deutschen Oesterreichs: sie werden bedrängt, und sie bedrängen sich selbst! Solange kein Wandel eintritt, wird man wohl theoretisch sagen können, was zu tun wäre, aber die Wege des realen Lebens werden andere sein. Selbsterkenntnis bedeutet den ersten Schritt zur Besserung. Darum weg mit dem Irrglauben an die eigene Stärke, der noch immer in den Köpfen lebt! Erst wenn die Deutschen einsehen werden, wie geschwächt sie sind, wird der Ruf zur nationalen Sammlung ertönen. Heute lösen ihre Abwehrmanifestationen leider nur spöttisches Mitleid bei den Slawen aus. Otto Ludwig sagt, daß mächtig sei, wer gefürchtet wird, ohne zu drohen. . . Wer jedoch Furcht einjagen will, ohne mächtig zu sein, macht sich lächerlich!

Wien. Richard Charmatz.

Musikkritische Glossen.

In diesem wahrhaft gnadenreichen Sommer 1904, während die berufenen oder bestallten Heger unseres Musikwesens in der erhabenen Stille des Hochgebirges und in der Urmusik des Weltmeeres sich von den beklemmenden Eindrücken des letzten Musikwinters erholen und befreien durften, sind der deutschen Tonkunst zwei Unfälle zugestoßen, von denen auch wir nachträglich Notiz nehmen wollen.

Zu Berlin hat man die Heimlichkeit einer schönen Julinacht dazu benutzt, ein Denkmal auf die märkische Erde zu setzen, darin sich die Verehrung unserer rechtgläubigen, staatlich approbierten Musikgemeinde für die sogenannte Klassikertrias, Haydn-Mozart-Beethoven monumental ausspricht. Diese Verehrung ist etwas summarischer Art, sie faßt die drei grundverschiedenen Individualitäten lediglich unter dem Gesichtspunkt der Denkmalsökonomie zusammen und bringt so unter ein Dach und einen Ehrenkranz, wos im Leben und Geschichte doch niemals eine Einheit sondern eine Vielheit mit deutlich gesonderter Art und dreifacher Zielstrebigkeit war. Dem landläufigen leeren Begriff der „Klassizität" freilich mag ja dies Gruppenbild entsprechen, dem Volke aber, dem hier aus der Anschauung das innere Bild geliebter Meister sich beleben sollte, wird mit diesen „drei Männern im Ofen" wenig oder garnichts gesagt sein. Den drei Halbfiguren, die hier verwundert oder unwirsch aus ihren Nischen in die Welt hinausschauen, haftet trotz aller Porträtähnlichkeit etwas Unpersönliches an, und dieser Eindruck wird noch verstärkt durch die toten Symbole verschiedener Art, die dies auch in seinen architektonischen Verhältnissen wenig gelungene Schilderhaus der „Musikheroen" zu einem Kunsttempelchen wandeln sollen. Man merkt in all dem nur die Anstrengung, die es dem Bildhauer verursachte, sein Werk in Beziehung zu bringen zum lebendigen und natürlichen Empfinden der Musikmenschen, die mit Teilnahme und Andacht daran hinaufblicken sollten. Alles vergebens. Diesem Bildwerke ist die Wirkung einer lebenerfüllten organischen Einheit versagt, es bleibt kaltes, totes Gestein. Es spricht nicht zum Beschauer, denn es hat wohl drei Köpfe aber keine Seele, und man verspürt, daß es weniger aus Lebenseindrücken als aus Gedankenfolgerungen geschaffen werden mußte: das Denkmal eines Begriffes, die marmorne Apotheose der Doktrin vom Musikalisch-Schönen.

Der Zufall hat es gefügt, daß wenige Wochen nach der Errichtung dieses Trutzsteines der Mann das Zeitliche segnete, der die allein seligmachende ästhetische Lehre, die hier ihre monumentale Verewigung finden sollte, zuerst herausgebildet und am längsten und hartnäckigsten verfochten hat: Eduard Hanslick. Er starb am 7. August zu Baden bei Wien. Die Musikwelt hat sich aber durch das Hinscheiden des berühmtesten zeitgenössischen Musikkritikers aus ihrer Sommerruhe kaum aufstören lassen, denn in Wahrheit war Hanslick ja längst ein toter Mann. Die Größe Wagners, den er ein Menschenalter lang mit leidenschaftlicher Verbissenheit und geringem Sachverständnis befehdet, hatte ihn erdrückt und nur im Geschwätz der Bildungsphilister hört man ihn gelegentlich noch als große Autorität anrufen. In den Kreisen der Künstler wie bei den Männern der Musikwissenschaft ist man schon lange über Hanslick hinweg zur Tagesordnung geschritten. Für jene hatte seine Kritik zu wenig Sachlichkeit und Gehalt, und diese vermissen in seinen ästhetischen Auseinandersetzungen Tiefe und Folgerichtigkeit.

In der Tat gründete sich Hanslicks Wirkung und Machtstellung in der musikalischen Welt vornehmlich auf Vorzüge seiner Schriftstellerbegabung und nicht auf Wesen und Wert seiner kritischen und ästhetischen Denkarbeit. Er besaß in hohem Grade die Gabe der leichtflüssigen und leichtverständlichen Rede, dazu dialektische Schlagfertigkeit und einen Witz, der keinerlei Bedenken kannte, nicht einmal solche des guten Geschmackes. Mit solchen Talenten ausgerüstet, mußte er für die unterhaltungsbedürftige Gesellschaft ein Publizist ersten Ranges werden, gleichviel was er zu vertreten oder zu bekämpfen hatte. Darin aber lag für ihn und das Fach, dem er sich nach Absolvierung seiner juristischen Studien widmete, eine große Gefahr. Er führte seinen Leser spielend an seinen Vorwurf hinan und hob ihn spielend darüber hinweg, wo ihm die Fähigkeit abging, ihn durch eine eindringliche Betrachtung zu bewältigen. Und diese Fähigkeit versagte bei Hanslick sehr oft, zumal wo es der hohen Kunst und ihren letzten Fragen gerecht zu werden galt.

Digitized by Google

Denn, merkwürdig genug, ihm war gerade die wesentlichste Eigenschaft des geborenen Kritikers, das Vermögen der sichern und feinen Unterscheidung zwischen echt und unecht von Natur nicht verliehen, und geradezu tragikomisch wirkt es, aus der langen Reihe seiner Feuilletons zu ersehen, daß der Scharfblick des berühmtesten aller hochweisen Kunstrichter just die bedeutendsten Erscheinungen seiner Zeit nicht zu erkennen und zu schätzen vermochte. Es war ja dies dem gefürchteten Tempelwächter des Musikalisch-Schönen nicht nur Richard Wagner und seiner Gefolgschaft gegenüber passiert, wo Menschliches, Allzumenschliches etwa helfen kann die Verblendung ein wenig zu erklären, er stand auch den größten Meistern der zeitgenössischen italienischen und französischen Musik ohne volles Verständnis gegenüber und hat sich nicht gescheut, Bizet an Fülle und Originalität der Erfindung einem Auber und Adam nachzustellen und die Urkraft Verdis zugunsten Donizettis zu schmähen. Die Unfähigkeit Großes und Urwüchsiges zu verstehen mag man als sein Verhängnis entschuldigen, dagegen muß es ihm aber zur ewigen Schmach angerechnet werden, daß er sein Unverständnis durch Unehrerbietigkeit zu maskieren suchte. Was er hierin und in der gewissenlosen Ausnutzung seiner journalistischen Machtstellung z. B. gegen Künstler wie Anton Bruckner und Hugo Wolf gesündigt hat, ist nicht wett zu machen durch die Förderung, die er in einem vereinzelten Falle auch einem edlen, eigenartigen Tondichter seinerzeit zu Teil werden ließ. Denn, neben seiner nicht ganz uneigennützigen Parteinahme für Brahms, den er als den Gegenkaiser Richard Wagners auf den Schild hob, hat die Geschichte die beschämende und verderbliche Teilnahme und schwächliche Rücksicht zu buchen, die Hanslick allen Dutzendbegabungen und Mittelmäßigkeiten angedeihen ließ. In seinen Folgen war das Eintreten Hanslicks für Musik aus zweiter Hand und Musiker zweiten Ranges fast noch schlimmer als seine Befehdung der großen, schöpferischen Geister. Er hat damit der Verflachung des öffentlichen Musiktreibens und der Verwirrung im allgemeinen Urteil bedenklichen Vorschub geleistet.

Es ist nicht meine Absicht, den Wirkungen Hanslickscher Tätigkeit hier weiter nachzugehen, ich müßte dann auch den Ursachen seiner unerfreulichen kritischen Sonderart tiefer nachspüren und dazu fehlt es an Zeit und Raum. Nur eines soll noch ausgesprochen sein, weil es dazu dient, den kritischen Sünder etwas zu entlasten. Hanslick hat in der Frühzeit seines kritischen Amtens mal das Bedürfnis gefühlt, über die Grundfragen der musikalischen Aesthetik ins Klare zu kommen. Dabei gelangte seine von sophistischen Neigungen nicht freie Dialektik zur Formel vom Musikalisch-Schönen. Es war sein Verderben, dieses Postulat, das auf der richtigen Einsicht beruhte, daß in der organisierenden Bewältigung aller Kunstmittel erst die eigentliche künstlerische Tat zu finden sei, nur in den festen überlieferten Formen der Vergangenheit erfüllt zu sehen. Wäre sein Blick freier, seine Empfänglichkeit frischer und unbefangener geblieben, er hätte erkennen müssen, daß gerade Richard Wagner auf dem Wege war, die strengsten artistischen Ideale zu verwirklichen. Das war ihm nicht gegeben, und so höhnte er unbedacht und fruchtlos das zu neuer Form sich umbildende Leben mit der starren Formel einer ausgelebten Entwicklung.

Heinrich Welti.

Das Sitzmöbel.

Die Ausstellung von Sitzmöbeln aller Länder und Zeiten, die jetzt im Lichthof des Kunstgewerblichen Museums großen Zuspruch findet, regt zu einer Frage an, die, soviel ich sehe, in der so üppig aufgeschossenen kunstgewerblichen Literatur von heute überhaupt noch nicht gestellt worden ist. Diese Frage lautet:

Liegen im Wesen des Sitzmöbels, in seiner generellen Bestimmung, wirklich so viele verschiedene Forderungen enthalten, als sich in seiner Entwicklungsgeschichte scheinbar verschiedene Formungen finden? Kann man, das Konstruktive und das Historische dieses Geräts kombinierend, dazu kommen, etwas wie ein „System des Sitzmöbels" herauszufinden, an dessen fein verzweigtem Baum all die vielen Stile, Moden und Individuen der Sitzmöbelgeschichte organisch zu bestimmen sind?

Die Bücher, wie gesagt, geben darüber keine Auskunft. Einige neuere Erscheinungen liegen in der Ausstellung selbst, auf einem Ruhetisch in der Mitte, zum Lesen auf, aber eine Philosophie des Sitzens und seiner Erscheinungsformen ist nicht darunter; die Bilderhefte zur Geschichte des Möbels, von Meyer bei Hiersemann in Leipzig herausgegeben, bringen Beispiele mit Beschreibungen, die Vorbilderhefte aus dem Kunstgewerblichen Museum, ausgezeichnete Photogravuren mit lapidaren Texten von Geheimrat Lessing, dasselbe; wer das große Material solcher Blätter durch Gesichtspunkte aufgelichtet zu finden hofft, kommt zu kurz. Zwei meisterhafte Monographien der Sponselschen Sammlung (bei Seemann-Leipzig) mag man noch weiterhin zu Rate ziehen, die „Italienischen Hausmöbel der Renaissance" von Bode und die „deutschen Möbel" von Ferdinand Luthmer; aber auch sie geben, im größeren Rahmen des Gesamtinterieurs, nur deskriptive Geschichte von Möbelstilen und -Formen und fragen beim Sitzmöbel so wenig wie bei den andern Möbeln danach, wie weit die Verschiedenheit der Formen sich mit einer entsprechenden Verschiedenheit der Bedürfnisse und der ganzen Lebenszuschnitte zu einem gedanklichen Ganzen verbinden läßt. Wir können ruhig sagen: Eine Geschichte der Sitzmöbel als „Geschichte des Sitzens" zu schreiben, bleibt noch der Zukunft vorbehalten.

Vorläufig also tritt man (überdies auch von keinem Katalog unterstützt) in die Berliner Ausstellung ziemlich führerlos. Wohl findet man gewisse ungefähre Gruppen nach Ländern, nach Jahrhunderten markiert — nach Stilunterschieden; aber gerade aus den Stilunterschieden der europäischen Kunstgeschichte wird sich ein schöpferischer Gesichtspunkt nicht so leicht ergeben. Denn eins fällt dem, der in der Geschichte der Möbelformen blättert, auf: Zumindest seit dem frühen Mittelalter ist das Sitzmöbel der uns heute bekannten Gattungen ein so feststehender, verbreiteter Typus, daß von dieser Zeit an eine Stufenfolge wirklich wesentlicher, konstruktiver Unterschiede kaum herauszufinden ist; seit ihrem ersten abendländischen Auftreten hat sich die Technik der Stühle, Sessel und Schemel so gut wie garnicht verändert; und da überdies die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, wie bekanntlich in jedem, auch in diesem Kunstgewerbe sich lediglich damit befaßt hat, alle einmal dagewesenen Formen der europäischen Vergangenheit einfach zu wiederholen, ist uns überhaupt jedes historische Gefühl für die Bedeutung von Sitzmöbelstilen verloren gegangen.

Wenn man einmal, wie wir heute, so weit gekommen ist, mit der gleichen Selbstverständlichkeit und Routine auf einem romanischen Faltsessel, einem gotischen Chorstuhl, einem Medicäerthron und einem Fauteuil Louis XVI. zu sitzen, dann lassen sich innerhalb dieses Rahmens verschiedene geschichtliche „Formen des Sitzens" begreiflicherweise überhaupt kaum feststellen.

Und darum muß man ein Stück weiter zurückgehen, zu ursprünglicheren Gegensätzen — es ist erfreulich, daß die Ausstellung uns darin zu Hilfe kommt. Man muß den ersten

Digitized by Google

Gesichtspunkt daraus ableiten, daß man der Sitzgelegenheit des Okzidents die des Orients gegenüberhält.

Nur andeuten können wir hier, nicht ausführen, und es ist am Ende auch nur auf Dinge hinzuweisen, die völlig bekannt sind. Zwischen Ost und West gibt es einen wirklichen Unterschied im Sitzen: Der Orientale sitzt, im Gegensatz zu uns, auf seinen eigenen Beinen, die er knickt und unter den Schenkeln kreuzt. Er braucht also keinen Stuhl wie wir. Er braucht eine Fläche. Auf einem niedrigen, quadratisch breiten Gestell, das in einem Holzrahmen ein straff gespanntes Tuch trägt, thront — wie die Ausstellung uns aufs neue zeigt — der Kaiser von China; er sitzt, wie seine alten Götter, repräsentativ, modellmäßig da, ein starres Bild vor einem geschmückten Paravent — vor einer Lehne, die keine wirkliche Lehne ist, sondern eben eine Schmuckwand mit aufgesetztem, aufgeschlagenem Pfauenrad. Der Türke hockt auf seinem Teppich, seinem Kissen, der Japaner auf einer Matte, einem Schemel. Dem Orientalen ist das Zimmer ungefähr das, was uns in unserer Jugend die Kinderstube. Alle Dimensionen, in denen man lebt, die Länge und Breite des Bodens, die Höhe der Wände, haben etwas spielerisch Unwirkliches, etwas Kurioses; eine Welt ohne Stühle ist eine Welt von völlig anderer Perspektive als der unsrigen.

Aber wie der Chinese seinem Kaiser, baut der Japaner schon seit alters her auch seinen Göttern, seinen Priestern einen Thronsessel; die Ausstellung enthält ein paar ganz charmante Beispiele dieser Art. Ein rotlackiertes Möbel mit gerundeter Lehne wie unsere englischen Fauteuils — bei einem Fünf-Uhr-Thee von heute würde es ausgezeichnet Figur machen — ist japanischer Priestersitz; auch hier wie gleichzeitig in Europa zeigt sich die Uebersetzung der großen Architekturformen in die Welt der kleinen; die bizarren Dachendungen des „japanischen Stils" kehren an Lehnsteifen und Querbrettern des Sessels wieder.

Ueberaus bezeichnend und liebenswürdig sind die kleinen Modelle des thronenden Buddha; eine ganze Serie davon hat in einem Glasschrank Platz gefunden. Der rundliche Gott mit seinem vorn aufgeschlitzten Gewand, das um den hockenden Unterkörper in dicken Falten sich drapiert, sitzt auf dem hohen, breiten, fast tischartig gebauten Sessel (wieder ein Kunststück an Geschmack!), steif, stumm, wie ein Denkmal auf einer Insel. Wieder findet man eine unabweisliche Beziehung zwischen einem bestimmten Sitzmöbel und einer bestimmten Lebenshaltung. Buddha, der Erleuchtete — das scheinen diese kleinen Denkmäler uns zu sagen — braucht nichts als seinen bequemen Sessel, der ihm mitten in der unruhigen Welt ein Asyl der Ruhe gewährt; und man müßte glauben, daß er mit diesem seinem Lieblingsort schon völlig eins geworden sei, wenn nicht ein allerliebster kleiner Erdenrest geblieben wäre: ein paar winziger roter Pantoffel, die fein sorgsam, wie nur in Japan auf eigenem Schemelchen unter jedem dieser Sesselmodelle stehen. Man ersieht daraus, daß der Weltüberwinder immer erst mit seinen kurzen, dicken Beinen den schönen Stuhl erklettern mußte, ehe er ihn einnehmen konnte.

Mit den japanischen sind die Sitzgelegenheiten der primitiven Völker zusammengetan; aber die würden in einer systematischen Sitzgeschichte auf ein ganz anderes Blatt gehören. Denn die primitiven Völker haben im ganzen keinen anderen Grundsatz als wir Europäer im Sitzen; sie haben bloß unbequemere Gelegenheiten dazu. Auf rohen Hölzern, derb gezimmerten Schemeln, wenn nicht gar auf der Erde, kauern sie, wie die Bauern der Slawensippe heute noch, selbst ein Thron, wie die Ausstellung zeigt, ist bei ihnen unter Umständen nichts anderes als ein Stück Baumstamm, das der Länge nach gehöhlt ist und auf einem einzigen Schafte ruht. Mit diesen Rudimenten zu einer Gruppe vereinigt, fällt das altägyptische Möbel als enorm modern auf; mit konstruktivem Scharfsinn verbindet sich bei diesem der so meisterhaft stilisierte Löwenkörper als Träger und als Ornament; darin das entscheidende Vorbild zu suchen, das später in Rom, endlich im Frankreich des ersten Napoleon, im Empire, die Möbelform beeinflußt hat, liegt auf der Hand.

Ein anderes Exemplar von modern anmutender Art gibt diese Abteilung der Ausstellung mit einem seltsamen Thron einer Sultanin von Buruku; an einem niedrigen, schlecht gehobelten Sitzbrett erhebt sich hinten ein schief angebrachtes, dickes Lehnbrett von komisch naturalistischer Auffassung: Am oberen Rande sitzt ein dünner verzerrter Kopf auf dünnem Halse, an den Seitenwänden die dazu gehörigen Hände. Mit rührender Hilflosigkeit ist diese Auffassung der Lehne als eines die Arme ausbreitenden, hilfsbereiten Sklaven durchgeführt. Aber der Witz, der darin sich ausspricht, erscheint dem Betrachter der Ausstellung umso geistvoller, als er sich überzeugt, daß seit dem Beginn des Möbelstils im engeren Sinn, dem europäischen Mittelalter, von irgend welcher neuen oder eigenen Auffassung des Sitzmöbels nicht mehr die Rede ist; mit dem Augenblick, da die Typen Schemel, Stuhl, Lehnstuhl, Sessel gegeben sind, ziehen sich alle neuen Auffassungsmöglichkeiten gleichsam in das Innere des Möbels zurück, bei dem nun — wie bei einer Münze, die zu öffentlichem Umlauf geprägt ist — die Frage nach der ersten Entstehung nicht mehr gestellt wird; nicht mehr Konstruktionen, sondern höchstens Nuancen sind es, die man von da an kennen lernt.

Von der römischen sella curulis hat das spätere Mitteleuropa seinen Faltstuhl mit den einander kreuzenden x-förmigen Beinen übernommen; daraus wird der aus dünnen viereckigen Leisten gebaute Stuhl mit verschiebbarem Sitz, der Savonarolastuhl, und der deutsche Sessel mit dem runden Oberbau auf den gekreuzten Beinen: der Lutherstuhl. In den romanischen Schlössern sitzt man außerdem auf eingemauerten Wandbänken, auf Truhen, auf den Stufen des breiten und großen Betts. Von alldem ist uns, ebenso wie von den beweglichen Sitzen der Zeit, nicht viel mehr erhalten als die Beschreibungen in den Inventaren und die Abbildungen auf Gemälden. Mit dem gotischen Zeitalter, das ja den entscheidenden Aufschwung des Kunsthandwerks gebracht hat, beginnt die Reihe der überlieferten Stücke; hier setzt auch die Ausstellung ein. Das Sitzmöbel wächst in die Höhe. Der Schemel wird zu einem dreieckigen Sitz auf drei gedrehten, glatten Beinen; das eine dieser Beine reicht über den Sitz hinaus als eine Art pfeildünner Marterlehne; zum Schluß bekommt diese oben noch ein leicht gerundetes Querbrettchen, in das die Bewohnerin der Kemenate, den Spinnfaden in der Hand, sich für einen Augenblick zurücklehnt. Der Stuhl in seiner prunkvolleren Ausgabe nimmt dagegen ein Rückbrett auf, das alsbald zum Abbild eines spitzbogigen oder gar giebelgekrönten Kirchenfensters wird.

Das sind so die kleinen Nuancen, die von nun an über einzelne Bestandteile des Sitzmöbels, nicht mehr über das Ganze, wechselnd hinhuschen. Die Renaissance, die anfangs mit Flachornament, mit farbiger Tönung und Vergoldung ihre Möbel schmückt, steigert alsbald auch den Reliefprunk des Stuhls. Das Füllbrett der Lehne gipfelt in einer stilisierten Maske mit aufgerissenem Mund, die Zarge des Sitzbretts oder eine darunter angebrachte Querleiste wird zu einer Girlande von üppigstem Schnitzwerk, die Seitenlehnen fordern mit geschweiften Kurven zum Spiel der darauf ruhenden Hände heraus. Dieser Typ ist der in der guten Stube unserer Väter am meisten wiederholte und mißbrauchte; dabei haben alle diejenigen, die sich am Schnitzwerk solcher Stühle in möglichst korrekter Haltung wund gesessen haben, leider nur übersehen, daß jene anderen, für die diese Mode geschaffen war, die Lebenskünstler der italienischen Fürstenhöfe, zwischen Prunk und Bequemlichkeit die Woltat weicher Kissen vermittelnd einzuschieben wußten.

Ein paar prächtige Exemplare hat die Ausstellung aus dem Barock; es sind jene seidenen Lehnstühle, die Adolf Menzel nach Potsdamer Mustern so gern zeichnet, und die ja merkwürdigerweise an deutschen Höfen eine fast reichere Entwicklung erlebt haben als in ihrem Mutterland Frankreich. Auf ge-

Digitized by Google

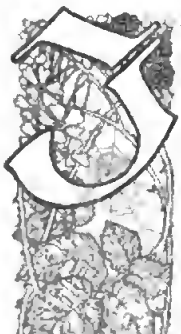
schweiften Beinen liegt ein verschnörkelter, kreisrunder Rahmen, den ein schwellender Polstersitz füllt, eine gepolsterte, runde Lehne, schräg zurückgezogen, schließt ihn ab. Man ist im Zeitalter Ludwigs XV. Diplomaten mit Spitzenmanschetten sitzen vorn auf dem Rand solcher Stühle, wenn sie Geheimnisse erhorchen; die Pompadour lehnt sich lächelnd darin zurück. Dann wechseln wieder die Nuancen. Die Stuhlbeine werden gerade, pfeilerförmig, geriefelt, die Haltung der Lehne senkrecht, das frühere Schnörkelornament, die Rocaille, zu einem nüchternen römischen Flechtkranz. So bereitet sich im französischen Staatsmöbel der Zopf- und Biedermeierstil vor.

Daneben variieren sich andere Details ins Unendliche; nur ein einziges Beispiel mag hier illustrieren, in welcher Weise sich bei feststehenden Grundformen doch für das einzelne immer wieder neue Nuancen ergeben. Assoziationen aus dem allgemeinen Bau- und Möbelstil, Aehnlichkeiten nimmt man zu Hilfe. Man benützt jene kleinen geschweiften Wandtischchen, die man im Salon des Rokoko unter Spiegeln oder Blumen als Konsolen aufstellt, zur Anregung, so wird das Sitzbrett des Stuhls zur Konsole und die Lehne zu einem nach oben leicht verjüngten schlanken Rahmen, in den das füllende Gitterwerk aus Holzstäbchen sich in wechselnder, geschmackvoller Zeichnung fügt. Ein überaus liebenswürdiges, brauchbares Muster des bürgerlichen Stuhls kommt damit zustande.

England übernimmt die Taufpatenstelle bei diesem Typ. Dort entwickelt sich durch Chippendale, Sheraton, Hepplewhite das bürgerliche Möbel zu einer Blüte, die man in dieser Ausstellung besonders gern kennen lernen wird; und in eben dieser Entwicklungslinie liegt endlich die überraschende moderne Möbelkunst, der das Museum eine ganze große prächtige Abteilung einräumt, auf die näher einzugehen aber nicht mehr unsere Aufgabe ist.

Alfred Gold.

Komikers Erdenwallen.



In der Nacht zum Montag starb einer der volkstümlichsten Possendarsteller Berlins, Emil Thomas, und mit ihm die letzte Stütze einer Kunstgattung, deren Blütezeit ebenfalls schon der Vergangenheit angehört. Die Berliner Posse ist von der Bühne verschwunden, und dies zu einer Zeit, da gerade in Berlin das Theaterwesen einen unerwarteten Aufschwung genommen hat.

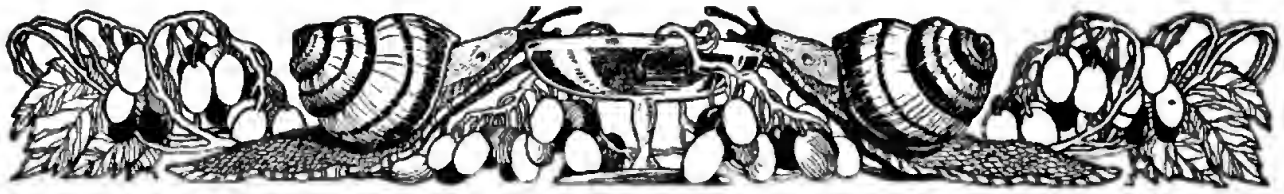
Die Künstlerlaufbahn des Komikers Emil Thomas gibt zugleich ein Spiegelbild von dem Werden und Vergehen der Berliner Posse. Ohne daß sich in Thomas die bedeutendste Kraft dieses Sonderfaches offenbarte, war doch seine Wirksamkeit so eng mit der Berliner Posse verknüpft, daß man wohl sagen darf: mit Emil Thomas wuchs und verging sie. Zwei seiner Fachgenossen, die ihn durch ihre künstlerische Geschlossenheit, durch die Vertiefung ihrer Charakteristik und die Feinheit ihres Humors weit überragen, Karl Helmerding (Vater) und Georg Engels, die glänzendsten Vertreter der echten Berliner Lokalposse, wandten sich von ihr ab, als ihr Höhepunkt noch nicht überschritten war. Helmerding nahm damit überhaupt Abschied von der Bühne, Engels wagte den Sprung von der Possenbühne des Wallnertheaters zum Deutschen unter L'Arronge, wo er sich in der modernen „Komödie", wie sie Hauptmann schuf, zum ausgezeichneten Charakterdarsteller entfaltete. Thomas blieb bei der Posse, bis sie nach mancherlei Wandlungen eine Form annahm, die ihren Ursprung kaum noch wiedererkennen läßt.

Emil Thomas trägt an solchem Niedergang keine Schuld. Freilich, mit einem stärkeren Talent begabt, hätte er sich — wie es Engels vermochte und wie es wohl auch Helmerding mit jugendlicherer Spannkraft vollbracht hätte — in ein höheres Fach gerettet. Als die Posse am Scheidewege stand und einerseits durch die „Komödie" der Jüngstdeutschen zu einer vornehmen Kunstgattung erhoben wurde, andererseits durch das Puppenspiel der Ausstattungsstücke in Verfall geriet, war auch Emil Thomas zu der Entscheidung gezwungen, die eine oder die andere Richtung einzuschlagen. Hält man sich an seine eigenen Bekenntnisse, die er in den Erinnerungen aus seinem Leben: „Vierzig Jahre Schauspieler" niedergelegt hat, so erfährt man, daß ihm das blöde Ausstattungsstück mit seinem Mangel an Handlung und Bekleidung sehr zuwider war. Aber er begab sich auf die schiefe Ebene, ohne daß es ihm klar war, was dahinter lauerte: die Zwittergestalt der frivol-kindischen Kostümposse. Halb zog sie ihn, halb sank er hin.

Emil Thomas schwärmte von Kindesbeinen an für das Theater. Schon als ganz kleiner Knabe ließ er sich mit besonderer Vorliebe von seiner Kinderwärterin zu einem Puppenspiel führen, das der berlinischen Jugend merkwürdigerweise mit wendischem Text erläutert wurde, ohne daß freilich den kleinen Zuschauern das Verständnis für den Dialog aufging. Die Neigung zur Bühne war so mächtig in ihm, daß er nach der Einsegnung, weil er keinen anderen Ausweg sah, Buchbinder zu werden beschloß, um dadurch wenigstens zum Bücherlesen Gelegenheit zu finden. Aber bald verließ er seine Vaterstadt Berlin, um in der Provinz an allerlei Schmieren sich endlich als Darsteller zu erproben. Er hatte Pech mit den Direktoren, die ihn anwarben. Einer zwang ihn, als das Theatergeschäft nicht mehr ging, an die Bauern der Umgegend künstliche Blumen zu verkaufen, bei einem anderen Bühnenleiter fühlte er sich schon besser aufgehoben, als ihm mitgeteilt wurde, daß die Gage in Würsten, Speck, Kartoffeln und dergleichen bestände, die von den bäurischen Gästen zur Erwerbung eines Theaterplatzes in Zahlung gegeben wurden. Nach schwerer Lehrzeit kam er endlich nach Berlin, wo er zunächst nur an Vorstadtbühnen in bescheidenen Rollen auftrat. Dann begann die Wanderzeit. Es gelang ihm, in Liegnitz und Görlitz die ersten Erfolge zu erringen.

Er spielte in lustigen Stücken von Raupach und der Birch-Pfeiffer. In Posen lernte er Moser kennen, durch den er seinem eigentlichen Fach näher kam. Die Krollsche Bühne in Berlin nahm ihn als Nachfolger Helmerdings auf. Das war Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, und Kalischs witzige Possen, die nach Pariser Vorbildern berlinische Typen in harmloser und ein wenig bläßlicher Gestalt auf die Bühne brachten, beherrschten den Spielplan. Nach Kalisch hielt Weirauch, der Verfasser der „Maschinenbauer", Einzug auf der Berliner Possenbühne. Sie beide schrieben einen längst vergessenen Einakter: „Hermann und Dorothea", der im Jahre 1861 dem Komiker Thomas zum ersten Mal einen nachhaltigeren Erfolg eintrug. Zwei Jahre später erschien Salmgré mit der oft gespielten Posse: „Der Pechschulze", in der die Darstellung des berlinischen Volkslebens schon breiteren Boden gewinnt. Die Titelrolle gestaltete Thomas zu einer seiner besten Leistungen, und er trat weit über vierhundert Mal in dieser Posse auf. Als sich sein Ruf als Komiker befestigt hatte, folgte er einer Einladung nach Hamburg, wo er als „Inspektor Bräsig" Reuters Dialekt auf der Bühne heimisch machte. Jetzt erschien L'Arronge mit seinem Volksstück: „Mein Leopold", Thomas übernahm den Schuhmacher Weigelt und schuf einen echten berlinischen Typus. Hier war der Wendepunkt für die Berliner Posse und für Thomas, ihrer damals kräftigsten Stütze. L'Arronge gelang es nicht, über „Mein Leopold" hinauszukommen, seine späteren Stücke verflachten zu sentimentalen Schwänken, in denen der volkstümliche Kern

Digitized by Google



ganz verloren ging, und Emil Thomas hatte inzwischen selbst andere Absichten, als die eines Bühnenkünstlers. Er gründete eine eigene Bühne. Rasch begannen die Enttäuschungen. Die schlimmste war natürlich die Konkurrenz. Als Darsteller hatte sich Thomas seinen eigenen Boden geschaffen, den ihm nach Helmerding und Engels niemand streitig machte, als Direktor mußte er erfahren, daß andere ihn überflügelten, die es mit der Kunst weniger ernst nahmen und dem Schaugelüst des breiteren Publikums schlauer Rechnung zu tragen wußten. Emil Thomas, der Liebling der Possenbühne, wurde vergessen, und Adolf Ernst, der Gründer der Ausstattungsposse, blieb Sieger auf dem Plan.

Noch einmal feierte Thomas Triumphe durch seine reichere Komik, als sächselnder Theaterdirektor Striese in der Schönthanschen Posse „Der Raub der Sabinerinnen", dann aber war es mit seinem Künstlertum vorüber. Seine Kraft lag in dem scharfen Gepräge der Dialektrollen. So hat er nicht nur in den Berliner Lokalpossen den urwüchsigen Berliner, sondern als „Onkel Bräsig" den biederen Mecklenburger, als „Striese" den gemütlichen Sachsen höchst wirksam verkörpert. Der Dialekt kam ihm am glücklichsten zu Hilfe, Thomas war auch einer der ersten, die ihn naturwüchsig zur Geltung brachten. In seinen für die Theatergeschichte Berlins interessanten Aufzeichnungen: „Aeltestes, Allerältestes" weist Emil Thomas darauf hin, wie spät überhaupt der Dialekt auf die Bühne gelangte. Merkwürdigerweise war es ein Schlesier, ein Landsmann Gerhart Hauptmanns, Carl von Holtei, der in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einzelne Figuren seiner kleinen Bühnenstücke schlesisch, dann auch wienerisch und berlinisch reden ließ, und so hörten die Berliner im Jahre 1846 eigentlich zum erstenmal, von der Bühne herab Dialekt sprechen und zwar in der Posse: „33 Minuten in Grüneberg" die schlesische Mundart, die ihnen durch Hauptmanns Tragödien später so geläufig werden sollte. Allmählich machte man auch schüchterne Versuche, Berliner Typen mit einem leichten Anflug heimischen Dialekts auszustatten, bis Thomas dem Berlinertum energisch zu sprachlichem Ausdruck verhalf. Trotzdem hat sich das Berlinische auf der Bühne nicht so weit entwickelt, daß es auch nur annähernd zu einer Vorherrschaft gelangen konnte, wie es um die Wende des Jahrhunderts der schlesischen Mundart beschieden war.

Das Spiel von Emil Thomas fand bei der Kritik nicht immer rückhaltlose Anerkennung. Thomas gibt selbst in seinen „Erinnerungen" ein Beispiel für zwei sehr entgegengesetzte Urteile an. Es war in den Tagen seiner höchsten Beliebtheit beim Publikum, als er die Hauptrolle im „Registrator auf Reisen" spielte, der bekannten Posse von L'Arronge und Moser, die für Helmerding den Glanzpunkt seiner Bühnenwirksamkeit bedeutete. Von Thomas als „Registrator" schrieb der Rezensent der „Post": „. . . . jede dieser Bewegungen ist ein Kunstwerk, der Wirklichkeit abgelauscht und mit einer bewunderungswürdigen physischen Kraft ausgeführt . . . . . und der Künstler versteht es, zugleich das Häßliche, Abstoßende zu vermeiden." In der „Freisinnigen Zeitung" aber las man: „Vielleicht hätte sich das Veraltete des Stücks nicht gar so empfindlich gemacht, wenn nicht Herr Thomas der komischen Wirkung halber jedes Wort ins Unendliche gedehnt und zum Ueberfluß noch etliche Male wiederholt hätte. Immer wieder dieselben Bewegungen, dasselbe Augenverdrehen, dieselben komischen Tonfälle. . . ." Der dies schrieb, ist heute ein vielgenannter Theaterdirektor. Es ist ganz ausgeschlossen, daß er, wie Thomas glaubte, aus rein persönlicher Rachsucht solch ein Urteil gefällt haben könnte, wohl aber ist anzunehmen, daß er zur Beurteilung derberer Komik nicht das rechte Verhältnis fand. Man durfte bei Thomas nicht den Maßstab einer feinfühligen Kritik anlegen, wie es später bei Engels möglich war. Man mußte sich vergegenwärtigen, daß Thomas nur eben ein Possenkomiker war und selbst bei tiefer angelegter Begabung nicht gut über den Rahmen hinaus konnte, in dem er zu wirken hatte.

Fast tragisch ist der Kampf, den Thomas mit seinem Konkurrenten Adolf Ernst aufnahm, damals in dem festen Bestreben, die Berliner Posse in der Form zu erhalten, wie er sie seinen Mitbürgern vorführte. Sie weiter zu entwickeln, zu verfeinern, zu vertiefen, daran dachte er nicht. Das aber wäre nötig gewesen, wenn die Posse überhaupt eine Zukunft hätte haben sollen. Auf dem ernsten Theater hatte sich längst eine Wandlung im Geschmack vollzogen, die auf die derbere Kunst nicht ohne Einfluß bleiben konnte. Dort feierte die realistische Schule unter Ibsens Banner ihre Triumphe und entfremdete den besseren Teil des Theaterpublikums dem inhaltleeren, flachen Geschwätz der Posse mit ihren blutleeren Figuren und szenischen Widersprüchen. Dazu kam auch noch eine bis auf die äußerste Spitze getriebene Verschärfung der politischen Gegensätze, die das breitere Publikum so empfindlich machte, daß es an den harmlosesten Anspielungen auf soziale und politische Einrichtungen, — Anspielungen, wie sie in den früheren Possen gang und gäbe waren und nicht selten genug für den Erfolg den Ausschlag gaben — in nervöser Empfindlichkeit Anstoß nahm. Ganze Typengattungen, wie die des jüdischen Emporkömmlings, und eine Reihe von Coupletpointen, die auf andere, namentlich kirchliche Angriffspunkte hinzielten, waren in den letzten beiden Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts von der Possenbühne vollständig ausgeschlossen und sind es bis zum heutigen Tage geblieben.

Adolf Ernst hatte den geschäftskundigen Blick und war von künstlerischem Gewissen wenig genug belastet, um diese Krisis der Posse in seiner Weise auszunutzen. Er rettete aus der großen Schar der Possenfreunde diejenigen, denen Zerstreuung um jeden Preis mehr galt als irgend ein mit künstlerischen Eindrücken verbundener Genuß. Er spekulierte auf die Empfänglichkeit seines Theaterpublikums für reinsinnliche Vergnügungen und bot unter dem Deckmantel eines Kunstinstituts, wie es ja jedes Theater in den Augen einer urteilslosen Menge und auch in den Augen der Polizei ist, eine Schaustellung weiblicher Reize bis zu dem Grade, den die Polizei erlaubte. Die Heuchelei unserer Kultur hat es leider soweit gebracht, daß das, was den Griechen eine Quelle heiteren und durchaus sittlichen Genusses war — der Anblick eines unverhüllten Weibes — für uns als ein unanständiger, ja frivoler und noch dazu in seiner äußersten Konsequenz von der Polizei verbotener Sinnenkitzel gilt. Gerade aus dieser nichtsnutzigen Heuchelei zog Adolf Ernst und ziehen seine Nachfolger den nicht ganz reinlichen Gewinn.

Was aber hatte Emil Thomas dem entgegenzusetzen? Seine Theaterdirektion stützte sich auf Schauspielkräfte wie Guido Thielscher und Josefine Dora, auf Bühnendichter wie Mannstädt, Treptow, Jean Kren und Julius Freund. Alle diese Hilfsgenossen wußte Adolf Ernst ohne Schwierigkeit zu sich herüberzuziehen, und namentlich die Autoren gewöhnten sich mit größter Leichtigkeit an die mühelosere und doch bedeutend einträglichere Arbeit, Hand in Hand mit dem Kostümschneider Stücke zu entwerfen, in denen sie nur die für die Umkleidung nötigen Pausen zwischen den Aufzügen weiblicher Statisten mit einigen Witzworten und politisch farblosen Couplets auszufüllen hatten.

Thomas sah sich nicht nur von seinem Publikum, sondern auch von seinen Mitarbeitern verlassen, er und die Berliner Posse! Und wie diese in der Adolf-Ernstiade unterging, gab es auch für Thomas keinen Halt mehr. Trotz des Versuches, durch einige Amerikareisen seine Lage zu verbessern, war er zuletzt gezwungen, sich von dem anschwellenden Strome mitreißen zu lassen, und — dies ist das Tragische in seinem Schicksal — in den letzten Jahren seines Lebens blieb ihm nichts anderes übrig, als sich selbst in den Dienst jener Unkunst zu stellen, die ihn zu Fall gebracht hatte und gegen deren Aufkommen er sich anfangs so verzweifelt zur Wehr gesetzt hatte.

Nun sind sie beide dahin, die Berliner Posse und ihr letzter Vertreter. Breite Berliner Schichten, verstärkt durch die

Digitized by Google

gaffenden Fremden aus der Provinz, eilen noch immer zu dem geschmacklosen Schaugepränge der sogenannten Ausstattungsposse. Wann wird ein Retter kommen diesem Volke?

Sigmar Mehring.

Theater.

Deutsches Theater. „Kettenglieder". Ein fröhliches Spiel am häuslichen Herd in 4 Akten von Hermann Heyermans jr.

Was uns fehlt, ist der Glaube. Es hat etwas trüb Stimmendes, nun schon seit Jahren mitzuerleben, wie die Sehnsucht nach einer neuen Kunst die Gemüter bewegt, wie man heut zur Romantik, morgen zur Schäferdichtung, ein andermal zu der Antike seine Zuflucht nimmt, immer in der törichten Hoffnung, aus alten Schätzen neues Gold zu heben. Aber in uns selbst liegt das Gebrechen. Was uns zu der neuen Kunst, die wir dunkel ahnen und mit unserm Herzen suchen, fehlt, ist der Glaube an uns und unseresgleichen. Wir haben ein Katechismusspröchlein wieder zu lernen, freilich nicht aus dem Buch lutherischer, sondern aus dem sophokleischer Lebensweisheit, und es lautet: „Viel Gewaltiges gibt es, doch nichts, das gewaltiger als der Mensch."

Ohne diese Ueberzeugung ist große Kunst unmöglich. Der Naturalismus, wie wir ihn verstanden haben, dessen Endziel es ist, schwache, alltägliche Naturen mit möglichster Wirklichkeitstreue zu schildern, bietet sich im Grunde nur zu komischen Wirkungen dar. Wie ihn Shakespeare denn auch verwandt hat. Zur Tragik reicht er nicht aus. Die Leiden gemeiner Alltagsseelen vermitteln bestenfalls ein nutzloses Mitleid und ein peinigendes Zusehenmüssen. Der Last fehlt das Gegengewicht. Es gibt keine Tragik ohne Größe.

Theoretisch genommen sind diese Sätze nicht neu, auch wurzelt das Uebel nicht in theoretischem Unverständnis. Es entstammt dem allgemeinen Skeptizismus unserer Zeit. Wir haben innerlich nicht den Mut, an menschliche Größe zu glauben. Darum steht unsere Literatur in einer Periode der Feigheit.

Wir haben unsere Feigheit sehr klüglich vor uns selbst bemäntelt, und es als Taten des Mutes gepriesen, wenn der und jener die Schwäche äußerst schwach, die Kleinheit möglichst erbärmlich gemalt hatte. Unsere literarischen Heroen hatten in der Beziehung etwas vom Kinderschreck.

Hermann Heyermans hat in seinem neuen Drama „Kettenglieder" das Learthema aufgegriffen. Mit jener vorsichtigen Ironie, die gleichfalls nicht von übermäßigem Mute zeugt, gab er seiner Tragödie den Untertitel: „Ein fröhliches Spiel am häuslichen Herde."

Immerhin, Heyermans ist von denen, die auf unseren Bühnen zu Worte kommen, der schlechteste nicht. So weit die Tragkraft des Naturalismus reicht, so weit reicht seine Kunst. Sein Lear hat drei Söhne und eine verheiratete Tochter. Wie diese holländischen Spießbürger in ihrer Arroganz und ihrer Liederlichkeit, in ihren ewigen Zänkereien und ehelichen Zwisten geschildert sind, ist an sich bewunderungswürdig. Das alles ist der gemeinen Wirklichkeit scharfäugig abgesehen, diese Personen leben. Es stellen sich auch stark komische Wirkungen ein, und viele Szenen mahnen an das Beste, was holländische Genremalerei geschaffen hat. Dazu überraschen in der derben Umrißzeichnung oftmals höchst feine Züge. Man könnte sagen, der Hintergrund, von dem sich die tragische Handlung abheben soll, ist so glücklich wie möglich hingeworfen, die Kontrastwirkungen sind aufs beste vorbereitet. Es fragt sich nur, aus welchen seelischen Fälligkeiten heraus und mit welchen künstlerischen Mitteln Heyermans die tragischen Hauptgestalten erstehen lassen wird?

Es fällt von voenherein auf, daß diese Leartragödie einer Cordeliagestalt ermangelt. Die Kinder dieses Vaters sind alle von denselben gemeinen, niedrigen, liebelosen Gesinnungen erfüllt.

Lear selbst ist bei Heyermans ein Schmiedemeister, dem es in jungen Jahren kümmerlich genug ergangen ist und der es dann durch eine glückliche Eisenspekulation bis zum Fabrikbesitzer gebracht hat. Er ist ein gutherziger, jovialer Bursche, der gern seine harmlosen Späße treibt. Wie sein königlicher Vetter hat er seine Macht aus Händen gegeben und ist von der Leitung der Fabrik zurückgetreten, da das Drama einsetzt. Aber ein anderes Motiv kommt bei Heyermans hinzu, den Konflikt voll auszulösen. Großvater Lear denkt an eine neue Ehe. Und zwar hat er sich zu seiner Gefährtin, — das verschärft die Reibungsflächen — seine Wirtschafterin ausersehen, ein verführtes Mädchen, das für einen unehelichen Sohn zu sorgen hat und sich nach vielen schweren Erfahrungen die gute Stelle bei dem alten Herrn durch gefälschte Zeugnisse zu verschaffen wußte.

Es ist ganz offenbar, Heyermans hat wenigstens den Versuch gemacht, seinen Hauptgestalten einen Hauch von Größe zu verleihen. Dieses verführte Mädchen bewahrt in dem Augenblick, da ihr die Söhne des alten Mannes mit erniedrigenden Forderungen entgegentreten, ihre Haltung. Einschüchtern läßt sie sich nicht. Aber damit ist auch alles gesagt, was von ihrer Kraft zeugen könnte. Gerade in Gestaltung ihres Charakters hat Heyermans' Kunst versagt. Der Sozialreformer überlügelte hier den Dichter. Allzu sehr sah Heyermans in ihrer Schicksalsfügung das typische Leid des verführten Mädchens, dem sich alle Wege zu ehrlichem Fortkommen verschließen. Er plädierte für sie, anstatt ihr Sein für ihr Schicksal sprechen zu lassen. Ein individuelles Ansehn, eine persönliche Seele gab er ihr nicht. Und wie ihr gegenüber, so versagt auch sein Versuch, den alten jovialen Burschen, seinen Lear, irgendwie groß erscheinen zu lassen. Aber an dem Versuch als solchem ließ er es auch hier nicht fehlen. In einer keineswegs eindrucksarmen Szene öffnen sich die verschlossenen Lippen des alten Mannes, und sein Leid findet Worte. Den Bitternissen einer zwanzigjährigen Witwerschaft nach kurzer, unglücklicher Ehe ist Aussprache gegeben, von den schweren Stunden eines ganz persönlich geführten Lebens fallen die Schleier. Aber auch dies Bekenntnis läßt den, der es ablegt, nicht groß sondern beinahe noch kleiner erscheinen. Nicht von Liebessehnsucht ist hier die Rede, sondern nur von physischem Entbehren; nicht ein seelischer, nur ein animalischer Schrei dringt an das Ohr. Ein volles Menschentum glaubte Heyermans seinem Helden nicht; so fand er ihn mit dem ab, was auch den Tieren eigen.

Und auf diesen Lear von Heyermans Gnaden, diesen jovialen, gutherzigen Philister, geht nun die ganze Schwere des Schicksals hernieder. Er wird von seinem Sohn, der an seiner Stelle die Leitung der Fabrik übernommen hat, wie ein lästiger, alberner Narr behandelt. Ein anderer Sohn kramt in seinen Papieren und stiehlt die Zeugnisse des Mädchens, das der Vater liebt. Die zärtlichen Kinder schaffen einen Irrenarzt zur Stelle, der ihn auf seinen Geisteszustand hin untersucht, die junge Braut des alten Mannes wird durch Brutalitäten aus seinem Hause getrieben. Dieser Lear stirbt nicht, das ist wahr. Aber sein Schicksal ist darum nur um so quälender: mit all seinen Kindern aufs bitterste verfeindet, auf alle Zeit von ihnen losgelöst, geht er einem einsamen Ende entgegen. Um sich zu betäuben, greift er zur Kognakflasche: mit diesem letzten Auskunftsmittel, dem höchsten Trumpf solcher psychologischen Weisheit, entläßt das Drama, wie diese Literatur zumeist, ihre Helden, die Schwächlinge sind.

Im Guten wie im Bösen ist Heyermans' neues Drama eine typische Erscheinung. Nicht an künstlerischem Können gebricht es, sondern an selbstbewußtem, aufrechtem Menschentum. Und darum sind alle literarischen Kuren hier ganz vergeblich. Es fehlt der Glaube.

Ernst Heilborn.

Digitized by Google

Musikantentod.

(Schluß.)

Der Rothaarige fing wieder zu sprechen an, kurz, ärgerlich, indem er seine Pfeife ausklopfte, um sich eine neue anzuzünden: „Hä hält nit mieh Schritt, hä es zo End met singem Wandern."

Eine Weile sprach niemand.

Dann sagte der Kapellmeister, indem er die Augen vom Strom wegnahm und traurig zu Boden sah: „No jo — mir waden, bis hä widder Kraft in dä Bein hät."

„Wat wade?" rief der erste laut, ohne Furcht, „hä stirv jo!" Er sah alle an, fügte dann hinzu: „No jo — hä es alt jenog, jeder moß einmal sterve."

Wieder schwiegen alle, nahmen alle die Augen vom Wasser weg, sahen alle zum Gras der Erde hinunter — während unveränderlich das röchelnde Atemholen des Alten zuhören war.

„Wahrhaftig," sagte dann der Buckel, keinen ansehend, „mir han kein Zeit, mir mösse vür däm Winter us em Niederland zoröck sen — soll ons dä Schnie do ovven am Meer packe?" Er zog seine Stiefel, die, wenn er saß, so groß waren wie er selber, einen nach dem andern aus und schüttete Steine heraus.

Von dem Jungen, Blonden, der auf der Wanderung oft, abgesondert von den andern, neben dem Alten herging und sich von den fernen, versunkenen Zeiten, von den Schlachten, die der Alte auf seinem Pferd mitgekämpft, erzählen ließ, drang ein langer, schwerer, zitternder Atemstoß her.

„Mir mössen all sterve!" sagte der Rote, warf die Worte schneidend in die sonnige Luft hinaus, wo sie, in ihrer nackten Häßlichkeit, in ihrer Furchtbarkeit die Vögel vertrieben, die vor ihnen davonflatterten.

Der Kapellmeister stand auf, schwer, als ob er, seit er da saß, dreißig Jahre älter geworden, ging zu dem Alten hin, sah ihm wieder ins Gesicht und sagte: „Jao, hä stirv wirklich."

Gleichwohl aber setzte er sich wieder neben die andern, schien noch auf den Alten warten zu wollen, ließ aber dann den Kopf ganz auf die Brust hängen, fuhr sich, um den Anschein der Gleichmütigkeit hervorzurufen, mit der Hand säubernd über den Rock.

Mit einemmal kamen da von dem Jungen leise, unterdrückte, schluchzende Töne her: er legte den Kopf in die Hände, vergrub sein Gesicht, biß krampfhaft den Mund zusammen, um die Töne nicht heraus zu lassen.

Niemand sah nach ihm hin, niemand stand auf, verspottete ihn oder tröstete ihn. Sogar der Rotkopf sah starr zur Erde hin.

Alle saßen da, wie halbleere Säcke, regungslos, zusammengesunken, schienen auf etwas zu warten, was kommen müsse und diesen Druck, diese atemlähmende Furcht von ihnen nehme. Es war nicht möglich, daß jetzt, da alles voll Sonne und Vögel war, da ein Tag nach dem andern voll Lachen und singender Wanderschaft war, daß da jetzt so etwas Schweres, Schwarzes, Starres hineinfalle. Alles war voll Leben, voll Bewegung in ihnen, um sie her: was will der Tod da, das Abschiednehmen, das unbewegliche Liegenbleiben, das Vermodern?

Endlich stellte sich der Buckel auf die Füße, sah erst noch einmal nach seinen Stiefeln, sagte dann: „Jaoht ihr — ich blieven bei im. Ich bringen im en't nächste Dorf do."

Aber schon kniete der Junge aufrecht neben dem Weißbart, sah mit überströmtem Gesicht zu den andern hin und sagte: „Nä, ich — ich blieven bei im — ich bringen in en't Dörp. Ich ben stärker als der Puckel."

Alle standen auf, nahmen ihre Instrumente unter den Arm.

„Jod," sagte der Kapellmeister, „du bes noch weich, du bes dat Wandern noch nit gewennt, du häs noch keinen sterven jesin. Ich ben fufzehn Jaohr mit em zosamme jewäs, ich han mänch Freud on mänch Leid mit im jedrage, ich han in jekannt, als ich noch e Kind waor on an der Dör saoß on er noch ene kräftige Kääl waor met brungem Bart — ävver jod: dich hät hä am leevste gehatt von ons, sorg du för im, dröck du im die Ooge zo."

Alle standen da, eine ganze Weile noch, sahen dann noch einmal scheu, unter halb herabgenommenen Lidern her, nach dem Alten hin, schritten davon, mit ihren alten, weiten Schritten, doch mit hängenden Schultern und Köpfen, ohne auch wie sonst die freien Arme neben dem Leib hin und herschwingen zu lassen, gingen auch nicht nebeneinander, zu zweien und dreien wie sonst, da sie die Köpfe einander zu bewegten oder einmal nach dem Strom, ein andermal nach den Wiesen und Dörfern des Landes zu drehten — sondern einer ging hinter dem andern her, immer mit steifen, auf die Brust herabgefallenen Köpfen.

Aber plötzlich — als fühle er, daß die Augen aller von ihm weggenommen waren — richtete sich der Weißbart auf, sah den Jungen neben sich, sah außer dem Jungen keinen mehr, wurde verwirrt, sein Gesicht färbte sich jäh, von unten herauf, rot — dann sah er die andern, die durch das Gras am Ufer vorbeigingen, von ihm weg, Schritt auf Schritt, immer von ihm weg.

Er öffnete den Mund, um irgend einen Schrei auszustoßen, streckte die Arme aus, als wolle er die Davongehenden an den Röcken zurückhalten.

Der Junge legte ihm den Arm um die Schulter, wollte ihn sanft wieder ins Gras niederziehen.

„Wat es dat? Wat maht ihr mit mir?" rief der Alte, schlug mit den Armen um sich, um von den Armen des Jungen loszukommen, drohend, zugleich entsetzt.

„No jo — Ihr hat kein Kraft mieh. Ich bringen Ich en't Dörp, en't Spital. Wat? Du sollst wahl baal jesond wäde." Der Junge lachte, um die Sache so recht als unernst, vollkommen gleichgültig darzustellen.

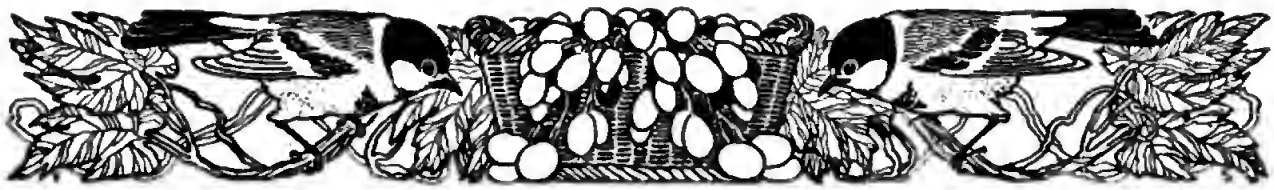
Der Weißbart aber bekam plötzlich Leben. Er stützte seinen mächtigen Körper auf die Knie, richtete sich, auf den Knien bleibend, hoch auf, verharrte so, während die goldene, prangende Uniform einen merkwürdigen Gegensatz zu dem qualvollen, verzweifelten, zerrissenen Ausdruck seines Gesichts bildete, und fing an, auf eine sonderbare Art zu schreien, wie ein junger Hund, mit vorgestrecktem Kopf und langgemachtem Hals, indem er den Mund dabei, wie kauend, auf und zu tat.

Die andern vorn blieben stehen, drehten sich erschreckt um.

Und der Alte, in dem Bemühen aufzustehen, doch ohne Kraft dazu, in dem Drang aber auch weiterzukommen, den andern nachzugehen, bei ihnen zu sein, und sich so, immer auf den Knien, weiterbewegend, schüttete nun Worte aus, flehend, in einer Angst, die den andern das Blut stillstehen machte. „Ihr — ihr — laot mich nit lijje he! Ich sterven nit — ich ben jesond, ich ben stark. Ich well bei üch blieven, ich well nit allein do em Bett lijje, em Dörp, bei dä Buere. Ich well mit üch an't Meer, ich well dat Meer noch ens sin. Seht doch her — ich jonn jo, ich jonn jo!"

In der Tat kam er wirklich, aufrecht, auf seinen langen Beinen daher. Dabei zog er den Mund zu dem alten derben, kraftvollen, fröhlichen Lachen — aber es kam nur ein gellendes, schreckenerregendes Lachen heraus, das zugleich einen Schmerz in den Ohren hervorrief. Und immer — während er aufrecht, in Anspannung aller Kräfte einherging, langschrittig wie früher,

Digitized by Google



aber taumelnd, stets dem Umfallen nahe — streckte er die Hände mit den gespreizten Fingern von sich, um nach dem ersten fremden Rock zu greifen, sich daran fest zu klammern.

Dazu rief er: „Die Junge do — ich ben och jung jewäs, han och runde Backe jehatt, ich han om Päd jesesse on dä Säbel en der Hand jehaale, en drei Kriegen han ich zom Aanjriff jeblaose, ben en dä Feind hineinjeschlage! Seht her dat Krüz us Eisen op minger Bruss! On dä Schwarze do, dä Schöne — och ich han ming Mädche om Schuß setze jehatt, han et jestrichelt on öm die Scholdern jepackt! On dä Schnurrbart davür, dä Trurige — ich han och ming Hüüsche on mng wieß Modder drin jehatt, han se am Finster setzen on op mich wade losse — ihr — ihr — hürt doch — hürt ihr nit? —"

Er rief die Sätze jedem einzelnen zu, nahm, herangekommen, die beiden Hände des Schmalen, der zunächst stand, in seine beiden Hände, drückte seine Stirn darauf, während er wieder in die Knie fiel und seine weißen Haare im Nachmittagswind flatterten.

Und, als ihm der Schmale keine Hilfe brachte, nahm er die Hände des zweiten, des dritten, sah zu allen auf, mit großen, flehenden Augen, die starr wie aus Glas waren und nicht mehr blau, sondern weiß wie Gesicht und Bart.

Einer nach dem andern, aber selber mit weiß gewordenen Gesichtern, öffneten den Mund, brachten ein paar tröstende Worte heraus: „Et duert nit lang, e paar Wochen, dann bes du jesond — wenn mer zoröckkomme, dann nemmen mer dich mit." Und er ergriff Hände auf Hände, versuchte wieder und wieder sich aufzurichten, um die Freunde oben an den Röcken zu fassen, winselte dabei, mit langgezogenen, dünnen Tönen, sah immer mit den weißen, kraftlosen Augen zu ihnen auf.

Da!

Plötzlich schmetterte ein Signal durch die Luft, das Reitersignal: zum Angriff! Der Junge hatte die alte Kriegstrompete, die dem Arm, der sie siebzig Jahre getragen, zum erstenmal entfallen war, aufgehoben und an den Mund gesetzt.

Der Weißbart drehte bei den wohlbekannten Klängen den Kopf ein wenig, ohne die Hände von dem Rock, den sie umkammert hielten, zu lösen.

Wieder das Signal!

Er schob langsam den ganzen Körper herum, legte den Kopf schief auf die Schulter und horchte wie nach überirdischen Tönen hin, festgebannt, wie von einem Zauberschlag berührt.

Der Junge trat vor ihn, zeigte ihm die Trompete, die vom Alten jeden Morgen mit Ufersand und Rockärmel treu geputzt, in der Sonne blitzte, und sagte mit hellem, frischem Ton: „Wat? Sed Jhr domols, em Krieg, och esu fürchtsam jewäs? Do seid Jhr allein en dä Feind erein, hat Ich nit ömjedriht, ob die andere bei Ich sen. On jetz — no jo, jetz sed Jhr krank, die Krankheet es Ire Feind — wat? Do wäd Jhr doch nit bang sen? Dän wäd Jhr doch wahl aangriefe, dän wäd Jhr doch wahl zwinge?"

Der Alte sah den Jungen an, hielt den Kopf immer schief, als höre er die dröhnenden Töne der Trompete noch über sich. Wieder überzog sich sein Gesicht mit der hellen, von unten heraufsteigenden Röte — langsam, als habe das Blut keine rechte Kraft mehr hochzusteigen. „Ich sin üch nit widder — ich weiß et wahl —" sagte er in dem früheren, flehenden Ton, „ihr laot mich bei dä Buere zoröck, laot mich do sterve."

„No jo — on wenn du stirvs! Domerkül, kein Furcht han! Jetz seid Jhr Ieren erjenen Feind, flöck auf! zom Aanjriff jäjen Ich selvs!" Und wieder hob der Junge den Kopf, setzte die Trompete an und ließ das Metall schmettern, in den mächtigen, ehernen Klängen, mit denen es emst in den Feind hinein, über den Donner der Kanonen hinweg, geschmettert hatte.

Und — siehe da — ruckweise, mit jedem Ton des Signals ein wenig höher, richtete der Weißbart sich auf, stand auf seinen schweren, vom Staub weißen Schuhen, stand da, groß und ragend wie ein Berg, auf seinen Stock gestemmt, drückte die Brust heraus, zeigte die goldenen Münzen und das schwarze, eiserne Kreuz darauf, reckte den Kopf hoch, griff nach seiner Trompete, hielt sie in der Faust, stand so da wie in der Jugend, wie in der Zeit der Kriege, sah alle mit einem letzten, leuchtenden, fröhlichen und stolzen Blick an, zog den Mund breit zu seinem letzten, ehrlichen Lachen, schwenkte sogar ein wenig Hand und Trompete — und drehte sich um, dem Dorf zu, den Bauern, den Fremden; die Brüder haben recht, es hilft kein Sträuben mehr, es muß gestorben sein, Wanderschaft, Strom und Blasen lebt wohl!

Vom Arm des Jungen gehalten, ging er davon. —

Am Abend lagerten die Brüder unter einem uralten, gewaltigen Birnbaum, an dessen mit Steinen heruntergeholten Früchten sie sich satt gegessen hatten.

Der Junge war ohne den Weißbart zurückgekehrt, lag unter den übrigen da.

Der Schnurrbärtige saß abseits, den Kopf in die Hände vergraben und hörte zu, wie die Glocken aus dem Dorf herüberklangen, das mit seinen weißen Häusern am andern Ufer aufgestellt war — sein Heimatsdorf, wo jetzt wohl Frau und Kinder auf der Bank vor dem Häuschen saßen, mit den Nachbarn sprachen.

Der Buckel stand nackt, bis über die Knie im Strom und warf Hände voll Wasser gegen die Vögel, die ihn umzwitscherten.

Die andern lagen auf dem Rücken im Gras, die Mützen unter den Kopf geschoben, Arme und Beine von sich gestreckt, sahen in den Himmel hinauf, an dem riesenhaft getürmte, glühende Abendwolken standen, oder machten von Zeit zu Zeit die Augen zu und schienen zu schlafen.

Die Vögel waren mit einemmal verschwunden, ohne daß zu sehen war, wohin — schliefen. Auch der Buckel ging ans Land, zog sich an, legte sich zu den übrigen — und da er seines Buckels wegen auf der Seite liegen mußte, sah er so den übrigen ins Gesicht, beobachtete sie, die ohne Laut und ohne Bewegung dalagen. Dadurch wurde auch er still, sprach nicht mehr, obwohl er sonst bis in die Nacht hinein den Mund nicht zubrachte und dadurch oft Anlaß zum Streit mit den andern gab, die schlafen wollten.

Alles war nun still, das andere Ufer wurde finster, Lichter schimmerten auf dort — und mit einemmal war auch bei ihnen die Nacht da. Es war nichts mehr zu sehen, als die schwarze, ungeheuere Gestalt des Baumes, der, als solle er die Stelle des fehlenden siebenten ausfüllen, alt und ehrwürdig unter den Sechsen stand.

Der Kapellmeister, nach Art eines frommen Hausvaters, sprach noch ein halblautes Gebet und zählte — wie immer vor dem Einschlafen — noch einmal sein Geld, das er in einem Lederbeutel auf der Brust trug. Dann schlief auch er.

Nur der Schnurrbärtige saß noch, nahm, als alle schliefen, den Kopf aus den Händen und sah nach den Lichtern des andern Ufers, die eins nach dem andern verloschen. —

Mitten in der Nacht, als die Sterne über ihnen glänzten, wurden alle zu gleicher Zeit wach.

Laute, schmetternde, eherne Klänge erschallten mitten zwischen ihnen. Der eine rief verwundert, der andere fluchte, der dritte drohte, der Kapellmeister befahl dem Bläser zu schweigen. Aber die Töne schmetterten weiter, füllten wie klingendes Erz die Ohren aus, und alle sprangen auf, griffen mit den Händen in die Finsternis, um den, der ihren Schlaf störte, zu entdecken.

Aber, nun erst vollends wach geworden, ließen sie die ausgestreckten Arme sinken: kannten sie nicht die Klänge, kannten sie nicht die Trompete, aus der sie herausbrachen, kannten sie nicht den, der da seinen Atem und alles, was er in sich trug, hineinblies? Und als erst ihre Augen sich an die Schwärze gewöhnt hatten — sahen sie ihn wirklich dasitzen, den Alten, den Weißbart, der zurückgekommen war, der lebte, der wieder stark war, der von den Bauern entflohen war, den Fremden,

Digitized by Google

die in ihren Häusen wohnten, Tag auf Tag und Jahr auf Jahr, die ihm, dem Wandernden, der kein Haus, keine Heimat hatte, das ganze Leben fremd geblieben waren, die ihn verachteten, so wenig verstanden, als ob er eine fremde Sprache spräche.

Er saß da, mit dem Rücken gegen den Baum, breit, aufrecht, alt und ehrwürdig, wie ein Abbild des Baumes, saß da, hielt die Trompete hoch an den Mund und blies, blies, ließ die Töne herausknattern wie Flintenschüsse, ließ sie singend und langgedehnt in die Nacht und die Stille hinausschweben, ließ sie jauchzen, triumphieren, ließ sie in den Takt, in den Sturm des Marsches übergehen, den die Trompete emst in der Schlacht geschmettert hatte: Ja, er, der Weißbart, war wieder da, war wieder zurückgekommen dahin, wohin er gehörte, war wieder jung, war wieder stark, hatte wieder Atem in der Brust, konnte wieder mit im Kreise stehen und blasen, konnte wieder die Beine heben und mit zum Meer hinunter wandern, und vom Meer zurück, wieder hinauf in die Berge ‚Hört ihr mein Lied? Klingt das wie das Lied eines Kranken, Sterbenden? Wer von euch bläst wie ich, hat einen Ton so stark wie der meine, der über den Strom und eine Stunde ins Land hinein za hören ist? Wer von euch bläst so lange wie ich, ohne abzusetzen, ohne zu enden, jetzt leise, jetzt zunehmend, jetzt so stark, daß die Trompete springt, daß zehn Trompeten zu gleicher Zeit zu schmettern scheinen? Das ist der Ton der Zeit, in der ich jung war — schwächlich ist nur eure Zeit jetzt. O, ihr Brüder, ihr sechs — es ist noch zu früh zum Sterben! Wer war das, der mich schwach machen wollte, daß ich schon Abschied nehmen sollte vom Leben, vom Gras und vom Himmel? Nein, ich sterbe nicht — ein Kerl wie ich stirbt nicht so leicht, ergibt sich nicht so schnell — nur heran mit dem Tod, dem Gevatter Klappermann! Er hat mich achtzig Jahre lang nicht eingeholt, er kommt mir auch jetzt nicht bei, meine Füße sind schneller als die seinen, tragen mich von ihm weg. Nein, ich sterbe, wenn ich es will — und noch will ich nicht! Das Leben, das Wandern, das Blasen ist zu schön, ich will noch weiter leben und wandeen und blasen! Auf, ihr Schläfer, reibt euch den Schlaf aus den Augen, setzt die Füße vorwärts, folgt mir, geht hinter mir her — geht mir nach, ich führe euch, durch die Wiesen, durch die Dörfer, ich führe euch, die alten, bekannten Wege, neue Wege, hin zum Meer, zum weiten, sonnigen Meer! Hurra — hört ihr den Marsch, hört ihr die Pferde wiehern, die Säbel rasseln? So sang meine Trompete, meine treue Trompete, in der Schlacht! Auf, vorwärts, zum Angriff! In das Leben hinein!'

Die sechs waren Schritt für Schritt näher getreten, standen da, in einem Bogen um den Baum und den Mann her — was war das? War das der Weißbart, der saß und blies? Kamen diese Klänge aus dem alten, zerstoßenen, bekannten Blech da?

Sie atmeten nicht, hatten die Augen aufgerissen, wagten die Füße nicht von ihren Plätzen zu bewegen, damit das Gras nicht raschele — da brach das Lied mitten in seinem höchsten Ton ab.

Die Trompete und die Hände, die sie hielten und weiß wie das Gesicht darüber aus dem Dunkel schimmerten, fielen herunter. Die Trompete fiel dem Jungen zwischen die Füße — der Alte hatte sie ihm auf dem Wege zum Dorf versprochen als Erbstück; nun rollte sie, wie hingegeben, in Erfüllung des Versprechens, von selber zu ihm hin.

Der Buckel war der erste, der nach den weißen Händen und dem weißen Gesicht griff. „Jesses Maria — dud," kam es dann, kaum hörbar, von ihm her.

„No jo — dud," sagte der Kapellmeister, laut und ohne hinzusehen. als sage er etwas, das sich von selbst verstehe.

Sie gruben ein Grab, unter dem Birnbaum, mit Messern und Händen, zogen dem Alten die Uniform aus, die der Vereinigung der Sieben gemeinsam gehörte, und legten ihn in seinem blauen, wollenen Hemd, an das sie mit Nadeln die Münzen und das Kreuz feststeckten, in das Grab hinein, sprachen leise, jeder für sich, ein Gebet, schütteten die Erde wieder auf, brachen zwei Aeste vom Baum und machten ein Kreuz daraus.

Sie faßen die übrige Nacht zusammen, schliefen nicht, sprachen nicht.

Als aber der Tag kam, die Sonne die Wellen erleuchtete und warm auf die Röcke fiel, da gingen sie vom Ufer weg, dem Städtchen zu, dessen zwei Türme über die grünen Wiesen und das gelbe Korn herübersahen. Der erste von allen war der Schnurrbärtige, der, die Mütze in den Nacken geschoben und mit hellen Augen — nicht mehr nach dem Dorf am andern Ufer, sondeen nach dem Städtchen — aasfehend, befreit und sorglos voranging, von dem Geheimnisvollen, das in ihm war, mitgezogen.

Auf der Landstraße kam ihnen von weitem ein Mann entgegen, der wie sie ein Instrument unter dem Arm trug und den leeren Arm neben dem Leib hin und her schwingen ließ. Sie warteten auf ihn, nahmen ihn durch Handschlag unter sich auf, ließen ihn, einen Kleinen, die Uniform des Toten, die deshalb überall umgeschlagen werden mußte, anziehen und wanderten mit ihm zusammen in das alte, grasbewachsene Tor des Städtchens hmein.

Bald sprangen die alten Klänge durch die Straßen, die Füße der Kinder trappelten auf dem Pflaster, die Hunde bellten, die Hähne krähten, Fenster und Türen gingen auf.

Als die Sieben das Städtchen hinter sich hatten, wieder auf freiem Felde waren, wandten sie sich noch einmal nach dem Baam, dem braunen Hügel und dem Kreuz zurück, ohne stehen zu bleiben, die Füße im selben Gleichmaß der Schritte weitersetzend.

Auf dem Kreuz saß regungslos, schwarz und riesenhaft sich von dem Weiß des Stromes abhebend, ein Rabe. Er hob die Flügel, flog über das Wasser, verschwand in einer unbekannten Ferne.

Eine Stunde später, als alle, weiter unten, am Ufer hinabzogen, sagte der Lange, Schmale plötzlich, ohne dabei zu sagen, von wem er spreche: „Och ous jeht et ens esu, och mir wäden ens en't Iras jeläag, am Wasser, on e Krüz us Holz wied op dä Hüjjel jesatz."

„Och mir," sagte der Kapellmeister und sah mit geraden, großen Augen auf den Rhein hmaus, „och mir."

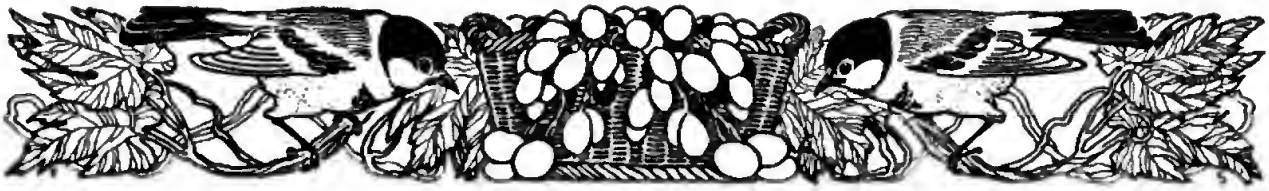
Aber der Junge setzte die Trompete des Alten an den Mund und blies ein schmetterndes Stücklein über das Wasser hinüber, einem Schiff zu, das mit weißem Segel langsam neben ihnen hertrieb, den Strom hinunter, dem Meer za, der unbekannten Feene, wie die Sieben — wie die Menschheit, dieses weite, irrende Volk von Brüdeen, das von irgendwoher auf diese fremde, feindliche, unabhängig von Menschenmacht grünende und stürmende Erde herabgetrieben ist. Auch die, die sich Häuser aufs Feld gebaut haben und sich sicher glauben — wir alle: wer kennt die Ferne, das Ziel?

Wilhelm Schmidt-Bonn.

Ludwig Pietsch: Von Berlin bis Paris. Kriegsbilder 1870 bis 1871. (Berlin, Fontane 1904.)

Ludwig Pietsch, der in das neunte Jahrzehnt seines Lebens eingetreten ist, hat die Briefe, die er während des französischen Krieges aus dem Kriegslager für die „Vossische Zeitung" geschrieben hat, von neuem herausgegeben, und der Verleger bietet sie für einen billigen Preis als Volksausgabe an. Es sind im Laufe der dreißig Jahre eine Anzahl von wertvollen Werken über den französischen Krieg erschienen, die eine Fülle von geschichtlichem und kriegswissenschaftlichem Material darbieten. Aber neben diesen gelehrten Werken behalten doch die Aufzeichnungen eines

Digitized by Google



Mannes ihren Wert, der ohne alle Studien das, was er mit seinen Augen gesehen, für den Tag aufgezeichnet hat.

Ludwig Pietsch besitzt in ganz hervorragendem Maße die Gabe, zu sehen, was sich dem Auge darbietet und der Erwähnung wert ist; sein Auge ist dazu erzogen, für andere zu sehen. Und er hat es nie an Entschlossenheit fehlen lassen, dorthin zu gehen, wo etwas zu sehen ist. Im Granatenfeuer, in den Katakomben im Schoße der Erde, im Operationssaale der Lazarette nach einem besonders mörderischen Tage ist er anwesend und teilt das, was er sieht, mit, sodaß der Leser glaubt es selbst gesehen zu haben.

Neben den gelehrten Werken der Forscher bedarf man einer solchen schlichten Aufzeichnung dessen, was sich ohne Forschung dem Auge darstellt, um eine wirkliche Vorstellung von dem Kriege zu gewinnen. Erckmann-Chatrian im „Conscrit", Zola im „Débâcle" haben den Krieg geschildert, wie er wirklich ist, den Krieg, der, wenn die Greuel der Vertilgung ruhen, Schmutz, Entbehrung, vor allen Dingen Langeweile bringt. Jene beiden Dichter haben aus der Phantasie geschöpft; ihnen entsteht in einem Berichterstatter wie Pietsch ein treuer Zeuge dafür, daß sie nicht übertrieben haben.

Unwahr ist das horazische Wort, in dem der Krieg und das Los des Soldaten verherrlicht wird:

> Quid enim? Concurritur; horae
> Momento cito mors venit aut victoria laeta.

Nein, ehe dieses horae momentum kommt, muß man wochenlang durch Schlamm waten, aller Bequemlichkeiten des Lebens entbehren, aller Reize, die dem Leben Wert verleihen. Auch wer Kürassierstiefel trägt, darf nicht hoffen, daß allen seinen Wünschen bereite Erfüllung zuteil wird.

Es war ein notwendiger Krieg, und wir wollen darauf stolz sein, daß er so geführt ist, wie er geführt worden ist, und die Erfolge gehabt hat, die er gehabt hat. Nun aber wollen wir uns des Bismarckschen Wortes erinnern, daß Deutschland zu den gesättigten Nationen gehört, und wollen alles vermeiden, was uns in den Verdacht bringen könnte, als lechzten wir von neuem nach, die Schmerzen des Krieges durchzumachen, um neue Erfolge einzuheimsen. Die ersteren sind gewiß, die letzteren ungewiß.

A. M.

„Theorie des Romans und der Erzählkunst". Von Heinrich Keiter, bearbeitet von Tony Kellen. (Verlag von Fredebeul & Koenen.)

Notwendig für den Schriftsteller und interessant für jeden gebildeten Leser, ist das vorliegende Werk eine angenehme Ergänzung der Literaturgeschichte. Es war eine verdienstliche, wohlgelungene Arbeit, Keiters berühmte, aber veraltete „Theorie des Romans" in neuer, zeitgemäßer Gestalt erscheinen zu lassen.

Nach einem kurzen Abschnitt über die Geschichte des Romans und einem Kapitel, in dem das Wesen dieses Kunstwerks knapp und scharf umrissen wird, beschäftigen sich die beiden Hauptteile mit Inhalt und Form des Romans. Ein anmutiger Epilog „aus der Werkstatt des Dichters" schließt die Arbeit harmonisch ab. Im Entwicklungsgang der modernen Literatur gebührt dem Roman wohl die erste Stelle. Tony Kellen zeigt mit großer Sachkenntnis, wie aus den galanten und sinnlichen Liebesgeschichten im Lauf der Zeit das merkwürdige, komplizierte Gebilde entstand, das die Gegenwart unter dem Namen „Roman" zusammenfaßt. Kaleidoskopartig ziehen die Meisterwerke aller Kulturnationen an uns vorüber und, ehe wir über die Gebote von „Inhalt" und „Form" belehrt werden, wissen wir, daß der Roman „die unermeßliche Vorratskammer" geworden ist für alle Ergebnisse und Erlebnisse des menschlichen, individuellen Lebens.

Aus seinem Entwicklungsgang geht es entschieden hervor, daß ihm in der Gegenwart eine Idee zugrunde liegen muß, die stark genug ist, ihn wirklich zu tragen, ästhetisch und moralisch genug, um sich im Verlauf der Handlung als siegreich zu erweisen. Ueber Bedeutung und Notwendigkeit dieser Idee theoretische Lehren zu geben, bleibt immer ein Wagnis. Tony Kellen hat diesen Teil seiner Aufgabe sehr geschmackvoll gelöst und seine Thesen an Beispielen erläutert, ohne Kritik zu üben. Die Idee soll allgemein menschlich und gesund sein, wie Goethe sagt: „Kräftig, tüchtig, in sich abgeschlossen, damit sie den göttlichen Auftrag, produktiv zu sein, erfülle." — Von der Charakterzeichnung wird mit großem Recht verlangt, daß sie folgerichtig durchgeführt werde, „denn der Mensch legt den Charakter nicht wie ein Kleidungsstück ab. Verändert aber eine Person ihren Charakter, wie es ja im Leben häufig vorkommt, so muß dies erklärt und glaubhaft begründet werden." Mag man es auch für selbstverständlich halten, daß die Personen des Romans das Interesse des Lesers erregen müssen, so wird doch gerade gegen diesen Punkt vielfach gesündigt. Hier sind Tony Kellens Winke äußerst beachtenswert. Weil seine eigene Kunst gesund ist, kämpft er gegen die Sucht, anormale und krankhafte Naturen zu wählen, nur um psychologische Studien an ihnen zu machen. Solche Naturen können nicht zu Trägern einer Idee werden, die Goethes Forderung genügt. Wer theoretisch über die Wahl des Stoffes spricht, muß vor allem das geistige Klima der Zeit, die Lebensumstände und den Charakter des Dichters in Betracht ziehen. Steht ein Stoff zu diesen drei Punkten in günstigem Verhältnis, dann ist er poetisch gerechtfertigt. Der Autor tritt für einen maßvollen, künstlerisch abgeklärten Realismus ein. Dadurch wird sein Buch ein literarischer Führer in unserer Uebergangszeit, in der die Jugend zwischen himmelblauer Mystik, inhaltloser Formschönheit und krassem Naturalismus schwankt. Die Beispiele bieten ein Gemälde der literarischen Vergangenheit durch die Wahl von Werken, die jenseits des Tagesurteils liegen. Man kann dem Autor vorwerfen, daß er in seiner Uebersicht die modernen Romanziers vernachlässigte. Aber ich gestehe gern zu, daß ein Buch, das theoretisch belehren soll, sich von dem Turnier der Lebenden besser fern hält. Der Abschnitt über den Bau der Handlung, die klar und einheitlich sein muß, gehört zu dem Besten und Geistreichsten des Buchs, nur alles, was über die Darstellung der Charaktere, des Seelenlebens und der Außenwelt gesagt ist, hat ein wenig zu viel von Keiters lehrhaftem Ton behalten. Ausgezeichnet gewählt und sehr unterhaltend sind die „abschreckenden Beispiele", bei deren Lektüre wohl mancher Schriftsteller sich wie ein Pharisäer auf die Brust schlägt und Gott dankt, daß er dies nicht auch geschrieben hat.

Titel und Einteilung der Romane haben manche Veränderungen erfahren, seit umfangreiche Ueberschriften das Werk den Lesern anpreisen mußten. Die Geschichte des Titelblattes läßt den Geschmack der letzten Jahrhunderte Revue passieren und zeigt, daß durch die Ueberfülle des Lesestoffs die Wahl des Titels in der Gegenwart immer wichtiger geworden ist. Durch eine anmutige, manchmal auch witzige Darstellung hat es Tony Kellen verstanden, Keiters „Theorie des Romans" zu einem fesselnden, modernen Buch zu machen. Im Spiegel der Geschichte sieht man, wie eine Technik entstanden ist, deren Beherrschung heute von einem Romanzier als selbstverständlich vorausgesetzt wird, die sich aber allmählich mit Mühe bildete und von Meisterwerk zu Meisterwerk noch immer mit neuen Feinheiten bereichert wird.

München. Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Dieser Nummer liegt das Inhaltsverzeichnis über den abgelaufenen einundzwanzigsten Jahrgang bei.

Verantwortlicher Redakteur: Fr. Weindausen in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY
Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

RENEWALS ONLY - Tel. No. 642-3405

JUL 17 1968 4 2

RECEIVED
JUL 9 '68 -10 AM
LOAN DEPT.

NRLF LIBRARY USE MAR 20 '90

LD 21A-10m-1,'66
(H7452s10)476B

General Library
University of California
Berkeley